image not available

Cyc 194
KF 57

Harvard College
Library

VE RI TAS

By Exchange

Digitized by Google

Digitized by Google

Meyer's

Converſations-Lexicon.

Original-Ausgabe.

Zweite Abtheilung: O bis Z. — Neunter Band.

Sidney (Biogr.) — Staël-Holſtein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das groſse Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künſtlern und Technikern

herausgegeben von

J. Meyer.

Dieſer Encyklopädie des menſchlichen Wiſſens ſind beigegeben:

die Bildniſſe der bedeutendſten Menſchen aller Zeiten, die Anſichten der merkwürdigſten Orte, die Pläne der größten Städte, einhundert Karten für alte und neue Erdbeſchreibung, für Statiſtik, Geſchichte und Religion ꝛc. und viele tauſend Abbildungen naturgeſchichtlicher und gewerblicher Gegenſtände.

Zweite Abtheilung: O bis Z. — Neunter Band.

Sidney (Biogr.) — Staël-Holſtein.

Hildburghauſen,
Amſterdam, Paris und Philadelphia:
Druck und Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts
1852.

Digitized by Google

Cyc 194
HARVARD COLLEGE
APR 30 1940
LIBRARY
By exchange

Digitized by Google

Meyer's Conversations-Lexicon.

Abtheilung O — Z.

Neunter Band.

S.

Sidney (Biogr.), 1) **Heinrich**, engliſcher Staatsmann, 1495 zu Surrey geboren, war ein vertrauter Freund des jungen Königs Eduard VI., nach deſſen Tode er ſich vom Hofe zurückzog. Die Königin Maria übertrug ihm wichtige Staatsämter und die Königin Eliſabeth ernannte ihn zum Gouverneur von Wales, dann zum Statthalter von Irland, für das er Statuten entwarf. Er † 1586. — 2) **Sir Philipp**, einer der erſten ausgezeichneten engliſchen Proſaiker, 1554 zu Penshurſt in der Grafſchaft Kent geboren, ſtudirte zu Oxford und Cambridge und bereiſte dann drei Jahre lang den Kontinent. Im J. 1575 nach England zurückgekehrt, ſchmeichelte er ſich in die Gunſt der Königin Eliſabeth und ward eine Zierde des Hofs, doch zog er ſich in Folge eines Streits mit dem Grafen von Oxford 1578 auf den Landſitz ſeines Schwagers, des Grafen von Pembroke, Wilton in Wiltſhire, zurück, wo er zur Unterhaltung ſeiner Schweſter den unvollendet gebliebenen Schäferroman „Arcadia“ ſchrieb, der erſt nach ſeinem Tode im Druck erſchien und in 20 Jahren 8 Auflagen erlebte. Sein nächſtes Werk, „Defense of poesy“, iſt durch Styl und Inhalt ausgezeichnet. Im J. 1582 kehrte S. an den Hof zurück und wollte 1585 mit Sir Francis Drake einen Zug gegen die ſpaniſchen Kolonien in Amerika unternehmen, was ihm jedoch die Königin verbot, ſo wie ſie ihm auch die Bewerbung um die erledigte poln. Königskrone nicht geſtattete; dafür ernannte ſie ihn zum Gouverneur von Vlieſſingen. Unter ſeinem Oheim, dem Grafen von Leiceſter, focht er tapfer gegen die Spanier, wurde aber im Gefecht bei Zütphen (Sept. 1586) tödtlich verwundet und † am 19. Okt. 1586. Seine Werke erſchienen zu London 1725 in 3 Bdn. „Miscellaneous works“ gab Gray heraus, Oxford 1829. Vgl. Zouch, Memoirs of the life and writings of Sir Phil. S., London 1808. — 3) **Algernon**, engliſcher Republikaner zur Zeit Karls I. und Karls II., geboren gegen 1620 zu London, war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leiceſter. Von ſeinen Jugendjahren weiß man wenig. Als ſein Vater 1632 als Geſandter nach Dänemark und 1636 in gleicher Eigenſchaft nach Frankreich ging, reiſte Algernon mit ihm. Auch übergab ihm ſein Vater, als derſelbe nach einigen Jahren Vicekönig von Irland wurde, eine Kompagnie in ſeinem Regimente. Da ſich ſowohl Algernon S., wie auch ſein Bruder, der Graf von Lisle, im Aufſtande der Irländer 1641 hervorthaten, ſo gedachte der König beide Brüder im Kriege mit dem Parlament zu benutzen. Er rief ſie alſo nach dem Waffenſtillſtand 1643 zurück. Allein ſie geriethen bei ihrer Ankunft in England in die Hände der Parlamentspartei und ſchlugen nun den entgegengeſetzten Weg ein von dem, weswegen ſie nach England gekommen waren, indem ſie mit gegen den König die Waffen trugen. Eine ſolche Veränderung ging um ſo leichter von Statten, als S. bereits republikaniſche Grundſätze hegte. Er kam als Regimentsoberſt in Fairfax' Armee. Im J. 1646 begleitete er ſeinen Bruder, welcher den Oberbefehl über die dortigen Parlamentstruppen erhielt, nach Irland und ward daſelbſt Gouverneur von Dublin. Etwas ſpäter erhielt er die Gouverneursſtelle im Schloſſe zu Dover. Bei der Gerichtskommiſſion, welche über König Karl I. zu Gericht ſaß, wohnte er zwar den Verhandlungen bei, erſchien aber nicht an dem Tage, an welchem das Urtheil geſprochen wurde, und verweigerte auch die Unterſchrift der Hinrichtungsakte. Trotz dem aber war S. für die Republik begeiſtert und ein warmer Bewunderer der Helden Griechenlands und Roms. Daher kränkte es ihn um ſo mehr, daß Cromwell ſich des Protektorats bemächtigte; mißvergnügt zog er ſich ins Privatleben auf ſein Familiengut Penshurſt zurück, wo er vermuthlich ſeine berühmte Abhandlung über die Regierung ſchrieb. Nach der Abdankung von Cromwells Sohne und dem Wiederzuſammentritt des Rumpfparlaments kam S. in den Staatsrath. Im Jahr 1659 wurde er als Geſandter nach Kopenhagen geſchickt, um über den Frieden zu unterhandeln. Als jedoch 1660 die Reſtauration der Stuarts eintrat, wies S. die allgemeine Amneſtie von ſich, und verweilte nun 17 Jahre im Auslande, theils in Italien und der Schweiz, theils in Frankreich. Seine Feinde

beſchuldigen ihn, freilich ohne hinreichenden Grund, daß er, von ſeiner Geldbedrängniß verleitet, vom franzöſiſchen Könige Ludwig XIV. für landesverrätheriſche Dienſte ein Jahrgeld bezogen habe. Dieſe Beſchuldigung, überdies ſchon von Feinden und ohne ſtichhaltigen Beweis erhoben, ſteht durchaus im Widerſpruche mit dem republikaniſchen Stolze S.'s. Nachdem er 1677 durch die Vermittelung ſeines Vaters von Karl II. die Geſtattung der Rückkehr nach England erhalten hatte, kam er in ſein Vaterland zurück, wurde 1678 ins Unterhaus gewählt, und machte hier den königlichen Miniſtern eine höchſt ärgerliche kühne Oppoſition. Namentlich erboſte ſich der Hof gegen ihn, als S. 1679 ſeine große Beredſamkeit zur Durchſetzung der Ausſchließungsbill des Herzogs York vom Throne und zur Einführung der Habeas-Corpus-Akte in Bewegung ſetzte. Als die Willkür des Hofes und die überhandnehmende Reaktion 1681 den Lord Ruſſel und den Herzog von Monmouth veranlaßt hatten, eine geheime Verbindung zu gründen und dadurch die nöthigen Maßregeln einzuleiten, damit bei dem Ableben des jetzigen Königs der Herzog York nicht auf den Thron gelangen könne, trat auch S. nach einigen Monaten dieſer Verſchwörung bei. Schon hatte man mit den Unzufriedenen aus allen Klaſſen der Geſellſchaft Verbindungen angeknüpft u. den Plan zu einem allgemeinen Aufſtande entworfen, als die Verſchwörung entdeckt und hart beſtraft wurde. Verſchworene nämlich hatten, ohne die Kenntniß der Leiter der ganzen Unternehmung, eine abgeſonderte Verſchwörung, das ſogenannte Rye-house-plot, gebildet, mehre Offiziere, Kaufleute und Advokaten hineingezogen, und beabſichtigten, den König, wenn er bei dem Rye-Houſe, einem kleinen Landhauſe des Verſchwornen Rumbald, vorüberfahren würde, durch einen glücklichen Schuß aus der Welt zu ſchaffen. Vielleicht wäre das Attentat gelungen; allein ein furchtſamer Salzhändler, Namens Keiling, gerieth darüber in ſolche Angſt, daß er den ganzen Anſchlag dem Staatsſekretär Jenkis denuncirte. Hierdurch wurde auch die größere Verſchwörung, zu welcher S. gehörte, entdeckt. Nun gab es eine Menge Verhaftungen; namentlich wurden die Leiter und Führer der Verbindung, mit einziger Ausnahme des Herzogs von Monmouth, welcher ſich noch in Holland befand, ins Gefängniß geworfen. Die Regierung würde nicht den geringſten Beweis gegen die Verſchworenen haben aufbringen können, wäre nicht der Mitverſchworene Howard zu gleicher Zeit ſo feig und ſo ſchlecht geweſen, gegen ſeine frühern Verbindungsbrüder zu zeugen und in dieſem Zeugniſſe ſogar noch weit über die Wahrheit hinauszugehn. Lord Ruſſel ward zuerſt auf Howards Ausſage hin verurtheilt und hingerichtet. Forderte auch das Geſetz zwei Zeugen, ſo fand doch der Hof für gut, in dem Punkte, wo es ſeine Rache zu befriedigen galt, ſich mit einem Zeugen zu begnügen. Darauf kam die Reihe an S., der wegen ſeiner Popularität und ſeines feſten Charakters halber für beſonders gefährlich angeſehen wurde. Die Gelegenheit, ihn hinwegzuräumen, kam daher ſehr erwünſcht. Da man unter ſeinen Papieren ein Manuſkript gefunden hatte, worin er ein, von einem gewiſſen Filmer verfertigtes, das Gottesgnadenthum der Könige lehrendes, obſkures Pamphlet widerlegt, ſo mußte dieſes Manuſkript, um wenigſtens zum Scheine dem Geſetz zu genügen, als zweiter Zeuge zum Beweiſe dienen, daß S. ein Hochverräther ſey und den Tod verdient habe. Nach der Fällung des Urtheilsſpruchs durch die Jury richtete S. noch eine mäßig gehaltene Denkſchrift an den König, führte darin ſeine Vertheidigung und bat um Reviſion des Prozeſſes. Allein umſonſt. Am 7. December 1683 wurde ihm auf dem Schaffote das Haupt vom Rumpfe geſchlagen. Er blieb bis zum letzten Augenblick ſeinen Geſinnungen treu, zeigte ſich todesmuthig und bewahrte ſeinen kühnen, unbeugſamen republikaniſchen Charakter bis in den Tod. Zwar ließ Wilhelm III., indem er der öffentlichen Stimme aus Klugheit einen Tribut zollte, nach ſeiner Thronbeſteigung durch Kaſſation jener Todesurtheile die Ehre der Hingerichteten auf förmliche Weiſe herſtellen; allein damit war doch nicht der an den Opfern der Rache begangene Mord geſühnt. S. ſchrieb: Discourses concerning government etc., Lond. 1698 u. ö.; deutſch, Leipz. 1794. Hollis veröffentlichte dieſe „Discourses" nebſt dem Verhöre, der Apologie und mehren Briefen, Lond. 1772. Collin ſammelte S.'s Handſchriften. Blencowe gab heraus: Sidneypapers, Lond. 1825. Vgl. Grey, Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouths rebellion, Lond. 1754. — 4) S. Smith, ſ. Smith.

Sidneyſandſtein (Geognoſ.), das vierte (von unten nach oben) Glied der zu den paläozoiſchen Gebilden gehörigen Sandſteinablagerungen in der Nähe von Sidney (Neuholland), iſt 700—800 Fuß mächtig und beſteht aus mächtigen Bänken von weißen und hellgelben Sandſteinen, die bald feinkörnig, bald grobkörnig ſind und Quarzgerölle enthalten. In petrographiſcher Rückſicht ähneln ſie dem Milleſtonegrit und der unteren Kohlenformation im Norden von England. Während der S. auf einer 400 Fuß mächtigen Formation von wechſelnden Schiefern und Sandſteinen ruht, wird er von Schiefern in wenigſtens 300 Fuß Mächtigkeit bedeckt, die Blätterabdrücke und Fiſchreſte enthalten. Einige Meilen von Sidney, nahe bei Paramatta, ſind dieſe Schichtgeſteine von dunklem, hartem Dolerit durchbrochen, in welchem Steinbrüche betrieben werden, da das Geſtein ein treffliches Material zum Straßenbau abgibt. Vgl. Wollagongſandſtein.

Sido, Neffe des Suevenkönigs Vannius, gegen den er ſich 51 n. Chr. mit ſeinem Bruder Vangio und dem Hermunburenfürſten Vibilius empörte. Sie vertrieben ihn und theilten ſein Reich unter ſich, blieben aber den Römern treu. Beim Einzug der Truppen Veſpaſians in Italien im J. 70 neigte er ſich auf deren Seite.

Sidodone (a. Geogr.), Küſtenſtadt in Karmanien.

Sidoleucus (a. Geogr.), Stadt der Aeduer in Gallia Lugdun., zwiſchen Auguſtodunum und Aballo; jetzt Saulieu.

Sidon (Sagengeſch.), Kanaans älterer Sohn, der die Stadt Sidon gegründet haben ſoll.

Sidon (a. Geogr.), alte berühmte Stadt Phöniciens in einer kaum 1 Meile breiten Ebene am mittelländiſchen Meere, mit einem guten Hafen, eine Tagereiſe von Paneas, 66 Meilen von Damascus, die unter allen phönic. Städten am früheſten zu Wohlſtand und Anſehen gelangte und viele Kolonien ausſendete. Zwar wurde ſie in den Umfang des iſraelit. Stammgebietes Aſcher gezogen, aber nie von den Iſraeliten erobert; vielmehr ſcheinen die Sidonier eine Zeit lang über die Iſraeliten geherrſcht zu haben, od. doch mit ihnen in feindliche Berührung gekommen zu ſeyn. Die Einwohner von S. trieben einen ſehr ausgebreiteten und vortheilhaften See- und Landhandel und unterhielten Glasfabriken, Leinwand- und andere Manufakturen, die ſehr künſtliche und ſtark geſuchte Arbeiten lieferten. Auch die ſidon. Baukünſtler waren geſucht. Gegen Davids Zeit ſcheint S. unter die Oberherrſchaft des ſchnell aufgeblühten Tyrus gekommen zu ſeyn; ſ. Tyrus. Als der aſſyriſche König Salmanaſſar in Phönicien einrückte, fiel S. von Tyrus ab und ergab ſich an dieſen Eroberer; indeß ſcheint es doch unter dieſer, ſo wie ſpäter unter chaldäiſcher und perſiſcher Oberherrſchaft eigene Könige gehabt zu haben, wie denn auch in der perſiſchen Periode die Flotte der Sidonier bedeutend geweſen ſeyn muß. Unter Artaxerxes Ochus machte ſich S. frei, wurde aber von dieſem Könige, eines kräftigen Widerſtandes ungeachtet, eingenommen und zerſtört. Doch bauten es die Einwohner wieder auf und ergaben ſich bald an Alexander den Großen, behielten jedoch Vaſallenkönige. Nach Alexanders Tode ſtand S. abwechſelnd unter ägyptiſcher und ſyriſcher Botmäßigkeit, bis es zum römiſchen Reiche gezogen wurde. Noch zu Mela's Zeit war es eine reiche Stadt. Das heutige Saida, mit etwa 8000 Einw., gehört zum türkiſchen Paſchalik und iſt kein unwichtiger Handelsplatz, obſchon der verſandete Hafen den Schiffen keine Sicherheit gewähren kann. Gemäß dem oben berührten Umſtande, daß S. der älteſte Hauptſitz phöniciſcher Kultur und merkantiliſcher Thätigkeit war, ſcheint der Name Sidonier, ſidoniſch, auch nach dem Aufblühen der Stadt und des Staates Tyrus für Phönicier und phöniciſch, alſo in erweiterter Bedeutung, üblich geblieben zu ſeyn. So wird man es zu nehmen haben, wenn von ſidoniſchen Kaufleuten, von ſidoniſchen Gottheiten, von ſidoniſchen Frauen, von ſidoniſcher Sprache die Rede iſt. Uebrigens ſcheinen aber auch die Griechen das Wort ſidoniſch bisweilen in jenem weitern Sinne gebraucht zu haben; ob auch die Phönicier ſelbſt, bleibt zweifelhaft.

Sidon (n. Geogr.), Stadt, ſ. v. a. Seideh.

Sidones (a. Geogr.), 1) Volk im Oſten Germaniens, nördlich vom hercyniſchen Bergwalde, zwiſchen dem Albis und den Quellen der Viſtula, in derſelben Gegend, wo früher die Gothini ſich fanden (Ptol. II, 11, 21); — 2) Unterabtheilung der Baſtarnä (Strabo VII, S. 306).

Sidonia (a. Geogr.), Stadt in Troas.

Sidonia, weiblicher Name, bedeutet Fiſcherin, Jägerin.

Sidonii (a. Geogr.), die Bewohner von Sidon (ſ. d.).

Sidoniorum insula (a. Geogr.), nach Ein. ſ. v. a. Sidodone.

Sidoniſche Kartoffeln, ſ. Solanum.

Sidonius (röm. Liter.), 1) Cajus Sollius Apollinaris Modeſtus, geb. 428 n. Chr., ſeit 473 bis um 484 Biſchof zu Clermont, Dichter und Epiſtolograph. Seine Dichtungen gehören mehr oder minder zur beſchreibenden Poeſie, namentlich die drei panegyriſchen Gedichte auf Anthemius, Julius Valerianus Majorianus und Avitus Auguſtus; ferner die zwei Epithalamien. Andere lyriſche Gedichte ſind dem Horaz nachgebildet. Bedeutender iſt die von S. hinterlaſſene Sammlung von Briefen in 9 Büchern, welche gleichfalls einen mehr antiken, als chriſtlichen Charakter an ſich tragen, und in denen in der Darſtellung und im Ausdruck Plinius der J. nachgeahmt iſt, wiewohl der Styl oft geſucht und ſchwerfällig iſt. Ausgaben: Vinet, Opp. Sidonii, Lyon 1552; F. Wower, Paris und Lyon 1598; J. Savaro, Paris 1599, 1609; J. Sirmond, daſ. 1614, mit Noten; Abdrücke in der Biblioth. Patr. Max., Lyon 1677, und von J. F. Grégoire u. F. Z. Collombet, daſ. 1836. — 2) Citerius S. Orator, Verfaſſer eines Epigramms De pastoribus in der lat. Anthologie; vgl. Wernsdorfs Poett. Latt. minn. I., S. 574. — 3) (Griech. Philoſ.), Sophiſt in Athen im 2. Jahrh. nach Chr. (Lucian, Demon. 14).

Sidonius (Biogr.), 1) und 2) S. I. und II., Biſchöfe von Mainz im 5. und 6. Jahrh.; — 3) Michael, ſ. v. a. Helding.

Sidore, ſ. v. a. Demetrius 23).

Sidout (Geogr.), 1) brit.-vorderind. Bez., Prov. Balaghaut, ſehr gebirgig durch die Gats, früher mit eignem Radſcha; Hauptſtadt: Kudbapah. — 2) Stadt daſelbſt, am Pennaar, befeſtigt, Fort mit dem Grabe eines Heiligen.

Sidow (Sydow), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II.; Rittergut; 230 Einw.

Sidowswieſe, preuß. Koloniedorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Küſtrin; 280 Einw.

Sidpur, vorderind. Stadt, Guicowar, öſtlich von Rhadunpur, im nordweſtlichen Theile des Landes.

Sidra (hebr.), ſ. v. a. Sydra.

Sidre (Djun-el-Kabrit), afrik. Bai, an der Oſtküſte von Tripolis, zwiſchen dem Kap Meſurata (weſtlich) und der Landſpitze Tolometa (öſtlich), die ungefähr 125 Lieues von einander entfernt ſind, im mittelländ. Meer. Die Tiefe der Bai beträgt ungefähr 60 Lieues. Sie enthält Sandbänke, im Süden die Kudla-Bank, im Weſten die Iſa-Bank. Auf der weſtl. Küſte ſind beträchtliche Sümpfe.

Sidrecaiſſi, Stadt, ſ. v. a. Sidero-Kapſa, ſ. Sidero 2).

Sidrona (a. Geogr.), Stadt im Innern von Liburnien (Ptol. II, 17, 10).

Sidskeggur (d. i. mit herabhängendem Barte, nord. Myth.), Beiname Odins.

Sidumanis (a. Geogr.), ſ. v. a. Idumania.

Sidur (hebr.), ſ. Juden.

Sidus (lat., Plur. Sidera), 1) Geſtirn, Stern; daher S. volans (S. deciduum), Sternſchnuppe, S. natalicium, Geburtsſtern, ſ. Aſtrologie; — 2) Sternbild; — 3) wegen des Einfluſſes der Himmelskörper auf das Wetter ſ. v. a. Witterung, Klima; — 4) auch ſ. v. a. Schickſal, weil nach der Meinung der Alten daſſelbe von den Geſtirnen abhing.

Sidus (a. Geogr.), 1) feſter Platz in Korinthia, an der Bucht von Kenchreä außerhalb des Iſthmus zwiſchen dieſem und Krommyon gelegen; berühmt wegen feiner Aepfel; — 2) Flecken bei Klazomenä; — 3) Ort am erythräiſchen Meere; — 4) in Pamphylien (Steph. Byz., S. 598).

Siduſſa (a. Geogr.), Ort in Lydien, aber zum Gebiet von Erythrä in Jonien gehörig (Thucyd. VIII, 24).

Sidyma (a. Geogr.), Ort im Innern Lyciens nördlich von der Mündung des Xanthus, auf einem Berge; Ruinen beim Dorfe Tortooecar Hiſſar (Plin. V, 27, 28).

Sidy-Meddul, afrik. Ort, Tunis, an der Oſtküſte der kleinen Syrte, mit einem Heiligthum der Araber.

Sidzj, ſ. Polniſche Mythologie.

Sie (Grammat.), 1) perſönliches Pronomen der 3. Perſon im Singular für das weibliche Geſchlecht, im Plural für alle drei Geſchlechter; — 2) als Anrede im Singular für weibliche Perſonen, die man nicht mit dem vertraulichen Du anreden will, im Plural für Leute höheren Ranges, ſowohl unter ſich, als auch gegen Fremde und entfernter Stehende; vgl. Du. — 3) Subſtantiv, von Thieren, eine Sie, ſ. v. a. ein Weibchen.

Sieb, 1) Werkzeug, gewöhnlich mit runder hölzerner Einfaſſung und einem Boden von geflochtenem oder gewirktem Eiſen- oder Meſſingdraht, von Pferdehaaren, Baſt, Holzſpänen, mit mehr oder weniger großen, gleichförmigen Zwiſchenräumen, zum Reinigen oder Abſondern des Feinern von dem Gröbern verſchiedener Samen, Mehl, Pulver, Farben, Gewürze u. anderer Körper, indem die feineren durchgehen und die ſtärkeren Theile zurückbleiben. Nach der Verſchiedenheit des Gebrauchs und der zu ſiebenden Gegenſtände theilt man dieſe Geräthe in Drahtſiebe, Haarſiebe, Holz- oder Spanſiebe, und dieſe wieder in verſchiedene Größen, nicht allein der Höhe des Randes, der aus Fichten- oder Tannenholz iſt, ſondern auch und hauptſächlich des Bodens, der mehr oder weniger eng geflochten oder gewebt iſt, je nachdem die zu ſiebenden Sachen feiner oder gröber abgeſondert werden ſollen. Man hat dabei auch offene und verdeckte S.e; die erſtern nur mit einem Boden am Siebrande, die letztern unten und oben mit einem mit Leder überzogenen Deckel verſehen, um beſonders bei feineren Materialien das Stäuben zu verhindern. Zu den Drahtſieben, deren Boden entweder geſtrickt oder gewebt wird, wo er im erſten Fall runde und im andern viereckige Löcher erhält, muß der Draht um ſo feiner ſeyn, je kleinlöcheriger das S. iſt; der ſtärkſte Eiſendraht dieſer Art heißt Band, wovon es wieder mehre gibt, die durch Nr. 1, als das ſtärkſte, bis Nr. 6, als das feinſte, bezeichnet werden; darauf folgt Koppeldraht und Sturzdraht, woraus man die Kornfegen macht. Die feinſte Art von Draht zu S.en, nach dem Sturzdraht, wird Blei genannt, die wieder aus 16 Sorten beſteht, wovon Nr. 1 die ſtärkſte und Nr. 16 die feinſte iſt. Aus Nr. 1 macht man die Wollenſiebe, womit der Landmann die Wollen oder Knoten des Leins, des Hanfs, der Erbſen, Linſen und anderer Hülſenſamen ſiebt; aus Nr. 2 und 3 werden die Radenſiebe, aus Nr. 4 die Graupenſiebe, aus Nr. 5—7 die Staub- und Dunſtſiebe, aus Nr. 8—10 die Griesſiebe, aus Nr. 11—16 die feinen Gries- und Hirſeſiebe verfertigt. Die S.e aus Meſſingdraht beſtehen aus den ſogenannten Treſſenſieben zu mannichfaltigem Gebrauch, beſonders zum Schlämmen der Porzellanerde und Farben. Nürnberg, welches mit S.en jeder Art einen anſehnlichen Handel treibt, liefert die Meſſingböden in 16 Nummern, wovon Nr. 16 die feinſte Gattung iſt; von jeder Nr. halten die großen 2 Fuß im Durchmeſſer, die mittleren 18 Zoll, und die kleineren 12 Zoll; diejenigen von Eiſendraht kommen aus Nürnberg in 12 Nummern von Nr. 1—12, jede Nr. in denſelben drei Größen; die dortigen Haarſiebböden ſind in 6 Nummern von Nr. 1 — 6, jede Nr. in 4 Größen mit folgendem Durchmeſſer: groß 2 Fuß, mittelgroß 18 Zoll, mittel 15 Zoll, klein 12 Zoll. Holzſiebböden von Baſt, Rohr, Lindenholz, Espenholz ꝛc. in verſchiedener Größe werden an mehren Orten von einzelnen Siebmachern gemacht und ſind gerade kein Gegenſtand des Handels. Nach einer von Larivière in Genf gemachten Erfindung macht man jetzt auch geprägte metallene S.e; ſie beſtehen aus regelmäßig durchlöcherten Blechſcheiben, die durch den Druck einer Preſſe mit größern oder kleinern Löchern, nach den Sorten der S.e, durchſtochen werden. Zu Kreibitz in Böhmen, nahe an der ſächſiſchen Grenze, und in der Umgegend dieſes Städtchens iſt das Siebmachen jeder Art ein ſehr ausgebreitetes und einträgliches Gewerbe; hier arbeiten der Drahtzieher, der Siebweber und der Laufmacher einander in die Hände. Man hat dazu 10 Sorten Draht unter folgenden Benennungen: ohne Blei, ein Blei, zwei Blei, bis mit neun Blei, von welchen ohne Blei die ſtärkſte und neun Blei die feinſte iſt. Die Weber bringen die fertigen Siebböden an einen Hauptverleger in Kreibitz, und von da aus gehen ſie in Partien nach allen Gegenden Deutſchlands. Außerdem gibt es in Böhmen noch mehre andere Siebhändler, die theils ſelbſt eine Menge Siebe verfertigen laſſen, theils wieder von den Verlegern in Kreibitz kaufen und die Verſendungen nach den See- und Handelsplätzen machen. Die S.e aus Böden von Eiſendraht beſtehen aus feinen, gegitterten Dunſtſieben, feinen und mittleren Griesſieben, Staubſieben, Fegeſieben, Radenſieben, Knotenſieben,

Rollenſieben, geſtrickten Knotenſieben und Bohnenſieben, welche alle bei Dutzend verkauft werden; ferner mit Böden von Meſſingdraht die ſogenannten Treſſenſiebe; endlich die verſchiedenen Haarſiebböden und die Holzſiebe. In Wien, München und Stuttgart gibt es Metalltuchfabriken, welche auch S.e machen. In manchen Ländern ſcheidet ſich die Innung der Metalldrahtſiebmacher von der der Haarſiebmacher. Man erzeugt jetzt dauerhafte Drahtſiebböden ohne Stuhl durch das Verdrehen von feinen Drahtſpiralen in einander. In Schönau, einem gothaiſchen Walddorfe, liefern gegen 30 Siebmachermeiſter, die eine eigne Innung bilden, eine große Menge S.e jeder Art, unter den Namen ganze und halbe Scheunritter, Knotenritter, grober, mittler und feiner Fegeſiebe, Treſpen- oder Gemengkornſiebe, Dinkelſiebe, breit- und ſchmalſchienige Leinſiebe, die bei Schockboden verkauft werden, Hirſeſiebe bei 10 Stück, Pulverſiebe bei 6 Stück, Weizengriesſiebe bei 8 Stück, Mehlſiebe bei 4 Stück. Im Schwarzwalde und im Thüringerwalde gibt es ebenfalls ſehr viele Siebmacher, welche ihre Fabrikate jeder Gattung nach Nürnberg, Sonneberg, Neuſtadt bei Koburg verkaufen, von wo aus die Waare partienweiſe nach allen Gegenden verſandt wird. Der ſonneberger Holzhandel liefert auch beſonders die Siebränder von Tannen- und Fichtenholz. Einzelne Siebmacher, die für den Bedarf der Umgegend ſorgen, gibt es an vielen Orten Deutſchlands. — 2) (Orgelb.), ſ. Cribeum 2); — 3) altes ſtettiner Feuchtmaß, = ⅓ preuß. Scheffel.

Sieba (ſlav. Myth.), ſ. v. a. Siwa.

Siebanemone (Zoophyt.), Polypengatt., ſ. v. a. Cribina *Ehrenb.*

Siebarbeit, derjenige Theil der Behandlung des zu ſchmelzenden Erzes, wenn es nach dem Pochen durch die Räder geſiebt wird, welche Arbeit der Siebſetzer (ſ. d.) mit der Erzmaſchine verrichtet.

Siebartig (bot. Term.), ſ. v. a. Cribeosus.

Siebbaum, ſ. v. a. Räderbaum.

Siebbein, ſ. v. a. Riechbein, ſ. Schädelknochen.

Siebbeinlöcher, ſ. v. a. Riechbeinlöcher, ſ. Schädelknochen.

Siebbiene (Entom.), Hymenopterengatt., ſ. v. a. Siebweſpe, Crabro *Fabr.*

Sieb der Veſtalin, ſ. Heber.

Sieb des Eratoſthenes, ſ. Eratoſthenes.

Siebdreifuß (Bot.), Algengatt., ſ. v. a. Tripodiscus *Ehrenb.*

Siebeldingen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kant. Landau; 1030 Einw.

Siebelis, Karl Gottfried, bekannter Schulmann der neuern Zeit, war am 10. Okt. 1769 zu Naumburg geboren und beſuchte daſelbſt das Gymnaſium. Nach erlangter Reife ſtudirte er zu Leipzig Theologie und Philoſophie. Darauf wurde er 1798 Konrektor zu Zeitz, 1804 Rektor der Schule zu Bautzen und † daſelbſt am 7. Aug. 1843. Seine gründlichen, von einem geſunden Urtheile getragenen und von Beleſenheit zeugenden ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind theils kritiſchen Inhalts, theils interpretiren ſie und haben es mit den alten Klaſſikern, ſo wie mit den Kunſtwerken des Alterthums zu thun. Am gelungenſten iſt die größere Ausgabe des Pauſanias (Leipz. 1822—28, 5 Bde.), die ſich durch den Reichthum ſachlicher Erläuterung auszeichnet, und die faſt gleichzeitige deutſche Ueberſetzung (Tüb. 1827 flg.), welche von einem genauen Verſtändniſſe des Textes den Beweis liefert. Viel Verdienſt erwarb er ſich auch, indem er das mit vielen Nachträgen verſehene Regiſter (Dresd. 1828) zu „Winckelmanns Werken“ als 8. Band hinzufügte. Sonſt ſchrieb er: Philochori fragmenta, Leipz. 1811; — Phanodemi, Demonis, Clitodemi atque Istri fragmenta, daſ. 1812; — Vier Schulſchriften, Dresd. 1814; — Hellenica (Chreſtomathie), Lpz. 1800; 2. Aufl. 1815; — Erziehungslehren der Bibel, daſ. 1815; — Die Bibel, die beſte Grundlage der Kindererziehung, Zitt. 1818; — De Strabonis patria, genere, aetate, Bautz. 1828; — De Rhiano, daſ. 1829; — Kleines griechiſches Wörterbuch in etymologiſcher Ordnung, Lpz. 1833; — Quinque disputationes, daſ. 1842; — S.' kurze Lebensbeſchreibung, Bautz. 1843. — Vgl. Ameis, Der Gymnaſiallehrer in ſeinem edlen Berufe und als Menſch, als Blätter der Erinnerung an Karl Gottfr. S., Gotha 1845.

Sieben, 1) (Math.), einfache Zahl, die dadurch ausgezeichnet iſt, daß ſie aus der Vereinigung von 3 und 4 hervorgeht. Da nun dieſe beiden Zahlen in ihrer Art als vollkommene zu betrachten ſind (im Räumlichen als △ und ∟), ſo iſt der myſtiſche Anſtrich derſelben auch auf die S. übergegangen. Schon bei den Alten genoß die Siebenzahl eine große Berühmtheit und Heiligkeit. Eine große Rolle ſpielte ſie in der Aſtronomie und Aſtrologie der Aegypter; 7 Planeten beherrſchten ihren Himmel, 7 Tage bildeten den Cyklus einer Woche, 7 Jahre wieder einen größern Cyklus. Bei den Hebräern beſtand das Sabbathsjahr aus 7 Jahren, aus 7×7 Jahren das Jubeljahr. In Pharao's Traum erſchienen die 7 fetten und die 7 mageren Kühe, das Oſter-, Laubhütten- und andre Feſte dauerten 7 Tage; in der Apokalypſe ſind 7 Kirchen, 7 Leuchter, 7 Sterne, ein 7köpfiges Ungeheuer ꝛc. erwähnt. Die Erſchaffung der Welt dauert mit Einſchluß des Ruhetags 7 Tage. Zur Bezeichnung des Viel dient ebenfalls 7, z. B. 7×70. Bei den Griechen war die Zahl 7 dem Apollo heilig, dem am 7. Tage vor dem Neumonde geopfert wurde, eben ſo dem Dionyſus, der nach der orphiſchen Lehre in 7 Stücke zerriſſen worden ſeyn ſollte. Beſonders wichtig war die Zahl den Böotiern; ſie hatten 7 Thore Thebens, 7 Söhne und Töchter Amphions, 7 Archageten von Platäa, 7 alte Jolaidenfamilien zu Theſpiä, 7 Bundesſtaaten von Calauria ꝛc. Die einzelnen wichtigen Momente des menſchlichen Entſtehens waren ebenfalls nach der Siebenzahl berechnet. 7 Tage nach Empfang des Samens im Mutterleibe ſollte ſich derſelbe zu einer Geſtalt vereinigen, nach 4×7 Tagen Kopf und Rücken ſich bilden, nach 7×7 Tagen die menſchliche Geſtalt vollendet werden. Die Stufenjahre und die kritiſchen Tage bei gewiſſen

Digitized by Google

Krankheiten waren ebenfalls 7. Die Pythagoräer gaben der Siebenzahl (Heptas) den Namen Athene; ſpäter erhielt ſie die Beinamen Hermes, Heracles, Hephäſtos, Dionyſus, auch Rex und Numerus virgineus, weil ſie (nach Philo) weder gebiert, noch geboren wird, d. h. in der Skala des Denars kein Produkt einer Multiplikation iſt, noch ein ſolches liefert. Aus gleichem Grunde vielleicht hat die römiſch=katholiſche Kirche 7 Sakramente angenommen. Eben ſo zählte man 7 freie Künſte und die Muſik hat 7 Töne, wo die Siebenzahl allerdings aus dem Drei= und Vierklang hervorgeht. Auch in den abergläubiſchen Gebräuchen des Mittelalters und der neuern Zeit ſpielt die 7 eine ausgezeichnete Rolle. — 2) (Spielw.), ſ. Spielkarten.

Sieben= (bot. Term.), als Vorſetzſylben, ſ. v. a. Septem-, Hepta-. — Je ſieben od. zu ſieben, ſ. v. a. Septenus. — Siebenfachbenervt, ſ. v. a. Septuplinervius. — Siebenmännig, ſ. v. a. Heptandrus. — Siebennervig, ſ. v. a. Septemnervius. — Siebenſtändig, ſ. v. a. Septenus. — Siebenzählig, ſ. v. a. Septenatus.

Sieben (adjekt.), zerkleinerte Subſtanzen mittelſt eigener Geräthſchaften von Flor, Seide, Haar, Draht oder Blech (Flor=, Seide=, Haar=, Draht=, Blechſieben) von den gröberen Theilen trennen. Das Durchgeſiebte heißt, wenn es fein iſt, Pulver.

Siebenaler, luxemburg. Dorf, Diſtr. Diekirch, Kanton Klerf; 130 Einw.

Siebenbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Adenau; 150 Einw.

Siebenbäumen, lauenburg. Dorf, Amt Steinhorſt; 500 Einw.

Siebenbaum (Bot.), ſ. v. a. Sade = Wachholder, Juniperus Sabina *L.*

Siebenbaumblätter (pharm. Bot.), ſ. v. a. Herba Sabinae, ſ. Juniperus Sabina *L.*

Sieben Berge (Geogr.), 1) ſ. Havelberg; — 2) Bergzug im hannöv. Fürſtenth. Hildesheim.

Siebenbeuthen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Kroſſen; Vorwerk; 220 Einw.

Sieben Bitten, ſ. Vaterunſer.

Siebenblume (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Septas *L.*

Siebenbögen (Südenbögen), oldenburg. Dorf, Kr. und Amt Vechta; 110 Einw.

Siebenborn (Simmern), luxemburg. Dorf, Diſtr. Luxemburg, Kanton Kapellen; Vikariekirche; 750 Einw.

Siebenbrünn, öſterr. = ſteier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Wieden; 130 Einw.

Siebenbrunn, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Voigtsberg; 250 Einw.

Siebenbrunnen, luxemburg. Pfarrdorf, Diſtr. Luxemburg, Kanton Eſch, an der Alzette; 130 Einw.

Siebenbürgen (Siebenbirgen, ungar. Erdely Orszag, d. h. Waldreich, walach. Tzare ardialaske, lat. Transsylvania), Kronland (Großfürſtenthum) im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate, erſtreckt ſich von 45° 12′ 35″—47° 42′ 40″ nördl. Breite und von 39° 55′ 30″—44° 4′ öſtl. Länge. Es grenzt im Norden an Ungarn, im Süden an die Walachei, im Oſten an Galizien, und zwar an die Bukowina, im Weſten an die banatiſche Militärgrenze und an Ungarn. Faſt der ganze Süden und Oſten des Landes gehört der Verfaſſung nach zum Gebiet der Militärgrenze, jedoch ſo, daß letzteres hier nicht ſcharf abgegrenzt iſt, ſondern Militär und Civil oft mit einander vermiſcht ſind. Nach Leonhard betrug die Größe des Ganzen bis 1835 1011½ □M., von denen aber nach Blumbachs Schätzung 856⅓ □M. auf das eigentliche S. und 253½ □M. auf die Militärgrenze kommen. Seit der Vereinigung dreier Komitate (Kraszna, Mittel=Szolnok und Zarand) und eines Diſtrikts (Kövar) im Lande der Ungarn mit dem Königreich Ungarn betrug das eigentliche S. nur noch 750 □M. Nach Julian Chownitz beträgt jetzt, nachdem jene 3 Komitate und der kovarer Diſtrikt wieder zu S. gezogen (reinkorporirt) worden ſind, der Flächenraum S.s über 1100 □M. Der Statiſtiker Fényes gibt für S., jedoch ohne die reinkorporirten Theile, 1007 □M., Lenk in ſeinem ſiebenburg. ſtatiſt. Lexikon 1045,0 □M. an. Das Land bildet die ſüdliche Fortſetzung der Karpathen, und Karl Ritter nennt es daher das Hochland Erdely, begreift aber darunter auch einen Theil Oſt=Ungarns, der Militärgrenze, Walachei und Bukowina. Ungefähr 6 Meilen von Wallach=Lugoſch, das man paſſirt, wenn man von Temesvar kommt, führt die Straße an den Fuß eines hohen Berges, und an einem iſolirt ſtehenden Häuschen muß der Reiſende ſeine Päſſe viſiren laſſen. Hat er ſodann die Höhe dieſes Berges erreicht, ſo bezeichnet ihm ein Stein mit alter verwitterter Inſchrift die Grenze von S. Die gute Straße verliert ſich urplötzlich. Ein fürchterlicher, halsbrechender Weg führt nun berg=abwärts in das Land hinein, deſſen freundliche Thäler und luſtige Höhen in anmuthiger Abwechslung vor den Blicken des Reiſenden ſich ausbreiten. Man findet in S. romantiſche, liebliche Gegenden. Die Natur iſt hier nicht ſo großartig, wie in den Alpen von Tyrol und der Schweiz; die Zweige der Karpathen, welche dieſes Land durchziehen, erreichen nur eine mäßige Höhe und ſind bis zum Scheitel mit Laub= und Nadelholz bedeckt; nur längs der türkiſchen Grenze hin geſtalten ſie ſich zu einſeitigen Felſengebirgen. Bemooſte Ruinen alter Burgen, welche ernſt von den Höhen ſteiler Felſen herunterſchauen, erinnern bei jedem Schritte an die frühere denkwürdige Geſchichte dieſes Landes. Die mächtigen Rauchſäulen, welche in den höheren Gegenden aus der Mitte der Wälder ſich erheben, deuten auf die großen Hüttenwerke, welche die unterirdiſchen Schätze reichlich zu Tage fördern. Nächſt den ungariſchen Bergwerken ſind hier die reichſten Gold= und Silbergruben von Europa, und an Salz iſt S. wohl das reichſte Land auf Erden. Seine Steinſalzgruben ſind unerſchöpflich und könnten allein Europa auf viele tauſend Jahre mit Salz verſorgen (ſ. unten). S. iſt der eigentliche Bergſtock der Karpathen, wo ſie ihre

Digitized by Google

größte Ausdehnung erreichen. Rauhe, zum Theil noch unbekannte Gebirgsketten umgeben dieſes Land, welches faſt durchgehends Hoch- und Gebirgsland iſt, das von vielen fruchtbaren Thälern durchſchnitten wird, aber wenige Ebenen enthält. Mit dem Gallaezberge berühren die Karpathen S.s Grenze und ziehen ſich dann in einem großen Bogen nach Südoſten und Weſten, werden am Rothenthurmpaſſe von der Aluta oder dem Alt durchriſſen und ſetzen jenſeits dieſes Fluſſes weiter nach Südweſten fort, bis an die Donau bei Orſowa, wo die Karpathen mit der ſerbiſchen Alpenverzweigung zuſammentreffen und das eiſerne Thor bilden. An der Oſtſeite zieht der Hauptrücken wie ein Rieſenwald innerhalb der Landgrenze, welche über denſelben bald in breitern, bald in ſchmälern Strecken nach Oſten hinausreicht. Die Hauptgebirgszüge dieſes Hochlandes ſind an der ſüdweſtlichen, ſüdlichen und öſtlichen Seite die transſylvaniſchen Alpen, an der Nord- und Weſtſeite aber das ſiebenbürg. Erzgebirg. Innerhalb dieſer Gebirgszüge breitet ſich die von Aeſten und Zweigen derſelben durchſchnittene ſiebenbürgiſche Hochebene aus, die im Ganzen 170 pariſ. Klafter über dem Meere liegt. Die transſylvaniſchen Alpen beginnen an der Donau, zwiſchen Belgrad und Orſowa, mit dem banater Gebirge, ziehen ſich nördlich bis zur Südweſtecke S.s, darauf öſtlich als Hatzeger-Gebirg bis zum Durchbruch der Aluta und dann weiter unter dem Namen des Fogaraſcher-Gebirges öſtlich und nordöſtlich bis gegen den Pruth. Von hier wendet ſich das Gebirg Lipſchen nördlich und theilt ſich in 2 gleichlaufende Ketten, welche ſich am Borſzek-Gebirge wieder vereinigen und in nördlicher Richtung bis zu den Quellen der Theiß fortziehen. Oeſtlich vom Lipſchen-Gebirge, faſt parallel mit demſelben, zieht in einem Bogen von Norden nach Süden das Gebirg Kelmen-Habaſch. Die Karpathen ſteigen in S. pralliger aus der Erde, als auf der moldaniſchen und walachiſchen Seite. Im Hauptzuge der Karpathen ſind nordöſtlich die Hauptberge Piatrix, Stumora, Biſtriczora, im Oſten der Sarmas, Kozreſz, Tatarhago, Lokavas, Terko, Szakedat, Becze-Bapa und Ka-Poztau, in der ſüdöſtlichen Krümmung der Firtulos, Ketag-Feje, Magyarteto, Nyagul und Lakoez, dann der Jagovanyes, Szeredö und Koezmardt. Dieſe noch ſehr unbekannten Höhen bieten ſehr viele romantiſche Anſichten und botaniſche Merkwürdigkeiten. Walachiſche Wildſchützen oder Schafhirten ſind es faſt allein, welche dieſe Gebirge betreten. Hinter Kronſtadt in der karpathiſchen Grenzmauer gegen die Walachei erheben ihre Häupter der Burvu-Kopri und das Steingebirg Predial. Südweſtlich von Kronſtadt iſt der Butſets (8160 pariſ. Fuß, nach Andern 7941 F.), an der ſüdöſtlichen Ecke des Landes in den ſiebenbürgiſchen Alpen, wovon die Fogaraſcher-Alpen ein Theil ſind. Hierher gehoren das Bervur-Szent-Illy, der Petroſch (1139 pariſ. Klafter) in dem nordöſtlichen Endpunkte der ſiebenbürg. Karpathen, der Königsſtein, der Budislaw (6840') im Fogaraſcher-Gebirge und ſüdöſtlich von Hermannſtadt die mächtige Felſenpyramide Szurul (7122'), links an der Aluta. An der Weſtſeite der Aluta liegt der Retyezat (7765½ pariſ. F.) und an der Südweſtſpitze des Landes der Morarul. Der erſte Nordaſt, der ſich nach innen zieht und vom Galläczberge nach Weſten ausläuft, ſcheidet die Gewäſſer der Theiß von denen des Szamos und bildet die Nordgrenze gegen Ungarn, der zweite von Biſtriezora ſüdweſtlich laufende Aſt ſcheidet die Waſſer der Biſtritz und des Szamos und zertheilt ſich wiederum in mehre Zweige. Der große Südaſt löſt ſich öſtlich von Györgyö-Szent-Miklos vom Hauptſtamme ab, ſcheidet in ſüdweſtlicher Richtung die Aluta von der großen Kokel und tritt am Burvu-Steffließt wieder in den Hauptſtamm zurück. Im Südoſten bei Kronſtadt iſt das produktenreiche Schülergebirg, und in der Nahe von Kezdi-Vaſarhely ſind die Schwefelberge Büdös und Balvanyos. Die innere Flache des von den Gebirgswänden eingefaßten Plateaus erſcheint als eine Gebirgsverſenkung. — Zahlreich und ſchön ſind die Thäler; dieſe ſammt den Hügeln und Bergen bieten eine ſchöne Abwechslung. Fruchtbare Aecker wechſeln mit grünen Wieſen, Hutweiden und Weingärten. Flüſſe und Bäche durchſtrömen die Thäler, Viehheerden, Dörfer, in Obſtwälder eingehüllt, hie und da eine mehrfach gethürmte Stadt, die waldbewachſenen Berge entwickeln zu der ſchönen Jahreszeit ein tauſendfaches Farbenſpiel. Von dieſen Thälern ſagt Guilleaume: „Bisher galt das Thal Hatzeg im Südweſten des Landes für das Tempe S.s. Es iſt ſchön, maleriſch ſchön, und ſtände vielleicht dem vielbeſungenen Tempe nicht nach. In der That, es gibt manches in Kupfer geſtochene, hochangeſtaunte Schweizerthal, welches dem hatzeger nicht vorgezogen werden kann, und doch gebührt ihm unter den Thälern S.s der Vorrang nicht. Dieſer gebührt Györgyö, dieſem, den meiſten Siebenbürgern unbekannten Thale an der Maroſch. Man hat es das Sibirien S.s genannt; um ſo tiefer war der Eindruck, den die Ueberraſchung, welche mir hier ward, auf mich machte. Es mag wohl kein Land geben, welches nicht einzelne Schönheiten aufzuweiſen hätte; aber ich ſah keines, welches ſo, wie S., ganz Schönheit wäre. Gleich der vom Sturm aufgewühlten See, wo Woge an Woge ſich drängt, und dieſe bald höher, bald tiefer gehen, und wo zwiſchen denſelben gleichſam Furchen und Riſſe durch das aufgeregte Element ziehen, ſo iſt die Oberfläche von S. von ſeinen Berggipfeln herab anzuſchauen. Das ganze Land enthält nur einige kleine Ebenen, von denen wenige über 10 □M. betragen. Die beträchtlichſten ziehen ſich an der Maroſch von Emeyed bis nach Karlsburg, an der Szamos, von Szamos-Ujvar gegen Biſtritz, und an der Aluta, zwiſchen Hermannſtadt und Kronſtadt, hin. Ringsum, mit wenigen und geringen Unterbrechungen, iſt das Land von den Gebirgen wie mit einer Mauer umgeben, und man findet auf ihnen, trotz ihrer

Digitized by Google

ſüdlichen Lage, die mit der von der Schweiz gleich iſt, ſelbſt auf 5—6000′ noch mitten im Sommer Schnee. Charakteriſtiſch ſind an ihnen die ungeheuern Spalten, welche die Berge mitunter ſenkrecht theilen und mehre tauſend Fuß Höhe betragen. Hänfig bilden dieſe Spalten das Bett von Flüſſen, von denen ſie ohne Zweiſel auch gebildet werden. Formen und Züge der Gebirge haben viel Aehnlichkeit mit denen von Tyrol. Aber eigenthümlich und höchſt merkwürdig ſind die aus reinem Steinſalz beſtehenden, ſich mitunter gleich Baſaltkegeln emporrichtenden Berge, deren man in der Gegend von Maros-Vaſarhely mehre trifft. Da der größte Theil der Gebirgszüge bewaldet iſt, ſo fehlt es im Allgemeinen an Holz nicht, obgleich man in der Mitte des Landes in mehren Diſtrikten Mangel daran leidet, weil es hier an Waldungen fehlt und der Transport von den Gebirgen her weit und ſchwierig iſt. Hier bedient man ſich häufig des Maisſtrohes zur Feuerung; denn es wird dieſe Frucht in den milden, von den Gebirgen geſchützten und mit fruchtbarem Boden verſehenen Ebenen und Thälern in Menge gebaut, und ſie bildet die Hauptgattung aller Nahrungsmittel. Faſt völlig in der Mitte des Landes liegt die Mezöſeg, ein überaus fruchtbarer, aus einem fortgehenden Hügelſchlag beſtehender Landſtrich, welcher ſich in einer Ausdehnung von 12 Meilen Länge und 10 Meilen Breite erſtreckt und die Kornkammer S.s genannt wird. Und als hätte die Natur den Boden in einer ihrer günſtigſten Lannen hieher verſetzt, ſo hat ſie ihm auch noch einen reichlichen Zuſatz von Kalk gegeben, welcher ſeine Fruchtbarkeit, bei ſeinem natürlichen überſchwenglichen Reichthum an Humus, noch vermehrt. Der Mais erreicht hier, wo er vor rauhen Winden geſchützt iſt, Mannshöhe und trägt ſeine Frucht ſo reichlich, wie auf den Ebenen der Lombardei. Nur iſt man freilich in ſeinem Anbau bei Weitem ſorgloſer, als dort, weil man um ſeine Subſiſtenz weniger beſorgt zu ſeyn braucht, indem das Land, bei fleißigem Anbau, ohne Schwierigkeit eine doppelt ſo ſtarke Bevölkerung, als die gegenwärtige, ernähren könnte. — Wie alle Gebirgsländer, ſo hat auch S. mehre Päſſe. Dieſe ſind gegen die Walachei: das eiſerne Thor, der vulkaner, der Rothenthurmpaß, Törzburg, Tömös und Bodza; gegen die Moldau: Ojlos, Gyemes und Tölgyes, nebſt dem Borgopaß. — Auf den Gebirgen Transſylvaniens entſpringt eine Menge von Bächen nnd Flüſſen, welche ſich faſt alle in den 3 Hauptſtrömen Maroſch, Szamos und Alt ſammeln, die ſämmtlich ihren Weg aus dem Lande, und zwar jeder in einer andern Richtung, nehmen; denn es geht die Maroſch nach Weſten, die Szamos nach Norden und der Alt nach Süden. Würde es nun auch nicht ſchon der Augenſchein lehren, daß S. ringsum das höchſte Land iſt, ſo ſpräche dieſer Umſtand dafür. Alle dieſe Gewäſſer gehören der Donau an, und die hohe Lage macht, daß, während S. nach allen Seiten hin Gewäſſer in andere Länder ſendet, es ſelbſt vom Auslande keinen Fluß empfängt. Seine Gewäſſer ſtrömen entweder unmittelbar in die Donau, oder nachdem ſie ſich vorher mit Nebenflüſſen der Donau vereinigt haben. Des Landes Hauptfluß iſt die Maros (Maroſch), die im Oſten am Gebirge Feketereſz, beim Dorfe Tekeröpatak, im hinterſten Winkel des ſchon genannten Feenthales Györgyö entſpringt und ſchon 3 Stunden von ihrer Quelle flößbar iſt. Sie durchſtrömt das Land in einem größern Bogen und tritt bei Zam nach Ungarn über, nm ſich dort in die Theiß zu ergießen. Ihre Nebenflüſſe ſind rechts der Aranyos, der große und kleine, links der Görgeny und Kokel oder Knkel, der aus dem großen nnd kleinen Kokel zuſammenfließt. Die Szamos bildet ſich im Nordoſten bei Dees durch den Zuſammenfluß der großen und kleinen Szamos, von denen die erſtere in den Gebirgen des biſtritzer Diſtrikts; unweit der Bukowina, entſpringt, letztere aber bei Gyalu durch den Zuſammenfluß der in der koloſcher Geſpannſchaft entſpringenden warmen mit der aus der unter-albenſer Geſpannſchaft kommenden kalten Szamos. Die Szamos fließt in zuerſt weſtlicher, dann nördlicher Richtung nach Ungarn in die Theiß. Ihre bemerkenswertheſten Nebenflüſſe ſind: Die Lagos, die Szalna und die Biſtritz. Die Quellen der Aluta (Alt, auch Olt, d. h. tiefer Fluß) ſind nicht weit von denen der Maros entfernt, und zwar am Gebirge Lohasz, auf dem Gebiete von Györgyö-Szent-Miklos, im Cſiker-Stuhl. Sie fließt zuerſt ſüdlich, dann in nordwärts gekrümmtem Bogen weſtlich und zuletzt wieder ſüdlich durch den Rothenthurmpaß nach der Walachei in die Donau. Zu ihren Zuflüſſen gehören: der Zibin, Lauter, Burzenbach. Im Weſten entſpringt auch der nach Ungarn in die Theiß fließende Körös und an der Oſtſeite die kleine Biſtritz, der Totrus ꝛc., die nach der Moldau in den Pruth fließen. — Unter den Seen bemerken wir bloß den 3 Meilen langen Hodoſer- (oder Cſeger-) See, im dobokaer Komitate, und den 1 Meile langen und breiten St. Annenteich, im Cſiker-Stuhle. Manche Berghöhlen enthalten Waſſerbehälter von bewnnderungswürdiger Tiefe, die keinen Ausfluß haben. Die Seen ſind reich an Fiſchen und Waſſervögeln. Der Piriczker-See, im Cſiker-Stuhl, und der Höllenmoraſt, bei Koraſzna, entwickelt kohlenſaures Gas, das die darüber fliegenden Vögel betäubt und tödtet. — Unter die Natnrſchätze S.s gehören vornehmlich auch die Mineralquellen, womit der Gebirgsſchooß in außerordentlicher Menge ausgeſtattet iſt. Insbeſondere ſcheint das Land der Szekler, welches den öſtlichen Theil S.s bildet, die Werkſtätte zu bergen, worin die Natur ihre heilkräftigen Waſſer bereitet. Im obern Homorod-Diſtrikt, einer erhabenen, 4 □M. umfaſſenden Gegend, welche von der Stadt Udvarhely, dem Dorfe Olaffalu, den Städten Cſik und Bardocz und den Dörfern Almas und Löwete begrenzt wird, entſpringen 4 Qnellen an der Landſtraße, welche nach Cſik führt, im Thale gleichen Namens, eine Stunde von Olaffalu. Die unterſte Quelle enthält nach der von Ger-

Digitized by Google

gelyff angeſtellten Analyſe in 1000 Kubik-Zoll 125 Kub.-Zoll kohlenſaures Gas, 5 Gran ſchwefelſaures Natron, 11 Gran kohlenſauren Kalk, $7\frac{1}{2}$ Gr. kohlenſauren Talk, $2\frac{1}{10}$ Gr. kohlenſaures Eiſen, $2\frac{1}{2}$ Gr. Kieſelerde. Von ähnlichem Gehalt iſt die zweite, nur zu Bädern gebrauchte Quelle und eine dritte, 300 Schritte entfernte. Daſſelbe iſt der Fall mit dem Waſſer ob Hamor, nur daß es mehr Kochſalz enthält, und das Waſſer zu Keruly, das ſich durch einen größern Gehalt von Kohlenſäure auszeichnet, ſo wie die Waſſer zu Farkas-Mezö, im Diſtrikt Almas. Aehnliche Bewandniß hat es mit den Mineralquellen und kalten Bädern des Diſtriktes Szombatva; das Waſſer von da wird in ungeheurer Menge nach Udvarhely gebracht und daſelbſt getrunken; ferner mit den Sauerbrunnen von Korond, Artö genannt. Aus der Gegend der Sauerbrunnen, am Fuße des Berges Hollokö, welcher das eechte Ufer des Korondfluſſes begrenzt, eeblickt man ſanft anſteigende Vorgebiege, die in jeder Dimenſion ungefähr eine Viertelſtunde betragen. In dieſem Diſtrikt wird man ſchon in der Ferne an verſchiedenen Orten anſehnliche weiße Stellen gewahr, die von Kalkbergen herrühren, aus deren Gipfeln und Seiten Schwefelwaſſerſtoffgas ausdünſtende Salzquellen mit Gewalt hervorſtürzen. Der untere Theil heißt Nyerges-Szeike, der obere Hegyes-Szeike. Die mit Kochſalz geſchwängerten Waſſer, vorzüglich aus erſtern Gegenden, enthalten eine beträchtliche Menge Schwefelwaſſerſtoffgas und kohlenſaures Gas, und die übrigen Beſtandtheile jener Quellen aus Hegyes-Szeike ergaben in 4 Kubikzoll des Waſſers $\frac{1}{2}$ Unze ſehr weißes Salz. Nicht minder reich an Säuerlingen iſt der als der höchſt gelegene Theil S.s bekannte Györgyöer-Bezirk im Cſiker-Stuhl, woſelbſt beinahe mit jedem Schritt eine derartige Quelle hervorſprudelt. Unter dieſen ſind namentlich die Beunnen bei den Dörfern Remete, Varhegy und Szarhegy, vor allen aber der borſzeker, welcher über 2000 Fuß hoch im Gebirge entſpringt, merkwürdig, und letzterer iſt als einer der ſtärkſten S.s bekannt. Im Harom-Szek bricht an den allgemein für Vulkane erklarten Bergen Büdöſch und Balvanyöſch eine Anzahl eiſenhaltiger Quellen hervor, die aber noch nicht chemiſch unterſucht wueden, aber zuverläſſig den gefeiertſten kohlenſauren Eiſenwaſſern an die Seite geſetzt werden könnten. In den Ländern der Magyaren und Sachſen herrſcht derſelbe Ueberfluß an mineraliſchen Quellen; hauptſächlich iſt in letzterm ungefähr 4 Meilen von Hermannſtadt ein Brunnen, der ſich durch ſeinen mächtigen Gehalt an geſchwefeltem Waſſerſtoffgas auszeichnet, ſo daß, wenn man ſich mit einem Lichte demſelben nähert, das Waſſer blitzſchnell ſich entzundet und wie Weingeiſt brennt und flammt. Die Flamme ſteigt bei 2 Fuß in die Höhe und verzehrt Holz und andere brennbare Sachen, wenn man ſie derſelben zu nahe bringt. Wird von dieſem Waſſer geſchöpft, ſo verliert es ſeine Brennbarkeit vollkommen und dient, wie anderes Waſſer, Feuer zu löſchen. Dieſes Waſſer wird gegen verſchiedene Keankheiten des Viehes angewandt und ſoll namentlich gegen Kolik u. dgl. ſchon treffliche Dienſte geleiſtet haben.

Klima. Zwar liegt S. unter gleicher Breite mit dem nördlichen Italien und den wärmern Landſtrichen Ungarns; allein die größere Meereshöhe und die hohen Gebirge, die das Land einſchließen, bewirken, daß es doch im Ganzen ziemlich rauh iſt. Kronſtadt hat $7^\circ\ 9'$ Reaum., Klauſenburg $8^\circ\ 3'$ und Hermannſtadt $8^\circ\ 5'$ mittlere Jahreowärme. In den höheren Gebirgsgegenden dauert der Winter oft bis in den Mai, und ſelbſt den größten Theil des Sommers hindurch ſchmilzt der Schnee an einzelnen Stellen nicht. Dagegen findet man anderwärts, z. B. im Hatzeger-Thale, das mildeſte Klima, wo Wein, edles Obſt, Feld- und Gartenfrüchte üppig gedeihen. Das ſüdliche S. iſt häufigen Regen und Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Häufig ſind, wie in Ungarn, ſchnelle Temperaturwechſel; doch iſt das Klima im Ganzen geſund, und viele Perſonen aller Stände erreichen ein hohes Alter.

Von welcher Seite man auch in dieſes Land kommen mag, überall bietet es einen romantiſchen Anblick. Die vielen mannichfach gruppirten und von reizenden Thälern durchſchnittenen Gebirge, das milde und doch nicht allzu warme Klima, die Ströme, welche die Thäler duecheauſchen, vor Allem aber die verſchiedenen Menſchenſtämme geben eine Mannichfaltigkeit und einen Reiz, wie man ihn in wenigen Ländern findet. Der Reichthum des Landes unter und über der Erde trägt zur Erhöhung ſeiner Schönheit bei. Wenige Länder dürfte es geben, welche ſo reichlich mit allen Gaben, die dem Menſchen zum Genuß verliehen ſind, begabt ſind, wie S. Die Menge der edeln Metalle und vor Allem das zum Leben ſo nöthige Salz ſind in einem Ueberfluſſe vorhanden, daß deren Ausbeutung das Land reich machen muß, und daneben reicht Ceres ihre Gaben im Ueberfluſſe; denn man findet faſt durchgehends einen reichen und fruchtbaren Ackerboden. Die längs der Steöme ſich hinziehenden Gebirge ſind auf ihrer ſüdlichen Seite mit Reben bekeänzt, welche einen vortrefflichen Wein liefern; kurz, es ſcheint dem Lande an nichts zu fehlen, wenn nicht einzig daran, daß die Bevölkerung noch nicht durchgehends auf der Stufe der Kultur ſteht, um alle von der Natur verliehenen Gaben nach ihrem ganzen Weethe zu benutzen und zu genießen. Unter Anderm ſteht der Ackerbau noch ſo tief, daß er, trotz dem Reichthum des Bodens, doch nicht immer den vollen Bedarf an Lebensmitteln für die Bevölkerung gewährt, obgleich man, bei vollſtändigem und fleißigem Betriebe, weit mehr, als dieſer erfordert, erzeugen könnte. Jedoch läßt ſich dieſes nicht vom ganzen Lande ohne Ausnahme behaupten. Denn die Diſtrikte, welche von Sachſen und Szeklern bewohnt werden, zeigen eine ziemlich vorgeſchrittene Kultur, obſchon ſie, im Vergleich zu Deutſchland, immer noch zurückſteht. Nur Schade iſt es, daß die beiden genannten Volksſtämme nicht gerade den fruchtbarſten Landſtrich bewohnen; denn dieſen haben die Walachen

inne; er heißt die Mezöſeg (Meſeſchög, d. h. Landſchaft). Wer die lachenden Thäler der Cſik, Haromſzek, das Burzenland, die Gegenden um Fogaras und Hermannſtadt, die Thäler an der Maros und am Szamos geſehen hat, wird ſich einen Begriff von der Fruchtbarkeit des Landes machen können. „Nehme ich“, ſchreibt Guilleaume, „die Geſundheit ſeiner Produkte aus allen Naturreichen und ihre mögliche Benutzung, ſo müſſen alle Länder von ähnlicher Ausdehnung zurücktreten, und es kann nicht einmal von einer Vergleichung die Rede ſeyn.“ S.s Gefilde, begünſtigt von einem gemäßigten Himmelsſtriche, ſind lachend vom Frühjahr bis in den ſpäten Herbſt.

Produkte: 1) Mineralreich. S. iſt reich an den meiſten Mineralien. Farberden aller Art findet man auf dem Berge Büdös bei Galt, Donnersmark und ſonſt; Kreide bei Girelsau; Marmor bei Ompoitza, Gyogy u. ſ. w. Bergkryſtalle, Chryſolithe, Amethyſte, Chalcedone, Granaten, Opale, Karneole und Achate, Jaspis, Waſſerblei, Porzellanerde, Verſteinerungen ꝛc. Gold iſt häufiger, als Silber, Kupfer ſeltener, als Silber. Eiſen iſt viel vorhanden, Blei ebenfalls. Merkwürdig iſt das Tellurmetall, das allein in S. vorkommt. Halbmetalle: Queckſilber, Spießglas, Arſenik. Die vorzüglichſten Gold- und Silbergruben ſind: bei Abrudbanya (unteralbenſer Kom.), im Thale Vöröspatak, die treſtyaner (zarander Kom.), die ſüzeszder (hunyad. Kom.), fazebaer (unteralb. Kom.), rodnaer Silberbergwerk, das nagyager (hunyad. Kom.). Kupfergruben: bei Deva, Vetzel u. ſ. w. Blei: bei Offen-Banya, Rodna u. ſ. w. Eiſen: Hunyad, Throzko, Zarand u. ſ. w. Bergöl oberhalb des oitoſcher Paſſes; Steinkohlen bei Hermannſtadt, im Talmeſcher-Stuhl, beim Vulkan-Paß, bei Daſalva, zu Olahköblös u. ſ. w. Schwefel auf dem Berge Büdös. Alaun bei Hermannſtadt, im Fogaraſcher-Diſtrikt, auf dem Büdös u. ſ. w. Vitriol in Szalathna. Steinſalz: die Gruben bei Thorda, Koloſch, Deſchakna, Vizakna u. ſ. w. Ein großer Theil des Salzes wird nach Ungarn verführt. An Verſteinerungen iſt S. vielleicht reicher, als irgend ein Land der Erde. — 2) Pflanzenreich. Die ſiebenbürger Pflanzenwelt iſt eben ſo mannichfaltig als reich und intereſſant für den Botaniker. Kräuter und Blumen gedeihen in üppigſter Fülle; beſonders tragen die Gebirge die herrlichſten Alpenpflanzen und gewürzreichſten Kräuter in großer Menge, viele Mooſe und Flechten, Schwamme, aromatiſche Wurzeln. Schilf und Rohr wachſen in den Sümpfen nud Teichen, beſonders auf den ſteppenartigen Haiden (Mezöſeg). Bäume ſind: Aepfel-, Birn-, Pflaumenbäume faſt in allen Orten des Landes; Kirſchen häufig; Kaſtanien, Mandelbäume, Pfirſich-, Aprikoſenbäume, Maulbeerbäume, Färbehölzer (namentlich bei den Sachſen). In den meiſt ungeheuern Wäldern ſtehen Tannen, Fichten, Buchen, Eichen, Erlen, Weiden, Birken, Ulmen, Linden u. ſ. w. Der Weinſtock iſt außer Haromſzek, Tſchik (Cſik), Györgyö in ganz S. anzutreffen, und gedeiht am beſten an den Ufern der Maroſch und im hunyader Komitat, ſo wie am Kokel. Außerdem findet man alle Arten Geſträuche. Von Pflanzen und Kräutern gibt es Kohl, Rüben, Möhren, Peterſilie, Gurken, Zwiebeln, Knoblauch, von Blumen Nelken, Tulpen, Roſen, Anemonen u. ſ. w. Die merkwürdigſten Kräuter und Pflanzen S.s ſind jedoch: Melonen, Kartoffeln, Tabak, Safran, Erdmandeln; Fruchtarten ſind: Weizen (faſt in ganz S., ſehr gut), Roggen (nicht ſo häufig), Gerſte (in großer Quantität, beſonders im kronſtädter Diſtrikt), Hirſe (nicht ſo häufig), Mais (iſt die Hauptnahrung der Walachen und wird zu zahlloſen Speiſen verarbeitet, wird daher am meiſten in walachiſchen Gegenden, aber auch ſonſt überall angebaut), Haidekorn (im Haromſzeker- und Udvarhelyer-Stuhl, ſodann im Burzenland). Lein (durch ganz S. verbreitet, wird zu Oel gemahlen und dieſes zu den Speiſen verwendet), Flachs iſt daher ein ſtarker Handelsartikel und wird vorzüglich ſchön im kronſtädter Bezirk, im repſer Stuhl u. ſ. w. gewonnen. — 3) Thierreich. Die animaliſche Schöpfung bietet ebenfalls viel Mannichfaltigkeit. Rindviehzucht wird ſtark betrieben, und dieſer Zweig bildet einen ſtarken Ausfuhrhandel nach Ungarn. In Anſehung der Güte iſt das ſiebenbürgiſche Hornvieh dem ungariſchen gleich. Die Büffel bilden eine beſondere Zucht in dieſem Lande (ſind übrigens auch in Ungarn ſtark verbreitet), werden aber nur als Zug- und Laſtthiere betrachtet, da ihr Fleiſch einen unangenehm ſüßlichen Geſchmack hat. Das Pferd iſt in S. berühmt u. die ſiebenbürgiſche Raçe auch außerhalb des Landes ſehr geſchätzt. Die Landleute ſind reichlich mit dieſen Thieren verſehen, und die Herrſchaften unterhalten große Manègen und Geſtüte. Auf den Gebirgsweidengraſen jahrein jahraus viele tauſend Pferde. Die Pferdeausfuhr iſt, bei der ſehr ſtarken Zucht, ſehr beträchtlich. Die ſiebenb. Pferde ſind größer und ſtärker, als die ungariſchen, dazu feurig und dauerhaft; ſie eignen ſich eben ſowohl zum Reiten wie zum Ziehen, und die meiſten ſind vortreffliche Paßganger. Die Zahl des Rindviehes und der Pferde iſt wegen der mangelhaften Konſkription ſchwer anzugeben, wird ſich aber zuſammen weit über 2 Millionen erſtrecken. Schafe weiden viele Hunderttauſende auf den Gebirgen; deren gibt es im Ganzen mehre Millionen. Die Walachen geben ſich ſo mit Vieh- wie vorzüglich mit Schafzucht ab. Die Wolle betreffend, gibt es zwei Raçen: die Zurkan, mit langem, grobem Haar, und die Berke oder Zigey, kraus, kurz, fein (walachiſch). Von jener Wolle wird das Landtuch verfertigt, von dieſer die feinern Tücher. Von jener verarbeiten allein die kronſtädter Tuchmacher für 1—2,000,000 Fl. Tücher. Veredelte, ſpaniſche, ſächſiſche Wolle wird bloß auf den Gütern größerer Beſitzer gewonnen. Die Käſebereitung iſt ausgezeichnet; der ſogenannte hermannſtädter (der hier bloß zum Markt gebracht wird) iſt ſehr berühmt. Ueberhaupt ſind namentlich die Sachſen und Walachen in der Käſeerzeugung

Digitized by Google

große Meiſter. **Schweine** werden in den Eichen- und Buchenwäldern und daheim gemäſtet; Zahl etwa 500,000 Stück. Aus der Walachei werden Schweine, aber auch Hornvieh und dergleichen ſtark importirt. An **wilden Thieren** leben in S. Wölfe mit beſonders ſchönen Pelzen, welche letztern im Lande häufig an den Kleidern getragen werden; Füchſe, Wildſchweine u. ſ. w. Selbſt Auerochſen ſoll es in den ungeheuern Tſchiker- und Györgyöer-Wäldern geben. **Vögelarten**: Gänſe, Enten, Truthühner, Hühner, Tauben; ferner: wilde: Adler, Geier, Auerhähne, Habichte, Falken, Rebhühner, Haſelhühner, Trappen, wilde Gänſe und Enten, Kraniche, Störche, Waldſchnepfen, Reiher, Lerchen, Wachteln, Krammetsvögel u. ſ. w., ſämmtlich in außerordentlichen Maſſen, wie ſich dies von einem ſo waldreichen Lande denken läßt. Von **Amphibien** erwähnen wir die auch hier heimiſchen **Schildkröten**, die in ungeheuerer Menge zu ziehen wären, wenn man ſie, wie es in der Walachei geſchieht, beſonders hegen würde. **Fiſche**: wir führen als ſeltene an: Störe, Welſe, Aale; als häufige: Barſche, Lachſe, Schleihen, Urſchen; am häufigſten kommen vor: Karpfen, Hechte, Salme, Lachſe, Barben, Forellen, Lampreten u. ſ. w. **Inſekten**: hier beſchränken wir uns bloß auf die Angabe der **Seidenwürmer**, welche beſonders von den Sachſen gezogen werden und ausgezeichnete Seide liefern. **Bienen** gedeihen vortrefflich nicht nur bei allen Wirthſchaften, ſondern ſie niſten auch in großen Schwärmen in den hohlen Stämmen der Wälder. Die Honig- und Wachsproduktion iſt daher, ſo wie der Export davon beträchtlich; das weiße Wachs geht ſtark nach Italien.

Einwohner. Die Geſammtzahl der Bevölkerung iſt nach Fényes auf 1,513,320 Seelen angegeben; man muß jedoch nicht vergeſſen, daß hierbei die Bewohner der reinkorporirten Komitate und das Militär nicht mitgezählt waren, die Angabe ſich auch etwas vordatirte. Nach **Bechers** Angaben ſtellt ſich das Verhältniß folgendermaßen heraus, und zwar iſt hier das Jahr 1839 angenommen:

Land der Ungarn.	Bevölkerung.	Kommen auf 1 □M.
Oberalbenſer Komitat	49,800	1683
Unteralbenſer „	204,600	2299
Kokelburger „	84,800	3141
Thordaer (Thorenburger) Komitat	126,300	1522
Koloſcher (Klauſenburger) „	151,100	1737
Dobokaer Komitat	104,100	2011
Innerſzolnoker Komitat	88,300	1451
Hunyader „	147,900	1525
Die reincorpor. { Mittel-Szolnoker Komit.	105,800	3311
Kraszner „	22,100	1163
Zarander „	37,900	1579
Kövarer Diſtrikt	39,800	2292
Fogaraſcher „	61,[illegible]00	3066
Zuſammen	1,242,000	1934

Land der Szekler:	Bevölkerung.	Kommen auf 1 □M.
Udvarhelyer Stuhl	22,900	1802
Maroſcher „	79,700	3069
Haromſzeker „	99,000	3000
Tſchiker „	86,000	1608
Aranyoſer „	20,000	4000
Zuſammen	365,400	2242

Land der Sachſen:	Bevölkerung.	Kommen auf 1 □M.
Hermannſtädter Stuhl	117,000	2545
Schäßburger „	21,900	2190
Mediaſcher „	41,300	2458
Großſchenker „	27,200	2473
Repſer „	20,000	2000
Mühlbacher „	20,900	3483
Reißmarkter „	18,400	4100
Leſchkircher „	17,200	3440
Szaßvaroſer (Broos) Stuhl	23,300	3357
Kronſtädter Diſtrikt	100,000	2352
Biſtritzer „	35,000	1210
Zuſammen	441,300	2811
K. k. Militär (natürlich im Friedensſtand, und nicht wie es gegenwärtig iſt, zu verſtehen)	8,267	
Zuſammen	2,056,967	2120.

S. iſt demnach im Ganzen ſchwach bevölkert; das Land der Sachſen iſt verhältnißmäßig am meiſten bewohnt, jenes der Ungarn am wenigſten. Die Zunahme der Bevölkerung im Jahr 1839 gegen das Jahr 1837 betrug 50,950 Seelen. Am meiſten bevölkert ſind der Aranyoſer-Stuhl im Lande der Szekler und der Reißmarkter im Sachſenland. Das Sexualverhältniß war im Jahr 1839 wie 1,001,267 männliche zu 1,045,700 weiblichen Bewohnern. Nach demſelben Statiſtiker wuchs die Geſammtzahl der ſiebenbürger Bevölkerung im Jahr 1840 auf 2,079,000 Seelen, im Jahr 1843 (ohne Militär) auf 2,099,555 Seelen. — Der **Nationalität** nach enthält S. **Ungarn** (beſſer geſagt **Magyaren**), **Szekler**, **Armenier**, beſonders um Györgyó, dann in Szamoſujvar und Eliſabethſtadt, **Bulgaren** in Alvinz, Deva, **Griechen** etliche hundert; **Juden** überall; **Walachen**, welches die Ureinwohner, d. h. ſolche ſind, die vor den übrigen jetzt dort lebenden Nationen im Lande wohnten und noch heute die Mehrzahl bilden; **Serben** in einigen Dörfern; **Zigeuner** im Lande zerſtreut; endlich **Deutſche**, und zwar nicht bloß im Lande der Sachſen. So verſchieden als die einzelnen Völker, ſind auch ihre Lebensweiſen, ihr Bildungszuſtand und ihre Einrichtungen. Im **Lande der Ungarn**, welches faſt $^{7}/_{11}$ von S. einnimmt, war bisher, mit Ausnahme einiger Städte und Märkte, nur der magyariſche Grundherr zu Aemtern und Würden fähig, die übrigen Bewohner, Walachen, Magyaren, Sachſen und Zigeuner, waren ſeine gedrückten, unberechtigten Unterthanen; dies hat ſich jetzt allerdings, und zwar beſonders in den Urbarialverhältniſſen geändert, indem es in S. ſo gut wie in der ganzen öſterr. Monarchie kein Unterthänigkeitsverhältniß mehr gibt, und Jedermann den Grund und Boden, welchen er bebaut, zu eigen beſitzt; daher ſollte man auch lieber den Titel **Land der Ungarn** ganz beſeitigen, weil dieſer Boden nicht mehr ausſchließlich der magyariſchen Ariſtokratie gehört. Das Land der **Szekler**, welches über $^{2}/_{11}$ des Ganzen enthält, wird vorzüglich von dieſem Stamme bewohnt. Ueber das **Sachſenland** ſ. d. Noch muß die **ſiebenbürgiſche Militärgrenze** beſonders erwähnt werden, welche in den vorliegenden Zahlen ſchon eingerechnet erſcheint und für ſich etwa 180,000 Individuen beiderlei Geſchlechts umfaßt, nämlich $^{5}/_{9}$ Szekler und $^{4}/_{9}$ Walachen. In Hinſicht auf die **Religion** bekennen ſich zur

römiſch-katholiſchen $^2/_3$ der Szekler, zahlreiche Ungarn und Deutſche, ſo wie alle Armenier; zur reformirten etwas weniger als $^1/_3$ der Szekler und ein Theil der Ungarn; zur unitariſchen $^1/_7$ der Szekler, wenige Ungarn; evangeliſch ſind faſt alle Sachſen, viele ſonſtige Deutſche und 15,000 Ungarn. Der griechiſchen Kirche gehören alle Walachen, die meiſten Zigeuner und die Griechen an; die unirten Griechen bilden die kleinere Hälfte, die nichtunirten die größere; insgeſammt machen die Walachen $^{59}/_{100}$ von der ganzen Bevölkerung S.s aus (die Juden $^2/_{100}$). Wir geben hier nach zuverläſſigen Quellen eine ſummariſche Ueberſicht der Bevölkerung, nach ihren verſchiedenen Eintheilungen, aus dem Jahre 1840. Ueberall iſt ganz S. gemeint. a) Wohnorte, Häuſer, Familien: Städte 29, Märkte 46, Dörfer 2305, zuſammen 2380 Wohnorte; Häuſer 312,560; Familien 366,400. — b) Bevölkerung nach dem Geſchlecht: Männliche 1,023,300, Weibliche 1,055,700, zuſammen 2,079,000. — c) Bevölkerung nach der Religionsverſchiedenheit: Katholiken 207,400, unirte Griechen 571,400, nichtunirte 686,300, Evangeliſche 215,400, Reformirte 343,200, Unitarier 42,500, Juden 3400. — d) Bevölkerung nach den Ständen und der Beſchäftigung: Geiſtliche 5000, Adelige 82,000, Beamte und Honoratioren 4700, Gewerbsleute u. Künſtler 15,800, Bauern 118,100. Lenk gibt das Verhältniß und die Zahl der Nationalitäten ſo an: 255,000 Ungarn, 262,000 Szekler, 237,000 Sachſen, 1,169,000 Walachen, 60,000 Zigeuner, 9000 Armenier, 7000 Juden, 200 Bulgaren, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß dieſe Aufnahme vor dem Jahr 1839 erfolgte. Nach der Augsb. Allgem. Ztg. hat die Konſkription in S. im Anfang des Jahres 1851 folgendes Ergebniß geliefert: in 25 Städten, 22 Vorſtädten, 65 Marktflecken, 2684 Dörfern, 70 Pusztén, 419,863 Häuſern wohnen 498,657 Familien, zuſammen 2,061,645 Seelen, wovon 1,026,364 männlichen und 1,035,281 weiblichen Geſchlechts ſind. Die Bevölkerung zerfällt dieſer Konſkription nach in folgende nationale Elemente: Romanen (Walachen) 1,226,901, Ungarn 354,942, Szekler 180,902, Sachſen 175,658 (nur ?), Zigeuner 78,702, Deutſche 16,558, Juden 15,570, Armenier 7600, Oeſterreicher (98—?), Slaven 3743 und Perſonen verſchiedener fremder Nationalitäten 771. Der Religion nach ſind darunter 219,533 Katholiken, 648,239 unirte und 637,800 nichtunirte Griechen, 198,774 Proteſtanten augsburger Konfeſſion und 295,723 helvetiſcher Konfeſſion, 46,008 Unitarier, 15,570 moſaiſchen Glaubens. In obigen Zahlen ſind die Fremden, wovon 22,235 männlichen und 19,966 weiblichen Geſchlechts ſind, nicht mit inbegriffen. Gegen dieſe Konſkription werden vom ungariſchen Standpunkt aus manche Einwürfe gemacht. Wie dem auch ſey und obige Ziffern als richtig angenommen, ergibt ſich daraus hinſichtlich der 3 Hauptnationalitäten S.s, daß die Romanen oder Walachen etwas mehr als die Hälfte, die Ungarn und Szekler (zuſammen 535,844) über $^1/_4$, die Sachſen, Deutſchen und Oeſterreicher (zuſammen 192,314) weniger als $^1/_{10}$ der Geſammtbevölkerung betragen. Wenn deſſen ungeachtet die Verwaltungsſprache S.s jetzt die deutſche iſt, ſo reimt ſich dies wohl nicht mit dem Grundſatze der Gleichberechtigung, und es iſt nicht zu verwundern, daß Ungarn und Walachen darin Grund zu Beſchwerden finden.

Wenige Länder bieten eine ſolche lange Stufenleiter von der niedrigſten bis zur höchſten Bildung des Volkes dar, wie S. Am ſchlagendſten tritt einem dies vor die Seele, wenn man unmittelbar nach einander aus der Hütte des Walachen in eine der beſten Wohnungen in Hermannſtadt oder in Kronſtadt tritt; dort Rauch, Schmutz und alle nur erdenkliche Unbequemlichkeit, hier weſt-europäiſchen Komfort und hohe Eleganz. Die Hütte des Walachen und noch mehr die des Zigeuners, würde einem Ordnung und Reinlichkeit liebenden deutſchen Landwirthe zu einem Viehſtalle zu unbequem und unſauber ſeyn; in der Wohnung eines reichen Hermannſtädters fühlt ſich auch der verwöhnte Franzoſe und Engländer behaglich. Aber wir brauchen, um den Kontraſt darzuſtellen, gar nicht einmal das platte Land mit der Stadt zu vergleichen; ſchon der Vergleich des Landes unter ſich hebt ihn hervor. Man ſehe die Wohnung und das Geſchäft eines wohlhabenden Sachſen in der Gegend von Hermannſtadt und Kronſtadt. Schon das Aeußere zeigt Behaglichkeit und Ordnung. Die Gebäude ſind maſſiv und weitläufig, ganz ſo wie in den tiefen Gegenden Deutſchlands; ſein Viehſtamm iſt gut genährt und in bequemen und reinlichen Ställen untergebracht, während der Walache ſein Vieh mit ſich unter einem Dache und in einem Raume hat. Der Sachſe baut ſein Feld mit Sorgfalt und nährt ſein Vieh reichlich; der Walache kratzt den Boden nur auf und thut dies kaum mit dem 6. Theile, der ihm angehört; ſein Vieh überläßt er meiſtentheils ſich ſelbſt und reicht ihm ſeine Nahrung nur zur Noth im Winter. Im äußern Habitus von Beiden findet man eine eben ſo große Verſchiedenheit. Begegnet man am Sonntag oder in der Woche den Walachen, ſo iſt er mit rohen und groben, meiſt ſelbſt verfertigten Stoffen bekleidet. Den Sachſen ſieht man in der Woche in ordinären, obgleich guten Kleidern, am Sonntag aber im vollen Staate, der beſonders bei den Frauen in Luxus ausartet und wegen des daran ſich zeigenden Geſchmacks und des vielen Weißzeugs äußerſt anſprechend iſt. Aber nicht in der Civiliſation allein durchläuft die Bevölkerung S.s eine ſolche Stufenleiter, ſondern auch in den Ständen. Vom Kavalier bis zum Zigeuner herab werden wir alsbald die Stufen durchgehen. Jener iſt ein Nabob, dieſer ein Paria. Jener iſt Souverän auf ſeinen Beſitzungen und hat Niemanden über ſich, als das Geſetz, deſſen geringe Gewalt ihn wenig ſchreckt; dieſer achtet es ſchon für eine beſondere Gnade, wenn man ihm nur ſeine gemeinſten Menſchenrechte nicht vorenthält. Wir wollen nunmehr die verſchiedenen Stände in der Bevölkerung S.s beſonders bezeichnen. a) Der Adel. Nur denen, welche einen großen Beſitzſtand haben, und die ſich zum hohen Adel zählen, legt man

das Prädikat „Kavalier" bei. Magnat iſt ziemlich ſynonym damit, nur daß ein hoher Adeliger zuweilen, obgleich er als Kavalier gilt, doch noch kein Magnat iſt. Das Beſitzthum der Magnaten und Kavaliere iſt nicht überall beſonders ausgedehnt und ſteht in der Regel an Umfang dem der ungariſchen Großen bedeutend nach. Daher findet man auch in S. keinen ſo exorbitanten Reichthum, wie in Ungarn, und ein jährliches Einkommen von 80 — 100,000 Fl. Konv.-Münze, was bei den ungariſchen Großen noch gar nicht zu dem Höchſten gehört, iſt in S. ſchon eine Seltenheit. Die Vorrechte des hieſigen hohen Adels ſind jedoch noch ausgedehnter, als die des ungariſchen, ſo zwar, daß man in dieſer Hinſicht hier mit Stolz auf jene herabſieht. Das Grundeigenthum gehört in einem großen Theil des Landes dem hohen Adel ausſchließlich, und wer nicht zu dieſem gehört, kann es nur auf eine Art von Zeitpacht erwerben; denn wenn er es auch käuflich an ſich bringt, ſo muß er immer jeden Augenblick gewärtigen, daß ihm der Kavalier den Handel aufſagt und ſein Eigenthum an ſich nimmt, unter der Bedingung, daß er ihm zurückzahlt, was er dafür gegeben hat, ohne alle Entſchädigungen für Bauten und Verbeſſerungen. Da denn alſo dieſes Recht durch die ſeitherige Konſtitution des Landes ſanktionirt iſt, ſo begreift man leicht, daß Niemand beſondere Luſt hat, ſich in eine ſo prekäre Lage zu ſetzen. Das iſt es auch, was alles Koloniſiren in dieſem Lande ſo ſehr erſchwert und faſt unmöglich macht, und was jeden induſtriöſen Ausländer abſchreckt, hier Grundeigenthum zu erwerben, auf welchem ſonſt ſo reicher Gewinn zu machen ſeyn würde. Die Beſchränkung erſtreckt ſich nicht auf den Ausländer oder auf den Bürgerlichen allein, ſondern ſie trifft auch jeden vom niedern Adel, es ſey denn, daß ein Individuum dieſes Standes ein freies Allodialgut in Beſitz habe. Dieſer niedere Adel ſteht übrigens auf einer ſo niedrigen Stufe in der Rangordnung wie in Ungarn, und man findet eine Menge ſolcher Individuen unter den Dienſtboten und in den unterſten Ständen. Die Mehrzahl der Kavaliere wohnt in Klauſenburg oder in Hermannſtadt und bringt nur einen Theil des Sommers auf ſeinen Beſitzungen zu; auf dieſen ſind große Kaſtelle oder Schlöſſer ſelten. Erſt in der neuern Zeit haben einige Kavaliere mit viel Aufwand und Geſchmack ſich Wohnungen, die man Schlöſſer nennen kann, erbaut. Der Cölibat iſt unter den Kavalieren häufig, und zwar aus dem Grunde, den man wenigſtens oft genug anführen hört, weil es zu wenig junge Damen gibt, welche einem Hausweſen gehörig vorſtehen können, und vielmehr Putz- und Vergnügungsſucht die meiſten einzig und allein beſchäftigt. Beifügen könnte man hiezu wohl, daß die Gewöhnung an ein freies, ungebundenes Leben auf Reiſen die jungen Kavaliere dem Eheſtande abhold macht und wohl eben ſo viel beiträgt, wie jene Ausſtellung an den jungen Damen. Im Allgemeinen zeigen die Kavaliere eine hohe Bildung, welche ſie ſich meiſtentheils auf Reiſen erworben haben. Insbeſondere haben ſie eine große Fertigkeit in Sprachen, und es iſt gar nichts Seltenes, daß ſie deren 4 bis 5 ſo fertig ſprechen wie ihre Mutterſprache. Das macht ihren Umgang überaus angenehm, zumal ſie meiſtentheils in den Wiſſenſchaften nicht fremd ſind und mit ihrem feinen Benehmen viel Hoſpitalität verbinden; in ihren Privatzirkeln ſpielt Fortuna eine große Rolle, indem ſie hohes Spiel leidenſchaftlich lieben und treiben. Der niedere Adel verliert ſich dermaßen in den untern Klaſſen, daß von ihm keine beſondere Rede ſeyn kann, und nur ſeine, dem Adel im Allgemeinen zukommenden Prärogativen unterſcheiden ihn in etwas von denſelben. Die vorzüglichſten derſelben ſind: ein eximirter Gerichtsſtand, Mauthfreiheit auf den Straßen, Verſchonung von niedern Straſen, z. B. Stockſchlägen u. dgl. — b) Der Bürgerſtand. Nur in den deutſchen Diſtrikten und in den vorzüglichſten Städten der Ungarn und Walachen hat ſich ein ſolcher gebildet; aber noch nirgends hat er ſich zu der Selbſtſtändigkeit erhoben, wie in vielen Staaten Deutſchlands, obgleich er auf den Landtagen ſeine eigenen Vertreter hat. Im Lande der Sachſen iſt er übrigens zu ziemlicher Wohlhabenheit gelangt, wie in demſelben überhaupt mit dem Genuſſe einer größern Freiheit das Volk ſich auch materiell beſſer befindet. Hier iſt auch das oben dargeſtellte Feudalſyſtem völlig beſchränkt, und es kann ein Jeder, welcher nur die Mittel dazu hat, Grundeigenthum erb- und eigenthümlich erwerben. Gewerb- und Kunſtfleiß hebt überall den Bürgerſtand mehr als alles Andere empor und gibt die Mittel zum Handel und zur Erwerbung von Reichthum. In S. iſt man darin im Vergleich zu Deutſchland und zum weſtlichen Europa überhaupt noch zurück, obgleich man ſchon für den größten Theil der derartigen Bedürfniſſe des Landes zu ſorgen im Stande iſt. Wer hier ſein Gewerbe nur einigermaßen inne hat, der nährt ſich gut davon. Meiſtens ſind es in den ungariſchen und walachiſchen Bezirken eingewanderte Deutſche, die, wenn ſie nur nicht ganz ungeſchickt ſind und das Erworbene nur einigermaßen zu Rathe halten, ihr Glück machen. — c) Der Stand der Bauern. Einzig und allein in den deutſchen und Szekler-Diſtrikten trifft man dieſen Stand in ſeiner eigentlichen Bedeutung an; in den andern Theilen des Landes gibt es nur Herren und Knechte, und neben dem beſitzenden Adel findet man nur Fröhner und Leibeigene. Daher iſt dieſer Stand auch nur in den gedachten Diſtrikten auf dem Landtage vertreten. Hier aber herrſcht, wie ſchon geſagt, große Wohlhabenheit, verbunden mit einem hohen Grade von geſunder Intelligenz. Dieſe macht ſich nicht ſelten auf dem Landtage in dem Maße geltend, daß die beſten Redner aus dieſem Stande auftreten und ihre Sache verfechten. Wäre S. in ſeiner ganzen Ausdehnung von einer ſolchen Bevölkerung bewohnt, wahrlich dieſes Land würde Epoche machen. So aber haben gerade die intelligenteſten Einwohner den unfruchtbarſten Landſtrich inne, obgleich ſie dieſem bei Weitem mehr abgewinnen, als die Ungarn und Walachen ihrem überaus fruchtbaren. Wie ſchon angeführt, herrſcht bei den Bauern in den deutſchen

Diſtrikten Ordnung, Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Schon ihr Körper verräth Kraft, und aus ihren Reden und Handlungen ſpricht ein geſunder Geiſt. Das weibliche Geſchlecht iſt munter und meiſtentheils gut gebildet, ja man trifft unter ihm oft genug wahre Schönheiten. Im Allgemeinen herrſcht religiöſer Sinn unter ihnen, weshalb denn auch Unzucht weit ſeltener iſt, als in vielen andern Ländern. Ihr ganzes inneres Hausweſen iſt gut geordnet und zeigt allenthalben die größte Zweckmäßigkeit. Obgleich man dem Trunke gerade nicht abhold iſt, ſo ſind eigentliche Trunkenbolde doch höchſt ſelten. — d) Der große Volkshaufe der niedern Klaſſen. Da S. noch weit hin hat bis zur Uebervölkerung, da es vielmehr noch um ein gutes Dritttheil mehr Einwohner zählen könnte, als jetzt, ehe es nur ſo bevölkert wäre, daß überall die Nothwendigkeit einer ſtärkern Betriebſamkeit einträte, ſo folgt hieraus ſchon von ſelbſt, daß der Haufe der Proletarier hier ungleich kleiner ſeyn müſſe, als in den meiſten Ländern des weſtlichen Europa's. Faſt nur Zigeuner allein gehören im ſtrikteſten Sinne in dieſe Kategorie. Unter den Deutſchen und Szeklern findet ſie ſich theilweiſe wohl auch ſchon repräſentirt; jedoch iſt keinem dort die Subſiſtenz ſo erſchwert, daß er ſie nicht bei einigem Fleiße noch ohne große Schwierigkeit gewinnen ſollte. Im ganzen Lande bieten ſich übrigens allenthalben Gewerbszweige dar, welche den, der ſie nur ergreifen mag, leicht nähren und vor Armuth bewahren. In der That trifft man auch in wenigen Ländern die Bettler in ſo geringer Anzahl, wie in S. Dies liegt einestheils eben in dem leichten Erwerbe und anderntheils in der Genügſamkeit des hieſigen Volkes. In den Bezirken der Ungarn und Walachen gibt es nur Wenige, welche nicht immer auf einige Zeit hinaus für ihre Bedürfniſſe verſorgt wären; denn, haben ſie auch kein großes und erbliches Grundeigenthum, ſo ſind ſie doch als glebae adscripti für die Bedürfniſſe des Magens gedeckt und nebenbei auch in den Stand geſetzt, für die Bedeckung ihrer Haut ſelbſt zu ſorgen. Die Wolle von ihren Schafen, deren jeder kleine Grundbeſitzer mehre hält, und die Häute von dem Vieh, das ſie zu ihrem Bedarf ſchlachten, gewähren ihnen hiezu die Mittel. Dabei ſind ſie Gerber, Tuchmacher, Schneider u. dgl. ſelbſt. Insbeſondere leiſten die Frauen darin treffliche Dienſte. Nahrung, Wohnung und Kleidung ſind natürlich unter den verſchiedenen Völkerſchaften S.s verſchieden. Die beſte Küche hat der Sachſe; der Ungar und Szekler liebt Fett und Gewürz, der Walache ſeinen Mamaliga, einen Brei aus Maismehl, ſo wie auch Milch, Käſe, Speck, Zwiebeln, Knoblauch ꝛc., während er wenig Fleiſch ißt. Der Zigeuner ißt Alles, weſſen er habhaft werden kann, ſelbſt gefallene Thiere. Die ſchönſten Wohnungen und Dörfer haben die Sachſen, beſonders an der Aluta um Hermannſtadt. Meiſt elend ſind die Lehm- und Holzhütten der Walachen, ſo wie auch die Erdhütten und Löcher der Zigeuner. Die Kleidung wechſelt von den Lumpen des Zigeuners bis zu dem edeln und prachtvollen Koſtüme des Magyaren; aber das größte Gemiſch findet man in den weiblichen Trachten. Zu bemerken iſt auch, daß dieſe heterogenen Nationen keine ſonderliche Liebe zu einander hegen; am gehaßteſten iſt aber von allen Uebrigen der Walache. Eine gemeinſchaftliche Eigenſchaft dieſer Völkerſchaft iſt ihre Liebe zu Muſik und Tanz. So künſtlich und einladend der ungariſche Tanz iſt, ſo üppig und ſinnenreizend iſt der walachiſche. Löblich ſind die Polizeianſtalten für die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums. S. hat, wie das kraſſover Komitat in Ungarn, ſeine Plajaſche, d. i. eine Walachen-Eskorte für Reiſende und Waaren zum Geleit über das unſichere Gebirg. Zur Abwehr der Peſtſeuche beſtehen an der Grenze 8 Kontumazämter, namentlich gegen die Moldau an den Päſſen Tolgyes, Gyemes und Ojtos; gegen die Walachei an den Päſſen Bodza, Tömös, Törzburg, Rothenthurm und Vulkan. Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums iſt in S. weniger gefährdet, als irgendwo; Diebſtahl und Raub ſind in dieſem Lande ſelten. Man kann unbeſorgt bei Tag und bei Nacht ſelbſt mit Schätzen reiſen, ohne einen Anfall von Dieben und Räubern fürchten zu müſſen. Aber auch in ihren Häuſern und in ihrem Eigenthum ſind die anſäſſigen Einwohner des Landes eben ſo ſicher, ſo daß Einbruch und Diebſtahl noch ſeltener vorkommen, als bei uns. Die große Genügſamkeit und die Einfachheit der Bedürfniſſe des größten Theils des Volkes ſind wohl der Hauptgrund dieſer günſtigen Erſcheinung. Man könnte dieſe Tugend der Ehrlichkeit unter dieſem Volke auch noch in der durch die Umſtände herbeigeführten Gewohnheit ſuchen, indem es hier weniger Gelegenheit zum Diebſtahle gibt, da z. B. auf den Dörfern außer den Grundherren Wohlhabenheit zu den Seltenheiten gehört. Auch die patriarchaliſche Nomadenſitte, das Vieh im Sommer ohne Bewachung bei Tag und bei Nacht im Freien zu laſſen, gebietet eine gegenſeitige Ehrlichkeit. Auch von wilden Thieren iſt für den Menſchen nicht das Mindeſte zu fürchten; Bären ſind nur noch höchſt ſelten im Lande, und wo welche noch vorkommen, halten ſie ſich in hohen, faſt unzugänglichen Waldgebirgen auf. Wölfe vergreifen ſich, wenn man ihnen nicht ſelbſt feindſelig in den Weg tritt, niemals an Menſchen, es ſey denn ein ſtrenger Winter und bei Nacht, wo dieſe Beſtien in Rudeln auf Raub ausziehen. Die Hauptſtraßen, wie z. B. die von Großwardein nach Klauſenburg, ferner von dieſer Stadt nach Biſtritz und in die Bukowina, wiederum nach Hermannſtadt und Kronſtadt bis hinauf in die Moldau und Walachei, ſind gut und kunſtmäßig angelegt, ſo daß man auf denſelben ohne alles Hinderniß raſch dahin fährt. Die Gaſthäuſer und Gaſthöfe in S. ſind zwar nicht ſo brillant und komfortabel eingerichtet, wie in großen deutſchen Städten, bieten jedoch bei Weitem mehr Bequemlichkeit und Genuß dar, als man in dieſem Lande zu erwarten berechtigt iſt.

Die Beſchäftigungen und Nahrungsquellen der Einwohner ſind ſehr verſchieden; doch ſtehen die Landwirthſchaft und der Bergbau obenan. Dem Ackerbau und der

Digitized by Google

Viehzucht widmen ſich hauptſächlich die Ungarn und Szekler, und beiden, ſo wie dazu noch einem ſtarken Obſt- und Weinbau u. der Blumenzucht die Sachſen, bei denen man auch noch die meiſten Gewerbe und Fabriken trifft. Die Walachen treiben mehr Viehzucht, als Feldbau. Die Zigeuner ſind theils anſäſſige, theils wandernde, die ſogenannten Lumpenzigeuner. Beide nähren ſich auf die mannichfaltigſte Weiſe, als Pferdehändler, Schmiede, Korbflechter, Keſſelflicker, Holzwaarenverfertiger, Abdecker, Scharfrichter, Muſikanten, Hauſirer u. Trödler, Waldbeerenſammler und Wahrſager, die angeſiedelten beſonders als Goldwäſcher (in Olah-Pian). Die Griechen und Armenier ſind Kaufleute, die Juden meiſt Kleinhändler, Hauſirer u. Branntweinbrenner. Die Wirthſchaftsmethode bedarf noch ſehr der Verbeſſerung. Durch Abſchaffung der Brache, meint Guilleaume, würde ſich S. in landwirthſchaftlicher Ergiebigkeit faſt über alle Länder der Welt erheben. Die Hauptfrucht, die gebaut wird, iſt Kukurutz, ohne die der Siebenbürger, beſonders der Walache, nicht leben kann. Dann folgen Weizen, Hafer, Roggen, wenig Spelt, faſt bloß zu Pferde- und Schweinefutter, und wenig Gerſte — Hülſenfrüchte bauen beſonders die Walachen — und Buchweizen. Der Kartoffelbau verbreitet ſich immer mehr, beſonders unter den Szeklern. Der künſtliche Futterbau iſt unbedeutend, um ſo nahrhafter ſind die Wieſen und Hutweiden, alle meiſt ohne Pflege. Der Gartenbau wird in der Nähe der Städte getrieben, doch nicht mit dem Erfolg wie in Deutſchland; man zieht weißen und rothen Kopfkohl, Wurzel- u. Zwiebelgewächſe, Gurken, Melonen ꝛc. Am meiſten noch thun hierin, beſonders für die Obſt- und Bienenzucht, die Sachſen. Um Heltau und Kronſtadt ſind ungeheure viele Kirſchbäume; einzelne Reviere erzeugen ſehr viele Pfirſiche (Deva), Pflaumen, Kaſtanien (Kövar), eben ſo Mandeln, Birnen und Aepfel. Hanf wird mehr gebaut, als Flachs (Sarkany im fogaraſcher Diſtrikt), ſelten Krapp; dagegen wachſen viele Färbekräuter, z. B. Waid, wild; der Tabak wird ſehr ſtark gebaut, am ſtärkſten im Szeklerſtuhle Udvarhely; der Hopfenbau iſt eingegangen, um ſo reichlicher wächſt der Senf und Mohn bei den Szeklern. Berühmt ſind die Zwiebeln von Szaſz-Regen. Der Wein iſt gut in Qualität und Quantität. Von der beſten Qualität ſind die Weine von Kükül-lövar, Karlsburg, Birthelm, Mühlenbach, Biſtritz ꝛc. Die Waldungen genießen einer ſchlechten Forſtwirthſchaft, ſo daß im Innern des Landes Holzmangel iſt, aber um den Rand des Landes herum zieht ſich ein unermeßlicher Wälderkranz. Leider aber fehlt es an den nöthigen Mitteln, um das Holz leichter aus den Wäldern zu ſchaffen und zu transportiren. Die herrſchenden Holzarten ſind: die Eiche, Buche, Tanne und Fichte. Die Hüttenwerke erfordern viele Holzkohlen. Eichenrinde, Knoppern, Ulmen-, Birken- und Weidenrinde ſammelt man für die Gerber. Bei Vajda Hunyad wächſt Perückenſumach. Hinſichtlich des Landbaues berechnete man im J. 1834 den Flächenraum des nutzbaren Bodens zu 816 □M., von welchen 277 in ackerbaren Feldern, 32 in Weinpflanzungen, 114 in Wieſen und Gärten, 116 in Weideland und 277 in Waldungen beſtanden. Der zweite Hauptzweig der Landwirthſchaft iſt die Viehzucht. Die ſiebenbürgiſchen Pferde ſind ſchön gebaut, feurig und dauerhaft. Die Behendigkeit und Ausdauer ſind ihre beſten Eigenſchaften. Auf den ausgedehnten Weideländereien haben die jungen Pferde Raum genug, ſich zu tummeln und ihre Sehnen zu ſtärken, und da man ſie überdies Tag und Nacht im Freien läßt, ſo härten ſie ſich ſehr ab, wodurch ſie dann beim Gebrauch zu Reiſen beſonders geſchickt werden. Die Regierung kauft alljährlich eine große Anzahl dieſer Pferde für den Remontebedarf zu ziemlich hohen Preiſen. In neuerer Zeit jedoch ſcheint die Pferdezucht einen Theil ihres Terrains den Schafen abtreten zu wollen. Das Vaterland der ächten Stammraçe iſt die Cſik, ein Gebirgsdiſtrikt im Szeklerlande. S. hat über 80 Landgeſtüte. Maulthiere und Eſel haben einen guten Abſatz in die Türkei. Das Rindvieh, größtentheils von ungariſcher Raçe und von ſchmackhaftem Fleiſche, iſt äußerſt verwahrloſt. Da und dort im Gebirge beſteht eine Art von Alpenwirthſchaft, wo vortreffliche Käſe, Stinahin genannt, erzeugt werden. Große Strecken der Grasländereien verpachtet man an Viehhändler (Armenier), welche ihr Rindvieh darauf fett weiden laſſen und es ſodann nach Oeſterreich abſetzen. Es gewährt einen ſehr idylliſchen Anblick, wenn man ſo große Heerden ganz weißer Rinder an den Abhängen der Hügel weiden ſieht und um ſich herum die Bienen in den Blumen ſummen hört, hie und da die Hütte eines Flurhirten oder Bienenwärters erblickt und über dem Ganzen einen blauen Dunſt wahrnimmt, welcher demſelben einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Dabei erfährt man eine fortwährende Täuſchung; denn es hat das Anſehen, als wären überall die entfernten Hügel mit grünem Gebüſch bewachſen, obgleich, wenn man näher kommt, keine Spur deſſelben ſich findet. Die Zahl der Büffel nimmt immer mehr ab; die meiſten finden ſich im fogaraſcher und kronſtädter Diſtrikt; ſie ſind theils weiß, theils ſchwarz. Am meiſten lieben ſie Moräſte, in denen ſie den Tag über ſtecken; Abends werden ſie nach Hauſe getrieben, um gemolken werden zu können; ihre Milch iſt ſehr fett. Die Schafzucht treiben beſonders die Walachen; ſie ſind aber in der Veredlung noch ſehr zurück. Die eigentliche ſiebenbürgiſche Schafraçe heißt, wie erwähnt, Zurkan, große, derbe Schafe, mit grober, zottiger und langer Wolle; auch gibt es walachiſche Ziegenſchafe von feinerer und kürzerer Wolle. Dieſe Schafe überwintern meiſt in der Moldau und Walachei. Bei der Menge und Vortrefflichkeit des Graſes; bei den überaus geſunden Triften iſt das Land für die Schafzucht beſonders geeignet, und bei dem wohlfeilen Futter würden die Merinos hier eine ſehr hohe Rente tragen. Bereits ſind auch hier ſchon mehre Heerden aufgeſtellt, welche ſich wohl ſchnell vermehren und großen Gewinn bringen dürften.

Digitized by Google

Die kleinern Grundbeſitzer halten zwar Schafe, aber nur Zakel, von denen die meiſten ſchwarz ſind. Die Felle derſelben ſind eine gute Handelswaare und kommen zur Ausfuhr. Die Schweinezucht deckt das Bedürfniß nicht, daher noch viele Schweine aus der Moldau und Walachei eingeführt werden. An Geflügel iſt Ueberfluß, beſonders auf den Märkten; das Mäſten der Gänſe iſt ſehr gewöhnlich. Auf der Haide Mezöſeg wird die Bienenzucht ſehr ſorgfältig betrieben, ſo wie auch im kronſtädter Diſtrikt, ſo daß mancher Bienenwirth 2—800 Stöcke beſitzt; doch wird noch viel rohes Wachs aus der Walachei eingeführt. Sehr einträglich iſt der Bergbau. Mit Ausnahme Rußlands und Ungarns ſind die Höhen und Berge S.s von der Natur unter allen europäiſchen am reichſten ausgeſtattet. Seine Mittelgebirge enthalten, außer Zinn und Platina, beinahe alle ganzen und alle Halbmetalle, ſo wie auch edles Geſtein mannichſacher Art in unerſchöpflicher Menge. Man rechnet, daß ſeine jährliche Ausbeute allein an Gold, mit Inbegriff des Waſchgoldes, über 250,000 Mark betrage, ſomit das mit edeln Metallen geſegnete Ungarn hierin übertroffen wird. S.s Bergbau iſt uralt, und ſchon ſeit 2000 Jahren werden ſeine Gebirge in verſchiedenen Richtungen nach Gold durchwühlt; allein, die kaiſerlichen Werke ausgenommen, wird er ſelten nach den Regeln der Kunſt betrieben, vielmehr als eine Art bürgerlichen Gewerbes behandelt, womit ſich die Einwohner gewiſſer Bezieke, denen kein anderer Nahrungszweig ſich darbietet, ernähren müſſen. Um Gold zu gewinnen, hat man nicht überall nöthig, eine Grube zu machen; Jeder kann aus einer Menge goldhaltiger Gebirgsarten, aus dem Sande der Flüſſe und ſchon aus dem durch Regenfluth hie und da angeſchwemmten Sande Gold auswaſchen. Koſtſpielige Tiefbaue ſind daher ſelten; man treibt häufig Raubbau, theils um in der größten Geſchwindigkeit viele Einnahme zu machen, theils und noch mehr, um Schätze vor Diebereien in Sicherheit zu bringen, welche in den Gegenden, wo die Bergwerke liegen, beinahe etwas Alltägliches ſind. Niemand traut ſich, ſeine Golderze in Gruben oder Kauen jemals allein zu laſſen, und ſelbſt die kaiſerlichen Minen werden immer aufs Strengſte bewacht und alle Zugänge verſchloſſen. Die reichſten Goldgruben waren bisher zu Nagyag, Szekerembe, Kapnik-Banya, Zalathna u. Vöröspatak; minder ergiebige zu Abrad-Banya, Kos-Almaſch, Kartſunesd, Boitza, Fäzes, Kajanel, Bukaresd, Herzejany, Cſertes, Hondel, Magura, Korosbanya, Pokura, Offenbanya, Kriſtſor, Stojemaja, Rodna, Kurety und Ruda. Außerdem trifft man häufig Goldanbrüche, namentlich im dobokaer und innern ſzolnoker Komitat, die jedoch meiſt unbenutzt ſind. Beträchtliche Goldwäſchereien ſind in den Flüſſen Aranyoſch, Maros, Lapaſch und Mühlenbach, außer welchen aber noch mehre andere Flüſſe und Bäche Goldſand führen. Unter den erſtgenannten 5 Hauptgruben ſind Nagyag und Szekerembe die merkwürdigſten, wo der Bau mit außerordentlichem Glücke betrieben wird. Unter den vielen Goldwäſchereien ſind die bei Maros-Ujvar, Szekerembe, Olah-Pian und Rekute die ergiebigſten und am ſtärkſten betriebenen. Die Goldwäſcher ſind gemeiniglich Walachen oder Zigeuner, welche theils des Goldes wegen, theils aus angeborener Gewohnheit und Neigung nahe an Flüſſen und Bächen in meiſt elenden Hütten wohnen. Ihr Werkzeug zum Goldwaſchen iſt höchſt einfach und beſteht bloß in einem 5 Schuh langen und etwa 3 Schuh breiten Brete, welches dicht neben einander ſchief eingeſchnittene, querlaufende Kerben hat und als Schiefſfläche an den Seigwerken aufgeſtellt wird. Auf dieſes Bret wird der Schotter oder grobe Flußſand mit einer hölzernen Schauſel geſchüttet und mit Waſſer mittelſt eines Sechters herabgeſchwemmt, wo durch ſtetes Rütteln das grobe Geſtein ſich abſondert, und der Sand in den Kerben zurückbleibt und abermals in einer Mulde herausgewaſchen wird. Iſt dies geſchehen, ſo wird dieſer Sand auf einem etwas mehr als einen Quadratſchuh großen, konkaven und ſchwarz angebrannten Brete mit Waſſer neuerdings abgeflößt, wobei zuerſt der Letten und Flugſand, dann anderer grober Sand, nach dieſem häufig ein eiſengrauer, ſchwerer und endlich ein rothlicher Sand und mit dieſem das Gold zum Vorſchein kommt. Das jedesmalige reine Auswaſchen einer Schottermaſſe von 5—6 Pfd. erfordert kaum 10 Minuten, wobei ſie den mit Waſſer verdünnten Schotter ſo geſchickt zu rütteln und den leichtern Sand auszuſcheiden verſtehen, daß die ſchweren Goldkörner ſich von den Erdarten ablöſen und an den Boden und die Wandungen des Gefäßes ziemlich rein anhängen müſſen. Iſt dieſer rothe Goldſand ſo rein wie möglich ausgeſchlämmt, ſo wird er, nachdem man Queckſilber auf denſelben gegoſſen, gut gemiſcht, durch ein Hirſchleder getrieben, der Sand zuletzt von dem Queckſilber wieder durch Feuer gereinigt, und das Gold zum Verkauf an die Einlöſungsämter gebracht. Der jährliche Ertrag an Waſchgold wird zu 6—8 Centner gerechnet, welches an das Oberbergamt in Zalathna abgeliefert wird. In ſeltſamem Kontraſte mit dieſen goldreichen Gegenden ſteht übrigens die Dürftigkeit ihrer Bewohner aus der niedern Klaſſe, was insbeſondere bei den walachiſchen Bergleuten der Fall iſt. Ihr ſtarker und dauerhafter Körper gibt ihnen eine ſeltene Geſundheit gegenüber dem andern, namentlich dem deutſchen Bergvolke, und ihre Arbeitſamkeit macht ſie zu großen Anſtrengungen fähig. Gewöhnlich in einen engen Kreis der Thätigkeit eingeſchloſſen, verſtehen ſie weiter nichts, als Bohren, Schießen, Aufbereiten und bei den Pochwerken zu wachen, und ohne den unverdroſſenſten Fleiß ihrer Hände ſind ſie nicht im Staude, die Natur zu nöthigen, daß ſie ihnen Unterhalt gewähre. Indem ſie ſich beſtreben, ihren eigenen Vortheil zu fördern, werden ſie dem Staate durch die reinen Einkünfte, welche er durch die Früchte ihrer Anſtrengungen bezieht, vielleicht eben ſo nützlich, als durch die Belebung und Betrieb-

ſamkeit einer Gegend, welche wohl außerdem wahrſcheinlich eine Wildniß und bloß von Bären und Wölfen bewohnt wäre; allein trotz aller Anſtrengung bleibt ihnen doch gerade nur ſo viel Gewinn, als in einem ſehr wohlfeilen Lande nöthig iſt, um nicht zu verhungern. Wenig zu verwundern iſt es daher, wenn ſie, theils durch Noth, theils durch die Gelegenheit verſucht, zuweilen zu unerlaubten Mitteln ihre Zuflucht nehmen und ihre Dienſtherren auf mannichfache Weiſe zu betrügen ſuchen. Die Zugänge zu den Gruben ſind zwar aller Orten feſt verſchloſſen und ſtreng bewacht, ſo wie auch das Aufſichtsperſonal in den Gruben äußerſt wachſam iſt, und alle Herauskommenden ſehr genau viſitirt werden; aber deſſen ungeachtet iſt doch das Stehlen faſt etwas Alltägliches. In der Nagyager-Grube iſt ſchon der Fall vorgekommen, daß man im Abtenfen ganz in der Mitte, und ohne daß ein Hutmann oder Steiger das Mindeſte davon gewahr wurde, 2—3 Klafter tief bis auf einen reinen Anbruch niedergebracht und ausgeraubt hat. Die Helme des Gezähns ſind ausgehöhlt worden, um ſie mit klar gepochtem Blättererze anzufüllen und ſo dem Scharfblicke der Wächter entgehen zu können. Häufig ſind aber kleinere Diebſtähle, und namentlich muß das Kukuruzbrod, welches das gewöhnliche Frühſtück der Bergleute in der Grube ausmacht, gar häufig dazu dienen, Mehl von Blättererz zu verſchlingen, welches man ſodann durch Ausſickerungen wieder zu gewinnen keinen Abſcheu hat. In der Gegend von Vöröspatak und Nagyag ſind ſtets mehre Gruben im Betriebe, wo entweder gar keine oder doch nur arme Erze im Anbruch ſtehen; aber ihre Beſitzer erkaufen die anderwärts erbeuteten und geſtohlenen Erze um wohlfeile Preiſe und geben ſie als Erzeugniſſe ihrer Gruben an die Hütten, wodurch den Bergleuten Gelegenheit gegeben iſt, das geſtohlene Gut mit völliger Sicherheit vor Entdeckung der Vergehungen in baares Geld umzuſetzen. Auch in die Walachei wird nicht ſelten ſolche geſtohlene Waare abgeſetzt; beſonders wurde früher, wo für das Piſet Gold von der königl. Goldeinlöſung nur 2 fl. 59 kr., in der Walachei dagegen 8—9 fl. gezahlt wurden, ſehr viel dorthin geſchwärzt. Um dieſem zu begegnen, iſt die Anordnung getroffen, daß die Beamten Jedem, der Gold bringt, den Werth ſogleich auszahlen, ohne nach Namen und Fundort zu fragen. — Silber gewinnt man überall, wo Gold iſt; auf eigentliche Silbererze iſt der Bau unbedeutend. Das Queckſilber von Zalathna ſteigt nicht über 65 Ctr. Das Kupfer von Deva, Szent-Domokos ꝛc. iſt von 2400 auf 400 Ctr. herabgeſunken. Weit ergiebiger ſind die Eiſengruben, beſonders die komeraliſchen zu Gyallar bei Vajda-Hunyad; doch ſollten ſie emſiger betrieben werden wegen des leichten Abſatzes in die Türkei. Die ärariſche Eiſenerzeugung ſchätzt man auf 12,000 Ctr. geſchmiedetes Eiſen und 1000 Ctr. Stahleiſen; die Privatwerke geben 6000 Ctr. Im Ganzen wird der Bergbau meiſtentheils nachläſſig betrieben und iſt in den Händen gemeiner Menſchen meiſt dem Zufall überlaſſen. — S. iſt das ſalzreichſte Land Europa's, und ſeine Salzwerke werfen jährlich etwa 1 Million in Steinſalz ab, wovon nicht viel nach Ungarn, noch weniger nach Serbien und Bosnien ausgeführt wird. Die ergiebigſten Gruben ſind in Maros-Ujvar, Thorda, Viſzakna, Kolos, Dees-Akna und Paraid. Man erzeugt zwei Sorten Steinſalz, Maſir oder unförmige Stücke zu 160 Pfd., für den Verſchleiß im Lande und Formalſtücke zu 50 Pfd. für Ungarn. Das dabei nicht mitgerechnete Minutien- oder Stückſalz bleibt unbenutzt und wird in die Halden geſtürzt. Man zählt bei 30 Salzſpurien, d. h. ſolche Orte, wo der Salzſtock zu Tage ausſtreicht, und an mehr als 120 Orten Salzwaſſerquellen oder Salzbrunnen. Torf und Steinkohlen bleiben unbenutzt; Bergöl gewinnt man aber hinter dem Paſſe Ojtos (800 molk. Eimer). — Die Gewerbeinduſtrie iſt noch ſehr zurück; gewiſſe Gewerbe fehlen ganz, in manchen Gegenden ſelbſt die nothwendigſten Handwerker, als Maurer, Zimmerleute, Schmiede ꝛc. Die meiſte Induſtrie trifft man noch unter den Sachſen; auch die Szekler ſind gewerbfleißiger als die Magyaren und Walachen. Letztere bereiten ſich den größten Theil ihrer Kleidungsſtücke, Geräthſchaften ꝛc. ſelbſt, ohne eines Handwerkers zu bedürfen. Grobe Haus-, vorzüglich Hanfleinwand wird von den Weibern in allen Dörfern des Landes, aber meiſt nur zum eigenen Bedarf, erzeugt; feinere Gattungen bezieht man größtentheils aus Ungarn (Zips) und Böhmen. Auch gröbere Tücher werden, beſonders in Hermannſtadt, Kronſtadt und Heltau, in Menge verfertigt; weniger beträchtlich iſt die Baumwollenweberei. Zahlreich ſind die Gerber, obwohl nicht hinreichend. Papiermühlen ſind 12, aber nur für gröbere Sorten, vorhanden. In der neueſten Zeit hat man angefangen, Runkelrüben zum Behuf der Zuckererzeugung anzubauen. Branntweinbrennereien ſind zahlreich und werden meiſt von Juden betrieben. Hütten- und Hammerwerke ſind überall mit dem Bergbau verbunden; aber die weitere Verarbeitung der Metalle iſt für das Bedürfniß des Landes nicht hinreichend. Die meiſten Gold- und Silberartikel kommen aus Wien, feinere Eiſenwaaren aus dem Banat, Steiermark und Böhmen. Gemeines Töpfergeſchirr wird hinlänglich erzeugt; bemerkenswerth ſind die Waſſerkrüge aus feinem grauen Thon und die blaſigen Trinkgefäße aus Alaunthon, welche einige Orte liefern. Unter den 4 Steingutfabriken iſt die zu Batiz die vorzüglichſte. Auch die irdenen ſchwarzen und braunen Tabakspfeifen aus Borgo ſind ſehr beliebt. Glashütten ſind 7 vorhanden, von welchen die bei Arpas und Karkzeſora auch feine und geſchliffene Artikel liefern. Zwei Pulvermühlen zu Hermannſtadt und Kisſalu reichen für das Land hin. Auszeichnung verdienen die Produkte der hermannſtädter Seifenſieder und Hutmacher und der kronſtädter Holzflaſchendrechsler. Im Jahr 1834 zählte man nach Becher 22,668

Polizeigewerbs- und 17,447 **Kommercialgewerbsbefugte** nebſt 466 Fabriken; letztere ſind jedoch meiſt nur größere Gewerbsanſtalten. **Eigentliche** Fabriken, die auf **ſtrenger Theilung** der Arbeit beruhen, gibt es ſehr wenige.

Handel. Bei der Verſchiedenheit des Klima's und Bodens iſt der **innere Verkehr** der einzelnen Landestheile ziemlich lebhaft und wird vornehmlich durch die vielen Jahr- und Wochenmärkte unterhalten, deren man gegen 400 zählt, worunter die zu Hermannſtadt, Klauſenburg und Kronſtadt die wichtigſten ſind. Der Verkehr mit Vieh, Butter, Käſe ꝛc. iſt meiſt in den Händen walachiſcher Gebirgsbewohner. Bauholz, Breter, Schindeln ꝛc. verfuhren beſonders die Szekler aus den cſiker und haromſzeker Stühlen. Der Verkehr mit Induſtrieerzeugniſſen hat ſeinen Hauptſitz in den ſächſiſchen Gegenden; der **eigentliche Handel** aber iſt in den Händen der Griechen u. Armenier, während die Juden im Großen nur geringen Theil daran haben u. ſich mehr an das Landvolk wenden. Ohnehin dürfen ſie im Lande der Sachſen ſich nicht anſäſſig machen und die Bergwerksortſchaften nicht einmal betreten. Was den **auswärtigen Handel** anbelangt, ſo kommen zunächſt Ungarn, die Moldau und Walachei in Betracht. Nach Ungarn ſchickt S. Salz, Pferde, Halinatücher, Kotzen, Wolle, Branntwein u. dgl. Mangel an Unternehmungsgeiſt und an raffinirter Betriebſamkeit der Einwohner ſind ein Haupthinderniß des Handels nach außen. Seit 1818 beſtand ein neuer Mauthtarif auf 14 Jahre für die öſterreich. Kaufleute in die türkiſchen Länder. Ausgeführt werden in die letztern meiſt Naturprodukte, z. B. Salz und Eiſen, einige Fabrikate, z. B. Seilerwaaren, Holzwaaren, Schnüre, Kämme ꝛc. Alle beſſern Fabrikate bezieht S. aus andern Theilen der öſterr. Monarchie. Der reiche Ungar ſteckt ſein Geld lieber in unbewegliche Güter, als in den Handel und induſtrielle Spekulation; nur unter den Sachſen ſcheint der Handelsgeiſt wieder zu erwachen. Die **Ausfuhr** beſteht in Vieh, Schafwolle, Fellen, Leder, Wein, Salz, gröbern Wollenwaaren, Bergwerksprodukten, Glaswaaren, Töpferwaaren, Papier, Seife und Lichtern, Flachs- und Wollenwaaren, Drechsler- und gröbern Tiſchlerarbeiten; die **Einfuhr** in Vieh, Fellen und Häuten, Wein, Wolle, Baumwolle, Wachs, Honig, feinen Tüchern, Wollen-, Baumwollen- und Linnenwaaren, feinern Töpfer- und Glaswaaren, Kolonialwaaren, Luxusgegenſtanden ꝛc. Nach **Becher** betrug die Ausfuhr 1834 im Geldwerthe 2,146,660 fl., die Einfuhr 3,341,240 fl. Der **Durchfuhrhandel** (meiſt mit levantiſchen Erzeugniſſen) war bisher ebenfalls nicht unbedeutend, dürfte ſich aber bei weiterer Ausbreitung der Dampfſchifffahrt auf der Donau ſehr vermindern. Der Hauptverkehr findet ſtets mit Ungarn, der Moldau und Walachei Statt; die vornehmſten Hauptplätze ſind **Kronſtadt** und **Hermannſtadt**. Graf **Bethlen** ſchätzt die Einfuhr der Rohprodukte nach Kronſtadt auf 5 Millionen Gulden (?), die Ausfuhr in die Moldau und die Walachei auf 1,571,000, in andere Gegenden der Türkei auf 950,000, nach Ungarn auf 800,000 und in andere Theile S.s auf 800,000 fl. Es gibt in der Gegend von Kronſtadt viele Fuhrleute; auch die **Präwaner** (bei Kronſtadt anſäſſige Walachen) befaſſen ſich mit dem Transport von Gütern in und aus der Walachei. Von Vieh ſind es Pferde und Rinder, welche in großer Zahl abgeſetzt werden. Von den Pferden des Landes gehen alljährlich beträchtliche Partien als Remonten an die kaiſerl. öſterr. Armee ab, und ſie werden mit Preiſen bezahlt, die für jenes Land als hoch zu achten ſind; denn 100 fl. Konv.-Münze iſt ein gewöhnlicher Satz für ein taugliches Roß. Dergleichen Lieferungen werden in der Regel von Armeniern und Juden übernommen, und der dabei zu machende Hauptgewinn beruht auf den Verbindungen mit tüchtigen Pferdezüchtern. Vor dem vollendeten vierten Jahre wird in der Regel kein Thier als Remonte angenommen. Im Privathandel werden zur Zeit hauptſächlich gute Kutſchenpferde, Abkömmlinge von arabiſchen Meſti-Stuten und engliſchen Hengſten, geſucht und mit guten Preiſen bezahlt. Ein derartiger Zug von 4 ganz zu einander paſſenden Thieren iſt von Züchtern ſelbſt nicht unter 800—1000 fl. K.-M. zu kaufen. Rinder werden in zahlreichen Heerden nach Peſth und Wien getrieben; es entfällt bei dieſem Handel, wenn ihn kein beſonderer Unfall trifft, bedeutender Gewinn. Außer den im Lande geborenen Heerden werden deren noch viele aus der Moldau eingeführt, in S. den Sommer hindurch auf der Weide gehalten und ſodann im Herbſte ins Ausland zum Verkauf getrieben. Dieſer Handel iſt faſt einzig und allein in den Händen der Armenier. Außer dem Handel mit Vieh iſt der in Landesprodukten, als da ſind: Wolle, Häute, Wachs, Honig u. dgl. der beträchtlichſte. Die Wolle, welche das Land liefert, gehört größtentheils zu den allergeringſten Sorten, ſo daß man auch im Auslande, unter der Firma der ſiebenbürgiſchen, eine ganz gemeine Wolle verſteht. Rinderhäute und Talg ſind ein fernerer bedeutender Ausfuhrartikel, was aus dem Flor, in welchem hier die Rindviehzucht ſteht, leicht zu entnehmen iſt. Wachs und Honig könnte das Land bei ſeiner reichen Flora, die der Bienenzucht ſo überaus günſtig iſt, in noch weit größerer Menge zur Ausfuhr liefern, wenn man dieſem Erwerbszweige mehr Aufmerkſamkeit ſchenken wollte; und wie Vieles wäre überhaupt noch dem geſegneten Lande abzugewinnen, was zur Zeit noch in ſeinem Schooße ruht und künftigen Geſchlechtern auszubeuten bleibt, vorausgeſetzt, daß Intelligenz und Induſtrie ſich mit der Zeit noch mehr entwickeln. Mit dem Reichthum ſeines **Salzes** iſt S. nur auf ſeinen eigenen Bedarf beſchränkt, da es faſt ringsum von Ländern, die gleichen Reichthum beſitzen, umgeben iſt, und da es nach Ungarn deshalb nur wenig abſetzen kann, weil dieſes Land ſich faſt gänzlich aus Galizien verſorgt. Noch muß eines Artikels erwähnt werden, welcher nur als vorübergehend er-

Digitized by Google

ſchienen iſt, der aber, hätte man ihn wahrzunehmen verſtanden, ziemlich bedeutend hätte werden können. Es ſind dies die **Blutegel**. Von Frankreich aus ſtellt ſich ſeit einigen Jahrzehnten ein ſehr dringendes Bedürfniß dieſer Thiere heraus. Zuerſt ſuchte man ſie in Deutſchland auf, wo ſie aber in viel zu geringer Menge gefunden wurden, um lange vorzuhalten. Man drang nach Ungarn vor, fand ſie häufiger, räumte aber auch dort dergeſtalt auf, daß man immer weiter nach Oſten ſuchte, alſo auch nach S. kam. Hier lieferten eine Menge Teiche der Waare genug, man ſchätzte ſie aber zu gering, gab ſie für eine Kleinigkeit hin, und ſo deutete man ſie allzuſchnell u. allzurein aus. Die Folge davon iſt nunmehr, daß man ſie nur noch in geringer Anzahl findet und mit dem Aufſuchen bereits bis an die öſtlichſten Grenzen des Landes vorgerückt iſt und ſchon darüber hinaus, d. i. in die Walachei geht. Die Sache war, als dieſer Handel im Flor war, einträglicher, als man glauben ſollte, und ſie hat während ihrer Dauer dem Lande Millionen Gulden eingetragen. Die Ausfuhr ſämmtlicher Rohprodukte geht nach dem Weſten und dirigirt ſich nach den beiden Plätzen Peſth und Wien. Die Fracht iſt überaus billig, ſo zwar, daß man vom Centner von Klauſenburg nach Peſth auf 54 Meilen Entfernung ſelten mehr als $1\frac{1}{2}$ fl. Konv.-Münze bezahlt. Das Land wird gegenwärtig in allen Richtungen von **Poſt-** und **Kommerzialſtraßen** durchſchnitten, und nebſt dieſen gibt es noch beſondere **Salzſtraßen**. Die **Hauptpoſtſtraße** des Landes iſt die von Kronſtadt nach Wien über Fagaras, Hermanſtadt und Mühlenbach. Mit ihr vereinigen ſich bei Deva (hunyader Komitat) eine aus Ungarn, bei Szaſzvaros die aus Großwardein in Ungarn kommende Straße. Von **Hermannſtadt** geht eine Poſtſtraße, die **Franzensſtraße** genannt, über Mediaſch, Schäsburg, Biſtritz, Borgos nach der Bukowina, ſo wie von Kronſtadt öſtlich durch die Gebirgspäſſe eine Straße nach der Moldau. Die Straßen ſind, beſonders in neueren Zeiten, durch die Sorgfalt der Regierung größtentheils chauſſéemäßig gebaut, und es wird noch fortwährend an ihrer Vollendung gearbeitet. Als **Waſſerſtraßen** werden bis jetzt nur die **Maros** (beſonders zum Transport des Steinſalzes nach Arad in Ungarn) und **Szamos** benutzt. Die Schifffahrt auf der Maros wird im Früh- und Spätjahr mit Plätten u. Schiffen von 600 Ctr. Ladung betrieben. Was Manufakturen und Fabriken, ſo wie höherer Kunſtfleiß ſchaffen, das wird S. größtentheils von außen zugeführt. Peſth und Wien ſind auch hiefür ſeine Waarenplätze. Im Allgemeinen bewegt ſich der Handel des Landes noch in engen Grenzen, und es nehmen an ihm, wenn wir ihn im Großen auffaſſen, nur wenige Häuſer Theil. Die Gewerbe befinden ſich, wie eben bemerkt, zum Theil in ihrer Kindheit, und wo ſie ſich aus dieſer bereits herausgearbeitet haben, da tragen ſie beträchtlichen Gewinn. Dies aber kann man nur von den größern Städten, Klauſenburg, Hermanſtadt, Kronſtadt und einigen andern ſagen. — **Rechnungsverhältniſſe. Rechnungsart, Münzen** ꝛc., ſ. **Militärgrenze** und **Wien**. — **Maße u. Gewichte.** Behufs Einführung der wiener Maße u. Gewichte wurden die erforderlichen Etalons im J. 1825 aus Wien bezogen; jene Einführung iſt aber für den Verkehr bis jetzt nicht erfolgt u. es gelten noch die folgenden **ſiebenbürger** Größen. Die Behörden bedienen ſich dagegen ſtets der **wiener** Maße u. Gewichte. — **Längenmaß.** Die ſiebenbürger Elle iſt = $\frac{4}{5}$ (oder 0,8) wiener Ellen = 0,62337 Meter = 276,338 pariſ. Lin. — **Feldmaß**, ſ. **Militärgrenze**. — **Getreidemaß.** Der ſiebenbürger Kübel hat 4 Viertel zu 2 Ur à 8 Maß und iſt = 92,5570 Liter = 4666,024 pariſ. Kubik-Zoll = 1,5048 wiener Metzen. In der Praxis rechnet man den Kübel = $1\frac{1}{2}$ wiener Metzen. — 1 Mirze = 2 Kübel. — **Flüſſigkeitsmaß.** Der Ur oder ſiebenbürger Eimer hat 8 Maß zu 2 ſiebenbürger Halben à 2 Seitel, iſt dem Ur des Getreidemaßes (zu $\frac{1}{8}$ Kübel) völlig gleich und enthält 11,5696 Liter = 583,253 pariſ. Kub.-Zoll = 0,20439 wiener Eimer (à 40 wiener Maß) = 0,19941 wiener Wein-Eimer (à 41 wiener Maß). In der Praxis rechnet man den Ur = $\frac{1}{5}$ wiener Eimer (à 40 Maß) oder = 8 wiener Maß, und die ſiebenbürger Maß der wiener Maß gleich. — **Handelsgewicht** iſt das Pfund des wiener Marktgewichts; ſ. **Wien**. Man bedient ſich aber ſehr häufig auch der (urſprünglich türkiſchen) Oka von 4 Litra, welche man hier ſtets = $2\frac{1}{4}$ wiener Pfund rechnet = 1260,027 Gramm = 11651,56 holl. As. Vergl. **Militärgrenze**. — **Gold- u. Silbergewicht** iſt die wiener Mark. — Zur Abwägung des Waſchgoldes bedient man ſich des Piſet-Gewichts. Der Piſet oder Pizete = $\frac{19}{1024}$ (od. 0,0185547) wiener Mark = 5,207262 Gramm = 108,3419 holl. As. Jeder Piſet Gold wird den goldwaſchenden Zigeunern von der Behörde mit 3 fl. 40 kr. abgekauft. — **Medicinal- u. Apothekergewicht** iſt das wiener. — Die **Maße** in dem ſiebenbürger Antheile der Militärgrenze ſ. **Militärgrenze**. — **Handelsanſtalten.** In Klauſenburg: die ſiebenbürger Aurum-Pigment-Geſellſchaft. Der ſiebenbürgiſche gegenſeitige Hagelverſicherungs-Verein. In Hermannſtadt: Induſtrie-Verein. Wechſelgericht. Sparkaſſe. Mehre Feuer-Aſſekuranz-Vereine.

Oeffentliche Vergnügungen. So wie ein großer Theil der Bevölkerung rückſichtlich der Kultur noch in ſeiner Kindheit iſt, ſo ſind auch ſeine Anſprüche an öffentliche Vergnügungen noch die der Kinder. Dies zeigt ſich hauptſächlich bei **Volksfeſten**, bei denen z. B. Muſik nicht fehlen darf, die aber meiſtentheils nur aus einigen Fiedeln und Pfeifen von Zigeunern beſteht, nach denen man aber nach Herzensluſt tanzt. Jedoch iſt auch der Tanz des Volkes noch der von Kindern: ein einfaches Herumlaufen und Springen, wobei die innere Luſt den Rhythmus diktirt und die Beine in Bewegung ſetzt. Daß das, was wir hier

Digitized by Google

Volksfeſte nennen, ſich nur auf enge Kreiſe beſchränkt, müſſen wir darumerinnern, weil eigentliche Nationalfeſte, welche das Volk in einem weiten Umkreiſe vereinigen könnten, bis jetzt in S. noch eine unbekannte Sache ſind. Das Theater hat ſich in dieſem Lande auch noch zu keiner ſonderlichen Vollkommenheit ausgebildet. Zwar muß man dem deutſchen in Hermannſtadt Gerechtigkeit widerfahren laſſen, da es, ſo weit ſeine materiellen und intellektuellen Hülfsmittel reichen, ſein Mögliches thut und mitunter auch in ſeinen Leiſtungen ſich zu denen des zweiten Ranges emporſchwingt; weniger aber läßt ſich dies von dem ungariſchen in Klauſenburg ſagen. In beiden jedoch wird die Kunſt durch große Nachſicht und durch rauſchenden Beifall, wo dieſer nur irgend anzubringen, ſehr aufgemuntert. Marionettenſpiele und Farcen, welche die Zigeuner in Dörfern und Flecken aufführen, finden viel Zuſpruch und Beifall, denn es ſind ſämmtliche Volksſtämme S.s ſehr ſchauluſtig. Wie in allen ſüdlichen Ländern, ſo liebt es das Volk auch hier, ſeine Geſchäfte im Sommer im Freien zu betreiben; daher ſieht man allenthalben Männer und Weiber mit ihren Arbeiten vor den Häuſern. Für die Kavaliere beſteht ein Hauptvergnügen in der Jagd, welche in S. nicht unbedeutend iſt. Beſonders iſt es die auf Wölfe, welche in vielen Diſtrikten des Landes noch ziemlich zahlreich zu finden ſind, zumal ſie von leidenſchaftlichen Jagdliebhabern, den Landesverordnungen zum Trotz, gefliſſentlich geſchont werden, um die Jagd auf dieſelben deſto unterhaltender zu machen.

Die ſchroffe Scheidung der Stände in S. hat auf die allgemeine Volksbildung einen weſentlichen Einfluß. Dieſe durchläuft hier eine lange Stufenleiter. Denn vom hochgebildeten Kavaliere, welcher mit den Wiſſenſchaften vertraut iſt, eine Menge lebender Sprachen ſpricht, die Welt auf vielen Reiſen aus eigener Anſchauung kennen und beurtheilen gelernt hat, (ſ. oben) bis herab zum gemeinen Walachen und Zigeuner, beſteht eine ungeheure Kluft. In dieſem groſſen Zwiſchenraume bewegen ſich alle Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft. Ueberhaupt könnte man S. eine Muſterkarte von der Bevölkerung Europa's nennen. Der allgemeinen höhern Civiliſation des Volkes ſteht der Umſtand im Wege, daß daſſelbe kein Landeigenthum erwerben kann, und daß der Beſitz deſſelben an eine bevorrechtete Klaſſe, die des Adels, und ſelbſt auch hier noch mit Ausnahmen, gebunden iſt. Denn es ſteigt hier, wie in Ungarn, der Adel von der höchſten bis in die tiefſte Klaſſe der Bevölkerung hinab. Würde jene Beſchränkung erſt aufgehoben und könnte ein Jeder, dem die Mittel hierzu zu Gebot ſtänden, Grundeigenthum kaufen und frei benutzen, ſo würde es nicht an Einwanderern und Anſiedlern fehlen, und die Kultur, ſo wie der Wohlſtand des Landes, würden augenblicklich ſteigen. Dieſer Anſicht ſind viele der Bevorrechteten; aber ihre geäußerte Meinung wird von denen, die ſtreng am Herkömmlichen hängen und halten, bekämpft und niedergedrückt. Indeß iſt immer ſchon viel geſchehen, wenn nur erſt einzelne Stimmen ſich für eine Aenderung ſolchen Uebelſtandes ausſprechen. Scheinen ſie auch im Anfang zu verhallen, ſo finden ſie dennoch Wiederklang, der endlich zurücktönt u. Erfolge herbeiführt, an denen man im Anfang verzweifelte. Die Volksbildung iſt daher in dieſem Lande noch ziemlich weit zurück, noch weiter, als in den deutſchen und italieniſchen Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie; am beſten ſteht es übrigens in dieſer Beziehung noch mit den Sachſen. Jeder Ort derſelben hat in der Regel ſeine Schule; die ſächſiſchen Schullehrer, die ihre Bildung auf den Gymnaſien erhalten, ſind ziemlich gut inſtruirt, aber viel zu gering bezahlt. In Hermannſtadt und Kronſtadt ſind noch beſondere Bildungsanſtalten für Dorfprediger und Schullehrer, und für die Bildung des weiblichen Geſchlechts wird mehrfältig geſorgt. Auch bei den übrigen Glaubensgenoſſen iſt mit den meiſten Pfarreien eine Volksſchule verbunden; aber dieſe Volksſchulen ſind, beſonders bei den Griechen, zum Theil ſehr mangelhaft. Beſſer ſteht es, wenn es gleich an einer Univerſität fehlt, mit den höhern Lehr- und Bildungsanſtalten. Die lateiniſchen Katholiken haben eine Normalſchule in Hermannſtadt, 10 Primärſchulen und 1 Mädchenſchule, 10 Gymnaſien, ein biſchöfliches Lyceum zu Karlsburg und ein akademiſches Lyceum zu Klauſenburg mit juriſtiſcher, chirurgiſcher und philoſophiſcher Fakultät. Ein großer Theil der hier Studirenden wird in einem ſchon vom König Stephan Bathori geſtifteten und von Maria Thereſia erweiterten adeligen Konvikt und in dem Piariſtenſeminar unterhalten; in Karlsburg iſt auch eine Sternwarte. Die unirten Griechen beſuchen in der Regel die katholiſchen Schulen und haben überdies noch eine Normalſchule, 1 Gymnaſium und 1 theologiſche Lehranſtalt zu Blaſendorf. Für die nicht unirten Griechen und Walachen beſtehen nur Volksſchulen zu Hermannſtadt und Kronſtadt. Diejenigen, welche ſich weiter ausbilden wollen, beſuchen die Anſtalten anderer Glaubensgenoſſen, vorzüglich der Katholiken. Die Reformirten haben 5 Gymnaſien und 4 (höhere) Kollegien, unter welchen letztern das vorzüglichſte das bethlenſche Kollegium zu Nagy-Enyed (mit philoſ., jurid. und theolog. Studien) iſt. Die Lutheraner beſitzen außer mehren kleinen lateiniſchen Schulen 5 Gymnaſien, bei welchen auch eine philoſophiſche Klaſſe beſteht; auch beſuchen ſie die reformirten Kollegien. Die Unitarier haben 1 Kollegium und 3 Gymnaſien. In Hermannſtadt iſt mit dem königlichen Forſtinſpektorate eine Forſtlehranſtalt verbunden; Karlsburg hat ein aſtronomiſches Inſtitut. In den Hauptſchulen wird Unterricht im Zeichnen und bei einigen ſächſiſchen Lehranſtalten auch in der Baukunſt ertheilt. Bei den höhern Lehrinſtituten ſind mehr oder weniger reichhaltige wiſſenſchaftliche Sammlungen. Hermannſtadt und Klauſenburg, ſo wie auch Maros-Vaſarhely, haben öffentliche Bibliotheken, erſtere auch eine Gemälde-, Münz- u. Mineralien-Sammlung (das brukenthalſche Muſeum). — Wohlthätigkeitsanſtalten ſind das von der Kaiſerin Maria Thereſia geſtiftete reiche thereſianiſche Waiſenhaus in Her-

Digitized by Google

mannſtadt, mehre andere dergleichen Anſtalten in verſchiedenen Städten, Bürgerhoſpitäler, beſonders im Sachſenlande, und einige Krankenhäuſer, Militärknabenerziehungshäuſer, die Waiſenhäuſer in Klauſenburg und Szamos-Ujvar. Bemerkenswerth iſt der zum Theil unter dem Volke verbreitete Gebrauch dee lateiniſchen Sprache. In kirchlichee Hinſicht genießen die Bekenner der viee ſogenannten recipirten, d. h. ſtaatsrechtlich anerkannten Konfeſſionen vollkommen gleiche ſtaatsbürgerliche Rechte. Dieſe ſind: die römiſch-katholiſche (mit Inbegriff der griechiſch- und der armeniſch-unirten), die evangeliſch-lutheriſche, die evangeliſch-reformirte u. die unitariſche Kirche. Zur katholiſchen Kirche gehören ein Theil der Ungarn, Szekler und Sachſen, zur griechiſch-unirten gegen die Hälfte der Walachen, zue eeformirten die meiſten Ungarn und ein großer Theil der Szekler, zur lutheriſchen Kirche die meiſten Sachſen, auch ein Theil der Ungarn und zu den wenig zahlreichen Unitariern oder Socinianern meiſt Szekler und Ungarn. Bloß tolerirte (geduldete) Religionsparteien ſind die nichtunirten Griechen (die meiſten Walachen, die Zigeuner u. die Griechen) und die Juden. Die Katholiken u. unirten Armenier haben einen gemeinſchaftlichen Biſchof in Klauſenburg, die unirten Griechen einen eigenen Biſchof von Fogaras, der zu Blaſendorf reſidirt; die zahlreichen nichtunirten Griechen einen Vladika oder Biſchof in Hermannſtadt. Die Reformirten und Lutheraner haben ihre Oberkonſiſtorien zu Klauſenburg u. Hermannſtadt; die Unitarier erkennen als geiſtliche Oberbehörde die Generalſynode und das Konſiſtoeium zu Klauſenburg. Die Juden haben 7 Synagogen; die ſogenannten türkiſchen Juden ſind der karaidiſchen, die deutſchen aber der talmudiſchen Sekte zugethan. — Bei allee Verſchiedenheit der Bekenntniſſe weiß man in S. nichts von eeligiöſer Intoleranz u. von Beefolgungsgeiſt. Alle Konfeſſionen leben friedlich neben einander.

Staatliche Verhältniſſe. Das Land iſt integrirender Theil Oeſterreichs und hatte bis zum letzten Kriege eine der ungaeiſchen ähnliche Verfaſſung. Die voezüglichſten Grundpfeiler der ſiebenbürgiſchen Verfaſſung ſind: 1) Die Unionspunkte von 1542—45; 2) das leopoldiniſche Diplom vom 4. Juni 1691; 3) die pragmatiſche Sanktion von 1744 und die Diätalartikel von 1791—95. Die Unionspunkte dee 3 Nationen ſind: a) Unterwerfung unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt; b) ein geheimer Rath aus einer gleichen Anzahl Glieder; c) volle Eintracht; d) allgemeine Landtage; e) gemeinſchaftliche Landesvertheidigung. Das leopoldiniſche Diplom ſetzt feſt: a) Religionsfreiheit; b) Beſtätigung aller Gerechtſame und Freiheiten der Siebenbürger; c) Beſtätigung der ſiebenbürgiſchen Geſetze; d) ſo wie der Gerichts- und andern Stellen; e) alleinige Anſtellung der Inländer; f) Verleihung konſiscirter Gütee an verdiente Siebenbürgee; g) auch die höchſten Staatsämter ſollen Inländer bekleiden; h) Ausſchreibung der Landtage und i) Einrichtung der Poſten. Mit der pragmatiſchen Sanktion vom J. 1744 iſt das Wahlrecht für immer aufgehoben worden. Die ungariſche Nation, als Landſtand betrachtet, beſteht aus dem Adel. Zu den Vorrechten des ſiebenbürgiſchen Adels gehört es, daß ſeine Mitglieder zugleich als ungariſche Edelleute betrachtet werden und ſich nach Gefallen in Ungarn niederlaſſen können, welches bei dem ungariſchen Adel in Abſicht auf S. nicht Statt findet; ſie ſind fernee frei von Steuern und geſpannſchaftlichem Gerichtszwang, weeshalb man zu den adeligen Perſonen auch alle Geiſtlichen bis auf die Mönche und Landpfarrer eechnet. Der Adelſtand haftet auf gewiſſen Aemtern, Ländereien und Familien und wird durch Adoption und Veräußerung auf andere, vorhee Nichtadelige gebracht. Die Barone und Grafen, welche auch Magnaten heißen, ſind nur im Range von den übrigen Edelleuten verſchieden. Eine niedrigere Klaſſe des Adels muß gewiſſe Steuern und Dienſte leiſten. Zu dieſen gehören die Armaliſten, d. i. diejenigen Edelleute, welche keine Unterthanen und oft auch keinen Edelſitz haben, die Bürger der freien königlichen Städte und die landesherrlichen Jagdbedienten. Nichtadelige ſind die Bürger der übrigen Städte, die freigelaſſenen Unterthanen und die Leibeigenen oder Fodbagyok. Indeſſen iſt die Leibeigenſchaft dieſer Leute ſo wie der bürgerliche Unterſchied der Nationen in S. von Joſeph II. aufgehoben worden. Die Nation der Szeklee beſteht aus den alten ſogenannten Primores, Primipili und Pixidarii. Die ſächſiſche Nation kennt als ſolche keinen Adel u. keine Unteethanen. Jede dieſer drei Nationen wählte in den Kreiſen, Stühlen oder Kommunitaten die Deputirten zu den Landtagen, auf welchen gemeinſchaftlich mit dem Landesfürſten das allgemeine Wohl berathen ward. Als Repräſentanten der Stände der drei Nationen erſchienen auf dem Landtage: 1) das königliche Gubernium; 2) die königliche Geeichtstafel; 3) die oberſten Beamten der Komitate, Diſtrikte u. Stühle; 4) die Royaliſten oder diejenigen aus dem begüterten Adel, welche der Großfürſt nach dem Gutachten des dritten Guberniums dazu ernannte und durch einzeln an ſie ergangene Schreiben zum Landtage berief; 5) die Abgeordneten (zwei für jedes) in ungariſche Komitate u. Diſtrikte, dee ſzekler Stühle und der Stühle u. Diſtrikte der Sachſen, und 6) die (von jeder zwei) Deputirten der fünf Freiſtädte und der unter dem Namen der Taxalörter vorkommenden 23 Märkte. Die Landtage wurden in Hermannſtadt gehalten. Dem Landtage ſtand das Recht der Wahl eines Statuum praeses, der den Vorſitz auf dem Landtage fuhrte, dee Protonotare, welche geſetzmäßig beſtellt ſeyn mußten, damit irgend ein Diätaleτat geſetzmäßig verfaßt oder die Artikularſanktion von dem Großfürſten erlangt werden konnte, endlich auch der übrigen durch die Verfaſſung beſtimmten ſogenannten Kardinal- und diplomatiſchen Aemter in der Art zu, daß er dem Großfürſten eine Anzahl Kandidaten zur Ernennung vorſchlug. Doch konnte die Wahl des letztern erſt dann geſchehen, wenn der Statuum peaeses und die

Protonotare ernannt, nach den Formeln vom J. 1791 beeidet waren und dadurch der Landtag verfaſſungsmäßig konſtituirt worden war. Die Abänderung der Eidesformeln konnte aber nur von dem vollſtändig konſtituirten Landtag und mit Zuſtimmung des Großfürſten vorgenommen werden. Vor den Landtag gehörten außerdem: das Recht, Geſetze zu geben, das Steuerbewilligungsrecht und die Vertheilung der bewilligten Abgaben, die Verleihung des Indigenats gegen 1000 Dukaten Taxe, endlich das Recht, in den von den Geſetzen beſtimmten Fällen zu richten. Alle übrigen Hoheitsrechte übte der Landesherr allein aus, welcher den Titel Großfürſt von S. und Graf der Szekler führt. Dazu gehört auch das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, das Münzrecht, das Recht, Pfründen zu vergeben, die Einkünfte der eröffneten zu ziehen, Dispenſationen in Eheſachen zu ertheilen, über proteſtantiſche Eheprozeſſe das höchſte Urtheil zu fällen, Standeserhöhungen vorzunehmen und das Erbgut ausgeſtorbener Familien zur Kammer zu ſchlagen. Die hohe ſiebenbürgiſche Hofkanzlei, welche die landesherrlichen Edikte ausfertigt, war zu Wien und ſtand ſo wenig mit der ungariſchen, wie mit der öſterreichiſchen Kanzlei in Verbindung. Sie beſtand aus einem Hofkanzler, mehren Hofräthen und Räthen. Das königliche Gubernium, welches die höchſte Landesſtelle war, aber von der königlichen Hofkanzlei in Wien abhing, war zu Klauſenburg. Es beſtand aus dem Landesgouverneur, als Präſes und 12 referirenden Gubernialräthen. Zur Verwaltung der Kameralgegenſtände war ſeit 1790 das Theſauriat errichtet, welches einen Präſidenten und drei Räthe hatte und von der Hofkammer in Wien abhing. Die königliche Tafel, welche ihren Sitz zu Neumarkt hatte, war der Juſtizhof für die erſte und zweite Inſtanz, und man konnte von derſelben an das Gubernium appelliren. In letzter Inſtanz leitete die ſiebenbürgiſche Hofkanzlei die Juſtizangelegenheiten. Die Einkünfte des Landesherrn beſtanden in der Kontribution. Im Jahre 1834 betrug die rektificirte kurrente Grundſteuer 889,653 Gulden K.-M., die wirkliche Einzahlung 725,000 Gldn. (mit Einſchluß des Beitrags für die ungariſche Garde zu 10,000 Gulden); das Praeteritum oder die Rückſtände zu Anfang des Jahres 750,000, am Schluſſe deſſelben 914,000 Gulden, das Taxgefälle 3847 Gulden, das Lottogefälle 60,567 Gulden, das Briefpoſtgefälle 920 und die fahrenden Poſten 4420 Gulden, das montaniſche ertrug im Ganzen 132,160 Gulden; an andern verſchiedenen Einnahmen ergab ſich ein Ertrag von 74,500 Gulden, bei den Staatsgütern 291,260 Gulden; bei dem Pulver- und Salpetergefälle hingegen ein Verluſt von 230 Gulden K.-M. Die Summe aller aus Staatskaſſen beſtrittenen Provinzialverwaltungsauslagen betrug 664,280 Gulden. Der Lokalaufwand der ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei belief ſich 1834 auf 87,900 Gulden, jener des Theſauriats auf 65,380 Gulden.

Die Ungarn hielten Komitats-Kongregationen, die Szekler Marſchalls-Kongregationen und die Sachſen eine Univerſitas (Universitas nationis Saxonicae), gebildet aus den Gemeinden. Dieſelben wählten die Deputirten zum Landtage. Das Sachſenland hatte als Oberbehörde die Univerſität, deren Haupt (Graf, Comes) zugleich einer der Räthe des Guberniums war, und unter welcher die Stuhlämter und Magiſtrate ſtanden. S. wird nach den drei Hauptnationen in das Land der Ungarn, das Land der Szekler und das Land der Sachſen eingetheilt, von welchen erſteres das größte iſt und den ganzen Weſten und Norden einfaßt. Zum Szeklerlande gehört größtentheils der Oſten und ein Theil der Mitte des Landes, zum Sachſenlande größtentheils der Süden. Letzteres wird noch beſonders in das Land unter dem Walde, das Alt- (Aluta-) Land, das Weinland u. das Burzenland eingetheilt, wozu noch der abgeſonderte Biſtritzer-Bezirk im Nordoſten S.s kommt. Weiteres über die drei Nationen und Länder ſ. unten: Geſch. Die einzige Feſtung des Landes iſt Karlsburg. — Wappen: ein Schild, durch einen rothen Querbalken getheilt, oben in blauem Felde ein halb aufſteigender Adler, eine Sonne u. ein zunehmender Mond; unten in Gold 7 ſilberne Burgen; das Ganze iſt mit einem Fürſtenhute u. einer Königskrone bedeckt.

S.s natürliches und politiſches Verhältniß zu Ungarn. Durch eine natürliche Grenze, das Karpathengebirg, im Oſten von der Moldau, im Süden von der Walachei ſo ſtreng abgeſondert, daß auf dieſen beiden Seiten der Eingang ins Land nur durch einige leicht zu ſperrende Gebirgspäſſe möglich wird, liegt S. hingegen im Norden und Weſten, alſo gegen Ungarn zu, ſo ziemlich eben und offen, wiewohl es auch hier an einzelnen Berggruppen u. Päſſen nicht fehlt. Dieſe Lage S.s beſtimmt es naturgemäß zu einem integrirenden Theil Ungarns, gewiſſermaßen zur Schutzmauer und Vorburg deſſelben gegen die Einfälle aus dem Oſten und Süden, welchen Poſten es auch Jahrhunderte hindurch ausfüllte. So lange Ungarn als ſelbſtſtändiger Staat von ſeinen eigenen Königen regiert wurde, war S. ein untrennbarer Theil deſſelben. Als aber erſteres, durch die Türkenkriege und innere Unruhen zerfleiſcht, nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacs (1526) gezwungen war, unter dem Scepter Oeſterreichs Schutz zu ſuchen, trennte ſich S. vom Mutterlande und wurde als ſelbſtſtändiges Land von ſelbſtgewählten Fürſten, größtentheils unter türkiſcher Vormundſchaft, regiert. Da jedoch dieſe immer läſtiger und anſpruchsvoller, andererſeits aber die eigentliche Macht der Türken immer ſchwächer, die Oeſterreichs immer größer wurde, gelang es endlich Leopold I. (1689), auch in den Beſitz S.s zu gelangen, deſſen letzte Theile Joſeph II. den Türken entriß, ohne daß aber das Land (wiewohl dies von Ungarn, wie von S. gefordert wurde) wieder mit dem Mutterlande vereinigt worden wäre. Bis zur Märzrevolution von 1848 blieb S. von Ungarn getrennt, behielt aber, wie dieſes, eine bevorzugte Stellung den übrigen öſterreichiſchen Provinzen gegenüber, indem es nach den alten Landesge-

Digitized by Google

ſetzen und unter Mitwirkung der Landtage regiert wurde. Wiewohl nun S. unter öſterreichiſcher Botmäßigkeit nicht direkt und geſetzlich mit Ungarn verbunden war, geſtalteten ſich doch die äußern und innern Verhältniſſe, die Schickſale, Beſtrebungen und Intereſſen beider Länder ſo gleichartig, daß man S. mit Recht das „Schweſterland“ (testvérhaza) Ungarns, beide zuſammen ein „Zwillingsland“ (ikerhaza) nennen konnte. Unter dieſen Beziehungen mußten natürlich die Anregungen der Neuzeit auch in beiden Ländern gleiche Bewegungen hervorrufen. Die Hauptfaktoren der ungariſchen Revolution waren einerſeits das mehrhundertjährige konſtitutionswidrige Verfahren Oeſterreichs, andererſeits die innern Nationalitätsſtreitigkeiten. Dieſelben Gründe für eine politiſche Erhebung waren in S. in gleichem, wo nicht in größerm Maße vorhanden. S. war ſo wenig als Ungarn ein erobertes Land, wurde aber beinahe als ſolches behandelt. Die Unterwerfung geſchah in S., wie in Ungarn, nur bedingungsweiſe. Der von Oeſterreich gewonnene ſiebenbürgiſche Miniſter, M. Teleky, vermochte den letzten ſiebenbürgiſchen Fürſten, M. Apaſi, und die Nation dazu, nachdem ihnen Leopold I. durch eine vom 16. Nov. 1690 datirte Urkunde die Aufrechthaltung der Landesgeſetze und Privilegien, die jährliche Berufung des Reichstags, keine Erhöhung der Steuer ohne reichstägliche Bewilligung, keine Aufſtellung fremder Truppen im Lande, Gleichſtellung aller Konfeſſionen u. ſ. w. garantirt hatte. Schon im Laufe der nächſten Jahre wurden indeſſen die Beſtimmungen jenes Vertrags gebrochen. Im J. 1693 wurde die Gleichheit der Konfeſſionen verletzt, indem man den Proteſtanten Aemter und Kirchen entzog, 1700 wurden Ausländer bei der Regierung angeſtellt und fremde Truppen ins Land gezogen. Der Reichstag wurde nicht einberufen ꝛc. Weiteres ſ. unten (Geſch.).

Literatur. L. J. Marienburg, Geographie des Großfürſtenthums S., Hermannſtadt 1813, 2 Bde.; — J. Leonhard, Lehrbuch zur Beförderung der Kenntniß von S., daſ. 1818; — J. H. Benigni Edler von Mildenburg, Statiſtiſche Beſchreibung der ſiebenbürgiſchen Militärgrenze, daſ. 1837; — Derſelbe, Handbuch der Statiſtik und Geographie des Großfürſtenthums S., daſ. 1837, 3 Hefte; — J. Lenk von Treuenfeld, S.s geogr., topogr., ſtatiſt., hydrogr. und orographiſches Lexikon, Wien 1839.

Geſchichte. I. Von den älteſten Zeiten bis zur Gründung eines unabhängigen Fürſtenthums. S. war im Alterthum ein Theil Daciens (Dacia mediterranea, weil es in der Mitte der beiden andern [Dacia Riparia oder Ripensis, das heutige Banat und ein Theil Ungarns, weil es von der Theiß gegen Oſten u. von der Donau gegen Weſten umgrenzt wurde, und Dacia transalpina, die Walachei, Moldau und Beſſarabien, oder das jenſeits der Karpathen, von S. aus gerechnet, gelegene Dacien] lag) und wurde unter Decebalus von Trajan den Römern unterworfen. Vom 5. Jahrhundert an ward es nach einander von verſchiedenen Völkern (den Hunnen, Oſtgothen, Gepiden und Longobarden, dann von den Bulgaren u. Avaren) eingenommen. Den Avaren entriſſen es im 9. Jahrhundert die mit den Bulgaren verbündeten Petſchenegen. Sie theilten das Land, wozu die Moldau, die Walachei und ein Theil von Ungarn gehörte, in 8 Provinzen. Eine davon, Erdem od. Erdely, umfaßte das heutige S. Im J. 894 wurden die Petſchenegen unter Leontin von den Ungarn unter Arpad geſchlagen und in die öſtlichen Grenzgebirge von S. getrieben. Im 10. Jahrhundert ſetzten die Ungarn S.s die Bekämpfung der Petſchenegen fort, und um die Mitte des 10. Jahrhunderts waren ſie im Beſitz des größten Theils vom Lande. Sie theilten es in verſchiedene Provinzen, denen Woiwoden vorgeſetzt wurden, welche ſich v. dem Oberwoiwoden unabhängig machten. Einer davon, Gyala der Aeltere, beherrſchte die Provinz Gyla oder das ſchwarze Ungarn, wozu auch S. gehörte. Nachdem er das Chriſtenthum angenommen hatte, rottete ſein Vetter und Nachfolger, Gyala der Jüngere, daſſelbe wieder aus. König Stephan I. von Ungarn bekriegte ihn deshalb 1003, nahm ihn nebſt ſeinen Söhnen gefangen und vereinigte das Land mit Ungarn als eine Provinz deſſelben, die er durch Statthalter (Woiwoden) regieren ließ. Die Petſchenegen hielten ſich noch einige Zeit unabhängig in einem Theile der Walachei u. an den öſtlichen Grenzen S.s. Von hier aus beläſtigten ſie das byzantiniſche Reich durch Streifzüge, weshalb ſie 1058 der Kaiſer Iſaak bekriegte u. ſie nöthigte, ſich den Ungarn zu unterwerfen. Die Petſchenegen blieben im Beſitz des nordöſtlichen Theils von S., den ſie in 8 Kreiſe oder Sitze (Szek) theilten (daher Szekler). Schon damals hatten ſie die Verpflichtung, das Reich gegen die Einfälle der benachbarten Völker zu ſchützen und in Kriegszeiten eine Anzahl von Truppen zu ſtellen. Im J. 1054 bekriegten die von den Herzogen Geiſa und Ladislaus aufgehetzten Kumanen die Ungarn, wurden aber 1091 von König Ladislaus geſchlagen. Die Herzoge Geiſa und Ladislaus hatten dem Khan der Kumanen, im Fall eines glücklichen Erfolgs, S. verſprochen, und dieſer ſuchte bald darauf ſein Recht geltend zu machen, wurde aber vom König Ladislaus beſiegt und zur Annahme des Chriſtenthums, ſo wie zur Anerkennung der ungariſchen Landeshoheit gezwungen. Zur damaligen Zeit wurde das Bisthum Weiſſenburg gegründet. Der ſüdweſtliche Theil des Landes war durch die verſchiedenen Einfälle barbariſcher Völkerſchaften beinahe entvölkert worden. König Geiſa II. berief 1143, um ihn zu bevölkern, Deutſche aus Flandern u. vom Niederrhein, beſonders aber Bergbaukundige vom Harz u. aus Thüringen, ins Land, räumte ihnen bedeutende Vorrechte ein, ertheilte ihnen eine eigene Nationalverfaſſung und gab ihnen freies Grundeigenthum; von den letztern wurden in der Folge alle Deutſchen in dieſen Ländern Sachſen genannt. Das Land wurde durch ihren Fleiß bald ſehr blühend, und ſie erbauten

mehre Städte darin, als: Mediaſch 1146, Mühlbach 1150, Hermannſtadt 1160, Schäsburg 1168, Klauſenburg 1178, Broß und Reißmarkt 1200, Kronſtadt 1203, Biſtritz 1206. Die Rechtspflege der Deutſchen wurde anfangs an 7 Stühlen oder Gerichtsſtätten verwaltet, wovon Siebenbürgen den Namen hat (nach Andern ſollen die erſten 7 feſten Plätze od. Burgen [Septem castra], welche die Deutſchen gründeten, dem Lande ſeinen deutſchen Namen gegeben haben); lateiniſch wurde es ſeit dem 12. Jahrhundert Transſylvania genannt. Gegen die Vorrechte der Deutſchen wendete ſich häufig der Oligarchenhochmuth der ungariſchen Edelleute. Dieſe Hospites, wie die Oligarchen ſie in verächtlicher Weiſe noch immer nannten, obgleich Stephans Zeiten längſt vorüber u. die Hospites längſt als Natio anerkannt waren, ſollten ſich mit den erbärmlichen Rechten der alten Hospites begnügen. Feindſeligkeiten verſchiedener Art wurden gegen ſie ausgeübt. Die ehernen Deutſchen jenes Zeitalters hatten jedoch keineswegs Luſt, ſich dem bon plaisir der vornehmen Junker zu fügen, bewaffneten ſich bis an die Zähne und wendeten ſich zuvörderſt mit einer eindringlichen Vorſtellung an den König Andreas II. (1224), der ſich der Sachſen annahm und ihnen einen (goldenen) Freibrief ausſtellte, worin alle ihre Gerechtſame hergeſtellt und ſogar noch vermehrt wurden. Es hieß darin unter Anderm: „daß ſie gemäß alter Gerechtſame ein eigenes Volk (natio) bilden, von Niemand, als dem gekrönten König, abhängig ſeyn ſollten; daß das Land, welches ſie bewohnten, ihr volles, unbeſchränktes Eigenthum ſey; daß ſie auf demſelben ein ausſchließliches Bürgerrecht beſitzen; daß nicht, wie bei adeligen Gründen, die Güter erbloſer Verſtorbenen dem König, ſondern daß ſie der Gemeinde zufallen ſollten; endlich daß ſie alle unter einander gleich ſeyen, und in ihrem Diſtrikt weder Adel, noch Unterthänigkeit exiſtiren dürfe". Ihre Abgabe wurde anf 500 Mark Silber, ihr Kriegsdienſt anf 600 Mann feſtgeſetzt. Sie erwählten ihre Geiſtlichen, ihre Kaufleute waren zollfrei, kein Fremder durfte auf ihrem Gebiete ſich ankaufen. Der oberſte Richter war der von ihnen gewählte Obergraf zu Hermannſtadt; der königl. Woiwode hatte nur den Oberbefehl über das Heer und durfte ſich nur in Kriegszeiten beſtimmte Tage im Lande aufhalten. Die Städte hatten deutſches Recht und wählten ihren Magiſtrat ſelbſt. Auch nahm der König dem deutſchen Ritterorden das demſelben 1211 geſchenkte Burzenland und gab es den Sachſen. Dieſe Freiheiten der letztern waren von um ſo größerer Bedeutung, weil ſie die Deutſchen von der Vermiſchung mit ihren rohern Nachbarn abhielten und ſie zu jener kompakten Einheit führten, an welcher die Barbarei der umwohnenden Stämme machtlos abprallte. Auch die Szekler erhielten ihre eigenthümliche Verfaſſung. Sie ſtanden unter eigenen Stammhäuptern, Primores; eine zweite Klaſſe waren die Primipili, welche den geringern Adel bildeten; die dritte Klaſſe waren die Plebejer (Darabanten, Trabanten). Ihre Richter und Heerführer wurden nur aus ihrem Volke gewählt; eben ſo ihr oberſter Richter, welchen aber der König ernannte. Der byzantin. Kaiſer Manuel ließ 1167 ein Heer in S. einbrechen und beſetzte das Land bis 1172, wo er es in Folge eines Friedens mit den Ungarn wieder räumte. Der Mongolenkhan Kadan fiel 1240 in S. ein. Im J. 1262 wurde in einem Streite des Königs Bela IV. mit ſeinem Sohne Stephan das ungar. Reich mit ſeinen Nebenländern getheilt, und zu dem Theile Stephans gehörte auch S. Stephan nahm den Titel eines Herzogs von Transſylvanien an, vereinigte aber, als er 1270 König wurde, S. wieder mit Ungarn. Die Kumanen fielen 1282 wieder in S. ein, wurden aber von König Ladislaus II. (III.) bei dem See Hood geſchlagen. Die Woiwoden von S. hatten zwar in dem Lande ſelbſt wenig zu ſagen, waren aber doch durch ihre Reichthümer u. durch ihre Stellung als Vertheidiger der Grenzen ſehr mächtig und wurden nicht ſelten der königlichen Macht gefährlich. Der Woiwode Ladislaus Apor nahm ſogar den erwählten König Otto von Bayern, als dieſer 1310 nach S. kam, um ſich mit ſeiner Tochter zu vermählen, gefangen und beraubte ihn der ungar. Krone. Erſt als er vom Papſte mit dem Bann belegt wurde, gab er die Krönungsinſignien zurück. Nach der Thronbeſteigung König Ludwig des Großen 1342 klagte der Woiwode Thomas, welchen die Freiheiten S.s ärgerten, die ſiebenbürgiſchen Sachſen wegen Verweigerung der Abgaben und Aufruhr an. König Ludwig unternahm einen Kriegszug nach S., fand aber nirgends Widerſtand und Ungehorſam, ſetzte deshalb einen andern Woiwoden ein und beſtätigte die Freiheiten des Landes. Im J. 1344 erhielt S. einen eigenen Herzog, indem Ludwig ſeinen Bruder Stephan zum Herzoge von Transſylvanien ernannte. Da die Siebenbürger dem König Ludwig in ſeinen Kriegen weſentliche Dienſte leiſteten, ſo beſtätigte und vermehrte er ihre Gerechtſame. Als König Sigismund nach dem Tode ſeiner Gemahlin Maria (1392) die Regierung von Ungarn übernahm, ſtellten die mißvergnügten Großen einen Gegenkönig, Ladislaus von Neapel, auf; der erſte Woiwode von S., Stephan Laczk, erklärte ſich für dieſen, aber der zweite Woiwode, Stibor, blieb Sigismund treu und verwendete ſich auch für ſeine Befreiung aus der Haſt, in welcher ihn die ungariſchen Magnaten zu Ofen hielten. Sigismund beſtätigte nach ſeiner Befreiung und Wiedergelangung auf Ungarns Thron 1403 alle Privilegien der Siebenbürger. Nicht lange nachher unternahmen die Türken 1421 u. 1433 ihre erſten Einfalle in S.; mit ihnen fanden ſich auch die Zigeuner ein, welche ſeitdem in dem Lande geduldet wurden. Eine Gährung im Lande der Sachſen bewog den König Sigismund, die Gerichtsbarkeit der Woiwoden, die ſich dieſe angemaßt, aufzuheben. Gleichzeitig brach in dem ungar. S. ein Aufſtand der Leibeigenen aus, die ſich einen eigenen König wählten, die Empörung wurde jedoch von den Adeligen ſchnell unterdrückt. König Ladislaus hatte Johann von Hunyad zugleich mit dem Nikolaus

von Ujlack die Woiwodſchaft übertragen. Hunyades vertheidigte S. gegen die Türken und erhielt deshalb vom König Ladislaus 1453 die Würde eines erblichen Obergeſpan von Biſtritz. Das Land S. hatte wegen der Kriege gegen die Türken ſchwere Laſten zu tragen. Die darüber mißvergnügten Einwohner empörten ſich und erwählten den Woiwoden Grafen Johann von St. Georg 1465 zu ihrem König. Derſelbe nahm, obgleich Günſtling des Königs Matthias von Ungarn, die Würde an. Als jedoch König Matthias 1466 in S. erſchien, um den Aufſtand zu ſtillen, fiel Alles von dem König Johann ab, und dieſer erhielt Verzeihung. In den Jahren 1491—1516, zu Königs Ladislaus Zeiten, entſtanden Streitigkeiten wegen der ungar. Thronfolge, welche zwar von dem König, falls er ohne männliche Erben ſterben ſollte, dem Hauſe Oeſterreich zugeſichert war, worein aber viele Große nicht einwilligen wollten. Letztere beſtimmten vielmehr den Erdgrafen von Zips, Johann von Zapolya, welchem der König die Woiwodſchaft verliehen hatte, zum Thronfolger. Zapolya kam um ſein Anſehen, als er 1511 eine Schlacht gegen die Türken verlor; dagegen trieb er 1514 eine große Schaar liederliches Geſindel, das ſich unter dem Vorwand eines Kreuzzugs gegen die Türken, unter dem Szekler Georg Doſa, verſammelt hatte und Alles verheerte, zu Paaren. — Luthers Lehre war bereits 1520 durch einige Handelsleute in S. bekannt geworden und hatte Beifall gefunden; die Einwohner von Hermannſtadt u. die der übrigen Städte traten bald zum Lutherthum über, und als der Erzbiſchof von Gran Verfolgungen gegen die Lutheraner veranlaßte, vermochte er nichts damit auszurichten. Im Jahre 1524 erregte Johann Verdöü einen Aufruhr, um den Zapolya zum König von Ungarn zu erheben. Als dieſe Empörung unterdrückt war, erließ dee König den Befehl, alle Lutheraner zu tödten; da aber zugleich die Türken Ungarn mit Krieg überzogen, mußte von den Verfolgungen abgelaſſen werden, und die lutheriſche Lehre wurde bei den Sachſen allgemein. Im Jahre 1526 blieb König Ludwig bei Mohacz, und nun fiel die ungar. Königskrone an den römiſchen König Ferdinand I. Jetzt trat Johann Zapolya als Gegenkönig auf; da er aber ſogleich einen Befehl zur Ausrottung der lutheriſchen Lehre gab, ſo traten die Siebenbürger auf Ferdinands Seite, der ihnen Glaubensfreiheit gewährte. Johann Zapolya floh nach Polen. Um ſich in Ungarn zu behaupten, rief er den Beiſtand des Sultans Soliman an, und über S. ſetzte er Stephan Bathory zum Woiwoden, welcher 1527 das Land bis auf Hermannſtadt eroberte. Nun wurde der Krieg zwiſchen Johann und Ferdinand mehre Jahre hindurch mit abwechſelndem Glück geführt. In einem großen Theile Ungarns behauptete ſich Johann durch die Unterſtützung der Türken; endlich wurde ihm jedoch die türkiſche Hülfe ſelbſt beſchwerlich, und er ſchloß daher 1535 einen Vergleich mit Ferdinand I., nach welchem ihm der Titel eines Königs von Ungarn und alle Länder, die er im Beſitz hatte, verbleiben, nach ſeinem Tode aber alle, bis auf S. und Zips, an Ferdinand fallen ſollten. Nach dem Erlöſchen von Johanns Mannsſtamm ſollte Alles an Oeſterreich fallen, dagegen aber bei dem Erlöſchen des Hauſes Oeſterreich ganz Ungarn an den Stamm Zapolya's.

II. S. als ſelbſtſtändiges Fürſtenthum bis zur Vereinigung mit Ungarn, 1535—1713. König Johann Zapolya, deſſen Friede mit Oeſterreich häufige Unterbrechungen erlitt, hatte auch mit manchen Empörungen zu kämpfen, wußte ſie aber alle zu dämpfen; auch den Sultan, der ihm wegen ſeines Vertrags mit Oeſterreich zürnte, wußte er zu beſchwichtigen. Nach ſeinem Tode 1540 ließ die Königin Eliſabeth ihren Sohn Johann Sigismund, dem Vertrage zuwider, zum König von Ungarn ausrufen, führte gemeinſchaftlich mit dem Biſchof Georg Martinueei von Waradin, einem Feinde der lutheriſchen Lehre, die Regentſchaft und ſuchte bei dem Sultan um Anerkennung und Schutz für ihren Sohn nach, was ihr auch gewährt wurde. Caſtaldo, der von Ferdinand mit einem Heer nach S. geſchickt wurde, beſetzte anfangs S., mußte es aber bald wieder räumen. Nun gewann Ferdinand den Martinueei durch Beſtechungen, daß er die Königin Mutter zur Abtretung von Ungarn gegen die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor bewog. Als die Königin den Vergleich nicht erfüllen wollte, ward ſie von Martinueei 1550 dazu gezwungen, und dieſer wurde zum Herzog von Gran erhoben. Als er ſich jedoch in geheime Unterhandlungen mit dem Sultan einließ, wurde er 1552 ermordet. Die Türken fingen, um Sigismund auf den Thron zu ſetzen, einen neuen Krieg mit Ferdinand I. an, welcher indeß 1556 vorläufig durch einen Waffenſtillſtand beendigt wurde. Aber die Türken unterſtützten dennoch die Königin Eliſabeth, welche den Tauſch gegen die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor widerrief und ſich fortwährend bis an ihren Tod 1559 in S. behauptete. Kurz vor demſelben trat Kaiſer Ferdinand I. dem Prinzen Sigismund S. u. was er noch ſonſt von Ungarn beſaß, ab, wogegen er den Königstitel ablegen mußte. Der Vertrag war jedoch von kurzer Dauer, und Ferdinand I. forderte S. wieder zurück. Sigismund erhielt ſich zwar durch ſeinen Feldherrn Stephan Bathory im Beſitz des Landes, war jedoch ſehr ſchwach u. nur ein Werkzeug ſeiner Günſtlinge. — Die reformirte Glaubenslehre hatte ſchon während der Verwaltung der Königin Eliſabeth Eingang in S. gefundeu, Sigismund trat ſelbſt zu dieſer Lehre über, und bald bekannte ſich auch die Mehrzahl der Szekler dazu, während die Sachſen dem Lutherthum treu blieben. Sigismund trat endlich zu der Sekte der Unitarier über u. ſuchte deren Konfeſſion im Lande herrſchend zu machen; in Folge davon gab es viele Religionsſtreitigkeiten und Religionsverfolgungen. Nach Sigismunds Tode 1572 wählten die Stände den Oberhauptmann Johann Bathory zum Fürſten. Er regierte mild und weiſe, wurde 1576 zum König von Polen gewählt und trat die Regierung von S. an ſeinen Bruder Chriſtoph ab, welcher die

Jeſuiten einführte und 1582 †. Sein Sohn Sigismund Bathory, für welchen während ſeiner Minderjährigkeit bis 1586 Vormünder die Regierung verwalteten, mußte auf Antrag der Stände die Jeſuiten aus dem Lande verweiſen; dennoch blieben ſie ſeine Beichtväter und brachten durch ihre Rathſchläge Verwirrung in die Regierungsangelegenheiten. Er wollte mit den Türken den Frieden brechen und ſich mit dem Kaiſer verbinden, weshalb eine Verſchwörung gegen ihn entſtand (1595), welche jedoch entdecke wurde. Hierauf vermählte er ſich mit der Schweſter des Kaiſers und trat dann dieſem 1598 S. gegen Oppeln und Ratibor und ein Jahrgeld von 50,000 Dukaten ab. Bald bemächtigte er ſich der Regierung wieder, trat aber S. eben ſo bald an ſeinen Vetter, den Kardinal und Biſchof von Ermland, Andreas Bathory, ab, der aber von dem Woiwoden, Michael von der Walachei, der ihn vertreiben wollte, 1599 geſchlagen und auf der Flucht von den Szeklern ermordet wurde. Der Woiwode wollte nun S. als ein Erbfürſtenthum unter öſterreich. Hoheit beſitzen, wurde aber erſt von den Polen, dann von dem kaiſerlichen Feldherrn Baſta geſchlagen. Letzterer wollte nun das Land im Namen des Kaiſers regieren, aber die Siebenbürger berieſen ihren ehemaligen Fürſten Sigismund zurück. Deſſen Heer wurde jedoch von Baſta geſchlagen, welcher nun in S. ſehr grauſam verfuhr. Da es Sigismund nicht gelang, S. wieder zu erobern, ſo vertauſchte er es mit einigen Herrſchaften in Böhmen. Hierauf machte Moſes Szekely 1603 den Verſuch, ſich mit Hülfe der Türken S.s zu bemächtigen, aber er blieb in einer Schlacht. Nun ſtellte ſich Stephan Bocskai an die Spitze der Mißvergnügten und wurde von dem Sultan als Fürſt von S. beſtätigt. Er ſchloß mit Kaiſer Matthias den wiener Frieden (9. Febr. 1606), worin den Proteſtanten Religionsfreiheit zugeſichert wurde, er ſelbſt aber als Fürſt Ober-Ungarn bis an die Theiß erhielt. Er † am 29. Dec. 1606, wahrſcheinlich durch Gift, und nun wählten die Stände den Sigismund Racoczy zu ihrem Fürſten, der aber wegen Krankheit 1608 abdankte, worauf Gabriel Bathory zum Fürſten erhoben wurde. Da dieſer ſchlecht regierte, ſo fehlte es nie an Aufſtänden, in welchen die Türken häufig um Hülfe angerufen wurden, die das Land ſchrecklich verheerten. Zu denen, die ihm zur Fürſtenwürde verholfen hatten, gehörte auch Bethlen Gabor, der aber bald darauf zu den Gegnern des Fürſten übertrat, von den Türken unterſtützt und, nachdem Bathori 1613 von mißvergnügten Adeligen ermordet worden war, zum Fürſten von S. erwählt wurde. Er wußte ſich nach innen und nach außen in Anſehen zu erhalten, trat dem öſterreich.-türk. Frieden 1615 bei, benutzte die Waffenruhe, um die innere Landesverwaltung zu vervollkommnen, begünſtigte Künſte und Wiſſenſchaften, ſtiftete die Akademie zu Weiſſenburg, rief Künſtler und Gelehrte ins Land, trat 1620 in ein Bündniß mit den proteſtantiſchen Ungarn, nahm den Titel eines Königs von Ungarn an, ſchloß dann zwar 1622 mit dem Kaiſer den Frieden von Niklasburg, trat aber nochmals als Bundesgenoſſe der deutſchen Proteſtanten auf, und Ferdinand II. mußte ihn durch Abtretung mehrer Geſpannſchaften zum Frieden bewegen. Er † 1629, ohne Kinder zu hinterlaſſen, hatte aber ſeine Gemahlin, Katharina von Brandenburg, von den Ständen zu ſeiner Nachfolgerin erwählen laſſen, welche den Bruder ihres Gemahls, Stephan Bethlen, zum Statthalter ernannte. Da ſie ſich jedoch mancherlei Eingriffe in die Rechte der Stände zu Schulden kommen ließ, ſo wurde ſie von den Ständen der Regierung für verluſtig erklärt und ſtatt ihrer 1630 Georg I. Rakoczy zum Fürſten erwählt. Georg hatte viel mit der Familie Bethlen zu kämpfen, welche ihm die Regierung ſtreitig machte und ihn mit den Türken in Kriege verwickelte, die bis 1636 dauerten. Die Jeſuiten, deren Feind er war, erregten ihm vielen Verdruß und verfeindeten ihn namentlich mit dem Hofe des Kaiſers. Er verbündete ſich daher 1644 mit Frankreich und Schweden gegen den Kaiſer, welcher durch Abtretung beträchtlicher Gebiete den Frieden von ihm erkaufte. Georg war gerade in der Bewerbung um den polniſchen Thron begriffen, als er 1648 †. Jhm folgte ſein Sohn Georg II., welcher den Woiwoden Baſil von der Moldau verjagte, dann dem der Walachei gegen ſeine aufrühreriſchen Unterthanen und den Polen gegen die Tataren beiſtand, aber ſpäter ein Bündniß mit König Karl Guſtav von Schweden gegen Polen ſchloß und 1657 mit einem Heer von 60,000 Mann dahin aufbrach, obgleich der Sultan und der Tatarenkhan ihn davon zurückzuhalten ſuchten. Da ihn die Ausrüſtung des Heeres zu lange aufgehalten hatte, ſo konnte er mit den Schweden nicht zuſammenwirken; auch fehlte es ihm an Muth, und auf dem Ruckzug büßte er faſt ſein ganzes Heer durch einen Ueberfall der Tataren ein. Um den Sultan zu verſöhnen, wählten die Stände nun im Nov. 1657 Franz Rhedei zum Fürſten, der ſo lange regieren ſollte, bis Georg ſich mit dem Sultan ausgeglichen haben würde. Der Kaiſer, an den ſich Georg um Beiſtand wendete, wies ſeine Bitte zurück. Dennoch zwang Rakoczy den Rhedei ſchon im Jan. 1658 zur Abdankung. Die Stände wollten nicht offenbar feindlich gegen Racoczy verfahren; deshalb bekriegten Türken und Tataren S., und erſt nachdem dem Sultan ½ Mill. Thlr. als Brandſchatzung gegeben und ein höherer Zins gezahlt worden war, zog er ſein Heer aus S. zurück u. ſetzte Bareſay mit Gewalt zum Fürſten ein. Dieſer benahm ſich zweideutig gegen Rakoczy und die Türken, und erſteree begann Krieg gegen ihn. Im Jahre 1659 trat Barcſay ſeine Würde dem Johann Kemeny ab; aber gleichzeitig verband ſich Georg II. mit dem Fürſten der Walachei, drang, von dieſem unterſtützt, in S. ein und zwang die Stände, ihn als Fürſten anzuerkennen (Sept. 1659). Aber der Paſcha von Ofen zog gegen ihn aus, ſchlug ihn unweit des eiſernen Thores, dann bei Klauſenburg, wo ſein ganzes Heer vernichtet wurde, und bald darauf (am 27. Mai 1660) † der Fürſt an den Wunden, die er in der Schlacht erhalten

Digitized by Google

hatte. Da Barcſay ſich nur als ein Werkzeug der verhaßten Türken zeigte, ſo wählten die Stände Jakob Kemeny zum Fürſten, der gegen Barcſay Krieg führte, ihn gefangen nahm und ihn ermorden ließ. Der Großvezier bot ihm die Beſtätigung an, unter der Bedingung, daß er ſeinen Sohn als Geißel für ſeine Treue gebe; als er ſich jedoch hierzu nicht verſtehen wollte, ſo rückte ein türkiſches und tatariſches Heer in S. ein, eroberte Mühlenbach, Broß und Weißenburg, verheerte das Land und ſetzte Michael Apafi zum Fürſten ein. Der Verſuch Kemeny's, mit Hülfe eines kaiſerlichen Heers die Türken zu vertreiben, mißlang; indeß behaupteten ſich die Kaiſerlichen in Klauſenburg und plünderten von da aus das Land. Kemeny blieb 1662 in der Schlacht bei Schäsburg gegen die Türken. Dieſe wurden 1664 bei St. Gothard geſchlagen, und nun wurde der Friede zu Vasvar abgeſchloſſen. Das Land wurde nun zwar von den fremden Heeren befreit, doch wurden mehre Städte, als: Karanſebes, Lugos und Warasdin, von S. getrennt und den Türken eingeräumt, Szabalz, Szathmar, Kallo und Tokay aber an Ungarn abgetreten. Darüber waren die Siebenbürger mit ihrem Fürſten unzufrieden, aber durch die Drohungen des Großveziers wurden ſie von einer Empörung abgehalten. Der thätige, friedliebende Apafi verſchenkte viele Krongüter, aber die Stände beſchränkten ſeine Freigebigkeit durch ein Geſetz. Er wies den Antrag der mißvergnügten Ungarn, ſich mit ihnen gegen den Kaiſer zu verbinden, zurück, gewährte aber den flüchtigen Verſchwornen eine Zuflucht in S. Im Jahr 1672 wurde eine orientaliſche Handelsgeſellſchaft zu Weiſſenburg geſtiftet; auch erhielten reiche armeniſche Kaufleute die Erlaubniß zur Niederlaſſung in einigen Grenzſtädten. Fürſt Apaſi gerieth mit dem Kaiſer wegen der Bedrückungen der Proteſtanten in Ungarn in Mißhelligkeiten, ſchlug 1674 den kaiſerlichen Feldherrn Spankau und forderte die im Frieden zu Vasvar abgetretenen Ortſchaften zurück, verbündete ſich dann mit den mißvergnügten Ungarn gegen Oeſterreich und ſtellte ein Heer von 5000 Mann. Aber ſein Feldherr, Paul Beldi, unterhielt ein heimliches Einverſtändniß mit Oeſterreich und ſtrebte ſelbſt den Fürſten zu verdrängen. Er mußte deshalb flüchten und erregte dem Fürſten viele Verdrießlichkeiten in Konſtantinopel. Der darüber erbitterte Fürſt vereinigte ſich mit dem Haupte der ungar. Mißvergnügten, dem Grafen Emmerich Tökely, war aber im Felde nicht glücklich. Nachdem 1683 die Türken bei Wien geſchlagen waren, drangen öſterreichiſche Truppen in S. ein und drückten das Land ſchwer; obgleich Fürſt Apaſi 1686 ein Bündniß mit Oeſterreich ſchloß und ſich zu einem jährlichen Tribut von 25,000 Dukaten verſtand, ſo drangen doch neue Heerhaufen ins Land, zwangen die Stände, dem Kaiſer zu huldigen, plünderten und raubten und führten im Widerſpruch mit dem Vertrage die Jeſuiten ein. Der Sultan aber hatte dem Grafen Tökely S. verliehen, und viele Einwohner wendeten ſich dieſem zu. Als der Fürſt 1688 †, erkannte der Kaiſer Leopold deſſen minderjährigen Sohn, Michael Apafi II., als Fürſten von S. an; der Sultan aber ſprach dieſe Würde dem Tökely zu und unterſtützte dieſen zur Behauptung derſelben. Tökely beſiegte den kaiſerl. General Heusler und empfing die Huldigung der Stände; aber der Markgraf von Baden vertrieb die Türken 1691, ſetzte den General Veterani zum Statthalter von S. ein und zwang die Stände, dem Fürſten Apaſi zu huldigen. Als Vormund des Landesherrn begünſtigte der Kaiſer die Jeſuiten und ſuchte die proteſtantiſche Religion zu verdrängen; als aber 1693 der Sultan ein Heer rüſtete, um S. zu erobern, erhielten die Proteſtanten die feierliche Zuſicherung der Erhaltung ihrer Gerechtſame. Oeſterreich ſtrebte nach dem Beſitz des Landes und vermochte endlich den Fürſten 1699 (nach dem karlowitzer Frieden) zur Abtretung deſſelben. Zwei Jahre zuvor (1697) hatte noch Franz Tokay den Verſuch gemacht, mit dem Beiſtande einiger Mißvergnügten S. für den Fürſten Tökely zu erobern. Hierauf ſtellte ſich der Fürſt Franz Leopold Rakoczy an die Spitze der Unzufriedenen und wurde, da die kaiſerl. Kriegsmacht gegen Frankreich beſchäftigt war, 1704 von den Landſtänden zum Fürſten von S. erwählt. Die Stände wurden zwar 1705 durch ein kaiſerl. Heer gezwungen, die Wahl für ungültig zu erklären, aber Rakoczy behauptete dennoch bald wieder das Uebergewicht, und nur, nachdem er 1708 bei Trentſchin und 1710 bei Romhay geſchlagen worden war, unterwarfen ſich die Siebenbürger dem Kaiſer 1713, und nun wurde S., da Fürſt Apaſi bereits ohne Nachkommen geſtorben war, völliges Eigenthum des Hauſes Oeſterreich. Dem Lande wurde die Erhaltung ſeiner Verfaſſung zugeſichert, die Landſtände ſollten ihre Gerechtſame und die Religionsfreiheit ungeſchmälert erhalten. Im Widerſpruche mit dieſem Verſprechen erlitten die Proteſtanten mannichfache Bedrückungen; auch wurden mehre weſentliche Punkte der Verfaſſung geändert.

III. S. ſeit der Vereinigung mit Ungarn bis zur ungariſchen Revolution, 1713—1848. Noch einmal machten die Türken den Verſuch, S. zu erobern, aber ſie mußten in dem Frieden zu Paſſarowitz den 21. Juli 1718 die Herrſchaft Oeſterreichs über dieſes Land anerkennen, das ſeitdem in deſſen Beſitz geblieben iſt. Maria Thereſia erhob S. 1765 zu einem Großfürſtenthum, ohne daß jedoch dadurch eine Aenderung in den übrigen Verhältniſſen des Landes hervorgegangen wäre. Als Kaiſer Joſeph II. durch ſeine zahlreichen Reformen dem Volke in S. eine freiere Stellung bereitete, dabei aber auch unter demſelben den Glauben hervorrief, ſeinen Grundherrn den bisher geleiſteten Gehorſam aufkündigen zu dürfen, kam es in S. zu ſchrecklichen Scenen. An der Spitze der damaligen Bewegung in S. ſtand ein gewiſſer Nikolas Urß, bekannter unter dem Namen Horjah, ein eben ſo unternehmender, als verſchmitzter Mann, dem es bald gelang, die Unzufriedenen zu wildem Aufruhr gegen die Edelleute aufzuwiegeln. In den erſten Tagen des

Nov. 1784 wurden mehr als 120 Edelleute ermordet und zahlreiche Schlöſſer niedergebrannt. Der milde Kaiſer ſah ſich zu energiſchen Maßregeln gezwungen. Er ertheilte nicht nur den Generalen Fabris, Graf Pankowitz u. General Papilla unumſchränkte Vollmacht, ſondern ſetzte auch auf Horjah's Kopf einen Preis von 300 Dukaten. Bereits war die Zahl der Inſurgenten auf 16,000 Mann angewachſen; Horjah nannte ſich erſt Kapitän und Obergeſpan des hunyader Komitats, dann ſogar Dux Köröſienſis (vom Fluſſe Körös) oder Rex Daciae. Die Unruhen dauerten bis gegen das Ende des Jahres 1784, wo man erſt der Empörung Meiſter wurde; während derſelben waren 264 Schlöſſer der Adeligen in Aſche gelegt und ausgeplündert worden. Horjah wurde von 6 Walachen eingefangen und am 3. Jan. 1785 mit ſeinem Begleiter Klotska gerädert. Ein dritter Rädelsführer, Salius, rettete ſich durch die Flucht, ein vierter aber, der griech. Mönch Kriſchan, entging der Strafe durch Selbſtmord. Die langwierigen Kriege, in welche Oeſterreich ſpäter verwickelt ward, mußten als Entſchuldigung dafür dienen, daß man ohne Reichstag regierte. Durch das Diploma Leopoldicum, vom 4. Jan. 1791, wurde die Regierungsform feſtgeſetzt, welche ſeitdem beſtand. Die bald darauf ausgebrochenen Weltkriege lenkten natürlich auch in S. die Aufmerkſamkeit von den innern Verhältniſſen ab, u. das wiener Kabinet konnte während der erſten drei Jahrzehnte des gegenwärtigen Jahrh. abermals ungehindert ſeine Politik verfolgen. Die nationale und liberale Bewegung, welche ſich ſeit 1825 in Ungarn mächtig zu regen anfing, fand indeſſen auch ihren Widerhall in S., wo ſeit 1811 kein Reichstag einberufen worden und die Regierung in ihren konſtitutionswidrigen Maßnahmen immer weiter vorgeſchritten war. Baron Nikolaus Weſſelenyi, ungariſcher und ſiebenbürgiſcher Magnat, der auf den ungariſchen Reichstagen von 1825 und 1830 die Sache der Nationalität und des Fortſchritts mit der heißen Gluth magyariſchen Patriotismus und dem Feuereifer des edlen Liberalismus erfaßt und verfochten hatte, kehrte nach Beendigung des letzten Reichstags in ſeine eigentliche Heimath, nach S., mit dem feſten Entſchluſſe zurück, das erſchlaffte nationale Bewußtſeyn daſelbſt zu neuem Leben zu wecken und die vereinzelten Regungen zu einer gemeinſamen Nationalerhebung zu vereinen. Als Apoſtel volksthümlicher Freiheit reiſte er von Dorf zu Dorf, anregend, aufmunternd und begeiſternd, und um überall thätig eingreifen und bei allen Komitatskongregationen Sitz und Stimme haben zu können, kaufte er in jedem Komitat Grundbeſitz. Als ſein bedeutendes Vermögen nicht ausreichte, wurden von liberalen Freunden und auch von den Bauern beträchtliche Summen zu dieſem Zwecke zuſammengeſchoſſen. Der Feuereifer, das kräftige Wort und die unermüdliche Thätigkeit Weſſelenyi's wirkten ſo mächtig, daß die Agitation bald allgemein ward und die Regierung ſich gezwungen ſah, am 26. Mai 1834 den Reichstag zu eröffnen, der in S., abweichend von dem ungariſchen Brauch, nur aus einer, aus Deputirten (vom Volk) und Regaliſten (vom König ernannt) zuſammengeſetzten Tafel beſtand. Wiewohl ſchon dieſe Zuſammenſetzung der Regierung ſtets wenigſtens die Hälfte der Stimmen ſicherte, hatte ſie auch außerdem alle Vorſichtsmaßregeln zur Einſchüchterung der Verſammlung getroffen, indem ſie Klauſenburg (Hauptſtadt S.s und Sitz des Reichstags) und die Umgegend mit ſtarken Militärabtheilungen beſetzen ließ, eigenmächtig den Präſidenten und den Protonotar — deren Ernennung dem Reichstage zuſtand — ernannte, und es mit Gewalt durchſetzte, daß auch den Mitgliedern des Guberniums und der königlichen Tafel Sitz und Stimme eingeräumt werden mußte. Trotzdem war die Richtung des Reichstags eine entſchieden oppoſitionelle. Es wurden Aeußerungen gehört, welche ſelbſt die radikalſten Mitglieder auf dem ungariſchen Reichstage bisher nicht vorzubringen gewagt hatten. „Die konſtitutionelle Regierung", ſagte unter Anderm Baron Hußar, als der Präſident eines Tages den Volksvertretern gegenüber das Princip des allein berechtigten Königswillens geltend machen wollte, „iſt eine Inſtitution unſerer bürgerlichen Geſellſchaft. Sie geht von der Verfaſſung aus, nicht von einer Macht aus Gottes Gnaden. Von Gott erwarte ich Gnade; von meinem Herrſcher fordere ich Gerechtigkeit und die Erfüllung meiner geſetzlichen Forderungen. Wir ſind hier ein geſetzgebender Körper, die Vertreter eines freien Volks. Wer ſteht über uns? Ich wage zu antworten: Niemand! Uns gegenüber kenne ich Jemand, unſern König; aber über uns, ich wiederhole es, ſehe ich Niemand." ... „Möge die Regierung", rief Baron Kemeny bei einer ähnlichen Gelegenheit, „nicht mit dem Beiſpiel vorangehen, wie man geſchworene Verträge bricht. Leicht könnten wir ihr dies ablernen, und eines Morgens dürfte vielleicht das Haus Habsburg-Lothringen plötzlich aufgehört haben, über S. zu herrſchen" ... Die Regierung wollte auch hier den Druck der Reichstagsverhandlungen unter keiner Bedingung geſtatten, und die wiederholten diesfälligen Reklamationen blieben fruchtlos. Da erſchien in der Sitzung vom 29. Jan. 1835 Weſſelenyi mit einem ungeheuern Schriftenpack unterm Arm, als der Reichstag eben über dieſe Angelegenheit debattirte. „Handeln", rief der Eintretende, „iſt die Pflicht des Patrioten, wenn Worte wirkungslos verhallen und das nutzloſe Wiederholen derſelben nur ein Zeichen der Schwäche wäre. Darum habe ich gehandelt! Ich habe eine lithographiſche Preſſe erworben, und ich kann verſichern, daß der Druck unſeres Journals in vollem Gange iſt. Ich bin es ſelbſt, der es druckt, und bin ſo glücklich, Ihnen hiermit die erſten Bogen zu überreichen"... Der Reichstag wurde nun am 6. Febr. 1836 plötzlich aufgelöſt und der militäriſch-despotiſche Erzherzog Ferdinand d'Eſte zum unumſchränkten Landesgouverneur ernannt. Weſſelenyi ward, unter einer andern, erkünſtelten Anklage, in den Kerker geworfen, den er 1840, auf beiden Augen erblindet, verließ. Außerdem verlegte man die ſpätern Reichstage aus dem

Digitized by Google

magyariſchen Kolosvar (Klauſenburg) in das deutſche Hermannſtadt. Nichts deſto weniger machte die Oppoſition täglich Fortſchritte und gewann ſelbſt unter den Regaliſten bedeutende Anhänger. Die Brüder *Stephan* und *Karl Zeyk*, die Grafen *Ladislaus* und *Dominik Teleky*, die Barone *Dominik* und *Dionys Kemeny* u. Andere hielten gleichen Schritt mit der ungariſchen Oppoſition und drangen unabläſſig darauf, daß das Diplom Leopolds I. zur Wahrheit werde. Auf Kemeny's Antrag entwarf der Reichstag 1842—43 eine Adreſſe an den König, in welcher ſpeciell jene Beſtimmungen des Diploms aufgezählt wurden, die bisher durch die Regierung gebrochen worden ſeyen. Von den 18 Beſtimmungen, die das Diplom überhaupt enthielt, mußten in das Sündenregiſter der Adreſſe nicht weniger aufgenommen werden, als — 17! Die Klagen gegen das wiener Hofkammerregiment und der Wunſch, ſich dieſer hemmenden Feſſeln entledigt zu ſehen, war in S. eben ſo allgemein verbreitet als in Ungarn. Eben ſo ſtanden die Oppoſitionsparteien beider Länder in ſtetem lebhaften Wechſelverkehr, da ſie nicht nur gleiche Zwecke anſtrebten, ſondern ihnen auch ein gemeinſames Ziel, nämlich die Wiedervereinigung der Schweſterländer, vorſchwebte, dem aber Oeſterreich ſtets entgegenwirkte. Auch war die ungariſche Oppoſition auf dem ſiebenbürgiſchen, die ſiebenbürgiſche auf dem ungariſchen Reichstage perſönlich vertreten, indem mehre, da und dort begüterte Magnaten in beiden Ländern Sitz und Stimme hatten, auch manche Deputirte in beiden Ländern zugleich gewählt wurden. Waren die Wünſche und Beſtrebungen der liberalen Partei hier dieſelben, wie in Ungarn, ſo waren es auch nicht minder die Hemmniſſe, welche deren Realiſirung entgegenſtanden. Das Grundübel Ungarns, das Polyglottenthum, graſſirte auch in S., ſogar in noch ſchärfer ausgeprägten Umeiſſen. In S. begegnete man der Abſonderung der verſchiedenen Volksſtämme nicht bloß in geographiſcher Beziehung, ſondern auch aufs ſchärfſte und unüberſchreitbar in der geſetzlich politiſchen Eintheilung des Landes. S. war nach den drei Hauptſtämmen, die es bewohnen, in drei ſtreng geſonderte „Länder", in das Land der Ungarn, das Land der Szekler und das Land der Sachſen getheilt. Dieſe Abſonderung ward mit ſolcher Schroffheit durchgeführt, daß ſelbſt die einzelnen, durch Zufall entſtandenen Sprachinſeln, wie z. B. der ungar. Diſtrikt Fogaras im Lande der Sachſen, der deutſche Diſtrikt Biſtritz im Lande der Szekler, in ihrer politiſchen Verwaltung u. ſ. w. nicht zu dem „Lande", in welchem ſie eben lagen, ſondern zum Mutterlande gehörten. Alſo auch die einzelnen Vermiſchungen konnten die ethnographiſche Abſonderung nicht aufheben, und die Volksſtämme wurden dadurch angehalten, ſich gegenſeitig als Fremde, als Ausländer zu betrachten. Sehr charakteriſtiſch trat dieſes ſeltſame Verhältniß in dem bis auf die jüngſte Zeit geltenden Privilegium der Sachſen hervor, wonach kein anderer Siebenbürge — Ungar oder Szekler — in ihrem „Lande" Grundbeſitz erwerben durfte, während jeder vom Auslande einwandernde Deutſche ſogleich das Bürgerrecht erlangte. Bloß der gemeinſame Reichstag und die höchſte Landesbehörde verband die drei Nationen und die drei Länder zu einem politiſchen Geſammtkörper. Aber ſelbſt an dieſem einigenden Bande mußten die verſchiedenen Beſtandtheile, aus denen es gewoben, ſtets ſicht- und kennbar bleiben, als ſollte es mehr die Spaltung, denn die Einheit repräſentiren. Außer den drei Nationen aber machten ſich auch noch die vier Konfeſſionen des Landes geltend. So lange S. von ſeinen eigenen Fürſten regiert wurde, mußten dieſe beim Regierungsantritt ſchwören, die Geſetze und Rechte der „drei Nationen und vier Konfeſſionen" aufrecht zu erhalten. Den Statthalter S.s, ſo wie den Präſes der wiener ſiebenb. Hofkanzlei wählte der öſterr. Kaiſer aus einer Liſte von 12 Kandidaten, welche ihm die drei „Nationen" zu gleichen Theilen aus den vier Konfeſſionen vorſchlugen. Auch das Regierungskollegium oder Gubernium beſtand aus 16 Mitgliedern, die zu gleichen Theilen aus den vier Konfeſſionen gewählt ſeyn mußten. Solche Maßregeln, welche eigends dazu geſchaffen zu ſeyn ſchienen, daß das höhere gemeinſame Landesintereſſe nie die Stammes- und konfeſſionellen Unterſchiede vergeſſen mache, mußten, indem ſie die Ideen der Trennung ſtets vergegenwärtigten, jede Verſchmelzung vollends erſchweren. Es iſt nun zum Verſtändniß der Geſchichte des letzten Krieges in S. noch nöthig, dieſe „Nationen" und „Länder", wenn auch nur in wenigen Worten, zu ſkizziren. Verfolgen wir die Hauptſtraße, welche von Peſth über Großwardein in das „Schweſterland" führt, ſo gelangen wir über den grenzhütenden Königshügel (Királyhágo, woher S. auch oft mit dem Ausdruck „a Királyhágón túl", jenſeit des Königshügels, bezeichnet wird) auf ſiebenb. Boden, und zwar in das „*Land der Ungarn*", das den größten Theil der Nordſeite und beinahe die ganze Oſtſeite S.s einnimmt. Dieſes Land umfaßt die 11 Komitate F. Fejér, A. Fejér, Kolos, Doboka, Kütüllö, Thorda, B. Szolnok, Hunyad, K. Szolnok, Kraszna und Zarand, die zwei Diſtrikte Kövar und Fogaras, die Hauptſtadt Kolosvar (Klauſenburg), den Sitz der höchſten Landesbehörden und des Reichstags und, nebſt manchen andern bedeutenden Orten, auch die ziemlich ſtarke Feſtung Karlsburg. Die Bewohner dieſes „Landes" ſind ein vorgeſchobener Poſten der ungarländiſchen Magyaren, von denen ſie auch geographiſch nur ſchwach getrennt werden, denen ſie an Sprache, Bildung, Sitten und nationalen Sympathien vollkommen gleichen, und deren Bewegungen u. Beſtrebungen ſie ſich ſtets ſo entſchieden anſchloſſen, daß ſie während der Dauer des Revolutionskampfes nicht unterſchieden und darum nie beſonders erwähnt wurden. Wenden wir uns von Karlsburg und Deva, den ſüdweſtlichſten Punkten des „Landes der Ungarn" dem Süden zu, ſo gelangen wir nach Hermannſtadt, der Hauptſtadt des „*Landes der Sachſen*", das den Süden S.s einnimmt, in ſeiner ganzen Länge unmittelbar an die Walachei grenzt, die 9 Stühle Hermannſtadt, Mediaſch, Mühlenbach, Großſchenk,

Reps, Leſchkirch, Reißmarkt, Szaſzvaros und Schäsburg, die zwei Diſtrikte Kronſtadt und Biſtritz und, nebſt manchen befeſtigten Punkten, auch das mit Mauern verſehene, am äußerſten ſüdöſtlichen Winkel gelegene Kronſtadt umfaßt. Die ungariſche Eintheilung in Adelige und Unadelige, Herren und Unterthanen, fand hier nicht Statt. Alle waren freie Bürger eines freien Bodens, der Fundus regius hieß und unmittelbar dem Herrſcher unterſtand, welche Verhältniſſe natürlich ſchon dazu beitrugen, die Sachſen mehr zum Herrſcherhauſe, als zur ungariſchen Nation hinzuziehen. Die ſtrenge geographiſch-politiſche Abſonderung erhielt ferner auch das Stammesgefühl bei ihnen ſtets wach und rege, ſo daß ſie ſich noch nach ſieben Jahrhunderten als Deutſche fühlen, während ihre Stammesgenoſſen in Ungarn ſich mit den Magyaren zu verſchmelzen ſuchen. In dieſen Verhältniſſen lagen die Hauptgründe, weshalb ſich die Sachſen in politiſcher Beziehung zum Konſervatismus und zur Regierungspolitik hinneigten, und andererſeits dem ſeit Jahren auch in S. um ſich greifenden magyariſchen Elemente Hinderniſſe entgegen zu ſtellen ſuchten. Sie widerſetzten ſich auf den Reichstagen der Erhebung der magyariſchen Sprache zur Geſetzesſprache, und riefen ſogar zwei Deputirte, die mit den Magyaren geſtimmt hatten, ſogleich ab, während die Opponenten allſeitig gefeiert wurden. Auch in Deutſchland erinnert man ſich wohl noch der in den erſten vierziger Jahren, beſonders vom Paſtor Roth eifrig betriebenen Werbung um deutſche Einwanderer, durch welche das Umſichgreifen des magyariſchen Elements paralyſirt werden ſollte. Bei dieſer magyarenfeindlichen Richtung der Sachſen war es natürlich, daß dieſe ſich mit den magyariſchen Märzerrungenſchaften nicht einverſtanden erklärten und das Werkzeug der Reaktion wurden. Den Oſten und Nordoſten S.s nimmt das „Land der Szekler" ein, das die Walachei und Moldau zur Grenze hat und die 5 Stühle Udvarhely, Haranſzek, Cſik, Maros und Aranyos umfaßt. Die Szekler, Stammverwandte der Magyaren, ſind von den drei Nationen die älteſte im Lande. Sie wanderten nicht mit den heutigen Ungarn im 9. Jahrhunderte ein, ſondern ſind die Ueberreſte der erſten, im 4. Jahrhunderte Statt gehabten hunniſchen Einwanderung, die, durch irgend einen Zufall in dieſe öſtlichſten Gebirge verſchlagen, hier zurückblieben, als ihre Stammesgenoſſen auf einige Jahrhunderte das Land räumten. Außer aller Berührung mit dem übrigen Europa, haben ſie in ihrem Naturell, wie in ihren Einrichtungen den Urtypus des Magyarenthums reiner, als die Ungarn erhalten. Sie repräſentiren in ihrer unterſetzten, muskulöſen Geſtalt, wie durch Kriegsmuth und Tapferkeit noch die alten weltbezwingenden Hunnen, vor denen einſt ganz Europa gezittert. Auch im Innern haben ſie ihre alte Freiheit zu bewahren gewußt, indem ſie noch Alle adelig ſind, freies Jagd- und Weiderecht üben, keine Frohnden kennen und nur von ihren eigenen Richtern gerichtet werden dürfen. An der Grenze wohnend, waren ſie ſtets den feindlichen Einfällen zuerſt ausgeſetzt, ſo daß ihre geographiſche Lage, die ſie zur ſchlagfertigen Grenzbewachung und zu öfterm Kampfe nöthigte, ihren kriegeriſchen Neigungen vollkommen entſprach. Doch was ſie freiwillig mit ganzem Herzen leiſteten, wollten ſie nicht in einen Zwangsdienſt umgeſtaltet und höhern Befehlen untergeordnet ſehen. Als daher Maria Thereſia auch hier, wie in Ungarn, die Militärgrenze ſyſtematiſch organiſirte, brach unter den Szeklern ein allgemeiner Aufſtand aus, der nur durch bedeutende Militärkräfte blutig unterdrückt wurde. Die freien Szekler mußten der übermächtigen Gewalt nachgeben und ein Infanterie- und zwei Huſarenregimenter ſtellen, mit denen die Grenze militäriſch beſetzt wurde. Die Erbitterung, welche durch dieſe Verletzung ihrer Freiheit ſtets in ihren Herzen zurückblieb, machte ſie zu Feinden Oeſterreichs. Durch ihre althunniſche Tapferkeit wurden ſie die beſten Streiter Bems. — So bildete die ſchroffe geographiſch-politiſche Spaltung S.s einen bedeutenden Keim der Feindſchaft und des Zerwürfniſſes zwiſchen Ungarn und Deutſchen. Doch der eigentliche und Hauptkampf gegen Ungarn ging nicht von den Deutſchen, ſondern von jenen Bewohnern S.s aus, die bisher politiſch gar nicht exiſtirt hatten, den Walachen. Die älteſten Einwohner des Landes waren die Walachen, von den ſpäter eindringenden Szeklern, Ungarn und Sachſen allmählig aus ihren Wohnſitzen vertrieben, in die Gebirge zurückgedrängt, aller Rechte und Freiheiten beraubt und zu Parias gemacht worden. Ihrem romaniſchen Urſprunge getreu, wie ihre italieniſchen Stammverwandten das Dolce far niente als höchſten Lebensgenuß erkennend, faul und arbeitsſcheu, in ſchrankenloſem Aberglauben dem Fatum ſich demüthig unterwerfend, hatten ſie ſich Jahrhunderte hindurch mit Apathie in ihre recht- und geſetzloſe Stellung, in ihr Elend und ihre Armuth gefügt, bis die im ganzen Lande herrſchende Aufregung unter Joſeph II. auch ſie zum Aufſtand wachrief, der unter Horjahs Führung mit Rieſenſchritten um ſich griff und nur durch Entfaltung gewaltiger Truppenmaſſen unterdrückt werden konnte (ſ. oben). Die wachgerufenen Wünſche ſtrebten nun auf geſetzlichem Wege nach Befriedigung. Im J. 1791 richteten Joh. Babb, Biſchof der unirten, und Geraſim Adamoviez, Biſchof der nichtunirten Griechen, eine Bittſchrift an den Kaiſer, des Inhalts: Den Walachen möge eine geſetzliche Stellung in S. eingeräumt werden; man möge ſie als vierte Nation anerkennen. Der ſiebenbürg. Reichstag, an den die Bittſchrift gewieſen ward, beſchied ſie abſchläglich, indem man reſolvirte, daß nach einem Geſetzbeſchluſſe von 1744 die Walachen keine beſondere Nation bilden können, ſondern je zu der Nation gehören, unter welcher ſie eben wohnen. In gleicher Weiſe ungünſtig ward die Sache erledigt, als dieſelbe 1843 am Reichstage an den Biſchöfen Kemeny und Moga abermals Vertreter fand.

IV. S. ſeit der ungar. Revolution von 1848. Die durch die erwähnte Abweiſung der Walachen erzeugte Aufregung und Erbitterung,

Digitized by Google

welche beſonders von den Popen, auch durch die ſeit 1842 in Klauſenberg begründete Gazetta de Transsylvania, wie durch die öſterr. Emiſſäre fleißig genährt wurde, brach nach den Märzereigniſſen des J. 1848 offen hervor. Auf Aufforderung des walachiſchen Biſchofs Saguna verſammelten ſich am 15. Mai 30–40,000 Walachen bei Balasfalva (Blaſendorf), wo ſie den Beſchluß faßten, den Kaiſer abermals durch eine Deputation um ihre Anerkennung als vierte Nation zu bitten. Doch war dies nur Vorwand, indem die Verſammelten im Grunde ganz andere Abſichten hegten. Die Gebildetern ſchwärmten von einem großen dakoromaniſchen Reiche, die Volksmaſſen brüteten Rache gegen die Ungarn. Auch kam es wirklich ſehr bald in Toranfalva, Marezfalva und anderen Orten zu blutig-grauſamen Thätlichkeiten. Als vollends Feldmarſchallieutenant Puchner, der Kommandirende von S., nach Jellachichs Einfall in Ungarn ebenfalls die Maske abwarf und dem ungar. Miniſterium offen den Gehorſam aufkündigte, organiſirten ſich die Walachen unter Anführung des jungen Advokaten Janku zu förmlichen Kriegsbanden, deren ausgeſprochener Zweck die Unterſtützung der Kaiſerlichen und die Vernichtung der Ungarn war. Heißblütig und rachedurſtig, wie der Italiener, ja ſelbſt den Meuchelmord nicht für unehrenhaft haltend und ihn dem offenen Kampfe vorziehend, waren ſie der ungariſchen Nation, beſonders aber dem Lande eine viel ſchrecklichere Plage, als die öſterr. und ruſſ. Truppen. Das gebirgige Land, in welchem ſie jeden Paß und Hohlweg genau kannten, eignete ſich für ihre Art der Kriegsführung vollkommen. Sie wichen größern Truppenmaſſen ſtets aus, fielen aber aus ihren unangreifbaren Verſtecken über einzelne Abtheilungen, friedliche Dorf- und Stadtbewohner her und mordeten ſie erbarmungslos. Unter ſolchen Verhältniſſen nun war ſchon gegen Ende des J. 1848 faſt ganz S. unter dem General Puchner und dem Corpsführer Urban der öſterr. Gewalt unterworfen, während Bem auf Befehl der ungar. Regierung mit einer geringen Macht zu deſſen Wiedereroberung auszog. Von Nagybanya, wo er während des December 1848 ſeine kleine Armee geſchaffen hatte, rückte Bem mit dem Neujahr 1849 in S. ein und traf hier mit kaum 9000 M. bei Dees auf den öſterr. Feldmarſchallieutenant Wardener, der daſelbſt mit 12,000 Mann ſtand und die von Natur ſehr günſtige Poſition noch durch ſtarke Verſchanzungen befeſtigt hatte. Bem ließ ſeine Kanonen auf den naheliegenden Hügeln aufſtellen und nach einer einſtündigen heftigen Kanonade den Sturm auf die feindliche Stellung eröffnen. Aber dieſe war äußerſt vortheilhaft gewählt. Die Kartätſchen von öſterr. Seite wütheten furchtbar unter den jungen ungar. Kämpfern, die, des Feuers noch nicht gewohnt, zu weichen begannen. „Nicht jede Kugel trifft“, rief Bem, indem er vor die Schlachtlinie ſprengte; „nur vorwärts, und der Sieg iſt unſer“ . . . „Elöre“ (vorwärts), erſcholl es aus tauſend Kehlen, als man den greiſen General im dichteſten Kartätſchenhagel die Fronte auf- und abreiten ſah. In wenigen Minuten waren die Verſchanzungen erſtürmt. Mit einem Verluſte von 500 Todten, 2000 Gefangenen und 5 Kanonen mußte der Feind Dees räumen und ſich theils in nordöſtlicher Richtung in den zwiſchen dem Ungar- und Szeklerlande gelegenen ſächſiſchen Diſtrikt Biſtritz, theils auf das ſtark befeſtigte Kolosvar zurückziehen. Es war die erſte Schlacht, die Bem unter ungariſcher Fahne lieferte, aber eine der blutigſten. Der Weg ins Innere des Landes öffnete ſich ihm nun, und er ſäumte nicht, dieſen Weg zu verfolgen. Schon am 9. Jan. 1849 griff er die Hauptmacht des Feindes vor Kolosvar an. Die Verſchanzungen wurden mit dem Bajonnet erſtürmt, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr war der Feind abermals gezwungen, das Feld zu räumen und ſich in das Land der Sachſen, auf Puchner bei Hermannſtadt zurückzuziehen. Unterdeſſen ſammelte Generallieutenant Malkowski in der Bukowina neue Streitkräfte, die er dem Oberſten Blonski zuführte, der mit einem Theile der bei Dees geſchlagenen Armee nach Biſtritz geflüchtet war. Bem entſendete am 16. Jan. eine Kolonne nach Abrud, um den Feind zu täuſchen. Er ſelbſt rückte mit der Hauptmacht nach Szaßregen, das er im Sturm einnahm, eben ſo raſch nach Marosvaſarhely, von wo er den Major Clococianu mit vier Kompagnien vertrieb und in ſüdlicher Richtung hinabdrängte. Nachdem er hier noch einige Verſtärkung aus den zurückeroberten magyariſchen und ſzekler Diſtrikten an ſich gezogen, ging er auf Malkowski und Blonski los, die ihn in einer feſten Stellung vor Biſtritz mit 15,000 M. und 40 Geſchützen erwarteten. Die Szekler, die hier zum erſtenmal unter „Vater Bem“ kämpften, zeigten ſich als würdige Abkömmlinge der alten Hunnen. Die Oeſterreicher wurden trotz ihrer Uebermacht total geſchlagen. Drei Stunden hinter Biſtritz, in der Ebene von Borgo, ſtellten ſie ſich abermals in Schlachtordnung auf, indem ſie ihre Fronte mit den Batterien, welche das ganze Feld weit und breit beſtrichen, deckten. Bem war jedoch dem zuvorgekommen; er hatte ſeine Truppen nicht in gerader Richtung, ſondern nach einer bedeutenden Schwenkung rechts vorrücken laſſen. Die Oeſterreicher ſuchten nun ihre Schlachtlinie jener Bewegung entſprechend zu ändern und auch ihren Kanonen eine andere Richtung zu geben; aber dies war bei dem hohen Schnee, der das Land bedeckte, unmöglich. Bem hingegen hatte ſeine Kanonen auf Schlitten herbeiſchaffen laſſen. Das Blutbad, das er unter den Oeſterreichern anrichtete, war gräßlich, die Verwirrung ungeheuer. Mit Zurücklaſſung aller Geſchütze und Bagage eilten die Oeſterreicher in wilder Flucht in die Bukowina zurück, bis an die Grenze von den fliegenden Schlittengeſchützen verfolgt und decimirt. Jetzt galt es, den eigentlichen Herd und den militäriſchen Chef der Kontrerevolution, das Land der Sachſen und Puchner anzugreifen, wozu denn auch Bem, nachdem er den borgoer Engpaß befeſtigt und gegen einen neuen Einfall der Oeſterreicher möglichſt geſichert hatte, auszog. Am 18. Jan. verließ er Biſtritz. Er ſtieß am 19. auf Puchner bei Mediaſch, den er ſofort ſchlug und auf Hermannſtadt zurückwarf. In Mediaſch vereinigten ſich die Szekler

vom aranyoſer Stuhl mit Bem, nachdem ſie den walachiſchen Landſturm unter Severu, der ſich ihnen bei Blaſendorf, um die Vereinigung zu hindern, entgegenſtellte, geſchlagen und auf Wingrad zurückgedrängt hatten. Am 20. Jan. rückte Bem bis Stolzenburg, Großſcheuern und Salzburg; am 21. traf er mit 15,000 Mann und 30 Geſchützen vor Hermannſtadt ein, wo ihn Puchner mit 25,000 Mann und 42 Geſchützen unter feſten Verſchanzungen erwartete. Erſt griffen die Ungarn das Burgthor an, wo ſich die öſterr. Hauptmacht unter Generalmajor Kalliani befand, ſpäter von Salzburg her auch den am Sagathore unter Oberſt Loſenau ſtehenden linken öſterr. Flügel; bei beiden Attaken war, nach Bems bekannter Weiſe, anfangs die Artillerie vorzüglich beſchäftigt. Die öſterr. Infanterie, von bedeutenden Kavaleriemaſſen unterſtützt, griff dagegen die ungar. Stellung mit dem Bajonete an und brachte den rechten Flügel durch ihre Uebermacht, aber nur auf kurze Zeit, zum Weichen. Das ungar. Centrum ſchlug alle Verſuche der öſterr. Infanterie- u. Kavaleriemaſſen zu deſſen Durchbrechung tapfer zurück. Auf dem linken ungar. Flügel, der zu weichen begann, wurde das Gefecht durch die wiener Legion, welche unter Bems perſönlicher Anführung im rechten Momente herbeieilte, wieder hergeſtellt. Der blutige Kampf, der von 7 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauerte, in dem von beiden Seiten mit gleichem Muthe und gleicher Tapferkeit gekämpft wurde, an dem ſelbſt die Bürger Hermannſtadts thätigen Antheil nahmen, endigte ohne entſcheidendes Reſultat, da keine Partei den Platz räumte. Doch neigte ſich der Nachtheil augenſcheinlich auf Seiten Bems, der hier zum erſtenmal, wenn auch nicht geſchlagen, doch in ſeinem raſchen Siegeslaufe aufgehalten war und, um keinem Ausfall Puchners ausgeſetzt zu ſeyn, ſich veranlaßt ſah, ſeine Stellung vor Hermannſtadt aufzugeben und ſich auf das 3—4 Stunden entfernte Stolzenburg, wo ein altes befeſtigtes Schloß eine ziemlich gute Poſition darbot, zurückzuziehen. Bem war jedoch durch dieſes Mißlingen ſo wenig entmuthigt, daß er am nächſten Tage 5 Bataillone ins Banat, wo ſich die geringe ungariſche Streitmacht in der allerärgſten Bedrängniß befand, zur Hülfe entſendete. Die wiederholten Angriffe Puchners auf Stolzenburg wurden entſchieden zurückgeſchlagen. Bem mußte die Stellung jedoch räumen, als er am 3. Februar erfuhr, daß Puchner ſich mit dem von Kronſtadt angelangten Feldmarſchallieutenant Gedeon vereinigt habe und jetzt mit ſeiner ganzen Macht Stolzenburg angreifen wolle. Bem ſtieß bei Salzburg auf Puchner und Gedeon, die er muthig angriff und auf Hermannſtadt zurückdrängte. Doch von glühender Kampfluſt getrieben, verließ er die gute Stellung auf den Hügeln bei Salzburg, um den Feind bis vor die Thore Hermannſtadts zu verfolgen, der aber hier plötzlich Front machte. Da die Oeſterreicher in der Ebene ihre Uebermacht vollkommen entfalten konnten, auch aus Hermannſtadt alle disponiblen Truppen und die Nationalgarde an ſich gezogen hatten, ſo ergriffen ſie jetzt die Offenſive. Das ungar. Centrum ward durchbrochen, ſo daß es nur Bems perſönlicher Tapferkeit gelingen konnte, die Truppen wieder zu ſammeln und ſie in guter Ordnung nach Vizakna zurückzuführen, wo er die heranziehenden Szekler erwarten wollte, um mit dieſen vereint neuerdings Hermannſtadt anzugreifen. Aber Puchner ließ ihm hierzu nicht Zeit; derſelbe griff ihn raſch in Vizakna an und nöthigte ihn zum Rückzug auf Mühlenbach, das Bem verbarrikadirte, um ſich dort zu halten. Bald mußte jedoch Bem Vizakna, ſo wie Szaßvaros, auf das er ſich von Vizakna zurückzog, räumen, weil durch feindliche Umgehungskolonnen, die an Karlsburg einen feſten Stützpunkt fanden, ſein Rücken bedroht war. Er zog ſich auf das Dorf Piske zurück, wo er ſich gegen den nachrückenden Puchner verſchanzte. Hier mußte von Seiten der Ungarn Halt gemacht werden, da von der Vertheidigung der Brücke, welche bei Piske über den Strelafluß führt, gewiſſermaßen das Schickſal des ganzen Kampfes abhing; gelang es den Oeſterreichern, Bem, bevor er Verſtärkungen an ſich ziehen konnte, von hier zu verdrängen, ſo ſtand ihnen der Weg ſowohl ſüdwärts in die ungar. Theißgegend, als nordwärts in das ſiebenbürgiſche Land der Ungarn offen. Ließ Bem die Oeſterreicher hier vordringen, ſo waren das Banat und die Bacska aufs Aeußerſte bedroht; zog er dagegen ſeine Streitkräfte zuſammen, um die Fortſchritte des Feindes zu hindern, ſo mußte er ſeine bisherigen Eroberungen in S. aufgeben. „Dieſe Brücke iſt S.", rief darauf Bem dem Oberſten Kemeny zu, dem er die Vertheidigung derſelben „bis auf den letzten Mann" übertrug. Auch die Oeſterreicher erkannten die Wichtigkeit des Poſtens und griffen die Ungarn an der Brücke am 9. Febr. mit Ungeſtüm an, wurden aber wiederholt mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen und verfolgt. Eine Kriegsliſt entſchied vollends den Sieg zu Gunſten der Ungarn. Mehre Honvedbataillone rückten nämlich, als wollten ſie übergehen, unter dem Schwenken der Fahnen und weißer Tücher, vor, während ſie, um die Oeſterreicher in dieſem Glauben zu beſtärken, auch die Waffen wegwarfen. Die Oeſterreicher ließen ſie unangefochten herankommen. Als dies geſchehen, ſtoben die Honveds auf beiden Seiten aus einander, und die Batterien, welche ihnen auf dem Fuße folgten, ſpien Feuer und Verderben unter die Ueberraſchten, die theils fielen, theils durch wilde Flucht dem Kugelregen zu entgehen ſuchten, aber von den windſchnellen Szeklerhuſaren verfolgt und maſſenhaft niedergemacht wurden. Einige Huſareneskadronen und Infanteriebataillone waren ſchon früher über das Eis geſetzt und hatten die Oeſterreicher in der Flanke angegriffen. Die Schlacht, welche von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends gedauert, — war die blutigſte des ſiebenbürgiſchen Feldzugs. Die Niederlage der Kaiſerlichen war eine totale; das Regiment Bianchi wurde faſt ganz aufgerieben. Bei Aloinez ſuchten ſie ſich zwar am 10. Febr. wieder zu ſammeln und den Kampf anzunehmen; aber die heranſtürmenden Honveds durchbrachen die Schlachtlinie; der rechte Flügel der Oeſterreicher eilte nach Karlsburg, das Hauptcorps nach Hermannſtadt. Inzwiſchen war in S. ein Ereigniß eingetreten, das vor der

Digitized by Google

Hand nur unbedeutende materielle Einwirkung übte: die ruſſiſche Intervention. Wiewohl Bems erſter Angriff auf Hermannſtadt mißglückte, konnte die öſterr. Regierung nach den glänzenden Siegen, die er bisher mit Windesſchnelle im übrigen S. erfochten, ſich doch nicht mehr darüber täuſchen, daß auch ihr letzter Stützpunkt, Hermannſtadt, fallen müſſe, wenn Bem einmal die aus den Ländern der Ungarn und Szekler gezogenen neuen Truppen gehörig organiſirt und koncentrirt habe. Um dieſem vorzubeugen, entſchloß ſie ſich zum Aeußerſten, zur ruſſiſchen Hülfe. Sie that dies indeſſen noch nicht offen, ſchon weil der Reichstag zu Kremſier, der damals noch tagte, hiergegen entſchieden proteſtirt haben würde. Die guten Sachſen, auf welche man in Deutſchland, als „auf die Träger der Bildung und des Fortſchritts am äußerſten Oſtende Europa's", mit einem gewiſſen Stolze hinzuweiſen pflegte, ließen ſich bereit finden, die Ruſſen zum freundnachbarlichen Einmarſch in ihr Gebiet aufzufordern. Selbſt die rohen und wilden Walachen erklärten ſich in den Vorberathungen, die man darüber in Hermannſtadt abhielt, mit Entſchiedenheit gegen dieſen Schritt, wurden aber von der ſächſiſchen Majorität überſtimmt. Bloß ein einziger Walache, der Biſchof Saguna, war für den Antrag, zu deſſen Ausführung er denn auch, damit es den Anſchein habe, als gehe die Bitte von beiden Nationen aus, ſogleich mit dem Profeſſor Gottfried Müller aus Hermannſtadt an den in Bucharest ſtationirten ruſſ. General entſendet wurde. Dieſer hatte in Folge der Unterhandlungen, welche hierüber ſchon früher zwiſchen dem olmützer und dem petersburger Kabinet gepflogen worden waren, längſt ſeine Inſtruktionen für dieſen Fall und ſäumte keinen Augenblick, die Rolle des Retters in der Noth zu übernehmen. Am 1. Febr. 1849 rückten unter General Engelhardt 4000 Ruſſen in Kronſtadt, am 4. deſſelben Monats 6000 in Hermannſtadt ein. Nach der ſiegreichen Schlacht bei Piske war der Muth und die Kampfluſt der ungar. Streiter bedeutend geſtiegen, und ſie fühlten ſich ſtark genug, die vereinigten ruſſ.-öſterr. Truppen anzugreifen. Indeſſen wollte Bem, bevor er den entſcheidenden Streich gegen die Hauptſtadt und Hauptmacht des Feindes führte, dieſen erſt aus den übrigen Landestheilen vollends vertreiben, zu welchem Zwecke er ſich mit einigen Szeklertruppen abermals gegen Nordoſten wendete, wo es mittlerweile dem Oberſten Urban gelungen war, mit neuen Verſtärkungen aus der Bukowina einzudringen, indem ihm der ungar. Oberſt Rizko keinen genügenden Widerſtand hatte entgegenſetzen können. Zwar ward Urban bei ſeinem weitern Vordringen bei Bayersdorf geſchlagen und auf Biſtritz zurückgedrängt, konnte aber von dort nicht vertrieben werden. Bem rückte jetzt ſelbſt dahin, und zwar an Hermannſtadt vorbei, deſſen Kommandant, von der pisker Schlacht erſchöpft, ihn nicht zu beunruhigen wagte, da durch einen unglücklichen Ausgang der Schlacht die Hauptſtadt ſelbſt gefährdet ſeyn konnte; doch hatte derſelbe nach Schäßburg, das auf Bems Route lag, zur Verſtarkung der dortigen Beſatzung vier Kompagnien Infanterie und zwei Eskadronen Uhlanen entſendet. Bem ſchlug dieſe Truppen am 16. Febr., zog am 17. in Schäßburg ein und von da im raſchen Siegeslaufe nach Biſtritz, wo Urban ſo arg geſchlagen wurde, daß er aus dem Lande floh und erſt in Czernowitz (Hauptſtadt der Bukowina) ſeine Truppenüberreſte wieder ſammeln konnte. Nachdem Bem genügende Beſatzungen an den verſchiedenen bedrohten Punkten zurückgelaſſen, kehrte er zu ſeinem Hauptcorps zurück, das in der Stärke von 8—9000 Mann inzwiſchen bis Mediaſch vorgerückt war, wo er, auf die Stadt geſtützt, an den umliegenden Hügeln eine ziemlich feſte Poſition nahm, gegen welche Puchner in drei Kolonnen mit 18—20,000 Mann anrückte. Schon am Abende des 2. März wurde die öſterr. Avantgarde von 2 Bataillonen und 6 Eskadronen Ungarn, welche mit dem Bajonnet von den Hügeln herab auf die in der Ebene aufgeſtellten Kaiſerlichen losſtürmten, angegriffen und mit einem Verluſte von 4 Kanonen und 200 Gefangenen auf ihr Hauptcorps zurückgeworfen. Am 3. März griff Puchner mit ſolchem Ungeſtüm an, daß Bem ſeine erſte, bald darauf auch ſeine zweite Poſition, die er nach dieſer vor Mediaſch eingenommen hatte, aufgeben, ins Innere der Stadt zurückgehen und ſich dort zu verſchanzen ſuchen mußte; eine Umgehungskolonne jedoch, die auch hier ſeine Flanke bedrohte und ihm den Rückzug abſchneiden ſollte, wurde von einer maskirten Batterie ſo kräftig beſchoſſen, daß ſie in wilder Flucht auseinanderſtob. Dem Kampfe ſetzte die hereinbrechende Nacht ein Ziel, die Bem nun dazu benutzte, auf Schäßburg zurückzugehen, um dort die neuen Szeklerbataillone, welche in Maros-Vaſarhely gebildet und ausgerüſtet waren, an ſich zu ziehen. Zu Schäßburg ließ er mächtige Schanzen aufwerfen und überhaupt die Poſition der Art befeſtigen, als wollte er ſich hier für lange behaupten. Aber, wiewohl er ſich in der Fronte ſtark verſchanzte, blieb doch — der Natur des von ihm eingenommenen Terrains nach — ſeine linke Flanke ziemlich bloßgeſtellt. Der talentvolle kaiſerliche Oberſt van der Null entwarf demgemäß einen Operationsplan, nach welchem Bem hier umgangen und dann im Rücken angegriffen werden ſollte. Ebendas hatte Bem gewollt. Durch ſeine zuverläſſigen Spione vom Herannahen des Feindes auf ſeiner linken Seite benachrichtigt, ließ er 3—4000 Mann bei Schäßburg zurück, die, vom Volk aus der Umgegend unterſtützt, die ganze Nacht hindurch (vom 9. auf den 10. März) bei einer weit ausgedehnten Wachtfeuerlinie mit ſo viel Lärm und Getöſe arbeiten mußten, daß der Feind hier zuverläſſig einen heißen Kampf mit Bems ganzer Macht für den nächſten Tag erwarten mußte. Während deſſen war Bem mit dem Hauptcorps in lautloſer Stille und im Doppelſchritt rechts ab, über Mediaſch, marſchirt und am 11. Morgens vor den Thoren Hermannſtadts, das ihn ſchon bei Schäßburg umzingelt und vernichtet glaubte.

Trotz dieſer Ueberraſchung wollte die Stadt von Uebergabe nichts wiſſen. Statt aller Antwort ließ der ruſſ. Kommandant Bems Parlamentär halbtodt prügeln und ihn bewußt- und leblos auf einem Miſtkarren ins ungar. Lager zurückführen. Die auſtro-ruſſ. Beſatzung, von der Bürgerwehr unterſtützt, erwartete auf ihren ſtarken Wällen feſten Fußes den Angriff. Bem ließ ſie nicht lange warten; denn die Honveds glühten vor Ungeduld, dieſes letzte Bollwerk des Feindes zu zerſtören, auch die Ruſſen die Schärfe des ungariſchen Schwerts fühlen zu laſſen und die ihrem Parlamentär wider alles Völkerrecht widerfahrene ſchmähliche Behandlung blutig zu rächen. Ohne den Geſchüzzeſchlünden, welche von den Wällen herab unabläſſig donnerten, auch nur mit einem Schuß zu antworten, gingen die todesmuthigen Kämpfer mit dem Bajonnet auf die Schanzen los. Der Widerſtand war ein verzweifelter; jeder Fußbreit Erde mußte theuer bezahlt werden. Als nach ſechsſtündigem Kampfe die Wälle und Palliſaden erſtürmt waren, wurde der Kampf noch mehre Stunden in den Straßen der Stadt fortgeſetzt, wo ſich die Truppen verbarrikadirt, die Häuſer beſetzt hatten und aus allen Fenſtern auf die eindringenden Ungarn feuerten. Aber auch die Tapferkeit und Kampfwuth der Ungarn kannte keine Schranken. Sie raſteten nicht eher, als bis ſie den Feind nicht nur aus der Stadt, ſondern durch den Rothenthurmpaß, der bei Hermannſtadt aus S. in die Walachei führt, aus dem Lande getrieben hatten. Sämmtliches Geſchütz, Bagage, Munition, eine Menge Gefangene u. ſ. w. waren die Trophäen dieſes blutigen Siegs; der Hauptgewinn blieb jedoch, daß die Hauptſtadt des Sachſenlandes gewonnen und dem Feinde der Lebensnerv abgeſchnitten war. Puchner, der am 10. März auf Schäßburg zum Angriff vorrückte und ein leeres Neſt fand, eilte Bem ſofort nach, wurde aber bei Mediaſch, wo Oberſt Banfy mit 3000 Mann zurückgeblieben war, ſo lange aufgehalten, bis Hermannſtadt genommen war, wohin ſich dann Banfy am 13. März zurückzog. Puchner folgte ihm auf dem Fuße nach und langte am 14. vor Hermannſtadt an, das er zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung in Bems Händen fand. In Folge deſſen ſah er ſich genöthigt, ebenfalls in der Richtung des Rothenthurmpaſſes abzumarſchiren, wo er dann bei Frek ſeine Truppen wieder in Schlachtordnung aufſtellte. Bem ſuchte die Vereinigung Puchners mit den Ruſſen zu verhindern, was ihm auch gelang. Er warf ſich am 15. März auf Puchner und ſchlug ihn in der Weiſe, daß ein Theil der öſterr. Armee nach Fogaras, ein anderer durch den Rothenthurmpaß flüchtete, und Puchner ſelbſt, wie ſeine Unterkommandanten Phärsmark, Gräſer und Tovic, nur mit genauer Noth ſich über das Gebirg in die Walachei retten konnten. Noch am Abend deſſelben Tags theilte Bem ſeine Armee in zwei Kolonnen, deren eine unter ſeiner perſönlichen Leitung auf die im Rothenthurmpaß ſtehenden Ruſſen loszog. Auch dieſe wurden total geſchlagen und weit über die walachiſche Grenze hinaus verfolgt, während die Honveds das feſte Grenzthor S.s beſetzten. Die andere Kolonne, welche gegen Kronſtadt ziehen ſollte, um die Ruſſen und Oeſterreicher daraus zu vertreiben, ſtieß noch in der Nacht vom 15. auf den 16. März bei Givelſau auf die öſterreich. Vorpoſten, von welchen ſie durch den Alutafluß getrennt war, der nicht ſogleich überſchritten werden konnte, da die Oeſterreicher die Brücken hinter ſich abgetragen hatten. Als die Ungarn am nächſten Morgen eine Brücke ſchlugen, um auf das andere Ufer überzuſetzen, war daſſelbe bereits geräumt. Der Feind hatte es rathſam gefunden, ſich auf Fogaras, die letzte Station vor Kronſtadt, zurückzuziehen, wo er unter dem Kommando des Generalmajors Kalliany den Angriff abwarten zu wollen ſchien, aber bei Bems Herannahen ohne Widerſtand das Feld räumte. Am 20. März ſtand Bem vor Kronſtadt. In wenigen Stunden theilte die auſtro-ruſſiſche Beſatzung das Schickſal ihrer hermannſtädter Kampfgenoſſen: ſie wurde geſchlagen und konnte, nach Zurücklaſſung der Bagage, Munition, Geſchütze, Verwundeten u. ſ. w., nur mitteiſt der raſchen Flucht durch den tömöſer und törzburger Paß in die Walachei ſich vor völliger Vernichtung retten. Mit Ausnahme der kleinen Feſtungen Karlsburg und Deva war am 21. März 1849 ganz S. in Bems Händen. Die europ. Kriegsgeſchichte dürfte wenig ſolcher Feldzüge aufzuweiſen haben, wo, wie hier, eine kleine, erſt während des Kampfes ſich bildende, ungeübte Armee über eine dreifach überlegene, aus alten Kerntruppen zweier europ. Großmächte beſtehende Streitmacht in der Zeit von kaum 3 Monaten ſolch glänzende Siege erfochten. Der Feind war wiederholt aufs Haupt geſchlagen, ſogar über die Grenzen des Landes getrieben, und dieſes von einem Ende bis zum andern erobert. Aber Bem verſtand nicht nur zu ſiegen und den Sieg zu benutzen, ſondern auch durch weiſe Pacifikationsmaßregeln die Erhaltung und die Früchte deſſelben zu ſichern. Die Sachſen wußten, was ſie an Ungarn verſchuldet hatten, und welch harte Strafe ſie erwarten durften; ſie zitterten vor Bem, in welchem ſie einen ſtrengen Rächer zu finden fürchteten. Als derſelbe am 12. März in ihre Hauptſtadt einzog, nahten ſie ihm unterwürfig, um „Gnade“ flehend. „Ich bin nur ein Menſch“, entgegnete ihnen Bem, „und Menſchen theilen keine Gnade aus. Menſchen können nur das Recht handhaben; und dieſes werde ich allerdings gegen jene anwenden, welche den unſeligen Bruderkampf anfachten und ſchürten, die Ruſſen herbeiriefen und das Land in blutiges Elend ſtürzten. Aber mit unſchuldigen Einwohnern, Weibern, Kindern und Greiſen führe ich keinen Krieg.“ Er begnügte ſich damit, ihnen ihr Betragen in ſcharfen Worten vorzuwerfen, deckte übrigens den Schleier der Amneſtie über alles Vergangene, hielt unter ſeinen Truppen die ſtrengſte Mannszucht und ließ ſogar über Güter und Vermögen der geflüchteten Hauptſchuldigen, die er unter Zuſicherung der Strafloſigkeit zur ungeſäumten Rückkehr aufforderte, wachen. „Dies ſchändet euch“, ſagte er in ſeiner Proklamation vom 12. März, nachdem er die Herbeirufung der Ruſſen

erwähnt, „als Dentſche unb branbmarkt euch in den Augen Europa's, indem es zugleich unſerer Sache den Stempel der Gerechtigkeit aufdrückt; benn was der ruſſiſche Schutz will, das weiß Europa. Ihr habt uns Räuber unb Mörder geſcholten: wir widerlegen dies mit der allgemeinen Amneſtie und Sicherſtellunz des Eigenthums." Dieſes ſtaatskluge Verfahren verfehlte nicht ſeine Wirkung. Die Sachſen erkannten jetzt, daß ſie nicht gegen „zuſammengelaufenes Geſindel" und „magyariſche Raubhorden", ſondern gegen edle Freiheitshelden, nicht für ihre Nationalität und ihr Eigenthum, die durchans nicht bedroht geweſen waren, ſondern für die egoiſtiſchen Zwecke der Reaktion gekämpft hatten. Sie konnten Bem ihre volle Achtung nicht verſagen und begannen den Magyaren ihre Neigung zuzuwenden. In Debreczin, wo man allerdings vollen Grund hatte, ſich über Bems ſieggekrönte Kriegsoperationen zu freuen, war man aber mit deſſen polit. Regierungsmaßregeln durchaus nicht zufrieden. In dem erſten Berichte, welchen Bem nach Debreczin über die Einnahme Hermannſtadts ſandte, deutete er auch die Politik an, welche er zur Pacificirung des eroberten Landes zu befolgen gedenke, worauf ihm Koſſuth ſogleich ein langes amtliches Schreiben zuſchickte, in welchem er unter Anderm befahl: 1) daß Bem „den Maßnahmen der Regierung nicht vorgreife und den Sachſen keine, wie immer gearteten Verſprechungen mache, fonbern ſich dahin äußere, wie ihr Schickſal von ihrem zukünftigen Betragen abhängen werde; 2) da bie Sachſen die Ruſſen ins Land gerufen, ſo möchten ſie auch deren freiwillige Entfernung bewirken, ſonſt würden ſie (die Sachſen) entweder ans bem Lande gejagt, oder außer Geſetz und Recht ſtehend erklart unb ihre Güter zum Schadenerſatz für die durch ihren Verrath und ihre Rebellion herbeigeführten Zerſtörungen und Verwüſtungen öffentlich verſteigert werden; 3) müßten Jene, welchen die Herbeirufung der Ruſſen hauptſächlich zur Laſt falle, eingefangen werden, um als Geißeln zu dienen, die — wenn die Ruſſen nicht ſogleich bas Land verließen oder gar weiter vorzudringen wagten — als die Hauptſchuldigen an der Invaſion vor ein Kriegsgericht geſtellt und mit Ausſchluß aller Gnade (minden kegyelmet kizárva) hingerichtet werden ſollten; 4) ſolle Bem den Hermannſtädtern erklären, daß, falls er hier von den Ruſſen angegriffen würde, er vor Allem Hermannſtadt ohne Erbarmen zuſammenſchießen und aus ihren Ruinen Schanzen erbauen laſſen werde; um dem vorzubeugen, möchten die Beamten der Stadt, mit Zurücklaſſung ihrer Familien als Geißeln, ins ruſſ. Lager hinausziehen und im Intereſſe ihrer Selbſterhaltung den Abzug derſelben erwirken, weil ſonſt die Stadt verwüſtet werden würde; 5) möge Bem Kronſtadt, den zweiten Mitſchuldigen an der ruſſ. Invaſion, zur Uebergabe auffordern, mit der Weiſung, daß im Weigerungsfalle Hermannſtadt dafür büßen und Kronſtadt, wenn es mit Sturm genommen werde, der Plünderung überlaſſen ſeyn ſolle u. ſ. w." Bem gehorchte dieſen grauſamen Befehlen nicht, wiewohl ſie in einem ſehr kategoriſchen Tone gehalten waren. „Vater Bem" pflegte den Feind wohl durch ſeine Artilleriſten zu vertreiben, nicht aber ihn durch erbarmenbettelnde Bürger um den Rückzug bitten zu laſſen. Auch im Uebrigen ließ er ſich in ſeiner Friedenspolitik nicht beirren, da er ſchon Verdienſte genug um Ungarn hatte, um dieſem, auch wider Koſſuths Willen, durch weiſe Anordnungen nützen zu dürfen. Leider konnte er es aber nicht verhindern, daß einzelne magyariſche Unterkommandanten, von denſelben Anſichten wie Koſſuth beherrſcht, durch jenes Schreiben gewiſſermaßen dazu ermächtigt, ſich eigenmächtige Schritte erlaubten, die ſehr theuer bezahlt wurden. Theils um den ungehorſamen General von der Civilverwaltung des eroberten Landes zu entfernen, theils auch weil die ungar. Angelegenheiten im Süden wirklich verzweifelt ſchlecht ſtanden, drang Koſſuth in Bem, daß er S. verlaſſe und ſich mit ſeinen ſieggewohnten Truppen nach bem Banat wende. Bem, der ſich allerdings unter dem Kanonendonner des Schlachtfelds wohler fühlte, als beim Federkiel des Adminiſtrationsbüreaus, ſäumte nicht, dieſer Weiſung alsbald Folge zu leiſten.

Das Wichtigſte von dem, was bis zur Eröffnung des zweiten oder Sommerfeldzugs auf ſiebenbürg. Boden geſchah, war die Unterhandlung und der Kampf mit den Walachen. Die Walachen hatten ſich während Bems Operationen in das Gebirgsland des zarander und alſofejerer Komitats zurückgezogen, wo ſie jedem regelmäßigen Angriff unzugänglich waren, während ſie, mit den Terrainverhältniſſen genau bekannt, von ihren Schlupfwinkeln aus die Umgegend und auch die ungar. Truppen beunruhigten. Die von Bem verkündete allgemeine Amneſtie hatte zwar Viele zur Niederlegung der Waffen, ja ſogar zum Dienſte in der ungar. Armee vermocht; aber der größte Theil fühlte ſich gar zu ſchuldig, um wirklich an die verheißene Amneſtie glauben zu können. Auch fürchteten Viele, die bedeutenden Schätze, welche ſie von den gemordeten Familien und aus den geplünderten reichen Bergwerken geraubt, herausgeben zu müſſen; ſie beharrten daher bei ihrem Widerſtande. Bem erkannte richtig, daß die Beendigung eines ſolchen Guerrillaskampfes nur mit bedeutenden Opfern an Zeit und Blut möglich ſey, während durch friedliche Mittel die Feinde ſogar in Verbündete umgewandelt werden könnten. Bei ſeiner Anweſenheit in Debreczin glückte es endlich ſeinen raſtloſen Beſtrebungen, die ungar. Regierung dahin zu bewegen, daß ſie den Reichstagsdeputirten Dragos, Walache von Geburt und Magyare von Geſinnung, nach S. entſendete, um zwiſchen ſeinen Stammesgenoſſen und der ungar. Nation den Vermittler zu machen. Dragos fand williges Gehör, indem die Walachen ſogleich in einen Waffenſtillſtand, während deſſen die Unterhandlungen gepflogen werden ſollten, willigten, und als dieſe angeknüpft wurden, ſich zum Frieden, ja zum Eintritt in die ungar. Armee (unter Janku als ungar. General) geneigt zeigten. Zutraulicher gemacht, verließen ſie

jetzt ihre Schlupfwinkel und waren minder vorſichtig in Bewachung ihrer Lagerplätze. Der ungar. Major Hatvany, der in der Nähe dieſer Lagerplätze ſtand, konnte ſich indeſſen das Vergnügen eines Ueberfalls nicht verſagen. Er ſchrieb an Koſſuth, ſtellte ihm vor, wie es jetzt in ſeiner (Hatvany's) Macht ſtände, die Walachen mit einem Schlag zu vernichten, und wie damit das Kämpfen und Unterhandeln auf dem kürzeſten Wege beendet wäre; und Koſſuth war auch diesmal unklng genug, dem tollen Antrage Hatvany's, hinter Bems und Dragos' Rücken, ſeine volle Zuſtimmung zu geben und dieſen zu einem verrätheriſchen Ueberfalle zu ermächtigen. Die That fand wirklich am 14. April 1849 bei Abrudbanya Statt. Die mit Recht erbitterten Walachen wehrten ſich ſo verzweifelt, daß der größte Theil von Hatvany's Corps in den Straßen Abrudbanya's, ein anderer in dem Hohlweg, durch welchen er ſich nach Brad zurückziehen wollte, hingeſchlachtet wurde. Der feige Hatvany war der Erſte, der das Signal zur Flucht gab und mit höchſteigener Hand 7 — nicht Walachen, ſondern Ungarn niederſchoß, die es wagten, ihm auf der Flucht den Vorſprung abgewinnen zu wollen. Der Elende entkam glücklich, aber nicht die braven Truppen, die er zur Schlachtbank geführt hatte. Die Ungarn konnten in dem ſchmalen Hohlwege nur ſehr langſam retiriren und wurden von den auf beiden Seiten des Wegs, auf den Bergen und in den Schluchten angeſammelten Walachen maſſenweiſe hingeſchlachtet, ſo daß von 2 neuen Bataillonen, die zu dieſer Expedition auszogen, kaum 300 Mann, und von 340 Mitgliedern der Todtenkopflegion, alleſammt Studirende und im zarteſten Alter, die hier zum erſten Mal ins Feuer kamen, nur 64 heimkehrten. Hatvany, deſſen Tod allgemein gefordert wurde, ging frei aus; denn Koſſuth hatte ihn zu dieſem ſchändlichen Ueberfalle ermächtigt. Noch bedauerlicher, als der bedeutende Verluſt an Menſchenleben, war der moraliſche Eindruck, welchen die unſelige Expedition auf die Walachen machte, die jetzt glaubten, daß die Friedensunterhandlungen vom Anfang an in verrätheriſcher Abſicht angeknüpft worden ſeyen. Der Anſtifter dieſes vermeintlichen Verraths, der edle Dragos, wurde ein Opfer der Volkswuth; die Unterhandlung ward abgebrochen und der Kampf mit erneuerter Wuth und Grauſamkeit aufgenommen. Da der Weg der friedlichen Ausgleichung jetzt abgeſchnitten war, mußte auch Bem in den Kampf willigen, zu deſſen Führung er den Oberſten Kemeny mit einer nicht unbedeutenden Truppenmacht entſendete; aber die Schwierigkeiten dieſer Art der Kriegführung zeigten ſich faſt unüberſteiglich, wie es der greiſe General vorausgeſehen und geſagt hatte. Die ſchmalen Gebirgswege waren bald unwegſam gemacht, bald durch Verhaue gänzlich abgeſperrt, ſo daß die Kolonnen, welche nur äußerſt langſam vorrücken konnten, dem Kreuzgewehrfeuer, das von den Hügeln und aus den Schluchten unabläſſig fiel, ſtundenlang ausgeſetzt blieben. Nahten die Ungarn, ſo flüchteten die Einwohner in die Gebirgsſchluchten, und die Honveds fanden weder Menſchen, noch Lebenſmittel vor. Ließ man den Proviant aus den ungar. Gegenden nachſchicken, ſo ward der Transport gewöhnlich von den umherſtreifenden Walachen aufgefangen, ſo daß ſich die ganze Armee oft genöthigt ſah, 1—2 Tagemärſche zurückzugehen, um nicht verhungern zu müſſen. Man gelangte wohl unter vielen Mühſalen und Beſchwerden nach Abrudbanya, dem Hauptſitz der Walachen, durchzog ſpäter auch das ganze Gebiet bis Karlsburg hin, jedoch ohne bedeutenden Erfolg. Voe ſich fanden die Ungarn keinen Feind, da dieſer in die unzugänglichen Gebirgsſchluchten flüchtete, während ſich hinter ihnen die Maſſe erhob, die Zufuhr abſchnitt, die Marodeurs tödtete und ganz in der alten Weiſe hauſte. Nutzlos floſſen die Ströme Bluts; nutzlos wurde die koſtbare Kraft und Zeit vergeudet!

S. war ſo Ende März, durch Bem von den Feinden gereinigt, ganz in dem Beſitz der Ungarn, und der Wiedereroberer des Landes war mit dem größten Theile ſeiner Truppen zur Unterſtützung Perezels in das Banat gegangen. Mit Ausnahme des durch Hatvany's Unklugheit provocirten walachiſchen Aufſtandes blieb S. in Ruhe bis Ende Juni, wo ſich die ruſſ. Intervention auch dort wieder zeigte. Am 21. Juni griff eine ruſſ. Kolonne, ungefähr 2000 Mann ſtark, unter General Grotenhjelm, den nur ſchwach beſetzten borgoer Engpaß an, nahm ihn nach kurzem Widerſtande und drang bis Biſtritz vor. Auf dieſe Nachricht eilte Bem aus Ungarn herbei, übernahm perſönlich das Oberkommando der bis Biſtritz zurückgedrängten Truppen, ſchlug den überlegenen Feind und jagte ihn in den Engpaß zurück. Aus dieſem Paſſe brachen jedoch die Ruſſen am 9. Juli mit neuen Verſtärkungen hervor und nahmen nach einem 10ſtündigen Kampfe Biſtritz zum zweiten Mal. Bem zog ſich ſeitwärts nach Teke zurück, übergab das Kommando dem Oberſtlieutenant Damaskin und begab ſich nach Kronſtadt, wo inzwiſchen ſeine Anweſenheit dringend nöthig geworden war. Denn zur ſelben Zeit, als Grotenhjelm im Norden eingedrungen, war Puchner ſammt den ruſſ. Verſtärkungen von 30,000 Mann im Süden genaht, um durch den törzburger Paß, der nicht beſſer, als der borgoer, beſetzt war, indem überhaupt die ganze ſiebenb.-ungar. Streitmacht ſich kaum auf 20,000 Mann belief, einzudringen. Bem kam zu ſpät. Die Szekler hatten ſich heldenmüthig gewehrt, auch nachdem ihr Kommandant, Oberſt Kis, auf dem Schlachtfelde geblieben war; aber über ihre Leichenhaufen drang doch die feindliche Uebermacht vor, nahm den Paß und beſetzte Kronſtadt. Bem ſah jetzt, daß er im offenen Kampfe gegen den vielfach überlegenen Feind ſchwerlich den Sieg davontragen durfte, und wollte denſelben durch einen Genieſtreich erringen. Indem er im Lande ſelbſt durch geſchickte Emiſſäre an Pacificirung der Walachen arbeiten ließ, unternahm er am 19. Juli 1849 mit einer kleinen Truppenabtheilung einen Einfall in die Moldau, ſchlug und verjagte das dort befindliche ruſſ. Reſervecorps und machte bedeutende Beute. Er wurde von den Einwohnern, die er zur Vereinigung mit den Ungarn und zum gemein-

Digitized by Google

ſamen Kampfe gegen die Ruſſen aufrief, als Freund empfangen und auf jede Weiſe unterſtützt. Aber dieſes Unternehmen, welches, früher ausgeführt, von ungeheuern Folgen hätte ſeyn können, kam jetzt zu ſpät, weil Bem nicht Zeit hatte, es mit Energie zu Ende zu führen. Er mußte, ohne in der Moldau ſelbſt gedrängt zu ſeyn, doch ſehr bald nach S. zurückkehren, wo ſich die Sachen von Tage zu Tage ſchlimmer geſtalteten. Somit hatte die ganze Expedition nur einen bedeutenden Verluſt an Zeit, aber ſonſt kein rrhebliches Reſultat herbeigeführt. Damaskin hatte ſich mit ſeiner geringen Streitmacht auch in Teke nicht behaupten können und war durch Grotenhjelm von hier bald auch aus Szaſzregen und Maros-Vaſarhely vertrieden und bis Sz.-György zurückgedrängt worden. Unterdeſſen war zugleich der ruſſ. General Lüders, der mit Puchner im Süden ringedrungen war, von Kronſtadt aufgebrochen, hattr Fogaras und Hermannſtadt genommen und rückte jetzt in nördlicher Richtung vor, um ſich über Maros-Vaſarhely mit Grotenhjelm zu vereinigen. Dieſe Vereinigung mußte um jeden Preis verhindert werden, da, wenn ſie gelang, gewiß an keinen Sieg der kleinen ungar. Streitmacht mehr gedacht werden konnte. Der aus der Moldau herbeigeeiltr Bem konnte dem 18,000 Mann und 24 Geſchütze ſtarken Lüders nur 4 — 5000 Mann und 12 Geſchütze entgegenſetzen, griff ihn aber dennoch am 31. Juli 1849 unverwrilt bei Segesvar an. Das vielfach konpirte Terrain bot den Vortheil, daß der Feind ſeine Uebermacht nicht gehörig entwickeln, Bem dagegen ſeine Batterien vortheilhaft placiren konnte. Der Kampf war auch anfangs mehr eine große Kanonade nnd dauerte in dieſer Weiſe von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends ohne Entſcheidung. Jetzt ließ aber Lüders ſeinr Kavalerie zum Angriff vorrücken. Die ungar. Huſaren flüchteten und brachten auch die Infanterie in Unordnung, ſo daß in Kurzem der Kampf entſchieden war und mit der gänzlichen Niederlage der Ungarn rndigte. Das kleine Häuflein rannte in wilder Flucht davon; nnr eine einzige Kanone wurde grrettet. Der größte Theil der Offiziere war auf dem Schlachtfelde geblieben oder gefangen wordrn. Bem ſelbſt war bereits von einigen Koſaken umringt, gegen dir er ſich nur mühſam wehrte. Im ſteten Retiriren gelangte er auf die Spitze eines Hügels, von welchem er in einen tiefen Sumpf hinabfiel. Die Koſaken, welchr ihn für einen gewöhnlichen Offizier gehalten hatten und ihn jetzt todt glaubten, ließen den „altrn Invaliden“ im Sumpfe ſtecken. Es fehlte ihm auch die Kraft, ſich ſelbſt aufzurichten, und erſt nach mehren Stunden wurde er von einigen zufallig vorbeiſprengenden ungar. Huſaren aus dieſer jämmerlichen Lage erlöſt und nach Maros-Vaſarhely gebracht. Hier faßte Bem am nächſten Tage den Entſchluß, den einmal mißglückten Invaſionsverſuch neuerdings, aber im größern Maßſtabe, beinahe mit ſeiner ganzen Streitmacht, aufzunehmen; nur ſollte das Ziel derſelben jetzt nicht die Moldau, ſondern die Walachei ſeyn. Er beabſichtigte, wie im März bei der erſten Einnahme Hermannſtadts, den Feind durch Scheinbewegungen zu täuſchen. Indem Kemeny mit 2 Bataillonen in Maros-Vaſarhely zurückblieb, um ſeine Operationen zu maskiren, wollte er am 2. Aug. 1849 von hier aufbrechen, in raſchen Tagemärſchen nach Hermannſtadt eilen, wohin auch Oberſt Stein, der mit 5000 Mann bei Karlsburg ſtand, zum 5. Aug. hinbeordert war. Zu Hermannſtadt gedachte Bem die ſchwache ruſſ. Beſatzung aufzuheben und dann durch den Rothenthurmpaß, der noch von Honveds beſetzt war, in die Walachei einzudringen. Die Operation ſollte außerdem vom Oberſt Kazinezi, der im Nordoſten Ungarns mit 10,000 Mann faſt unthätig ſtand, unterſtützt werden; derſelbe erhielt darum die Weiſung, ſogleich herabzukommen. Der erſtr Theil des Plans, deſſen Ausführnng Bem allein oblag, gelang vollkommen: er ſtand am 5. Aug. vor Hermannſtadt und vertrieb die Ruſſen, die ſich verzweifelt wehrten, aus der Stadt. Aber hiermit war es auch zu Ende. Der Rothenthurmpaß war am Tage vorher von den Ruſſen genommen worden; die Rückeroberung deſſelben mußte einen harten Kampf koſten und eine bedeutende Verzögerung herbeiführen. Bem ließ ungeſäumt angreifen. Aber während Oberſt Kalnoky hier kämpfte, nahten Puchner und Lüders von Segesvar mit ihrer ganzen Macht. Der Kurier, der an Stein abgeſchickt worden, war von den Ruſſen aufgefangen worden, und ſomit traf natürlich die erwartete Hülfe nicht ein. Bem ſtand ſo mit 6—8000 Mann zwiſchen zwei Feuern, indem er die Ruſſen, welche drn Rothenthurmpaß beſetzt hielten, und die aus Hermannſtadt Vertriebenen im Rücken, Puchner und Lüders in der Fronte hatte. Er wurde demnach, wie ſich erwarten ließ, geſchlagen. Mit dem Reſte ſeiner Truppen wendete er ſich hierauf in die Gegend von Mühlenbach, welche Stein beſetzt hielt. Dieſen traf er auf halbrm Marſche, da Stein erſt am Abende des 5. Aug. durch eine Eskadron, welche Bem zu ſeiner Aufſuchung entſendet, von deſſen Dispoſitionen Kunde rrhalten hatte. Der träge Kazinezi beſann ſich auch diesmal ſo lange, daß er erſt nach der Kataſtrophe von Vilagos an der ſiebenb. Grenze anlangte, um die Waffen zu ſtrecken. Da es nun mit den Invaſionsverſuchen zu Ende, der ungeheuern Uebermacht gegenüber die Behauptung S.s faſt unmöglich war, andererſeits die Verhältniſſe in Ungarn ſich immer trüber geſtalteten, und Koſſuths Forderung, daß Bem dahin komme und das Oberkommando ſämmtlicher Truppen übernehme, immer dringender wurde, ſo übergab Bem das Kommando in S. an Stein mit dem Auftrage: die Verſprengten zu ſammeln und ſich bei Muhlenbach, im ſchlimmſten Falle bei der pisker Brücke, aufs Aeußerſte zu vertheidigen, um von dieſer Seite einen feindlichen Einfall in Ungarn zu verhindern. Er ſelbſt eilte mit einigen Offizieren ins Banat. Weiteres ſ. Ungarn.

Literatur: L. Toppeltin de Megyes, Oeigines et occasus Teanssylvanorum, Leyden 1667, 12.; — J. v. Bethlen, Rerum Transsylvanine libri IV. etc., Hermannſtadt 1663, 12., Wien 1778; — J. Tröſter, Bedrangtes Dacia,

d. i. Siebenb. Geſchichte, Nürnb. 1666, 12.; — G. J. Haner, Geſchichte von S., Erlangen 1763, 4.; — J. Benkö, Transsylvania etc., Wien 1778, 2 Bde.; — W. v. Bethlen, Historia de rebus Transsylvanicis, Hermannſtadt 1782—93, 6 Bde.; — L. A. Gebhardi, Geſchichte des Großfürſtenthums S. ꝛc., Wien 1803; — D. G. Scheint, Das Land und Volk der Szekler, Peſth 1833, 2 Bde.; — John Paget, Hungary and Transsylvania, London 1839, 2 Bde., deutſch von Moriarty, Leipzig 1845.

Siebenbürgiſche Militärgrenze, Theil der öſterreich. Militärgrenze, erſtreckt ſich um das Großfürſtenthum Siebenbürgen herum an deſſen ſüdlichen und öſtlichen Grenzen und trennt es von der Walachei und Moldau. Die ſiebenbürgiſche Grenze beſteht aus 4 Infanterie- und 1 Huſaren-Regimentsbezirke, umfaßt 255 □Meilen und zählt 160,000 Einw. Sie macht für ſich keinen abgeſchloſſenen Bezirk, wie die übrigen Abtheilungen der Militärgrenze, aus, ſondern die zu derſelben ganz oder theilweiſe gehörenden Ortſchaften liegen im Lande der Ungarn, Szekler und Sachſen zerſtreut, mit Ausnahme des zweiten walachiſchen Infanterieregiments, welches allein einen geſchloſſenen militäriſchen Bezirk bildet. Am Eiſernen-Thorpaſſe, im Südweſten des Großherzogthums beginnend, erſtreckt ſich die ſiebenbürg. Grenze durch das hunyader und unteralbenſer Komitat, den ſzaſzvaroſer und hermannſtädter Stuhl, den fogaraſer und kronſtädter Bezirk, den haromſzeker, udvarhelyer und eſiker Stuhl, das thorbaer, koloſer und dobokaer Komitat und den biſtritzer Bezirk, wo ſie im Nordoſten des Landes an der Grenze der Bukowina endigt. Außerdem gehören auch einige mitten im Lande befindliche Ortſchaften des aronyoſer u. rhordaer Komitats zum Szekler-Huſarenregiment. Manche Ortſchaften dieſer Grenze ſind gemiſcht, d. h. ſowohl von militäriſchen, als Provinzial-Einwohnern beſetzt; dieſe gehören alſo theilweiſe zum Provinziale. Die 5 Bezirke, aus welchen die ſ. M. beſteht, ſind: der 1. walachiſche, der 2. walachiſche, der 1. Szekler-, der 2. Szekler-Infanterie-Regiments-Bezirk und der Bezirk des Szekler-Huſaren-Regiments. Die Gemeindeverwaltung iſt ganz auf dem Fuße des Provinzialgebietes eingerichtet. Die Dorfrichter und Geſchworenen bilden die unmittelbare Ortsobrigkeit. In den gemiſchten Ortſchaften der Szekler-Regiments-Bezirke beſteht für die Provinzial-Einwohner ein beſonderer Dorfrichter und ein beſonderer für die Grenzer. Der Hauptnahrungszweig der letztern beſteht in Feldbau und Viehzucht. In der ſ. n M. befinden ſich mehre vorzügliche Sauerbrunnen zu Bodok, Borſzek, am Berge Büdös, zu Kovaszna, Rodna, Szaldobos und Zabola. Unterm 22. Jan. 1851 wurde das Militärgrenzinſtitut in dem Kronlande Siebenbürgen aufgehoben und ſtatt der bisherigen 5 ſiebenbürgiſchen Grenzregimenter eine gleiche Zahl Linienregimenter (4 Linien-Infanterie-Regimenter und 1 Huſaren-Regiment) errichtet. Die Grenze wird nun ſo, wie die der Bukowina, überwacht. Die militäriſchen Inſtitutionen ſollen in Siebenbürgen keine Feſtigkeit erlangt haben, ſelbſt nicht im Bezirk des 2. Romanen- (Walachen-) Regiments; die Organiſirungsplane konnten nicht durchgeführt werden. Die Szekler waren an der Revolution betheiligt.

Siebenbürgiſche Weine, eine gute Art rother und weißer Weine, die den ungariſchen ziemlich gleichen, die beſten Sorten (z. B. den Tokayer) ausgenommen. Der meiſte und beſte Weinbau Siebenbürgens iſt um Kökelvar, in der kochelburger Geſpannſchaft, um Karlsburg, Berethalom, Mühlenbach und an den Hügeln um die Stadt Biſtritz. Das Maß iſt das ungariſche. Dieſe Weine werden über Hermannſtadt, Kronſtadt und Biſtritz ausgeführt.

Siebendörfel, öſterr.-böhm. Gut, Kreis Bunzlau, dem niederöſterr. Religionsfond gehörig, mit 3928 Joch 1121 □Kl. Areal, umfaßt 8 Dörfer und iſt mit Böhmiſch-Aicha verbunden.

Siebendorf (Chodoſcha), öſterr.-ſteierm. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Ebensfeld; 130 E.

Siebendrumſpiker, ſ. Spiker.

Siebeneck (Math.), Figur von 7 Seiten, ſ. Vieleck.

Siebeneich, würtemberg. Dorf, Neckarkr., Oberamt Weinsberg; 200 Einw.

Siebeneichen (Geogr.), 1) (urſpr. Sonveneken), lauenb. Pfarrdorf, Prmlgr. Woterſen; 160 Einw.; — 2) (Surianze), öſterr.-ſteiermark. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Oberradkersburg; 100 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Löwenberg; kath. Begräbnißkirche, Schloß, 2 Vorwerke; 550 Einw.

Siebeneick, preuß. Bauernſchaften, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Elberfeld: 1) (Ober-S.), 310 Einw.; — 2) (Unter-S.), 280 Einw.

Siebener, öſterreichiſche 7-Kreuzerſtücke nach dem Konvent.-Fuß.

Siebenerausſchuß, ſ. Parlament (deutſches).

Siebenergericht, in manchen Gegenden Gericht, das aus 7 Mitgliedern beſteht, beſonders zur Berichtigung von Flur- und Grenzſtreitigkeiten. Gewöhnlich ſind dann 4 Mitglieder obrigkeitliche Perſonen und 3 werden aus den Einwohnern des Orts gewählt. Das Mitglied eines ſolchen Gerichts: Siebener oder Siebenherr.

Siebenfarbenblümchen (Bot.), ſ. v. a. Stiefmütterchen, Viola tricolor *L.*

Siebenfingerkraut (Bot.), 1) ſ. v. a. gemeine Tormentill, Tormentilla erecta *L.*; — 2) Pflanzengattung, ſ. v. a. Comarum *L.*; — 3) ſ. v. a. Potentilla Comarum *L.*

Siebengebirg, Gebirg in der preußiſchen Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Sieg, erhebt ſich am rechten Rheinufer in der Nähe der Stadt Königswinter und iſt eigentlich nur der nordweſtliche Zweig des Weſterwaldes. Es beſteht aus Baſalt, Porphyr und Sandſtein und iſt von keiner bedeutenden Größe u. Höhe. Seine Hauptmaſſe liegt zwiſchen dem Heiſterbache, der bei Niederdollendorf in den Rhein fällt, und einem andern bei Henef ſich in den

Rhein ergieſsenden Bache; auf der Oſtſeite erſtreckt es ſich nicht ganz bis an den Pleisbach, und der Raum, den es einnimmt, beträgt ungefähr 1 □M. Zwei Thäler, welche ſich von Oſten nach Weſten ziehen, durchſchneiden ziemlich das ganze Gebirg, das ſeinen Namen von den 7 hohen Kuppen hat, die aus demſelben (welches jedoch aus mehr als 7 Bergen beſteht) weit hervorragen und das Maleriſche dieſer Rheingegend ſehr erhöhen. Der ſteilſte von allen iſt der Drachenfels, welcher ſich dicht am Rhein gleich einer koloſſalen Wand 1473 Fuß hoch erhebt und von ſeinem Gipfel, auf dem ein Luſthäuschen nebſt Sitzen, die Ruinen einer alten Burg und ein Obelisk zum Andenken der 1814 beim Rheinübergange der Verbündeten gebliebenen Landwehrmänner ſtehen, eine der reichſten u. intereſſanteſten Ausſichten gewährt. Neben dem Drachenfels erhebt ſich der Stromberg oder Petersberg, welcher 1040 Fuß hoch iſt und auf deſſen 100 Morgen großer Oberfläche ſich eine dem heil. Petrus geweihte Kapelle befindet, die alljährlich von vielen Wallfahrern beſucht wird. Der Wolkenberg, ein abgeſtumpfter Bergkegel, 1487 Fuß hoch, iſt mit dem Drachenfels durch einen Bergrücken, das Möpekämmerchen, verbunden und hat einen bedeutenden Steinbruch, deſſen Steine im benachbarten Städtchen Königswinter verarbeitet und auf dem Rhein ausgeführt werden. Dieſe 3 Berge bilden die vorderſte Reihe; außer denſelben ſieht man in etwas größerer Entfernung vom Rhein den höchſten Berg des S.s, den 1896(1500) Fuß hohen Löwenberg, auf deſſen Spitze die Ruinen der alten Löwenburg ſichtbar waren, welche aber 1829 zuſammenſtürzten, ferner den Oelberg, 1827′ hoch, mit vielen Baſaltfelſen und auf der Nordoſtſeite mit dichtem Gebüſch bedeckt; den Himmerich und Nieder- oder Nonnenſtromberg.

Sieben gegen Theben, ſ. Septem contra Thebas.

Sieben Gemeinden, ſ. Communi.

Sieben Generationen der Slavinen, ſ. Slaven.

Siebengeruch (Bot.), ſ. v. a. blauer Steinklee, Melilotus coeruleа *L.*

Siebengeſtirn, ſ. Plejaden.

Siebenhaar (Biogr.), 1) Michael Adolf, Zeichner und Maler, in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Wittenberg thätig, malte Bildniſſe, deren mehre geſtochen wurden. — 2) Friedrich Julius, Mediciner, 1802 zu Grötsdorf in der Niederlauſitz geboren, Stadtbezirksarzt zu Dresden. Schrieb: Die orthopädiſchen Gebrechen des menſchlichen Körpers, Dresden 1833, 2. Aufl. 1841; — Encyklopädiſches Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde, Leipz. 1837—41, 2 Bde.; — Terminologiſches Wörterbuch der medicin. Wiſſenſchaften, Dresden 1842.

Siebenhämmerlein (Bot.), auch Siebenhemkorn, ſ. v. a. wegbreitblätteriger Lauch, Allium Victorialis *L.*, ſ. Lauch.

Siebenhäuſer, preuß. Bauernſchaft, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Kempen; 140 E.

Siebenherr, ſ. Siebenergericht.

Siebenhirten, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Lbgr. Magiſt. Wien; 250 Einw.

Siebenhöfen (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Landdr. Stade, Bremen, Amt Altenlandes; 22 Häuſer; — 2) (Sedmy Dewory), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Sternberg; 250 Einw.

Siebenhufen (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Schleſien: 1) R.-B. Breslau, Kr. Glatz; 190 Einw.; — 2) R.-B. Oppeln, Kr. Neuſtadt; 220 Einw.

Sieben Inſeln (Geogr.), 1) (S.-J.-Republik), ſ. v. a. Joniſche Inſeln; — 2) ſ. v. a. Seven-Islands; — 3) ſ. Gunongtella; — 4) ſ. Karolinen; — 5) ſ. Sept Iles.

Siebenjähriger Krieg. Schon ſeit geraumer Zeit herrſchte in Rußland, Oeſterreich und Frankreich, ſo wie in vielen kleinen deutſchen Staaten eine feindſelige Stimmung gegen Friedrich II. von Preußen, der durch ſein Kriegsglück die Eiferſucht der großen und kleinen Mächte erregt hatte. Rußlands Kaiſerin, Eliſabeth, ſchäumte vor Wuth über die beißenden Einfälle Friedrichs, zu denen ihre Galanterien ihm Veranlaſſung gaben. Frankreichs Regentin, die Marquiſe von Pompadour, Ludwigs XV. Geliebte, theilte in verletzter Eitelkeit Eliſabeths Empfindungen. Der Kurfürſt von Sachſen war über den wachſenden Glanz des Hauſes Brandenburg und die im vorigen Kriege erlittenen Demüthigungen noch heftig erbittert. Die Kaiſerin Maria Thereſia von Oeſterreich endlich konnte das in den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen verlorene Schleſien nicht vergeſſen, und an ihrer Seite ſtand ein Miniſter (Graf Kaunitz), der, weil er ein Näherrecht auf Oſtfriesland zu haben und ſich daher von Friedrich in ſeinen Anſprüchen verletzt glaubte, den König perſönlich haßte. Durch ihre Verwickelungen mit Frankreich und die Umſtände überhaupt zur friedlichen Stellung gegen Preußen genöthigt, hatte Maria Thereſia ſeit dem dresdner Frieden über ein Jahrzehnt ihren Schmerz über den Verluſt der ſchönen und reichen Provinz beherrſcht. Nachdem aber 1748 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich Friede geſchloſſen worden war, beſchäftigte man ſich am wiener Hofe ernſtlich mit der Wiedereroberung Schleſiens, um ſich für den Verluſt der Länder zu entſchädigen, welche im aachener Frieden abgetreten worden waren. Graf Kaunitz rieth vor der Ausführung der That ſorgfältige Vorbereitung an, ja er machte ſogar den Vorſchlag, auf ein Bündniß mit Frankreich hinzuwirken, und betrieb dieſen Plan aufs Thätigſte, indem er ſchon bei den Friedensunterhandlungen in Aachen Vorſchläge zu einem Bunde gegen Preußen machte und an Frankreich für die Hülfe zur Wiedereroberung Schleſiens Brabant und Flandern abzutreten verſprach. Als der franz. Geſchäftsträger, Severin, die Anträge ablehnte, ging Kaunitz 1749 als Botſchafter der Kaiſerin nach Paris und gewöhnte durch ſeine Gewandtheit den franz. Hof allmählig an die Idee, daß ſeine Intereſſen mit jenen Oeſterreichs keineswegs unvereinbarlich ſeyen. Die Marquiſe von Pompadour gewann er dadurch, daß er ihr gegenüber den ſeinen

Hofmann ſpielte, ſie mit tauſend Schmeicheleien und zarten Aufmerkſamkeiten überhäufte, beſonders aber dadurch, daß er ſeine Monarchin bewog, der Maitreſſe in einem eigenhändigen Schreiben ſchöne Dinge zu ſagen. Die Pompadour fühlte ſich dadurch ſo ſehr geſchmeichelt, daß ſie nun das Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich aus allen Kräften betrieb. Der ſchwache König war bald gewonnen; nur die Miniſter widerſtrebten. Auch dieſes Hinderniß ward jedoch beſiegt, und ſo kam 1756 ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich zu Stande. Schon während dieſer Unterhandlungen hatte ſich Maria Thereſia auch an die Kaiſerin von Rußland zu demſelben Zweck gewendet und ein Zufall hatte ſie dabei kräftig unterſtützt. Bei einem Feſte zu Charlottenburg, veranlaßt durch die Vermählung des Prinzen Heinrich, wurden ſämmtliche Miniſter auswärtiger Mächte zur Abendtafel geladen, nur den ruſſiſchen Geſandten hatte der Hoffourier nicht finden können. Der Geſandte erklärte darauf ſeine Monarchin für beleidigt und reiſte nach eingeholten Inſtruktionen aus Petersburg plötzlich von Berlin ab, worauf Friedrich II. auch ſeinen Geſchäftsträger von Petersburg zurückrief. Dieſe Spannung arbeitete den öſterreich. Geſandten in Petersburg trefflich in die Hand. Die argwöhniſche Kaiſerin glaubte ſogar den Vorſpiegelungen, als habe Friedrich einen Anſchlag wider ihr Leben geſchmiedet, um den Prinzen Iwan an ihrer Stelle auf den Thron zu heben. Nachdem das Bündniß mit Frankreich am 9. Mai 1756 zu Verſailles zum Abſchluß gebracht worden war, rüſtete Maria Thereſia ernſtlich zum Krieg gegen Preußen. Während unter dem Fürſten Piccolomini eine Armee bei Königsgrätz u. unter dem Marſchall Browne eine noch ſtärkere bei Prag zuſammengezogen wurde, betrieb man auch ſehr thätig die Anlegung von Magazinen und den Ankauf von Pferden. Zugleich vermehrte Rußland ſeine Armee in Livland auf 50,000 Mann. Maria Thereſia wollte den Krieg noch 1756 eröffnen; allein der ruſſ. Hof verlangte einen Aufſchub bis ins folgende Jahr zur Verſtärkung der Rüſtungen. Der geheime Plan war, Friedrich zu irgend einer Feindſeligkeit zu reizen, damit die Kaiſerin als die Angegriffene erſchiene, ihn dann nach Böhmen zu locken, bei welcher Gelegenheit Sachſen, ſich neutral ſtellend, ihm den Durchmarſch nach Böhmen erlauben ſollte. Hierauf wollte Sachſen den Krieg erklären, Friedrich in den Rücken fallen und ſo den Krieg mit einem Schlag beenden.

Friedrich II. ſeiner Seits hatte ſeine Gegner keinen Augenblick aus dem Auge verloren; er hatte nicht vergeſſen, daß er wegen ſeiner eigenthümlichen Lage ſtets bewaffnet und auf alle Ereigniſſe gerüſtet ſeyn müſſe, und benutzte den Frieden ſehr eifrig, neben der innern Verbeſſerung ſeines Landes die Mittel zur Kriegführung zu vergrößern. Von den Getreidemagazinen, die er mit weiſer Vorſicht errichtet hatte, wurde ein Theil für die Armee aufbewahrt, die letztere zugleich verſtärkt und fortwährend geübt. Außer der vollſtändigen Bewaffnung des Heeres wurden noch 50,000 Flinten, 20,000 Säbel, 12,000 Degen und eben ſo viel Piſtolen und Karabiner in den Zeughäuſern aufgeſpeichert. Für die Feſtungen wurde grobes Geſchütz gegoſſen, die Pulvermühlen waren in ununterbrochener Thätigkeit. Mit England, das, mit Frankreich über die amerikaniſchen Kolonien in Krieg verwickelt, wegen eines Einfalls der Franzoſen in ſein Stammland Hannover beſorgt war, hatte er am 16. Jan. 1756 zu Weſtminſter ein Defenſivbündniß abgeſchloſſen, kraft deſſen beide Mächte zum Schutze ihrer Beſitzungen ſich vereinigten. Um die Pläne ſeiner Gegner aufs Genaueſte kennen zu lernen, erkaufte er einen Kanzliſten am dresdner Hofe, Namens Menzel, der ihm wöchentlich Abſchriften von allen eingelaufenen Depeſchen aus Wien und von den Staatsverträgen, die er in den Archiven fand, überſandte. Aus dieſen Mittheilungen erfuhr der König das Bündniß zwiſchen Frankreich, Rußland und Oeſterreich und daß der Ausbruch des Kriegs bis 1757 verſchoben, inzwiſchen aber auch die ſächſiſche Armee von 18,000 auf 40,000 Mann erhöht werden ſollte. Bedeutſam war die Art des Vorwandes, den der öſterreich. Hof als Urſache des Kriegs angeben wollte. Friedrich II. hatte nämlich mit dem Herzog von Mecklenburg über Aushebung von Rekruten in deſſen Landen einen Streit gehabt und ſich etwas gewaltthätig ſelbſt Recht verſchafft. Dieſen Schritt wollte die Kaiſerin nicht nur für einen Eingriff in die deutſche Reichsverfaſſung, ſondern auch für eine Verletzung des weſtphäliſchen Friedens erklären, daher alle Garanten des letztern wider Preußen zu den Waffen rufen. Von den gegen ihn geſchmiedeten Plänen genau unterrichtet, fragte Friedrich zunächſt officiell bei dem öſterreichiſchen Hofe an, welchen Zweck die auffallenden Rüſtungen deſſelben haben ſollten, ob man den Frieden mit Preußen zu halten oder zu brechen beabſichtige. Die Antwort war ausweichend und zweideutig; dafür erhielt der berliner Hof durch den Kanzliſten Menzel die Abſchrift einer Note des Grafen Kaunitz an den ſächſiſchen Miniſter Flemming, worin er dieſem vertraute, daß er durch ſeine Antwort dem König von Preußen Unruhe habe einflößen und zur Eröffnung der Feindſeligkeiten reizen wollen. In der That war Friedrich bereits ernſtlich mit ſich zu Rathe gegangen, ob es nicht beſſer ſey, ſeinen Feinden im Angriff zuvorzukommen, als abzuwarten, bis alle Vorbereitungen beendigt ſeyen, zumal es ihm bedenklich ſchien, der Vermehrung der ſächſiſchen Armee ruhig zuzuſehen. In fernerer Erwägung, daß die Ruſſen im laufenden Jahre nichts unternehmen wollten, er alſo jetzt ſeine Feinde noch vereinzelt und halb vorbereitet überfallen konnte, beſchloß er den Krieg noch im Jahre 1756 zu eröffnen und ging mit gewohnter Energie ſofort an die Entwerfung und Ausführung des Feldzugsplans.

Nachdem eine Heeradtheilung von 10 Bataillons u. 20 Schwadronen als Reſerve bei Stolpe aufgeſtellt worden war, die im Nothfall dem preuß. Marſchall Lehwald gegen das ruſſ. Heer an den preußiſchen Grenzen zu Hülfe kommen konnte, beſtimmte Friedrich 2 Armeen zum An-

griff gegen die Oeſterreicher. Die eine unter dem Marſchall Schwerin ſollte von Schleſien aus in den böhmiſchen Kreis Königsgrätz, die andere unter der perſönlichen Anführung des Königs von Brandenburg aus in Sachſen einfallen. Die nöthigen Vorbereitungen waren ſchon im Juni 1756 getroffen; am 24. Auguſt rückte der König mit der Hauptarmee auf drei verſchiedenen Punkten in Sachſen ein. Das ſächſiſche Heer nahm anfangs eine Stellung zwiſchen der Elbe und der Mulde, zog ſich aber bald in ein feſtes Lager bei Pirna zurück, um hier den Anmarſch der Oeſterreicher zu erwarten. Die Preußen beſetzten ohne Widerſtand am 9. Sept. 1756 Dresden, wo er trotz des Widerſpruchs der allein in der Hauptſtadt zurückgebliebenen Königin das Archiv gewaltſam erbrechen und eine Auswahl von Urkunden vornehmen ließ, durch deren Veröffentlichung er den Friedensbruch vor der Welt zu rechtfertigen ſuchte. Zur Erhebung der Gefälle ſetzte er eine preuß. Landesadminiſtration zu Dresden und ein Kriegekommiſſariat zu Torgau ein. Während er letztere Stadt befeſtigen ließ, nahm er mit der erſten Kolonne des Hauptheeres im Vorrücken gegen Pirna eine feſte Stellung zwiſchen der Elbe, Sedelitz und Zeſt. Da nun gleichzeitig der Herzog von Bevern von der Lauſitz aus nach Stolpe und Behmen und der Prinz Ferdinand von Braunſchweig nach Cotta vorgedrungen war, ſo wurde das ſächſiſche Heer von allen Seiten eingeſchloſſen. Bald entſtand im Lager Mangel an Lebensmitteln und ein baldiger Entſatz durch die Oeſterreicher erſchien als dringendes Bedürfniß. Der öſterr. Marſchall Browne erhielt auch ſofort gemeſſene Befehle, die Sachſen um jeden Preis zu befreien. Als er zu dem Ende mit ſeiner Armee aufgebrochen war, ſtieß er am 1. Okt. bei Lowoſitz auf das Heer Friedrichs II., der ihm entgegengegangen war. Es kam zur Schlacht, in welcher der rechte Flügel der Oeſterreicher in die Flucht getrieben wurde und die die wichtigſten Folgen für den Verlauf des Krieges hatte. Durch den Rückzug des Marſchalls Browne war nämlich auf Entſetzung des ſächſiſchen Lagers bei Pirna jede Hoffnung geſchwunden. Browne hatte zwar durch eine Seitenbewegung eine Heerabtheilung von 8000 Mann nach Schandau geſendet, um die ſächſ. Armee bei einem Verſuche zum Durchbruche zu unterſtützen, und der ſächſ. Obergeneral unternahm es am 13. Okt. auch wirklich, ſein eingeſchloſſenes Heer über die Elbe zu führen; er kannte jedoch die Oertlichkeit nicht genug und gerieth nach dem Uebergang über den Strom auf neue Hinderniſſe, ſo daß er am Fuße des Lilienſteins eingeſchloſſen blieb. Zum Unglück hatte auch Marſchall Browne ſeine Truppen aus Schandau zurückgezogen. Ohne Lebensmittel und ſelbſt ohne Munition, von Kälte und Regen durchſchauert, brachte das eingeſchloſſene Heer noch 3 Nächte unter freiem Himmel zu; dann ergab es ſich auf Diskretion. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, während des ganzen Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen, entlaſſen, alle Unteroffiziere und Gemeine dagegen der preuß. Armee einverleibt.

Der König Auguſt erhielt die Erlaubniß, nach Warſchau zu gehen. Ganz Sachſen blieb zur Verfügung des Siegers und mußte dieſen mit Hülfsmitteln zur Fortſetzung des Krieges verſehen. Marſchall Schwerin, der von Schleſien aus nach Böhmen vorgedrungen war und einige kleine Vortheile erfochten hatte, ging nach Schleſien zurück. So endete der erſte Feldzug glorreich für Friedrich II. von Preußen, der dadurch nicht nur ſeine Feinde empfindlich geſchwächt, ſondern auch ſeinen Ruf als Feldherr glänzend beſtätigt hatte.

Das Kriegsglück Friedrichs erfüllte ſeine Feinde mit Beſtürzung. Während auf das heftige Andringen Maria Thereſia's Frankreich ſtatt der vertragsmäßigen 24,000 Mann 100,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen und 12 Mill. jährliche Subſidien zu zahlen verſprach, und auch Schweden, als Garant des weſtphäliſchen Friedens, am 21. Mai 1757 förmlich an Preußen den Krieg erklärte, erhob der Kurfürſt von Sachſen bei dem Reichstage in Regensburg gegen Friedrich II. wegen Landfriedensbruch Klage und ſetzte es vermöge des überwiegenden Einfluſſes Oeſterreichs durch, daß eine „ellende Reichsarmee" von 60,000 Mann gegen Preußen aufgeboten wurde, die ſich aber ſelbſt durch einen ominöſen Druckfehler als eine „elende" ankündigte. Endlich ſammelte auch Katharina von Rußland ein Heer von 100,000 Mann, um es gegen Preußen zu ſenden. Dieſen fünf vereinten Mächten, die ihn mit einer Geſammtſtärke von 431,000 M. von verſchiedenen Seiten her bedrohten, konnte Friedrich bei aller Anſtrengung der Kräfte ſeines Staats kaum 200,000 M. eigene Truppen und nächſtdem nur noch das aus hannöverſchen, braunſchweigiſchen, heſſiſchen u. gothaiſchen Truppen zuſammengeſetzte engliſche Hülfsheer von 40,000 M. entgegenſtellen, das, von dem ungeſchickten Herzog von Cumberland kommandirt, nur dazu beſtimmt war, Hannover zu ſchützen. Dennoch war der König unverzagt. Durch ſeinen ſcharfen Blick überzeugte er ſich, daß unter allen ſeinen Gegnern Oeſterreich der gefährlichſte ſey, und daß er deſſen Macht ſchwächen müſſe, bevor die Franzoſen, Ruſſen, Schweden und die Reichsarmee im Felde erſcheinen würden. Er beſchloß daher, den Krieg mit noch größerem Nachdruck in Böhmen zu führen. Ende März 1757 eröffneten die preußiſchen Truppen den zweiten Feldzug. Den General Lehwald mit 24,000 M. zur Vertheidigung Preußens und Pommerns gegen die Schweden und Ruſſen zurucklaſſend, rückte Friedrich ſeit dem 20. April mit vier Heerhaufen, wovon der eine bisher unter dem Prinzen Moritz von Deſſau bei Zwickau, der andere unter dem König ſelbſt zwiſchen Dresden, Pirna und Dippoldiswalde, der dritte unter dem Herzog von Bevern bei Zittau, der vierte unter Schwerin zwiſchen Glatz, Friedland und Landshut ſtand, auf verſchiedenen Wegen in Böhmen ein. Die öſterreichiſche Macht in dieſem Lande war während des Winters bedentend verſtärkt worden; da der wiener Hof jedoch über die Wahl der Feldherren ſchwankend war, indem er dem Marſchall Browne den Herzog

Kael von Lothringen an die Seite ſtellte, ſo daß man nicht wußte, wee eigentlich dee Oberbefehlshabee ſey, ſo beſcheänkte ſich bie Kriegführung auf die bloße Vertheidigung, ja ſeldſt dieſe wuede ſo ungenügend geleitet, daß die preußiſchen Heere die voegeſchobenen öſterreichiſchen Corps allenthalben zurückwarfen, unermeßliche Magazine eroberten, das wichtige Lager bei Reichenberg erſtürmten und ſchon nach wenigen Wochen auf dem Punkt ſtanden, ſich ſämmtlich zu vereinigen. Nachdem der Herzog von Bevern glücklich zu ber Armee des Marſchalls Schwerin geſtoßen wae, dee übee Trautenau gegen Prag eückte, ging der König am 5. Mai 1757 mit ſeinem Heeee, Angeſichts der Oeſterreicher, übee die Mulde und vereinigte ſich in der Nahe von Prag mit Bevern und Schwerin. Unmittelbar nach der Vereinigung am 6. Mai geiff er die Oeſterreicher an, die, 76,000 M. ſtark, untee Browne und Karl von Lothringen auf wohlverſchanzten Bergen bei Peag ſtanden, und nach einem mörderiſchen Kampfe und dem Verluſt von 18,000 M. errang er den Sieg, den dee alte Schwerin durch ſeinen Heldentod beſiegelte. Die Oeſteereicher hatten 10,000 Todte oder Verwundete und 9000 Gefangene nebſt 60 Kanonen verloren; ein kleiner Theil ihres noch ubrigen Heeres zog ſich auf den von Mähren heranrückenden Feldmarſchall Daun zurück, dee größeee von 46,000 M. mit dem Prinzen von Lothringen warf ſich in die Stadt Prag, deren Belagernng dee König ſogleich begann. Die Lage Friedrichs wurde nun ſehr eigenthümlich; die ſtarke Beſatzung von Prag erfoederte ein ſehr großes Belagerungsheee und zugleich mußte Daun ein Beobachtungsheee entgegengeſtellt werden, weil außerdem die preußiſche Aemee vor Prag einen Angriff im Rucken zu beſorgen hatte. Füe beide Zwecke reichten die Streitkräfte des Königs nach dem großen Verluſt in der Schlacht um ſo weniger aus, als ee zur Beunruhigung der Reichstruppen eine Heerabtheilung nach Franken geſendet hatte. Um den Marſchall Daun zu beſeitigen, eückte ee ihm mit 12,000 M. von der Belagerungsarmee und dem Corps des Herzogs von Bevern entgegen, griff ihn am 18. Juni bei Kollin an, wurde aber ſo entſchieden geſchlagen, daß er die Belagerung Prags aufheben und Böhmen veelaſſen mußte, wodurch zugleich die Hoffnung auf den Erfolg des Streifzugs nach Franken vereitelt wurde. Obeeſt Meyer, der den Streifzug führte, hatte in der That das Hochſtift Bamberg, die Reichsſtadt Nürnbeeg und die Oberpfalz in Schrecken geſetzt. Während dee Reichstag in Regensbnrg die Flucht ergriff, unterhandelte ſchon dee König von Bayern mit dem König von Peeußen, unb es war gegründete Hoffnung vorhanden, daß die meiſten Reichsſtande die öſterreichiſche Paetei verlaſſen würden. Allrs bas änderte ſich mit der Schlacht bei Kollin. Der König bewirkte ſeinen Rückzug nach Sachſen und dee Lauſitz ohne weiteren Verluſt. Daun folgte ihm langſam und ſchoß die Stadt Zittan, wo ſich ein preuß. Magazin befand, in Brand.

Schon im Frühling 1757 war eine franzöſiſche Armee von 100,000 Mann unter dem Marſchall d'Eſtrées über den Rhein gegangen, hatte bie Feſtung Weſel, die Fürſtenthümer Kleve nnd Oſtfriesland und die heſſen-kaſſelſchen Länder deſetzt und war im Begriff, Hannover zu erobern, als das bunt zuſammengeſetzte Hülfsheee unter dem Herzog von Cumberland ſich ihr entgegenſtellte. Cumberland wuede jedoch am 26. Juli dei Haſtenbeck geſchlagen, bis Stade zurückgedrängt und zu der Kapitulation von Kloſter-Seven am 8. Septembee gezwungen, wonach jene Truppen, mit Ausſchluß dee Hannoveraner, aus einander gehen ſollten. Dadurch fiel nicht nue ganz Hannovee in die Gewalt der Franzoſen, ſondeen anch Sachſen wurde von ihnen und dee Reichsarmee bedroht. Während gleichzeitig ein euſſiſches Heer von 100,000 Mann in Preußen einrückte unb die Schweden zur See rüſteten, um Pommern anzugreifen, zogen die Oeſterreichee mit greßer Uebermacht nach Schleſien. Friedrich ſuchie zunächſt Sachſen zu ſchützen, überließ daher dem Marſchall Lehwalb die Vertheidigung Preußens und entſandte den Herzog von Bevern und den General von Winterfeld zur Beobachtung der Oeſterreicher in der Lauſitz und in Schleſien. Er ſeldſt eilte nach Thüringen, nahm am 13. Sept. Erfuet ein und ließ am 19. ein 8000 M. ſtarkes Corps Feanzoſen unter Soubiſe duech 1500 M. untee Seidlitz aus Gotha vertreiben. Als er eben die Vereinigung eines neuen franzöſiſchen Heeres untee dem Herzog von Broglio mit Soubiſe und dee Reichsarmee unter dem Peinzen von Hildburghauſen verhindern wollte, war der öſterreichiſche Geneeal Haddik mit einem Streifcorps bis Berlin vorgedrungen, ſo daß der König den Prinzen Moritz von Deſſau zur Deckung von Brandenburg abordnen und die Vereinigung der franzöſiſchen Heere geſchehen laſſen mußte. Friebeich erkannte ſeine Lage als verzweifelt; er wollte nue noch geoß untergehen und bereitete ſich zum Tode vor, während ee ſich voll Gemüthsruhe zugleich mit Muſik und Poeſie beſchäftigte. Als die franzöſiſche Armee unter Soubiſe mit dee Reichsarmee Ende Oktobee über die Saale gegangen wae und Leipzig ſich näherte, brach Friedrich mit einem kleinen Häuflein von Erfurt auf, um Sachſen zu retten oder zu ſterben. Ee zog den Prinzen Moeitz von Deſſau und den Herzog von Braunſchweig wiedee an ſich, ſo daß ſeine Streitmacht etwa 22,000 M. betrug. Mit dieſem geringen Heeee ſtieß er am 4. November in der Gegend von Weißenfels unb Merſeburg auf den vierfach uberlegenen Feind und ſchlug ihn am 5. Nov. bei Roßbach ſo gänzlich aufs Haupt, daß die Franzoſen 10,000 Todte, 7000 Gefangene, 63 Kanonen, 15 Standarten und 7 Fahnen verloren nnd in eiligſter Flucht dem Rheine zueilten. Dieſer überaus glänzende Sieg lieferte dem König Sachſen wiedee in die Hände und wandte ihm entſchieben die öffentliche Meinung zu. Auch Georg II. von England hob am 26. Nov. die kloſtee-ſevener Konvention auf und willigte ein, daß das frühere Hülfsheer mit Hinzufügung preußiſchee Truppen wiedee erneuert und unter den Befehl des Herzogs Ferdinand von Braun-

ſchweig geſtellt wurde. Von dieſer Seite geſichert, brach Friedrich am 12. Nov. von Leipzig nach Schleſien auf, wo unterdeß der öſterreichiſche General Nadasdi am 7. September den preußiſchen Heerestheil unter Winterfeld bei Moys geſchlagen und Schweidnitz am 12. Nov. erobert hatte und wo nach dem übereilten Rückzuge des Herzogs von Bevern am 24. Nov. das befeſtigte Breslau ſich hatte ergeben müſſen. Die ſiegestrunkenen Oeſterreicher nannten das kleine Heer, das Friedrich von Görlitz her herbeiführte, verächtlich die potsdamer Wachtparade. In Schleſien angekommen, übertrug der König die Trümmer des bevernſchen Heeres, das nach Beverns Tode der General Kyau befehligte, dem General Ziethen, der ſie über die Oder führte, um ſie mit dem König zu vereinigen, was jedoch erſt am 2. December geſchah. Nachdem er am 4. December Neumarkt beſetzt hatte, ſtieß er am 5. zwiſchen Liſſa und Leuthen auf das zweifach ſo ſtarke Hauptheer der Oeſterreicher unter Daun und dem Herzog Karl von Lothringen und ſchlug es in die Flucht. Die Folgen dieſer Schlacht, einer der größten Waffenthaten des 18. Jahrhunderts, waren von der höchſten Wichtigkeit. Friedrich gewann durch ſie Schleſien wieder und dadurch die Mittel, ſeine Armee neu zu bilden. General Ziethen verfolgte die Trümmer des daunſchen Heeres über Reichenbach bis Reichenau, vereinigte ſich hier mit dem General Fouqué, der friſche preußiſche Truppen aus Glatz herbeiführte, und trieb ſodann die Oeſterreicher nach Böhmen zurück. Der König unternahm ſofort die Belagerung von Breslau, das ſich mit 17,000 M. Beſatzung ergab. Auch Liegnitz öffnete bald darauf ſeine Thore. Die Oeſterreicher hatten durch dieſe verſchiedenen Niederlagen über 40,000 M. verloren. Auch die Kriegsereigniſſe im Oſten, wo 100,000 Ruſſen unter Apraxin zu Ende des Juni in Preußen eingefallen waren, die Feſtung Memel erobert, das Land verwüſtet und den General Lehwald am 30. Aug. bei Großjägerndorf geſchlagen hatten, erhielten eine unerwartet glückliche Wendung; denn als um dieſe Zeit die Kaiſerin Eliſabeth gefährlich erkrankte, wurden die Ruſſen auf Anordnung des Feldmarſchalls Beſtuſchef-Riumin, der ſich dem Thronfolger, einem Verehrer Friedrichs II., gefällig erweiſen wollte, zurückgezogen, alle Städte, mit Ausnahme Memels, geräumt, und General Lehwald erhielt nun freie Hand, die Schweden, welche, 22,000 Mann ſtark, am 13. Sept. die Peene überſchritten und Anklam, Demmin und Paſewalk beſetzt hatten, nach Stralſund nnd Rügen zurückzutreiben. Durch die Siege von Roßbach und Leuthen aber war die gefährliche Lage Friedrichs II. gänzlich beſeitigt, abgeſehen von dem großen moraliſchen Eindruck, den ſie hervorriefen. Der König blieb den ganzen Winter über in Breslau und arbeitete unermüdlich an der Aufſtellung eines bedeutenden Heeres.

Bei Eröffnung des dritten Feldzugs wollte Friedrich II. ſogleich angriffsweiſe zu Werke gehen und den Krieg in die öſterreichiſchen Erbländer ſpielen. Nachdem er am 16. April 1758 die Feſtung Schweidnitz erobert, rückte er in Mähren ein und belagerte Olmütz. Durch einen Unfall bei einem Transport von Munition, der aus Schleſien heranzog, wurde jedoch die preußiſche Armee genöthigt, die Belagerung aufzuheben und unter vielen Schwierigkeiten nach Schleſien zurückzukehren, wo ſie bei Landshut ein Lager bezog. Die Fortſchritte der Ruſſen in Preußen, die unter ihrem neuen Oberbefehlshaber Fermor bis an die Grenzen von Pommern nnd der Nenmark vorgedrungen waren und die Schweden zum abermaligen Angriff ermnthigt hatten, lenkte die Thätigkeit des Königs nach dieſer Seite. Er gab dem Grafen von Dohna, der die Schweden mit Erfolg bekämpft und ſelbſt Stralſund eingeſchloſſen hatte, im Juni 1758 den Auftrag, die Belagerung dieſes Platzes aufzuheben, der Oder ſich zu nähern und dem Marſche der Ruſſen in die preuß. Länder ſich zu widerſetzen, von welcher Seite er auch verſucht werden möge. Dohna ſuchte den Ruſſen bei Frankfurt den Uebergang über die Oder zu wehren, konnte jedoch für die Dauer nicht widerſtehen. Friedrich, nachdem er die Beſchützung der ſchleſiſchen Grenzen dem Marſchall Keith übertragen, der bei Landshut im Lager ſtand, ſetzte ſich darauf mit 14,000 Mann nach der Mark in Bewegung, gelangte über Liegnitz, Dakau, Wartenberg, Kroſſen und Ziedingen in angeſtrengten Eilmärſchen nach Frankfurt a. d. O., warf 4 Bataillons in die von den Ruſſen blokirte Feſtung Küſtrin, vereinigte ſich mie dem Corps des Generals Dohna, griff die 50,000 Mann ſtarken Ruſſen am 26. Auguſt mit 30,000 Mann bei Zorndorf an, ſchlug ſie und zwang ſie zum Rückzug nach Polen. Die Ruſſen verloren in dieſer Schlacht 15,000 Todte und 103 Kanonen. Dem General Dohna die Beobachtung der Ruſſen und den Kampf mit den Schweden überlaſſend, eilte der König nach Sachſen, um den Fortſchritten der Oeſterreicher ein Ziel zu ſetzen. Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, hatte dem Marſchall Daun eine ſo ſchwache Streitmacht entgegenzuſtellen, daß letzterer Dresden zu erobern und die Preußen aus ganz Sachſen zu vertreiben hoffte. Heinrich operirte jedoch ſo geſchickt, daß er die Pläne Dauns vereitelte, und der preuß. Kommandant in Dresden, General Schmettau, bewog durch die Drohung, die prächtigen Vorſtädte abzubrennen, den Marſchall Daun, die Erſtürmung Dresdens zu unterlaſſen. Bei Friedrichs Annäherung zog ſich Daun in ein feſtes Lager bei Stolpen, vermied jeden Kampf und brach erſt, als der König nach Zittau, wo die Oeſterreicher ihre Hauptmagazine hatten, ſich wendete, eilig auf und bezog ein gleichfalls feſtes Lager bei Löbau. Friedrich folgte und lagerte ſich in deſſen Nähe bei Hochkirch. Während er hier keinen Angriff beſorgte, ward er am Morgen des 14. Okt. von den Oeſterreichern überfallen und mit großem Verluſt geſchlagen, ſo daß er ſich in ein feſtes Lager bei Bautzen zurückziehen mußte. Mehre Tauſende Todte, worunter der brave General Keith, und 100 Kanonen hatten die Preußen verloren. Dennoch wußte Friedrich

dieſe Verluſte bald wieder zu erſetzen und die Nachtheile der Niederlage überhaupt weſentlich zu mindern. Er zog ſeinen Bruder Heinrich mit 10 Bataillonen und dem nöthigen Geſchütz an ſich, beorderte den Grafen Dohna aus Pommern nach Sachſen und ſetzte ſich ſodann am 25. Okt. nach Schleſien in Bewegung, um die Feſtung Neiſſe zu entſetzen. Als er am 5. Nov. nur noch wenige Meilen vor Neiſſe ſtand, hob der öſterreich. General Harſch die Belagerung auf und zog ſich nach Mähren zurück. Auch die Feſtung Koſel ward darauf am 15. Nov. entſetzt. Inzwiſchen hatte der Marſchall Daun Dresden von Neuem eingeſchloſſen und die Drohung Schmettau's nicht mehr beachtet. Schmettau führte jedoch die Drohung wirklich aus und nöthigte Daun dadurch zu einer förmlichen Belagerung der Stadt. Als aber Friedrich aus Schleſien ſich nahte, hob er die Belagerung auf und bezog die Winterquartiere.

Gegen die Franzoſen und die Reichsarmee hatte ſich in dieſem Feldzuge Ferdinand von Braunſchweig rühmlich vertheidigt. Nachdem er ſchon im vorigen Jahre die ſchon Magdeburg bedrohenden Franzoſen von der Elbe verdrängt und Harburg, Stade und Lüneburg erobert, zog er im Decbr. 1758 mit ſeinem 30,000 Mann ſtarken Truppencorps gegen den faſt dreifach überlegenen Feind, nahm Verden und Hoya, nöthigte die Franzoſen zur Räumung von Bremen, ging über die Aller und nahm in der Gegend von Hannover ein ganzes franzöſiſches Regiment gefangen. Der franzöſiſche Obergeneral Clermont, Nachfolger des Marſchalls Richelieu, fürchtete nun eine Vereinigung des Prinzen Heinrich mit Ferdinand, räumte Wolfenbüttel, Braunſchweig und Hannover und wurde ſo ſehr gedrängt, daß er bei Weſel über das linke Rheinufer zurückging. Im Juli ſetzte auch Prinz Ferdinand über den Rhein, ſchlug die Franzoſen am 23. Juni bei Krefeld mit einem Verluſte von 7000 Mann, nahm Düſſeldorf und drang bis in die öſterr. Niederlande vor. Als aber der Marſchall von Contades den Oberbefehl über das franzöſiſche Hauptheer erhielt und zugleich Soubiſe mit 30,000 Mann in Heſſen einrückte, war Ferdinand, der bei Sangerhauſen eine Niederlage erlitten, in Gefahr, abgeſchnitten zu werden, und ſah ſich, als es ihm nicht gelang, Contades zu einer Schlacht zu bewegen, genöthigt, auf das rechte Rheinufer zurückzugehen, was am 8.—10. Auguſt in beſter Ordnung geſchah. Am 14. vereinigte er ſich bei Böckholt mit 12,000 Engländern, während die Armee von Contades durch 6000 Sachſen verſtärkt wurde. Contades ließ nun 20,000 Mann zu Soubiſe ſtoßen, der in der Schlacht bei Lutternberg den Prinzen Yſenburg beſiegte, ſo daß dieſer 2000 Mann und 16 Kanonen verlor. Trotz dieſes Unfalls manövrirte der Herzog von Braunſchweig ſo geſchickt, daß er Meiſter von Weſtphalen und Niederſachſen blieb und die Franzoſen nöthigte, auf dem linken Rheinufer Winterquartiere zu nehmen. Die Ruſſen hatten ſich nach ihrer Niederlage bei Zorndorf auf die Belagerung von Kolberg beſchränkt, aber auch dieſe wieder aufheben und endlich ſowohl Brandenburg, als Pommern räumen und in Polen Winterquartiere beziehen müſſen. — Die Schweden, denen Friedrich nur die Beſatzung von Stettin entgegenſtellen konnte, breiteten ſich in Pommern aus und dachten ſchon an die Einnahme von Berlin, als ſie General Wedel von der Lauſitz aus mit geringer Mühe bis Stralſund zurücktrieb. — So ſah Friedrich II. ſich im Beſitze faſt aller ſeiner Staaten und erſchien ſo nicht als der Beſiegte, ſondern als der Sieger in dem ungleichen Kampfe. Seine Feinde aber ſammelten neue Kräfte zu ſeinem Verderben. Frankreich und Oeſterreich erneuerten in einem Staatsvertrag vom 30. Dec. 1758 das Bündniß vom 1. Mai 1756 und luden ſowohl die Kaiſerin von Rußland, als die Könige von Schweden und Polen dazu ein. Dagegen hatte auch Friedrich durch den Einfluß des brit. Miniſters Pitt einen neuen Vertrag mit England erlangt, in welchem ihm jährlich 4 Millionen Thaler Hülfsgelder verſprochen wurden. Während des Winters nahm er dann neue Aushebungen vor, ſchaffte Pferde, Munition und Waffen an und ſorgte für große Vorräthe an Lebensmitteln.

Aufs Beſte vorbereitet, eröffnete Friedrich den vierten Feldzug. Nachdem Prinz Heinrich ſchon im März 1759 in Böhmen eingefallen war und bei Kommotau einen öſterreichiſchen General mit 2500 Mann gefangen genommen und ungeheure Kriegsvorräthe erbeutet hatte, wendete er ſich im Mai nach Franken, verjagte die Reichsarmee, beſetzte Bamberg und zerſtörte in Franken und der Oberpfalz alle Magazine. Eben ſo gelang es dem preuß. General Schenkendorf, ein öſterreich. Corps bei Wolkenſtein zu ſchlagen, und dem General Dohna, die Schweden wieder bis nach Stralſund zurückzutreiben und die Ruſſen eine Zeit lang in Schach zu halten. Als die letztern aber in immer ſtärkern Schaaren aus Polen vordrangen und ſich der Oder näherten, um ſich mit den von der Seite heranziehenden Oeſterreichern zu vereinigen, ſah ſich Dohna zum Rückzuge genöthigt, ward aber durch den General Wedel erſetzt, der den beſtimmten Befehl erhielt, die Vereinigung um jeden Preis zu hindern. Wedel griff am 23. Juli bei Kay unweit Züllichau die Ruſſen an, wurde aber mit einem Verluſte von 5000 Mann geſchlagen, worauf der öſterreichiſche General Laudon mit ſeinen 20,000 Mann ſich mit den Ruſſen vereinigte. Friedrich II. übertrug ſeinem Bruder Heinrich den Oberbefehl in Schleſien, eilte nach der Mark und ging, nachdem er ſich am 4. Auguſt bei Mulroſe mit dem General Wedel und am 10. Aug. mit dem finkſchen Corps, das bisher bei Torgau geſtanden, vereinigt, am 11. zwiſchen Küſtrin und Lebus über die Oder, Angeſichts des Feindes ſich ſogleich in Schlachtordnung aufſtellend. Am 12. Aug. griff er die Ruſſen bei Kunersdorf an und hatte ſie ſchon geſchlagen und Eilboten mit Siegesnachrichten abgeſchickt, als Laudon ihm den Sieg entriß und ihm eine Niederlage bei-

Digitized by Google

brachte, wie er ſie nie erlebt. Ueber 15,000 waren theils getödtet, theils verwundet und gefangen, und kaum 10,000 Mann ſah er am Morgen nach der Schlacht um ſich verſammelt. Die Lage des Königs war troſtlos. Ein raſches Vorrücken der Ruſſen würde dem Kriege ein Ende gemacht haben. Aber auch Soltikow hatte 24,000 Mann eingebüßt und wollte ein neues Zuſammentreffen mit den Preußen vorerſt vermeiden. So war es dem König vergönnt, unangefochten über die Oder zu gehen, die verſprengten Haufen ſeines Heeres zu ſammeln und ſeine Streitmacht ſchon am andern Tage auf 18,000 Mann zu erhöhen. Er rief nun die Heerabtheilungen aus Pommern und Brandenburg, ließ Geſchütz aus Feſtungen herbeikommen und ſtand nach wenig Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Er ſuchte nun zuvörderſt Berlin zu decken, eilte dann den Ruſſen auf ihrem Marſche nach Schleſien zuvor und zwang ſie, nach Polen zurückzugehen, während Prinz Heinrich Daun in der Lauſitz beſchäftigte. Auch General Fouqué zwang in Schleſien den öſterreich. General de Ville zum Rückzug nach Böhmen, die Generale Manteuffel und Platen trieben die vorgedrungenen Schweden nach Stralſund zurück, und Daun ſelbſt mußte nach Böhmen zurückweichen. Mittlerweile hatte jedoch die Reichsarmee in Verbindung mit einem öſterreich. Corps Leipzig, Wittenberg und Torgau erobert, ſelbſt Dresden nach 27tägiger Einſchließung genommen, wobei zwar die Kaſſen gerettet, aber die Magazine verloren worden waren. Auch Daun war wieder in Sachſen eingerückt. Friedrich, in Glogau am Podagra darniederliegend, ſendete die Generale Fink und Wedel nach Sachſen, ließ durch den General Wünſch Wittenberg und Torgau wieder erobern und folgte am 13. Nov. ſelbſt nach. Als er jedoch Daun aus ſeinem feſten Lager beim plauenſchen Grunde vertreiben wollte und zu dieſem Zweck den General Fink ihm in den Rücken ſendete, fiel dieſer mit 11,000 bei Maxen und General Diercke mit 1400 in die Hände der Oeſterreicher, ein empfindlicher Verluſt für das ohnehin durch zwei große Niederlagen ſo ſehr geſchwächte preuß. Heer.

Die Franzoſen hatten dieſen Feldzug durch die Beſetzung von Frankfurt a. M. eröffnet, indem Soubiſe am 1. Jan., unter dem Vorwande durchzumarſchiren, die Stadt beſetzt und ſein Hauptquartier in ihr genommen hatte. Herzog Ferdinand wollte die Franzoſen daraus vertreiben und ging, nachdem er zuvor die Gegner durch den Erbprinzen von Braunſchweig aus Heſſen und den benachbarten Ländern vertrieben (in Meiningen z. B. nahm er 3 Bat. und 1 Küraſſierregiment von der Reichsarmee gefangen) im April mit 20,000 Mann auf Frankfurt los. Der Herzog von Broglio aber, der den Oberbefehl über die Franzoſen führte, ſtand bei dem Dorfe Bergen in einer ſehr vortheilhaften Poſition. Am 13. April griffen die Verbündeten die Franzoſen an, wurden aber überall zurückgeſchlagen, wobei der Anführer der Heſſen, Prinz Yſenburg, getödtet ward, und ſah ſich zum Rückzuge genöthigt. Zwar hielt er die Weſer feſt, aber Heſſen ging wieder verloren, Kaſſel und Minden fielen am 20. Juli, Münſter ward nach einer förmlichen Belagerung am 25. von den Franzoſen erobert. Wiederholte Verſuche Contades', ins Hannöverſche einzudringen und den Herzog von der Weſer abzuſchneiden, wurden jedoch von dieſem, der Bremen beſetzt hielt, vereitelt. Dagegen rückte der Herzog zu einer Schlacht vor, von deren Erfolge nach dem Verluſte von Münſter und Minden allein die Rettung von Hannover abhing, und traf den Feind am 1. Aug. bei Thonhauſen in der Nähe von Minden. Es kam zur Schlacht zwiſchen den 85,000 Mann ſtarken Franzoſen und den Alliirten, die nur 40,000 Mann zählten, in welcher die erſtern mit einem Verluſt von 8000 Mann und 25 Kanonen eine vollſtändige Niederlage erlitten. Friedrich II. erhielt die Nachricht von dieſem Siege im Feldlager bei Kunersdorf. An demſelben Tage ſchlug der Erbprinz von Braunſchweig ein franz. Corps unter dem Herzog von Briſac bei Gohfeld an der Weſer, worauf am 2. Aug. Minden, kurz darauf Osnabrück, Paderborn, Bielefeld und mehre andre Städte mit franz. Magazinen wieder in die Hände der Verbündeten fielen. Die franzöſiſche Blokade von Lippſtadt wurde aufgehoben, Heſſen von den Alliirten beſetzt, Marburg und Ziegenhain wieder erobert, Münſter belagert und am 20. Nov., nach einem mißlungenen Entſatzverſuch des franz. Generals Armentières, von Weſel aus durch Kapitulation eingenommen. Der Herzog von Würtemberg, der mit 12,000 Mann Fulda beſetzt hielt, wurde von dem Erbprinzen von Braunſchweig überfallen und an den Main zurückgejagt, worauf der Erbprinz mit ſeinem Corps nach Sachſen zu dem Heere Friedrichs aufbrach. Im Dec. bezogen die Franzoſen ihre Winterquartiere bei Frankfurt, Ferdinand, der Gießen blokirte, in Heſſen und Weſtphalen.

Während des Winters 1759—60 machte Friedrich II. verſchiedene diplomatiſche Verſuche, ſeine Gegner zu trennen und mit Einzelnen derſelben Frieden zu ſchließen. Nachdem er im Verein mit dem König von England die Bereitwilligkeit beider Kronen zur Herſtellung des allgemeinen Friedens den Miniſtern der kriegführenden Theile im Haag hatte ankündigen laſſen, wurden Unterhandlungen über einen Separatfrieden ſowohl mit dem ruſſiſchen, als mit dem franzöſiſchen Hofe eingeleitet. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich jedoch, da Friedrich lieber Tod und Untergang, als einen ehrloſen und unrühmlichen Frieden wollte. So mußte Friedrich ſich wieder ganz auf ſeine Ausdauer und ſeine Tapferkeit verlaſſen. Die verlorenen Mannſchaften wurden durch neue Werbungen und Aushebungen erſetzt. Sachſen litt dabei ſehr. Für das Jahr 1760 mußten 2 Mill. Thaler, 10,000 Rekruten, 100,000 Scheffel Getreide und eine Maſſe von Vieh geliefert werden. Außerdem plünderte Friedrich die ſächſiſchen Staatswaldungen, aus denen eine Menge Holz auf der Elbe nach Hamburg gebracht wurde. Der neue, fünfte Feldzug von 1760 begann für die preußiſchen Waffen

Digitized by Google

abermals unglücklich. Die Kaſſen des Königs waren erſchöpft, ſeine Länder durch die Kriegsdrangſale ausgeſogen und zerrüttet, ſein Heer beſtand kaum aus 90,000 Mann, größtentheils Ausländern, bei denen der Eifer für Preußen nicht groß war, und ungeübten Neulingen. Zu Offizieren hatte man blutjunge Kadetten, oft halbe Kinder, nehmen müſſen. Der König übernahm die Vertheidigung von Sachſen ſelbſt; Prinz Heinrich ſollte mit einem großen Corps die Ruſſen beobachten, der Prinz von Würtemberg mit einem kleinen die Schweden in Schach halten. General Fouqué deckte Schleſien mit 13,000 Mann, mit denen er bei Landshut ein feſtes Lager bezog, wurde jedoch hier am 23. Juni von Laudon mit unverhältnißmäßiger Uebermacht angegriffen und ungefähr mit der Hälfte ſeiner Truppen gefangen genommen. Nicht genug, daß Friedrich II. hierdurch über 6000 Mann geübte Truppen verlor, ſtand nun auch Schleſien dem Feinde offen. Eine erſte Folge des Unfalls war der Verluſt von Glatz, welches ſich faſt ohne Widerſtand am 26. Juli an die Oeſterreicher ergab. Der König belagerte um dieſe Zeit, vom 14.—26. Juli, Dresden, wo er unerwartet den heftigſten Widerſtand gefunden hatte. So eifrig er nun auch die Eroberung der ſächſ. Hauptſtadt wünſchte, mußte er jetzt doch zuerſt an die Rettung Schleſiens denken. Da ſchon Breslau von den Feinden eingeſchloſſen war, ſo hob er die Belagerung von Dresden auf, ging über die Elbe, ſchlug einen Theil des dort aufgeſtellten lascyſchen Corps und nahm am 31. eine Stellung bei Dallwitz. Marſchall Daun folgte ihm ſo eifrig, daß beide Armeen neben einander fortzogen. Die ſchleſiſche Hauptſtadt hatte unterdeſſen der Berennung Laudons durch die heldenmüthige Standhaftigkeit des Kommandanten Tauenzien mit geringen Hülfsmitteln Widerſtand geleiſtet, und Prinz Heinrich den General Laudon endlich zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Allein Daun, welcher dem Könige bis Schleſien folgte, vereinigte ſich nun mit Laudon und ſuchte noch überdies die ruſſiſche Armee unter Soltikow an ſich zu ziehen, welche Prinz Heinrich von Preußen mit ſeinem geringen Heer für die Dauer nicht aufhalten konnte. Friedrich II. hatte durch Kundſchafter erfahren, daß vorläufig der ruſſiſche General Tſchernitſcheff mit 20,000 Mann bei Auras über die Oder gehen und mit den Oeſtreichern ſich vereinigen ſollte, worauf die geſammte feindliche Macht ſeine Armee überfallen würde. Er ſchloß jedoch am 14. Auguſt aus gewiſſen Bewegungen Dauns, deſſen Taktik er aus langer Erfahrung ſehr genau kannte, daß der Angriff noch vor der Vereinigung mit den Ruſſen beſchloſſen ſey und ſchon für den andern Tag bevorſtehe. Da der Schlachtplan Dauns auf die gegenwärtige Stellung der Preußen bei Liegnitz gebaut war, ſo beſchloß Friedrich dieſelbe in der Nacht zu verändern. Bei Eintritt der Dunkelheit ſetzte ſich die preußiſche Armee in Bewegung und ſtellte ſich, etwas weiter vorwärts gegen die öſterreichiſchen Linien, auf den Höhen von Pfaffendorf bei Liegnitz in Schlachtordnung auf. Während des Marſches entdeckte auch ein öſterreichiſcher Ueberläufer dem König, daß Daun ihm am folgenden Tag eine Schlacht zu liefern gedenke, und nach der Ankunft auf den pfaffendorfer Höhen erfuhr man durch Rekognition, daß das Corps Laudons ganz nahe ſtehe. In der That rückte am Morgen des 15. Auguſt Laudon leiſe vor, um die Preußen in ſeiner Meinung in ihrer Stellung des vorigen Tages, wie einſt bei Hochkirch, zu überfallen, fand ſie aber in einer ganz veränderten Poſition und in voller Schlachtordnung und erlitt eine vollſtändige Niederlage, in welcher er 10,000 M., 23 Fahnen und 82 Kanonen verlor, während Friedrich II. nur 1800 Mann vermißte. Als Marſchall Daun, der ſich ebenfalls gegen die alte Stellung der Preußen in Marſch geſetzt hatte, um die Manöver Laudons zu unterſtützen, ſich von der Veränderung des preußiſchen Lagers überzeugte und die Niederlage ſeines Unterbefehlshabers erfuhr, trat er ſofort bei Liegnitz den Rückzug über die Katzbach an. Die Folgen dieſes Sieges waren ſehr bedeutend; denn Friedrich II. hatte nicht nur 6000 Gefangene gemacht und 82 Kanonen erobert, ſondern er konnte ſich nun ungehindert mit dem Prinzen Heinrich vereinigen, was denn auch unverzüglich bei Breslau geſchah. Die Ruſſen wurden dadurch bewogen, über die Oder ſich zurückzuziehen, ſo daß auch Breslau gerettet war. Die Beſorgniß des Königs, daß ſeine und des Prinzen Heinrich Streitmacht von den überlegenen ruſſiſch-öſterreichiſchen Heeren vereinzelt angegriffen und vernichtet werden möchten, war durch den Sieg bei Liegnitz plötzlich beſeitigt und zugleich der Feind in demſelben Maße entmuthigt, in welchem das Vertrauen des preußiſchen Heeres ſich erhöhte. Da Friedrich Miene machte, ſich wieder nach Sachſen zu wenden, von wo die Preußen durch Oeſterreicher, Würtemberger und Reichstruppen verdrängt und Wittenberg und Torgau ihnen entriſſen worden waren, ſo entwarf man im ruſſiſchen Lager in Schleſien den Plan, Berlin durch einen Handſtreich zu nehmen. General Tſchernitſcheff ging deshalb mit 20,000 Mann eiligſt nach Brandenburg ab, während ihm die Hauptmacht unter Soltikow zu ſeiner Deckung langſam folgte. Berlin, ohne Befeſtigung und bedeutende Beſatzung, konnte dem Andrang nicht widerſtehen, ſondern ergab ſich durch Vertrag am 3. Okt. Ruſſen, Sachſen und Oeſterreicher wetteiferten nun in der rohen Zerſtörung der königlichen Schlöſſer, namentlich in Charlottenburg und Schönhauſen. Auf das Gerücht von des Königs Annäherung räumten jedoch die Feinde die Hauptſtadt, und Friedrich, als er ihren Abzug erfuhr, wandte ſich nun nach Sachſen, um ſich für die von den Ruſſen und ihren Verbündeten in Berlin erhobenen ſtarken Kontributionen zu entſchädigen. Er ließ die Reichstruppen aus Leipzig vertreiben und bemächtigte ſich dieſer reichen Stadt. Auch Düben und Wittenberg fielen wieder in ſeine Hand. Unterdeſſen war Daun dem Könige nach Sachſen gefolgt und hatte demſelben durch ſeine feſte Stellung bei Torgau neue Beſorgniſſe eingeflößt. Geſtützt auf Dresden und Torgau, konnte er nach Umſtänden bedeutende Vortheile über

die preußiſche Armee erlangen, und für einen ſolchen Fall war ſchon das Vorrücken der Ruſſen aus Polen nach Brandenburg, ſo wie die Vereinignng mit den Oeſterreichern verabredet. Friedrich, der beſürchtete, von Brandenburg abgeſchnitten zu werden, und auch in Sachſen keine Winterquartiere erlangen konnte, beſchloß daher, den Marſchall noch in dieſer ſpäten Jahreszeit um jeden Preis aus Sachſen zu verdrängen. Als Daun vermied, eine offene Feldſchlacht anzunehmen, griff ihn der König am 3. November in ſeinem verſchanzten Lager bei Torgau an und lieferte ihm eine der blutigſten Schlachten, in welcher die Preußen über 10,000 Mann, die Oeſterreicher aber mehr als das Doppelte an Mannſchaft und überdies 27 Fahnen und 50 Kanonen verloren. Torgau wurde nun von den Preußen beſetzt, während ſich die öſterreichiſche Armee in Unordnung gegen Dresden zurückzog. Daun, ſchwer verwundet, mußte den Oberbefehl abgeben, und zugleich gingen die Ruſſen auf die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht muthlos hinter die Weichſel zurück, während die Schweden ſich nach Stralſund zurückgezogen hatten. Friedrich behauptete nicht nur Schleſien (bis auf Glatz, wo Laudon ſtand), Pommern und Brandenburg, ſondern, mit Ausnahme Dresdens, auch Sachſen. Aber auch gegen die Franzoſen hatte der Feldzug dieſes Jahres einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Die Franzoſen hatten den Feldzug mit 130,000 Mann eröffnet, von denen 30,000 am Niederrhein und 100,000 M. in Weſtphalen fechten ſollten. Mit dieſer Streitmacht hoffte der Herzog von Broglio, der an Contades' Stelle die Hauptarmee befehligte, die alliirte Armee zu trennen; ein Rangſtreit unter Broglio's Untergeneralen gab aber dem Herzog Ferdinand Zeit, ſein Heer durch 7000 Briten zu vermehren, ſo daß er nun 70,000 M. ſtack war. Während nun der Erbprinz von Braunſchweig, der die Voehue befehligte, nach einem unglücklichen Gefecht bei Korbach ein franz. Corps am 16. Juli bei Emsdorf ſchlug, dann, um den Krieg nach Frankreich zu ſpielen, nach Kleve marſchirte, Weſel belagerte, den Rhein überſchritt und am 16. Oktober bei Kloſter Kampen dem übeelegenen Feind ein blutiges Gefecht lieferte, worauf er ſich über den Rhein zurückzog, ſchlug der Herzog von Braunſchweig am 31. Juli die Franzoſen bei Marburg an der Diemel mit einem Verluſt des Feindes von 5000 Mann und 20 Kanonen, ein Vortheil, der aber durch den an demſelben Tage erfolgten Verluſt von Kaſſel wieder aufgehoben wurde.

War es ſchon eine höchſt ſchwierige Aufgabe für Friedrich II., drei Großmächten auch nur in einem Feldzug allein zu widerſtehen, ſo mußte ſeine Lage durch eine lange Dauer des Krieges noch weit mißlicher werden; denn ſo reich auch ſein Geiſt an Erfindungsgabe und ſchöpferiſcher Kraft war, ſo ſchien es für die Dauer gleichwohl unmöglich zu ſeyn, die Verluſte eines Feldzugs an Soldaten ſtets von Neuem zu erſetzen und aus ſeinen Staaten immer friſche Geldmittel zu ziehen. Er war daher genöthigt, die Münzen zu verringern, um auf eine verſteckte Weiſe ſich Geld zu verſchaffen, ſo wie er ſeine Provinzen zum Nachtheil der Landwirthſchaft entvölkern mußte, um die Lücken in ſeinem Heer zu ergänzen. Bis auf einen gewiſſen Grad gelangen ſeine Rüſtungen auch im Winter von 1760 auf 1761; allein er fühlte dennoch, daß ſeine Kräfte zu ſchwinden begannen, und nicht ohne Kummer ſah er dem nächſten Feldzug entgegen. Während der Winterruhe waren neuerdings Verſuche zur Herſtellung des Friedens gemacht worden. Wenn aber auch alle kriegführenden Völker ſich nach dem Frieden ſehnten, ſo war dies doch nicht bei ihren Beherrſchern der Fall. Maria Thereſia hoffte mehr als je auf die Wiedereroberung Schleſiens, und Eliſabeth von Rußland betrachtete Preußen ſchon als eine eroberte Provinz. Am unzufriedenſten mit dem Kriege waren die Franzoſen, da er Menſchen und Geld koſtete, ohne ihnen Ruhm oder Vortheil zu bringen; aber die Pompadour befahl und die Nation gehorchte der Maitreſſe. Zum Unglück für den König von Preußen war am 25. Oktober 1760 der König Georg II. von England geſtorben und ſein Nachfolger war dem Krieg in Deutſchland abhold. Obgleich die Fortſetzung des Bündniſſes mit Preußen in den Staatsreden verheißen wurde, trat eine Lauheit deſſelben ein, und es kamen insbeſondere die Subſidien in Rückſtand. Friedrich II., in ſolcher Weiſe von allen Seiten bedrängt, beſchloß in dem ſechsten Feldzug, von 1761, mehr vertheidigungsweiſe zu verfahren, um ſeine Kräfte auf das Aeußerſte zu ſchonen. Nachdem er den Prinzen Heinrich zur Deckung Sachſens zurückgelaſſen hatte, brach er am 4. Mai 1761 mit ſeinem Heere nach Schleſien auf, wo die wichtigſten Ereigniſſe ſich vorbereiteten. Während nämlich Marſchall Daun über das öſterr. Heer in Sachſen den Oberbefehl wieder übernahm, war dem General Laudon ein ſelbſtſtändiges Kommando in Schleſien übertragen worden. Laudon, unternehmender als Daun, beſchloß, die Vereinigung mit der großen ruſſiſchen Armee unter Butturlin, der an Soltikows Stelle das Kommando übernommen, endlich um jeden Preis durchzuſetzen und dann entſcheidende Schläge gegen die preußiſche Macht zu führen. Friedrich II., den Plan errathend, war aber eben deshalb nach Schleſien geeilt, um ihn zu vereiteln, und manövrirte ſo geſchickt, daß er die Vereinigung der Ruſſen und Oeſterreicher lange verhinderte. Allein bei der faſt dreifachen Ueberlegenheit ſeiner Gegner war dies für die Dauer nicht möglich, und die Vereinigung Laudons mit den Ruſſen erfolgte am 12. Auguſt zwiſchen Jauer und Striegau. Marſchall Butturlin führte 70,000, Laudon 60,000 Mann, und dieſer ungeheueren Macht hatte der König von Preußen kaum 50,000 Mann entgegenzuſtellen. Die düſteren Gedanken, mit denen der König den Feldzug eröffnet, ſchienen ſich zu beſtätigen, der Untergang des preußiſchen Hauſes unvermeidlich zu ſeyn. Da erhob ſich Friedrichs Glücksſtern in neuem Glanze. Der König ſtand ungefähr eine Meile von der Feſtung Schweidnitz, als Laudon und Butturlin die Vereinigung ihrer großen Armeen vollzogen. Da nun Schweidnitz mit großen Vorräthen an Lebensmitteln verſehen war, das ruſſiſch-öſterr.

Digitized by Google

Heee hingegen in einem von Bergen umgebenen Keſſel ſich befand und ſich nur mit Mühe die nöthigen Bedürfniſſe verſchaffen konnte, ſo gründete Friebrich II. hieranf einen ganz eigenthümlichen Plan. Er beſchloß nämlich, ſein Lager bei Bunzelwitz in eine Feſtung umzuſchaffen, welche mit Schweidnitz zuſammenhänge, und ging ſofoet mit eben ſo groſſee Umſicht als Thätigkeit an die Ausführung ſeines kühnen Entwurfes. Rings um das preußiſche Lager wurden Gräben gezogen, Veeſchanzungen aufgeworfen nnd Palliſaden errichtet. Der Beeg von Wueben, vortrefflich befeſtigt, bildete gleichſam die Citadelle dieſer neuen Feſtung. Da der König eine große Anzahl Geſchütze bei ſich führte und dieſelben durch Verſtärkung aus Schweidnitz bis auf 460 Stück erhöhte, ſo wurden an den wichtigſten Plätzen ungehenre Batterien errichtet. An ben hervorſpeingenden Punkten des Lagers brachte man noch übeedies Pulverminen an, um die feindlichen Abtheilungen, welche einen Sturm wagen ſollten, in die Luft zu ſprengen. Dieſes außerordentliche Werk wurde in der unglaublich knrzen Friſt von 3 Tagen zu Stanbe gebracht. Der Hauptvortheil dieſer Stellung beſtand darin, daß der Feind weber mit ſeiner Artillerie, noch von der Reiterei und dem Fußvolke Gebranch machen konnte. Mit den ſchweren Geſchützen konnte man nichts ausrichten, weil die preußiſchen Truppen in der Tiefe ſtanden nnd die Wälle des Lagers hoch über ſie hinausreichten; bie Reiterei hingegen würbe von dem Kartätſchenfeuer ber preußiſchen Batterien vernichtet worben ſeyn, und das Gewehrfeuer der Infanterie vermochte eben ſo wenig gegen den Hagel jener Batterien. Zur Vorſicht ließ der König ſein Heer am Tage ruhen, wo man alle Bewegungen des Feindes leicht übeewachen konnte, und in ber Nacht unter Gewehe treten. Laudon verſuchte anfangs einen Angriff anf bas preußiſche Lager im Kleinen, wurde aber ſo entſchieden zurückgeſchlagen, daß er bie Luſt zn einem ernſtlichen Sturme verlor. Die beiderſeitigen Armeen beobachteten ſich daher längere Zeit unthätig. Friedrich II. hatte bei ſeinem Plan barauf gerechnet, baß der Feind durch Mangel an Lebensmitteln zur Trennung nnd zum Abzug genöthigt werde. Deshalb ſandte er den General Platen mit einer Heerabtheilung ab, um ein ruſſiſches Magazin in Lublin wegzunehmen oder zu zerſtöeen. Platen vollzog dieſen Auftrag mit dem vollſtändigſten Erfolg unb erbeutete eine Maſſe von Vorrathen und Gefangenen; 5000 Frachtwägen mit Lebensmitteln wurben weggenommen und hierdurch das ruſſiſch-öſterreichiſche Lager in wirkliche Hungeesnoth verſetzt. Dies gab Buttuelin, zwiſchen dem und Laudon ſich mannichfache Differenzen entſponnen hatten, den Vorwand, ſich zurückzuziehen. Er trennte ſich von den Oeſterreichern, ging am 13. Sept. über die Oder nach Polen zurück, ließ aber noch 20,000 Mann unter Tſchernitſcheff bei Laudon ſtehen. So war denn auch die Vereinigung der ruſſiſchen u. öſterreichiſchen Aemeen, nach welcher man ſeit 4 Jahren ſo ſehnlich getrachtet hatte, ohne allen Erfolg geblieben. Friedeich II. blieb nach dem Abzug ber Ruſſen noch 14 Tage in ſeiner Stellnng. bann beſchloß er in die Gegend von Neiſſe ſich zu wenden, weil bie Vorräthe von Schweidnitz zu Enbe gingen. Als er am 1. Okt. in Noſſen ankam, erhielt er die niederſchlagende Nachricht, daß Schweidnitz durch einen Handſteeich in die Hände Laudons gefallen ſey. Friedrich II. hatte gehofft, noch in bieſem Feldzug etwas Entſcheidendes gegen Laudon unternehmen zu können. Dee Fall Schweidnitz' vereitelte jedoch alle ſeine Pläne und beſtimmte ihn, nur vertheidigungsweiſe zu verfahren. Er nahm eine Stellung bel Strehlen, nm gleichzeitig Neiſſe, Breslau und Brieg zu decken. Hier aber ſpann der Verrath ſeine Netze um ihn, indem der Baron Warkotſch, der ſich Friedrichs Gunſt eefreute, mit dem kaiſerl. Oberſt Wallis einen Plan entworfen hatte, den König lebendig ober todt in die Hände der Oeſterreicher zu bringen. Der Plan wurde jedoch entdeckt und ſo Friebrich gerettet. Trotz der gelungenen Trennung der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Aemeen befand ſich der König indeß noch in der mißlichſten Lage. In Pommeen hatten ſich der Prinz von Würtemberg und dee brave Kommandant Heyden von Kolberg bisher immer noch gegen die ruſſiſche Uebermacht unter Tottleben gehalten. Als aber Kolberg auch von einer ruſſiſch-ſchwediſchen Flotte blokirt ward und Marſchall Butturlin nach dem Abzuge aus Schleſien friſche Landtruppen nach Pommern ſendete, ſo wurde die Lage der Preußen in dieſer Landſchaft äußerſt gefährlich. Der König ſendete zwar eine kleine Verſtäekung nach Pommern; gleichwohl blieben die prenßiſchen Kräfte ſo ſchwach, daß der Prinz von Würtembeeg ſich nach Stettin zurückziehen und die Feſtung Kolberg ſich ſelbſt übeelaſſen mußte. Nach der heldenmüthigſten Vertheidigung wurde Heyden endlich durch den Hunger gezwungen, Kolberg am 16. Dec. durch Vertrag zu übergeben. In Sachſen hatte zwar Prinz Heinrich gegen Daun und die Reichsarmee anſehnliche Vortheile errungen, dennoch konnte er nur einen Theil Sachſens beſetzen, und die Truppen, die er in die Städte als Beſatznng legen mußte, waeen meiſt Ueberläufer und ganz nnzuveeläſſig. Dagegen hatte während aller dieſer Vorfalle Herzog Ferdinand v. Braunſchweig wider die Franzoſen das Feld behauptet. Er griff am 11. Febr. 1761 alle von den Franzoſen beſetzten Plätze an nnd vertrieb ſie aus denſelben, ſo daß ſie nur noch in Kaſſel einen feſten Standpunkt hatten. Als er dieſe Stadt ſchon heftig berennte, um nach ihrer Einnahme die Franzoſen vom geſammten rechten Rheinufer zu verdrängen, änderte ein Ereigniß plötzlich die Lage dee Dinge. Marſchall Broglio wollte Kaſſel um jeden Preis retten und ſetzte ſich daher mit ſeiner Armee vom Rhein aus in Bewegung, um den Herzog Ferdinand zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Der Erbprinz von Brannſchweig ſtand dieſem franzöſiſchen Heere im Wege; er wurde aber mit großer Uebermacht bei Stangerode angegriffen und geſchlagen. Ferdinand, welcher nach dieſem Mißgeſchick wirklich zur Aufhebung der Belagerung von Kaſſel genöthigt war, zog ſich nach Paderborn zurück. Während er jetzt nur ver-

Digitized by Google

theidigungsweiſe verfuhr, machten die beiden franzöſiſchen Marſchälle, Soubiſe und Broglio, Anſtalten, in Gemeinſchaft zu operiren und eine noch größere Uebermacht gegen Ferdinand zu entwickeln. Dieſer ſtellte den hannöv. General Spörken, der am 14. Febr. ein aus ſächſiſchen und franzöſiſchen Truppen beſtehendes Corps bei Langenſalza geſchlagen, an der Diemel auf, um dadurch in den Stand geſetzt zu werden, mit der Hauptarmee den Marſchall Soubiſe vor ſeiner Vereinigung mit Broglio zu ſchlagen. Nachdem er den Erbprinzen von Braunſchweig an ſich gezogen hatte, griff er in der Gegend von Hamm den Vortrab des Heeres von Soubiſe an und warf denſelben auf die Hauptarmee zurück. Da letztere eine zu ſtarke Stellung einnahm, wandte ſich Ferdinand plötzlich nach Dortmund, um eine Veränderung derſelben herbeizuführen; an der Brücke von Kurle wurde er von den Franzoſen angegriffen, allein er ſchlug ſie abermals zurück. Soubiſe befürchtete ſchon, daß ihm die Lebensmittel abgeſchnitten werden möchten, als Broglio auf den General Spörken ſich warf und denſelben zum Rückzug nöthigte. Jetzt war jene Beſorgniß gehoben und zugleich die Möglichkeit gegeben, die beiden franzöſiſchen Armeen zu vereinigen. Dies geſchah denn ſofort bei Paderborn, und die vereinigten Heere bezogen hierauf ein Lager bei Soeſt. Am 15. Juli brachen die beiden franzöſiſchen Marſchälle, an der Spitze ihrer ungeheuren Macht, gegen den Herzog Ferdinand auf, der zwiſchen der Aſpe und der Lippe ein feſtes Lager bezogen hatte. Marſchall Broglio erſtürmte zuerſt den Poſten von Nellen, wo engliſche Grenadiere ſtanden, und ſuchte ſodann Villinghauſen zu nehmen. Hier waren ebenfalls Engländer aufgeſtellt, die aber den Franzoſen nicht einen Schritt wichen. Nach einem heftigen Kampfe zwang der Einbruch der Nacht die Franzoſen zum Rückzug. Am anderen Tage erneuerte Soubiſe das Treffen, indem er den Erbprinzen v. Braunſchweig angriff, fand aber einen ſo nachdrücklichen Widerſtand, daß er nichts ausrichtete. Gleichzeitig hatte Marſchall Broglio den Herzog Ferdinand angegriffen, um die Unternehmung von Soubiſe zu unterſtützen. Seine Erfolge waren jedoch ebenfalls nichtig, ja, er erlitt ſelbſt eine förmliche Niederlage. Als Herzog Ferdinand nämlich bemerkte, daß die franzöſiſche Infanterie nicht in der beſten Ordnung fechte, vielmehr Entmuthigung und Neigung zur Flucht verrathe, ließ er dieſelbe durch friſche Truppen unter dem General Wangenheim plötzlich überfallen. Das unerwartete Manöver hatte eine ſo vollkommene Wirkung, daß die franzöſiſche Infanterie auf allen Seiten durchbrochen wurde, und allgemein die Flucht ergriff. Jetzt wichen ſowohl Broglio als Soubiſe in Unordnung vom Schlachtfelde zurück. Auch die Vereinigung der beiden franzöſiſchen Armeen hatte alſo nur zu einer Niederlage derſelben geführt, und mißmuthig trennte ſich Soubiſe wieder von dem Heere des Marſchalls Broglio. Nach verſchiedenen, weniger bedeutenden Unternehmungen ging erſterer bei Einbruch des Winters an den Niederrhein, während Broglio ſeine Quartiere in der Gegend von Kaſſel nahm. Weſtphalen war frei von den Franzoſen und im Ganzen hatte auch der Feldzug von 1761 erfolglos für dieſelben geendigt.

Die Feinde waren ſeit Anfang des Krieges noch nie im Beſitz ſo ausgedehnter Stellungen geweſen, als am Ende dieſes Feldzugs. Oberſchleſien war in den Händen der Oeſterreicher, in Pommern u. der Neumark kantonnirten zum erſten Male während des Winters die Ruſſen. Eine Armee der letztern konnte den König im Rücken faſſen, während er ſich gegen Laudon zu vertheidigen hatte. Durch den Verluſt von Kolberg war auch Stettin gefährdet und zugleich Berlin bedroht. Sachſen, wo der König gewöhnlich im Winter die Mittel zur Erneuerung ſeiner Kräfte gefunden hatte, war im Beſitze Dauns, da Prinz Heinrich auf einen engen Bezirk eingeſchloſſen blieb. Friedrich II. wußte alſo nicht, wo er Rekruten, Lebensmittel und Munition für den folgenden Feldzug herſchaffen ſollte. Seine Armee zählte kaum 30,000 Mann, nicht ſtärker war die Heinrichs. Seine altrn Soldaten, ſeine beſten Generale waren geblieben und die engliſchen Hülfsgelder blieben aus. Ein Vertrag mit dem Tatarenkhan, der mit 16,000 Mann in Ungarn einzufallen ſich erbot, gab nur einen ſchwachen Schimmer der Hoffnung. Friedrichs letzte Stunde ſchien gekommen, ſein Fall unvermeidlich zu ſeyn. In dieſer ſchrecklichen Noth änderte ein glückliches Ereigniß wider alles Erwarten die geſammte Lage der Dinge. Die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland ſtarb plötzlich am 8. Januar 1762 und ihr Neffe und Nachfolger Peter III. war dem König von Preußen ſchon ſeit längerer Zeit mit Liebe zugethan und hatte über die Feindſeligkeiten der Kaiſerin gegen denſelben aufrichtig getrauert. Friedrich II., von dieſen Geſinnungen ſehr wohl unterrichtet, ſandte dem Kaiſer ſogleich ein verbindliches Schreiben, worin er ſeine Glückwünſche zur Thronbeſteigung deſſelben niederlegte. Obgleich Peter die Politik gegen Preußen zu ändern entſchloſſen war, mußte er wegen ſeiner Umgebung doch vorſichtig zu Werke gehen. Er hielt deshalb auch nach dem Empfange des Glückwunſchſchreibens mit öffentlichen Schritten noch zurück, ordnete aber im Winter 1762 einen geheimen Geſchäftsträger an Friedrich II. nach Breslau ab, um dieſen ſeiner freundſchaftlichen Geſinnungen zu verſichern. Der König bot nun dem ruſſiſchen Kaiſer Verſöhnung an, und war hierin ſo glücklich, daß am 16. März ein Waffenſtillſtand zu Stargard, am 5. Mai der Friede zu Petersburg, in dem Rußland alle Eroberungen zurückgab, und im Juni 1762 ſogar ein Allianzvertrag zwiſchen Rußland u. Preußen zu Stande kam, dem zufolge General Tſchernitſcheff, der in Schleſien mit 20,000 Mann bei Laudon zurückgeblieben, Befehl erhielt, mit dieſem Corps zu dem König von Preußen zu ſtoßen. Dieſe plötzliche Umwandlung der Verhältniſſe brachte auf die übrigen europäiſchen Höfe die gewaltigſte Erſchütterung hervor. Die nächſte Folge war, daß auch Schweden

durch den **Frieden zu Hamburg** am 22. Mai auf den Status quo vom Kriegsſchauplatze abtrat. Da Peter III. ſeinem Verbündeten auch Kolberg ſogleich zurückgab, ſo war Friedrich im Rücken ſeiner Staaten völlig ſicher u. hatte nun freiere Hand gegen die Oeſterreicher, die Reichstruppen und die Franzoſen. Seine Armee ergänzte ſich durch neue Anſtrengungen allmählig wieder und mit vollem Vertrauen eröffnete er den **ſiebenten Feldzug**, den von 1762. Zur Verſtärkung der Armee in Sachſen erhielten die Generale von Belling und von Bilderbeck Befehl, mit 20 Schwadronen und 6 Bataillonen zu dem Prinzen Heinrich zu ſtoßen; die Heerabtheilungen der Prinzen von Bevern und Würtemberg, ſo wie jene des Generals Werner in Pommern wurden dagegen zur Vereinigung mit dem König nach Schleſien gerufen. Im Frühling 1762 trafen außer dem Prinzen von Würtemberg die Generale von Krockow, Schmettau und Thadden bei Breslau ein und erhöhten die Armee des Königs auf 60,000 Mann. Als nun noch Tſchernitſcheff mit 20,000 Ruſſen zu ihm ſtieß, war er den öſterreichiſchen Streitkräften weit überlegen, ſo daß Daun ſich mit ſeiner ganzen Armee nach Schleſien begeben und dem Prinzen Heinrich Sachſen überlaſſen mußte. General Werner ſollte die Bewegung des Tatarenkhans unterſtützen und dadurch die Belagerung von Schweidnitz, die der König beſchloſſen hatte, befördern. Nach der Einnahme dieſes Platzes wollte der König den Prinzen Heinrich verſtärken und Dresden wieder zu nehmen ſuchen. Am 1. Juli eröffnete Friedrich ſeine Operationen gegen den Marſchall Daun, der eine feſte Stellung am Zobtenberg bei Breslau genommen hatte, bei der Annäherung der Preußen aber dieſelbe verließ und ein feſtes Lager zwiſchen Bögendorf, Kunzendorf und Zeiskenberg bezog. Während Friedrich ihn aus dieſer unangreifbaren Stellung zu bewegen oder ihm den Rücken abzugewinnen ſuchte, ſtellte die Entthronung des Kaiſers Peter III. Friedrichs Schickſal von Neuem in Frage. Peters Nachfolgerin, Katharina II., hatte nicht nur in einer öffentlichen Staatsſchrift den König Friedrich II. für den unverſöhnlichen Widerſacher Rußlands erklärt, ſondern ſie rief auch ſogleich die ruſſiſchen Truppen aus Schleſien zurück, während zugleich Anſtalten getroffen wurden, in Pommern den Krieg gegen den König zu erneuern. Friedrich beſchloß, durch eine kühne Unternehmung den unglücklichen Folgen des Ereigniſſes vorzubeugen. Er hätte Tſchernitſcheffs Corps entwaffnen können, ſtatt deſſen aber erlaubte er demſelben wohlwollend den Abzug u. bat den General nur um drei Tage Aufſchub. Als Tſchernitſcheff dies bewilligte und fortwährend die gleiche Stellung im preußiſchen Heere einnahm, hielten die Oeſterreicher, die über die Veränderung der ruſſiſchen Politik noch nichts erfahren hatten, jenes ruſſiſche Heer immer noch für Feinde. Darauf gründete Friedrich ſeinen Plan, das Wagſtück eines Sturmes auf das feſte Lager Launs bei **Reichenbach** zu unternehmen, und die Ausführung des Angriffsplans war ſo gut, daß die Berge, wo die vorgeſchobenen öſterreichiſchen Truppen ſtanden, genommen und dieſe Truppen genöthigt wurden, ſich auf die Hauptarmee zurückzuziehen. Da letztere von Schweidnitz abgeſchnitten blieb, ſo war der Zweck des Königs, zur Belagerung dieſer Feſtung freie Hand zu erhalten, erreicht u. ſofort begann die Berennung. Daun bot vergeblich alle Kräfte auf, ſeine Verbindung mit Schweidnitz wieder herzuſtellen; ſein Angriff auf die Heerabtheilung des Herzogs von Bevern wurde entſchieden zurückgeſchlagen und am 9. Oktober mußte ſich Schweidnitz mit einer Beſatzung von 9000 Mann ergeben. Daun zog ſich nach Glatz zurück und ganz Schleſien war nunmehr wieder im Beſitz Friedrichs II. Tſchernitſcheff hatte ſich mit ſeinen Ruſſen zwar von den Preußen getrennt;, die Kaiſerin Katharina beſtätigte aber den zwiſchen Rußland und Preußen am 5. Mai abgeſchloſſenen Frieden und beobachtete eine ſtrenge Neutralität.

Während dieſer Erfolge des Königs in Schleſien hatte Prinz Heinrich in Sachſen nach mehren glücklichen Gefechten gegen den öſterreichiſchen General Serbelloni und nach deſſen Abberufung gegen den General Haddick, den er am 29. Okt. bei **Freiberg** mit Hülfe des Reitergenerals Seydlitz ſchlug, ſich den Weg ins Erzgebirge eröffnet und dadurch viel dazu beigetragen, daß die Oeſterreicher für den Winter einen Waffenſtillſtand ſchloſſen, der ſich jedoch nur auf Sachſen u. Schleſien bezog, und der Herzog von Braunſchweig im Weſten neue Vortheile über die franzöſiſchen Heere erfochten. Das franzöſiſche Heer, jetzt von den Marſchällen d'Eſtrées und Soubiſe befehligt, beſtand aus 111 Bataillonen und 125 Schwadronen, wozu unter dem Prinzen Condé noch 46 Bataillone und 36 Schwadronen kamen, die als Reſerve zur Deckung des Niederrheins beſtimmt waren. Die Marſchälle wollten mit ganzer Macht vordringen, der Herzog Ferdinand dagegen ſie aus Heſſen vertreiben. Zu dieſem Zweck theilte er ſein Heer in zwei Theile, von denen er den einen dem Erbprinzen von Braunſchweig übergab, während er den andern ſelbſt befehligte. Der Erbprinz zwang das Schloß von Arensberg zur Uebergabe und drang dann gegen den Niederrhein vor, welchen Fluß Condé am 10. Juni überſchritt. Am 24. Juni ging Herzog Ferdinand über die Diemel, überraſchte die Franzoſen bei **Wilhelmsthal** und trieb ſie bis unter die Kanonen von Kaſſel, wo ſie ein feſtes Lager bezogen, ſchnitt ihnen darauf die Verbindung mit Frankfurt ab und nahm die Magazine von Rothenburg. Am 23. Juli griff Herzog Ferdinand das ſächſiſche Corps unter Prinz Xaver bei **Lütternberg** an, ſchlug es völlig und nahm ihm 1500 Gefangene und 15 Kanonen ab. Durch dieſe Unfälle wurden die franzöſiſchen Marſchälle ſo geſchwächt, daß Condé eiligſt nach Heſſen berufen wurde. Der Erbprinz griff ihn zwar am 1. September bei Johannisberg an, ward aber geſchlagen, worauf die franzöſiſchen Corps ſich vereinigten. Obgleich nun die franzöſiſche Armee zum Angriff überging und das Schloß Amöneburg am 22. September zur Uebergabe zwang, ſo mußte ſich doch Kaſſel am 1. Nov. dem Prinzen Friedrich

von Braunſchweig ergeben. Frankreich war durch den Krieg ſo erſchöpft, daß man ſich endlich nach dem Frieden ſehnte. Am 3. Nov. wurden die Friedensprälimiarien zwiſchen Frankreich und England in Verſailles unterzeichnet, die nicht nur den Krieg auf dem europäiſchen Kontinent, ſondern auch den See- und Kolonialkrieg endigen ſollten und die am 10. Febr. 1763 zu Paris zum Definitivfrieden erhoben wurden. Dieſer Separatfriede war für Preußen äußerſt ungünſtig, denn wenn in demſelben auch beſtimmt war, daß Hannover, Heſſen und Braunſchweig von den Franzoſen ſogleich geräumt und zurückgegeben werden ſollten, ſo war in Bezug auf die preußiſch-weſtphäliſchen Beſitzungen keine Friſt der Räumung beſtimmt und die Franzoſen zögerten damit ſo lange, bis ein öſterreichiſches Corps ſich bei Ruremond geſammelt hatte. Friedrich II. ſchickte jedoch ſogleich ein Heer nach Weſtphalen, vereitelte die Entwürfe der Oeſterreicher und nahm ſchon im Dec. 1762 von ſeinen weſtphäliſchen Beſitzungen wieder Beſitz. Ueberhaupt hatte der Treubruch des engliſchen Kabinets keineswegs für ihn die unglücklichen Folgen, die man anfangs davon erwartete. In Folge des Friedens mit England zog Frankreich nämlich ſeine Truppen nicht nur aus dem Hannöverſchen, ſondern aus ganz Deutſchland zurück. Da hierdurch die kleinern deutſchen Reichsſtände ihre Stütze verloren, ſo wurde es für Friedrich leicht, jene Stände zum Frieden oder wenigſtens zur Neutralität zu zwingen. Um dies zu bewirken, ſendete er den General Kleiſt mit 10,000 Mann zu einem Streifzug ins Reich ab. Ohne Widerſtand zu finden, verbreitete ſich Kleiſt über Franken, nahm Bamberg ein, brandſchatzte Nürnberg und näherte ſich den Thoren von Regensburg, ſo daß der Reichstag erſchrak und der Herzog von Würtemberg Anſtalt machte, ſich nach dem Elſaß zu flüchten. Zwar rückte jetzt ein öſterreichiſches Corps in Franken ein u. vereinigte ſich mit der Reichsarmee, ſo daß Kleiſt nach Sachſen zurückzog; aber der Kurfürſt von Bayern erklärte ſeine Neutralität und verſperrte den Oeſterreichern den Weg durch ſeine Staaten, und die bayeriſchen und pfälziſchen Truppen verließen die Reichsarmee. Auch der Kurfürſt von Mainz, ſo wie die Fürſtbiſchöfe von Würzburg und Bambeeg ſchloſſen mit Preußen Frieden.

Friedrich II. hatte für den Feldzug des folgenden Jahres große Entwürfe gemacht. Sachſen und beſonders Leipzig wurde noch einmal ausgepreßt und mit 200,000 Mann gedachte er den Feldzug in Sachſen, in Schleſien und am Rhein zu eröffnen, während 25,000 Mann in den fränkiſchen Kreiſen operiren ſollten. Aber in Oeſterreich hatte man die Luſt zur Fortſetzung des Krieges verloren. Die Finanzen waren zerrüttet, die Schatzkammer geleert und auf auswärtige Hülfe nicht mehr zu zählen. So mußte ſich Maria Thereſia überzeugen, daß ihre Hoffnung auf die Wiedereroberung Schleſiens vergeblich ſey. Die erſten Anträge zum Frieden wurden dem König von Preußen durch einen geheimen Rath des Kurfürſten von Sachſen, Herrn von Fritſch, gemacht. Feiedrich erklärte ſich freimüthig über die Bedingungen, unter welchen allein er Feieden ſchließen werde, und die von dem Grundſatz ausgingen, daß der Friede die Rechte keiner Partei verletze, vielmehr einem Jeden das Seinige laſſe und für beide Theile ehrenvoll ſey. Da die Gegenäußerungen des ſächſiſchen Abgeſandten und der Kaiſerin günſtig waren, ſo wurden die wirklichen Friedensunterhandlungen ſchon am 31. Dec. 1762 im Schloß Hubertsburg bei Leipzig eröffnet. Die Kaiſerin ſchickte den Hofrath von Kollenbach, der König den Legationsrath von Herzberg, der Kurfürſt von Sachſen den geheimen Rath von Feitſch. Maria Thereſia wollte die eroberten Länder Friedrichs II. im Ganzen zwar zurückgeben, auch wiederholt auf Schleſien verzichten, dagegen den Beſitz der Grafſchaft Glatz ſich ausbedingen; auch forderte ſie noch verſchiedene andere Zugeſtändniſſe des Königs, welche die wirkliche Vereinigung über einen Friedensſchluß vereiteln oder wenigſtens erſchweren konnten. Um die Unterhandlungen abzukürzen und auf ſichere Grundlagen zurückzuführen, ließ Herr von Kollenbach eine Denkſchrift anfertigen, worin alle Forderungen der Kaiſerin zuſammengeſtellt wurden. Maria Thereſia verlangte nämlich im Ganzen: 1) daß der ſächſiſche Hof auf eine anſtändige Weiſe in den Frieden eingeſchloſſen werde; 2) daß man billige Rückſichten gegen die Stände des deutſchen Reichs beobachte, namentlich in Franken, und in Anſehung des Herzogs von Mecklenburg, ſo wie des Prinzen von Zerbſt; 3) daß man dahin wirke, den Frieden im Reich für den Kaiſer auf eine ehrenvolle Weiſe herzuſtellen; 4) daß eine allgemeine Amneſtie erlaſſen werde, in welcher das deutſche Reich inbegriffen ſey; 5) daß die Verträge zwiſchen dem König von Preußen und dem Kurfürſten von der Pfalz über die Erbfolge von Jülich und Berg nach dem Frieden in volle Kraft treten ſollen; 6) daß zur dauerhaften Begründung des Feiedens die Grafſchaft Glatz, welche Böhmen decke, im Beſitze der Kaiſerin bleibe; 7) daß zur Vermeidung der Vergrößerungsſucht und ehrgeiziger Entwürfe die Kaiſeein ihren Gemahl beſtimmen wird, die Erbfolge im Großherzogthum Toskana ſeinem Mannsſtamm zu entziehen, unter der Bedingung jedoch, daß der König von Preußen, in Beziehung auf die fränkiſchen Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth, dieſelbe Verpflichtung übernehme; 8) daß als Gegenleiſtung für die Länder, welche die Kaiſerin an den König von Preußen zurückgibt, der Letztere dem Erzherzog Joſeph (Sohn der Kaiſerin) zur Wahl als deutſcher König ſeine Stimme gebe; 9) daß der jüngere Erzherzog auf die Erbfolge in das Herzogthum Modena, als Gemahl der Erbin, Anwartſchaft erhalte, und 10) daß der breslauer und dresdner Feiede hinſichtlich der Aufrechthaltung der katholiſchen Religion und der Abzahlung der ſchleſiſchen Staatsſchulden erneuert, gegenſeitig alle Kriegsgefangenen zurückgegeben, und auf alle rückſtändige Kontri-

bution verzichtet werde. Hatte Friedrich II. gegen die Abſichten der Kaiſerin ſchon bei der erſten Einleitung der Unterhandlungen Mißtrauen geſchöpft, ſo ſtieg es jetzt noch mehr, weil ihm verſchiedene Artikel der öſterreichiſchen Denkſchrift zweideutig und mit hinterhaltigen Gedanken verabfaßt zu ſeyn ſchienen, andere hingegen die Grundlage der Unterhandlungen, worüber man übereingekommen war, verletzten. Der König von Preußen hatte ſchon bei den erſten Anträgen der Kaiſerin ſehr beſtimmt erklärt, daß er nur in ruhmvoller Weiſe Frieden ſchließen, zwar keine Vergrößerung fordern, doch auch keinen Fuß breit Landes abtreten werde. Maria Thereſia hatte den Satz, daß kein Theil etwas Weſentliches verlieren ſoll, als Grundlage der Friedensunterhandlungen anerkannt; gleichwohl forderte ſie von Preußen die Abtretung der Grafſchaft Glatz. Friedrich II. verwarf die Bedingung in Betreff von Glatz entſchieden. Um dieſer Erklärung Nachdruck zu geben und über den Sinn, welchen er mit der Grundlage der Unterhandlungen verbinde, keinen Zweifel übrig zu laſſen, erbot er ſich, dem König von Polen das Kurfürſtenthum Sachſen mit allen dazu gehörigen Landſchaften zurückzugeben, ſobald man alle von Preußen abgetrennten Provinzen wieder räume. Ueber den zweiten Punkt der öſterreichiſchen Denkſchrift forderte Friedrich II. deutlichere Erklärung. Anſtatt des dritten Punktes ſchlug er eine allgemeine Amneſtie und die Erneuerung des weſtphäliſchen Friedens vor. Die ſiebente Forderung der Kaiſerin hatte den Sinn, daß die fränkiſchen Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth, welche ſich im Beſitze der jüngeren Linie des Hauſes Hohenzollern befanden, nach dem Erlöſchen dieſer Linie nicht mit dem Königreich Preußen vereinigt, ſondern wiederum einem jüngeren Zweig überlaſſen werden ſollten. Auch dieſes Anſinnen lehnte Friedrich II. ab, weil die Bewilligung deſſelben der Macht ſeines Hauſes ſchädlich zu ſeyn ſchien und er es für unanſtändig hielt, daß ſich andere Staatsgewalten in ſeine Familienangelegenheiten einmiſchten; die achte und neunte Forderung der Kaiſerin gab er dagegen bereitwillig zu, und zwar deshalb, „weil er die Erfüllung beider doch nicht hindern könnte“. Da die Erläuterung, welche er über den zweiten Punkt wünſchte, und der Gegenvorſchlag in Anſehung des dritten nur untergeordnete Dinge betrafen, ſo beſtanden bloß zwei weſentliche Schwierigkeiten: Das Verlangen der Kaiſerin, rückſichtlich der Grafſchaft Glatz und der Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth. Maria Thereſia beſtand ſo ſehr auf beiden Forderungen, daß ſie allerlei Gründe aufſuchte, um dieſelben durchzuſetzen. In Anſehung der Feſtung Glatz ließ ſie vorſtellen, daß dieſe in ihren Händen nur zur Vertheidigung, in jenen des Königs dagegen zum Angriff diene. Friedrich II. behauptete das gerade Gegentheil und berief ſich ſogar auf das Urtheil des Marſchalls Daun. Was die fränkiſchen Fürſtenthümer betraf, ſo bemerkte er, daß Verabredungen, wie die Kaiſerin ſie wünſche, doch nichts helfen, und erinnerte, um dies zu beweiſen, an die pragmatiſche Sanktion Karls VI. Maria Thereſia hatte ſo viele Gründe für die ſchleunige Beendigung des Krieges, daß ſie endlich auch in dieſen beiden Punkten nachgab. Da Friedrich II. ihr in andern untergeordneten Gegenſtänden willfährig war, ſo kam der Friede zwiſchen Preußen und Oeſterreich wirklich zu Stande. Ihm folgte ſogleich der Friede zwiſchen Preußen und Sachſen, indem Friedrich II. dem Kurfürſten alle eroberten Länder zurückgab. Das deutſche Reich hatte ſchon am 11. Febr. ſeine Neutralität erklärt. Am 15. Febr. 1763 wurde der hubertsburger Friede von den Betheiligten unterzeichnet.

Wie der Krieg ganz eigenthümlich geweſen war, ſo war es auch der Friede; denn kein Theil gewann etwas; jeder blieb vielmehr im Beſitzſtande vor Eröffnung der Feindſeligkeiten. Dagegen hatte er über 500 Millionen Thaler verſchlungen und eine Million Menſchen war in ihm der Habſucht u. dem Ehrgeiz zum Opfer gefallen. 16 Schlachten und unzählige Gefechte waren geſchlagen, 20 Belagerungen unternommen worden. Am meiſten hatte Sachſen gelitten, das von faſt allen kriegführenden Mächten auf die ſchrecklichſte Weiſe ausgepreßt worden war. Pommern, ein Theil der Marken, Hannover, Heſſen und Weſtphalen waren faſt zur Einöde geworden. Kaum waren noch Menſchen genug da, um die Felder zu beſtellen, und ein Offizier erzählt, daß er zu Ende des Krieges 7 heſſiſche Dörfer durchritten und darin nur einen Menſchen getroffen habe, einen Prediger, der ſich Bohnen kochte. Es dauerte lange Zeit, ehe die erſchöpften Länder ſich von den erlittenen Drangſalen dieſes merkwürdigen Kriegs erholten, der in ſeinen wunderbaren Wechſelfällen ſo ſehr die Erwartungen aller Menſchen getäuſcht hatte. Friedrich II. ſelbſt fand es unbegreiflich, wie er allein gegen Rußland, Frankreich, Schweden und Oeſterreich und die deutſchen Reichsſtände ſich behaupten konnte. Beſcheiden ſchrieb er den Erfolg nicht ſeiner Geiſtesgröße, ſondern dem Mangel an Zuſammenwirken von Seite ſeiner Feinde, der kleinlichen Politik des wiener Hofes und dem Tode der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth zu. Zugleich ahnte er, ſagt Wirth in ſeiner Geſchichte der Deutſchen, daß die Schickſale der Nationen durch gewiſſe leitende Geſetze beherrſcht werden, denen ſich die menſchliche Kraft vergebens zu entziehen verſuche, und warnte daher die Staatsmänner vor dem Ueberſchätzen ſolcher Kraft. Mit wirklicher Erhabenheit ging Friedrich der Große aus dem ſiebenjährigen ungleichen Kampfe gegen Europa hervor. Friedrich, ſagt derſelbe Geſchichtſchreiber, war der erſte Wecker des abgeſtorbenen Nationalgefühls der Deutſchen, und dies ſtellte ihn wider ſeine Abſicht in die Reihen der Vorläufer der deutſchen Regeneration. Die Strebekräfte, welche neben der auflöſenden Richtung im Innern des Nationalgeiſtes zur Ausbildung neuer Kulturzuſtände thätig waren, hatten demnach auch ſchon eine ſtaatliche Beziehung gewonnen, und ſo wurde das Haus Hohenzollern für Deutſchland zu einer Bedeutung erhoben, welche periodiſch wohl wieder verkannt und nur langſam erfüllt wer-

Digitized by Google

den mochte, bei den außerordentlichen Phänomenen in der Perſon und den Thaten Friedrichs des Großen aber niemals ohne entſcheidende Folgen bleiben konnte.

Die Literatur zur Geſchichte dieſes Kriegs iſt ſehr reich. Wir nennen unter den zahlreichen Quellenſchriften und Darſtellungen nur folgende: E. F. von Herzberg, Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités et autres actes et écrits publiques, qui ont été redigés et publiés par la cour de Prusse depuis 1756—1760, Berlin 1789—95, 3 Bde.; — Beiträge zur neuen Staats- und Kriegsgeſchichte, Danzig 1756—63, 190 Stücke; — H. A. Frank, Ausführliche Geſchichte des 1756 entſtandenen Kriegs ꝛc., Frankf. u. Leipz. 1757—59, 3 Thle.; — Chr. Gl. Richter, Hiſtorie des Kriegs zwiſchen den Preußen und Oeſterreichern, Nürnb. 1758—62, 6 Thle.; — J. F. Seyfart, Geſch. des ſeit 1756 in Deutſchland und deſſen angrenzenden Ländern geführten Krieges, Frankf. und Leipz. 1758—65, 6 Bde.; — v. F***., Geſchichte des 3. ſchleſ. Kriegs, Frankf. und Leipz. 1759—1763, 6 Thle.; — H. v. Bünau, Hiſtorie des Kriegs zwiſchen Frankreich, England und Deutſchland, Regensb. 1763—67, 4 Thle., Fol., franz., daſ. 1763, Fol.; — G. R. Fäſch, Relations et plans des batailles et combats de la guerre en 1756—57, Dresden 1770; — Montalembert, Correspondance pour servir à l'histoire de la dernière guerre de sept ans, Bern 1777, 2 Bde., deutſch, Breslau 1780—81, 3 Thle.; — F. W. v. Zanthier, Verſuch über die Märſche der Armeen u. ſ. w., erläutert durch die Geſch. des Kriegs von 1756—63, Dresd. 1779; — D. E. Gadov, Beſchreibung und Abriſſe der Schlachten und Treffen des Kriegs von 1756—63 in Deutſchland, daſ. 1781, 4., franz., daſ. 1781, 4; — v. Lloyd, History of the seven year's war, London 1781, 6 Bde., deutſch von G. F. v. Tempelhoff, Berlin 1794—1801, 6 Bde.; — J. G. Tielke, Beiträge zur Kriegskunſt und Geſchichte des Kriegs von 1756—63, Freiburg 1781—87, 6 Stücke; — v. Bock, Histoire de la guerre de sept ans de 1756—63, Straßb. 1789, 2 Bde.; — v. Rusdorf, Mémoires et negociatians secrètes pour servir à l'histoire de la guerre de sept ans, herausgegeben von K. W. Kuhn, Leipz. 1789, 2 Bde.; — J. W. v. Archenholz, Geſchichte des ſiebenj. Kriegs in Deutſchland, 5. Aufl. Berlin 1840, 2 Thle.; F. S. Murſinna, Geſchichte des ſiebenj. Kriegs, Halle 1789—90, 5 Bdchn.; — J. A. von Retzow, Charakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenj. Kriegs, 2. Aufl., Berlin 1804, 2 Bde.; — W. A. von der Oſten, Feldzüge der alliirten Armee in d. J. 1757—62, Hamb. 1804—5, 3 Bde.; — J. H. v. Lackenberg, Geſchichte der Feldzüge der öſterreich. und preuß. Armeen in d. J. 1756—1762, Leipz. 1805; — J. G. A. Galletti, Geſchichte des ſiebenj. Kriegs, Gotha 1806; — Jomini, Kritiſche und militäriſche Geſchichte der Feldzüge Friedrichs II. ꝛc., Tüb. 1811—12, 4 Thle.; — Chr. Hildebrandt, Geſchichte des ſiebenj. Kriegs, Halberſt. 1827; — Wuttke, König Friedrichs des Großen Beſitzergreifung von Schleſien, Leipz. 1842—43, 2 Bde.; — John, Geſchichte des ſiebenj. Krirgs, Leipz. 1844; — Sporſchil, Kurzgefaßte Geſchichte des ſiebenj. Kriegs, Braunſchw. 1845; — Friedrichs des Großen „Histoire de la guerre de sept ans. — Vgl. in unſerem Werke die Biographien der bedeutenderen Feldherren des Krieges und die Beſchreibungen der vornehmſten Schlachten unter den Ortsnamen, nach denen ſie benannt zu werden pflegrn.

Siebenkäs, Johann, einer der ausgezeichnetſten Klavier- und Orgelſpieler ſeiner Zeit, geb. 1714 zu Nürnberg, war der Sohn eines Bäckers, erhielt ſchon von ſeinem 6. Jahre an vom damaligen Organiſt Förtſch Unterricht im Klavierſpiele und machte darin ſolche Fortſchritte, daß er ſich ſchon im 12. Jahre vor dem Grafen von Zinzendorf hören laſſen konnte. Dieſer nahm ihn mit nach Dresden, wo er ihn durch Kapellmeiſter Heinichrn weiter ausbilden ließ. Noch nicht volle 15 Jahre alt, erhielt er einen Ruf an den preußiſchen Hof, blieb jedoch in Dresden, wo er ſich vor mrhren Monarchen hören ließ und kehrte 1730 nach Nürnberg zurück, wo ihn ſein Vater zwang, die Bäckerei noch zu erlernen. Dadurch, daß ihn der Magiſtrat zum Organiſten an der Walpurgiskirche ernannte, wurde er der Kunſt ganz wiedergegeben. 6 Jahre darauf wurde er Organiſt an der Marienkirche, 1764 an der Hauptkirche zu St. Lorenz und endlich, weil er einen ehrenvollen Ruf an Telemanns Stelle zu Hamburg aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt ausgeſchlagen hatte, Organiſt an der Hauptkirche zu St. Sebald. Er † als ſolcher drn 22. Januar 1781. Von ſeinen Kompoſitionen ſind keine gedruckt worden.

Siebenkees, Joh. Philipp, Gelehrter, 1759 zu Nürnberg geboren, ging als Informator nach Venedig, machte 1788 eine Reiſe nach Rom, ward 1791 Profeſſor in Altdorf und † daſelbſt 1796. Schrieb: Leben der Bianca Capello di Medici, Gotha 1789; — Expositio tabulae hospitalis in Museo Borigiano, Rom 1789; Geſchichte der Inquiſition in Venedig, Nürnb. 1791; — Entwurf zu einer Statiſtik des alten Rom, Altdorf 1793; — Urber den Tempel und die Statue des Jupiter in Olympia, Nürnb. 1795; — gab den Strabo heraus. — Nach ſeinem Tode erſchienen: Anecdota graeca e praestantissimis Italicarum bibliothecarum codd. descripta, herausgeg. von J. A. Götz, Nürnb. 1792, und Theophraſts Charakteres cum additamentis anecdotis, daſ. 1798.

Siebenlaut, ſ. Harmonie der Sphären.

Siebenlehn, königl. ſächſ. Stadt, Kr. Leipzig, Amt Roſſen; Brennerei, Viehzucht, Bäckerei, Wachsſchlägerei und Forſthof; 1500 Einw.; trieb früher ſtarken Brrgbau.

Siebenlinden (Geogr.), 1) öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Weitra; 250 Einw.; — 2) ungar. Flecken, ſaroſcher Geſpſch., nordweſtl. von Zeben, links an der Taroza.

Siebenmonatliche Geburt (Septimestris partus), ein zu Ende des 7. Schwangerſchaftsmonates gebornes Kind. Die Behauptung des Hippocrates und anderer Naturkundiger, daß

Digitized by Google

ein Siebenmonatskind leichter, als ein 8monatliches Kind, am Leben zu erhalten ſey, ſpricht gegen alle Erfahrung.

Siebenpfeife, ſ. Syrinx.

Siebenpfeiffer, Philipp Jakob, einer der Kämpfer der Dreißigerjahre im Dienſte der deutſchen Freiheit, geb. zu Lahr im Breisgau am 12. Nov. 1789, war der Sohn eines armen Schneiders und mußte aus Mangel an Mitteln von dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, das er zwei Jahre lang beſuchte, wieder abgehn. Er kam nun 1804 als Schreiber in das Oberamt zu Lahr und 1806 in die Finanzverwaltung des Breisgaues. Hier erſparte er ſich ſo viel, daß er ſeit 1810 zu Freiburg Jurisprudenz ſtudiren und 1813 zum Doktor der Rechte promoviren konnte. Nachdem er alsdann als Sekretär bei der Kreisſtelle fungirt hatte, kam er 1814 zu dem öſterreichiſchen Generalgouvernement zu Kolmar, darauf zur öſterreichiſch-bayeriſchen Regierung nach Kreuznach, wurde ſpäter Kreisdirektorialadjunkt in Trier und 1815 Vorſtand der öſterreichiſchen Verwaltung von Landau und dem Gebiete an der Lauter. Obſchon ihn die bayeriſche Regierung in die niedrigere Stelle eines Kreisdirektorialaſſeſſors verſetzte, ſo kam er doch 1818 als Landeskommiſſär nach Homburg in der Rheinpfalz. Die Herausgabe ſeines erſten Heftes der Zeitſchrift „Rheinbayern“ bewirkte, daß die bayeriſche Regierung, trotz ſeines Proteſtirens, ſeine Stelle als Inſpektor des Zuchthauſes zu Kaiſersheim an der Donau anderweitig beſetzte und ihn des Dienſtes entließ. Nun ſetzte S. dieſe Zeitſchrift nicht nur unter dem Titel „Deutſchland“ fort, ſondern gab ſeit dem April 1831 auch den „Weſtboten“ heraus, worin er unverhohlen und ungeſchminkt die Mißgriffe der Regierung tadelte und in deutſchem Sinne die Verbeſſerung der politiſchen Verhältniſſe des deutſchen Volkes erſtrebte. Der „Weſtbote“ wurde daher 1832 verboten und die von S. zu Oggersheim errichtete Preſſe ſo lange verſiegelt, bis er ſich den Cenſurbeſtimmungen füge. Da jedoch nach dem Zeugniſſe einiger ſeiner Arbeiter die Preſſe von ihm wieder entſiegelt worden war, ſo wurde gegen ihn bei dem Zuchtpolizeigerichte zu Frankenthal Anklage erhoben. Weil jedoch hier S. die Erklärung abgab, daß er ſich den Cenſurbeſtimmungen in Zukunft fügen wolle, ſo wurde, was freilich unterblieb, die Aufhebung des Verbots ſeiner Zeitſchrift in Ausſicht geſtellt. Zu Neuſtadt an der Hardt, welches S. darauf zu ſeinem Wohnſitze wählte, erließ er im April 1832 den Aufruf zur Bildung eines Bürgervereins auf den 27. Mai. Wegen ſeiner Theilnahme am hambacher Feſte, wo S. ſprach, mit andern Genoſſen gefänglich eingezogen, kam er im Juli 1833 vor die Aſſiſen zu Landau, indem er angeklagt wurde, durch ſeine Reden direkt zum Umſturze der Verfaſſung aufgefordert zu haben. Die Geſchwornen ſprachen umſonſt das Nichtſchuldig über ihn aus, denn er erlangte nicht nur ſeine Freiheit nicht wieder, ſondern man erhob noch überdies eine zuchtpolizeiliche Anklage gegen ihn, weil er in Reden und in Schriften den Behörden und Beamten moraliſche Verbrechen vorgeworfen und dieſelben in Bezug auf ihre Amtsverrichtungen beſchimpft habe. Deshalb verurtheilte ihn im November die Provinzialbehörde zu zweijährigem Gefängniß. Allein S. entſprang vom 14.—15. Nov. 1833 aus dem Gefängniſſe zu Frankenthal, entkam glücklich auf franzöſiſches Gebiet und begab ſich von da in die Schweiz, wo er an der Univerſität zu Bern als Profeſſor angeſtellt wurde. Er † in der Heilanſtalt zu Bümplitz bei Bern am 14. Mai 1845. Schrieb: Ueber Gemeindegüter und Gemeindeſchulden, Mainz 1818; — Ueber die Frage unſerer Zeit in Beziehung auf Gerechtigkeitspflege, Heidelb. 1823.

Siebenpunkt (Entom.), ſ. v. a. Coccinella septempunctata *L.*

Siebenrichter-Güter, die Güter in Siebenbürgen, im hermannſtädter Stuhl, welche den urſprünglichen 7 ſächſiſchen Stühlen gehörten; ſie enthalten die beiden Filialſtühle Szeliſtyn und Talmats und folgende 13 im Lande zerſtreute Dörfer: Abatfalva (Abtsdorf), Bolkats, Földvar, (Marienburg), Kis-Disznod (Michaelsberg), Kis-Ekemezö (Klein-Probſtdorf), Kolun, Maſſe (Meſchendorf), Miklostelke (Kloßdorf), Nagy-Ekemezö (Groß-Probſtdorf), Röß (Reuſſen), Rukur, Sittoc (Seiden) und Szasz-Keresztur (Kreuz).

Siebenſchläfer, 1) (Säugeth.), ſ. v. a. Bilch, Myoxus Glis *Schreb.*; — 2) (Bot.), ſ. v. a. zweijährige Nachtkerze, Oenothera biennis *L.*

Siebenſchläfer (Sieben Brüder, Septem dormientes, Sagengeſch.), die ſieben Märtyrer: Maximianus, Malchus, Martinianus, Dionyſius, Johannes, Serapio und Conſtantinus, nach der Sage Trabanten beim Kaiſer Decius, die ſich bei der Chriſtenverfolgung unter dieſem Kaiſer in eine Höhle des celiſchen Berges verbargen und, nachdem der Kaiſer die Höhle hatte vermauern laſſen, in Schlaf verfielen, aus dem ſie erſt unter Theodoſius II. (446) wieder erwachten. Malchus, der ausgeſendet ward, um Brod zu holen, ſah mit Erſtaunen das verfolgte Kreuz auf allen Plätzen von Epheſus aufgeſtellt u. eine neue Welt in veränderten Straßen. Mit noch größerem Erſtaunen aber ward er ſelbſt betrachtet. Man führte ihn zum Prokonſul, vor dem er zu Aller Verwunderung ſeine und ſeiner Gefährten Geſchichte erzählt. Der Biſchof Maximus eilt darauf mit allem Volk zur Höhle, wo man die Uebrigen wachend findet, ihre Geſichter wie Frühlingsroſen ſtrahlend. Auch der Kaiſer Theodoſius eilt herbei und hört die Männer ſprechen. Darauf neigen ſie ihr Haupt und entſchlafen; der Kaiſer aber beugt ſich über ſie her, küßte ſie, bedeckt ſie mit ſeinem Purpur und befiehlt, ihre heiligen Ueberreſte in goldnen Käſten aufzuheben. Die Sage findet ſich zuerſt in einer vatikaniſchen Handſchrift, aus welcher ſie in die „Acta Sanctorum“ übergegangen iſt. Vgl. Historia Sanctorum septem Dormientium ex ectypis Musei Victorii, Rom 1741, 4. Schon die katholiſche Kirche hat dieſe Erzählung als eine Fabel erklärt, indem nur 7 Leute unter Decius als Märtyrer geſtorben und ihre zuſammen eingemauerten Körper unter Kaiſer Theodoſius wie-

Digitized by Google

der aufgefunden worden ſeyen. Die katholiſche Kirche weihte ihrem Gedächtniß den 27. Juni, die griechiſche den 4. Aug. als Einmauerungs-, den 22. Okt. als Erweckungstag. Wenn es am 29. Juni regnet, dauert nach dem Volksglauben das Regnen 7 Wochen fort, wenn es auch täglich nur einzelne Tropfen regnete. Der Kern der Sage findet ſich ſchon im kretiſchen Epimenides, der nach 40jährigem Schlafe in einer Höhle wieder erwachte und eine veränderte Welt fand. Aus Deutſchland werden ſolche wunderbare Schläfer bei Paulus Diaconus und Gregor von Tours erwähnt. An der Nordküſte ſollen in unbekannter Zeit 7 Männer eine lange Zeit geſchlafen haben und ihre Körper und Kleider ganz unverſehrt geblieben ſeyn. Sie wurden von den Leuten in großer Verehrung gehalten und Niemand wagte ſie anzurühren; als dies Jemand aus Unwiſſenheit that, verdorrten ſeine Hände. Sie werden genannt: Klemens, Lätus, Theodorus, Gaudens, Cyriacus, Primus u. Innocentius. Auch die Mohammedaner verehren die S., die mit ihrem Hunde Kitmir die Zunſtpatrone des türk. Seeweſens ſind und deren Namen (Jamblicha, Maſchlina, Marpuſch, Taberuſch, Schasbuſch und Kotechiſtanus) in verſchlungenen Zügen auf den Schiffsſchnäbeln eingeſchnitten ſind. Die im Volksglauben oft wiederkehrende Sage iſt in der Geſchichte von den ſieben ſchlafenden Jungfeauen romantiſch behandelt.

Siebenſchläfer, grüner (Pomol.), ſ. Schlotteräpfel 1).

Siebenſchläferchen (Bot.), ſ. v. a. Küchenſchelle, Pulsatilla vulgaris *Mill.*

Sieben ſchlafende Jungfrauen, ſ. Siebenſchläfer (Sagengeſch.).

Siebenſchlößchen (poln. Dziewokeucz), preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Ehodzleſen; 400 Einw.

Siebenſchlöſſer, ehemals 7 Schlöſſer in Siebenbürgen, welche, der gewöhnlichen Annahme zufolge, durch die ins Land berufenen Sachſen entſtanden, die noch heutzutage dieſe ſieben rothen Schlöſſer auf goldenem Felde im Wappen führen. Eine altmagyariſche Sage, die älteſte, die auf uns gekommen, läßt ſie durch Arpad und ſeine Horden gründen, als er ſich zum Heereszuge nach Pannonien anſchickte. Dieſe Sage, ſo wie die Eroberung des neuen Landes, in gereimte Verſe gebracht, iſt eins jener Heldenlieder, welche die alten Magyaren bei Gaſtmahlen abzuſingen pflegten.

Siebenſchwanz (Ornith.), ſ. v. a. Seidenſchwanz (ſ. d.), Ampelis garrulus *L.*

Sieben Schweſtern, Gebirg, ſ. Kjölen.

Siebenſtachel (Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Temnodon *Cuv.*

Siebenſtern, ſ. Senſe.

Siebenſtundenkraut (Bot.), ſ. v. a. blauer Steinklee, Melilotus caerulea *L.*

Siebenthan (Siebentaun), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Frauenthal; 170 Einw.

Siebenthürme, Schloß, ſ. Konſtantinopel.

Sieben Weiſe Griechenlands (*οἱ ἑπτὰ σοφοί*, Septem sapientes), Männer, die ſich durch praktiſche Klugheit u. Einſicht in die Verhältniſſe des Staatslebens auszeichneten, als Geſetzgeber ſich verdient machten, über das Leben des einzelnen Menſchen ſowohl, wie über das der Völker nachgedacht hatten und durch philoſophiſche Forſchung und Bildung unter ihren Zeitgenoſſen hervorragten. Sie lebten ſämmtlich um das 6. Jahrh. und wurden von ihren Mitbürgern ſowohl, wie auch von den Bürgern anderer Staaten in den wichtigſten Angelegenheiten um Rath gefragt, zu öffentlichen Geſchäften gebraucht und zu Geſandten, Heerführern, Geſetzgebern erwählt. Ihre Lebensweisheit theilten ſie entweder in Gedichten, oder in kurzen Sinnſprüchen mit. Genannt werden als die 7 Weiſen gewöhnlich: Cleobulus aus Lindus („Maß zu halten iſt gut“ war ſein Wahlſpruch); Periander aus Korinth („Jegliches vorbedacht“); Pittacus von Mytilene („Wohl erwäge die Zeit“); Bias aus Priene („Mehre machen es ſchlimm“); Thales aus Milet („Bürgſchaft bringet dir Leid“); Chilon aus Lacedämon („Kenne dich ſelbſt“) und Solon aus Athen („Nimmer zu viel“). Alle waren Staatsmänner, zu denen man in gefährlichen Zeiten und beſonders, wenn zerrüttete Staaten wieder in Ordnung gebracht werden ſollten, ſeine Zuflucht nahm. Pittacus, Solon, Cleobulus, Periander waren Geſetzgeber und Vorſteher ihrer Vaterſtädte; Chilon war Ephor in Sparta und wurde wegen ſeiner politiſchen Weiſſagungsgabe bewundert; von Thales und Bias iſt es gewiß, daß ſie in politiſchen Angelegenheiten mehrfach um Rath gefragt wurden. Auf welche Art die genannten Männer zu dem Ehrennamen der Weiſen gekommen ſind, iſt nicht ausgemacht. Die bekannteſte und gewöhnlichſte Sage in dieſer Hinſicht iſt folgende: Joniſche Jünglinge kauften von Fiſchern aus Milet einen Netzzug und fanden unter den Fiſchen einen goldenen oder ehernen Dreifuß. Es entſtand nun unter den Käufern und Verkäufern über den Beſitz ein Streit, der von dem Orakel in Delphi dahin entſchieden wurde, daß er weder den Einen, noch den Andern zukomme, ſondern dem Weiſeſten unter den Griechen überreicht werden ſolle. Der Dreifuß ſey nun von Thales an unter den oben genannten Männern umhergewandert, keiner habe ſich für den Weiſeſten anſehen und den Dreifuß annehmen wollen, und Solon endlich habe ihn dem delphiſchen Gotte geweiht. — Die Zahl der Weiſen anlangend, ſo werden zwar in der Regel ſieben aufgezählt; indeß weichen die alten Schriftſteller ſowohl in Bezug darauf, als auch in Bezug auf die Namen derer, die ſie unter die Weiſen rechnen, mannichfach von einander ab; erſt ſpäter hat man die im Eingang genannten Männer in der Regel mit dem Namen der 7 W. geehrt. Die Sagen von den Zuſammenkünften, Gaſtmählern und Tiſchreden der 7 W. ſtimmen ebenfalls nicht überein. Die Gaſtmähler derſelben werden bald als fröhliche Schmauſereien, bald aber auch als feierlich geſchildert, bei denen Weisheit und Ernſt geherrſcht hätten und Scherz und Muthwillen verbannt

Digitized by Google

geweſen wären. Daß die 7 W. zuſammengekommen ſeyen, iſt hinſichtlich Zeitrechnung nicht unmöglich, aber aus andern Gründen nicht wahrſcheinlich.

Sieben weiſen Meiſter, das Buch von den, deutſches Volksbuch, das unter dem Namen einer Geſchichte eine Sammlung von 15 kleinen Erzählungen enthält. Der römiſche Kaiſer Pontianus läßt ſeineu Sohn aus erſter Ehe, Diocletianus, von 7 weiſen Meiſteen in den ſieben freien Künſten unterrichten. Nach ſeinee Rückkehr an den Hof findet die zweite Gemahlin des Kaiſers Geſallen an ihm, und da er ſie keuich verſchmäht, verleumdet ſie ihn beim Vater, der durch ſie bewogen wird, den Beſehl zu ſeiner Hinrichtung zn geben. Siebenmal wird der Kaiſer durch bezugvolle Erzählungen ſeines Weibes vermocht, den Sohn zum Galgen führen zulaſſen, jedesmai aber bewirkt eine eben ſo gleichnißareige Erzählung eines der ſieben Meiſter den Auſſchub der Hinrichtung, bis endiich der Sohn, der durch ein eigenthümliches Verhängniß 7 Tage hat ſchweigen müſſen, den Vater von der Untreue und Falſchheit ſeines Weibes überzeugt, die, nachdem Dioeletianus ſelbſt noch das „ſchönſte Beiſpiel“ erzählt hat, ſammt ihrem Buhlen verbeannt wird. Der Urſprung des Werks, ſeiner Einkleidung und einiger darin erzählten Geſchichten reicht nach Indien zurück, von wo es in andere morgenländ., in die arabiſche, perſiſche nnd hebräiſche Sprache, dann in die geiechiſche unter dem Namen Syntipas übergegangen iſt. Durch lateiniſche Umbiidungen, deren Inhalt auch in die „Gesta Romanorum“ aufgenommen wurde, kam es endlich in die abendländiſche nationaie Literatur. Franzöſiſche Bearbeitungen, deren eine A. Keller nach einer paeiſer Handſchriſt unter dem Titel: Li romans des sept sages, Tüb. 1836, herausgegeben hat, beginuen zu Anfange des 13. Jahrhunderts. In Deutſchland, wohin einzelne Geſchichten ſchon im 14. Jahrh. Eingang gefunden, wurde dao Buch 1412 von Hans von Bühel nach deutſcher, aus dem Lateiniſchen überſetzter Proſa in poetiſcher Form bearbeitet; ſein Werk: „Dioeletianus Leben“, hat A. Keller herausgegeben, Quedlinburg 1841. Das deutſche proſaiſche Voiksbuch, auo dem 14. und 15. Jahrh., ward zuerſt im 15. Jahrh. gedruckt, o. O. u. J., dann zu Augeburg (1473), Ingolſtadt, Straßbueg, u. ö. Simrock hat es neuerlich in ſeiner Sammlung deutſcher Voiksbücher wieder rrnrut. Eine hebräiſche Bearbeitung (Mischle sendebar) erſchien deutſch von H. Sengelmann, Halle 1842.

Sirbrn Wnnder drr Wrlt, ſieben merkwürdige Bau- und Kunſtwerke des Alterthums, die ſich theils durch ihre außerordentliche Größe, theils durch ihre Peacht auszeichneten und noch gegenwärtig zum Theil in ihren Trümmern Bewunderung eeeegen. Man rechnete dahin: 1) die ägypt. Pyramiden, 2) die ſogenannten hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, 3) den Dianentempel zu Epheſuo, 4) die Bildſäule deo olympiſchen Jupiter von Phidias, 5) das Mauſoleum, 6) den Koloß von Rhodus und 7) den Pharus zu Alexandeia. Dieſe Wundeewerke, deren Kreis von den Griechen erſt nach Alexanders Zeit zuſammengeſetzt wurde, hat unter den Alten Philo aus Byzanz in der Schrift: De septem mundi miraculis oder De septem orbis spectaculis, am beſten bearbeitet von Orelli, Leipzig 1816, beſchrieben.

Siebenzahl, ſ. v. a. Sieben.

Siebenzeit (Bot.), 1) ſ. v. a. gemeiner Kuhhornklee, Trigonella Foennm graecum *L.*; — 2) ſ. v. a. biauer Steinkiee, Melilotus coerulea *Lam.*

Siebrnzig Dolmetſcher, die Ueberſetzer des A. T. ins Griechiſche, ſ. Septuaginta.

Siebrnzig Jüngrr, die Schüler Jeſu, die er außer den zwölf Apoſteln wählte und vor ſich her ſendete, um die Bewohner der Städte, in die er gehen wollte, auf ſeine Ankunft vorzubereiten.

Sirbenzig Wochen Daniels (Bibelk. nnd Chronol.), der in einer Prophezeiung Daniels (9, 24 ff.) genannte Zeitraum, innerhalb welchem eine große Veränderung mit Jeruſalem und dem jüdiſchen Volk voegehen, der Meſſias kommen ſollte ꝛc. Schon in der älteſten Zeit hat man Verſuche zur Erklärung dieſes Zeitraums gemacht, die ſich a) auf die Zeit überhaupt beziehen, die in jenen 70 Wochen enthalten ſeyn ſoll, und b) von wo ſie angehe und wo ſie endige. In Bezug auf die erſte Frage nahmen Einige (darunter Origenes) eine Woche zu 70 Jahren, ſo daß die 70 Wochen gleich 4900 Jahren ſeyn würden; Andere (beſonders jüdiſche Gelehrte) nahmen ſie bloß zu 49 Jahren an, wonach der ganze Zeitraum 3420 Jahre nmfaßte. Einige wollten gar die Woche zu 100 Jahren und den ganzen Betrag alſo auf 7000 Jahre berechnen. Die meiſten der Aeitern u. Neuern aber nahmen jede Woche zu 7 Mondjahren, wonach ſich eine Geſammtſumme von 490 Jahren ergab, der die Meinung Alex. Soſtmanns, welcher 500 Jahre annahm, am nächſten ſtand. In Betreff dee zweiten Frage (wobei man ſeiten die mehre tauſend Jahre zählende Berechnung annahm, außer etwa die neueren Judrn, die noch einen Mrſſias erwarten, von denen aber Andere jeden Veeſuch zu näherer Beſtimmung mit dem Fluch bedrohen), machten Einige (darunter Joſephus) die Anſicht geltend, man müſſe beim erſten Jahr des Darius anfangen (in welchem Daniel geweiſſagt habe) und der Endpunkt der Weiſſagung ſey die Entweihung des Tempels durch Antiochus Epiphanes. Andere begannen mit derſelben Zeit, ließen aber das Orakel erſt mit Chriſti Geburt erfüllt ſeyn, ja, die älteren jüdiſchen Gelehrten wollten ſogar die Zerſtörung Jeruſalems unter Titus noch eingeſchloſſen ſeyn laſſen. Noch Andere (untrr ihnen Klemens von Alexandria) begannen mit dem erſten Jahr des Cyrus und endigten mit der Zerſtörung des Tempels durch die Römer. Julius Afeicanus ſetze den Anfang der Weiſſagung in das 20. Regierungsjahr des Artaxerxes Longimanus (eingeſchloſſen die 10 Jahre, welche er noch mit ſeinem Vater regierte), aio in welchem Jahr Nehemia die Erlaubniß zum Wiederaufbau deo Tempels erhielt, und läßt ſie mit Jeſu Tod beendigt ſeyn, welche Begebenheiten 490 Jahee auseinander ſtehen,

und dieſe Meinung iſt als die wahrſcheinlichſte von den meiſten Theologen, die an Daniels Weiſſagungen glauben, angenommen worden. Die vielen und verſchiedenen Schriften, in welchen dieſe Streitfrage abgehandelt wurde, ſammelte B. G. **Klauswitz**, deſſen Schrift ſich im 1. u. 2. Thle. von Baumgartens „Sammlung von Erläuterungsſchriften und Zuſätzen zur allgemeinen Welthiſtorie" findet.

Sieber (Biogr.), 1) **Michael**, Kupferſtecher, 1724 zu Trescowitz in Mähren geboren, war Mönch im Kloſter Woborziſt bis zur 1786 erfolgten Aufhebung deſſelben, wo er ſich in Lang-Lhota niederließ; † daſelbſt 1788. Dlabacz verzeichnet mehre Blätter von ihm, die meiſt Heilige und Klöſter ſeines Ordens vorſtellen. — 2) **Franz Wilhelm**, Mediciner, 1789 zu Prag geboren, lebte als Privatgelehrter zu Prag, bereiſte 1817 den Orient, von wo er ein angebliches Mittel, die Waſſerſcheu zu heilen, mitbrachte und den Monarchen Europa's für eine große Summe anbot. Nachdem er ſeine ägyptiſche Sammlung der Akademie der Wiſſenſchaften zu München verkauft, machte er 1822—24 eine Reiſe um die Welt, rühmte ſich nach ſeiner Rückkehr noch immer der Entdeckung des genannten Arkanums, ging 1829 nach Paris und kehrte ſpäter nach Prag zurück. Hier † er, ohne ſein Geheimniß bekannt gemacht zu haben, 1844 in einem Irrenhauſe. Schrieb: Ueber die Begründung der Radikalkur bei ausgebrochener Waſſerſcheu, München 1820; — Reiſe nach der Inſel Kreta 1817, Leipz. 1823, 2 Bde.; — Reiſe von Kairo nach Jeruſalem und zurück, Prag 1824; — Ueber die beabſichtigte Bekanntmachung meiner Entdeckung, wüthend gewordene Menſchen zu heilen, 1823.

Siebera (Bot.), I. nach **Gay**, Gattung der Compositae Cynareae *Dec.* Einzige **Art**: S. pungens *Gay.* Im Orient. — II. Nach **Presl**, Pflanzengattung. **Art**: S. baselloides *Presl.*, ſ. v. a. Beriesa baselloides *Steud.* — III. Nach **Reichenbach**, Untergattung von Trachymene *Rudge.* — IV. Nach **Schrader**, Pflanzengatt. Arten unter **Eberleria**.

Sieberatsreute, würtemberg. Weiler, Donaukreis, O.-A. **Ravensburg**; 120 Einw.

Sieberg, P., Zeichner und Maler in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, malte Landſchaften in Oel und in Gouache, mit Ruinen und anderen Bauwerken geziert.

Sieberia (Bot.), nach **Sprengel**, Untergattung von Gymnadenia *R. Br.*

Siebersbach, würtemb. Weiler, Neckarkr., O.-A. **Backnang**; 160 Einw.

Siebert (Biogr.), 1) **Adolf**, Maler, geb. zu Brandenburg 1806, war taubſtumm, aber von der Natur mit einem reichen Kunſttalente ausgeſtattet. Seine artiſtiſchen Studien begann er in Berlin unter Leitung des Profeſſors Wach und machte da ſolche Fortſchritte, daß ihn der Meiſter bald zu ſeinen beſten Schülern zählte. Schon 1829 gewann er den großen Preis der Akademie mit ſeinem Bilde: Jupiter und Merkur, von Philemon und Baucis bewirthet, in dem Momente, wie ſie als Götter erkannt werden, und ward dadurch in den Stand geſetzt, in Rom ſeine Studien zu vollenden, wo er aber ſchon im Mai 1832 †. Die Zahl ſeiner Bilder iſt gering, aber dieſe wenigen laſſen den frühen Tod eines Künſtlers bedauern, deſſen innige Seele ganz auf den Sinn des Auges und die zeichnende Hand beſchränkt war. Sein Schwanengeſang iſt der Abſchied des jungen Tobias und ſeiner Frau von Raguel und Hanna, ſeinen Schwiegerältern, ein Bild voll tiefen Gefühls. — 2) **Johann**, Kupferſtecher zu Nürnberg, jetzt lebender geſchickter Künſtler, arbeitet in Kupfer und Stahl. — 3) **Friedrich August**, Mediciner, erſt Hülfsarzt am allgemeinen Krankenhauſe zu Bamberg, jetzt Profeſſor der Medicin zu Jena. Schrieb: Zur Geneſis und Therapeutik der epidemiſchen Cholera, Bamb. 1827; — Stuben- und Reiſebilder eines phantaſtiſchen Mediciners, daſ. 1838; pſeudonym als **Kornfeger**, 3. Aufl., Erl. 1842; — Zur Geneſis und Therapeutik der rothen Ruhr und deren Verhältniß zum Eryſipelas, daſ. 1839; — Technik und mediciniſche Diagnoſtik, Erl. 1844—45, u. A. m.

Siebertshauſen, kurheſſ. Dorf, Prov. Oberheſſen, Kr. und Amt **Ziegenhain**; Rittergut; 140 Einw.

Siebeſtock, hannöv. Kolonie, Landdr. Aurich, Oſtfriesland, Amt **Stöckhauſen**; 18 H.

Siebfang (Jagdw.), die Fangart kleiner Vögel, wobei man ein gewöhnliches Sieb, beſonders im Schnee, mittelſt eines Pflöckchens, woran eine lange Schnur befeſtigt iſt, mit einer Kante ſehr hoch ſtellt, Futter darunter ſtreut und dann alle darunter befindlichen Vögel durch Hinwegziehen des Pflöckchens mit dem Siebe bedeckt. In etwas abgelegenen Gärten hat der Jagdaufſeher dieſen S. im Auge zu halten, damit nicht etwa Körnungsſteige damit in Verbindung kommen und dann Hühner gefangen werden.

Siebfiſt (Bot.), bei **Oken**, Pilzgattung, ſ. v. a. Cribraria *Schrad.*

Siebförmig (bot. Term.), ſ. v. a. Cribrosus.

Siebform, ſ. **Papiermühle**.

Siebgorgonie (Zoophyt.), Polypengatt., ſ. v. a. Plexaura *Lamour.*

Siebigkerode (**Siebkerode**), preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, **mansfelder Gebirgskreis**; Freigut, Oberförſterei; 400 Einw.

Siebing, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. **Weinburg**; 170 Einw.

Siebitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. **Krumau**; 110 Einw.

Siebkaſten, 1) ſ. **Siebwerk**; — 2) Kaſten, worin die klare Smalte geſiebt wird, damit ſie nicht verfliege; — 3) Kaſten mit zweifachem Boden, wovon der obere vielfach durchlöchert iſt; insbeſondere dient der in 3 Fächer abgetheilte Siebkaſten zum Sortiren der Nudeln; — 4) ſ. v. a. Beutelwerk und Sichtwerk, vgl. **Graupenmühle**; — 5) (Hüttenw.), ſ. v. a. Räderwerk; — 6) (**Grandſiebmaſchine**), der Durchwurf, mit welcher man ſchnell den Grand oder groben Sand zum Straßenbau aus Sand, oder auch grobe Erde und Steine und feine Erde trennen kann.

Digitized by Google

Siebknochen, ſ. v. a. Riechbein, ſ. Schädelknochen.

Siebläufer, der Kübel, der den Rand des Erzſiebes ausmacht.

Siebleben (Siebeleben), ſachſ.-koburg. Pfarrdorf, Herzogth. Gotha, Amt Gotha; Kammergut Mönchhof mit ſchönem Garten, einige Landhäuſer; 640 Einw. In der Nähe die Sieblebner Teiche, der Reſt des ausgetrockneten Sieblebner Sees, welche groß und ſeenartig, größtentheils aber jetzt ausgetrocknet ſind.

Sieblеinwand, ſ. Beuteltuch.

Siebler, in Süddeutſchland ſ. v. a. Siebmacher.

Sieblos, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aſchaffenburg, Ldgr. Weihers; 160 Einw.

Siebmacher, ſ. Sieb 1).

Siebmaſchine, ſ. v. a. Siebwerk.

Siebmaß (Sippmaß), Gemäß für Früchte in Sachſen und Altenburg, ſ. Scheffel.

Siebmoos (Bot.), Moosgattung, ſ. v. a. Anaealypta *Roehl.*, Coscinodon *Spr.*

Siebmuſchel (Mollusk.), Muſchelgattung, ſ. v. a. Gießkanne (ſ. d.), Aspergillum *Lam.*

Siebner, ſ. Eiſenblech.

Siebnergericht, ſ. Unterwalden.

Siebog (ſlav. Myth.), Götze der Wenden, wird mit den Eigenſchaften der Siwa begabt, auch als die Liebe, nur in männlicher Geſtalt, gedacht. Auf den rhetraiſchen Denkmälern iſt er bekränzt, mit Hörnern an dem Haupte und auf der Rückſeite mit einem Katzenkopfe vorgeſtellt. Vielleicht identiſch mit dem polniſchen Zybie.

Siebold (Biogr.), 1) **Karl Kaspar von**, Sohn eines Wundarztes und Rathsmitgliedes zu Niedeck im Jülichſchen, wurde 1736 geboren, genoß den erſten Unterricht in ſeiner Geburtsſtadt und begab ſich 1752 nach Köln, um hier Philoſophie zu ſtudiren. Nach drei Jahren kehrte er jedoch ins väterliche Haus zurück und betrieb unter ſeines Vaters Anleitung das Studium der Chirurgie. Nachdem er im Sept. 1757 zur franzöſiſchen, damals im Herzogthum Jülich ſtehenden Armee getreten war, kam er als Chirurg an ein ſtehendes franzöſiſches Militärhoſpital nach Weſel, wo er Gelegenheit hatte, ſich unter tüchtigen franzöſiſchen Wundärzten weiter zu bilden. Im J. 1760 ward er nebſt einigen Feldwundärzten von Frankfurt a. M. in das zu Würzburg befindliche Feldhoſpital der kurſächſiſchen Truppen geſandt, ſchied hier aus den franzöſiſchen Dienſten aus und wurde unter dem damaligen Oberwundarzte Stang erſter Gehülfe am Juliushoſpitale. Indem er jetzt einen vollſtändigen akademiſchen Kurſus durchgemacht, wurde ihm 1763 nach überſtandener Prüfung, die Erlaubniß zu Theil, zur Erlangung der Doktorwürde öffentlich zu disputiren. Letzteres kam jedoch vor der Hand noch nicht zur Ausführung, weil der regierende Fürſtbiſchof Adam Friedrich (von Seinsheim) beſchloß, S. in ſeine Dienſte zu nehmen und aus ihm das Werkzeug für ſorgſamere Pflege der Chirurgie, Anatomie und Geburtshülfe an der Juliusuniverſität zu ſchaffen. Um nun theils ſich ſelbſt eine größere Ausbildung zu erwerben, theils um Bekanntſchaft mit vorzüglichen Lehranſtalten und tüchtigen Männern des Auslands anzuknüpfen, wurde S. auf Koſten des Hochſtifts im Auguſt 1763 auf Reiſen ausgeſchickt. Er beſuchte Paris, wo die Chirurgie ganz beſonders blühte und wo er ſich unter Moreau, Sabatier, Bordeneuve, de la Faye, A. Petit und Levret ſich weiter bilden konnte. Sein hauptſächlichſtes Augenmerk richtete er auf die Operation des Steinſchnitts. Deshalb ging er auch zu dem bekannten Le Cat nach Rouen, wo er während eines dreimonatlichen Aufenthalts ſich die Methode dieſes Chirurgen ſo gut aneignete, daß er dieſe Operation bis an ſein Lebensende ſtets mit vielem Glück verrichtete. Indem er 1765 nach England kam, fand er zu London bei Cheſelden, Bromfield, Cawel Peit, Houe, W. Hunter, Pringle, Hawkins eine ſehr gute Aufnahme. Er ſchiffte ſich im Herbſt des nämlichen Jahres nach Holland ein, um in Leyden, wo er 5 Monate verweilte, die trefflichen Vorleſungen H. Albins und Gaubins zu hören. Nach S.s Rückkehr nach Deutſchland, die 1766 erfolgte, wurde er auf der Stelle der Leibchirurg des Fürſten und dem Demonſtrator der Anatomie und Oberwundarzte am Juliushoſpitale zu Würzburg beigegeben. Nachdem er am 31. Januar 1769 ſeine Dissertatio observationum medico-chirurgicorum fasciculum sistens vertheidigt hatte, erhielt er die Doktorwürde und wurde ſeinem Vorgänger Huber als ordentlicher Profeſſor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe adjungirt. Von jetzt an gab S. den bisher zu ſehr vernachläſſigten Fächern der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe eine zweckmäßigere Einrichtung, ſetzte ſie mit den bis dato zu wenig benutzten Anſtalten, die er auf jede mögliche Weiſe zu heben ſuchte, in angemeſſene Verbindung und erwarb ſich in Kurzem einen ſolchen Namen, daß, um ihn zu hören, Schüler von nah und fern nach Würzburg ſtrömten. Einen 1787 nach Berlin erhaltenen Ruf an die Stelle des verblichenen Voitus ſchlug er aus. Unter der Regierung Franz Ludwigs ſah S. zu ſeinem großen Ergötzen den Neubau eines großen Theils des Juliushoſpitals, wobei man beſonders auf die Verbeſſerung des anatomiſchen Gebäudes Sorgfalt verwendete; auch hielt er 1788 bei der Einweihung des neuen Theils eine Rede „Von den Vortheilen, welche der Staat durch öffentliche Lehranſtalten gewinnt". Er trat 1790 die Lehrſtelle an ſeinen älteſten Sohn ab, der jedoch in der Blüthe ſeines Alters †. Nach der am 3. Sept. 1796 bei Würzburg gelieferten Schlacht hatte S. die von ihm längſt gewünſchte Gelegenheit, in ſeinem Alter noch den durch den Krieg leidenden Menſchen zum Nutzen zu gereichen. Die Schwerverwundeten kamen zum Theil in das Juliushoſpital, zum Theil in andere eilig errichtete Lazarethe, wo S. unter dem Beiſtande ſeiner zahlreichen Schüler ſich um die kaiſerlichen Soldaten dergeſtalt Verdienſte erwarb, daß er in Folge deſſen am 1. Okt. 1801 ſammt ſeinen ehelichen Erben in den Reichsadelſtand erhoben wurde. Sein dritter Sohn Johann Barthel wurde 1797 auf die Vorſtellung

des Vaters hin in dem Lehramte der Anatomie und Chirurgie ihm adjungirt, und im Winter 1799 überließ er ſeinem vierten Sohne, Adam Elias, den Unterricht der Hebammen. Als im Winter 1800—1801 ein gallo-bataviſches Corps die vom kaiſerlichen General Dal Aglio beſetzte Citadelle bei Würzburg bombardirte, legte S. wiederum an vielen Verwundeten Proben ſeiner Geſchicklichkeit ab. Schon im December 1802 war er plötzlich von einem Schlagfluſſe befallen worden und hatte ſich davon nur langſam erholt; 1804 erkrankte er von Neuem, doch † er erſt am 3. April 1807. S.s wenige Schriften haben alle eine praktiſche Tendenz; dahin gehören ein Programm über die Blutung am Unterkiefer, der Anfang eines chirurgiſchen Tagebuchs (1792), praktiſche Beobachtungen über die Kaſtration (1802) und einige in mediciniſch-chirurgiſche Journale eingerückte Arbeiten. — 2) Johann Georg Chriſtoph von, älteſter Sohn des Vorigen, 1767 zu Würzburg geboren, kam 1790 an die Lehrſtelle ſeines Vaters und † am 15. Jan. 1798 als Profeſſor der Phyſiologie, der ärztlichen Klinik und Geburtshülfe in Würzburg. Schrieb: De cubilibus sedilibusque usui obstetricio inservientibus, Gött. 1790; — Darſtellung der Manual- und Inſtrumentalgeburtshülfe, Würzb. 1793; — De affectibus opii in c. h., Gött. 1798; — Doloris faciei adumbratio, Würzb. 1795—97; — Ueber die angebliche Verminderung des Gewichts der Frucht im Mutterleibe durch die amniſche Flüſſigkeit, daſ. 1796. — 3) Johann Theodor Damian von, zweiter Sohn von S. 1), † am 6. Dec. 1828 als Medicinaldirektor zu Darmſtadt. — 4) Johann Barthel von, Profeſſor der Chirurgie und Oberwundarzt am Juliushoſpitale zu Nürnberg, den ſich 1797 ſein Vater, S. 1), adjungiren ließ, † als Profeſſor der Chirurgie und chirurgiſchen Klinik und Oberwundarzt zu Würzburg am 28. Jan. 1814. Schrieb: Hist. systematis salivalis, Jena 1795. Gab heraus: Chiron, Nürnb. u. Sulzb. 1805—14, 3 Bde.; — Sammlung ſeltener und auserleſener chirurg. Beobachtungen u. Erfahrungen deutſcher Aerzte und Wundärzte, Rudolſt. 1805—12, 3 Bde.; — K. K. von S.s Leben, Würzb. 1807; — Artiſtiſch-literäriſche Blätter von und für Franken, daſ. 1808; — Würzburger gelehrte Anzeigen, ſeit 1799, u. A. — 5) Adam Elias, vierter Sohn S.s 1), geb. 1775, ſollte erſt nach dem Willen ſeines Vaters Kaufmann werden, konnte aber, nachdem er einige Monate in einem Kontor zu Augsburg beſchäftigt geweſen war, der Neigung zum Studium der Medicin nicht länger widerſtehen, gab das Kaufmannsgeſchäft auf und ſtudirte in Würzburg Medicin. Nachdem er im Spätjahre 1795 mit ſeinem Bruder Barthel von einer literariſchen Reiſe nach Berlin zurückgekehrt war, ſtudirte er in Jena unter Hufeland, Gruner, Loder und dem älteren Stark, ging 1797 nach Göttingen und ſchloß hier ſeine mediciniſchen Studien unter Arnemann, Richter, Stromeyer und Blumenbach, ſo wie er mit beſonderm Fleiße unter Oſianders Leitung ſeine Kenntniſſe in der Geburtshülfe zu erweitern ſich beſtrebte. Nach ſeiner Rückkehr nach Würzburg 1798 erhielt er durch die Vertheidigung der Diſſertation: De diagnosi conceptionis et gravitatis saepe dubia die mediciniſche Doktorwürde. Als Privatdocent ertheilte er nun Hebammenunterricht und lehrte Geburtshülfe, ward 1799 außerordentlicher Profeſſor der Medicin und Hebammenlehrer des Landes, beſuchte im J. 1800, um Johann Peter Franks mediciniſche und Boers geburtshülfliche Klinik näher kennen zu lernen, Wien und avancirte nach ſeiner Rückkunft zum Medicinalrathe und ordentlichen Profeſſor. Seine vorzüglichſte Sorge richtete er in der Folge auf die Verbeſſerung des geburtshülflichen Unterrichts und die Gründung einer Gebäranſtalt. Als dieſe neue Anſtalt im September 1805 zu Stande gekommen war, publicirte S. bei der Eröffnung derſelben ſein Programm: „Ueber Zweck und Organiſation der Klinik in einer Entbindungsanſtalt“. Im J. 1816 folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er gleichfalls eine Entbindungsanſtalt für die Univerſität begründete und damit eine Poliklinik verband. Er verlor hier ſchon nach Kurzem ſeine Gattin am Nervenfieber und endete ſelbſt nach kurzem Leiden am 12. Juli 1828. Sein geburtshülflicher Standpunkt lag in der Mitte zwiſchen Oſiander und Boer. Er beſtrebte ſich, dadurch, daß er die phyſiologiſch-mediciniſchen Grundſätze auf die Geburtshülfe übertrug, alle mechaniſche Einſeitigkeit aus dieſer Wiſſenſchaft zu verbannen und ſie auf die Höhe einer ärztlichen Kunſt zu erheben. Ein ſchon ſeit 1802 von ihm herausgegebenes „Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten ſetzte er ununterbrochen bis zu ſeinem Hintritte fort. Seine zahlreichen Schriften wurden zum Theil ins Polniſche, Holländiſche und Italieniſche übertragen. Schrieb u. A.: Lehrbuch der theoretiſchen u. praktiſchen Entbindungskunde, Nürnb. 1810; 4. Aufl., 1824; — Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten, Frankf. 1811, 2 Bde.; 2. Aufl., daſ. 1821—23; — Lehrbuch der Geburtshülfe, 5. Aufl., Würzb. 1831; — Ausführliche Beſchreibung der Heilquellen zu Kiſſingen und ihrer Wirkungen, Berl. 1828. — 6) Mariane Theodora Charlotte von, geb. Heiland, ſ. Heldenreich 3). — 7) Philipp Franz, berühmt durch ſeine in Japan angeſtellten Forſchungen, Sohn des S. 2), ward am 17. Febr. 1796 zu Würzburg geboren. Nachdem er auf der dortigen Univerſität ſeit 1815 ſtudirt hatte, begab er ſich 1822 über die Niederlande nach Batavia, wo er 1823 als Arzt und Naturforſcher der niederländiſch-indiſchen Geſandtſchaft fungirte. Anfangs erſtreckte ſich das Gebiet von S.s Forſchungen wegen der Beſchränktheit der niederländiſchen Faktorie Deſima nur auf einen kleinen Raum; allein der große Ruf, welcher S. bald als Arzt und Naturforſcher zu Theil wurde, verſchaffte ihm auch größere Freiheit. Um ſeinen Unterricht zu benutzen, kamen Japaner der entfernteſten Gegenden herzu, die ihm zu Liebe die verſchiedenen Striche ihres Vaterlands durchforſchten. Bei der im Februar 1826 erfolgenden Geſandtſchaftsreiſe nach Jedo kam

Digitized by Google

S. ebenfalls dahin und fand daſelbſt eine ſehr gute Aufnahme. Allein ſchon am 16. Mai 1826 mußte die Geſandtſchaft, weil der Geſandte die japaniſche Hofſitte verletzt hatte, den Hof wieder verlaſſen. S. hegte nun gleichfalls die Abſicht, nach Europa zurückzugehen. Da kam er in unerwartete Unterſuchung. Es war nämlich verrathen worden, daß der kaiſerliche Aſtronom und Oberbibliothekar ihm die Kopie einer Karte mitgetheilt hatte, welche auf Befehl des japaniſchen Kaiſers angefertigt worden war. Dieſe in Japan für ein wichtiges Staatsverbrechen angeſehene Handlung würde für den Bibliothekar üble Folgen gehabt haben, wäre er nicht durch das entſchloſſene Auftreten S.s, der aus Japan verbannt wurde, gerettet worden. Durch vertraute Freunde in Japan erreichte S. die Rettung ſeiner literariſchen Schätze und anderer Sammlungen, welche konfiscirt worden waren; ſeine übrigen Sammlungen waren ſchon 1828 in die Niederlande gebracht worden. Im J. 1829 verweilte S. wieder in Java, von wo er 1830 nach Europa zurückreiſte. Seine merkwürdige ethnographiſche japaniſche, ſo wie die naturhiſtoriſchen Sammlungen bereichern gegenwärtig das Muſeum zu Leyden. Im Vereine mit andern niederländiſchen Gelehrten gab er in der neueſten Zeit zur Verbreitung der Kenntniß des niederländiſchen Oſtindiens ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Journal heraus. Außer mehren Abhandlungen über Japan in den „Verhandelingen van het bataviasch Genootschap“ nennen wir von ſeinen Schriften: Nippon. Archiv von Japan und deſſen Neben- und Schutzländern, Leyd. 1832—44, 4., Heft 1—15; — Fauna Japonensis (im Verein mit Temminck, H. Schlegel und de Haan herausgegeben), Leyd. 1833—46; — Tsian Dsil Wen, daſ. 1833; — Mille litterae ideographicae, daſ. 1833; — Bibliotheca Japon., daſ. 1833—41; — Sin Zoi Zi Lin Gjok Ben, daſ. 1834; — Novus et auctus literarum idiographicarum thesaurus, daſ. 1834; — Flora Japon., daſ. 1835—46, Bd. 1 u. 2, Abth. 5; — Thesaurus linguae Japon., daſ. 1835—41; — Isagoge in bibliothecam Japon., daſ. 1841; — Catalogus librorum et manuscriptorum Japon., daſ. 1845. — 8) Eduard Kaspar Jakob von, Hofrath und Profeſſor der Medicin und Chirurgie zu Göttingen, Direktor der Entbindungsanſtalt und Hebammenlehrer, iſt der älteſte Sohn von S. 5) und am 19. März 1801 zu Würzburg geboren. Nachdem er in ſeiner Geburtsſtadt, zu Berlin und Göttingen ſtudirt hatte, promovirte er in Berlin und kam 1821 als Aſſiſtent an die Entbindungsanſtalt, deren interimiſtiſche Leitung er nach dem Ableben ſeines Vaters erhielt. Im J. 1829 wurde er als Profeſſor der Medicin und Chirurgie nach Marburg berufen, welche Univerſität er mit Göttingen 1833 vertauſchte, um hier die gleiche Stellung einzunehmen. Er ſetzte das von ſeinem Vater 1813 angefangene „Journal für Geburtshülfe“ ꝛc. fort und ſchrieb: Geſchichte der Geburtshülfe, Berl. 1839—45, 2 Bde.; — Lehrbuch der Geburtshülfe, daſ. 1841; — Zur Lehre der künſtlichen Frühgeburt, Gött. 1842; — Lehrbuch der gerichtlichen Medicin, Berl. 1846, Abth. 1. — 9) Karl Theodor Ernſt von, Bruder des Vorigen, geb. am 15. Febr. 1804 zu Würzburg, zuerſt Kreisphyſikus zu Heilsberg in Preußen, 1834 Kreisphyſikus zu Königsberg, 1835 Direktor der Hebammen- und Entbindungsanſtalt zu Danzig, 1839 daſelbſt zugleich Stadtphyſikus und ſeit 1840 Profeſſor der Zoologie, vergleichenden Anatomie und Thierheilkunde in Erlangen. Seine Thätigkeit und ſeine Schriften bezwecken die Vervollkommnung der Medicin ſowohl im Allgemeinen, wie der Geburtshülfe im Beſondern. Schrieb auch: Observat. de salamandris et tritonibus, Berl. 1828; — Beiträge zur Naturgeſchichte wirbelloſer Thiere, Danzig 1839.

Sieboldshauſen, hannöver. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Göttingen, Amt Friedland; 82 H.

Siebothſchütz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. und Kr. Breslau; 110 Einw.

Siebplatte, ſ. Schädelknochen.

Siebrand, ſ. Sieb 1).

Siebrazhofen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Landger. Weiler; 250 Einw.

Siebrechts (Sieberechts), Jan, Landſchaftsmaler, geb. zu Antwerpen 1625, malte nach dem Vorbilde N. Berghems und C. du Jardins Landſchaften mit Hirten und Vieh, auch Veduten. Seine Oelbilder ſind ziemlich ſelten; die Aquarellen kommen häufiger vor. Alles verkündet einen tüchtigen Meiſter. S. hielt ſich längere Zeit in England auf, wohin ihn der Herzog von Buckingham zog. Er malte 1686 verſchiedene Anſichten von Chatsworth. Andere Bilder beſaß der Lord Byron auf Newſtede-Abbey. In Sammlungen findet man Aquarellbilder, die mit J. S. bezeichnet ſind. Dieſer Künſtler † 1703.

Siebſcheibe (Bot.), Coscinodiscus *Ehrenb.*, Gattung der Algae Diatomaceae *Rchb. Rabenh.* Charakter: Kieſelpanzer 2klappig, auf den Nebenſeiten ſcheibenförmig, ſiebartig-maſchig. Arten im Elbſchlamm bei Kuxhaven, ziemlich zahlreich; bekannteſte: C. Gigas *Ehrenb.* Bis 0,1''' im Durchmeſſer und größer. Kütz., 131, T. 1, F. XVI.

Siebſchiene, das äußerſt dünne weichholzige Bretchen, das man ſo in die Runde beugt, daß es mit dem Siebboden zuſammen ein Sieb darſtellt.

Siebſetzen (Hüttenw.), hat zum Zweck eine Abſonderung des tauben Geſteines und wird durch Menſchenhände auf Setzſieben vollbracht; der Zweck deſſelben iſt eine Veränderung der relativen Lage der Körner auf dem Siebe, weshalb daſſelbe von unten nach oben in eine ſtoßende Bewegung verſetzt wird. Die Siebe befinden ſich in Fäſſern mit Waſſer, Setzfäſſern, und ſind an Balanciers mit Gegengewichten angehängt; ein Schwanken derſelben beim Auf- und Niederbewegen iſt durch in den Fäſſern angebrachte Leitungen verhütet. Durch eine Anzahl hinter einander folgender kurzer, aber ſtarker Stöße wird nun das Gemengſel im Waſſer in Bewegung geſetzt, wodurch ſich die Erz-

Digitized by Google

theile nach ihrem ſpecifiſchen Gewicht zu unterſt, das Geſtein, welches unr ſehr wenig Erz enthält, nud die tauben Berge oben lagenweiſe abſcheiben; man nimmt alsdann mit einem Bleche die Schichten ab. Während der Bewegung fallen durch die Maſchen des Siebes kleine Erzpartikelchen, vermengt mit Bergart, und bilden mit dem Waſſer der Fäſſer eine Trübe, aus welcher ſich das ſogenannte Faßerz, Faßvorrath abſetzt, welches auf den Durchlaſſer geſpült wird. In der neueſten Zeit hat man Siebſetzmaſchinen ausgeführt, welche durch die Pochradwelle bewegt werden.

Siebſetzer, ein Arbeiter, der bas gepochte Erz durch das Sieb ſetzt, d. h. das reichere Erz von dem ärmeren vorläufig burch Siebe ausſcheidet.

Siebſtab, ein Holzſtück, bas zu Siebſchienen geſpalten werden ſoll oder kann.

Siebſtäubling (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Cribraria *Schrad.*

Siebt, ſ. v. a. Heideſiebt.

Siebtuch, 1) ſ. v. a. Haarſieb; — 2) ſ. v. a. Beuteltuch.

Sieburg (Syburg), ſ. Karlshafen 2).

Siebwäſche, ſ. v. a. Siebſetzen.

Siebwäſcher, ſ. v. a. Siebſetzer.

Siebweber, Art der Siebmacher.

Siebwerk, 1) Räderwerk; — 2) bei Papiermühlen die hohle gegitterte Walze, welche zur Befreiung der Lumpen vom Sande und anderem loſem Unrath dient, unb an einer Kurbel im Waſſer herumgedreht wird; — 3) Maſchine, von der vermittelſt verſchiedener Siebe oder ähnlicher Theile klare und grobe Gegenſtände abgeſondert werden und wobei die Siebe nicht durch Menſchen bewegt werden, auch wohl ſolche Vorrichtungen getroffen ſind, daß der durchzuſiebende Gegenſtand von ſelbſt in das Sieb läuft; — 4) das Geräth zum Sortiren der gemahlenen Graupen, welches in der Graupenmühle durch das Waſſer getrieben wird; — 5) ſ. Pochwerk.

Siebwespe (Entom.), Hymenopterengatt., ſ. v. a. Crabro *Fabr.*

Siebzahn (Bot.), Moosgatt., ſ. v. a. Cinclidotus *Pal. de Beauv.*

Siebzehneck, ſ. Vieleck.

Siebzehner, bayeriſche und öſterreichiſche Silbermünzen im Werth von 17 Kr. im Konv.-Fuß.

Siebzehnerausſchuß, ſ. Parlament (deutſches).

Siech, an einer langwierigen, endlich zum Tode führenden Krankheit leidend, daher Siechbett, das Lager ſolcher Kranken.

Sie-Chan, aſiat. Stadt, Korea, Prov. Ping-An, am Ya-Lou.

Siechhaus, 1) aus dem Mittelalter ſtammende Gebäude zur Aufnahme von Peſt-, Ausſatz- ꝛc. Kranken, meiſt außerhalb der Städte, an abgelegenen Plätzen; — 2) ſ. v. a. Hoſpital.

Sieciemin, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Radom, nördlich von Scickocinv.

Sieciechew, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Sandomir, links an der Weichſel; 630 Einw.; war in frühern Zeiten eine Feſtung und eine ſehr reiche Benediktinerabtei, im Jahre 1008 von Boleslaus dem Tapfern errichtet.

Siecker, preuß. Bauernſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Minden, Kr. Bielefeld; Bauernhof Ehlentrup; 1290 Einw.

Siede (Landw.), an manchen Orten bas mit heißem Waſſer angebrühte Futter fürs Vieh; ſ. Spreu und Häckerling. — Siedefaß oder Siedetrog, das Gefäß, worin dieſes Brühfutter bereitet wird.

Siede (Geogr.), preuß. Kirchdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Solbin; Erbpachtgut; 120 Einw.

Siedefaß (Siedetrog), ſ. v. a. Brühfaß, ſ. Siede (Landw.).

Siedehaus, ſ. Kochſalz.

Siedehütte, 1) Hüttenwerk, in welchem durch Sieden gewiſſe Waaren, als Leim, Salpeter, Vitriol, Salz ꝛc. verfertigt werden; — 2) der Theil des Hüttenwerkes ſelbſt, wo das Sieden vor ſich geht, im Gegenſatz zu der Laughütte.

Siedehüttenkunde, ſ. Hüttenkunbe.

Siedekaſten, ſ. Häckerling.

Siedekeſſel, ſ. Keſſel.

Siedekunſt, lehrt das Educiren (Herausbringen) der Salze aus ihrer Lauge mittelſt des Siedens unb Abdampfens.

Siedel, 1) ſ. v. a. Sitz; — 2) Landhaus mit Zubehör; — 3) Behältniß, deſſen Deckel zugleich als Sitz benutzt wird.

Siedelauge, jede Laugenart, welche ſo ſtark iſt, daß ſie verſotten werden kann.

Siedelbach, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Landger. Erlbach; 100 Einw.

Siedeldeich, 1) kleine Dämme an den Ufern der Abzugskanäle und dergl., welche von ber ausgeworfenen Erde entſtanden ſind; — 2) kleine Dämme, die das Waſſer nur fürs Erſte, aber nicht bleibend abwehren ſollen.

Siedelhof, 1) Bauerngut, bas keine Frohndienſte zu leiſten hat; — 2) ſ. v. a. Sattelhof.

Siedelhorn, Berg, ſ. v. a. Sibelhorn.

Siedelland, niedriges, in einer Sielacht liegendes Land, das oft vom Binnenwaſſer überſchwemmt wird, aber leicht abwäſſert.

Siedelsbrunn, großherz. heſſ. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Ldgr. Fürth; 300 Einw.

Siedemühle, ſ. v. a. Häckerlingsmühle.

Sieden (in verſch. Bed.), 1) vom Waſſer, mit einem ziſchenden Laut in einer innern Bewegung befindlich ſeyn, ſo namentlich vom bewegten Meere; — 2) von tropfbaren Flüſſigkeiten, durch hinreichend erhöhte Temperatur oder entſprechenb verminderten Luftdruck dermaßen ausgedehnt werden, daß ſie Gasgeſtalt annehmen. Wirb z. B. Waſſer lange genug erhitzt, ſo entwickeln ſich Dämpfe, welche immer dichter in der Flüſſigkeit aufſteigen, je heißer jene wird. Der Druck ber äußern Luft hindert ſie noch am Aufſteigen und Ausbreiten. Sie ſteigen und fallen daher, z. B. in kleine Waſſerbläschen gehüllt, ſo lange auf unb nieder und veranlaſſen das eigenthümliche Wallen ſiedender Flüſſigkeiten, bis ſie leicht und elaſtiſch genug ſind, den Luftdruck überwinden nnd ſich ausbreiten zu können. Durch bie ſchnelle Aufeinanderfolge ber baburch

bewirkten kleinen Knalle entſteht das bekannte Tönen der erwärmten Flüſſigkeit, welches dem S. vorangeht. Der Wärmegrad, bei dem die verſchiedenen Flüſſigkeiten ſieden, heißt der Siedepunkt (ſ. d.). Durch S. vertropft die tropfbare Flüſſigkeit, und die aufſteigenden Dämpfe nehmen alle freie Wärme hinweg, ſo daß eine ſchon ſiedende Flüſſigkeit, wenn ſie unbedeckt iſt, nicht mehr heißer werden kann. Iſt ſie bedeckt, wie beim papiniſchen Digeſtor, ſo liegt der Siedepunkt viel höher und die Flüſſigkeit wird immer heißer. Hieraus erklärt ſich, daß bei tiefem Barometerſtande und auf Bergen Flüſſigkeiten ſchneller ſieden, als im Gegentheil, daß im luftleeren Raume z. B. Waſſer ſchon bei der gewöhnlichen Temperatur ſiedet. In dem ſogen. Pulshammer, einer gläſernen Röhre, an deren Enden große hohle Kugeln angeblaſen ſind, reicht ſchon die Wärme der Hand hin, eine Flüſſigkeit zum S. zu bringen. Das bei übereinander gelagerten Flüſſigkeiten durch den Druck der obern Flüſſigkeit auf die untere entſtehende heftige Stoßen kann man durch Einlegung eines Drahts oder Stückchens Zink verhüten. — 3) Speiſen dadurch zubereiten, daß man ſie kurze Zeit in ſiedendem Waſſer liegen läßt, z. B. Fiſche, Krebſe, Eier, da dagegen das Kochen eine längere Zeit erfordert; — 4) von einigen Dingen ſ. v. a. völlig ſchmelzen, ſo vom Schwefel, Pech und Wachs; — 5) durch Abdampfen über Feuer einem Stoff mehr Konſiſtenz geben, z. B. Oel, Firniß, Pflaumenmus; — 6) durch Abdampfen verſchiedener Laugen das Anſchießen der darin befindlichen Lauge befördern, z. B. Salz-, Alaun-, Salpeter-, Vitriolſieden, auch Seifenſieden; — 7) dem Silber (auch Münzen) eine ganz reine, weiße Oberfläche geben, nachdem es durch das Glühen ſchwarz geworden und auch bei dem Gießen eine matte, oft unreine Oberfläche empfangen hat. Zu dieſem Zweck wird das Silber in einer Lauge aus Weinſtein, ſalpeterſaurem Natrum und Waſſer einige Zeit gekocht, wodurch das Kupfer auf der Oberfläche des legirten Silbers aufgelöſt wird. Dieſes S. geſchieht in den Münzen in dem Siedeofen (ſ. d.).

Sieden (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Landdr. Hannover, Unterhoya, Amt Nienburg; 14 Häuſer; — 2) hannöv. Bauernſchaft, Landdr. Stade, Hadeln; 22 Häuſer; gehört zu Oſterende Illenworth.

Siedenburg (Geogr.), 1) hannöv. Amt, Landdr. Hannover, Grfſchft. Oberhoya; 5600 Einw.; — 2) Flecken darin, an der Siede; adeliger Hof; 850 Einw.

Siedenlangenbeck, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Salzwedel; 170 Einw.

Siedentheil (Geogr.), ſ. v. a. Sieden.

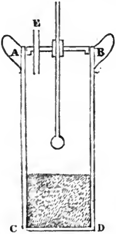
Siedentopf, K. E., Kupferſtecher zu Frankfurt, Schüler des Profeſſors E. Schäffer daſ., vorzüglicher Künſtler.

Siedentramm, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Salzwedel; an der Feetze; 130 Einw.

Siedeofen, in Münzen derjenige Ofen, worin das Weißſieden des Geldes geſchieht; dieſes liegt dabei in der Siedeſchale, einem Kupferkeſſel mit 2 Handhaben.

Siedepfanne, bleierne, eiſerne oder kupferne Pfanne oder Keſſel, worin etwas geſotten wird.

Siedepunkt (Phyſ.), derjenige Punkt am Thermometer, bis zu welchem das Queckſilber in dieſem Inſtrument ſich hebt, wofern man daſſelbe in ſiedendes Waſſer oder heißen Dampf hält, iſt der zweite von den ſogenannten feſten Punkten, während man den Gefrierpunkt oder denjenigen Punkt, bis zu welchem das Queckſilber ſinkt, wenn man das Thermometer in dem Gefrieren nahes Waſſer hält, den erſten nennt. Die Temperatur des ſiedenden Waſſers bleibt zwar konſtant; will man aber hierdurch den S. beſtimmen, ſo muß höchſt reines Waſſer genommen, auf die Geſtalt des gebrauchten Gefäßes geachtet werden, da dieſe ſehr weſentlichen Einfluß übt. Die Wärme nimmt nämlich ab, wofern die Quantität des Waſſers durch Verdunſtung verhindert wird und übt nicht ihre ganze Gewalt auf das Inſtrument, wofern nicht die Kugel deſſelben, und zugleich die Röhre in daſſelbe getaucht wird; wobei jedoch die Kugel den Boden nicht berühren darf. Sonſt muß das Waſſer im ſtarken Sieden erhalten werden, damit die Wärme überall in demſelben ſich verbreitet. Bellani ſagt, man ſolle den das Queckſilber enthaltenden Theil der Röhre den Dämpfen des ſiedenden Waſſers ausſetzen und zwar in einem Gefäß mit engem Hals, die Kugel zwei bis drei Zoll unter die Oberfläche des Waſſers ſenken, jedoch ohne Bodenberührung. Endlich muß noch der Luftdruck genau beobachtet werden, da bekanntlich bei geringem Druck, z. B. auf Gebirgen, das Sieden viel früher eintritt, als bei ſtarkem. Nach Egen ſoll dieſes für jede Linie der Barometerhöhe: 0°,104, nach De-Luc im Mittel: 0,094, nach Arzberger: 0,085 C. betragen. Die londoner Societät ſchlägt zur Auffindung des S.es folgendes Verfahren vor: Anfänglich ſoll man das Inſtrument nicht ins ſiedende Waſſer ſenken, ſondern bloß den erhitzten Dämpfen deſſelben ausſetzen, dann aber in ein Gefäß von der Form ABCD (ſ. Fig.) bringen, welches in E eine etwa 0,5 Zoll weite, 2—3 Zoll lange Röhre zum Entweichen der Dämpfe hat, welche mittelſt einer zinnernen Platte gedeckt iſt, die die Dämpfe heben müſſen. Die Oeffnung für das Thermometer muß dicht ſchließen und der S. des Inſtruments nur wenig über ſie hervorragen, damit die Dämpfe überall auf das Queckſilber einwirken können, das Waſſer raſch ſieden, wenigſtens 2 Minuten auf das Inſtrument ſeine Wirkung üben, bevor man an die Beſtimmung des Punktes geht, die Kugel wenigſtens 3—4 Zoll unter dem Spiegel des Waſſers ſeyn, dabei eine Barometerhöhe von: 29,8 engl. Zoll oder 335,54 pariſer Linien und bei Verwendung von Waſſerdämpfen eine ſolche: 29,5 engl. Zoll vorhanden ſeyn. Im Einklang hiermit ſtehen Egens Vorſchriften, der ſich für die Anwendung von heißen Dämpfen und gegen die von ſiedendem Waſſer ſehr ausſpricht, indem dort ein ruhiger Stand des Queckſilberfadens, hier ein ſtetes Oscilliren deſſelben hervorgerufen wird, zudem



bei Anwendung von offenen Gefäßen der Niederſchlag von Dämpfen auf das Ende der Röhre den eigentlich geſuchten Punkt nicht genau finden läßt. Was den nöthigen Barometerſtand anlangt, ſo proteſtirt aber Munke, ſo wie Egen ſehr gegen die Anſicht, als laſſe ſich ein mittlerer allgemeiner Barometerſtand im Meeresſpiegel beſtimmen und daß es daher am gerathenſten ſey, ſich für dergleichen Unterſuchungen über einen Barometerſtand zu einigen. Egen ſchlägt zu dieſem Zweck: 0,76 Meter der im Barometer auf 0° C. reducirten Queckſilberſäule vor, weil ſolcher bereits in Frankreich allgemein und in Deutſchland vielfach und eben ſo in England ſchon gebilligt worden ſey, indem 30 engliſche Zolle 0,762 Meter nahe kommen. Somit fällt Lamberts und De-Lucs Vorſchlag von 27 Zoll = 0,73089 Meter, ferner die früher gangbare von 0,75796 Meter und der der londoner Kommiſſion von 29,5 engliſche Zoll oder 0,7493 Meter von ſelbſt weg. Parrot ſtellt ferner die Einwirkung der äußeren Temperatur, wenigſtens innerhalb der Grenzen von: — 5° bis — 15° R. ganz in Abrede, empfiehlt ferner zu derartigen Verſuchen eine Weingeiſtlampe, um ein gleichmäßiges Sieden zu erzielen. Ferner macht dieſer Phyſiker auf den weſentlichen Unterſchied zwiſchen in Dampf und denen in Waſſer beſtimmten Thermometern aufmerkſam und behauptet, daß die Atmothermometer (alſo die erſte Art) ſich von den Hydrothermometern in ihren Angaben um ein weniges unterſcheiden müſſen. Sonſt iſt es nothwendig, nicht allein die Kugel, ſondern auch den ganzen Queckſilberfaden dem Dampf auszuſetzen, um den Siedepunkt zu fixiren. Am meiſten verdient um die Konſtruktion der Thermometer machten ſich: **Parrot**, Sur les points fixés du Thermom., Petersburg 1828; — **Luz**, Vollſtändige Anweiſung zur Verfertigung der Thermometer; — **Fahrenheit**, **De-Luc**, **Reaumur**, **Celſius**, wie im Weitern Art. **Thermometer** zeigt.

In nachſtehender, **Baumgartners** größerer Phyſik entnommenen Tabelle finden ſich viele Abkürzungen von Eigennamen, die aber in dem Verzeichniß der ſpec. Gewichte (ſ. **Gewicht**) erläutert ſind.

Schmelz- und Siedetemperatur.

W bezeichnete Grade des wedgewoodſchen, D Grade des daniell'ſchen Pyrometers, wo keine Signatur vorkommt, werden celſiſche Thermometergrade verſtanden.

Name der Körper.	Temperatur des Schmelzens.	Temperatur des Siedens.
Aetzlöſung 64 Theile Salz, 36 Theile Waſſer . . . . Gri.	—	102°.5
Alkohol, abſoluter . . . G.L.	—	78.41
Pr.	—	77.323
„ 1 Th. Alkohol, 1 Th. Waſſ.	— 21°	—
„ 2 „ „ 1 „ „	— 23	—
„ von 0.801 ſpec. Gew. bei 20° C. muthmaßlich Mun.	— 36	—
„ 0.798 ſpec. Gew. muthmaßlich . . . . Hutton.	— 79	—
„ 0.781 ſpec. Gew. muthmaßlich . . . . Mun.	— 92	70.3
Ameiſenäther von 0.7915 bei 18° C	—	56
Ammoniak, koncentrirt . .	— 30	45
„ oxalſaures 40 Th. Salz, 60 Th. Waſſer . . Gri.	—	103.5
„ ſalzſaures 20 Th. Salz, 80 Th. Waſſer . . Gri.	— 134	115.5
Antimon . . . . Mor.	512.9 425	— —
Antimonöl	—	200
Arſenik	210	—
Arſenikchlorid	unter — 287	—
Arſenikfluorid . . . . Unv.	—	100
Arſenikwaſſerſtoff	—	— 22.4
Barytlöſung, ſalzſaure, 45 Th. Salz, 55 Th. Waſſer . Gri.	—	104.5
Barytlöſung, ſalpeterſaure, 26.5 Th. Salz, 73.5 Th. Waſſer Gri.	—	101.1
Benzoeäther . . . . Dum.	—	209
Bernſtein	288	—
Bergamotöl	— 5	—
Bergnaphta	—	106.2
Bittererde, ſchwefelſaure Löſung, 73.5 Th. Schwefel, 42.5 Th. Waſſer . . . . Gri.	—	105.5
Blauſäure, wäſſerige . . .	—	22.5
„ waſſerfreie . G.L.	— 12.75	26.2
Blei . . . . Kap.	334	—
„ . . . . Gri.	327	—
„ . . . . Mor.	321.2	—
„ . . . . Dan.	321	—
„ 0.340 Th. Zinn, 0.194 Th. Wismuth . . . . . Dob.	99	—
„ eſſigſaure Löſung, 41.5 Th Salz, 58.5 Th. Waſſer. Gri.	—	101.7
„ ſalpeterſaure Löſung, 41.5 Th. Salz, 58.5 Th. Waſſer Gri.	—	102.5
Blut	— 2.9	—
Blutlaugenſalz, 55 Th. Salz, 45 Th. Waſſer . . . Gri.	—	103.5
Boraxlöſung, 52.5 Th. Salz, 47.5 Th. Waſſer . . . Gri.	—	105.5
Borſäure, in Waſſer gelöſt. Gri.	—	103.3
Brom . . . . Ser.	18	47.5
Bromantimon	94	270
Bromarſenik . . . . . Ser.	20 25	— —
Bromcyan	—	— 15
Bromkohlenſtoff . . . . Ser.	0	—
Bromphosphor . . . . Bal.	unter — 12	—
Bromwismuth . . . . Ser.	200	—
Butter	30	—
Butterſäure . . . . . Chev.	unter — 9	—
Kali, oxalſaure Löſung. 40 Th. Salz, 60 Th. Waſſer Gri.	—	104.5
„ ſalzſaures, 12.5 Th. Salz, 88.5 Th. Waſſer	— 34	—

Name der Körper.	Temperatur des Schmelzens.	Temperatur des Siedens.
Kali, talgſaures	über 100	178
„ weinſaures, 68 Th. Salz, 81 Th. Waſſer . . Gri.	—	102.5
Kobalt . . . . Dal.	130 W	—
Chap.	9940	—
Kochſalzlöſung: ſpec. Gew. bei 18°.8 C		
1.006 . . . Biz.	— 0.6	100.3
1.012 . . . „	— 1.2	100.4
1.018 . . . „	— 1.8	100.8
1.024 . . . „	— 2.5	101
1.030 . . . „	— 3.0	101.2
1.036 . . . „	— 3.6	101.5
1.042 . . . „	— 4.2	101.8
1.048 . . . „	— 4.8	102
1.054 . . . „	— 5.5	101.8
1.060 . . . „	— 6.1	102.5
1.066 . . . „	— 6.7	102.7
1.072 . . . „	— 7.4	103
1.078 . . . „	— 8	103.3
1.084 . . . „	— 8.6	103.5
1.090 . . . „	— 9.2	103.7
1.096 . . . „	— 9.7	104
1.102 . . . „	— 10.4	104.2
1.108 . . . „	— 11	104.6
1.114 . . . „	— 11.6	104.8
1.120 . . . „	— 12.2	105
1.126 . . . „	— 12.8	105.2
1.132 . . . „	— 13.5	105.5
1.138 . . . „	— 14.1	105.8
1.144 . . . „	— 14.7	106
1.150 . . . „	— 15.4	106.2
1.156 . . . „	— 15.8	106.5
1.162 . . . „	— 16.5	106.7
1.168 . . . „	— 17.1	107.1
1.174 . . . „	— 17.8	107.3
1.180 . . . „	— 18.3	107.5
1.186 . . . „	— 19	107.8
1.192 . . . „	— 19.6	108.1
1.198 . . . „	— 20.2	108.4
1.204 . . . „	— 20.8	108.6
Kohlenſulphurid	unter 41	—
Kohlendoppelwaſſerſtoff . Far.	0.9	—
„ von komprimirtem Oelgas	— 22.5	—
„ 1 Th. Wſſſt. 7.58 Khlſt. Far.	—	60
„ „ „ 8.38 „	—	56.56
„ „ „ 7.90 „	—	71.11
„ „ „ 8.25 „	—	80
„ „ „ 8.76 „	—	87.28
„ „ „ 9.17 „	—	88.38
„ „ „ 8.81 „	—	88.89
„ „ „ 8.48 „	—	104.44
Kohlenwaſſerſtoff, ſchwefelſaurer . . . . Ser.	110	260
Kohlenwaſſerſtofferans . .	0	—
Kohlſaft	— 8.25	—
Korkſäure . . . . . Bouſ.	83.7	—
Kupfer . . . . Mor.	27 W	—
	1207.8	—
Dan.	1398	—
„ eſſigſaure Löſung, 18 Th. Salz, 83.5 Th. Waſſer. Gri.	—	101.1
„ ſalpeterſaure . . . Gri.	—	173.8
„ ſchwefelſaure 41.6 Th. Salz, 58.4 Th. Waſſer . . .	— 32	—
Leinöl	— 20	387.5
Macisöl . . . . . . Schüb.	—	318
Mangan . . . . Dal.	160 W	—
Chap.	12100	—
Manganbromür . . . . Dum.	—	15
	—	20
Margarinſäure	60	—
Meſſing . . . . Dal.	21 W	—
Mor.	999	—
Dan.	1021	—
Metallgemiſch aus 177 Th. Zinn, 310 Th. Blei	1869 D	—
	3007	—
„ d'Arcetſches . . . . Mor.	93.7	—
Milch	— 18	—
Mohnöl	— 11	—
Mohnſäure . . . . Ser.	185	—
Molybdän	170 W	—
Myricin . . . . Brui.	68	—
Myrrhenwachs	43	70
Naphtalin	79	218
Naphta von Amiano . . Sau.	—	85.5
Natrium	90	—
Natrum, ätzendes . . . . Gri.	—	215.6
„ eſſigſaure Löſung, 60 Th. Salz, 48 Th. Waſſer Gri.	—	124.5
„ phosphorſaure Löſung, 60 Th. Salz, 40 Th. Waſſer	—	105.5
„ kohlenſäuerliche Löſung, 60 Th. Salz, 46 Th. Waſſer Gri.	—	105.5
„ ſchwefelſaure Löſung, 31.5 Th. Salz, 68.5 Th. Waſſer Gri.	—	100.5
„ weinſaure Löſung, 50 Th. Salz, 50 Th. Waſſer .	— 31	—
Nickel	unter 160 W	—
„ ſchwefelſaure Löſung, 65 Th. Salz, 35 Th. Waſſer Gri.	—	116.6
Oſerin . . . . Kun.	über 160	—
Oeläther	—	67.5
Oelgeiſt	—	84.8
Oelkampher	0	6.66
Olivenöl	2.5	—
Osmium	über 160 W	—
Oxaläther . . . . . . Dum.	—	188
	—	184
Oxalſaure Löſung . . . Gri.	—	121.6
Palladium	über 160 W	—
Palmöl	29	—
Parillin . . . . Pal.	185	—
Perlſäure . . . . Che.	47	143
Perubalſam	—	287
Pfeffermünzöl	— 22	—
Phosphor . . . . Hei.	43	250
Pel.	—	285
Phosphorjodid:		
8 Th. Jod, 1 Th. Phosphor	100	—
16 „ „ 1 „ „	26.8	—
24 „ „ 7 „ „	46.6	—
Phosphorſulphurid:		
12 Th. Schwef., 100 Th. Phos.	48.5	—
18 „ „ „ „ „	20	—
25 „ „ „ „ „	13	—
50 „ „ „ „ „	13	—
200 „ „ „ „ „	22.5	—
300 „ „ „ „ „	37.5	—
Pineytalg . . . . Bab.	36.4	—
Platin . . . . Chap.	170 W	—
	12821	—
Queckſilber . . . . . . Dal.	— 38.5	348
Dul.	—	350
Chri.	—	346
Dav.	—	340
Queckſilberſublimatlöſung Gri.	—	101
Ricinöl	— 18	—
Ricinſäure . . . . . . Buſ.	22	—
Ricin-Talgſäure	über 130	—
Roſenöl	20—30	—
Rosmarinöl	—	166
Rhodium	über 160 W	—
Sabadillſäure . . . . . Pel.	20	—
Salpeterſäure, vom ſpecifiſchen Gewicht 1.421	— 55.6	—
1.407	— 42.5	—
1.3880	— 84.8	—
1.2588	— 34.8	—
1.5290	— 25.8	—
1.54 . . Mit.	—	80
Dal.	—	79.4
1.50 . . Dal.	—	98.4
1.45 . . Dal.	—	118.5
1.48 . . Dal.	—	120
1.40 . . Mit.	—	107.8
Dal.	—	109.4
1.35	—	108.3
1.30	—	113.6
1.26	—	113.8
1.22	—	111.1
1.20	—	108.4
1.16	—	99.6

Name der Körper.	Temperatur des Schmelzens.	Temperatur des Siedens.
Salpetersäure, vom specifischen Gewicht 1.47	—	106.1
1.16	—	105
1.15	—	104.4
1.14	—	106.6
Salpetersäure, rauchende, vom spec. Gew. 1.420	—	120
Salpetrige Säure, vom spec. Gew. 1.437 . . . Dus.	— 28	—
Salpeteräther	—	22
Salzäther, leichter	—	15.3
" schwerer	—	107.6
Salzsäure, koncentrirt	— 16.2	—
" von specifischem Gewichte 1.160 . . Dal.	—	76.7
1.154 . . Dal.	—	87.6
1.144 . . Dal.	—	100
1.136 . . Dal.	—	102.9
1.127 . . Dal.	—	105.5
1.121 . . Dal.	—	108.6
1.094 . . Dal.	—	111.1
1.073 . . Dal.	—	108.3
1.064 . . Dal.	—	110.5
1.047 . . Dal.	—	105.5
1.035 . . Dal.	—	103.9
1.019 . . Dal.	—	102.2
1.000 . . Dal.	—	101.1
Sauerstoffäther	—	66.7
Schwefel	über 111	613
Schwefeläther, von specifischem Gewichte 0.716 . . Dum.	—	34
Schwefeläther, von spec. Gew. im leeren Raume . Dum.	—	— 20
Schwefelsäure, 330 spec. Gew.		
1.85 . . . . Dal.	40.2	626.3
1.849 . . . Dal.	—	618.3
1.848 . . . Dal.	—	613
1.847 . . . Dal.	—	601.7
1.843 . . . Dal.	—	371.1
1.813 . . . Dal.	—	285
1.838 . . . Dal.	—	673.6
1.835 . . . Dal.	—	368.3
1.827 . . . Dal.	—	660.5
1.819 . . . Dal.	—	652.6
1.810 . . . Dal.	—	346
1.801 . . . Dal.	—	627.7
1.791 . . . Dal.	—	320.5
1.780 . . . Dal.	—	324
1.783 . . . Dal.	—	310.6
1.757 . . . Dal.	—	310
1.744 . . . Dal.	—	304.4
1.730 . . . Dal.	—	199.4
1.715 . . . Dal.	—	194.4
1.699 . . . Dal.	—	190
1.684 . . . Dal.	—	183.1
1.670 . . . Dal.	—	133.6
1.650 . . . Dal.	—	173.6
1.520 . . . Dal.	—	113.3
1.408 . . . Dal.	—	123.6
1.30 . . . Dal.	—	115.6
1.20 . . . Dal.	—	106.6
1.10 . . . Dal.	—	133.3
Schwefelblausäure	— 12	101.6
Schwefelchlorophosphür . . . Ser.	—	125
Schwefeljodid	60	—
Schwefelkohlenstoff	—	42
Senfelfett	120	—
Selen	über 100	—
Silber . . . . Dal.	28 W	—
Mor.	1033.7	—
Dan.	1233	—
Prt.	998.7	—
Dgn.	1223	—
" mit $\frac{1}{13}$ Gold . . Prt.	1048.7	—
Sylvinsäure . . . . Uno.	133.7	—
Sylvinsäurehydrat . . Uno.	100	—
Spermacet	31.6	—
Solanin	über 100	—
Strontian, salpetersaure Lösung, 53 Th. Salz, 47 Th. Wasser . . . Gri.	—	106.8
Stearin von Baumöl	20	—
" " Mohnöl	2	—
" " Rüböl	7.5	—
Stearinsäure . . . . Che.	70	—
Stearopten aus Anisöl	20	—
" " Terpentinöl	— 7	—
" " Rosenöl	34	—
Stickstoffoxydul	—	über 17.6
Talg	41.6	—
Talgsäure . . . . . Che.	76	—
" 1 Th. Säure, 1 Th. Alkohol	45	—
Talkerde, schwefelsaure Lösung 57.5 Th. Salz, 42.5 Th. Wasser . . . . . Gri.	—	136
Terpentinöl	— 13	156.6
Tellur	322	—
Titan	über 170 W	—
Uran	170 W	—
Veratrin . . . . . Pel.	50	—
Wachs, ungebleichtes	73.6	—
" rohes	61.6	—
" weißes	33.7	—
" aus der Milch des Kuhbaums	60	—
Wasser, rein, bei 341 p. L. Luftdruck, Käm.		
341	—	100.465
340	—	100.412
339	—	100.330
338	—	100.248
337	—	100.163
336	—	100.082
335	—	100.00
334	—	99.913
333	—	99.834
332	—	99.750
331	—	99.916
330	—	99.582
329	—	99.474
328	—	99.415
327	—	99.331
326	—	99.246
325	—	99.161
324	—	99.078
323	—	98.990
322	—	98.905
321	—	98.819
320	—	98.732
319	—	98.653
318	—	98.560
317	—	98.474
316	—	98.387
315	—	98.300
314	—	98.216
313	—	98.125
312	—	98.038
311	—	97.950
310	—	97.862
309	—	97.775
308	—	97.686
307	—	97.598
306	—	97.509
305	—	97.419
304	—	97.329
303	—	97.239
302	—	97.149
301	—	97.059
300	—	96.968
299	—	96.876
298	—	96.785
Wasser, oxygenirtes	— 63	—
Meerwasser	— 6	106.7
Wein, starker	— 6.6	—
Weinessig	— 6.3	—
Weinöl, tropfbares . . Ser.	— 65	680
" festes . . . . Ser.	110	—
Weinsteinlösung, 6.7 Th. Salz, 90.6 Th. Wasser . . . Gri.	—	101.1
Wismuth . . . . . Dan.	66 D	—
Mor.	640.6	—

Name der Körper.		Temperatur des Schmelzens.	Temperatur des Siedens.
Wismuth	Dan.	239	—
Wolfram		über 170 W	—
Zink	Dan.	94 D	—
	Dan	342	—
	Mor.	374	—
Zink, ſchwefelſaure Löſung, 45 Th. Salz, 55 Th. Waſſer, Gri.		—	104.5
Zink, ſchwefelſaure Löſung, 53.3 Th. Salz, 46.7 Th. Waſſer		— 18	—
Zinn	Mor.	266.9	—
	Dap.	227	—
	Kup.	230	—
Zinnblei:			
3 At. Zinn, 1 At. Blei,	Kup.	194	—
4 „ „ 1 „ „	Kup.	189	—
3 „ „ 1 „ „	Kup.	19	—
2 „ „ 1 „ „	Kup.	6	—
1 „ „ 1 „ „	Kup.	241	—
1 „ „ 3 „ „	Kup.	289	—

Sieder, in Salzwerken und anderen ähnlichen Hüttenwerken, die Arbeiter, welche das Sieden verrichten.

Siederei, 1) ſ. v. a. Siedehütte; — 2) ſ. v. a. Siedekunſt; — 3) alle Arbeiten, welche beim Sieden eines Gegenſtandes nothwendig ſind.

Siedersfeld, kurheſſ. Filialdorf, Prov. Oberheſſen, Kr. Kirchhain, Amt Rauſchenberg; 280 Einw.

Siedeſchale, ſ. Siedeofen.

Siedetopf, der papinianiſche Topf.

Siedewoche, in Salinen die Woche, in welcher wirklich geſotten wird; denn in kleinen Salinen wird auch oft gefeiert.

Siedhütte, ſ. Laugenhütte.

Sieding, öſterr. Doeſ, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wiener-Walde, Landger. Magiſt. Wien-Neuſtadt; 220 Einw.

Siedland, ſ. v. a. Siedelland.

Siedlce (Schilz, Geogr.), 1) preuß. Dörfer, Prov. u. R.-B. Poſen: a) Kr. Bomſt; kath. Pfarrei, 200 Einw.; — b) Kr. Kröben; 320 Einw.; — c) Kr. Schroda; Pfarrei; 330 Einw.; — 2) (Siedlce), ruſſ.-poln. Kr., Gouv. Podlachien, grenzt nördlich an das Gouv. Plock, öſtlich an den bialer Kreis, ſüdlich an den lukower Kr. u. weſtlich an Maſovien. Außer S. hier noch die Städte: Wegrow, Liw, Sokolow, Mordy, Wodynie, Mokobody ꝛc. — 3) Kreisſtadt daſelbſt, zugleich Hauptſtadt des Gouvernements, Sitz der Provinzialbehörden, Civil- u. Friedensgericht, Kreisſchule, prachtvolles Palais, ſchöne Gärten, ſchönes Rathhaus; iſt in ganz Polen beſonders berühmt durch ſeine Semmeln, von denen auch die anderwärts von feinem Mehl gebackenen den Namen siedlecer Semmeln (Siedleckie Bulki) führen; 4500 (nach Andern 5500) Einw.

Siedleczko, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; Hauptgut, Vorwerk; 140 Einw.

Siedlemin, preuß. Pfarrdorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Pleſchen; 260 Einw.

Siedlikow, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Schildberg; 850 Einw.

Siedlimowo, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; kath. Pfarrei; 140 Einw.

Siedlingen, naſſ. Pfarrdorf, Amt Höchſt; 640 Einw.

Siedlinghauſen, preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Beilon; Kapelle; 650 Einw.

Siedliska, öſterreich.-galiz. Flecken, Kr. Zolkiew; Fayencefabrik.

Siedlitz, ſ. Mark-Sieblitz.

Siedloth (Salzw.), ſ. Gradirloth.

Siedmirogow (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Krotoszyn; 270 Einw.; — 2) preuß. Hauland, daſ.; 270 Einw.

Sief (arab.), ein trockenes Augenmittel.

Siefargund (ind. Geſch.), ſ. v. a. Androkottos.

Sieferhoven, preuß. Honnſchaft, Rheinpr., R.-B. Köln, Kr. Sieg; 130 Einw.

Siefersheim, großh. heſſ. Pfarrdorf, Prov. Rheinheſſen, Kr. Bingen, Friedensger. Wöllſtein; 560 Einw.

Siefring (Geogr.), öſterreich. Dörfer: 1) (Ober-S.), Land unter der Ens, Viertel unter dem Wiener-Walde, Landger. Kloſterneuburg; 310 Einw.; — 2) (Unter-S.), Pfarrdorf daſ.; 350 Einw.

Sieg (Kriegsw.), der Zweck eines jeden Kampfes, ſowohl in körperlicher, als in ſittlicher Beziehung, in welcher letzteren er beſonders den Leidenſchaften u. ihrer Bändigung oder gänzlichen Unterdrückung gilt. In erſterer Beziehung kann er entweder von einem Einzelnen errungen werden, wie im Wetteiſern u. Spielen, oder v. Geſammtheiten, wie im Kriege. Das Merkmal des Sieges im Kriege iſt der Abzug des Gegners vom Kampfplatze, wozu ihn folgende Umſtände veranlaſſen können: a) Unverhältnißmäßig großer Verluſt an Streitkräften, der ihn zu der Ueberzeugung führt, daß der Feind ſtärker ſey als man vermuthete, oder daß der Sieg zu theuer erkauft werden müſſe; b) bedeutende Störung der taktiſchen Ordnung und Verhältniſſe, wodurch auch die Wirkſamkeit des Ganzen beeinträchtigt wird; c) Verluſt wichtiger Terrainpunkte, wodurch die Fortſetzung des Gefechtes größere Verluſte an Streitkräften verurſachen kann; d) eine ſich im Laufe des Gefechts ſehr nachtheilig erweiſende Form in der Aufſtellung der Truppen, wozu insbeſondere die ſogenannten Hakenſtellungen gehören; e) ein ſehr überraſchender Angriff des Gegners, welcher die Vollziehung der zur wirkſamen Vertheidigung nöthigen Anordnungen unmöglich macht; f) die Entdeckung, daß der Gegner an Zahl, oder an moraliſchen Kräften ſehr überlegen iſt. In allen dieſen Fällen kann ein Befehlshaber veranlaßt werden, das Gefecht aufzugeben, weil eine beſſere Wendung deſſelben nicht zu hoffen, wohl aber Schlimmeres zu befürchten iſt und der Zweck des Gefechts mithin gar nicht erreicht werden kann. Der Kampfplatz kann aber auch verlaſſen werden, ohne daß dieſe Handlung aus dem Entſchluſſe des Oberbefehlshabers entſpringt u. zwar entweder wenn die Truppen wegen Mangels an Muth und gutem Willen davongehen oder vom Schrecken ergriffen werden.

Dies iſt bei Gefechten zwiſchen kleinen Haufen häufig der Fall, weil der ganze Kampf von ſo geringer Dauer iſt, daß der Befehlshaber oft kaum Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, noch weniger einen Plan zu entwerfen. Bei größeren Streithaufen kann ein ſolcher Fall nur bei einzelnen Truppentheilen eintreten; wenn aber mehre ſo geringen Widerſtand leiſten, können die dadurch entſtehenden Verhältniſſe ſo nachtheilig werden, daß der Oberbefehlshaber ſich zum Rückzuge entſchließt, ſollte er auch auf andern Punkten Vortheile errungen haben. Der Oberbefehlshaber kann aber auch durch Gründe, die außerhalb des Kampfplatzes liegen, zum Aufgeben des Gefechts bewogen werden. Gehen z. B. Nachrichten ein, welche die ſtrategiſchen Verhältniſſe merklich ändern, ſo kann der Gegenſtand des Sieges für jetzt allen Werth verlieren, ein weiteres Vordringen in der angenommenen Richtung ſogar verderblich werden. Das Aufgeben eines Gefechts iſt alſo die Anerkennung der augenblicklichen Ueberlegenheit des Gegners und das Nachgeben in ſeinen Willen. Darin liegt die erſte moraliſche Wirkung des Sieges. Aber der Abzug vom Kampfplatze entſcheidet noch nicht über ſeine Größe, Wichtigkeit und ſeinen Glanz, welche drei Dinge oft zuſammen fallen, aber keineswegs identiſch ſind. Die Größe des S.es hängt von der Größe der Maſſen ab, über die er erfochten wird, ſo wie von der Größe der Trophäen. Die Wichtigkeit desſelben beruht auf der Wichtigkeit des Zweckes, der erreicht wird; ſo kann die Einnahme einer wichtigen Stellung einen an ſich unbedeutenden Sieg ſehr wichtig machen. Der Glanz des S.es endlich beſteht in der relativen Größe, welche die eroberten Trophäen zur ſiegenden Armee haben. In dieſer Beziehung kann man ſagen, daß Friedrich des Großen Siege glänzender waren, als die Siege Napoleons, die des letzteren waren aber ungleich wichtiger und folgenreicher. Da die Verfolgung vom Kampfplatze aus als eine Vervollſtändigung des S.es zu betrachten iſt, in der Dunkelheit und in einem ſehr ſchwierigen Terrain ſie aber niemals ſehr wirkſam ſeyn kann, ſo folgt daraus, daß die Zeit, in welcher und zu welcher man ſiegt, nicht minder auch die Terrainbeſchaffenheit im Rücken des Beſiegten den Werth des S.es ebenfalls erhöhen oder verringern können. Nach einem langen und hartnäckigen Kampfe, der bis zur Dämmerung fortgeſetzt wurde, wird der Sieger faſt immer auf eine kräftige Verfolgung verzichten müſſen. Wurde hingegen der Sieg durch einige ſchnell auf einander folgende kräftige Anfälle am hellen Mittag erfochten, ſo kann der Weichende noch eine gänzliche Niederlage erleiden. Je unwegſamer das Terrain in ſeinem Rücken iſt, deſto größer werden auch ſeine Verluſte an Geſchützen und Wagen ſeyn, kleiner jedoch an Menſchen; im offnen und ebenen Terrain iſt es umgekehrt, und man wird auf dem Rückzuge nur dann viel Geſchütz verlieren, wenn daſſelbe bei Deckung des Rückzugs ſehr bloß geſtellt werden ſollte. Die Benutzung des S.es iſt zweifacher Art: taktiſch, indem man den weichenden Gegner durch fortgeſetzte Angriffe in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, daß ſeine Schlagfähigkeit für die nächſten Tage gänzlich verloren geht; und ſtrategiſch, indem man aus dieſem Zuſtande alle nur denkbaren Vortheile zieht (ſ. Verfolgung). Die Benutzung des S.es nimmt einen politiſchen Charakter an, ſobald der Sieger in den eroberten Provinzen die Regierungsbehörden abſetzt oder für ſich in Eid und Pflicht nimmt, die förmliche Beſitznahme derſelben bekannt macht u. ſ. w. Der höchſte Grad einer ſolchen Benutzung beſteht in der Erklärung, daß die feindliche Dynaſtie aufgehört habe, zu regieren. Cäſar, Alexander der Große und Napoleon haben Beiſpiele ſo erfolgreicher S.e gegeben; es gehören aber immer eigenthümliche politiſche Verhältniſſe des Gegners dazu. Schon die Feldherren der Alten hielten es für eine größere Kunſt, den S. zu benutzen, als ihn zu gewinnen. Nach erfochtenem Siege pflegten ſie die Siegeszeichen aufzurichten; bei der Heimkehr eines ſiegreichen Heeres wurden Siegeslieder geſungen und den Göttern feierliche Opfer gebracht. Siegreiche Feldherren pflegten ihre Waffen in dem Tempel einer Gottheit aufzuhängen, wenn ſie ihre kriegeriſche Laufbahn zu beſchließen gedachten. Die römiſchen Feldherren ſchickten nach errungenem Sieg einen mit Lorbeern umwundenen Brief (literae laureatae) nach Rom, worin ſie davon Meldung thaten. Die erſten Feierlichkeiten, die man darauf in Rom anſtellte, waren Dankgebete (ſ. Supplicatio), dann erhielt der Feldherr, je nach der Wichtigkeit des Sieges, eine Belohnung; die größte war die Ovation oder der Triumph (ſ. d.). Außerdem beſchenkte man ihn mit Kränzen, die auch an einzelne Soldaten, die ſich beſonders ausgezeichnet, vertheilt wurden; ſ. Corona victorum. Fuhr der Sieger zu Schiffe heim, ſo gaben ihm die Bundesſtaaten, bei denen er vorbeifuhr, Siegerkränze, womit man auch die Schiffe zu ſchmücken pflegte. Die Siegerpreiſe der neuern Zeit ſind materiellerer Natur. Ueber die Belohnungen der Sieger in öffentlichen Spielen ſ. Nemeiſche, Iſthmiſche, Olympiſche Spiele, Turniere ꝛc.

Sieg (Geogr.), 1) Fluß, entſpringt auf dem Weſterwalde, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, nimmt die Nieſter und Agger auf, wird bei Siegburg ſchiffbar und mündet nach einem Laufe von 17 Meilen in den Rhein; — 2) preuß. Kreis, Rheinprov., R.-B. Köln; iſt gebildet aus einem Theile des Herzogthums Berg und einigen Ortſchaften des Erzſtiftes Köln und grenzt gegen Norden an die Kreiſe Mühlheim und Wipperfürth, im Nord-Oſten an den Kreis Gummersbach, im Oſten an die Kreiſe Gummersbach und Waldbroel, im Süden an den R.-B. Koblenz und im Weſten an den durch den Rhein getrennten Kreis Bonn. Sein Flächeninhalt beträgt 13,95 □ Meilen mit 75,000 Einw., wovon der größte Theil katholiſch iſt. Der Boden des Kreiſes iſt im Oſten und Norden gebirgig, mit Waldungen beſtanden, im Süden mit erweiterten Thälern verſehen und ſehr zum Ackerbau geeignet. Das den Kreis durch-

ziehende *Gebirge* iſt das Siebengebirge und der Weſterwald; von erſterem zieht ſich ein Bergrücken, faſt parallel mit dem Rhein, in einer Entfernung von 1/4 Stunde von demſelben, bei dem Dorfe Ober-Kaſſel vorbei nach Ramersdorf (Kr. Bonn). Der ſüdl. Theil dieſes Rückens heißt kaſſeler Lei und iſt 438′ über dem Rheinſpiegel erhaben. Der nördliche 320′ hohe Theil heißt *Rückersberg*. Der ganze Rücken beſteht aus Baſalt und enthält viele Steinbrüche. *Bewäſſert* wird der Kr. durch den Rhein, der die weſtl. Grenze deſſelben bildet und in den ſich die Sieg, der Hauptfluß des Kreiſes, ergießt, durch die Agger, den Mühlengraben, den alten Bach, die Sülze, der Broel-, Pleis-, Wahn-, Waldbroel-, Warthbach u. ſ. w. Außer den gewöhnlichen *Getreidearten* werden auch Wein, Raps, Flachs und Futterkräuter gebaut. Anderweitige *Nahrungsquellen* ſind: Gerbereien, Tabaksfabriken, Topfbäckerei, Fiſcherei, Handel und Schifffahrt. Die vorhandenen Eiſen-, Blei-, Kupfer- und Braunkohlengruben verſchaffen ebenfalls vielen Menſchen ihren Unterhalt.

Sieg (Biogr.), *Karl*, Zeichner und Maler von Magdeburg, um 1780 geboren und an der Kunſtſchule daſelbſt gebildet, ſetzte ſeine Studien auf der Akademie zu Berlin fort u. ward ſchon 1806 mit Beifall genannt in Folge mehrer hiſtoriſchen Darſtellungen, deren er auch für Kirchen malte; größeren Ruhm noch hatte er als Porträtmaler. In ſeinen Bildniſſen herrſcht Leben und Wahrheit, und bei einer eben ſo eigenthümlichen als geiſtreichen Behandlung verfehlen ſie nie ihre Wirkung ſelbſt auf denjenigen, welchem die Familienverhältniſſe gleichgültig ſind. S. arbeitete in verſchiedenen Städten und hinterließ überall ſchöne Proben ſeiner Kunſt. Außer ſeinen Bildniſſen hat man von ihm auch landſchaftliche Zeichnungen.

Sieg..., damit zuſammengeſetzte Namen, wie Siegbert, Siegfried ꝛc., die ſich hier nicht finden, ſ. *Sig...*

Siegbold, ſ. v. a. Sebald.

Siegburg, preuß. Kreisſtadt, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. *Sieg*; zwiſchen der Sieg und Agger; 4 Kirchen und Kapellen, höhere Bürgerſchule, Topfbäckerei, Tabakfabriken, Gerbereien, Fiſcherei, Schifffahrt, Poſt und Unterſteueramt, auf dem nahen Michaelisberg in der 1060 geſtifteten Benediktiner-Abtei ſeit 1824 Irrenanſtalt; 3000 Einw.

Siegburg-Mühldorf, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. *Sieg*; an der Sieg; 250 Einw.

Siegeburg (Geogr.), 1) Burg, ſ. *Segeberg*; — 2) ſ. *Syburg*.

Siegel (lat. Signum, Sigullum, Signatum), 1) der Abdruck eines Petſchafts oder einer ſonſtigen vertieften Fläche in einer weicheren Maſſe. Der Gebrauch des S.s iſt ſehr alt, ſo wie die Gegenſtände, die ſie darſtellen, und die Stoffe, mit denen man ſiegelt, von jeher ſehr verſchieden geweſen ſind. Als *Stoff* gebrauchte man am früheſten wohl das *Wachs*, anfangs in ſeiner urſprünglichen Farbe, dann gefärbt. Die ägyptiſchen Prieſter bedienten ſich der Siegelerde; auch des Bleies (z. B. die Großmeiſter des deutſchen Ordens) und überhaupt des Metalls, ſelbſt koſtbarer Metalle, wie des *Silbers* und *Goldes*, bediente man ſich zu Rom in der ſpätern Kaiſerzeit, beſonders die byzantiniſchen Kaiſer. Dort wurden ſie auf beiden Seiten ausgeprägt an die Bullen gehangen, die davon goldene und ſilberne Bullen hießen. Ueber die Farbe des Wachſes herrſchten im Mittelalter beſondere Beſtimmungen. Nur Kaiſer und Könige ſiegelten, als im 9. und 10. Jahrhundert der Gebrauch des bunten Wachſes aufkam, roth; die deutſchen Kaiſer verliehen ſpäter den größern Fürſten, wie den Herzögen, dann auch kleinern Fürſten und Grafen und Reichsſtädten das Recht, ſich des rothen Wachſes zu bedienen, während dieſe früher weiß geſiegelt hatten. Im 14. Jahrhundert kam der Gebrauch des grünen Wachſes auf, deſſen ſich beſonders geiſtliche Stifter, Klöſter und Städte bedienten. Der Großmeiſter des deutſchen Ordens, wo er ſich nicht des Bleies bediente, des Malteſerordens und der Tempelherrn und der Patriarch von Jeruſalem ſiegelten mit ſchwarzem Wachſe. Privat- und andere Perſonen ſiegelten mit gelbem Wachſe. S. von blauem Wachs waren ſelten. Später kamen der *Mehlkleiſter* und die *Oblaten* als Erſparniß des Wachſes auf, doch wueden ſie anfangs mehr zu Briefen gebraucht. Jetzt ſind ſie indeß auch zu Unterſiegelung von Päſſen und andern Urkunden minderen Belanges mittelſt der Siegelpreſſen (ſ. d.), indem man ein mit Zierrathen ausgeſchnittenes Blättchen Papier auf das S. legt, gewöhnlich. Zum Siegeln der Briefe mit Oblaten bedient man ſich meiſt des Stechers (ſ. d.). Briefe an Reſpektsperſonen mit Oblaten zu ſiegeln, iſt nicht ſchicklich. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Siegellack (ſ. d.) erfunden, aber erſt im 17. Jahrhundert allgemein; die älteſte bekannte mit Siegellack geſiegelte Urkunde iſt von 1553. In der Trauer und bei Kondolenzſchreiben wird ſchwarz geſiegelt. Wittwen pflegen lebenslang ſchwarz zu ſiegeln. Auch mit ſchwarzer Farbe druckt man Stempel unter Urkunden geringern Werthes oder über die mit Kleiſter oder Oblate verſchloſſenen Briefe. Schon die Alten hatten ähnliche Stempel und bedienten ſich zur Farbe hierzu des Rußes. Briefe (z. B. Empfehlungsſchreiben), die man den Ueberbringer leſen laſſen will, ſiegelt man mit *fliegenden* S.n (Cachés volants), d. i. mit S.n, deren Abdruck zwar an der obern Seite, nicht aber an dem untern Blatte befeſtigt iſt. Soll der Brief dann geſchloſſen werden, ſo klebt man den loſen Theil des S.s mittelſt einer Oblate an das untere Blatt feſt. Die auf den S.n dargeſtellten *Gegenſtände* ſind ſehr mannichfaltig. Die Alten ſiegelten mit dem eigenen Kopfbilde oder dem anderer berühmten Perſonen, das jedoch niche konkav, wie jetzt, ſondern konvex eingeſchnitten war. Auch Embleme, wie ein Sphynx, wurden hierzu gebraucht. Die deutſchen Kaiſer im frühen Mittelalter führten ebenfalls ihr Bruſtbild. Außerdem brauchte man Wappen, in ſofern Behörden, Korporationen oder einzelne Perſonen zu denſeiben berech-

tigt waren; doch wurden auch von zu Wappen nicht berechtigten Perſonen ideelle Wappen, ferner beliebige Embleme und Figuren, einzelne Worte oder Anfangsbuchſtaben der Namen im S. geführt. Im Orient zierte man die S. mit Sprüchen aus dem Koran. In ältern S.n unterſcheidet man Figuren zu Fuß (Sigilla pedestria) und zu Pferd (Sigilla equestria). In Deutſchland gebrauchte zuerſt Kaiſer Heinrich III. ein S., wo er auf dem Throne ſitzend abgebildet wurde (Majeſtäts-S.), das in Frankreich bald nachgeahmt wurde; dagegen führte hier der Dauphin ſtets ein S. zu Pferd. Nach den verſchiedenen Beſtimmungen unterſcheidet man auch Reichs-, Landes-, Kanzlei-, Städte- oder Raths-, Amts-, Gerichts-, Notariats-S. ꝛc., auch große und kleine Reichs-S. Erſtere haben meiſt den Monarchen auf dem Throne zum Gegenſtand (ſ. oben), letztere das Landeswappen. Die S. von Behörden nennt man auch In-S. Die Form der S. iſt meiſt rund, doch kommen auch andere Formen vor; im Mittelalter war eine dreieckige Schildform nicht ungewöhnlich. Auch in Bezug auf die Größe der S. herrſcht große Verſchiedenheit. Zur Zeit der Kaiſer Konrad I. und Heinrich I. hatten ſie Guldengröße, bei den Ottonen 3 Zoll im Durchmeſſer, bei Friedrich III. hatte das S. 7 Zoll im Durchmeſſer. Je kürzer die Umſchrift, deſto älter iſt in der Regel das S. Um das S. vor Verfälſchung zu bewahren, brachte man auch oft ein kleineres Gegen-S. (Contrasigillum, engl. Privy seal) auf der Rückſeite derſelben an, wie in Frankreich zuerſt unter Ludwig VII., in Deutſchland unter Heinrich III. Dieſer kleinern S. bediente man ſich in der Folge bei minder wichtigen Ausfertigungen. Der Zweck der S. beſtand urſprünglich darin, daß durch das S. eine Urkunde, ein Schein größere Glaubwürdigkeit erhalten und vor Verfälſchung geſicherter werden ſollte, als durch die bloße Unterſchrift. Zu dieſem Zwecke wurde ſonſt ein Pergamentſtreif heftend durch die Urkunde gezogen, oder die Blätter derſelben mit einander verbunden und unten die beiden Enden der Schnur durch ein S. vereinigt, das zu größerer Feſtigkeit in eine Kapſel von Horn, Holz oder Blech (Siegelkapſel) gedrückt war. Dieſe Siegelkapſel hieß auch Bulle und davon führten ganze Urkunden oft den Namen Bullen. Nicht ſelten vertrat ein ſolches S. die Unterſchrift, wenn die betreffende Perſon nicht ſchreiben konnte. Später ſetzte man die S. unmittelbar neben die Unterſchriften auf die Urkunden ſelbſt, wie es jetzt noch gewöhnlich iſt. Nur bei Urkunden von hoher Wichtigkeit werden zuweilen noch die S. in Bullen angehängt. Im 14. und 15. Jahrhundert waren den Urkunden zu größerer Beglaubigung ſehr viele S., meiſt in Bullen, angehängt, ſo einem Wahlprotokoll für Wladislaw von Ungarn (von 1440) 88, einer Beſchwerdeſchrift der böhm. Städte an die koſtnitzer Kirchenverſammlung von 1415 nicht weniger als 350. Jetzt iſt die andere Art, ein S. in Siegellack unter die zu beglaubigende Schrift zu drücken, zur Beglaubigung hinreichend und nur bei beſonders feierlichen Verträgen, Friedensſchlüſſen, Allianzen ꝛc., auch bei Lehnbriefen findet die frühere Art noch Statt. Eine Urkunde verliert an Glaubenswürdigkeit, wenn das S. verbrannt oder unkenntlich gemacht iſt, dagegen thut es den Urkunden keinen Schaden, wenn das S. verkehrt aufgedrückt iſt. Hat eine der beiden Parteien wiſſentlich ein S. abgeriſſen, ſo zeugt die Urkunde wohl gegen, aber nicht für ihn. Die Verfälſchung des S.s wird mit Staupenſchlag und Zuchthaus, in manchen Ländern, wie jede andere Fälſchung, mit dem Tode beſtraft. Dann diente das S. auch zum Verſchließen von Briefen ꝛc. Die Briefe der Alten wurden in Rollenform verſendet. Man bohrte eine Schnur durch das Pergament oder den Papyrus, ſchlang dieſe einige Mal herum und fügte die Enden der Schnur entweder durch Wachs oder Siegelerde in Bullenform zuſammen, oder ſiegelte die Schnur an die Rollen an. Erſt als nach dem 14. Jahrhundert das Papier gewöhnlicher wurde, brach man den Brief und ſiegelte, wie es heute noch gebräuchlich iſt. Der Grundſatz der Unverletzlichkeit des Siegelgeheimniſſes iſt in allen Geſetzgebungen angenommen und in allen civiliſirten Staaten anerkannt, wird aber nicht ſelten, beſonders zu Polizeizwecken, gebrochen (ſ. Briefgeheimniß). Auch Behältniſſe verſchließt und verſchloß man von jeher, wenn man ſicher ſeyn will, daß Niemand in dieſelben dringe, wie bei Erbſchaften, wo ein Erbe noch vorhanden iſt, bei Konkurſen, wo man verhüten will, daß etwas verſchleppt werde ꝛc., mit S.n; vgl. Verſiegelung. Schon Darius verſiegelte den Löwengarten und Cyrus den Tempel zu Babel. — 2) Das Werkzeug, in welches die Figur eingegraben iſt, die das S. darſtellen ſoll, jedoch eigentlich nur ſolche, denen ſich Fürſten, ganze Geſellſchaften, Kollegien, Gerichte und dergleichen bedienen, wogegen die S. zum Gebrauch der Privatperſonen Petſchafte (ſ. d.) genannt werden. Der älteſte Siegelring, der vorkommt, iſt wohl der, welchen Pharao dem Joſeph übergab. Im Orient wird ſeit der früheſten Zeit ein Siegelpetſchaft nebſt einem Stab als eine weſentliche Zierde von Männern getragen und zwar, wie jetzt noch in Perſien, entweder an einer Schnur, oder ein Ring. Noch jetzt iſt die Uebergabe des Petſchafts zum Staatsſiegel ein Zeichen der Ernennung zu den höchſten Würden (ſ. Siegelbewahrer), auch zu der eines Großweſſirs. Dem ehemaligen deutſchen Kurerzkanzler ward das Petſchaft zum Reichsſiegel bei der Kaiſerkrönung in einem ſilbernen Stabe vorausgetragen, dem franz. Großſiegelbewahrer ſonſt bei großen Feierlichkeiten in einem koſtbaren Käſtchen, dem engl. Lord Siegelbewahrer wird es durch einen eigenen Diener in einem eigenen Beutel in den geheimen Rath vorgetragen; der Großweſſir trägt es am Halſe. In China iſt es ein Zeichen jeder Würde, und der Beamte, der es verliert, erleidet empfindliche Strafe. Die Ritter hatten ihr S. an dem Schwertknopf. — 3) Die bleiernen Zeichen, welche an das fertige und beſchnurte Tuch geſchlagen werden; — 4) die Plombe, ſ. Plombiren; — 5) (S. am Altar, Sigillum altaris), in katholiſchen

Kirchen ein Stein als Schlußſtein am Altar, vor der Höhlung (Sepulcrum) in demſelben, worin ſonſt die Reliquien aufbewahrt wurden.

Siegel (Biogr.), 1) **Johann Gottlieb**, Rechtsgelehrter, 1699 zu Kloſter Häsler bei Naumburg geboren, war Advokat, ſeit 1741 Syndikus in Leipzig, wo er 1755 †. Schrieb: Corpus juris campialis, Leipz. 1742, 2 Bde., Fol.; — Einleitung zum Wechſelrecht, daſ. 1743, 4.; — Der vorſichtige Wechſelgläubiger, daſ. 1726, n. Aufl. 1739, u. A. — 2) **Karl August Benjamin**, Architekt und Maler, 1756 zu Dresden geboren, erlernte in ſeiner Jugend das Bäckerhandwerk und bereiſte als Geſelle Deutſchland, die Schweiz und Polen, wo endlich ſeine Verhältniſſe eine andere Richtung bekamen. Von einer Krankheit befallen, fand er zu Warſchau im Hauſe eines Verwandten, des Baumeiſters Sparmann, freundliche Aufnahme, und als Rekonvalescent ſuchte er ſich durch die Durchſicht architektoniſcher Werke die Zeit zu vertreiben. Dies weckte aber zugleich die Liebe zur Baukunſt, und nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich derſelben gegen den Willen des Vaters unter Leitung des Architekten Krubſacius. Schon 1786 wurde er an Chryſelius Stelle Unterlehrer an der Akademie zu Dresden, und 1791 erhielt er nach dem Tode Haberſangs die Stelle eines ordentlichen Profeſſors der Architektur an derſelben Anſtalt. Er bildete jetzt mehre tüchtige Schüler heran und entwarf auch verſchiedene Zeichnungen und Plane, deren in Stieglitz' „Gemälde von Gärten", in der von dieſem beſorgten neuen Ausgabe von Blotz' „Gartenkunſt" und in deſſen „Muſtern zur ſchönen Baukunſt" geſtochen ſind. In Italien, wohin er 1812 den als Kunſtkenner berühmten Quandt begleitete, fertigte er eine bedeutende Anzahl von Zeichnungen nach berühmten ältern Bauwerken, die hiſtoriſches Intereſſe gewähren und deren einige er nach ſeiner Rückkehr in Oel ausführte. Er baute den neuen Flügel des Paulinums zu Leipzig und † zu Dresden 1832. — 3) **August**, Porträtmaler, war um 1790 — 1810 in Wien thätig, malte zahlreiche Bildniſſe, deren mehre im Stiche bekannt ſind. — 4) **Christian Heinrich**, Bildhauer, 1808 zu Hamburg geboren und an der Akademie in Kopenhagen gebildet, ging 1837 nach München, dann nach Italien und Griechenland, wo er 1841 bei der Vorſtadt Pronöa von Nauplia einen koloſſalen Löwen in einen lebenden Felſen meißelte, welchen König Ludwig von Bayern als Denkmal der in Griechenland gebliedenen Bayern beſtimmt hatte. Auch in Athen führte S. einige Werke aus.

Siegel, hermetiſches, ſ. **Hermetiſch**.

Siegelau, bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt **Waldkirch**; 430 Einw.

Siegelbach (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kant. **Kaiſerslautern**; 540 Einw.; — 2) ſchwarzb.-ſondersh. Filialdorf, Amt **Arnſtadt**; in der Nähe des Walperberges (Walpurgisberg) mit dem angenehmen Walperſalze; 200 Einw.

Siegelbank, Tiſch, worauf die Schau der Tucher geſchieht; denn wird das Tuch gut befunden, ſo wird es geſiegelt, d. h. mit einem bleiernen Stempel behängt.

Siegelbewahrer (Sigilli custos), in manchen Staaten einer der höchſten, oft der höchſte Staatsbeamte, dem die Aufbewahrung der Staats- und Regentenſiegel und die Unterſiegelung der Urkunden anvertraut iſt. Bei den griechiſchen Kaiſern waren die Logotheten, bei den Merowingern die Referendarien, bei den Karolingern und den ſpätern Kaiſern und Königen die Kanzler die dazu beſonders angeſtellten Beamten. Im **deutſchen Reiche** hatte der Kurfürſt von Mainz als Erzkanzler die Reichsſiegel zu verwahren, die ihm von dem Reichsvicekanzler ausgehändigt wurden. In **Frankreich** war urſprünglich ebenfalls der Kanzler Bewahrer der Reichsſiegel; da aber das Kanzleramt dem, der damit bekleidet war, nicht genommen werden konnte, ſo wurde, wenn ein Kanzler in Ungnade fiel, ein beſonderer Garde des sceaux ernannt, der dem Kanzler in Rang gleich ſtand. Der **Großſiegelbewahrer** ernannte alle Kanzleibeamten in ganz Frankreich; er hatte alle Erlaſſe im Namen des Königs zu unterſiegeln und die Könige machten es ihm in ältern Zeiten zur heiligen Pflicht, nichts zu beſiegeln, was dem Geſetze und dem Rechte zuwider ſey. Unter Ludwig XVIII. ward der Name Großſiegelbewahrer Titel des Juſtizminiſters. In **England** iſt ſeit der Königin Eliſabeth das Amt des Großſiegelbewahrers (Lord Keeper of the great seal) mit dem des Lordkanzlers vereinigt; nur für das kleine königliche Siegel beſteht noch ein eigener Beamter (Lord Keeper of the privy seal oder Lord privy seal), durch deſſen Hände Alles gehen muß, ehe es mit dem großen Siegel bedruckt wird. Außerdem beſteht noch ein Handſiegel des Königs (Sigul). **Schottland** hat eigene S. des großen und kleinen Siegels.

Siegel der Beichte, ſ. **Beichte**.

Siegelerde (Min.), ſ. v. a. Bolus (ſ. d.).

Siegelfähig, ſ. v. a. Siegelmäßig.

Siegelfing, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. **Erding**; 110 Einw.

Siegelgeld, 1) Summe, welche für Unterſiegelung einer Urkunde oder Ausfertigung an eine Behörde entrichtet wird; — 2) Lehnwaare, die bei Antritt eines neuen Erbherrn an denſelben entrichtet wird.

Siegelkapſel, ſ. **Siegel**.

Siegelkow, preuß. Gut, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. **Kammin**; Glashütte; 200 Einw.

Siegelkunde, ſ. **Sphragiſtik**.

Siegellack (**Siegelwachs**, fr. Cire à cacheter, Cire à sceller), eine Maſſe, welche zur Verfertigung der Siegel gebraucht wird. Das eigentliche S. beſteht aus Schellack, Terpentin u. verſchiedenen Farbeſtoffen, Benzoe u. Storax u. ſ. w., um es wohlriechend zu machen. Eine ſehr gute **rothe** Sorte wird dargeſtellt, indem man 10 Theile Tafellack vorſichtig mit 6 Theilen venetianiſchem Terpentin zuſammenſchmilzt und zu der verſchmolzenen Maſſe 3 Theile Zinnober und 3 Theile geſchlemmte Kreide ſetzt. Zu dem **ſchwarzen** S. nimmt man Kienruß, zum **gel-**

den weißes Pech, Maſtix, Gummi Sandarach, etwas Bernſtein, Benzoe, Storax und Auripigment oder Gummigutti, zu dem grünen Gummilack und Kolophonium jedes zu gleichen Theilen, etwas Terpentin, Borax und gepulverten Grünſpan, zum hellgrünen hellen Schelllack die Hälfte, ſo viel venetiſchen Terpentin, Auripigment u. Bergblau, zu dem blauen gebleichtes Gummilack und Berlinerblau; das braune, gefärbte iſt eine Miſchung von Schwarz und Braun; zu dem durchſichtigen braunen wird gar keine Farbe genommen, zum Goldlack 1 Theil venet. Terpentin, 2 Theile Schelllack und eine beliebige Menge Gold od. Meſſingſpane. Die ordinären Sorten oder die Packlacke beſtehen aus weißem Fichtenharz, Mennige, Terpentin und Kreide. Man ſchmilzt die harzigen Stoffe in einem reinen Tiegel oder in einer flachen kupfernen Pfanne und rührt dann die Farbe nach und nach darunter. Die noch ziemlich weiche Maſſe wird gewöhnlich in Gypsformen gegoſſen, oder auch mit der Hand auf einer etwas erwärmten Marmorplatte zu Stangen gerollt, denen man die Nummer und das Fabrikzeichen mit einem Petſchaft aufdrückt. Gutes S. wird in Nürnberg, Augsburg, Hannover, Erfurt, Berlin, Frankfurt a. M., Leipzig und andern Orten Deutſchlands gefertigt. Das beſte S. kommt aus China, iſt aber etwas braunroth, weil es mit Drachenblut gefärbt iſt. Die Stangen ſind von verſchiedener Form, entweder rund, halbrund oder viereckig. Sowohl die Stangen ſelbſt, als auch die Papiere, worin ſie eingeſchlagen ſind, führen die Zeichen der Fabrik. Ein gutes S. muß übrigens hart, glatt u. glänzend, von lebhafter Farbe und recht ſpröde ſeyn. Es muß leicht anbrennen, wohl abtriefen, den Rauch vom Lichte nicht annehmen und auch keine ſchwarze Kohle abſetzen. Das weiche S. oder das Siegelwachs beſteht aus 1 Theil weißem Wachs, $^1/_4$ Theil Terpentin und etwas Zinnober oder Grünſpan oder Kienruß. Es dient beſonders zu urkundlichen Siegeln. Die Portugieſen ſollen das S. aus Oſtindien mitgebracht haben; daher kommt wohl der Name ſpaniſcher Lack und ſpaniſches Wachs (Cera hispanica).

Siegelmäßige, 1) auf den katholiſchen Univerſitäten diejenigen Studenten, die nach vollendeten Studien in einer der vier Fakultaten examinirt worden ſind, wodurch ſie das Recht erhalten, unter eigenem Namen Verträge zu unterſiegeln; — 2) ſ. Siegelmäßigkeit.

Siegelmäßigkeie (Jus insigniorum), eigentlich das Recht, Wappen zu führen, ein Vorrecht des Adels. In Bayern verſteht man darunter das Vorrecht des Adels, der Kollegienräthe und aller Offiziere bis zum Kapitän, Verträge unter ſich, ohne Zuthun eines Gerichts, gültig aufzunehmen, Pachtbriefe zu fertigen, die Verlaſſenſchaft ihrer Genoſſen zu konſigniren u. zu inventiren, als Teſtamentsvollſtrecker zu handeln, Vormünder zu beſtellen, vor Gericht ohne Zuziehung eines Advokaten zu handeln und ſtatt bürgerlicher Eide in Civilſachen bloß die Eidesformel zu unterzeichnen.

Siegeloblaten, ſ. Oblaten.

Siegelpreſſe, Preſſe, in welcher das Petſchaft ſo feſt gemacht iſt, daß man durch einmaliges Umdrehen der Schraube daſſelbe in Wachs od. Siegellack der darunter geſchobenen Urkunde oder des Briefes abdrückt. Die Preſſe iſt ſo eingerichtet, daß auf einem ſtarken Brete ein eiſerner Bogen befeſtigt iſt, in deſſen Mitte eine Schraube und Schraubenmutter ſich befindet. Zwiſchen den Bogen iſt noch ein horizontaler Steg; in einer Oeffnung des letzteren geht ein vierkantiger Schieber, an deſſen unterer Fläche ſich das Petſchaft befindet. Auf dem Brete iſt eine eiſerne Platte eingelaſſen, damit der nöthige Gegendruck Statt finde.

Siegelreuth, ſ. Sichelreuth.

Siegelring, ſ. Ring und Siegel.

Siegelſammlung, ſ. Sphragiſtik.

Siegelsbach, bad. Marktflecken, Unterrheinkreis, Amt Neckar-Biſchofsheim; 840 Einw.

Siegelsberg, würtemberg. Weiler, Neckarkreis, Oberamt Backnang; 210 Einw.

Siegelsdorf, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Bitterfeld; Rittergut; 130 Einw.

Siegelſtein (Petref.), ſ. Sphragis.

Siegelſtempel, der ſtählerne Stempel, womit man die Bleiſiegel ſtempelt, die an das Tuch gehängt werden.

Siegelſum, hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Aurich, Oſtfriesland, Amt Aurich; 31 Häuſer.

Siegelwachs, ſ. Siegellack.

Siegelwurzel (pharm. Bot.), ſ. v. a. Radix Polygonati, ſ. Polygonatum officinale *All.*

Siegelzeichen, Zeichen, das ſtate des Siegels auf Abſchriften von Urkunden geſetzt wird, meiſt L. S., d. i. loco sigilli, ſtatt des Siegels.

Siegen (Geogr.), 1) früheres Fürſtenthum des weſtphäl. Kreiſes, zwiſchen Sayn, Wildenburg und Beilſtein, Dillenburg, Wittgenſtein u. Weſtphalen, war Beſitzthum der Fürſten von Naſſau-Oranien, kam 1806 an das Großherzogthum Berg (Dep. der Sieg) und 1815 an Preußen. Die fürſtliche Linie Naſſau-S. war ein Zweig der neuen Linie Naſſau-Dillenburg, 1605 von Johann geſtiftet, erloſch 1743. — 2) Preuß. Kreis, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, liegt zwiſchen Naſſau, Koblenz, Olpe u. Wittgenſtein, umfaßt 11,62 □M. mit 3 Städten, 166 Dörfern und Vorwerken und 43,000 Einw., von denen der größere Theil evangeliſch und ungefähr $^1/_6$ katholiſch iſt. Außerdem finden ſich da noch eine geringe Anzahl Mennoniten und wenige Juden. Die Oberfläche des Kreiſes iſt von Gebirgen bedeckt. Das Hauptgebirge iſt der Weſterwald, und von Wittgenſtein wird der Kreis durch ein Grenzgebirge geſchieden, auf dem das hierher gehörige Dorf Lützel 1790 pariſ. Fuß über dem Meere liegt. Der bedeutendſte Fluß dieſes Kreiſes iſt die Sieg, die bei Löhnhof entſpringt, wo auch die Lahn und Eder ihre Quellen haben. Die vielen weiten Thäler erzeugen viel Getreide u. Kartoffeln, und vortrefflicher Wieſenwachs begünſtigt die Viehzucht außerordentlich; es werden ungefähr 400 Pferde, 14,000 Stück Rindvieh, 6000 Schafe, 1500 Ziegen und 4500 Schweine gehalten. Der Hauptreichthum der Bewohner

Digitized by Google

beſteht jedoch in den ſehr gut beſtandenen weitläufigen **Waldungen** und den reichen Produkten des **Berg-** und **Hüttenbaues**. Der Bergbau liefert Eiſen, Stahl, Kupfer, etwas Silber, Blei, gute Mauer- und Bruchſteine. Von den **Fabriken** ſind vorzüglich zu nennen: die Stahl-, Eiſen- und beſonders Feilenfabriken, Leder-, Wollen- und Baumwollenmanufakturen, Lohgerbereien, Garnbleichen, Tabaksfabriken, Eiſenwerke, Pulverfabriken u. ſ. w. — 3) Kreisſtadt darin, an der Sieg, 1 katholiſche und 2 evangeliſche Kirchen, Waiſenhaus, Armenhaus, Kreisamt, Stadtgericht, Juſtiz-, Unterſteuer-, Rent-, Berg- und Poſtamt, Forſtinſpektion, Oberförſterei, Buchhandlung, Eiſen-, Stahl- u. Feilenfabriken, Woll- und Baumwollenweberei, Gerberei, Freimaurerloge: die 3 eiſernen Berge; 6300 Einw.

Siegen (Biogr.), **Ludwig von**, der Erfinder der Schabkunſt, 1609 zu Sechten bei Keldenich im Kölniſchen geboren, erhielt ſeine Jugendbildung in dem Kollegium Mauritianum in Kaſſel, welches er 1626 verließ, um in Holland ſeine weiteren Studien zu machen. Im J. 1637 ernannte ihn die Landgräfin Amalie Eliſabeth von Heſſen zum Pagen des jungen Prinzen Wilhelm, und von 1639—1641 bekleidete er die Stelle eines Kammerjunkers, beſchäftigte ſich daneben aber auch mit der Kunſt, namentlich der Porträtmalerei; auch mit der Kupferſtecherkunſt ſcheint er damals ſchon vertraut geweſen zu ſeyn. In dieſe Zeit fällt die Erfindung der Schabkunſt, auf welche er in Folge ſeiner Kunſtübungen gekommen war, aber ohne ſie in Kaſſel bekannt zu machen. Im J. 1641 verließ S. Kaſſel und ging nach Amſterdam, wo er einige Jahre in erwünſchter Unabhängigkeit lebte und während dieſer Zeit mehre Platten ausführte, welche die ſorgfältigſte Pflege der neuen Kunſt zu erkennen geben. Nach dem weſtphäliſchen Frieden nahm er wolfenbüttelſche Kriegsdienſte und avancirte bis zur Charge eines Oberſtwachtmeiſters. Um 1654 begab er ſich in Erbſchaftsangelegenheiten nach Holland, hielt ſich aber vorher noch einige Zeit in Köln auf, um ſeine Anſprüche auf das Gut Sechten zu begründen. In dieſe Zeit (1654) fällt auch die Herausgabe ſeines Blattes mit St. Bruno, welches bereits bedeutende Fortſchritte kund gibt und in hiſtoriſcher Hinſicht von Wichtigkeit iſt. Von Köln aus begab er ſich nach Brüſſel, wo ſich ſeine Angelegenheiten ordneten und wo er jetzt den Prinzen Rupert kennen lernte, deſſen Rang und ausgezeichnete Gaben den Schlüſſel zu S.s Geheimniß fanden. Der Prinz gewann hohes Intereſſe an S.s Kunſt, fand aber bald die Manipulation zu mühvoll, und ſah ſich deshalb nach einem Gehülfen um, den er in der Perſon des Malers W. Vaillant fand. Dieſer, dem er das Geheimniß S.s mittheilte, wußte es ſo gut zu benutzen, daß von nun an die Schabkunſt große Aufmerkſamkeit erregte. Bald waren noch Andere im Beſitze des Geheimniſſes, zunächſt der Domherr Fürſtenberg in Mainz, der dieſe Kunſt mit Geſchick übte und ſelbe auch ſeinen Schülern Kremer und Joh. Friedrich von Elz mittheilte. Zu gleicher Zeit trat in Brüſſel Leonart auf und zu Frankfurt der Maler Thomas, welcher ſpäter in Wien den Gerhard Dooms damit bekannt machte. S. ſuchte ſich die Ehre der Erfindung öffentlich zu bewahren, indem er ſich in der Unterſchrift z. B. ſeiner heil. Familie nach Hannibal Carracci „Hujus sculpturae modi primus inventor" nannte. Er † um 1680.

Siegenbaum (Bot.), ſ. v. a. Sabe-Wachholder, Juniperus Sabina *L.*

Siegenbeek, **Matthias**, bekannt durch ſeine Verdienſte um die holländiſche Nationalliteratur, geb. 1773 zu Amſterdam, trat in den geiſtlichen Stand, wurde im Alter von zwanzig Jahren Prediger der Mennonitengemeinde zu Leyden, 1796 Profeſſor der holländiſchen Beredſamkeit, 1799 ordentlicher Profeſſor der holländiſchen Literatur an der Univerſität und zuletzt Mitglied des niederländiſchen Inſtituts. Das in der „Abhandlung über die holländiſche Orthographie" von ihm aufgeſtellte neue Syſtem, welches nicht nur die Rechtſchreibung auf einfache Geſetze zurückführte, ſondern auch alle Willkür fern hielt, wurde ſo zweckmäßig befunden, daß es von der Regierung in den Schulen eingeführt wurde. Der lateiniſchen Sprache iſt S. ebenſo mächtig, wie der holländiſchen und zeichnet ſich vorzüglich als Kanzelredner aus. In ſeinen Schriften findet man ein mit Geiſt u. Gewandtheit vorgetragene Gelehrſamkeit. Schrieb: Leerredenen, 1814—20, 2 Bde.; — Beknopte Geschiedenis der nederl. Letterkunde, 18.6; — Geschiedenis der Leydsche Hogeschool van hare oprigting tot 1825, 1829—32, 2 Bde.; — Geschiedenis des Burgerwapening in Nederland, 1831. — Auch gab er Kantelaar's Redevoeringen en Dichtstukken, 1826, und mit von Kapellen eine neue Auflage von Hooft, Nederlandsche Historien, Amſterd. 1820—23 heraus.

Siegenburg, bayer. Marktflecken, R.-B. Unterfranken und Aſchaffenburg, Ldgr. **Abensberg**; am Abens; Schloß, Hopfenbau; 710 E.

Siegendorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken u. Aſchaffenburg, Ldgr. **Geroizhofen**; Potaſcheſiederei; 200 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. **Goldberg-Haynau**; Schloß, Erbſcholtiſei, Vorwerk; 550 Einw. Ein Theil des Dorfes führt den Namen **Neu-** oder **Kirch-S.**

Siegenfeld, öſterreich. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. **Rauchenſtein**; 210 Einw.

Siegenhofen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. **Amberg**; 130 Ew.

Sieger, Jemand, der einen Sieg erfochten hat.

Sieger (Geogr.), Flüßchen, entſpringt im R.-B. Liegnitz und mündet bei Neuſalz in die Oder.

Siegerepheu (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Epheu, Hedera Helix *L.*

Siegerich, ſ. v. a. Sigerich.

Siegerkrone, 1) (Ant.), ſ. v. a. Corona victorum; — 2) ſ. v. a. ſtolze Prachtlilie, Gloriosa superba *L.*

Siegersberg (**Sigerskiverch**), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. **Oberlichtenwald**; 240 Einw.

Digitized by Google

Siegersdorf (Geogr.), 1) österr. Dörfer: a) Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Ldgr. Neulengbach, an der großen Tulle; 170 Einw.; — b) das., Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. Ebenfurt, an dem kleinen Fischflusse; 230 Einw.; — c) Steiermark, Kr. Gratz, Bez. Kirchberg; 300 Einw.; — d) das., Bezirk Herberstein; 220 Einw.; — e) das., Kr. Judenburg, Bez. Rottenmann; 200 Einw.; — 2) preuß. Dörfer, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz: a) Kr. Bunzlau; Pfarrei, 2 Vorwerke, 4 Kram- und Viehmärkte; 1600 Einw.; — b) Kr. Freistadt: α) (Nieder-S.); 2 Schlösser, 3 Vorwerke; 640 Einw.; — β) (Ober-S.); Holle- und Mühlverwerke; 470 Einw.

Siegersleben (Siersleben), preuß. Kirchdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Neuhaldensleben; Domanengut; 380 Ew.

Siegert (Biogr.), 1) August, Historien- u. Landschaftsmaler von Breslau, bildete sich auf der Akademie in Berlin und zu Paris in Davids Schule, ging dann nach Italien, wo die interessanten und klassischen Gegenden einen mächtigen Einfluß auf ihn übten, so daß er anfing, dieselben in Gemälden darzustellen. Seine Landschaften fanden außerordentlichen Beifall, da sich in ihnen ein ernstes Streben nach Naturwahrheit kund gibt, so wie er auch durch glänzende Lichteffekte auf den Beschauer zu seinen Gunsten wirkte. Im Kunstblatte von 1826 heißt es, man bewundere unwillkürlich das durchschneidende Sonnenlicht in den Orangenhainen, den Silberglanz der Oliven, das Dunkel der Cypressen, die goldenen Säume der Wolken und fernen Gebirge, die Klarheit des Meeres, das Duftige der im Schatten liegenden Wiesen und Schluchten, im Gegensatze des brennenden Sonnenscheines der kahlen Felsen und die Ueppigkeit der ganzen Vegetation, ohne daß nur irgend etwas die allgemeine Harmonie störendes hervortrate. Besonderen Ruf erwarben ihm seine Dioramen, welche in einer Größe von 22 auf 32 F. vollkommen ausgeführte Oelgemälde sind, ohne transparente Behandlung und irgend eine andere mechanische Hülfe. Als besonders ausgezeichnet fand man das Panorama des Aetna. Er malte auch viele Bildnisse, darunter eines des Fürsten Blücher mit allen seinen Orden in riesenhafter Größe. S. war Professor der Malerei u. Zeichenkunst an der Universität in Breslau. C. Koschwitz lithographirte nach ihm ein großes Blatt, eine Wahrsagerin unter den Slowaken vorstellend. — 2) Karl August, Historienmaler, 1820 zu Neuwied geboren und an der Akademie in Düsseldorf gebildet, wo er in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte machte. S. ist bereits durch einige Bilder bekannt, z. B. den Graf Eberhard von Würtemberg bei der Leiche seines Sohnes; Dr. Luther beim Eintritt in die Reichsversammlung zu Worms; der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, wie er einem Kaufmann, der den Raubritter, welcher ihn geplündert, unter seinen Höflingen erkennt, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ein neueres Werk stellt David vor, der den schlafenden Saul im Lager überrascht.

Siegertsbrunn, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Ebersberg; 250 Einw.

Siegertshofen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Ldgr. Schwabmünchen; Schloß; 260 Einw. Ist Besitzung des Grafen von Stadion.

Sieges, les, franz. Flecken, Dep. Yonne, Bez. Sens; 580 Einw.

Siegesbeck, Johann Georg, Akademiker zu Petersburg, heftiger Gegner des linné'schen Pflanzensystems. Nach ihm ist die Pflanzengattung Siegesbeckia benannt.

Siegesbeckia (Bot.), nach Linné, Gattung der Compositae amphicarpanthae *Rchb*, Composita superflua *L.* Charakter: Blüthenkörbchen vielblüthig, verschiedenehig; Strahlblüthchen einreihig, weiblich, zungen- od. bandförmig; Scheibenblüthchen röhrig, zwitterig, 3- oder 5zahnig. Hüllkelch 2reihig; äußere Schuppen 5, linealisch-spatelförmig, abstehend, mit knopfförmig-drüsigen Haaren geziert, die innern Schuppen die Achenien des Strahls halb einwickelnd, auf der Außenseite haarig-drüsig. Blüthenlager eben, mit oval-länglichen Spreublättchen. Achenien verkehrt-eirund-länglich, fast 4seitig, auf der innern Seite fast bogig, ohne Fruchtkrone und Schnabel. Von 9 Arten, einjährigen gabeltheiligen Kräutern in Südamerika, Neuholland u. s. w., mit gegenständigen, haarigen Blättern und gelben Blüthchen, sind als Arzneipflanzen bemerkenswerth: 1) S. jorullensis *H. B.* In Mexiko, auf dem Berg Jorullo. Der folgenden Art sehr ähnlich. Bot. Reg., Taf. 1061. — 2) S. orientalis *L.* In Ostindien, China; auf dem Gebirge Dendigul in einer Höhe von 2000—2500 Fuß. Blätter eirund, am Grunde keilförmig, an der Spitze zugespitzt, grob gezähnt; die obersten länglich-lanzettlich. Die äußern Schuppen des Hüllkelchs doppelt länger als die innern. Lam., Ill., Taf. 687. Diese wie die vorige Art ist balsamisch bitter; sie wird in China vorzüglich gegen Krankheiten der Harnwerkzeuge und Genitalien, Harnstrenge, Steinbeschwerden und Leukorrhöen angewendet.

Siegesberg, Schloß, f. Segeberg.

Siegesbogen, f. Triumphbogen.

Siegesbruder, f. v. a. Minimen.

Siegesfest, f. Sieg.

Siegesgeschenk, mehres Kriegsgeräthe, das zusammengehängt an einem Triumphbogen od. an ähnlichen Orten bildlich vorgestellt wird.

Siegesgesang (Siegeshymne, Siegeslied), f. Siegeslieder.

Siegesgöttin, f. Victoria.

Siegeslieder (Literat.), Gesänge, welche zum Lob eines entweder in einer Schlacht, oder in einem feierlichen Wettkampf errungenen Sieges gedichtet oder gesungen werden. Verherrlichungen großer Thaten und Siege über den Feind durch die Poesie findet sich schon in der Bibel häufig. Als die ältesten Gesänge dieser Art können die nach dem Durchgang durch das rothe Meer, das der Deborah und Barraks ꝛc. gelten. Allerdings darf man nicht in allen S.n jener frühen Zeit die Vollendung suchen, die Deborahs Triumphgesang auszeichnet; die

meiſten waren vielleicht nur Impromtus, kurze Volkslieder, und ſelbſt die Mehrzahl der Kriegs- und Siegeslieder des Tyrtäus dürfte vielleicht von gleicher Art geweſen ſeyn. Unter den Sängern von S.n bei den **Hebräern** nimmt David einen vorzüglichen Platz ein. Es ſind aber jene S. nicht allein zum Preis der Sieger gedichtet, ſondern da Muth und Kraft eine Gottesgabe war und der Sieg unter dem Schutz und durch die Hülfe des Gottes errungen wurde, ſo waren die S. zugleich Hymnen auf den Landesgott. Der Uebermuth des Sieges, der ſich bei uncivilisirten Völkern ſo gern in Hohn und Spott über den Beſiegten ausſpricht, findet ſich in den S.n der verſchiedenſten Völker wieder, und ein hoher Grad von Humanität des Dichters iſt es, wenn er, wie Oſſian, am Grabe des Feindes in elegiſchen Tönen klagt. Was die S. der **Griechen** beſonders betrifft, ſo ſind von ihren eigentlichen Schlachtgeſängen (Päanes) keine mehr vorhanden, obwohl ſie ſchon zu Homers Zeit üblich waren und nicht allein nach einer großen Schlacht, ſondern auch nach einzelnen Groß- u. Heldenthaten geſungen wurden, wie z. B. nach Hectors Fall. Sie ſcheinen Volkslieder geweſen zu ſeyn, denn keine von den griechiſchen Sängern aufgeſchrieben wurden. Auch wurden ſie mehr zum Preis des Gottes geſungen, da man den Sieg zu verdanken glaubte, als des Helden ſelbſt. Erſt ſpäter belohnte man den ſiegenden Feldherrn auch mit einem Siegeslied; das erſte ſoll dem Lyſander geſungen worden ſeyn. Von den S.n für Sieger in Wettkämpfen haben ſich nur die von Pindar (ſ. d.) erhalten; auch von Simonides wiſſen wir, daß er dergleichen gedichtet. Die **römiſche** Literatur hat keine S. aufzuweiſen. In der **deutſchen** Literatur des Mittelalters wird ein ſich vor vielen auszeichnendes Siegeslied auf Ludwig III. nach ſeinem Sieg über die Normannen (881) erwähnt (in Schilters „Thesaurus", von Meiſter überſetzt). Aus der neuern Zeit nennen wir Kleiſts und Gleims Kriegslieder und viele Lieder aus der Zeit der Freiheitskriege. Auch die Marſeillaiſe gehört in gewiſſer Beziehung hieher. Vgl. **Freudenthell**, Ueber die S. der Hebräer, in den Nachträgen zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, IV, 253 ff., und **Diſſen**, in der Vorrede zu Pindar, Gotha 1830, 1. Thl.

Siegesſteine, ſ. v. a. Aſtroiten, verſchafften angeblich dem, der ſie trug, den Sieg.

Siegesthaler, die in den früheren Kriegen nach einer oder mehren gewonnenen Schlachten, oder nach ſiegreicher Beendigung eines Krieges geprägten Denkmünzen, gewöhnlich in Thalerform; einer der älteſten iſt der öſterreichiſche von 1546; zahlreich ſind dieſe Denkmünzen aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, wo ſie faſt auf alle Schlachten geſchlagen ſind, jedoch, wie auch die aus den neueren Kriegen, mehr in Form von Medaillen zum Anhängen.

Siegeszeichen, ſ. v. a. Trophäen, vgl. Sieg.

Siegewitz, **Johann Albrecht**, Bildhauer von Bamberg, blühte in der 1. Hälfte des 18. Jahrh. zu Breslau. Von ihm iſt das Monument des Inſpektors Georg Teubner in der St. Eliſabethskirche, die großen Statuen über dem Portale des Univerſitätsgebäudes, ſo wie viele andere Statuen an einem bis an die Linien der Jeſuitenkirche reichenden Gebäude. Seine letzten Arbeiten waren die großen Statuen von Aaron und der Mirjam an der großen Orgel der Eliſabethskirche in Breslau.

Siegfeld, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. **Podebrad**; 360 Einw.

Siegfried (deutſche Heldenſ.), ſ. **Sigfried**.

Siegfried (Biogr.), **Johann Samuel**, Dichter, 1775 zu Königſtein geboren, praktiſcher Arzt, † zu Pirna 1840. Schrieb: Vermiſchte Gedichte, 1801; — Muſenalmanach, 1802; — Nadir Amida, Königin von Perſien, Trauerſpiel, 1807, u. A.

Siegfriedsdorf (**Friedeck**), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. **Pleß**; 3 Jahrmärkte; 110 Einw.

Siegfriedswalde, ſ. **Seubertswalde**.

Siegharding, öſterr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Innkreis, Diſtr. **Schärding**; 420 E.

Sieghart (Biogr.), 1) **Johann**, Maler aus Zofingen im Kanton Aargau, malte Landſchaften, Blumen und Ornamente in Oel und Fresko, hielt ſich viele Jahre in England auf, kehrte aber 1784 in die Heimath zurück. — 2) **Johann Simeon Benjamin**, Zeichner und Maler, in Leipzig Schüler von Oeſer, wurde 1785 bei der Bergakademie zu Freiburg als Lehrer angeſtellt. Er gab mit Oeſer, Klengel und Veith ein „Handbuch für Zeichner" heraus, Schneeberg 1794, 1. Heft; S. † um 1814.

Sieghardts (**Groß-S.**), öſterr. Marktflecken, Land unter der Ens, Ldgr. **gleichen Namens**; Fabrikation von Kattun, Baumwollenzeuchen, Leinwand, beſonders Leinenband, daher die Umgegend das **Bänderkrämerländchen** heißt; Schloß, Pfarrei; 2400 Einw.

Sieghartskirchen, öſterr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Ldgr. **Neulengbach**, an der Reichspoſtſtraße; 450 Einw.

Sieghartsles, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannshartsberge, Ldgr. **Weinern**; 150 Einw.

Sieghartſtein (**Sierting**), öſterr. Hofmark, Salzburg, Pflegger. **Neumarkt**; mit Schloß; 160 Einw.

Sieghaus, ſ. **Eibenſtock**.

Sieghutte, preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. **Siegen**; 430 Einw.

Siegismund, ſ. **Sigmund**.

Siegl, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. **Vilseck**; 130 Einw.

Siegländer, B., Formſchneider zu Wien, einer der vorzüglichſten jetzt lebenden Künſtler ſeines Faches, lieferte viele Formſchnitte, und um 1836 gelang es ihm, die Kupferſtecherkunſt damit ſo zu verbinden, daß ſeine Arbeiten wie Stahlſtiche ausſahen.

Sieglahr, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. **Sieg**; Hauptort der **gleichnam. Bürgermeiſterei**; 1140 Einw.

Siegler, 1) ſ. v. a. Siegelherr; — 2) ſ. v. a. Schaumeiſter; — 3) ein für gut befundenes

Digitized by Google

Stück Tuch, das mit dem bleiernen Siegel verſehen iſt; je nach Güte des Tuches hängen ihm die Siegel an und man hat daher Zwei-, Drei- und Vierſiegler; — 4) Name eines ordinären, in Schleſien verſertigten und anderweitig auch goldberger S. genannten Tuches.

Siegling, Johann Blaſius, Zeichner, geboren zu Erfurt 1760, war an der Univerſität und an der Kunſtſchule der genannten Stadt Profeſſor der Mathematik. Er gab einige techniſche Schriften heraus, lieferte auch mehre Zeichnungen.

Sieglingia (Bot.), nach Bernhardi, Pflanzengattung. Art: S. decumbens *Bernh.*, ſ. v. a. Danthonia decumbens *Dec.*

Sieglitz (Geogr.), 1) Berg, ſ. Frankenwald und Reuß; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; 140 Einw.; — b) Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Saalkreis; Filialkirche; 160 Einw.; — 3) ſachſ.-meining. Dorf, V.-A. Kamburg; Pfarrei; 240 Einw.

Sieglos, kurheſſ. Dorf, Prov. Fulda, Kr. und Amt Hersfeld; 170 Einw.

Sieglothee, ſ. Thea.

Siegmarskraut (Bot.), ſ. v. a. ſchlitzblätterige Malve, Malva Alcea *L.*

Siegmarsmalve (Bot.), ſ. v. a. ſchlitzblättreige Malve, Malva Alcea *L.*

Siegmarswurzel, lange (pharm. Bot.), ſ. v. a. Radix Victorialis longae, ſ. Allium Victorialis *L.*, unter Lauch. — Runde S., ſ. v. a. Radix Victorialis rotundae, ſ. Gladiolus communis *L.*

Siegmartshauſen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Dachau; 250 Einw.

Siegmund (Biogr.), 1) (Sigismund), Chriſtian Gottlieb, Miniaturmaler zu Dresden, ein Künſtler von Ruf, malte Bildniſſe in Miniatur und Email, auch andere Darſtellungen. Er war Hofmaler des Königs von Polen und Sachſen und † zu Dresden 1754 im 35. Jahre. — 2) Zeichner, blühte in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, zeichnete die Anſichten des Rheins von Mainz bis Köln, welche Tanner auf 17 Blättern geſtochen hat. — 3) S. Sigmund.

Siegmundsburg (Gundlachshütte), ſachſ.-meining. Dorf, V.-A. Sonneberg; Förſterei; 280 Einw.; von Hans Sigmund von Schaumburg gegründet, daher der Name.

Siegras, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Vilseck; 130 Einw.

Siegreich (Biogr.), ſ. Sigerich.

Siegreich (pharm. Bot.), ſ. v. a. Ignatiusbohnen, ſ. Ignatia amara *L. fil.*

Siegritz (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) Sigritz, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Kemnath; 200 Ew.; — b) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Ebermannſtadt; 200 Einw.; — 2) ſachſ.-meining. Dorf, V.-A. Römhild; 200 Einw.

Siegroth (Ober- u. Nieder-S.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Nimptſch; 2 Vorwerke; 300 Einw.

Siegrothsbruch, preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; 200 Einw.

Siegsdorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-S.), Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Traunſtein; Brücke über die weiße Traun; mit Nagelſchmieden, Waffenhämmer mit Hammerſchmieden und Huffchmieden mit Waſſerwerken; — 2) (Unter-S.), daſ., Ldgr. Traunſtein, an der weißen Traun; 110 Ew.

Siegue (ital., Muſ.), ſ. v. a. Segue (ſ. d.).

Siegwart, ſ. Sigwart.

Siegwurz (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Gladiolus *L.* — Lange S., ſ. v. a. wegbreitblätteriger Lauch, Allium Victorialis *L.*, ſ. Lauch.

Siegwurzmännlein (pharm. Bot.), ſ. v. a. Radix Victorialis longae, ſ. Allium Victorialis *L.*, unter Lauch.

Siegwurzweiblein (pharm. Bot.), ſ. v. a. Radix Victorialis rotundae, ſ. Gladiolus communis *L.*

Sieh dich für (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Dorf, Kr Bidſchow, Herrſch. Starkenbach; 210 Einw.; — 2) königl. ſächſ. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Plauen; 110 Einw.

Siek, holſt. Dorf, A. Reinbek; Pfarrkirche; 320 Einw.

Sieke, 1) bei Vögeln und kleinen Thieren das Weibchen; — 2) ein vom Klempner auf dem, mit runden Rinnen verſehenen Siekenſtocke aus Blech geſchlagenes Geſims. Der dazu nothwendige Sieken- od. Siekhammer hat beiderſeits eine gekrümmte Finne mit walziger Bahn, ſo daß er in die Rinnen des Siekenſtockes paßt.

Siekergräben, die in ſumpfigen Feldern und Wieſen angelegten kleinen Abzugsgräben. Sie werden 3 Fuß breit und 3—4 Fuß tief gemacht, je nachdem man den Hauptabzugskanal tief machen kann. Ihr Fall iſt auf ungefähr 100 Fuß 1½ Zoll. Die in den Gräben angelegte Rinne iſt 6—8 Zoll im Lichten und entweder von Steinen oder von Faſchinen oder auch aus Schalholz gemacht; auf dieſe Rinnen werden Raſenſtücken mit der Raſenſeite nach innen gedeckt und Erde darüber geſchüttet. Der Raſen macht, daß die Rinne offen bleibt, wenn auch das Holz verfault iſt.

Siekern, langſam oder tropfenweiſe durchfließen.

Siekholz, lippeſches Dorf, Frſtth. Lippe-Detmold, Amt Blomberg; herrſchaftliche Meierei; 140 Einw.

Siekierki, preuß. Dörfer, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schroda: a) (Groß-S.), Pfarrei; 200 Einw.; — b) (Klein-S.); 170 Einw.

Siekowko, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, K. Koſten; 250 Einw.

Siekowo, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Koſten; 300 Einw.

Sieks, Volk, ſ. v. a. Sikhs.

Siektuk (d. i. die Verirrten), bei den Grönländern Name der Gürtelſterne des Orion. Grönländer verirrten ſich einſt beim Seehundsfange und wurden in den Himmel als Sterne aufgenommen.

Siel, 1) (Bergb.), das Tragband des Karrenläufers; — 2) (Deichb.), eine kleine, mit

Digitized by Google

Thüren und Klappen verſehene Schleuße; insbeſondere eine unter (in) dem Deiche, mittelſt deren man das Waſſer, das ſich hinter dem Deich anſammelt, nach Belieben abläßt; — 3) ſ. v. a. Schleuße.

Siel (Lam.), ſ. Lamaismus.

Siel (Auf dem S., Geogr.), holſt. Höfe und Kathen, Herrſch. Herzhorn; 130 Einw.

Sielacht (Sielband), das durch ein Siel trocken oder naß gehaltene Land, deſſen Beſitzer zuſammen das S. unterhalten müſſen, wenn ſie nicht aus beſonderen Urſachen ſielfrei ſind.

Sielbeck, oldenburg. Dorf, Frſtth. Lübeck, Amt Eutin, am See Ukley; großherzoglich Landhaus.

Sielboten (Sielläufer), Boten, welche die Siele eines Bezirkes zu begehen, nöthigenfalls zu öffnen und zu ſchließen, auch darüber zu berichten, ſo wie die Arbeiten und Beiſteuern anzukündigen und letztere den Deichgrafen zu übergeben haben.

Sieldeich, 1) dee Deich, in welchem ſich ein Siel befindet; — 2) ein Stück von einem Deiche, welches von den Mitgliedern einer Sielacht unterhalten werden muß.

Siele (Geogr.), 1) öſterr.-ſteier. Pfarrdorf, Kr. Cilli, Bez. Rothenthurm; 260 E.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Minden, Kr. Herford; 390 Einw. Zur Gemeinde S. gehört noch die Ortſchaft Klein-S.

Sielec, preuß. Dörfer, Prov. Poſen: a) R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; Hauptgut mit Vorwerk; 210 Einw.; — b) R.-B. Poſen, Kr. Kröden; 220 Einw.

Sielen, 1) (Sillen, Sielengeſchire), leichte Geſchirre für Zugpferde, ſ. Geſchirr; — 2) breite Riemen, womit die Bergjungen den Karren hinter ſich herziehen und den ſie über die Achſel oder um den Leib nehmen.

Sielen (adjekt., Waſſerb.), Waſſer durch ein Siel ableiten.

Sielen (Geogr.), 1) kurheſſ. Pfarrdorf, Prov. Niederheſſen, Kr. und Amt Hofgeismar; Rittergut; 720 Einw.; — 2) ſ. Vierſylen.

Sielenbau, ſ. v. a. Schleußenbau.

Sielenbach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Aichach; 470 Einw.

Sielenko (Zielonka), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Wartenberg; Vorwerk; 230 Einw.

Sielflügel (Vorſetzung), ein Vorbau, der das Bett des Sieles noch mehr verlängert, wenn man fürchtet, daß durch einen allzu gewaltigen Ausfluß der Fuß des Deiches beſchädigt werde.

Sielfreie, diejenigen Mitglieder einer Sielacht, die keine Beiträge zu entrichten haben.

Sielgeſchworener, ein unterer Deichbeamter, welcher die nächſte Aufſicht über ein Siel und die dazu gehörige Deichſtrecke hat; er muß das Siel öfters beſichtigen, beſonders bei Stürmen, die Ab- und Zuwäſſerung der S. anordnen und die Arbeiten dabei leiten.

Sielgraben, ein kurzer Graben, der bei manchen Sielen das Waſſer vollends in das Haupttief bringt.

Sielgrube (Sielkuhle), die Vertiefung, die man erſt da zu graben hat, wo man ein Siel anlegen will. Man macht gewöhnlich die Grube treppenförmig, damit das Land auch bei ungünſtigem Wetter feſt ſtehe. Von der ausgeworfenen Erde werden Dämme oder Katdeiche nach der Waſſerſeite um die Grube gemacht.

Sielheim (Silheim, Ober- u. Unter-S.), bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Roggenburg; 160 Einw.

Sieligully, vorderind. Ort, Kalkutta, nordöſtlich von Darra, am Ganges.

Sielinko, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Buk; 180 Einw.

Sieliomus (Med.), der Speichelfluß.

Sielkanal, ſ. v. a. Sielgraben.

Sielkaie, das Ufer am Siel, in ſofern es feſtgebaut iſt.

Sielkeim, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.B. Königsberg, Kr. Labiau; 360 Einw.

Sielklappen, die Klappen oder Thüren, womit ein Siel verſchloſſen wird.

Sielkorb, ein Korb oder eine Fiſchreuſe, die zum Aalfang in ein Siel gelegt wird.

Sielkuhl, ſ. Däreling.

Sielkuhle, ſ. v. a. Sielgrube.

Sielland, ſ. v. a. Siedelland.

Sielmonken, ſ. Syhlmonken.

Sielnaht, die Vereinigung der zu einem Siel beſtimmten Balken; man fügt ſie mit hölzernen, in Pech oder Theer getauchten Nägeln zuſammen.

Sielocinetica (sc. remedia, Med.), Zufluß des Speichels erregende Mittel.

Sielon, ſ. v. a. Sialon.

Sielſatz, der Geldbeitrag, den die Mitglieder einer Sielacht zu entrichten haben; das Sieltiefregiſter enthält das Verzeichniß dieſes Betrags.

Sielſcheidung (Sielſchüttung), 1) ein künſtlicher ſchmaler Landrücken, durch welchen man von der Grenze der dieſſeitigen Flur alles fremde Waſſer abhält; — 2) die Abdämmung eines nach einem Sieltief führenden Grabens, von welchem ſich das Waſſer bis auf eine gewiſſe Höhe ſtauen muß.

Siels-Rott (Geogr.), 1) ſ. Weebee-Rott; — 2) ſ. Altgarmsſiel-Rott.

Sieltief (Sielwetter, Haupttief), der Hauptabzugskanal einer Schleuße oder eines Siels; beſonders im Oldenburgiſchen.

Sieltiefregiſter, ſ. Sielſatz.

Sielwenden, ſ. v. a. Schlafdeich.

Sielwetterung, ſ. v. a. Sielgraben und Sieltief.

Sielzug, die Ableitung des Waſſers einer Gegend durch ein Siel.

Siemanowen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; 260 Einw.

Siemanowitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Beuthen; gräfl. henkelſche Beſitzung, Schloß, Kapelle, 2 Vorwerke, 2 Steinkohlengruben; 540 Einw.

Siemau, ſächſ.-koburg. Dörfer, ſ. Ober- und Unter-Siemau.

Sieme (Jagdw.), ſ. v. a. Senne.

Siemerode, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenſtadt; kathol. Pfarrei; 430 Einw.

Siemersdorf, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralſund, Kr. Grimmen; 120 E.

Siemeſand, preuß. Bauernſchaft, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Kempen; 130 E.

Siemgil, ſ. v. a. Silbererde.

Siemianice, preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schildberg; 700 Einw.

Siemianowo, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Gneſen; 150 Einw.

Siemiatycze (Siematyce), europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Grodno, ſüdlich von Bialyſtock, nordöſtlich von Dobritſchin; 4010 Einw.

Siemieszow, europ.-ruſſ. Stadt, Gouv. Minsk.

Siemitz, mecklenb.-ſchwerin. Dorf, wendiſcher Kr., Amt Güſtrow; 130 Einw.

Siemohnen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Inſterburg; 450 Einw.

Siemon, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; Hauptgut; 130 Einw.

Siemowo, preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Kröben; 360 Einw.

Siemſſen, Adolf Chriſtian, Naturforſcher, geb. zu Altſtrelitz 1768, ward 1796 Kollaborator an der Stadtſchule zu Roſtock, dann Privatdocent daſelbſt; † 1803. Schrieb viele mineraliſche, phyſikaliſche und botaniſche Abhandlungen mit beſonderm Bezug auf Mecklenburg. Von ihm: Magazin der Naturkunde und Oekonomie Mecklenburgs. Schwerin 1791—95, 2 Bde.; — Vorläufige Nachricht von den Mineralien Mecklenburgs, daſ. 1791; — Die Fiſche Mecklenburgs, Roſtock 1794; — Handbuch der ſyſtemat. Kenntniß der Vögel Mecklenburgs, daſ. 1794; — Naturgeſchichte der großen Tannenraupe, Schwerin 1794; — Syſtematiſche Ueberſicht der mecklenburg. Foſſilien, daſ. 1804; — Naturgeſchichte des Hausſchwammes, daſ. 1809; — gab heraus: Dethardings „Syſtematiſches Verzeichniß der mecklenburger Konchylien", Schwerin 1794; — (mit Becker): Monatsſchrift von und für Mecklenburg, Roſtock 1791—94; — (mit Dittmar): Neuer Beitrag zur lithographiſchen Kenntniß der ſüdbaltiſchen Länder, daſ. 1804.

Sien (Geogr.), preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. St. Wendel; 2 Kirchen; 490 Einw. Sonſt mit Schloß, in dem die Rheingrafen Gericht hielten.

Siena (Geogr.), 1) (Seneſe, Gebiet von Siena), ital. Provinz (Compartimento), Großherzogthum Toskana, grenzt nördlich an Florenz, öſtlich und ſüdöſtlich an den Kirchenſtaat, ſüdlich an das tyrrhen. Meer, weſtlich an daſſelbe Meer u. an das Fürſtenthum Piombino, nordweſtlich an die Prov. Piſa; ſie umfaßt 21,98 □Meil. mit (1844) 237,280 Einw. Im Süden bildet ſie die Halbinſel Monte-Argentaro. Das Land wird von Norden gegen Süden von den Apenninen durchſchnitten; der nordöſtliche Theil iſt ſehr gebirgig und wird Ober-S. genannt; der ſüdweſtliche Theil, Unter-S. genannt, iſt nur mit niedrigen Bergen bedeckt, die Küſte niedrig und durch die berüchtigten Maremmen ſumpfig. In dieſem Theil befinden ſich mehre Seen, z. B. der Caſtiglione und Orbitello. Die Flüſſe ſind hier die Fiora und Paglia, dort der Ombrone mit der Ardia, Merſa und Orcia. Jener Theil iſt geſund, dieſer dagegen ſehr ungeſund. Viehzucht iſt Hauptnahrungszweig und der Boden nicht ſehr fruchtbar. — 2) Hauptſtadt daſ., liegt auf einem Hügel mit 3 Gipfeln, wird durch eine, 5 ital. Meilen lange Waſſerleitung reichlich mit Waſſer verſehen und hat ein Kaſtell. Die Stadt ſelbſt iſt unregelmäßig gebaut, finſter und öde, hat aber dennoch prächtige Paläſte neben elenden Hütten. In der Mitte der Stadt liegt der ſchöne große, muſchelförmig vertiefte Platz del Campo, den ſchöne Gebäude umgeben und eine Fontäne ziert; hier werden jährlich Pferderennen und öffentliche Volksſpiele gehalten. Ausgezeichnet iſt der Palaſt der Signoria (Stadthaus), 1308 vollendet, in rein goth. Styl erbaut, mit trefflichen Fresken; auf dem oben platten Thurme la Mangia genießt man eine herrliche Ausſicht. Kirchen und Thürme ſind zahlreich, erſtere zum Theil prachtvoll mit Gemälden und Denkmälern verziert, darunter die Metropolitankirche oder der Dom ausgezeichnet; es iſt ein gothiſches Gebäude, nach dem mailänder Dom eins der vorzüglichſten in Hinſicht auf Verzierungen; es bildet eine wahre Gallerie der ſchönen Künſte vom 13. bis zum 15. Jahrhundert und iſt mit ſchöner Moſaik gepflaſtert. Die Auguſtinerkirche hat herrliche Gemälde von Romanelli, Maratta und Perugino, eben ſo die Dominikanerkirche ein auf Holz gemaltes Madonnenbild von Guido da S. Eine ſchöne Gemäldeſammlung iſt im Palaſt Saracini. Bemerkenswerth ſind noch die Paläſte Chiggi, Gianelli, Piccolomini, Elſi, Sandeſoni, Azzoni; 2 Theater. Sitz eines Erzbiſchofs, einer Univerſität, eines Seminars, mehrer Kollegien; zahlreiche Bibliotheken, mehre gelehrte Geſellſchaften, 32 Klöſter; das Hoſpital della Scala hat ein anatomiſches Theater, einen botaniſchen Garten, außerdem mehre andere ähnliche Anſtalten, darunter auch eine für Taubſtumme; Manufakturen für wollene Zeuche, Tuch, Seidenwaaren, Filz- und Strohhüte; lebhafter Handel mit Wein, Oel und Induſtrie-Erzeugniſſen. — Rechnungsverhältniſſe. Rechnungsart, Münzen ꝛc., ſ. Florenz und Livorno. — Maße u. Gewichte ſind die toskaniſchen, ſ. Livorno. — Banken. Seit mehren Jahren beſtehen hier eine Diskonto- und eine Hypothekenbank, welche beide nicht unbedeutende Geſchäfte machen und von ſehr günſtigem Einfluſſe auf die Induſtrie ſind. — Handelsanſtalten. Geſellſchaft der Eiſenbahn zur Verbindung S.s mit der florenz-livorner Bahn. 25,000 (einſt 150,000) Einwohner; Geburtsort Papſt Alexanders III. (1159), Pius II. (1458), Pius III. (1503), Kle-

mens VIII. (1592), Alexanders VII. (1689) und zahlreicher bildender Künſtler [ſ. **Siena** (Biogr.)]. — Von Rom her beſehen nimmt ſich die Stadt mit ihren vielen Thürmen ſtattlich aus. S. hat eine ſehr geſunde Lage, und viele Gebäude erinnern an jene Zeit, in welcher S. noch eine Republik war und an Blüthe und Glanz mit Florenz wetteiferte. In S. wird das zierlichſte Italieniſch geſprochen; ein ſehr zahlreicher Adel lebt hier, aber ſehr abgeſondert von den übrigen Ständen. In der Umgegend wird Marmor von rother, ſchwarzer und gelber Farbe in reicher Quantität gebrochen. Vergl. Raccolta dei pin scelti monumenti di belle arti etc. che esistono nella città di S., 1820; — **Romagnoli**, Cenni storico-artistici di S., 2. Aufl. 1840.

Geſchichtliches. Die Stadt S., von **Saniſius**, Sohn des Remus, nach Andern von den Senonern gegründet, hieß bei den Römern Sena Julia. Früher unbekannt, erhielt ſie unter Auguſtus eine Kolonie (Colonia Senensis), nachdem die Senoner durch Curius von dort vertrieben worden waren. Seit dem Beginn des mathildiſchen Erbſchaftſtreits (1115) gehörte S. zu den herrſchenden Städten Toskana's und machte ſich, wie Piſa, Lucca, Florenz, nach und nach unabhängig von der kaiſerlichen Oberherrſchaft. Die Republik S. ward ſchon im 12. Jahrh. reich und mächtig, ſtand aber auch ſeitdem in unaufhörlichen, oft ſehr blutigen Fehden mit den übrigen großen Städten, beſonders mit Florenz. Die Regierung des Freiſtaats war anfangs ganz ariſtokratiſch, bis 1133 die Bürger ſie an ſich riſſen und alle Adelige völlig davon ausſchloſſen. Doch erlangten letztere allmählig wieder das Uebergewicht und ſeit dem Anfange des 14. Jahrh. nahmen die Kämpfe zwiſchen Ariſtokraten und Demokraten um die Herrſchaft kein Ende, wodurch der Freiſtaat mehr als einmal dem Untergange nahe kam. Die Kämpfe zwiſchen den Guelfen und Ghibellinen wurden durch den Grafen Aldobrandini di Cacciaconti zu Gunſten der letztern beigelegt. Ein Podeſta, dem für die gewöhnlichen Angelegenheiten Konſuln, für außerordentliche ein Collegio beigegeben war, ſtand an der Spitze des Staats; doch wurde 1233 dieſe Verfaſſung abgeſchafft und die Verwaltung einem Magiſtrat der Vierundzwanziger, dazu ſpäter dem Rath der Neuner übertragen. Das Haupt der ghibelliniſchen Stadte in Mittelitalien, ſchlug S. 1260 die florentiniſchen Guelfen an der Arbia und blieb auch nach der Niederlage der Ghibellinen (1267) Zufluchtsort dieſer Partei, bis 1270 **Karl von Anjou** ſich zum Signore der Republik machte, wodurch S. Mitglied des toskaniſch-guelfiſchen Städtebundes ward. Indeſſen hielt S. ſeine Verfaſſung aufrecht und das Uebergewicht des Volks (der Popolonen) über den Adel blieb beſtehen. Gefahrvoll war für S. 1322 der Parteienkampf der beiden Familien Salembeni und Tolomei. Caſtruccio von Lucca überfiel das Gebiet von S., welches bei Florenz Hulfe ſuchen mußte. Im J. 1351 verbündeten ſich beide Städte gegen Johann Viſconti von Mailand; doch ſchon 1354 bewirkte eine Regierungsveränderung in S. die Auflöſung des Bundes. Neun Adelige, die damals an der Spitze der Regierung ſtanden, unterwarfen, um ſich gegen die Volkspartei zu behaupten, die Stadt dem Kaiſer. Das Volk aber entriß den Ariſtokraten abermals die Herrſchaft und ſetzte 12 Regimentsräthe und einen Gonfaloniere aus ſeiner Mitte ein. Um den langen harten Kämpfen ein Ende zu machen, erſchien der Kaiſer Karl IV. 1368, ernannte den Malateſta zu ſeinem Statthalter und gebot unumſchränkt in S. Dagegen empörten ſich die auf ihre Freiheit eiferſüchtigen Bürger und belagerten den Kaiſer in ſeinem Palaſt, ließen ſich indeß durch ein Geldgeſchenk verſöhnen und erhielten alle ihre Freiheiten zurück. Von auswärtigen Feinden fortwährend bedrängt, wählte der Freiſtaat 1390 den Johann Galeazzo von Mailand zum Schutzherrn und unterwarf ſich 1400 demſelben völlig. Mit Hülfe der Stadt Florenz entledigte ſich jedoch S. der mailändiſchen Herrſchaft wieder. Obwohl in den Kämpfen mit den Ariſtokraten faſt ſtets Sieger, mißlang den Demokraten 1487 doch der Verſuch, den Adel ganz von der Regierung auszuſchließen. Papſt Pius II., der das **Bisthum** S. 1459 zum **Erzbisthum** erhob, verſchaffte durch ſeinen Einfluß dem Adel den 8. Theil Antheil an der Staatsverwaltung, doch ſchon 1464 verlor derſelbe dieſe Begünſtigung wieder u. mußte ſich in die Zünfte einſchreiben laſſen. Dennoch mußten 1480 alle Adelige, mit Ausnahme der Piccolomini, die Waffen ausliefern, und es wurde eine neue Verfaſſung eingeführt, nach welcher alle Staatsbürger in 3 Klaſſen, in Adel, Plebejer und Reformatoren (Unbegüterte aus den niedrigen Klaſſen), eingetheilt wurden. Der Senat ward aus allen 3 Klaſſen zu gleichen Theilen erwählt. Eine Pöbelpartei, die Birebotte, begnügte ſich damit nicht, ſondern brachte es dahin, daß die reichſten Bürger aus der Stadt verwieſen wurden, worauf ſich die Reformatoren ihrer Güter bemächtigten. Die Verwieſenen ſetzten ſich unter dem Beiſtand von Florenz und des Königs von Neapel und unter Pandulf Petrucci's Anführung 1487 durch einen Ueberfall in den Beſitz der Stadt und führten eine neue Verfaſſung ein, die dem Adel einen größern Einfluß gewährte. Der Senat beſtand aus 120 Mitgliedern, die Balia oder der Stadtrath aus 5, die zwar aus allen 3 Ständen gewählt werden ſollten, doch meiſtens Freunde der Ariſtekraten waren und zu ihrem Vortheil dem Senat alle Macht entzogen. Petrucci, ſelbſt Mitglied der Balia, leitete dieſe nach dem Tode des Rechtsgelehrten Borgheſe, eines heftigen Gegners der Ariſtokraten, ganz nach ſeinem Willen und veranlaßte die Errichtung eines aus 3 Mitgliedern beſtehenden Geheimenraths, deſſen Mitglieder nur aus der Familie Petrucci waren und durch den er die Balia und den Senat beherrſchte. Die neue Regierung ſtellte im Innern die Ordnung her und auch die auswärtigen Angelegenheiten wurden mit Umſicht und Glück geleitet; weil die Reformatoren aber die an ſich geriſſenen Güter herausgeben ſollten, erregten ſie viele Unruhen, die mit Verbannun-

gen beſtraft wurden. Verdient machten ſich die Ariſtokraten durch die Befreiung der Maremmen von den Korſen, die das Land ausplünderten. Dennoch erregte Petrucci's Gewaltherrſchaft große Unzufriedenheit, die ernſtliche Unruhen befürchten ließ, ſo daß er ſich bewogen fand, in die Abſchaffung des Geheimenraths zu willigen, wogegen ihm die Oberaufſicht über das Kriegsweſen übertragen wurde. Er unterhielt enge Freundſchaft mit Piſa und leiſtete dieſer Stadt Beiſtand in ihren Kriegen gegen Florenz. Als Frankreich 1493 Florenz bekriegen wollte, trug S. ein Bündniß an, worauf ſich S. in franzöſiſchen Schutz begab und 300 Mann Beſatzung einnahm. Nach hergeſtelltem Frieden wurde die franz. Beſatzung aus S., welches mit Florenz in einen Krieg wegen des von Florenz abgefallenen Montepulciano gerieth, gezogen. Im J. 1496 kam ein Waffenſtillſtand mit Florenz zu Stande, während Petrucci die Freundſchaft des Kaiſers durch ein Darlehn erkaufte. Von Ludwig XII. von Frankreich erlangte er 1499 die Gewährleiſtung für S.'s Verfaſſung, worauf 1502 ein förmliches Schutzbündniß mit Frankreich geſchloſſen wurde, das ſich indeß, als bald darauf die Republik in Bedrängniß gerieth, nicht bewährte. Cäſar Borgia, Sohn des Papſtes Alexander VI., der ſich die toskaniſchen Freiſtaaten unterwerfen und mit S. den Anfang machen wollte, fiel nämlich in das Gebiet der Republik ein und machte Petrucci's Verbannung zur Friedensbedingung. Florenz u. Frankreich beſtanden aber auf der Wiederherſtellung Petrucci's, der nun ein größeres Anſehen als zuvor erhielt und die Ruhe im Innern wiederherſtellte, auch die für die Republik ſehr nützliche Freundſchaft des Papſtes Julius II. gewann. Als ſich Piombino S.'s Schutz unterwarf, kündigte Florenz den Waffenſtillſtand, Julius II. aber vermittelte es dahin, daß S. 1511 Montepulciano an Florenz abtrat, was jedoch in S. große Volksbewegungen veranlaßte. Florenz ſchloß nun ein Bündniß auf 25 Jahre mit S. und verpflichtete ſich, Petrucci und ſeine Söhne bei Ausübung der öffentlichen Gewalt zu ſchützen. Dennoch vermochte Petrucci die Herrſchaft von S. ſeinem Hauſe nicht zu erhalten, woran beſonders ſeine Verfeindung mit den Mediceern Schuld war. Der Haß beider Häuſer wurde unverſöhnlich, nachdem ſein Sohn, der Kardinal, 1517 eine Verſchwörung gegen Papſt Leo II. geſtiftet hatte, wofür er im Gefängniſſe erdroſſelt wurde. Von nun an ſchwand alles Anſehen der Petrucci in S. und die Parteienkämpfe zwiſchen dem Adel und den Plebejern zerrütteten wiederum viele Jahre hindurch den Staat. Die endlich ſiegreichen Plebejer verbannten die vornehmſten Familien und begaben ſich 1540 unter den Schutz Karls V. Die Verwieſenen ſuchten Zuflucht in Frankreich und Franz I., der ſich ihrer bedienen wollte, um feſten Fuß in Toskana zu faſſen, unterſtützte ſie und ſandte heimlich Agenten nach S., welche die Bürger durch Beſtechungen auf ſeine Seite bringen ſollten. Cosmo von Medici, davon in Kenntniß geſetzt, legte im Einverſtändniß mit dem Kaiſer eine Beſatzung nach S., ordnete eine neue Verfaſſung an, wodurch die Regierung auf 40 Mitglieder beſchränkt wurde, und ſchloß dann ein Bündniß mit S. auf 15 Jahre. Eine Staatsumwälzung, die 1543 Papſt Paul III. zu bewirken ſuchte, um während der Unruhen ſich der Stadt zu bemächtigen, wurde durch Cosmo's Wachſamkeit verhindert; eben ſo ſetzte er die ſpan. Beſatzung wieder ein, die bei einem Aufſtande 1546 von den Bürgern aus der Stadt getrieben worden war. Der kaiſerliche Befehlshaber, Kardinal Diego de Mendoza, überredete die Bürgerſchaft, daß zu ihrer Sicherheit gegen die Angriffe des Adels eine Citadelle erbaut werden müſſe; als er aber, noch ehe der Bau der Feſtung vollendet war, die Bürger gewaltthätig behandelte, vertrieben ſie 1552 mit dem Beiſtande franzöſiſcher Truppen die ſpaniſche Beſatzung, zerſtörten die Feſtung und entſagten nun aller Verbindung mit dem Kaiſer. Frankreich hatte in S. Beſatzung eingelegt und mit den Bürgern einen Vertrag geſchloſſen, der ihnen eine völlige Freiheit ſicherte, den Adel aber von der Regierung gänzlich entfernen ſollte; doch erregten die Franzoſen durch ihre Willkür Unzufriedenheit. Dennoch unterſtützten die Sieneſer den franzöſiſchen Befehlshaber Montluc auf das Tapferſte, als 1554 die Stadt von den Spaniern belagert wurde, bis endlich der Hunger am 22. April 1555 ſie zwang, zu kapituliren. Zwar wurde der Stadt die Aufrechterhaltung ihrer Freiheiten zugeſichert, doch behielt Cosmo ſich das Recht vor, eine Beſatzung in die Stadt zu legen. Mißtrauiſch begaben ſich viele Bürger nach Monte Alcino und ſtifteten daſelbſt eine neue Republik, die aber keinen Beſtand hatte. Ihr Mißtrauen wurde nur zu bald gerechtfertigt. Kaum im Beſitz der Stadt, ſetzte Cosmo die Obrigkeit ab und ernannte neue, die ihm ergeben waren, befahl die Entwaffnung der Bürger und ließ die nun in großer Menge nach Monte Alcino und andern kleinen Orten der Republik auswandernden Bürger durch ſpaniſche Truppen vertreiben, bis ein kaiſerlicher Befehl dieſer Verfolgung Einhalt that. Karl V. belehnte ſeinen Sohn Philipp mit der Stadt und ihrem Gebiet, ließ durch Franz von Toledo die Verwaltung und Kriegsverfaſſung nach ſpaniſcher Weiſe einrichten und die Sieneſer als ein erobertes Volk behandeln. Cosmo gab jedoch ſeine Abſichten keineswegs auf. Er forderte plötzlich die großen Summen, die er dem Kaiſer und ſeinem Sohne geliehen, zurück und als die Bezahlung nicht erfolgte, ſtellte er ſich, als ob er ſich mit Frankreich verbünden wollte. Um dies zu verhindern, trat Philipp ihm 1557 als Entſchädigung für die ſchuldigen Summen S. mit dem ganzen Gebiet ab. So wurde die Republik S. mit **Florenz vereinigt** und verlor auf immer ihre Selbſtſtändigkeit. Weiteres ſ. **Toskana**.

Siena (Biogr.), zahlreiche **bildende Künſtler** aus Siena, die meiſt nach ihren Familiennamen unbekannt ſind. Wir laſſen ſie nach dem Alphabete der Taufnamen folgen: 1) **Agoſtino** u. **Agnolo da**, ſ. **Agoſtino**. — 2) **Andrea di Guido da**, ſ. S. 18). — 3) **Angelo da**, Architekt, einer der vielen Künſtler, die am Dome

in Orvieto arbeiteten. — 4) Baldaſſare da, Beiname von B. Peruzzi. — 5) Bartoldus da, ſ. Berna 1). — 6) Benvenuto da, Maler von Siena, blühte in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. In S. Girolamo vor der Stadt Volterra iſt ein Bild des engliſchen Grußes mit ſeinem Namen; die Akademie zu Siena bewahrt eine Himmelfahrt Chriſti mit unzähligen Figuren in der Landſchaft (1487) von ihm. — 7) Berna da, ſ. Berna 1). — 8) Biagio da, Maler von Siena, blühte in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, war um 1371 Mitglied des Magiſtrats ſeiner Vaterſtadt. In der Akademie zu Siena iſt eine Tafel von ſeiner Hand, die Madonna mit dem Kinde und mit vier Heiligen. — 9) Bonaventura da, Maler in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts, nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt. Ueber der Sakriſteithüre von Agli Servi della Maria zu Siena iſt eine Madonna von ihm von 1319. — 10) Ceeeo da, ſ. Ceeeo 3). — 11) Dueeio da, ſ. Buoninſegna. — 12) Franeeseo di Giorgio da, ſ. Giorgio 2). — 13) Franeeseo Antonio da, Maler, einer der beſten Schüler Vanni's oder Salimbene's. Im Convente degli Angioli unter Aſſiſi iſt von ihm eine Darſtellung des Abendmahles, wo der Judas mit Fledermausfüßen und davon eilend dargeſtellt iſt. — 14) Franeeseo da, Beiname von F. Vanni. — 15) Giorgio da, genannt Gianella, Maler und Architekt, Schüler von Mecherino (D. Beeeafumi), erwarb ſich durch ſeine Verzierungsarbeiten großen Ruf. Er malte in Rom und Wien viele Grotesken. Todesjahr unbekannt. — 16) Giovanni di Paolo da, Maler, Vater des Matteo di Giovanni, arbeitete um 1427—1462. In der Akademie zu Siena iſt von ihm ein Gekreuzigter (1440) und zwei andere Bilder von 1452. — 17) Gregorio da, Maler, blühte im Anfang des 15. Jahrhunderts. In der Kirche Agli Servi della Maria waren Freskomalereien von der Hand dieſes Meiſters, die er 1420 ausführte. Sie wurden von der Mauer abgenommen und eingerahmt. — 18) Guido da, der älteſte bekannte Meiſter der ſieneſiſchen Schule, iſt beſonders deshalb merkwürdig, weil er in einer gewiſſen originellen Kraft gegen die bis dahin herrſchende Kunſtweiſe ankämpfte und dadurch das unterſcheidende Element der romaniſchen Kunſt weckte. Er erfaßte die byzantiniſchen Typen mit einer eigenthümlichen Würde, mäßigte die alten Formen durch eine dem Auge und Munde verliehene Milde und öffnete den Born jener ſeelenvollen Tiefe, aus welchem die Maler der kommenden Zeit theilweiſe in reicher Fülle ſchöpften. Ein Werk dieſes Meiſters und das erſte beglaubigte Bild der ſieneſiſchen Schule iſt eine überlebensgroße Madonna mit dem Kinde von 1221, jetzt in der Kirche des verlaſſenen Dominikanerkloſters. In der Pinakothek zu München ſind zwei kleine Bilder auf Goldgrund unter dem Namen dieſes Meiſters: Der knieende Engel als himmliſcher Botſchafter an Maria, und dieſe ſelbſt, wie ſie knieend die Botſchaft empfängt. — 19) Lippo Memmi da, ſ. L. Memmi. — 20) Lino da, ſ. Lino. — 21) Lorenzo di Pietro da, genannt Beechietta, Maler, Bildhauer u. Erzgießer, war nach Vaſari erſt Goldſchmied, beſchäftigte ſich aber dann mit der Bildhauerei und mit Gußarbeiten, worin er zu großer Geſchicklichkeit gelangte. Beſonderen Ruf erwarb ihm der eherne Tabernakel mit Marmorverzierungen im Dome zu Siena. Vaſari nennt auch die lebensgroße nackte Geſtalt eines Chriſtus mit dem Kreuze, die ſo weich und ſorgfältig ausgeführt iſt, als wäre ſie von Wachs, auf dem Hauptaltare der Kirche des Ospidale della Seala, als ſein Werk, eben ſo die Marmorſtatuen der Apoſtelfürſten in der Loge der Bankbeamten. Von ihm iſt ferner die liegende Erzfigur des Marianus Soeinus, im Saale der modernen Bronzen zu Florenz. Im k. Muſeum zu Berlin wird eine Geburt Chriſti mit dem ſegnenden Gott Vater in der Luft und der heil. Katharina von Siena im Grunde, und ein zweites Bild mit Chriſtus am Kreuze und Maria u. Johannes, beide auf Goldgrund in Tempera gemalt, ihm zugeſchrieben. Dann ſieht man daſelbſt von ihm zwei Tafeln mit je zwei Bildern in Rahmen, Seenen aus dem Leben der heil. Katharina von S. Todesjahr nach Vaſari 1482. — 22) Mareo da, ſ. Pino 2). — 23) Matteo di Giovanni da, Maler, der Sohn des Gio. di Paolo, gilt als das Haupt der ſieneſer Schule in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Noch mehr oder weniger den Typen des germaniſchen Styles treu, iſt er von keiner beſonderen Tiefe, doch herrſcht in ſeinen Bildern Mannichfaltigkeit des Ausdruckes und ein lobenswerthes Studium der Natur, weshalb er auch alle gleichzeitigen Maler in Siena übertrifft. Die Nachrichten über dieſen Meiſter reichen von 1462—1491. Im Dome zu Siena ſind von ihm einige Bilder des künſtlichen Moſaikfußbodens in eingelegter Steinarbeit, die ungemein bewundert wurden. In S. Domenico iſt von ihm eine Madonna mit dem Kinde, mit St. Barbara und anderen Heiligen, 1479 gemalt. Großes Aufſehen erregte Matteo durch ſeine Darſtellung des Kindermordes, die er dreimal wiederholte, zweimal in Siena (in der Kirche St. Agoſtino 1464 und in der Kirche St. Maria de Servi 1491) und einmal in den Studj zu Neapel, ſonſt in der Kirche St. Katharina a Formello. Dieſe 3 Gemälde ſind nicht Kopien eines nach dem andern, ſondern die ſpätern zeigen bedeutende Abänderungen und Fortſchritte des Meiſters, der nach Hirt der kühnen Behandlung eines ſo ſchwierigen Gegenſtandes wegen der Aeſchylus der neuern Malerei genannt zu werden verdient. Im Auslande ſind die Bilder Matteo's äußerſt ſelten. In der Gallerie des Muſeums zu Berlin iſt eine Madonna mit dem Kinde, welches mit einer Korallenſchnur ſpielt; auf einem zweiten Gemälde dieſer Sammlung hält Maria das ſegnende Kind auf dem Schooße. In der Gallerie zu Schleißheim wird ihm ein Bild des Kindermordes zugeſchrieben. — 24) Matteo da, genannt Matteino, blühte in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, malte Landſchaften im alten Style, ſchmückte häufig auch die Bilder des N. Cireegnano mit Proſpekten aus, wie die 32 Martergeſchichten deſſelben in

St. Stefano rotondo. In der vatikaniſchen Gallerie ſind ebenfalls Bilder von ihm. Er † 1588 im 55. Jahre. — 25) **Memmo da**, ſ. **Memmo**; — 26) **Michel Angelo da**, Maler, ſ. **Anſelmi 1)**; — 27) **Michel Angelo da**, Bildhauer, kam zur Zeit des Todes des Papſtes Hadrian VII. nach Rom, deſſen Grabmal er nach Peruzzi's Modell ausführte, welches prächtige Werk man in S. Maria dell' Anima in der Kapelle des Hauptaltars findet. Bald nach Vollendung deſſelben † der Künſtler. — 28) **Mino da**, ſ. **Mino**; — 29) **Moccio da**, ſ. **Moccio**; — 30) **Paolo da**, Bildhauer, war zur Zeit Benedikts XII. in Rom thätig. Sein Werk iſt die Bildſäule des genannten Papſtes in den vatikaniſchen Grotten, ehedem in der alten Peterskirche auf dem Altare dei Morti; — 31) **Paſtorino da**, ſ. **Paſtorino**; — 32) **Pietro di Lorenzo da**, ſ. **Lorenzo**; — 33) **Pietro di Giovanni da**, Maler, Sohn des Paolo di Giovanni und ein berühmter Moſaikarbeiter. In der Akademie zu Siena wird ihm eine Madonna zugeſchrieben. Auf einem anderen Bilde nennt er ſich Petrus Joannis de Senis. Blühte um 1418. — 34) **Pietro di Minella da**, Bildhauer, einer der vielen alten Künſtler, die zur Ausſchmückung des Doms in Orvieto beitrugen. Von ihm ſind die Chorſtühle mit eingelegter Arbeit, wahrſcheinlich ein Werk des 14. Jahrhunderts. — 35) **Priamo da**, Maler von Siena, lebte im 15. Jahrhundert, durch eine Madonna in der Akademie zu Siena bekannt; — 36) **Sano di Matteo da**, Architekt, zu Anfang des 15. Jahrhunderts Hauptmeiſter des Domes in Orvieto; — 37) **Sano di Pietro da**, auch **Anſano da Siena** und **Sano Lorenzetti** genannt, Maler, blühte in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts, folgte im Allgemeinen der Richtung der alten ſieneſiſchen Schule, zeigt aber bereits einen gewiſſen Sinn für Modellirung und in einzelnen Köpfen etwas anziehend Mildes. Ueber der von Agoſtino und Agnolo erbauten Porta Romana zu Siena iſt von ihm eine Krönung Mariä in Fresko, von 1422. Die Gallerie des k. Muſeums zu Berlin beſitzt ein kleines Temperabild auf Goldgrund von ihm, welches Maria vorſtellt, wie ſie ſtehend das bekleidete Jeſuskind auf den Armen hält, ferner die Flügel eines Gemäldes, welche von außen und innen bemalt ſind; auf der äußeren Seite iſt eine Geburt Chriſti, auf der inneren Apoſtel und oben Maria mit dem verkündenden Engel dargeſtellt. — 38) **Segna da**, ſ. **Segna**; — 39) **Simone da**, ſ. v. a. Simone Memmi; — 40) **Ugolino da**, Maler, einer der berühmteſten Meiſter des 14. Jahrhunderts, der den Uebergang von der älteren Richtung des Duccio zur neueren des Simone di Martino bezeichnet, nach Vaſari Cimabue's, nach Andern Guido's da Siena oder Duccio's Schüler. Unter ſeinen Werken nennt Vaſari zuerſt das große Altarbild, welches in St. Croce zu Florenz ſich befand und jetzt in der Sammlung des Young Ottley in London aufbewahrt iſt. Ugolino erſcheint darin als ein ſehr bedeutendes Mittelglied zwiſchen der ſtrengeren byzantiniſchen Weiſe des Duccio und der weicheren gefälligeren des Simone Memmi. Nach Vaſari malte er eine Menge Bilder; außer der wunderthätigen Madonna erwähnt er aber nur noch ein einziges, einen Chriſtus am Kreuz mit Magdalena und Johannes. Dann ſchreibt man ihm auch die Malereien des Reliquiarium del Santo Corporale im Dome zu Orvieto zu, ein kleines Abbild der Dom-Façade von Silber, Gold und Smalte und mit vielen Reliefs aus dem neuen Teſtamente. Ugolino † zu Siena 1339. — 41) **Raffaelo da**, ſ. v. a. R. Vanni.

Siendu, afrik. Stadt, Senegambien, **Kadjaaga**, links vom Senegal.

Siene (a. Geogr.), ſ. v. a. Syene.

Sienerhof, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. **St. Wendel**; 130 Einw.

Sienes, ſpan. Flecken, nördlich von Siguenza; 280 Einw.

Sieneſiſche Malerſchule, ſ. **Malerei**.

Sienhachenbach, ſ. **Hachenbach (Sien-)**.

Sien-Heppſtädten, landgräfl. heſſiſches Filialdorf, Oberamt **Meiſenheim**; 430 Einw.

Sienhoa, Berg, ſ. **Tſchekiang**.

Sieniawa, öſterreich.-galiz. Stadt, Kr. **Przemysl**, rechts an der San, mit Schloß, dem Fürſten Czartoryski gehörig; die Einw. ziehen weit umher als Maurer.

Sienin, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. **Warſchau (Maſovien)**, ſüdlich von Stanislawow; 400 E.

Sienitza, europ.-türk. Stadt, **Bosnien**, nordweſtlich von Novi-Bazar.

Sien-ju-kao-tang-tſe, Beiname des Kao-tang-tſching.

Sienna, afrikan. Fluß, auf der **Goldküſte** (ſ. d.).

Sienne, franz. Fluß, Depart. **Calvados**, entſpringt bei St.-Sever, fließt in das Dep. Manche und in den Hafen von Regnéville im Kanal, ſüdweſtlich von Coutances.

Sienno (Geogr.), 1) preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. **Poſen**, R.-B. und Kr. **Bromberg**; Vorwerk; 160 Einw.; — 2) preuß. Dorf, daſ., R.-B. Bromberg Kr. **Wongrowiecz**; Vorwerk; 160 Einw.; — 3) ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. **Radom**, nordöſtl. von Opatow.

Sien-pi, ſ. **Mongolen** (Geſch.).

Sienſbach, bad. Kirchdorf, Oberrheinkr., Amt **Waldkirch**; 380 Einw.

Sieou (Geogr.), 1) aſiat. Stadt, China, Prov. **Anhori**, nördlich von An-Khing; — 2) **S.-Kio-Chan**, Berg daſ., Prov. **Se-Tſchuan**; mit ewigem Schnee bedeckt, 30° 23′ n. Br. u. 141° 24′ ö. L.; — 3) **S.-Youan**, Stadt daſ., Prov. **Ching-King**, ſüdl. von Foung-Thian.

Siepang, oſtind. Ort, **Borneo**, ſüdlich von Pontiana, nahe an der Weſtküſte.

Siepen (Geognoſ.), ſ. v. a. Seifengebirg (ſ. d.).

Siepen (Geogr.), preuß. Bauernſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Münſter, Kr. **Recklinghauſen**; 150 Einw.

Sieperting, preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. **Meſchede**; Kapelle; 120 Einw.

Sieradz (Geogr.), 1) ruſſ.-poln. Kreis, Gouv. Kaliſch, grenzt nördlich an den kaliſcher Kr., öſtlich an Maſovien und den wieluner Kr., ſüdlich und weſtlich ebenfalls an den letztern. Außer S. hier noch die Städte: Zloeew, Burzenin, Widawa, Lask, Szezerozow, Szadek, Lutomiersk, Padianice; — 2) Kreisſtadt daſelbſt, ſüdöſtlich von Kaliſch, links an der Wartha, in ſumpfiger Gegend; Dominikanerkloſter, Kreiskommiſſion, Friedensgericht, Leinweberei, Gerberei; die große, ſonſt hier befindliche Tuchfabrik iſt jetzt in Zintenhoff bei Pernau; 3500 Einw. — Geſchichtliches. Im Jahre 1292 legten die Böhmen aus Rache, weil ſie die mitten unter Moräſten gelegene Burg nicht erobern konnten, die Stadt in Aſche. Im J. 1331 wurde ſie wieder von den Kreuzherren, welche damals ganz Polen verwüſteten, verbrannt. Kaſimir der Große baute die Stadt von Neuem auf, umgab ſie mit einer Mauer und errichtete eine Burg, von der noch jetzt Ruinen vorhanden ſind. Im Jahre 1383 wurde hier ein Reichstag gehalten, auf welchem Hedwig, Tochter Ludwigs, Königs von Ungarn und Polen, zur Thronerbin beſtimmt wurde.

Sierakow (Geogr.), 1) preuß Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Koſten; 220 Einw.; — 2) Stadt, ſ. v. a. Zirke.

Sierakowitz (Geogr.), 1) preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; kath. Pfarrkirche, die ſierakowitzer Hütte; 180 Einw.; — 2) preuß. Dörfer, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Toſt; a) (Groß-S.); Vorwerk, Friſchfeuer, Zainhammer, Eiſengrube; 610 Einw.; — b) (Klein-S.); Vorwerk, 3 Friſchfeuer (eines davon heißt Jaſionka), Zainhammer (Kuznika), Förſterei; 410 Einw.

Sierakowko (Zirkowko), preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Obornik; 320 E.

Sierakowo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Poſen: a) R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; Kolonie, Forſthaus; 120 Einw.; — b) R.-B. Poſen, Kr. Kröben; 670 Einw.; — 2) Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 290 Einw.

Sierakowski, Sebaſtian Graf von, Propſt des Hochſtiftes zu Krakau und Rektor der dortigen Univerſität, bekannt durch ein architektoniſches Werk: Architektura obeymajaca wszelki gatu nek muro etc., 1812, die Frucht eines zwölfjährigen Studiums.

Sierandſzon (Szierandſzen), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Inſterburg; 200 Einw.

Sierawski, Julian, polniſcher General, 1777 zu Krakau geboren, focht unter Kosciusko, warf ſich 1794 mit andern Patrioten in die Walachei, ging dann über Konſtantinopel nach Italien und trat in die franzöſiſch-polniſche Legion. Im Jahr 1799 kam er nach Paris, organiſirte 1800 die polniſche Donaulegion, wurde 1801 Kommandant von Livorno, 1812 franz.-polniſcher Brigadegeneral. Im Jahr 1815 in ſein Vaterland zurückgekehrt, nahm er 1830 an dem Aufſtande gegen Rußland Theil, lehnte den ihm angetragenen Oberbefehl ab und ſchlug Chiopicki dazu vor, führte mit Auszeichnung eine Diviſion unter Ramerino und zog ſich mit dieſem nach Galizien zurück. Er lebte dann in Paris.

Sierck, franz. Stadt, Depart. Moſel, Bez. Thionville, unweit der belg. und preuß. Grenze, rechts an der Moſel, durch Mauern und Fort befeſtigt; Hauptdouane; Salzquellen, beträchtliche Gerberei, vorzüglich Gyps, Schuſterahlenfabrikation, Leimfabr., Weinhandel; Verkehr mit Köln, Trier, Thionville und Metz; 2200 Einw.

Sierentz, franz. Dorf mit Märkten, Depart. Ober-Rhein, Bez. Altkirch; Baumwollzeuch- und Fayencefabr.; 1190 Einw.

Sierhauſen, oldenburg. Dorf, Kr. Vechta, Amt Damme; 270 Einw.

Sierin (Syrin), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Filialkirche; 750 Einw.

Sierndorf, öſterr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, Ldgr. Leobendorf; Schloß, Pfarrei; 400 E.

Siernik, preuß. Hauptgut, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; Vorwerk; 150 Einw.

Sierniki, preuß. Dörfer, Prov. Poſen: a) R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; Hauptgut; 260 Einw.; — b) R.-B. Poſen, Kr. Koſten; 170 Einw.

Sierock, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Plock, ſüdl. von Pultusk, rechts am Zuſammenfluß des Bug und der Narew; 600 Einw.

Sieroko, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 110 Einw.

Sieroslaw, preuß. Dorf, Prov., R.-B. und Kr. Poſen; 130 Einw.

Sieroszewice, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Adelnau; Förſterei; 160 E.

Sieroth (Schieroth), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Toſt; kath. Pfarrei, Vorwerk, Potaſchesiederei; 420 Einw.

Sierpc, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Plock, nördlich von Plock, in Sümpfen, an der Sierpſienica; Schloß, Synagoge, einige Kirchen, etwas Handel; 2600 Einw., zur Hälfte Juden.

Sierra (Geogr.), 1) (ſpan.), ſ. v. a. Säge, daher wegen der ſteilen und zackigen Gipfel — 2) ſ. v. a. Gebirg. Außer den unter den Hauptnamen aufgeführten Gebirgen ſind noch zu bemerken: S. de Acha, in Neu-Meriko, hängt mit der S. de Carcay in Chihuagua zuſammen; S. Arcanio, in der ſpan. Provinz Alava, gut bewaldet; S. Barracayna, ſ. Venezuela; S. de Albarracin, in Aragonien, ſ. Iberiſches Gebirg; S. de alta Gracia, ſ. Venezuela; S. de Andia, in den ſpaniſchen Provinzen Navarra und Alava; S. de Aradar, ſ. Navarra; S. de Aroche, in der ſpan. Provinz Huelva; S. de Aſturias, ſ. v. a. Aſturiſches Gebirg, ſ. Aſturien, S. 19; S. de Bayona, ſ. Xalisco; S. de Benito, ſ. Guadalupe 1); S. de Carcay, ſ. S. Madre; S. de Cebrero, in Galicien; S. de Chalchihuites, ſ. Xalisco; S. de Chorrito, in der ſpan. Prov. Toledo; S. de Ciu-

dad Rodrigo, in der ſpan. Prov. Salamanea; S. de Cobre, auf der Inſel Cuba; S. Complida, in Nieder-Guinea; S. de Cordova, a) in der S. Morena; b) in der Prov. Cordova; S. de Covoades, in der braſilian. Prov. Maranhao; S. de Criſtollo, in Nieder-Guinea; S. de Ere, in der ſpan. Prov. Galicien; S. de Franeia, in der ſpan. Prov. Salamanca; S. de Fnentas, ſ. Guadalnpe 1); S. de Gador, in der Sierra Nevada; S. de Gredos, in der ſpan. Prov, Salamanea; S. de Grulla (S. de las Grullas), in Neu-Meriko; S. de Guadaleanal, in der S. Moreaa; S. de Gudar, im iberiſchen Gebirge; S. de Herrera, in der S. Morena; S. de Jalama, in der ſpan. Prov. Salamaaea; S. de la Elena, Pyrenäenzweig in Katalonien, am Ebro; S. de las Mimdras (Mimdrenos), in der S. Madre; S. del Rio Aruy, in Guyana; S. del Rudial, in der ſpan. Prov. Toledo; S. de Luxar, in der ſpaa. Prov. Granada; S. de Marta, ſ. Marta 5); S. de Merida, ſ. Merida; S. de Motina, ſ. Iberiſches Gedirg; S. de Moneayo, ſ. Iberiſches Gedirg; S. de Moral, in der ſpan. Prov. Mancha; S. de Dea, ſ. Iberiſches Gebirg; S. de Palcipa, ſ. Plata; S. de Plata, in Nieder-Guinea; S. de Ronda, ſ. Ronda; S. de San Luis, ſ. Plata; S. de San Pedro, ſ. Guadalupe; S. de Segundera, in der ſpan. Prov. Valladolid; S. de Tarquino, auf der Inſel Cuba; S. de Tumueuraque, in Guyana; S. de Veneta, ſ. Magdalena 2); S. di Grandola, ſ. Grandola; S. do Mar und S. dos Vertentes, ſ. Serra; S. Pirochera, in der ſpan. Prov. Valencia; S. Reynoſa, in den ſpan. Provinzen Burgos und Toro; S. Uſupania, in Venezuela.

Sierra (Orte), 1) S.-de-Engareeran, ſpan. Flecken, nördlich von Caſtellon-de-la-Plana; 1030 Einw.; — 2) S.-de-Fuentes, Dorf, daſ., Prov. Eſtremadnra, öſtlich von Caceres; Mineralquelle, Leinwand- und Wollweberei; 1280 Einw.

Sierra (Biogr.), Don Franciseo Perez, Maler aus Kalabrien, Sohn eines Spaniers, Schüler des Aniello Faleone, kam als Page des D. Diego de la Torre nach Madrid, wo er in der Schule des Juan de Toledo ſich zum tüchtigen Künſtler bildete. Er malte gewöhnlich Bamboeciaden, Blumen und Früchte mit großer Wahrheit. In der Kirche de los Angelos zu Madrid ſind einige hiſtoriſche Bilder von ihm. S. † 1709 im 82. Jahre.

Sierra Leone, afrikan. Küſtenſtrich am atlantiſchen Ocean, das nordweſtlichſte Küſtenland in Ober-Guinea, vom Fluſſe Dembi im Nordweſten bis zum Fl. und Kap Meſurado im Südoſten, zwiſchen Senegambien und der Pfefferküſte, ungefähr 140 Lieues lang und von der Küſte landeinwärts etwa 100 L. breit. Das Land ſteigt von der Küſte allmählig bis zu einer Gebirgsgegend etwa 15—20 Meilen vom Ufer, doch treten mehre Vorgebirge ziemlich weit vor, wie Kap S. L. (Leda), Kap Monte und Kap Schelling, wahres (treu) und falſches (falſch) Kap; außer den Grenzflüſſen werden genannt: der Quiaporte; Searcie mit Mungo und Kudba; der Sierra-Leonafluß (Matomda, Tagrin), mit 1½ Meil. breiter Mündung, neben dem Kap S. L., tief und ſicher genug für große Seeſchiffe; der Sherbro, der in die gleichnamige Bai fällt, vor welcher die Inſel Sherdro liegt; der Monte, der bei dem gleichnam. Kap ausmündet. Zahlreiche Inſeln und Inſelgruppen ziehen ſich an der Küſte hin, meiſt klein und mit Sanddänken abwechſelnd. Das Klima iſt heiß und für Europäer ungeſund; zur Regenzeit herrſchen häufige Stürme (Tornados), zu andern Zeiten weht der Harmattan. — Produkte ſind: Reis, Guineakorn, Mais, Yams, Bataten, Melonen, Ananas, Zuckerrohr, Piſang, Bananas, Brodfrüchte, Kaffee, Baumwolle, Tabak; Büffel, Schweine, Schafe, Affen, Elephanten, Antilopen; Papageien, Faſanen, Krokodile, Schlangen; Fiſche, Auſtern u. ſ. w. — Die Einwohner ſind Neger von verſchied. Stämmen, mit verſchied. Sprache, roh, unwiſſend und abergläubiſch; ſie treiben Landbau, Fiſcherei und einigen Handel. Auf der Haldinſel S. L. (Romarong) haben die Briten, um auf die Civiliſation der Neger zu wirken und den befreiten Negerſklaven ein Aſyl zu verſchaffen, eine Kolonie gegründet, die aber, ungeachtet ſie ſchon ſeit 1787 angelegt worden iſt und große Unkoſten dem Staate verurſacht hat, nicht ſonderlich gedeihen will. Zwar iſt die örtliche Lage ſehr ſchön, aber das Klima ſehr ungeſund. Daher beträgt auch gegenwärtig die Zahl der hier unter britiſchen Geſetzen lebenden Neger kaum 30,000. Dieſe Bevölkerung beſteht, außer etwa 100 Europäern, aus lauter Negern, theils Negerkoloniſten, die aus Nordamerika hierher gebracht worden ſind, theils aus Maroonnegern aus Jamaika, theils aus Negern, die ſich freiwillig aus verſchiedenen Theilen Afrika's angeſiedelt haben, und endlich aus Negern, die man von weggenommenen Sklavenſchiffen befreit hat. Im J. 1826 beſtanden 22 Schulen mit 6 Lehrern und 2 Hülfslehrern für die Knaben und 5 Lehrerinnen nebſt Hülfslehrerinnen für die Mädchen. Hülfslehrer und Lehrerinnen waren Neger. Der größte Theil der Koloniſten will ſich noch nicht recht zum Landbau bequemen. Die Kaffeepflanzungen ſind indeß ziemlich bedeutend; die Baumwollenkultur wird vernachläſſigt und der Indigobau iſt noch nicht verſucht. Man zieht Maniok und andere eßbare Wurzeln, Kakao und Reis. Der Umfang der Kolonie wurde 1825 durch Verträge mit den benachbarten Herrſchern bedeutend vergrößert. — Eintheilung: Fluß-, See- und Bergdiſtrikt; Hauptort: Freetown, am S. L., ſchön gebaut, mit Kaſernen, Bell-Lancaſterſchulen, Kirchen, Zeitungsexpedition, 5000 Einw., beſtehend aus Settlers (freien Schwarzen aus Nordamerika), Maroons (aus Jamaika), Kroos (Krus, eingewanderten Negern) u. a.; andere Orte: Regentstown, 3000 Ew.; Wellington, 1000 Koloniſten; Wilberforce, 400 Einw.; Thornton, mit Kriegsſchule;

Kiſſey, 1200 Einw.; Kent, 400 Einw.; Bathurſt (B. St. Maria), Hafen, 800 Einw.; Leopold, 800 Einw.; Kingſton, am Swainſ; Leiceſter-Mountain, 1200 Einw., freie Afrikaner; Gloeeſtertown, 720 Einw. — Auf dieſer Küſte wohnen noch a) die Bulamer (Bulloms) und b) die Suſuer (Suzees, Sooſoos, Suzoo), am Rio Ponges, gelehrig, gebildet, zum Theil Mohammedaner; ſie vertrieben erſt die Bagoer, mußten aber den Mandingos weichen; Städte: Wunſang, 1000 Einw.; Habering u. a.; c) die Timmauls, mit eigener Sprache, ungebildet, ſüdlich am Fluſſe S. L.; Stadt Toma, in ihrer Nähe d) die Kourankou in wohleingerichteten, regelmäßigen Häuſern, Mohammedaner, auch zu Senegambien gerechnet, wie auch Soulima oder Solyman, mit der Stadt Falaba, befeſtigt, 6000 Einw.; ferner die Reiche: e) Logos, mit der Stadt Porto Logos, am Fluſſe Logos; f) Foy, am Kap Monte; g) Limba (Limbo), Stadt; h) Layay; Kap Monte (K. Mount), am Meere, groß, 40 Meil. tief ins Land, an den Flüſſen: Huhnerfluß (Rio dao Gallinas), Half-Kap-Mouat) u. a., Stadt Conſeea (Conſeea, Conſua), 20,000 Einw., die Stadt Meſurado (Monſerado), am Ausfluß des M., mit Handel und der brit Niederlaſſung Kingſton An der Küſte liegen die Inſeln: a) Sherbro (Farulla, Farulho), St. Anna, Sherborongh (Zerbora, Serbora, Moſta Quoſcha, Maſſacot), vor der Mündung des Sh. und der Bai Sh., Einwohner ſind Neger, Stadt Jenkins (Jamaika), b) Bananas, c) Banee, Inſelgruppe, darunter Taſſo, die größte, Bance, die kleinſte; d) Loß, Forotimah (Inſeln dos Idolos), Gruppe von 7 Inſeln, als Famara, Tamara (Williams Island), Factory Island, mit engl. Niederlaſſung. Crafford (Crawfort), dieſe 3 von Bagoern und Briten bewohnt; weiße, runde, Ziegeninſel (Goat Island) und Zickleininſel (Kid-Island), alle ſind geſund, reich an Waſſer, Südfrüchten, Holz und Vieh und gehören wie die obigen den Briten; e) Thumba; f) Gambia in der Mündung des Fluſſes Bunch, franz. Faktorei; g) Leopardeninſel (Cabo de la Vega), Schildkröteninſeln; Plantain- (Bravos-) inſeln ꝛc. Vgl. Guinea.

Sierra Madre (Geogr.), 1) nordamerikan. Bergkette der Cordilleras, Mexiko, beginnt im Staate Queretaro, wendet ſich in 3 Aeſten, öſtlich nach Zaeateeas und Neu-Santander, weſtlich nach Guadalaxara, Sonora, an den Buſen von Kalifornien (hier Primeria alta genannt), in der Mitte (als Hauptzug der Cordilleras) durch Durango hin, läuft dann als S. Carcay, S. de Acha, S. de las Mimbreo, S. de las Grullas (Kranichgebirg) und S. Verde fort und ſchließt ſich an die Rocky Mountains (Felſengebirge) an; — 2) Gebirg, ſ. Manila, S. 531.

Sierra Morena (Geogr.), 1) (ſ. v. a. braunes Gebirg), Gebirg in Spanien, an der Grenze von la Mancha. Während das nördliche, ſo wie das mittlere Spanien durch Einförmigkeit in ſeiner ganzen Natur und Art charakteriſtiſch iſt, tritt uns eine große Mannichfaltigkeit der Boden- und Vegetationsformen entgegen, wenn wir, die S. M. herabſteigend, das ſüdliche Drittel der Halbinſel betreten, welches Andaluſien und Granada und einen Theil von Murcia enthält, und zu dem auch der ſüdliche Abſchnitt von Valeneia im Oſten, ſo wie die portugieſiſche Provinz Algarvien im Weſten gerechnet werden muß. Die S. M. iſt eines der Glieder in der langen Kette von Bergzügen, welche am Vorgebirge San Martin, der Inſel Ivlza gegenüber, unmittelbar aus den Fluthen des mittelländiſchen Meeres emporſteigt und, parallel mit dem kaſtiliſchen Scheidegebirge, gegen Weſten zieht. Wie das kantabriſche Gebirg im Norden der Träger von Alt-Kaſtilien iſt, ſo iſt dieſer Gebirgszug der Träger des Tafellandes von Neu-Kaſtilien, zugleich ſeine Begrenzung gegen Südſpanien od. Andaluſien, daher man ſeine einzelnen Glieder unter dem Namen des andaluſiſchen Scheidegebirges zuſammenfaſſen kann. Der höchſte Punkt dieſes Scheidegebirges ſcheint der auf der Grenze von Eſtremadura und Andaluſien liegende Cumbre de Araeena zu ſeyn, dem man eine Höhe von 5160′ beilegt. Auch der Gebirgszug, welcher Algarvien von Alemtejo ſcheidet, gehört zu dieſem Syſteme, und die Guadiana bildet in ihrem ſüdlich gerichteten Laufe ein Querthal zwiſchen ſteilen, nackten und wilden Bergen, zwiſchen denen der Fluß ſich hinwindet, von Serpa an bis zur Mündung. Dort drängt er ſich zwiſchen Felſen durch; die Stelle, welche mit der Roßtrappe im Harze Aehnlichkeit hat, heißt Salto de Labo, d. i. Wolfsſprung. Der größte Theil dieſes Querthals der Guadiana iſt eine Bergwüſtenei ohne Baum, ohne Haus, nichts als Hügel und Berge von Sandſtein und Thonſchiefer mit dem Ladanſtrauche bedeckt, deſſen prachtvolle Bluthe und ſein balſamiſcher Duft den Reiſenden in dieſer Einöde einigermaßen entſchädigt. Und dieſen Charakter trägt das ganze Scheidegebirg, auch das algarviſche Gebirg bis zum äußerſten Weſtende, dem Kap St. Vincent, wo die von tiefen und engen Thälern zerriſſenen, aus kurzen zuſammengedrängten Bergen beſtehende Serra de Monchique ſich erhebt, der höchſte Theil des Scheidegebirges auf portugieſiſchem Boden, in ihrem Scheitel, der Serra de Foja, 3594′ hoch, nur mit dem Ladanſtrauch, hie und da auch mit Cistus populifolius, auf den niedern Bergen mit Quercus coccifera bedeckt. Die S. M. hängt mit den Alpujarras, mit der Sierra Segura, Sierra Nevada und Sierra Elbira zuſammen und führt an verſchiedenen Orten verſchiedene Namen, als: Sierra de Cordova, de Guadaleanal, de Caldeiraon, Herrera, Calatravena, de Monchique (ſ. oben). Auf der S. M. wurde 1767 eine deutſche Kolonie (Louiſa) von mehr als 10,000 Menſchen unter Olavides (ſ. d.) angelegt, deren Hauptort Carolina war, die aber nie recht gedeihen wollte. — 2) Gebirg auf der Inſel Cuba (ſ. d.). — 3) ſpan.-weſtind. Hafen, an der Nordküſte von Cuba, an der Mündung

des gleichnamigen Fluſſes, 23° 3′ n. Br. und 82° 54′ weſtl. L.

Sierra Nevada (d. h. Schneegebirg), das höchſte Gebirg Spaniens, im Süden deſſelben, deſſen Gipfel ſich über die Linie des ewigen Eiſes erheben. Für weit ausgedehnte Hochebenen iſt kein Raum, und die beſchränktern, welche es gibt, wie die 2200′ hohe, einer weit ausgebreiteten, grünen Matte gleichende Vega von Granada, zwiſchen der wild zerriſſenen Sierra de Jaen im Norden und der S. N. im Süden, ſind mehr bewäſſert, als die des mittlern Spaniens. Ueberhaupt fließen die Ströme etwas reichlicher, und tiefere und häufigere Thaleinſchnitte ſind dadurch bewirkt. Dazu kommt eine große Verſchiedenartigkeit des Geſteins und ein vielfacher Wechſel in der Lagerung. Das ſüdliche Spanien genießt daher nicht allein eine weit höhere Temperatur, ſondern es beſitzt auch einen mannichfaltigern, der Kultur günſtigern Boden. Dieſe Verhältniſſe würden einen noch vortheilhaftern Einfluß haben, wenn die Luft weniger trocken wäre, und der Menſch für Bewaldung der Gebirge Sorge trüge. Im Verhältniß zur Ausdehnung und Höhe derſelben ſind die darin entſpringenden Gewäſſer doch unbedeutend. Die Flußbetten der Thäler, welche die Gebirgsrücken der Küſte durchſchneiden und ſich gegen das Meer öffnen, ſind in einem großen Theile des Jahres mehr oder weniger trocken und nur nach längern Regengüſſen von ſtarken Strömen erfüllt. Dieſe Regengüſſe erfolgen vorzugsweiſe im Winter, weniger im Frühling, noch weniger im Herbſt, während die Sommermonate vom Juni bis zum September einen faſt ewig heitern, wolkenfreien Himmel darbieten, der mit keinem Tropfen den verſengten Boden tränkt. Doch iſt die Regenmenge im ſüdlichen Spanien viel anſehnlicher, als auf dem Tafellande Kaſtiliens; in Gibraltar beträgt ſie über 29″. Die Sierra Morena allein iſt von immergrünen Eichen, Quercus Ilex, Q. suber, Q. bellote beſchattet und, wie das ganze andaluſiſche Scheidegebirg, mit dem Ladanſtrauch und Pistacia lentiscus bedeckt, zwiſchen denen das Auge durch den zierlichen Bau der Teukrien und die hochblaue Blüthenpracht von Echium violaceum erfreut wird. Die meiſten Gebirge im ſüdlichen Spanien ſtellen Felſen zur Schau, an denen Binſen, Lavendel, Rosmarin, Thymian und andere Kräuter gedeihen, die mit einem trockenen, ſteinigen Boden ſich begnügen, dieſen aber mit keiner dichten Kette überziehen. Nur hier und da iſt lichte Laub- und Nadelholzwaldung, und nur in einigen Gegenden ſind die Gehänge mit Reben beſetzt, die aber unter dem heißen und heitern Himmel der Traubenreife ein feuriges Gewächs liefern. Ueppige Vegetation trifft man nur in einzelnen, feuchteren Thalgründen an, die in der Nähe der heißen Südküſte wahrhaft entzückende, mit Granat- u. Oleanderblumen geſchmückte und mit dem Dufte der Orangenblüthe erfüllte Oaſen in einer traurigen Felſenwüſte bilden. Die dürftige Vegetation erſtreckt ſich ſogar auf Laubmooſe und Flechten, deren Einfluß auf Anziehung und Bindung der Feuchtigkeit und auf die erſte Einleitung der Zerſtörung des Geſteins ſo mächtig iſt. Der Mangel dieſer kryptogamiſchen Bedeckung iſt im ſüdlichen Spanien eine der Urſachen, daß der Boden einen geringern Gehalt an humoſen Theilen empfängt, als in mehr nördlichen, unter der Herrſchaft anderer Einflüſſe ſtehenden Gegenden. Wenn man, ſagt Hausmann, aus dem reizenden und reichen Keſſelthale von Granada zum Gebirge an ſeinem Südrande der S. N. hinanſteigt, ſo gelangt man nicht, wie in den Alpen und Pyrenäen, durch Laub- und Nadelholzwaldung in die Region der Alpenpflanzen und durch dieſe zur Grenze des ewigen Schnees. Sobald die kultivirten, aus Gebirgsſchutt beſtehenden Anhöhen überſchritten ſind, und das feſtere Geſtein beginnt, tritt dieſes entweder als nackter Fels hervor, oder es iſt von einer kärglichen Vegetation bekleidet; nichts von der Gebirgswälderpracht der mitteleuropäiſchen Länder, nirgends iſt hier im ſüdlichen Spanien der dichte, mit mannichfaltigen Blumen geſchmückte Raſen der Alpweiden zu ſehen. Nur hie und da zeigt ſich ein lichtes Gehölz von Kiefern oder immergrünen Eichen; ſelten erfreut der Anblick von Kaſtanien und anderm ſommergrünen Laubholz, und nur in einzelnen Gründen ſchlängelt ſich das Thalwaſſer durch Wieſen. Noch höher, und noch mehr vermindert ſich die Vegetation, und in noch höherm Grade gewinnt die Herrſchaft der Felſen die Oberhand; ganz beſonders auf den, in zackigen Gipfeln emporſtarrenden, aus Kalkſtein beſtehenden Vorbergen der Centralkette, die dem Glimmerſchiefer angehören. Weder die ſcharf zulaufenden, nadelförmigen Gipfel der Uralpen, noch die hohen Spitzen der Pyrenäen zeigt die S. N., ſondern ſanft anſteigende, gewölbte Rücken, mit Ausnahme des Cerro de Mulhacen, des Scheitelpunktes im ganzen Gebirge, 10,946′ über dem Meere, der ſpitzer emporſtarrt und einen Cirkus bildet, in deſſen Grunde, 9000′ bis 9500′ über dem Meere, ein Paar kleine Seen ſich befinden. Auf dem Südabhang iſt die Vegetation nicht ſo kärglich, als auf dem Nordabhange; hier ſteigt ſie auch höher aufwärts. Die Schneegrenze ſteht auf der Nordſeite 8500′ über dem Meere; an der Südſeite geht ſie gewiß 500′ und vielleicht noch höher. Der Fuß des Gebirges iſt mit Oel- und Pomeranzenbäumen und höher hinan mit Obſtbäumen bepflanzt; dann beginnt der Weinbau, und wo dieſer aufhört, der Kornbau. Gegen den Mulhacen iſt der Abhang größtentheils mit immergrünen Eichen beſetzt, und etwa von 6000′ Höhe an beginnt der Roggen- und der Gerſtenbau, der bis in die Nähe des Schnees reicht; eine eigentliche Alpenflora mangelt auf der S. N., wie auf dem Aetna. Auf dem erſten Drittel des Gebirgsabhanges überraſcht eine beinahe ganz deutſche Vegetation: Pappeln, Eſchen, Fliedern, dazwiſchen Brombeeren, Weißdorn und wilde Roſe, Rosa rubiginosa; Berb. vulg. wächſt in der Region zwiſchen ungefähr 6000′ und 7500′ abſoluter Höhe, wie am Aetna. Die S. N. iſt der Beſtandtheil, und zwar der mittlere und höchſte eines Gebirgsſyſtems, welches als das vierte und letzte, als das ſüdlichſte der Halbinſel in

Digitized by Google

dem allgemeinen Gebirgsparallelismus von Oſten nach Weſten ſtreicht und zwiſchen dem Kap de Gata und der Gibraltarſtraße ihr Bollwerk gegen das mittelländiſche Meer bildet; dies iſt der **Gebirgszug von Granada.** Die S. N. fällt nicht unmittelbar gegen das Meer ab, ſondern gegen ein zweiarmiges Längenthal, jenſeits deſſen eine zweite Gebirgskette emporſteigt, die **Kette der Alpujarras**, das eigentliche Küſtengebirg, an den meiſten Stellen unmittelbar jäh und ſchroff in die Fluthen des Meeres ſtürzend, keinen oder doch nur ſehr wenigen Raum laſſend für einen flachen Strand, der den Wellenſchlag mäßigt und von den Felſenwänden entfernt. An vielen der ſteilſten Gehänge wird hier der Weinbau betrieben, bis zu Höhen von 2500′, ja bis 3000′ über dem Meeresſpiegel, und mit den Rebenpflanzungen wechſelt eine wilde Vegetation ab, die größtentheils aus immergrünem Geſträuch, Piſtacien, Haiden, Rosmarin, Ciſtusarten beſteht, während nur trockene Kräuter auf dem Boden wurzeln, wie Thymian, vornehmlich Thymus zygis, Lavendel und vor Allem der durch den größten Theil von Spanien verbreitete Esparto, Stipa tenacissima; Pinus halepensis iſt der einzige Baum, welcher hin und wieder eine lichte Waldung bildet. Reich und üppig iſt der Pflanzenwuchs in den tiefen und engen, den heißen Südwinden geöffneten Thälern der Alpujarras; er trägt ganz den Charakter des tropiſchen Europa: Dattelpalmen und Cypreſſen ragen über die flachen Dächer der Häuſer hervor, und die mit Mais, Weizen, Gerſte oder mit Melonen und Küchengewächſen beſtellten, jedes Jahr eine dreimalige Ernte gewährenden, hin und wieder zur Kultur der Baumwollenpflanze und des Zuckerrohrs benutzten Felder ſind durch Oelbäume beſchattet, in deren bläuliches Grün das dunklere von Pomeranzen-, Citronen-, Maulbeer- und Feigenbäumen ſich miſcht. Die brennend rothen Blüthen des Granatbaumes prangen zwiſchen ſtachligen Agaven und Cactus in den Umgebungen der Fluren; das ſanftere Roth der Oleanderblumen ſchmückt das Gebüſch, welches die Quellen umrankt, und Roſen, Jasminen und Orangenblüthen hauchen den herrlichſten Duft in die heiße Atmoſphäre aus. **Malaga**, auf einer baumloſen Küſtenebene, die von rebenbekränzten Hügeln begrenzt wird, bietet dem Auge nichts Schönes dar; weſtwärts dieſer Stadt ſtarren die ſchroffen, völlig entblößten, weißen Marmorfelſen der **Sierra de Mijas** in die Höhe, an die ſich die an ihren Gehängen zum Theil bewaldete **Sierra de Ronda** reiht. Hier beginnt eine eigenthümliche Vegetation, die ſich durch das ganze ſüdweſtliche Andaluſien bis ans Meer beim Kap Trafalgar und bis an den Gibraltarfels erſtreckt. An die Stelle der Ciſtushaiden des kaſtiliſchen Tafellandes treten hier Haiden der Chamaerops humilis, zwiſchen deren niedrigen Büſchen oft nicht einmal Gräſer ſich zeigen; das Ganze der Gegend erſcheint in hohem Grade öde und unheimlich. Eine Stelle aber in dieſem Gebirgszuge, wo man ihn zwiſchen Cadix und Gibraltar in wilden Felſenpäſſen, zwiſchen mauer- und thurmförmigen Sandſteinfelſen, überſchreitet, bietet gleichſam eine Vorſtellung von tropiſchen Urwaldungen; denn an dieſer Stelle iſt reichliche Feuchtigkeit, die eine ungewöhnlich ſtarke und ausdauernde Vegetation, ſowohl im Baumwuchs der Eichen, als eine üppige Fülle von Gräſern und Kräutern begünſtigt, welche den Boden decken und die Gewäſſer begleiten.

Sierra Nevada de Merida, ſ. **Venezuela.**

Sierras, Gegenden, ſ. **Peru.**

Sierre (Geogr.), ſ. v. a. **Siders.**

Sierro, ſpan. Flecken, ſüdöſtlich von Perchena; Lein- und Wollweberei; 1300 Einw.

Siersdorf (Geogr.), preuß. Dörfer, Rheinprovinz: a) R.-B. Aachen, Kr. **Jülich**; kath. Pfarrei, Hauptort der **Bürgermeiſterei gl. Namens**; 700 Einw.; — b) R.-B. Trier, Kr. **Saarlouis**; an der Nied; 300 Einw.

Siersleben (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Sachſen: a) ſ. **Siegersleben**; — b) R.-B. Merſeburg, **mansfelder Gebirgskreis**; Pfarrei, Vorwerk; 350 Einw.

Sierße, braunſchw. Kirchdorf, Kr. Holzminden, Amt **Ottenſtein**; 460 Einw.

Sierſtorpff, **Kaspar Heinrich, Freiherr von**, geb. zu Hildesheim 1750, ſtudirte zu Erfurt und Leipzig, lebte dann am kurmainziſchen Hofe zu Regensburg, bereiſte die deutſchen und italieniſchen Höfe und bildete ſich beſonders zu Rom durch den Umgang mit Kardinal Alex. Albani und den berühmteſten Künſtlern der Zeit. Von ſeiner Reiſe durch die Niederlande, Frankreich und England zurückgekehrt, begann er 1781 die Anlagen bei dem Bade Driburg und wohnte ſeit 1780 als Kammerherr und Oberjägermeiſter in Braunſchweig. Als der Herzog Karl von Braunſchweig ihm ohne allen Grund ſeine Stelle nahm und ihn zum weit geringer bezahlten Oberhofmeiſter machte, S. aber dies nicht annahm und darum des Landes verwieſen werden ſollte, kam es zu einem an Willkürlichkeiten ſehr reichen Prozeß in Wolfenbüttel, wo Herzog Karl das gegen ihn lautende Urtheil des Appellationsgerichts in Wolfenbüttel in ſeinem Sitzungsſaale zu Braunſchweig am 9. Jan. 1830 zerriß und die Richter ſuspendirte. Er ward ſo mittelbar Miturſache an dem allgemeinen Unwillen der Braunſchweiger gegen Herzog Karl, der dieſem 1830 ſein Herzogthum koſtete. Als Schriftſteller hat er ſich um die Forſtwiſſenſchaften verdient gemacht; ſchrieb auch: Bemerkungen auf einer Reiſe (1802) durch die Niederlande nach Paris, u. A.

Siertſch (**Sirtſch**), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Gut **Hauſka**; 280 Einw.

Sierville, franz. Dorf, Depart. Seine-infér., Bez. **Rouen**; 1230 Einw.

Siesbach, oldenburg. Dorf, Fürſtenthum und Amt **Birkenfeld**; Filialkirche; 260 Einw.

Sieslack, preuß. Gut, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. **Preuß.-Eilau**; 110 Einw.

Sieß (**Süß**), bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. **Vilseck**; 230 Einw.

Sieſſenbach, öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Land

unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Kirchberg am Wald; 250 Einw.

Siesta (ſpan. und ital.), Mittagsruhe, die man in Italien und Spanien in den Stunden hält, wo die Hitze am drückendſten iſt.

Sieſtedt, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen; 260 E.

Sieſtrzencewicz, Stanislaus, poln. Schriftſteller, 1731 zu Zablutow bei Grodno geboren, war früher preuß. Offizier, wurde katholiſch und 1762 Prieſter in Wilna, nach der erſten Theilung Polens apoſtoliſcher Vikar in Weißrußland, 1783 Erzbiſchof von Mohilew. Später ging er als einziger Metropolit der römiſch-katholiſchen Kirche nach Petersburg und † daſ. 1826. Er war ſehr tolerant und liebte Wiſſenſchaften und Künſte. Schrieb: Unterſuchungen über den Urſprung der Sarmaten, Slaven ꝛc., Petersburg 1812; — Geſchichte der Krim, 2. Aufl., daſ. 1824; — Forſchungen über die Entſtehung Rußlands, daſ. 1818.

Sietamo, ſpan. Dorf, Aragonien, öſtlich von Huesca.

Siete (Geogr.), 1) S.-Aguas, ſpan. Flecken Prov. Valencia, öſtlich von Requena, ſüdlich an der Sierra-Picochera, in ſandiger, aber an Wein und Oliven fruchtbarer Gegend; in der Nähe Blei- und Alaungruben; 1190 Einw.; — 2) S.-Iglesias, Flecken daſ., Prov. Valladolid, ſüdöſtlich von Toro; 840 Einw.

Siethen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; Filialkirche, Gut; 270 Einw.

Siethland (Ackerb.), im Hadlerlande das niedrige Marſchland.

Siethland (Geogr.), gemeinſchaftlicher Name von 5 hannöv. Kirchſpielsgerichten, Landdr. Stade, Hadeln. Sie bilden den 2. Stand Hadelns.

Siethwende (Geogr.), 1) holſt. Kathenſtellen ohne Land, Amt Steinburg; 210 Einw.; — 2) holſt. Dorf, Grafſch. Ranzau; 210 Einw.

Sieti, ital. Dorf, Neapel, Prov. Principato citer., nordöſtlich von Salerno; Wein, Oliven, Südfrüchte; 1040 Einw.

Sietkow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Belgard; an der Leitnitz; 250 Einw.

Sietow, mecklenburg-ſchwer. Pfarrdorf, wendiſcher Kr., Amt Dobbertin; 220 Einw.

Sietſian, aſiat. Ort, China, Korea, öſtlich von Napu, nahe an der Nordgrenze.

Sietwende, hannöv. Dorf, Landdr. Stade, Bremen, Amt Kehdingen-Bützfleth; 50 Häuſer.

Sietzſch, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Delitzſch; am Strenkbache, Rittergut; 200 Einw.

Sieuginhian, Stadt, ſ. Kuanſi.

Sieur (franz.), Herr.

Sieurac, F. Joſeph Juſte, Maler, 1781 zu Cadix von franzöſiſchen Aeltern geboren, an der Akademie zu Toulouſe, dann zu Paris unter Auguſtin gebildet, malte anfangs in Oel, dann aber meiſt Bildniſſe in Miniatur, worunter das Porträt der Mutter Napoleons und vier andere Bildniſſe, welche durch Stiche von Wedgewood bekannt ſind, nämlich jene von Thomas Moore, Waſhington Irving, Lord Byron und Walter Scott. Auch hat man von ihm zahlreiche Bilder in Aquarell, Zeichnungen zu Vignetten und Lithographien. Er hatte zu Paris ein Atelier zum Unterrichte in der Miniatur- und Aquarellmalerei.

Sieu-tſai (Staatsw.), ſ. China.

Sieve, ital. Fluß, Toskana, Prov. Florenz, entſpringt in den Apenninen, fließt von Nordweſten nach Südoſten und mündet in den Arno.

Sieven (Bot.), auch Nußgräſer, 13. Zunft der 4. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems, die Alismaceen anderer Syſteme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Zwitter; Kelch und Blumen 3blättrig, unten mit mehrmal 3 Staubfäden und mehren freien Kapſelbälgen und eiweißloſen Samen. Wachſen im Waſſer, ragen aber ſammt den Blättern daraus hervor. Eintheilung: A. Ziemlich binſenartige Pflanzen mit 6 Staubfäden, 3 oder 6 Bälgen mit ſo viel Griffeln und einem oder zwei aufrechten Samen. Junceagineen. Dieſe Pflanzen wachſen in Sümpfen, haben ſchmale Blätter mit graden Rippen und meiſt ährenförmige, grüne Blüthen, ſchmecken ſalzig und werden zur Gewinnung der Soda benutzt. Gattungen: Triglochin, Scheuchzeria. — B. Blume gefärbt; 6 oder mehr Staubfäden auf dem Boden; 6 und mehr Schläuche mit einem oder zwei aufgerichteten Samen an der Naht; Keim hufeiſenförmig. Alismaceen. Ziemlich große Pflanzen, welche aus dem Waſſer ziemlich weit hervorragen und meiſtens ſchön gefärbte Blumen tragen. Gattungen: Sagittaria, Alisma. — C. Sechs und mehr Bälge mit vielen kleinen Wandſamen. Waſſerpflanzen mit aufrechten Schaften, breiten, geſtielten Wurzelblättern, ſchön gefärbten Kelchen und Blumen; viele Staubfäden. Gattung: Butomus.

Sieverlingen, preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Soeſt; Hof (Radberg oder Rathberg), Kapelle; 110 E.

Sievern, hannöv. Dorf, Landdr. Stade, Bremen, Amt Bederkeſa; 100 Häuſer.

Sievernich (Geogr.), 1) preuß. Bürgermeiſterei, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Düren; — 2) Hauptort derſelben, Dorf; Burg Schenkern; 300 Einw.

Sieveronezi, Ort, ſ. v. a. Servitium.

Sievers (Biogr.), 1) Jakob Johann von, ruſſ. Staatsmann, geboren 1731 in Livland, trat früh in ruſſiſche Dienſte, ſtieg ſchnell und machte ſich beſonders während der Regierung Katharinens II. als Generalgouverneur von Nowgorod, Twer und Pleskow, vorzüglich aber als ruſſiſcher Geſandter zu Warſchau und als Chef der Waſſerkommunikation des Reichs bekannt. Die Kaiſerin erhob ihn zum Staatsrath und ein Kanal trägt ſeinen Namen. Er † 1808 auf ſeinem Gute Bauenhof in Livland. — 2) Georg Ludwig Peter, Belletriſt, geboren zu Braunſchweig um 1775, lebte anfangs daſelbſt, ſpäter in Kaſſel, arbeitete dann bei Brockhaus in Altenburg, lebte ſeit 1822 in Wien, dann längere Zeit in Paris und Rom.

Digitized by Google

Schrieb außer mehren vergeſſenen Luſtſpielen und Romanen: Schauſpielerſtudien, Braunſchweig 1814; — zahlreiche und geiſtreiche Aufſätze über Kunſt und Theater im Morgenblatte, in den Zeitgenoſſen, im hamburger Archiv für Theater und Literatur ꝛc.

Sieversdorf (Geogr.), 1) holſt. Dorf, Kloſtergericht Preetz; 120 Einw.; — 2) oldenburg. Dorf, Fürſtenthum Lübeck, Amt Eutin; 250 Einw.; — 3) preuß. Dörfer, Prov. Brandenburg: a) R.-B. Frankfurt, Kr. Lebus; Pfarrei, Vorwerk; 290 E.; — b) R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; Pfarrei; 1200 Einw.

Sievershagen, mecklenburg-ſchwer. Dörfer, Kr. Mecklenburg: a) Amt Doberan; 180 Einw.; — b) Amt Rehna; Hof; 190 Einw.

Sievershauſen (Geogr.), 1) braunſchw. Dorf, Kr. Wolfenbüttel, Amt Gandersheim; 130 Einw.; — 2) hannöv. Pfarrdörfer: a) Landdr. Lüneburg, Amt Meinerſen; 210 E.; hier Schlacht am 9. Juli 1553 zwiſchen dem Markgrafen Albrecht v. Brandenburg-Kulmbach und dem Kurfürſten Moritz von Sachſen. Von beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung gefochten, und lange ſchwankte der Sieg, da bald der eine, bald der andere Theil zurückgeworfen wurde, bis endlich die an Zahl weit überlegene Reiterei des Kurfürſten die Schlacht entſchied und die Truppen Albrechts in größter Verwirrung die Flucht ergriffen. Gegen 4000 Todte blieben auf dem Wahlplatze, und das ganze Lager mit der Bagage, ſo wie das ſämmtliche grobe Geſchütz wurde eine Beute der Sieger, obſchon auch dieſe bedeutende Verluſte erlitten hatten. Kurfürſt Moritz ward in der Schlacht gefährlich verwundet, nach einigen Schriftſtellern durch einen Verräther, der ihn von hinten mit einer Piſtole niederſchoß, als er eben ſeine Reiterei gegen den Feind führte, ſo daß er am 11. Juli ſtarb. Zwei Söhne des Herzogs Heinrich von Braunſchweig, Friedrich von Lüneburg und viele andere Perſonen von hohem Range befanden ſich unter den Todten. Die Beſtürzung der Alliirten über den Tod der erſten Befehlshaber und die Verwundung des Kurfürſten war Urſache, daß man den errungenen Sieg nicht benutzte, ſondern dem Herzog Albrecht Zeit ließ, ſeine geſchlagenen Truppen wieder zu ſammeln und ſich zu verſtärken, ſo daß er bald abermals an der Spitze von 15,000 Mann ſtand und ſeine Verwüſtungen von Neuem begann. — b) Landdr. Hildesheim, Göttingen, Amt Erichsburg-Hunnesrück; adeliger Hof; 140 Einw.

Sievershütten, holſt. Dorf, Amt Trittau; 260 Einw.

Sieverſia (Bot.), nach Willdenow, Gattung der Rosaceae Potentilleae *Lindl.*, Icosandria Polygynia *L.*, aus einigen Arten der Gattung Geum *L.* gebildet. Charakter: ganz ſo wie bei Geum, außer daß der Griffel grade, ohne Gliederung fortläuft. Von den 12 Arten der Gattung ſind als Arzneipflanzen zu erwähnen: 1) S. montana *Willd.*, Geum montanum *L.*, Berg-Nelkenwurz, Berg-Benediktwurz. In Europa, auf Wieſen und Triften der Alpen und Voralpen; ausdauernd. Stengel einblüthig. Blätter leierförmig-fiederſchnittig; Abſchnitte ungleich gekerbt. Karyopſen ſammt der Granne zottig. Die Wurzel, Radix Caryophyllatae montanae, hat ganz dieſelben Eigenſchaften wie die Nelkenwurz, Geum urbanum *L.*, nur in einem höhern Grade, weshalb ſie von den Alpenbewohnern ſehr häufig als toniſches, bitteres Mittel angewendet wird. Sie digeriren ſie gewöhnlich mit Branntwein und glauben, daß dieſer Wunderkräfte habe. Lam., Ill., T. 413. — 2) S. reptans *Spr.*, Geum reptans *L.* In Südeuropa, Deutſchland, in den Thälern der höchſten Alpen, bis zur Grenze des ewigen Schnees; ausdauernd. Stengel einblüthig, niedergeſtreckte Ausläufer treibend. Blätter unterbrochen-fiederſchnittig, oben breiter; Abſchnitte eingeſchnitten-geſägt, mit ſpitzigen Sägezähnen, meiſt 3ſpaltig, der Endabſchnitt 3—5ſpaltig. Die Wurzel wird wie die von voriger Art häufig angewendet. Jacq., Austr. App., Taf. 22.

Sievert, Katharina, Malerin, 1750 in Mecklenburg-Schwerin geboren, malte Landſchaften mit Architektur und Figuren, auch Blumen und Früchte und Stillleben. In der Gallerie zu Schwerin iſt ein Architekturſtück von ihrer Hand.

Sievertshagen, preuß. Hof und Bauerndorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralſund, Kr. Grimmen; 120 Einw.

Sievier, R. W., Kupferſtecher, blühte in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts in London. Lieferte ſchöne Blätter in Punktirmanier, mit der Nadel und in Mezzotinto.

Siewsk, europ.-ruſſ. Kreisſtadt, Gouv. Orel; 5600 Einw.

Siewen, preuß. mel. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 300 Einw.

Siewernui (Nord-Kap), aſiat.-ruſſ. Vorgebirg, öſtlich vom Kap Jakan, an der Nordoſtküſte.

Siewierz, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Radom, nordweſtlich von Olkusz; Schloß, Eiſenwerk; 1340 Einw.; einſt Hauptſtadt von Severien.

Siewiſch, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 210 Einw.

Siewken, preuß. Hauptgut u. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 280 Einw.

Siéyes, Emanuel Joſeph, franz. Publiciſt und Staatsmann aus der Zeit der Revolution, geboren am 3. Mai 1748 zu Frejus, war der Sohn eines zwar wohlhabenden Mannes, der jedoch eine ſtarke Familie beſaß und ihn für den geiſtlichen Stand beſtimmte. Von ſeinem 14. Jahre an bildete ſich S. auf dem Seminar Saint-Sulpice zu Paris in der Philoſophie und den für einen Theologen unumgänglichen Studien; er brachte hier zwölf Jahre zu. Alsdann wurde er kurze Zeit Kanonikus in der Bretagne, hierauf Generalvikar des Biſchofs von Chartres und endlich Mitglied der Chambre supérieure des franzöſiſchen Klerus. Im J. 1788 wohnte er als Abgeordneter ſeines Standes zu Orleans der Provinzialverſammlung bei. In-

Digitized by Google

dem er recht wohl die Bedeutung der damaligen Zeit erkannte und die groſsartigen Ereigniſſe der Zukunft ahnte, ſchrieb er nach ſeiner Wiederkunft aus der Nationalverſammlung: Vues sur les moyens d'exécution dont les représentants de la France pourront disposer en 1789 und veröffentlichte noch im November des nämlichen Jahres 1788 den Essai sur les privileges. Die meiſte Wirkung auf das Volk übte jedoch das im Januar 1789 veröffentlichte, berühmt gewordene Pamphlet aus: Qu'est-ce que le tiers-état. Bei dem Zuſammentritte der Amtsbezirke zu den Wahlen ließ S. den Plan de délibérations pour les assemblées de bailliage und die Délibérations à prendre pour les assemblées de bailliage erſcheinen, die vom Herzoge von Orleans in den Gemeinden ausgebreitet wurden. Der Ruf eines freiſinnigen, tüchtigen Schriftſtellers verſchaffte S. bei der Gemeinde von Paris die Wahl in die Nationalverſammlung. Obſchon er kein ausgezeichneter Redner war und nur wenig ſprach, ſo gab ihm doch der Umfang ſeiner Kenntniſſe und ſein Patriotismus bei der Nationalverſammlung ein ſo groſſes Anſehen, daß er in der erſten Zeit der Revolution einen bedeutenden Einfluß auf alle wichtigen Fragen gewann. S. wirkte für die Vereinigung der drei Stände und redigirte im Ballhaus den berühmten Eid, durch welchen die Deputirten am 20. Juni 1789 alle bis auf einen ſchworen, ſich nicht eher wieder zu trennen, als bis ſie Frankreich eine Konſtitution gegeben hätten. S.' Schrift: Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen, die im Juli 1789 die Oeffentlichkeit erblickte, war der eigentliche Vorläufer der Erklärung der Menſchenrechte. Nicht minder wirkſam zeigte er ſich für die Reorganiſation der Rechtspflege und Verwaltung und für die Eintheilung Frankreichs in Departements. Hierher gehört ſeine Schrift: Aperçu d'une nouvelle organisation de la justice et de la police en France (März 1790). Seine Thätigkeit wurde jedoch bedeutend durch die Niederlage geſchwächt, die er erlitt, als er ſich der Abſchaffung des geiſtlichen Zehnten ohne Entſchädigung widerſetzte. Den Antrag, konſtitutioneller Biſchof von Paris zu werden, wies er zurück. Bei der Aburtheilung Ludwigs XVI. ſtimmte er einfach für den Tod des Königs, nachdem er vom Departement Sarthe in den Konvent gewählt worden war. In der Schreckenszeit verhielt er ſich ziemlich paſſiv und blieb auch im Konvent fortwährend ſchweigſam. Nach dem Falle Robespierre's ſchrieb er, als Rechtfertigung ſeines bisherigen Verhaltens, die „Notice“. Eine Mitwirkung am Verfaſſungswerke des Jahres III. verweigerte er; eben ſo wenig war er zum Eintritte in das Direktorium zu bewegen. Dagegen ließ er ſich in den Rath der Fünfhundert wählen. In dieſe Epoche fällt ein vom fanatiſchen Abbé Poulle gegen ihn verſuchter Meuchelmord, der jedoch bloß eine Verwundung an der Hand und an der Bruſt zur Folge hatte. Indem S. 1798 als bevollmächtigter Miniſter nach Berlin ging, entfaltete er hier eine große diplomatiſche Gewandtheit. Nach ſeiner Rückkunft trat er für Rewbell ins Miniſterium und arbeitete nach dem Erfolge des 30. Prairial an der Zerſtörung deſſen, was noch von der Regierung des Jahres III. übrig war. Er war, ſagt Mignet in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, ein Menſch der Laune und des Syſtems, der aber ein ſicheres Gefühl für die Situationen beſaß. Er trat wieder auf den Schauplatz der Revolution zu einer ganz beſondern Epoche, mit der Abſicht, dieſelbe durch eine definitive Konſtitution zu beſchließen. Er hielt die Parteien für hinlänglich ermüdet, um die endliche Pacifikation und die feſte Inſtallirung der Freiheit bewerkſtelligen zu können. Zu dieſem Zwecke ſtützte er ſich im Direktorium auf Roger-Ducos, in der Geſetzgebung auf den Rath der Alten und nach außen auf die Maſſe der gemäßigten Männer und auf die Mittelklaſſe, welche jetzt Ruhe um jeden Preis haben wollte. S. brauchte zur Ausführung ſeines Planes einen General und hatte erſt ſein Augenmerk auf Joubert gerichtet; als dieſer indeß in der Schlacht bei Novi das Leben verlor, ſo war er für einige Zeit des nöthigen Mannes beraubt. Gegen Napoleon, deſſen Hintergedanke ihm nicht entging, war er mißtrauiſch und zögerte, ſich mit demſelben einzulaſſen; allein er ließ ſich, durch die gemeinſchaftlichen Freunde beider beſtürmt, endlich bewegen, Napoleon nach dem 30. Prairial bei deſſen Anweſenheit in Paris zu beſuchen und ſich mit ihm über den Angriffsplan des Jahres III. zu verſtändigen. Der Streich, welcher auf den 18. Brumaire (9. Nov.) feſtgeſetzt war, gelang; es exiſtirte ſeitdem nur noch Bonaparte, als Chef der bewaffneten Macht, und die Fünfhundert. Indeß konnte der Bruch zwiſchen den Bewerkſtelligern des 18. Brumaire nicht ausbleiben. Veranlaſſung dazu gab die neue Konſtitution. S. und Bonaparte konnten ſich in dieſer Beziehung nicht vereinbaren, denn der eine wollte Frankreich nur eine Verfaſſung geben, während der andere der Herr deſſelben werden wollte. Der Konſtitutionsentwurf S.', welcher verſtümmelt in der konſulariſchen Konſtitution des Jahres VIII. wiedergegeben wurde, war im Allgemeinen folgender: „S. ſchied Frankreich in drei politiſche Theile, in die Gemeinde, in die Provinz oder das Departement und in den Staat. Eine jede dieſer Abtheilungen beſaß ihre Adminiſtrations- und judikatoriſchen Gewalten, die in einer hierarchiſchen Reihe auf einander folgten: zuerſt die Municipalitäten und die Tribunale des Friedens und der erſten Inſtanz, ſodann die volksthümlichen Präfekturen und die Appellationsgerichtshöfe, zuletzt die Centralregierung und der Kaſſationshof. Um die verſchiedenen Funktionen der Gemeinde, des Departements und des Staats voll zu machen, gab es drei Notabilitätsliſten, deren Mitglieder nur einfache, vom Volke präſentirte Kandidaten waren. Die vollziehende Gewalt wurde vertreten durch den Proclamateur-électeur, den oberſten, unabſetzbaren, unverantwortlichen Funktionär, der die Pflicht hatte, die Nation nach außen zu vertreten und die Regierung in einem berathenden Staatsrathe und verantwortlichen Miniſterium zu bilden,

Der Proclamateur-électeur erwählte aus den Kandidaturlisten die Richter von den Friedenstribunalen an bis zum Kassationshofe, ferner die Administratoren von den Maires (Bürgermeistern) bis zu den Ministern. Aber er war zur Selbstregierung unfähig, denn die oberste Gewalt, von dem Staatsrathe geleitet, wurde von den Ministern ausgeübt. Die Gesetzgebung wich von der bis dahin festgehaltenen Form ab; sie wurde, indem sie aufhörte, eine berathschlagende Versammlung zu seyn, zu einem Gerichtshofe. Dem Anscheine nach beabsichtigte S., den heftigen Parteiusurpationen Einhalt zu thun. Während er also die Souveränetät dem Volke anheim gab, suchte er für sie die Grenzen in ihr selbst. Diese Absicht erhellt aus dem komplicirten Spiele seiner politischen Maschine. Die Urversammlungen, zusammengesetzt aus dem zehnten Theile des Volkes, stellten die Gemeindekandidaturliste fest. Die gleichfalls von ihnen ernannten Wahlmännerkollegien setzten aus der Gemeindeliste die höhere Liste der Kandidaten der Provinz und wiederum aus der Provinzialliste die Liste der Kandidaten der Nation (la liste des candidats nationaux) fest. In Allem, was die Regierung anbetraf, herrschte eine gegenseitige Kontrole. Der Proclamateur-électeur nahm seine Funktionäre aus den vom Volke vorgeschlagenen Kandidaten; das Volk dagegen konnte die Funktionäre absetzen, indem es sie aus der Kandidaturliste, von denen die erste alle zwei, die zweite alle fünf und die dritte alle zehn Jahre erneuert wurde, wegließ. Aber der Proclamateur-électeur kam nicht ins Spiel bei der Ernennung der Tribunen und Legislatoren, deren Verleihungen bloß in den Händen des Volks lagen. Um jedoch auch dieser Autorität in ihrem eigenen Schooße ein Gegengewicht aufzustellen, trennte S. die Initiative und Diskussion des Gesetzes, welche dem Tribunate zufielen, von der Annahme desselben, die der gesetzgebenden Versammlung gehörte. Aber trotz dieser verschiedenartigen Praerogativen wurden der gesetzgebende Körper und das Tribunat auch nicht auf die nämliche Weise erwählt. Das Tribunat nämlich wurde von Rechtswegen aus den ersten hundert Gliedern der Nationalliste gebildet, während der gesetzgebende Körper unmittelbar durch die Wahlmännerkollegien gewählt wurde. Die Tribunen, die nicht mehr thätig, lärmend und volksthümlich seyn sollten, wurden auf Lebenszeit und auf einem äußerst langsamen Wege ernannt, damit sie nicht in Augenblicke der Leidenschaft geriethen und, wie man es bisher in den meisten Versammlungen wahrgenommen hatte, Pläne des Umsturzes und Zornes hegten. Weil gleiche Gefahren nicht bei der andern Versammlung zu befürchten waren, da dieselbe nur das ruhige und parteilose Urtheil des Gesetzes besaß, so war ihre Wahl unmittelbar und ihre Autorität zeitweilig. Endlich war als Ergänzung aller übrigen Gewalten ein konservativer Körper vorhanden, der, unfähig zum Befehl wie zum Handeln, einzig die Bestimmung hatte, für die regelmäßige Existenz des Staates zu sorgen. Dieser Körper war die konstitutionäre Jury oder der aufrechterhaltende Senat; er sollte für das politische Gesetz dasjenige seyn, was der Kassationshof für das bürgerliche Gesetz war. Das Tribunat oder der Staatsrath kamen bei ihm ein, wenn eine Sentenz des gesetzgebenden Körpers nicht konstitutionsgemäß war. Er besaß außerdem die Befugniß, kraft des Absorptionsrechts (par le droit d'absorption) einen zu ehrgeizigen Regierungschef oder einen zu sehr nach der Volksgunst strebenden Tribunen in seine Mitte zu berufen, und wenn man Senator war, war man untauglich zu jeder andern Funktion. Auf diese Art wachte er doppelt für das Wohl der Republik, indem er sowohl das Grundgesetz aufrecht erhielt, als auch die Freiheit gegen ehrgeizige Menschen beschützte." Indeß war Bonaparte durch den Staatsstreich des 18. Brumaire schon zu mächtig geworden, als daß ihm S. hätte Stich halten können. Letzterer räumte ihm daher, wie mancher Andere, das Feld, ließ sich von Bonaparte als erstem Konsul dem Senate einverleiben und gab sich endlich mit der reichen Staatsdomaine Crosne zufrieden, die ihm von seinem Gegner geschenkt wurde. Nachher erhielt er den Grafentitel und fungirte auf kurze Zeit als Präsident des Senats. Der Umstand, daß S. während der Hundert Tage in die Pairskammer trat, hatte nach der Restauration seine Verbannung als Régicide zur Folge. Er begab sich nach Brüssel und kehrte von da erst nach der Revolution von 1830 nach Paris zurück, wo er Mitglied der französischen Akademie wurde und am 20. Juni 1836 †. Vgl. Boulay, Théorie constitutionelle de S.; — Delsner, Des opinions politiques du citoyen S., 1799; — Mignet, Histoire de la révolution française; — Derselbe, Notice historique sur la vie et les travaux de S., Paris 1836.

Siez, franz. Dorf, Depart. Nièvre, Bez. Cône; 1160 Einw.

Siezenheim, österr. Pfarrdorf, Salzburg, Pfleggr. Salzburg; 400 Einw.

Sif (d. i. Friede, nord. Myth.), Thors (der daher Sifiarruni, S.s Vertrauter, und Sifiarrier, S.s Gemahl, genannt wird) schöne, zweite Gattin, berühmt durch ihr wundervolles blondes Haar, welches der böse Loke ihr einst abschnitt, als sie schlief. Thor zwang ihn, ihr goldenes Haar zu schaffen, welches er, um sein Leben zu retten, bei den Zwergen bestellte. S. war früher schon vermählt u. hatte einen Sohn, Ullar, von Thor aber hatte sie zwei Kinder: Thrudr und Lorride. Sie scheint von den Asinnen die reinste gewesen zu seyn, denn bei Aegers Gastmahl, als Loke allen Frauen und Mädchen ihre vielen Liebschaften vorwarf und S. dem Loke einen Becher reichte, ihm dankend, daß er ihrer allein unter Allen geschont, sagte er, daß er ihr den Vorzug vor den Uebrigen lassen müsse, da sie nur einen Geliebten gehabt, und dies sey er gewesen. — In der Skalda wird die Erde unter Anderem auch S. genannt, daher deutet Thorlacius ihren Namen als die Mutter aller irdischen Wesen bezeichnend, und ihr Haar als Kräuter und Blumen, welche Loke, der Dämon des schädlichen Feuers, verzehrt, aber vom Donnergott im nächsten Frühjahr gezwungen, durch

Digitized by Google

die Zwerge, die unterirdiſchen Geiſter, aus den unterirdiſchen Räumen neue ſprießen laſſen muß. Nach **Mone** iſt S.s Haarſchur nichts Anderes, als das Schneiden des Getreides, und ihre goldenen Haare, gleichbedeutend mit der goldenen Mähne des Roſſes, die reife Saat. Der von Odin nach Walhall geladene und ſich daſelbſt berauſchende Rieſe Hrungnir (nach **Mone** der Winter) drohte alle Aſen zu tödten, ausgenommen Freya (nach **Mone** die Luſt) und S. (die Frucht), die er mitnehmen wollte. In der Skalda wurde auch eine Schale Bier S. genannt. Im ſpäteren Mittelalter überſetzte man Juno durch S., machte auch S. zur Weiſſagerin, Sibylla, mit welcher der zum Trojaner Tros gemachte und nach dem Norden gewanderte Thor eine reiche Nachkommenſchaft zeugte. Wegen Aehnlichkeit des Namens nehmen die meiſten Neueren die Göttin der Polken, Siwa (ſ. d.) für identiſch mit S.

Sif (Chronol.), jüdiſcher Monat, ſ. **Monat**.

Sifan (**Tangut**), aſiat. Land, im chineſ. Reich. So nennt man nämlich die Hochterraſſe, welche die Quellen und den obern Lauf des Hoangho und Jang-tſe-kiang und den See Khuku-noor enthält. Sie iſt gegen Nordweſten durch den nördlich gehenden Zweig des Nan-ſchan und durch die Gebirge von Khamil von der hohen Bucharei und dem Lande Khamil, ſo wie von dem der Uiguren geſchieden. Gegen Nordoſten bildet ihre Scheidewand an der großen Wüſte die Verbindung des Inſchan mit dem Thian-ſchan, gegen Süden läßt ſich eine ſcharfe Trennung von Tübet nicht angeben; die Grenze folgt dem ſüdlichen Ende des Küen-lün und nach deſſen Verzweigung dem rechten Ufer des Hoangho, auf welchem weiter ſüdlich die tübetiſchen Alpenketten, zunächſt der Bayan-Khara, nach China vortreten. Gegen Oſten, China zu, bilden etwa die Trennungslinie die Gebirge auf dem Oſtufer des Hoangho von da an, wo er ſich ſchnell umbeugt und einige Breitengrade eine nordöſtliche Richtung einſchlägt, nebſt den Felsgebirgen, welche China nach **Ritters** Ausdruck „im Weſten vermauern". Dieſe Linie mag man, wenn die Grenze vollends geſchloſſen werden ſoll (obgleich Natur und Geſchichte dies hier gerade nicht verlangen), bis an die Querketten im Norden und Süden verlängern. Alles in dieſe Grenzen eingefaßte Land heißt **Khoſchotei**, von dem kalmückiſchen Stamm **Khoſchot**, **Tangut** aber nach einem oſttübetiſchen Stamme **Tanghiang**, von deſſen bis an den Thian-ſchan im Norden im 8. Jahrhundert ſtreiſenden Horden eine den Namen **Thangu** (mongol. Plural: **Thangut**) führte, **Ho-Si** endlich, weil es im Weſten des Ho (Fluſſes, nämlich des Hoangho) liegt. Den Namen Tangut legen die Mongolen auch dem Lande Tübet bei, die Chineſen nennen letzteres auch **Si-fan**. Dieſer Name hat ſeinen Urſprung von einem auf der Terraſſe im Süden wohnenden Volksſtamm gleicher Benennung. Endlich nennt man es noch das **Land des blauen Sees** (Khuku-noor), der ſich nach ſeiner Oſtgrenze in der Mitte befindet. — Die **Gebirgsnatur** des Landes, vermöge der es Alpenland mit vielen Hochflächen und tiefen Thälern und Becken iſt, viel durchbrochen von Gewäſſern, das Quellland zweier großen Ströme, des **Hoangho** und **Jang-tſe-kiang**, macht es unfruchtbar und nur für Nomaden bewohnbar. Die Neigung ſeiner Oberfläche geht wohl im Ganzen nach Oſten hinab, weswegen es auch als Vorterraſſe die höhern Weſtprovinzen China's und Centralaſiens verbindet und ſo zu den Landſtrichen gehört, welche das Hoch- und Tiefland vermitteln und verknüpfen. Dieſe ſeine Natur thut ſich kund, indem durch daſſelbe die Päſſe aus China heraufgehen, die es in der Geſchichte Oſtaſiens ſo wichtig machten. So der **Paß von Kan-tſcheu** in die nördlichen Länder, durch die Gebirgskette des nach Weſten verlängerten **Ala-ſchan**, in die große Wüſte nach dem alten Uigurenlande und von derſelben Handelsſtadt (Kan-tſcheu) aus nach Weſten bei Schatſchen vorüber gegen Khamil; andere minder hohe führen vom Lop-noor nach Tübet hinüber, deſſen angrenzender Theil nicht viel höher liegt, als S. Im Innern iſt Tangut viel durchzogen von Bergketten, die mit den Grenzgebirgen im Weſten, Süden und Norden zuſammenhängen. Der nördliche Thei iſt der fruchtbarſte, ein wellenförmiges Steppenland, durch Höhenzüge von den Wüſten geſchieden, ſchöne Weidebezirke, voll von Wild, mit Fruchtbäumen aber nicht in großer Zahl bewachſen, reich an guten Quellen. Durch denſelben führen die Steppenflüſſe **Bulunghir** (**Polonhir-Pira**) und **Etſchin** (**Edſinui**) ihre Waſſer, der erſtere von Oſten nach Weſten in den See **Khara** (**Hara**), der zweite von Süden nach Norden in zwei Seen, **Kuihanhay** genannt (**Sukuo-omo** und **Sapu-omo**). Kleinere ſich in Seen ergießende Steppenflüßchen bewäſſern auch ſonſt noch die Weiden. Die chineſiſche Provinz Konſu von Oſten und die Wüſte von Weſten her treten in dieſe Oaſe herein. Die ſüdliche Khoſchotei oder S. im Süden des Nan-ſchan und ſeiner öſtlichen Fortſetzung, des Khilian-ſchan, iſt dagegen voll Berge und Thäler; Schneegipfel und Felsgebirge ſind hier an einander gedrängt, zwiſchen denen ſich in tiefen Senkungen die Flüſſe durchbrechen. Weiter ſind die Thäler noch im Lande um den **Thſing-hai** oder **Khuku-noor** (etwa 118° L.), wie ja dieſer ſelbſt ein großes Thalbecken einnimmt. An ſeinen Seiten, d. h. nördlich und ſüdlich von ihm, entſpringen die beiden Hauptquellen des **gelben Fluſſes** (Hoangho), von denen die nördliche **Olan Moren** heißt, die ſüdliche ſchon den Namen des gelben Fluſſes führt, und die ſich öſtlich von Sining in China vereinigen. Bis zu der ſüdlichen Quelle, die aus einem See nur wenig nach Norden von dem Gebirge Bayan-Khara kommen ſoll, iſt rauhes Alpenland, deſſen Bergwaſſer den jungen Strom nähren; jenſeits deſſelben wirft ſich das Hochland, von dem jenes Gebirg ein Theil iſt, im engeren Sinn S. genannt, zwiſchen die Syſteme des Hoangho und Jang-tſe-kiang (Kin-ſcha-kiang), der ſüdöſtlich herab von der weſtlichen Hochterraſſe rinnt. In letzterer bildet ſich dieſer aus den von Süden und Weſten kommenden Bergflüſſen, de-

ren größter, ber Murni-uſſu, aus dem öſtlichen Bezirk des Küeu-lün herabfällt. Die übrigen ſind der Akdam, Toctonai, Namtſi-tu-ulan-muren u. a. m. Weiter gegen Norden befinden ſich in dieſem Weſtgebiet der Kukußai, der Schuſchi, der Tſchaidam, welcher ſich mit dem Ulan in einen See ergießt, wie deren viele von geringerm Umfang die Thalbecken beſonders im Weſten und Südweſten des blauen Sees (Ing-he-omo, Orluck-omo, Alaſu, Tſcharing u. a.) einnehmen. Obwohl das ganze Land ſich vorzugsweiſe für Nomaden eignet, ſo gedeihen doch auch Getreide und Hülſenfrüchte in dieſen den Winter über ſo kalten und ſchneereichen Bezirken, wo der Schnee noch im Juli nicht immer verſchwunden iſt. Walder hegen ſie nicht, dagegen die koſtbare Rhabarberpflanze, die hier eigentlich zu Hauſe iſt. Die Thierwelt enthält nichts Ausgezeichnetes, als den hier einheimiſchen Yak oder tangutiſchen Büffel. Die Heerden beſtehen aus Pferden, Schafen mit Fettſchwänzen und einbuckeligen Kameelen. Die Berge ſollen Gold, Silber, Kupfer, Blei, Steinſalz einſchließen. Das erſtere wirb ausgewaſchen. Borax von rother und ſchwarzer Farbe finbet ſich beſonders gut am See Maipinmutalaitſche. Einen Salzſee enthält die Wüſte im Nordweſten bes blauen Sees. Der Färbeſtein Schetſing (violet färbenb) iſt ein anderes Mineralprodukt des kalten und ſonſt armen Landes. — Einwohner. Dieſes Weſtland, in der ganzen Ausdehnung der Hochterraſſe Tangut oder S. genommen, war ehemals von den öſtlichen Uiguren oder Hoeihu bewohnt, welche die Toufans ober Tübeter daraus verdrängt hatten. Sie wurden (1257) von den Mongolen unterjocht. Jetzt bewohnt es ein Zweig dieſes Volkes, nämlich die Delöten (Kalmücken), auch Tataren vom Khuku-noor genannt. Im Süden, dem S. im engeren Sinn, lebt bas Volk der Si-ſans zwiſchen ben zwei großen Flüſſen, ein tübetiſcher Stamm. Die Kalmücken bieſes Landes tragen ganz das Gepräge ihrer Nation, die gedrungene, mehr unterſetzte als hohe Geſtalt, bewegliche unb ſtarke Glieder, bie nach der Naſe geneigten Augen, die ſchmalen, ſchwarzen und flachgewölbten Brauen, die ſtumpfe, oben eingedrückte Naſe, die vortretenben Backenknochen und die Kugelform des Kopſes, die abſtehenden, großen Ohren, bie weißen Zahne und den geringen Bart. Ihr Naturleben erhält ihnen die außerordentliche Schärfe der Sinnenwerkzeuge, mit benen ſie das geringſte Geräuſch auf den Steppen vernehmen, wo um das Ohr eines civiliſirten Europäers Alles in Todtenſtille ruht, den geringſten Geruch verſpüren und in weite Fernen hinausſehen, nimmt aber den Männern die beim weiblichen Geſchlecht gegen die ſchwarzen Haare faſt blendend abſtechenbe Weiße der Haut. Ausnehmende Schönheit des weiblichen Geſchlechts iſt unter ihnen nichts Seltenes. Es finden ſich hier in ihrem, wie ſie meinen, urſprünglichen Wohnſitz alle vier Stämme unter einander gemiſcht, die Khoſchoten, Derbeten, Torgoten u. Songaren. Doch machen die Khoſchoten die Mehrzahl aus. Neben ihnen weiden wenige Khalkha-Mongolen, Khoit-Mongolen und ein Theil der Horde des Zagan-Nomon-Khan. Die Si-fans theilt man nach der Farbe ihrer Zelte in die gelben und ſchwarzen. Die Zahl der khoſchotiſchen Delöten gibt Pallas auf 50,000 Köſe an, was ohne Zweifel ſtreitbare Männer ſind, alſo etwa 300,000 Perſonen. Die Zahl der Sifans iſt nicht ſo groß. Zwar kann dies nicht die geſammte Einwohnerſchaft des weiten Landes ſeyn, aber es iſt unmöglich, für jetzt eine beſtimmte Anzahl zu verbürgen. Von den Siſans, den ſüdlichen Nachbarn der Delöten, wiſſen wir wenig mehr, als daß ſie ſeit dem Sturz ihrer Herrſchaft (1227) aus einem ziemlich geſitteten Volke in faſt wilde Berghorden umgewandelt wurben, deren Sitten viel Aehnlichkeit mit den tübetiſchen haben. Sowohl die Delöten, als Si-ſans ſind Buddhaiſten.

Politiſche Verhältniſſe. Die Abhängigkeit der Bewohner der ganzen Terraſſe von China iſt gering. Die Delöten behaupten ihre alte Stammverfaſſung, burch welche jeder Stamm (Ulus) ſeinen Khan oder Taibſchi an ber Spitze hat. Dieſe Khans tragen jetzt chineſiſche Titel unb Rangzeichen, ſtehen unter dem mongoliſchen Tribunal zu Peking und bezahlen jährlich Tribut. Von ihren Unterthanen beziehen ſie eine willkürlich beſtimmte, doch ſelten große Abgabe, die gewöhnlich etwa den Zehnten des Viehes betragen ſoll und von den Saiſans erhoben wird. Die unumſchränkte Herrſchaft der Khane vererbt ſich auf die männlichen Nachkommen. Alle Blutsverwandten des Fürſten heißen Nojons unb bilden als Prinzen vom Geblüte den höchſten Adel. Adel und Geiſtlichkeit ſind ſteuerfrei. Aus ihnen wählt ber Fürſt die Sarga (Staatsrath, zugleich Gerichtshof), gewöhnlich aus 8 Mitgliedern beſtehend. Der Ulus theilt ſich in eine Anzahl Aimaks, über deren jeden ein Saiſan gebietet. Sie ſinb 100—400 Familien ſtark und wiederum getheilt in je 40 Familien unter einen Achcha. Die kleinſte Abtheilung bilden die Chottun (Höfe) von etwa 12 Familien, die ihre Filzhütten zuſammenſtellen und vom Aelteſten beaufſichtigt werden. Die Saiſans werden vom Fürſten ernannt oder behaupten ihr Amt durch Erbſchaft. Die niedere Rechtspflege iſt ihre Aufgabe. Die Geſetze werden durch den Zuſammentritt der Stammfürſten mit Beiziehung der hohen Geiſtlichkeit abgefaßt. Zum Behuf des Krieges beſteht noch eine andere Eintheilung, die in den rechten und linken Flügel und in Fahnen (Ottok). Solcher Fahnen hat Singhai oder das Land vom Khuku-noor 30, nämlich 21 Fahnen Delöt, 4 Fahnen Torgot, 2 Fahnen Zoros-Delöt (Name der verbündeten Songar und Derbet), 1 Fahne Khalkha (Kalka, Name der Khoſchot), 1 Fahne Khoit unb 1 Fahne von der Horde des Zagan-Nomon-Khan. Die Kriegsverfaſſung der Delöten iſt die des Heerbanns. Jeder waffenfähige Mann muß mitſtreiten, wenn ein großerer Krieg ausbricht. Das Heer beſteht aus Reiterei und iſt in Ab-

theilungen zu 100 und 50 geordnet. Sonſt ſtellt jeder Saiſan ſein beſtimmtes Kontingent. Die Hauptfahne (Tug) wird von einem der Edelſten beim Khan getragen. Sie wird in Tübet vom Dalai Lama geweiht und ſehr hoch gehalten. In einigen Städten des Landes (Tangut) ſind chineſiſche Beſatzungen. Dem Stande nach zerfällt das Volk in weiße Knochen (Adel) und ſchwarze Knochen (gemeines Volk). Die weißen Knochen ſind männliche Nachkommen der edeln Ahnen, beſonders der Dſchengiskhaniden, denn die Nachkommen durch weibliche Linien gelten weniger. Die Frauen werden Fleiſch (weißes und ſchwarzes) genannt. Der Adel verachtet das Volk ſehr. Die Geiſtlichkeit beſteht aus Lamen, Gällongs (Prieſtern), Gätſulls und Mandſchis und bildet auch eine Art von Adel, ja die höchſte ſteht über den Nojonen. Von den Lamen iſt der Dalai Lama (Papſt) der erſte. Er lebt in Tübet und hat bei den Kalmücken drei Unterpäpſte, den Arſan Lama (Lamaherrſcher) in Peking, den Bogdo Lama (erhabenen Lama) am Buddhaberg und den Teſchu Lama. Die Lamen (Biſchöfe) und Oberlamen (Erzbiſchöfe) werden von dem Dalai Lama ernannt oder auch vom Prieſterkollegium gewählt. Die Lamas ſind Gewalthaber, welche Unterthanen beſitzen und reiche Geſchenke erhalten. Die nächſte Stufe der Hierarchie abwärts iſt die der Gällongs, welche theils ſtrenge Gelübde halten, theils freier leben, in Weltgeiſtliche und Mönche getheilt. Baktſchi heißen die Kloſteräbte. Eine Art Diakonen ſind die Gätſulls, eigentlich Lehrlinge der Gällongs, welche aus ihnen ernannt werden. Die letzte Stufe nehmen die Mandſchis (Schüler) ein, die nur eine Weihe erhalten haben. Geachtet ſind bie Ubuſchi (Mönche), Ubuſunza (Nonnen), Dajantſchi (Einſiedler). — Die Si-fans leben unter einem Fürſten, Tſonpu genannt; nach ihm gebieten Häuptlinge in den Aimaks. Die gelben Si-fans, reicher u. gebildeter, als die ſchwarzen, ſind in Geſchlechter getheilt. In jedem Geſchlecht hat ein Aelteſter, Lama, die Gerichtsbarkeit. Sonſt iſt von ihrer Verfaſſung nichts bekannt. Der Tribut der ölötiſchen Fürſten an China wird in Vieh gegeben, kann aber unmöglich bedeutend ſeyn, da ſie ſelbſt ſehr wenig erheben. — Wovon der Kalmücke lebt, das ergibt ſich ſchon aus dem Namen eines Nomaden. Seine wichtigſten Beſchäftigungen ſind Bewachung und Leitung ſeiner Heerden, Abrichtung der Pferde und Kameele, die Fortſchaffung ſeiner Hütten, Geräthe u. ſ. w. von einem Lagerplatz zum andern, die Bereitung der Lebensmittel aus Milch, Fleiſch u. A. m. Die Handwerke, welche dem Kalmücken nöthig ſind, werden durch bloße Nachahmung gelernt und von Jedem geübt, der Luſt hat. Ihre meiſten Bedürfniſſe, wie das Leder zu Kleidern und Geſchirren, die Filze zu ihren Hüten, Polſtern, Manteln, Teppichen; von verſchiedenen Farben, ihre gewöhnlichſten Waffen (Pfeil, Bogen, Lanze) verfertigen ſie ſelbſt. Metallarbeiten, beſonders von Eiſen, auch Gold- und Silberſchmuck, brauchbare Gefäße aus Holz werden von den Handwerkern geliefert. Ehemals ſollen ſie in Metallarbeiten feinerer Art ausgezeichnet und ſogar in der Buchdruckerkunſt nicht unerfahren geweſen ſeyn. Das Wenige von Kunſt, was bei ihnen bemerklich iſt, ſteht als Malerei und Muſik auf niederer Stufe und im Dienſte der Religion. Die Jagd, ſtarke Mitte, die Tabakspfeife, die Spiele füllen manche Stunden und Tage aus. Die Vornehmen gehen meiſt müßig. Jagd machen ſie, wie die Hochbucharen, auf das viele Wild, welches in Hochaſien lebt, beſonders auch mit dem Stoßvogel Biurgut. Ackerbau treiben nur Wenige; die Si-fans theilen ihre Zeit in denſelben, die Viehzucht und die Jagd. Sie bauen Weizen, Buchweizen, Erbſen, Gemüſe und einiges Obſt. Die Armen beſchäftigen ſich mit Aufſuchung des dort in den Schluchten und Bergritzen wachſenden, ächten Rhabarbers, der auch den Hauptgegenſtand eines ſtarken Verkehrs mit China und den Nordländern ausmacht. Von den mineraliſchen Schätzen des Landes wird nur Steinſalz gebrochen und Goldſand gewaſchen. Der Verkehr iſt meiſt Tauſchhandel. Die um den Khuku-noor ſtreifenden Oelöten verfertigen feine Wollenzeuche (Puiu), ebenſo die Si-fans. Erſtere führen ſie, wie ihren Goldſand, nach China. — Der nördliche Theil des Landes oder die Khoſchotei, ebener und zugänglicher, als das ſüdliche Gebirgsland, von Oelöten bewohnt, enthält mehre von den Chineſen errichtete Feſtungen und Beſatzungsorte. Daß hier keine Städte zu ſuchen ſind, ergibt ſich ſchon daraus, daß die Einwohnerſchaft aus nomadiſchen Kalmücken beſteht. Schatſchu (Tſchatſchu), Sitz des Gouverneurs (Wang), ein Karawanenplatz zwiſchen China und Hami, von chineſiſchen Kaufleuten bewohnt, ſonſt wenig bevölkert, am Steppenfluſſe Siegentſchi, Kuatſcheu an einem ſüdlichen Zufluß des Bulunghir, Kinta an der öſtlichen Grenze, ein Handelsort, Gynyuenpu, Feſtung mit Beſatzung, und noch einige ſolche Orte ſind diejenigen, die man etwa Städte nennen könnte. In neuerer Zeit rechnet man dieſelben zu der chineſ. Provinz Kanſu. Das Mittelland am Khuku-noor enthält als feſte Wohnungen nur Zollpoſten, ſonſt bloß Nomadenlager; der ſüdliche Theil, das eigentliche S., einzelne Hütten und gleichfalls bewegliche Sitze.

Sifanſchaf, das Schaf des Landes Sifan, deſſen Wolle neben dem Flaum der tübetaniſchen Ziegen zur Verfertigung der Kaſchmirſhawls dient und ihnen eine faſt unverwüſtliche Dauer verleiht. Dieſe Schafe weiden auf den hohen Bergen. Ihr Vließ übertrifft an Feine und Zartheit alle anderen Schafvließe. Zur Zeit der Wollſchur durchſtreifen die Beamten des Kuſchu-Lama die Stämme, welche das Land bewohnen, und nehmen die Vließe entweder zu einem von ihnen beſtimmten Preiſe weg, oder belegen ſie mit hohen Abgaben. Kaufleute aus Kaſchmir und den benachbarten Provinzen holen die Vließe her. Auf die Ausfuhr der Thiere ſelbſt iſt Todesſtrafe geſetzt. Die Vließe werden in Stricke zuſammengebunden, um nicht viel

Digitized by Google

Raum einzunehmen; die Wolle iſt etwas gelblich, fühlt ſich aber ſo ſanft und mild an, daß man glaubt, einen ächten Kaſchmirſhawl in der Hand zu haben.

Sifanto, Sifnos, Siphnos (Geogr.), 1) griech. Inſel, Gouv. Milo, zu den Central-Cykladen gehörig, ſüdöſtlich von Serfo; $1^{1}/_{10}$ □M. mit 5000 Einw. Die Inſel iſt gebirgig. Ein anſehnlicher Bergrücken, auf deſſen Spitze (3000') das Kloſter des Propheten Elias liegt, durchzieht die Inſel von Südoſten nach Nordweſten. Auf der Hochebene zwiſchen dem höchſten Berge und dem ſteilen Oſtufer der Inſel (1000') liegen nahe bei einander 5 wohlgebaute, reinliche Dörfer, deren Mitte Stavri einnimmt. Sie ſind mit Getreidefeldern, Gärten, Weinbergen und ſtattlichen Olivenpflanzungen umgeben. S. hat fruchtbare Thäler und ein ſchönes, geſundes Klima, liefert Korn, Kapern, Feigen, Oel, Seide, Baumwolle, Honig, Wachs; von den ehemaligen Silbergruben findet man keine Spuren. Die Einwohner treiben Ackerbau und verfertigen baumwollene Zeuche, Leinwand, Segeltuch, Strohhüte. — 2) Hauptſtadt daſ., auf einem Felſen, an der Oſtküſte, an deſſen Fuße eine Bucht den Hafen bildet; Schloß, Sitz eines griech. Biſchofs; baumwollene Zeuche; 1000 Einw. Trotz des guten Anbaues kann das Ländchen die ſtarke Bevölkerung nicht ernähren, deshalb gehen viele Einwohner, Männer und Weiber, als Köche, Töpfer, Dienſtboten ꝛc. nach Griechenland und Kleinaſien in die Fremde. Südlich von Stavri, in einer tiefen Schlucht, umgeben von üppigen Gärten, in denen Oelbäume, Cypreſſen, Palmen, Feigen und andere Obſtbäume mit dichten Weintrauben in freudigem Wachsthum wetteifern, liegt ſehr maleriſch das Kloſter Stin Wryſin. An der Nordoſtſeite iſt ein flaches Vorgebirg mit der Kapelle des heil. Soſtis. Die Stadt Caſtron oder Seraglia liegt an der Oſtſeite auf der Stelle einer alten Stadt. Das ſteile Vorgebirg wird auf der Nord- und Oſtſeite vom Meere beſpült und iſt nur von Weſten her über einen ſchmalen Iſthmus zugänglich. Die alte Stadt nahm den ganzen Südabhang bis an das Bett eines Fluſſes ein; das neuere Städtchen beſchränkt ſich auf den Rücken des Berges. Man ſieht noch mehre Alterthümer und Spuren des alten Marmorreichthums. An der Nordweſtſeite der Inſel iſt eine intereſſante Nymphengrotte.

Sifelmel, Fluß, ſ. Tenſiſt.

Siffla, aſiat. Ort, Perſien, Prov. Farſiſtan, an der Küſte, der Inſel Keiſchma gegenüber.

Siffleur (franz.), 1) (Säugeth.), in Kanada, ſ. v. a. kanadiſches Murmelthier, Arctomys Empetra *L.*, ſ. Murmelthier. Auch das Pelzwerk dieſes Thieres kommt unter dieſem Namen in den Handel, ſ. Pelzthiere. — 2) (Ornith.), ſ. v. a. Pfeifente, Anas Penelope *L.*, ſ. Ente.

Sifflöte (Süfflöte, Sufflöte), eine offene lötenſtimme (ſ. Fianto), die in neueren Orgeln weniger als in alten vorkommt und zu den Gattungen Hohlflöte (ſ. d.) gehört. Sie wird zu 2' und 1' disponirt; jedoch auch zu $1^{1}/_{2}$', in welchem Falle ſie jene Quinthohlſtimme iſt.

Siffrid, ſ. v. a. Sigfried.

Sifhälla (By-Elf), norweg. Fluß, ſüdlich im Hedemarkens-Amt, fließt ſüdöſtlich nach Schweden in den Wenern-See.

Sifilet (franz., Ornith.), ſ. v. a. Paradisea sexsetacea *Sh.*

Sifloneß (hebr.), Geſchenke, die der Bräutigam der Braut brachte.

Sifried, ſ. v. a. Sigfried.

Sift, eine Querhacke, mit welcher Raſenſtücke abgehauen werden.

Sig (Geogr.), See, ſ. v. a. Sego.

Sig (Ichthyol.), Karpfenart, ſ. v. a. Kühling, Cyprinus Idus *L.*

Siga (a. Geogr.), 1) Handelsſtadt in Mauritania Caesar. an einem gleichnam. Fluſſe (Ptol. IV, 2, 2), unweit ſeiner Mündung in einen großen und tiefen Meerbuſen, welche den Hafen der Stadt bildete, der Inſel Agra gegenüber an der Hauptſtraße, vor Cirta Reſidenz des Syphar, zu Strabo's Zeiten ſchon zerſtört, jedoch ſpäter wieder hergeſtellt und als römiſches Municipium erſcheinend (It. Anton., S. 12). Nach Shaw finden ſich ihre Ruinen beim heutigen Tackumbrit; Mannert ſucht ſie an der Stelle des Ortes Ned-Roma, und Lapie hält ſie für Areſchkul bei Rasgun an der Mündung der Taſna. — 2) Vielleicht Name des Fluſſes Sieg, eines Nebenfluſſes des Rheins.

Sigada (a. Geogr.), Stadt Lybiens (Strabo XVII).

Sigal (a. Geogr.), Stadt in Sacaſtene oder dem Lande der ſcythiſchen Saken; nach Lapie das heutige Khuchnakud; nach Hammer aber das alte Nimrus.

Sigala (a. Geogr.), Stadt der Manbalä im Nordoſten von India extra Gangem am Ganges (Ptol. VII, 1, 73).

Sigale, afrik. Vorgebirg, Algier, weſtlich vom Kap Falcon.

Sigalion (Annelid.), nach Audouin und Edwards, Gatt. der Annelides Dorsibranchiatae *Cuv.*, der Ordnung der Rothwürmer und der Zunft der Fußwürmer nach Oken, unter Aphrodita *L.* Charakter: Geſtalt viel geſtreckter, als bei den andern Aphroditen; an ſämmtlichen Füßen Cirren. Einzige Art: S. Mathildae *Aud.* et *Edw.*, Litt. de la France. Annelid. An den franzöſiſchen Küſten.

Sigaloma (griech.), Werkzeug, mit welchem der Schuhmacher das Leder glättet.

Sigalon, Xavier, berühmter franz. Maler, 1790 zu Uzés in den Sevennen von armen Aeltern geboren, hatte in ſeiner Jugend mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen und mußte ſich mit Ausmalen von Dorfkirchen nähren, was ihm aber kaum das Nothdürftige eintrug. Er bewarb ſich daher um die Stelle eines Commis bei der Mairie in Nismes, und da er nebenher auch Maitre d'études in einer Penſionsanſtalt war, ſo brachte er es endlich durch Sparſamkeit dahin, daß er 1820 nach Paris gehen konnte.

Hier arbeitete er zuerſt bei Souchon, dann im Atelier Guérins, wo er ſechs Wochen blieb. Bald rang er ſich von den Traditionen der klaſſiſchen Schule zu einem energiſchen Naturalismus los und erregte durch ſein erſtes Bild, die Courtiſane, welche einem jungen Menſchen einen Brief zuſteckt, ſogleich die öffentliche Aufmerkſamkeit. Dieſes Bild ging durch Ankauf der Regierung in die Gallerie des Luxembourg über. Im J. 1824 brachte S. das Bild der Locuſta zur Ausſtellung, welches lange und heftige Debatten zwiſchen den damaligen Klaſſikern und Romantikern veranlaßte und mit unerhörtem Lob und Tadel überſchüttet wurde. Gleichwohl blieb das Bild lange unverkauft, ſo daß S. ſich zur Aquarellmalerei bequemen mußte, weil er keine Leinwand kaufen konnte. Erſt als Lafitte von S.s trauriger Lage hörte, befreite er ihn aus der Noth durch Ankauf der Locuſta um 6000 Fr. Madame Lafitte fand aber die Giftmiſcherin zu gräßlich und ſchickte das Bild zurück, mit dem Auftrage, eine Liebesſcene zu malen. Im J. 1824 trat er mit ſeiner „Athalia" auf, einer großen energiſchen Kompoſition, welche dieſelben Eigenſchaften, wie ſein voriges Bild, verrieth und auch ganz dieſelben Lobſprüche und Vorwürfe erhielt. Cailleux, der Sekretär des Muſeums des Louvre, ſprach ihm gar alle Eigenthümlichkeit ab, und bitter gekränkt bot S. das Gemälde um einen Spottpreis feil, ohne einen Käufer zu finden. Jetzt zwang ihn Noth zur Porträtmalerei. Aus dieſer Zeit ſtammen das Porträt des H. Schölcher und die ſchönen Zeichnungen lebensgroßer Figuren, welche der Künſtler auf einer öffentlichen Auktion für 40 Fr. einem Schauſpieler zuſchlagen ließ, welchem 1837 ein Kunſthändler 4000 Fr. bot. Nach der Julirevolution malte S. im Auftrag der neuen Regierung einen heil. Hieronymus, der die Poſaune zum Weltgerichte hört, eine Kreuzigung und den Täufer Johannes; allein der Erfolg war wieder nicht glänzend, und ſo gerieth der arme Künſtler bald in das tiefſte Elend. Er war genöthigt, nach Nismes zurückzukehren, wo er durch Zeichnungsunterricht ſein ſpärliches Auskommen fand. In dieſer traurigen Lage trug ihm Thiers eine Kopie des jüngſten Gerichtes von Michel Angelo gegen ein Honorar von 60,000 Fr. auf. S. ging zu dieſem Zwecke nach Rom. Aber, wie immer, ſo hatte er ſich auch diesmal verrechnet, denn ſchon die Koſten zur Vollendung ſeiner Arbeiten beliefen ſich auf 50,000 Fr. Die Regierung gab ihm aber einen Zuſchuß von 30,000 Fr. und die Zuſicherung einer lebenslänglichen Rente von 3000 Fr. Nach vier Jahren anhaltender Arbeit hatte er endlich ſein großartiges Werk zu Stande gebracht, und der Beifall, welcher demſelben zu Theil wurde, veranlaßte eine neue und ähnliche Beſtellung. Er ſollte nun auch die Propheten und Sibyllen der Sixtina kopiren; ſchon hatte er mit Luſt und Liebe begonnen, als ihn 1837 die Cholera dahinraffte. Die Kopie des jüngſten Gerichts iſt S.s ſchönſtes Vermächtniß, jetzt in der Ecole des beaux arts.

Sigalophus (Entom.), nach Latreille, ſ. v. a. Sigalphus.

Sigalphus (Entom.), nach Latreille, Hohlwespe, Gatt. der Hymenoptera terebrantia pupivora Ichneumonida *Latr.*, der Ordn. der Immen und der Zunft der Schwanzwespen nach Oken. Charakter: Hinterleib unten hohl gewölbt, auf der Unterſeite nur drei Abſchnitte zeigend; Legebohrer zurückgezogen, ſtachelförmig. Unter mehren Arten bekannteſte: 1) S. oculator *Latr.* Schwarz, mit gelben Flecken am Hinterleibe. — 2) S. irrorator *Latr.* Fünf Linien lang, ſchwarz mit braunen Schenkeln an den Hinterfüßen und mit braunen Oberflügeln. De Geer 1, S. 29, T. 36, F. 12 und 13.

Sigambri, ſ. Sicambri.

Sigana, ſ. Sigara.

Siganeum (a. Geogr.), Stadt in Kolchis (Ptol. V, 10, 2).

Sigania, ſ. Singames.

Siganus (Ichthyol.), nach Forskal, Gatt. der Acanthopterygii Theutyes *Cuv.*, der Ordn. der Bruſtfloſſer und der Zunft der Bärſche nach Oken, unter Buro *Commerson*, Centrogaster *Houttuyn*. Charakter: Bauchfloſſen haben zwei Stacheln, den äußern und innern Strahl, die drei mittlern wie gewöhnlich; fünf Kiemenſtrahlen; vor der Bruſtfloſſe ein liegender Stachel. Arten in Oſtindien, zahlreich; bekannteſte: 1) S. stellatus *Forsk.*; — 2) S. rivulatus *Forsk.*

Sigara (a. Geogr.), Stadt im Innern von Aragoſia (Ptol. VI, 20, 4).

Sigara (Entom.), nach Fabricius, Hemipterengatt., ſ. v. a. Corixa *Geoffr.*

Sigaret (Mollusk.), ſ. v. a. gemeiner Milchnapf, Catinus haliotoideus *Oken*.

Sigaretina (Gasterop.), Unterabtheilung der Gaſteropodenfamilie der Pectinibranchia, Gehäuſe ohrförmig mit weiter Mündung und wenigen Windungen, einer Haliotis ähnlich, Thier mit breitem, die Schale ganz überziehendem Mantel. Einzige Gattung: Sigaretus.

Sigaretus (Mollusk.), nach Lamark und Adanſon, Gaſteropodengatt., ſ. v. a. Catinus *Oken* (ſ. d.). Die foſſilen Arten ſind nach d'Orbigny bloß tertiär. S. canaliculatus *Sow.* (Min. Conch. 384) findet ſich im engliſchen Londonthone, im Grobkalk von Paris, bei Bordeaux und Dax. S. (Cryptostoma) elegans *Philippi* (Tertiärverſt., S. 20, T. 3, F. 4), bei Kaſſel und Freden.

Sigarra (a. Geogr.), Stadt der Ilercaones in Hispania Tarraconensis; jetzt Segarra (Ptol. II, 6, 64).

Sigarsholmr (nord. Myth.), Inſel im Norden von Schottland, auf welcher eine Schlacht vorfiel, in der 46 berühmte Helden blieben, deren Schwerter dort vergraben ſind. Die Walkyre Swawa brachte das berühmteſte derſelben ihrem Geliebten und Schützling Helgi.

Sigarsvöllur (nord. Myth.), der Ort, an welchem die Schlacht zwiſchen Helgi und Hrodsmar vorfiel; Helgi Hattingaſkade blieb dort todeswund in den Armen ſeiner Geliebten, der Walkyre Swawa; S. aber kam ſpäter durch Sigmund Wolſungsſohn an deſſen Sohn Helgi Hundingetödter (Helgi Hattingaſkade in einer Wiedergeburt), dem es ſein Vater als Namensgeſchenk gab.

Digitized by Google

Sigautr (nord. Myth.), Beiname des Odin, der Sieggott (der Sieggothe).

Sigbert (Biogr.), I. Fürſten: A. Grafen und Landgrafen von Elſaß: 1) S., Graf von Werd, 1192—1228 Landgraf von Niederelſaß; — 2) Heinrich S., ſ. Heinrich 105). — B. Von Franken: 3) S. der Lahme, Fürſt der Ripuarier, Vetter des Königs Chlodwig, deſſen Baſall er war, ward 469 in der Schlacht bei Tolbiacum gegen die Alemannen gefährlich in das Knie veewundet uub ging ſeitdem lahm. Sein Sohn Chlodeeich ließ auf Anſtiften Chlodwigs ſeinen alten Vater auf der Jagd umbringen, wurde aber von Chlodwig auf gleiche Weiſe getödtet. — 4) S. (I.), König von Auſtraſien, 5. Sohn Chlotaes I. von Ingundis, 535 geboren, erhielt 561 bei der Theilung des väterlichen Reichs Auſtraſien und veelegte die Reſidenz von Metz nach Rheims. Während eines Zugs gegen die Avaeen 567 machte ſein Bruder Chilpeeich einen Einfall in ſein Reich und nahm ſogar Rheims; doch vertrieb S. ihn wieder. Nachdem er 567 den Rückzug der abermals in ſeine thüriugiſchen Beſitzungen eingefallenen Avaren durch eine Summe Geldes erkauft hatte, lag er beſtandig mit ſeinen Brüdern in Streit. Mit Guntram machte er bald wieder Frieden; gegen Chilperich aber war der Kampf hartnäckiger, und S. mußte deutſche Hülfsvölker annehmen, mit denen er Paris und Rouen eroberte und ſtatt Chilperichs zum König von Neuſtrien ausgerufen wurde. Er belagerte darauf ſeinen Bruder 575 in Touenay, ward aber auf Anſtiften von Chilpeeichs Gemahlin Feedegunde in ſeinem Lager bei Cambray ermordet. S. war ein verſtändiger, tapferer und milder Regent; von ſeiner Gemahlin Brunhilde hatte er 3 Kinder: Childebert, Ingundis und Chlodeſinde. — 6) S. I. (II.), Sohn Theoderichs, Königs von Burgund und Auſtraſien, und der Ermenberge, wurde 613 als 12jähriger Knabe auf den Thron geſetzt, aber bald darauf von Chlotar getödtet. — 6) S. II. (III.), der Jüngere oder Heilige, Sohn Dagoberts I. von Frankreich, außer der Ehe mit Ragnetrud gezeugt, wurde 633, 3 Jahre alt, von ſeinem Vater zum König von Auſtraſien gemacht und unter den Einfluß des Biſchofs Kunibert von Köln und des Herzogs Adalgis geſtellt. Nach dem Tode ſeines Vaters 638 wurde er Baſall Pipins und 640 Grimoalds. Dem thüringiſchen Herzog Rudolf, der ſich von der fränkiſchen Oberherrſchaft befreien wollte, zog er mit einem großen Heere entgegen, mußte aber unverrichteter Sache zurückkeheen. Er † 650. Von ſeiner Gemahlin Jemichilde hinterließ er 2 Kinder, Dagobert II. und Blitilde. Sein Leben beſchrieb Sigbert von Gemblours. — C. König von Oſtanglien: 7) S., Sohn des Königs Roboald, kam 630 zur Regierung, mußte aber nach Frankeeich fliehen u. wurde nach dem Tode ſeines Halbbruders Arpuald (633), nachdem das Reich noch 3 Jahre ohne König geweſen wae, 636 zurückgerufen u. auf den Thron geſetzt. Aus Schmerz über das Mißlingen ſeiner Verſuche, die chriſtliche Religion in ſeinem Lande einzuführen, ging er 644 in ein Kloſter und übergab die Regierung dem Egrich. Der Einfall des Königs von Mercia in Egrichs Reich bewog ihn, ſein Aſyl zu verlaſſen; er kam jedoch in einem Treffen mit Egrich um. — D. König von Weſſex: 8) S., Sohn Sigerichs, regierte ſeit 754. — II. Geiſtliche: 9) S., um 589 Biſchof von Mainz. — 10) S. von Gemblours (Sigebertus Gemblacensis), Quellenſchriftſteller für die deutſche Geſchichte, war um 1030 in Beabant geb. Nachdem er 1048 im Kloſter Gemblours Mönch geworden war, eehielt er 1050 einen Ruf an die Kloſterſchule des heiligen Vincenz, wo er den Ruf großer Gelehrſamkeit erlangte und am 5. Oktbr. 1112 †. Sein „Chronicon“, welches den Zeitraum von 38l—1112 und neben manchen Fabeln und Fehlern auch vieles Verdienſtvolle, in ſeiner Aet Einzige enthält, wurde von Robertus de Torinnelo und drei Andern fortgeſetzt. Es findet ſich ſammt den Fortſetzungen gedruckt bei Piſtorius in den Scriptores rerum germanicarum, Bd. 1 u. ſonſt.

Sigda, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Beeslau, Kr. Wohlau; Schloß, Vorwerk; 150 Einw.

Sigdir (nord. Myth.), Beiname Odins als Beſchutzees der Mäher.

Sige (a. Geogr.), Stadt in Troas, höchſt wahrſcheinlich dieſelbe, die ſonſt Sigeum heißt.

Sigean, franz. Flecken, Depart. Aude, Bez. Narbonne; beträchtliche Salzwerke in der Nähe; 3350 Einw. Karl Maetel ſiegte hier 737 über die Saracenen. Dabei der gleichnam. See.

Sigebert, ſ. v. a. Sigbert.

Sigebrite, Mutter der Dyveke, ſ. Chriſtian II).

Sigei Campi (a. Geogr.), die Gegend um das Vorgebirg Sigeum (Virg., Aen. VII, 294).

Sigel, Hermann (?), badiſcher Oberbefehlshaber im Reichsverfaſſungskampfe des Jahees 1849, war früher drei Jahre Offizier in badiſchen Dienſten, ſchied aber, weil er ſeine Geſinnung nicht mit ſeiner Stellung vereinbaren konnte, noch vor der deutſchen Bewegnng aus dem badiſchen Heere aus. In der Zurückgezogenheit ſuchte nun S. ſeine militariſchen Kenntniſſe auf theoretiſchem Wege für beſſere Zeiten zu vermehren. Die Gelegenheit, die erworbene Kriegswiſſenſchaft im praktiſchen Leben zu benutzen, bot ſich für ihn mit dem dritten badiſchen Aufſtande. S. übernahm den Oberbefehl über das geſammte Inſurgentenheer. Freilich wollte man, ſo ſehr man auch die Entſchiedenheit und Feſtigkeit ſeiner Geſinnung ehrte, doch nicht das ganze Geſchick des inſurgirten Landes in ſeine Hand legen. Den Hauptgrund hiezu gab ſowohl S.s Mangel an praktiſcher Erfahrung, als auch ſeine große Jugend ab, denn er zählte ungefähr erſt zwanzig Jahre. Ihm wurde daher zuerſt durch den Landesausſchuß der zum bad. Civilkommiſſäe ernannte Feanz Raveaux beigegeben, deſſen Bemühungen und energiſchem Auftreten es hauptſächlich zuzuſcheeiben iſt, wenn die des Gehorſams entwöhnten Truppen zu ſtrengerer Disciplin zurückgeführt wurden. Auch war es Raveaux, der im Verein mit ihm ſchnelle Anſtalten traf, die

Digitized by Google

Truppen ins Feld zu führen, wo ſie den Wühlereien der Gegner entrückt wurden. Die Folge davon war, daß die Badner ihren Einmarſch nach Heſſen beſchleunigten, nachdem in der vorher erlaſſenen Proklamation erklärt worden war, „daß nur theils die Untreue, ja der offene Verrath Seitens der meiſten Regierungen der deutſchen Einzelſtaaten, theils die allermindeſtens ſchwankende, zweideutige Haltung derſelben, die Männer, welche an der Spitze der Bewegung ſtehen, jenen großen ungewöhnlichen Verhältniſſen gegenüber zu entſchiedenen ungewöhnlichen Maßregeln gedrängt haben, wie ſie allein geeignet waren, das Vaterland und die Freiheit zu retten". S. beſaß an Raveaux' militäriſchen Kenntniſſen und politiſchem Takte einen großen Schatz, den er leider durch deſſen Berufung in das Rumpfparlament zu Stuttgart und durch deſſen Ernennung zum Reichsregenten nur zu bald verlor. Bald darauf übernahm die Oberleitung über das badiſche Heer der aus Sicilien herbeigezogene polniſche General Mieroslawski, dem S. vorzüglich dadurch nützlich ward, daß er mehr Perſonen- und Terrainkenntniß beſaß und zum Interpreten der deutſchen Sprache diente. Mit Mieroslawski, der die Seele des Ganzen war, leitete er nun von der Schlacht bei Waghänſel an die Rückbewegung des aufſtändiſchen Heeres bis nach Raſtatt, in deſſen Nähe den Aufſtändiſchen der empfindlichſte und letzte Schlag verſetzt wurde. In einer zu Raſtatt vor dem Beginn der Schlacht erlaſſenen Proklamation nennt Mieroslawski ihn den heldenmüthigen, tapferen, jugendlichen S., mit welchem er ſich noch den Sieg davon zu tragen getraue. Die hier erlittene entſcheidende Niederlage beſtimmte indeß den Rücktritt Mieroslawski's, der den Oberbefehl wieder in die Hände S.s legte. Dieſer zog ſich nun mit den Trümmern der Aufſtändiſchen über den Schwarzwald an die züricher Grenze zurück. Hier ſollte, um die Ehre bis zum letzten Augenblicke zu retten, auf einem ſchmalen Zipfel Landes, welcher ſich in das Schweizergebiet hineinſtreckt, noch einmal ein Treffen gewagt werden. Weil jedoch hierdurch das neutrale Gebiet der Schweizer höchſtwahrſcheinlich mit in die Feindſeligkeiten hineingezogen worden wäre, wurde S. von Seiten der Schweiz ein ſicheres Aſyl angeboten und ihm zugleich bedeutet, daß man daſſelbe nicht gewähren würde, wofern er ſich noch auf ein Treffen einließe. Deßhalb bewerkſtelligte S. den Uebertritt der Inſurgenten auf Schweizergebiet, wo ſogleich die Entwaffnung vor ſich ging. Allein die Schweizerbehörden hielten in Bezug auf das Aſyl ihr Verſprechen nicht. Denn kaum hatten die Flüchtlinge ſich in das Aſyl gerettet, als der Bundesrath die Ausweiſung der hervorragendſten Führer der Revolution verfügte. Unter den Ausgewieſenen befand ſich auch S. Er verweilte darauf noch kurze Zeit theils zu Zürich, theils zu Bern, dann verſchwand er, indem er angeblich die Schweiz verlaſſen hatte. Er hielt ſich jedoch bis zum Jahre 1851 verſteckt in der Schweiz auf, bis er in Teſſin von den Behörden entdeckt und nächtlicherweile arretirt wurde, um über Baſel durch Frankreich nach Havre zur Ueberfahrt nach Amerika transportirt zu werden. Im nämlichen Jahre wurde er auch wegen ſeiner Betheiligung an der Revolution von den badiſchen Gerichten in contumaciam zum Tode verurtheilt. S. iſt ſchlank gebaut, hat aber ein mädchenhaftes Ausſehen und eine mädchenhafte Stimme. Von ſeiner Tapferkeit und Unerſchrockenheit hat er mehrmals Proben abgelegt.

Sigenot (altd. Lit.), Lied des deutſchen Heldenbuchs, das den Kampf Dietrichs von Bern mit dem Rieſen S. beſingt. Dietrich wird gefangen, in die Drachenhöhle geſperrt und durch einen Zauberſtein unverletzt bewahrt, bis ſein Diener Hildebrand den Rieſen erſchlägt und ihn erlöſt.

Sigensis portus (a. Geogr.), ſ. Siga.

Siger, König von Dänemark, Sohn und Nachfolger Siwards (Siwalds), fiel in der Schlacht bei Hakon.

Sigerich, 415 n. Chr. 7 Tage lang König der Weſtgothen.

Sigeſar, gothiſcher Biſchof zu Anfang des 5. Jahrhunderts, hatte den Attalus getauft und hoffte, dieſer werde, nachdem er Kaiſer geworden, ſeine Sekte zur herrſchenden erheben. Als Attalus jedoch von Honorius beſiegt worden war, ging S. unter Athaulf aus Italien nach Gallien, wo er nach Athaulfs Tod deſſen Kinder vergeblich vor den Verfolgungen Sigerichs zu retten ſuchte.

Siget, ein zum Abſchneiden des Lagergetreides und der Hülſenfrüchte dienendes Werkzeug, deſſen Klinge der Senſenklinge gleicht, aber etwas mehr gebogen und die Spitze etwas aufrecht gerichtet iſt. Nach der Größe des Arbeiters richtet ſich der Stiel, er muß demſelben bequem bis an die Hand reichen und mit einer ledernen Oeſe verſehen ſeyn, um die Finger durchzuſtecken; an einen kleinen Vorſprung, den Löffel, ſtützt ſich der Arm; in der linken Hand führt der Arbeiter noch einen langen ſpitzen Haken, um die abgeſchnittene Frucht auf die Seite zu ziehen. Man bedient ſich der S. in Marſchländern, namentlich in der Gegend von Hildesheim, um Bohnen, Erbſen und Wicken damit abzubringen; auch bei Lagergetreide iſt ſie anwendbar. Es gehört übrigens Geſchick und Gewohnheit dazu, um etwas damit vollbringen zu können.

Sigeth, Stadt, ſ. v. a. Szigeth.

Sigett, in Weſtphalen, beſonders in der Grafſchaft Mark, das Wollengarn, welches ſo fein als möglich geſponnen, auch gut gezwirnt iſt, und hernach zu Schnürriemen und zu dem vermiſchten Lind oder Band verarbeitet wird.

Sigeum Promontorium (a. Geogr.), Vorgebirge in Troas, die Nordweſtſpitze von ganz Aſien am Eingange des Helleſpontus, der Stadt Eleuſa an der Südſpitze der Chersonesus Thracia gegenüber; jetzt Jeniſcheer. An dem Vorgeb. lag auch eine gleichnamige Stadt mit einem Hafen, die aber bald nach der Vernichtung des perſiſchen Reiches zerſtört wurde. Sie gab Veranlaſſung zu einem Krieg zwiſchen

Piſiſtratus und Pittacus, u. war dann Aufenthaltsort der aus Athen vertriebenen Piſiſtratiden. Berühmt iſt noch die ſigeiſche Inſchrift, eine Inſchrift an einer hermetiſchen Säule ohne Kopf, die von Sherard vor der Kirche eines Dorfs entdeckt und durch Lord Elgin kopirt und ſelbſt nach England gebracht wurde. Sie iſt buſtrophedon geſchrieben und wurde als Schutzmittel gegen mehre Krankheiten angeſehen, weshalb ſich viele Kranke darauf ſetzten und legten. Sie ſteht in Chiſhulls „Antiquitates asiaticae", S. 2, und in Chandlers „Inscriptiones antiquae".

Sigfauthr (Sigfödur, Sigfadir, d. i. Siegvater, Sigr, Sigrhöfundr, nord. Myth.), Beiname des Odin.

Sigfried, 1) (althochdeutſch Sigefrid, nordiſch Sigurd, altd. Heldenſ. und Lit.), Held der altdeutſchen Sage, der Sohn Sigmunds, aus dem Geſchlecht der Welſunger (nordiſch Wölſungar), das von Odin ſelbſt abſtammte. Mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wurde er von dem weiſen und kunſtreichen Zwerg, Regino (d. i. Rathgeber) erzogen, der ihm ein Roß verſchaffte und ein Schwert ſchmiedete, mit dem S. einen Amboß ſpalten konnte. So ausgerüſtet und aufgereizt durch Regino, zog er aus, das verderbenſchwangere Gold der Nibelungen, das v. dem Drachen Fafnir gehütet ward, zu erwerben. S. erſchlug nach nordiſcher Erzählung den Drachen auf der Gnitahaide in Weſtphalen, daher ſein nordiſcher Beiname Fafnisbani, d. i. Fafni ſtödter; er erſchlug aber auch den Regino, der ſelbſt nach dem Horte trachtete. Das Drachenblut, von dem er trank, vermehrte noch ſeine Kraft oder ſchützte ſeinen Leib vor Wunden, das Gold und zumal der Ring machte ihn unermeßlich reich, die Tarnkappe gab ihm die Fähigkeit, ſeine Geſtalt in die eines Andern zu verwandeln; auch das Schwert Balmung lag nach der deutſchen Sage beim Hort. Aber der Beſitz des Goldes gab ihn auch in die Knechtſchaft der Nibelungen und weihte ihm dem Verderben. Er verlobte ſich mit der kriegeriſchen Königstochter Brunhild; ſein Herr Gundahari (Günther), der Nibelungen König, freite aber ſelbſt um ſie u. S. gewann ſie unter dem Schutze der Tarnkappe für Günther und nahm ſich ſelbſt ein anderes Weib, Krimhild (nach der altnord. Sage Gudrun), die Schweſter Günthers. Der Zank der beiden Königinnen um den Vorzug ihrer Männer veranlaßte Krimhild, den Betrug zu entdecken, worauf Brunhild den S. durch Hagano ermorden ließ und ſich dann ſelbſt tödtete. So waren Alle, die an dem Schatze Theil hatten, vernichtet und er fiel an ſeine urſprünglichen Herren zurück, die ihn in den Rhein verſenkten. Dies ſind die Grundzüge der ächten alten Sage, wie ſie Lachmann zuſammengeſtellt hat; ſie haftet nach ihm an dem Satze, daß das Gold, obgleich begehrungswürdig, doch in die Gewalt der dämoniſchen Mächte bringt. Aber ſelbſt dieſe Form iſt nicht die älteſte urſprüngliche. Die Sigfriedsſage iſt vielmehr von einer Götterſage erſt zur Heldenſage geworden. Nach der älteſten Auffaſſung iſt S. ſelbſt ein herrlicher leuchtender Gott (Lachmann vergleicht ihm den Balder, Wilh. Müller findet den Freyr in ihm), ein Gott des Friedens durch den Sieg; die Fabel zeigt (nach Lachmann), wie ſelbſt er nicht ungeſtraft die geheimnißvollen Wächter im kalten nördlichen Todtenreiche (Niflheimr, Niflhel) morden und das Geld der nächtlichen Götter dem Drachen rauben darf. Zwar gewinnt er durch den Raub Reichthum und wunderbare Kräfte, aber er gibt ſich damit zugleich in die Gewalt der Dämonen, deren Bundesbruder er durch ſeine Vermählung mit ihren Schweſtern werden muß. Für den König des Nebelreichs muß er mittelſt des dämoniſchen Werkzeugs die umſtrahlte Walkyrie aus den Flammen holen, in des Königs Geſtalt ihren Widerſtand bezwingen; durch den Ring und den Schatz vermählt er ſich mit ihr, aber ſie wird nicht ſeine, ſondern ſeines Herrn Braut. Endlich fällt er, vom Todesdorn (Hagan), dem Sohne des Schreckens, erſtochen, und das geraubte Gold wird in den Rhein verſenkt. Am einfachſten und reinſten ſpricht ſich die Sage in den Liedern der Edda (ſ. d.) aus, worin ſich der Geiſt der heidniſchen Zeit, in der ſie entſtanden, ſcharf und beſtimmt ausſpricht; doch haben es Grimms Forſchungen faſt als unzweifelhaft erwieſen, daß der Grundſtoff jener eddiſchen Lieder ſelbſt deutſch und aus Deutſchland, wahrſcheinlich in Liedern, die in der Darſtellungsweiſe den eddiſchen ähnlich waren, nach dem Norden (vielleicht um das Ende des 5. Jahrh.) gekommen iſt, wo ſich ihm die Sage vom goth. Ermanrich anlehnte. In Deutſchland ſelbſt erſcheint ſie als Heldenſage, zu der ſie ſich etwa im 7. Jahrh. umgewandelt, als Eigenthum der Franken am Niederrhein; mit ihr verſchmolz, gewiß ſchon vor dem Anfange des 9. Jahrh., die Sage vom Untergange des burgund. Königs Günther, womit zugleich die fränk. Nibelungen auf die burgund. Könige übertragen wurden, durch den hunniſchen Attila, und erſt mit dieſem Letztern hat ſich auch die Sage vom oſtgoth. Dietrich in ſie gefunden. So mit andern Sagen zuſammengefloſſen, bildet die Sage von S., deren Geſtaltung auch fortan im Laufe der Zeit mannichfachen Einwirkungen unterworfen war, den Inhalt des Nibelungenliedes (ſ. d.), neben dem das deutſche Lied „Vom hörnin Sigfried" als poetiſche Bearbeitung der Sage auftritt; ſ. Hörnen Sigfried. In der ſkandinav. Literatur gibt nach der ältern Edda und andern verlornen Liedern die „Wölſungaſaga" in proſaiſcher Auflöſung die zuſammenhängende Erzählung der Sigfriedsſage; neben ihr iſt die „Nornageſtsſaga" bemerkenswerth. Die „Wilkinaſaga" iſt nach ihrer eignen Angabe aus deutſcher Quelle, Gedichten und mündlicher Erzählung, gefloſſen. Eine hiſtoriſche Deutung der Sage iſt neuerlich mehrfach verſucht worden. So hat Mone (Quellen und Forſchungen ꝛc., Bd. 1, 1830) in ihr ein Konglomerat von Erzählungen über Arminius und Civilis und der Ueberwältigung der Briten durch den angelſächſ. Hengiſt finden wollen, während Gieſebrecht (in dem „Jahrbuch der berliner Geſellſchaft für deutſche Sprache", Bd. 2, 1836) ſie den Nachklang alter Lieder auf Ar-

minius nennt u. nach E. Rückert (Oberon von Mons und die Pipine von Nivella, Leipz. 1836) ſie die dichteriſche Darſtellung der Schickſale des auſtraſ. Königs Sigbert iſt, der 575 auf Fredegundens Betrieb ermordet worden ſeyn ſoll. Vgl. Gervinus, Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, Bd. 1, S. 48, ff.; — W. Grimm, Deutſche Heldenſage, 1829; — K. Lachmann, Kritik der Sage von den Nibelungen, 1830; — W. Müller, Verſuch einer mythologiſchen Erklärung der Nibelungenſage, 1841; — Derſelbe, Sigfried und Freyr, in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum, Bd. 3, 1843 — 2) S., Pfalzgraf von Mayenfeld, Gemahl der Genoveva (ſ. d.).

Sigfried (Biogr.), I. Weltliche Fürſten: A. Von Anhalt: 1) S., 3. Sohn Heinrichs I, Stifter der älteren zerbſtiſchen Linie, von 1251 bis um 1298. — B. Markgraf von Brandenburg: 2) S., Graf von Ringelheim, ward von ſeinem Vetter, Heinrich dem Finkler, 927 zum erſten Markgrafen ernannt, † aber 940 ohne Nachkommen. — C. Könige von Dänemark (Südjütland): 3) S. I., Sohn Gorms, regierte ſeit 765 (778), ward 810 ermordet. — 4) S. II., Sohn des Vorigen, ſtritt 812 mit Ring um die Herrſchaft, wobei beide blieben. — D. Grafen von Luxemburg: 5) S. I., † 997; — 6) S. II., † 1025, ſ. Luxemburg (Geſch.). — E. König der Normannen: 7) S., kämpfte um 882 mit den Franken und mußte einen nachtheiligen Frieden eingehen, den er jedoch ſchon 886 brach. Er drang bis Paris vor und nöthigte Karl den Dicken, ihm und den Seinen Wohnſitze in der Normandie anzuweiſen, wurde aber 891 von König Arnulf angegriffen, geſchlagen und im Gefecht getödtet. — F. Pfalzgraf am Rhein: 8) S. von Ballenſtädt, Stiefſohn und Erbe Heinrichs II., dem er 1095 folgte, zog in ſeiner Jugend nach Paläſtina, ward ein treuer Anhänger Heinrichs IV., von Heinrich V. des Hochverraths angeklagt und 2 Jahre in Haft gehalten. Wegen der orlamündiſchen Erbſchaft gerieth er mit dem Kaiſer in Fehde und blieb 1113 in der Schlacht bei Wahrenſtedt am Harz gegen Hoyer von Mansfeld. — G. König von Sachſen: 9) S., angeblich Sohn Eichs, ſoll gegen den frieſiſchen Fürſten Toſti, nach Andern gegen den Dänenkönig Hading im 3. Jahrh. geblieben ſeyn. — H. Pfalzgraf von Sachſen: 10) S., um 1030, ſ. Sachſen, Pfalzgrafen von. — I. Fürſten von Schleswig: 11) S. I., um 800; — 12) S. II., fiel 891, ſ. Schleswig (Geſch.). — K. Grafen und Markgrafen von Stade: 13) S. I., von Adam von Bremen Markgraf von Nordſachſen genannt, weil zu ſeiner Zeit die Grafen von Stade die Nordmark beſaßen, ward 988 mit ſeinen Brüdern Udo und Heinrich von den Dänen gefangen, entwiſchte jedoch und folgte 1016 ſeinem Bruder Heinrich als Markgraf. Er befeſtigte Stade. — 14) S. II., Sohn des Vorigen, machte in der Mark Brandenburg, namentlich in der Nordmark, bedeutende Eroberungen; † 1040. — II. Geiſtliche Fürſten: A. Erzbiſchof von Bremen: 15) S., Markgraf von Brandenburg, war früher Biſchof von Brandenburg, ſeit 1178 Erzbiſchof von Bremen. Wegen unordentlichen Lebens ſollte er von Rom aus entſetzt werden; doch ſchützte ihn Heinrich der Löwe, den er dafür ſpäter, als er in die Acht erklärt worden war, verfolgte. S. † 1182. — B. Biſchof von Hildesheim: 16) S. II., Graf von Querfurt, 1279—1310. — C. Erzbiſchof von Köln: 17) S., Graf von Leiningen-Weſſenberg, vorher Dompropſt von Mainz, ſeit 1275 Kürfürſt, † 1297. — D. Erzbiſchöfe von Mainz: 18) S. I., Graf von Eppenſtein, früher Abt von Fulda, ward 1059 Erzbiſchof, † 1084; — 19) S. II., der Aeltere, Graf von Eppenſtein, ſeit 1200, ward Kardinal, war 2 mal päpſtlicher Legat, in Mailand und Syrien, † 1228 zu Erfurt. — 20) S. III., Graf von Eppenſtein, Brudersſohn des Vorigen, ſeit 1231 Erzbiſchof, † 1249. — E. Biſchof von Paderborn: 21) S., 1178—86, ſ. Paderborn. — F. Biſchof von Regensburg: 22) S., von 1226—46. — G. Biſchof von York: 23) S., das Haupt der vom Schwedenkönig Olof Schoßkönig zur Verbreitung des Chriſtenthums im Norden aus England berufenen Geiſtlichen, taufte 980 den König in der Quelle bei Huſaby in Weſtgothland, die ſpäter durch Wunderheilung in Ruf kam und den Namen Sigfriedsquelle erhielt. S. wurde nachher Biſchof von Weriö.

Sigfrit (deutſche Heldenſ.), ſ. v. a. Sigfried.

Sigfrodr (Sigfride, nord. Sagengeſch.), 1) ſ. v. a. Sigurd; — 2) ſ. v. a. Sigfried.

Siggeir (d. i. Siegſpeer, nord. Myth.), König von Gothland, heirathete Volſungs Tochter Signy, tödtete jenen und fiel durch die Blutrache Signy's (ſ. d.) und ihres Bruders Sigmund.

Siggel (Bot.), ſ. v. a. aloëartige Waſſerſcheere, *Stratiotes aloides L.*

Siggelkow, mecklenb.-ſchwer. Dorf, Fürſtenthum Schwerin, Amt Marnitz; Filialkirche; 420 Einw.

Siggeneben, holſt. Dorf, Gut Roſenhof; 120 Einw.

Siggenthal, ein langes, enges, aber fruchtbares ſchweiz. Thal, Kant. Aargau, Bez. Baden, an dem die Limmat hinfließt; wird in das obere (mit 1090 Einw.) und untere (mit 820 Einw.) getheilt. Darin liegen die Dörfer Ober- und Unter-Siggingen.

Siggevara, ſchwed. Binnen-See, Norrbotten, öſtlich vom Kalix-See, im nordweſtlichen Theile des Landes.

Siggi (Sigi, nord. Myth.), Sohn des Odin, der das Reich verlaſſen mußte, nachdem er im Jähzorn ſeines Pflegevaters Skadi Sklaven Bredi erſchlagen hatte, weil derſelbe auf der Jagd mehr geſchoſſen, als er. Odin gab ihm Schiffe, und er ward ein mächtiger Seekönig, welcher ſich große Reiche eroberte. Sehr alt ſchon, fiel er in einer Schlacht gegen den Bruder ſeiner Gattin, der ſich gegen ihn empört hatte. Ihn

rächte ſein Sohn und Nachfolger Rerir, durch den er Stammvater der Volſungen ward.

Siggonoten (Siggonen, nord. Myth.), die 2. Klaſſe der Prieſter der alten heidniſchen Preußen (die erſte war die der Grivaiten), wahrſcheinlich im Lande weiter verbreitet als dieſe. Der Name Siggo deutet auf Ertheilung des Segens an das Volk, welches vielleicht ihr Hauptgeſchäft geweſen ſeyn mag. Wie es ſcheint, ſo hatten ſie auch zunächſt die Aufſicht über die heiligen Haine, Wälder, Quellen, Berge u. ſ. w. geführt, vielleicht dort gewohnt und die Opfergaben gegen Ertheilung ihres Segens in Empfang genommen.

Sighadik, aſiat.-türk. Fleckennebſt Feſtung, Anatolien, ſüdweſtlich von Smyrna, an der gleichn. Bai.

Sighart, um 1040 Graf von Käfernburg.

Sighla (Sighaſchik), ſonſt aſiat.-türk. Sandſchak, Anatolien, im Gebiete des Kapudan Paſcha, am ägäiſchen Meere, vom Mäander und andern Flüſſen bewäſſert, iſt zur Sommerzeit ſehr heiß, der Peſt und dem Erdbeben ſehr ausgeſetzt, bringt alle Produkte des Morgenlandes hervor; beſteht aus einem Küſtenſtrich und mehren Inſeln, darunter Samos, Pathmos ꝛc.; das alte Jonien; Hauptſtadt: Smyrna.

Sigiami, Gottheit in Birna.

Sigidunum (a. Geogr.), ſ. v. a. Belgrad.

Sigila (a. Geogr.), Flüßchen bei Munda in Hispania Baetica.

Sigilla (röm. Antiq.), kleine Bildſäulen, kleine Bilder, namentlich Reliefplatten auf Gefäßen, Reliefs auf Brunnen, die auf dem Siegelring eingeſchnittenen Figuren und Bilder u. ſ. w.; daher auch die Siegel oder Abdrücke ſelbſt.

Sigillaria (röm. Antiq.), röm. Bilder- und Puppenfeſt, Fortſetzung der Saturnalien, gefeiert am 21. und 22. December, und benannt von den kleinen Götterbildern aus Thon (Sigilla), urſprünglich Menſchenfigürchen, welche Numa als Symbol von Menſchenopfern dem Saturn ſtatt lebender Kinder darbrachte. Sie wurden in der Kapelle des Dis, welche mit dem Altar des Saturnus zuſammen hing, niedergelegt. Auch pflegte man an dieſem Tage den Kindern Sigilla, d. h. Bilder aus Terra cotta oder Erz, ſpäter auch aus Silber und Gold zu ſchenken, dazu erhielten ſie buntbemalte Wachslichter, Bilder aus feinem Weizenmehl mit Anis, Honig oder Oel, allerhand Thierfiguren vorſtellend u. ſ. w. Dieſe Gegenſtände kaufte man theils in der Sigillarſtraße, theils auf den zwei Sigillarienmärkten auf dem Marsfelde und auf dem Esquilin, wo auch noch andere Dinge (z. B. Porzellanſachen, Leckerbiſſen aus allen Ländern, Bijouteriewaaren, Mobilien, Toilettengegenſtände, Gemälde, Bücher u. ſ. w.) verkauft wurden. Mit ſolchen Dingen beſchenkten ſich Aeltern und Kinder, Freunde und Verwandte gegenſeitig. Diejenigen, welche ihren Bedarf an Korn aus dem Staatsmagazine frei erhielten, ſchenkten dem Kaiſer an dieſem Tage eine Drachme, was Caligula auf den ſechſten Theil herabſetzte. S. Strenae.

Sigillaria (Bot.), nach Rafinesque, Untergattung von Smilacina *Desv.*

Sigillaria (foſſ. Bot.), nach Brongniart, ausgeſtorbenes Sigillariengeſchlecht, deſſen Stämme meiſt längs- oder netzförmig gefurcht, ſelten glatt ſind. Die Blattnarben ſind auf der Mitte der Rippen eingedrückt. Dieſe Narben ſind ſcheibenförmig oder oblong, ſeltener querliegend, meiſt an den Seiten eckig, in der Mitte mit 3, 2 oder 1 Gefäßeindruck. Brongniart, Hist. végét. foss., I, S. 422. Die Arten zerfallen in a) mit glattem Stamme: 1) S. leioderma *Brongn.* (Hist. végét. foss., I, S. 422, Taf. 157, Fig. 3). Kohlenformation von Newcaſtle in England, Stangalpe in Steiermark. — 2) S. densifolia *Brongn.* (daſ., S. 423, Taf. 158, Fig. 3; Aspidiaria Brongniardi *Sternb.*), in Tranſitionsſchichten von Berghaupten in Baden. — 3) S. venosa *Brongn.* (daſ., S. 424, Taf. 157, Fig. 6; S. laevigata *Brongn.*), Kohle von Puits-St.-Jaques und von Montrelais. — 4) S. rhomboidea *Brongn.* (daſ., S. 425, Taf. 157, Fig. 4), aus der Kohle von Trienbach und von der Stangalpe. — 5) S. lepidodendrifolia *Brongn.* (daſ., S. 426, Taf. 161), von St. Etienne. — 6) S. striata *Brongn.* (daſ., S. 428, Taf. 157, Fig. 5), aus der Kohle. — 7) S. obliqua *Brongn.* (daſ., S. 429, Taf. 157, Fig. 1. 2), aus der Kohle von Wilkesbarre in Pennſylvanien und von der Stangalpe. — b) Mit netzförmigen Furchen: 8) S. Menardi *Brongn.* (daſ., S. 430, Taf. 158, Fig. 5. 6; S. dubia *Brongn.*, Aspidiaria Menardi *Sternb.*), aus der Kohle von Wilkesbarre. — 9) S. Brardii *Brongn.* (daſ., S. 431, Taf. 158, Fig. 4; Clathraria Brardii *Brongn.*, Favularia Brardii *Sternb.*), aus der Kohle von Terraſſon, Saarbrück, Stangalpe. — 10) S. Defrancii *Brongn.* (daſ., S. 432, Taf. 159, Fig. 1), aus der Kohle von St. Ambroiſe, Stangalpe. — 11) S. Serlii *Brongn.* (daſ., S. 434, Taf. 158, Fig. 9; Lepidodendron Serlii *Sternb.*), aus der Kohle von Paulton. — 12) S. ornata *Brongn.* (daſ., S. 434, Taf. 158, Fig. 7. 8), aus der Kohle von Kilmerton. — 13) S. minima *Brongn.* (daſ., S. 435, Taf. 158, Fig. 2), aus der Kohle von Montrelais. — c) Stamm gerippt mit Längsfurchen: 14) S. tessellata *Brongn.* (daſ., S. 436, Taf. 162, Fig. 1. 2; Phytolithus tessellatus *Steinh.*), aus der Kohle von Eſchweiler, Saarbrück, Alais, Horloz, Bath, Wilkesbarre. — 15) S. elegans *Brongn.* (daſ., S. 438, Taf. 146. 155. 158; S. hexagona *Brongn.*, Palmacites hexagonus und variolatus *v. Schloth.*, Favularia hexagona, elegans, variolata und Aspidiaria variolata *Sternb.*), aus der Kohle von Eſchweiler, Borchum, Hattingen, Eſſen, Autun, Stangalpe. — 16) S. Dournaisii *Brongn.* (daſ., S. 441, Taf. 153, Fig. 4; Favularia trigona *Sternb.*), aus der Kohle von Anzin. — 17) S. Brochantii *Brongn.* (daſ., S. 442, Taf. 159, Fig. 2), aus der Kohle von Eſchweiler. — 18) S. alveolaris *Brongn.* (daſ., S. 443, Taf. 162, Fig. 5; Lepidodendron alveolatum und alveolare, Favularia obovata *Sternb.*), aus der Kohle von Zebrack, Berncaſtel, Saarbrück. — 19) S. Knorrii *Brongn.* (daſ., S. 444, Taf. 162, Fig. 6; Lepidodendron hexa-

Digitized by Google

gonum *Sternb.*), aus der Kohle von Saarbrück und Newcaſtle. — 20) S. Boblayi *Brongn.* (daſ., S. 446, Taf. 154), von Anzin. — 21) S. elliptica *Brongn.* (daſ., S. 447, Taf. 152. 163), von Fresnes und Vieux-Condé, Stangalpe. — 22) S. pyriformis *Brongn.* (daſ., S. 448, Taf. 158), aus der Kohle. — 23) S. notata *Brongn.* (daſ., S. 449, Taf. 153; Phytolithus notatus *Steinh.*, Rhitidolepis Steinhaueri *Sternb.*), von Anzin. — 24) S. transversalis *Brongn.* (daſ., S. 450. Taf. 159), von Eſchweiler. — 25) S. mamillaris *Brongn.* (daſ., S. 451, Taf. 163), von Fresnes, Vieux-Condé und Saarbrück. — 26) S. pachyderma *Brongn.* (daſ., S. 452, Taf. 150), aus der Kohle. — 27) S. Utzschneideri *Brongn.* (daſ., S. 452, Taf. 163), von Saarbrück. — 28) S. Graeseri *Brongn.* (daſ., S. 454. Taf. 164), von Eſchweiler. — 29) S. scutellata *Brongn.* (daſ., S. 455, Taf. 150; Rhitidolepis ocellata *Sternb.*, Euphorbites vulgaris *Artis*), von Anzin, Newcaſtle. — 30) S. Saullii *Brongn.* (daſ., S. 456, Taf. 151), von Oldham. — 31) S. cuspidata *Brongn.* (daſ., S. 457), von St. Etienne. — 32) S. subrotunda *Brongn.* (daſ., S. 458), von Duttweiler. — 33) S. contracta *Brongn.* (daſ., S. 459), von Merthyr-Tidwyl. — 34) S. Sillimanni *Brongn.* (daſ., S. 460), von Wilkesbarre und Saarbrück. — 35) S. Voltzii *Brongn.* (daſ., S. 461), aus dem Uebergangsgebirge von Jansweiler, — 36) S. oculata *Brongn.* (daſ., S. 461; Palmacites oculatus *Schloth.*, Syringodendron complanatum *Sternb.*, Rhitidolepis *Cotta*), Leach, Killingworth-Colliery. — 37) S. gracilis *Brongn.* (daſ., S. 462), von Eſchweiler. — 38) S. Candollii *Brongn.* (daſ., S. 463), von Alais. — 39) S. Davreuxii *Brongn.* (daſ., S. 464), von Leegang. — 40) S. orbicularis *Brongn.* (daſ., S. 465), aus der Kohle. — 41) S. angusta *Brongn.* (daſ., S. 466), aus der Kohle. — 42) S. hippocrepis *Brongn.* (daſ., S. 467), von Flenu bei Mons. — 43) S. Cortei *Brongn.* (daſ., S. 467), von Eſſen und Saarbrück. — 44) S. Schlotheimiana *Brongn.* (daſ., S. 468), Stangalpe. — 45) S. reniformis *Brongn.* (daſ., S. 470, Palmacites sulcatus und canaliculatus *Schloth.*, Rhitidolepis cordata und Syringodendron pulchellum *Sternb.*), von Flenu, Eſchweiler, Eſſen, Waldenburg, Newcaſtle. — 46) S. laevigata *Brongn.* (daſ., S. 471), von Anzin, Newcaſtle, Stangalpe. — 47) S. Polleriana *Brongn.* (daſ., S. 472), von St. Ingbert. — 48) S. elongata *Brongn.* (daſ., S. 473), von Charleroi, Stangalpe. — 49) S. intermedia *Brongn.* (daſ., S. 474), von Anzin. — 50) S. Deutschiana *Brongn.* (daſ., S. 475), von Saarbrück, Stangalpe. — 51) S. rugosa *Brongn.* (daſ., S. 476), von Wilkesbarre. — 52) S. canaliculata *Brongn.* (daſ., S. 477), von Saarbrück. — 53) S. microstigma *Brongn.* (daſ., S. 478), von Saarbrück. — 54) S. alternans *Brongn.* (Syringodendron alt. *Sternb.*), von Cramlington. — 55) S. catenulata *Lind.* & *Hutt.* (Lepidolepis syringoides *Sternb.*), von Furrow. — 56) S. parallela *Unger*, Stangalpe. — 57) S. clypeata *Sandberger*, Devonith von Villmar.

Sigillarieä (foſſ. Bot.), nach Brongniart, ausgeſtorbene Selagineenordnung mit baumartigen, endſproſſenden Stämmen. Rinde und Mark umſchließen einen dünnen Holzkörper mit zahlreichen Markſtrahlen. Das Holz beſteht aus einem doppelten Gefäßſyſtem, nämlich die äußere Schicht bloß aus Treppengefäßen, die innere aus halbmondförmigen Bündeln ähnlicher Treppengefäße, welche im Bogen zu den Blättern laufen. Blätter und Früchte ſind noch unbekannt.

Sigillata terra, ſ. v. a. Siegelerde.

Sigillina (Mollusk.), nach Savigny, Untergatt. von Polyclinum *Cuv.*

Sigilliren (v. Lat.), mit dem Petſchaft ſiegeln.

Sigilli Salomonis Radix (pharm. Bot.), ſ. v. a. Schminkwurzel, ſ. Polygonatum multiflorum und officinale *All.*

Sigillum (röm. Antiq.), 1) kleines Bild, kleine Bildſäule aus Marmor, Gyps, Wachs ꝛc.; — 2) ein Muttermaal; — 3) jedes Bild, mag es auf Geſchirren abgebildet oder in Kleider gewebt oder in ein Petſchaft geſtochen ſeyn; — 4) das Petſchaft und das Siegel ſelbſt.

Sigillum confessionis, ſ. v. a. Beichtverſchwiegenheit.

Sigillum hermeticum, ſ. Hermetiſch.

Siginmeſa, Stadt, ſ. Tafilelt.

Sigindunum, ſ. Singidunum.

Siginni, ſ. Sigynnes.

Sigiploſii (a. Geogr.), Volk in der Provinz Afrika (Ptol. IV, 3, 27).

Sigismond, St. (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Vendée, Bez. Fontenay-le-Comte; 1160 Einw.; — 2) ital. Dorf, Königr. Sardinien, Savoyen, Prov. Faucigny, nordöſtlich von Cluſes, in einem tiefen Thal; 1000 Einw.

Sigismondi, Pietro, Maler von Lucca, im 17. Jahrhundert, bildete ſich in Rom. In S. Nicolo in Arcione daſelbſt ſieht man von ihm ein fleißig gemaltes Altarbild, Maria mit dem Kinde in Begleitung von St. Nikolaus und St. Philippus Benizzi vorſtellend. Auch Pferdeſtücke hat man von ihm.

Sigismund, ſ. Sigmund.

Sigiswang, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Immenſtadt; 150 Einw.

Sigisweiler, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Gerabronn; 120 Einw.

Siglae (lat.), ſpäterer Ausdruck für eine beſondere Art der Notae, indem ganze Worte durch einzelne Buchſtaben bezeichnet wurden. Juſtinian verbot den Gebrauch derſelben bei Geſetzesurkunden.

Sigler, Berg in den Karpathen (ſ. d.).

Sigli, afrik. Vorgebirg, Algier, weſtlich vom Kap Carbon.

Siglriano, ital. Dorf, Toskana, Prov. Florenz, rechts an der Tiber; Mineralquellen.

Siglingen, würtemb. Pfarrdorf, Neckarkreis, Oberamt Neckarſulm, an der Jaxt; hat Marktgerechtigkeit; 500 Einw.

Siglitnir (d. i. der immer Glänzende, nord. Myth.), Hügel auf der Inſel Lyngri, auf den der Wolf Fenris angekettet iſt.

Siglo (angew. Bot.), Theeſorte, ſ. Thea chinensis *Sims.*, A. 7.

Sigl-Veſpermann, Sängerin, ſ. Veſpermann.

Sigma (Stibadium, röm. Antiq.), das halbzirkelförmige oder ſichelähnliche Sopha, welches mit dem Aufkommen der halbrunden Tiſche an die Stelle der aus 3 Lectis zuſammengeſetzten Triclinien trat. Die koſtbaren runden Tiſche waren gewöhnlich nicht ſehr groß, und ſo war auf den runden Sophas gewöhnlich auch nur für 6—8 Perſonen Platz. Die Reihe der Plätze auf dem S. war fortlaufend und begann auf der äußerſten Linken.

Sigma (Gramm.), griech. Name des S.

Sigman (a. Geogr.), Fluß an der Weſtküſte von Gallia Aquitania, ſüdlich von Aturus; nach Reichard der heutige Leyre, der ins Baſſin d'Arcachon fällt (Ptol. II, 7, 2).

Sigmaringen (Geogr.), 1) preuß. Oberamt, Fürſtenth. Hohenzollern-Hechingen, hat auf 3,74 ☐Meilen Areal 10,000 Einw. in 21 Gemeinden; — 2) Hauptſtadt des preuß. Fürſtenthums Hohenzollern-S., bis zur Abtretung des letztern an Preußen auch Reſidenz des Fürſten; an der Donau, bisher Sitz der oberſten Landesbehörde, Oberamt, Rent- u. Forſtamt, Poſt, Oberförſterei, Schloß, kathol. Pfarrkirche mit Erbbegräbniß, altem u. neuem Prinzenbau, Regierungsgebäude, Gymnaſium, lateiniſche, Real- u. Hebammenſchule, Muſeum, Theater, Geſang- u. Muſikverein, 2 Buchhandlungen u. Buchdruckereien, ſchöne Anlagen; 1850 Einw. — Rechnungsverhältniſſe: Rechnungsmünzen. Man rechnete früher und bis zu dem Beitritt des Fürſtenthums zur ſüddeutſchen Münzkonvention, am 28. Febr. 1838, wie auch noch gegenwärtig nach Gulden zu 60 X. à 4 Pf., bis 1838 aber in dem Zahlwerthe des ſogenannten 24-Guldenfußes; ſeit 1838 aber geſetzmäßig in dem Zahlwerthe des $24^{1}/_{2}$-Guldenfußes, wonach der Gulden folgenden Silberwerth hat: a) in preuß. Kurant: $^{4}/_{7}$ Thlr. = 17 Sgr. $1^{5}/_{7}$ Pf.; — b) im 20-Guldenfuße = 48 X. 3,918 Pf. Früher prägte man im Fürſtenthum Hohenzollern-S. folgende Münzen: A) Gold: Karoline, 24 Stück auf die kölniſche Bruttomark zu $18^{1}/_{2}$ Karat fein, und daher $31^{5}/_{37}$ = 31,135135 Stück auf die kölniſche Mark fein Gold; ferner Dukaten, geſetzmäßig nach dem Reichsfuße, 67 Stück auf die Bruttomark zu 23 Karat 8 Grän fein und ſonach $67^{67}/_{71}$ = 67,943662 Stück auf die kölniſche Mark fein Gold. — B) Silber: Konventions-Speciesthaler, geſetzmäßig $8^{1}/_{3}$ Stück auf die kölniſche Bruttomark zu $13^{1}/_{3}$ Loth fein, alſo 10 Stück auf die Mark fein Silber; 24-Kreuzerſtücke, 60 Stück auf die Mark fein Silber und 12-Kreuzerſtücke, geſetzmäßig 60 Stück auf die kölniſche Bruttomark zu 8 Loth fein, alſo 120 Stück auf die feine Mark Silber. — Maße und Gewichte ſind durch die Maßordnung vom 6. Juli 1825 die neuen würtembergiſchen Maße und Gewichte eingeführt worden (ſ. Stuttgart), während früher die größte Verſchiedenheit unter den Lokalmaßen herrſchte.

Sigmaringen-Dorf, preuß. Pfarrdorf, Fürſtenth. Hohenzollern-Sigmaringen, Oberamt Sigmaringen; am Einfluſſe der Lauchart in die Donau; 860 Einw.

Sigmayr, Jakob, Maler und Formſchneider, wahrſcheinlich in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. In der Vorrede des 1620 zu Frankfurt erſchienenen Werkes: Neue künſtliche, wohlgeriſſene und in Holz geſchnittene Figuren, dergleichen niemahlen geſehen worden, wird S. den vortrefflichſten und berühmteſten Meiſtern, die ſeit 100 und mehr Jahren gelebt, beigezählt.

Sigmodon (Säugeth.), nach Say, Schlingzahn, Gatt. der Rosores *Cuv.*, der Ordn. der Nagmäuſe und der Zunft der Wühlmäuſe nach Oken, unter Arvicola *Cuv.* Charakter: Backenzähne allenthalben 3, die Schmelzleiſten bilden oben die Form eines lat. S; Schwanz behaart; Vorderfüße vierzehig, mit einer beweglichen Daumwarze; Hinterfüße fünfzehig. Einzige Art: S. hispidum *Say et Ord.*, Arvicola hortensis *Harlan*, Fann. american., S. 138. Körper mit borſtenartig ſteifen Haaren bedeckt, welches dem Thier ein ſtacheliges Anſehen gibt; Ohren breit, eiförmig; Kopf rundlich; Schnauze kurz; Schwanz halbe Körperlänge. Haare an der Wurzel dunkelbleifarben, dann ockergelb, ſchwarz gemiſcht auf den obern Theilen, wodurch eine rothbraune Farbe entſteht; die untern Theile ſind grau; die vordern Beine kurz, die hintern lang und ſtark. Körperlänge 6 Zoll, Schwanzlänge 2 Zoll. Bewohnt Gärten und Felder in Florida und Georgien, wo ſie häufig iſt und nicht ſelten Schaden verurſacht.

Sigmoideae cavitates ulnae (Anatomie), die halbmondförmigen Ausſchnitte der Ellenbogenröhre.

Sigmoideae valvulae cordis (Anatomie), ſ. Halbmondförmige Klappen.

Sigmoidea flexura coli (Anat.), die Sförmige Krümmung des Dickdarms, ſ. Darm.

Sigmoidea fossa ossis temporum (Anat.), ſ. Schädelknochen.

Sigmoidea incisura maxillae inferioris (Anat.), der halbmondförmige Abſchnitt des Unterkiefers.

Sigmoideus (bot. Term.), Sförmig oder ſchwanenhalsförmig, z. B. das Piſtill von Apios tuberosa.

Sigmund (Sankt, Geogr.), öſterreich. Dörfer: 1) Tyrol, Kr. und Ldgr. Bruneck; 240 Einw., als Gemeinde 310 Einw.; — 2) daſ., Kr. Schwatz, Ldgr. Wilten; beſteht aus mehren Höfen und Weilern; 200 Einw.

Sigmund (der Beſchützer des Glückes, des Sieges, nord. Heldenſage), 1) Volſungs Sohn, war bei Siggeirs Hochzeit mit ſeiner Schweſter Signy der Einzige, der das von Odin in einen Baum geſtoßene Schwert herauszuziehen vermochte. Siggeir erbot ſich, es mit Gold aufzuwiegen, S. weigerte ſich aber, es ihm zu geben, worauf Siggeir Volſungs Haus verließ und ſeinen Schwiegervater und ſeinen Schwager nach Gothland einlud, wo er ſie meuchleriſch überfiel. Volſung und ſeine Söhne wurden gefangen, nur S. wurde durch Signy, welche dem Gefangenen Honig brachte, gerettet, indem er dem den Honig

Digitized by Google

aus ſeinem Munde leckenden Elennthier (Siggnirs Mutter in Zaubergeſtalt), welches ſeine Brüder berrits gefreſſen, mit den Zähnen die Zunge ausriß und während des Ringens hierbei die Feſſel zerſprengte. S. lebte nun unter dem Namen Simba im Walde, bis er die Blutrache gegen Siggeir mit ſeinem Sohne Sinſiotli (ſ. d.), den Signy ihm gebar, unternehmen konnte. Sie verbargen ſich in Siggeirs Hauſe hinter Tonnen, wurden aber entdeckt und lebendig begraben. Sie zerſagten jedoch mit S.s Schwert, das ihnen Signy in Speck gehüllt zugeſteckt hatte, Nachts den Felſen, brachen aus dem Hügel und verbrannten Siggeir in ſeinem Saal. Signy ſtürzte ſich, nachdem die Blutrache vollzogen, in die Flamme. S. kehrte heim und vertrieb den König, der ſich ſeines Landes bemächtigt hatte, daraus. Später focht er in der Schlacht gegen Lingvi, der ihn wegen Hiördiſur (ſ. d.) bekriegte, von ſeinen Spaadyſen geſchützt, noch gewaltig, bis Odin den Speer gegen ihn ſchwang und ſein Schwert daran zerbrach. Nun wich das Glück von ihm und er fiel verwundet. Hiördiſur kam des Nachts zu ihm auf die Wahlſtatt, aber S. weigerte ſich heilen zu laſſen, weil Odin nicht wolle, daß er ferner das Schwert ziehe. S. iſt in Liedern auch als Vater des Helgi, des Hundingtödters, von Borghild, in deren Reiche (Dänemark) er ſich lange aufhielt, und als Vater Sigurds, des Fafnirstödters, gefeiert. S. war ſo feſt, daß ihm kein Gift weder außen noch innen ſchadete. Weil er für ſeinen Sohn Sinſiotli das mit Gift gefüllte Horn leerte, wird das Gift dichteriſch Volſunga drecka (der Volſungstrank) genannt. — 2) Enkel des Vorigen, Sigurds und Gudruns Sohn, wurde noch unerwachſen mit ſeinem Vater erſchlagen.

Sigmund (Biogr.), I. Fürſten: A Deutſcher Kaiſer: 1) zweiter Sohn des Kaiſers Karl IV., von deſſen Gemahlin, Eliſabeth von Pommern, 1368 geboren, Bruder des Kaiſers Wenzel. Als 1378 das Ableben ſeines Vaters erfolgte, fiel ihm die Markgrafſchaft Brandenburg zu, deren Beſtätigung ihm Wenzel in einem zu Prag unterzeichneten Vertrage verlieh. Obſchon ſeine Verlobung mit Maria, der Erbtochter Ludwigs des Großen von Ungarn und Polen, ihm die Erbfolge in dieſen beiden Ländern in Ausſicht ſtellte, ſo erkoren 1383 nach Ludwigs Hintritt die Polen dennoch als ihre Königin Hedwig, die Schweſter Mariens, während in Ungarn, wo anfangs Eliſabeth, Mariens Mutter die Vormundſchaft führte, ſich 1385 Karl von Durazzo der Regierung bemächtigte. Erſt nach der Ermordung des letztern kam Maria in Ungarn auf den Thron; allein, da ſie in die Gefangenſchaft Johann Howraths, des Bans von Kroatien, gerieth, ſo mußte ſie S., bevor er ſie heirathen konnte, erſt frei machen. Im J. 1387 wurde er nun zum König von Ungarn gekrönt. Allein die Ungelehrigkeit des ungehorſamen Woiwoden der Walachei zog ihm einen Krieg mit der Türkei zu, zu deſſen Koſtendekkung er 1388 die Alt- und Kurmark ſeinem Vetter Jobſt von Mähren verpfändete. Auch lief der Krieg keineswegs glücklich ab, denn trotz der Unterſtützung der deutſchen Fürſten und der franz. Ritterſchaft wurde S. 1392 von Bajazeb in der Schlacht bei Nikopolis ſo vollſtändig beſiegt, daß er nach Griechenland fliehen mußte. Mittlerweile war ſeine Gattin geſtorben und, als S. nach Ungarn zurückkehrte, brach gegen ihn ein Aufſtand los, in Folge deſſen er 1401 ins Gefängniß geworfen und an ſeiner Statt Ladislaw zum Könige gekrönt wurde. S. war jedoch ſo glücklich, aus dem Gefängniſſe zu entkommen. Mit einer vom Grafen Cilli erhaltenen Unterſtützung ging er raſch nach Böhmen, verkaufte die unterdeſſen von ſeinem Bruder Johann geerbte Neumark an den deutſchen Ritterorden und brachte von dem ſo erworbenen Gelde ein Heer zuſammen, vermittelſt deſſen er ſich Ungarn wieder unterwarf. Schon im Jahr 1400 war ſein Bruder Wenzel als deutſcher Kaiſer abgeſetzt und an ſeine Stelle Ruprecht von der Pfalz ernannt worden. Da aber letzterer 1410 mit Tode abging, ſo bewarb ſich S. um die deutſche Kaiſerkrone. Sein Nebenbuhler war Jobſt von Mähren. Zwar erhielten beide bei der Wahl, bei welcher nur Köln, Trier, Pfalz und Mainz zugegen waren, gleiche Stimmen, allein der Tod Jobſtens im folgenden Jahre brachte S. auch die übrigen Stimmen ein, indeß ſich ſein Bruder Wenzel nur den Titel eines deutſchen Kaiſers vorbehielt. Ein Krieg mit Venedig, den er erſt 1412 durch einen fünfjährigen Waffenſtillſtand ſchloß, bewirkte, daß er erſt 1414 in Deutſchland erſchien und zu Aachen gekrönt wurde. Sein nächſtes Augenmerk richtete er auf die Kirchenſpaltung, da ein Papſt in Italien, ein anderer in Frankreich und ein dritter in Spanien ſeinen Sitz hatte und von da aus den Fluch über ſeine Gegner und die Länder ausſprach, die ihnen anhingen. Es kam endlich 1414 die merkwürdige Kirchenverſammlung von Koſtnitz zu Stande, wo man, um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, alle drei Päpſte abſetzen wollte. Johann XXIII., der allein von den drei Päpſten gegenwärtig war und das Koncilium ſelbſt ausgeſchrieben hatte, ſollte zuerſt das Abdankungsdekret unterzeichnen. Er ſuchte zwar anfangs Auswege, gab aber endlich nach und las vor dem Altar knieend das Verſprechen ſeiner Abdankung öffentlich vor. S. war außer ſich vor Freude; er erhob ſich ſogar, küßte dem Papſte die Füße und dankte ihm im Namen der chriſtlichen Welt, daß er ein ſo herrliches Beiſpiel der Selbſtüberwindung gegeben hätte. Da jedoch der Papſt nur verſtellt nachgegeben hatte und in der folgenden Nacht mit dem Herzog Friedrich von Oeſterreich, ſeinem Freunde, entwich, um auch wider den Willen des Konciliums ſeine Gewalt fortzuſetzen, ſo erklarte das Koncilium unter dem Vorſitze S.s: da ſeine Gewalt unmittelbar von Chriſtus und über dem Papſte ſey, ſo ſollten ſeine Beſchlüſſe auch ohne päpſtliche Beſtätigung die Kirche vereinigen und reformiren. Gegen die Entwichenen wurde mit der großten Strenge verfahren. Herzog Friedrich ward von dem Koncilium in den Bann und von dem Kaiſer in die Acht gethan, und auf des letztern Befehl griff das Reichsheer unter dem Burggrafen Friedrich von Nurnberg nebſt den Schweitzern des Herzogs Erbländer an und

nahmen ſie größtentheils weg. Den Aargau und die alte Stammfeſte Habsburg gewannen die Berner. Erſt 10 Jahre nach dieſer Zeit nahm der Kaiſer den Herzog wieder zu Gnaden an, indem er ihm die im Reiche gelegenen Länder zurückgab; aber die Schweizer, welche den Aargau und andere Stücke behielten, wollten ihre Eroberungen nicht wieder herausgeben. Der Papſt, des herzoglichen Schutzes beraubt, wurde von Freiburg im Breisgau, wohin er geflohen war, nach dem Städtchen Radolphszell bei Koſtnitz zurückgeführt, vernahm hier ſein Abſetzungsurtheil und ward bis 1419 alsdann auf dem Schloſſe zu Heidelberg und ſpäter zu Mannheim gefangen gehalten. Während nun der zweite Papſt, der 80jährige Gregor XII., der in Frankreich ſeinen Sitz hatte, im Jahr 1415 ſich freiwillig den Beſchlüſſen des Konciliums fügte, war der in Spanien weiland dritte Papſt, Benedikt XIII., nicht ſo leicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Kaiſer S. ſelbſt übernahm daher, auf Anſuchen des Koncils, die Reiſe nach Spanien, um den alten Mann zu bereden; dennoch richtete er bei ihm ſelbſt nichts aus. Allein der König Ferdinand von Arragon, der bisher ein Anhänger dieſes Papſtes geweſen war, entzog ihm ſeinen Schutz, und nun ſetzte ihn das Koncil ohne Weiteres ab. Nun ſollten mehre Mißbräuche durch das Koncil aus der Kirche entfernt werden. Hierauf drangen vorzüglich die Deutſchen, S. an der Spitze. Aber die Italiener wollten erſt einen neuen Papſt gewählt wiſſen, der die Kirchenverſammlung beſſer leiten könnte. Sie brachten auch die Franzoſen und Spanier auf ihre Seite, die Engländer ſtimmten ihnen gleichfalls bei, und ſo mußten ſich die Deutſchen wohl fügen. Die Papſtwahl fiel auf Martin V. Dieſer wußte ſehr ſchlau Allem auszuweichen, was die verſammelte Kirche zur Einſchränkung der päpſtlichen Gewalt im Sinne hatte. Als nun die Uebrigen die Ueberliſtung durch die Italiener merkten und die Franzoſen namentlich ſich an den Kaiſer S. wandten, antwortete er ihnen: „Da wir Deutſchen die Reformation verlangten, ehe ein Papſt erwählt wurde, waret ihr Franzoſen nicht damit zufrieden, ſondern wolltet zuvor einen Papſt haben. Nun habt ihr einen, wie wir, geht zu ihm und verlangt eure Kirchenverbeſſerung". Der Papſt erreichte vollkommen ſeine Abſicht. Er trennte die Gegner dadurch, daß er mit ihnen beſonders verhandelte, was zur Entſtehung der Konkordate Anlaß gab. Auf der nämlichen Kirchenverſammlung wurde auch Johann Huß vernommen. S. hatte demſelben, als er vorgeladen worden war, auf ſeines Bruders Wenzel Fürwort, einen ſichern Geleitsbrief ausgeſtellt. Trotzdem ließ es ſich der ſchwache Kaiſer einreden, daß er ſein kaiſerliches Wort nicht zu halten brauche, da man ihm vorſtellte, „ſein Wort dürfe dem katholiſchen Glauben nicht zum Nachtheile gereichen und den geiſtlichen Richter nicht hindern, ſein Amt zu verrichten; auch mache ſich einer, der den Glauben anfechte, alles Geleites ſelbſt verluſtig". S. erlaubte alſo die Gefangennahme von Huß und beſchloß, ſich ferner gar nicht in die Sache zu miſchen. Die Verbrennung dieſes für ſeine Zeit aufgeklärten Mannes hatte die Aufregung Böhmens und den Huſſitenkrieg zur Folge. S., der nach Wenzels Tode rechtmäßiger Herr von Böhmen war, forderte die Hülfe des deutſchen Reichs gegen die Huſſiten und brachte wirklich ein anſehnliches Heer zuſammen, mit welchem er 1420 Prag belagerte. Erſt durch die Trennung der Huſſiten in die Taboriten und Waiſen wurde man ihrer Meiſter, und S. erlangte auf dieſe Weiſe, daß er, freilich erſt 1436, als König von Böhmen anerkannt wurde. Trotz ſeiner vielen und reichen Länder befand ſich dieſer Kaiſer nicht ſelten in der größten Geldverlegenheit, indem beſonders ſeine häufigen Reiſen große Summen erforderten. Aus dieſer Urſache verpfändete er 1417 die Mark Brandenburg, welche unter Karl IV. an das luxemburgiſche Haus gekommen war, ſammt der dazu gehörigen Kurſtimme und dem Erzkämmeramte an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, gegen 400,000 Goldgulden, die letzterer ihm bei verſchiedenen Gelegenheiten, unter anderm auch zu der Reiſe vom koſtnitzer Koncil nach Spanien geliehen hatte. Hierdurch wurde dem Hauſe Hohenzollern der Beſitz Brandenburgs angebahnt. Auf ähnliche Weiſe erhielt Friedrich der Streitbare, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, für 100,000 Mark von S. die ſächſiſche Kurwürde und den wittenbergiſchen Kreis, nachdem auch der Zweig des katholiſches Hauſes, welcher Sachſen-Wittenberg und den Kurhut beſaß, erloſchen war. S. † 1437 in einem Alter von 69 Jahren. Seine Regierung über Ungarn hatte 51, die über Deutſchland 28 Jahre gedauert. Sein Aeußeres zeigte Majeſtät, verbunden mit Anmuth. Er war groß und wohl gebaut; ſein Angeſicht, von blondem, lockigem Haare umwallt, machte ihn zu einem der ſchönſten Fürſten ſeiner Zeit. Sein Geiſt war lebhaft, ſein Witz treffend. Er konnte für einen gelehrten Fürſten gelten und redete ſechs Sprachen geläufig. Er hatte etwas Biederes und Treuherziges in ſeinem Weſen, was ihm die Gemüther gewann und einen redlichen Willen vorausſetzte. Allein mit dieſen ſchönen Anlagen und glänzenden Eigenſchaften ſtand ſeine Kraft zur That nicht auf gleicher Stufe. Er war zu wankelmüthig und unentſchloſſen und vermochte eine großartige Anſicht nicht kräftig feſtzuhalten. Dazu war er ein ſchlechter Oekonom, verſchwendete ſchnell, was er hatte, und befand ſich deshalb in fortwährender Verlegenheit. — B) Könige: a) Von Böhmen: 2) S., ſ. v. a. S. 1); — 3) ſ. v. a. S. 19). — b) Von Burgund: 4) S., Sohn Gundibalds, regierte 516—24. Er war erſt mit Oſtrogotha oder Amalberg, der Tochter des Oſtgothenkönigs Theoderich, dann mit Procopia od. Konſtanze vermählt. Die kathol. Kirche verehrt ihn als Heiligen, weil er dem Arianismus entſagte und den Katholicismus in Burgund einführte. Kaiſer Karl IV. ließ ſeinen Leichnam nach Prag bringen. — c) Von Polen: 5) S. I., der Alte oder der Große, aus dem jagelloniſchen Hauſe, Sohn Kaſimirs des Großen, 1466 geboren, folgte durch Wahl als Herzog von Glogau ſeinem ältern Bruder Alexander (1507)

Digitized by Google

auf dem Throne und wurde zugleich Großherzog in Litthauen. Sofort ergriff er mit kraftiger Hand die Zügel der Regierung, welche unter ſeinem Bruder ziemlich vernachläſſigt worden war, ſuchte beſonders das Finanzweſen zu erheben, weshalb er die verpfandet geweſenen königlichen Einkünfte und Güter wieder einlöſte, führte mit den Ruſſen, welche 1508 in Polen einfielen, einen glücklichen Krieg, ſchlug die Walachen (1509), die ſich empört hatten, ſo wie die Tataren (1512) gänzlich, und eben ſo (1514) die Ruſſen in der Schlacht bei Beriſow, verlor aber 1519 eine Schlacht gegen die Tataren. Letzterer Unfall brachte Polen in eine gefährliche Lage; denn nun drangen die Ruſſen aufs Neue ins Land und der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Albrecht von Brandenburg, verweigerte die Lehnshuldigung und kehrte die Waffen gegen Polen. Der Krieg wurde mit wechſelndem Erfolge geführt, bis Albrecht in dem Vertrage zu Krakau (8. April 1525) das dem Orden gebliebene Oſtpreußen als ein lehnbares Herzogthum von der Krone Polen für ſeine männlichen Nachkommen und Brüder empfing. Mit den Ruſſen ſchloß S. einen Waffenſtillſtand; ein Bündniß mit der Pforte nöthigte die Tataren, Friede zu halten. Nachdem 1526 nach dem Erlöſchen des piaſtiſchen Stammes Polen einen bedeutenden Zuwachs ſeines Umfangs gewonnen hatte, ward 1533 der Krieg mit Rußland erneuert und 1534 ein glänzender Sieg bei Starodup erfochten. Im J. 1537 bot S. den Adel auf, um auch einen Feldzug gegen die Walachen zu unternehmen, aber das 150,000 Mann ſtarke Heer ſagte ihm den Gehorſam auf und ging auseinander, da der König durch die Ungerechtigkeiten ſeiner Gemahlin Bona Sforza die Liebe des Adels eingebüßt hatte. Für das Emporblühen des Reichs hatte er viel gethan; beſonders für den Ackerbau, Gewerbe und die Wiſſenſchaften wirkte er viel. Er † 1548, von ſeinem Volke tief betrauert. Er war ſeit 1512 mit Barba, Tochter Stephans Zapor, Paladins von Siebenbürgen, dann ſeit 1518 mit Bona Sforza von Mailand vermählt. — 6) S. II. Auguſt, ſ. Auguſt 2). — 7) S. III., Sohn Königs Johann III. von Schweden und Katharina's von Polen, war im Gefängniſſe zu Gripsholm am 20. Juni 1566 geboren. Er wurde ſtreng in der katholiſchen Religion erzogen und ſchon 1569 zum künftigen Beherrſcher Schwedens, aber nach dem Tode Stephans als Enkel S. Auguſts durch den Einfluß der Zamoyski zum König von Polen erwählt (19. Aug. 1787) und in Krakau gekrönt (27. Dec.). Mit dem Antritte ſeiner Regierung und durch ihn ſchien der Glücksſtern Polens auf immer unterzugehen. Unfähig, guten Rath zu befolgen, entfernte er alle würdigen Männer, darunter auch Zamoyski, dem er die Krone verdankte, von ſich und beſchränkte die Gewalt dieſes Kronfeldherrn in dem Grade, daß derſelbe gegen die Türken nichts thun konnte und die vom Sultan gegen Polen verübten Beſchimpfungen ungerächt blieben. Die gegen Rußland erfochtenen Vortheile ließ er unbenutzt und ſchloß mit dieſer damals ſchwachen Macht einen 11jährigen Waffenſtillſtand. Eidesbrüchig verfolgte er die Proteſtanten und zerſtörte ihre Kirchen. Das Mißvergnügen der Polen darüber war zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß S. auf einem Reichstage zu Warſchau ſich ſelbſt ſchuldig bekennen mußte und die Abſtellung der Beſchwerden verſprach. Durch den Tod ſeines Vaters (19. Okt. 1592) erbte er den ſchwediſchen Thron und ging im Sept. 1593 zur Krönung dahin, wurde aber als katholiſcher König mit Mißtrauen empfangen, doch erfolgte am 19. Febr. 1594 die Krönung. Nach Polen zurückgekehrt, führte er ohne Schonung deutſche Sitten bei Hofe ein und machte ſich dadurch noch mehr bei den Polen verhaßt. Während ſeiner Abweſenheit von Schweden machte aber der Herzog Karl von Südermanland, der einſtweilige Statthalter, die offenbarſten Eingriffe in die königlichen Rechte. Daher ging S. mit einem in Polen geworbenen Heere zum zweiten Male nach Schweden, um ihm die Regierung zu entreißen, konnte aber nichts ausrichten und kehrte nach Polen zurück. Jetzt forderte der Reichstag zu Jönköping drohend ſeine Rückkehr; während aber S. zauderte, befeſtigte Karl ſeine Gewalt, beſtieg 1604 den Thron von Schweden und behauptete ſich in einem blutigen Kriege. In Polen fuhr S. indeſſen fort, die Großen hart zu beleidigen, wodurch er einen gefährlichen Aufruhr erregte, der ſich unter dem Namen einer Konförderation eine geſetzliche Form gab (1606), worauf es ſogar zur Schlacht kam; nur die Treue und Tapferkeit des Feldherrn Chotkiewicz rettete S. die Krone. Kaum waren dieſe Unruhen geſtillt, ſo gerieth S. wegen ſeiner Unterſtützung zweier falſcher Demetriuſſe 1609 mit Rußland in Krieg, der aber ſo glücklich geführt wurde, daß die Ruſſen aus Furcht dem Prinzen Wladislaw den Thron ihres Reiches antrugen. S., deſſen Ehrgeiz ſelbſt darnach verlangte, unterſtützte jedoch ſeinen Sohn nicht. Zwar wurden endlich die Ruſſen beſiegt und Wladislaw in Moskau gekrönt; dieſe verjagten aber die Polen wieder aus der Hauptſtadt und rieſen Michael Romanow zu ihrem Herrſcher aus. Um einen Waffenſtillſtand von Schweden zu erlangen, erkannte S. ſeinen Neffen Guſtav Adolf als König von Schweden an; indeß ging in einem folgenden Kriege mit Schweden Samogitien, Kurland und Polniſch-Preußen verloren und nur durch Richelieu's ſchlaue Politik wurde endlich ein Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Mächten auf 6 Jahre geſchloſſen, welcher ſpäter auf 20 Jahre verlängert ward (1630) und vortheilhaft für Schweden war. S. † 1632; ihm folgte ſein Sohn Wladislaw. Er war in erſter Ehe mit Anna von Oeſterreich, in zweiter mit deren Schweſter Konſtanze vermählt. — d) Von Schweden: 8) ſ. v. a. S. 7). — e) Von Ungarn: 9) ſ. v. a. S. 1). — C) Andere weltliche Fürſten: a) Fürſt zu Anhalt: 10) S., älteſter Sohn von Johann I., von der ältern zerbſtiſchen Linie, regierte gemeinſchaftlich mit ſeinen beiden Brüdern Albrecht III. und Waldemar, erhielt bei der folgenden Theilung 1396 Zerbſt, das er bis 1405 regierte. — b) Herzog von Bayern: 11) S., zweiter Sohn Albrechts III., 1439 geboren, regierte ſeit 1460 mit ſeinem

Bruder Johann gemeinſchaftlich, überließ aber 1465 ſeinem Bruder Albrecht IV. die Regierung und † 1501. — c) Markgrafen von Brandenburg: 12) S. von Luxemburg, ſ. v. a. S. 1). — 13) S., Sohn von Albrecht Achilles, erhielt als Antheil Baireuth, † jedoch 1645 ohne Erben, worauf ſein Land an ſeinen Bruder, Friedrich von Ansbach, fiel. — 14) Johann S., ſ. v. a. Johann 43). — d) Landgraf von Elſaß: 15) S., Sohn Friedrichs von Tyrol, dem er 1439, noch minderjährig, folgte, übergab 1489 Elſaß an Kaiſer Maximilian und † 1496 zu Innsbruck. — e) Grafen von Eſte: 16) S. I., Sohn Nikolaus III., u. — 17) S. II., † 1517; ſ. Eſte. — f) Großfürſt von Litthauen: 18) S. Koribut, Sohn Keiſtuts, ließ ſich 1386 mit ſeinem Bruder Jagello taufen, ward 1424 von den Huſſiten zum König von Böhmen gewählt, aber vom Kaiſer S. gefangen und mußte der böhmiſchen Krone entſagen. Seit 1432 Fürſt von Litthauen, ward er 1439 (1440) ermordet. — g) Herzog von Lothringen: 19) ſ. v. a. Simon. — h) Herzöge von Oeſterreich: 20) S., Sohn Friedrichs IV., 1427 geboren, Herzog von 1439—96. — 21) S. Franz, Sohn Leopolds von Oeſterreich-Tyrol und Klaudia's von Medicis, ward unter Ferdinands II. Vormundſchaft erzogen, 1644 Biſchof zu Gurk, 1646 zu Augsburg, 1662 zu Trient, verließ nach dem Tode ſeines Bruders Karl Ferdinand 1662 den geiſtlichen Stand und vermählte ſich durch Prokuration mit Hedwig Auguſte von Pfalz-Sulzbach, † jedoch noch vor Vollziehung der Heirath am Schlag 1665. — i) Herzog von Sachſen: 22) S., zweiter Sohn Friedrichs des Streitbaren, 1416 geboren, lebte nach ſeines Vaters Tode anfangs in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern, theilte dann 1463, entſagte aber darauf aus Liebe zu Katharina von Lohma, einer Nonne zu Mildenfurth bei Weida, ſeinem Lande und trat in den geiſtlichen Stand, weil er dadurch am leichteſten mit der Geliebten zuſammen kommen zu können hoffte. Seine Brüder ließen ihn jedoch in Freiburg bei Naumburg feſtſetzen, bis er 1440 Koadjutor und 1441 Biſchof zu Würzburg wurde. Seines ärgerlichen Lebens wegen mußte er 1444 das Bisthum gegen 15,000 Groſchen Rente wieder abtreten und lebte nun in Meißen, konſpirirte aber dort mit mehren böhm. Herren, ſo daß ihn ſein Bruder abermals feſtnehmen und nach Scharfenſtein an der Zſchopau bringen ließ. Später lebte er zu Rochlitz, wo er 1457 †. — k) Herzöge von Schleſien: 23) S., Herzog von Glogau, ſeit 1506 König von Polen, ſ. S. 6). — 24) Julius S., ſ. v. a. Julius 21). — l) Fürſt von Siebenbürgen: 25) S., ſ. v. a. Bathori 8). — 26) Johann S., ſ. v. a. Johann 135). — m) Graf von Tyrol: 27) S. Franz, ſ. v. a. S. 21). — II. Geiſtliche Fürſten: 28) S. I., ſeit 896 Biſchof von Halberſtadt, trat als Mönch in das Benediktinerſtift zu Hirſchau, † 924. Er war als Schreiber und Maler berühmt. — 29) S., Sohn des Kurfürſten Joachim von Sachſen und der Hedwig, wurde, 15 Jahre alt, 1552 Erzbiſchof von Magdeburg, † 1566. — 30) S., Biſchof von Mainz, † 404. — 31) S. Friedrich von Fugger, ſeit 1598 Biſchof von Regensburg, bis 1600. — 32) S., Erzbiſchof von Salzburg, † 1461. — 33) S., Biſchof von Würzburg, ſ. v. a. S. 23). — III. Feldherr: 34) (Segimund), Sohn des Segeſtes, ward mit der Geſandtſchaft nach Rom geſchickt, welche die Römer um Hülfe gegen Arminius bitten ſollte. — IV. Andere Perſonen: 35) Juſtina, geb. Dietrich, berühmte Hebamme, aus Schleſien gebürtig, brandenburg. Hofwehmutter in Berlin. Schrieb: Die brandenburgiſche Hofwehmutter, Köln a. d. Spree 1690, letzte Ausgabe, daſ. 1756. — 36) Chriſtian, Glasmaler, geb. zu Leipzig 1788, Schüler der Akademie daſelbſt, ging dann nach Dresden. Er malte Figuren und Landſchaften anfangs in Oel, dann widmete er ſich unter Mohn der Glasmalerei. Auch radirte und geſtochene Blätter haben wir von ihm, ſo wie ein Werk über alte Glasmalerei: Geheimniſſe der Alten bei der durchſichtigen Glasmalerei, nebſt der Kunſt, die dazu nöthigen Farben zu bereiten und einzubrennen, 2. Aufl., Leipzig 1841, 8. —

Sigmundſon, Beiname Sigurds.

Sigmundsherberg, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Landger. Veſte Eggenburg zu Limberg; 120 Einw.

Sigmundskraut (Bot.), ſ. v. a. Schlitzblättrige Malve, Malva Alcea *L.*

Sign., Abkürzung für Signatur.

Sign (Sinj), öſterr.-dalmat. Marktflecken, Kr. Spalato, nordöſtlich von Spalato, in einer angenehmen Gegend, Hauptort des gleichnamigen Bezirks; Hauptgemeinde mit einer eigenen Pfarre, Bezirks-Obrigkeit, Gemeinderichter, Sanitäts-Deputation, Steuer- und Zolleinnehmer-Amt, Sicherheits-Wach-Kommando und einer Wohlthätigkeitsanſtalt. In der Entfernung von 2 Miglien liegen die Berge Biſſoſtiniza e San Saloador und 4 Miglien von S. der Fluß Cettina. Da hier die Hauptſtraße gegen Verlicca, gegen Narenta, gegen Spalato und gegen die türkiſchen Konfinen ſich kreuzt, ſo iſt der Handel für die Einwohner und überhaupt für ganz Dalmatien von großer Bedeutung. Das jetzt in Trümmern liegende Bergſchloß ſollen die Türken erbaut haben. Im Jahre 1687 eroberten es die Venetianer. Im J. 1717 belagerten es die Türken, angeblich mit einem Heere von 30,000 Mann, fanden aber an dem Vertheidiger Georg Baldi einen ſo tapfern Widerſtand, daß ſie unverrichteter Sache abziehen mußten. Zum Andenken an dieſen Sieg, an welchem die Einwohner den größten Antheil hatten, wird am Geburtstag des Landesfürſten ein Ringelſtechen zu Pferd gehalten, bei welchem die Signaner in ihrem ſcharlachrothen Nationalkoſtüme erſcheinen. Als Kaiſer Franz I. bei ſeinem Aufenthalte in S. im Jahre 1818 zu Ehren ein ſolches Volksfeſt veranſtaltet wurde, verordnete derſelbe, daß jährlich ein Preis von 100 Gulden ausgeſetzt und dem Sieger ausbezahlt werde.

Signa, ital. Dorf, Toskana, weſtlich von Florenz, am Arno, in reizender Gegend, iſt der

Mittelpunkt einer ſehr beträchtlichen Fabrikation florenzer Strohhüte; Wein-, Obſt- und Seidenbau; hat mit den dazu gehörigen Orten 5500 Einw.

Signac, franz. Dorf, Dep. Ober-Garonne, Bez. St.-Gaudens; farbiger Marmor; 250 Einw.

Signach (Signachi, Signakhi, Geogr.), 1) aſiat.-ruſſ. Kreis, Prov. Gruſien (Georgien), Theil von Kachetien; Gebirg: Ziwi; Flüſſe: Kur ꝛc. Hier Belakhan, Dorf, mit den Ruinen einer Mauer, die angeblich von der Königin Thamar 1171—1198 gegen die Lesghier erbaut wurde; — 2) Hauptſtadt und Feſtung daſelbſt, am Anagißkhewi, ſüdöſtlich von Tiflis.

Signaculum (lat.), 1) das Bezeichnen einer Sache zur Unterſcheidung von etwas Anderem; daher S. corporis, bei den Kirchenvätern die Beſchneidung; — 2) das Bezeichnen mit einem Siegel, auf Sachen, die man Andern aufzuheben gab.

Signale (v. Lat.), 1) (Militärw.), Zeichen für Befehle oder Benachrichtigung an Entfernte, deren man ſich bei allen Truppengattungen der Landarmee, wie auch bei der Marine in ſo vielfacher Art bedient, als es Bedarf und Verhältniſſe erfordern. Sie theilen ſich in hörbare (Tonſignale) und in ſichtbare (Lichtſignale), ferner in Tag- und Nachtſignale und bedingen im Weſentlichen Einfachheit und Deutlichkeit, zu Vermeidung von Mißverſtändniſſen und, ſoweit als thunlich, Geheimhaltung, um dem Feinde gegenüber durch die S. nicht auch die Abſicht zu verrathen. Beide Arten zerfallen demnächſt in Ankündigungs- oder Aufmerkſamkeitsſignale und in Kommando- oder Ausführungsſignale, ſo wie dieſe wieder in Dienſt- und Gefechtsſignale. Die hörbaren S. werden durch die lauteſten Kriegsinſtrumente, mit der Trommel, dem Signal- oder Flügelhorn, der Trompete, durch Kanonenſchüſſe und Kanonenſchläge gegeben. Zu ſichtbaren S.n bedient man ſich ausgeſteckter Flaggen und Lärmſtangen, bei Nacht insbeſondere der Laternen, Fanale, Raketen, Dampfkugeln und Blickfeuer, auf kurze Entfernung am Tage auch der Winke mit der Hand oder der Waffe. Unter Dienſtſignalen werden diejenigen insbeſondere verſtanden, welche auf das gewöhnliche Bedürfniß den täglichen Dienſt der Truppen im Standquartiere und Lager Bezug haben. Man bedient ſich der S. bei allen Gelegenheiten, wo entweder die Stimme nicht mehr ausreicht, oder wo die Sendung mündlicher Befehle nicht anwendbar erſcheint, deshalb bei den Landtruppen vorzugsweiſe im zerſtreuten Gefecht und bei größerer Truppenausdehnung. So nützlich daher gutgewählte und leicht verſtändliche S. Anwendung finden, ſo nachtheilig können ſie durch Undeutlichkeit, Ueberzahl und Mißbrauch werden. Bei den leichten Truppen finden ſie ihren höchſten Werth und eine eben ſo unentbehrliche, als ſorgfältige Einübung, da hier meiſt S. und Winke das Kommandowort vertreten müſſen. Darum verdankt man auch ihren Urſprung dem kleinen und Gebirgskriege und ihre Vervollkommnung den leichten Truppen, indem ein eigentliches Signalſyſtem erſt in der neuern Zeit auf die andern Truppen übergegangen und mehr allgemein geworden iſt. Die S. bei der Infanterie werden mit dem Signalhorne, der Trommel oder mit einem Pfeifchen gegeben, das Offiziere und Unteroffiziere zu dieſem Zwecke führen, bei der Kavalerie und reitenden Artillerie mit der Trompete, bei der Fußartillerie mit dem Signalhorne oder der Trommel, und können insbeſondere bei der Infanterie, wo es Terrain und Deutlichkeit geſtatten, theilweiſe oft ſehr angemeſſen durch gleichbedeutende Winke der Kommandanten erſetzt werden. Die Stabsſignale der höhern Kommandanten, die Bataillons-, Regiments- und Brigadeſignale unterſcheiden ſich gewöhnlich bei den Fußtruppen durch ein im Tone höher ſtehendes Signalhorn. Verſuchsweiſe ſind, als Hauptſignale, auch ſchon Telegraphen und Luftballons angewendet worden, und Profeſſor Böckmann hat in neueſter Zeit die Anwendung der Elektricität für S. bei feſten Standpunkten auf weite Entfernungen vorgeſchlagen; Mittel, die jedoch theils zu ſchwierig, theils zu koſtſpielig, mithin nicht praktiſch genug erſcheinen, um viel davon erwarten zu dürfen. Eine noch größere Erweiterung und Bedeutſamkeit fanden ſchon längſt die S. bei den Seetruppen, da ſie im Seedienſt nächſt dem Sprachrohre das einzige Mittel zur Verſtändigung und Befehligung ſind. Sie beſtehen hauptſächlich in ausgeſteckten Flaggen, in Kanonenſchüſſen, Raketen, Blickfeuern und in ausgehängten Laternen, deren Farbe, Anzahl und Zuſammenſtellung die Bedeutung zu erkennen gibt, und ſind reglementariſch in einem Signalbuche enthalten, das zur Richtſchnur dient und bei der großen Mannichfaltigkeit der Seeſignale ein beſonderes Studium erheiſcht. Ehemals benutzte man unter andern die Flaggen dergeſtalt, daß man deren in beſtimmter Anzahl und Farbe an gewiſſen Orten des Schiffes wehen ließ; da hierin aber während eines Gefechtes oft Störung eintrat, ſo kam dieſe unzureichende Signalweiſe allmählig wieder ab, indem man nur die Flaggen von leicht zu unterſcheidenden grellen Farben in beſtimmter Anzahl zur Zifferbezeichnung beibehielt und dadurch eine Signalſprache von weit mehr Deutlichkeit und Umfang in folgender Art gewann: Es werden z. B. die Zahlen 1, 2, 3, 4 u. ſ. w., z. B. mit den Farben Weiß, Schwarz, Braun und Grün bezeichnet, die Einer oben, die Zehner unten und die Hunderte unter dieſe geſetzt, dergeſtalt, daß oben eine ſchwarze, darunter eine weiße und unter dieſe eine braune Flagge die Zahl 213, drei grüne Flaggen unter einander hingegen 444 bedeuten würden, deren Erklärung das Signalbuch neben der Zahl enthält. Wo aber manche der die zehn Ziffern bezeichnenden Farben nicht genau genug zu unterſcheiden wäre, begnügt man ſich, für die meiſten Fälle ausreichend, mit den Hauptfarben und den Ziffern von 1 bis mit 6. Für die einzelnen Abtheilungen einer Flotte, ingleichen für das Bedürfniß, eine wirkliche Zahl auszudrücken, dienen noch beſondere ſchachbretartig quadrirte

oder bekreuzte Flaggen, die in Verbindung mit jenen aufgezogen werden. Fragte z. B. der Admiral mit der Ziffer 213 nach den Kranken eines Schiffes und die verneinende Antwort „Keine" wäre im Signalbuche mit der Zahl 34 bezeichnet, ſo würden die Flaggen Grün oben und Braun unten, bei 34 vorhandenen Kranken dagegen diejenige Flagge mit aufzuziehen ſeyn, welche dieſe Zahl angedeutet. Behufs der S. des Admirals werden in der Regel beſondere Fregatten, möglichſt auf der gefechtfreien Seite, unter der Benennung Repetiteurs aufgeſtellt, welche die Signale des Admiralſchiffs, das gewöhnlich inmitten der Schlachtlinie befindlich und nicht allen Schiffen immer ſichtbar iſt, verbreiten. Bei Nacht erſetzen Laternen und Blickfeuer auf vereinfachte Weiſe die Flaggen, indem z. B. für die zehn Ziffern 4 Laternen in verſchiedener Stellung, ſternbildartig aushelfen. Bei ſtarkem Nebel ſind nur Tonſignale anwendbar. Um namentlich zu verhüten, daß die Schiffe nicht an einander gerathen oder ſonſt Gefahr leiden, bedient man ſich nächſt der Trommel und Trompete auch noch der Glocken und Sprachröhre. Zu den faſt allgemein üblichen Seeſignalen gehören: der Morgen- und Abendſchuß, der Preisſchuß, wodurch man mit einem Schiffe zu reden oder Lothſen am Bord verlangt; die Flagge im Schau, eine am Hintertheile ihrer Tiefe nach zuſammengelegte Flagge, wodurch man auf der Rhede die Abfahrt oder auf offener See die Noth anzeigt; zwei Schüſſe kurz hinter einander als Nothzeichen eines auf den Grund gelaufenen Schiffes. Unlängſt iſt vom däniſchen Schiffskapitän Rhode ein Syſtem von Seeſignalen für Tag und Nacht erfunden worden, welches, allgemein angenommen, vielleicht eine Univerſalſprache für die Schiffe aller Nationen bilden könnte. — Geſchichtliches. Schon die Alten theilten ihre S. in vocalia und semivocalia, Gehörzeichen mittelſt Stimme oder Blasinſtrumente, und in muta, ſtumme, ein. Für jene diente die Tuba, Poſaune, und die Buccina oder Cornu, das Horn; zu den Mutis gehörten die Aquilae Dracones manipuli und vexilla, hauptſächlich aber die Feuerſignale. Homer ſchon verglich den Glanz vom Schilde Achills dem der Bergfeuer und leitet deren erſte Anwendung von der Belagerung von Troja her. Anfänglich begnügte man ſich damit, nur das Wichtigſte, als Annäherung des Feindes, Ankunft einer Hülfe und dergleichen, zu erkennen zu geben. Annias, der Taktiker, aber vermehrte ſchon deren Art und Bedeutung, ſo wie nächſt ihm angemeſſener noch Democlit und Polybius durch eine Flammenſchrift mittelſt einer gewiſſen Anzahl verſchiedenartig errichteter Feuerbrände und Fackeln. Scipio und Andere bedienten ſich ſolcher Feuerſignale vor Numantia, Cäſar in Gallien, und Julius Africanus erklärte ſie ſehr ausführlich, u. A., daß ein Feuer 1000 Mann angedeutet habe. Die Römer wußten mit dieſer Flammenſchrift das Nöthige auf die Weiſe auszudrücken, ſo daß z. B. von drei neben einander in gleicher Linie erhöhten Punkten der linke die Buchſtaben A bis H, der mittlere I bis R, der rechts befindliche die übrigen, dergeſtalt, daß, um z. B. A zu bezeichnen, man links ein Feuer, für B zwei Feuer, für I dagegen ein Feuer in der Mitte anzündete. — 2) (Meßk.), ſ. Abſteckeſtäbe u. Aufnehmen.

Signalement (v. Franz.), die Beſchreibung einer Perſon, für welche ein Paß ausgeſtellt oder gegen welche ein Steckbrief erlaſſen wird. Dieſe Beſchreibung umfaßt Namen, Stand, Wohnort, Alter, Religionsbekenntniß, Sprache, Länge, Geſichtsfarbe und Geſichtszüge, Kleidung, beſondere zufällige Merkmale am Körper und bei dem Paſſe auch häufig noch die Handſchrift. Eberhard ſchlug vor, dem S. eine Silhouette der ſignaliſirten Perſon beizufügen.

Signalfeuer, ſ. Signale 1).

Signalflagge, ſ. Flagge.

Signalhorn, ſ. Buglehorn.

Signaliſiren (v. Lat.), 1) ein Zeichen geben, durch Zeichen andeuten; — 2) ſich auszeichnen, hervorthun.

Signaliſt, ſ. v. a. Horniſt.

Signalplätze (Kriegsw.), jene Orte oder in dieſen die einzelnen Gebäude, in oder auf welchen im Felde für kantonnirende Truppen die verſchiedenen Signale gegeben werden. Dieſe S. ſind in der Regel Quartiere und müſſen eine ſolche Lage haben, daß die gegebenen Signale, auf welche das benachbarte Quartier zu antworten verbunden iſt, auch geſehen und gehört werden können. Damit indeß die Signale nicht mißbraucht werden, ſind jene Punkte, von welchen man die Signale wirklich gibt, mit Schildwachen zu beſetzen und dieſe verantwortlich zu machen, daß Niemand ein Signal gebe, ausgenommen jene Perſon, welche von dem Kommandanten des Quartiers damit beauftragt iſt und deren Namen und Grad öffentlich bekannt gemacht werden muß.

Signalraketen, ſ. Rakete, vgl. Signale 1).

Signalſpitze (Signalkuppe), Berg, ſ. Monte Roſa.

Signan (Min.), Art Marmor aus den Pyrenäen, dunkelgrün mit rothen Flecken.

Signarolli, Maler zu Venedig in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In der Akademie der genannten Stadt iſt ein Jakob, wie er um die ſterbende Rahel weint, im Oratorium von S. Filippo Neri eine gerühmte heil. Familie von ihm.

Signator (lat.), 1) ein Verſiegler; — 2) Zeuge beim Verſiegeln eines Teſtaments oder Heirathskontraktes.

Signatſtäbe, ſ. v. a. Runenſtäbe.

Signatum (lat.), 1) unterzeichnet, unterſiegelt, z. B. bei Urkunden; — 2) (S. aes oder argentum), geprägtes Metall, das gezählt wurde.

Signatur (v. Lat.), 1) überhaupt ein Zeichen, wodurch die Reihenfolge, die Ordnung, der Werth einer Sache angegeben wird. — 2) (Buchdr.), das Zeichen, durch welches die Aufeinanderfolge der Bogen einer Druckſchrift und die Ordnung, in welcher ſie beim Binden zuſammengeſetzt werden müſſen, leichter erkannt

Digitized by Google

wird, ſ. Buchdruckerkunſt; — 3) (Schriftg.), die kleine Vertiefung an der vorderen Seitenfläche der Lettern oder auch die Stelle in der Gieſſform, wo ſich das ſtählerne Stäbchen, wodurch dieſe Vertiefung gebildet werden ſoll, befindet. Dieſe Vertiefung dient beſonders bei der Vergleichung der Lettern nach dem Guſſe als Richtſchnur. Man hat Schriften mit 1, 2. 3 S.en. Vgl. Schriſegitßen. — 4) Die Bezeichnung einer Schrift mit einem bloßen Namenszuge ſtatt der vollſtändigen Namensunterſchrift; zuweilen auch eine Reſolution, die nicht förmlich ausgefertigt, ſondern nur auf die eingegebene Schrift ſelbſt bemerkt worden iſt; — 5) (Med.), gewiſſe Uebereinſtimmung, welche Pflanzen oder auch thieriſchen Theilen der Form nach mit Gliedern des menſchlichen Körpers oder deſſen Zufällen beigemeſſen wied, in ſofern ſie zu Andeutung ihrer Heilkräftigkeit in Krankheiten dienen ſollen; iſt als eine Fiktion längſt aufgegeben; — 6) auf Reeepten die Anweiſung des Arztes, wie der Kranke ſich der verſchiedenen Arzeneien zu bedienen hat, welche dann der Apotheker bei Verabreichung derſelben als Aufſchrift beifügt. Auf den Reeepten wird ſie immer zum Schluß und durch die Andeutung Signatur (abgekürzt S.) bemerkt. — 7) (Muſ.), die Generalbaßſchrift oder Baßbezifferung, ſ. Bezifferung.

Signatura plumbi (lat.), das Bleiſiegel an päpſtlichen Bullen.

Signaturſchule, ſ. Schwediſche Literatur.

Signau, ſchweiz. Pfarrdorf, Kant. Bern, links an der Emmen, am Fuße eines ſteilen Hügels, auf welchem das zum Theil abgetragene Schloß liegt; iſt gut gebaut und hat mit den dazu gehörigen Dörfern 2330 Einw.; Hauptort des gleichnam. Amts (Theil des Emmenthals) mit 20,000 Einw.

Signe (nord. Myth.), Tochter der Königin Bera auf Seeland. Der kühne Hagbart, Hake's Sohn, von Drontheim, ein berühmter Seekönig, kam nach Seeland, um die Söhne der Königin, Alf und Alger, zum Zweikampf zu fordern, damit er ſehe, wer von ihnen der Stärkere ſey. Hagbart und S. ſahen einander und liebten ſich, doch trennte ſie der grauſame Mutterhaß, der noch geſteigert ward, als der älteſte ihrer Söhne, Alf, in dem Kampfe blieb. Hagbart gab ſich unbeſonnen gefangen, ſeiner Stärke vertrauend, doch eine Haarlocke von S.'s Haupt feſſelte ihn. Der Tod war ihm beſtimmt und die Bogenſchützen waren bereit, der Königin harten Urtheilsſpruch zu vollziehen, als er ſich ſelbſt den Tod gab. S. ward aus ihrem flammenden Hauſe durch den Bruder Alger gerettet, doch nur um an des Geliebten Seite ihr ſchönes Leben auszuhauchen, denn ſie hatte Gift genommen. In einem der rührendſten Trauerſpiele, „Hagbart und Signe", hat Oehlenſchläger dieſen Stoff behandelt.

Signes, franz. Flecken, Dep. Var, Bez. Toulon; 2200 Einw.

Signes accidentels (franz., Muſ.), ſ. v. a. Vorſetzzeichen.

Signet, 1) in manchen Kanzleien das kleine Handſiegel oder Petſchaft; — 2) ſ. v. a. Handelszeichen.

Signeul, belg. Dorf, Prov. Luxemburg, in der Nähe von Virton; 360 Einw.

Signia (a. Geogr.), 1) Stadt in Latium, auf der Oſtſeite des Volskergebirges, von Tarquinius Superbus gegründet und bekannt durch ihren Tempel des Jupiter Urius, ihren herben, als Arznei gebrauchten Wein, ihre Birnen und durch das Opus Signinum (eine Art Mörtel aus zuſammengekitteten Scherben und Kalk), das als Eſtrich zu Pavimenten gebraucht wurde. Die Zubereitung war folgende. $^{5}/_{7}$ reiner, ſcharfer Sand wuede mit $^{2}/_{7}$ Kalk vermiſcht und unter einander gerührt; dazu that man pfundſchwere Stücke Tuffſteine. Mit dieſer Maſſe wurde der Fußboden oder die Wände überzogen und dann mit hölzernen, mit Eiſen beſchlagenen Stößeln feſtgeſchloſſen. Jetzt Segni, wo ſich die cyklopiſchen Ringmauern und der erwähnte Tempel, der jetzt in eine chriſtliche Kirche umgewandelt iſt, erhalten haben. — 2) S., nach Plin. V, 29. 29 ein Berg in Großphrygien, an deſſen Fuße Apamea Cibotus lag.

Signifer (röm. Militäralterth.), der Fahnenträger bei den Römern, oft auf Inſchriften und bei den Schriftſtellern genannt. Urſprünglich gab es nur Signiferi Manipulorum und Legionum, ſpäter auch Signif. Cohortium und Centuriarum. Der S. der Legion heißt auch Aquilifer; der S. der Kohorte hieß ſpäter auch Draconarius. Die Kohorten der Vigiles hatten ebenfalls ihre Signiferi, ebenſo die Prätorianer und die Reiter.

Significatio (lat.), 1) das Bemerklichmachen durch ein Zeichen (Signum); — 2) Anzeige, Aeußerung ꝛc.; — 3) öffentliche Ehrenbezeigung; — 4) Bedeutung, Sinn eines Wortes, einer Schrift ꝛc.; — 5) bei den Rednern die lebhafte Vorſtellung und Bezeichnung einer Sache zum beſſern Verſtändniß des Geſagten; — 6) das Zeichen, Kennzeichen, Merkmal.

Signification (franz.), ſ. Huiſſier.

Signitskäer, europ.-ruſſ. kleine Inſel im Aland-Archipel, im baltiſchen Meer; 60° 12' 30" nördl. Br. und 39° 0' 16" öſtl. L.; wird von Piloten bewohnt; mit einem Telegraphen 60° 11' 58" nöedl. Br. und 39° 58' 35" öſtl. L.

Signinum opus, ſ. Signia 1).

Signiren (v. Lat.), 1) bezeichnen, unterzeichnen, unterſchreiben, mit einem Zeichen verſehen; — 2) ſtatt der Namensunterſchrift nur einige Buchſtaben aus demſelben oder ein beliebiges Zeichen machen; — 3) Arzneien ſ., ſ. Apotheker u. Reeept.

Signol, Emile, Maler, geb. zu Paris 1803, Schüler von Baron Gros, gewann 1830 durch ſein Bild des Meleager, wie er auf Bitten ſeiner Gattin die Waffen ergreift, den großen Preis der Akademie und ging nun nach Rom, wo er unter Ingres' Leitung die Werke Raphaels und der Schulen vor dieſem Meiſter ſtudirte und durch ſie auf Stoffe aus der Bibel, Legende und der chriſtlichen Symbolik hingeführt wurde. Eines ſeiner früheren Werke von Bedeutung ſtellt die Auferſtehung des Guten

und des Böſen dar, und 1834 wurde ſein Fluch Noahs als ein Bild von gewaltiger Wirkung erklärt. Ein anderes Gemälde ſtellt die Ehebrecherin vor Chriſtus dar in einer Halle mit großer Säulenſtellung. In einem zweiten Gemälde ſchilderte S. dieſes Weib, wie es im Ehebruche ertappt wird, durch einen Mezzotintoſtich von H. T. Ryall bekannt. In der Magdalenakirche zu Paris iſt von ihm der Tod der Heiligen eine der ſchönſten Zierden jener Kirche. Als ein wahrhaft chriſtliches Gemälde wird ſein Chriſtus im Grade mit der allegoriſchen Geſtalt der Religion bezeichnet, in welchem ſich das Talent und die Eigenthümlichkeit des Meiſters im hohen Grade ankündige. Dies iſt auch mit einem myſtiſch-allegoriſchen Gemälde der Fall, welches die chriſtliche Religion vorſtellt, wie ſie den Leidenden und Betrübten Hülfe und Troſt bringt.

Signon, franz. Fluß, Depart. Côte d'Or, fließt von Weſten nach Oſten in die Tille.

Signore (ital.), Herr, Gebieter; Signora, Gebieterin, gnädige Frau.

Signorelli, Luca, einer der ausgezeichnetſten Maler ſeiner Zeit, der in der Kunſtgeſchichte Epoche macht. Sohn des Egidio di Ventura, um 1439 zu Cortona geboren, Schüler von Piero del Borgo S. Sepolcro (P. della Francesca), arbeitete mit Piero in Arezzo und lieferte daſelbſt viele ausgezeichnete Werke, die aber ſämmtlich zu Grunde gegangen ſind. In S. Spirito zu Urbino iſt noch eine Kirchenfahne, welche auf der einen Seite die Kreuzigung, auf der andern die Ausgießung des heil. Geiſtes vorſtellt, jetzt zwei getrennte Bilder. Der Künſtler erhielt dafür 12 Gulden. Auch in Perugia waren viele Bilder von ihm; vorhanden iſt noch eine Madonna mit St. Onuphrius, Herculanus, dem Täufer St. Stephan und einem ſchönen, die Laute ſpielenden Engel, von 1481. In S. Francesco zu Volterra iſt ein Freskobild, welches die Beſchneidung des Herrn vorſtellt, ein bewundertes Gemälde, von Sodema übermalt. Im Dome daſelbſt, in der Kapelle S. Carlo, iſt eine Verkündigung von ihm, ſo wie im Fremdenhoſpiz S. Andrea außerhalb der Porta Selci ein Krucifix mit vier Heiligen. Auch in Citta di Caſtello und Cortona findet man Gemälde von ſeiner Hand. Eines im Dome der letzteren Stadt ſtellt das Abendmahl auf eigenthümliche Weiſe dar, indem die Apoſtel von dem Heilande die Hoſtie knieend empfangen und Judas die ſeine in den Geldbeutel ſteckt. Sein letztes Werk, eine Taufe Chriſti, begann er im Landhauſe des Kardinals Paſſerini bei Cortona, † aber noch vor Vollendung des Werkes 1521. Er nahm nach Waagen die Richtung der florentiniſchen Maler, namentlich für die Formen des Körpers, und die Abrundung aller Theile durch Licht und Schatten auf eine gründliche Weiſe auf und verband damit die bedeutendere und den religiöſen Aufgaben angemeſſenere Auffaſſung der umbriſchen Maler, machte dieſe Vortheile bei einer reichen Erfindungsgabe in vielen trefflichen Werken geltend und ſchließt dieſe Epoche in Toskana auf eine würdige Weiſe ab. Kugler weiſt namentlich auch auf den Schwung einer eigenthümlich edeln und hohen Begeiſterung hin, der in ſeinen Werken herrſcht und welcher ihnen eine höchſt ergreifende Wirkung auf den Sinn des Beſchauers ſichert. In Gallerien, namentlich im Auslande, ſind die Werke S.'s nicht häufig zu finden. In der Gallerie zu Florenz (Stanza della Flora) iſt eine heil. Familie von ihm, und im erſten Korridor eine Madonna mit dem Kinde u. 4 Heiligen, dann eine Predella mit Paſſionsdarſtellungen. In der Akademie der ſchönen Künſte daſelbſt iſt eine Madonna mit dem Kinde u. 4 Heiligen, dann eine Predella mit Paſſionsdarſtellungen. Im k. Muſeum zu Berlin ſind zwei treffliche Altarflügel, wozu das Mittelbild fehlt. Auf dem rechten ſteht St. Klara und Magdalena mit dem knieenden St. Hieronymus, auf dem linken die Heiligen Auguſtinus und Katharina mit dem knieenden Antonius. Im Grunde iſt Landſchaft und das Ganze in Tempera gemalt. In der k. k. Gallerie zu Wien iſt eine Geburt Chriſti, wo Maria, Joſeph und ein Hirte das Kind anbeten. Um die Hütte ſtehen Ruinen von prächtigen Säulen. Dieſes Bild iſt von Holz auf Leinwand übertragen. In der Gallerie des Louvre zu Paris iſt eine Geburt der Maria, eines ſeiner zu dunkel gehaltenen Bilder. Einige ſeiner Werke ſind auch im Stiche bekannt.

Signoria (ital.), 1) Herrſchaft, Gewalt; — 2) Titel vornehmer Perſonen, beſonders in Italien ehemals Titel der höchſten obrigkeitlichen Perſonen; — 3) in Venedig das Miniſterium des Dogen, das aus dem Dogen und 6 Nobili beſtand, ſ. Venedig; — 4) ſonſt das höchſte Rathskollegium in Genua, Lucca und Florenz; — 5) (Waarenk.), in Italien ein glattes, ſchwarzes, ſeidenes Zeuch, das 4 Palmi breit liegt; es bekommt 60 Aufzuglängen zu 80 Organſinfäden, und den Einſchuß mit einem einzigen, vierfach dublirten Faden.

Signorini (Biogr.), 1) Fulvio, genannt Nino, Bildhauer von Siena, arbeitete längere Zeit in Rom als Gehülfe des Proſpero Breſciano, dann in Siena. Lieferte ſchöne Statuen in Erz; darunter iſt eine des Papſtes Paul V. von 1609. — 2) Guido, Maler von Bologna, Cignani's Schüler, malte Altarbilder und hiſtoriſche Gemälde mit kleinen Figuren. † zu Rom 1650. — 3) Bartolomeo, Maler von Verona, Schüler von S. Prunati, malte Bildniſſe, allegoriſche und hiſtoriſche Darſtellungen. In der Gallerie des Ferdinandeums zu Innsbruck iſt ein Gemälde von ihm, welches Chriſtus und die Ehebrecherin vorſtellt. † 1742 im 68. Jahre. — 4) Aleſſandro, Dekorationsmaler von Cremona, vorzüglicher Künſtler ſeines Faches; lieferte auch Bilder in Oel, perſpektiviſche Darſtellungen mit Geſchichten und Arabesken. † 1822 im 50. Jahre.

Signum (lat.), 1) Zeichen aller Art, Kennzeichen, Merkmal, woran man etwas erkennt, z. B. das Siegel, bei geheimen Geſellſchaften das Merkzeichen, das Symbol, das Zeichen zum Angriff, Abmarſch ꝛc.; — 2) Interpunktionszeichen, daher S. interrogationis, Fragezeichen, S. exclamationis oder exclamandi, Ausrufzeichen, S. repetitionis, Wiederholungszeichen ꝛc.,

in den alten Handſchriften Punkte und Striche, die man über Wörter ſetzte, die nichts gelten ſollten; — 3) jedes Bild als körperliche Darſtellung eines Gottes, Menſchen oder Thieres; daher auf Amuleten Signa satyrica; — 4) Götterſtatue, daher Signa quadrata, oder in Beziehung auf das Material, woraus ſie gemacht waren, S. corinthia, aus korinthiſchem Erz, S. megarica, aus megariſchem Marmor; — 5) Feldzeichen, das dem Soldaten zum Zeichen ſeiner Schaar diente, ſ. Fahne; — 6) Sternbild, in ſofern es das Bild irgend eines Gegenſtandes oder Weſens darſtellen ſoll.

Signy (nord. Myth.), 1) ſ. Sigyn; — 2) König Volſungs Tochter, heirathete, dem Willen ihres Vaters gehorchend, den König Siggeir von Gothland, wiewohl ſie aus der ihrem Geſchlecht angeerbten Vorahnung das Unglück vorausſah, welches dieſe Verbindung bringen würde. Als durch Siggeirs Tücke ihr Vater troß ihrer Warnungen gefallen und ihre 9 Brüder gefangen waren, bat ſie, um Aufſchub ihres Todes zu gewinnen, ihren Gemahl, letztere nicht zugleich zu tödten, ſondern gefangen zu ſetzen. So rettete ſie wenigſtens Sigmund (ſ. d.). Ihr ganzes Trachten ging nun dahin, dieſen in den Stand zu ſetzen, ihren Vater zu rächen. Sie ſandte nach einander nach ihm ihre zwei Söhne von Siggeir, ließ ſie aber, da ſie die Proben des Muthes nicht beſtanden, umbringen. Sie tauſchte nun mit einer Zauberin ihre Geſtalt und brachte 3 Nächte bei Sigmund in der Erdhütte im Walde zu. Der darauf von ihr geborne Sinfiötli (ſ. d.) ſchlug doppelt in das Geſchlecht der Volſungen. Als Sinfiötli und Sigmund in Siggeirs Hauſe hinter den Tonnen verborgen durch die mit Goldringen ſpielenden Kinder S.'s und Siggnirs entdeckt worden waren, ließ ſie auch dieſe tödten. Nachdem ſie darauf ihren Bruder Sigmund und Sinfiötli gerettet, ſtürzte ſie ſich in die Flamme, die den Palaſt ihres Mannes verzehrte; ſ. Sigmund.

Signy (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Indre-Loire, Bez. Chinon; Salpeterſiederei; — 2) S.-l'Abbaye, Flecken daſ., Depart. Ardennes, Bez. Mézières; Wollſpinnerei, Kaſchmirſhawlweberei, Hochöfen, Eiſenhämmer; 3140 Einw.; — 3) S.-le-Petit, Flecken daſ., Bez. Rocroy; beträchtliche Brauereien, Hochofen, Eiſenhämmer, Eiſengeſchirrgießerei; 2290 Einw.

Signy (Biogr.), Jean, Zeichner und Architekt, um 1750 geboren und in Paris gebildet, fertigte viele Gemälde, meiſt Anſichten von Gebäuden. † um 1815.

Sigo (a. Geogr.), Stadt in Galiläa, von Joſeph. zwiſchen Kapharekcho und Japha geſetzt (Joſ., B. Jud. II, 20, 6).

Sigolène, Ste., franz. Dorf mit Markt, Depart. Ober-Loire, Bez. Iſſengeaux; vorzüglicher Käſe; in der Nähe das Schloß Villard; 2580 Einw.

Sigolsheim, franz. Flecken, Depart. Ober-Rhein, Bez. Kolmar, links an der Weiß; 730 E.

Sigonius, Karl, einer der gelehrteſten Kenner des klaſſiſchen Alterthums im 16. Jahrhundert, 1524 zu Modena geboren, ſtudirte zu Bologna und Pavia römiſche Antiquitäten, ward 1542 Profeſſor der griechiſchen Sprache in ſeiner Vaterſtadt, 1552 Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Venedig, 1560 Profeſſor der Beredſamkeit zu Padua und 1563 zu Bologna. Nachdem er jedoch wegen Kränklichkeit ſein Amt bald aufgegeben, zog er ſich auf ſein Landgut bei Modena zurück, wo er 1584 †. Unter ſeinen hiſtoriſchen Werken heben wir hervor: De antiquo civium romanorum jure libri II, Vened. 1560, 4., Hanau 1609, Fol.; — De antiquo Italiae jure libri III, Vened. 1560, Hanau 1609, Fol.; — De Italiae regno libri XV, Frankfurt a. M. 1575, Hanau 1603 u. 1618; — Historiae de occidentali imperio, Baſel 1579, 4. — Seine „Commentarii in fastos et triumphos Romanorum", Vened. 1555, Baſel 1559, Fol., ſind für die politiſche Zeitrechnung der Römer nicht ohne Wichtigkeit. Auch ſchrieb er mehre antiquariſche Abhandlungen, die in Grävius' „Thesaurus" enthalten ſind und von denen wir nur die Schrift „De Atheniensium republica", Vened. 1574, hervorheben; ferner Anmerkungen zu röm. Schriftſtellern, namentlich zu Livius und zu Cicero's Briefen, und „Emendationes", Vened. 1552. Durch eine literariſche Myſtifikation, indem er unter Cicero's Namen die „Consolatio super Tulliae filiae obitu" (Vened. 1583) veröffentlichte und viele gelehrte Männer ſeiner Zeit damit täuſchte, bis ſein Schüler Riccoboni den Betrug entdeckte, zog er ſich Feindſchaft und Schmähungen zu. Eine Ausgabe ſeiner Werke beſorgte Argelatus unter dem Titel: Sigonii opera, Mailand 1732—37, 6 Bde., Fol. Vgl. Krebs, Karl S., einer der größten Humaniſten des 16. Jahrh., Frankf. 1840.

Sigora, ſ. Sorroga.

Sigoulès, franz. Flecken, Depart. Dordogne, Bez. Bergerac; 720 Einw.

Sigoveſus, Häuptling der Tektoſagen im 6. Jahrh. v. Chr.

Sigoyer, franz. Dorf, Dep. Nieder-Alpen, Bez. Siſteron; im nahen Berge Bergkryſtall; 270 Einw.

Sigr (Sigrgod, nord. Myth.), ſ. v. a. Sigfauthr.

Sigrdrif (Sigurdrif, Sigurdrifa, nord. Myth.), 1) ſ. v. a. Brynhildur, ſ. Sigurd; — 2) Eigenname ſchwed. Frauen auf Runenſteinen.

Sigrhöffundr (nord. Myth.), der Urheber des Sieges, Beiname des Odin.

Sigri, europ.-türk. Flecken, nordöſtlich am gleichnam. Vorgebirge, auf der Inſel Metelin.

Sigriane (a. Geogr.), Gau im Südoſten von Medien (Strabo XI, S. 524).

Sigriſt (Biogr.), 1) Franz, Maler, um 1720 zu Wien geboren, zierte zu Augsburg einige Façaden von Häuſern mit hiſtoriſchen und andern Darſtellungen, malte dann auch Porträte und geſchichtliche Bilder in Oel. Später begab er ſich nach Paris und endlich nach Wien, wo er 1807 †. Viele Bilder dieſes Meiſters ſind geſtochen, meiſt Darſtellungen aus der Bibel und der Legende. Er ſelbſt hat einige ſchöne Blätter radirt. — 2) Johann Wilhelm, Kupfer-

ſtecher und Graveur, 1795 zu Mannheim geboren, von ſeinem Vater Bernhard unterrichtet, unter deſſen Leitung er mehre Arbeiten auf Kupfer lieferte. Dazu gehören die Blätter zur Naturgeſchichte von Gmelin, und einige andere Stiche. Nach dem Tode des Vaters ging er zu ſeiner weitern Ausbildung nach München, wo er 1843 die Stelle eines k. Medailleurs erhielt. Treffliche Arbeiten von S. finden ſich in der „Flora Altaica“ von Ledebuhr, in der „Flora Japonica“ von Siebold und Zuccarini, in dem Reiſewerk von Spix und v. Martius (die Inſekten) ꝛc. Dieſe Darſtellungen ſind alle in Stein geſchnitten, in einer eigenen von S. zuerſt geübten und zu großer Vollkommenheit gebrachten Weiſe. Der Künſtler bedient ſich dabei nicht der Nadel, ſondern eines von ihm ſelbſt erfundenen Schneideiſens, welches er ſo ſehr in Gewalt hat, daß er es nach allen Richtungen mit Leichtigkeit bewegt, von der feinſten bis zur ſtärkſten Linie, und in mannichfaltigen Schraffirungen, ſo daß ſelbſt auf dem Kupfer keine größere Reinheit der Striche erzielt werden kann. In dieſer Weiſe hat S. in neueſter Zeit auch ein Zeichenbuch für die Jugend ausgeführt. Dann haben wir von S. auch Umriſſe von Bildern der vorzüglichſten Meiſter aus allen Schulen, 1832 ff., 12 Hefte zu 6 Blättern, 4.

Sigriſtſches Staarmeſſer, ſ. Staarmeſſer.

Sigriswcil, ſchweiz. Pfarrdorf, Kanton Bern, Bez. Thun, in rauher Berglage; 2550 E.

Sigrium (a. Geogr.), weſtliches Vorgebirge auf Lesbus; jetzt Sigri (Strabo XIII, S. 616).

Sigrlin (Sigurlin, nord. Myth.), Tochter des Königs Swafnir von Swawaland, die ſchönſte unter allen Frauen. Sie ward mit König Hiorward vermählt, welcher ſich nebſt Hradmar um ſie beworben, und durch die Liſt ſeines Lehenmannes, des Jarl Idmund, den Sieg davon getragen hatte, indem dieſer den Jarl Franmarr, welcher S. verborgen in der Geſtalt eines Adlers bewachte, erſchoß, da er vor Müdigkeit eingeſchlafen war.

Sigrun (d. i. mit den Geheimniſſen des Sieges vertraut, nord. Myth.), Walkyrie, die durch Luft und See ritt, die wiedergeborne Swara, erſchien unter Blitzen ihrem Schützling Helgi, dem Hundingstödter, nach der Schlacht bei Logaſiöll. Ihr Vater, König Hogni, hatte ſie an den König Heddbrad verlobt, den ſie verſchmähte und ihm von Helgi einen Kampfplatz beim Frekaſtein anweiſen ließ. Als Helgi dahin ſegelte, überfiel ihn ein gefährliches Ungewitter. Aus den Blitzen ritt S. mit 8 Walkyrien hervor und entriß die Schiffe den Händen Rans. Nach der großen Schlacht am Frekaſtein, in welcher Heddbrad und S.s Verwandten bis auf Dag fielen, heirathete Helgi S. Aber das Glück ihrer durch die innigſte Liebe und Kinder geſegneten Ehe währte nicht lange. Dag, ihr Bruder, brachte ihr einſt die Nachricht, daß ihr Gatte Helgi durch ihn, den Rächer ſeines Vaters Hogni, gefallen, bot ihr Sühne, aber die von Schmerz Zerriſſene verſchmähte ſie. S.s Zähren ließen auch dem todten Helgi keine Ruhe. Er verließ Wallhall, ging in den Grabhügel und S. zu ihm. Sie machte hier ein Lager und ruhte bei ihm, wie ſie bei dem Lebenden gethan. Vor dem Hahnruf aber mußte Helgi nach Wallhall zurück. Am andern Abend hielt ſie wieder am Grabhügel Wache, aber der Geliebte erſchien nicht wieder. Sie lebte aus Harm nur kurz. Doch ward ſie wieder geboren als Kara. Die von ihr handelnden Helgi-Lieder (überſetzt in Wachters Forum der Kr.) ſind das Schönſte, was die Normannen in Heldenliedesgedichten geleiſtet haben. Vgl. Swawa.

Sigrunnur (d. i. der glückliche Sieger, nord. Myth.), Beiname des Odin.

Sigterman, früher im holländiſch-oſtindiſchen Handel feine, glatte Mouſſeline mit goldenen Leiſtenbändern, 2¼ Kobid breit, 30 Kobid lang.

Sigthrorr (nord. Myth.), der mächtige Sieger, Beiname des Odin.

Sigtifar (nord. Myth.), die glücklichen ſieghaften Götter, 1) Beiname der Aſen; — 2) der Niflungar.

Sigtoptir (nord. Myth.), die Häuſer der Glückſeligen; der Aufenthalt, den nach dem Weltuntergang die übrig gebliebenen Aſen bewohnen werden.

Sigtun (nord. Myth.), der Aufenthaltsort Odins am Mälarnſee, den Odin ſich im Reiche des Königs Gylfe gewählt hatte, ein Tempel und Opferplatz. Wurde 1187 (1188) von den Eſthen und Karelen geplündert (daher ſollen die ehernen Kirchthüren in Nowgorod ſeyn) und verbrannt, ſpäter aber wieder aufgebaut. Jetzt Sigtuna.

Sigtuna (Sigtun), ſchwed. Stadt, Stockholms-Län, am gleichn. Golf, im Mälarn-See. Die Sage verſetzt hierher die Wohnung des Odin; 560 Einw.

Sigtyr (nord. Myth.), der Gott des Sieges, Beiname des Odin.

Sigtyrsberg (Felſen Sigtyrs), Odins Berg, bei dem geſchworen wurde.

Sigua (a. Geogr.), Stadt auf dem Mons Albus in Großarmenien (Ptol. V, 13, 16).

Siguantanejo, nordamerik. Dorf mit Hafen, Republik und Staat Mexiko, ſüdöſtlich von Zacatula, am großen Ocean.

Siguenza (Geogr.), ſpan. Stadt, Prov. Guadalaxara, nördlich von Brihuega, links am Henares; Biſchofsſitz, biſchöfl. Seminar, Arſenal, ökonomiſche Geſellſchaft, Kollegium (vor 1807 Univerſität); Fabriken für grobes Tuch, Hüte, Nägel; 4900 Einw.; Hauptſtadt des gleichnam. Bezirks,

Siguenza (Waarenk.), ſ. Wolle.

Siguero, ſpan. Flecken, ſüdöſtlich von Sepulveda, am Urſprung des Duraton; Eiſenminen; 290 Einw.

Siguette, rundes Stück Eiſen, das unter dem Naſenriemen eines Pferdezaums angemacht wird, um eine Art Kappzaum zu bekommen.

Siguidilla, ſpaniſcher Nationalgeſang, zu dem immer getanzt wird. Er zeichnet ſich durch zärtlichen Charakter aus, ſteht im ¾ Takt und wird entweder von den Tanzenden ſelbſt mit Kaſtagnetten oder von eigens dazu aufgeſtellten

Muſikern mit Guitarren oder Zithern begleitet. Seine Melodie beſteht aus wenigen nahe bei einander liegenden Tönen, das Tempo iſt mehr langſam als ſchnell, der Rhythmus aber ſo beſtimmt und wiegend, daß ihm dadurch ein ganz eigenthümlicher Reiz verliehen und man gleichſam zum Tanze hingeriſſen wird.

Siguier (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Arriège, Bez. Foix, rechts am gleichn. Fluß; Eiſengruben und Eiſenhämmer; 1430 Einw.; — 2) (Signiez), eine Spitze der Pyrenäen (ſ. d.).

Siguin, im 9. Jahrh. Herzog der Gascogne.

Sigul (engl.), ſ. Siegelbewahrer.

Sigulones (a. Geogr.), germaniſche Völkerſchaft in der Chersonesus Cimbrica, nördlich von den Saxones, im heutigen Schleswig, um den Fluß Sley herum (Ptol. II, 11, 11).

Sigun (nord. Myth.), ſ. v. a. Sigyn.

Signne, ſ. Parcival.

Sigur (d. i. Sieger, nord. Myth.), Beiname Odins.

Sigurd (nord. Heldenſ.), S. Sigmundsſohn, S. Fafnisbani (der Fafnirstödter), aus Odins Blute entſproſſen, Volſungs Enkel, Sigmunds Sohn von Hiördiſur, die ihn erſt nach ſeines Vaters Tode bei dem König Hialfrek von Dänemark gebar. Er wurde hier von dem Zwerg Reigin erzogen, der ihm aus den Stücken des Schwertes von Sigmund ein neues Schwert (Grani) ſchmiedete, das ſo ſcharf war, daß S. Reigins Amboß damit ſpaltete, wodurch es ſo wenig von ſeiner Schärfe verlor, daß es in den Fluß geſteckt, eine Wollflocke zerſchnitt, die dieſer dagegen trieb. Odin aber verſchaffte ihm das beſte aller Roſſe, Grani, einen Abkömmling Sleipnirs. So ausgerüſtet, rächte er ſeinen Vater und ſeinen mütterlichen Großvater Eylimi am König Lingvi und deſſen 3 Brüdern in einer großen Schlacht. Dann ging Reigin mit ihm nach Gnitaheide. Hier machte er auf dem Wege, den Fafnir zum Waſſer nahm, eine Grube, ſetzte ſich hinein und erſtach den Drachen, als er darüber kroch. Reigin aber kam und ſagte, S. habe ſeinen Bruder getödtet und ſey ihm dadurch in Blutſchnid verfallen; er müſſe daher zur Verſöhnung Fafnirs Herz braten. Als nun S. am Feuer ſaß und das Herz briet, leckte er an dem Fett, das ihm auf die Finger troff, und er verſtand die Sprache der Vögel. Eine Schwalbe ſang:

> Dort ſitzt Sigurd
> Mit Schweiß genäßt,
> Fafnirs Herz
> Am Feuer bratend,
> Weiſe ſhien er mir,
> Wenn er das Schwert,
> Den Ringvergender,
> Das ſcharfe, hälte.

Da ſang die andere:

> Dort liegt Reigin,
> Redet mit ſich,
> Will täuſchen den Mann,
> Der trauet ihm,
> Fügt aus Zorn
> Falſche Worte zuſammen,
> Will, ein Trugſchmied,
> Den Bruder rächen!

Da ging S. zu dem ſchlafenden Reigin und tödtete ihn, dann zu Fafnirs Wohnung und nahm das Gold in Säcke, belud damit ſein Roß Grani und ritt davon. Davon nennen die Dichter das Gold Fafnirs Lager und Grani's Bürde. S. ritt nun ſeine Straße, bis er zu den Hindaralpen kam. Dort fand er ein Haus, darin ſchlief die ſchöne Brynhildur, der er den Panzer abhieb. Er verlobte ſich mit ihr, ritt von dannen und kam zu dem König Giuki, der hatte 3 Söhne, Gunnar, Högni und Guttormur, und eine Tochter, Gudrun. Giuki's Frau, Grimhildur, gab ihm einen Zaubertrank, ſo daß er Brynhildur vergaß und ſich mit Gudrun vermählte, worauf Gunnar und Högni mit ihm Waffenbrüderſchaft ſchloſſen. Für Gunnar gewann er Brynhildur, indem er, mit ihm Namen und Geſtalt tauſchend, auf ſeinem Roß Grani über den Feuerſtrom Waffurlogi, der um ihr Haus floß, ſetzte. Seine Treue bewahrend, legte er auf dem Brautlager ſein Schwert Grani zwiſchen ſich und Brynhildur. Am Morgen aber, als er aufſtand, gab er ihr den fluchbeladenen Ring, den er unter Fafnirs Schätzen gefunden, und empfing von ihr einen andern Ring zum Pfande, den er ſeiner Frau Gudrun gab, das Geheimniß ihr anvertrauend. Als dieſe bei einem Wortwechſel mit Brynhildur üblen Gebrauch davon machte, reizte letztere Gunnar und Högni, den S. zu ermorden. Da dieſe aber ſich durch einen Eid mit ihm verbunden, thaten ſie es nicht, wohl aber der dritte Bruder, Guttorm, welcher S. im Schlafe tödtete, aber dabei ſelbſt den Tod fand, indem S. ſein Schwert Grani nach ihm warf, das ihn ganz ſpaltete. So fiel S. und auch ſein Sohn Sigmundur, den die Niflungar tödteten. Hierauf erſtach ſich Brynhildur und ward mit S. verbrannt, Gunnar und Högni aber nahmen Fafnirs Erbe und den Ring. Gudrun vermählte ſich ſpäter mit König Atlis, Brynhildurs Vater, und weihte ſein Haus dem Verderben; doch kamen dabei auch die Niflungar um; ſ. Niflungar. Von S. handeln die Eddalieder Gripiſſpa (Gripirs Weiſſagung), die Brynhildar-Quidor, die Gudrunar-Quidor, die Dämeſogur LXXII—LXXIV der jüngern Edda, die Volſunga-Saga, die Nornageſts-Saga, welche insbeſondere S.s Abenteuer mit dem ſtarken Starkadur erzählt. In den däniſchen Kiämpe-Viſer des Mittelalters, von Vedel 1591, Syv 1695, von Abrahamſon 1812—14 herausgegeben, kommt die Geſtaltung der Saga mehr mit der deutſchen vom hörnen Sigfrid (ſ. d.) überein, beſonders mit der aus deutſchen Sagen und Liedern geſchöpften Vilkina-ok Niflunga-Saga, in der er S. Sveinn, mit dem deutſchen Namen Sigfredr, Sigfrödr (Sigfrid) genannt wird. In den faröiſchen Liedern (herausgegeben von Lyngbye, Kopenh. 1822) heißt er Siurur; ſie und die däniſchen Elskaffs-Viſer des Mittelalters (gedruckt 1657) ſtimmen mehr mit der nordiſchen Geſtaltung überein. Vgl. Sigfried.

Sigurd (Biogr.), A. Könige von Dänemark: 1) S. I. Ring, Sohn Randvers, beſiegte auf der Bravallhaide ſeinen Oheim Ha-

rald, regierte dann angeblich 695—730. — 2) S. II. Saogöne, Enkel des Vorigen, Sohn Ragnar Lodbrogs, regierte 794—824. — B. Könige von Norwegen: 3) S. I. der Jernſalemsfahrer, Sohn von Magnus III., regierte ſeit 1103 mit ſeinen Brüdern Eyſtein u. Olaf IV., † 1130. — 4) S. II., Haralds V. Halbbruder und Mörder, 1130. — 5) S. III., Sohn Haralds V., mit Ingo König 1139—63; ſ. Norwegen (Geſch.).

Sigurdrif (nord. Heldenſ.), ſ. v. a. Brynhildur.

Sigurlami (nord. Myth.), Sohn des Odin, den dieſer zum König von Garderike (Rußland) machte. Er vermählte ſich mit Helda, der Tochter eines ſchwediſchen Königs, und ward durch dieſelbe Stammvater eines berühmten Heldengeſchlechts.

Sigus (a. Geogr.), Stadt im Innern Numidiens; das heutige Ain=Gouça, wo ſich noch Inſchriften finden.

Siguyon, oſtind. Inſel, Philippinen, zwiſchen Mindanao und Negre.

Sigva, aſiat.=ruſſ. Fluß, Gouv. Tobolsk, mündet in die Sosva, links.

Sigwart (Biogr.), Chriſtoph Wilhelm von, philoſophiſcher Schriftſteller, 1789 zu Remmingsheim im Würtembergiſchen geboren, war erſt Profeſſor der Philoſophie zu Tübingen, ſeit 1841 Generalſuperintendent zu Hall, † zu Stuttgart 1844. Schrieb: Ueber den Zuſammenhang des Spinozismus mit der carteſianiſchen Philoſophie, Tub. 1816; — Handbuch der theoretiſchen Philoſophie, daſ. 1820; — Handbuch zu Vorleſungen über die Logik, daſ. 1818, 3. Aufl. 1835; — Die leibnitzſche Lehre von der präſtabilirten Harmonie, daſ. 1822; — Grundzüge der Anthropologie, daſ. 1827; — Die Wiſſenſchaft des Rechts, daſ. 1829; — Der Spinozismus, daſ. 1839; — Geſchichte der Philoſophie, daſ. 1844, 3 Bde.

Sigwart (Literat.), Titel eines von Miller (ſ. d.) verfaßten Romans, mit dem die ſentimentale Art der Romane begann, ſ. Roman.

Sigy=le=Chatel, franz. Dorf, Dep. Saône=Loire, Bez. Mâcon; Markt; 470 Einw.

Sigyn (nord. Myth.), die Gattin des böſen Aſen Loke, dem ſie 2 Söhne, Narwe und Wale gebar. Sie ſitzt bei dem gebundenen Loke und fängt mit einem Becken das auf ſein Antlitz träufelnde Gift auf. Vgl. Loke.

Sigynnes (Siginni, a. Geogr.), Name eines Volkes, deſſen Wohnſitze Orpheus und Strabo in Aſien, Herodot und Apollonius in Europa am Iſter ſuchen, und zwar jener nördlich von dieſem Fluß bis zu den Enetern am adriatiſchen Meere hin, dieſer aber zu beiden Seiten des Iſter, unweit der Mündung. Herodot berichtet, daß ſie ihrer eigenen Angabe zufolge aus Medien ſtammten und mediſche Sitten trugen, und auch Strabo ſchreibt ihnen perſiſche Sitten zu. Sie hatten kleine, zottige, bloß zum Fahren taugliche Pferde; deshalb waren ſie auch ſtets zu Wagen, und Strabo erzählt, daß auch die Frauen dieſelben lenkten und daß diejenige, welche es am beſten verſtand, das Recht hatte, ſich jeden Mann zu wählen, den ſie wünſchte. Man glaubt in den S. die älteſten Spuren der Zigeuner zu finden.

Sihan (Geogr.), ſ. v. a. Seihan.

Sihan (Geſch.), chineſiſche Dynaſtie, regierte 206—25 v. Chr.

Si=Hang, aſiat. Stadt, China, Provinz Schen=Si, ſüdöſtlich von Han=Tſchong.

Sihata=Alin, aſiat. Gebirgszug, Mandſchurei, Ghirinula, nahe an der Oſtküſte.

Sihhun, Fluß, ſ. v. a. Sir Darja.

Sihks, Volk, ſ. v. a. Sikhs.

Sihl, ſchweiz. Fluß, entſpringt im Kant. Schwyz, am Berge Bragel, durchfließt das gleichn. Thal, bildet zum Theil die Grenze zwiſchen Zürich und Zug und mündet unterhalb Zürich. Er wird zu Holzflößen aus dem Sihlwalde, welcher der Stadt Zürich gehört, benutzt. An der S. 1799 Sieg der Franzoſen unter Maſſena über die Oeſterreicher unter Jellachich.

Si=Ho (Geogr.), 1) aſiat. Fluß, China, Prov. Fu=Kian; entſpringt in der Provinz Fu=Kian, fließt gegen Oſten und mündet oberhalb der St. Fu=Tſcheu; — 2) Stadt daſ., Prov. Kan=Su, ſüdöſtlich von Kung=Tſchang.

Sihon (Geogr.), Fluß, ſ. v. a. Sir=Darja.

Sihon (Sichon, bibl. Geſch.), König der Amoriter zu Hesbon, verweigerte den Iſraeliten den Durchgang durch ſein Land und ging ihnen mit einem Heer bis Jahza entgegen, wurde aber beſiegt und ſein Land unterworfen.

Sihor, 1) (hebr.), nach Einigen trübe, nach Andern Fluß; — 2) S. Limnath, Fluß an der Südgrenze von Paläſtina gegen Aegypten hin, nach Einigen der Bach bei Rhinokolura, nach Andern der peluſiſche Arm des Nil, jetzt Beſar.

Sihtjuana, Volk, ſ. v. a. Beetjuanen.

Si=Hu, aſiat. See, China, Prov. Tſche=kiang, ſüdweſtlich von der Stadt Hang=Tſcheu=Fu.

Sii palustris Radix et Herba (pharm. Bot.), ſ. Sium latifolium *L.*

Sija, mittelamerik. Flecken, Guatemala.

Sijaine, Münze, ſ. v. a. Siani.

Sijakah, Schrift, ſ. Arabiſche Sprache.

Sijeau, Flecken, ſ. v. a. Sigean.

Sijo (Bot.), in China und Japan, ſ. v. a. Garten=Hydrangea, Hydrangea Hortensia *Dec.*

Si=ju (das Weſtland oder das Land der neuen Grenze), die amtliche Benennung der Chineſen für die von ihnen ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts eroberten Länder, welche die Europäer unter dem Namen der Dſungarei oder Songarei, und der kleinen Bucharei oder des öſtlichen Turkeſtan kennen. Die Dſungaren, ein Stamm der Oelöt, daher ein Zweig der Mongolen=Nation, hatten ihre Weideplätze an den Ufern des Ili, nordwärts bis zum Dſaiſan=See, und hatten daſelbſt ein ſelbſtſtändiges Reich geſtiftet, welches ſich, in der Richtung von Norden nach Süden, zwiſchen dem Altai und dem Himmelsgebirge, und, von Weſten nach Oſten, vom Balkaſch=See bis in das Quellland des Irtyſch erſtreckte und ſich allen Nachbarvölkern durch

unaufhörliche Raubzüge in beren Gebiet furchtbar gemacht hatte. Dieſes Reich wurde im J. 1757 von den Chineſen vernichtet, und bas Dſungar-Volk, das, wie die chineſiſchen Schriftſteller wohl übertrieben behaupten, über eine Million Reiter ins Feld zu ſtellen im Stande war, größtentheils ausgerottet, znm Theil zerſprengt. Einige Ueberreſte fanden Schutz auf dem benachbarten Boden bes ruſſiſchen Reichs, andere gaben ihr Wanderleben auf und ſiedelten ſich in der ſogenannten kleinen Bucharei an, die ſich die Dſungaren zinspflichtig gemacht hatten, noch andere zogen mit Genehmigung der chineſiſchen Reglerung zu ihren ſtammverwandten Horden in die Aimaks Tumet von Kjuku-Kotho, Ordos und Kjuku-noor. Die kleine Bucharei im Gegenſatz zur großen Bucharei, d. i. Buchara, Khokhand, Khiwa, führt dieſen Namen von dem Umſtande, daß die urſprünglichen Bewohner dleſes Lanbes deſſelben Menſchenſchlages ſinb und dieſelbe Sprache reden, wie die Bewohner der ſo eben genannten Staaten des mohammedaniſchen Syſtems. Aber es gibt eigentlich kein buchariſches Volk. Das, was man Bucharen genannt und lange Zeit für ein Türkiſch rebendes Volk gehalten hat, ſind Tadſchiks, beren Sprache dle perſiſche iſt. Turkeſtan, und zwar das öſtliche, im Gegenſatz zum weſtlicheu, dem Lande, was wir jetzt ausſchließlich Turkeſtan zu nennen pflegen, heißt dieſer Landſtrich von den Turkſtämmen, die die Tadſchiks unterworfen und ſich zu Herren des Landes gemacht haben. In ihren Händen iſt die Herrſchaft geblieben, bis die chineſiſchen Kriegsheere auf ihrem ſiegreichen Zuge zur Vertilgung der Dſungaren auch dieſes Land beſetzt haben, ſeit welcher Zeit es gemelniglich Chineſiſch-Turkeſtan genannt wird. Aber auch Tatarei heißt dieſes Land, nach den Tataren, unter welchem Namen man lange Zeit die Turk-Völker begriffen hat, obwohl er von Rechts wegen nur den Mongolen angehört. Das Himmelsgebirge, Thian Schan im Chineſiſchen, trennt die Dſungarei von Oſt-Turkeſtan; es ſtreicht bekanntlich von Weſten nach Oſten. Die Chineſen nennen alles Land, was auf der Norbſeite dieſer Gebirgskette liegt, Thian Schan pe lu, und das, was auf der Nordſeite derſelben belegen iſt, Thian Schan nan lu, d. h. nördlicher (pe) und ſüdlicher (nan) Weg oder Landſtrich (lu) längs des Himmelsgebirges. Thian Schan pe lu oder bie Landſchaft im Norben bes Gebirgs, d. i. die alte Dſungarei, heißt bei den Chineſen aber auch zuweilen bie neue Linie, und Thian Schan nan lu oder bas Gebiet auf der Südſeite des Himmelsgebirges, d. i. die kleine Bucharei, die turkeſtaniſche Linie. Thian Schan pe lu grenzt gegen Süden an Thian Schan nan lu, gegen Oſten an die chineſiſche Provinz Kanſu und die mongoliſchen Nomadenplätze unter der Militärverwaltung von Kobda, gegen Norden an bas ruſſiſche Reich (Sibirien) unb gegen Weſten an die Steppen der Kaſaken unb den turaniſchen Staat Khokhanb. Es iſt in 3 Provinzen eingetheilt: Ili, Kur kara uſſu und Tarbagatai, zu denen noch bas Lanb der zinspflichtigen Burät oder Kara-Kirgiſen kommt. Das ganze Land ſteht unter der Verwaltung eines chineſiſchen Dſiang giün oder kommandirendeu Generals, der in Ili reſidirt, baher es auch bas Generalgouvernement von Ili genannt wird. Ili heißt im Mongoliſchen Ilain khola, d. i. Stadt Ili, von den Turken, namentlich den Kaſaken, wird dieſe Stadt Guldſche, von den Chineſen Hoei jüan tſching genannt. Der Stadt Kur kara uſſu haben die Chineſen den Namen Sui tſching yhu beigelegt. Tarbagatai hieß urſprünglich Tſchugutſchak, von den Chineſen erhielt es den Namen Sui Hing tſching. Das Generalgouvernement von Ili, welches nach der Vernichtung ber Dſungaren ganz entvölkert war, beſtimmte die chineſiſche Reglerung zu einem Deportationslande. So kamen ſeit ben letzten 80 Jahren die Tſcha pan, b. i. Kolonien ber Verbannten, zu Stande, welche mit den zur Strafe der Deportation verurtheilten chineſiſchen Verbrechern bevölkert wurden, die bie gewöhnliche chineſiſche Betriebſamkeit in dleſe Einöden verpflanzten und den jungfräulichen Boden, der ehemals faſt ausſchließlich nur ein Weibeplatz für die Heerden der Nomabenvölker geweſen war, ſtellenweiſe in Kultur ſetzten, und ſo den Grund gelegt haben zu einer ſeßhaften, ackerbautreibenden Bevölkerung. Zur Erweiterung dieſer Kulturen haben aber mehre tauſend Tadſchikfamilien aus Thian Schan nan lu beigetragen, die von der chineſiſchen Regierung nach Ili übergeſiebelt worden ſind. Außerdem hat dieſelbe Militärkolonien, aus chineſiſchen, mandſchuriſchen, mongoliſchen unb Tadſchik-Truppen beſtehend, angelegt. Auf dieſe Welſe iſt es gelungen, mindeſtens ſo viel Getreide zu bauen, als zur Proviantvertheilung eben ausreichenb iſt. Mongolenhorden, vom Stamme der Torguten und Delöt-Kalmücken, die von Khotan hierher verſetzt worden ſind, nomadiſiren in den nordöſtlichen und öſtlichen Gegenden des Generalgouvernements von Ili und treiben Heerdenwirthſchaft, wie die in mehre Horden zerfallenden Kaſaken, deren Weibeplätze vornehmlich in der Provinz Tarbagatai unb ſtellenweiſe auch in ber Provinz Ili liegen, und wie die Burut, die in den weſtlichen Gegenben weiden, auf den Alpen des Nordabhanges bes Himmelsgebirges und deſſen Verzweigungen vom Iſſi- oder Temurtu-See an weſtwärts. Die Burut, die eigeutlichen Kirgiſen, auch Kara, d. i. ſchwarze und Berg-Kirgiſen genannt, ſpalten ſich in die öſtliche und weſtliche Horde, von denen die erſte aus 5, die anbere aus 15 Otok oder Stämmen beſteht, von denen jeder ſeinen Häuptling hat, die aber zuſammengenommen dem eiblichen Fürſten der Horbe unterthan ſind. Dieſe, ſo wie die Mongolen-Fürſten führen ihren Tribut unmittelbar nach Peking ab. — Hier in Thian Schan pe lu iſt alſo ein großes Völker- und Sprachgemiſch, man hört hier abwechſelnd chineſiſche, mandſchuriſche, mongoliſche, turkiſche und perſiſche Zungen, unb eben ſo wechſelt das Buddhathum mit dem Islam ab, welchem letztern die Kaſaken, Burut und Tadſchiks zuge-

than ſind. Die Geſammtvolksmenge iſt jedoch nicht groß, ſie wird ſich höchſtens zu ½ Million annehmen laſſen. Ili iſt eine große Stadt mit mindeſtens 60,000 Einwohnern, die hauptſächlich Chineſen und Tadſchiks ſind. Die Wohnhäuſer der Stadt ſind unanſehnlich, aber es gibt auch Buddhatempel, die ſich durch Pracht auszeichnen, und mehre Moſcheen. Ili iſt der Mittelpunkt eines ſehr lebhaften Handelsverkehrs. Der innere Handel bewegt ſich hauptſächlich um Rindvieh und Pferde. Betriebſame Handelsleute aus China, Indien und allen ſüdlichen und weſtlichen Ländern finden ſich in Ili ein, das wegen ſeiner außerordentlichen Lebendigkeit einer chineſiſchen Stadt gleicht. Mit dem benachbarten Rußland findet kein offener Verkehr Statt, weil die Mai-matſching bei Kiachta der einzig geſetzlich beſtimmte Tauſchhof des ruſſiſch-chineſiſchen Handels iſt; dafür aber iſt der Schleichhandel zwiſchen Ili und der ruſſiſchen Grenze, die von beiden Seiten militäriſch beſetzt und ſtrenge bewacht wird, ſehr lebhaft durch Vermittelung der Kaſaken-Häuptlinge, die ſich darüber mit dem chineſiſchen Dſiang giün verſtändigt haben; Tuch und Juchten ſind die vornehmſten Produkte, welche die ruſſiſchen Fabriken auf dieſem Wege ins Innere von Aſien abſetzen. Die Militärmacht, welche die chineſiſche Regierung in den Grenz-Gouvernement Ili unterhält, beläuft ſich auf 28,000 Mann, wovon aber nur 4000 Mann reguläre mandſchuriſche und chineſiſche Truppen ſind; die übrigen 24,000 Mann beſtehen aus irregulärer Reiterei, welche die Mongolen-Stämme zu ſtellen haben. — Thian Schan nan lu grenzt gegen Norden an Thian Schan pe lu und die chineſiſche Provinz Kanſu, die auch, mit den Mongolen-Aimaks am Khukunoor die öſtliche Grenze bildet; gegen S. liegen Tübet, das doppeltzinspflichtige Königreich Ladach und die kleinen Mohammedaner-Staaten in Klein-Tübet, gegen Weſten iſt Khunduz, die unabhängige Horde der Kirgiſen auf dem Tafellande von Pamer, Buchara, Khokhand. Auf dieſer Seite ſtößt das chineſiſche Reich unmittelbar an das mohammedaniſche Staatenſyſtem. Thian Schan nan lu ſteht unter der Oberverwaltung eines Dſiang giün, der in Kaſchkar ſeinen Sitz hat, daher der ſüdliche Landſtrich auch als Generalgouvernement von Kaſchkar bezeichnet werden kann. Es iſt ein großes Land, doppelt ſo groß etwa wie Deutſchland; aber nur ein kleiner Theil davon iſt angebaut; die ganze Mitte iſt Steppe und Wüſtenei, die mit der Gobi der Mongolei in ununterbrochenem Zuſammenhange ſteht. Die Kulturſtriche bilden einen verhältnißmäßig ſchmalen Strich am Fuße der Hochgebirge, die Thian Schan nan lu auf drei Seiten hufeiſenförmig umgürten. Das Generalgouvernement Kaſchkar oder die turkeſtaniſche Linie iſt in 9 Provinzen eingetheilt; davon liegen am ſüdlichen Fuße des Thian Schan oder Himmelsgebirges — das von den Chineſen auch Siue Schan und von den Turken Mus Tagh, d. i wildes Schneegebirge, genannt wird — von Oſten nach Weſten gezählt, die Provinzen Khamil oder Hami, Turfan oder Pidſchan, Charaſchar, Kutſche, Akſu und Uſchi. In dem Winkel, wo das Himmelsgebirge mit dem Bolor zuſammenſtößt, liegt Kaſchkar, die weſtlichſte Provinz des großen chineſiſchen Reichs; am nördlichen Fuß des Zung-ling dehnt ſich die Provinz Jarkiang oder Yarkand, und am nördlichen Fuß des Kuen-lün die Provinz Khotan oder Ilitſi aus. Alle dieſe Provinzen waren vor der chineſiſchen Beſitzung, welche nach der Mitte des 18. Jahrhunderts Statt fand, unabhängige, ſouveräne Fürſtenthümer, unter der Herrſchaft mohammedaniſcher Erbfürſten, die den Titel Chodſchas, d. h. Doktoren des Koran, führten, womit, weil ſich die Fürſten für Nachkommen des Aſchab oder Schüler des Propheten ausgaben, ein gewiſſer Grad von Heiligkeit verbunden war. Nur einer dieſer Fürſten hat die erbliche Regierung ſeines Landes unter chineſiſcher Souveränetät behalten, der Chodſcha von Turfan; alle übrigen ſind mediatiſirt oder von den Regierungsgeſchäften ganz entfernt und penſionirt worden, und an ihre Stelle ſind chineſiſche Beamte getreten, die von dem Li-fa-juan oder dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten in Peking ernannt und nach Ablauf gewiſſer Jahre gewechſelt werden. — Die Hauptmaſſe der Bevölkerung, deren Geſammtzahl auf höchſtens 1½ Million anzuſchlagen ſeyn dürfte, beſteht aus den Perſiſch ſprechenden Urſaſſen, den Tadſchiks, und aus Turken-Stämmen, unter denen die Usbeken die Mehrheit bilden. Dieſe Usbeken ſpalten ſich in zwei Abtheilungen, in Ak- oder weiße Tak und Kara- oder ſchwarze Tak, beide Abtheilungen ſtehen ſich feindlich gegenüber; ihre Sprache iſt der Dſchagatai-Dialekt, der reinſte der turkiſchen Sprachen, weil er am wenigſten perſiſche und arabiſche Wörter in ſich aufgenommen hat. Alle Tadſchiks und Turken ſind Mohammedaner und eben ſo fanatiſch, als ihre Glaubensbrüder in Turan; darum vorzüglich ſind die Chineſen und ihre Herrſchaft außerordentlich verhaßt, obwohl ſie in der Gemeindeverfaſſung keine Veränderungen vorgenommen, ſondern dieſe in demſelben Zuſtande belaſſen haben, welchen ſie bei der Eroberung vorgefunden. Auch die Ortsverwaltung und die Rechtspflege iſt den einheimiſchen Völkern verblieben; die chineſiſche Regierung übt durch ihre Beamten nur das Oberaufſichtsrecht aus und hat ſich ihrer unmittelbaren Verwaltung nur die Finanz- und militäriſchen Verhältniſſe vorbehalten. Alle Tadſchiks und die meiſten Turken ſind ſeßhafte Ackerbauer, Gewerbtreibende, Handelsleute. Mongolen-Stämme, zuletzt aus den Zeiten der Dſungaren-Herrſchaft, ſind in Thian Schan nan lu zurückgeblieben; zum größten Theil nomadiſirend auf den, für den Ackerbau nicht benutzten Weideplätzen faſt in allen Provinzen, bis nach Khoten hin. Einzelne haben ſich auch in Städten niedergelaſſen, ſo namentlich Torgeten in Charaſchar oder Kara Scheher (d. h. Schwarzſtadt). Sie ſind, wie alle Mongolen, Buddhadiener. — Die verſchiedenen Zweige der phyſiſchen Kultur ſtehen im ſüdlichen Landſtrich des Himmelsgebirges

in hoher Blüthe und haben, unter der geregelten Regierung der Chinesen-Herrschaft, die den vielfachen, sich immer wiederholenden Fehden des frühern Chodscha-Regiments ein Ziel gesetzt hat, an Sicherheit und Ausdehnung nur gewinnen können. Dieses Tafelland des innern Asiens liegt, wie das Plateau von Iran ꝛc., innerhalb der Zone, die man in klimatischer Beziehung die regenlose nennen kann, weil es auf ihren Hochebenen fast nie oder doch nur selten regnet. Darum müssen die Felder bewässert werden, und dies geschieht mit derselben Umsicht und Sorgfalt, als in dem Niederlande von Turan, in Buchara und Khiwa; alle Kulturstriche sind von den Bewässerungsanlagen durchschnitten, die sowohl aus Flüssen, Seen und Lachen, als auch unmittelbar von den Bergquellen gespeist werden. Weizen, Reis und Baumwolle sind die Hauptprodukte des Pflanzenreichs; Gerste und Hirse gebraucht man nur zum Branntweinbrennen und als Viehfutter. Die Melone spielt auch hier in der Landwirthschaft eine eben so große Rolle, als in Buchara ꝛc. Der Obstbau florirt fast in allen Provinzen, Weinbau ist allgemein. An Hausvieh gibt es Rinder, Schafe, Kameele und Pferde, die in großen Heerden umhergehen. Die beiden zuletzt genannten Thiere, nebst dem Esel, leben in verwildertem Zustande auf den Gebirgshängen und in der Wüstensteppe. Die Schawl-Ziege wird in Khotan gezogen. Die Seidenzucht wird fast in allen Provinzen, vorzüglich aber in Khotan und Jarkiang betrieben. Jagd und Fischfang bilden in einigen Gegenden den ausschließlichen Erwerb. Bergbau wird auf Eisen, Kupfer, Schwefel ꝛc. betrieben, namentlich in Kutsche und Aksu, wozu Verbannte aus China gebraucht werden. Goldgruben soll es in Khotan geben. Jaspis ist vornehmlich in Jarkiang ein werthvolles Bergprodukt. — Auch die technischen Gewerbe floriren. Die Wollen-, Baumwollen- und Seidenfabrikation ist fast überall verbreitet. Khotan ist besonders wegen seiner Seidenzeuche berühmt, die zwar nicht sehr fein sind und kein schönes Aeußeres haben, aber durch ganz Chinesisch-Turkestan und Tübet verbreitet sind. In Kaschkar dagegen werden sehr schöne Atlasstoffe und andere Seidenwaaren gewebt, und die Gold- und Silbermanufakturen dieser Stadt genießen eines großen Rufs. Aksu's Fabriken von Baumwollenzeuchen u. Lederwaaren, besonders Reitzeuge, versorgen fast das ganze Land. Auch liefern die hiesigen Jaspis-Schleifer, so wie die von Jarkiang und Khotan, vortreffliche Arbeiten. Kaschkar ist die erste Stadt in der turkestanischen Linie, nicht allein als Sitz des Generalgouverneurs, sondern auch wegen der Anzahl, Wohlhabenheit und Opulenz ihrer Bewohner, die auch einen sehr ansehnlichen Handel nach außen treiben und einen so großen Einfluß ausüben, daß die Bevölkerung von Thian Schan nan in bei allen Ausländern nur unter dem Namen der Kaschkarer bekannt ist. Der wichtigste Handelsplatz ist jedoch Jarkiang, auf dessen Messen sich die Kaufleute aller benachbarten Völker aus der Nähe und Ferne einfinden. Hier findet ein sehr bedeutender Verkehr mit China Statt; dahin geht Seide und Vieh, daher kommt Thee, Porzellan und allerlei Waaren des chinesischen Kunstfleißes, die dem Geschmack der Tadschiks und Turkvölker entsprechen. In Jarkiang endigen, außer der chinesischen Straße, die Handelswege nach Indien über Kaschmir, nach Turkestan über Kaschkar, nach Khokhand, Buchara ꝛc.; nach der russischen Grenze über Aksu und Ili, nach Khunduz über Badakschan. Nächst Jarkiang ist Aksu der ansehnlichste Handelsplatz. Bis zu diesen Punkten gehen die chinesischen Kaufleute, nicht weiter; und darum sind Jarkiang und Aksu als Umsatzorte so wichtig, weil der Verkehr mit den West-, Süd- und Nordländern nur durch Mohammedaner betrieben wird. Christlichen Handelsleuten ist der Zutritt untersagt; streng wird die Grenze durch chinesische Polizeibeamte und Truppen bewacht. Die geistige Kultur der Kaschkarer bewegt sich innerhalb der Grenzen des Islam, und darum werden sie auch von den Chinesen mit Recht ein unwissendes Volk genannt.

Sik (Ichthyol.), s. v. a. Salmo (Coregonus) Sikus Cuv.

Sikajoki, europ.-russ. Ort, Finnland, südwestlich von Uleaborg, am bottnischen Meerbusen.

Si-Kakap, ostind. Straße, zwischen den Nassau-Inseln im Sunda-Archipel.

Sikander der Große, bei asiatischen Völkern s. v. a. Alexander d. Gr.

Si-Kan-Schan, asiat. Berg, China, Prov. Tschy-Li, mit ewigem Schnee bedeckt; 41° 2' n. Br. und 133° 35' ö. L.

Sikerlik, asiat. See, im Lande der Kirgisen; in ihm mündet der Fluß Talasch.

Sikeyu, ostind. Insel, Banda-Inseln, an der Westseite der Insel Timor-Laut.

Sikhs (Sihks, Seihks, d. i. Schüler, von dem Sanskritwort Sikscha), Volk in Vorderindien, ursprünglich eine schwärmerische religiöse Sekte, die in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in Pendschab gegründet wurde und sich aus Dschats, Radschputen, Afghanen, Mongolen, Hindus, Arabern ꝛc. als eigenes Volk an der nordwestl. Spitze Vorderindiens ausbildete. Ihre Religion ist eine Verschmelzung der beiden in jenen Ländern sich berührenden Religionssysteme, des Brahmaismus und des Islam. Unter allen civilisirten Völkern und zu allen Zeiten gibt es eine kleine Anzahl Menschen, welche mit dem Unverstande und der Verdorbenheit der Massen Mitleiden hegen und sie zu einem bessern, glücklichern Leben erziehen möchten. Diese Wackern suchen, wenn dem Willen die Kraft nicht mangelt, vor Allem die schlau ersonnenen oder in der Zeit zufällig entstandenen Religionszwiste zu beseitigen und dann, auf dem Fundament der Selbstbeherrschung, der Tugend und Gerechtigkeit, in dem göttlichen Ideale verherrlicht, die ganze menschliche Gesellschaft von Neuem aufzubauen, damit alle denkenden Wesen mit einander befreundet und Ruhe und Glückseligkeit heimisch würden auf Erden. Ein Mann dieser höhern Gesin-

nung war Nanak, der weiſe, menſchlich geſinnte Lehrer der S. Gleich wie Schakia, der Stifter des Buddhaismus, der älteſte bekannte Reformator des Brahmanenthums, war auch Nanak der Kriegerkaſte (Kſchetriyas) entſproſſen, die der Geiſtlichen- und Gelehrtenkaſte am nächſten ſteht. Nanak, von ſeinen Anhängern Baba und Guru, Vater und Lehrer, wohl auch Nirinkar, der Allgegenwärtige genannt, ward (1469) in dem Dorfe Talwandi, jetzt Rajapur an dem Ufer des Beyah oder Hyphaſis, des Diſtriktes Bhatti, im Kreiſe Lahore geboren; er war der einzige Sohn ſeines Vaters Kalu, welcher gemeinhin nur in Verbindung mit dem Namen ſeines zu den Kſchetriyas gehörenden Klans genannt wird, Kalu Werdi. Schon in frühen Jahren zeigte der Jüngling eine Neigung, dem gewöhnlichen Leben zu entſagen und ſich der Welt des Geiſtes und der Reinheit zu widmen, was ſeinem den äußern Dingen ergebenen und ſie allein ſchätzenden Vater höchſt unangenehm war. Vergebens waren alle Verſuche, den in ſeinem Sinn ungerathenen Sohn zu einem weltlichen Geſchäfte, zu den Freuden des Gewinnſtes und des Reichthums zu verlocken; der einfältige fromme Nanak verſtand ſich nicht hierauf. Mit dem Gelde, das zum Salzhandel beſtimmt war, ernährte er die halbverhungerten Fakir, und glaubte ſo das allerbeſte Geſchaft gemacht zu haben. Der Gewinn dieſer Welt, ſprach er zu dem erzürnten Vater, iſt vorübergehend und werthlos; ich habe die Armen geſpeiſt, ich habe für dich ein Verdienſt eingeſammelt, das ewig dauern wird. Kalu Werdi fügte ſich endlich auf Zureden des Ray oder Dorfſchulzen Bolar und überließ den Sohn ſeinem unwiderſtehlichen Hange oder Schickſale. Nanak begab ſich nun in Begleitung eines treuen Dieners und eines Muſikanten auf Reiſen; er beſuchte alle heiligen Orte, alle berühmten Tempel Indiens, und hatte hier, wie die Legende berichtet, mit Jogi und Fakir, die durch wundervolle Kaſteiungen zu Herren der Naturkräfte ſich emporſchwangen, viele Kämpfe zu beſtehen. Nanak ſey aber nicht bloß ſelbſt allen ihren dämoniſchen Zauberkünſten glücklich entgangen, ſondern habe es auch verſtanden, ſeine unvorſichtigen Begleiter, welche nicht ſelten an den Gefährten des Don Quixote erinnern, ihren mannichfachen Schlingen zu entziehen. Herrſchaft, Reichthum und Frauenreiz, nichts ſtörte den mit ſich ſelbſt klaren Lehrer in ſeinem großen Vorhaben, die in Sekten und Religionen zerfallene Menſchheit zur Einheit Gottes zu ſammeln und aufzurichten. Von den indiſchen Wallfahrten ging Nanak nach Mekka und Medina, wo er mit Heiligen und Gelehrten des Islam vielfach verkehrte und die Einheit und Allgemeinheit Gottes allenthalben predigte. Jetzt ſprach er offen aus: er ſey gekommen, eine Ausſöhnung des Islam mit dem Brahmanismus zu bewirken, was die Schechs und Mullah (das größte Wunder, das ſeine Lebensbeſchreiber berichten) wohlgefällig angehört hätten. Nanak, heißt es, ſey auf dieſen Reiſen auch mit dem Padiſchah Baber bekannt geworden, welchem er ſeine monotheiſtiſche Lehre mit Feſtigkeit und Entſchloſſenheit verkündete; ſie habe dem hochbegabten Fürſten ſo gefallen, daß er den Lehrer bat, bei ihm zu bleiben, und reichlich für ihn ſorgen wollte. Iſt dieſe ganze Erzählung nicht erfunden, ſo iſt doch ſo viel gewiß: der Guru der S. hatte keinen beſondern Eindruck auf den Eroberer Hindoſtans hervorgebracht. Baber berichtet in ſeinen Denkwürdigkeiten über die unbedeutendſten Kleinigkeiten, erwähnt aber des berühmten Nanak mit keinem Worte. Viel wahrſcheinlicher iſt die Angabe, Nanak habe mit Dſchnyani Kabir, dem Stifter einer berühmten monotheiſtiſchen Sekte Indiens, vielfach verkehrt und ſeinen Schriften Manches entnommen. Es ſind jedoch die Lehren dieſer und aller andern Freidenker dem Weſen nach dieſelben. Die äußerlichen Ceremonien der Religionen, ſagt Kabir und ſeine Genoſſen, betrachte er als gleichgültig. Wer in der Welt lebt, der mag ſich nach ihnen richten; diejenigen aber, welche der Welt entſagen, ſollen ihre Gedanken bloß dem einen höchſten Weſen zuwenden, ihm Lieder ſingen und ſich alles eiteln Prunkes des äußerlichen Gottesdienſtes enthalten. „Wer da weiß, was Leben iſt“, fügt der erhabene Lehrer hinzu, „der wird das ſeinige benutzen; nicht zum zweitenmal wird er es erhalten. Wer die Menſchen kennt, wird nach ſeiner eignen Kraft und Einſicht leben; nicht von Andern wird er es erbitten, ſondern das eigne Waſſer ſelbſt ſich holen. Wenn Wahrheit in der Seele brennt, vernichtet ſie alle weltlichen Sorgen. Es haben die Lehrer des Oſtens und des Weſtens ihr Leben in Forſchungen verzehrt. Wie oft habe ich nicht über das menſchliche Geſchlecht geweint, und Niemand hat mit mir geweint. Wer mein Wort verſteht, wird Theil nehmen an meinem Leid; er wird mein Genoſſe werden und ebenfalls Thränen vergießen“. — Nanak würde, ſo wenig wie Kabir und alle diejenigen, welche ſehr hohe Begriffe von der Menſchheit hegen und dieſen gemäß Anforderungen an ſie ſtellen, eine äußerliche Religionsgeſellſchaft gegründet haben, wenn er nicht Schüler und Nachfolger gehabt hätte, verſtändigern oder gemeinern Sinnes, die die Welt kannten und betrogen. Man mag mit Kabir hierüber klagen und weinen; man wird ſich aber am Ende geſtehen müſſen, daß Sklavenſeelen, welche der Tugend unfähig, auch der Freiheit unwürdig ſind und betrogen werden müſſen. Nanak ſelbſt wies als einfacher menſchlicher Lehrer, nicht als Geſandter des Höchſten, nicht als eine göttliche Emanation, den Muſelmann, wie den Hindu auf die Einheit Gottes hin; er glaubte, es ſey hinreichend, einen Gott zu erkennen, ſich die würdigſten Begriffe von ihm zu machen und nach dieſen alle unſere Handlungen und Gedanken einzurichten. Nanak hat niemals die Wunderkraft in Anſpruch genommen. Ganz anders ſeine S., ſeine Schüler; ſie haben auch ihren Lehrer, damit er den andern Propheten und Religionsſtiftern nicht nachſtehe, für einen Awatar oder Gottmenſchen ausgegeben und ihm viele Thaten und Reden angedichtet. Nach

Digitized by Google

der Weiſen Hindoſtans ſchreiten nämlich alle die geiſtigen, wie die phyſiſchen Kräfte ſtufenweiſe zu einer gewiſſen Höhe empor unb ſinken dann in derſelben Weiſe wieder hinab, bis Geiſt und Körper ganz verkrüppeln und dem Untergange zueilen. Iſt es ſo weit gekommen, dann erſcheint Wiſchnu, der Erhalter und Erretter des Weltalls, in Menſchengeſtalt, um die geſunkenen Weſen wieder zu ſich emporzurichten. Solch ein verkörperter Wiſchnn iſt Nanak den S.; in dieſem Sinne ward das Evangelium des Lehrers nach ſeinem Tode von den Apoſteln ſeines Glaubens bearbeitet und gedeutet. Man lieſt nun in den Büchern des Nanak und ſeiner nächſten Nachfolger, gleichwie in den andern heiligen Schriften der verſchiedenen Religionsgenoſſen, eine Menge hochfahrender Prophezeihungen und Wunder, die ſich während ſeines frühern und jetzigen Daſeyns ereignet hätten (Nanak war in einer frühern Epoche der Radſcha Dſchanak; Nanak iſt in die Hölle hinabgeſtiegen und hat die Sünder befreit; hierauf ſagte ihm Gott, er könne ſolche Sünder nicht in den Himmel laſſen, ſie müßten auf die Erde zurückkehren, wo Nanak wiederholt in neuen Verkörperungen erſcheinend ſie am Ende ſämmtlich erlöſen könne; und ſo kommt und geht der Guru, bis alle Menſchen erlöſt ſind). Aus jenen Büchern theilen wir zur Bezeichnung der Denk- und Darſtellungsweiſe dieſer Jünger einige Bruchſtücke mit.

Siehe, am Ende der Zeiten, ſo lautet das göttliche Wort der S., wird Zwieſpalt in der Welt entſtehen; die Sünde wird ſiegen und das Weltall vom Grund aus verderbt werden. Ein Volk wird gegen das andere kämpfen, und ſie werden, wie Bambusſtäbe hart an einander gerieben, ſich gegenſeitig zu Aſche verbrennen. Die Wedas werden mißachtet, denn man wird ſie nicht verſtehen; es wird die Finſterniß der Unwiſſenheit über das Herz der Menſchen ſich lagern. Jeder wird ſeinen eignen Weg gehen; der eine betet den Mond an, der andere die Sonne; dieſe wenden ſich zur Erde, zum Himmel, zur Luft, zum Waſſer und zum Feuer, während jene den Höllenrichter verehren. Irrthum und Wahn, eitle Sinnenluſt und thörichte Kaſteiungen reichen ſich die Hände. Und ſo entſtanden aus einem wahren Urgebilde eine Menge ſchlechter, widerwärtiger Weiſen. Und ſiehe, des Uebels war noch kein Ende. Der Freund Gottes, Mohammed, erſchien, rief 72 neue Sekten ins Daſeyn und verbreitete Krieg und Zwieſpalt über einen großen Theil der Erde. Die Tempel wurden niedergeriſſen, und auf ihren Trümmern Moſcheen errichtet; Kühe und alle hülfloſen Weſen wurden ohne Erbarmen geſchlachtet, und die im Sinne der Moslem Ungläubigen, Hindu und Armenier, Griechen und Abyſſinier, als Feinde verfolgt. So machte das Laſter ſich weit und breit im Weltall. — Jetzt erhob die unterdrückte Tugend ihren Klageruf zu dem Throne des Allmächtigen; er ſchuf Nanak, um die ausgeartete verworfene Welt zu erleuchten und zu erneuern. Der heilige Mann verkündete Gott den Höchſten allen Weſen hienieden und tränkte mit dem Nektar, der ſeine Füße gewaſchen, ſeine durſtigen Jünger (dies bezieht ſich auf die Einweihungs-Ceremonien der S., ſ. unten). Wahrheit, Tugend und Gerechtigkeit erhielten ihre frühere Kraft wieder; die vier Kaſten wurden zu einem Volke umgebildet und eine einzige Weiſe der Gottesverehrung eingeführt; das unvernünftige kindiſche Spiel, vor den Füßen der Götzenbilder den Kopf zu bücken, ward abgeſchafft und die in Laſtern verſunkene Welt zur Reinheit erhoben. Als Nanak ſeine Reiſen vollendet hatte, fährt die bibliſche Geſchichte der S. fort, ſtieg er zum Sumeru, dem indiſchen Olympus, empor, wo er von allen Weiſen und Heiligen begrüßt wurde; jeder wünſchte, Nanak möge ſich zu der Gottesverehrung in ſeinem Sinne bekehren. Da erſcholl plötzlich die göttliche Stimme in der Verſammlung und ſprach: Nanak ſoll eine eigene Religion ſtiften, und ſein Name werde der Freudenruf des Kali Juga, des verderbten Zeitalters. Von dem Himmel auf Erden zurückgekehrt, verkündigte der Allgegenwärtige dem Hindu, wie dem Muſelmann, daß ſie beide ohne wahre Frömmigkeit nicht beſtehen werden vor dem Thron der Allmacht, daß ihre Gebete nicht erhört werden, und daß der Satan all des religiöſen Formelweſens ungeachtet das Erdenrund beherrſche. Nur Werke, nur gute Thaten zählen, nicht dumpfes Mönchsweſen. Nanak ward vom Himmel geſandt, der Menſchheit eine Schrift mitzutheilen, worin die verſchiedenen Namen Gottes des Herrn ſich vereinigen; wer anders ihn nennt, der fällt der Liſt des Teufels anheim, deſſen Füße werden mit den Ketten der Sünde und des Elends gebunden. Moslem, ſpricht der Guru, Moslem, ihr habt die Tempel zerſtört und die heiligen Schriften der Hindu verbrannt; ihr habt in Blau euch gekleidet und liebt es, daß euer Ruhm von Haus zu Haus verkündet werde. Ich aber, der ich die ganze Welt geſehen habe, weiß, daß der Hindu von Haß erfüllt iſt gegen euch u. eure Moſcheen. Ich bin von dem Herrn geſandt, die widerſprechenden Glaubensſatzungen zu vereinigen; deshalb beſchwöre ich euch, leſet dieſe heilige Schrift und eure eigene. Das Leſen iſt aber ohne Gehalt, wenn man der Lehre nicht gehorcht; denn Gott hat geſagt: es wird Niemand ohne gute Werke ſelig werden. Der Allmächtige wird nicht fragen: zu welchem Volke, zu welchem Glauben gehörſt du? ſondern er wird fragen: was haſt du gethan? So vernehmt denn, daß die Zwiſtigkeiten zwiſchen Muſelmann u. Hindu eben ſo ungerecht, als gottlos ſind. Hunderttauſend Mohammede, eine Million Brahmas, Wiſchnus und hunderttauſend Ramas ſtehen vor dem Throne des Allerhöchſten; ſie alle werden untergehen, Gott allein iſt unſterblich. Menſchen, in dem Lobe Gottes vereinigt, wie ſchämt ihr euch nicht, euch gegenſeitig anzufeinden? Es zeigt dies deutlich, daß ihr vom Böſen beherrſcht ſeyd. Der allein iſt der wahre Hindu, deſſen Herz gerecht iſt; der allein iſt der wahre Muſelmann, deſſen Leben rein iſt. Eines Tages, erzählt einer der Apoſtel, hörte Nanak eine Stimme vom Himmel herab, die rief: „Nanak,

komm herbei!" „Wie hätte ich Macht", antwortete der Baba, „in deiner Gegenwart aufrecht zu ſtehen?" „So ſchließe die Augen," erſchallte die Stimme (man erkennt gleich die Nachahmung, 2. B. Moſ. Kap. 3). Gott trug ihm nun auf, ſein Sendbote zu werden auf Erden; Nanak hielt ſich aber dieſes heiligen, ſchwierigen Amtes unwürdig. „Wohlan", ſprach Gott, „ich ſelbſt will dein Lehrer ſeyn, damit du der ganzen Menſchheit Lehrer werdeſt. Mich zu verehren, allgemeine Menſchenliebe und Reinlichkeit: dies ſind die drei Gebote, die deine Jünger befolgen ſollen. Sie ſollen die Welt nicht verlaſſen, keine Einſiedler oder Mönche werden, ſondern darin leben und handeln zum Heil aller Weſen; denn meinen Athem habe ich Allen eingeblaſen. Was ich bin, biſt auch du; zwiſchen uns waltet kein Unterſchied, und die ganze Welt iſt bloß ein Schein ohne Weſen. Alle Körper und alle Götter ſind bloß gehaltloſe Schatten des höchſten Weſens, des einzigen Gottes. „Wa Garu, Heil dem Lehrer", erſcholl es jetzt aus dem Munde der Gottheit. Es erſchien Nanak, Licht und Freiheit auf Erden zu verbreiten und die Menſchen vermittelſt erhabener Lieder zu geiſtiger und körperlicher Thätigkeit aufzurufen. „Sey wahr und du biſt frei, dieß ſteht dir zu, der Erfolg der Gottheit". — Keine Religion verdient mehr den Namen Religion des Friedens, als die des Nanak. „Waffen lege an", ſagt der treffliche Mann, „aber ſolche, die Niemand Schaden bringen; Vernunft ſey dein Panzerhemd, wandle die Feinde in Freunde; Gottes Wort ſey deine einzige Waffe; denn wie wundervoll ſind nicht die Pforten, iſt nicht der Palaſt, worin die Gottheit thront und Alles regiert. Unzählig ſind die Stimmen, die ſie preiſen: Luft, Waſſer und Feuer; Iswara, Brahma und alle andern Gottheiten; die Propheten, Weiſen und Einſiedler, alle preiſen Dich! Er iſt der Herr der Wahrheit, der Wahre und wahrhaft Gerechte. Er iſt und war, er geht vorüber und geht nicht vorüber, er erhält Alles, was erhalten wird.

In dieſer Weiſe geht es noch lange fort in dem Adi Granth (das Religionsbuch der S.). Nanak müht ſich vergebens ab, gleichwie ſo viele andere treffliche Männer aller Zeiten und Völker, das Unausſprechliche auszuſprechen, das Unbegreifliche begreiflich zu machen. In dem Sinne dieſes Deismus oder Idealismus ward auch der äußerliche Gottesdienſt, deſſen man nun einmal nicht ganz entbehren konnte, eingerichtet. Die urſprunglichen Tempel der S. ſind einfache, ſchmuckloſe Gebäude, aus welchen jede Abbildung der Gottheit verbannt war. Der Gottesdienſt dieſer öſtlichen Religionsgeſellſchaft iſt ſo äußerſt prunklos, daß er ſich der Weiſe der engliſchen Unitarier nähert. Es werden Lieder geſungen zum Lobe des Höchſten, zum Lobe des Lehrers der Milde und des Erbarmens; alsdann wird die heilige Schrift in der Gemeinde herumgereicht und ihr Geld, Blumen u. Früchte geopfert. Dieſe Gegenſtände ſind das Eigenthum des Prieſters, welcher zufällig den Gottesdienſt leitet; am Ende theilt er dafür allerlei geweihte Süßigkeiten unter den Mitgliedern der Gemeinde aus, wie dies auch bei den Sekten der Wiſchnaiwas Sitte iſt, zu welchen die S. gehören.

Solch eine großartige und nüchterne, jeden Sinnenreiz verſchmähende, jedes phantaſtiſche Gebilde ausſchließende philoſophiſche Lehre durfte nur auf wenig S. oder Jünger zählen. Auch war in der That das Häuflein ſehr klein, als Nanak zu Kirtipur, an den Ufern des Rawi, ſeine körperliche Hülle einſtreifte und, wie Moſes, ſeinem Lieblingsdiener Lehana zu ſeinem Angard oder Stellvertreter ernannte. Er hatte keinen ſeiner Söhne und übrigen Verwandten hierzu würdig befunden. Dies war auch der Fall bei dem Tode des Angad (1552), welcher ebenſalls die beiden Söhne überging u. ſeinen treuen Diener, den Kſcharriya Amera Das, zum Lehrer der kleinen Gemeinde einſetzte. Ihm folgte (1574) ſein Schwiegerſohn Ram Das, der die alte Stadt Tſchak zum heiligen Platze der S. erhob und ſie bei ſeinem Namen Ramdaspur nannte. Nach einem berühmten Waſſerbehälter, welchen der Guru hier graben ließ, ward der Ort Amrita Saras (ſpäter in Amritſir zuſammengezogen, das iſt Behälter der Unſterblichkeit) genannt. Amritſir ward in der Folgezeit ein heiliger Wallfahrtsort für alle Hindu und erhob ſich dadurch zu einer bedeutenden, reichen Handelsſtadt. Es herrſcht hier ein regeres Treiben, als ſonſt irgendwo im Pendſchab; die Läden prangen mit allen Waaren Hindoſtans. Das heilige, ſpiegelklare Waſſerbecken, eine große Seltenheit in dieſem Lande, bildet ein Viereck von ungefähr 150 Schritten im Umſange und erhält wahrſcheinlich von lebendigem Quellwaſſer ſeine Nahrung. In der Mitte des Beckens erhebt ſich ein prachtvoller Tempel des Hari oder Wiſchnu, der mit einem kunſtreich gearbeiteten goldenen Dach bedeckt iſt; eine große goldene Thür führt in das Innere, welches nach allen Seiten mit Mauern angelegt iſt. Von Weſten her führt eine Brücke zum Tempel, in dem der erſte Guru der S. thront, wo er dem gläubigen Volke und den Neugierigen für Geld und andere Geſchenke den Segen ſpendet. Es müſſen die Waſchungen zuvor in andern Richtungen vorgenommen werden, ehe die Pilger zur heiligſten Seite, gegen Oſten, zugelaſſen werden. Rings um den Waſſerbehälter ſind Tempel und Wohnungen für Guru und Fakir; auch wird ein kleines leeres Gebäude gezeigt, wo Ram Das ſein ganzes Leben (bis 1581) geſeſſen haben ſoll. Der Sohn und Nachfolger des Ram Das, Ardſchun Mal oder auch bloß Ardſchun genannt, hat die Schriften ſeiner Vorfahren in einem Buche verzeichnet, das gemeinhin, um es von dem Werke des zehnten Lehrers, Gowind, zu unterſcheiden, Adi Granth (erſtes Buch) genannt wird. Zu dieſer Zeit war die Genoſſenſchaft der S. ſchon ſehr ausgebreitet, ſie erfreute ſich in vielen Gegenden eines zahlreichen Anhanges. Der Adi Granth iſt in Verſen geſchrieben, beſteht aus 92 Abſchnitten und enthält die Schriften der erſten fünf Lehrer, mit den Erläuterun-

Digitized by Google

gen und Zuſätzen des ſechsten, Ardſchun Mal. Später wurden noch andere Schriften der Wiſchnaiwas dieſer erſten heiligen Schrift der S. hinzugefügt. Die Jünger des Nanak organiſirten ſich nun nach den Vorſchriften des Adi Granth förmlich zu einer eigenen religiöſen und ſtaatlichen Geſellſchaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete und ihm regelmäßige Abgaben anſtatt der frühern Geſchenke entrichtete. Sie verwarf die Wedas, wie den Koran und erregte deshalb die Feindſchaft der unterworfenen Hindu und der gebietenden Moslem in gleichem Grade. Ardſchun ward ein Opfer des gemeinſchaftlichen Religionseifers; der Theilnahme an dem Aufſtandsverſuche Chosro'e, des Sohnes Dſchehangirs, beſchuldigt, wurde der Guru gefangen genommen und ſtarb (1606) an der grauſamen Behandlung in einem furchtbaren Gefängniſſe. Nun vertauſchte ſein Sohn und Nachfolger, Har Gowind, das Wort Gottes mit dem Schwert, um an den Mördern ſeines Vaters Rache zu nehmen. Die friedliche philoſophiſche Gemeinde des Nanak wurde in eine Rotte wilder Krieger, in eine tollkühne Räuberbande umgeſchaffen, welche weder Erbarmen übte, noch Erbarmen fand bei den glaubenstollen Gegnern. Zwei Schwerter, ſchrie dieſer erſte kriegeriſche Guru ſeinen Jüngern zu, zwei Schwerter trage ich im Gürtel: das eine diene zur Rache meines ermordeten Vaters, das andere zur Vernichtung der Wunder Mohammeds. Damit ſeine Anhänger deſto kräftiger würden, geſtattete ihnen der Guru alle Fleiſchſpeiſen, die Nanak verboten hatte; nur des Kuhfleiſches ſollten ſie ſich enthalten. Es hieß der Lehrer jeden Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft willkommen; er geſtattete alle Laſter, Blutſchande, Raub und Mord und erklärte ſeine Jünger ſeyen befreit vom jüngſten Gericht. Man kann ſich denken, daß ſolche Genoſſen ihrem Hauptmann unbedingt ergeben waren. Die Thaten Har Gowinds † 1645) und ſeiner Nachfolger, Har Ray († 1661) Har Kriſchna († 1664) u. Tegh Bahadur, bis auf Guru Gowind, den Sohn des letztern, erhoben ſich deſſenungeachtet nicht über die in den öſtlichen Ländern gewöhnlichen Mentereien und Raubzüge; ſie ſind ſpurlos in der Geſchichte vorübergegangen und der Beachtung unwerth. Nach Har Kriſchna's Tode entſtand ein Streit über die Nachfolge zwiſchen Ram Ray, dem Sohne des verſtorbenen Guru, und Tegh Bahadur, dem 3. Sohne Har Gowinds. Tegh Bahadur erhielt den Beifall der S., ward aber im Jahre 1675 von Patna, wo er wohnte, und wo ſich eine Kapelle der S. befand, nach Delhi gebracht und daſelbſt ohne alles Recht u. Geſetz öffentlich enthauptet, und zwar auf Befehl des fanatiſchen Orangſeb (Aurengzeb). Das Oberhaupt der Religion ward auch nicht einmal zum Scheine eines Verbrechens beſchuldigt, ſondern gradezu als Ketzer angeklagt und ermordet. Nun geſtalteten ſich die Verhältniſſe anders. Dieſer glaubensvolle Deſpotismus empörte auch das ruhigſte Gemüth unter den Jüngern und rief zur unerbittlichen Rache auf. Es iſt der höhere Menſch zur religiöſen und politiſchen Freiheit geboren; wird er dieſer, alles Andere weit überwiegenden Güter beraubt, ſo tritt er in den Naturzuſtand zurück; er erklärt der Geſellſchaft, die ſeine angebornen Rechte verhöhnt, den Krieg; Mord und Rebellion erkennt er dann als Pflicht.

„Thoren ſind wir, eitle Thoren," ſo ſprach der jugendliche Guru Gowind, der Sohn des Ermordeten, zu ſeinen Genoſſen, „wenn wir jetzt noch dem verfolgungsſüchtigen Muſelmann trauen. Was uns in Güte verſagt wird, das muß das Schwert uns erringen. Behalten wir die Frömmigkeit für uns und kehren den Stahl gegen unſre Feinde." Dieſe Rede machte Eindruck auf die tapfern, verfolgten Genoſſen. Wie den alten Scythen, ſo ward auch den S. Eiſen und Stahl von nun an eine Gottheit, zu der ſie ſich im Gebete richteten, und dies um ſo lieber, da mancher tapfere Mann hoffen mochte, im Kampfe gegen ſeine Verfolger ſich Hab und Gut und ſelbſt eine Herrſchaft zu erringen. Wer weiß nicht, wie vielen Vorſchub weltliche Vortheile, ſinnliche Genüſſe allenthalben und zu allen Zeiten dem Religionseifer leiſten! Nanak wollte das indiſche Kaſtenweſen und den Religionsunterſchied überhaupt abſchaffen; alle Menſchen ſollten in der Anbetung des höchſten Weſens vereinigt werden. Gowind baute fort auf dieſem breiten Fundament. Die niedrigſten Glieder der unterſten Kaſte, hieß es, ſeyen gleich dem Brahmanen und Kſchatriya; die Nation möge zu einem einzigen Körper zuſammenwachſen, damit ſie deſto mehr, deſto eher im Stande ſey, das verhaßte Joch des Islam abzuſchütteln. Gowind fühlte, daß um ſo Großes zu vollbringen, um ſo tief gewurzelte Vorurtheile auszurotten, menſchliches Zureden, Vernunft allein nicht ausreiche. Er wagte es deshalb, nach dem Muſter vieler ſeiner Vorgänger, eine Prophetenrolle zu ſpielen. Was menſchliche Kraft und menſchliche Einſicht auf den Menſchen nicht vermag, das ſoll im Namen der Gottheit zu Stande kommen. — „Das höchſte Weſen," erzählt Gowind in dem Buche des zehnten Herrſchers (Deſima Padiſchah ka Granth, welches Buch von den S. für eben ſo heilig gehalten wird, wie das Adi Granth ſelbſt) befahl mir, in dem Kali Juga zu erſcheinen. Ich für meinen Theil wäre lieber ungeboren und in dem Anſchauen der Allmacht verſunken geblieben. Es ſprach aber Gott: „Ich habe dich zu meinem Sohne erkoren, damit du die vollkommene Religion den Menſchen offenbarſt." Tritt hinaus in die Welt, erhebe die Tugend und verfolge das Laſter. Was nun der Höchſte zu mir ſpricht, das verkünde ich den Menſchen; ich bin der wahre Knecht Gottes, daran zweifelt nicht; darum werde ich ſprechen und den Mund nicht verſchließen. Ich ſpreche nicht eines Menſchen Wort, ſondern das Wort Gottes; ich kleide mich nicht nach der Norm eines Irdiſchen, ſondern folge der Vorſchrift des Höchſten; ich bete keine Steine an und ahme die Religionsgebräuche der Welt nicht nach. Ich ſpreche den grenzenloſen Namen aus und habe mich zum höchſten Weſen emporgeſchwungen. Jeder der frühern Awatars hat eine beſondere Religion geſtiftet; aber

ſie erkannten nicht das höchſte Weſen; ſie erkannten nicht die wahren Grundſätze der Tugend u. Gerechtigkeit. Alle frühern Lehren ſind unnütz; dieſe meine Lehre präge Dir tief in die Seele ein, in keiner andern Lehre wird es Dir wohlergehen, die meine nur erfaſſe mit ganzem Herzen. Siehe, als ich bereits die Worte des Höchſten in dieſer Weiſe einige Zeit verkündet hatte, da erſchien mir Durgo Bhawani (eine der Frauen des zerſtörenden Princips, Siwa), die Göttin des kriegeriſchen Muthes, in einem Traumgeſichte, von wundervollem Glanze umſtrahlt. Sie hielt ein ſtrahlendes Schwert in ihren Händen, reichte es mir hin und ſprach: erobere die Länder der Muſelmänner, es ſollen viele durch dieſes Schwert erſchlagen werden. Hierauf erwachte ich und rief begeiſtert aus: Dieſer Stahl diene mir und meinen Jüngern zum Schutze, denn in ſeinem Glanze ſtrahlt mir immer die Majeſtät der Göttin entgegen. Darum ſollt ihr immer Stahl an euch tragen; heilig ſey euch der Stahl (ähnlich ſingt Herwegh: „Laßt, o laßt das Verſeſchweißen! auf den Ambos legt das Eiſen! Heiland ſoll das Eiſen ſeyn!“); der Schutz des Allſtahles (Servloh) komme über euch. Ihr ſollt nicht mehr Sikh (Jünger), ſondern Singh (Löwen) — früher führten bloß die kriegeriſchen Radſchputen dieſe Ehrenbenennung — heißen. Wo immer ihr einem Muſelmann begegnet, erſchlagt ihn; ihr habt das Recht dazu; wo immer ihr einem Hindu begegnet, prügelt ihn durch, beraubt ihn ſeiner Güter und theilt es unter euch; ihr habt das Recht dazu. Die Länder zu verderben, wo der Muſelmann herrſcht, ſey euer Sinnen, ſey euer Trachten.“ — Auch in den äußerlichen Einrichtungen traf Guru Gowind mancherlei Veränderungen. Da der Unterſchied alles Kaſtenweſens aufgehoben war, und auch der Geringſte als Proſelyt angenommen ward, ſo fanden ſich natürlich viele Mitglieder der untern Kaſten ein, welche froh waren, aus der furchtbaren Sklaverei des Brahmanenthums errettet zu werden. Es ward nun eine eigene ſchmutzige Einweihungs-Ceremonie angeordnet, um in die Chalſa oder Kirche der Singh aufgenommen zu werdeu; es ſollte dadurch ſymboliſch die unbedingte Gleichheit aller Mitglieder der Kirchengemeinde angedeutet werden. Man lehrt dem Neophyten zuerſt ſeine Pflichten. Von nun an, heißt es, mußt Du ein Krieger werden mit Leib und Seele; die Kirche zu vertheidigen und ihre Feinde zu vernichten, ſey künftig Deine einzige Richtſchnur. Kopf- und Barthaar laß wachſen; in Blau kleide Dich v. Kopf bis zu Fuß; Stahl mußt Du immerbar bei Dir tragen, in dieſer oder jener Form. Iſt dies geſchehen, ſo wird der Bekehrte der Kirchengemeinde — welche, aus Nachahmung des Pandſchaiyat, des indiſchen Schöppengerichts, wenigſtens aus fünf Perſonen beſtehen muß — vorgeſtellt und erhält aus der Hand des Guru fünferlei Waffen: ein Schwert, Bogen u. Pfeil, einen Dolch, einen Spieß und eine Flinte. Der Diakon wendet ſich nun zu ihm und ſpricht die Worte: „Dieſer hier iſt Dein heiliger Lehrer, und Du biſt ſein Jünger.“ Es wird dann, während der Gemeinde einige Abſchnitte des erſten Buches und des Buches des zehnten Lehrers vorgeleſen werden, Zucker und Waſſer in ein Gefäß gethan u. mit einem Dolche herumgrrührt. Iſt dies zu Ende, ſo ruft die ganze Gemeinde: Heil der Kirche des Lehrers! Heil und Sieg dem Lehrer! Heil! — eine Litanei, die fünfmal wiederholt wird. Der Neubekehrte und der Lehrer waſchen ſich in der Zwiſchenzeit mit dem Zuckerwaſſer und murmeln ein Gebet in wohlklingenden Verſen zum Lobe des alleinigen Gottes, das mit folgender Strophe beginnt: „Allenthalben bin ich geweſen, habe allerlei Gattungen der Frommen geſehen, Jogi und Jati, heilige Kaſteiungen übende Männer, in Beſchauung der Gottheit verſunkene Männer, nach den verſchiedenſten Weiſen und Sitten. Alle Länder habe ich bereiſt, aber das wahrhaft Göttliche nirgendwo geſehen. Freund, ohne die Gnade des Ewigen wird das Gewicht der Menſchen immer u. ewig federleicht gefunden.“ Iſt das Gebet zu Ende, dann trinken beide, Lehrer und Jünger, das ſchmutzige Fußwaſſer, während die Gemeinde mit überlauter Stimme einfällt: Heil der Kirche des Lehrers! Heil und Sieg dem Lehrer! Heil! Hiermit iſt das Pahal oder die Einweihungsceremonie zu Ende.

Gott allein, ſagte der Guru zu ſeinen Genoſſen, iſt der Herr ſeiner Kirche; ſie bedarf keines ſterblichen Menſchen. Ich bin jetzt euer Führer und werde auch nach meinem Tode als heiliger Geiſt es bleiben. Leſet das Buch und richtet euch nach ſeinen Vorſchriften; wer der Kirche treu ergeben iſt, dem werde ich immer beiſtehen. — In dieſem theokratiſchen Sinne hat Gowind ſeine Kirche, ſeinen Staat geordnet; es ſollten die Singh eine föderative Republik bilden, an deren Spitze ein Richter oder Herzog geſtellt wird, um den Staat nach außen hin zu vertreten und zu ſchützen. Der Richter ſteht aber unter der Kirche handelt bloß in ihrem Geiſte und iſt ihr verantwortlich. Jede Gaugemeinde ſteht unter einem eigenen, von dem Gau gewählten Grafen, deſſen Amt es iſt, den Heerbann anzuführen und im Frieden die Beſchlüſſe der Genoſſenſchaft zu vollziehen. Bei wichtigen, alle Bürger oder Glaubensgenoſſen betreffenden Angelegenheiten werden die Häupter der Gaugemeinden zu einer Verſammlung nach Amritſir beſchieden, welche Gurumata (Verſammlung des Lehrers) genannt wird; denn der Lehrer oder heilige Geiſt ſpricht und handelt durch ſeine, hier verſammelte Kirche. Die Häuptlinge, welche allein die ganze Kirche repräſentiren, werden durch eine von Gowind angeordnete Klaſſe kriegeriſcher Geiſtlichen, Akali od. die Unſterblichen genannt, zu der allgemeinen Synode beſchieden. Die Akali ſind die Wächter der Kirche und des Geſetzes; ſie ſind die Sittenrichter über die Häuptlinge und alle Genoſſen der Gaugemeinden. Ihrer heiligen geiſtlichen Macht iſt Alles unterworfen; deshalb ſind ſie auch allgemein gefürchtet. Selbſt der Maharadſchah Ranadſchit (Rundſchit) Singh mußte oder hielt es für ſtaatsklug, in der höchſten Blüthe ſeiner Macht von dieſem übermüthigen Tempelorden

mancherlei Unbilden zu ertragen. Sie ziehen, bis an die Zähne bewaffnet, in groſſen Banden im Lande herum, rauben, morden und treiben allerlei Unfug im Namen des unſterblichen Guru. So ehemals und ſo heutigen Tags noch. Man ſieht ſie in einzelnen Häuflein im Fünfflußgebiete herumziehen, in jeder Hand ein bloſſes Schwert, zwei an beiden Seiten, auf dem Rücken eine Flinte und an den Armen drei oder vier an den Rändern ſcharf geſchliffene Stahlringe, welche ſie, wie behauptet wird, mit ſolcher Sicherheit zu ſchleudern wiſſen, daß ſie ihrem Gegner damit auf 60—80 Schritte ein Glied vom Leibe abhauen können. Jeder Sikh od. Singh ohne Ausnahme kann in dieſen, ſo wie in den andern geiſtlichen Orden, deren mehre im Pendſchab ſind, aufgenommen werden.

Während eines Gurumata ſollen alle Fehden aufhören, alle Leidenſchaften ſchweigen und alle perſönlichen Beſtrebungen der Häuptlinge auf die Seite geſetzt werden. Nur das allgemeine Wohl, das Gedeihen der Kirche ſey die Richtſchnur des Denkens und Handelns. Haben die Häuptlinge um das Becken der Unſterblickkeit ſich niedergelaſſen, ſo bringen die Akali das erſte Buch und das Buch des zehnten Lehrers Gowind herbei, vor welchen die ganze Verſammlung ſich tief verneigt und ausruft: Heil der Kirche des Lehrers! Heil und Sieg dem Lehrer! Heil! Es werden dann nach einer Vorſchrift Nanaks, zu eſſen und Andern zu eſſen zu geben, Kuchen aus Weizenmehl, Butter und Zucker der heiligen Schrift dargebracht u. mit einem Tuche bedeckt. Die Akali erheben ſich und mit ihnen die ganze Verſammlung zu einem Gebete, das von Muſik begleitet wird. Iſt dies zu Ende, ſo genieſſen Alle ohne Unterſchied von den Kuchen, um in dieſer ſymboliſchen Weiſe die Einheit u. Gleichheit aller Gläubigen zu beurkunden. Nach der Mahlzeit erheben ſich die Akali neuerdings und rufen: Häuptlinge, das iſt ein Gurumata. Hierauf erhebt ſich die Verſammlung nochmals zum Gebet, rückt ganz nahe an einander, und der Nachbar ſpricht zum Nachbar mit lauter Stimme: „Das heilige Buch iſt unter uns, beim heiligen Buch laßt uns ſchwören, allen innern Zwiſt zu vergeſſen und einig zu ſeyn im Geiſte". Dieſer Augenblick religiöſer Begeiſterung wird von der leitenden Prieſterſchaft benutzt, alle Feindſeligkeiten auszugleichen und die Gedanken der Verſammelten bloß auf das allgemeine Wohl der Kirche und des Staates zu richten. Die Gegenſtände, worüber die Sirdar zu Rathe ſitzen, werden von einem eigens hierzu ernannten Mitgliede der Verſammlung vorgeleſen. Die Beſchlüſſe eines Gurumata ſind für alle S. verbindlich; wer ihnen widerſtrebt, wird aus der Kirche geſtoßen und hat wahrſcheinlich auch das Leben verwirkt. Die erſte heilige Synode der Singh ward von Gowind ſelbſt zuſammengerufen und geleitet.

Niemand iſt verpflichtet, bei der Gaugenoſſenſchaft, wozu er urſprünglich gehört, zu bleiben; er kann ſie, wenn ihm der Häuptling od. irgend etwas in der Mark mißfällt, verlaſſen und ſich in einer andern niederlaſſen. Dies Bewußtſeyn gibt dem gemeinſten Sikh ein Gefühl von Freiheit und Selbſtſtändigkeit, wie es ſich ſelten in der übrigen kleinmüthigen Bevölkerung Hindoſtans findet. Andererſeits bildet das Recht der Freizügigkeit eine ſichere Schranke gegen ein grauſames Willkürregiment von Seiten der Häuptlinge. Will der Sirdar ſeine Untergebenen nicht verlieren, ſo muß er ſie freundlich und menſchlich behandeln. Deshalb hat der freie Landmann, wie der Pächter nirgendwo in Indien ein beſſeres Loos, als im Fünfflußgebiete. Der Letztere ſoll zwar geſetzlich die Hälfte des rohen Ertrags an den Grundherrn als Abgabe entrichten; dieſer begnügt ſich aber gewöhnlich mit einem viel geringern Zins. Nur die Unterthanen mohammedaniſchen Glaubens werden furchtbar gedrückt; ſie dürfen weder laut beten, noch Rindfleiſch eſſen; ſie dürfen keine Proceſſionen halten und ſich nur ſelten in den wenigen Moſcheen des Landes verſammeln. So tief hat während der langen blutigen Religionskämpfe der Widerwille der S. gegen alles Mohammedaniſche Wurzel geſchlagen, daß ſie ſelbſt einen Widerwillen gegen die perſiſche und arabiſche Sprache haben, weil ſie wähnen, dieſe Idiome hängen mit dem Islam zuſammen. Deshalb haßt auch der Muſelmann den herrſchenden Sikh auf den Tod u. mordet ihn unbarmherzig, wenn es im Geheimen geſchehen kann.

Zwiſtigkeiten über geringfügige Gegenſtände werden durch ein Dorf- oder Schöppengericht, das nach alter indiſcher Sitte wenigſtens aus fünf Perſonen beſtehen muß und deshalb Pantſchayat genannt wird, entſchieden. Wichtigere Gegenſtände werden vor eine Gau- oder Fürſtenverſammlung gebracht u. nach dem herkömmlichen Gewohnheitsrechte der Hindu entſchieden. Es iſt aber dieſes Gewohnheitsrecht nirgendwo verzeichnet, ſondern bloß im treuen Gedächtniß der Aeitermänner aufbewahrt. Jeder muß ſich ohne Ausnahme dieſen Gemeindegerichten unterwerfen. Die Dorf- u. Gaugenoſſen leiſten ſich gegenſeitige Hülfe, um geſtohlenes Gut wieder zu erlangen; der Dieb wird nach Gutdünken des Beſchädigten und nach dem Werthe des geſtohlenen Gegenſtandes gezüchtigt; doch kann eines Raubes wegen Niemand mit dem Tode beſtraft werden. Der Mord wird aber von der zur Rache verbundenen Verwandtſchaft nur mit Blut geſühnt, es muß in dieſem Falle Gleiches mit Gleichem vergolten werden. Der Angeſchuldigte kann aber auf ein Gottesurtheil ſich berufen; er kann zur Probe der Unſchuld ſeine Finger in ſiedendes Oel ſtecken oder mit bloſſer Hand eine glühende Pflugſchar eine Strecke weit tragen. Kommt er unbeſchädigt durch, ſo iſt ſeine Unſchuld über allen Zweifel erhaben. Ein einſichtsvoller Geiſtlicher der S., der mehre Jahre in Kalkutta lebte, ſprach mit Begeiſterung von dem Verwaltungs- und Gerichtsweſen ſeiner Glaubensgenoſſen. Hier, pflegte er zu den Engländern zu ſagen, wird dem Beleidigten ſchnell zu ſeinem Rechte verholfen, während ihr durch wunderliche, koſtſpielige Formen, durch langwierige und ärgerliche Schreibereien hingehalten, kein Ende zu finden wißt. Unſer Gerichtsweſen iſt für

Digitized by Google

edle, freiſinnige Menſchen eingerichtet, das eure für gemeine, verſchmitzte Schurken. Dieſe republikaniſchen Einrichtnngen waren für eine Genoſſenſchaft, welche wie die alten Römer, bloß aus Kriegern u. Ackerbauern beſteht, vortrefflich geeignet. Sie wurden aber bald, ſowohl durch die Herrſchaft der Großen, wie durch die Zügelloſigkeit der Maſſen, nntergraben. Man findet heutigen Tags nur geringe Reſte der Weiſe des ehemaligen Gemeindeweſens im Fünfflußgebiete.

Als nun der junge Guru durch dieſe u. andere Einrichtnngen, welche ſämmtlich aus dem Gefühl hervorgingen, die zerſpitterten Hindu zu einer einzigen Nation umzuſchaffen, die Fremden aus Hindoſton zu vertreiben, als Gowind eine tapfere, auf Tod und Leben kämpfende Kriegerſchaar zuſammenbracht hatte, trat er dem Padiſchah Orangſeb (Aurengzeb) und ſeinen fanatiſchen Statthaltern offen und kraftig entgegen. Ihr macht, ſo ſoll er dem Fürſten zu Delhi geſchrieben haben, aus Hindn Muſelmänner; dies iſt durch eure Religion erlaubt. Den Hindu war bis jetzt, durch götzendieneriſche Brahmanen überliſtet, die Aufnahme eurer Gläubigen nicht geſtattet (es werden bekanntlich im Brahmanismus keine Proſelyten angenommen; wie wäre dies auch bei einer Kaſteneintheilnng möglich?); ich habe aber den reinen Glanben der Altvordern wieder aufgerichtet, — ich werde aus Muſelmännern Hindu machen. Sieh dich vor in deiner erträumten Sicherheit, ich werde den Sperling (unter dem Sperling ſind die verachteten Kaſten zu verſtehen) lehren, den ſtolzen Adler zu Boden zu ſchlagen. — Gowind war unermüdlich in den Kampfen gegen die Muſelmänner, doch konnte er ſein Ziel nicht erreichen. Der Guru, ſagen ſeine Jünger, pflanzte den Baum; er ſollte aber, gleich wie viele andere Propheten, die reife Frucht nicht genießen. Seine wiederholten Kämpfe hat Gowind ſelbſt, in dem Buche des zehnten Lehrers, auf eine Weiſe beſchrieben, die an die ergreifenden Heldenlieder Oſſians erinnert, an die jungen Krieger, die dieſer beſungen, „den Vätern gleich an Ruhm“. Gowind ſpricht nicht bloß von ſich, er läßt auch ſeinen Genoſſen vollkommen Gerechtigkeit widerfahren. „Wie ein die Walder verzehrender Flammenſtrom, ſtürzten ſie auf ihre Gegner; ſiehe, wie Kripal wuthet, wie er ſeine Keule ſchwingt u. dem hochmüthigen Khan den Schädel entzweiſchlägt. Gleichwie Kriſchna ein irden Gefäß mit Butter zertrümmert, ſo leicht, ſpricht der begeiſterte Guru, erſchlug er den Häuptling, verſpritzte ſein Blut und zerſtreute ſeine Glieder im offenen Felde. Nand Chand ward von furchtbarer Wuth ergriffen, mit Gewalt ſchleuderte er den Speer nnd ſchwang den Degen. Der Degen zerſplitterte; da zog er den Dolch, um die Ehre des Stammes der Sondi zu wahren. Und ſiehe, mein mütterlicher Onkel Kripal kam nochmals herbei und vollbrachte nochmals Kriegerthaten, würdig eines ächten Kſchatriya. Der gewaltige Krieger, obgleich ſelbſt von einem Pfeile getroffen, hat mit einem andern einen mächtigen Khan vom Pferde zu Boden geſtürzt. Wo die Schlacht am Stärkſten war, wüthete der Kſchatriya Sahab Chand und erſchlug einen wilden Fürſten, einen Krieger aus Khoraſan. Nun kreiſchten die blutdürſtigen Geſpenſter und Geiſter nach Mord und Todtſchlag; das tolle Haupt der Damonen lachte laut vor Freude und traf die Vorbereitungen zu ſeinem ſchrecklichen Mahle, und die hungrigen Geier flogen hin u. her, nach dem Raube gierig. Als nun auch ich mit einem Pfeile verwundet wurde, da legte ich den Bogen an auf den Gegner, und ein Gleiches thaten alle Genoſſen. Ich zielte auf den jungen Helden Hari Chand, einen ausgezeichneten Fürſten unter den Hunderttanſend der Radſchas. Er fiel, nnd ſein ganzes Heer, von Beſtürzung geſchlagen, wendete ſich um und floh vom Schlachtfelde. Durch die Gnade des Höchſten ward uns der Sieg zu Theil, u. nun erſchollen unſere Triumphgeſange. Alle Krieger waren erfreut, nnd wie Regen fielen die Reichthümer auf uns hernieder. — Gowind focht mit wechſelndem Glücke ſein ganzes Leben lang gegen die Moslem und ihren Podiſchah Orangfed. Zwei ſeiner Söhne wurden gefangen und auf grauſame Weiſe hingerichtet; ein dritter fiel im Kampf, an ſeiner Seite eine große Menge der tapferſten S. Der Guru nahm ſich dies zu Herzen, daß er auf kurze Zeit des Verſtandes beraubt wurde. Er blieb aber dem Vorſatze, ſein Volk aus dem mohammedaniſchen Joche zu befreien, unerſchütterlich getreu und † als ein Märtyrer für die Freiheit ſeines Vaterlandes. Bahadur Schah, der Nachfolger des Orangſeb, ſuchte den gewaltigen Krieger und ſein unbeugſames Geſolge durch Milde und Freundlichkeit zn gewinnen. Gowind, ſo lautet wenigſtens eine Angabe, erhielt im Dekan ein kleines Lehen, konnte aber auch hier ſeinem Lebensplane, gegen die Muſelmänner zu kämpfen, nicht entſagen. Von dem Dolche eines afghaniſchen Kriegers (1708) getroffen, † er zu Nander, einer Stadt am Godaveryfluſſe, 24 Meilen von Heiderabad entfernt (an dem Orte, wo Gowind †, iſt ein Erziehungsinſtitut für die S. errichtet, wo 1818 300 junge Leute erzogen wurden). Mit Recht ſind die S. ſeines Lobes voll und ſtellen ihn auf eine Stufe mit Nanak. „Guru Gowind“, ſagt einer derſelben, „iſt der zehnte Awatar; er war als Löwe geboren und zeigte ſich als Singh ſein ganzes Leben lang; er vernichtete die ruchloſen Türken und erhöhte den Namen des Herrn. In den Schlachten konnte ihm Niemand wiederſtehen, weder die Radſchas der Hindu, noch die Khans der Muſelmanner. Auf den Befehl des Ewigen hat der große Guru die wahre Erkenntniß unter den Menſchen verbreitet und die Kirche eingerichtet. Guru gründete den Staat der Singh u. hat dadurch die ganze Welt mit Angſt erfüllt. Die Tempel und heiligen Plätze, die Begräbniſſe und Moſcheen, ſie alle hat er verwüſtet, vernichtet; er hat die Wedas und die Puranas, die ſechs Schaſtras (ſie werden auch die ſechs Angas oder Wiſſenſchaften genannt: Ausſprache, religiöſe Handlungen, Grammatik, Poetik, Aſtronomie und Auslegung der Wedas) und den Koran verworfen; er hat das Gebet der Moslem abgeſchafft u. ihre Sultane erſchlagen;

alle Sekten hat er verwirrt und vernichtet. Als auf den Befehl des Guru Gowind die Singh zum Schwerte griffen, erzitterten die Türken, u. die Glaubensnormen Mohammeds wurden abgeſchafft; die Trommel des Sieges rollte in der Welt, und Furcht und Schrecken waren verſchwunden. So ward die dritte Religion (die S. nennen ihre Religion, neben dem Islam und Brahmanismus, gewöhnlich die dritte) gegründet und nahm täglich zu an Macht".

Guru Gowind hatte keinen Sohn hinterlaſſen; eine Prophezeihung hatte überdies die vom heiligen Geiſte bewegten und geleiteten Führer auf zehn beſchränkt. Deshalb ward jetzt weder eine Verſammlung der Gläubigen zuſammengerufen, noch ein neuer Führer und Lehrer erwählt. „Gott allein", ſagte ja der ſterbende Guru, „iſt unmittelbar der Beſchützer u. Leiter ſeiner Kirche." Der Freund und vieljährige Begleiter des verſtorbenen Guru, Banda mit Namen, hielt die junge Gemeinde zuſammen; er forderte ſie auf, die Verwirrung, welche nach dem Tode Orangſebs in Hindoſtan entſtanden, zu benutzen und wegen der erduldeten Drangſale, wegen der Ermordung des Guru und ſeiner ganzen Familie an ihren Verfolgern Rache zu nehmen. Der Statthalter des Kreiſes Sirhind, welcher die mündigen Söhne Gowinds hatte hinrichten laſſen, ward zuerſt als Opfer auserkoren. Dieſer Befehlshaber u. alle ſeine Truppen wurden, da kein Pardon ertheilt wurde, bis auf den letzten Mann niedergehauen; ein gleiches Loos traf nach der Einahme Sirhinds die unſchuldigen Kinder u. die Frauen eines andern mohammedaniſchen Großen. Den größten Theil der Einwohner der Stadt fraß das unerbitliche Schwert dieſer Wüthriche. Selbſt alle öffentlichen Gebäude und Moſcheen wurden niedergeriſſen. Durch ſolch einen Erfolg begeiſtert, glaubten die S., von nun an könne ihrer Macht nichts mehr widerſtehen. In der That unterwarfen ſie ſich auch während eines Zeitraums von wenigen Monaten alles Land zwiſchen dem Setledſch und der Dſchamna, ſetzten ſelbſt über dieſen Fluß und machten verwüſtende Streifzüge bis nach Mittelindien. Jede nur erſinnliche Greuelthat ward gegen die Unterthanen des Padiſchah Bahadur verübt: wer ſich nicht alsbald zu dem Glauben der S. bekennen u. ihre Tracht annehmen wollte, der ward ohne alles Erbarmen eine Beute des Todes. Bahadur Schah beeilte ſich nun, den Krieg mit den Mahratten und den Radſchputen, den ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte, vor der Hand wenigſtens durch einen Waffenſtillſtand (1709) zu enden, um dann alle ſeine Streitkräfte gegen die S. richten zu können. Von der Niederlage, welche die S. jetzt erlitten, erhoben ſie ſich aber während der Wirren (1712), die nach dem Tode des Bahadur Schah das großmongoliſche Reich zerrüteten, ſchnell zur neuen Macht empor. Dieſer Fürſt iſt wahrſcheinlich, wegen ſeiner Hinneigung zu den Schiiten, von den Sunniten vergiftet worden. Bahadur war nämlich ſo unbeſonnen, mit ſunnitiſchen Geiſtlichen und Gelehrten religiöſe Zankgeſpräche zu halten und, wenn wir einem Schiiten glauben dürfen, ſie ſämmtlich zu beſiegen. Zu welchen Verbrechen aber Sekteneifer und beleidigte Eitelkeit verleiten können, weiß Jeder, der die Begebenheiten der Weltgeſchichte und die geheimen Falten des menſchlichen Herzens kennt. In den blutigen Kämpfen, die, wie gewöhnlich, um die Nachfolge im Reiche entſtanden, verblieb der Sieg dem älteſten Sohne Bahadurs, dem ſchwächſten und unbedeutendſten der Prätendenten. Dſchehandar Schah, ſo nannte ſich dieſer Fürſt, hatte die Krone allerlei wunderlichen Zufälligkeiten, dann zunächſt dem Emir al Omra, Sulfikar Khan, zu verdanken, welcher gleich ausgezeichnet war als Krieger und Staatsmann. Der neue Padiſchah war aber dieſer Stelle in keiner Weiſe würdig; der alte Eradet Khan nennt ihn geradezu „einen elenden Dummkopf" und verſichert bei Allem, was heilig iſt, daß er die Wahrheit ſage, ohne Haß und ohne Liebe. Man erfuhr bald, daß der Fürſt dem Müſſiggange, dem Wein, den Weibern und allen andern ſinnlichen Genüſſen ergeben, die wichtigſten Stellen des Staates an Sänger und Muſikanten verleihen wolle und zum Theil auch verlieh; man ſah, wie ein Gemüſeweib und ihre ganze Verwandtſchaft, weil ſie das Glück hatte, mit einer Schönheit des Harems bekannt zu ſeyn, als dieſe noch die Menge in den Straßen beluſtigte, mit Reichthümern überſchüttet wurde, und Alles ward über die Anmaßung und den Hochmuth dieſes niedrigen Geſindels empört. Mit jedem Tag vermehrte ſich die Anzahl der Unzufriedenen; eine erfreuliche Ausſicht für den einzigen noch vorhandenen Sproſſen Babers, welcher unter dieſen Umſtänden hoffen konnte, die Herrſchaft mit leichter Mühe an ſich zu reißen.

Ferokhſir, ſo hieß dieſer Prinz, hatte ſich, als Dſchehandar Schah alle ſeine Verwandten hinrichten und ſelbſt die Leichen ſchmachvoll mißhandeln ließ, nach den öſtlichen Grenzländern des großmongoliſchen Reichs geflüchtet u. ward dort von einer Siudfamilie, welcher die Verwaltung der Provinzen Allahabad und Behar übertragen war, freundlich aufgenommen. Die Sind, vorgebliche Nachkommen Mohammeds, waren in Indien ſehr zahlreich und erfreuten ſich eines großen Anhanges; Orangſeb hielt es ſchon für nothwendig, ſeine Nachkommen vor dem Einfluſſe und dem Ehrgeize dieſer Genoſſenſchaft zu warnen. Man ſollte ſie, ſo ſprach der Fürſt in ſeinem letzten Willen, mit Ehrfurcht behandeln, ſie aber niemals zur Macht erheben. An der Spitze dieſer Sind ſtanden die Brüder Abdallah Khan u. Huſain Ali. Dieſe tapfern, ſtaatsklugen Männer, welche vor keinem Verbrechen zurückwichen, ſobald es ſich darum handelte, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, ſchlugen die Heere, welche Dſchehandar Schah und Sulfikar ihnen entgegenſtellten, und erhoben dann ihren Schützling auf den Thron Hindoſtans. Beide, der Schah und ſein Großweſſir, fielen in die Hände der Sieger und wurden hingerichtet. Ihre Leichen wurden, mit dem Rumpfe abwärts gerichtet, an einen Elephanten gebunden, welcher den Triumphzug des neuen Padiſchah durch Delhi begleitete; die Köpfe wurden auf hohe Spieße geſteckt und auf beiden Seiten einhergetragen. Als dieſes gräßliche Schauſpiel

zu Ende war, wurden die Leichname abgebunden und auf die öffentiiche Straße vor den Eingang der großen Moſchee hineingeworfen, wo ſie einige Tage iang der niedrigſten Volksklaſſe zum ergötzlichen Schauſpiele dienten. Als der Padiſchah Ferokhſir den Thron ſeiner Väter beſtieg (1713) waren die S. die Herren eines großen Theils der nordweſtlichen Länder des großmongoliſchen Reiches. An ihrer Spitze ſtand der wilde Banda, welcher darauf ausging, das volksthümliche Gemeinweſen des Guru Gowind aufzuheben und ſich eine Krone zu erwerben. Anſtatt des von Gowind angeordneten Grußes ſollte man: Sieg der Religion! Sieg der Kirche! ſagen. Die blaue Kleidung, ſo wie Fleiſchſpeiſen jeder Art wurden verboten, dann auch andere Veränderungen vorgenommen, ohne die Verſammlnng der Häuptlinge oder die Akali darum zu befragen. Dieſe Unſterbiichen, deren Einfluß und Macht gebrochen werden ſollte, waren natürlich ſoichen Neuerungen ſehr entgegen; viele von ihnen büßten ihre Beharrlichkeit bei den hergebrachten Einrichtungen mit dem Leben. Die meiſten S. fügten ſich aber, aus Furcht vor der unmenſchlichen Grauſamkeit dieſes Mannes der neuen Ordnung. Die Aufmerkſamkeit des neuen Herrſchers von Deihi ward alsbaid nach dem Peudſchab gerichtet. Lahore war von den S. eingenommen und der Statthalter ermordet worden. Der Kommandant in Kaſchmir, ein tapferer türkiſcher Häuptling aus den Gegenden jenſeits des Orus, erhielt den Befehl, ein neues Heer zu werden, um dieſen Mord zu rächen und das Land von den S. zu reinigen. Banda und ſeine Schaaren wichen vor der Tapferkeit und Uebermacht der friſchen, durch das indiſche Kiima noch nicht verweichiichten Turanitruppen zurück; ein großer Theil der S., mit dem Anführer an der Spitze, flüchtete nach einer nördlichen Bergfeſte und erduldete hier alle Drangſale des Hungers und des Durſtes. Sie mußten ſich endlich den Truppen des Padiſchah ergeben. Die abgemagerten Gefangenen wurden, nachdem ihnen Hände und Füße gebunden waren, enthauptet und in den nahen Fluß geworfen. Nur die Anführer ſparte man für einen Triumphzug auf; ſie wurgen auf lahmen und ſchlechten Eſein u. Kameelen nach Delhi geführr. Bei ihrem Einzuge in die Hauptſtadt ſetzte man jedem eine papierne Kappe auf, und eine Anzahl Köpfe der Genoſſen, auf Spieße geſteckt, ward vor ihnen hergetragen. Die Wuth des gemeinen, feizen Haufens zu Delhi, der von Glaubenshaß u. Rache beſeelt war, kannte keine Grenzen; hätten ſie nicht die Turanitruppen beſchützt, ſo wären die S. lebendig zerriſſen worden. Auf Befehl des Padiſchah wurden in den Gängen des Bazars täglich hundert der Gefangenen enthauptet, keiner von ihnen bekannte ſich zum Islam, keiner flehte um ſein Leben. Die S. ſtritten ſich im Gegentheii um die Ehre, wem zuerſt die Seligkeit des Märtyrthums zu Theil werden ſollte. Endiich kam auch die Reihe an Banda. Man gab ihm den Sohn an die Hand und befahl dem Vater, ihm eigenhändig die Gurgel entzwei zu ſchneiden; Banda gehorchte ſogieich, ohne einen Laut von ſich zu geben. Jetzt ward ihm ſelbſt mit glühenden Zangen das Fleiſch vom lebendigen Leibe geriſſen, bis er, unter den furchtbarſten Qualen, die er mit der größten Standhaftigkeit ertrug, ſein Leben geendet hatte. Banda's Geſicht hatte einen angenehmen Ausdruck und zeugte von Verſtand und Einſicht, dies bewog einen Vertrauten des Ferochſir, das Haupt der S. mit folgenden Worten anzureden: „Es iſt mir unbegreiflich, daß ein Mann, aus deſſen ganzem Weſen ſo viel Verſtand und Scharfſinn leuchtet, und der auch in der That außerordentliche Beweiſe ſeiner mannichfachen Fähigkeiten gegeben hat, es iſt unbegreiflich, daß ſolch ein Mann ſich ſo ſchrecklich ruchloſe Thaten zu Schulden kommen laſſen konnte, die ihm nothwendig in dieſer und in jener Weit zum Verderben gereichen mußten.“ Banda ſoll, ohne das Geſicht zu verändern, hierauf Folgendes erwidert haben: „Wenn die Menſchen in dem Grade laſterhaft und ſchlecht werden, daß Redlichkeit und Gerechtigkeit keinen Schutz mehr finden auf Erden, dann erweckt die Gottheit gewöhniich ſolch eine Geißel, wie ich war, um die böſe Rotte zu verderben. Sind die Menſchen gehörig beſtraft, dann wird ein anderer Mann beſtellt, um den Züchtiger zu züchtigen.“ So wenigſtens lautet die Nachricht in den freilich parteiiſchen Berichten der mohamedaniſchen Geſchichtſchreiber. Nach dieſer großen Niederiage, nach der Hinrichtung ihres Häuptlings und ihrer vorzügiichſten Anführer (1716) ſuchten und fanden die kleinen Häuflein der entronnenen S. in den Alpenlandſchaften und Schiuchten am ſüdlichen Abhange des Himalayagebirges eine ſichere Zuflucht. Sie ſtanden wohl zu dieſem Zwecke, um ſich einen Rückzug offen zu halten, ſchon ſeit längerer Zeit mit den einheimiſchen Radſchas dieſer Gegenden in freundlichen Verbindungen. Die S. erſcheinen zuerſt wiederum im offnen, ebenen Lande während der Wirren, weiche nach dem Rückzuge Nadir Schahs in Hindoſtan ſich erhoben; wir finden ſie als Räuber und Wegelagerer auf ihrem alten Tummelplatze im Fünfflußgebiete. — Die Laſten der Landbewohner im Fünfflußgebiete waren nach dem Rückzuge Nadirs unerträglich; die unglücklichen Unterthanen des großmongoliſchen Reiches ſollten die ausgeleerten Staatskaſſen zu Delhi durch ihren Schweiß wieder apfüllen; man war unbarmherzig genug, ihnen, die ohnedies ſo viel gelitten hatten, noch zuzumuthen, die Beute und den Raub des Eroberers zu erſetzen. Die Bewohner des Pendſchab waren aber ärger gepeinigt, als die anderer Provinzen; da ſie vermöge des Friedens Nadir gehörten, ſo verlangte man von ihnen, daß ſie die Summen erſchwingen, zu welchen Mohammed Schah ſich verpflichtet hatte. Wird ihm die bürgerliche Geſellſchaft unerträglich, ſo tritt der Beſſere und Tüchtigere hinaus, ergreift das Räuberhandwerk und wird der Feind aller derjenigen, die ſich der beſtehenden Tyrannei fügen, welche durch Dulden und Handein ſie unterſtützen; es geht der Menſch in den urſprünglichen Zuſtand vor der Gründung der großen Staatenvereine zurück, und iſt vollkommen in ſeinem Rechte.

Digitized by Google

So auch die Landbeſitzer aus dem Dſchetvolke (Dſchet im Pendſchab und Fellah in Aegypten bedeuten daſſelbe: Landmann, gemeine Leute; die Dſchet ſind Hindu von der 4. großen Kaſte der Sudras) im Pendſchab, welches ſeinen Urſprung bis zu dem Juritſchi im jetzigen Lande der Ordos oder der Indoſcythen der Alten hinaufleiten kann. Um ſich von dem ſklaviſch gehorchenden Volke und den muſelmänniſchen Herren auch äußerlich zu trennen, ſchwangen ſie die Fahne des Guru Gowind. Wah Guru dſchi ki Fateh! (Heil und Sieg den Jüngern des Guru!) ward das Loſungswort, unter welchem ſie zuſammentraten und ſich gegen ihre Tyrannen erhoben. Die Heiligkeit der Formel entſchuldigte Mord und Raub; in ihrem Namen konnte, wie ſo häufig in der Weltgeſchichte, jede Schandthat geſchehen. — Die Bauern des Pendſchab vertauſchten jetzt die Pflugſchaar mit dem Schwerte. Rottenweiſe ließen ſie ſich vermittelſt der Einweihungsceremonie des Waſchtrankes unter den Fahnen des Guru Gowind anwerben, wählten ihre Hauptleute, fielen Dörfer und Städte an, raubten u. mordeten. Es waren dies anfänglich Banden von 10—20 Perſonen, in dem Hindudialekte des Landes Dſcharwi oder Straßenräuber genannt, welche ohne allen Zuſammenhang unter ſich ſelbſt auf eigene Gefahr und zum eigenen Vortheil auf Beute ausgingen, wovon allen Genoſſen gleiche Theile gereicht wurden. Der Name eines kühnen, glücklichen Anführers ward bald, wie dies zu geſchehen pflegt, auf einer großen Landſtrecke bekannt; er hatte nun am meiſten Zulauf; zu ihm zogen die größten Waghälſe, die wildeſten, grauſamſten Menſchen. Der erſte Raub ward gewöhnlich auf gute Intereſſen angelegt; man verſchaffte ſich damit beſſere Waffen, man rüſtete ſich, um größere Züge unternehmen und reichere Beute machen zu können. Bald fühlte die Bande ſich kräftig genug, ganze kleine Diſtrikte zu beſetzen; hier wurden nun, zum Trotze der Statthalter von Lahore, offene Lager, Dehras, aufgeſchlagen, aus welchen in der Folgezeit, wie aus denen der römiſchen Legionen, mehre größere Ortſchaften und Städte hervorgegangen ſind. Wenn der Heerbann der Senindare, wenn die ihnen an Anzahl überlegenen Reiterſchaaren des Nawab ſich verſammelten und die Banden umzingeln wollten, ſo liefen die Räuber eilends in den verſchiedenſten Richtungen auseinander, zogen ſich dann, wie vorher verabredet, nach einem beſtimmten Vereinigungsplatze zurück, in die Moorlande des Nordens oder in die ſchwer zugänglichen Thäler der ſüdlichen Abhänge des Himalaya. War die Gefahr vorüber, hatte ſich die Landmiliz aufgelöſt, und waren die Truppen der Regierung in ihre Garniſonen zurückgekehrt, dann brachen die S. wieder aus ihrem Verſtecke hervor und begannen das Räuberhandwerk von Neuem. So verfuhren ſie auch, ſobald der Afghane Ahmed Schah das Fünfflußgebiet überzog; nur einigemal waren die Jünger Gowinds unvorſichtig genug, ſich von den Durani überraſchen zu laſſen, und wurden dann ſchonungslos niedergemetzelt. Eine Niederlage unfern Lodianah iſt unter dem Namen Chalu Chara oder das Blutbad berühmt; es ſollen nach einer Angabe 25,000, nach einer andern, viel wahrſcheinlichern 12,000 Mann auf dem Platze geblieben ſeyn.

Unter dieſen Umſtänden hoben ſich die Vorfahren des Rundſchit Singh ſchon ziemlich frühe zu überwiegender Macht empor. Von dem Bauersmann Diſu, dem Urahn der fürſtlichen Familie des Pendſchab, iſt weiter nichts bekannt, als daß er ein Dſchet war aus dem Sanſi Klane und 3 Hufen Landes mit einem Brunnen darin beſaß; nach den Brunnen wird nämlich im Pendſchab, an den Plätzen, wo die Flüſſe zur Bewäſſerung nicht verwendet werden können, der Beſitz gerechnet; dieſer Bauer wohnte in dem Dorfe Sukardſchak, in dem Diſtrikte Mandſchhi, zwiſchen dem Rawi und Bevah gelegen. Sein Sohn Nodh Singh freite um die Tochter eines benachbarten Gutsbeſitzers, Gulab geheißen, welcher ſich bereits zur Religion des Nanak bekannte. Der Uebertritt zum Glauben der Braut war die Bedingung der väterlichen Einwilligung; der junge Bauersmann ſchlug ein; er verkaufte ſein Erbe, gürtete ein Schwert um die Hüften, nahm eine Flinte auf den Rücken, ſetzte ſich aufs Pferd und ward Freibeuter in der Bande eines berühmten Häuptlings, Kapur Singh. Nach dem Tode (1760) des Nodh verſchmähte es ſein Sohn Tſcharat Singh, unter einem Hauptmann zu dienen; er trennte ſich von der Bande und war glücklich genug, mit Hülfe ſeiner Brüder eine neue auf die Beine zu bringen, die bald durch Kühnheit und Glück einen großen Ruhm erlangte. Durch den Einfluß der Familie ſeiner Frau erhielten die Räuber in einem Dorfe unfern Lahore einen ſichern Schlupfwinkel, der vortrefflich gelegen war zu Raub- und Plünderungszügen gegen die reichen Bewohner der Hauptſtadt des Kreiſes. Tſcharat erhielt bald einen großen Ruf und außerordentlichen Zulauf; die nächſte Umgegend, ſelbſt die Straßen Lahore's wurden unſicher. Der afghaniſche Statthalter mußte ſich endlich zu einem Kampfe mit den verwegenen, an Zahl täglich zunehmenden Banden entſchließen. Seine eigenen Truppen dünkten ihm aber nicht hinreichend zu dieſem Unternehmen; der Kommandant von Lahore entſchloß ſich nun in einer unglücklichen Stunde, andere Sikhbanden im Sold zu nehmen, um ſie gegen die mächtigen Haufen des Tſcharat zu führen. Sie gingen, wie zu erwarten war, mitten im Treffen (1761) zu ihren Brüdern über; der Afghane mußte ſich glücklich ſchätzen, auf einem flüchtigen Pferde entrinnen und ſeine Schmach innerhalb der Mauern Lahore's verbergen zu können. Sein ganzes Lager, all ſein Kriegsgeräthe fiel in die Hände der treuloſen S. Was half es, daß Ahmed im folgenden Jahre herbeieilte und die Räuberhorden züchtigte, daß er den Tempel der S. zu Amritſir in die Luft ſprengen und den heiligen Waſſerbehälter mit dem Blute und dem Eingeweide der heiligen Kühe verunreinigen ließ? — ein furchtbares Verbrechen in den Augen der Jünger des Guru Gowind. Kaum daß die Nachricht erging, der König der Durani ſey über den Indus zurückgekehrt, ſo krochen die S. aus ihren nörd-

Digitized by Google

lichen Thalſchluchten und Sumpfwaldungen hervor, ſtrömten haufenweiſe nach Amritſir und hielten eine Volksverſammlung, um ſich über die Unternehmungen, wie man an dem Feinde blutige Rache nehmen könne, zu berathen; es hatte nämlich für den Augenblick die gemeinſchaftliche Gefahr alle Bandenführer vereinigt. Zuerſt zogen die Reiterſchaaren nach dem benachbarten, von Mohammedanern bewohnten Kaſur. Der Ort war eingenommen und rein ausgeplündert. Durch den Erfolg ermuthigt und durch die große Beute, die ſie in Kaſur machten, zu weiterem Raube angetrieben, beſchloſſen die S., ihre ganze Macht zu vereinigen (ſie ſollen damals bereits 40,000 Bewaffnete gezählt haben) und Sirhind anzugreifen. Die Muſelmänner wurden geſchlagen, und der Befehlshaber dieſes bedeutenden Platzes blieb ſelbſt im Treffen. Die Wuth der glaubensvollen S. gegen dieſe wichtige, volkreiche Stadt kannte keine Grenzen; denn hier wurden die Söhne Guru Gowinds, hier ward einer Sage nach Guru Gowind ſelbſt durch Weſir Khan, dem Statthalter Orangſebs, zu Tode gemartert. Sie machten Sirhind zu einem Schutthaufen, und auch nicht ein Haus blieb unverſehrt. Sirhind iſt heutigen Tags noch den S. ein verhaßter Ort. Einen Stein gegen dieſe verruchte Stadt zu werfen, drei Ziegel von den Wällen abzubrechen und ſie in die benachbarten Flüſſe Sutledſch oder Dſchamna zu ſchleudern, gilt für eine verdienſtliche Handlung unter den Jüngern Gowinds. — Ahmed erſchien neuerdings (1763), ohne aber gegen die flüchtigen S. etwas ausrichten zu können. In den Ruinen Sirhinds hörte er von einem Aufſtande zu Kandahar; er mußte mitten im Sommer längs des weſtlichen Ufers des Sutledſch und der Wüſte nach Multan und von da nach der Heimath eilen, um daſelbſt die Ruhe herzuſtellen. Seine Durani, Beludſchen und Usbeg litten furchtbar, ſowohl von der Hitze Indiens wie von der Kälte Afghaniſtans, wo ſich damals der Winter ſehr früh eingeſtellt hatte. Nur noch einmal zog der König nach Hindoſtan (1767); aber auch dieſe Heerfahrt blieb erfolglos. Wie Raben umſchwärmten die Sikhreiter das nach der Heimath zurückkehrende Heer des Durani, beunruhigten bald dieſe, bald jene Seite, plünderten das Gepäck und mordeten die Nachzügler. Hielt man Stand, um ſie zu züchtigen, ſo waren ſie in der Eile auf und davon. Dies erregte ſolch einen Mißmuth unter den Afghanen, daß ſie gerabezu erklärten, in Indien würden ſie nicht mehr dienen. Ahmed mußte alſo der Nothwendigkeit nachgeben und die S. in beiden Provinzen Lahore und Sirhind gewähren laſſen. Ihr Macht verbreitete ſich nun in der größten Schnelle über dieſe Länder; Lahore ward genommen (1764) und unter vier Häuptlinge getheilt. Jeder Sirdar ſuchte unter der allgemeinen Verwirrung, ſo weit ſeine Macht reichte, Land an ſich zu reißen. Die zahlreichen Häuptlinge erkannten Niemanden als Oberherrn; Niemand hatte das Recht, ſie zur Rechenſchaft zu ziehen; es waren auch, nachdem die urſprünglichen Einrichtungen im Laufe der Zeit ihre Geltung verloren hatten, keine allgemeinen Satzungen vorhanden, nach welchen eine Herrſchaft eingerichtet und ein bürgerliches Regiment geführt werden konnte. Zu einem tüchtigen, bewährten Häuptlinge ſchlugen ſich Verwandte, Freunde und Abenteurer, welche ſämmtlich auf ein gleiches Ziel losgingen. Nicht um die Gunſt des Herzogs, noch um Sold diente und gehorchte man dem Führer; gleiche Theile alles Erworbenen, ſey es liegende oder fahrende Habe, Menſchen oder Vieh — ſie wurden beide nur als Sache betrachtet — war ſtillſchweigende Bedingung. Das eroberte Land gehörte gleichmäßig der ganzen Genoſſenſchaft, Miſal genannt; dem Herzog gebührte im Kriege die Anführung, und auch im Frieden hatte er, nicht durch ein Recht, ſondern durch ſeine Stellung und ſein Anſehen bei der Genoſſenſchaft, eine Art ſchiedsrichterlicher Gewalt. Man gehorchte ihm nur in ſo weit, als es das eigene Intereſſe oder in gefährlichen Zeitläuften das Wohl des Ganzen erheiſchte. Jede Genoſſenſchaft handelte übrigens in allen vorkommenden Angelegenheiten, wie es ihr gut dünkte, ohne nach dem Treiben der andern zu fragen. Doch fanden beim Beginn des Sommers und Winters, im April und Oktober zu Amritſir Verſammlungen aller Häuptlinge und Gaugrafen Statt, wo über die allgemeinen wichtigen Intereſſen des Volkes, wie über größere gemeinſchaftliche Kriegszüge der ſtreitenden Kirche, Dal genannt, berathen und Beſchluß gefaßt wurde. Bei ſolchen feierlichen Gelegenheiten badete ſich Jeder zuerſt in dem heiligen Weiher, ging dann zu der Gurumata und ſprach, wie Einſicht und Vortheil es geboten. Das Haupt der Genoſſenſchaft hatte die Verpflichtung, die Länder, Städte und Dörfer, je nach dem Verdienſte der Einzelnen und im Verhältniß zu den Roſſen und Summen, die er zur Bande mitbrachte, unter den Geſellen zu vertheilen. Dem Anführer ward zuerſt ſein Theil ausgeſchieden, der natürlich den des gemeinen Freien weit übertraf, und dann erſt den Andern die Marken und Aecker Landes angewieſen. Sie gehörten ihnen von nun an als freies, keiner Abgabe unterworfenes Eigenthum; doch durfte Niemand ſein Gut an einen fremden, zur Genoſſenſchaft nicht gehörigen Mann verkaufen. Er konnte aber, wenn die Noth ihn dazu zwang, ſein Loos verſetzen und beſtimmen, wem und unter welchen Bedingungen das Loos zufallen ſolle. Stirbt ein S., ohne einen letzten Willen zu hinterlaſſen, ſo wird mit dem Erbe nach dem verſchiedenen Gewohnheitsrechte in den verſchiedenen Klans verfahren. Bald wird alle liegende und fahrende Habe gleichmäßig unter der männlichen Nachkommenſchaft vertheilt, nur daß der älteſte Sohn ein doppeltes Loos erhält; bald wird das Beſitzthum in gleiche Theile an die Mütter vertheilt, zum Beſten ihrer Söhne, bald auch als Majorat betrachtet und ungetheilt dem älteſten Sohne überlaſſen. Es ſind dann zum Unterhalte der jüngeren Familienglieder eigene Landestheile ausgeſchieden. Stirbt ein S., ohne männliche Sproſſen zu hinterlaſſen, ſo erben die Wittwe oder Wittwen, der älteſte Bruder oder ſeine männliche Nachkommenſchaft. Um

den Streitigkeiten über die Hinterlaſſenſchaft ſo viel als möglich vorzubeugen, wirft der männliche Erbe ein weißes Kleid über die Wittwe oder die Wittwen, ſteckt ihnen einen Ring durch die Naſe, und ſie werden jetzt als ſeine rechtmäßigen Frauen betrachtet. Sie müſſen, ſo will es die Landesſitte, dieſer Nothwendigkeit ſich fügen und in den Harem des neuen Beſitzers wandern. Sind weder Söhne noch Brüder und Neffen vorhanden, ſo theilen gewöhnlich die Wittwen unter ſich nach gleichem Maße; wie es aber bei ihrem Tode gehalten wird, finden wir nirgendwo angegeben. Unter ſolchen Erbgeſetzen ward das Beſitzthum nach und nach in viele Theile zerſplittert; die Gemeinden verarmten und verloren bald einem mächtigen Häuptling gegenüber ihren ganzen Einfluß, ein Umſtand, welcher viel zur ſchnellen Erhebung der Macht des Tſcharat Singh und ſeiner Nachkommen beigetragen hat. Die wenigen bedeutenden Familien der Mohammedaner u. Hindu, welche ſich unter der eiſernen Herrſchaft der S. behaupten konnten, verließen deshalb die Anordnungen ihrer Geſetzgeber, des Manu und Mohammed; ſie haben beſondere Erbgeſetze entworfen, damit das Beſitzthum des Hauſes beiſammen bleibe, und ſie nicht aller Macht, alles Einfluſſes in dem Gemeinweſen beraubt würden. — Selbſtwehr und Selbſthülfe war die Norm in allen Streitigkeiten der Genoſſen unter einander; beide, der Beleidigte, wie der Beleidiger, forderten ihre Verwandſchaft, ihre Freunde und Mannen auf, und es begann dann eine Blutfehde, Gaba genannt, welche ſo lange dauerte, bis ſich die Parteien zu einem Austrage oder einer Sühne verſtanden. Aus dieſem Grunde wurden alle Höfe mit Gräben und Schanzen umgeben, und ſelbſt die Häuſer in den Städten, wie in den mittleren Jahrhunderten im Weſten, burgartig gebaut. Die unterworfenen Provinzialen ſind ganz zu Knechten herabgeſunken und dem Willen ihres Herrn preisgegeben; er mag Geldſtrafen über ſie verhängen, ſie einſperren und auf andere Weiſe mißhandeln, der Provinziale kann bei Niemand klagen, Niemand kann ihm helfen. In einem ſpätern Zeitraum der ſtaatlichen Entwickelung des Sikhvolkes hatten die Sirdar die Macht errungen, zur Sühne grober Verbrechen und Vergehen Geldſtrafen zu erheben, welche nach dem Reichthum des Schuldigen angeſetzt wurden. Es ward und iſt dies heutigen Tags noch eine reiche Finanzquelle für die Häuptlinge und ihre habſüchtigen Beamten; es werden zu dem Ende alle Mittel, alle Peinigungen angewendet, um wirkliche oder Scheinverbrecher zum Geſtändniß zu bringen. Zahlen muß Alles, der Gewinnende ein Geſchenk, der Verlierende eine Strafe. Auch das ſcheußlichſte Verbrechen kann das erſtemal mit Geld geſühnt werden; wiederholtes Blutvergießen wird aber mit dem Verluſte der einen oder beiden Hände, der Naſe und Ohren beſtraft. Die Todesſtrafe kommt nur in äußerſt ſeltenen Fällen zur Anwendung. Das geſtohlene Gut muß die Gemeinde oder der Häuptling erſetzen; wollen ſie ſich nicht hiezu verſtehen, ſo wird ihnen zur Vergeltung das Vieh fortgetrieben oder die Ernte weggenommen. Wenn die Fußſtapfen des geſtohlenen Viehes zu den Marken eines Dorfes nachgewieſen werden können, ſo muß die Gemeinde für das Geſtohlene haften oder die Fußſtapfen jenſeits ihrer Grenzen nachweiſen. Wegen dieſer Grenzen entſtanden aber nach der Niederlaſſung der S. im Fünfflußgebiete viele Streitigkeiten. Die frühern Ein- und Abtheilungen aus der Herrſchaft des Padiſchah von Delhi, die von den Kanundſchi's oder Normgebern berichtet werden, waren aufgehoben; die Gemeinden ſuchten bald dieſes, bald jenes Land an ſich zu reißen, und die Zwiſtigkeiten über Marken und Almende führten nicht ſelten zu Mord und Todtſchlag. Obgleich ſpäter allenthalben Fünfmännergerichte (das Pantſchagat, wie andere bürgerliche Gebräuche der Hindu, findet ſich auch bei den S.) angeordnet wurden, um das Recht zu finden, ſo gehören doch die Zwiſtigkeiten über die Marken heutigen Tags noch zu den am häufigſten vorkommenden. — Neben dieſen gleichberechtigten Genoſſenſchaften gab es noch drei andere, die aus den verſchiedenen Verhältniſſen der Häuptlinge, welche bereits beſtanden, als ſie ſich urſprünglich zuſammenfanden, hervorgingen, oder aus den Bedingungen, unter welchen einzelne Genoſſen aufgenommen wurden. Häuptlinge geringer Macht ſchloſſen ſich nicht ſelten an mächtige Miſal an und erhielten zur Belohnung ihrer Dienſte, je nach dem Gutdünken der Markgenoſſenſchaft, mehr oder weniger Hufen Landes. Gefiel dem Miſaldar, wie dieſe Häuptlinge genannt werden, die Verbindung nicht, ſo konnten ſie ihr Beſitzthum veräußern und ſich nach einem andern Gau begeben. Nicht ſelten waren die Sirdar auch von einem mehr oder minder zahlreichen Gefolge oder Geſinde umgeben, das den Befehlen des Herrn unterworfen war. Die Ländereien, welche dem Gefolge aus dem Allod des Herrn angewieſen wurden, können aus dieſem oder jenem Grunde wieder eingezogen werden; doch iſt es auch den Tabadar (ſo heißt dieſer Stand unter den S.), geſtattet, dem Häuptling den Dienſt zu künden u. hinzugehen, wohin Vortheil oder Luſt ſie zieht. Nicht ſelten verleiht der Sirdar kleine Theile ſeines Beſitzthums an arme Verwandte oder dürftige Glieder der Genoſſenſchaft, an Glücksritter oder Günſtlinge, welche ſich dafür zu allerlei Dingen, namentlich zu Kriegsdienſten, verpflichten müſſen und deshalb Dſchagirdar heißen. Zieht der Häuptling zum Kampfe aus, ſo müſſen ſie aufſitzen, ſich wohlgerüſtet um ihn verſammeln und auf eigene Koſten dienen; dieſe Lehen können zu jeder Zeit wieder eingezogen werden. Die Markgenoſſenſchaft hat natürlich hierbei gar keine Stimme; denn es handelt ſich ja bloß um das freie Eigenthum des Sirdars, welches er nach Belieben verwerthen kann. Es ſtand übrigens einem Jeden frei, einen Theil ſeines ächten Eigenthums für wohlthätige Zwecke an geiſtliche und Bildungsanſtalten zu vermachen; die Hufen Landes gehörten dann dieſen frommen Stiftungen auf ewige Zeiten; Niemand

iſt, unter keinerlei Vorwand, befugt, ſie ihnen zu entreißen.

Zwölf Miſals oder Markgenoſſenſchaften waren jetzt vorhanden, welche, das dienende Geſinde nicht mitgerechnet, 70,000 berittene Krieger liefern konnten. Die gemeinſchaftliche Gefahr hatte dieſe frechen Haufen, welche auch dem ärgſten Verbrecher die Aufnahme geſtatteten, verbunden und bis jetzt von gegenſeitigen blutigen Fehden abgehalten. Als ſich aber die Durani aus dem Pendſchab zurückgezogen, und das Schwert der Rache nicht mehr über den Häuptern der Jünger Gowinds ſchwebte, fielen ſie ſelbſt über einander her und zerfleiſchten ſich gegenſeitig. Es war des Raubens, Brennens und Mordens kein Ende. Greuel auf Greuel folgten in unendlicher Reihe. Die Geſchichte der S. dieſer Zeiten bildet ein würdiges Seitenſtück zu dem verruchten Treiben der Nachkommen der merovingiſchen Chlodowig. Unter den zahlreichen Raubrittern ragten aber bald Tſcharat Singh und Maha Singh, Vater und Sohn, hervor; nicht weil ſie menſchlicher, weil ſie milder geweſen wären, als die andern mord- und blutdurſtigen Geſellen; keineswegs. Unter den Reiterſchaaren der S. hatten ſolche Eigenſchaften keinen Werth, ja ſie galten im Gegentheil für ſchandbare, weibiſche Schwäche. Tſcharat Singh u. Maha Singh erhoben ihre Macht u. ihren Namen durch grenzenloſe Gewaltthätigkeiten; wo dieſe nicht ausreichten, nahmen ſie zu Hinterliſt u. Verrath ihre Zuflucht. Tſcharat † 1773, noch nicht 50 Jahre alt. Der Räuberhauptmann konnte jetzt ſeiner Familie, die aus zwei Söhnen und einer Tochter beſtand, eine Herrſchaft hinterlaſſen mit einem jährlichen Ertrage von 60,000 Gülden ſchweren Geldes. Maha Singh, der älteſte Sohn und Erbe, war damals bloß 10 Jahre alt; da hielten mehre untergeordnete Häuptlinge die Gelegenheit für günſtig, ſich mit den Ihrigen von der Markgenoſſenſchaft zu trennen, um ſelbſtſtändige Herrſchaften zu bilden. Die Freunde des Maha Singh handelten ſchnell und entſcheidend; bevor noch die Pläne dieſer Siedar ganz reif waren, wurde einer derſelben mit Heeresmacht überzogen nnd als Verräther der Genoſſenſchaft durch den Verluſt des Landbeſitzes beſtraft. Dies ſchreckte die andern ab, und der Miſal ward zuſammengehalten. — Unter den Hindu verloben die Aeltern oder die nächſten Verwandten nicht ſelten Kinder von 2—3 Jahren; die S. haben dieſe, wie viele andere beahmaniſche Sitten beibehalten. Die Heirath wird in der erſten Zeit der Mannbarkeit, im 11., 12. oder 13. Jahre geſchloſſen. Maha Singh war ebenfalls als Kind von ſeinem Vater mit einem Mädchen des Dſchind Klanes verlobt worden; im 12. Jahre geſchah die Vermählung auf dem öſtlichen Ufer der Setledſch, unter dem Zuſtrömen einer Menge von Häuptlingen des Sikhvolkes. Zwei Jahre hernach ward ihm der Sohn Ranadſchit (Rundſchit) Singh geboren (am 2. Nov. 1780). Die Pocken befielen das Kind in ſo heftiger Weiſe, daß eine Zeitlang ſelbſt ſein Leben in Gefahr ſchwebte; nur große Geſchenke an Bahmanen, an heilige Einſiedler und Kirchen, ſo glaubten die Aeltern, haben den Sohn vom Tode errettet. Aber auch das innbrünſtigſte Gebet der Frommen war nicht im Stande, das Angeſicht unverſehrt zu erhalten, Rundſchit verlor ein Auge, und auf ſeinem Geſichte blieben eine Menge widerlicher Spuren dieſer furchtbaren Krankheit zurück, die ſich niemals verloren. Um dieſe Zeit hatten die Bhangdſchi-S., die mächtigſte Genoſſenſchaft des Volkes, Multan und Bhawalpur eingenommen und in dieſen reichen Städten nach ihrer Weiſe furchtbar gehauſt. Dies zog ihnen die Rache der Durani auf den Hals (1780). Timur kam eilends von Kabul herbei; die Räuber wagten es, den Afghanen in einer offenen Schlacht entgegenzutreten, erlitten aber ſolch eine Niederlage, daß die ganze Genoſſenſchaft geſprengt wurde; ſie konnte ſich von jetzt an nie mehr zur ehemaligen Stärke emporſchwingen. Ein großer Theil derſelben wendete ſich zu Maha Singh, und die Macht dieſes Häuptlings ward dadurch ſehr erweitert. Noch mehr war dies der Fall durch die Verlobung ſeines Sohnes Rundſchit mit Mehtab Kunwar aus dem Hauſe der Ghanni-Sirdars (1785), ſo wie durch den kräftigen Beiſtand, welchen Maha Singh dem Ramgharia-Sirdar und dem Radſcha des Gebirgslandes Kangra in einer Fehde mit ihren Nachbarn leiſtete. Jetzt ſchon war Maha Singh der mächtigſte Fürſt des Fünfflußgebietes; nach und nach ward es Sitte, in allen Streitigkeiten, wo die Selbſthülfe nicht ausreichte, ihn zum Schiedsrichter der kämpfenden Parteien zu ernennen. Hierdurch entſtand eine verhältnißmäßige Ruhe und Ordnung, wie man ſie ſeit vielen Jahrzehnten nicht gekannt hatte. Mit Freuden ſah die Maſſe der Bevölkerung einer dem allgemeinen Räuberweſen ſteuernden Herrſchaft entgegen. Maha Singh ſtarb bereits im 27. Jahre (1792) ſeines Alters; er wird von ſeinen Landsleuten als das Muſter eines ächten, vollkommenen Sirdars geprieſen. Maha war tapfer und klug und ſteuerte raſch auf das Ziel los, um Recht und Menſchenleben unbekümmert. Im 17. Jahre kündigte er der eigenen Mutter den Gehorſam und ließ ihr nicht den geringſten Einfluß auf die Regierung. Später ermordete ſie der Sohn mit eigner Hand; er wollte ſie in einem Liebeshandel mit einem Brahmanen überraſcht haben, — eine Greuelthat, welche dem Fürſten in den Augen ſeiner verwilderten Landsleute nicht im Geringſten ſchadete. Nach dem Tode des Maha übernahm die Mutter Rundſchits die Vormundſchaft ihres jungen Sohnes, des einzigen, welchen der Sirdar hinterließ, und die Regierung des Landes; ſie ward hierin durch den erſten Beamten des verſtorbenen Fürſten, Lachu Singh, unterſtützt. Von einer eigentlichen Erziehung Rundſchits war keine Rede; niemals lernte er irgend eine Sprache leſen oder ſchreiben. Wozu jugendliche Luſt und Muthwillen, wozu die früherwachte Sinnlichkeit des ſüdlichen Landes und aufbrauſende Leidenſchaften ihn antrieben, dies Alles ward ihm, vielleicht mit Abſicht, in vollem Maße geſtattet. Wahrſcheinlich wünſchten die Vormünder, der Jüngling möge ſich zu Grunde richten, damit

ihnen die Herrſchaft bliebe. Das wilde Feuer des Vaters floß in den Adern des Sohnes; dem erhabenen Muſter des Maba ſtrebte Rundſchit nach; es ward nun jedes Verbrechen durch vorgeblich kindliche Pietät geheiligt oder doch wenigſtens beſchönigt. Auch hatte der Jüngling an ſeinem Onkel Dal Singh einen würdigen Rathgeber. Zuerſt ſuchten ſie die Vormünder aus dem Wege zu räumen. Den erſten Miniſter Lachu ſandte man gegen einige aufrühreriſche Gutsherren; auf dieſem Zuge ward er bei Gelegenheit eines Wortwechſels, der zufällig entſtand oder abſichtlich hervorgerufen wurde, ermordet. Der junge Rundſchit und ſein Onkel geriethen in Verdacht, ſie hätten dieſe That veranlaßt. Bald darauf ward die Mutter des jungen Fürſten, unter einem ähnlichen Vorwande, welchen der Vater bei der ſeinigen angewendet hatte, vergiftet (1797). Jetzt war der junge Sirdar ſein eigener Herr, er athmete freier und ſuchte auf der Bahn fortzuſchreiten, die Vater und Großvater ihm vorgezeichnet hatten. Weiteres über dieſen Fürſten, welcher als Maharadſcha alle S. zu einem mächtigen Staate vereinigte, deſſen Gebiet er durch Eroberungen ſehr erweiterte, ſ. Rundſchit Singh. Sein einziger Sohn folgte ihm 1839 im 37. Lebensjahre als Maharadſcha Kark (Karrak, Kurruk) Singh auf dem Throne. Von der Natur vernachläſſigt, aufgewachſen ohne Erziehung, unmäßig und weichlich, liebte er nur Vergnügungen und den Harem. Er überließ die Regierung dem grauſamen Ceth Singh. Als dieſer aber mit dem Plan umging, Dihan Singh bei einem Derbar ums Leben zu bringen, wurde er von dieſem und dem von Peſchawer herbeigeeilten Kronprinzen, Nou(Now)Nehal Singh, an der Seite des Maharadſcha in Stücke zerhauen. Bald nach der Thronbeſteigung verfiel Kark Singh in eine heftige Krankheit, und die Sage geht, daß ſein einziger Sohn, der Liebling des Großvaters, nicht ohne Schuld an ſeinem ſchleunigen Ende geweſen ſey, denn er † nach 7monatlichem Siechthum an einem vernachläſſigten und falſch behandelten Wechſelfieber den 6. Nov. 1840 und wurde noch denſelben Tag mit einer Frau und 2 Sklavinnen verbrannt. Nou (Now) Nehal Singh, ein 19jähriger Jüngling, herrſchſüchtig, geſchickt in allen kriegeriſchen Uebungen, geiſtreich, lebhaft und voll großartiger Pläne, wollte ſeine Thatkraft der Welt verkünden. Ein geſchworner Feind der Briten, ging er mit dem kühnen Entwurf um, gegen dieſe bei der erſten günſtigen Gelegenheit aufzutreten. Kaum konnte er ſeine Freude, ſich auf dem Throne zu wiſſen, bei der Verbrennung der Leiche ſeines Vaters unterdrücken. Geführt von Radſcha Mia Udum Singh, ſeinem Freund und Rathgeber, wollte er, nach Vollziehung dieſes Traueraktes, ſeine Sünden im Ravi abwaſchen; aber als er das äußerſte Thor von Haſury-Bagh durchſchnitt, fiel aus einer Höhe von 30' ein großes Stück der Mauer des Bogens auf Beide herab, tödtete den Freund auf der Stelle und verwundete den jungen Fürſten am Kopfe, ſo daß er ſchon nach 3 Stunden den Geiſt aufgab. Nur wenige der ihnen folgenden Großen waren verletzt, keiner tödtlich. Man verheimlichte ſeinen Tod 3 Tage in der Feſtung, um ſeiner abweſenden Mutter, der Rani Cendkaur, und dem auf ſeinem Landſitz lebenden Prinzen Shyr (Schere) Singh Zeit zur Thronbewerbung zu geben. Am 3. Tage in früher Morgenſtunde verbrannte man den Leichnam auf derſelben Stelle, nebſt ſeinen beiden, in Blüthe und Schönheit prangenden Frauen. Die Rani Cendkaur war eine Stunde früher, als Shyr Singh, in der Feſtung eingetroffen und hatte den innern Theil derſelben beſetzt; dieſer nahm mit ſeinen Anhängern von dem Garten Haſury-Bagh Beſitz. Mehre Wochen berathſchlagten die Großen des Reichs, wer von Beiden den Thron beſteigen ſolle, bis endlich am 30. Nov. der Kanonendonner dem Shyr Singh die ſchmerzliche Kunde brachte, daß die Cendkaur zur Königin gewählt ſey. Er ſelbſt mußte nach Landesſitte der Regentin, von den Miniſtern geführt, das erſte Geſchenk, 101 Goldſtücke, darbringen, verließ aber ſofort Lahore. Die Regentin, Kark Singhs erſte Frau, einige 40 Jahre alt, regierte unter der Leitung von 20 der Vornehmſten, welche ſich Konſuln nannten. Sie ließ ſich nur von ihren Vertrauten ſehen, unter denen der Radſcha Ghulab Singh, Dihan Singhs älterer Bruder, nebſt dem Dſchemedar Koſhal Singh, die erſte Stelle einnahmen. Voll Eiferſucht und Mißtrauen gegen den diktatoriſch auftretenden Dihan Singh, benutzten Beide, als er in den Wäldern zu Merlebele in der Jagd Zerſtreuung ſuchte, die Abweſenheit desſelben, um ihn zu verdrängen. Sie klagten ihn in Gegenwart der Konſuln bei der Regentin an, eigenmächtig Befehle erlaſſen zu haben, u. bewirkten, daß alle Verordnungen, um Gültigkeit zu haben, hinfort die eigenhändige Unterſchrift der Cendkaur bedurften. Zwei Buchſtaben (haha ſaſa) bezeichneten den königlichen Willen; betraf es jedoch Geldanweiſungen, ſo mußten denſelben noch die Siegel der verſtorbenen 3 Fürſten u. des betheiligten Miniſters beigefügt ſeyn. Bei dieſer Regierungsweiſe nahm die Unzufriedenheit im Lande überhand; auf allen Punkten des Reichs brachen Aufſtände aus, und ſelbſt in der Hauptſtadt Lahore hatte man einen Aufruhr zu befürchten. Dieſen zu benutzen, begab ſich Dihan Singh, unter dem Vorwande, im Gebirge den Jagdvergnügungen nachzugehen, mit ſeinem jüngern Bruder, dem Radſcha Suchet Singh, zu Shyr Singh, ihn auffordernd, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen und ſich des Thrones zu bemächtigen. Shyr Singh ging auf dieſen Vorſchlag ein, und ſie rückten mit einigen tauſend Mann gegen Lahore und belagerten die Regentin in Haſury-Bagh. Dieſe hatte ſich mit den Radſchas Ghulab Singh, Hira Singh, den Brüdern Ater Singh und Achet Singh (Sirdars aus der ſendovaliſchen Familie, welche als nächſte Anverwandte Rundſchit Singhs gleichfalls Anſprüche auf den Thron machten) und 4000 Mann, meiſt Dogers (Gebirgstruppen) darin eingeſchloſſen. Die Belagerten übergaben nach 5 Tagen, am

20. Jan. 1841, die Feſtung; die Radſchas Ghulab Singh und Hira Singh erhielten mit den Truppen freien Abzug auf das jenſeitige Ufer des Rawi nach Shaderreh, die beiden Sirdars entflohen über den Setledſch in die brit. Beſitzungen, und die Regentin wurde als Gefangene in der Feſtung bewacht. So beſtieg Shyr Singh, im Volke verachtet und mit dem Spottnamen „der Wäſcherſohn" belegt (er ſoll nach der Ausſage ſeines eigenen Vaters einem Ehebruche ſeiner Mutter mit einem Wäſcher das Leben verdanken), den Thron. Die Gefangenſchaft entthronter Fürſten pflegt im Orient abgekürzt zu werden. Eines Tages, als der Maharadſcha eben einen Ausflug nach ſeiner Sommerreſidenz gemacht hatte, fand man die Exregentin in ihrem Zimmer tödtlich verwundet; 4 ihrer Sklavinnen hatten ſie überfallen und ihr mit Ziegelſteinen den Kopf eingeſchlagen, was nach 3 Tagen den Tod der Unglücklichen zur Folge hatte. Die Rani hatte früher dem Maharadſcha ebenfalls nach dem Leben getrachtet, Dihan Singh aber ihn gerettet. Jetzt wurden den Verbrecherinnen die Hände, Naſen u. Ohren abgeſchnitten und ſie ins Exil jenſeits des Rawi geſchickt. Shyr Singh begnadigte am Tage ſeiner Krönnng, den 27. Jan. 1841, auf Verwenden Dihan Singhs, deſſen Bruder und Sohn, welche als Zeugen dem Thronbeſteigungsfeſte beiwohnten. Dihan Singh war jetzt der wahre Regent; der Maharadſcha lebte ausſchließlich ſinnlichen Freuden u. hegte gegen ſeinen Weſſir die größte Ehrfurcht, die er ſogar äußerlich an den Tag legte, durch Aufſtehen und Falten der Hände vor ihm — bei den S. Zeichen der Unterwürfigkeit. Sein Gehorſam gegen alle Anordnungen des Weſſirs erhielt ihm das Leben nicht. Im Sept. 1843 wurde er, der Kronprinz Perthab Singh und alle ſeine andern Kinder auf Anſtiften des Weſſirs von Achet Singh ermordet. Unmittelbar darauf fiel Dihan Singh ſelbſt durch Meuchelmord ſeines eigenen Werkzeugs Achet Singh. Auch dieſer genoß die Frucht ſeines doppelten Verbrechens nicht, denn Hira Singh, der Sohn des ermordeten Dihan, gewann die Truppen, bemächtigte ſich mit ihrer Hülfe der Feſtung von Lahore, nahm Achet gefangen und ließ ihn hinrichten. Die Kette der Ermordungen ſollte noch weiter reichen. Nachdem Hira Singh im Namen des achtjährigen Knaben Dſchulip Singh, den er auf den Thron gehoben, etwas über ein Jahr geherrſcht hatte, ließ ihn die Mutter Dſchulips, die Rani Schanda, durch ihre Getreuen angreifen. Auf der Flucht eingeholt, beſtand Hira Singh mit ſeiner kleinen Heeresmacht einen wüthenden Kampf, bei dem auf beiden Seiten über 800 Menſchen getödtet wurden, erlag und litt den Tod. Nach ſeinem Sturze brach eine förmliche Anarchie aus. Unter den vielen Parteien, die jede eine blut- und geldgierige Truppe zu ihrer Verfügung hatten, ließen ſich 3 Gruppen deutlicher unterſcheiden. Auf der einen Seite der Maharadſcha Dſchulip Singh, ſeine Mutter, die Regentin Schanda und deren Bruder, der Weſſir Dſchowahir Singh, auf der andern Seite zwei mächtige Gegner, der alte Häuptling Ghulab Singh, Oberbefehlshaber der Truppen u. Peſchora Singh, eine Art von Kronprätendent, Fürſt eines Gebiets im Sealkote. Mit Ghulab Singh ſuchte die Regentin eine Verſtändigung zu erlangen. Er verſprach Unterwerfung und gab den an ihn abgeſandten Agenten bedeutende Geſchenke, ſchickte ihnen dann aber Soldaten nach, welche jene ermordeten und das Geld zurückbrachten. Eine Schlacht, welche dieſe Greuelthat beſtrafen ſollte, ging für die Regentin verloren. Am Tage der Niederlage erklärten ſich die Truppen der Rani plötzlich für Ghulab, der dem fliehenden Feinde im wörtlichen Sinn des Worts goldne Brücken gebaut, d. h. ſie beſtochen hatte. Mit ihnen u. ſeinen eigenen Soldaten, zuſammen 17,000 Mann, rückte er auf Lahore, das gänzlich wehrlos war. Am 7. April 1845 ſtand er wenige Meilen von der Hauptſtadt, und es hinderte ihn nichts, ſie einzunehmen, als er plötzlich mit wenigen Begleitern aufbrach und ſich ſeinem Todfeinde Dſchowahir Singh zum Gefangenen ergab. Die Regentin hatte ihn ſelbſt zu dieſem Schritte eingeladen, um gegen den Einfluß ihres Bruders ein Gegengewicht zu erhalten. Sie ſchützte den angeblich Gefangenen, ſöhnte ihn mit ihrem Bruder aus u. ließ beide einen feierlichen Eid ablegen, jeden Groll künftig zu verbannen. Der Ausbruch der Cholera ließ die Leidenſchaften eine Zeit lang ruhen. So lange die furchtbare Krankheit täglich 600—700 Menſchen wegraffte, bis die Zahl der Geſtorbenen allein in der Hauptſtadt auf 22,000 ſtieg, wovon 7000 auf die meuteriſchen Akali's kamen, ruhten die Waffen. Aber mit dem Anfange des Juni 1845, wo die Sterblichkeit auf 20—30 Opfer täglich herab ſank, gewann der Blut- und Gelddurſt wieder die Oberhand. Der nächſte Kampf ging von Peſchora Singh aus, der eine Geldſendung von nahe an 400,000 Thlr. überfiel, die Bedeckung aus einander ſprengte und den Schatz entführte. An Strafe war nicht zu denken, denn die gegen ihn ausgeſandten Truppen traten mit ihm in Unterhandlungen und zogen ab, nachdem ſie die verlangte Geldſumme erhalten hatten. Peſchora Singh ergriff nach ihrem Abmarſche die Offenſive. Er nahm mehre Städte und gewann viele Grundeigenthümer durch das Verſprechen, $1/8$ der Steuern zu erlaſſen. Die Truppen ließen ſich leicht durch Beſtechungen gewinnen, für die Peſchora reichliche Mittel beſaß, da er den Wechslern von Attock eine Zwangsanleihe von 2 Millionen Gulden auferlegt hatte. Das Gerücht, daß Dſchowahir mit den Engländern in Unterhandlungen ſtehe, um ein Corps Hülfstruppen von ihnen zu verlangen, führte dem Aufſtande Maſſen von Theilnehmern zu. In der That ſchien dieſes Gerücht nicht ohne Grund geweſen zu ſeyn, wenigſtens deuteten die engliſch-indiſchen Zeitungen aus jener Zeit auf den Plan hin, in das Pendſchab ein Subſidiencorps zu ſenden. Die Partei Ghulab Singhs wurde dem Aufſtande dadurch zugeführt, daß in Lahore zweimal hinter einander Mordanfälle auf ihr Haupt geſchahen, worauf Ghulab flüchtete. Die Streitkräfte Peſchora's waren nach und nach auf 25,000 Mann ange-

wachſen. Unfähig, einer ſolchen Macht zu widerſtehen, wandte die Rani dieſelbe Taktik an, die ſie früher gegen Ghulab mit Erfolg geübt hatte. Sie lud den Furſten zu ſich nach Lahore, wo ſie mit ihm Frieden ſchließen werde. Er war leichtgläubig genug, der Einladung zu folgen. Kaum im feindlichen Lager, wurde er verrätheriſch überfallen und nach dem Fort Bukrala gebracht. Hier ſoll ihn Nachts ein Diener von Dſchowahir Singh ermordet haben. Die Nachricht von ſeinem Tode machte auf die Truppen einen unbeſchreiblichen Eindruck. Nicht bloß die Truppen Peſchora's, auch die Truppen der Regentin forderten Rache, und ſelbſt die Artillerie, bis dahin das treueſte Corps, verſagte den Gehorſam. Man ſtellte der Königin die Wahl, entweder mit ihrem Bruder in das Lager zu kommen, oder zu gewärtigen, daß man ihren Sohn, deſſen außereheliche Erzeugung kein Geheimniß ſey, vom Throne ſtoße. Lall Singh, der geheime Liebhaber der Rani, überredete ſie, die Forderungen der Empörer zu erfüllen. Zitternd trat ſie den furchtbaren Gang, im Geleit ihres Sohnes, ihres Bruders und der ergebenſten Großen an. Sie u. ihren Sohn ließen die Truppen ungefährdet in ein Zelt treten; als aber Dſchowahir Singh ſich zeigte, erfolgte Wuthgeſchrei. Sein Anerbieten, ſich mit Geld und goldenen Armbändern löſen zu wollen, wurde mit Flintenſchüſſen beantwortet. Die erſten Schüſſe fehlten, doch nun folgten ganze Salven, die ihn, von vielen Kugeln durchbohrt, vom Elephanten ſtürzten. An ſeine Stelle trat Lall Singh, gegen den Willen des Heeres, das ſich keinen andern Führer wünſchte, als Ghulab Singh, der ſich jedoch auf ſeiner Burgfeſte abſeits hielt. Nachdem die Empörung geſiegt hatte, wurde der Kriegsruf gegen England lauter denn je erhoben. Es waren drei Urſachen, welche die kriegeriſche Stimmung der S. erzeugt hatten: der Fanatismus der Akali's, die Geldgier der Häuptlinge und der Verrath der beſchützten Sikhsfürſten auf dem dieſſeitigen Ufer des Setledſch. Viele Häuptlinge verſprachen, ein ganzes Jahr auf ihren Sold verzichten zu wollen, wenn man ſie in die engl. Beſitzungen führe. Unter dieſen Umſtänden hielt es Sir Hardinge für nöthig, bedeutende Streitkräfte am Setledſch zu vereinigen. Im Dec. 1845 ſtanden 60,000 Engländer und Sepoy's am Setledſch, die bedeutendſte Armee, die in Oſtindien noch je verſammelt geweſen iſt, ihnen gegenüber 80,000 S. mit 200 Geſchützen. Die S. waren der angreifende Theil. Nachdem ſie den Setledſch überſchritten hatten, griffen ſie am 18. Dec. Abends das engl. Heer bei Mudki an. Abgeſchlagen, ſetzten ſie den Kampf an den folgenden Tagen fort bis zum 21., da es den Engländern endlich gelang, das feindliche Lager zu erſtürmen. Die engl. Berichte ſchilderten dieſe viertägige Schlacht als eine äußerſt blutige und gaben den Verluſt auf dieſer Seite auf mehr mehr denn 3000 Mann an, unter denen die Generale Sale und M'Caskill und Major Broadfoot, einer der ausgezeichnetſten Offiziere der Armee, ſich befanden. Da das Geſchütz der S. dem ihrigen überlegen war, ſo mußten ſie zum Bayonnetangriff ſchreiten, was ihren ſtarken Verluſt zum Theil erklärt. Sie nahmen außer dem feindlichen Geſchütz auch das Lager, wo ſie neue Verluſte erlitten, da die S. Minen gelegt hatten und nach dem Einrücken der Engländer ſprengten. Weiteres über dieſen Krieg und über den am 9. März 1846 geſchloſſenen Frieden ſ. Oſtindien S. 1049; über den ſpätern Krieg u. die endliche Einverleibung des Reichs der S. in die Staaten der oſtind. Kompagnie ſ. Pundſchab S. 33 ff.

Zum Schluß erzählen wir, da wir bei Lahore hieher verwieſen haben, hier kurz die frühere Geſchichte des Reichs Lahore. Die alte Geſchichte von Lahore iſt die des Pendſchab. Dies war ein Theil von Nordindien, und bis hieher drang Alexander der Große vor; dann gehörte es zum Reich der Könige von Indoſcythien. Nach dem Untergange dieſes Reichs hatte jeder Staat wieder eigene Fürſten. Aber ſeit dem 8. Jahrhundert erhob ſich in Lahore ein Zweig der Paladynaſtie, deren Glieder Gouverneure nach Lahore ſchickten, die ſich nach und nach unabhängig machten. So herrſchte im 10. Jahrh. hier Jeipal (ſeine Reſidenz war die Feſte Bituhnda), der von dem Ghasnaviden Subuktadſchin 977 und 979 geſchlagen und zu Tributleiſtung gezwungen und von deſſen Nachfolger, Mahmud, 1001 bei Peſchawer wieder geſchlagen wurde. Er dankte ab und gab das Reich ſeinem Sohne Anundpala; dieſer † 1011, und ihm folgte Jeipal II. Dieſen vertrieb Mahmud 1013 und ſetzte einen ghasnavidiſchen Gouverneur in Lahore ein. Seit 1040 erhob ſich Lahore gegen die Ghasnaviden, wurde aber 1048 von Modaid wieder unterworfen. Unter Maſſud war Lahore im Anfang des 12. Jahrh. Reſidenz, und der vorletzte Ghasnavide mußte ſich, von den Ghuriden gedrängt, auf die Umgegend Lahore's beſchränken. Hier wurde 1186 Khusru-Malek von dem Ghuriden Mohammed gefangen und dem ghasnavidiſchen Reich ein Ende gemacht, und nun kam Lahore an die Ghuriden. Gegen Ende des 12. Jahrh. begannen die Gukkurs (Guckers), ſeit der Mitte des 13. Jahrh. die Mongolen ihre Züge nach dem Pendſchab zu machen. Durch dieſe Fremden unterſtützt, hatten die Fürſten im Pendſchab ihre Lehnspflicht gegen die Ghuriden verweigert; Naſr Eddin Mahmud zog 1246 gegen ſie und nöthigte ſie zu neuer Unterwürfigkeit. Gegen Ende des 13. Jahrh. erneuerten die Mongolen ihre Einfälle. Im J. 1321 empörte ſich Ghazi, Gouverneur von Lahore, gegen Khusru, ſchlug ihn und wurde, nach ſeines Oberherrn Ermordung auf der Flucht, zum König ausgerufen; mit ihm beginnt die dritte afghaniſche Dynaſtie in Delhi (ſ. d.). Beim Einfall Timurs zu Ende des 14. Jahrh., hatte ſich Khizr Khan, der delhi'ſche Gouverneur von Lahore, wozu damals Depalpur und Multan gehörte, frei gemacht. Dieſer ward nach Mahmuds Tode (1412), mit dem ſich die dritte afghaniſche Dynaſtie in Delhi endigte, von Timur als Statthalter über das Reich Delhi eingeſetzt. Um 1440 hatte ſich Bhelole Khan Lody unabhängig von Delhi gemacht, und

1450 bemächtigte ſich dieſer des ganzen Reichs Delhi. Im 16. Jahrh. machte ſich wieder der Gouverneur Dowlut Khan unabhängig und rief 1524 Baber (Babur), damals König von Kabul, der ſchon ſeit 1519 Einfälle ins Pendſchab gemacht, zu Hülfe; Baber kam und ſiegte über den Kaiſer von Delhi bei Lahore und eroberte Delhi. Lahore blieb nun beim großmongoliſchen Reich und war eins der 15 Vicekönigreiche deſſelben. In der Mitte des 16. Jahrh. machte Akbars Miniſter, Beiram, einen verunglückten Verſuch, ſich zum Herrn des Pendſchab aufzuwerfen. Wie hier die Sekte der Sikhs geſtiftet wurde und der Staat derſelben entſtand, haben wir oben erzählt. Zum Reiche der S., wie es unter Rundſchit Singh beſtand, gehörten außer Lahore oder dem Pendſchab noch Kaſchmir, Peſchawer, Multan und Kuhiſtan oder das Gebirgland. Mit dieſen Provinzen hatte das Reich einen Umfang von 8000 geogr. □M. mit 5 Mill. Einw. und einem Einkommen von 20 Mill. Gulden. Vgl. Pundſchab.

Siki, aſiat.-türk. Stadt, Natolien, Sandſch. Itſchil, unweit des mittelländ. Meeres.

Sikiang, Fluß, ſ. v. a. Si.

Sikim (Sikkim, Sokkum, Geogr.), 1) (Lapchos), vorderind. kleines Fürſtenthum, zwiſchen Bhotan, Nepal, Kalkutta und Tübet, am und im Himalaya-Geb., wird von Bhooteas und Lapchas bewohnt, beides Lamaiten, welche Viehzucht treiben, Vieh und Eiſen ausführen; — 2) Hauptſtadt daſ., zwiſchen den Flecken Ihaml, Kama und Raman, ſonſt unbekannt. Die Bewohner von S. ſtehen unter einem Radſcha, der zum Schutz gegen die Nepaleſen 1788 ſich unter den Schutz von Bhotan und ſeit 1816 unter britiſchen Schutz begab.

Sikingmühle, preuß. Bauernſchaft, Prov. Weſtphalen, Kr. Recklinghauſen; 170 Ew.

Sikino (Sikynos), griech. Inſel, mittlere Cykladen, Eparchie Milo, zwiſchen Policandro und Nio, im ägäiſchen Meer, ⅘ □M. groß, gebirgig, vulkaniſcher Natur, in den Thälern ſehr fruchtbar; Weizen (wird für den beſten Griechenlands gehalten), Gerſte, edle Früchte, Baumwolle, Oel, Honig, Wachs; mit einem kleinen Flecken auf einem Felſen im Südweſten und einem Hafen; 900 Einw.; mit einem faſt ganz erhaltenen, etwa 200 v. Chr. erbauten Apollotempel. Hieß im Alterthum Sikinos und wurde auch wegen des Weins Oenoe genannt, doch wird jetzt nur wenig, aber ſchwerer Wein gebaut. Den Namen S. hatte die Inſel von Sikinos, Sohn des Thoas, König von Lemnos.

Sikito, aſiat. Hafen, auf der japan. Inſel Kiou-Siou.

Sikka Baranow, Inſel, ſ. v. a. Baranow.

Sikki, aſiat. Stadt, Arabien, Oman, ſüdweſtlich von Maskat.

Sikkim, Land und Stadt, ſ. v. a. Sikim.

Siklo (Siklu), ungar. Flecken, arader Geſpſch., nordweſtlich von Sirand; griechiſche Kirche.

Siklöja (ſchwed., Ichthyol.), ſ. v. a. Hägling, Salmo (Coregonus) Maraenula *Bl.*

Siklos, ungar. Flecken, baranyer Geſpſch., ſüdlich von Fünfkirchen; fürſtliches Schloß, worin König Siegmund im J. 1402 in einem 80 Klafter tiefen Gefängniß gefangen ſaß; Kloſter, Weinbau, Marmorbruch, Mineralbad; Hauptort des gleichnam. Bezirks.

Sikok (Sikokf, Sikoko, Ticocſi, Chieo), die kleinſte der vier größern japan. Inſeln im nördl. großen Ocean, ſüdlich von der Inſel Nipon, davon durch den Kanal Mitſouſima-Nada geſchieden, worin kleine Inſeln liegen. Die Inſel iſt von Nordoſten gegen Südweſten ungefähr 50 Lieues lang und an 25 L. breit. Das Meer iſt an den Küſten ſehr ſtürmiſch, die Küſten haben nur tiefe Baien, von denen die im Nordweſten die bedeutendſte iſt. Vorgebirge ſind im Weſten Miſaki und im Süden Cheiſoniſaki.

Sikoha, aſiat. Ort, Afghaniſtan, Sedſcheſtan, nordweſtlich von Duſhak, am Hilmend.

Sikoretz, öſterr.-mähr. Anſiedelung, Kreis Prerau, Herrſch. Hochwald; 110 Einw.

Sikoritz (Sikorice), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Herrſch. Pürglitz; 260 Einw.

Sikorowo, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; Vorwerk, Kolonie; 170 Einw.

Sikorzyn (bei Czachorowo), preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Kröben; 130 Einw.

Sikos (griech., Bot.), ſ. v. a. gemeine Melone, Cucumis Melo *L.*

Si-Kou, aſiat. Stadt, China, Prov. Tſchy-Li, rechts am Fluß Pay-Ho.

Sikowitz (Neu-S.), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, an der Lubina; 150 Einw.

Sikro (chineſ. Geſch.), ſ. v. a. Tſching-wang.

Sikſcha (ind. Liter.), ſ. Sanskrit.

Sikß, ungar. Ort, abaujwarer Geſpſch., weſtlich von Aezalc.

Sikynos, Inſel, ſ. v. a. Sikino.

Sikys (griech., Bot.), ſ. v. a. Springgurke, Momordica Elaterium *L.*

Sil, 1) (Ant.), hellgelbe Farbe, gehörte zu den 4 Hauptfarben der alten Maler; — 2) Eiſenocker von ähnlicher Farbe, der ſich beim Verwittern des Vitriols bildet.

Sil (Geogr.), 1) ſpan. Fluß, Galicien, entſpringt nordweſtlich in der Provinz Leon, im kantabr. Gebirge, fließt ſüdweſtlich und weſtlich und mündet nordöſtl. bei Orenſe in den Minho, links; Nebenflüſſe: Boeza, Ribey, Cua ꝛc.; — 2) ſ. v. a. Sihl.

Sila (a. Geogr.), 1) Wald in Bruttium auf dem Appeninus und unweit der Stadt Mamertinum, der ſich von Coſentia bis zur ſtillen Meerenge hinzog und vorzüglich durch das Pech berühmt war, welches er lieferte (Plin. III, 5, 10); — 2) Stadt Italiens am adriatiſchen Meere (Polyb. XXXIV, 11).

Sila, la, ital. Berggruppe, Neapel, im Süden der Provinz Calabria-citer. und im Norden der Provinz Calabria-ulter. II., in den Apenninen; mit Fichten und Tannen bewaldet. Darauf entſpringen der Crati, Trionto, Neto, Tacina

Crocchlo, Simmari, Coraee, die in das joniſche Meer fließen, der Lamato und Sarnto, die in das tyrrhen. Meer fließen.

Silacenä (a. Geogr.), Ort in Pannonia inferior, ſüdlich vom See Peiſo; nach Reichard jetzt Szenczeges, nach Lapie Szomajom.

Silaceni (a. Geogr.), Völkerſchaft in der Landſchaft Elymais (Strabo XVI, S. 745).

Siläum (a. Geogr.), Stadt im Innern von Arabia Felix (Ptol. VI, 7, 32).

Silahdari (türk.), ehemals eine Art der Spahis.

Silaka, Marktflecken, ſ. Thermia.

Silau, nordamerikan. Ort, Mexiko, Staat Yucatan, nordöſtlich von Merida, an der Küſte.

Silaues, ſpan. Flecken, nordöſtlich von Burgos; 120 Einw.

Silanguin, oſtind. Hafen, an der Weſtküſte der Philippinen-Inſel Luzon oder Manila, 14° 46′ nördl. Br. und 137° 43′ öſtl. L.

Silanianum senatusconsultum (römiſches Rechtsw.), ſ. Senatusconsultum.

Silanio (griech. Kunſtgeſch.), 1) Erzgießer aus Athen, um 320 v. Chr. Angemeſſen dem in ſeiner Periode herrſchenden Geiſte ſuchte er ſelbſt im Erzgießen dem Ausdruck durch Färbung nachzuhelfen und miſchte daher bei ſeiner ſterbenden Jocaſte dem Erze Silber bei, um dem Geſicht den Ausdruck einer Sterbenden zu geben. Außerdem machte er mehre Porträtſtatuen, z. B. den Bildhauer Apollodorus, einen Achilles, einen mit Einübung von Athleten beſchäftigten Gymnaſiarchen, den Ringer Satyrus aus Elis, die Meſſenier Teleſtes und Demaretus, den Theſeus, den Plato, die Korinna und die Sappho. — 2) S., Architekt aus unbeſtimmter Zeit; ſchrieb über Symmetrie.

Silanos, ad (a. Geogr.), Ort in Carnia, nach Reichard das zerſtörte Kaſtell bei Tulmino.

Silanum, ad (a. Geogr.), Ort in Gallia Aquitania; nach Reichard jetzt Soulages, nach Ukert Salmon bei Canourge.

Silanus (röm. Ant.), Waſſerleitungen mit Röhren, wie Springbrunnen.

Silanus, Beiname in dem römiſchen juniſchen Geſchlechte. Die S. ſind plebejiſch, da mehre derſelben Volkstribunen wurden. Bemerkenswerth ſind: 1) Marcus Junius S., beſetzte im zweiten puniſchen Kriege Neapolis auf den Wunſch der Einwohner, bekam im J. 212 Etrurien als prätoriſche Provinz und kaufte da Getreide ein. Im J. 211 begleitete er den P. Scipio Africanus nach Spanien, überfiel 207 Mago und Hanno in Celtiberien und erhielt 206 von Scipio den Oberbefehl über das Heer, bis ſein Nachfolger würde eingetroffen ſeyn. Im J. 196 fiel S. im Kampf gegen die Boier im dieſſeitigen Gallien. — 2) D. Junius S., erhielt ums J. 146 v. Chr. wegen ſeiner Kenntniß der puniſchen Sprache vom Senat den Auftrag, die 28 Bücher des Mago über den Ackerbau zu überſetzen. — 3) D. Junius S. Manlianus, Sohn des Rechtsgelehrten T. Manlius Torquatus, von D. Jun. S. adoptirt, Prätor im J. 142 v. Chr. Als ſolcher verübte er in ſeiner Provinz Macedonien ſolche Gewaltthätigkeiten, daß er nach ſeiner Rückkehr im Jahre 140 beim Senat verklagt wurde. Sein leiblicher Vater erbat ſich die Unterſuchung, fand den Sohn ſchuldig und verbannte ihn aus ſeiner Gegenwart. S. erhing ſich; ſein Vater aber nahm an dem Leichenbegängniſſe keinen Theil. — 4) Marcus J. S., der erſte Konſul aus dieſer Familie (109 v. Chr.); focht als ſolcher unglücklich gegen die Cimbern im transalpiniſchen Gallien und wurde im J. 104 von dem Tribune Cn. Domitius Ahenobarbus angeklagt, er habe ohne Befehl des Volkes gekämpft und großen Schaden verſchuldet; das Volk ſprach ihn jedoch mit großer Mehrheit frei. — 5) D. Jun. S., Stiefvater des M. Brutus, gab als Aedil im J. 64 glänzende Spiele und ſtimmte bei der Berathung über die Beſtrafung der Catilinarier für Gefängniß. Konſul war er im J. 62 mit Lucius Licinius Murena. Aus ſeiner Ehe mit Servilia ſtammte — 6) Marcus Jun. S., Cäſars Legat in Gallien. Nach Cäſars Ermordung folgte er ſeinem Schwager Lepidus über die Alpen; dann aber trat er auf die Seite des Antonius und befehligte eine prätoriſche Kohorte. Bald aber zerfiel S. mit den Triumvirn und floh zu Sextus Pompejus nach Sicilien, kam aber nach dem Frieden von Miſenum (39 v. Chr.) wieder nach Rom. Octavian machte ihn im J. 25 zu ſeinem Kollegen im Konſulat. — 9) Marcus Jun. S., Konſul im J. 19 n. Chr., beantragte im J. 22, in Zukunft nicht die Namen der Konſuln, ſondern der Volkstribunen (d. h. das Jahr der Regierung des jedesmaligen Kaiſers) öffentlich anzuſchreiben. Unter Caligula iſt S. Statthalter in Afrika, wird aber von dem mißtrauiſchen Kaiſer durch Legaten unſchädlich gemacht. Nach Tacitus (Agr. 4) ließ ihn Caligula anklagen und nöthigte ihn, ſich durch Aderöffnung zu tödten, weil er nach dem Throne trachte. — 8) D. Jun. S., Bruder des Vorigen, von Auguſt wegen Ehebruchs mit ſeiner Enkelin Julia verbannt, erhielt von Tiber die Erlaubniß zur Rückkehr, aber keine Ehrenſtellen. — 9) Ap. Jun. Torquatus S., Konſul im J. 28. n. Chr., durch Meſſalina und Narciſſus gemordet. — 10) Lucius Jun. S., durch Gajus gebildet und in großem Anſehen ſtehend. Man fürchtete von ihm, er möchte nach Nero's Tode den Thron uſurpiren. Nero wollte ſeinen Tod und beſchuldigte ihn daher des Strebens nach der Herrſchaft und des Inceſts mit ſeiner Tante Lepida, der Gemahlin des Rechtsgelehrten Cajus Caſſius. S. wurde durch Senatsbeſchluß verbannt u. im J. 65 n. Chr. durch einen abgeſendeten Mörder nach muthigem Widerſtande erſchlagen.

Silanus (Geogr.), ital. Dorf, Inſel Sardinien, nordöſtlich von Cagliari, öſtlich am Monte-San-Pedro, zwiſchen fruchtbaren und weidereichen Bergen; 1340 Einw.

Silao, nordam. Flecken, Mexiko, Staat Guanaxuato, nordweſtl. von Guanaxuato, 6080 F. ü. d. M.; Woll- und Baumwollweberei, beſonders Ackerbau; 6000 Einw.

Silaris (Sele), ital. Fluß, Neapel, Prov. Principato citer., entſpringt in den Apen-

Digitized by Google

ninen, nimmt den Negro und Calore auf und fällt in den Buſen von Salerno.

Silaro (Sillaro), ital. Fluß, Kirchenſtaat, Bologna, entſpringt in den Apenninen, fließt von Sudweſten nach Nordoſten in den Po-di-Primario.

Silarſoak (grönl. Myth.), ſ. v. a. Silla.

Silarus (a. Geogr.), 1) Ort und Fluß in Gallia Cispadana, zwiſchen den Flüſſen Iſer u. Sinnius, weſtl. von Forum Cornelii; der Ort heißt jetzt Caſtel S. Pietro, der Fluß noch immer Silaro; — 2) bedeutender Fluß Lukaniens, an der Nordgrenze deſſelben gegen Kampanien, der auf dem Apenninus entſpringt, auf ſeinem ſüdweſtl. Lauf den Tanager (jetzt Negro) und Calor (jetzt Calore) in ſich aufnimmt und beim Berg Alburnus etwas nördlich von Päſtum in den Sinus Paestanus mündet. Sein Waſſer ſoll die Kraft gehabt haben, Pflanzen zu verſteinern; noch jetzt Silaro oder Sele. Hier 72 v. Chr. Sieg des Prätors Craſſus über Spartacus.

Silas (a. Geogr.), Fluß in Indien, auf dem nichts ſchwamm.

Silas (Biogr.), 1) (Silvanus), wahrſcheinlich einer der 70 Jünger Jeſu, dann Freund und Begleiter des Paulus in Kleinaſien und Macedonien, deſſen Gefangenſchaft in Philippi er theilte. Nach ihrer Freilaſſung trennten ſich beide von einander, trafen ſich aber in Korinth wieder. Nach Einigen † S. in Macedonien als Märtyrer. Mit Unrecht iſt er für identiſch mit Lucas oder Tertius gehalten worden. Vgl. L. F. Cellarius, De Sila viro apostol., Jena 1775, 4. — 2) S., Schüler Johannis des Täufers, der ihn nebſt Karpos zu Jeſus geſchickt haben ſoll, um ihn zu fragen, ob er Chriſtus ſey.

Silaſſen, im däniſch-oſtindiſchen Handel buntgedruckte Schnupftücher aus Paliacat, $1^7/_{16}$ däniſche Ellen breit, 12 Ellen lang.

Silatum (röm. Ant.), 1) der Wein, den man mit gelbem Ocker vermiſcht hatte und den man früh nüchtern oder zum Frühſtück trank, daher — 2) ſ. v. a. Frühſtück.

Silau (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Silaus *Bess.*

Silaus (Bot.), nach Beſſer, Silau, Roßkümmel, Gattung der Umbelliferae Seselineae *Dec.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Kelchrand undeutlich. Blumenblätter 5, verkehrt-eiförmig-länglich, durch das eingeſchlagene Vorſpitzchen ſchwach ausgerandet oder ganz. Frucht auf dem Grunddurchſchnitte faſt ſtielrund; Theilfrüchtchen mit 5 ſcharfen Riefen; Thälchen vielſtriemig. Fuge 4- oder 6ſtriemig. Samen halbſtielrund. Von 5 Arten, ausdauernden kahlen Kräutern in Europa, Aſien und Amerika, iſt am bekannteſten: S. pratensis *Bess.*, Peucedanum Silaus *L.*, Wieſen-Silau, gemeiner Roßkümmel, falſche Bärwurz, Mattenſteinbrech. In Europa, auf fruchtbaren, grasreichen Wieſen. Stengel äſtig, oben wie die Aeſte kantig. Blätter 2—4-fach-fiederſchnittig; die ſeitlichen Abſchnitte ganz oder 2theilig, die endſtändigen 3theilig; Zipfel lineäliſch, ſtachelſpitzig. Hülle ein- oder 2blättrig. Wurzel, Kraut und Früchte, Radix, Herba et Semen Silai s Seseleos pratensis s. Saxifragae anglicae s. vulgaris, welche einen ſcharf gewürzhaften Geruch haben, waren früher officinell und wurden beſonders bei Krankheiten der Harnwerkzeuge angewendet. Hayne, Arzneig. 7, T. 5.

Silay, oſtind. Ort, Philippinen, Inſel Negros, auf der nordweſtlichen Küſte.

Silbach, 1) (Sylbach), bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aſch., Ldgr. Haßfurt; 370 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Brilon; kath. Pfarrei, Bergfreiheit mit Schmelzhütte, Schieferbruch, altes Silberbergwerk; 480 Einw. — Niederlage Iſolani's durch den Grafen von Mansfeld im J. 1631.

Silber (franz. Argent, engl. Silver, lat. Argentum; ältere Benennungen: Luna, ☾, Diana; chineſ. Zeichen Ag., Min., Hüttenw. u. Chem.). A. Vorkommen. Das S. gehört zu den ſehr verbreiteten Metallen und da es nicht ſelten gediegen vorkommt und leicht ſchmelzbar iſt, ſo hat es ſchon in den älteſten Zeiten die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Vor der Entdeckung von Amerika konnten die Silberbergwerke Sachſens als die ergiebigſten betrachtet werden, aber jetzt geben die Silberbergwerke von Mexiko und Peru eine größere Ausbeute, als alle Silberbergwerke Europa's und Aſiens zuſammengenommen. Das S. kommt auf denſelben Lagerſtätten wie das Blei vor und ſehr gewöhnlich iſt der Bleiglanz ſilberhaltig. Das gediegene Silber findet ſich kryſtalliſirt, drahtförmig, haarförmig, baumförmig, derb, eingeſprengt, auf Gängen und Urgebirgen und in der Grauwacke des Uebergangsgebirges, in Sachſen (Freiberg), Norwegen (Köngsberg), Sibirien, Mexiko und Peru. In Peru kommt es auch im Flötzgebirge auf Lagern von Brauneiſenſtein vor, in feinen Blättchen dieſem eingemengt; im bituminöſen Mergelſchiefer, angeflogen auf Kupferglanz im Mansfeldiſchen. Es iſt daher, wenigſtens theilweiſe, aus einer Auflöſung, wie das Kupfer, niedergeſchlagen worden. In frühern Zeiten hat man bisweilen Maſſen gediegenen S.s von 50 bis 800 Pfund angetroffen. — Silbererze ſind folgende: Schwefelſilber (Glaserz), Schwefelantimonſilber (Sprödglaserz, Rothgüldigerz und Miargyrit), Schwefelſilbereiſen (Sternborgit), Schwefelſilberkupfer (Silberkupferglanz), Schwefelantimonſilberkupfer (Polybaſit), Schwefelantimonſilberblei (Schilfglanzerz), und in einigen andern Schwefelſalzen (Fahlerz, Grau- und Weißgültigerz); Selenſilberkupfer (Eukrairit); Jodſilber, Bromſilber, Chlorſilber (Hornerz), Antimonſilber, Tellurſilber, Tellurgoldſilber (Weißtellur und Schrifttellur, Silberamalgam, Goldſilber.

B. Gewinnung. Die Gewinnung des S.s aus ſeinen Erzen iſt verſchieden und richtet ſich nach ihrer Zuſammenſetzung. Nicht unbeträchtliche Mengen von S. werden aus dem ſilberhaltigen Bleiglanze gewonnen. Bei dem Verhütten des ſilberhaltigen Bleiglanzes fällt ſilberhaltiges Werkblei, aus welchem man das

Digitized by Google

S. durch die Operation des Abtreibens, wie unten angegeben, gewinnt. Bei dem Abtreiben werden ſehr reiche Silbererze, z. B. Rothgültigerz, Glaserz und auch Stücke von gediegenem S. zugeſetzt, indem der Schwefel und das Antimon der erſteren theils in den Abſtrich eingehen, theils, im oxydirten Zuſtande, ſich verflüchtigen. Aus den ſilberhaltigen Kupfererzen ſcheidet man das S. dadurch, daß man das ſilberhaltige Schwarzkupfer, welches davon fällt, mit Blei zuſammenſchmilzt und das ſilberhaltige Blei dann abſaigert, oder dadurch, daß man das Schwarzkupfer dem Amalgamationsprozeſſe (ſ. *Kupfer*) unterwirft.

a) *Gewinnung durch Abtreiben.* Das auf dem einen oder dem andern bei dem Artikel Blei beſchriebenen Wege gewonnene Werkblei, enthält alles S., welches in dem Bleiglanze enthalten war und außerdem Antimon, Arſen, Kupfer, Zink und noch andere Metalle, welche gleichfalls als Schwefelmetalle in oder mit dem Bleiglanze vorkommen. Die Abſcheidung des S.s aus dem Werkblei, bei welcher auch gleichzeitig die Abſcheidung der anderen fremden Metalle erfolge, wird durch den Hüttenprozeß, welcher das Abtreiben heißt, bewerkſtelligt. Es gründet ſich dieſer Prozeß auf die Eigenſchaft des S.s, beim Erhitzen an der Luft nicht oxydirt zu werden, und auf die des Blei's und der andern Metalle, welche das S. im Werkblei begleiten, dabei leicht oxydirt zu werden. Da nun das oxydirte Blei, das Bleioxyd, ſchmelzbar iſt und beim Schmelzen die übrigen Metalloxyde auflöſt, ſo läßt ſich ſehr leicht eine Trennung der oxydirten Metalle von den nicht oxydirten bewerkſtelligen, wie ſich aus Folgendem ergibt. Die Beſtimmung, ob ein Werkblei mit Vortheil abgetrieben werden kann oder nicht, hängt nicht allein von ſeinem Silbergehalt ab, ſondern auch von dem Preis des Brennmaterials und des nothwendig dabei verloren gebenden Bleies. In Freiberg treibt man Werke von 20 bis 30 Loth S. im Centner, geringerhaltiges wird bei der Bleiarbeit wieder mit zugeſetzt; am Harz in den frankenſcharrner Hütten treibt man Werke ab, welche 12 bis 14 Loth S. enthalten, auf der Friedrichshütte in Oberſchleſien Werke von $1^{3}/_{4}$ Loth Silbergehalt auf Mergelheerden bei Steinkohlen. — Das Werkblei wird auf dem Triebherde eingeſchmolzen. Der Triebherd iſt ein runder Flammenofen mit einer angebauten Feuerung; der eigentliche Herd iſt entweder nach älterer Weiſe, aber unzweckmäßiger, mit einer ziemlich hohen Kappe überwölbt, wie auf den harzer Hütten, oder, wie auf den halsbrückner Hütten bei Freiberg und auf der Friedrichshütte bei Tarnowitz, zweckmäßiger mit einer flachen eiſernen Haube (Hut) bedeckt, welcher inwendig mit Thon ausgeſchlagen, durch Ketten vermittelſt eines Krahns aufgezogen und auf den Herd niedergelaſſen werden kann. Dadurch iſt es für den Arbeiter, welcher den Herd feſtſtößt, leichter, ihn recht ſorgfältig anfertigen zu können; durch die flache Haube wird auch ein größerer Hitzeffekt bedingt und ſomit an Brennmaterial geſpart. Die Herſtellung des Herds geſchieht auf folgende Weiſe: Ueber die Schlackenſohle wird ein Ziegelherd aus Mauerſteinen aufgeführt, über welchem die Maſſe aufgetragen wird, welche den eigentlichen Triebherd bilden ſoll. Hierzu wendet man entweder geſiedte ausgelaugte Holzaſche und gelöſchten Kalk oder Thon an, welche angefeuchtet aufgetragen, feſtgepocht und mit ausgelaugter Aſche einige Zoll ſtark belegt und dieſe feſtgeſchlagen wird; dann wird der Herd ausgeglichen, mit Leinwandbauſchen glatt gerieben und in der Mitte die Spur ausgeſchnitten, ein vertiefter Keſſel, in welchem gegen das Ende des Treibeno das S. ſtehen ſoll, und zwar richtet ſich dieſelbe nach der zu gewärtigenden Menge des S.s; endlich wird die Glättgaſſe eingeſchnitten, durch welche die geſchmolzene Glätte abfließen kann. Man hat hierbei hauptſächlich auf die Wahl des Materialo zu achten; es muß gehörig porös ſeyn, und darf von dem geſchmolzenen Bleioxyd nicht angegriffen werden, es muß Glätte verſchlucken, aber nicht mit derſelben zuſammenſchmelzen. Oder die Herde werden aus Kalkmergel hergeſtellt, welche eine bedeutendere Ausbeute an Friſch- und Kaufglätte liefern und einen reinern Silberblick erzielen laſſen. In Ermangelung eines natürlichen hierzu geeigneten Mergels, fertigt man den Herd aus gepochtem thonigen Kalkſtein und ſchwach gebranntem Thon, in dem Verhältniß von 27:2, mengt beide genau, feuchtet ein wenig an und ſtößt wie gewöhnlich auf. Iſt ein Treiben beendet, ſo wird ein Theil der im Ofen verbliebenen Mergelaſche mit neuer gemengt und wieder als Grund aufgetragen, ein anderer als Ueberzug der untern Schicht aufgeſtoßen.

Bei Beginn des Treibens wird eine beſtimmte Anzahl Centner Werkblei auf den angewärmten Herd aufgeſetzt, und zwar entweder das ganze Gewicht zugleich, oder Anfangs nur ein Theil, und ſpäter, wenn ſchon das Treiben im Gange iſt, der andere Theil nachgegeben; hierauf wird das Brennmaterial in dem am Triebherd angebauten Windofen angezündet, die Flamme ſchlägt über die Feuerbrücke in den Triebherd, ſpielt über dem auf der Herdſohle ausgebreiteten Metall unter der Haube und zieht nach dem Fuchs hin, welcher den Rauch nach dem kurzen Schornſtein abführt. Bald beginnt das Blei zu ſchmelzen, es ſondert ſich vom ſchweren S. enthaltenden Blei eine leichte Legirung von Kupfer, Spießglanz, Arſenik, Nickel, Kobalt, Blei, welche aufſteigt. Dieſe wird, ſobald ſie gehörig dünnflüſſig geworden iſt, durch die Glättgaſſe abgelaſſen, oder auch mittelſt einer eigenen Krätze abgezogen, und gibt den *erſten Abſtrich* oder *Abzug*. Jetzt beginnt die Oxydation des Bleies; die erzeugte Bleiglätte iſt aber noch ſehr unrein, ſchwarz, von beigemengten Oxyden von Spießglanz, Nickel, Arſen, Kupfer; ſie wird beſonders als *zweiter Abſtrich*, *ſchwarze Glätte*, aufbewahrt und für ſich weiter bearbeitet, da ſie ſilberhaltig iſt. Sobald die Glätte rein zu erſcheinen anfangt, beginnt die zweite Periode des Treibens. Das Feuer toird verſtärkt, das Gebläſe angelaſſen, welches Luft einbläſt und nun die Glättebildung etwas langſamer betrieben. Da das geſchmol-

zene Blei mit erhabener Oberfläche auf dem Herd ſteht, die Glätte aber im flüſſigen Zuſtande am Rande höher, als in der Mitte ſich anſammelt, ſo bildet ſich, durch dieſe Eigenthümlichkeit beider, rings herum am Herdrand gleichſam ein Kranz von geſchmolzener Glätte, welche durch die Glättgaſſe ſtetig abfließt, indem dieſe, ſo wie der Spiegel der Glätte nach und nach ſinkt, tiefer eingeſchnitten wird. Ferner iſt auch die Glätte auf dem Blei leicht verſchiebbar, und es treibt daher das Gebläſe die an der Oberfläche des Bleies gebildete Glätte ſtets dem Rand zu; nie darf man aber alle Glätte ablaſſen, weil hierbei auch Werkblei ablaufen würde und die Glätte reicher an S. ausfällt, indem dann mehr Silberoxyd ſich bildet, welches, wenn die Bleifläche ſtets mit Glätte bedeckt bleibt, durchs Blei reducirt wird. Die abfließende Glätte erſtarrt, bildet eine feſte, ſchlackige Maſſe. Die nach dem Abſtreichen zuerſt fallende Glätte iſt noch nicht ganz rein, ſie enthält Kupferoxyd, Kieſelerde und Spuren von S. Die letzteren Portionen derſelben, welche beim Treiben erfolgen, ſind relativ die reinſten, ſie enthalten aber mehr eingemengtes Silberoxyd und Silberkörner, weshalb dieſelben nicht in den Handel kommen, ſondern theils für ſich verfriſcht, und als Werkblei zu neuen Trieben, theils als bleiiſcher Vorſchlag bei Bleiſchmelzarbeiten angewendet werden. Gegen Ende des Prozeſſes, wenn das Blei immer ſilberreicher und dadurch ſtrengflüſſiger geworden, verſtärkt man das Feuer, bis endlich der **Silberblick** erfolgt. Dieſe Erſcheinung iſt ganz eigenthümlich: es entſteht eine Bewegung an der Oberfläche des Metalls, und gleich darauf iſt die Fläche ganz ruhig, glänzend, hell; Regenbogenfarben zeigen ſich mehr im Kleinen beim Treiben auf dem Teſt als hier. Hat das S. geblickt, ſo werden die Gebläſe abgehangen, das Feuer gelöſcht, das Blickſilber, mit warmem Waſſer abgekühlt, aus der Spur heraus gehoben und zum Feinbrennen abgeliefert. Während des Treibens geht durch Verflüchtigung viel Bleioxyd, auch S., und zwar beſonders gegen das Ende, verloren, welches ſich zum allergeringſten Theil an den kalten Außenwänden des Herds niederſchlägt; man hat Kondenſationsräume angebracht, allein nur ein kleiner Theil wird in dieſen wieder gewonnen. Alle Bleidämpfe, die durchs Glättloch entweichen, ſind völlig verloren; wegen derſelben iſt auch die Arbeit am Triebherd der Geſundheit nachtheilig. Ein nicht geringer Antheil S. zieht ſich in den Herd ein, und zwar in den Aſchenherd weit mehr, als in den Mergelherd, weshalb dann der bleihaltende Herd bei dem Bleiſchmelzen als Vorſchlag mit aufgeſetzt wird; man unterſcheidet reichen und armen Herd. Auf der Friedrichshütte werden 150 bis 160 Centner Werkblei auf einmal aufgeſetzt und bis auf 10 bis 14 Centner vertrieben, was man **Armtreiben** nennt, worauf concentrirte Werke abgeſtochen, und dieſe, wenn 12 bis 15 Armtreiben erfolgt ſind, zu einem **Reintreiben** verwendet werden, wobei $14\frac{1}{2}$- bis $15\frac{1}{2}$löthiges Blickſilber erfolgt. Dieſe Trennung iſt wegen der armen Werke nöthig, um möglichſt wenig S. zu verlieren. Binnen 6 Stunden ſind die Werke eingeſchmolzen, der Abſtrich binnen einer Stunde gezogen; nach 2 Stunden bei ſtarkem Feuer werden die Gebläſe angehangen, und das Treiben nimmt bei mäßigem Feuer ſeinen Anfang, welches 36 Stunden bei 160 Centner Werkblei dauert, beim Reintreiben 40 bis 44 Stunden; dieſe Zeit iſt gegen das Treiben auf Aſchenherden um etwa 16 Stunden länger, wobei aber auch über 14 % Glätte mehr als auf jenen erhalten werden, mehr S. erfolgt und weniger Zwiſchenprodukte. – Von 1343 Centner Werkblei erfolgen: 548 C. Kaufglätte, 624 C. Friſchglätte, $179\frac{1}{2}$ C. Herd, 129 C. bleiiſche Nebenprodukte, 104 Mark 15 Loth Feinſilber nach dem Feinbrennen, während auf dem Aſchenherd nur 88 Mark $6\frac{1}{2}$ Loth Silber erfolgten. Um 100 Centner Werke zu treiben, ſind 43 bis 45 Kubikfuß Steinkohlen erforderlich. In England, bei Alſton-Moore, treibt man in Flammenöfen, mit beweglichen Teſten; man ſchlägt in einem ovalen eiſernen Ring mit Eiſenſtäben den Teſt, ein Gemenge von Knochen und Farrnkrautaſche; iſt derſelbe fertig, ſo wird er in den Flammenofen geſchoben. Dieſer hat eine 40 Fuß hohe Eſſe und einen durch eine Zunge und Ziegeln getheilten Fuchs, damit die Flamme den Ofenraum überall gleichmäßig beſtreiche; das Gebläſe iſt der Glättgaſſe gegenüber. Sobald der Teſt durch langſam geſteigertes Feuer von Steinkohlen gehörig abgewärmt iſt, wird das in einem eiſernen Keſſel außerhalb des Ofens geſchmolzene Werkblei auf den Teſt mit eiſernen Löffeln getragen, etwa 5 Centner auf einmal, und, wenn es ſich mit einer Oxydhaut bedeckt hat, das Gebläſe angelaſſen, welches in der Richtung der größeren Axe des Teſtes denſelben beſtreicht. So wie durch das Abfließen von Glätte der Spiegel des Werkbleies auf dem Teſt geſunken, wird neues Werkblei aus dem Keſſel zugegeben. Binnen 16 bis 18 Stunden werden 84 Centner Blei getrieben und Reichblei gewonnen, welches auf dem Teſt des Feinbrennofens feingebrannt wird.

Feinbrennen. Das Blickſilber, welches noch $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Loth fremde Metalle in der Mark enthält, wird dem **Feinbrennen** unterworfen, auf einem Teſt nochmals getrieben, d. h. in kleinerm Maßſtab auf einem aus geſiebter, ausgelaugter Holzaſche gefertigten, mit einer Lage von Knochenaſche überzogenen, wohl abgewärmten kleinen Triebherd, welcher in einer gußeiſernen Schale ruht, oder in eiſernen Ringen feſtgehalten wird. Neuerdings hat man ſich auch zu den Teſten des Mergels bedient, und hie und da Mergelteſte eingeführt. Das Feinbrennen geſchieht entweder unter Muffeln aus feuerfeſtem Thon, wie z. B. am Harz zu Klausthal im Laboratorio der Münze, in Schweden u. ſ. w., oder vor dem Gebläſe, wie in Freiberg, oder in einem Flammenofen, ähnlich den engliſchen Treiböfen. Je nachdem das Feinſilber bloß oder hauptſächlich Blei enthält, oder auch Kupfer, wird theils ohne Zuſatz von Blei, oder mit einem Zuſatz von weichem Blei das Treiben fortgeſetzt. Bei erſterem Verfahren werden 50 bis 70 Mark Blickſilber mit weichem Blei in

einem durch Erfahrung beſtimmten Verhältniß zuſammen auf den Teſt aufgeſetzt, letzteres, um das Kupfer zur Oxydation zu bringen und es durch die gebildete Glätte vom S. zu entfernen. Die Muffel wird durch Kohlen auf dem Herd von außen erhitzt und in gehöriger Gluth erhalten. Das Blei ſchmilzt ein, verbindet ſich mit dem Blickſilber, fängt durch den Strom zutretender atmoſphäriſcher Luft an, ſich zu oxydiren, ſo auch das Kupfer, die Oxyde ziehen ſich in die poröſe Teſtmaſſe, bis endlich der Silberblick ſich zeigr; darauf werden die Muffeln abgekühlt, das erſtarrte Brand- oder Feinſilber herausgenommen, auf dem Ambos zuſammen geſchlagen, abgekehrt und an die Münzwerkſtätten abgeliefert; es enthält dann meiſt 15 Loth 15 Grän Feinſilber in der Mark, 3 Grän fremde Metalle; ſeltner erreicht man 15 Loth 16 Grän. Daß die Teſte, in denen die kupfrige Glätte und auch Silberkörnchen ſich befinden, wieder zu Gute gemacht werden, liegt auf der Hand, ſie werden bei der Bleiarbeit mit durchgeſchmolzen. Bei dem Feinbrennen vor dem Gebläſe ſetzt man z. B. 50 Mark auf den Teſt, ſchmelzt unter Holzkohlen vor dem Wind ein, und unterhält das Treiben, bis der Blick ſich einſtellt. Hierbei geht etwas S. durch den Rauch verloren, weshalb man Richtfänge anbringt. Das beſte und vortheilhafteſte Verfahren beim Feinbrennen iſt das im Flammofen. Dee Herd iſt entweder feſt oder beweglich, im erſten Fall ſtimmt ein ſolcher Ofen mit dem gewöhnlichen, im letztern mit dem beweglichen Treibofen überein. Das S. wird nach gehörigem Abwärmen des Teſtes eingetragen. Während des Erkaltens des Feinſilbers werden aus dem Innern der noch flüſſigen Silbermaſſe äſtige Verzweigungen hervorgetrieben, wodurch flüſſiges S. umhergeſpritzt wird. Man nennt dieſe Erſcheinung das Spratzeu. Es tritt nur bei feinem S. ein, beſonders bei großen Maſſen, die langſamer im Innern erſtarren; die hervorgetriebenen Partien treten oft mehre Zoll heraus, zum Theil ſogar kryſtalliſch. Als Urſache dieſer Erſcheinung gaben Lucas und Chevilot eine Sauerſtoffgasentwickelung an, welche im Moment des Abkühlens Statt findet. Es nimmt nämlich geſchmolzenes Feinſilber aus der Luft Sauerſtoffgas auf, läßt es aber beim Erſtarren entweichen. Ein Gehalt von 1 Procent Blei, Kupfer verhindert das Spratzen.

b) Gewinnung durch Amalgamation. Auf dem Amalgamirwerk an der Halsbrücke zu Freiberg wird auf folgende Weiſe verfahren: Die für die Amalgamation paſſenden Erze werden ſo gattirt, daß die armen mit den reichen beſchickt ein Gemeng geben, welches im Centner durchſchnittlich $7^1/_2$ bis $7^3/_4$, höchſtens 8 Loth Silber enthält. Die vorzüglichſten Beſtandtheile der Erze ſind Schwefel, S., Silberſpieoglanz, Wismuth, Silberarſenik, Silberkupfer, Silbereiſen, Silberblei (Nickel, Kobalt), Silberzink, verſchiedene erdige Foſſilien. Eine Hauptſache iſt noch, daß die Amalgamirerze einen gehörigen Gehalt an Schwefel beſitzen, um das Kochſalz beim Röſten möglichſt vollſtändig zu zerlegen, dadurch von Chlor frei zu machen, wodurch ſich Hornſilber bildet. Man beſchickt daher auch ſchwefelarme mit ſchwefelreichen nach erfahrungsmäßigen Verhältniſſen. Die Erzpoſten werden auf den Schichtſälen zur Beſchickung aufgelaufeu, in ein ungefähr 17 Ellen langes, $4^1/_2$ Ellen breites Rechteck geſtürzt und in dieſes das nöthige Salz von dem Salzſal herab durch Lutten geſchüttet, nnd zwar auf 400 Centner Erz 40 Centner Salz oder 10 %, ſo daß die Erz- und Salzſchichten gleichmäßig abwechſeln. Dieſe werden ſodann gemengt, kleine Haufen, Röſtpoſten von $3^1/_2$, jetzt $4^1/_2$ Ctr. gebildet. (Der Verbrauch an Salz beträgt jährlich 6000 Ctr., welcher von den preußiſchen Salinen geliefert wird).

Röſtung der Amalgamirerze. Die zum Röſten der Erzpoſten beſtimmten Oefen ſind Flammöfen, welche aus Ungarn abſtammen, mit Richtkammern verſehn; ſie werden durch einen gemauerten Kanal vom Schicktſal aus beſetzt. Das beſchickte Erzmehl wird auf dem Herd ausgebreitet, unter ſtetem Wenden erſt getrocknet, ſodann das Feuer verſtärkt, wodurch das Erz ſich entzündet, glüht, wozu 1 bis 2 Stunden erforderlich ſind, während dicke, weißgraue Dämpfe von Arſenik, Spiesglanz und Waſſer entweichen. Hierauf nimmt das Abſchwefeln den Anfang, wobei eine blaue Flamme ſichtbar wird, welche unter Fortglühen der Maſſe an 3 Stunden fortdauert; es wird fleißig gewendet, um die Oberfläche ſtets zu erneuern und das Zuſammenbacken zu vermeiden. Sobald kein ſchwefeligſaures Gas mehr ſich wahrnehmen läßt, wird das Gahrröſten vorgenommen, d. h. durch erneuerte Feuerung die Zerlegung des Kochſalzes durch die erzeugten ſchwefelſauren Metallſalze bewirkt, Chlorgas wird frei, verbindet ſich mit den Metallen zu Chloriden, während die Schwefelſäure ſich mit dem Natron zu Glauberſalz vereinigt. Mit dem Wenden wird fortgefahren, bis genommene Proben nach dem Geruch völlige Abweſenheit von ſchwefeligſaurem Gas bezeugen und nur noch ſalzſaures Gas anzeigen. Das Gahrröſten dauert gewöhnlich $^3/_4$ Stunden. 12 bis 13 Oefen ſind im Gang, jeder röſtet in der Woche durchſchnittlich 100 Ctr.; aus den Richtkammern werden jährlich 96 bis 100 Ctr. Erzſtaub mit 32 Mark Silber ausgezogen, die gleich wie ein ungeröſtetes Erz beſchickt werden. Zum Anfeuern bedient man ſich der Steinkohlen, nur beim Gahrröſten wird noch Holz angewendet; der Aufgang an Brenumaterial betrug 1815 für 100 Ctr. Erz durchſchnittlich $294^1/_4$ Kubikfuß Holz und $115^1/_2$ Pfd. Steinkohlen. Während des Gahrröſtens ſchwillt das Erz um $^1/_4$ ſeines frühern Volumens auf, nimmt einen lockeren Zuſtand und eine braune Farbe an; das gut geröſtete wird aus dem Ofen auf die gemauerte Hüttenſohle gezogen und nach dem Abkühlen durch grobe Durchwürfe gelaſſen, um die Klümpchen zu ſcheiden, welche gröblich zermahlen, nochmals mit Kochſalz beſchickt, einer wiederholten Röſtung unterworfen werden; das Feinere aber wird geſiebt. Die Durchwürfe ſowohl als auch die Siebemaſchinen befinden ſich in Käſten eingeſchloſſen, um das Stauben zu verhüten, welches theils nachtheilig auf die Ge-

Digitized by Google

ſundheit der Arbeiter wirken, theils auch Verluſte nach ſich ziehen würde. Durch die Siebe werden verſchiedene Sorten nach der Feinheit des Korns ſortirt; das Grobe und Mittlere wird geſchrotet und nochmals mit 2 % Salz beſchickt, geröſtet, das Siebfeine wird auf die Mahlgänge gebracht, deren 14 vorhanden ſind. Die Einrichtung iſt mit der gewöhnlichen in Mahlmühlen ſehr übereinſtimmend, die Steine ſind von Granit, der Läufer macht 100 bis 120 Umdrehungen in der Minute; das gebeutelte geröſtete Erz muß ſo fein ſeyn, wie das feinſte Getreidemehl, das gröbere wird wieder auf die Mühle gebracht.

Die Amalgamation. Das Verquicken geſchieht in horizontal liegenden, ſich um ihre Axe bewegenden Fäſſern; es ſind deren 20, die je 5 in einer Reihe neben einander liegen; zwiſchen je zwei Reihen liegt eine Welle, auf welcher 5 Stirnräder in beſtimmten Entfernungen, nach Maßgabe der Länge der zu bewegenden Fäſſer, aufgekämmt ſind, welche die Fäſſer in Bewegung ſetzen, und zwar je 2, von beiden Seiten eins. Beiden Wellen wird durch ein großes Stirnrad, welches an der Waſſerradswelle befeſtigt iſt, die Bewegung mitgetheilt. Die Fäſſer ſind 2 Fuß 10 Zoll im Lichten lang, 2 F. 8 Z. im Lichten weit, $3^1/_2$ Zoll ſtark in den Dauben, ſie ſind mit eiſernen Reifen und eiſernen Böden verſehn, und haben einen doppelten Spund, der mit einem eiſernen Bügel verſchraubt wird. Sie werden mittelſt hölzerner Lutten, die ſich in zwillchne Beutel endigen, mit 10 Ctr. gebeuteltem Erzmehl gefüllt, nachdem vorher 3 Ctr. Waſſer aus einem bleiernen Kaſten mit Rohr und Hahn hineingelaſſen werden, hierauf werden noch $^3/_4$—$^7/_8$ Ctr. Eiſenplatten, welche aus Stabeiſen $1^1/_2$ Zoll lang und breit und $^1/_8$ Zoll ſtark geſchrotet ſind, hinzugeſetzt und von Zeit zu Zeit, da ſie aufgelöſt werden, erneuert. Das Gemeng, welches die Fäſſer zu $^2/_3$ anfüllt, läßt man nun, nachdem der Spund feſt verſchloſſen worden, $1^1/_2$—2 Stunden lang umgehen, bis ſich das Waſſer mit dem Erz zu einer gleichförmigen, breiartigen Maſſe gemengt hat. Iſt dies gehörig geſchehen, ſo werden mittelſt einer Röhrenleitung und eines beweglichen Gerinns 5 Ctr. Queckſilber hinzugeſetzt, worauf das Faß wieder verriegelt und in Umgang geſetzt wird, und 14—16 Stunden lang (früher 18 Stunden) in ſteter Bewegung bleibt, indem ſich daſſelbe 20- bis 22mal in der Minute um die Achſe bewegt. Während des Umgangs werden die Fäſſer 2mal ausgerückt, geöffnet, die Dicke des Quickbreies geprüft, falls er zu dick, etwas Waſſer, falls er zu dünn, etwas Erzmehl zugeſetzt; denn eine erfahrungsmäßige Konſiſtenz iſt eine wichtige Bedingung zum guten Erfolg. Iſt nämlich die Maſſe zu ſteif, ſo kommen die Queckſilberkügelchen nicht gehörig mit allen Theilen des Erzes in Berührung, und iſt ſie zu dünn, ſo ſenken ſie ſich zu ſehr nach unten. Während des Umgehens nimmt die Temperatur zu, ſo daß ſie auch im heftigſten Winter nach 8—10 Stunden Umgang 38—44° beträgt. Der chemiſche Prozeß, welcher in den Fäſſern Statt findet, iſt folgender: Durch Eiſen werden die im geröſteten Erzmehl vorhandenen Chlormetalle zerſetzt, es bildet ſich Eiſenchlorür, das Kupferchlorid wird theils zu Chlorür theils zu metalliſchem Kupfer reducirt, S. metalliſch gefällt. Das Queckſilber löſt das S., Kupfer, Blei, Spießglanz auf, und bildet ein Amalgam. Iſt das Eiſen nicht in gehöriger Menge vorhanden, oder hat es vor dem Zuſatz des Queckſilbers nicht lange genug eingewirkt und die Chloride in Chlorüre verwandelt, ſo bildet ſich auch Chlorqueckſilber (Kalomel), welches verloren geht. In dem Waſſer bleiben gelöſt: Glauberſalz, unzerlegtes Kochſalz, Eiſen- Manganchlorür u. a. m. Nach Vollendung des Anquickprozeſſes werden die Fäſſer mit Waſſer völlig gefüllt, langſam in Umgang geſetzt, 6- bis 8mal in der Minute, wodurch binnen 1—$1^1/_2$ Stunde möglichſt viele Amalgamtheile ſich am Boden der Fäſſer vereinigt haben, und durch die Verdünnung der durch Kochſalz in Auflöſung erhaltene Antheil Hornſilber niedergeſchlagen und zerlegt wird. Darauf wird durch den im großen Spund angebrachten kleinen Spund, und ein Anſatzrohr mit Hahn, das Amalgam abgelaſſen, welches durch eine Rohrenleitung nach der Amalgamkammer fließt. So wie der braune Rückſtand ſich zeigt, wird der Hahn geſchloſſen, der große Spund geöffnet und das Faß in die Waſchbotteiche entleere, das Eiſen aber zurückgehalten; der Rückſtand iſt bis $^5/_{16}$ oder $^7/_{20}$ Loth im Ctr. entſilbert. Das Entleeren ſämmtlicher Fäſſer, ſo wie das Füllen derſelben dauert jedes 1 Stunde, ſo daß der ganze Prozeß in 18—20 Stunden vollendet iſt (ſonſt in 24 Stunden), nämlich 1 Stunde Füllen, 14—16 Stunden Amalgamiren, $1^1/_2$ Stunde Verdünnen, 1 Stunde Entleeren; es können jetzt in 14 Tagen 3200, ſonſt nur 2800 Ctr. Erz amalgamirt werden. Aufwand bei der Amalgamation 1815: auf 100 Ctr. Erz 14,5 Pfd. Eiſen, 2 Pfd. 25 Loth Queckſilber (nach andern Angaben muß es mindeſtens doppelt ſo viel betragen), alſo auf die Mark S. 1,89 Loth Queckſilber. Seit 1822 ſind Verſuche mit der warmen Amalgamation in gußeiſernen Probefäſſern angeſtellt worden, welche durch Kohlenfeuer auf 60—70° R. erwärmt wurden; die erſten Verſuche in Fäſſern von 3,2 Kubikfuß Inhalt, die letzten in ſolchen von 16 Kubikfuß. Die Rückſtände waren ſchon nach 10 Stunden bis auf ein $^1/_4$ Loth entſilbert, nach 18 Stunden bis auf $^8/_{40}$—$^9/_{40}$, in der 10. Stunde war der Rückſtand von derſelben Beſchickung kalt amalgamirt $^3/_{20}$ Loth; allein der Verluſt an Queckſilber war ſtets größer, als beim kalt Anquicken; denn wenn bei letzterm der Verluſt auf 10 Ctr. Erz 8—10 Loth beträgt, ſo war es 4—7 Pfd. bei erſteren, nur in einem Fall $1^3/_4$ Pfd. Um das Trockenmahlen möglichſt zu verhindern, hat man angefangen, mittelſt eiſerner Kugeln das Feinmahlen in gußeiſernen Fäſſern zu verſuchen, und die angeſtellten Proben gaben erwünſchte Reſultate; dagegen Verſuche, Kochſalz zu erſparen durch Anwendung von Salzſäure ungünſtig ausfielen.

Nacharbeit mit dem Amalgam. Das aus den Fäſſern abgelaſſene Amalgamirmetall fließt in 2 ſteinerne Tröge, jedoch ſo, daß es erſt

durch elnen zwillchnen Sack laufen muß, welcher angefeuchtet unter der Ausflußröhre befeſtigt iſt; hierdurch koncentrirt ſich das Silberamalgam im Sack, während Queckſilber leichter flüſſig durch dle Poren dringt. Das Amalgam von je 5 Fäſſern fließt durch rinen Sack, ſo daß man deren alſo 4 braucht. Das Amalgam iſt zlemlich ſteif, läßt ſich aber noch drücken; um aber möglichſt alles überflüſſige Queckſilber auszuſcheiden, wird der Sack zugeſchnürt anb zwiſchen Brettern gepreßt, wodurch das Amalgam noch ſteifer wird. Von 20 Fäſſern erhält man auf dieſe Art 3—3¼ Ctr. Amalgam, welches gewöbnlich aus 1 Theil 12- bis 13löthigem S. und 6 Thln. Queckſilber beſteht; die in demſelben enthaltenen fremden Metalle ſind: Kapfer, Blei, Gold, Spießglanz, Kobalt, Nikkel, Wismuth, Zink, Arſenik, Eiſen. Das abgelaufene Queckſilber enthält aber auch noch 2—3 Loth S. im Centner und wird zu ¼ Ctr. ber üblichen Queckſilbermenge von 5 Ctr. zugeſetzt. Das Amalgam wird hierauf einer Deſtillation unterworfen. Unter dem runden Ausglühofen iſt ein hölzerner Waſſerkaſten angebracht, in welchem ein runder, eiſerner, mit Waſſer angefüllter Kaſten ſteht. Auf elnem eiſernen Block iſt eine eiſerne Stange befeſtigt, bie 5 eiſerne, flache Ausglühteller in 3 Zoll ſenkrechter Entfernung von einander trägt. Auf bie mit Thonſchlempe beſtrichenen Teller werden 3 Ctr. Amalgam gelegt, die Waſſerfäſſer gefüllt und mittelſt eines Winbewerks ein gußeiſerner Ausglühtopf über die auf dee Spindel befeſtigten Teller herabgelaſſen. Ein Ausglühtopf iſt 2 Ellen hoch, unten 18 Zoll, oben 13 Zoll weit und geſchloſſen, 1 Zoll ſtark; er ruht mit der untern Oeffnung auf dem Bock im Waſſerkaſten, welcher ſtets friſches Waſſer enthält, während das warm gewordene abfließt. In bem Zwiſchenraum zwiſchen bem Ausglühtopf und der Oſenmauer, 4—4½ Zoll betragend, wird Torffeuer angemacht, und nach und nach dee ganze Raum mit Torf angefüllt. Zuerſt entweicht ſich ausdehnende Luft, ſodann entbinden ſich Queckſilberdämpfe, die ſich an den kühlern Wänden des Cylinders niederſchlagen, unb als laufendes Queckſilber im eiſernen Waſſerfaß anſammeln. Das S. bleibt auf den Tellern mit den nicht flüchtigen Metallen legirt zurück, Tellerſilber, bildet eine poröſe, moosartlge Maſſe, ſilberweiß, auch goldgelb und tombackbraun, zähe, klingend, verhältnißmäßig leicht; es darf nicht geſchmolzen ſeyn. Die Hitze muß langſam ſteigen, um das Queckſilber möglichſt vollſtändig abzutreiben; das Anglühen dauert 7—8 Stunden. Man erhält von 3 Ctr. Amalgam 95—100 Mark Tellerſilber von 10 bis höchſtens 13½ Loth Feingehalt. 12½löthiges Tellerſilber beſtand aus 80,1000 S., 19,6705 Kupfer, 0,2139 Spießglanz, 0,0156 Gold. In Mansfeld bedient man ſich ſeit elnigen Jahren ſtatt der Ausglühtöpfe elliptiſcher eiſerner Retorten, mit einem weiten eiſernen Knierohr, deſſen einer Henkel abwärts gebogen in ein Gefäß mit kaltem Waſſer eintaucht. In die Retorten werden gußeiſerne Pfannen, in denen das abzudeſtillirende Amalgam liegt, geſchoben, nach beendeter Deſtillation herausgezogen unb bie Retorten wieder beſtzt. Nach dortigen Beobachtungen gehen von 200 Pfd. Amalgam, welche binnen 12—13 Stunden abdeſtillirt ſind, 1,3 bis höchſtens 1,5 Lth. Queckſilber verloren, bei einem geringern Aufwand an Brennmaterial als beim Gebrauch der Glühtöpfe. Das Tellerſilber wird dem Raffinatſchmelzen unterworfen, woburch man Raffinatſilber erhält, welches an die Münze abgeliefert wird. Das Raffiniren geſchieht alſo: 160—170 Mark Tellerſilber werden in einem Graphittiegel bei lebhaſtem Feuer eingeſchmolzen, wodurch derſelbe bis auf 2 Zoll vom Rand gefüllt wird. Das eingeſchmolzene S. dampft etwas ab, es bildet ſich eine Schlacke, welche abgeräumt und das Metall einige Linien hoch mit Kohlenſtaub bedeckt wird. Man bedeckt den Tiegel und bringt ihn in hohe Hitze, dann zieht man die Schlacke ab, und ſieht, wie die Oberfläche etwas dampfend treibt; nach ¼ Stunde wird wieder Kohlenſtaub aufgegeben, bedeckt unb der Tiegel ſtarker Hitze ausgeſetzt, nnd eben ſo noch einige Mal verfahren, bis die Silberfläche ruhig fließt, ohne zu dampfen. Endlich wird das S., welches 11- bis 13löthig iſt und außer etwas Gold nur noch Kupſer enthält, in eiſerne flache Schalen gegoſſen, wodurch man Planchen von etwa 60 Mark erhält, die abgeliefert werden. Der Gewichtsverluſt durchs Verdampfen und Verſchlacken beträgt 2%, der Silberverluſt iſt ſehr gering. An Nebenabfällen ſammelt man in einem Verdichtungsraum über den Tiegelöſen den ſogenannten Silberrauch, der im Centner 40—50 Mark S. liefert; Schlacken, welche zerſtoßen und geſiebt werden, wobei man die größern Silberkörner abſiebt, das feinere mit dem andern Gekrätz in alten Tiegeln ſammelt, welche man an die Silberſchmelzhütten abgibt.

Nacharbeiten mit den Rückſtänden. Die Rückſtände von je 5 Fäſſern werden ln einem Waſchbottich geſammelt, ln welchem ſich eine ſtehende Welle mit 2 Flügeln beſindet, an denen eiſernen Stäbe in Geſtalt eines Rechens befeſtigt ſind. Die Welle wird durch bas Waſſerrad bewegt nnd macht 11 Umdrehungen in der Minute. So wie die Rückſtände in dem Bottich geſammelt ſind, werden ſie noch mit Waſſer verdünnt, 6—8 Stunden lang bewegt; es lagern ſich die Amalgamtheilchen am Boden ab, während bie entſilberten Erztheilchen ſchwebend erhalten werden, wozu jedoch eine beſtimmte Verdünnung unumgänglich nothwendig iſt. Zeigt eine genommene Probe, daß die Erztheile keine eingemengten Queckſilberkügelchen mehr enthalten, ſo werden die Pfropfen gezogen, und die Rückſtände fließen in große Sümpfe ab, welche außerhalb des Gebäudes eingegraben ſind. Alle Vierteljahr nimmt man das Waſchbottichamalgam heraus, etwa 10—12 Lth., welches auf 100 Ctr. verwaſchener Rückſtände 1 Pfd. 27 Loth bis 2 Pfd. 7 Loth beträgt. Das gewonnene Amalgam wird eben ſo behandelt, d. h. ausgedrückt, abdeſtillirt; das Tellerſilber iſt nun ½- bis etwa 5löthig. Es wlrd mit 3—4% eines Gemenges von Potaſche und kalcinirtem Quickſalz eingeſchmolzen und dem Raffinatſchmelzen

unterworfen. Haben ſich die Rückſtände in den Sümpfen ruhig abgelagert, ſo zapft man die klare Flüſſigkeit, welche hauptſächlich Glauberſalz, Kochſalz, ſchwefelſaures Eiſenoxydul und Manganoxydul aufgelöſt enthält, außerdem auch wohl phosphorſaures, arſenikſaures, flußſaures Natron, durch Gerinne in die Quickſalzſiederei. Der abgelagerte Erzſchlamm wird dann ausgeſtochen und in den Fluß gelaufen; er enthält im Centner noch $^1/_4$—$^5/_{32}$ Loth S., welcher Gehalt durch keine Operation ſeither ſich hat vermeiden oder verringern laſſen. Verſuche mit Waſchen auf Waſchherden haben mehrmals ungünſtige Reſultate gegeben.

Silberproduktion im Königreich Sachſen:

1825	worden gewonnen	. . . .	59,231	Mark	8	Loth.
1826	ſ	ſ	55,023	ſ	7	ſ
1827	ſ	ſ	60,034	ſ	—	ſ
1828	ſ	ſ	51,391	ſ	—	ſ
1830	ſ	ſ	55,178	ſ	10½	ſ
1831	ſ	ſ	55,886	ſ	—	ſ

Die einzige Grube Himmelsfürſt bei Freiberg liefert jährlich an 1000 Mark S. Mit dem Amalgamirwerk iſt eine Siedehütte verbunden, in welcher im Winter Quickſalz gewonnen wird. Zu dem Ende wird die Rohlauge, nachdem ſie ſich in einem Rohlaugeſumpf geklärt hat, in einer bleiernen Siedepfanne bis zu 30% Salzgehalt abgedampft, ſodann in hölzerne Kühlkäſten, in denen ſich ½ ſchwefelſaures Eiſenoxyd in Manganoxyd abſetzt, gezapft; nach 12—16 Stunden gelangt ſie in die Waſchfäſſer und nach 13 Tagen iſt der Anſchuß vollendet. Aus 214 Kubikfuß Rohlauge erhält man 6 Ctr. Quickſalz (unreines Glauberſalz), welches an Glashütten verkauft wird. Außerdem wird auch zum landwirthſchaftlichen Gebrauch, im Frühjahr und Sommer, Düngeſalz geſertigt; man löſcht gebrannten Kalk mit Rohlauge zu Pulver, ſetzt denſelben zur Rohlauge, oder der Mutterlauge vom Quickſalz, bis eine alkaliſche Reaktion ſich zeigt, welche die vollendete Zerſetzung der ſchwefelſauren Salze andeutet. Darauf wird die Maſſe durchgearbeitet, das klare Flüſſige abgelaſſen und die dicke Kalkmilch abſedimentirt, der Brei getrocknet. 100 Scheffel gebrannter Kalk geben 175—200 Scheffel mit Lauge gelöſchten Mehlkalk, und dieſe 200—225 Scheffel trockenes Düngeſalz. Letzteres enthält 68,7 Gypshydrat, 11,4 Manganoxydhydrat, 7,4 Kochſalz, 12 Eiſenoxydhydrat, kohlenſauren Kalk, Thon, Sand. Ueber die Amalgamation des S.s vergl. Lehrb. der Metallurgie von Th. Scheerer.

Die Silberproduktion im preuß. Staat findet bloß aus Bleiglanz, in Oberſchleſien auf der Friedrichshütte bei Tarnowitz und im Siegenſchen zu Müſen u. Littfeld, aus Fahlerz u. Kupferkies auf den letztern Hütten u. zu Kamsdorf, aus dem im bituminöſen Mergelſchiefer eingeſprengten gediegenen S. in Mansfeld Statt, wo auch das ſilberhaltende Schwarzkupfer geſaigert und Kupferrohſtein durch Amalgamation entſilbert wird. Eigentliche Silbererze brechen im preuß. Staat ſehr ſelten und in ſehr kleinen Mengen, ſo daß ſie nicht in Betracht kommen. Die Silberproduktion im preuß. Staat betrug:

1825	. . . .	22,135 Mark.
1826	. . . .	20,171 ſ
1827	. . . .	18,831 ſ
1828	. . . .	21,731 ſ
1829	. . . .	20,612 ſ
1830	. . . .	20,887 ſ
1831	. . . .	19,831 ſ
1832	. . . .	22,082 ſ

Oberbergamts-Diſtrikt	Im Jahr 1832			
Schleſiſcher	1,500	Mark,	198	Grän.
Niederſächſ.-Thüringiſcher . . .	16,396	ſ	218	ſ
Rheiniſcher	4,185	ſ	129	ſ
	22,082	Mark,	254	Grän.

Geſammtbetrag der jetzigen Silberausbeute von Europa und dem aſiatiſchen Rußland nach A. v. Humboldt 292,000 Mark, nach andern Angaben 310,000 Mark, während zu Anfang des 19. Jahrh. die Silberausbeute in den ſpaniſchen Kolonien von Amerika 3,394,160 Mark oder gegen 292,000 Mark 11,62 Mal mehr betrug; Summe beider 3,686,160 (nach Andern 3,704,160 Mark). Da alles auf dem Teſt erhaltene Feinſilber noch einige Grän Kupfer in der Mark enthält, welche beim Vermünzen oder ſonſtigem Gebrauch zu legirtem S. nicht hinderlich ſind, dadurch aber daſſelbe nicht als wirklich reines Metall betrachtet werden kann, ſo hat man ſich anderer Methoden bedient, um wirklich reines S. darzuſtellen. Zu dem Ende löſt man dasſelbe, oder Münzen, welche aus bergfeinem S. geprägt worden (hannöverſche Gulden, die zu Klausthal geprägt worden), in Salpeterſäure auf, ſchlägt durch Salzſäure oder eine Auflöſung von Chlornatrium das S. als Chlorſilber nieder, während das Kupfer aufgelöſt bleibt. Das Chlorſilber mit Waſſer abgeſüßt, getrocknet, wird in einem Tiegel, in welchem man eine doppelt ſo große Menge Potaſche geſchmolzen hat, in kleinen Portionen eingetragen, wobei ein Aufbrauſen Statt findet, indem ſowohl kohlenſaures als auch Sauerſtoffgas entweichen, während das Chlor vom S. ans Kalium tritt, erſteres ſich reducirt, in kleinen Körnchen ſich abſcheidet, welche ſich am Boden des Tiegels ſammeln und zuſammenſchmelzen, zu welchem Behuf man den Tiegel einige Mal rüttelt. In die Poren des Tiegels ziehen ſich Silberkörnchen ein, auch geht leicht etwas durchs Aufbrauſen verloren, beſonders wenn der Tiegel zu voll iſt, oder zu viel Chlorſilber auf einmal hinzugeſetzt wird. Statt der Potaſche kann man auch 70,5% Schlämmkreide mit 4,25% Kohlenpulver anwenden, wie Gay-Luſſac angegeben hat, eben ſo Kolophonium.

Das Amalgamationsverfahren in Mexiko und Peru. Peru liefert den größten Theil ſeines S.s aus dem ſogenannten Paco, einem Erz von erdigem Anſehn, welches aus kaum wahrnehmbaren Theilchen von gediegenem S. und braunem Eiſenoxyd zuſammengeſetzt iſt. Dagegen wird das S. auf den mexikaniſchen Gängen aus Erzen gewonnen, welche mit denen in Sachſen, am Harz und in Ungarn übereinſtimmen. Das meiſte mexikaniſche S. wird aus Glas-Fahlerz, Grau- und Schwarzgültig-, Hornerz, Sprödglas- und Rothgültigerz gewonnen; gediegen S. kommt nicht ſo häufig vor, um es mit den Erzen aufzählen

zu können, die den Silberreichthum Neu-Spaniens ausmachen; auch kommt in einigen Gegenden daſſelbe Erz vor, welches in Peru Paco heißt, und hier gefärbte Erze, Colorados, genannt wird. Gediegen S., welches ungleich ſeltener in Amerika vorkommt, als man gewöhnlich annimmt, findet ſich in bedeutenden, zuweilen 200 Kilogramm ſchweren Maſſen. Ein ſehr großer Theil von dem S., welches jährlich nach Europa geht, wird aus ſilberhaltigem Bleiglanz gewonnen; auch der gemeine Schwefelkies liefert bedeutend viel (mitunter an 3 Mark im Centner). Der berühmte Gang von Guanaxuato hat von 1786—1803 jährlich 556,000 Mark S. geliefert, 1804 755,861 Mark, 1828 nur 176,063 Mark, 1829 aber wieder 255,574 Mark. Die Grube Valenciana, die reichſte in Meriko, lieferte am Ende des vorigen Jahrhunderts in einem Jahr 360,000 Mark S.; die Gruben von Zacatecas liefern jährlich 2500—3000 Barren S., jede zu 134 Mark, d. i. 327,000—402,000 Mark; die Gruben von Catorce jährlich 400,000 Mark; die Gruben von Tasco 60,000 Mark. In den 5 Jahren, von 1785—89, wurden in verſchiedenen Bergdiſtrikten von Neu-Spanien an S. gewonnen:

durch Amalgamation. Mark.	durch Schmelzen. Mark.	Summe. Mark.	Werth in preuß. Kurant. Thlr.
7,372,762	2,159,454	9,732,216	136,250,000.

In Peru kommt faſt alles S. aus den großen Grubengebäuden von Yauricocha, welche man gewöhnlich die Gruben von Pasco und vom Cerro de Bombon nennt, ſo wie aus denen von Eſota und Huantajaya. Die jährliche S.produktion von Pasco iſt faſt niemals unter 200,000 Mark geweſen, hat ſich in einzelnen Jahren ſelbſt bis 300,000 Mark erheben; die Gruben von Eſota haben von 1774 bis 1802, in 29 Jahren, 2,160,457 Mark geliefert; die Gruben von Huantajaya liefern jährlich 70—80000 Mark, im vorigen Jahrhundert wurden hier Maſſen gediegen S. von 2 und 8 Centnern gefunden. Der in Peru ähnliche Amalgamationsprozeß iſt derſelbe wie in Meriko, allein er wird hier ſchlechter ausgeführt. In Buenos Ayres gibt es ſo reiche Pacos, daß der Centner Erz 40 bis 60 Mark S. liefert. Das Gebirg von Potoſi allein hat nach einem mittlern Durchſchnitt von 1773 bis 1790 jährlich 456,632 Mark S. geliefert, obſchon die Erze ſehr arm ſind, und in 100 Pfund etwa 1 bis 1⅙ Loth S. führen.

Ueberſichtliche Zuſammenſtellung der jährlichen Silberproduktion von Amerika zu Anfang des 19. Jahrhunderts nach A. v. Humboldt:

Vicekönigreich Neu-Spanien . .	537,512	Kilogr.	=	2,290,657½	pr.	Mark.
Peru	140,478	ſ	=	600,684		ſ
Chile	6,927	ſ	=	29,192⅝		ſ
Buenos Ayres .	110,764	ſ	=	473,626⅝		ſ
Summa	795,581	Kilogr.	=	3,394,160⅝	pr.	Mark.

Die ſpaniſchen Kolonien in Amerika haben ſeit ihrer Entdeckung bis 1803, alſo in 311 Jahren, an S. geliefert: 512 700,000 kaſtilianiſche Mark = 117,862,060 Kilogr. = 503,378,168½ preuß. Mark = 7,055,694,360 Thaler preuß. Courant. Das ſeit 311 Jahren aus dem neuen Kontinent von Amerika geförderte S. würde eine maſſive Kugel von 63 pariſer Fuß Durchmeſſer geben.

Die Amalgation der Silbererze wurde 1557 in Meriko von Bartholome de Medina erfunden, und bereits nach 5 Jahren waren ſchon 35 Amalgamirhütten im Gang. Im Allgemeinen hält man für nöthig, die magern (dürren) und dabei ſehr reichen Erze, welche 10 bis 12 Mark S. im Centner enthalten, die ſilberhaltigen Bleiglanze und die mit Blende- und Kupferglaserz gemengten Erze zu verſchmelzen, dagegen werden die Pacos und Colorados, welche durchaus keinen Metallglanz beſitzen, Silberglas, Rothgültigerz, Hornſilber, Silberſchwärze, Fahlerz, alle magern Erze, welche in der Gangart eingeſprengt ſind, mit Vortheil zur Amalgamation gegeben. Die Amalgamirerze werden trocken gepocht, das Pochmehl geſiebt und auf die Erzmühlen geliefert, unter deren Steinen (Porphyr- oder Baſaltblöcken) daſſelbe mit Waſſer angefeuchtet feingerieben wird, und einen Schlich bildet. Die Schliche werden noch feucht in den Amalgamationsofen gebracht, welcher mit Steinen gepflaſtert iſt, das Erzmehl in Haufen, montones, von 15 bis 35 Centnern aufgeſtürzt, welche zu 40 bis 60 einen großen viereckigen Raum einnehmen von 60 bis 90 Fuß Länge und Breite, und 1½ bis 3 Fuß Höhe haben. Hierauf werden in der Mitte dieſes großen Haufens auf 1200 Centner Erzſchlich etwa 250 Scheffel (unreines) Salz aufgegeben, und durch Pferde oder Maulthiere dem Erzſchlich innig beigemengt, indem man ſie den Haufen durchtreten läßt, das Einſalzen, worauf 1 Tag Ruhe eintritt. Am andern Tage wird die Maſſe nochmals gemengt, das verdunſtete Waſſer erſetzt und dann das Magiſtral zugeſetzt, geröſteter und gepochter Schwefel- und Kupferkies, welcher viel ſchwefelſaures Eiſenoxydol u. Kupferoxyd im waſſerfreien Zuſtande enthält, 1800 bis 4000 Pfd. Dieſes Verhältniß des Magiſtrals findet Statt, wenn der Silbergehalt 4¾ bis 5 Loth im Centner beträgt; im Winter nimmt man nur halb ſo viel Magiſtral, im Sommer ſetzt man wohl auch etwas ungelöſchten Kalk zu, um den Ueberſchuß im Magiſtral zu binden. Während dem wird das Durchtreten fortgeſetzt, und damit einige Tage lang fortgefahren; zuletzt ſetzt man das Queckſilber hinzu, das Inkorporiren, welches man, um es fein zu zertheilen, durch Leinwandſäcke preßt. Man rechnet 6 bis 8 Mal ſo viel Queckſilber als der Schlich S. enthält; es wird aber in getheilten Portionen zugeſetzt. Das Durchtreten wird mit Ruhepauſen fortgeſetzt, bis das hinzugeſetzte Queckſilber ſich mit dem S. amalgamirt hat, wovon man ſich durchs Auswaſchen einer Probe überzeugt. Sodann wird noch ein zweites und ein drittes Mal Queckſilber hinzugeſetzt, zum Theil auch Magiſtral, wenn der Erzhaufen ſich zu wenig erhitzt, im entgegengeſetzten Fall Kalk. Die gewöhnliche Dauer dieſes Amalgamationsprozeſſes iſt im Sommer 12—15, im Winter 20—25 Tage; großen Einfluß auf die Länge der Zeit haben die Temperatur der Luft, die Beſchaffenheit der Erze, das fleißige Durcharbeiten; die längſte Dauer

Digitized by Google

iſt 2 Monate. Iſt die Amalgamation ſo weit vorgeſchritten, daß das Amalgam geſchieden werden kann, ſo wird der Quickbrei in ausgemauerten Ciſternen verwaſchen, in denen ſich eine ſtehende Flüſſigkeit bewegt, um mit einem Zuſatz von Waſſer das ſchwere Amalgam von dem dünnen Brei durchs Rühren zu ſcheiden. Die Amalgamirrückſtände werden darauf noch zweimal verwaſchen, um wo möglich alles Silberamalgam zu ſammeln, und ſelbſt noch als ſchmelzwürdig aufgeſammelt, ein Beweis, daß die Entſilberung unvollſtändig erreicht iſt. Das flüſſige Amalgam wird dann über ſteinernen Trögen in großen aufgehängten Säcken aus Kanefas ausgepreßt, wobei das überflüſſige Queckſilber abläuft, das Amalgam aber zähe zurückbleibt; aus demſelben bildet man über kupfernen Geſtellen pyramidale Maſſen, bringt ſie durch Röhren mit einem Waſſerbehälter in Verbindung, welcher bei der Deſtillation die Queckſilberdämpfe aufnehmen und niederſchlagen ſoll. Man ſtürzt ſodann über jeden auf dem kupfernen Geſtell gebildeten pyramidalen Haufen des Amalgams einen kupfernen Ausglühtopf, luttirt ihn feſt, ſtellt um denſelben Ziegelſteine und umſchüttet ihn mit Kohlen; nach 20ſtündiger Feuerung werden die Töpfe abgehoben. Das Ausglühſilber wird ſodann zu 135 Mark auf einmal mit Holzkohlen vor einem Gebläſe eingeſchmolzen und in eine Barre gegoſſen, wobei 10 Loth Abgang ſtattfindet. Der Queckſilberverluſt beträgt auf die Mark gewonnenen S.s 15 Mark, was faſt 11mal mehr iſt, als beim Amalgamiren auf dem halsbrückner Werk bei Freiberg verloren geht.

Eine chemiſche Theorie des amerikaniſchen Amalgamationsverfahrens haben A. v. Humbold, Gay-Luſſac, Bouſſingault, Karſten gegeben. Nach letzterem kann der Zuſatz von Magiſtral nicht zum Zweck haben, aus dem Kochſalz Salzſäure zu entwickeln, was auch in der That nicht geſchieht, ſondern um durch gegenſeitige Zerlegung Chlorkupfer und Chloreiſen einerſeits und ſchwefelſaures Natron andrerſeits zu bilden; würde man ſich aber, wie vorgeſchlagen worden iſt, ſtatt des Magiſtrals der Schwefelſäure bedienen, ſo dürfte es nur nachtheilig ſeyn, weil ſalzſaures Gas entbunden werden würde. Die Erze enthalten nur hin u. wieder Silberoxyd, dagegen ſehr häufig Eiſenoxyd, welches dadurch weggebeizt nnd das eingeſprengte Silber mehr bloß gelegt würde. Ein Magiſtral, welches keine Chlorverbindungen erzeugen kann, wie z. B. Eiſenvitriol, iſt unbrauchbar, nur ſolche ſchwefelſauren Metallſalze dürfen angewendet werden, welche im Stand ſind, ſich durch Kochſalz in Chlormetalle umzubilden, was mit Kupfervitriol beſonders der Fall iſt. Kupferchlorid gibt Chlor aus S. ab, wird zu einfachem Chlorkupfer, das S. zu Chlorſilber, welches unter Mithülfe von Kochſalz, welches in Waſſer gelöſt die elektrochemiſche Thätigkeit befördert, zugleich auch etwas Hornſilber auflöſt, durch Queckſilber reducirt und amalgamirt wird, während ein Theil deſſelben in Chlorqueckſilber ſich nmwandelt. Ein Zuſatz von Kalk dämpft die nachtheilige Wirkung von zu vielem Magiſtral; zu viel hinzugeſetztes Queckſilber kühlt die Haufen zu ſehr und hindert die Einwirkung der Chlormetalle auf das S.

C. Eigenſchaften. Das S. iſt das weißeſte aller Metalle nnd nimmt die ſchönſte Politur an. Es iſt härter als Gold, aber weicher als Kupfer, und nach dem Golde das geſchmeidigſte aller Metalle. Sein ſpec. Gewicht iſt zwiſchen 10,474 und 10,542. Es kryſtalliſirt in Würfeln und regelmäßigem Oktaëdern, ſowohl wenn es geſchmolzen, erſtarrt, od. wenn es aus einer Auflöſung gefällt wird. Es iſt in hohem Grade dehnbar und hämmerbar, läßt ſich in Blättchen von $\frac{1}{100000}$ Zoll Stärke ausgeſchlagen (Blattſilber) und in ſehr feine Drähte ziehen, von denen 460 Fuß kaum einen Gran wiegen; ein Draht von 0,887 pariſer Linie Stärke wurde durch 173,8 franzöſiſche Pfund zerriſſen; der Bruch des zerriſſenen S.s iſt hakig, ſehnig. Es ſchmilzt bei einer niedrigeren Temperatur, als Gold und Kupfer, ungefähr bei + 1061° nach Daniells Regiſter-Pyrometer, was, auf das Luftthermometer reducirt, + 1023° gibt und zeigt die ſchönſten Regenbogenfarben, es blickt; bei einer ſehr hohen Temperatur, z. B. im Focus des Brennſpiegels kommt es ins Kochen und verdampft. Im geſchmolzenen Zuſtande abſorbirt es Sauerſtoff aus der Luft; beim Erſtarren entweicht derſelbe und gibt dadurch Veranlaſſung zur Entſtehung einer Art von Vegetation auf ſeiner Oberfläche, eine Erſcheinung, die bei dem Abtreiben das Spratzen des S.s genannt wird. Wirft man auf die Oberfläche von S., welches in einem Tiegel ſchmilzt, etwas Salpeter und hält man es dann noch eine halbe Stunde lang im flüſſigen Zuſtande, ſo findet, nach Gay-Luſſac, eine ſehr beträchtliche Abſorption von Sauerſtoffgas Statt. Wird hierauf der Tiegel vom Feuer entfernt u. ſchnell unter eine mit Waſſer gefüllte Glasglocke gebracht, ſo entwickelt das S. ſein 20faches Volumen Sauerſtoffgas. Nur dem reinen S. kommt dieſe Eigenſchaft zu; S., welches 1 bis 2 Proc. Kupfer enthält, zeigt ſie nicht. Die ſpec. Wärme des S.s iſt nach Regnault = 0,05701, nach Dulong und Petit = 0,05507.

Weder bei der gewöhnlichen Temperatur, noch beim Erhitzen verbindet ſich das S. mit dem Sauerſtoff der Luft, aber beim Schmelzen vor dem Sauerſtoffgebläſe auf Kohle verbrennt es zu Oxyd. Das Anlaufen des polirten S.s wird durch Schwefelwaſſerſtoff bewirkt, welches dunkles Schwefelſilber bildet. Durch Abreiben der dünnen Schicht Schwefelſilber mit feinem Leder oder eines zarten Putzpulvers, erhält es den Glanz wieder. Es löſt ſich in keinem Säurehydrate durch Subſtitution für den Waſſerſtoff auf, es wird im Gegentheil aus der Löſung ſeiner Salze durch Waſſerſtoff deplacirt und metalliſch gefällt. Queckſilber und alle leichter oxydirbaren Metalle ſchlagen daſſelbe ebenfalls aus dieſen Auflöſungen nieder, und eben ſo fällt ſchwefelſaures Eiſenoxydul daſſelbe bei gewöhnlicher Temperatur, indem ſchwefelſaures Eiſenoxyd entſteht. Kocht man aber die Auflöſung von ſchwefelſaurem Eiſenoxyd mit dem gefällten S., ſo löſt ſich das letztere wieder auf,

indem Silberoxyd und ſchwefelſaures Eiſenoxydul wieder gebildet werden. Erhitzt od. ſchmilzt man das S. mit Subſtanzen, zu denen das Silberoxyd eine große Verwandtſchaft beſitzt, z. B. mit Glas oder mit andern kieſelſäurehaltigen Verbindungen, ſo wird es oxydirt und färdt dadurch das Glas gelb. Koncentrirte Schwefelſäure oxydirt das S., indem ſie zu ſchwefeliger Säure desoxydirt wird. Salpeterſäure löſt das S. bei gelinder Wärme leicht, bei höherer Temperatur mit großer Heftigkeit auf, es entſteht ſalpeterſaures Silberoxyd und Stickſtoffoxydgas entweicht. Salzſäure bildet nur oberflächlich ein wenig Chlorſilber, Königswaſſer verwandelt fein zertheiltes S. in Chlorſilber. Von ätzenden Alkalien wird es nicht angegriffen.

D. Anwendung. Feinſilber wird zu plattirten Waaren aller Art verbraucht, zu Blattſilber geſchlagen, ferner zum Verſilbern, zum chemiſchen u. pharmaceutiſchen Gebrauch, nicht aber zu Geräthen verarbeitet, weil es zu weich iſt. Das bergfeine S. (15 Loth 15 bis 16 Gran fein) wird an einigen Orten ausgemünzt, als zu Klausthal, gewöhnlich aber zum Ausprägen der Münzen noch mit Kupfer in beſtimmten Verhältniſſen legirt. Man löthet Silberwaaren mit Silberſchlagloth, aus Probeſilber (12- oder 11löthiges S.) und Zink, oder aus Meſſing u. Feinſilber geſertigt; auch bedient man ſich hierzu verſchiedener Legirungen von Feinſilber und Kupfer zu $^1/_{16}$, $^1/_{8}$, $^1/_{4}$, $^1/_{3}$ der letztern. Ueber die Art und Weiſe, wie man den Silbergehalt in Münzen und Geräthen erforſcht, ſ. Silberproben.

E. Erkennung und Prüfung. Man erkennt das S. leicht an den oben beſchriebenen phyſiſchen Eigenſchaften, und beim Erhitzen auf der Kohle vor dem Löthrohre; es ſchmilzt leicht zu einem glänzenden, ſich nicht oxydirenden, nach dem Erkalten geſchmeidigen Korn, ohne die Kohle zu beſchlagen. Die Reinheit deſſelben ergibt ſich:

a) durch die vollſtändige Auflöslichkeit in mäßig verdünnter Salpeterſäure, u.

b) vollſtändige Fällung der mit Waſſer verdünnten Auflöſung durch reine Salzſäure, ſo daß die abfiltrirte Flüſſigkeit durch Schwefelwaſſerſtoffwaſſer, weder vor, noch nach der Neutraliſation durch Aetzammoniak irgend eine Trübung erleidet.

Das Silberoxyd bildet die Baſis der Silberſalze, welche in Waſſer theils löslich, theils nicht löslich ſind; die unlöslichen ſind in einem Ueberſchuß von Säure und auch in Aetzammoniak meiſt löslich, (brom- und jodſaures Silberoxyd löſen ſich in verdünnter Salpeterſäure nicht). Die Gegenwart der Silberſalze wird durch folgende Reagentien erkannt:

Schwefelwaſſerſtoffwaſſer u. Schwefelmetalle fällen ſämmtliches Silber als braunſchwarzes Schwefelſilber. Dieſes erfolgt auch, wenn die Silberſalze mit Ammoniak überſättigt ſind. Der Niederſchlag löſt ſich nicht in Ammoniak und Schwefelalkalien. Er zeigt ſich noch bei 20,000ſacher Verdünnnng des Silberſalzes. Ein ähnliches Verhalten wie gegen Silberauflöſungen zeigen Schwefelwaſſerſtoff und Löſungen der Schwefelalkalien auch gegen jede Silberverbindung in konkreter Form, daber auch gegen ſolche, die in Waſſer, Säuren u. Alkalien unlöslich ſind; in allen Fällen entſteht Schwefelſilber, u. das andere Glied der Silberverbindung tritt an den Waſſerſtoff oder an das Metall, womit der Schwefel verbunden war, und bleibt in der Flüſſigkeit gelöſt.

Jodwaſſerſtoff u. die löslichen Jodmetalle fällen alles Silber als blaßgelbes Jodſilber. Der Niederſchlag erſcheint bei größerer Koncentration käſig, bei großer Verdünnung bewirkt er Opaliſiren des Gemiſches. Er dunkelt ſich langſam am Lichte, löſt ſich nur wenig in überſchüſſigem Jodkalium, nicht merklich in Ammoniak, welches ihn weiß färbt, und in verdünnter Salpeterſäure.

Salzſäure und ſalzſaure Salze fällen aus allen Silberſalzen, die unterſchwefeligſauren ausgenommen, das Silber vollſtändig als weißes Chlorſilber. Der Niederſchlag iſt bei größerer Koncentration käſig, und zeigt ſich bei großer Verdünnung als milchiges Opaliſiren der Flüſſigkeit. Er färdt ſich am Lichte violet, löſt ſich ſehr leicht in verdünntem Ammoniak, ſchwierig in koncentrirter Salzſäure, nicht in Salpeterſäure. Die Opaliſirung zeigt ſich noch bei 120,000ſacher Verdünnung des ſalpeterſauren Silberoxyds.

Ammoniak in ſehr geringer Menge gibt mit ganz neutralen Silberſalzen eine geringe weiße Trübung, mit weißem (ſich im Lichte ſchwärzenden) körnigem Niederſchlage, welcher ſich in mehr Ammoniak zu einer waſſerhellen Flüſſigkeit löſt.

Aetzalkalien ſcheiden aus den Silberſalzen braunes Silberoxyd ab. Sind die Aetzalkalien mit einem Chlormetall vermiſcht, ſo mengt ſich dem Silberoxyd Chlorſilber bei.

Kali, einfach- und doppeltkohlenſaures oder Natron, fällt weißes kohlenſaures Silberoxyd; eben ſo kohlenſaures Ammoniak, deſſen Ueberſchuß den Niederſchlag löſt.

Phosphorſaures Natron fällt Silberſalze gelb. Pyro- und meta-phosphorſaures Natron fällt ſie weiß.

Chromſaures Kali fällt bei nicht zu großer Verdünnung dunkelpurpurrothes chromſaures Silberoxyd.

Arſenigſaures Alkali fällt eigelbes arſenigſaures Silberoxyd; Arſenſäure oder arſenſaures Alkali fällt braunrothes arſenſaures Silberoxyd.

Zink, Kadmium, Zinn, Blei, Eiſen, Mangan, Kupfer, Queckſilber, Wismuth, Tellur, Antimon, Arſen fällen aus Silberlöſungen metalliſches S.; Blei und Zinn fällen die ſalpeterſaure Löſung am ſchnellſten; hierauf folgen die übrigen Metalle.

Auf trocknem Wege werden die Silberverbindungen, von welcher Art ſie auch ſeyen, daran erkannt, daß ſie beim Erhitzen mit Soda auf der Kohle vor dem Löthrohre Metallkörner liefern, welche in der äußern und in der innern Flamme unverändert bleiben, die Kohle nicht beſchlagen und nach dem Erkalten geſchmeidig ſind.

F. Quantitative Beſtimmung des S.s. Die Trennung des S.s von andern Körpern und die quantitative Beſtimmung deſſelben geſchieht mitteiſt verdünnter Salzſäure, wovon man ſo lange zu der mit etwas Salpeterſäure ſauer gemachten und erwärmten Silberlöſung zuſetzt, als noch dadurch eine weiße Trübung entſteht. Man läßt den Niederſchlag abſetzen, gießt die klare Flüſſigkeit behutſam ab, übergießt von Neuem heißes reines Waſſer, läßt abſetzen, ſammeit den Niederſchlag in einem kleinen Filter, ſüßt mit heißem Waſſer aus, trocknet, ſchüttet endiich das Chlorſilber in einen tarirten kleinen Porzellantiegel, verbrennt das Filter auf dem Deckel eines Platintiegels zu Aſche und bedeckt mit demſelben den Porzellantiegel, worin das Chlorſilber geſchmoizen und nach dem Erkalten gewogen wird. Die Gewichtszunahme des Tiegeis gibt, mit 1,3274 dividirt, die entſprechende Menge S. Wenn die Silberlöſung nebenbel Queckſilberoxydul enthält, ſo muß dieſes vorher durch Salpeterſäure in Oxyd verwandelt werden; enthält es Bleioxyd, ſo wird ſie vor der Ausfällung des S.s entweder ſehr ſtark verdünnt, oder mittelſt verdünnter Schwefelſäure ausgefällt und die vom ſchwefelſauren Bleioxyd getrennte Flüſſigkeit nun durch Salzſäure niedergeſchlagen. Iſt die Silberverbindung in Waſſer unlöslich, ſo löſt man ſie in mäßig verdünnter Salpeterſäure auf; löſt ſie ſich auch darin nicht auf, ſo behandelt man ſie mit Königswaſſer, wodurch das S. in Chlorſilber verwandelt wird und als ſolches nach dem Verdünnen des ſauren Gemiſches mit Waſſer zurückbleibt.

Gerichtliche Ausmittelung. Von den Silberſalzen iſt namentlich der Silberſalpeter dasjenige Salz, welches in die Hände des Publikums übergeht und womit Vergiftungsfälle vorgekommen ſind und vorkommen können; handelt es ſich daher um in Ausmittelung der An- oder Abweſenheit deſſelben bei gerichtlichen Unterſuchungen, ſo verfährt man auf folgende Weiſe: Wenn der Silberſalpeter noch in unvermiſchter Geſtalt, oder in einfacher Auflöſung vorhanden iſt, ſo unterliegt die Ermittelung des S.s keiner Schwierigkeit: man hat nur nöthig, die Flüſſigkeit mit Salzſäure zu prüfen, den Niederſchlag, wenn ein ſolcher entſtanden, in Aetzammoniak zu löſen, von Neuem durch Salzſäure zu fällen, den abermaligen Niederſchlag zu ſammeln und mit Soda auf der Kohle vor dem Löthrohr zu ſchmelzen, wodurch das S. metalliſch wieder hergeſtellt wird. — Geht aber die Aufgabe dahin, das S. in organiſchen Gemengen aufzufinden, ſo vermiſche man die zu unterſuchende Subſtanz mit gleich viel, oder doppelt ſo viel ſtarkem Alkohol, gieße das Gemenge durch ein Seihetuch von reiner, weißer Leinwand, preſſe es aus, verſetze das Durchgeſeihte mit Kochſalzlöſung, ſammle und prüfe den hierdurch entſtandenen Niederſchlag vor dem Löthrohre, wie im Vorhergehenden angegeben. Wenn indeß Kochſalz in der durchgeſeihten Flüſſigkeit keinen Niederſchlag hervorgebracht, oder in dem entſtandenen Niederſchlage ſich kein S. ergeben, ſo geht man zur Unterſuchung des auf dem Filter Zurückgebliebenen über. Man vermiſcht es mit gleichviel kryſtalliniſchem kohlenſaurem Natron, läßt die Miſchung unter fortwährendem Umrühren eintrocknen, erhitzt dann in einem Porzellantiegel bis zum Glühen, wäſcht den Rückſtand mit reinem Waſſer aus, digerirt hierauf das Ungelöſte mit erwärmter verdünnter Salpeterſäure, ſetzt Aetzammoniakflüſſigkeit im Uebermaß hinzu, filtrirt und prüft endlich die ammoniakaliſche Flüſſigkeit mit Salzſäure und den etwaigen hierdurch bewirkten Niederſchlag weiter vor dem Löthrohr in der angegebenen Weiſe.

G. Verbindungen. 1) S. u. Sauerſtoff. Das S. hat zum Sanerſtoff eine ſchwache Verwandtſchaft und wird für ſich bei keiner Temperatur weder von der Luft, noch vom Waſſer oxydirt. Bei ſehr hohen Temperaturen kann jedoch das S. unter gewiſſen Umſtänden oxydirt werden, z. B. wenn man mit einem ſehr feinen Silberblatte eine ſtarke galvaniſche Batterie entladet, oder wenn man auf einer glühenden Kohle das S. einem Strome von Sauerſtoff ausſetzt, wobei es mit einer koniſchen Flamme brennt, die unten gelb, in der Mitte purpurfarben und oben blau iſt. Fängt man den ſich hierbei bildenden Rauch auf, ſo findet man, daß er aus Silberoxyd beſteht. Man kennt vom S. drei Oxydationsſtufen, ein Oxydul, ein Oxyd und ein Superoxyd.

Das Silberoxydul, Ag_2O, wird erhalten, wenn man über ein Silberoxydſalz von einer organiſchen Säure (Klee-, Honigſtein- oder Citronenſäure), in einem paſſenden Gefäße, welches in ſiedendes Waſſer geſenkt wird, trokkenes Waſſerſtoffgas leitet. Das Silberoxyd wird dann zu Oxydul reducirt, indem ſich Waſſer bildet, und es bleibt, wenn dies nicht mehr geſchieht, ein ſaures Silbroxydſalz zurück, welches eine dunkelbraune Farbe hat. Waſſer zieht daraus die Hälfte der Säure aus und läßt das neutrale Salz zurück. Wird das ſaure Waſſer ab- und reines Waſſer wieder darauf gegoſſen, ſo löſt dies ein wenig von dem Salze auf, wodurch es eine tief rothe Farbe erhält. Kalihydrat ſcheidet aus dieſer Löſung, ſo wie auch aus dem ungelöſten Salze das Oxydul in Geſtalt eines ſchwarzen, ſchweren Pulvers ab, welches beim Trocknen ſchwarz bleibt und unter dem Polirſtahle einen tief ſchwarzen, glänzenden, aber nicht metalliſchen Strich gibt. Ungefähr bei 100° wird es unter Entwickelung von Sauerſtoffgas zerſetzt, während metalliſches S. zurückbleibt. Mit Salzſäure bildet es ein braunes Chlorür, welches auch durch Kochſalz aus der Auflöſung des Oxydulſalzes in Waſſer niedergeſchlagen werden kann. Das abgeſchiedene Oxydul läßt ſich in Waſſer nicht wieder durch ſtärkere Säuren auflöſen, ſondern es wird durch dieſe zerſetzt, gleich den Suboxyden, in Silberoxyd und in metalliſches S., indem das erſtere ſich mit der Säure vereinigt. Von Ammoniak wird es auf dieſelbe Weiſe zerſetzt. Das Oxydulſalz ſelbſt aber wird nicht zerſetzt, ſondern mit tief gelbrother Farbe gelöſt. Die Löſung eines Silberoxydulſalzes in Waſſer wird im Sieden zerſetzt. Die Flüſſigkeit fängt an zu ſchillern in Gelbgrün u. Blau, zuletzt

Digitized by Google

unter Abſcheidung von metalliſchem S., während ſich in der Löſung ein Orydſalz bildet.

Silberoxyd, AgO, wird erhalten, wenn man zu einer Auflöſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd Kalilauge oder Kalkwaſſer bis zur alkaliſchen Reaktion zuſetzt; es entſteht ein graubrauner Niederſchlag, welcher nach dem Trocknen waſſerfreies Silberoxyd iſt. Das Silberoxyd zerfällt in mäßig hoher Temperatur in Sauerſtoff und S., und auch Licht ſcheint Desoxydation zu bewirken. Es tritt an phosphorige Säure den Sauerſtoff ab. Wird im friſch gefällten Zuſtande durch wäſſerige ſchwefelige Säure ſelbſt in der Wärme nur unvollkommen in Metall und ſich löſendes ſchwefelſaures Silberoxyd zerſetzt. Unter Waſſer wird es durch Zink, Kadmium, Zinn und Kupfer, nicht durch Eiſen und Queckſilber reducirt. Liefert unter wäſſeriger unterchloriger Säure Chlorſilber, Sauerſtoffgas und wenig Chlorgas. Es iſt eine ſtarke Baſe, löſt ſich wie das Bleioxyd in völlig reinem Waſſer etwas auf und bildet mit Säuren Salze, von denen mehre mit den analogen Natronſalzen iſomorph ſind. Schwefelſaures und ſalpeterſaures Silberoxyd werden durch Behandeln des Metalls mit den Säuren erhalten; die übrigen auflöslichen Salze des Silberoxyds können durch Auflöſen des Oxyds in der Säure dargeſtellt werden, die unlöslichen durch wechſelſeitige Zerſetzung. Die Salze werden durch Licht geſchwärzt in Folge der Reduktion des Silberoxyds. In höherer Temperatur, ſo vor dem Löthrohre, erleiden ſie ebenfalls Zerſetzung, indem das S. aus denſelben abgeſchieden wird.

Mit Ammoniak verbindet ſich das Silberoxyd zu einem, wegen ſeiner heftig explodirenden Eigenſchaft ſehr gefährlichen Körper, dem **Knallſilber**. Man erhält das Knallſilber in Geſtalt eines ſchwarzen Pulvers durch Digeſtion von friſch gefälltem Silberoxyd mit koncentrirter Aetzammoniakflüſſigkeit, oder ſchneller dadurch, daß man ſalpeterſaures Silberoxyd in Aetzammoniakflüſſigkeit auflöſt und die Löſung mit Kalilauge fällt. Selbſt im feuchten Zuſtande und beim Druck mit einem harten Körper explodirt es mit der äußerſten Heftigkeit, und im trocknen Zuſtande reicht die Berührung mit einer Feder hin, um es zum Explodiren zu bringen. Die ammoniakaliſche Flüſſigkeit von der Darſtellung des Knallſilbers gibt beim Verdunſten ſchwarze Kryſtalle von Knallſilber. Das Explodiren dieſer Verbindung rührt davon her, daß der Waſſerſtoff des Ammoniaks den Sauerſtoff des Silberoxyds an ſich reißt und daß, in Folge davon, Stickſtoffgas und Waſſerdampf plötzlich frei werden.

Silberſuperoxyd (Hyperoxyd), Ag O_2, erhält man an dem poſitiven Leiter, wenn die elektriſche Säule durch eine ſchwache Silberauflöſung entladen wird. Es ſchießt in drei bis vier Linien langen, metalliſch-glänzenden, ſich durchkreuzenden Kryſtallnadeln an. Es iſt ſchwarzgrau, glänzend, ſpröde, verträgt das Sieden mit Waſſer, ohne zerſetzt zu werden, detonirt aber mit Schwefel oder Phosphor durch einen Hammerſchlag. Schwefelſäure zerlegt das Superoxyd in Oxyd und Sauerſtoff. Salzſäure gibt damit Chlorſilber unter Freiwerden von Chlor. Beim Erhitzen zerfällt es in ſeine Beſtandtheile.

2) **S. und Schwefel**, Silberſulphurat, verbinden ſich ſehr leicht zu einer bleigrauen, metalliſchen Maſſe, die leichtflüſſiger als das S., kryſtalliniſch und ſo weich iſt, daß ſie mit dem Meſſer geſchnitten werden kann. Dieſe Verbindung findet ſich auch in der Natur als Glanzerz oder Silberglanz. Sie iſt ſo weich, daß König Auguſt von Polen Medaillen ſchlagen ließ aus Stücken von Schwefelſilber, die unter ſeiner Regierung aus den Silbergruben in Sachſen gefunden wurden. Das Schwefelſilber bildet ſich durch Erhitzen mit Schwefel geſchichteter Silberplatten; oder beim Schmelzen von S. mit Kaliſchwefelleber und Ausziehen mit Waſſer. Es fällt beim Verſetzen des Silberoxyds oder der Silberſalze mit Schwefelwaſſerſtoff in ſchwarzbraunen Flocken nieder. An der Luft erhitzt zerſetzt es ſich in ſchwefeligſaures Gas und Metall; bei gelindem Röſten entſteht auch etwas ſchwefelſaures Silberoxyd. Es liefert beim Schmelzen mit Eiſen Schwefeleiſen und S.; beim Schmelzen mit Blei Schwefelblei Silberblei. Zerfällt beim Glühen in Waſſerſtoffgas in Schwefelwaſſerſtoffgas und S. In einem Strome von Waſſerſtoffgas geglüht, entwickelt es Schwefelwaſſerſtoff und bedeckt ſich mit metalliſchem S. In der Kälte wird es durch Chlorgas nicht zerſetzt und nur langſam in der Hitze. In mäßig koncentrirter Salpeterſäure löſt es ſich unter Abſcheidung von Schwefel. Das Schwefelſulphurat hat die Formel Ag S.

3) **S. und Phosphor**, Silberphosphoret, vereinigen ſich leicht zu einer weißen kryſtalliniſchen, körnigen, ſpröden Verbindung, die ſich mit dem Meſſer ſchneiden läßt. Man erhält das Phosphorſilber durch Schmelzen von 1 Th. S. mit 2 Th. Phosphorgas und $^1/_2$ Th. Kohle, oder indem man Phosphor auf ſchmelzendes S. wirft. Es enthält 20 Proc. Phosphor, den es beim Erhitzen an der Luft vollſtändig verliert.

4) **S. und Kohlenſtoff**, Silberkarburet. Wird S. unter einer dünnen Schicht von Kohlenpulver geſchmolzen, ſo löſt ſich Kohlenſtoff im S. auf, ohne daß ſich dieſes in ſeinem Anſehen und in ſeiner Geſchmeidigkeit verändert. Löſt man es dann in verdünnter Salpeterſäure auf, ſo bleibt die Kohle in ſchwarzen Flocken zurück, die ſich ohne Rückſtand verbrennen laßt. Im Uebrigen bekommt man ſehr häufig eine Verbindung von Kohlenſtoff und S., wenn pflanzenſaure Silberoxydſalze beim Ausſchluß der Luft zuletzt bis zum Glühen erhitzt werden. So ſetzt ſich bei längerem Erhitzen des brenztraubenſauren Silberoxyds im Waſſerbade, unter Kohlenſäureentwickelung, ein graues Pulver ab, welches unter dem Polirſtein Metallglanz annimmt und, nach dem Auskochen mit kohlenſaurem Kali, Waſchen mit Waſſer und Trocknen an der Luft geglüht, 10,51 Proc. Kohlenſtoff verliert und 89,49 Proc. S. zurückläßt. Bei

trockner Deſtillation des erwähnten Salzes bleibt ein graues metallglänzendes Kohlenſtoffſilber, welches auf 1 At. S. mehr als $1\frac{1}{2}$, aber nicht ganz 2 At. Kohlenſtoff hält.

5) S. und Borſtickſtoff verbinden ſich, wenn man 1 At. Borſtickſtoffzink mit 1 At. Chlorſilber mengt und in einem bedeckten Tiegel der Weißglühhitze ausſetzt. Es bildet ſich dadurch Chlorzink, welcher ſich verflüchtigt, während Borſtickſtoffſilber zurückbleibt. Es bildet einen weißen, pulverförmigen, leichten Körper, der nicht von Säuren oder Alkalien angegriffen wird, und der ſich auch nicht verändert, wenn man ihn in einem Strome von Waſſerſtoffgas oder Chlorgas glüht. Beim ſtarken Erhitzen in der Luft phosphorescirt er mit einem ſchön grünen Scheine.

6) Silberkieſel. Wird Kieſelſäure, Kohlenſtaub und Silberpulver gemengt und das Gemenge unter einer Schicht von metallfreiem Glas in einem bedeckten Tiegel zuſammengeſchmolzen, ſo erhält man einen Silberregulus, der beim Auflöſen in Salpeterſäure gelatinöſe Klumpen von Kieſelſäure zurückläßt.

7) S. verbunden mit andern Metallen ſ. Silberlegirungen.

8) S. mit Chlor, Brom, Jod, Cyan, Fluor ſ. Silberſalze 1).

Silber (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; Filialkirche; 290 Ew.; — 2) (Klein-S.), Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; Filialkirche; 450 Einw.; — 3) Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sagan; 230 Einw.

Silber (Biogr.), 1) Jonas, Goldſchmied, lebte in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Nürnberg. In der Kunſtkammer zu Berlin iſt von ihm ein Prachtgeräth aus vergoldetem Silber, eine runde Schale auf einem reich gebildeten Fuße ruhend, und mit einem gewölbten Deckel bedeckt; im Ganzen $13^5/_8$ Z. hoch. Dieſes Gefäß iſt auf das Reichſte mit getriebenen und ciſelirten Bildwerken geſchmückt, die eine ganze Weltanſchauung bilden, als deren Blüthe das deutſche Reich erſcheint. Es kam 1703 als Huldigungsgeſchenk von Seiten der halberſtädter Judenſchaft an König Friedrich I. von Preußen. Der bei dieſer Gelegenheit beigefügten Beſchreibung zufolge, ſoll das Werk für Kaiſer Rudolph II. und zwar nach deſſen eigenen Angaben gefertigt worden ſeyn. — 2) F., Zeichner und Kalligraph zu Berlin, fertigte verſchiedene Tableaux, die mit bildlichen Darſtellungen geziert ſind. S. war akademiſcher Künſtler und noch 1836 thätig.

Silber (in and. Bed.), 1) ſ. v. a. Silbergelb und aus Silber verfertigte Geräthſchaften und Waaren; — 2) (Herald.), Farbe im Wappen, ſoll Unſchuld, Keuſchheit, die empfangene Taufe und dgl. bedeuten; — 3) der Schimmel, der ſich an dem Waid anſetzt und ein Zeichen ſeiner Güte iſt.

Silber, geſchlagenes, 1) ſ. v. a. Blattſilber; — 2) ſ. v. a. blätteriges Silber.

Silber, nagyager, ſ. v. a. Weißtellur.

Silber, ſalzſaures, ſ. v. v. Silberhornerz.

Silberader, fälſchlich für Erzader, indem das gediegene Silber keine Adern bildet.

Silberätzſtein (Min.), ſ. v. a. Höllenſtein.

Silberaffe (Säugeth.), ſ. v. a. Miko, Hapale argentata *Geoffr.*

Silberalbe (Bot.), bei Oken, Pflanzengattung, ſ. v. a. Leucadendron *L.*

Silberamalgam, ſ. Silber B. 6) und Silberlegirungen.

Silberamalgamation, ſ. Silber B. 6).

Silberanbrüche (Bergb.), in Erzgängen gefundene Mineralien, welche reiche Silbererze vermuthen laſſen, z. B. Wismutherz, Kobalt, arſenikaliſche Kieſe.

Silber angeben, nach angeſtellter Probe amtlich anzeigen, wie viel Silber im Ctr. Erz enthalten ſey.

Silberantimon (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. Antimonſilber (ſ. d.).

Silberapfel (Pomol.), 1) ſ. v. a. große engliſche Reinette, ſ. Reinetten 20); — 2) ſ. v. a. ächter Winterſtreifling, ſ. Streiflinge 3).

Silberarbeiter. Indem wir hinſichtlich des Allgemeinen über die Kunſt des S.s auf den Art. Goldarbeiter verweiſen, bleibt uns hier nur noch einiges Specielle nachzutragen übrig. Zur Verfertigung der Silberwaaren dient nicht reines, ſondern mit Kupfer legirtes Silber, weil das reine Silber zu weich, mithin der Abnutzung zu ſehr unterworfen iſt. Dagegen wird reines Silber zu plattirten Waaren aller Art verbraucht, wozu mit Kupfer legirtes nicht tauglich iſt. Um die röthliche Farbe zu verſtecken, welche das Silber durch Legirung mit Kupfer erhält, werden die Silberarbeiten, ehe man ſie polirt, angeſotten, d. h. in einer ſauren Flüſſigkeit gekocht, welche von der Oberfläche das Kupfer auflöſt und das Silber mit ſeiner weißen Farbe zurückläßt. Bei Eß- und Trinkgeſchirren kann es nicht gleichgültig ſeyn, wie groß der Kupferzuſatz gemacht wird, da zwar nicht das Silber, wohl aber das Kupfer ſich in Pflanzenſäuren auflöſt. Es beſtehen deshalb in den meiſten Ländern Vorſchriften darüber. In Sachſen, Berlin, Breslau, Brandenburg, Hannover, Bremen, Hamburg, verarbeiten die Gold- und Silberarbeiter 12löthiges Silber, wenn nicht feineres beſonders beſtellt wird; in Augsburg, Nürnberg, Wien, Prag, Kopenhagen, Königsberg, Danzig, Straßburg wird 13löthiges, in Schweden 13 Loth $4\frac{1}{2}$ Grän feines, in Frankreich, England 15löthiges, in Holland in großen Geſchirren 15löthiges, in kleinen 14löthiges Silber verarbeitet. Man kann demgemäß gleich an dem, als Stempel dienenden Stadtwappen den innern geſetzmäßigen Gehalt eines jeden ſilbernen Gefäßes erkennen. Der berliner Silberſtempel iſt ein aufgerichteter Bär, Potsdam hat einen Adler, Augsburg eine Taube, Hannover ein Pferd, Holland 2 Löwen mit dem Schilde, Hamburg 3 Thürme, Magdeburg 3 Thürme mit einem Mädchen. Wenn 12löthige Löffel u. dgl. gehörig gereinigt werden, ſo kann der Kupfergehalt derſelben in keinem Falle nachtheilige Wirkungen äußern; läßt man freilich das Geräth mit Eſſig, ſauren od. leicht gährenden Pflanzenſäften

mehre Stunden lang in Berührung ſtehen, ſo bedeckt es ſich mit giftigem Grünſpan. Durch ſchwefelwaſſerſtoffhaltige Ausdünſtungen, wohin die der faulen Eier, der Abtritte und Miſtgruben gehören, läuft das Silber leicht ſchwarz an; auch durch Schweiß wird es blind. — Schwarze Gravirung auf S. Längſt kamen aus Rußland und Perſien Silberwaaren mit ſchwarzer Gravirung, welche den Waaren das Anſehen von ſchönen ſchwarzen Kupferſtichen gaben. Dieſe Verzierungen machen für das Auge eine ſehr ſchöne Wirkung und ſind unvertilgbar. Sie rühren von einem ſchwarzen Email hee, welches in die vorher auf dem Silber gemachte Gravirung eingelaſſen wird. Lange Zeit kannte man die Art der Verfertigung nicht; jetzt aber weiß man, daß die Ausführung auf folgende Art geſchieht. Aus Schwefelblumen bildet man mit Waſſer einen Teig, den man in einen Schmelztiegel einträgt. Nun ſchmelzt man 2 Loth Silber, 5 Loth Kupfer, 7 Loth Blei, 24 Loth Schwefel und 5 Loth Salmiak für ſich zuſammen und gießt dieſe Metallmaſſe noch während des Fluſſes in jenen Tiegel auf den Teig, welchen er enthält. Augenblicklich deckt man den Tiegel zu, damit ſich der Schwefel nicht entzünde. Nun kalcinirt man die Miſchung bei einem Schmelzfeuer, bis aller bei der Kompoſition überflüſſige Schwefel abgedampft iſt. Hierauf wird die Miſchung grob gepulvert und mit einer Salmiakauflöſung zu einem Teige angemacht, welchen man in die Gravirung der Silberwaare einreibt. Dieſe wird dann gereinigt, in einen Ofen gebracht und da ſo lange erhitzt, bis der in der Gravirung befindliche Teig ſchmelzt und feſt an dem Silber anhängt. Nun befeuchtet man die Waare mit Salmiakauflöſung und bringt ſie in einen Ofen unter eine Muffel, um ſie rothglühend zu machen. Aber dann muß man ſie auch ſogleich herausnehmen, weil ſie, wenn ſie noch heißer würde, ſchmelzen könnte. So iſt die gravirte Oberfläche eine Art von Legirung geworden. Zuletzt reibt und polirt man ſie. — Verſilberung. Man unterſcheidet hauptſächlich heiße und kalte Verſilberung auf Meſſing, Tomback, Kupfer. Die heiße geſchieht mittelſt Silberamalgam entweder auf gleiche Weiſe, als im Art. Goldarbeiter VI. 4) angegeben worden, oder auch, wie überhaupt gewöhnlicher und zweckdienlicher iſt, dadurch, daß man ein Theil durch Kupfer niedergeſchlagenes Silber, 4 Th. Salmiak, eben ſo viel Kochſalz und 1/4 Th. Aetzſublimat zu einem Brei mit etwas Waſſer anmengt, und damit das Kupfer, Meſſing oder Tomback, was man verſilbern will, welches vorher mit ſchwachem Scheidewaſſer gebeizt und mit einem Gemiſch von rohem Weinſtein und Kochſalz abgerieben worden iſt, einreibt; hierdurch bedeckt ſich das Metall mit Silberamalgam, welches ſich aus dem durch das Metall zerſetzten Chlorqueckſilber und dem Silberpulver gebildet hat. Darauf wird die Fläche mit reinem Waſſer abgeſpühlt, getrocknet und das Stück rothglühend gemacht, wodurch das Queckſilber in Dampfform entweicht und ein Silberüberzug zurückbleibt, welcher treffliche Politur annimmt. Einen Teig aus 48 Th. Kochſalz, 48 Th. Zinkvitriol, 1 Th. Aetzſublimat, 2 Th. Chlorſilber wird zum Verſilbern von Knöpfen empfohlen. Oder man trägt auf eine mit Salzwaſſer befeuchtete Fläche ein Gemeng von gleichen Theilen Chlorſilber und mit Kupfer niedergeſchlagenen Silbers, 2 Th. kalcinirten Borax auf, und läßt das Stück rothglühen, taucht es noch heiß in eine Auflöſung von Kochſalz und Weinſtein, und bereibt es mit einer Kratzbürſte, um den noch anhängenden Borax abzulöſen. Hierauf trägt man einen Brei von gleichen Theilen Salmiak, Kochſalz, Zinkvitriol und Glasgalle auf, glüht das Stück kirſchroth, löſcht es in ſiedendem Waſſer ab und bürſtet es dann unter kaltem Waſſer mit einer Kratzbürſte. Dieſe Operationen werden ſo oft wiederholt, bis das Stück 4—5 Lagen erhalten hat, worauf es dann gehörig verſilbert iſt; hierauf wird es polirt. — Kalte Verſilberung. Chlorſilber wird mit 3 Th. Potaſche, 1 Th. feinſter Schlammkreide und reichlich 1 Th. Kochſalz gemengt und das Gemenge mit etwas Salzwaſſer auf die gehörig gereinigte Metallfläche mittelſt des Fingers aufgerieben; hierauf wird abgeſpühlt, trocken gerieben und dann mit irgend einem farbloſen Lack überzogen. Dieſe matte Verſilberung iſt für phyſikaliſche, mathematiſche Inſtrumente, namentlich für Theilungen, ſehr zweckmäßig, weil getheilte Skalen, Kreiſe nicht erhitzt werden dürfen. — Eine andere Methode beſteht darin, daß man 1 Th. durch Kupfer gefälltes Silber mit 6 Th. Kochſalz, eben ſo viel gereinigtem Weinſtein und 1 1/2 Th. Alaun mengt, das Gemenge auf eine reine Metallfläche reibt und mit weichem Leder polirt. — Silberſud (naſſe Verſilberung). Man mengt 1 1/4 Loth Chlorſilber mit 4 Loth gereinigtem Weinſtein und 4 Loth Kochſalz, beizt die zu verſilbernden Metalle, Meſſing, Tomback, Bronze, Kupfer vorher mit Salpeterſäure und bringt ſie ſodann in eine kochende Auflöſung jenes Gemenges und Waſſer, läßt ſie 1/2 Stunde lang darin, wobei ſich das Silber auf jenen metalliſch niederſchlägt; das Kochen geſchieht in emailirten eiſernen Keſſeln. — Galvaniſche Verſilberung. Auf dieſem Wege verſilbert man mit Hülfe einer Auflöſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd, zu welcher man Cyankalium in ſolcher Menge gibt, daß der anfangs entſtehende Niederſchlag ſich wieder auflöſt, und welche man alsdann mit Waſſer od. beſſer mit einer verdünnten Auflöſung von Blutlaugenſalz ſo ſtark verdünnt, daß auf 1 Th. des angewandten Silberſalzes 130 Th. Flüſſigkeit kommen. Genaue Angaben über die Art und Weiſe der Ausführung dieſer Verſilberungsmethode ſ. Galvanoplaſtik, S. 680. — Verſilberung mit Blattſilber. Kupferwaaren werden, nachdem ſie fertig gearbeitet ſind, rothwarm gemacht und in ſtark verdünnter Salpeterſäure abgebrannt, um das Oxyd wegzunehmen; ſodann ſchleift man ſie mit Bimmſtein u. Waſſer, macht ſie wieder rothwarm, löſcht in Waſſer ab, taucht ſie wieder in ſtark verdünnte Salpeterſäure, wodurch die Oberfläche ſehr feine Erhabenheiten bekommt, rauh wird, um das Blattſilber anhaften zu machen. Reicht dieſes Ver-

Digitized by Google

fahren aber nicht aus, wie bei ebenen Flächen, ſo wird die Fläche noch beſonders mit einem eigens dazu gefertigten Meſſer rauh gemacht. Iſt dies geſchehen, ſo werden die Stücke gelind erhitzt, bis ſie blau werden, und mittelſt eines eiſernen Geſtells, auf welches man dieſelben legt, warm erhalten; darauf trägt man 2 Silberblättchen mittelſt einer Pineette auf und ſtreicht ſie mit dem Polirſtahl an. Hierauf wird das Stück wieder erhitzt und 4 Blätter auf einander gelegt und aufpolirt; ſo fährt man mit je 6 fort, bis 30 bis 60 Blätter nach und nach angetragen ſind, welche dann eine ſehr dauerhafte Verſilberung bilden. Jetzt, wo die Plattirung von Silber und Kupfer durchs Aufwalzen mehr üblich geworden iſt, bedient man ſich des Verſilberns mit Blattſilber weit weniger, als früher, hauptſächlich nur noch bei Schwertfegerarbeiten. Eiſen wird auf die Weiſe verſilbert, daß man es vorher erſt verkupfert und die Kupferhaut dann entweder kalt verſilbert, odee Blattſildee aufträgt. — Falſche Verſilberung. Man bereitet aus gleichen Theilen Zinn, Wismnth und Queckſilber ein Amalgam, welches, fein gerieben, mit dem vierfachen Gewicht feinſter Schlammkreide gemengt wird. Reibt man dieſes Pulver auf Meſſing, ſo wird es ſogleich weiß. Fernee mit Silberzuſatz: 1 Th. Staniol wird mit 2 Th. Queckſilber zu Amalgam verbunden, welchem man noch 1 Th. eeines niedergeſchlagenes Silber zuſetzt, pulvert und mit 6 bis 8 Th. Knochenaſche miſcht. Beim Gebrauch reibt man dieſes Pulver aufs Kupfer oder Meſſing auf. — Elfenbeiu wird auf die Weiſe verſilbert, daß man es in eine koncentrirte Auflöſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd eine Zeit lang eintaucht, dann unter Waſſer dem Lichte ſo lange ausſetzt, bis es ſchwarz wird, und ſodann polirt.

Geſchichtliches. Das Gewerbe der S. iſt in dee Regel von dem der Goldarbeiter nicht geſchieden. Speciell nennt man aber S. diejenigen Künſtler, welche Ciſelir- oder Grosserie-, d. i. getriebene Silberarbeiten, verfertigen. Die Ciſelirkunſt war ſchon im Alterthum bekannt. Im 15. Jahrhundert erreichte beſonders Benvenuto Cellini einen hohen Grad der Vollkommenheit in dieſer Kunſt. In Deutſchland lieferten ſeit dem 16. Jahrh. hauptſächlich augsburger Künſtler ausgezeichnete derartige Arbeiten. Von den getriebenen Arbeiten Dav. Schweſtermüllers aus Ulm († 1678) ſind nur noch treffliche Gypsabgüſſe vorhanden. Jak. Jäger († 1673) fertigte die große, ſehr künſtlich getriebene Schale in der Kunſtkammer zu Florenz und den Schreibtiſch im pariſer Muſeum, und ſein Sohn Elias Jäger († 1709) das ſchöne ſilberne Altarblatt im Kloſter Sankt-Blaſien mit der Vorſtellung eines Treffens. In Augsburg lieferte Adolf Gaap († 1703) treffliche Kunſtſachen in Silber und Joh. Georg Gaap in Augsburg ſoll die koſtbar vergoldeten Schalen verfertigt haben, welche die Stadt 1689 dem Kaiſer Leopold ſchenkte. Sein Sohn, Georg Lor. Gaap († 1718), verfertigte die getriebene Arbeit an dem großen Wandleuchter in dem königlichen Schloſſe zu Berlin, mit Pferdeu nach Riedingers Zeichnungen. Des letzteren Sohn Lor. Gaap († 1745), ſtellte die Bergpredigt an der Kanzel in der Ulrichskirche zu Augsburg dar. Am berühmteſten aber wurde der Augsburger Joh. Andr. Thelott († 1734) durch ſein Meiſterſtück von 1689, einen Deckelbecher mit der Geſchichte des Oedipus, Jaſon, Herkules ꝛc., den die Familie von Stetten zu Augsburg beſitzt, durch ſeinen Schreibtiſch im königlichen Schloſſe zu München, durch einen Altar zu Würzburg mit dee Geſchichte des heil. Kilian, durch eine künſtliche Gießkanne und ein Handbecken von getriebener Arbeit für den Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen, und andere Sachen. Joh. Heinr. Mannlich († 1778) verfertigte einen großen Altae von Silber mit der Geſchichte des heil. Hubertus für den Kurfürſten von der Pfalz. Ein anderer augsburger Künſtler, Phil. Jak. Drentwett († 1754), der für die berühmte gullmannſche Silberhandlung arbeitete, verfertigte einen ähnlichen Altar, jetzt in der Schloßkapelle zu Mannheim; auch ſind von ihm das große Tafelſervice für den ſpaniſchen Geſandten Grafen Montijo und die Tiſche und Aufſätze von Silber, nach Riedingers Zeichnung, für den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Ein anderer, Phil. Jak. Drentwett († 1742), Emman. Drentwett († 1735) und Abr. Deentwett († 1735) lieferten gemeinſchaftlich nicht nur getriebene, ſondern auch geſchlagene Arbeiten. Joh. Engelbeecht († 1748) verfertigte ein ſchönes Gold- und Silberſervice für den dän. Hof. Auch die drei Brüder, Albe. Biller († 1720), Lor. Biller († 1709), und Ludw. Biller († 1732) waren geſchickte Künſtler in dieſem Fache. Ludwigs Sohn, Joh. Ludw. Biller († 1746), verfertigte die große Vaſe für den berliner Hof, das bayer. goldene Service mit der Geſchichte dieſes Hauſes und ein prächtiges Service vou getriebener Arbeit, das der deutſche Kaiſer dem Sultan zum Geſchenk machte. Zu Anfang des 18. Jahrh. zeichneten ſich in dieſem Fache die Franzoſen Balin, Lounay u. Germain aus, in neuerer Zeit, wo dieſe Kunſtarbeiten weniger geſucht ſind, Friedr. Kirſtem in Straßburg und Weſtermann in Leipzig († 1835). Auf der londoner Weltinduſtrieausſtellung (ſ. d.) 1851 waren bewundernswürdige Arbeiten dieſer Art zu ſehen.

Silberarſenik (Min.), ſ. v. a. Spießglanzſilber.

Silberarten, Bergarten, die Silber vermuthen laſſen, daſſelbe abee noch nicht bauwürdig machen.

Silber ausbringen, mittelſt Schmelzen (auch wohl Amalgamiren) ſo und ſo viel Silber aus einer beſtimmten Menge Erz erhalten.

Silberbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Oberfranken, Ldgr. Seld; 120 Einw.; — 2) daſ., Ldgr. Hof; 110 Einw.; — 3) preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Mohrungen; 410 Einw.

Silberbär (Säugeth.), Farbenvarietät des gemeinen Bären, Ursus Arctos *L.*

Silberbandfiſch (Ichthyol.), ſ. v. a. Lepdopus argyreus *Cuv.*

Silberbarren, ein regelmäßig geformter Klumpen Silbers, wie es in den Handel kommt, und wie es aus Münzen für eingeſandtes Bruchſilber remittirt wird; insgemein hat ein S. die Form der untern Hälfte eines Sarges.

Silberbart (Bot.), ſ. v. a. ſilberfarbiger Bohnenbaum, Cytisus argenteus *L.*

Silberbaum (Chem.), ſ. v. a. Dianenbaum.

Silberbaum (Bot.), 1) ſ. v. a. Mehlbeerbaum, Pyrus Aria *Ehrh.*; — 2) ſ. v. a. Silberpappel, Populus alba *L.*; — 3) Pflanzengatt., ſ. v. a. Protea *L.*

Silberberg (a. Geogr.), ſ. Argentarius.

Silberberg (n. Geogr.), 1) öſterr. Dörfer: a) Böhmen, Kr. Czaslau, Herrſch. Polna; 180 Einw.; — b) daſ., Kr. Budweis, Herrſchaft Grazen; Glasfabrik; 260 Einw.; — c) daſ., Kr. Klattau, Herrſch. Kauth; 110 Einw.; — d) Illyrien, Kr. Klagenfurt; Schloßruine; 380 Einw.; — e) (Sredering), Steiermark, Kr. Cilli, Bez. Wiſell; 120 Einw.; — 2) großh. heſſ. Dorf, Prov. Oberheſſen, Kr. Biedenkopf, Ldgr. Gladenbach; Kupferbergwerk; 200 Einw.; — 3) preuß. Stadt, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Frankenſtein; an den Quellen der Pauſebach am nördlichen Abhange des Eulengebirges; 2 Kirchen, Hoſpital, Unterſteueramt, Poſt, 4 Jahrmärkte; 1750 Einw.; hat ſeinen Namen von dem ſilberhaltigen Bleierze, worauf man hier von 1370 — 1754 baute. Unmittelbar über der Stadt liegt — 4) die Feſtung S., eine ſehr ſtarke, faſt unüberwindliche Bergfeſtung, von Friedrich II. 1765—77 mit $4^1/_2$ Mill. Thaler Koſten angelegt. Ihre Werke und Gräben ſind größtentheils in Felſen gehauen und zum Theil durch bedeckte Wege verbunden; daher wird dieſe Feſte häufig das ſchleſiſche Gibraltar genannt, der Haupttheil, der Donjon, auf dem Schloßberge aber mit Recht der Wunderbau. Sein Wallgang liegt 2040 Fuß über der Oſtſee, ſein in Felſen geſprengter Brunnen iſt 177 Fuß tief, und die Ausſicht von dem Donjon auf Schleſien und die Grafſchaft eine der reichſten. Nebenwerke ſind auf dem Spitzberge, dem Hohenſtein, der großen und kleinen Strohhaube und dem Hahnenkamm. Drei Reihen in den Felſen gehauener Kaſematten können 5000 Mann faſſen. Für den Frieden beſtehen 2 Kaſernen zwiſchen Stadt und Feſtung, eben ſo das Lazareth und die Garniſonſchule. S. wurde noch nie erobert und angegriffen und nur 1807 von den Franzoſen und Würtembergern eingeſchloſſen. — 5) Preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; 320 Einw.

Silberbergwerk, 1) Bergwerk, bei dem auch Silber gefunden wird; — 2) Bergwerk, bei dem die Silbererze den vorzüglichſten Theil der Ausbente ausmachen. Faſt alle europäiſchen Länder haben S.e. In Spanien ſind ſie jetzt weniger angebaut, doch nicht unbedeutend (wahrſcheinlich holten die alten Phönicier ihr Silber aus Spanien); Frankreich hat S.e im Dep. Iſère und Oberrhein; England nur unbedeutende in Wales; Schweden bei Sala im Weſtmannland; Norwegen bedeutende bei Kongsberg; Rußland hat ſeine S.e beſonders in Sibirien, namentlich in dem kelywan und nertſchinskiſchen Erzgebirge; doch hat man jetzt auch im Kaukaſus große S.e entdeckt; Deutſchland hat die wichtigſten S.e am Harze und im ſächſ. Erzgebirge. Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat hat große S.e in Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Steiermark, Tyrol, Galizien; Preußen hat ſeine vorzüglichſten S.e in Schleſien, doch auch in verſchiedenen andern Gegenden. Die ergiebigſten S.e ſind in dem vormals ſpan. Amerika, beſonders in Mexiko, Lima, Potoſi, Chili, Peru, auch in Neu-Granada, Neu-Navarra, Buenos-Ayres und in Braſilien. Nach A. v. Humboldt lieferten die amerikan. S.e von 1492—1803 für 4858 Mill. Piaſter Silber. Vgl. Silber.

Silberbezahlung, der feſtgeſetzte Preis, den eine Silberhütte für das Erz von dieſem oder jenem Gehalte bezahlt.

Silberblättchen, ſ. v. a. Blattſilber.

Silberblatt (Bot.), ſ. v. a. ſpitzfrüchtige Mondviole, Lunaria rediviva *L.*

Silberblech, das aus Silberzainen durch Glühen, Hämmern oder Walzen verfertigte Blech, was zu verſchiedenen Arbeiten benutzt wird.

Silberblende (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. Pyrargyrit (ſ. d.).

Silberblick, 1) der ſchnell vorübergehende iriſirende Schein beim Erſtarren der Oberfläche des auf dem Herde im Fluß ſtehenden Silbers, das dann vollkommen rein iſt; ſ. Silber; — 2) ſ. Wolle.

Silberblume (Bot.), ſ. v. a. ſpitzfrüchtige Mondviole, Lunaria rediviva *L.*

Silberblumen, ſ. Silber.

Silberbockbart (Bot.), ſ. v. a. Flitterſchmiele, Aira flexuosa *L.*, ſ. Schmiele.

Silberborn, hannöv. Dorf, Landdr. Hildesheim, Göttingen, Amt Uslar; 28 Häuſer.

Silberbote (Bergw.), ſ. Bergbote.

Silberbrennen (Hüttenw.), ſ. Brandſilber und Silber.

Silberbrenner, 1) ſ. v. a. Feinbrenner, ſ. Brandſilber und Silber; — 2) derjenige Verpflichtete, der das Blickſilber auf dem Teſte bis zum Vermünzen (d. h. bis zu $15^3/_4$ Loth) fein brennt.

Silberbrenngehülfe (Hüttenwiſſenſ.), ſ. Brandſilber und Silber.

Silberbrennherd, ſ. v. a. Silberbrennofen.

Silberbrennknechte (Silberbrennjungen), diejenigen Arbeiter, welche dem Silberbrenner am Herde an die Hand gehen.

Silberbrennofen, ſ. v. a. Brennofen.

Silberbromid, ſ. Bromſilber.

Silberbuckel (Entom.), Mottenart, ſ. v. a. Tinea roesella *Reaumur*, III, T. 4, F. 11—15.

Silberbürſte, eine kleine Bürſte, welche zum Reinigen des Silbergeſchirres dient; die Borſten derſelben ſind mit Pech in ein Metallröhrchen gefaßt.

Silberburg, würtemberg. Sommerſchloß, Neckarkreis, Oberamt Stuttgart; Vergnügungsort.

Silberbuſch (Bot.), ſ. v. a. Silber-Wollblume, Anthyllis Barba Jovis *L.*

Silberchlorid, ſ. Silberſalze 1).

Silberchlorid-Ammoniak, ſ. Silberſalze 1).

Silberchlorid-Cyankalium, ſ. Silberſalze 1).

Silberchlorür, ſ. Silberſalze 1).

Silbercyanid, ſ. Silberſalze 1).

Silbercyanwaſſerſtoffſäure (Chem.), erhält man nach Meillet, wenn man Cyanſilber in Cyanbaryum auflöſt, den Baryt durch Schwefelſäure fällt und die abfiltrirte Flüſſigkeit verdunſtet, als eine gelbe, nach Blauſäure riechende Verbindung, deren Zuſammenſetzung jedoch nicht näher erforſcht iſt.

Silberdiener, ſ. Hof.

Silberdiſtel (Bot.), ſ. v. a. Mariendiſtel, Silybum marianum *Gaertn.*

Silberdraht, ſ. Gold- und Silberdraht.

Silberdruck, ſ. Buntdruck.

Silberdruſen (Min.), Art rauhes Silbererz von brauner, gelber oder ſchwärzlicher Farbe, das in 5 — 10 Pfd. ſchweren Stücken in reichen Geſteinen und Sandgebirgen gefunden wird.

Silberegg, öſterr.-illyr. Dorf und Bezirk über 2 Gemeinden, Kr. Klagenfurt; Schloß; 320 Einw.

Silbereinleger, ſ. v. a. Goldeinleger.

Silbereiſen (Min.), ſ. Eiſen.

Silbereiſencyanid, ſ. Silberſalze 1).

Silbereiſencyanür, ſ. Silberſalze 1).

Silberespe (Bot.), ſ. v. a. Populus canescens *Sm.*, Varietät von Populus alba *L.*

Silberfabriken, ſ. Goldfabriken.

Silberfaden, ſ. v. a. reiches Geſpinnſte.

Silberfahlerz (Min.), Species des Fahlerzes (ſ. d.).

Silberfarbe, Farbenbeſtimmung, Art Weißgrau, welches dem Silber ähnelt. Je nachdem es mehr in das Weiße oder Graue ſpielt, heißt es Silberweiß und Silbergrau. Auf Baumwolle färbt man es mit Blauholz oder Kreide; auf Leinen mit Galläpfeln, Vitriol und etwas Braſilienſalz; beide Stoffe kommen erſt in ein Alaunbad; auf Wolle ſiedet man 24 Pfd. Waare erſt $1\frac{1}{2}$ Stunde in einem Bade von 4 Pfd. Alaun, $\frac{1}{2}$ Pfd. Weinſtein, 4 Loth Salpeter, 2 Pfd. Salmiak und $\frac{3}{4}$ Pfd. Fernambuk, dann kürzere Zeit in einer Brühe von $\frac{1}{4}$ Pfd. Galläpfeln, 1 Pfd. Vitriol, 12 Loth Fernambuk und 4 Loth gebrannten Alauns; nachdem die Waare $\frac{1}{2}$ Stunde abgekühlt iſt, läßt man ſie noch 9—10mal auf der Winde durch eine Brühe von 8 Kannen ſcharfer Lauge, 12 Loth Salz und 3 Loth gebrannten Alauns gehen.

Silberfaſan (Ornith.), ſ. v. a. Phasianus Nycthemerus *L.*

Silberfedererz (Min.), ſ. v. a. Federerz (ſ. d.).

Silberfiſch (Ichthyol.), 1) Argentina *L.*, Gatt. der Malacopterygii abdominales Salmonides *Cuv.*, der Ordn. der Bauchfloſſer und der Zunft der Lachſe nach Oken. Charakter: Mit horizontal niedergedrücktem Maul und ungezähnten Kinnladen; ſechs Kiemenſtrahlen. Einzige Art: Argentina Sphyraena *L.*, gemeiner Silberfiſch, bei Marſeille Pei d'argent, ital. Argentina. Gegen 1 Fuß lang, ſchön ſilberglänzend. Mit ſchwarzem Magen und einer ſehr dicken Schwimmblaſe, die mit der bei den Fiſchen vorkommenden Silberſubſtanz angefüllt iſt, ſo daß ſie zur Bereitung der künſtlichen Perlen benutzt werden kann. Im Mittelmeer; wird häufig gegeſſen. Cuvier, Mém. mus., 1, S. 228, T. 11. — 2). S. v. a. Pflugſchaarfiſch, Zeus Vomer *L.*, ſ. Vomer Cuv.

Silberflotte, zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft in Amerika die Flotte, die den Ertrag der Ausbeute aus den amerikaniſchen Bergwerken nach Spanien überbrachte.

Silberfluorid, ſ. Silberſalze 1).

Silberfluß (Geogr.), ſ. v. a. Plata, Rio de la.

Silberfolie, ſ. Folie.

Silberforelle (Ichthyol.), Farbenvarietät der gemeinen Bachforelle, Salmo Fario *L.*

Silberfuchs (Säugeth.), ſ. v. a. Canis argentatus *Cuv.*

Silberg (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe; 180 Einw.; — 2) großh. heſſ. Dorf, Prov. Oberheſſen, Kr. Biedenkopf; große Kupferbergwerke; jährlich 700 Ctr. Ausbeute.

Silbergang, fälſchlich für Silbererzgang.

Silbergarn, beim Treiben des Silbers derjenige Zuſtand deſſelben, wo es von allen fremdartigen Stoffen ganz rein iſt.

Silbergaze, ein Gewebe von feinem Silberdraht oder Silberlahn, ſ. Lahn.

Silbergeld, 1) alles aus Silber geprägte Geld, beſonders die harten Münzen, als Thaler, Laubthaler ꝛc., ſo wie auch das Kurantgeld. Man prägt jedoch jetzt auch in Sachſen, Preußen, der Schweiz ꝛc. aus Silber einen Theil der Scheidemünze, jedoch von ſehr geringem Korne, wie z. B. die Silbergroſchen, Batzen, Sechſer, Dreier und Kreuzer; — 2) die Summe von 1000 fl., welche früher die kaſſeler Judenſchaft an die Münze zu bezahlen hatte, wogegen ſie dann altes Silber kaufen durfte.

Silbergeräth, ſ. Silberwaaren.

Silbergerinne, Gerinne, das laues Waſſer auf das Blickſilber nach geendigtem Treiben bringt, damit ſich daſſelbe allmählig abkühle, ſ. Silber.

Silbergeſchicke, die auf Silber ſicher hindeutenden Bergarten der Silberanbrüche; enthalten ſie ſchon ſelbſt Silber, ſo nennt man ſie edle Geſchicke.

Silbergeſchirr, ſ. Silberwaaren.

Silbergewicht, ſ. Gewicht.

Silbergilbe (Min.), Silbererz von gelblicher Farbe.

Silbergindel (Bot.), nach Oken, Pflanzengatt., ſ. v. a. Mouriria *Juss.*

Silberglätte, ſ. v. a. Bleiglätte.

Silberglanz (Min.), 1) Schwefelmetallgattung aus der Familie der Glanze, auch Silberglas, Glaserz, Glanzerz, Argentit, Argent sulfuré genannt, teſſeral. H. = 2—3, G. = 7,0—8,0, Bruch muſchelig und uneben, Strich glänzend. Arten: 1) Schwefelſilberglanz, beſteht aus 87,01 Silber, 12,96

Schwefel, nach Klaproth aus 85,0 Silber, 15,0 Schwefel, hat zur Grundform das Oktaëder und eine kaum bemerkbare Spaltbarkeit parallel den Kern- und Entſcheitelungsflächen, H. = 2,0 — 2,5, G. = 6,9 — 7,2, erſcheint in aufgewachſenen und mannichfaltig gruppirten Kryſtallen von Oktaëdern, Hexaëdern, Rautendodekaëdern, Leucitoëdern, Triakisoktaëdern mit verſchiedenen Kombinationen, derb, eingewachſen, angeflogen, zähnig und drahtförmig, iſt geſchmeidig, weich, wie Blei ſchneidbar und biegſam, von ſchwärzlichbleigrauer, oft ſchwarz angelaufener Farbe und metalliſch glänzend, bisweilen mit Schwefel- oder Kupferkies überzogen; ſchmilzt leicht vor dem Löthrohre mit Aufwallen und Schwefelgeruch, nach längerem Blaſen auf Kohle mit Hinterlaſſung eines Silberkorns, löſt ſich in koncentrirter Salpeterſäure unter Ausſcheidung von Schwefel. Auf Gängen im Grund- und Uebergangsgebirge, vorzüglich in Freiberg, Schneeberg, Joachimsthal, Andreasberg, Mexiko, Peru, Chili; in Ungarn unter dem Namen Weichgewächs. Zugleich erſcheint der S. auch erdig als Silberſchwärze oder Silbermulm, auch erdiges Glaserz. — 2) Selenſilberglanz oder Naumannit, beſteht aus 63,21 Silber und 26,79 Selen (nach Roſe aus 65,56 Silber, 24,05 Selen, 6,79 Selenblei mit etwas Eiſen), hat zur Grundform das Hexaëder und eine vollkommene, den Würfelflächen parallele Spaltbarkeit, H. = 2,5, G. = 8,0, erſcheint in kleinen kryſtalliniſchen Platten, nie deutlich kryſtalliſirt, iſt weniger weich und geſchmeidig, als das Vorige, eiſenſchwarz und im Strich glänzend, ſchmilzt vor dem Löthrohre auf Kohle, in der äußern Flamme ruhig, in der innern unter Schäumen und Verbreitung von Selengeruch, glüht beim Erſtarren wieder auf und reducirt ſich mit Soda und Borax zu einem Silberkorn. Nur zu Tilkerode am Harz auf ſchmalen Trümmern in Selenbleiglanz und Bitterkalkſpath. Nach del Rio findet ſich ein anderes Selenſilber, in ſechsſeitigen Tafeln kryſtalliſirend, ſehr geſchmeidig, bleigrau und angeblich aus Doppeltſelenſilber beſtehend, bei Tasco in Mexiko. Fröbel nennt es Riolith. — 3) Nach Mohs und Haidinger Familie der Glanze, teſſulariſch, ſchwärzlichbleigrau, geſchmeidig, H. = 2,0 — 2,5, G. = 6,9 — 7,2. Einzige Gattung: Hexaëdriſcher S. mit den Arten Argentit, Riolith, Naumannit, Onofrit, Selenqueckſilberblei, Selenbleikupfer, Tilkerodit, Klausthalit. — 4) Rhombiſcher S., nach Naumann, ſ. v. a. Schwarzſilberglanz (ſ. d.). — 5) Biegſamer S. (Argent sulfuré flexible, Bournon) iſt noch wenig gekannt: klinorhombiſch, ſchwarz, nach Wollaſton Schwefelſilber mit etwas Eiſen. Soll in Ungarn und bei Freiberg vorgekommen ſeyn. Nach Haidinger ein prismatiſcher Eutomglanz.

Silberglas (Min.), ſ. v. a. Schwefelſilberglanz, ſ. Silberglanz 1).

Silberglaserz (Min.), ſ. v. a. Schwefelſilberglanz, ſ. Silberglanz 1).

Silberglocken, ſ. Glocke.

Silbergold (Min.), Varietät des gediegenen Goldes, ſ. Gold 2).

Silbergras (Bot.), 1) ſ. v. a. Corynephorus canescens *Beauv.*; — 2) ſ. v. a. Aira caryophyllea *L.*, ſ. Schmiele.

Silbergrau, ſ. Grau und Silberfarbe.

Silbergroſchen, 1) ehemals die ſeit 1475 im Herzogthum Sachſen ausgeprägten Groſchen, deren ein gut Schock aus einer Mark Silber geſchlagen wurden. Sie galten eigentlich 3 Groſchen, doch wurde ihr Werth vom Kurfürſten Johann auf 3½ Groſchen erhöht. Den Namen S. hatten ſie wegen ihres feinen Gehaltes. Dahin gehörten die Schreckenberger. — 2) S. v. a. Kaiſergroſchen; — 3) gegenwärtig preuß. Rechnungs- und Silberſcheidemünze, der 30. Theil des Kurant-Thalers, auch in halben Stücken aus Billon ausgeprägt; ſ. Preußen, vgl. Neugroſchen.

Silbergrube, ſ. v. a. Silberbergwerk.

Silbergrund, ſ. Grund.

Silberguhr (Min.), zarter, lettiger Glimmer, der wie Silberblättchen ausſieht, aber kein Silber enthält.

Silberhaarige Bärenpelze, die polniſchen, ſchwarzen Bärenpelze, die mit etwas gelben Haaren untermengt ſind.

Silberhafer (Bot.), ſ. v. a. Avena pubescens *L.*

Silberhaltige Pechblende (Min.), mit Schwefel und Zink vererztes Silber.

Silberhaltiges Blei (Min.), ſ. Blei.

Silberhaltiges Bergleder (Min), ſ. v. a. Zundererz (ſ. d.).

Silberhaltige Zwitter (Min.), Zinnerze, die etwas Silber halten.

Silberhammer, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; Stahl- und Eiſenwaarenfabrik; 250 Einw.

Silberhauſen, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Erfurt, Kr. Mühlhauſen; kathol. Pfarrei; 950 Einw.

Silberherd, ein kleiner Herd, worauf man milde, an Jungfernqueckſilber reiche Erze ſchlämmt, mit dem Kopfbret liegt er niedriger als mit dem Rumpfe.

Silberhitze, Vorſtadt von Eisleben.

Silberhörner, Berg, ſ. Berner Alpen.

Silberhof, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aſch., Ldgr. Biſchofsheim; Kalkſtein- und Feldſpathſteingruben; 170 Einw.

Silberholſt (Bot.), bei Oken, Pflanzengattung, ſ. v. a. Achyranthes *L.*

Silberhornerz (Min.), Spathgattung aus der Familie der Ceratochaleite oder Hornſpathe, auch Hornerz, ſalzſaures Silber, hexaëdriſches Perlkerat, Silberkerat, Argent muriaté genannt, iſt teſſeral, H. = 1,0—1,5, G. = 5,5—5,6, Bruch flachmuſchelig, Strich weiß und glänzend. Arten: 1) Chlorſilber, Chlorſilberſpath, beſteht aus 75,33 Silber, 24,67 Chlor, hat zur Grundform den Würfel, keine bemerkbare Spaltbarkeit, iſt von gelblichweißer, perlgrauer, bläulicher oder grünlicher Farbe, fett- oder diamantartig glänzend, durchſcheinend, ſchmilzt ſchon in der Flamme des Kerzenlichts, vor dem Löthrohre zu einer graulichen Perle und reducirt ſich nach und nach zu einem

Silberkorn; wird von Salpeterſäure nur wenig angegriffen. Erſcheint in ſehr kleinen, glatten oder geſtreiften, reihen- oder druſenförmig verbundenen Kryſtallen und zwar in Würfeln, Oktaëdern, Rantendodekaëdern, meiſt jedoch nieren- und tropfſteinförmig, als rindenartiger Ueberzug und derb mit feinkörniger oder stängeliger Textur, auch dicht in Platten und angeflogen. Auf Silbererzgängen zu Freiberg und Schneeberg in Sachſen, Joachimsthal in Böhmen ꝛc. — 2) **Bromſilber**, nach **Berthier** 57,6 Silber und 42,4 Brom, hat zur Grundform das Oktaëder und den Würfel, iſt von blaß olivengrüner und gelblicher Farbe, fettglänzend, wird am Licht äußerlich ſchnell dunkel, zuletzt grau, von Salpeterſäure nur wenig angegriffen, in Ammoniak aufgelöſt und zum Theil als ein blaßgelbes Pulver abgeſetzt. Erſcheint in ſehr kleinen Kryſtallen und kryſtalliniſchen Körnern, welche aufgewachſen oder zu Druſen verbunden ſind. Im Thonſchiefer von Fresnillo in Mexiko und zu Huelgoat in der Bretagne. — 3) **Jodſilber**, in ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung noch nicht genau bekannt (nach **Vauquelin** 81,5 Silber, 18,5 Jod), erſcheint in dünnen, biegſamen Blättchen von perlgrauer Farbe, fettglänzend, durchſcheinend, ſehr milde, ſchmilzt vor dem Löthrohre leicht zu einem Silberkern, färbt die Flamme purpurroth und löſt ſich in koncentrirter Salz- und Salpeterſäure. Zu Albarradon bei Mazipal in Mexiko. — Hierher wohl auch das **Grauſilber** und **kohlenſaure Silber**, nach **Selb** 72,5 Silber, 12,5 Kohlenſäure, 15,5 Antimon, derb, eingeſprengt, uneben, weich, grau. Auf Kalkſpathgängen bei Wolfach in Baden und in Mexiko.

Silberhornſpath (Min.), ſ. v. a. Silberhornerz (ſ. d.).

Silberhütte, Hüttenwerk, in welchem die Aufbreitung des gepochten und geſchlämmten Silbererzes, insbeſondere aber das Schmelzen geſchieht, ſ. **Silber**.

Silber-Hyperſulphomolybdat, ſ. **Silberſalze III**.

Silber-Hypoſulphophosphit, ſ. **Silberſalze III**.

Silber-Hypoſulphophosphit, einfachbaſiſches, ſ. **Silberſalze III**.

Silberiges Kupfer, Kupfer, das in der Mark weniger als 1 Loth Silber hält.

Silberigel (Bot.), nach **Oken**, Pflanzengatt., ſ. v. a. Melaleuca *L.*

Silberjodid, ſ. **Silberſalze I**).

Silberjodid-Ammoniak, ſ. **Silberſalze I**).

Silberjodid-Cyankalium, ſ. **Silberſalze I**).

Silberjodid-Doppelſalze, ſ. **Silberſalze I**).

Silberjungfer (Bergb.), ſ. v. a. Jungferqueckſilber.

Silberkämmerer, ſ. **Kämmerer**.

Silber-Känguru (Säugeth.), ſ. v. a. Halmaturus elegans *Lamb.*

Silberkalk, 1) ſ. v. a. Silberoxyd; — 2) Niederſchlag, der aus einer in Salpeterſäure bewirkten Silberſolution mit Hülfe des Kochſalzes hergeſtellt wird; vgl. **Silberproben**.

Silberkammer, 1) das Zimmer bei einer fürſtlichen Hofhaltung, welches zur Aufbewahrung des Silbergeſchirres dient; — 2) das zur Aufbewahrung und Reinlichhaltung des Silbergeſchirres angeſtellte Perſonal, wozu der **Silberkämmerer**, **Silberdiener**, **Silbergehülfe**, **Silberſchreiber** und **Silberwäſcher** gehört.

Silberkarburet, ſ. **Silber G. 4**).

Silbererat (Min.), nach **Breithaupt**, ſ. v. a. Silberhornerz (ſ. d.).

Silberkies (Min.), ſ. v. a. Gelf, Varietät des Schwefelkieſes (ſ. d.).

Silberknallſäure (Chem.). Ueber die Natur der Knallſäure hat **Berzelius** eine neue Anſicht aufgeſtellt. Bekanntlich ward die Knallſäure, auf den Grund der Analyſe von **Gay-Luſſac** und **Liebig**, als eine iſomeriſche oder polymeriſche Modifikation der Cyanſäure betrachtet. Die knallſauren Salze unterſcheiden ſich aber von den cyanſauren nicht allein durch ihre explodirende Eigenſchaft, ſondern auch dadurch, daß das Metalloxyd, welches als die Baſis in dem Salz betrachtet wird, durch Alkalien nur zur Hälfte daraus abgeſchieden werden kann, indem z. B. das Silberſalz, mit einer äquivalenten Menge Chlorkalium verſetzt, wohl Chlorſilber fallen läßt, aber zugleich eine Flüſſigkeit liefert, aus der ein Salz ausſchießt, welches der bisherigen Anſicht gemäß $= KO + CyO, AgO + CyO$ iſt. Dieſes Salz explodirt nun eben ſo leicht, wie das einfache Silberſalz, und Berzelius glaubt daher, daß das, was die knallende Eigenſchaft begründet, etwas Anderes ſeyn müſſe, als eine augenblickliche Verbrennung auf Koſten des Sauerſtoffs von dem Metalloxyde; denn wenn dies der Fall wäre, ſo müßte das Kaliſalz einen bedeutenden Theil von der knallenden Kraft verloren haben, da nichts von der Säure auf Koſten des Kali's verbrannt werden kann. Das Knallende in dem Kaliſalze kann alſo nicht wohl $AgO + CyO$ ſeyn. Die Vermuthung liegt vielmehr nahe, daß hier ein Stickſtoffmetall im Spiele ſey. Die Knallſäure wäre demnach eine gepaarte Säure, deren Paarling von einem Stickſtoffmetalle ausgemacht wird. Legt man die Analyſen der Knallſäure von **Gay-Luſſac** und **Liebig** zu Grunde und verdoppelt man das Atomgewicht des Silbers, ſo erhält man für die waſſerhaltige Säure die Formel: $AgN + C_4 NO_3 + HO$. Wir wiſſen, daß das Silber in dem Paarling gegen **Queckſilber** und **Zink** ausgewechſelt werden kann und daß das Waſſer bei der Bildung von Salzen durch Alkalien, Erden und Metalloxyde ſubſtituirt wird. — Im Sinne dieſer neuen Anſicht haben wir dann Knallſäure mit 3 verſchiedenen Stickſtoffmetallen: Silber, Queckſilber, Zink, alſo eine **Silberknallſäure**, **Queckſilberknallſäure** und **Zinkknallſäure**. Gegen dieſe Anſicht erklärt ſich indeſſen **Liebig**, indem er ſagt, durch ſeine und **Gay-Luſſacs** Analyſen ſey auch die Bildung eines Stickſtoffmetalls bei Gegenwart eines Ueberſchuſſes von Salpeterſäure nicht wahr-

ſcheinlich, ganz abgeſehen davon, daß Stickſtoffmetalle nach der Formel RN überhaupt noch nicht bekannt ſind.

Silberknallſaure Salze, ſ. Silberſalze II.

Silberkönig, ſ. Silber.

Silberkopf (Strzidnik), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Kapelle, 2 Vorwerke, das eine mit Namen Dworzisko; 300 Einw.

Silberkorn, das beim Kapelliren des Silbers ſtehen gebliebene Korn.

Silberkorroſiv, ſ. v. a. Höllenſtein.

Silberkraut (Bot.), 1) ſ. v. a. Gänſe-Fingerkraut, Potentilla anserina *L.* und ſilberweißes Fingerkraut, Potentilla argentea *L.*; — 2) ſ. v. a. Berg-Nelkenwurz, Sieversia montana *L.*

Silberkrone, ſ. v. a. Kronenthaler.

Silberkryſtall (Chem.), ſ. v. a. Silberſalpeter.

Silberkuchen, das kuchenförmige Silberſtück, das beim Abtreiben auf dem Herde oder der Kapelle bleibt; iſt es klein, ſo heißt es Silberkorn.

Silber-Kupelliren, ſ. Silberproben.

Silberkupfercyanür, ſ. Silberſalze I).

Silberkupferglanz (Min.), nach Hausmann, ſ. v. a. Kupferſilberglanz (ſ. d.). — Seleniſcher S., nach Breithaupt, ſ. v. a. Eukairit.

Silberlachs (Ichthyol.), ſ. v. a. Salmo Schiffermülleri *Cuv.*

Silberlacken (Mollusk.), ſ. v. a. Federkegel, Conus textilis *L.*

Silberlackhuhn (Ornith.), Varietät des Hollenhuhns, Gallus domesticus cristatus.

Silberlahn, ſ. v. a. geglätteter Silberdraht.

Silberlaſur, Laſurſtein mit weißen, ſilberähnlichen Flecken.

Silberlaub (Bot.), ſ. v. a. Mehlbeerbaum, Pyrus Aria *Ehrh.*

Silberlebererz (Bergb.), mit Schwefel und Spießglas vererztes Silber.

Silberlegirungen. Mit Zink. Beide Metalle laſſen ſich leicht zuſammenſchmelzen; eine Legirung von 2 Zink u. 1 Silber iſt feinkörnig, weiß, ſpecifiſch dichter, als es die Rechnung ergibt, wird beim Kalciniren zerſetzt, indem Zink verbrennt, wobei aber auch etwas Silber ſich verflüchtigt. — Mit Nickel gibt Silber eine geſchmeidige Verbindung; mit Kobalt gelingt die Legirung höchſt unvollkommen. — Mit Eiſen. Nach Rinman ſollen 5 oder mehr Theile Silber einen Theil Eiſen aufnehmen können, wodurch das erſtere an Härte gewinnt u. an Geſchmeidigkeit nichts verliert, dagegen ſoll Eiſen nicht im Stande ſeyn, $^1/_8$ Silber beim Schmelzen aufzunehmen; nach Coulomb kann Silber nur etwa $^1/_{150}$ Eiſen enthalten; Eiſen ſoll nach G. Morveau nicht mehr als $^1/_{60}$ Silber zurückhalten können, wodurch es eine außerordentliche Härte u. Struktur des reinſten Eiſens erhalte. Nach angeſtellten Verſuchen beim Eiſenfriſchen mit einem Zuſatz von 1,5 $^0/_0$ feinem Silber fand Karſten, daß das Eiſen beträchtlich an ſeiner Güte verlor; aus den Anlaufkolben erhob ſich in Berührung mit der Luft ein bläulich grüner Dampf, der Deul war gahr gefriſcht, aber das Eiſen ſchmiedete ſich ſchlecht, wurde ſehr unganz und ſchieferig, die Stäbe bekamen ſehr viele und große Kantenriſſe und verhielten ſich ganz ſo wie rothbrüchiges Eiſen, ſo daß von 10 nur 3 als brauchbar angeſehen werden konnten. Nach der Analyſe enthielt dieſes Eiſen 0,034 $^0/_0$ Silber, es zeigt alſo das Silber dieſelbe Wirkung wie der Schwefel, wenn gleich etwas weniger ausgezeichnet. — Mit Blei. Beide Metalle laſſen ſich leicht durchs Zuſammenſchmelzen vereinigen, die Legirung ſchmilzt weit leichter als Silber, iſt dichter, als nach der Berechnung zu erwarten wäre, weniger elaſtiſch, weniger klingend und zäher als reines Silber. Setzt man dieſe Legirung geſchmolzen der Einwirkung des Sauerſtoffs der Luft aus, ſo oxydirt ſich das Blei und bildet eine Haut von geſchmolzener Bleiglätte, welche beim Kupelliren ſich in die Kapelle oder den Teſt einzieht, beim Treiben im Großen aber abgezogen wird; das Bleioxyd nimmt auch andere Metalloxyde auf, als Kupfer-, Spießglanz-, Kobalt-, Nickeloxyd, arſenige Säure u. ſ. w. Auf der Leichtflüſſigkeit der Legirung des Silbers und Bleies, ſo wie auf der Eigenſchaft der Legirung des Bleies und Kupfers, ſich beim Erwärmen in zwei verſchiedene Legirungen zu ſcheiden, beruht die Möglichkeit der Saigerung des Abſcheidens des Silbers vom Kupfer mittelſt Blei. — Mit Zinn. Beide Metalle laſſen ſich durchs Schmelzen leicht vereinigen. 1 Theil Zinn, 4 Theile Silber geben eine Legirung, der Bronze in Härte nicht unähnlich, ſpröde; eine Legirung von gleichen Theilen iſt ſpröde und ſo hart, das ſie von der Feile beinahe nicht angegriffen wird. Deshalb iſt Zinn bei der Bearbeitung des Silbers ſehr vorſichtig zu vermeiden, indem ſelbſt die geringſte Menge deſſelben im Stande iſt, dem Silber alle Hämmerbarkeit zu nehmen. Bei der Vereinigung beider findet eine Verdichtung Statt, indem die Legirung ein größeres ſpecifiſches Gewicht beſitzt, als es nach dem Miſchungsverhältniß zu erwarten. Um Zinn von Silber zu ſcheiden, zerfeilt man es u. deſtillirt es mit Queckſilberſublimat, wodurch Chlorzinn u. Queckſilber übergehen, Silber zurückbleibt. — Mit Wismuth. Die Legirung iſt ſehr ſpröde, blaßröthlich von Farbe, von blätterigem Gefüge, wird durch den Sauerſtoff der Luft im geſchmolzenen Zuſtand gleich der Legirung des Silbers mit Blei zerſetzt, indem das Wismuth ſich oxydirt, und in die Poren der Kapelle ſich einzieht. Chaudet ſchlug vor, Wismuth ſtatt Blei beim Kupelliren anzuwenden, da man dann bei einer geringeren Hitze kupelliren kann; allein abgeſehen vom weit höhern Preis deſſelben, iſt es nicht räthlich, da es bei ſtarker Hitze ins Kochen geräth und ſpritzt, auch Silber in die Kapelle ſich einzieht. — Mit Kupfer. Silber kann mit Kupfer leicht in jedem beliebigen Verhältniß zuſammengeſchmolzen werden. Die Legirungen ſind, unbeſchadet der Dehnbarkeit, härter und klingender, als reines Silber. Die Farbe der Legirung ſticht bei einem reichlichen Kupferzuſatz ins Röthliche, das ſpecifiſche Gewicht fällt nie-

briger aus, als es nach der Rechnung ſeyn ſollte, folglich muß ſich die Legirung im Moment ihrer Bildung ausgedehnt haben, durchſchnittlich etwa um 1,23 %. Weil ſich feines Silber zu leicht abnutzt, zu weich iſt, ſo bedient man ſich zu Silberwaaren, zu Münzen, bis auf wenige Ausnahmen des mit Kupfer legirten Silbers. Die Quantität von Silber in einem mit Kupfer legirten Silber wird durch den Ausdruck löthig bezeichnet; hierdurch wird angegeben, wie viel reines (feines) Silber in einer Mark enthalten iſt. Eine feine Mark (= ½ Pfd.) hat 16 Loth oder 288 Grän. Eine feine Mark iſt = 16 Loth reinen Silbers. Ein verarbeitetes Silber, welches auf 16 Loth 14 Loth Silber und 2 Loth Kupfer enthält, wird 14löthiges Silber, reines, welches nur 12 Loth Silber enthält, 12löthiges Silber genannt. Eine rauhe oder beſchickte Mark kann verſchiedene Quantitäten Silber enthalten. In Frankreich wird das Feinſilber mit $^{1000}/_{1000}$ bezeichnet, und der Feingehalt des legirten Silbers in Tauſendtheilen ausgedrückt; Silber von $^{990}/_{1000}$ enthält daher in 1000 Theilen 990 Theile Feinſilber. Bei den Münzen wird der Feingehalt das Korn genannt; das Gewicht, welches ſie haben ſollen, heißt das Schrot. Remedium iſt die Abweichung, welche die Münzen in Schrot und Korn zeigen dürfen, ohne für unrichtig zu gelten. Der Gehalt der Münzen an Feinſilber wird auch durch die Anzahl gewiſſer Münzſtücke ausgedrückt, welche aus der feinen Mark geprägt werden ſollen (ſ. Münzfuß). Das Standardſilber Englands iſt eine Legirung aus 222 Theilen Silber und 18 Theilen Kupfer. Zu Silbergeſchirren wird an verſchiedenen Orten Silber von verſchiedener Löthigkeit verarbeitet. Die Löthigkeit iſt entweder vom Staate vorgeſchrieben und wird von dieſem kontrolirt, oder die Zunft der Goldarbeiter führt die Aufſicht über dieſelbe. In Preußen wird 12löthiges verarbeitet, in Augsburg, Nürnberg, Wien, Kopenhagen wird 13löthiges, in Schweden verarbeitet man das Silber zu 13 Loth 4½ Grän, in Paris 14 Loth $10\frac{4}{5}$ Grän fein. Um den Silberarbeiter zu hindern, den Käufer durch einen zu großen Zuſatz von Kupfer zu betrügen, unterhalten einige Staaten Kontrolwerke, wo jedes gefertigte Silberſtück auf ſeinen Silbergehalt geprüft und, wenn es richtig befunden, mit dem Stempel des Kontrol-Kontors verſehen wird; es erhält dann den Namen kontrolirtes Silber. Findet es ſich, daß das Silber, wie z. B. in Schweden, nicht mehr als 13 Loth Silber auf die Mark enthält, ſo erhält man zwar die Erlaubniß, es mit dem Stempel zu verſehen, aber dies geſchieht dann gegen eine doppelte Stempelabgabe. Dieſe iſt aber ſo eingerichtet, daß der Fabrikant dabei am meiſten leidet, denn die wenigen Grän Silber, die dem Käufer fehlen, ſind weit weniger werth, als die vermehrte Stempelabgabe. Findet es ſich, daß die Arbeit weniger als 13löthiges iſt, ſo wird ſie bei dem Kontroliren zerſchlagen, und die Stücke werden dem Fabrikanten zurückgegeben. Die Kontrolirung geſchieht auf die Art, daß ganz kleine Stücke von der untern Seite der noch unpolirten Arbeit abgeſchabt, genau gewogen und auf die Weiſe geprüft werden, wie unter Silberproben angegeben iſt. — Mit Queckſilber. Beide Metalle verbinden ſich ſehr leicht ohne Anwendung von Wärme mit einander, wenn man Queckſilber mit Blattſilber oder mit durch Kupfer gefälltem, fein zertheiltem Silber zuſammenreibt. Das Amalgam hat eine mehr zinn- als ſilberweiße Farbe, iſt weich, hat große Neigung zu kryſtalliſiren. Es kommt als Mineral vor, theils derb in ſilberweißen Maſſen, theils halbflüſſig, theils kryſtalliſirt in ſilberweißen Oktaëdern, und deren Abänderungen oder in Rhombendodekaëdern. Künſtlich wird das Amalgam kryſtalliſirt erhalten, wenn ein Gemenge von 3 Theilen einer geſättigten Auflöſung von Silber in Salpeterſäure mit 2 Theilen einer geſättigten Auflöſung von Queckſilber in derſelben Säure vermiſcht und auf den Boden des Gefäßes ein Amalgam von 7 Theilen Queckſilber mit 1 Theil Blattſilber gelegt wird. Nach 24 bis 48 Stunden ſind indeſſen eine Menge metallglänzender Kryſtalle angeſchoſſen, die eine Veräſtelung bis zur Oberfläche der Flüſſigkeit bilden, welche metalliſche Vegetation man ehemals Dianenbaum nannte. Die Bildung dieſer Kryſtalle wird durch die Fällung des Silbers durch das Queckſilber veranlaßt, und erfordert, daß mehr Queckſilber anweſend ſey als zur völligen Fällung nöthig iſt, aber doch nicht ſo viel ſey, daß die Metallvegetation davon zum flüſſigen Amalgam aufgenommen werden kann. Das kryſtalliſirte Amalgam beſteht aus 65 % Queckſilber und 35 Silber, was 1 At. Silber und 2 At. Queckſilber $Ag\,Hg^2$ entſpricht. — Mit Tellur. Die Verbindung von Tellur mit Silber kommt natürlich vor; ſie iſt in den ſiebenbürgiſchen Golderzen als Tellurbaſe mit Goldtellurid verbunden, theils allein, theils in Begleitung von Tellurblei. In ziemlich bedeutender Menge kommt das Tellurſilber im Altai in der Grube Sawodinsky vor; es bildet eine metalliſche, grobkörnige, weiche und ſalbgeſchmeidige Maſſe; ſeine Farbe iſt zwiſchen Stahlgrau und Bleigrau. Es beſteht aus einem Atom von jedem Element, Ag Te, und enthält nur eine geringe Menge Schwefelſilber eingemiſcht. — Mit Arſenik. Mit Arſenik verbindet ſich das Silber leicht und behält einen Theil davon ſelbſt im ſtrengſten Feuer. Dieſe Verbindung kommt, wiewohl ſelten, in der Natur vor; von den Mineralogen wird ſie Arſenikſilber genannt. — Mit Antimon. Gibt eine ſpröde Metallmaſſe, die durch Schmelzung unter dem Zutritt der Luft leicht zerſetzt wird, während das Antimon zu Oxyd verbrennt, welches ſich ſublimirt und als Rauch entweicht. Dieſe Verbindung kommt im Mineralreich vor und wird Antimonſilber genannt. — Mit Wolfram. Die Verbindung erfolgt nach d'Elhujars Verſuchen beim Zuſammenſchmelzen. Die Verbindung iſt blaßbraun, ſchwammig und etwas ſtreckbar.

Silberleit (Silberleiten), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Stadt Königinnhof; 160 Einw.

Silberletten, eine auf dem Hangenden der

Silbererzgänge nicht ſeltene fette, weiße, gelbliche oder bräunliche Thonart.

Silberlinde (Bot.), ſ. v. a. Tilia argentea *Desf.*

Silberling (Münzw.), 1) überhaupt eine Silbermünze; — 2) ſ. v. a. Sekel.

Silberling (Pomol.), 1) Weinſorte, ſ. v. a. weißer Gutedel. — Rother S., ſ. v. a. rother Gutedel. — 2) Weißer ſüßer S., großer, plattrunder Apfel mit weißer, ſelten etwas röthlich angelaufener Schale und mildem, ſehr angenehm ſüßem Fleiſch. Reift im December. — 3) Gelber ſüßer S., kleiner als voriger, mit gelblicher, auf der Sonnenſeite oft blutrother Schale und ſüßem, mildem Fleiſche. Reift im November und December.

Silberlöffel, großer Löffel, womit man, wenn der Treibherd ein Loch bekommt, das Werk ſchnell ausſchöpft, oder auch das Loch verſtopft.

Silberlöthung, Metallmiſchung zum Löthen des Silbers, beſteht aus 2 Th. Silber und 1 Th. Meſſing zum Löthen des 13löthigen Silbers, oder aus 3 Th. Silber und 1 Th. Meſſing zum Löthen des 15- oder 16löthigen Silbers. Das Schnellloth dagegen beſteht aus 16 Th. 12löthigen Silbers und 3 Th. Zink, oder aus 3 Th. feinem Silber und 3 Th. Zink, aber nur für ſchlechtere Silberwaaren.

Silberlöwen, ſ. v. a. Löwenthaler.

Silberlos (Stribrec), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Chlumetz; 460 Einw.

Silberloth, eine Legirung von 5 Th. Silber, 6 Th. Meſſing und 2 Th. Zink, welche zum Löthen des Kupfers dient, ſ. Löthen.

Silbermännchen (Hüttenw.), ſ. v. a. Spretzlinge.

Silbermann (Biogr.), I. bildende Künſtler: 1) Valentin, Bildhauer, lebte zu Anfang des 17. Jahrh. in Leipzig, fertigte für die Kirchen und Paläſte der Stadt verſchiedene Schnitzwerke in Holz, z. B. 1605 den Hauptaltar der neuen St. Nikolauskirche. Auch das ſchöne Portal des St. Johanneskirchhofes ſoll von ihm ſeyn. — 2) Andreas, Maler, hatte um 1720 in Straßburg den Ruf eines guten Künſtlers, malte Bildniſſe und hiſtoriſche Darſtellungen. — II. Name einer weltberühmten Orgelbauerfamilie: 3) Johann Andreas, geb. zu Straßburg den 2. Juni 1712, † daſ. den 11. Febr. 1783, erbaute gegen 50 vortreffliche Orgelwerke, von denen das in der Predigerkirche ſeiner Vaterſtadt und das im Gotteshauſe zu St. Blaſii die allgemein bewundertſten ſind. — 4) Johann Daniel, Bruder des Vorigen, geb. 1718 zu Straßburg, wurde 1751 von ſeinem Oheim Gottfried (ſ. unten) nach Sachſen berufen, um demſelben bei der Verfertigung der großen Orgel der dresdner Hofkirche hülfreiche Hand zu leiſten, erbte nach deſſen Tode ein bedeutendes Vermögen, erwählte die kurfürſtliche Reſidenz zu ſeinem Wohnorte, erhielt den Titel als Hofkommiſſarius und Hoforgelbauer mit der Verpflichtung, über ſämmtliche Orgelwerke der Hauptſtadt die Oberaufſicht zu führen, baute auch viele werthvolle Klaviere und Flügel, ſo wie auch Drehorgeln und † den 6. Mai 1766 zu Leipzig. — 5) Johann Heinrich, jüngſter Bruder der beiden Vorhergehenden, wurde den 27. Sept. 1727 zu Straßburg geboren, erfand manche neue Inſtrumente, z. B. einen großen 16füßigen Flügel, Pianoforte's en pedales und manuel. Er † zu Straßburg, doch iſt ſein Todesjahr nicht bekannt. — 6) Gottfried, königl. polniſcher und kurfürſtl. ſächſ. Hof- und Landorgelbauer, war Vaters-Bruder der Vorigen und iſt unter allen der berühmteſte. Er ward zu Frauenſtein am 14. Januar 1683 geboren und ſollte anfangs nach dem Willen ſeines Vaters, eines Zimmermanns, Buchbinder werden. Verſchiedener loſer Streiche wegen mußte er jedoch ſeinen Meiſter verlaſſen, und floh nach Straßburg zu ſeinem Onkel, bei dem er die Orgelbaukunſt erlernte. Doch mußte er 1707 wieder von Straßburg fliehen, indem er eine Nonne entführen wollte und darüber ertappt wurde. Er ging nun nach Frauenſtein, wo er 1708 ſeine erſte Orgel anfing. Im J. 1712 zog er nach Freiberg, was nun ſein beſtändiger Wohnſitz blieb u. wo er, unterſtützt von vielgeprüften Erfahrungen und durch gründliche Kenntniſſe, die wichtigſten Erfindungen im Gebiete des Inſtrumentenbaues und dadurch ſeinen Namen zu einem weltberühmten machte. Wenn ihm auch Schröter, Chriſtofali und Friederici die Ehre der Erfindung des Pianofortes zum Theil beſtritten, ſo bleibt doch das Cembal d'amour ſein unbeſtrittenes Eigenthum. Auch verdanken wir ihm die ſogenannte engliſche Mechanik der Pianoforte-Inſtrumente. Die aus ſeiner Fabrik hervorgegangenen Inſtrumente zeichneten ſich alle durch ſeltene Reinheit, Stärke und Sonorität, ſpeciell aber durch eine unverwüſtliche Dauer, Haltbarkeit und Stimmungstemperatur aus. Als Meiſter in der Orgelbaukunſt ſteht er faſt noch immer unübertroffen da. Die Orgel zu Frauenſtein war ſein erſtes Werk, 1714 vollendete er im Dome zu Freiberg das große 45ſtimmige Werk; überhaupt erbaute er von 1708 bis 1753 nicht weniger als 42 vortreffliche Orgelwerke, von denen die Orgel in der kathol. Kirche zu Dresden ſein letztes, aber auch wohl ſein ſchönſtes Werk iſt. Er † 1753 den 4. Auguſt zu Dresden und nicht, wie es in einigen Angaben heißt, zu Freiberg.

Silbermeißel, das eiſerne, unten meißelähnliche Werkzeug, das Blickſilber unten aus dem Spohr (Spur) des Treibherdes zu heben.

Silbermerkaptid (Chem.), $C_4H_5S + AgS$, iſt Merkaptan, worin der Waſſerſtoff des Schwefelwaſſerſtoffs durch Silber erſetzt iſt, von Zeiſe entdeckt, bildet ſich langſam, wenn man Merkaptan über Chlorſilber ſtehen läßt, ſchneller beim Zuſatz von etwas Alkohol, und iſt ein weißes, unlösliches Pulver. Der ſchneeweiße Niederſchlag, den eine wäſſerige Auflöſung von Merkaptan mit ſchwefelſauerm Silber gibt, iſt nach Zeiſe wahrſcheinlich ſtets mit Salpeterſäure verunreinigt.

Silbermöve (Ornith.), ſ. v. a. Larus argentatus *Lath.*

Silbermondfiſch (Ichthyol.), ſ. v. a. Selene argentata *Lacep.*

Silbermotte (Entom.), ſ. v. a. Zuckergaſt, Lepisma saccharina *L.*

Silbermünze, 1) ſ. v. a. Silbergeld; — 2) eine ſilberne Schaumünze.

Silbermulm (Min.), ſ. v. a. erdiger Schwefelſilberglanz, ſ. Silberglanz 1).

Silbermund (Mollusk.), Mondſchneckenart, ſ. v. a. Turbo argyrostomus *L.*

Silbermundwespe (Entom.), Wespengattung, ſ. v. a. Crabro *Fabr.*

Silberne Hand, ſ. Synagoge.

Silberne Handſchrift, ſ. v. a. Codex argenteus.

Silberner Mann (Bergb.), eine Stelle, wo mehre Gänge ſich ſo vereinigen und verbreiten, daß ſich gleichſam ein kleines Stockwerk bildet. Den reichſten ſilbernen Mann Europa's fand man unter der Stadt Schneeberg, und machte daraus gegen 80,000 Mark Blickſilber.

Silbernes C (Entom.), Vanessa C album *Ochsenh.*

Silbernes Zeitalter, ſ. Zeitalter.

Silbernieren, ſ. v. a. Silberdruſen.

Silberör (Münzw.), ſ. Oer.

Silberofen, 1) Ofen, in welchem das gepochte Erz mit dem Blei zuſammengeſchmolzen wird, um das Silber herauszuziehen; — 2) ſ. v. a. Treibofen oder Brennofen einer Silberhütte.

Silberoxyd, ſ. Silber, G. 1).

Silberoxyd-Ammoniak, ſ. v. a. Knallſilber, ſ. Silber G. 1).

Silberoxydſalze, ſ. Silberſalze 2).

Silberoxydul, ſ. Silber G. 1).

Silberpapier, 1) ſ. Papier; — 2) das auf dem Schnitt verſilberte Papier.

Silberpappel (Bot.), ſ. v. a. weiße Pappel, Populus alba *L.*

Silberparacyanür, ſ. Silberſalze 1).

Silberphosphoret, ſ. Silber G. 3).

Silberphyllinglanz (Min.), ſ. v. a. edler Molybdänglanz (ſ. d.).

Silberplanſchen, 4eckige oder runde Stücke geſchmolzenen Silbers.

Silberplatin, ſ. Silber.

Silberplattirung, ſ. Plattirte Waaren.

Silberproben. Man verſteht hierunter die verſchiedenen Manipulationen, um den Feingehalt von Silbermünzen, Geräthen, Barren zu beſtimmen, und bedient ſich hierzu: 1) des Abtreibens auf der Kapelle od. der Kupellation. Das zu prüfende Silber wird mit Blei zuſammengeſchmolzen u. abgetrieben, wobei das Kupfer durch das Blei verſchlackt wird und das Silberkorn zurückbleibt. Zur Kupellation iſt ein Kupellirofen nebſt Kapelle erforderlich. Die Kapelle wird entweder von ausgelaugter Birkenaſche, oder aus Knochenaſche, oder aus einem Gemenge von beiden auf die Weiſe gefertigt, daß man eine Form von Meſſing, die tiefer iſt, als die Kapelle dick werden ſoll, mit der etwas angefeuchteten Aſche füllt und dieſe mittelſt eines Stahlſtempels, deſſen Bodenfläche polirt iſt, in die Form hineinpreßt. Sie wird behutſam getrocknet und vor dem Gebrauche geglüht. Der Feingehalt des zu kupellirenden Silbers muß nothwendig vorher annähernd beſtimmt werden, um danach die Quantität des zum Abtreiben nöthigen Bleies feſtſetzen zu können. Zu dieſem Behuf bedient man ſich der Probirnadeln und des Probirſteins (ſ. d.). Statt der Probirnadeln nimmt Oerſted dieſelben Legirungen in Geſtalt von Platten, und bringt zwiſchen denſelben und dem zu probirenden Silber einen elektriſchen Strom hervor, den er durch einen ſehr empfindlichen elektromagnetiſchen Multiplikator gehen läßt, und beobachtet, ob die Nadel öſtlich oder weſtlich abweicht. Hierdurch findet man, ob die Silberprobe feiner oder geringhaltiger als die Probeplatte iſt. Man wählt alsdann eine andere Platte, die ſich der Silberprobe mehr nähert, beobachtet ihre Wirkung u. findet ſo in wenigen Augenblicken diejenigen heraus, welche ſich der Silberprobe am meiſten nähert. Indem man abwechſelnd Säuren, Aetzalkalien oder Salze als flüſſige Leiter anwendet, kann man ſelbſt entdecken, ob das Silber, außer dem Kupfer, noch mit andern Metallen legirt iſt. Iſt nun aus der möglichen Gleichheit der Farbe der Striche, oder auf andere Weiſe der ungefähre Feingehalt ermittelt, die genaue Beſtimmung kann hierbei nicht erfolgen, ſo wiegt man die erfahrungsmäßige nöthige Menge reines Weichblei ab, welches kein Silber enthalten ſoll; allein, da kein Blei völlig frei von Silber iſt, (am wenigſten ſilberhaltig iſt das villacher Blei), ſo muß vorher der Silbergehalt deſſelben genau unterſucht ſeyn, um ſpäter beim Abwiegen des Silberkorns den Betrag des im Blei enthalten geweſenen Silbers abziehen zu können. Die Menge Blei, welche zum Kupelliren erforderlich iſt, richtet ſich nach der Kupfermenge; man weiß, daß, um 1 Theil der letztern als Oxyd aufzunehmen, 16 Theile des erſteren erforderlich ſind, allein mit Silber legirt erfordert das Kupfer deſto mehr Blei, je mehr Silber vorhanden iſt, weil dieſes das Silber vor der Einwirkung des Bleies ſchützt. Man nimmt an, daß eine Kapelle das Oxyd von einem doppelt ſo großen Gewicht Blei, als ihr eigenes Gewicht beträgt, aufnehmen kann. Die Menge des in jedem Falle anzuwendenden Bleies kann nur durch Erfahrung ermittelt werden und man hat die Menge deſſelben nach folgenden Verhältniſſen beſtimmt: 1 Th. Kupfer mit 30 Th. Silber erfordern 128 Th. Blei, mit 15 Th. Silber 96 Th. Blei, mit 7 Th. Silber 64 Th. Blei, mit 4 Th. Silber 56 Th. Blei, mit 3 Th. Silber 40 Th. Blei, mit 1 Th. Silber 30 Th. Blei, mit $^1/_2$ Silber 20 Th. Blei und mit $^1/_{13}$ Silber 17 Th. Blei. Der Kupellir- oder Probirofen iſt ein kleiner eiſerner, inwendig mit feuerfeſtem Thon ausgefütterter Ofen, mit einer eingeſetzten Muffel. Der innere Raum deſſelben enthält die Muffel, die auf zwei ſtarken Eiſenſtäben ruht. Sie reicht nur bis zu $^2/_3$ in das Innere des Ofens, läßt alſo zwiſchen ſich und der hinteren Wand einen Raum. Die Feuerung geſchieht rings um die Muffel, und in dieſe werden die Kapellen eingeſetzt. Sobald die Muffel bis auf den halben Boden weißglüht, iſt ſie zum Abtreiben hinreichend angewärmt. Man ſetzt dann die leere Kapelle ein, welche allmählig tiefer hineingeführt wird, bis ſie zu glühen anfängt. Dann trägt man das Blei in dieſelbe,

behält aber ein kleines Stück zurück, welches, zu einem dünnen Blech ausgeschlagen, zum Einhüllen des Silbers dient. Man vermehrt das Feuer, bis das Blei dämpft und die Kugel in eine rotirende Bewegung kommt, treibt; iſt dann die Oberfläche glänzend und rein, ſo trägt man auch das Silber ein, dieſes ſchmilzt, wenn die Hitze hinlänglich ſtark war, ſchnell. Ein Zeichen des gehörig erfolgenden Abtreibens iſt, daß hellglänzende Punkte an der Oberfläche ſichtbar werden, die darauf niederſinken, daß ſich im Innern der Muffel ein Rauch bildet, der nach vorn hin zieht; je mehr ſich das Blei oxydirt u. in die Kapelle eingezogen hat, deſto lebhafter wird die rotirende Bewegung, das Silberkorn immer mehr gerundet, die glänzenden Punkte immer größer; deſto aufmerkſamer muß aber auch der Probirer ſeyn u. darf theils nicht zu ſtarkes Feuer zu geben, wodurch leicht etwas Silber verdampft, aber auch nicht zu wenig, wodurch das Bleiglas und das immer ſtrengflüſſiger werdende Silberkorn erſtarren könnte. Die Zeichen, ob der Prozeß gehörig im Gange iſt, nimmt man von der Farbe der glühenden Kapelle, der Beſchaffenheit des Rauches u. ſ. w.; von der rechten Temperatur iſt Alles abhängig. Gegen das Ende der Operation zieht man die Kapelle in den vordern Theil der Muffel, um deſto genauer den Zeitpunkt des Blickens beobachten zu können. So wie dies geſchehen, wird die Kapelle langſam abgekühlt, um das Spritzen zu vermeiden, wodurch Verluſt Statt findet; nach völligem Erkalten wird das Silberkorn vom Bleiglas und der Kapelle abgelöſt, mit einer Kratzbürſte abgeputzt und gewogen. Daſſelbe muß glänzend, weiß ausſehen; oft zeigt es kryſtalliniſches Anſehen, beſonders auf der Unterfläche. Zur gehörigen Kontrole werden zwei Proben angeſtellt. Allein trotz aller Vorſicht iſt es nicht zu vermeiden, daß ein Silberverluſt Statt findet und der Feingehalt daher nie ſo hoch ausfällt, als er in der Wirklichkeit iſt, theils durchs Verdampfen des Silbers, theils dadurch, daß ein wenig, ſey es als Oxyd oder als Metall, mit dem Bleioxyd in die Kapelle ſich einzieht. Außerdem bleibt der Willkür des Probirers viel überlaſſen, ob er ſie kalt od. warm blicken laſſen, wodurch das Korn mehr od. weniger fein erhalten wird. So zeigte es ſich, daß bei vielen mit gleichen genau gefertigten Legirungen angeſtellten Verſuchen der Feingehalt von ziemlich feinem Silber, von mindeſtens 15 Loth 4 Grän, faſt ohne Unterſchied ausgebracht wird, allein bei reinem Silber von 14 Loth, 7,2 Grän nur auf 14 Loth 6,048 Grän, alſo ein Verluſt von 1,5 Grän Statt findet. Ja, die Differenzen waren nicht ſelten noch größer, u. betrugen 1,44 bis 1,72 Grän. Die Unzuverläſſigkeit dieſer Prüfungsmethode für den Großhandel mit Silber, iſt aus dem Erwähnten erſichtlich u. man bedient ſich jetzt einer anderen von Gay-Luſſac erfundenen.

2) Die Probirmethode auf naſſem Wege beſteht darin, daß man eine abgewogene Menge des zu prüfenden Silbers in reiner Salpeterſäure auflöſt, und beobachtet, wie viel von einer Kochſalzlöſung von bekanntem Salzgehalt zur genauen Ausfällung des Silbers erforderlich iſt. Das Silber wird dabei als Chlorſilber niedergeſchlagen, welches ſowohl in Waſſer als in verdünnten Säuren vollkommen unlöslich iſt. Der Silbergehalt wird dabei nicht aus dem Gewichte des gefällten Chlorſilbers, ſondern nach dem Gewichte, oder beſſer nach dem Maße der verbrauchten Kochſalzlöſung beſtimmt. Daß das Silber vollſtändig niedergeſchlagen ſey, erkennt man leicht daran, daß bei fernerem Zuſatz von einem oder einigen Tropfen Salzlöſung zur gefällten Flüſſigkeit keine weitere Fällung entſteht. In einer Flüſſigkeit, die 100 Gramm wiegt, verurſacht ein Silber-Niederſchlag, der nicht mehr als 1 Milligramm wiegt, ſchon ein ganz deutliches Milchigwerden, und hat ſich die Flüſſigkeit vollkommen geklärt, ſo iſt die Unklarheit, die durch Fällung von $^1/_2$ Milligramm Silber entſteht, noch deutlich zu bemerken. Die gefällte Flüſſigkeit wird eine od. zwei Minuten lang ſehr ſtark geſchüttelt, worauf ſie ſich nach wenigen Augenblicken ſo gut klärt, daß das Trübwerden, das durch Fällung von $^1/_2$ Milligramm unausgefälltem Silber bewirkt wird, ſichtbar wird. Die Gegenwart von Kupfer, Blei oder andern Metallen ändert nicht im geringſten die Quantität Kochſalz, die zur Ausfällung eines gegebenen Gewichts Silber erforderlich iſt. Wendet man von der Silberprobe einen Gramm an, ſo muß die Kochſalzlöſung ſo eingerichtet ſeyn, daß, wenn man wägt, gerade 100 Gramm davon zur Fällung von 1 Gramm Silber erforderlich ſind, od. 100 Kub.-Centimeter, wenn man die verbrauchte Salzlöſung durch das Maß beſtimmt, was immer das Bequemſte bleibt. Dieſe Quantität der Kochſalzlöſung wird in einem in 1000 Th. getheilten Gefäße abgemeſſen, und dadurch der Silbergehalt ohne alle Berechnung gefunden, weil die Anzahl von Tauſendtheilen der Löſung, die zur Ausfällung erforderlich war, genau die Anzahl von Tauſendtheilen von reinem Silber iſt, die man in der Probe gefunden hat. Um zu dieſen Proben nicht ein beſonders gereinigtes Kochſalz anwenden zu müſſen, was bei einer beſtändig fortgehenden Silberkontrole nicht unbedeutende Koſten verurſachen würde, macht Gay-Luſſac von gewöhnlichem Kochſalz eine Auflöſung in einer nicht ſo genau beſtimmten Menge Waſſer, und beſtimmt mit der größten Genauigkeit, wie viel davon zur Ausfällung von 1 Gramm reinem Silber erforderlich iſt. Nachdem dieſe Quantität dem Gewichte oder Maße nach bekannt iſt, wird die Löſung mit ſo viel Waſſer verdünnt, daß 100 Gramm dem Gewichte nach, oder 160 Kub.-Centimeter dem Maße nach, je nachdem man Gewicht oder Maß anwendet, gerade 1 Gramm Silber ausfällen. Wenn z. B. 28 Gramm oder Kub.-Centimeter zur Ausfällung des Silbers nöthig, ſo werden für jede 28 Gramm oder Kub.-Centimeter der übrigen Salzlöſung 72 Gramm oder Kub.-Centimeter deſtillirtes Waſſer zugeſetzt. Dieſe Löſung heißt Normallöſung. Dieſelbe wird mit ihrem 9fachen Gewichte oder Volumen Waſſer verdünnt und heißt dann Decimallöſung. Da in einer Probe der Silbergehalt gewöhnlich annähernd bekannt iſt, ſo wird der

größte Theil des Silbers znerſt mit der Normallöſung ansgefällt, nnd die Fällung mit der Decimallöſung vollendet, wovon ein oder einige überſchüſſig zugeſetzte Tropfen auf das Reſultat keinen weſentlichen Einfluß haben. Alsdann werden die verbrauchten Tauſendtheile aus beiden Flüſſigkeiten in der Art addirt, daß in der Decimallöſung 10 Tauſendtheile gleich ſind einem der Normallöſung. Bedient man ſich des Maßes, ſo hat die Temperatur auf das angewandte Maß einen Einfluß, der nicht vernachläſſigt werden darf, der aber leicht dadurch in Rechnung zu bringen iſt, daß man die Ausdehnung beider Flüſſigkeiten für jede geänderte Gradzahl ein für allemal beſtimmt. Zu dieſem Behnf hat Gay-Luſſae Tabellen berechnet und bekannt gemacht, welche die Volumen-Veränderung über und unter der Normaltemperatur, die + 15° iſt, angeben. Auch hat derſelbe zn dieſen Proben eigene, ſehr bequeme Maßgefäße erfunden. Vergl. Gay-Luſſac, Vollſtändiger Unterricht über das Verfahren, Silber auf naſſem Wege zu probiren (überſetzt von Liebig). Auf dieſe Weiſe läßt ſich eine weit größere Genauigkeit als durch die Kapellenprobe erreichen; anch gewinnt man an Zeit, wenn viele Proben auf einmal gemacht werden. Dagegen können die Proben auf naſſem Wege nicht mit ſo kleinen Quantitäten wie die auf trocknem vorgenommen werden, und eignen ſich daher am beſten zur Probirung von größeren Silberpoſten und für die Münzen. Uebrigens beruht die Sicherheit dieſer Probirmethode ſowohl auf Handgeſchicklichkeit und Uebung, als auf einer richtigen Beobachtung des Momentes, wenn die Fällung beendigt iſt.

Silberproduktion, ſ. Silber B. 6).

Silberpunkt (Entom.), ſ. v. a. Colias Palaeno *Ochsenh.* (in den Nachträgen zu unſerem Werk).

Silberpurpur, eine dem Goldpurpur analoge Verbindung, erhielt Frick durch Zuſammenmiſchen verdünuter Löſungen von ſalpeterſaurem Silberoxyd u. ſalpeterſaurem Zinnoxydul und Zuſatz von verdünnter Schwefelſäure, als einen dunkelpurpurbraunen Niederſchlag. Glasflüſſe werden aber von dieſem Präparate nicht gefärbt.

Silberraffinerie, Anſtalt, wo mit Kupfer verſetztes Silber (Crudoſilber), z. B. zerbrochenes Silbergeſchirr, ausgebrannte Treſſen, außer Kurs geſetztes Gold ꝛc. vom Kupfer befreit wird, ſ. Silberſcheidung.

Silberrauch, der etwas Silber mitnehmende, beim Treiben aufſteigende Rauch, der das Silber meiſt noch im Treibhute oder am Gemäner überm Herde abſetzt; den beim Schmelzen aufſteigenden Rauch hält man zu gleichem Behuf in Rauchfängen und Mänteln lange auf.

Silberregen, ſ. Kunſtfeuer.

Silberreiher (Ornith.), 1) großer, ſ. v. a. Ardea alba *L.*; — 2) kleiner, ſ. v. a. Ardea Garzetta *L.*; — 3) amerikaniſcher, ſ. v. a. Ardea Egretta *L.*

Silberröllchen, die zu dünnem Blech ausgewalzten und krumm gebogenen Silberkörner, wie man ſie bei der Scheidung gebraucht.

Silberruß, ein ſehr reichhaltiges, auf Blaufarbenwerken fallendes Produkt, welches ſilberhaltig iſt.

Silberſaare (Bot.), ſ. v. a. weiße Pappel, Populus alba *L.*

Silberſalpeter, ſ. v. a. geſchmolzenes ſalpeterſaures Silberoxyd, ſ. Silberſalze 2).

Silberſalze. Das Silber hat zwei Klaſſen von Salzen, von denen die eine dem Oxydul, die andere dem Oxyd entſpricht. Die erſtere Klaſſe wurde erſt neuerlich entdeckt; von ihren Salzen ſind nur wenige dargeſtellt; ſie ſind in feſter Form braun oder ſchwarz, nnd ihre Löſung in Waſſer iſt dunkel-weinroth. Die dem Oxyd entſprechenden Salze ſind farblos und die auflöslichen haben einen äußerſt unangenehmen, metalliſchen Geſchmack. Die meiſte Anwendung von den Oxydſalzen findet das ſalpeterſaure Silberoxyd (Höllenſtein); es wird äußerlich als Aetzmittel und innerlich in verſchiedenen Krankheitsfällen benutzt und wirkt ſchon in Gaben von einigen Granen als Gift.

1) Haloidſalze. Silberchlorür, Ag_2Cl, entſteht durch Einwirkung des Lichts auf das Silberchlorid; daſſelbe wird dabei blau, unter Verluſt an Chlor, grau bis violetſchwärzlich, jedoch iſt dieſe Zerſetzung nur eine oberflächliche, die etwa 3 Proc. der ganzen Maſſe beträgt. Es bildet ſich ferner, wenn die wäſſerige Löſung von Anderthalbchloreifen, Einfachchlorkupfer oder Einfachchlorqueckſilber mit Silber in nicht zu lange Berührung gebracht wird. Es entſteht ſchwarzes Chlorſilber nnd niedrigere Verbindungen der Metalle mit Chlor. Um das Silberchlorür möglichſt rein zu erhalten, übergießt man Blattſilber mit einer Löſung von Anderthalbchloreiſen oder Kupferchlorid. Das Blattſilber zerfällt ſogleich in Flittern, hierauf in ein braunſchwarzes Pulver, welches gewaſchen wird. Es bildet ein ſchwarzes Pulver, welchem Aetzammoniak Silberchlorid entzieht und metalliſches Silber als ſchwarzes Pulver zurückläßt; eben ſo wirken kochende koncentrirte Salzſäure oder kochende Kochſalzlöſung. Salpeterſäure verändert die Farbe des Chlorürs nicht nnd ſelbſt an warme koncentrirte tritt es kein Silber ab, ein Beweis, daß kein freies Silber vorhanden iſt.

Silberchlorid, Chlorſilber, Hornſilber, $AgCl$, findet ſich in der Natur als Hornſilber. Künſtlich erhält man es aus allen Silberſalzen, ausgenommen den unterſchwefeligſauren, wenn ſie mit Salzſäure oder Chloriden behandelt werden, als ſchneeweißen, käſeartigen, geſchmackloſen Niederſchlag, der ſich in der Wärme zu einer ſchweren Maſſe ſammelt. Am Licht wird er bald grau (ſ. Silberchlorür), in der Hitze wird er erſt roſenroth und ſchmilzt dann zu einer klaren, gelblichen Flüſſigkeit, welche beim Erkalten zu einer grau-gelblichweißen, durchſcheinenden Maſſe erſtarrt, die mit dem Meſſer geſchnitten werden kann und eine hornähnliche Konſiſtenz hat, daher der ältere Name „Hornſilber“. Durch Glühen für ſich oder mit Kohle wird es nicht zerſetzt; leitet man aber Waſſerdämpfe oder Kohlenoxydgas über das ſchmelzende Salz, ſo wird das Silber reducirt.

Digitized by Google

Auch duech Glühen mit kohlenſauren Alkalien wird das Silbee eedueirt. In Waſſee und verdünnten Säuren iſt bas Chlorſildee ganz unlöslich. Koncentrirte Salzſäure löſt es in der Wärme ziemlich reichlich, es wird aber beim Verdünnen mit Waſſer wieder daraus niedergeſchlagen. Von Aetzammoniak wied es, beſonders in friſch gefalltem Zuſtande, leicht aufgenommen und durch Waſſee nicht wieder gefällt. Aus dee ſalzſauren, ſo wie aus dee ammoniakaliſchen Löſung ſchießt es beim Veebunſten unveräudeet in oktaedriſchen Kryſtallen an. Arſen, Antimon, Wismuth, Zink, Kadmium, Zinn, Blei, Eiſen, Kupfer und Queckſilber ſcheiden, mit Hornſilber und Waſſer bewegt, unter Wärmeentwickelung das Silber ab, beſonders leicht bei Zuſatz von Salzſäure und in der Wärme. Durch Kalilaugen wird es nur unvollſtändig zerlegt. Auch in koneentrirter Kochſalz-, Chlorkalium- u. Chlorammonium-Löſung löſt es ſich etwas auf und bildet dann Doppelſalze, die aber duech Waſſer wieder zerlegt werden. Man benutzt bas Chlorſilber zur Darſtellung von eeinem Silbee, fernee bei der Analyſe des Roheiſens, duch zur ſogenannten kalten Verſilberung (ſ. Silbeearbeiter).

Silberchlorid-Ammoniak, $2\,AgCl + 3\,NH_3$, entſteht, wenn über trockenes Chlorſilber trockenes Ammoniakgas bis zue Sättigung geleitet wird. Es iſt ein weißes Pulver, welches an ber Luft das Ammoniak verliert. Aus einee geſättigten Löſung bes Chlorſilbers in Aetzammoniak ſchießen Kryſtalle an, welche wahrſcheinlich weniger Ammoniak enthalten, als jene Verbindung.

Silbeechloeid-Cyankalium, ein Doppelſalz, welches in Kryſtallen eehalten wird, wenn man Chlorſilbee in einee Auflöſung von Cyankalium löſt und abdampft.

Silberbeomib, ſ. **Bromſilbee**.

Silberjodid, Jodſilber, AgJ, finbet ſich als Seltenheit in bee Natue; künſtlich wieb es wie das Chlorſilber erhalten. Es iſt ein blaßgelber, in Waſſer unb verdünnten Säueen unlöslicher Niederſchlag, der ſich, außer der Farbe, vom Chlorſilber noch beſondees dabuech unterſcheidet, daß er am Lichte nur langſam grau wird und ſich in Aetzammoniak gar nicht odee nur ſpurweiſe löſt. Es ſchmilzt in der Hitze zu einer ſchmutzig gelben, undurchſichtigen Flüſſigkeit, die beim Eekalten zu einee ſchmutzig gelben, undurchſichtigen Maſſe eeſtaeet. Von Schwefelſäure wird es ſchwarz, indem Jod feei wird; bei Zuſatz von Waſſer eelangt es aber ſeine gelbe Farbe wieder. In den Jodiden dee Alkalien und alkaliſchen Erden löſt es ſich reichlich, eben ſo verbindet es ſich mit Ammoniak zu Silberjodib-Ammoniak (ſ. u.). Das Jodſilber hat eine ſehr allgemein verbreitete techniſche Anwendung erhalten, theils allein, theils in Verbindung mit Bromſilbee, nämlich zu dee Daguerreotypie (ſ. d. A.).

Silberjodid-Ammoniak, $2\,AgJ + NH_3$, wird eehalten, wenn man das Jodib mit trockenem Ammoniakgas ſättigt. Es veewandelt ſich in ein weißes Pulver, von welchem bas Ammoniak an ber Luft wiebee abbunſtet. Waſſer zieht das Ammoniak ebenfalls baeaus und läßt das Jodid zurück.

Silberjodib-Doppelſalze. Das Silberjodid löſt ſich in bedeutender Menge in den koneentrirten Auflöſungen der Jodüre bee Alkalien und alkaliſchen Eeden auf. Von Waſſee wird es daraus gefällt. Mit Jodkalium bildee es zwei kryſtalliſirbaee Verbindungen. Bei Ueberſchuß von Silberſalz erhält man ein Doppelſalz, welches beide Salze zu gleichen Atomen enthält. Bei überſchüſſigem Jodkalium dagegen enthält das gebildete Doppelſalz 2 At. Jodkalium auf 1 At. Jodſilber. Erſteres löſt ſich in ſiedendem Alkohol auf und ſchießt aus dieſee Löſung, wenn es nicht zu koneentrirt iſt, beim Eekalten in regelmäßigen Nadeln an. Aus der erſten Mutterlauge in Waſſer ſchießt es erſt dann an, wenn ſie ſehe koneentrirt iſt, aber unregelmäßig. Letzteees kryſtalliſirt leicht und eegelmäßig aus ſeinee Mutteelauge. Beibe Salze laſſen Silbeejodid ungelöſt zueück, wenn man ſie mit kaltem Waſſer ober mit kaltem Alkohol übergießt.

Silberjobib-Cyankalium iſt dem Silbeechlorid-Doppelſalz analog.

Silbeefluorid entſteht, wenn man bie Löſung des reinen oder kohlenſauren Silberoxyds in wäſſeriger Flußſäuee zur Trockne abdampft. Auf metalliſches Silbee wiekt die Flußſäuee nicht ein. Es iſt nicht kryſtalliſiebae, zieht an der Luft Feuchtigkeit an unb zerfließt. Es ſchmilzt in höherer Tempeeatur, ohne ſich zu zerſetzen. Bei höheeen Hitzgeaden in offenen Gefäßen geſchmolzen, wird Fluoe veeflüchtigt und die geſchmolzene Maſſe überzieht ſich mit einer dünnen Haut von Silbee, die ſich allmählig verdickt. In Glasgefäßen geſchmolzen, entſteben Fluorkieſelkalium unb Sauerſtoffgas.

Silbeecyanid, ſ. **Cyanſilber**. **Saures Silbercyanid** erhält man, wenn eine Löſung von Baryumſilbercyanid genau mit dee Quantität von Schwefelſäuee ausfällt, welche zur Abſcheidung des Baryum erforderlich iſt, worauf dann dieſe Veebindung in dee Auflöſung zurückbleibt.

Doppelcyanüre von Cyanſilber. Mit Cyankalium, -nateium, -calcium, -baeyum, -ſtrontium, odee mit Caeammonium behandelt, wird das Cyanſilbee von dieſen zu einee farbloſen Flüſſigkeit aufgelöſt, die geruchlos iſt und anfangs einen ſüßlichen, hintennach abee einen höchſt unangenehmen Geſchmack hat. Dieſe Verbindungen werden wedee von Chloemetallen, noch von ätzenden Alkalien gefällt, wohl aber von allen den ſtärkeeen Säueen, die das gewöhnliche Cyaneiſenkalium zerſetzen können. Sie ſind in Waſſee unlöslich und laſſen ſich dadurch aus bee wäſſeeigen Löſung fällen. Die Luftkohlenſäure veeändert ſie nicht. Das Kaliumſalz kryſtalliſirt leicht und gibt durchſichtige, farbloſe, oktaedriſche Kryſtalle, odee federähnlich geſtreifte Tafeln. Werden dieſe auflöslichen mit neutralen Metallſalzen gemiſcht, ſo ſchlägt ſich das Cyanſilber mit dem zugeſetzten Metall, das ſich mit dem Cyan ver-

bunden hat, nieber unb es entſtehen boppelte Cyanverbindungen, die von gleicher Beſchaffenheit mit den entſprechenden Doppelcyanverbindungen des Eiſens mit andern Metallen ſind.

Silber-Eiſencyanür, ſchlägt ſich aus einer Löſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd durch Kalium-Eiſencyanür nieder. Es iſt weiß, bekommt aber in ber Luft leicht einen Stich ins Blaue.

Silber-Eiſencyanib, ſchlägt ſich auf ähnliche Weiſe durch Kalium-Eiſencyanid mit pomeranzgelber Farbe nieder.

Silber-Kupfercyanür, fällt nieder, wenn man Silbernitrat mit Kalium-Kupfercyanür vermiſcht. Ein ſchwarzbrauner Niederſchlag, aus dem Salpeterſäure ³/₄ von dem Kupfereyanür auflöſt.

Silberparacyanür, entſteht, wenn Silbercyanid in einem Deſtillationsgefäße allmählig erhitzt wird. Zuerſt geht die Hälfte des Cyans gasförmig über, und bei einer gewiſſen Temperatur wird die Maſſe von einem lebhaften Feuerphänomen durchfahren, welches den Uebergang der einen iſomeriſchen Modifikation in die andere ausweiſt. Das Silber geht hierbei in die Klaſſe von Verbindungen über, welche daſſelbe als Doppelatom und das Cyan als Paracyan enthalten. Das ſo erhaltene Paracyan iſt ein aſchgrauer, poröſer Körper, der unter dem Probirſtahle Metallglanz annimmt, zerrieben ſchwarzes Pulver gibt unb bei abgeſchloſſener Luft Weißglühhitze ohne Zerſetzung verträgt. Bei Luftzutritt verbrennt das Paracyan an der Oberfläche, und es überzieht ſich ba mit metalliſchem Silber, weiches den tiefer eindringenden Lufteinfluß verhindert. Salpeterſäure entzieht dem Paracyanür größtentheils das Silber; ber ganze Silbergehalt wird, ohne daß auch das Paracyan zerſtört wird, dadurch nicht entfernt.

2) Sanerſtoffſalze. Schwefelſanres Silberoxyd: AgO, SO_3, eneſteht beim Behandeln von Silber mit koncentrirter Schwefelſäure in hoher Temperatur. Wird eine koncentrirte Löſung von ſalpeterſanrem Silberoxyd mit Schwefelſäure vermiſcht, ſo fällt es ebenfalls nieder. Es bedarf 88 Th. ſiedendes Waſſer, um gelöſt zu werden, und kryſtalliſirt beim Erkalten der Auflöſung in der Form kleiner Nadeln.

Schwefelſaures Silberoxyd-Ammoniak, AgO, $SO_3 + 2\,NH_3$. Löſt man friſch gefälltes ſchwefelſaures Silberoxyd im koncentrirten, warmen Aetzammoniak auf, ſo bilden ſich beim Erkalten der Flüſſigkeit ſchöne, farbloſe Kryſtalle, die ziemlich luftbeſtändig ſind.

Baſiſches ſchwefelſanres Silberoxyd-Eiſenoxyd. Nach Lavini erhält man zweierlei Verbindungen der Art, wenn man ſalpeterſaures Silberoxyd mit ſchwefelſaurem Eiſenoxyd einige Zeit lang in einem verſchloſſenen Gefäße zuſammenläßt. Zuerſt fällt metalliſches Silber nieder; es verſchwindet aber wieder und ſtatt deſſen ſetzt ſich ein roſtfarbenes Salz in Geſtalt einer kryſtalliniſchen Kruſte ab, welches ſich in 1000 Th. Waſſer vollkommen auflöſt. Es beſteht aus $Fe_2O_3 + 18AgO\,2SO_3$, worin das Silberoxyd 6mal den Sanerſtoff des Eiſenoxyds enthält. — Ein anderes Salz wirb erhalten, wenn die Mutterlauge vom vorhergehenden mit einer Löſung von rothem ſchwefelſauren Eiſenoxyd vermiſcht wird; der hierbei entſtehende roſtgelbe Niederſchlag iſt $= Fe_2O_3$, $SO_3 + 7\,AgO, 2\,SO_3$.

Schwefeligſaures Silberoxyb, $AgO + SO_2$, erhält man, wenn das Oxyb mit ſchwefeliger Säure übergoſſen, oder wenn ein Silberſalz mit einem ſchwefeligſauren Alkali oder auch mit ſchwefeliger Säure gefällt wird. Das Salz ſetzt ſich in kleinen glänzenden, weißen Kryſtallnadeln ab, die ſich nicht an der Luft und auch nicht im Sonnenlichte verändern. Mit ſchwefeligſauren Alkalien gibt es Doppelſalze.

Unterſchwefelſaures Silberoxyb, $AgO + S_2O_5$, erhält man durch Auflöſung von kohlenſaurem Silberoxyd in Unterſchwefelſäure. Es kryſtalliſirt in luftbeſtändigen prismatiſchen Kryſtallen an, iſt in 2 Th. Waſſer löslich unb verwandelt ſich beim Erhitzen in ein graues Pulver, welches mit Hinterlaſſung von etwas Schwefelſilber in kochendem Waſſer löslich iſt. Es enthält 2 At. Waſſer.

Unterſchwefelſaures Silberoxyd-Ammoniak, $AgO + S_2O_5 + 2NH_3$, ſchießt aus einer in der Wärme gemachten Auflöſung des neutralen Salzes in kauſtiſchem Ammoniak in kleinen rhombiſchen Prismen an, deren Seitenkanten ſämmelich abgeſtumpft ſind. Es enthält 1 Ae. Waſſer. Beim Erhitzen geht das Waſſer und ein wenig Ammoniak weg, indem ſich ſchwefeligſaures Ammoniumoxyd ſublimirt und ſchwefelſaures Silberoxyd zurückbleibt.

Unterſchwefeligſaures Silberoxyd, $AgO + S_2O_2$. Die unterſchwefelige Säure hat zu dem Silberoxyb eine ſehr große Verwanbtſchaft, obgleich bie Verbindung nicht von langer Dauer iſt. Wenn man zu einer verdünnten Löſung von neutralem ſalpeterſauren Silberoxyd, in kleinen Portionen, eine verdünnte Auflöſung eines neutralen unterſchwefeligſauren Alkalis ſetzt, ſo entſteht ein weißer Niederſchlag, ber nach einigen Augenblicken wieder aufgelöſt wird. Setzt man allmählig ſo viel zu, daß der Niederſchlag beſtändig wird, ohne aber das Silberſalz vollſtändig zu zerſetzen, ſo erhält man eine ſchmutziggraue, flokkige Maſſe, die ſich unverändert hält; die Flüſſigkeit, welche noch unterſchweſeligſaures Salz gelöſt hält, beſitzt einen ſüßen Geſchmack und wird von Salzſäure oder Chlorüren nicht niedergeſchlagen. Wird ein Ueberſchuß des Fällungsmitteels zugeſetzt, ſo wird der Niederſchlag zu Schwefelſilber reducirt. — Die unterſchwefelige Säure bildet Doppelſalze von Silberoxyb mit mehren Baſen, in welchen dieſes Oxyd ſich beſſer nnzerſetzt erhält, als im einfachen Salze; und dieſe Bildung der Doppelſalze geſchieht mit ſo großer Verwandtſchaft, daß das Silberoxyd auch aus den unterſchwefeligſauren Alkalien die Hälfte der Baſe ausſcheidet, wodurch die Auflöſnng den Geſchmack des kauſtiſchen Alkalis annimmt. Man bereitet dieſe Doppelſalze dadurch, baß man Chlorſilber in kleinen Antheilen

zu den kalten Auflöſungen von unterſchwefligſaurem Kali, Natron, Ammoniak oder Kalk hinzuſetzt, bis ſie geſättigt ſind, und ſie hierauf nach dem Filtriren mit einer großen Menge Weingeiſt vermiſcht, wodurch die Doppelſalze ausgefällt werden. Dieſe Doppelſalze enthalten wahrſcheinlich 1 Aeq. unterſchwefligſaures Silberoxyd auf 2 Aeq. des andern unterſchwefligſauren Salzes. Die Löſungen dieſer Doppelſalze löſen aber noch Silberoxyd auf und bilden wahrſcheinlich die aus gleichen Aequivalenten beſtehenden Verbindungen, welche als weiße, kryſtalliniſche, pulverige Maſſen gelöſt werden. Dieſe Verbindungen ſind nur wenig löslich in Waſſer, aber ſie löſen ſich in Aetzammoniak, welchem ſie einen intenſiv ſüßen Geſchmack ertheilen.

Kohlenſaures Silberoxyd, $AgO + CO_2$, findet ſich natürlich und wird künſtlich durch Fällung von ſalpeterſaurem Silberoxyd mit kohlenſaurem Alkali, als blaßgelber, am Lichte grau werdender Niederſchlag erhalten. Es iſt in Waſſer etwas löslich und hinterläßt beim Erhitzen metalliſches Silber.

Kohlenſaures Silberoxyd-Ammoniak. Das kohlenſaure Silberoxyd löſt ſich ſehr leicht in Aetzammoniak auf, und aus dieſer Löſung fällt abſoluter Alkohol das Ammoniakſalz in voluminöſen, weißen Flocken. Alkohol entzieht ihm beim Auswaſchen mit demſelben Ammoniak und es bleibt kohlenſaures Silberoxyd zurück; auch beim Trocknen entweicht Ammoniak, indem das Salz ſelbſt gelb wird. Im Waſſer iſt es leicht löslich, und wenn man auf die koncentrirte wäſſerige Löſung Alkohol ſchichtet, ſo kryſtalliſirt es allmählig in farbloſen, durchſichtigen, rhombiſchen Blättern. Aus der Löſung des kohlenſauren Silberoxyd-Ammoniaks wird durch Kochſalz Silberchlorid ſogleich niedergeſchlagen.

Salpeterſaures Silberoxyd, Silberſalpeter. Wird reines Silber in Salpeterſäure gehängt, ſo löſt es ſich bei niederer Temperatur ohne Aufbrauſen, indem ſalpetrige Säure gebildet wird, welche die Flüſſigkeit blau färbt. Erwärmt man aber, oder geſtattet man eine Erhöhung der Temperatur, ſo wird das Metall unter ſtürmiſcher Entwickelung von Stickſtoffoxydgas aufgelöſt. Zur Darſtellung dieſes Präparats trägt man reines Silber zerſchnitten nach und nach in mäßig koncentrirte Salpeterſäure, bis, ſelbſt beim Erwärmen, nicht mehr Einwirkung Statt findet. Beim Erkalten, Eindampfen u. ſ. w. erhält man Tafeln von waſſerfreiem ſalpeterſauren Silberoxyd. — Aus kupferhaltigem Silber (Silbermünzen ꝛc.) kann auf folgende Weiſe reines Silber erhalten werden. Man löſt daſſelbe in mäßig koncentrirter Salpeterſäure bis zur vollkommenen Sättigung derſelben auf, fällt aus einem Theile der Auflöſung mittelſt Kalilauge Silberoxyd (kupferhaltiges), ſüßt daſſelbe aus und digerirt es mit dem übrigen Antheile der Auflöſung, wodurch das Kupferoxyd ausgefällt wird. Die filtrirte farbloſe Auflöſung liefert beim Verdampfen Kryſtalle von reinem ſalpeterſauren Silberoxyd. Um das Silber desjenigen Silberoxyds zu gewinnen, welches dem ausgefällten Kupferoxyd beigemengt iſt, übergießt man daſſelbe mit Salzſäure, wodurch Kupferchlorid gelöſt wird, Chlorſilber zurückbleibt, welches man auf feines Silber verarbeitet. Oder man verdampft die Auflöſung des kupferhaltigen Silbers zur Trockne und ſchmilzt den trocknen Rückſtand in gelinder Hitze bis zur vollſtändigen Zerſetzung des ſalpeterſauren Kupferoxyds, nämlich bis die Maſſe ruhig, ohne Entwickelung von rothen Dämpfen ſchmilzt, nicht mehr grünlich, ſondern rein ſchwarz iſt und in Waſſer aufgelöſt eine Auflöſung gibt, welche durch Ammoniakflüſſigkeit nicht blau gefärbt wird. Man behandelt dann mit heißem Waſſer, verdampft u. ſ. w. Beim Schmelzen eines Gemenges von ſalpeterſaurem Silberoxyd und ſalpeterſaurem Kupferoxyd wird nur das letztere Salz zerſetzt, wenn die Temperatur nicht zu hoch iſt; es wird Kupferoxyd ausgeſchieden, und Sauerſtoff und ſalpetrige Säure entweichen. So lange in der ſchmelzenden Maſſe noch Kupferſalz vorhanden iſt, kann auch ſelbſt in höherer Temperatur keine Ausſcheidung von Silber erfolgen, weil das Silberoxyd das Kupferoxyd ausfällt. Um aus dem Rückſtande das Silber zu gewinnen, welches durch zu ſtarkes und zu anhaltendes Erhitzen ausgeſchieden ſeyn kann, wird derſelbe mit Salzſäure behandelt. Größere Mengen von kupferhaltigem ſalpeterſauren Silberoxyd können durch wiederholte Kryſtalliſation gereinigt werden, da das Silberſalz weit leichter kryſtalliſirt, als das Kupferſalz.

Im geſchmolzenen Zuſtande wird das ſalpeterſaure Silberoxyd in der Form kleiner Cylinder unter dem Namen Argentnm nitricum fusum, Lapis infernalis, Höllenſtein in den Apotheken aufbewahrt. Man ſchmilzt das kryſtalliſirte Salz bei möglichſt gelinder Hitze in einem Tiegel von Silber oder Porzellan, bis es ruhig fließt, und gießt die geſchmolzene Maſſe in Formen von Serpentinſtein oder von Eiſen, welche man gewöhnlich mit ein wenig Fett einreibt. Man erhält vollkommen weiße Cylinder, wenn das Salz kupferfrei war u. wenn man die Temperatur nicht ungebührlich erhöhte, wodurch Abſcheidung von Silber und in Folge davon Schwärzung vermieden wird. Durch Zuſetzung einiger Tropfen von Salpeterſäure zu dem ſchmelzenden Salze, vor dem Ausgießen in die Form, laſſen ſich Spuren von reducirtem Silber wieder in Auflöſung bringen; auch wird dadurch etwa entſtandenes ſalpeterſaures Salz zerſetzt. Bei dem Schmelzen iſt das Hineinfallen von brennbaren Körpern, z. B. von Kohle, in den Tiegel auf das Sorgfältigſte zu verhüten, damit nicht Verpuffung und Reduktion erfolge. Durch Aufſaugen des geſchmolzenen Salzes in Glasröhren, in welche man vorher Oel ausgegoſſen hat, um ſie mit Oel zu benetzen, kann man ebenfalls das Präparat in ſehr dünne Stangen formen. Taucht man die Spitze eines Silberdrahtes in koncentrirte Salpeterſäure, ſo bildet ſich, nach dem Herausziehen, ſalpeterſaures Silberoxyd auf derſelben,

11*

unb erhitzt man bieſelbe vorſichtig, ſo erhält ſie einen Ueberzug von Höllenſtein. Das ſalpeterſaure Silberoxyd kryſtalliſirt in farbloſen Tafeln; das geſchmolzene, der Höllenſtein, ſtellt farbloſe dünne Cylinder dar, welche auf dem Bruche ſtrahlig kryſtalliniſch ſind. Am Lichte wird es, durch Reduktion des Silbers, geſchwärzt; es muß deshalb vor der Einwirkung des Lichts geſchützt aufbewahrt werden. Es iſt in Waſſer leicht auflöslich und auch auflöslich in Alkohol und Aether. Die wäſſerige Auflöſung röthet Lackmuspapier nicht, ſondern iſt völlig neutral. Es ſchmeckt herbe metalliſch und wirkt ätzend giftig. In der Glühhitze wird es mit Zurücklaſſung von metalliſchem Silber zerſetzt. Organiſche Subſtanzen, welche man mit einer Auflöſung des Salzes imprägnirt hat, werden am Lichte ſchwarz, in Folge der Reduktion des Silberoxyds zu Silber. Dieſes Verhalten wird für mannichfaltige Zwecke benutzt. Die ſogenannte unauslöſchliche Tinte, welche man zum Zeichnen ber Wäſche benutzt, beſteht aus einer Auflöſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd in Waſſer, welche durch arabiſches Gummi etwas zähflüſſig gemacht worden iſt. Die zu zeichnende Stelle wird mit einer verdünnten Auflöſung von kohlenſaurem Natron getränkt, welcher man ebenſalls etwas arabiſches Gummi zugeſetzt hat, und nach dem Trocknen mit der Silberauflöſung beſchrieben oder mittelſt eines hölzernen Stempels bedruckt. Dem Sonnenlichte ausgeſetzt, werben die Schriftzüge ſchwarz oder dunkelbraun. Durch abwechſelndes Behandeln mit Chlorwaſſer unb Ammoniakflüſſigkeit laſſen ſich dieſelben wieder vertilgen, ſie ſind alſo nicht unauslöſchlich. Die Auflöſung des ſalpeterſauren Silberoxyds in Waſſer oder Aether benutzt man zum Schwärzen der Haare. Bisweilen wendet man hierbei nach der Silberauflöſung noch eine Auflöſung von Schwefelleber an, um ſchwarzes Schwefelſilber zu erzeugen. Bringt man ſalpeterſaures Silberoxyd auf bas Fleiſch des lebenden Körpers, ſo zerſtört es bie Organiſation nnd das Leben in demſelben; es wird deshalb von den Wundärzten zur Zerſtörung des ſogenannten wilden Fleiſches (der Caro luxurians), überhaupt zum Aetzen benutzt. Auch innerlich iſt es als Arzneimittel, beſonders gegen Epilepſie, angewandt worden. Die Haut ber Individuen, welche baſſelbe anhaltend genommen haben, wird durch das Licht dunkel, violetſchwärzlich gefärbt, indem ſich metalliſches Silber in derſelben ablagert. Dieſe Ablagerung des Silbers gibt einen Beweis dafür ab, daß Metallſalze durch das Blut in alle Theile bes Körpers gelangen. Das Argentum nitricum fusum der Officinen muß ungefärbte oder doch wenig gefärbte Stängelchen darſtellen, welche auf dem Bruche ſtrahlig kryſtalliniſch erſcheinen (ſchwärzliche Färbung von reducirtem Silber, von Kupferoxyd, grünliche von Kupferſalz); es muß ſich in Waſſer vollſtändig auflöſen (das ſchwärzliche hinterläßt metalliſches Silber oder Kupferoxyd, welche auf Zuſatz von Salpeterſäure gelöſt werden; Chlorſilber würde ungelöſt bleiben); bie Auflöſung darf durch ein Uebermaß von Ammoniakflüſſigkeit nicht blau gefärbt werden (Kupferſalz); Jodkalium darf in derſelben nicht einen dunkelgelben Niederſchlag hervorbringen (ſalpeterſaures Bleioxyd). Vor dem Löthrohre auf der Kohle erhitzt, muß das Präparat nur metalliſches Silber hinterlaſſen, nicht einen Rückſtanb, welcher Curcumapapier bräunt (Salpeter).

Salpeterſanres Silberoxyd-Ammoniak: $AgO + NO_5 + 2NH_3$. Die Auflöſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd in warmem Ammoniak ſetzt beim Erkalten oder beim Verdunſten an einem dunkeln Orte dieſe Verbindung in Kryſtallen ab. Dieſes Salz iſt in Waſſer ſehr löslich. Im Dunkeln verändert es ſich nicht in der Luft, im Lichte aber ſchwärzt es ſich unter Entwickelung von Ammoniak. Kane gibt an, daß, wenn man dieſes Salz, welches ſehr leicht ſchmelzbar iſt, in einem Glaskolben oder Glasrohr oder Glaskugel ſchmilzt und dann während des Schmelzens über alle Theile der Innenſeite des Glaſes fließen läßt, bieſelbe mit einer ſpiegelnden Haut von Silber überzogen wird, während ſich ſalpeterſaures Ammoniak bildet und zuletzt allein zurückbleibt. Nach H. Roſe ſaugt trockenes ſalpeterſaures Silberoxyd ein Doppelatom Ammoniak mehr auf, und gibt eine Verbindung, die $AgO + NO_5 + 3\,NH$ — iſt.

Salpeterſaures Silberoxyd-Queckſilberoxyd: $HgO + NO_5 . AgO + NO_5$, iſt ein in Waſſer leicht auflösliches Doppelſalz, welches in Prismen anſchießt und von Waſſer nicht zerlegt wirb.

Salpeterſaures Silberoxyd-Cyankupfer, bildet ſich, wenn das aus ſalpeterſaurem Kupferoxyd mit Cyanammonium gefällte, noch feuchte Kupfercyanid mit dem Silberſalze übergoſſen wird. Die Verbindung iſt ſchwarz, in Waſſer unauflöslich. Erhitzt, verpufft ſie mit grünem Feuer. Uebergießt man das aus Kalium-Kupfercyanür mit einer Säure gefällte, iſabellgelbe Cyankupfer mit der Silberauflöſung, ſo ſetzt ſich augenblicklich metalliſches Silber in glänzenden Flittern darauf ab, während ſich die Flüſſigkeit grün färbt. Durch Erwärmen iſt die Zerſetzung ſo vollſtändig, daß zuletzt nur metalliſches Silber übrig bleibt. In der Flüſſigkeit iſt außerdem das folgende Silbercyanür-Doppelſalz enthalten, denn beim Vermiſchen mit Waſſer fällt Cyanſilber nieder.

Salpeterſanres Silberoxyd-Cyanqueckſilber: $2Hg\,Cy + AgO + NO_5 + 8HO$, bildet ein Doppelſalz, das man erhält, wenn die Auflöſungen der beiden Salze warm mit einander vermiſcht werden. Bei dem Erkalten ſchießt das Salz in durchſichtigen, perlmutterglänzenden Kryſtallen an. In kaltem Waſſer und kaltem Alkohol iſt es ſchwer auflöslich. Bei 100° verliert es 7, 8 Proc. Kryſtallwaſſer, wird milchweiß, aber ohne zu zerfallen. Bei weiterem Erhitzen ſchmilzt es und brennt gleich darauf mit ſtarker purpurrother Flamme und ſtarkem Geräuſch ab.

Salpeterſaures Silberoxyb-Cyanſilber: $2\,Ag\,Cy + AgO + N_5$. Dieſes Doppelſalz entſteht, wenn friſch gefälltes Cyanſilber in einer kochenden, etwas koncentrirten Auflö-

ſung von ſalpeterſanrem Silberoxyd aufgelöſt wird. Beim langſamen Erkalten kryſtalliſirt das Salz in feinen, ſehr glänzenden Prismen. Von Waſſer wird es zerlegt in ſalpeterſaures Silberoxyd und in zurückbleibendes Cyanſilber. Beim Erhitzen detonirt es mit Heftigkeit, unter Zurücklaſſung von cyanhaltigem Silber. Es enthält kein Waſſer. Wöhler, welcher dieſe drei Doppelſalze von Cyanüren mit ſalpeterſaurem Silberoxyd entdeckt hat, verſuchte vergebens analoge Verbindungen mit noch anderen Cyanüren hervorzubringen. Die Cyanüre von Nickel, Zink und Eiſen geben mit dem Silberſalz ſogleich ſalpeterſaure Salze und Cyanſilber.

Salpetrigſaures Silberoxyd. a) Neutrales: $AgO + NO_3$. Nach Mitſcherlich erhält man es auf folgende Art: Man ſchmilzt ſalpeterſaures Natron bei gelindem Glühen, bis eine Probe, d e man herausgenommen und in Waſſer gelöſt hat, mit neutralem ſalpeterſauren Silberoxyd einen dunkeln Niederſchlag gibt. Dieſe dunkele Farbe rührt davon her, daß, nachdem alle Salpeterſäure zerſtört iſt, etwas ſalpetrige Säure ausgetrieben wird, ſo daß das Salz freies Natron enthält, welches Silberoxyd fällt. Mit der Auflöſung der geſchmolzenen Maſſe fällt man eine Silberauflöſung, filtrirt den Niederſchlag ab, wäſcht ihn mit ein wenig kaltem Waſſer aus, löſt ihn in der geringſten Menge kochenden Waſſers auf und filtrirt das ungelöſte Silberoxyd kochend heiß ab. Beim Erkalten ſetzt ſich das Salz in farbloſen Prismen ab. Es löſt ſich bei 15° in 120 Thln. kalten Waſſers. Durch Zuſammenreiben mit einer gleichen Atomgewichts-Anzahl von Chlorüren bereitet man vermittelſt dieſes Salzes andere ſalpetrigſaure Salze.

b) Baſiſches. Folgendes ſind die Angaben von Prouſt: Man läßt pulverförmiges Silber mit einer Auflöſung von neutralem ſalpeterſauren Silberoxyd eine Stunde lang oder ſo lange, bis ſich kein Silber mehr auflöſt, kochen. Es bildet ſich eine hellgelbe Auflöſung, die ſchwer kryſtalliſirt; abgedampft, bis ihr ſpec. Gew. 2,4 iſt, hat ſie noch keine Neigung zur Kryſtalliſation, aber noch mehr abgedampft, geſteht ſie zu einer Salzmaſſe. Wird dieſe mit Waſſer übergoſſen, ſo zerſetzt ſich das Salz in ein neutrales, welches aufgelöſt wird, und in ein überbaſiſches, welches als ein gelbes Pulver unaufgelöſt zurückbleibt. Man kann das neutrale Salz auch erhalten, wenn das baſiſche mit Chlorwaſſerſtoffſäure neutraliſirt und das niedergeſchlagene Chlormetall abgeſchieden wird. Das ſalpetrigſaure Salz wird in der Luft zu ſalpeterſaurem oxydirt. Prouſt, welcher dieſes Salz entdeckte, ſah es als ein ſalpeterſaures Silberoxydul an. Verſchiedene der von ihm angeſtellten Verſuche verdienen angeführt zu werden. Die Auflöſung des baſiſchen Salzes ſchlug Lackmuspapier als blaue Farbe nieder und die Auflöſung wurde neutral. Kochenilltinktur gab damit eine violete, in dem ſalpeterſauren Salze dagegen eine Scharlachfarbe, und die Indigauflöſung in Schwefelſäure wurde ganz farblos, wobei ſich Silber reducirte. Kauſtiſches Ammoniak ſchlug daraus metalliſches Silber nieder, und die Auflöſung enthielt nachher keine ſalpetrige Säure, ſondern Salpeterſäure, Ammoniak und Silberoxyd, letzteres im Ueberſchuß von Ammoniak aufgelöſt. Tröpfelt man einige Tropfen des baſiſchen, ſalpetrigſauren Salzes in kochendes Waſſer, ſo wird das Gemenge zuerſt gelb, dann roth und endlich ſchwarz, und die ſalpetrige Säure wird auf Koſten des Oxyds zu Säure oxydirt.

Phosphorſaures Silberoxyd. — A) Salze von [b] Phosphorſäure. Neutrales, $2AgO + P_2O_5$, wird durch Fällung von neutralem ſalpeterſauren Silberoxyd mit einem Phosphat erhalten. Es iſt ein weißes, in Waſſer unlösliches Pulver, welches leicht zu einer klaren Maſſe ſchmilzt.

Zweifach, $AgO + P_2O_5$, entſteht, wenn friſch geglühte Phosphorſäure in eiskaltem Waſſer gelöſt und mit dieſer Löſung eine Löſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd gefällt wird. Es iſt ein weißes Pulver, welches beim Auswaſchen allmählig von ſeiner Säure verliert. Es iſt ſo leicht ſchmelzbar, daß es ſchon bei + 100° erweicht und zuſammenbackt; bei wenigen Graden darüber ſchmilzt es zu einer klaren durchſichtigen Maſſe, die nach dem Erkalten glaſig iſt und zerſpringt.

Sesquiphosphat, $3AgO + 2P_2O_5$, entſteht aus dem vorhergehenden, wenn es in Pulverform in Waſſer gelegt und dieſes allmählig und unter Umrühren bis zum Sieden erhitzt wird, wobei das neu gebildete Salz nach und nach zu einer terpentinartigen Maſſe zuſammenklebt. Aus dem Waſſer genommen und erhitzt, trocknet es zuerſt und wird weniger weich, dann ſchmilzt es, aber ſchwerer als das Biphosphat, zu einer klaren Maſſe. Baſiſche [b] Phosphate hat man noch nicht hervorzubringen verſucht.

B) Salze von [c] Phosphorſäure. Halbbaſiſches, $3AgO + P_2O_5$, wird erhalten, wenn ein [c] Phosphat in eine Löſung von neutralem ſalpeterſauren Silberoxyd eingetropft wird, wobei das baſiſche Salz als ein ſchön citronengelbes Pulver niederfällt. Es iſt in kauſtiſchem Ammoniak leicht löslich, und ſetzt ſich beim freiwilligen Verdunſten dieſer Löſung in kleinen gelben Kryſtallkörnern ab. — Neutrales, $2AgO + P_2O_5$, entſteht, wenn das baſiſche in warmer, koncentrirter Phosphorſäure aufgelöſt und die Löſung verdunſtet wird. Dabei bilden ſich große, blätterige, farbloſe Kryſtalle, die von Waſſer partiell zerlegt werden mit Zurücklaſſung von gelbem baſiſchen Salze. Am leichteſten erhält man es durch Vermiſchung von überſchüſſiger Phosphorſäure mit ſalpeterſaurem Silberoxyd und Verdunſtung der Flüſſigkeit bei gelinder Wärme. In der Luft verändert ſich dieſes Salz nicht.

Wird abgedampfte Phosphorſäure in einem Silbertiegel geſchmolzen, ſo reducirt das Silber ein wenig Phosphor, und wird die Säure nachher aufgelöſt, ſo findet man ſie ſilberhaltig, und in der Flüſſigkeit ſchwimmen glänzende Flittern von Phosphorſilber.

Phosphorige Säure reducirt das Silberoxyd, zumal beim Erhitzen der Flüſſigkeit.

Digitized by Google

Ueberchlorſaures Silberoxyd, $AgO + ClO_7$, bildet nach dem Abdampfen in der Wärme ein weißes Pulver. Es zerfließt raſch; iſt in waſſerfreiem Alkohol löslich. Die Löſung im Waſſer wird im Sonnenlichte braun. Das trockne Salz läßt ſich ſchmelzen, wird aber die Temperatur zu hoch, ſo verwandelt es ſich auf einmal, unter der Glühhitze, in Sauerſtoffgas und Chlorſilber.

Chlorſaures Silberoxyd-Ammoniak, $AgO + ClO_7 + 2NH_3$, wird erhalten, wenn man eine Löſung des Silberſalzes mit Ammoniak im Ueberſchuß vermiſcht und die Flüſſigkeit in gelinder Wärme verdunſtet. Es ſchießt in prismatiſchen, waſſerfreien Kryſtallen an, die ſich ſowohl in Waſſer, als auch in Alkohol leicht auflöſen. Der Ammoniakgehalt beträgt 15,19 Proc. Das Salz ſchmilzt bei + 100°, fängt dann an Ammoniak zu verlieren, und zuletzt bleibt, wenn die Temperatur nicht 270° überſteigt, das neutrale Salz zurück. Bei raſchem Erhitzen explodirt es mit Feuerphänomen. Kali ſchlägt daraus Silberoxyd-Ammoniak, oder *Berthollets* Knallſilber nieder.

Chlorigſaures Silberoxyd, $AgO + ClO_3$, wird erhalten, wenn man ſalpeterſaures Silberoxyd mit chlorigſaurem Kali oder Natron, die einen Ueberſchuß an Alkali enthalten, vermiſcht. Der letztere ſchlägt Silberoxyd gemengt mit dem chlorigſauren Silberoxyd nieder, welches letztere ſich mit Zurücklaſſung des freien Oxyds auflöſt, wenn man die Flüſſigkeit bis zum Sieden erhitzt. Die klare Löſung wird dann ſiedend abgegoſſen, worauf ſich beim Erkalten das Salz in gelben Kryſtallſchuppen daraus abſetzt. Dieſes Salz verträgt ſehr gut das Sieden, aber keinen Ueberſchuß an chloriger Säure, welche es in Silberchlorid verwandelt u. Chlorſäure in der Flüſſigkeit bildet. Bei + 105° explodirt es. Mit Schwefel gemengt, brennt es ab.

Bromſaures Silberoxyd, $AgO + BrO_5$, iſt in Waſſer wenig löslich; ſchlägt ſich als ein weißes Pulver nieder, welches ſich im Lichte ſchwach ſchwärzt. Beim Waſchen löſt es ſich etwas auf, ſo daß das Waſchwaſſer durch Salzſäure auf Silber reagirt. Beim Erhitzen verhält es ſich wie das chlorſaure Salz.

Bromſaures Silberoxyd-Ammoniak, $AgO + BrO_5 + 2NH_3$, wird erhalten, wenn man das neutrale Salz in kauſtiſchem Ammoniak auflöſt u. die Löſung zur Kryſtalliſation verdunſtet. Das Salz ſchießt in farbloſen, waſſerfreien Prismen an, verliert Ammoniak in der Luft, wird durch Waſſer zerſetzt und detonirt beim heftigen Erhitzen.

Ueberjodſaures Silberoxyd, $AgO + JO_7$, wird erhalten, wenn man baſiſches, überjodſaures Natron in verdünnter Salpeterſäure auflöſt und dieſe Auflöſung mit ſalpeterſaurem Silberoxyd fällt. Der Niederſchlag iſt grünlich gelb. Er iſt ein baſiſches Salz, welches man in warmer Salpeterſäure bis faſt zur Sättigung auflöſt. Bei gelindem Abdampfen ſchießt das neutrale Salz in pomeranzenfarbenen Kryſtallen an, die kein Waſſer enthalten. Von Waſſer wird es zerſetzt, welches die Hälfte der Jodſäure auszieht und ein ſchwarzes Salz zurückläßt, welches beim Reiben roth wird. Es iſt *einfach baſiſches überjodſaures Silberoxyd* mit 1 At. Waſſer, $2AgO + JO_7 + HO$. Daſſelbe Salz mit 3 At. Waſſer entſteht beim Fällen des Silberſalzes; man erhält es in ſtrohgelben, glänzenden Kryſtallen, wenn man die Auflöſung in warmer verdünnter Salpeterſäure erkalten läßt. Wird es mit Waſſer gekocht, ſo verliert es 2 At. Waſſer und verwandelt ſich in das vorhergehende Salz.

Oxaminſaures Silberoxyd, $AgO + C_4 N_2 H_4$, fällt durch doppelte Zerſetzung gallertartig nieder, aber es ſammelt ſich bald an und wird weiß und undurchſichtig. Wird die Flüſſigkeit erhitzt, ſo löſt es ſich wieder auf u. ſchießt beim Verdunſten in feinen Nadeln an, welche äußerſt empfindlich gegen Sonnenlicht ſind, wodurch ſie ſich ſchwärzen. Bei + 150° wird es mit Zurücklaſſung von Silber zerſtört.

Meſoxalſaures Silberoxyd, $AgO + C_3 O_4$, ſcheint ein in Waſſer lösliches Salz zu ſeyn, indem es nicht durch Meſoxalſäure aus einer Löſung von neutralem ſalpeterſauren Silberoxyd niedergeſchlagen wird; ſetzt man aber zu einem Gemiſche, welches Meſoxalſäure im Ueberſchuß enthält, kauſtiſches Ammoniak, ſo fällt ein gelbes baſiſches Salz nieder, welches die merkwürdige Eigenſchaft beſitzt, beim gelinden Erhitzen in Waſſer unter Brauſen Kohlenſäuregas zu entwickeln und zu metalliſchem Silber reducirt zu werden. Der Sauerſtoff von 2 At. Silberoxyd iſt nämlich gerade hinreichend, um 1 At. Meſoxalſäure in 3 At. Kohlenſäure zu verwandeln, u. dieſes geſchieht auf naſſem Wege.

Mellithſaures Silberoxyd, $AgO + C_4 O_3$, wird erhalten, wenn man freie Mellithſäure mit ſalpeterſaurem Silberoxyd fällt. Es iſt ein weißes Pulver, welches am Lichte nicht geſchwärzt wird. Beim Erhitzen verpufft es ſchwach mit Ziſchen und unter Reduktion des Silbers. Bei + 180° verliert es 1 At. Waſſer und nimmt eine dunkele Farbe an.

Mellithſaures Silberoxyd-Kali bildet niedrige, gerade 6ſeitige Prismen mit gerade angeſetzter Endfläche, die ſich nach einiger Zeit aus einem Gemiſche von Kaliſalz mit ſalpeterſaurem Silberoxyd und etwas freier Salpeterſäure abſetzen. Sie ſind durchſichtig, ſtark glänzend, geben beim Erhitzen Waſſer, indem ſie undurchſichtig werden, und blähen ſich dann plötzlich, mit einer Art von Verpuffung, zu einer ſehr langen, gewundenen Geſtalt auf, die aus metalliſchem Silber und kohlenſaurem Kali beſteht.

Krokonſaures Silberoxyd, $AgO + C_5 O_4$, iſt ein rothgelber Niederſchlag, der ſich etwas in Waſſer löſt und ſich leicht ſchwärzt.

Borſaures Silberoxyd, $AgO + BO_3$. Dieſes, das neutrale Salz, entſteht, wenn man eine Auflöſung von neutralem ſalpeterſauren Silberoxyd mit einer Auflöſung von Borax vermiſcht. Das Salz fällt als ein ſchweres, kryſtalliniſches Pulver nieder, welches in Waſſer ſchwer löslich, aber nicht unlöslich iſt.

Ameiſenſaures (formylſaures) Silberoxyd, $Ag + FoO_3$, ſchießt ſchwierig in leicht auflöslichen, rhomboidalen Kryſtallen an. Die

künſtlich hervorgebrachte Ameiſenſäure wird vom Silberoxyd zerſetzt, es entbindet ſich Kohlenſäure und das Silber wird reducirt. Durch doppelte Zerſetzung von ameiſenſaurem Kali und ſalpeterſanrem Silberoxyd bekommt man jedoch eine Verbindung, die ſich einige Zeit erhält. Nach Göbel ſcheidet ſich das Salz in kleinen Kryſtallen ab, die theils 6=, theils 4ſeitige Tafeln ſind. Schon beim Trocknen fängt es an, zerſetzt zu werden, und wird bleigrau, noch ehe es trocken iſt. Ameiſenſaures Bleioxyd von künſtlicher Ameiſenſäure redurirt das Silber aus ſeinem ſalpeterſauren Salz.

Formyloxyd=ſchwefelſaures Silberoxyd (Sulfacétate argentique, Melsens), $Ag\,C + C_2\,H_2\,O$, wird erhalten, wenn man die Sänre im Sieden mit kohlenſaurem Silberoxyd ſättigt. Beim Erkalten ſchießt dann das Salz in durchſichtigen, langen, platten, am Ende zweiſeitig zugeſpitzten Prismen an. Dieſelbe Form nimmt das Salz auch beim freiwilligen Verdunſten an. Es enthält 1 At. Kryſtallwaſſer, ſchwärzt ſich im Lichte, verliert im luftleeren Raume Waſſer und wird dadurch trübe, ſo wie auch bei $+100°$ in der Luft. Beim Erhitzen fängt es an zu ſchmelzen, ehe es zerſetzt wird; es entwickelt dann ſchweflige Säure und läßt nach dem Glühen in offener Luft metalliſches Silber zurück.

Eſſigſaures (acetylſaures) Silberoxyd, $AgO + AcO_3$, erhält man durch Auflöſung des kohlenſauren Oxyds in Eſſigſäure. Es ſchießt in nadelförmigen Kryſtallen an, die Perlmutterglanz haben, die leicht und voluminös ſind. Es erfordert 100 Thle. kaltes Waſſer zu ſeiner Auflöſung, und man kann es daher am beſten erhalten, wenn konrentrirte Auflöſungen von ſalpeterſaurem Silberoxyd und eſſigſaurem Kali zuſammengemiſcht werden, wobei der erhaltene Niederſchlag abgeſchieden, in kochendem Waſſer aufgelöſt und kryſtalliſirt wird. Es enthält kein Kryſtallwaſſer. Bei einer höheren Temperatur wird es leicht zerſetzt, ſtößt Acetylſäure aus und gibt in offenen Gefäßen reines metalliſches Silber, welches die Form der Kryſtalle behält. Deſtillirt man dieſes Salz, ſo gibt es, nach Chenevix, koncentrirte Eſſigſäure, die ziemlich rein und frei von ätherartiger Flüſſigkeit iſt, welche bei der Deſtillation anderer eſſigſauren Metalloxyde hervorgebracht wird.

Weinſaures (tartrylſaures) Silberoxyd, $AgO + TrO_5$, ſchlägt ſich aus einer Löſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd nieder, wenn man ſie mit Weinſäure oder mit einem weinſauren Salze vermiſcht. Es iſt ein weißes, ſchwer auflösliches Pulver. In kauſtiſchem Ammoniak iſt es löslich, und wird dieſe Auflöſung in der Wärme verdunſtet, ſo ſetzt ſie metalliſches Silber ab, welches öfters in Geſtalt einer metalliſchen Haut die Oberfläche des Gefäßes überkleidet, wobei aber, nach Werthers Verſuchen, die Weinſäure ſo verändert wird, daß ſie dann mit Ammoniumoxyd ein ſchweres lösliches Salz und mit Kochſalzen einen weißen Niederſchlag gibt, verſchieden von weinſaurem Kalk. Setzt man dieſes Salz bei 40° dem Einfluß von Ammoniakgas aus, ſo wird dieſes davon abſorbirt, aber nach Erdmann erhitzt es ſich dabei ſo, daß kohlenſaures Ammoniak gebildet und ſublimirt wird, während ein Gemenge von Silber und Kohlenſilber zurückbleibt.

Weinſaures Kali=Silberoxyd, $KO\,Tr\,O_5 + Ag\,Tr\,O_5$, iſt ein unauflösliches, pulverförmiges Doppelſalz, welches ebenfalls in kauſtiſchem Ammoniak löslich iſt, ſich aber nicht beim Abdampſen zerſetzt.

Bernſteinſaures (ſuccinylſaures) Silberoxyd, $AgO + ScO_3$, fällt durch doppelte Zerſetzung gebildet in Geſtalt eines weißen ſchweren Pulvers nieder, welches kein chemiſch gebundenes Waſſer enthält. In Waſſer, ſowie auch in Eſſigſäure, löſt es ſich ſehr unbedeutend auf. Es fängt ſchon bei $+150°$ an ſich in Folge von Zerſetzung dunkler zu färben.

Bernſteinſaures (Succinylſaures) Silberoxydul, $Ag_2O + ScO_3$, wird nach Wöhler erhalten, wenn man das Oxydſalz bei $+100°$ in einem Strome von trockenem Waſſerſtoffgas erhitzt, ſo lange ſich noch Waſſer entwickelt. Es wird dadurch citronengelb. Bei einer etwas über $+100°$ erhöhten Temperatur ſublimirt ſich daraus die Hälfte der Bernſteinſäure und das Salz bleibt neutral zurück. Es iſt unlöslich in Waſſer.

Silber=knallſaures Silberoxyd. a) Neutrales (Brugnatelli's Knallſilber), $Ag\,O + {}_2Cy$ (od. $AgO + C_4N_2O_2 + AgN_2$. Es wird auf dieſelde Weiſe wie das knallſaure Queckſilberoxyd erhalten, indem man 1 Th. Silber in 20 Thln. Salpeterſäure von 1,36 bis 1,38 ſpec. Gew. auflöſt, mit Beobachtung alles deſſen, was bei Bereitung des Queckſilberſalzes geſagt iſt. Man erhält es auf folgende Art: 100 Gran fein geriebenes, geſchmolzenes, ſalpeterſaures Silberoxyd werden in ein geräumiges Glas gelegt und mit einer Unze lauwarmen Alkohols übergoſſen, womit das Pulver umgerührt wird. Man gießt darauf eine Unze rauchende Salpeterſäure auf einmal zu. Die Maſſe wallt heftig auf, und wenn das ſchwarze Pulver am Boden des Glaſes weiß geworden iſt, gießt man kaltes Waſſer auf das Pulver, wodurch alle Wirkung mit einem Mal aufhört. Die ganze Operation dauert nur ein Paar Minuten. Bei dem Herausnehmen des Pulvers darf man ſich keines harten Körpers bedienen, ſondern die Maſſe darf nur mit Waſſer auf das Filtrum gebracht werden, weil bei Berührung der noch naſſen Maſſe die gefährlichſten Exploſionen entſtehen können. Man wäſcht es auf dem Filter wohl mit Waſſer und behält es unter Waſſer, bis man ſich deſſelben bedienen will, wo man kleine Portionen, höchſtens 1 oder 2 Gran auf einmal, auf Löſchpapier legt und behutſam trocknet. Es bildet ein kryſtalliniſches Pulver, röthet Lackmustinktur nicht, wird an der Luft durch Einfluß des Lichtes erſt roth nnd dann ſchwarz. Es löſt ſich in 36 Thln. kochenden Waſſers auf, und kryſtalliſirt daraus beim Erkalten in kleinen, weißen Nadeln. Es brennt mit Exploſion ab, beinahe in gleichem Grade wie das Silberoxyd=Ammoniak, und übertrifft

noch Knallqueckſilber und Knallgold. Ein halber Gran auf eine glühende Kohle geworfen, knallt wie ein Piſtolenſchuß. Der elektriſche Funke, hartes Aufdrücken oder die Berührung mit einem, mit koncentrirter Schwefelſäure angefeuchteten Glasſtabe machen es explodiren, u. dem Sonnenſchein ausgeſetzt geweſen, ſoll es, nach Trommsdorff, bei der gelindeſten Berührung explodiren. Es explodire ferner, nach E. Davy, wenn man es in kleinen Antheilen in Chlorgas fallen läßt. Die Exploſion geſchieht mitten im Raume des Gefäßes, weshalb dieſes auch nicht zerſchlagen wird. Man hat dieſes Präparat zu gefährlichen Spielereien verwendet, zu Knallfidibus, Knallerbſen u. ſ. w., deren Verfertigung wegen der vielfach verurſachten Unglücksfälle von Polizei wegen verboten werden ſollte.

b) Zweifach-knallſaures Silberoxyd, d. h. Silberknallſäure, $AgO + 2Cy$ oder: $HO + C_4N_2O_2 + AgN$?, wird erhalten, wenn man das neutrale Salz mit kauſtiſchem Kali, Natron, Kalk- oder Baryterde zerſetzt, wobei ſich das Silberoxyd abſcheidet und ein Doppelſalz ſich bildet. Wird die Flüſſigkeit abfiltrirt u. dann mit Salpeterſäure vermiſcht, ſo ſchlägt ſich das ſaure Salz als ein weißes Pulver nieder, das in kaltem Waſſer ſchwer auflöslich, in kochendem aber leicht auflöslich iſt, woraus es bei dem Erkalten anſchießt. Bei dem Erhitzen explodirt es mit Heftigkeit.

Silber-knallſaures Kali-Silberoxyd wird erhalten durch Zerſetzung von knallſaurem Silberoxyd mit kauſtiſchem Kali. Die filtrirte Auflöſung nimmt dabei gewöhnlich vom Papier eine braune Farbe an, die aber durch Kochen verſchwindet. Nach dem Abdampfen ſchießt das Salz in weißen, länglichen, glänzenden Blättern an. Es ſchmeckt metalliſch, reagirt nicht alkaliſch, iſt in 8 Thln. kochenden Waſſers auflöslich und explodirt ſowohl durch Schlag als Erhitzen. Es wird nicht von Chlorüren gefallt.

Silber-knallſaures Natron-Silberoxyd wird auf gleiche Weiſe erhalten, u. ſchießt in kleinen, runden, rothbraunen Schuppen an, die Metallglanz haben. Es iſt etwas leichter auflöslich, als das vorhergehende.

Silber-knallſaures Ammoniak-Silberoxyd erhält man, wenn ſaures Silberoxyd mit Ammoniak geſättigt und kryſtalliſiren gelaſſen wird. Es explodirt äußerſt heftig. Baſiſch wird dieſes Salz erhalten durch Auflöſung des neutralen in kauſtiſchem Ammoniak mit Hülfe der Wärme. Nach dem Erkalten erhält man eine große Menge körniger, glänzender, weißer Kryſtalle, die metalliſch ſchmecken. Sie laſſen ſich kaum in der Flüſſigkeit berühren, ohne zu explodiren; ſo lange aber die Flüſſigkeit überſchüſſiges Ammoniak enthält, pflanzt ſich die Exploſion nicht von einem Korne zum anderen fort. Dieſes Präparat iſt äußerſt gefährlich und detonirt dreimal ſtärker, als eine gleiche Menge des neutralen knallſauren Silberoxydſalzes.

Selenſaures Silberoxyd, $AgO + SeO_3$. In Farbe, Kryſtallform und Löslichkeit kommt es ganz mit dem ſchwefelſauren Salze überein. Mit Ammoniak bildet es ein baſiſches Doppelſalz. In der Luft geht das Ammoniak weg.

Selenigſaures Silberoxyd, $AgO + SeO_2$, erhält man, wenn ſalpeterſaures Silberoxyd mit ſeleniger Säure gemiſcht wird, wobei ſich die Verbindung als ein weißes Pulver abſcheidet, welches in geringem Grade in kochendem Waſſer auflöslich iſt.

Tellurſaures Silberoxyd iſt ein dunkelgelber Niederſchlag $= AgO + TeO_3$, der durch Waſſer in lösliches ſaures und unlösliches baſiſches Salz zerlegt wird. Wäſcht man dieſes anhaltend mit kochendem Waſſer, ſo bleibt endlich ein leberbrauner Rückſtand von $3\,AgO + 2TeO_3$. Löſt man das Salz in Ammoniak, ſetzt ammoniakhaltiges ſalpeterſaures Silber hinzu und dampft ab, ſo entſteht ein ſchwarzbrauner Niederſchlag $= 3AgO + TeO_3$.

Tellurigſaures Silberoxyd, $AgO + TeO_2$, iſt ein voluminöſer, gelblich-weißer Niederſchlag. Es iſt in Ammoniak löslich, bei deſſen Verdunſtung ſich ein blaugraues baſiſches Salz abſetzt.

Arſenikſaures Silberoxyd. Das neutrale iſt noch unbekannt. Arſenikſaure Salze, auch geglühte, ſchlagen halb-baſiſches arſenikſaures Silberoxyd, $AgO + As_2O_5$, in Geſtalt eines braunen, in Säuren löslichen Pulvers nieder. Wie es ſich auf naſſem Wege zu Arſenikſäure verhalte, iſt nicht unterſucht; ſchmilzt man aber Arſenikſäure mit Silber, ſo löſt ſich das Silber mit Entwickelung von arſeniger Säure auf, und die Maſſe ſchmilzt zum farbloſen Glaſe, welches einen Ueberſchuß von Säure enthält. Das Waſſer löſt die Säure auf, und das braune baſiſche Salz bleibt unaufgelöſt zurück. In einer hohen Temperatur gibt es Sauerſtoffgas, arſenige Säure u. Arſenikſilber.

Arſenigſaures Silberoxyd, $AgO + As_2O_3$, wird als ein gelbes Pulver, welches allmählig eine dunkelgraue Farbe annimmt, von arſenigſauren Salzen aus Silberauflöſungen niedergeſchlagen. Alex. Marcet ſchlug ſalpeterſaures Silberoxyd als das empfindlichſte Reagens für arſenige Säure vor und gab zur Entdeckung dieſer Säure folgende Vorſchrift: Man miſcht ſalpeterſaures Silberoxyd mit überſchüſſigem Ammoniak, und taucht in die Auflöſung einen Glasſtab, der darauf in die arſenikhaltige Flüſſigkeit eingeführt wird, wobei ſich ein wolkenähnliches, gelbliches Präcipitat um den Glasſtab bildet und zu Boden ſinkt. Dieſes gelingt nur, wenn die Flüſſigkeit von organiſchen Stoffen, von Chlorwaſſerſtoffſäure und Phosphorſäure frei iſt. Arſenigſaures Silberoxyd ſchwärzt ſich leicht im Lichte. Es enthält nach J. Simon chemiſch gebundenes Waſſer, gibt bei der trockenen Deſtillation dieſes Waſſer und arſenige Säure ab, und läßt ein Gemenge von arſenikſaurem Silberoxyd und metalliſchem Silber zurück, aus welchem das erſtere durch verdünnte Salzſäure ausgezogen werden kann.

Chromſaures Silberoxyd. a) Neutrales ſchlägt ſich mittelſt neutralem chromſ. Kali braunroth nieder und iſt $AgO + CrO_3$.

b) Saures, $AgO + 2CrO_3$, erhält man durch

Fällen einer, freie Säure enthaltenden Auflöſung von zweifach-chromſ. Kali mit ſalpeterſ. Silber als karminrothen Niederſchlag, der ſich theilweiſe in Waſſer löſt und daraus kryſtalliniſch anſchießt.

Chromſaures Silberoxyd-Ammoniak, $AgO,NH_4O + CrO_3$, erhalten durch Auflöſen des chromſ. Silberoxyds in Ammoniak, bildet nach Mitſcherlich beim Abdampfen gelbe Kryſtalle von der Form und Zuſammenſetzung der entſprechenden ſchwefelſauren u. ſelenſ. Salze.

Vanadinſaures Silberoxyd, $AgO + VO_3$. Das neutrale Salz fällt als eine gelbe Maſſe nieder, die in wenigen Minuten weiß wird. Bei gelindem Erhitzen, oder wenn man es einen Tag lang in der gefällten Flüſſigkeit ſtehen läßt, wird es von Neuem gelb.

Das zweifach-vanadinſaure, $AGO + 2VO_3$, bildet eine dunkel-orangerothe Maſſe, die nicht weiß wird, die ſich aber beim Auswaſchen in geringer Menge in Waſſer auflöſt. Von ſiedendem Waſſer wird es ziemlich ſtark aufgelöſt, aus dem es dann in rothen Kryſtallen wieder anſchießt. Das vanadinſaure Silberoxyd iſt in Salpeterſäure und in ſehr verdünntem Ammoniak auflöslich. Letztere Auflöſung iſt blaßgelb und gibt beim freiwilligen Verdunſten kryſtalliſirtes vanadinſaures Silberoxyd-Ammoniak. Von koncentrirtem Ammoniak wird ſie gefällt.

Uebermanganſaures Silberoxyd, $AgO + MnO_7$. Man erhält es, nach Mitſcherlich, wenn man die warmen Auflöſungen von übermanganſaurem Kali und neutralem, ſalpeterſaurem Silberoxyd mit einander vermiſcht u. langſam erkalten läßt, wobei das Salz in großen und regelmäßigen Kryſtallen anſchießt. Um aufgelöſt zu bleiben, braucht es 190 Thle. Waſſer von + 15°. Im warmen Waſſer iſt es viel löslicher, verträgt aber nicht Siedehitze, ſondern zerſetzt ſich dabei. Dieſes Salz dient zur Darſtellung anderer übermanganſaurer Salze, indem man damit die Chlorure der Baſen zerſetzt. Man reibt zu dieſem Zweck abgewogene relative Mengen der zu zerſetzenden Salze ſehr lange mit Waſſer zuſammen, läßt das Chlorſilber abſetzen und gießt die Flüſſigkeit ab.

3) Schwefelſalze. Das Schwefelſilber iſt eine der ſtärkeren Schwefelbaſen in der Klaſſe der eigentlichen Metalle. Seine Verbindungen ſind in Waſſer unauflöslich, mit wenigen Ausnahmen dunkelbraun, ſchwärzen ſich bei dem Trocknen und erhalten ſich gut in der Luft.

Silber-Sulphophosphat, $2AgS + PS_5$, wird erhalten, wenn man Silber-Hypoſulphophosphit genau mit 4 Atomgewichten Schwefel vermiſcht und in einem Deſtillationsgefäße erhitzt, bis die Maſſe geſchmolzen iſt. Die Hälfte von dem Sulphid, welches dadurch gebildet wird, ſublimirt ſich. Die erſtarrte Maſſe iſt pomeranzengelb mit einem Stich ins Rothe, ohne alle Merkmale von Kryſtalliſation auf dem Bruche, und gibt ein ſehr ſchön tief gelbes Pulver.

Silber-Sulphophosphit, $2AgS + PS_3$, wird auf ähnliche Weiſe wie das vorhergehende erhalten, indem man aber nur 2 Atomgewichte Schwefel anwendet. Die Hälfte von dem neu gebildeten phosphorigen Sulphid wird ſublimirt. Die erſtarrte Maſſe iſt zuſammengeſintert und grau, aber ſie gibt ein hellgelbes, ſtark abfärbendes Pulver. Sie löſt ſich leicht in Salpeterſäure, welche dabei ſehr wenig ungelöſten Schwefel abſcheidet.

Silber-Hypoſulphophosphit, $AgS + PS$, wird erhalten, wenn man fein zertheiltes Silber mit unterphosphorigem Sulphid in einem Strome von Waſſerſtoffgas erhitzt. Die Vereinigung geſchieht mit vieler Heftigkeit, während Phosphorſulphuret und ein Ueberſchuß an unterphosphorigem Sulphid davon abdeſtilliren, was aber ſehr langſam Statt findet, weil es keine ſehr hohe Temperatur verträgt. Mit ſchon gebildetem Schwefelſilber iſt es ſehr ſchwierig, das unterphosphorige Sulphid zu vereinigen, und das Silber, welches hierzu angewandt wird, muß ſo fein zertheilt ſeyn, wie es durch Reduktion auf naſſem Wege und nach dem Auswaſchen und Trocknen ohne alle Anwendung von Wärme erhalten wird. Im entgegengeſetzten Falle erhält man die Verbindung mit Silberflittern angefüllt. Es iſt ſchwarz und gibt ein leberbraunes Pulver, welches einen Stich ins Violete hat. Salpeterſäure von 1,22 ſpecif. Gewicht greift es, ſelbſt in der Wärme, ſo ſchwierig an, daß metalliſches Silber, wenn es darin eingemengt enthalten iſt, mittelſt dieſer Säure ausgezogen werden kann, ohne daß man von der eigentlichen Verbindung bemerkenswerth verliert. Bei der trockenen Deſtillation kommt es in einen teigigen und aufblähenden Fluß, indem unterphosphoriges Sulphid davon abdeſtillirt und ein poröſes aufgeſchwollenes Schwefelſilber im Glühen zurückbleibt.

Einfach-baſiſches Silber-Hypoſulphosphit, $2AgS + PS = AgS,PS + AgS$, wird erhalten, wenn man Silber-Sulphophosphat oder Sulphophosphit in einem Deſtillationsgefäße bis zum anfangenden Glühen erhitzt, ſo lange ſich noch etwas davon ſublimirt. Der Rückſtand iſt dann ein ſchwarzbraunes Pulver, aus welchem Salpeterſäure die Hälfte von dem Schwefelſilber auszieht.

Silber-Sulphocarbonat, $AgS + CS_2$, iſt ein dunkelbrauner Niederſchlag, der ſich mit tief dunkelbrauner Farbe im Ueberſchuß des Fällungsmittels auflöſt. Trocken iſt er ſchwarz, glänzend, ſchwer zu pulvern; gibt bei der Deſtillation unbedeutend Schwefelkohlenſtoff, dagegen aber Schwefel und hinterläßt Schwefelſilber, gemengt mit Kohle.

Silber-Sulphurenat, $AgS + C_2N_2H_2S_2$, bildet einen gelben Niederſchlag, der ſich, zumal wenn die Flüſſigkeiten, womit er erhalten wird, etwas verdünnt ſind, ziemlich wohl erhält.

Silber-Sulphotellurit, baſiſches, $3AgS + TeS_2$, iſt ein ſchwarzer, voluminöſer Niederſchlag, der unter dem Polirſtahl metalliſchen Glanz annimmt. Bei der Deſtillation gibt es Schwefel und hinterläßt einen bleigrauen, geſchmolzenen Regulus. Dieſer verändert ſich nicht, wenn er an der Luft geſchmolzen wird; er iſt geſchmeidig wie Brei, laßt ſich aueplatten, ohne an den Rändern zu reißen, und ſcheint Tellurſilber zu ſeyn.

Silber-Sulpharſeniat, $2\,AgS + As_2S_5$, fällt mit dunkelbrauner Farbe nieder und ſcheint anfangs in der Flüſſigkeit aufgelöſt zu ſeyn, ſammelt ſich hierauf, fällt ſchwer zuſammen und wird ſchwarz. Nach dem Trocknen gibt es eine ſchwarze Maſſe, deren Pulver braun iſt. Das neutrale und das baſiſche verhalten ſich vollkommen gleich. Bei der Deſtillation gibt es weder Schwefel, noch Schwefelarſenik, und ſchmilzt bei vollem Rothglühen zu einer glänzenden, grauen Metallkugel, ohne etwas Flüchtiges abzugeben. Die Kugel iſt weich, zeigt ſich unter dem Hammer geſchmeidig, und läßt ſich nicht pulvern. Bei Luftzutritt verbrennt das Arſeniksulphid leicht, und es bleibt Schwefelſilber zurück.

Silber-Sulpharſenit, $2\,AgS + As_2S_3$, bildet einen hellbraunen Niederſchlag, der anfangs durchſichtig iſt, ſich darauf anſammelt und ſchwarz wird. Bei der Deſtillation gibt er Sulphid und ſchmilzt, wobei ſich noch mehr entwikkelt, bis daß das baſiſche Salz zurückbleibt, das ſich nicht weiter verändert. Es iſt eine ſchwarze metalliſche Maſſe, die ein hellbraunes Pulver gibt, ähnlich dem Niederſchlage im erſten Augenblicke. Wird eine geſättigte Auflöſung von Chlorſilber in kauſtiſchem Ammoniak zu einem Biſulpharſenit gemiſcht, ſo entſteht ein dunkelgelber Niederſchlag, welcher fünffach-baſiſches Silber-Sulpharſenit iſt.

Baſiſches Silber-Sulphantimoniat, $3\,AgS + Sb_2S_5$, ſchlägt ſich durch doppelte Zerſetzung mit dem kryſtalliſirten Schwefelnatriumſalze nieder. Der Niederſchlag iſt ſchwarzbraun und vollkommen unlöslich. Kauſtiſches Kali zieht daraus das Antimonſulphid aus und läßt Schwefelſilber zurück. Bei der trockenen Deſtillation gibt es Schwefel und läßt Antimonſilber zurück.

Silber-Sulphantimonit, $AgS + Sb_2S_3$, kommt im Mineralreiche unter dem Namen **Miargarit** od. **hemiprismatiſche Rubinblende** vor, angeſchoſſen in ſchiefen rhombiſchen Prismen von eiſenſchwarzer Farbe, welche ein kirſchrothes Pulver geben. Dünne Splitter davon ſind mit blutrother Farbe durchſichtig.

Zweifach-baſiſches, $3\,AgS + Sb_2S_3 = AgS,Sb_2S_3 + 2\,AgS$, bildet eins der ausgezeichnetſten Silbererze, das **Rothgülden**. Seine Kryſtalle ſind ſtark und metalliſch glänzend, mit einem Stich ins Rothe. Zuweilen enthält dieſe Verbindung das entſprechende Silber-Sulpharſenit eingemiſcht, welches mit dem Antimonſchwefelſalze iſomorph zu ſeyn ſcheint. Die Kryſtalle ſind alsdann weniger dunkelfarben und mit rubinrother Farbe durchſichtig.

Fünffach-baſiſches, $6\,AgS + Sb_2S_3 = AgS,Sb_2S_3 + AgS$, kommt im Mineralreiche unter dem Namen **Sprödglaserz**, **Schwarzgültigerz** vor, angeſchoſſen in ſchwarzen rhombiſchen Prismen. Das Antimon iſt darin zuweilen theilweiſe durch Arſenit erſetzt.

Achtfach-baſiſches, $9\,AgS + Sb_2S_3 = AgS,Sb_2S_3 + 8\,AgS$, kommt als Doppelſalz mit Kupfer-Sulphantimonit auf derſelben Sättigungsſtufe im **Polybaſit** vor, welcher nach H. Roſe's Analyſe aus $9\,Cu_2S,Sb_2S_3 + 4\,AgS,Sb_2S_3$ beſteht. Das antimonige Sulphib iſt darin, je nach verſchiedenen Fundorten, in ungleichen Mengen gegen arſeniges Sulphid ausgewechſelt.

Silber-Sulphomolybdat, $AgS + MoS_3$, iſt ein ſchwarzer Niederſchlag, der nach dem Trocknen bleigrauen, glänzenden Strich gibt.

Silber-Hyperſulphomolybdat, $AgS + MoS_4$, iſt tief dunkelbraun und nach dem Anſammeln ſchwarz.

Silberſammet, ſ. Sammet.

Silberſand, ſ. Sanb.

Silberſchaum, 1) ſ. v. a. Blattſilber; — 2) die Maſſe, womit unächte Perlen gefüllt werden; — 3) die noch flüſſige, ſchäumende Schlacke auf dem Silber im Treibherde; — 4) Bleiglätte von lichter Farbe; — 5) ſ. v. a. Malerſilber.

Silberſcheere, ſtarke Scheere, mit ſpitzigen Schneiden und gekrümmten Griffen, dient dem Goldarbeiter zum Schneiden des Silberblechs.

Silberſcherrſtein, wird nach dem Erhärten die ſilberhaltige Miſchung genannt, die beim Anſieden des Silbers auf dem Werkblei ſchwimmt.

Silberſcheidung (**Feinmachen**, **Affiniren des Silbers**), ein Verfahren, legirtes Silber zu ſcheiden unb den Feingehalt der Legirung darzuthun. Man bedient ſich hierzu verſchiedener Methoden: 1) der **Saigerung**. Man wenbet dieſe Methode im Großen an, um kupferhaltiges Silber zu ſcheiden, indem man die Legirung mit $2^1/_2$ Theilen Blei ſchmilzt, die geſchmolzene Maſſe zu dicken, runden Kuchen ausgießt, u. dieſe darauf in einem eigenen Ofen einer Hitze ausſetzt, die hinreichend iſt, um die Legirung von Blei und Silber, aber nicht das Kupfer zu ſchmelzen. Das Blei und das Silber fließen dann aus und laſſen das Kupfer, ein wenig bleihaltig, ungeſchmolzen zurück. Das Silber wird alsdann durch Abtreiben gereinigt. — 2) Das kupferhaltige Silber wird in Salpeterſäure aufgelöſt und durch hineingeſtelltes metalliſches Kupfer gefällt. Dieſe Methode wird ſehr allgemein im Großen ausgeführt, dabei aber ſtatt Salpeterſäure Schwefelſäure zur Auflöſung des Silbers angewandt. Dieſe Auflöſung geſchieht gewöhnlich in großen Platingefäßen. Aus der kupferhaltigen ſchwefelſauren Silberlöſung wird das Silber durch hineingeſtellte Kupferplatten in Geſtalt eines grauen Metallpulvers niedergeſchlagen, welches gut ausgewaſchen, getrocknet und mit etwas Salpeter und Borax in einem Tiegel zuſammengeſchmolzen wird, wobei der Salpeter die kleine Menge mit niedergeſchlagenen Kupfers oxydirt und verſchlackt. Dieſe Methode gewährt vor allen andern hauptſächlich den Vortheil des geringen Koſtenaufwandes an und für ſich durch den billigen Preis der Schwefelſäure, ferner, daß hierbei ſo viel Kupfervitriol als Nebenprodukt gewonnen wird, daß ſchon dadurch ein großer Theil der Scheidungskoſten gedeckt wird, und endlich dadurch, daß man den geringen Goldgehalt im Silber, der $^1/_{1000}$ bis $^1/_{2000}$ beträgt, dabei zugleich gewinnt. Dieſes Gold bleibt, während ſich Kupfer und Silber auflöſen, ungelöſt zurück. Vergl. Scheibung. Eine bedeutende Erſparung an

Schwefelſäure und Beſchleunigung des Prozeſſes wird dadurch erreicht, daß man die zu ſcheidende Legirung durch Kaleination röſtet, wodurch Kupferoxyd gebildet wird, welches ſich in verdünnter Schwefelſäure ſehr leicht auflöſt, während man zum Auflöſen des metalliſchen Kupfers viel mehr Säure gebraucht, da ein bedeutender Theil derſelben ſich zerlegen muß, um das Kupfer zu oxydiren. Die Methode läßt es nicht allein zu, güldiſche Silbermünzen (ſpaniſche Piaſter, mexikaniſche, kolumbiſche Dollars und andere ſüdamerikaniſche Geldſorten), ſo wie Silber in Barren zu affiniren, ſondern auch alle Krätzen von Münzwerkſtätten, aus den Werkſtätten der Gold- und Silberarbeiter, Broncenre, Gold- und Silbermanufakturen u. ſ. w. können auf dieſem Wege mit Vortheil zu Gute gemacht werden. Das Gekrätz wird zuerſt, wenn es in Scherben gebrauchter Tiegel beſteht, zerſtampfe und geſiebt, ſodann dem Schlämmen unterworfen. Die ausgeſchlämmten Gold- und Silberkörnchen werden dann der Affinirung unterworfen. Kupfer, Zink und andere Metalle enthaltende Krätze wird erſt kalcinirt, um die unhaltigen Metalle zu oxydiren und in die Schlacke zu treiben. — 3) Das legirte Silber wird in Salpeterſäure gelöſt und daraus das Silber durch Kochſalzlöſung gefallt. S. Silberproben 2).

Silberſchirke (Bot.), bei Oken, Pflanzengattung, ſ. v. a. Staavia *Thunb.*

Silberſchlacken (Hüttenw.), insbeſondere diejenigen Schlacken, die beim Treiben des Silbers fallen.

Silberſchlägerei, ſ. Goldſchläger.

Silberſchlag (Biogr.), 1) Johann Jeſaias, Gelehrter, 1721 zu Aſchersleben geboren, ſtudirte zu Halle, war dann Lehrer zu Kloſter-Bergen, 1753 Prediger zu Wolmirsleben, 1756 zu Magdeburg, 1768 Director der Realſchule zu Berlin, wo er ſpäter Oberkonſiſtorialrath, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und Oberbaurath wurde und 1791 †. Schrieb: Geogonie oder Erklärung der moſaiſchen Erderſchaffung nach phyſikaliſchen und mathematiſchen Grundſätzen, Berl. 1780, 2 Bde., 4.; — Vertheidigte Geogonie, daſ. 1782, 4.; — Chronologie der Welt, berichtigt durch die heilige Schrift, daſ. 1783; — Von dem Waſſerbau in den Strömen, Leipz. 1766; — Von der Hydrotechnik, daſ. 1772, 3 Bde. — 2) Georg Chriſtian, Bruder des Vorigen, 1731 zu Aſchersleben geboren, Inſpektor an der Domkirche zu Stendal, Generalſuperintendent der Altmark und Priegnitz; Todesjahr unbekannt. Schrieb: Antibarbarus, Berlin 1778, 2 Bde.; — Die wahre Beſchaffenheit des Leibes Jeſu, Stendal 1787; — Vom wahren Chriſtenthum, Berlin 1777; — Neue Theorie der Erde, daſ. 1764, u. A. m.

Silberſchlagloth, die Legirung aus Probeſilber und Zink, welche zum Löthen der Silberwaaren dient.

Silberſchlich, das gepochte und geſchlämmte Silbererz.

Silberſchmied, ſ. Goldſchmied.

Silberſchnabel (Ornith.), ſ. v. a. Tanagra Jacapa *Cuv.*, Rhamphocelus Jacaba *Daub.*, ſ. Pericalles *Vieill.*

Silberſchock, ehemals im Meißniſchen ein Schock Silbergroſchen.

Silberſchreiber, ſ. Silberkammer.

Silberſchwärze (Min.), ſ. v. a. erdiger Schwefelſilberglanz, ſ. Silberglanz 1).

Silberſervice, ſ. Silberwaaren.

Silberſolution, 1) Auflöſung des Silbers in Scheidewaſſer; — 2) weiße, ſilberfarbige Flüſſigkeit, die aus dem Gebirge dringt und verſchiedene Silbererze anzeigt.

Silberſpath (Min.), ſ. v. a. Silberhornerz (ſ. d.).

Silberſpieß, ſ. v. a. Silbermeißel.

Silberſtadt, ſ. v. a. Mies.

Silberſtahl, ſ. Stahl.

Silberſtein, ſ. v. a. Bleiglätte, ſ. Blei.

Silberſtifte, kleine dünne Stifte aus weichem Silber, womit man wie mit Bleiſtift auf Pergament ſchreibt.

Silberſtoff, ſ. Stoff.

Silberſtraße, königl. ſächſ. Dorf, Kr. und Amt Zwickau; überm linken Ufer der Mulde, über welche eine Brücke nach Oberhaſelau führt; Schloß, Strumpfwirkerei, Hopfenbau; 200 E.

Silberſtreif (Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Piabuca *Cuv.*

Silberſtrich (Entom.), ſ. v. a. Himbeerfalter, Argynnis Paphia *L.*, ſ. Perlmutterfalter.

Silberſtrom, ſ. v. a. Plata, la.

Silberſtuck, 1) ein Stück geſchmolzenes Silber; — 2) eine Silbermünze; — 3) ſ. v. a. Silberſtoff.

Silberſtufe, ſ. Stufe.

Silberſubchlorür, ſ. v. a. Silberchlorür.

Silber-Sulphantimoniat, baſiſches, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulphantimonit, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulpharſeniat, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulpharſenit, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulphokarbonat, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulphomolybdat, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulphophosphat, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulphophosphit, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulphotellurit, baſiſches, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulphurenat, ſ. Silberſalze 3).

Silber-Sulphuret, ſ. Silber, G. 2).

Silberſuperoxyd, ſ. Silber, G. 1).

Silbertanne (Bot.), ſ. v. a. Weißtanne, Pinus picea *L.*

Silberthal, öſterreich. Pfarrdorf und Gemeinde, Vorarlberg, Ldgr. Montafon; 710 E.

Digitized by Google

Silberthaler, ſ. Dollar und Scudo.

Silberton, ſ. Auskultation.

Silber treiben (Hüttenw.), ſ. v. a. Abtreiben, ſ. Silber.

Silbervogel (Ornith.), ſ. v. a. Blaukehlchen, Motacilla (Syivia) auecica *L.*

Silberwaaren, aus Silber gefertigte Geräthſchaften, die von den Gold- und Silberarbeitern gemacht werden, als: Kaffee-, Milch- u. Theekannen, Taſſen, Becher, Kannen, Schüſſeln, Näpfe, Waſchſchalen, Teller, Tafelaufſätze, Löffel, Meſſer- und Gabelgriffe, Körbchen, Schnupftabaks- und Zuckerdoſen, Fiſchkellen, Salzfaſſer, Leuchter und Lichtſcheeren, Sporen, Schnallen, Knöpfe, Tuchnadeln, Halsgeſchmeide, Ohren- und Fingerringe, Uhr- und Pfeifenketten, Petſchafte, Degengefäße, Stock- und Pfeifenbeſchläge. Man theilt dieſe Waaren in glatt geſchlagene, getriebene oder ciſelirte und in Filigranarbeit. Der Silbergehalt dieſer Geräthſchaften, namentlich der Speiſegeräthſchaften, unterliegt an den meiſten Orten geſetzlichen Beſtimmungen, ſ. Silberarbeiter. Die meiſten S. werden jetzt durch Walzen oder Preſſen in größern Anſtalten erzeugt, wo die Formen vollendeter werden und die Waare viel wohlfeiler zu ſtehen kommt, allerdings aber nicht das künſtleriſche Gepräge erhält, das durch die Handarbeit erzielr wird. Die Hauptplätze der Fabrikation von S. ſind: Iſerlohn, Frankfurt a. M., Berlin, Wien, Leipzig, Döbeln, Augsburg, u. ſ. w. Im weitern Sinne rechnet man zu den S. auch Silberdraht, Silberlahn, Blattſilber, ſilbernes reiches Geſpinnſt, ſilberne Treſſen, Borten, Franſen, Quaſten, Epaulettes und Silberſtoffe. Dergleichen S. werden vorzüglich in Lyon und in andern Städten Südfrankreichs, jetzt auch in Leipzig, Dresden, Berlin, Wien, Moskau erzeugt. Filigranſilberarbeit wird z. B. in Prag gefertigt.

Silberwagen, 1) der Packwagen für das Silbergeſchirr reiſender Fürſten; — 2) der regelmäßig gehende Wagen, in welchem Silbererze zu den Hüttenwerken oder geſchmolzenes Silber in die Münze gebracht wird.

Silberwaſſer, ſ. v. a. Scheidewaſſer.

Silberweide (Bot.), 1) ſ. v. a. weiße Weide, Salix alba *L.*; — 2) ſ. v. a. Mattenweide, Salix incubacea *L.*

Silberweiß, 1) (Min.), Blanc d'argent, eine der metalliſchen Mineralfarben, weiß mit etwas Gelb und einer Spur von Grau, wie Silber auf friſchem Striche, einiger Arſenkies, namentlich in den ſchwerſten Abänderungen von der ſchwediſchen Inſel Utö, von Ehrenfriedersdorf ꝛc., Glanzarſenkies aus Schleſien; ſ. Metalliſche Farben; — 2) (bot. Term.), zum Theil auch als Farbenbeſtimmung, ſ. v. a. Argenteus; — 3) (Waarenk.), Schattirung der weißen Seide, die ziemlich ſtark ins Blaue fällt.

Silberweißling (Pomol.), Weinſorte, ſ. v. a. weißer Gutedel.

Silberwismutherz (Min.), nach Hausmann, ſ. v. a. Wismuthbleierz (ſ. d.).

Silberwismuthſpiegel (Min.), ſ. v. a. Molybdänſilber, ſ. Tellurwismuth.

Silberwollblume (Bot.), auch Silberwollklee, ſ. v. a. Anthyllis Barba Jovis *L.*

Silberzahn, als eine Zacke gewachſenes gediegenes Silber.

Silberzaine, ein langes vierkantiges oder halbrundes Stück geſchmolzenes Silber.

Silber-Zaſerblume (Bot.), ſ. v. a. aſterblättrige Zaſerblume, Mesembryanthemum Tripolium *L.*

Silberzettel, die wöchentlich beim Oberzehendner von jeder Silberhütte einzureichende Specifikation des auf dem Hüttenwerke ausgebrachten Silbers.

Silbis (a. Geogr.), Stadt Luſitaniens, das heutige Silves am gleichnamigen Fluſſe.

Silbitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg: a) Kr. Zeitz; Rittergut; 220 Einw.; — b) Saalkreis, ſ. Sylbitz; — 2) Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Nimptſch; 230 Einw.

Silblum (a. Geogr.), 1) Stadt in Phrygien ſüdlich von Stectorium und öſtlich von Peltä; — 2) Ort in Iſtrien; — 3) ſ. Silvium.

Silbo (a. Geogr.), Stadt im Innern von Mauritania Tingitana (Ptol. IV, 1, 13).

Silbojock, ſchwed. Ort, Weſter-Botten, im nordweſtlichen Theile des Landes, an einem Binnenſee, nicht fern von der Grenze von Norwegen.

Silcher, Friedrich, Muſikdirektor an der Univerſität Tübingen und tüchtiger Komponiſt, geb. 1789 zu Schnaith bei Schorndorf im Würtembergiſchen, zeigte frühzeitig viele Anlagen ſowohl zur Muſik als zum Zeichnen, wurde von ſeinem Vater u. einem benachbarten Geiſtlichen zuerſt unterrichtet und fand dann nach ſeinem 14. Jahre an dem Schullehrer und Organiſten R. F. Auberlen zu Fellbach bei Stuttgatt, einem gründlichen Kenner des voglerſchen Tonſyſtems, einen tüchtigen Lehrer. Nachdem er zu ſeiner weitern Ausbildung ſich während der folgenden Jahre in Schorndorf und Ludwigsburg aufgehalten, ging er nach Stuttgart, ließ ſich hier nieder und beſchloß, ganz der Muſik zu leben. Im Umgauge mit den dortigen Tonkünſtlern fand er für ſeinen Zweck auch die vollſte Befriedigung. Im J. 1817 ſchrieb er im Auftrag des akademiſchen Senats zu Tübingen zur 3. Säkularfeier der Reformation eine Feſtkantate, in Folge deſſen er auf Vermittlung des damaligen Kultminiſters v. Wangenheim bald darauf die Muſikdirektorſtelle an der Univerſität Tübingen erhielt, wo ihm die Leitung der Geſang- und Inſtrumentalmuſik-Uebungen im Seminar und königl. Wilhelmsſtift obliegt, und wo er zeither auf die ſegensreichſte Weiſe für die Hebung des Volksgeſanges in Würtemberg gewirkt hat. Die aus Studirenden zuſammengeſetzte Liedertafel gedieh unter ſeiner Leitung zu großer Vollkommenheit. Das neue würtembergiſche 4ſtimmige Choralbuch, an dem er im Auftrag der Regierung mit arbeitete, verdankt ihm manche herrliche Choralmelodie, unter anderen z. B. „Preis dem Todesüberwinder ꝛc.“, „Ja, Tag des Herrn“, „Womit ſoll ich dich wohl loben ꝛc.“, „Erlöſer ſieh', ich falle“ u. ſ. w. Ein großes Verdienſt erwarb er ſich dadurch, daß er

zuerſt die deutſchen Volkslieder und ihre Melodien, namentlich die ſchwäbiſchen, rheiniſchen und fränkiſchen, ſammelte und herausgab. Manche davon ſind von ſeiner eignen Kompoſition, z. B. „Aennchen von Tharau“, „Morgen muß ich weg von hier“, „Es ritt ein Jäger wohlgemuth“, „Ade, es muß geſchieden ſeyn“, „Die Prager Schlacht“, „Zu Straßburg auf der Schanz“ u. ſ. w. Der außerordentliche Beifall, den dieſelben, wie die ganzen Sammlungen, in ganz Deutſchland ernteten, iſt Beweis genug von dem ſchönen Talente S.s. Außer den genannten Volksliedern erſchienen von ihm: ein „3ſtimmiges Choralbuch für Schulen, Kirchen und Familien, nebſt einer Anleitung zum Choralgeſange“, Klaviervariationen, 3ſtimmige Kanons, Liederhefte mit Klavierbegleitung, Variationen für Geſang, Variationen für Flöte und Klavier, mehre Hefte 4ſtimmiger Hymnen, mehre Hefte „Tübinger Liedertafel“, „Die kleine Lautenſpielerin“, Schauſpiel mit Geſang, u. ſ. w. Zu ſeinen neueſten Arbeiten gehört auch die Bearbeitung beethovenſcher Sonaten als Geſangskompoſitionen, ſo wie Geſänge für die Jugend, für Männerchöre u. ſ. w.

Silcheſter, brit. Kirchdorf, England, Grafſchaft Southampton, nordöſtlich von Wincheſter; 420 Einw.

Sild (Ichthyol.), in Island ſ. v. a. Häring, Clupea harengus *L.*

Silda, Stadt, ſ. v. a. Mekinez.

Sildemow, mecklenb.-ſchwerin. Hof, Diſtr. Roſtock, Amt Schwaan; 140 Einw.

Sildqual (dän., Säugeth.), Häringswal, nach Ström, Phyſikal. Beſchreibung von Söndmör, 1762, S. 298), eine, wie es ſcheint, noch nicht vollſtändig beſtimmte Art dee Gattung Delphinus *L.*

Sildut (Svenska-Skelestea), ſchwed. Fluß, Weſter-Botten, ſüdweſtlich von Pieata; entſteht ſüdöſtlich aus dem See Stor-Afvan, fließt ſüdöſtlich in den bottniſchen Meerbuſen; macht ſchöne Waſſerfälle (Finnſors, Bomansſors, dieſer 50 Klafter hoch).

Sile (a. Geogr.), Stadt in Unterägypten am öſtlichen Nilarm; nach Reichaeb das heutige Salehieh.

Sile (n. Geogr.), öſterr.-ital. Fluß, Gubern. Venedig, entſpringt öſtlich von Caſtelfranco in der Provinz Treviſo, fließt öſtlich und ſüdöſtlich, theilt ſich in zwei Arme; ber eine geht gegen Oſten in die Piave-Vecchia und der andere in den Hafen Tre-Porti im adriat. Meer; Lauf: 35 ital. Meilen.

Sileah (Silein), ſ. v. a. Groſſe Sekel.

Sileby, brit. Kirchdorf, England, Grafſch. Leiceſter, nördlich von Leiceſter; 1370 Einw.

Silein, Bezirk und Marktflecken, ſ. v. a. Sillein.

Silen (Säugeth.), ſ. v. a. ſchwarzer Bartaffe, Simia Silenus *L.*, Macacus Silenus *Cuv.*

Silen (Min.), nannte Prouſt anfänglich ein in einem ungariſchen Bleierze gefundenes Metall, welches ihm eigenthümlich ſchien, von dem er ſich aber bald nachhee übeezeugte, daß es Uran ſey.

Silene (Bot.), nach Linné, Leimkraut, Gattung der Caryophyllene Silenene *Dec.*, Decandria Trigynia *L.* Charakter: Kelch walzig, keulenförmig oder bauchig, 5zähnig, am Grunde nackt. Blumenblätter 5, benagelt. Staubgefäße 10, Griffel 3. Kapſel im Grunde 3fächrig, an der Spitze 6klappig. Samen nierenförmig. Die Blüthen ſind zuweilen auch vielehig oder zweihäuſig. Dieſe große Gattung enthält über 200 Arten, welche durch die verſchiedenen Modifikationen des Blüthenſtandes zum Theil ein ſehr verſchiedenes Anſehen erhalten und auch darnach in eine Reihe von Rotten und Unterrotten gebracht werden. Wir geben hier beſonders diejenigen, welche als Arznei- und Zierpflanzen bemerkenswerth ſind: 1) S. acaulis *L.*, ſtielloſes Leimkraut, Zwerg-L. In Lappland, Schweiz, Oeſterreich, auf Alpen, Pyrenäen; ausdauernd. Sehr niedrig, dichte Raſen bildend. Wurzelblätter klein, linien-pfriemenförmig. Schafte ſehr kurz, mit einer rothen, weißen Blume, deren Kronblätter ausgerandet ſind; Kelche glockenförmig, 10ſtreifig. Bot. Mag. 1081. — 2) S. alpestris *Jacq.*, Alpen-L. Auf den öſterreichiſchen Alpen, in Ungarn; ausdauernd. Stengel raſenbildend, gabelig, ½ Fuß lang, die obern Gliedee wie die Blumenſtiele klebrig-geringelt. Blätter lanzett-linienförmig, ſtumpflich. Blumen rispenſtändig; Kelche kreiſelförmig, 10ſtreifig; Kronblätter weiß, 4zähnig. Jacq., Austr., T. 96. — 3) S. Armeria *L.*, Garten-L., nelkenartiges L., Pechnelke, Klebnelke, Büſchelnelke, Morgenröschen. In Europa, auf trocknen Wieſen, kräuterreichen Hügeln, an buſchigen Bergabhängen. Stengel äſtig, oben klebrig, bis 2 Fuß hoch. Blätter ei-lanzettförmig, etwas graugrün. Blumen roth oder weiß, in reichen, gleich hohen Doldentrauben; Kelche lang-keulenförmig; Kronblätter ausgerandet, am Schlunde gekrönt. Dieſe ſchöne Pflanze iſt in den Gärten ſehr beliebt und kann zu Einfaſſungen dienen. Fl. dan., T. 359. — 4) S. Atocion *Murr.*, regwurzblumiges L. Im Orient; einjährig. Stengel 2theilig, oben etwas behaart, unten äſtig, fußhoch. Die untern Blätter ſpatelförmig, drüſiggewimpert, die obern ſtiellos, rundlich eiförmig. Blumen roth oder roſenroth, in ſchlaffen Doldentrauben. Jacq., H. Vindob., T. 32. — 5) S. bupleuroides *L.*, haſenöhrleinartiges L. In Perſien; ausdauernd. Stengel klebrig, äſtig. Blätter klebrig, linien-lanzettförmig, die untern ſehr lang. Blumenſtiele 2—3blumig; Blumen ziemlich groß, weiß, unten blaßviolet, öffnen ſich des Abends. Tournef., Itin., T. 154. — 6) S. Catesbaei *Walt.* In Virginien, Carolina; ausdauernd. Stengel niedrig, äſtig. Blätter breit-lanzettförmig. Blumen groß, roth, rispenſtändig. Walt., Carol., 141. — 7) S. chloraefolia *Sm.*, chlorablättriges L. In Armenien, ausdauernd. Stengel bis 2 Fuß hoch, äſtig. Blätter elliptiſch, langgeſpitzt, wie die ganze Pflanze graugrün, die obern faſt herzförmig. Blumen groß, röthlichweiß oder blaßroſenroth, in endſtändiger Rispe, Bot. Mag. 807. — 8) S. compacta

Hornm., gehänftes L. Im Kaukaſus; zweijährig. Stengel bis 2 Fuß hoch, äſtig, graugrün. Blätter graugrün, die unteren linien-lanzettförmig, die oberen ei-lanzettförmig. Blumen roth, ſehr zahlreich, in dichten, flachen, 3theiligen Endbüſcheln. Dieſe Zierpflanze empfiehlt ſich durch ihre groſe Schönheit; ſie iſt vor groſer Näſſe zu bewahren. Bot. Cab. 1638. — 9) S. corsica *Dec.*, korſiſches L. In Korſika; ausdauernd. Stengel bis 2 Fuß hoch, unten ſtandig, niederliegend, gleich den Blättern klebrig-weichhaarig. Blätter klein, verkehrt-eirund. Blumen purpurroth, endſtändig. Bocc., Mus., T. 54. — 10) S. Elisabethae *Jan.* In Oeſterreich, Oberitalien; ausdauernd. Stengel 6 Zoll hoch, oben fein drüſenhaarig. Wurzelblätter lanzettförmig, am Grunde geſchmälert; Stengelblätter ei-lanzettförmig. Blumen hellroth, zu 1—3 endſtändig. Rchb., Icon. 1221. — 11) S. fimbriata *Sims.*, gefranſtes L. Auf Kandia, Sicilien; ausdauernd. Stengel über 3 Fuß hoch, wie die ei-lanzettförmigen Blätter weichhaarig. Blumen weiß, weit-riſpenſtändig. Bot. Mag. 980. — 12) S. gigantea *L.*, rieſenhohes L. In Afrika, Griechenland; ausdauernd und 2jährig. Stengel bis 6 Fuß hoch, zottig. Blätter zottig; Wurzelblätter löffelförmig, fleiſchig. Blumen röthlich-weiß, ziemlich groß, in entfernten, traubenſtändigen Quirlen. Sibth., Graec., T. 432. — 13) S. inflata *Sm.*, Cucubalus Behen *L.*, aufgeblaſen-kelchiges L., wildes Seifenkraut, Taubenkropf, weißer Behen, Wiederſtoß, Gliedweich, Sandkohl, Knarre, Schanmröslein. In Europa, auf Rainen, Hügeln, trocknen Wieſen u. ſ. w.; ausdauernd. Stengel aufſteigend, kahl. Blätter länglich-elliptiſch oder lanzettlich, ſpitzig. Blüthen überhängend, in gabeligen, ſchlaffen Trugdolden. Die Wurzel, Radix Behen nostratis, falſche Gliedweichwurzel, wurde früher häufig ſtatt der weißen Behenwurzel, Radix Behen albi, welche von Rhaponticum Behen *Kost.* herſtammt, eingeſammelt und angewendet. Das Kraut gebraucht man im nördlichen Europa äußerlich gegen Rothlauf. Das junge Kraut wird hin und wieder auch als Gemüſe benutzt. Schkuhr, T. 121. — 14) S. laciniata *Cav.*, zerſchlitztes L. In Südamerika; einjährig. Stengel bis 2 Fuß hoch, äſtig, weichhaarig. Blätter lanzettförmig, mit kurzem Flaumhaar bekleidet. Blumen einzeln endſtändig, aufrecht, ſchön zinnober-ſcharlachroth. Cav., Ic., T. 564. — 15) S. longiflora *Ehrh.*, langblumiges L. In Ungarn, Taurien; ausdauernd. Stengel bis 3 Fuß hoch, ruthenförmig. Blätter linien-lanzettförmig, Wurzelblätter ſehr lang. Blumen weiß, riſpenſtändig. Waldſt. und Kit., Pl. hung., 1, T. 8. — 16) S. multiflora *Pers.*, vielblumiges L. In Ungarn, Sibirien; ausdauernd. Stengel bis 2 Fuß hoch. Wurzelblätter elliptiſch-ſpatelförmig-gerundet; Stengelblätter länglich-linienförmig, ſtumpf. Blumen zahlreich, in 3theiligen, horizontalen Büſcheln; Kelche violet gefärbt; Kronblätter weiß. Waldſt. und Kit., Pl. hung., 1, T. 56. — 17) S. Muscipula *L.*, fliegenfangendes L. In Spanien, Italien, Nordafrika; einjährig. Stengel gabeläſtig, oben von einer honigartigen Exſudation ſo klebrig, daß kleine Inſekten daran hängen bleiben. Blumen einzeln winkelſtändig, kurzſtielig, auch endſtändig und anſitzend, roth. Blätter linien-lanzettförmig. Cluſ., *Hist.*, 1, F. 1. — 18) S. noctiflora *L.*, Nacht-L. In Europa, Nordamerika; einjährig. Stengel gabelig, klebrig, 2 Fuß hoch. Blumen blaßfleiſchroth, zu dreien ſtehend, öffnen ſich gegen Abend; Kelche behaart. Schkuhr, T. 122. — 19) S. nutans *L.*, überhängendes L. In Europa, auf Bergwieſen; ausdauernd. Stengel über fußhoch, klebrig. Blumenblätter weiß, geſpalten; Riſpe ſeitlich, hängend. Schkuhr, T. 122. — 20) S. ornata *Ait.*, dunkelfarbiges L. Auf dem Kap; zweijährig. Weichhaarig-klebrig. Blätter lanzettförmig, am Grunde geſchmälert, flach, faſt geſtielt, ſtumpflich. Blumen groß, dunkelblutroth, riſpenſtändig. Bot. Mag. 382. — 21) S. Otites *Pers.*, Cucubalus Otites *L.*, ſpatelblättriges L., Ohrlöffelkraut, Acker-Taubenkropf, Acker-Leimkraut, Kukubalkraut. In Mitteleuropa, auf ſandigen Hügeln und Feldern, an Wegrändern; ausdauernd. Blätter verkehrt-eiförmig-lanzettlich. Aeſte der Riſpe gegenſtändig, wirtelig-traubig, mit vielblüthigen, gerade vorgeſtreckten Wirteln; Blumenblätter linealiſch; Kelche röhrig-glockenförmig. Das Kraut, Herba Viscaginis s. Viscago, s. Cucubali s. Otitis, welches einen adſtringirenden, etwas bitterlichen Geſchmack hat, war früher officinell. In England wendete man einen weinigen Aufguß mit Theriak gegen Hundswuth an. Auch bei Ohrenſchmerzen ſollte es wichtige Dienſte thun. Fl. dan., T. 518. — 22) S. pendula *L.*, hängendes L. In Italien, Sicilien, Kandia, Nordafrika; einjährig. Stengel fußhoch, weichhaarig. Blätter ei-lanzettförmig. Blumen roſenroth, hängend, winkelſtändig. Dieſe Zierpflanze kann zur Einfaſſung dienen. Bot. Mag. 114. — 23) S. pennsylvanica *Michx.*, pennſylvaniſches L. In Nordamerika; ausdauernd. Schmierig-klebrig, weichhaarig, niederliegend. Blätter linienförmig, lang. Blumen roth, zahlreich, riſpenſtändig. Bot. Cab. 41. — 24) S. petraea *Waldst.* et *Kit.*, Felſen-L. In Ungarn; ausdauernd. Stengel 6 Zoll hoch, faſt raſenbildend, einblumig. Blätter linienförmig, entfernt gezähnelt. Blumen weiß, unten grünlich-gelb. Waldſt. und Kit., Pl. hung., T. 164. — 25) S. picta *Pers.*, gemaltes L. In Frankreich, Spanien, Dalmatien, Nordafrika; einjährig. Stengel fußhoch, oben klebrig, ruthenförmig, ſehr äſtig. Untere Blätter verkehrt-eirund-ſpatelförmig, die obern linienförmig. Blumen weiß, außen roth gerippt und netzförmig geadert, in lockern Riſpen. Sweet, Br. Fl. Gard., T. 92. — 26) S. quinquevulnera *L.*, fünffleckiges L., Fünfwundenblümchen. In Europa, Sibirien; einjährig. Stengel faſt fußhoch, klebrig behaart. Blätter linien-lanzettförmig. Blumen in einſeitigen Aehren, mit kleinen, ſchwarzrothen, weißlich gerandeten Kronblättern. Engl. Bot., 1, T. 86. — 27) S.

Digitized by Google

regia *Sims.*, königliches L. Am Miſſiſippi; ausdauernd. Stengel bis 5 Fuß hoch, klebrig-weichhaarig. Blätter ei-lanzettföemig, klebrig-weichhaarig. Blumen karmoiſin-ſcharlachroth, riſpenſtändig. Bot. Mag. 1724. — 28) S. reticulata *Desf.*, netzaderiges L. In Algerien; einjährig. Stengel über fußhoch, klebrig. Blätter lanzett-linienförmig. Blumen weiß, blaßviolet, netzaderig, aufrecht, gabeläſtig-riſpenſtändig. Desf., Atl., T. 99. — 29) S. vallesia *L.*, walliſer L. In der Schweiz, auf den Alpen; ausdauernd. Stengel faſt fadenförmig, geſtreckt, oft 1blumig. Blätter lanzettförmig, klebeig, filzig, die obern breiter, genähert. Blumen roth. Bocc., Mus., T. 54. — 30) S. virginica *L.*, virginiſches L. In Nordamerika, beſonders Virginien und Illinois; ausdauernd. Stengel klebrig-weichhaarig, niederliegend, aufſteigend, äſtig. Blätter lanzettförmig, die untern ſehr lang geſtielt, am Grunde lang gewimpert. Blumen groß, hochroth, in 2theiligen Endriſpen. Die Wurzel wird in der Heimath dieſer Pflanze als Mittel gegen die Würmer angewendet. Bot. Mag. 3342. — Die Gattung iſt der Typus der Sileneae *Bartl.* u. A.

Sileneä (Bot.), nach Decandolle, Bartling und And., dikotyledoniſche Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch fünf-, ſelten ſechszähnig oder fünfſpaltig, bleibend. Blumenblätter fünf (ſelten ſechs), benagelt, unterweibig, häufig mit den Staubgefäßen in eine den Stempelſtiel überkleidende Röhre verwachſen. Staubgefäße 10 (ſelten 5 oder 6). Eierſtock 1fächerig oder nur im Grunde 2- bis 5fächerig, vieleiig. Griffel 2 bis 5, getrennt. Kapſel vielſamig, mit 4, 6 oder 10 Zähnen aufſpringend, ſelten beerig und geſchloſſen oder einſamig und umſchnitten. Samen an einer oberwärts freien Mittelſäule befeſtigt, eiweißhaltig. Keim umkreisſtändig, ringförmig gekrümmt. Kräuter, Halbſträucher oder ſelten Sträucher, mit knotig-gegliedertem Stengel und Aeſten. Blätter gegenſtändig, ganz und ganzrandig, ohne Nebenblätter. Die Blüthen regelmäßig, zwitterig oder ſeltner eingeſchlechtig, in gipfelſtändigen, wiederholt-gabeltheiligen Trugdolden, zuweilen auch einzeln. — Dieſe Familie begreift gegen 350 Arten (in 9 Gattungen), welche hauptſächlich den beiden gemäßigten Zonen angehören und ſelbſt über den nördlichen Polarkreis hinausgehen, in den Tropenländern aber in äußerſt geringer Anzahl und nur auf den höchſten Gebirgen angeteoffen werden. Viele Arten tragen ſchöne, zum Theil ſehr wohlriechende Blüthen und ſind daher als Zierpflanzen beliebt. Die Mehrzahl derſelben beſitzt keine ausgezeichneten chemiſchen Beſtandtheile; mehre enthalten jedoch einen eigenthümlichen, ſeifenartigen Stoff (Saponin) meiſt mit einem kratzenden Extraktivſtoff verbunden, und dieſe Arten werden zum Theil als Heilmittel angewendet. — Nach Reichenbach bilden die S. eine Untergruppe der Caryophyllaceae Caryophylleae Diantheae, nach Oken machen ſie einen Theil der Droſſel-Blumenpflanzen oder Nelken (Kl. 12, Zunft 3) aus.

Silenen, ſchweiz. Dorf und Kirchſpiel, Kanton Uri, an der Reuß; Ackerbau; 1500 E.

Sileni, 1) (a. Geogr.), Volk Indiens (Plin. VI, 20, 23); — 2) ſ. Silenus.

Silenophyllum (Bot.), nach Griſebach, Untergattung von Chironia *L.*

Silenſis (m. Geogr.), Theil Germaniens, worin die Stadt Lemezi lag, vielleicht das heutige Schleſien.

Silentiarii (Kirchengeſch.), ſ. Pattalorynchiten.

Silentiarius (röm. Ant.), der Sklave, welcher dafür ſorgen mußte, daß es im Hauſe ruhig war. In dem kaiſerlichen Palaſte waren ſpäter ebenfalls Silentiarii, welche bei der Ausbildung des ganzen Hofceremoniels förmlich organiſirt wurden. Es waren ihrer 30 unter 3 Dekurionen und hatten die Ruhe vor den kaiſerlichen Gemächern zu überwachen.

Silentiarius, Paulus, ſ. Paulus 11).

Silentium (lat.), 1) Stillſchweigen, ſowohl wo nicht geredet wird, als auch wo ſonſt kein Geräuſch iſt. Daher S. als Zuruf, wenn Jemand Ruhe gebietet, und altum S., ein tiefes Stillſchweigen; beſonders — 2) das Verſchweigen der religiöſen Myſteeien und der dabei üblichen Ceremonien, eine der Hauptbedingungen bei der Aufnahme; — 3) bei den Augurien die gänzliche Fehlerloſigkeit des zu beobachtenden Vogels, nämlich daß er ſich weder umſah, noch in die Höhe blickte, daß er fraß ꝛc.; — 4) vor Gericht, die Unterlaſſung dee Vertheidigung, ſo daß nach Vortrag der Sache das Urtheil gefällt werden konnte.

Silenus (griech. Myth.), der Pflegevater u. Erzieher, ſpäter der unzertrennliche Begleiter des Dionyſus und der angeſehenſte Dämon in ſeinem Gefolge, beſonders auf ſeinem Zuge von Hinteraſien nach Kleinaſien, Thracien und über die Inſeln nach Böotien. Das ganze Geſchlecht der Satyen und Silenen ſtammt nämlich aus dem Orient. Als Begleiter des Dionyſus (Bacchus) nahm S. auch am Kampfe gegen die Giganten Antheil, tödtete den Enceladus und erſchreckte die Feinde durch das Geſchrei ſeines Eſels ſo, daß ſie flohen. Die ſpätern Dichter ſchildern den S. als burlesken, jovialen Alten unter mittlerer Größe, gewöhnlich nackt, glatzköpfig, mit ſtumpfer Naſe und dünnem Barte, kleinen, blinzelnden Augen, hängendem Kopfe; der Leib iſt fett und rund, das Fleiſch ſchwammig und aufgedunſen, die Bruſt, oft auch Bauch und Schenkel ſind behaaet. Faſt immer erſcheint S. mit dem Weinſchlauch und gewöhnlich im trunkenen Zuſtande; in der Regel reitet er auf ſeinem Eſel und wird von Satyrn oder Satyrisken unterſtützt. Am liebſten lebt er, ein gemüthlicher, harmloſer Dämon, in dee Nähe von Fluren und in ſtillen Wäldern, und hat in ſofern ähnliche Neigungen wie die Satyrn, von denen er ſich jedoch durch die bei ihm vorherrſchende Trunkliebe unterſcheidet, während jene die Wolluſt lieben. In dem S. iſt übrigens der Geiſt der Weiſſagung verborgen; er iſt mit der fernſten Vergangenheit und Zukunft bekannt (in ſofern gilt er als der Vater oder Sohn Apollo's), verachtet als Weiſer die

Glücksgüter ber Erde, gibt dem Midas, dem König der Phrygier, Lehren voll orphiſcher Weisheit, und wenn er trunken und ſchlafend mit Blumenketten gefeſſelt wird, ſo läßt er ſich zum Singen unb Weiſſagen nöthigen. Neben Marſyas, Olympus n. A. gilt S. als Erfinder der Flöte, und eine Tanzgattung heißt nach ihm Silenus (σειληνός); er ſelbſt wird auch Tänzer genannt. Die Bedeutung des Gottes anlangend, ſo erſcheint er als ein Dämon des fließenden Waſſers, welcher, mit den Dryaden vermählt, die Fruchtbarkeit des Waldes ſchafft, mit der Najade verbnnden (nach Pindar und Pauſanias, iſt S. Gemahl einer maliſchen Najade) den Dionyſus aufzieht oder doch Führer der Najaden im Gefolge des Dionyſus iſt. Weil nun S. Waſſer- und Flußgott iſt, ſo erhielt er auch als Abzeichen den Schweif des Pferdes, eines neptuniſchen Thieres; nnd weil Dionyſus ſich mit den Brunnennymphen vermählte (d. h. man trank den Wein nie ungemiſcht), ſo wurde S., als Brunnengott, Pflegevater und Begleiter deſſelben. Die Silenen, d. h. die Klaſſe von Dämonen, welche die älteren unter den Satyrn heißen, unterſcheiden ſich in ſpäterer Kunſtbildung von S. durch eine mehr thieriſche Bildung und ſcheiden ſich (nach ben Kunſtdarſtellungen) in 3 Klaſſen: zur erſten gehören die Doppelflötenbläſer bei den dionyſiſchen Feſtgelagen und Feſtzügen; ſie ſind dem S. ähnlicher und haben einen weniger hängenden Bauch; zur zweiten die, welche das thieriſche Wohlleben repräſentiren; ſie ſind von gewaltiger Geſtalt und zeichnen ſich durch ihren Schmeerbauch, durch ſtumpfe Naſe und aufgeworfene Lippen aus; die britte Klaſſe iſt beſſer geſtaltet, kräftig und ſchlank; ſie ſtellt die Tanzfertigkeit dar. Von der zweiten Klaſſe iſt eine koloſſale Statue in der Villa Ludoviſi. Die Attribute des S. ſind Epheu, womit er bekränzt iſt, der Schlauch, der Eſel, der Thyrſusſtab, der Kantharus, auch zuweilen ber Panther; ausnahmsweiſe reitet er auf dem dionyſiſchen Bocke oder auf einem Löwen; zuweilen fahrt er auch auf einem Wagen. Zu künſtleriſchen Darſtellungen bot natürlich der Charakter und die Bedeutnng des S. vielfachen Stoff. Von Silenenmasken nennt Pollux (On. III, 142) vier Arten: den grauen, ben bärtigen, den unbärtigen und den Papposilenus, der thieriſcher iſt, als die andern, und oft ganz behaart. Dieſer iſt auf der Bühne durch zottige Haut unb Krug kenntlich und ſpielt den Aufſeher über die Satyrn. Vergl. Gesner, De Sileno et Silenis, in den Commentt. Gott., Bd. IV, 1782; — Creuzer, Stud. III, S. 224 ff.; — Hirt, Myth. Bilderbuch, S. 164 ff.

Silenus (griech. Liter.), 1) Hiſtoriker aus Callatis, lebte im 2. Jahrh. v. Chr.; ſchrieb: *Σικελικά* und behandelte in einem andern Werke auch die Geſchichte des Hannibal, den er auf ſeinen Kriegszügen begleitet hatte (Corn. Nep., Hannib. 13). — 2) S. aus Chius, Schriftſteller aus unbekannter Zeit, Verfaſſer einer Schrift: *Μυθικαὶ ἱστορίαι* in 2 Büchern; — 3) Architekt aus unbeſtimmter Zeit; ſchrieb ein Buch über die Verhältniſſe der doriſchen Tempel (Vitruv. VII, Praef. S. 12).

Siler, Silerus, ſ. Silarus.

Siler (Bot.), nach Gärtner, Roßkümmel, Lappenmöhre nach Oken, Gattung der Umbelliferae Silerineae *Dec.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Kelchſaum 5zähnig. Blumenblätter gleich, verkehrt-herzförmig, mit einem einwärtsgebogenen Läppchen. Frucht vom Rücken linſenförmig-zuſammengedrückt. Früchtchen 9rieſig, die Rieſen alle fädlich, geſtumpft, die 5 Hauptrieſen ſtärker vorſpringend als die 4 Nebenrieſen, die beiden ſeitlichen randend; Thälchen unter den Nebenrieſen einſtriemig. Samenkern vorn flach. Fruchthalter frei. Einzige Art: S. aquilegifolium *Gaert.*, Laserpitium trilobum *L.*, akeleiblättriger Roßkümmel. In Mittel- und Südeuropa, Aſien, auf Gebirgen. Stengel zart gerillt, bläulich bereift, oben äſtig; Blätter oben ſattgrün, unten meergrün, die grundſtändigen ſehr groß, 3fach-3zählig, langgeſtielt; Blättchen rundlich, breit-, ungleich-gekerbt, die obern Blätter auf ihren langen, gedunſenen Scheiden ſitzend, die oberſten einfach-3zählig od. 3lappig. Blumen weiß. Gärtnrr, Taf. 22. — Die Gruppe iſt der Typus der Silerineae *Koch*, *Rchb.*

Silerineä (Bot.), 1) nach Koch, Gruppe der Umbelliferae *Juss.*; — 2) nach Reichenbach, Untergruppe der Umbelliferae Platyspermae.

Sileris montani Semen (pharm. Bot.), ſ. v. a. Laſerſamen, ſ. Laserpitium Siler *L.*

Siles, ſpan. Flecken, ſüdlich von Alcaraz, links am Guadalimar; 2200 Einw.

Sileſen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Belgard; 260 Einw.

Silesias (Waarenk.), ber allgem. ſpaniſche und portugieſiſche Name einiger Sorten ſchleſiſcher Leinwand; hauptſächlich verſteht man darunter: 1) ungebleichte Schleier (Estopillas crudos) in Stücken von 52 bis 54 Ellen Länge u. $^6/_4$ Elle Breite, zuweilen ſind die Stücke auch 60 Ellen lang; — 2) weiß gebleichte flächſene Leinen zum Drucken oder Buntfärben, nach Art der einfachen Platilles gewebt, in Stücken von $14^1/_2$ Ellen Länge u. $^6/_4$ Elle Br.; — 3) Doubles Silesias (Tandems), eine mittelfeine Waare, feſter und gedrungener gewebt, als die vorigen, in der Güte den Cavalinnen gleich, nach der Bleiche geſtärkt in Stücken von 30 Ellen Länge und $^6/_4$ Elle Breite; — 4) Quadruples Silesias (vierfache S.), eine Gattung Platilles royales, jedoch dichter und feſter als dieſe, in Stücken von $14\frac{1}{2}$ Ellen Länge u. $\frac{6}{4}$ Elle Breite; bie Italiener heißen ſie Tele curate. Dieſe ſämmtlichen Artikel werben in doppelter Breite gelegt, gemangelt, wie ein Buch länglich viereckig zuſammengelegt und in dunkelblaues Papier gebunden, auf welches die Vignette des Leinenhändlers in Silber gedruckt iſt. Die Waare wird ſehr wenig mehr begehrt.

Silesien (franz., Kosmochli, Pharm.), beliebte Magentinktur in Paris, beſteht aus Aloë succotrin., $1^1/_2$ Loth Zittwer, Enzian, Safran, Rhabarber, Gummi ammoniacum, venetian. Theriak, Agaricus, von jedem $^3/_4$ Quentchen. Man ſchüttelt dieſe Ingredienzien mit 1 Quart guten Spiritus, worauf die Tinktur in Wein u. Branntwein in kleiner Menge genoſſen wirb.

Silesies (franz.), eine Art leichter Tuche in Frankreich zu Rheims und Mouy, glatt und gerippt, für Sommerröcke.

Sileſius (Biogr.), 1) Angelus, ſ. Angelus 4) d). — 2) S. Minor, Pſeudonym für Marbach 2).

Sileurieux, belg. Dorf, Prov. Namur, Bez. Philippeville; 850 Einw.

Si levano il sordino (Mehrz. I sordini, ital., Muſ.), ſ. Si.

Silex (lat., Min.), ſ. v. a. Kieſel od. Quarz. — S. meulière, ſ. Meulière.

Silfiac, franz. Dorf, Dep. Morbihan, Bez. Pontivy; Märkte; 720 Einw.

Silfintopr (Silberbuſch, nord. Myth.), eines der berühmten Aſenpferde, auf denen die Götter täglich zu Gericht reiten.

Silfver-pappel (ſchwed., Bot.), ſ. v. a. Silberpappel, Populus alba *L.*

Silfverſtolpe (Biogr.), 1) Abel Gabriel von, ſchwed. Dichter und Staatsmann, 1762 geboren, Sekretär am Ritterhauſe, hatte viel Antheil an der Abfaſſung der ſchwed. Konſtitution von 1809. Wegen ſeiner freimüthigen Eintrittsrede 1795 wurde die Thätigkeit der ſchwed. Akademie auf einige Zeit eingeſtellt. S. † 1816. Schrieb: Gedichte, Stockholm 1801, 2. Aufl. 1814, u. A. — 2) Guſtav Abraham von, ſchwed. Gelehrter, 1772 geboren, Rektor des Gymnaſiums zu Linköping, Pfarrer, königl. ſchwed. Kanzleirath und Hiſtoriograph. Er war bei dem Ausſchuß 1812 und als Mitglied des Ritterſtandes ein eifriger Beförderer des Unterrichtsweſens. † zu Söderköping 1824. Schrieb: Geſchichte Schwedens, Stockh. 1805; — Geſchichte der Verhältniſſe zwiſchen Norwegen und Schweden, daſ. 1822 f., 2 Thle. — Gab heraus: Journal der ſchwed. Literatur, daſ. 1795 —97; — Vermiſchte Abhandlungen über Gegenſtände der freien Künſte, daſ. 1808; — überſetzte die Corinna der Mad. Staël.

Silge (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Selinum *L.*

Silges (Geogr.), kurheſſ. Dorf, Prov. Fulda. Kreis und Amt Hünfeld; 300 Einw.

Silges (Waarenk.), ein weißer ſpaniſcher Wein in Katalonien, der zwiſchen Tarragona u. Barcelona wächſt und aus dem letztern Haſen verſchickt wird.

Silhac, franz. Dorf, Dep. Ardèche, Bez. Tournon; 1530 Einw.

Silhet (Sirihat), brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſch. und Prov. Bengalen, Hauptort des gleichnam. Diſtrikts, der öſtlich vom Brahmaputra, an der Nordoſt-Grenze von Bengalen liegt. Er iſt ſehr ungeſund, und beſonders wüthete hier die Cholera; Produkte ſind Reis, Holz, Pfeffer ꝛc. Der Diſtrikt hat einen Flächenraum von 133 □ Meilen und 500,000 Einw., darunter Kookies. Hier noch die Stadt Laur, mit Salzhandel u. großen Kalkbrüchen, hinreichend für ganz Bengalen.

Silhouette (Geogr.), eine der Mahe-Inſeln, nordweſtlich von Mahe; 140 Einw.

Silhouette (Biogr.), Etienne de, franz. Finanzminiſter, 1709 zu Limoges geboren, ward von ſeinem Vater, einem Beamten, frühzeitig für das Adminiſtrativfach beſtimmt, bereiſte zu dieſem Zweck den Süden von Europa und England, wo er das engliſche Staatsſyſtem ſtudirte, das er auf Frankreich überzutragen beſchloß. Nach ſeiner Rückkehr ward er Parlamentsrath zu Metz, dann Maître des requêtes zu Paris u. bald Kanzler beim Herzog von Orleans, dem Sohne des Regenten. Er war einer der Kommiſſäre, die die Grenzen Englands und Frankreichs nach dem Frieden von 1748 in Akadien zu ordnen hatten, dann einer der königl. Kommiſſäre bei der indiſchen Kompagnie, auf welchem Poſten er die Grundſätze der Finanzwiſſenſchaft zuerſt zur Anwendung brachte. Deshalb unter die Kandidaten zur Generalkontrole geſtellt, ward er hauptſächlich durch den Einfluß der Pompadour 1757 Generalkontroleur. In dieſer Eigenſchaft ſtellte er manche Mißbräuche in der Verwaltung ab und verſchaffte ſo dem Staate innerhalb 24 Stunden 72 Millionen Franken, ohne eine neue Auflage. Damit aber noch nicht zufrieden, beeilte er ſich, das engliſche Finanzſyſtem in Frankreich einzuführen u. zwang alle Großen, nach Ludwigs XV. Vorgang, ihr Silber in die Münze zu ſchicken. Dieſe Maßregeln erbitterten natürlich alle Großen u. das Parlament, welches letztere ſich weigerte, ein königl. Edikt einzuregiſtriren. S. ſah ſich endlich genöthigt, nach 8 Monaten ſein Miniſterium niederzulegen und ſich auf ſein Landgut nach Brie ſur Marne zurückzuziehen, wo er 1767 †. Schrieb: Idée générale du gouvernement chinois, Paris 1729, 4., daſ. 1731, 12.; — Dissertation sur l'union de la religion et de la politique, daſ. 1742; — Voyage de France, d'Espagne, de Portugal et de l'Italie, daſ. 1700; mehre Ueberſetzungen aus dem Engliſchen.

Silhouette (Mal.), das Schattenbild eines Menſchen, wenn der Umriß deſſelben mit ſchwarzer Farbe ausgefüllt iſt, in welche die innern Linien mit weißen Strichen leicht hinein gezeichnet zu werden pflegen. Der Name rührt von dem franz. Finanzminiſter Etienne de Silhouette her, der ſich um 1757 durch ſeine Finanzmaßregeln ſo verhaßt machte, daß man ihn überall lächerlich zu machen ſuchte u. namentlich alles ärmlich Ausſehende à la Silhouette nannte, womit denn auch die Schattenbilder, die damals in Paris Mode waren, als armſelig erſcheinende Porträts, bezeichnet wurden. Die ganze Kunſt des Silhouettirens beſteht darin, die äußeren Umriſſe ganz genau wiederzugeben, was um ſo ſchwieriger iſt, je harmoniſcher die Züge der abzubildenden Perſon verſchmolzen ſind, wogegen ſtark markirte Züge ſich vorzugsweiſe zur S. eignen. Am treueſten werden die S.n, wenn man ſie nicht aus freier Hand zeichnet oder ſchneidet, ſondern dem wirklichen, durch Kerzenlicht geworfenen Schattenriß nachſchreibt und ihn nachher mittelſt des Storchſchnabels verkleinert. Auch der Camera obscura hat man ſich in neuerer Zeit zu dieſem Zweck bedient. In künſtleriſcher Hinſicht iſt die S. ohne Bedeutung, doch iſt ſie für den Phyſiognomiker anziehend und gewährt den Vortheil, daß man durch ſie

ſchnell ein ſprechend ähnliches Bildniß erhalten kann. Eine korinthiſche Jungfrau, die Tochter des Töpfers u. Erdbildners Dibutades, ſoll um 776 v. Chr. die Schattenmalerei, die Vorläuferin der Malerei, erfunden haben, indem ſie den auf die Wand fallenden Schatten ihres Geliebten mit einer Linie umſchrieb. Aus dieſen erſten Linearverſuchen, die man Skiagraphie nannte, entſtanden, indem man die Umriſſe mit Farbe ausfüllte, die Monochromen, als deren Erfinder Crates von Sicyon, Philocles aus Aegypten und Cleanthes aus Korinth genannt werden. Die etruriſchen Vaſengemälde legen noch Zeugniß ab, wie beliebt die Schattenbilder bei den Alten waren und wie zart und ſchön ſie dieſelben auszuführen verſtanden.

Silhouette (Waarenk.), gemiſchtes, leinwandartig gewebtes Zeuch mit baumwollner Kette und leinenem Einſchuß von verſchiedener Farbe, ſo daß das Gewebe ein ſchillerndes Anſehen erhält; mehre niederländiſche und franzöſiſche Manufakturen, namentlich Tournay und Rouen, lieferten ehedem dieſen Zeuch, ½ bis ⁵/₈ Stab breit.

Sili (a. Geogr.), Völkerſchaft Aethiopiens, die ſich der Hörner der Oryges als Waffen bediente (Strabo XVI, S. 772).

Silia Gens, ſ. Silius.

Silias, Stadt, ſ. v. a. Silla.

Silicarii (röm. Ant.), 1) Leute, welche mit Kieſelſteinen zum Bauen handelten; — 2) Leute, die bei den Waſſerleitungen angeſtellt waren, um für die nöthigen Reparaturen zu ſorgen.

Silicate of Iron, anhydrous (engl., Min.), nach Thomſon, ſ. v. a. kieſelreiches Eiſenerz (ſ. d.).

Silicate of Manganese (engl., Min.), nach Thomſon, ſ. v. a. Franklinit (ſ. d.).

Silicate of Manganese, ferruginous (engl., Min.), nach Thomſon, ſ. v. a. Trooſtit (ſ. d.).

Silice (a. Geogr.), Stadt in Libya Interior (Ptol. IV, 6, 29).

Silicea (lat.), 1) (Chem.), ſ. v. a. Kieſelerde; — 2) (Med.), in der Homöopathie vorzügliches antipſoriſches Heilmittel, beſonders gegen Geſchwüre mit gutartigem oder bösartigem Eiter und gegen Flechten gebraucht. Wird aus Bergkryſtall bereitet, der nach mehrmaligem Glühen und Ablöſchen in kaltem Waſſer zerkleinert wird, oder auch aus reinem weißen Sande, welcher mit Eſſig gewaſchen, dann mit Natrum gemiſcht, geſchmolzen und wenn alles Abbrauſen vorüber iſt, auf eine Marmorplatte gegoſſen wird. Das ſo entſtandene kryſtallhelle Glas wird nun in gläſerne Gefäße mit der vierfachen Menge Waſſer übergoſſen, die nun von ſelbſt zu Boden fallende Kieſelerde wird entlaugt und getrocknet; ein Gran davon wird zur millionfachen Pulververdünnung gebracht, aber dann mit Weingeiſt die Potenzirung fortgeſetzt.

Silicense Flumen (a. Geogr.), Fluß in Hispania Baetica, in der Nähe von Corduba, wahrſcheinlich der Guadajoz oder ein kleiner Nebenfluß desſelben (Hirt, B. Alex. c. 57).

Siliceous Sinter (engl., Min.), ſ. v. a. Kieſeltuff (ſ. d.).

Silicernium, 1) (röm. Antiq.), das alterthümliche Leichenmahl, welches nach der Beerdigung am Grabe ſelbſt eingenommen wurde. Zu dieſem Zwecke waren nicht ſelten ſteinerne Triclinien und Tiſche in der Nähe der Grabmonumente. Auch im Hauſe des Verſtorbenen wurden große Mahle veranſtaltet. — 2) Ein Schimpfname für einen alten häßlichen Mann; — 3) Art Wurſt.

Siliceus (lat.), aus Kieſelerde beſtehend.

Silici (a. Geogr.), Völkerſchaft Meſopotamiens, zerfiel in S. montani und S. Classitae. Durch das Gebiet der letzteren floß der Lycus (Plin. VI, 26, 30).

Silicia (lat.), ſ. v. a. Kieſelerde.

Silicianae Herba (pharm. Bot.), ſ. v. a. Herba Androsaemi, ſ. Androsaemum officinale *All.*

Silicias (Chem.), ein Silikat.

Silicide (Min.), nach Naumann, 3. Klaſſe der Mineralien mit den Gruppen der a) nicht metalliſchen S., b) der amphoteren S., c) der metalliſchen S.

Silicides (franz., Min.), nach Beudant und Ampère, Familie der Gazolyte oder Metalloide.

Silicidiens (franz., Min.), nach Necker, die 3. Ordnung der erſten Diviſion (Alysimiens) der Lithophanes.

Silico-Titaniate (Miner.), nach Berzelius, die 15. Klaſſe der oxydirten Körper.

Silicis Mons, ſ. Mons Silicis.

Silicit (Min.), nach v. Kobell, ſ. v. a. Labradorit (ſ. d.).

Silicium, ſ. v. a. Kieſel.

Silicius (Publius) Coronas, römiſcher Senator, ſtimmte in dem Gerichte, welches im J. 43 v. Chr. auf Octavians Betrieb und in Folge der Lex Pedia gegen Cäſars Mörder angeordnet wurde, allein und öffentlich für die Freiſprechung des M. Brutus und ward deshalb im Verlaufe des Jahres, nach Abſchluß des Triumvirats, auf die Proſkriptionsliſten geſetzt.

Silicula (bot. Term.), das Schötchen, eine Form der Schotenfrucht [ſ. Siliquosus 1)], welche nicht länger, oder nur zweimal bis dreimal ſo lang als breit iſt, z. B. bei Alyssum, Lepidium, Biscutella, Draba u. Lunaria.

Siliculosus (bot. Term.), ſchötchentragend: die Pflanzen der erſten Ordnung in Linné's 15. Klaſſe, Tetradynamia.

Silidolloo, Stadt, ſ. Manding.

Siligo (lat.), 1) Sommerweizen; — 2) Weizenmehl.

Silihdar (türk.), der Waffenträger und Zeugmeiſter des Sultans, das zweite der höchſten Hofämter. Er trägt bei feierlichen Aufzügen deſſen Säbel, beſorgt ſeine Waffen, bei der Tafel hat er die Geſchäfte eines Marſchalls, ſchneidet dem Sultan das Fleiſch vor, koſtet die Speiſen und Getränke u. ſ. w. — S.-Agalar, ſ. Agha.

Silikate (Min.), 1) nach Berzelius, ſ. v. a. die 15. Klaſſe der oxydirten Körper; — 2) ſ. v. a. Kieſelſpathe (ſ. d.).

Silimidi, aſiat. Fluß, Mandſchurei, Prov. He-Lonng-Kiang, entſpringt an der Grenze von Sibirien, in dem Hing-An-Gebirge, fließt ſüdweſtlich und mündet in den Tchikiri, links.

Silinen, ſchweiz. Pfarrdorf, Kant. Uri, in einem Nußbaumwalde; 1500 Einw.

Si-Ling, aſiat. Stadt, China, Prov. Kuang-Si, weſtlich von Se-Tſchin.

Silings (a. Geogr.), Völkerſchaft Germaniens, ſüdlich von den Semnonen zwiſchen dem weſtlichen Abhang des Mons Asciburgius und dem Fluſſe Albis. Palacky (Geſchichte Böhmens I, S. 68) meint, aus dem Namen der S. ſey durch Umwandlung Silezi, Slezi geworden.

Siliniez (ſlav. Myth.), Waldgott der Polen, dem das Moos heilig war und auf deſſen Altae nur Feuer von Moos brannte.

Silinodin, oſtind. Staat, Inſel Celebes, in der Mitte derſelben, an der Tominibai; Stadt Pariggy (Peiggy), gehört den Holländeen. In der Nähe noch der Staat Wadju (Wadjo), im Innern, angeblich von einem freien Volke bewohnt, das unter vielen Häuptlingen ſteht. Einer dieſer Häuptlinge hat die Oberaufſicht in weltlichen, ein andererin Kriegsangelegenheiten. Die Einwohner ſollen im Beſitz meheer Kunſtfeetigkeiten, ſanft und redlich im Verkehr ſeyn. Der Handel wird angeblich bis nach Hinterindien und Neuholland betrieben. Den Weibern gewährt man einen bedeutenden Antheil an den Regierungsgeſchäften.

Siliqua (röm. Ant.), wahrſcheinlich die kleinſte Eintheilung des römiſchen Pfundes. Das Pfund enthielt 1728 Siliquae, von denen 6 auf einen Skrupel gingen. Der Obolus, welchee einem halben Skrupel gleich kam, beſtand alſo aus 3 Siliquae.

Siliqua (Geogr.), ital. Dorf, Inſel Sardinien, nordweſtlich von Cagliari, links am Sirerris; 1290 Einw.

Siliqua (bot. Term.), die Schote, eine Form der Schotenfrucht [ſ. Siliqnosus 1)], welche wenigſtens viermal, gewöhnlich aber noch vielmal länger als breit iſt, z. B. bei Sinapis, Braſſica, Cheiranthus und Cardamine.

Siliquae arabicae s. indicae (pharm. Boe.), ſ. v. a. Tamaeinden (ſ. d.).

Siliquae dulces s. edules (pharm. Bot.), ſ. v. a. Johannisbrod, ſ. Ceratonia Siliqua *L.*

Siliquaeformis (bot. Teem.), ſchotenförmig, einee Schotenfrucht (ſ. Siliquosns) ähnlich, wobei aber die Scheidewand auch fehlen kann, z. B. die Kapſel bei Chelidonium, Glaucium und Corydalis. Wird von Früchten ſolcher Pflanzen gebraucht, die nicht zue Familie dee Kreuzblüthigen gehören; doch werden ſolche Früchte bisweilen auch geradezu als Schote (Siliqna) und Schötchen (Silicula) beſchrieben.

Siliquae hirsutae (phaem. Bot.), ſ. Mucuna pruriens u. nrens *Dec.*

Siliqua purgatrix (pharm. Bot.), ſ. v. a. Röhrenkaſſie, ſ. Cassia Fistuia *L.*

Siliquaria (Mollusk.), nach Bruguieres, Schlangenröhre, Gattung der Gasteropoda Tubulibranchia *Cuv.*, der Oedn. der ſchneckenartigen Kracken und der Zunft der Walzenkracken nach Oken, bei Linné unter Serpnia in der Klaſſe der Anneliden. Charakter: Dee Gattung Vermetns *Adans.* (ſ. d.) ähnlich, nur daß die Schale ihrer ganzen Länge nach eine Spalte hat, die einer ähnlichen Spalte des Mantels entſpricht, welche die Kiemenhöhle bedeckt. Längs der einen Seite dieſer Spalte hängt ein Kiemenkamm, der aus einer Menge zertheilter, röhriger Blättchen beſteht. Mehre lebende und foſſile Arten; wichtigſte der erſteeen: 1) S. anguina *Brug.*, Serpuia angnina *L.* Schale rund, glatt, quergeſtreift, längs gefurcht; die ſpiralgedrehten jüngſten Umgänge berühren faſt einander; weißlich; in Indien. Foſſil in Italien. Sie iſt auch foſſil aus den Tertiär- (Tegel- u. Subapenninen-) Gebilden von Bordeaux, Dep. Toueaine, Piacenza, Sicilien, Rhodus, Iſchia bekannt. Born, Mus., 18, F. 15. — 2) S. muricata *Brug.* Röhrig zuſammengedeeht und unregelmäßig der Länge nach gerippt; die Rippen von gewölbten Schuppenreihen rauh. Röthlichweiß; variirt auch violetroth, mit ganz kleinen Schuppen. Born, Mns., 18, F. 16; — Rumph, Mus., XLI, F. H.

Siliquaria (Bot.), 1) nach Forskal, Pflanzengatt. Art: S. glandulosa *Forsk.*, ſ. v. a. Cleome arabica *L.* — 2) Nach Gray, Algengatt., ſ. v. a. Halidrys *Lyngb.*

Siliquaſtrum (Bot.), nach Adanſon, Pflanzengattung. Arten unter Cercis.

Siliquaticum (röm. Ant.), eine Steuer, welche auf die zum Verkauf gebrachten Waaren gelegt wae und die von dem Weeth eines Solidus (ſ. d.) eine Siliqna (ſ. d.) betrug, wovon Käufer und Verkäuſer jeder die Hälfte bezahlte. Dieſe Steuee war durch Theodoſius und Valentinianus zur Bereicherung des Schatzes eingeführt, ſpäter aber für Getreide, Wein und Oel aufgehoben.

Siliquosus (bot. Term.), 1) ſchotenartig: Fructus siliqnosus, die Schotenfeucht, eine aus zwei Fruchtblättern od. Karpellen gebildete, meiſt mit einer Scheidewand verſehene, alſo zweifächerige Feucht, welche gewöhnlich an ihren beiden Nähten die Samen trägt und mit Zeurücklaſſung dieſee Nähte und der Scheidewand in zwei Klappen aufſpringt. Die Schotenfrucht wird den kreuzblüthigen Pflanzen (Cruciferae) zugeſchrieben, deren Feucht dann untee allen Abweichungen den Namen „Schote (Siliqua)“ und „Schötchen (Silicula)“ führt. — 2) Schotentragend: die Pflanzen der zweiten Oednung in Linné's 15. Klaſſe, Tetradynamia.

Silis (a. Geogr.), 1) der bedeutendſte Fluß in Venetia, der auf den tarviſaniſchen Bergen entſprang und bei Altinum ins adriatiſche Meer fiel; noch jetzt Sil oder Sille (Plin. III, 18, 22); — 2) ſ. v. a. Jaxartes; — 3) ſ. v. a. Tanais.

Silis (Entom.), nach Megerle u. Dejean, Gatt. der Coleoptera pentamera Serricornia Lampyrida *Latr.*, der Horde dee Thierfreſſer und der Zunſt der Schmarotzkäſer nach Oken, unter Lampyris *L.* Charakter: Taſter endigen in ein breitförmiges Glied; Halsſchild auf jeder Seite hinten ausgeſchnitten. Unter mehren Arten ſind zu bemerken: 1) S. rubicollis

(*Charpent.*, Hor. entom., S. 195, VI, 7. — 2) S. spinicollis *Meg.* Hat am Halsſchilde ein kleines, lederartiges Anhängſel.

Siliſtria (Geogr.), 1) europ.-türk. Sandſchak, **Bulgarien**, umfaßt das ganze öſtliche Bulgarien, von den Donaumündungen, am ſchwarzen Meer herab bis zum Buſen von Burgas. Das Land wird im Norden durch den Sirath und die Donau gegen die Moldau und Beſſarabien, im Oſten durch das ſchwarze Meer, im Süden durch die Sandſchaks Kirkkiliſſa und Tſchirmon, im Weſten durch das Sandſchak Ruſtſchuk und die Walachei begrenzt. Der nördliche Theil iſt wellenförmig, theilweiſe ſumpfig, der ſüdliche gebirgig, durch Verzweigungen des Balkan-Gebirges, welches durch den **Emineh-Dagh** und **Kap Emineh** bis an das Meer vorſpringt; der nordöſtliche Theil zwiſchen der Küſte und der Donau heißt **Dobrudſcha**, mit dem **Ramſin-See**, welcher durch mehre Ausflüſſe (**Kutſuk-Bog**, **Porteska-Bog**, **Karta-Bog**) mit dem ſchwarzen Meere in Verbindung ſteht. Außer der **Donau**, als Hauptfluß, die ſich im Norden in mehre Arme theilt und hier mehre Flüſſe aufnimmt, gibt es nur kleine **Küſtenflüſſe**, wie **Kaſintſchi**, **Mangalia**, **Kameſik** u. a., welche zum Theil aus kleinen **Küſtenſeen** ausfließen, wie **Tekirgeul-** u. **Devna-See**. Das **Klima** iſt im Süden geſünder, als im ſumpfigen nördlichen Theil. Die Einwohner ſind Bulgaren, Türken, Griechen und Juden, treiben Ackerbau und Viehzucht und verfertigen wollene Zeuche und Leinwand. — 2) (**Siliſtra**, das **Dryſter** oder **Driſtra** der Alten), Stadt daſ., 6 M. öſtl. von Toturkan, $11\frac{1}{2}$ M. nordwärts von Schumla, an der Donau, in ſehr ſchöner Lage, und zwar in dem Winkel, den die hier ſich mündende Driſtra und die Donau bilden. S. hat eine Feſtung mit einem kleinen Schloſſe, und hatte früher gegen 20,000 Einw., theils Türken, theils Bulgaren, und theils Griechen, auch viele Juden; jetzt aber nach mehrmaliger Belagerung, und nachdem die Peſt in der Stadt und Umgegend furchtbar gewüthet hat, wird die Bewohnerzahl wohl minder groß angenommen werden dürfen. Gerberei, Tuchweberei und Gartenbau ſind die hauptſächlichſten Nahrungszweige der Bewohner; die Flußſchifffahrt auf der Donau vernachläſſigen ſie — **Geſchichtliches**. Hier ſchlugen 971 die Griechen unter Johann Zimiskes die Ruſſen unter Swiatoslaw. Im Jahre 1595 wurde S. von den Siebenbürgen erobert, 1603 von Radul Weyda überfallen und in Brand geſteckt. Die Ruſſen ſchloſſen es 1810 unter Langeron ein und nahmen es am 11. Juni auf Kapitulation. Im Jahre 1828 wurde es bis zum 10. Nov. von den Ruſſen unter Tſcherbatow belagert und bombardirt; im März 1829 wurde es abermals von den Ruſſen eingeſchloſſen und erobert.

Silitas, alter König von Aegypten.

Silitza, europ.-türk. Ort, Macedonien, Sandſchak **Koſtendil**, öſtlich von Koſtendil.

Silius, **Silia Gens**, römiſches, plebejiſches Geſchlecht, von dem bemerkenswerth ſind: 1) **Publius S. Nerva**, Proprätor v. Bithynien und Pontus (51 v. Chr.). In das Jahr 44 fällt ſeine bei den Juriſten berühmt gewordene Erbſchaftsſache, in welcher er als Erbe der Turpilia den Prätor um das Interdikt Quorum bonorum angehen wollte, und nun bei den Juriſten ſich befragte, ob er ohne Gefahr mit den Inteſtaterben, welche ſeine Anſprüche bekämpften, eine Sponsio nach jenem Interdikte eingehen dürfe. Vergl. **Huſchke**, De causa Siliana, Roſtock 1824. — 2) **Aulus S.**, Freund des Atticus und Cicero, mit welchem der letztere im J. 45 v. Chr. durch Atticus und Sicca über den Ankauf eines Gartens unterhandelte. — 3) **Marcus S.**, einer der Verſchworenen gegen den Prätor G. Caſſius Longinus im jenſeitigen Spanien (48 v. Chr.), machte ſich aber durch Geld von der Strafe frei. — 4) **Publius S. Nerva**, Konſul unter Octavian (20 v. Chr.), beſiegte im J. 16 die Alpenvölkerſchaften der Cammunier und Venier und darauf die Pannonier und Noriker; nach Vell. II, 90 verwaltete er auch die Provinz Hiſpanien. — 5) **Aulus Licinius Nerva Silianus**, Sohn des Publius S., Konſul im J. 7 n. Chr., als Bürger und Feldherr ſehr gerühmt, Freund des Auguſt; ſtarb ſehr früh. — 6) **Cajus S.**, wahrſcheinlich dritter Sohn von S. 4), Konſul im J. 13 n. Chr.; wurde nach dem Ablauf ſeines Konſulats als Legat in das obere Germanien geſandt, wo er 7 Jahre lang ein bedeutendes Heer befehligte, hielt nach dem Tode des Auguſtus die bei den germaniſchen Legionen ausbrechende Meuterei bei dem von ihm befehligten Heere nieder (14 n. Chr.), und nahm in demſelben Jahre an dem Feldzug des Germanicus Theil, wofür er im folgenden Jahre mit den triumphaliſchen Ehrenzeichen belohnt wurde. Auch im J. 16 n. Chr. kämpfte er unter Germanicus und mußte in dieſem Jahre zweimal in das Land der Chatten einfallen. Im J. 21 erwarb er ſich das Hauptverdienſt bei Unterdrückung der von Florus und Sacrovir unter den Belgiern und Galliern angeſtifteten Verſchwörung, zog ſich aber durch dieſes Verdienſt und durch die Freundſchaft, in der er zu Germanicus geſtanden hatte, den Haß und die Verfolgung des Tiber und Sejan zu und ward im J. 24 angeklagt, daß er den Krieg gegen Sacrovir abſichtlich längere Zeit verheimlicht und den Sieg durch Habſucht befleckt habe. Aus der Anklage wurde bald ein Majeſtätsverbrechen herausgedeutet und S. dadurch getrieben, durch freiwilligen Tod der Verurtheilung zu entgehen. — 7) **Cajus S.**, Sohn des Vorigen, durch ſeine Schönheit ausgezeichnet, ward von der Meſſalina genöthigt, ſeine Gattin Junia Silana zu entlaſſen und ſich öffentlich mit ihr zu vermählen. Ihr Gemahl Claudius, der Kaiſer, erſt durch Narciſſus davon unterrichtet, eilte von Oſtia nach Rom, um den S. und deſſen Genoſſen und ſodann die Meſſalina ſelbſt dem Tode zu überliefern. — 8) **Silia**, Genoſſin der Lüſte des Nero und Vertraute des Petronius, im J. 66 n. Chr. von Nero verbannt. — 9) (röm. Liter.), **S. Italicus**, epiſcher Dichter Roms, aus angeſehener Familie ſtammend, in der Beredſamkeit nach Cicero, in der Poeſie

nach Virgil gebildet, war im J. 68 n. Chr. Konſul und erhielt darauf die Verwaltung der Provinz Aſien, zog ſich aber nachher auf ſeine Landgüter zurück, um ſich mit Wiſſenſchaft und Dichtkunſt zu beſchäftigen. Im J. 100 n. Chr. endigte er, 75 Jahre alt, ſein Leben durch freiwilligen Tod. Wir haben von ihm noch ein aus 18 Büchern beſtehendes größeres Gedicht, Punica, eine poetiſche Darſtellung des zweiten puniſchen Kriegs nach Livius und Polybius. Das gelehrte Studium des Dichters tritt beſonders in den hiſtoriſchen, geographiſchen und mythologiſchen Schilderungen hervor. Das Gedicht ſelbſt, von den Zeitgenoſſen mit Beifall aufgenommen, ſcheint bald in Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn, und im Mittelalter war jede Spur deſſelben verſchwunden, ſo daß es Petrarca durch ſein Epos Africa erſetzen zu müſſen glaubte. Da fand es endlich bei Gelegenheit des Konciliums zu Konſtanz Nic. Poggi wieder auf und brachte es nach Italien, worauf ſpäter Carrio aus einer alten kölner Handſchrift daſſelbe vervollſtändigte. Die erſte Ausgabe erſchien Rom 1471, Fol., dann folgte die Venetianer 1483. Beſſere Ausgaben lieferten Dan. Heinſius, Leyden 1600; — Ch. Cellarius, Leipz. 1791; — Drakenborch, Utrecht 1717; — Erneſti, Leipz. 1791; — Ruperti, Götting. 1795. — 10) S. Meſſala, Konſul 193 n. Chr., unter Heliogabalus hingerichtet.

Silivri, europ.-türk. Stadt, Rumelien, weſtlich von Konſtantinopel, am Marmara-Meer, das hier Sümpfe gebildet hat, über die eine ſchöne Steinbrücke von 32 Bogen führt; Hafen, Handel; 5000 Einw.

Silixen, lippe'ſches Dorf, Lippe-Detmold, Amt Barenholz; am Lachsbache; 670 Einw.

Siljan, ſchwed. beträchtl. Binnenſee, Län Falun (Stora-Kopparberg), von der Oſt-Dalelf durchfloſſen, 521' über d. M., nordweſtlich von Falun, 5 Meilen lang, 2 M. breit, $8\frac{1}{3}$ (3) □M. im Spiegel haltend, hat viele Inſeln, darunter Solleröe.

Siljanfors, ſchwed. beträchtl. Eiſenhammerwerk, Falun-Län, mit 6 Herden (jährlich 2673 Schiffpfd. Schmiedeiſen).

Siljas, ſpan. Ort, Katalonien, ſüdweſtlich von Barcelona, an der Küſte.

Siljowa, europ.-türk. Ort, große Walachei, Jalomitza, nordweſtl. von Slobosia, im weſtl. Theile der Provinz.

Silkcotton, die Samenwolle des in Oſtindien und Amerika wachſenden Wollbaums.

Silkeen (engl.), eine Gattung ſchmal gerippter Mancheſter von ſeidenartigem Anſehen, auf farbigem Grund, bunt gedruckt, auf den engliſchen Manufakturen, $\frac{3}{4}$ Yards breit, 30 — 36 Yards lang; einfarbig und ungedruckt heißt das Zeuch Etock-cords oder Katokeen. In den deutſchen Manufakturen wurde dieſes Zeuch unter dem allgemeinen Namen Thikset gemacht.

Silkerode, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Erfurt, Kr. Worbis; 660 Einw.

Silki, ruſſ. Ort, Gouv. Twer, weſtlich von Stariza, an der Wolga.

Silk-Nankeens (engl.), halbſeidener Nankin, buntgeſtreift, in verſchiedenen Muſtern, aus Mancheſter, $22\frac{1}{2}$ engl. Zoll breit; die Streifen ſind von Seide atlasartig, der Grund von Baumwolle geköpert; es war einſt ein beliebtes Sommerzeuch, das auch in mehren deutſchen und franzöſiſchen Manufakturen gemacht wurde.

Silkote (Sealkote), oſtind. Stadt und Feſtung, Lahore, nordöſtlich von Lahore, links am Tſchenab.

Silkow (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe: 1) (Groß-S.); 160 Einw.; — 2) (Klein-S.); 270 Einw.; — 3) (Wendiſch-S. oder Selchow), an der Lupow; 160 Einw.

Silkſtone, brit. Kirchſpiel, England, Weſt-Riding der Grafſch. York, ſüdöſtlich von Halifax; Handel mit Steinkohlen; 15,500 Einw.

Sill, Fluß, ſ. Inn.

Silla (grönl. Myth.), der eigentliche höchſte Gott der Grönländer, erweckt die Todten zum ewigen Leben und iſt von den Menſchen als das höchſt unbegreifliche Weſen verehrt. Der Name bedeutet: „Der dort oben". Er iſt gnädig oder zornig gegen die Menſchen geſtimmt, je nachdem ſie gut oder böſe ſind.

Silla (a. Geogr.), 1) Fluß in Aſſyrien, der die Stadt Artemita durchfließt; jetzt Diala; — 2) Ort von ungewiſſer Lage, vielleicht bei Jeruſalem. Joas, König von Juda, wurde hier ermordet.

Silla (n. Geogr.), 1) ſpan. Flecken, ſüdlich von Valencia, weſtlich am Albufera-See; 2350 Einw.; — 2) afrik. Stadt, Nigritien, Königr. Bambarra, nordöſtlich von Sego, an einem Arm des Djoliba; — 3) S.-de-Caracas, ſüdamerik. Pik, Venezuela, Prov. Caracas, 1350 Toiſen über dem Meere.

Sillabar (Cellabar), oſtind. Hafenſtadt, Sumatra, ſüdöſtlich von Benkulen, auf der Südweſtküſte; der Hafen iſt gut und ſicher.

Sillabub (Sillibub), ein engl. Getränk für den Sommer. a) $\frac{1}{2}$ Flaſche Rhein- oder Franzwein mit halb ſo viel Sekt und 2 Weingläſern ſüßem Milchrahm in einen Porzellannapf gethan, gerührt und gequirlt und während deſſen der Saft von einigen Citronen und Zucker, auf welchem Citronenſchale abgerieben iſt, hinzugefügt. Je mehr die Maſſe zu Schaum geſchlagen wird, deſto beſſer ſchmeckt ſie, und gewährt, in Gläſer gefüllt, in heißen Tagen eine angenehme, geſunde Kühlung. b) 1 Quart ſüße Sahne, $\frac{1}{2}$ Quart weißer Franzwein, 5 Loth Zucker, den Saft von 3 Citronen, deren Schalen zuvor auf Zucker abgerieben ſind, welchen man geſtoßen dem Ganzen zuſetzt; dieſe ganze Maſſe in einem reinen Topf mit einem Schneebeſen oder Quirl zu Schaum geſchlagen, und den Schaum während des Schlagens in Gläſer oder Taſſen abgefüllt, bis die ganze Maſſe in Schaum verwandelt iſt.

Sillänger, ſchwed. Ort, Weſter-Norrland, weſtlich von Sundsval.

Sillagikſartok (grönl. Myth.), mächtiger Götze der Grönländer, wohnt auf den Eisfeldern und veranlaßt die Stürme.

Sillago (Ichthyol.), nach Cuvier, Schnabelbarſch, Gatt. der Acanthopterygii Per-

coldel Cuv., der Ordn. der Bruſtfloſſer und der Zunft der Bärſche nach Oken. Charakter: Haben nur Bürſtenzähne in einem kleinen Maul an einer ſpitzigen Schnauze, einen gezähnelten Vorderdeckel und einen kleinen Stachel am Dek-kel; 6 Kiemenſtrahlen; 2 zuſammenſtoßende Rückenfloſſen mit dünnen Strahlen in der vordern; Schuppen mäßig. Fiſche des oſtindiſchen Meeres, die wegen ihres angenehmen Geſchmacks und ihres leicht verdaulichen Fleiſches ſehr geſchätzt werden; bekannteſte Arten: 1) S. domina Cuv., le Pèche Madame de Pondichery. Bräunlich, Bauch ſilberig, ausgezeichnet durch den erſten Strahl der Rückenfloſſe, der in einen Faden ſo lang, als der Körper entwikkelt iſt. — 2) S. acuta Cuv., le Pèche bicout, engl. Sorring, Whiting, Sciaena malabarica *Bl.*, Schneider, 19. Braungelb, 1—3 Fuß lang. — 3) S. maculata *Quoy et Gaim.*; Freyc., Voyage. Zool., T. 3, F. 3.

Sillah=Miou, hinterind. große Stadt, Birma, Mramna, ſüdweſtlich von Aoa, öſtlich am Irawaddy; Weberei von Seidenzeuchen, die ſich durch lebhafte Farben auszeichnen. Die rohe Seide wird aus China eingeführt.

Sillamew, Stadt, ſ. v. a. Sillah=Miou.

Sillam Imuna (grönl. Myth.), ſ. v. a. Silla.

Silland, hannöv. Ortſchaft, Landdr. Aurich, Oſtfriesland, Amt Aurich; 24 Häuſer.

Sillans (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Iſère, Bez. St.=Marcellin; Gerberei und Lederbereitung; 1020 Einw.; — 2) Dorf daſ., Depart. Var, Bez. Brignolle, rechts an der Bresque; Baumwollſpinnerei; 520 Einw.

Sillas (Geſch.), ſ. Ellas.

Sillas (Geogr.), Fluß, ſ. v. a. Delas.

Sillax, Maler aus Rhegium, welcher von Simonides und Epicharmus erwähnt wird und etwa 500 Jahre v. Chr. Geburt lebte.

Sillay=Miou, hinterind. Stadt, Birma, Mramna, links am Irawaddy, ſüdweſtlich von Pagahm=Miou.

Sille, 1) (Vogelf.), ſ. v. a. Läuferzug; — 2) eine Waſſerleitung, ein Graben zum Abwäſſern.

Sillebar, Stadt, ſ. v. a. Sillabar.

Sillefjord, norweg. Kirchſp., Bradsbergamt, nordweſtlich an einem See, der ſüdöſtlich in die Nord=See abfließt; 2500 Einw.

Sillein, ungar. Flecken, trentſchiner Geſpannſchaft, links an der Waag; mehre Kirchen, Franziskaner=Kloſter, Getreidebau, vorzügliches Bier, Handel mit Wein, Leinwand u. ſ. w.; 2410 Einw.

Sillé=le=Guillaume, franz. Flecken und Hauptort, Depart. Sarthe, an den Quellen der Vègre; Fabriken für Leinwand, Bleichen, Spitzenklöppelei, Meſſerſchmiede, Gerberei, Handel mit Getreide, Vieh, Hanf, Garn, Federn, Wolle, Honig, Wein; 3050 Einw. In der Nähe Eiſengruben und Eiſenhämmer.

Sillen (σίλλοι, griech. Lit.), ein beſonderer Zweig der griech. Poeſie, obwohl der Ausdruck nicht vor Timon dem Phliaſier (ſ. d.) vorkommt. Es gibt verſchiedene Etymologien des Wortes; die beſte Erklärung ſcheint die zu ſeyn, daß es ſo viel iſt als ἴλλος, verdrehtes Auge, als Ausdruck höhniſchen Spottes, dann der Spott ſelbſt, wie denn auch die S. des Timon Spottgedichte (auf die Philoſophen Griechenlands) waren. Mit der jambiſchen Poeſie, z. B. des Archilochus, haben die S. eine gewiſſe innere Verwandtſchaft, aber keinen geſchichtlichen Zuſammenhang. Wegen der Aehnlichkeit des Inhalts braucht man den Namen auch von Dichtungen des Xenophanes, welche gegen Homer und Heſiod gerichtet waren; da aber Xenophanes viel früher iſt, als Timon, ſo kann er nicht als Sillograph (Sillendichter) bezeichnet werden. Von den S. des Timon haben ſich noch einige Bruchſtücke einzelner Verſe erhalten. Vgl. Langheinrich, Ueber die S. der Griechen, Leipzig 1720; — Wölke, Warſchau 1820; — Fr. Paul, Dissert. de Sillis Graecorum, Berlin 1821.

Sillenbuch, würtemb. Dorf, Neckarkreis, Oberamt Kannſtadt; 380 Einw.

Sillens, oldenb. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Burhave; 250 Einw.

Sillenſtede (nördl. Theil), oldenb. Dorf, Kr. und Amt Jever; 2 Pfarreien; 520 Einw.

Siller, Mathias, Maler, blühte um 1750 — 70 in Salzburg, malte ſchöne Architekturbilder.

Silleros (ſpan.), Laſtträger.

Sillery (Geogr.), franz. Dorf, Depart. Marne, Bez. Rheims, links an der Vesle; vorzügl. Champagner=Wein, Woll= und Baumwollzeuchfabrik; 460 Einw.

Sillery (Biogr.), Marquiſe de, ſ. Genlis.

Silleyro, ſpan. Vorgebirg, Galicien, nördlich von der portug. Grenze, an der Weſtküſte.

Sillge, preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Weſt=Priegnitz, an der Löcknitz; 130 Einw.

Sillginnen, preuß. Gut und Waldhaus, Prov. Preußen (Oſt=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Gerdauen; 190 Einw.

Silli, vorderind. Ort, Kalkutta, ſüdöſtlich von Ramgur.

Sillian (Geogr.), 1) öſterr. Landgericht, Tyrol, Kr. Bruneck, umfaßt einen Flächenraum von 18 Gemeinden und gegen 10,400 Einw.; — 2) Marktflecken daſ., am linken Ufer der Drau, Sitz des Landgerichtes, mit Unterförſterei, Poſt, Pfarrkirche und 7 Jahrmärkten, Handſchuhfabrik; 580 Einw.; — 3) ſchwed. See, ſ. v. a. Siljan.

Sillianerberg, öſterr., zerſtreute Höfe, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Sillian; 250 Einw.; bilden mit Schittenhaus eine Gemeinde.

Sillibubs, ſ. Sillabub.

Sillig (Biogr.), 1) Johann Gottfried, proteſt. Geiſtlicher, geb. am 13. Aug. 1734 zu Waldheim in Sachſen, beſuchte die Fürſtenſchule zu Meißen, worauf er 6 Jahre lang in Leipzig Theologie ſtudirte. Hier hatte er ſich beſonders Cruſius angeſchloſſen und urſprünglich die Abſicht gehabt, ſich dem akademiſchen Lehramte zu widmen. Da erhielt er 1762 einen unerwarteten Ruf als Diakonus nach Döbeln, dem er Folge leiſtete. Schon in Leipzig hatte er die kleine exegetiſche Schrift: Triga regula-

rum criticarum, quae multis Veteris Testamenti locia varie vellicatis prodesse posse videntur, Leipzig 1762, 4., drucken laſſen. Nachdem er einige Zeit im Amte war, trat er anonym mit der deutſchen Schrift auf: „Warum mangelt es bei dem täglichen Wachsthum der Wiſſenſchaft gleichwohl noch ſo ſehr an guten Predigern?“ Leipzig 1771. Im nächſten Jahre ſchilderte er die Geſchichte eines aus Döbeln gebürtigen Tuchmachergeſellen, der in holl. Dienſten nach Surinam gegangen war, dort durch eine Heirath ſein Glück gemacht hatte, 1771 nach Döbeln zurückkam und den erworbenen Reichthum mit Großmuth verwaltete, in der Schrift: „Zuverläſſiger Briefwechſel über die merkwürdige Geſchichte eines zweiten Joſephs, in der Perſon des ſächſ. Amerikaners, welcher bisher in Döbeln geweſen iſt“, Amſterdam 1772, 4 Stücke. Größeres Aufſehen machte in weiten Kreiſen eine Predigt, die er nach der großen Hungersnoth von 1771—72 hielt und worin er die Behauptung vortrug, daß Alle, welche durch die Hungersnoth an ihrer Geſundheit gelitten, oder das Leben verloren hätten, ſehr große Sünder geweſen ſeyn müßten, da den Frommen Schutz in der Theurung verſprochen ſey und allgemeine Landplagen in der Bibel ſtets für Strafen der Sünde ausgegeben würden. Dieſe Predigt, die unter dem Titel erſchien: „Drei wichtige Fragen an die Geiſter ſeiner Zeit“, Leipz. 1772, rief nicht weniger, als 12, zum Theil ſehr heftige Gegenſchriften hervor. Er lebte nun wieder einige Zeit nach außen ruhig, doch in ſeinem Kreiſe, beſonders auf die untern Stände, überaus wirkſam, mit bedeutenden Männern des In- und Auslandes in Verbindung. Wie er in den Jahren 1772, 1778 und 1781 eine neue Ueberſetzung der drei erſten Evangelien herausgegeben hatte, ſo ſtellte er ſeine Grundſätze über Erziehung in folgenden Schriften zuſammen: „Ueber ein allgemeines, für alle Nationen brauchbares Mittel, gleich von den erſten Jahren ihres Lebens an Menſchen abſolut gehorſam und tugendhaft zu erziehen“, Frankfurt und Leipzig 1781, und „Erziehung, ganz allein Sache des Staats, exceptis excipiendis, ſonſt wird Nichts daraus“, daſ. 1782. Die erſte Schrift war ein eifriger Kommentar über die Worte Salomons und Sirachs: „Wer ſein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthe und züchtiget es bald“, in der zweiten Schrift wünſcht S. ein eigenes Edukationskollegium für jedes Land und jede Provinz, eine militäriſche Einrichtung bei dem Schulweſen, eine allgemeine Schulkaſſe, eine allgemeine Schulmethode, gleiches Recht aller Unterthanen von jedem Stande, zur Erziehung das Ihrige beizutragen, Entſcheidung des Staats, was aus den Kindern gebildet werden ſolle. Bei ſeiner gewaltigen Charakterſtärke und Willenskraft übte er einen wunderbaren Einfluß auf ſchwächere Naturen aus. Selbſt Wahnſinnige, auch wenn ſie tobſüchtig waren, bändigte er ohne Zwangsmittel, und nahm zuweilen ſolche Unglückliche in ſein Haus, um Verſuche an ihnen zu machen. Einſt wurde er zu einem jungen Bauernburſchen gerufen, den man wegen Raſerei an Ketten gelegt hatte. Er befahl, ihn loszuſchließen, hieß ihn mitgehen, und der Kranke folgte ihm wie ein Lamm in ſein Haus, wo er ihn einige Tage und Nächte auf ſeiner Stube behielt und bloß durch Worte lenkte. Als der junge Menſch S.s Haus wieder verlaſſen hatte, wurde er raſender, als zuvor. Für die Juden hegte er eine große Vorliebe und glaubte, daß ſie noch einmal eine große Rolle in der Weltgeſchichte ſpielen und eine herrſchende Nation werden würden. Eine Art tauſendjährigen Reichs hielt er nicht gar zu entfernt, erwartete aber alles Heil nicht von Menſchen, ſondern von dem widerkehrenden Chriſtus, welcher der Erde eine andere Geſtalt geben und aller Ungerechtigkeit und Bedrückung ein Ende machen werde. Als er bei Gelegenheit der Bauernunruhen während des Sommers 1790 ſich unter Anderm äußerte, als halte er dieſe Unruhen für das längſt von ihm verkündigte Strafgericht und für den Anfang der Wiederkehr Jeſu, ward er auf anonyme Denunciationen hin ſuſpendirt und nach einer 10monatlichen Unterſuchung erkannte der leipz. Schöppenſtuhl, daß S. ſeines geiſtlichen Amtes zu entſetzen, die Koſten des Prozeſſes zu tragen gehalten und mit ¼jährigem Gefängniß zu beſtrafen ſey. Die Gnade des Kurfürſten hob zwar die letztere Strafe auf und verwilligte ihm bis zu einer beſſern Verſorgung 400 Thaler jährliche Penſion; aber er überlebte die Entſcheidung nur etwa 4 Wochen und † am 22. Mai 1792 an einer heftigen Nervenkrankheit. — 2) Karl Julius, ein um die alte Literatur und Kunſt verdienter Gelehrter der neueſten Zeit, ward am 12. Mai 1801 zu Dresden geboren und widmete ſich ſeit 1819 zuerſt auf der Univerſität zu Leipzig, dann zu Göttingen mit großem Eifer den klaſſiſchen Studien. Nachdem er darauf zu Paris Materialien zur Bearbeitung einer Ausgabe des ältern Plinius geſammelt hatte, ward er nach ſeiner Rückkehr 1825 an der Kreuzſchule ſeiner Vaterſtadt angeſtellt und 1839 dritter Lehrer daſelbſt. Seine Ausgaben des Catullus (Göttingen 1824), der Carmina minora des Virgil in der Ausgabe von Wagner (4. Bd., Leipzig 1832), des „Carmen graecum de virtutibus“ in Choulants Ausgabe des Macer Floridus (Leipzig 1832) und der „Historia naturalis“ des Plinius (Leipzig 1831—36, 5 Bde.) zeugen von Fleiß und Genauigkeit. Sein „Catalogus artificum graec. et rom.“ (Dresden 1827) ward von Williams in das Engliſche überſetzt (London 1837). Er gab K. A. Böttigers „Opuscula latina“ und deſſen „Kleine Schriften archäologiſchen und antiquariſchen Inhalts“ heraus und vollendete den 2. Band der „Ideen zur Kunſtmythologie“ (Dresden 1836). Schorns Kunſtblatt und Jahns „Jahrbücher für Philologie“ enthalten viele Aufſätze und Kritiken von ihm.

Silligsdorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Regenwalde; 330 Einw.

Sillimanit (Min.), nach Bown, Aktinolith nach Breithaupt, ein cyanitartiger Amphibolit, klinorhombiſch, Grundform eine klinorhombiſche Säule von 160° 30′ und 113°, Kryſtalle lang und ſchmal; derb; ſpaltbar pa-

rallel den Abſtumpfungsflächen der ſtumpfen Seitenkanten, Bruch uneben, H. = 6—7, G. = 3,4, licht nelkenbraun, rauchgrau, perlmutterglänzend und glasglänzend, durchſcheinend oder ſtark kantendurchſcheinend, vor dem Löthrohr unſchmelzbar. Nach Bowen 54,111 Thonerde, 42,666 Kieſelerde, 1,999 Eiſenoxyd, 0,510 Waſſer. Im Quarz auf Gängen im Gneiß bei Saybrook in Connecticut.

Sillimow (Silimow, Sulimow), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Hradiſch, Herrſch. Kwaſſitz; 230 Einw.

Silling, Karl, Zeichner und Maler zu Dresden, gab mit Emilie Berrin ein „Großes Magazin für Stickerei oder Muſterſammlung für alle Arbeiten in dieſer Kunſt" heraus, 6 Hefte zu 9 Bl., 4. † 1808.

Sillingswald, kurheſſ. Waldgegend, Prov. Fulda. Kr. Hersfeld.

Sil'ium, hannöv. Dorf, Landdr. Hildesheim, Amt Wohldenburg; 500 Einw.

Sillmenau (Alt- und Neu-S.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Schleſien, R.-B. und Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk; 330 Einw.

Sillograph, ſ. Sillen.

Sillon, franz Vorgebirg, Depart. Côtes-du-Nord, das nördlichſte des Departements.

Sillos, afrikan. Flecken, im Weſten der kanar. Inſel Teneriffa, am Ocean; 1000 E.

Sillova (Na-Sillovim), öſterr.-ſteier. Dorf und Gemeinde, Kr. Cilli, Bez. Wöllan; 140 Einw.

Sillſtedt, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wernigerode; an der Holzemmer, Gut; 730 Einw.

Sillnk, ſ. Hebräiſche Sprache.

Silly (Geogr.), 1) belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Mons; Brauereien, Wachholderbeerdeſtillation; 2310 Einw.; — 2) franz. Dorf, Depart. Oiſe, Bez. Beauvais; Schwefeleiſenfabrik; 500 Einw.; — 3 (S.-ſur-Nied), Dorf daſ, Depart. Moſel, Bez. Metz, links an der franz. Nied; Kalköfen, Leinwandbleichen; 560 E.

Silmersdorf, preuß. Gut und Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Oſt-Priegnitz; 130 Einw.

Silno mit Kempe, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 170 Einw.

Silnoy Bog (ſlav. Myth.), Götze, in welchem man den Kriegsgott der Ruſſen und Polen zu ſehen glaubt; er ward als ſchwer bewaffneter Krieger gebildet, der zu ſeinen Füßen Köpfe von Menſchen und Thieren liegen hatte.

Silo (lat.), Menſch mit aufgeſtülpter Naſe oder mit ſtark hervorragenden Augenbrauen.

Silo, I. (bibl. Geogr.), Stadt in Ephraim, 12 oder 10 Meilen von Sichem, unter Joſua gutgelegene Centralſtadt und Sitz der Stiftshütte von Joſua bis Eli. Zu Jerobeams Zeit wird der Ort noch erwähnt, und auch während des Exils ſtand er noch. Schubert will noch jetzt Ueberreſte der alten Stadt gefunden haben. — II. (Röm. Lit.), Abronius S., lat. Rhetor, Schüler des Porcius Latro, auch Verfaſſer von Verſen. — III. (Röm. Geſch.), 1) Quintus Pompädius S., ſ. Pompädius. — 2) Minucius, diente in Spanien unter dem Heere des Proprätors Q. Caſſius Longinus, machte in Corduba einen Mordanfall auf denſelben, wurde aber ergriffen und hingerichtet.

Silo (Biogr.), Adam, Seemaler, geb. zu Amſterdam 1670, war bis in ſein 30. Jahr Schiffsbaumeiſter und Seekapitän, endlich aber fing er unter Anleitung des Th. van Pee zu malen an, und brachte es hierin noch zu großer Auszeichnung. Er malte Seetreffen und Stürme, an welchen beſonders Peter der Große von Rußland Beifall fand. Derſelbe kaufte mehre ſeiner Gemälde, die noch im Palaſte Montplaiſir der k. Gallerie in St. Petersburg zu ſehen ſind. In den Sammlungen findet man Zeichnungen von ihm, in ſchwarzer Kreide oder in Waſſerfarben, Arbeiten eines ſehr geübten und tüchtigen Meiſters. Dann boſſirte S. auch Bildniſſe in Wachs, und noch im 80. Jahre fertigte er phyſikaliſche Inſtrumente. Er hat auch mehre Blätter radirt, die größtentheils ſelten vorkommen und in guten Preiſen ſtehen.

Silo (ſpan.) ſ. Silos, vgl. Magazin.

Siloah (bibl. Geogr.), Quelle in einem Thale bei Jeruſalem, die wohlſchmeckendes und reichliches, aber in Abſätzen hervorſpringendes Waſſer hatte, welches in einen Teich geleitet ward. Die wahre Lage der Quelle iſt ſtreitig.

Silóe (Biogr.), 1) Gilde, ſpan. Bildhauer, fertigte die Grabmäler des Königs Juan II. und des Infanten D. Alonſo in der Karthauſe zu Miraflores und übernahm 1499 mit Diego de la Cruz die Ausführung des Hauptaltares in der genannten Karthauſe. — 2) Diego de, Bildhauer und Architekt, Sohn des Vorigen, einer der berühmteſten ſpan. Künſtler aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, der um die Einführung eines beſſeren Geſchmackes in Spanien ſich Verdienſte erwarb. Er wurde um 1480 in Burgos geboren und ging nach ſeines Vaters Tode nach Granada, wo er für die Kathedrale mehre Bildhauerarbeiten ausführte. Beſonderen Beifall fand ein Ecce homo, und ſeine Statue des heil. Chriſtoph galt für das beſte Bildwerk der Stadt. Er wußte ſeinen Köpfen Ausdruck und Würde zu ertheilen und zeigte in der Anatomie und in der Proportion des menſchlichen Körpers ungewöhnliche Kenntniſſe. Er fertigte auch Zeichnungen zu den Chorſtühlen des Domes in Toledo; ſein Hauptfach war indeſſen die Architektur. So baute er die Kirche des Kloſters des heil. Hieronymus zu Granada ꝛc. Er † zu Granada 1563

Siloh (Schilo, hebr. Mythol.), Held, den Jakob in ſeinem Segen ſeinen Nachkommen als Heiland verhieß.

Silos (ſpan., Kornkeller), künſtliche Gruben zum Aufbewahren des Getreides, die ſchon zu Alexanders des Großen Zeit vorkommen und ſehr gewöhnlich im Orient, in Italien, Spanien, dem ſüdlichen Frankreich, in Ungarn ꝛc. ſind; ſ. Magazin, S. 123 ff.

Silovengo (Silavenga), ital. Flecken, Königr. Sardinien, nordweſtl. von Novara.

Silow (Sylow), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 2 Schäfereien, Filialkirche; 570 Einw.

Digitized by Google

Siloxerus (Bot.), nach Labillardière, Gattung der Compositae amphigynanthae *Rchb.* Einzige Art: S. humifusus *Labil.* Einjähriges Kraut in Neuholland.

Silpa, Lea's Magd, Jakobs Kebsweib, die ihm Gad und Aſſer gebar.

Silpha (Entom.), nach Linné und Fabricius, Aaskäfer, Gatt. der Coleoptera pentamera Clavicornia Silphoida *Latr.*, der Horde der Thierfreſſer und der Zunft der Aaskäfer nach Oken. Nach der Beſchränkung der Gattung durch die neuere Syſtematik (Fabricius) hat ſie folgenden Charakter: Flügeldecken den Hinterleib ganz verhüllend; Fühler lang; Fühlerkeule länglich, 3= bis 4gliedrig; Halsſchild hinten faſt abgeſtutzt; Körper eirund; Vorder= und Mitteltarſen beim Männchen erweitert. Leben in Aas und unter Steinen und ſondern bei Berührung ſtinkenden Saft ab, ſie nützen durch Vertilgung des Aaſes und weil ſie Raupen tödten; von 24 europäiſchen Arten wichtigſte: 1) S. thoracica *L.*, *Fabr.* Schwarz, Halsſchild roth; 7 Linien lang. Häufig in Wäldern. Oliv., Col., II. 11, 1, 3, a) b). — 2) S. quadripunctata *L.*, *Fabr.* Schwarz, Rand des Halsſchildes und Flügeldecken hellgelblich, jede der letztern mit 2 ſchwarzen Punkten; 6 Linien lang. Häufig auf Eichen. Oliv., II, 11, 1, 7, a) b). — 3) S. laevigata *Fabr.* Glänzend ſchwarz, ſtark punktirt; Halsſchild nach vorn viel ſchmäler; Flügeldecken ohne erhabene Linien. Oliv., II, 11, 1, 1, a) b). — 4) S. obscura *L.*, *Fabr.* Schwarz, Halsſchild fein punktirt; Flügeldecken mit 3 erhabenen Längslinien, deren Zwiſchenräume tief punktirt ſind; 6 Linien lang. Häufig. Oliv., II, 11, 18. — 5) S. reticulata *L.* Mattſchwarz, mit vorn abgeſchnittenem Halsſchilde, tief punktirten Flügeldecken und 3 erhabenen kurzen Linien auf jeder, von denen die mittlere länger iſt; Querrunzeln in den Zwiſchenräumen. Panzer, Fauna, V, 9. — 6) S. rugosa *Fabr.* Schwarz; Halsſchild höckerig; Flügeldecken mit 3 erhabenen Längslinien, deren Zwiſchenräume quer gerunzelt ſind; 4½ Linie lang. Häufig. — 7) S. atrata *L.* Schwarz; Halsſchild halbkreisrund, fein punktirt; Flügeldecken mit 3 erhabenen Längslinien, deren Zwiſchenräume runzelig punktirt ſind; 5—6 Linien lang. Häufig in Wäldern unter Baumrinden und Moos. Die Larve dieſer, wie mehrer anderer Arten lebt in Aas. Panzer, CV, 1.

Silphini (Entomol.), Abtheilung der pentameren Käferfamilie der Clavicornia mit flachem, ſcharf umrandetem Leibe, 10= bis 11gliederigen Fühlern und deutlich durchblättertem Fühlerknopf. Die Beine ſind nicht in Gruben zurückziehbar. Die Larven leben im Aas oder unter Baumrinden. Bei einigen Gattungen (Necrophorus) ſind die Flügeldecken deutlich abgeſtutzt, bei andern (Silpha) verhüllen ſie den Hinterleib ganz.

Silphion medikon (griech., Bot.), ſ. v. a. Teufelsdreck, Ferula Asa foetida *L.*

Silphiophora (a. Geogr.), Gegend in der Pentapolis in Afrika, wo das für die Medicin und Landwirthſchaft wichtige Silphium (Ferula Asa foetida *L.*, ſ. Ferula) wuchs.

Silphium (Bot.), nach Linné, Hornkliſſe nach Oken, Gattung der Compositae amphicenianthae *Rchb.*, Syngenesia Necessaria *L.* Charakter: Geſtrahlte, gelbe Blumenköpfchen, Kelch glockenförmig, dachziegelig, die Schuppen unten angedrückt, ſteif, oben blattartig, ſchlaff, breit, ſparrig abſtehend. Fruchtboden etwas konvex, ſpreublätterig. Samen des Strahls flach zuſammengedrückt, 2flügelig, ausgerandet, mit 2 Zähnen oder Grannen gekrönt. Von 26 Arten, meiſtens ausdauernden Kräutern in Nordamerika, mit gegenüberſtehenden, großen Blättern, ſind als Zierpflanzen anzuführen: 1) S. Asteriscus *L.* Stengel ſteifhaarig, bis 6 Fuß hoch. Blätter grob geſägt, die obern abwechſelnd, ſtiellos, länglich oder oval=lanzettförmig, kurzhaarig, geſägt oder ganzrandig. Blumen faſt einzeln endſtändig. Dill., Elth., 42, T. 37, F. 42. — 2) S. Hornemanni *Schrad.* Stengel 4kantig, unten hakerig. Blätter breit=eirund, ſpitz, unten ſchärflich, grob geſägt, die untern geſtielt, Stiele oft geflügelt, die obern ſtengel=durchwachſen=verbunden. Kelchſchuppen eirund, zart gewimpert. — 3) S. laciniatum *L.* Stengel bis 10 Fuß hoch, oben hakerig. Blätter abwechſelnd, fiederförmig getheilt, ſcharf, ſtengelumfaſſend; Lappen ſpitz, ungetheilt oder buchtig=gezähnt, Blumen groß; Kelchſchuppen etwas ſcharfborſtig, am Grunde gewimpert. Jacq. fil., Eclog., 1, T. 90. — 4) S. perfoliatum *L.* Stengel bis 9 Fuß hoch, 4eckig. Blätter eirund=deltaförmig, grob geſägt, die untern geſtielt, die obern ſtengel=durchwachſen=verbunden. Kelchſchuppen breit=eirund, dünn gewimpert. Bot. Mag., 3354. — 5) S. terebinthinaceum *L.* In Carolina, Louiſiana, auf Bergen. Stengel bis 6 Fuß hoch, geſtreift. Blätter abwechſelnd, die untern eirund, faſt herzförmig, geſägt, ſchärflich, die obern eirund. Blumen in einer lockern, faſt nackten Rispe; Kelchſchuppen eirund. Jacq., H. Vind., 1, T. 43. — 6) S. ternatum *Retz.* Stengel 5 Fuß hoch. Blätter 3zählig=quirlſtändig, lanzettförmig, langgeſpitzt, geſägt, ſcharf; Blattſtiele gewimpert. Blumen in 2theiligen Rispen; Kelchſchuppen oval=länglich gewimpert. Bot. Mag., 3355. — 7) S. trifoliatum *L.* Stengel bis 8 Fuß hoch, faſt 6eckig. Blätter 3zählig=quirlſtändig, eirund, gezähnt, ſcharf, die untern lang=, die obern ſehr kurzſtielig. Blumen in 3theiliger Rispe; Kelchſchuppen oval=länglich. Moriſ., Ox., 6, T. 3, F. 68. Dieſe Pflanzen eignen ſich zur Anpflanzung in den Strauchgruppen der Luſtgärten, dauern im Freien, lieben einen guten, lockern, etwas feuchten Boden und werden durch Wurzeltheilung vermehrt. — Perſiſches S., ſ. v. a. Teufelsdreck, Ferula Asa foetida *L.*

Silpia (a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica, nördlich vom Bätis, in der Sierra Morena zu ſuchen; nach Reichard das heutige Linares.

Sils (Geogr.), 1) ſchweiz. Dorf, Kant. Graubündten, im Domleſchg, rechts am Hinter=Rhein; mit 2 Kirchen; 320 Einw.; — 2) Dorf daſ., im Ober=Engadin, das höchſte Dorf des

Kantons, rechts am Inn, am Ausfluß deſſelben aus dem $1\frac{1}{2}$ Stunde langen und $\frac{3}{4}$ Stunde breiten Silſerſee; 230 Einw.

Silſchede, preuß. Bauernſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hagen; 220 E.

Silſilis, 1) (a. Geogr.), Kaſtell in Oberägypten, zwiſchen Ombos und Apollinopolis Magna. Die Gegend, wo es ſtand, heißt noch immer Djebel Selſeleh, d. h. Gebirg der Kette, weil hier, wo die ſich an den Nil heranhängenden Berge eine Stromenge bilden, die Aegyptier einſt den Strom durch eine Kette geſperrt haben ſollen. — 2) (N. Geogr.), ſ. Said.

Silſterwitz, preuß. Dörfer, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Schweidnitz: a) (Groß-S.); 320 Ew.; — b) (Klein-S.); Unterförſterei; 280 Einw.

Si-Lung-Tſcheu, aſiat. Stadt, China, Prov. Kuang-Si, nordweſtl. von Se-Tſchin, rechts am Hong-Kiang.

Silura (a. Geogr.), Inſel bei Britannien, die nur durch eine Meerenge von der Küſte der Dumnonii getrennt wurde; offenbar eine Andeutung der Scilly-Inſeln.

Silures (a. Geogr.), mächtige und ſtreitbare Völkerſchaft im Süden der Weſtküſte des römiſchen Britannien, der die bedeutenden Städte Iſca (jetzt Caer Leon) und Venta (jetzt Caer-vend) gehörten. Die S. waren zwar den Römern unterworfen, blieben ihnen aber immer furchtbar; und auch ſpäter waren ſie das einzige Volk, welches ſeine Unabhängigkeit gegen die Sachſen behauptete.

Silurformation (Geognoſ.), auch Silurſyſtem, ſiluriſche Grauwacke ꝛc., nannte Murchiſon (The Silurian System, 1839) nach dem alten Reiche der Silurier (Wales), wo ſie vorzugsweiſe von ihm beobachtet wurde, die mittlere Grauwacke. Im weſtlichen England zeigt ſie von oben nach unten folgende ſehr konſtante Gliederung: Oberer Ludlowfels, Aymeſtry- und Sedgeleykalkſtein, Unterer Ludlowfels, Wenlock- und Dudleykalk, Wenlock- und Dudleyſchiefer, Caradoeſandſtein, Llandeiloflags, deren ausführlichere Darſtellung ſchon in dem Artikel Grauwackengruppe enthalten iſt. Fortgeſetzte Beobachtungen haben dieſe Formation auch in Skandinavien, Rußland, Böhmen, Thüringen, im weſtlichen Frankreich und in Nordamerika in größerer oder geringerer Verbreitung auffinden laſſen. Auch Belgien, Spanien, Südafrika und Südamerika ſcheinen hierher gehörige Schichten zu beſitzen, wie nicht minder Neuholland. Vgl. Sidneyſandſtein und Wollagongſandſtein. Nach Murchiſon, de Verneuil und v. Keyſerling (Geologie des europäiſchen Rußlands und des Urals, bearb. von G. Leonhard, Stuttg. 1847) ſind die ſkandinaviſchen und ruſſiſchen Silurgeſteine den engliſchen faſt ganz parallel. In Rußland namentlich erſcheinen die Schichten der Formation noch in faſt intaktem Zuſtande zu ruhen, indem ihr Fallen nirgends 2—3° überſteigt. Auch die böhmiſche S. hat nach Barrande's (Système silurien du Centre de la Bohême, noch unter der Preſſe) ausgezeichneten Unterſuchungen große Uebereinſtimmung mit den engliſchen Bildungen. Barrande unterſcheidet von oben nach unten folgende Abtheilungen: Etage H, die oberſten Schiefer, thonig, blätterig, gelbgrau bis ſchwarz, manchmal wechſelnd mit Quarzitbänken. Die organiſchen Reſte beſchränken ſich auf einen Phacops und einen Proetus, 2 Orthoceren, 1 Lituites, 1 Leptaena, 1 Terebratula und 2 Species Tentaculiten, nebſt Spuren von Pflanzenreſten. — Etage G, oberer Kalk, knotig mit dünnen Thonſchieferblättchen durchflochten, durch wenig mächtige, blätterige Schiefer in Schichten geſondert, mit Trilobiten (Harpes, Lichas, Calymene, Dalmania, Phacops, Proetus, Cyphaspis, Acidaspis, Cheirurus, Bronteus), Cephalopoden (Nautilus, Lituites, Cyrtoceras, Orthoceras, Gyroceras, Goniatites), Gaſteropoden (Turritella, Murchisonia), Brachiopoden (Terebratula, Pentamerus, Spirifer, Leptaena, Chonetes), Turbinolien und Tentakuliten. — Etage F, mittlerer Kalk, weißlich, kieſelreich und in kompakte Bänke geſchichtet, mit zahlreichen (72) Trilobiten, Cephalopoden (Nautilus, Trochoceras, Cyrtoceras, Orthoceras, Gyroceras, Goniatites), Pteropoden (Conularia, Pugiunculus), Heteropoden (Bellerophon), Gaſteropoden (Euomphalus, Porcellia, Natica, Pleurotomaria, Turritella, Turbo, Capulus), Acephalen (Avicula, Cardium, Pleurorhynchus, Mytilus), Brachiopoden (Terebratula, Pentamerus, Spirifer, Orthis, Leptaena, Chonetes, Orbicula, Lingula), undeutlichen Krinoideen, Korallen (Culmopora, Fenestella) und Tentakuliten. — Etage E, unterer Kalk, bald dicht, bald kryſtalliniſch, dunkel und bituminös (Stinkſtein), oft von weißen Kalkſpathadern durchzogen. Die kompakten Schichten löſen ſich nach unten in Knollen auf, die in den Graptolithenſchiefern liegen. Die organiſchen Reſte ſind zahlreiche (72) Trilobiten nebſt Cytheriniden und Pterygoten, Cephalopoden (Nautilus, Lituites, Ascoceras, Phragmoceras, Gomphoceras, Trochoceras, Cyrtoceras, Orthoceras, im Ganzen 225 Species), Canularien, Pugiunkeln, Bellerophonten (70), Gaſteropoden (80), Muſcheln (64), Brachiopoden, wenige Krinoideen, Korallen mit 12 Species Graptolithen, aber keine Tentakuliten. Hiermit ſchließt Barrande ſeine Division silurienne supérieure. Die D. s. inférieure enthält die Etage D, Etage des Quarzits, abwechſelnde Quarzit- und Schieferſchichten mit Kieſelſchiefern, enthaltend die jüngere Faune primordiale mit alten Trilobiten (Cromus, Asaphus, Acidaspis, Placoparia etc.), den älteſten Cephalopoden (Orthoceras), Canularien, Pugiunkeln, Bellerophonten, Pleurotomarien, Holopeen, Muſcheln (Avicula, Nucula), Brachiopoden, Krinoideen, Cyſtideen, Aſteriaden, Korallen und endlich charakteriſtiſch für die obern Glieder Graptolithen. — Etage C, protozoiſche Schiefer, feine grünliche Schiefer ohne alle Kalkeinlagerungen mit der ältern primordialen Fauna von Trilobiten (Paradoxides, Conocephalites, Ellipsocephalus, Sao, Arionellus, Hydrocephalus, Agnostus) und wenige Cyſtideen und Orthideen. — In Thüringen verbreitet ſich die oberſiluriſche Grauwacke beſon-

Digitized by Google

ders über den öſtlichſten Theil des Thüringerwaldes und beſteht aus dunkeln Schiefern mit untergeordneten Dach-, Alaun- und Kieſelſchiefern und Kalklagern und abwechſelnden Sandſteinſchichten. Aeußerſt arm an Petrefakten, enthält ſie doch die charakteriſtiſchen, mit den böhmiſchen identiſchen Graptolithen, außerdem Lophoktenien und die in Böhmen fehlenden, aber in England, Nordamerika und in den Pyrenäen auch vorkommenden Nereiten und Myrianiten. Die unterſiluriſche Grauwacke liegt zwiſchen dieſer und den plutoniſchen Geſteinen des weſtlichen Thüringerwaldes, tritt aber öſtlich im ganzen Voigtlande wieder weit verbreitet auf, beſteht aus grunen Schiefern mit untergeordnetem Wetzſchiefer, Sandſtein und Quarzfels ohne Kalk und hat als organiſche Reſte Aſaphen und Phykoden. — In Nordamerika iſt die Formation mit in dem von Emmons und Vannxem aufgeſtellten protozoiſchen oder New-Yorkſyſtem begriffen. Nach Lyell gehören von den Gliedern dieſes Syſtems hierher, als oberſiluriſch aus der oberſten oder Erie-Reihe noch der Geneſſeeſlate, Tullylimeſtone, die Hamiltongruppe und der Marcellurſchiefer, ſodann die ganze Helderbergreihe (Corniferous-limestone, Onondaga-limestone, Shoharlagrit, Caudagalligrit, Oriskani-Sandſtein, caſtkiller Schiefer u. Sandſtein, Pentameruskalkſtein, Waſſerkalkgruppe, Onondaga-Salzgruppe) und die Ontarioreihe (Niagaragruppe, Clintongruppe, Medinaſandſtein); als unterſiluriſch die Champlainreihe (Oneidagrit oder ſhawagunger Konglomerat, grauer Sandſtein, Hudſon-river-Gruppe, Utica-Schiefer, Trentonkalkſtein, Black-river-Kalkſtein, kalkiger Sandfels, Potsdam-Sandſtein. Dagegen rechnet de Verneuil zu den ſiluriſchen Schichten nur als oberſiluriſch die caſtkiller Schiefer und Kalkſteine, den Pentameruskalkſtein, die Waſſerkalkgruppe, die Onondaga-Salzgruppe, die Ontarioreihe (Niagaragruppe, Clintongruppe, Medinaſandſtein) und von der Champlainreihe noch den Oneidagrit u. den grauen Sandſtein, als unterſiluriſch die Hudſon-river-Gruppe, die Uticaſchiefer, den Trentonkalkſtein, den Black-river-Kalkſtein, den kalkigen Sandfels und den Potsdam-Sandſtein. — An vielen andern Punkten läßt ſich nach den Verhältniſſen die Formation noch vermuthen, ohne jedoch zur Zeit mit Sicherheit nachgewieſen zu ſeyn. — Literatur. Murchiſon, The Silurian System, 1839; — Sedgwick u. Murchiſon, Paläozoiſche Gebilde, überſ. von G. Leonhard, 1844; — Murchiſon, de Vernenil, v. Keyſerling, Geologie des europ Rußlands und des Urals, überſ. von Leonhard, 1847; — Karſtens, Archiv, Bd. 18; — Annales des mines, VI, 1844; — Lyell, Travels in North-America, 1843; — Caſtelnau, Sur le système silurien de l'Amérique septemtrionale, 1843; — Dufrenoy, Explication de la carte géol. de la France; — Bronn u. Leonhard, Jahrb. 1840, 1841, 1842, 1843, 1844, 1845, 1847 (Schleſien u. Rheinland), 1831, 1841, 1845, 1846, 1848 (Böhmen), 1832, 1844, 1845 (Belgien), 1832, 1844 (Frankreich), 1834, 1836, 1839, 1840, 1841, 1843, 1845 (England), 1818, 1844, 1845 (Spanien), 1818, 1844, 1845, 1848 (Skandinavien), 1841, 1843, 1844, 1848 (Rußland), 1833, 1843 (Nordamerika), 1833, 1843 (Südamerika), 1838 (Afrika); — Silliman, Journ., 1844, XLVII; — Zeitſchrift der deutſchen geol. Geſellſch., 1849, 4., 1850, 3, 1851, 3; — Barrande, Le Système silurien du Centre de Bohème, Prag 1851. Vgl. auch Grauwackegruppe.

Silurianſyſtem (engl., Geogn.), ſ. v. a. Siluriſches Syſtem, ſ. Silurformation.

Silurini (Ichthyol.), Welſe, auch Siluroidei, nackte oder gepanzerte Süßwaſſerfiſche mit großem Kopfe und langen Bartfäden, bilden eine Familie der Weichfloſſerordnung der Bauchfloſſer (Malacopterygii Abdominales). Kaup verweiſt ſie als 3. Hauptfamilie unter die Raubfiſche, während Oken ſie als 3. und 4. Sippſchaft (Panzerwelſe und nackte Welſe) ſeiner Hautfloſſerzunft der Weitmäuler oder Dickköpfe aufführt. Volger ſtellt ſie nebſt den Plakoiden und Ganoiden in die 4. Ordnung (Piscina) ſeiner Schilderthiere oder Reptilien. Die hierher gerechneten Gattungen ſind Loricaria, Cataphractus (Callichthys), Doras, Platystacus (Aspredo), Hypostoma, Malapterurus, Heterobranchus, Silurus, Pimelodes, Synodontis, ſammtlich lebend. A. Das Aeußere dieſer Familie iſt namentlich durch Kürze und Dicke des Kopfes und des Rumpfes, ſo wie durch Länge des Schwanzes charakteriſirt, womit zuſammenhängt, daß die ſeitliche Zuſammendruckung dieſer Fiſche eine viel geringere, als die anderer Fiſche iſt. Loricaria iſt ſogar 8kantig mit ganz flachem Bauche. — a) Die Größe der hierher gehörigen Fiſche reicht von wenigen Zollen (Pimelodes cyclopum 4'') bis zu mehren Fußen, indem Marſili von einem 9' langen und 200 Pfd. ſchweren Silurus glanis redet. Die mittlere Größe, welche die Mehrzahl der Welſe erreicht, ſchwankt zwiſchen 1 und 2'. — b) Die Haut der Welſe iſt gänzlich ſchuppenlos und zwar entweder völlig nackt, wie bei den Gattungen Platystacus, Malapterurus u. Silurus, oder auf dem Kopfe oder auch auf dem Nacken gepanzert, wie bei Heterobranchus, Pimelodes und Synodontis, oder ganz mit eckigen Knochenſchildern bedeckt, wie bei den ſämmtlichen Panzerwelſen. Während übrigens Haut und Panzer ganz glatt ſind, tragen die Doraden auf ihren Schienen, namentlich auf der Seitenlinie, nagelförmige Dornen. Insgeſammt ſind die Welſe, wie überhaupt alle Fiſche, mit Schleim bedeckt. — c) Die Farben der Welſe ſind überwiegend dunkel und unrein, meiſt kontraſtirend ſo vertheilt, daß der Rücken ſehr dunkel, der Bauch ſehr hell gefärbt iſt, was bei Pimelodes catus ſich ſelbſt auf den untern Lappen der Schwanzfloſſe, der fleiſchroth iſt, während der obere ſchwärzlich iſt, erſtreckt. Nur wenige bunte Ausnahmen finden ſich, wie der violetköpfige Doras costatus, der Silurus mystus mit blauem, gelbbuntem Kopfe und roſenrothen Seiten, und auch Loricaria placostomus, hochgelb mit braunen Flecken. Flecken- oder punktförmige Vertheilung der Farben findet ſich noch bei den Doraden, Malapteruren, Siluren und Pimeloden. Eine eigenthümliche Ausnahme

von der gewöhnlichen Regel der Farbenvertheilung macht der nilotiſche Rückenſchwimmer Synodontis membranaceus, deſſen Bauch dunkelblau gefärbt iſt, während der Rücken ſilbergraue Färbung zeigt. Eine von der des übrigen Körpers verſchiedene Färbung zeigen die grünen Floſſen des Pimelodes bayad und die ſchwarzen des P. nhamdia. — d) Der Kopf der Welſe iſt meiſtens verhältnißmäßig groß und ſehr groß, von gleicher Stärke mit dem Rumpfe, vorn mehr oder minder abgeſtumpft und zeigt durchgängig eine bedeutende Neigung zur Abplattung, die bei den Kataphrakten, Doraden und in den Gattungen Platystacus und Heterobranchus ihre größte Entwickelung findet. Den kleinſten Kopf hat Malapterurus. Mit Ausnahme der Gattungen Platystacus, Malapterurus u. Silurus iſt der Kopf mit Knochenplatten gepanzert. Das quere Maul ſteht am Vorderrande der Schnauze und iſt in dieſem Falle groß, oder es ſteht unter der Schnauze und iſt dann klein, immer aber mit Bartfäden in verſchiedener Zahl verſehen. Bei Synodontis schelian ſind die 4 untern Bärtel gewimpert, bei S. membranaceus die 2 obern durch eine Membran nach hinten mit dem Kopfe verbunden. Bei den Lorikarien ſtehen die Bärtel des Unterkiefers auf einem eigenthümlichen häutigen Lippenbande. Die Zähne des Oberkiefers ſtehen nur auf dem Zwiſchenkiefer und ſind durchgängig dünn und klein, oft ſelbſt bürſtenförmig. Die Unterkieferzähne der Synodonten ſind hakig und ſtehen auf einem biegſamen Stiel, und die nämlichen Zähne der Hypoſtomen ſind an der Spitze gegabelt. Die Naſenlöcher erſcheinen oft doppelt und ſtehen nahe vor den faſt immer kleinen Augen. Die Kiemendeckel der Panzerwelſe ſind unbeweglich, überhaupt die aller Welſe klein. Höchſt merkwürdig ſind die am 3. u. 4. Kiemenbogen ſtehenden Büſchel verzweigter Kiemengefäße bei Heterobranchus. Sie verzweigen ſich wie Luftröhrenäſte, ſind knorpelig, aber nicht hohl, jedoch auf der Oberfläche mit einem Gefäßgewebe überzogen, das wohl auch ein Athemapparat iſt. — e) Der Rumpf iſt durchgängig kurz und dick, faſt gar nicht zuſammengedrückt, manchmal ſogar von unten abgeplattet (Loricaria). Die Rückenfloſſe, die nur Malapterurus und Platystacus fehlt, iſt meiſt klein und, wenn lang, ſehr niedrig. Mit Ausnahme der Gattung Silurus iſt der erſte Strahl dieſer Floſſe immer ein glatter oder gezähnter Stachel. Mehrfach findet ſich eine etwas vorwärts (auf das Kreuz) gerückte Steißfloſſe, die aber hier als Fettfloſſe auftritt. Am Bauche von Platystacus cotylephorus ſtehen zahlreiche geſtielte Näpfe, deren Beſtimmung noch unbekannt iſt, da der Fiſch noch nicht lebendig beobachtet worden iſt. Einige haben ſie für Eier gehalten. — f) Der Schwanz, der meiſt allmählig aus dem Rumpfe ſich verdünnt, iſt doch manchmal ziemlich plötzlich abgeſetzt. Seine Länge, die nicht weniger als die Hälfte der geſammten Körperlänge beträgt, kann ſelbſt drei Viertel derſelben in Anſpruch nehmen. Gewöhnlich iſt derſelbe ſehr beweglich, am wenigſten vielleicht bei Malapterurus. Die Afterfloſſe iſt in der Regel klein und niedrig, manchmal jedoch, wie bei Silurus, ſehr lang und ſelbſt (S. auritus) mit der Schwanzfloſſe verwachſen. Dieſe iſt namentlich bei den Panzerwelſen 2lappig (bei Loricaria cataphracta iſt der oberſte Strahl derſelben anſehnlich verlängert), bei den meiſten übrigen Gattungen abgerundet. — g) Die Gliederfloſſen zeigen die Anordnung der Abdominalen überhaupt und ſind durchſchnittlich eher klein als groß zu nennen. Faſt immer ſind die Bruſtfloſſen und manchmal auch die Bauchfloſſen durch ſtarke, glatte oder gezähnelte Stacheln geſtützt. — B. Im Innern iſt a) das Skelet dem der übrigen Grätenfiſche analog gebildet, nur wird durch den Zwiſchenkiefer, der mit dem Pflugſcharbein feſt verwachſen iſt, der ganze obere Kinnladenrand dargeſtellt, während die Oberkieferknochen nur als bloße Rudimente vorhanden ſind oder ſich zu knorpeligen Bartfäden verlängern. Bei mehren hierher gehörigen Fiſchen iſt namentlich der 2. Halswirbel ſehr groß und es verbinden ſich die Querfortſätze der letzten Rückenwirbel unter der Wirbelſäule, wodurch ein Kanal gebildet wird, unterhalb desſelben die Querfortſätze erſt wieder auseinander treten. Die Blaſe hängt in einem beſondern Knochenapparate. — b) Das Nervenſyſtem der S. wird merkwürdig durch die elektriſchen Erſcheinungen an Malapterurus electricus, deſſen elektriſches Organ nach Rudolphi wie beim Zitteraal jederſeits vom Kopfe bis zum Schwanze ein doppeltes, zwiſchen Haut und Muskeln gelegenes iſt. Das eine (äußere) Organ liegt unmittelbar unter der Lederhaut und beſteht aus ſehr kleinen rautenförmigen Zellen. Die Nerven erhält es vom N. vagus, der unter der Aponeurosis intermedia hergeht. Durch eine aponeurotiſche Haut davon getrennt, liegt darunter das innere Organ, das nach Rudolphi aus flockiger, wahrſcheinlich aber auch zelliger Subſtanz beſteht und ſeine äußerſt feinen Nervenfaden von den Interkoſtalnerven erhält. Während bei Ertheilung des elektriſchen Schlags der Zitteraal ruhig bleibt, der Zitterroche die Bruſtfloſſen etwas bewegt, bewegt der Zitterwels den Schwanz, aber nur ſehr wenig. — c) Das Ernährungsſyſtem zeichnet ſich aus durch den Mangel an Blinddärmen. — d) Das Reſpirationsſyſtem iſt überall normal, merkwürdiger Weiſe aber kommen zu den gewöhnlichen innern Kiemen bei Heterobranchus auch noch äußere, die jederſeits oben am 3. und 4. Kiemenbogen Büſchel von knorpeligen Fäden bilden, welche mit einem Gefäßnetz überzogen, aber nicht hohl ſind. Den Lorikarien fehlt die Schwimmblaſe, die außerdem vorhanden iſt. Bei Malapterurus iſt ſie 4kammerig. Auffallend iſt, daß Doras costata außerhalb des Waſſers viel länger feucht bleibt, als andere Fiſche. — C. Die Lebensverrichtungen der S. zeigen nirgends eine auffallende Energie. — a) Die Bewegungen ſämmtlicher hierher gehörigen Fiſche ſind ziemlich langſam, namentlich wird ihnen durch die Kürze der Floſſen das Schwimmen erſchwert, weshalb die meiſten unter ihnen ſich auf dem Grunde des Waſſers aufhalten. Synodontis membranaceus ſchwimmt

Digitized by Google

gewöhnlich auf dem Rücken und nur fliehend thut er es nach Art der andern Fiſche. Ausnahmsweiſe bewegt ſich Doras costata vermittelſt der Bruſtfloſſen ziemlich ſchnell auf dem Lande fort. — b) Die Nahrung der S. wird aus dem Thierreiche genommen, doch ſind auch Pflanzenſamen im Magen einiger dieſer Fiſche gefunden worden. — c) Der Aufenthalt der S. ſind faſt ausſchließlich die ſüßen Gewäſſer und zwar die der Tropen. Europa beſitzt nur einen einzigen Wels, der aber dafür zugleich der größte iſt, Silurus glanis. Bisher bloß Bewohner des mittlern und öſtlichen Europa's, iſt er neuerdings durch Valenciennes mit Andern auch nach Frankreich verpflanzt worden. Während afrikaniſche und amerikaniſche Flüſſe und Bäche von Welſen wimmeln, geht Pimelodes nhamdia im S. Francisco bis zur Mündung herab, weicht aber vor der Salzfluth zurück und nur der einzige Pimelodes catus befindet ſich beidledig wohl im Süßwaſſer Nordamerika's und im Meere an deſſen Küſten. In dieſer Familie findet ſich auch der Fiſch, der wohl am höchſten über den Meeresſpiegel emporſteigt und dann oft ſeine ikariſchen Gelüſte in vulkaniſchen Gluthen büßt. Es iſt Pimelodes cyclopum, die Prennadilla, die vom Cotopaxi, Tungurahua und Sangai von Zeit zu Zeit in ungeheuren Mengen todt ausgeworfen wird. Viele S. verkriechen ſich beim Vertrocknen ihrer Wohngewäſſer in den Schlamm, andere (Doras, Heterobranchus) wandern ſuchend über das trockene Land, oft Tage lang, um Waſſer zu finden. — d) Die Fortpflanzung der S. zeigt den ſonſt nur ſelten beobachteten Fall (Gasterosteus) der Sorge für die Jungen. R. Schomburgk berichtet, daß die Gattung Callichthys in Guyana ein Neſt für ſeine Jungen baut und ſie vertheidigt, was nach Agaſſiz auch Pimelodes catus (im Ladagoſee) thut und der Lau-Lau, auch eine Welsart Guyana's, ſammelt ſeine Brut um ſich und verbirgt dieſelbe bei nahender Gefahr in der Mundhöhle. Auch von Silurus glanis erzählt ſchon Ariſtoteles, daß er ſeine Brut hüte, was von Neuern jedoch bezweifelt wird. — D. Die Geſchichte der S., von denen foſſile Reſte noch nirgends aufgefunden worden ſind (alle dafür gehaltenen haben ſich als Reſte anderer Organismen erwieſen), iſt eigentlich nur die ihres Nutzens, da ſie faſt ohne Ausnahme wohlſchmeckendes Fleiſch beſitzen und daher im Netz, wie mit der Angel, die größern Arten mit dem Speer gefangen werden. — E. Einer beſondern Literatur erfreuen ſich die S. nicht.

Siluriſche Grauwacke (Geognoſ.), ſ. v. a. Siluriſches Syſtem, ſ. Silurformation.

Siluriſches Syſtem (Geognoſ.), ſ. v. a. Silurformation (ſ. d.).

Siluroidei (Ichthyol.), Welſe, ſ. v. a. Silurini (ſ. d.).

Silurſyſtem (Geognoſ.), ſ. v. a. Siluriſches Syſtem, ſ. Silurformation.

Silurus (Ichthyol.), nach Linné, Wels, Gattung der Malacopterygii abdominales Siluroidei *Cuv.*, der Ordn. der Hautfloſſer und der Zunft der Weitmäuler nach Oken. Charakter: Mit breitem, niedergedrücktem Kopfe, das Maul am Ende deſſelben, oben jederſeits mit einem langen fleiſchigen Bartfaden, unten mit kleineren; eine kleine Rückenfloſſe vorn; an der Bruſtfloſſe ein ſtarker Stachel; die Afterfloſſe lang, bis nahe an den Schwanz gehend. Einzige Art: S. glanis *L.*, gemeiner Wels, Donauwels, Waller, Scheid, franz. Saluth, engl. Sheat-Fish, ſchwed. Mal. Mit großem breiten Rachen und ſechs Bartfäden am Kopfe, wovon die zwei obern ſehr viel länger ſind. Nackt, glatt, mit niedergedrücktem Kopf und ſpindelförmig geſtrecktem Leib, obenher ſchwarz, ſeitwärts grünlich, untenher weiß, grünlich gefleckt. Die Rückenfloſſe iſt ſehr klein, der Stachel der Bruſtfloſſe aber ſtark und gezähnt. Er iſt der größte ächte Süßwaſſerfiſch Europa's, der eine Länge von 6 bis 12 Fuß erreicht. Er wird auch an achtzig Pfund, ja mehre Centner ſchwer. In Deutſchland ſcheint er am größten zu werden, zumal in der Oder, Donau, Elbe und dem Main. Er liegt daſelbſt auf dem Boden auf der Lauer, und wenn er keine Fiſche erhaſchen kann, nimmt er auch mit andern Thieren vorlieb. Man hat einmal in einem einen Pudel und ſelbſt Theile von Menſchen gefunden. Bei ſchwerer Gewitterluft ſteigt er in die Höhe, iſt aber immer ſchwer zu fangen, da das Netz leicht über ihm wegſtreicht; beſſer gelingt der Fang deſſelben mit der Angel und mit dem Speer. Das Fleiſch der jungen Welſe iſt weiß, weich und ſaftig, aber mit viel Fett unterſpickt, beſonders der Schwanz, der faſt wie Aal ſchmeckt, doch weniger ſchleimig iſt, daher er beſonders gebraten auf die Tafel kommt. In Ungarn werden die Welſe an der Luft getrocknet, und die fetteren Theile werden wie Speck zu Gemüſe gegeſſen; in der Theis iſt er aber ſo fett, daß er Ekel erregt. Der Roogen wird durch Einſalzen zu Kaviar bereitet. An den Ufern der Wolga wird aus den Schwimmblaſen des Welſes Hauſenblaſe (ſ. d.), Ichthyocolla, bereitet. Bloch, T. 34; — Brandt und Ratzeb. A. Thiere, II, Taf. 5, Fig. 2. Als Untergattung gehört zu S.: Schilbe *Cuv.* Unterſcheidet ſich von dem eigentlichen Wels durch einen ſenkrecht zuſammengedrückten Körper und einen ſtarken und gezähnelten Stachel in der Rückenfloſſe. Der kleine, niedergedrückte Kopf, der raſch aufſteigende Nacken und die ſehr tief geſtellten Augen geben dieſen Fiſchen ein ſonderbares Anſehen. Man kennt zwei Arten, die ſich im Nil finden und wegen ihres Fleiſches geſchätzt werden: 1) S. Mystus *Hasselq.* Einen Fuß lang; Rücken ſchwärzlich blau, Seiten ſilberglänzend, ins Roſenrothe; Kopf bläulich, mit goldgelben Schattirungen. Geoffr., Poiss. Eg., Taf. 2, Fig. 3 und 4. — 2) S. auritus *Geoffr.*, Fig. 1 u. 2. Kaum ½ Fuß lang. — S. bayad *Forsk.*, S. bagre *Bl.*, S. catus *L.*, S. cyclopum *Lacep.* und S. nhamdia *Cuv.* ſ. Pimelodes. Für einen foſſilen Reſt dieſes Fiſches hielt Geßner (auch Andreä, Vogel, Razumowsky, Blumenbach, Vogt und Karg) den ſcheuchzeriſchen Homo diluvii testis, den Cryptobranchus diluvii testis; ſ. auch Präadamiten.

Silurusſtachel (foſſ. Ichthyol.), nach

Digitized by Google

Mantell, ſ. v. a. Floſſenſtachel von Hybodus oder Ptychodus.

Silus, Domitius, Freund des Piſo, der ihm ſeine ſchöne Gattin Arria Galla abſpenſtig machte.

Siluum (a. Geogr.), Stadt im Innern Pamphyliens (Ptol. V, 5, 7).

Siluwka (Syluwka), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Kanitz; 360 Einw.

Silva (lat.), 1) Wald, überhaupt eine größere mit Holzpflanzen bewachſene Strecke Landes; — 2) Garten, Baumgarten; — 3) Waldgebirge, kommt in dieſer Bedeutung oft in der alten und mittiern Geographie vor, z. B. S. Arsia, S. Ciminia etc., auch bei Städtenamen, z. B. S. Apiatica, Bienwald, S. Bocanna, Buchau in Würtemberg, S. Candida, Ort in Toskana, S. Ducis, Herzogenbuſch; — 4) eine Menge Dinge, aus denen man etwas, wie aus Holz ein Gerüſt, verfertigt, Materialien, Vorrath; — 5) eine Menge Einfälle, die man aufſchreibt, nm zur Zeit Gebrauch von ihnen zu machen, gewöhnlich im Plural Silvae.

Silva (Geogr.), 1) Königreich S., öſterr.-böhm. Wald, an der ſchleſiſchen Grenze, in der Gegend von Königgrätz, kommt in Friedrichs d. Gr. Feldzügen öfters vor; — 2) ſüdam. Ort, Braſilien, Prov. Goyaz, auf der, vom Araguay gebildeten Inſel St.-Anna.

Silva (Biogr.), I. Staatsmann: 1) S. de Mouzinho de Albuquerque, Luis da, wurde 1794 zu Liſſabon geboren, diente bis 1816 als Kadet auf der Flotte, privatiſirte dann und ging 1819 nach Paris, wo er die „Annales das sciencias, das artes e das letras“ redigirte. Im J. 1823 nach Portugal zurückgekehrt, wurde er Direktor der Münze und bekleidete ſeit 1824 eine eigens für ihn gegründete Profeſſur der Phyſik. Vor Dom Miguels Verfolgungen flüchtete er 1828 nach England und ging von da nach Braſilien, wo er Dom Pedro zur Rückkehr nach Portugal zu bewegen ſuchte. Unter Herzog Terceira 1829 war er Miniſter, 1830 Civil- und Militärgouverneur von Madeira und dann Miniſter des Innern. Durch die Septemberrevolution von 1830 geſtürzt, mußte er als Anhänger Saldanha's flüchten, kehrte in Folge der Amneſtie 1838 zurück und lebte ſeitdem auf ſeinem Gute bei Leiria. Schrieb: Georgicas portugneses, Coimbra 1818; — Ideas sobro instrucçaõ publica em Portugal, Par. 1823; — Tratado elementar de physica e chemica, Liſſabon 1824. — II. Bildende Künſtler: 2) Francesco, Bildhauer, um 1560 zu Morbio di Sotto in der Schweiz geboren, in Rom von Gugl della Porta gebildet, hinterließ zahlreiche Arbeiten, die mit großem Beifall belohnt wurden. Von ihm ſind die Basreliefs im Eingange der St. Peterskirche in Rom, die Modelle zum großen Brunnen in Loretto, die in Erz gegoſſen wurden, mehre Statuen in der Hauptkirche zu Fabriano, die großen Leidensſtationen in la Madonna del Monte bei Varoſe. Er † 1641. — 3) Agoſtino, Bildhauer von Morbio di Sotto, Sohn des Vorigen, hinterließ in Urbino und Aſſiſi viele Werke, die ihm einen rühmlichen Namen machten. Er † 1706 im hohen Alter. — 4) Francesco, Bildhauer, geboren zu Morbio di Sotto 1661, Sohn und Schüler von S. 2), arbeitete für die Kirchen ſeines Vaterlandes und in Italien. Eine Glorie von Engeln in St. Antonio zu Padua hält man für ſein Meiſterwerk. S. trat ſpäter in Dienſte des Kurfürſten von Köln und † zu Bonn 1737. — 5) Carlo Francesco, Bildhauer und Baumeiſter, 1661 zu Morbio di Sotto geboren und in Rom gebildet. Die Kirche St. Euphemia n. die Façade der Chriſtuskirche in Como, dann eine künſtliche Brücke in Marigno ſind von ihm erbaut. Zu Morbio baute er auf eigene Koſten eine Kirche, wie gewöhnlich im ſpäteren italieniſchen Style. † zu Mailand 1726. — 6) Joaquim Carneiro da, portugieſiſcher Kupferſtecher, geboren zu Porto 1727, kam als Knabe von 7 Jahren nach Rio de Janeiro, von wo er 1756 nach Liſſabon zurückkehrte. Nachdem er in Rom ſeine Ausbildung vollendet, ward er nach Ponzoni's Abgang Profeſſor der Zeichenkunſt am Collegio dos Nobres zu Liſſabon und dann Vorſtand der k. Druckerei. Er war Mitbegründer der neuen Zeichnungsakademie und † 1818. S. hinterließ mehre ſchöne Kupferſtiche u. Zeichnungen in Tuſch, Sepia und mit der Feder ausgeführt. Dieſe Zeichnungen beſtehen in hiſtoriſchen Kompoſitionen und in Bildniſſen. Mehre ſind zum Stiche gefertigt. Dann überſetzte er Clairauts Geometrie ins Portugieſiſche: Elementos de Geometria etc., Liſſ. 1772. Von ihm iſt auch: Tratado Theorico das Letras Typographicas, 1802. Vgl. Carneiro 5), wo er fälſchlich J. da Salva genannt iſt. — 7) Jeronymo da, Maler, blühte in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Liſſabon, malte für mehre Kirchen und Konvente, ſowohl Bildniſſe als religiöſe Darſtellungen. Er war Mitglied der Brüderſchaft des heiligen Lucas zu Liſſabon und noch 1732 thätig. — 8) Giovanni, Maler von Moreo im Kanton Teſſin, bildete ſich um 1738 an der Akademie in Bologna, malte hiſtoriſche Darſtellungen in Oel und Fresco; † um 1770. — 9) Francisco de, Maler, Portugieſe von Geburt, blühte um 1775 in Sevilla und hatte den Ruf eines vorzüglichen Künſtlers, malte Landſchaften und Architekturſtücke und belebte dieſe Bilder mit Figuren. In ſeinen Baumblättern ſcheint nach C. Machado (Collecao etc., Liſſ. 1823) der Zephyr zu ſäuſeln. — 10) Padre Joao Chriſoſtomo Policarpo da, Bildhauer und Maler von Mereeana in Portugal, war Geiſtlicher, beſchäftigte ſich aber mehr mit Zeichnen und Modelliren. Er fertigte viele kleine Statuen in Thon und Gyps u. große Bilder dieſer Art für Kirchen zu Liſſabon und an anderen Orten. Von 1780—1782 leitete er die Akademie der Künſte und trug auch in der Folge noch zum Ruhme derſelben bei. Er † 1798 zu Liſſabon und wurde in der Kapelle do Senhor Reſuſcitado bei St. Antonio begraben. In dieſer Kapelle ſind auch Statuen von ſeiner Hand. — 11) Don Diego Antonio Rijon de, Maler und Dichter von Murcia, Schüler von R. Mengs und der treueſte Anhänger deſſelben, bildete ſich an der k. Akademie in Madrid. Wir haben von ihm ein Gedicht über die

Malerei unter dem Titel: La Pintura, Segovia 1786, 8. Ueberſetzte auch die Traktate des Leonardo da Vinci u. des Leo Bat. Alberti: El tratado de la pintura por Leonardo da Vinci, y los tres libros que sobre el mismo arte escribo Leon. Bautista Alberti, Madrid 1784, 4. S. war Sekretär und königlicher Rath und † 1801 in Murcia. — 12) **Felix José da**, Architekt aus Liſſabon, bildete ſich daſelbſt und zu Rom, von wo er als Akademiker von S. Luca in die Heimath zurückkehrte. Hier ernannte ihn der König zum erſten Profeſſor der Architektur an der Akademie in Liſſabon, in welcher Eigenſchaft er auch die öffentlichen Bauunternehmungen leitete und viele Pläne zu Paläſten und Häuſern fertigte. Später begleitete er den Hof nach Rio-Janeiro, wo ſich ihm ein weiter Wirkungskreis öffnete. Er fertigte mehre Pläne zu kaiſerlichen Gebäuden, wie zum Theſauro, zum Palaſt Joias und zum Theater San Joao, welches nach S.s Tode Manoel da Coſta vollendete. Dann baute er auch den kaiſerlichen Palaſt zu Santa Cruz, zwölf Meilen von Rio. S. † 1825 als General-Intendant der königlichen Bauten.

Silva (Lit.), Silvio de la, ſ. Amadis.

Silvain, St., franzöſiſcher Flecken, Depart. Calvados, Bez. Falaiſe; 1280 Einw.

Silvanectes (a. Geogr.), Völkerſchaft in Gallia Belgica, ſüdlich von den Sueſſiones und Veromandui und nördlich von den Pariſii und Meldi.

Silvaner (Pomol.), ſ. Sylvaner.

Silvanes, franz. Dorf, Depart. Aveyron, Bez. St.-Affrique; berühmte warme Bäder; 490 Einw.

Silvani (Biogr.), 1) **Gherardo**, Architekt und Bildhauer, 1579 zu Florenz aus einer adeligen, aber armen Familie geboren, war Schüler Giv. Caccini's. Zu ſeinen beſten Bildhauerarbeiten gehört die Statue der Zeit im Garten von Boboli. Sein Hauptfach war aber die Architektur, worin er ebenfalls dem neueren, d. h. dem ſchlechten Geſchmacke, huldigte, wie viele andere geſchickte Künſtler ſeiner Zeit. Er baute in Florenz und in der Gegend viele Paläſte und Häuſer und reſtaurirte und moderniſirte ältere Gebäude; wie die ehrwürdige Kirche St. Maria del Fiore, den Palaſt Albizzi u. A. Dann baute er Kloſter und Kirche der Theatiner, das Caſino von S. Marco für den Kardinal de Medici, die Kirche delle Stimmate, die Façade des Palaſtes Strozzi gegen St. Trinità, den Palaſt Capponi in der Via larga, den Palaſt Riccardi in der Straße Gualfonda und den Palaſt Caſtelli, welchen Milizia als einen der ſchönſten in Toskana erklärt. Außer Florenz iſt die Kirche von S. Francesco di Paolo u. die Villa des Hauſes Falle ſein Werk. S. arbeitete in ſeinem Leben viel, und noch als Greis von 96 Jahren beſtieg er mit einem 100jährigen Maurer die Kuppel des Domes in Florenz. Er † in demſelben Jahre. — 2) **Pier Francesco**, Architekt, Sohn des Vorigen, baute die Kirche des heiligen Philippus Neri (1645), ſo wie die prächtige Kapelle des heil. Andreas Corſini; † 1685 im 65. Jahre. — 3) **Gaetano**, Kupferſtecher zu Parma, Schüler von Toſchi, gehört zu den vorzüglichſten jetzt lebenden Künſtlern ſeines Faches.

Silvanmenſch, ſ. Menſchenraçen.

Silvanus (röm. Myth.), Waldgott der Römer, deſſen Aeltern Valerius und Valeria ſind. Unter ſeiner Obhut ſteht der Wald nach allen ſeinen Erſcheinungen, d. h. mit Bäumen, Wild, Waldweide, Hirten und Heerden. Zugleich iſt S. auch Schützer der Grenzen, beſonders der zwiſchen Wald und Feld, u. Hüter alles deſſen, was ſie umſchließen, des Viehes, der Fluren und der Häuſer auf denſelben, alſo auch ein Lar und Schützer der Laren. Schon die Pelasger hatten dem S. als Flur- u. Heerdengott einen Hain bei Cäre geweiht. Sein Opfer erhielt er von den Landleuten nach der Ernte zugleich mit der Tellus; man erflehte nämlich von ihm die Geſundheit der Rinder mit einem Opfer von Speltmehl, Speck, Fleiſch und Wein. Die Hirten verehren den S. noch beſonders als Wolfsvertreiber; und damit er auf Heerdeſegen günſtig einwirke, ward ihm der furchtbare Widder geopfert. So wurde der Gott als in mannichfacher Beziehung verehrt; ſein eigentliches Gebiet blieb jedoch immer der Wald; und als ſpecieller Waldgott hat er alle Eigenthümlichkeiten dieſer Gattung an ſich: er erſcheint als neckiſcher Kobold, der wie Faunus allerlei Spuk treibt, beſonders in Folge ſeines verliebten Temperaments. Weiber dürfen ihm deshalb kein Opfer bringen, ja, ſchicklicherweiſe nicht einmal dabei anweſend ſeyn. Zu Rom hatte S. zwei Heiligthümer; das eine war auf dem aventiniſchen, das andere auf dem viminaliſchen Hügel. Dargeſtellt wird der Gott mit Sichel und Baumzweigen, Früchte im aufgeſchürzten Thierfelle tragend (ſo im Muſ. Pio-Clem.), oder mit einem Kranze von Lilien und Kieferzweigen um das Haupt, mit Gartenmeſſer oder Cypreſſenbaum (der ihm heilig iſt), neben ſich einen Hund und einen brennenden Altar. Er erſcheint zwar als alter Mann, aber rüſtig und munter.

Silvanus (röm. Geſch.), 1) **Plautius S.**, Kollege des Auguſtus im Konſulate des J. 2 v. Chr., kämpfte ſpäter als konſulariſcher Legat unter Tiberius in den Jahren 6—8 n. Chr. in Dalmatien, beſiegte die Breuker und brachte ganz Pannonien zur Annahme des Friedens (7 n. Chr.), ſo wie er auch im Jahre 8 n. Chr. ſeine Aufgabe in Dalmatien glücklich löſte. — 2) **Plautius S.**, Sohn oder Neffe des Vorigen, Prätor unter Tiberius im J. 24 n. Chr. ſtürzte ſeine Frau zum Fenſter hinab und ward von Tiberius deshalb vor Gericht gezogen, worauf er zuerſt mit einem Dolche, den ſeine Großmutter ihm geſandt hatte, ſich das Leben zu nehmen verſuchte, und als dies nicht gelang, ſich die Adern öffnen ließ. — 3) **Gavius S.**, Tribun unter Nero, ſollte dem Seneca ſein Todesurtheil verkündigen, ging aber nicht ſelbſt, ſondern ſchickte einen ſeiner Centurionen. — 4) **Poppäus S.**, reicher Römer, erhielt im J. 70 n. Chr. Dalmatien zur Provinz und ließ die Angelegenheiten durch ſeinen Lega-

Digitized by Google

ten Baſſus beſorgen. Im J. 71 mußte er eine Summe Goldes für den Staat auftreiben, damit den Soldaten der Sold bezahlt werden konnte. — 5) S., Begleiter des Saloninus, Sohn des Gallienus, wurde bei der Belagerung der Stadt Agrippina durch Poſtumus ermordet. — 6) S., Franke, römiſcher Feldherr in Gallien, warf ſich zu Köln zum Gegenkaiſer von Conſtantius auf und ließ ihn ermorden, um 355.

Silvanus (Entom.), nach Latreille, Käfergattung, ſ. Sylvanus.

Silvaplana, ſchweiz. Pfarrdorf, Kanton Graubündten, im Ober-Engadin, 5580 Fuß über dem Meer, am gleichn. See, durch den vom Silſerſee her der Inn fließt und zwiſchen beiden auch Lagiazöl genannt wird; 290 E.

Silvas, Fluß, ſ. v. a. Silves.

Silvaticus (bot. Term.), 1) waldig, mit Wald bewachſen: Regio silvatica, die Waldregion; — 2) waldbewohnend, in Wäldern wachſend: Plantae silvaticae, Waldpflanzen. Von dieſen könnten noch die den Wald ſelbſt bildenden Holzgewächſe als Forſtpflanzen (Plantae saltnenses) unterſchieden werden.

Silveira (Biogr.), 1) Bento Coelho da, einer der berühmteſten portugieſiſchen Maler aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, arbeitete ſchon 1648. Für ſein Hauptwerk hält man Judith und Holofernes, welches man mit van Dycks Arbeiten vergleichen wollte; die Portugieſen erklären es als eines derjenigen Bilder, welche Coelho mit goldenem Pinſel malte. Er malte in Oel und in Fresko, paſtos u. mit wahrer Färbung. Eines ſeiner letzten Werke iſt die Kreuzerfindung in der Sakriſtei von S. Pedro in Alrantara von 1702. S. † 1708. — 2) Manoel da Pinto da Fonſeca, Graf von Amarande, portugieſiſcher General, um 1770 in Tras-os-Montes geboren, ſchlug 1808 den General Loiſon, führte ſpäter ein eigenes Corps. — 3) Antonio Manoel da Pinto da Fonſeca, Marquez von Chaves, ſ. Chaves 2). — 4) Joao da Pinto da Fonſeca, Graf de Comothos, diplomatiſcher Agent Dom Miguels. — 5) Bernardo da Pinto da Fonſera, Visconde de Varzea, portugieſiſcher General und Staatsmann, 1780 zu Lamego geboren, nahm 1794 Kriegsdienſte, ſtellte 1796 auf eigene Koſten eine Schwadron Kavalerie, wurde 1808 Major, 1809 Oberſtlieutenant in der von ſeinem Vetter S. 1) kommandirten luſitaniſchen Legion, 1812 Oberſt, 1815 Brigadegeneral. Als ſolcher ging er nach Rio de Janeiro, ſiegte 1816 und 1817 bei Pablo-Pars é Minas, wurde 1818 Feldmarſchall, 1819 Generalkapitän von Marangon, ließ Rio de Janeiro pflaſtern und Chauſſeen anlegen. Bei der Revolution von 1820 blieb er unthätig, ward, 1822 nach Portugal zurückgekehrt, in die Cortes gewählt, erklärte ſich 1823 für Joaa VI. gegen Dom Miguel, übernahm das Gouvernement von Beira und das Kommando des Obſervationscorps von Alemtego. Im J. 1826 ging er plötzlich zu den Inſurgenten über, mußte jedoch nach Spanien flüchten und lebte zu Valladolid, bis er unter Dom Miguel nach Portugal zurückkehrte. Er erhielt das Gouvernement von Porto, wo er 1830 †, wie man glaubt, durch einen Agenten Dom Miguels vergiftet.

Silver-Cords (engl.), Sorte feiner, ſchmal gerippter Mancheſter ohne vielen Glanz, gewöhnlich von grauer Farbe, 20 engliſche Zoll breit; er diente vorzüglich zu Beinkleidern.

Silveret (engl.), veraltetes, geköpertes, halbſeidenes Zeuch, bei welchem der baumwollene Einſchlagfaden abwechſelnd unter einem u. über vier Kettenfäden von Seide oder Floretſeide geſchlagen wird.

Silverius, römiſcher Papſt ſeit 536, wurde 537 von Beliſar wegen eines geheimen Einverſtändniſſes mit den Gothen nach Palmaria exilirt, wo er 540 Hungers geſtorben ſeyn ſoll.

Silvermines, brit. Flecken, Irland, Prov. Munſter, Grafſch. Tipperary, nordweſtlich von Caſhel; hat von den ſilberhaltigen Bleiminen in der Umgegend ſeinen Namen.

Silverſtolpe, ſ. v. a. Silfverſtolpe.

Silver-wood (engl., Bot.), ſ. v. a. Mouriria myrtilloides *Poir.*

Silves (Geogr.), 1) portug. Stadt, Algarvien, nordoſtlich von Lagos, am gleichnam. Fluß, der ins Meer mündet und auf kurze Strecke für kleine Schiffe fahrbar iſt; ſchöne Kirche, Hoſpital; 2100 Einw.; — 2) (Sylves), ſüdam. Stadt, Braſilien, Prov. Para, in Guyana, auf einer kleinen Inſel des Amazonenſtroms; Tabak-, Baumwoll- und Saſſaparillebau.

Silveſter (Sylveſter, der die Wälder Schützende, der Waldmann, Biogr.), 1) St. S. I., Sohn des Rufinus, erlitt wegen ſeines Chriſtenglaubens Verfolgungen, ward, als Konſtantin d. Gr. ſich krank fühlte und ſchon den Chriſten geneigt zu werden begann, zu dieſem gerufen und bekehrte ihn nicht nur, ſondern heilte ihn auch von ſeiner Krankheit, worauf der dankbare Kaiſer ſeinen neuen Glaubensgenoſſen viele Tempel zu Kirchen, angeblich auch das Patrimonium Petri, ſchenkte. S. ward 314 zum Papſt gewählt und † am 31. Dec. 335, welcher Tag (Silveſterabend) ihm geweiht blieb. — 2) S. II., aus Orleans, Benediktinermönch, hieß eigentlich Gerbert und war Erzieher König Roberts, des Sohnes von Hugo Capet, dann ſeit 992 Erzbiſchof von Rheims, hierauf Lehrer Otto's III. und 997 Erzbiſchof von Ravenna. Nach Gregors Tode 999 zum Papſt gewählt, † er ſchon 1004. Die Legende berichtet von ihm, daß er einen Bund mit dem Teufel geſchloſſen habe und dieſer ihm zugeſichert, er ſolle ſo lange Papſt bleiben, bis er zu Jeruſalem Meſſe geleſen habe. Als er nun in der Kirche zum heiligen Kreuz zu Jeruſalem Meſſe las, erkannte er, daß er betrogen ſey, bekannte ſein Verbrechen und verordnete, daß ſeine Leiche auf einen Wagen gelegt und da begraben werden ſollte, wo die Pferde, denen man freien Willen ließ, ſtehen blieben. Die Pferde zogen ihn gerade in den Lateran. — 3) S. III, früher Johannes, ward 1043 als Gegenpapſt gegen Benedikt IX. gewählt, nach 3 Monaten aber durch den Grafen von Frascati wieder entſetzt. — 4) S. Silveſtriner.

Digitized by Google

Silveſter=Indigo, in Nordamerika, die ſchlechteſte oder wilde Sorte des Karolina=Indigo.

Silveſtre (Sylueſtre, Biogr.), 1) Iſrael, Formſchneider von Paris, arbeitete um 1542 in Antwerpen, ſchnitt mehre Platten, welche fürſtliche Perſonen vorſtellen und die in ſeinem Verlage erſchienen. — 2) Iſrael, Zeichner und Kupferſtecher, 1621 zu Nancy geboren, von Iſrael Henriet, ſeinem Oheime unterrichtet, bildete ſich in Italien unter Stefan della Bella weiter aus und ließ ſich 1642 in Paris nieder, wo ihm zuletzt Iſrael Henriet ſeine Kunſthandlung abtrat. S.'s Werke ſind außerordentlich zahlreich, ſowohl Zeichnungen als Radirungen. Das Kupferwerk dieſes Meiſters in der Sammlung des Chev. J. A. de S., welche Regnault=Delalande 1806 beſchrieb, belief ſich auf 900 Blätter, beſtehend in Anſichten aus Italien, die er während eines zweimaligen Aufenthaltes in dieſem Lande zeichnete, zahlreichen Anſichten aus Frankreich, England, Spanien, Konſtantinopel und Perſien, Städte, Burgen, Kirchen, Klöſter, Schlöſſer, Paläſte, Triumphbögen, Grabmäler, Säulen, öffentliche Plätze, Brücken, Fontainen, Grotten, Parke, Gärten ꝛc. enthaltend. Im Auftrage des Königs zeichnete er die königlichen Schlöſſer und Paläſte, ſo wie alle von dieſen Monarchen eroberten Plätze, woraus eine Sammlung wurde, die unter dem Titel der „Maisons royales“ im Stiche erſchien. Hierauf ernannte ihn der König zum Zeichenmeiſter des Dauphin, eine Stelle, die auf alle Künſtler dieſes Namens überging. S. † 1691. — 3) Charles François de, Maler, Iſraels 2. Sohn, 1667 zu Paris geboren, malte hiſtoriſche Darſtellungen und Landſchaften. Er bekleidete in Paris die Stelle eines Zeichenmeiſters der Enfans de France und erhielt von König Auguſt v. Polen und Sachſen einen Adelsbrief. N. Chereau ſtach nach ihm einen Chriſtus am Oelberg und L. Desplaces die Medea. Todesjahr unbekannt. — 4) Louis de, Maler, Bruder des Vorigen, 1675 zu Paris geboren, ward zu Rom gebildet und wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor an der königlichen Akademie zu Paris. Zu ſeinen vorzüglichſten Bildern aus jener Zeit gehört die Heilung des Lahmen vor der Thüre des Tempels in Jeruſalem, welche 1703 in Notre=Dame aufgeſtellt wurde, und das lebensgroße Bildniß Ludwigs XV., welches er 1715 gemalt hatte, jetzt in der Gallerie zu Dresden. Im J. 1725 ward S. als Hofmaler nach Dresden berufen, wo die Könige Auguſt II. und III. von Polen ſeine Kunſt bewunderten. Auguſt III. erhob ihn 1741 in den Adelsſtand. Die letztere Zeit ſeines Lebens brachte S. in Paris zu, wo er zum Direktor der königlichen Akademie ernannt wurde und 1760 †. — 5) Suſanne, angeblich Tochter Iſraels durch mehre radirte Blätter bekannt, blühte um 1710—16. — 6) Charles Nikolaus, Zeichner und Maler geboren zu Paris 1700, Schüler ſeines Vaters Ch. François und Nachfolger an deſſen Stelle eines Lehrers der Enfans de France, malte und zeichnete Landſchaften; † zu Valenton 1767. — 7) Jacques Auguſtin de, Zeichner und Maler, 1719 zu Paris geboren, Sohn des Vorigen und ſein Nachfolger als Maitre à dessiner des Enfans de France. Führte viele Zeichnungen aus, die meiſt in landſchaftlichen, hiſtoriſchen und architektoniſchen Darſtellungen beſtehen. Außerdem beſchäftigte ihn ſein Kunſtkabinet, welches ſchon Iſrael S. um 1690 angelegt hatte und deſſen Inhalt durch einen trefflichen Katalog von Regnault=Delalande, Paris 1810, bekannt iſt. Dieſes Kabinet war das einzige Vergnügen des Meiſters, der ſehr ſchwächlicher Geſundheit war und 22 Jahre nur von Milch lebte. Er † 1809.

Silveſtriner (Kirchengeſch.), Orden in Italien, beſonders in Umbrien, Toskana und Ancona ausgebreitet, von Silveſter Gozzolino 1234 geſtiftet, 1248 vom Papſt Innocentius IV. beſtätigt. Ihre Regel iſt die der Benediktiner; ihr Generalpräpoſitus wird alle 3 Jahre gewählt. Kleidung: ein Rock und ein breites Skapulier, woran eine Kapuze befeſtigt iſt von glänzend türk. blauem Tuche. Beim Ausgehen eine große blaue Kutte und ein großer Kirchendienermantel. Hemden, Halskragen und Aermelaufſchläge ſind von weißer Serge. Der General trägt ein Mäntelchen und eine Mozetta von violetter Farbe. Die Tracht der Silveſtrinerinnen war früher wie die der Mönche, ſpäter nahmen ſie die ſchwarze Kleidung der Benediktinerinnen an.

Silveſtris (Orgelb.), ſ. v. a. Waldflöte.

Silveſtro (Geogr.), St., ital. Flecken, Neapel, Prov. Abruzzo=citer., nordöſtlich von Chieti; 280 Einw.

Silveſtro (Biogr.), Dom, Mönch des Kloſters S. Maria degli Angioli in Florenz, einer der ausgezeichnetſten Miniaturmaler des 14. Jahrh., ſchmückte um 1350 das Choralbuch des Kloſters S. Maria degli Angeli zu Florenz mit Miniaturen, welche in der neuern Zeit zerſchnitten wurden und in andere Hände übergingen. Herr Ottley in London beſitzt eine Reihe von Initialen, die mit Unterlegung von grüner Erde auf das zarteſte in Gouache ausgeführt ſind. Im franzöſiſchen Muſeum iſt eine Bilderbibel, welche in Schrift, Format u. Vorſtellungen mit dem genannten Werke übereinſtimmt, ſo daß ſie Waagen S. beilegt.

Silvi, 1) (a. Geogr.), Gebirgsvolk in der Nachbarſchaft Albaniens (Plin. VI, 10, 11); — 2) (n. Geogr.), italien. Flecken, Königr. Neapel, Prov. Abruzzo=ulter. I, ſüdöſtlich von Atri, am adriat. Meer; Töpferei, Fayençefabr.; 2500 Einw.

Silvia (a. Geogr.), Ort in Illyrien an der Straße von Sirmium nach Salona; nach Lapie j. Keupris.

Silvia (Sylvia, röm. Geſch.), ſ. Rhea.

Silvia (Bot.), nach Arrabida, Pflanzengattung. Art: S. curialis *Arr.*, ſ. v. a. Escobedia Silvia *Steud.*

Salviniacum (Salviniacus, a. Geogr.), Flecken in Gallien, j. Sauvigny.

Silvio, Giovanni, Maler von Venedig, um 1500 geboren, Schüler und Nachahmer Ti=

tians. Ein ſehr ſchönes Bild von ihm iſt in der Kollegiatskirche von Piere de Sacco im Paduaniſchen, welches St. Martin mit Petrus und Paulus und einem Gefolge von Engeln darſtellt ganz im Geſchmacke Titians.

Silvio Romano, Pſeudonym für Riemer 2).

Silvium (a. Geogr.), die äußerſte Grenzſtadt der Peucetier in Apulien in einer rauhen und bergigen Gegend; nach Lapie j. Gravina.

Silvius, 1) (röm. Myth. u. Geſch., Biogr.), Sohn des Aeneas von der Lavinia, der Tochter des Latinus, ward nach dem Tode ſeines Bruders Ascanius Thronfolger in Alba Longa und Stammvater der albaniſchen Silvier. Nach Livius jedoch ſoll Ascanius durch ſ. Sohn S. Ahnherr der albaniſchen Könige geworden ſeyn. — 2) Aeneas S., — 3) Latinus S. und — 4) Romulus S., vier Könige von Alba Longa; — 5) Aeneas S., ſ. Aeneas Sylvius; — 6) Jakob S., ſ. v. a. Bois 1); — 7) S., ſ. v. a. Boë; — 8) Anton, auch Sylvius Antonianus, Formſchneider, 1526 zu Antwerpen geboren, zierte mehre von 1550—1573 in der berühmten plantaiſchen Druckerei erſchienenen Bücher mit Holzſchnitten. — 9) Balthaſar, Zeichner u. Kupferſtecher, blühte um 1555—58.

Silvius (Entom.), nach Meigen, Schelnbremſe, Gatt. der Diptern Tanystomata Tabanida *Latr.*, der Ordn. der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter Tabanus *L.* Charakter: Erſtes Glied der Fühler walzenförmig, zweites napfförmig, drittes fünfringelig; 3 Punktaugen. Als Typus mehrer Arten kann S. vituli *Meig.* gelten.

Silvula (lat.), der für Bäume und Sträucher beſtimmte Platz im botaniſchen Garten.

Silwa, aſiat.-ruſſ. Fluß, Gouv. Perm, fließt von Südoſten nach Nordweſten und mündet bei Perm in die Kanna.

Silw[illegible], öſterr.-ſteierm. Dorf u. Gemeinde, Kr. Judenburg, Bez. Farrach; Steinkohlenbergwerk; 230 Einw.

Silwingen, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Merzig; Kapelle; 200 Einw.

Silwinsk, zwei ruſſ. Eiſenhütten, Gouv. Perm, Kr. Kungur, liefern jährlich gegen 26,000 Ctnr. Stabeiſen.

Silybum (Bot.), nach Adanſon, Steckkorn, Mariendiſtel, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.*, Syngenesia Aequalis *L.* Charakter: Körbchen gleichehig-zwitterig, Hüllkelch bauchig, von dicht angedrückten Blättchen gebildet, welche mit einem deutlich geſchiedenen, abſtehenden, dornigen Fortſatze verſehen ſind. Blüthenboden ſpreuig. Fruchtkrone lang, vielreihig, haarig-ſpreuig, am Grunde ringförmig verbunden. Einzige Art: S. marianum *Gaert.*, Carduus marianus *L.*, Marien-Steckkorn, Marien-, Frauen- oder Silberdiſtel. In Mittel- und Südeuropa, auf dürren, unbebauten Plätzen, Schutthaufen u. ſ. w.; einjährig. Stengel dick, gefurcht, unten zottig, bis 4 Fuß hoch. Blätter länglich, glänzend, ſehr ſchön weiß gefleckt, ſtengelumfaſſend, ſpießförmig-halbgefiedert, dornig-gezähnt. Blumenſtiele einzeln endſtändig, einblumig; Blumen purpurroth-lillafarbig. Die Wurzel, Blätter und Früchte, Radix, Herba et Semen Cardui Mariae s. mariani s. maculati s. lactei s. vulgaris, Herba Spinae albae s. Leucacanthae, waren früher gebräuchlich. Wurzel und Blätter ſind bitter und gehören zu den auflöſenden und gelind eröffnenden Mitteln; ſie wurden gegen Fieber, bei Stockungen im Unterleibe u. dgl. angewendet, werden aber durch Taraxacum und ähnliche Mittel vollkommen erſetzt. Die öligen und ſchleimigen Früchte, Steckkörner, Stichkörner, Vehdiſtelſamen, Froſchdiſtelſamen, galten für ein Mittel gegen Seitenſtechen und bei Bruſtkrankheiten, ſind aber jetzt nur noch als Volksmittel im Gebrauch. Bei Dioscorides heißt die Pflanze *Σίλυβον*. Die Pflanze iſt auch in den Gärten beliebt und macht ſich gut in Strauchgruppen und auf Raſenplätzen in Luſtanlagen. Hayne, Arzneig. 7, T. 31.

Silz (Geogr.), 1) (Sülz), bayer. Kirchdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Annweiler; 490 Einw.; — 2) mecklenb.-ſchwer. Dorf, wendiſcher Kr., Amt Plau; 270 Einw.; — 3) öſterr. Landgericht, Tyrol, Kr. Imſt; umfaßt einen Flächenraum von 21,30 □M. mit 15 Gemeinden und gegen 15,000 Einw.; — 4) Dorf daſ., am rechten Innufer, Sitz des Landgerichts; Pfarrei, Weggeldamt, mehre Jahrmärkte; 1120 Einw.

Silze (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Bromſt, Fähre Silze (Solecki); 320 Einw.; — 2) (Solecki olendry), preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Bomſt; 210 Einw.

Silzen, holſt. Dorf, Kloſterger. Itzehoe; 150 Einw.

Sim (Sima), ruſſ. Fluß, Gouv. Orenburg, fließt gegen Südweſten und mündet in den Inzer, rechts.

Sima (lat.), Karnieß, Rinnleiſten, ſ. Säule und Säulenordnung.

Simaba (Bot.), nach Aublet, Pflanzengattung. Arten unter Zwingera *Schreb.*

Simabara, aſiat. Stadt, auf der Weſtküſte der japan. Inſel Kiou-Siou, weſtl. am gleichn. Meerbuſen; Schwefelbereitung.

Simäthus (a. Geogr.), Fluß auf der Oſtſeite Siciliens, der eine Menge Flüßchen aufnahm.

Simaiſoni, aſiat. Stadt, auf der japan. Inſel Nipon, ſüdweſtlich von Meaco, an der Meerenge Mitſou-Simanada.

Simana (a. Geogr.), Stadt Bithyniens.

Simancas, ſpan. Flecken, Königreich Leon, Prov. Valladolid, ſüdweſtl. von Valladolid, rechts an der Piſuerga, über die eine Brücke von 17 Bogen führt; durch Mauern und ein Kaſtell (darin Hauptarchiv für ſpan. Geſchichte, beſonders für die Entdeckung Amerika's) befeſtigt; Handel mit weißem Wein; 1200 Einw. Hier 938 Niederlage des ſaraceniſchen Königs Abdalrahman durch König Ramiro von Leon. Im Jahre 983 wurde S. von Almanſor, dem Feldherrn des Königs von Cordova, eingenommen und alle Chriſten niedergehauen.

Simand, ungar. Flecken, arader Geſpannſchaft, nordöſtlich von Arad; Branntweinbrennerei; 4900 Einw.; Ueberreſte einer vom röm. Kaiſer Trajan im Kriege mit dem daciſchen Könige Decebalus aufgeführten Verſchanzung.

Simandre (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Ain, Bez. Bourg; Markt; 770 Einw.; — 2) Dorf daſ., Depart. Saône-Loire, Bez. Louhans; Markt; 1590 Einw.

Simane, aſiat. Stadt, auf der japan. Inſel Nipon.

Simangales, afrik. Volk, auf der Inſel Madagaskar.

Simao (Semao), oſtind. Inſel, Sunda-Archipel, ſüdweſtlich von Timor, durch die gleichnam. Straße davon getrennt, 5 M. lang und ³/₄ M. breit, niedrig, ſtark bewaldet, wenig fruchtbar, liefert Schwefel und Mais; die Inſel iſt nur ſchwach bevölkert.

Simaquina, aſiat. Küſtenſtadt, auf der japan. Inſel Sikok, ſüdweſtlich von Ava.

Simaraba, Stadt und Meerbuſen, ſ. v. a. Simabara.

Simard, franz. Dorf, Depart. Saône-Loire, Bez. Louhans; Markt; 1310 Einw.

Simariſtus (griech. Lit.), griech. Grammatiker, ſchrieb Synonyma in mindeſtens 4 Büchern (Athen. XI, S. 496, C.).

Simart, Pierre Charles Chev., Bildhauer zu Paris, einer der vorzüglichſten Meiſter der neuen franzöſiſchen Schule, um 1810 geboren, bildete ſich an der Akademie zu Paris, dann in Italien. Seine Werke ſind theils in Gyps, theils in Marmor ausgeführt. Seit 1845 ſieht man in der Kathedrale zu Troyes eine Madonna mit dem Kinde, von S. in Marmor gearbeitet, eines der ſchönſten Werke der neuern Plaſtik. Im Bibliotheksſaale der Pairskammer zu Paris iſt eine Marmorſtatue der epiſchen Poeſie von ihm.

Simaruba (Bot.), nach Aublet, Hellreſche nach Oken, Gattung der Rutaceae Simarubeae *Rchb.*, Decandria Monogynia *L.* Charakter: Blüthen monöciſch, diöciſch oder polygamiſch. Kelch 5theilig, Blumen 5blättrig, offen oder ausgebreitet. Staubgefäße 5 oder 10; Staubfäden innen am Grunde mit einem angewachſenen Schüppchen. Fruchtknoten einem verkürzten Stempelboden aufſitzend, aus 3—5 ſchwach verbundenen Karpellen beſtehend; ein Griffel aus der Mitte des 3- oder 5knöpfigen Fruchtknotens ſich erhebend, 3—5ſpaltig. Karpellen 3 oder 5, ſteinfruchtartig. 4 Arten, Bäume mit abwechſelnden, gefiederten Blättern und endſtändigen, aus kleinen Trauben zuſammengeſetzten Riſpen, in Südamerika und Weſtindien: 1) S. excelsa *Dec.*, Bittereſche, Bitterholzbaum. In Jamaika, Karaiben, in Wäldern. Stamm 80—100 Fuß hoch. Blätter unpaarig gefiedert; Blättchen 9—13, gegenſtändig, geſtielt, länglich-lanzettlich. Blüthen polygamiſch, 5männig, in blattwinkel- und außerwinkelſtändigen, riſpenförmigen Trugdolden. Griffel 3ſpaltig; 3kugelig-verkehrt-eiförmige Früchtchen. Das Holz dieſes Baumes, welches als jamaikaniſches oder dickes Quaſſiaholz, Bitterholz, Lignum Quassiae jamaicense, häufig ſtatt ächten Quaſſienholzes im Handel vorkommt, hat ganz dieſelben Eigenſchaften und Wirkungen wie jenes. Es beſteht aus 4—6 Fuß langen und oft einen Fuß dicken Scheiten von ſchmutzigweißer oder grauer Farbe, die bisweilen auch grau geſtreift und gewöhnlich ohne Rinde ſind. Die Rinde findet ſich losgetrennt in breiten, dunkleren Stücken dabei. Der bittere Geſchmack iſt äußerſt ſtark, aber unangenehmer als bei Quaſſia. Heyne, Arzneig. 9, T. 16. — 2) S. glauca *Dec.* Auf Cuba. — 3) S. officinalis *Dec.*, Quassia Simaruba *L.*, ächte oder gebräuchliche Simarube. In Guyana, Jamaika, Karaiben, in Wäldern. Blätter gleichpaarig-gefiedert; Blättchen 8—16, wechſelſtändig, kurzgeſtielt, länglich, an der Spitze zugerundet, kahl oder unten flaumhaarig. Blüthen monöciſch, in äſtigen Riſpen, die männlichen decandriſch; Griff. 5ſpaltig; 5 verkehrt-eiförmige Früchtchen. Die Rinde der Wurzel und wahrſcheinlich auch zum Theil die des Stammes dieſes 60—70 Fuß hohen Baumes iſt ſeit 1717 durch Juſſieu als Simaruba-Rinde, Ruhrrinde, Cortex Simarubae s. Quassiae Simarubae, Cortex Radicis Simarubae verae, nach Europa gebracht worden (Göbels pharm. Waarenk., Bd. 1, T. 19, F. 3 und 4). Sie kommt im Handel vor in einigen Fuß langen u. 1—2 Fuß breiten Stücken, die entweder der Länge oder der Breite nach zuſammengerollt ſind. Die äußere Oberfläche iſt mit einem feinen, weißlich-gelben, glänzenden Häutchen bedeckt, unter welchem der ſchwammige, bräunliche Rindentheil liegt, welcher auf ſeiner untern Seite von einigen hellgelben, faſerigen Baſtlagen bedeckt wird. Auf der Oberſeite ſind auch noch eine Menge kleiner dunkelfarbiger Erhabenheiten und viele kleine Querrunzeln. Der Bruch iſt ſehr faſerig. Die Rinde iſt faſt geruchlos, hat aber einen kräftigen, rein bittern Geſchmack, der bei langdauerndem Kauen ſchleimig wird. Sie beſteht aus einem brüchigen Harze, einem ätheriſchen Oele von gewürzhaftem Geſchmacke und benzoëähnlichem Geruch, einem Alkaloid, Quaſſin, von bitterem Geſchmacke, einem ammoniakaliſchen Salze, aus äpfelſaurem und oxalſaurem Kalk, aus Aepfelſäure u. Spuren von Gallusſäure und aus Ulmin und Faſerſtoff. Sie wirkt toniſch und einhüllend, beſonders auf die Verdauungsorgane und Schleimhäute. Man wendet ſie deshalb an bei abnormen Schleimſekretionen, die auf Schwäche und Erſchlaffung beruhen und zieht ſie in dieſen Fällen der Quaſſia vor. Man reicht ſie in Pulver oder Abkochung. Das Holz, Lignum Simarubae verae, iſt dem jamaikaniſchen Quaſſienholze (ſ. S. excelsa *Dec.*) ähnlich und mag unter deſſen Namen bisweilen in den Handel gelangen. Gekerbte Hölzer von dieſem Baume dienen auch zum Raspeln der Maniok. Lam., Ill., T. 343, F. 4. — 4) S. versicolor *St. Hil.* In Braſilien, in Minas Geraës. Stamm 5—10 Fuß hoch. Blätter gleichpaarig-gefiedert; Blättchen wechſelſtändig, länglich-oval, ſehr ſtumpf und zurückgedrückt, unten etwas weichhaarig. Blüthen diöciſch. Die Rinde und die Blätter, welche ſehr bitter ſind, werden in Braſilien wie die von den andern Simaruben angewendet, außerdem aber auch noch für ein ſpecifiſches Mittel gegen die Folgen giftiger Schlangenbiſſe

gehalten. Ferner bedient man ſich ihrer als Waſchmittel bei bösartigen, beſonders ſyphilitiſchen Hautausſchlägen; es ſollen aber nach der dadurch bewirkten Vertreibung böſe Zufälle eintreten. Das Pulver gebraucht man gegen Ungezieſer des Kopfes. Innerlich gibt man die Rinde, Cortex Paraibae, ſo wie die Blätter als vorzügliches Wurmmittel, wobei ſie jedoch narkotiſch wirken ſollen. St. Hil., Pl. us. des Bras., T. 5. — Die Gattung iſt der Typus der Simarubeae *Dec.* etc.

Simaruba=Rinde (pharm. Bot.), ſ. v. a. Cortex Simarubae, ſ. Simaruba officinalis *Dec.*

Simarubeä (Bot.), nach Decandolle und And., Simarubeen, dikotyledoniſche Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelch vier= oder fünfgliederig. Blume vier= oder fünfblätterig, auf dem Fruchtboden ſtehend. Staubgefäße ebenfalls unten weibig, doppelt ſo viele als Blumenblätter, getrennt, jedes dem Rücken einer kleinen Schuppe angewachſen. Piſtill aus 4—5 getrennten Fruchtblättern gebildet. Eierſtöcke einelig, von einem Stempelträger unterſtützt. Griffel in einem verwachſen, aus der Spitze der Fruchtblätter entſpringend; Narben verwachſen oder getrennt. Steinfrüchtchen zuletzt oft zweiklappig, einſamig. Samen hängend, eiweißlos. Keim gerade, mit nach oben gerichteten Würzelchen. Bäume oder Sträucher. Die Blätter wechſelſtändig, gefiedert, ſehr ſelten einfach, unpunktirt, ohne Nebenblätter. Blüthen regelmäßig, zwitterig, ſeltner eingeſchlechtig, in Dolden, Trauben oder häufiger in Riſpen zuſammengeſtellt. Dieſe Familie enthält 20 Arten in 6 Gattungen, welche faſt nur zwiſchen den Wendekreiſen, u. zwar hauptſächlich im tropiſchen Amerika wachſen. Alle zeichnen ſich durch einen äußerſt bittern Extraktivſtoff (das Quaſſienbitter) aus. — Nach Reichenbach machen die S. (in einem etwas weiteren Umfange, als hier nach Decandolle angegeben), eine Gruppe der Rutaceae aus, nach Oken bilden ſie unter dem Namen der Holz=Gröpspflanzen oder Reſchen die 6. Zunft der 11. Klaſſe.

Simaſat (Geogr.), 1) aſiat.=türk. Sandſchak, Ejalet Meraſch, gebirgig durch Zweige des Taurus, mit Ebenen, die meiſt undebaut ſind, von nomadiſirenden Truchmenen und Kurden bewohnt. S. wird von Einigen zum Ejalet Haleb gerechnet. — 2) Hauptſtadt des Sandſchaks, am Euphrat; im Alterthume vielleicht Samoſate.

Simazen=Baſchi (moham. Relig.) eigentlich Tanzmeiſter, bei den Derwiſchen ein Aufſeher, welcher darauf ſieht, daß kein Fehler vorkommt, wenn die Derwiſche vor dem Beginnen ihrer frommen Uebungen ihre kreiſelartigen Bewegungen machen.

Simba (nord. Myth.), ſ. v. a. Sigmund.

Simbach (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.=B. Niederbayern, 3 □M. mit 14,000 E.; — 2) Dorf und Hofmark daſ., mit Rentamt, Hauptzollamt, Poſterpedition und Innbrücke; Braunau gegenüber; 650 Einw.; — 3) Marktflecken daſ., Ldgr. Landau; Poſterpedition; 650 Einw.

Simbaui, Wildniß, ſ. Woolli.

Simbaöe, Stadt, ſ. v. a. Zimbade.

Simbi (Simbis), ſ. Schaggas.

Simbirsk (Geogr.), 1) aſiat.=ruſſ. Gouvernement, welches ehemals einen Theil des kaſanſchen Khanats ausmachte, dann von 1717 bis 1727 zu Aſtrachan gehörte, im Jahr 1780 zu einer Statthalterſchaft erhoben wurde und zur Zeit der Regierung des Kaiſers Alexander ſeine jetzige Einrichtung erhielt. — Grenzen und Größe. Das Gouvernement S. grenzt im Norden an das Gouvernement Kaſan, im Oſten an das Gouvernement Orenburg, im Weſten an die Gouvernements Niſhegorod und Penſa und im Süden an das Gouvernement Saratow. Die Größe des Landes beträgt nach Schubert $1402^{14}/_{100}$ □M. oder 68,043 □Werſte, nach Andern 1141 □M., nach Bulgarin 1298 □M., welche letztere Zahl wohl die richtigere iſt. — Beſchaffenheit des Landes. Die Oberfläche des Landes bildet eine wellenförmige Ebene, von unbedeutenden Höhen und Bergrücken durchſetzt. Das weſtliche Ufer der Wolga erhebt ſich jedoch über das öſtliche, beſonders da, wo ſich der Fluß bei Samara in einem großen Bogen nach Oſten wendet; hier erhebt es ſich zu einer Höhe von mehr als 400 Fuß. Nach Süden und Oſten flacht ſich das Land ab und bildet eine Steppe, die ſich nach den Gouvernements Saratow und Orenburg erſtreckt. Nach Jaſükow lagert ſich auf dem rechten Ufer der Wolga ein Kreidegebirg, welches den Kreis von Singilei und einen Theil des Kreiſes von S. vom Bache Uſſa bis zur Stadt S. ſelbſt einnimmt und hauptſächlich längs der Ufer der Wolga, des Seid und Urene zu Tage geht. Es reicht bis zur Sura und über das Dorf Promſin bis in die Kreiſe von Alatür und Karſſun, verſchwindet ſüdwärts unter neuern Sand= und Sandſtein=Bildungen, um an mehren Stellen des Kreiſes von Süſſran und bis zum Gouvernement Saratow wieder zu Tage zu kommen. Nach dieſer Erſtreckung erſcheint es als Fortſetzung einer ungeheuern Kreide=Zone, welche einen großen Theil der ſüdruſſiſchen Gouvernements einnimmt, ſich bis zum Fuße der Karpathen erſtreckt und ſomit den nördlichen Golf eines ehemaligen ruſſiſchen Mittelmeeres erfüllt. Innerhalb des Gouvernements S. fällt dieſes Gebirg auf ſeiner einen Seite gewöhnlich terraſſenförmig ab und verflacht ſich allmählig auf der andern. Seine Hügel haben 120′ bis 140′ über dem benachbarten Flußſpiegel, und auf ihren, von einander getrennten Höhen nordwärts, in den Kreiſen von S. und Singilei, ruhen die tertiären Sand= und Sandſtein=Bildungen inſelförmig. Unter dieſen weißen und grauen Kreidegeſteinen gehen Jura=Gebilde zu Tage. Die Kreide ſelbſt erſcheint in 3 Abtheilungen unter einander, nämlich: 1) weiße Kreide, zuweilen in 3′ bis 4′ mächtige Schichten geſondert und durch ſenkrechte Spalten in parallelepipediſche Maſſen getrennt. Nach oben iſt ſie weich und zerreiblich, nach unten härter, Lagen und Nieren von aſchgrauem und manchmal mit Glauconie durchſtreutem Feuerſtein aufnehmend, welche eine ſehr man=

Digitized by Google

nichfaltige Erſtreckung nnd Form haben, und in deren Nähe die Kreide ſehr hart nnd hellklingend wird. Zuweilen enthält ſie ſchwarze nnd faſt rothe Nieren und ſelbſt anſehnliche Neſter von gelbem Ocker, welchen man in dem Bezirke von Karſſun bei Koriakow durch Abbau gewinnt. Tiefer geht dieſe Kreide allmählig in Kreide-Glaukonie über, welche zerreiblich oder hart, grau bis dunkelgrün und durchſäet iſt mit Nieren von rothem Ocker und mit eckigen und runden Stücken phosphorſauren Kalkes, wie zu Cap la Heve bei Havre; auch enthält ſie viele mit Kieſel bedeckte Reſte von Polyparien und Konchylien. Längs der Sura bricht und verſchlifft man die weiße Kreide zum Kalkbrennen u. a. techniſchen Gebrauche. Dieſe Glaukonie (oder oberer Grünſand), welche in Frankreich u. anderwärts eine eigene Abtheilung bildet, iſt hier zur nnr untergeordneten Bedentung zurückgedrängt. 2) Unter der Glaukonie folgt unmittelbar die graue Kreide, Opoka genannt, nie Hügelgruppen, ſondern Treppenhöhen mit Hochebenen bildend. Sie hat eine zuſammenhängende Erſtreckung, geſtattet keine techniſche Verwendung und beſteht gewöhnlich aus kohlenſaurem Kalk und Thon, welcher nach unten immer vorherrſchender wird und eine immer dunklere Färbung, eine größere Härte und eine deutlichere Schichtung veranlaßt. Nur nach oben kommen untergeordnete Lager, und zwar von Glanconie vor. 3) Kalkmergel, Gault der Engländer, weißgrau von Farbe, mit Glimmer-Blättchen, gewöhnlich zerreiblich, zuweilen hart, geſchichtet, doch die Schichten durch ſenkrechte Zerklüftung unregelmäßig erſcheinend. Die obern Lagen ſind hart; der Thon-Gehalt nimmt nach unten zu und damit die zerreibliche Beſchaffenheit; zwiſchen den harten und zerreiblichen Schichten ruht zuweilen ein graulliches Thonlager mit Glaueonie und eckigen rauhen Stücken phosphorſauren Kalkes, welche bisweilen ſo überhand nehmen, daß ſie eine Breecie mit nur ſpärlichem Cement-abgeben. Dieſe Abtheilung bildet an der Außenſeite der Berge Treppenſtnfen, deren eine 70′ Höhe beſitzt. Die Mergel zerfallen in Näſſe und Kälte und dienen vortrefflich zur Beſſerung des Feldes. Der eigentliche oder untere Grünſand kommt bei S. nur in, dem tieferfolgenden Kimmeridgethon untergeordneten, Lagern vor. Im Ganzen hat die Formation etwa 150′—200′ Mächtigkeit. Ihre Schichten ſind überall in derſelben Folge und überall ſöhlig, außer wo ſie ſich auf eine unebene Anflagerungsfläche abgeſetzt haben. Sie enthält eine erſtaunliche Menge foſſiler Reſte, insbeſondere Hai-Zähne, Baculites, Ammoniten- oder Nautilen-Kerne, Belemniten ꝛc. Längs dem rechten Ufer der Wolga erſtrecken ſich durch den ganzen Kreis von Samara die ſteilen ſhigulewſchen Berge, die im Alterthume mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt und der ſichere Zufluchtsort von Räuberbanden waren; ja ſie ſollen ſogar ihren Namen von dem berüchtigten Räuber Shigulin erhalten haben. Auch der bekannte Raſin hauſte hier, u. ſein Lager ſoll auf einem der höchſten, 8 Werſte von dem Dorfe Moskwaſch entfernten Berge, geweſen ſeyn; noch jetzt ſind dort Ueberreſte einer kleinen Befeſtigung. Unweit des letztgenannten Berges (heißt es im Journal des Miniſteriums des Innern) befinden ſich 2 Steine, die man die 2 Brüder nennt. Der Sage zufolge wurden einſt in dieſen Bergen 3 Reiſende von einem heftigen Gewitter ereilt; lange ſuchten ſie vergebens einen Zufluchtsort, bis ſie endlich einen ungeheuern Stein erblickten, an deſſen Fuß ſich eine Oeffnung, wie eine Höhle, befand. Zwei der Reiſenden, leibliche Brüder, flüchteten ſich in die Höhle, wollten aber ihrem Gefährten keinen Platz neben ſich gönnen. Da fiel ein Blitz hernieder, der Stein borſt, und unter ſeiner Laſt fanden beide Brüder ihren Tod. Auch Peter der Große beſuchte dieſe Berge. Auf einem derſelben, den man den Kahlen nennt, zeigt man noch heutiges Tages einen Stein, auf dem die Zeit dieſes Beſuches bemerkt worden ſeyn ſoll; doch läßt ſich dieſe Angabe mit den noch übrigen Buchſtaben auf dem Steine nicht vereinigen. — Der Boden iſt meiſt fruchtbar; in den Ebenen findet man häufig die ſchönſte Gartenerde. — Gewäſſer. Alle Gewäſſer, welche das Gouvernement durchſtrömen, gehören zum Flußgebiet der Wolga, welche das Land von Norden nach Süden durchfließt. Sie nimmt zur Rechten auf: 1) den Birjutſch, der ſich mit dem Seld verbindet; 2) die Swiaga, ſie entſpringt beim Dorfe Uwarowko und mündet nach einem Lauf von 250 Werſten bei Swiaſhesk; 3) die Uſſa und 4) den Süſſran. Zur Linken: 1) den großen Tſcheremſchan, der den kleinen Tſcheremſchan aufnimmt und nicht weit von Singilei mündet; 2) den Sok, der beim Dorfe Sillinſowaja entſpringt, und deſſen Uferberge Gyps, Kalk und Mergellagen haben, desgleichen Bergöl und Schwefelquellen, die eigene Teiche bilden. Seine Nebenflüſſe ſind, auf der Rechten: die Kandurka, auf der Linken: die Orlänka, Tſchernowka u. Troſtänka; 3) die Samara, die, wie der Sok, aus dem Gouvernement Orenburg kommt. Im Weſten ſtrömt die Sura. Sie hat eine ſtarke Strömung, überſchwemmt bei hohem Wäſſer die Niederungen und führt, wenn ſie in ihr gewöhnliches Flußbette zurücktritt, Erde, Holz u. allerlei Gegenſtände mit ſich, die die Unſicherheit der Schifffahrt vermehren. Ihre Zuflüſſe ſind: die Kirja, der Alatür mit der Nuja u. ſ. w. — Seen u. Teiche zählt man gegen 566, doch ſind alle ſehr klein. Von erſtern iſt bloß der Oſera daſchkirskoje bemerkenswerth.

Das Klima iſt ziemlich gemäßigt u. milder, als in Kaſan, der Sommer warm und der Winter kalt. In S. iſt es ſelten, daß die Hitze auf 19° und die Kälte auf 24° ſteigt. Die ſchönſte und für das Wachsthum günſtigſte Zeit iſt die vom April bis September. Die erhöhte Lage und die reine Luft von S. ſchützen die Einwohner vor verderblichen Krankheiten, und als vor mehren Jahren die Cholera in der Umgegend wüthete, blieb dieſe Stadt von ihren Verheerungen verſchont. Gewöhnlich bedeckt ſich die Wolga in der Mitte Novembers mit Eis, welches bis in die Mitte Aprils ſtehen bleibt. Im März er=

ſcheinen ſchon Schaaren von Zugvögeln, und im Monat Mai tritt gewöhnlich ſtarke Hitze ein.

Produkte. Das Pflanzenreich liefert beſonders Roggen und Sommerfrucht, Aepfel und verſchiedene Gemüſe; in geringer Maſſe Flachs und Hanf. Andere Produkte ſind: gemeine Gerſte, Spelz, weißer und ſchwarzer Hafer, Hirſe, Mohn, Buchweizen, Erbſen, Linſen, Rüben, Zwiebeln, Kohl, Kartoffeln, Arbuſen, Taſchenpfeffer, verſchiedene Beeren, einige Pflaumen, Kirſchen und Birnen (in den Gärten), Fichten, Eichen, Birken, Erlen, Espen, Mandeln u. ſ. w. Das Thierreich liefert: Pferde, Hornvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Bären, Füchſe, Lüchſe, Marder, Wieſel, Hermeline, Biſamratzen, Eichhörnchen, Haſen, zahmes und wildes Federvieh, verſchiedene Fiſche, z. B. Hauſen, Störe, Sterlete, Lampreten, Quappen, Brachſen, Lachſe, Lachsforellen, Karpfen, Krebſe, Bienen u. ſ. w. Das Mineralreich liefert: Kalk, Gyps, Thon, Mergel, Walkererde, Bau-, Mühlen- und Schleifſteine, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen, Erdharz, Torf, Raſeneiſenerz u. dgl. m.

Bevölkerung. Die Bevölkerung beſteht aus Ruſſen, Tataren, Tſcheremiſſen, Mordwinen, Tſchuwaſchen, Kalmücken und Kiſilbaſchen und betrug nach der 8. Reviſſion 1,198,570 und im Jahre 1846: 1,318,900 Seelen. Das im Stawropol kantonirende Kalmückenheer beſtand im J. 1839 aus 3530 Individuen beiderlei Geſchlechts. — Was die Unterrichtsanſtalten betrifft, ſo zählte man im J. 1824: 7 Etabliſſements mit 33 Lehrern und Beamten und 380 Zöglingen, worunter 6 Mädchen; im J. 1832: 11 Etabliſſements mit 50 Lehrern und Beamten und 746 Zöglingen. Im J. 1835 zählte man 717 Zöglinge. Die Anzahl der geiſtlichen Schulen iſt unbekannt. — Nahrungszweige. Landbau. Dieſer wird lebhaft betrieben, und es iſt die Dreifelderwirthſchaft eingeführt. Der Boden erhält hier und da ſeinen Dünger durch die Heerden, die auf demſelben weiden, od. durch das Abbrennen der Stoppeln. Am meiſten wird Getreide gebaut in den Kreiſen von Singilei, Stawropol, Samara und Suſſran. Hier gibt es überhaupt wenig Salzmoore und Stellen, die zum Getreidebau untauglich ſind, und der Ertrag des Landes iſt ſo, daß ſelbſt in nicht guten Jahren die Mühe des Landmanns dennoch reichlich belohnt wird. In den letzten Jahren, ausgenommen in den Mißjahren von 1832 u. 1833, war der Kornertrag im Durchſchnitt 9fältig und das Sommerkorn 7fältig. Daher ſind die Preiſe ſehr mäßig und für Kronslieferungen ſehr vortheilhaft. Im J. 1837 litt das Winterkorn ſehr durch den Wurm. Mit der Viehzucht beſchäftigen ſich hauptſächlich die Kalmücken; mancher von ihnen hat gegen 100 Pferde, eben ſo viel Rinder und gegen 200 Schafe. Im J. 1837 hatten die Bauern des Gouvernements bedeutenden Schaden an Vieh durch die Viehſeuche; ſie verloren an Pferden über 2150, an großem Hornvieh 4200, an kleinem Hornvieh 10,200 Stück im Werthe von etwa 182,000 Rubel. Im J. 1838 herrſchte die Rinderpeſt. Bienenzucht treiben beſonders die Tataren und Tſchuwaſchen. Die Forſtkultur iſt noch etwas mangelhaft, doch liefert ſie gutes Holz zum Schiffbau. Die Waldungen beſtehen meiſtens aus Fichten, haben ſich aber beinahe um den 3. Theil, nach den im J. 1837 vorgenommenen Meſſungen, vermindert. Auf den ſurskiſchen Gütern ſind ſehr viele zum Schiffbau taugliche Eichen. Jagd und Fiſcherei ſind nicht von beſonderem Ertrage. Induſtrie. Fabriken und Manufakturen mehren ſich. Im J. 1818 gab es im Ganzen 49 Fabriken mit 4410 Arbeitern, im J. 1830 ſchon 57 Fabriken mit 4495 Arbeitern. Die Tuchfabriken lieferten im J. 1828: 307,142 Arſchinen, und die Glasfabrik des Herrn Bachemiew lieferte 656,500 Stück. Handel. Dieſer wird durch die Wolga befördert. Ausfuhrartikel ſind: Getreide, Hanf, Aepfel, Arbuſen, Pferde, Rindvieh, gegerbte u. ungegerbte Häute, Fiſche, Mühl- und Schleifſteine. Die vorzüglichſten Handelsplätze ſind Simbirsk und Samara. Erſtere Stadt hat in der neuern Zeit ihren Fruchthandel bedeutend vermehrt. Vom November bis März kauft man in der Umgegend und bei den Gutsbeſitzern Getreide auf, ladet es auf die Schiffe, und kaum iſt die Wolga vom Eiſe frei, ſo fährt man das Getreide in die Häfen von Rübinsk, Niſhegorod und Aſtrachan. Im J. 1828 ſind in S. an Getreide, Salz, Kreide, Branntwein u. ſ. w. für 4,130,000 Rubel verladen worden. Im J. 1835 wurden von hier 100,000 Tſchetwert Getreide ausgeführt, u. die Einnahme der Kaufleute betrug 1,500,000 Rbl. Die Einfuhr war eben ſo bedeutend, denn im J. 1835 waren auf beiden Jahrmärkten für 4,100,000 Rbl. Waaren. Zufolge der phyſiſchen Lage von S. und nach dem Hang der Einwohner zu urtheilen, vergrößert ſich der Handel fortwährend, und man kann beinahe für gewiß annehmen, daß ſich hier in Kurzem eine Quelle wahren Volksreichthums eröffnen, und die Stadt in die Reihe anderer bedeutenden Handelsſtädte Rußlands treten wird. Die im J. 1837 S. bewilligte Nachlaſſung der Abgaben, Gilden- und Kopfſteuer hat viele neue Anſiedler hieher gelockt und dient als ſicherſte Bürgſchaft für den künftigen Wohlſtand der Stadt. S. bildete früher mit Kaſan eine Eparchie, iſt aber ſeit mehren Jahren davon getrennt. Der Etat des Gouvernements iſt auf 71,560 Rbl. feſtgeſetzt, und die Revenuen ſollen ſich auf 2,450,000 Rbl. belaufen. Das Wappen des Gouvernements iſt ein weißer Pfeiler mit einer goldenen Krone im blauen Felde. S. wird in 10 Kreiſe eingetheilt, nämlich in die von Simbirsk, Stawropol, Samara, Suſſran, Singilei, Karſſun, Ardatow, Kurmüſch, Alatür und Buinsk.

2) Kreis daſelbſt, wird im Oſten durch die Wolga von dem Kreiſe van Stawropol geſchieden, grenzt nördlich und nordweſtlich an den Kreis von Buinsk, weſtlich an das Gouvernement von Kaſan, öſtlich und ſüdlich an den Kreis von Singilei. Ihn durchziehen die ſimbirskiſchen, ſchutſchiſchen, undarskiſchen und gorobitſchenskiſchen Berge. In den erſtern wird Kalk gebrochen, der häufig Verſteinerungen von Schalthieren enthält, ſo wie Gyps. In den vorletzt genannten ſind in der Nähe des

Digitized by Google

Dorfes Undarů im J. 1818 eiſenhaltige Mineralquellen entdeckt worden, die nach einem in der kaſanſchen Zeitung befindlichen Bericht in 40 Pfunden enthalten:

ſalzſauren Talk	63 Gr.
ſalzſaures Natron	48 —
ſchwefelſauren Kalk	10 —
kohlenſauren Talk	64 —
Eiſenoxydul	15 —
Thonerde	9 —
Kohlenſäure	280 Kubikzoll.

Auf den zuletzt genannten Bergen findet man Verſchanzungen von 200 Klaftern im Umfang. Der Boden iſt meiſtens eben und fruchtbar. Gewäſſer ſind: die Wolga, die Swiaga mit dem Birjutſch und dem Seib, von deſſen Ufer ſich Zweige der ſimbirſk. Berge hinziehen.

3) Gouvernementsſtadt daſelbſt, von der auch der Kreis den Namen hat, liegt auf dem hohen Ufer der Wolga, zwiſchen dieſem Fluß u. der Swiaga, unter dem 55° 18′ 49″ nördl. Br. und 66° 5′ 10″ öſtlicher Länge. Zu Anfange des Jahres 1836 befanden ſich in S. 2 Kathedralen, 11 Pfarrkirchen, 1 Gottesackerkirche, 3 Kloſterkirchen, zuſammen 17; ferner 2 Kapellen in Klöſtern, 2 Klöſter, von denen das eine für Mönche, das andere für Nonnen beſtimmt iſt; alles aus Stein. Ein ſehr ſchönes ſteinernes Kaufhaus wurde 1835 beendigt; 14 Kronshäuſer, 2 Kirchgebäude, 4 Kloſtergebäude, 2 Gemeindegebäude und 44 Privathäuſer ſind zum Theil aus Stein, zum Theil aus Holz gebaut; 2 Gemeinde- und 1204 Privathäuſer, zuſammen 1270. Plätze zählt man 3, die aber nicht gepflaſtert ſind, 1 öffentlichen Garten, 90 Privat- u. 750 Gemüſegärten, 1 Brücke über die Swiaga und 6 über Hohlwege, und 45 Gaſſen und Straßen, unter denen die moskauer und ſaratowſche oder Heuſtraße ſich auszeichnen. Erſtere fängt beim Fluſſe Swiaga an, endigt mit einem Kranz und führt durch die ganze Stadt. Die 2. durchſchneidet alle Straßen und gleicht mehr einem langen Platze. Hier finden alljährlich die Feierlichkeiten der Butterwoche und die Jahrmärkte Statt. Der eine davon beginnt am 8. Juni und heißt der kaſanſche, der 2. iſt in der erſten Woche der großen Faſten. Das Areal der Stadt beträgt 1,137,673 □ Faden. Wenn man von der ſaratowſchen Gegend nach S. kommt, ſo erblickt man auf der rechten Seite zuerſt den öffentlichen Garten, dann die Kirche des heiligen Alexander Newsky, das Alexander-Lazareth, an das ſich noch mehre andere wohlthätige Anſtalten reihen, das Stadthoſpital und Stadtgebäude, Irren-, Armen- und Erziehungshäuſer, in denen im Verlauf des Jahres 1835 gegen 3180 Menſchen beiderlei Geſchlechts verpflegt wurden. Bis zum Jahre 1804 beſtand nun ein Militär-Lazareth; allein durch die thätige Fürſorge des wirklichen Staatsraths Alex. Fedorowitſch Jermolow entſtanden mehre. Im Alexander-Lazareth wurden vom 30. Auguſt 1805 bis zum Jahre 1836 gegen 14,500 Kranke verpflegt. Von den wohlthätigen Anſtalten, die der Adel ins Leben gerufen, bemerken wir: den Verein für chriſtliche Mildthätigkeit, mit dem Hauſe für Arbeitsliebe, eine Penſion zur Bildung der ärmſten adeligen Kinder und noch eine Kathedralkirche, welche zum Andenken der glücklich beendigten Kriege vom J. 1812 erbaut wurde. Die Anſtalt ſelbſt befindet ſich in der pakrowſchen Straße in einem freundlichen, hölzernen Häuschen. Die Penſion für die arme adelige Jugend war anfangs für 10 Kinder beſtimmt; als aber die Bemittelten die Nützlichkeit dieſes Inſtituts einſahen, gaben ſie auch ihre Kinder gegen ein Penſionsgeld in dieſe Anſtalt, und ſo vergrößerten ſich die Mittel zur größern Vervollkommnung. Sehr verdient machte ſich Fürſt Mich. Patrowitſch Baratajew, ein würdiger Nachfolger Jermolows. Im J. 1838 ward der Grundſtein zu einer wohlthätigen Anſtalt gelegt, der man den Namen gab: die Nikolaus-Anſtalt zur Verſorgung verarmter Kaufleute und Bürger. Was den hieſigen Alexander-Garten betrifft, ſo hat er ſchöne Alleen. Links von ihm bemerkt man die Kuppeln des pakrowſchen Kloſters am Fluſſe Swiaga, das bis zum Jahre 1796 an der Wolga ſich befand. Es hat 4 Arſchinen hohe ſteinerne Mauern, in deren Mitte die Kirche der Ueberreſte der heil. Mutter Gottes ſteht. Die Kloſterzellen bilden eine Reihe von mehr als 300 Faden. Tritt man in die Hauptpforte, ſo erblickt man auf beiden Seiten des Proſpekts den Gottesacker, mit marmornen und ſehr koſtbaren Monumenten, beſonders auf der rechten Seite. Das Innere der Kirche zeichnet ſich weder durch Reichthum, noch geſchmackvolle Ausſtattung aus. Sie war noch vor Kurzem in 2 Theile getheilt; in dem einen verrichtete man den Gottesdienſt den Herbſt und Winter über, in dem andern während des Sommers. Gegenwärtig ſind beide Kirchen verbunden. Auf der Weſtſeite, gegenüber der Kirche, ſind in einem Halbkreiſe hölzerne Zellen gebaut; etwas weiter davon ſteht das Haus des frühern Archimandriten, welches jetzt dem Erzbiſchof zur Wohnung dient. Das Nonnenkloſter des Erlöſers nimmt einen beträchtlichen Theil der mittlern Stadt ein. Seine hohen Mauern bilden ein regelmäßiges Parallelogramm, in deſſen Ecken kleine Thürmchen mit Kuppeln u. Kreuzen erbaut ſind. Im Kloſter ſelbſt ſind zwei Kirchen, eine kalte und eine warme, dem Erlöſer geweiht. Dieſe Weihe wird alle Jahre am 6. Auguſt erneuert. Die Zellen ſind größtentheils aus Stein und längs den Mauern gebaut, ſo, daß um die Kirche ein freier Platz bleibt. Die Hauptpforte, ein von innen zu öffnendes Gatter, wird nur bei Prozeſſionen geöffnet. Ein anderes bemerkenswerthes Gebäude iſt das Haus des Gouverneurs, welches ſich mitten in der Stadt auf dem Kathedralenplatze befindet. Von dem Balkon des Hauſes hat man eine herrliche Ausſicht in die Umgegend der Stadt, auf die Ufer der Wolga u. einen ſchönen Wald. Einige Schritte von dieſem Gebäude befindet ſich das Gouvernements-Gymnaſium (welches gegenwärtig in ein anderes Haus übergeſiedelt iſt), die adelige Penſion, das Rathhaus, das Bataillon der Kriegs-Kantoniſten, die Behörden, die Regierung, die Kammeralämter, die

Gerichtshöfe. ꝛc. Zweimal brannte das Haus der Behörden ab, um deſto ſchöner aus der Aſche zu erſtehen. Die Zahl der Einwohner beträgt 17,000. Ihre markirten Geſichtszüge, ihr hoher ſchlanker Wuchs, die braunen Haare, ihr zuvorkommeudes Benehmen, ihre Herzlichkeit und Leutſeligkeit erinnern an die alten Slaven. Sie zeichnen ſich vor den übrigen Bewohnern des ſüdlichen Rußlands aus, welche faul u. zurückhaltend ſind. Die Kleidung des niedern Standes iſt die nämliche, welche man in den Reſidenzen bei den Handelsleuten findet. Die Feierlichkeiten des Lado, am Tage Johannis des Täufers, und des Semikfeſtes (Semik heißt der ſiebente Donnerſtag nach Oſtern) od. Maifeſtes, die gegenwärtig nur in Spaziergängen beſtehen, deuten darauf hin, daß hier früher die Druiden-Religion herrſchend geweſen ſeyn muß. — Geſchichtliches. Die Stadt wurde im 17. Jahrhundert gegründet und 1648 beendigt; ſie war eine kleine Feſtung, von einem Graben uud einer hölzernen Mauer umgeben, jedoch ohne gut gepflaſterte Straßen und vortheilhafte Begriffe von Befeſtigung und äußerlichen Façaden gebaut, wie die Feſtungen, welche von den Koſaken im 15. Jahrhundert von dem Urſprung der Akſa an bis zu dem jetzigen Gouvernement Woroneſch zur Vertheidigung gegen die Einfalle der Tataren erbaut wurden. Im J. 1648 wurden der große Wall und die Befeſtigungswerke angefangen, um die Gegend ebenfalls gegen die Einfälle der Tataren zu ſichern. 6 Jahre dauerte die Arbeit ununterbrochen fort und in jedem Jahre arbeiteten 3330 bis 4900 Mann, bis das Werk 1654 beendigt wurde. Nachdem der Graben vollendet war, errichtete man 7 kleine Feſtungen auf dieſer Linie. Juſchansk, Tagai, Karſſun, Uren, Pogorülot, Argaſch und Sursk. Der Wall erſtreckte ſich von S. bis zu dem Fluſſe Sura und weiter hin bis zum Gouvernement Woroneſch und bildete zu jener Zeit eines der beſten Befeſtigungswerke des ganzen ruſſiſchen Reichs, weshalb er auch bis zum 17. Jahrhundert unterhalten wurde. Als Peter der Große alle nomadiſirenden Tatarenhorden dem ruſſiſchen Reiche einverleibte, ſie ſich feſt anſiedelten und mit Rußland ein Ganzes bildeten, wurde die Erhaltung der Befeſtigungswerke im Innern des Landes überflüſſig und der ſimbirskiſche Wall, die Frucht der größten Anſtrengungen, vernachläſſigt; aller Feſtungen beraubt, erhielt er ſich bis jetzt auf etwa 5 Werſte hinter der Stadt; der Pflug des Landmanns ebnet jetzt die Stätte des Krieges mit dem friedlichen Lande, und in der Umgegend ſieht man nur Ueberreſte von Feſtungen. Im 17. Jahrhundert glich die Stadt S. einem Dörfchen, fing im J. 1780 an ſich zu vergrößern und erhielt mehre ſchöne Gebäude. Der Kaufmann Pufftünikow war der erſte, welcher in dem auf dem Berge gelegenen Theil der Stadt ein ſteinernes Gebäude (durch einen Architekten von Moskau) erbauen ließ. Sein Beiſpiel wirkte mächtig auf die damaligen Bewohner, welche aus freiem Antriebe, ohne das geringſte Zuthun der Ortsbehörden, nach und nach einen Kreis von hübſchen, hölzernen Häuſern erbauten. Bald darauf wurde durch die Mildthätigkeit der Bewohner ein Gotteshaus erbaut. Kultur und Gewerbe verbreiteten ſich ſchnell, die Bevölkerung ſtieg, und die Mittel zum Erwerb wurden durch die Monarchen befördert. In S. befindet ſich ein Denmal des berühmten Geſchichtſchreibers Karamſin.

Simblocline (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Einzige Art: S. Haenkei *Dec.* Strauch in Peru.

Simbrecht (Czymprecht, Zimbrecht), Matthias, Maler von München, bildete ſich in Italien, und ließ ſich dann in Prag nieder, wo er Mitglied und Vorſtand der Malerkonfraternität wurde. S. hinterließ viele Werke im Style der römiſchen Schule ſeiner Zeit; † 1680 an der Peſt. In den Kirchen zu Prag findet man mehre Altarblätter von S. Zwei Darſtellungen aus dem Leben der Maria, ehedem in der Hibernerkirche, ſind jetzt in der Gallerie daſelbſt.

Simbres (Symbres), ſüdamerik. Flecken, Braſilien, Prov. Pernambuco, weſtlich von Recife; 480 Einw., meiſt Indianer, die Töpferei und Baumwollenweberei betreiben.

Simbruini Colles (a. Geogr.), Hügel in Latium zwiſchen Sublaqueum (jetzt Subjaco) u. Treba (jetzt Trevi). An ihnen die Simbruina Stagna, eine Vereinigung mehrer Quellen in einige Baſſins, die von Kaiſer Claudius als Waſſerleitungen zur Verſtärkung der Aqua Marcia und von Nero zur Bewäſſerung u. Verſchönerung ſeiner Villa Sublacensis benutzt wurden. Jetzt ſind ſie ausgetrocknet und die Quellen verlieren ſich einzeln in Teverone.

Simbsdorf, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Bolkenhain; katholiſche Pfarrei, 2 Vorwerke; 530 Einw.

Simbſen (Nieder- und Ober-), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; kath. Pfarrei, 2 Vorwerke; 460 Ew.

Simbu, Inſeln, ſ. Salomonsinſeln.

Simbuleta (Bot.), nach Forskal, Gattung der Personatae Scrophularinae *Rchb.* Einzige Art: S. arabica *Poir.* Ausdauernde Pflanze in Arabien.

Simchat-Beth-Haschoeba (hebr., d. i. eigentlich Freude des Schöpfhauſes), Feſt der alten Juden, am Ende des 1. Tages des Laubhüttenfeſtes.

Simchat Thorah (hebr.), ſ. Feſte, S. 61.

Simcoe, brit.-nordam. großer See, Ober-Kanada, öſtlich vom Huron-See, mit dem er durch den Severn in Verbindung ſteht, u. nordweſtlich vom Ontario-See, mit dem er durch den Talbot-Fluß, die Schallow-Seen, dem Rice-See und den Trent-Fluß in Verbindung ſteht.

Simea (Samäa, bibl. Geſch.), 1) Bruder Davids, Vater des Jonathan und Jonadab; — 2) Sohn des Milloth, einer der Fürſten im Stamme Benjamin.

Simeg (Somogy), Geſpannſchaft, ſ. v. a. Schumegh.

Simei (bibl. Geſch.), 1) S., Sohn des Jachur aus dem Stamm Simeon, ſoll 16 Söhne u. 6 Töchter gehabt haben; — 2) S., 2. Sohn des

Gerſon nnd Levi's Enkel, war bas Haupt der Simeiten; — 3) S., Geras Sohn, Verwandter Sauls zu Bahurim, inſultirte den König David auf ſeiner Flucht vor Abſalom aufs Gröblichſte (2. Sam. 16, 5, ff), erhielt aber von dem ſiegreich nach Jeruſalem zurückkehrenden König Verzeihung (2. Sam. 19, 16 ff), ward auf den Rath des ſterbenden David (1. Kön. 2, 8 f.) von Salomo zu Jeruſalem unter Aufſicht geſtellt u. durch Stadtarreſt beſchränkt, endlich aber, als er bei Verfolgung entlaufener Sklaven das Gebiet der Stadt überſchritten hatte, auf des Königs Befehl getödtet (1. Kön. 2, 39 ff.); — 4) (Samejas), aus Rameth, Davids Oberkellermeiſter.

Sime-khu, aſiat. Ort, Perſien, Prov. Farſiſtan, nordöſtlich von Firouz Abad.

Simena (a. Geogr.), Küſtenſtadt Lyciens, weſtlich von Andriaca (Plin. V, 27, 28).

Simeni (a. Geogr.), Volk an der Oſtküſte des römiſchen Britannien, identiſch mit den von Tacitus genannten Iceni (Ptol. 11, 3, 21).

Simeon (bibl. Geſch.), 1) Sohn Jakobs von Lea, Bruder Levi's und Haupt eines iſraelit. Stammes, der bei der Zählung in der Wüſte Sinai (4. Moſ. 1, 23) 59,300, ſpäter (4. Moſ. 24, 14) aber nur 22,200 ſtreitbare Männer zählte. Dieſen Stamm erhielt nach Joſ. 19 einen Diſtrikt vom Stammgebiet Juda mit 17 Städten zugewieſen im ſüdweſtlichen Theile des Landes gegen Philiſtäa und Idumäa hin. Doch ſcheinen die Judäer ſich frühzeitig einzelne jener Städte wieder angeeignet zu haben, da Berſaba (1. Kön. 19, 3) und Ziklag (1. Sam. 27, 6) als zum Reiche Juda gehörig genannt werden. — 2) Großvater des Mattathias und Urgroßvater des Judas Makkabi aus prieſterlichem Geſchlecht (1. Makk. 2, 1). — 3) S., frommer Greis in Jeruſalem, nach Einigen ein Prieſter, nahm nach der bibliſchen Erzählung das von Joſeph und Maria zur Darſtellung in den Tempel gebrachte Chriſtuskind auf ſeine Arme und rief aus: Herr nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren! Die Tradition hat in Beziehung auf den genannten Vorfall viele Erzählungen gebildet. So ſoll S. blind geweſen und beim Empfang Jeſu wieder ſehend geworden, oder gleich, nachdem er der Maria das Kind zurückgegeben, geſtorben ſeyn. Einige halten ihn mit S. dem Gerechten (ſ. Simon), Hillels Sohn nnd Gamaliels Lehrer, für identiſch. — 4) S., Judas' Sohn, Levi's Vater, einer der Voreltern Jeſu. — 5) (Simon), S., Sohn des Kleophas und der Maria, der heiligen Maria Schweſter, alſo Jeſu leiblicher Vetter, einer der erſten Jünger Jeſu. Als ſich nach Jakobs Tode, 62 n. Chr., die Chriſten zu Jeruſalem verſammelten, um ein neues Oberhaupt ihrer Kirche zu wählen, fiel ihre Wahl auf S. Während des jüdiſchen Kriegs hielt er ſich in Pella auf und kehrte erſt nach der Zerſtörung Jeruſalems zurück. Unter Trajan wurde er, 120 Jahre alt, auf Befehl des Statthalters Atticus gemartert und 107 gekreuzigt; ſein Nachfolger war Juſtus. Die römiſche Kirche feiert ſeinen Gedächtnißtag am 18. Februar, die griechiſche den 27. April.

Simeon (Biogr.), I. Heiliger: 1) S., der Syrer oder S. Stylites, aus Suſan in Syrien gebürtig, lebte im 4. und 5. Jahrhundert, war erſt Hirt, ging dann in ein Kloſter, verließ aber daſſelbe wieder, ging fern von Antiochien auf einen einſamen Berg und ſchloß ſich mit einer Kette in einen Haufen Steine ein. Um dem Himmel ſchon im Leben möglichſt nahe zu ſeyn, erfand er eine eigene Ascese, indem er auf einer Säule (Stylos), die 3 Fuß im Umfang hatte und von einer Höhe von 6 Ellen endlich bis zu 26 Ellen vergrößert wurde, Tag und Nacht lebte, betete und ſchlief, predigte und richtete. Aegyptiſche Mönche verſuchten, ihn von dieſer Uebung abzuhalten; er trieb jedoch bewundert und angebetet von der Umgegend, ſein andächtiges Spiel fort, bis er 460 an einem Schenkelgeſchwür †. Die Fabel berichtete darüber Folgendes. Der Teufel, in der Geſtalt eines Engels, lud ihn ein, gleich dem Elias in einem feurigen Wagen gen Himmel zu fahren; als er das Bein nun in die Höhe hob, um einzuſteigen, benutzte der Teufel die Gelegenheit und ſtrafte ihn mit der todtbringenden Wunde für ſeine Eitelkeit. Seinen Leichnam nahmen die Antiochier in ihre Stadt auf und hielten ihn für den Schützer ihrer Mauern. Die ſimeoniſche Ascese fand Beifall und Nachahmer. Letztere nannte man Stationer, Säulenheilige, Styliten (ſ. d.). Vgl. G. Lantenſack, De Simeoni Stylita, Wittenb. 1700, 4. — II. Fürſten: 2) S., Sohn Baldimers, ſtudirte in Konſtantinopel, war 888—927 (932) König der Bulgaren. — 3) S. Movila, im 17. Jahrhundert Fürſt der Moldau. — 4) S. der Stolze, Sohn Iwans I., 1340—52 Großfürſt von Rußland. — 5) S. Mſtislawitſch, im 14. und 15. Jahrh. Fürſt von Wjäsma. — III. Geiſtliche, Gelehrte, Staatsmänner: 6) S. (Schimeon, Ben Jochai, Jochaides, auch S. Ben Schedai), der Funke Moſis, das große Licht genannt, jüdiſcher Gelehrter des 1. und 2. Jahrhunderts, Schüler des Akibha, ſoll ſich, als wegen der Empörung des Bar Kocheda eine Verfolgung der Juden anbefohlen war, mit ſeinem Sohne 12 Jahre in einer Höhle verborgen und daſelbſt göttliche Offenbarungen erhalten haben, die er und ſeine Schüler nachher niederſchrieben. Daraus entſtand das Buch Sohar (ſ. d.) nebſt dem Buch Jezirah (ſ. d.), ſie ſind die Hauptquellen der kabbaliſtiſchen Philoſophie. — 7) S. Gnapheus, Biſchof von Seleucia und Cteſiphon, im 3. und 4. Jahrhundert, ward bei Sapor II. des Staatsverraths angeklagt, in das Gefängniß geworfen und auf ſeine Weigerung, dem König und der Sonne göttliche Ehre zu erweiſen, 343 hingerichtet. — 8) S. Sophiſtes, Biſchof von Arſamopolis, 510—525, bekehrte viele vornehme Perſer zum Chriſtenthum, machte ſich aber den Orthodoxen durch die Annahme des Henotikon des Zeno verdächtig. Schrieb: Anaphora, in ſyriſcher Sprache, lateiniſch von Renaudot, im 2. Theil der „Liturgia orientalis“. — 9) S., Beamter am konſtantinopolitaniſchen Hofe, war abgeſchickt, die Paulicianer (ſ. d.) zu verfolgen, wurde aber durch ihre Standhaftigkeit ſo ergriffen, daß er ſelbſt ein Verehrer ihres Glau-

bens wurde u. nicht wieder nach Konſtantinopel zurückkehrte. — 10) S. **Metaphraſtes** oder **Logothetes**, von ungewiſſer Zeit, ſchrieb ein „Cheonicon“ (von Erſchaffung der Welt bis 962), das bis 1059 fortgeſetzt wurde; ein Theil (bis 963) in den „Scriptt. byzaut. post Theophauem“, Par. 1685, S. 400 ff. — 11) S. **Sethos** (**Seth**), griech. Arzt aus Antiochien (daher Magistee Antiochiae), lebte gegen Ende des 11. Jahrh. zu Konſtantinopel, dann, von da vertrieben, in einem Kloſter des thrac. Olymp. Sein Werk: *Περὶ τροφῶν δυνάμεων* (ein Kochbuch) wurde griech. und latein. herausgegeben von G. **Gyraldus** (Baſel 1538) u. M. **Bogdanus** (Par. 1658). — 12) S., Vorſteher eines Kloſters beim Berg Athos, im 14. Jahrh., war der vornehmſte Urheber und Vorgänger der ältern Quietiſten. Sein Gefährte war G. Palamas, ſein Gegner Barlaam. Auf der konſtantinopolitaniſchen Synode 1341 wurde er losgeſprochen. — 13) S., Mönch in Trapezunt, lebte im 15. Jahrh., leitete, nachdem er die Kleriſei auf ſeine Seite gebracht, eine Anklage gegen den Patriarchen Xylokarabes von Konſtantinopel ein, als habe er ſein Amt von den Türken um Geld erkauft. Trotz der Unſchuld des Beklagten wurde er abgeſetzt und S. an ſeine Stelle zum Patriarchen von Konſtantinopel gewählt. Letzterer trat jedoch bald darauf ſeine Stelle um 2000 Dukaten an Dionyſius, den Günſtling der Sultanin Mutter, ab. — 14) S., Erzbiſchof von Theſſalonich, ein gelehrter und tapferer Mann, der ſeine Vaterſtadt lange gegen die Türken hielt; † 1429, 6 Monate vor der Eroberung. Schrieb: De tempio diviuo, De templi ministris etc., herausgegeben zum Theil von J. **Pontanus**, Ingolſtadt 1603, 4., und von J. **Goar** im „Rituale Graecorum“, Par. 1647. — 15) S. **Barmas**, ſ. Neſtorianer. — 16) S. **von Polozk**, einer der ausgezeichnetſten Kirchenſchriftſteller Rußlands, 1628 zu Polozk geboren, ward auf polniſchen Akademien gebildet, wurde dann Jeromonach in Weißrußland und 1667 Erzieher des Czarewitſch Feodor Alexejewitſch, † zu Anfang der Regierung Peters des Großen. Schrieb mehre Kirchenbücher, von denen der „Stab der Regierung“, gegen die Irrlehren geſchrieben, 1668 vom Pateiarchen ſelbſt im Namen des ganzen Koncils herausgegeben wurde, und mehre andere proſaiſche und poetiſche Werke. Ueberſetzte die davidſchen Pſalmen in ruſſ. Verſen und war der erſte Geiſtliche in Rußland, der ſeine eigenen Predigten aus dem Gedächtniſſe vortrug. — 17) **Joſeph Jeremias, Baron von S.**, franz. Staatsmann, geboren zu Aix 1759 (nach Andern 1749), war beim Ausbruch der Revolution Advokat daſelbſt, flüchtete 1794 nach Genua, kehrte jedoch bald zurück und trat 1795 als Deputirter der Rhonemündungen in den Rath der 500. Weil er ſich gemäßigt zeigte, ward er der Mitwirkung zur Uebergabe Toulons an die Engländer angeklagt, aber freigeſprochen. Im Mai 1797 wurde er Präſident der geſetzgebenden Verſammlung. Im J. 1799 vom Direktorium von ſeiner Stelle verjagt, floh er nach Orleans,, wurde indeß bald zurückgerufen und 1800 im Tribunat angeſtellt. Da er für das lebenslängliche Konſulat und für die Kaiſerwürde Bonaparte's ſtimmte, ward er zum Staatsrath und Baron ernannt und war nun einer der eifrigſten Schmeichler des Kaiſers. Nach der Errichtung des Königreichs Weſtphalen ward er 1807 Mitglied der dortigen Regierungskommiſſion, dann vom König Hieronymus zum Juſtizminiſter und Grafen ernannt. Mit ſtrenger Ordnungsliebe führte er die franzöſiſche Geſetzgebung in Weſtphalen ein und hinterließ, als er 1813 ſeine Entlaſſung nahm, im ganzen Königreich den Ruf eines rechtſchaffenen Mannes. Nach Napoleons Fall ward er Präfekt im Norddepartement. Im J. 1815 vom Rhonedepartement und nach des Königs Wiederkehr vom Vardepartement zum Deputirten gewählt und zum Staatsrath ernannt, wirkte er in der Deputirtenkammer ſehr zum Beſten der Regierung. Er ward 1820 Unterſtaatsſekretär im Juſtizminiſterium, im Februar 1820 an Decazes' Stelle Miniſter des Innern, zog ſich aber 1821 mit den übrigen Miniſtern zurück, wurde darauf 1828 Generaldirektor der ſchönen Künſte im Miniſterium des Innern, 1837 erſter Präſident des Rechnungshofes und † 1842. Er ſchrieb mehre Vaudevilles. — 18) S. **Simon**. — IV. **Bildende Künſtler**: 19) **Gabriel**, Maler, arbeitete um 1570 in Florenz, wahrſcheinlich identiſch mit dem Geſchichtsſchreiber **Gabriel Simeoneus**, nach dem Ortelius für ſein „Theatrum orbis terrarum“ eine Karte kopirte. G. Simeoneus ſoll um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus ſeiner Vaterſtadt Florenz vertrieben worden ſeyn und ſich nach Frankreich und dann nach Savoyen begeben haben, wo er im Dienſte des Herzogs †. — 20) S., Kupferſtecher, lebte zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu Aleppo in Syrien. Das „Psalterium Arabicum“ enthält Blätter von ihm.

Simeoskraut (Bot.), ſ. v. a. ſchlitzblätterige Malve, Malva Alcea *L.*

Simepaye (Säugeth.), Affenart, ſ. v. a. Semnopithecus melalophos *Raffl.*

Simera, afrik. Stadt, Ober-Guinea, **Limba**, nordöſtlich von Freetown, links am Rokelle.

Simergla (ruſſ. Myth.), ſ. v. a. Semergla.

Simeto, ital. Fluß, Sicilien, Prov. **Meſſina**; fließt anfangs ſüdlich, dann öſtlich, wieder ſüdlich, dann ſüdöſtlich und vereinigt ſich mit der Gurna-Longa, um die Giarretta zu bilden.

Simeyrols, franz. Dorf, Dep. Dordogne, Bez. **Sarlat**; Kohlengruben; 380 Einw.

Simferopol (Geogr.), 1) ſ. v. a. Taurien; — 2) ruſſ. Kreis, Gouv. **Taurien**, grenzt nördlich an die Kreiſe von Ewpatoria u. Perekop, öſtlich an den Kreis von Feodoſia, weſtlich und ſüdlich an das ſchwarze Meer und bildet ein prächtiges und fruchtbares **Gebirgsland**. Wir erwähnen die **Jaila**, die **Karabi-Jaila**, den **Tſchatürdagh**, **Samar-Kaja**, **Türki-Demirdſchi**, **Bijuk-Uraga**, die **Gora-Kaſtel**, **Ajudagh**, **Magaraſch**, **Sinabdagh**, **Tſchirkakajſſü** u. ſ. w. Dieſe Gebirgsketten bilden die lieblichſten Thäler, unter denen ſich beſonders das **Baidar-Thal** aus-

Digitized by Google

zeichnet. An der Küſte ſind eine Menge Vorgebirge. Wir bemerken das Vorgebirg Lukul, Cherſoniß, Aija, Laſpi, Sarütſch, Kikineis, Kurtü-Burun, Ai-Todor, Joanna, Nikita, Ajudagh, Plaka, Utſch-Kajanün-Burun, Kutilia-Burun, Pekſemet-Burun, Tſchilma-Terek-Burun u. ſ. w. Das Vorgebirg Aja hat einen gigantiſchen Felſen, mit grünem Gehölz auf ſeinem Rücken, das einen förmlichen Hut bildet; die ganze reiche und ſchöne Natur der Südküſte der Krim iſt mit den mannichfaltigſten Reizen geſchmückt. An der faſt längs der ganzen Küſte ſtreichenden Felſenkette, welche ſowohl zum Schutz gegen die Nordwinde, als zur Zierde dient, ziehen ſich Landhäuſer, Gärten, Kornfelder, Thürme u. Metſcheds in buntem Gemiſch hin. Auf dem Vorgebirg Ai-Todor ragt ein vor Kurzem von weißem Stein errichteter Leuchtthurm über die Wipfel der Bäume hervor, der zierlich gegen das ihn umgebende ſchwarze Gehölz abſticht. Der größte Fluß iſt der Salgir; er bildet im Norden eine große Strecke lang zwiſchen dem Kreiſe von Perekop die Grenze und nimmt u. A. die Bourtſcha und und Angara auf. Außerdem ſind zu bemerken: die Alma, der Bulganak und die Katſcha, die nach Weſten ſich wenden; der Baidar, der Belbek oder die Kadarta mit dem Bijuk Uſen, Demirdſchi Uſen, Ulu Uſen, Kuru Uſen ꝛc. — 3) (Türk. Akmedſchid, tatariſch Ak-Metſchet, d. h. weiße Moſchee, deutſch Symferopol), Hauptſtadt des Gouvernements, in einem Thale, welches vom Salgir bewäſſert wird, unter 44° 57′ nördl. Br. und 51° 46′ öſtl. L. Die Lage S.s macht den Aufenthalt daſelbſt ſehr angenehm; die Berge in der Nachbarſchaft mäßigen die große Hitze des Sommers, und der Salgir, welcher durch die Stadt fließt, vermehrt die Geſundheit u. Schönheit des Ortes, während er zugleich das umliegende Land befruchtet. Die Einwohner, deren Zahl ſich auf 4200 beläuft, beſtehen aus Ruſſen, Tataren, Armeniern, Deutſchen und Zigeunern. Seit S. zur Hauptſtadt der Krim erhoben worden iſt, hat es raſch zugenommen und kann jetzt eine bedeutende Stadt genannt werden, die mit ihren ſchönen Plätzen, breiten Straßen und eleganten Häuſern auffallend gegen die von Tataren bewohnte Altſtadt abſticht. Man findet hier 2 griechiſch-ruſſiſche, eine griechiſche, eine katholiſche und eine armeniſche Kirche, eine Synagoge, 4 Metſcheds und ein Gymnaſium mit einer Abtheilung zur Bildung tatariſcher Lehrer, für die jährlich 8500 Rubel beſtimmt ſind. Am 12. April 1840 wurde auch der Grundſtein zu einer evangeliſchen Kirche gelegt. Die Lage der Stadt iſt keineswegs reizend, doch finden ſich in der Umgegend ſehr ſchöne Gärten. Das Ganze der Stadt nimmt ſich ungemein ſchön von der nördlichen Höhe des Salgirs aus und gewährt ein maleriſches Anſehen. Aber noch ein anderes ſchönes Schauſpiel verſchafft jeden Freitag und Sonnabend der große Bazar, welcher ein längliches Viereck von ungefähr $^1/_4$ Werſt bildet. An beiden Seiten von 2- und 4räderigen Karren, an welche die ausgeſpannten Pferde, Büffel, Kameele und Ochſen gebunden ſind, wie von einer Mauer eingezäunt, bildet die Mitte den eigentlichen Tummelplatz, wo Fleiſch, Fiſche, Leder, Leinwand, Salz, Früchte, Kleidungsſtücke und alle Arten roher und gekochter Lebensmittel zum Verkaufe ſtehen und ausgeſchrieen werden. Hier treiben ſich halb nackte Zigeuner, Ruſſen, Deutſche, Tataren, Armenier, Griechen und Juden männlichen und weiblichen Geſchlechts im bunten Gewühle herum. Schon von Weitem hört man das Geſchrei der Verkäufer, den Ungeſtüm der Käufer und die aus den tatariſchen Kaffeehäuſern tönende Balalaika, von wild lärmendem Geſange und einer Schellentrommel begleitet. Die Kaffeehäuſer, die aus kleinen, dunkeln Stuben beſtehen, ſind von Muſelmännern, die ihre Geſchäfte bereits verrichtet haben, häufig beſetzt. Uebrigens gibt es hier 4 Gaſthöfe, einen deutſchen, franzöſiſchen, griechiſchen u. armeniſchen, wovon jedoch der erſte allen andern vorzuziehen iſt. Die Stadt wird noch von den ſeit Jahrhunderten verfallenen Mauern umgeben. — Rechnungsverhältniſſe: Rechnungsart, Münzen ꝛc., ſ. Petersburg. — Maße und Gewichte ſind geſetzlich und faktiſch die ruſſiſchen. Beim Handelsgewicht bediente man ſich bisher auch, und namentlich für das Obſt, der (urſprünglich türkiſchen) Oka oder Ocka, welche man hier = 3 ruſſiſche Pfund rechnete. Der Betman hat 6 Oken od. 18 ruſſiſche Pfund. — Handelsanſtalt, eine Seidenbauſchule. — S. hieß früher Sultan-Sarai und wurde von den Ruſſen 1736 und 1771 erobert.

Simi, 1) (a. Geogr.), Ort im Pontus Galaticus, an der Straße von Tavia nach Sebaſtia; nach Lapie jetzt Yanghi; — 2) (n. Geogr.), a) aſiat.-türk. Inſel, an der ſüdweſtl. Küſte von Natolien, von Griechen bewohnt, die geſchickte Taucher ſind und Seeſchwämme aufſiſchen; — b) Meerbuſen dabei.

Simia (Säugeth.), nach Linné u. A., Affengatt., ſ. Orang.

Simia capucina (Säugeth.), nach Linné, Affengatt., ſ. v. a. Kapuzineraffe.

Simiä (Säugeth.), auch Simii, eigentliche Affen, Familie der Quadrumana od. Vierhänder mit $^4/_4$ Schneidezähnen, langen Eckzähnen und daher Zahnlücken, Backenzähnen mit ſtumpfen Höckern und nacktem Geſicht, bilden bei Linné noch eine einzige Gattung Simia, zu der auch noch die heutige Familie der Arctopitheci od. Krallenaffen (Hapale, Midas) gehörte. Seit Daubenton (Buffon XV, 14) und Geoffroy St. Hilaire werden die Affen nach der Breite der Naſenſcheidewand und nach der davon abhängigen Stellung der Naſenlöcher in ſchmalnaſige (catarrhinae) und breitnaſige (platyrrhinae) getheilt, eine Eintheilung, die ſelbſt auch eine geographiſche iſt, indem die erſteren nur der alten Welt, die letzteren nur der neuen Welt angehören. Oken und die meiſten ſeiner Schüler ziehen die Arctopitheci zu den eigentlichen Affen und Oken theilt ein: 1. Breitnaſen oder amerikaniſche Affen: 1) Wickelaffen (Cebus): a) Hautaffen: α) Greifaffen (Brüllaffen,

Digitized by Google

Mycetes und Klammeraffen, Ateles); β) Rollaffen, Sapajous. — 2) Wedelaffen, Sagouins (Callithrix): b) Zungenaffen, Sakis: α) Gebiß vollſtändig (Fuchsaffen, Pithecia, eigentliche Sagouins, Kurzohren, Aotus) oder β) Gebiß unvollſtändig (Seidenaffen, Hapale). — II. Schmalnaſen oder Affen der alten Welt: 1) Geſchwänzte: A. Rüſſelaffen: c) Naſenaffen (Cynocephalus). — B. Schnauzenaffen: d) Ohrenaffen: α) Langſchnauzen (Kurzſchwänze, Magot und Schlaffſchwänze, Meerkatzen); β) Kurzſchnauzen (Kurzbein, Cercopithecus, Langbeine oder Schlankaffen, Semnopithecus); — 2) Ungeſchwänzte: d) Augenaffen: α) Langarme (Hylobates) und β) Kurzarme (Simia). — Wagler erhebt die Affen zu einer Ordnung und mit derſelben die Faulthiere vereinigend, theilt er ein in (Divisio I) Affen mit Plattnägeln (Simia, Pithecus, Cercopithecus, Cebus) und (Div. II) Affen mit Krallen (Brodypus, Choloepus, Callithrix). Neuerlich theilt man ein: A. Schmalnaſen, S. catarrhinae: a) Ohne Backentaſchen und Schwanz, Kopf rundlich: Pithecus, Hylobates. — b) Mit Backentaſchen und nackten Geſäßſchwielen: α) Kopf rundlich, Eckzähne nicht ſtärker: Inuus, Cercopithecus, Colobus, Semnopithecus. β) Schnauze verlängert, Eckzähne ſehr ſtark: Cynocephalus. — B. Breitnaſen, S. platyrrhinae: a) Mit Greifſchwanz: Mycetes, Ateles. b) Mit Rollſchwanz: Cebus. c) Mit ganz ſchlaffem Schwanze: Nocthora, Callithrix, Pithecia, wozu noch die in ihrer Stellung etwas ungewiſſen foſſilen Gattungen Mesopithecus und Protopithecus kommen. — A. Dem Aeußern nach ſind die Affen unter allen Thieren dem Menſchen am ähnlichſten, allein die Aehnlichkeit, die von der äſthetiſchen Seite gefaßt, nur in fratzenhafter Verzerrung beſteht, geht nicht ſo weit, daß daraus auf eine ſo nahe Verwandtſchaft der Affen mit dem Menſchen geſchloſſen werden dürfte, als Manche, zur Anſchauungsweiſe der Eingebornen von Borneo herabſteigend, behaupten wollen. — a) Die Größe der Affen ſteigt von einer Körperlänge von 9'' (Durnculi) bis über $2\frac{1}{2}'$ (Paviane) und bis zu einer Höhe, die nach Berichten aus Sumatra 8' (Orang Utang) betragen ſoll. — b) Das Haarkleid der Affen iſt bald ein grobes und rauhes, welches manchmal faſt wollig wird, bald ein feines und weiches und bedeckt den ganzen Körper mit Ausnahme des Geſichts und der innern Hände. Bei den Gattungen Inuus, Cercopithecus, Colobus, Semnopithecus und Cynocephalus ſind auch die Geſäßſchwielen, die bloß dieſen Gattungen eigenthümlich ſind, kahl. Während im Ganzen die Stellung und Richtung der Haare die normale iſt, erſcheint ſie am Scheitel und an den Vorderarmen mancher Affen der gewohnten entgegengeſetzt. Ueberhaupt iſt die Behaarung des Rückens die dichtere, während ſie auf der Unterſeite des Körpers oft äußerſt dünn wird. Meiſt iſt das Haar des Kopfs und namentlich der Backenſeiten und des Kinns beſonders ſtark, bei den Pavianen auch die der Bruſt. Die Seitenhaare von Colobus ſind über einen Fuß lang und hängen wie eine Decke herab. Selten findet ſich eine Schwanzquaſte, häufiger bei den amerikaniſchen Affen eine kahle Schwanzſpitze. — c) Die Farbe der Haut iſt oft eine dunkle, an den nackten Stellen manchmal eine höchſt auffallende, wie namentlich bei den Pavianen, unter denen C. mormon hellblaue Backen mit rother Naſe, Andere blutrothe Geſäßſchwielen haben. Die Farben der Haare zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie ſich wenigſtens zu Farben, die ſonſt bei den Säugethieren nicht vorkommen, hinneigen, wie denn namentlich die grauen und braunen Haarkleider meiſt ſich ins Bläuliche und Grünliche, manche braune ins Rothe ſich ziehen. Andere ſeltene Farben erſcheinen in größerer Reinheit als ſonſt bei den Säugethieren und hierdurch, wie auch namentlich durch die Vertheilung der Farben gehören die Affen zu den bunteſten und farbengeſchmückteſten Säugethieren. Die Vertheilung der Farben zeigt nämlich nicht, wie bei den meiſten übrigen Säugethieren allmählige Uebergänge, ſondern wie bei den Vögeln ſind meiſt die ſchärfſten Kontraſte nebeneinander geſetzt. So hat der ſchwarze Hylobates Lar einen weißen Kreis um das Geſicht, der ebenfalls ſchwarze H. syndactylus rothes Kinn und rothe Augenbrauen, Cercopithecus ruber und Faunus über den Augen einen ſchwarzen und einen weißen Streifen, C. aethiops und fuliginosus weiße Augenlider, C. petaurista ein blaues Geſicht mit weißer Naſe, ſchwarzem Schnurr- und weißem Backenbart, C. nictans ein ſchwarzes Geſicht mit weißer Naſe und rother Augen- und Mundgegend ꝛc. Die bunteſte Färbung trägt Semnopithecus nemaeus: grau mit pomeranzengelbem Geſicht, gelben Flecken an den Kopfſeiten, einem rothen und ſchwarzen Halsband, Weichen und Schwanz weiß, Hände, Oberſchenkel und Füße ſchwarz, Unterſchenkel roth. — d) Der durchgängig proportionirte Kopf iſt faſt überall rundlich mit wenig hervortretender Schnauze; nur die Gattung Cynocephalus hat, was auch ihr Name ſagt, eine lang vorgeſtreckte Hundeſchnauze und der in der Jugend dem des Menſchen ſo ähnliche Kopf der Orangs (Pithecus) verthiert ſich mit zunehmendem Alter mehr und mehr und erhält eine anſehnliche, aber ſtumpfe Schnauze. Der Geſichtswinkel, der bei Pithecus, Hylobates und Cercopithecus 60° beträgt, iſt bei Inuus nur noch 45°, bei Cynocephalus, Mycetes etc. 30°. Der Mund iſt von weichen, äußerſt beweglichen und ausdehnbaren Lippen umgeben, denen aber die Lippenwand fehlt. Auf der Oberlippe ſtehen nicht ſelten mehre und ſtärkere Haare, als in den übrigen Theilen des Geſichts, allein ſie werden nicht zu wirklichen Taſthaaren, ſondern bilden höchſtens einen Schnurrbart. Die Backentaſchen der Affen ſind nur Erweiterungen der Backen ſelbſt, nicht beſondere Säcke, wie bei den Negern. Die Naſe tritt nur bei Semnopithecus nasica wirklich und bedeutend aus dem Geſichte hervor, während ſie außerdem ziemlich mit der Oberlippe verfließt. Bei den Affen der alten Welt öffnen ſich die Naſenlöcher abwärts (Catarrhini) und haben eine ſchmale Scheidewand, wogegen

dieſe Scheidewand bei den Affen der neuen Welt breit iſt (Platyrrhini) und die Naſenlöcher ſich ſeitlich öffnen. Die mittelgroßen oder auch kleinen Augen ſind vorwärts gerichtet und ſtehen viel enger aneinander als beim Menſchen, am engſten bei Inuus und Cynocephalus. Eine wirkliche Stirn iſt nur bei Pithecus satyrus unterſcheidbar. Die Ohren ſind klein, den menſchlichen ähnlich, oval, aber es fehlt ihnen das Ohrlippchen und ſie ſind häutig und glatt. — e) Der Hals iſt kurz, dünn und drehrund. Meiſt iſt er verſteckt wegen der den Affen eigenthümlichen Haltung. — f) Der Rumpf iſt geſtreckt und wie der des Menſchen von oben nach unten zuſammengedrückt. Die Weibchen haben zwei Bruſtſpitzen. In der Weichengegend iſt der Rumpf in ähnlicher Weiſe wie beim Hund und noch bedeutender eingeſchnürt. Der Penis der Männchen hängt frei, wie beim Menſchen. Die oben ſchon bezeichneten Gattungen haben beiderſeits neben dem After kahle Geſäßſchwielen von verſchiedener Farbe. — g) Der Schwanz fehlt bei Pithecus u. Hylobates und iſt bei Inuus acaudatus nur als ganz kurzes Rudiment vorhanden. Bei Cynocephalus ſteht er ſehr hoch und iſt meiſt ſehr kurz; nur bei einigen Species iſt er von Körperlänge. Bei den übrigen Gattungen übertrifft er oft den Rumpf an Länge. Bei den Katarrhinen und bei den Platyrrhinengattungen Nocthora, Callithrix u. Pithecia iſt derſelbe ſchlaff, dagegen bei Mycetes, Ateles u. Cebus ein Wickelſchwanz. Dieſer heißt Rollſchwanz, wenn er wie bei Cebus ganz behaart iſt, und bloß zum Umwickeln von Körpern dient, die einen Haltpunkt darbieten, Greifſchwanz aber, wenn die Spitze und wenigſtens die Unterſeite derſelben unbehaart iſt und allein durch ihre hakenförmige Krümmung zum Feſthalten, ſelbſt zum geſchickteſten Ergreifen auch kleiner Gegenſtande dient. Mycetes u. Ateles haben Greifſchwänze. — h) Die vier Extremitäten ſind gänzlich frei, ſchlank, vorn länger, oft unverhältnißmäßig länger (Pithecus satyrus, Hylobates) als hinten und zwar ganz beſonders in Folge der auffallenden Verlängerung des Unterarms. Die Oberſchenkel ſind noch ziemlich ſtark, dagegen die Unterſchenkel dünn und wadenlos. Die Affen haben keine Füße, ſondern nur mehr oder minder vollkomme Hände, an denen den 4 Fingern ein entgegenſetzbarer Daumen gegenüberſteht. Sonderbarer Weiſe ſind durchgängig (wie es noch bei den Arkthopitheken der Fall iſt) die Hinterhände vollkommen und nur bei Hylobates syndactylus ſind die beiden erſten Finger derſelben bis zum zweiten Gelenke verwachſen, während mehrfach die Vorderhände nur einen rudimentären (Cercopithecus) oder gar keinen (Colubus, Ateles) Daumen haben und dadurch zu ſog. Stummeln, eigentlich Pfoten werden. Ueberhaupt aber ſind die Hände der Platyrrhinen weniger vollkommen, weil an ihnen die Entgegenſetzbarkeit des Daumens nur in beſchränktem Maße Statt findet. Alle Finger der Affen haben Plattnägel (lamnae). — B. Der innere Bau der Affen zeigt einige Eigenthümlichkeiten. — a) Das Skelet iſt dem menſchlichen ſehr ähnlich. Der Schädel iſt dem des Menſchen am ähnlichſten während des Jugendalters, ſpäter ſchieben ſich die Geſichtsknochen vorwärts und der Schädel ſelbſt erhält bei Manchen den Knochenkamm, den auch die Raubthiere beſitzen. Die Naſenbeine ſind äußerſt ſchmal und immer verwachſen. Das Hinterhauptsloch ſteht mehr als bei andern Säugethieren, aber weniger als beim Menſchen auf der Unterfläche des Grundbeins. Bei Mycetes iſt der hintere Theil des Unterkiefers nebſt dem Gelenkfortſatze ſehr hoch, um die Schellblaſe des Zungenbeins aufnehmen zu können. Die Halswirbel ſind höher und breiter als beim Menſchen. Die Schwanzwirbel variiren von 4 bis über 20. Handwurzelknochen ſind 9 vorhanden. — b) Die Muskulatur der Affen, namentlich der Katarrhinen, iſt eine äußerſt kräftige, ſo daß oft mehre Männer nicht im Stande ſind, mit vereinten Kräften einen viel kleinern Affen zu bezwingen. Bei den Platyrrhinen ſind beſonders die kontraktoriſchen Muskeln der Greifſchwänze von außerordentlicher Kraft. — c) Das Nervenſyſtem hat ein Gehirn, das relativ dem menſchlichen an Maſſe nachſteht und auch ganz von denen des menſchlichen verſchiedene Windungen zeigt. — d) Das Ernährungsſyſtem zeigt bei Semnopithecus Entellus merkwürdiger Weiſe einen vierkammerigen Magen. Die Katarrhinen haben $\frac{5.5}{5.5}$, die Platyrrhinen $\frac{6.6}{6.6}$ Backenzähne. — e) Das Reſpirationsſyſtem iſt in der Gattung Mycetes ausgezeichnet durch die Schellblaſe, welche aus dem blaſig aufgetriebenen Zungenbeinkörper gebildet iſt und inwendig mit oben offenen, ſich kreuzenden Scheidewänden am vorderen Theil durchzogen iſt. Sie ſteht mit dem Schildknorpel äußerlich kropſartig hervor. Nach Camper hat auch die Gattung Pithecus einen mit dem Kehlkopf in Verbindung ſtehenden Hautſack, der um den Hals herumgeht und bis zum Bruſtbein herabhängt und aufgebläht werden kann. — C. Die Lebensverrichtungen der Affen vollenden ſich bei den Meiſten in einem ziemlich kurzen Lebensalter. Inuus rhesus ſoll der Einzige ſeyn, deſſen Alter über 30 Jahre hinaus reichen könne. Bis auf Nocthora ſind alle Affen Tagthiere. Was a) die Ortsbewegungen der Affen anlangt, ſo iſt keinem einzigen Thiere der Familie ein aufrechter Gang verliehen. Nur gezwungen richtet ſich der Affe auf und nur mit Hülfe eines Stockes vermag er ſich kurze Zeit aufrecht zu erhalten. Vielfach wird der Gang der Affen auf dem Boden ein unbehülflicher, weil ſie wegen der Stellung, namentlich der Hinterhände, mehr mit dem Rande der Hände auftreten müſſen und hierin den Faulthieren ſich nähern. Die den Affen natürlichſte Ortsbewegung iſt das Klettern, worin ſie kaum von einem anderen Thiere übertroffen werden dürften. Unter Allen am geſchickteſten ſind die Gibbons (Hylobates), deren Geſchwindigkeit

im Klettern mit der Geſchwindigkeit eines Vogels verglichen wird. Dieſe Geſchicklichkeit danken die Affen vorzugsweiſe dem Gebrauch ihree Hände, die Platyrrhinen brauchen auch noch als fünfte Hand ihre Wickelſchwänze, an denen aufgehängt ſie ſich ſo lange ſchaukeln, bis dee Schwung, dem ſie ihren Körper gegeben haben, groß genug iſt, um ſie in der Richtung der Tangente weit hinweg auf einen andern Banm zu tragen. Eben dieſer Wickelſchwanz iſt, ſobald derſelbe zum Greifſchwanze wird, noch von beſonderer Wichtigkeit für die ihn beſitzenden Gattungen (ſ. oben), indem dieſelben mit deſſen Hülfe im Stande ſind, ſelbſt ſehr kleine Gegenſtände zu ergreifen und heranzuziehen. Die Schwimmfähigkeit wird den amerikaniſchen Affen von den Indianern zugeſprochen, dagegen von Rengger unter Anführung allerdings ſchlagender Beiſpiele gänzlich abgeſprochen. Anderweitige Beobachtungen fehlen. — b) Unter den Sinnen der Affen ſcheint der hervorragendſte der Taſtſinn zu ſeyn, indem die Affen in den Fingerſpitzen, die überdieß oft auch durch Gyren ausgezeichnet ſind, ein eben ſo feines Gefühl beſitzen, als der Menſch. Auch die Spitze der Greifſchwänze ſcheint mit ſehr feinem Taſtſinne ausgerüſtet zu ſeyn. Außerdem tritt noch einigermaßen wahrnehmbar hervor der Geruchsſinn, indem die Affen meiſtens vor dem Genuſſe ihre Nahrung erſt beriechen. Die Hylobaten ſollen ſich durch feines Gehör auszeichnen. Die ſeeliſchen Thätigkeiten der Affen ſind längſt als diejenigen vieler anderen Thiere übertreffend anerkannt worden. Ganze Völker der niederſten Kulturſtufe haben, verführt durch die Aehnlichkeit des Körperbaues der Affen mit dem menſchlichen, in den Affenheerden der vaterländiſchen Wilden auch Völkerhorden geſehen und geglaubt, daß dieſe Waldmenſchen nur die Sprechfähigkeit verlengneten, um nicht, wie die Menſchen, arbeiten zu müſſen. Nicht ſehr entfernt von dieſem Wahne ſteht die Anſicht vieler Naturforſcher und Dilettanten der Neuzeit, die kosmopolitiſch oder auch im Dienſte des Genius den Menſchen zum nächſten Verwandten des Affen herabziehen möchten. Die vielbeobachteten, vielbeſchriebenen und vielfach ausgeſchmückten Fähigkeiten der Affen reichen nach Kaup nicht über die des Elephanten hinaus, während ſie nach G. Cuvier und Vogt nicht einmal die eines klugen Hnndes übertreffen. Ein einziges Räthſel bleibt der von Raffles erzählte Selbſtmord eines Hylobates agilis; aber die Erzählung gibt nur den Vorfall, dagegen nichts von den Antecedentien, die gewiß volles Licht auf den Vorfall werfen würden. Vgl. Säugethiere, V. — c) Die Nahrung der Affen iſt eigentlich nur vegetabiliſcher Art nud beſteht vorzugsweiſe aus Früchten, nur bei Wenigen auch aus Blättern. Daneben verſchmähen ſie alle anch die Inſekten nicht und Manche freſſen auch die Eiee und ſelbſt junge Vögel. Vielfach gehen die Affen in Schaaren auf Beute aus und verheeren dabei oft die Pflanzungen in nicht geringem Maße. Was ſie nicht ſogleich verzehren können, bergen ſie in die Backentaſchen oder tragen es, wie Maiskolben ꝛc., in den Händen fort. Die Nahrung bringen ſie mit den Händen znm Munde, wie mit dem Greifſchwanze. In der Gefangenſchaft gewöhnen ſie ſich auch leicht an die künſtlich zubereiteten Speiſen der Menſchen und ſelbſt — wie der Elephant — an geiſtige Getränke. — d) Die Fortpflanzung der Affen iſt in ſofern eine beſchränkte, als in der Regel nur ein Junges geworfen wied und nue die Brachytelen deren jährlich zwei haben ſollen. Das Junge wird von beiden Aeltern mit großer Zärtlichkeit behandelt und namentlich von der Mutter immer herumgetragen. Bei einigen Gibbons ſollen die Männchen die männlichen, die Weibchen die weiblichen Jungen tragen und pflegen. Von manchen Affen wird erzählt, daß ſie Jungen förmlich waſchen und von Ungeziefer reinigen. Rückſichtlich des geſchlechtlichen Zuſammenlebens finden ſich unter den Affen Monogamiſten und Polygamiſten; in der Gattung Cebus iſt ſogar die Zahl dee Weibchen immer größer als die der Männchen. Während die Monogamiſten immer vereinzelt leben, bilden die Polygamiſten kleinere, nue aus Familien beſtehende, oder größere Trupps, deren Individuenzahl häufig mehre Hunderte überſteigt. In ſo großen Heerden leben namentlich die Cynocephalen, die im Falle der Gefahr ihre Flucht auch ſo ordnen ſollen, daß die älteſten und ſtärkſten Männchen den Rückzug decken, während bei den übrigen Affen das bloße sanve qui pent zu gelten ſcheint. Das Ausſtellen von Wachen, obgleich oft erzählt, wird doch eben ſo oft beſtritten. — e) Der Aufenthalt der Affen reicht beiderſeits vom Aequator nicht weiter als die Palmenzone. Die Magots von Gibraltar und von Nordafrika ſind die äußerſten Grenzpoſten, welche die Familie der S. vom Aequator aus vorgeſchoben hat. Während die Platyrrhinen allein die neue Welt und zwar faſt ausſchließlich Südamerika bewohnen, haben die Katarrhinen die tropiſche und ſubtropiſche alte Welt mit Ausſchluß Neuhollands inne. In vorhiſtoriſcher Zeit fanden ſich auch Affen am Pentelikon (Mesopithecus penteiicus), in Frankreich (Pithecus antiquus) und ſelbſt in England (nach Owen ein Macacus). Die foſſiten Affen Amerika's ſind ſämmtlich Platyrrhinen und gehören den noch dort lebenden Gattungen an. — Der eigentliche Aufenthaltsort der meiſten Affen ſind die Bäume. Viele von ihnen berühren den Boden nur im Tode. Vorzugsweiſe ſind es die feuchten Niederungen der Tropen, in deren ſtrotzender Vegetation die Affen ihre Wohnung ſuchen. Nur Ateles Beelzebuth iſt noch in 10,000' Meereshöhe beobachtet worden. Neben dieſen Dendrobiern abee finden ſich auch Bewohner des trockenen Bodens, wie die Cynocephalen und die Magots in Afrika. Von Einigen wird erzählt, daß ſie Zweige zum Schutz wie Hütten zuſammenwölbten, die Mehrzahl aber wohnt nur nnter dem natürlichen Blätterdache der Bäume. — f) Die Stimme der Affen iſt nur bei einigen kleinen Arten ſanft, bei der Mehrzahl dagegen ein abſcheuliches Geplärr, das bei den viehiſchen Pavianen in Grunzen übergeht. Untee den

Katarrhinen ſind beſonders die Hylobaten und unter ihnen der Siamang am meiſten, die mit fürchterlichem Geſchrei die Sonne begrüßen und von ihr Abſchied nehmen, während ſie den übrigen Tag hindurch ſchweigen. Ihre Vertreter unter den Platyrrhinen ſind die Myceten, die Brüllaffen, die Geoffroy wegen ihres ¼ Meilen weit hörbaren Geſchreis wegen Stentor nannte. Auch ſie, in den höchſten Wipfeln geſellig ſitzend, begrüßen mit ohrzerreißendem Geheul den erſten Lichtſtrahl, ſchweigen den ganzen Tag über und ſenden der untergehenden Sonne wiederum einen brüllenden Gruß nach.

D. Die **Geſchichte** der Affen beginnt ſeit der Molaſſeperiode mit einigen wenigen Gattungen, von denen Pithecus, Semnopithecus, Macacus, Callithrix u. Cebus noch leben. Seit jener Zeit hat ſich die Familie in die Aufenthaltsgrenzen zurückgezogen, in denen wir ſie noch finden. Die Zeitgeſchichte der Affen iſt die theils ihrer Verfolgung, theils ihrer Zähmung u. Verhätſchelung, theils ihrer Verehrung. Verfolgung leiden ſie noch, am meiſten in Amerika, wo ſie ein vielgejagtes Wild, mit Fleiſch und Haut den Schaden büßen, den ſie dem Menſchen zufügen. Aber die amerikaniſchen ſog. **Affenfelle** der Engländer kommen nicht von ihnen, ſondern vom Koypu, wogegen die guineiſchen Cercopitheken und Coloben den Franzoſen ihre **Affenfelle** liefern. Ueberall aber ſind die Affen gezähmt worden, meiſt nur zur Unterhaltung, in ihrer Heimath aber auch zum Nutzen, wie der oſtindiſche Bruh, der mit kluger Auswahl ſo viel Kokosnüſſe bricht, als ihm befohlen wird. Göttlicher Verehrung erfreute ſich Cynocephalus hamadryas, der Thotaffe bei den Aegyptern, die den auf dem Altar Sitzenden anbeteten, koloſſalen Sphingen ſeinen Kopf gaben und den Todten balſamirten. Nicht geringere Verehrung empfing und empfängt von den Hindu's der Hulman, Semnopithecus Entellus, aus deſſen Geſchlecht **Hanuman**, der Befreier der Sita, ſtammte. Wahrſcheinlich iſt er derſelbe, für deſſen Zahn 1558 dem Vicekönig Conſtantino de Braganza vom Könige von Pegu 300,000 Cruzados geboten wurden. Von Hanuman abzuſtammen, rühmt ſich die herrſchende Familie von Purbunder und prunkt mit dem Titel **geſchwänzte Rana!** — E. **Literatur.** **Geoffroy St. Hilaire**, Annales de Mus. XIX, 1812; — **Kuhl**, Beiträge zur Zoologie, Frankfurt 1820. — Außerdem haben **Buffon**, **Azara**, **v. Hofmannsegg**, **v. Humboldt**, **Spix**, **Max v. Wied**, **Rengger** die reichſten und vorzüglichſten Beiträge zur Naturgeſchichte dieſer Familie geliefert.

Simia marina (Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Affenfiſch, Chimaera monstrosa *L.*

Simiane (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Nieder-Alpen, Bez. **Forcalquier**; Markt; 1190 Einw.; — 2) (**Collongue**), Dorf daſ., Depart. Bouches-du-Rhône, Bez. **Gardanne**, in einem engen Thal; 800 Einw.

Simiatyce, Stadt, ſ. v. a. Siemiatyce.

Simibani, Wildniß, ſ. **Woolli**.

Simicha, Sklavin, Mutter des Archelaus, Königs von Macedonien.

Simiel, ſ. **Engel**.

Simienowicz, **Kaſimir**, poln. Edelmann, Generalfeldzeugmeiſter. Verfaſſer eines Werkes, wozu er auch die Zeichnungen gefertigt hat und das mit deutſchem und franzöſiſchem Text unter dem Titel erſchien: Description exacte du grand art de l'artificier et de l'artilleur etc., Frankfurt 1676, Fol.

Simies, ital. Dorf, Königr. **Sardinien**, nördlich von Nizza; 310 Einw.

Simii (Säugeth.), nach **Cuvier** u. A., ſ. v. a. die Quadrumanenfamilie der Simiä (ſ. d.).

Simikon (**Simikion**, lat. Simicum), Art Harfe der alten Griechen, die mit 35 Saiten bezogen war und ſich dadurch von den übrigen Harfen unterſchied. Nach Andern war es eine Art Pſalter und der Magadis ähnlich; doch läßt ſich etwas Gewiſſes darüber nicht aufſtellen. Es wurde mit einem Plectrum oder mit den Fingern geſpielt und gehörte zu den größten Saiteninſtrumenten der alten Griechen. Seinen Namen hatte es von dem altgriechiſchen Muſiker **Simos** oder **Simmicus**, der es erfand und kurz nach Homers Zeitalter lebte. Plutarch gibt zwar auch einen gewiſſen Pythoklides als Erfinder an, doch iſt die erſte Annahme wohl die richtigere.

Simila, ſ. **Stimula**.

Similago (Simila, lat.), ſ. v. a. Siligo 2).

Similäre Theile (Similares partes, Phyſiolog.), 1) nach der galenſchen Lehre ſolche Körpertheile, in denen nicht noch beſondere u. verſchiedenartige Beſtandtheile wahrgenommen werden, im Gegenſatz zu den **diſſimulären Theilen**; — 2) gleichartige, bloß der Größe, nicht der Zuſammenſetzung nach verſchiedene Theile eines Körpers, im Gegenſatz von Partes dissimulares s. constituentes, Beſtandtheile, die unter einander unähnlich, durch ihre Verbindung einen neuen Körper konſtituiren.

Similargent, eine dem Silber ſehr ähnliche Metallkompoſition, die zu Meſſer- und Gabelheften, Leuchtern ꝛc. verarbeitet wird.

Similaris (bot. Term.), **gleichartig**, was auf ſeiner Außenfläche überall ein gleiches Anſehen hat (extus similaris, außen gleichartig), wie das Flechtenlager bei Rocella-, Sphärophoron- und Ramalina-Arten, oder was im Innern keine deutliche Trennung in verſchiedene Schichten zeigt (intus similaris, innen gleichartig), wie das Lager bei Collema-Arten. Uebereinſtimmend mit Conformis und Homogeneus.

Similarität (v. Lat.), ſ. **Trigonometrie**.

Similde, ſ. v. a. Similte.

Simile (lat.), 1) etwas Aehnliches; — 2) Gleichniß.

Similia similibus cognoscuntur (lat.), Aehnliches wird durch Aehnliches erkannt.

Similia similibus curantur (lat.), Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt, ſ. **Homöopathie**.

Similis (lat.), ähnlich, von Anſehen oder Bau irgend eines Gegenſtandes.

Similis simili gaudet (lat.), der Aehnliche freut ſich über den Aehnlichen, unſerm Gleich und Gleich geſelle ſich gern entſprechend.

Similor, ſ. v. a. Semilor.

Digitized by Google

Similte, ſteierſche Prinzeſſin, ſ. Roſengarten und Dietlieb.

Siminolen, Volk, ſ. v. a. Seminolen.

Simir (Säugeth.), ſ. v. a. Canis pictus *Desm.*

Simira (Bot.), nach Aublet, Pflanzengattung, Arten unter Psychotria *L.*

Simirara, oſtind. kleine Inſel, Philippinen, ſüdlich von Mindoro.

Simiſſa, oſtind. Inſel, Suluh-Archipel, zwiſchen Suluh und Belawn.

Simities, Zeichner, in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, zeichnete die Bildniſſe berühmter Amerikaner, von B. L. Prévoſt geſtochen.

Simittu (a. Geogr.), röm. Kolonie im Innern Numidiens, an der Straße von Cirta nach Karthago, weſtl. von Bulla Regia, mit Mineralquellen, 5 Mill. öſtl. von der Stadt. Sie lag an der Stelle des heutigen Ain Semit am Oued el Bull.

Simlah, ſ. Hebräer.

Simma (Simmas, a. Geſch.), 1) aſſyriſcher Hirt, Pflegevater der Semiramis; — 2) Vater Joabs, ein Gerſonite.

Simmari (Simeri), ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. II., in der Nähe von Catanzaro, rechts am gleichn. Fluß, der unweit in das joniſche Meer mündet; Stiftskirche, 7 andere Kirchen; 690 Einw.

Simmatzig, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schiefelbein; Filialkirche; 220 Einw.

Simmeas (griech. Lit.), Verfaſſer einer Περίπλους τῆς οἰκουμένης.

Simmel, Lambert, Uſurpator von England, geb. 1471, war der Sohn eines Bäckers, gab ſich, durch einen Prieſter Simon zu Oxford verleitet, in Irland für den Grafen Eduard von Warwick, Sohn des Herzogs von Clarence, aus, der aus dem Tower, wo ihm Heinrich VII. hatte einſperren laſſen, entwiſcht ſey. Dublin fiel gleich dem Betrüger zu und der Lordkanzler proklamirte ihn daſelbſt als Eduard VI. Selbſt Margaretha von Burgund, Schweſter Eduards VI., erkannte ihn an und ſchickte ihm Hülfstruppen, mit denen er in Lancaſterſhire landete. Doch ward er bei Stocke geſchlagen und gefangen. Den Prieſter Simon ließ der König gefangen ſetzen, S. ſchickte er als Küchenjungen in ſeine Küche, die Anhänger ſtrafte er mit Geld.

Simmels, Peter, deutſcher Weinbauer, ſ. Ximenes.

Simmelsdorf, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Lauf, mit Schloß und Papiermühle; 280 Einw.

Simmelwitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Namslau; Schloß, 2 Vorwerke; 460 Einw.

Simmen, ſchweiz. Fluß, Kant. Bern, entſpringt aus 7 Quellen oder Brunnen, am Rätzliberg-Gletſcher, ſüdlich im obern Simmenthal, bildet mehre Fälle und mündet am Ausgang des niedern Simmenthals, unterhalb Wimmis, vereinigt mit der Kander, in den Thuner-See. Der ſogenannte Simmerſturz iſt einer der ſchönſten Waſſerfälle in der Schweiz. Vgl. Simmen-Thal.

Simmen-Thal (Siebne-Thal), ſchweiz. Thal, Kanton Bern, iſt das der Saane öſtlich zunächſt anliegende Thal, und der Urſprung desſelben liegt ganz in der Nähe des Lauenen-Thals, vom Geltenhorn über den Rawyl zum Rötzli-Berge und wilden Strubel (dem Raspille-Thal in Wallis gegenüber). Der Urſprung liegt daher hoch genug in Eiskahrs, über welchen 9—10,000 Fuß hohe Felſenſpitzen hervorragen. Die Richtung des Thales iſt erſt nördlich, dann krümmt es ſich in einem gegen Südoſten offenen Halbmonde und wendet ſich zuletzt nördlich zum Thuner-See. Seine Länge beträgt 8 Meilen oder 13 Schweizerſtunden. Seine Breite iſt ſehr gering und an der breiteſten Stelle nicht über ¼ Stunde. Der anſehnliche Wildbach heißt die Simme (Simmen). Als die Urſprungsgegend des Thals nimmt man den öſtlichen Schlund an, welcher vom Raetzli-Gletſcher aus gefüllt wird. Dieſer bildet vornehmlich 3 Stockwerke. Der obere Abfluß dieſes Gletſchers wallt auf dem nackten Geſtein in vielen Strahlen ſchäumend herab, man nennt ihn die ſieben Brunnen, obgleich es deren viel mehr ſind. Sie gehören zu den eigenthümlichſten und ſchönſten Schauſpielen der Schweiz. So reich iſt die herabfallende Menge Waſſers, daß ſie gleich am Fuß des Felſens einen bedeutenden Bach bildet, welcher die Simme heißt. Dieſe macht bald darauf einen kleinen Sturz und weiterhin noch drei. Wenn die Simme hierauf eben fort in einer Wieſenniederung gefloſſen, ſo macht ſie den zweiten bei einer Brücke, der ſich, nach Ebel, mit keinem andern vergleichen laſſen ſoll. Eine Viertelſtunde weiter kommt dann der dritte Fall, der weniger anziehend zu ſeyn ſcheint. Durch ſchöne Alpentriften rauſcht dann der Bach an dem erſten Dorfe: An der Lenk (3345 Fuß) vorüber. Die Gegend dieſes obern Thales gehört zu den maleriſchſten und merkwürdigſten. Das andere Quellthal iſt das von Iffingen, welches ſüdweſtl. vom Geltenhorn und deſſen Gletſcher herab, am Fuß des Rawyl vorbei kommt, wo der Iffi-Bach einen 150 Fuß hohen Fall macht. Von An der Lenk an folgen nun die Dörfer dicht an einander, und es ſtellen ſich allmählig die erſten Spuren vom Ackerbau ein. Das Dorf Zweiſimmen (1830 Fuß), wo links die kleine Simme einfällt, hat wahrſcheinlich ſchon Obſt. Hier iſt die größte Breite des Thals, welche ¼ Stunde beträgt. Bei dem großen Dorfe Weißenburg ſind die Trümmer einer Burg und ein warmes Bad, welches 23° Wärme hat und von den Bewohnern der umliegenden Gegend benutzt wird. — Das Thal mündet bei dem Dorf und Schloß Wimmis durch einen engen Schlund in das Kander-Thal aus. Es iſt reich an herrlichen, maleriſchen Anſichten und Naturſchönheiten mancherlei Art, ſehr gut angebaut, und die Einwohner ſind wohlhabend, ſo wie die Häuſer reinlich, groß und wohnlich. Die Luft iſt rein und geſund, und das Thal wird ſelten von Nebeln und Ungewittern heimgeſucht. Das ſimmenthaler Vieh iſt als das beſte der ganzen Schweiz bekannt, und ſein Käſe eben ſo geſucht. Obgleich Alpenwirthſchaft die Hauptbeſchäftigung iſt, ſo gibt es doch auch ſchon eini-

gen Ackerbau (Gerſte, Hafer, Flachs, Hanf) und ſelbſt einige Fabriken zur Bereitung inländiſcher Zeuche. Pferde-, Ziegen- und Schafzucht ſind nicht unbedeutend, der Obſtbau jedoch gering. Die Einwohner ſind ſchon von einer gewiſſen Bildung und zeichnen ſich durch Sprach-, Welt- und Menſchenkenntniß, ſo wie durch Anlage zu mechaniſchen Künſten aus. Die Zahl derſelben beträgt über 15,000. — Das S. theilt ſich in 1) **Ober-S.**, Amt im Kanton Bern, darin die Dörfer **Zweiſimmen** (mit Schloß **Blankenburg**, 1800 Einw.) und **Lenk** (mit reizenden Umgebungen und 2200 Einw.); — 2) **Nieder-S.**, Amt daſ., darin der Marktflecken **Wimmis** (1100 Einw.), dabei Schloß **Wimmisburg**, **Weißenburg**, mit Bad (ſ. oben).

Simmenau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. **Kreuzburg**; Schloß; 660 Einw.

Simmer, Nebenfluß der Nahe.

Simmer (**Simra**, **Simri**), Feuchtmaß in verſchiedenen Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands. In Ansbach hatte, bei den alten Maßen, das Korn-S. für glatte Frucht 16 Kornmetzen à 16 Kornmaß und war = 377,10 Liter oder 1,5195 neuen bayriſchen Scheffeln. Das Hafer-S. für rauhe Frucht hielt dagegen 32 Hafermetzen à 18 Hafermaß und war = 622,33 Liter oder 2,7938 bayriſchen Scheffeln. In **Bamberg**, ebenfalls bei den frühern Maßen, das S. für glatte Frucht = 77,753 Liter oder 0,34967 bayr. Scheffeln, für rauhe Frucht = 96,236 Liter, oder 0,43280 bayr. Scheffeln. Andere Eintheilungen und Werthverhältniſſe ſind:

Namen des Orts.	Eintheilung.	Litres.	Berliner Scheffel.	Dresdner Scheffel.	Wiener Metzen.
Darmſtadt	1 Malter = 4 S. à 4 Kümpfe à 4 Geſcheid à 4 Mäßchen	32	0,583	0 298	0,520
Frankfurt a. M.	1 Malter (oder Achtel) = 4 S. à 2 Meſten à 8 Sechter à 4 Geſcheid à 4 Mäßchen à 4 Schrott	28,685	0,334	0,276	0,466
Hanau	Ebenſo	30,088	0,550	0,202	0,496
Heidelberg	1 Malter = 4½ Vierntel à 8 Simri à 2 Vierling à 8 Mäßchen — für rauhe Frucht	12,925	0,254	0,124	0,220
	— für glatte Frucht	72,88	0,320	0'710	0,201
Heilbronn	1 Malter = 8 Simri à 4 Imel — Korn	20,06			
	— Hafer	25,07			
Koburg	4 Viertel à 4 Metzen — Getreide	88,045	1,033	0,838	1,448
	— Hafer	110,440	2,018	1,063	7,794
Mainz	ſ. **Vierntel.**				
Nürnberg	1 Korn = Simri à 2 Malter oder 32 Hafermetzen	388,252	10,73	5,672	0,567
Pfalz	1 Hektoliter = 8 S., 1 Vierntel = 2 S.	12,0	0,229	0,120	0,203
Württemberg	1 Scheffel = 8 Simri à 4 Vierling	22,753	0,405	0,210	0,360
	Bei Getreide und Mehl ſtreicht man das Maß Mehl mit dem Streichholze ab; gehäuft werden nur ſolche Artikel gemeſſen, die wegen ihrer unregelmäßigen Geſtalt mehrfache und große leere Zwiſchenräume laſſen, z. B. grünes Obſt, Kartoffeln, Zwiebeln. Bei ſolchen Waaren rechnet man dann auf das gehäufte Simri 1 Simri 7¼ Vierling geſtrichenes Maß. Vgl. übrigens **Malter.**				

Simmerath, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. **Montjoie**; 2 Kram- und Viehmärkte; 390 Einw.; Hauptort der Bürgermeiſterei gleichen Namens.

Simmerberg, bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. **Weiler**; Viehmärkte; 310 Einw.

Simmering, öſterr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. **Kaiſer-Ebersdorf**; Gemüſebau, Brauerei, Laboratorium der öſterreich. Artillerie, Fabriken in gebrannten Waſſern, Arzneiwaaren 2c.; 2500 Einw.

Simmern (Geogr.), 1) ſ. **Siebenborn**; — 2) naſſ. Dorf, Amt **Montabaur**; 200 Einw.; — 3) öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrſchaft **Liebeſchitz**; 160 Einw.; — 4) ehemaliges Fürſtenthum im oberrheiniſchen Kreiſe, von Trier, Mainz und Sponheim begrenzt, auf dem Hundsrück, war ſonſt kurpfälziſch, kam 1801 an Frankreich, 1815 an Preußen und iſt jetzt unter die Kreiſe S. und Kreuznach des R.-B.s Koblenz vertheilt; — 5) preuß. Kreis, Rheinprovinz, R.-B. **Koblenz**, beſteht aus dem größten Theil des Fürſtenthums Simmern, einem Theil der vordern und hintern Grafſchaft Sponheim und dem reichsritterſchaftlichen Flecken Gemünd; grenzt gegen Norden an St. Goar, gegen Oſten und Südoſten an Kreuznach, gegen Südweſten an Oldenburg (Birkenfeld), gegen Weſten an Zell und im Nordweſten an Kochem; hat auf 10,40 □Meilen Areal 1 Stadt, 3 Flecken, 100 Dörfer, 29 Weiler und Etabliſſements und 37,600 Einw. Die Oberfläche der Kreiſes iſt vom Hundsrück bedeckt, weshalb Klima und Boden den Ackerbau nicht beſonders begünſtigen. Die den Kreis bewäſſernden Bäche ſind: der Simmer-, Gülden-, Sohn-, Wäſchheimer-, Unzenbeeger-, Riebel-, Bo-, Kieſel-, Mutters-, Hauſer-, Kauers-, Loh-, Wörſchbacher-, Stein-, Heinzenbacher-, Aivers-, Bay-, Dichtel-, Tiefen-, Beller-, Benzweiler-, Erbacher-, Rücken-,

Wehnrother-, Uhler-, Deim-, Rother-, Schnell-, Bleiden-, Süsburger-, Chümbler-, Külzer-, Alterkülzer-, Sulz-, März-, Kahn-, Beltheimer-, Lipshauſer-, Kimmels-, Heim-, Schafhof-, Strimicher-, Trim-, Wichel-, Fiſch-, Gödenrother-, Craſteller-, Coſtenzer-, Wahl-, Bergenhäuſer-, Diller-, Dillendörfer- und Maſtershauſerbach. Die Gegend um S. iſt die fruchtbarſte, und es werden da alle Getreidearten, Hülſenfrüchte, Kartoffeln, Futterkräuter, Rüb- und Leinſamen gebaut. Haferbau und Viehzucht iſt bedeutend. Man hält ungefähr 1860 Pferde, 18,770 Stück Rindvieh, 11,530 Schafe, 2130 Ziegen und 6570 Schweine. Andere Nahrungszweige ſind: Leinweberei, Gerberei, Strumpfſtrickerei, Holzhandel und Fabrikation des gewonnenen Eiſens; — 6) Kreisſtadt darin; 1 kathol. und 2 evangel. Kirchen, Synagoge, Bürgerſchule, Eiſenhammer, Strumpfwirkerei, Gerberei, Kreisamt, Unterſteueramt; 3100 Ew.; — 7) (unter Dhaun), preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach; unweit des Simmerbaches und der Nahe; 600 E.

Simmersbach (Geogr.), 1) bad. Zinken, Mittelrheinkreis, Amt Achern; 160 Einw.; — 2) großh. heſſ. Pfarrdorf, Prov. Oberheſſen, Kr. Biedenkopf, Ldgr. Gladenbach; 370 Ew.

Simmersdorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Hochſtädt; 150 Einw.; — 2) (Smrzna), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Stöcken; Meierhof und Glashütte; 580 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sorau; Vorwerk; 170 Einw.

Simmersfeld, würtemberg. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Nagold; Marktgerechtigkeit; 560 Einw.

Simmershauſen (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken, Ldgr. Hilders; 600 Einw.; — 2) kurheſſ. Dörfer: a) Prov. Niederheſſen, Kr. und Amt Kaſſel, an der Hanf; 510 Einw.; — b) (Unter-, Mittel- u. Ober-S.), Prov. Oberheſſen, Kr. Marburg, Amt Wetter; Dörfer, die ſich längs eines Bergrückens am rechten Ufer der Wettſchaft hinziehen; 300 Einw.; — 3) ſachſ.-meinlng. Pfarrdorf, Amt Hildburghauſen; 310 Einw.

Simmershofen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Uffenheim; 270 Einw.

Simmi, Inſel, ſ. v. a. Syme.

Simmias (griech. Lit.), 1) aus Theben, Schüler und Freund des Sokrates; ſchrieb 23 Dialoge in einem Bande, die meiſt allgemeine, beſonders ethiſche Fragen behandelten; — 2) Grammatiker aus Rhodus; — 3) aus Syrakus, zuerſt Schüler des Cyrenaikers Ariſtoteles, dann Anhänger des Stilpo; — 3) (a. Geſch.), Sohn des Polyſperihon; — 4) Sohn des Andromenes, Phalangenführer Alexanders des Großen, in den Prozeß des Philotas verwickelt; — 5) Hirt, ſ. Semiramis.

Simmler (Biogr.), 1) Rudolf, Maler von Zürich, um 1648 Schüler von Konrad Meyer, wurde 1656 Mitglied der Malergeſellſchaft ſeiner Vaterſtadt, † 1675. Radirte meiſterhafte Blätter mit Figuren. — 2) Johann, Maler von Zürich, Schüler von J. M. Füßly, dann A. Pesne's zu Berlin, begleitete den Grafen von Firmian nach Konſtantinopel. In die Heimath zurückgekehrt, malte er im Zunfthauſe der Krämer zu Zürich zwei große Plafondſtücke mit allegoriſchen Figuren und dann eine große Anzahl von Bildniſſen, männliche und weibliche; letztere putzte er auch mit Blumen aus, was ihm den Ruf eines guten Blumenmalers erwarb. S. wurde zuletzt Rath und Amtmann zu Stein am Rhein und † 1748. — 3) Friedrich, Hiſtorien- und Landſchaftsmaler, 1801 zu Geiſenheim im Rheingau geboren, war für den Kaufmannsſtand beſtimmt, beſuchte aber dann die Kunſtakademien in Wien und München und ging im Frühjahr 1827 durch Tyrol, Krain, Kärnthen nach Venedig, Florenz, Rom und Neapel. Ueber hundert hiſtoriſche und landſchaftliche Studien aus den ſchönſten Gegenden jener Länder waren die Ausbeute ſeiner Reiſen. Dieſe italieniſchen Bilder umweht ein Hauch glühender Begeiſterung, aber ſeine rheiniſchen Landſchaften tragen den treueſten Charakter deutſchen Himmels und deutſcher Erde; ſie haben einen Zauber, den Jeder fühlen und verſtehen kann, weil der friſche Lebenshauch darüber hinweht, den wir athmen. Eines von S.s Bildern, nach ſeiner Rückkehr aus Italien gemalt, iſt eine hohe Waldgegend mit einer lieblichen Fernſicht auf den Rhein. Nebelberge bekränzen ihn, einige Dörfer ruhen an ſeinen Ufern und an einer Landſpitze dämmern zwei Segel auf. Unter mehren Porträten, die S. in jener Zeit gemalt, zeichnen ſich das überaus ähnliche des Grafen von Ingelheim, in reicher Huſarenuniform, und des Dichters Kaufmann in Kreuznach beſonders aus. Für den k. großbritaniſch-hannöveriſchen Staatsminiſter von Bremer malte er 1829 ſieben höchſt gelungene Familienporträts und eine Landſchaft. Seine Viehſtücke ſuchen in maleriſcher Anordnung und in vollkommener Naturwahrheit ihres Gleichen. Ueberhaupt gehören S.s Bilder zu den Zierden ihrer Art. Er führte dieſelben theils in Geiſenheim oder Rüdelsheim, theils in Düſſeldorf aus, wo er Mitglied der Akademie iſt. Eines ſeiner neueſten Werke (1846) iſt eine große Landſchaft mit Viehheerde, an welcher auch ein anderer berühmter Künſtler Theil hat, nämlich Achenbach. Letzterer malte die Landſchaft und S. die Heerde. A. Dirks hat nach ihm einen Pferdefang lithographirt, quer Fol. Dann haben wir von S. auch mehre radirte und lithographirte Blätter, die ebenfalls zu den trefflichſten ihrer Art gehören. — 4) Jakob Joſeph, Maler, 1822 zu Warſchau geboren und an der Akademie in München gebildet, malt Landſchaften und Genreſtücke.

Simmons, W. H., Kupferſtecher zu London, jetzt lebender Künſtler. Wir haben von ihm mehre Blätter in Mezzotinto, neben anderen nach Werken von Sir Thom. Lawrence, für eine Sammlung: Engravings from the works of the late Sir Thomas Lawrence, by S. Cousins, J. Lucas, G. H. Philipps etc., Lond. 1837 ff., Fol.

Simmozheim, würtemberg. Pfarrdorf, Schwarzwaldkr., Oberamt Calw; 1020 Einw.

Digitized by Google

Simmringen, würtemb. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Mergentheim; 120 Einw.

Simms (Geogr.), See in Oberbayern.

Simms (Biogr.), William Gilmore, amerikaniſcher Dichter, 1807 zu Charleston in Südkarolina geboren, gab ſchon in ſeinem 18. Jahre einen Band Gedichte heraus, dem bald mehre folgten. Im J. 1828 ward er Advokat, wendete ſich jedoch der Journaliſtik zu und zog, nachdem er ſein Vermögen dabei eingebüßt, nach dem Norden, wo er ſein vorzüglichſtes Gedicht „Atalantis“ herausgab. Seine Romane: Martin Faber (1833), Guy Rivers (1834), The Gemassee, The partisan, Carl Werner und The damsel of Darien, ſchildern meiſt die Sitten der ſüdlichen Staaten. Im J. 1839 erſchienen ſeine „Southern passages and pictures“ und bald darauf ein epiſches Gedicht „Florida“. Seine Dichtungen empfehlen ſich durch reiche Einbildungskraft, ſchönen Versbau und gut gewählte Bilder. S. lebt wieder bei Charleston.

Simnau (Groß-S.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Mohrungen; Vorwerk; 220 Einw.

Simnitza (Tzimnitza), europ.-türk. Flekken, Walachei, Teleorman, ſüdweſtlich von Bucharest, links an der Donau; Schiffbau und Schifffahrt.

Simno (Zimno), ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Auguſtowo; 1030 Einw.

Simo (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Flecken, Finnland, Gouv. Uleaborg, an der Mündung des gleichnam. Fluſſes (Simojoki, Simoelf), der einen Abfluß des gleichnam. Sees bildet, in den bottn. Meerbuſen; — 2) ſ. v. a. Simi.

Simocheilus (Bot.), nach Klotzſch, Gatt. der Ericeae *Klotzsch*. Von 17 Arten, Bäumen und Sträuchern in Südafrika, ſind am bekannteſten: S. depressus *Benth.*, glabellus *Benth.* und multiflorus *Klotzsch*.

Simöl (Simul, nord. Myth.), Stange, auf welcher der Eimer Sägur getragen wird.

Simötzel (Symoitzel), preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürſtenthum; Holzwärterei; 420 Einw.

Simoga (Sheemogga), oſtind. Stadt, Myſore, nordöſtlich von Bednore, links am Tunga, befeſtigt; Baumwollweberei.

Simois (a. Geogr.), 1) Fluß im Gefilde von Troas, der auf dem Ida oder genauer auf dem Cotylus entſprang, bei Ilium vorbeifloß und ſich in der Gegend von Neu-Ilium mit dem Skamander vereinigte; jetzt Ghumbre; — 2) Flüßchen bei Segeſta (Strabo XIII, S. 608); — 3) Flüßchen in Epirus (Virg., Aen. III, 303).

Simoiſius, Trojaner, nach dem Fluſſe Simois benannt, an deſſen Ufern er geboren war, von Ajax getödtet.

Simojärwi, See, ſ. v. a. Simo.

Simojoki, Fluß, ſ. v. a. Simo.

Simolin (Biogr.), 1) Karl Guſtav, Freiherr von, ruſſ. Diplomat, 1725 zu Abo geboren, begann unter Leitung des Reichskanzlers Oſtermann ſeine öffentliche Laufbahn und wurde unter Beſtuſcheff ſchon zu bedeutenden Miſſionen verwendet; namentlich war er 1743 bei den Friedensunterhandlungen zu Abo thätig. Im J. 1756 ging er als Miniſter der Kaiſerin Eliſabeth nach Kurland, welchen Poſten er unter den ſchwierigſten Verhältniſſen bis an das Ende ſeines Lebens mit großem Geſchick bekleidete. Der König Stanislaus Auguſt erhob ihn nebſt ſeinem Bruder in den Freiherrnſtand. Er † als wirklicher ruſſ. Staatsrath zu Spaa den 27. Aug. 1777. — 2) Johann Matthias, Freiherr von, ebenfalls Diplomat, jüngerer Bruder des Vorigen, zu Abo geboren, war ſchon 1766 Miniſter der Kaiſerin Katharina II. bei der Reichsverſammlung in Regensburg, begleitete dann als diplomatiſcher Agent den Grafen Romanzow in den türk. Feldzug und ſchloß den Waffenſtillſtand von Giurgewo am 30. Mai 1771. Seit 1773 wirklicher Staatsrath, ging er als bevollmächtigter Miniſter nach Kopenhagen, ward darauf 1777 als Geſandter in Stockholm akkreditirt und arbeitete hier durch geheime Verbindungen an der Unabhängigkeit Finnlands, was den König Guſtav III. bewog, ſeine Abberufung zu verlangen. Im J. 1780 ging er als außerordentlicher Geſandter nach England, wo er die Entrüſtung des londoner Hofs über die von Rußland zur Ausführung gebrachte bewaffnete Seeneutralität glücklich beſänftigte, wofür ſeine Monarchin ihn zum geh. Rath ernannte. Seit 1786 war er Geſandter in Paris. Als ſolcher ſtellte er der Königin Marie Antoinette am 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß aus, wozu er die Unterſchrift des damaligen Miniſters des Auswärtigen, des Grafen Montmorin, erzwang. Später lebte er, von den Geſchäften zurückgezogen, mehre Jahre in Frankfurt a. M., bis er als Präſident des Reichsjuſtizkollegiums nach Rußland zurückgerufen wurde. Auf der Reiſe dahin † er am 19. Sept. 1799 zu Wien. — 3) Alexander, Baron, Sohn von S. 1), preuß. Kammerherr, als lyriſcher Dichter und Schriftſteller im Fache der Adelskunde bekannt.

Simoliſchken, ſ. Auguſtupöhnen.

Simon (griech. Myth.), einer der tyrrheniſchen Schiffer, welche den Dionyſius entführen wollten, aber dafür von ihm in Delphine verwandelt wurden.

Simon (hebr. Name, d. i. der Erhörte), I. Fürſten: A. Könige von Georgien: 1) S. I. Didi, Sohn Luarſabs I., 1558—1603 König von Karthli; — 2) S. II., Vetter des Vorigen, ward 1622 ermordet. — B. Fürſten von Lippe: 3)—9), S. I.—VII., — 10) S. Ludwig, — 11) S. Heinrich u. — 12) S. Heinrich Adolf, ſ. Lippe (Geſch.). — C. Herzöge von Lothringen: 13) S. I. (Sigmund), Sohn Dietrichs I., regierte 1115—39; — 14) S. II., Sohn von Matthias, regierte 1176—1205; ſ. Lothringen (Geſch.). — D. Grafen von Montfort: 15—17) ſ. Montfort.

II. Perſonen aus der bibliſchen und jüdiſchen Geſchichte: 18) S., jüdiſcher Hoherprieſter, Sohn des Onias, erwarb ſich beſonders um die Verſchönerung des Tempels Ver-

Digitized by Google

dienſte (Sir. 50, 1 ff.), identiſch entweder mit S. dem Gerechten, dem Sohn und Nachfolger Onias I., Enkel des Jaddus (Joſeph., Ant. XII, 2. 4), Zeitgenoſſe des Ptolemäus Lagi von Aegypten (um 300 v. Chr.), oder mit S. II., Sohn Onias II., der den ägypt. König Ptolemäus Philopator am Eindringen in das Heilige und Allerheiligſte des jeruſalem. Tempels verhindert haben ſoll (3. Makk.). — 19) S., mit dem Beinamen Thaſi, Sohn des Prieſters Mattathias und Bruder des Judas und Jonathan (1. Makk. 2, 3), nahm ſchon bei Lebzeiten der beiden Letzteren als Kommandant eines beſondern Corps am Befreiungskriege ſehr thätigen Antheil (1. Makk. 5, 17 ff.; 10, 74 ff.; vgl. 2. Makk. 8, 22 ff.; 14, 17) und ward vom König Antiochus Deus, der dem gegen die Makkabäer undankbaren Demetrius die Krone entriſſen hatte, 143 v. Chr. mit der Statthalterſchaft über die ganze Küſte des Mittelmeeres von Tyrus bis nach Aegypten hin betraut. In dieſe Stellung eroberte er die befeſtigten Städte Bethzur u. Joppe und legte Adida in der Ebene Sephela an. Nach Jonathans Gefangennehmung wählte ihn das Volk zu ſeinem Oberanführer, und er vertheidigte als ſolcher das Land mit Erfolg gegen Tryphon, der ihm für die Freilaſſung ſeines Bruders ein Löſegeld abgedrungen hatte, aber Letzterem gleichwohl die Freiheit vorenthielt. Nach Tryphons Uſurpation des ſyriſchen Thrones ſchlug ſich S. auf die Seite des Gegenkönigs Demetrius, als des rechtmäßigen Thronerben, worauf die Juden nach langer Zeit wieder in Frieden und Freiheit leben konnten. Kurz darauf ging auch die Burg zu Jeruſalem durch Kapitulation an die Juden über. Die jetzt eintretende Waffenruhe benutzte S. zur Erweiterung und Sicherung ſeines Gebiets, zur Herſtellung des Heiligthums, zur Anlegung von Magazinen und Waffenvorräthen, zur Ordnung der Rechtspflege und Verwaltung und zur Hebung des Wohlſtands, beſonders auch des Handels (Eröffnung des Seehafens zu Joppe, 1. Makk. 14, 5). Mit den Römern erneuerte er das ſchon von Jonathan abgeſchloſſene Bündniß und ward von dem Volke ſeiner vielen und großen Verdienſte wegen förmlich zum Fürſten ausgerufen, in welcher Würde ihn auch der König Demetrius beſtätigte (141 v. Chr.). Als Demetrius mit Tod abgegangen, verband ſich S. mit deſſen Nachfolger Antiochus Sidetes, ward aber von dieſem treulos behandelt und mit Krieg überzogen. Doch gelang es ſeinem Sohne Joh. Hyrcanus, das ſyriſche Heer, welches unter Cendebäus in Judäa eingerückt war, zu beſiegen. Drei Jahre ſpater (136 v. Chr.), im 8. Jahre ſeiner Regierung, ward S. von ſeinem Schwager Ptolemäus im Schloſſe Dog meuchlings ermordet (vgl. 1. Makk. 13—16.). — 20) S., Benjaminiter u. Aufſeher (προστάτης, nach Luther Vogt) des jeruſalem. Tempels unter Seleucus Philopater, verrieth die Tempelſchätze dem ſyriſchen Statthalter von Cöleſyrien und veranlaßte dadurch die Abſendung des Heliodorus. Als die von dieſem beabſichtigte Plünderung des Schatzes mißlungen war, ſuchte S. die Schuld des Verraths auf den Hohenprieſter Onias zu wälzen, worüber es zwiſchen ſeinem und des Onias Anhang zu blutigen Auftritten kam (2. Makk. 3 und 4). — 21) S., Boethus Sohn, aus Alexandrien, wurde 1 v. Chr. Hoherprieſter durch Herodes, deſſen Tochter Mariamne er heirathete, kam aber in den Verdacht, an der Verſchwörung des Pheroras und Antipater gegen Herodes Theil genommen zu haben, und verlor dadurch ſein Amt. — 22) S., Kamiths Sohn, Eleazars Nachfolger im Hohenprieſteramt, wurde nach einem Jahre vom Prokonſul Gratus wieder abgeſetzt. — 23) S., mit dem Zunamen Petrus (Kephas), Apoſtel Jeſu, ſ. Petrus. — 24) S., mit dem Zunamen Eiferer (ζηλωτής bei Luc., κανανίτης bei den übrigen Evang.), eines der Apoſtel Jeſu, nach Chron. pasch. aus Salim gebürtig, von deſſen ſpätern Schickſalen die kirchl. Tradition nichts Gewiſſes berichtet. Nach den meiſten Kirchenvätern ſoll er ein Bruder des Jacobus Alphäi geweſen ſeyn, dem Sophronius zufolge auch nach deſſen Tode das biſchöfliche Amt zu Jeruſalem verwaltet und unter Trajan den Kreuzestod erlitten haben (Euſeb. III, 32), wogegen ihn Nicephor. II, 40 in Aegypten, Cyrene, Mauritania, Libya und auf den britiſchen Inſeln das Evangelium predigen und dann am Kreuze ſterben läßt. Noch berichtet Abdias (Histor. VI, 7 ff.), S. ſey als Verkündiger des Evangeliums nach Perſien und Babylonien gegangen und zu Suanye (Sunir) ermordet worden. — 25) S., Bruder des Judas, Jacobus und Joſes und ſomit Bruder (ἀδελφός) Chriſti. Die kirchliche Tradition unterſcheidet ihn nicht von dem Vorigen und identificirt ihn mit Simeon, des Klopas Sohn, welcher (Euſeb., Hist. eccl. III, 11) als Nachfolger des Jacobus, des erſten Biſchofs von Jeruſalem, aufgeführt wird [vgl. Jacobus 2)]. — 26) S. von Cyrene, mußte dem ermatteten Heilande den Kreuzespfahl auf den Richtplatz tragen, Vater eines Alexander und Rufus, welche den Leſern der apoſtoliſchen Sendſchreiben bekannt ſeyn mochten (vgl. Marc. 15, 21). Die gnoſtiſche Partei der Baſilidianer behauptete, dieſer S. habe an Jeſu Statt den Kreuzestod erlitten (Epiphan., adv. haer. 24, 3). — 27) S., Vater des Judas Iſcharioth (Joh. 6, 71; 12, 4). — 28) S., der (geweſene) Ausſätzige zu Bethanien, in deſſen Haus Jeſus zwei Tage vor dem letzten Paſſah einer Mahlzeit beiwohnte und von einer Frau geſalbt ward (Matth. 26, 6 ff.; Marc. 14, 3 ff.). Apokryphiſche Nachrichten machen dieſen S. zum Vater des Lazarus, andere zum Gemahl der Martha. — 29) S. der Magier, ließ ſich zu Samaria durch Philippus taufen (Apoſtelgeſch. 8, 9 ff.), ward aber, als er für Geld den heiligen Geiſt (die magiſche Kraft, welche den Apoſteln einzuwohnen ſchien) zu erhalten wünſchte, von Petrus aufs Nachdrücklichſte beſtraft (Apoſtelgeſch. 8, 18 ff.). Nach den Kirchenvätern war ſein Geburtsort der Flecken Gitta in Samaria, und ſie wiſſen noch zu berichten, er habe nach jenem Vorfall ſeine Betrügereien mehr als vorher betrieben und auf ſeinen Reiſen in Begleitung ſeiner Frau Helena den Apoſteln entgegen zu arbeiten geſucht, ſey in Rom vergöttert, aber bald

von Paulus und Petrus entlarvt und zu Schanden gemacht worden. Auch legen ihm die Kirchenväter gnoſtiſche Lehren bei, welche aber ſchwerlich aus ächten hiſtoriſchen Quellen geſchöpft ſind und in der Verbindung, wie ſie vorliegen, dem S. nicht wohl angehören können. In dieſen Lehren ſind jüdiſche, chriſtliche u. heidniſche Ideen verſchmolzen und ſeine Anhänger (Simonianer, Simoniter) entwickelten ſie noch weiter. Sie nannten Gott die Wurzel alles Daſeyns und dachten ihn als ein Feuer von zweierlei Kräften, das in ſich verborgene und das ſich offenbarende, aus welch letzterem die Welt hervorgegangen ſey. Der Erlöſer, als welchen ſie S. ſelbſt verehrten, kam herab, um den gefangenen Verſtand (ἔννοια) zu befreien, hüllte ſich in die Geſtalt eines Engels und nahm dann auf der Erde menſchliche Geſtalt an. Sie verehrten ihn als Zeus und ſeine Frau Helena (daher auch Helenianer) als Athene. Ihre Moral war ſehr lax, alle Gebote gegen Ausſchweifungen und Sinnlichkeit verwarfen ſie als menſchliche Satzungen. Sie hielten ſich bis in das 5. Jahrh. Vgl. H. Horbius, De ultima origine haeresis Simonis Magi, Leipz. 1669, 4., und M. Sirmieius, Simonis Magi pravitates, Gießen 1664, 4. — 30) S. Niger, d. i. der Schwarze, chriſtlicher Lehrer zu Antiochia, weihte mit Andern den Paulus und Barnabas zu Apoſteln. — 31) S. Byrſius, d. i. der Gerber, Einwohner von Joppe, bei welchem Petrus während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt wohnte und bei welchem die Geſandten des Cornelius den Apoſtel antrafen. — 32) S., Sklav Herodes d. Gr., wollte ſich nach dem Tode ſeines Herrn des Thrones bemächtigen, und ließ deshalb den Palaſt in Jericho und andere Gebäude anzünden und von ſeinen Anhängern plündern, ward jedoch gefangen u. hingerichtet. — 33) S., Gioras Sohn, ſtellte ſich 62 an die Spitze einer aufrühreriſchen Rotte und plünderte und mordete in Idumäa. Als die Zeloten in Jeruſalem viele Gewaltthätigkeiten übten, riefen die Städter den S. zu Hülfe, der aber wenig ausrichtete, jedoch in der Stadt blieb und die Bewohner tyranniſirte, bis die Römer die Stadt einnahmen.

III. Päpſte und Biſchöfe: 34) S. von Brie, Papſt, ſ. v. a. Martin 6). — 35)—37) S. I.—III., Biſchöfe v. Paderborn (ſ. d.).

IV. Gelehrte und Staatsmänner: 38) S. der Sokratiker, Schuhmacher aus Athen, deſſen Werkſtätte Socrates oft beſuchte und der die dabei vorkommenden Unterredungen aufgezeichnet haben ſoll. Seine Dialoge, deren Diogenes Laert. (II, 122) 33 aufzählt, hießen σκυτικοί (ſkythiſche, d. i. lederne, weil der Verfaſſer in Leder arbeitete), ſeine ganze Philoſophie nannte man ſkythiſche od. Schuſterphiloſophie. Pericles bot ihm Unterſtützung an, die S. jedoch ausſchlug. Es hat ſich nichts von ihm erhalten. Böckh hielt ihn für den Verfaſſer einiger der kleineren, unter Platos Werken aufgenommenen Schriften: des Minos, des Hipparchos und der beiden Geſpräche Περὶ ἀρετῆς und Περὶ δικαίου. — 39) S. Sethes (Sethi), ſ. v. a. Simeon. — 40) S. von Tournay, Anfangs des 13. Jahrh. Magister legens zu Paris, nach Andern Kanonikus in Tournay, war beſonders in der ariſtoteliſchen Philoſophie und in der Dialektik geübt, ſoll aber zuletzt ſchwach an Verſtand geweſen ſeyn, auch Moſes, Jeſus und Mohammed für Betrüger erklärt haben, weshalb er von der Epilepſie befallen worden ſey. — 41) S. Saſlacha, ſ. Neſtorianer. — 42) S. Porta, Scholaſtiker des 15. und 16. Jahrh., einer der ausgezeichneteren Schüler des Pomponatius, in philoſophiſcher Hinſicht aber von keiner Bedeutung; † 1555. — 43) Richard S., berühmter Theolog, 1638 zu Dieppe geboren, war Anfangs Mitglied der Kongregation der Väter des Oratoriums in Paris, kam aber in den Verdacht, Proteſtant zu ſeyn, weil er ſehr freimüthig war und das Anſehn der Tradition herabſetzte. Einen heftigen Gegner hatte er an Boſſuet. S. † 1712. Sein Hauptwerk iſt die „Histoire critique du vieux testament", Leyden 1679, Rotterd. und Amſterd. 1685, 4., fortgeſetzt in der „Histoire critique de texte du nouveau test.", Rotterd. 1689, 4., womit die „Histoire critique des principaux commentateurs du nouveau test.", daſ. 1693, 4., und die „Nouvelles observations sur le texte et les versions du nouveau test.", Paris 1695, 4., deutſch von H. M. A. Cramer, Halle 1776, 3 Bde., zu verbinden ſind. Schrieb außerdem: Histoire critique des dogmes etc. des Chréstins orieutaux, Trier 1711, 12.; — Histoire de l'origine etc. des revenues ecclesiastiques, daſ. 1684, 12., (vermehrt) 1709, 2 Bde.; — Auserleſene Briefe, 1700 ff., 4 Thle., Amſterd. 1730, 12.; — (unter dem Namen Saingore herausgegeben) Kritiſche Bibliothek, Nancy (Amſterdam) 1708, 12. Vgl. Martinière, Eloge hist. de R. S. — 44) Johann Franz, Mediciner, zu Brandenburg geboren, ward 1842 Privatdocent der pathologiſchen Chemie und Apotheker zu Berlin und † 1844. Schrieb: (mit Mecklenburg) Grundzüge der Chemie, Berl. 1832; — (mit Sobernheim) Handbuch der praktiſchen Toxikologie, daſ. 1838; — De laetis muliebris ratione, daſ. 1838, deutſch, daſ. 1838; — Die Heilquellen Europa's, daſ. 1839; — Handbuch der angewandten mediciniſchen Chemie, daſ. 1842, 2 Bde. — Gab heraus: Beiträge zur phyſiologiſchen und pathologiſchen Chemie und Mikroſkopie ſeit 1843, und Journal für praktiſche mediciniſche Chemie ſeit 1843. — 45) Friedrich Alexander, Mediciner, 1793 zu Königsberg geb., Arzt zu Hamburg. Schrieb: Ueber die Zeichen der veneriſchen Krankheit und deren Bedeutung; — Ueber die Nothwendigkeit einer energiſchen Behandlung der allgem. Luſtſeuche; — Ueber Merkurialkrankheit, Leipzig 1825; — Ueber den Sublimat und die Inunktionskur, Hamb. 1827; — Geſchichte der verſchiedenartigen, beſ. unreinen Behaftungen der Geſchlechtstheile und ihrer Umgegend, daſ. 1830 f., 2 Thle.; — Samuel Hahnemann Pseudomessias medicus, daſ. 1830; — Der unſterblichen Narrheit Samuelis Hahnemanni Pseudomessiae etc., daſ. 1833, 2 Thle., 3. Thl. in 2 Abth., daſ. 1834 und 1836; — Der Vampirismus des 19. Jahrh., daſ. 1831; — Die indiſche Brechruhr, daſ. 1831; — Gab das „Antihomöopathiſche Magazin" heraus. — 46) Heinrich S., Mit-

glied der erſten deutſchen Nationalverſammlung, wurde am 29. Okt. 1805 in Breslau geboren und ſtudirte auf der dortigen Hochſchule die Rechte. Von Natur heiter und lebhaft, erhielt ſein Gemüth eine ſtarke melancholiſche Stimmung durch ein Piſtolenduell, in dem er ſeinen Gegner erſchoß. Im Jahr 1834 trat er in den Staatsdienſt und arbeitete ſeitdem bei dem berliner Kammergerichte und bei den Oberlandesgerichten zu Marburg, Greifswalde, Frankfurt und Breslau. In der letzteren Stadt rückte er zum Stadtgerichtsrath auf, während er zugleich ſchriftſtelleriſch thätig war. In Gemeinſchaft mit dem Kammergerichtsrath v. Römer unterzog er ſich der Aufgabe, in die vielfach verworrene Geſetzgebung des preußiſchen Staates Licht und Klarheit zu bringen, und gab mit ihm ein umfaſſendes Werk heraus: „Die Verfaſſung und Verwaltung des preuß. Staates“, deſſen erſte 11 Abtheilungen das preuß. Staatsrecht, einen großen Theil der Rechtspflege, das Medicinalweſen, die Medieinalpolizei und die Baupolizei enthalten. Auch über die Verhältniſſe der Juden ſchrieb er, ſo wie über die „Provinzialgeſetzgebung der ſchleſiſchen Verfaſſung und Verwaltung“. Die Geſetze vom 29. März 1844 trieben ihn aus ſeiner Laufbahn. Er ſah darin eine Gefährdung, wo nicht Aufhebung der Unabhängigkeit des preuß. Richterſtandes und ſprach dieſe Ueberzeugung in der Schrift aus: „Die preuß. Richter und die Geſetze vom 19. März 1844“, Leipz. 1844, die den entſchiedenſten Beifall, wie die leidenſchaftlichſte Anfeindung fand, und in den verſchiedenen Provinzialſtädten zu lebhaften Debatten Veranlaſſung gab. In dem literariſchen Kampfe, der darüber geführt wurde, trat S. noch mit zwei Nachträgen zu ſeiner Schrift auf: „Die miniſterielle und ſonſtige Kritik &c.“ und: „Das Verhältniß des Geſetzes vom 16. Juli 1846 zu den Geſetzen vom 29. März 1844“. In der letzteren Schrift führte er den Beweis, daß die Regierung die Macht des Richters über das Volk vergrößert, nachdem ſie ihn von ſich ſelbſt abhängig gemacht habe. Schon früher hatte S. ſeine richterliche Stellung niedergelegt, weil er unter der Herrſchaft des neuen Geſetzes nicht Richter bleiben mochte. Seine Motioe legte er öffentlich dar in der Schrift: „Mein Austritt aus dem preuß. Staatsdienſt“, Leipz. 1846. Er gehörte entſchieden zu den mißliebigen Staatsbürgern, als die preuß. Februarverfaſſung in dao Leben trat. S. beleuchtete dieſe Verfaſſung vom Standpunkte des beſtehenden Rechtes in ſeinem bekannten Buche: „Annehmen oder Ablehnen?“ Er verlangte, daß das preuß. Volk eine ſo verſtümmelte Verfaſſung auf das Entſchiedenſte ablehnen ſolle. Sein Wort fand einen ſolchen Anklang, daß man den gefährlichen Mann unſchädlich zu machen beſchloß. Eben auf einer Reiſe begriffen, hörte er bei ſeiner Rückkehr nach Breslau, daß Steckbriefe gegen ihn bereit lägen. Er ſtellte ſich dem Gerichte, das die Anweiſung erhalten hatte, ihn zur Haft zu bringen, aber in dieſem Fall ſeine Unabhängigkeit behauptete nnd dem Miniſter nicht gehorſamte. Die Unterſuchung zog ſich langſam und ſchleppend hin, bis die Märzrevolution ihr ein Ende machte. Zum Mitglied des Parlaments gewählt, ſtimmte und handelte er mit der Linken und begleitete ſie nach Stuttgart, wo er mit in die ſogenannte Reichsregentſchaft gewählt wurde. Nach der Sprengung des Rumpfparlaments und dem völligen Scheitern der deutſchen Revolution ging er in die Schweiz, wo er ſich an den Ufern des züricher See's anſiedelte. In Preußen des Hochverraths angeklagt, antwortete er auf das an ihn ergangene Citationoſchreiben, daß er der preuß. Regierung nicht die Befugniß zuerkenne, ein Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung wegen ſeiner Wirkſamkeit zur Rechenſchaft zu ziehen und erſchien nicht. Die Geſchwornen ſeiner Vaterſtadt Breslau ſprachen darauf das Schuldig gegen ihn aus, und der Gerichtshof verurtheilte ihn in contumaciam zu lebenslänglichem Zuchthaus. S. iſt v. hohem und ſchlankem Wuchs, mit einem männlich ſchönen Antlitze begabt. — 47) **Ludwig S.**, einer der vorzüglichſten Redner des deutſchen Parlaments, iſt der Sohn des Gymnaſiallehrers S. in Trier. Er betrieb vor der deutſchen Märzbewegung des J. 1848 zu Trier die advokatoriſche Praxis, und gewann in dieſer Stellung durch ſeine Rechtſchaffenheit die Achtung und Liebe aller derer, die ihn näher kennen lernten. Zugleich war er Offizier der preuß. Landwehr. Als Deutſchland, angeſpornt und geweckt durch die Revolution Frankreichs, überall Miene machte, die ſeit langer Zeit auf ihm haftende Schmach durch einen energiſchen Aufſchwung zu beſeitigen, war S. in ſeiner Vaterſtadt Trier einer der Thätigſten, welche für die Realiſirung der neuen Ideen wirkten. Oft ſah man ihn da in blauer Blouſe unter den Arbeitern ſitzen, indem er ſie durch das mächtige Wort ſeiner Rede belehrte und begeiſterte. Es waren aber auch vorzüglich die Arbeiter, welche ihn in die deutſche Nationalverſammlung wählten. „Wird auch dieſer zum Verräther an uns werden“, ſagte einer von ihnen am Tage der Wahl, „ſo werde ich ihn mit eigner Hand an den erſten beſten Baum knüpfen“. Doch Ludwig S. iſt am deutſchen Volke nicht zum Verräther geworden. Da er noch ein junger Mann und dem deutſchen Volke bisher unbekannt geblieben war, ſo ahnten Anfangs die politiſchen Gegner S.s nicht, welchen Einfluß er ſpäter auf ſeine Partei ausüben würde. Sein erſtes bemerkenswerthes Auftreten war noch etwas ſchüchtern, und die wohlklingende Stimme, welche nachher im ſiegreichen Fluſſe der Rede die weiten Räume der Paulskirche kraftvoll ausfüllte, war kaum Allen vernehmbar. S. legte damals eine Art Glaubensbekenntniß ab, indem er ſich zum Prineip der Freiheit bekannte. Bald jedoch entwickelten ſich im Laufe ſtürmiſcher Debatten ſeine Talente. Wunderbar war ſeine Gewandtheit, die Widerſprüche ſeiner Gegner aufzufinden, ihre Blößen aufzudecken und die Abwehr ſelbſt in einen Angriff zu verwandeln. Ludwig S., das gibt ſelbſt Laube zu, der ſich in ſeinem „Deutſchen Parlamente“ die Verunglimpfung der Redner der Linken zum Geſchäft macht, wußte Alles, was er vorbrachte, zu beweiſen. Derſelbe Schriftſteller bemerkt, daß S. dergeſtalt von einer innern Unruhe gebrannt

Digitized by Google

habe, daß er niemals ruhig ſitzen können, ſondern immer einen Thril ſeines Körpers, ſey es die Hand oder den Fuß, hätte bewegen müſſrn. Allerdings mag S. bisweilen von einer innern Unruhe und, was noch mehr iſt, von Zorn entglüht ſeyn, wenn er die vertrauensvollen Reden der Partei Gagerns oder die reaktionären Worte der rechten Seite des Parlaments mit anhören mußte. Denn er hegte den glühendſten Enthuſiasmus für die Durchführung der deutſchen Rrvolution und die Verfolgung derſelben in allen ihren Konſequenzen. Seine Grgner ſelbſt erkennen ſeine Ueberzeugungstreue und ſomit die Aufrichtigkrit ſeiner Beſtrebungen an. So ſagt Birdermann in einer ſeiner neuern Schriften, daß Ludwig S. ganz von dem überzeugt geweſen ſey, was er gewollt habe, während es Vogt gar nicht, Robert Blum aber nur halb geweſen ſey. Deutſchland liebt S. faſt eben ſo warm, als die Freiheit. Daher war er einer von denjenigen Rednern, welche nach dem Abſchluſſe des malmöer Waffenſtillſtandes in der bei Frankfurt auf der Pfingſtweide Statt findenden Volksverſammlung ſich bitter über dieſen für Deutſchland nicht nur nachtheiligen, ſondern auch ſchmachvollen Vertrag mit Dänemark ausließen. Er wurde, da jener Volksverſammlung der frankfurter Septemberaufſtand folgte, von der Reaktion bezüchtigt, nebſt den Parlamentsmitgliedern Schlöſſel und Zitz und andern Rednern der Volksverſammlung, der intellektuelle Urheber des Mordes Auerswalds und Lichnowski's geweſen zu ſeyn. Eine zu dem Zwecke von der frankfurter Behörde beantragte Unterſuchung blieb aber für ihn ohne weitere Folgen (ſ. Schlöſſel). Mit der übrigen Linken harrte S. bei dem deutſchen Parlamente aus, als die Durchführung der deutſchen Reichsverfaſſung gegenüber den renitenten deutſchen Fürſten die Entweichung der Parlamentsmitglieder der Rechten und des Centrums von Frankfurt veranlaßte. Er verlor in dieſer Lage ſo wenig den Muth, daß er einſt, als er die Rednerbuhne, wo er ſo eben eine donnernde Rede gehalten, verließ, ſich unter allgemeinem Beifall auf das äußerſte Ende der gelichteten Bänke der Rechten ſetzte. Mit dem Rumpfparlament ſiedelte er nach Stuttgart über. Bei der Sprengung deſſelben durch militäriſche Macht wollte S. noch zum Volke ſprechen, allein auf den Befehl des Generals Müller wurde er durch den Trommelwirbel der Tambours daran verhindert. Nun war S. in verſchiedenen Orten Würtembergs, indem er die Bürgerwehren derſelben aufforderte, ſich zum Kampfe für die Reichsverfaſſung zu erheben. Allein es war ſchon zu ſpät und umſonſt. Seiner Sicherheit halber mußte er ein Aſyl in der Schweiz ſuchen. Er wählte Anfangs ein Landhaus bei Bern zu ſeinem Wohnort, wo er mit Vogt, mit welchem er auf ſehr vertrautem Fuße ſtand, und mit andern Schickſalsgefährten verkehrte. In Trier wurde ihm unterdeß der Prozeß gemacht, deſſen Reſultat war, daß er zum Tode verurtheilt, und daß ſein Name, weil man der Perſon des Verurtheilten nicht habhaft werden konnte, auf dem Markte zu Trier an den Galgen genagelt wurde. Wie wenig ihn dies bekümmerte, ſpricht er in einem durch die Zeitungen bekannt gewordenen Briefe aus. Er fühlte ſich rein von Schuld, weil der Mann der Ueberzeugung nur das Bewußtſeyn hatte, ſeine Pflicht erfüllt zu haben. Eben ſo viel Ehre macht ihm dagegen die zärtliche Sorge, daß ſeinen alten Aeltern durch dieſe verſuchte Befleckung ſeines Namens Kummer bereitet werden könne. In der Schweiz, wo er nachher ſeinen Wohnſitz in Lauſanne aufſchlug, arbeitete er für die „Monatſchrift" von Kolatſchek, die zuerſt in Stuttgart, dann aber in Bremen erſchien, und ſchrieb ſein „Wort des Rechts an die deutſchen Geſchwornen", Frankf. a. M. 1849, 8., worin ſich dieſelbe Ueberzeugungstreue und Begeiſterung ausſpricht, mit der er ſich von der Rednerbühne herab dem deutſchen Volke ſo vortheilhaft empfohlen hatte. Im geſellſchaftlichen Umgange iſt S. äußerſt liebenswürdig. Niemals verleugnet er den lebensfriſchen, muntern Rheinländer. Seine Züge ſind ſehr einnehmend, ſein Antlitz ausdrucksvoll. Das ſchwarze funkelnde Auge, welches zwiſchen den ſchwarzen Augenwimpern hervorblitzt, hat etwas Schwärmeriſches. Noch jetzt lebt er in der Schweiz und wirkt daſelbſt durch die Schrift für die Freiheit ſeines Volks. — Während er Mitglied des frankfurter Parlaments war, wurde ſein Vater an ſeiner Statt in die berliner Nationalverſammlung gewählt unter der Bedingung, daß er im Sinne ſeines Sohnes ſtimme.

V. Bildende Künſtler: 48) S., Bildhauer u. Erzgießer von Aegina, blühte um Ol. 77 als Zeitgenoſſe des Dionyſius von Argos. Dieſe beiden Künſtler fertigten nach Pauſanias für Phormis aus Mänalus ein Weihgeſchenk nach Olympia, welches zwei Roſſe mit den Wagenlenkern neben ihnen vorſtellte. Dann erwähnt Plinius von einem S. auch einen Bogenſchützen und einen Hund, ſagt aber nicht beſtimmt, daß ſie von dem Aegineten gefertiget ſeyen. Ein älterer Meiſter dieſes Namens war Sohn des Eupalamus, deſſen Klemens von Alexandrien erwähnt. Er ſchreibt ihm zu Athen die Statue eines Dionyſus zu, ein Bild derjenigen Art, dem man bei der Weinleſe das Geſicht beſchmierte, einen *Διόνυσος Μόρυχος* aus Marmor von Phelleus in Attica. Dieſe Bildſäule ſah man unter uralten Palladien, ſo daß dieſer S. einer der früheſten Plaſtiker Griechenlands geweſen zu ſeyn ſcheint. — 49) S. Leykas, Name, den in der Gallerie in Pommersfelden ein Kopf in Marmor trägt. — 50) S. mit der linken Hand, lebte im erſten Viertel des 16. Jahrhunderts in Nürnberg; er modellirte beſonders ſchöne Bilder in Thon, war aber auch Maler, Goldſchmied, Uhrmacher und Mechaniker. — 51) Abraham oder Andreas, Wachsboſſirer, in Yorkſhire in England geboren, war Theolog, fand aber durch ſeine Wachsmodelle allgemeinen Beifall, beſonders in Schweden am Hofe der Königin Chriſtina, die er auch nach Paris begleitete, von wo aus er nach Holland und dann nach England ging. In der letztern Zeit verfiel er in die Ungnade des Hofes und in Folge derſelben hörten die Arbeiten auf, ſo daß

Digitized by Google

S. in Armuth †. Sein Tod erfolgte einige Jahre nach der Reſtauration. — 52) Thomas, Stempelſchneider, Bruder des Vorigen, war an der Münze in Edinburg angeſtellt und wurde 1646 an Briots Stelle zum erſten Medailleur an der Münze in London ernannt, in welcher Eigenſchaft er nicht allein für König Karl, ſondern auch für Cromwell mehre ſchöne Stempel ſchnitt. Als Anhänger von Cromwell ſoll ihn Karl II. ins Gefängniß haben werfen laſſen, aus welchem ihn das Bildniß dieſes Monarchen, welches er ſehr ſchön in einen Kronſtempel ſchnitt, befreit habe. † 1665 an der Peſt. Die Werke dieſes Künſtlers ſind in Abbildungen bekannt, in einem Buche von G. Vertue, unter dem Titel: Medalls, Coins, Great-Seals etc., London 1753, 4. — 53) S., geſchickter Bildhauer, arbeitete in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Lyon, wo man in Kirchen Werke von ihm findet. Auch zu Brüſſel und in andern Städten Belgiens hinterließ er Arbeiten. — 54) Pierre, Maler und Kupferſtecher, um 1640 zu Paris geboren, ward daſelbſt und in Rom gebildet, malte Bildniſſe und ſtach ſolche in Kupfer. Todesjahr unbekannt, nach 1710. — 55) Romanus, Maler, lebte in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Leipzig. Auf der Rathsbibliothek daſelbſt iſt von ihm die Darſtellung des barmherzigen Samariters. — 56) Peter jun, Zeichner und Kupferſtecher, um 1750 in England geboren, arbeitete in Punktirmanier. Zu ſeinen früheſten Arbeiten gehören die Blätter in „The Worlidge's Collection of Drawings from curious antique gems," London 1768, 4. Später beſchäftigte ihn beſonders J. Boydell, der von dieſem S. neben andern auch mehre Blätter für das Prachtwerk: The Shakespeare Gallery, ſtechen ließ. S. † um 1810. — 57) Jean Pierre, Maler u. Kupferſtecher zu Paris, 1769 geboren, widmete ſich der Genremalerei, ſtach auch Blätter in Punktirmanier, die theilweiſe kolorirt erſchienen. — 58) Alexander, Maler von Stuttgart, beſuchte die Kunſtſchule daſelbſt und ging dann zur weitern Ausbildung nach Italien. Nach ſeiner Rückkehr fand er zunächſt in Weimar einen ſeinem Talente angemeſſenen Wirkungskreis. Seine früheren Werke beſtehen in Darſtellungen aus dem romantiſchen Mittelalter u. aus Dichtungen der neueren Periode, theils in Zeichnungen, theils in Oelbildern behandelt. Ein umfaſſendes Werk bilden ſeine Scenen aus dem Oberon in Arabeskenform, welche im Wielands-Zimmer des großherzoglichen Schloſſes zu Weimar als Einfaſſung größerer Gemälde dienen, und die eben ſo poetiſch erdacht, als ſinnvoll und mit Geſchmack ausgeführt ſind. Dann beſchäftigte den Künſtler auch das romantiſche Leben, welches ſich in der Wartburg entfaltet hatte. Ein größeres Gemälde, in welchem der Stoff jener früheren Zeit entnommens iſt, beſitzt die Großherzogin von Weimar, nämlich eine Epiſode aus dem Sängerkrieg auf der Wartburg. Unter ſeiner und des Oberbaudirektors Coudray Leitung wurde die Wartburg reſtaurirt. Eins ſeiner neueſten Gemälde gibt in großartig allegoriſcher Auffaſſung die Freiwerdung des menſchlichen Geiſtes. In der oberen Abtheilung erſcheint Zeus, Moſes und Chriſtus und unten Philoſophen und Dichter der neueren Zeit, wie Voltaire, Shakſpeare, Schelling, Hegel u. ſ. w. Einige Kompoſitionen dieſes Meiſters ſind auch in Nachbildungen bekannt; Eichens ſtach Illuſtrationen zu Wielands Oberon, wovon 1844 das erſte Blatt erſchien. Für das Panorama der deutſchen Klaſſiker, Stuttgart 1845, ſind einige ſeiner Zeichnungen lithographirt. — 59) Friedrich, Maler, 1809 zu Heidelberg geboren, beſuchte ſeit 1828 die münchner Akademie. Er malt Scenen aus dem Volksleben, deren mehre durch eine glücklich angebrachte Nachtbeleuchtung von großem Effekte ſind, ſo daß er in dieſem Fache mit F. W. Schön und M. Müller wetteifert. Wir nennen nur die Kirchweihe im bayeriſchen Gebirge, den alten Mann mit dem aufwartenden Hunde, die Gemüſehändlerin mit der Sechſertabelle (1838), den Sennerbuben, die zwei Wildſchützen (1839), das Mädchen am Fenſter, Nachtſtück, den Geizhals bei Lichtbeleuchtung (1840), die Heimkehr vom Chriſtmarkt, das Mädchen, welches die Katze füttert, den Poeten in ſeinem Dachſtübchen, das Bauernmädchen, den Liebhaber erwartend (1841), den Wirth, wie er das Glas gegen das Licht hält, den Muſikanten, den Dultwächter mit einem Betrunkenen (1842), die Sennerin mit dem Buche, die reiſenden Handwerksburſchen, den Wilddieb in der Sennhütte (1843), die Muſikſtunde, eines der ſchönſten Nachtſtücke, den Schneider, welcher ein Kleidungsſtück aufzeichnet (1844), den Geiſtlichen zu einem Sterbenden geleitet, bei Fackelbeleuchtung, den Dichter, wie er mit dem Lichte in der Hand durch das Fenſter die Katzen am Dache verjagen will, ein ſehr humoriſtiſches Bild von 1845. Einige ſeiner Bilder ſind auch durch die Lithographie bekannt. — 60) S., Kupferſtecher, arbeitete zu Anfang unſers Jahrhunderts in Paris. Er ſtach die Blätter zur franzöſiſchen Ueberſetzung v. Lord Macartney's Geſandſchaftsreiſe nach China u. zu jener von van Braam. — 61) Henry Chev., Edelſteinſchneider u. Medailleur von Brüſſel, ging mit einer Penſion des Königs von Belgien nach Paris u. war ſchon 1803 Profeſſor an der Normalſchule. Ein in Karneol geſchnittenes Bildniß des Kaiſers Napoleon erwarb ihm die Stelle eines Graveur deſſelben; bald darauf wurde er auch Mitglied des Conseil du sceau de Titres. Im Wappenſtechen hatte S. 1808 eine glänzende Probe abgelegt, beſonders durch ein Tableau von 21 Wappen der franzöſiſchen Prinzen, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter. Um jene Zeit beabſichtigte er auch die Herausgabe eines großen Wappenbuchs des franzöſiſchen Adels, wovon 1812 der erſte Band unter dem Titel: Armorial général de l' Empire français erſchien. Nach dem Sturze Napoleons privatiſirte S. einige Zeit, bis ihn 1817 der Prinz von Oranien zu ſeinem Hofgraveur ernannte; ſpäter ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Profeſſor der Steinſchneidekunſt am k. Taubſtummen-Inſtitute, u. auch Karl X. und Louis Philipp wußten den Künſtler zu ehren, indem ſie ihn zum Hofgra-

veur ernannten. Das k. belgiſche und das k. franzöſiſche Inſtitut zählen ihn unter ihre Mitglieder. S.s Werke ſind zahlreich. Eine ſeiner ſchönſten Medaillen ſtellt die Königin von Belgien auf einem von Löwen gezogenen Wagen dar. — 62) P. Robert, Maler, 1811 in Dresden geboren und an der Akademie daſelbſt gebildet, lieferte Porträte, hiſtoriſche Darſtellungen, religiöſe Bilder und Stillleben. — 63) William, Hiſtorienmaler, Schottländer von Geburt, begann in London ſeine Studien und lebte dann eine Zeit lang in Italien. S. beſitzt ein ausgezeichnetes Talent zur Bearbeitung von hiſtoriſchen Stoffen, ſo daß er hierin in der engliſchen Schule Epoche zu machen ſcheint.

Simon, St. (Geogr.), 1) nordamerikan. Inſel, im atlant. Ocean, an der Küſte von Georgia, Grafſch. Glynn, an der Mündung des Alatamaba; Hauptort darauf iſt Frederica; — 2) franz. Dorf, Depart. Aisne, Bez. St.-Quentin, am Carzat-Kanal; Zuckerfabrik; 600 Einw.; — 3) Dorf daſ., Dep. Cantal, Bez. Aurillac, links an der Jordane; Markt, Papiermühlen, Kupfergießerei; 1610 Einw.; — 4) öſterreich.-ſiebenburg. Dorf, cſiker Stuhl, mit Sauerbrunnen; — 5) Inſelgruppe, ſ. Niedrige Inſeln.

Simon, St. (Biogr.), ſ. Saint-Simon.

Simona, ruſſ.-nordam. Vergebirg, im Lande der Ugalachmüt, an der Südküſte.

Simone (Biogr.), 1) S. di Martino, ſ. Martino 1); — 2) Maeſtro S., Maler, einer der Vertreter des germaniſchen Styls in Neapel, wurde daſelbſt um 1300 geboren und von Teſauro unterrichtet, war um 1325 in Neapel Gehülfe des Giotto, mit dem er in St. Chiara malte. Dann malte er für die Kirche dell' Incoronata eine Pieta, die von Domenici ſehr gerühmt wird. In St. Lorenzo ſind zwei Bilder von S., die ihn als würdigen Nebenbuhler des Giotto beurkunden; das eine ſtellt den heil. Anton mit Engeln vor, und das andere den heil. Ludwig, Biſchof von Toulouſe, wie er ſeinem Bruder, dem König Robert, die Krone reicht, indem er ſelbſt die Mitra vorzog. S. † 1346 in Neapel. — 3) S. da Bologna, genannt il Crocefissajo u. S. de' Crocefissi, Schüler des Vitale da Bologna und einer der beſten Meiſter ſeiner Zeit. In den Kirchen und in der Pinakothek zu Bologna findet man noch ziemlich viele Bilder von ihm, die im Kolorite und in der Stellung (ein Fuß über den andern geſetzt) jenen des Giotto gleichen. Er malte öfters Chriſtus am Kreuze, woher er den Beinamen S. de Crocefiſſi hat. Auch einige Madonnen finden ſich von ihm. S. blühte um 1370. — 4) Francesco di Maeſtro S., der Sohn von S. 1), ebenfalls Maler und ein tüchtiger Künſtler. In St. Chiara zu Neapel, links des Haupteinganges, iſt ein Frescobild der heil. Jungfrau mit der Dreieinigkeit von ihm. Die Fresken Giotto's in derſelben Kirche ſind überweißt, Francescos Gemälde wurde aber erhalten. S. † um 1370. — 5) Francesco di S., Bildhauer v. Florenz, Schüler von Andrea Verrocchio, fertigte das Grabmal des Dr. Aleſſando Taetagni in S. Domenico zu Bologna. In der ehemaligen Kirche der Konventualen bei der Dogana zu Bologna iſt von ihm das Grabmal eines Fieſchi, und 1480 fertigte er einige Figuren zur Verzierung der Fenſter von S. Petronio. — 6) S., Bildhauer, Schüler des Filippo Bruneleſchi, blühte um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Sein Werk ſind die großen Skulpturen an der Façade der Chieſa vecchia zu Vicovaro, wo er †. — 7) S., Bildhauer von Fieſole, arbeitete im 15. Jahrhunderte zu Florenz. Er wollte aus einem ungeheuern Marmorblocke einen Rieſen fertigen, kam aber nicht zum Ziele. Der Stein blieb ein Jahrhundert liegen, bis endlich der achtzehnjährige M. Angelo ſeinen David daraus ſchuf. — 8) Antonio di S., Maler v. Neapel, Schüler von Jacopo di Caſtro und L. Giordano, malte hiſtoriſche Darſtellungen mit kleinen Figuren und noch beſſer Schlachtſtücke, die gut gezeichnet und geiſtreich behandelt ſind. Seine Zeichnungen dieſer Art, mit der Feder und in Biſter behandelt, werden öfters dem Bourguignon zugeſchrieben. Niccolo Maſſaro ließ durch ihn öfters Figuren in ſeine Landſchaften malen. † 1727 im 71. Jahre. — 9) Nicolo di S., Maler von Neapel, blühte um die Mitte des 17. Jahrhunderts, unternahm viele Reiſen, beſonders nach Spanien und Portugal, wo er überall Werke in Oel und in Fresko hinterließ.

Simonneau (Biogr.), 1) Charles, Zeichner und Kupferſtecher, geb. zu Orleans 1639, Schüler von G. Chateau, wurde 1710 Mitglied der franz. Akademie, wobei er als Receptionsſtück das Bildniß des berühmten J. H. Manſart ſtach, und erhielt bald darauf den Titel eines Graveur du Roi mit Gehalt. S. † 1728. Das Werk dieſes Meiſters ſoll ſich über 130 Blätter belaufen. — 2) Louis, Zeichner und Kupferſtecher, jüngerer Bruder und Schüler des Vorigen, 1656 geboren. Seine Blätter werden nicht ſelten mit denen ſeines Bruders verwechſelt. S. † zu Paris 1728. — 3) Guſtav, Zeichner und Lithograph zu Brüſſel, gehört zu den tüchtigſten jetzt lebenden belgiſchen Künſtlern ſeines Faches. Er zeichnete 1829 die 16 größten gothiſchen Gebäude des Königreichs der Niederlande und gab ſie unter dem Titel heraus: Monuments gothiques du Royaume des Pays-Bas, Fol. Ein anderes Prachtwerk dieſer Art, welches das genannte in ſich aufnimmt, erſchien unter dem Titel: Recueil des principaux monuments gothiques de l'Europe, avec texte par A. Voisin, Bruxelles 1841 ff., gr. Fol. Dann haben wir von S. auch eine Portratſammlung, an welcher auch L. Vandenwildenberg Theil hat: Portraits de peintres les plus célèbres, dessinés sur pierre par G. Simoneau et L. Vandenwildenberg, avec des notices par P. Barella, Löwen 1833, 8.

Simonelli (Biogr.). 1) Matteo, berühmter Kontrapunktiſt des 17. Jahrhunderts, gebürtig aus Rom, gebildet von Greg. Allegri und ſpäter von Oraz. Benevoli, ſeit dem 14. Decbr. 1662 Sänger in der päpſtlichen Kapelle, ſpäter Kapellmeiſter an mehren Kirchen Roms, wurde wegen ſeiner gründlichen Studien der Werke Paleſtrina's der Paleſtrina des

Digitized by Google

17. Jahrhunderts genannt und komponirte viele Meſſen, Pſalmen und Motetten, wovon viele als geſchätzte Manuſkripte ſich im päpſtlichen Archive befinden. — 2) **Giuſeppe**, Maler von Neapel, Schüler von J. di Caſtro und von L. Giordano, deſſen trefflicher Nachahmer er wurde. Er begleitete den Meiſter auch nach Spanien. Bei den Nonnen des heil. Franz von Jeruſalem in Valencia iſt von ihm ein großes Bild, welches die Dreieinigkeit mit St. Klara und St. Franciscus vorſtellt. S. † um 1710 im 64. Jahre, nach And. 1713 im 77. Jahre.

Simonet, **Jean Baptiſt**, Kupferſtecher, 1742 in Paris geboren und daſelbſt gebildet, lieferte Blätter, die mit Geſchmack und Feinheit behandelt ſind; † um 1810.

Simonetta (Geogr.), **Caſa**, öſterr.-ital. Villa, Lombardei, Prov. **Mailand**; iſt ein großes düſteres Gebäude, mitten in bewäſſerten Wieſen gelegen u. von dichten Baumpflanzungen umgeben. Der mailänd. Gouverneur **Ferrante Gonzaga** erbaute es 1552; von ihm kam es an die **Simonetta** und wurde vor 80 Jahren modernisiert. Das Haus hat drei Flügel, aus 3 Arkaden über einander beſtehend, welche einen nach rückwärts offenen Hof bilden. Die eine Seitenwand iſt geſchloſſen, die andere hat nur ein paar Fenſter, und aus deren Innerſten weckt man ein merkwürdiges Echo. Man zählte einſt 36 Reperkuſſionen, ſeit aber im Rücken der wiederhallenden Wand ein baufälliger Gang abgetragen wurde, nur 30. Der Eindruck iſt unbeſchreiblich. Am Ueberraſchendſten tönt ein leiſes Kichern als ſataniſcher Lachchor, Händeklatſchen als ſtürmiſcher Theaterapplaus, ein Piſtolenſchuß als das Feuer einer ganzen Batterie. Die Töne löſen ſich endlich in einen verwirrten Lärm auf. Muſikaliſche Töne machen keine beſtimmte Wirkung; nur die Poſaune tönt furchtbar wieder.

Simonetta (Biogr.), **Carlo**, Bildhauer, arbeitete zu Anfang des 18. Jahrhunderts für den Dom in Mailand, wo man ſein letztes Werk ſieht, ein Basrelief, die Geburt des heil. Giovanni Buono vorſtellend, von Stefano di St. Piero vollendet. In St. Maria Porta iſt das Basrelief des Portals von ihm, und im Innern eine Gruppe der heil. Magdalena, welcher der Engel das Abendmahl reicht.

Simonetti, **Giovanni**, Architekt und Bildhauer von Roveredo, zierte zu Prag verſchiedene Paläſte mit Bildern in Stukko, wie den Pallaſt Czernin u. a., ging dann nach Berlin, wo er an Schlüter einen Gönner fand. Von ihm ſind die Figuren über der Pforte des großen Ritterſaales und mehre andere über der großen Treppe des k. Schloſſes, wie der donnernde Jupiter, die Gruppen der vier Welttheile ꝛc., nach Schlüters Zeichnungen in Stukko ausgeführt. M. Grünberg übertrug ihm bei Erbauung der friedrichsſtädter und friedwerder Pfarrkirchen die Stukkoarbeiten. Im J. 1692 vollendete er den Bau des Schloſſes in Zerbſt. S. † zu Berlin 1716, im 64. Jahre.

Simonens, ſ. Köln (Erzbisth.).

Simon-fault (Bergwiſſ.), in England, namentlich im Kohlenfelde von Coalbrook Dale das Auskeilen einer Kohlenſchicht.

Simonianer, ſ. **Simon** 29).

Simonias (a. Geogr.), Ort an der Grenze von Galiläa im Gebirge.

Simonides 1) (gr. Liter.), S., Jambograph aus der Gemeinde Minoa auf Amorgos, lebte 490 Jahre nach dem trojaniſchen Krieg und war ſomit ein jüngerer Zeitgenoſſe des Archilochus. Urſprünglich auf Samos geboren, zog er als Anführer einer ſamiſchen Kolonie nach Amorgos; ſonſt iſt über ſeine Lebensverhältniſſe nichts bekannt. Suidas gibt an, S. habe eine Elegie und Jamben gedichtet. Nur von ſeiner bedeutendſten Leiſtung, den Jamben, haben ſich Bruchſtücke erhalten, worunter zwei bedeutende von 24 und von 118 Verſen, das erſte Betrachtungen über das menſchliche Leben enthaltend, das zweite das ſogenannte Carmen de mulieribus. Hiernach ſcheinen die Jamben gnomiſchen und ſatyriſchen Inhalt gehabt zu haben. Dem Gedicht über die Weiber fehlt es an perſönlichen, eine beſtimmte Zeit und Gegend ausſchließlich charakteriſirenden Zügen. Es iſt eine allgemein gehaltene Schilderung des weiblichen Geſchlechts, welche auf alle Zeiten und Länder faſt gleich gut paßt. Die Anlage iſt ziemlich einförmig und ermüdend, die Ausführung epiſch breit, die Farben ſind ziemlich ſtark aufgetragen, die Sprache iſt etwas derb; andererſeits aber enthält das Gedicht vieles Gelungene, Wahre und Treffende. Geſammelt ſind die Fragmente des S. zuerſt in den Lyrikern des heil. Stephanus (1560, 1566); genau geſichtet von **Welker** (Sim. Am. Jambl qui supersunt, im Rhein. Muſ. 1835, S. 353—438 und beſonders abgedruckt Bonn 1835). Die neueſten Sammlungen ſind von Schneidewin und vollſtändig von Bergk, Lyrici, S. 500—511. Das Carmen de mulieribus iſt beſonders herausgegeben von **Köler**, Gött. 1781, bearbeitet von K. W. Müller, Jena 1831, und **Schneidewin** in ſ. Exercc. critt. in poett. gr. minn. (Braunſchw. 1836); überſetzt von Lindemann und Braun. — 2) S., Elegiker und Lyriker, aus dem Oertchen Julis auf Ceos, daher auch oft der ceiſche Dichter genannt, geboren 559 v. Chr., † 469 v. Chr. In ſeiner Heimath mit der Leitung feſtlicher Chöre beſchäftigt, wird er bald von Hipparchus nach Athen gezogen und ſoll daſelbſt im Wettkampfe mit Jaſus Chöre geleitet haben. Nach Hipparchs Sturz begab ſich S. an den Hof der Aleuaden und Skopaden in Theſſalien. Nach der Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.) iſt er wieder zu Athen; er verfaßte die Inſchrift auf die von den Athenern dem helfenden Pan geſetzte Statue, gewann im Wettkampf mit Aeſchylus den Sieg mit ſeiner Elegie auf die bei Marathon Gefallenen und verherrlichte die weitern Kämpfe mit den Perſern durch ſeine epigrammatiſchen und elegiſchen Dichtungen. Die Schlachten bei Artemiſium und Salamis beſang er in zwei größeren Gedichten, und in einem andern den Sieg der Korinther bei Platää. Dem Anführer der Griechen in dieſer Schlacht, dem Pauſanias, ſetzte er die berühmte Inſchrift auf den zu Delphi von allen Helenen geweihten

Digitized by Google

Dreifuß. In ſeinem 80. Jahre wanderte S. nach Syrakus an den Hof des Hiero, bei dem er ziemlichen Einfluß gehabt zu haben ſcheint. In voller Geiſteskraft dichtete S. bis an ſein Ende; 56 Siege hat er in dichteriſchen Wettkämpfen gewonnen. Von Geſicht ſoll er häßlich geweſen ſeyn; mehrfach wird ihm Habſucht und Geldgier zum Vorwurf gemacht. Die Dichtungen des S. ſind vorzugsweiſe praktiſch; ſeine Lieder ſind reich an Spruchweisheit, wie ſie den ſieben Weiſen beigelegt wird, und von eigenthümlicher Anmuth. S. war ungemein produktiv und hat ſich in den verſchiedenen Arten der Lyrik faſt mit gleicher Meiſterſchaft bewegt. Suidas nennt von ihm zuerſt ein im doriſchen Dialekt geſchriebenes Gedicht auf das Königthum des Cambyſes und Darius; dann Siegeslieder auf die Kämpfe der Griechen bei Salamis und Artemiſium (Bruchſtücke davon ſind erhalten); ferner werden erwähnt Dithyramben, Hymnen, beſonders auf den olympiſchen Zeus und auf Poſeidon, Päane, Parthenien und Hyporchemata. Auch auf Sieger in öffentlichen Wettkämpfen hatte S. zahlreiche Lieder (ἐπίνικοι) gedichtet. Von dieſer Gattung iſt ein größeres Bruchſtück eines Preisgeſanges auf Scopas erhalten bei Plato (Protag. S. 339 B). Von den Enkomien haben wir eine Strophe auf die bei den Thermopylen gefallenen Spartaner. In der Elegie zeichnete ſich S. ganz beſonders aus, und in dem mit Θρῆνοι bezeichneten Zweige der Trauerelegie galt er als Meiſter. Seine zahlreichen Epigramme hatten theils einen öffentlichen Zweck (wie z. B. das berühmte Epigramm auf das Grab der Spartaner bei Thermopylä), theils waren ſie aus eigenem Antrieb gedichtet oder für Weihgeſchenke, Bildſäulen und dergl. beſtimmt. Wir haben deren mehr als 100 (Anal. I., 130 oder 162 und Lips). Von den Tragödien, die Suidas dem S. beilegt, iſt keine Spur vorhanden. Die pariſche Chronik macht ihn auch zum Erfinder der Mnemonik, und endlich ſoll er auch die Buchſtaben η und ω, ζ und ψ ins Alphabet eingeführt haben. Vergl. **Fabric.**, Bibl. Graec. II, S. 142 ff., ed. Hari.; — **Bayle**, Dictionnaire; — F. W. **Schneidewin**, Simonidis Cei carmin reliqq., Braunſchw. 1835; — Fr. W. **Richter**, Simonides (Biographie und Ueberſ.), Schleuſ. 1836; — **Weber**, Elegiſche Dichter, S. 607 ff. — 3) S. **von Ceos**, lebte vor dem peloponneſ. Krieg und ſchrieb eine Genealogie in 3 Büchern, ſo wie εὑρήματα in 3 Büchern; man unterſcheidet ihn durch den Beiſatz der Genealog (ὁ γενεαλόγος) von S. 2). — 4) S. aus Caryſtus oder Eretria, epiſcher Dichter; Suidas legt ihm ein Gedicht bei über die Zuſammenkunft der Achäer zu Aulis, zwei Bücher Τρίμετρα und ein Buch Περὶ Ἰφιγενείας. — 5) Epiker aus Magneſia am Sipylus, lebte unter Alexander dem Großen, deſſen Thaten er beſang. — 6) Philoſoph unter Kaiſer Valens um 370 nach Chr. — 7) S. **Minor**, lebte 5 Jahre in Meroe und ſchrieb über Aethiopien. — 8) (gr. Geſch.), Feldherr der Athener, welcher im peloponneſ. Krieg im J. 25 ſich der Stadt Eion in Thracien durch Verrath bemächtigte. — 9) (Kunſtgeſch.), Maler, von Plinius erwähnt, malte das Bild der Mnemoſyne und einen Agatharchus.

Simonie (**Amtserſchleichung**), die durch Beſtechung erlangte Anſtellung, inſonderheit die Erwerbung geiſtlicher Aemter und Pfründen. Sie wird nach Beſchaffenheit der Umſtände mit Suſpenſion oder Remotion vom Amte und Geldſtrafen geahndet, und das zur Beſtechung gezahlte Geld fällt dem Fiskus zu. Der Name rührt von Simon Magus her, der, wie die Apoſtelgeſchichte erzählt, die Mittheilung des heil. Geiſtes durch Auflegen der Hände von den Apoſteln durch Geld zu erlangen ſuchte. In der röm. Kirche ward die S. lange Zeit mit der größten Schamloſigkeit geübt. Vgl. **Amtsverbrechen**.

Simonin, **Claude**, Zeichner und Kupferſtecher, arbeitete gegen Ende des 17. Jahrh. in Paris. Man hat von ihm: Plusieurs pièces et autres ornements pour les Arquebuziers et les Brizures demontée, und Les plus beaux ouvrages de Paris, Paris 1693.

Simonini, **Francesco**, Schlachtenmaler von Parma, Schüler des H. Spolverini und dann von F. Monti in Brescia, lernte darauf in Florenz die Darſtellungsweiſe des Bourguignon kennen und komponirte ſeitdem in der Weiſe deſſelben. Er gründete in Bologna eine Schule, welche großen Zuſpruch fand, und zahlreiche Bilder lieferte, ſowol in Oel als in Aquarell. Seine Werke ſind ſehr zahlreich, ſowohl Bilder in Oel, als Zeichnungen. Im Hauſe Capello zu Venedig, an der Brücke della Latte, malte er große Schlachten, welche den Saal, in welchem ſie ſind, berühmt machten. † nach 1753.

Simonis (Biogr.), 1) **Menno**, ſ. **Menno**. — 2) E., Bildhauer von Lüttich, einer der ausgezeichnetſten jungen Künſtler Belgiens, beſuchte die Akademie zu Brüſſel und fertigte ſchon 1836 die Marmorgruppe eines Jünglings, der ein Kaninchen vor den Verfolgungen eines Windhundes rettet, ein bewundertes Werk, wofür ihm der König von Belgien 5000 Francs auszahlen ließ. Später begab er ſich nach Rom, wo er 1839 neben anderen die Büſte von Keſſels im Auftrage der Regierung ausführte. Ein ſpäteres Werk iſt die Reiterſtatue des Gottfried von Bouillon, und im Jahre 1845 vollendete er das Grabmahl des Kanonikus Trieſt, des Vincenz von Paula Belgiens. Eins ſeiner neueſten Werke iſt das Modell einer Venus, die im ſchnellen Laufe zu dem auf ihren Schultern ſchwebenden Amor aufblickt, ein Bild voll Grazie und dem feinſten Ebenmaße der Formen des weiblichen Körpers. S. iſt Mitglied der Akademie in Brüſſel. — 3) Maler zu Brüſſel, ein jetzt lebender Künſtler, malt Bildniſſe und Genreſtücke, die großen Beifall finden.

Simonismus, ſ. **Saint-Simonismus**.

Simoniten, ſ. **Simon** 29).

Simonor, oſtind. Inſel, **Sulu-Archipel**, ſüdlich von Taoui-Taoui.

Simonoſeki, aſiat. Hafenſtadt, auf der japan. Inſel **Nipon**, an der ſüdlichſten Spitze derſelben, an der Meerenge von Kiou-Siou; berühmter Tempel, ſtark beſuchter Hafen.

Simonowitz, Mme., Malerin, iſt durch ein Bildniß Schillers bekannt, das Mor. Steinla in Kupfer ſtach.

Simons (Geogr.), St., Inſel, ſ. v. a. St. Simon 1).

Simons (Biogr.), 1) Rudolf, Architekt, um die Mitte des 16. Jahrhunderts in London thätig, Baumeiſter des Emanuel-College und des Sidney-College. — 2) Goldſchmied von Brüſſel im 16. Jahrhundert, fertigte die Reiterſtatue des Prinzen Karl von Lothringen, des General-Gouverneurs der öſterreichiſchen Niederlande, an der Façade des Zunfthauſes der Bräuer; dieſelbe iſt mit dem Hammer getrieben.

Simonsberg, ſchlesw. Kirchſpiel, an der Nordſee.

Simonsdorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Soldin; Filialkirche; 190 Einw. — 2) Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg; 210 Einw.

Simonſen, Niels, Genremaler, geboren zu Kopenhagen 1807, Schüler des Profeſſors Lund daſelbſt, lieferte bald Bilder von vorzuglicher Schönheit, wie ſeine Scenen aus dem nordiſchen Volksleben und ſeine Fiſcherſtücke. In Deutſchland, wohin er ſich von Kopenhagen begab, zog ihn vornehmlich das rege Kunſtleben in München an und ſein Talent fand daſelbſt die gebührende Auszeichnung ſelbſt dadurch, daß ihn die Akademie zum Ehrenmitgliede ernannte. S. machte ſich nach ſeiner Ankunft in München durch ſeine geiſtreichen und trefflich behandelten Bilder allgemein bekannt, und noch größere Aufmerkſamkeit erregte er nach ſeiner Ruckkehr aus Algier, wo er eine große Anzahl von höchſt intereſſanten Zeichnungen fertigte, die er dann in größeren oder kleineren Oelbildern ausführte. Beſonders glücklich erfaßte er das Piratenleben mit ſeinen mannichfaltigen und bunten Zügen, wo ſich die charaktervolle Scene mit der Marine zum ſprechendſten Ganzen vereinigt. Dieſe Gemälde enthalten trefflich geordnete charakteriſtiſche Geſtalten und ſind eben ſo ſchön in der Färbung, als meiſterhaft behandelt. Wir nennen darunter das Bild, welches das Verdeck eines griechiſchen Piratenſchiffes vorſtellt, 1837 gemalt. Ein anderes Gemalde von großer Ausdehnung zeigt Piraten, wie ſie ſich gegen ein engliſches Fahrzeug vertheidigen, ein ausgezeichnetes Werk, welches 1838 auf der Ausſtellung in München allgemeines Aufſehen erregte. Ein kleineres Bild ſtellt Piraten während des Spieles im Streite dar, welches neben einer anderen Piratenſcene 1838 zur Ausſtellung kam. An dieſe Bilder reihen ſich: Die Predigt in einem öſterreichiſchen Blockſchiffe, die Jagd auf Piraten, der invalide Matroſe mit dem kleinen Schiffmodell, welchen 1839 König Ludwig von Bayern käuflich an ſich brachte, das Piratenſchiff in Vertheidigung gegen ein däniſches Kriegsſchiff und einen Kutter, die betenden venetianiſchen Schiffer, Beduinen in einer Felshöhle, Beduinen im Rückzug, eine Scene aus Byrons Korſar, der lauernde Beduine, der Beduine auf dem Vorpoſten, eine Landſchaft mit Thieren, ein Bivouac von Beduinen, die Piraten auf dem Verdecke im Angriffe, ein meiſterhaftes Bild von 1845, ꝛc. S. lebt jetzt in Kopenhagen, da ihm 1845 die Stelle eines Profeſſors an der Akademie übertragen wurde. Einige ſeiner Werke ſind in Abbildungen bekannt.

Simonsfeld, öſterreich. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge; 600 Einw.

Simonshofen, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Lauf; 260 Einw.

Simonß (Biogr.), 1) Albert, Maler, Schüler von A. Ouwater, des älteſten Malers von Harlem, deſſen Thätigkeit um 1400—1448 fällt, war ein vortrefflicher (deftig) Künſtler, der während ſeines langen Lebens viele Werke ausführte. Todesjahr unbekannt. — 2) Quintin, Maler von Brüſſel, gehörte zu den guten Künſtlern ſeiner Zeit, iſt aber nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt. Er malte Bildniſſe und Hiſtorien.

Simonsſtadt, afrikan. Stadt, Südſpitze, Kapſtadt, an der gleichn. Bai, einer Einbucht der falſchen Bai; beſteht aus einer Straße, mit mehren Batterien zum Schutze der Bai, Kaſernen, Militär- und Marine-Hoſpital.

Simonsthurm (Simontornya, Geogr.), 1) ungar. Bezirk, tolnaer Geſp. Außer S. hier noch die Marktflecken: Dombowar, an der Sarwitz, Tamaſi, Dondraköz, Uregh, Ozora, Pinezehel und Regel; — 2) Marktflecken daſelbſt, an der Grenze des ſtuhlweißenburger Komitats, in einer ſumpfigen Gegend, auf einer Inſel in der Sarwitz, wo der Sarand und Sio in dieſelbe münden und mit letzterm der Palatinal-Kanal zuſammenfließt; Verſammlungsort des Komitats, ſchönes Kaſtell mit vielen okonomiſchen Gebäuden, Franziskanerkloſter, Stuterei, ſehr guter Wein- und Ackerbau, Waldungen, Jahrmärkte; 2800 Einw. Das hieſige alte Schloß wurde zweimal, 1601 und 1686 von den Osmanen und 1709 von dem kaiſerl. General Heiſter eingenommen.

Simonstown (Geogr.), ſ. v. a. Simonsſtadt.

Simonswald (Ob-, Alt- und Unter-S.), bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Waldheim; 2 Pfarreien; Schweinezucht; 2500 Einw.

Simonswalde, hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Aurich, Oſtfriesland, Amt Emden; 560 Einw.

Simontich, öſterreich.-illyr. Weiler, Kr. Villach, Bez. Arnoldſtein; 120 Einw.

Simontornya (Geogr.), ſ. v. a. Simonsthurm.

Simony, Julius, Bildhauer zu Berlin, um 1776 geboren, lieferte Büſten nach dem Leben in Marmor und Gyps, auch kleine Wachsporträte und Bildnißzeichnungen nach der Natur. Statuen und Basreliefs findet man ſelten von ihm. S. wurde um 1812 Mitglied der Akademie in Berlin und war noch 1835 thätig.

Simorre, franz. Stadt, Depart. Gers, Bez. Lombez; 1430 Einw.

Simorg (perſ. Myth.) ſ. v. a. Simurg.

Simos, ſ. Simi.

Simoſaurus (foſſ. Amph.), nach H. v. Meyer, foſſiles Sauriergeſchlecht aus der Familie der Enalioſaurier. Kopf kurz und breit, am Vorderende 2 große getrennte Naſenlöcher,

Digitized by Google

bie Augenhöhlen in der Vorderhälfte bes Schädels, an der ſchmalſten Stelle des Schädels ein ovales Scheitelloch, bie eingekeilten Zähne bes Oberkiefers (25—26 jederſeits) groß und geſtreift, ſtehen bis zur hinteren Hälfte ber Schläfengrube; die des Unterkiefers ſinb kleiner. Zwei Arten: 1) S. Gaillardoti *H. v. Meyer* (Pal. Würt., S. 45, Taf. II, Fig. 1) aus dem Muſchelkalk von Ludwigsburg u. Luneville. — 2) S. Mougeoti *H. v. Meyer* (Leonh. und Bronn., Jahrb. 1842, S. 184), blos Unterkiefer von Luneville.

Simothelus (Entom.), nach Megerle, Käfergatt., ſ. v. a. Platysma *Bon.*

Simotiuki-Zugontſi, Feſt der Japaneſen. ſ. Sinto.

Simouſir, aſiat. Inſel, Japan, Kurilen, nördlich von Urup; bie nördlichſte der zu Japan gehörigen Kurilen.

Simpah (Winnebah), afrikan. Stadt, Ober-Guinea, Goldküſte; Königreich Fanti, 4000 Einw.

Simpai (Säugeth.), Affenart, ſ. v. a. Semnopithecus melalophos *Raffl.*

Simpang, oſtind. Staat, Inſel Borneo, liegt zwiſchen 0° 16′—1° 15′ ſüdl. Br. und 109° 22′ — 130° 42′ öſtl. L. v. Gr. Seine Ausdehnung beträgt über 180 deutſche □M., wird im Süden unb Weſten von dem Meer, nordweſtlich vom Land Kubu begrenzt, woſelbſt der Fluß Padang Fſchikar einen Theil der Grenzlinie bildet; nördlich und nordöſtlich liegt das Reich Mattan, von welchem es durch die hohen Palangang-Gebirge getrennt iſt. Der Fürſt von S. behauptet, gemeinſchaftlich mit bem Jadſcha von Mattan die Carimata-Inſeln zu beſitzen. Die Hauptflüſſe von S. ſind der Padang Fſchikar, der Mendau, in den der Lebaik, der Kwallan und der Gueronſoh einmünden, und ber ſich gegen Weſten und Süden in mehre Arme theilt, nämlich den Sidian, Mattan, Rumpeh, Bulu und Semandang. Alle dieſe Flüſſe münden in den Simpang ein, der jenſeits von Buguit-Laut in das Meer fällt. In der Richtung von Südweſten nach Norboſten iſt das Land von einer Gebirgskette durchzogen, bie ſich von Buguit-Laut über Succadane hinaufzieht. Dieß Gebirg iſt das äußerſte Ende des Palangang-Gebirgs, das ſich 20 bis 25 deutſche Meilen in das Innere bes Landes erſtreckt und daſelbſt eine Reihe ſehr hoher Berge bildet, unter welchen man hauptſächlich die Kuppen des Spontiak, Lagang, Butong, Pangang, Menbſchorah, Mengallat u. Lebaik bemerkt; auf dieſen entſpringen die meiſten Flüſſe, beſonders diejenigen, welche die Gebiete Tagang, Meliaſſt, Sukodau, Simpang und Mattan durchziehen. Dieſe hohen Berge ſcheinen vor Zeiten den Mittelpunkt einer Inſel gebildet zu haben, bie ſpäter in Folge fortgeſetzter Anſchwemmungen, bie gerade auf dieſer Seite ber Inſel in bedeutendem Grade Statt finden, mit der Küſte von Borneo in Verbindung kamen. Dieſe Vermuthung wird in hohem Grade beſtätigt durch den Lauf der Flüſſe im Innern des Landes die ſich gegen den Mittelpunkt ber Berge umbiegen. Ueber ein Drittheil des Simpang-Gebietes ſcheint bloß aus Anſchwemmungen zu beſtehen, bie ſich im Laufe des letzten Jahrhunderts angehäuft haben. Der Boden iſt überall ſumpfig und von Flüſſen durchſchnitten, bie eine Anzahl Inſeln bilden, in deren Mitte ſich hie und da ein Hügel oder ein kleiner Berg erhebt. Dieſe kleinen Inſeln waren bis zum Jahre 1786 bewohnt, als der Krieg ber oſtindiſchen Kompagnie mit bem Mattan-Staate die Einwohner zerſtreute. Seit dieſer Zeit ſinb die Inſeln verlaſſen und dienen bloß als Zuflucht für Fiſcher und Eingeborene, die das Wachs und ben Honig ſammeln unb das Schilfrohr, Rottan genannt, abſchneiden. Die Hauptinſeln ſind: Magang, Bumbu, Batu und Ampar. — Das Klima iſt geſund, unb die Hitze wirb durch kühle Winde gemäßigt. Der Aufenthalt an ber Küſte ſchlägt dem neuangekommenen Europäer beſſer an, als das Binnenland. Der ſumpfige Boden der Küſte ſcheint der Geſundheit nicht zu ſchaden; dagegen werden die Fremden, die in das Innere und beſonders auf die Gebirge kommen, häufig von Fiebern unb von einer Art Lähmung der Arme und Füße befallen. In der Regenzeit zeigt das fahrenheitſche Thermometer in der Regel 72 bis 73 Grad; manchmal, wie wohl ſelten, fällt es auf 69 und 70. Mittags ſteigt es gewöhnlich auf 83 und 84 Grad. Nachmittags gegen 2 Uhr, in der heißeſten Stunde des Tages, kommt es auf 86 bis 87 Grad, Abends bei Sonnenuntergang fällt es wieder auf 76 bis 77 Grad. Die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten iſt weniger regelmäßig, als auf Java. Ganz unerwartet kommen häufig Regengüſſe u. Gewitter, oft ſchon im Julius und Auguſt. Von der Mitte November bis zur Mitte Januar regnet es ſehr ſtark. Dieſe Beobachtungen gelten mit ziemlicher Genauigkeit von ungefähr zwei Breitegraden; aber die Jahreszeiten in Borneo wechſeln ſehr oft im entgegengeſetzten Sinn, dieſſeits und jenſeits der Linie. — Die Bodenkultur iſt noch nicht weit vorangeſchritten. Die Dayaks, bie eigentlichen Eingeborenen, bauen Reis an ben Abhängen ber Gebirge und an andern trockenen Orten. Die Reisfelder heißen Ladangs. Sie ſchicken ſich an, Fruchtbäume zu pflanzen, mit Ausnahme des Kokosnußbaumes u. anderer eßbarer Pflanzen. Die Malayen und andere Völker, die ſich mit ben Dayaks vermiſcht haben, ſind im Landbau etwas weiter voran und theilen ihre Ländereien in ziemlich regelmäßige Gärten ab. Es kommt ziemlich oft vor, daß der Reisertrag für das Bedürfniß nicht hinreicht. In dieſem Fall müſſen ſich die Einwohner von Pontianak her verſehen, oder bei den Chineſen, die ſich zu Paninahan, nahe bei Pontianak, niedergelaſſen haben. Die natürlichen Landesprodukte beſtehen hauptſächlich in folgenden: Wachs, Vogelneſter, Bezoar, Gummi, Harz, Schildkrot, rohes Eiſen, Zinn, Kagugaru (eine Art aromatiſchen Holzes) Kulit-lawang (eine aromatiſche Rinde), mehre medeciniſche Droguen, wilde Muskatnüſſe, Bauholz, Schilfrohr, Zuckerrohr u. ſ. w. Dieſe Erzeugniſſe werden in Kubu, Pontianak, Riu, Singaper unb Palembang zum Verkauf ausgeboten unb hauptſächlich von den in ver-

ſchiedenen Ländern anſäſſigen Chineſen gekauft. — Die Gediege von S. enthalten Gold u. Edelſteine, es werden jedoch keine eegelmäßigen Nachgradungen angeſtellt. — Im Inneen des Landes gibt es ſehr viele Oeang-Utangs, wilde Büffel, Rhinoceeos, Tiger, kleine ſchwarze Bären, Ebee u. Hirſche. Die beiden letzten Thiergattungen finden ſich auch in geoßer Zahl auf den Küſten. Unter den Vögeln bemerkt man hauptſächlich den Pfau und mehee Falken- und Geieraeten. Längs den Küſten findet man viele Schnepfen und anderes Geflügel von vorzüglichem Geſchmack. Hausthiere gibt es nur wenige. In einigen Gegenden ſieht man einige Ziegen. In früherer Zeit haben die Bewohner vieles Vieh beſeſſen, das ſich nach und nach in die Waldungen verlaufen hat. Die Dayaks ſind nicht von Natur grauſam. Die Gewohnheit des Kopfabſchneidens, von dee man ſich ſcheeckliche Dinge erzählt hat, iſt bei ihnen nicht allgemein Sitte, ſondeen die natüeliche Folge der kleinen Keiege und Fehden, in die ſie ſters durch ihre Nachdarn verwickelt werden. Die Dayaks haben gute Anlagen, ſind beinahe jedoch ohne alle Religion. Ihre Geſetze ſind alte Gebeäuche ihree Vorfaheen, denen ſie ſich blind unteewerfen. Die Einkünfte ihees Sultans kommen aus folgenden Quellen: 1) Abgaben von allen Schiffen und Kähnen, die von Rin, Linga, dem eigentlichen Borneo, Sambas, Pontianak, Kubu, Kotta, Minguin und Banver-Maſſing kommen, wie auch von den zwei bis beei kleinen Fahrzeugen, die jäheliсh von Java kommen; 2) einige Handelsvoerechte und Monopole; 3) Stenern, die die Chineſen zahlen müſſen, Kopfſtener n. ſ. f.; 4) Gebühren vom Handel mit Vogelneſtern; 5) Almoſen u. Konfiskationen, oder willkürliche Steuern; 6) Einkauf von wenig Gold u. Diamanten, welches die Dayaks von Zeit zn Zeit um einen ſehe wohlfeilen Preis anbieren; 7) endlich Hoheitsrechte, Naturalabgaben in Reis u. ſ. f., an denen jeder Davak ein beſtimmtes Quantum entrichtet. Die Bevölkerung des Staates beläuft ſich auf 16 bis 18,000 Seelen, von denen drei Vieetheile Dayaks ſind. Die übeigen ſind Chineſen, Malayen nnd andere Fremde, die ſich im Lande niedergelaſſen haben. Die Hauptſtadt heißt gleichfalls Simpang. Sie liegt auf einem ſumpfigen Boden nahe am Meere, das während der Fluth faſt alle Quaetiere dee Stadt überſchwemmt und ſie bei der Edbe wiedee abtrocknen läßt. Die Einwohner ſind arm und leben geößtentheils nue von dem Reisbau und von den Peellereien, die ſie an den Dayaks verüben.

Simpel (v. lat. Simplex), 1) einfach, nicht zuſammengeſetzt, daher — 2) kunſtlos, ſchlicht u. — 3) in übler Bedeutung ſ. v. a. dumm, einfältig; — 4) ſ. Cretin.

Simpelen, Beeg, ſ. v. a. Simplon.

Simpeln, ſchweiz. Dorf, Kanton Wallis, Bez. Beyg.

Simpelveld, niederl. Dorf, Prov. Limburg, Bez. Maſteicht; 880 Einw.

Simpernäs, eueop.-ruſſ. Voegebirg, Gouv. Eſthland, Inſel Dagö, das nördlichſte Vorgebirg derſelben.

Simphonie, ſ. Sinfonie.

Simphorien (Geogr.), 1) franz. Flecken u. Hauptort eines Kantons, Depart. Gironde, weſtl. von Bazas; 1580 Einw.; — 2) Stadt daſ., Depaet. Rhône, ſüdweſtl. von Lyon; 1800 Einw.; — 3) (St.-S.), belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Mons; 800 Einw.

Simpiſometer, von einem Engländer erfunden, dient zugleich als Barometer und Thermometer.

Simplegadus (foſſ. Cephalop.), nach Montfort, ſ. v. a. Ammonites.

Simplex (dot. Term.), einfach, ein ſehr vieldeutiger Ausdeuck, der meiſt nur aus ſeinen verſchiedenen Gegenſätzen verſtändlich wied. Er ſteht im Gegenſatze von Duplex, doppelt, bis Multiplex, vielfach, Duplicatus, gedoppelt, bis Multiplicatus, veemehrt oder voll, Pienns, gefüllt, Ramosus, äſtig, nnd hauptſächlich von Compositus, zuſammengeſetzt, in deſſen verſchiedenartigſter Bedeutnng.

Simplex (röm. Geſch.), Cn. Cäcilns, ſ. v. a. Cäcilius 10).

Simplice (Semptice, ital., Muſ.), einfach, ohne Verzierung; verbietet jede willkürliche Manier oder melismatiſche Ausſchmückung im Vortrage nnd jede Veränderung, und zeigt vielmehr an, daß die Noten ſtreng ſo, wie ſie der Komponiſt voegeſchrieben hat, voegeteagen werden ſollen.

Simplices (foſſ. Cephalop.), 1) nach L. v. Buch, Unteradtheilung der Gattung Nautilns, Loben wenig hervortretend, nüe in dee Jugend iſt ein Bauchlobus vorhanden; Längsſtreifen ſind undeutlich, Querſtreifen fein und haarförmig, auf den Seiten bisweilen in Bündel vereinigt. Sie fangen vom mittleren Jura an. — 2) Nach Bayeich, Unterabtheilung der Ammonitengatrung Gonistites, Rückenlobus einfach, zungen- odee trichterföemig, nur ein Seitenlobus. Nach den Nautilinen die älteſten Goniatiten: G. Simplex *v. Buch*, G. retrorsus *v. Buch*, G. ovatns, nodniosus, snbisevis, globosus, subtinearis, linearis, divisus, hypridus, snbsulcatus, snlcatus *v. Münster*.

Simplices dentes (lat., Zool.), d. i. einfache Zähne, ſ. v. a. ſolche Zähne, an denen der Schmelz ohne Falten zu bilden, die Zahnſubſtanz bloß umkleidet; ſ. Dentes und Zähne.

Simplicia (sc. remedia, Med.), einfache Arzneimittel.

Simplicia verba (Geamm.), ſ. Veebum.

Simplicissimus (dot. Term.), ganz einfach, wird hauptſächlich von Stammformen (über dee Erde) gebeaucht, die ohne alle Verzweigung ſind, wie der Stock der meiſten Palmen uud Baumfarne.

Simpliciſſimus (Lit.), 1) deutſchee Roman von Greifenſon (ſ. d.); — 2) Pſendonym von Ferd. Hempel.

Simpliciſten, ſ. Hoffmann 2).

Simplicität (v. Lat.), ſ. Einfachheit u. Einfalt.

Simplicius (Bioge.), 1) S., peripatetiſcher Philoſoph des 6. Jaheh. n. Chr., von Cilicien gebürtig, Schüler des Ammonius und Damas-

cius, lehrte in Alexandria und Athen, wendete ſich unter Juſtinian I. nach Perſien, wo ihn Choswes freundlich aufnahm, kehrte jedoch ſpäter zurück und † 549. Er ſchrieb lehrreiche Kommentare über des Ariſtoteles Schriften, zu den Kategorien (Vened. 1499, Fol., Baſ. 1551, Fol., Vened. 1541, Fol.), zu der Phyſik (daſ. 1526, Fol., u. a.), zu der Schrift De coelo (daſ. 1526) und De anima (daſ. 1524), zu Epictets „Enchiridion", zuerſt gedruckt bei der Ausgabe des Epictet, Vened. 1528, 4., beſonders herausgegeben von D. Heinſius (Leyden 1640, 4.), J. Schweighäuſer (Leipz. 1800, 2 Bde.), deutſch von J. G. Schultheß im 1. Bd. von deſſen „Bibliothek der griech. Philoſophie", Zürich 1778. — 2) S., zu Tivoli geboren, Papſt von 468—483, weihte mehre Tempel zu chriſtlichen Kirchen u. ſchmückte auch ſonſt Rom mit neuen Gebäuden; ein ſtrenger Eiferer für Kirchenzucht und Rechtgläubigkeit. Ihm folgte Felix III. — 3) Mehre andere Geiſtliche und Mönche.

Simplicius zu Fulda, Ritterorden von St., 1492 von dem Grafen Johann II. von Henneberg, Abt von Fulda, für Ritter und Damen der Adelsgeſchlechter im Gebiet von Fulda zu Beförderung der Einigkeit, adeliger Tugenden und Frömmigkeit bei gemeinſchaftlichem Gottesdienſt geſtifteter Orden, deſſen Großmeiſter ſtets der Fürſtabt von Fulda war. Die Ritter genoſſen alle Vorrechte, Indulgenzen, Abläſſe ꝛc., der Benediktiner. Ordenszeichen: eine ſilberne Halskette aus H und S mit Plättchen dazwiſchen, worauf Reime geſchrieben über die 12 Artikel des chriſtlichen Glaubens und mitten darauf die Linien der 3 Blümlein des Wappens, daran ſoll hangen das Bild des gewappneten St. Simplicius mit ſeiner Fahne, darunter ſein Name und daran 7 Kettchen mit 7 Klapplin zum Gedächtniß der 7 Gaben des heil. Geiſtes. Ging ſeit der Reformation nach und nach ein.

Simplon (Sim Plomb), 1) Gebirgsſtock in den lepontiſchen Alpen, im ſchweiz. Kanton Wallis, ſüdweſtl. vom St. Gotthard, 10,327′ über dem Meere. Darüber führt eine berühmte Straße nach Italien, die Simplonſtraße, ein Werk Napoleons, der bald nach der Schlacht bei Marengo den Befehl zur Ausführung derſelben gab, ohne Zweifel dazu durch die Beſchwerden veranlaßt, welche die Armee beim Uebergange über den großen St. Bernhard erdulden mußte. Der nächſte Zweck, den er dabei im Auge hatte, läßt ſich unzweideutig aus der wiederholt an den, über den Fortgang der Arbeiten rapportirenden Ingenieur-Offizier gerichteten Frage: „Le Canon, quand pourra-t-il passer?" entnehmen. Die Pläne und ein großer Theil der Arbeiten wurden unter Leitung des Ingenieurs Geard ausgeführt. Die Straße wurde auf italieniſcher Seite im J. 1800, auf ſchweizeriſcher Seite im J. 1801 begonnen u. brauchte 6 Jahre zu ihrer Vollendung, ungeachtet häufig mehr als 30,000 Mann gleichzeitig daran arbeiteten. Ihre Koſten werden auf durchſchnittlich 400,000 franz. Franken die Wegſtunde angegeben, im Ganzen über 18 Mill. Franken. Ihre Breite iſt meiſtens 25′, an einigen Stellen 30′, die Steigung beträgt durchgängig $3\frac{1}{2}$ %. Von Brieg bis Seſto Calende mußten außer den ungeheuern Mauerſatzen, Felsſprengungen, Erdtransporten, 611 größere und kleinere Brücken, 7 Gallerien und 20 Schutzhäuſer (Refuges) erbaut werden. Noch mag bemerkt werden, daß die Straße über den S. (mit Ausnahme derjenigen über den Mont Cenis) die erſte über die Alpen für größere Fuhrwerke fahrbare Straße war, und daß die ſpäter erbauten, wenn ſie auch in gewiſſen Beziehungen die Simplonſtraße übertreffen, doch größtentheils nur Nachahmungen derſelben großen Idee geweſen ſind. Leider ſchaden Lawinen, Bergwaſſer und Steinrüfenen derſelben ſo ſehr, daß ſie nur mit einem jährlichen Aufwande von 50—80,000 Fr. in brauchbarem Zuſtande erhalten werden kann, was dem Wallis, trotz des bedeutenden Zolles, bei dem durch Oeffnung anderer Gebirgspäſſe verminderten Tranſit durch den Kanton immer ſchwerer wird. Deſſen ungeachtet iſt die Straße auf walliſer Seite gut unterhalten, während auf piemonteſiſcher Seite dies nicht im gleichen Grade geſchieht, obgleich beim wiener Kongreß das Herzogthum Genua nur unter dieſer Bedingung an Sardinien kam. Beſonders ſind die in den Jahren 1834 u. 1839 zerſtörten Strecken nicht mit der nöthigen Sorgfalt wieder hergeſtellt. Die Steigung beginnt eigentlich ſchon bei Glys, da aber die Poſt in Brieg iſt, ſo muß der Poſtreiſende einen Umweg von einer halben Stunde dahin machen. Von Brieg aus gelangt man durch fruchtbares Gelände nach der hohen, bedeckten Saltinebrücke, die man rechts liegen läßt. Noch iſt der Abhang, über welchen die Straße in weiten Windungen hinanſteigt, wohl bebaut, man kommt an einem Kalvarienberg mit vielen kleinen Kapellen vorbei zum erſten Schutzhaus (Refuge), wo man noch einen hübſchen Rückblick auf Brieg, das Rhonethal und das mit vielen Dörfern beſetzte nördliche Thalgehänge hat. Gegenüber erhebt ſich das Glyshorn in Weſten und das Bettlishorn in Oſten. Faſt mit jeder Wendung der Straße eröffnet ſich eine neue Anſicht gegen die zu erſteigende Höhe. Maleriſch ſteht am Rande des Abgrundes hoch über der Saltine eine kleine Kapelle zur Rechten (2. Schutzhaus), und erfriſchende Quellen ſtürzen von der Höhe zur Linken herab. Herrlich glänzen (beſonders bei Morgenbeleuchtung) das Mäderhorn und die umgebenden Gletſcher und Firnen. Eine urſprünglich hier angelegte Felſengallerie iſt ſpäter weggeräumt worden. Faſt eben fort führt nun die Straße, in langem Bogen die Gantherſchlucht zum Theil umkreiſend, und zuletzt dieſelbe in beträchtlicher Höhe auf der Gantherbrücke überſchreitend, welche in einer den Lawinen im Winter ſehr ausgeſetzten Gegend liegt, wovon der zerſtörte Wald Zeugniß gibt. Perſal (Beriſal, Bärenſaal, 3. Schutzhaus, zugleich auch Wirthshaus u. Poſt) liegt mit ſeiner hübſchen Kapelle anmuthig auf einem Bergvorſprung. Von hier aus jagten im März 1814 einige hundert Oberwalliſer mehre tauſend italieniſche Soldaten, die über den S. gekommen waren, um das Wallis wieder

in Beſitz zu nehmen, bis an den Langenſee zurück. Man überſchreitet nun den Frommbach und bald darauf den Weißbach unb gelangt zum 4. Schutzhaus. Hier, über der Grenze der Tonnenwaldung, iſt ber Rückblick auf die berner Hochalpen bei heiterm Wetter prachtvoll; beſonders treten das Breithorn, die Jungfrau unb der Mönch hervor, vor welchem ſich der gewaltige Aletſchgletſcher gegen das Rhonethal herabſenkt. Man erreicht die Schalbetgallerie, die 95′ lang durch Gneißfelſen geſprengt iſt, und beim Austritt erblickt man den ſilberglänzenden Kaltwaſſer-Gletſcher; dann folgte das fünfte oder Schalbet-Schutzhaus. Hier hört aller Baumwuchs auf, und zwiſchen den Felſen zeigt ſich nur ſpärliche Vegetation. Wenige Minuten weiter betritt man die größtentheils aus Mauerwerk aufgeführte, über 50 Schritte lange Gletſchergallerie mit 11 Bogen zur Erhellung. Ueber dieſelbe ſtürzt in wohlgemauertem Bette der Abfluß des Kaltwaſſergletſchers in ſtarkem Bache herunter. Oberhalb erhebt ſich die prächtige Pyramide des Schönhorns, und bis dicht an die Straße ſteigt die Alpenroſe hinunter. Die Gegend iſt im Winter ſehr gefährlich wegen Schneeſtürmen. Lawinen. Die Schlucht iſt früher von den Franzoſen u. Walliſern mehrfach befeſtigt worden, allein die Befeſtigungen wurden von den Lawinen ſtets wieder zerſtört. Wenige Minuten weiter iſt die neue, 130 Schritte lange dritte Gallerie und beim Austritt aus derſelben das ſechſte Schutzhaus. Noch erblickt man durch die Thalſchlucht einen Theil des Rhonethals, den glänzenden Aletſchgletſcher unb einige der berner Hochalpen. Einige Schritte höher bezeichnet ein hölzernes Kreuz den Höhepunkt des Bergübergangs, 6578′ ü. d. M. Da die Einſattlung gegen Süden zu beiden Seiten von ziemlich hohen Gebirgshörnern eingefaßt iſt, ſo kann die Ausſicht nicht ſehr ausgebreitet ſeyn, und ſie beſchränkt ſich auf den Thalkeſſel, in welchem das jedoch hier noch nicht ſichtbare Dorf Simpeln liegt. Zunächſt gegen Oſten erhebt ſich der prächtige Monte Leone mit ſeinen 3 Spitzen, nördlich davon der Kaltwaſſergletſcher und das von Profeſſor Forbes und Kanonikus Alt vom Hoſpiz aus erſtiegene Mäderhorn (auch Blattenhorn, Elſenweghorn oder Breithorn genannt), näher gegen Südoſten das ſchlanke Schönhorn, dann gegen Süden die beſchneite Kuppe des Weißmies und das mächtige Fletſchhorn mit ſeinen Gletſchern und ſeinen zackigen Ausläufern. Bald darauf erreicht man das ſtattliche, neue Bernhardiner-Hoſpiz. Die Grundlage dazu wurde von Napoleon angeordnet, und der Bau war ſchon bis zum erſten Stockwerk vollendet, als ſein Reich zuſammenſtürzte. Das Unternehmen blieb nun bis zum Jahre 1825 liegen, wo dann die Geiſtlichen auf dem großen St. Bernhard die vorhandene Anlage von der walliſer Regierung um 15,000 Fr. kauften und vollenden ließen. Jetzt bildet das Hoſpiz ein großes, drei Stock hohes Gebäude, in welchem mehre herrſchaftliche Zimmer, ein Empfangzimmer mit einem Piano, ein Refektorium, eine Kapelle, die Zimmer für gewöhnliche Reiſende mit etwa 30 Betten, und die nöthigen Räume für die Bewirthſchaftung enthalten ſind. Gegenwärtig beſorgen 8 Ordensgeiſtliche mit mehren Knechten das Hoſpiz. Auch werden einige Hunde gehalten, wie auf dem St. Bernhard, indeſſen iſt es ſelten, daß ſie auf dieſer Straße zum Aufſuchen von Verunglückten verwendet werden müſſen. Die Zahl der im Hoſpiz jährlich bewirtheten Reiſenden wird zwiſchen 12 und 13,000 angegeben; daß vermögliche Reiſende ein Billiges bezahlen, verſteht ſich von ſelbſt. — Von hier aus wurde am 9. Auguſt 1850 von Gottl. Studer aus Bern, Prof. Melchior Ulrich und Buchhändler Siegfried aus Zürich, in Begleitung des Führers Madutz von Matt, der Monte Leone zum erſten Male erſtiegen. Der Weg führt in ca. 5 St. an dem Kaltwaſſergletſcher vorbei, über einen ſteil gegen die mittlere Kuppe hinanziehenden Gletſcher. Die Ausſicht gegen Nord, Oſt und Süd wird als außerordentlich großartig geſchildert. Sie erſtreckt ſich von der Dent du Midi über die ganze Kette der nördlichen (Berner-, Urner-, Glarner- und Bündtner-) Hochalpen bis zum Orteles, und im Süden über die Lombardei bis zu den Apenninen. — Eine gute Viertelſtunde weiter liegt auf der rechten Seite der Straße das alte Hoſpiz, ein hoher viereckiger Thurm, der urſprünglich vom Baron Stockalper zu einem Sommeraufenthalte erbaut, dann von einem Pächter erworben wurde, der die Verpflichtung hatte, im untern Stock arme Reiſende auf ihre Bitte hin unentgeltlich zu verpflegen. Jetzt iſt es im Sommer von Hirten bewohnt. Die Gegend bietet zwiſchen weit verbreiteten Alpenroſenbüſchen ſparſame Weide. Von den umgebenden Höhen ſtarren Gletſchern herab, unter denen der Roßboden-Gletſcher vorzüglich in die Augen fällt. Es folgt das zum Theil in Trümmern liegende ſiebente Schutzhaus im Engeloch, dann die Brücke über den Krummbach und diejenige über den Senkbach, hierauf das Dorf Simpeln. Der Ort liegt 4550′ ü. d. M. in einem Bergkeſſel, in welchen 6 Gletſcher ſich herabſenken, von denen der Balm-Gletſcher zur Linken und der Roßboden-Gletſcher zur Rechten die bemerkenswertheſten ſind. Für denjenigen, der Gletſcherſtudien macht, iſt der letztere wegen ſeiner mächtigen Gufferlinien und der dunkeln Färbung ſeines Eiſes bemerkenswerth. Der Weg dahin geht von Simpeln nach den Häuſern am Senk, und von da über den Senkbach (1 St.). Man thut aber wohl, den Gletſcher nicht ohne Führer zu beſteigen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts fand hier ein Bergſturz Statt, der 81 Menſchen das Leben koſtete. Von Simpeln führen beſchwerliche Gletſcherwege neben dem Rothhorn vorbei ins Saasthal und über ſchwierige Gletſcher ins Binnenthal. Einen neuen Uebergang ins Saasthal haben am 10. Auguſt 1840 die oben erwähnten Erſteiger des Monte Leone unter Leitung des Führers J. Antamatten von Saas in 14½ St. zurückgelegt. Derſelbe führt von Altſtaffel über den Gletſcher im Hintergrunde des Laquinthals, über den Laquin-

grat (zwiſchen dem Laquin und Zwiſchbergenthal) und den Portiengrat nach den Almagellalpen und von da nach Saas. Er wird als höchſt beſchwerlich dargeſtellt, da er über ſehr zerkluftete Gletſcher und lange über morſche Felswände und Schutthalden führt. Die Ausſicht in der Nähe des Portiengrats wird als ausgezeichnet ſchön geſchildert. Fußreiſende können unterhalb Simpeln einen Fußpfad einſchlagen, der ſie bei Algaby wieder auf die große Straße bringt. Poſtreiſende mit eigenem Wagen mögen hier zur Schonung der eiſernen Radſchuhe einen hölzernen kaufen, da meiſtens gehemmt gefahren werden muß. Man kommt nun über den Lawibach, worauf die Straße ſich bis zur Vereinigung des Krummbachs der mit Quina oder Quirna, welche durch eine wilde Schlucht vom Laquin-Gletſcher abfließt und nach ihrer Vereinigung Veriola, ſpäter Doveria heißt, in vielen Windungen durch eine öde Gegend nach dem Weiler Gſteig oder Algaby hinabzieht. Man überſchreitet den Krummbach und gelangt zu der 240′ langen vierten Gallerie von Algaby, jenſeits welcher erſt die großen Merkwürdigkeiten dieſer außerordentlichen Straßenanlagen recht beginnen. Man betritt nun die Schlucht von Gondo, eine der wildeſten und großartigſten Partien in den Alpen. Sie wird mit jedem Schritte enger und tiefer, und ihre glatten Felswände geben bald keiner Vegetation mehr Raum. An einigen Stellen wird die Straße von ihnen förmlich überhangen, und die Doveria rauſcht zwiſchen ihnen eingezwängt in beträchtlicher Tiefe. Der ſüdliche Eingang der Gallerie von Algaby wurde im J. 1814 durch eine Mauer mit Schießſcharten befeſtigt. Außerhalb derſelben ſchreitet man beim 8. Schutzhaus über den Ponte alto aus rechte, und bald darauf beim 9. Schutzhaus wieder aus linke Ufer der Doveria, und kommt durch die fünfte oder die große Gallerie von Gondo. Dieſe iſt auf eine Länge von 683′ durch den harten Fels geſprengt und hat an der rechten Seite 2 große Lichtöffnungen. Sie beſchäftigte 15 Monate lang unausgeſetzt 1000 Arbeiter, welche theilweiſe in Stricken hängend Tag und Nacht arbeiteten und ſich in Gängen von je 8 Mann ablöſten. Eine Inſchrift, einer der Lichtöffnungen gegenüber, ſagt: „Aere Italo MDCCCV. Nap. Imp.“ Auch dieſe Gallerie wurde zu wiederholten Malen befeſtigt und mit Schießſcharten verſehen. Unmittelbar am Ausgang ſtürzt der Alpirnbach (Freſſinone) von einer anſehnlichen Höhe über die Felſen herab; eine hübſche Brücke führt hart daran vorbei. An beiden Seiten thürmen ſich die ſchwarzen, nackten Felswände hoch empor, und der dunkele Eingang in die Gallerie bildet mit dem weißen, ſchäumenden Bache einen ſeltſamen Gegenſatz, weshalb dieſer Standpunkt von Landſchaftsmalern häufig benutzt wird. Dem Waſſerfalle gegenüber ſind noch Spuren der alten Straße zu bemerken. An einigen kleinen Waſſerfällen vorbei gelangt man nach Gondo (deutſch Gunz oder Ruden), dem letzten Orte auf walliſer Seite. Es beſteht aus einigen ſchlecht gebauten Häuſern und einem 7 Stockwerke hohen Thurme, den in frühern Zeiten die Familie Stockalper ebenfalls als Schutzort für Reiſende erbauen ließ. Nunmehr dient er als Wirthshaus. Aus einer engen Kluft ſtürzt ein wilder Bach, von Zwiſchbergen herab, wo noch auf Gold gebaut wird. Die Umgegend, beſonders gegen Zwiſchbergen hin, iſt für Mineralogen und Geognoſten ſehr intereſſant. Bei der etwas tiefer liegenden Kapelle nebſt Dörfchen St. Marco iſt die Grenze zwiſchen der Schweiz und Piemont und die Scheidungslinie deutſcher und italieniſcher Sprache. Auf einer hohen Bergterraſſe ſteht das Dorf Trasqueras, deſſen weiße Kirche in der umgebenden Wildniß einen freundlichen Anblick gewährt. In Iſella, deutſch Jeſellen, iſt das ſardiniſche Zoll- und Paßbureau. Dieſe Gegend litt bei den Fluthen von 1834 und 1839 außerordentlich; die Straße und alle Brücken auf einer Strecke von ungefähr $2\frac{1}{2}$ Stunden wurden fortgeriſſen, ſo daß ein neuer Straßenzug geöffnet werden mußte. Während des Uebergangs der franzöſiſchen Reſervearmee über den großen St. Bernhard wurde am 27. Mai 1800 eine Abtheilung Franzoſen und helvetiſcher Truppen von 1000 Mann unter General Bethencourt über den S. geſandt, um den Paß von Iſella und Domo d'Oſſola einzunehmen. Schneeſtürze hatten eine Brücke weggeriſſen und die Straße auf eine Strecke von 60′ unterbrochen. Da trat ein Freiwilliger in die an der ſenkrechten Felswand eingehauenen Löcher, worin die Balken gelegen, und ſetzte ſo aus jenſeitige Ufer hinüber. Ein Seil, das er mitgenommen, wurde nun in Mannshöhe gespannt, und Betheneourt war der Erſte, der, ſich an das Seil hängend, die Füße von Loch zu Loch ſetzend, den Abgrund überſchritt, worauf die 1000 Soldaten mit Waffen und Torniſter auf dieſelbe Art nachfolgten. Zum Andenken an dieſe Kühnheit ſind die Namen der Offiziere in den Felſen eingehauen. Man gelangt nun durch die ſechste Gallerie (von Iſella), durch welche bei der Kataſtrophe von 1839 das Waſſer fluthete. Bei der Einmündung des Davedro oder Wegerothals ändert ſich der Anblick der nächſten Umgebungen, die Gehänge bekleiden ſich allmählig mit Raſen, und hier und da zeigt ſich ein Kaſtanienbaum. Man tritt durch die ſiebente letzte Gallerie (von Crevola) und erreicht bald das Dörfchen Crevola, wo man auf einer prächtigen, 90′ hohen und 180′ langen Brücke mit zwei weiten Bogen zum letzten Male die Doveria überſchreitet, die ſich bald darauf in die Toſa ergießt. Man betritt nun das Thal von Domo d'Oſſola (deutſch Eſchenthal), in welches nördlich das Antigoriothal, öſtlich das Vigezza- und weſtlich das Bugnancothal öffnet. Die Ausſicht auf die ſich ausbreitende Thalgegend überraſcht den Reiſenden angenehm. Erſt jetzt tritt der Unterſchied der Gegend dieſſeits und jenſeits der Alpen hervor; die warme, balſamiſche Luft, die üppige Vege-

tation in Gärten und Feldern, die Weinlauben, die ſich über die Straße winden, das laute Gezirpe der Grillen, die ringsum von ſonnigen Höhen herunterblinkenden Dörfer mit ihren weißen, ſchlanken Kirchthürmen und ſelbſt das aufgewecktere Ausſehen der Landleute bildet einen nicht zu verkennenden Gegenſatz mit den Eindrücken, die man aus dem Rhonethal mit ſich bringt. Auf gerader, faſt ebener Straße erreicht man in $^3/_4$ Stunden Domo d'Oſſola. Es iſt eine kleine Stadt, die bereits ganz italieniſchen Anſtrich hat: Bogengänge unter den Häuſern, Zeltdächer, unter denen Handwerker arbeiten und Müſſiggänger plaudern, Eſeltreiber auf ſchwerbepackten Thieren oder neben denſelben einherſchlendernd, Prieſter und verhüllte Frauen; dann der Lärm auf den Marktplätzen, das alla Mora-Spiel bei den Weinſchenken und eine halbnackte, ſich herumbalgende, zerlumpte Jugend. Der Ort bietet aber nichts Bemerkenswerthes dar, indeſſen eignet er ſich ſehr wohl als Standquartier zu Ausflügen in die nahen Thäler. Straßen und Wege führen von Domo d'Oſſola nach Baveno und nach den borromäiſchen Inſeln, an den lieblichen Ortaſee und nach Varallo, nach Macugnaga im Anzaseathal am Fuße des Monte Roſa, durch das Wigezzathal und Centovalli nach Locarno, durchs Formazzathal an den Toſafall und nach Airolo im Teſſin oder von Formazza über den Gries nach Obergeſteln. — Der Nutzen der Simplonſtraße für den Handelsverkehr iſt unberechenbar. — Am S. ſind Gefechte vorgefallen zwiſchen den Cimbern und dem Konſul Manlius 105 v. Chr. und zwiſchen den Oeſterreichern und Franzoſen 1799 und 1814. — 2) Früher Departement des franzöſiſchen Kaiſerreichs, ſ. v. a. Wallis, das angeblich ſeine Verpflichtung in Hinſicht der Straße gegen Frankreich nicht erfüllt hatte und deshalb mit jenem vereinigt wurde, 1810—15.

Simplum (lat.), 1) das Einfache von einer Summe; — 2) einfache Abgabe; — 3) das Einfache des ehemaligen Reichskontingents.

Simpnäs, ſchwed. lange, ſchmale Inſel, Stockholm, ſüdlich von Aland, an der Küſte, mit Leuchtthurm.

Simpol, Claude, Maler aus Burgund, Schüler und Nachahmer des A. Luc Recollet, malte hiſtoriſche und landſchaftliche Bilder. In Notre-Dame zu Paris iſt ein ſogenanntes Maigemälde von S., welches Chriſtus bei Maria u. Martha vorſtellt. Mit Fillreul ſtach S. die 4 Tageszeiten, die 4 Jahreszeiten und die 12 Monate für Mariette's Verlag. S. † nach Einigen um 1700, nach Andern nach 1704.

Simprechtshauſen, würtemberg. Dorf, Jaxtkr., Oberamt Künzelsau; 300 Einw.

Simpſimida (a. Geogr.), Stadt im Innern von Parthien (Ptol. VI, 5, 4.).

Simpſon (Geogr.), 1) nordamerik. Grafſchaft, V.-St., Staat Miſſiſippi, Southern-Diſtr.; 1820: 2680, 1840: 3380 Einw.; — 2) auſtral. Inſel, im Mulgrave-Archipel, 0° 19″ n. Br. und 192° 34″ öſtl. L.; — 3) ſ. Salomonsinſeln.

Simpſon (Biogr.), John, Maler, geboren zu London 1782, bildete ſich an der Akademie daſelbſt, beſuchte dann den Kontinent, war 1841 in München und kehrte von da in ſein Vaterland zurück. Seine Bildniſſe gehören zu den beſten Erzeugniſſen der modernen engliſchen Schule.

Simpulones (Simpulatores, röm. Ant.), Tiſchgäſte bei Hochzeiten, die den Bräutigam überall hin begleiteten.

Simpulum (röm. Antiq.), kleines Gefäß zum Weinſchöpfen, vielleicht mit längerem oder kürzerem Griffe.

Simpuvium (röm. Antiq.), eine bei Opfern gebrauchte Kanne.

Simri (bibl. Geſch.), Feldherr im Heere des iſraelit. Königs Ella, ermordete dieſen zu Thirza meuchlings (928 v. Chr.), beſtieg den Thron und rottete nach oriental. Sitte die ganze Familie des Baeſa aus (1. Kön. 16, 9 ff.), behauptete indeß den Thron nur 7 Monate, indem das vor der philiſtäiſchen Stadt Gibbethon ſtehende Kriegsheer den Omri als König proklamirte, dieſer Thirza einſchloß und S. in dem königl. Palaſt ſich verbrannte.

Simri (Maß), ſ. v. a. Simmer.

Simriah, oſtind. Stadt, Malwa, nordweſtl. von Bozal.

Simrock, Karl Joſeph, einer der beſten neuern deutſchen Dichter und Sagenforſcher, wurde am 28. Aug. 1802 zu Bonn geboren, wo ſein Vater, Nikolaus S., der kurz vor der franzöſiſchen Revolution als Muſiker in die kurfürſtliche Kapelle eingetreten war, eine Muſikalienhandlung gegründet und ſich dadurch ein anſehnliches Vermögen erworben hatte. S.s Jugend fiel in die Zeit, wo die Rheinlande unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtanden. Dieſe Herrſchaft war damals weit entfernt, in den Rheinlanden verhaßt zu ſeyn, da nur ſehr wenige Vaterlandsfreunde die Schmach fühlten, einem fremden Volke unterthan zu ſeyn, der große Haufe vielmehr nur die materiellen Wohlthaten ſah, welche die franz. Bayonette gebracht hatten. Auch in S.s väterlichem Hauſe waltete die Vorliebe für das Fremde ob. Seine Erziehung war ganz nach franz. Zuſchnitt geregelt. Im franz. Lyceum, wohin ihn der Vater ſchickte, war von deutſchen Sprachſtudien und deutſcher Literatur natürlich keine Rede. Die franz. Klaſſiker ſollten die deutſche Jugend für das Franzoſenthum gewinnen helfen, Racine, Corneille, Voltaire in höherem Sinne, vollenden, was mit dem Code Napoleon ſo entſcheidend begonnen war. Im Eingange zu ſeinem „Ditleib“ ſchildert der Dichter die Gefühle, die ihn damals bewegten, wenn er Saga zu ſich ſprechen läßt:

Denkſt du der Jugend Träume, der frühen Eide nicht mehr?
Da zu des Auslands Götzen ſich alles Volk verlief,
Im Rauſch von welſcher Größe den deutſchen Sinn verſchlief;
Schier wollte dir verbluten das Herz ob ſolcher Schmach.

Erſt als die Freiheitskriege die franz. Herrſchaft in Deutſchland geſtürzt hatten, griff der Sinn für deutſche Literatur und Kunſt auch in den Rheinlanden Wurzeln. Auf der Hochſchule zu Bonn ſammelte ſich um bewährte und berühmte Lehrer eine ſtrebende Jugend. S. begann hier,

nach dem Willen des Vaters und nach eigener Neigung, das Studium der Rechtswiſſenſchaft, hörte aber daneben Aug. Wilh. von Schlegels Vorleſungen über deutſche Literatur u. Sprache und verſuchte ſich ſelbſt in zahlreichen Gedichten, von denen aber keines in die ſpätere Sammlung übergegangen iſt. Seit 1822 ſetzte er in Berlin ſeine juriſtiſchen Studien fort, wobei jedoch die Vorleſungen Lachmanns von nachhaltiger Einwirkung auf ſeine Geiſtesrichtung waren. Nachdem er 1826 die Staatsprüfung beſtanden, trat S. als Referendar beim Kammergericht in den Staatsdienſt ein. Praktiſche Arbeiten und poetiſche Beſchäftigung gingen von nun an Hand in Hand. Außer den vielen Beiträgen zu Zeitſchriften und Almanachen, die S. in dieſer Zeit lieferte, arbeitete er auch größere Werke aus, namentlich eine Ueberſetzung des „Nibelungenliedes“ (Berlin 1827, 2. Aufl., Bonn 1833, 3. Aufl., Stuttg. u. Tüb. 1843), von der Göthe äußerte, die Arbeit gemahne ihn, als ob ein verdunkelter Firniß von einem Gemälde weggenommen wäre und die Farben in ihrer Friſche uns wiederum anſprächen. Daran ſchloß ſich die Ueberſetzung des „Armen Heinrich“ von Hartmann von der Aue (Berlin 1830), und eine kleine Sammlung von Romanzen. Mit den ältern Notabilitäten Berlins kam der junge Dichter häufig in Berührung. Hitzig und Chamiſſo intereſſirten ſich lebhaft für ihn; zu den jüngern Bekannten gehörten Wackernagel und Franz Kugler. In dem friſchen Treiben, das aus den mannichfaltigen Berührungen entſprang, fand S. Zeit für alles Mögliche, für das Kammergericht, für die Sitzungen der Mittwochsgeſellſchaft, für ſeine Gedichte und alterthümlichen Studien und außerdem noch für die Redaktion einer Zeitſchrift, die „Berliner Staſette“, ſpäter unter dem Namen des „Oppoſitionsblattes“ erſchienen, die er zuerſt mit Curtius und ſpäter mit Kopenhagen herausgab. Das Blatt war nichts als eine gewöhnliche, den Intereſſen des Theaters gewidmete, belletriſtiſche Zeitſchrift, deren Verdienſt hauptſächlich in der ſchnellen Förderung der Arbeit beſtand. Die Herausgeber trafen ſich nach Tiſche in dem bekannten Hauptquartier der berliner Liberalen, bei Stehely, vertheilten die Theater unter ſich, wohnten den Vorſtellungen bei und ſchrieben ihre Kritiken gleich nach Beendigung derſelben nieder. Um Mitternacht war die Arbeit fertig, einige Stunden ſpäter hatten Setzer und Drukker das Blatt vollendet, und Morgens 6 Uhr konnte der Abonnent ſchon das Urtheil über die geſtrigen Theatervorſtellungen leſen. Die Julirevolution brachte eine entſcheidende Wendung für S.s Schickſal. S. hatte das große Ereigniß mit einem begeiſterten Gedicht auf die 3 Farben begrüßt, das im „Freimüthigen“ erſchien. Das Gedicht, im erſten Rauſche geſchrieben, ſprach nur allgemeine Ideen aus und konnte weder dem preußiſchen Staate im Allgemeinen, noch dem königlichen Kammergericht im Beſondern irgendwie gefährlich werden. Aber man fand es unſchicklich, daß ein preußiſcher Staatsdiener politiſche Gedichte ſchreibe, und eine eigene Kabinetsordre des Königs entfernte S. aus dem Staatsdienſte. Die nächſten zwei Jahre verweilte er noch in Berlin, und der dortige Aufenthalt war ihm ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, daß er vielleicht für immer geblieben ſeyn würde, wenn ihn nicht die Nachricht von dem tödtlichen Erkranken des Vaters plötzlich nach dem Rhein gerufen hätte. Mit größter Eile verließ er Berlin und kam doch zu ſpät. Es war nicht ſeine Abſicht geweſen, zu bleiben, aber der Rhein ließ ihn nicht wieder. Er lebt ſeitdem in Bonn, bald in der Stadt ſelbſt, bald auf ſeinem Weingut Menzenberg, im Schooße der liebenswürdigſten Familie. Von S.s literariſchen Arbeiten erwähnen wir zunächſt ſeine Ueberſetzungen altdeutſcher Gedichte. Wenn Grimm, Lachmann u. A. durch ihre gelehrten Arbeiten den Zugang zu der mittelalterlichen Poeſie eröffnet haben, ſo hat S. das Verdienſt, die großen Sängergeiſter aus dem Kreiſe der Forſcher in die Verſammlungen des Volks wieder eingeführt zu haben. Sein Syſtem iſt das richtige; ſtatt ſich mit dem ſogenannten Erneuern, mit dem Erſetzen der alten Worte durch neue zu begnügen, überſetzt er die mittelhochdeutſchen Dichter vollſtändig in unſerer neuern Sprache. „Zu ſolchen Erneuerungen“, ſo ſagt er ſelbſt in der Vorrede zum „Armen Heinrich“, „welche die Gleichgültigkeit des großen Publikums gegen dieſe Gedichte nur zu ſteigern vermochten, verleitete die Anſicht, als ſeyen dieſelben in einer Sprache geſchrieben, die zwar veraltet und ſchwer verſtändlich, aber doch die unſrige ſey, in einer Sprache, die überdies nur eine unausgebildete und völlig geſetzloſe geweſen. Hiernach hielt man eine eigentliche Ueberſetzung aus derſelben in unſere, in welche doch aus allen Mundarten der Welt ſo viel überſetzt wird, für unſtatthaft, glaubte ſich aber berechtigt, die alte Sprache, an der doch einmal nichts zu verderben ſey, der heutigen Rechtſchreibung zu unterwerfen, die dunkelſten Worte durch bekanntere zu erſetzen und übrigens Alles ſtehen zu laſſen, was noch heutzutage verſtändlich ſchien. Hieraus entſtand unter dem Namen Erneuerungen ein Gemiſchgemäſch, weder neuhochdeutſch, noch mittelhochdeutſch, den Geſetzen der einen wie der andern Sprache gleich ſehr zuwider. Leider mußte einer unſerer geiſtreichſten Dichter dieſe Zwitterſprache ſogar in eigenen Gedichten vernehmen laſſen. Jetzt, nach ſo großen Fortſchritten in der deutſchen Sprachforſchung, weiß man, daß die Sprache des 13. Jahrh. ſo gut wie die heutige ihre Grammatik hatte und daß ſie wegen der Verſchiedenheit dieſer grammatiſchen Beſtimmungen nicht mit der unſrigen identiſch, ſondern ſo weit von ihr entfernt iſt, als etwa die Töchterſprachen der lateiniſchen von einander. Wer aber ins Franzöſiſche aus dem Italieniſchen, Spaniſchen &c. bloß für die Verſtändlichkeit überſetzen und ſo viel von dem fremden Idiom beibehalten wollte, als ein Franzoſe zur Noth verſtehen könnte, würde mit Recht verhöhnt und der Barbarei bezüchtigt werden. Und was würden wir zu einem Ueberſetzer des Shakeſpeare ſagen, der

bloß dieſelben vorkommenden Worte und Redensarten mit gangbareren, uns näher liegenden vertauſchte und übrigens hoffte, der ſinnige Leſer werde ſich nun wohl hineinarbeiten!“ Den ſchon oben angeführten Ueberſetzungen des „Armen Heinrich“ und der „Nibelungen“ ſchloſſen ſich die „Gedichte Walters von der Vogelweide“ (Berlin 1833, 2 Bde.) an, die S. gemeinſchaftlich mit Wackernagel überſetzte. Lachmanns verdienſtliche Arbeit iſt hier ergänzt worden, indem die beiden Bearbeiter nicht bloß die einzelnen Gedichte von einander getrennt, ſondern auch den Sachinhalt erläutert haben. Die dritte große Arbeit dieſer Gattung iſt die Ueberſetzung des „Parzival und Titurel“ von Wolfram von Eſchenbach (Stuttg. u. Tüb. 1842). Wegen der dunkeln, oft geſuchten Sprache des Dichters hielt S. ſelbſt eine getreue, Zeile für Zeile wiedergebende Ueberſetzung lange für unmöglich, und lieferte trotzdem ein Gedicht, das ſich leicht lieſt. Den Ruhm, den er durch dieſe Arbeiten gewann, hätte er in den Augen der Parteimänner faſt wieder eingebüßt, als er bei Gelegenheit der trierer Rockfahrt das Gedicht „König Orendel“ in neuer Ueberſetzung herausgab. Auch für die „Deutſchen Volksbücher“ hat S. Vieles gethan. Bei ſeiner Bearbeltnng derſelben ging er immer auf die älteſten Ausgaben zurück, ſo daß er nicht allein den ächten Text der bekannten Bücher gab, ſondern auch noch mehre hinzufügen konnte, die in den ſpätern Ausgaben nicht mehr erſcheinen. Zu letztern gehören die von ihm zuerſt herausgegebenen Sagen und Volksbücher: „Gregorius auf dem Stein“, die Legende „Johanns von Hildesheim von den heiligen drei Königen“, die Hiſterie vom „König Appollonins“, die Legende von der „Meerfei und dem Ritter Stauſenberg“, die Quelle aller ſpätern Sagen von den Undinen. Zu denjenigen Volksbüchern, die S. in der alten ächten Geſtalt herſtellte, gehören die „Vier Haimonskinder“, „Fortunatus“, die „Geſchichte der ſieben weiſen Meiſter“ ꝛc. Das alte Puppenſpiel „Fauſt“ ſtellte S. aus den verſchiedenſten Quellen nach Möglichkeit wieder her (Frankf. 1846). Mit allen dieſen zahlreichen Arbeiten, die wohl ein ganzes Menſchenleben ausfüllen könnten, bei denen noch der „Reineke Fuchs“ und manches Andere unerwähnt blieb, ſind wir noch nicht zu dem Werke gelangt, das S. zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht hat. Es iſt dies eine Bearbeitung alles deſſen, was in den verſchiedenſten Quellen von der uralten Heldenſage unſers Volkes erhalten geblieben iſt, und die Tendenz geht dahin, die ganze volksthumliche Heldendichtung unſers fruhen Mittelalters dem deutſchen Volke in der Sprachform unſers Zeitalters wiederzuſchenken. Die Aufgabe war eine doppelte. Einmal mußte der nicht bearbeitete Theil der Sage aus den verſchiedenſten Quellen zuſammengeſtellt werden, dann war der Stoff und die Form der vollendeten Theile weiter zu dichten. Den Anfang des „Heldenbuchs“ machen Ueberſetzungen und zwar zuerſt des Epos „Gudrun“; dann folgt die „Sigfriedsſage“, ſo weit ſie im Nibelungenlied enthalten iſt. Einzelne Epiſoden, welche das Nibelungenlied nicht enthält, ſind im 3. Bande vereinigt, dem der Dichter den Namen des „Kleinen Heldenbuchs“ gegeben hat. Die Krone dieſes Bandes iſt das Epos „Walter und Hildigunde“, das S. völlig umdichten mußte, da die Sage bloß in einem lateiniſchen Gedicht auf uns gekommen iſt. Den Schluß macht das von dem friſch poetiſchen epiſchen Gedichte „Wieland, der Schmied“ (bereits 1885 zu Bonn herausgegeben) eingeleitete „Amelungenlied“, den Sagenkreis „Dietrichs von Bern“ enthaltend. Den Stoff und ungefähren Umriß enthält die „Wilkinaſage“, die Anordnung und Ausführung iſt ganz S.s Werk. Das große Epos, zu dem er die Sage ausgeführt hat, führt uns durch alle deutſchen Stämme hindurch, die bei der Völkerwanderung betheiligt waren. Es wandert von Norwegen nach Schweden über, von dort nach Thüringen, an den Rhein, bis zuletzt in Italien alle Strahlen zuſammenlaufen. Beſonders zu erwähnen iſt noch eine Ueberſetzung Shakeſpeare's, die S. früh begann und zum Theil vollendete. Die bekannte wigandſche Taſchenausgabe enthält mehre Stücke davon; abgeſondert erſchien der „Macbeth“ (1842). S. hat in dieſer Ueberſetzung unſtreitig den richtigen Weg eingeſchlagen. Die undramatiſchen Verſe Schlegels, welche dieſe in andern Beziehungen ſo hochſtehende Ueberſetzung für unſer Publikum oft ungenießbar machen, ſind hier vermieden und die Geläufigkeit der Ueberſetzung läßt S.s Arbeit viel bühnengerechter erſcheinen. Mit Shakſpeare beſchäftigt ſich auch noch ein anderes Werk unſers Dichters, die „Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen“ (Berlin 1831 ff.), die er in Gemeinſchaft mit Echtermeyer und Hentſchel herausgab. Die erſten Bände dieſer Sammlung enthalten die Novellen und Sagen, aus denen Shakeſpeare den Stoff namentlich für ſeine Luſtſpiele nahm. Von ſeinen ſelbſtſtändigen Schöpfungen ſind zunächſt die „Rheinſagen aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter, für Schule, Haus und Wanderſchaft“ (3. Aufl., Bonn 1844) zu erwähnen, in denen er ſich als einer unſerer beſten Balladendichter bewieſen hat. Seine geſammelten „Gedichte“ (Leipz. 1844) enthalten Balladen, Lieder, Kanzonen und Zeitgedichte. Sein Liederkreis: „Schweizerreiſe“ (1833) zeichnet ſich durch glückliche Naturſchilderung u. innige Empfindung aus. Gluth der Farbe findet man bei ihm ſelten, doch entſchädigt dafür die heitere Weltanſchaunng, der Humor ſeiner Lieder. S.s proſaiſche Schriften beſtehen, außer einigen kleinern Aufſätzen, die er für Zeitſchriften lieferte, in den literargeſchichtlichen Einleitungen, die er ſeinen Bearbeitungen der mittelalterlichen Dichter beigefügt hat. Von ihm iſt der Text zum „Maleriſchen und romantiſchen Rheinland“. Die Forſchungen über Geſchichte und Sagen der Rheinlande, die dieſes Werk enthält, ſichern ihm einen bleibenden Werth. Ueber S.s Perſönlichkeit ſagt ſein Biograph Gottfried Kinkel (Vom Rhein, Leben, Kunſt u. Dichtung, Jahrg. 1847): „Wie im Geſange iſt Karl S. auch im Leben ruhig und ſchlicht; wer ihn zum erſten Mal ſieht, mag ihn eher kühl heißen. Fleiß, Ernſt, Beſonnenheit ſind die Grundzüge, die zuerſt an ihm her-

vortreten. Aber trifft er die Kreiſe, in denen ſein Geiſt oder ſein Gemüth verwandte Luft athmet, dann ſchlüpfen die kleinen Schlängelchen um den Mund aus dem Verſteck hervor, der Scherz wird frei und das Antlitz nimmt den Ausdruck an, an dem ſeine Freunde das Porträt erkennen werden, welches dieſes Buch ziert. So muß man ihn unter den Kindern, ſo in erregtem Kreiſe, wo Lebensanſichten ſtreitig ſich austauſchen, ſo als Wirth beim „Eckenblut“ auf ſeinem Menzenberg geſehen haben, um auch in ſeinen Helden ganz dieſe unverbildete Friſche, dieſe unzerſtörbare Heiterkeit ihres Schöpfers wiederzuerkennen. Unbeſchränkt von amtlichen Geſchäften, trotz allen Arbeiten jetzt geſunder als wohl je vorher, geliebt, geachtet, und von dem, was alle Männer dieſer Tage zu tragen haben, bewegt, aber nicht verbittert — ſo ſteht er in der kräftigen Mitte des Leben, in rüſtiger Schöpferkraft da, voll von Entwürfen.“

Simrom (bibl. Geſch.), ſ. v. a. Zamram.

Sims, ſ. v. a. Geſims.

Simſai, königl. Geheimſchreiber in Samaria, verleumdete die aus der Gefangenſchaft zurückgekehrten Juden bei dem Perſerkönig Smerdis, in Folge deſſen ihnen die Fortſetzung des Tempelbaues unterſagt wurde.

Simsbach, Nebenfluß des Inn.

Simsbury, nordamerik. Ort, V.-St., Staat Connecticut, Grafſch. Hartford; 1820: 1950, 1840: 1900 Einw.

Simsdorf (Geogr.), 1) preuß. Vorwerk, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; 120 Einw.; — 2) preuß. Dörfer, Prov. Schleſien: a) R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; Schloß, Vorwerk; 350 Ew. — b) (Goſtómio), R.-B. Oppeln, Kr. Neuſtadt; kath. Pfarrei, Vorwerk; 460 Einw. Ein Theil des Dorfes heißt Roſe.

Simſe (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Juncus *L.*

Simſelwitz, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 220 Einw.

Simſen (Bot.), auch Stengelgräſer, die 8. Zunft der 4. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems, die Scirpinen anderer Syſteme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Zwitterblüthen in rundlichen oder ovalen Aehren. Dieſe Pflanzen haben meiſtens einen hohen, glatten, mit weißem Mark angefüllten Halm und die Blätter in der Nähe der Wurzel; das Korn ſteht in Borſten oder langer Wolle, in welche ſich die Kelch- und Blumenblätter aufgelöſt zu haben ſcheinen; einige haben jedoch auch einen ſchuppigen Kelch und andern fehlt er gänzlich. Gattungen: Eriophorum, Scirpus.

Simſenlilien (Bot.), natürliche Familie, ſ. v. a. Juncaceae *Rchb.*

Simshobel, ſ. Hobel.

Simſia (Bot.). I. Nach Perſoon, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* Von 8 Arten, in Meriko einheimiſch, ſind am bekannteſten: S. auriculata *Dec.*, ficifolia *Pers.*, und heterophylla *Dec.* — II. Nach R. Brown, Pflanzengattung. Arten unter Stirlingia.

Simſon (bibl. Geſch.), Iſraelit aus dem Stamme Dan und 20 Jahre hindurch Schophet (Richter) der Hebräer, d. i. der ſüdweſtlichen Stämme derſelben, der Hercules der Iſraeliten. Er iſt vornehmlich als ein glücklicher Parteigänger berühmt, der den damals über Iſrael herrſchenden Philiſtern, die ihn gereizt hatten, viel Verdruß und Schaden zufügte, von einer außerordentlichen Körperſtärke unterſtützt, durch welche er die ganze Gegend in Schrecken ſetzte. Im Einklang mit dieſer Körperſtärke wird ihm eine außerordentliche Geburt von einer lange unfruchtbar geweſenen Mutter und in Folge derſelben die Naſiräerweihe zugetheilt. Der bibl. Bericht (Richt. 13 ff.) führt aber von ihm folgende Großthaten auf, bei denen eine allmählige Steigerung vom Wunderbaren bis zum Abenteuerlichen in die Augen fällt: 1) bezwang er ohne Waffen einen Löwen (Richt. 14, 5 ff.); 2) fing er 300 Füchſe (Schakale) ein und jagte ſie, mit Brändern verſehen, in die Saatfelder, Wein- und Obſtgärten der Philiſter (Richt. 15, 4 ff.); 3) zerriß er ganz neue Stricke, mit denen er gefeſſelt worden war (Richt. 15, 14) u. ſchlug 1000 Philiſter mit einem Eſelsknochen nieder (Richt. 15, 15 ff.), was man ſo zu erklären ſucht, daß das unerwartete Zerreißen der Bande die Philiſter in Beſtürzung verſetzt und ihre Vertheidigung gelähmt haben könne, abgeſehen davon, daß auch die 3000 Iſraeliten, welche den S. eingefangen und zu den Philiſtern gebracht hatten, beim Anblick ſolcher Kraftäußerung nicht müßig geſtanden, ſondern ihm geholfen haben würden (vgl. Bauer, Hebr. Myth., II, 66.). Weit größere Schwierigkeit machte den Interpreten das Hervorſprudeln einer Waſſerquelle aus dem Kinnbacken des Eſels; weil dieſes Wunder doch zu abenteuerlich ſchien, ſo ſuchten ſie es entweder ganz aus dem Texte zu entfernen oder durch eine andere Erklärung der Worte zu modificiren, indem man Lechi, Eſelskinnbacken als Eigenname eines Orts, nahm, wo der Quell aus einer Felſenritze hervorgeſprudelt ſey (vgl. Herder, Geiſt der hebr. Poeſie, II, 235, 255, und Roſenmüller, Scholien z. d. St.); 4) hob er die Thorflügel von Gaza aus und trug ſie auf einen Berg (Richt. 16, 3), eine Liſt des ſtarken Mannes, wodurch er den Plan der Philiſter vereitelte; 5) riß er ſich los, als man ſeine Haarlocken mit einem Einſchlag durchflochten und angenagelt hatte (Richt. 16, 13 ff.); als man ſie ihm aber abſchnitt, war er ſeiner Kraft beraubt und that die Dienſte eines Mühlſklaven; dieſe Vorſtellung, daß S.s Stärke in den Haaren gelegen, ſteht offenbar mit ſeinem Naſiräergelübde in genauem Zuſammenhang (Richt. 13, 5; 16, 17); 6) ſtürzte er, als ſeine Haare wieder gewachſen waren, den Dagonstempel und begrub ſich mit einer großen Anzahl Philiſtern unter deſſen Trümmern. Die Aehnlichkeit der hebr. Sage von S.s Thaten mit dem Sagenkreiſe des helleniſchen Herakles ſpringt in die Augen. Wir erinnern aus dem letztern nur an die Beſiegung des nemeiſchen Löwen, an das Einfangen des Hirſches der Diana, an die Erlegung des Königs der Minyer Erginus und ſeines ganzen Heeres, vornehmlich an die Entmannung des Herakles durch Omphale ꝛc. Doch darf man deshalb gewiß nicht den S. mit dem

Digitized by Google

phönieiſchen Herakles, d. i. dem Sonnengotte, identificiren und demgemäß die Einzelnheiten des Mythus auf den Lauf und die Wirkungen der Sonne deuten wollen. S. darf wohl als hiſtoriſche Perſon gelten, als ein durch Körperſtärke ausgezeichneter Mann, der viele außerordentliche Thaten verrichtete und dadurch beſonders den Erbfeinden der Iſraeliten, den Philiſtern, Nachtheil brachte. Das ihm zugeſchriebene Thun und Treiben iſt dem Charakter der Richterzeit ganz angemeſſen. Die Volksſage, aus welcher der Verfaſſer des Richterbuchs ſchöpfte, vergrößerte das Ueberlieferte und ſchmückte es mit allerlei Abenteuerlichkeiten aus, vielleicht durch Etymologien von Ortsnamen und Wortſpielen dazu veranlaßt. Es iſt daher ganz zwecklos, der Erzählung das Wunderbare zu nehmen und es mittelſt einer gezwungenen Interpretation ins Natürliche umzugeſtalten. Ganz luſtig erſcheint aber die Hypotheſe, welche den S. ſeine herkuliſchen Thaten bloß in der Abſicht verrichten läßt, um den philiſtäiſchen Herkules dadurch zu perſifliren (Kaiſer, Comment. in priora Genes. capita, S. 188 ff.). Auf bloße Herabwürdigung S.s als einer bibliſchen Perſon geht nach Bayle's u. A. Vorgang der wolfenbüttl. Fragmentiſt (Uebrige, noch ungedruckte Werke, S. 181 ff.) aus. Vgl. Niemeyer, Charakt., III, 524 ff.

Simſon (Biogr.), William, Maler aus Edinburg, ein jetzt lebender Künſtler, glänzt als Genremaler, beſonders durch ſeine ſchottiſchen Scenen, die ſehr geiſtreich behandelt ſind. Fertigte auch viele Zeichnungen, theilweiſe zur Illuſtration für den Buchhandel. Ein prachtvolles Druckwerk, welches nach Zeichnungen von S., W. Allan, D. Roberts, H. Warren u. A. illuſtrirt iſt, ſind die „Ancient Spanish Ballads, historical and romantic“, London 1841, 4.

Simsk, Sloboda, ſ. Ufa.

Simſterla (Simzerla, ſlav. Myth.), Göttin der Ruſſen, doch auch den Polen nicht unbekannt. Sie ward als die Erweckerin des Frühlings in der Morgenröthe verehrt und war die Gemahlin des Pogoda (Wetter). Abgebildet ward ſie als weißgekleidete Jungfrau mit Roſengürtel und Roſenkranz, Liliendufſt vor ſich her verbreitend. Ihr Feſt war im April.

Simsträger (Bauk.), ſ. v. a. Atlas.

Simswerk, 1) ſ. v. a. Geſims; — 2) kleine Geſimſe, die an Decken oder Wänden zur Einfaſſung der Felder dienen.

Simsziegel, Ziegel, deren Form auf ihrer Anwendung zu Simſen der Gebäude beruht.

Simten (Nieder- und Ober-S.), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Pirmaſens; 650 Einw.

Simthina, europ.-türk. Flecken, Rumelien, ſüdöſtl. von Sophia, links an der Maritza.

Simulation (v. Lat.), 1) Verſtellung in poſitiver Hinſicht, als habe man etwas, das man nicht hat, Gegenſatz von Diſſimulation, Verſtellung in negativer Hinſicht, wo man etwas nicht zu haben vorgibt, das man doch hat; — 2) ſ. v. a. Scheingeſchäft; vgl. Simuliren.

Simulatus morbus (lat.), angebliche, vorgeſchützte Krankheit, Schulkrankheit.

Simulia (Entom.), nach Meigen, Kriebelmücke, Kriechſchnacke, Gattung der Diptera Nimocera Tipularia *Latr.*, der Ordnung der Mücken und der Zunft der Erdenmücken nach Oken, unter Tipula *L.* Charakter: Fühler 11gliedrig; Rüſſel etwas vorſtehend; Taſter viergliedrig; Punktaugen fehlen; Flügel breit. Die Weibchen beläſtigen durch ihre empfindlichen Stiche Menſchen und Vieh oft ſehr, ja haben Vieh durch ihre Stiche ſchon getödtet. Die Moskitos der Tropenländer gehören nach Humboldt zu dieſer, ſo wie zur Gattung Culex *L.* Von 12 kleinen europäiſchen Arten nennen wir: 1) S. ornata *Meig.* Schwarzbraun; Rückenſchild beim Männchen goldgelb behaart, beim Weibchen vorn weiß mit braunen Flecken; Hinterleibsſeiten grauweiß gefleckt; Beine braun mit weißen Streifen; $1\frac{1}{2}$—2 Linien lang. Bisweilen ſehr häufig. — 2) S. reptans *L.* Rückenſchild blaß ſchwarz, blau, weiß gerandet; Hinterleib ſchwarzbraun; Beine braun mit weißen Schienen; Vorderbeine tief ſchwarz; 1 Linie lang. Im Frühling in Wäldern ſehr häufig und läſtig. Degeer, VI, T. 28, F. 5 und 6. — 3) S. maculata *Meig.*, Rhagio colombaschensis *Fabr.*, Atractocera maculata, pungens *Panz.*, Fauna, CV, T. 8, kolumbatſcher Mücke. Aſchgrau; Rückenſchild mit 3 ſchwärzlichen Linien; Hinterleib mit ſchwarzen Rückenflecken; $\frac{1}{4}$ Linie lang. Dieſes ſo berüchtigte Inſekt lebt vorzüglich in Serbien beim Dorfe Kolumbacs (ſ. d.) am rechten Donauufer und zwar im Mai und Auguſt in Wäldern in der Nähe von Gewäſſern. Sie fallen dann in ſolcher Menge über Menſchen und Thiere her, daß ſie die zarteſten Theile des Körpers ganz bedecken und dadurch eine ſchmerzende, allgemeine Geſchwulſt, Entzündungsfieber und Krämpfe, ja oft den Tod ſelbſt herbeiführen; einzelne ſind indeß nicht gefährlicher, wie unſere ähnliche S. reptans. Wir geben über dieſe Mücke noch folgende Bemerkungen nach der Schilderung von Schönbauer (1795, 4. Fig.). Ein Theil des temesvarer Banats, vorzüglich zwiſchen Uypalanka und Orſchowa, an der Donau, hat das Unglück, jährlich von einer großen Menge kleiner Mücken auf eine ſchreckliche Art geplagt zu werden. Den Menſchen und das Vieh laſſen dieſe kleinen Thierchen ihre Wuth empfinden, und verbreiten eine allgemeine Furcht, ſobald ſie erſcheinen. Das Vieh verläßt die anlockendſten Waiden, der Ackersmann zieht eilends aus dem Felde, um ſeine Ochſen zu retten; das ſonſt geſchäftige Landvolk meidet jeden Ausgang, ſo viel es nur kann, und ein Jeder, den nicht die dringendſten Geſchäfte auffordern, hütet ſich, zu dieſer Zeit ſeine Wohnung zu verlaſſen. Nicht ohne das innigſte Mitleiden iſt es anzuſehen, wenn das durch den Anblick dieſer Mücken in die äußerſte Angſt gerathene Vieh dem Dorfe brüllend zueilet, um daſelbſt Schutz zu finden; wenn das von denſelben angefallene Vieh ſich ins Waſſer ſtürzt, um ſich davon zu befreien; wenn ein Ackersmann, der noch vor wenig Tagen 4 Ochſen vor ſeinem Pfluge zählte, ſich ihrer plötzlich beraubt ſieht; wenn das ſchönſte Vieh ein Opfer der Wuth dieſer kleinen Thierchen wird, und

Digitized by Google

wenn man endlich die reizendſten Fluren, die ſonſt von unzähligen Heerden wimmelten, in eine traurige, lebloſe Wüſte verwandelt ſieht. Nie würde ich es geglaubt haben, welche Niederlage dieſes Inſekt unter dem Vieh anzurichten im Stande iſt, wenn ich nicht während der 3 Jahre, die ich in dieſen Gegenden als Phyſikus zubrachte, einige Mal ſelbſt Augenzeuge geweſen wäre. Allein im Jahr 1783 ſind 20 Pferde, 82 Füllen, 60 Rinder, 71 Kälber, 130 Schweine und 310 Schafe durch dieſe Mücken getödtet worden, woraus man ſich einen Begriff von der Schädlichkeit dieſes unbedeutenden Thierchens machen kann. Die obigen Zahlen ſind aus amtlichen Berichten gezogen. Zum Glücke erſcheint dieſe Plage nicht alle Jahre mit ſolcher Wuth, und nicht immer leidet das Vieh ſolche Niederlagen, beſonders wenn die Witterung der Vermehrung nicht günſtig iſt; indeſſen iſt jährlich der Schaden nicht gering, den dieſe Mücke durch Plagen und Verletzen des Viehs der dortigen Viehzucht und dem Ackerbau zufügt. Das durch dieſelbe geplagte und krank gewordene Vieh wird während dieſer Zeit zur Milch- und Buttererzeugung, zur Mäſtung und Feldarbeit untauglich; der Landmann wird von der Feldarbeit abgehalten, oder bearbeitet ſeinen Acker gar nicht, wenn er im vorigen Jahr ſein Vieh verloren hat; der ärmere Bauer kann ſich mehre Jahre lang gar nicht wieder erholen. Die Regierung hat deshalb ſchon eigene Kommiſſionen ernannt, um dem Uebel zu ſteuern; allein die der Vermehrung ſo günſtige Lage jener Gegenden, die Menge und Wuth dieſer Thierchen trotzte bisher allen angewandten Mitteln. Am 3. Mai 1783, an einem ſehr heitern Tage, gerieth ich in einem Wald in eine ſolche Mückenwolke. Unvermuthet verfinſterte ſich der Himmel, und ehe ich mich verſah, ſtand ich in der Mitte eines dichten Nebels, der nichts als ein Haufen dieſer Mücken war. Eilends zog ich mein Halstuch über mein Geſicht, und ritt einem Kohlenbrennerhauſe zu. Das Pferd nahm den Kopf zwiſchen die Beine und rannte unter heftigem Schnauben und Nieſen über Stock und Stein. Der Bewohner machte ein glimmendes Feuer von Stroh und Moos, und räucherte mich und das Pferd, um uns von dieſen Gäſten, mit denen wir bedeckt waren, zu befreien. Dann begleitete er mich mit einem rauchenden Stück Kienholz, das mit Stroh und Harz umwunden war, bis an meinen Beſtimmungsort. — Zur Abwehr bedient man ſich des Rauchs, und hat daher immer um die Häuſer und auf den Waiden Haufen von Stroh, Heu, Laub und gedörrten Miſt, die man glimmen läßt, wenn ſich eine Mückenwolke zeigt; das Vieh läuft dann von ſelbſt und legt ſich in den Rauch, wohin ihn der Wind treibt. — Nach Pallas (Reiſe 1, S. 124) findet ſich dieſe Mücke ebenfalls in großer Menge an der Wolga, wo man ſich das Geſicht mit einem Netze bedeckt, wenn man ins Feld geht.

Simuliren (v. Lat.), ſ. v. a. fingiren, namentlich aber in der Abſicht, Jemanden dadurch zu hintergehen. Deshalb ſind z. B. ſimulirte Papiere ſolche, mittelſt welcher man eine Zollbehörde hinters Licht zu führen ſucht und die nicht den wahren Sachbeſtand bei einer Waarenſendung angeben, oder auch in den Kriegszeiten ſolche, durch die der Feind getäuſcht werden ſoll. Simulirte Rechnung nennt man wohl auch ein Conto finto.

Simulirter Wechſel, ſ. Wechſel.

Simulium (Entom.), nach Latreille, Mückengattung, ſ. v. a. Simulia *Meig.*

Simultan (v. Lat.), 1) gemeinſchaftlich; — 2) zuſammentreffend, gleichzeitig; daher Simultaneität, Gleichzeitigkeit.

Simultaneum (lat.), etwas von zwei Perſonen zugleich Beſeſſenes, beſonders 1) der Mitgebrauch und Mitbeſitz der Kirchen, wo verſchiedene Religionspartien zuſammen leben (daher Simultankirchen); — 2) Das Recht des Nebeneinanderbeſtehens der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche in einem Staate. Früher unterſchied man in Deutſchland ein nothwendiges und willkürliches S. (S. necessarium und voluntarium), und zwar trat das erſtere da ein, wo im Normaljahr 1624 der Kultus beider Religionsparteien in einem zum deutſchen Reiche gehörigen Lande geübt worden war, das willkürliche dagegen, wenn ein Landesherr ſeinem Lande, worin im Normaljahre ein andrer Kultus herrſchend geweſen, denjenigen Kultus geſtattete, dem er ſelbſt angehörte; doch durfte dadurch die herrſchende Kirche in ihren Rechten nicht beſchränkt werden, ſowie überhaupt ein willkürliches S. bloß in einem verpfändet geweſenen Lande eingeführt werden ſollte. Durch die Rheinbundsverfaſſung und in der deutſchen Bundesverfaſſung erhielten alle Bundesſtaaten ein volles, nothwendiges S.

Simultaneus (bot. Term.), gleichzeitig, auf einmal oder in ſchneller Folge geſchehend, z. B. das Aufblühen der meiſten Obſt- u. kätzchentragenden Bäume unſeres Klima's.

Simultaninveſtitur (investitura simultanea), ſ. Lehn.

Simum (Phyſ.), ſ. v. a. Simmum.

Simunda, der einheimiſche Name der Inſel Ceylon; ſ. Taprobane.

Simurg, (perſ. Myth.), der Repräſentant des Vögelgeſchlechts, wird gedacht als ein großer Vogel mit glänzendem Gefieder, mit den Farben des Regenbogens und der Abendröthe ſpielend, der ſeine Wohnung auf den unzugänglichen Höhen des Berges Kaf (Kaukaſus) hat. Die Mythe erzählt von ihm, daß er 70,000 Jahr lang Weſſir der voradamitiſchen Salomone, der Beherrſcher der Dſchinnen (ſ. d.) geweſen ſey, ſich dann in ſein Neſt zurückgezogen habe und erſt ſpäter wieder in die Dienſte Salomo's als Weſſir getreten ſey, wo er nicht allein mit ſeinem verſtändigen Rathe wirkte, ſondern auch ſeine prächtigen Flügelfedern über dem Haupte des Herrſchers ausgeſpannt waren, wenn er auf dem Throne ſaß, und ſeine Schwanzfedern zu Federbüſchen der vorzüglichſten Helden benutzt wurden. Eine Zwiſtigkeit mit Salomo veranlaßte ihn aber, ſich wieder in ſeine Einſamkeit zurückzuziehen, ſeit welcher Zeit er nicht wieder geſehen worden iſt. Dafür aber iſt er den Sofi's (ſ. d.) das Bild der höchſten Vollkommenheit u. der tiefſten Weisheit, unter dem ſie ſich das un-

ergründliche Weſen Gottes denken, zu deſſen Anſchauen Niemand gelangen kann.

Simus (lat., Anthrop.), Menſch mit einer auf- od. abwärts eingedrückten Naſe.

Simus (a. Geſch.), 1) Anhänger des macedoniſchen Königs Philipp, Aleuade aus Lariſſa; — 2) aus Athen, eines der Rathsmitglieder, welche im April 339 v. Chr. zu einer Geſandtſchaft an Philipp gewählt wurden; — 3) (griech. Lit.), Pythagoräer aus Poſidonium; — 4) Arzt und Naturforſcher (Plin. XXI, 22, 88); — 5) (Kunſtgeſch.), Maler aus unbekannter Zeit, malte (nach Plinius) einen jungen Menſchen in der Werkſtatt eines Walkers und eine Nemeſis, ein vortreffliches Bild; — 6) Bildhauer, Sohn des Themiſtocrates aus Salamis, wird als Verfertiger einer Statue des Bacchus im pariſer Muſeum genannt.

Simuſir (Marikan), eine der aſiat.-ruſſ. Kurilen-Inſeln, zwiſchen dem großen Ocean u. dem Ochotsk-Meer.

Simylla (a. Geogr.), Vorgebirg mit einem gleichnamigen wichtigen Handelsplatz an der Weſtküſte von India intra Gangem; das Vorgebirg heißt jetzt Kap St. John (Ptol. I, 17,3).

Simylus (griech. Lit.), komiſcher Dichter Athens, der um Ol. 106, 2, mit einem Drama auftrat.

Simyra (a. Geogr.), befeſtigter Ort Phöniciens zwiſchen Orthoſias und der Mündung des Eleutherus; jetzt Zamura oder Sumre (Ptol. V, 15, 4).

Simzerla (ſlav. Myth.), ſ. v. a. Simſterla.

Sin., Abkürzung, 1) für Sinus als Zahlwerth; — 2) für Sinuslinie.

Sin (bibl. Geogr.), 1) Stadt in Aegypten, die als Feſtung bezeichnet wird, wahrſcheinlich Peluſium (ſ. d.); — 2) Wüſte zwiſchen dem rothen Meere (Elim) und dem Berg Sinai; wahrſcheinlich Wadi Gharendel.

Sin (n. Geogr.), 1) aſiat. Stadt, China, Prov. Schan-Tung, ſüdweſtlich von Tung-Tſchang; — 2) afrik. Königreich auf der atlant. Küſte von Senegambien, ſüdöſtlich vom Kap Verd; mit etwa 60,000 Einw.

Sin (Dſin, japan. Rel.), ſ. Dſjuto.

Sina (a. Geogr.), 1) Stadt in Margiana am weſtl. Ufer des Margus (Ptol. IV, 10, 3); — 2) eine der zu Gallia Lugdun. gehörigen Insulae Venetae, zwiſchen Gallien und Britannien; jetzt Sein; — 3) ſ. v. a. Sinai.

Sina (Geogr.), 1) vorderind. Fluß, Bombai, fließt von Nordweſten nach Südoſten und mündet in den Muta-Mula, links; — 2) arabiſche Form für China.

Sinaapfel (Bot.), ſ. v. a. Apfelſine, Citrus Aurantium sinensis.

Sinabelkirchen, öſterr.-ſteierm. Pfarrdorf, Kr. Gratz, Bez. Kahlsdorf; Armeninſtitut; 130 Einw.

Sinabronn, würtemb. Weiler, Donaukr., Ober-Amt Ulm, 110 Einw.

Sinaca (a. Geogr.), Stadt im Südoſten von Hyrkanien (Ptol. VI, 9, 7).

Sinä (a. Geogr.), ſ. China.

Sinäi (a. Geogr.), Völkerſchaft Paläſtina's auf dem Libanon.

Sinae Semen (pharm. Bot.), ſ. v. a. Barbariſcher Wurmſamen (ſ. d.).

Sinätſchinsk (Geogr.), ſ. v. a. Sinatſchinsk.

Sinai (bibl. u. n. Geogr.), Wüſte und Berg in dem petraiſchen Arabien, wohin die Iſraeliten von ihrem Zuge aus Aegypten gelangten. Der Berg wurde durch die Verkündigung des göttlichen Geſetzes verherrlicht und iſt noch bei ſpätern Dichtern die altgeweihte Stätte, von welcher Jehovah, wenn er in ſeiner Herrlichkeit erſcheint, ausgeht. Ob der heutige Dſchebel Muſa (Mosesberg) oder der Katharinenberg der Geſetzgebungsberg ſey, iſt nicht ausgemacht; doch wird erſterer dafür gehalten. Er liegt in dem Theile Arabiens, welcher die petraiſche Halbinſel (Sinailand) heißt u. von den zwei Meerbuſen des rothen Meeres, von Suez und Akaba, gebildet wird. Das ganze Gebirg (Tor Sina), zu welchem der S. und der Horeb gehören, iſt wild und felſig und von vielen engen Thälern durchſchnitten. Es beſteht aus Granit und hat rauhe, ſpitzige Gipfel mit ſteilen, zerklüfteten Seiten, iſt aber ſehr waſſerreich. Der S. iſt nach den Meſſungen von Rüppell 7047, hingegen der Horeb oder St. Katharinenberg 8092' hoch, alſo über 1000' höher, als der S. Noch 500' höher aber iſt der Om-Schommar, welcher den höchſten Berg der ganzen Halbinſel bildet. Man beſteigt den S. von dem St. Katharinenkloſter aus, welches in einer Thalſchlucht liegt, und worin die chriſtlichen Pilger gaſtfreundſchaftliche Aufnahme finden. Es iſt wie ein feſtes Schloß gebaut und mit hohen Mauern umgeben. Das Eingangsthor befindet ſich 25—30 Fuß über der Bodenfläche, und man wird vermittelſt eines Seiles hineingezogen. Man iſt hier vorſichtig, wie in einer Feſtung. „Ach, mein Herr," ſagte ein Kloſterbruder, zu einem franzöſiſchen Reiſenden, welcher in den neueſten Zeiten dieſes Kloſter beſuchte, „wir ſind ſehr unglücklich; es gibt auf dem ganzen Erdboden keine ſchlimmern Räuber, als die Araber um uns her. Wir dürfen nicht wagen, aus unſerm Mauer-Umfang zu treten, wenn wir nicht von ihnen gefangen ſeyn wollen, und dann mißhandeln ſie uns oder laſſen uns ſchweres Löſegeld bezahlen; ſie plündern bald die Vorräthe, die man uns von Kairo ſchickt, und doch ſind dieſe unſere einzige Subſiſtenz. Sie ſteigen auf die benachbarten Felſen und ſchießen auf uns herab, wenn wir uns an den äußern Fenſtern ſehen laſſen. Wir müſſen ihnen tagtäglich Lebensmittel reichen, und zum Lohn dafür ſchelten und mißhandeln ſie uns". Der Weg, welcher auf den S. führt, fängt gleich hinter dem Kloſter an und iſt ganz in Stufen angelegt, die jedoch, wie Andere berichten, ſehr beſchädigt ſind. Nachdem man etwa 25 Minuten geſtiegen iſt, gelangt man zu einem koloſſalen Felſen, der mit ſeinem Schatten eine reiche, kryſtallhelle Quelle bedeckt, die friſch und angenehm von Geſchmack iſt. Nach $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ Stunde ſteilen Hinaufkletterns kommt man zu

Digitized by Google

einer kleinen, der heiligen Jungfrau geweihten Kapelle, welcher gegenüber eine hohe Treppe zwiſchen 2 Felswänden in den Granit eingehauen iſt, die mit einer gewölbten Thüre endet. Von da kommt man an eine zweite Thüre, hinter der auf einer kleinen Ebene ein in rohem Style erbautes, jetzt unbewohntes Kloſter ſteht, das den Namen Kloſter des heiligen Elias hat. Pilgrime machen gewöhnlich auf dieſer Stelle Halt, wo eine ſchlanke Cypreſſe ſteht, und nach der arabiſchen Ueberlieferung Moſes die zehn Gebote von Gott empfing. Von hier aus muß man noch 20 Minuten oder nach Andern ½ Stunde, gleichfalls auf verfallenen Stufen und auf einem immer ſchwieriger werdenden Wege, in die Höhe ſteigen, um den Gipfel des S. zu erreichen, wo eine kleine Kirche ſteht, das Hauptziel der Pilgrime. Sie iſt in ſchlechtem Zuſtande und durch die Araber größtentheils zertrümmert. Sie glauben, daß die Geſetztafeln unter dem Pflaſter der Kirche vergraben ſind, und haben in der Hoffnung, ſie zu finden, auf jeder Seite Nachgrabungen angeſtellt. Sie verehren dieſe Stelle noch ganz insbeſondere, weil ſie glauben, daß der in der Halbinſel fallende Regen unter der unmittelbaren Aufſicht und Anordnung Moſis ſtehe, und ſind überzeugt, daß die Prieſter im Beſitz des Taurat, eines dem Moſes vom Himmel geſandten Buches, ſeyen, und daß der Regen davon abhänge, je nachdem das Buch geöffnet oder verſchloſſen werde. Der Ruf, welchen auf dieſe Weiſe die Mönche erlangt haben, daß die Mittheilung des Regens von ihnen abhänge, iſt ihnen ſchon oft ſehr läſtig geweſen, indem die Araber bei großer Dürre die Schuld auf die Mönche ſchieben, und eben ſo bei großen Ueberſchwemmungen. Bei letztern glauben ſie, daß die Mönche das heilige Buch zu ſtark geöffnet haben. Etwa 30 Schritte weit von dieſer Kirche, auf einem etwas niedrigen Gipfel, ſteht eine ärmliche Moſchee ohne alle Zierathen, die aber von den Mohammedanern ſehr verehrt und von den Beduinen-Arabern häufig beſucht wird, welche Schafe zu Ehren Moſis ſchlachten, ihm Gelübde thun und ihn bitten, ſich günſtig für ſie im Himmel zu verwenden. Auch fremde mohammedaniſche Pilgrime kommen oft hierher. Dicht neben dem Fußſteige, wenn man von dem St. Eliaskloſter auf dieſen Gipfel klettert, und in einer kleinen Entfernung von demſelben, zeigt man eine Stelle im Felſen, die einigermaßen dem Eindruck des vordern Theiles eines Fußes ähnelt. Man behauptet, daß dieſer Eindruck von dem Fuße Mohammeds gemacht ſey, als dieſer den Berg beſuchte. Ein wenig unter dieſer Moſchee iſt eine ſchöne runde Ciſterne in den Granitfelſen eingehauen. Die Ausſicht von dem S. iſt bewundernswürdig, man überſieht faſt alle Gebirge der Halbinſel; ſie durchkreuzen u. verlieren ſich in fernen Dunſt. Das ſind die Wüſten des S., wo Moſes ſein Volk zur Züchtigung herumführte.

Wir fügen noch einige Nachrichten von dem angeführten Kloſter des S. bei, welche wir dem berühmten Burkhardt verdanken. Das Kloſter iſt ein unregelmäßiges Viereck von etwa 130 Schritten, von hohen, maſſiven, aus Granitblöcken erbauten Mauern eingeſchloſſen und durch mehre kleine Thürme befeſtigt. Es enthält 8—10 kleine Höfe, von denen einige zu Blumen- und Gemüſebeeten ſehr niedlich zurecht gemacht ſind; auch wachſen hier eine große Menge Weinſtöcke. In den obern und untern Stockwerken gibt es eine Menge kleine Zimmer, von denen die meiſten jetzt leer ſtehen. In der Kirche befindet ſich der Sarg mit den Gebeinen der heiligen Katharina vom benachbarten Katharinenberge, wohin der Leichnam der Heiligen durch Engel gebracht worden ſeyn ſoll. Außer dieſer Kirche ſind in dem Umfange des Kloſters noch 27 Kapellen. In vielen derſelben wird täglich, in allen aber wenigſtens einmal des Sonntags Meſſe geleſen. Das Kloſter glich früher bei ſeiner Gründung dem des heiligen Grabes in Jeruſalem, welches Kirchen und Kapellen von verſchiedenen chriſtlichen Sekten enthält. Jede Hauptſekte, die evangeliſche ausgenommen, hatte ihre Kirchen oder Kapellen in dem Kloſter des S., allein ſie ſind ſeit langer Zeit von ihren Beſitzern aufgegeben. Im Kloſter ſind 2 tiefe u. reichhaltige Brunnen von Quellwaſſer, einer derſelben heißt der Brunnen Moſis, weil man ſagt, daß er zuerſt von dem Waſſer deſſelben trank. Das Kloſter iſt von dem Kaiſer Juſtinian im 6. Jahrhundert n. Chr. Geb. erbaut worden. Der über den Orient verbreitete Orden der Mönche vom Berge S. ſteht unter einem Erzbiſchof, der ſonſt auch in dieſem Kloſter ſeinen Aufenthalt hatte. Wegen der trefflichen Luft des Kloſters und der einfachen Lebensweiſe ſeiner Bewohner ſind Krankheiten ſelten. Viele von den Mönchen ſind ſehr alte Männer und im vollem Beſitze ihrer Körper- und Seelenkräfte. Sie verſtehen alle irgend ein Handwerk, und jeder von ihnen hat ſeine Werkſtatt. Die meiſten Mönche ſtammen von den griechiſchen Inſeln, in der Regel bleiben ſie nicht länger als 4 bis 5 Jahre und kehren dann in ihr Vaterland zurück, ſtolz darauf, Dulder und Märtyrer unter den Beduinen geweſen zu ſeyn; einige indeſſen ſind 40 Jahre hier geweſen. Sie haben eine Bibliothek von 1500 Bänden in griech. Sprache und 700 arabiſche Manuſkripte. Das Kloſter iſt nicht, wie Seetzen behauptet, der h. Katharina, deren Reliquien bloß hier aufbewahrt werden, gewidmet, ſondern der Verklärung. Die gewöhnlichen Beſucher des Kloſters ſind die Beduinen. Bei ihnen gilt es als eine hergebrachte Sitte, daß wer von ihnen kommt, Brod zum Frühſtück und Abendbrod empfängt, welches ihnen vom Fenſter aus herunter gelaſſen wird, da kein Beduine, die Diener des Hauſes ausgenommen, ins Kloſter hineingelaſſen wird. Es vergeht kein Tag, daß das Kloſter nicht für 30—40 Perſonen von den Beduinen Brod zu liefern hätte. Das Kloſter wird durch die jährlichen Kollekten unterhalten, die aus allen Ländern, wo der griechiſche Kultus herrſcht, beſonders aus Rußland, eingehen.

Im Winter iſt der obere Theil des S.'s u. des St. Katharinenberges mit tiefem Schnee bedeckt, der oft dann beide Berge unzugänglich macht. In dem Thale zwiſchen dem S. u. dem St. Katharinenberges

nenberge, welches el Ledſcha heißt, liegt das Kloſter El Erbayn, d. h. die Vierzig (nämlich Märtyrer), welches von einer Familie der Dſchebaiyn bewohnt wird, die die Aufſicht über den dbzu gehörigen Garten haben, welcher den von den unfruchtbaren Bergen herabkommenden einen reizenden Ruheplatz darbietet. Die Dſchebalye, d. h. Bergdewohner, ſollen von den Sklaven abſtammen, welche Juſtinian, als er das Kloſter des S. erbaute, zum Dienſt der Mönche herſchickte. Sie wurden in der Folge Muſelmänner und unterſcheiden ſich jetzt weder an Geſichtszügen, noch Sitten von den andern Beduinen, verheirathen ſich bloß untereinander und bilden eine beſondere Gemeinde, die etwa aus 120 bewaffneten Männern beſteht. Sie ſind ein ſehr ſtarker und kühner Menſchenſchlag und die Diener des Sinaikloſters. Je 3 und 3 kommen nach der Reihe ins Kloſter und ſind die einzigen, denen der Zutritt innerhalb der Mauern geſtattet iſt; doch dürfen ſie nicht im Hauſe ſchlafen. Einige lagern in den Bergen und um den Moſes- und Katharinenberg herum, der größere Theil aber wohnt in den an dieſen Bergen gelegenen u. dem Kloſter gehörigen Gärten, mit der Verpflichtung, die Hälfte der Früchte an das Kloſter abzuliefern. Auch haben ſie das ausſchließliche Recht, die Pilgrime u. Fremden nach den heiligen Orten des S. hinzuführen. — In der Nachbarſchaft des Kloſters findet man ausgedehnte Anpflanzungen von Olivenbäumen und 20 Minuten von demſelben zeigt man einen Granitblock, welcher der Felſen ſeyn ſoll, aus welchem, als Moſes ihn mit ſeinem Stabe ſchlug, Waſſer hervorſprang. Der Fels iſt etwa 12 Fuß hoch und hat auf ſeiner Oberfläche etwa 20 Oeffnungen, aus denen das Waſſer hervorgeſtrömt ſeyn ſoll. Man ſieht aber bei dem erſten Anblick, daß die meiſten dieſer Spalten nicht natürlich, ſondern von Menſchenhänden gemacht ſind. Burkhardt beſtieg von El Erbayn aus auch den St. Katharinenberg oder Horeb, deſſen Gipfel gleich dem S. in eine ſcharfe Spitze ausläuft. Der höchſte Theil deſſelben beſteht aus einem einzelnen ungeheuern Granitblocke, deſſen Oberfläche ſo glatt iſt, daß es ſehr ſchwer hält, hinauf zu ſteigen. Ueppiger Pflanzenwuchs reicht bis an dieſe Felſen hinauf. Auf dem Gipfel des Felſens iſt nichts Bemerkenswerthes, eine kleine Kirche oder Kapelle ausgenommen, kaum ſo hoch, daß Jemand darin aufrecht ſtehen kann, und von loſen Steinen-ſchlecht erbaut.

Die von der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften in Paris ernannte Kommiſſion zur Prüfung der Arbeiten, welche Lottin de Laval auf ſeiner Reiſe nach dem Berge S. ausgeführt hat, erſtattete derſelben im Frühjahr 1851 darüber folgenden Bericht: „Kaum war Lottin de Laval von einer mehrjährigen Reiſe durch Perſien und die benachbarten Länderſtrecken zurückgekehrt, ſo erhielt er den Auftrag, die Halbinſel zu durchforſchen, auf welcher der Berg S. gelegen iſt. Dieſe Wüſte (Wüſte S.), eine der brennendſten und dürrſten der Welt, iſt jeboch für ben Religions-, wie für den Alterthumsforſcher von außerordentlichem Intereſſe, denn in jener ungaſtlichen Einöde offenbarte Gott den Iſraeliten ihre Geſetze, irrte dieſes Volk 40 Jahre lang umher und trugen ſich ſo viel merkwürdige Begebenheiten zu, von denen uns der älteſte aller Geſchichtſchreiber, Moſes, eine eben ſo wahrhafte, als wichtige Schilderung hinterlaſſen hat. Zu allen Zeiten durchforſchten zahlreiche Reiſende dieſen Erdſtrich, um hier die Spuren des Zuges und die Ruhepunkte der Hebräer aufzufinden. Erſt vor Kurzem haben eben ſo eifrige, wie einſichtsvolle Männer, die Reiſenden Burkhardt, Rüppell, Robinſon, de Laborde, Weltſtedt, Lepſius u. A., dieſe Halbinſel in allen Richtungen unterſucht und mit äußerſter Sorgfalt Alles zuſammengeſtellt, was über die Topographie und die Alterthümer derſelben nur irgend gründliche Belehrung bieten kann. Lottin de Laval, der in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger trat, hat ſich die Aufgabe geſtellt, die Ergebniſſe ihrer Arbeiten zu vervollſtändigen und zuweilen auch zu berichtigen. Er hat die ganze Halbinſel von einem Ende bis zum andern zu Fuß durchwandert und mit ſtrengſter Sorgfalt die Namen aller Orte und Brunnen aufgezeichnet, wie ſie noch jetzt unter den Arabern ſich erhalten haben, und iſt ſo dahin gelangt, die genaueſte Karte anzufertigen, die je dem Publikum überliefert worden. Durch die gründlichſten Nachſuchungen und Zuſammenſtellungen hat er alle die Ruhepunkte bezeichnet, wo die Hebräer während ihres 40jährigen Aufenthalts in der Wüſte raſteten. Noch eine ſchwierige Arbeit anderer Art nahm die ganze Aufmerkſamkeit des Reiſenden Lottin de Laval in Anſpruch; er ſollte mit der möglichſten Genauigkeit die Inſchriften nachbilden, die auf den Felſen der Halbinſel ſich eingegraben finden. Dieſe Inſchriften zerfallen in 2 Klaſſen, in hieroglyphiſche Umſchriften, die von zahlreichen ägyptiſchen Basreliefs begleitet ſind, und in Inſchriften mit unbekannten Schriftzeichen, die ſchon im 6. Jahrhundert nach unſerer Zeitrechnung dem Reiſenden Cosmes aufgefallen waren. Dieſe letztern ſind auch den Forſchungen der gelehrten Reiſenden, welche die Halbinſel des Berges S. durchwanderten, nicht entgangen; Pacocke, Montagn, Niebuhr, Coutelle, Grey, Burckhardt, de Laborde u. A. haben eine große Anzahl derſelben gezeichnet unb geſammelt, unb mit Hülfe dieſes ſchätzbaren Materials unternahmen der verſtorbene Beer und in jüngſter Zeit Tuch in ſehr beachtenswerthen kritiſchen Arbeiten die Entzifferung und Erläuterung dieſer Inſchriften. Bald ſoll auch über denſelben Gegenſtand in London eine ausführliche Abhandlung von Dr. Forſter erſcheinen, der ſchon ein Werk in 2 Bänden über die alte Geographie Arabiens herausgegeben hat. Lottin de Laval konnte vermittelſt eines neuen Verfahrens von ſeiner Erfindung ſehr genaue Abdrücke von den Inſchriften nehmen, während ſeine Vorgänger nur mehr oder weniger unvollkommene Zeichnungen davon lieferten; er drang auch bis in die entlegenſten Punkte der Halbinſel vor und entdeckte

viele neue Inſchriften, die kein anderer Reiſender vor ihm geſehen, ſo daß nach ſeiner Behauptung auch nicht ein Zeichen mehr ſich anſfinden läßt, das er nicht in ſein Tagebuch ndertragen hätte. Es liegt folglich jetzt die ganze lange Reihe dieſer ſeltſamen Schriftzüge uns vor Augen, von denen man nirgends Aehnliches gefunden hat und deren Daſeyn auf der Halbinſel des S. ein hiſtoriſches Problem ausmacht, deſſen Löſung ſehr ſchwer zu finden iſt. In unſern Zeiten theilt freilich Niemand mehr den Glauben jenes alten Reiſenden Cosmes, daß dieſe Zeichen von den Iſraeliten bei ihrem Aufenthalt in der Wüſte eingegraben worden ſeyen; wann aber und von wem ſind ſie in die Felſen jener weiten Einöde eingeſchrieben worden? Wollte man annehmen, ſie wären das Werk heidniſcher Araber, welche Pilgerfahrten nach dem Berge S. gemacht hätten, woher ſollte es kommen, daß die Erinnerung an jenes Alphabet ſich ſo ganz unter den Arabern verloren, denn auch nicht einer ihrer Schriftſteller gedenkt deſſelben. Sollten aber wiederum dieſe Sprache und dieſe Schriftzeichen ehemals in den wenigen Orten, welche die Halbinſel einſchließt, oder in der Stadt Pharan in Gebrauch geweſen ſeyn, wie könnten ſie ſchon zur Zeit des Cosmes, im 6. Jahrhundert, ſo völlig ſich verloren haben, daß dieſer Reiſende ihren Urſprung den Hebräern in der Wüſte zuſchreibt? Uebrigens muß man ſich keine zu hohe Vorſtellung von dem thatſächlichen Werthe der Inſchriften machen und etwa davon wichtige Aufklarungen über die Geſchichte, die Sitten und die Religion der Völker Arabiens erwarten. Die Kürze der Einzeichnnngen, die mehrentheils nnr aus einer geringen Anzahl von Worten beſtehen, mit wiederkehrenden gleichartigen Formeln, mit denen im Allgemeinen dieſe Inſchriſten immer anfangen, läßt vermuthen, daß es nur Geſuhlsergüſſe, Wünſche einzelner Perſonen ſind und nicht Denkmaler, die auf Anordnung einer Regierung oder einer Körperſchaft hier eingegraben wurden. Unter der Menge von Inſchriften, die unſer Reiſender geſammelt, haben wir auch einige in armeniſcher Sprache und Schrift bemerkt, worüber wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir uns erinnern, mit welchem Eifer die Armenier nach Jeruſalem wallfahrteten; und da iſt ſehr wohl anzunehmen, daß Einzelne dieſes Volkes ihre Pilgerfahrt durch einen Beſuch des Berges S. vervollſtändigten, auf deſſen Höhen Gott den Iſraeliten die zehn Gebote gegeben hatte. Außer den ſinaitiſchen Inſchriften finden ſich auf der Halbinſel, wie bereits erwähnt, noch viele ägyptiſche Basreliefs mit nebenſtehenden hieroglyphiſchen Inſchriften vor. Einige dieſer Denkmäler ſind ſchon von andern Reiſenden gezeichnet worden. Lottin de Laval hat ſie aber alle abgeformt und im Saale des Louver die getreue Abbildung aller dieſer Basreliefs ausgeſtellt; mehre ſind von bedeutendem Umfang nnd einer Höhe von 10—12 Fuß ꝛc." Lottin de Laval hat eine eigene Methode der Abbildung von Inſchriften ꝛc. erfunden und davon auf ſeinen Reiſen Gebrauch gemacht. Seine Mittheilungen bereichern die Geſchichte der Niederlaſſungen, deren Sitz die Hauptwadis der ſinaitiſchen Halbinſel ſeit undenklichen Zeiten waren.

Sinaite (franz., Geognoſ.), ſ. v. a. Syenit (ſ. d.).

Sinaje Sopka, Berg, ſ. Kolywan.

Sin' al fine (Sin' al 𝄐, ital., Muſ.), d. h. bis zum Schluſſe oder bis dahin, wo 𝄐 ſteht. Der Ausdruck wird gebraucht, wenn ein Tonſatz nicht ganz, ſondern nur bis zu einem beſtimmten Punkt wiederholt werden ſoll. Wenn ein Stück aus mehren Theilen beſteht und es ſoll zum Schluß noch dem letzten der erſte oder die erſteren wiederholt werden, ſo bezeichnet man dies durch Da Capo sin' al fine.

Sinaloa, Staat, ſ. v. a. Cinaloa.

Sinalow (Sinjlow), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Lomnitz; 120 Einw.

Sinalunga (Geogr.), 1) ital. Vikariat, Toskana, Gebiet Siena; — 2) Hauptſtadt daſ.; 2 Kirchen.

Sinamari, franz.-ſüdamerikan. Ort, Guyana, nordweſtlich von Cayenne, an der Küſte, an der Mündung des gleichn. Fluſſes.

Sinammin (Chem., durch Hinweglaſſung der erſten beiden Silben des Wortes Thioſinammin gebildet, weil es aus dieſem Körper entſteht, aber keinen Schwefel enthält), Zerſetzungsprodukt des Thioſinammins durch Queckſilberoxyd, entſteht beim Zuſammenbringen beider mit Waſſer, wobei aller Schwefel des Oels an das Metall tritt, oder durch Entſchwefelung des Thioſinammins mittelſt Bleioxydhydrat. Man miſcht Thioſinammin mit einem Brei von friſchgefülltem, gut ausgewaſchenem Bleioxydhydrat und erwärmt in Waſſerbade ſo lange, bis eine abfiltrirte Probe mit Kali und nenem Bleioxydhydrat ſich nicht mehr ſchwärzt. Man zieht nun die Maſſe mit Waſſer, zuletzt mit Alkohol wiederholt aus und verdampft in gelinder Wärme, wo ein farbloſer Sirup zurückbleibt, in dem nach 6—8 Wochen ſchöne, durchſichtige Kryſtalle von S. entſtehen. Dieſe Kryſtalle verwittern beim Stehen über Schwefelſäure, ſie ſchmelzen beim Erwärmen nnd verlieren bei 100° ihren Waſſergehalt. Das geſchmolzene S. erſtarrt nur ſehr langſam wieder. Es iſt eine Salzbaſis, beſitzt keinen Geruch, ſchmeckt aber, wie das Thioſinammin, ſtark nnd anhaltend bitter, reagirt ſtark alkaliſch, löſt ſich in Waſſer, Alkohol und Aether, entwickelt mit Alkalien kein Ammoniak, ſondern zerſetzt Ammoniakſalze beim Erwärmen, fällt Kupferoxydſalze, Eiſenoxydſalze, ſalpeterſaures Bleioxyd, ſalpeterſaures Silberoxyd, Queckſilberchlorid, Platinchlorid, und geht damit analoge Verbindungen ein, wie das Thioſinammin; es wird auch von Gerbſäure, nicht aber von Schwefelcyankalium gefällt. Die wäſſerige Löſung nimmt Chlorſilber auf, jedoch nicht in ſo reichlicher Menge, wie das Thioſinammin. Salzſaures Gas wird vom kryſtalliſirtem S. abſorbirt. Erhitzt man es auf 160°, ſo entweicht nur Ammoniak, der Rückſtand färbt ſich kaum gelblich und erſtarrt beim Erkalten zu einer harzartigen, in Waſſer kaum, in Salzſäure leichter löslichen Maſſe, welche, obwohl noch baſiſch in ihren Eigenſchaften, von dem S. gänzlich verſchieden iſt. Die

ſalzſaure Löſung dieſes Körpers wird durch Ammoniak milchig getrübt, der ausgeſchiedene Körper ſetzt ſich harzartig an den Boden der Gefäße an; Platinchlorid und Queckſilberchlorid gehen Verbindungen damit ein. Die Entſtehung der S. aus dem Thioſinammin erklärt ſich leicht aus ihrer Zuſammenſetzung. Sie beruht einfach auf dem Austreten des ganzen Schwefelgehalts des letztern. Die Formel der S. iſt: $C_8 H_{17} N_4$ oder $C_8 H_6 N_2$.

Si-Nan, aſiat. Stadt, China, Prov. Kuang-Tung, öſtlich an der Bai von Kanton und ſüdöſtlich von Kanton.

Sinan Juſſuf Paſcha, Großweſſir Selims I., den er auf ſeinem Feldzuge gegen Schah Ismael von Perſien begleitete, befehligte in der Schlacht von Thaldiran (1514) die aſiatiſchen Truppen und ſchlug den linken Flügel der Perſer, wodurch er viel zum Siege beitrug. In der Schlacht von Mardſch-Dabek (1516) führte er den Vortrab gegen den Sultan Kanſchuh al Gauri von Aegypten, nahm dann Aleppo und Damask, fiel aber ſelbſt 1517 in der Schlacht von Reindanich von der Hand des Sultans Tuman-Bey.

Sinano (Geogr.), 1) griech. Flecken, Morea, ſüdweſtlich von Tripolitza, — 2) aſiat. Provinz (Fürſtenthum), im Innern der japan. Inſel Nipon, nordöſtlich von der Stadt Komorro. Es ſtehen darin viele Berge, darunter der thätige Vulkan Aſamayama.

Sinan-Paſcha, ſ. Kodſcha 2).

Sinapidendron (Bot.), nach Lowe, Pflanzengattung. Arten unter Sinapis.

Sinapieä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Tetradynamae Brassiceae.

Sinapin (Chem.), nach Berzelius, das Sulphoſinapiſen von Henry und Garot.

Sinapis (Bot.), nach Linné, Senf, Gattung der Tetradynamae Siliquosae *Rchb.*, Tetradynamia Siliquosa *L.* Charakter: Schoten lineäliſch oder länglich; Klappen gewölbt, mit 3—4 geraden, ſtarken Nerven. Samen in jedem Fach einreihig, kugelig. Keim rückenwurzelig; Keimblätter rinnig gefaltet. Von 55 Arten, meiſtens einjährigen Kräutern mit gelben Blüthen, in der alten Welt einheimiſch, ſind am wichtigſten: 1) S. alba *L.*, weißer Senf. Im ſüdlichen und ſtellenweiſe im mittleren Europa, unter dem Getreide, auch an unbebauten Orten. Blätter leierförmig-fiederſpaltig, grob und ungleich gezähnt, faſt kahl. Kelch wagrecht abſtehend; Schotenſtiel rundlich, wulſtig, ſteifhaarig. Klappen von 5 Längsnerven durchzogen. Officiel ſind die Samen, Semen Sinapis albae s. citrinae s. hortensis s. Sinapeos s. Sinapi s. Erucae s. Erucae albae s. sativae s. Lepidii latifolii, weißer oder gelber Senfſamen, engliſcher Senf. Der Geſchmack iſt brennend-ſcharf, bitterlich-ölig, doch weniger ſtark als der des ſchwarzen Senf, Sinapis nigra *L.*, der Geruch iſt kräftig flüchtig-ſcharf. Beſtandtheile ſind ein flüchtig-ſcharfes ätheriſches und ein mildes fettes Oel. Der gelbe Senf wirkt äußerlich reizend, ſcharf, auf der Haut blaſenziehend und wird innerlich zu Beförderung der Verdauung und bei Stockungen im Darmkanale und äußerlich zu ableitenden Senfpflaſtern und Fußbädern, ſo wie in den Haushaltungen häufig als Gewürz angewendet (ſ. Senf). Gebräuchliche Präparate ſind Senfwein, Senfmolken, Senfſalbe. Weißer und ſchwarzer Senf iſt in den deutſchen Apotheken gewöhnlich gemiſcht; in England gebraucht man häufiger den weißen. Das milde fette Oel ſoll, wenn es rein iſt, ein äußerſt feines Tafelöl ſeyn. Auch das Kraut, Herba Erucae s. Erucae albae s. sativae etc., hat man früher angewendet. Es iſt ein antiſkorbutiſches Mittel und kann als Seife dienen. Die jungen Pflanzen werden als Salat gegeſſen und ſchmecken ſcharf wie Kreſſe. Man benutzt den Senfſamen auch zur Bereitung von Baumöl und erlangt daraus 36 Procent. — Kultur. Der Senf liebt einen lockern, nicht zu feuchten, von Unkraut reinen Boden. Das Feld wird vor dem Winter beſtellt, die Einſaat geſchieht im März. Der Bequemlichkeit wegen wendet man gern die Reihenſaat an, wobei man die Reihen fußweit auseinanderſetzt. Auf 1/4 Morgen rechnet man 4—5 Pfund Samen. Die Einſaat wird gern frühzeitig vorgenommen, weil die jungen Senfpflanzen dem Abfreſſen durch Erdflöhe beſonders ausgeſetzt ſind. Die Pflanzen müſſen in einer Entfernung von 6—8 Zoll ſtehen und öfters von dem Unkraut befreit werden. Der Senf reift gewöhnlich Ende Juli oder Anfang Auguſt. Er wird entweder ausgerupft oder mit der Sichel geſchnitten und in Haufen gelegt, welche man mit einer Strohbedachung verſieht. Iſt er gehörig abgetrocknet, wird er ausgedroſchen und auf einem luftigen Boden dünn aufgeſchüttet. Hayne, Arzneig., 8, T. 39; Schkuhr, T. 143. — 2) S. arvensis *L.*, Acker- oder Feldſenf, falſcher Hederich. In Europa, auf Aeckern, häufig ein läſtiges Unkraut. Blätter eiförmig, ungleich gezähnt, die unterſten am Grunde geöhrt oder faſt leierförmig; Kelchblätter wagrecht abſtehend. Schoten walzlig-wulſtig-vielkantig; Klappen 3nervig. Die Samen, Semen Rapistri arvorum, welche ziemlich ſcharf ſchmecken und harntreibend wirken ſollen, waren früher officinell. Das Kraut iſt ein gutes Futter. Schkuhr, T. 186. — 3) S. brassicata *L.*, kohlartiger Senf. In China, und daſelbſt ſo wie in Cochinchina kultivirt. Untere Blätter leierförmig-fiederſpaltig, gezähnt, die übrigen länglich und herzförmig-ſtengelumfaſſend; Kelchblätter abſtehend. Schoten etwas abſtehend. Die Samen dienen in der Heimath ähnlich wie bei uns der ſchwarze Senf. — 4) S. cernua *Thb.* In Japan, China. — 5) S. dichotoma *Roxb.* In Oſtindien. — 6) S. glauca *Roxb.* In Bengalen. — 7) S. juncea *L.* In China, Aegypten. Jacq., Hort. Vind., T. 171. Von dieſen 4 Arten werden in den Heimathsländern die Samen ähnlich wie bei uns der Senf, in der Küche und als Arznei, angewendet und auch deshalb kultivirt. — 8) S. nigra *L.*, ſchwarzer Senf, Senfkohl, Brassica nigra *Koch.* In Mittel- und Südeuropa, an Ufern und auf dem Kieſe von Flüſſen; auf Feldern bis zum nördlichen hier und da verwildert. Sämmtliche Blätter geſtielt,

die untern leierförmig, gezähnt, der Endlappen ſehr groß, gelappt, die obern lanzettförmig, ganzrandig. Kelch wagrecht abſtehend; Schoten an die Spindel angedrückt. Die ſchwarzen Senfſamen, Semen Sinapis s. S. nigra s. viridis s. Sinapi s. Sinapeos s. Sinàpios s. Erucae nigrae, ſind gebräuchlich. Sie haben zerdrückt einen ſtarken, flüchtig ſcharfen Geruch und einen brennend ſcharfen, bitterlichen, öligen Geſchmack. Vorwaltende Beſtandtheile ſind: flüchtig ſcharfes ätheriſches Oel und mildes fettes Oel. Der Senf iſt ſcharf reizend, die Haut röthend, ſogar blaſenziehend, etwas gewürzhaft. Er dient häufig als **Moſtrich**, Moutarde, zum Würzen der Speiſen, ſ. **Senf**. Kocht man Kaffee mit Senfmehl gemiſcht, ſo erhält man ihn klar; beſonders dienlich iſt dieſer Zuſatz bei Cichorienkaffee, der dadurch weniger weichlich wird. Innerlich wird er angewendet bei Unthätigkeit der Verdaunngsorgane und darauf beruhenden Unterleibsſtockungen, äußerlich als reizendes und ableitendes Mittel zu Senfteigen und in Fußbädern. Fl. dan., T. 1582. — 9) S. pekinensis *Lour.* In China, wo er eben ſo angewendet wird wie bei uns der Senf, und auch deshalb kultivirt wird. — 10) S. ramosa *Roxb.*, **äſtiger Senf**. In Oſtindien. Stengel äſtig. Blätter geſtielt, die unterſten leierförmig, die obern länglich-lanzettlich. Kelchblätter ausgebreitet; Schoten abſtehend, wulzig, etwas zuſammengedrückt, in einen kurzen Schnabel zugeſpitzt. Man benutzt den Samen häufig in der Küche und als Arznei ähnlich wie den weißen oder ſchwarzen Senf. — Die Gattung iſt der Typus der Sinapieae *Rchb.*

Sinapiſin (Chem.). Wenn man nach E. **Simon** ſchwarzen Senfſamen mit Alkohol von 94% extrahirt, das Extrakt mit Aether behandelt, den Aether abdeſtillirt, das ätheriſche Extrakt durch Waſchen mit kleinen Mengen Aether von Zucker, Oel und Harz befreit, den Rückſtand in kaltem Alkohol von 90% auflöſt, die Löſung mit Thierkohle entfärbt, filtrirt und ſtehen läßt, ſo ſetzt ſich eine ſchuppig-kryſtalliniſche Subſtanz ab, welche durch Auflöſen in Aether und Kryſtalliſiren gereinigt wird. Dieſe Subſtanz, S. genannt, bildet blendendweiße, in Alkohol, Aether und Oelen leicht lösliche, in Säuren und Alkalien unlösliche, von Schwefel freie, ſublimirbare Kryſtallſchuppen. Vermiſcht man dieſe Subſtanz mit Senfemulſin, ſo würde beim Erwärmen ätheriſches Senföl gebildet; aber nur das ſchwefelhaltige Emulſin der Senfſamen, kein anderes, können die Bildung des Oeles herbeiführen. Später hat ſich Simon überzeugt, daß das S. nur ein den nicht verſeifbaren kryſtalliſirbaren Fetten verwandter indifferenter, zur Bildung des ätheriſchen Senföls nichts beitragender Stoff ſey.

Sinapismus (lat., Med.), Senfpflaſter.

Sinapiſtrum (Bot.), I. nach **Medicus**, Pflanzengattung. **Arten** unter Cleome *L.* — II. Nach **Spach**, Pflanzengattung. Art: S. arvense *Spach*, gebildet aus mehren Arten von Sinapis *L.*

Sinapius, **Johann Chriſtian**, Handelsſchriftſteller, 1741 zu Fürſtenau in Schleſien geboren, bereiſte in Handelsgeſchäften Deutſchland, Holland und England, trat mit einer breslauer Handlung in Kompagnie, ward 1776 Direktor der Tiſchzeugmanufaktur zu Schmiedeberg, die er 1777 auf eigene Rechnung übernahm, aber bald wieder aufgab. Er ging darauf als Faktor einer Handlung nach Hamburg und wurde endlich 1803 Garninſpektor zu Sagan. S. † zu Greifenberg 1807. Schrieb: Einleitung zu einer vollkommenen Kommerzwiſſenſchaft, Berlin 1777; — Kaufmänniſche Hefte, Altona 1780, 3 Bde.; — Briefe für Kaufleute, Hamb. 1781; — Wechſelbriefe nach ihrer hauptſächlichſten Verſchiedenheit, daſ. 1787, 2. Aufl., Leipz. 1801; — Leſebuch für Kaufleute, Hamb. 1783; — Merkantiliſche Blätter, Altona 1796, 5 Bde.

Sinapolin (Chem.), Zerſetzungsprodukt des ätheriſchen Senföls durch Bleioxydhydrat, von E. **Simon** entdeckt, wird erhalten, indem man das Senföl mit friſch gefälltem Bleioxydhydrat digerirt, bis aller Schwefel entzogen iſt; oder man erhitzt Senföl mit einem Ueberſchuß von Barytwaſſer, bis aller Geruch verſchwunden iſt. In beiden Fällen wird die Maſſe über dem Waſſerbade eingetrocknet und mit Alkohol oder Waſſer heiß ausgezogen, wo nach Erkalten des Filtrats das S. herauskryſtalliſirt. Der Rückſtand von der Bereitung mit Bleioxydhydrat enthält Schwefelblei und kohlenſaures Bleioxyd, der von der Bereitung mit Baryt enthält Schwefelbarium und kohlenſauren Baryt. Das S. kryſtalliſirt aus Waſſer mit fett anzufühlenden, glänzenden, in der Siedhitze des Waſſers ſchmelzenden Blättchen. Das geſchmolzene S. erſtarrt augenblicklich wieder zu einer kryſtalliniſchen Maſſe. Es iſt in kalter Kalilauge nicht auflöslich, beim Kochen damit ſchmilzt es ohne Ammoniakentwickelung zu öligen Tropfen, die ſich bei Zuſatz von mehr Waſſer auflöſen, aber ſchon vor dem völligen Erkalten wieder abſcheiden und kryſtalliniſch erſtarren. Es iſt leicht löslich in Schwefelſäure und Eſſigſäure und wird durch Ammoniak daraus wieder abgeſchieden. Die heiß geſättigte, wäſſerige Auflöſung des S. reagirt alkaliſch. Es verliert ſchon bei 100° nichts an Gewicht, in höherer Temperatur wird es partiell zerſetzt, indem ein Theil ſich verflüchtigt. In trockenem ſalzſaurem Gas ſchmilzt das S. unter beträchtlicher Erhitzung und ohne Abſcheidung von Waſſer. Die Verbindung ſtößt an der Luft ſalzſaure Dämpfe aus und wird durch Waſſer unter Abſcheidung von S. zerſetzt; ſie bildet mit Platin- und Queckſilberchlorid Niederſchläge. Bei der Bildung des S. tritt aus dem Senföl der ganze Schwefelgehalt in der Form von Schwefelkohlenſtoff aus, während dafür die Beſtandtheile des Waſſers in die Baſis eintreten. 2 At. Senföl und 2 At. Waſſer bilden 1 At. S. unter Austretung der Elemente von 2 At. Schwefelkohlenſtoff: $C_{16} H_{20} N_4 S_4 + 2 H_2 O = C_{14} H_{24} N_4 O_2 + 2 CS_2$. Der Kohlenſtoff bildet mit dem Bleioxyd oder Baryt ein Schwefelmetall und ein kohlenſaures Salz.

Sinapro, Fluß, ſ. v. a. Aſpropotamus.

Sinara, ſ. **Sinorta**.

Sinarca, ital. Küſtenfluß, Neapel, Prov.

Capitanata, fließt von Süden nach Norden und mündet weſtlich von Termoli in das adriatiſche Meee.

Sinarcas, ſpan. Flecken, Valencia, nördlich von Pequena; Viehzucht; 700 Einw.

Sinarthocles (Sinatroces, Sanatrucus), ſ. v. a. Sanatroces.

Sinaruco, ſüdameeikan. Fluß, mündet in den Orinoco, rechts.

Sinarus (a. Geogr.), weſtlicher Nebenfluß des Hydaspis in India intra Gangem.

Sinaſeide, ſ. v. a. Chlneſiſche Seide.

Sinatroices, ſ. v. a. Sanatroces.

Sinatſchinsk (Siniatſchikinskoi, Geogr.), 1) (Verkhnei-S.), aſiat.-euſſ. Flecken, Gouv. Perm, Kr. Irbit; — 2) (Miſchnei-S.), Flecken daſ.; in beiden große Eiſenhüttenwerke.

Sinatus, Fürſt Galatiens, waed auf Anſtiften ſeiner Gemahlin Kamma durch Slnovlr, dem ſie Ehe und Thron verſprochen hatte, eemordet. Als Sinovir dik That vollbracht, vergiftete ibn Kamma.

Sinau (Bot), ſ. v. a. gemeiner Löwenfuß, Alchemilla vulgaris *L.*

Sinawud, vorderind. Ort, Holkar, nordöſtllch von Redſchaghur, an der Südſeite des Neebudda.

Sinay, belg. Dorf, Peov. Oſt-Flandern, Bez. Termonde; 3850 Einw.

Sin-Bojaren, d. i. Söhne der Bojaren, bildeten früher eln eigenes Reitercorps.

Sincapore (Geogr.), ſ. v. a. Singapur.

Sincar (a. Geogr.), Stadt im Innern dee mediſchen Landſchaft Atropatene, an der Quelle des Fluſſes Straton. Die von Timur verwüſtete Stadt iſt noch in weitläufigen Ruinen unter dem alten Namen voehanden (Ptol. VI, 2, 12).

Sinceny (St.-Autteville), feanz. Dorf, Dep. Alsne, Bez. Laon, ſüdöſtlich von Chauny, links an der Oiſe; Fayence- und Zuckerfabr.; 1100 Einw.

Sinceritas (lat.), 1) (Sincerität), Rechtſchaffenheit; — 2) Titel füe die Rectores provinciae.

Sincerité, Orden de la, ſ. v. a. rother Adlerorden, ſ. Adlerorden.

Sincerus (lat.), aufrichtig, eeblich.

Sincerus, Pſeudonym: 1) Actlus S., ſ. v. a. Sannazar; — 2) Immanuel S., ſ. v. a. Ayrmann; — 3) Chriſtianus S., ſ. v. a. Hempel 6).

Sinchew, ſ. Seidenwaaren.

Sinching (Sünching), bayer. Pfarrdorf und Hofmark, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Stadtamhof; Schloß, Schloßkapelle, 2 Kirchen; 730 Einw.

Sinchirin, kleine Wurfſpieße bei den Nigritiern.

Sinchi Roka, alter Könlg von Peru.

Sincialo (Ornith.), Papageiart, ſ. v. a. Conurus rufirostris *Kuhl.*, ſ. Pſittacus.

Sinciput (lat.), das Vorderhaupt, ſ. Kopf.

Sinclair (Geogr.), 1) (Richis), brit. Bai, an der Oſtküſte von Schottland, Grfſch. Caithneß; — 2) See, ſ. v. a. Clair, St.

Sinclair (Biogr.), 1) Major in ſchwediſchen Dienſten, wae 1739 als Unterhändler in Konſtantinopel und ging mit Depeſchen durch Schleſien zurück nach Konſtantinopel, ward aber bei Naumburg in Schleſien durch den ruſſ. Lieutenant Kutlar überfallen, ermordet und ſeiner Depeſchen beraubt. S.s Begleiter, ein Franzoſe, Namens Conturier, entging dem Tode und veröffentlichte den Hergang der Sache. Das ruſſ. Kabinet leugnete officiell ſeinen Antheil an dem Geſandtenmord. — 2) Sir John, Baeonet, einer der berühmteſten Natiònalökonomen und Gelehrten der neuern Zeit, den 10. Mai 1754 zu Thurſe-Caſtle in Schottland geboren, ſtudirte zu Edinburg, Glasgow und Oxford, ward 1775 Advokat und widmete ſeine Thätigkeit zuerſt der Kultur ſeiner Beſitzungen in der Grafſchaft Caithneß und bald dee ganzen Grafſchaft, indem ee Verbindungsſtraßen und Brükken anlegen ließ, mehre Fabriken, Bleichen, Gerbeeeien und Brauereien gründete und Ackerbau und Viehzucht zu heben ſuchte, wodurch ee die bisher unwirthbare Grafſchaft zu einem blühenden Landſtriche und ſeinen Geburtsort zu einer gewerbreichen Stadt erhob, welche in dem von ihm angelegten Hafen bald eine der bedeutendſten Fiſchereien Großbritanniens erhielt. Seine Verdienſte fanden bald die ſchönſte Anerkennung, indem viele andere Grafſchaften ſeinem Beiſpiele folgten und das Vertrauen ſeiner Mitbürger 1780 ihn zum Repräſentanten ſeinee Grafſchaft im Unterhauſe ernannte, welchen Poſten er bis 1811 bekleidete. Hiee wirkte er auf der Miniſterialpartei kräftig für alle Maßregeln zue Beförbeenng des Wohlſtandes des Landes und veranlaßte 1793 die Einrichtung einer eigenen Landwirthſchaftsbehörde, des Board of agrlculture, dem er viele Jahre vorſtand und dem England die vielen Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft verdankt. Ee bereiſte mehrmals Deutſchland, die Niederlande und Frankreich, ſuchte ſeine dort geſammelten Erfahrungen für ſein Vaterland nützllch zu machen und wirkte duech gediegene Schriften vortheilhaft auf den Zuſtand deſſelben ein. Im J. 1794 errichtete er ſogar ein Regiment von 600 Mann Hochſchotten für England und bald darauf ein anderes von 6000 Mann für Irland. Während des franzöſiſchen Kriegs beugte er den Verwickelungen der vaterländiſchen Finanzen vor und rettete durch zweckmäßige Maßregeln Tauſende ſeiner Landsleute vom Hungertode. Im J. 1809 ward ee Mitglied des Geheimenraths unter Peeceval und eehielt nach Auflöſung dieſes Miniſteriums (1812) eine wichtige Regierungsſtelle zu Edlnburg, wo er am 20. Decembee 1835 †. S. ſchrieb eine Menge ſtaatswirthſchaftlicher Schriften, von denen wie ſeine „Geſchichte des öffentlichen Einkommens von der früheſten Zeit bis zum Frieden von Amiens", ſeine „Gedanken über den Zuſtand unſerer Finanzen", ſeine „Rechtfertigung der britiſchen Seemacht", ſelne „Gedanken über die Seemacht des britiſchen Staats", die „Statiſtik von Schottland" (21 Bde., 1790–97), ſelnen „Code of agriculture", der 5 Auflagen erlebte und in alle Hauptſprachen Europa's überſetzt wurde, auszeichnen.

Seine Schriften über Ackerbau und Landwirthſchaft überhaupt erwarben ihm den Beinamen „Oberprieſter des Ceres". Er war auch der ſchönen Literatur nicht fremd und trug weſentlich dazu bei, daß Macphersons Entdeckung der Lieder Oſſians damals für richtig anerkannt wurde. Sein Briefwechſel mit den ausgezeichnetſten Perſonen ſeiner Zeit erſchien von ihm ſelbſt, London 1831, 2 Bde.

Sinclairtown, brit. Dorf, Schottland, Grafſch. Fife, nördlich von Kirkaldy; 1240 E.

Sind (ind. Myth.), indiſcher Heros, nebſt ſeinem Bruder Hind von den Morgenländern für die Stifter verſchiedener Reiche in Idien gehalten.

Sind (Geogr.), 1) (Indus, auch Mita-Morun oder der ſüße Fluß,) einer der größten Ströme Aſiens und der zweite Indiens. Er entſpringt in Tübet aus mehren Teichen, auf einem hohen Tafellande, nordweſtlich vom Gebirge Gangdisci oder Kailas und an der Nordſeite des Himalaya, und hat hier nicht den Namen Indus, ſondern Ikhung, geht zuerſt bei der tübetaniſchen Stadt Gertope vorbei, gelangt dann nach Leh, der Hauptſtadt von Ladak, und führt hier den Namen Sing-ke-Tſchu (d. i. Fluß Singke). Weiterhin nimmt er den vom Karakorum-Gebirge kommenden Schayuk auf und durchbricht ſüdweſtlich laufend die Gebirgsgegenden, wo die ſich einander nähernden großen Gebirge Himalaya, Tſchungling und Hindukuſch nur eine Gebirgsmaſſe zu bilden ſcheinen. Hierauf gelangt er in die ſonſt zu Afghaniſtan, jetzt aber zu dem Staate des Rund-Singh gehörende Provinz Tſchetſch und empfängt daſelbſt bei Attok den aus Afghaniſtan vom Paropamiſus kommenden Kabul, einen bedeutenden, reißenden Fluß, und tritt nun klar, tief und ruhig in das ebene Land. Bei Ottok iſt der Indus, wo er allgemein unter dem Namen S. oder Attak bekannt iſt, 780 F. breit. Von da bis zu der Aufnahme der 5 Flüſſe des Pundſchab läuft er von Norden nach Süden und iſt frei von Gefahren und Schwierigkeiten für die Schifffahrt. Auf dieſer Strecke durchfließt er ein niedriges Land und hat niedrige Ufer, daher er oft weit austritt. Eine der größten von den am Indus gelegenen Städte iſt hier Dera Ghazi Khan, welche am rechten Ufer deſſelben liegt. Bei Mittun, unweit der nördlichen Grenze von Sind, nimmt der Indus den Pundſchnud (d. i. die Fünfſtröme) auf u. hat hier eine Breite von 6000 F. Nach Burnes iſt der Name Pundſchnud bei den Eingebornen ungebräuchlich, ſie laſſen ihm vielmehr hier noch den Namen Tſchenab, den er vorher führt, ehe er die 5 Ströme des Pundſchab (Land der 5 Ströme) in ſich vereinigt hat. Dieſer Tſchenab, bei den Alten Aceſines, der größte unter den 5 Strömen des Pundſchab, entſpringt in der Landſchaft Kaſchmir an der Südſeite des Himalaya, nimmt dann den gleichfalls in Kaſchmir an der Südſeite des Himalaya entſpringenden Schelum (bei den Alten Hydaspes) oder Behul, Beduſta, auch Djylum (wie er nach Burnes bei den Eingebornen genannt wird) auf, vereinigt bald hernach den Ravi mit ſich, den kleinſten unter den Pundſchabſtrömen, der bei den Alten Hydraotes hieß u. an welchem die große Stadt Lahore liegt, und empfängt zuletzt den Gharra, der tief im Innern des Pundſchab durch die Vereinigung der zwei übrigen Flüſſe des Pundſchab ſich bildet, nämlich des Bejah oder Bias (Hyphaſis bei den Alten) und des Sutledſch oder Setledſch (bei den Alten Zadadrus oder auch Hyandrus genannt), von welchen der erſtere auf der Südſeite des Himalaya und der letztere auf der Nordſeite deſſelben entſpringt. Dieſer letztere, der Sutledſch, entſteht in den höchſten Gegenden Aſiens und fließt aus 3 Hauptarmen, dem Miſar, Terat und einem dritten, zuſammen, der aus dem heiligen See Rawana Hrad oder Lanka kommt, und den Quellen des Indus, des Ganges und des Yarou-Dzangbo-Tſiu oder nachherigen Irawaddy benachbart iſt. Der heilige See Rawanahrad, wie man vermuthet, mit dem andern nahen heiligen See, Manaſſarowar, durch einen Abfluß des letztern verbunden, liegt 14—15,000 F. hoch und wird im Norden von den Gebirgen des Kailas und im Süden von den Gebirgen des Himalaya umgeben. Nachdem dieſe 3 Hauptarme zuſammen gefloſſen ſind, heißen ſie Satadru oder Satudra, welcher den Himalaya durchbricht und hernach den Namen Sutledſch führt. Nach der Aufnahme des Tſchenab oder Punſchnud, der daſelbſt 12,400 F. breit iſt, verfolgt der Indus bis Bukkur in Sind einen ſüdweſtlichen Lauf u. wird oft durch Sandbänke getheilt. Verſchiedene ſchmale Arme trennen ſich hier von dem Hauptſtrome, und da ſie eine Tiefe von 8—15 F. behalten, ſo werden ſie von den den S. beſchiffenden Booten befahren und ſelbſt dem Hauptſtrome vorgezogen. Das Land, welches auf dieſer Strecke der S. durchfließt, iſt von der fruchtbarſten Art, vorzüglich auf dem Oſtufer, wo es durch unzählige, aus dem Indus geführte Kanäle bewäſſert wird; auf dem Weſtufer führt ein großer, ſchiffbarer Kanal, Sinde genannt, eine große Waſſermaſſe aus dem Sind nach Schikarpur, das auf dieſer Strecke die größte Stadt am S., ja die größte Stadt im Lande iſt, und nach Nuſchera u. vereinigt ſich mit dem Kanale von Larkhanu. Jenſeits deſſelben iſt auf dieſer Seite des Fluſſes der Anbau beſchränkt, da hier nomadiſche Beludſchenſtämme wohnen. Man bemerkt ſowohl in dieſem Theile des Induslaufes, als auch in andern Gegenden, daß in der unmittelbaren Nähe des Stromes keine Städte oder Ortſchaften von irgend einer Bedeutung liegen, was von der jährlichen Anſchwellung herrührt, die innerhalb ihrer Erſtreckung den Anbau und die Gewinnung einer Ernte unmöglich macht. Das Volk, welches an dieſem Theile des Indus wohnt, lebt während des Anſchwellens des Fluſſes in Häuſern, die 8—10 F. über den Boden erhöhet und vermittelſt einer Leiter zugänglich ſind. Hornvieh, Hirſche, Schweine und Rebhühner ſind in dieſen Gegenden des Indus in Menge vorhanden. Von Bukkur, einer auf einem Granitfelſen mitten im Indus gelegnen Feſtung, bis Sehwun in der Landſchaft Sind fließt der Indus mit vielen Krümmungen in

einer ſüdweſtlichen Richtung, bis er durch die Lukki=Berge unterhalb Sehwun aufgehalten wird. Etwa 5 M. unterhalb Bukkur ſendet der Indus weſtwärts einen Arm, Nara genannt, aus, der den Fluß der Brahns=Gebirge beſpült und bei Sehwun ſich wieder mit dem Fluſſe vereinigt, nachdem er vorher einen fiſchreichen See, Muntſchar genannt, gebildet und vor ſeiner Wiedervereinigung mit dem Indus ſeinen Namen Nara in Arrul verändert hat. Die an beiden Seiten des Indus auf dieſer Strecke von Bukkur bis Sehwun gelegenen Gegenden ſind wegen der niedrigen Ufer des Fluſſes der Ueberſchwemmung ausgeſetzt und reichlich bewäſſert, indem durch viele Kanäle das Waſſer der periodiſchen Anſchwellung vertheilt wird. An dieſen Kanälen liegen auch die meiſten Städte und Dörfer dieſer Landſchaften, die gut angebaut und bevölkert und ſehr frnchtbar ſind und zu den ergiebigſten Strichen Sinds gehören. Nur die unmittelbare Nachbarſchaft des Fluſſes iſt von Bewohnern entblößt, indem die Uferlandſchaft mit Tamariskengebüſchen überwachſen iſt, nnd die bewohnten Ortſchaften vorſätzlich erſt in der Entfernung von 1 bis 1½ Stunden vom Fluſſe, erbaut ſind. Bei Sehwun geben die Felſen der Lukki=Berge dem Laufe des Indus eine andere Richtnng, indem er von da bis Hydrabad, der Hauptſtadt von Sind, ſüdöſtlich fließt, mit ſehr niedrigem Ufer, beſonders an der Oſtſeite, daher das angrenzende Land häufig überſchwemmt wird, welches deshalb auch weniger angebaut iſt, als auf der Strecke des Indus von Bukkur bis Sehwun. Der Indns heißt in dieſem Theile ſeines Laufes von Sehwun bis Bukkur Lar, was in der Sprache der Beludſchen Süden bedeutet, iſt an ſeinen Ufern mit Tamarisken bedeckt und theilt ſich nicht in Arme, mit Ausnahme des Fullali, der den Indus etwa 4 M. oberhalb Hydrabad verläßt, öſtlich vor dieſer Stadt vorbei fließt nnd einen großen Theil der Umgegend mit ſeinem Waſſer befruchtet. Von Hydrabad bis Tatta läuft der Indus ſüdweſtlich und ſüdlich und hat viele Sandbänke, die es oft ſchwierig machen, das tiefe Fahrwaſſer zu entdecken u. an mehren Stellen Sandinſeln bilden, die den Strom in 2 Arme theilen. Das Land, welches der Indus auf dieſer Strecke durchfließt, iſt ungeachtet es eines der reichſten und fruchtbarſten in der Welt ſeyn könnte, faſt ohne alle Kultur, und es gibt hier nicht ein Dutzend Ortſchaften, vielmehr ſieht man nichts als Jagdgehege, worin wilde Thiere hauſen, nnd deren Inneres ein undurchdringliches Dickicht von Tamarisken, Salzgewächſen und anderm Buſchwerk bildet. Wir kommen nun zu der letzten Strecke des Indus, von Tatta bis zu ſeiner Mündung in den Theil des indiſchen Oceans, welcher das arabiſche Meer heißt. Gleich dem Nil und dem Ganges erreicht er das Meer durch viele Mündungen, die, von dem Hauptſtrom nach verſchiedenen Richtungen auslaufend, ein Delta von fruchtbarem angeſchwemmtem Boden bildet. 13 M. vom Meere entfernt und etwa 1 M. unterhalb der Stadt Tatta theilt ſich der Indus in 2 Arme. Der rechte oder weſtliche Arm heißt Buggaur, der linke oder öſtliche Sata. Von dieſen hat der letztere faſt einen ſüdlichen Lauf zum Meere, indem er der Richtung des großen Stromes folgt, während der erſtere auf einmal von der allgemeinen Richtung des Indus abweicht und mit einem weſtlichen Laufe, faſt unter rechtem Winkel, mit ſeinem Hauptſtrome das Meer erreicht. Der Sata iſt der größere von beiden und unterhalb des Theilungspunktes 3000 F. breit; er bietet auch der Hauptwaſſermaſſe den Ausgang, und obgleich er ſich wieder in zahlreiche Kanäle theilt und ſein Waſſer durch 7 Mündungen, innerhalb einer Strecke von 7½ M. in das Meer ergießt, ſo iſt doch die Schnelligkeit nnd die Gewalt des Stromes ſo groß, daß er Barren aufwirft. Von dieſen Mündungsarmen iſt der Gorah der größte. Er erhält ſein Waſſer unmittelbar vom Sata, der in der Nähe des Meeres zahlreiche kleine Arme mit Waſſer verſieht, iſt 1500 F. breit, fließt mit großer Schnelligkeit, und wird wegen einer gefährlichen Sandbank auch nicht von den kleinſten Booten vom Meere aus befahren. Näher nach dem Meer zu erhält der Gorah auch den Namen Wanyani. Der weſtliche Arm, der Buggaur, fließt in einem Strome, bis er 1 M. vom Meere ſich in 2 ſchiffbare Arme, Pitti und Pietani, theilt. Das von dieſen Armen des Indus umſchloſſene Land dehnt ſich bei der Vereinigung der Flüſſe mit dem Meere ungefähr 15 M. aus, und dies iſt im eigentlichen Sinne das wahre Delta des Indus. Jedoch bedeckt dieſer Strom mit ſeinen Waſſern einen größern Raum, als den erwähnten, und hat öſtlich von dieſen noch 2 andere Mündungen die vom Sata ausgehen, nämlich Sir und Kori; der letztere iſt die Grenzlinie, welche Kutſch (eine oſtindiſche Provinz) v. Sind trennt. Die Beherrſcher dieſes Landes haben jedoch dieſe beiden Arme in ihrem Laufe gehemmt und das Waſſer von beiden durch Kanäle zur Bewäſſerung abgeleitet, ſo daß keiner von ihnen das Meer erreicht. Wenn man dieſe verlaſſenen Arme hinzurechnet, ſo bietet der Indus dem Meere eine Strecke von faſt 26 M. dar, die man durch 11 Mündungen befahren kann. Der Sir heißt höher hinauf Gungra und noch höher hinauf Pinyari, u. verläßt den Hauptſtrom zwiſchen Hydrabad und Tatta. Der Korl oder der öſtlichſte Arm des Indus, welcher die 11 Mündungen des Indus vollzählig macht, führte einſt einen Theil des Waſſers des Fullali, der bei Hydrabad vorbeigeht, ab, ſo wie auch eines Waſſerlaufes, der den Indus bei Bukkur verläßt und während des Anſchwellens durch die Wüſte fließt; aber er iſt ſeit 1762 gegen beide verſchloſſen worden, als die Sinder, um ihren Nachbarn, den Bewohnern von Kutſch Schaden zu thun, Dämme aufwarfen. Von allen Mündungen des Indus gibt der Korl die großartigſte Vorſtelluug von einem mächtigen Strome. Seine bald nach ſeinem Anfange 1¼ M. betragende Breite nimmt weiterhin immer mehr zu, bis die Küſten von Kutſch und Sind auf der einen und andern Seite nicht mehr ſichtbar ſind. Der Kori hat keine Verbindung mit dem Sir oder mit irgend einer andern Mündung des Indus, aber es zieht von ihm ein Haff

Digitized by Google

in der Richtung auf Kutſch aus und gewährt eine ſichere Binnenſchifffahrt von Luckput bis Djuckow, einem Hafen am indiſchen Ocean, an der Mündung des Meerbuſens von Kutſch. Man kann ſich kein elenderes Land denken, als den niedrigen Landſtrich an den Mündungen des Indus. Vom Meere aus entdeckt man das Land nur in der Entfernung von 1½ Stunden; nicht ein Baum iſt zu ſehen, obgleich die Luftſpiegelung oft die verkrüppelten Büſche, welche die Küſte umſäumen, vergrößert und ihnen ein hohes und grünendes Anſehen gibt; aber dieſe Täuſchung verſchwindet bei genauerer Anſicht. Die Fluth überſchwemmt die Ufer aller Mündungen und zieht ſich zurück, um eine wüſte, traurige Einöde zu hinterlaſſen. Wird unglücklicher Weiſe ein Schiff an dieſe Küſte geworfen, ſo iſt es nach 2 Fluthen begraben, u. die größte Anſtrengung vermag kaum die Ladung zu retten. Das Delta des Indus, an deſſen Spitze Tatta liegt, nimmt 330 □M. ein und iſt, die Bevölkerung von Tatta ungerechnet, von etwa 30,000 Menſchen bewohnt, die mit Ausnahme einiger wenigen Städte in temporären Dörfern wohnen, die ſie nach Gefallen verlegen; ihre Hütten ſind aus Rohr und Matten von Reisſtroh errichtet, jede von einem Tatty oder einer Befriedigung von Raſen umgeben, um die kalten Winde und feuchten Dünſte, die in dieſem niedrigen Lande vorherrſchen und für ſchädlich gehalten werden, abzuhalten. Nicht der 4. Theil des Delta, dieſer von Natur ſo begünſtigten und fruchtbaren Fläche, iſt angebaut. Dieſer Theil liefert als Haupterzeugniß Reis; auch wird von den ausgedehnten Zuckerpflanzungen Gur, eine grobe Art Zucker, gewonnen. Die meiſten Bewohner jedoch führen ein Hirtenleben, und der größte Theil des Delta iſt mit Tamarisken und andern wilden Sträuchern bewachſen. Die Länge des Laufs des Indus wird auf 340 (mit den Krümmungen 490) M. und die Größe ſeines Flußgebietes auf 18,900 □M. angegeben. Die Länder, welche er auf ſeinem Laufe durchſtrömt, ſind: Tübet, die Lande des Sikhsfürſten Rundſchit-Singh, Afghaniſtan und Sind, und zu den vornehmſten Städten, die an demſelben oder höchſtens 1 bis 1½ Stunden davon liegen, gehören Gertope und Leh oder Ladak in Tübet; Attok, Dera Ismael Khan, Dera Ghazi Khan und Mittun im Staate des Sikhsfürſten Rundſchit-Singh und Schikarpur, Bukkur, Sukur, Mori Sehwun, Hyderabad u. Tatta in Sind. Die vornehmſten Nebenflüſſe des Indus ſind ſchon oben angeführt, u. es muß hier nur noch bemerkt werden, daß nach Aufnahme des Pundſchnud der Indus keinen bedeutenden Zufluß erhält. Was die Schiffbarkeit deſſelben betrifft, ſo kann der Indus von ſeiner Mündung bis Attok aufwärts befahren werden; auch findet eine ununterbrochene Beſchiffung vom Meere bis Lahore am Ravi Statt, welche Enefernung nach dem Laufe des Fluſſes gegen 215 M. beträgt. Der Indus wird, nach der Vereinigung mit den Pundſchab-Strömen, ſelbſt in der trocknen Jahreszeit, nie ſeichter als 15 F. und erhält ſelten eine Breite von ¼ Stunde. Es ſind wenige Ströme in der Welt, auf denen die Dampfſchifffahrt mit beſſerem Erfolge anzuwenden ſeyn möchte, als auf dem Indus, der keine Felſen u. Stromſchnellen und eine ſanfte Strömung hat. Bis jetzt traten der Benutzung des Indus als Handelsweg politiſche Hinderniſſe entgegen. Das an demſelben wohnende Volk und ihre Fürſten ſind unwiſſend u. barbariſch. Erſteres plündert den Handeltreibenden und letztere fordern zu viel Abgaben von den Kaufleuten. In den neueſten Zeiten jedoch iſt es den Briten gelungen, durch Verträge mit den Anwohnern des Indus dieſe politiſchen Hinderniſſe zu entfernen und die Schifffahrt auf demſelben zu eröffnen. Doch erſtreckt ſich dieſe Schifffahrt bis jetzt nur von den Mündungen des S. bis zu dem Einfluſſe des Pundſchnud u. den Sutledſch hinauf, ſo weit er fahrbar iſt. Dieſe ganze Stromſchifffahrt ſteht unter der alleinigen Direktion der oſtind. Kompagnie; die Uferſtaaten haben ſich auf keine Art darein zu miſchen und erhalten ihren jährlichen Antheil von den Uferzöllen, welche für jedes Schiff, von welcher Größe u. mit welchen Waaren es beladen ſeyn mag, auf 570 Rupien (etwa eben ſo viele Gulden) feſtgeſetzt ſind.

2) (Sinde, Sindhy), Land im Südweſten von Hindoſtan, an beiden Ufern des Sind oder Indus, nach dieſem Fluſſe benannt. Dieſe Benennung iſt ſehr alt, denn ſchon Arrian ſpricht von Sindomana. Im Allgemeinen wird das Land, vom Ocean aus bis zum Zuſammenfluſſe der Pendſchab-Flüſſe mit dem Indus, mit dem Namen S. bezeichnet, d. h. von ungefähr 23 bis 29° nördl. Br. u. von 67 bis 71° öſtl. L. v. Gr. Die Ufer des Indus, bis Sungur hinauf, ungefähr unter 30° nördl. Br., werden indeß zuweilen ebenfalls Sinde genannt. Dieſe letztere Zugabe abgerechnet, halt das Land ungefähr 100,000 (engliſche) □ Meilen. Gegen Süden hat es die Provinz Kutſch und den Ocean zur Grenze; gegen Oſten Radſchwarra oder das Land der Radſchputen, ſo wie auch der Daudputras; gegen Norden das Pendſchab und Kutſch Gundawa, u. gegen Weſten liegt Beludſchiſtan, von dem es durch die hohen Hola-Gebirge getrennt wird. Der Indus durchſchneidet das Land in diagonaler Richtung bis zu 25° 30′ Br. als ein ungetheilter Strom, der dann erſt Arme ausſendet. Sein Delta beginnt indeß unterhald Tatta unter 24° 16′ Br., worauf er durch 11 Mündungen, in einer Fronte von 125 engl. Meilen gegen den Ocean, ſich in das Meer ergießt. Die Anſicht von S. bietet wenig Intereſſe dar. Oeſtlich vom Indus iſt keine Anhöhe, kein Stein zu ſehen, die Hügel von Bakkar und Hyderabad ausgenommen. Es iſt flach und mit Gebüſch bedeckt, bis es ſich endlich mit der Wüſte von Sandhügeln vereinigt, die S. von Indien trennt. Weſtlich vom Fluſſe, bis nach Sihwen hinab, iſt das Land ebenfalls flach bis zum Fuße der Beludſchi-Gebirge. Von Sihwen bis zur See iſt das Land felſig u. unfruchtbar. Das Delta des Indus unterſcheidet ſich von dem anderer Flüſſe nicht; der Boden iſt gut, aber ſchlecht angebaut. Zehn Meilen von der See findet man oft ein undurchdringliches Dickicht.

Digitized by Google

Höher hinauf iſt der Boden mit ebenfalls oft dicht verſchlungenem Tamariskengeſträuche bedeckt; der Reſt iſt eine kahle Ebene von ausgedörrter Thonerde. Viele, für den Anbau ſehr geeignete Landſtriche werden nur als Weide benutzt, und viele liegen ganz vernachläſſigt. Reis wird indeß viel und weit über den Bedarf des Landes gebaut; er macht den Reichthum deſſelben aus, die Einwohner leben davon, und die Kaufleute führen ihn aus. Am häufigſten findet man ihn dem Meere zu, höher hinauf aber werden andere Getreideſorten (Weizen, Gerſte u. ſ. w.) angebaut, ſo wie auch Indigo, Zuckerrohr und Hanf. Bäume findet man in S. nur wenige. S. dankt ſeine Fruchtbarkeit einzig dem Indus und beſonders dem jährlichen und periodiſchen Austreten deſſelben; er iſt dem S., was der Nil für Aegypten iſt. Der Fluß ſchwillt im März an und im September wird ſein Waſſerſtand niedriger, eine Erſcheinung, von welcher das Schmelzen des Schnees auf dem Himalaya Urſache iſt. Das Waſſer des Fluſſes wird von den Eingeborenen in Kanälen weit weg geleitet. Die eigentliche Ueberſchwemmung erſtreckt ſich ſelten mehr als eine halbe Meile von jedem Ufer aus. Die Ufer ſelbſt ſind nur ſtellenweiſe angebaut, da der Boden ſalzig und der Produktion nicht günſtig iſt. Ohne den Indus würde S. eine eben ſo vollkommene Wüſte, als das öſtlich von ihm gelegene Land ſeyn. Inkruſtationen von Salz und Salpeter ſieht man allenthalben; der letztere wird ausgeführt. Viele Geſträuche enthalten Alkalien, die in den Manufakturen benutzt werden. Bei aller Ungunſt der Natur belaufen ſich die Einkünfte des Landes jetzt doch zuweilen auf 40 Lack Rupien. Während der Regierung, die der jetzigen Dynaſtie vorausging, ſtiegen ſie bis auf 80 Lack. Dieſe Abnahme entſprang aus politiſchen Urſachen. Der Schatz, den die Beherrſcher beſaßen, war bedeutend, doch iſt er oft bei Weitem zu hoch angegeben worden. S. kann nicht als reich im eigentlichen Sinne des Wortes angeſehen werden; es hat Aehnlichkeit mit Aegypten und Bengalen, ohne jedoch die Hülfsquellen dieſer Länder zu beſitzen. Der Anbau macht nicht viel Arbeit; nach der Ueberſchwemmung wird die Saat ausgeſtreut und die Ernte iſt gewiß. Die vegetabiliſchen und animaliſchen Erzeugniſſe von S. unterſcheiden ſich nur wenig von denen des übrigen Indiens. Viele europäiſche Gewächſe, die jetzt ſo häufig in Indien ſind, wurden in S. noch nicht eingeführt. Aepfel findet man indeß bis nach Tatta hinab. — Das Klima von S. iſt veränderlich. Im Winter iſt die Kälte ſtreng, und Eis findet ſich häufig; der Sommer bringt dagegen drükkende Hitze ohne Regen, weshalb auch der Staub unerträglich iſt. Der thonige Boden ſaugt alle Feuchtigkeit ſchnell ein, und der kleinſte Wind wirbelt Wolken feinen Staubes empor. In den Dächern der Häuſer ſind Ventilatoren angebracht, und die Thüren und Fenſter ſind ſo klein als möglich, um das Eindringen des Staubes möglichſt zu verhüten. Der bemerkenswertheſte unter den Bewohnern des Indus iſt der Sandfiſch (pulla), der vier Monate des Jahres im Fluſſe ſtreicht; er wird in keinem der Flüſſe des weſtlichen Indiens gefunden und iſt ſehr ſchmackhaft. Wildpret aller Art gibt es im Sind in Menge, doch iſt es des dichten Gebüſches wegen ſchwer zu erlegen. Die Kameele und Büffel von S. ſind von vorzüglicher Art. Das Hornvieh u. die Schafe ſind von größerem Schlage, als in Indien. Die zahlreichen Heerden dieſer Thiere weiden auf dem Landſtriche zwiſchen S. und Indien und nördlich vom Runn von Kutſch, wo ſie Waſſer in Brunnen und Teichen finden. Die Hirten dieſer Heerden führen ein nomadiſches Leben. Der angegebene Landſtrich wird häufiger beſucht, als man der Karte nach, auf der er gewöhnlich als eine Wüſte angegeben wird, vermuthen ſollte. Zwiſchen den Sandhügeln findet ſich Weide, und auch jene ſelbſt ſind nicht ganz von Gras entblößt. Die Grasarten und Kräuter, welche hier vorzüglich wachſen, ſind: der Pelu (Salvadora Persica), Kharil (Capparis), Kabul (Mimosa Arabica), und der Phoke; dann findet ſich noch der dornige Milchbuſch und die Schwalbenwurz (Asclepias gigantea). Zu Dſchark und Luckput fand Alex. Burnes foſſile Muſcheln, von denen am letztern Ort einige Exemplare 12 bis 16 engl. Pfund wogen und noch vollkommen gut erhalten waren. Sie waren in Kalkſtein eingeſchichtet. Weſtlich vom Indus werden mehre Marmorarten gefunden. Kalk ſcheint die vorherrſchende Formation zu ſeyn. Auch Sandſtein findet ſich; ungefähr 40 Meilen von Luckput ſtieß Alex. Burnes auf ein Stück im Boden, in welches Süßwaſſermuſcheln eingeſchichtet waren. In den Hala-Gebirgen gibt es viele mineraliſche Quellen. — Der innere und äußere Verkehr v. S. war großen Veränderungen ausgeſetzt. Dies Land iſt durch ſeine natürliche Lage zu einem ſehr beträchtlichen und vortheilhaften Verkehr beſtimmt, und es iſt eine ausgemachte Sache, daß unter der alten Hinduherrſchaft ein ſolcher Statt fand; aber ſeit der Khalifenherrſchaft wurde derſelbe zerſtört, die Bevölkerung untereinander geworfen, die Autorität, die dem Volke Ruhe und Vertrauen garantirte, gebrochen, und auf ihren Ruinen bildete ſich eine Ariſtokratie, die in politiſcher Hinſicht S. beinahe wieder in die Barbarei zurückwarf; eine Lage, von der es ſich bis jetzt noch nicht vollſtändig erholt hat. Ein ſolcher Zuſtand war natürlich den Handelsverhältniſſen nicht ſonderlich günſtig. Wenn wir uns nach den Zeugniſſen, die noch gegenwärtig in Aſien und Europa exiſtiren, eine Vorſtellung aus der erſten Periode der obengenannten Zeiten machen wollen, können wir wohl mit Recht annehmen, daß der Handel S.s mit Perſien und Arabien ſehr reich und ausgedehnt war, und daß Dibal, der Seehafen des Indus, die Waaren-Niederlage für Indien und Arabien war und dem Land einen Grad von Wohlhabenheit und Glanz verſchaffte, der ſpäter nie wiederkehrte. Es ſcheint, daß in der Periode, wo S. dem Fürſten von Multan, Naſir-ed-Din-Kabatſchi, unterworfen und das Land unter ſieben tributpflichtige Herrſcher vertheilt war, über welche Naſir nur eine unvollſtändige Obergewalt hatte, und während der ganzen Zeit der Unterwerfung unter die Sam-

Digitized by Google

ras große Fehler in der Regierung gemacht wurden. Obgleich wir über den Zuſtand des Handels jener Zeit keine beſtimmten Nachrichten haben, ſo läßt ſich doch entſchieden ſagen, daß er nicht ſehr blühend war; denn abgeſehen von der innern Lage S.s, muß die ganze oder theilweiſe Zerſplitterung der an S. grenzenden Hinduherrſchaften die Handelsſpekulationen ganz beſonders geſtört haben. Unter der Dynaſtie der Dſcham Samma bekam der Handel wieder ein befriedigenderes Ausſehen, und das Land verdankt es den ermuthigenden Bemühungen einiger Glieder dieſer Dynaſtie, wenn es ſich aus ſeinem kläglichen Zuſtande wieder einigermaßen herauswand. Auch die Herrſchaft der Arghun, die auf die Dſcham Samma folgten, war dem Gedeihen des Landes nicht entgegen; denn die Art, wie ſie ſich den Beſitz der Herrſchaft errungen und die Umſtände, die aus einem Wechſel der oberſten Regierungsgewalt hervorgingen, feſſelten ihre Aufmerkſamkeit mehr an die militäriſchen Angelegenheiten, als an die Politik. Alle Arten von Induſtrie fanden einen eifrigen Freund und Beſchützer an Mirza Iſa Terkhan, und dieſer Fürſt nahm vor und nach ſeiner Erhebung zur oberſten Gewalt einen ſehr thätigen Antheil an den Handelsangelegenheiten. Er ließ die Seehäfen ausbeſſern, ſtellte die Ordnung her und ſparte weder Koſten, noch Mühe, um den Transport der Waaren durch ſein Land zu ſichern und zu erleichtern. Die nachfolgende Tyrannei und Thorheit Mohammed Khans, auf welche ſelbſt kurze Zeit nachher die Vereinigung S.s mit dem Reiche zu Delhi eintrat, ſchadete dem Wohlſtande der Provinz ſehr. Unter Mohammeds Regierung war kein Unterthan in Sicherheit, der Einbruch der Truppen des Großmoguls veranlaßte einen Krieg, der, trotz ſeiner kurzen Dauer, großes Unheil ſtiftete; dann kam ein jährlicher Wechſel der Subahdars, welche die Abgaben pachteten und eine unbegrenzte Gewalt hatten. Was auch ihre Zwecke und Projekte ſeyn mochten, ſo ſtimmten ſie doch in einem Ziel vollkommen zuſammen, möglichſt viel Geld zuſammen zu raffen, was natürlich allen Gewerbsfleiß und beſonders die ſichere und vortheilhafte Anwendung der Kapitalien untergraben mußte. Unter der Herrſchaft der Kaldoras gewann der Handel bis auf einen gewiſſen Grad ſeine natürliche Wichtigkeit wieder, es wurde ein engliſches Kontor in S. errichtet, das ohne Zweifel gegenſeitige Vortheile brachte. Damals war das Land abermals von einem Fürſten beherrſcht, der im Stande war, ſeine Lage nach allen Richtungen hin zu verbeſſern, aber die Eiferſucht und die engherzigen Rückſichten einiger Glieder dieſer Familie, welche die Sicherheit der Perſonen und Güter der engliſchen Faktorei gefährdeten, wurden Veranlaſſung, daß ſie geſchloſſen wurde, und die erfreuliche Ausſicht verſchwand wieder. Das Kontor, das auf einen Augenblick wieder hergeſtellt ward, wurde für immer aufgelöſt in Folge einer bedeutenden Beleidigung, die dem Chef des Kontors zugefügt wurde. Die letzte Regierung von S. hatte kein Mittel geſpart, um dieſe Quelle ihrer Einkünfte zu zerſtören, und ſie verfolgte in dieſer Beziehung die zweckmäßigſte Politik; denn indem ſie ſich eines unverhältnißmäßigen Theils des Gewinnes der Handeltreibenden bemächtigte, lähmte ſie alle Handelsunternehmungen, ohne dafür wenigſtens der Perſon Sicherheit zu verſchaffen oder gerechte und kräftige Anordnungen zum Schutze des Eigenthums der Unterthanen zu treffen. Wenn trotz der ungeſetzlichen Plackereien u. der übrigen Nachtheile, denen der Handel ausgeſetzt war, noch einige Geſchäfte gemacht wurden, ſo hatte man dies nur den Fortſchritten zuzuſchreiben, die der Handel in ſo vielen andern Theilen Indiens gemacht hatte, wo die Einführung europäiſcher Waaren, Kapitalien und induſtrieller Hülfsmittel günſtige Erfolge hervorgebracht hatte, und vielleicht muß man den Fortbeſtand des Handels in S. größtentheils davon herleiten, daß man in den übrigen Theilen Aſiens ein gerechteres aufgeklärteres Syſtem angenommen hatte, das nicht nur den daſſelbe befolgenden Staaten unmittelbar, ſondern auch allen Ländern zu gut kommen mußte, die mit den erſtern in irgend welchen, wenn auch nur merkantiliſchen Beziehungen ſtanden. Die Hauptſeehäfen ſind *Karatſchi* (*Karadſchi*) und *Dharadſcha*; das erſtere iſt eine ſehr alte Stadt, die in den Puranas der Hindu mit dem auch jetzt noch gebräuchlichen Namen *Rambagh* bezeichnet wird. Karatſchi liegt unter 24° 5′ nördlicher B. und 70° 16′ öſtlicher L. v. Gr. an einer Rhede oder einem Hafen am Eingang einer Bai, welche durch das Kap Monze gebildet wird. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Bombai, der Küſte von Malabar und Arabien. Der Eingang des Hafens iſt ſchmal, u. zur Zeit der Ebbe ſteht das Waſſer auf dem Hafendamme nur anderthalb Fuß hoch; bei den ſtärkern Fluthen jedoch können Schiffe bis zu 400 Tonnen vom September bis Mai eine Zuflucht daſelbſt finden. In den übrigen Jahreszeiten kann man ſich der Bai nicht ohne Gefahr nähern. Urſprünglich gehörte Karatſchi einem unabhängigen Fürſten, aber die Sindier bemächtigten ſich der Stadt; die jährlichen Einkünfte betragen ungefähr einen Lack Rupien; unter einer weiſen und regelmäßigen Regierung können ſie beträchtlich geſteigert werden. Die Schiffe, deren man ſich daſelbſt am häufigſten für den Handel bedient, heißen *Dhindſchi*, ſchwerfällige Fahrzeuge von 50 bis 200 Tonnen; ſie können ſich nur während eines günſtigen Monſun auf dem Meere halten, denn bei ſtürmiſchem Wetter würden ſie Gefahr laufen, unterzuſinken. *Dharadſcha* iſt der Hafen von Tatta. Dieſe Stadt liegt ungefähr 20 Meilen über der großen Indusmündung und dadurch für den Handel ganz vortheilhaft. Erſt ſeit wenigen Jahren iſt Schahbander von Dharadſcha überholt worden, indem das erſtere manche Wechſelfälle durchmachte wegen der Unbeſtändigkeit des Fluſſes. Die Hauptausfuhrartikel von S. ſind Getreide, beſonders Reis, Leder, Haifiſchfloſſen, Salpeter, Potaſche, Aſſafötida, Seiden- und Baumwollenſtoffe, Pferde und Indigo. Eingeführt

Digitized by Google

werden Datteln, Kokosnüſſe, Eiſen, Zinn, Blei und Kupfer. Der Seehandel iſt faſt gänzlich in den Händen der Hindu's, der Kaſten *Bhatti* und *Lohanna*, welche beide alte Einwohner von S. ſind. Einige Moslems, die *Memans*, nehmen auch Theil an dieſem Handel. Der Binnenhandel wird ohne Unterſchied von Allen getrieben, und überdies hat ſich in S. eine zahlreiche Handelsgeſellſchaft (in Multan) feſtgeſetzt. Die anſehnlichen Kapitalien, über die ſie verfügt, gaben ihr große Bedeutung. Ihre Mitglieder ſind die Hauptbankiers, und ihr Einfluß auf Regierung und Volk iſt groß; der Handel von S. iſt einer bedeutenden Entwickelung fähig. Die natürlichen Vortheile dieſes Landes ſind ſehr wichtig, beſonders für den Verkehr mit europäiſchen Waaren. Eine kurze und leichte Fahrt führt zu den nördlichen Theilen Indiens und Perſiens; Klima, Sitten und Gebräuche derſelben nähern ſich den europäiſchen, und darum findet auch zwiſchen ihren Bedürfniſſen und Gewohnheiten und denen der Europäer eine größere Aehnlichkeit Statt, als zwiſchen Europa und Südindien.

Die *Bewohner* des S. beſtehen aus *Mohammedanern* u. *Hindu's*; unter den erſteren treten die *Beludſchen* gleichſam als Kriegerkaſte auf, die *Jats* (*Dſchats*) ſind die Landbauer, und unter den Einwohnern der Städte kann man annehmen, daß der fünfte Theil aus Hindu's beſteht; ſo gedrückt dieſe in religiöſer und geſelliger Beziehung auch ſind, ſo iſt doch hauptſächlich in ihren Händen der Handel und das Geld. Unter der Million Einwohner, welche hier leben, ſind 200,000 Hindu's, 500,000 Aboriginen oder Jats und 300,000 Beludſchen. Die Hindu's tragen den Bart und Turban der Muſelmänner, haben deren Gewohnheiten und Sitten, das Geſchmeidige der Juden unſerer Länder, nnd ſind ſo ſchön, aber noch ſchmutziger, als die Jats. Als Geldwechsler genießen ſie ein ſolches Vertrauen, daß ihre Anweiſungen durch ganz Indien für gültig angeſehen werden. Sie u. die Jats ſind diejenigen, auf deren Ergebenheit das britiſche Gouvernement rechnen kann. Die Jats, ein großer, kräftiger, ſchöner Menſchenſchlag, urſprünglich Hindu's, ſind die eigentlichen Ureinwohner des Landes; ihre Frauen zeichnen ſich durch Schönheit und Keuſchheit aus, was ſich von denen der Hindu's nicht ſagen läßt. Als ackerbauende Klaſſe iſt ihr Leben ein ganz friedliches; nächſt der Bebauung des Bodens iſt der Jat mit der Zucht ſeiner Büffel- und Ziegenheerden oder mit der der Kameele beſchäftigt; ihm iſt dies nützliche Thier, was dem Araber das Pferd. Mit der Schifffahrt und dem Fiſchfang ſind die *Miani* vertraut; ſie leben eben ſo viel in und auf dem Fluſſe und den Seen, als außerhalb, ja, Einige haben keine andere Wohnung, als das Boot. Ihre Weiber, ſo kräftig und muskulös als die Männer, theilen die ſchwere Arbeit der Gatten, und während der Mann am Netze ſtrickt oder ſeine Pfeife raucht, das Kind in dem ſchwebenden Netzwerk unter dem Maſte hängt, ſteuert die Frau mit dem gewaltigen Ruder das Boot. Die *Beludſchen*, die Freibeuter der Wüſte, kommen von den Gebirgen und Steppen aus Nordweſten und bilden etwa den vierten Theil der Bevölkerung. Mehre ihrer Gebräuche und Sitten gehören den moſaiſchen Geſetzen an, und ihre mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen, ſo wie ihre äußere Erſcheinung, haben ſo viel Aehnliches mit den Juden, daß man ſie für Nachkommen der verloren gegangenen Stämme angeſehen hat. So iſt beim Tode des Ehegatten der Bruder des Geſtorbenen verpflichtet, die Wittwe zu heirathen, und die Kinder ſind die Erben des Verblichenen; auch kann ſich ein Mann von ſeiner Frau nach den unter den Juden üblichen Verträgen ſcheiden. Sie betrachten ſich als die Herren des Landes und lieben nur den Kampf, den Raub und die Jagd. Wenige unter ihnen beſchäftigen ſich mit Ackerbau, aber alle mit Pferde- und Kameelzucht. Die Unwiſſenheit und Wildheit, in der ſie leben, macht es ſchwer, ſie an Gehorſam zu gewöhnen; jeder Stamm gehorcht nur ſeinem Häuptlinge, iſt aber Gefahr vorhanden, ſo eilen nach allen Richtungen Boten auf Kameelen oder zu Pferde, Alles, was Waffen tragen kann, unter die Fahnen zu rufen. Ihre Kameele ſind von ſolcher Ausdauer und Schnelligkeit, daß, nach glaubwürdiger Mittheilung, ein Kameel des Myr Naſſyr, als Lord Keane einrückte, den Weg von Hyderabad nach Sakkar, einige 50 geogr. Meilen, in 2 Tagen zurücklegte. Sein Führer wußte es durch Reis, Ghy und berauſchendes Getränk bei Kräften zu erhalten. Die Häuſer der Beludſchen ſind ſo armſelig, ſchmutzig und klein, als die der übrigen Bewohner, und nur die der Häuptlinge etwas geräumiger und mit Teppichen geſchmückt. In ihnen ſieht man die Frauen den häuslichen Sorgen obliegen, den Mann rauchen, ſchlafen, trinken oder mit den Kindern ſpielen. Die Beludſchen ſind von dunkelbrauner Geſichtsfarbe, ſchön und edel im Ausdruck, von feurigen Augen und, wenn auch nicht von großer, doch kräftiger Statur. Auf dem Kopfe tragen ſie eine bunte, aus Baumwolle und Seide gewebte Kappe, mit Gold und Silber durchwirkt; über dem Oberkörper ein offenes Hemde, und darüber eine gelbe oder rothe ſeidene Weſte, weite Pantalons nnd ſpitz zulaufende Schuhe; bewaffnet ſind ſie mit einer langen Luntenflinte, Sabel, Bogen, Schild und Köcher. Haar und Bart werden nicht geſchoren; das Haupthaar fällt entweder in Locken über die Schultern, oder iſt im Knoten auf dem Kopfe zuſammengebunden. Der Bart wird als große Zierde ſorgſam gepflegt. Alte und heilige Männer lieben es, ihn ſich roth zu färben, und die Schiiten ziehen, gleich den Nachkommen des Propheten, die grüne Farbe allen andern vor. Ihre Frauen tragen bis zur Erde herabfallende Röcke, welche ſich miederartig an den Oberkörper ſchließen, und weite Pantalons; ein Tuch iſt loſe um den Kopf geſchlagen, und das Haar fällt in Flechten herab. Sie wechſeln ſelten ihre Kleidung und ſind ſo ſchmutzig, daß man weder die Farbe ihrer Gewänder, noch die ihres Geſichts erkennen kann. Dieſe Beludſchen, als Vollſtrecker der Befehle der Amire, ſind die argen Blutſauger des armen, hartgedrückten

Landmanns, welcher mehr als die Hälfte ſeines Ertrags den Fürſten abliefern muß. Die Revennen des Landes, welche früher 90 Lack betrugen, ſind jeȥt auf einige 40 herabgeſunken, könnten aber bei guter Bewirthſchaftung auf das Dreifache gebracht werden. Die Amire ſind ſo unwiſſend, wie das Volk; ihre Zeit wird im Harem oder auf der Jagd zugebracht, und dieſe wird mit ſolcher Leidenſchaft getrieben, daß ſich dadurch das Land täglich mehr entvölkert. Um ihre Schikargahs [große Waldgehege für das Wild aus Mondhole, Babulbäumen (eine Art Mimosa arabica), Tamarinden und Tamarisken beſtehend] auszudehnen, werden die größten Gewaltthätigkeiten verübt. So ließ Myr Fatteh Aly einen der fruchtbarſten Bezirke am Indus, in der Nähe von Hyderabad, welcher eine Revenue von beinahe 2 Lack abwarf, von ſeinen Bewohnern räumen, weil es der Lieblingsaufenthalt des Hirſchebers war; und Myr Murad Aly ließ ein großes Dorf von Grnnd aus zerſtören, damit das Weiden des Rindviehs und das Krähen der Hähne das Wild in ſeines Bruders daranſtoßendem Gebiete nicht ſtöre. In der Mitte dieſer Schikargahs befindet ſich ein einzelnes Häaschen, vor welchem ein Teich gegraben iſt; dorthin wird das Wild getrieben und von den hinter Mauern ſtehenden Amirs getödtet. Als Lord Keane mit der britiſchen Armee durch das Land zog, hatten 3 Offiziere ein ſolches von trockenen Baumſtämmen eng eingeſchloſſenes Häuschen in Beſiȥ genommen, um darin zu übernachten und am andern Morgen den Jagdfreuden nachzugehen; aber, wahrſcheinlich auf Anſtiften, ſteckte man den von der Hiȥe ausgedörrten Wald an, und alle drei kamen in den Flammen um. Nach dieſen Schikargahs, von denen jeder Amir ſeine eigenen beſiȥt, ziehen ſie, umgeben von ihren Häuptlingen und einer großen Anzahl Dienerſchaft, mit Hunden und Falken, auf Kameelen oder zu Pferde, oder auf dem Fluſſe in ihren großen Staatsbarken. Auf dem Wege dahin muß das Volk für die Verpflegung des zahlreichen Troſſes ſorgen und die Bewohner der den Schikargahs zunächſt gelegenen Ortſchaften als Treiber dienen, wobei es ſich ſehr oft ereignet, daß einer dieſer Unglücklichen ſtatt des Wildes getödtet oder von dem Samdur (Hirſcheber) ums Leben gebracht wird. Sie bedienen ſich auf der Jagd langer, reich mit Geld und Juwelen ausgelegter Flinten, an denen die Schlöſſer der von den Briten geſchenkten Gewehre angemacht ſind; dieſe ſelbſt haben keinen Werth in ihren Augen. Es iſt ein Beweis großer Gunſt, wenn ein Fremder dazu eingeladen wird. In dem S. herrſcht in Ausdruck und Schrift eine von dem übrigen Indien ganz verſchiedene Sprache; aber bei der tiefen Unwiſſenheit der Fürſten u. des Volks können nur wenige Mohammedaner dieſelbe ſchreiben. Die Charaktere werden Khada-wadi genannt und finden ſich in den Briefen der Kaufleute. Im Vergleich mit den meiſten Alphabeten Hindoſtans iſt das des S. ſehr arm; es gibt nur 2 Schriftzeichen für die Selbſtlaute, welche auch nur in Anwendung kommen, wenn ſie als Anfangsbuchſtaben gebraucht werden. Daher iſt die Schriftſprache auch bloß beim Briefwechſel in Gebrauch und die wenigen dort vorhandenen Bücher in arabiſchen Charakteren geſchrieben. Die Ausſprache der Beludſchen hat ſo etwas Wildes, daß die Sindier ſagen, dieſe hätten ſie als Hirten in den Bergen von Kelat von ihren Ziegen gelernt. Es beſtehen zwei verſchiedene Dialekte, der von Lar, welcher in Hyderabad und der Umgegend gebräuchlich iſt, nnd der von Sar, deſſen man ſich im Ober-S. bedient. — Ueber die Eintheilung von S. ſ. unten: Geſchichtliches. Hauptſtadt: Hyderabad.

Geſchichtliches. Von den alten Hindudynaſtien, welche einſt hier geherrſcht, ſind nur wenige Sagen der Prieſter zu uns gekommen. Im 7. Jahrhundert ſoll Schaſch, ein Bramine, durch ſeine Schönheit das Herz der Gemahlin des regierenden Königs gewonnen haben. Als Vertrauter und Freund des Fürſten ſah ihn die Königin einſt hinter dem Vorhange im Gemach ihres Gemahls nnd wurde ſo heftig von Liebe für ihn entbrannt, daß ſie beſchloß, beim Abſterben des Königs ſich ihn zum Gatten zu wählen. Bald war ein Einverſtändniß zwiſchen den Liebenden geſchloſſen, der König ſtarb, ob vergiftet oder auf natürlichem Wege, wird nicht geſagt; genug, der liſtige Prieſter wurde der Erbe des großen nnd ſchönen Reichs. Dies erregte aber die Eiferſucht vieler Nachbarfürſten, die ihre Anſprüche geltend machen wollten, jedoch unterlagen oder auf die Seite geſchafft wurden. Schaſch ſoll 40 Jahre regiert haben; ſein älteſter Sohn Dahir folgte ihm. Unter ſeiner Regierung wurden einige reichbeladene Schiffe, welche mit koſtbaren Waaren und ſchönen Sklavinnen von Ceylon kamen und dem Khalifen von Damascus gehörten, nach dem Indus verſchlagen und von den Einwohnern beraubt. Der Khalif Abdul Mulk verlangte vergeblich Genugthuung und rüſtete ſich; aber er ſtarb während der Vorbereitungen zum Kriege und überließ ſeinem Sohne Walid die Rache. Dieſer ſandte unter dem jungen und ſchönen Bin Kaſſim, zur See und zu Lande, ein großes Heer mit allem nur erdenklichen Kriegsmaterial nach dem Indus. Siegreich drang Bin Kaſſim 711 bis Allora, der Hauptſtadt des Königs, vor. Erſt jeȥt trat ihm Dahir mit ungeheurer Macht entgegen. Vor ſeinen zahlreichen Reiterſchaaren und Elephanten ſtanden 30,000 Mann Fußvolk, den erſten Stoß des Feindes abzuhalten; er ſelbſt, ſagt die Geſchichte, ritt auf dem größten Elephanten in einem koſtbar verzierten Haudah, umgeben von 2 ſchönen Sklavinnen, welche ihm Wein und Erfriſchungen reichten, längs den Reihen ſeiner Krieger, dieſe zum Kampfe ermuthigend. Die Schlacht begann von gleichen Seiten mit gleicher Erbitterung; aber die Elephanten, durch Feuer zur Wuth getrieben, kehrten um, vernichteten Alles um ſich her und verbreiteten Furcht und Schrecken unter den Hindu's. Auch des Königs Elephant war geflohen, ein Pfeil traf Dahir tödtlich in den Hals, er athmete nur noch wenige Augenblicke und wurde, nm ſeinen Körper vor den Feinden zu bergen, auf derſelben Stelle begra-

ben. Indeß ſeine Sklavinnen verriethen das Ende ihres Herrn, man grub den Leichnam aus, heftete den Kopf als Siegestrophäe an einen Speer, und auf den Ruinen der Hindutempel wurde Allah für den Sieg gedankt. Unter dem Raube fielen dem Sieger auch zwei Töchter des Radſchah in die Hände; ihrer Schönheit wegen ſandte ſie Kaſſim ſeinem Herrn für deſſen Harem. Als dieſe vor Walid erſchienen, klagten ſie ſeinen General als einen Verräther an, indem er ſie entehrt habe. Im Siegeslauf traf Bin Kaſſim das Todesurtheil; geduldig unterwarf er ſich den fürchterlichſten Torturen und ſtarb nach 3 Tagen. Sein Leichnam wurde den Prinzeſſinnen als ein Beweis der Macht und Strenge des Khalifen gezeigt; indem ſie ihn mit zufriedenen Blicken betrachteten, geſtanden ſie, daß der Angeklagte unſchuldig ſey, daß ſie nur Rache an dem Mörder ihres Vaters hätten nehmen wollen und jetzt bereit wären, jeden Todes zu ſterben. Der Khalif ließ die Töchter des Radſchah von Pferden zerreißen und errichtete ſeinem treuen General ein prachtvolles Denkmal. Der S. blieb in den Händen der Ommiaden bis zum Einfall Mahmuds des Ghaznaviden in Indien; dann wurde das Land eine Beute der Ghuriden und Mongolen. Die Zerrüttungen am Hofe zu Delhi, die Schwäche ſeiner Fürſten und die weite Entfernung vom Sitze der Regierung machten es den hier eingeſetzten Statthaltern leicht, ſich dem Throne der Großmoguln gegenüber für unabhängig zu erklären. Seit Aurengzebs Zeiten ſehen wir einen Stamm oder eine Familie, die Kalory's oder Abaſſy's, angeblich von abaſſitiſchen Khalifen abſtammend, herrſchen, welche ſpäter dem Nadir Schah, nach ſeinem Tode dem Ahmed Schah Durani und endlich auch den Mahratten tributär wurden. Die Kalory's hatten ſich durch Grauſamkeit dem Volke verhaßt gemacht, und als ſie im Jahre 1785 einen Abgeſandten von Joudpur (Dſchaudpur), einen nahen Anverwandten der Beludſchenfamilie der Talpuris in Hyderabad, ermordeten, gelang es Myr Fatteh Aly, dem Haupte dieſer Familie, von mehren Beludſchenhäuptlingen unterſtützt, die Kalory's zu vertreiben und ſich des Landes zu bemächtigen. Nur Wenige von ihnen entkamen, welche in Joudpur und bei Timur Schah von Kabul ein Aſyl fanden und mit Jaghyrs belehnt wurden. Der noch lebende Myr Nuſſir Khan, zu jener Zeit ein Knabe von 10 Jahren, war Zeuge der furchtbaren Verwüſtungen und Zerſtörungen, mit denen damals das Land heimgeſucht wurde, von welchen es ſich noch bis zur gegenwärtigen Stunde nicht hat erholen können. Unvergeßlich, äußerte er einſt gegen einen Engländer, werde ihm der Untergang des blühenden, volkreichen Sakkars ſeyn, und im Vorgefühle ſeines Schickſals ſprach er öfters den Wunſch aus, die Geſchichte ſeiner Zeit einem weiſen Manne in die Hand zu diktiren. Myr Fatteh Aly (alte Leute wollen ihn geſehen haben ſeine Heerden weiden), anfänglich noch von den Afghanen abhängig, wußte ſich mit Hülfe der Beludſchen, von denen er mehre Stämme ins Land zog und mit Jaghyrs belehnte, auf dem Thron zu behaupten und Herr des ganzen Landes S. zu werden. Er überließ einen Theil deſſelben zweien ſeiner erſten Theilnehmer und behielt mit dem Titel eines Amirs den Reſt, drei Fünftel des Ganzen mit Hyderabad zur Hauptſtadt, unter eigener Verwaltung, in Verbindung mit ſeinen Brüdern, Myr Gholam Aly Khan, Myr Karam Aly Khan und Myr Murad Aly Khan. Es wurde feſtgeſtellt, daß immer der Aelteſte der Familie in Hyderabad reſidiren und die Herrſchaft über alle ausüben ſollte. Myr Fatteh Aly übernahm nicht nur die Zahlung des Tributs an Kabul, ſondern auch die Ausgaben der Regierung und die Erhaltung der ganzen Talpurfamilie. Bei ſeinem Tode im J. 1801 wurde Gholam Aly Khan, als der Nächſte im Alter, Häuptling der Brüderſchaft, und als er im J. 1811 †, übernahm Karam Aly und Myr Murad Aly, nach einem Streite mit den Söhnen der verſtorbenen Brüder, Myr Sobdar und Myr Mohammed, welcher mit deren Unterwerfung und Beiſtimmung endete, die Oberleitung. Karam Aly † 1828 ohne männliche Nachkommen und Myr Murad Aly, der einzige noch lebende der 4 Brüder, wußte die Oberhoheit zu behaupten. Er hatte 4 Söhne: Nur Mohammed, Myr Nuſſyr Khan, Mohammed Khan und Ahmed Khan, von denen die beiden letzten kinderlos ſtarben. Als Fatteh Aly und ſeine Brüder die Kalory's vertrieben, kam das im Norden gelegene Kheirpur unter Myr Sohrab Aly Khan, einen Theilnehmer der Inſurrektion. Myr Sohrab † 1830 in Folge eines Falles von einer Veranda und hinterließ 5 Söhne, von denen der Aelteſte, Myr Ruſtam, an die Spitze dieſes Majorats trat. Kheirpur liegt zu beiden Seiten des Indus, erſtreckt ſich nördlich bis Schikarpur und Mitan, ſüdlich bis zur Wüſte, u. gibt zwiſchen 5—6 Lack Revenuen. Myrpur, das andere v S. getrennte Territorium in direkter Linie, zwiſchen Kutſch (Katſch) u. Hyderabad, iſt der unbeträchtlichſte der 3 Theile, mit einer Revenue von kaum 5 Lack. Es wurde von Myr Fatteh Aly an 2 Brüder überlaſſen, nämlich an die Amire: Myr Fara und Myr Baga. Erſterer überlebte ſeinen Bruder und wußte die Obergewalt zu Gunſten ſeiner Söhne, Myr Aly Morad Khan und Myr Aly, zu behaupten und ſeinen Neffen Mallea Khan von der Theilnahme an der Herrſchaft auszuſchließen. Beide, ſowohl Kheirpur als Myrpur, ſtehen zu einander und zu Hyderabad durch Heirathen in verwandtſchaftlichen Beziehungen, befanden ſich aber auch zu Zeiten in feindſeliger Stellung, wobei indeß die Amire von Hyderabad ihren Einfluß und ihre Obergewalt zu behaupten wußten. Dieſe 3 Fürſtenthümer, Hyderabad, Kheirpur und Myrpur, bilden das von den Amirs beherrſchte Land, von denen eigentlich immer nur dem Aelteſten jeder dieſer Familien der Titel Amir zukommt. Bemerkenswerth iſt, daß Myr Fatteh Aly und zwei ſeiner Brüder Sunniten waren, wogegen Myr Morad durch den Einfluß des

Miniſters Isman Khan, eines Perſers, als ſtrenger Schiite erzogen wurde. Myr Morad Aly † 1834. Nach ſeinem Tode übernahmen als Triumvirat, Myr Nur Mohammed, Nuſſir Khan und Sobdar die Regierung, und nach des erſtern Tode 1839 finden wir fünf Amire in Hyderabad, von denen der Aelteſte, Myr Nuſſir Khan, als das Oberhaupt der Familie angeſehen wurde. — Es ſcheint, daß die erſte britiſche Niederlaſſung im S. 1758 Statt fand, indem das Bedürfniß nach Wollwaaren und anderen Stoffen, durch welche die vom Indus durchſtrömten Länder berühmt waren, zum Handel dahin aufforderten; auch ſchien der gute Abſatz einen günſtigen Erfolg zu verſprechen. Indeß im J. 1775 finden wir jene Verbindungen wieder abgebrochen, weil die Regierung im S. dem Handel große Schwierigkeiten in den Weg legte. Aber wiederholte Verſuche, durch den Kanal des Indus zu kommen, bewogen im J. 1779 die oſtindiſche Kompagnie, ihre Handelsverbindungen mit dem S. zu erneuern, weshalb Crow dahin abgeſendet wurde, dem es gelang, eine Faktorei in Tatta zu errichten und von der S.-Regierung die Erlaubniß zu erhalten, ſeinen Aufenthalt entweder in dieſer Stadt, oder in Kuraſchy nehmen zu dürfen. Die Amire zeigten auch jetzt großen Widerwillen gegen die Einrichtung einer Faktorei in Kuraſchy und wünſchten nur die Hafen Schahdander und Tatta als Niederlaſſungen der Briten. Crow hatte daher kaum in Kuraſchy feſten Fuß gefaßt, ſo erhielt er im Auguſt 1800, wahrſcheinlich auf Anſtiften der einheimiſchen Kaufleute, plötzlich den Befehl, ohne Verzug ſich nach Tatta zu begeben und ſeine Niederlaſſung lediglich auf dieſen Punkt zu beſchränken. Man hatte in frühern Zeiten erſt die Waaren nach Dehra-Jamka oder Anrangabonder gebracht und von dort nach Schahbander, 20 Meilen weſtlich, weiter geführt. Es muß damals ein ziemlich bedeutender Handel nach Multan und Lahore Statt gefunden haben; denn die Faktorei von Schahbander beſtand aus 12 Booten oder Dundys, jedes zu 30—40 Tonnen, und 2 Fahrzeugen für reiſende Kaufleute. Endlich am 22. Auguſt 1809 wurde ein förmlicher Traktat mit den Amiren im S. abgeſchloſſen und den 9. Nov. 1820 erneuert und dahin erweitert, daß allen übrigen europäiſchen Nationen und den Amerikanern der Handel dahin nicht geſtattet würde. Zugleich wurde feſtgeſetzt, daß den Räubereien der Khoſas und anderer Horden im Kutſch kein Vorſchub geleiſtet werden dürfe. Bekanntlich ſandte die britiſche Regierung Alexander Burnes 1831 nach dem Indus, um ſich eine Kenntniß des Landes und ganz beſonders der Schifffahrt auf dieſem Fluſſe zu verſchaffen. Seine Berichte machten es der britiſch-indiſchen Regierung immer wünſchenswerther, ſich eine freie Schifffahrt auf dem Indus zu ſichern. In Folge deſſen wurde Sir Henry Pottinger von dem Generalgouverneur Lord Bentinck zu den Amiren mit dem Auftrage abgeſendet, die Schifffahrt u. den Handel auf dem Indus auf eine ſichere Grundlage feſtzuſtellen. Es gelang Sir Henry Pottinger, mit dem Amir Morad Aly von Hyderabad und Ruſtam von Kheirpur unterm 19. Juli 1832 einen Traktat abzuſchließen, in welchem eine dauernde Freundſchaft ausgeſprochen und den Kaufleuten Indiens ungeſtörter Handel auf dem Indus zugeſichert wurde; wobei ſich jedoch die Amire vorbehielten, den Handeltreibenden Päſſe gegen einen mäßigen Zoll zu ertheilen und die Bedingung daran knüpften, daß keine bewaffneten Fahrzeuge den Indus befahren, noch Perſonen ſich im Lande niederlaſſen durften. Dieſer Traktat wurde im Jahre 1839 dahin abgeändert, daß es den Briten freiſtehen ſolle, in Tatta oder einigen andern Punkten Beſatzungen zu halten, wogegen ſich dieſe verpflichteten, den S. gegen fremde Invaſionen jeder Art zu ſchützen. Als Lord Keane gegen Afghaniſtan vordrang, ſah er ſich veranlaßt, zur Sicherung ſeines Rückens und der Schifffahrt, in Kuraſchy, Sakkar und Schikarpur Beſatzungen zu legen; es trat die Nothwendigkeit, den Indus zur Grenze des ungeheuern britiſch-oſtindiſchen Reiches zu machen, immer ſchärfer hervor. Bei allen dieſen Traktaten zeigten die Amire ſich der britiſchen Regierung mehr fügſam, als ihre Beludſchenhäuptlinge, welche ſehr richtig erkannten, daß mit der Feſtſetzung einer ſo bedeutenden Macht, wie die der Briten, ihr Einfluß und ihre Erpreſſungen ein Ende nehmen würden; daher denn auch die Beludſchen gegen den Willen der Amire bei mehren Gelegenheiten feindſelig auftraten. Seit dieſer Zeit finden wir die Furſten im S. von der britiſchen Regierung abhängig und durch einen politiſchen Agenten an ihrem Hofe geleitet und überwacht. Als die Engländer das wieder eroberte Afghaniſtan freiwillig räumten, ſuchten ſie darin einen Erſatz, daß ſie den Indus zur Grenze machen wollten. Der General Charles Napier rückte daher mit 10,000 Mann in das Gebiet der Amirs ein und verlangte, daß ſie ſich den Briten unterwerfen und in die Reihe der britiſchen Schutzſtaaten eintreten ſollten. Als ſie nicht antworteten, griff er ſie Anfang 1843 an, ſprengte ein Fort in die Luft und zwang ſo im Februar die Amirs zur Unterzeichnung des Vertrags, ruckte aber, als er heimliche Verbindungen der Amirs mit den Beludſchen wahrnahm, vor und ſchlug ſie am 17. Februar 1843 bei Dudboi entſcheidend. Die Amirs ergaben ſich und wurden kriegsgefangen nach Bombai geſchickt, ihr Gebiet aber für die oſtindiſche Kompagnie in Beſitz genommen. Vgl. Leopold von Orlich, Reiſe in Oſtindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Karl Ritter, Leipzig 1845, 2. Bände.

Sinda (a. Geogr.), 1) Stadt im nördlichen Theile Piſidiens, in der Nähe des Fluſſes Caularis; — 2) Stadt mit einem ihr nahen Hafen im aſiatiſchen Sarmatien und im Gebiete der Sindi, öſtlich von der Mündung des Bosporus Cimmerius bei Corocondama, wahrſcheinlich am See Corocondamatis; war nach Scylax eine griechiſche Kolonie; — 3) Stadt der Sindi an der Weſtküſte des Sinus magnus oder der Oſtküſte der Chersonesus Aurea in India extra Gangem zwiſchen den Mündungen des Dorias und Daonas (Ptol. VII, 2, 7).

Digitized by Google

Sindá, ſ. Sindi.

Sindae Insulae (a. Geogr.), drei von Menſchenfreſſern bewohnte Inſeln des indiſchen Oceans, ſüdweſtlich von der Chersonesus Aurea (vielleicht die Inſeln Carnicobar, Camorta und Noneovery (Ptol. VII, 2, 27).

Sindaga (a. Geogr.), Stadt im Innern Parthiens (Ptol. VI, 5, 2).

Sindagua, Gebirg, ſ. Cauca.

Sindan, aſiat. Ebene, Perſien, Provinz Farſiſtan.

Sindangan, oſtind. Bai, Philippinen, Inſel Mindanao, weſtlich vom Kap Blanco, an der Weſtküſte.

Sindankrant (pharm. Bot.), ſ. v. a. Herba Rorellae; ſ. Drosera rotundifolia *L.* unter Sonnenthau.

Sinday, hinterind. Stadt, Birma, Mranma; rechts am Irawaddy.

Sinde, Land, ſ. v. a. Sind.

Sindelbach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Landgr. Kaſtl; 200 Einw.

Sindeldorf, würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, O.-Amt Künzelsau; 450 Einw.

Sindelfingen, würtemberg. Stadt, Neckarkreis, O.-Amt Boblingen, gehört der Univerſität Tübingen, ſchöne Kirche, Realſchule, Kameralamt und gute Torfſtiche; früher war hier ein Benediktinerkloſter; 3900 Einw.

Sindelsach, Fluß, ſ. Loiſach.

Sindelsdorf, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Weilheim; Loiſachbrücke; 300 Einw.

Sindelsheim, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkreis, Amt Adelsheim; 710 Einw.

Sinderskoe, See, ſ. v. a. Sandor.

Sindgepuram, britiſch-oſtindiſche Stadt, Praſidentſch. Madras, Prov. Bahar, nördlich von Hadſypur, öſtlich am Gonduk.

Sindhu (ind. Mythol.), eine der Geſpielinnen der Ganza, ein Fluß, wie dieſe ſelbſt.

Sindi (a. Geogr.), 1) Volk des aſiatiſchen Sarmatien, an der Oſtküſte des Pontus Euxinus und am Fuße des Kaukaſus in der Landſchaft Sindice, welche auf und an der Haldinſel Taman zu ſuchen iſt, nach Strabo XI, S. 492, bis zu den Achäern reichte und ſüdlich vom Hipanis (jetzt Kuban) ſich ausbreitete. Ihnen gehörte die Haſenſtadt Sinda. Andere Städte derſelben waren: Hermonaſſa, Gorgippia und Aborace. Die S. ſtanden unter Königen, deren Reſidenz Gorgippia war. Als eine eigenthümliche Sitte des Volkes wird erwähnt, daß man auf das Grab eines Verſtorbenen ſo viel Fiſche geworfen, als er Feinde erlegt habe. Bei Mela I, 19. 14 heißen die S. Sindones; ſie werden für eine Hindukolonie gehalten. — 2) Volk an der Oſtküſte der Chersonesus Aurea in Indis extra Gangem, dem die Stadt Sinda gehörte; — 3) ſ. Laurium 3).

Sindi (n. Geogr.), 1) Land, ſ. v. a. Sind; — 2) ſ. v. a. Kutſch — 3) Schehrſor.

Sindia, ital. Dorf, Inſel Sardinien, nördl. von Cagliari; 1500 Einw.

Sindiah (Scindiah, d. i. Feldherr, Staat des Maha Radſcha), von den Briten abhängiger und ſeit 1844 ihnen gänzlich unterworfener Mahrattenſtaat in Vorderindien, bildet ein zuſammenhängendes, 1860 □M. umfaſſendes Landſtück, umſchloſſen von den Provinzen Agra, Allahabad, Bopaul, Kandeſh und Adſchmir, iſt im Oſten ſehr gebirgig (Gebirg Vindhya), übrigens flach, wird bewäſſert vom Chumbul, Betwa, Neerbudda, Ganges nebſt mehren ihrer Nebenflüſſe, liefert Getreide, Baumwolle, Indigo, Vieh, hat ſehr angenehmes Klima, wird jedoch nicht gehörig kultivirt. Die Einwohner (gegen 4 Millionen) beſtehen aus Mahratten, Dſchauts, Graſſias, Muſelmännern u. a.; die Religion iſt großentheils die mohammedaniſche, doch auch die der Hindu's. Die Einkünfte belaufen ſich auf 10 Millionen Thlr. Das Heer beſtand während der Unabhängigkeit des Staats aus 90,000 Mann im Kriege, 20,000 im Frieden, iſt jedoch ſeit 1844 gänzlich aufgelöſt und nur 10,000 Mann mit britiſchen Offizieren ſind beibehalten worden. Die Regierung iſt despotiſch. Wie alle Mahrattenſtaaten beſteht das Land aus kleinen Lehnfürſtenthümern, die ſich beſonders ſeit 1827 ziemlich unabhängig zu erhalten wußten. Die Beſitzungen des S. befinden ſich in den Provinzen Malwah (Diſtrikt Ougen, Sarangpur, Omudwara, Chanderree u. Kutſchwara), Agra (Diſtrikt Narwa, Gwalior, Gohud) und Khandeſh (Diſtrikt Hindia, Khandeſh, Meiwar, Paulnemaur, Bejaghur). Hauptſtadt: Ougen, Reſidenz: Gwalior. — Geſchichtliches. Als der 1653 von Sewadſchi gegründete Mahrattenſtaat unter deſſen Nachfolgern immer ſchwächer wurde und der Oberkönig (Ram Radſcha) deſſelben ſeinen Peiſchwa oder erſten Miniſter ganz nach Willkür ſchalten ließ, machten ſich auch andere Lehnsfürſten, nämlich der Bhoonsla, Holkar, der Guicowar von demſelben unabhängig; unter dieſen befand ſich in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. auch der Feldherr des Peiſchwa Bajarow I., Dſchyapa Sindiah, der in Ougen ein vom Peiſchwa abhängiges, wie andere Mahrattenſtaaten aus einem Konglomerat kleiner Lehnsfürſten beſtehendes Reich gründete. Schon ſein Nachfolger Mahaſchiadſchi S., in der Mitte des 18. Jahrh., wußte ſich der Botmäßigkeit des Peiſchwa mehr und mehr zu entziehen, und noch mächtiger ward deſſen Nachfolger Dowlut Row S., der ſich 1794 der Perſon und der Macht des Peiſchwa bemächtigte. Wie Dowlut Row S. von den Briten bekriegt und nach und nach, beſonders 1803, 1805, wo er die Gewalt über den Großmogul und den Peiſchwa verlor, und 1817 beſiegt und unter dem Namen eines Alliirten eingeſchränkt wurde, iſt an einem andern Orte erzählt worden, ſ. Indien (Geſch.). Sein Adoptivſohn Dſchenkadſchi Row S. folgte ihm 1826 laut Teſtament, † jedoch ſchon 1843 ohne Nachkommenſchaft, worauf ſeine 12jährige Wittwe mit Zuſtimmung der Lehnsfürſten einen 9jährigen Verwandten des Verſtorbenen, Dſchiadſchi Row S., zum Nachfolger wählten. Als die Mahratten ſich weigerten, den britiſchen Rathgeber und Vormund, den ihm die oſtindiſche Kompagnie ſetzen wollte, anzunehmen, vielmehr einen den Briten feindlichen Miniſter einſetzten, rief Lord Ellenborough den

Reſidenten ab und drohte mit Krieg, indem er die Auflöſung der Armee und die Auslieferung der Artillerie als Preis des Friedens forderte. Dieſe übermüthige Forderung reizte die Armee des S. zum Widerſtand; die Verſchanzungen zu Muharadſchpur und Punniar, obwohl tapfer vertheidigt, wurden jedoch ſchon im Dec. 1843 von den Briten erſtiegen und am 3. Jan. 1844 rückte Ellenborough in Gwalior ein, worauf der Staat nach britiſcher Weiſe organiſirt und der frühere Miniſter Ramu Saheb wieder eingeſetzt wurde. Vgl. Maharatten.

Sindian, Fürſtenthum, ſ. Schehrſor.

Sindiee, ſ. Sindi.

Sindicus Portus (a. Geogr.), Hafen im aſiat. Sarmatien, an der Küſte des cimmeriſchen Bosporus, jetzt Sundjick.

Sindidrug, vorderind. Ort, Bombai, nordweſtlich von Goa, an der Küſte.

Sindirca (Saderé), ſ. Nazoräer.

Sindi Sagor, Diſtrikt, ſ. Pundſchab.

Sindita (a. Geogr.), Stadt Klein-Armeniens am Fluſſe Melas (Ptol. V, 7, 8).

Sindocanda (a. Geogr.), Stadt in der Mitte der Weſtküſte von Taprobane, dem Volk der Sandocandä gehörig (Ptol. VII, 4, 3).

Sindomana (a. Geogr.), Stadt im Reiche des Sabus, am untern Lauf des Indus und in der Nähe der Inſel Pattalene (Diod. XVII, 102).

Sindon, feines gewebtes indiſches Zeuch, das aus Byſſus gefertigt und unſerem Muſſelin ähnlich war. In der griechiſchen Kirche diente es auf dem Altar gewiſſermaßen als Serviette.

Sindones, ſ. Sindi 1).

Sindonnäi, ſ. Sindus.

Sindor, brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſchaft Bombai, Prov. Aurengabad.

Sindorf, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Bergheim; kath. Pfarrei; 670 E.; Hauptort der Bürgermeiſterei gleichen Namens.

Sindoro, oſtind. Berg, Inſel Java.

Sindorskoe, See, ſ. v. a. Sandor.

Sindos, ſ. Sinda 2).

Sindowſche Inſeln, Inſelgruppe, ſ. Kamtſchatka.

Sindpana, vorderind. Fluß, Dekan, mündet in den Godavery, rechts.

Sindri (nord. Myth.), 1) S., Brocks Bruder, welcher einen Eber mit goldenen Borſten, den Ring Draupner und einen Hammer verfertigte, als Loke mit Brock gewettet hatte, daß S. nicht ſo Schönes machen könne, als Sifs Haar, Skidbladner und Gungners Spieß. S.'s Werke erhielten von den Richtern Odin, Thor und Freir den Preis, vorzüglich der Hammer (Mjöll), welchen Thor bekam. — 2) S., Palaſt auf dem Nidagebirge, aus Gold gebaut, in welchem nach dem Untergange der Welt gute und rechtſchaffene Leute wohnen ſollen. Nach der ältern Edda heißt der Saal auf dem Nidagebirge nicht ſelbſt S., ſondern gehört den S.'s oder dem Schlackengeſchlechte, d. h. Zwergen, den unterirdiſchen Schmieden.

Sindri (Geogr.), vorderind. Ort, Sind, nicht fern von der Mündung des Phurraun.

Sindrie, vorderind. Feſtung, Radſchput, öſtlich von Dſchunah.

Sindringen, würtemberg. Stadt, Jaxtkr., Oberamt Oehringen, am Kocher; Revierförſterei; Weinbau; 950 Einw. Gehört dem Fürſten von Hohenlohe-Bartenſtein.

Sindſchrift, ſ. Arabiſche Sprache.

Sindsjar (Sindſchar), aſiat.-türk. Stadt, nordweſtlich von Bagdad, am gleichnam. Gebirge, im gleichnam. Sandſchak.

Sindur (die Funkelnde, nord. Myth.), eine der neun Rieſenjungfrauen, welche alle zuſammen durch Odin Mutter des Heimdal wurden.

Sindus (a. Geogr.), 1) Stadt in der macedoniſchen Landſchaft Mygdonia am thermäiſchen Meerbuſen und der Mündung des Echedorus, weſtlich von Theſſalonica; die Bewohner hießen Sindonnai; — 2) ſ. v. a. Indus.

Sine (lat.), ohne.

Sineab, König der Stadt Odama, wurde nebſt den übrigen Königen der Pentapolis von Amraphel beſiegt.

Sinear (a. Geogr.), ſ. v. a. Babylon.

Sine Cerere et Baccho friget Venus (lat., ohne Ceres und Bacchus friert Venus), Sprüchwort: Von der Liebe allein kann man nicht leben.

Sine die et consule (lat., ohne Tag und Konſul), ohne Angabe des Tags und der Jahrzahl (weil die Römer die Jahre nach den in denſelben regierenden Konſuln nannten).

Sine ira et studio (lat.), ohne Zorn und Zuneigung, d. h. unparteiiſch.

Sine Keman, ein unſerer Viole d'amour ähnliches türkiſches Inſtrument, das eben ſo gebaut, nur nicht ganz ſo groß iſt, wie jenes, und ſtatt 4 nur 3 Saiten hat.

Sinekuren (v. lat. sine cura, ohne Sorge), Aemter, mit denen große Einkünfte ohne viel Arbeit verbunden ſind. Beſonders in England wird mit dergleichen Aemtern viel Unfug getrieben.

Sine loco et anno (lat., abbrev. s. l. e. g.), ohne Ort und Jahr, bei Büchern, deren Titel weder Druckort noch Druckjahr enthält.

Sinemuria (foſſ. Konchil.), nach de Chriſtol, ſ. v. a. Thalaſſides (ſ. d.).

Sine pari vena (Anat.), ſ. Unpaarige Vene.

Sinepuppen, ſ. Niederländiſche Literatur.

Sinepuxent, nordamerik. lange und ſchmale Bai, V. St., im Südoſten der Küſte von Maryland und Virginia.

Siner (nord. Myth.), eines der berühmten zwölf Aſenpferde, deren ſich die Götter bedienen, um zur Gerichtsſtätte am Urdarbrunnen zu reiten.

Sinera (a. Geogr.), Kaſtell in Kleinarmenien, unweit des Euphrat. Mithridates bewahrte hier ſeine Schätze auf.

Sines (Geogr.), 1) portug. Flecken, Prov. Alemtejo, ſüdweſtlich von Santiago-de-Cacem, in der Tiefe einer gleichnam. Bucht des atlant. Oceans; befeſtigt durch Mauern und Fort; 1950 Einw.; — 2) Stadt daſ., Eſtremadura, ſüdlich von Setuval, auf dem gleich-

Digitized by Google

nam. Vorgebirge; befeſtigt; Fiſcherei, Weinbau; 1200 Einw.

Sineſen, ſ. v. a. Chineſen.

Sineſiſche Kangam, Sorte grober und leichter Nankin von blauer Farbe, in China gefertigt; im europ. Handel kommt er nicht vor.

Sinetſchlag (Unter-S., Zinetſchlag), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Gratzen; 190 Einw.

Sinetz (ruſſ., Ichthyol.), auch Sintepa, Singha, ſ. v. a. Zope, Cyprinus ballerus *L.*

Sineu, ſpan. Flecken, Inſel Mallorca (Majorka); 4000 Einw.; einſt Reſidenz.

Sineus, Fürſt der Waräger (ſ. d.).

Sinfax (d. i. Glanzhaar, nord. Myth.), das Roß des Dagur (Tag), mit welchem er täglich um die Erde fährt; der Schein ſeiner Mähne (daher ſein Name) erleuchtet die Erde.

Sinfiötli (nord. Myth.), Sigmunds und Signy's Sohn, von Vater und Mutter Volſungs Enkel, daher der grimmigſte der Volſungen, ertrug, noch nicht 10 Jahre alt, daß ihm die Mutter den Rock an die Arme durch Haut und Fleiſch nähete, ohne zu zucken, und als ſie den Rock wieder abriß und fragte, ob es ſchmerze, antwortete er: gering müſſen ſolche Wunden den Volſungen dünken. Um Sigmund an der Vaterrache an Siggeir beizuſtehen, von Signy zu ihm in den Wald geſchickt, beſtand er Sigmunds Probe, indem er, ohne ſich vor dem Lebenden (dem giftigen Lindwurm) im Mehlbeutel zu ſcheuen, das Mehl zu Teige knetete. Im Walde lebte S. mit Sigmund vom Raube, und Beide hatten das Unglück, einſtmals in von Königsſöhnen abgelegte bezauberte Wolfsbälge zu fahren und eine Zeit lang als Wehrwölfe zu leben. Als S. einſt, zu tollkühn gegen Sigmunds Gebot, zu viel (11) Männer allein angriff und tödtete, biß dieſer ergrimmt ihn in die Gurgel, heilte ihn aber wieder durch ein Kraut, welches ein Rabe (vermuthlich Odins) fallen ließ. Als ſie zur beſtimmten Zeit wieder aus den Wolfsbälgen gefahren und S. erwachſen war, führten ſie die Rache an Siggeir aus, wobei S. auch deſſen Söhne, ſeine Halbbrüder, tödtete. Mit Helgi, dem Hundingtödter, ſeinem Bruder, machte er die Heerfahrt gegen Hoddbrod mit. Hroar, den Bruder Borghilds, der Gattin Sigmunds, erſchlug er, da er ſich mit ihm um dieſelbe Frau bewarb. Borghild gebot ihm, ſich zu entfernen. Sigmund aber zwang ſie, Geldbuße anzunehmen. Doch bei Hroars Todtengelag reichte ſie S. ein Horn voll Gift, S. erkannte es und ſagte es Sigmund. Dieſer Giftfeſte trank es für S. aus. So geſchah es auch das zweite Mal. Aber beim dritten Mal ſagte der bereits berauſchte Sigmund: laß es durch den Bart ſeihen. Der von ſeiner Stiefmutter unter Scheltworten zum Trinken genöthigte S. leerte das Horn und ſank todt nieder. Von S. handelt ein eigenes proſaiſches Stück in der Lieder-Edda: Fra Daude Sinfiötla ethr Sinfiötlalok, vom Tode S.'s oder S.'s Ende, und außerdem die Lieder von Helgi, dem Hundingstödter, und die Volſunga-Saga.

Sinfonia (lat. und ital.), ſ. v. a. Sinfonie (ſ. d.).

Sinfonie (Symphonie, franz. Simphonie, ital. u. lat. Sinfonia), eine für das Orcheſter beſtimmte Kompoſition in Sonatenform, aber — mit Rückſicht auf die großen Kräfte des Orcheſters — gewöhnlich in weiter, reicher und großartiger Ausführung, meiſtens Einleitung, Allegro, Andante, Scherzo und Finale enthaltend, und alle dieſe Sätze in größerer Fülle der Ausführung und großartigern Zügen, als gewöhnlich die Sonate. Das Wort S., das aus dem Griechiſchen entlehnt iſt und deutſch eigentlich Zuſammenklang heißt, hat zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Bildungsſtufen auch verſchiedene Bedeutung gehabt. Die alten Griechen verſtanden darunter weiter nichts, als was wir Konſonanz der Töne nennen, namentlich wurden die Hauptkonſonanzen der Töne, der Uniſonus und die Oktave, denen man noch die Quarte und Quinte zugeſellte, mit dieſem Namen belegt. Nach Servius Anmerkungen zur Aeneide nannten ſie auch ein Inſtrument Symphonia, das zur Begleitung und Unterſtützung des Geſanges entweder uniſon, oder in der Oktave diente. Im Allgemeinen verſtand man unter dieſem Worte auch jede Melodie, was ſich leicht erklären läßt, da jede Melodie nur uniſon oder in der Oktave jugendlicher und weiblicher Stimmen geſungen wurde. Hieraus erhellt auch, warum Cicero alle Sänger Symphoniaci nannte und unter ſymphoniereichen Sängern diejenigen verſtanden wurden, welche ihre uniſonen Melodien am reinſten und volltönendſten abſangen. Am berühmteſten in dieſer Beziehung waren in jener Zeit die Sängerinnen aus Gades (Cadix); ſie galten als die ſymphoniereichſten. Gleichbedeutend mit Konſonanz wurde das Wort S. noch im 10. Jahrhundert von Hucbald gebraucht; Guido von Arezzo nannte noch die Melodie mit dieſem Namen; ja, Hermann Finck verſteht noch unter Symphonizare weiter nichts, als das Mitſingen einer Tonweiſe in der Oktave. Bis in das 16. Jahrhundert erhielt ſich dieſer uralte, einfache Begriff, obgleich die neue mehrſtimmige Muſik des Abendlandes längſt ins Leben getreten war und große Veränderung in der ganzen Tonkunſt hervorgerufen hatte. Dieſe Veränderung übte endlich, obwohl erſt nach längerer Zeit, auch ihren Einfluß auf den Ausdruck S. in der Weiſe aus, daß man ſich von dem alten, gewohnten Begriff loswand und nun zunächſt die neue Harmonie, den ſogenannten Kontrapunkt, die Lehre des mehrſtimmigen Satzes, damit bezeichnete. Unter dem Ausdruck Symphoniurgie, deſſen ſich Doni, Athanaſius Kircher u. Andere bedienten, verſtand man nach den beſtimmteſten Erklärungen dieſer Männer nur die Lehre des vollſtimmigen Satzes oder der neuen Harmonie. Die meiſten Kompoſitionen damaliger Zeit waren für Geſang, und die zuweilen dazu geſetzten muſik. Inſtrumente hatten die Singſtimmen im Uniſono zu unterſtützen und dadurch den Geſang zu verſtärken. Solche Geſangkompoſitionen wurden ebenfalls S.n genannt und ſind deren noch aus dem 16. und 17. Jahrhundert von Joh. Gabrieli, Heinrich Schütz (Sagittarius gen.) vorhanden, die mit Cornetti und Tromboni, auch mit Violinen beſetzt ſind,

welche auch zwiſchen den Geſangſtellen ſich zuweilen horen ließen. Mit der allmähligen Hebung des Inſtrumentenſpiels fing man, obgleich die beſten Komponiſten noch immer meiſt für Geſang ſchrieben, nun bereits an, berühmte Geſangkompoſitionen auch für Inſtrumentalmuſik zu arrangiren, welche Arrangements man wie jene auch S.n oder Harmonien nannte, wozu Kircher auch die Orgelpräludien, Toccaten, Ricerkaten und Sonaten des Klavicymbels rechnete. Selbſt die den Geſangkompoſitionen eingemiſchten Ritornelle der Inſtrumente wurden mit dieſem Namen belegt. Auf die Länge der Muſikſtücke oder die Zahl der dabei thätigen Inſtrumente kam gar nichts an. So gab z. B. Georg Weber 1649 bei J. Andr. Buch in Danzig 7 Oktavbände „wohlriechender Lebensfrüchte eines recht Gott ergebenen Herzens u. ſ. w. mit ganz ſchlechten Melodien bequemet u. ſ. w. mit etlich beigefügten Sinfonien zu 2 Violinen und dem Basso continuo“ heraus; es ſind ganz kurze, höchſt einfache Stückchen in ein Paar Zeilen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden vorzugsweiſe Inſtrumentalſätze S.n genannt, ohne daß jedoch mit dieſem Ausdruck ein beſtimmter Begriff verbunden geweſen wäre, vielmehr erhielt jede Intrade, jedes Ritornell der Inſtrumente mit Ausnahme der Koncerte dieſen Namen. So erſchienen 1733 zu London von Porpora 6 Sinfonie di Camera, welche weiter nichts als Trio's für Streichinſtrumente waren, und die erſten 1768 in Paris herausgekommenen Quartette für Streichinſtrumente mit obligatem Violoncell von Luigi Boccherini hießen ebenfalls 6 Sinfonien. Nach und nach verſuchten es manche, namentlich deutſche Tonſetzer, ſolche Inſtrumentalſätze für größeres Orcheſter zu ſchreiben, und obgleich mehre Kritiker ſich nicht ſehr damit befreunden wollten, nahm die Liebhaberei dafür zu Anfange des 18. Jahrhunderts bedeutend zu. Aus folgenden Worten Mattheſens in ſeinem „kritiſchen Muſikus“ erſieht man die Anſicht dieſes Mannes über dieſe Orcheſterwerke. Er ſagt nämlich darin: „Ich bin nicht für lange S.n, ungeachtet verſchiedene gute Komponiſten, weil ihnen in der Inſtrumentalmuſik etwas Sonderliches beiwohnet, in lange S.n oder Sonaten dermaßen verliebt zu ſeyn ſcheinen, daß ſie ihr Exordium bald größer machen, als den ganzen Sermon. Eine S. von 24 Takten iſt allemal lang genug zu einer ſolchen Muſik, die an ihr ſelbſt nicht kurz ſeyn kann“. Hieraus geht hervor, daß Mattheſen unter S. eine Einleitungsmuſik verſteht, die ſpäter mit dem Namen Ouverture belegt wurde und von den Italienern, die dieſes letztere Wort eigentlich gar nicht haben, heut zu Tage noch S. genannt wird. Ueberhaupt geſtaltete ſich der Begriff S. dahin um, daß man nicht mehr wie früher Geſangkompoſitionen, ſondern vielmehr Einleitungsſätze für Inſtrumentalmuſik darunter verſtand. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. kam der Ausdruck S. auch noch in einer zweiten Bedeutung vor, und man bezeichnete damit ein ſelbſtſtändiges Tonſtück, das zur Eröffnung der Kammermuſik angewandt und auch Kammerſinfonie genannt wurde. So ſagt Koch in ſeinem Lehrbuch der Kompoſition im 3. Theil, S. 301: „Die S., ein vielſtimmiges Inſtrumentalſtück, bei deſſen Ausführung die 4 Hauptſtimmen, nämlich die erſte und zweite Violine, Viole und Baß ſtark beſetzt werden, wird ſowohl zur Einleitung des Drama und der Kantate, als auch zur Eröffnung der Kammer- oder Koncertmuſik gebraucht. Im erſten Falle beſteht ſie oft nur aus einem einzigen Allegro, im letzteren Falle enthält ſie jedoch gewöhnlich drei Sätze von verſchiedenem Charakter. Dem erſten Allegro iſt mehrentheils der Charakter der Pracht und des Erhabenen, dem Andante der Charakter des Angenehmen und dem letzten Allegro der Charakter der Fröhlichkeit eigen“. Und Sulzer ſagt in ſeiner allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte: „Die S. iſt zu dem Ausdrucke des Großen, des Feierlichen und Erhabenen vorzüglich geſchickt. Ihr Endzweck iſt, den Zuhörer zu einer wichtigen Muſik vorzubereiten, oder in einem Kammerkoncert alle Pracht der Inſtrumentalmuſik aufzubieten. Soll ſie dieſem Endzweck vollkommen Genüge leiſten und ein mit der Oper oder Kirchenmuſik, der ſie vorher geht, verbundener Theil ſeyn, ſo muß ſie neben dem Ausdruck des Großen und Feierlichen noch einen Charakter haben, der den Zuhörer in die Gemüthsſtimmung ſetzt, die das folgende Stück im Ganzen verlangt und ſich durch die Schreibart, die ſich für die Kirche oder das Theater ſchickt, unterſcheiden. Die Kammer-S., die ein für ſich beſtehendes Ganzes, das auf keine folgende Muſik abzielet, ausmacht, erreicht ihren Endzweck nur durch eine volltönige glänzende und feurige Schreibart. Die Allegro's der beſten Kammer-S.n enthalten große u. kühne Gedanken, kräftige Baßmelodien u. Uniſoni, koncertirende Mittelſtimmen, freie Nachahmungen, oft ein Thema, das nach Fugenart behandelt wird, plötzliche Uebergänge und Ausſchweifungen von einem Ton zum andern, die deſto ſtärker frappiren, je ſchwächer oft die Verbindung iſt, ſtarke Schattirungen des Forte und Piano und fürnehmlich des Creſcendo, das, wenn es zugleich bei einer aufſteigenden und an Ausdruck zunehmenden Melodie angebracht wird, von der größten Wirkung iſt“. Ferner: „Die Opern-S.n nehmen mehr oder weniger von der Eigenſchaft der Kammer-S.n an, nachdem es ſich zu dem Charakter der vorzuſtellenden Oper ſchickt. Doch ſcheint es, daß ſie weniger Ausſchweifung vertragen, auch nicht ſo ſehr ausgearbeitet ſeyn dürfen, weil der Zuhörer mehr auf das, was folgen ſoll, als auf die S. ſelbſt aufmerkſam iſt“. Ganz eigenthümlich iſt auch die Anſicht, die Sulzer vor dieſer angezogenen Stelle ausſpricht, daß nämlich die S., da ſie kein Uebungsſtück wie die Sonate ſey, ſondern gleich vom Blatte getroffen werden müſſe, keine Schwierigkeiten enthalten dürfe, die nicht von Vielen gleich getroffen u. deutlich vorgetragen werden können. — Schon ſeit 1700 gab es manche, vorzüglich deutſche Komponiſten, die ſich wenig an die einengenden Gedanken der Theoretiker gehalten hatten, wenn auch nicht behauptet werden kann, daß ſie eine eigenthümliche höhere Gattung der Inſtrumentalmuſik in der S. erfaßt hätten.

Dies blieb Joſ. Haydn vorbehalten, welcher das Alte, Schwankende und Hergebrachte gänzlich verdrängte, Geiſt und Leben in eine bisher lockere Muſikart gebracht und eine völlig neue Bahn gebrochen hatte, die einer eigenthümlichen Weſenheit das Siegel einer höhern Vollkommenheit aufdrückte. Er iſt als der Schöpfer derjenigen Inſtrumental-Muſikgattung anzuſehen, die wir vorzugsweiſe S. nennen, zum Unterſchied aber von jeder andern ſo genannten Art große S. heißen ſollte. Zwar verſuchten es die Franzoſen, den Deutſchen dieſe Ehre zu rauben oder doch mindeſtens zu ſchmälern, indem ſie ihren Goſſec (der übrigens nicht einmal ein Franzoſe, ſondern Niederländer war) für den Erfinder dieſer Art Muſik ausgaben. Mit welchem Rechte, geht ſchon daraus hervor, daß Goſſec ſeine erſte S. aus C dur für das Concert des amateurs zwiſchen den Jahren 1765 — 1770 ſchrieb, Haydn aber ſeine erſte S. aus D dur als Muſikdirektor des Grafen Morzin ſchon 1759 aufführen ließ und dadurch den Fürſten Nik. Eſterhazy ſo entzückte, daß Haydn ſchon am 19. März 1760 zum fürſtl. Kapellmeiſter ernannt wurde. Auch die Italiener ſchreiben ſich die Ehre der Erfindung zu u. nennen zum Beweis Palludini und Sammartini; doch iſt das, was von dieſen Männern für's Orcheſter geſchrieben wurde, ſchon lange vor Haydns Zeit von deutſchen Männern viel beſſer komponirt worden. Die S., d. h. die große S., iſt alſo ein Eigenthum der Deutſchen, das uns, wie ſo vieles Andere, Niemand nehmen wird, ſo lange nicht der Schein die Macht gewinnt, über Recht und Wahrheit zu ſiegen. Unſere 3 Heroen in dieſer deutſch gebildeten Muſikart ſtehen zu feſt, als daß nicht jedes Anprallen an dieſe Felſen ſich ſelbſt den Untergang bereiten ſollte. Dazu haben wir Männer, die dieſes hohe Kunſtgebiet nicht veröden laſſen, während andere Völker faſt gar keinen aufzuweiſen haben, der in ſelbſtſtändiger Kraft irgend einem der ausgezeichnetſten Fortbildner mit gutem Fug an die Seite geſetzt werden könnte. Gehen wir nun weiter zu den Anforderungen, die man an eine große S. macht, ſo finden wir, daß ſie das Höchſte der Inſtrumentalmuſik darſtellen, Alles, was zur Muſik gehört, als Melodie, Rhythmus, Harmonie, Charakter, Abgeſchloſſenheit eines ſelbſtſtändigen Ganzen; klare, wohlgeformte und ſchön, oder doch magiſch ſeltſam anregende Geſtalt und Bewegung derſelben enthalten, u. mit der Einheit des Entſtehungpunktes zugleich die größte Mannichfaltigkeit, ohne welche die Maſſe des ſchönen Eindrucks ſich berauben müßte, verbinden muß. Sie bedient ſich daher des ganzen Orcheſters mit allen ſeinen Inſtrumenten und hat die Vermiſchung derſelben völlig frei in ihrer Gewalt. In ſofern ſich in der S. ein Spiel vielfacher Charaktere, um einen Hauptcharakter u. eine Hauptlebensanſicht in gar mannichfachen Situationen ſich drehend, zu einem einzigen beſtimmten Zwecke ergibt, wird ſie ganz treffend auch die Oper der Inſtrumente genannt. Jedes derſelben muß darin als beſonderes Individuum ſeiner eigenthümlichen Art nach erfaßt, jedem ſein ſelbſteigenes Klingen und Singen gelaſſen werden. Doch dürfen bei der charakteriſtiſchen, möglichſt individuellen Bewegung ſolcher Maſſen die Abzeichen des Einzelnen nicht in verſchwimmenden Feinheiten, ſondern in geſunden Naturzügen hervortreten. Die Zeichnung muß in tüchtigen, derben Strichen angelegt und gehalten werden, wie eine Theatermalerei. Jene kleinen Ausſchmückungen, die für Zimmergemälde am rechten Orte ſind, jene kleinen zierlichen Figuren, die im Miniaturgemälde überaus angenehm anſprechen, ſind bei der Sonate, im Quartett, nicht aber bei der S. anwendbar, in welcher Alles großartiger gehalten ſeyn muß, als wirke es von der Bühne herab auf die Hörer, die nicht minder ſchaubegierig ſind und das nicht Ferntreffende ungeſchätzt, ja, unbemerkt laſſen. So paſſend der Vergleich mit der Oper iſt, ſo hält Finck es doch für angemeſſener und genauer, die große S. mit einer dramatiſirt gehaltenen Gefühls-Novelle zu vergleichen. Demnach wäre ſie eine in ihrem pſychologiſchen Zuſammenhange entwickelte, in Tönen dann erzählte und dramatiſch durchgeführte Geſchichte irgend eines Gefühlszuſtandes eines Maſſe-Vereins, der, von irgend einem Hauptmomente angeregt, ſeine weſentliche Empfindung in jeder Art Volksrepräſentation durch jedes ins Ganze hineingezogene und hineinverwebte Inſtrument individuell ausſpricht. Die S. ergänzt, ſo zu ſagen, ihrer eigentlichen Natur nach, den Grundtypus des Menſchenweſens und ſchließt eine innere Welt auf, wie keine andere Kunſtform ſie ſo ganz in ihrer Vollgeſtalt und Totalität aufzuſchließen im Stande iſt; aber auch nur eine **innere** Welt, und wenn daher einige Komponiſten ſchon ſogenannte S. en programme zu ſchreiben verſuchten, d. h. S.n, welche ganze Hiſtorien und äußere Zuſtände, und oft ſogar recht verwickelte, ausdrücken, darſtellen und ſchildern ſollten, ſo waren dies offenbar arge Mißgriffe. Solche S.n à programme ſchrieben Dittersdorf u. Roſetti, jener z. B. die „vier Zeitalter", „Sturz des Phaezon" u. ſ. w., der andere „Telemach". Unter Sinfonia concertata oder koncertirender S. verſteht man eine S. mit verſchiedenen obligaten Stimmen, die ſich nicht bloß mit einzeln hin und wieder eingeſtreuten Sätzen, ſondern durchgängig koncertirend und bald wechſelsweiſe, bald vereinigt mit ganzen Perioden solo hören laſſen. Ueber S. eroica u. S. pastorale vergl. **Heroiſch** und **Paſtorale**.

Sinfoniſch, ſ. **Sinfonie**, urſprünglich gleichbedeutend mit konſonirend.

Sin-Fung, aſiat. Stadt, China, Prov. Kiang-Si, ſüdweſtlich von Kantſcheu.

Sing, **Johann Kaspar**, Maler, 1651 zu Braunau geboren, war erſt Goldſchmied, wie ſein Vater, widmete ſich dann der Malerei, ward Mitglied der Malerzunft in München und zuletzt kurfürſtlich bayeriſcher Hofmaler, als welcher er 1729 †. S. hat viele Kirchenbilder hinterlaſſen, da faſt jedes Kloſter oder Domkapitel bei ihm Beſtellungen machte. Er galt für einen ausgezeichneten Maler ſeiner Zeit, der in Kompoſition und Färbung gleiche Kraft entwickelte. In der St. Georgenkirche zu Amberg, in der Pfarrkirche u. im Dome zu Eichſtädt

Digitized by Google

in der Abteikirche zu Kempten u. zu Schuſſenried, in St. Martin zu Landshut, bei St. Veit u. bei den Kapuzinern zu Straubing, in der Stifts- und Jeſuitenkirche zu Alten-Oetting, im Dome zu Paſſau, in der Karmeliterkirche zu Regensburg, in der Kirche zu Stauffen und im Aigel, in den Kirchen zu Rothalmünſter, zu Landau, zu Ranshofen, bei St. Salvator in Augsburg u. ſ. w., ſind zahlreiche Altarbilder von ihm. Das in der Abteikirche zu Schuſſenried ſoll zu den ſchönſten des Meiſters gehören. In der Gallerie zu Schleißheim ſieht man Sophonisbe, wie ſie den Giftbecher empfängt, und den Evangeliſten Johannes, halbe Figuren in Lebensgröße.

Singa (a. Geogr.), Stadt der ſyriſchen Provinz Commagene, nördlich von Doliche am Fluſſe Singas (jetzt Sensja), der aus dem Gebirge von Pieria nordweſtlich herabfließt und ſüdlich von Samoſata in den Euphrat fällt (Ptol. V, 15, 10).

Singä (a. Geogr.), Volk in India intra Gangem (Plin. VI, 20, 23).

Singäi (a. Geogr.), Volk an der Grenze von Macedonien und Thracien (Thuc. V, 18).

Singakademie, ſ. Singſchulen.

Singaleſen (Cingaleſen), die Bewohner der Inſel Ceylon, ſ. d., S. 1009.

Singames (a. Geogr.), ſchiffbarer Fluß in Kolchis, in den Pontus Euxinus mündend, jetzt Oſingiri.

Singan, aſiat. Hauptſtadt der gleichn. Provinz, China, Schenſi, am Hoeiho, ſtark befeſtigt, mit Schloß. Die Einwohnrr verfertigen gute Schminke.

Singana (Bot.), nach Aublet, Gattung der Tetradynamae Coilocarpicae *Rchb.* Einzige Art: S. guyanensis *Aubl.* Baum in Guyana.

Singanan, oſtind. Stadt, Radſchaſtan, Adſchmir.

Singa-Poon (Säugeth.), auf Sumatra, ſ. v. a. Geſpenſtthier, Tarsius Spectrum *Geoffr.*

Singapparat (Zool.), 1) der Vögel, ſ. Ornithologie und Paſſeres; — 2) der Inſekten, eine Eigenthümlichkeit der Männchen unter den Lokuſtinen, Gryllodren und Stridulantien, beſteht aus dem Spiegel, einer kreisförmigen, zellenleeren Trommelhaut auf dem Grunde der Oberflügel, und einem am rrſten Hinterleibsſegmente befindlichen Kanale, worin zwei Häutchen ausgeſpannt ſind. Durch das Reiben der Flügel und das enrrgiſche Ausſtrömen der Luft aus dieſem Kanale entſtehen die lauten, ſchrillenden Locktöne, das ſogenannte Singen dieſer Thiere.

Singapur (Singapore, Sincapore), wichtige Handelsſtadt und Freihafen in der im Jahre 1819 von den Engländern gegründeten Niederlaſſung auf der gleichnam. Inſel in Hinterindien. Dieſe liegt am Südoſtende der malayiſchen Halbinſel (Malakka), nahe am engſten Theil der Straße, welche das chineſiſche Meer mit der Bai von Bengalen verbindet. Gleichweit entfernt von Kalkutta und Kanton, den wichtigſten Handelsſtädten in Oſt- u. Weſtaſien, kann man von hier mit großrr Leichtigkeit nach beiden Orten reiſen, und abgeſehen von dem bedeutenden Handel der Europäer, ſtrömen die eingeborenen Handelsleute aus allen Theilen des Orients, gelockt durch die vollſtändige Zollfreiheit (indem weder Hafen-, noch Ein- u. Ausfuhrabgaben beſtehen), herbei und tauſchen hier die Manufakturen Hindoſtans gegen die reichen Erzeugniſſe des indiſchen Archipels aus. Drr Hafen iſt ſtets von Schiffen aller Nationen beſucht, und die Flaggen von England, Holland, Frankreich und Nordamerika miſchen ſich mit den Wimpeln der chineſiſchen Dſchonken und den muntern Farben der einheimiſchen Praus. Seltſamerweiſe wurde dieſe blühende Niederlaſſung, welche jetzt für mehre hunderttauſend Pfund engliſche Waaren einführt, ohne Zuſtimmung, ja, mit der entſchiedenen Mißbilligung der engliſchen Regierung gegründet. Als Java u. die davon abhängigen Inſeln nach dem Frieden von 1814 ihren früheren Beſitzern, den Holländern, zurückgegeben wurden, ſuchten dieſe alsbald den engliſchen Handel im Archipel zu beſchränken; die Gelegenheit dazu verſchaffte ihnen die Lage ihrer Niedrrlaſſungen, da ſir an der Straße von Malakka und Sonda alle weſtlichen Eingänge nach dem chineſiſchen und japaniſchen Meere beherrſchten. Ohne wirkſame Gegenmaßregeln wäre es um die Einfuhr engliſcher Manufakturwaaren in den Inſeln des indiſchen Archipels geſchehen geweſen; Sir Stamford Raffles, damals Gouverneur von Bencoelrn, ſtellte die Sache dem Generalgouverneur vor und erhielt Erlaubniß, in der Nähe des Südoſteingangs der Straße von Malakka eine Niederlaſſung zu gründen. Im J. 1819 begab rr ſich dahin und wählte S., damals nur rin kleines Fiſcherdorf, als die beſte Stelle für die künftige Stadt aus; die Holländer machten deshalb bei der engliſchen Regierung ſo kräftige Vorſtellungen, daß dieſe letztere alle Verantwortlichkeit auf Sir Stamford Raffles warf, u. erſt drei Jahre ſpäter, als der Handelsverkehr bereits mehre Millionen ſpaniſche Thaler betrug, die Niederlaſſung anerkannte. Die Inſel S., an deren Südſeite die Stadt liegt, hat etwa 60 (engl.) Meilen im Umfang, und eine enge, früher häufig von europäiſchen Schiffen befahrene gleichnam. Straße trennt ſie von der malayiſchen Halbinſel; ſeit vielen Jahren jedoch waren keine großen Kauffahrer mehr hindurchgegangen. Der Boden, auf dem die Stadt ſteht, iſt ſehr niedrig u. um wenige Fuß über der Fluthmark, aber die Oberfläche der Inſel iſt im Allgemeinen ſanft undulirend und mit dichten Wäldern bedeckt; der einzige Berg von Bedeutung iſt der Bukit Tima (Zinnberg), eine abgeſonderte dürre Höhe an der Nordküſte, ungefähr 1500 F. hoch. Die eigentliche Handelsſtadt liegt an der Oſtſeite der Flußmündung, und der Theil zunächſt an der See iſt von europäiſchen Kaufleuten bewohnt. Die Hauptſtraßen laufen in rechten Winkeln mit dem Fluß und ſind mit Ausnahme des Handelsplatzes ausſchließlich von Chineſen, Klings und andern Eingeborenen bewohnt, die faſt durchgehends Kaufleute oder Krämer ſind. Viele neu errichtete Häuſer europäiſcher Kaufleute ſind ſehr ſchön und ſtehen

Digitized by Google

keinem europäiſchen Land in Oſtindien nach. Auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes läuft ein ebener Weg längs dem Ufer des Hafens nach Campong-Glam, einem Dorfe, anderthalb Meilen von S., das von etwa 4000 Chineſen, Bugis und Malayen bewohnt iſt. Von hier führt der Weg eine kurze Strecke ins Land hinein und wendet ſich dann wieder nach der Stadt; an dieſem Wege mit der Fronte gegen die See ſtehen die Villas der vornehmſten europäiſchen Kaufleute, von denen nur wenige in der Stadt wohnen. Der kreisförmige Weg bildet die Abendſpazierfahrt der Einwohner, iſt aber für diejenigen unnütz, welche in der Stadt wohnen, da die hölzerne Brücke über den Fluß ſo baufällig geworden iſt, daß man, um Unfälle zu verhüten, ihre Breite vermindern mußte, und keine Wagen mehr paſſiren können. Das Regierungsgebäude, die Wohnung des erſten Beamten in der Niederlaſſung, iſt hinter der Stadt auf einem Hügel erbaut, von dem aus man eine herrliche Ausſicht über die Meerenge und die benachbarten Inſeln hat. Da dieſer Bau 14 Tage nach der erſten Ankunft der Engländer ſchon vollendet war, ſo kann man ſich denken, daß er nicht ſehr feſt iſt; die Wände beſtehen aus rohen Pfählen, die Zwiſchenräume ſind mit Bretern und Jalouſieläden ausgefüllt und das Dach mit Schilf gedeckt, in dem ſich Eidechſen, Grillen und alle möglichen kriechenden Thiere unbeläſtigt herumtummeln; fährt ein heftiger Windſtoß über die Stadt, ſo werfen die Einwohner forſchende Blicke nach dem Hügel, um zu ſehen, ob das Gebäude noch ſteht. Am Fuße des Hügels liegt der botaniſche Garten, der jetzt von Unkraut überwuchert iſt, obwohl mehre Muskatnußbäume, die der Gründer der Niederlaſſung pflanzte, ohne alle Pflege blühen und Früchte tragen. In der Mitte der Marina, hart am Seeufer, liegen die Ruinen eines großen Gebäudes, Singapurinſtitut genannt, das gleich bei der Einfahrt in den Hafen dem Fremden in die Augen fällt. Sir Stamford Raffles gründete dies Gebäude bald nach der Feſtſetzung der Engländer auf der Inſel, in der Hoffnung, daß Eingeborene, von europäiſchen Lehrern unterrichtet, dazu beitragen würden, Kenntniſſe u. Civiliſation weiter nach Oſten zu verbreiten. Der Bau war beinahe vollendet, als Raffles Indien verließ, und Unterhandlungen waren im Gange, um die Mitglieder des chineſiſchen Kollegiums von Malakka dahin zu verſetzen; als aber der leitende Geiſt fort war, wurde das Inſtitut und ſein Zweck vernachläſſigt, und der Bau verfiel. Die Kaufleute ſteuerten zwar bedeutende Summen, um es vollenden zu laſſen und die Anſtalt im Gang zu erhalten; aber dies reichte nicht zu, und es wurde vorgeſchlagen, Sir Stamford Raffles aus den übrig gebliebenen Fonds ein Denkmal zu errichten. Indeß könnte man dem Andenken dieſes menſchenfreundlichen Mannes keinen angemeſſenern Tribut zollen, als wenn man das Singapurinſtitut vollendete.

Der Boden hinter der Stadt wird zu Gartenanlagen benutzt, nämlich von den Chineſen, welche hier eine große Menge Früchte u. Gemüſe für die Bewohner der Stadt erzeugen. Am Ufer des Meerbuſens ſind viele Pflanzungen von Pfeffer und Gambir, die gleichfalls von Chineſen bebaut werden, und auf der Küſte der Inſel, oſtwärts von der Stadt, ſo wie auf den kleinen Inſeln am Hafen, ſind kleine Pachthöfe von Bugis und Javanern, die wegen ihrer bekannten Tapferkeit den Angriffen der malayiſchen Seeräuber minder ausgeſetzt ſind, als es die furchtſamen Chineſen in gleicher Lage ſeyn würden. In einer kleinen Bucht, der neue Hafen genannt, etwa eine Meile weſtlich von der Stadt, iſt ein großes, ausſchließlich von Malayen bewohntes Dorf, von denen ſcheinbar nur die wenigſten einen beſtimmten Beruf haben, obgleich ſich ziemlich errathen läßt, wie ſie ihren Unterhalt gewinnen. Das Innere der Inſel iſt den Europäern faſt unbekannt, doch iſt nur wenige Meilen von der Stadt eine unabhängige chineſiſche Niederlaſſung, die ſehr volkreich ſeyn ſoll, und woher auch eine bedeutende Maſſe Landeserzeugniſſe in die Stadt gebracht wird; bis jetzt noch iſt kein Europäer dort geweſen. Der Boden in der Nähe der Stadt iſt ſandig, aber ſo dicht mit Kräutern bedeckt, daß man dies nur bei genauer Unterſuchung bemerkt; im Innern iſt der Boden beſſer und für Pfeffer, Baumwolle und überhaupt die werthvollſten tropiſchen Erzeugniſſe geeignet. Da man die in Bengalen verurtheilten Verbrecher zur Arbeit hieher geſchickt hat, und dieſe eine Straße ins Innere der Inſel anlegen, ſo wird die Topographie derſelben bald genauer bekannt ſeyn. S. gilt allgemein für einen ſo angenehmen Aufenthaltsort, als irgend eine andere Stadt in Indien, denn die tägliche Ankunft von Schiffen aus verſchiedenen Theilen der Welt gewährt fortdauernde Unterhaltung, während das Klima ſo geſund iſt, als in irgend einem Seehafen zwiſchen den Tropen. Es iſt gleich frei von den heißen Landwinden der Küſte von Koromandel, wie von den peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen der Sunderbunds von Kalkutta und der Sümpfe von Batavia. Während des Nordoſt-Monſoons wird die Atmoſphäre kühl und angenehm durch den Wind aus dem chineſiſchen Meer, und beim Südweſt-Monſoon halten die Sumatras, welche freilich die Boote und Schiffe oft in wilde Bewegung ſetzen, gleichfalls die Atmoſphäre rein und wehen die Muskitos weit ins Innere der malayiſchen Halbinſel. Die Sumatrawindſtöße, welche früher, und zum Theil auch noch jetzt, der Schrecken derer ſind, welche die Straße von Malakka befahren, werden durch den Südweſt-Monſoon veranlaßt, wenn er durch die Berge von Sumatra in ſeinem Laufe gebrochen wird. Die Annäherung eines ſolchen Sturms wird durch eine dichte, ſchwarze Wolke bezeichnet, welche hinter den gegenüber liegenden Inſeln von Battam aufſteigt, bald den Himmel überdeckt und einen dunkeln Schatten über die Straße wirft, in welcher die See durch die Gewalt des Tornados zu Schaum gepeitſcht wird. Der Sturm dauert indeß ſelten länger, als eine halbe Stunde, wo nach einem tüchtigen Regenſchauer die Sonne wieder durchbricht, der Wind zu einer angenehmen Seeluft herabſinkt und eine lieb-

Digitized by Google

liche Friſche in der Atmoſphäre zurück läßt. Die europäiſche Bevölkerung von S. iſt klein und wird auch ſchwerlich ſich vergrößern, bis einzelne Europäer als Pflanzer ſich anſiedeln; gegenwärtig aber ſind alle diejenigen, welche nicht von der Regierung angeſtellt ſind, mit dem Handel beſchäftigt, und obwohl Boden u. Klima ſo vortrefflich ſind, als irgendwo im Archipel, ſo macht doch die Art des Landbeſitzes und die ſchlechte Polizei die Beſchäftigung mit dem Ackerbau ſo unſicher und ſo unvortheilhaft, daß bis jetzt noch nicht ein einziger Europäer ſich daran gewagt hat. Die Lebensart im Allgemeinen gleicht der in Batavia; eine Hauptunterhaltung beſteht in Ausflügen auf Booten, in Wettrennen von Segel- und Ruderbooten und in der Jagd auf Schnepfen und Regenpfeifer in dem niedern Lande hinter der Stadt oder auf Tauben an der Oſtſeite des Hafens, wo ſie ſich aus allen Theilen der Inſel Abends in Schaaren ſammeln. Wilde Schweine u. Rehe trifft man tiefer im Innern, aber die Dſchungeln ſind zu dicht, um ſie zu jagen; Tiger kommen gelegentlich aus der malayiſchen Halbinſel herüber, indem ſie leicht über die ſchmale Straße ſetzen; da ſie aber, um Nahrung zu ſuchen, in die Nähe der Niederlaſſung kommen, ſo werden ſie gewöhnlich bald nach ihrer Ankunft von den Malayen, die ihnen ſehr geſchickt Fallen zu ſtellen wiſſen, gefangen. Wenige Jahre nach der Gründung der Niederlaſſung brachte ein Engländer aus Bengalen einen männlichen und weiblichen Schakal herüber und glaubte vermuthlich, der Kolonie einen ſehr großen Dienſt zu erweiſen, indem er ſie in den Dſchungeln losließ, wo dieſe lärmenden und unruhigen Thiere jetzt zahlreich geworden ſind und oft die Bewohner durch Beſuche im Hühnerhofe an ihr Daſeyn mahnen. — S. enthält eigentlich eine Auswahl der Bevölkerung des ganzen Archipels und des Kontinental-Indiens: Chineſen, Malayen, Bugis, Javanen, Balineſen, Eingeborene und Bengalen und Madras, Parſis, Araber u. ſ. w. finden ſich im Umkreis weniger Meilen, und jedes Volk bildet ſeine beſondere Genoſſenſchaft und bewahrt ſeine Sitten ſo vollſtändig, als wäre es nie aus ſeinem Heimathland verpflanzt worden. Die Geſammtzahl der Einwohner beträgt bereits 50,000, unter denen die eingewanderten Chineſen, deren Induſtrie und Handelsthätigkeit zu dem blühenden Zuſtande der Kolonie am meiſten beigetragen hat, den zahlreichſten und bedeutendſten Theil bilden. Die Inſel S. nebſt den kleinern Inſeln innerhalb 10 Meilen von ihren Ufern wurde der oſtindiſchen Kompagnie von dem Sultan von Dſchohor gegen Bezahlung von 20,000 ſpaniſchen Thalern an ihn und Tomonggong abgetreten. Ein Civilbeamter der Kompagnie führt das Gouvernement über die drei Niederlaſſungen S., Malakka und Penang, an welch letzterem Orte er gewöhnlich reſidirt und die beiden andern nur gelegentlich beſucht. Ein Unterbeamter reſidirt immer in S., urtheilt die kleinen Vergehen ab, während wichtigere Fälle nach engliſcher Sitte von einer großen und kleinen Jury, in welche letztere auch Indo-Briten und Armenier kommen, entſchieden werden. Die Militärmacht beſteht aus 2 oder 3 Kompagnien Sipahis aus Madras mit etwas Artillerie, zuweilen 6 bis 700 Mann. Kriegsſchiffe befinden ſich keine bei der Niederlaſſung, und nur einigemal wurde ein Schooner zur Verfolgung von Seeräubern ausgerüſtet. Da, wie erwähnt, weder Hafen-, noch Aus- u. Einfuhrzölle beſtehen, ſo beſchränkt ſich das Einkommen auf die Acciſe, welche nahe an 19,000 Pfd. St. beträgt, und auf Pachtſchillinge von Ländereien, die indeß nicht höher als auf 1250 Pfd. St. ſich belaufen; die Geſammteinnahme betrug im J. 1825 22,891 Pfd., die Ausgabe 36,095 Pfd.; es war alſo ein bedeutendes Deficit vorhanden. Die Europäer zu S. tadeln zwar die oſtindiſche Kompagnie, daß ſie Brücken und andere öffentliche Baue verfallen laſſe und nicht eine Flottille gegen die Seeräuber unterhalte; es iſt aber kaum zu erwarten, daß eine Handelskompagnie hinlänglichen Gemeingeiſt beſitze, um eine Niederlaſſung zu unterhalten, von der ſie keinen Vortheil bezieht, als eine größere Konſumtion der Produkte des indiſchen Kontinents. Die Vortheile der Kompagnie ſind unbedeutend gegen diejenigen, welche England durch den ſeit Errichtung dieſes Freihafens ungemein vermehrten Abſatz an Manufakturwaaren erntet, und ſomit ſollte man Unterſtützung nur von der engliſchen Regierung erwarten. Stünde S. unter dieſer, ſo würde es ungemein gewinnen, denn die Unterdrückung der Seeräuberei würde den Handel der Eingeborenen namentlich ungemein vermehren, und eine beſſere Polizei die Niederlaſſung von Europäern im Innern und die Erzeugung ſo mancher Produkte des Orients, wozu Boden und Klima völlig geeignet ſind, erleichtern. Sollte man, wie im Anfang des Jahres 1836 der Verſuch gemacht wurde, die Abſicht haben, durch einen Ein- und Ausfuhrzoll das Deficit zu decken, ſo würde der Handel darunter bedeutend leiden. Die Bugis, Chineſen und andere einheimiſche Händler bringen ihre Waaren nicht zum Verkauf ans Land, ſondern halten Markt an Bord ihrer Dſchonken u. Praus und die Händler in der Stadt holen dort ihre Waaren in kleinen Quantitäten, deren Werth oft nicht über 4 oder 5 ſpaniſche Thaler beträgt. Bei dieſem Syſtem kann man keine Zölle einſammeln, und die eingebornen Kaufleute, welche den Hafen beſuchen, müßten den Zoll ſelbſt zahlen und Häuſer am Ufer miethen, um ihre Waaren darin aufzubewahren. Die Koſten und Unannehmlichkeiten eines ſolchen Syſtems würden aller Wahrſcheinlichkeit nach die einheimiſchen Händler von dieſem Hafen zurückſchrecken, den ſie namentlich darum ſo gern beſuchen, weil ſie hier den Plackereien u. Erpreſſungen der Zollbeamten nicht ausgeſetzt ſind; würde dieſe Zollfreiheit aufgehoben, ſo träte der Handel in ſeine alten Kanäle zurück, oder würde ſich vielleicht in dem benachbarten holländiſchen Freihafen Rhio koncentriren. Unter dem jetzigen Syſtem freien Handels wird S. immer ein wichtiges Handelsemporium ſeyn, aber ſein Ackerbau ſollte nicht vernachläſſigt werden. Da dieſe Beſitzung eine Inſel iſt, ſo würde der Europäer ſeine Zeit und ſein Vermögen zuverſichtlicher auf den Anbau

Digitized by Google

des Bodens verwenden, als dies auf dem feſten Lande der Fall iſt, denn ſollten die Engländer je aus dem indiſchen Kontinent durch eine überlegene Landmacht vertrieben werden, ſo würden ſie die Inſelbeſitzungen doch ſo lange behaupten, als ihre Ueberlegenheit zur See dauert. Bei dem jetzigen Syſtem des Landbeſitzes, das alles Vertrauen vernichtet und dem Pflanzer jede Hoffnung auf Gewinn nimmt, wird kein Engländer ſich auf Ackerbau-Unternehmungen einlaſſen; übrigens könnte er auch bei dem jetzigen Zuſtand nicht mit Sicherheit außerhalb der Vorſtädte wohnen, da er aller Wahrſcheinlichkeit nach von bewaffneten chineſiſchen Räubern geplündert und ermordet würde. Indeß wären, wenn dieſe Uebelſtände gehoben würden, manche Europäer geneigt, Plantagen zu gründen, da man chineſiſche Arbeiter zu Tauſenden und gegen einen Lohn haben kann, der die Arbeit mindeſtens um ein Drittheil wohlfeiler machte, als die Sklavenarbeit in Amerika. Mehre Kaufleute haben Diminutivpflanzungen von Gewürzbäumen in der Nähe ihrer Wohnungen, aber der Bau von Pfeffer, Gambir, Baumwolle und Zukker würde angemeſſener ſeyn. Die beiden erſten werden von den Chineſen in einiger Ausdehnung betrieben, nicht ſo Baumwolle, auf deren Bau ſie ſich weniger verſtehen; Zuckerpflanzungen mit vortrefflichem Zuckerrohr ſind zwar viele vorhanden, aber man bereitet keinen Zucker, weil man das Rohr leicht an die Malayen verkaufen kann, die es ohne alle Zubereitung ſehr gerne eſſen oder eigentlich den Saft ausſaugen. Die Pfefferpflanzen, die man an Stangen oder kleinen Bäumen hinaufranken läßt, ſind ziemlich ergiebig, und Pfefferpflanzungen gelten bei den Chineſen für eine gute Spekulation, namentlich wenn ſie der Bezahlung der Bodenrente ausweichen können. Die Gambirpflanze, welche einigermaßen dem Myrthenſtrauch gleicht, wird gewöhnlich in derſelben Plantage mit Pfeffer gebaut. Da die Blätter u. Schößlinge, wenn der Saft herausgezogen iſt, ein vortreffliches Düngungsmittel für die Pfefferpflanzen ſind. Die Blätter und jungen Schößlinge der Gambirpflanze werden, ſobald ſie die gehörige Größe erreicht haben, eingeſammelt und in eiſernen Pfannen gekocht, bis der Saft ſo dick wird, wie Theriak. Hierauf wird er in ſchmale Formen gegoſſen, getrocknet, dann in kleine Kuchen geſchnitten und zur Ausfuhr in Körbe verpackt. Dieſer Gambirextrakt, der von gelbbrauner Farbe iſt und die Konſiſtenz von hartem Käſe hat, wird von den Malayen ſehr gerne mit einem Präparat von Betel gemiſcht, das ſie gewöhnlich kauen, u. bedeutende Maſſen davon wurden in neuerer Zeit nach England verſchickt, wo man es zum Färben von Baumwollenzeuchen und zum Gerben von Leder benutzt. Der Begehr danach iſt in England im Steigen, und wenn dieſer Stoff einmal den europäiſchen Chemikern beſſer bekannt ſeyn wird, ſo breitet ſich vermuthlich der Gebrauch noch auf eine Menge anderer Gegenſtände aus. Große Maſſen von Sago und einem Seegras, Agar-Agar genannt, werden gleichfalls aus S. ausgeführt, aber keines von beiden kann als Produkt der Inſel gelten; der erſtere wird in ſeinem natürlichen Zuſtande nach der Inſel gebracht und hier verarbeitet, das letztere von den Felſen und Riffen in den Meerengen gewonnen. Das Mark der Sagopalme wird aus den benachbarten Inſeln in malayiſchen Praus eingeführt, und nach dem ſchmutzigen Zuſtand, in welchem es nach der Inſel kommt, ſollte man nicht glauben, daß der Perlenſago aus einem ſo ekelhaften Stoffe bereitet werden könne. Am Ufer des Fluſſes, in geringer Entfernung oberhalb der Stadt, beſitzen die Chineſen, und zwar nur dieſe, einige Sagomanufakturen, wo das Mark zahlloſen Waſchungen in großen hölzernen Trögen unterworfen wird; erſt wenn es hinreichend von Schmutz und Fibern gereinigt iſt, wird es durch Siebe in eiſerne, über dem Feuer ſtehende Pfannen gepreßt, und hier erhält der Sago das körnig perlenartige Ausſehen. Seegras ſcheint ein ſehr unbedeutender Artikel, aber die unermüdlichen Chineſen ſammeln es in großen Maſſen zur Ausfuhr nach China, und es bildet gewöhnlich die Hälfte der Rückladung der chineſiſchen Dſchonken. Es iſt von hellgelber Farbe, wächſt in kleinen Bündeln auf den Felſenriffen, und die langen, ſchmalen Blätter ſehen aus, wie zugeſchnittene Streifen; man wäſcht es im Fluſſe, trocknet und verpackt es in Körben. In China bereitet man aus dem feinern Theile davon eine geſchmackloſe Gallerte, die große Maſſe aber wird zu einem feſten Brei zuſammengekocht, den man bei Verfertigung von Möbeln, lackirten Waaren u. dgl. anwendet; auch macht man Pergamentleim daraus, um Papier und Seide zu ſteifen. Der Preis wechſelt zu Kanton von 1 Pfd. Sterl. bis 1 Pf. 15 Sch. für 100 Pf., anſcheinend eine große Summe; aber wegen ſeiner Leichtigkeit nimmt es großen Raum ein, und dies vertheuert die Fracht. Der Ackerbau und ſeine Erzeugniſſe ſind es indeß nicht, die der Niederlaſſung ihre Wichtigkeit geben; dieſe liegt allein im Handel, durch den S. auch ſeine jetzige Bedeutung erlangt hat. Bereits führt es für etwa 330,000 Pf. St. engliſche Waaren ein, und zur Unterhaltung dieſes Abſatzes hat die engliſche Regierung nie auch nur das Mindeſte aufgewendet. Es befanden ſich bereits 1836 hier 20 europäiſche Handelshäuſer, 17 engliſche, 1 portugieſiſches, 1 deutſches und 1 amerikaniſches; auch 3 bedeutende armeniſche Häuſer hatten ſich hier niedergelaſſen, und dieſen verdankt man die Wiedereröffnung des Handels mit Borneo. Die engliſchen Kaufleute ſind hauptſächlich Kommiſſionäre, welche Konſignationsgüter von Kaufleuten in England empfangen und orientaliſche, in der Niederlaſſung angekaufte Produkte dagegen zurückſenden. Selten laſſen ſie ſich auf Handelsſpekulationen mit den Inſeln des Archipels ein. Die Europäer haben ſehr wenig direkten Handelsverkehr mit den einheimiſchen Kaufleuten, die den Hafen beſuchen, da die Chineſen deren Waaren kaufen, weil ſie beſſer mit denſelben bekannt ſind und die Geduld haben, in die nöthigen Details der Feilſchung und Abwägung einzugehen. Wenn ein europäiſcher Kaufmann Waaren nach England verſchiffen will, ſo geht er auf den Bazar u. kauft die nöthigen Waaren

von den Chineſen ein, im Austanſch für andere, die er aus Europa empfangen hat. Die Eröffnung des Handels zwiſchen England und China hatte demſelben einen kleinen Stoß gegeben, da aber England aus dem direkten Verkehr mit China ſo großen Vortheil zieht, ſo konnte der Ausfall zu S. nicht in Betracht kommen. Dieſer Umſtand kann jedoch dazu beitragen, den Handel mit dem indiſchen Archipel zu heben, und dieſen Inſeln, den reichſten Ländern in der Welt, ihre ehemalige Wichtigkeit zurückgeben. In der neueſten Zeit hat ſich jedoch der Handel von S. bedeutend gehoben. Beſonders hat, außer der Zollfreiheit, auch die günſtige Lage an dem kürzeſten und bequemſten Seewege aus den vorderindiſchen Gewäſſern nach der chineſiſchen See u. dem oſtindiſchen Archipelagus dieſen Hafen zum Hauptſtapelplatz des Handels zwiſchen Vorderindien u. Europa einerſeits und Hinterindien, China u. dem oſtindiſchen Archipelagus andererſeits gemacht, wo die Erzeugniſſe der ganzen Welt zuſammenfließen, indem hier nicht nur jährlich über 100 Schiffe direkt aus engliſchen Häfen, viele andere aus Nordamerika, Frankreich, Holland, Schweden, von den Hanſeſtädten, die hier eigene Etabliſſements eingerichtet haben, von Danzig, Genua, Trieſt ꝛc., ſondern auch eine große Menge aus dem indiſchen Archipel, von Java, Manila ꝛc., aus China, aus Cochinchina und Siam, aber auch von Ceylon, Mauritius u. Bourbon, hauptſächlich aber von Kalkutta, Madras und Bombai ankommen, die ſämmtlich die Waaren ihrer Länder zum Austauſch bieten. Namentlich haben die Chineſen, die einen lebhaften Handel über die oſtindiſchen Inſeln und Hinterindien betreiben, hier ein großes Entrepot aller indiſchen u. europäiſchen Artikel. Die Einfuhr in S. belief ſich im Handelsjahre 1846 auf 28,9.2,276 Rupien und die Ausfuhr auf 23,568,727 Rupien. — Rechnungsverhältniſſe: Rechnungsart im großen Handelsverkehr iſt hier durchgängig nach ſpaniſchen Piaſtern oder Dollars zu 100 Cents, worin auch alle Waarenpreiſe notirt werden. Der Silber- u. Zahlwerth des Dollars oder Silberthalers iſt unt. Mexiko und Port-au-Prince (im großen Verkehr) angemerkt und dort zu erſehen. Im innern und gewöhnlichen Verkehr bedient man ſich, außer der Berechnung nach Dollars oder ſpaniſchen Piaſtern zu 100 Cents, auch wohl der Rechnungsweiſe nach oſtindiſchen Rupien, beſonders der Sicca-Rupien, und jetzt wohl vornehmlich auch der Kompagnie-Rupien, eingetheilt in 16 Annas (Aennas) zu 12 Pice (Peiß), wie in Kalkutta. Gewöhnlich kurſiren hier die Kompagnie-Rupien jetzt zu 47 Cents (Silberpari $44\frac{1}{2}$ Cents), und von Piaſtern oder Dollars kommen hier alle Arten derſelben (ſpaniſche, mexikaniſche, patriotiſche, nordamerikaniſche) vor. Im April und Mai, wenn Dſchonken nach China zurückkehren, genießen die ſogenannten Kolonnaten-Piaſter von Karl III. und IV. zuweilen eine Prämie (ein Aufgel) von 3 bis 5 Proc., und die unter Ferdinand VII. geprägten Piaſter 2 bis 3 Proc. Prämie. Die erwähnten Cents, in welche der Dollar getheilt wird, wurden bisher entweder durch eine Scheidemünze ausgeglichen, wie ſie auf „Prince of Wales' Island“ (Prinz-Wales-Inſel) vorkommt, oder auch durch die bekannten holländiſchen oder niederländiſchen Duite (160 dieſer Duite auf den holländiſchen Gulden gehend), zum Theil aber auch, beſonders in neuerer Zeit, durch die bekannte britiſche, für Oſtindien geprägte Kupfermünze, die Pice (Peiß), von denen 192 Stück Peiß auf die Rupie und etwa 434 bis 440 Peiß auf den Dollar od. ſpaniſchen Piaſter gerechnet werden können. — Kursverhältniſſe. Wechſel werden von hier gewöhnlich abgegeben auf London, zu 6 Monaten Sicht, dann auf Kalkutta, Bombai, Madras, Batavia nnd auf Kanton, zu 30 Tagen Sicht, und der Kurs von hier auf London wird gewöhnlich geſtellt in Schillingen u. Pfennigen Sterling (z. B. ± 4 Schillinge 1 Pf.; ± 4 Schill. 4 Pf. Sterl.) für 1 Dollar oder ſpaniſchen Piaſter. Am 10 Jan. 1846 war hier der Kurs auf London, zu 6 Monaten nach Sicht: 4 Schillinge 3 Pence Sterling für 1 Dollar; am 2. Juni 1846 aber auf 6 Monate Sicht: 4 Schill. $3\frac{1}{2}$ Pfenn. bis 4 Schill. $4\frac{1}{2}$ Pfenn. Sterling; früher, am 8. November 1845, bei gleicher Wechſelſicht: 4 Schill. 3 bis $3\frac{1}{2}$ Pfenn. Sterl. Auf Kalkutta und andere oſtindiſche Plätze iſt die Kursuorm ± $219\frac{1}{2}$ Kompagnie-Rupien für 100 Dollars; auf Batavia ± $252\frac{1}{2}$ (270) Fl. für 100 Dollars; auch wohl ± $39\frac{1}{2}$ Cents für 1 Gulden in Batavia, oder auch Dollars gegen Dollars mit Procenten Gewinn oder Verluſt; eben ſo, in Betreff der Dollars gegen Dollars ꝛc., auf Kanton. — Auf Kalkutta hat man ſowohl Bons der Regierung, gewöhnlich auf 30 Tage nach Sicht geſtellt, zu ± 225—218 Rupien für 100 Piaſter (Dollars), als Tratten der Kaufleute, zu 6 Monaten dato, à ± 216—217 Rupien für 100 Dollars oder Piaſter. In S. ſind es hauptſächlich zwei Kurſe, welche in der Regel alle übrigen Kurſe beſtimmen; dieſe ſind: 1) der Kurs auf London, vornehmlich im Betreff der Plätze des europäiſchen Kontinents; 2) der Kurs auf Kalkutta, welcher auf die Kurſe von beinahe ganz Indien und auf den von China den weſentlichſten Einfluß ausübt. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben auf hier ꝛc. eigentlich keine direkten Kursverhältniſſe, da alle Kreditbriefe und Tratten, welche ſie auf den hieſigen Markt (und auf alle andern Punkte Indiens) ſenden, bis jetzt noch ohne Ausnahme auf londoner Häuſer ausgeſtellt ſind. — Maße und Gewichte. In der neuern Zeit ſind für den größern Handel die engliſchen Maße, namentlich für die europäiſchen Waaren, ſehr in Gebrauch gekommen. Faſt alle Waaren werden nach dem Gewicht verkauft. Längenmaß. Die Ellenwaaren werden nach dem engliſchen Yard verkauft, ſ. London. — Feldmaß. Das Orlong hat 20 Dſchömbas (Jumbas); vergl. Prince of Wales' Island. Handelsgewicht iſt das chineſiſche, der Pikol zu 100 Kättis à 16 Tehls, ſ. Kanton. Salz, Reis aus Siam und dem indiſchen Archipel, und Sago werden nach

dem Kovan verkauft, welcher ein Gewicht von 40 Pikols iſt; bengaliſcher Reis und Weizen nach dem Sack von 2 bengaliſchen Bazar-Mahnds = 164¹/₃ engl. Pfd. avoirdupois = 74,51 Kilogr. — Goldgewicht. Das Kätti (Catty) dieſes Gewichts hat 20 Bönkals à 16 Meiams (Miams). Das Bönkal (Buneal, Bungul) iſt das Gewicht von 2 ſpaniſchen Silberpiaſtern, alſo = 53,967 Gramm = 1122,8 holl. As = 832,8 engl. Troy-Grän. Demnach hat das Kätti des Goldgewichts die Schwere von 40 ſolchen Piaſtern = 2,1587 Kilogramm. Gold- und Silberdraht wird nach einem kleinern Kätti behandelt, welches nur 36 ſpaniſche Piaſter wiegt = 1,9428 Kilogramm. — Stückgüter. Das Kohrdſch (Corge) od. Skohr (Score) bei (indiſchen) Zeuchen und Tüchern bedeutet 20 Stück, bei javaniſchem Tabak aber 40 Körbe. Schiffsfrachten nach London werden nach der Laſt von 50 engliſchen Kubik-Fuß verdungen. — Platzgebräuche. Koſten. Die Ausladungs-, Transport-, Verkaufs- und Ablieferungskoſten eines gewöhnlichen Frachtſtückes werden mit circa 23 Cents pr. Pikol, bei Metallen aber mit nur 5 Cents pr. Pikol berechnet. Die Koſten für Verſchiffung, Wägen und Empfangnahme ſind folgendermaßen feſtgeſetzt: für 100 Pikols Rotings oder Sapanholz 15 Piaſter; für 100 Pikols oder 110 Ballen Kaffee oder Zucker 90 Pikols oder 100 Ballen Pfeffer, 120 Pikols oder 100 Ballen Reis, 4½ Piaſter; — für 145 Pikols oder 100 Kiſten Sago 25 Piaſter (nämlich für Leinwand ꝛc. 12 Piaſter, und für Wägen, Emballage u. Verſchiffung 13 Piaſter); für 100 Pikols oder 366 Stück Büffelhäute 8 Piaſter; für 100 Pikols oder 200 Kiſten Caſſia lignea 10 Piaſter; für 100 Pikols od. 205 Blöcke Zinn 4 Piaſter. Die Verkäufe geſchahen früher auf mehr oder weniger beſchränkte Kredit-Termine, gewöhnlich aber auf 3, 4 oder 6 Monate Zeit. Eine neuere einſtimmige Beſchlußnahme der bedeutendſten hieſigen Kaufleute aber (vom 23. April 1835) hat angeordnet, daß künftig kein längerer Kredit als auf 3 Monate bewilligt werden ſoll. Nicht einheimiſche indiſche Waaren werden auf 2 bis 3 Monate Kredit, Opium gegen baar verkauft. Die Einkäufe von den Eingebornen geſchehen immer gegen baares Geld. Einige der erſten Einfuhrhäuſer verkaufen Manufakturwaaren in einzelnen Colli auf 1 Monat Kredit, andere gewähren gar keinen Kredit und halten wöchentliche Auktionen mit baarer Zahlung. Das Kreditgeben an die Chineſen hat die Erfahrung als ſehr gefährlich gezeigt. Der geſetzliche Zinsfuß iſt 12 Proc. für das Jahr, man kann aber bei den Kaufleuten Vorſchüſſe behufs der Rückladungen zu 9 Proc. jährliche Zinſen erhalten. In den amtlichen Rechnungen beginnt das Jahr am 1. Mai und endigt am 30. April. Zölle exiſtiren hier nicht, und eben ſo wenig Hafen- und Schiffsabgaben, ſo daß in dieſer Beziehung die ausgedehnteſte Handelsfreiheit herrſcht.

Singara (a. Geogr.), ſtark befeſtigte Stadt Meſopotamiens, von den Römern zur Kolonie erhoben, in einer großen und waſſerarmen Ebene im innern Lande, ſüdlich von dem Gebirge Singaras, am Anfang der Wüſte gelegen. Bei ihr wurde Conſtantius von Sapor geſchlagen, worauf ſie den Römern für immer entriſſen blieb. Man hält ſie gewöhnlich für das heutige Sindſchar, aber wohl mit Unrecht.

Singaras (a. Geogr.), ſüdlicher Zweig des Gebirges Maſius in Meſopotamien, der ſich im öſtlichen Theile des Landes in der Nähe des Tigris nach der Stadt Singara hinzieht; jetzt Sindjar- oder Sindſchargebirg.

Singarpetta, brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. Madras, Prov. Salem, nordweſtlich von Pondichery.

Singarumcotta, brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. Madras, Prov. Salem, nordweſtlich von Pondichery.

Singas (a. Geogr.), Fluß in Syrien, ſ. Singa.

Singaſtein (nord. Myth.), Klangfelſen, oder zuſammengezogen aus Sinningaſt, Streitfelſen, der Felſen, bei welchem Loke das der Freya geſtohlene Halsband Briſingamen verbarg und Heimdall es ihm wieder abrang.

Singbaß, 1) nach Einigen zum Unterſchiede vom Grundbaſſe (ſ. d.) der Baß, welcher durch Umkehrung der Akkorde entſteht und dann in ſeiner Folge gewiſſermaßen eine Melodie (Geſang) für ſich bildet; — 2) zum Unterſchiede vom Baß der Inſtrumente die Vokal-Baßſtimme, oder der Baß eines Vokal- und Inſtrumentalwerks, welcher geſungen wird.

Singbücher, ſ. Leviten.

Singbum (Singboom), vorderind. Stadt, Prſdſch. Kalkutta, Prov. Oriſſa, nordweſtlich von Gangpur; Reſidenz eines Raja; Handel; Hauptſtadt der gleichn. Radſchaſchaft.

Singchor, ſ. Chor.

Singcikade (Entom.), Cikadengattung, ſ. v. a. *Cicada L.*

Singdroſſel (Ornith.), ſ. v. a. Zippe, *Turdus musicus L.*

Singe (franz., Säugeth.), ſ. v. a. Affe, *Simia L.*

Singel-Korthol, ſ. Dulcian.

Singen, 1) im Allgemeinen das Vermögen des Menſchen (und einiger Thiere, wie Vögel), muſikaliſch ſchöne, hinſichtlich ihrer Höhe und Tiefe beſtimmbare Töne angeben zu können, welche ſich weſentlich von dem Ton der Rede oder der Sprache unterſcheiden, ſich jedoch mit derſelben verbinden laſſen. Hervorgebracht werden dieſelben von den Stimmwerkzeugen vorzüglich den Lungen, der Luftröhre und der Stimmritze, wozu noch mehre benachbarte Theile, die zur fernern Modifikation der Töne beitragen, genannt werden müſſen, als: der Schildknorpel, der Kehldeckel, die Stimmbänder, die Schleimhäute und Tonſillen; zur Verſtärkung und Fortpflanzung des geſungenen Tons wirken die Bruſtknochen, die Rachen-, Mund- und Naſenhöhle mit. Vergl. Geſangmethoden, und was das Geſchäft der einzelnen Stimmwerkzeuge betrifft, die Artikel über die verſchiedenen Arten des geſungenen Stimmentons, als: Bruſtton, Falſet, Naſenton ꝛc., auch Schallmündung, und vorzüglich den Art. Stimme. — 2) Alles gedehnte und helle Ausſprechen der Wörter und Sprachlaute. — 3) Nach alter Sitte ſ. v. a. Dichten.

Singen (Geogr.), 1) bad. Orte: a) Markt-

Digitized by Google

flecken, Seekreis, Amt Radolphszell, mit Pfarrei; bei der Feſte Hohentwiel; Bleichen; Tabaksfabrik; 1180 Einw.; — b) Pfarrdorf, Mittelrheinkreis, Amt Durlach; 590 Einw.; — 2) ſchwarzb.-rudolſt. Pfarrdorf, Amt Paulinzella; 250 Einw. Zwiſchen S. und Dönnfeld an der Ilm der Singerberg.

Singenbach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Schrobenhauſen; 280 Einw. Iſt Beſitzung des Freiherrn von Riedermayr.

Singend (Muſ.), ſ. Cantabile, Cantilena.

Singendregal, ſ. v. a. Jungfernregal, ſ. Orgel.

Singepult, ſ. v. a Notenpult.

Singepur (Geogr.), ſ. v. a. Singapur.

Singepuram, vorderind. Ort, Madras, nördlich von Vizagapatam.

Singer (Biogr.), Franz, Maler zu Wien, in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts. In der Kirche der 14 Nothhelfer im Lichtenthale zu Wien iſt im Gewölbe ein ſchönes Bild von ihm, den betenden Zöllner und den Phariſäer vorſtellend.

Singer (Literaturgeſchichte), ſ. Meiſterſänger.

Singerich, Bruder des Sarus, wurde nach Athaulfs Ermordung 415 König der Weſtgothen. Die erſte Handlung ſeiner Regierung war, daß er die (6) Kinder Athaulfs erſter Ehe ermorden ließ; dieſe und andere Grauſamkeiten, die er beſonders an Phacida, des Gemordeten Gemahlin, beging, reizten das Volk gegen den Wütherich, der ſchon am 7. Tage ſeiner Regierung ermordet wurde. Ihm folgte Wallia.

Singerin, Art Mauerbrecher.

Singeſtuhl, erhöhter Platz, worauf der ſingende Meiſterſänger ſtand.

Singetanz, ein Tanz, der mit Geſang und Inſtrumentalbegleitung verbunden iſt. Er kommt am meiſten in Spanien (ſ. Bolero und Signidilla) und bei wilden Völkern vor. Vergl. Reigentanz und Hyporchema.

Singetsbach, bad. zerſtreute Häuſer, Oberrheinkreis, Amt Hornberg; 110 Einw.

Singetſin, aſiat. Fluß, Tübet, Ngari, fließt nördlich bei Ladak vorbei; Quellfluß des Indus.

Singfalke (Ornith.), ſ. v. a. Singſperber, Falco musicus *L.*

Singfliege (Entom.), Fliegengatt., ſ. v. a. Pipiza *Meig.*

Singfuge, eine Fuge für Singſtimmen, und zwar für den Chorgeſang mit oder ohne Inſtrumentalbegleitung. Der Text einer ſolchen muß nicht nur einer muſikaliſchen Behandlung fähig, ſondern auch dem Sinn und der Form der Fuge entſprechend ſeyn, muß alſo durch ſich ſelbſt, oder wenigſtens durch ſeinen Zuſammenhang in einem größern Ganzen zum Gemüthe ſprechen und einen ſo allgemeinen und wichtigen Gedanken enthalten, daß er ganze Maſſen von Menſchen zur Theilnahme erregen und vereinigen kann. Zugleich iſt es nöthig, daß er in ſo gedrängte Form gebracht werde, daß er das vernünftige Maß eines Fugenthemas nicht überſchreite; daher ein Satz von kleinſter Ausdehnung eher, als ein zu großer brauchbar iſt. So iſt z. B. das Wort Amen (natürlich mit Wiederholungen) und der Ausruf Kyrie eleison oder Christe eleison ſchon oft fugirt worden. Aehnlich zu gebrauchen iſt der Satz Osianna in excelsis. Beſteht der zum Fugenthema auserſehene Text aus mehren Gliedern, ſo kann der erſtere Theil, ſofern nämlich der Sinn der Worte und des ſich bildenden Fugenthemas es mit ſich bringt, zum Thema, der letztere für Gegen- und Zwiſchenſätze benutzt werden. Ein Beiſpiel hierzu finden wir in Mozarts Requiem, in welchem die Hälfte des Textes „Quam olim Abrahae promisisti et semini ejus“ zum Thema, die letztern Worte (et semini ejus) zum Gegenſatz genommen ſind. Ueberhaupt iſt es nothwendig und gut, den Text für Gegen- und Zwiſchenſätze zu zergliedern, natürlich in ſinngemaßer Weiſe, nicht ſo, daß Untrennbares auseinander geriſſen oder Unwichtiges wiederholt werde. Beſteht der Text aus 2 der Abſonderung fähigen und auch abgeſondert noch ſelbſtſtändigen und wichtigen Sätzen, ſo eignet er ſich zu einem Doppelthema, d. h. zu einer Doppelfuge. Beiſpiele geben uns in dieſer Beziehung Mozart und Graun. Erſterer vereinigte in ſeinem Requiem die ſonſt nicht getrennten Gebetrufe Kyrie eleison und Christe eleison zu einer Doppelfuge; letzterer führte in ſeiner Paſſion den Satz: „Chriſtus hat uns ein Vorbild gelaſſen, — daß wir ſollen nachfolgen“ als Doppelfuge aus. Auch zwei einen Gegenſatz zu einander bildende Textſätze können zu einer Doppelfuge, und der ſo dreifach gegliederte zu Tripelfugen dienen. Was nun die Kompoſition der S. anlangt, ſo kann als Hauptgrundſatz dienen, daß man, wie bei allen Geſangskompoſitionen, ſich nicht ins Unbegrenzte muſikaliſch ergehe, ſondern vor Allem dem Texte genügen muß, der ohnehin häufig genug wiederholt wird, bald vollſtändig in den Durchführungen, bald gliederweiſe in den Gegen- und Zwiſchenſätzen. Eine S. muß ſich alſo weit mehr beſchränken, als eine Inſtrumentenfuge; ſie muß mit weniger Durchführungen und kurzen Zwiſchenſätzen die Aufgabe, die der Text geſtellt hat, zu löſen wiſſen und nur hierin ihren Werth und ihre Vollendung ſuchen, noch weniger, wie die Inſtrumentalfuge, darauf ausgehen, alle Kombinationen, alle Engführungen und ſonſtigen kunſtvollen Geſtaltungen zu erſchöpfen. In dieſer Beziehung lieferten J. Haydn, Händel und ſelbſt Seb. Bach manchen meiſterhaften Chor, der als Fuge beginnt und frühzeitig ſchließt, oder in einen freigeformten Schluß ausläuft. Die Begleitung einer S. geht entweder mit den Singſtimmen, oder tritt ausfüllend oder mit einem freien Gegenſatze (z. B. einem basso continuo oder einer obligaten Violinpartie) dazu, oder führt auch, was ſehr ſelten iſt, neben der Fuge der Singſtimme eine beſondere Fuge aus, ſo daß beide Chöre, der ſingende und der ſpielende, eine Doppelfuge bilden. Vgl. Fuge.

Sing-Hai, aſiat. Stadt, Korea, ſüdöſtlich von Hang-Yang, am japan. Meer.

Singhala, Inſel, ſ. v. a. Ceylon.

Digitized by Google

Singhe-Tſiu, Fluß, ſ. a. a. Singetſiu.

Sing Hin (Chin-Chan), aſiat. bewohnte Inſel, China, Prov. Kiang-Sn, ſüdlich von der Inſel Thſung-Ming.

Singh Pertarp, 1771 — 75 Herrſcher von Nepaul.

Singhpos (Singphos), hinterind. Volk, der zahlreichſte, mächtigſte und furchtbarſte unter den Bergſtämmen, von denen Aſſam umgeben iſt. Sie wohnen im Oſten dieſes Landes und zerfallen in 12 Hauptſtämme, von denen jeder ſeinen eigenen Häuptling oder Gaum hat. Alle Häuptlinge haben den Schutz der engl. Regierung in Anſpruch genommen, obwohl man keinen Tribut von ihnen fordert, und mit wenigen Ausnahmen haben ſie ihre Pflichten erfüllt. Die S. waren ſeit mehren Generationen der Schrecken der unglücklichen Aſſameten und machten unaufhörliche Einfälle in ihr Land, manchmal bis zur Hauptſtadt hin, wobei die Tempel geplündert, das Land wüſte gelegt und die Bewohner in Sklaverei fortgeführt wurden. Seit die engl. Truppen Aſſam beſetzten, haben ſie dieſe Einbrüche verhindert; aber die S. tragen ungeduldig dieſen Zwang und haben ſchon einige Male verſucht, zu ihren alten Gewohnheiten zurückzukehren. Man kann ſich einen Begriff von dem Umfange machen, in welchem dieſe Verheerungen betrieben wurden, wenn man weiß, daß die S. allein den Engländern über 7000 aſſametiſche Gefangene zurückgaben, und daß ſich jetzt noch im Gebiete von Ava gegen 100,000 Einwohner von Aſſam und Munipur in Sklaverei befinden, die wahrſcheinlich größtentheils von den S. und andern Bergſtämmen dahin verkauft wurden. Der Biſa-Gaum wurde von den Agenten der engl. Regierung mit vielem Vertrauen behandelt. Der einflußreichſte unter den den Briten feindſeligen Häuptlingen iſt Duffa-Gaum, zwiſchen dem und Biſa-Gaum ſeit langer Zeit eine Fehde herrſcht; der erſtere machte in der neuern Zeit einen Einbruch in das Gebiet des letztern, wobei Alles ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts niedergemetzelt wurde. So roh die S. auch ſind, ſo theilen ſie ſich doch in 4 Kaſten. Ihre Religion iſt eine Miſchung der abergläubiſchen Meinungen aller benachbarten Völker, und ihre rohen Tempel ſind mit noch rohern Idolen aller Religionen verziert. Sie ſind kein Zweig der Schanſtämme, obwohl die Sage ihnen an den Grenzen von China oder Tübet eine Heimath anweiſt. Ihre Sprache iſt nicht geſchrieben. Polygamie herrſcht unter ihnen; die Todten werden begraben, und das Erbe wird unter die jüngſten und älteſten Söhne vertheilt.

Singhs, Volk, ſ. Sikhs.

Singidava (a. Geogr.), Stadt im Innern von Dacien, zwiſchen den Flüſſen Tyſia und Aluta; jetzt Dova am Maroſch.

Singidunum (a. Geogr.), Stadt in Moesia Superior, an der Mündung des Sarus in den Danubius und an der längs des letztern hinführenden Heerſtraße, Feſtung und Hauptquartier der 4. Legion (Flavia Felix); jetzt Belgrad.

Singilei (Sengilei, Singilejew, Geogr.), 1) aſiat.-ruſſ. Kreis, Gouv. Simbirsk, grenzt nördlich an den Kreis Simbirsk, öſtlich an den Kreis Samara und an die Wolga, ſüdlich an den Kreis Süſſran und weſtlich an den Kreis Karſſun und hat einen Flächenraum von 82¾ □Meilen mit 70,000 Einw. Das Land wird von der Wolga, an deren Ufern ſich Berge hinziehen, und ihren Nebenflüſſen Swiaga und Uſſa bewäſſert; es hat ſchöne Wieſen, aber wenig Waldungen. — 2) Kreisſtadt daſ. an der Wolga und den Flüßchen Singileika und Tuſchewka, ſüdöſtlich von Simbirsk, neu erbaut; Getreidehandel; 3000 Einw.

Singili (Singilis, a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica, nach d'Anville das heutige Puente de Don Gonzalo.

Singiticus Sinus (a. Geogr.), Meerbuſen an der Küſte Macedoniens, nach der Stadt Singus genannt, zwiſchen den Halbinſeln Sithonia und Acte; jetzt Golf von Haghion Aros (Ptol. III, 13, 11).

Singkompoſition, ſ. Vokalmuſik.

Singkunſt, die Kunſt, welche lehrt, muſikaliſch richtig und ſchön zu ſingen; ſ. Geſangmethoden, Vokalmuſik ꝛc.

Singlehrer (Singmeiſter), Derjenige, der ſingen lehrt, ein Lehrer des Geſangs. Die Anforderungen, die man an einen guten, die Geſangskunſt wahrhaft fördernden Lehrer ſtellt, beſtehen in Folgendem: Er muß außer einer guten Methode (ſ. Geſangmethoden) 1) vollkommene Kenntniß der Sprache beſitzen, in welcher der Schüler das Meiſte ſingen ſoll, um dieſem die Accente, die Quantität der Sylben, und die beſte Art, ſie auszuſprechen, überhaupt das Weſen der Orthoepik lehren zu können; er muß ferner beſitzen — 2) Kenntniß wenigſtens des unmittelbar praktiſchen Theils der Harmonielehre, denn ohne gut akkompagniren zu können und das Verhältniß der verſchiedenen Intervalle zu einander, nach allen Richtungen hin, genau zu wiſſen, wird niemals ein Lehrer eine reine und richtige Intonation zu bewirken im Stande ſeyn; — 3) die eigene Kunſt, wenigſtens mit Anmuth und Haltung, mit Ausdruck und guter dramatiſcher Deklamation ſingen zu können; — 4) vollkommene phyſiologiſche Kenntniß der menſchlichen Singorgane, ohne welche niemals eine, von der Methode und Kunſt aber unerläßlich bedingte, geſunde Stimmbildung erlangt werden kann. Tüchtige Geſanglehrer, deren es leider eine ſo große Anzahl nicht gibt, ſind daher mehr als bloße Muſiker oder Sänger. Einige ſchon verſtorbene ausgezeichnete S. werden in dem Art. Singſchulen erwähnt werden.

Singles, franz. Dorf, Depart. Puy-de-Dôme, Bez. Iſſoire; Steinkohlen- und ſilberhalt. Bleigruben; 1010 Einw.

Singleton (Biogr.), Henry, Hiſtorienmaler, 1766 in London geboren, malte und zeichnete viele Schlachtbilder und andere wichtige Affairen aus der Kriegsperiode ſeiner Zeit, auch hiſtoriſche Darſtellungen, Genrebilder und Porträte. S. † 1839.

Singleton (engl.), in faſt allen Kartenſpielen eine Karte, die man von einer Farbe nur einmal hat.

Singlo, ſ. Thea.

Digitized by Google

Singmethode, ſ. Geſangmethoden.

Singmücke (Entom.), ſ. v. a. gemeine Stechmücke, Culex pipiens *L.*

Singmuskelapparat (Ornith.), ſ. Ornithologie und Paſſeres.

Singöe, ſchwed. Inſel, Stockholm-Län, in der Nähe von Hafreröe.

Singone (a. Geogr.), Stadt der Quaden, im Südoſten Germaniens, nach Reichard jetzt Trentſin an der Waag.

Singonne, ſ. Kapottücher.

Sing p'hais, Münze in Siam.

Singquartett, ſ. v. a. Vokalquartett, ſ. Quartett, Chor und Vokalmuſik.

Singraconda, brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. Madras, Prov. Karnatik, nördlich von Mellore, unweit des bengal. Meerbuſens.

Singrein (Singenrain), bayer. Dorf, K.-B. Unterfranken und Aſch., Ldgr. Brückenau; 170 Einw.

Singrowla, oſtind. Diſtrikt, Prov. Gundwana.

Singſchulen, 1) Anſtalten, in denen der Geſang gelehrt wird. Wie zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Geſang ein Bedürfniß des Herzens war, ſo ward auch ſein kunſtmäßiges Erlernen dadurch geheiligt, daß man in alter wie in neuer Zeit ihn ſtets dem Dienſte der Religion weihte und als wahres Bildungsmittel der Völker und Nationen anſah. So gebot ſchon bei den alten Aegyptern ein Geſetz, daß die Kinder in gewiſſen Arten von Muſik und Geſang unterrichtet würden, woher man auch mit ziemlicher Gewißheit ſchließt, daß in Aegypten die erſten S. beſtanden haben. Auch die Hebräer verwebten den Geſang in ihre heiligen Gebräuche, und die berühmten Prophetenſchulen, welche Samuel ſtiftete und welche ſich mit Geſang, Muſik und Dichtkunſt beſchäftigten, verdienen mit Recht hier erwähnt zu werden, nicht minder das großartige Inſtitut der Leviten (ſ. d.). Die Chineſen hatten ebenfalls S. ſeit den früheſten Zeiten; ihre Einrichtung war ähnlich der der Leviten: 2 der vornehmſten Mandarinen ſind Vorſteher der S. in Peking; 8 höhere und 16 niedrigere Muſikmeiſter, ſowie 8 untergeordnete Mandarinen bilden dieſe Anſtalt. Die Orakel der Griechen wurden ſtets mit Geſang ertheilt. Auch Pythagoras pflegte den Geſang, indem ſeine Schüler ſowohl früh beim Erwachen, als auch Abends beim Schlafengehen Geſänge anſtimmen mußten. Die mannichfaltigſten Hymnen, Päane, Nomen, Proſodien wurden den Griechen ſchon von Kindheit an gelehrt und zu Ehren des Apollo geſungen. An den Volksſpielen fanden auch muſikaliſche Wettkämpfe Statt, u. die 4 heiligſten Feſte, die olympiſchen, iſthmiſchen, pythiſchen und nemeiſchen Spiele, wurden ſo zu wahren Schulen der Muſik. Die Römer erhielten den Geſang durch die Etrurier und Griechen, und in der Folge wurde er von mehren Kaiſern ſehr geliebt und ſogar mit Leidenſchaft ausgeübt. S. hatte man jedoch bei den Römern nicht. Die Gallier erlernten die Muſik von den Barden und Druiden, die ſie übten. In Britannien wurden die S. mit dem Druidismus eingeführt, nach deſſen Vertilgung die Sänger Minſtrels hießen und beſonders in Wales heimiſch waren. Auch die Deutſchen hatten Sänger und Nationalgeſänge, die meiſt kriegeriſcher Art waren und ſich von Mund zu Mund fortpflanzten. Die Sage von Tuiskon in dieſer Beziehung iſt ſehr ungewiß. Mit der Einführung des Chriſtenthums erhielten die eigentlichen S. erſt eine höhere und ſchönere Richtung. Die erſten Chriſten und beſonders die Therapeuten in Paläſtina und Aegypten ſangen bei ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen Hymnen in abwechſelnden Chören, und ſchon in der erſten Zeit der Verbreitung des Chriſtenthums erließ ein Gefährte des Apoſtels Paulus, Clemens Romanus, eine Verordnung, nach welcher der Vorſänger die Pſalmen anſtimmen und die Gemeinde nachſingen mußte. Die Vorſteher der Gemeinde oder vielmehr der Kirche waren zugleich auch Vorſteher des Geſanges. Große Verdienſte um denſelben erwarben ſich vorzüglich Chryſoſtomus und Ambroſius. Schon in den erſten Jahrhunderten wurden Anſtalten zu beſondern S. gemacht, doch gab es eigentliche Pflanzſchulen zuerſt in Rom, wo Papſt Silveſter zwiſchen 314 und 335 die erſte gründete, die allen Kirchen der Stadt gemeinſchaftlich gehörte und bei den vom Papſt oder Presbyter begangenen heiligen Handlungen oder feierlichen Meſſen ſingen mußte. Der Vorſteher derſelben hieß Primicerius; aus ihm iſt unſer ſpäterer Kantor geworden; zu Zöglingen nahm man unbeſcholtene Jünglinge und nannte ſie Miniſtralen oder Kleriker, aus denen unſere Choriſten bei den lat. Schulen entſtanden. Die S. wurden von Gregor d. Gr. beträchtlich erweitert; ja er ſelbſt ertheilte dabei Unterricht. Da die Zöglinge dieſer S. meiſt aus den Waiſenhäuſern genommen wurden, nannte man dieſe Anſtalten auch häufig Orphanotrophium. Gregor d. Gr. ſchickte auch den Auguſtinus nebſt vielen Gehülfen und Sängern als Miſſionär nach England, wo derſelbe, ſowie der berühmte Harfner König Alfred, den ächten Geſang in England verbreiteten. Was Karl d. Gr. in Frankreich und Deutſchland that, iſt zur Genüge bekannt. Die erſten von ihm errichteten S. waren zu Metz und Soiſſons, ſpäter gründete er deren in vielen Städten. Die Geſanglehrer jener Zeit waren alle geiſtlichen Standes. Schon ſeit Pipins Zeiten befand ſich am königlichen Hofe eine eigene Kapelle unter Aufſicht eines Muſikmeiſters (Meneſtrel). Die ſogenannte muntere Wiſſenſchaft der Provençalen umfaßte auch die Muſik und namentlich den Geſang. Dieſer wurde vom 11. bis 14. Jahrhundert durch die Troubadours verpflanzt, von denen die Schulen der Minneſänger abſtammen, die namentlich im 13. Jahrh. in höchſter Blüthe ſtanden. Von den Minneſängern gerieth die hohe Kunſt des Geſangs in die Hände der Meiſterſänger (ſ. d.), welche ſie mehr zunft- und handwerksmäßig betrieben, in ihren Schulen Belohnungen und Beſtrafungen zuerkannten und Feſt- und gemeine S. hatten, die zu beſondern Zeiten gehalten wurden. Ihre Melodien waren Choralgeſang; ſie hatten 4 ſogenannte gekrönte Töne, die nach

ihren Erfindern benannt wurden, den Meiſterſängern Heinr. Mögling, Heinr. Frauenlob, Ludw. Warner und Barth. Regenbogen. Eine weitere Ausbildung erfuhr der Geſang beſonders in **Frankreich** und **Deutſchland**, wo wohlthätige Stiftungen die Schulen unterſtützten. Vorzüglich zeichneten ſich in der Mitte des 15. Jahrh. Luneburg und Augsburg aus. Ein bedeutender Fortſchritt ward aber namentlich in den norddeutſchen Schulen durch **Luthers** Bemühungen um die Verbeſſerung und Verſchönerung des muſik. Gottesdienſtes bewirkt. Dieſe S., in denen ſchon die Namen Kantor u. Chor gebraucht wurden, beſtanden zunächſt aus Kurrenden, und Eiſenach war eine der erſten Städte, wo die Sänger auch **Figuralgeſänge** auf der Straße ſangen. Bald ahmten es auch andere Städte nach. Bei den in jenen alten Zeiten in allen Ländern ſo üblichen Aufführungen der Myſterien und religiöſen Volksfeſte wurden auch die Singchöre verwendet. Im 12. und 13. Jahrh. entſtanden wieder S. anderer Art in den Geſellſchaften von Sängern und Spielern, die die italieniſchen Fürſten hielten, und die ſich zu jedem ausgezeichneten Feſte in Menge einfanden. Später erwarben ſich Guido v. Arezzo und noch ſpäter der berühmteſte Meiſter der alten römiſchen Schule, Paleſtrina, um die Ausbildung des Geſanges u. die Gründung von Schulen große Verdienſte. Daſſelbe leiſtete Durante für die neuern S. Große Berühmtheit erlangte im 17. Jahrh. die Singſchule des Franc. Ant. Piſtocchi zu Bologna, die von deſſen berühmteſten Schülern, Ant. Bernacchi u. Ant. Paſi, fortgeſetzt wurde. Im 18. Jahrh. blühten die S. des Brivio in Mailand, Fr. Beli in Modena, Redi in Florenz, Amadori in Rom, vorzüglich aber die des Nic. Porpora, Leon. Leo und Fr. Feo zu Neapel. Die Konſervatorien oder öffentlichen Sing- und Muſikſchulen der neuern Zeit gehören ebenfalls daher. In Deutſchland unterſcheidet man gewöhnlich S. von **Singakademien**. Unter erſtern verſteht man nämlich insbeſondere entweder die Anſtalten für Unterricht im Geſange überhaupt, oder die mit öffentlichen Schulen verbundenen Singchöre, ſeltener auch die **Singvereine**. Für Bildung der Singchöre thaten **Hiller** und nach ihm **Schicht** in Leipzig viel. Singakademien wurden geſtiftet von **Faſch** in Berlin 1789, eine der bedeutendſten Anſtalten dieſer Art, die 1794—1832 unter der Leitung **Zelters** ſtand. In Dresden wurde 1806 von dem Organiſten **Dreyßig** eine Singakademie errichtet. Von den hierher gehörigen Singvereinen ſind vorzüglich der 1796 durch Frau von **Puffendorf** in Wien errichtete, die Schulen von **Winter** und **Hering**, die durch Luiſe **Reichardt** in Hamburg gegründete, ſpäter von **Methfeſſel** und dann von W. **Grund** fortgeſetzte Anſtalt und die Schöpfungen des würdigen **Nägeli**, eines der erſten Beförderer des ſchweizeriſchen allgemeinen muſikaliſchen Bundes, zu erwähnen. Endlich gehören zu den S., wenn auch nur beziehungsweiſe, die ſogenannten Liedertafeln, Liederkränze, ſ. **Geſangvereine**. Vgl. **Muſikfeſte** und **Muſikvereine**, **Inſtitut**. — 2) S. v. a. Geſangmethoden, ſ. **Geſangmethoden**.

Singſchwan (Ornith.), ſ. v. a. Anas Cygnus *L.*, Cygnus musicus *Bechst.* (ſ. d.).

Sing-Sing, nordamerik. Dorf mit Hafen, V. St., Staat New-York, Grafſchaft **Weſt-Cheſter**, links am Hudſon.

Singſpatz (Ornith.), ſ. v. a. Fringilla melodia *Voigt*.

Singſperber (Ornith.), ſ. v. a. Falco musicus.

Singſpiel, ſ. **Liederſpiel** u. **Operette**.

Singſtimme, ſ. **Stimme**.

Singſtück, ein Vokalmuſikſtück, ſ. **Vokalmuſik**.

Singtanz, ſ. **Singetanz**.

Singterzett, ein von Singſtimmen vorzutragendes Terzett; ſ. **Terzett** und **Trio**.

Singtſcheu, aſiat. Ort, China, **Korea**, nördlich von Tſchintſcheu, im ſüdlichen Theile der Halbinſel.

Singue, afrik. Dorf, Nubien, **Dar Foke** oder **Bokki**, weſtl. von Habeſch, zum Theil von Mohammedanern bewohnt.

Singulare certamen (Singularis pugna, lat.), ſ. v. a. Zweikampf.

Singulares (Singularii, röm. Antiq.), reitende Boten oder Kuriere in den Officien des Praefectus urbi und anderer Magiſtrate.

Singulare tantum (lat.), ſ. **Subſtantivum**.

Singularfideikommiß, ſ. **Fideikommiß**.

Singularis (lat.), 1) einzeln; — 2) (Gramm.), ſ. Numerus.

Singulariſten (Kirchengeſch.), Partei der Separatiſten (ſ. d.).

Singularſucceſſor, ſ. **Erbe**.

Singulatores (röm. Ant.), ſ. **Wettrennen**.

Singulei, Kreis u. Stadt, ſ. v. a. Singilei.

Singuſis (a. Geogr.), Nebenfluß des Bätis in Hispania Baetica, von der Stadt Aſtigi an ſchiffbar; jetzt Xenil (Plin. III, 1, 3).

Singulorum sacra, ſ. Sacra.

Singultus (lat.), Schluchzen.

Singus (a. Geogr.), Stadt in Macedonien, an der Oſtküſte der Halbinſel Sithonia und am ſüdlichen Theile der Weſtküſte des Sinus Singiticus, am heut. Kap Sykia (Plin. IV, 10, 7).

Singverein, ſ. **Singſchulen**.

Singvögel (Ornith.), 1) nach **Oken**, ſ. v. a. Pfriemenſchnäbler od. Wurmfreſſer, erſte Zunft der Ordnung der Zahnſchnäbler oder Inſektenfreſſer, und ſind — A. Gewürmfreſſer od. eigentliche Sänger mit den Sippſchaften der **Buſchſänger** oder Sylvinae [a) Grasmückenartige: Troglodytes, b) Bachſtelzenartige oder Laubvögel: Ficedula, c) Schnapperartige: Curruca, d) Schwalbenartige: Phoenicurus] u. der **Feldſänger** [e) Falkenartige: Saxicola, f) Taucherartige: Calamoherpe, g) Reiherartige: Motacilla, h) Hühnerartige: Anthus, i) Trappenartige: Accentor]; — B. Beerenfreſſer od. Droſſeln mit den Sippſchaften der eigentlichen Droſſeln (Cinclus, Turdus, Myothera, Gracula, Pastor) und der Sammtdroſſeln (Oriolus, Gymnopa,

Digitized by Google

Menura). — 2) Nach **Burmeiſter** u. A., ſ. v. a. Passerinae oder Passeres oder Oscines, Ordnung der Vögel; ſ. **Paſſeres**.

Singvögelfang. Der Fang der Singvögel mit dem wiener Kloben iſt eigentlich eine waidmänniſch nicht übliche Fangart, ſoll jedoch, da Veranlaſſungen dazu eintreten können, der Vollſtändigkeit wegen hier beſchrieben werden. Die Alten, wenn deren Fang in Abſicht liegt, fängt man am leichteſten beim Neſte. Bei dem Fange weichſchnäbeliger Vögel werden Mehlwürmer als Lockſpeiſe angehängt; bei dem Fange hartſchnäbeliger, als Meiſen, Ammer u. dgl., Haferrispen u. ſ. w. Damit die Füße gefangener Vögel nicht beſchädigt werden, ſind die Klemmſtäbe des Klobens (ſ. d.) mit feinem Leder überzogen, und der ganze Fangapparat iſt grün angeſtrichen. Die Lockſpeiſe wird an einen, durch ein kleines Löchelchen in hölzerne Klemmſtäbe gezogenen Draht geſteckt. Soll mit dieſer Vorrichtung ein Vogel beim Neſte gefangen werden, ſo wird der Kloben nahe dabei in einen Baum oder Aſt eingeſchraubt, der feine Draht mit der Lockſpeiſe verſehen, die Feder vorn bei der Oeffnung niedergedrückt, die Klemmſtäbe werden zurückgelegt, die eine Seite des Abzuges wird auf die Federöffnung geſetzt und die andere oben in die Kimme des Klobenſtockes geklemmt.

Singwitz (**Sinkwitz**), königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Amt **Stolpen**; 160 Einw.

Singwürger (Ornith.), ſ. v. a. Lanius (Vireo) musicus *Cuv.*

Sing-Y, aſiat. Stadt, China, Prov. **Kuang-Tung**, nordlich von Kao-Tſcheu.

Singzirpen (Entom.), ſ. v. a. Stridulantia, Unterfamilie der Homopterenfamilie der Cicadina, ſ. d. und **Stridulantia**.

Sin-Hing, aſiat. Stadt, China, Prov. **Yün-Nan**.

Sin-Hoa, aſiat. Stadt, China, Prov. **Ho-Nan**, nordweſtl. von Pao-King, am Lo-Kiang.

Sin-Hoei, aſiat. Stadt, China, Provinz **Kuang-Tung**, ſüdweſtl. von Kanton, weſtl. an der Bai von Kanton.

Siniava (**Nowy-S.**), europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. **Podolien**, nördlich von Letitſchew.

Siniavka (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Flecken, **Land der donſchen Koſaken**, ſüdweſtlich von Novo-Tſcherkask, rechts an der Mündung des Mertvoi-Donetz in das Azow-Meer; — 2) Flecken daſ., Gouv. Tſchernigow, Kr. **Sosnitza**; — 3) S.-**Sloboda**, Flecken daſ., Gouv. Wilna, Kr. **Aſchmiana**.

Sinibra, ſ. **Sinoria**.

Sinigaglia, italien. Stadt, Kirchenſtaat, Deleg. **Urbino e Peſaro**, nordweſtlich von Ancona, an der Mündung der Miſa ins adriatiſche Meer, mit Hafen und Leuchtthurm, ſo wie einem Kaſtell; Biſchofsſitz, Kathedrale, 9 andere Kirchen, ſchöner Platz, Klöſter, Prieſteroratorium, Seminar, Münze, Getreide-, Wein- und Seidenbau; 18,000 (nach Andern 8000) Einwohner. Die Stadt iſt hauptſächlich berühmt wegen der bedeutenden **Meſſe**, der berühmteſten in Italien, welche hier jährlich vom 20. Juli bis 8. Aug. Statt findet und Seitens des Auslandes beſonders von Griechenland, den joniſchen Inſeln und der Levante, aber auch von England, Frankreich, Oeſterreich, der Schweiz, Amerika 2c. beſucht wird, obgleich ſie in der neuern und neueſten Zeit ſehr herabgeſunken iſt. Die Meßgüter durfen abgabenfrei zur Meſſe gebracht und bis zum Ablaufe eines Monats nach der Meſſe abgabenfrei ausgeführt werden. Was nach Ablauf dieſes Monats noch im Entrepot befindlich iſt, unterliegt einem Lagergelde von 3 Bajocchi täglich für jede 1000 Libbre. Diejenigen Waaren, welche zu Lande ankommen, werden an der Grenze deklarirt und im Zollhauſe niedergelegt, die zur See ankommenden aber können direkt vom Schiffe in die Privatmagazine gebracht werden. Die wichtigſten Meßartikel ſind die Bekleidungsſtoffe, doch iſt der Verkehr auch in Kolonial- u. andern Waaren ſehr lebhaft; die meiſten Geſchäfte werden durch Vermittelung von Mäklern abgeſchloſſen. Im J. 1844 liefen im Hafen von S. 453 Schiffe von 21,821 Tonnen ein. — **Rechnungsverhältniſſe: Rechnungsart, Münzen** 2c., ſ. **Ancona** und **Rom**. — **Maße u. Gewichte. Längenmaß.** Der Piede oder Fuß = 0,558506 Meter = 247,583 pariſ. Lin. Der Braccio da panno e da seta oder die Wollen- und Seidenelle = 0,664 Meter = 294,3 pariſ. Lin. Der Braccio da tele nostrali oder die Elle für einheimiſche Leinwand = 0,782 Meter = 346,7 pariſ. Lin. — **Getreidemaß** wie **Ancona**. — **Flüſſigkeitsmaß.** Die Soma hat 50 Boccali und iſt = 118 Liter = 5948⅔ pariſ. Kubikzoll. — **Handelsgewicht.** Die Libbra oder das Pfund iſt = 337 Gramm = 7011,6 holl. As. — **Handelsanſtalten.** Meßgericht. Sparkaſſe. Schiffswerfte. — S. iſt der Geburtsort der Sängerin **Catalani**.

Sining, aſiat. Ort, China, Prov. **Kan-Su**, nordweſtlich von Lantſcheu.

Si-Ning-Oei, aſiat. befeſtigte Stadt, China, Prov. **Kan-Su**; beträchtlicher Handel mit Tübet und der Mongolei.

Sinir (nord. Myth.), ſ. v. a. Siner.

Sinis (griech. Myth.), der Beſchädiger, Sohn des Polypemon oder des Poſeidon und der Sylea. Er führte den Namen Pityokamptes (der Fichtenbeuger), weil er auf der korinthiſchen Landenge, wo er ſich niedergelaſſen hatte, die Vorübergehenden überfiel, beraubte und an 2 umgebogene Fichten band, die er dann ſchnell losließ, ſo daß die Unglücklichen zerriſſen wurden. Theſeus tödtete ihn, ließ ſich aber, weil er mit dem Getödteten durch Pittheus verwandt war, entſühnen und ſoll ihm zu Ehren die iſthmiſchen Spiele als eine Todtenfeier gegründet haben.

Sinis, 1) (a. Geogr.), römiſche Kolonie des Gaues Melitene in Armenia minor am Euphrat (Ptol. V, 7, 5); — 2) (n. Geogr.), Villa, ſ. v. a. Eines.

Siniscalco (ital.), 1) ſ. v. a. Seneſchall; — 2) Haushofmeiſter; — 3) ehemals der Oberhofmeiſter des Großmeiſters von Malta.

Siniscola, ital. Dorf, Inſel Sardinien, Intendantur **Cagliari**, ſüdöſtlich von Poſada, am Meer; 1770 Einw.

Siniſpora (a. Geogr.), Ort in Kappadocien.

Sinister (lat.), 1) link, linkiſch, verkehrt; — 2) ungünſtig, unglücklich, dagegen — 3) in den Auſpicien der Römer glücklich, von günſtiger Vorbedeutung.

Sinistra (ital., abgekürzt S. oder Sin.), ſ. Destra, wovon es der Gegenſatz iſt.

Sinistrae tibiae (lat.), ſ. Flöte.

Siniſtrin (von sinister [links], weil die Auflöſung des Stoffs, nach den Beobachtungen von Biot und Perſoz, die Polariſationsebene nach Links kehrt), nennt Marquart das durch Kochen (aus Georginenknollen u. ſ. w.) bereitete Alantin (Inulin). Es vrrhält ſich zu dem auf kaltem Wege erhaltenen Alantin, welches Synantherin genannt wurde, ſo, wie ſich die durch Kochen freigemachte innrre Stärkmehlſubſtanz zu den ganzen Stärkmehlkörnern verhält. Unter dem Mikroſkope erſcheint es als undurchſichtigr weiße Kügelchen, in kaltem Waſſer zerfallt es weit eher, als das Synantherin, und bei 75° löſt es ſich völlig zu einer farbloſen Flüſſigkeit auf. Das Synantherin dagrgen erſcheint unter dem Mikroſkope als durchſichtige Kügelchen und löſt ſich in kochendem Waſſrr nur zum größten Theile auf. Das Ungelöſte beſteht aus zarten Fäden und Häuten. Gegen Reagentien verhalten ſich übrigens bride Arten gleich.

Siniſtrophorum (Bot.), nach Schrank, Untergattung von Camelina *Crantz*.

Sinistrorsus (lat.), ſ. Dextrorsus.

Siniſtus, Name drs Oberprirſtrrs bei den Burgundionen; ſein Amt war lebenslänglich.

Siniter (bibl. Geogr.), Stamm der Kanaaniter.

Siniukha, europ.-ruſſ. Fluß; entſpringt im Gouv. Kiew, fließt ſüdöſtlich und ſüdlich auf der Grenze der Gouv. Cherſon und Podolien, u. mündet bei Olviopol in den Bug, links.

Sinjawska, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Wilna, ſüdöſtlich von Nikolajow, am Niemen.

Sinjeur, Govaert, Maler, nach ſeinen Lebensverhaltniſſen unbekannt, malte im Geſchmacke des Ph. Wouvermans.

Sink (Geogr.), ſ. v. a. Großſchenker Stuhl.

Sinkawan, oſtind. Handelsſtadt, Inſel Borneo.

Sinke (Sinque), ein kleines Kauffahrteiſchiff, ähnlich der Eaie.

Sinkel, oſtind. Stadt, Sumatra, ſüdöſtlich vom Vorgebirg Sitoe, auf der Weſtküſte, an der Mündung des gleichn. Fluſſes, mit Haſen; Handel mit Benzoe, Kamphrr, Goldſtaub und Wachs.

Sinken, 1) (Phyſ.), nach u. nach, beſonders ſenkrecht in die Tiefe bewegt werden, eine der paſſiven Bewegungen, die lebenden Körpern nur in ſofrrn zukommt, als ſie gleich unbelebten ihrer eigenen Schwrre nachgeben. Das S. unterſcheidet ſich von Fallrn dadurch, daß bei letzterem die Unterlagr oder Haltung, wenigſtens partiell, mit einem Mal entzogen wird, beim S. aber die Unterlage oder der Haltpunkt nur zu ſchwach iſt, um genügenden Widerſtand zu leiſten, und durch die Schwere des ſinkenden Körpers ſelbſt theilweiſe, durch Druck oder durch Zug, mit zur Brwegung grlangt. Wird das S. durch einen ferneren Widerſtand, den der ſinkende Körper findet, unterbrochen, aber der Körper doch nicht wieder auf ſeinen vorigen Stand gehoben, ſo unterſcheidet man dies als Senken. Lebende Körper, die durch ſelbſtſtändige Muskrlkraft ihre Stellung auf ihnen verliehenen Stützpunkten brhaupten ſollen, ſinken, wenn ihre eigene Schwrre dieſr Stützpunkte niederdrückt, wie dies z. B. auf einrm ſchlammigen, oder mit Triebſand erfüllten Boden der Fall iſt, und zwar ſo lange, bis es entweder zu einem völligen Weichen der Stützfläche (beim Eindruche eines feſten Bodens) und dadurch zu einem Falle kommt, oder bis ſie in eine nachgiebige Maſſe, z. B. in rinen Moraſt, ganz eingeſunken ſind (Verſinken), oder bis, bei zunehmender Kohäſion, während drs Einſinkens einzelner Glieder, z. B. der Füße, in eine nachgiebige Maſſe, unter gleichzritiger Verminderung der Schwere (da bloß die noch nicht eingeſunkenen Körpertheilr drücken), es zu einem Ruheſtande kommt. Einige Körpertheile, die durch Muskrlthätigkeit aufrecht erhalten werden, ſinken, wenn dieſe Thätigkeit erſchlafft und der Theil nicht eine mrchaniſchr Stütze oder Haltung bekommt. Das S. der Augenlider bei der Schläfrigkeit hat nicht ſowohl in der natürlichen Schwere drs obern Augenlids, als in einem Inſtinkt ſeinen Grund, der bei eintretendem Schlafe die Augen zu ſchließen nöthigt. — 2) (Waſſerb.), von dem Grunde, auf welchem, und von der Erde, aus welcher ein Deich erbaut iſt, durch die Schwere zuſammengedrückt und niedriger werden. — 3) (Zuckerſ.), vom Zucker, welcher in die Hutform gegoſſen wird, durch das Ablaufen des Sirups ſich zuſammenſetzen; das größere S. des Zuckers iſt daher ein Zeichen größerer Reinheit. — 4) (Schifff.), von einem Schiffe, welches, überladen oder leck geworden und dadurch mit Waſſer erfüllt, ſich nicht über dem Waſſer erhalten kann; — 5) überhaupt von einem Gegenſtande, ſo viel ſpeciſiſche Schwere haben, daß er nicht auf dem Waſſer ſchwimmen kann. — 6) von Preiſen, niedriger gehen, billiger werden.

Sinkend (Herald.), ſ. Stern.

Sinkep, oſtind. Inſel, Sumatra, ſüdlich von Lingin, an der Oſtküſte.

Sinker, ſ. v. a. Senker, ſ. Ablegen.

Sinkershauſen, großh. heſſ. Dorf, Prov. Oberheſſen, Kr. Biedenkopf, Ldgr. Gladenbach; Filialkirche; 230 Einw.

Sinkingen, bad. Weiler, Seekr., Amt Villingen; 150 Einw.

Sinking-Found (engl., ſinkender Fond), ein Kapital zur allmähligrn Tilgung der engl. Staatsſchuld, gebildet aus Ueberflüſſen der Einkünfte in guten Zeiten. Bis jetzt iſt drſſen Wirkung im Verhältniß zur Schuld noch für Nichts zu rechnen.

Sinkler, in mehren mansfeldiſchen Zechen der Schichtmeiſter.

Sin Koff (d. i. Götterwohnung), japaniſcher Name für Japan.

Sinkow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrſch. Caſtalowitz; 270 Einw.

Sinkwerk, Mauerwerk, dem ein hölzerner Kranz zur Grundlage dient; unter dieſem Kranze

Digitized by Google

wird die Erde mitteiſt des Sinkſpatens, der einen etwas gekrümmten Stiel hat, allmählig weggenommen, ſo daß ſich der ganze Bau ſo lange ſenkt, bis er in die Tiefe gelangt, wo er bleiden ſoll. Dieſe Sinkwerke gebraucht man bei Brunnen, beim Grundbau 2c. Auch die in das Steinſalz gehauenen Weitungen, welche man mit Waſſer anfüllt, damit es Soole werde, nennt man S.

Sin-le-Noble, franz. Dorf, Depart Nord, Bez. Douay, in ſumpſiger Gegend; Leinweberei, Oelſchlägerei; 2100 Einw.

Sinlidiba, ſ. Ceylon.

Sinmara (nord. Myth.), Rieſin, die im Fiölſvinns-mal eine erotiſch-allegoriſche Rolle ſpielt.

Sin-Men-Kiang, aſiat. bewohnte Inſel, China, Prov. Kuang-Tung.

Sinmu, ſ. Japan (Geſch.).

Sinn (Pſychol.), 1) im Allgemeinen die Fähigkeit der Seele, zu empſinden und wahrzunehmen, beide Worte in der weiteſten Bedeutung genommen. Faſſen wir zuerſt die Empfindung in der eigentlichen Bedeutung auf, ſo ergeben ſich für die generiſch verſchiedenen Arten derſelben die Sinne (ſ. d.) in der Mehrheit, und mit einigen derſelben jene materiellen Gefühle der Luſt, die vorzugsweiſe ſinnliche heißen. Ob der allgemeine Sprachgebrauch einen innern S. (die Fähigkeit der Seele, die Zuſtände unſeres eigenen Innern wahrzunehmen) ſchlechthin kennt, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden; daß ihm aber mehre Arten deſſelben bekannt ſind, beweiſen die Ausdrücke Scharfſinn, Tiefſinn, Stumpfſinn, Blödſinn, beweiſt der Wahnſinn mit ſeinen fixen Ideen, beweiſt die Beſinnung, mit deren Verluſt das Selbſtbewußtſeyn ſchwindet. Diejenigen Pſychologen, welche der Lehre von den Seelenvermögen zugethan ſind, unterſcheiden aber ganz beſtimmt zwiſchen äußeren und inneren S.en und ordnen ſie dem Erkenntnißvermögen unter. Uns beſinnend oder entſinnend ſchauen wir in eine fernliegende Vergangenheit zurück; ja jenes innere Auge läßt uns ſogar, indem wir ausſinnen und erſinnen, Dinge ſuchen und ſchauen, die noch nie und nirgends waren, und die, je mehr ſie durch Neuheit und Zweckmäßigkeit überraſchen, um ſo ſinnreicher genannt werden. Auf dieſen inneren Sinn muß es auch bezogen werden, daß die Bedeutung, der Gedankeninhalt der Rede ihr Sinn genannt wird. Zu dem äußerlich Hörbaren und Sichtbaren muß noch ſein Inneres kommen, das erſt dem S. für das Innere erkennbar iſt. Dagegen iſt nun aber auch umgekehrt Wort und Rede das Sinnbild des Gedankens, und zwar um ſo ſinnvoller, ſinniger, je vollkommen treffender die Repräſentation iſt. Da die Sprache auch häufig Empfindung für Gefühl ſetzt, ſo darf es nicht verwundern, den S. im Gebiete des Gemüths wiederzufinden und ihn hiermit zum allgemeinen Begriff der Empfänglichkeit erweitert zu ſehen. Wir tadeln den harten S. des Gefühlloſen und preiſen den Zartſinn des gefühlvollen Wohlwollenden, wir rühmen den feinen S., den Kunſtſinn des Kunſtkenners und Mannes von Geſchmack, wir tadeln den Leichtſinn des Flatterhaften, loben den leichten, heitern S. des Zufriedenen, beklagen den Trübſinn des Hypochonders und den brütenden Tiefſinn des Melancholikers; wir ſchätzen Gemeinſinn und freuen uns des Umgangs mit Menſchen von guter Sinnesart (vgl. Drobiſch, Pſychol., §. 116). — 2) S., die Bedeutung, der Gedankeninhalt von etwas; — 3) die Abſicht, in der etwas gethan oder aufgefaßt wird.

Sinn (Geogr.), 1) bayer. Fluß, entſpringt am Kreuzberge auf der Rhön, nimmt die ſchmale S., vom Dammersfelde, auf, geht als breite S ins Heſſiſche, dann wieder nach Bayern und fällt bei Gemünden in die fränk. Saale; — 2) naſſ. Dorf, Amt Herborn, an der Dill; 2 Mahl-, 2 Schneidemühlen, 1 Papiermühle, Hof; 320 Einw.; — 3) (Senn), aſiat.-türk. Stadt, Paſch. Moſſul, ſüdöſtlich von Moſſul, in einem tiefen Thal; Handel mit Moſſul, Bagdad und Ispahan; 8000 Einw.

Sinna (a. Geogr.), 1) zwei Städte Meſopotamiens, die eine am ſüdlichen Abhange des Gebirges Maſius, die andere ſüdöſtlicher am Tigris (Ptol. V, 18, 11 und 12); — 2) Bergkaſtell auf dem Libanon (Strabo XVI, S. 755).

Sinnaces, vornehmer Parther, Sohn des Abdageſes, hielt es gegen Artabanus III. mit den Römern, ſ. Parthien (Geſch.).

Sinnai, ital. Flecken, Inſel Sardinien, nordöſtlich von Cagliari, am hohen und ſchneebedeckten Monte-Olla; Getreide- und Weinbau; 2700 Einw.

Sinnamarie (Sinnamari, Geogr.), 1) franz.-ſüdamerik. Fluß, Guyana, nordweſtlich von Cayenne; entſpringt auf den Gebirgen u. fließt nördlich in den atlantiſchen Ocean; — 2) Niederlaſſung daſelbſt.

Sinnaus (a. Geogr.), See in Aſien (Plin. II, 103, 106).

Sinnberger, ſ. Brückenau (Bad).

Sinnbild, etwas Körperliches, das zur Verſinnlichung von etwas Unkörperlichem, eines Begriffs, einer Idee, dient, ſ. Symbol und Symbolik.

Sinnbronn (Simbronn), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Dinkelsbühl; 260 Einw.

Sinne (Phyſ. u. Pſychol.), diejenigen Zweckveranſtaltungen in unſerem leiblichen Organismus, durch welche wir zur Wahrnehmung der Gegenſtände und ihrer Eigenſchaften befähigt werden. Derjenige Gegenſtand nun, deſſen Wahrnehmung für uns von der unmittelbarſten Wichtigkeit ſeyn muß, iſt unſer Körper. Daher wird an die Spitze der Reihe der S. paſſend derjenige unter ihnen geſtellt werden, durch welchen wir vorzugsweiſe unſern Körper wahrnehmen. Nun ſehen wir zwar unſern Körper, wenigſtens zum Theil, aber nur in ſofern wir Körper überhaupt ſehen. Als unſern eignen dagegen unterſcheiden wir ihn von andern Körpern nur durch den Gefühlsſinn, und dies in doppelter Weiſe; denn der Gefühlsſinn iſt theils ein innerer, theils ein äußerer, letzterer gewöhnlich vorzugsweiſe Gefühl genannt. Der innere Gefühlsſinn heißt auch Vitalſinn (ſ. d. und

Digitized by Google

Gefühl). Unmittelbar an den Vitalſinn ſchließen ſich die Sinne des Geſchmacks und Geruchs an, denn ſie dienen denſelben Zwecken: der Erhaltung und Förderung des Lebens, nur in beſondern Beziehungen. An den äußeren Gefuhlsſinn reiht ſich an der Taſtſinn, ein objektiver Erkenntnißſinn, deſſen Organe die Hände und insbeſondere die Fingerſpitzen ſind. Gewiſſermaßen ein Getaſt in die Ferne iſt das Geſicht; nur iſt der Reichthum der Empfindungen des Geſichts weit größer, als der des Getaſts. Das Gehör endlich, überaus reich an Empfindungen, vernimmt Geräuſch, Schall, Laut, Klang und Ton; es iſt der Sinn für das Reich des Gedankens, für die Welt des Gemüths, der Sinn für die beſeelte Menſchenwelt. Der Vitalſinn, um die Funktionen der vorhergenannten S. kurz zuſammenzufaſſen, gibt das Gefühl des Lebens, der äußere Gefühlsſinn das der Lebenselemente, der Geſchmack das Gefühl der Beſchaffenheit der Lebensmittel, der Geruch das Gefühl der Beſchaffenheit der Lebensmedien, das Getaſt das Gefühl der Körper nach Inhalt und Begrenzung, das Geſicht endlich das Gefühl ihrer farbigen Beſchaffenheit, ſo wie ihrer Geſtalt und Lage ohne unmittelbare Berührungen. Die Bedeutung der S. für das geiſtige Leben ſ. unter dem Art. Vorſtellung. Die gewöhnliche Anſicht ſchreibt übrigens den S.n einestheils zu viel als Leiſtung zu und legt ihnen anderentheils wieder zu viel als Fehler zur Laſt. Gar Manches muß zu den äußeren Erregungen der Sinnesorgane von Innen her hinzukommen, bevor wir nur bis zu einem unterſcheidenden Fühlen, Schmecken, Riechen gelangen. Das Sehen iſt weit mehr, als bloſses Empfinden des Farbigen; das Hören weit mehr, als bloßes Wahrnehmen von Lauten und Tönen; die Sinnestäuſchungen (ſ. d.) führen ihren Namen eigentlich mit Unrecht. Ausführlicheres ſ. in den von den einzelnen S.n handelnden Artikeln.

Sinne (Geogr.), ſ. v. a. Senna.

Sinnen, nachdenken, durch wiederholtes Denken etwas zu erforſchen ſuchen.

Sinnenbetrug, ſ. v. a. Sinnestäuſchung.

Sinnengenuß, Genuß, den unmittelbar die Sinnlichkeit gewährt und der zum Sinnenrauſch oder Sinnentaumel werden kann, wenn er die Vernunft ganz feſſelt und zugleich ein ſchnell vorübergehender iſt.

Sinnenübungen, ſ. Unterricht.

Sinnenwelt, die Welt als Inbegriff der Erſcheinungen, wie ſie ſich den Sinnen darbieten, Gegenſatz zur Verſtandeswelt.

Sinnerklärung (Hermeneut.), Darſtellung deſſen, was in einer Schrift mit einzelnen Worten und mit dem Ganzen geſagt ſeyn ſoll, ſ. Hermeneutik.

Sinnersdorf, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. u. Kr. Köln; 500 Einw.

Sinneshügel (Anat.), die Endigungen der Sinnesnerven in dem Gehirn.

Sinnesnerven, ſ. Nerven.

Sinnesorgane, ſ. Anatomie, S. 848.

Sinnestäuſchungen, Täuſchungen des Verſtandes durch die Sinne. Man unterſcheidet bei den S. Illuſionen u. Hallucinationen. Illuſion iſt die Sinnestäuſchung, bei welcher wirklich vorhandene äußere Objekte in einer andern, als ihrer wirklichen Beſchaffenheit, wahrgenommen werden; es findet hier alſo eine fehlerhafte Perception Statt, welche entweder außerhalb des Sinnes, im Objekt der Wahrnehmung ꝛc., oder im Sinne ſelbſt (Schwäche, Krankheit, veränderte Senſibilität deſſelben ꝛc.), oder endlich im Senſorium ſelbſt (Affekt, Leidenſchaft, Zerſtreutheit ꝛc.) zu ſuchen iſt. Hallucination dagegen nennt man diejenige Sinnestäuſchung, bei welcher innere Zuſtände des Anſchauenden wahrgenommen, aber falſch gedeutet u. für die Wirkung äußerer Objekte, für äußere Anſchauungen gehalten werden; hier liegt eine Täuſchung des Bewußtſeyns über innere Erregungszuſtände als Folge fehlerhafter Beurtheilung derſelben vor (Esquirol). Ferner kann man die S. eintheilen in ſolche fehlerhafte Empfindungen, bei denen der Getäuſchte an die vorgeſpiegelte Wahrnehmung glaubt, und in ſolche, bei denen dies nicht der Fall iſt. Letztere könnte man bewußte S. nennen. Sie treten ein bei Illuſionen, wenn der Getäuſchte ſeinen Irrthum erkannt hat, aber ſeine Aufmerkſamkeit nicht fortwährend darauf heften will oder kann; bei Hallucinationen, wenn der Getäuſchte mit Hülfe anderer, als des in perverſer Erregung begriffenen Sinnes, die Falſchheit des vorgeſpiegelten Objektes einſieht. So wußte der bekannte Nikolai, daß die Erſcheinungen, die er hatte, lediglich S. waren. Jene ſind einfache, wirkliche Täuſchungen. Hierher gehörige Illuſionen laſſen ſich beſeitigen durch Regulirung der Thätigkeit des Sinnesorganes ꝛc. Hallucinationen ſind ſchwerer zu entfernen und iſt hierzu vollkommene Integrität aller intellektuellen Funktionen gegenüber der fehlerhaften Nerventhätigkeit und die größte Ruhe der Beobachtung nöthig. Solche Zuſtände ſtellen immer ein partielles Delirium dar, z. B. Luthers Teufelserſcheinungen. — Die Aetiologie der S. iſt verſchieden in Bezug auf Illuſionen und Hallucinationen. Urſachen der Illuſion ſind ſolche, welche entweder das Objekt der Wahrnehmung oder deren Medium, oder die Vitalität des Sinnesorganes betreffen, z. B. Krankheiten dieſer letztern, die Einwirkung verſchiedener Gifte, welche ſich auf die ſenſiblen Organe im Allgemeinen erſtreckt. Die Urſachen der Hallucination dagegen ſind ſolche, welche die Vitalität des Gehirnes verletzen, z. B. heftige Aufregungen, Affekte, Leidenſchaften, geiſtige Anſtrengungen; Schädlichkeiten, welche eine unregelmäßige Vertheilung des Blutes und Ueberfüllung des Gehirnes und Herzens mit demſelben bewirken; Berauſchung mit weingeiſthaltigen und narkotiſchen Subſtanzen, mit Alkohol, Belladonna, Opium ꝛc.; Einwirkung von Krankheitsgiften, von Typhuscontagium u. ſ. f. — Die Behandlung der S. iſt zum großen Theil Gegenſtand der Pſychologie und Phyſik; der Arzneikunde fallen von den Illuſionen bloß diejenigen zu, welche auf dynamiſchen oder organiſchen Verletzungen der Sinne beruhen. Von den Hallucinationen erfordern die durch vorübergehende pathiſche Affektionen, Ge-

müthsbewegungen, Intoxikation ꝛc. hervorgerufenen keine beſondere therapeutiſche Berückſichtigung. Hallucinationen im Gefolge ausgebildeter Seelenſtörungen weichen entweder mit dieſen, oder bleiben zurück; in letzterem Falle iſt ihre direkte Bekämpfung ſchwierig und meiſt erfolglos. Blutentziehung, Kälte, ableitende Mittel leiſten noch das Meiſte. Selbſtſtändig, ohne allgemeine Seelenſtörung auftretende Hallucinationen haben gewiß immer eine Störung in der Vitalität irgend eines entfernten Körpertheiles zur Urſache, welche man zu erforſchen und zu beſeitigen ſuchen muß, z. B. Wurmreiz, anomale Hämorrhoiden, Gicht, Rheumatismus u. ſ. f. Nikolai ward durch Blutegel an den After geheilt, in anderen Fällen halfen Antiſpasmodica, Antirheumatica, Blutentziehungen an den Schläfen. Die Hirnaffektion nimmt hier zuweilen den chroniſchen Charakter an und die Hallucination kann das ganze Leben hindurch beſtehen.

Sinneswerkzeuge der Thiere (Zool.), ſ. Zoologie.

Sinngedicht, ſ. v. a. Epigramm.

Sinngrün (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Vinca *L.*; — 2) ſ. v. a. gemeiner Wegdorn, Rhamnus catharticus *L.*

Sinnie, afrikan. Fluß, Ober-Guinea, auf der Goldküſte, mündet weſtlich vom holländiſchen Fort Anthony in den atlant. Ocean; heißt im oberen Lauf Aneobra.

Sinnig, ſ. Sinn.

Sinning, bayer. Pfarrdorf, K.-B. Schwaben u. Neub., mit Schloß, Patrimonialamt, bedeutender Bierbrauerei und Branntweinbrennerei; 349 Einw.

Sin-Ning (Geogr.), 1) aſiat. Stadt, China, Prov. Hu-Nan, ſüdweſtlich von Pao-King, am Lo-Kiang; — 2) Stadt daſ., Prov. Kuang-Si, ſüdweſtlich von Nan-Ning; — 3) Stadt daſ., Prov. Kuang-Tung.

Sinnlugen (Geogr.), 1) preuß. Bauernſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. u. Kr. Münſter; 300 Einw.; — 2) württemberg. Dorf, Donaukr., Oberamt Wiblingen; 180 Einw.

Sinningia (Bot.), nach Nees v. Eſenbeck, Gattung der Personatae Bignoniaceae *Rchb.*, Didynamia Angiospermia *L.*, zu Gloxinia *Hér.* gehörig. Charakter: Kelch röhrig, mit 5 geflügelten Ecken, 5ſpaltig. Korolle trichterförmig, mit oben bauchiger, am Grunde höckeriger Röhre und abſtehendem, faſt 2lippigem Rande mit 5 gerundeten Lappen. Vier didynamiſche Staubgefäße und ein fünfter ſteriler Staubfaden. Fünf mit den Staubfäden abwechſelnde Drüſen. Kapſel faſt fleiſchig, 5eckig, mit 2 faſt 2ſpaltigen Samenträgern, einfächerig, vielſamig; Samen ſehr fein. Schöne Zierpflanzen, mit ſtaudigem Stengel, entgegengeſetzten Blättern und einzeln winkelſtändigen Blumen: 1) S. guttata *Lindl.* Halbſtrauch in Braſilien. Stengel faſt fußhoch. Blätter eilanzettförmig, am Grunde geſchmälert, langgeſpitzt, unten filzig, oben glänzend, gekerbt. Blumen zahlreich, in einer beblätterten, nach einer Seite gerichteten Endtraube; Korolle weiß, innen und am Grunde der Röhre mit dunkelrothen Punkten. Bot. Reg. 1112. — 2) S. Helleri *Nees.* Halbſtrauch in Braſilien. Stengel bis 14 Zoll hoch. Blätter bis 6 Zoll lang, gewimpert, gekerbt, oben glänzend dunkelgrün, unten roth oder braunröthlich. Korollen blaßgelb. Nees, Ann. sc. nat., 6, T. 12. — 3) S. villosa *Lindl.* In Braſilien; ausdauernd. Stengel krautartig, fleiſchig, langzottig. Blätter langgeſtielt, länglich-eirund, gekerbt-geſägt, lebhaft grün, langzottig. Blumen in einer beblätterten Endtraube, blaßgelb, im Schlunde mit einigen rothen Linien. Bot. Reg. 1134.

Sinnium (a. Geogr), Flecken in Gallia Cispadana, am Fluß Sinnius (jetzt Senio), einem Nebenflüßchen des Padus an der von Bononia nach Cäſena führenden Fortſetzung der Via Aemilia, zwiſchen Forum Cornelii und Faventia; nach Reichard jetzt Caſtello Bolognese, am Senio.

Sinnius Capito (röm. Liter.), lateiniſcher Grammatiker, jüngerer Zeitgenoſſe des Varro, an deſſen Richtung in der Verbindung grammatiſch-ſprachlicher Forſchung mit hiſtoriſch-antiquariſchen Studien er ſich anſchloß. Er ſchrieb Briefe, die mit derartigen Forſchungen angefüllt waren; ferner Libri spectaculorum, wahrſcheinlich auch ein Buch über die Sprüchwörter und ein Liber de syllabis. S. die Fragmente bei Egger, Vetust. serm. Lat. reliqq. S. 63 ff.; vergl. Hertz, S. C., eine Abhandlung zur Geſchichte der römiſchen Grammatik, Berlin 1844.

Sinnkraut (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Mimosa *L.*

Sinnlich (Pſychol. u. Mor.), 1) alles Dasjenige, was ſich durch die Sinne erkennen läßt und einerſeits zu dem bloß Abſtrakten, andererſeits zu dem im Gegenſatz ſteht, was zwar für gegenſtändlich gehalten wird, aber einer unſerer äußeren und inneren Wahrnehmung unzugänglichen andern Welt des Ueberſinnlichen angehört. — 2) Derjenige, welcher den materiellen Gefühlen der Luſt, die vorzugsweiſe ſinnliche heißen, fröhnt.

Sinnlichkeit (Phyſiol. und Pſychol.), die Fähigkeit der Seele zur Empfindung und Anſchauung, zu Luſt und Schmerz, zu Begierde und Trieb. Kant ordnet die S. dem Erkenntnißvermögen unter und definirt ſie als die Fähigkeit, Vorſtellungen durch die Art, wie wir von den Gegenſtänden afficirt werden, zu bekommen. Vermittelſt derſelben werden uns Gegenſtände gegeben und ſie allein liefert uns Anſchauungen. Die Materie der S. gibt die Empfindungen, die Formen Raum und Zeit, jener für die äußeren Sinne, dieſer für den innern Sinn. Durch die Receptivität gelangt ſie zum Anſchauen der Gegenſtände. Es iſt jedoch dieſe Erklärung zu eng; die S. ſpielt vielmehr auch eine Hauptrolle im Gebiete der Empfindung und der Gefühle. Die Neigung und der Trieb zu Luſt und Genuß entſtehen aus der S., deren Beherrſchung und Bekämpfung in dieſer Beziehung durch die Vernunft und die Moral zur Pflicht gemacht iſt.

Sinnlos, 1) das Selbſtbewußtſeyn entbehrend; — 2) wem die Ueberlegung fehlt, wer

Digitized by Google

keinen Verſtand zeigt; — 3) was ſo beſchaffen iſt, daß man es nicht verſtehen kann.

Sinnloſigkeit, der Zuſtand, in dem wir unſerer Sinne nicht mächtig ſind. Er kann durch phyſiſche wie durch geiſtige Urſachen herbeigeführt werden und iſt von der Unſinnigkeit dadurch verſchieden, daß dieſe vom Verſtande ausgeht und in Mangel an Verſtand oder in der Anwendung deſſelben bedingt iſt.

Sinno, ital. Fluß, Königr. Neapel, Prov. Baſilicata; entſpringt am Monte-Falapato, fließt ſüdweſtlich, nordöſtlich und ſüdöſtlich und mündet in den Meerbuſen von Tarent. Nebenflüſſe: Sarapotamo, links, Rubbio, Sermento, rechts.

Sin-Noo (Nin Nam Sinnum, Schinnung), der erſte chineſiſche Kaiſer nach Fohi, angeblich um 3900 v. Chr., lehrte ſeinen Völkern den Ackerbau und andere Künſte des bürgerlichen Lebens und wurde deshalb mit einem Stierkopfe oder Stierhörnern vorgeſtellt. Sein Bild wird in China hoch verehrt. Er ſoll 140 Jahre regiert haben.

Sinnore, oſtind. Stadt, Guicovar, rechts am Neibedah.

Sinnpflanze (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Mimosa *L.*

Sinnreich, ſ. Sinn.

Sinnſchelfe (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, ſ. v. a. Mimosa *L.*

Sinnſpruch, kurzer Satz, der einen nachdrücklichen Sinn enthält oder zur Erinnerung an eine nützliche Wahrheit dient.

Sinodendron (Entom.), I. nach Fabricius, Walzenkäfer, Gattung der Coleoptera pentamera Lamellicornia Lucanida *Latr.*, der Horde der Moderfreſſer und der Zunft der Erdkäfer nach Oken, unter Lucanus *L.* Charakter: Oberkiefer klein, verſteckt; Stirn mit aufrechtem Horne; Leib drehrund. Einzige Art: S. cylindricum *Fabr.* Schwarz, Halsſchild vorn abgeſtutzt; Kopf mit rückwärts gebogenem, langem Horne beim Männchen und kurzem beim Weibchen; 6 Linien lang. In faulenden Stämmen nicht ſelten. Panzer II, 9, 1, 1. — II. Nach Fabricius, Käfergattung, ſ. v. a. Chiron *Mac L.*

Sinoe (griech. Mythol.), arkadiſche Nymphe, Erzieherin des Pan (Pauſ. VIII, 30, 2).

Sinoeſſa, ſ. Sinueſſa.

Sinogi, aſiat. Stadt, Japan, Kiou-Siou, nordweſtlich von Sanga.

Sinolen, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Livland, öſtlich von Wenden, an der Aa.

Sinon (griech. Myth.), Sohn des Aeſimus oder des Siſyphus, Enkel des Autolycus und durch dieſen mit Odyſſeus verwandt. Der nachhomeriſchen Sage zu Folge blieb er, als die Griechen zum Schein vor Troja aufbrachen, abſichtlich zurück und ließ ſich von den Troern fangen, die er mit erdichteter Erzählung täuſchte. Um ſich mehr Glauben zu verſchaffen, hatte er ſich vorher ſelbſt verſtümmelt. Er ſey, gab er vor, von Odyſſeus, weil er ihm des Palamedes wegen mit Rache gedroht habe, verfolgt und durch deſſen Ränke von Kalchas zu dem für glückliche Heimreiſe nach Apollo's Befehl zu bringenden Opfer beſtimmt worden. Deshalb ſey er geflohen und zu den Trojanern gegangen, von denen er mehr Menſchlichkeit erwarte, als von ſeinen eigenen Landsleuten. Nach dem Zwecke des von den Griechen hinterlaſſenen hölzernen Roſſes gefragt, erzählte er, es ſey erbaut worden, um den Zorn der Pallas wegen der ihr durch den Raub des Palladiums widerfahrenen Kränkung zu ſühnen; bald würden die Griechen, wenn ſie in der Heimath wegen jenes Frevels Sühnopfer gebracht hätten, mit größerer Macht zurückkehren und glaubten dann um ſo leichter ſiegen zu können, weil ſie hofften, die Trojaner würden das hölzerne Roß zertrümmern und ſo den Zorn der Göttin auf ſich laden. Es ſey übrigens das Roß deshalb ſo groß gebaut worden, damit die Trojaner es nicht in ihre Stadt bringen könnten; denn einem Orakel zu Folge würden ſie, wenn ſie dies thäten, über ganz Aſien herrſchen. Durch dieſe Erzählung bethört, zogen die Trojaner, trotz der Warnung des Laokoon, das Roß in die Stadt, nachdem ſie vorher die zu niedrigen Thore eingeriſſen hatten. In der folgenden Nacht gab S. den in Tenedus lauernden Griechen das verabredete Feuerzeichen, öffnete die Thüre des Roſſes, und die darin verborgenen Helden der Griechen ſtiegen heraus. So wurde Troja erobert.

Sinonia (a. Geogr.), kleine Inſel vor der Küſte Latiums, nordweſtlich von Pontia; jetzt Zannone (Mela II, 7, 18).

Sinope (a. Geogr. und Geſch.), 1) die wichtigſte aller griechiſchen Kolonien an den Küſten des Pontus Euxinus auf einer Halbinſel der Küſte Paphlagoniens, der Sage nach ſchon von Autolycus, einem Gefährten des Jaſon, gegründet, der daher auch göttlicher Verehrung in ihr genoß und mit deſſen Tempel ein Orakel verbunden war. Für uns aber wird die Inſel erſt wichtig ſeit der Beſitznahme durch die Griechen. Die erſte Koloniſation fand Statt um 751 v. Chr., die zweite im Jahre 632 (nach der Zerſtörung der jungen Pflanzſtadt durch die Kimmerier), beide Male durch die Mileſier. Der Anführer der erſten Kolonie hieß Ambron, die Führer der zweiten aber Cous und Critines. S. wurde, durch ihre Lage begünſtigt, bald eine ſehr reiche und mächtige Handelsſtadt, deren Gebiet bis zum Halys reichte u. die ſelbſt wieder mehre andere Pflanzſtädte an der Küſte von Pontus gründete, namentlich Cotyora im Gebiet der Tibarener, Trapezus und Ceraſus, Chörades, Lycaſtus, Harmene. Von Pharnaces unvermuthet überfallen u. ihrer Freiheit beraubt, wurde ſie unter Mithridates Eupator, der hier geboren und erzogen war, Reſidenz dieſes Königs und von ihm ſehr vergrößert und verſchönert, ſpäter aber von Lucullus erobert und geplündert. Er erklärte dann die Stadt für frei und autonom, aber ſchon im Jahre 45 v. Chr., kurz vor Caſars Tode, fanden die Römer es für rathſam, ſie zu koloniſiren. Zu Strabo's Zeiten war S. immer noch eine prächtige, gut befeſtigte und durch den reichen Fang der Palameden und Thunfiſche auch ziemlich wohlhabende Stadt. Der berühmte ſinopiſche Zinnober war

Digitized by Google

kein Produkt der Umgegend, ſondern hatte dieſen Namen nur, weil er ein Handelsartikel von S. war. Geboren war in S. der Cyniker Diogenes, der Komiker Diphilus und der Hiſtoriker Baton. Jetzt Sinup, Sinap, Sinabe. — 2) S. Sinueſſa.

Sinope (n Geogr.), 1) (Sinop, Sinup, Sinab), aſiat.-türk. Stadt, Anatolien, Sandſchak Kaſtenumi, auf der ſchmalen Landenge, wodurch die Halbinſel Boz-Tepe im ſchwarzen Meere mit dem Feſtland verbunden iſt; hat ſchlechte Befeſtigung, altes Schloß, griechiſche Vorſtadt, griech. Erzbiſchof; zahlreiche Moſcheen, Bäder, Haine, 2 Häfen, 12 Schiffswerfte, 1200 Toiſen weite Rhede, durch Batterien geſchützt; anſehnlicher Handel mit Holz, Wachs, Obſt, Seide, Fiſchen ꝛc.; mehre Alterthümer; 12,000 (ſonſt 60,000) E.; —2) ſ. v. a. Sinneſſa.

Sinopel (Min.), ſ. v. a. gemeiner Jaspis (ſ. d.).

Sinopius (a. Geogr), angeblich Berg bei Memphis.

Sinopoli (Geogr.), 1) Inferiore-S., ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ult. I., ſüdöſtlich von Palmi; 600 Einw.; — 2) Superiore-S., Flecken daſ.; 1580 Einw.

Sinoria (a. Geogr.), Stadt in Armenia minor, unſtreitig dieſelbe, die bei andern Schriftſtellern Sinorega, Synhorium, Sinibra genannt wird. Es war eigentlich eine von Mithridates auf dieſer Grenze angelegte und als Schatzkammer benutzte Feſte, deren Lage aber ſich nicht genau beſtimmen läßt; nach Lapie jetzt Kouroutchai, nach Kiepert Seni Beli (Strabo XII, S. 555).

Sinotium (Synodium, a. Geogr.), Stadt im Innern Dalmatiens, von Auguſtus niedergebrannt; höchſt wahrſcheinlich das heut. Siga.

Sinotz, aſiat. Stadt, Japan, Kiou-Siou.

Sinovas, ſpan. Flecken, Burgos, nordöſtlich von Aranda-de-Duero; 350 Einw.

Sinovix, Mörder des Königs Sinatus (ſ. d.).

Sinqukoga, ſ. v. a. Dſin Koo, ſ. Japan (Geſch.).

Sinriod (nord. Myth.), eine der vier Frauen des Königs Hioward, welche für die ſchönſten Frauen der Erde galten; ſie war die Mutter Hylmings.

Sins (Geogr.), 1) ſchweiz. Dorf, Kanton Graubündten, im Unter-Engadin, 4368 Fuß hoch; 1120 Einw.; — 2) Pfarrdorf daſ., Kant. Aargau, Bez. Muri, an der Reuß; 1670 Einw.

Sinſchi (Geogr.), ſ. v. a. Karabagh.

Sinſein (Sin, Sinsja), ſ. v. a. Sinto.

Sinſeli, Stadt, ſ. v. a. Enſeli.

Sinſen, preuß. Bauernſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Münſter, Kr. Recklinghauſen; 250 Einw.

Sinsheim (Geogr.), 1) bad. Amt, Unterrheinkr., umfaßt 7 Gemeinden u. gegen 11,000 Einw.; — 2) Amtsſtadt daſ., an der Elſenz, mit Pfarrei, höherer Bürgerſchule und Poſt; gehört zu der Standesherrſchaft des Fürſten von Leiningen-Amorbach-Miltenberg; 2900 E. Daſelbſt beſteht eine Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Denkmale der Vorzeit, 1830 geſtiftet, die regelmäßig ihre Jahresberichte erſcheinen läßt. S. war ſonſt eine ſehr reiche Abtei, ſie wurde 1099 geſtiftet, aus welcher Zeit wahrſcheinlich ein noch vorhandener alter Thurm herrührt. Bei S. beſiegten am 16. Juni 1674 die Franzoſen unter Turenne die Kaiſerlichen unter dem Herzog von Lothringen. Im J. 1684 wurde die Stadt faſt gänzlich durch die Franzoſen zerſtört. — 3) Bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Steinbach; 3000 Einw.

Sinſti (a. Geogr.), Völkerſchaft im Süden von Dacien (Ptol. III, 8, 5).

Sinsleben, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, mansfelder Gebirgskreis; an der Selke; 400 Einw.

Sinſo, afrikan. Reich, Angola.

Sinſonte (Ornith.), ſ. v. a. Spottdroſſel, Turdus polyglottus Cuv.

Sinspelt, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Bittburg; 160 Einw.

Sinspert, preuß. Weiler, Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Waldbroel; 170 Einw.

Sinsring (Säugeth.), ſ. v. a. Bangsring (ſ. d.), Cladobates javanicus Cuv.

Sinſteden, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Neuß; 230 Einw.

Sinstorf, hannöv. Pfarrdorf, Land-Amt Lüneburg, Amt Harburg; 26 Häuſer.

Sinſum, oldenburg. Dorf, Kr. Ovelgönne, Amt Burhave; 110 Einw.

Sintä (a. Geogr.), Volk in Byzacium, vielleicht identiſch mit den Sentitas.

Sin-Tai, aſiat. Stadt, China, Prov. Schan-Tung, ſüdöſtlich von Tſi-Nan.

Sintang (Santang), oſtind. Staat, im Weſten der Inſel Borneo; ſeit 1823 den Holländern unterworfen.

Sintava (Geogr.), ſ. v. a. Schintau.

Sinte, ſüdamerikan. Ort, Bolivia, Potoſi, öſtlich von Pilaya.

Sintenis (Biogr.), 1) Karl Heinrich, tüchtiger Schulmann und eifriger Rationaliſt, 1744 zu Zerbſt, wo ſein Vater, Joh. Chriſtian S., Konſiſtorialrath und Superintendent war, geboren, wurde 1771 Rektor in Torgau, 1783 in Zittau, privatiſirte ſeit 1798 zu Zerbſt, wo er 1816 †. Er hat ſich als Verfaſſer einer Menge gemeinnütziger Schulſchriften verdient gemacht. Wir nennen nur: Theophron, Zerbſt 1800; — Lehrbuch der moraliſchen Vernunftreligion, Altenburg 1802; — Geron u. Palämon, Zerbſt 1803; — Gradus ad Parnassum, daſ. 1815—16, 2 Bde.; 2. Aufl. von Müller, daſ. 1822, 4. Aufl. von Friedemann, Leipz. 1845, Auszug, Eßl. 1823. — 2) Chriſtian Friedrich, verdienter Schriftſteller, Bruder des Vorigen, 1750 zu Zerbſt geboren, ward 1774 Prediger zu Bornum im Zerbſtiſchen, 1777 Diakonus zu Zerbſt, 1791 Profeſſor der Theologie und Metaphyſik am anhaltiſchen Geſammtgymnaſium, Konſiſtorial- u. Kirchenrath, ſowie Paſtor an der Dreifaltigkeitskirche daſelbſt. Er † den 31. Januar 1820. Seine zahlreichen Schriften (Romane, Predigtſammlungen, Erbauungsbücher) bezwecken ſämmtlich, die zu ſeiner Zeit

Digitized by Google

gewonnene Aufklärung im Denken über die Religionslehren u. ſittlichen Lebensverhältniſſe unter der Maſſe der „gebildeten Laien“ zu verbreiten. Seine Romane, unter denen „Hallo's glücklicher Abend“, ein Regentenſpiegel, u. die pädagogiſche Volksſchrift „Vater Roderich unter ſeinen Kindern“, den meiſten Ruf erlangten, haben es mehr mit dem praktiſchen Nutzen, als mit der Poeſie und höheren Ideen zu thun. Als Theolog war er Rationaliſt; doch hielt er ſtreng an dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode feſt, wie ſeine vielgeleſenen religiös-moraliſchen Erbauungsſchriften, namentlich „Elpinzon“ und „Piſtevon“ beweiſen. Seine Vaterſtadt verdankt ihm ein wohlgeordnetes Armenweſen. — 3) **Johann Chriſtian Sigismund**, Verfaſſer einiger moraliſchen Romane, Bruder des Vorigen, 1752 geboren, 1785 Paſtor in Dornburg, 1794 Amtsprediger zu Roßlau im Zerbſtiſchen, 1798 Inſpektor ſämmtlicher Kirchen und Schulen des neuköthenſchen Antheils, 1821 Superintendent derſelben Diöces; † 1829. Unter ſeinen Romanen gelangte der „Väterliche Rath an meine Tochter“ zu dem ausgebreitetſten Rufe. — 4) **Wilhelm Franz**, proteſtantiſcher Theolog, Sohn des Vorigen, den 26. Aug. 1794 zu Dornburg im Anhaltiſchen geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Zerbſt, ſtudirte zu Wittenberg u. wurde 1817 Inſpektor der Armenſchule und des Schullehrerſeminars in Köthen, im folgenden Jahre Subſtitut ſeines Vaters in Roßlau. Im Jahre 1824 durch Wahl der Gemeinde zum zweiten Prediger an der Kirche zum heil. Geiſt nach Magdeburg berufen, ward er 1831 Paſtor und erſter Prediger an derſelben. Als Rationaliſt gerieth er bald mit mehren altgläubigen Predigern Magdeburgs in Fehde. Zuerſt verſuchte man, das „Magdeburgiſche Geſangbuch“ als ein unevangeliſches darzuſtellen und durch die Einführung eines neuen zu verdrängen. Zwar wurde dieſer Verſuch durch das Einſchreiten des Magiſtrats vereitelt; doch fand ſich eine Gelegenheit, S. zu ſchaden, bald genug. Der proteſtantiſche Maler J. Becker hatte eine katholiſche Legende, nach welcher ein Gnadenbild der Maria im Eichwalde eine blinde Bauersfrau geheilt haben ſollte, zum Gegenſtand einer bildlichen Darſtellung gemacht, dabei aber, um bei den Proteſtanten keinen Anſtoß zu erregen, das Marienbild verhüllt. Dieſes Bild wurde als „betende Bauernfamilie“ lithographirt und in Magdeburg verkauft, während zu ſeiner Empfehlung und Erklärung ein Gedicht in der „Magdeburger Zeitung (1840)“ erſchien, worin das Marienbild zu einem Chriſtuskind umgewandelt war. S. ließ eine Kritik des Gemäldes und des Gedichts in die „Magdeburger Zeitung“ einrücken, worin er unter Anderem ſagte: es ſey unevangeliſch u. den Aberglauben fördernd, da zu Chriſto beten zu laſſen, wo der Wahrheit gemäß nur von Gottes Hülfe die Rede ſeyn könne; Chriſtus habe nie geboten, daß ſeine Gläubigen zu ihm beten ſollten, ſondern ſie an Gott gewieſen; er habe geſagt: Du ſollſt anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen, und er weiſe uns daher mit unſern Bitten und Flehen nur zu Gott; die Heilung hätte daher nicht von Chriſto, ſondern von Gott erwartet und erfleht werden ſollen, wie denn auch Gott im alten Teſtament geboten habe: Du ſollſt dir keinen Götzen machen, noch Bild, und ſollſt auch keine Säule aufrichten. Durch dieſe etwas nüchterne Kritik eines Erzeugniſſes der Phantaſie fühlten ſich die Prediger Kämpfe u. Reinhardt, der Hülfsprediger Bethmann, ja ſelbſt der Biſchof Dräſeke ſo verletzt, daß ſie die Sache auf die Kanzel brachten und ihre Predigten drucken ließen. Der Druck der Predigten von S. wurde unterſagt; ſie erſchienen erſt ſpäter zu Neuſtadt a. d. O. Dieſes theologiſche Gezänk hatte die Aufmerkſamkeit des Konſiſtoriums ſo ſehr auf ſich gezogen, daß es gegen S. einſchritt, während man gleichzeitig Privatunterhandlungen mit ihm anknüpfte, um ihn zu verbinden, ſich allein nach den ſymboliſchen Büchern zu richten, oder ihn durch das Anerbieten einer ſeiner Beſoldung gleichkommenden Penſion zum Niederlegen ſeines Amtes zu beſtimmen. Da er beides ablehnte, ſo erhielt er einen Verweis wegen ſeiner Kritik der betenden Bauernfamilie und wegen ſeiner Predigten, „durch die er viele chriſtliche fromme Gemüther ſchwer verletzt habe“. Zugleich wurde er angewieſen, der evangeliſchen Kirchenlehre, wie ſie in der Agende niedergelegt ſey, in ſeinen amtlichen Verhältniſſen niemals entgegenzutreten und ſich keine Aeußerungen zu erlauben, welche die Kirchenlehre verletzen oder zu verletzen ſcheinen konnten, widrigenfalls ſich das Konſiſtorium gemüßigt ſehen werde, die ſofortige Amtsſuspenſion und Unterſuchung gegen ihn zu verhängen. Ueberdies wurde der Superintendent Aßmus angewieſen, S. ſtreng zu beaufſichtigen. Auf die Beſchwerde des Magiſtrats über dieſe Maßregeln ſchlug endlich das Miniſterium 1840 die ganze Sache nieder. — 5) **Karl Friedrich Ferdinand**, Rechtsgelehrter, Enkel von S. 2), den 25. Juli 1804 zu Zerbſt geboren, ſtudirte ſeit 1822 auf den Univerſitäten zu Leipzig und Jena und wollte ſich dem akademiſchen Lehrfach zuwenden, ward jedoch Advokat in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich zugleich theoretiſchen Arbeiten widmete. In Gemeinſchaft mit Andern unternahm er 1829 die erſte deutſche Ueberſetzung des Corpus juris civilis, der ſich die des Corpus juris canonici im Auszuge anſchloß. Sein „Handbuch des gemeinen Pfandrechts“, Halle 1836, hatte ſeine Berufung als ordentlicher Profeſſor der Rechte an die Univerſität Gießen zur Folge, von wo er jedoch ſchon 1841 als Mitglied der Landesregierung und des Landeskonſiſtoriums nach Deſſau kam. Durch ſein großes Werk: „Das praktiſche gemeine Civilrecht“, Leipz. 1844 ff., ſteht er als einziger lebender Syſtematiker des geſammten Civilrechts da. S. gehört der hiſtoriſch-civiliſtiſchen Schule der neueren Rechtsgelehrten an; doch haben ſeine Schriften eine vorherrſchend praktiſche Richtung.

Sinter, 1) (Min.), jene Mineralien, welche als halb mechaniſche, halb chemiſche Abſätze aus ſüßen Gewäſſern gebildet werden; weshalb bald Tuffe (Kalkſinter, Kieſelſinter, siliceous Sinter ꝛc.), bald auch Guhren oder Porodine

Digitized by Google

(Eiſenſinter ꝛc.) mit dieſem Namen bezeichnet werden. Das Zeitwort ſintern heißt ſ. v. a. aus einem namentlich durch Feuchtigkeit aufgelockerten Zuſtande unter Verringerung des vorigen Volumens feſt werden (zuſammenſetzen, zuſammenſintern). — 2) S. v. a. Schlacke; — 3) ſ. v. a. Hammerſchlag.

Sinteraſche, eine zum Bleichen der Leinwand beſtimmte, in der Oberlauſitz und in Schleſien aus ſtark angefaulten Bäumen gebrannte Aſche, die graue von Nadelhölzern, die weiße vom Holze der Laubbäume; ſ. Potaſche.

Sinterblech (Sinterloch, Hüttenw.), ſ. Schlackenplatte.

Sinterkohle (Min.), open burning coal, Varietät der Steinkohle (ſ. d.).

Sintern, 1) tröpfeln, beſonders von Flüſſigkeiten, welche tropfenweiſe aus der Erde und den Geſteinen fließen; — 2) (Bergb.), feſte Theile abſetzen.

Sinteropal (Min.), ſ. v. a. Kieſelſinter, ſ. d. und Opal.

Sinterſteine (Eiſenknorſchen), in Oeſterreich, die Friſchſchlacken; ſie halten oft noch 30 Proc. Eiſen; man gebraucht ſie geſtoßen als Schleif- und Putzmittel.

Sinterwaſſer, mit erdigen Theilen geſchwängertes Waſſer, welches aus dem Geſtein dringt.

Sintes (Sintos), Giovanni Battiſta, Zeichner und Kupferſtecher, um 1680 in Rom geboren, lieferte zahlreiche Blätter, die theilweiſe in literariſchen und artiſtiſchen Werken vereinigt ſind; † um 1760.

Sin-Thſai, aſiat. Stadt, China, Prov. Ho-Nan, ſüdöſtl. von Joug-Ning, am Jou-Ho.

Sinthus, ſ. Sindus.

Sintica (a. Geogr.), Gau Macedoniens, von dem thraciſchen Volke der Sinti bewohnt, der öſtlich von Creſtonia und nördlich von Biſaltia bis zum Strymon und dem See Praſias reichte und deſſen bedeutendſte Stadt Heraclea Sintica war.

Sin-Tien, aſiat. Stadt, China, Prov. Yün-Nan, nordöſtlich von Yün-Nan.

Sinto (Sin, Sinſeiu, d. i. alter Gottesdienſt, eigentlich Kami No Mitſi, d. i. Lehre der Kamis, japan. Religionsw.), die urſprünglich in Japan herrſchende und einheimiſche Religion. Zwar kennt die Sintoreligion auch ein unendliches Urweſen und andere hohe Götter, da man jedoch glaubte, daß dieſe ſich um die niedre Erde nicht bekümmerten, ſo wurden ſie nicht verehrt, und nur in den Eidesformeln wird bei ihnen geſchworen. Dagegen wurde der Kultus ſolcher Gottheiten, die insbeſondere der Regierung der Welt vorſtehen, deſto eifriger betrieben. Dieſe Götter waren die erſten Regenten Japans und die Stammväter der nachherigen menſchlichen Kaiſer. Die verehrten Weſen waren insbeſondere Jahiſu, der Gott des Meeres, der Fiſcher und Seeleute, Kuerkuſi und Fottei, Götter des Glücks, des Reichthums und der Geſundheit, Fatzmann, der Gott des Krieges, Giwa, Gott des Handels ꝛc. Die Mythen darüber ſ. Japan (Geſch.). Die Japaner glaubten unmittelbar durch göttliche Kraft hervorgebracht worden zu ſeyn, und zwar durch eine Stufenfolge von Emanationen. Durch die Kraft des Ki, des allgemeinen Weltgeiſtes, entwickelten ſich aus dem Chaos die fünf Elemente und aus dieſen zuvörderſt die Ten Dſin Sitje Dai, d. h. die 7 Geſchlechter der himmliſchen Götter, rein geiſtige Weſen, gleichſam Ideen ohne allen Körper. Jedes folgende Geſchlecht ward immer auf verborgene und unbegreifliche Weiſe von dem vorhergehenden hervorgebracht, doch mit ſtufenweiſe abgehender Geiſtigkeit. Sie beherrſchten eine unendliche Zeit hindurch die Welt, d. h. Japan. Die drei erſten Götter: Kuni to ko Dai Sji no Mikotto und Tojo Kun Nu no Mikotto hatten noch keine Gemahlinnen, die folgenden 4 aber: Utſji Ni no Mikotto, Oo Tono Tſi no Mikotto Oa mo Tarno Mikotto und Iſanagi no Mikotto hatten Gattinnen, pflanzten aber ihr Geſchlecht ohne Beiſchlaf fort, bis Iſanagi mit ſeiner Gattin Iſammi, von denen alle Menſchen abſtammen und die in der Provinz Iſje ihre Wohnung hatten, dem Beiſpiele eines Vogels folgten und auf fleiſchliche Art Söhne und Töchter zeugten, deren Natur aber noch halb göttlich, halb menſchlich war. Daraus entſtanden denn die 5 Geſchlechter irdiſcher Götter (Dſi Sin go Dai), d. h. 5 Halbgötter, die nach und nach über Japan herrſchten, jeder auch eine ſehr lange, aber doch in Zahlen beſtimmte Zeit. Der letzte derſelben, Awo ſe Dſuno Mikotto, brachte ein drittes Geſchlecht, das der menſchlichen Kaiſer, hervor, die wegen ihrer Abſtammung immer noch ein übermenſchliches Anſehen und ein göttliches Recht zur Herrſchaft beſitzen, aber nicht mehr den Titel Mikotto, ſondern nur den Namen Mikaddo, d. h. Kaiſer, führen und mit den körperloſen Göttern in genauer Verbindung ſtehen. S. Japan (Geſch.). Die Glaubenslehren der Sintoreligion ſind ſehr einfach. Die Hauptſache iſt, tugendhafte und rechtſchaffene Menſchen zu werden. Ihre Anhänger hatten keine heiligen Bücher, keine Traditionen über die Weltregierung durch die Götter oder den Zuſtand nach dem Tode. Daher kam es, daß mit dem Eindringen fremder Religionen, namentlich des Buddhaismus, auch ſo manches Fremde in die einheimiſche ſich einſchlich. Daraus entſtand zunächſt eine Spaltung in 2 Sekten, in die Juitz, welche die uralte Glaubens- und Lebenslehre ſtrenge beibehält, deren Anhänger aber jetzt faſt nur noch im Prieſterſtande zu finden ſind, und die Riobu, welche Vieles aus den neuen Religionen angenommen u. in Syſtem gebracht hat. Nach ihrer Meinung war es die Seele des Amide, des Gottes der Budsdoreligion, welche in dem Tan Sio Dai Dſin wohnte. Hauptgöttin iſt die Sonne, doch iſt ſie ſo erhaben, daß man ſich nur durch Vermittlung der Kami an ſie wendet. Die Kami, d. h. die öffentlich verehrten Götter, ſind die Beherrſcher aller Dinge der unterhimmliſchen Welt, der höhere Himmel aber iſt den Seelen zugeeignet. Selbſt der Dairi mit

ſeinem Hofe und der weltliche Kaiſer bekennen ſich zu dieſer Sekte. Auch gibt es faſt keinen Anhänger der Sintoreligion, der im Sterben ſich nicht der Sorge der Budsboprieſter anvertraute. Der Glaube an Seelenwanderung findet bei den Anhängern der S. nicht Statt, doch enthalten ſie ſich des Tödtens und des Genuſſes der vollkommenern Thiere, beſonders derer, die dem Menſchen Dienſte leiſten. Nach dem Tode kommt die Seele des Guten ſogleich in den höchſten der 33 Himmel, den Takama no Farn, d. h. die überhimmliſche Flur, wo die Si Tenno (Tammonden, Dſigakten, Sosjoden und Kamokten) herrſchen; die Seelen der Böſen bleiben davon ausgeſchloſſen und darin beſteht ihre Straſe. Von einem böſen Grundweſen wiſſen ſie nichts. Ueber den äußeren Kultus ſ. Japan, S. 1174 u. 1179. Die Feſte (Relbi, Beſuchstage) ſind feſt beſtimmt und entweder monatliche, oder jährliche; die Feier derſelben heißt Majiru. Der monatlichen (kleinen) ſind 3: den 1., 15. (Vollmond) und 28. (Neumond) des Monats; der jährlichen (großen, Sekf) ſind 5: das Neujahr (Soguay). Man beſucht ſich des Morgens gegenſeitig und wünſcht ſich Glück, wobei eine Schrift mit 2 oder 3 Fächern präſentirt wird, auf welche ein Stück getrocknetes Fleiſch von der Muſchel Awabi, als Zeichen des Wohlſtandes und Glücks, geklebt iſt. Der Nachmittag wird mit einem Schmauſe bei den Vornehmſten der Familie zugebracht. Das Bekomplimentiren dauert auch die 3 nächſten Tage noch fort, das gegenſeitige Schmauſen aber den ganzen Monat. Jeder ſucht ſich auf das Prächtigſte zu kleiden und ſelbſt der Taglöhner borgt ſich einen Säbel, um damit zu ſtolziren. Nur Wenige verrichten auch ihre Andacht in den Tempeln. Das Puppenfeſt oder Sangnay Sanly (das Pfirſichfeſt), wird am 3. des 3. Monats zur Ehre der Göttin Benſeiten gefeiert. Man feierte es als Frühlingsfeſt, wo alle Bäume in Blüthe ſtanden, mit Vergnügungen im Freien und mit einem Gaſtmahle, damit die Töchter der Familie glücklich gedeihen möchten. Das Feſt am 5. Tage des 5. Monats; das Sternenfeſt oder Sitſignay Vanuka (Tanabatta, Sif Seki, Tamo nu wo Seku) am 7. Tage des 7. Monats. Außer den gewöhnlichen Feſtlichkeiten richten die Schulknaben hohe Bambusröhre auf und behängen ſie mit den Proben ihrer in der Schule gemachten Fortſchritte. Ebendaſſelbe iſt auch der Gedächtnißtag einer himmliſchen Ehe. Ein Mann Jakai und ſeine Gattin Tanabatta ſind durch den himmliſchen Stern Amano Gara (die Milchſtraße) von einander getrennt und können nur in der Nacht des 7. Tages des 7. Monats zuſammenkommen. Wird die eheliche Umarmung vollzogen, ſo erfolgt ein theures Jahr, wo nicht, ein fruchtbares; das letztere geſchieht, wenn es auch nur ein wenig regnet. Um darauf zu achten, wachen die Japaner bis an den frühen Morgen des andern Tages. Das Lampen- und Laternenfeſt (Bongo) am 9. Tage des 9. Monats, den Todten gewidmet, wo man die Gräber ſeiner Lieben beſucht und auf jedem Grabe eine bunte Laterne anbrennt und in ein Behältniß daneben den Namen des Verſtorbenen, Thee und Backwerk thut; die Japaner glauben, daß die Seelen der Verſtorbenen um 2 Uhr Nachts kämen und von dieſen Gegenſtänden genöſſen, deshalb ſetzen ſie dieſelben Gegenſtände in Strohfäßchen und laſſen ſie die Flüſſe hinnnterſchwimmen. Alle dieſe Tage ſind wegen der ungeraden Zahl eigentlich unglückliche, man hat daher die Feſte auf dieſelben verlegt, um die Kami zu beluſtigen und ſo Unglück abzuwenden. Außerdem wird noch am 1. Tage des 8. Monats ein ſechſtes Feſt gefeiert. Von dieſen allgemeinen Feſten ſind noch die beſondeen (mittiern) unterſchieden, die man nur an dieſem oder jenem Orte dem oder jenem Gotte feiert. Das merkwürdigſte iſt das Feſt Giwas, das den deutſchen Kirchweihen ähnelt, und das Feſt Simolfukizugoatſi, wo man beginnt, den 5jährigen Kindern das Haupthaar wachſen zu laſſen, auch den 7jährigen Knaben den Komplimentirmantel anzieht. Die heiligſte Wallfahrt iſt die nach Sanga und die nach Isje, wo die beiden vornehmſten Tempel des Tensjo Dai Sin ſtehen. Zu einer ſolchen Wallfahrt iſt jeder Japaner verbunden und erhält dadurch Reinigung von ſeinen Sünden, die Seligkeit nach dem Tode und mancherlei leibliche Vortheile. Meiſt wird ſie in den Monaten März, April und Mai angeſtellt, von Reichen mit allen Bequemlichkeiten, von Fürſten gemeiniglich durch Stellvertreter, von Armen zu Fuß. Nach geſchehenem Aufbruche des Wallfahrers ziehen die Seinigen ein Strohſeil mit weißen Papierſchnitzeln über die Hausthür, damit kein Unreiner hereintrete und dadurch über den Pilger Unglück bringe. Dieſer ſelbſt muß unterwegs die größte Enthaltſamkeit beobachten. Nach der Ankunft in Isje begeben ſie ſich in die beiden Haupttempel, dann zu den Maſſias u. andern heil. Orten. Dann werden ſie von den Taije bewirthet u. erhalten einen Ablaß (Oſarrai), ein kleines 4eckiges Schächtelchen von feinem Tannenholze und im Innern mit dünnen Stückchen deſſelben Holzes, mit Papier umwunden, angefüllt. Dieſe werden zu Hauſe ſorgfältig aufgehoben. Außerdem gibt es noch andere Wallfahrten, an welchen auch die Budsdotſten Theil nehmen. Endlich kann man auch noch Hochzeiten und Begräbniſſe zu den religiöſen Feierlichkeiten rechnen. Ueber die erſteren ſ. Japan, S. 1173. Die Todten werden entweder verbrannt, oder begraben, das erſtere iſt jetzt nur noch bei den Vornehmen gewöhnlich. Die Aſche wird in einem koſtbaren Gefäße erſt im Hauſe aufbewahrt, dann aber begraben. Den Leichenzug bildet ein großer Hauſe ſingender Prieſter und eine Menge Volk. An Ort und Stelle ſchwingt einer der Prieſter dreimal eine brennende Fackel über die Leiche und wirft ſie von ſich; ein Anverwandter nimmt ſie auf und ſteckt damit den Scheiterhaufen in Brand. Die Todten, welche man begräbt, werden in der Stellung, wie die Japaner ſitzen, in einen hölzernen Sarg geſetzt und ſo in die Gruft verſenkt. Auf das Grab wirft man wohlriechende Gewürze und bepflanzt es mit Blumen. Die Zeit

Digitized by Google

der Trauer iſt höchſtens 5 Tage. War die Leiche eine fürſtliche, ſo darf in dieſer Zeit keine Muſik gehört werden; dann wöchentlich, zuletzt jährlich. Alle Jahr aber feiert man zu Ehren der Verſtorbenen das Laternen- oder Lampenfeſt (ſ. oben).

Sintokrinde (pharm. Bot.), ſ. v. a. Cortex Sintok; ſ. Cinnamomum Sintok *Blum.*

Sintpert, Biſchof von Regensburg, erbaute auf Befehl Karl des Großen die neue Baſilica des heil. Emmeran.

Sintra, Stadt, ſ. v. a. Cintra.

Sintram, Pſeudonym für H. Thilo.

Sintriges, ſ. Starrheit.

Sintricus, ſ. v. a. Sanatroees.

Sintſchan (Syncan), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Roſſitz; 300 Einw.

Sin-Tſchan, aſiat. Stadt, China, Prov. Yün-Nan, nördlich von Kio-Tſing.

Sin-Tſchang, aſiat. Stadt, China, Prov. Kiang-Si, weſtlich von Choui-Tcheu.

Sintſcheu, aſiat. Stadt, China, Prov. Kuan-Si, am Si-Kiang.

Sin-Tſchhing, aſiat. Stadt, China, Prov. Tchi-Li, ſüdweſtlich von Pe-King.

Sintzenich (Biogr.), 1) Heinrich, Zeichner und Kupferſtecher, geb. zu Mannheim 1752, Schüler Bartolozzi's zu London, übte ſich vornehmlich in der Punktirmanier, welche durch Bartolozzi in großen Aufſchwung kam. Seine Blätter ſind größtentheils in dieſer Weiſe behandelt und in Farben gedruckt, die übrigen theils geſtochen und radirt, theils in Mezzotinto ausgeführt. Im J. 1797 wurde er Hofkupferſtecher in Mannheim, wo er bis 1790 thätig war. Von dieſer Zeit an hielt er ſich einige Jahre in Berlin auf, und wurde Mitglied der Akademie daſelbſt. Im J. 1802 kehrte er nach Bayern zurück und † 1812 als Hofkupferſtecher zu München. — 2) Peter, Kupferſtecher, Bruder des Vorigen, bildete ſich zu Dresden und in England, lieferte Landſchaften, Bildniſſe und Genreſtücke, meiſt in Punktirmanier.

Sinu (Zinu), ſüdamer. Fluß, Neu-Granada; entſpringt in den Anden, fließt nordöſtlich auf der Grenze zwiſchen den beiden Dep. Cauca und Magdalena bis zur Mündung in den Morosguil-Golf.

Sinuata acies (röm. Ant.), Art der Schlachtordnung, wenn die Flügel vorrückten und das Centrum zurückblieb.

Sinuatus (bot. Term.), buchtig, durch geſtumpfte oder gerundete, nicht über die Mitte der Länge oder der halben Breite eindringende Einſchnitte in breite, ebenfalls geſtumpfte oder gerundete Zacken getheilt, z. B. die Blätter der Stiel- und Traubeneiche, die größern Lappen oder Zipfel des Lagers von Parmelia conspersa.

Sinub, Stadt, ſ. v. a. Sinope.

Sinueſſa (a. Geogr.), auch Sinoeſſa und Soeſſa, äußerſte Stadt von Latium adjectum an der Grenze Kampaniens, öſtlich von Minturnä u. weſtlich von Capua, an der Via Appia, in einer ſehr fruchtbaren, beſonders weinreichen Gegend am ſüdlichen Abhange des Gebirges Maſſicus gelegen, von den Römern gleichzeitig mit Minturnä im J. 397 v. Chr. als Kolonie gegründet. Sie hatte einen Hafen, und in ihrer Nähe waren berühmte Heilquellen (Sinuessae Aquae). Durch Schifffahrt, Handel (beſonders mit Maſſiſchen- u. Falerner-Weinen), Gewerbthätigkeit gedieh S. zu großer Blüthe. Die Einwohner hießen Sinueſſani. Bedeutende Ruinen der Stadt finden ſich noch weſtlich vom Kaſtell Rocca di Mandragone. Die Aquae Sinuessae ſucht Cluver bei Torre di Bagni.

Sinum (lat., röm. Ant.), 1) größeres Gefäß zum Wein; — 2) rundes, bauchiges Gefäß zur Aufbewahrung und Verſendung der Milch.

Sinuositus (Anat.), Vertiefung in einem Knochen.

Sinuosus (bot. Term.), großbuchtig oder vollbuchtig, mit tiefen, oder auch mit vielen gerundeten oder geſtumpften Einſchnitten; zum Theil auch nur gleichbedeutend mit Sinuatus.

Sinupalliatä (Konchyl.), nach d'Orbigny, die erſte Gruppe der Orthoconchae. Der Manteleindruck bildet in der Aftergegend einen Sinus oder Ausſchnitt. Der Mantel iſt theilweiſe geſchloſſen und die vereinigten oder getrennten Röhren ſind ausdehnbar. Hierher die Familien der Clavagellidae, Pholadidae, Myacidae, Anatinidae, Tellinidae, Corbulidae, Petricolidae, Cytheridae und die Gattungen Lembulus und Protocardia.

Sinus (lat.), 1) jede gebogene, halbrunde Fläche oder Vertiefung, beſonders — 2) (röm. Ant.), der Bauſch der Toga; — 3) (a. Geogr.), Meerbuſen, Bucht, Bai; — 4) (Anat.), der Buſen, auch der Schooß; — 5) eine in der Subſtanz eines Knochens befindliche Aushöhlung mit enger Oeffnung; — 6) Aushöhlung oder Vertiefung in Knochen und andern Theilen, z. B. S. sphenoidales, ſ. Naſe; — 7) Kanal, Rinne, Gefäß, beſonders auch Blutbehälter, z. B. S. renarum pulmonarium, ſ. Herz; — 8) ein in die Tiefe ſich erſtreckendes Geſchwür; — 9) (bot. Term.), Bucht, überhaupt ein tiefer Einſchnitt zwiſchen zwei Lappen oder Zipfeln, beſonders aber ein weiterer, geſtumpfter oder gerundeter Ausſchnitt, wie bei dem buchtigen Blatte (ſ. Sinuatus); — 10) (Math., arab. Dſchaib), ſ. Trigonometrie.

Sinus totus (Math.), der bei der Konſtruktion trigonometriſcher Tafeln zu Grunde gelegte Halbmeſſer des Kreiſes, ſ. Trigonometrie.

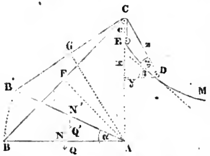
Sinus versus (Math.), ſ. Trigonometrie.

Sinuslinie (abgek. Sin., Math.), ſ. Trigonometrie.

Sinuſoide (Math.), eine krumme Linie von der Eigenthümlichkeit, daß ein mittelſt eines über eine Rolle gehenden Seiles gehobenes Gewicht auf ihr ruhig liegen bleibt, in welcher Höhe letzteres ſich auch befinden mag. Die Veranlaſſung zur Erfindung dieſer Kurve gab die Frage über die möglichſt beſte Art und Weiſe, Zugbrücken zu heben, indem zur Konſtruktion die Sinuſſe der Erhebungswinkel verwendet werden müſſen. Belidor ſprach ſich wohl

Digitized by Google

zuerſt in der „Science des Ingénieurs" über dieſe Kurve aus, die mit der Epicykloide von gleicher Natur iſt, und Joh. Bernoulli hat die letztere Behauptung zuerſt nachgewieſen, welcher ſie auch Curvam aequilibrationis nannte. Der zuletzt erwähnte, ſo berühmte Mathematiker zeigte, daß die Kurve durch die Wälzung eines Kreiſes über einen ihm gleichen entſtehen müſſe, wobei der beſchreibende Punkt entweder auf dem Umfang des ſich wälzenden Kreiſes oder außerhalb oder innerhalb liegen könne. Lehmus in ſ. „Lehrb. der angewandten Mathematik", Berlin 1830, gibt folgende Darſtellung zugleich mit der Verwendung dieſer Kurve: Ein prismatiſcher, horizontal liegender Körper (etwa eine Brückenklappe), deſſen vertikaler Querſchnitt durch AB (ſ. Figur) dargeſtellt iſt,



hat ſeinen Schwerpunkt in der Mitte von AB in N; ſein Gewicht ſey = Q; um A iſt er zu drehen und lothrecht über A in C, ſo daß AG = AB = a iſt, iſt eine Rolle, über welche ein Seil BCE von der Länge b liegt, an welchem in E ein Gewicht = P hängt, welches mit Q in der eben erwähnten Lage im Gleichgewicht ſteht, ſo daß bei der geringſten Vermehrung von P (jedoch ohne Rückſicht auf Reibung und Steifheit des Seils) eine Erhebung der Klappe AB erfolgt. Man ſoll eine Kurve EM angeben, von der Eigenſchaft, daß, wenn auf ihr bei Erhebung der Klappe das Gewicht P herabgleitet, an jeder Stelle, wo P ſich auf ihr befinden mag, das oben erwähnte Gleichgewicht beſtehe.

Auflöſung: Es ſey CE = c; alſo

$$BC = a\sqrt{2} = b - c;$$

u. P befinde ſich in D, wenn die Klappe um den Winkel α erhoben iſt. Der Neigungswinkel des Elements der Kurve in D gegen den Horizont ſey = β, der der Linie CD = Z gegen dieſes Element = ϱ; die Abſciſſe zu D auf der Vertikale CA von E aus ſey = x, die zugehörige rechtwinklichte Ordinate = y, ſo iſt, wenn P ſich im Anfangspunkte E befindet,

$$P . AF = Q . AN \text{ oder}$$

$$P . a . \sqrt{\frac{1}{2}} = Q . \frac{1}{2} a; \text{ alſo}$$

$$\frac{P}{Q} = \sqrt{\frac{1}{2}}.$$

Befindet ſich aber P in D, ſo iſt ſein abgleitendes Beſtreben auf der elementarſchiefen Ebene in D = P Sin.β, und es muß die, aus dem Gewicht der Brückenklappe in der dem Winkel α entſprechenden Lage entſpringende Spannung S des Seils nach DC oder CB' hin, dieſe Kraft P Sin.β das Gleichgewicht halten, d. h. es muß

$$S \operatorname{Cos.}\varrho = P \operatorname{Sin.}\beta \text{ ſeyn.}$$

Es iſt aber $S . AG = Q . AN \operatorname{Cos.}\alpha$;

oder $S a \operatorname{Sin.}\left(45 + \frac{\alpha}{2}\right) = Q . \frac{1}{2} a \operatorname{Cos.}\alpha$;

folglich

$$\frac{\operatorname{Cos.}\varrho}{\operatorname{Sin.}\left(45 + \frac{\alpha}{2}\right)} = \frac{P}{Q} . \frac{2 \operatorname{Sin.}\beta}{\operatorname{Cos.}\alpha}.$$

Setzt man hierin den oben gefundenen Werth für $\frac{P}{Q}$, ſo ergibt ſich die Bedingungsgleichung

$$\text{I. } \operatorname{Cos.}\alpha \operatorname{Cos.}\varrho = \operatorname{Sin.}\beta \operatorname{Sin.}\left(45 + \frac{1}{2}\alpha\right).\sqrt{2}.$$

Es iſt aber

$Z \operatorname{Cos.}\varrho = y \operatorname{Cos.}\beta + (x + c) \operatorname{Sin.}\beta$; alſo

$$\frac{Z . \operatorname{Cos.}\varrho}{\operatorname{Sin.}\beta} = y \operatorname{Cotg.}\beta + x + c,$$

und weil $\operatorname{Cotg.}\beta = \frac{dy}{dx}$ iſt, ſo entſteht

$$\frac{Z \operatorname{Cos.}\varrho}{\operatorname{Sin.}\beta} = y \frac{dy}{dx} + x + c.$$

Es iſt aber $z^2 = y^2 + (x + c)^2$; alſo

$$\frac{z dz}{dx} = y \frac{dy}{dx} + x + c; \text{ folglich}$$

$$\frac{\operatorname{Cos.}\varrho}{\operatorname{Sin.}\beta} = \frac{dz}{dx} \text{ und}$$

$$\operatorname{Cos.}\varrho = \frac{dz}{dx} \operatorname{Sin.}\beta.$$

Subſtituirt man dieſen Werth in I, ſo entſteht

$$\text{II. } \operatorname{Cos.}\alpha \frac{dz}{dx} = \operatorname{Sin.}\left(45 + \frac{1}{2}\alpha\right)\sqrt{2}.$$

Es iſt aber auch

$$z = b - B'C$$

$$= b - 2a \operatorname{Cos.}\left(45 + \frac{1}{2}\alpha\right); \text{ folglich}$$

$$dz = a \operatorname{Sin.}\left(45 + \frac{1}{2}\alpha\right) d\alpha,$$

und dieſen Werth in II geſetzt, gibt

$$a \operatorname{Cos.}\alpha \, d\alpha = \sqrt{2} . dx,$$

und das Integral hiervon iſt

$a \operatorname{Sin.}\alpha = x . \sqrt{2}$; alſo hat man

$$\text{III. } x = a\sqrt{\frac{1}{2}} . \operatorname{Sin.}\alpha; \text{ oder}$$

$$AF = a\sqrt{\frac{1}{2}} = e \text{ geſetzt.}$$

$$\text{IV. } x = e \operatorname{Sin.}\alpha.$$

Aus den beiden Werthen

$x = e \text{ Sin. } \alpha$ und

$z = b - B'C$

läßt ſich die Kurve ſehr leicht konſtruiren.

Die größte Abſciſſe derſelben iſt $= e \text{ Sin. } 90^\circ = e$ oder $= AF$; und dann iſt $z = b$.

Will man eine Gleichung zwiſchen y und x, ſo hat man

$$z = b - 2a \text{ Cos. } \left(45 + \frac{1}{2}\alpha\right)$$

$$= b - 2a\sqrt{\frac{1}{2}}\left(\text{Cos. } \frac{1}{2}\alpha - \text{Sin. } \frac{1}{2}\alpha\right)$$

$$= b - 2a\sqrt{\frac{1}{2}}\sqrt{1 - \text{Sin. } \alpha};$$

oder aus

IV. $\frac{x}{e}$ für Sin. α. und e für $a\sqrt{\frac{1}{2}}$ geſetzt,

$$Z = b - 2e.\sqrt{1 - \frac{x}{e}}$$

$$= b - 2.\sqrt{e^2 - ex};$$

alſo

$y^2\ z^2 - (x + c)^2$ oder

V. $y^2 = (b - 2\sqrt{e^2 - ex})^2 - (x + c)^2$, als Gleichung der S., worin

$$e = a\sqrt{\frac{1}{2}} = \frac{b - c}{2} \text{ iſt.}$$

Die größte Ordinate wird

$$= b^2 - (c + e)^2$$

$$= \frac{(3b + c)(b - c)}{4}.$$

Sin=Yang, aſiat. Stadt, China, Prov. Ho=Nan, ſüdweſtlich von Khai=Fonng.

Sin=Yhe, aſiat. Stadt, China, Prov. Ho=Nan, ſüdlich von Nan=Yang.

Sinz, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Trier, Kr. Saarburg, Hauptort der Bürgermeiſterei gl. Nam.; 320 Einw.

Sinzendorf (Geogr.), öſterr.=böhm. Dorf, Kr. Pilſen, Herrſch. Plan; 150 Einw.

Sinzendorf (Geneal. u. Biogr.), gräfliches Geſchlecht, früher des deutſchen Reichs Erbſchatzmeiſter, jetzt noch Oberſterbmundſchenken im Lande ob der Ens und Oberſterbſchildträger, Kampfrichter und Oberſterblandvorſchneider im Lande ob und unter der Ens des Kaiſerthums Oeſterreich, theilt ſich in 2 Linien: Ernſtbrunn (Feuereck) und Neuburg (Fridau), von denen die letztere ausgeſtorben iſt. Erſtere ſcheidet ſich wieder in die Majoratslinie und in die jüngere. Zur erſtern, 1803 in den Reichsfürſtenſtand erhobenen gehören die Herrſchaften Ernſtbrunn, Element, Stranßberg, Triebal, Burgaichhorn u. m. a. in Oeſterreich, Böhmen und Mähren, ſo wie auch die Graffſchaft Winterrieden in Bayern, welche ihr ſtatt der verlorenen Graffſchaft Rheineck am linken Rheinufer gegeben wurde. Die jüngere Linie beſitzt ebenfalls Güter in Oeſterreich und Böhmen, z. B. Plan, Gotſchau u. a. Beide Linien bekennen ſich zur katholiſchen Konfeſſion. Das Stammſchloß iſt S. bei Wartenberg. Bemerkenswerth iſt: Philipp Ludwig, Graf von, geb. 1671, nahm früh kaiſerliche Dienſte, ging, 26 Jahre alt, nach dem Frieden von Ryswick 1697 als außerordentlicher Geſandter nach Paris, von wo er 1705 als wirklicher Geheimerath nach Wien zurückberufen wurde. Joſeph I. ernannte ihn zum Hofkanzler, unter Karl VI. war er 1712 Geſandter bei dem Friedenskongreß zu Utrecht. Zurückgekehrt, wurde er nach Eugens Tode Premierminiſter und leitete, obwohl nicht immer glücklich, die wichtigſten Staatsgeſchäfte, beſonders die pragmatiſche Sanktion. Maria Thereſia beſtätigte ihn zwar in ſeiner Würde, doch zog er ſich zurück und † 1742.

Sinzenich, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Köln, Kr. Euskirchen; kathol. Pfarrei; 500 Einw.; Hauptort der Bürgermeiſterei gl. Namens.

Sinzhauſen, bayer. Kirchdorf, R.=B. Oberbayern, Ldgr. Moosburg; 160 Einw.

Sinzheim, bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkr., Amt Baden; 1430 Einw.

Sinzhofen, naſſ. Pfarrdorf, Amt Naſſau; 1000 Einw.

Sinzig (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.=B. Niederbayern, Ldgr. Kelheim; Oelmühle nach niederländiſcher Art; 340 Einw.; — 2) preuß. Stadt, Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Ahrweiler, an der Aar; 2 Thore, ſchöne Kirche, Synagoge, Unterſteueramt und Poſt, Weinbau; 1870 Einw.

Sinzita, ſ. Sindita.

Sinzlis, kurheſſ. Pfarrdorf, Prov. Niederheſſen, Kr. Homburg, Amt Borken; 490 Ew.

Sinzlow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Greifenhagen; Förſterei; 530 Einw.

Sio, ſpan. Fluß, Katalonien, mündet in den Segre, links.

Sioda (a. Geogr.), Ort im Süden Albaniens (Ptol. V, 12, 5).

Siöring, dän. Kirchſpiel, Aalborg, weſtl. von Thiſted, am gleichnam. See.

Siofn (Siofna, nord. Myth.), die Göttin der Jugend, Anmuth und der erſten Liebesgefühle, welche ſie in den Herzen der jungen Mädchen und Jünglinge weckt. Nicht mit Freia, der eigentlichen Liebesgöttin, zu verwechſeln.

Siogun, ſ. Japan.

Siokon, oſtind. Ort, Philippinen, Mindanao, auf der ſüdweſtl. Küſte (Samboangan).

Siolki, aſiat. Gebirg, in der Scharra-Mongolei u. der Mandſchurei, ſoll Spitzen von 8—12,000′ haben, jedoch nur 2—3000′ über das Land erhaben ſeyn; ein Theil davon heißt Petſcha (12,000′, nach den Mandſchu der höchſte Berg der Erde); hier iſt der Paß Hamar; zieht ſich vom dauriſchen Gebirge bis an den Meerbuſen von Petſchrli; weſtlich, und durch den Argun davon getrennt, zieht ſich das Kentaihangebirg an der ſibiriſchen Grenze hin; Berg: Jellav, angeblich Wohnungen der Dämonen.

Digitized by Google

Sion (bibl. Geogr.), Stadt im Stamme Iſſaſchar, zu Euſebius' Zeit noch ein Flecken am Berge Thabor.

Sion (n. Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. Loire-infér., Bez. Châteaubriant, rechts an der Chère; 2680 Ew.; — 2) brit.-oſtind. Stadt, Anreng-Abad, nördlich von Bombay, auf der Inſel Bombay; Fort; — 3) ital. Berg, Königr. Sardinien, Savoyen, ſüdweſtlich von Genua, 400 Metr. über der Rhone; darüber führt durch den kleinen Engpaß von Belloſſy die Straße von Genua nach Grenoble; — 4) ſ. v. a. Sitten.

Sionapro, Fluß, ſ. v. a. Aſpropotamus.

Sioudy, brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſch. Madras, Prov. Karnatik.

Sionhouſe, Schloß, ſ. Brentford.

Sioniſche Brüderſchaft (Sioniſche Gemeine), Sekte in Pennſylvanien, beſteht größtentheils aus Deutſchen und wohnt vorzüglich in Ephrata und Kedar. Ihr höchſter Zweck iſt die Gemüthsruhe. Viele leben darum ehelos und gehen in das Kloſter, wo Männer und Frauen auf verſchiedenen Seiten wohnen. Der Biſchof wohnt in der Mitte unb hat die ökonomiſchen und kirchlichen Angelegenheiten ber Gemeinde zu leiten. Um das Kloſter herum wohnen die verheiratheten Brüder und Schweſtern. Sie führen eine ſehr ſtrenge Lebensart, eſſen des Tags nur einmal und ſchlafen nur 3 Stunben; die übrige Zeit arbeiten ſie. Weil ſie am Sonnabend feiern, hat man ſie bisweilen auch Sabbatarier genannt.

Sionita, Gabriel, Maronit, lebte im 17. Jahrhundert, Profeſſor ber ſyriſchen und arabiſchen Sprache in Rom, ging darauf nach Paris, wo er an Jays Bibel arbeitete. Gab den Geographus Nubiensis arabiſch u. lateiniſch heraus, Paris 1619, 4. Briefe von ihm ſtehen in Leo Allatius Symmikta.

Sionne, franz. Dorf, Depart. Vogeſen, Bez. Neufchâteau, links am Saunel; Eiſenhammerwerk; 420 Einw.

Sioo, ſ. Japan (Geſch.).

Siorac, franz. Dorf mit Markt, Depart. Dordogne, Bez. Sarlat, links an ber Dordogne; 1070 Einw.

Siotot, franz. Fort, Depart. Manche, ſüdweſtlich von Pieux, auf der Nordküſte, am Hafen von Rozel.

Siouan-Hoa, aſiat. Stadt, China, Prov. Tſchi-Li, nordweſtlich von Pe-King, links am Yang-Ho, über den hier drei Brücken führen. Die Stadt iſt von Mauern und Thürmen umgeben, groß, aber ſchwach devölkert.

Siouan-Ye-Nan, aſiat. Stadt, China, öſtlich an der Bai Von-Tſching, auf der Inſel Groß-Lieou-Khieou.

Siou-A-Tao, aſiat. Vorgebirg, China, Prov. Schan-Tung, nördlich am gleichnamigen Hafen, auch Ki-San-Siou genannt.

Sioudray, franz. Weiler, Depart. Indre, Bez. la-Chatre; beträchtliche Bleimine.

Sioule, franz. Fluß, Depart. Puy-de-Dome und Allier; entſpringt aus zwei Quellflüſſen, nordöſtlich von Pont-au-Mur, fließt nordöſtlich und mündet in die Allier; Lauf 25 Lieues.

Sioum, ſ. Lamaismus.

Siou-Nan, aſiat. Stadt, China, Prov. Kuang-Tung, ſüdlich von Loui-Tcheu, auf der Haldinſel Loui-Tcheu.

Sioux (Geogr.), 1) (Siwas, Siwer, Nadoweſſier, auch Dacotas, d. i. Verbündete, genannt), nordamerikan. mächtige Völkerſchaft in zahlreichen Stämmen in den Vereinigten-Staaten, zwiſchen Miſſiſſippi und Miſſouri, welcher Diſtrikt nach ihnen S.-Diſtrikt genannt wurde, jetzt aber Jowa heißt. Das Land grenzt an Miſſouri, Illinois, Wisconſin (Huron-Diſtrikt), die Hudſons-Bai-Länder, den Mandan- und Oſage-Diſtrikt. Das Land iſt eben, gut bewäſſert, durch Nebenflüſſe des Miſſiſſippi und Miſſouri (unter ihnen iſt der Fluß Sioux, der von Norden nach Süden fließt und in den Miſſouri mündet), und vortrefflich zum Ackerbau geeignet. Die Einwohner, S. (ein Indianerſtamm von etwa 20,000 Köpfen ohne die Aſſiniboien, die ſich von ihnen getrennt haben), haben ihr Land 1832 an die Ver.-Staaten abgetreten und ſich zum Theil weggezogen, ſo daß noch etwa 1500 Seelen hier leben. Sie ſind wild, roh, ſehr kriegeriſch und der Schrecken aller benachbarten Völkerſchaften. Der Krieg iſt ihre herrſchende Leidenſchaft, und in kriegeriſchen Künſten ſind ſie weiter, als alle ihre Nachbarn; ſie wiſſen Feldverſchanzungen von Erde anzulegen, um ihre Weiber und Kinder im Fall eines feindlichen Angriffs zu ſchützen, ſind übrigens gegen die Pelzhändler, die unter ihnen reiſen, ſehr freundſchaftlich, und jeder kann mit Sicherheit ſich unter ihnen aufhalten, der Sorge trägt, ihr Ehrgefühl nicht zu beleidigen. Sie wohnen theils in Zelten von Thierhäuten, die ſie mit ſich auf ihren Wanderungen führen und bald hier, bald dort aufſchlagen, theils in Dörfern in Wohnungen von einer rohen Bauart, die aber doch warm und bequem genug ſind. Dieſe Wohnungen von kreisförmiger Bauart und 30—40 Fuß im Durchmeſſer ſind von ſtarken Bauholzſtücken erbaut und haben einen 4 Fuß breiten Eingang, vor welchem eine Art von Portikus iſt. Ein in der Mitte des Dachs angebrachtes Loch läßt den Rauch heraus und das Licht hinein. Die Betten und die Sitze ſind aus Thierfellen gemacht. Ein von der Erde 3 Fuß erhöhter Platz mit dem haarigen Felle eines Bären bedeckt, iſt beſtimmt, die Fremden aufzunehmen. Ihre Ausſprache mit Kehllauten, das Ganze ihrer Züge, ihre Sitten und Sagen, Alles beurkundet, daß ſie aus dem nordweſtlichen Amerika, vielleicht gar aus Aſien eingewandert und wahrſcheinlich mongoliſcher Abſtammung ſind. Uebrigrns theilen ſie ſich in 6 Stämme, von denen mehre wieder verſchiedene Unterabtheilungen haben. Alle Stämme ſind von einander unabhängig, halten ſich aber im Fall eines feindlichen Angriffs verpflichtet, ihr Land gemeinſchaftlich zu vertheidigen. Zu ihnen werden gerechnet: die Aſſiniboien (die ſich, wie erwähnt, von ihnen getrennt haben), die Nadoweſſier (jetzt mit ihnen verſchmolzen), Suſſetongs, 2100

Köpfe, am St. Peter, Minowa-Kantongs, 2100 Köpfe; Yanktongs, 4300 Köpfe, getheiit in Nord- unb Ahna-Yanktongs, am öſtlichen Miſſouri; Tetongs, gegen 12,000 Köpfe, Jäger und Pferdezüchter, dazu die Okandandas; Wahpacootas, 600 Köpfe, am obern St. Peter; Waſhpetongs, 1000 Köpfe. — Nach den S. wirb ein Dorf am Miſſiſſippi benannt und ein Trageplatz (Sioux-Portage) in Illinois, am Miſſiſſippi, nördlich von ſeiner Vereinigung mit bem Miſſouri. — 2) Big-S. und Little-S., Nebenflüſſe des Miſſouri (ſ. d.).

Siouxſprache (Dekotaſprache), mit ben Sprachen der Aſſinibolen, Omaha, Ota, Konza unb Kräheninbianer verwandt, hat die Laute a, b, c (tſch), d, e, g (guttural), h, i, j (weich ſch), k, m, n, o, p, q, r, s, t, u, w, x (ſch), y, z (weiches s). Sie hat einen beſtimmten Artikel, kin, cin, und einen unbeſtimmten, wan, welche ihrem Subſtantiv nachgeſetzt werden. Genus fehlt; der Plural wird burch die, auch beim Verbum gebräuchliche Endung pi gebildet, z. B. wicaxta, ber Menſch, Plural wicaxtapi. Die Deklination hat nur für ben Lokativus die Endungen g ober ta, z. B. makag, auf die Erde (von maka), aihag, zu Füßen (von aiha), makata, auf der Erde. Der Genitiv wirb nur durch ſeine Stellung vor dem Subſtantiv, zu welchem er gehört, bezeichnet. Das Adjektiv ſteht nach dem Subſtantiv. Die 52 Zahlwörter ſinb: 1 wanji, 2 nompa, 3 yamni, 4 topa, 5 zaptan, 6 xakpe, 7 xakowin, 8 xakenoh, 9 napcinwanka, 10 wikcemna. Die folgenben Zahlen werden durch ake, wanji (wieder eins) ꝛc. ausgedrückt, bis zu 20 wikcemm nonpa, wikcemna yamni etc, 100 opawinge, 1000 koktopawinge. Ordinalia werden durch das Präfix i, ici (wici) gebildet; icinonpa, wicinonpa der 2te, ixakpe ber 6te ꝛc. Die Pronomina personalia ſind wa, ma ich, ya du, iye er, on wir, ya ihr. Als Possesiva haben ſie beſondere Formen, welche ihrem Subſtantiv zum Theil präfigirt oder infigirt werden, z. B. mioie, mein Wort (von oie), ematapa, meine Rechte (von etaba), ninape, deine Hand (von nape), tawata, ſein Schiff (von wata) ꝛc. Wörter, welche eine Verwandtſchaft ausdrücken, haben zum Theil noch beſondere Formen, wie micinkxi, mein Sohn, nicinkxi, dein Sohn, cihintku, ſein Sohn, ate waye, mein Vater, niate, dein Vater, atkuka, ſein Vater, owate oder ate onye, unſer Vater, niatepi ober ate yapi, ihr Vater. Demonſtrativa ſind he, kinhe, dieſer, i jener; Relativum ci qon, welches nachgeſetzt wird; Interrogativa tuwe wer, token was. Die Konjugation iſt ſehr verwickelt; ſie wird theils durch bloße Vorſetzung der Pronomina, theils durch Präfixe und Infixe gebildet. Beiſpiele ſind:

waya, ich bin,
yaya, du biſt,
ya, er iſt,
onyapi, wir ſind,
yayapi, ihr ſeyd,
yapi, ſie ſind.

mduha, ich habe,
duha, du haſt,
yaha, er hat,
onhapi, wir haben,
duhapi, ihr habt,
yahapi, ſie haben.

hecamon, ich thue,
hecanon, du thuſt,
hecon, er thut,
hecomonpi, wir thun,
hecanonpi, ihr thut,
heconpi, ſie thun.

Der Imperativ hat die Endungen Sing. wo, Plur. po, z. B. econwo, thue, econpo, thut. Das Futurum wird durch nachgeſetztes kta bezeichnet, für das Präteritum gibt es keine Form. Viele Verba werden durch Umſchreibung mit dem Hülfswort ya (ſeyn) flektirt. Auch das Objekt, wenn es ein Pronomen iſt, wird burch Präfixe oder Infixe am Verbum ausgedrückt, z. B. nicopi, ſie rufen dich, kicopi, ſie rufen ihn, namavon, er hört mich, nayavon, er hört dich, naonkivonpi, er hört uns, nakivon, er hört es ꝛc. Das Participium wird burch ben Artikel kin, cin mit nachgeſetztem he gebildet, das Gerundium durch die Lokativendung g. Statt ber Präpoſitionen gibt es Poſtpoſitionen, ſo wie auch mehre Konjunktionen, die an das Ende des Satzes geſtellt werben, z. B. kinhan, cinhan, wenn, kex, obgleich, iconhan, während. Die Wortbildung findet durch Präfixe Statt, wie wa (der Handelnde)), wico (die Handlung), wo (das Gemachte), z. B. wanavon, der Hörer, wiconi, das Leben (von ni, leben), woyuha, die Habe, der Schatz (von yuha, haben).

Sipahi-Agalar }
Sipahi-Silihdar } ſ. Agha.

Sipahis, ſ. Spahis.

Sipaisbamba, ſüdam. Ort, Peru, Truxillo, nordöſtl. von Truxillo.

Sipangon, oſtind. Inſel, öſtlich von Borneo 4° 25' nördl. Br. u. 136° 8' öſtl. L.

Sipanea (Bot.), nach Aublet, Pflanzengattung. Arten unter Virecta *L. fil.*

Siparium (röm. Ant.), Vorhang auf den römiſchen Theatern, von dem Antaleum (ſ. d.) verſchieden, vielleicht durch Größe und Gebrauch, indem das S. kleiner war und bei den Komödien oder Mimen angewendet wurde.

Siparuna (Bot.), nach Aublet, Familie noch unbeſtimmt. Einzige Art: S. guianensis *Aubl.* Baum in Guyana.

Sipbachzell, öſterr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Traunkr., Diſtrikt Kremsmünſter, am Sipbache; 250 Einw.

Sipelberg, ſ. Syppelberg.

Siph (bibl. Geogr.), zwei Städte im Stamme Juda, die eine im ſüdlichen Theil desſelben gegen Edom hin gelegen, die andere im Gebirge. Letztere gab der Wüſte S. ihren Namen, und ſie war es wohl auch, welche Rehabeam befeſtigen ließ.

Siphä (a. Geogr.), Flecken an der Südküſte Böotiens in der Nähe von Thiſpe und dem Hafen Eutretus, wo ein Tempel des Hercules war, bei welchem jährliche Spiele gehalten

wurden. S. rühmte ſich, die Vaterſtadt des Steuermanns der Argo und derjenige Hafen zu ſeyn, wo die zurückkehrende Argo angelegt hätte.

Siphanthera (Bot.), nach Pohl, Gattung der Lythrariae Melastomeae *Rchb.* Von 3 Arten, Sommergewächſen in Braſilien, iſt am bekannteſten: S. cordata *Pohl.*

Siphanto, Inſel, ſ. v. a. Sifanto.

Siphare (a. Geogr.), Ort im Norden von Aria (Ptol. VI, 17, 4).

Siphidia (Bot.), nach Rafinesque, Untergattung von Aristolochia *L.*

Siphnäus (Säugeth.), nach Brants, Gattung der Rosores *Cuv.*, der Ordn. der Nagmäuſe und der Zunft der Wühlmäuſe nach Oken. Charakter: Vorderzähne ſtark und vorſtehend; Backenzähne allenthalben 3, abſtehend, mit Schmelzleiſten verſehen; Augen ſehr klein; Klauen der Vorderfüße ſehr groß und lang, zum Graben geſchickt; Schwanz ſehr kurz. Einzige Art: S. aspalax *Brants*, Mus aspalax *Pall.*, Lemnus Aspalax *Fr. Cuv.*, Georhychus Zokor *Less.*, der Zokor. Obere Theile hellrothgrau, Seiten gelblich; Bauch grau; der Naſenknorpel iſt tief quer gefurcht, die Lippe geſpalten; die drei mittlern Zehen der Vorderfüße ſind ſehr lang und ſtark. Statt der Ohren ein knorpeliger Ring, der nach hinten etwas größer iſt; der Scheitel iſt gelblich, zuweilen mit einem weißen Fleck. Der Pelz iſt weich, aber nicht glänzend. Bewohnt Taurien, häufig zwiſchen den Flüſſen Indoga und Argun, ſelten jenſeits des Irtiſch. Lebt ſtets unter der Erde wie der Maulwurf und nährt ſich beſonders von den Zwiebeln verſchiedener Liliengewächſe. Schreber, T. 205.

Siphnus (a. Geogr.), eine der Cykladen, ſüdöſtl. von Ceriphus gelegen, mit einer Stadt gleichen Namens und den Städten Apollonia und Minoa. Nach Plinius (H. N. IV, 12, 66) führte die Inſel früher die Namen Meropia und Acis. Die Koloniſation geſchah durch Jonier von Athen aus. S. war reich an edlen Metallen, und durch den fleißigen Betrieb ihrer Gold- und Silbergruben, welche noch jetzt zu ſehen ſind, gelangten die Einwohner zu ungewöhnlichem Wohlſtand. Von dem Zehnten der jährlichen Ausbeute errichteten ſie zu Delphi ein Schatzhaus, das keinem andern nachſtand. Als ſie jedoch übermüthig geworden, den Zehnten nicht mehr entrichteten, richtete die zürnende Gottheit durch eine Ueberſchwemmung die am Meer gelegenen Gruben zu Grunde. Trotzdem herrſchte auch in der Folge auf S. noch ein gewiſſer Wohlſtand. Ein Erwerbszweig der Einwohner ſcheint, wie noch gegenwärtig, die Töpferkunſt geweſen zu ſeyn. In ſittlicher Beziehung ſcheinen ſie nicht eben hoch geſtanden zu haben. Jetzt heißt die Inſel Siſno.

Sipho (v. Gr.), 1) Röhre; — 2) Spritze; — 3) ſ. Feuerſpritze; — 4) ſ. v. a. Canna; — 5) ſ. v. a. Heber; — 6) (Cephalop.), das Organ, wodurch der Rumpf der Cephalopoden mit gekammerter Schale mit den Kammern in Verbindung ſteht. Es iſt ein Strang mit äußerlicher hornigkalkiger Hülle, deſſen innerer Bau bei großer Feinheit nicht wohl unterſchieden werden kann, aber bei größerer Stärke eine innere Axe mit groben oder feinen ausſtrahlenden und viertelſtändigen Lamellen zeigt. Der S. geht entweder zwiſchen den Kammerwänden (Septen) und der Schalenwand hindurch, in welchem Falle an der Stelle, wo der S. liegt, der Rand des Septenus verſchwindet, oder er durchbricht die Scheidewand in der Medianlinie bald central, bald dem Rücken (dorſal), bald dem Bauche (ventral) mehr oder minder genähert (excentriſch). An der Durchgangsſtelle des S. bilden die Septa Oeffnungen mit nach hinten gewendeten Rändern (Duten) und der S. ſelbſt iſt an ſolchen Stellen etwas eingeſchnürt. Nach der Lage des S. werden zunächſt unterſchieden die Nautilidae, deren S. die Kammerwände irgendwo wirklich durchbricht und zwar beſonders in der Gattung Nautilus central bei den Imperfecten, roſenkranzförmig bei den Moniliferen, excentriſch nach der Ventralſeite zu bei den Biſiphiten, Simplicien, Undulaten und Aganiten, vollkommen ventral bei den Clymenen; ſodann die Ammonitiden, deren S. eine völlig dorſale Lage hat und zwiſchen der äußeren Schale und den Kammerwänden, die er nicht durchbohrt, hinläuft. In der Gattung Orthoceratity iſt der S. noch nicht als Eintheilungsprincip benutzt worden. — 7) (Bot. Term.), Röhre, Halm, davon als Anhängeſilben: -siphonius, -röhrig, z. B. monosiphonius, eigentlich einfachröhrig, aus einfach aneinander gereihten Röhrenzellen gebildet, wie der Stengel von Chara flexilis; polysiphonius, vielröhrig oder zuſammengeſetzt-röhrig, aus größern an einander gereihten Röhrenzellen beſtehend, deren jede mit einem Kreiſe von engern Röhrchen (wie mit einer Rindenlage) umgeben iſt, z. B. bei Chara hispida und Ch. pulchella *Wallr.*

Sipho (Bot.), nach Endlicher, Untergattung von Aristolochia *L.*

Siphoas, alter König von Aegypten.

Siphocampylus (Bot.), nach Pohl, Gattung der Lobeliaceae *Pohl.* Von 57 Arten, Bäumen und Sträuchern in Südamerika, nennen wir: 1) S. campanulatus *Dec. fil.* Auf dem Chimborazo. — 2) S. Caoutchouc *Don.* In Neugranada. Gibt Kautſchuk. — 3) S. ferrugineus *Dec. fil.* In Neugranada. — 4) S. giganteus *G. Don.* In Quito. — 5) S. Jamesonianus *Dec. fil.* In Quito. — 6) S. laciniatus *G. Don.* In Peru. — 7) S. rosmarinifolius *G. Don.* In Peru. — 8) S. umbellatus *G. Don.* In Peru.

Siphona (Entom.), nach Meigen, Fliegengatt., ſ. v. a. Bucentes *Latr.*

Siphonanthus (Bot.), nach Linné, Pflanzengatt. Arten unter Clerodendrum.

Siphonaptera (Entomol.), nach Cuvier, ſ. v. a. die Proboscideenfamilie der Suctoria oder Pulicina, Flöhe (ſ. d.).

Siphonaria (Mollusk.), nach Sowerby, Furchennapf, Gattung der Gasteropoda Pectinibranchia Capuloidea *Cuv.*, der Ordn. der eintheiligen Schnecken und der Zunft der Halsſchnecken nach Oken. Charakter: Schale

gleicht auf den erſten Blick einer flachen und ſtrahlig gefurchten Napfſchnecke, allein ihr Rand ſteht auf der rechten Seite mehr hervor und unten hat ſie eine leichte Furche, die an jene Randhervorragung ſtößt, und welcher ein Seitenloch des Mantels entſpricht, durch welches das Waſſer in die unter dem Rücken liegende Kiemenhöhle dringt; übrigens iſt ſie von allen Seiten verſchloſſen. Das Reſpirationsorgan beſteht aus kleinen, wenig zahlreichen Blättchen, die an einen Querſtreifen am Gewölbe dieſer Höhlung befeſtigt ſind. Das Thier ſcheint keine Fühler zu haben, ſondern nur einen ſchmalen Schleier auf dem Kopfe. Gegen 20 lebende, im Mittelmeer, ſo wie im ſtillen Ocean und den oſtindiſchen Meeren vorkommende Arten, von denen viele von Quoy und Gaimard in D'Urville's Reiſe, S. 323, T. 25, abgebildet ſind. — Als Typus kann gelten: S. Diemenensis *Quoy*.

Siphoneä (Bot.), nach Gréville, Gruppe der Familie der Ulvaceae *Ag.* (ſ. d.).

Siphonia (Bot.), nach Richard, Federharzbaum, Kautſchukbaum, Gattung der Rutaceae Euphorbiaceae *Rchb.*, Monoecia Monadelphia *L.* Charakter: Blüthenhülle 5ſpaltig oder 5theilig. Männliche Blüthe: Staubfadenſäule unter der Spitze 5—10 aufgewachſene, nach außen aufſpringende Staubbeutel tragend. Weibliche Blüthe: Fruchtknoten ſtumpf-3kantig; 3 ſitzende, niedergedrückt-2lappige Narben. Kapſel ſehr hart, mit faſeriger Mittelhaut, 3knöpfig, mit 2klappigen, einſamigen Knöpfen. Samen hängend. 2 Arten, milchende Bäume mit wechſelſtändigen, 3zähligen Blättern: 1) S. brasiliensis *H.* et *B.* In Braſilien. — 2) S. elastica *Pers.*, ächter Federharzbaum. In Guyana, Braſilien. Stamm 50—60 Fuß hoch. Blätter lang geſtielt; Blättchen keilförmig-verkehrt-eirund, unten graulichweiß. Blüthen in lockern, äſtigen Trauben; die weiblichen Blüthen einzeln auf den Enden der Traubenſpindeln. In allen Theilen dieſes Baumes iſt ein ſehr ſcharfer Milchſaft enthalten, welcher, erhärtet, den Namen Kaoutſchouc (ſ. d.) führt. Die Samen dieſes Baumes ſind ſchmackhaft und eßbar; nur muß vorher der Keim entfernt ſeyn, weil er heftig purgirt. Lam., Ill., T. 790.

Die foſſilen Arten ſind vorzüglich charakteriſtiſch für das Kreidegebirge. Sie ſind meiſtens aufgeführt unter den Namen Halirrhoa, Hippalimus, Jerea, Lerea, Chenendopora, Choanites, Polypothecia. Die einzige juraſſiſche (alſo älteſte) Art iſt S. lycoperdoides, die übrigen 11 ſind ſämmtlich kretaciſch und unter ihnen die wichtigſten S. pyriformis *Goldf.* (Petr. Germ. I, S. 16, Taf. 6, Fig. 7), birnförmig mit geebnetem Scheitel, in welchem eine röhrenförmige Vertiefung mündet, um welche Furchen nach der Peripherie ausſtrahlen. In chloritiſcher Kreide Frankreichs und Englands, auch in Feuerſteinen. — S. Ficus *Goldf.* (daſ. S. 221, Taf. 65, Fig. 14, S. pyriformis, Fittoni), eirund-kegelförmig, langgeſtielt mit tiefer geſtrahlter Scheitelmündung. Im Grünſande von Devonſhire, am Sudmerberge bei Goslar, im Plänen von Quedlinburg und Hundorf bei Bilin, in der chloritiſchen Kreide von Cognac und Loudon in Frankreich. — S. costata *Bronn* (Leth., S. 592, T. 27, Fig. 19. Polypothecia bi—, 3—, 4—, 5—, 6—, septemlobata *Bennet*) zuſammengedrückt kugelig, geſtielt, oben in 2—9 gerundete Lappen getheilt, mit durchlöcherter Scheitelöffnung. In der chloritiſchen Kreide von Frankreich. Hierher wohl Choanites flexuosus *Mantell* (Geol. Suss., Taf. 15, Fig. 1) aus der engliſchen Kreide. — Die Chenendoporen ſind trichterförmige Siphonien, dagegen die Jereen (J. gregaria, J. caespitosa *Mich.*) büſchelförmige oder äſtige, welche den Turoinen und Mamilliporen ähneln. — S. acaulis *Michelin* iſt Cnemidium acaule.

Siphoniferen (Cephalop.), ſ. v. a. Cephalopoden (ſ. d.).

Siphonisma (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Moquinia *Dec.*

Siphonolochia (Bot.), nach Reichenbach, Untergattung von Aristolochia *L.*

Siphonomorpha (Bot.), nach Otth, Untergattung von Silene *L.*

Siphonophora (Radiaten), Röhrenquallen, Gruppe (nach Vogt Klaſſe, nach Andern Familie) der Quallen, die ſich im Allgemeinen nur charakteriſiren läßt, als beſtehend aus Thieren von ſehr verſchiedener Körperform, meiſt aus Blaſen zuſammengeſetzt, mit vielen Nahrungsröhren und langen Fangfäden mit Näpfen oder Spiralfäden. Tropenbewohner. Weder Nerven, noch Sinnes-, noch Athemorgane ſind bis jetzt erkannt und auch die Anatomie der Geſchlechtstheile iſt noch eine ſehr unſichere. Sie zerfallen in Seeblaſen, Phyſalida, mit großen blaſenförmigen Körpern von galatinöſer Beſchaffenheit, aus deren unteren Raum zahlreiche wurmförmige Saugmündungen, Fühler und ungemein verlängerte Fangfäden hervorhängen. Der blaſenförmige Körper beſteht eigentlich aus zwei in einander geſchachtelten Blaſen, deren innere vollkommen geſchloſſen und mit Luft gefüllt iſt, während die äußere einen oberen Kamm hat, der beim Schwimmen als Segel benutzt wird. In dieſe äußere Blaſe ziehen ſich auch die Fangfäden und Saugmündungen zurück. Am Grunde der Saugröhren ſind rothe traubenförmige Körperchen, die für Eiertränbchen gehalten werden. Die prächtig blau und roth gefärbten Thiere ſchwimmen geſellig auf den ſüdlichen Meeren und neſſeln ſehr heftig. Gattungen: Phyſalia, Diſcobole. Die zweite Familie iſt die der Knorpelquallen, Velellida, mit den Gattungen Velella und Porpita. Thiere mit einer zelligen Knorpelſcheide, auf deren Unterſeite um eine größere wurmförmige Saugröhre zahlreiche kleinere ähnliche Organe, an deren Grunde Eiertränbchen. Die wurmförmigen Organe gelten für Mundöffnungen, oder für Fühler, oder für bloße Waſſerröhren. Die Thiere ſind ſchön blau und erſcheinen periodiſch in großen Schwärmen an den Küſten der wärmeren Meere. Die Gattung Velella hat auf der Scheibe einen ſchiefen aufgerichteten Kamm. Die dritte Familie bilden die Doppelquallen, Diphyida, mit den Gattun-

Digitized by Google

gen Phyſophora, Diphyes, Srephanomia, Erſaea, Rhizophyſa, Agalma, Hippopodius. Mehr oder minder zuſammengeſetzte Thiere. Die Einen brſtehen aus einem knorpeligen helmförmigen Deckelſtück und einer glockigen Schwimmblaſe, durch deren Zuſammenziehung das Waſſer ausgetrieben wird und die Forttreibung des Thieres bewirkt. Am Grunde der Schwimmblaſe ſteht ein Saugrüſſel, umgeben von zahlreichen, ſehr langen kontraktilen Fangfäden. Dieſe Thiere erſcheinen bald einzeln, bald (bis 40) an eine hohle Röhre gereiht, an deren unterem Ende die größten Individuen, während am oberen Ende, wo ſich noch Knospen neuer Thiere befinden, zwei große Schwimmblaſen mit Deckelſtücken ſitzen und das ganze zuſammengeſetzte Thier willkührlich im Waſſer fortführen. Bei Anderen ſitzen die Schwimmglocken an einem Ende des ebenfalls kontraktilen Stieles beiſammen, während am anderen Theil deſſelben die Saugmündungen mit Fangfäden vertheilt ſind. Iſt es ein einfaches Thirr oder ein ſchwimmender Polypenſtock mit zweirrlei, ſchwimmenden nnd freſſenden Individuen?

Siphonops (Amphib.), nach Wagler, Lochwühle, Schlangengatt. Art: S. annulata *Spix.*, ſ. v. a. Caecilia annulata *Mican.*

Siphonoſtegia (Bot.), nach Bentham, Gattung der Scrophularinae Rhinantheae *Benth.* Einzige Art: S. chinensis *Benth.* In China.

Siphonoſtoma (Annelid.), nach Otto, Gatt. der Annelides Tubicolae *Cuv.*, der Ordnung der Rothwürmer und der Zunft der Fußwürmer nach Oken. Charakter: Haben an jeder Artikulation oben ein Büſchel zarter Borſten, unten eine einfachr Borſte und am vordern Ende zwei Bündel ſtarker goldiger. Unter dieſen befindet ſich der Mund und vor dieſem ein mit vielen weichen Fäden umgebener Saugrüſſel, von zwei fleiſchigen Fühlern begleitet: Die wenigen Arten leben im Schlamm des Meeres verſenkt; bekannteſte: 1) S. diplochaitos *Otto*, De Sternaspide thalassem. et Siphonostomate diploch., Vermibus duob. marinis, Berlin 1820, F. 2. Etwa 3 Zoll lang, ſo dick wie ein Regenwurm, vorn dicker, mit zwei Mündungen. Im Golf von Neapel. — 2) S. uncinatum *And.* et *Edw.*, Litoral de la France. Annel., Taf. IX, F. 1. An der Küſte von Frankreich.

Siphonoſtoma (Kruſtac.), ſ. v. a. Schmarotzerpflanze, Paraſita (ſ. d.).

Siphoſtoma (Annelid.), nach Otto, ſ. v. a. Siphonoſtoma.

Siphotoxis (Bot.), nach Bojer, Pflanzengattung. Art: S. rosea *Boj.*, ſ. v. a. Achyrospermum fruticosum *Benth.*

Sipho urinae (Med.), ſ. v. a. Diabetes.

Siphra und **Pua**, zwei der bekannteſten Wehmütter in Aegypten, dadurch berühmt, daß ſie die neugebornen Knaben der Hebrärr nicht nach dem königlichen Befehl ermordeten. Als ſie der König deshalb zur Rede ſetzte, gaben ſie vor, daß die hebräiſchen Weiber ohne ihre Hülfe entbunden würden. Die Rabbiner hielten erſtere für Mirjam, Aarons und Moſes Schweſter, letztere für Jacebed, der Siphra Mutter; Andere nennen ſie Aegypterinnen.

Siphthah-Menephthah, ägyptiſcher König, Nachfolger Menephthahs II.

Siphula (Bot.), nach Fries, Gattung der Sphaerophorene *Rchb.*, *Rabenk.*, Cryptogamia Lichenes *L.* Charakter: Thallus ſtrauchartig, mit äſtiger Wurzel, innen mit filziger Markſchicht. Apotheeien an den Spitzen der verdickten Aeſte, geſchloſſen, dann mit einem Loche durchſtochen und in Fetzen zerreißend; Fruchtkern faſt gallertartig durchſchimmernd. Einzige Art der deutſchen Flora: S. Ceratites *Fr.* Aeſte büſchelig-gleichhoch, runzelig, dichte Raſen bildend; Fruchtkern dünn, gelblich.

Siphuleä (Bot.), nach Reichenbach, Pfeifenflechten, kryptogamiſche Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Keimkörnchen in einem kugeligen Keimlager, welches ſich verflacht und ſchwindet. Trägeräſtig, dichtfaſerig, an den Enden angeſchwollen, das Keimlager einſchließend, mit einem Loche aufſpringend und zerreißend. Knospenlager nicht entwickelt, Knospung dem Träger gleichartig, korallenähnlich. Einzige Gattung: Siphula.

Siphunculus (Zoophyt.), nach Oken, ſ. v. a. Sipunculus *Gmel.*

Siphuris, alter König von Aegypten.

Sipia (a. Geogr.), 1) Ort in Argolis, bei Tirynths, an der Küſte; — 2) Ort der Redones in Gallia Lugdun., wahrſcheinlich das heut. Liſſeiche bei Laguerche.

Sipiberis (a. Geogr.), Ort im Oſten von India extra Gangem, am weſtlichen Ufer des Serus (Ptol. VII, 2, 23).

Sipiory, preuß. Kolonie, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; 760 Einw.

Sipiri (Geogr.), Fluß, ſ. Madeira, Rio.

Sipiri (Sipirtholz, Grünherz, engl. Greenhert, angew. Bot.), Holz vom Laurus Chloroxylon, kommt in Jamaika und Guyana vor; dort nennt man es Cogwood, hier S. Es gibt 2 Arten, ſchwarz und gelb, die bloß in Bezug auf Holz und Rinde von einander unterſchieden ſind; auch erwähnt man eines rothen Grünherzholzes. Viele dieſer Hölzer ſind hart, grobdrähtig, andere dicht, hart und feinfaſerig. Sämmtliche aber eignen ſich zu baulichen Zwekken, viele zu Drechsler- und Tiſchlerarbeitrn.

Sipitken (Sypytken), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 160 Einw.

Sipmann (Biogr.), 1) Gerhard, Zeichner und Maler, 1790 in Düſſeldorf geboren und an der Akademie daſelbſt in der Zeichnenkunſt unterrichtet, ſtudirte dann unter Leitung des Profeſſor Schäfer die Baukunſt und Perſpektive, bis er endlich 1814 nach München ſich begab, um ſich der Hiſtorienmalerei zu widmen. Im J. 1819 erſchien von ihm in der zellerſchen Kunſthandlung zu München ein lithographiſches Werk unter dem Titel: Studienköpfe nach Raphael zum Gebranche für Kunſtſchulen. Nachdem im folgenden Jahre Cornelius nach München gekommen war, um ſeine großartigen Ar-

Digitized by Google

beiten in der Glyptothek zu beginnen, hatte S. die Ehre, neben Zimmermann und Schlotthauer von ihm zum Gehülfen ernannt zu werden. S. malte im Götterſaale die Arabeske mit dem geflügelten Genius des Geſanges, zu deſſen Seiten Mänaden und Greifen ſitzen, während andere phantaſtiſche Gebilde ſich herbei bewegen. Verſchiedene Fußreiſen in das bayeriſche Gebirg, nach Salzburg und Tyrol erweckten in ihm die Luſt zur Landſchaftsmalerei, und ſchon 1823 ſah man auf der Ausſtellung zu München eine idylliſche Landſchaft von ſeiner Hand, neben einer Zeichnung von geiſtreicher Anordnung. Im J. 1827 kam durch den Kunſtverein ein landſchaftliches Gemälde zur Verlooſung, welches eine große Baumgruppe und einen See im Hintergrunde zeigt. Auch im folgenden Jahre wurde eine Landſchaft von S. angekauft, eine Anſicht aus der Umgebung von Salzburg. Im J. 1829 wurde S. zum Profeſſor der Zeichnenkunſt am k. Kadettencorps in München ernannt nnd noch in demſelben Jahre malte er eine Charitas in Oel. Im J. 1840 brachte S. den Plan und den Durchſchnitt zu einer Kirche zur Ausſtellung, mit Kompoſitionen zu Freskomalereien. In neueſter Zeit wählte er Darſtellungen aus Dante's Hölle, welche eine Folge bilden werden. Dann haben wir von S. auch ein Zeichnungswerk unter dem Titel: Allgemeine Zeichnungsſchule, 2 Hefte mit 40 Blättern, von Freymann lithographirt und mit Ton gedruckt, Roy. Fol., München 1839—40. Dazu gehört ein Anhang: Köpfe aus Münchner Kunſtwerken (nach Cornelius, J. Schnorr, H. Heß u. A.), 1. Heft in 12 Blättern, von Schöninger lithographirt, München 1842, gr. Fol. Einen weiteren Anhang bilden die Naturſtudien von Peter Heß, 1. H. mit 10 Blättern in Tondruck, lithographirt von Freymann, München 1845, gr. Fol. — 2) Karl, Maler, jüngerer Bruder des Vorigen, 1802 zu Düſſeldorf geboren und an der Akademie daſelbſt unter Cornelius gebildet, den er nach München begleitete. Hier fand S. im Fache der Ornamentik Beſchäftigung, wofür er von jeher große Vorliebe äußerte. Er komponirte und malte faſt alle Guirlanden im Heroenſaal der Glyptothek, und auch jene in den Arkaden des Hofgartens ſind von ihm gemalt. Ueberdieß malte er auch Blumen und Früchte in Oel und hiſtoriſche Darſtellungen, die aber den geringſten Theil ſeiner Werke ausmachen. Ein ſchönes Bild von 1831 iſt die Madonna mit dem göttlichen Sohne. S. kehrte nach Düſſeldorf zurück.

Sipmaß, im Altenburgiſchen und Meißniſchen ein Gemäß für trockene Dinge; 4 S. machen 1 Scheffel und 1 S. hält $3\frac{1}{2}$ Maß oder 4 Metzen.

Sipniewo, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg; Kr. Chodzieſen; 140 E.

Sipo de Chumbo (pharm. Bot.), ſ. v. a. braſilianiſche Hopfenſeide, ſ. Cuscuta umbellata *H. B.*

Sipontum (a. Geogr.), Stadt in Daunia (Apulien), der Sage nach ſchon v. Diomedes gegründet, am ſüdlichen Abhange des Garganus gelegen. Sie wurde von den Römern zur Kolonie erhoben und die Einwohner derſelben vermehrt. Als Hafen- und Handelsplatz war S. nicht unbedeutend; j. Ruinen beim Dorfe S. Maria di Siponto ſüdlich von Manfredonia, wohin der König Manfred im 13. Jahre v. Chr. ſämmtliche Einw. von S. (wegen der ungeſunden Lage der Stadt an einem Sumpfe) verſetzte.

Sipopira (pharm. Bot.), Cortex Sipopira, eine der Alkornok-Rinde ähnliche Rinde, welche in Braſilien beſonders bei chroniſchen Hautausſchlägen, gegen Waſſerſucht und Syphilis in Anwendung kommt u. in großen Gaben genommen wird. Sie iſt vor etwa 20 Jahren durch den Kaufmann Schimmelbuſch in Düſſeldorf in den Handel gebracht worden. Sie beſteht aus 6—12 Zoll langen, meiſt ganz flachen Stücken. Die faſt 2 Linien dicke eigentliche Rindenſchicht ſitzt auf einem röthlichgelben, ſehr faſerigen Splinte äußerſt feſt auf. Sie iſt geruchlos und ſchmeckt nicht unangenehm bitter, der Chinarinde ähnlich. Vorwaltende Beſtandtheile ſind: Zucker mit bitterm Extraktivſtoff, Gerbeſtoff und ſalzſaurem Kalk, bittrer Extraktivſtoff mit ſalzſaurem und ſchwefelſaurem Kali, Harzſtoff und Pflanzenfaſer.

Sippara (a. Geogr.), Stadt in India intra Gangem (Ptol. VII, 1, 16).

Sippe, 1) ſ. v. a. Sippſchaft; — 2) (Zool.), nach einigen Zoologen ſ. v. a. Genus, Gattung oder Geſchlecht.

Sippersfeld, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Winnweiler; 160 Einw.

Sippertshauſen, kurheſſ. Pfarrdorf, Prov. Niederrh., Kr. und Amt Homberg; 220 Einw. Zu dem Dorfe gehört der Hof Budenrode.

Sipphara (a. Geogr.), Stadt in Meſopotamien (Ptol. V, 18, 7).

Sipplingen, bad. Pfarrdorf, Seekr., Amt Ueberlingen; 880 Einw.

Sippſchaft, 1) Blutfreundſchaft, Blutverwandſchaft; — 2) (Naturgeſch.), nach Oken ſ. v. a. Unterabtheilung ſeiner Zünfte. Da dieſe den Familien der Autoren gleichgeachtet werden, ſo ſind die Sippſchaften ſ. v. a. Unterfamilien; — 3) (bot. Term.), ſ. v. a. Tribus.

Sippur, oſtind. Stadt, Nizam, Prov. Berar, ſüdweſtlich von Ellitſchpur.

Siprawetz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrſch. Roth-Reeitz; 290 Einw.

Siproetes (griech. Mythol.), kretiſcher Jüngling, der auf der Jagd die Artemis im Bade erblickte und deshalb von ihr in ein Mädchen verwandelt wurde.

Sipsdorf, holſtein. Dorf, Patrimonialger. Lüdbersdorf; 320 Einw.

Sipteufelde, anh.-bernb. Pfarrdorf, Amt Harzgerode; Domäne; 560 Einw., beſteht aus 5 nach und nach gekauften kleinen Gütern.

Siplitz, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Torgau; Weinbau; 700 Einw.; bekannt durch die Schlacht bei Torgau.

Sipunculus (Zoophyt.), nach Gmelin, Heberwurm, Gattung der Echinodermata Cuv., der Ordn. der Sternwürmer u. der Zunft der Walzenwürmer nach Oken. Charakter:

Digitized by Google

Leib kolbig, walzig, querrunzeitig, ohne Saugſcheiben; Mund mit einem ausſchiebbaren, mit Warzen oder Höckern beſetzten Rüſſei; After vorn an der Mitte der Bauchſeite; kein Reſpirationsorgan. Stecken im Meeresſande; gegen 12 Arten, bekannteſte: 1) S. nudus *Lam.*, gemeiner Heberwurm. Quergürtel durch Längsſtriche gegittert; lappige Fühler am Mundrande; 8—12 Zoll. Im Mittelmeer. Delle Chiaje, Memorie etc., Bd. 1, T. 1. — 2) S. edulis *Pallas*, Spic. Zool., X, T. 1, F. 7. Weißlich fleiſchroth; aus den oſtindifchen Meeren; wird gegeſſen. — 3) S. echinorhynchus *Delle Chiaje*, X, F. 8—11. Mit zart gewimperten, ſteifen, parallelen Gürteln umgeben; 5 Zoll lang. Im Golf von Neapel, ſelten. — 4) S. norfolcensis *Brandt*. Vier Zoll lang, ſchwarzbraun. Auf der Inſel Norfolk. — 5) S. fasciolatus *Br.* Braun, 2½ Linien lang. An der Inſel Ualan der Karolinen.

Sipylene (gr. Mythol.), Beiname der Cybele vom Berge Sipylus.

Sipylus, 1) (griech. Mythol.); Sohn des Amphion u. der Niobe, von Apollo getödtet; — 2) (a. Geogr.), Zweig des Gebirgs Tmolus in Lydien, der in nordweſtlicher Richtung längs des Hermus nach Magneſia hinläuft und Metallgruben enthält; jetzt Sipuli-dag. An ihm lag auch einſt die alte Hauptſtadt Mäoniens, früher Tantalis, ſpäter nach dem Gebirge ebenfalls S. genannt, die aber frühzeitig durch ein Erdbeben zerſtört und in den See Sale verwandelt worden ſeyn ſoll. Uralte Ruinen, die man am ſüdlichen Abhange des S. an der Nordſeite des Golfs von Smyrna gefunden hat, gehören nicht der Stadt S., ſondern Smyrna an.

Sipyrrhicas, Häuptling der Aetoler, ging 200 v. Chr. nach Rom, um ſich mit den Römern und Attalus über den Krieg gegen Philippus zu unterreden.

Si quid fecisti, nega (lat.), wenn du etwas gethan haſt, leugne es!

Sir (Geogr.), ſ. v. a. Sir Darja.

Sir (engl.), 1) Herr, allgemein als Anrede; — 2) Titel, den der niedere Adel in England vor ſeinem Namen und zwar vor dem Taufnamen führt, gleichbedeutend mit Baronet.

Sira (Geogr.), norweg. Ort, Romsdal, ſüdöſtlich von Molde.

Sira (Biogr.), 1) Ben S., ſ. Jeſus Sirach; — 2) eine der Weiber Khosroes II., Mutter des Siroes, der die Erhaltuug des heiligen Kreuzes zugeſchrieben wurde.

Sirab, aſiat. Stadt, Perſien, Prov. Aferbeidſchan, ſüdöſtlich von Tabris, am Adji.

Sirabani (Siravanni, d. i. der den Pflug Lenkende, ind. Myth.), Beiname des Rama, als Erfinder des Ackerbaus.

Siraburitu, aſiat. Binnenſee, Mongolei, Khaikas, nahe an der Südgrenze.

Siracellä (a. Geogr.), Ort in Thracien, an der Straße von Trajanopolis nach Kallipolis und an der großen Straße nach Konſtantinopel; nach Reichard jetzt Zerna, nach Lapie Malgara.

Siracene (a. Geogr.), 1) Diſtrikt Hyrkaniens; — 2) Diſtrikt Groß-Armeniens.

Siraces (Siraci, a. Geogr.), großes und mächtiges Volk des aſiat. Sarmatien, an der Oſtküſte der Mäotis nach dem Rha hin und um den Fluß Achardeus her, in der Landſchaft Siracene. Sie ſtanden unter eigenen Königen, und die Römer geriethen mit ihnen im J. 50 n. Chr. in Krieg.

Sirach, ſ. Jeſus Sirach.

Siradan, franz. Dorf, Depart. Ober-Pyrenäen, Bez. Bagnéres, links an der Garonne, am Fuß eines Berges; beſuchte Mineralquellen; 370 Einw.

Siradia (Geogr.), ſ. v. a. Sieradz.

Sirä (a. Geogr.), 1) Ort Macedoniens im Diſtrikte Odomantica (Liv. XLV, 4); — 2) Ortſchaft im nordweſtl. Arkadien, auf der Grenze der Gebiete von Elitor und Pſophis (Pauſ. VIII, 23, 9).

Siränen, Volksſtamm, ſ. v. a. Syrjänen.

Siräon (griech.), Moſt bis auf ⅓ eingekocht.

Siraf (Tſcharrack), aſiat. Flecken und Küſtenort, Perſien, Prov. Farſiſtan, ſtark befeſtigt, meiſt von Arabern bewohnt.

Sirafza, aſiat. Stadt, Afghaniſtan, Kabul, ſüdöſtlich von Ghizni.

Siragoſſa (Siragoſa, Siracuſa, Syrakus, Geogr.), 1) (Noto), die ſüdlichſte Provinz (Intendantur) der Inſel Sicilien, auf 2 Seiten vom Meere umfloſſen, grenzt an Catania und Caltaniſetta und hat einen Flächenraum von 62,3 □M. mit (1845) 250,860 Einwohnern in 3 Bezirken und 41 Gemeinden. Die Provinz iſt gebirgig und hat nur Küſtenflüſſe von geringer Größe, wie Alfeo, Coſſibile, Abiſſo im weſtlichen Theile, Raguſa, Camarino, Dicillo im Süden. Das Klima iſt heiß. Produkte ſind die gewöhnlichen Siciliens, unter andern die Papyrusſtaude, aus welcher noch jetzt Papier verfertigt wird, treffliche Oliven und Muskatwein. Außer S. hier noch die Städte: Milillo, 3000 Einw., Muntimi, 4100 Einw., Pachino, 2000 Einw., Palazola, 9000 Einw., Sortino, 7800 Ew. — 2) Hauptſtadt der Provinz, auf der kleinen Inſel Ortygia, die nur durch einen ſchmalen Kanal von der Oſtküſte Siciliens getrennt iſt, ſüdöſtlich von Catania, ſtark befeſtigt, mit 14,000 Einw. Wenige Städte flößen ſo peinliche Gefühle ein, wie die jetzige Oede, der Schutt und die Verwüſtung, welche die ehemalige Hauptſtadt Siciliens umgeben. Von den 5 prächtigen und volkreichen Stadtabtheilungen, Ortygia, Achradina, Tyche, Neapolis und Epipolis, die zuſammen die ſtolze Pentapolis oder das alte Syracuſä ausmachten, die alte Hauptſtadt Siciliens, die einſt 1,200,000 Einwohner zählte und der Macht Athens, Karthago's und Roms zu trotzen wagte, iſt die kleine Inſel, auf welcher die jetzige Stadt S. liegt, der einzige übrig gebliebene noch bewohnte Theil. Ungeheure Maſſen Schuttes von ungefähr 5 Meilen im Umfange und einige wenige Monumente ſind das Einzige, was die vorige Größe des alten Syracuſä bezeugt. Der blühendſte Theil von Syracuſä war der Achradina genannte Stadttheil, jetzt theils mit Trümmern bedeckt, theils mit Oliven-, Granat-, Mandel- und andern Obſt-

Digitized by Google

bäumen bepflanzt. Die Ufer dee Achradina beſtehen großentheils aus ſtellen, 100' hohen Felſenſchichten, in welchen ungeheure Höhlen ſich befinden, die den ſonderbarſten Anblick daebieten. Das Meer, welches ſich ohne Aufhöeen in ihre Schlünde eegießt, hat ſie erweitert und ausgeſpült, aber wohl nicht gebildet. Viele deeſelben haben einen ſchmalen Eingang, weiten ſich dann aus und gehen wohl eine Stunde weit unter dem Boden der alten Stadt in die Erde hinein. Einige ſollen ſogar bis nach Catania 8 odee 9 Mellen weit ſich erſtrecken. Sie ſind im Hintergrunde ganz trocken, und ſelbſt beim heftigſten Sturm ſoll das Meer nie ihre äußerſte Tiefe erreichen. Die Fahrt auf dem Meeee an dieſem Ufer der Achradina hin iſt äußerſt intereſſant. „Wir ſchwebten, erzählt ein Reiſender (Kephalides), auf unſerm kleinen Boote voller Bewunderung an dieſen gähnenden Felſenrachen vorüber, während ſie die grünen Fluthen des Meeres, das zu unſerer Freude gerade ein wenig hoch ging, mit geoßer Giee verſchluckten. Wir wünſchten in eine und die andere dieſee Höhlen zu fahren; allein da die See, wenn ſie ſchon im Freien etwas tobt, in dieſen engen Klüften außerordentlich zornig iſt, ſo muß man in ſolchem Falle wenigſtens geſchickte Ruderer haben, um, ohne durchnaßt zu werden oder umzufallen, hier einlaufen zu können. Ein herzhafter Sprung, denn der Kahn flog ſehe doch auf und nieder, brachte uns auf eine trockene Klippe, und hieeauf liefen wir ein wenig in den Hinteegrund. O welch ein wundervolles Schauſpiel, unter dem Schirm des öden Felſenhauſes das wilde Meer in weitee Ferne grünlich ſich einherwälzen, dann mit raſendem Ungeſtüm, unter Donnern und Krachen, in den Schlund dieſee wiederhallenden Höhlen hereinfahren und Alles ringsum ziſchen, ſchäumen und triefen zu ſehen." — Zu den bewundernswürdigen Gegenſtänden, welche man auf der Stelle des alten Syracuſä noch ſieht, gehören die Latomien oder alten Steinbrüche von ungeheuree Größe, aus welchen die Steine zu den Mauern, Tempeln und Paläſten des alten Syrakus genommen wurden. Gewöhnlich findet man ſie ſehr weit in den Felſen hinein gearbeitet, ſowohl in ſenkrechter, als in horizontaler Richtung, und die ungeheuern Gewölbe, welche man zum Theil oben ſtehen ließ, wurden durch unföemliche Pfeiler gehalten, ſind aber jetzt meiſtens herabgeſtürzt, ſo daß die Pfeiler frei ſtehen. Dieſe Latomien gleichen tiefen Felſenkeſſeln. Deohend legen ſich die Wände über das Haupt des Be-Beſchauers; ihee Rändee ſind mit grünenden Bäumen umſäumt, und aus allen Spalten und Abſätzen bricht üppiger Baumwuchs hervor. Unter dieſen Latomien ſind am merkwüedigſten die Latomie dee Kapuziner und die Latomia del paradiso mit dem Ohr des Dyoniſius, welche ſich beide in der Achradina befinden. Die erſte hat ihren Namen von dem in dee Nähe befindlichen Kloſter dee Kapuziner, liegt ungefähe 100 Fuß tiefer, als dee übrige Erdboden, und bildet ſo weite, ſchauerliche Klüfte, daß man ſich entſetzt, in dieſelben hinabzuſteigen. In denſelben verſchloſſen die Syrakuſaner ihee Miſſethäter und Gefangenen; denn die überhängenden Felſenwände machen jedes Entfliehen unmöglich. Je weiter man untee dieſen Felſen hingeht, deſto ſchaueeliche, aber auch eomantiſcher wied Alles rings umhee; voezüglich aber erſtaunt man bei dem Anblicke eines duftenden, blühenden Gartens, den die fleißigen Kapuzinee im Innern dieſer Höhlen mit unſäglicher Mühe angelegt haben. Die prachtvollſten Pflanzen des Südens, Orangen und Geanatbäume gedeihen in dieſen kühlen Grotten, welche die Sonne nur von oben mit Licht und Wärme verſieht, auf das Ueppigſte. Unweit dee Latomie der Kapuzinee iſt dee gewöhnliche Eingang zu den Katakomben von St. Johann der Jeſuiten. Sie ſind alle in Stein gehauen, alſo ſehr ſicher voe Einſturz, und bilden breite, hohe Gänge, mit welchen die Katakomben Roms, die in eine weiche Eede gegraben ſind, keine Vergleichung aushalten können. Oft iſt ihr oberee Theil zu kleinen, kugelföemigen Kuppeln ausgehauen, deren Spitze ein Loch darbietet, welches dazu diente, um das Tageslicht hineindringen, odee vielleicht Lebensmittel hinuntee zu laſſen. Es iſt unleugbar, daß ſie zuletzt zu Begräbniſſen gedient haben, wiewohl ſie im Anfange nur Steinbrüche waeen. Sie zeigen noch mehre ſehr wohl erhaltene Grabmäler und Inſchriften, welche bis zur erſten Zeit des Chriſtenthums zurückgehen. Die Geäbee ſind reihenweiſe in die Galleeien gemacht, und man kann noch ſehe gut die Familiengeäbee unterſcheiden, welche in den Niſchen der Wände angebracht ſind; wenn die Nothwendigkeit es erforderte, grub man dieſe Niſchen noch tiefer in den Felſen hinein. Man erzählt zu S. die außeeordentlichſten Geſchichten, um zu beweiſen, daß dieſe unermeßlichen Aushöhlungen ſich bis Catania eeſtreckten. Ohne jedoch dieſen unwahrſcheinlichen Erzählungen Glauben zu ſchenken, muß man doch bemerken, daß man einſtimmig dieſe Höhlengänge für die größten dee Welt hält, wiewohl die Katakomben von Neopel viel höhee ſind, und Niemand wedee dieſe, noch die Katakomben Roms in ihree ganzen Ausdehnung düechſtreichen hat. Die Latomia del paradiso iſt weit größee, als die der Kapuziner, und unteeſcheidet ſich von derſelben auch dadurch, daß hier in die Seitenwände ungeheure Hallen, die auf Stützen ruhen, und ſpitz zulaufende Gewölbe hineingetrieben ſind. Der ganze Anblick dieſer Latomie iſt höchſt romantiſch, abee furchtbar, außeeordentlich wild und das ganze Felſenlager weit öder und weniger freundlich, als die Latomie, welche die Kapuzinee ſo eeich bepflanzt haben. In dieſer Latomie befindet ſich das berühmte Ohr des Dyoniſius, welches nichts weiter iſt, als ein Gewölbe, oder eine ſich in Form eines S krümmende, dem äußern menſchlichen Ohre ähnliche, oben ſpitz zulaufende, etwa 35—40 Fuß hohe und 80 Schritte tiefe Aushöhlung des Felſens, welche oben, ungefähr in der Mitte ihrer Länge, eine Oeffnung hat, die mit einer gleichfalls in Fels gehauenen Kammer in Veebindung ſteht. Sie gibt einen außerordentlich ſtarken Wiederhall, ſo daß ſchon ein bedeutendee Läem entſteht, wenn man nur ein Blatt

zerreißt, und ein Piſtolenſchuß ein Getöſe macht, als wenn eine Kanone abgefeuert wird. Den Namen Ohr des Dyoniſius hat dieſe Aushohlung deshald erhalten, weil man gewöhnlich glaubt, daß Dyoniſius, Tyrann von Syrakus, dieſe Aushöhlung nach gewiſſen Regeln der Kunſt ſo habe aushauen laſſen, daß man auch den leiſeſten Laut in einem daneben ausgehöhlten Zimmer deutlich habe hören können. Dorthin verfügte er ſich der Sage nach, um anzuhören, was die in der Grotte eingeſperrten Gefangenen von ihrer Schuld oder Unſchuld einander erzählten. Der kegelförmige Fels, auf welchem der Wächter ſeinen Sitz gehabe haben ſoll, iſt eingeſtürzt, die Spuren der Treppe ſind aber daran noch erkennbar; auch bemerkt man noch die Spuren der Ringe, an welchen, weit über dem Boden unglückliche Gefangene aufgehangen wurden. Daß dieſe Grotte zum Gefängniſſe diente, iſt außer Zweifel, daß ſie aber Dyonis zur Behorchung der Gefangenen, nach gewiſſen Regeln des Schalles, habe aushauen laſſen, iſt ſehr zu bezweifeln. — Von der Inſel, auf welcher Stadt u. Feſtung S. liegen, breitete ſich die alte Stadt einſt allmählig über das Dreieck aus, an deſſen Weſtende der Telegraph von Beloedere, ungefähr 8 Miglien von der Inſel, liegt. Nach einer Geſchichte von dritthalb Jahrtauſenden iſt die Stadt wieder auf die engen Grenzen ihrer Wiege reducirt, und nur die weitläufigen Befeſtigungen der ledloſen Stadt rücken wieder auf dem Feſtlande der Inſel Sicilien vor u. drohen die Spuren der alten Herrlichkeit zu zerſtören. Von dem zweifachen Gürtel der Feſtungswerke und des rings umgebenden Meeres eingeengt, verkrüppelte das Wachsthum der Stadt in der Blüthe. Wohl keine andere wird von der Einbildungskraft mit ſo ſtrahlender Glorie umgeben, als gerade Syrakus, und keine büßt in der Nähe ihre Aureole ſchneller ein, als ſie. Die Kluft zwiſchen alter Herrlichkeit und modernem Elend iſt zu weit, als daß bloße Erinnerungen an klaſſiſche hochtönende Namen ſie ausfüllen könnten. Wahrſcheinlich fühlte der ehrliche Senme, als er ſich am endlichen Ziel ſeines „Spaziergangs“ ſah, ſich nicht wenig myſtificirt, und hat nur der für deutſche Ohren ſo einſchmeichelnd tönende Name Syrakus ihn bewogen, dieſen ſeinem Buche vorzuſetzen. Die Straßen ſind ſchmal, finſter, armſelig; nicht ein einziges neueres Gebäude verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit. Die der Santa Lucia, der Schutzpatronin der Stadt, gewidmete Kathedrale enthält 24 der ſchönſten antiken, doriſchen Säulen von vollendeter Arbeit und dem ſelinuntiner dritten Tempel an Styl, Größe und Ausführung vollkommen gleich. Ihre Schönheit kann aber nur mehr geahnt, als erkannt werden, da ſie alle zwiſchen den Mauern einer Kirche ſich befinden, welche die geſchmackloſeſte Façade in Sicilien hat; es iſt ein alter Tempel der Minerva. Die Kirche des heil. Johannes wird für die älteſte chriſtliche Kirche der Welt gehalten. Im Ganzen hat S. 15 Kirchen; außerdem Kaſernen, mehre Hoſpitäler und milde Anſtalten; Sitz eines Biſchofs, Seminar, Kollegium, königl. Akademie, öffentliche Bibliothek, Nationalmuſeum. Das letztere iſt klein, aber wohlgeordnet, und enthält außer einem überaus ſchönen Torſo einer Venus mehre artige Kleinigkeiten, ſilberne Vaſen, zierliche Bronzelampen und Thonſtatuetten, welche ſämmtlich in der Gegend gefunden worden ſind. Schöne Säulen eines Dianentempels nebſt antiken Bildern befinden ſich in der Dienſtwohnung des Kommandanten, aber unſichtbar für den Fremden. Im Weſten der Stadt ſind die Sümpfe der Quelle Arethuſa, welche durch ein Erdbeben ihr Süßwaſſer verlor. In dieſen Sümpfen wächſt die Papyruspflanze, ſie machen aber im Sommer die Gegend ſehr ungeſund. — Die Induſtrie von S. beſchäftigt einige Hammerwerke, Gerbereien und eine königl. Pulvermühle. Der Hafen der Stadt, vor Zeiten einer der ſchönſten am mittelländiſchen Meere, iſt verſandet und nur noch für Schebeken oder Brigantinen zugänglich, weshalb auch der Handel, welcher die Erzeugniſſe der äußerſt fruchtbaren Umgegend, namentlich Wein, ausführt, nicht beträchtlich ſeyn kann. — S. iſt der Geburtsort des berühmten Mathematikers Archimedes.

Siraguay, oſtind. Ort, Philippinen, Inſel Magindanao, auf der Südweſtküſte (Samboangan).

Sirak, Volksſtamm, ſ. Durahner.

Sirakau (Sirakow), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Polna; 310 Einw.

Sira-Killa, aſiat. Stadt, Afghaniſtan, Kandahar, am Surkhul.

Sirakow (Sierakow, Geogr.), ſ. v. a. Zirke.

Sirakowitz (Syrakowice), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Göltſch-Jenikau; 230 Einw.

Siraks, Volksſtamm, ſ. Durahner.

Siramnä, ſ. Rhamnä.

Sierampur (Geogr.), ſ. v. a. Serampur.

Sira muren (Sharamuren), aſiat. Fluß, Mongolei, Scharaigol-Mongolei, fällt unter dem Namen Lidho in den Meerbuſen von Petſcheli.

Siran, franz. Dorf, Dep. Cantal, Bez. Anrillac; Glashütte; 1820 Einw.

Sirang, Stadt, ſ. Bantam 1).

Sirangan (Seringani), oſtind. kleine Inſelgruppe, Philippinen-Archipel, ſüdlich von Mindanao, ſtark bevölkert und gut bebaut. Die Bewohner ſind meiſt Malayen, die ſich mit Seeräuberei beſchäftigen.

Siranguam-Nangua-Nayaguer (ind. Myth.), Beiname des Wiſchnu, wenn er auf der Schlange Adiſſeſchen ruhend vorgeſtellt wird.

Sirani (Biogr.), 1) Giovanni Andrea, Maler, geb. zu Bologna 1610, Schüler von Giac. Gavedone und Guido Reni, den er mit ſolchem Glücke nachahmte, daß eine Verwechslung Statt finden konnte. Er vollendete nach Guido's Tod deſſen großes Gemälde des heil. Bruno in der Karthauſe zu Bologna und mehre andere Bilder des Meiſters. In S. Martino zu Bologna iſt ein ſchönes Kruzufix von ihm, ähnlich jenem Guido's in S. Lorenzo in Lucino

ober jenem in der Gallerie zu Modena. In ber Karthauſe zu Bologna iſt das Abendmahl des Phariſäers unb in S. Giorgio baſelbſt die Verlobung Mariä von ihm gemalt. In der Pinakothek zu Bologna ſieht man eine Darſtellung der jungen Maria im Tempel. In der Pinakothek iſt auch das Gemälde aus ber Kapelle Foreſti in ber Kirche bell' Oſſervanza, bekannt unter dem Namen der B. V. della Concezione. Im Dome zu Piacenza ſieht man ſeine zwölf Kruciſixe, ein ſchönes Bild, welches andere der Eliſabeth S. zuſchreiben. S. † 1670 in Bologna. Malvaſia legt ihm 10 radirte Blätter mit Liebesgöttern bei. — 2) Eliſabetta, Malerin, Tochter und Schülerin des Vorigen, galt als ein Wunder ihrer Zeit, da ſie, obwohl ſie nur 27 Jahre alt wurde, an Gründlichkeit viele gleichzeitige Meiſter übertraf. Sie hielt ſich an G. Reni, in deſſen mittlerer Periode. In der Karthauſe zu Bologna iſt von ihr das größte Bild, welches je ein Frauenzimmer gemalt haben dürfte, ein 30 Palmen hohes Gemälde der Taufe Chriſti. Auch in anderen Kirchen und in Privathänſern Bologna's waren früher mehre Gemälde von ihr, deren jetzt in der Pinakothek daſelbſt zu ſehen ſind. Daſelbſt iſt das ausgezeichnet ſchöne, durch den Ausdruck der Frömmigkeit bewunderungswürdige Bild des heil. Anton von Padua der knieend dem Jeſuskinde die Füße küßt. Aus St. Maria nuova ſtammt eine gekrönte Maria mit dem Kinde in den Armen. Der heilige Philippus Neri in Verehrung ber heil. Jungfrau mit dem Kinbe, nach einem Bilde von Guido Reni, war ehedem in la Madonna della Galliera, und zwei kleine Gemälde ſtammen aus der Karthauſe: eine heil. Familie und das Chriſtkind auf der Weltkugel mit dem Oelzweige. Dann iſt in der Pinakothek zu Bologna auch das durch eine Radirung der Künſtlerin bekaunte herrliche Gemälde, welches die trauernde Madonna mit einer Dornenkrone auf dem Schoße vorſtellt, wie ſie die Paſſionswerkzeuge des göttlichen Sohnes betrachtet. S. malte mehre Madonnen, Chriſtkinder unb Magdalenen, deren man in den Paläſten Zampieri, Zambeccari und Caprara zu Bologna und in den Gallerien Corſini und Bolognetti zu Rom ſah. Auch ihre kleinen hiſtoriſchen Staffeleibilder wurden ſehr hoch geachtet, ſo ein Loth im Hauſe Malvezzi zu Bologna, u. St. Irene mit St. Sebaſtian im Palaſt Altieri zu Rom. Ferner malte S. Bildniſſe. Beſonders ſchön nennt Lanzi ihr eigenes, damals im Beſitze des Rathes Pagave zu Mailand. Sie erſcheint von einem Liebesgott gekrönt. Auch in auswärtigen Gallerien findet man etliche Werke von dieſer Künſtlerin. In der Pinakothek zu München iſt ber Genius der Vergänglichkeit ganze ſtehende Figur. In der Gallerie des Belvedere zu Wien iſt ein Gemälde der Martha, wie ſie ihre am Putztiſche ſitzende Schweſter der Eitelkeit wegen anklagt. Das Muſeum zu Paris bewahrte zur Zeit Napoleons einen auf dem Bette ruhenden, kleinen Liebesgott, ein äußerſt liebliches Bild. Dann finden ſich anch Zeichnungen von ihrer Hand, meiſt à la Sanguine unb getuſcht. Sie † an Gift 1665. Malveſia beſchreibt mit rührenben Worten das Leben dieſer durch Schönheit und Seelenreinheit ausgezeichneten Künſtlerin, die nach kaum zehnjährigem Wirken wahrſcheinlich ein Opfer des fluchwürbigſten Kunſtneides wurde, kaum entfaltet zur vollblühenden Roſe, um deren Verluſt ganz Bologna trauerte. Malvaſia erzählt von ihrer Liebenswürdigkeit u. von ihren Tugenden des ſtillen Lebens. Sie pflegte mit unendlicher Liebe ihren burch bie Gicht gelähmten Vater, u. was ſie mit ber Kunſt gewann, theilte ſie mit den Aeltern und den Schweſtern. Selbſt die Geſchenke, welche ſie von hohen Beförderern der Kunſt als Preis ihres Talentes erhielt, gab ſie dem Vater, daß er ſie zu ſeiner Erheiterung verwende. Unb wenn ſie die längſte Zeit bes Tages an ihren größeren Gemälden gearbeitet hatte, ſo malte ſie noch heimlich kleine Bilder auf Kupfer, um bamit bei häuslichen Vorfällen der Mutter eine Freude und Unterſtützung zu verſchaffen. Beſcheidenbeit nnd Auſpruchloſigkeit war die zweite ſchöne Blume im Kranze häuslicher Tugenden. Von der Natnr mit Schönheit begadt, mit dem reichſten Talente für Malerei nnd Saitenſpiel ausgeſtattet, ein Weſen von edelſtem Gefühl nnd von feinſter Bildung, blieb ſie ſtill im Kreiſe der Ihrigen, und ſchien nicht zu wiſſen, wie ausgezeichnet ſie vor vielen ſey. Ihr Leben war ihrer Kunſt und ihrer Familie geweiht, jedes anbere Vergnügen war ihr fremd. Nur den Liedern der Dichter hörte ſie zu, von benen beſonders Bianchim ihr in treuer Freundſchaft zugethan war. Ihre religiöſen Bilder athmen tiefe Frömmigkeit. Sie kannte keine andere Liebe, als die zu Gott unb den Ihrigen. Ihre Gebeine ruhen in S. Domenico, neben jenen des Guido Reni, den ſie als Kind lieben und verehren gelernt und der ihr Vorbild bis zum Tode blieb. Wir haben von dieſer Künſtlerin auch einige radirte Blätter, bie äußerſt geiſtreich behandelt ſind.

Siran luſe noor, aſiat. Binnenſee, Tübet, weſtlich vom See Tengri noor.

Siras, Stadt, ſ. v. a. Schiras.

Sirat, ſpan. Flecken, Valencia, nördlich von Segorbe; Ackerbau; 950 Einw.

Sirath (moh. Rel.), nach bem Glauben ber Mohammedaner die Brücke, welche über die Hölle geſchlagen iſt und welche am jüngſten Gericht die Menſchen, böſe und gute, paſſiren müſſen. Sie iſt feiner, als ein Haar, mehr abgeſchliffen, als ein Schwert, und mit dornichten Hecken eingefaßt. Die Gläubigen u. Frommen kommen unter Mohammeds Vortritt mit der Schnelligkeit des Blitzes darüber, die Ungläubigen und Böſen ſtürzen in das unter ihr brennenbe Feuer.

Siratrik, afrikan. Laub, Senegambien, im Land der Foulahs.

Sirault, belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Mons; Töpferei, Ziegelfabr.; 1700 Einw.

Sira-Yama, aſiat. Vulkan, Japan Inſel Nipon, mit ewigem Schnee bedeckt.

Sirb (Syrb, Srb), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Klattau, Herrſch. Biſchof-Teinitz; 330 Einw.

Sir Beni Yaß, aſiat. Inſel, Arabien, im perſ. Meerbuſen, nahe an der Küſte von Oman.

Sirbes, ſ. Xanthus.

Sirbet, ſ. v. a. Sorbet.

Sirbi, ſ. Serbi.

Sirbis, ſachſ.-weimar. Pfarrdorf, Kr. Neuſtadt, Amt Weida; 110 Einw.

Sirbitum (a. Geogr.), Stadt Aethiopiens, oberhalb deren die Gebirge aufhören und zu der man von Meroe aus in 14 Tagen ſchifft; nach Mannert das heutige Senaar (Plin. VI, 30, 35).

Sirbitz (Sürbitz), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz; 160 Einw.; bildet ein Gut mit 117¼ Joch 95 □Kl. Areal.

Sirbon (Sirboniſcher See, a. Geogr.), See Unter-Aegyptens unweit der Landenge v. Arſinoe, der ſich vom Berge Caſius öſtlich bis nahe zum Mittelmeer hinzog, mit welchem er durch einen Ausfluß in Verbindung ſtand. Als man dieſen verſtopft hatte, wurde der See durch Austrocknen nach und nach immer kleiner und iſt daher jetzt faſt ganz verſchwunden. Uebrigens war er ſehr tief und enthielt eine große Menge Asphalt. Der heut. Name iſt Sebaket Bardoil.

Sir Charles Hardy, auſtral. Inſel, öſtlich von Neu-Irland, im großen Ocean, 4° 36′ ſüdl. Breite und 171° 46′ öſtl. Länge.

Sir Charles Saunderſon, auſtral. Inſel, Geſellſchaftsinſeln.

Sirchenried, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Friedberg; 130 Einw.

Sirching, bayr. Marktfl., R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Stadt am Hof, am Laber, 400 Einw.

Sirchingen, würtemb. Kirchdorf, Schwarzwaldkr., Oberamt Urach; 140 Einw.

Sirck, Ort, ſ. v. a. Sierck.

Sir Darja Sihon (S. Dagria, S. Deria, im Alterthume Jaxartes genannt), aſiat. Fluß, Turkeſtan; entſteht aus zwei Quellflüſſen, dem ſüdl. Sihon u. dem nördl. Sihon, auch Narim genannt, die weſtl. am Gebirge Muz-Dagh entſpringen und gegen Weſten fließen. Unterhalb Indidjan fließt links der Kamukſu, bei Akſikat rechts der Karagol oder Akſi ein. Von Khodsjend an wendet ſich der S. gegen Norden und Nordweſten, bis zur Mündung in den Aral-See, in welchen er ſich durch mehre Arme ergießt, die ein Delta bilden, das 70 Meilen ſich ins Land erſtreckt und Rohrſumpf und Sandwüſte enthält. Zu den Mündungsarmen des Fluſſes gehören: der S. D., der ſich in den gegen das Kirgiſenland hingeſtreckten Buſen des Aral-Sees ergießt, der Kuban (Kuwan) Darja, der in den offenen See mündet und mit jenem durch den Arm Dehkalok verbunden iſt, der Jan Darja (Dſchan Darja), der vielleicht den Kiſil Darja aufnimmt. Nebenflüſſe des S. D. ſind außer den obengenannten noch: Aris (Aryſch, Arid), Asferah, Karaſu, Tſingol ꝛc. Das obere Land, welches er bewäſſert, heißt Ferghana; weite Steppen, bis gegen Sibirien hin ausgebreitet, bilden ſein rechtes Uferland und werden von den Khanen von Taſchkent und Turkeſtan beherrſcht. Auf dem linken Ufer dagegen ſtößt an ihn das buchariſche Flachland, das bis gegen den Aral ſich erſtreckt und von den Usbecken und Kirgiſen bewohnt wird.

Sirdhana (Surdhana, Geogr.), 1) kleines unabhängiges Fürſtenthum in Oſtindien, im nordweſtlichen Theil desſelben, in der Provinz Delhi, zwiſchen dem Ganges und Dſchumna, gebildet aus einem Theile des Großmogulats. Ein deutſcher Abenteurer Namens Sommer, nach andern Nachrichten, welche die richtigern zu ſeyn ſcheinen, ein Franzoſe Namens Reynard, der wegen ſeines finſtern Aeußern den Beinamen Sombre erhalten hatte (woraus in Indien Somru gemacht wurde), kam um 1750 nach Oſtindien, wo er in den Dienſt von Mir Kaſſim, Nabob von Bengalen, trat, während dieſer Krieg mit den Engländern führte. Um ſich für die Einnahme einer ſeiner Feſtungen zu rächen, beſchloß der Nabob, ſeine engliſchen Gefangenen zu ermorden und ließ 200 derſelben zum Tode führen. „Er fand," ſagt einer der engliſchen Geſchichtſchreiber über Indien, „ein bereitwilliges Werkzeug in einem franz. Renegaten, der Somru hieß." Es hätte noch hinzu gefügt werden können, daß alle Hindu-Anführer die Uebernahme des Henkerdienſtes verweigert hatten. Dies geſchah im Oktober 1763, einen Monat ſpäter wurde Patna, wo dieſe Metzelei Statt gefunden hatte, von den Engländern angegriffen und mit Sturm genommen. Reynard floh, um dem Galgen zu entgehen, und da er ein Mann von Muth und Unternehmungsgeiſt war, ſo gelang es ihm ſpäter, in dem nordweſtl. Theil von Indien, zu S., in der Nähe von Delhi, ein unabhängiges Fürſtenthum zu gründen. Dies war in dem Augenblicke des Zerfallens des mongoliſchen Reichs kein ſchwieriges Unternehmen. Nicht lange nachher führte ein iriſcher Schiffsjunge von der Flotte des Admirals Hughes, Georg Thomas mit Namen, daſſelbe Stück in einem noch größern Maßſtabe aus. Reynard verliebte ſich in eine Tänzerin (Bajadere) aus Kaſchmir, bekehrte ſie zum röm.-kathol. Glauben und heirathete ſie. Dies iſt die berühmte Begum Somru, deren Beiname Begum im Perſiſchen „eine Frau von Rang" bedeutet. Von der Begum hatte Reynard keine Kinder; eine Tochter, die er mit einer mohammedaniſchen Beiſchläferin erzeugt hatte, wurde ſpäter von der Begum, den Sitten und Gebräuchen des Orients gemäß, als ihr eigenes Kind adoptirt. Die Ehe wurde bald durch den Tod des Mannes aufgelöſt. Wie erzählt wird, kam Reynard auf einer nächtlichen Reiſe durch einen „irrthümlichen" Ueberfall ſeiner eigenen Leute um, und die Begum ſoll um den Irrthum vorher gewußt haben. Sie trat nun die Regierung an und verwaltete ihr Fürſtenthum faſt ein halbes Jahrhundert lang mit großem Geſchick. Im J. 1803 focht ſie bei Aſſye als Verbündete des Mahrattenfürſten Scindiah gegen den Herzog von Wellington; nach der Niederlage floh ſie in das nördl. Oſtindien und machte ihren Frieden mit dem Marquis von Wellesley unter der Bedingung, daß ihr Fürſtenthum nach ihrem Tode an die brit. Regierung falle, ihr perſönliches Eigenthum aber zur Dispoſition ihrer Familie bleibe. Ihre Adoptivtochter verheirathete ſie

Digitized by Google

mit einem Herrn Dyce, dem Sohn des Kapitäns Dyce aus Aberdeen mit einer mohammed. Beiſchläferin. Dieſer Dyce ſollte ihr Erbe werden und war Befehlshaber iheer kleinen Armee, aber in ihrem hohen Alter entdeckte ſie, daß ihr Schwiegerſohn in eine Intrigue gegen ſie verwickelt ſey, enterbte ihn, warf ihn ins Gefängniß u. ſubſtituirte ſtatt ſeiner ſeinen Sohn, den 1851 verſtorbenen Dyce Somru. Obgleich die alte Begum wechſelsweiſe Katholikin und Mohammedanerin war, in einem Jahre eine Moſchee, im nächſten eine Kathedrale baute, ſo ließ ſie ihren Enkel doch von einem Geiſtlichen der engliſchen Hochkirche im Proteſtantismus erziehen. Er trat dann in die Armee, d. h. er kaufte mit ſeinem Gelde eine Offizierſtelle, und kam durch verſchiedene Käufe ſo hoch in der Rangſtnfe aufwärts, daß er endlich mit dem Titel eines Oberſten ausſcheiden konnte. Nach dem Tode der Begum kam er nach England, wo er ein ungeheures Aufſeben erregte. Die eigenthümliche Geſchichte ſeiner Familie, der Ruf ſeiner nngeheuern Reichthümer, dem er durch koloſſale Verſchwendungen entſprach, ſeine fremdartigen, hald wilden Manieren machten ihn zum Löwen des Tags. Aus dieſem Aufſehen, das er machte, entſprangen für den armen Hindu-Europäer Leiden auf Leiden; nach einem kurzen Verweilen im Sonnenſchein des Glücks wurde er in die Nachtſeite des Lebens verſetzt. Er hatte nichts als Unglück. Sein komiſcher Entſchluß, unter den Geſetzgebern Englands Platz zu nehmen, trug ihm bittere Früchte. Mit allen Mitteln war es ihm geglückt, einen Sitz zu erlangen, aber kaum hatten ſich ihm die Hallen des Parlaments eröffnet, ſo folgte ihm eine Klage wegen Wahlbeſtechung, und der Gegenſtand der Klage wurde in ein ſo helles Licht geſetzt, daß er nicht bloß ausgeſtoßen wurde, ſondern auch der Wahlflecken Sudbury, der dem Halbwilden ſeine Intereſſen anvertraut hatte, wegen Mißbrauchs ſein Wahlrecht verlor. Dann ließ er ſich verleiten, in eines der tauſend Netze zugehen, welche die Töchter des Landes nach ihm auswarfen. Im J. 1840 meldeten die Zeitungen ſeine Verheirathung mit der ehrenwerthen Mary Ana Jervois, Tochter des Grafen St. Vincent. Kurze Zeit darauf war von dieſer glücklichen Ehe etwas Neues zu melden: die zärtliche Gattin und deren Familie erklärten den Ehemann füe verrückt, und verlangten die Verwaltung ſeines geſammten Vermögens zu erhalten. Die ſchändliche Procedur, der der Bedrohte mit einer Klage auf Scheidung begegnete, führte wirklich zum Ziel, was in jedem Lande, außer England, unmöglich geweſen wäre. Der Court of Chancery erkannte nach dem Wunſch der Bittſteller, obgleich Dyce Somru gar nicht verrückt war, wie er gleich zeigte, indem er ſogleich auf das Feſtland entwich und die Vollſtreckung des Urtheils unmöglich machte. Nach jahrelangen Anſtrengungen hatte er das Urtheil endlich umgeſtoßen und kehrte nach London zurück, verfiel aber in eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit, an der er am 3. Juli 1851 †. Seine Verſchwendungen haben ſein Vermögen bedeutend gelichtet, ſeine Erben, die Gatten ſeiner beiden Schweſteen, Kapitän Troup und General Soldroli, finden abee doch noch einen Reſt von 500 000 Pfd. St. (5 Mill. Gulden Konventions-Münze), die beim Anglo-Indian-Exchequer deponirt ſind. — 2) Hauptſtadt drs Fürſtenthums, bis 1836 Reſitenz dee Begum Somru, deren Beſitzungen, die gegen 120,000 Pfd. Sterl. einbrachten, jetzt der oſtind. Kompagnie gehören. In dieſer Stadt, die 40,000 Einw. zählt, iſt eine ſchöne katholiſche Kirche (angeblich die reichſte und ſchönſte in Aſien) mit 2 pyramidenaetigen Thürmen (einer trägt die Glocken, der andere eine Uhr) und eine Schule, und in der Nähe ſind mehre Forts angelegt.

Sirdhar, oſtind. Stadt, Prov. Guzerate, nordöſtlich von Djunaghur.

Sirdſchau (Sirdsjan), ſ. v. a. Kerman.

Sire (Geogr.), 1) afrik. Stadt, Habeſch, Tigre, weſtlich von Axum, nahe an der Grenze von Nubien; — 2) Ort daſelbſt, Tripolis, Barka, ſüdweſtlich von Derna.

Sire (Arechnid.), ſ. v. a. Käſemilbe, ſ. v. a. Acarus siro *L.*, ſ. Milbe.

Sire (franz.), gnädigſter Herr, Anrede an Kнnige und Kaiſer.

Sired, ſ. Fiacre, St.

Sireda (ind. Myth.), Oberprieſter der Birmanen, von dem Volke u. den andern Prieſtern hoch geehrt. Ihre Leichname werden balſamirt und im Kloſter der Unſterblichkeit beigeſetzt.

Siredon (Amphib.), nach Wagler, Axolotl, Kolbenmolch, Gattung der Batrachli *Cuv.*, der Ordn. der Kröten und der Zunft der Molche nach Oken. Chaeakter: Sehr kuez und dick, hat auswendig ein Kiemenloch und 3 freie Kiemenbüſchel; Zähne in Kiefern und Gaumen. Einzige Art: S. mexicanus *Cuv.*, Siren pisciformis *Shaw.*, Siredon axolotl *Wagl.*, Stegoporus pisciformis *Wiegm.* Acht bis zehn, je 15 Zoll lang, dunkelgrau, ſchwarzgefleckt, mit körniger Haut. Bewohnt deu See, der die Stadt Mexico umgibt, und wird dort als als eine gute Speiſe auf den Markt gebracht. Zur Zeit des Kortez war es ſo häufig, daß er ſeine Soldaten eine Zeit lang damit nährte. Bullok (Six monthes Residence in Mexico. London 1824, S. 193) ſah Tauſende auf dem Markt von Tolukka. Man hat das Thier noch nie jung, d. h. klein geſehen, daher iſt es lange problematiſch geblieben. Wagler, Icon. Amph., T. XX.

Siredones, ſ. v. a. Sirenes.

Sir Edward Pellew, auſtral. Inſelgruppe, an der Nordküſte von Neuholland, im Carpentaria-Golf, beſteht aus den Inſeln: Vanbrolin, im Oſten, die größte, 15° 34′ 30″ nördl. Br. und 137° 8′ 47″ öſtl. L., Nordinſel, Centralinſel, Obſervation, 15° 36′ 46″ nördl. Br. und 137° 3′ 15″ öſtl. L.

Sireſſchau, Fluß, ſ. v. a. Amu.

Siren (Amphib.), nach Linné, Armmolch, Larvenmolch, Gattung der Batrachii *Cuv.*, der Ordnung der Kröten und dee Zunft der Molche nach Oken. Charakter: Leib lang, aalförmig; Schwanz ſehe zuſammengedrückt; zwei Vorderfüßen mit Zehen; drei Kiemenbü-

ſchel; Zähnchen im Unterkiefer und im Gaumen, aber keine im Oberkiefer. Man kennt bis jetzt 3 Arten, welche in den ſtehenden Gewäſſern Nordamerika's leben: 1) S. lacertina *L.* Schwärzlich, jederſeits mit einer weißlichen Längslinie, bis 3 Fuß lang. Im Schlamme der Sümpfe von Carolina, vorzüglich in denen, die zur Kultur des Reißes dienen; geht auch ans Land. Erſt ſeit 1765 bekannt und Anfangs für eine Kaulquappe gehalten, bis Cuvier nachwies, daß es ein ausgewachſenes Thier ſey. Philos. Trans., Bd. LVI, T. 9. Die von Puſch hierher gezogenen Wirbel aus Tertiärgebilden vom Dnieſter in Podolien beſchreibt H. v. Meyer (Bronn und Leonh., Jahrb. 1844, S. 563.) als Coluber podolicus. — 2) S. intermedia *Leconte*, Lyc. de Newyork II, Dec. 1826, Taf. 1. Schwärzlich und mit vier Fingern wie vorige Art, aber mit wenigen gefranzten Kiemenbüſcheln. Nicht über 1 Fuß lang. — 3) S. striata *Leconte*, daſ. I, Taf. IV. Schwärzlich, zwei gelbe Streifen längs jeder Seite. Nur drei Finger an den Füßen; Kiemenbüſchel wenig gefranſt. Nur 9 Zoll lang.

Sirena (Säugeth.), auch **Sirenia**, **Sirenen**, **Seekühe**, Säugethierfamilie aus der Ordnung der Cetacea oder Wale (Fiſchfängethiere), nach ihrer vegetabiliſchen Nahrung von Cuvier Cetacea herbivora, pflanzenfreſſende Cetaceen, von Andern unächte Wale genannt, haben einen verhältnißmäßigen Kopf, Naſenlöcher vorn an der Schnauze und nur zum Athmen, Schnurrhaare an den Lippen, einen noch unterſcheidbaren Hals und 2 Bruſtſpitzen. Es ſind geſellige Meerthiere, welche die Küſten lieben und durch ihre Kopfform wahrſcheinlich Anlaß zu den Fabeln von Sirenen, Tritonen, Meerjungfern, Meerfräulein ꝛc. gegeben haben. Die an Gattungen und Arten äußerſt arme Familie (Manatus mit einer ſicheren oder 2 unſicheren Species, Halicore mit einer ſicheren und einer unſicheren Art und Stellerus (Rytina) mit einer, vielleicht gänzlich ausgerotteten Art nebſt den foſſilen Gattungen Halianase und Metaxytherium) iſt: A. in Ihrem Aeußeren eine wahre Mittelbildung zwiſchen den Phocinen und den Walen, indem die im Allgemeinen höchſt plumpe a) Geſtalt der hierher gehörigen Thiere immer noch einen, wenn auch ſehr kurzen Hals zwiſchen dem proportionirten Kopfe und dem ſchon walähnlichen Rumpfe zuläßt. Der Schwanz iſt ſchon völlig ein horizontaler Ruderſchwanz. — b) Die Größe der S. reicht bis zu 24' (Stellerus), womit ein Gewicht von 8000 Pf. verbunden iſt. Die geringſte Größe (7—8') haben die Duyons Halicore indica und die nach Rüppell verſchiedene H. tabernaculi des rothen Meeres). — c) Die Hautbedeckung der S. iſt ſchon eine ſehr dicke, wie bei Halicore die Lederhaut allein ſchon eine Dicke von 9''', bei Manatus die ganze Haut eine Dicke v. 1½'' hat. Auf derſelben ſtehen bei Manatus u. Halicore kurze zerſtreute Borſten, die am Bauche verſchwinden, auf den Lippen aber zu dicken Teſthaaren ſich vergrößern und ſelbſt (wie bei den Leporinen) die Innenſeite der Wangen bedecken. Die merkwürdigſte Haut iſt die von Stellerus. Die Lederhaut iſt 2''' dick, weiß und grubig, das Schleimnetz ſehr dünn und auf demſelben ſteht eine 10''' dicke Oberhaut (Borte), die aus lauter ſenkrechten und hohlen, auf das Innigſte mit einander verwachſenen Fibern, wahrſcheinlich Haaren, beſteht u. ſo feſt iſt, daß ſie kaum mit der Axt durchhauen werden kann. Die untern Enden der Faſern paſſen in die Gruben der Lederhaut. — d) Die Farben der S. ſind grau, bei Stellerus ins Schwärzliche, bei Halicore ins Grünliche und Bläuliche ziehend. Die Unterſeite iſt nach der allgemeinen Regel hell, meiſt weißlich. — e) Der Kopf iſt proportionirt und rundlich, nur bei Manatus americanus *Dasmarest* ſoll er geſtreckt ſeyn. Die Schnauze iſt bei Allen abgeſtutzt, ſo daß ſie eine flache (nervenreiche) Scheibe bildet und die Mundöffnung auf die Unterſeite der Schnauze geſchoben wird, weshalb auch der Unterkiefer immer kürzer iſt, als der Oberkiefer. Das Maul iſt eigentlich klein zu nennen. Bei Halicore ſind die Lippen auffallend dick u. bei Stellerus oben und unten doppelt. Die Naſenlöcher öffnen ſich vorn an der Schnauze (nicht auf der Scheibe) und können durch die klappenartigen Ränder verſchloſſen werden. Die Augen ſind verhältnißmäßig klein, haben drei Lider, eine flache Linſe und wie es ſcheint kein Tapetum. Die Sclerotica iſt nicht verdicht wie bei den ächten Walen. Die Ohrmuſchel fehlt und der enge hin und hergebogene äußere Gehörgang iſt nicht von Knochen umgeben. — f) Der Hals iſt äußerſt kurz und dick, aber doch noch wohl unterſcheidbar. — g) Der Rumpf iſt geſtreckt und in der Mitte am ſtärkſten, ſo daß er im Ganzen ſpindelförmig erſcheint. Es ſind überall 2 Bruſtſpitzen vorhanden, welche unmittelbar hinter der Armfloſſe ſitzen, 10—12 Ausführungsgänge haben und zur Zeit des Säugens ſich anſehnlich (bei Stellerus bis 4'') verlängern. Die Genitalien treten nicht hervor, ſondern die Hoden liegen innerlich und die Ruthe mit zweilappiger Eichel wird in eine Höhle zurückgezogen, aus der ſie durch eine kleine Längsſpalte hervortreten kann. — h) Der Schwanz iſt ein horizontaler Ruderſchwanz, bei Manatus ungetheilt und von elliptiſcher Form, bei den übrigen Gattungen zweilappig und halbmondförmig. — i) Von den Extremitäten ſind nur die vorderen übrig geblieben. Sie ſind kurz und 5zehig, aber alle Zehen ſind durch Hautumhüllung zu Floſſenfüßen oder Armfloſſen vereinigt und nur bei Manatus finden ſich noch 4 platte ſtumpfe Nägel als äußere Andeutung der Finger, während der Daumen nagellos bleibt. Auffallender Weiſe iſt die Innenſeite dieſer Armfloſſe ſtärker behaart als die Außenſeite. — B. Der innere Bau zeigt in Bezug auf a) das Skelet die Oeffnung der Naſenlöcher weit hinaufgerückt, bei Halicore beide Unterkieferhüften getrennt, die Schädelknochen aber wenigſtens zum Theil verwachſen. Manatus und Stellerus haben blos 6 Halswirbel, während Halicore 7 hat. Bruſtwirbel haben Stellerus und Halicore 19, Manatus 16, aber Stellerus hat nur 5, Halicore 4 u. Manatus 3 Paar ächte Rippen, da wie bei allen Cetaceen auch hier das Bruſtbein außerordentlich kurz iſt.

Halicore hat 3, Manatus 2 Lendenwirbel, Halicore 29, Manatus 22 Schwanzwirbel. Die Knochen der Extremitäten ſind bei Manatus 6, bei Halicore 4 Handwurzelknochen mit 5 Mittelhandknochen, von denen aber nur die 4 den Fingern entſprechenden je 3 Phalangen tragen, während der Daumen ohne Phalangen bleibt. Bei Stellerus wird gänzlicher Mangel aller Phalangen vermuthet, da Steller nur ſagt: Brachia e duobus ossibus, tarso et metatarso constant. Beckenknochen fehlen bei Manatus ganz. Stellerus hat jederſeits am 25. Wirbel einen Knochen, der der menſchlichen Ellendogenröhre ſehr ähnlich iſt und ſich nach unten mit einem os pubis verbindet und bei Halicore befindet ſich jederſeits ein Querfortſatz des 4. Lendenwirbels ein vorderer und am Körper des 6. Lendenwirbels ein hinterer Beckenknochen angeheftet. Der 4., 5. u. 6. Lendenwirbel wird auch für ein zerfallenes Kreuzbein angeſprochen. — b) Die Muskulatur der S. iſt wie die der Wale überhaupt, ſchon ſehr vereinfacht und findet ihre größte Entwickelung an der Ober- und Unterſeite des Rumpfes und Schwanzes, welche letzte das eigentliche Bewegungsorgan iſt, während die Muskeln der vorderen Extremitäten, die nicht in ihren einzelnen Theilen, ſondern nur als ein Ganzes beweglich ſind und vorzugsweiſe der Erhaltung des Gleichgewichts dienſtbar ſind, auffallend ſchwach ſind. Merkwürdig iſt die ſchiefe Richtung des Zwerchfells, welches namentlich bei Halicore — das Thier in horizontaler Lage genommen — die Leibeshöhle in 2 übereinander gelegene Abtheilungen ſcheidet. — c) Dem Nervenſyſtem der S., wie dem der ächten Wale, fehlt wegen des Mangels der hinteren Extremitäten auch die hintere Verdikkung des Rückenmarks. — d) Das Ernährungsſyſtem der S. zeigt im Allgemeinen die Eigenthümlichkeiten d. Pflanzenfreſſer, namentlich die Länge des Darmkanals, die bei Stellerus $20\frac{1}{2}$ mal größer iſt als die geſammte Körperlange. Die Zähne ſind zum Kauen eingerichtet. Manatus hat $\frac{8.8}{8.8}$ Backenzähne, die oben zwei-, unten dreihöckerig ſind und die urſprünglich komiſchen Backenzähne von Halicore, deren in der Jugend $\frac{5.5}{5.5}$, im Alter $\frac{2.2}{2.2}$ vorhanden ſind, nutzen ſich endlich ab und bieten eine Kaufläche dar. Eckzähne fehlen überall und Schneidezähne (Manatus $\frac{1.1}{0.0}$, Halicore $\frac{2.2}{3.3}$ oder $\frac{2.2}{4.4}$) finden ſich nur bei ganz jungen Thieren. Bloß Halicore behält auch im Alter jederſeits noch einen großen obern Backenzahn, der bis 1½″ Länge erreicht. Die merkwürdigen Zahnplatten von Stellerus ſind ſchon angedeutet in der knorpeligen, aus ganz dicht beiſammenſtehenden Cylindern beſtehenden Bildung des vorderſten Theils der Kiefer vor der Zunge. Stellerus hat ſtatt der Zähne ein längliches hartes Organ am Gaumen und ein ähnliches am Unterkiefer, die beide mit einer breiten, wellenförmig gefurchten Kaufläche verſehen ſind. Sie ſtecken nicht im Zahnfleiſche und beſtehen nach Brandt aus parallel ſtehenden hornigen Röhren, ſo daß im Querſchnitt zahlreiche Oeffnungen wie an einem durchſchnittenen ſpaniſchen Rohr erſcheinen. Während den übrigen Cetaceen die Speicheldrüſen ganz fehlen, findet ſich bei Halicore eine ſehr große Parotis. Die Zunge der S. iſt nicht platt, ſondern bei Stellerus, bei dem ſie ſehr weit rückwärts liegt, rauh, wie eine Feile, bei Halicora vorn mit vielen harten Papillen beſetzt und am hinterſten Theile des Zungenrandes befindet ſich eine komiſche, mit Zotten bedeckte Warze. Die Speiſeröhre der S. iſt ſehr eng. Rüppel fand ſie bei einem 10′ langen Dugong nur 8‴ im Durchmeſſer. Der Magen iſt einfacher als der der ächten Wale und hat am blinden Sacke eine große Drüſe. Die Pförtnerklappe iſt ſehr dick und der Zwölffingerdarm blaſenförmig erweitert. Bei Halicora und Manatus münden in denſelben zwei Coeca pylorica. Die Darmzotten ſind zackenförmig; die peyerſchen Drüſen fehlen. Der Dünndarm zeigt bei Halicore ein umgekehrtes Längenverhältniß zum Dickdarm als bei den meiſten andern Säugethieren; er verhält ſich zu dieſem wie 5 : 9. Am Ende des Rectums finden ſich ſtarke, faſt baumförmig vertheilte Falten, die auch bei ſtärkſter Ausdehnung nicht verſchwinden. Manatus hat eine zweilappige Leber, Halicore eine ebenfalls zweilappige, aber der rechte Lappen iſt wieder getheilt, Stellerus eine dreilappige, der aber die Gallenblaſe, die bei Manatus und Halicore vorhanden iſt, fehlt. Die Milz iſt ſehr klein. — e) Das Gefäßſyſtem der S. iſt ausgezeichnet durch das zweiſpitzige Herz, das bei Halicora über die Hälfte ſeiner Länge geſpalten iſt. Das eiförmige Loch iſt geſchloſſen. — f) Das Reſpirationsſyſtem hat eine ſehr kurze, nicht aus einzelnen Ringen, ſondern aus einem ſpiralen Knorpelſtreifen beſtehende Luftröhre mit 2 Aeſten, deren jeder eine der ungelappten und namentlich bei Manatus außerordentlich weitzelligen Lungenflügel verſorgt. Die Thymus iſt ſehr groß. Bei Stellerus beſtehen die Nieren aus zahlreichen ſehr kleinen Lappen oder Beeren, die Halicore dagegen einfach; lang und faſt cylindriſch. — g) Die Fortpflanzungsorgane ſind oben ſchon berührt worden. Der Uterus von Halicore iſt zweihörnig, von Stellerus ſoll er kugelförmig ſeyn. — C. Die Lebensverrichtungen der S. ſind a) ſolche der Ortsbewegung, die ſich faſt nur auf ein wenig ſchnelles Schwimmen beſchränkt. Bloß von Manatus weiß man, daß er ſich auch auf dem Lande eine Strecke fortſchleppen kann. An Stellerus beobachtete Steller, daß das Thier während des Freſſens langſam eine Floſſe um die andere im Waſſer vorwärts ſetzte. — b) Die Sinneswahrnehmungen dieſer Thiere ſcheinen wenig ſcharf zu ſeyn. — c) Die Nahrung aller S. beſteht in Meerpflanzen, die in ſehr bedeutenden Quantitäten verzehrt werden.

Der Koth des Manatus gleicht dem des Rindes, iſt aber ſehr übelriechend, der des Stellerus jenem des Pferdes. Von Manatus wird geſagt, daß er ſeinen Durſt nur in ſüßem Waſſer löſchen könne und deshalb an den Flußmündungen wohne. — d) Die S. ſtoßen niemals nach Art der ächten Wale Waſſer durch die Naſenlöcher aus. Bis auf Manatus, deſſen Stimme laut und brüllend ſeyn ſoll, ſind alle übrigen S. ſtumm, wenigſtens erwähnt niemand die Stimme von Halicore und auch Steller, der 10 Monate lang den Stellerus täglich und ſtündlich beobachtete, ſagt nichts von einem Laute, den dieſe Thiere von ſich gegeben hätten. — e) Wie die übrigen Cetaceen bringen auch die S. ziemlich große Junge zur Welt, aber jährlich nur eins und nur Oviedo ſagt, daß Manatus deren zwei bringe. Die Anhänglichkeit der Alten zu den Jungen iſt ſehr groß und die Malayen behaupten, daß eine verwaiſte Duyongmutter Thränen vergieße. Nicht minder groß iſt die Anhänglichkeit unter den Gatten, die ſich auch in Todesgefahr nicht verlaſſen, und namentlich von dem meiſt paar- u. familienweiſe lebenden Duyong am bekannteſten iſt. Ueberhaupt aber leben die S. gern geſellig. — f) Ihr Aufenthalt iſt eigentlich das Meerwaſſer in der Nähe der pflanzenreichen Küſte; allein der Manatus geht auch in die Flüſſe und v. Humboldt fand ihn im Apure und an der Mündung des Canno di Manati, der davon ſeinen Namen hat, in größter Menge. Nach v. Humboldt liebt dieſes Thier auch beſonders jene Stellen des Meeres, wo es ſüße Quellen gibt, wie einige Meilen von Cuba im Süden des Buſens von Xagua ꝛc. Manatus und Halicore ſind auf die Tropenzone beſchränkt, während im ſchroffen Gegenſatz Stellerus nur im hohen Norden zwiſchen Kamtſchatka und Amerika gefunden worden iſt. Wie dieſe Gattung der alten und der neuen Welt gemeinſchaftlich angehört, ſo auch die Gattung Manatus, die in Südamerika und in Weſtafrika lebt. Halicore dagegen iſt bloß auf die alte Welt, den indiſchen Ocean und das rothe Meer beſchränkt. — D. Die Geſchichte der S. beginnt mit der Tertiärzeit, in deren Sedimentbildungen die Reſte von Halianassa u. Metaxytherium (Schwaben und Frankreich) aufgefunden worden ſind. Stellerus, erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Steller an der Beringsinſel entdeckt und genau beſchrieben, iſt ſeitdem nicht wieder geſehen worden und deshalb für ausgeſtorben gehalten, ſo daß die Reſte der ganzen Familie nur noch in den Gattungen Manatus und Halicore beſtehen. Wie Stellerus wegen ſeines ſchmackhaften Fleiſches und Fettes und wegen der brauchbaren Haut von den Tſchuktſchen wahrſcheinlich ausgerottet worden iſt, ſo werden aus ähnlichen Gründen noch die Lamantine und Duyongs verfolgt. — E. Die Literatur dieſer Familie iſt nicht reich: Cuvier, Ossemens fossiles, Bd. V, Par. 1825; — Derſelbe, Le règne animal, 1829; — Derſelbe, Leçons d'anatomie comparée; — F. Cuvier, Histoire naturelle du Cétacées, Paris 1836; — Diard und Duvancel. Philosoph. Transact., 1820; — Home, Particulars respecting the anatomy of the Duyong u. Philos. Transact., 1820; — Rüppel, Museum Senkenbergianum, 1834; — Quoy u. Gaimard, Voyage de la Corvette l'Astrolabe, Zoologie; — Novi Commentarii Petropolit., Bd. II, S. 294; — Steller, De bestiis marinis, 1751; — Brandt, Ueber den Zahnbau der ſtellerſchen Seekuh, u. Mem. de l'acad. impér. de St. Petersb., 1832. Außerdem zu vergl. die allgemeinen Werke über Cetaceen und Säugethiere überhaupt.

Sirene (Säugeth.), ſ. v. a. Dujung, Seekuh, Halicore Dugong Cuv.

Sirene, 1) Inſtrument, von Cagniard Latour erfunden, welches das Entſtehen der Töne durch hinreichend ſchnelle Zuſammenpreſſung der Theilchen einer Flüſſigkeit zeigt. Es beſteht aus einer Scheibe, die im Kreiſe von kleinen, gleichweit von einander entfernten, ſchrägen Löchern durchbrochen iſt und um den Mittelpunkt dieſes Kreiſes beliebig ſchnell gedreht werden kann; unter ihr befindet ſich eine andere, die das Ende einer Röhre bildet, und in der eine feine Spalte angebracht iſt, ſo daß Luft, die in die Röhre geblaſen wird, durch dieſe Spalte zu entweichen vermag. Während einer Umdrehung der Scheibe trifft jede ihrer Oeffnungen einmal in die Spalte der erwähnten Röhrenbodenplatte ſo, daß die Luft während einer ſolchen Umdrehung ſo oft aus der Röhre entweichen kann und wieder zurückgehalten wird, als die Scheibe Löcher hat. Iſt nun die Zahl der Umdrehungen der Scheibe in einer Sekunde bekannt, ſo läßt ſich leicht berechnen, wie oft während dieſer Zeit die Luft zur Röhre hinausſtrömt und dadurch die äußere Luft in Bewegung ſetzt; wird nun die Schnelligkeit der Umdrehungen bis zum Entſtehen eines wahrnehmbaren Schalls geſteigert, ſo läßt ſich auf dieſe Weiſe auch die Zahl der zu ſolchem Schalle erforderlichen Schwingungen berechnen. — 2) S. Kanone.

Sirenen (griech. Σειρῆνες, lat. Sirenes, griech. Mythol.), mythiſche Jungfrauen, die zuerſt in der Odyſſee erwähnt werden; ſie wohnten auf einer Inſel des Weſtmeeres, zwiſchen den Inſeln Aeäa und Scylla, auf einer blumigen Wieſe am Strande, und ſangen ſo bezaubernd, daß die Vorübergehenden nicht anders, als auf die Inſel zufahren konnten, wo ſie dann durch Schiffbruch umkamen, wie die Haufen gebleichter Gebeine am Ufer bewieſen. Als Odyſſeus vor der Inſel der S. vorbeifahren mußte, verklebte er, wie ihm Circe gerathen, die Ohren ſeiner Gefährten mit Wachs und ließ ſich ſelbſt, damit er den Geſang der S. ohne Gefahr hören könne, an den Maſt binden, indem er befahl, ihm gleich doppelte Bande anzulegen, wenn er, von dem Zaubergeſang hingeriſſen, verlangen würde, daß ſeine Feſſeln gelöſt werden ſollten. Auf dieſe Weiſe gelangten ſie glücklich an der gefährlichen Inſel vorüber. In den nachhomeriſchen Sagen erſcheinen die S. als Jungfrauen von wunderbarer Schönheit und ausnehmend lieblicher Stimme, mit der ſie die Bethörten einſchläferten, dann zerriſſen und auffraßen. Die Argonauten ſollen ungefährdet vorbeigekommen ſeyn, da Orpheus ſeinen Geſang gegen den der S. ertönen ließ. Nun war ihnen vom

Schickſal beſchieden, ſo lange zu leben, bis Jemand, von ihrem Geſange nicht verzaubert, glücklich an ihrer Inſel vorbeifahren würde. Deshalb ſtürzten ſie ſich (ungewiß iſt es, ob wegen der Vorbeifahrt des Odyſſeus oder der Argonauten) ins Meer und wurden in drei Felsklippen verwandelt. Nach andrer Sage ſoll Here einſt die S. überredet haben, ſich mit den Muſen in einen Wettkampf einzulaſſen; ſie ſeyen beſiegt und ihrer Federn beraubt worden (in den Sagen nach Homer erſchienen ſie nämlich beflügelt, ſpäter auch mit menſchlichem Oberleib, in Fiſche endigend, oder häufiger als Jungfrauen mit einem Vogelleib u. Hennenfüßen). Weshalb ſie dieſe Geſtalt erhalten haben, darüber nennt die Sage Verſchiedenes. Sie ſeyen beflügelt worden, heißt es, um ihre Geſpielin, die geraubte Proſerpina, auch auf Meeren und Inſeln aufſuchen zu können, oder es wird erzählt, Demeter habe ſie zur Strafe verwandelt, weil ſie den Raub der Proſerpina nicht gehindert hätten. Als ihren Wohnſitz gab man ſpäter das ſiciliſche Vorgebirge Pelorum oder Capreä an; auch die ſirenuſiſchen Inſeln oder die Inſel Aethenuſa dachte man ſich als ihren Aufenthaltsort. Die Abſtammung der S. ſetzt Homer als bekannt voraus. Die folgenden Dichter machen ſie gewöhnlich zu Töchtern des Stromgottes Achelous (daher ſie Acheloides heißen) und der Sterope oder der Muſe Terpſichore, Melpomene oder Kalliope; oder ſie ließen ſie auch aus dem Blute entſtehen, welches vom zerbrochenen Horne des Achelous im Kampfe mit Hercules auf die Erde floß. Auch den Seegott Phorcys nannte man als ihren Vater. Die Anzahl der S. anlangend, ſo nennt Homer zwei, die nach Euſtathius die Namen Aglaopheme (d. i. Glanzſtimme) und Thelxiepeia (Zaubergeſang) führen; ſpäter werden drei genannt: Peiſinoë, Aglaophe und Thelxiepeia, oder Parthenope, Ligeia und Leukoſia. Zu Surrentum in Unteritalien war ihnen ein Tempel geweiht und bei Parthenope war ein Grabmal der Sirene Parthenope. „Die Mythe von den S. hat ohne Zweifel in (den romantiſchen) Schiffermährchen ihren Grund; Homer konnte zu ihr entweder durch Ueberlieferung aus dem Orient oder durch eigene Anſchauung geführt werden; das Verlockende der duftenden Orangenwälder und Heſperidengärten, der wolkenloſe Südhimmel des Mittelmeeres mit ſeinen erſchlaffenden Wirkungen auf den Körper, das einſchläfernde Geflüſter der Wellen, die blaue Tiefe der Fluthen und die von den lybiſchen Küſten hertönenden Gazellentöne, die verführeriſche Luſt dort anzulanden, verbunden mit den Gefahren der klippenvollen Ufer, wurden in der Phantaſie eben ſo viele Reizungen einer wunderſchönen Meerfrau, aus deren magiſchem Kreis, war er einmal gefangen, für den Schiffenden an keine Rückkehr mehr zu denken war. Die alſo ſinnlich geborenen S. ſtattete der Dichter mit allen Reizen der Geſtalt und Töne aus, wodurch ſie den Mann feſſeln und ſeine Seele vom Höheren abziehen und in ſinnliche Einbildung verſenken konnten. Nimmt man dazu, daß die S. auch in der Unterwelt in Begleitung der Proſerpina vorkommen, ſo ſcheint auch dies, wenigſtens mittelbar, eine Hinweiſung auf das Gefährliche, ja Todbringende der Vergnügungen, und die gröbere Auffaſſung der Römer ſtellt ſie ſogar den Buhldirnen (Meretrices) gleich, welche die Verführten zu einem Schiffbruch des Vermögens bringen. Nach philoſophiſchen Lehren iſt der weiſe Silen, der Urheber der tiefernſten Ironie, auch eine Sirene" (Scheiffele). Die Mythen von den S. wurden natürlich vielfach zur künſtleriſchen Darſtellung benutzt. Schon in den ägyptiſchen Katakomben finden ſich viele Sirenenbilder mit Vogelkörpern und Frauengeſichtern, noch häufiger bei den Griechen, einige Mal mit einem Spiegel und einer Perlenſchnur. Auf einer volterran. Urne erſcheinen ſie auf einem Felſen ſitzend neben dem Schiffe des Odyſſeus, als drei junge, ſchöne Jungfrauen, in Tunica und Peplos, wie griechiſche Matronen, die eine mit der Lyra die andere mit der Syrinx, die dritte mit der Doppelflöte. Auch auf Gräbern neben Grabesſäulen u. Grabeslampen waren Bilder der S. nicht ſelten.

Sirenen (Säugeth.), ſ. v. a. Sirena (ſ. d.).

Sirenen, ſ. Hugenotten.

Sirenen-Citronenbirne (Pomol.), auch Limone genannt, frühe Sommerbirne von mittlerer Größe, der Bergamotte ähnlich. Blume flachſitzend; Stiellang; Schale grünlichgelb, grau punktirt, auf der Sonnenſeite ſchwachroth angelaufen, höckerig; Fleiſch brüchig, ſandig, weiß, wohlriechend. Reift im Juli und wird bald mehlig.

Sirengapatam, Stadt, ſ. v. a. Seringapatam.

Sirenia (Säugeth.), nach Illiger, ſ. v. a. Sirena (ſ. d.).

Sirenion, ein Klavierinſtrument, von Joh. Promberger (ſ. d.) in Wien 1824 erfunden und durch unausgeſetzte Forſchungen in der Folge ſtets noch vervollkommnet, bedarf gleich den aufrecht ſtehenden Pianofortes nur eines kleinen, unbedeutenden Raumes und kann wegen ſeiner eleganten, geſchmackvoll ornirten Form zu gleicher Zeit als Zierde eines jeden Zimmers betrachtet werden. Seine Höhe beträgt nicht ganz 4 wiener Fuß; ſeine Breite iſt die 6 gewöhnlicher Oktaven. Dieſe Inſtrumente wurden auf zweierlei Art verfertigt, die eine iſt durchaus mit einem Paar ſehr dicken Saiten, die andere dagegen, die noch 3 Zoll niedriger iſt und S piccolo genannt wird, nur mit einer einzigen aber noch dickern Saite bezogen, ohne daß hierdurch, gemäß einer wohlberechneten, akuſtiſch untrüglichen Menſur, der erforderliche voll- und melodiſch tönende Klang, wenn gleich die Spannung jene normal-übliche Länge nicht erreichen kann, auch nur im Geringſten geſchmälert oder beeinträchtigt würde. Bei der doppelſaitigen Gattung iſt das hohe F der 4 geſtrichenen Oktave mit $^{3}/_{0}$ an den einſaitigen aber derſelbe Ton mit $5\,/_{8}\,\%$ Stahl bezogen, und ſofort alle Oktaven abwärts in zunehmender Dicke, durch welche Progreſſion die Beſaitung das Verhältniß geſpannter Federn gewinnt und eben die verläſſige Konſiſtenz der Temperatur erzielt wird. Der Reſonanzboden iſt gänzlich frei und unabhängig vom Sarge und bloß dem Saitenzuge preisgegeben, wodurch die Saiten den über-

raſchenden Metallton, der dieſen Inſtrumenten eigen iſt, erhalten. Geſtimmt wird das S. auf eine höchſt leichte und bequeme Weiſe, nämlich durch bloße Verrückung der Taſtatur, zu welchem Zwecke auch die Stimmnägel, ihrer Beſtimmung angemeſſen, ſämmtlich m't Löchern verſehen ſind. Die Dauerhaftigkeit der Stimmung beruht am S. auf einer ſpeciellen phyſiſchen Vorrichtung u. Anwendung mehrer Eiſenbeſtandtheile, ferner üben die kurzen, kompakten Saiten, der quadratmäßige, niedere Bau, deſſen Hauptwände 3—4 zuſammengeleimte, theils weiche, theils harte Breter formiren, vortheilhaften Einfluß darauf aus, eben ſo die an 2 Zoll dicke Ausfütterung der Rückſeite, indem ſie jede durch Anſtellung an eine Mauer mögliche ſchädliche Einwirkung verhindert. Die einfache, ſolide Eiſenmechanik trotzt jedem zufällig möglichen Schwinden oder Zerſpringen der Holztheile. An dieſen befindet ſich, die Stoßzungen ausgenemmen, keine einzige Feder; die Taſten ſind weder gekrümmt noch mit dem Hammerſtiel verbunden und können ohne Hinderniß herausgenommen werden. Das bei längerem Gebrauch häufig vorkommende Lockerwerden der Claves thut dem präciſen Hammeranſchlag nicht den geringſten Eintrag. Der Erfinder verſuchte auch, metallne Reſonanzböden aus Tomback oder Silber zu fertigen, und verſchiedene Blätter berichteten einen günſtigen Erfolg ſeiner Beſtrebungen. Der Hauptvorzug dieſer Inſtrumente beſteht namentlich im Wohlklang und Stärke des Tones, der Haltbarkeit der Stimmung, ſo wie überhaupt in ihrem feſten, ſoliden, faſt unzerſtörbaren Bau, wozu noch der ſchon eben bemerkte Umſtand kommt, daß ſie eines geringen Raumes bedürfen und durch ihre elegante Bauart zugleich als Zimmerzierde betrachtet werden können.

Sirenuſä (a. Geogr), drei kleine, unbewohnte Inſeln oder Klippen an der Südſeite des Promont. Misenum vor der Küſte Kampaniens, nach Strabo Bruchſtücke des Feſtlandes und der Sage nach einſt Sitz der Sirenen; jetzt Lieoſa, S. Pietro und la Galette.

Si replica (ital., Muſ.), man wiederhole, z. B. si replica la prima parte, man wiederhole den erſten Theil, ꝛc.

Sires (a. Geogr.), Volk in Thracien, oberhalb Byzanz.

Siret (arab.), Biographie, beſonders die Biographie Mohammeds.

Sireth, Fluß, ſ. v. a Sered.

Sirex (Entom.), nach Linné, Holzweſpe, Sägeweſpe, Gattung der Hymenoptera terebrantia Securifera *Latr.*, d'r Ordnung der Immen und der Zunft der Schwanzweſpen nach Oken. Charakter: Flügel mit 2 Radial- u. 4 Kubitalzellen, deren erſte die kürzeſte; Fühler fadenförmig, 16–24gliedrig; Hinterleib walzig. Von 7 deutſchen Arten bekannteſte: 1) S. gigas *L.*, große Holzweſpe. Schwarz; der Bauch vorn und hinten, Flecken auf dem Rücken, Augen und Beine gelb. An 2 Zoll lang. Häufig in Nadelwäldern, von wo ſie auch mit dem Holze in die Höfe und Häuſer kommt und ſich durch ihr Schnurren bemerklich macht, aber nicht ſticht. Das Weibchen bohrt für jedes Ei, das es legt, mit ſeinem Stachel ein Loch in die Borke der Fichtenſtämme. Sieben Wochen nach dem Eierlegen iſt es vollkommen und gräbt ſich dann 6 Zoll tief in das Holz ein, um ſich zu verpuppen. Panzer, Fauna, LII, 15; — Röſel II, 8, 9. — 2) S. spectrum *L.*, ſchwarze Holzweſpe. Schwarz, die Bruſt haarig mit gelbem Strich vor den Flügeln; Schwanz ſo lang als der Körper. Panzer, LII, 16. — 3) S. juvencus L., etwas kleiner als vorige Art, ohne gelbe Striche; Schwanz kurz.

Sirey, Jean Baptiſte, Advokat am Kaſſationshofe in Paris, vor der Revolution Kloſtergeiſtlicher, einer der geſchätzteſten juriſtiſchen Schriftſteller Frankreichs, geb. 1762 zu Sarlat, im Depart. der Dordogne, † zu Limoges am 4. Dec. 1845. Schriften: Du tribunal revolutionnaire, consideré à ses différentes époques, 1797; — Recueil général des lois et des arrêts en matière civile, criminelle, commerciale et de droit public depuis 1800 jusqu' à la fin de 1830, 1800—30, 30 Bde., 4.; — Code d'instruction criminelle et Code pénal annotés, 1815, 2 Bde., u. ö.; — Code de commerce, annoté des dispositions et décisions ultérieures de la législation et de la jurisprudence, 1816 u. ö.; — Code civil, annoté des dispositions etc., 1817, u. ö.; — Les six Codes annotés de toutes les décisions et dispositions interprétatives, modificatives et explicatives, 1829; — Du conseil d'état selon la charte constitutionelle, 1818; — Jurisprudence du conseil d'état depuis 1806 jusqu' en 1823, 1818—23, 5 Bde., u. A. m.

Sirganzin (Sirgentſchi), Fluß, ſ. Sifan.

Sirgelim (pharm. Bot.), ſ. v. a. Seſamöl, ſ. Sesamum orientale *L.*

Sirgudjah, brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſch. Bengalen, Prov. Gundvana, ſüdweſtlich von Bahar; Hauptſtadt der gleichnam. Radſchaſchaft.

Sirgwitz (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz: a) (Ober-S.), Kr. Glogau; kath. Pfarrei, Kämmereidorf; 280 Einw; — b) (Nieder-S.), Kr. Löwenberg; Sandſteinbruch; 150 Einw.

Sirhind (Geogr.), 1) oſtind. Diſtrikt, Präſidentſch. Kalkutta, Prov. Delhi, weſtlich von Delhi und Serampur, nördlich von Hurriana bis an den Setledſch, von Sikhs, Dſchats ꝛc. bewohnt, unter viele Häuptlinge vertheilt. Hier: Pattialah, Fürſtenthum und Stadt mit Fort; Ludiana (Ludhiana, Luderana), Fürſtenthum und Militärpoſten; Thanuſar, Stadt mit Fort und heiligem Teich; Ladwa, Radſchaſchaft der Sikhs, mit der gleichnam. Hauptſtadt; Shahabad (Shobedad), anſehnliche Stadt der Sikhs; — 2) Fürſtenthum u. — 3) Hauptſtadt daſelbſt, ſonſt groß und blühend, jetzt im Verfall. Von hier ſollen die erſten Seidenraupen nach Europa (Konſtantinopel) gebracht worden ſeyn.

Siri (ind. Myth.), Name der Lackſchimi.

Siriam, hinterind. Stadt, Pegu.

Sirianiſcher Granat (Min.), fälſchlich ſyriſcher Granat genannt, ſind die durchſichtigen Thoneiſengranattrapezoëder, welche zu Sirian in Pegu in den Handel gebracht werden.

Digitized by Google

Die reinen kolumbinrothen Stücke werden bei uns unter dem Namen orientaliſche Granaten als Schmuckſteine ſehr geſchätzt. S. Granat.

Siriaſis (griech.), 1) Erhitzung oder Entzündung des Gehirns von zu ſtarker Einwirkung der Sonnenſtrahlen, Blattſchießen; — 2) der Sonnenſtich.

Siribaſch, Fluß, ſ. Turkmanenland.

Siriblätter (Bot.), ſ. v. a. die Blätter vom Betelpfeffer, Piper Betie *L.*

Siriboa-Pfeffer (Bot.), ſ. v. a. Piper Siriboa *L.*

Siricä (a. Geogr.), Ort in Kappadocien an der Straße von Canana nach Melitene; nach Lapie am Bendo-dagh.

Sirichnik (Rypos), europ.-türk. Stadt, Rumelien, nordöſtlich von Sophia; von Chriſten bewohnt.

Siricidä (Entomol.), ſ. v. a. Siricides (ſ. d.).

Siricides (Entomol.), Hymenopterenfamilie aus der Abtheilung der ditrochen Pflanzenwespen (Phytosphecea), auch Holzwespen, Xylophaga und Urocerata genannt, haben eindornige Vordertibien und der Legeſtachel der Wespen ragt über die Spitze des Hinterleibs hinaus. Fuhler 11—24 gliederig. Nur 2 Gattungen: Sirex und Cepllus. Mit dem bohrerförmigen Legeſtachel bringt das Weibchen die Eier ins Holz, in welchem die Larve lebt. Dieſe iſt deshalb farblos und madenförmig, hat 6 Bauchfüße und einen hornigen Afterdorn. Die oft ſehr großen Larven durchlöchern und zerſtören das Holz faſt gänzlich. Vgl. Hymenoptera.

Siricius, römiſcher Biſchof 384—398, der erſte, welcher den Biſchöfen, Presbytern und Diakonen die Ehe unterſagte, weil ſie bei den jüdiſchen Prieſtern gebräuchlich ſey. Kontravenienten drohte er mit Entſetzung von ihren Aemtern. Eine Sammlung ſeiner kirchlichen Verordnungen findet ſich in der Dekretaliensſammlung des Iſidorus Mercator; ſie ſind daſelbſt die erſten ächten.

Siricum (arab.-lat.), rothe Malerfarbe, mit der im Mittelalter die Anfangsbuchſtaben und Anfangszeilen der Bücher geſchrieben wurden.

Siricz, ſ. Polniſche Mythologie.

Siridium (Bot.), nach Sprengel, ſ. v. a. Seiridium *Nees*.

Siries (Biogr.), 1) Louis, Edelſteinſchneider und Goldſchmied, bildete ſich in Paris und war bereits Hofgolbarbeiter, als er in die Dienſte des Großherzogs von Florenz trat, wo er die Aufſicht über die Künſtler der großherz. Gallerie übernahm. Er war der Erſte, der es verſuchte, in Lapis lazuli zu ſchneiden. Unter den Arbeiten in dieſes Material rühmt man beſonders einen Cameo mit mehren Figuren, der in den Beſitz des Großherzogs kam und wovon ſich eine gedruckte Beſchreibung findet. Da man ihm vorwarf, es fehle bei ihm an der Zeichnung, bot er Demjenigen, der eine Figur, die das goldene Zeitalter vorſtellt, korrekter in Sardonix ſchneiden würde als er, einen Preis von 1000 Duplonen. In der k. k. Kunſtkammer in Wien iſt von ihm ein Onyx, auf welchem Kaiſer Franz und 13 andere Figuren ſeiner Familie erſcheinen, von ihm ſelbſt als ſein Hauptwerk bezeichnet. Dann fertigte er auch koſtbare, mit Gold eingelegte und damascirte Stahlarbeiten, wovon ſich ebenfalls in dem genannten Kabinete Proben finden, welche Figuren, Landſchaften, Arabesken u. ſ. w. enthalten. — 2) Violanda Beatrix, Malerin, Tochter des Vorigen, 1710 zu Florenz geboren und von della Valle unterrichtet, erlangte ſchon in jungen Jahren großen Ruf, ſo daß ſie in einem Alter von 25 Jahren auf kaiſerlichen Befehl ihr Bildniß für die großherzogliche Gallerie malen mußte, welches für die bekannte „Serie de' ritratti“ geſtochen wurde. Sie malte in Oel und in Paſtell, meiſt Porträte und dann auch Blumen und Früchte.

Siri Gate Gamber (pharm. Bot.), ſ. Catechu.

Sirignano, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, nordöſtlich von Nola; 1000 Einw.

Sirimalaga (a. Geogr.), Stadt in Ariaca in India intra Gangem (Ptol. VII, 1, 63).

Sirinagor (Geogr.), ſ. v. a. Serinagur.

Sirio (a. Geogr.), Ort der Bituriges Viviſci in Gallia Aquitania am öſtlichen Ufer der Garumna; nach Reichard jetzt Rions, nach Lapie Perignac.

Sirivalla (a. Geogr.), Stadt in Larice in India intra Gangem (Ptol. VII, 1, 63).

Siripfeffer (Bot.), ſ. v. a. Piper Malamiri *L.*

Siripinang (Bot.), ſ. v. a. Arecanuß (ſ. d.).

Siris (a. Geogr.), 1) ſchiffbarer Fluß in Lukanien, bei der Stadt gleichen Namens, in den Sinus Tarentinus mündend, durch den an ſeinen Ufern von Pyrrhus erfochtenen Sieg merkwürdig; jetzt Sinno; — 2) uralte griechiſche Stadt an der Mündung des obengenannten Fluſſes, deren Einwohner nach der Gründung von Heraclea wegen der ungeſunden Lage ihres ſeitherigen Wohnorts von den Tarentinern in die neue Stadt verpflanzt wurden, ſo daß S. nur noch der Hafen derſelben blieb. Jetzt liegt an ihrer Stelle Torre di Senna.

Siri-Serhit (Geogr.), ſ. Irawaddy.

Siritſchi (Pomol.), Traubenſorte aus Kreta, woraus der Malvaſierwein gekeltert wird.

Sirium (Bot.), nach Linné, Pflanzengattung. Art: S. myrtifolium *L.*, ſ. v. a. Santalum myrtifolium *L.*

Sirius (griech. Liter.), Sophiſt des 4. Jahrhunderts n. Chr., aus Neapolis in Paläſtina, Schüler des Andromachus, lebte und lehrte eine Zeit lang zu Athen und ſchrieb Progymnasmata und Deklamationen.

Sirius (Geogr.), auſtral. Inſel, Salomons-Archipel.

Sirius (Canicula, *Σείριος*, Aſtron.), Firſtern erſter Größe, der glänzendſte am Himmel, am Maul des großen Hunds auf der Linie, welche durch die 3 Sterne im Gürtel des Orion links nach dem Horizonte hinabwärts gezogen

Digitized by Google

wird. Man hält ihn für den nächſten Fixſtern nach der Sonne, obwohl er über 4 Billionen Meilen von uns entfernt ſeyn dürfte. Man hat ihm beſonders einen Einfluß auf Erhöhung der Sonnenhitze beigelegt, wenn er mit der Sonne zugleich aufgeht, was Statt hat, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt. Von ihm (als **Hundsſtern**) haben die dann anfangenden Hundstage ihren Namen.

Siriza, kleiner europ.-ruſſ. Fluß, in **Livland**. An ihm 1501 **Sieg** des Landmeiſters des deutſchen Ordens, Walther von Plettenberg, über den Czar Iwan I. von Rußland.

Sirjänen, Volk, ſ. v. a. Syrjänen.

Sir-James-Hall, aſiat. Inſelgruppe, Edina, Prov. **Hoang-Hai**, an der Küſte von Korea.

Sirk (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Mohrhirſe, Sorghum vulgare *Pers.*

Sirkedſchi Tekar, ſ. **Konſtantinpel.**

Sirkſena, im 13. Jahrh. erſter Herrſcher von Oſtfriesland (ſ. d.).

Sirksfelde, lauenburg. Dorf, Amt **Ratzeburg**; 18? Einw.

Sirksrade (**Schiersrade**, urſpr. **Eiresrode**), lubeckſches Dorf, an einer Aue; 140 E. Lübeck iſt ſeit 1586 im Beſitz dieſes Dorfes.

Sirletti, **Flavio**, Goldſchmied und Edelſteinſchneider von Rom, einer der vorzüglichſten Meiſter ſeines Faches, fertigte mehre Bildniſſe von berühmten Männern ſeiner Zeit, die meiſt hoch geſchnitten ſind; auch Kopien antiker Kameen hinterließ er. Seinen Ruf gründeten aber vornehmlich ſeine Nachbildungen antiker Statuen in Edelſteine. Darunter bewunderte man beſonders die Gruppe des Laokoon. Dann ſchnitt er auch den Apollo von Belvedere, den farneſiſchen Hercules, den Caracalla des Palaſtes Farneſe und den Bacchus auf dem Panzer aus dem Palaſte Giuſtiniani in Edelſteine. S. † zu Rom 1737.

Sirli (Ornith.), ſ. v. a. Alanda africana *L.*, ſ. **Lerche.**

Sirling, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. **Stainz**; 140 Einw.

Sirmen, **Mad. Maddalene Lombardini**, berühmte Sängerin und Violinſpielerin des vorigen Jahrh., lebte anfangs zu Venedig, ward im Konſervatorium der Medicanti zur Sängerin ausgebildet, erlernte dann unter Tartini das Violinſpiel und erlangte hierin eine ſo große Fertigkeit und ihr Vortrag hatte ſo etwas Großartiges und Edles, daß ſie dem berühmteſten Schüler Tartini's, Nardini, gleichgeſtellt wurde. Sie machte in den 70er Jahren viele große Reiſen durch Frankreich, Holland, England und Deutſchland, wirkte um 1780 einige Zeit in der dresdner Hofkapelle und kehrte gegen 1784 wieder nach Italien zurück. Todesjahr unbekannt. Ihr Gatte war wahrſcheinlich der Violinſpieler Ludovico S., der als Kapellmuſikus zu Bergamo lebte. Von ihren Kompoſitionen wurden ungefähr ein Dutzend Trios und Koncerte für Violine gedruckt.

Sirmien, Land, ſ. v. a. Syrmien.

Sirmio (a. Geogr.), Städtchen in Gallia Transpadana auf einer kleinen Halbinſel am ſüdlichſten Theile des Lacus Benacus (jetzt Garda-See) und an der Straße zwiſchen Brixia und Verona; jetzt Sermione.

Sirmium (a. Geogr.), bedeutende Stadt in Pannonia Inferior, ſchon in alter Zeit von celtiſchen Tauriskern am linken Ufer des Savus gegründet. Unter den Römern ward ſie die Hauptniederlage aller Kriegsbedürfniſſe in den Kriegen gegen die Dacier und andere Donauvölker und ſo nach und nach die größte Stadt in ganz Pannonien. Sie enthielt eine große Waffenfabrik, ein geräumiges Forum, eine kaiſerliche Burg, war der Sitz des Oberbefehlshabers der erſten flaviſchen Flotte auf dem Danubius und der Geburtsort des Kaiſers Probus. Jetzt Ruinen beim heutigen Mitrovitz.

Sirmond, **Jacques**, Alterthumsforſcher, geb. zu Riom in Auvergne 1559, trat in den Jeſuitenorden, ward Beichtvater Ludwigs XIII. von Frankreich und lebte nach deſſen Tode ganz den Wiſſenſchaften. Er hat namentlich um das Studium des chriſtlichen Alterthums große Verdienſte. S. † 1651. Von ihm: Ausgabe der Werke des Theodoretus, des Ennodius u. A.; ſeine Werke erſchienen Paris 1696, 5 Bde., Fol.

Sirmore, oſtind. Gebirgsland (Alpenſtaat), Präſidentſch. Kalkutta, Prov. **Gherwal**, welches terraſſenförmig von den ſüdlichen Vorketten bei Faizabad, Nahan und Rupur mit 1100—2000' Höhe anſteigt zur nächſten Terraſſenform mit 3000—4500', und in der dritten Abſtufung Berge von 10.000' zeigt, grenzt gegen Nordoſten an den ſchneereichen Himalaya, gegen Nordweſten erſcheint ein Gebirgszug als Begleiter des Setledſch oder als Waſſerſcheide zwiſchen dem Ganges- und Indus-Gebiete, gegen Oſten an Gherwal am Ganges, gegen Südweſten iſt die Grenze markirt durch die Vorketten, welche von Faizabad über Nahan nach Rupur ſtreichen, und gegen Südoſten tritt der Staat in die Ebene Hindoſtans hinein, wo Seheranpur oder Sirhind liegt. Das Land theilt ſich nach Lage und Volk in den ſüdlichern oder untern und in den nördlichern oder obern, hochgelegenen Theil. Vermöge der Lage findet nur Terraſſenkultur Statt, welche, gepflegt durch treffliche Waſſerleitungen an den Berggehängen, in der Regel jährlich zwei Ernten liefern, nämlich Weizen, Gerſte, Oelpflanzen, Reis, Tabak, Baumwolle, Opium und viele Cerealien; die Terraſſen ſind, wie in Neapel, meiſt 12—15 Fuß breit, geſtützt durch Mauern. Zwiſchen Limonen-, Wallnuß- und Mango-Bäumen oder umgeben von den trefflichſten Obſtwäldern, liegen die Dörfer meiſt lieblich in den Thalgebirgen der Flüſſe **Setledſch**, **Dſchumna**, **Pabur**, **Tonſe**, **Giri-Ganga** u. A., doch nicht ſelten auch auf Bergkegeln. Die Wohnungen ſind oft ärmlich; weiter hinan trifft man dreiſtöckige Häuſer, zuoberſt mit einer vorſpringenden Holzgallerie. Ueber den Wohnungen ragen 2—3 ſehr hohe Thürme hervor (im Giri-Ganga-Thale), aus 5—6 Stockwerken über einander gebaut, mit überhängenden Dächern, geziert mit Holzſchnitzwerk; es ſind dies die Götzentempel der Bewohner. Die Dörfer mehr im Norden ſind nur noch kleine Weiler, aus wenigen Häu-

Digitized by Google

ſern beſtehend, mit mehr chineſiſcher oder tübetaniſcher Bauart. Das Volk gehört zum Hinduſtamme; das Hinduſtani wird noch in den höchſten bewohnten Revieren erträglich geſprochen. Es huldigt auch der Brahmanenlehre, beſitzt Kaſteneintheilung, verehrt die Kuh, hat ſeine Tempel, glaubt an dämoniſche Gewalten; Polyandrie iſt auch bei ihm eingeführt. Obwohl das Volk noch im Allgemeinen hinduſche Phyſiognomie hat, fehlt ihm doch die Zartheit und Sanftmuth im Körperbau, ſo wie die geiſtige Intelligenz des Hindu; und je höher hinauf, deſto mehr erſcheint tübetaniſche Phyſiognomie. Die Bewohner ſind unterſetzt, ſtämmig, breitſchuleerig, muskalös gebaut, mit breiten Geſichtern, hohlen, vorſtehenden Backenknochen; die Haarfarbe iſt gelbbraun, ins hellere Weiß übergehend. Alle tragen Schnurrbärte, einen ſchwarzen Bart und lang herabhängendes, ſchwarzes Haupthaar; die Bewohner der oberſten Region haben Haare und Bart gekräuſelt, blond oder roth von Farbe und nur ſpärlichen Schnurrbart; das Auge iſt klein, ſchwarz oder dunkel und liegt tief, die Stirne iſt hoch, rund und gefurcht, die Naſe nähert ſich der Adlernaſe. Die Frauen haben ein gefälliges Aeußere; ihre Züge ſind angenehm, zum Theil fein; ſie leben in freiem Umgange mit den Männern. Im vordern ſüdlichern Theile des Landes iſt die Kleidung einfach aus Baumwolle, in den höher gelegenen Theilen aus Wolle. Sie werden geſchildert als Leute ohne Ausbildung, roh, faſt brutal, mit knechtiſcher Geſinnung, dem kraſſeſten Aberglauben ergeben, ungaſtfreundlich, unreinlich und betrügeriſch, nicht ohne Tapferkeit; ſie zeigen Geſchick in Ausarbeitung von Holzwerken und Verzierungen, lieben Geſang, Tanz, rauſchende Muſik. Sie nähren ſich von einem kleinen, ſchwarzen Korn, von Bergreis, Weizen, Gerſte und andern Cerealien, ſo wie von den Fruchten der vielen Obſtbäume. Sie verſchmähen das Hammelfleiſch, weil es ihnen zu fade iſt, eſſen aber gern das Fleiſch von einer Art Nil Gan (Antilope picta), das einen Wildgeſchmack nach Moſchus hat. Das Thier hauſt in beträchtlicher Menge in den Gebirgen. Brantwein wiſſen ſie aus Korn, Wurzeln und Pfeffer zu brennen, welchen ſie nicht ſelten bis zur Berauſchung trinken. Die geiſtige Entwickelung des Volks wird niedergehalten von den unwiſſenden, ſelbſtſüchtigen Brahmanen, welche auch in dieſem Lande ihr Unweſen treiben. An den oberſten Quellen des Dſchumna oder Jumna, wo eine Menge heißer Quellen neben kalten aus Quarzfeldern hervorſprudeln, ſammeln ſich jährlich die Bergbewohner, um ihre Götzenbilder zu baden unter wildgroteskem Tanz, Geſang und lärmender Muſik, indem ſie dabei durch häufigen Branntweingenuß die Phantaſie noch weiter aufreizen. Dies Alles auf Antrieb und unter Anleitung der hier in großer Zahl verſammelten Brahmanen. Bis zu den Eisbergen ſetzt der arme Pilger ſeine Reiſe fort; dort, wo an dem eiſigen Dſchemnotri (10,880' hoch, unter 30° 86' nördl. Br. und 78° 26' öſtl. L.) die ſiedendheißen Quellen des Dſchumna mit den kalten ſich miſchen, findet das entſühnende Bad unter den murmelnden Gebeten eines Prieſters Statt; barfuß muß der Pilger zum Bade kommen, und wenn ihm nach demſelben die Stirne mit dem gelben, heiligen Schlamm vom Prieſter beſtrichen iſt, gibt er dieſem ſeine Opfergabe, und beruhigt geht der Pilger von dannen. So iſt in einem Felsſchlunde am obern Dſchumna der Sitz der Dämonen; wer dorthin ſich wagt, wird nicht ſelten entrückt oder verzaubert ꝛc.; nur die Brahmanen dürfen nahe kommen, und ſie erhalten von den Dämonen die Gabe, prophetiſch die Zukunft zu verkündigen. Außerdem wirkt eine Menge von Tempeln, die dem Wiſchau geweiht ſind, geiſtig tödtend auf das Volk ein. — Nur durch Fleiß und Mühe läßt ſich dieſem wilden Gebirgslande etwas abgewinnen, und hierin zeichnen ſich die ſtämmigen Bergbewohner vortheilhaft aus; je nach der Lage gibt der Pächter dem Landeigenthümer die Hälfte des Ertrags oder ein Fünftel und im hohen S. noch weniger. Der **Verkehr** im Lande iſt ſchwach; in der Stadt Calſi allein iſt ein nicht unbedeutender Handelsverkehr; das Land liefert gutes Eiſen, Blei, Kupfer und Schiefer; Salz muß eingeführt werden. Auch iſt Mangel an Brücken und guten Wegen; die Eingebornen behelfen ſich mit Seilbrücken oder geflochtenen Hängebrücken. Nur bis zu den Städten **Nahan** und **Calſi** kann man die beſten Laſtthiere gebrauchen, weiterhin gilt ein Fußpfad von 1½ Fuß Breite ſchon für einen guten Weg; übrigens haben die Briten ſeit der Beſitznahme des Landes in den Bergdiſtrikten bereits die Wege gebeſſert. Das Land ſcheint ehemals einem vielfachen Wechſel unterworfen geweſen zu ſeyn; Urſaſſen kennt man bis jetzt keine; in den Jahren 1804 und 1805 wurde daſſelbe von den Gorkhas erobert und geplündert, im Jahre 1816 aber wurden dieſe von den Briten vertrieben, welche nun Herren des Landes ſind. Die Briten haben ſich übrigens nur einige feſte Plätze, beſonders um Calſi, zu militäriſchen Poſten vorbehalten. Das gering bevölkerte Land iſt in **Diſtrikte** getheilt; zu jedem Diſtrikt gehört eine gewiſſe Zahl von Gemeinden, und jeder Gemeinde ſteht ein Oberhaupt vor, das die Abgaben eintreibt. **Nahan** (3000' hoch, unter 30° 33' nördl. Br. u. 77° 16' öſtl. L.) iſt die Reſidenz des gegenwärtigen Radſcha von S. Während die niedern Vorketten die Region der Fieber, der Kropfbildung und der Wohnort wilder Beſtien ſind, gilt **Calſi** auf der zweiten Terraſſenſtufe durch eine mittlere europäiſche Temperatur als Geſundheitsſtation.

Sirnach, ſchweiz. Pfarrdorf, Kr. Thurgau, Bez. **Tobel**; 2740 Einw.

Sirna Nedela (Ethnogr.), Käſewoche, ſ. **Pocklade**.

Sirndorf, (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) (**Klein-S.**), Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Landger. **Oberſtinkenbrunn**; 150 Einw.; — 2) (**an der March**) daſ., Pfarrdorf, Landger. **Jedenſpeigen**; 500 Einw.

Sirnides Insulae (a. Geogr.), kleine Inſeln bei Kreta vor dem Vorgebirge Sammonium (Plin. IV, 12, 20).

Digitized by Google

Sirning (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Landger., Magiſtrat Wiener-Neuſtadt, am Urſprung des Sirningbachs am Schneeberg; 150 Einw; — 2) (Groß-S.), daſ., Viertel ob dem Wienerwalde, Landger. Mitterau; 240 Einw.; — 3) Pfarrdorf, Land ob der Ens, Traunkreis; viele Eiſenarbeiter; 1450 Ew.; gibt einem Diſtriktskommiſſariate mit 14 Dörfern und 7600 Einw. den Namen.

Siro (Med.), 1) entzündliches, ſkirrhöſes Gerſtenkorn; — 2) ſ. Sirones.

Siro (Arachnid.), 1. nach Latreille, Gatt. der Arachnides Tracheariae Holetra *Latr.*, der Ordnung der ſpinnenartigen Krabben und der Zunft der Spinnen nach Oken. Charakter: Taſterſcheeren hervorſtehend, faſt ſo lang als der Körper; die Augen entfernt von einander, und jedes auf einem iſolirten Höcker oder ohne Träger ſtehend. Bekannteſte Arten: 1) S. rubens *Latr.* Blaßroth mit helleren, etwas kurzen Füßen. Am Fuße der Baume zwiſchen Moos. Herrm., T. VI, 2. — 2) S. crassipes *Latr.* Kaſtanienbraun; das zweite Fußpaar dicker, wie eine Rübe aufgetrieben, mit Seitenanhängſeln. Zwiſchen Moos. Herrm., T. III, F. 6. — II. ſ. v. a. Käſemilbe, Acarna siro *L.*, ſ. Milbe.

Sirocco (Phyſ.), ein vorzugsweiſe in Sicilien und Italien herrſchender heißer Wind, der ſich außerdem auch noch in Spanien und dem ſüdlichen Frankreich zeigt. Nach den Berichten Heinekens weht derſelbe ſogar in Madeira als Oſt-Süd-Oſt-Wind, wohin er 300 engliſche Meilen weit über das Meer kommt. Dennoch ſoll er ausnehmend trocken, von ganz wolkenloſem Himmel begleitet ſeyn u. in der Regel drei Tage anhalten. Man betrachtet den S. als eine Fortſetzung des Harmattan, ſofern dieſer als derjenige heiße Wind betrachtet werden kann, welcher von der großen afrikaniſchen Wüſte nach allen Seiten hin weht, je nach der Richtung, in welcher die kalte Luft der Umgebung in die warme über der Wüſte eindringt und dieſe vor ſich hertreibt. Hiernach kommt der S. aus der Sahara und geht über das Atlasgebirge und das mittelländiſche Meer, wo er ſeine außerordentliche Trockenheit verliert, aber die Hitze u. erſchlaffende Eigenſchaft beibehält, durch welche er ſich vorzüglich in Sicilien und Italien auszeichnet und nach Brydone's Beſchreibung das Klima von Italien vorzugsweiſe unangenehm macht, weil ſowohl die körperliche, als auch die geiſtige Thätigkeit außerordentlich durch denſelben geſtört werden. Dieſen unangenehmen Einwirkungen des S. ſollen die Eingeborenen in demſelben Maße empfinden, als die Fremden, und weil alle geiſtigen Arbeiten ſo ſehr durch ihn erſchwert werden, ſo pflegt man von etwas ſehr Abgeſchmacktem allgemein zu ſagen: era scritto in tempo del Sirocco. Der Einfluß dieſes Windes auf das Barometer iſt unbedeutend; das Thermometer hingegen, welches, vor ſeinem Anfange auf 6°, 11 C. ſtand, ſtieg unmittelbar danach auf 18°,33 und ſpäter auf 22° C. Man ſucht ſeine unangenehmen Wirkungen gewöhnlich durch Baden in der See unſchädlich zu machen. Als Fortſetzung des S. wird der über die Alpen herkommende ſogenannte Föhn betrachtet, wozu die gleiche Richtung beider und auch ſonſt die einander ſo ähnlichen Luftſtrömungen berechtigen.

Sirocrocis (Bot.), nach Kützing, Gatt. der Leptomiteae *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden höckerig, gegliedert, äſtig; Glieder ſolid, an der Spitze der Aeſte endlich gedunſen. 2 Arten: 1) S. ammoniata *Ktz.* Im Liquor Ammonii succinici. — 2) S. stibica *Ktz.* In einer Auflöſung von Brechweinſtein.

Sirod, franz. Dorf, Depart. Jura, Bezirk Poligny, im Jura-Gebirge; rother Marmor, Papiermühle, Eiſenwaarenwerkſtätten, Markte; 320 Einw.

Siroës (a. Geſch.), 1) alter König von Aegypten; — 2) älteſter Sohn von Khosroes II. und der Sira, ſtiftete, als ſein Vater die Regierung niederlegen und einem andern übertragen wollte, mit mehren Satrapen eine Verſchwörung, ermordete ſeinen Vater und bemächtigte ſich des Thrones (628 n. Chr.). Mit dem Kaiſer Heraclius machte er Frieden und trat alle von Khosroes gemachten Eroberungen ab. Er † ſchon 8 Monate nach ſeinem Regierungsantritt.

Sirogonium (Bot.), nach Kützing, Untergattung von Mongeotia *Ag.*

Sirok, 1) (a. Geogr.), Ort in Parthien, nach Rennel jetzt Serakhs, nach Andern Mahirobad; — 2) (n. Geogr.), ungar. Pfarrdorf, heveſer Geſpannſch.; altes Schloß; 1160 Einw.

Siroka (Geogr.), 1) ungar. Dorf, ſaroſer Geſp., Hauptort des gleichnam. Bezirks, am Fuße des Berges Braniszko und am Bache Szvinka, an der Grenze des zipſer Komitats; 1150 Einw.; — 2) S.-Kula, öſterreich.-kroat. Pfarrdorf, karlſtädter Generalat; Ruinen von 2 türk. Schlöſſern; 2000 Einw.

Sirolo, ital. Flecken, Kirchenſtaat, Deleg. Ancona, am adriatiſchen Meer; vorzüglicher Wein.

Siromaſtes (griech.), große, eiſerne Nadeln, deren ſich die Zöllner zum Durchſuchen der Getreidegruben u. Magazine bedienten. Im Kriege unterſuchte man mit ihnen, ob der Boden von verdeckten Gruben durchzogen ſey.

Sironabad, ſ. Nierſtein.

Sirones (Med.), 1) ſ. Krätze; — 2) ſ. v. a. Miteſſer.

Sirong, Stadt, ſ. v. a. Sirang, ſ. Bantam.

Sirop de Charpentier, aus dem Kraute der Justicia pectoralis bereiteter Sirup; wird auf den Antillen als Bruſtmittel angewendet.

Siropum (a. Geogr.), Flecken im libyſchen Nomos Marmarica's (Ptol. IV, 5, 32).

Siropus, ſ. v. a. Sirup.

Siroſiphon (Bot.), nach Kützing, Scheidenkette, Gattung der Oscillatorieae Lyngbyeae *Rchb.*, *Rabh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden äſtig, in einer mehrſchichtigen, an der Spitze geſchloſſenen Scheide. Inhalt in Längs- und Querreihen. Schlamm u. Luftgewächſe. 3 deutſche Arten: 1) S. atro-

Digitized by Google

virens *Dillw.* An feuchten Felſen und Blöcken höherer Berge. Fl. dan., T. 2398, F. 1. — 2) S. compactus *Ag.* An Sandſteinfelſen. — 3) S. ocellatus *Dillw.* In hochgelegenen Mooren in der Schweiz und am Rhein.

Sirotinskaia, europ.-ruſſ. Flecken, Land der donſchen Koſaken, rechts am Don.

Sirowin (Syrowin), öſterr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Hradiſch, Herrſch. Biſenz; 650 Ew.

Sirowitz (Syrowice), öſterr.-mähriſches Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Kanitz, 470 Ew.

Sirpad (hebr., Bot.), ſ. v. a. Wolfsmilch der Alten, Euphorbia antiquorum *L.*

Sirpea (lat.), ſ. v. a. Scirpea.

Sirpen, in der Schweiz eine Art Molken, die bei der Käſebereitung entſteht und noch viel Fett enthält.

Sirpium (a. Geogr.), Ort in Samnium; nach Mannert jetzt Cerelo, nach Reichard jetzt Morcone.

Sirpur, vorderind. Ort, Kalkutta, ſüdl. von Sibgunge.

Sirrenagur, brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſchaft Bengalen, Prov. Gundwana, nordöſtlich von Nagpur.

Sir-Rogër-Curtis, auſtral. Gruppe von drei Inſeln, zwiſchen Neu-Holland und Vandiemens-Land, ſüdöſtlich vom Kap Wilſon, in der Baß-Straße.

Sirſakas (Serſukers, Cirſacea), urſprünglich oſtindiſche, atlasartige Zeuche, bei welchen auf einem Köpergrunde von Baumwolle bunte Streifen und Würfel von Seide od. von Floretſeide mit gedecktem Köper gewebt ſind; ſie kamen ehedem durch die Holländer, Franzoſen, Engländer und Dänen in verſchiedener Feinheit, Länge und Breite aus Kalkutta nach Europa. Auch einem reichen, zuſammengeſetzten Gewebe von Atlas, Tiſſusd'or und Fondd'or gab man in Frankreich den Namen Sirſacea (vgl. Drap d'or).

Sirt (Geogr.), 1) aſiat.-türk. Sandſchak, Ejalet Diarbekr; — 2) Hauptſtadt deſſelben; Sitz eines neſtorianiſchen Biſchofs, mehre Moſcheen, armeniſche Kirchen und Klöſter; 3000 Einw.; ſonſt Tigranocerta.

Sirte (Geogr.), ſ. v. a. Syrte.

Sirtibes (a. Geogr.), Völkerſchaft in Troglodytice (Ptol. IV, 7, 29).

Siruba (pharm. Bot.), ein ätheriſch-harziges Oel, das von den Indianern in Guyana ſo genannt wird u. deſſen Abſtammung noch nicht gehörig ermittelt iſt. Man findet es in Löchern und Höhlungen im Stamme einer baumartigen Laurinee, die aber nur mit Mühe zu entdecken ſeyn ſollen. Es iſt flüchtiger Natur und entzündbar, klar, hat einen gewürzhaften, erhitzenden, ſtechenden Geſchmack und einen Geruch wie feines Terpentinöl. Es löſt Kautſchuk auf, wird aber weder von Kalien noch von Säuren verändert. Man braucht es gegen Lähmungen, Krämpfe, örtliche Entzündungen, Geſchwülſte, Verſtauchungen, Quetſchungen als ein zertheilendes Mittel, aber auch gegen Rheumatismus und chroniſche Hautausſchläge und wendet es ſowohl innerlich als auch äußerlich zu Einreibungen an.

Siruela, ſpan. Flecken, Prov. Eſtremadura, ſüdöſtlich von Puebla-de-Alcocer; Leinen- und Wollweberei, Seifenfabr.; 4100 Ew.

Sirup (Syrup, Syrupus, Siropus, vom Arab. scherbet, d. i. Trank, Zuckerſaft, von scherb: trinken), eine wäſſerige Löſung des Zuckers von etwas dickflüſſiger Beſchaffenheit. Zur Darſtellung der pharmaceutiſchen Sirupe dient, ſtatt des reinen Waſſers, in der Regel ein wäſſeriger Auszug eines Pflanzenſtoffs od. ein Fruchtſaft; hiernach bekommen dann die verſchiedenen Sirupe ihre beſondern Namen, wie Althee-, Rhabarber-, Kirſch-, Himbeerſirup.

Sirus (v. Griech.), Grube zur Aufbewahrung des Getreides, beſonders im Morgenlande, ſ. Magazine.

Siruze (d. i. 70 Tage, parſ. Rel.), eine der heil. Schriften der Parſen, ſ. Zendaveſta.

Sirventes (Lit.), Dienſtgedichte, eine eigene Gedichtgattung in der provençaliſchen und ital. Literatur, zuerſt im Dienſte der Heiligen und beſonders der Mutter Gottes abgefaßt, dann auch im Dienſte der Fürſten, Dynaſten u. Damen, anfangs wohl zum Lobe, dann aber oft ſehr bitter tadelnd u. nicht nur gegen Perſonen, ſondern auch gegen Stände, namentlich den geiſtlichen, gerichtet. Letztere Bedeutung erhielt ſich vorzugsweiſe, weshalb ſich die S. als meiſt ſehr ſcharfe politiſche Rügelieder charakteriſiren. Sie wurden namentlich von der Troubadourpoeſie, dann auch von der nordfranz. Trouvères (Servantois) und den Italienern kultivirt.

Sirynagur (Geogr.), ſ. v. a. Serinagur.

Sirzenich, preuß Dorf, Rheinprov., R.-B. u. Kr. Trier; Kapelle; 250 Einw.

Sis (Geogr.), 1) aſiat.-türk. Stadt, Paſch. Itſchil, nordöſtlich von Adana; Hauptort eines gleichnam. Sandſchaks (am Mittelmeer und am Adana, mit dem amantſchen Gebirge u. dem Taurus u. dem Fluſſe Dſchihun); Schloß; einſt Sitz armeniſcher Könige; — 2) Flecken daſ., Sandſch. Sivas, rechts am Kizil-Ermak.

Siſak, ſ. Pharao.

Siſal, nordamerikan. Hafen, Mexiko, an der Küſte des Staates Yucatan, im Meerbuſen von Mexiko; am Eingang eine groſe Sandbank und ein Fort: 21° 10' nördlicher Breite und 92° 20' weſtlicher Länge.

Siſamnes, vornehmer Perſer, unter Cambyſes, der ihn 524 lebendig ſchinden ließ, weil er beſtochen worden war, ein falſches Urtheil zu fällen. Die abgezogene Haut ließ der König auf dem Richterſtuhl ausſpannen; des Vaters Amt aber gab er dem Sohne mit der Ermahnung, ſo oft er zu Gericht ſaße, ſich ſeines Vaters S. zu erinnern und gerecht zu richten.

Siſamon, ſpan. Flecken, Aragonien, ſüdweſtlich von Calatayud; 280 Einw.

Siſamſamen (pharm. Bot.), ſ. v. a. Semen Sesami; ſ. Sesamum orientale *L.*

Siſante, ſpan. Flecken, Cuença, ſüdöſtlich von San-Clemente, rechts unweit des Jucar; Leinen- und Wollweberei, Branntweinbrennerei; 3400 Einw.

Siſapon (a. Geogr.), bedeutende Stadt in Hispania Baetica nördlich von Corduba zwiſchen dem Bätis u. Anas, durch ihre Silberbergwerke und Zinnobergruben berühmt, jetzt Almaden in der Sierra Morena.

Siſar, 1) (a. Geogr.), ſ. Uſar; — 2) (n. Geogr.), oſtind. Vorgebirg, Borneo, an der Nordweſtküſte; 3°40′ nördlicher Breite und 130° 15′ öſtlicher Länge.

Siſara (a. Geogr.), See in Africa propria in der Nähe von Hippo Diarrhytus; jetzt Benizert oder Bizerta.

Siſaroca (a. Geogr.), Stadt der Murbogi oder Turmodigi in Hispania Tarraconensis (Ptol. II, 6, 52).

Siſarga, ſpan. Inſelgruppe, Prov. Galicien, nahe an der Nordküſte, dem Vorgebirge Adrian gegenüber.

Sisaro (ital., Bot.), 1) ſ. v. a. gemeine Kichererbſe, Cicer arietinum L.; — 2) ſ. v. a. Zuckermerk, Sium Sisarum L.

Siſarum (Bot), nach Adanſon, Untergattung von Sium L.

Siſauranon (a. Geogr.), Kaſtell Meſopotamiens nordöſtlich von Niſibis in einer gebirgigen, aber doch fruchtbaren Gegend, das Römerfeld genannt, welche man für das heut. Rumeil oder Romäle hält.

Siſbat, afrikan. Stadt, Prov. Kordofan.

Siſcennius Jacchus (röm. Liter.), einer der älteren römiſchen Grammatiker, welcher in Gallia togata lehrte.

Siſcia (Segeſtica und Segeſta, a. Geogr.), Stadt im ſüdöſtlichen Theile von Oberpannonien auf einer von den Flüſſen Savus, Colapis und Odra gebildeten Inſel an der Straße von Aemona nach Sirmium. Sie war ſtark befeſtigt und nach ihrer Eroberung durch Tiberius zu Auguſts Zeiten unſtreitig die wichtigſte Stadt in ganz Pannonien. Vielleicht ſchon von Tiberius zur römiſchen Kolonie erhoben, wurde ſie unter Septimius Severus aufs Neue mit römiſchen Koloniſten bevölkert und hieß von nun an Colonia Septimia Siscia. Sie enthielt eine kaiſerliche Münzſtätte, dann die Schatzkammer für die ſpätere Provinz Sevia u. war Stationsort einer römiſchen Flotille auf dem Savus. S. ſank, als ſich in der Nähe Sirmium zu immer größeren Blüthe erhob. Das jetzt an S.'s Stelle liegende Siſſek erhält noch mehre Alterthümer.

Siſco, Louis Hercule, Kupferſtecher von Paris, Schüler von P. Guérin und Ingruf, durch zahlreiche Blätter bekannt, deren einige in großem Formate ausgeführt ſind.

Siſeboli (Geogr.), ſ. v. a. Sizeboli.

Siſebutus (röm. Liter.), gothiſcher König in Spanien (612—620 n. Chr.), Verfaſſer eines früher bald dem Fulgentius, bald dem Iſidorus oder Anderen beigelegten Gedichtes über die Sonnen- und Mondfinſterniſſe aus 61 Hexametern (Lat. Anthol. V, 36, ed. Burm. oder Ep. 388 ed. Meyer). Seine Regierung begann er damit, daß er 90,000 Juden nöthigte, ſich taufen zu laſſen. Seine Kriege führte er mit Glück; ſein Feldherr Richilan unterwarf die rebellirenden Aſturier, beſiegte die Roccener, ein rauhes Bergvolk, und ſchlug mehrmals die Römer. Gegen die Beſiegten war er mild und freundlich und kaufte mehre Gefangene ſeinen eigenen Soldaten ab, um ihnen die Freiheit wieder zu ſchenken. S. † nach Einigen an Gift.

Siſelen, ſchweiz. Pfarrdorf, Kanton Bern, Bez. Erlach, im großen Mooſe; 880 Einw.

Siſenand, König der Weſtgothen in Spanien, kam 631 auf den Thron, nachdem er mit Dagoberts Hülfe Swintilla, für deſſen Sohn er mit Unrecht gehalten wird, verdrängt hatte. Er regierte gut und ſtellte beſonders die Zwangsmaßregeln ein, die Juden zum Chriſtenthum zu bekehren. Einige ſeiner Geſetze ſtehen in dem „Forum judicum“. Gegen die Geiſtlichkeit war er ſehr freigebig, daher dieſelbe 633 bewirkte, daß der vertriebene König zum Beſten S.s in den Bann gethan wurde. S. † 635 zu Toledo.

Siſenna, Lucius Cornelius, vornehmer Römer, Zeitgenoſſe des Cicero und Freund des T. Pomponius Atticus, ſchrieb eine römiſche Geſchichte in 13 Büchern und überſetzte die Mileſia des Ariſtides ins Lateiniſche. Von dem erſten Werke ſind noch Fragmente übrig. Cicero rühmt ihn als einen gelehrten Mann, der gute Sprachkenntniß mit Witz verband und auch in Staatsgeſchäften erfahren war. Seine Darſtellung tadelte man als zu geziert. Seine witzigen Einfälle u. ſeine ſcharfe Satyre machten ihn ſprüchwörtlich, ſo daß man in der Folge einen Witzling einen S. nannte.

Siser (lat., Bot.), ſ. v. a. Zuckermerk, Sium Sisarum L.

Siſera (bibl. Geſch.), ſ. v. a. Siſſera.

Siserin (franz., Ornith.), ſ. v. a. Leinhänfling, Fringilla Linaria L.

Siſerok, Slobode, ſ. v. a. Siſſerok.

Siſigylis (a. Geogr.), große Stadt in der Nähe von Gallien.

Siſilarius, ſ. v. a. Giſiler, ſ. Sachſen, Pfalzgrafen von.

Siſimathra (a. Geogr.), Kaſtell in Bactriana, wo Alexander der Gr. die Roxane fand.

Siſines (a. Geſch.), vornehmer Perſer, der von dem Statthalter von Aegypten an Philipp von Macedonien als Geſandter geſchickt wurde. Er blieb hier, bis Alexander den Thron beſtieg, und machte dann mit dieſem den Zug nach Perſien. Ein Brief, den des Darius Satrap Nabarzanes aufgefangen hatte, machte S. bei Alexander als Verräther verdächtig, ſo daß dieſer ihn heimlich ermorden ließ.

Siſinna (a. Geſch.), Sohn der Glaphyra, erhielt von Antonius das Königreich Kappadocien.

Siſinnius (Biogr.), 1) Biſchof von Konſtantinopel ſeit 425, Nachfolger des Atticus, war ein milder und freundlicher Mann, wurde aber von ſeinen Rivalen Philippus und Proclus vielfach angefochten; † 428. — 2) S. Magiſter, Biſchof von Konſtantinopel 995—998, Feind der römiſchen Kirche, gab ſich große

Digitized by Google

Mühe, des Photius Pläne gegen Rom ins Werk zu ſetzen. — 3) S., Syrer, wurde 708 Papſt, † aber ſchon nach 20 Tagen.

Siſiran, oſtind. Hafen, Philippinen, Inſel Luzon (Manila), an der Nordküſte der großen ſüdöſtl. Haldinſel; 13° 52′ nördl. Br. und 141° 18′ öſtl. L.

Siſiris, alter König von Aegypten.

Sisjo, Inſel, ſ. v. a. Xima.

Siskin (engl., Ornith.), ſ. v. a. Zeiſig, Fringilla Spinus *L.*

Sismara (a. Geogr.), Stadt in Armenia minor, am Euphrat (Ptol. V, 7, 2.).

Sismii (a. Geogr.), ſ. v. a. Iſismii.

Sismograph (Geognoſ.), Erdbebenmeſſer, ſ. v. a. Seismograph.

Sismometer (Geognoſ.), Erdbebenmeſſer, ſ. v. a. Seismometer.

Sismondi, Jean Charles Léonard Simonde de, Geſchichtſchreiber, Publiciſt und Literaturhiſtoriker, ſtammte aus einer alten piſaniſchen Familie, die ſich erſt in der Dauphiné, dann nach Widerruf des Edikts von Nantes in Genf niedergelaſſen hatte, und war am 9. Mai 1773 zu Genf, wo ſein Vater proteſtantiſcher Prediger war, geboren. Zur Zeit der genfer Revolution 1793 floh er mit ſeinem Vater nach England, wo er ſich während eines zweijährigen Aufenthaltes die engliſche Sprache vollkommen aneignete und zugleich den Grund zu einer ruhigen, aber freiſinnigen politiſchen Anſchauung legte. Nach Genf zurückgekehrt, nahm er ſich der Verfolgten thätig an, wurde jedoch deshalb mit einer bedeutenden Geldbuße und Gefängnißſtrafe belegt. Nach ſeiner Befreiung ging er mit ſeiner Familie nach Toskana und kaufte ſich bei Pescia an, ward aber auch hier, anfangs von den Franzoſen als Ariſtokrat und kurz darauf von den Italienern als Franzoſe verhaftet, blieb bis 1800 in Gefangenſchaft und kehrte dann in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er mehre Kommunalämter verwaltete und ſich vorzüglich mit dem Studium der Geſchichte, Politik und Literatur beſchäftigte, zu welchem Zweck er ſich mit Frau von Staël, Benj. Conſtant, Guizot, Pictet u. A. in Verbindung ſetzte. Er † zu Genf den 25. Juni 1842. Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm begründete er durch die „Histoire des republiques italiennes du moyen âge“, Zürich 1807—8, 4 Bde., 2. Aufl. nebſt Fortſetzung, Paris 1809, neueſte Ausg., daſ. 1840, 10 Bde., welcher die noch ausgezeichnetere, urſprünglich engliſch geſchriebene „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie“, daſ. 1832, 2 Bde., die etwas breit gehaltene „Histoire des Français“, daſ. 1832—43, 31 Bde., aus der er in ſeinem „Précis“ (daſ. 1839, 2 Bde.) einen überſichtlichen Auszug lieferte, und die „Histoire de la chûte de l'empire romain et du déclin de la civilisation de 250 à 1000“, daſ. 1835, 2 Bde., deutſch von Lindau, Leipz. 1836, folgten. Im Fache des geſchichtlichen Romans verſuchte er ſich in „Julia Sévera, ou l'an 492“, Par. 1822, 3 Bde., deutſch von M. Müller, Leipz. 1822, 2 Bde., und für die Literaturgeſchichte lieferte er das wichtige Werk: „De la littérature du midi de l'Europe“, Paris 1813, 4. Aufl. 1840, 4 Bde., deutſch von L. Hain, Leipz. 1815, 2 Bde., aus ſeinen 1811—13 zu Genf gehaltenen Vorleſungen hervorgegangen. Von ſeinen frühern nationalökonomiſchen Schriften gehören hierher die „Principes d'economie politique appliqués à la legislation du commerce“, Genf 1803, 2 Bde., und die „Nouveaux principes de l'economie politique“, Par. 1819, 2 Bde., n. Aufl. 1827, denen ſich die „Etudes sur les sciences sociales“, daſ. 1836, 3 Bde., anſchließen. Mit Blanqui und Andern redigirte er ein Journal für Nationalökonomie. In ſeinem „Examen de la constitution“, daſ. 1815, erklärte er ſich für Napoleons Zuſatzakte, ſchlug aber den ihm angebotenen Orden der Ehrenlegion aus.

Sismondin (Min.), nach Deleſſe, Varietät des Chloritoids (Barytophyllits) von St. Marcel in Piemont.

Sismotheologie, Beweis des Daſeyns Gottes aus Erdbeben.

Siſoe, Theil des Haupthaares, den die Orientalen als Zopf ſtehen laſſen.

Siſolenſes (a. Geogr.), die Einwohner einer frühzeitig verſchwundenen Stadt in Latium (Plin. III, 5, 9).

Siſon (Bot.), nach Linné, Amomen-Merk nach Oken, Gattung der Umbellatae Ammineae *Dec.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Kelchſaum verwiſcht, Blumenblätter rundlich, durch die eingeſchlagene breite Vorſpitze verkehrt-herzförmig. Frucht eirund, von der Seite zuſammengedrückt; jedes Theilfrüchtchen mit 5 fadenförmigen Riefen, von denen die ſeitlichen den Rand bilden; Striemen einzeln in den Thälchen, kurz, faſt keulenförmig. Von 5 Arten, kahlen, riepig-äſtigen Kräutern, iſt am bekannteſten: S. Amomum *L.*, Sium Amomum *Dec*, Sium aromaticum *Lam.*, gewürzhaftes S., Amömlein, Baſilien-Peterlein. In Südeuropa, Frankreich, England, auf Thon- und Kalkboden; zweijährig. Stengel faſt ausgeſperrt-äſtig. Abſchnitte der untern Blätter eirundlich-länglich, lappig-gezähnt, jene der obern linealiſch-vielſpaltig. Dieſe Pflanze kommt ſchon bei Dioskorides als *Σίσων* vor. Die Wurzel hat einen dem des Sellerie ähnlichen Geſchmack. Die Blätter ſind ſchwach gewürzhaft. Die Früchte, Semen Amomi vulgaris s. Sisonis Amomi, deutſches Amomum, ſind ſehr ſtark aromatiſch, riechen und ſchmecken angenehm balſamiſch-gewürzhaft, doch zugleich ziemlich ſcharf. Sie wirken reizend, erhitzend und wurden ſonſt auch als harntreibendes Mittel gebraucht. Schkuhr, T. 65.

Siſopa (a. Geogr.), Ort in Ober-Pannonien (Ptol. II, 15, 6).

Sisran, Kreis und Stadt, ſ. v. a. Syzran.

Siſſa, 1) (a. Geogr.), Inſel vor der Küſte Dalmatiens, der Stadt Jadra gegenüber (Plin. III, 26, 30); — 2) (n. Geogr.), ital. Flecken, Parma, nordöſtlich von Parma.

Siſſa (Biogr.), Bramine, angeblich Erfinder des Schachſpiels (ſ. d.).

Siſſach, ſchweiz. Flecken, Kanton Baſel-Landſchaft, in einer reizenden Lage, wo drei Thäler ſich öffnen; Hauptort des gleichnam. Bezirks, an der Ergolz; Schullehrer-Semi-

Digitized by Google

nar, Wein= und Obſtbau, Bandweberei, Handel mit getrocknetem Obſt, Kirſchgeiſt ꝛc.; 1250 Einw. Nordwärts davon die Siſſacher=Flud, wo man den Kanton am beſten überſieht.

Siſſao (angew. Bot.), Holz von Dalbergia Sissoo, eines der werthvollſten Bauhölzer in Oſtindien, das ſammt dem Saulholze am meiſten gebraucht wird. Die Schiffsbauer in Bengalen wählen es für ihre Krumm= und Kniehölzer aus. Es iſt ungewöhnlich ſtark, licht, graubraun mit dunkeln Adern. In der Faſer gleicht es den beſten Theakholzarten, aber es iſt auch noch zäher und elaſtiſcher. In Bengalen und Bombay kommen zwei Sorten vor; die von Bombay iſt viel dunkler, als die von Bengalen. Das oſtindiſche Blackwood (Dalbergia latifolia), Sit Sál, iſt ein feineres S.=Holz und dient zu Möbeln.

Siſschen (Ornith.), ſ. v. a. Zeiſig, Fringilla Spinus *L.*

Siſſek, Stadt, ſ. v. a. Sziſſeck.

Siſſera, Jabins Feldherr, von Barak und Debora geſchlagen, floh nach Haroſeth, wo ihn des Keniters Heber Frau, Jael, aufnahm, aber ihn im Schlafe ermordete, indem ſie ihm einen großen Nagel durch den Kopf ſchlug.

Siſſerok, aſiat.=ruſſ. Slobode, Gouv. Perm, Kr. Jekatherinburg; Eiſenhütte mit gegen 13,000 Arbeitern, die gegen 125,000 Pud Roh= und Stabeiſen liefern.

Siſſerokit (Min.), nach Haidinger, ſ. v. a. dunkles Osmium=Iridium, ſ. Iridosmin.

Siſſery, oſtind. Stadt, Audh, ſüdlich von Laknau.

Siſsflet, ſ. Orgel.

Siſsgow, ſchweiz. Landſtrich, Kant. Baſel=Landſchaft, bildet eine Grafſchaft; darin die Orte Siſſach und Lieſtal.

Siſſonne, franz. Flecken, Depart. Tarn=Garonne, Bez. Moiſſac; Oel= und Hanfleinwandfabrik, Bijouteriewerkſtätten; 1400 Einw.

Siſſonſche Waſſerwage, ſ. Nivelliren.

Siſtan, Land, ſ. v. a. Sedſcheſtan.

Siſtarica (a. Geogr.), ſ. v. a. Seguſtero.

Siſter (deutſche Guitarre), ein der ſogenannten franz. Guitarre dem Bau, Ton und der Spielweiſe nach ähnliches Inſtrument, das eigentlich eine Abart der obſoleten Zither, nur in regenerirter Form, iſt. Sie hat 7 Darmſaiten, von denen die 3 tiefern überſponnen ſind, und welche in den Tönen G, c, f, g, c, e, g geſtimmt, zwar in der Baßlage erklingen, jedoch der bequemeren Ueberſicht wegen eine Oktave höher im Violinſchlüſſel geſchrieben werden. Für jeden Ton iſt im Griffbrete ein Loch angebracht, in welches der Stiel eines metallenen, mit feinem Tuch gefütterten Bügels paßt, der gleich einem beweglichen Sattel über den Hals hinwegläuft und rückwärts mit einer Schraube befeſtigt iſt. Durch dieſe einfache Vorrichtung kann der ganze Bezug zu gleicher Zeit um 6 halbe oder ganze Töne erhöht oder verkürzt werden, wodurch bei einer Veränderung der Tonarten die Applikatur, zur großen Erleichterung des Spielers, immer dieſelbe bleibt. Von dem Siſtrum der Alten iſt die S. ganz verſchieden.

Siſterbek, Marktflecken, ſ. v. a. Seſtrabeck.

Siſteron, franz. befeſtigte alte Stadt des gleichn. Bezirks, Depart. Nieder=Alpen, in pittoresker Lage am Fuß eines Felſens, worauf die Citadelle ſteht, am Zuſammenfluß des Buech mit der Durance, über die eine Brücke führt; Unter=Präfektur, Civil=Tribunal, Baumwollſpinnfabrik, Handel mit Wein und Mandeln; 3840 Einw.

Siſters, vorderind. kleine Inſel, Andamanen, in der Duncans=Paſſage.

Siſtig, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Aachen, Kr. Schleiden; kathol. Pfarrei; 370 Einw.

Siſtiren (v. Lat.), etwas einſtellen, unterbrechen.

Siſto und Riſtoro, zwei berühmte Architekten des 13. Jahrhunderts, deren Geſchichte aber erſt in neueſter Zeit, beſonders durch V. Marcheſe in den „Memorie dei più insigni pittori scultori e architetti Domenicani I.“ (Florenz 1845), beleuchtet wurde. Beide Meiſter gehören dem Dominikanerorden an u. bewohnten das Kloſter von S. Maria Novella in Florenz. Siſto war von Florenz gebürtig, Riſtoro aus dem Gebiete von Campi. Der Magiſtrat von Florenz übertrug ihnen die Vollendung des von Jakob dem Deutſchen begonnenen Baues des Palazzo de Priori, nach Fineſchi wahrſcheinlich der Palazzo del Podeſta. Als nach der großen Ueberſchwemmung des Arno 1269 zwei neue Brücken gebaut werden mußten, wurden die beiden Dominikaner als Baumeiſter gewählt. Auch mehre andere Gebäude in Florenz ſind von ihnen errichtet, ſo die Kirche St. Maria Novella, die Kirche von St. Maria Novella an der Stelle der alten Kirche St. Maria tra le Vigne, von Fra Giov. da Campi und Fra Jacope Talenti vollendet. Vom Papſt nach Rom berufen, kehrte Riſtoro bald wieder nach Florenz zurück, Siſto blieb aber in Rom, wo er 1289 †; Fra Riſtoro † in Florenz 1283.

Siſtochichermes, alter König v. Aegypten.

Siſton, brit. Dorf, England, Grafſchaft Glouceſter, nordöſtlich von Briſtol, in einem ſchönen Thal; Salpeterſiederei, Kupfergeräthfabrik, Zinnminen; 900 Einw.

Siſtotrema (Bot.), nach Perſoon, Rißblätterſchwamm, Schaufelpilz, Zackenreiſch nach Oken, Gattung der Hymenini Hydnei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Hut unterhalb mit dem zähnig=blättrigen Fruchtlager bedeckt. Stacheln flachgedrückt, blattartig, ungleich, gewunden, der Länge nach eingerollt, oft zuſammenfließend. Einzige deutſche Art: S. confluens *Pers.*, zuſammenfließender Rißblätterſchwamm. In Wäldern, auf feuchter Erde, vorzüglich zwiſchen Moos. Hüte gehäuft, zuſammenwachſend, fleiſchig, unregelmäßig, zottig, weiß, ſpäter gelblich; Stiel central oder lateral, abwärts verdünnt. Sowerby, Fung., T. 112.

Siſtova (Siſtow, Siſtowa, Schiſtab), europ.=türk. Stadt, Bulgarien, Sandſch. Ruſtſchuk, ſüdöſtlich von Nikopoli, rechts an der Donau, auf einer Höhe; Gerberei, Baumwollweberei, Schifffahrt, Handel; 20,000 Einw. Hier

wurde am 4. Aug. 1791 der **Friede** zwiſchen der Türkei und Oeſterreich geſchloſſen.

Siſtra (ind.), ſ. v. a. Schaſtra.

Siſtrans, öſterreich. Kirchdorf, Tyrol, Kr. Schwaz, Ldgr. **Wilten**; 410 Einw.

Siſtrrſays, ein bunt geſtreiſtes, halbſeidenes Zeuch, das auf Damaſtart mit doppelter Kette, die eine von Seide, die andere von Baumwolle und mit einem Einſchlag von Floretſeide gewebt und in der Türkei ſehr gangbar iſt, wo man zwei Sorten unterſcheidet; die beſſern aus Oſtindien und Damask, d'r geringern aus Aleppo, Konſtantinopel und Burſa. Ueber Smyrna ſind zuweilen dieſe Zeuche nach Marſeille gekommen, wo man ſie unter dem Namen Bourre de Levante verkaufte und auch in einigen franz. Manufakturen nachgemacht hat.

Siſtrum (ägypt. **Kemkem**), von Iſis erfundenes Lieblingsinſtrument der alten Aegyptier, ſo wie auch ihrer Nachkommen, das nach H. Ch. Koch aus einem metallnen, in ovale Form gebogenen Reife beſteht, der einen Stiel zum Angriffe hat. Mitten durch dieſen Reif gehen metallene Stäbe, die in weiten Löchern leicht ſich hin- und herbewegen und dadurch beim Tanze mehr ein verwirrtes Geräuſch, a's beſtimmte, und unter einander in abgemeſſenen Verhältniſſen ſtehende Töne hervorbringen. Uebrigens iſt das S. der Alten, das noch jetzt im Orient, namentlich in Abyſſinien zu finden iſt, daſſelbe Inſtrument, das unter **Rappel** (ſ. d.) beſchrieben wurde.

Siſurus (a. Geogr.), Berg an der Südküſte Hiſpaniens.

Siſuthros (**Xiſuthros**), alter König in Chaldäa, unter dem ſich die Sündfluth ereignete.

Siſygambis (a. Geſch.), Mutter des perſiſchen Königs Darius Codomannus, von Alexander als Gefangene auf die würdigſte Weiſe behandelt, bei Fortſetzung des Kriegs in Suſa zurückgelaſſen, ſtarb auf die Nachricht von Alexanders Tode einen freiwilligen Hungertod.

Siſymbreä (Bot.), nach **Reichenbach**, Untergruppe der Tetradynamae Amphischistae.

Siſymbrella (Bot.), nach **Spach**, Pflanzengattung. **Arten:** S. aspera *Spach*, ſ. v. a. Sisymbrium asperum *L.*, und S. sylvestris *Spach*, ſ. v. a. Nasturtium sylvestre *R. Br.*

Siſymbrium (griech. Ant.), der Venus geweihte Blume, ward zu Hochzeitskränzen genommen.

Siſymbrium (Bot.), nach **Linné**, **Rauke**, **Hederich**, Gattung der Tetradynamae Siliquosae *Rchb.*, Tetradynamia Siliquosa *L.* **Charakter:** Kelch abſtehend. Schote lineaiſch. Klappen gewölbt, mit 3 Längsnerven durchzogen. Narbe ſtumpf, ganz oder ausgerandet. Samen jedes Fachs einreihig. Embryo rückenwurzelig; Samenlappen auf einander liegend, flach. Von 79 **Arten**, Kräutern und wenigen Halbſträuchern in der alten und neuen Welt, ſind als **Arzneipflanzen** merkwürdig: 1) S. officinale *Scop.*, Erysimum officinale *L.*, **gebräuchliche Rauke**, **gemeiner Hederich**, **wilder oder Weg-Senf**, **gelbes Eiſenkraut**, **Halderettig**. In Europa, Nordafrika, Weſtaſien, Nordamerika, an Wegen, auf Schutthaufen, Mauern und unbebauten Plätzen; einjährig. Weichhaarig, Blätter ſchrot-ſägeförmig-fiedertheilig, mit 5 oder 7 länglichen, gezähnten Lappen, von denen der endſtändige am größten und ſpießförmig iſt; Schoten nebſt ihren Stielchen der Traubenſpindel angedrückt, linealiſch-pfriemenförmig. Das Kraut dieſer Pflanze, Herba Erysimi, Irionis, Rapistri, Raphanistri, Sinapis agrestis, Verbenae foeminae, war früher officinell. Es ſchmeckt nur ſchwach rettigartig-ſcharf und etwas herb, riecht aber friſch häufig unangenehm, etwas ammoniakaliſch. Man gebrauchte es als ein auflöſendes, harntreibendes und den Auswurf beförderndes Mittel. Es fand vorzüglich gegen Heiſerkeit großen Ruf und wird in Frankreich noch jetzt zu theuern Geheimmitteln gegen Heiſerkeit der Sänger, oder auch um der Stimme mehr Metall zu geben, genommen, weshalb es Herba aux chantres, Kraut für Sänger, genannt wird. Auch die Samen, Semen Erysimi etc., welche ſenfähnlich ſchmecken, waren früher officinell. **Schkuhr**, T. 184; **Hayne**, Arzn. 2, T. 13. — 2) S. Sophia *L.*, **feinblättrige Rauke**, **Sophienkraut**, **Sophienkreſſenkraut**, **großes Beſenkraut**, **Wurmkraut**, **Wellkraut**. In Europa, an Wegen, auf Mauern, Schutt und wüſten Stellen; einjährig. Blätter 3fach-fiederſchnittig; die Fiederchen der untern Blätter ſchmal-lanzettlich, die der obern linealiſch. Blüthenſtielchen doppelt länger als der Kelch. Das Kraut und der Samen, Herba et Semen Sophiae s. Sophiae chirurgorum, Sisymbrii annui, Nasturtii sylvestris, waren früher officinell. Beide ſchmecken ſcharf und beißend und das Kraut wurde beſonders innerlich und äußerlich bei Wunden und Geſchwüren, aber auch als eröffnendes, ſchweiß- und harntreibendes Mittel, ſo wie gegen die Ruhr angewendet. **Hayne**, Arzneig., 5, T. 33. Außerdem ſind noch zu nennen: 3) S. acutangulum *Dec.*, Sinapis pyrenaica *L.* In Frankreich, Italien; zweijährig. — 4) S. austriacum *Jacq.* In Deutſchland, Frankreich, Italien; zweijährig. — 5) S. bursifolium *L.*, Hesperis dentata *L.* In Sicilien, Pyrenäen; einjährig. — 6) S. Columnae *L.* In Südeuropa, Mittelaſien; einjährig. — 7) S. erysimoides *Desf.* In Spanien, Nordafrika; einjährig. — 8) S. integrifolium *L.* In Sibirien; ein- u. zweijährig. — 9) S. Irio *L.* In Europa, Arabien; einjährig. — 10) S. junceum *Bbrst.* In Sibirien, Ungarn, Kaukaſus. — 11) S. Loeselii *L.* In Europa, Griechenland, Taurien; einjährig. — 12) S. lyratum *Burm.* Auf dem Kap; ausdauernd. — 13) S. pannonicum *Jacq.* In Europa, Mittelaſien; einjährig. — 14) S. pectinatum *Fisch.* In Sibirien; zweijährig. — 15) S. pinnatifidum *Dec.* In Europa; ausdauernd. — 16) S. polyceratium *L.* In Südeuropa; einjährig. — 17) S. rigidum *Bbrst.* In Taurien; einjährig. — 18) S. supinum *L.* In Frankreich, Spanien, Schweiz; einjährig. — 19) S. tanacetifolium *L.* In der Schweiz, Frankreich, Italien; ausdauernd.

Siſyphides (griech. Myth.), Beiname des Odyſſeus als Sohnes des Siſyphos nach einer nachhomeriſchen Sage,

Siſyphus (griech. Myth.), Sohn des Aeolus oder des Autolycus und der Enarete, Bruder des Athamas, Cretheus, Magnes, Perieres, Salmoneus, der Alcyone, Piſidice und Perimede, Gemahl der Merope, Vater des Glaucus, Therſander und Almus, Großvater des Bellerophon, nach ſpäterer Sage auch des Sinon und des Odyſſeus. Er baute Ephyra und war hier König; die Herrſchaft erhielt er von Medea. Er iſt Gründer der iſthmiſchen Spiele. In des S. und ſeiner Blutsverwandten Geſchichte ſollte der Handel, das Seeleben, die Seeherrſchaft des alten Korinth dargeſtellt werden. Die Aeoliden waren Seefahrer, Aeolus Erfinder der Segel u. ſ. w. Korinth ſelbſt war der Sitz eines lebeluſtigen, liſtigen Volkes, wo ſich die Sage vom ſchlauen Wundermann zumeiſt ausbilden mußte, der in der Ilias der liſtigſte unter den Menſchen heißt; ſchon ſein Name bezeichnet ihn als den Schlauen und Liſtigen. Und wie er, iſt ſein ganzes Haus verrufen durch götterverachtende Verſchlagenheit. Die Strafe, die er im Tartarus zu erdulden hatte — er mußte einen immer wieder herabrollenden Felsblock ewig bergauf wälzen — hat er ſich dadurch zugezogen, daß er entweder die Plane der Götter verrieth, oder weil er Attica durch räuberiſche Einfälle beunruhigte und die Wanderer unter einem gewaltigen Steine erdrückte oder ſie zwang, ihm am Abhange eines Felſens am Meere die Füße zu waſchen und ſie dann zum Danke dafür mit einem Fußtritte ins Meer ſtürzte (weshalb Theſeus ihn tödtete), oder wegen der grauſamen Rache, die er an der Tyro nahm. Da er nämlich mit ſeinem Bruder Salmoneus in Feindſchaft lebte, fragte er den Apollo, wie er jenen tödten könne; der Gott antwortete ihm, wenn er mit deſſen Tochter Tyro Söhne zeugte, ſo würden dieſe ihn rächen; er befolgte den Spruch, aber Tyro tödtete die Kinder gleich nach der Geburt. Als beſonders ſchlau erſcheint S. in folgender Sage: Zeus ſchickt ihm erzürnt, daß er ihn bei Aſopus verrathen, den Thanatos (Tod) zu; S. aber feſſelt ihn mit ſtarken Banden, ſo daß kein Menſch mehr ſterben kann, bis Hades (oder Ares) kommt, den Thanatos befreit und ihm den S. übergibt; ehe er jedoch ſtirbt, befiehlt er ſeinem Weibe, ihn unbeerdigt zu laſſen und keine Todtenſpende darzubringen; nach einiger Zeit klagt S. ſein Weib ſolcher Impietät an und bittet den Hades, auf die Oberwelt zurückkehren zu dürfen, um ſein Weib zu beſtrafen; Hades läßt ſich überliſten, aber S. will nun nicht wieder zurückkehren, bis Hermes ihn mit Gewalt zurückführt. Sein Grab war auf dem Iſthmus; und ein Heroon deſſelben in Korinth.

Siſyphus (Entom.), nach Latreille, Walzkäfer, Gatt. der Coleoptera pentamera Lamellicornia Scarabaeida *Latr.*, der Horde der Moderfreſſer und der Zunft der Erdkäfer nach Oken, unter Scarabaeus *L.* Charakter: Fühler achtgliederig; Leib dreieckig, nach hinten ſpitz; Hinterfüße lang, dicht beiſammen. Einzige europäiſche und mehre noch unbeſchriebene Arten vom Kap; bekannteſte: S. Schaefferi *Latr.*, Ateuchus Schaefferi *Fabr.*, mit rundem Bruſtſtück, ohne Schildchen; die Hinterbeine verlängert und krumm; 6 Linien lang. Im Miſte, nicht häufig. Fehlt dem nördlichen Europa. Panzer, XLVIII, 9.

Siſyra (griech. Ant.), großes, weites Kleidungsſtück von grobem Tuch oder Fell, das die Haare noch hatte.

Siſyranthus (Bot.), nach E. Meyer, Gattung der Asclepiadeae Stapelieae *Endl.* Einzige Art: S. virgatus *E. Meyer.* In Südafrika.

Siſyrinchium (Bot.), nach Linné, Schweinsrüſſel, Rollſchwerdel nach Oken, Gattung der Irideae *Juss.*, Hexandria Monogynia *L.* Charakter: Eine 2blättrige Scheide. Sechstheilige, faſt gleiche Korolle. Staubgefäße frei. Griffel 3theilig, mit fadenförmigen Theilen. Kapſel unterhalb, 3fächerig. — Von 56 Arten, ausdauernden Pflanzen in Amerika und auf dem Kap, ſind folgende als Zierpflanzen bekannt: 1) S. anceps *Lam.*, flügelſtengliger Schw. In Nordamerika. Blätter linien-ſchwertförmig, grasartig. Schaft zweiſchneidig, geflügelt, faſt blattlos Scheide 2—4blumig, länger als die blauen Blumen. Bot. Cab. 1250. — 2) S. Bermudiana *L.* Auf den bermudiſchen Inſeln. Blätter linien-ſchwertförmig. Schaft zweiſchneidig, äſtig, beblättert. Scheide oft 4blumig, kürzer als die violett-blauen, im Grunde gelben Blumen. Cav., Diss., T. 192. — 3) S. chilense *Hook.* In Chili. Blätter ſchwertförmig. Stengel zweiſchneidig-geflügelt, äſtig. Blumen blaß-purpurroth. Bot. Mag. 2786. — 4) S. californicum *Spr.* In Kalifornien. Blätter grasartig, linienförmig. Schaft zweiſchneidig, beblättert. Blumen gelb. Bot. Mag. 953. — 5) S. convolutum *Nocca*, zuſammengerollter Schw. Auf dem Kap. Blätter linien-ſchwertförmig. Schaft äſtig, zweiſchneidig, beblättert. Scheide 3blumig, kürzer als die gelben Blumen. Willd., Hort. Ber., T. 91. — 6) S. Douglasii *A. Dietr.* In Nordamerika. Blätter ſchwertförmig. Stengel rund, ſteif, geſtreift, graugrün. Blumen violett-purpurroth; Griffel blutroth. Bot. Mag. 3509. — 7) S. elegans *Willd.*, ſchöner Schw. Auf dem Kap. Schaft rund, mit abwechſelnden, langgeſpitzten Scheiden, unten mit einem linienförmigen, langgeſpitzten, niederliegenden Blatt von doppelter Länge des Schaftes. Blume gelb, innen mit 3 grünen Flecken. Jacq., H. Schoenbr., T. 12. — 8) S. grandiflorum *Cav.*, großblumiger Schw. In Peru. Blätter lanzettförmig, an beiden Enden geſchmälert, faltig geſtreift. Schaft rund, mit 3 großen, gelben Blumen. Cav., Diss., T. 192, F. 2. — 9) S. iridifolium *H. et B.*, ſchwertelblättriger Schw. In Caracas, Chili. Blätter linienförmig, vielrippig, am Rande gewimpert ſcharf. Stengel äſtig, 2ſchneidig, beblättert, vielblumig. Blumen ocherweiß, im Grunde ſchwarzpurpurroth gefleckt, außen violett geſtreift und weichhaarig. Bot. Cab. 1979. — 10) S. lutescens *Lodd.*, gelblicher Schw. In Chili. 3 Fuß hoch. Schaft beblättert, oben mit einer Aehre zahlreicher, hellgelber Blumen. Blätter linien-

förmig. Bot. Cab. 1870. — 11) S. odoratissimum *Lindl.*, **wohlriechender Schw.** In Südamerika. Blätter linienförmig, ſehr ſchmal, graugrün. Schaft rundlich, mit faſt 4blumiger Scheide. Blumen langſtielig, nickend, faſt trichterförmig, weißlich-gelblich, violett geſtreift. Bot. Reg. 1283. — 12) S. speciosum *Hook.*, **prächtiger Schw.** In Chili, an ſumpfigen Orten. Bis 8 Zoll hoch. Stengel hin- und hergebogen, 2blumig. Blätter linienförmig, geſtreift. Blumen groß, violett, im Grunde gelb. Bot. Mag. 3544. — 13) S. striatum *Sm.*, **geſtreifter Schw.** In Mexiko, Chili. Blätter ſchwertförmig. Stengel bis 3 Fuß hoch, zuſammengedrückt, beblättert, oben oft äſtig. Blumen gelb, braun geſtreift, in langer, unterbrochener Aehre gehäuft. Bot. Mag. 701. — 14) S. tenuifolium *H.* et *B.*, **feinblättriger Schw.** In Mexiko. Blätter linien-fadenförmig. Stengel zweiſchneidig, beblättert, 3blumig. Blumen gelb. — **Willd.**, Hort. Ber., T. 92. — Die Vermehrung dieſer Pflanzen kann durch Wurzeltheilung und zum Theil auch durch Samen geſchehen. Letzterer wird in den Topf geſäet und dieſer in das warme Miſtbeet geſtellt.

Sit (**Sita**), europ.-ruſſ. Fluß; entſpringt im Gouv. **Twer**, öſtlich von Bejezk, fließt öſtlich in das Gouv. Jaroslaw, wendet ſich nördlich und mündet nordweſtlich von Mologa in die Mologa, rechts. An dem S. am 4. März 1238 **Sieg** des Mongolenfeldherrn Batu über den Großfürſten Jurge II. von Moskau, bei dem dieſer blieb.

Sita, 1) (**Sidha**, ind. Mythol.), Gemahlin Rama's; — 2) mythiſcher Fluß, ſ. **Lamaismus**.

Sitace (a. Geogr.), 1) große und volkreiche, ſpäter aber nicht mehr vorkommende Stadt Babyloniens, 8 Paraſangen von der mediſchen Mauer und 15 Stad. von der Mündung des Physkus in den Tigris; an der Stelle des heut. Eski Bagdad, wo ſich noch Ueberreſte der alten Stadt, namentlich im ſog. Nimrodsthurm, finden (Xen., Anab. II, 4, 13); — 2) ſ. **Sittare**.

Si tace (ital., Muſ.), man ſchweige, wird in einzelnen Notenſtimmen gebraucht, wenn dieſe größere Pauſen haben, oder vielleicht einen ganzen Satz oder eine ganze Abtheilung des Tonſtücks hindurch pauſiren ſollen; z. B. si tace Andante, man pauſire das Andante.

Sitacracia (v. Gr., Med.), Unvermögen, die Speiſen bei ſich zu behalten und zu verdauen.

Si tacuisses, philosophus mansisses (lat.), wenn du geſchwiegen hätteſt, wäreſt du ein Philoſoph geblieben, d. h. ſo hätteſt du dir keine Blöße gegeben.

Sitacus (a. Geogr.), Küſtenfluß in Perſis, zwiſchen dem Areon und Padargus, unſtreitig derſelbe, welchen Plin. VI, 23, 26 unter dem Namen Sitiogagus aufführt und als einen ſchiffbaren Fluß bezeichnet, auf welchem man in 7 Tagen nach Paſargadä hinauffahre — eine Nachricht, die jedoch auf einem Irrthum beruht.

Sitala (**Buddharal**), einer der 24 Buddhas der Dſchainas, Sohn des Dridharatha und der Nanda. Seine Farbe war gelb, ſein Symbol das Zeichen Sriwatſa.

Sitalcas (griech. Mythol.), Beiname des Apollo. Als ſolcher hatte er eine von den phoeäiſchen Strafgeldern errichtete, 35 Ellen hohe Statue.

Sitalces (a. Geſch.), 1) König der Odryſen, ſ. **Odryſäz** — 2) einer der Offiziere Alexanders, welche abgeſchickt wurden, den alten Parmenion zu ermorden, ward ſpäter wegen der vielen Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten gegen ſeine Soldaten hingerichtet.

Sitalcus (**Sitalruus**), Anführer der Gothen zur Zeit, wo Perdikkas die Regentſchaft in Macedonien führte, fiel mit 150,000 M. in Macedonien ein und drang herab bis nach Griechenland.

Sitana (Amphib.), nach **Cuvier**, Gattung der Saurii Iguanoidei *Cuv.*, der Ordnung der Eidechſen und der Zunft der Schuppeneidechſen nach **Oken**. **Charakter**: Vier Eckzähne; Körper und Gliedmaßen mit ziegelartig liegenden, gekielten Schuppen beſetzt; Schenkel ohne Poren; eine ungeheure Kehlwamme reicht bis auf die Mitte des Bauches herab und hat mehr als das Doppelte der Höhe des Thieres. Einzige **Art**: S. ponticeriana Cuv. Klein, braungelb, hat längs des Rückens eine Reihe großer brauner rhomboidaler Flecken. In Oſtindien.

Sitanak, ruſſ. kleine Inſel, **Aleuten**.

Sitang, hinterind. Fluß, **Pegu**.

Sitanium (Bot.), nach **Rafinesque**, Pflanzengattung. **Art**: S. elymoides *Raf.*, ſ. v. a. Elymus Sitanion *Schult.*

Sitarion (griech.), das kleinſte Medicinalgewicht bei den Griechen, $^1/_{12}$ des Obolus, $^1/_{72}$ der Drachme.

Sitaris (Entom.), nach **Latreille**, **Knappkafer**, Gattung der Coleoptera heteromera Trachelida Cantharida *Latr.*, der Horde der Thierfreſſer und der Zunft der Schmarotzkäfer nach **Oken**, unter Apalus *Fabr.* **Charakter**: Fühler fadenförmig (von Leibeslänge beim Männchen); Endglied der Kiefertaſter walzig; Leib lang; Halsſchild faſt viereckig; Flügeldecken nach dem Ende zu geſpitzt. **Arten** in Südamerika; bekannteſte: S. humeralis *Latr.*, **Schulterfleck**. Baſis der Flügeldecken gelb.

Sitchevka, europ.-ruſſ. Kreisſtadt, Gouv. **Smolensk**; Gerberei, Brauerei; 1460 Einw.

Sitchinak, Inſel, ſ. v. a. Sitkhin.

Sitella (röm. Ant.), Gefäß, worin die Looſe waren, welche bei Abſtimmungen die Stimmordnung der Tribus und Centurien angeben ſollten, während in der Cista die Stimmtafeln waren, welche jede Tribus und Centurie zum Abſtimmen erhielt.

Sitelle (franz., Ornith.), ſ. v. a. Blaumeiſe, Sitta europaea *L.*

Sitengon, oſtind. Inſelgruppe, **Borneo**, an der Weſtküſte, Mampava gegenüber.

Si Tenno, bei den Anhängern der Sintoreligion in Japan die 4 mächtigſten und wunderbarſten Götter des 33. oder letzten Himmels: Tammonden, Dſigakten, Sosjeden und Kamokten. Die vornehmſte Beſchwörung der Jammabos (Bergprieſter) in Japan beſteht darin, daß ſie mit beiden Händen und zuſammengeſchlage-

Digitized by Google

nen Fingern die S. T. vorſtellen. Die beiden Mittelfinger der Hände ſtehen einer gegen den andern gerade in die Höhe, die beiden Nebenfinger faſſen ſich durchkreuzend einander an u. bezeichnen ſo die 4 Weltgegenden u. die 4 Götter.

Sitereſium (griech. Ant.), ſ. Stipendium.

Sith (nord. Myth.), einer der Flüſſe, welche von dem Geweih des Hirſches Aeikthirner herabfließen.

Sitha (a. Geogr.), Stadt in Meſopotamien.

Sithen (Sythen), preuß. Bauernſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Münſter, Kr. Kösfeld; 560 Einw.

Sithrni (a. Geogr.), Völkerſchaft am erythräiſchen Meere.

Sithhautr (der mit langem Kleid Bekleidete, nord. Myth.), Beiname Odins.

Sitinithes (griech. Mythol.), Name der Brunnennymphen zu Megara, welchen Theagenes ein großes Brunnenhaus mit einer prachtvollen Einfaſſung von Säulen errichtete.

Sithon (griech. Mythol.), Sohn des Poſeidon und der Oſſa, oder des Ares und der Achiroë, der Tochter des Nilus, Gemahl der Nymphe Mendeis, Vater der Pallene und der Rhötea, König der Hodomanten in Macedonien, oder König in Thracien. Um die Hand ſeiner Tochter Pallene veranſtaltete er Wettkämpfe, deren Darſtellung eine Nachbildung des Kampfes um Hippodamia iſt. Mit dem durch die Liſt ſeiner Tochter gemordeten Mitbewerber Dryas wollte S. jene verbrennen; aber eine göttliche Erſcheinung u. ein plötzlich über dem Scheiterhaufen ſich ergießender heftiger Regen änderte ſeinen Sinn, ſo daß er die Tochter dem Sieger gewordenen Clitus gab; die mit Dryas gekommenen Thracier aber verſöhnte er durch einen reichlichen Hochzeitſchmaus.

Sithone (a. Geogr.), Stadt Macedoniens (Plin. IV, 10, 17).

Sithonia (a. Geogr.), die mittlern der drei die Halbinſel Chalkidice in Macedonien bildenden Landſpitzen, zwiſchen dem toronäiſchen und ſingitiſchen Meerbuſen, mit den Städten Sermyle, Torone, Galepſus, Singus u. ſ. w.; jetzt Longos.

Sithonii (a. Geogr.), ein thraciſches Volk, das ſowohl an den Küſten des Pontus, als in der Nähe des Hebrus vorkommt (Plin. IV, 11, 18).

Sithſkeggur (nord. Mythol.), der Langbärtige, Beiname Odins.

Sitia, 1) (a. Geogr.), Ort in Hispania Baetica (Plin. III, 1, 3); — 2) (n. Geogr.), a) europ.-türk. Vorgebirg, Kandia, nordweſtlich von der gleichnam. Stadt, auf der Nordküſte; — b) Stadt daſ., an einer den Nord- und Nordoſt-Winden offenen Bai; befeſtigt; 4000 Einw.

Siticines (röm. Ant.), Muſikanten, welche bei der Leichenfeier zu blaſen pflegten; die Tuba derſelben waren breiter und länger, als die der Tubicines und gaben daher einen volleren, dumpferen Ton. Siticen heißt auch jetzt noch ein Leichenbläſer, Leichenmuſiker.

Sitifi (a. Geogr.), Stadt im Innern von Mauritania Caesar., in einer großen Ebene unweit der Grenze Numidiens und an der Straße von Karthago nach Cirta gelegen, anfangs unter den numidiſchen Königen nur ein mittelmäßiger Ort, unter der römiſchen Herrſchaft aber als Grenzſtadt der neuen Provinz Mauritania bedeutend vergrößert und zur Kolonie erhoben, ſo daß ſie bei der ſpätern Zerlegung von Maurit. Caesar. in zwei kleinere Provinzen Hauptſtadt von Maurit. Sitifensis wurde. Unter der Herrſchaft der Vandalen war ſie die Hauptſtadt der Landſchaft Zabe. Sie heißt noch immer Setif, liegt auf einer Anhöhe in einer herrlichen Gegend und zeigt noch einige Ruinen der alten Stadt.

Sitignak, ruſſ. kleine, unbewohnte Aleuten-Inſel, mit einem Vulkan.

Sitillia (a. Geogr.), Ort in Gallia Lugd., vielleicht den Bojern gehörig, und das heut. Tiel zwiſchen Perigny und Bourbon l'Archambaud.

Sitino, Lando, ſ. v. a. Innocenz 3).

Sitiogagus, ſ. Sitacus.

Sitiologie (v. Griech.), ſ. v. a. Sitologia.

Sitipha, ſ. Sitifi.

Sitis (lat.), der Durſt.

Sitiſtä (Ornithol.), Aves altistae, nach Burmeiſter, ſyſtematiſcher Name für Okens Neſthocker. Sie bilden die Ordnung der Aves aëreae oder Luftvögel mit den Familien der Accipitrinae, Raubvögel, Passerinae, Singvögel, Picariae, Spechte, Columbinae, Tauben.

Sitius, ſ. v. a. Sittius.

Sitivaca, Stadt, ſ. v. a. Sittivaca.

Sirizzano, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. I., ſüdöſtlich von Palmi, links am Marro; 270 Einw.

Sitjes, ſpan. Flecken, Katalonien, ſüdweſtlich von Barcelona, am mittelländ. Meer; guter und vor Winden ſicherer Hafen; Handel mit einem trefflichen, weißen Wein; 5500 E.

Sitka, ruſſ.-nordamerikan. Felſeninſel, im Archipel König Georgs III., hat nur wenig Fruchterde und iſt meiſt mit hohen Fichten bewaldet. Die Kälte ſteigt hier ſelten über 15° R., aber es fällt viel Regen und Reif. Die Eingeborenen leben meiſt von Wurzeln, Fiſchen u. Jagd auf Pelzthiere (Meerottern, Füchſe ꝛc.). Die Ruſſen haben hier eine befeſtigte Niederlaſſung, Neu-Archangel, angelegt, Hauptkomptoir der ruſſ.-amerikan. Kompagnie.

Sitkhin, ruſſ. Aleuten-Inſel, nordöſtlich von Adag; unbewohnt; 52° 20' nördl. Br. und 178° 25' weſtl. L.

Sitkhounok, ruſſ.-nordamerikan. bewohnte Inſel, ſüdlich von Kadiak, im großen Nord-Ocean.

Sito (griech. Mythol.), die Getreidegeberin, Beiname der Demeter in Syrakus.

Sitodium (Bot.), nach Gärtner, Pflanzengattung. Art: S. cauliflorum *Gärt.*, ſ. v. a. Artocarpus integrifolia *L. fil.*

Sitoe, oſtind. Vorgebirg, Sumatra, an der Weſtküſte, der Inſel Baniak gegenüber.

Si-to-eh-balli, ſ. Letternholz.

Sitoenta (a. Geogr.), Stadt in Moesia Inferior (Ptol. III, 10, 11).

Sitologie (v. Griech.), Lehre von den Speiſen, Nahrungsmitteln.

Sitomagus (a. Geogr.), Stadt der Iceni oder Simeni in Britannia Romana, nach Reichard jetzt Thetford, nach Mannert bei Southwold und nach Lapie Sarmundham.

Sitometer, ein von v. Weißenbach in Dresden erfundenes und von dem Mechanikus Lubiſch in Dresden ausgeführtes Inſtrument zum Wägen des Getreides. Der in ſeinem röhrenförmigen Innern enthaltene Raum, der mit dem zu wägenden Getreide gefüllt wird, iſt mit einer Schweineblaſe umgeben und braucht nach der Füllung nur in Waſſer geſetzt zu werden, um durch die vorgeſchriedenen Grade das Gewicht der gegebenen Maßeinheit von Getreide zu beſtimmen, indem die Scala ſofort am Waſſerniveau das Gewicht der vorausgeſetzten Maßeinheit von Getreide angibt. Fehler, welche durch die Füllung und in Folge der Temperatur vorkommen können, ſind außerordentlich klein und betragen nie über ²/₃—1 Procent. Die Handhabung des S.s iſt ſehr leicht.

Sitomirsk (Geogr.), ſ. v. a. Shitomir.

Sitona (Entom.), nach Schönherr, Untergattung von Curculio *L.*

Sitonä (griech. Antiq.), Getreideinkäufer, eine in Athen vorkommenden Falls durch Wahl ernannte außerordentliche Behörde.

Sitones (a. Geogr.), eine unter Weiberherrſchaft ſtehende germaniſche u. zum Stamme der Sueven gehörige Völkerſchaft Skandinaviens, welche neben den Suionen (vielleicht auf Inſeln) wohnte. Reichard ſucht ſie an der Südſeite des Mälar-Sees, in der Gegend der alten, ſchon im J. 1008 zerſtörten Stadt Situn oder Sigtuna; Wilhelm nimmt eine Stammverwandtſchaft derſelben mit den germaniſchen Sidernern des Ptolemäus an.

Sitophilus (Entom.), nach Schönherr, Käfergatt., ſ. v. a. Calandra *Fabr.*

Sitophylakes (gr. Antiq.), die Getreidepolizei in Athen, urſprünglich aus 3 Männern, ſpäter aus 15 beſtehend, wovon 10 für die Stadt, 5 für den Piräus beſtimmt waren. Sie hatten die Beſchaffenheit und den Preis der zu Markt gebrachten Früchte zu beaufſichtigen, die Liſten über die Getreideeinfuhr zu beaufſichtigen und beſonders auch den Getreidewucher zu überwachen.

Sitoſpelos (Bot.), nach Adanſon, Untergattung von Elymus *L.*

Sitrangaden (Tſchitterbourg, ind. Myth.), Sohn des Santanen und der Satiawrdi, Tochter des Deſſarayan (nach Polier der Sohn Gandhari, angeblicher Tochter eines Fiſchers), folgte dem Vater und regierte zur vollen Zufriedenheit des Volks. Seine Mutter widmete ſich dem Studium der heil. Schriften und hatte darin ihren Stiefſohn, Biſchtman zum Führer. Dies Verhältniß wurde dem Sohne als verdächtig hinterbracht und er beſchloß ihren Tod, wenn ſie ſchuldig wären. Nachdem er ſich aber perſönlich von der Unſträflichkeit ihres Umgangs überzeugt, fühlte er über ſein Vorhaben ſo viel Reue, daß er ſich zur Buße in einem hohlen Baume lebendig verbrennen ließ. Er hinterließ 3 Frauen, die nach ſeinem Tode den Dhritaraſchtra, den Vater der Kurus, den Pandu, Vater der Pandu's, und den Winduren gebaren.

Sitrio, Bruder Olafs von Dublin.

Si-Tſchhouan, aſiat. Stadt, China, Prov. Ho-Nan, weſtlich von Nan-Yang.

Sitſchin (Geogr.), ſ. Regho.

Sitſchuanas (Sechuanas), Volk, ſ. v. a. Beetjuanen.

Sitſiguatz Vannka, ſ. Sinto.

Si-tſin, chineſiſche Dynaſtie von 260—318.

Sitſi ſeki (japan. Myth.), das Abendfeſt, am 7. Tage des 7. Monats gefeiert.

Sitta (Ornith.), nach Linné, Spechtmeiſe, Kleiber, Kottler, franz. Torche-pot, Gatt. der Passeres tenuirostres *Cuv.*, der Ordn. der Dünnſchnabler und der Zunft der Meiſelſchnäbler nach Oken. Charakter: Schnabel pfriemenförmig, gegen die Spitze keilförmig; Naſengruben frei, verlängert; Wandelfüße. Niſten in hohlen Bäumen und verkleben den zu großen Eingang mit thoniger Erde, daher Kleider genannt; 1 europäiſche und 5 ausländiſche Arten: 1) S. europaea *L.*, gemeine Spechtmeiſe, gemeiner Kleiber, Blauſpecht. Oberkopf und alle obern Theile ſanft graublau; Unterkörper gelblich-roſtfarben; durch das Auge ein ſchwarzer Strich. Bei Weibchen u. Jungen iſt die Farbe matter. Länge 5³/₄ Zoll. Sie bewohnt in Europa vorzüglich die Laubwälder, ſtreicht im Herbſt umher und verläßt uns auch im Winter nicht. Im Klettern iſt ſie von den einheimiſchen Vögeln der geſchickteſte und läuft aber auch ſo gut den Baum hinauf, als mit dem Kopf nach unten gerichtet herab. Beim Klettern gebraucht ſie den Schwanz nicht. Gewöhnbefindet ſie ſich in der Geſellſchaft von Goldhähnchen, Meiſen und Baumrutſchern. Sie ruft häufig: ſit, und ſtößt im Frühlinge, ſtatt des Geſanges, oft einige verſchiedene, meiſt flötende Töne aus. Die Nahrung beſteht aus Inſekten und mancherlei Sämereien, wie z. B. Nadelbaumſamen, Eicheln, Buchecken, Nüſſen. Die Nüſſe ſteckt ſie in irgend einen Spalt und hämmert mit ihrem Schnäbelchen ſo lange darauf, bis ſie zerſpringen. Oft hält ſie dabei die Nuß noch mit dem einen Fuße und hämmert gewöhnlich in einer Stellung, wo der Kopf nach unten hängt. Iſt der Ritz nicht recht paſſend, ſo fliegt die Nuß zuweilen 10mal weg, allein ſie wird immer gleich im Schnabel wieder beigetragen. Sie trifft vorzüglich die Naht, ſo daß die Nuß in 2 Theile ſpaltet, und ſo zerſpaltet ſie ſogar Kirſchkerne. Das Neſt ſteht in Baumhöhlen. Iſt, wie gewöhnlich, der Eingang zu groß, ſo klebt ſie ihn mit Erdklümpchen, die ſie im Schnabel herbei trägt, ſo weit zu, daß nur noch ein Loch bleibt, wo ſie eben durch kann. Die 6—8 Eier ſind weiß mit röthlichen Punkten. Sie machen in der Regel nur eine Brut. Man kann ſie gewöhnen, ihr Futter am Fenſter zu holen. Naumann, 139. Michahelles unterſcheidet unter dem Namen S. *Neumeyer*

noch eine größere Art aus Dalmatien mit weißer Kehle, Hals und Bruſt, u. einfarbig grauem Schwanz; doch iſt dieſe Art noch nicht ſicher. Iſis 1830, S. 814. — 2) S. canadensis *Briss.*, S. varia *Wills.* Obenher aſchgrau, mit ſchwarzem Scheitel u. einem ſchwarzen Streifen durch die Augen; übrigens weiß, mit blaßröthlichem Bauche. In Kanada. Enl., 623, 2. — 3) S. melanocephala *Cuv.* Aſchgrau, mit ſchwarzem Oberkopf, Nacken und äußern Schwanzfedern; übrigens weiß, der Hinterbauch ins Röthliche. Vieill., Gal., 171. — 4) S. frontalis *Cuv.*, S. velata *Temm.*, Col., 72, 3, Orthorhynchus frontalis *Horsf.* Obenher prächtig laſurblau, Flügel und Schwanz matter; an der Stirn ein ſchwarzes Fleckchen; Unterſeite röthlich-aſchgrau mit weißer Kehle. Auf Java. — 5) S. chrysoptera *Lath.*, 3me Suppl., 327. Aſchgrau, untenher weißlich; Flügel und Schwanz ſchmutzig gelb, Schwingen in der Mitte dunkelorangegelb geſtreift; Bürzel und obere Schwanzfedern weiß. In Neuholland. — 6) S. pusilla *Lath.* Rücken u. Mittelſchwanz aſchblau; Schwingen, Oberkopf und Oberhals braun; im Nacken ein weißer Fleck; Unterſeite und äußere Schwanzfedern weiß. In Virginien. Wilſon, Am., II, 15, 2.

Sittace (a. Geogr.), Hauptſtadt des Gaues Sittacene in Aſſyrien, zwiſchen dem Tigris und Suſiana, von Griechen gegründet (Plin. VI, 27, 31).

Sittaceä (Ornith.), Spechtmeiſen, Unterfamilie der Singvögelfamilie der Tenuirostres oder Dünnſchnäbler. Schnabel gerade, ſtark, kaum länger als der Kopf, Schwanzfedern kurz und weich, Hinterzehe und Sohlenballen ſtark, daher gute Kletterer. Leben im Sommer von Inſekten, im Winter auch von harten Früchten. Hierher die Gattungen Sitta u. Xenops.

Sittaceni (a. Geogr.), Volk an der Mäotis (Strabo XI, S. 495).

Sittaphiſches Gefilde (a. Geogr.), Gegend im Innern der Provinz Afrika, zwiſchen dem Berge Thambes und dem Fluſſe Bagradas (Ptol. IV, 3, 25).

Sittaras, baumwollene rohe Kattune von Patna, welche ſonſt die Holländer in Stücken von 24 Kobid Länge, 2 Kobid Breite aus Oſtindien nach Europa brachten.

Sittard (Geogr.), 1) preuß. Bauernſchaften, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Kempen; 200 und 1000 Einw.; — 2) belg. Stadt, Prov. Limburg, nordöſtlich von Maſtricht, am Abhang eines Berges, rechts am Geleen; Gerberei, Brauerei, Vieh- und Getreidehandel; 3700 Ew.

Sittavaka, vorderind. Stadt, Inſel Ceylon, öſtlich von Colombo, am gleichn. Fluß; Handel.

Sitte (Mos), die Art und Weiſe des Thuns und Laſſens im Verkehr mit Andern und in der Behandlung der äußern Lebensverhältniſſe, in ſofern ſie für eine größere Menge von Menſchen eine gewiſſe Gleichförmigkeit erlangt hat. Die S., als Aeußeres, ſteht mit einem Innern, der Geſinnung und Denkart, in einem, freilich nicht immer erkennbaren Zuſammenhang, den das griechiſche Wort Ethos ausdrückt. Die Sitten (Gewohnheiten, Gebräuche) eines Volks ſind ſtets abhängig von den Naturverhältniſſen, ſeiner Exiſtenz, ſeiner Geſchichte, ſeinen Bedürfniſſen, ſeinem Charakter ꝛc. und die Sittengeſchichte iſt eigentlich eine Geſchichte der Völker ſelbſt. Die Sitten der älteſten Völker entſprachen der einfachen Anſchauungsweiſe des patriarchaliſchen Alterthums, der Einfachheit aller damaligen Lebensverhältniſſe. Die nomadiſirenden Hirtenvölker hatten die einfachſten Sitten, weil ſie die einfachſten Bedürfniſſe hatten. Die nächſte Natur gab ihnen Alles, was ſie bedurften. Das Thier, das ſie erlegt oder erzogen, gab ihnen nicht nur Nahrung, ſondern auch Kleidung, das Fell des Widders, des Hirſches, des wilden Bären war ihr Gewand, es war auch ihre Decke im Schlafe, es ſpannte ſich als Zelt über ſie aus gegen Sturm und Regen, gegen den glühenden Brand der Sonne. Unter den tropiſchen Himmelsſtrichen war ein Gewand gar nicht von Nöthen. In völliger Nacktheit ging der Menſch einher und die unſchuldige S. fand nichts Anſtößiges in dieſer Blöße. Die größere Bequemlichkeit, die dem Ackerbauer ſeine Beſchäftigung gewährte, ſchuf ſchon neue Bedürfniſſe, die der Menſch im Naturzuſtande nicht gekannt. Es erwuchs ein ausgebildeteres Familienleben, ein gegliederteres Gemeinweſen, das ſich bald zum geordneten Staat ausbildete. Die Sitten und Gebräuche wurden nun ſchon mannichfaltiger, und dies deſto mehr, je mehr ſich die Menſchen neben einander drängten, je mehr Berührungspunkte zwiſchen den einzelnen Individuen gegeben waren, je ſtärker die Konvenienz durch die dichtere Bevölkerung, durch den Verluſt der alten Gleichheit hervortrat. Der Unterſchied der Beſchäftigung, des Vermögens, der Stände erzeugten eine Menge neuer Gewohnheiten, welche die alte Zeit nicht gekannt, Gewohnheiten, welche mit den Strömungen der geiſtigen Kultur ſich hoben und ſanken. Wie unendlich verſchieden waren die rauhen Sitten der nordiſchen Völker von den feinen Lebensgewohnheiten der geiſtig hochgebildeten Griechen und dieſe wieder von denen der Chineſen, bei denen im Laufe der Zeit alles geiſtige Leben gleichſam in äußern Formen erſtarrte! Wie verſchieden ſind ſelbſt wieder die Sitten verſchiedener Perioden eines und deſſelben Volkes, wie verſchieden z. B. die der alten Römer, der Eroberer der Welt, von denen der ſpäteren, der verweichlichten Sklaven der Cäſaren! Die Sitten der modernen Kulturvölker haben im Ganzen einen gemeinſamen Charakter, nur nüancirt durch Nationalität und Religion, welche letztere überhaupt ſeit den älteſten Zeiten einen Hauptfaktor in der Sittengeſchichte abgibt. Die Sittengeſchichte der einzelnen Völker hat in den ihnen gewidmeten Artikeln bereits eine überſichtliche Darſtellung gefunden und die einzelnen Gebräuche ſind beſonders bearbeitet worden, ſo die menſchliche Kleidung in dem Art. Trachten, die Beſtattung des menſchlichen Körpers in dem Art. Begräbniß, Sitten, die aus dem Rechtsverhältniß der Menſchen unter ſich entſpringen, in den Art. Familie, Gemeinde, Staat, Adel, Bürger, Bauer, Leibei-

genſchaft, Sklaverei u. A. Von beſonderer Wichtigkeit für die Sittengeſchichte iſt das geſchlechtliche Verhältniß, in ſofern S. und Gewohnheit beſondere Normen für ſeine Regelung feſtgeſtellt haben. In ſofern es in der Ehe eine feſte Baſis erlangt hat, ſ. den Art. Heirath (über die nach der Nationalität verſchiedenen Gebräuche bei der Schließung eines Ehebundes ſ. Hochzeit), über die außereheliche Verbindung der Geſchlechter, die Proſtitution, ſ. Konkubinat, Hetäre, Meretrix, Uneheliche Geſchlechtsverbindung und Sittenpolizei. Vergl. Wachsmuth, Allgemeine Sittengeſchichte.

Sittel, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. und Kr. Merſeburg; 150 Einw.

Sitten (Geogr.), 1) königl. ſächſ. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Leisnig; 200 Ew.; — 2) (franz. und ital. Sion), ſchweiz. Zehent, Kant. Wallis; darin das Thal Erolenis mit einer Salzquelle; — 3) Hauptſtadt des Kantons und des Zehents, Sitz der Regierung, des Biſchofs und ſeines Kapitels, mit circa 2700 Einw., an der Slonne, welche in tiefem, gemauertem, mit Balken bedecktem Bette mitten durch die Stadt fließt und unterhalb derſelben in die Rhone mündet. Von den öffentlichen Gebäuden ſind bemerkenswerth: die gothiſche Kathedrale oder deutſche Kapitelskirche, mit 15 Altären, vielen Gradmälern und mehren röm. Inſchriften; die St. Theodulskirche, vom Kardinal Matthäus Schinner erbaut; die Jeſuitenkirche, mit 2 ſchönen Altargemälden; das alterthümliche Rathhaus, der Kalendenthurm, der neue biſchöfliche Palaſt, das große Hoſpital, jetzt zum Theil zu einer Tabaksfabrik eingerichtet, dann die Ruinen des 1294 erbauten, 1788 abgebrannten biſchöfl. Schloſſes Tourbillon, auf einem 500′ hohen Felſen gegen Süden. Ein einziger, meiſt in Felſen gehauener Weg führt hinauf, an dem ſogenannten Hundethurm vorbei, in welchem ein Graf von Savoyen (im J. 1308) 20 Walliſer, die ihm widerſtrebten, enthaupten ließ; oben genießt man einer weiten Ausſicht bis gegen Leuk hin. Durch eine tiefe Einſenkung davon getrennt, liegt auf einem niedrigen Felſen, da, wo einſt ein römiſches Prätorium geſtanden haben ſoll, das alte Schloß Valeria, mit hohen Mauern und Thürmen verſehen, jetzt als Prieſterſeminar benutzt. Die ſehr alte St. Katharinakirche enthält in einer beſondern Kapelle das Grab des Generalvikars Matthias Will, zu welchem aus der Umgegend häufig gewallfahrtet wird. Auf dieſen Felſen wachſen verwildert verſchiedene für die Schweiz ſeltenere Pflanzen (Cactus opuntia, Ephedra distachya u. a.). Zwiſchen beiden Felſen befindet ſich die Allerheiligenkirche, und tiefer unterhalb Valeria die Ruine des 1788 abgebrannten Schloſſes Majoria, früher zuweilen ebenfalls Sitz des Biſchofs. Im Kollegium haben die nunmehr vertriebenen Jeſuiten eine Naturalienſammlung des Kantons angelegt, die für den Naturforſcher manches Intereſſante enthält. Außer der Hauptſtraße und dem neuern weſtlichen Quartiere ſind die übrigen Gaſſen meiſt enge und ſchmutzig, und der Reiſende, der hier einen Aufenthalt zu machen genöthigt iſt, wird lieber die an ſchönen Standpunkten reiche Gegend durchſtreifen, namentlich auf den Anhöhen gegen Savièſe und Granois, bei den Ruinen von Montorge über einem kleinen See, in welchem ein Theil des alten Sedunum verſunken ſeyn ſoll, zu dem über dem linken Ufer der Rhone vom Walde Thiung umkränzten Mayens de Sion, mit Sommerſitzen und Sennereien, zur Einſiedelei Longe Borgne, am Eingange ins Eringerthal u. ſ. f. — Von S. führen Fußwege über den Col de Cheville nach Bex, über den Sanetſch nach Gſteig und Saanen, über den Rawyl nach An der Lenk und Zweiſimmen; ferner öffnet ſich bei Bramois, am linken Ufer der Rhone, das Eringerthal und Conthry gegenüber das Nendazthal; auch führen von Nendaz die Päſſe über den Col de Verbier und Col d'Etablon nach dem Bagnesthal. Von S. führt die Straße in einiger Entfernung von der Rhone, zum Theil durch Weinberge, deren Beſitzer hoch in den Nebenthälern wohnen, nach St. Leonhard, an der Liena oder Raspille. Hier ſind beträchtliche Gypsgruben, und die Umgegend iſt für den Botaniker ſehr intereſſant, da hier der Granatbaum und die indianiſche Feige im Freien überwintern. Die Hitze ſteht hier im Sommer, im Schatten zuweilen bis auf 30° R., an den Felſen in der Sonne bis auf 48° R.; die Gegend iſt aber wegen der nahen Sümpfe ſehr ungeſund. Die Straße nähert ſich nun der Rhone, gegen deren immer weiter um ſich greifenden Verheerung ſtarke Dämme errichtet werden.

Geſchichtliches. S. iſt das Sedunum der Römer. Die alten Bewohner der Umgegend, die Seduner, kämpften gegen die Römer bei Octodurum, unterlagen und kamen unter römiſche Herrſchaft, erhielten aber die Rechte Latiums. Die Römer hatten hier feſte Burgen, wurden aber im 5. Jahrhundert von den Burgundern vertrieben. Das Bisthum wurde im 6. Jahrh. hierher verlegt. Im 14. Jahrh. wurde S. mehrmals belagert, erobert und verbrannt, 1798 von den Franzoſen im Sturme eingenommen und geplündert, dann im J. 1810, zur Zeit des franz. Kaiſerreichs, wurde S. Hauptſtadt des franz. Depart. du Simplon. In der Nähe iſt das Schlachtfeld la Planta, wo die Oberwalliſer am 13. Nov. 1475 10,000 Savoyer vernichteten. Der Biſchof von S. war ſonſt Fürſt des röm. Reichs.

Sittenbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Friedberg; 180 Einw.; — 2) (Alt-S.), Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Hersbruck; Poſtexpedition; 610 Einw.

Sittenbücher, von dem Lehrer über das ſittliche Verhalten der Schüler geführte Bücher, enthalten gewöhnlich Bemerkungen über Verletzungen der Schulordnungen, Störungen, Vergehungen, Schulverſäumniſſe, Zuſpätkommen, nicht gelieferte, oder zu ſpät und ſchlecht gelieferte Arbeiten ꝛc.

Sittendorf (Geogr.), 1) öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, Ldgr. Grafenegg, am kleinen Kampfluſſe; 330 Einw. — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Sangerhauſen; Rittergut; 340 Einw.

Sittengeſchichte, ſ. Sitte.

Sittengeſetz, ſ. Moral.

Sittenhardt, würtemberg. Weiler, Jaxtkr., Oberamt Hall; 220 Einw.

Sittenklaſſen, in Schulen Klaſſen, in denen die Schüler nach ihrer Sittlichkeit Plätze erhalten.

Sittenlehre, ſ. Moral.

Sittenlehrer, Einer, der Andere in guten Sitten unterrichtet, vgl. Moral.

Sittenlos, ohne gute Sitten.

Sittenpolizei (Staatsw.). Iſt nach R. von Mohl die Polizei im Allgemeinen die Geſammtheit aller jener verſchiedenartigen Anſtalten und Einrichtungen, welche bezwecken, durch Verwendung der Staatsgewalt diejenigen Hinderniſſe der allſeitigen Entwickelung der menſchlichen Kräfte zu entfernen, welche durch die Kraft der Einzelnen gar nicht, oder nur unvollſtändig, wohl aber durch die Anwendung der Geſammtkraft der Staatsbürger beſeitigt werden können, ſo hat nach demſelben Staatsrechtslehrer die S. insbeſondere für die zur Geiſtesausbildung nothwendigen Anſtalten u. Ordnungen, als da ſind die Volksſchulen, Seminarien, Gymnaſien, Realſchulen, Univerſitäten und Akademien, öffentliche Bibliotheken, Kunſtſammlungen und Gallerien, öffentliche Schauſtellungen, Theater, Koncerte, Zeitungsanſtalten, die Preſſe ꝛc., zu ſorgen und ſie zu überwachen. In dieſer ihrer poſitiven Aufgabe wird ſie auch Unterrichtspolizei genannt, und die Grundſätze, nach welchen ſie bei der Erfüllung derſelben verfährt, werden in der Praxis immer dieſelben ſeyn, von denen die öffentliche Gewalt überhaupt geleitet wird. Die Wünſche, die dabei in Frage kommen, werden in dem Art. Volksbildung ihren Ausdruck finden. Noch aber liegt der S. eine andere Pflicht ob (und in Rückſicht auf dieſe heißt ſie S. in engerm Sinne), deren Erörterung dieſe Zeilen gewidmet ſind: wir meinen die Fürſorge für die öffentliche Sittlichkeit, die Beaufſichtigung und möglichſte Abſtellung alles deſſen, was dem ſittlich unverdorbenen Menſchen Aergerniß geben kann. Es gehört vor allen Dingen dahin die Proſtitution od. die außereheliche Geſchlechtsverbindung als mehr oder minder offen betriebenes Gewerbe.

Schon das früheſte Alterthum kannte feile Frauen, die ihre Reize für Geld preis gaben, wie aus mehren bibliſchen Erzählungen hervorgeht. Das Hetärenweſen der Griechen war nichts Anderes, als eine dem Kulturzuſtand des Volkes gemäß verfeinerte Proſtitution, die jedoch eben ſo oft in den Schmutz der höchſten Gemeinheit herabſank. Nach Einigen ſoll es Solon geweſen ſeyn, der das Hetärengewerbe geſetzlich erlaubt habe, um dadurch der heftigen Sinnlichkeit der atheniſchen Jugend auf eine für die öffentliche Sittlichkeit weniger anſtößige Weiſe Genüge zu thun. Die atheniſchen Hetären waren meiſt freie Ausländerinnen od. Freigelaſſene, ſeltener frei geborene Bürgerinnen, die dadurch aber ihrer Bürgerrechte verluſtig gingen. Schutzverwandte und Freigelaſſene hielten in öffentlichen Häuſern ſchöne Mädchen als ihr Eigenthum und nahmen den Preis ihrer Gunſtbezeigungen an ſich, veräußerten ſie auch wohl anderweit, wenn ſich ein Liebhaber fand, der ſich den ausſchließlichen Beſitz einer Geliebten ſichern wollte. Eine andere Klaſſe von Hetären waren diejenigen, die ihre Reize auf eigene Rechnung verkauften; dieſer Klaſſe gehörten die berühmteſten Hetären (ſ. d.) des griechiſchen Alterthums an. Neben der Proſtitution des Weibes kannten aber auch die Griechen die Proſtitution des Mannes; ſchöne Knaben u. Jünglinge verkauften ſich für das Laſter der Knabenſchänderei (griechiſche Liebe). Wie in Griechenland, ſo trug auch in Rom der Venuskultus nicht wenig zur Ausbildung des Proſtitutionsweſens bei. An den Phallusfeſten, den Bacchanalien und Saturnalien, zeigte ſich die Sittenloſigkeit, beſonders in der ſpätern Zeit, in ihrer abſchreckendſten Blöße. Die Römer kannten nicht nur öffentliche Freudenhäuſer u. ſelbſtſtändige Luſtdirnen, auch in den Bädern fanden ſich gewöhnlich feile Frauen, welche die Sinnlichkeit für ihr Gewerbe ausbeuteten. War die griechiſche Ehefrau in der Regel keuſch, ſo fand in Rom das Proſtitutionsweſen ſchon Eingang in die Familien und die Geſchichte weiß von mehren üppigen Frauen aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft zu erzählen. Vgl. Meretrix. Der keuſche Sinn der Germanen kannte öffentliche Luſtdirnen wohl nicht, wenigſtens galt der fleiſchliche Umgang unverheiratheter Perſonen für eine Schmach und wurde hart beſtraft. Mit der röm. Kultur gewann aber auch die Sittenloſigkeit in den von jener berührten Ländern Boden und das europäiſche Mittelalter kannte neben der zarten ritterlichen Minne die Proſtitution in ihrer nackteſten Geſtalt. Das Koncil von Koſtnitz (1414 ff.) lockte nicht weniger als 700 gemeine Frauen, die in Häuſern gehalten wurden, herbei; der heimlichen Frauen waren wohl eben ſo viele; die ſchlechteſten lagen in Badſtuben u. Ställen, andere in Wirthshäuſern bei Wein und Spiel. Um dieſelbe Zeit gab es in Leipzig ein „Frauenhaus gemeiner Töchter", deſſen Genoſſinnen unter einer Vorſteherin unter gewiſſen Geſetzen zunftmäßig vereinigt waren. Nach Errichtung der Univerſität nannte der Volkswitz dieſe liederliche Wirthſchaft das Collegium quintum. Aehnliche Anſtalten fanden ſich in allen größern u. ſelbſt kleinern Städten. In Nördlingen verordnete der Rath, daß den Geiſtlichen der Beſuch der Frauenhäuſer bei Tage nachzuſehen ſey, ſie aber ſich nicht über Nacht darin aufhalten ſollten. In Köln mußten die ſtrengſten Geſetze gegen die Kupplerinnen erlaſſen werden, „welche Mädchen zur Unzucht verleiteten, ſie den Geiſtlichen zuführten, den Nonnen Gelegenheit machten, Ehemännern Anderer Ehefrauen verſchafften und die Entführung der Ehefrauen begünſtigten ꝛc." In Nürnberg ſtürmte der Verein der öffentlichen

Häuſer mehre Male die „ſtillen Wirthſchaften". Die pariſer Frauenhäuſer waren in einen Verein zuſamm ngetreten, der die Magdalena zu ſeiner Schutzheiligen erwählt hatte, und die öffentlichen Dirnen dieſer Stadt witterten in Jedem einen Sodemiter, der ſich durch ihre Lockungen nicht verführen ließ. Die Geiſtlichkeit trug einen großen Antheil an dem allgemeinen Sittenverderbniß jener Zeit; waren doch Knabenſchänderei u. Sodomie unter den Geiſtlichen hrrrſchend und die Entweihung des Beichtſtuhls ſprüchwörtlich geworden. Die Polizei nahm die öffentlichen Freudenhäuſer in ihren Schutz, und ſelbſt die Papſte zu Avignon ſcheuten ſich nicht, von den Höhlen des Laſters Vortheil zu ziehen. In letzterer Stadt ward die Vorſteherin eines Frauenhauſes nebrn dem Auguſtinerkloſter Aebtiſſin genannt. Bei den meiſten orientaliſchen Völkern galt und gilt die Proſtitution nicht als verächtliches Gewerbe; bei den Hindus bildet ſie ſogar einen Theil des religiöſen Kultus, indrm die Bajaderen für ein der Göttin dargebrachtes Opfer ſich in den Tempeln derſelben preisgeben und nach gewiſſer Zeit unentehrt in das burgerliche Leben zurücktreten. China deckt nicht nur ſeinen eigenrn, nicht geringen Bedarf an öffentlichen Frauen, ſondern verſorgt auch noch die angrenzenden Reiche, Siam, Tübet, Japan damit. In dem letztern Lande vertreten die Theehäuſer und Theegärten die Stelle der europäiſchen Bordelle. Die Mädchen, die man dort findet, ſind die Kinder dürftiger Aeltern und von dieſen ſchon in früheſter Jugend auf eine beſtimmte Anzahl Jahre vermiethet. In den Theehäuſern werden ſie zu Freudenmädchen erzogen und häufig auch für kürzere oder längere Zeit außer dem Hauſe vermiethet. Dem Mann, welcher ſie miethrt, dienen ſie in allen Stücken mit der größten Treue. Aus ſolchen Häuſern erhalten die Niederländer auf Deſima ihre Dienſtmädchen oder Haushälterinnen. Hat ein ſolches Mädchen ihre beſtimmte Zeit in einem Theegarten zugebracht, ſo kehrt ſie in die bürgerliche Geſellſchaft zurück, ohne daß der geringſte Flecken auf ihr haftet. Die Mädchen führen ſich nachher ehrbar auf u. ſchließen nicht ſelten noch gute Heirathen.

Ein weit grelleres Bild tritt uns in der modernen Proſtitution der europäiſchen Kulturländer entgegen. Die Unglückliche, die ſich, ſey es aus welchem Grunde es will, dem Laſter käuflich machte, iſt hier der Schande verfallen auf ewig und die Beiſpiele ſind ſelten, wo es für ſie eine Rückkehr gibt in den Schooß der bürgerlichen Geſellſchaft. Erliegt ſie nicht den Folgen der Ausſchweifung, endet ſie nicht ihr bejammernswerthes Daſeyn in irgend einem Spitale unter den Qualen einer ekelhaften Krankheit, ſo wartet ihrer im Alter Elend und Noth; denn Reichthümer vermag ſich nur die Mätreſſe eines Fürſten oder Großen zu ſammeln, die gewöhnliche Buhldirne erntet für ein Leben voll Schande nur Armuth und Entbehrung. Die ſchmutzigen alten Weiber, die man in größern und kleinern Städten bettelnd auf der Straße findet, die Kerichtſammlerinnen und Kloakenfegerinnen ſind meiſt invalide Prieſterinnen der Venus Vulgata und ihr Loos iſt noch ein glückliches zu nennen, wenn ihnen das Handwerk zu ergreifen vergönnt iſt, dem ſie ſelbſt einſt zum Opfer gefallen, das ehrloſe, aber einträglichere Handwerk der Kupplerinnen u. Gelegenheitsmacherinnen. Wir haben ſchon geſagt, daß wir hier von den gewöhnlichen Buhldirnen ſprechen, von denen, welche die Proſtitution als Gewerbe für Jedermann treiben. Die heimliche Sünde entgeht oft genug dem endlichen Lohn der Verworfenheit. Die vornehme Konkudine geht in Seide und ihre einflußreiche Stellung bedeckt den Makel ihres Gewerbes. Die Ehefrau, die im Verborgenen die Ehre ihres Mannes ſchändet, behauptet den Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft, den ſie längſt verwirkt; das Dienſtmädchen, das ſich preisgibt, um durch den Lohn dafür ihre Eitelkeit oder ihre Genußſucht zu befriedigen; das Bürgermädchen, das um derſelben Urſache willen ihre jungfräuliche Ehre verkauft, ſie werden oft noch geachtete Hausfrauen, wenn auch ſelten achtungswerthe. Eine ganz eigenthümliche Klaſſe der Proſtituirten ſind die Griſetten, Töchter der Armuth, die ihr Loos an das irgend eines Liebhabers knüpfen, dem ſie mit inniger Treue ergeben ſind, bis Ueberdruß oder ein Zufall das loſe Band trennt. Sie, die oft mit dem Manne ihrer Wahl arbeiten und ſtolz an ſeiner Seite ſich zeigen, gehören nicht zu den Verworfenern ihres Geſchlechts und das Loos ihres ſpäteren Alters iſt oft ein freundliches, wenn auch beſcheidenes. Als Näherinnen, Wäſcherinnen, Kinderwärterinnen träumen ſie von den ſchönen, flotten Tagen ihrer Jugend. Es iſt begreiflich, daß in großen Handels- und Reſidenzſtädten, wo ein großer Zuſammenfluß von Fremden Statt findet, das Gewerbe der Proſtitution auch die meiſten Genoſſinnrn zählt, die ſich in verſchiedene Abſtufungen abſondern, welche gegenſeitig mit Abneigung, Neid oder Verachtung ſich betrachten. Die glücklichſte Buhldirne iſt die, welcher es gelungen iſt, einen reichen Mann zu bezaubern, der eine Wohnung für ſie miethet und ihren Unterhalt beſtreitet. Es iſt häufig die erſte Stufe auf dem Wege zur niedrigſten Gemeinheit. Iſt ihr Liebhaber ihrer müde, ſo treibt ſie das Geſchäft auf eigene Hand fort, empfängt Beſuche, welche eine Kupplerinn ihr zuführt, bis der unſichere Erwerb ſie verlockt, in ein Bordell zu gehen, wo ſie zwar, ſo lange Geſundheit und Körperreiz dauern, Sicherheit des Unterhalts hat, aber auch allen ſelbſtſtändigen Willen verliert. Sie muß ſich hingeben ſelbſt gegen ihre Neigung und der Lohn, den ſie empfängt, gehört dem Wirthe, der ihr einen kleinen Theil gut ſchreibt und an den Auslagen für Kleidung und Nahrung abrechnet. Dieſe Auslagen überſteigen in der Regel das Guthaben drr Unglücklichen ſo ſehr, daß dieſe nur ſelten einen Ausweg aus der Laſterhöhle finden, bis ein Zufall den Kontrakt zerreißt. Ein grauenvolles Licht verbreitet über die Geheimniſſe ſolcher Anſtalten ein Prozeß, der jüngſt in München verhandelt wurde. Sind die Mädchen dem Bordell entgangen, ſo verſuchen ſie meiſt, ihr Gewerbe wieder ſelbſtſtändig zu betreiben, indem ſie die Männer

entweder in ihre Wohnungen locken oder den freien Himmel zur Decke nehmen. Die niedrigſte Staffel der Gemeinheit iſt nun erreicht; ſie führt unmittelbar in den Pfuhl des Verderbens. Häufig legt eine Unglückliche ihre ganze laſterhafte Laufbahn auf dieſer Stufe zurück. Was die Bordelle noch insbeſondere betrifft, ſo ſind ſie entweder öffentliche oder geheime. Erſtere ſtehen unter der Aufſicht der Polizei u. ihre weiblichen Angehörigen müſſen ſich einer wöchentlichen ärztlichen Unterſuchung unterwerfen. Die heimlichen Wirthſchaften, bei denen eine ſolche Kontrole nicht Statt findet und die daher auch weit gefährlicher ſind, treten in der verſchiedenſten Geſtalt auf, als Kaffeehäuſer, Schenken mit weiblichen Dienſtperſonal (wir erinnern nur an die berüchtigten Kellerwirthſchaften in einer gewiſſen ſchweiz. Stadt), ſogar als Penſionsanſtalten! Sie rekrutiren ſich theils aus ſchon gedienten Luſtdirnen, theils durch Vermittlung von Kupplerinnen aus Dienſtmädchen, welche das anſcheinend ſorgenfreie, luſtige Leben lockt, und den Töchtern armer Aeltern, welche die Noth zu dieſem Verzweiflungsmitteln treibt. Gefallene, von den Aeltern verſtoßene Mädchen ſuchen nicht ſelten ein Aſyl im Bordell. Es ſind aber auch Falle vorgekommen, wo man ſchöne Mädchen mit Gewalt entführte, um ſie dem Laſter zu überantworten. Paris, London ſind die Hauptſtädte der europäiſchen Proſtitution (in erſterer Stadt ſoll ſogar ein Bordell von Männern exiſtirt haben oder noch exiſtiren, wo üppige Frauen Befriedigung ihrer Lüſte fanden); doch ſtehen ihnen die deutſchen Haupt- u. Handelsſtädte wenig nach, an ihrer Spitze Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt ꝛc. Man hat berechnet, daß in Berlin das 8. Frauenzimmer von 16—45 Jahren eine Proſtituirte ſey. Der Verfaſſer des Buchs „Die Proſtitution in Berlin“ ſtellt folgende Klaſſen der Proſtituirten auf: Tanzdirnen, die in öffentlichen Tanzlokalen Bekanntſchaften anknüpfen; ein ſolches Lokal war in Berlin das Koloſſeum, wo ſich Perſonen aus allen Ständen einzufinden pflegten; Abſteigedirnen, die in eigens gemietheten Abſteigequartieren mit Männern zuſammentreffen oder ſie dahin führen; es ſind darunter oft Frauenzimmer aus den höchſten Ständen, die entweder aus Genußſucht, oder wegen zerrütteter Verhältniſſe ſich der Proſtitution ergeben; Schenkmädchen; Badedirnen; Straßendirnen; auf eigene Hand wohnende Dirnen, gewöhnlich Frauen reiferen Alters, oft Wittwen und Ehefrauen, die ihre ganze Familie durch die Proſtitution ernähren; Gelegenheitsdirnen, welche die Proſtitution gelegentlich betreiben, wohl die zahlreichſte Klaſſe, da alle Stände ihr Kontingent dazu liefern. Die ſchmuzigen Geheimniſſe aller dieſer geheimen u. öffentlichen Laſterhöhlen bedecken wir mit einem Schleier, und knüpfen an dieſe Darſtellung noch einige Bemerkungen über die Urſachen und Abhülfe dieſes Krebsſchadens unſerer ohnehin krankhaften geſellſchaftlichen Zuſtände.

Die Urſachen der Proſtitution ſind wohl zu allen Zeiten dieſelben geweſen: Genußſucht u. Sinnlichkeit auf der einen, Armuth und verwahrloſte Erziehung auf der andern Seite. Die Töchter einer proſtituirten Mutter ergreifen in neunundneunzig unter hundert Fällen das Gewerbe, dem ſie ihr Daſeyn verdanken. Man ſieht Mütter ihre Töchter in den Künſten des Laſters unterweiſen und eine Erwerbsquelle in der Entehrung ihrer Kinder ſuchen. Auch die bloße Armuth verführt nicht ſelten zur Schmach des Kinderverkaufs, wie denn überhaupt die immer mehr u. mehr überhand nehmende Armuth ein Pfahl im Fleiſche unſerer Zeit iſt. Fr. Saß erzählt in ſeinem Buche üb. Berlin ein rührendes Beiſpiel von der an der Kraft der Tugend verzweifelnden Armuth. Die Tochter armer Aeltern ſollte konfirmirt werden; traurig aber ſah man dem Ehrentag des Kindes entgegen, weil es an anſtändiger Kleidung gebrach. Da erbarmte ſich ein Student, der in dem Hauſe wohnte, der Trauernden, indem er dem Kinde ein Kleid kaufte. Wie erſtaunte er, als er am Tage der Konfirmation Abends nach Hauſe kam und die Konfirmandin, ſchön wie eine Roſenknoſpe, auf ſeinem Bette ſchlafend fand. Er rief die Aeltern, Aufſchluß über den ſeltſamen Beſuch fordernd, und erhielt die Antwort: da das Mädchen bei ihrer Armuth über kurz oder lang doch fallen werde, ſo habe man aus Dankbarkeit dem Wohlthäter des Mädchens auch die Erſtlingsfrüchte ihrer Reize gönnen wollen. Die Armuth iſt eine willfährige Kupplerin und das ſtrenge Urtheil verſtummt, wenn man bedenkt, daß eine Verzweifelte oft kein anderes Kapital kennt, mit dem ſie ſich die Mittel der Exiſtenz erringen kann, als die Entehrung ihres Leibes. Der Reichthum, die Wolluſt, die Gelegenheitsmacherei verſtehen dieſes Mitgift des Proletariats trefflich auszubeuten. Die unerfahrene Jugend, die vielleicht noch gar ein wenig Eitelkeit beſitzt u. ein Leben träumt, wie es die beneideten Reichen führen, widerſteht dem Glanz des Goldes nicht; bei den ſtandhaftern wendet man feinere Mittel an. Es gibt Kommiſſionäre in Berlin, erzählt E. Dronke in ſeinem „Berlin“, die mit reichen, vornehmen Wollüſtlingen in Verbindung ſtehen, denen ſie junge, unſchuldige Dienſtmädchen zuſchicken. Kommt ein ſolches Mädchen wieder zurück und erklärt, daß ſie bei einem unverheiratheten Manne, welcher ſie noch dazu beim erſten Empfang ſo zudringlich behandelt, keinen Dienſt annehmen werde, ſo beſtellt der Kommiſſionär das Mädchen auf einige Tage ſpäter wieder; dann heißt es, daß noch immer kein anderer Dienſt gefunden ſey und das Mädchen wird durch fortgeſetzte Vertröſtungen allmählig in immer tiefere Noth geſtürzt. Zuletzt redet ihr die Frau beruhigend zu, dort zu dem vornehmen Manne zu gehen, wo ſie ſich ja gut befinde u. überdies ja noch andere Mädchen ſeyen, und die Unglückliche fügt ſich zuletzt in ihr Verderben.

Eine Heilung dieſer Zuſtände iſt natürlich unter allen Verhältniſſen nicht möglich, ſo lange Genuß- und Gewinnſucht aus dem Verzeichniß menſchlicher Leidenſchaften nicht geſtrichen werden können, eine Beſſerung nur dann wahrſcheinlich, wenn es unſeren Staatsweiſen gelange, dem in furchtbarem Grade fortſchreitenden Pauperismus nicht nur Schranken zu ſetzen,

ſondern ihn auch abzuſtellen. Die Aeußerung eines ſolchen Wunſches ſchon genügt, uns in den Augen der herrſchenden Partei zum Socialiſten zu ſtempeln. Und doch wäre es die höchſte Aufgabe der S., mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß jedem Armen die Möglichkeit gegeben werde, auf ehrenhafte Weiſe ſein Brod zu verdienen. Würde dies erreicht u. nähme ſich der Staat der verwahrloſten Kinder an, ſo wäre eine reich ſtrömende Quelle des Laſters verſtopft, wenn auch das Uebel an ſich nicht gehoben. Alle andern Mittel erfüllen ihren Zweck nicht, wenn ſie ihm nicht gar völlig zuwiderlaufen. Die Frage, ob eine polizeiliche Ueberwachung und demzufolge eine Anerkennung der Bordelle für die öffentliche Sittlichkeit zweckdienlich ſey, hat eine lebhafte Kontroverſe hervorgerufen. Die Gegner der privilegirten Proſtitution wenden ein, daß es der Idee des Staats unwürdig ſey, mit dem Laſter Verträge abzuſchließen, wenn nicht gar es zu einer Einnahmequelle zu machen. Auf der andern Seite ward aber mit eben ſo gutem Recht geltend gemacht, daß es die Pflicht des Staates ſey, ein Uebel, das er abzuwenden außer Stande, wenigſtens durch weiſe Anordnungen ſo unſchädlich als möglich zu machen. Ein ſchlagendes Beiſpiel in dieſer Hinſicht gibt Berlin, wo ſeit Aufhebung der öffentlichen Häuſer die Zahl der Winkelbordelle und der Proſtituirten überhaupt ſich in hohem Grade gemehrt hat, abgeſehen von der jetzt weit allgemeineren Unſicherheit in geſundheitlicher Beziehung. Gänzliche ſtrenge Verbote haben, weil ſie nicht den Nerv des Uebels abzuſchneiden vermocht, die Proſtitution zwar aus der Oeffentlichkeit verdrängt, doch wüthet ſie im Geheimen nur um ſo verheerender, bis in den Schooß der Familien hinein ſich Bahn brechend. Die Geſetze faſt aller Staaten bedrohen die Unzuchtsvergehen zwar mit ernſten Strafen, aber das Laſter dreht in den meiſten Fällen dem Geſetz eine Naſe, und es wird ſo wenig damit erreicht, als mit der Entziehung des Rechts der Alimentationsklage, die das eigentliche Laſter in der Regel gar nicht trifft und häufig zu noch ſchwärzeren Verbrechen führt. Bildung u. Verbeſſerung des Looſes der Armen ſind, wir wiederholen es, die einzig wirkſamen Waffen, die Sittenloſigkeit jeglicher Art (und dahin gehört auch die Trunkſucht u. ſo manches andere Laſter, das man nur zu willfährig mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu bedecken geneigt iſt) ſiegreich zu bekämpfen, und ſie müſſen daher das höchſte Ziel u. Streben einer ihren Beruf wahrhaft erkennenden S. ſeyn. Vgl. übrigens Unzuchtsverbrechen.

Sittenſee, ſ. Burg-, Groß- und Klein-Sittenſee.

Sittenſpruch, kurzer Satz, der eine gute Lehre in Beziehung auf das äußere Verhalten des Menſchen enthält, Sentenz, Gnome.

Sitteo, ſpan. Domäne des Herzogs von Wellington, Prov. Granada, am Xenil, wurde ihm nach der Schlacht von Vittoria verliehen.

Sitter, ſchweiz. Fluß; entſteht aus drei, von verſchiedenen Alpen des Säntis u. Kamor kommenden Bächen, davon einer Abfluß des kleinen, ſehr tiefen Seealp-Sees iſt; durchfließt die Kantone Appenzell, St. Gallen und Thurgau und mündet bei Biſchofzell in die Thur, rechts. Nebenfluß: die Urnäſch, links, vom Säntis her.

Sitterdorf, ſchweiz. Dorf, Kant. Thurgau, an der Sitter; 200 Einw.

Sitterrah, Staat, ſ. v. a. Satarah.

Sitters, bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Obermoſchel; 170 Einw.

Sittewald, Philander von, ſ. v. a. Moſcheroſch.

Sittgelb, die gelbe Farbe, welche aus den Beeren des grünen Wegedorns bereitet wird.

Sittianorum colonia (a. Geogr.), ſ. Sittius.

Sit tibi terra levis (lat.), ſey dir die Erde leicht, Inſchrift auf römiſchen Leichenſteinen

Sittich (Geogr.), öſterr.-illyr. Schloß, Kr. Neuſtädtl, ehemaliges Ciſtercienſerkloſter an der Gurk, jetzt Staatsherrſchaft mit Bezirk. Dabei ein See, worin der Olm gefangen wird.

Sittich (Ornith.), Vögelgattung, ſ. v. a. Papagei, Psittacus *L.*

Sittichenbach, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Querfurt, ehemaliges Ciſternienſerkloſter, ſeit 1547 aufgehoben; königl. Domaine; 75 Einw.

Sittig, 1) den guten Sitten des geſellſchaftlichen Lebens entſprechend; — 2) ſ. v. a. ſittſam; — 3) ſ. v. a. ſanft, gelinde,

Sittiggrün, ſ. v. a. Papageigrün.

Sittigung, ſ. Civiliſation.

Sittina (Ornith.), nach Temminck, Vögelgattung. Arten unter Malurus *Temm.*, ſ. Motacilla. Typus: Malurus Acaclae *Rüpp.*

Sittingbourn, brit. alte Stadt, England, Grafſch. Kent, ſüdöſtl. von Rocheſter; 1660 E.

Sittirabudiren (ind. Rel.), Schreiber Dſchama's, der alle Handlungen der Menſchen in ein Buch zeichnet, wonach ſie dann gerichtet werden.

Sittius, Publius, zog zu Cäſars Zeiten mit einem Haufen Soldaten nach Numidien, leiſtete dort bald dieſem, bald jenem der einen Krieg führenden libyſchen Könige Hülfe und erwarb ſich durch treffliche Führung ſeiner Söldnerſchaaren einen Namen. In dem afrikaniſchen Kriege trat er mit dem mauritaniſchen Könige Bocchus auf Cäſars Seite, fiel in Gemeinſchaft mit Bocchus in das Reich des Juba ein, nöthigte dieſen durch Eroberung von Cirta, in ſein Land zurückzukehren, und wurde ſo Cäſars Retter. Auch nachher leiſtete er dem Cäſar noch manche gute Dienſte und erhielt von dieſem zur Belohnung den beſten Theil des vorhin von Maſiniſſa beherrſchten Gebietes, den er ſofort an ſeine Leute (die Sittiani) vertheilte (Sittianorum colonia). Nach Cäſars Tode ward er von Arabio, dem Sohne Maſiniſſa's, aus dem Leben geräumt.

Sittivaca, oſtind. Stadt, ſ. v. a. Sittavaka.

Sittkeim (Klein-, auch Zittkeim), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 150 Einw.

Sittliches Gefühl, ſ. v. a. Gewiſſen.

Sittlichkeit, ſ. Sittſamkeit.

Sittling, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Abensberg, an der Donau; 170 Einw.

Sittmann, Leonhard, Maler von Köln, bildete ſich ſeit 1819 zu München für die Hiſtorienmalerei und lieferte mehre Werke im Geiſte der älteren deutſchen Kunſtperiode, wendete ſich aber ſpäter von jener antikiſirenden Manier zur modernen Kunſtweiſe, in welcher er verſchiedene hiſtoriſche Bilder ausführte. Wir haben auch ein lithographirtes Werk nach Zeichnungen von S., nämlich eine Nachbildung des Dombildes in Köln (von Meiſter Wilhelm oder Meiſter Stephan), 5 lithographirte Blätter, Imp.-Qu.-Fol.

Sittna (Sitno), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Pilſen, Stadt Mies; 180 Einw.

Sittno (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) (Groß-S.), Prov. Poſen, R.-B. u. Kr. Bromberg; 100 Einw.; b) (Klein-S.), daſ.; 130 Einw.; c) Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Flatow; 330 Einw.; — 2) (Szytno), preuß. Amtsvorwerk, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Kulm; 110 Einw.

Sittow (Sittowy, Unter-S.), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſchaft Semil; 900 Einw.

Sittowa (Sittow, Ober-Sittow), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bitſchow, Herrſchaft Starkenbach, am rechten Ufer der großen Iſer, über welche hier eine Brücke führt; 440 Einw.

Sittſam, 1) den Regeln des Anſtands gemäß; — 2) ſ. v. a. züchtig, keuſch.

Sittſamkeit (Mor.), die Eigenſchaft, wo man Alles vermeidet, was den guten Sitten zuwiderläuft, beſonders alles Heftige, Geräuſchvolle, Uebertriebene, Auffallende, Unmäßige, namentlich in ſinnlichen Genüſſen u. Begierden. Die S. gilt vorzugsweiſe für eine Zierde des Weibes. Von der Sittlichkeit unterſcheidet ſie ſich dadurch, daß jene ſich nur auf die innern Sitten oder das Sittengeſetz, dieſe dagegen ſowohl auf die innern, als die äußern bezieht. Vergl Sitte und Moral.

Sittvogel (Ornith.), ſ. v. a. Kleiber, Sitta europaea *L.*

Sittybos (griech. Ant.), Büchertitel, ſ. Bücher.

Situaque, Stadt, ſ. v. a. Sittavaca.

Situation (v. Lat.), Lage, Stellung, überhaupt das Verhältniß nach außen, worin eine Perſon erſcheint, auch das Lebensverhältniß. In den ſchönen Künſten unterſcheidet man die S. von der Attitude (ſ. d.), unter welcher man die Stellung des Gegenſtandes für ſich allein verſteht, während die S. die Geſammtheit der Verhältniſſe bezeichnet, in welchen er ſich befindet. Die Attitude iſt daher nur den plaſtiſchen Künſten eigen, die S. aber den redenden, vorzüglich der erzählenden und wieder vorzugsweiſe der dramatiſchen Poeſie. Wie im wirklichen Leben ſich der Charakter des Menſchen an anderen Perſonen und Verhältniſſen entwickelt, ſo kann der poetiſche Charakter in dramatiſchen Dichtungen nur durch den Konflikt mit anderen Perſonen und den daraus entſtehenden Verhältniſſen zur Anſchauung gebracht werden. Hiernach beſteht jede Scene eines Schauſpiels wenigſtens aus einer S., deren ganze Bedeutung durch die Worte des Dichters erklärt wird. Die Auflöſung und Beendigung dieſer S.en gibt den verſchiedenen Gattungen des dramatiſchen Gedichts den Namen. Im Trauerſpiel gehen die S.en mehr aus dem Handeln der Perſonen, im Luſtſpiel mehr aus dem Zufall hervor. An ſich kann eine unglückliche S. eine Perſon nicht tragiſch, wohl aber eine lächerliche S. eine Perſon komiſch machen. Uebrigens können im Trauerſpiel komiſche, wie im Luſtſpiel ernſte S.en vorkommen. Die Auflöſung ernſter und unglücklicher S.en durch ſittliche und konventionelle, nicht poetiſche Gerechtigkeit bezeichnet das Schauſpiel. Die S. iſt alſo für den darſtellenden Künſtler nach deren allgemeiner Charakteriſtik zunächſt Gegenſtand ſeines Studiums, weil aus ihr die Bedingungen hervorgehen, unter denen der von ihm dargeſtellte Charakter auf ſeine Umgebung wirkt. Die ſchwierigſten S.en ſind für den Schauſpieler diejenigen, in denen der von ihm dargeſtellte Charakter ſelbſt täuſcht oder von Andern getäuſcht wird, weil das Publikum keinen Augenblick über das wahre Verhältniß in Unkenntniß bleiben darf. Wo im Drama die Schilderung der S.en die Charakteriſtik überwiegt, da tritt das Situationsſtück ein, das ſich mehr dem Epiſchen und Lyriſchen zuwendet, im Gegenſatz zum Charakterſtück. Opern ſind daher an ſich mehr Situationsſtücke, weil bei ihnen die Ausmalung der S. durch lyriſche Kunſt Hauptſache iſt. Das Idyll, die Romanze und Ballade haben meiſt nur die Darſtellung einer poetiſchen S. zum Gegenſtande.

Situationsbuch, ſ. v. a. Hauptbuch.

Situationsfläche, beim Defilement eines Feſtungswerks die in Gedanken von dem höchſten Punkt einer nahen Anhöhe nach dem durch das Feſtungswerk zu ſchützenden Terrain hin gelegte Fläche.

Situationskarte (Situationsplan), ſ. Situationszeichnen.

Situationszeichnen, ein Theil der Arbeiten bei Anfertigung von topographiſchen Karten und Plänen, begreift ſowohl das Zeichnen beim Aufnehmen ſelbſt, das Auszeichnen nach beendigter Aufnahme, als auch das Kopiren von Aufnahmen oder topographiſchen Plänen, die nach Modellen gefertigt oder willkürlich zuſammengeſtellt werden. Unter einer topographiſchen Karte, einem Situationsplane, verſteht man einen nach verjüngtem Maßſtabe entworfenen Grundriß oder die orthographiſche Horizontalprojektion eines Theiles der Erdoberfläche. Iſt die Verjüngung unter 1 : 100,000, ſo nennt man die gefertigte Horizontalprojektion einen Situationsplan; iſt dieſelbe größer, ſo nennt man die Projektion eine Karte. Das Aufnehmen lehrt die Horizontalprojektionen größerer oder kleinerer Theile der Erdoberfläche entwerfen, und das S. gibt die nöthigen Anweiſungen, nach denen man dieſe Aufnahmen auszeichnet oder kopirt und in denſelben die Unebenheiten der Erdoberfläche ausdrückt. Ein guter militäriſcher Situationsplan oder eine dergleichen topographiſche Karte enthält mit Berückſichtigung des gewählten Maßſtabes und der zur Aufnahme und Auszeichnung gegebenen

Zeit, nicht allein alle möglicher Weiſe ausdrückbaren militäriſch wichtige, hydrographiſche und chorographiſche Gegenſtände, alle Bewachſungen und Bedauungen, d. h. Alles, was man auf Karten und Planen (wiewohl nicht ganz mit Recht unter der Benennung Topographie verſteht), ſondern auch alle orographiſchen Gegenſtände, d. h. alle Terrainunebenheiten. Da jedoch die topographiſchen Gegenſtände gewöhnlich nur durch Zeichen (Charakter) ausgedrückt werden können, dieſe Zeichen oft in der Maſſe verſchwinden, beſonders aber weil eine Menge jener Gegenſtände Eigennamen haben, ſo muß jeder Situationsplan beſchrieben werden. Es iſt bekannt, daß aus geometriſchen Grundriſſen nur die horizontalen Entfernungen abgenommen werden können. Jeder Situationsplan iſt aber ein ſolcher, mithin gibt er die wahren Längen der Terrainunebenheiten nie unmittelbar. Die Art und Weiſe, wie man die letzteren im Grundriß darſtellt, iſt nun zwar darauf berechnet, daß man die Böſchungswinkel und danach auch die wahren Längen und Höhen taxiren kann, allein ſobald es auf eine gewiſſe Genauigkeit ankommt (z. B. beim Anlegen von Feldverſchanzungen), ſo wird man die Sitnationspläne noch mit Profilen verſehen müſſen. Das Zeichnen jedes allgemein brauchbaren, militäriſchen Situationsplanes zerfällt daher in folgende vier Abſchnitte: 1) Auszeichnung aller hydrographiſchen nnd chorographiſchen Gegenſtände, ſo wie aller der Bewachſungen und Bebaunungen, oder Auszeichnung der Topographie; — 2) Darſtellung der Terrainunebenheiten; — 3) Beſchreibung; u. — 4) Profilirung der wichtigſten Terrainunebenheiten. Was die **Darſtellung der topographiſchen Gegenſtände** eines Situationsplanes (Topographie im engern Sinne des Worts) anlangt, ſo verweiſen wir auf den betr. Art. Die **Darſtellung der Terrainunebenheiten** iſt für den Militär der wichtigſte Theil des S.s. Die Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung dieſer Kunſt fällt im Allgemeinen mit der Geſchichte des Kartenweſens zuſammen. Die frühern Karten und Pläne waren hinſichtlich der Darſtellung der Terrainunebenheiten höchſt mangelhaft und unzuverläſſig und ſelbſt bis in die neuere Zeit, wo die Fortſchritte in der Geographie, Geognoſie, Terrainlehre, der Mathematik, Projektionslehre, die Verbeſſerung der Inſtrumente &c. es möglich und die veränderte Kriegführung es dringend nothwendig machten, den lange gefühlten Mängeln abzuhelfen, bemühte man ſich vergebens, ein allen Anforderungen entſprechendes Syſtem aufzuſtellen. Erſt der ſächſiſche Major Lehmann löſte dieſe Aufgabe mit dem beſten Erfolge und ſein Syſtem, die ſchiefe Fläche in der Horizontalprojektion oder die Terrainunebenheiten in einem Situationsplane auszudrücken, iſt unter allen bisher veröffentlichten das entſprechendſte und genügt allen Anforderungen. Dieſe Anforderungen ſind folgende: Zuerſt verlangt man, daß eine entſprechende Theorie, auf mathematiſchen, optiſchen u. überhaupt wiſſenſchaftlichen Grundſätzen beruhe, und ſich von willkürlichen Annahmen und Beſtimmungen möglichſt frei halte; ferner, daß der praktiſchen Ausführung der aufgeſtellten Theorie nicht unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen treten, d. h. daß ſich auch ein weniger geübter Zeichner, ohne unverhältnißmäßigen Zeitaufwand, ihrer bedienen kann; dann, daß jeder die Theorie Kennende im Stande iſt, auf einem nach ihr gezeichneten Situationsplane die Böſchungswinkel von 5—5° und hiernach die wahren Längen der ſchiefen Flächen, ſo wie die gegenſeitigen Ueberhöhungen der Terrainunebenheiten zuerkennen und abzuſchätzen; weiter, daß die vollendete Zeichnung ein Bild gebe, welches auf das Auge des Beſchauers den Eindruck plaſtiſcher Arbeiten oder eines Modelles mache, ſo daß Jeder, der die Theorie auch nicht kennt, wenigſtens eine Generalidee von dem dargeſtellten Terrain erhält, und endlich muß die Theorie geſtatten, daß man ſie ſowohl bei Karten als auch bei Situationsplänen, mithin bei allen Verjüngungen, wo die Darſtellung der Terrainunebenheiten überhaupt noch möglich bleibt, anwenden kann. Die Hauptgrundſätze, die man ſeit Lehmann jeder guten Theorie der Darſtellung der ſchiefen Fläche auf der Horizontalebene unterlegt, ſind: 1) ſenkrechte Beleuchtung, ſo daß jede gleich große und gleich geneigte Fläche, gleich viele Lichtſtrahlen auffängt und daß alle Schlagſchatten wegfallen. — 2) Jede der verſchieden geneigten Flächen erhält eine aus ſchwarz und weiß gemiſchte (gemengte) Färbung, die mit dem Neigungswinkel im Verhältniß ſteht, und zwar ſo, daß nach der Lehre vom reflektirten Lichtſtrahle die ſteiler geneigten Flächen dunkler erſcheinen, als die weniger geneigten. — 3) Die Grenzen der anszudrückenden Böſchungswinkel liegen zwiſchen 0 und 45°, da ſteilere Böſchungen in militäriſcher Beziehung nur einen paſſiven Einfluß ausüben. Dieſer auf Erfahrung beruhenden Beſtimmung analog ſind die Färbungen ſo angeordnet, daß ſie ſich zwiſchen weiß und ſchwarz bewegen, wo dann weiß oder das volle Licht einen Böſchungswinkel von 0°; ſchwarz oder der volle Schatten einen ſolchen von 45° angibt. Was nun die Ausführung der Färbungen ſelbſt anlangt, ſo hat man drei verſchiedene Wege einzuſchlagen. Der eine beſteht darin, daß man die Flächen mit ſchwärzeren oder bläſſern Tuſchtönen laſirt, wo es nöthig, verwäſcht; der zweite, daß man dieſelben mit ſtärkeren oder ſchwächeren, enger oder weiter von einander ſtehenden Punkten überſtreut; der dritte, daß man dieſelben mit Strichen überzieht. Einige ſchlagen auch vor und unternahmen es verſuchsweiſe, die Laſir- und Punktirmanier mit der Strichmanier zu verbinden. Indeß hat ſich bis jetzt nur die Strichmanier einer allgemeinen Anwendung zu erfreuen gehabt, was den ſicherſten Beweis für ihre größere praktiſche Brauchbarkeit gibt. Beſonders gereicht aber der Strichmanier der Umſtand zum Vortheile, daß man bei ihr den Fall und die Richtung der Böſchungen auf eine ſehr in die Augen fallende Art wahrnimmt. Ferner laſſen ſich bei ihr die Terrainunebenheiten auch bei ſehr verjüngtem Maßſtabe, und überhaupt bei kleinen Partien, viel beſtimmter und klarer ausdrücken, ſo wie die durch Färbung mit Strichen ausge-

drückten Böſchungswinkel leichter beurtheilen und leſen, als es bei der Färbung durch Laſiren und Punktiren der Fall iſt. Der Tuſchmanier iſt noch beſonders vorzuwerfen, daß bei ihr das Papier naß wird, ſich ausdehnt und die Pläne daher an Richtigkeit verlieren. Indeß kann man nicht in Abrede ſtellen, daß die Tuſchmanier in Hinſicht auf ſchnelle Ausführung der Strichmanier etwas überlegen iſt. Die Punktirmanier iſt unbedingt die ſchlechteſte, denn ſie trägt den Charakter des Unbeſtimmten und Verwiſchten faſt noch mehr als die Tuſchmanier, u. verlangt zur Ausführung ungemein viel Zeit. Man findet ſie daher auch nur ſehr wenig und dann gewöhnlich nur in geſtochenen und lithographirten Karten oder in Verbindung mit der Strichmanier oder bei beſondern Veranlaſſungen angewendet. Bei der als vorzüglich anerkannten Färbungsart der ſchiefen Flächen in der Horizontalprojektion durch Striche (Schraffire) hat man eine große Menge von Manieren vorgeſchlagen, in denen jedoch nur die 4 folgenden berückſichtigt zu werden verdienen. Die erſte dieſer Strichmanieren enthält das lehmannſche Syſtem. Die zweite iſt die Manier des ſogenannten Ueberkreuzens der Striche, die bei Auszeichnung von Aufnahmen in ſehr großem Maßſtabe weſentliche Dienſte leiſtet, weil ſie die in ſolchen Fällen ſo wünſchenswerthe Gewinnung kräftiger Schwärzen zuläßt. Die dritte Strichmanier iſt die, die in der öſterreichiſchen Armee unter der Benennung „Generalſtabsmanier“ bekannt und bereits vielfach angewendet iſt. In der Theorie mit der lehmannſchen ganz übereinſtimmend, weicht ſie nur in der Ausführung von derſelben ab. Um nämlich die Schwierigkeiten zu beſeitigen, die der wenig geübte, oder ungeſchickte Zeichner bei Anwendung des lehmannſchen Syſtems findet, kam man auf die Idee, den Strichen eine gleiche mittlere Stärke und einen dergleichen Abſtand zu geben. Um nun zu verſchieden geneigten Böſchungen die entſprechenden Färbungen zu geben, ſo bereitet man neue Tuſchtöne, die mit den Schwärzen der lehmannſchen Scala übereinſtimmen, und die Neigungswinkel von 5—5° ausdrücken. Die Zwiſchentöne ſo wie die Uebergänge werden durch wiederholtes Uebergeben, oder durch verſtärktes Andrücken der Feder erzielt. Situationspläne nach dieſem Syſteme gezeichnet, geben ein ſehr ſchönes Bild der dargeſtellten Terrainunebenheiten und gleichen in der Entfernung angeſehen, wo die einzelnen Striche dem Auge entſchwinden, ganz den nach der lehmannſchen Manier ausgeführten Plänen. Es iſt nicht zu leugnen, daß die in Rede ſtehende Manier viel Anſprechendes hat, beſonders da ſie ſich bei allen Verjüngungen anwenden läßt. Dennoch möchte dies Syſtem in Bezug auf leichte und ſchnelle Ausführung für den eigentlichen Militärgebrauch unanwendbar ſeyn. Die vierte Art, die wahre Länge der ſchiefen Fläche und deren Neigungswinkel in der Horizontalprojektion auszudrükken, beſteht darin, daß man den Strichen für die Neigungswinkel von 5—5° beſondere Formen gibt. Es ſind eine Menge ſolcher Syſteme aufgeſtellt worden, unter denen das müfflingſche das bekannteſte iſt; doch bieten ſie ſämmtlich bei all ihren Vortheilen ſo viel Nachtheile, daß man dem lehmannſchen Syſteme den Vorzug vor allen übrigen zugeſtehen muß, da es nicht nur auf ſtreng wiſſenſchaftlichen Grundſätzen beruht, ſondern auch für alle vorkommenden Fälle bei Karten und Plänen zu richtigen u. genauen Darſtellungen der Terrainunebenheiten ausreicht, nur in einzelnen wenigen Fällen durch die Leiſtungen der andern Syſteme übertroffen wird und für die Arbeiten im Felde beſonders geeignet iſt. Schon mehrfach iſt bemerkt worden, daß ein Hauptvortheil der Strichmanier gegen die übrigen darin beſtehe, daß die Richtung der Striche zugleich den Fall der Böſchungen angebe. Ein großer Theil der Unebenheiten der Erdoberfläche hat nämlich ſeine Bildung, wenigſtens was die äußern, weicheren Schichten betrifft, durch die Einwirkungen des abfließenden Waſſers erhalten, ſo daß die Böſchungen der Erhebungen und Verſenkungen nach den Richtungen der nach den Geſetzen der Schwere ablaufenden Flüſſigkeiten geformt ſind. Legt man daher die Situationsſtriche nach der Richtung desjenigen Schenkels eines Böſchungswinkels, der in der Böſchungsfläche liegt, ſo drückt man dadurch in Situationsplänen die Richtung des Falles der Böſchungen aus, und es kommt nur darauf an, die Lage jenes Schenkels zu beſtimmen. Man denke ſich zu dieſem Behufe einen frei ſtehenden Berg durch eine beliebige Menge immer gleichen vertikalen Abſtand beibehaltender horizontaler Ebenen durchſchnitten; ſo werden auf der Böſchungsfläche des Berges eine gleiche Menge in ſich zurückkehrender, gekrümmter Schnittlinien entſtehen. Dieſe Linien nennt man Horizontalen und ſie ſind die Durchſchnittslinien zwiſchen den horizontalen Schnittflächen und den Böſchungsflächen. Da nun die Schenkel des Winkels, der die Größe des Neigungswinkels zweier ſich ſchneidenden Ebenen mißt, ſenkrecht auf der Schnittlinie ſtehen, ſo müſſen auch die Situationsſtriche ſenkrecht auf den horizontalen ſtehend gezeichnet werden. Daher iſt umgekehrt jede Linie, welche die Situationsſtriche rechtwinkelig ſchneidet, eine Horizontale. Wie die Horizontalen auf dem Terrain gefunden und eingetragen werden, lehrt das Aufnehmen. Da jedoch die Horizontalen im geometriſchen Grundriſſe nur ſelten parallel mit einander laufen, ſo wird man die Striche häufig krümmen und etwas keilförmig zeichnen müſſen, weil man um Zeit zu erſparen und die Arbeit zu erleichtern, ſo wenig als möglich Horizontalen annimmt. An ſolchen Stellen jedoch, wo ſich die Horizontalen zu weit entfernen, die Striche demnach zu lang gekrümmt und keilförmig ausfallen würden, muß man ſogenannte Zwiſchen- oder Hilfshorizontalen, d. h. ſolche Horizontalen anlegen, die nicht um den ganzen Berg herumgehen. Es bleibt jetzt nur noch übrig, etwas über die den Situationsſtrichen zugehende Länge zu ſagen. Dieſelbe hängt von der angenommenen Verjüngung des Maßſtabes und der Beſchaffenheit der Partien ab, und wird durch den ſenkrechten Abſtand der Horizontalen beſtimmt. Bei ſehr verjüngtem Maßſtabe oder kleinen

Partien wird man die Horizontalen enger an einander legen und umgekehrt. Im letztern Falle kommen dann, beſonders bei den bloßen Partien, die Hilfshorizontalen ſehr in Anwendung, weil man die Strichlange für 45° Böſchungswinkel als Normallänge annimmt. Uebrigens kann man ſich ſehr leicht auf geometriſchem Wege Strichlängenmaßſtabe entwerfen, allein dieſelben ſind bei richtig, angelegten Horizontalen überflüſſig, denn letztere beſtimmen die Strichlängen ſchon von ſelbſt. Die ganze Theorie der Horizontalen und Strichlagen iſt das Vollkommenſte, was man ſich für die Darſtellung der Terrainunebenheiten denken kann. Man erſieht mittelſt derſelben ſogleich, welche Unebenheiten ſich überhöhen, ob ein Weg, eine Schlucht ꝛc. fällt oder ſteigt, indem man nur die Horizontalen zu verfolgen, oder die Winkel zu beobachten braucht, welche die Situationsſtriche mit dem Wege oder der Schlucht ꝛc. einſchließen. Noch iſt einer ganz eigenthümlichen Darſtellungsart der Berge zu gedenken, die darin beſteht, daß man nur Horizontalen zieht, die bei 45° Böſchungswinkel ſo dicht an einander liegen, daß die Striche in einander fließen, und ſomit die ganze Schwärze erlangt wird. So mathematiſch richtig nun an und für ſich die Theorie iſt, und ſo ſchön und wahr ſich noch einzelne nach ihr gezeichnete Berge dem Auge darſtellen, ſo unanwendbar iſt ſie bei Zeichnungen größerer Partien und ganzer Pläne, abgeſehen von der überaus ſchwierigen Zeichnung, denn die Ausführung verlangt ein genaues und wegen der kurzen Stationen ſehr zeitraubendes Nivellement. Beim *Beſchreiben der Pläne* kommt nicht nur eine reine deutliche Schrift in Betracht, ſondern auch die Wahl der Schriftart, die Höhe der Schrift und die Abkürzung der Worte. In Anſehung der Schriftart entſprechen die ſtehenden und liegenden römiſchen Buchſtaben und Ziffern vorzüglich, jedoch wird auch für niedrige Schrift die Kurſivſchrift ſehr häufig angewendet. Die Schrifthöhe und zum Theil die Wahl der Schriftart beſtimmt ſich überhaupt nach dem Maßſtabe, in welchem der Plan gezeichnet wurde, und nach der Größe des Plans; für die einzelnen Worte hingegen, nach der Wichtigkeit des zu beſchreibenden Gegenſtandes, zuweilen auch nach dem vorhandenen Raume. Beſonders wichtige Gegenſtände, wie z. B. Städte, Feſtungen, Gebirge ꝛc. beſchreibt man oft nur mit großen Buchſtaben. Sehr empfehlenswerth iſt es, wenn man für Gegenſtande einerlei Art, z. B. für alle Gewäſſer, Orts- und Eigennamen ꝛc. durchgehends eine und dieſelbe Schriftart verwendet und dieſelbe nach Umſtänden höher oder niedriger, auch wohl weiter oder enger ſchreibt. Hinſichtlich der Wortabkurzungen und der Beſchreibung durch einzelne Buchſtaben laſſen ſich keine beſtimmten Regeln geben. Man muß deshalb da, wo eine ſehr abgekürzte Schreibart angewendet wurde, den Zeichnungen erklärende Beſchreibungen beifügen. Das *Profiliren* iſt abgeſehen von ſeiner Nothwendigkeit in einzelnen Fallen, ein ſehr gutes Mittel, um ſich von der richtigen Darſtellung der Terrainunebenheiten in einem Situationsplane zu überzeugen. Ein Terrainprofil iſt die Anſicht oder die Frontalprojektion einer vertikalen Schnittfläche durch daſſelbe nach irgend einer Linie im geometriſchen Grundriſſe. Dieſe Schnittlinien im Grundriſſe können entweder gerade oder gekrümmt ſeyn. Im erſten Falle erhält man durch die Profile die Anſichten willkürlicher Schnittflächen, die jedoch immer ſo angeordnet werden (indem man die Schnittlinien im Grundriß bricht), daß man aus ihnen die gegenſeitigen Ueberhöhungen der wichtigſten, höchſten oder tiefſten Terrainunebenheiten erſehen kann. Im zweiten Falle folgen die Schnittlinien im Grundriſſe den Biegungen der Situationsſtriche, und die auf dieſem Wege erhaltenen Profile geben die Schnittflächen in der Richtung der geneigten Flächen, alſo auch die wahren Neigungswinkel der Böſchungen, was bei der erſten Art von Profilen nicht der Fall iſt. Zuweilen legt man auch die Profile nach willkürlich gekrümmten Linien, indem man z. B. den Windungen eines Weges, eines Kanals ꝛc. folgt, um das Steigen oder Fallen genau beurtheilen zu können. Alle dieſe Profile werden auf gleiche Art konſtruirt, indem man ſie mit Hülfe des bekannten Böſchungswinkels und der abgenommenen horizontalen Länge der Schnittlinien im Grundriſſe zwiſchen zwei Horizontalen; oder dem gegebenen ſenkrechten Abſtande zweier Horizontalen; aus den einzelnen Profilen zwiſchen zwei Horizontalen zuſammenſetzt. In einzelnen Fällen, beſonders bei ſehr verjüngten Maßſtaben oder bei Mangel an Raum, um das ganze Profil größer zeichnen zu können, macht man zuweilen nicht ohne Nutzen die ſenkrechten Abſtande 1 bis 2 mal größer als es der Maßſtab angibt, ohne die horizontalen Längen zu verändern. Man darf dann jedoch nie vergeſſen, dieſen Umſtand ſchriftlich zu bemerken, und das Verhältniß der Länge zur Höhe anzugeben. Ueberhaupt iſt es nothwendig, die Schnittlinien im Grundriſſe und die nach demſelben entworfenen Profile mit gleichen Buchſtaben zu beſchreiben. Jeder Situationsplan wie jede Karte muß außer den aus dem bisher Geſagten abzuleitenden Eigenſchaften noch mit einer entſprechenden Ueberſchrift, einem zweckmäßig beſchriebenen Maßſtade und einer richtigen Orientirung verſehen ſeyn. — Um das S. zu erlernen, iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man einige Uebungen im Freihandzeichnen hat. Der Anfänger wird wohl thun, wenn er, ſobald ihm die nöthigen mathematiſchen Vorkenntniſſe nicht abgehen, zuerſt die Theorie ſtudirt, dann erſt zum Zeichnen übergeht, und dabei mit dem Ziehen von Strichen jeder Art, erſt mit Bleiſtift, dann mit der Feder beginnt. Iſt er darin feſt, ſo kann ſich derſelbe im Nachbilden kleiner, dann größerer Bergpartien endlich im Zeichnen ganzer Berge üben. Hat der Zeichner auch hierin Feſtigkeit erlangt, ſo geht er zur Auszeichnung der ſogenannten topographiſchen Gegenſtände über und kopirt endlich großere Situationspläne. Zum Schluß aller Uebungen wird das Zeichnen nach Modellen mit oder ohne Schwärzenſcala, aber ohne Original, als die beſte Vorſchule für das mit dem S. ſo eng ver-

bundene Aufnehmen noch ganz beſonders em=pfohlen.

Situla (lat.), 1) Gefäß zum Ausſchöpfen des Waſſers; — 2) kleiner Stern im Waſſermann.

Situs (bot. Term.), die Lage, die Bezeichnung der Stelle, welche die äußern Organe in Bezug auf ihre Achſe, oder die Theile in Bezug auf das Organ, welchem ſie angehören, einnehmen, ob ſie nämlich am Grunde, am Gipfel oder am Rande, ob ſie vorn, hinten, an der Seite u. ſ. w. befindlich ſind. Als Beiwort ſ. v. a. gelegen, z. B. Embryo extra albumen situs, der Keim außerhalb des Eiweißes gelegen.

Sitvatorok, Ort in Ungarn. Hier wurde am 11. Nov. 1606 ein Zeitfriede auf 20 Jahre zwiſchen den Türken und den Ungarn geſchloſſen, der erſte Vertrag, welchen die osmaniſche Pforte mit den Chriſten ſchloß.

Sit venia verbo (lat., dem Worte ſey Verzeihung), mit Erlaubniß zu ſagen.

Sitz, 1) die Handlung des Sitzens; — 2) die Befugniß, durch welche man Mitglied eines Kollegiums iſt und die vollen Rechte eines ſolchen Mitgliedes ausübt; daher Sitz und Stimme haben; — 3) Ort, wo man ſitzt, oder ein Gegenſtand, welcher dazu beſtimmt iſt, daß man ſich darauf ſetzt, daher ſ. v. a. Thron, Seſſel, Stuhl, Bank; — 4) ſ. Sattel; — 5) (Jagdw.), der Platz, wo vierläufige Jagdthiere im Lager oder Bett gelegen haben; — 6) ſ. v. a. Wohnort.

Sitzanker, ein großer Anker, der ſtets im Hafen oder auf einer Rhede eingefeſtet bleibt, um mittelſt deſſelben Fahrzeuge heranziehen zu können.

Sitzbad, ſ. Bad (Med.).

Sitzbank, 1) die Bank des Webſtuhls, worauf man zeddelt und die Scheergiebe an der Kurbel umdreht; — 2) eine Bank für die Vorgeſetzten am Hintertheile kleiner Fahrzeuge.

Sitzbein (Anat.), ſ. Becken.

Sitzbeinarterie (Anat.), ſ. Beckenarterien.

Sitzbeinausſchnitt (Anat.), ſ. Becken.

Sitz der Akkorde (Muſ.), diejenigen Töne, über welchen ein Akkord aufgebaut iſt, oder die Stufen der Tonleiter, welche zur Grundſtimme eines Akkordes dienen. So hat der Hauptſeptimenakkord ſeinen Sitz auf der Dominante oder 5. Stufe der Tonleiter der Tonika. Den Sitz der verſchiedenen Akkorde ſ. unter deren beſonderen Artikeln.

Sitzen, 1) (Phyſiol. und Sittengeſch.), eine der Stellungen, in denen der Körper verharrend ſich befindet. Beim S. bildet das Becken mit ſeinen Hervorragungen (Sitzknorpeln) den Stützpunkt für den obern Körper, während die gebogenen Oberſchenkel, mit den hintern, das Oberſchenkelbein überziehenden Muskeln, beſonders den Glutäen, die mit ihrem Fettüberzug ein natürliches Polſter bilden, auf der als Sitz gewählten Fläche aufruhen und die Unterſchenkel mit dem Plattfuß entweder ebenfalls auf horizontaler Fläche gerade ausgeſtreckt oder ſeitwärts und einwärts eingebogen über das Kreuz gelegt ſind (wie beim S. der Morgenländer auf platter Erde) oder in die Höhe gehoben werden, ſo daß die Ferſen an das Geſäß gezogen ſind (wie beim S. wilder Völker), oder abwärts gerichtet ſind (wie bei dem S. auf erhöhtem Sitze), ſo daß entweder die Füße frei herab hängen oder bei verhältnißmäßiger Höhe des Sitzes der Plattfuß jedes Schenkels den Boden berührt. Da beim S. die Fußmuskeln rein paſſiv ſind, ſo iſt dieſe Körperſtellung eine zum Ausruhen taugliche, dagegen wird auch beim S. durch Emporheben des Beckens und Herabhängen der Hände die Bruſt bedeutend beengt, was zwar durch völlig gerades S. ſehr verringert werden kann, dann aber auf die Dauer eine zu große Anſtrengung für die Rückenmuskeln verurſacht, weshalb ſich auch Sitzende gewöhnlich mehr oder weniger der natürlichen Herabſenkung des Oberkörpers durch ſeine eigene Schwere überlaſſen. Bei anhaltendem S. werden oft mancherlei Beſchwerden im Unterleibe verſpürt, daher eine ſitzende Lebensart eine reiche Quelle chroniſcher Unterleibskrankheiten um ſo mehr iſt, je gekrümmter der Körper dabei iſt. — 2) Von Vögeln, den Körper auf die eingeſchlagenen Füße niederlaſſen; auch ſ. v. a. Brüten; — 3) eine Handlung verrichten, wobei man gewöhnlich ſitzt, z. B. Beichte, zu Rathe ſitzen ꝛc.; — 4) bei Kollegien, deren Mitglieder jährlich oder nach gewiſſen Zeiten wechſeln, der ſitzende Rath, ſ. v. a. der gegenwärtig amtirende Theil des Kollegiums; — 5) ſeinen dauernden Aufenthalt an einem Orte haben; — 6) als Gefangener in einem eingeſchloſſenen Raume ſich befinden; — 7) von Kleidungsſtücken und ähnlichen Dingen, ſ. v. a. paſſen, ſich an den betreffenden Körpertheil gut anſchließen; — 8) von einem Schuſſe, einem Stoße, einem Hieb, das Ziel getroffen haben.

Sitzenberg, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Ldgr. Gutenbrunn; 230 Einw.

Sitzend, 1) (bot. Term.), ſ. v. a. Sessilis; — 2) (Herald.), von einem Thiere, das auf dem Hinterleibe ruht und die Vorderfüße gerade niedergeſtellt hat.

Sitzendorf (Geogr.), 1) öſterr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, an der Schmida; Pfarrei und Landger.; 800 Einw.; — 2) ſchwarzb.-rudolſt. Dorf, Amt Königſeez an der Schwarza; 2 Potaſchehütten, Bleiweißfabrik.; 340 E. Ganz in der Nähe das Stammſchloß der Fürſten: Schwarzburg und der 1800 Fuß hohe Quittelsberg mit dem Gipfel Keilsburg.

Sitzenhart, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, Ldgr. Limberg; 200 Einw.

Sitzenkirch, bad. Kirchdorf, Oberrheinkr., Amt Müllheim; 210 Einw.

Sitzenroda, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Meeſeburg, Kr. Torgau; Oberförſterei; 760 Einw.

Sitzenthall, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, an der Pielach; Langer. und Schloß; 100 Einw.

Sitzer (Schiffb.), die ſtark gebogenen Krummhölzer, die mit einer Hälfte ſich längs der Lieger (mit welchen ſie verbunden ſind) befinden, während die andere die Fortſetzung des ſenkrechten Belauſes des Schiffes an dieſem Punkte bildet. Die S. des Flachs (die Stecher) ſind nach außen konvex und machen folglich das Schiff noch bauchiger, hingegen haben die verkehrten S. umgekehrte Richtung und Wirkung.

Sitzerath, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. und Kr. Trier; Kapelle; 420 Einw.

Sitzfleiſch, ſcherzhaft ſ. v. a. Neigung zum Sitzen und zu Arbeiten, bei denen man ſitzen muß.

Sitzfüße (Ornithol.), Pedes insidentes, heißen die Füße der Vögel, wenn die Vorderzehen nicht verwachſen, aber am Grunde durch eine kurze Haut verbunden ſind; ſ. Pedes.

Sitzfußler (Ornithol.), Brachypodes, nach Brehm, die 3. Ordnung der Vögel mit großem geraden oder etwas gebogenen Schnabel, vierzehigen und ſo kurzen Füßen, daß ſie weder zum Gehen, noch zum geſchickten Hüpfen, noch zum Klettern, noch zum Anklammern, ſondern nur zum Anhalten beim Sitzen tauglich ſind. Flügel mittellang. Monogamiſten, die nur einmal jährlich niſten. Magen häutig und muskulös, 2 oder keine Blinddärme. Hierher die Sippen Merops, Alcedo, Cuculus (1. Fam. Cuculi cinerei, 2. Fam. C. cristati), Oriolus, Coracias.

Sitzgeld, 1) die Summe, welche die Beiſitzer eines Gerichts erhalten; — 2) das Geld, welches die Häusler auf dem Lande dem Grundherrn zu entrichten haben; — 3) (Sitzgebühren), die Koſten, welche ein Gefangener für ſeinen Arreſt zu entrichten hat; — 4) ſ. v. a. Stuhlgeld.

Sitzgraß (Sickragow), öſterreich.-mähr. Pfarrdorf, Kr. Iglau, Herrſch. Datſchitz; 380 Einw.

Sitzknorren (Anat.), ſ. Becken.

Sitzkreis (Sickregice), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis; 180 E.; bildet ein mit Gratzen verbundenes Gut von 670 Joch 1123 □Kl. Areal.

Sitzmanns, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Lbgr. Weitra; 150 Einw.

Sitzmannsdorf, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Ohlau; Schloß, Vorwerk; 270 Einw.

Sitzo (Tſchinokuni), aſiat. Prov., Japan, Inſel Nipon, am Meere, fruchtbar, mit Waldung, gut bevölkert; Hauptſtadt: Oſaka (ſ. d.).

Sitzordnung, ſ. v. a. Lokation.

Sitzort, ſ. Ort.

Sitzpfahl (Bergb.), ein kleiner Klotz, auf welchem der Häuer bei der Arbeit ſitzt; ſoll er hingegen ein hohes lettiges Flötz abarbeiten, ſo macht er zu gleichem Behufe einen Sitzſtock im Boden feſt und rückt damit nur nach langen Perioden weiter fort; auch wird manchmal eine Stufe zum Sitzen als Sitzſtufe zugerichtet.

Sitzſtock, ſ. Sitzpfahl.

Sitzſtuck des Hüftbeins (Anat.), ſ. Becken.

Sitzſtufe, ſ. Sitzpfahl.

Sitzung, ſ. v. a. Seſſion.

Sitzzeit, ſ. Zunft.

Siu (Geogr.), 1) aſiat. Stadt, China, Prov. An-Hoei, rechts am Hoang-Ho; beträchtliche Baumwoll- und Seidenweberei; — 2) Stadt daſ., Prov. Setſchuan, am Berge Pao; lebhafte Manufakturthätigkeit und Handel.

Siuan (Alligondge), brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. Bengalen, Prov. Bahar, links am Darz ausgezeichnete Fayence-Manufaktur.

Siuanlo, Sprache in Siam.

Siuan-tſung, zwei Kaiſer von China, 847—860 und 1426—36.

Siuco, oſtind. Ort, Philippinen, Inſel Mindanao, an der Südweſtküſte (Samboangan).

Siuda, brit.-oſtind. Stadt, Sindiah, ſüdweſtlich von Burampur.

Siue, Berge, ſ. v. a. Siue-Schan.

Siüan-hua-fu, aſiat. Stadt, China, Prov. Petſcheli, unweit der großen Mauer, iſt groß und handelt ſtark mit Tabak; auch bereitet man hier die beſten Filze.

Siue-Fung-Schan, aſiat. Berg, China, Prov. Fu-Kian, nordweſtlich von Fu-Tſchen, 26° 35′ nördl. Br. und 136° 45′ öſtl. L.

Siue-Lan-Schan, aſiat. Berg, China, Prov. Setſchuan, mit ewigem Schnee bedeckt; 26° 33′ nördl. Br. und 97° 15′ öſtl. L.

Siün-fu (Staatsw.), ſ. China (Geogr.).

Siusk, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Archangel, ſüdlich von Archangel, am linken Ufer der Dwina.

Siüe-Schan, aſiat. mit Schnee und Eis bedeckte Berge, China, Prov. Yünnan.

Siuen-ti, zwei chineſiſche Kaiſer, 73—48 v. Chr. und 568—582 n. Chr.

Siuen-wang, Kaiſer von China, 827—781 v. Chr.

Siul, aſiat. See, China, Prov. Yünnan.

Sium (Bot.), nach Linné, Merk, Waſſermerk, Gattung der Umbelliferae Ammieae *Dec.*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Kelchſaum 5zähnig. Blumenblätter 5, verkehrt-herzförmig, mit eingeſchlagenem Vorſpitzchen. Frucht von der Seite eingedrückt; Theilfrüchtchen mit 5fädlichen, gleichen, ſtumpflichen Riefen, von denen die ſeitlichen randen und mit Thälchen, welche 3 oberflächliche Striemen führen. Von 18 Arten, ausdauernden, meiſt in Sümpfen und an Gewäſſern lebenden Kräutern in der alten und neuen Welt, ſind als Arzneipflanzen merkwürdig: 1) S. angustifolium *L.*, ſ. Berula angustifolia *Koch.* — 2) S. latifolium *L.*, breitblättriger Merk, Waſſermerk, Waſſerpaſtinak. In Europa, Kaukaſus. Wurzel ſproſſend; Stengel kantig gefurcht. Blätter fiederſchnittig; Abſchnitte lanzettlich, ſpitzlich geſägt, an den Wurzelblättern fiederſpaltig. Riefen der Früchtchen ſo breit wie die Thälchen. Die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Sii palustris s. Pastinacae aquaticae, waren früher als reizende und harntreibende Mittel im Gebrauche. Das Kraut hat, zwiſchen den Fingern zerrieben, einen unangenehmen, etwas brenzlichen Geruch und einen bitterlich ſcharfen Geſchmack. Man hält die Pflanze für giftig, jedenfalls iſt ſie verdächtig. Häufig findet man

die Samen unter dem Waſſerfenchel (ſ. Oenanthe Phellandrium Lam.). Dieſe Pflanze iſt es wahrſcheinlich, welche Dioſkorides Σιον nennt. Lam., Ill., T. 197, F. 1. — 3) S. Sisarum L., Zuckermerk, Zuckerwurzel. Im mittleren und öſtlichen Aſien urſprünglich einheimiſch. Wurzel knollig-büſchelförmig. Blätter fieder-ſchnittig, die oberſten nur 3ſchnittig; Abſchnitte länglich, ſpitziggeſägt, der endſtändige Abſchnitt eirund, am Grunde faſt herzförmig, die Abſchnitte der oberſten Blätter lanzettlich. Riefen der Theilfrüchtchen 3mal ſchmäler als die Thälchen. Blumen weiß. Dieſe Pflanze iſt ſchon ſeit den früheſten Zeiten in Europa zum Küchengebrauch gebaut worden und ſchon Kaiſer Tiberius ſoll die Wurzeln als Tribut von den am Rhein wohnenden Deutſchen gefordert haben. Sie beſtehen aus Bündeln fleiſchiger, daumenſtarker, 6—7 Zoll langer, außen gelblichweißer, innen rein weißer, ſtellenweis etwas eingeſchnürter Knollen und haben einen angenehmen, zucker-ſüßen, ſchwach gewürzhaften Geſchmack. Sie ſind als nahrhafte, leicht verdauliche Speiſe zu empfehlen und ſollen heilſame Wirkungen gegen Merkurialkrankheit beſitzen. Auch läßt ſich Zucker und Branntwein aus ihnen gewinnen. Lam., Ill., T. 197, F. 2. — Eine Varietät iſt: S. Ninsi *Thunb.* Blätter theils fiederſchnittig, theils 3ſchnittig; in den Aſtachſeln ſitzen erbſen-große, fleiſchige Knöllchen. — Die Wurzel, Radix Ninsi s. Ninzi s. Nisii s. Ninsing s. Ninzin s. Nindsin s. Ninzini, ſteht bei den Japaneſen in hohem Anſehen und gilt für ein Kraft gebendes Mittel. Sie beſitzt aber nur geringe arzneiliche Wirkſamkeit und ſtimmt mit der Wurzel von S. Sisarum L. in dieſer Hinſicht ganz über-ein. Sie iſt, wie ſie früher in den Apotheken vorkam, ſpindelförmig, geringelt, weißlich, horn-artig, halbdurchſichtig oder gelblich braun und undurchſichtig. Die Wurzeln ſind meiſt klein und dünn. Der Geruch iſt ſtark und ziemlich unangenehm und der Geſchmack anfangs ſüßlich, ſpäter etwas bitterlich. Burm., Ind., T. 29.

Siuna-Dag, aſiat. Gebirg, Afghaniſtan, Kandahar, im nordöſtlichen Theile.

Siuph, (a. Geogr.), Stadt des ſaitiſchen Nomos im Delta Aegyptens, von ſpäteren Schriftſtellern nicht mehr genannt.

Siur (a. Geoge.), Hafenſtadt Numidiens (Ptol. IV, 3, 4).

Siurur, Name Sigurds auf den Farören.

Siusli, ſlaviſches Volk, zog mit den Sorben, Böhmen und Linonen gegen die Franken. Ihr Gau lag in der Gegend von Anhalt.

Siut (Aſſiut, Aziot, Aſſuth), 1) afrikan. Provinz, Ober-Aegypten; 190,000 Einw.; — 2) Hauptſtadt derſelben, links am Nil und einem Kanal; Leinen- und Baumwollenweberei, Handel mit Opium, viele Moſcheen, in der Nähe Grotten mit Grabkammern und merkwürdigen alten Gemälden; Stationsort für die Darfur-Karavanen; 25,000 Einw. Dabei auch das Dorf Sawijet- (Zawyed-) od. Deyer, berühmt wegen Verſchneidung von Knaben zu Kaſtraten (jährlich einige Hundert, jeder mit Gewinn von einigen Hundert Piaſtern) durch koptiſche Prieſter.

Siu-ta-tan (Buddhaism.), der erſte Grad des Samenz. Wer nicht weiter als in dieſen kommt, der ſtirbt noch ſiebenmal und wird ſiebenmal wieder geboren.

Siva, 1) (a. Geogr.), Ort Kappadociens im Diſtrikte Cilicia (Ptol. V, 6, 15); — 2) (n. Geogr.). a) aſiat. Stadt, Japan, Inſel Nipon; — b) aſiat.-ruſſ. Fluß; entſpringt im Gouvern. Perm, weſtlich von Okhansk, fließt gegen Süden, begrenzt zum Theil die Gouvern. Perm und Wiatka, mündet nördlich von Sarapul in die Kama, rechts.

Sivac (Säugeth.), nach Flaccourt, ſ. v. a. Duk, Semnopithecus Nemaeus.

Siwch, europ.-ruſſ. Golf, Gouvern. Taurien, im azowſchen Meer, an der Weſtküſte; ſehr zerriſſene Küſte und im Golf einige Inſeln.

Sivalours (franz., foſſ. Säugeth.), nach Blainville, ſ. v. a. die foſſile Piantigeadengattung Amphiaretos (ſ. d.).

Sivan, hebräiſcher Monat, der 3. des Kirchen- und der 9 des bürgerlichen Jahrs, fällt in den Mai unſeres Kalenders.

Sivana-Samudra (Siwana-Samydey), oſtind. Inſel, Präſidentſch. Madras, Prov. Koimbattur, durch den Cavery gebildet; darauf Ueberreſte mehrer Hindu-Tempel. Im Nordoſten des Forts Sattwagata bildet der Cavery berühmte Katarakte; hier theilen große Felsinſeln den Strom in 2 Hauptarme, deren jeder Waſſerfälle bildet, welche man der Pracht des Niagara verglichen hat.

Sivas (Siwas, Geoge.), 1) aſiat.-türk. Paſchalik, Theil des alten Pontus, grenzt nördlich an das ſchwarze Meer, öſtlich an die Paſchaliks Trebiſonde und Erzerum, ſüdlich an die Paſchaliks Diarbekr, Marach und Karaman, weſtlich an Anatolien; umfaßt 1340 □M. mit 800,000 Einw., Turkomanen, Türken und Armenier. Gebirgig durch den Anti-Taurus im Oſten und den Tachan-Dagh im Nordweſten; dazwiſchen breiten ſich ſchöne und fruchtbare Thäler und Ebenen aus. Hauptfluß iſt der Kizil-Ermak, zum Theil auf der Weſtgrenze; der Jeſchil-Ermak, Keuilü-Hiſſar und Termeh fließen in das ſchwarze Meer. Der Euphrat berührt die Oſtgrenze; dieſem fließt im Süden der Kara-Sou zu. Produkte ſind: Getreide, Mais, Gerſte, Hafer, Flachs, Hanf, Seſam, Tabak, Wein, vorzüglich Früchte, viel Seide und Honig; die reichlichen Weiden nähren Rindvieh, Büffel, Kameele, Schafe; das Mineralreich enthält Kupfer, Blei, Eiſen, Marmor, Alabaſter, Schiefer, ſalzige Quellen. Die Gewerbthätigkeit iſt auf Leinen-, Seide- und Teppichweberei u. Gerberei beſchränkt. Haupthandelsort iſt Tokat; die bedeutendſten Hafenorte: Samſun und Unieh; — 2) Sandſchak daſelbſt, mit gut angebauten, fruchtbaren Thälern und ſehr ſtarker Vieh- und Bienenzucht. Außer S. hier noch: Nigiſſar, (Nikſar) Stadt (ſonſt Neocäſarea), griech. Biſchof, Handel mit Reis und Seide, 6000 Einw.; Turkal, Felſenfeſtung, ſonſt Sebaſtopolis. — 3) Hauptſtadt des gleichnamigen Paſchaliks und Sandſchaks, ſüdöſtlich von Tokat, rechts am Kizil-Ermak; groß und durch zwei Forts ver-

Digitized by Google

theibigt; Schloß, mehre Moſcheen, armeniſche Kirche; Baumwollweberei und Färberei; 6200 Familien. — Geſchichtliches. S. iſt das alte Sebaſte. Im 14. Jahrh. war Borham-ed-Din-Ladhi Herr von S. Nach ſeinem Tode 1395 bemächtigte ſich Bajazet I. ſeiner Staaten, was dem Timur zum Vorwand diente, ihn anzugreifen, um Borhams Sohn wieder in den Beſitz ſeines Erbes einzuſetzen.

Sivatherium (foſſ. Säugeth.), nach Cantley und Falconer, ausgeſtorbenes Geſchlecht der gehörnten Wiederkäuer, nach einem Kopfe aus tertiären Bildungen des Himalaya (Siwalik) beſtimmt. Derſelbe iſt an Größe dem des Elephanten gleich, mit ſehr entwickeltem Hinterkopfe, kurzer Geſichtsfläche und ſehr ſtark geneigter Stirn, wie Naſenknochen, welche ſich eigentlich zu einer ſpitzen Wölbung über den äußern Naſenlöchern, wie zum Tragen eines Rüſſels erheben. Ueber den Augenbrauen ſtehen 2 Hörner, weiter hinten noch Spuren zweier anderer. Die Bildung der 6 oberen Backenzähne ſtellt das Thier zu den Wiederkäuern, obgleich es auch einige Verwandtſchaft zu den Pachydermen hat. Einzige Art: S. giganteum *Cantley et Falconer* (Ann. sc. nat. Zoolog., V, 348—370, Taf. XIII; Camelopardalis primigenius *Geoffroy St. Hilaire*), aus einem mächtigen Sandkonglomerat zwiſchen dem Markenda und Pinjorthale der Siwalikkette.

Siverdestorp, holſt. Dorf, ſ. Sieversdorf.

Sivrihiſſar (Siwry-Kiſſer), Stadt, ſ. v. a. Sevrihiſſar.

Sivry (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Seine-Marne, Bez. Melun; Zucker- u. Beinſchwarzfabriken, Baumſchule; — 2) S.-ſur-Meuſe, Dorf daſ., Depart. Meuſe, Bez. Montmedy, rechts an der Maas; 1080 Ew.; — 3) belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Charleroy, an der franzöſ. Grenze; 2300 Einw.

Sivvens (Med.), ſ. Sibbens.

Siwa, 1) (ſlav. Myth.), die Göttin der Liebe, vermählt mit Siebog, dem Beſchützer der Ehen. Sie wird in den reizendſten Formen gedacht und gebildet und von allen Liebenden hoch verehrt. Die Maler und Bildhauer der Wenden und Slaven haben ſich Mühe gegeben, alles Schöne auf ihre Geſtalt überzutragen, was ihr Pinſel und Meißel nur zu ſchaffen vermochte. Wahrſcheinlich hatte ſie ihren Tempel auf dem ſogenannten Polabenberge bei Ratzeburg. — 2) (Ind. Myth.), ſ. v. a. Schiwa.

Siwah (Geogr.), 1) afrikan. Oaſe, lybiſche Wüſte, als die des Jupiter Ammon erkannt, liegt zwiſchen Aegypten und Barka, 14 Tagereiſen von Alexandrien, iſt ein Thal, von Bergen eingeſchloſſen, die im Norden hoch und kahl ſind, gegen Süden aber allmählig niedriger werden, gut bewäſſert, mit Wieſen und Palmenwäldchen, Gärten und Saatfeldern. Produkte ſind: Datteln, Melonen, Oliven, Granatäpfel, Weintrauben, Bohnen, Gerſte, Weizen, Reis. Die Einwohner, etwa 8000, ſind Berbern. Die Regierung iſt in den Händen mehrer Scheikhs, denen aber jetzt ein Statthalter von Aegypten vorgeſetzt iſt. Man findet in dieſer Oaſe 3 alte Tempel, von denen 2 von griech. Bauart ſind, und viele Ruinen, wovon man einen Theil für die Reſte des berühmten Tempels des Jupiter Ammon hält. — 2) Hauptort daſelbſt, auf und an einem Felſen, von einer ſonderbaren Bauart; 2000 Einw.; ein Knotenpunkt von Karawanenſtraßen gegen Weſten, Nordoſten und Oſten.

Siwana Samudra (Geogr.), ſ. v. a. Sivana Samudra.

Siward, ſ. v. a. Sigfried.

Siwas, Paſchalik, Sandſchak und Stadt, ſ. v. a. Sivas.

Siwaſch (Sivaſh), ſ. v. a. Gniloe More.

Siwebramnals (ind. Myth.), die Braminen derjenigen Sekte, welche den Schiwa als höchſten Gott erkennt, der Schiwaiten.

Siwenhoafu, Stadt, ſ. v. a. Siüan-hua-fu.

Siwer, Volk, ſ. v. a. Sioux.

Siwerek (Geogr.), 1) aſiat.-türk. Sandſchak, Ejalet Diarbekr; — 2) Hauptſtadt deſſelben, an einem Nebenfluſſe des Euphrat; in der Nähe viele Gärten und Weinberge; 2000 Häuſer.

Siwerowostotſchnii, aſiat.-ruſſ. Vorgebirg, an der Oſtſeite des Taimur-Buſens, bildet die nördlichſte Spitze von Aſien.

Siwi, aſiat. Landſtrich, mit gleichnam. Hauptort, Afghaniſtan, Kandahar, an der Südgrenze.

Siwierz (Geogr.), ſ. v. a. Severien.

Siwiller, franz. Dorf mit Markt, Depart. Nieder-Rhein, Bez. Saverne; 540 Einw.

Siwiſtan (Geogr.), ſ. v. a. Sedſcheſtan.

Siwitz (Siwice), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Gut Blazziowitz; 480 Einw.

Siwug, der Gemahl, welcher nach der jüdiſchen Tradition allen Männern und Frauen ſchon bei Erſchaffung der Welt zugewieſen war und um den man in beſondern Gebeten flehte.

Sixdeniers, Alexander Vincent, Kupferſtecher, geboren zu Paris 1795, von Villery unterrichtet, gewann ſchon 1816 den zweiten großen Preis des Inſtitutes. Mehre ſeiner Blätter in Mezzotinto gehören zu den beſten Erzeugniſſen ihrer Art. Seine Werke ſind ſehr zahlreich. Seit 1836 gingen an 56 Blätter mit Darſtellungen aus Miltons verlornem Paradies nach Zeichnungen von Flatters aus ſeinem Atelier hervor.

Sixena, ſpaniſche Villa, Prov. Huesca, am Alcanedra, berühmtes Nonnenkloſter; die Nonnen hießen Maltheſerdamen und waren aus altem Adel; jetzt aufgehoben.

Six et le va (Spielk.), ſ. Pharao.

Six-Fours, franz. Flecken, Depart. Var, Bez. Toulon; Weinhandel, Oelfabrik; 2400 Einw.; Hafen (St. Senary).

Six-Inſeln, brit. Gruppe von 6 Inſeln, Gouvern. Isle-de-France, im indiſchen Ocean.

Six-Madun (Sexta Madun), ſchweiz. Berg, Spitze des St. Gotthard, auf der Grenze von Uri und Graubündten, erhebt ſein begletſchertes Haupt 9085′ über das Meer. Geübte Bergſteiger können den Gipfel deſſelben in einem Tage beſuchen und wieder zurückkehren. Er iſt

Digitized by Google

von der Nord-, Süd- und Weſtſeite erſteiglich und gewährt eine herrliche Ausſicht. Man erblickt unter andern gegen Norden den Rigi, gegen Oſten den Kriſpalt, Ple Coeen, Ruſein (Tödi), die ganze Säntisgruppe, das Vorderrheinthal bis Chur, gegen Südoſten den Seopi, den Luckmanier, den Medelſergletſcher, das Livinenthal, nach Südweſten den Monte Roſa und Montblanc, gegen Weſten alle Hörner des Gotthard, die Furka, das Finſteraarhorn ꝛc. Auch am Fuße des dunkeln Toma- oder Trümliſees, der Hauptquelle des Vorderrheins, der am Fuße des Toma, öſtlich vom S.-M. oder Badus liegt, 3½ Stunden ſüdl. von Chiamut, hat man einen herrlichen Ueberblick des umgebenden Gebirgskranzes.

Sixoer, ſ. Ungariſche Weine.

Sixpence (engl.), Münze, ſ. Penny.

Six Principle Baptists, ſ. Baptiſten.

Sixt (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Ille-Vilaine, Bez. Redon; Märkte; 1810 Einw.; — 2) ital. Dorf, Königr. Sardinien, Savoyen, ſüdöſtl. von Samoens, im gleichnam. Thal; reiche Eiſenminen und Eiſenwerke; holzreich, und deshalb beträchtlicher Holz- und Kohlenhandel nach Genua; 1260 Einw. Das Thal iſt außerdem wegen der großen Menge (an 600) von hohen und vollen Waſſerfällen merkwürdig. Ueberhaupt iſt daſſelbe reich an ſchönen Naturſeenen, namentlich auch an erhabenen Felſenpartien und heilſamen Mineralquellen; es bildet ein lateiniſches Z. Die umgebenden Berghöhen bieten die großartigſten Ausſichten dar und ſind reich an Mineralien, Verſteinerungen und ſeltenen Pflanzen. S. liegt 1122′ über dem Genferſee und 2270′ über dem Meere am Fuße des Felſen Planay. Die ehemalige Abtei bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Von S. führen Gebirgswege über den Col de Goleze oder über den Col de Jouplaine nach dem Val d'Illier, über den Col de Buet nach Valorſine, über den Col d'Anterne nach Servoy und über den Col de Warens oder de la Porte nach St. Martin und Sallenches.

Sixter Mais (Bot.) ſ. v. a. gelber breitkolbiger Mais; ſ. *Zea Mays L.*

Sixthaſelbach, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Moosburg; 110 Einw.

Sixtiniſche Kapelle, die päpſtliche Kapelle zu Rom, welche bloß aus einer gewiſſen Anzahl von Sangern (keine Inſtrumentiſten) beſteht, die nicht nur die in der Peterskirche und in der ſogen. ſixtiniſchen Kapelle gewöhnliche Figuralmuſik ohne Inſtrumentalbegleitung ausſuhren, ſondern auch, weil ſie zugleich Kaplane des Papſtes, alſo wirkliche Geiſtliche ſind, alle bei dem römiſch-katholiſchen Gottesdienſte zur Liturgie gehörigen Geſänge ſingen. Dieſe Geſellſchaft, welche beim Gottesdienſte in einem beſonderen Ordenskleide erſcheint, hat ihren beſondern Kapellmeiſter zum Anführer, ſo wie einen Dechanten zum Oberaufſeher, welcher jedes neu eintretende Mitglied in Pflicht nehmen muß. Da bisher Frauenſtimmen in der ſ.n K. nicht angewendet werden durften, ſo wurde die Sopran- und Altſtimme mit Kaſtraten beſetzt. Die ſtreng gehaltenen Statuten, nach denen dieſe Kapelle regiert wird, findet man im 3. Stücke des ſpeierſchen muſik. Lexikons von 1790 wenigſtens theilweiſe. Sie wurden 1545 vom Papſt Paul III. erneuert, da die älteren vom Papſt Klemens VIII. feſtgeſetzten durch die Kriegsunruhen 1527 verloren gegangen waren. Ganz eigenthümlich war die Einrichtung, daß bis auf Sixtus V. der Vorſteher und Direktor der Anſtalt immer ein Adliger ſeyn mußte, welche Einrichtung aber mit dieſem Papſte aufhörte, da derſelbe befahl, daß die Geiſtlichen Muſik erlernen ſollten und nur aus ihnen die Kapelle zuſammenſetzte; eben ſo durfte von nun an nur ein wirklicher Sänger die Direktorſtelle bekleiden. Dieſe Einrichtung iſt bis auf den heutigen Tag ſo geblieben. Ob übrigens dieſe Kapelle ihren Namen von der Kirche, in der ſie gemeiniglich ihr Amt verrichtet und welche ebenfalls ſixtiniſche Kapelle heißt, oder von einem der Päpſte, welche Sixtus hießen, ihren Namen hat, iſt noch nicht entſchieden.

Sixtus (Biogr.), I. Päpſte: 1) St. S. I., Römer und als römiſcher Biſchof ſeit 119 Nachfolger Alexanders I., von der römiſchen Kirche als Märtyrer verehrt, weil er 139 enthauptet worden ſeyn ſoll. Die zwei ihm beigelegten Sendſchreiben fanden ſich in der „Bibl. Patrum“. — 2) S. II., ſeit 257 Nachfolger des Stephanus I., ſtammte aus Athen und wurde, nachdem er ſchon bei früheren Verfolgungen im Gefängniſſe geſchmachtet hatte, unter Valerian 259 mit anderen Biſchöfen und Diakonen hingerichtet. — 3) S. III., Römer, ſeit 432 Nachfolger des Cöleſtinus I., zeichnete ſich durch ſeine Freigebigkeit gegen Kirchen zu deren Ausſchmückung oder Wiederherſtellung aus und bemühte ſich, die Wiedervereinigung der orientaliſchen Kirchen mit der römiſchen zu bewirken. Er ſendete den Apoſtel der Irländer, Patricius, ab und † 440. — 4) S. IV., eigentlich Franceseo Aldeſeola, aus Rovere, Sohn eines Fiſchers und vor ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl (1471) General des Franciskanerordens. Er ſchändete ſeinen Namen durch Nepotismus und Simonie, regte Kriege und Verſchwörungen an (gegen das mediçäiſche Haus in Florenz), predigte Kreuzzüge wider die Türken, legte in Rom große ihm zinsbare Bordelle an und führte durch eine Bulle von 1478 in Spanien die Inquiſition ein. Er hatte einen großen Schatz geſammelt und ging in ſeinem Stolze und ſeiner Eitelkeit ſo weit, daß er ſich in Gold kleidete und den Namen Gott auf einer Inſchrift ſich beilegte. Er † 1784. — 5) S. V., eigentlich Feltee Peretti, der ausgezeichnetſte Papſt der neuern Zeit, 1521 zu Grotte a Mare del Montalto in der Mark Ancona geboren, Sohn des Bauers Zanetto Peretti, der vor den Türken aus Dalmatien nach Italien geflohen und ſo arm war, daß der Sohn um Lohn die Schweine hüten mußte. Von einem verwandten Franciskanermönche von der Heerde in ein Kloſter gebracht, machte er in den Schulen dieſes Ordens zu Montalto, Peſaro, Fermo, Bologna u. a. bald ſolche Fortſchritte, daß er ſchon 1544 ſelbſt das kanoniſche Recht zu Re-

Digitized by Google

mini und 1548 zu Siena lehren konnte. Im J. 1548 ward er Prieſter, Doktor der Theologie und Regent der Kloſterſchule zu Siena. Seit 1551 glänzte er in Rom als Dialektiker und Prediger, wie durch fromme Werke und Schriften (darunter ſein Werk über die myſtiſche Theologie und ſein „Goldenes Regiſter", ein Auszug aus den Schriften des Ariſtoteles und ſeines Kommentators Averrhoes), obwohl ihn auch ſein anmaßendes Weſen und ſeine Streitſucht nicht ſelten in verdrießliche Händel verwickelten. Im J. 1556 wurde er zu Venedig Vorſteher der Franciskanerſchule und 1557 Generalinquiſitor, 1560 in Rom Konſultor des heiligen Officiums, Profeſſor an der Univerſität und Generalprokurator. Er begleitete 1565 den päpſtlichen Legaten als Geſandtſchaftstheolog nach Spanien, wo er ſich die Achtung Philipps II. und der Großen erwarb, ward 1566 Generalvikar des Franciskanerordens, Biſchof von Santo Agata de Goti und päpſtlicher Beichtvater und 1570 Kardinal. Als ſolcher nannte er ſich Montalto, änderte plötzlich ſeine ehemalige Heftigkeit und Strenge in Sanftmuth und Milde um, beſchäftigte ſich vorzüglich mit gelehrten Arbeiten, mit wohlthätigen Werken und frommen Stiftungen und ſchien, altersſchwach, krank und gleichgültig, nur an ſein Ende zu denken. Nach Pius' V. Tode hielt er ſich im Konklave von jeder Parteiung entfernt und täuſchte durch alles dies die Mehrzahl der Kardinäle ſo glücklich, daß ſie ihn, in der Meinung, ein Papſt mit ſolchen Eigenſchaften werde ſich am leichteſten lenken laſſen, nach Gregors XIII. Tode, den 27. April 1585, faſt einſtimmig zu deſſen Nachfolger unter dem Namen S. V. wählten. Nun nahm er die Maske ab, und noch in der Wahlkapelle den Stab, der ihm bisher zur Stütze gedient, wegwerfend, ſtand er da in der Kraft und Hoheit des Herrſchers, die Alle in Erſtaunen ſetzte. Seine vorzüglichſte Sorge war nun zunächſt die Herſtellung eines feſten Rechtszuſtandes, wobei er mit unerbittlicher, zuweilen mit willkürlicher Strenge verfuhr, nachläſſige Richter entſetzte, Vergehen wider öffentliche Zucht und Sicherheit mit dem Tode beſtrafte und namentlich dem Unfuge der Banditen zu ſteuern ſuchte. Dagegen unterſtützte er die Armen aus ſeinen Magazinen und durch Beſchäftigung bei den Bauten, die er zur Verſchönerung Roms mit Schnelligkeit ausführte, und nahm ſich der unſchuldig Unterdrückten edelmüthig an, während er, gegen ſich ſelbſt ſtreng, die Koſten ſeiner Hofhaltung auf das Nothdürftigſte beſchränkte. In der Sorge für ſeine Verwandten zeigte er große Mäßigung und brachte es durch eine weiſe Staatswirthſchaft dahin, daß er dem Staate einen Schatz von 5 Millionen Scudi hinterlaſſen konnte, was um ſo mehr zu bewundern iſt, da durch die Reformation der römiſchen Kirche ſo viele Quellen verſtopft worden waren und S. überdies die Rieſenwerke des Alterthums aus ihren Trümmern zog und ſeine neuen Bauwerke ebenfalls großen Koſtenaufwand veranlaßten. Das ſchönſte und prächtigſte ſeiner Werke, das er zum Vortheile Roms aufführen ließ, war die nach ihm benannte große Waſſerleitung (Aqua Felice), wozu er 270,000 Kronen verwandte. Außerdem rühren von ihm her der Palaſt im Lateran, das Hoſpital an der Tiber für 1500 Perſonen, die Kuppel der Peterskirche, der große Obelisk vor dem Hauptplatze derſelben Kirche. Auf die Säule Trajans ließ er den Apoſtel Petrus, eine Statue von vergoldetem Kupfer, und auf die Säule von Marc Aurel den Apoſtel Paulus ſetzen. Bleibenden Ruhm erwarb er ſich durch die Erweiterung der vatikaniſchen Bibliothek, für die er eine Menge Bücher ankaufen ließ, ſo daß ſie unter ihm auf 22,000 Bände anwuchs. Ferner baute er für ſie ein prachtvolles Gebäude und errichtete eine eigene Druckerei, aus welcher ſeine Ausgabe der Werke des heil. Ambroſius, die von ihm veranlaßte Ausgabe der Septuaginta (1587) und der Vulgata (1590) hervorgingen. Zu Fermo gründete er eine Univerſität, zu Rom das Kollegium des heil. Bonaventura, zu Bologna das Kollegium Montalto. Eben ſo ſorgte er für Belebung der Induſtrie durch Gründung von Seiden- und Wollenmanufakturen und durch Aufhebung läſtiger Zölle. Nicht minder große Thätigkeit entwickelte er in den eigentlichen Regierungs- und Kirchenangelegenheiten, zu deren Verwaltung er 15 Kongregationen aus Kardinälen und andern Beamten niederſetzte. Die Zahl der Kardinäle ſetzte er auf 70 feſt. Alle Biſchöfe der kathol. Geiſtlichkeit verpflichtete er, innerhalb 3, 5 oder 10 Jahren einmal nach Rom zu kommen. In den theologiſchen Streitigkeiten legte er eine weiſe Neutralität an den Tag; ſo gebot er den mit der Univerſität Löwen in Streit gerathenen Jeſuiten, die er überhaupt nicht liebte, Schweigen. Dagegen nahm er an den politiſchen Angelegenheiten ſeiner Zeit lebendigen Antheil und war das letzte von den weltlichen Fürſten gefürchtete Oberhaupt der Kirche. Ueber den König Heinrich von Navarra und deſſen Bruder, den Prinzen von Condé, ſprach er den Bann; Heinrich III. von Frankreich mußte ſich, nach Ermordung des Herzogs von Guiſe und des Kardinals von Lothringen, vor dem Papſte demüthigen und dem Bannſtrahle ward er nur durch den Tod von Clements Hand entzogen. Dagegen erkannte er deſſen Nachfolger, Heinrich IV., an und ließ ſich nicht durch Philipp II. von Spanien, den er als Herrn über Neapel haßte, zu einer neuen Bannbulle gegen jenen bewegen. Die Königin Eliſabeth von England aber, welche er im Herzen achtete, belegte er nur zum Scheine, und weil Philipp II. es wollte, mit dem Banne, ohne auf Annahme der Bulle zu dringen. Zwar zahlte er an Spanien Hülfsgelder zur Ausrüſtung der Armada gegen England, ließ jedoch zugleich den engl. Unterhändlern merken, daß er eine kräftigere Theilnahme an dem Freiheitskriege der Niederlande zur Schwächung der ſpan. Macht nicht mißbilligen werde. Sein Vorhaben, die Stadt Genf durch den Herzog von Savoyen angreifen und durch die Eroberung derſelben die Hauptſtützen der calviniſchen

Lehren aus dieſem Mittelpunkte verjagen zu laſſen, ſcheiterte eben ſo wie ſein Plan zur Erobrrung Rußlands durch den tapfern König von Polen, Stephan Bathori. Indem er ſo mit allen Regrnten ſeiner Zeit in leidlichem Vernehmen blieb, wußte er zugleich einen durch den andern zu ſchwächen und von ſich abhängig zu machen. Er unterhielt ein ausgedehntes Syſtem der Spionerie, wodurch er ſich von Allem in Kenntniß ſetzte. Allgemein gefürchtet † er am 27. Aug. 1590, ob an Gift auf Betrieb der jeſuitiſchen Partei Philipps II. in Rom, iſt zweifelhaft. Aber die Jeſuiten, die S. haßte, haben, wenn nicht ſein Leben, doch ſeinen Ruhm verkürzt. Seine ihm vom Senate auf dem Kapitol errichtete Bildſäule ward von dem über ſeine Strenge und den Druck ſeiner Auflagen erbitterten Volke niedergeriſſen. Hart und despotiſch, war er zugleich helldenkend und mit einem Geiſte ausgerüſtet, wie kein Papſt nach ihm. Die Ueberlegenheit dieſes Geiſtes und ſeine tiefe Geſchäftskenntniß flößten Jedem, der ihm nahe kam, Bewunderung ein. Berühmt ſind ſeine witzigen Antworten, mit denen er gleichſam ſcherzend Gegner niederſchlug und ſeine Abſichten durchſetzte. Politiſche Rückſichten galten bei ihm in der Regel mehr, als religiöſe. Vgl. Rodardus, Sixti V. gesta quinquennalia, Rom 1510, 4.; — G. Leti, Geſchichte S. V., in viele Sprachen überſetzt, Amſt. 1693, 3 Bde., Par. 1702, 2 Bde.; — Tempeſti, Storia della vita e gesti di Sisto V., Rom 1754, 2 Bde., 4.; — Archenholz, in der „Literatur- und Völkerkunde" von 1790; — Derſelbe, Kleine hiſtoriſche Schriften, 1. Bd. — II. Gelehrter: 6) S. von Siena, 1520 zu Siena von jüdiſchen Aeltern geboren, ließ ſich taufen, ging in ein Franciskanerkloſter und trat in mehren Hauptſtädten Italiens als Prediger auf. Er verfiel jedoch in Irrlehren, ſchwor dieſelben zwar ab, wurde aber rückfällig und zum Feuertode verurtheilt, von dem er nur auf Bitten des Generalinquiſitors Michael Ghiſilieri gerettet wurde. Er ward nun Dominikaner, ſtudirte Griechiſch, Hebräiſch, Geſchichte und Philoſophie und ging ſpäter im Auftrag Ghiſilieri's nach Cremona, um eine Geſellſchaft Juden zu bekehren, die dort verdächtige Bücher verbreitete. Er † 1569. Seine Schriften hatte er verbrannt; man hat nur noch: Bibliotheca sancta, 1586, 4., u. ö., zuletzt Neapel 1752, 2 Bde., Fol.

Siyah-guſh (perſ.), ſ. v. a. Caracal, Felis Caracal *L.*

Siyam, aſiat. Fluß, China, Prov. Kuang-Si, im ſüdlichen Theile der Provinz, mündet in den Long.

Si-yo-thia (ſonſt Schudia, Juda, Schinzutaga, Odio, Siam), die Hauptſtadt des hinterindiſchen Reichs Siam und der Prov. Unter-Menam, ſ. Siam.

Si-Young, aſiat. Stadt, China, Provinz Set-ſchuan, nordweſtlich von Scheu-Khing.

Si-yu-ſin-khiang, gemeinſchaftlicher Name der chineſiſchen Provinzen Turfan und Songarei.

Sizal, Hafen, ſ. Yucatan.

Sizarga, Inſel, ſ. v. a. Siſarga.

Sizeboli (Siſeboli, Sozoboli), europ.-türk. Stadt, Rumeilen, nordöſtlich von Kirkiliſſa, ſüdlich im Golf von Burgas, auf einem Vorgebirge; Sitz eines griechiſchen Erzbiſchofs, Salzſchlammereien; hat die beſte Rhede im ſchwarzen Meere, gegen alle Winde, ausgenommen von Norden her, geſchützt; Wein- und Holzhandel; 8000 Einw.; im Alterthum Apollonia.

Sizun, franz. Flecken, Depart. Finiſtère, Bez. Morlaix, in einem gebirgigen und mit Haide bedeckten Lande; Leinwandfabr.; 3640 E.

Sizyges (a. Geogr.), Volk im Norden von Serica (Ptol. VI, 16, 4).

Sizzo, 1) ſ. Reuß (Geſch.); — 2) ſ. Käfernburg.

S. J., Abbreviatur für Societas Jesu, die Geſellſchaft Jeſu, d. h. Jeſuiten.

Sjaa Bender (Sia Bender), 1) in Perſien der Kommandant der Häfen; — 2) daſelbſt der Generalpächter ſämmtlicher Ein- und Ausfuhrzölle.

Sjabloz, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Grodno, weſtl. von Lida.

Sjadra, ordinäre, oſtindiſche, rohe Kattune, welche früher die europäiſchen Kattundruckereien ungebleicht, in Stücken von 30 Kobid Länge, $2\frac{1}{4}$ Kobid breit, durch die Holländer erhielten.

Själrvad, ſchwed. Ort, Weſter-Norrland, nahe an einer Bucht des bottniſchen Meerbuſens.

Själland, Inſel, ſ. v. a. Seeland.

Sjak' (Saſi), die Einheit des japaniſchen Längenmaßes à 10 Sun à 10 Bun à 10 Rin. Es gibt verſchiedene Saſi, das gebräuchlichſte davon iſt das Kane-ſaſi oder Kjak'-ſiak', = 0,303 Meter. 6 Saſi 3 Sun = 1 Ken, was ungefähr unſerer Klafter gleichkommt, 5 Saſi = 1 Hiro oder Ruthe.

Sjaka (tübet. Rel.), ſ. v. a. Sacca.

Sjanko (Mollusk.), ſ. v. a. Opferhorn, Birne, Voluta pyrum *L.*, Murex pyrum *Cuv.*

Sjannin (Negi u. Kannuſi), die Diener der Göttin und Mia's in Japan, aber nicht eigentliche Prieſter, ſondern weltliche verheirathete Perſonen. Sie werden theils von Vermächtniſſen des Miaſtifters, theils von dem jährlichen Zuſchuſſe des Mikaddo, theils von frommen Geſchenken unterhalten. In ihrem Dienſte ſind ſie wie die Hofleute des Mikaddo gekleidet: weite Chorröcke von weißer, gelber oder anderer Farbe über die gewöhnliche Kleidung, der Kopf ungeſchoren und mit einer länglichen, vorn überſtehenden, ſteifen und ſchwarz lackirten Mütze bedeckt, die unter dem Halſe nach Maßgabe des Standes mit einer längern oder kürzeren Schnur zugebunden iſt. Die Obern haben ihr Haar noch unter einem ſchwarzen Flor zuſammengebunden, in dem ein $1\frac{1}{2}$ Spannen langes und 2 Zoll breites geſtreiftes Läppchen niederhängt, das nach Maßgabe des vom Mikaddo erhaltenen Titels mehr oder weniger aufſteht oder gebogen niederhängt. Außer dem Dienſte gehen ſie in weltlicher Kleidung mit 2 Säbeln, wie die Adeligen. Sie halten ſich von

höherer Abkunft, als die Geiſtlichen anderer Religionen, und vermeiden allen Umgang mit weltlichen und gemeinen Leuten.

Sjechaal (perſ., Säugeth.), ſ. v. a. Schakal, Canis aureus *L.*

Sjobu noſit (jap. Rel.), das Kalmusfeſt, ein von der männlichen Jugend begangenes kriegeriſches Feſt.

Sjögren, Andreas, der ausgezeichnetſte und kenntnißreichſte Forſcher der finniſchen Sprache, ein geborner Finne, widmete ſchon frühzeitig ſeine Aufmerkſamkeit u. ſeinen Fleiß dem Studium der für die ältere Geſchichte Rußlands ſo wichtigen Dialekte der finniſchen Sprache und durchwanderte zu dieſem Zweck die nördlichen Gouvernements des Reichs, Olonez, Archangel und Wologda, dann auch die ſibiriſchen Gouvernements. Reſultate dieſer Studien waren die Grammatik des ſyrjäniſchen Dialekts und mehre Abhandlungen (meiſt in den Memoiren der petersburger Akademie) über Sprache und Sitten der Tſcheremiſſen, Mordwinen, Tſchuwaſchen, Woljöſten, Teptjären, Oſtjäken, Permjiken und anderer finniſchen Volksſtämme, die er in ihrer Heimath aufgeſucht und beobachtet hatte. In den Jahren 1833 und 1834 bereiſte er im Auftrage der Akademie den Kaukaſus, um die Sprachen, Sitten u. Traditionen der kaukaſiſchen Stämme, beſonders der Oſſeten mit Hinblick auf die Hypotheſen von der Abſtammung ſkandinaviſcher Sprachen und Mythen aus jenem Lande und von dem Zuſammenhange des oſſetiſchen mit dem altnordiſchen Sprachſtamme zu erforſchen. Eine Sprachlehre und ein Wörterbuch des Oſſetiſchen (Petersb. 1840) waren die vorläufige Frucht dieſer Reiſe; den ganzen Reichthum ſeiner Forſchungen legte er aber in einer allgemein vergleichenden Grammatik und einem umfaſſenden finniſch-ruſſ. Lexikon nieder.

Sjömalmer (ſchwed., Min.), ſ. v. a. Raſeneiſenſtein u. Limonit (ſ. d.).

Sjoka (Bot.), in Japan, ſ. v. a. gemeiner Mohrhirſe, Sorghum vulgare *Pers.*

Sjokuſa (Bot.), in Japan, ſ. v. a. gemeiner Mais Zea Mays *L.*

Sjonen-Fjord, norweg. tiefe Einbucht, Nordland, nordlich von der Inſel Dönna.

Sjugo nitſi adſugi kaju kurahi (jap. Rel.), Volksfeſt, welches am 15. Tage des 1. Monats gefeiert wird, ſ. Sinto.

Sjn-go-zin (jap. Myth.), Neben- oder Untergott, welcher in der Geſtalt eines Fuchſes den Mondgott auf ſeinen Reiſen begleitet. Er wird zwar verehrt, doch noch weit mehr gefürchtet. Indeß ging er bald in eine andere Geſtalt über (ſ. Inari), in welcher er nun als Schatzgott großes Anſehen genießt, obwohl er jetzt gewiſſermaßen zweigeſtaltig erſcheint, nämlich als Inari und zugleich als deſſen dienender Geiſt. Als ſolcher wird er in der Geſtalt eines Fuchſes verehrt, und bei den Jahrmärkten, die auf das Feſt des Inari fallen, verkauft man Bilder eines Fuchſes aus Thon, welche als Schutzpatrone in jedem Hauſe u. in den kleinen Götzentempeln der Landleute überall zu finden ſind. Man glaubt noch allgemein, daß die Füchſe ſich jährlich einmal an einem gewiſſen unbekannten Orte verſammeln, wo eine aus dem Boden ſteigende Flamme die Fruchtbarkeit des Jahres vorher verkündet.

Sjumon Seni (Num.), alte, jetzt wenig mehr gangbare japaniſche Münze von Kupfer, mit einem Loch und auf beiden Seiten geprägt; etwa $6\frac{1}{2}$ Pf. werth; 6 S. machen 1 Mas.

Sjunak (Num.), ältere, kleine japaniſche viereckige Goldmünze, etwa 8 Gr. 6 Pf. Kur.

Sjuto (jap. Rel.). ſ. Japan.

S. K., eigentlich *Σ. K.*, auf antiocheniſchen Münzen ſ. v. a. S. C.

Skaalefjord, Buſen, ſ. Faröer.

Skaalholt (Geogr.), ſ. v. a. Skalholt.

Skaanvig, norweg. Kirchſpiel, Söndre-Bergenhuus-Amt, an einem ſüdöſtl. Arm des Hardanger-Fjord, auf der Weſtküſte; 1830 E.

Skaare, norweg. Kirchſpiel, auf der Weſtküſte, nördl. im Stavanger-Amt, am Nordeingang des ſchmalen Kanals, der die Inſel Karm-Oen vom Feſtlande trennt.

Skaaröe, dän. kleine Inſel, ſüdlich von Fühnen; die Einwohner treiben Ackerbau und Fiſcherei.

Skadenz u. Skadenzbuch, ſ. Scadenza.

Skadi (nord. Myth.), 1) S., des Thiaſſi Tochter, nach deſſen Tode ſie ſich in Panzer und Helm nach Asgard begab, um ihn zu rächen. In dem ihr von den Aſen angebotenen Sühnevergleich erhielt ſie die Wahl eines Aſen zum Gemahl, wobei ſie aber nur die Füße ſehen durfte; die ſchönen Füße des Einen erblickend, rief ſie: Dieſen wähle ich, denn Baldur iſt ohne Makel. Aber es war Njord von Noatun. Außerdem erforderte der Vergleich, daß die Aſen durch ein lächerliches Spiel ſie zum Lachen bewegten; dieſes bewirkte Loke, indem er ſich mit einem an ſein Geſchlechtsglied gebundenen Seil an den Bart einer Ziege band, ſich ſo mit ihr unter Schmerzensgeſchrei hin und her zog und endlich in S.'s Schooß warf. Ueberdies verſetzte Odin Thiaſſi's Augen als ein Geſtirn an den Himmel. S. liebte die Wohnung ihres Vaters, Thrymheim, auf dem Gebirge und Njord Noatun am Meer, weshalb ſie überein kamen, abwechſelnd 9 Nächte dort und 3 hier zu wohnen. Als er jedoch vom Gebirge nach Noatun zurückkam, ſang er, daß er der Berge und des Heulens der Wölfe müde ſey, und ſie, daß ſie am Strande der See wegen des Lärmens der Vögel nicht ſchlafen könne. Sie kehrte daher nach Thrymheim zurück, während Njord in Noatun blieb. S. läuft auf Schneeſchlittſchuhen mit dem Bogen nach Thieren (daher wird ſie als Göttin der Jagd betrachtet) u. heißt deshalb Oendrdys. Finn Magnuſen deutet S. als Luftgöttin und als den raſchen, Wolken u. Dünſte in die Flucht ſchlagenden Frühlingsſturm, worauf er auch den Namen S., als von dem altisländiſchen Ska, ſchneiden, vermindern, ſtammend und auf ein Schnee und Eis verminderndes Unwetter ſich beziehend, anwendet, und Thrymheim als die 6. Himmelsburg und als dem Zeichen des Stieres, Noatun hingegen als dem der Wage entſprechend,

Digitized by Google

und S. als Winter. Im chriſtlichen, die Götterſagen in Geſchichte verwandelnden Mittelalter nahm man S. als menſchliche Frau, die, ihres Gatten Njord überdrüſſig, mit Odin in Mannheim (Schweden) ſich verband und von ihm viele Söhne, unter ihnen Säming, gebar. — 2) S., ein reicher und gewaltiger Mann in der Volſunga-Saga, der Herr des ausgezeichneten Thierjägers Bredi, den Sigi (ſ. d.) aus Neid erſchlug.

Skadiren (v. Ital.), ſ. v. a. verfallen.

Skado, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 170 Einw.

Skadow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 190 Einw.

Skads, dän. Harde, Amt Ripen, 2 □M. mit 8100 Einw.; enthält die Inſ. Fanöe, 15 Kirchſpiele, den Flecken Hjerting und 2 Güter.

Skåne, ſchwed. Landſchaft, ſ. v. a. Schonen.

Skäppen (Öttinger), der däniſche Scheffel à 4 Fjerdingkar (Viertel) à 2 Achtel à 2 Sechzehntel. 8 S. = 1 Tönd (Tonne) und 176 S. = 1 Leaſt oder Laſt. Vgl. Laſt.

Skären (Geogr.), ſ. v. a. Scheeren.

Skärgard, ſchwed. Vogtei, Stockholms-Län, enthält viele Skären. Darin: Norrtelge, am gleichnam. Buſen, von Guſtav Adolf angelegt, mit Gewehrfabrik und 1050 Einw.; Waxholm, auf Waxö, 4 kleine Häfen, Citadelle zur Sicherung Stockholms, 1000 Einw.; Frederiksborg, Feſtung auf Wardö, ſichert das Oxdiux (daher auch ſonſt Ordiupet genannt), Eingang zum Hafen von Stockholm.

Skärkerfjeld, norweg. Felsgebirg, Nord-Drontheim, an der Grenze von Schweden, zu den Kjölen gehörig.

Skäſſigen, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hain; 150 Einw.

Skäviſches Thor, ſ. Troja.

Skaffe, ſ. Scafa.

Skafidr (Skapidur, der Schabende, Polirende, nord. Myth.), der 9. der Zwerge in Dwalins Gefolge, auch als der den Schnee oder den Sand Zerſtrenende erklärt.

Skaga (S.-Fjord), dän. tiefe Einbucht u. Vorgebirg, Inſel Island, an der Nordkuſte.

Skage (Geogr.), 1) norweg. Ort, Nord-Drontheim, an der rechten Seite des Namſen-Elf; — 2) Berg daſ., Buskerud, öſtlich vom Eisfi, zwiſchen dem Louven und Drammen.

Skagen (Geogr.), 1) dän. Vorgebirg, Jütland, das nordöſtlichſte des Landes, zwiſchen dem Skager-Rack und Kattegat; Leuchtthurm; 57° 43′ 47″ nördl. Br. und 28° 16′ 56″ öſtl. L.; — 2) Stadt daſ., auf der nördlichſten Spitze von Jütland, dem ſogenannten Horn (Skagenshorn), zwiſchen der Nordſee und dem Kattegat, in einer wüſten, mit Flugſand überdeckten Fläche, ohne alle Vegetation. Die Stadt beſteht aus drei Theilen: Oſter- und Weſterbye und Alt-S. (Gammel-S.); letzterer beſteht aus zerſtreut liegenden Häuſern, ohne einige Regelmäßigkeit; zuſammen hat die Stadt 1200 Einw., welche Fiſcherei, Lootſendienſt und etwas Handel treiben. Die eigentliche Kirche iſt vom Sande verwüſtet, und nur der Thurm wird erhalten, als Merkzeichen für die Schiffe; der Hafen iſt verſandet und nur kleinen Schiffen zugänglich. In der Nähe, bei Oſterbye, ſteht ein Leuchtthurm, 63′ hoch, wegen der gefährlichen Sandbank Skagensriff oder Skager-Rack, welche ſich weit in das Meer hinein erſtreckt. — Selbſt die Stadt hat viel vom Sande zu leiden, der, in Hügeln zuſammengeweht, nicht ſelten Häuſer verwüſtet, welche man dann an andern Orten wieder aufzubauen pflegt.

Skagenshorn (Geogr.), ſ. Skagen.

Skagern, ſchwed. See, zwiſchen den Provinzen Oerebro, Karlſtad u. Skaraborg, öſtlich von dem Wenern-See und mit demſelben durch den Gullſpang-Aa verbunden; er nimmt den Lett Alfven (Abfluß des Sees Möckeln) auf.

Skager-Rack, dän. Kanal, zwiſchen Jütland und Norwegen, verbindet die Nordſee mit dem Kattegat, ſ. d.

Skageſtrand, dän. Handelsplatz, Island, an der Skageſtrands-Bucht, an der Nordweſtküſte der Inſel.

Skagſtols-Tind, Berg, ſ. Lanfjeld.

Skaibotten, preuß. Bauerndorf, Provinz Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenſtein; 290 Einw.

Skaisgirren (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen: 1) Kr. Niederung: a) (Groß-S.); 140 Einw.; — b) (Groß-S.); 110 Einw.; — 2) (Groß-S.), Kr. Ragnit; 140 Einw.

Skaitzen, preuß. Chatoullen-kölm. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 170 Einw.

Skakolcza, königl. Freiſtadt, ſ. v. a. Skalitz.

Skaky (Skaki), Stadt, ſ. Marianpol.

Skal (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Dörfer: a) Kr. Prachin, Herrſch. Protiwin; 200 Einw.; — b) daſ., Gut Mladiegowitz; 210 Einw.; — c) (Klein-S., Mala Skala), Kreis Bunzlau, in der gleichn. Herrſchaft; Schloß und Kapelle; 110 Einw.; — d) (Groß-S., Hruba Skala), daſ., in der gleichn. Herrſchaft; 160 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Toſt; 3 Vorwerke; 230 E.

Skala (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Dörfer: a) Pfarrdorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Okrauhlitz; Tuchwalke; 260 Einw.; — b) Kr. Chrudim, Herrſch. Chraſt; 270 Einw.; — 2) ruſſ.-poln. Ort, Gouv. Krakau, ſüdöſtlich von Olkusz.

Skala (Min.), ſ. v. a. Reihenfolge der Härte, Schmelzbarkeit, Tragkraft ꝛc. der Mineralien, ſ. Oryktognoſie, B., und Geognoſie.

Skalat, öſterreich.-galiz. Marktflecken, Kr. Tarnopol; Schloß, kathol. und griech.-unirte Kirche.

Skalda, Abhandlung über die ſkandinaviſche Dichterſprache, ſ. Skalden.

Skalden (vom altnord. Skálid, Dichter), die Dichter Skandinaviens, welche die Dichtkunſt (Skåldskapr) als einen Beruf ausubten. Die Kenntniß des Versbaues und der künſtlichen, räthſelhaften Dichterſprache, die als weſentliches Erforderniß der Skaldenlieder galt, machte eine kunſtmäßige Vorbildung nothwendig. Die

Thaten der Lebenden oder der Ahnen durch Geſang zu feiern, war die eigentliche Beſtimmung der S., die deshalb auch von den Fürſten an die Höfe gezogen wurden, um deren Thaten oder alte Sagen bei Tiſche und andern feſtlichen Gelegenheiten zu beſingen; ſie zogen auch mit in den Krieg und feuerten durch ihre Lieder die Soldaten zum Kampfe an; oft waren ſie auch ſelbſt Helden, die ihre eigenen Thaten in Liedern beſangen. Die, deren Ehre ſie ſangen, gaben ihnen reichen Lohn, denn man ſtrebte danach, von berühmten S. gefeiert zu werden. Die S. bildeten einen eigenen Stand, deſſen Einrichtung viel Aehnlichkeit mit dem celtiſchen Bardenweſen hatte. Sie waren oft bei ihren Königen wichtige Perſonen, die auch öffentliches Anſehen genoſſen, weil ihre Lieder als die ächte Bildung und Kunſt des Volks angeſehen wurden. Selbſt die chriſtlichen Könige behielten die S. bis in das 12. Jahrh. bei, obgleich dieſe auch als Chriſten die heidniſchen Bilder und Redensarten in ihren Geſängen beibehielten. Ueberhaupt war die Skaldenſprache (Skaldſkaparmal) eine merkwürdige Erſcheinung des ſkandinav. Alterthums, die nicht Allen, ſondern nur den Gebildetſten, Königen und Edeln, verſtändlich war. Sie war eine überaus reiche Bilderſprache, die ſich auf die Edda gründete und vielleicht ein Erzeugniß der heidniſchen Geheimlehre war; ſie zeichnete ſich aus durch eine gewiſſe religiöſe Räthſelhaftigkeit, die überhaupt durch die ganze deutſche Dichtung hindurch geht. Wie weit übrigens die S. zurückgehen und woher ihr Urſprung anzunehmen ſey, iſt nicht zu ermitteln. Die Lieder der Götter- und Heldenſage, welche in der Edda zuſammengeſtellt ſind, rühren aus einer Zeit her, wo ſich noch kein beſtimmter Stand der S. gebildet hatte; die Namen ihrer Dichter werden nicht genannt. Dagegen enthält die „Heimskringla“ viele berühmte Namen. Der älteſte uns bekannte Skalde iſt Ulfur hin Dargi (d. i. der Unerſchrockene); der älteſte, deſſen Lieder noch vorhanden ſind, iſt Starkader (Sterkodbur), ein Schwede, der in das 6. Jahrh. geſetzt wird; den letzten finden wir in Island: Sturle Tordſon, um 1265. Andere Namen berühmter S. ſind Thiotholfur hinn Hoinverski, beſang den größten Theil der Ynglingsſage, von welcher auch viel Bragi dem Alten und Eyvindur Skalldaſpiller gehört; die Saga Harald Schönhaars gehört den S. Thorbiörn Hornklofi, andere ſind Thorleikur Fagri, Arnorr, Steinr Herdiſarſon, Guttorm Sindri, Gunalaug (die Schlangenzunge genannt), Glum, Egil u. A.; auch Skaldinnen (Skaldenaer, Skaldkona), wie die Norwegerin Jorim, die Isländerinnen Steinuan, Thorfinna u. A., gab es. Das Skalldatal in Perinſkiölds Ausgabe der „Heimskringla“ gibt eine Aufzählung der vornehmſten S. Worm in der „Literatura runica“ (S. 220) hat deren 170 chronologiſch verzeichnet u. Legis gibt in ſeinen „Fundgruben des Nordens“ ein Verzeichniß der berühmteſten S. und eine Ueberſicht der ſämmtlichen größern Skaldendichtungen. So groß die Anzahl dieſer Dichtungen iſt, ſo iſt doch eine ſehr große Menge noch gar nicht durch den Druck bekannt gemacht, eine Sammlung von Liedern einzelner S. hat man gar nicht. Die eigenthümliche Proſodie dieſer Skaldenlieder, wodurch ſie ſich neben ihrer eigenthümlichen Sprache noch auszeichneten und welche auf die künſtliche Harmonie gegründet war, hatte den Vortheil, daß die Lieder blieben, wie ſie anfangs gedichtet waren, wenn ſie auch noch ſo viele Jahrhunderte bloß im Gedächtniß fortgepflanzt wurden. Ueberſetzt findet man einige Skaldenlieder bei Herder im 8. Band der Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt. Vgl. Skandinaviſche Sprache und Literatur.

Skale (vom lat. Scala), auf phyſikaliſch-mathematiſchen Inſtrumenten, namentlich Barometern, Thermometern und Hygrometern, angebrachter Maßſtab; beſteht in einer meiſt in gleiche Theile geſchiedenen geraden Linie, deren einzelne Theile Grade genannt zu werden pflegen. Gewöhnlich ſind die Grade durch rechtwinkelige Querſtriche angezeigt, ſo daß die S. das Anſehen einer Leiter hat.

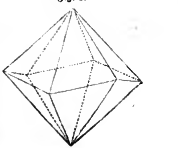
Skalenen (Scaleni, Anat.), ſ. Halsmuskeln.

Skaleniſcher Vierundzwanzigflächner (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. das Herakistetraëder, ſ. Reguläres Kryſtallſyſtem.

Skaleniſches Ikoſitetraëder (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. das Herakistetraëder, ſ. Reguläres Kryſtallſyſtem.

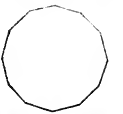
Skalenoëder (Min.), von σκαληνός, ungleichſeitig, von Mohs ungleichſchenkelige oder ungleichkantige ſechsſeitige Pyramide, v. Weiß Drei- u. Dreikantner, von v. Raumer Kalkpyramide, v. Breithaupt dihexagonales S., v. Naumann hexagonales S., von Hausmann Bipyramide, von den ältern Mineralogen Hunds- und Schweinszähne, dents de chien, dents de cochon genannt, iſt eine einfache Form der rhomboëdriſchen Abtheilung des hexagonalen Kryſtallſyſtems, iſt von zwölf gleichen u. ähnlichen ungleichſeitig-dreiſeitigen Flächen umſchloſſen, welche in ſechs, an beiden Enden abwechſelnd liegende Paare vertheilt ſind und vom Anſehen einer doppeltſechsſeitigen drei- und dreikantigen Pyramide mit gegenſeitig ſchief aufeinander geſetzten Flächen (Fig. 1). Die ſechs gleichen Randkanten laufen daher im Zickzack. Von den zwölf Scheitelkanten wechſeln an jedem

Fig. 1.



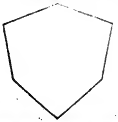
Ende drei ſtumpfere längere mit drei ſchärfern kürzern ſo ab, daß immer zwei ungleichnamige in jeder Randecke zuſammenſtoßen. Von den acht Ecken ſind zwei ſymmetriſch ſechskantige Scheitelecken u. ſechs gleiche unſymmetriſch vierkantige Randecken. Die Hauptaxe geht durch die Scheitel und die Hauptſchnitte durch je zwei parallele Scheitelkanten bilden Rhomboide, die Nebenaxen gehen durch die Mittelpunkte der Randkanten und der Querſchnitt nach denſelben gibt ein ſymmetriſches Dodekagon (Fig. 2),

Fig. 2.



während ihm parallel geführte ſymmetriſche Hexagone (Fig. 3) geben. Es iſt eine ſelbſtſtändige Form und erſcheint nur in Verbindung mit rhomboëdriſchen Formen (die Verbindung mit

Fig. 3.



dem Dihexaëder am Phenakit bedarf noch der Beſtätigung), doch kann es auch als parallelflächig-hemiëdriſche Form, nämlich als ein auf die Hälfte ſeiner Flächen reducirtes Dlrodekaëder betrachtet werden. Es gibt ſtumpfere und ſpitzere S. und ein unendlich ſpitzes S. wird endlich zur zweiten rhomboëdriſchen (ſechsſeitigen) Säule. Die gewöhnlichern S. ſind die ſpitzen: Kalkſpath, Bitterkalkſpath, Pyrargyrit, Eiſenglanz, Turmalin ꝛc., die ſelteneren ſtumpfen auch am Kalkſpath, Eubolcit ꝛc., faſt immer aber in Kombinationen; ſelbſtſtändig bis jetzt nur am Kalkſpath (dog tooth spar). — Breithaupt und Naumann haben auch noch ditetragonale und tetragonale S., die nichts Anderes ſind, als die Diſphene od. quadratiſchen Diplotetraëder. Vgl. Tetragonales Kryſtallſyſtem.

Skalfanda, dän. Fluß, Island; fließt auf der Nordküſte in den Skalfanda-Fjorden.

Skalhoit (Skaalholt, Reinkinrik), dän. Flecken, Island, Südland, rechts am Huit-Aa; ehemals Hauptſtadt der Inſel; Biſchofsſitz, Kathedrale.

Skalingsfjeld, ſ. Faröer.

Skalis (Scalle), öſterr.-ſteier. Kirchdorf, Kr. Cilli, Bez. Wöllan; 350 Einw.

Skaliſchkehmen, preuß. Dorf, Provinz Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 150 Einw.

Skalitſchka (Geogr.), öſterr.-mähr. Dörfer: 1) (Skaliezka), Kr. Brünn, Herrſch. Gurein; 120 Einw.; — 2) (Skallezka, Skalka), Kr. Prerau, an der Betſchwa; 470 Einw.; iſt olmützer fürſterzbiſchöfl. Lehengut; — 3) Kr. Olmütz; 280 Einw; bildet mit Rudolfsthal ein Gut des Grafen von Chorinſky.

Skalitz (Geogr.), I. öſterr. Orte: 1) Kirchdorf, Böhmen, Kr. Budweis, Herrſch. Wittingau; 240 Einw.; — 2) (Böhmiſch- oder Groß-S., Ceſká Skalice), Stadt daſ., Kr. Königgrätz, Herrſch. Nachod, am linken Ufer der Aupa; Pfarrkirche, Spital; 1630 E.; — 3) (Groß-S., Welká Skaliee), Dorf daſ., Herrſch. Smiritz; 420 Einw.; — 4) (Klein-S., Malá Skaliee), Pfarrdorf daſ., Herrſch. Nachod, am rechten Ufer der Aupa; 330 Einw.; — 5) (Klein-S., Malá Skaliee), Dorf daſ., Herrſch. Smiritz; 160 Einw.; — 6) Dorf daſ., Kr. Leitmeritz, Gut Schüttenitz; 190 Einw.; — 7) Bergſtadt daſ., Kr. Kaurim, Herrſch. Schwarz-Koſteletz; Kirche, Kapelle; trieb einſt ſtarken Bergbau, daher auch Silber-S. genannt; 900 Einw.; — 8) Dorf, Mähren, Kr. Znaim; Schloß und Kapelle; 420 Einw.; bildet ein Gut mit 1453 Joch 767 ²/₃ □Kl. Areal; — 9) Dorf daſ., Kr. Brünn, Herrſch. Boskowitz; 200 Einw. — II. (Szakolcza, Skaliezc), 1) ungar. Bezirk, neutraer Geſp.; — 2) Hauptſtadt daſ., die einzige königl. Freiſtadt in dem Komitate, am linken Ufer des Marchfluſſes und am äußerſten Ende der Geſpannſchaft, hart an der mähriſchen Grenze. Die Stadt iſt an einem Felſen erbaut, daher ſie auch den Namen Skaleze (im Slaviſchen ein Felſen) erhalten hat, iſt beinahe viereckig und mit Mauern umgeben, zählt etwa 870 Häuſer, die ſich aber, das Rathhaus ꝛc. ausgenommen, weder durch Größe, noch Schönheit auszeichnen. Kirchengebäude ſind: die Pfarrkirche, welche laut einer in Stein ausgehauenen Inſchrift im Jahre 1024 von einem reichen Weingärtner Johann von Pruuis erbaut und 1564, ſo wie ſie jetzt noch daſteht, bedeutend vergrößert wurde; außer dieſer befinden ſich hier noch 3 kathol. Kirchen, unter denen ſich die ehemals den Jeſuiten gehörige durch Größe und ſchöne Bauart auszeichnet. Die Kapelle zur heiligen Anna mit der Inſchrift: Sacellum St. Anna aedificatum Anno 990 renovatum 1744 et 1772, iſt als eins der älteſten Gebäude gleichfalls bemerkenswerth. Im ſtädtiſchen Spital, welches im Jahre 1481 für 6 männliche und 6 weibliche, durch Alter und Gebrechlichkeit zur Arbeit untangliche Perſonen von dem Grafen Stiborius geſtiftet und mit Feldern und Wieſen im ſtädtiſchen Gebiete ſowohl, als im benachbarten Dorfe Kis-Pritrod dotirt wurde, befindet ſich noch die zu dieſer An-

ſtalt gehörige kleine Kirche zur heiligen Eliſabeth. Das königl. Gymnaſium iſt in dem Franciskaner-Kloſtergebäude, in welchem die Geiſtlichen dieſes Ordens der katholiſchen Jugend Unterricht ertheilen; diejenigen Klöſter. welche ehedem bei den vorher genannten Kirchen waren, ſind bereits eingegangen. Außer dieſen erwähnten katholiſchen Gotteshäuſern und Anſtalten haben auch die barmherzigen Brüder ihr Kloſter und die Mitglieder der evangeliſchen Gemeinde ihr Bethaus und Pfarrgebäude mit den dazu gehörigen Trivial-Schulen. Handel und Induſtrie ſind hier nicht ſehr bedeutend, indem die meiſten Einwohner ſich vom Acker- u. Weinbau nähren, und die betreffenden Erzeugniſſe größtentheils im Orte ſelbſt verzehrt werden. Jedoch zeichnen ſich unter den Manufakturiſten die Tuchmacher aus, von denen man etwa 110 zählt, und welche ihre Fabrikate auf den großen Jahrmäkten zu Preßburg, Tyrnau und Debreczin veräußern. Außerdem gibt es noch eine Zeuch- und Raſch-Fabrik und als Beweis einiger literariſchen Kultur auch eine Buchdruckerei. Die Einwohner, etwa 8800 an der Zahl, ſind Deutſche und Slaven; auch wird die mähriſche Sprache ſo rein geſprochen, daß viele Aeltern ihre Kinder zur Erlernung derſelben hierher ſchicken. — An Produkten findet man hier alle Gattungen Frucht, gute Weine und Obſt. Die Windmühlen, gleich außerhalb der Stadtmauern, die ſonſt niegends im Komitate geſehen werden, ertragen ſchöne Einkünſte. Auch befinden ſich in der Nähe der Stadt große Waldungen und Steinbrüche (rother Marmor). — Geſchichtliches. In uralten Urkunden wurde die Stadt auch Zakolcha und Galicz genannt. Zur Zeit des Königs Andreas II. u. ſeines Sohnes Bela IV., im Jahre 1217 und 1256, wurde der Platz, auf dem das jetzige S. ſteht, noch eine Wüſte genannt, 1372 aber, zu Folge eines königl. Brieſes von Ludwig I., ſchon als königl. Schloß bezeichnet, und 1382 von demſelben unter die Zahl der Freiſtädte erhoben. Außer den hier erwähnten königl. Briefen findet man in dem ſtädtiſchen Archive noch mehre andere, namentlich von Sigismund, Albert, Matthias I., Wladislaus, Ferdinand II., Matthias II., Ferdinand III. und Karl II., welche theils diejenigen Privilegien, in deren Beſitz die Stadt bereits war, beſtätigen, theils derſelben das Recht, Jahrmärkte zu halten, gewähren. Ihren Urſprung ſoll die Stadt den Mähren verdanken, obwohl ihn manche Schriftſteller König Bela II., dem Blinden, zuſchreiben wollen, andere ihn hier geboren werden und dann die Stadt vergrößern und befeſtigen laſſen. In den ſchweren Kriegen, welche Bela IV. mit dem mächtigen Ottokar führte, kam die Stadt zweimal nach langer Belagerung in deſſen Hände und wurde das zweite Mal beinahe ganz zerſtört. Später, als unter Sigmund die Unruhen der Huſſiten ausbrachen, verwendete der König viel Sorgſalt auf die Befeſtigung dieſes Grenzortes, der auch ſogleich bei der Uneinigkeit des Reiches nach Alberts Tode und der Minderjährigkeit Ladislaus' V. eine ſchwere Belagerung von den Huſſiten, unter Pongratz' Anführung, erdulden und ſich endlich ergeben mußte. Doch nicht lange blieb dieſer in ihrem Beſitze, denn Ulrich v. Cilly ſetzte ihm ſo heftig zu, daß er genöthigt wurde, ſich und die Stadt auf Bedingniſſe zu überliefern. Als hierauf der große Corvin gegen Podiebrad zog, verweilte der König mit ſeinem ganzen Heere in der Stadt und ihrer Umgebung. Im J. 1605 ergab ſie ſich den bocskaiſchen Heerführer Denghely, ward aber von den Kaiſerlichen wieder mit Sturm erobert und beinahe ganz in Aſche gelegt. In den bethleniſchen Unruhen ging ſie durch Verrath verloren, indem der kaiſerliche Kommandant Ranber dem vorrückenden Bethlen mit der Beſatzung entgegenzog und ihn überwand. Im J. 1652 überfiel ſie Tököly unverſehens und machte daraus einen Lagerplatz, um in den Umgebungen ſeine Truppen zu ergänzen, bis er nach abgeſchlagener Belagerung Wiens dieſe Gegend verließ. Auch im rakotzyſchen Kriege ward die Stadt hart mitgenommen, denn als ſie von den Mißvergnügten beſetzt ward, und dieſe von hier aus Streifzüge nach Mähren machten, ſchloſſen ſich die Mähren an den kaiſerl. General Ritſchan an und zerſtörten nach Vertreibung der Rakotzyſchen die Mauern, plünderten die Häuſer und trieben allerlei Unfug, ſo daß die Einwohner großen Schaden litten.

Skalka (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Königgrätz, Gut Biſchofſtein; 430 Einw.; — 2) Mähren, Kr. Hradiſch, Gut Koſtelez; 310 Einw.

Skalken (Skalka), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmertz, Herrſch. Liebeſchitz; 160 Einw.

Skallagrimr, Norweger, Völldulfs Sohn, Anſiedler auf Island.

Skall-Id (ſchwed., Ichthyol.), ſ. v. a. Weißfloſſer, Cyprinus grislagine.

Skallitz (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Bilin; 120 Einw.; — 2) Steiermark, Kr. Cilli, Bez. Gonowitz; 290 Einw.

Skalm (die Schlagende, nord. Myth.), berühmte Stute, nach welcher Skalmarnes (Skals Vorgebirg) in Breidafiörn auf Island genannt iſt, weil Thorer, Grims Sohn, hier mit ihr den zweiten Winter zubrachte; nach der Weiſſagung des Meermännchens ſollte Thorer ſich da anbauen, wo S. unter der Bürde ſich niederlegen würde. Dieſes geſchah den zweiten Sommer Borgarfiörd an einem Sandhügel, und Thorer nahm dieſe Gegend in Beſitz. S. † in dem nach ihr benannten Sumpfe Skalmarkellda.

Skalmierz (Skalbimirz), ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Krakau, Kr. Miechow, ſüdöſtlich von Stobniza, an der Skalmierka, auch die Nidica oder Jakubowka genannt, die links in die Weichſel fließt, in einem tiefen Thal, Hauptſtadt des gleichnam. Diſtrikts; hat eine alte Kollegiatſtiftskirche, ein Friedensgericht, eine anſehnliche Fabrik für weißes und braunes grobes Tuch; der Boden iſt hügelig, aber fruchtbar; 2000 Einw.; iſt geſchichtlich merkwürdig durch den Einbruch der Tataren.

Skalmierzyer, preuß. Dorf, Prov. und

R.=B. Poſen, Kr. Abelnau; kathol. Pfarrei; 520 Einw.

Skalmos (griech.), Ruderhalter.

Skalöe, Inſel, ſ. Fugelſo.

Skalow, öſterr.=mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Hradiſch; 140 Einw.

Skalp, ſ. Skalpiren.

Skalpell (v. lat. Scalpellum), 1) ein= oder zweiſchneidiges, ſpitziges, pyramidales und im Griff feſtſtehendes anatomiſches oder chirurgiſches Meſſer; — 2) Schabeiſen, Lanzette, Meißel, Feile.

Skalpellförmig (bot. Term.), ſ. v. a. Scalpelliformis.

Skalpiren, bei den nordamerikan. Wilden die Sitte, die Kopfhäute der todten oder verwundeten Feinde mittelſt eines Zirkelſchnitts vom Kopf zu trennen und dann abzuziehen. Dergleichen Kopfhäute (Skalpe) gelten als Siegeszeichen.

Skalptur (v. Lat.), die Kunſt, Reliefs im Kleinen auf Steinen und Stempeln darzuſtellen, Stein= und Stempelſchneidekunſt.

Skalpund, ſ. v. a. Schalpfund.

Skalſko, öſterr.=böhm. Pfarrdorf, Kr. Bunzlau; Schloß; 400 Einw.; bildet ein Gut mit 2697 Joch 762 □ Kl. Areal.

Skaltſchau, öſterr.=böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrſch. Blatna; 210 Einw.

Skalung, preuß. Koloniedorf, Prov. Schleſien, R.=B. Oppeln, Kr. Kreuzburg; Schloß; 450 Einw.

Skam, dän. Harde, Amt Odenſee, 2 □M. mit 4090 Einw. in 8 Kirchſpielen, 1 Grafſchaft und 2 Gütern.

Skamandros, 1) Sohn des Zeus und der Doris, wurde, um die Unſterblichkeit zu erlangen, in den Fluß Scamander verwandelt, hatte von Zeus das Vorrecht, die jungen Trojanerinnen, welche ſich vor ihrer Hochzeit in ihm badeten, zuerſt zu genießen; — 2) ſ. Glaucia.

Skamillen (v. lat. Scamilli), 1) Vorſprünge des Unterbaues unter jeder Säule und des Gebälks über derſelben; — 2) unter dem Plinth der Säulenbaſe angebrachter beſonderer Plinth; — 3) am mittlern Theil des Unterbaues befindliche Ausbauchungen; — 4) niedrige Aufſätze, Platten, welche ſowohl auf dem Unterbau unter die Baſis der Säule, als auch oben auf dem Abakus des Kapitäls gelegt zu werden pflegten, um keinen Theil des Säulenfußes durch den Kranz des Unterbaues und keinen Theil des Unterbalkens durch das vorſpringende Kapitäl zu verbergen.

Skamma (griech. Ant.), in den Gymnaſien und Paläſten ein tief ausgegrabener, mit Gräben überzogener Platz, auf dem ſich die Athleten übten.

Skammonie, deutſche (Bot.), ſ. v. a. Zaunwinde, Convolvulus Sepium *L.*

Skampe, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Züllichau; 2 Mutterkirchen; 490 Einw.

Skanda (ind. Myth.), das in ſeinen Geburtshüllen aufgenommene (daher der Name) Kind des Sudra (Schiwa) und der beiden Schweſtern Ganga und Uma, ward von den Sternen Kartigas, 6 Nymphen, aufgenommen, gewaſchen und genährt (daher ſein zweiter Name Kartikeya) und ſo glänzend, daß er die Sonne überſtrahlte. Er erhielt 6 Köpfe und 12 Arme und wurde zum Anführer der himmliſchen Heerſchaaren beſtimmt, wenn dieſe in den Krieg wider die böſen Dämonen und Geiſter der Unterwelt ziehen würden. Er hatte in Indien viele Pagoden und ward immer mit ſeinen beiden Gattinnen Dewanei und Welliamen zugleich dargeſtellt.

Skandal (v. Griech.), 1) Aergerniß, Anſtoß; — 2) eine ärgerliche Sache, Schändlichkeit; — 3) Duell. — Davon Skandaliſiren, ärgern, ein Aergerniß geben, und Skandalös, ſchändlich, ärgerlich.

Skanda Purana, ſ. Sanſkrit.

Skandau (Geogr.), 1) preuß. Gut, Prov. Preußen (Oſt=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Gerdauen; mit dem Waldhaus Lipann; 180 Einw.; — 2) preuß. Dorf, daſ.; 160 Einw.

Skanderbeg (Geogr.), europ.=türk. Kaſtell, Albanien, Ilbeſſan, öſtlich vom Kap Redoni.

Skanderbeg (Biogr.), eigentlich Georg Caſtriota, der Held von Albanien, wurde 1404 geb. und war der jüngſte Sohn Johann Caſtriota's, des Herrn von Armathia in Albanien, und der ſerbiſchen Prinzeſſin Wolſawa. Als der Sultan Murad II. 1423 zum erſten Male in Epirus eindrang, mußte Caſtriota ſich unterwerfen und ſeine 4 Söhne als Geißeln dem Sultan ausliefern. Der 9jährige Knabe wurde nebſt ſeinen Brüdern beſchnitten und im Islam erzogen. Ausgezeichnet durch körperliche Bildung und geiſtige Anlagen, gewann der Jüngling bald die Gunſt des Sultans. Wenn Murad bei den unzähligen Geſandten aus Perſien, Aſien, Ungarn, Italien, Griechenland in Verlegenheit kam, machte Georg den Dolmetſcher; zugleich war er aber auch ein Muſter in allen Fertigkeiten, die den gewandten Krieger zieren. Sein Dſchirid (Lanze) traf richtiger das Ziel, als jeder andere, und je mehr er focht und ritt und kämpfte, deſto mehr entwickelte ſich ſeine ganze Körperkraft. Ein Maal auf dem Arme, das ungefähr die Geſtalt eines Degens hatte, ſchien ihm eine Andeutung ſeiner kriegeriſchen Beſtimmung. Er war noch nicht 18 Jahre alt, als ihn (1422) Murad zum Sandſchak ernannte und ihm das Kommando über 5000 Reiter an den Grenzen Anatoliens anvertraute. S. rechtfertigte durch kühne Thaten bald des Sultans Wahl. Man ſchrieb ihm einen großen Theil des Erfolgs zu, den der Feldzug hatte, und ſein offenes, freimüthiges, uneigennütziges Benehmen ließ keinen Neid aufkommen. Murad trug dem jungen Helden nun ſchon die Führung eines beträchtlichern Heeres auf, das mehre aſiatiſche Völker züchtigen ſollte. Zwei Feldzüge reichten zur Bekämpfung einiger benachbarten Fürſten hin, und Georg kehrte mit Fahnen, unzähligen Gefangenen und Beute aller Art, die er aufs Uneigennützigſte vertheilte, an den Hof zurück. Hier beſiegte er einen rieſigen Tataren, der übermüthig den Sultan aufgefordert hatte, ihm Einen aus ſeinem Gefolge entgegenzuſtellen, der ſich mit ihm zu meſſen Kraft und Muth hätte, im Zweikampf, und als bald darauf bei dem

Heere in Kleinaſien, wo Georg ſich mit Murad befand, zwei ſtolze Perſer mit Schwert oder Lanze einen Kampf mit zwei der beſten osmaniſchen Helden beſtehen zu dürfen begehrten, nahm Georg allein den Kampf auf und ſtreckte ſie nieder. Dieſe und andere Thaten erwarben ihm den Beinamen Iskenderbeg oder S., d. i. Fürſt Alexander. Die Politik trat ſtörend in dies gute Verhältniß zwiſchen ihm und dem Sultan. Sein Vater war 1432 geſtorben, Murad hatte ſein Fürſtenthum eingezogen, ſeine Brüder erlagen einem langſamen Gift, das ihnen der Sultan hatte beibringen laſſen; S. entging nur durch Murads perſönliche Zuneigung zu ihm dem gleichen Schickſal. S. brütete Rache; noch aber verbarg er ſeinen Groll unter der Maske der feinſten Verſtellung. Murad bezeugte ihm äußerlich die zärtlichſte Theilnahme über den unvermutheten Tod ſeiner Brüder und ſeines Vaters, und Georg den innigſten Dank für dieſe Theilnahme. S. war Befehlshaber des gegen die Serbier beſtimmten Heeres und entſchied mit einem Hauptſchlag den Feldzug zu Gunſten des Sultans. Siegreich nach Adrianopel zurückgekehrt, fand er hier die Geſandten ſeines Vaterlandes, die dem neuen Herrſcher zu huldigen gekommen waren. Sie gaben ihm zu verſtehen, daß die Albaneſen nur ſeines Winkes harrten, um den Halbmond mit dem Kreuz zu vertauſchen; S. aber ſtellte ihnen das thörichte Beginnen vor, ſich gegen das mächtigſte Volk wagen zu wollen, und wies ſo die Verlockung ab. Unterdeſſen war der Fürſt von Serbien ganz unvermuthet an der Spitze einer furchtbaren Armee in die Grenzen des ihm von S. entriſſenen Landes wieder eingefallen und hatte die Beſatzungen hier verjagt, dort zuſammengehauen. Murad zog ihm ſelbſt entgegen, und S., der in ſeinem Gefolge war, leiſtete ihm durch ſeine Kenntniſſe des Landes, die er im vorigen Feldzuge erworben hatte, bedeutende Dienſte. Der Fürſt von Serbien zog ſich zwar zurück, hinter ihm ſtand aber der König Ladislaus von Ungarn und Polen mit einem Heere, welches der berühmte Held Hunyades befehligte. Murad, der dieſen Feind keineswegs verachtete, verſchanzte ſich und zog alle ſeine Truppen, die in Aſien und Griechenland zerſtreut waren, während des nächſten Winters an ſich, bis er im folgenden Frühjahr offenſiv zu Werk gehen konnte. Er ſelbſt blieb in Adrianopel und gab den Befehl über das Heer dem Paſcha von Romanien und S. Beide drangen 1443 in Bulgarien ein, das von den Ungarn beſetzt worden war; S. aber, der nun das Werk der Rache zu vollbringen entſchloſſen war, ſetzte ſich mit Hunyades in Einverſtändniß, und nachdem die Türken in Folge einer verabredeten Rückbewegung S.s eine Niederlage erlitten, erzwang er von dem Staatsſekretär des Sultans, den er dann ſelbſt ermordete und vergrub, einen Befehl an den Befehlshaber von Kroja (jetzt Akhiſſar) in Albanien, ihm, als ſeinem Nachfolger, die Feſtung zu übergeben. Am 10. Nov. floh er in das Waldgebirg am Drino, wo er gegen 300 Albaneſen ſammelte. Mit dieſem Häuflein ſtand er am 7. Tage an den Engpäſſen Albaniens, nur 10 Meilen von der Reſidenzſtadt Kroja entfernt. Er gab ſich in allen Städten und Dörfern zu erkennen, und überall jauchzte ihm Jung und Alt entgegen. Man küßte ihm die Hände, man brachte ihm den Ehrenbecher, man ſtreute Blumen auf ſeinen Pfad, und er hatte die größte Mühe, zu verhüten, daß die Nachricht von ſeiner Annäherung nicht früher nach Kroja kam, als er ſelbſt. Sein Neffe, als Türke gekleidet, ging in die Feſtung voraus, um den Aga von dem Befehle Murads zur Uebergabe im Voraus zu unterrichten. Stolz ritt S. durch die aufgeſtellten Krieger aufs Schloß, an deſſen Pforte ihn der Aga, als Liebling des Sultans und ſeinen Nachfolger, ehrfurchtsvoll empfing. Er küßte demuthsvoll das Siegel des Sultans, wies die Soldaten, die Einwohner zum Gehorſam gegen den neuen Oberherrn an und empfahl ſich ihm zur fernern Gnade. S. beorderte darauf die Häupter der Stadt zu ſich und theilte ihnen ſeinen Plan mit, das Joch der Osmanen abzuſchütteln. Seine 300 Albaneſen, die zurückgeblieben waren, trafen ſchon am nächſten Morgen ein. Das Zeichen zum allgemeinen Blutbad war gegeben. Unvorbereitet fielen die Osmanen unter den Dolchen der Bürger und den Piken der auf ſie einſtürmenden Albaneſen; der Aga war das erſte Opfer. Die benachbarten Städte folgten dem Beiſpiele ſchnell. Noch ehe die Befehle von S. eintrafen, waren in den meiſten die türkiſchen Beſatzungen überfallen, entwaffnet und ermordet, und noch ehe der Winter die ſteilen Berge mit Schnee bedeckte, waren die wenigen Burgen, wo noch Türken hauſten, theils erſtürmt, theils durch freiwillige Uebergabe erobert. Ein einziges Bergſchloß mußte förmlich belagert werden. Die Empörung S.s machte auf Murad den tiefſten Eindruck. Raſch bot er Ladislaus u. Hunyades, die ihn in Ungarn und Serbien beſchäftigten, den Frieden, den dieſe auf Bedingungen abſchloſſen, wie ſie ſich nach dem glücklichſten Kriege nicht geträumt hatten. S. ſeiner Seits benutzte die koſtbare Zeit, die ihm der Winter ließ, zur Befeſtigung aller Päſſe, die ins Land führten; er breitete ſich außerhalb der Grenzen aus, trieb Kriegsſchatzungen ein, zog Eingeborne an ſich, die zu ſeiner Fahne ſchwören wollten, und vertrieb die türkiſchen Beſatzungen im nahen Macedonien. Sein Wappen, ein hochaufſtrebender Adler, ſchien Allen ein Zeichen der erwachenden Freiheit zu ſeyn. Er knüpfte mit den benachbarten Fürſten jenſeits des Drino, in Slavonien, mit Venedig, in Morea, Verbindungen an. Die albaneſiſchen Fürſten, die er nach Liſſus berief, erkannten ihn als ihren Oberherrn und zahlten Tribut; Venedig wollte als Hülfsmacht gelten. Inzwiſchen rückte Ali Paſcha, Murads Oberfeldherr, mit 40,000 M., meiſtens trefflichen Reitern u. Janitſcharen, gegen Albanien langſam über Macedoniens Berge heran. S.s Heer ſtand bereits verſammelt, 8000 Reiter und 7000 Fußgänger ſtark, die aber für die Blüthe des Heeres, für den Kern der Truppen galten. Man brach von Kroja auf und beſetzte die Engpäſſe, jenſeits deren die Türken erwartet wurden. In dieſen Päſſen reichte ein Mann

Digitized by Google

hin, Hunderte aufzuhalten, aber das genügte S. nicht, der den Feind vernichten wollte. Er ſendete zu dieſem Zweck ſeinen Neffen mit 3000 Reitern ab, um den einen Flügel des großen, von Bergen gebildeten ebenen Halbzirkels, auf dem die Feinde lagerten, zu beſetzen und ihnen ſo auf den erſten Wink in die Seite zu fallen; er ſelbſt ging in die Ebene vor und lehnte ſeinen Flügel an die Gebirge, die ihm in jedem Fall den Rücken und den vollkommenſten Rückzug deckten. Mit dem erſten Sonnenſtrahl ſchwärmten ſeine leichten Truppen umher, die Schlachtlinie des Feindes auszuſpähen, und kaum waren ihre Berichte mit einander verglichen, als der rechte und linke Flügel raſch gegen die Feinde, die ſich eines ſolchen Angriffs nicht verſahen, vordrangen. Vergebens fochten Ali's Janitſcharen mit allem Muthe der Erbitterung; ſie waren zu ſehr in einzelne Häuflein geſprengt, um den trefflichen Reitern S.s den Sieg ſtreitig machen zu können. Dazu brach noch der Hinterhalt aus dem Gebirg hervor und ergoß ſich wie ein Waldſtrom auf die Feinde, die vor Staunen, Ueberraſchung und Schrecken nicht zu ſich ſelbſt kommen konnten. Ali Paſcha floh zuerſt und gab damit das Zeichen zur allgemeinen Flucht, in welche ſich jetzt das türkiſche Heer, von S.s Reitern verfolgt, auflöſte. Das nahe Macedonien war nach dieſem glänzenden Siege S.s Truppen Preis gegeben und unermeßliche Beute floß in Albaniens Thäler. Murad, außer ſich über ſeines Feldherrn Niederlage, dachte auf neue Anſtalten, den frechen Sklaven, wie er S. nannte, zu züchtigen. Das Gerücht von S.s Sieg hatte ſich indeß in weiten Kreiſen verbreitet und hatte für Murad ſo nachtheilige Folgen, als die verlorne Schlacht ſelbſt. Unruhen in Karamanien drohten ganz Vorderaſien in Flammen zu ſetzen, und nöthigten ihn, zuerſt hier das auflodernde Feuer zu löſchen. Kaum war es geglückt, als Ladislaus, der unruhige König der Ungarn, den im vorigen Jahre geſchloſſenen Waffenſtillſtand zu brechen gedachte und zum Kriege rüſtete. S., von ihm zu einem Schutz- und Trutzbündniß aufgefordert, rückte an der Spitze von 10,000 Mann nach den Grenzen Serbiens vor, ward aber von dem Despoten dieſes Landes aufgehalten. Bevor S. ſich mit Gewalt den Weg bahnen konnte, war es zur blutigen Schlacht bei Varna am ſchwarzen Meere gekommen, die Ladislaus das Leben koſtete (1444). Murad theilte S. ſelbſt die Nachricht von dem Siege mit und forderte ihn zur Unterwerfung auf. S. behandelte den Abgeſandten des Sultans mit dem Zutrauen, das Muth und Selbſtbewußtſeyn einflößten. Er führte ihn ſelbſt in ſeine Zeughäuſer, er ließ ihn die Gewandtheit ſeines trefflich geübten Heeres ſehen, und ſchrieb an den Sultan wie ein Mann, der wohl Frieden, aber auch Achtung ſucht, der Andere nicht fürchtet, aber wohl wünſcht, von ihnen gefürchtet zu werden. Ueber 8 Monate waren während dieſer Unterhandlungen verfloſſen, und Murad, aufgebrachter als je, und doch wegen ſeiner Verhältniſſe zu Ungarn außer Stande, alle ſeine Kräfte gegen Albanien aufzuwenden, ſchickte 10,000 Pferde ab, um wo möglich durch Ueberraſchung zu gewinnen, was der Uebermacht mißlungen war. S. war jedoch von dem Unternehmen unterrichtet und ließ den Feind ruhig in dem ſteilen Paſſe vorwärts gehen. Seine beſten Krieger hatten, von Waldungen bedeckt, die höhern Schluchten eingenommen und warteten ungeduldig auf das Zeichen zum Angriff. Jetzt ſchmetterten vorn, wo ſich das Thal öffnete, die Trompeten, S. griff die Feinde an, als ſie herauskamen. Große tauſendjährige Eichen, Felsſtücke rollten auf den Seiten herunter. Ihnen folgten mit wildem Geſchrei die Albaneſen, und vorn, von den Seiten und im Rücken angegriffen, warfen die Türken die Waffen weg, um ihr Heil in wilder, verzweifelter Flucht zu ſuchen. Murad ſendete ein neues Heer von 15,000 Mann unter dem Großweſſir Muſtapha mit gemeſſenen Inſtruktionen nach Macedonien ab, das glücklich Albaniens Grenze erreichte, wo es ſich auf einer Bergkette lagerte, die theils an ſich, theils durch Verbaue vor jedem Zugang ſicher war. Von dieſer feſten Stellung aus begann Muſtapha nach türkiſcher Art den Krieg mit Plündern, Rauben, Morden, ſo daß Albaniens Thäler bald zur Wüſte wurden. Ein aus dem türk. Lager entflohener Albaneſe beſtimmte S. endlich zu einem kühnen Entſchluſſe. Während die Feinde nach ihrer Gewohnheit Streifzüge ausſendeten und kleine Haufen der Albaneſen vor ihnen flohen, um ſie tief in das Innere von dem Lager wegzulocken, kletterten wie Gemſen, ſtill und muthig, die dazu beſtimmten Krieger auf den ſteilen Pfaden zu dem türk. Lager hinan, und in zwei Augenblicken waren die wenigen ſchwachen, zum Theil ſchlafenden Wachen überwältigt. Neue Haufen von Albaneſen kletterten nach, ein furchtbares Gemetzel begann, vergebens ſuchte Muſtapha unter ſeine unvorbereiteten erſchrockenen Truppen Ordnung zu bringen; er ward ſelbſt in die Flucht mit fortgeriſſen. Auflodernde Strohhaufen, von einigen der Beſonnenſten in Brand geſteckt, riefen Muſtapha's entfernte Haufen zu Hülfe; dieſe fielen jedoch dem Hinterhalt der Albaneſen in die Hand. Murad war über dieſen neuen Unfall ſo beſtürzt, daß er auf einige Zeit das Schwert niederlegte. Bald aber rüſtete er von Neuem ein Heer aus, das indeß mehr dazu beſtimmt war, Macedonien zu beſchützen, welches nach dem Rückzug der Türken von S. verheert wurde, als Albanien ſelbſt anzugreifen. Muſtapha, der den Befehl über das kleine Heer führte, kam in der Nähe von Albanien an, als S. in den nördlichen Theilen deſſelben gegen die Venetianer Krieg führte, die die Ländereien eines Lehnsmannen, welche ihm angehörten, durch Kauf an ſich gebracht hatten und nicht gutwillig herausgeben wollten. Die öſtliche Grenze nach Macedonien hin war nur ſchwach beſetzt und Muſtapha ſtark verſucht, ſeine Niederlage durch einen raſchen Zug ins Herz des Landes gut zu machen. Er berichtete die Lage der Dinge dem Sultan, und dieſer, der inzwiſchen auch von andern Seiten die Nachricht von einer Schlacht zwiſchen den Venetianern und S. erhalten hatte, ſtellte es in Muſtapha's Willen, zu blei-

ben oder vorwärts zu gehen. Gleich bei der erſten Nachricht hatte S. 5000 Mann nach der öſtlichen Grenze geſandt, die aber durch Muſtapha's überlegene Kräfte bald zurückgedrängt wurden und ein verſchanztes Lager beziehen mußten. S., den Krieg mit den Venetianern ſeinem Neffen überlaſſend, kam nun ſelbſt mit einiger Mannſchaft im Lager an. Beide Heere ſtanden ſich, wenn 6000 Mann für ein Heer gelten konnten, kaum ½ Stunde von einander getrennt, gegenüber. Kaum graute der nächſte Morgen, als die Schlachttrompeten ſchmetterten und S. mit Sturmſchritt auf das türkiſche Lager anrückte. Muſtapha, der ſeinen Augen nicht traute, als das Häuflein anſtürmte und im offenen Blachfelde eine Schlacht zu liefern Miene machte, zog raſch einige Haufen Spahis vor, um hinter ihnen die ganz unvorbereiteten Truppen zu ordnen. Aber die Spahis waren bald auseinander getrieben, ein Haufen nach dem andern, wie ihn Muſtapha ordnete und ins Treffen führte, hatte gleiches Schickſal, und dreimal ſtärker, als die Albaneſen, waren die Türken auf dieſe Art im Kampfe dreimal ſchwächer. Die Unordnung wuchs mit den Unfällen, die die einzelnen Abtheilungen erlitten. Nach einem muthigen Widerſtand mußte ſich Muſtapha ergeben, 10,000 Türken bedeckten das Feld. Unermeßliche Beute belohnte die Tapferkeit der alban. Krieger, von denen ein Theil die wenigen Flüchtlinge bis nach Macedonien verfolgte. S. eilte an die nördl. Grenze zurück, wo der Friede mit Venedig gar bald zu Stande kam.

Bis jetzt hatte Murad allerdings mehr geſpielt, als Ernſt gezeigt; er atte ſich noch nicht überreden können, daß er gegen „den kleinen Georg", wie er ihn ſpöttiſch nannte, alle Kräfte aufbieten müſſe. Aber die letzte Niederlage Muſtapha's, der ſelbſt in die Gefangenſchaft gerieth, die ewigen Schreckensnachrichten beſtimmten ihn endlich, perſönlich gegen S. zu marſchiren. Seine Rüſtungen waren ungeheuer. Der Schatten des griechiſchen Kaiſerthums zitterte in Konſtantinopel; die Ungarn fürchteten einen neuen Tag von Varna, u. Murad ſuchte recht gefliſſentlich dieſe Muthmaßungen zu beſtärken, um S. deſto unvorbereiteter zu finden. Dieſer kannte jedoch die Schule, in welcher er ſelbſt gebildet worden. Er füllte ſeine Speicher und verſtärkte ſeine Truppen, entbot alle Vaſallen und bereiſte ſelbſt jeden Theil ſeines Landes. Aus den wichtigſten Feſtungen, ſelbſt aus dem Mittelpunkt des Landes, aus Kroja, wurden Greiſe, Kinder und Weiber entfernt und nach den Seeſtädten gebracht. Sfetigrade, der Schlüſſel des Landes, hoch auf Felſen gelegen, wurde mit der trefflichſten Garniſon verſehen und der Befehlshaber von ihm ſelbſt aufs Genaueſte unterrichtet. Unter den Mauern Kroja's ſammelte er ſein Heer. Kaum waren alle ſeine Anſtalten fertig, als auch ſchon das Gerücht kam, der Sultan ziehe an der Spitze von 150,000 Mann, worunter 90,000 Reiter, heran. In der That langte ſchon am 13. Mai 1449 die türkiſche Vorhut u. den Tag darauf der Sultan ſelbſt vor Sfetigrade an. S. zog ſofort in aller Stille mit 5000 Mann aus Kroja und legte den Marſch nach dem 30 Stunden entfernten Sfetigrade ſo ſchnell zurück, daß er nach 24 Stunden eine Meile davon ankam. Er lagerte ſich in den ſteilen Gebirgen, deſſen Zugänge ſorgfältig gedeckt u. verſchanzt wurden, und bot Alles auf, um dem Feinde ſeine und ſeiner Truppen Gegenwart zu verbergen. Murad hatte Sfetigrade bereits aufgefordert u. der Beſatzung die vortheilhafteſten Bedingungen, der Stadt die Fortdauer aller Freiheiten angeboten, ſah jedoch ſeine Anerbietungen zurückgewieſen, ſeine Drohungen verachtet und ließ nun ſeine Batterie gegen die Wälle donnern. Vergebens aber waren wiederholte Stürme auf eine geſchoſſene Breſche. Der Muth der Angreifenden ſchwand, wie der der Belagerten ſtieg. Doch endlich ſchien die Zahl und der ſtets neu zuſtrömende Erſatz dem kleinen Häuflein in der Feſte den Sieg entreißen zu wollen. Schon waren die breiten Mauern lichter und der Kampf ſchwächer, da ertönte in Murads Lager unvermuthet die Trompete zum Rückzug. S. hatte einen furchtbaren Angriff auf das türk. Lager gemacht und ſo im entſcheidenden Augenblick die brave Beſatzung gerettet. 10,000 Mann ſchienen zu 100,000 geworden zu ſeyn, an ſo vielen Orten ſtürmten ſie auf die ſchwachen Poſten ein und tödteten, vernichteten, was ihnen Widerſtand leiſtete, bis endlich nach einigen Stunden, als der Abend dämmerte, das Häuflein in die Berge zurückging, aus denen es gekommen. Es verging einige Zeit, ehe Murad einen neuen Sturm wagte. Ein neuer Hauptſturm wurde vom Sultan ſelbſt befehligt und dem dazu beſtimmten Corps geſagt, daß das Lager für ſie verſchloſſen ſey, daß nur die Feſte ſie aufnehmen könne, daß der Tod hinter ihnen ſtehe, die Feigheit der Zurückweichenden zu rächen. Um eine ähnliche Unterbrechung des Sturms im wichtigſten Augenblick zu verhüten, wie ſie durch S.s Angriff bewirkt worden, wurden 12,000 Mann der beſten Reiterei gegen den Schlupfwinkel deſſelben geſendet. Abermals wüthete der Sturm u. abermals ſchienen die Belagerten zu unterliegen, als wie ein Lauffeuer die Nachricht unter den Stürmenden alle Thätigkeit hemmte: S. iſt keine 600 Schritte vom Lager entfernt, und im nämlichen Augenblicke das Zeichen zum Zurückeilen aus allen Gegenden deſſelben ertönte. Indeß Murad einen Kriegsrath hielt, der zu keinem Reſultate führte, ſah ſich der Befehlshaber der Feſtung durch den Aberglauben ſeiner Truppen, die ſich weigerten, aus einem Brunnen zu trinken, in den ein beſtochener Bürger einen todten Hund geworfen, genöthigt, zu kapituliren, und erhielt freien Abzug mit allen Vorräthen und Kriegsehren. Murad beſetzte darauf die Feſtung, führte jedoch ſein Heer nach Macedonien und eilte ſelbſt nach Adrianopel, vorläufig damit zufrieden, in Albanien Poſto gefaßt zu haben. S., deſſen trefflich organiſirtes Heer zum Theil aus angeworbenen Ausländern beſtand und der jetzt auch ein treffliches Feldgeſchütz beſaß, welches ihm Franzoſen und Deutſche eingerichtet, ſuchte ſeiner Seits die verlorene Feſte wieder zu gewinnen; Regengüſſe überſchwemmten jedoch das Lager, die Kälte und Näſſe

führten Seuchen herbei, und allgemeine Stürme wurden von den Türken mit tapferer Hand zurückgeſchlagen, ſo daß S. nichts übrig blieb, als das Unternehmen für jetzt aufzugeben.

Schon im April 1450 wurde der neue Feldzug von Murad eröffnet. 40,000 Spahis machten den Vortrab u. breiteten ſich, ohne ſonderlichen Widerſtand erfahren zu haben, in Kroja's Ebene aus, deſſen Eroberung, da es das Herz Albaniens war, man ſich als vorläufiges Ziel ſetzte. S.s Häuflein lagerte auf den nahen Bergen, etwa ⁵/₄ Stunden vom feindlichen Heere, um jeden günſtigen Augenblick zu benutzen, dem Feinde die ſo nöthigen Zufuhren abzuſchneiden, Plünderungen zu verhüten, Streifpartien zu vernichten und die Belagerung zu erſchweren. Murad und ſein Sohn kamen Ende Aprils mit dem Hauptheere nach. Kroja, S.s Reſidenz, war rings herum umzingelt und wurde von des Sultans Herolden ſich zu ergeben aufgefordert. Da dieſe Aufforderung mit Flintenſchüſſen beantwortet wurde, ließ Murad ſtürmen. Die Belagerten empfingen jedoch die Angreifenden mit einem Muth, der den Sultan in Staunen ſetzte, und S. griff zu gleicher Zeit das Lager ſo heftig an, daß wenigſtens eine Unterbrechung des Sturms entſtand und Murad gegen Abend nach ungeheurem Verluſt den Plan, ſich ſo zum Meiſter von Kroja zu machen, aufgeben mußte. Ein neuer Sturm, nach etlichen Tagen, hatte keinen beſſern Erfolg, und ein nächtlicher Angriff S.s auf das türkiſche Lager brachte hier eine ſolche Niederlage hervor, daß der Sultan immer ungeduldiger ward. Die Minen, von denen man ſich endlich Alles verſprach, gingen in dem ſteilen Felſen nur langſam vorwärts u. wurden bald durch Gegenminen der Belagerten vernichtet. Eben ſo vergebens war der Verſuch, den Befehlshaber in Kroja zu beſtechen. Als nun noch ein mit aller Kraft unternommener Sturm zurückgeſchlagen wurde, gewann es der Sultan über ſich, S. den Frieden und den Beſitz von Albanien gegen einen Tribut von 20,000 Piaſtern anzubieten. S. wies dieſen Vorſchlag ſtolz von der Hand, ſelbſt als der mit der Unterhandlung beauftragte Paſcha die Summe des Tributs niedriger ſtellte. Statt deſſen griff er, während der Sultan an einem heftigen Fieber darnieder lag, in einer dunkeln, ſtürmiſchen Nacht mit einem kleinen Haufen das feindliche Lager an und lockte durch verſtellte Flucht die Spahis in Hohlwege, wo ſie von den Albaneſen mit großem Verluſt zurückgetrieben wurden. Murads Tod befreite Kroja aus ſeiner Bedrängniß. Sein Nachfolger Mohammed II. fürchtete den Winter in den unwirthbaren Bergen und zog ab; S. hielt in den erſten Tagen des Oktobers ſeinen Einzug in die befreite Feſte. Ganz Europa bewunderte den Helden, der in zwei Feldzügen den mächtigſten Monarchen allein in Schach gehalten und abzuziehen genöthigt hatte. Der Papſt, der König von Ungarn ſchickten Geſandte, ihm Geld und Freundſchaft anzubieten, Alfons von Aragonien, Neapel und Sicilien ſandte 300,000 Scheffel Getreide als einen kleinen Erſatz für die Verwüſtungen, die die Türken angerichtet haben würden. Die Albaneſen waren voll ſtolzen Selbſtbewußtſeyns u. beteten ihren Fürſten an, der ſich im nächſten Frühjahr mit der ſchönen Tochter eines ſeiner Vaſallen vermählte. Um den Verluſt von Sfetigrade zu erſetzen und den Türken das Eindringen von dieſer Seite zu erſchweren, wurden große Verſchanzungen u. Bollwerke vorwärts dieſer Feſte auf den Bergen errichtet, die die wichtigſten Päſſe beherrſchten, u. ruhig erwartete man, ob der Sohn würde bewirken können, was dem Vater fehlgeſchlagen war. Kaum hatte ſich Mohammed durch Ermordung ſeiner Brüder des Thrones verſichert, als er an Albanien dachte. Da ihn jedoch der Schach von Perſien in Oſten bedrohte, ließ er bei S. den Antrag eines mäßigen Tributs, deſſen Summe S. ſelbſt beſtimmen ſollte, wiederholen. S. beſchied auch diesmal den Geſandten abſchläglich und rüſtete ſich dafür zu einem neuen Feldzuge. Seine neue Vormauer, Modaiſſa, wurde mit neuen Vorräthen von Schießbedarf verſehen, u. um die Truppen nicht müßig gehen zu laſſen, machte er Streifzüge in Macedonien. Eine kleine Schaar von 12,000 Mann ausgeſuchter Reiterei, die Mohammed vor der Hand zur Deckung Macedoniens ſchickte, wurde von S. vernichtet und der ſie führende Paſcha gefangen. Der Führer eines neuen Heeres von 15,000 Mann befolgte einen neuen Plan, indem er nicht in den verhängnißvollen Gebirgen Macedoniens vordrang, ſondern durch Bulgarien und Serbien nach Albanien einzubrechen beſchloß. Hier waren S.s Hauptmittel, Ueberfälle und Hinterhalte, unmöglich, denn weite Ebenen breiten ſich jenſeits Macedoniens Bergen aus und ſenken ſich nach den Gewäſſern der Donau. In einer dieſer weiten Ebenen lagerte jetzt das türkiſche Heer, nur durch eine hohe Bergwand von Epirus getrennt. Ehe es jedoch in dieſes ſelbſt eindringen konnte, griff S. es in ſeinem Lager an und zerſtreute es nach dem Tode ſeines Anführers in wilde Flucht. Er ſelbſt hatte ſo wenig verloren, daß er den Sieg faſt umſonſt hatte. Von der Vertheidigung ſchritt er nun zum Angriff, zur Belagerung der Feſtung Beligrad im ſüdlichen Epirus, deren Beſitz ihm mit Recht von großer Wichtigkeit ſchien. Hart bedrängt, bot der Befehlshaber der Feſtung Waffenſtillſtand und S. ging ihn, eigentlich gegen ſeinen Willen, für 14 Tage ein, unterſchrieb aber damit eine wichtige Unglücksakte. Mohammed, der gerade damit beſchäftigt war, Konſtantinopel zu belagern, hielt Beligrad für ſo wichtig, daß er ſogleich 40,000 Mann in Bewegung ſetzte, den Platz zu befreien, und der Zug ging ſo ſchnell, daß er zum erſten Male S. überraſchte und deſſen Vorpoſten aufgehoben wurden. S.s Heer wurde angegriffen, ehe man es geahnt hatte. Einer ſeiner nächſten Verwandten fiel unter dem Schwerte der Muſelmänner. Das Blutbad war um ſo ſchrecklicher, je mehr die Beſturzung jede Vorkehrungen unmöglich machte. S. ſelbſt, der an der Spitze eines Haufens das türkiſche Hauptheer in der Seite angriff, um der Schlacht eine andere Wendung zu geben, gerieth in Gefahr, der er noch glücklich durch ſeine perſönliche Gewandtheit und Tapferkeit entging. Die Nacht machte endlich

Digitized by Google

dem Kampf ein Ende; die Türken zogen ſich zurück, zufrieden, ihrem Feinde eine Niederlage beigebracht zu haben, und S. ging auf die nahen Höhen, froh, wenigſtens zwei Drittel des Heeres gerettet zu haben; die Uebrigen lagen auf dem Platze, todt oder verwundet; auch das ſchöne Geſchütz hatte, aus Mangel an Beſpannung, in den Batterien zurückgelaſſen werden müſſen. Mehr als die verlorene Schlacht galt ihm aber der Verluſt ſeines beſten Feldherrn Moſes, der ſich durch glänzende Verſprechungen verlocken ließ, zum Feinde überzugehen.

An der Spitze v. 15,000 Mann brach Moſes im Febr. 1453 von Adrianopel auf, um das eigene Vaterland anzugreifen, während Mohammed Konſtantinopel belagerte. Die Hauptſtadt des byzantiniſchen Reichs fiel, das kleine Albanien ward nur erſchüttert. S. ging mit beklommenem Herzen dem ehemaligen Waffenbruder, der ihm nun der furchtbarſte Gegner geworden war, entgegen. In einer Ebene, wo ſchon ein türkiſches Heer geſchlagen worden war, ſtießen beide kleine Heere auf einander. Moſes hätte gern die Schlacht vermieden, die S. ſuchte und durch einen ungeſtümen Angriff auf die Vorhut einleitete. S. ſelbſt ward im Laufe des Gefechts durch einen Lanzenſtoß vom Pferde geworfen und nur durch die Aufopferung der Seinen gerettet. Kaum wieder zu Roſſe und an der Spitze ſeiner Tapfern, brachte er auch ſogleich die Schlacht zum Wanken und das feindliche Heer riß ſeinen Feldherrn in wilder Flucht mit fort. Gebeugt kehrte Moſes zu ſeinem Herrn zurück, der ſich nur ſchwer von ſeinem Argwohn abbringen ließ, Moſes möge ein Verräther ſeyn. Dieſer, von Gewiſſensfoltern gepeinigt, voll Reue über ſeinen Abfall, verließ plötzlich den türkiſchen Hof und kehrte nach Albanien zurück, wo er ſich S. mit Thränen zu Füßen warf. S. nahm den alten Freund ohne einen Vorwurf auf, ſeinen Fehltritt vergeſſend. In Albanien war die Freude über Moſes' Rückkehr grenzenlos; S.s Schickſal hatte, wie es ſchien, aufs Neue die günſtigſte Wendung genommen, als der unvermuthete Abfall ſeines Neffen wieder einen trüben Schatten darauf warf. Mohammed hatte verſprochen, ihn ſelbſt zum Herrſcher Albaniens zu machen, und ſtellte ihm zur Eroberung dieſes Landes 50,000 Mann zur Verfügung. Der Paſcha Yuſſuf von Romanien erhielt über das Heer den Oberbefehl, der neue Prätendent den der Vorhut. S. benutzte die koſtbaren Augenblicke, Alles zum Empfang dieſes furchtbaren Feindes vorzubereiten. Dieſſeits des großen Driba und am Fuße deſſelben erwartete er das türkiſche Heer mit nicht mehr als 10,000 Mann. Die gewöhnlichen Künſte des Krieges waren hier unnütz, da ſein Neffe in dieſelben eingeweiht war. Sein Plan war neu und aufs Große berechnet. Als der Feind ſich näherte, erhielt auf einmal das Fußvolk und das ganze Gepäck Befehl, den Weg nach einer Seeſtadt einzuſchlagen, während er ſelbſt ſich in Schlachtordnung dem Feind gegenüberſtellte und dieſem den Weg nach Albanien verrammeln zu wollen ſchien. Das türkiſche Heer entwickelte ſich und war ſchon im Begriff, vorwärts zu gehen, als die Albaneſen plötzlich mit verhängtem Zügel flohen, ohne verfolgt zu werden, da der Feind eine verſtellte Flucht vermuthete. Langſam drang das türkiſche Heer vorwärts; alles Rauben ward bei Todesſtrafe verboten. Keiner ſollte ſeine Reihen verlaſſen, man ſchritt über Albaniens Grenze vor, und unter Trompeten- und Paukenſchall wurde in jedem Dorfe verkündet, daß S. nicht mehr König ſey, daß der großmüthige Sultan dem Neffen deſſelben Albanien geſchenkt habe und ihn jetzt an der Spitze des Heeres einführen laſſe. Die Hoffnung, daß Tauſende herbeiſtrömen und das Heer verſtärken würden, ſchlug jedoch fehl. Der Albanier ehrte, liebte, bewunderte den immer ſiegreichen S. zu ſehr, um ihn dem meineidigen Neffen aufzuopfern. S. hatte nicht, wie man vermuthet, den Weg eingeſchlagen, den ſein Gepäck und ein Theil des Fußvolks genommen, ſondern hatte ſich in einzelnen Haufen in die Seitenthaler geworfen, vor welchen das feindliche Heer vorwärts gehen mußte und aus denen er plötzlich hervorbrach und auf den Feind ſich ſtürzte, der in einer ungeheuren Ebene gelagert war, um einige Tage auszuruhen. Umſonſt ſuchte S.s Neffe, mit den Kriegsliſten ſeines Onkels vertraut, Ordnung in den überraſchten Reihen herzuſtellen; der Schrecken behauptete ſein Recht, die Unordnung war nicht zu hemmen. Wild jagten die ſcheu gewordenen Pferde durch die Zelte, durch die mit Mühe geordneten Reihen des Fußvolks. S. drang immer mächtiger vorwärts, und als nun endlich Tauſende geſtellt waren, ihn aufzuhalten, da brachen ſeitwärts die Reiterſchaaren in die betäubten Linien herein. Alles war nun verloren. Der ungetreue Neffe zeigte ſich umſonſt als den tapferſten Krieger, als den beſten Anführer; er ſelbſt ward in die Flucht mit fortgeriſſen und fiel nebſt einem andern vornehmen türkiſchen Anführer in die Hände ſeiner Feinde. Unermeßliche Beute war die Frucht dieſes Sieges; 30,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld. Die vornehmen und vielen andern Gefangenen veranlaßten eine Unterhandlung mit Mohammed, der die Nachricht von dieſem Unfall zu einer Zeit empfing, wo er gerade in Ungarn allzu ſehr beſchäftigt war, um etwas Ernſtliches gegen S. zu unternehmen. Dieſer war ihm jetzt ein zu wichtiger Feind, als daß er ihn verachtet hätte; er ließ ihm daher durch einen gefangenen Sandſchak einen Waffenſtillſtand bieten. S. verlangte als Unterpfand das läſtige Sfetigrade im nördlichen, das feſte Beligrad im ſüdlichen Albanien, was Mohammed jedoch ausſchlug. S.s Neffe, den Mohammed auszulöſen verweigerte, ſaß zu Neapel gefangen, bis man ihn 1458 nach Alfons' von Aragonien Tode zurück nach Kroja ſandte. S.s Zorn gegen den Meineidigen hatte ſich gemildert; er vergab ihm und ließ ihn aus dem Gefängniß entfliehen, während er ihm zum Schein nachſetzen ließ und einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzte. Glücklich kam er in Konſtantinopel an, von wo er bei Gelegenheit Weib und Kinder ins Vaterland zurückzuführen gedachte. Mohammed jedoch, der ihn, wo nicht als einen Verräther, doch als eine Quelle des Unglücks betrachtete, ließ ihn vergiften. Das

folgende Jahr ging ſo ruhig hin, daß S. einen Zug nach Italien unternehmen und den Sohn ſeines Freundes Alfons von Aragonien auf den Thron von Neapel ſetzen konnte. Mohammed hatte indeſſen die Zeit nicht müßig hingebracht. Athen und die ganze Gegend war unterjocht worden. Perſien hatte ſich zu einem erniedrigenden Frieden bequemt. Auf dem Iſthmus von Korinth ſtand er, um von da ſich im ganzen Peloponnes auszubreiten. Doch immer noch ſchien er es unter ſeiner Würde zu achten, ſich gegen S. ſelbſt in Bewegung zu ſetzen. Immer begnügte er ſich damit, bald dieſen, bald jenen Feldherrn mit einem kleinen oder größern Heere nach Albaniens Grenzen zu ſenden. Ihr Schickſal war immer daſſelbe. Sie wurden aufgerieben, verſprengt, gefangen, zurückgedrängt, ohne daß ſie je den Willen ihres Herrn erfüllt hätten. Endlich erbot ſich ein greiſer Paſcha, Karaſſa, den ſtolzen Arnauten zu unterwerfen, und erhielt ein Heer von 40,000 Mann. S. traf die beſten Anſtalten, ihn zu empfangen. Ein Unfall, den die in einen gewöhnlichen Hinterhalt fallende türkiſche Vorhut erlitt, raubte Karaſſa alle Hoffnung, durch einen Ueberfall das Heer der Albanier zu vernichten, und er ließ S. zu einer Schlacht auf den nächſten Morgen auffordern. „Auf mich ſoll Niemand warten!“ antwortete S., folgte aber mit ſeinem Heer dem Herold ſo ſchnell, daß der Paſcha in nicht geringe Verlegenheit gerieth und nun gern das Gefecht vermieden hätte, das ſich bereits mit den Vorpoſten entwickelte. Ein furchtbares Regenwetter unterbrach zwar die Schlacht, Karaſſa kehrte jedoch unverrichteter Sache nach Konſtantinopel zurück. Mohammed mit großen Unternehmungen beſchäftigt, bequemte ſich endlich, Frieden zu bieten, wenn S. ihm ſeinen Erſtgebornen als Geiſſel überliefere und ihm den Durchgang eines Heeres gegen die Venetianer geſtatte. S. ſchlug beides aus, ſandte jedoch im Mai 1461 ſeine Vorſchläge zum Frieden nach Konſtantinopel ab, die allein auf eine Beilegung aller Feindſeligkeiten und den wechſelſeitigen freien Verkehr mit den benachbarten Provinzen gerichtet waren. Er machte bereits die lebhafteſten Anſtalten zu einem Feldzug, da er unmöglich die Annahme ſeiner Bedingungen erwarten konnte. Wider alles Erwarten genehmigte jedoch Mohammed den Frieden, worin er allen Anſprüchen auf Albanien entſagte, dieſes Reich für ewige Zeiten an S. abtrat und ihn als rechtmäßigen König deſſelben anerkannte.

Der Friede war indeß nicht von langer Dauer. Venedig und der Papſt arbeiteten daran, den unruhigen, kriegliebenden S. aufzuwiegeln, namentlich verſprach der Papſt ihm ein mächtiges Hülfsheer zu ſenden. So hatte der 1461 geſchloſſene „ewige Friede“ bereits 1463 ſein Ende erreicht, wo S. im Herzen von Macedonien ſtand u. eine ungeheure Beute an Schlachtvieh, Roſinen, Getreide ꝛc. nach Albanien ſchaffte. Mohammed bot nochmals die Hand zur Ausſöhnung; S. wies ſie aber trotzig zurück, und es blieb der Pforte nun nichts übrig, als das Glück der Waffen zu verſuchen, die nur wenig verſprachen, da im ganzen Türkenreiche die Kunde verbreitet war, ein ungeheures Heer der Chriſten ziehe heran, an deſſen Spitze der furchtbare S. ſtehe. Auch war der Anfang des nahen Krieges ganz den bangen Erwartungen entſprechend, die man in Konſtantinopel gehegt hatte. Ein Heer von 14,000 Mann, das unter dem Befehl eines erfahrenen Kriegers Macedonien befreien ſollte, war unvorſichtig im ſüdweſtl. Theile dieſes Landes immer vorgedrungen, wo es von S. überfallen u. aufgerieben wurde. Da erhielt S. die Unglücksnachricht vom Tode des Papſtes und von dem Rückzug des ganzen verbündeten Heers. S. war darüber um ſo mehr betroffen, als eben ein neues türkiſches Heer von 20,000 Mann unter Bellaban, einem gebornen Albaneſen, der ſich vom Sklaven zum Feldherrn emporgeſchwungen, im Anzuge war. Dennoch wies er Bellabans Friedensvorſchläge ſtolz zurück und ſtellte ſich mit ſeinem Häuflein dem Feind entgegen. Nach einem hartnäckigen Gefecht ward ein Theil von S.s Heer gefangen, darunter der tapfere Moſes, dem in Konſtantinopel lebend die Haut abgezogen wurde, bis er nach 15 Tagen der Marter erlag. Ganz Albanien ſchwor, ihn zu rächen, in allen Dörfern und Städten trauerte man um ihn, und die nächſte Folge dieſer Stimmung war eine gänzliche Niederlage des türkiſchen Feldherrn, der nur mit Mühe einen kleinen Reſt ſeines Heeres nach Romaniens Grenze zurückbrachte. Ein neues Heer unter demſelben Bellaban ſtellte ſich unter den Mauern von Sfetigrade auf; S. mußte Alles aufbieten, ihm das fernere Vordringen zu verwehren. In 4 Haufen geſchloſſen, näherte ſich ſein kleines Heer dem feindlichen, das die angebotene Schlacht gern annahm. S.s überlegener Genius entſchied jedoch den Sieg. Alles floh und überließ den Albaniern eine unermeßliche Beute. Gefangene wurden wenig eingebracht; man opferte Alles den Manen des unglücklichen Moſes und ſeiner Freunde. Ein neuer, von Bellaban entworfener Feldzug ſollte den kühnen S. endlich erdrücken. Bellaban zog zum vierten Male in der gewöhnlichen Richtung, während ein anderes Heer von 16 000 Mann an Romaniens Geſtade eingeſchifft und in Theſſalien ans Land geſetzt ward, um dann nördlich in der Richtung von Beligrad vorzudringen. S. kannte nur ein Mittel, dieſen Plan zu durchkreuzen. Das eine feindliche Heer ſchlagen und dann das andere aufſuchen, war der einzige Weg zur Rettung. Ein kleines Heer, das er dem Bellaban entgegenſchickte, um Stellung, Stärke und ſonſtige Gegenſtände zu erfahren, kehrte nicht wieder; der Anführer deſſelben ward zum Verräther. Sein Plan, den Feind zu überfallen, war mithin in der Geburt erſtickt. S., der ſich ſelbſt, um zu kundſchaften, unmittelbar darauf zu weit vorgewagt, wäre faſt den türkiſchen Vorpoſten in die Hände gefallen. Dennoch galt es raſch handeln und dem Feinde eine Schlacht liefern, ehe das zweite Heer aus Albanien angekommen. Bellaban wollte ſie aus demſelben Grunde vermeiden; doch war zum Unglück für ihn das Ungeſtüm ſeiner Truppen mächtiger, als der eigene Wille. Sie hielten es für Schimpf, ohne Widerſtand die Neckereien der Albaner zu erdulden, und ehe

Digitized by Google

er es ahnte, war er in eine allgemeine Schlacht verwickelt, die jedoch, ohne Plan, ohne Zweck begonnen, nur den unglücklichſten Ausgang verſprach und mit der allgemeinen Flucht der Türken endete. Noch denſelben Abend traf die Nachricht ein, daß das andere feindliche Heer bei Beligrad bereits angekommen ſey. Daſſelbe ſtand ſchon in der großen Ebene, wo einſt das Schickſal der Römerwelt entſchieden wurde, unfern Dyrrhachium, als S. ihm gegenüber lagerte. Dee Tod des Feldherrn, den S. mit eigener Hand erlegte, entſchied hier den Sieg. Albanien war gerettet. Mohammed wüthete über das Scheitern ſeines ſchönen Plans. Da auch ein Plan, S. zu vergiften, fehlſchlug, ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze eines neuen ungeheuren Heeres, deſſen Vorhut Bellaban führte und das, nirgends Widerſtand findend, mit Feuer und Schwert Alles verheerte. Kroja ward umringt, aber vergebens mit wüthendem Eifer beſchoſſen. S., in den nahen Gebirgen verſteckt, neckte die Belagerer unaufhörlich, ſo daß Mohammed die Geduld verlor und einen Paſcha die Belagerung fortſetzen ließ, während er ſelbſt ſich mit einem kleinen Corps zurückzog. Die Belagerung ging ſo langſam vorwärts, daß S. Zeit hatte, ſich perſönlich nach Rom zu begeben, um neue Hülfsmittel zu gewinnen. Er fand in Rom die günſtigſte Aufnahme. Er galt hier mit Recht für die Vormauer Italiens und des ganzen ſüdlichen Europa's und erhielt baares Geld und Wechſel auf Venedig. Bei der ſchnellen Rückkehr nach Albanien traf er bereits überall auf Teuppen, die nach Albanien ihm zu Hülfe zogen. Die Venetianer, durch gleiche Noth, Gefahr und Furcht mit ihm immee aufs Genaueſte verbunden, hatten Alles aufgeboten, Albanien von der Uebermacht zu retten, und 13,000 Mann bildeten für ihn auf der Inſel Lyſſa (Aliſſo) ein Heer, das vom beſten Geiſte beſeelt war. Von Skutari aus wurde der Plan verabredet, in Durazzo das venetianiſche Hülfsvolk ausgeſchifft. Die große pharſaliſche Ebene wurde raſch durcheilt und die Höhe in Beſitz genommen, welche die feindliche Stellung beherrſchen konnte. Es war die höchſte Zeit, daß S. ankam. Schon führte Bellabans Brudee Verſtärkung heran und näherte ſich von Norden herab dem aufs Aeußerſte bedrängten Kroja; ſchon bot Bellaban Alles auf, durch immer erneuerte Stürme die ermattete Beſatzung zu überwältigen. Doch S.s himmelauflodernde Feuer verkündeten dieſer jede Nacht, daß Hülfe nahe ſey, und ihr Muth wuchs mit dem Ungeſtüm der angreifenden Feinde. Bellabans Bruder, mit ſeinem Zuzug überfallen, fiel in S.s Hände, für den Feind ein Verluſt, der der Belagerung ſchon allein ein Ende machen mußte. Bellaban, durch S. ſelbſt davon unterrichtet, wagte noch einen heftigen Sturm, fiel aber von einer Falkonetkugel durchbohrt, und S. drang im fürchterlichſten Kampf zwiſchen der Stadt und den Türken vorwärts, bis Kroja's Thore ſich vor ihm öffnen, den Retter und Befreier zu empfangen. Die Ueberreſte des türkiſchen Heeres ſchlugen ſich mühſam nach Romaniens Grenzen zurück.

Mohammed, der noch einmal die ungeheuren Kräfte ſeines Reichs aufbieten wollte, um ſein Ziel zu erreichen, brach im Frühjahr 1466 mit einem großen Heer auf, ſogleich quer durch Albanien dringend. Eine zahlloſe Menge von Handwerkern aller Art begleitete ihn, und mitten in Albanien erſtand in kurzer Zeit an dem Somminifluſſe, der mitten durch die pharſaliſchen Felder fließt, eine Stadt, ein Fort, das einen Mittelpunkt für alle fernern Unternehmungen gewähren ſollte. Darauf bewegte ſich der Koloß ſeines Heeres vor Durazzo, den Schlüſſel Albaniens von der Meerſeite her, dem Punkt, wo die Venetianer Lebensmittel, Schießbedarf, Geld und Truppen ihrem Verbündeten zuſandten und von wo ſie jedem nördlich ziehenden Heere in den Rücken kommen konnten. Als ſich jedoch in ſeinem Lager das Gerücht verbreitete, daß S. ſelbſt innerhalb der Mauern ſey, war der Muth der Truppen plötzlich geſchwunden, und drr Sultan ſelbſt fühlte wenig Luſt, ſeinen Kriegsruhm aufs Spiel zu ſetzen. Er zog vor Kroja, fand abee auch dieſen Platz zu ſtark und marſchirte nun wieder längs des adriatiſchen Meeres herunter, wo es ihm gelang, eine kleine, von S. angelegte Stadt zu überwältigen. S. begleitete ihn ununterbrochen, neckte ihn auf allen Seiten, ſchnitt jede Zufuhr ab und nach 5 Monaten hatte das Elend in ganz Albanien Alles, was ſtreitfähig war, zu ſeinen Fahnen geſammelt. Der Hunger wüthete in Mohammeds Lager, Seuchen geſellten ſich dazu, der Tod hielt alle Tage eine überreichliche Ernte und zwang den Schrecken der halben Welt, beim Eintritt des Winters einen Winkel zu verlaſſen, wo ihm nur Schaden und Verluſt drohten S. hatte dies Mal geſiegt, ohne geſchlagen zu haben. Mohammed hatte ſeinen Zweck abermals veefehlt, ſo daß ihm alle Luſt zur Wiederholung eines Verſuchs verging. Zu ſtolz, um Frieden zu bitten, zu furchtſam, den Krieg fortzuſetzen, begnügte er ſich, alle Päſſe nach Macedonien beſetzen zu laſſen und ſo jedem Einfalle S.s vorzubeugen. Die Teuppen, die hier in Kaſtelle und Forts gelegt wurden, hatten den ſtrengſten Befehl, nur Angriffe abzuweiſen, keine zu thun. S. fühlte zu den erſtern jetzt ohnedies keine Neigung, da es vorerſt galt, die mitten in ſeinem Lande gleichſam hingezauberte Feſtung zu nehmen. Es ſollte die nächſte Arbeit ſeyn, ſobald in etwas die Spuren des letzten Feldzugs vertilgt ſeyn würden. Schon reiſte er überall umher, um dabei ſelbſt thätig zu ſeyn, zu helfen, zu rathen, zu beſſern. Schon waren alle ſeine Vaſallen nach Lyſſa beſchieden, wo er mit ihnen, mit dem venetianiſchen Geſandten und andern Fürſten berathſchlagen wollte, wie im nächſten Sommer Rache für den vergangenen genommen werden könne; ſchon war er ſelbſt in Lyſſa eingetroffen, als eine Krankheit ihn aufs Lager warf, die bald überhand nahm. Er fühlte, daß der unbeſiegbarſte allee Feinde, der Tod, nahe, und ließ Venedigs, ſo wie Neapels Geſandten ans Bett kommen, um ihnen ſeine Familie, ſein Land zu empfehlen. Die Republik Venedig war ihm immer die treueſte Freundin geweſen; ſie, die ihn unter ihre Edlen aufgenommen, wurde jetzt die Vormünderin ſeines Sohnes Johann. Indem er noch mit dem Geſandten ſprach, hörte

er ein Geräuſch im Vorzimmer. Auf ſeine Frage nach der Urſache, ſagte man ihm, daß türkiſche Truppen bis an Kroja's Mauern herumgeſchweift ſeyen. Sein Muth entflammte. Er ſprang vom Bett auf und verlangte den Harniſch. Da verließen ihn die Kräfte, er ſank aufs Bett zurück. Erſchöpft entſchlummerte er, 63 Jahre alt, den 17. Jan. 1467, nachdem er 24 Jahre lang geſtritten, geſiegt, geherrſcht hatte. Man begrub ihn in Lyſſa, da wahrſcheinlich die herumſchweifenden Türken den Leichnam beim Fortſchaffen nach Kroja oder einer andern Stadt Albaniens aufgefangen hätten, da Albaniens Schickſal überhaupt ſehr mißlich war. Das letztere, Italien und Ungarn bebten, ganz Griechenland weinte, die Türkei ſchöpfte freier Athem, als die Nachricht von S.s Tode einlief, und Mohammed jubelte laut auf, als ſie ihm mitgetheilt wurde. Jetzt war der Feind dahin, der alle ſeine Entwürfe gehindert, erſchwert, durchkreuzt, vernichtet hatte; jetzt ſah er den Weg nach Italien gebahnt, Albanien war ohne Schutz, ſein Heer ohne Kopf. Er urtheilte richtig; denn ſchon in 4 Jahren war der größte Theil des Landes ſein, theils in Güte, theils mit Gewalt der Waffen bezwungen, und von Skutari aus konnte er ſeine Truppen bereits nach Dalmatien überſetzen, den Venetianern die Inſeln längs der weſtlichen Küſte des adriatiſchen Meeres rauben. Auch Lyſſa fiel in ſeine Hände. Kaum rückten die Janitſcharen ein, als ſie nach der Kirche hinſtürzten, wo S.s Gebeine ruhten. Sie wurden aus ihrer heiligen Stätte geriſſen, und überglücklich pries ſich jeder der wilden Krieger, dem ein Theilchen davon zugekommen war. In Gold oder Silber gefaßt trugen ſie die koſtbare Reliquie am Halſe, im Buſen, und glaubten einen Talisman in jedem Kampfe zu haben. Sie ehrten die Aſche des Helden, indem ſie nach dem Tode bewieſen, daß ihre Achtung gegen ihn ſo groß ſey, wie früher ihre Furcht, ihr Haß bei dem Leben war.

S. gehörte zu den bewunderungswürdigſten Männern ſeiner Zeit und ſeine Thaten ſtellen ihn würdig neben die größten Feldherren aller Zeiten. Unermüdet in der Arbeit, mit übermäßiger Kraft gerüſtet, ſchenete er keine Anſtrengung, keine Gefahr, Tag und Nacht war er zu Pferde, wenn ihn der Krieg beſchäftigte. Er erkundſchaftete feindliche, unterſuchte eigne Poſten; wenn Alles ſchlief, arbeitete er noch an Plänen, und tapfer in der Schlacht, wie der gemeinſte Krieger, war er doch ruhig genug, keine Pflicht des Feldherrn zu vernachläſſigen. Seinen Charakter, als Menſch, ſchildern die Schriftſteller faſt einſtimmig von einer guten Seite. Er wußte jedes Herz zu feſſeln, ſeinen geringſten Kriegern und Unterthanen war er zugänglich, und wenn er Kriegsgefangene machte, ſo wurden ſie meiſtentheils auf eine Art behandelt, daß ſie nach der Auswechſelung mehr Freunde als Feinde waren. Nur gegen die Pforte verſchmähte er kein Mittel; heimliche Tücke und Verſtellung, Wortbruch und Hinterliſt ſchienen ihm gegen einen Feind erlaubt, der durch die Uebermacht ihn außerdem vielleicht erdrückt hätte. Ohne Heuchelei vermochte er, der ſeit ſeinem 9. Jahre im Islam erzogen worden war, ſich wohl ſchwerlich den Namen eines tapfern „Kampen Chriſti", den ihm verſchiedene Schriftſteller beilegen, zu erwerben. Er gab ſich das Anſehen, als kämpfe er für die chriſtliche Religion, während ſeine Albaner nur für ihre Felder und Städte, und um ihre Raubſucht zu befriedigen, ſtritten. Umſtände, Erziehung, Verhältniſſe, das eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit, Zeit und Ort entſchuldigen freilich hier ſo viel, daß ſie wohl gar Rechtfertigungsgründe werden. Seine Nation verdankt ihm viel. Der Arnaute ward nie ein ohnmächtiger Sklave, wie die übrigen Nachkommen der Griechen. Man fürchtete ihn zu ſehr, um ihn nicht immer im Guten zu erhalten. S.s Tapferkeit hatte dem ſtolzen Feinde Achtung für ſeine Nation für alle Zeiten abgetrotzt. Vergl. Georg S., glücklicher Vorgänger des Ali Paſcha von Janina, von *r, Leipz. 1821.

Skanderborg (**Skanderburg**), däniſche Stadt, **Jütland**, ſüdweſtlich von Aarhuus, nordweſtlich am **gleichn. See**, der ſüdweſtlich mit dem Mos-See, und dieſer nordweſtlich mit dem Juul-See in Verbindung ſteht; Ackerbau, Branntweinbrennerei, einiger Handel; 900 Einw. Das ſonſt hier befindlich geweſene und von Chriſtian IV. fleißig beſuchte Schloß iſt abgebrochen. Hier **Schlacht** 1340, worin Niels Ebbeſen (ſ. **Randers**) fiel. Im J. 1845 wurde hier dem König Frederik IV. ein Monument errichtet.

Skanderia (**Skanderik**), ſ. v. a. Alexandrien.

Skanderup, dän. Kirchſpiel, **Aarhuus**, nördlich an Skanderborg grenzend.

Skandile, Inſel, ſ. v. a. Skangero.

Skandinaventhum. Die ſkandinaviſche Idee, wie Norwegen, Schweden und Dänen ihr gemeinſchaftliches Streben nennen, ſich unter einander zu Schutz und Trutz zu einigen, wurzelt in der Vorgeſchichte des ſkandinaviſchen Nordens. Die denſelben bewohnenden Völker germaniſchen Stammes waren im grauen Alterthum durch Religion, Sprache und Dichtkunſt, durch gemeinſame Heerzüge und öfters ſogar durch gemeinſame Herrſcher aufs Engſte mit einander verbunden. Im Mittelalter wurden dieſe Bande durch verſchiedene Umſtände gelockert, das Bewußtſeyn der gemeinſamen Nationalität bei den Völkern bedeutend geſchwächt. Mit der Einführung des Chriſtenthums bewältigten die Intereſſen der Kirche die nationalen Sympathien, mit dem Aufkommen der Königsmacht begann die Unterdrückung der ſchwächeren Volksthümlichkeit durch die ſtärkere. Am empfindlichſten fühlte Schweden den Druck der däniſchen Herrſchaft während der Zeit der ſogenannten kalmariſchen Union, welche die Vereinigung der drei ſkandinaviſchen Reiche Norwegen, Schweden und Dänemark unter einem gemeinſchaftlichen Scepter für alle Zeit bezweckte. Dieſe Vereinigung unter einer däniſchen Hegemonie nahm zwar durch Guſtav Waſa ein Ende, nicht aber die Anſprüche darauf; vielmehr mußte Schweden durch zwei Jahrhunderte ſeine Selbſtſtändigkeit gegen die An-

maßungen des kopenhagener Hofes mit dem Schwerte vertheidigen. Manchmal geſchah es auch, daß Schweden ſeiner Seits die augenblickliche Schwäche Dänemarks benutzte, um ohne einen rechtlichen Grund den Nachbar anzugreifen. Der erbittertſte und für Schweden verderblichſte dieſer Kriege war derjenige, den Karl XII. gegen Dänemark und deſſen Verbündete, Polen und Rußland, zu beſtehen hatte. Im Ganzen war aber Schweden in den Kämpfen glücklich und erweiterte ſein Gebiet auf Dänemarks Koſten. Dadurch wurde der alte, ſeit den Zeiten der kalmariſchen Union beſtehende Groll genährt und vergrößert. Den ſchwerſten aller Verluſte erlitt Dänemark 1814 durch die Vereinigung Schwedens und Norwegens, ohne daß Dänemark irgend einen genügenden Erſatz dafür erhielt. Dieſe neueſte Ordnung der ſkandinaviſchen Gebietsverhältniſſe mußte natürlich den Volkshaß ſteigern, am meiſten von Seiten Dänemarks, doch auch bei den Schweden in Folge der harten Beſchuldigungen und Angriffe, deren Gegenſtände ſie wurden. Dennoch entſtand in dieſer Zeit des Haſſes die Idee des S.s, und unter den getrennten, verfeindeten Völkern wurde die Erinnerung an die kalmariſche Union mit merkwürdiger Kraft lebendig. Auf der Brücke der Kunſt und Wiſſenſchaft zunächſt begegneten ſich die ſkandinaviſchen Völker und fingen an, ſich als Brüder zu begrüßen. Die Dichtkunſt, die Alterthums- und Sprachforſchung förderten die ſkandinaviſche Idee am meiſten, und ſelbſt ſolche Beſtrebungen wurden derſelben wenigſtens indirekt dienſtbar, die anſcheinend nichts mit ihr zu thun hatten. Den Anſtoß zu einem nationalen Umſchwunge in der Poeſie zunächſt, dann in der Geſchichtſchreibung gab die aufblühende Literatur Deutſchlands, die ſich nach der Entſetzung Guſtav IV. Adolfs von Schweden in dieſem Lande Bahn brach und die daſelbſt vorherrſchende franzöſiſch klaſſiſche Literatur verdrängte. Eine romantiſche Schule, von ihrem Journale „Phosphoros" die Phosphoriſten genannt, mit Atterboom und Palmblad an der Spitze, bekämpfte die einſeitige Richtung der beiden ſchwediſchen Akademien und lockerte den Boden für nordiſche Poeſie, Geſchichte und Alterthumskunde auf. Zwar hielten ſich die drei Koryphäen der ſchwediſchen Literatur, Franzén, Geijer und Tegnér, von dieſem Streite im Ganzen fern, dennoch trugen ſie durch ihre Werke zur Verbreitung der ſkandinaviſchen Idee nicht wenig bei. Aus dieſem an ſich freudloſen literariſchen Gezänke bildete ſich auf beiden Seiten ein unabhängiges Streben aus, die Tendenz, ſich ganz auf vaterländiſchen Boden zu ſtellen und aus nationalen Elementen eine ſchöne Literatur neu aufzubauen. Geijer bahnte in Schweden dieſen Weg zuerſt an, und Tegnér folgte ihm darauf, nachdem in Dänemark Oehlenſchläger bereits vorangegangen war. Der Vereinigungspunkt dieſer Beſtrebungen in Schweden wurde der ſogenannte gothiſche Bund, hauptſächlich durch Geijer 1811 in Stockholm geſtiftet, zu deſſen erſten Mitgliedern Tegnér gehörte und deſſen Zweck die Erforſchung des nordiſchen Alterthums und der ſkandinaviſchen Mythologie, das Sammeln und Herausgeben alter Volkslieder, überhaupt die Behandlung vaterländiſcher Gegenſtände in Poeſie und Proſa war. In dem Organe des Bundes „Iduna" legte Geijer ſeine ſchönſten Lieder, Tegnér die erſten Geſänge ſeiner Fritbiofsſage nieder. Dieſes herrliche Gedicht wirkte ungemein, vielleicht am meiſten durch ſeine Fehler, durch die ſüdliche Pracht der Farben und die gleichſam moderne Weichheit ſeiner Gefühle, die freilich zu dem Stoffe und dem altnordiſchen Charakter nicht paſſen wollen, aber dem modernen Leſer ins Gemüth ſprechen. Ling, der Begründer ſchwediſcher Gymnaſtik, der ausſchließlich Stoffe aus dem altnordiſchen Alterthume auf eine großartige Weiſe mit dem treueſten Eingehen in den Charakter der Zeit behandelt hat, wirkte eben wegen dieſer Treue weit weniger auf das Publikum, muß aber doch wegen des Einfluſſes, den er übte, unter den Vätern der ſkandinaviſchen Idee mit genannt werden. Der Dritte iſt der ſchon genannte Geijer, der theils durch Gedichte, theils durch ſeine ausgezeichneten Geſchichtswerke auf den ſchwediſchen Vaterlandsſinn eingewirkt hat. Nicht ſo viele wiſſenſchaftliche Beiträge, als Schweden, lieferte Dänemark für das S., welches Land jedoch in der polit. Ausbeutung der Idee voranging. Zu erwähnen ſind als Dichter Oehlenſchläger, als Alterthumsforſcher Friedrich Münter, als Sprachforſcher Peterſen, der in drei Bänden eine „Geſch. der däniſch-norwegiſchen und der ſchwediſchen Sprache in ihrer Entwickelung aus der Urſprache" ſchrieb. Die wiſſenſchaftlichen Beweiſe von der nahen Stammverwandtſchaft der drei Völker blieben nicht lange Eigenthum der Gelehrten, ſie drangen mit dem Allgemeinerwerden der Bildung zu dem Volke herab und wurden dort um ſo beliebter, als Künſtler und Dichter ſich dieſer Stoffe bemächtigten, dieſelben mit dem Schmucke ihrer Phantaſie verſchönerten und ſo der Jugend lieb und werth machten. Die ältere Generation befreundete ſich mit dem Gedanken eines ſkandinaviſchen Reiches weniger, indeſſen gewann die gegenſeitige Sympathie, welche der materielle und perſönliche Verkehr des Friedens ſteigerte, auch auf ſie Einfluß. In ihrer größten Stärke koncentrirte ſich die ſkandinaviſche Idee auf den Hochſchulen Schwedens und Dänemarks, wo häufige Zuſammenkünfte der Studenten und Profeſſoren aus den drei Reichen eine Einigkeit der Geſinnung manifeſtirten, welche die liberale Preſſe mit Begeiſterung als ſchönſtes Pfand der Zukunft Skandinaviens begrüßte. In Upſala zeigten ſich 1844 bedeutſam genug auch Studenten aus Finnland, den Gruß der losgeriſſenen Brüder an das freie Skandinavien überbringend. Das glänzendſte Feſt feierte das S. am 23. Juni 1845 in Kopenhagen, wo mehre hundert Studenten aus Lund, Upſala und Chriſtiania eintrafen und mit ihren kopenhagener Kommilitonen gemeinſchaftliche Berathungen hielten, denen die Führer der Oppo-

ſition, Orſa Lehmann u. A., beiwohnten. Die däniſchen Blätter nennen dieſes Studentenfeſt kurzweg die große Woche, die Redner übertrieben in den Verſammlungen die Bedeutung der Vereinigung ſo ſehr, daß ſelbſt ein Vergleich mit der franzöſiſchen Berathung im Ballhauſe vorkam; die Behörden geſtatteten jede Begünſtigung, die von ihnen gefordert wurde; doch mußte hinterdrein auf Requiſition des ruſſiſchen Geſandten eine Kriminalunterſuchung gegen diejenigen Redner angeſtellt werden, welche die Wiedereroberung Finnlands allzu deutlich als Aufgabe des S.s bezeichnet hatten. In demſelben Jahre fanden auch gegenſeitige Beſuche der königlichen Familien von Dänemark nnd Schweden Statt, und es ſchürzte ſich das Bündniß, das in der jüngſten Zeit durch die von Schweden und Norwegen den Dänen geleiſtete Hülfe zu Tage gekommen iſt. In ſeiner Entſtehung war der ſkandinaviſche Bund übrigens ausſchließlich gegen Rußland gerichtet, in dem man mit Recht einen natürlichen Feind des germaniſchen Nordens erkannte. War ja doch ſeit Peter d. Gr., der Petersburg auf ſchwediſchem Grund nnd Boden erbaute, ſo wie zuweilen ein muthiger Feldherr die Fahne mitten unter die Feinde wirft, die Politik der Czaren unabänderlich dahin gegangen, das Oſtſeegeſtade weit und breit ruſſiſch zu machen, und erſt Eſthland und Livland, dann Riga und Kurland und endlich Finnland waren dieſer Politik zum Opfer gefallen. Von der Natur war dieſe letztere Provinz durch Seen, Ströme, Sümpſe, Wälder u. Gebirge zu einem Bollwerke für Schweden beſtimmt, von wo aus die Hauptſtadt des Czaren jeden Augenblick bedroht werden konnte, während das unüberwindliche Sveaborg, das Gibraltar des Nordens, Kronſtadt ſtrenge im Schach hielt und die Scheerenflotillen jeden einzelnen Punkt der Küſte bedrohten und im Kriege von 1788—90 oft nnr wenige Meilen von Petersbnrg landeten. Dieſes Bollwerk iſt jetzr in den Händen Rußlands, Stockholm befindet ſich nun in der Lage von Petersbneg. Die Schweden aber haben nicht vergeſſen, was ihnen Finnland einſt war, und laſſen es ſich angelegen ſeyn, die Unrechtmäßigkeit, womit Rußland verſuhr, ihren Landsleuten von Zeit zu Zeit nachdrücklich in das Gedächtniß zu ruſen. Wie empfindlich ſie in dieſer Beziehung ſind, beweiſt die Streitſchriftenliteratur, die 1838 eine Schrift hervorrief, in welcher Iſrael Hwaſſer, Profeſſor zu Upſala, den Beweis zu führen ſuchte, Schweden habe den Forderungen der Politik und Gerechtigkeit gehorcht, als es 1812 den Allianzvertrag mit Rußland eingegangen ſey, ohne ſich den Rückfall von Finnland auszubedingen. Es eeſchienen viele und meiſt heftige Antworten, aber merkwürdiger Weiſe wagte außer Geijer keiner der entrüſteten Patrioten, ſeinen Namen zu nennen; alle antworteten pſeudonym, ein ſicherer Beweis, daß die Verfaſſer entweder Finnländer waren, oder auf ſchwediſchem Boden gegen Rußland zu ſchreiben ſich ſcheuten, in beiden Fällen eine ſehr bezeichnende Erſcheinnng. Dieſe antiruſſiſche Tendenz des S.s iſt der eigentliche Lebensathem deſſelben; Abneigung u. Argwohn gegen den nordiſchen Koloß riefen die Idee urſprünglich in das Leben. Die Stellung Bernadotte's zu Rnßland, das Liebäugeln des däniſchen Hoſs mit Petersburg machten die Patrioten mit Recht beſorgt, daß die 3 Reiche von Rußland in das Schlepptau genommen werden ſollten. In der neueſten Phaſe ſeiner Entwickelung aber hat ſich das S. verblendet genug feindlich gegen Deutſchland gekehrt. Der Streit wegen der Herzogthümer, von den Dänen ſo dargeſtellt, als handle es ſich dabei um das Feſthalten einer ſkandinaviſchen Eroberung über Deutſchland, als ſey die Ehre des germaniſchen Nordens dabei betheiligt, mit dem Schwerte zu behaupten, was das Schwert erworben habe, blieb nicht ohne Widerhall in Schweden u. Norwegen, wenn auch die unnatürliche Begeiſternng ſchnell genug erkaltete, wie die laue Theilnahme der Schweſterreiche an dem däniſch-ſchleswigſchen Kriege zur Genüge beweiſt. Die Einſichtsvolleren erkannten bald, daß nur Deutſchland der Verbündete der ſkaudinaviſchen Reiche ſeyn kann. Rußland hat allen Grund, ſich feindlich zu verhalten gegen eine Macht, die nicht bloß ſeine fernern Uebergriffe an der Oſtſee hindern, ſondern auch den Fortbeſtand ſeiner frühern Erwerbungen in Frage ſtellen kann. Nicht minder hat England ein Intereſſe daran, daß keine ſkandinaviſche Einheit zu Stande kommt; denn vereinigen ſich die 3 Reiche, die vortreffliche Matroſen, tüchtige Schiffe, ausgezeichnete Seehäſen in Menge beſitzen, ſo können ſie England von der Oſtſee um ſo leichter ausſchließen, als ſie im Beſitze des Sundes nnd der Belte ſind. Ein Zuſammenhalten der 3 Reiche kann die Oſtſee zu einem ſchwediſch-däniſchen Binnenſee machen, denn die ruſſiſche Flotte, obgleich numeriſch ſehr überlegen, wüede den viel tüchtigern ſkandinaviſchen Seeleuten bald unterliegen, das Gleichgewicht der Seemacht würde auf der Oſtſee durch eine ſkandinaviſche Union zerſtört ſeyn. Dagegen iſt Skandinavien der natürliche Verbündete Deutſchlands, ja, es kann ein ſolches Bündniß nicht entbehren, wenn es nicht ohnmächtig bleiben will. Die Macht des Bundes iſt keine bedeutende. Dänemark hat auf Jütland, den Inſeln, auf Island, den Faröern 2500 □Meilen und 1,360,000 Menſchen, Norwegen zählt auf 5838 □Meilen 1,250,000 Menſchen, Schweden auf 8124 □Meilen 3 Millionen. Dieſe 5,610,000 Menſchen, auf 16,462 □Meilen zerſtreut, genügen nicht, um ein kräftiges Reich zu bilden. An ein bedeutendes Wachsthum auf dem meiſt unfruchtbaren Boden iſt nicht zu denken, an Gold und Silber aus den Kolonien auch nicht, denn ſie ſind ganz unbedeutend, zählen keine Million Einwohner. Schweden iſt nicht bloß zu Lande für Landtruppen zugänglich, das Eis der nordiſchen See bildet oft ſo feſte Brücken, daß geordnete Heere darüber hinziehen konnen, wie die ſchwediſche Küſte zu ihrem Nachtheil erſahren hat. Landtruppen gegen Landtruppen im Gefechte, wird der Bund gegen Rußlands koloſſale Uebermacht ſtets im Nachtheile ſeyn und muß ſich daher nach einem ſchützenden Verbündeten umſehen. Dieſer iſt Deutſchland, das in Rußland eben ſo

Digitized by Google

ſeinen Feind erkennt, als Skandinavien, und das den Skandinaven bringt, was ihnen fehlt, eine imponirende Landmacht, während ſie dafür eine Flotte bieten. Ein deutſches Heer, von einer ſkandinaviſchen Flotte unterſtützt, getragen von den Sympathien, die in den Oſtſeeprovinzen für Deutſchland und Schweden herrſchen, wäre für Rußland ein ſehr gefährlicher Gegner. Die Erbitterung, in welche die Dänen ſich hineingeredet haben, läßt aber für den Augenblick keine Rückkehr der Skandinaven zu einer vernünftigen Politik hoffen; dagegen iſt das augenblickliche Zerwürfniß zwiſchen Deutſchland und Skandinavien in ſofern nicht ohne gute Folgen, als die Skandinaven dadurch aufgefordert werden, ihren Bund enger zu ſchließen. Denn bisher war die ſkandinaviſche Idee nur eine Idee, ein Geiſt ohne Körper. Das größte Hinderniß lag in den Verfaſſungen und Sitten der drei Völker, die in Norwegen zu einer reinen Demokratie, in Schweden zu einer Adels-, in Dänemark zu einer Beamtenherrſchaft führten. Norwegen ſchützt ſeine Selbſtſtändigkeit mit der größten Eiferſucht; auf materiellem Wege eine größere Einigung anzubahnen, einen Zollverein zu gründen, oder auch nur die letzten der freien Schifffahrt im Wege ſtehenden Hinderungen zu beſeitigen, fiel Niemandem ein. Das S., im Sturme und Drange eines ungerechten Krieges ins Leben getreten, wird ſich nun ſeinen friedlichen und vernünftigen Aufgaben zuwenden müſſen, wenn es nicht ſchmachvoll untergehen will.

Skandinavien, Geſammtname der 3 nordiſchen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen nebſt Island; ſ. dieſe Art.

Skandinaviſche Alpen, ſ. v. a. Nordiſche Alpen, ſ. Alpen (3), S. 190, u. Schweden.

Skandinaviſche Halbinſel, ſ. v. a. Schweden.

Skandinaviſcher Ocean, Theil des Nordmeeres, der an Norwegen ſtößt.

Skandinaviſche Sprache u. Literatur, die Geſammtheit der wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſe des europäiſchen Nordens, welcher ehemals unter dem Namen Skandinavien vereinigt war. Sie beginnt mit den älteſten Sprachdenkmalen, die uns von der heidniſchen Vorzeit des Nordens übrig ſind, und iſt für die Kenntniß des heidniſchen Deutſchlands und Englands um ſo wichtiger, da die frühe, zum Theil gewaltſame Einführung des Chriſtenthums in dieſen Ländern alle Spuren des ehemaligen Zuſtandes derſelben bis auf die wenigen, unzuverläſſigen Nachrichten, welche römiſche Schriftſteller uns überlieferten, verwiſcht hat. Wir verdanken daher der ſkandinav. Literatur nicht nur die Kenntniß der älteſten nordiſchen Dichtkunſt und einer reichhaltigen, ſinnvollen und eigenthümlichen Mythologie, welche höchſt wahrſcheinlich mit nur wenigen Veränderungen allen Völkern germaniſchen Stammes gemein waren, ſondern auch die Bekanntſchaft mit den von ihnen unter dem Namen Runen (ſ. d.) angewendeten früheſten Schriftzeichen, nebſt manchen andern Alterthümern und zerſtreuten Nachrichten aus der nordiſchen Geſchichte und Geſetzgebung. Die ſkandinaviſche (altnordiſche oder normänniſche, isländiſche) Sprache, die einſt allen jenen Völkern gemeinſam war, und in welcher die Schriftdenkmale der ſkand. Literatur verabfaßt ſind, lebt noch gegenwärtig mit nur unweſentlichen Veränderungen bei den Isländern fort, während im Mutterlande aus ihr ſeit dem 14. Jahrh. in ſchärferer Sonderung die zwei neunordiſchen Mundarten, die däniſche u. ſchwediſche Sprache, hervorgegangen ſind. Aus ihren alten Grenzen wurde ſie durch die Züge der Normannen weiter getragen, ſo nach der Normandie, wo ſie in kurzer Zeit vom Romaniſchen überwunden wurde; ſo nach England, wo ſie ſich, als germaniſchen Urſprungs mit der angelſächſiſchen Sprache nahe verwandt, in einigen Gegenden auch nach dem Untergange der däniſchen Herrſchaft noch eine Zeit lang erhielt; auf die Shetlandsinſeln und die Orkaden, wo ſie erſt zu Ende des 17. Jahrh. vor dem Engliſchen dahin ſchwand, und auf die Faröer. Am folgereichſten aber war für die ſkand. Literatur die Bevölkerung Islands von Norwegen aus im 9. Jahrh. Denn nicht nur, daß die ſkand. Sprache auf der weit abgeſchiedenen Inſel als lebendige Volksſprache fortlebte, für die ſkand. Literatur wurde Island die eigentliche Pflanzſtätte. Allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß die alten Götter- und Heldenlieder, welche der Name Edda (ſ. d.) zuſammenfaßt, ihrer Entſtehung nach einer ältern Zeit und dem eigentlichen Skandinavien als ein Gemeingut angehören; aber in Island, wohin ſie die Anſiedler brachten, erhielten ſie ſich länger im lebendigen Gedächtniß und hier erſt erfolgte ihre Niederſchreibung, durch die ſie für uns gerettet wurden, durch Sämund. Auch die Skaldendichtung hatte nicht bloß früher, ſondern wohl auch in friſcherer Natürlichkeit in dem Mutterlande geblüht; als ſie aber dort ſchon verſtummt war, erwarben ſich die isländiſchen Skalden in den nordiſchen Landen und an den Höfen der nordiſchen Fürſten und Edeln Ruhm und Lohn und übten ihre Kunſt in immer geſteigerter Formausbildung, bis dieſe endlich zu leerer Künſtelei ausartete und zuletzt die Dichtung in Trockenheit verkam. In Island führte 1057 der Biſchof von Skaholt, Isleif, der in Herford in Weſtphalen gebildet war, die Kunſt des Schreibens in lateiniſcher Schrift ein; ſie verbreitete ſich bald und der ohnedies nur ſparſame Gebrauch der Runen trat vor ihr zurück. Auch die ſüdeuropäiſche Wiſſenſchaft zog mit dem Chriſtenthum im 11. Jahrh. in Island ein und wurde von vielen Isländern auf den Schulen des Auslandes emſig geſucht. Auf dieſe Weiſe wirkten für die geiſtige Kultur Islands namentlich Ari, genannt d. Weiſe, Giſſur Halfſon, Snorri Sturluſon, Olaf Hvitaſkald, Sturla der Weiſe, Brand Jonſon u. A. Erlag denn auch das Heidenthum, ſo wurde doch die neugewonnene Bildung nicht zur Verdrängung des Volksthümlichen, ſondern ſelbſt von der Geiſtlichkeit zur Pflege deſſelben angewendet. So blieb auch die heimiſche Sprache

in ihrem Rechte und in fleißiger Uebung, nnd ſo bildete ſie ſich in Island ſogar in der Proſa namentlich für die Geſchichtſchreibung aus, während es, wenn man von einigen Geſetzaufzeichnungen abſieht, im Mutterlande gar nicht dazu kam, wo mit der Verbreitung des Chriſtenthums die lateiniſche Gelehrſamkeit ſo geſiegt hatte, daß auch die alten Geſchichten des eigenen Volkes von dem reichbegabten Saxo (ſ. d.) im 12. Jahrh. in lateiniſches Gewand gehüllt wurden. Einem weitern Fortgange der nationalen Literatur trat in Island im 13. Jahrh. der Verfall des Freiſtaats und ſeine Unterwerfung unter Norwegen im J. 1262, ſo wie der Ausbruch einer verheerenden Seuche, welche um 1404 den größten Theil der Bevölkerung der Inſel wegraffte, hemmend entgegen. Im 14. Jahrh. verſiegte ſie gänzlich; aber die Liebe zu ihr und zum Nationalen hat ſich erhalten. Noch heute vervielfältigt man in Island, wo Jedermann ſchreibt und lieſt, mit unermüdetem Eifer in der ſchönſten Handſchrift die alten Sagas (Sogor), und das Vorleſen oder das Erzählen derſelben, wie es denn noch jetzt wandernde Geſchichtserzähler gibt, iſt die liebſte Unterhaltung der Isländer in den langen Winterabenden.

I. Dichtkunſt. Es gab in der ſkandinaviſchen Poeſie 2 Hauptversarten; die ältere iſt der Fornyrdhalag (von Fornyrdhi, d. i. Altrede, und Lag, d. i. Geſetz), entweder — und dies iſt der eigentliche altepiſche Vers — in kurzen, zwei Haupthebungen enthaltenden Zeilen, die je zwei durch gleichen Buchſtaben des Stabreims zu einer Langzeile gebunden werden und theils fortlaufend, theils zu 8zeiligen Strophen (Starkadharlag) vereinigt ſind; oder ſo, daß in 6zeiligen Strophen auf je zwei durch gleichen Stabreim verbundene kurze Zeilen eine Zeile mit eigenem Stabreim folgt, und dieſe, Liodhahattr (Liederhaft), ſcheint beſonders für gnomiſche Gedichte und Gedichtſtellen angewendet worden zu ſeyn. Die jüngere, von den Skalden erfundene und mannichfach ausgebildete Versart iſt das Drottquädi oder Drottmal, aus 4 Langzeilen zu 6 oder 8 Hebungen beſtehend, in welches neben dem urſprünglich in der ſkandinaviſchen Dichtung allein herrſchenden Stabreim (ſ. Alliteration) auch der Anreim (Aſſonanz) u. ſeit dem 10. Jahrh. auch der Endreim (bei den Isländern unter dem Namen Liuflingslag, d. i. Elfenweiſe, ſehr beliebt) Eingang fanden. Vgl. Raſk, „Die Verslehre der Isländer" (deutſch von Mohnike, Berl. 1830). Die älteſten und wichtigſten Denkmäler der ſkandinaviſchen Poeſie, aus denen uns die ſtrenge Gedrungenheit, die gewaltige Kraft, die kühne Größe der altheidniſchen Zeit mächtig entgegentritt, gehören dem nationalen Epos an. Es ſind die Lieder (Lied ſ. v. a. Hliod, Quida) der Götter- und Heldenſage, die in der Geſtalt, wie ſie durch Sämund um d. J. 1100 in der ältern Edda (ſ. d.) geſammelt vor uns liegen, zum größten Theil wenigſtens dem 8. Jahrh. mit Sicherheit zugeeignet werden dürfen. Von ihnen gehören der Götterſage an die in der Völuſpa und dem Hyndluliod ausgeſprochenen Weiſſagungen vom Schickſal der Welt und der Götter, die Lieder von Thors Kämpfen mit den Rieſen in der Hymsquida, Thrymsquida und Harbardsliod, die Vegtamsquida (das Lied vom Wanderer, Odin, über Balders Geſchick) und Hrafnagaldr Odins (Rabenruf Odins über Balders Tod); der Heldenſage dagegen das Lied von Wölund (Wieland dem Schmied), die Lieder von den beiden Helgen und die Lieder aus dem Sagenkreis der Nibelungen, von Sigurd (ſ. d. u. Sigfried), von Brynhild und von Gudrun, zu denen Sämund ſelbſt ein drittes im 11. Jahrh. dichtete, die Klage der Oddrun und die etwas jüngern, von dem Orte der Abfaſſung im ſüdlichen Norwegen grönländiſche genannten Lieder von Atli, Brynhilds Bruder (Atlemal und Atlaquida). Als das volksmäßige epiſche Lied, dem wegen ſeiner Einfachheit das hiſtoriſche Biarkamal vom Anfang des 9. Jahrh. noch anzuſchließen iſt, verhallte, bildete ſich im 9. Jahrh. die kunſtgemäße Skaldenpoeſie, die zwar auch noch, doch ſelten, wie es ſcheint, den Stoff aus der Mythologie nahm, wie die in Snorri's jüngerer Edda (ſ. d.) enthaltenen Bruchſtücke aus Skaldenliedern des 9. und 10. Jahrh., dem Hauſtlöng und der Thorsdrapa, zum Ruhme Thors, bezeugen, deren eigentlicher Gegenſtand aber doch das hiſtoriſche Lied, zumal das Loblied (Drapa), war, zu deſſen reicher Einkleidung ſie auch die Mythologie verwendete. Als der früheſte unter den Skalden, welche einen beſondern Orden bildeten, zu welchem jedoch das Talent Menſchen jedes Standes befähigte, wird Bragi genannt, der noch vor Harald Haarſchöns Zeiten gelebt; doch iſt die ihm zugeſchriebene Drapa auf Ragnar Lodbrock aus ſpäterer Zeit. An Haralds Hofe aber lebte nach der Mitte des 9. Jahrh. Thiodolf von Hvin, der die Götter zu Königen machte. Berühmt waren in derſelben Zeit die Schlachtlieder des Thorbiörn Hornklofi. In das 10. Jahrh. fällt die eigentliche Blüthe der ſkaldiſchen Dichtung in Norwegen und Island. Zwei ihrer vorzüglichſten Werke noch im alten Versmaße, das „Eiriksmal", von einem unbekannten Norweger auf die Ankunft des Königs Erich Blutaxt I. († 952) in Walhalla gedichtet, u. des wegen der Macht ſeines Geſanges Skaldaſpillr (Skaldenverderber) benannten norweg. Eyvind „Hakonarmal" auf den Fall Hakons des Guten im J. 963, ſtammen aus dieſer Zeit. Damals lebten auch der Isländer Einar Skalaglamm, den der Jarl Hakon, 978—996, derſelbe, der einen andern Skalden, Thorleif, wegen eines Spottliedes, des „Jarlsnid", ermorden ließ, für ſein Lobgedicht, die „Vellekla", mit einem vergoldeten Schilde beſchenkte, ſo wie Egill Skalagrimsſon, der unter den Isländern den größten Ruhm erwarb. Von letzterem ſind 3 größere Gedichte, „Höfudlauſn" (Hauptlöſung), mit welchem er ſich aus einer Lebensgefahr bei Erich Blutaxt 938 rettete, und die Trauergedichte auf den Tod ſeines Sohnes, das „Sonartorrek" (Sohnesverluſt), und ſeines Freundes Arinbiörn, die „Arinbiörnardrapa", in ſeiner Saga enthalten. Egill ſoll auch das Fahren an fremde Höfe bei den isländiſchen Skalden, deren viele genannt werden, aufgebracht haben.

Schon im 11. Jahrh., in welches das „Krakumal" auf Ragnar Lodbrock gehört, verfällt die Skaldendichtung nicht allein in ihrer Kunſtmäßigkeit der Form, ſondern auch in ihrem Gehalte; bei der hiſtoriſchen Genauigkeit und Ausführlichkeit, die gefordert wurde, näherte ſich das hiſtoriſche Loblied immer mehr der proſaiſchen Erzählung; doch verſtummte die ſkaldiſche Poeſie erſt nach der Mitte des 13. Jahrh. gänzlich, als mit Hakon VI. die Begünſtigung der Skalden als Hofdichter aufgehört hatte. — Neben dem altepiſchen Liede und zum Theil ihm angeſchloſſen erſcheint auch die gnomiſche Dichtung, das Spruchgedicht, in der älteſten Zeit der ſkandinaviſchen Poeſie, in welche das „Havamal" (des Hohen, d. i. Odins Rede), das in dem zweiten Sigurdsliede enthaltene „Fafnismal", das „Rigsmal", über den Urſprung der Stände und die Zauberſprüche der Runenlieder, zu ſetzen ſind, wie denn auch die Räthſelweisheit (Getſpeki) Heidreks viel älter iſt, als die Hervararſage, durch welche ſie erhalten iſt. Aus Nachahmungen des Alten gingen im 11. und 12. Jahrh. die beiden Gedichte hervor, welche „Grougaldr" und „Solarliod" heißen und Lebensregeln, jenes vom heidniſchen, dieſes vom chriſtlichen Standpunkt aus, vortragen. Auch eine chriſtlich-geiſtliche Poeſie, die ſich in Lobgeſängen und in Bearbeitungen von bibliſchen Geſchichten u. Heiligenlegenden kund that, kam noch im 14. Jahrh. in Island auf. Berühmt war namentlich das in 100 Drottſtrophen von Eyſtein Asgrimsſon um die Mitte jenes Jahrh. abgefaßte Lied „Lilium" auf die Dreieinigkeit und die Jungfrau Maria. Daß das vorzugsweiſe ſogenannte Volkslied ſchon früh vorhanden war, iſt glaublich, und Spuren von ihm finden ſich ſchon vor dem 13. Jahrh.; doch ſcheint es ſich erſt ſpäter, nach dem Verfalle der Kunſtpoeſie, reichlicher entfaltet zu haben. Von den in großer Zahl vorhandenen isländiſchen Rimur gehen kaum einige über das 15. Jahrh. zurück, und die ſchönen däniſchen Kiämpeviſar, wenn ſie auch ſchon im 14. Jahrh. verbreitet waren, gehören doch in der älteſten Geſtalt, in der wir ſie beſitzen, erſt dem 15. und 16. Jahrh. und eben ſo die noch im Volksmunde lebenden ſchwediſchen und norwegiſchen Volkslieder der neunordiſchen Zeit an. Obſchon in der isländiſchen Dichtkunſt die dialogiſche Form ſehr häufig angewendet wird, ſo iſt dieſe doch nie zum wirklichen Drama ausgebildet worden.

II. Proſa. Die Proſa beginnt in Island zu Anfang des 12. Jahrh., wo Ari der Weiſe zuerſt die Geſchichte ſeiner Inſel und deren allmähliger Bevölkerung kurz in dem „Islendingabok", ausführlicher in dem „Landnamabok", ſchrieb, das erſt Sturla Thordsſon, der Verfaſſer der vortrefflichen „Sturlungaſaga", in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. beendete. Dieſen erſten Aufzeichnungen folgte im 12., 13. und 14. Jahrh. eine große Anzahl von Niederſchreibungen, in denen in proſaiſcher Form theils die alte Heldenſage, theils die Thaten der Könige und anderer Männer oder einzelner Geſchlechter erzählt wurden und die alle das nordiſche Wort Saga, in der Mehrzahl Sogor, umfaßt (vgl. Saga). Solche Sogor, die in Hinſicht auf den Inhalt ſowohl, als, namentlich die älteren, auf die Darſtellung einen der eigenthümlichſten und werthvollſten Theile der ſkand. Literatur bilden, und Skaldenlieder gehörten zu den Quellen, aus denen Snorri Sturluſon (ſ. d.) ſeine nordiſche Geſchichte unter dem Titel „Heimskringla" (deutſch überſetzt und erklärt von Fr. Wachter, 1836 ꝛc.) in der erſten Hälfte des 13. Jahrh. zuſammenſtellte. Das nordiſch-proſaiſche Heldenbuch, an welches ſich die „Blonſturvallaſaga" und, den Uebergang von der mythiſchen zur geſchichtlichen Zeit bildend, die „Ragnar-Lodbroks-Saga" anſchließen, beſteht aus der „Volſungaſaga", einer proſaiſchen Bearbeitung der Heldenlieder der Edda, aus der „Nornagets-Saga", ein Auszug aus der vorigen, und aus der „Wilkinaſaga", welche von dem 319. Kap. an die „Niflunga-Saga" genannt wird (herausgegeb. von J. Jeringſkiold, Stockh. 1715, Fol.; von A. E. Raſk, 3 Bde., Kopenh. 1828—1829). Neben dem Einheimiſchen wurden, nach dem Ende des 13. Jahrh. beſonders, auch viele Sagen des ſüdlichern Europa's, ſo die vom Arthur, Merlin, Triſtan, Alexander, Karl und ſeinen Paladinen, von den ſieben weiſen Meiſtern durch Ueberſetzungen in die isländ. Literatur aufgenommen, der die Thätigkeit von Geiſtlichen im 14. Jahrh. und ſpäter auch bibliſche und Weltchroniken, ſo wie Legendenerzählungen zuführte. Andere Bücher behandeln Abſchnitte aus der Kirchengeſchichte oder einzelne Theile der allgemeinen, wie die „Eyrbyggia-Saga", die „Laxdäla-Saga" und die „Swarfdäla" ꝛc., oder auch bloße Lebensbeſchreibungen, wie die Geſchichte Fimborgs des Starken, Vigaglums, Thors des Schrecklichen ꝛc., mit beſonderer Vorliebe für die Genealogie. Für den älteſten isländiſchen Geſchichtſchreiber hält man den oben genannten Isleif, auf den Sämund d. Weiſe (Annales oddenses), Olaf Haidaſkald, Sturla d. Weiſe, der Biſchof Brand Jonſon, welcher eine Kirchengeſchichte nach Petrus Comeſtor und eine Biographie Karls des Großen ſchrieb, und in neuerer Zeit Arngrim Jonſon (Crymogaea [d. i. Eisland] s. res Islandicae, Hamb. 1609) folgten. Unter ihnen tritt Snorri Sturluſon durch Kritik und Beſonnenheit am würdigſten hervor. Außerdem iſt hier noch der Mönch Theodorich aus dem 12. Jahrh. als Verfaſſer der älteſten norwegiſchen Annalen zu bemerken. Die aus der Fremde gekommene und geholte Gelehrſamkeit der damaligen Zeit beſchäftigte viele Isländer; aber auch die eigene Sprache, ſo wie die heimiſche Dichtung wurden von ihnen theoretiſch behandelt. Hierher gehört vor Allem die jüngere Edda, die dem Snorri Sturluſon zugeſchrieben wird, und die, nach einer proſaiſchen Aufzeichnung des alten Sagenſtoffs, in einem zweiten Theile, der „Skalda", eine Zuſammenſtellung poetiſcher Umſchreibungen, Benennungen und Synonymen und eine Verslehre enthält, dem ſpäter ein dritter, grammatiſche und rhetoriſche Abhandlungen enthaltender, beigefügt iſt. Endlich iſt auch die Sammlung von Notizen über Natur- und Erdkunde

unb von Regeln für das Leben am Hofe und für ben König ſelbſt zu erwähnen, die vielleicht ſchon aus dem 12. Jahrhundert ſtammt nnb den Namen „Konnngsſkuggſia" (Königsſpiegel) führt (herausgegeben von Halfd. Einarſon, Soroe 1768). Unter den Geſetzbüchern iſt das älteſte das der Isländer, „Gragas" (d. i. Graugans) in ſpäterer Zeit genannt, vielleicht um es als älteres Recht von den ſpätern Geſetzen der Könige zu unterſcheiden. Es wyrde aus dem alten, bisher mündlich fortgepflanzten Recht auf den Antrag des Geſetzſprechers Bergthor Rafnſohn mit Hülfe deſſen Halbbruders Haflith Maurſon zuſammengeſtellt unb niebergeſchrieben 1113 und von dem Allting gebilligt (herausgegeben von Sveinbiörnſen, mit Einleitung von Schlegel, Kopenhag. 1829). Das chriſtliche Kirchenrecht „Kriſtinrettr" (herausgegeben von Thorkelin, Kop. 1755) ſtellte 1123 ber Biſchof Thorlak zuſammen. Nach ber Unterwerfung Mands wurde zuerſt das von König Hakon dem Alten entworfene Geſetzbuch, das von bem Volke „Iranſida" (Eiſenſeite) wegen ſeiner Härte genannt wurde, bann, unter König Magnus im J. 1281, eine von dem Oberrichter Jon veranſtaltete Umarbeitung, bas noch jetzt auf Manb gelt[illegible]nde „Jonsbok", auch ein neues „Kriſtinrettr" (herausgegeben von Thorkelin 1777) eingeführt. Untee den altſchwebiſchen Geſetzaufzeichnungen iſt bie älteſte, aus dem 12. Jahrh., das „Gothalagh" (herausgegeben von Schildener, Greifsw. 1815); das „Oſtgothalagh" erhielt ſeine letzte Geſtalt 1260, das „Uplandslagh" (herausgegeben von Rudbek, Upſala 1700) im J. 1296, das „Weſtgothalagh" im 14. Jahrh. Unter den däniſchen Rechten iſt das älteſte bas „Widerlagsrett", eine gegen Ende des 12. Jahrhunderts veranſtaltete Umarbeitnng des von Knut dem Groſſen gegebenen Kriegesrechts. In Norwegen nahm im J. 1267 König Magnus Lagbötir (dee Geſetzverbeſſerer) die alten Rechte, von denen das älteſte von Hakon dem Guten aus dem 10. Jahrh. ſtammte, in ſein „Gulathingslög" (Kopenhag. 1817) auf; auch ſtellte er in der „Hirdskra" die Satzungen über das Verhältniß der Hofmänner zum Könige zuſammen.

Nachdem bieſe Ueberreſte der ſ. n L. Jahrhunderte lang in Kloſterbibliotheken verborgen und vernachlaſſigt gelegen hatten, traten ſie zuerſt im J. 1628 durch Jonſon Arngrim an das Licht, welcher elne Handſchrift der jüngern Edda an Olaf Worm überſchickte. Letzterer verfolgte die gemachte Entdeckung nicht nur ſelbſt mit Eifer, ſondern munterte auch junge Isländer, unter denen ſich beſonders Thomas Bartholln auszeichnete, zum Studium der altnordiſchen Literatur. Neues Inte[illegible]eſſe gewann daſſelbe durch Auffinbung der poetiſchen Edda, um beren Ueberſetzung und Erklärung ſich beſonders Stephanius, Reſenius, Magnus Olafſon, Torfäus u. A. verdient machten. In neuerer Zeit wurde es durch Rask, P. Erasmus Müller, Nyerup, Thorlacius, Finn Magnuſen, Werlauff Rafn u. A., theils Dänen, theils Isländer, weſentlich gefördert. Vgl. **Däniſche Litteratur**. Als ſich auch ſchwediſche Gelehete, beſonders Geijer und Afzelius, eifrig mit bem Studium der nordiſchen Alterthümer unb Literatur zu beſchäftigen anfingen und die auf Mand gefundenen Schätze nach Schweden oder Dänemark überfuhrten, verbot bie däniſche Regierung die fernere Verſendung derſelben und gründete auf Island ſelbſt Bibliotheken nnd gelehrte Geſellſchaften, welche ſich die Erhaltung der vaterländiſchen Literatur zur Pflicht machten. Ein ſolcher, im Jahre 1760 für Geſchichtsforſchung geſtifteter Verein gab 1768 den „Königsſpiegel" heraus und eine 1779 zuſammengetretene Geſellſchaft junger Isländer machte von 1781—1792 ein Werk in 15 Bänden, welches beſonders Erziehung und Staatswiſſenſchaft enthält, bekannt. Nach einer längern Auflöſung vereinigte ſich dieſelbe aufs Nene und verband ſich mit der literariſchen Geſellſchaft von Island, deren eine Hälſte auf dieſer Inſel, die andere in Kopenhagen thätig iſt. Außerdem gibt es noch auf Island eine königl. isländiſche Geſellſchaſt (geſtiſtet 1794) für die allgemeine Kenntniß und den Unterricht des Landes, welche erſt durch Verbreitung religiöſer Schriſten die Bildung des Volkes zu heben geſucht hat, eine evangeliſche Geſellſchaft, die im Norden lhren Sitz hat und beſonders Traktätchen ausſtreut, und die isländlſche Bibelgeſellſchaft, welche 1815 von dem Biſchof Geier Vidalin und dem Reiſenden Henderſon geſtiftet wurde; auch befördert die Bibliothek in der Stiftskirche zu Reikiavik und die Amtsbibliothek zu Eskeford die Erhaltung des wiſſenſchaftlichen Strebens. In Deutſchland richtete die Liebe für das Volksthümliche in der Poeſie, die in der zweiten Hälſte des 18. Jahrhunderts erwachte, den Blick auch auf die altnordiſche Literatue, ohne daß dadurch eln gründliches Studium berſelben hervorgerufen und damit Mlßverſtändniſſe, wie die Vermengung celtiſchen und nordiſchen Alterthums, und erfolgloſe Verſuche, wie die Bemühung Klopſtocks, bie nordiſche Mythologie ln die deutſche Poeſie einzuführen, verhütet worden wären. Auch **Gräters** (ſ. d.) Thätigkeit, ſo anerkennenswerth ſein Beſtreben iſt, das beutſche Publiknm mit dem ſkandinaviſchen Alterthume bekannt zu machen, ermangelte noch ſehr eines feſten Grundes. Seit aber durch **Jakob Grimm** bie Wiſſenſchaft germaniſcher Sprachforſchung geſchaffen lſt, Iſt auch die ſkandinaviſche Sprache und Literatur von den Brüdern G[illegible]imm, von Lachmann, Mohnike, Wachter, Dietrich u. A. in den Kreis deutſcher Phllologie gezogen worden; Grimms „Deutſche Grammatik" enthält auch die Grammatik der altnordiſchen im Zuſammenhange mit den übrigen deutſchen Sprachen. Ein ſchätzbares Hülfsmittel fur das Studium hat Dietrich in ſeinem „Altnordiſchen Leſebuch" (Leipz. 1843) gegeben, das auch eine überſichtliche Darſtellung der ſkanbinaviſchen Literaturgeſchlchte nnd der Grammatik enthält. Vgl. **Legis**, Handbnch der altdeutſchen unb nordiſchen Götterlehre, Leipz. 1831.

Skandiren (v. Lat.), ſteigen, anfſteigen, beſonders taktmäßig nach bem Rhythmus leſen, namentlich Verſe ſo leſen, baß man ſie, ohne

Digitized by Google

Rückſicht auf den Inhalt zu nehmen, in die einzelnen Füße, welche das Metrum verlangt, auflöſt. Der Vers:

Quos ultra citraque nequit consistere rectum,

würde durch die **Skanſion** ſo eingetheilt werden:

Quos ul|tra ci|traque ne|quit con|sistere|rectum.

Skandlack, preuß. Gut, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Raſtenburg; 170 Einw.

Skane, Landſchaft, ſ. v. a. Schonen.

Skaneateles (Skeneateles), nordam. See, V. St., Staat New-York; ſteht durch den gleichnam. Fluß mit dem Seneca-See in Verbindung.

Skangero (Skanzura), griech. kleine Inſel, nordweſtlich von Skyro.

Skanöer, ſchwed. Stadt, Malmö-Län, ſüdweſtlich von Malmö, auf der ſüdweſtlichen ſchmalen Halbinſel; 590 Einw.

Skaphe (griech. Ant.), 1) wannenförmiges Gefäß, beſonders — 2) nachenförmiges Opfergefäß; — 3) ſ. v. a. Scapha 3).

Skaphion (griech.), 1) Art Brennſpiegel, womit die Veſtalinnen Feuer anzündeten; — 2) kleines Grabſcheit, Hacke; — 3) ſ. Scaphium.

Skapidur (nord. Myth.), ſ. v. a. Skafidr.

Skapolith (Min.), Skapolithgattung, tetragonal, H. = 5 — 6, G. = 2,6 — 2,8, Bruch muſchelig ins Unebene oder Splitterige, Strich graulichweiß. — 1) Mejonit, auch edler S., nach Stromeier 40,531 Kieſelſäure, 32,726 Thonerde, 24,245 Kalkerde, 1,812 Natrum, 0,182 Eiſenoxydul, 1,800 Waſſer, waſſerhell, graulichweiß, durchſichtig bis durchſcheinend (der derbe), mit Salzſäure eine Gallert bildend. Erſcheint in kleinen kurzen Säulen, auch derb und kleinkörnig mit Nephelin am Monte Somma, am Laacher-See, bei Sterzing in Tyrol. — 2) Wernerit, auch gemeiner S., Tetraklaſit, Rapidolith, nach Hartwall 43,87 Kieſelſäure, 27,93 Thonerde, 20,00 Kalkerde, 2,92 Natrum, 4,39 Kohlenſäure, 0,55 Waſſer, meiſt in langen dünnen, auf den Seitenflächen vertikal geſtreiften oder rauhen Säulen mit ſelten bemerkbarer Endkryſtalliſation, oft beträchtlich groß, auch derb, ſtängelig oder körnig abgeſondert, blätterig, ſtrahlig, dicht; weiß, grau, ſchmutziggrün, ſchwarz, röthlichbraun, ziegelroth, fleiſchroth, violblau, ſmalteblau; durchſcheinend bis undurchſichtig. Bildet mit Salzſäure keine Gallert. Der weiße, ſtark durchſcheinende heißt auch glaſiger S., der graue und grüne pinitartiger S. oder Arcticit oder Micarell, der ſchwarze Fuscit. Auch der Gabbronit iſt nur eine Varietät dieſer Species. Auf Erz- und Kalkſteinlagern, auf Gängen, auch eingewachſen in Gneiß, Granit, Serpentin ꝛc. Bei Arendal in Norwegen, Langbanshytta, Malsjo, Nerike ꝛc. in Schweden, Pargos und Kurilarari in Finnland, in Grönland, Straſchkau und Wiezenitz in Mähren, Bareges in den Pyrenäen, Franklin in New-Jerſey, Chelmsford, Borborough ꝛc. in Maſſachuſetts, Werwick in New-York ꝛc. — 3) Eckebergit, auch Natrolith, mit voriger Species vorkommend und nur durch 5—9 Procent Natrumgehalt von ihr verſchieden. — 4) Nuttolith, ſchillernder S., ſäulenförmig, G. = 2,7, gelblichweiß, grünlichweiß, grünlichgrau, auf den Spaltungsflächen mit ſchillerndem Lichtſchein, halbdurchſichtig bis kantendurchſcheinend, nach Thomſon 37,808 Kieſelſäure, 25,104 Thonerde, 18,336 Kalkerde, 7,892 Eiſenoxydul, 7,305 Kali, 1,500 Waſſer. Im körnigen Kalkſtein von Bolton in Maſſachuſetts. — Problematiſche Arten ſind: 5) Amphodelit, nach Nordenſkiöld 45,80 Kieſelſäure, 35,45 Thonerde, 10,15 Kalkerde, 5,05 Talkerde, 1,70 Eiſenoxydul, 1,85 Waſſer, von zweifach-blätteriger, ſich unter 94° 19′ ſchneidender Struktur, H. = 5, G. = 2,76, röthlich. Im Kalkſtein von Lojo in Finnland. — 6) Barſowit, nach G. Roſe, derb, die Individuen nach einer Richtung hin leichter theilbar, weiß, ſchwach perlmutterglänzend, H. = 5,3 — 6,0, G. = 2,74 — 2,753. Barſowskoi-Seife, Kyſchtymsk in Sibirien. — 7) Bytownit iſt nur Wernerit. — 8) Bergmannit oder Spreuſtein, Leucolithe de Mauléon, nach Vauquelin ohne Kali- oder Natrumgehalt, ſonſt mit dem Wernerit übereinſtimmend. Bei Mauléon und Caſtillon in den Pyrenäen. — 9) Chelmsfordit, nach Cleaveland, rechtwinkelig-vierſeitige Säulen, G. = 2,4, bei Chelmsford in Nordamerika, wird von Thomſon hierher gezogen.

Skapolithartige Pyromachite (Min.), nach v. Glocker, die erſte Gruppe der Pyromachite, rhombiſch und quadratiſch mit herrſchenden Säulenformen, ziemlich deutlich ſpaltbar, H. = 5 — 6, G. = 2,6 — 3,1, Glas- oder Fettglanz, wenig durchſichtig, Thon- oder Kalkthonſilikate mit geringem Kali- oder Natrumgehalt. Hierher: Andaluſit, Chiaſtolith, Gehlenit, Melilith, Humboldtilith, Edingtonit, Skapolith, Bergmannit, Amphodelit, Chelmsfordit.

Skapolithe (Min.), Steinfamilie aus der Ordnung der Kieſelſpathe, Thon- und Kalkſilikate mit geringem Antheil von Kali, Natron oder Waſſer, welche mit vorherrſchender Säulenform kryſtalliſiren, eine ziemlich deutliche Spaltbarkeit, H. = 5 — 7, G. = 2,9 — 3,4 haben, meiſt weiße, graue oder grünliche Farben, Fett- oder Glasglanz und geringere Grade der Durchſichtigkeit zeigen. Vor dem Löthrohre ſchmelzen ſie theils leicht, theils ſehr ſchwierig. Im Grund- oder Uebergangsgebirge. Hierher die Gattungen Skapolith, Gehlenit, Prehnit, Edingtonit.

Skaptar (S. Jökul), dän. Vulkan, auf der Inſel Island (ſ. d.).

Skapulier, 1) (Scapularium), ein Kleidungsſtück der Mönchsorden, beſteht aus einem ſchmalen Stück Tuch, das über den Habit angelegt wird, Schultern, Bruſt und Rücken bedeckt, keine Seitentheile hat und bis zu den Füßen herab geht. Bei Laienbrüdern iſt es meiſt kürzer, bei Tertiariern, Brüderſchaften ꝛc. runder. Es wird zuweilen auch über der bürgerlichen Kleidung getragen. Am berühmteſten war das S. der Karmeliter und deren ſkapulirte Brüderſchaft (ſ. Brüderſchaften). Das Skapulierfeſt des Karmeliter-

ordens wird am 16. Juli zum Andenken der Einführung des S.s durch Simon Stock gefeiert, und zwar (wie die Legende ſagt) auf Veranlaſſung einer Erſcheinung der heiligen Jungfrau, weshalb es auch das „Feſt Maria vom Berge Karmel" heißt. Sixtus V. hat dieſes Feſt mit einem Officium und einer Meſſe dem Karmeliterorden, Benedikt XIII. der ganzen Kirche zu feiern erlaubt. — 2) (Chir.), ſ. v. a. Schulterbinde, ſ. Binde.

Skara, ſchwed. Stadt, Skaraborgs-Län, (Marieſtads-Län), ſüdöſtlich vom Wenern-See; Biſchofsſitz, Kathedrale, Gymnaſium mit einem botaniſchen Garten, Thierarzneiſchule (die einzige in Schweden), Bibelgeſellſchaft; 1530 Einw. In der Nähe die Ruinen des Schloſſes Skaraborg und der Hof Götala, wo ſich die ſchwediſchen Könige des 12. Jahrhunderts, die zu S. reſidirten, oft im Sommer aufhielten und Nationalverſammlungen hielten. S. iſt der Hauptort der gleichnam. Vogtei, welche den Berg Kinnekulle, den ſchwed. Blocksberg, enthält.

Skarabäen (ägypt. Ant.), Abbildungen des heiligen Käfers (Scarabaeus) auf ägyptiſchen Gemmen, Münzen, Mumien, Talismanen, Obelisken und an Kunſtwerken. Die Entſtehung und ſchnellſte Vermehrung dieſes Käfers im Koth nach eingetretener Wärme und im Schlamm nach dem Rücktritt des Nils und die Nichtbeachtung dieſer ſeiner Entſtehungsweiſe veranlaßte die Meinung, er entſtehe ohne Fortpflanzung und ſey männlichen Geſchlechts, galt alſo als Symbol der Schöpferkraft. In ſeiner faſt runden Geſtalt, in der glänzenden, goldſchimmernden Farbe der Flügeldecken fand man Aehnlichkeit mit Geſtalt und Glanz der Sonne, der nächſten ſichtbaren Bildungsurſache, und man weihte ihm eine göttliche Verehrung, gab ihm Prieſter und Tempel und eine mythiſche Geſchichte. In ihn verwandelten ſich die Götter. Ein idealiſcher Käfer hieß der große Scarabäus und ihm war vergönnt, ſich den Bitten anderer Götter zu widerſetzen. Solche S. trugen die Magier um den Leib, um dadurch Fieberkranke zu heilen; den Kindern hing man als Amulet die gezahnten Fühlhörner der S. an; er ſtärkte die Augen, wenn man ihn anſah, weshalb ihn die Steinſchneider anſahen, um ihren Augen eine Erholung zu verſchaffen. Dergleichen S. wurden auf Steine (beſonders gebrannten Karneol) geſchnitten (Skarabäengemmen, vergl. Gemmen), welche Steine daher auch insbeſondere den Namen S. führen. Die Seite, worauf das Käferbild geſchnitten iſt, iſt gewöhnlich gewölbt, die Rückſeite aber eben und mit Hieroglyphen, auch andern Bildern und Schriftzügen bezeichnet, bisweilen auch leer und unbeſchrieben, ſehr ſelten aber enthält dieſe Seite ein erhabenes Bild. Dagegen ſind faſt alle der Länge nach durchbohrt, ſo daß man einen Faden durch ſie ziehen und ſie tragen konnte. Seit der Vermiſchung der ägyptiſchen, gnoſtiſchen und chriſtlichen Lehre findet man auf dieſen Gemmen auch chriſtliche Aufſchriften, beſonders mit den Namen Jao, Abraſar, Zebaoth und mit Engelnamen; vorzüglich erleichterte der Name Monogenes (Eingeborner), den man dem Käfer wegen ſeiner Selbſtentſtehung gab, den Uebergang zur chriſtlichen Symbolik. Deshalb kann man einen Theil der Gemmen zu den Abraxiden rechnen. Auf Smaragden geſchnitten, galten die S. als Schutzmittel gegen Hagel und andere Unfälle. Skarabäengemmen in Ringe gefaßt trugen die Männer, namentlich die Soldaten. Die Abbildungen der S. ſind ſich nicht überall gleich; die aus uralter Zeit zeigen nur Käferformen, die aus neben einander gebohrten halbkugelförmigen Vertiefungen beſtehen. Eine große Anzahl ſind erhalten. Von den ägyptiſchen S. hat man beſ. 2 Sorten: die großen, die bei Mumien gefunden werden, mit gar keiner Inſchrift, oder nur mit einer auf den Todten bezüglichen verſehen, und die kleinern, häufiger als jene, größtentheils aus Terracotta geformt, mit Inſchriften, unter denen man Königsnamen von der 18. Dynaſtie bis zur letzten bemerkt. Die etruskiſchen S. unterſcheiden ſich weſentlich von den ägyptiſchen, ſowohl hinſichtlich der Form, als auch der Steine, worauf ſie geſchnitten ſind. Beſchreibungen und Erklärungen ihrer Hieroglyphen finden ſich in J. J. Bellermanns Schrift: Die Gemmen, 1. St., Berlin 1820.

Skaraborg (Geogr.), 1) Ruinen eines alten ſchwed. Schloſſes, bei Skara (ſ. d.); davon benannt iſt — 2) S.-Län (jetzt Marieſtads-Län), Provinz im Süden von Schweden, Theil von Weſtgothland, zwiſchen dem Wener- und Wetterſee und Jönkoping, Oerebro und Karlſtadt, mit einem Flächenraum von $155\frac{4}{5}$ (nach Andern $70\frac{1}{2}$) □M., 6 Städten, 1 Flecken, 4936 Höfen und 155,000 (172,000) Einw. Das Land hat eine hohe Lage, iſt aber ziemlich eben, doch mit einigen Bergen (Kinnekulle, Billingen ꝛc.), an einigen Stellen moraſtig. Seen: Skagern, Hornborga; Flüſſe: Tidan, Lidan ꝛc. Die Einw. bauen Obſt, Tabak, Flachs, treiben Wald- und Ackerbau, Viehzucht und Handel, ſowie Bergbau. Hauptſtadt: Marieſtad, am Wenerſee, in den hier der Tidan mündet, in einer fruchtbaren Ebene; 1600 Einw. Dicht vor der Stadt bildet der Fluß die Inſel Marieholm, auf welcher die Reſidenz des Landhauptmanns liegt.

Skarbek, Friedrich Florian, Graf, ein um die öffentliche Wohlfahrt ſeines Vaterlandes Polen hochverdienter Mann, den 15. Febr. 1792 in Thorn aus einem polniſchen Geſchlechte geboren, ſtudirte 1804—10 im warſchauer Lyceum und widmete ſich dann in Paris namentlich den Staatswiſſenſchaften. Nach ſeiner Rückkehr 1812 bewirthſchaftete er ſeine Güter in Polen, wurde 1818 Profeſſor der politiſchen Oekonomie an der Univerſität zu Warſchau und Profeſſor an der Forſtſchule und ließ 1820—21 ſeine „Staatswirthſchaft" in 4 Bänden erſcheinen. Für die Annalen des Vereins der Freunde der Wiſſenſchaften, deſſen Mitglied er 1821 wurde, lieferte er ununterbrochen gediegene Abhandlungen, während er zugleich mehre Erzählungen und humoriſtiſche Schriften veröffentlichte. Als Staatsreferendar ſchuf er ſeit 1828 das polniſche Armen- und Gefängnißweſen

völlig um, worauf ihn der Kaiſer 1830 nach Petersburg berief, um auch die dortigen Hoſpitäler zu unterſuchen. Zum Staatsrath, Kammerherrn und Mitglied des proviſoriſchen Gouvernements ernannt, kehrte er nach Polen zurück, nach deſſen Unterliegen er Mitglied der Regierungskommiſſion des Innern, ſowie des Hauptconſeils für die Pflege der Wohlthätigkeitsanſtalten wurde. Unter ſeiner Leitung entſtanden die muſterhaften Haftgefängniſſe in Warſchau, Kaliſch, Plock und Siedletz, die Straf- und Beſſerungshäuſer in Warſchau und Sierad, die Rettungs- und Arbeitshäuſer in Warſchau und Kalwaria und das Inſtitut für ſittlich verwahrloſte Kinder. Im J. 1842 ward er Präſident der Aſſekuranzendirektion und 1844 Präſident des Oberconſeils der Wohlthätigkeitsanſtalten.

Skarboszewo, preuß. Pfarrdorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Wreſchen; 330 Einw.

Skarbroit (Min.), ſ. v. a. Scarbroit (ſ. d.).

Skarbiſches Gebirg, ſ. v. a. Schartag.

Skardus (a. Geogr.), öſtl. Fortſetzung der dalmat. u. illyr. Gebirge, ſchließt ſich im Süden an den Scomius an und verbreitet ſich dann durch Thracien unter den Namen Rhodope und Hämos; jetzt Argantaro, von ſeinem glänzenden Anſehn durch das Marienglas, welches der S. enthält.

Skardſzinnen, preuß. kölm. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 160 Einw.

Skardupöhnen (Geogr.), preuß. Bauerndörfer, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. und Kr. Gumbinnen: a) 140 Einw.; — b) (Skardupähnen); 140 Einw.

Skarifikation, ſ. v. a. Scarificatio, vergl. Skarificiren.

Skarificiren (Scarificatio, Chir.), eine chirurgiſche Verrichtung, vermöge deren man mittelſt der Lanzette, des Biſtouris, oder anderer ſpitzen oder ſtietenartigen Inſtrumente Einſchnitte in die Weichtheile macht, um Flüſſigkeiten aus denſelben zu entleeren. Zumeiſt bedient man ſich des S.s zur Entleerung von Blut bei Entzündung ſolcher Theile, wo Blutegel nicht wohl angebracht werden können, z. B. bei der Entzündung der Zunge, des Zahnfleiſches, der Mandeln u. ſ. f. Zur Verminderung der örtlichen Spannung und Entzündungsgeſchwulſt ſkarificirt man ſolche Theile, welche von unnachgiebigen Aponeuroſen oder ſehr dichtem Zellgewebe umgeben ſind. Man ſkarificirt beim Biſſe wüthender Thiere, zuweilen beim Brande, bei kalloſen Geſchwüren 2c. Beſondere Beachtung verdienen die Skarifikationen waſſerſüchtig angeſchwollener Theile; man macht ſie, um das angeſammelte Waſſer zu entleeren; ſie müſſen ganz oberflächlich gemacht werden, und man vermeide ſolche Stellen, wo eryſipelatöſe Entzündung Statt findet, die ſonſt leicht in Brand übergeht. Am Halſe bedient man ſich zum S. des Pharyngotoms. Die Skarifikation der Bindehaut des Auges verrichtet man nicht leicht, um Blut zu entleeren, dagegen, um wäſſerige, lymphatiſche und purulente Anſammlungen unter der Bindehaut auszuleeren; dann, um Subſtanzwucherungen derſelben zu entfernen, ferner, um einzelne angeſchwollene Blutgefäße der Bindehaut zu tilgen und Afterbildungen, z. B. einem Augenfell, die Nahrung zu entziehen. Man macht die Operation, indem man eine Falte der aufgeſchwollenen Bindehaut mit der blömerſchen Pincette aufhebt und vermittelſt einer daviel'ſchen Scheere ausſchneidet. Zur Beförderung der Nachblutung dient das Aufträufeln von lauwarmem Waſſer.

Skarifikator (Schröpfer, Aufkratzer), ſ. Pflug, vergl. Ackerbau, S. 238.

Skarild, dän. Kirchſpiel, Jütland, ſüdöſtl. von Ringkiöbing, mit einem gleichn. Dorfe.

Skarknif (ſchwed., Ichthyol.), Schermeſſer, ſ. v. a. Stichling, Chela cultrata.

Skarlin, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Löbau; 580 Einw.

Skarniewice, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Maſovien (Warſchau), nördl. von Rawa, mit Schloß; 1100 Einw.

Skarnitza, öſterr.-ſteierm. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Montpreis; 130 Einw.

Skaro, griech. Flecken, auf der Weſtküſte der Inſel Santorin.

Skarpa, griech. kleine Inſel, öſtlich von Syra.

Skarpanto (Koje), aſiat.-türk. Inſel, Ejalet Natolien, Sandſchak Rhodus, an der Grenze des Inſelmeeres; 4 □Meilen; felſig, wenig bewohnt; das alte Karpathus.

Skarpe, ſ. v. a. Eskarpe.

Skarpiren, 1) eine ſchon abhängige Bergfläche durch künſtliches Abſtechen vollends unerſteiglich machen; — 2) (Waſſerb.), ſ. v. a. Planiren.

Skarſine, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; an den trebnitzer Bergen; Schloß, Vorwerk; ſonſt beſuchte eiſen- und ſchwefelhaltige Mineralquelle; 450 E.

Skarſöe, norweg. Inſel, nördlich in Romsdals-Amt, am ſüdweſtlichen Eingang des Throndhjems-Leed, an der Weſtküſte.

Skarſzewo (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder: a) Kr. Graudenz; 160 Einw.; — b) Kr. Schwetz; 120 Einw.

Skartiren (v. Ital.), ſ. v. a. Ausſchießen, ſ. Scarto.

Skarup, ſchwed. Kirchſpiel, Malmö-Län; 1160 Einw.

Skarv (engl., Ornith.), ſ. v. a. Waſſerrabe, Carbo pygmaeus (Carbo graculus).

Skaryʒow, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schildberg; 330 Einw.

Skaryszow, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Radom, ſüdöſtlich von Radom; 850 Einw.

Skaſchow (Skaſſowa Lhota), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Pilſen, Herrſch. Chotieſchau; 510 Einw.

Skaſſa, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hain; 190 Einw.

Skaſſke, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlauſitz, Ldgr. Bautzen; 160 Einw.

Digitized by Google

Skat, ein urſprünglich beſonders in und um Altenburg und in Sachſen gebräuchliches, jetzt faſt allgemein beliebtes Kartenſpiel. Daſſelbe iſt zwar, wie jedes andere Kartenſpiel, dem Zufall unterworfen, aber in Rückſicht ſeiner mannichfaltigen feinern Verhältniſſe kann kein anderes Spiel mit deutſchen Karten ihm an die Seite geſetzt werden, denn es erfordert nicht nur eine gründliche Kenntniß ſeiner Regeln und Geſetze, ſondern auch einen bedeutenden Aufwand von Aufmerkſamkeit und Beurtheilungskraft und die Gabe, das Glück zu benutzen und das Unglück durch Klugheit zu verbeſſern. Sein Umfang und ſeine Menge von Dispoſitionen machen es ſchwer, aber dabei höchſt angenehm u. anziehend. — A. *Aeußere Einrichtungen.* S. wird gewöhnlich unter 3 oder 4 Perſonen geſpielt. Im letztern Falle „ſitzt" derjenige, der die Karte miſcht und unter die Spielenden austheilt, „König". Man bedient ſich zum S. einer gewöhnlichen deutſchen Karte von 32 Blättern, die in 3 Würfen an die Spieler abgegeben werden, nachdem der Gebende gemiſcht und der dieſem zur Rechten Sitzende koupirt hat. Jeder Spieler empfängt 3 + 4 + 3 = 10 Karten, und die 2 noch übrig bleibenden Blätter werden der S. genannt, der unter Umſtänden auch vor dem Vertheilen der Karten abgelegt werden kann. — *Werth der Karten und der Farben.* Unter den Bildern iſt der Unter das höchſte und gewichtigſte Blatt; nach ihm folgen Aß, Zehn, König, Ober und nach dieſem die Blätter ohne Bilder, mithin Neun, Acht und Sieben. Unter den einzelnen Farben hat ſtets Eichel den Vorzug. Ihr folgen nach ihrer Rangordnung Grün, Roth und Schellen. Die 4 Unter (der Eichelunter an ihrer Spitze) heißen vorzugsweiſe Matadors und haben das Vorrecht, daß ſie von keinem geringern Trumpfe geſtochen werden können. Der fünfte Trumpf iſt das Aß, die übrigen folgen nach ihrer Ordnung, und obgleich nur jene 4 Unter eigentliche Matadors ſind, ſo werden denſelben doch die übrigen Trümpfe, ſo weit ſie denſelben ununterbrochen folgen, zugezählt und man kann alſo 10 Matadors erlangen. Von dem, welcher die erſten Karten empfängt, ſagt man, er habe die Vorhand. Will er ſpielen, ſo zeigt er es durch die Worte „ich ſpiele" an, ohne ſich zu erklären, ob er den S. zu heben, d. h. eine bloße Frage zu ſpielen gedenkt, oder ob er Solo zu ſpielen beabſichtigt. Das Spiel desjenigen Spielers, welches den wahrſcheinlich höchſten Werth hat, hat immer den Vorzug. Nur bei eventuell gleichem Werthe zweier Spiele hat das des Vorſitzenden den Vorrang, ſo ungern der Nachfolgende demſelben das Spiel überläßt. Wer einmal eine Farbe genannt hat, in welcher er Frage oder Solo zu ſpielen beabſichtigt, muß entweder in dieſer, oder in einer höhern, nie aber darf er in einer niederern Farbe ſein Spiel durchführen. Jeder Spieler hat das Recht, den letztgemachten Stich des Gegners noch einmal anzuſehen, um ſowohl Trümpfe oder Points zu zählen, als ſeine Einrichtung im Spiel darnach machen zu können. Sobald beim Ausſpielen die Karte aus der Hand des Spielers iſt und offen auf dem Tiſche liegt, kann ſolche nicht wieder zurückgenommen werden. Hätte einer der letztern Spieler ſchon eine Karte darauf gegeben, der Vorſitzende bemerkte aber ſein Verſehen und nähme ſeine Karte wieder zurück, ſo kann jener ſeine Karte auch wieder zurücknehmen und nach Gefallen eine höhere oder niedrigere zugeben. Wäre der Stich aber ſchon weggelegt und von Neuem ausgeſpielt, ſo kann das Verſehen nicht mehr abgeändert werden, und der, welcher eine falſche Karte zugegeben, bezahlt dem Gegner das Spiel. — *Das Weglegen der Karten* oder *das Skatlegen* findet bloß in der Frage Statt, im Soloſpiel bleibt der S. liegen, jedoch zählt ſich der Spieler die in ihm enthaltenen Points zu. Es iſt eine Hauptſache, richtig zu beurtheilen, welche Karten man aus der Hand legen muß, um das Spiel deſto leichter zu gewinnen. Es laſſen ſich hierbei keine beſtimmten Regeln feſtſetzen, durch Nachdenken und fortgeſetzte Beobachtung muß man überzeugt werden, ob man dabei nach Vernunft handele. Auch muß der Spieler immer berückſichtigen, ob der Gegner gewohnt iſt, gewagte Spiele zu machen, oder ob er nach beſtimmten Grundſätzen handelt. Man muß im Skatlegen ſich eine Abwechslung angewöhnen, die die Gegenſpieler irre leitet und nicht ſogleich zur Einſicht der Dispoſition des Spiels kommen läßt. — *Das Renonciren.* Renonce heißt Mangel an einer Farbe haben. Es iſt im Spiel unter Umſtänden von höchſter Wichtigkeit, ſich von einer oder mehren Farben zu renonciren, damit, wenn der Gegner Aß und Zehn derſelben Farbe hat, ſolche abgeſtochen werden können. Hat der Gehülfe Aß und Zehn, oder eines dieſer beiden Blätter der Renoncefarbe, ſo kann die Renonce von großem Nutzen ſeyn, dadurch, daß man gewichtige und viele Points zählende Blätter in den Stich gibt, was man in vielen Gegenden, wo S. geſpielt wird, mit den Ausdrücken *Schmieren*, *Brocken* und *Aufladen* zu bezeichnen pflegt. Man kann hierbei die Geſchicklichkeit eines Spielers recht gut beurtheilen, wenn er ſich im Spiele der unnützen Nebenkarten zu entledigen verſteht. — B. *Die Varietäten des S.s.* 1) *Die Frage.* Sie unterſcheidet ſich von andern Spielarten dadurch, daß der Spieler in ihr den S. hebt, ſeiner Handkarte anzupaſſen ſucht und dafür 2 andere Blätter abwirft, deren Points er mit berechnet. Hat der Frageſpieler eine gewiſſe Force in Trumpf, ſo iſt es in der Regel vortheilhaft für ihn, wenn er die Trümpfe der Gegner herausfordert. Unerläßlich iſt für jeden Skatſpieler, daß er die ſchon in Stich gekommenen Trümpfe und, wenn möglich, auch die gemachten Points zähle. Im Uebrigen vgl. oben *Skatlegen* u. *Renonciren.* Wir halten es für gut, der Beſchreibung jeder dieſer Varietäten des S.s ein praktiſches Beiſpiel beizugeben. Die Karten ſind folgeabermaßen vertheilt. Der *Erſte* hat: Eichel- und Grünwenzel, Eichelober, Acht und Sieben, Grünzehn und Acht, Schellenaß, Ober und Neun. Der *Zweite* hat: Rothwenzel, Eichelzehn u. Neun, Rothaß, Zehn, König und Neun, Grünkönig und Ober und Schellenneun. Der *Dritte* hat:

Schellenwenzel, Eichelaß und König, Schellenzehn, König und Sieben, Grünneun und Sieben. Der Erſte behält die Frage, hebt den S., findet Grünaß und Rothſieben, legt dieſelben Blätter wieder und ſpielt ſeine Frage in Eichel. (Die Ziffern 1, 2, 3 bedeuten den 1., 2. und 3. Spieler.) Das Spiel würde ſich folgendermaßen geſtalten:

1 Grünwenzel.	3 Eichelneun.	3 Eichelkönig.
1 Eichelwenzel.	2 Eichelzehn.	2 Schellenwenzel.
1 Eichelacht.	2 Rothwenzel.	3 Eichelaß
2 Schellenacht.	3 Schellenkönig.	1 Schellenaß
1 Grünzehn.	2 Grünober.	3 Grünſieben.
1 Grünacht.	2 Grünkönig.	2 Grünneun.
3 Rothaß.	2 Rothober.	1 Eichelober.
1 Schellenneun.	2 Rothzehn.	3 Schellenzehn.
3 Rothacht.	1 Eichelſieben.	3 Rothneun
1 Schellenober.	2 Rothkönig.	2 Schellenſieben.

Der Spieler 1 zählt 83 Points in den gemachten Stichen und hat das Spiel gewonnen. Ueber Bezahlen ſ. unten. — 2) **Das Solo.** In dieſer Spielart bleibt der S. liegen, der Solospieler zählt ſich jedoch am Ende des Spiels ſeine Points zu. Es hängt häufig der Gang des ganzen Spiels von den beiden Blättern des S.s ab. Entweder erwartet der Solospieler zu viel von ihm, oder zu wenig. In beiden Fällen iſt es für ihn v. Nachtheil. Beiſpiel: Die Karten ſind, wie folgt, vertheilt: Der **Erſte** oder 1 hat: Schellenwenzel, Eichelaß und Zehn, Grünneun und Acht, Rothzehn und Sieben, Schellenkönig, Neun und Acht. Der **Zweite** oder 2 hat: Grünwenzel, Eichelkönig, Neun u. Acht, Grünaß, Zehn, König und Ober, Schellenaß und Zehn. Der **Dritte** oder 3 hat: Eichel- und Rothwenzel, Eichelober und Sieben, Grünſieben, Rothaß, Ober, Neun und Acht, Schellenober. Der S. enthält: Rothkönig und Schellenſieben. Der Erſte zeigt an, daß er ſpielen wolle, wird aber von 2 überboten. 2 meldet Solo in Grün und wartet ab, ob ihm 3 das Spiel läßt, oder ob er ihn überbietet. Es geſchieht das Erſte und das Spiel beginnt.

1 Eichelaß.	3 Eichelacht.	3 Eichelober.
1 Eichelzehn.	3 Eichelneun.	3 Eichelſieben.
1 Schellenneun.	3 Schellenaß.	3 Schellenober.
3 Grünwenzel.	3 Eichelwenzel.	1 Grünneun.
3 Rothaß.	1 Rothzehn.	2 Grünaß.
2 Grünober.	2 Grünſieben.	1 Schellenunter.
3 Schellenkönig.	3 Schellenzehn.	3 Rothwenzel.
3 Rothober.	1 Rothſieben.	3 Grünzehn.
2 Grünkönig.	2 Rothneun.	1 Grünacht.
3 Eichelkönig.	3 Rothacht.	1 Schellenacht.

2 zählt 71 Points in den gemachten Stichen und hat das Solo gewonnen. — 3) **Grand.** Dieſe Spielart hat die 4 Wenzel als Trümpfe und Matadors. Will ein Spieler Grand anſagen und ſpielen, ſo bedarf er hierzu einen oder mehre Wenzel nebſt einer tüchtigen Handkarte, d. i. der Force in einer oder mehren Farben. Hat der Spieler 2 Wenzel, mit deren einem er fordert, ſo iſt es ein günſtiges Prognoſtikon für ihn, wenn die übrigen beiden Wenzel nicht in einer Hand, ſondern vertheilt ſitzen. Findet jedoch letzteres nicht Statt, ſo muß der Spieler durch Ausſpielen einer ſeiner Forcefarben den Gegner zum Einſtechen zwingen, unbekümmert, ob ihm ein Aß oder Zehn verloren gehen oder nicht. Zeigen wir an einem Beiſpiel, wie ein und daſſelbe Spiel gewonnen und verloren werden kann. α) **Gewonnen.** Der **Erſte** hat: Grünwenzel, Eichelneun und Sieben, Schellenaß, Zehn, Acht und Sieben, Rothkönig, Neun und Acht. Der **Zweite** hat: Schellenunter, Eichelacht, Grünaß, Zehn, Neun und Acht, Rothober und Sieben, Schellenkönig und Ober. Der **Dritte** hat: Eichel- und Rothwenzel, Eichelaß, Zehn, König und Ober, Grünkönig und Ober, Rothaß und Zehn. Dieſer überbietet die Spiele der beiden erſten Spieler und ſagt Grand an.

1 Schellenaß.	2 Schellenkönig.	3 Rothwenzel.
3 Eichelwenzel.	1 Grünwenzel.	2 Schellenwenzel.
3 Eichelaß.	1 Eichelſieben.	2 Eichelacht.
2 Eichelzehn.	1 Eichelneun.	2 Rothſieben.
3 Eichelkönig.	1 Schellenſieben.	2 Rothober.
2 Eichelober.	1 Schellenacht.	2 Schellenober.
3 Rothaß.	1 Rothacht.	2 Grünacht.
3 Rothzehn.	1 Rothneun.	2 Grünneun.
3 Grünober.	1 Schellenzehn.	2 Grünaß
2 Grünzehn.	2 Grünkönig.	1 Rothkönig.

Der Spieler 3 zählt 76 Points in den gemachten Stichen und hat das Spiel gewonnen. — β) **Verloren.** Der **Dritte** hat dieſelbe Handkarte wie oben. Der **Erſte** hat: Grün- und Schellenwenzel, Schellenaß, Zehn, König, Acht und Sieben, Rothkönig und Neun, Grünacht. Der **Zweite** hat: Grünaß, Zehn und Neun, Schellenober, Eichelneun, Acht und Sieben, Rothober, Neun und Sieben. Der Erſte zeigt Solo in Schellen an, muß aber davon abſtehen, weil der Dritte zu erkennen gibt, daß er Grand ſpielen will, welches Spiel ſeines höhern Werthes wegen den Vorzug hat.

1 Schellenaß.	3 Schellenober.	3 Rothwenzel
2 Eichelwenzel.	1 Schellenwenzel.	3 Eichelſieben.
3 Eichelaß.	1 Grünwenzel.	3 Eichelacht.
1 Schellenzehn.	2 Grünaß.	3 Grünober.
1 Schellenkönig.	2 Grünzehn.	3 Grünkönig.
1 Schellenacht.	2 Rothober.	2 Eichelober.
1 Schellenſieben	2 Eichelneun.	2 Eichelkönig
1 Grünacht.	2 Grünneun.	3 Rothzehn.
2 Rothſieben.	2 Rothaß.	1 Rothacht.
3 Eichelzehn.	1 Rothkönig.	3 Rothneun.

Der Spieler zählt 45 Points in ſeiner Karte, hat mithin das Spiel verloren.

Die bisher beſchriebenen Spielnüancen bildeten das Weſen des Skatſpiels vom Urſprunge an. Die nun noch folgenden Varietäten ſind von Spielern, welche die größtmöglichſte Abwechslung im Spiel lieben, dem S. noch beigegeben worden. — 4) **Null.** Bei dieſer Spielart darf der Spieler gar keinen Stich machen. Hier gelten für die beiden Gegner des Spielers folgende Regeln: Suche dich von einer oder mehren Farben zu renonciren, hauptſächlich von ſolchen, von welchen du gewichtige Blätter in der Hand haſt. Spiele Farben an, von welchen du nur ein Blatt in der Hand haſt. Suche dich, wenn deine Renoncefarbe geſpielt iſt, von gewichtigen Blättern zu befreien. Für den Spieler ſelbſt gelten folgende Regeln: Verrathe nicht ſelbſt deine etwaigen Schwächen. Sey möglichſt aufmerkſam auf die ausgeſpielten und ſchon in Stich gekommenen Blätter und Farben. Suche den Gegnern immer in den Farben auszuweichen, in welchen ſie dir Netze ſtellen. Suche dich wie deine Gegner von gewichtigen Blättern zu befreien, wenn deine Renoncefarbe ausgeſpielt wird. — Zeigen wir nun, wie ein und daſſelbe Spiel gewonnen und verloren werden kann. Der **Erſte** hat: Eichelaß, Ober und Sieben, Rothkönig, Ober, Unter und Neun,

Digitized by Google

Schellenaß, König und Ober. Der Zweite hat: Eichelacht, Grünkönig, Zehn, Neun und Sieben, Rothaß, Acht und Sieben, Schellenzehn und Acht. Der Dritte hat: Grünober und Acht, Eichelkönig, Unter, Zehn und Neun, Rothzehn, Schellenwenzel, Neun und Sieben. Grünaß und Unter liegen im S. Der Zweite spielt Null.

1 Eichelaß.	3 Eichelacht.	3 Eichelkönig.
1 Eichelsieben.	2 Rothaß.	3 Eichelwenzel.
3 Rothzehn.	1 Rothneun.	2 Rothacht.
3 Schellenunter.	1 Schellenaß.	2 Schellenzehn.
1 Eichelober.	3 Schellenacht.	2 Eichelzehn.
1 Schellenkönig.	2 Grünzehn.	2 Schellenneun.
1 Schellenober.	2 Grünkönig.	3 Grünober
1 Rothkönig.	2 Rothsieben.	3 Grünacht ꝛc.

Schon nach dem 5. Stich konnte der Spieler ganz getrost seine Karte abwerfen, da es von da an nicht mehr möglich war, ihm einen Stich beizubringen. Dasselbe Spiel wird verloren, wenn der Dritte den ersten Stich übernimmt und die Rothfarbe, die nur einmal in seiner Hand steht, anbringt. Also:

1 Eichelober.	2 Eichelacht.	3 Eichelkönig.
3 Rothzehn.	1 Rothkönig.	2 Rothacht.
1 Rothober.	2 Rothsieben.	2 Grünober.
1 Rothwenzel.	2 Rothaß.	3 Grünacht.

Der Stich ist gemacht, das Spiel verloren. — 5) Beim Uno muß der Spieler einen Stich machen. Macht er deren zwei oder gar keinen, so hat er das Spiel verloren. Das Bestreben des einen Gegners muß dahin gehen, dem Kameraden zu zeigen, ob er alle Stiche zu machen gedenkt, oder ob er dem Spieler recht früh einige Stiche abzulassen beabsichtigt. In jenem Falle spielt er seine Forcefarben ab, beobachtet genau, welche Blätter sein Nebenmann abwirft, und hütet sich, die Farben zu bringen, die jener abgeworfen hat. Läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß der Spieler doch noch einen Stich machen wird, so gebe man ihm den vorletzten, denn sehr häufig bleibt ihm dann der letzte Stich auch noch. Praktisches Beispiel. α) Gewonnen. Der Erste hat: Grünkönig, Unter, Acht und Sieben, Rothzehn und Acht, Schellenaß, Zehn, Acht und Sieben. Der Zweite hat: Eichelober, Neun und Sieben, Grünober, Zehn und Neun, Rothkönig, Ober, Unter und Neun. Der Dritte hat: Eichelaß, König, Zehn und Acht, Grünaß, Rothaß und Sieben, Schellenkönig, Unter und Neun. Der Erste spielt Uno.

1 Schellenaß.	2 Rothkönig.	3 Schellenkönig.
1 Grünacht.	3 Grünober.	3 Grünaß.
3 Rothaß.	1 Rothzehn.	2 Rothober.
3 Eichelaß.	1 Grünkönig.	2 Eichelober.
3 Eichelkönig.	1 Grünunter.	2 Eichelneun.
3 Rothsieben.	1 Rothacht.	2 Rothunter.
3 Eichelsieben.	3 Eichelacht.	1 Schellenzehn.
	u. s. w.	

β) Verloren:

1 Schellenaß.	2 Rothkönig.	2 Schellenkönig.
1 Schellenacht.	2 Rothober.	3 Schellenunter.
3 Schellenneun.	1 Schellensieben.	2 Rothunter.
3 Rothaß.	1 Rothzehn.	3 Rothneun.
3 Rothsieben.	1 Rothacht.	3 Grünober ꝛc.

Der Spieler hat 2 Stiche gemacht, mithin das Spiel verloren. — An manchen Orten werden die Ueberstiche noch besonders bezahlt; in diesem Falle wird das Spiel so lange fortgeführt, bis alle Blätter gespielt sind. — 6) Beim Null ouvert legt der Spieler, nachdem das erste Blatt schon in Stich gekommen ist, seine Handkarte offen auf den Tisch und spielt Null. Der Gegner des Spielers hat hierbei genau die schon in Stich gekommenen Blätter der verschiedenen Farbe zu zählen und darauf zu sehen, daß sich sein Nebenmann von irgend einer günstigen Farbe renoncire. — 7) Grand tout, Grandissimo, auch Großgrand, ist dieselbe Spielnüance, die man im Solospiel Tout heißt. Der Spieler muß, wenn er das Spiel gewinnen soll, zehn Stiche machen. Die Wenzel haben hierbei keine besondere Geltung, ihr Werth weist ihnen den Platz zwischen dem Ober und der Zehn an. Eine an vielen Orten beliebte Spielnüance ist — 8) Duo, wobei der Spieler zwei Stiche zu machen verbunden ist. Die Gegner verfahren hierbei nach ähnlichen Regeln, wie in Uno, nur haben sie sich zu bestreben, dem Spieler entweder drei und mehr, oder bloß einen Stich beizubringen. — Das Bezahlen. Es kommt große Abwechslung in das Skatspiel dadurch, daß jede der verschiedenen Spielnüancen ihren besondern Spielwerth hat. Im Allgemeinen halte man die Regel fest: Bezahle die Matadors so hoch wie das Spiel selbst. Da Unklarheit über den Werth der einzelnen Spiele nicht selten zu Verirrungen und störendem Wortwechsel Veranlassung bietet, so geben wir schließlich eine auf allgemeine Observanz gegründete Zahltabelle.

Spiele.	Mit oder gegen 1 Mat. Points.	Mit oder gegen 2 Mat. Points.	Mit oder gegen 3 Mat. Points.	Mit oder gegen 4 Mat. Points.
Schellenfrage . . .	5	2	4	5
Schellensolo	10	15	20	25
Rothfrage	4	5	8	10
Rothsolo	12	12	24	30
Grünfrage	6	8	15	15
Grünsolo	14	21	22	35
Eichelfrage	5	12	18	20
Eichelsolo	15	24	32	40
Grand	24	36	42	60
Null = 18 Points.				
Null ouvert = 36 Points.				
Uno = 18 Points.				
Duo = 18 „				
Grand tout = 60 Points.				

— Der Name S. soll durch Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben der Namen seiner Erfinder entstanden seyn.

Skata (schwed., Ornith.), s. v. a. Elster, Corvus Vica *L.*

Skatalundr (nord. Myth.), der Hain, in welchem Odin die schöne Brynhildur in einen Zauberschlaf versenkte und mit Schilden umpanzerte, welche erst Sigurd löste.

Skate (engl., Ichthyol.), s. v. a. Glattroche, Raja Batis *L.*

Skaudwily, europ.-russ. Ort, Gouv. Wilna, westlich von Rossiena.

Skaugul (Skögul, nord. Myth.), eine der Walkyrien.

Skaull (Sköll, nord. Myth.), ein die Sonne verfolgender Wolf, s. Sol.

Skaup, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hain; 110 Einw.

Digitized by Google

Skaupp, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Pilſen, Gut Praſchno-Augezd; 220 Einw.

Skauro, griech. Marktflecken, auf der Inſel Santorin.

Skave, norweg. Ort, Romsdal, ſüdöſtl. von der Inſel Vigeren.

Skavn, Stadt, ſ. v. a. Skagen.

Skawa, öſterr.-galiz. Fluß, entſpringt an dem Hochrücken des karpathiſchen Gebirgs (Beskiden) an der ungar. Grenze, im wadowicer Kreiſe, oberhalb des Dorfes S., bei Spetkowice, fließt von Südoſten nach Nordweſten und mündet nach einem Laufe von 11 Meilen unterhalb Zator in die Weichſel. An der S. liegen die Städte Jordanow, Wadowice und Zator.

Skawina, öſterreich.-galiz. Stadt, Kr. Wadowice, zur Herrſchaft Radziszow gehörig, an der alten Kommerzialſtraße, am Fluſſe Skawinka u. an der Weichſel.

Skazon (Metr.), der beſonders von dem griech. Dichter Hipponax gebrauchte jambiſche Hinkvers, der zwar aus einem vollkommenen Trimeter beſteht, ſtatt des letzten Jambus aber einen Spondeus oder Trochäus hat. Vgl. Choliambus.

Skebäck, ſchwed. Hafen, am Mälarn-See.

Skedaba (a. Geogr.), Stadt in Moesia inferior, jetzt Droſchuk oder Rutſchuk.

Skedaſus, vornehmer Böotier, deſſen beide Töchter, Hippone u. Miiete, von zwei Lacedämoniern geſchändet, getödtet und in einen Brunnen geworfen wurden. S. forderte in Sparta Rache und tödtete, heimgekehrt, ſich ſelbſt auf dem Grabe der Töchter. Da die Frevler nicht beſtraft wurden, erſchienen die Geiſter der Mädchen raceflehend dem Pelopidas, der darauf die Spartaner in der Schlacht bei Leuctra, wo die Mädchen beerdigt waren, faſt vernichtete.

Skedort (ſchwed., Bot.), ſ. v. a. gemeines Löffelkraut, Cochlearia officinalis *L.*

Skedri, ſchwed. Ort, Län Stora-Kopparberg, ſüdöſtlich von Falun, am Dal-Elf.

Skeefhammer, Kirchſpiel, ſ. Oeland.

Skeen, norweg. Stadt, Bradsbergs-Amt, öſtl. am Nord-Söe und am gleichnam. Fluß, auf der Südküſte; Holzſägemühlen, Handel mit Holz, Theer, Pech, die über den Hafen Porsgrund ausgeführt werden; 1830 Einw.

Skeggöld (Zeit der Beile, nord. Myth.), die erſte der Walkyrien, welche den Walkyrien Bier bringen, die 3. von den 13 im Grimmismal aufgezählten Walkyrien in Wallhall überhaupt (daher von Finn Magnuſen im nordiſchen Kalender als den 3. natürlichen Monat bezeichnend gedeutet), bezeichnet als Schlachtgöttin nach Gräters Deutung den Moment der Schlacht, wo es zum Kampfe mit den Beilen kommt.

Skeibye, dän. Kirchſpiel, Jütland, Aarhuus, nördl. von Aarhuus.

Skeidbrimir (nord. Mythol.), eines der Aſenpferde, auf denen die Aſen täglich zu Gericht reiten.

Skekely-Keresztur, öſterreich.-ſiebenbürg. Marktflecken, im Szeklerſtuhl Udvarhely; Gymnaſium, Sauerbrunnen, Siebmacherei; 4700 Einw.

Skekely-Udvarhely (Geogr.), ſ. v. a. Udvarhely.

Skelet (lat. Sceletum, franz. Squelette, vom griech. σκελετός [σκέλλω], mager, abgezehrt, ausgetrocknet), 1) (Naturgeſch.), im allgemeinſten Sinne das feſte, relativ unlösliche Gerüſt, mit welchem viele Naturkörper verſehen ſind. So bleibt bei vielen Mineralien nach der Behandlung mit gewiſſen Säuren od. mit dem Löthrohre noch ein ſog. S. zurück, manche Pflanzen, namentlich Equiſetaceen hinterlaſſen bei der Verbrennung ein Kieſelſkelet, und die Ringelthiere und die Wirbelthiere hinterlaſſen bei der Verweſung ein S., das bei erſtern ein äußeres oder Hautſkelet iſt, welches die weichen Theile des Körpers als Schutz und Stütze umgibt, bei letztern ein inneres oder Knochenſkelet iſt, dem die weichen Theile des Körpers angelagert ſind. Vgl. Phyſiologie u. Zoologie (auch Paläontologie). — 2) (Anat.), das nach abſichtlicher Entfernung der faſt weichen Theile des Thierkörpers dargeſtellte Knochengerüſt, wobei die einzelnen Knochen entweder kunſtgemäß in ihrer Verbindung durch die getrocknet erhaltenen Bänder vorhanden ſind (natürliches S.), oder nach vorausgegangener Säuberung auch von dieſem durch Draht und andere Mechanismen an einander befeſtigt werden (künſtliches S.). Das S. gewährt nicht nur eine Ueberſicht der Knochen in ihrem Zuſammenhange, ſondern ſtellt auch die Grundlage des ganzen Thierkörpers dar und iſt daher ſowohl für die Knochenlehre, als die Anatomie im Allgemeinen ein wichtiges Lehrmittel. Es beſteht aus 243, wenn man aber erſt in ſpätern Jahren durch Verwachſung verſchmelzende, zwar oft, doch nicht immer, vereinigt vorkommende Knochen als getrennte anſieht, aber bei manchen, bisweilen in größerer Anzahl vorkommenden Knochen, die höchſte Zahl annimmt, aus 270 Knochen (vgl. Oſteologie). Um den Geſchlechts- und Altersunterſchied darzuſtellen, müſſen S.e von beiden Geſchlechtern und aus jedem Lebensalter angefertigt werden. Embryonenſkelete ſind vorzüglich für die Entwickelungsgeſchichte des Fötus wichtig, ſo wie für die der Knochen Trennung derſelben in urſprüngliche Theile. Zu dem letzten Zweck bereitet man auch das ſogenannte epiphyſiſche S. (Sceleton epiphysicum), wobei die in den frühern Jahren mit den Hauptknochen noch nicht zuſammengeſchmolzenen und durch Knorpel verwachſenen Endanſätze (Epiphyſen) der Knochen an die Hauptſtücke angeleimt werden. Man ſpricht auch von einem Hautſkelet bei Thieren, deren Geſtalt nicht durch ein Knochengerüſt, ſondern durch die mehr oder weniger harte äußere Haut bedingt wird [ſ. oben 1)]. Die künſtliche Darſtellung des S.s od. einzelner Knochenabtheilungen und Knochen des Thierkörpers heißt Skeletirung. Ihr geht die Knochenpräparation und das Knochenbleichen voraus. Die Zuſammenſetzung des künſtlichen S.s wird dann vorzüglich durch in die ſich entſprechenden Endtheile der Knochen geſteckte Drähte oder

Digitized by Google

mittelſt durch Stifte befeſtigter Blechſtreifen oder durch Schrauben bewirkt. Die erſte Art findet Statt am Unterkiefer, bei welchem ſein Herabfallen noch durch eine im Grunde des Schädels und an ihm ſelbſt befeſtigte Metallfeder verhütet werden kann, ferner beim Schlüſſelbein, dem Atlas am Kopfe, dem Schulterblatt, bei den Rippen in ihrer Verbindung mit den Wirbelbeinen und dem Bruſtbein, zwiſchen dem Hüft- und Kreuzknochen und den beiden Schenkelknochen, bei welchen ein Stück Kork den Knorpel erſetzt, bei den Handwurzel- und Mittelhandknochen, bei den Fußwurzel-, Mittelfuß- und Seſamknochen. Die zweite Art wird angewendet in den Ellbogen-, Knie- und Fußgelenken, beim Steißknochen und bei den Finger- und Zehenknochen, doch bedient man ſich hier auch oft der Drahtverbindung. Die Schraubenverbindung wendet man an in dem Achſel- und Hüftgelenk. Die Wirbelſäule wird durch eine nach ihren natürlichen Krümmungen gebogene, durch den Kanal derſelben hindurchgeführte Eiſenſtange befeſtigt, deren oberes Ende bis in die Schädelhöhle durch das Hinterhauptsloch geht und in der Decke derſelben von außen eingeſchraubt wird, deſſen unteres Ende aber im Kreuzbein unten hervorkommt und auf der Säule eines Stativs, am beſten mit auslaufenden eiſernen Füßen, welches dem S. als Stütze dient, angeſchraubt wird. In den unteren 10 — 12 Gelenken werden die Zwiſchenknorpel durch Kork- oder Lederſcheiben erſetzt. Iſt das S. zum Aufhängen beſtimmt, ſo wird ein ſtarker Eiſendraht durch die durchlöcherten Körper der Wirbel hindurchgeführt und im Kreuzknochen durch einen Stift auf der äußern Schädelfläche durch eine Schraube feſtgemacht. Zu der ſchwierigen natürlichen Skeletirung werden meiſt nur einzelne Knochenpartien verwendet, z. B. die Backenknochen, oder Kinder- und Embryonengerippe, wobei die weichen Theile theils durch Maceration, theils mit dem Meſſer entfernt werden; der Kopf wird bei der Zurichtung vom Rumpfe abgetrennt. Kinder- und Embryonenſkelete werden dann noch 1 — 2 Tage in Kalkwaſſer oder Potaſchenauflöſung gelegt, um die Knochen weißer zu machen, und hierauf getrocknet und mit Lackfirniß überzogen. — 3) S. v. a. Gerippe. Im S. exerciren, militäriſche Uebung, bei welcher nur die Chargirten, aber in der Art betheiligt ſind, daß die gemeinen Soldaten als gegenwärtig und die Zwiſchenräume zwiſchen jenen ausfüllend gedacht werden.

Skeleton (Anat.), nach Carus, ſ. v. a. Skelet der Wirbelthiere, ſ. Skelet 1).

Skeletverſteinerungen, ſ. Verſteinerungen.

Skelfir (nord. Myth.), ſ. Skilfinger 2).

Skelkuſſe (angew. Zool.), auf Island ſ. v. a. eßbares Fleiſch von Chama islandica.

Skell, Friedrich Ludwig von, Zeichner und Gartenkünſtler, 1750 zu Naſſau-Weilburg geboren, ward als der Sohn eines Hofgärtners ſchon frühe zum Zeichnen angewieſen, während er zugleich Mathematik, Architektur und Mechanik und mit großer Vorliebe Botanik und höhere Gartenkunſt ſtudirte. Eine Reiſe nach Frankreich, wo er die Gärten von Verſailles, Trianon u. a. beſuchte, veranlaßte ihn zur Anfertigung verſchiedener Pläne von Gärten mit ihren Baulichkeiten, welche Arbeiten den Kurfürſten veranlaßten, ihn 1773 nach England zu ſchicken, um auch mit der Gartenkunſt jenes Landes vertraut zu werden. Als Reſultat ſeiner Studien brachte er eine große Anzahl von Zeichnungen der ſchönſten Gartenanlagen mit ihren Gebäuden mit ſich in die Heimath und die Folge ſeiner Bemühungen war eine gänzliche Umgeſtaltung des deutſchen Gartenweſens. Er verdrängte den franzöſiſchen Buchs- u. Schnörkelgeſchmack, räumte der Natur in freieren Anlagen ihre vollen Rechte ein und zog auch die Plaſtik in ſeinen Bereich, die ſich aber nur in einzelnen würdigen Geſtalten, nicht mehr in ihrer früheren Anhäufung barocker Formen zeigen durfte. S. fertigte eine Menge Pläne zu Gartenanlagen, ſowohl im In- als im Auslande. Im Jahr 1775 trat er in Dienſte des Kurfürſten von der Pfalz und 1777 begann er die Anlage des berühmten ſchwetzinger Gartens. Im J. 1799 ernannte ihn Kurfürſt Maximilian IV. an Pigage's Stelle zum Gartenbaudirektor, in welcher Eigenſchaft er theils in Mannheim, theils in Schwetzingen verbleiben durfte. Im J. 1804 folgte er aber einem Ruf als Hofgarten-Intendant nach München, wo er unter den Auſpicien des Königs Maximilian und unter Zuziehung des Grafen Rumford den großen engliſchen Garten ſchuf, in dem ſein Denkmal von König Ludwig aufgeſtellt wurde. Auch der Hofgarten in Nymphenburg verdankt ihm ſeine neuen und erweiterten Anlagen; von ihm iſt ferner die neue Gartenanlage zu Biederſtein bei München, jene des botaniſchen Gartens der genannten Stadt, der Garten in Bogenhauſen, zu Ismaning, Tegernſee u. ſ. w. Auch im Auslande findet man noch Gärten nach den Plänen S.s angelegt. Die Herſtellung der Gärten des Großherzogs von Naſſau fällt in die letzte Zeit ſeines Lebens. Er † zu München 1832. Schrieb: Beiträge zur bildenden Gartenkunſt für angehende Gartenkünſtler und Liebhaber, München 1818, mit 8 Lithographien.

Skelleftea (Sildut, Geogr.), 1) ſchwed. Fluß, Weſter-Botten, kommt aus mehren mit einander verbundenen Seen am Fuße der Gebirge (Stor- und Horn-Afvan), fließt ſüdöſtl. in den bottn. Meerbuſen; — 2) Paſtorat daſ., an der Mündung des gleichn. Fluſſes; eine der ſchönſten Kirchen in Schweden.

Skelligs (Skelliks, the Skelig Rocks), brit. Felſengruppe, Irland, Prov. Munſter, Grafſch. Kerry, an der ſüdweſtl. Spitze von Irland, mit 2 Leuchtthürmen. Eine alte Abtei auf Great-Skelling wurde ſchon 1812 von den Dänen zerſtört. Die Gruppe beſteht aus Marmorfelſen, auf denen unzählige Seemöven niſten, welche man theils um ihrer Eier, theils ihrer Federn willen häufig verfolgt, was eine höchſt gefahrvolle Jagd iſt. Der größte dieſer Felſen iſt oben ganz flach und trägt einige Gebäude und eine Wallfahrtskirche, ſo wie die Ruinen der obenerwähnten Abtei, deren ehema-

lige Heiligkeit noch jeƷt auf die Einw. von Irland wirkt, ſo daß ſie oft das äußerſt grfahrvolle Unternehmen, dieſen Berg zu erklimmen, wagen. Der Fels iſt von unzähligen Klippen umſtarrt, welche meiſt unter dem Waſſer verborgen ſind, eine immerwährende Brandung unterhalten und es bei bewegtem Meere ganz unmöglich machen, dem Felſen zu nahen. Ein ſchwindelnder Pfad, mühſam in den äußerſt ſchroffen Umfang des Felſens gehauen, führt an einem ſchwindelerregenden Abgrunde, in deſſen Tiefe die See brauſt, hinauf zu dem Gipfel, wo von einigen Einſiedlern Gottesdienſt gehalten wird. Wie Lismore das Mekka, ſo iſt dieſer Felſen das Medina der Irländer, und ein orthodorer Katholik Irlands glaubt nicht ſelig zu werden, wenn er nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben jeden dieſer beiden Orte beſucht hat.

Skelton (Biogr.), 1) **William**, Kupferſtecher, um 1760 geboren, in London gebildet, lieferte mehre ſchöne Blätter in Punktirmanier, bediente ſich aber auch der Nadel und drs Grabſtichels. Ein großer Theil ſeiner Blätter findet ſich in literariſchen und artiſtiſchen Werken, wie in der „Description of ancient terracottas in the British Museum“, London 1810, in den „Specimens of ancient sculpture, daſ. 1809—35, 2 Bde., Fol., u. a. Zu ſeinen früheren und ſelteneren Arbeiten gehören mehre Darſtellungen von Marinen und Seegefechten, die um 1788 bei Gelegenheit wichtigrr Kriegsvorfalle zur See rrſchienen. S. † um 1830. — 2) **Joſeph**, Kupferſtecher, um 1785 in England geboren und in London gebildet, ſtach hier auch mehre Blätter, wie jene in Dr. S. R. Meyricks „Engraved Ilustrations of ancient arms and armour“, London 1823, 2 Bde. Später ging er nach Frankreich, und war noch 1845 in Verſailles thätig. Er war hier für den Kunſthändler Ch. Gavard beſchäftigt, welcher die Werke der hiſtoriſchen Gallerie in Verſailles in ungefähr 1800 Stahlſtichen herausgab, unter dem Titel: Galleries historiques de Versailles. In neueſtrr Zrit gab er ein Werk über das Schloß von Eu heraus, unter dem Titel: Le château d'Eu illustré.

Skemiany, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. und Kr. **Wilna**.

Skemiophris, alte Königin von Aegypten.

Skender-Vakup, europ.-türk. Stadt, Bosnien, Sandſchak **Bosna**, nordweſtl. von Travnik und nordöſtl. von Jaicza, am Eingange des Paſſes **Vakup**, welcher durch das Kreuzfeuer zweier Schlöſſer vertheidigt wird, und an der Sanna. Die Bewohner ſtammen von römiſchen Chriſten ab und ſind ſehr betriebſam; ſie treiben ſtarken Holzhandel, weben Tuch und grobe Leinwand und halten im Frühjahre ſtarke Meſſen.

Skenea (foſſ. Gaſterop.), nach **Fleming**, ſ. v. a. Enomphalus (ſ. d.).

Skenfreth-Caſtle, brit. altes Kaſtell, England, Grfſch. **Monmouth**, nordweſtlich von Monmouth, rechts am Monnow.

Skenninge, ſchwed. Stadt, **Linköpings**-Län, an der **Sken-Aan**; Weberei, Ackerbau, Viehmärkte; 1030 Einw.

Skenopegie (v. Griech., d. i. Zeltſchlagung), ſ. v. a. Laubhüttenfeſt.

Skeppo-Holmen, Schloß und Stadttheil, ſ. **Stockholm**.

Skepſis (Philoſ.), 1) in eigentlicher Bedeutung die Betrachtung, Unterſuchung, Urberlegung; — 2) der Zweifrl an der Sicherheit und Richtigkeit der menſchlichrn Anſichtrn über das, was ſich als Gegenſtand unſrer Auffaſſung und unſeres Denkens darbietet. Die Anknüpfung der Philoſophie an das Gegebene erzeugt das Geſtändniß, daß, ſo lange diejenige Anſicht der Dinge, welche Jeder vor aller Philoſophie in ſich vorfindet, eine innere Mangelhaftigkeit noch nicht verrathen hat, kein Grund vorhanden iſt, eine von derſelben abweichende Gedankenreihe zu bilden. Skeptiſche Betrachtungen, welche ſich bei denkenden Köpfen von ſelbſt regen, ſind daher die nothwendige Vorarbeit, um nicht nur die ſchwankende Unſicherheit der gewöhnlichen Weltanſicht fühlbar zu machen, ſondern um feſte Anfangspunkte der Unterſuchungen zu finden. Sie ſind theoretiſch, wenn ſie ſich auf die vermeinte Erkenntniß der Welt brziehrn, äſthetiſch-praktiſch, wenn ſie ſich mit der Frage nach den gewöhnlichen Maßſtäben der WerthſchäƷung beſchäftigen. Die theoretiſche S. anlangend, ſo wird der Zweifel an der Sicherheit der gewöhnlichen Wrltanſicht nicht leicht mit der Frage beginnen, ob überhaupt etwas gegeben ſey; viel näher liegt die, ob die Dinge ſo beſchaffen ſeyen, wie ſie uns gegeben ſind. Das nun, was wir wahrnehmen und den Dingen als Qualität beilegen, weil wir es empfunden haben, iſt der Stoff der Erfahrung. In Beziehung auf ihn reicht aber ſchon eine kurze Ueberlegung hin, um die Einſicht zu gewinnen, daß er uns von der wahren Beſchaffenheit der Dinge nichts kennen lehrt. Denn nicht nur beruht die Sprache, wodurch Jeder ſeine Empfindungen ausdrückt, auf konventionellen Bedeutungen der Worte, welche keine Bürgſchaft enthalten darüber, ob alle dieſelbe Empfindung mit denſelben Worten bezrichnen, ſondern die nämlichen Dinge erſcheinen nach Verſchiedenheit der Umſtände theils demſelben Individuum anders, theils würden ſie bei einer andern Organiſation andere Eigenſchaften verrathen, und ſowie die Menge und Verſchiedenartigkeit deſſen, was die einzelnen Sinne über denſelben Gegenſtand ausſagen, den Glauben an jede einzelne dieſer Ausſagen aufhebt, ſo iſt überhaupt alle ſinnliche Wahrnehmung dergeſtalt durch die Umſtände beſtimmt, daß die Beantwortung der Frage, was die Dinge abgeſehen von dieſrn Umſtänden ſeyn mögen, der ſinnlichen Wahrnehmung vollſtändig ſich entzieht. Aber der Stoff der Erfahrung iſt nicht allein gegeben, ſondern überall in gewiſſen Verbindungen und Gruppen, d. h. nicht ohne die Form, und die ganze Art, wie ſich die Welt der Erfahrung uns darſtellt, iſt durch die Form, d. h. durch die Geſammthrit der Verhältniſſe, in welcher wir den Stoff wahrnehmen, beſtimmt. Mit der **beſtimmten Form** verſchwindet für unſere Auffaſſung die Sache ſelbſt.

Digitized by Google

Sollte mithin der Zweifel an der Sicherhelt der gewöhnlichen Weltauffaſſung bis zu der Frage vordringen können, ob die Formen der Erfahrung uns wirklich gegeben, oder etwa bloß zu dem Stoffe hinzngedacht ſeyen, ſo würde der Glaube nicht bloß an die Qualität, ſondern auch an die Realität des Gegebenen in Gefahr kommen. Faßt man nun in dieſer Beziehung 1) die einzelnen Dinge ſelbſt auf, ſo ſtellt ſich jedes derſelben als eine Verbindung (Komplexion) von Merkmalen dar, und was es lſt, iſt es nur in dieſer beſtimmten Verbindung. Aber es läßt ſich eben ſo wenig behaupten, daß wir die Form des Dinges, d. h. die Einheit in der Verbindung der Merkmale in den einzelnen Merkmalen, als außer ihnen wahrnehmen; dennoch wird ſie behauptet. Es kann alſo die Vermuthung entſtehen, daß ſie bloß zu dem Stoffe der Empfindnng hinzugedacht, alſo vielleicht bloße Einbildung iſt. Ebenſo ſcheint 2) die körperliche Ausdehnnng nach 3 Dimenſionen wahrgenommen zu werden, aber der nngetheilte und getheilte Körper zeigt der ſinnlichen Wahrnehmung nur Oberflächen, u. die Solidität deſſelben entzieht ſich uns um ſo gewiſſer, je eifriger wir danach ſuchen; aber nicht einmal Flächen kann man behaupten ſinnlich wahrzunehmen; denn die Summe des Gefärbten, welche wir ſehen, iſt eben ſo wenig mit einer beſtimmten Geſtalt nothwendig verbunden, als die Wahrnehmnng des Widerſtandes, den die Summe der Berührungspunkte dem Taſtſinne leiſtet. Leere Entfernungen als ſolche werden aber weder geſehen, noch gefühlt. Ueberträgt man daſſelbe auf die Formen beſtimmter Succeſſionen in der Zeit, ſo entzieht ſich auch hier, obgleich behauptet wird, daß eine beſtimmte Zeit zwiſchen zwei Ereigniſſen verlauſen iſt, dieſe Zeit ſelbſt als leerer Zwiſchenraum der ſinnlichen Wahrnehmung, u. es entſteht daher, Alles zuſammengenommen, auch hier der Zweifel, ob denn überhaupt räumliche und zeitliche Formen gegeben ſind, oder ob ſie nur lrgendwie zu dem Stoffe hlnzugedacht werden. Aehnliche Zweifel erſtrecken ſich aber auch 3) auf die Veränderungen der Dinge; denn obwohl Jeder behauptet, das veränderte Ding ſey noch daſſelbe, und nur ſeine Merkmale ſeyen andere geworden, ſo ſtellt es ſich doch vor und nach der Veränderung als eine verſchiedene Komplexion von Merkmalen dar, und keiner von beiden Komplexionen iſt aber das Band gegeben, welches das Vielfache der Merkmale zur Einheit des Dinges verknüpft, und der Wechſel, die Veränderung, welche nur an dem Dinge, als dem in ſeinen wechſelnden Geſtalten Identiſchen, vorkommt, ſcheint deshalb noch viel weniger als gegeben betrachtet werden zu können. Was aber vollends die Ableitnng der Veränderungen aus einander, die Zurückführung derſelben auf Urſachen und Kräfte anlangt, ſo bekommt der Zweifel, ob denn die Berufung auf die letztere überall etwas Anderes andeute, als eine leere Stelle in unſerem Denken, für welche aber nichts gegeben lſt u. welche wlr mit jenem Begriffe willkürlich ausfüllen, ein großes Gewicht dnrch die einfache Bemerkung, daß die wirkenden Kräfte ſelbſt nirgends ein Gegenſtand der Wahrnehmung ſind. Streng genommen gibt die Erfahrung überall nur über eine in gewiſſen Fällen gleichbleibende Aufeinanderfolge der Vorzeichen und Erfolge Auskunft, die Nothwendigkeit des Zuſammenhanges zwiſchen Urſache und Wirkung entzieht ſich wenigſtens der ſinnlichen Wahrnehmung. Auch hier alſo liegt der Gedanke nahe, daß die Veränderungen ſammt den Begriffen: „Urſache und Kräfte, leere Begriffe ſind, denen vielleicht nichts entſpricht. Wird nnn bei der Allgemeinheit dieſer Zweifel die Zuverſicht zu der geſammten äußeren Erfahrung wankend, ſo ſcheinen 4) die Thatſachen der innern Erfahrung einen um ſo feſteren Haltpunkt darzubieten. Alles, was wir empfinden und denken, ſtellt ſich doch wenigſtens als unſer eigenes Empfundene u. Gedachte dar, und das, worin dieſes Mannichfaltige zu einer Einheit verbunden iſt, bezeichnet Jeder durch die Berufnng auf ſein Ich; aber wenn ſchon auf die Frage nach dem, was man eigentlich denkt, wenn man von ſich ſpricht, nicht ſo leicht eine genaue und ſtrenge Antwort möglich iſt, ſo unterliegt überdem die ganze Form der innern Erſahrung ähnlichen Zweifeln, wie die der äußeren, indem auch hier das Band des Verſchiedenen, wie es ſich neben einander und als eine Reihe wechſelnder und veränderlicher Zuſtände nach einander im Bewußtſeyn findet, kein Gegenſtand der innern Wahrnehmnng iſt und dennoch dieſe Verknüpfung in der Einheit des Ich behanptet wird. Obgleich nun dieſe ſkeptiſchen Ueberlegungen, welche ſchon von den Alten vielſältig angeregt worden waren nnd in neuerer Zeit eine Hinneigung zu idealiſtiſchen Lehrmeinungen veranlaßt haben, zunächſt elne zwiſchen Realismus und Idealismus ſchwankende Unſicherheit erzeugen, ſo iſt dieſe doch hauptſächlich dadurch bedingt, daß die Frage, ob die Formen der Erſahrung gegeben ſind, mit der, wie es möglich ſey, ſich derſelben bewnßt zu werden, verwechſelt wird. Daß das Letztere nicht unmittelbar nachgewieſen werden kann, lſt kein Grund, jenes zu leugnen; vielmehr dringen ſich die Formen der Erfahrung faktiſch mitten im Zweifel immer wieder auf, und die Unabweislichkeit, mit welcher ſich dieſelben in ihrer individuellen Beſtimmtheit aufdringen, ſammt der Unmöglichkeit, alle Formen der Erfahrung zugleich aufzuheben nnd ſich in ein durchaus ungeordnetes Chaos von Empfindungen zu verſetzen, begründet die gegen die Angriffe der S. feſtzuſtellende Anerkennung, daß die Erfahrung nicht bloß dem Stoffe, ſondern auch der Form nach gegeben iſt, aber weder dieſe, noch jener lehrt die Dinge kennen, wie ſie ſind, ſondern nur, wie ſie erſcheinen. Alles Gegebene iſt Erſcheinung. Nun könnte aber nichts ſcheinen, wenn nichts wäre, d. h. der Schein deutet hin auf das Seyende, wie viel Scheln, ſo viel Hindentung aufs Seyende; alle Hoffnung, das Seyende zu finden und die Erſcheinungen darans abzuleiten, beruht aber lediglich auf der Art, wie der Schein erſcheint, mithin verwandeln ſich die Formen der Erfahrung in Formen der Setzung des Realen, und die formalen

Begriffe, durch welche wir die Erfahrung zu decken faktiſch genöthigt ſind, ſind die feſten Anfangspunkte (Principien) der Metaphyſik, d. h. die Erkenntnißgründe für ein Syſtem von Beſtimmungen, in welchem das Reale, auf welches die Erſcheinung hinweiſt, als der Realgrund dieſer Erſcheinungen und ihrer Verknüpfungen ſich darſtellt.

So wie die theoretiſche S. in ihrem Reſultate zu dem Gegenſatze der Erſcheinungen und des Realen und zu der Aufgabe führte, dieſes zu ſuchen und jene aus ihm abzuleiten, ſo findet ſich die gewöhnliche Denkweiſe in der Beurtheilung deſſen, was ſich als vorzüglich und verwerflich darſtellt, in einer ähnlichen ſchwankenden Unklarheit, die ſich eben ſowohl in dem Umfange der Gegenſtände des Vorziehens und Verwerfens, als in der Art deſſelben verräth. Es handelt ſich alſo hier um eine Ausſonderung derjenigen Werthbeſtimmungen, welche das Bedürfniß einer begriffsmäßigen Unterſuchung und Feſtſtellung fordern u. möglich machen. Wollte man ſich nun zu dieſem Zwecke an die mannigfaltigen Gegenſtände des Vorziehens und Verwerfens, u. an die damit verbundenen Zuſtände der Begierde, der Gleichgültigkeit und des Ablehnens wenden, wie ſie ſich in der Beobachtung des eigenen oder fremden Handelns bald ſo, bald anders, als Objekt des Strebens u. als Quelle der Luſt und Unluſt darſtellen, ſo kann, da das Streben nach Wohlbefinden eine durch die Erfahrung überwiegend beſtätigte Thatſache iſt, die Verknüpfung dieſes Wohlbefindens mit beſtimmten Gegenſtänden aber ſich nicht nachweiſen läßt, ganz allgemein der Zweifel entſtehen, ob es denn überhaupt etwas gäbe, was einen Werth an ſich hat, oder ob nicht vielmehr alle Werthſchätzung auf dem zufälligen Verhältniß irgend welcher Gegenſtände zu den Neigungen und Begierden beruhe. Um dieſen Zweifel zurückzuweiſen, iſt nöthig, die Gegenſtände des Strebens bei Seite zu ſetzen und die Art des Vorziehens und Verwerfens ins Auge zu faſſen und auf beſtimmte Begriffe zurückzuführen. Als Bezeichnungen für die verſchiedenen Arten des Vorziehens bietet nun die Sprache die Ausdrücke nützlich, angenehm, ſchön und gut dar. In Beziehung auf ſie erhellt ſogleich 1) daß das Nützliche gebunden iſt an einen außer ihm liegenden Zweck; für ſich ſelbſt betrachtet, macht es auf keinen eigenen Werth Anſpruch. 2) Das Angenehme, bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen, ſchließt in der letzteren alles dasjenige mit ein, was lediglich um einer vorausgegangenen Begierde willen vorgezogen wird. Der Grund des Vorziehens iſt ſomit die Befriedigung der Begierde, die Luſt und das in ihr liegende Vorziehen und Verwerfen gilt ebenſowenig, wie bei dem Nützlichen, dem Gegenſtande ſelbſt, ſondern lediglich ſeiner Angemeſſenheit oder Unangemeſſenheit an die Begierde, und iſt daher ſo veränderlich und ſchwankend, wie dieſe ſelbſt. Das Angenehme und Unangenehme im engern Sinne dagegen iſt durch ein nicht bloß von der ſubjektiven Gemüthslage bedingtes, ſondern an der Beſchaffenheit des Gegenſtandes ſelbſt haftendes Vorziehen oder Verwerfen charakteriſirt und erlaubt daher wenigſtens die Frage, was denn eigentlich an einem Gegenſtande vorgezogen oder verworfen werde. Nur iſt auf dieſe Frage bei dem eigentlich Angenehmen keine ſtrenge Antwort möglich, weil ſich hier der Gegenſtand nicht trennen läßt von dem Gefühle der Annehmlichkeit oder ihres Gegentheiles. 3) Das Schöne und das Gute dagegen machen wenigſtens Anſpruch darauf im Gegenſatze zu dem bloß Nützlichen u. Luſtbringenden, dem Gegenſtand ſelbſt ohne Beziehung auf einen außer ihm liegenden Zweck oder einer nach ihm ſtrebenden Begierde, alſo unmittelbar und unbedingt, als Prädikat beigelegt zu werden; d. h. in der vollkommnen begierdeloſen Auffaſſung des dem Betrachtenden vorliegenden Gegenſtandes ſoll ſich derjenige abſolute Beifall regen, welcher dem Gegenſtande an ſich einen Werth beilegt. Aber dazu gehört auch, daß ſich müſſe angeben laſſen, was eigentlich an dem Gegenſtande gefalle oder mißfalle, d. h. der Gegenſtand als Objekt der Beurtheilung muß ſich an ſich ſelbſt theoretiſch auffaſſen und als logiſches Subjekt dem Prädikate der Beurtheilung gegenüber ſtellen laſſen. Hierdurch ſcheidet ſich das Schöne und Gute von dem eigentlichen Angenehmen, und in der Erwartung, daß ſich in gewiſſen unwillkürlichen, durch ſich ſelbſt gültigen Urtheilen ein Maßſtab wird nachweiſen laſſen, liegt allein die Hoffnung, die hierher gehörigen Begriffe in wiſſenſchaftlicher Form auszubilden. Indem nun der obige Zweifel in letzter Inſtanz nur durch die Thatſache zurückgewieſen werden kann, daß es ein ſolches unbedingtes Vorziehen und Verwerfen gebe, ſo erhellt zugleich, daß wenn man das Bewußtſeyn über den Inhalt jener abſoluten Urtheile Geſchmack nennt, ſich alle jene Zweifel innerhalb des Gegenſatzes zwiſchen Geſchmack und Begierde bewegen. Dieſer Gegenſatz läßt ſich ebenſowohl in Beziehung auf die Äſthetik im engern Sinne, wo es ſich um den abſoluten Werth von Sachen handelt, als in Beziehung auf die Ethik, deren Aufgabe es iſt, den Werth der Perſonen als wollende Weſen zu beſtimmen, nachweiſen. In beiden nämlich wird jener Gegenſatz verwiſcht bald durch einen Empirismus, der den ſittlichen und äſthetiſchen Maßſtab von der herrſchenden Meinung entlehnt, bald durch einen Eudämonismus, wenn etwa in Sachen der Kunſt das Unterhaltende oder Reizende vorgezogen würde dem wahrhaft Schönen und in der Ethik das Gute irgend wie geſucht würde in der Befriedigung der Begierden (Glückſeligkeit). Wie unvermeidlich nun auch dergleichen ſkeptiſche Betrachtungen, wie die hier kurz angedeuteten, ſich aufdringen und wie ſchätzenswerth ſie auch inſofern ſeyn mögen, als ſie für das Denken Anregung und Anſtoß ſind und auf die Punkte hinweiſen, von denen die philoſophiſche Unterſuchung auszugehen hat, ſo werden ſie doch widerlich, wenn ſie in einen ſelbſtgefälligen Skepticismus ausarten, deſſen Weſen in der Leugnung aller objektiven Wahrheit, Erkenntniß und Wiſſenſchaft, in der vollendeten Zurückziehung des Weiſen auf ſich ſelbſt und ſein ſubjektives Fürwahrhalten be-

ſteht; dieſe Richtung des Denkens hat ſich beſonders in der griechiſchen Philoſophie geltend gemacht. S. Skeptiker.

Skepterbaum (Bot.), ſ. v. a. Brabejum stellatum *Thunb.*

Skepterſchimmel (Bot.), Schimmelgatt., ſ. v. a. Sceptromyces *Corda.*

Skepticismus (Philoſ.), diejenige philoſophiſche Anſicht, welche den Zweifel nicht bloß zum Ausgangspunkt des Denkens, ſondern in ihrem Fortgang zum Ziel und Zweck deſſelben macht. Die Skepſis (ſ. d.) zweifelt zunächſt nur an der Richtigkeit unſerer gewöhnlichen Weltanſicht u. unterwirft dieſe einer prüfenden Beurtheilung, um dadurch Ausgangspunkte für ein geordnetes, auf wiſſenſchaftlichen Principien beruhendes Denken zu gewinnen. Der S., weiter gehend, leugnet alle objektive Wahrheit und die Möglichkeit jeder Erkenntniß ſchlechthin, nicht bedenkend, daß er, der die Verzweiflung des Denkens an ſeiner eigenen Kraft iſt, ſich immer ſelbſt aufhebt und in eine unendliche Reihe verwickelt, welche an dem Widerſpruche leidet, daß immer das, was als wahr behauptet wird — daß es nämlich keine objektive Wahrheit gebe — ſelbſt bezweifelt werden muß, gemäß dem Princip des S., und nicht als wahr hingeſtellt werden darf. Der S., urſprünglich den ſtarren Dogmatismus bekämpfend, ward endlich ſelbſt zum Dogmatismus, nur in umgekehrter Weiſe. Die Anhänger des S. heißen Skeptiker, und ſpeciell führen dieſen Namen diejenigen Philoſophen des Alterthums, welche, wie Pyrrho und Timon, den Zweifel als das Reſultat aller Philoſophie hinſtellten. In dieſer Ausartung hat ſich der S. nicht lange gehalten, tauchte aber in milderer Form immer wieder auf. Obwohl ſelbſt unfähig, als philoſophiſches Syſtem ſich geltend zu machen, hat er doch der Philoſophie weſentlich genützt, indem er dem Dogmatismus überall nachging, denſelben vor unbewieſenen Behauptungen bewahrte und zu tieferem und gründlicherem Forſchen nöthigte. Zu allen Zeiten gab es Denker, welche geneigter waren zu behaupten, daß man nichts wiſſen könne, als daß ein Wiſſen möglich ſey, aber keinem iſt es gelungen, den Beweis für die Unmöglichkeit der Erkenntniß der Wahrheit zu führen. S. Philoſophie, Skepſis, Skeptiker.

Skeptiker (Geſch. der Philoſ.). Streng genommen ſind S. alle diejenigen Philoſophen zu nennen, welche die Möglichkeit einer objektiven Erkenntniß bezweifelt haben. In dieſem weiteren Sinn wird der Skepticismus bis in die Anfänge der griechiſchen Philoſophie hinaufdatirt; die ſpäteren S. haben nicht unterlaſſen, die Zweifel des Parmenides u. Zeno, des Heraklit, Demokrit, Empedokles, Anaxagoras an der Wahrheit der Sinnenerkenntniß als Vorgang für ſich anzuführen. Indeſſen können alle dieſe Philoſophen nicht mit Grund als S. bezeichnet werden, da ſie zwar die ſinnliche Wahrnehmung für täuſchend erklärten, dagegen der Vernunfterkenntniß volle Wahrheit zuſprachen. Mit mehr Recht wären die Sophiſten unter die S. zu zählen, da es bei dieſen wirklich auf eine Leugnung alles objektiven Wiſſens abgeſehen war; eben ſo verhält es ſich mit einigen Anhängern der ſokratiſchen Philoſophie, mit Antiſthenes und ſeiner Schule, welche die Zuläſſigkeit aller Begriffsverknüpfung leugneten, und den mit ihnen einſtimmigen ſpäteren Megarikern. Doch denkt man, wenn von S.n als einer eigenen Schule der griechiſchen Philoſophie geſprochen wird, in engerm Sinne an diejenigen Parteien, welche ſeit dem Anfang der alexandriniſchen Periode die Möglichkeit eines objektiven Wiſſens beſtritten haben. Als der Erſte von dieſen im engern Sinn ſo genannten S. wird Pyrrho aus Elis bezeichnet, ein Zeitgenoſſe Alexanders, deſſen Lehre, da er keine Schriften hinterließ, ſich nur durch ſeine Schüler verbreiten und fortpflanzen konnte. Der bekannteſte von dieſen iſt Timon aus Phlius, welcher 3 Bücher Sillen ſchrieb, worin er alle Philoſophen mit Ausnahme ſeines Lehrers mit dem beißendſten Spott übergoß. In ſeinen philoſophiſchen Anſichten ſchloß er ſich ganz dem Pyrrho an. Die Philoſophie dieſer Männer hat 2 Grundbeſtimmungen: eine negative, daß kein objektives Wiſſen möglich ſey, u. eine poſitive, daß ebendeshalb die wahre Weisheit nur in einem beſtimmten praktiſchen Verhalten, der Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere, beſtehen könne. Wie der erſte Satz von Pyrrho und Timon näher ausgeführt wurde, wiſſen wir nicht; ſicher iſt nur, daß, eben ſo wie früher die Sophiſten thaten, die Uebereinſtimmung der Vorſtellungen mit den Dingen und eben ſo die Allgemeinheit der ſittlichen Begriffe beſtritten wurde, indem behauptet wurde, das Gute und Schlechte u. ſ. w. ſey ein ſolches nicht an ſich (φύσει), ſondern nur durch Herkommen und Gewohnheit. Der Hauptgrund Pyrrho's hierfür ſcheint die Verſchiedenheit der Auffaſſungen und Anſichten geweſen zu ſeyn. Nicht einmal den Satz von der Unſicherheit des Wiſſens ſelbſt wagten Pyrrho und Timon als Behauptung auszuſprechen, ſondern ſie bedienten ſich verſchiedener Wendungen, um auszudrücken, daß auch dies zunächſt nur ihre ſubjektive Ueberzeugung ſey und auf allgemeine Gültigkeit keinen Anſpruch mache. Auf ähnliche Weiſe halfen ſie ſich auch in Beziehung auf das praktiſche Verhalten; ſie wollten im Handeln der Wahrſcheinlichkeit folgen, weil ſich zwar nicht die objektive Beſchaffenheit der Dinge, wohl aber die ſubjektiven Empfindungen, die Art, wie uns die Dinge erſcheinen und uns afficirten, erkennen ließe. Der Gewinn einer ſolchen Weltanſicht ſollte die Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere, die unerſchütterliche Gemüthsruhe ſeyn, in welcher die Glückſeligkeit beſtehe. Als das beſte Mittel zu einem ruhigen Leben nannte Timon die Tugend. Von dieſem S. bis auf Ptolemäus ſcheint die pyrrhoniſche Schule unterbrochen worden zu ſeyn, und zu Cicero's Zeit gab es keine Pyrrhoneer als eigentliche Schule mehr. An die Stelle derſelben trat die neuere Akademie, welche die zweite Form der nacharistoteliſchen Skepſis bezeichnet. Erſt um den Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung ſcheint die ältere Skepſis wieder aufgekommen zu ſeyn, wenigſtens lebte wahrſcheinlich um dieſe Zeit

Digitized by Google

der erſte S. außerhalb der neueren Akademie, von dem wir etwas Näheres wiſſen, nämlich **Aeneſidemus** aus Gnoſſus. Er war zwar kein reiner S., ſondern der Zweifel ſollte ihm nur das Mittel zur Begründung einer ſtoiſch-herakliſchen Metaphyſik ſeyn; die Späteren verfolgten jedoch dieſe Seite ſeiner Anſichten nicht weiter, ſondern blieben allein bei ſeiner Skepſis ſtehen. Genannt werden als Nachfolger des Aeneſidemus Zeuxippus, Zeuxis, Antiochus, Menodotus, Herodotus, Sextus, Saturninus. Schriften haben wir nur von **Sextus** (mit dem Beinamen **Empiricus**, ſ. d.). Das, was dieſe ſpäteren S. zur pyrrhoniſchen u. akademiſchen Skepſis hinzugefügt haben, enthält mehr eine formelle, als materielle Weiterbildung derſelben. Die Grundzüge bleiben unverändert. Eine objektive Erkenntniß iſt unmöglich (was ſie jedoch nur problematiſch ausſprechen); das richtige Verhalten zu allen theoretiſchen Fragen iſt die Zurückhaltung des Urtheils u. die Frucht dieſer Zurückhaltung iſt die Ataraxie, die ſich in einer möglichſten Vermeidung aller leidenſchaftlichen Gemüthsbewegungen (*μετριοπάθεια*) zeigt. Von den älteren S.n unterſcheiden ſich die jüngeren durch eine ausführlichere Polemik gegen den Dogmatismus älterer u. neuerer Schulen in den verſchiedenen Wiſſenſchaften (Hauptgegner ſind die Stoiker) und durch die Zurückführung der ſkeptiſchen Gründe gegen die Möglichkeit des Wiſſens auf gewiſſe Gemeinplätze (Tropen, *Τρόποι*, oder Topen, *τόποι*, Beweisformen). In der Faſſung dieſer Tropen zeigt ſich ein Fortſchritt von einer mehr empiriſchen Aufzählung zu größerer Einfachheit und Allgemeinheit. Die älteren S. zählten 10 Tropen; wer dieſelben zuerſt aufgeſtellt hat, wiſſen wir jedoch nicht. Die meiſten von ihnen betreffen die ſinnliche Wahrnehmung; die Verſchiedenheit der Konſtitution und der Sinneswerkzeuge unter Menſchen und Thieren, der körperlichen und geiſtigen Zuſtände, die Umſtände und Einflüſſe, welche auf unſere Beobachtungen ſtörend einwirken, werden zum Beweiſe angeführt für die Behauptung, daß wir die Dinge nie wahrnehmen, wie ſie wirklich ſind; dazu kommen dann, unſer Urtheil über das Wahrgenommene anlangend, die Täuſchungen, welche die Vergleichung des Einen mit dem Andern, die Neuheit einer Erſcheinung, die Vorurtheile der Erziehung, Religion u. ſ. w. erzeugen. An die Stelle der 10 Tropen traten ſpäter durch Agrippa fünf. Zwei von dieſen fallen mit den älteren zuſammen; der eine ſchließt auf die Unmöglichkeit des Wiſſens aus der Verſchiedenheit der Meinungen, dieſer daraus, daß das Wahrgenommene je nach ſeinem Verhältniß zu dem Wahrnehmenden u. anderen mit ihm zugleich wahrgenommenen Dingen ſo oder anders erſcheine; die drei übrigen ſind: jeder Beweis bedarf wieder eines Beweiſes; die Axiome der Dogmatiker ſind bloß unbewieſene Hypotheſen; die dogmatiſchen Beweiſe drehen ſich im Zirkel. Noch ſpäter finden wir alle ſkeptiſchen Wendungen auf zwei zurückgeführt: Alles Erkennbare müßte entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anderes erkannt werden; jenes aber findet nicht Statt, denn ſonſt müßte Allen Alles gleich erſcheinen; dieſes kann man nicht annehmen, ohne in eine unendliche Reihe oder in einen Zirkel zu gerathen. Uebrigens ſind die Gründe der S. in dieſen Tropen nicht erſchöpft. Sextus z. B. greift auch das Kauſalitätsverhältniß an, gegen welches ſchon Aeneſidemus 8 Tropen gerichtet hatte, ferner den Induktionsbeweis, welcher doch der allein denkbare wäre. Auch das Daſeyn Gottes wird bezweifelt, theils weil alle Vorſtellungen über das Weſen Gottes in Widerſprüche verwickeln, theils weil die Unvollkommenheit der Welt den Glauben an eine Vorſehung hindern. So ſehr übrigens die ſpätere Skepſis in dieſen Zweifeln mit der früheren zuſammen trifft, ſo iſt doch ihre Geſammtrichtung mit dieſer nicht ſchlechthin gleich; jüngere S. legen nämlich einen ungleich größeren Werth auf die empiriſchen Wiſſenſchaften und zeigen eben dadurch, daß zu ihrer Zeit die ſelbſtſtändige Spekulation im Erlöſchen begriffen war. Aus dem philoſophiſchen Empirismus und dem allgemein herrſchenden, principloſen Eklekticismus iſt die Skepſis hervorgegangen, die ſich ſeit der Mitte des 3. chriſtlichen Jahrhunderts mit in den Neuplatonismus verliert.

Skeptron (griech.), Königs- oder Heroldsſtab, ſ. **Scepter**.

Skeptuchos (griech.), 1) der ein Skeptron Tragende; — 2) ſ. v. a. König; — 3) am perſiſchen u. an andern aſiatiſchen Höfen ein bedeutender Staatsdiener, deſſen Amt (**Skeptuchia**) aber nur an einen Verſchnittenen kommen konnte.

Skeptuna, ſchwed. Kirchſpiel, **Stockholms-Län**; darin liegt das Schloß **Waſa**, angeblich das Stammſchloß der königlichen Familie dieſes Namens.

Skerbersdorf (wend. **Skarbizoiz**), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. **Rothenburg**; Theerofen; 220 Einw.

Skerbieszow, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. **Lublin**, ſüdöſtl. von Kraſniſtaw; 110 Häuſer.

Skerl, **Friedrich Wilhelm**, Maler, geb. zu Braunſchweig 1752, malte viel Porträte in Oel und Paſtell, auch Genrebilder, beſonders einzelne Figuren mit Kerzenbeleuchtung; † zu Dresden 1810.

Skerries (Geogr.), 1) brit. Klippen, **Irland**, vor dem **gleichnam. Hafen**, an der Nordküſte; — 2) Dorf daſ., Prov. Leinſter, Grafſch. **Dublin**, am irländ. Meer; Märkte, Fiſcherei; — 3) (**Skerry**), kleine Inſel daſ., England, Nord-Wales, Grafſch. **Angleſea**, an der nordweſtlichſten Spitze derſelben, nordweſtlich von Angleſea, am irländiſchen Meer; Leuchtthurm; 53° 25′ 20′ nördlicher Breite und 6° 55′ 50′ weſtl. Länge. Die Inſel gehört der Kathedrale von Bangor, welche aus der Fiſcherei daſelbſt beträchtliche Einkünfte zieht; — 4) drei kleine Inſeln daſ., im Oſten der **Shetland-Gruppe**; 100 Einw.

Skerry-More, brit. kleine Inſel, Schottland, Grafſch. **Argyle**, ſüdweſtlich von Tiry, von welcher ſüdlich herab die **S.-More-Rocks** liegen.

Skerſtad, norweg. Ort, Nordland, am Saltens-Fjord.

Skerswethen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Tilſit; 110 Einw.

Skeuas, Epheſer, vielleicht Haupt der Synagoge zu Epheſus. Seine ſieben Söhne heilten, ohne Chriſten zu ſeyn, im Namen Jeſu die Beſeſſenen, doch wurden zwei von ihnen von einem Beſeſſenen einſt ſo mißhandelt, daß ſie nackt entfliehen mußten.

Skeuditz (Geogr.), ſ. v. a. Schkenditz.

Skeuophoros (griech.), Gepäck- u. Schildträger, ſ. Hoplitä.

Skeuophylax, griech. Kirchenbeamter, der die kirchlichen Gefäße bewahrte, gewöhnlich ein Presbyter. In großen Kirchen waren mehre, von denen der erſte den Beinamen Magnus führte. Zuweilen war der S. zugleich Aufſeher des Kirchenarchivs u. hieß dann Chartophylax. Der Ort der Aufbewahrung der Gefäße ꝛc. hieß Skeuophylakion.

Skewik, ſchwed. Hof, Stockholm-Län, ehemals Sitz von Separatiſten, Skewiker genannt.

Skeyden, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; Erbſcholtiſei, Vorwerk; 280 Einw.

Skia (a. Geogr.), ſ. Scias.

Skia ... (v. griech.), Schatten ...

Skiadans Wollmeſſer, ein von Miadan, Gutsbeſitzer im Gouvernement Woroneß, zu Ende des vorigen Jahrzehnts erfundenes Inſtrument, womit man nach Dimenſionen zu meſſen im Stande iſt, die bisher unſern Sinnen entgingen. Vorzüglich hält der Erfinder daſſelbe brauchbar zum Meſſen der Wolle, und es ſoll vollkommen den Zweck erreichen, die Feinheitsgrade in ſehr kleinen Bruchtheilen einer allgemein bekannten Maßeinheit anzuzeigen, d. h. in 100,000 Theilen eines engl. Zolls. Das Meſſen geht damit eben ſo leicht als unglaublich ſchnell und genau, ohne daß das Auge im Mindeſten angegriffen wird. Man findet die Beſchreibung im Julìheft des „Bulletin du Nord“ von 1828, S. 268–279.

Skiadephoroi (griech.), Sonnenſchirmträger, ſ. Panathenäa.

Skiadion (griech.), 1) Alles was Schatten gibt, daher Dach, Sonnenſchirm ꝛc.; — 2) auf dem Theater, ſ. Umbella.

Skiagraphie (v. Griech.), 1) ſ. Sciagraphie und Silhouette; — 2) ſ. v. a. Entwurf, Grundriß, vgl. Skizze; — 3) die Ueberſicht des Inhalts eines Werks; — 4) ſ. v. a. Gnomonik.

Skialfunde-Bai, däniſche, weite Einbucht, Island, an der Nordküſte.

Skialgr (nord. Myth.), der Gekrümmte, Beiname des Mondes.

Skiallios (griech. Myth.), Beiname des Apollo als Sonnengott (der auf der entgegengeſetzten Seite ſeines Laufs Schatten macht).

Skiamachie (v. Griech.), 1) das Fechten im Schatten; — 2) das Fechten mit einem Schatten, Spiegelfechterei; — 3) Ringübung, wobei man mit Händen und Füßen kämpfte.

Skiapodes (a. Geogr.), Schattenfüßler, Volk in Indien oder Libyen, die ſo ungeheure Fußſohlen hatten, daß ſie dieſelben, einen Fuß in die Höhe ſtreckend, als Sonnenſchirme brauchten. Nach Einigen ſind ſie mit den Monoſcelli identiſch, die im heißen Sande ſitzend ihren einen Fuß als Schattendach benutzten.

Skias (griech.), 1) Schattendach, beſonders in abgerundeter Kuppelform; — 2) öffentliche Gebäude in Sparta.

Skias (griech. Myth.), Beiname der Artemis, von ihrem Tempel in Scias.

Skiather (v. Griech.), 1) Zeiger, der durch den Schatten die Mittagslinie angibt; daher heißt die Kunſt, ſolche Zeiger bei Sonnenuhren zu errichten, Skiatherike; — 2) die Sonnenuhr der Alten.

Skiatho (Sciatho, Skiato), griech. Inſel, Gouvernem. Euböa (Nordſporaden), zwiſchen der Halbinſel Zagora und der Inſel Skopelo, im ägäiſchen Meer, an der Küſte von Theſſalien, von welcher es durch einen Meeresarm von $1\frac{1}{2}$ Meilen Breite getrennt iſt, mit einem guten Hafen im Süden und der gleichnamigen Stadt im Norden, auf einem ſehr hohen, ſteilen Felſen, zu der man nur über eine Holzbrücke gelangt; Wein, Oliven und Ziegenzucht; 1000 Einw. Hier die gleichnam. Ruinen (Kaſtron) eines Kaſtells mit den Ruinen eines Orts. In der Nähe die Inſeln Paschia.

Skiauge (Augenheilk.), ſ. v. a. Scotoma, Fleckenſehen, Schatten- oder Mückenſehen.

Skibbereen, brit. Dorf, Irland, Prov. Munſter, Graſſch. Cork, am Ilen; Leinweberei; Märkte; 5000 Einw.

Skibtvedt, norweg. Kirchſpiel, Smaalehnensamt, rechts unweit eines Sees des Glommen-Elf; 1730 Einw.

Skickerſjeld, norweg. Berg, Nord-Drontheim, an der Grenze von Schweden.

Skidaw, brit. Berg, England, Grafſch. Cumberland, nördlich von Keswick, 3022′ hoch.

Skidbladnir (Brett-Blatne, nord. Myth.), das beſte der Schiffe, in den Urtagen von Iwalds Söhnen gefertigt und Freyr gegeben, war ſo groß, daß alle Aſen mit ihren Waffen und ihrer Rüſtung am Bord ſeyn konnten, faßte, ſobald die Segel aufgezogen waren, günſtigen Wind, wohin auch der Lauf gerichtet war, und ließ ſich, fuhr man nicht damit, wie ein Tuch zuſammenlegen und in die Taſche ſtecken, da es mit großer Kunſt aus vielen Stücken zuſammengeſetzt war. Finn Magnuſen deutet es als die vom Winde getriebene Wolkendecke des Luftkreiſes, welche Freyr (die Sonne) und die übrigen Aſen (Geſtirne) umhüllt, und in der ſie alſo zu ſegeln ſcheinen; Mone dagegen als den Gedanken der vorübergehenden Sommerzeit, in der die Monatsgötter, die Aſen, gleichſam ſegeln, und im Gegenſatz zu Hringorni, als dem Lebensſchiffe. Die im chriſtlichen Mittelalter zur Geſchichte umgewandelte Göttersage legt den S. dem großen Zauberer Odin bei; auf ihm durchſegelte er die großen Meere und konnte ihn wie ein Tuch zuſammenlegen, nach Hume's Deutung das erſte Schiff, welches mit vollen Segeln in die Oſtſee fuhr.

Digitized by Google

Skidel, europ.-türk. Flecken, Gouv. u. Kreis Grodno.

Skieberg, norweg. Kirchſpiel, Smaalehnensamt, ſüdöſtlich von Sarpsborg; 2700 E.

Skiellingfjeld, Berg, ſ. Faröer.

Skielöber, Schneeſchuhläufer, ſ. Norwegen.

Skielskjör, däniſche Stadt mit Hafen, Inſel Seeland, auf der Südweſtküſte; Fiſcherei, Handel; 820 Einw. S. liegt an einem Buſen, durch welchen ein Steindamm führt und die beiden Stadttheile verbindet.

Skien, Berg, ſ. v. a. Skeen.

Skieppe, in Dänemark bei ſpaniſchem Salz und Steinkohlen ein Maß zu 22 Pott, von welchem 8 = 1 Tonne und 144 = 1 Laſt.

Skierbiszow, ruſſ.-poln. Flecken, Gouv. Lublin.

Skiern, dän. Kirchſpiel, Jütland, Rinkiöbing, ſüdöſtl. von Rinkiöbing.

Skierniewice, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Maſovien (Warſchau), Kr. Rawa, nördlich von Rawa, am Flüßchen Skierniewka, das hier in die Bzura fällt; ſchöne Gärten, Kaſerne für Reiterei, viele Tuchfabriken; 2300 Einw. — Geſchichtliches. Die Stadt wurde im J. 1454 erbaut und war Eigenthum der Erzbiſchöfe von Gneſen, welche hier ein ſchönes Palais hatten und eine Schule auf eigene Koſten unterhielten. In frühern Zeiten wurden in den nahen Wäldern häufige Jagden auf Elennthiere und Auerochſen gehalten. Im Jahre 1809 fiel hier ein heißer Kampf zwiſchen dem poln. General Dabrowski und einem öſterreich. Corps vor.

Skierſtuwes (preuß. Myth.), ein bei den alten Preußen dem Andenken der Verſtorbenen gefeiertes Wurſtfeſt, wobei man den Gott Ezagulis anrief, mit den Todten zu kommen und Wurſte mitzurſſen.

Skiervöe, norweg. Inſel nebſt Kirchſpiel, Finnmarkensamt, ſüdlich am nordweſtl. Eingang des Kaagſund, an der Nordweſtküſte; 200 Einw.

Skierwick, preuß. mel. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; 340 Einw.

Skietz, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Flatow; 350 E.

Skifa (Skifi), griech. kleine Inſel, an der Oſtſeite von Euböa, dem Kap Kili gegenüber.

Skiftet, Meerenge, ſ. Delet.

Skikkerfjeld, Berg in den Kjölm (ſ. d.).

Skilfingr (der Schlagende, Schreckende, nord. Myth.), 1) Beiname Odins; — 2) S., ein Sproſſe aus der Skilfinga aett (Skilfingengeſchlecht), ein Abkömmling des alten norwegiſchen Königs Skelfir. Von der jüngern Edda wird Skelfir überhaupt nur als ein Heerkönig und ſeine Nachkommen, die Skilfingar, als in den Oſtgegenden am baltiſchen Meere wohnend, bezeichnet.

Skilitza, Fluß, ſ. Salona.

Skilling, der däniſche Schilling, ſ. Reichsbankthaler.

Skillingfors, ſchwed. Eiſenhammerwerk, Karlſtad-Län; jährlich 900 Schiffspfund Schmiedeeiſen.

Skillo, griech. Vorgebirg, Morea, an der öſtlichſten Spitze von Argolis.

Skillon Heorte (griech. Ant.), Feſt der Meerzwiebeln, ward in Sicilien gefeiert. Jünglinge ſchlugen ſich dabei in einer Art Fauſtkampf mit Meerzwiebeln; der Siegespreis war ein Stier.

Skillute, nordamerikan. Fluß, V. St., Gebiet Oregon, mündet in den Columbia, rechts, nahe an der Mündung deſſelben.

Skiluros, ſcythiſcher Häuptling, von dem erzählt wird, daß er vor ſeinem Tode ſeine Söhne zu ſich gerufen und ihnen ein Bündel Ruthen gegeben habe, mit dem Auftrag, dieſelben zu zerbrechen. Da ſie dies nicht konnten, zog er einzelne heraus und gab jedem eine; ſchnell zerbrach jeder nun ſeine Ruthe. S. zeigte ihnen aus dieſem Beiſpiele, wie Eintracht ſtark mache.

Skilza, Fluß, ſ. v. a. Skilitza.

Skimmer (engl., Ornith.), ſ. v. a. Verkehrtſchnabel, Rhynchops.

Skimmi (Bot.), I. ſ. v. a. gemeiner Sternanis, Illicium anisatum *L.*; — II. nach Adanſon, Untergattung von Illicium *L.*

Skimmia (Bot.), nach Thunberg, Pflanzengattung. Art: S. japonica *Thunb.*, ſ. v. a. Ilex Skimmia *Spr.*

Skin (nord. Myth.), Name Manis.

Skinari, ital. Vorgebirg, joniſche Inſeln, Inſel Zante, an der Nordſpitze, 37° 56′ 10″ nördl. Br. und 38° 21′ 20″ öſtl. L.

Skindapſos (griech.), Inſtrument der alten Griechen, welches nach Ptolomäus von Skindapſus aus Eretria erfunden wurde, deſſen nähere Beſchaffenheit aber nicht mehr genau bekannt iſt.

Skinfaxi (Scheinmähne, Glanzmähne, nord. Myth.), Roß mit ewig glänzender Mähne, welche die ganze Luft und Erde erleuchtet. Es zieht den auf dem Wagen ſitzenden heiteren Dagr (Tag).

Skiniphes (griech.), ſ. Zehn Plagen.

Skink (Amph.), Eidechſengattung, ſ. v. a. Scincus.

Skinke (Amphib.), ſ. v. a. Scinck (ſ. d.).

Skinläkan (d. i. Scheinſpieler), bei den Angelſachſen Zauberer.

Skinner (Staatsw.), ſ. Kuzzanes.

Skinnera (Bot.), nach Forſter, Pflanzengattung. Arten unter Fuchſia.

Skinneria (Bot.), nach Choiſy, Pflanzengattung. Art: S. caespitosa *Chois.*, ſ. v. a. Hewittia caespitosa *Steud.*

Skinnſkattetorp, ſchwed. Eiſenwerk mit 7 Hämmern, Weſterås-Län.

Skinöe, Inſel, ſ. Faröer.

Skinoſa, griech. kleine Inſel, ſüdlich von Naxos, zu den ſüdlichen Cykladen gehörig; mit Cedern und Maſtixbäumen bedeckt; unbewohnt.

Skins, ſchwed. Fluß, Weſterås-Län, nordweſtlich von Weſterås-Län; fließt von Norden nach Süden in den Mälar-See.

Skinskalteberg, ſchwed. Kirchſpiel, nordweſtlich von Weſterås, zwiſchen zwei Seen, mit der Kupferhütte Rybdarshitta und den Ei-

ſenbämmern **Framshytta**, **Langriken**, **Almäningsbo**.

Skintei, europ.-türk. Ort, **Moldau**, ſüdl. von Jaſſy.

Skio (Geogr.), ſ. **Chios**.

Skio..., ſ. **Skla...**

Skiörs (Geognoſ.), d. i. **Schalen**, heißen zu Fahlun die ſchieferigen Lagen einer talgartigen Felsart, welche die im dortigen Gneiß und Glimmerſchiefer liegende Quarzmaſſe umgeben. Sie ſcheinen wahre Gänge zu ſeyn und beſtehen aus Talk, Chlorit, Glimmer, Speckſtein, Serpentin, Quarz, ſelten auch aus Feldſpath. Von Erzen finden ſich außer dem maſſenhaft vorkommenden Kupferkieſe noch Eiſen- und Leberkies, ſilberhaltiger Bleiglanz, Blende, Magneteiſen. Begleitende Mineralien ſind Granat, Augit, Strahlenſtein, Gahnit, Fahlunit, Kalk und Bitterſpath, Anhydrit, Laumontit und Apophyllit.

Skiold (**Skiolld**, nord. Myth.), ein Sohn Odins, welcher die ſchöne Geſion zur Gattin bekam, als dieſe, mit den Rieſenſöhnen in Stiergeſtalt, Seeland von Schweden abgepflügt hatte. Er war der Stammvater der däniſchen Könige, vor deren Grabhügeln und Denkmalen auf jener Inſel zum Theil noch Spuren bei Leire verhanden ſind. Leire iſt das ehemalige Hleidra oder Lethrá, der Hauptopferplatz der heidniſchen Dänen, ſo wie Arkona der Rugen.

Skioid (Geogr.), ſchwed. Kirchſpiel, nördlich im **Stavangeramt**, zwiſchen dem innern Ende zweier tiefen Buchten.

Skiomantie (v. Griech.), ſ. **Nekromantie** und **Beſchwörung**.

Skionach gäliſcher Name für Skye.

Skiperi (alban.), ſ. v. a. Albanien.

Skipetar, ſ. **Albanien**.

Skipetz, europ.-türk. Ort, kleine Walachei, **Dolſchy**, ſüdweſtlich von Krajova.

Skiphe, Inſel, ſ. v. a. Skifa.

Skipneß, brit. Kirchſpiel, Schottland, Grafſchaft **Argyle**, auf der Oſtküſte von Kintyre; 1400 Einw.

Skippack, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Pennſylvania. Grafſch. **Montgomery**; 1820: 900, 1840: 1490 Einw.

Skippe, **John**, Zeichner u. Formſchneider, würdiger Nachfolger des H. da Carpi, A. da Trento, A. M. Zenetti u. A., kömmt aber nur ſehr ſelten in Sammlungen vor. Todesjahr unbekannt.

Skipper (engl., Ichthyol.), ſ. v. a. Hüpfer, Scombereaox saurus *Lacép.*, Sairis ninns *Rafin.*

Skippinge, dän. Harde, A. **Holbeck**, 3¼ □M. mit 4600 Einw. in 11 Kirchſpielen und 7 Gütern.

Skippund, ſ. v. a. Schiffspfund.

Skipton, brit. Stadt, England, Weſt-Riding der Grafſch. **York**, weſtlich von York, in einer felſigen Gegend, am Fluß Aire, im **gleichnamigen Thal**, am Leeds-Liverpool-Kanal, mit einem Hafen darin, daran Quais und Magazine; die Dreieinigkeitskirche hat viele Denkmaler; latein. Schule, mehre andere Unterrichtsanſtalten, Baumwollenſpinnerei, Wollenzeuchweberei, Getreide- und Viehhandel; 6000 Einw. In der Nähe, auf einer Anhöhe, ein ſonſt ſehr feſtes altes Schloß.

Skiradion, das der Inſel Salamis gegenüberliegende Vorgebirg.

Skiralá (a. Geogr.), Volk in Indien, das ſich durch breite Naſen auszeichnete.

Skiren (a. Geogr.), Volk, ſ. v. a. Scirri.

Skiren (**Skyren**, n. Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. **Kroſſen**; Vorwerk; 330 Einw.

Skirgaylo, als Chriſt **Kaſimir**, Sohn Olgerds, ward Großfürſt von Litthauen.

Skirlack (**Klein-S.**, **Gudehlen**), preuß. mel. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. **Darkehmen**; 120 Einw.

Skirlacken, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. **Darkehmen**; 210 Einw.

Skirnir (**Aufheiterer**, nord. Myth.), Freyrsdiener, wird von den Aſen zu Zwergen nach Schwarzelfenheim geſandt, um das wunderbare Band Gleipnir verfertigen zu laſſen, das den Wolf Fenrir feſſelte. Um für Freyr des Rieſen Ymir Tochter Gerdur werben zu können, erhielt er von ihm das Roß, welches ihn über die um ihre Wohnung wallenden Flammen trug, und das Schwert, das ſich von ſelbſt gegen die Rieſen ſchwingt. Da Gerdur die 11 goldenen Aepfel und Baldurs Ring Draupnir nebſt dem Heirathsantrag zurückwies, nahm S. ſeine Zuflucht zu Drohungen, ihr den Kopf durch das Schwert abzuhauen, und als dieſes auch nichts fruchtete, zur Ausſprechung der ſchrecklichſten Verzauberungen, die das größte Elend über ſie bringen ſollten, wodurch er ſie ſo erſchütterte, daß ſie ihre Liebe Freyr verſprach. Hiervon handelt das Eddalied För Scirnis (Skirnirs Fahrt). Finn Magnuſen deutet Freyr auf Hlidſkial als die Sonne im Zenith, S. als klare, durchſichtige Luft, das ſichere Roß als Sturm, das Schwert als den ſpitzigen Sonnenſtrahl und Gerdur als das Nordlicht.

Skirner, **Stephan**, engliſcher Arzt und Philolog, 1602 zu London geboren, ſtudirte zu Oxford und übte die Heilkunſt zu Lincoln, wo er 1667 †. Seine Werke gab Th. **Henſhaw** unter dem Titel heraus: Etymologicum linguae anglicanae s. explicatio vocum anglicarum etymologica ex propriis fontibus (12 Sprachen), Lond. 1761, Fol.

Skiron (griech. Myth.), Perſonifikation eines um Athen wehenden und Kälte bringenden, den Feldfrüchten nachtheiligen Windes, wurde mit beiden Händen ein weites, bauchiges Gefäß haltend abgebildet.

Skiropulo, (Geogr.), ſ. **Skyro**.

Skirren (a. Geogr.), ſ. v. a. Scirri.

Skirret (engl., Bot.), ſ. v. a. Zuckermerk, Sium Sisarum *L.*

Skirrhös (v. Griech.), hart, geſchwollen, beulig.

Skirrhöſe Bräune (Med.), ſ. **Bräune**.

Skirrhophorus (Bot.), nach **Decandolle**, Gattung der Compositae Senecionideae *Dec.* Einzige Art: S. Cunninghami *Dec.* Baum in Neuholland.

Digitized by Google

Skirrhus (Med.), Scirrhus oder Squirrus, *Σκίῤῥος*, Verhärtung organiſcher Theile, mit Neigung, in Karcinom (offene Krebsbildung) überzugehen, als deſſen erſtes Stadium derſelbe zu betrachten iſt. Schon Galen braucht das Wort S. unb ſagt, Hippocrates habe die Krankheit Oedem genannt. Er gibt ihr außerdem den Namen Sklerom, *Σκλήρωμα*, Verhärtung. Paulus v. Aegina, ein Zeitgenoſſe des Arztes von Pergamus, und andre Aerzte ſeiner Zeit, beſchreiben den S. und unterſcheiben einen wahren (exquisitus) und falſchen (non exquisitus). Seine Urſache ſuchen ſie in einer Anſammlung von atrabiliärer unb melancholiſcher Feuchtigkeit. Der wahre S., der beſonders den konglomerirten Drüſen eigen iſt, oft auch die Schleimmembranen, ſelten aber die Lymphdrüſen primär befällt, bildet ſich langſam aus. Es entſteht, meiſt ohne bekannte Urſache, zuweilen nach einer mechaniſch-wirkenden Veranlaſſung, einem Schlag, Stoß ꝛc., eine begrenzte Geſchwulſt oder eine Anſchwellung irgend eines Organes, welche gewöhnlich völlig unſchmerzhaft, nur ſelten beſonders empfinblich, vor ihrem Beginnen ſehr hart, ungleich höckerig, ſchwer, doch manchmal auch gleichmäßig auf der Oberfläche elaſtiſch und an einzelnen Stellen weicher iſt. Die Haut, welche die Geſchwulſt bedeckt, befindet ſich in ihrem natürlichem Zuſtande, die Maſſe des Organs, in welchem ſie ſich gebildet hat, iſt gewöhnlich vergrößert, doch ſchrumpft es manchmal zuſammen, indem es feſter wird. Dieſe Erſcheinungen bezeichnen die erſte Periode des Krebſes, den S. Ihre Dauer iſt unbeſtimmt, meiſtens lang, beſonders je härter die Geſchwulſt, je älter das Individuum, je gefäßarmer das Organ iſt, je mehr alle Reizungen vermieden und die Se- unb Exkretionen in Ordnung erhalten werden. Das Allgemeinbefinden iſt während dieſer Periode ungeſtört, das Ausſehen unverändert, doch zeigen ſich manchmal verſchiedene Störungen, Abnahme der Kräfte, Abmagerung, erdfahles Ausſehen, unregelmäßige Fiederbewegungen ꝛc., wodurch ſich immer ein raſcher Gang des Uebels andeutet. Die Geſchwulſt wird hierauf von freien Stücken oder nach irgend einer ſchädlichen Einwirkung empfindlich; der Kranke fühlt durchfahrende, äußerſt ſchmerzhafte Stiche, oder hat das Gefühl eines anhaltenden Brennens in der Geſchwulſt. Die Härte und der Umfang derſelben vermehrt ſich, ſie wird knotiger und höckeriger. Die ſie bedeckende Haut wird bläulichroth, geſpannt, verwächſt mit der Oberfläche der Geſchwulſt unb die Venen im Umkreiſe derſelben ſchwellen an — verborgener Krebs (Cancer occultus). Die nahegelegenen Lymphgefäße und Drüſen ſchwellen an, werden hart und ſchmerzhaft, das Allgemeinbefinden wird mehr oder weniger geſtört, es entſteht Appetitloſigkeit, ſchlechte Verdauung, Abmagerung, kachektiſches, erdfahles Ausſehen. Endlich bricht unter Verſchlimmerung der angegebenen Zufälle die Haut auf, es fließt jauchige, blutige, bräunliche Flüſſigkeit aus, ohne daß dadurch das Volumen der Geſchwulſt im Geringſten vermindert wird; es bildet ſich ein Geſchwür mit harten, umgeworfenen Rändern, mit ungleicher Oberfläche, es entſtehen äußerſt ſchmerzhafte ſchwammige Auswüchſe, es fließt unerträglich ſtinkende Jauche aus; die nahe gelegenen Drüſen, ſelbſt diejenigen, welche außer dem Laufe der Lymphe liegen, ſchwellen an, und alle Theile werden durch das nach allen Richtungen ſich ausbreitende Geſchwür zerſtört, nachdem ſie zuerſt in ſkirrhöſen Zuſtand übergeführt worden ſind. Es ſtellen ſich häufig Blutungen ein, der Körper magert bedeutend ab, die Haut bekommt eine eigenthümliche, gelblichgraue Farbe, das Geſicht einen charakteriſtiſchen Ausdruck eines tiefen Leidens, es entſtehen ſeröſe Anſammlungen im Zellgewebe und den Höhlen, eigenthümliche Brüchigkeit der Knochen, hektiſches Fieber mit nächtlichen Schweißen und kolliquativen Durchfällen und die Kräfte des Kranken werden aufgerieben; ſ. Krebs. Eine ſekundäre Entwickelung des Krebsgeſchwüres kann Statt haben aus veneriſchen, herpetiſchen, ſkrophulöſen u. a. Geſchwüren, desgleichen aus verſchiedenen Auswüchſen, Kondylomen, Warzen, Polypen, welche urſprünglich nicht karcinomatös ſind, die aber durch eine zu reizende Behandlung ꝛc. in ſkirrhöſen Zuſtand übergeführt werden. S. ſcheint ſich nicht primitiv in allen Gebilden zu entwickeln, wenigſtens werden die Muskeln der Ortsbewegung, die ſeröſen Häute, die Knöchel und Sehnen nicht urſprünglich von ihr ergriffen. Die Haut, das Zellgewebe, die Drüſen, die Schleimhäute, die Nerven und Knochen ſcheinen die einzigen, einer urſprünglichen Entwickelung deſſelben fähigen Gebilde zu ſeyn. Auch entſteht er häufiger in einigen Organen, als in andern, am häufigſten beobachtet man denſelben in der Bruſtdrüſe, den Hoden, der Gebärmutter, den Lippen, der Zunge, am Auge, der Ruthe, der Klitoris ꝛc. Beim weiblichen Geſchlecht und im mittleren Lebensalter iſt die Prädispoſition zum S. am Größten. Das Fortſchreiten des Uebels auf die nahegelegenen Theile ſcheint ſich gewiſſermaßen nach der Beſchaffenheit deſſelben zu richten. Das Zellgewebe und die die Geſchwulſt bedeckende Haut werden immer zuerſt ergriffen und zerſtört, ehe noch, z. B. beim Bruſtkrebs, die Geſchwulſt mit den unterliegenden Muskeln verwächſt. Seröſe Membranen werden immer nur ſpät ergriffen. Die Knochen widerſtehen lange der Zerſtörung, doch werden ſie auch angefreſſen und zerſtört, ſo wie die Gefäße, welche zwar am ſpäteſten, aber dennoch der Zerſtörung unterliegen, wie dies die ſich oft einſtellenden Blutungen beweiſen. Ueber Verlauf, Erkenntniß, Vorherſage unb Behandlung der Krankheit ſ. Krebs. Wir haben hier nur noch einige dort übergangene Krankheitsformen nachzutragen: a) Zungenkrebs, ſ. d. — b) Krebs der Ohrſpeicheldrüſe (S. parotidis), bietet eine voluminöſe, ſteinharte, auf ihrer Oberfläche unebne, unbewegliche, ſchmerzhafte Geſchwulſt dar und kann nur durch die Exſtirpation entfernt werden. — c) Krebs der Lippen unb Wangen befällt meiſt die Unterlippe und ergreift dann die Haut des Kinnes, die Schleimhaut des Mundes, das Zahnfleiſch, die nahen Drüſen ꝛc. Seine zweckmäßigſte Behandlung beſteht in Entfernung der krankhaften Stelle durch das Meſſer. — d) S. der Speiſeröhre (S. oesophagi), be-

ginnt mit erſchwertem Schlingen, welches zuletzt unmöglich wird. Gelangen die Speiſen an die krankhafte Stelle, ſo werden ſie zurückgeſtoßen und es entſteht zuweilen heftiger Huſten, wie wenn ein Theil der Speiſen in die Luftröhre gekommen wäre, woher der Verdacht erregt wird, daß die vordere Wand der Speiſeröhre und die hintere der Luftröhre durchgefreſſen wären und beide Kanäle in Verbindung ſtänden. Der Kranke ſtirbt zuletzt an Erſchöpfung. — e) S. des Darmes, ſ. Darmkrebs; — f) S. der Bauchſpeicheldrüſe (S. pancreatos), tritt unter ähnlichen Erſcheinungen auf, wie S. des Magens und iſt auch häufig mit demſelben verbunden. Schon im Anfang wird der Magen in Mitleidenſchaft gezogen, der Kranke hat Uebelkeiten und öfters Erbrechen, wodurch ein ſehr ſcharfer, ſaurer Schleim ausgeleert wird; bei größrer Entwicklung der Krankheit iſt das Magenleiden noch ſtärker, indem ſich oft Magenkrampf und anhaltendes Erbrechen hinzugeſellen. Auch ſtellt ſich leicht ein ſaftiger Speichelfluß ein, durch den in einem Falle 12 Pfund entleert wurden. — g) **Krebs der Ruthe** (S. penis), entſteht beinahe immer an der Eichel oder der Vorhaut, aus harten Knoten oder Warzen, welche in Ulceration übergehen, die Harnröhre wird an verſchiedenen Stellen zerſtört, die Drüſen in den Weichen ſchwellen an 2c. Perſonen mit langer Vorhaut und Anhäufung der käſeartigen Materie bei vernachläſſigter Reinlichkeit ſind dem Uebel am leichteſten ausgeſetzt. Die Diagnoſe erfordert Vorſicht, da nicht ſelten ſyphilitiſche Geſchwüre ein krebsartiges Ausſehen bekommen. Im Anfange bekämpfe man das Uebel durch gehörige Reinlichkeit, durch Einſpritzungen, lege einen Katheter ein 2c. Nimmt das Uebel nur die Vorhaut ein, ſo kann die Abtragung dieſer zur Beſeitigung deſſelben hinreichen. Hat der Krebs ſich dagegen ſchon über die Eichel und weiter verbreitet, ſo iſt die Amputation des Penis das einzige Mittel. Dieſe Operation hat häufiger einen günſtigen Erfolg, als die Exſtirpation des Krebſes in andern Theilen; doch iſt es nöthig, daß die Hoden, Drüſen in den Weichen 2c. frei von Verhärtung ſind. — h) **Krebs des Augapfels** (S. bulbi, Exophthalmia carcinomatosa), ſ. Augenkrebs. — **Literatur.** G. U. **Wedel**, Diss. de scirrho, Jena 1731; — **Gram**, Diss. de sc. et carcinom., Leyden 1755; — **Gladbach**, Diss. de sc., Jena 1759; — K. F. **Kaltſchmied**, Diss. de sc., daſ. 1759; — **Ledran**, Mém. etc. sur le cancer, in Mem. de l'academie de Chir., Bd. III; — **Jäniſch**, Vom Krebſe und deſſen Heilart, Petersb. 1793; — **Wenzel**, Ueber Induration u. d. Geſchw. in indur. Theil., Mainz 1815; — A. **Scarpa**, Sullo scirrho e sul cancro, Mail. 1821; — v. **Walther**, Ueber Verhärt., Scirrh., harten und weichen Krebs 2c., in Journ. f. Chir. u. Augenheilk., B. V, St. 5; — **Cruveilhier**, Anat. pathologique, Par. 1829.

Skirroglyphis (Bot.), nach **Decandolle**, Untergattung von Tragoceras *H. B.*

Skirrſchina (**Skirin**), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Gut **Bieloſchitz**; 160 Einw.

Skirola (deutſche Ant.), Feuerprobe, wobei dem Inkulpaten ein mit Wachs getränktes Hemd angezogen wurde, mit dem er durch das Feuer gehen mußte. Die Probe beſtand unter Andern die Kaiſerin Richardis.

Skirvir (nord. Myth.), vertrauter Freund und Gefährte des Gottes Freyr.

Sklſchitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. **Kosmanos**; 150 Einw.

Skitophyllum (Bot.) nach **La Pylaie**, Moosgattung, ſ. v. a. Conomitrium *Mont.*

Skitten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.) Kr. **Friedland**; 270 Einw.

Skive (**Skiwe**), dän. Stadt, **Jütland**, nordweſtl. von Viborg, weſtl. von der öſtl. Bucht des Liim-Fiord, unweit der Mündung der **Skive-Aa**; Branntweinbrennerei, Fiſcherei, Viehhandel; 780 Einw.

Skizze (ital. schizzo, franz. esquisse, engl. sketch), eigentlich Spritzfleck, beſonders 1) in der Malerei und den bildenden Künſten ein flüchtiger Entwurf zu einem Gemälde oder Kunſtwerk, das nachher völlig ausgeführt werden ſoll; von berühmten Meiſtern haben ſolche S.n oft größeren Werth, als die Gemälde ſelbſt, weil man in ihnen am beſten das Schaffen ihres Geiſtes beobachten kann, während an den Gemälden meiſt fremde Hände mitarbeiten; — 2) der Entwurf zu jedem andern auszuführenden Werke; — 3) Beſchreibung eines Gegenſtandes im Allgemeinen, nach ſeinen Hauptzügen. — **Skizziren**, eine S. machen.

Skjaldares (nord. Myth.), ſ. v. a. Uller.

Skjöldebrand, **Andreas Friedrich**, **Graf von**, ſchwediſcher Dichter, Reiſeſchriftſteller und Zeichner, 1757 geboren, war Oberſt, ward zuerſt in den Freiherrn-, dann in den Grafenſtand erhoben, war 1799 Reiſegefährte Acerbi's nach dem Nordkap, bei welcher Gelegenheit er eine große Anzahl von Anſichten zeichnete, die er dann größtentheils auch ſelbſt in Aquatinta ätzte, als Beigabe zum Reiſewerke Acerbi's, welches unter folgendem Titel erſchien: Voyage pittoresque au Cap Nord, Stockholm 1801. ff., 4 Thle., mit 60 Kpfrn., Qu. Fol. Im J. 1828 legte S. ſein Staatsrathsamt nieder und † 1836. Seine „Description de Cataractes et du Canal di Trollhaetta en Suède," Stockholm 1804, enthält 12 eigenhändige Aetzungen von ihm. Schrieb ferner die Heldengedichte „Oden" (Stockh. 1816) und „Guſtav Erichſon" (daſ. 1822) und die Trauerſpiele „Hjalmar" (daſ. 1817), „Karls XII. Tod" (1829), „Herrmann von Unna" (1816).

Skjöldr (angelſ. **Skyld**, Schild, nord. Myth.), däniſcher König, Skefs Sohn, machte ſich viele benachbarte Völkerſchaften zinsbar und ließ ſich endlich, dem Tode nahe, auf ein mit den Schätzen beladenes Schiff bringen und dem Meer preisgeben. Er hinterließ als Erben des Reichs ſeinen Sohn Berwulf. Nach der Heimskringla und andern isländiſchen Sagen war S. ein Sohn Odins, der ihn über Reidgotaland (Jütland, Dänemark) ſetzte, und Gefions Gatte, Vater Fridleifs, und hatte ſeinen Sitz zu Hleidhra. Von S. hießen die nachfolgenden däniſchen Könige **Skioldungar**. Erweitert trägt das Berwulf-Lied die Benennung Skyldingas überhaupt auf die Weſtdänen, Jütlands Bewohner, über.

Sklabin (Sklabina), ungar. Bezirk, Thurroczer Geſp.; bemerkenswerth ſind hier: St. Martin, großer Marktflecken an der Thurocz, Sitz der Komitatsverſammlungen, gehört zur Herrſchaft S. (Szklabynya), welche ihren Namen von dem gleichnam. Schloſſe hat; Sutſchan (Szutſan), Marktflecken an der Waag; Iſſenbay, Dorf, deſſen Einw. allerlei Holzwaaren in großer Menge anfertigen; Turan, Marktflecken an der Waag.

Sklarka mielemka, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schildberg; 160 Einw.

Sklarka myslinowska (Geogr.) 1) preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schildberg; 190 Einw.; — 2) preuß. Puſtkowie, daſ.; 310 Einw.; — 3) preuß. Kolonie, daſ.; 120 Ew.

Sklarkaprzygodzicki, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Adelnau; 430 Einw.

Sklave (Servus, Sittengeſch.), ſ. Sklaverei.

Sklave (Ichthyol.), Fiſchgatt., ſ. v. a. Therapon Cuv.

Sklavenfiſch (Ichthyol.), Fiſchgatt., ſ. v. a. Therapon Cuv.

Sklavenfluß, nordamerik. Fluß, im Land der Schipewavs; entſteht aus der Vereinigung der beiden Flüſſe Unjigah und Stony-River. Dieſer iſt ein Abfluß des Athabasca-Sees. Der Fluß ſtrömt nordweſtlich und mündet in mehreren Armen in den Sklavenſee.

Sklavenhandel, ſ. Sklaverei.

Sklavenkriege (röm. Geſch.), drei Kriege, theils in Sicilien, theils in Italien geführt, welche, ein Symptom der nahen Auflöſung und des drohenden Zerfalls der römiſchen Republik in den allgemeinen Zuſtänden des römiſchen Staats zur Zeit der gracchiſchen Unruhen und in der Lage der Sklaven ihren Erklärungsgrund finden. Der erſte Aufſtand der Sklaven brach im Jahr 134 v. Chr. in Sicilien aus und vernichtete den Wohlſtand der Inſel auf lange Zeit hinaus. Die hart behandelten Leute (catenati cultores) auf den Latifundien der großen Gutsbeſitzer erhoben ſich unter dem Syrer Eunus und dem Cilicier Cleon in Enna. Eunus, mit den königlichen Inſignien geſchmückt, wegen ſeiner ſyriſchen Prieſtergaukeleien wie ein Wunderthäter geehrt, ſammelte um ſich ein Heer von 70,000 bewaffneten Sklaven und behauptete ſich zwei Jahre gegen römiſche Heere, bis der Konſul Rupillus nach der Einnahme von Tauromenium und Enna, wo 20,000 Sklaven blieben, dem verheerenden Kriege ein Ende machte, der an Scenen der Wuth und Grauſamkeit gegen die hartherzigen Herren dem Negerkrieg auf der Inſel St. Domingo im J. 1791 ganz ähnlich war. Kaum hatte ſich aber Sicilien von dem erſten Schlage, der mehr als 60,000 Arbeiter hinraffte, etwas erholt, als im J. 102 die zweite Empörung ausbrach, veranlaßt durch die Nichtvollziehung des die Befreiung der Sklaven aus Ländern römiſcher Bundesgenoſſen betreffenden Geſetzes. Um ſich mit den reichen Staatspachtern und Gutsbeſitzern nicht zu verfeinden, wies der damalige Proprätor der Inſel, P. Licinius Nerva, die ihre Freiheit fordernden Sklaven zurück. Dieſe griffen nun zu den Waffen und kämpften unter ihren Führern Salvius, als Sklavenkönig Typhon genannt, und Athenion mit glücklichem Erfolg, bis der Prokonſul M. Aquilius den Aufſtand unterdrückte und 6000 gefangene Sklaven mit ihrem letzten Anführer Satyrus nach Rom ſchleppte, wo ſie, für den Kampf mit wilden Thieren beſtimmt, ſich lieber einander ſelbſt erſtachen. Nach einer Nachricht bei Athenäus ſollen in beiden Sklavenkriegen eine Million Sklaven umgekommen ſeyn. Der dritte Sklavenkrieg, gewöhnlich der Gladiatorenkrieg genannt, brach im Jahr 73 v. Chr. unter den Sklaven und Gladiatoren in Italien ſelbſt aus und dauerte bis zum J. 71; ſ. Spartacus.

Sklavenküſte, Küſtenland in Oberguinea, auf der gegen Süden gerichteten Küſte, am Meerbuſen von Guinea, zwiſchen dem Lande der Goldküſte (im Weſten) und dem Lande Benin, dort durch den Fluß Volta am Kap St. Paul, hier durch den Fluß Lagos begrenzt, in einer Küſtenlänge von 70 Lieues. Landeinwärts iſt das Land gebirgig; auf der Küſte breiten ſich weite Savannen aus. Flüſſe: Volta, Lagos, Benin, Zweigsfluß, Nikolas, Mayas, Odi, Sangama, meiſt Ausflüſſe des Niger. See: Cradoo. Klima: an den Küſten heiß und ungeſund, im Innern angenehm und geſund. Die Einw. ſind Neger, meiſt von despotiſchen Fürſten regiert, mit den Landeserzeugniſſen, früher vorzüglich auch mit Sklaven (daher der Name) handelnd. Weiteres ſ. Guinea S. 328.

Sklavenmärkte, ſ. Sklaverei.

Sklaven-See, nordam. großer See. Er nimmt ſüdlich den Sklaven-Fluß und Clowey, nordöſtl. den Yellow-Knifee-River, nördl. den Great-River auf und fließt gegen Weſten in den Mackenzie-See ab.

Sklaverei. Ein altes Erbübel der geſellſchaftlichen Zuſtände, das ſich durch die ganze Geſchichte und durch alle Zeitalter in verſchiedenen Formen und Begriffen hindurchzieht, iſt die S. Man hat darunter denjenigen Zuſtand eines Menſchen zu verſtehen, wodurch er als rechtloſes Individuum einem andern Menſchen zu eigen iſt. Der Sklave hat nicht allein den Verluſt ſeiner politiſchen, ſondern auch ſeiner perſönlichen Freiheit zu ertragen. Er iſt in allen Willenshandlungen beſchränkt, weil an den Willen des Herrn gebunden, der ſeinen eignen Willen darſtellt. Im Alterthum die bürgerliche S., im Mittelalter die Leibeigenſchaft, in der neueſten Zeit die Negerſklaverei, alles läuft auf denſelben verabſcheuungswürdigen Satz hinaus, die Herrſchaft des Menſchen über den Menſchen. In den civiliſirten Staaten Neu-Europa's ſelbſt, wo gänzliche Befreiung von der Leibeigenſchaft eingetreten, ſind zwar die Sklaven untergegangen, aber nicht mit Unrecht wird die Ausbeutung der Menſchen durch den Menſchen und der dadurch herbeigeführte Zuſtand des Proletariats in ſeinen materiellen Beziehungen der S. der Vergangenheit als gleichartiges Verhältniß zur Seite geſtellt. Im Grund iſt jede äußere Beſchränkung des menſchlichen Willens, der ſich nur ſelbſt nach innern Geſetzen der Sittlichkeit und des Rechts zu beſtimmen hat, mehr oder weniger ein Grad der S. Despotismus, Poli-

zeidruck, Bevormundung, politiſche Vorrechte, Kaſtenherrſchaft, Kapitaldruck, Lehnsverhältniſſe, Bureaukratie, Privilegium des Adels u. der Stände bilden die Quelle einer politiſchen S., die um ſo drückender wird, je mehr Bewußtſeyn und Aufklärung die Maſſen des Volkes durchdringt, und die vor der Privatſklaverei des Alterthums nur wenig voraus hat. Die Hauptunterſchiede der S. werden aber gerade durch die ſtaatlichen und durch die bürgerlichen Zuſtände gegeben. Man trennt danach die politiſche S. — die Entziehung der politiſchen Rechte — von der bürgerlichen oder Privatſklaverei — die Entziehung der bürgerlichen Rechte. Schon Montesquieu in ſeinem Geiſt der Geſetze ſtellt dieſe Unterſcheidung auf. Er verſteht unter der bürgerlichen oder eigentlichen S. den Rechtszuſtand, welcher einen Menſchen einem andern ſo zu eigen gibt, daß dieſer der unumſchränkte Herr ſeines Lebens und ſeiner Güter iſt; den Begriff der politiſchen S. unterläßt er aufzuſtellen, ſcheint jedoch den knechtiſchen Zuſtand ganzer Völker darunter zu verſtehen und ſchreibt ſie beſonders dem Einfluß des Klima's zu, weshalb ſie vorzugsweiſe in Aſien anzutreffen ſey. Dieſer Irrthum iſt ſchon vielfach berichtigt worden und wird durch die Geſchichte ſelbſt widerlegt. Nicht die Beſchaffenheit des Klima's, ſondern der geſellſchaftliche Zuſtand u. die Staatsverfaſſung ſind es, welche die S. bedingen. Neben beiden Arten ſtatuirt er noch eine dritte Art, die Hausſklaverei, d. h. die innerhalb der Familie, namentlich im Morgenlande und beſonders auf den Weibern laſtende S. In dieſer Beziehung iſt der Einfluß von Klima, Religion und Lebensgewohnheit auf die öffentliche Sitte nicht zu verkennen. Dieſe ſogenannte Hausſklaverei kann hier einer weitern Betrachtung nicht unterliegen, die politiſche S. iſt im modernen Staatsleben ſo in Fleiſch und Blut übergegangen, daß man kaum einen Zuſtand kennt, der ſie nicht mit berührt, es mag von Cenſurdruck, oder Emancipation der Juden, von Feudaleinrichtungen oder Handels- und Gewerbe-Monopolen, oder wovon ſonſt noch die Rede ſeyn. Die verſchiedenen dahin einſchlagenden politiſchen Artikel ſind darüber nachzuleſen (**Adel**, **Büreaukratie**, **Lehnweſen**, **Preßfreiheit**, **Staat**, **Monarchie** ꝛc.). Es bleibt alſo nur die bürgerliche S. noch übrig. Sie findet ſich im Alterthum bei den Juden, Griechen, den Römern und den Germanen; kurz bei allen freien Völkern, und es iſt eine hiſtoriſche Unwahrheit, in dieſer Beziehung noch Unterſchiede zwiſchen der Art der bürgerlichen Freiheit hervorzuheben, wie ſie bei dieſer oder jener Nation begriffen und gehandhabt wurde. Man hat jedoch den republikaniſchen Staaten des Alterthums aus der S. einen Vorwurf und ein Verbrechen machen wollen, ohne zu bedenken, daß die ganze Anſchauung derſelben eine durchaus nationale war, welche die Berechtigung der politiſchen und menſchlichen Selbſtſtändigkeit nur in ſich und ſeinen eignen Angehörigen fand, und alle andern Völkerſtämme als Feinde betrachtete. Daher auch der eigentliche Urſprung der S. in der Kriegsgefangenſchaft. Das Leben der Kriegsgefangnen ſtand nach der völkerrechtlichen Anſicht der Alten in der Hand des Siegers; mit gleicher Konſequenz, wie die Verfügung über das Leben, die Verfügung über die perſönliche Freiheit.

Bei den **Juden** fanden, wie bei ihren ſyriſchen und arabiſchen Nachbaren, alle Arten der S. und des Sklavenerwerbs Statt. Sie hatten Sklaven, die ſich aus Noth ſelbſt verkauft hatten, die von Andern oder von ihren Aeltern als Sklaven verkauft worden, die durch Krieg oder Raub in die S. gekommen, die als Sklaven geboren waren. Das moſaiſche Geſetz unterſchied zwiſchen einheimiſchen (hebräiſchen) Sklaven und den aus der Fremde gekauften. Erſtere mußten nach 6jähriger Dienſtzeit freigegeben werden, wenn ſie nicht für immer auf Losiaſſung feierlich verzichteten; die Fremden blieben in ewiger Knechtſchaft. Die Kinder der Fremden, wie der einheimiſchen Sklaven waren ebenfalls das ewige Eigenthum der Herren. Vgl. **Hebraer**.

Die **Römer**, von allem Urſprung an ein Kriegervolk, machten durch ihre zahlreichen Kriege u. Eroberungen eine ſolche Anzahl feindlicher Völkerſtämme ſich unterwürfig, daß in gleichem Verhältniß, wie ihre Kriege und Triumphe auch die Menge der Sklaven wuchs, und es war natürlich, daß ſich für dieſe aus der Kriegsgefangenſchaft erbeuteten Sklaven noch ein beſonderes Recht geſtaltete, welches die S. zu einer Einrichtung des bürgerlichen Rechtes mit gewiſſem Rechtsgebiet ſtempelte. Daher ſpäter die verſchiedenen Geſetze über Entſtehung und Beendigung der S., über Freilaſſung, über Rechte der Herren und Sklaven. So kam es auch, daß weitere Entſtehungsgründe ſich den urſprünglichen zugeſellten, namentlich die **Geburt**, und die S. aus dem Schuldverhältniß. Das römiſche Recht erlaubte nämlich den Schuldnern, ſich ihren Gläubigern zu eigen zu geben, um anderen Folgen der gerichtlichen Hülfsvollſtreckung auszuweichen. Der Stand der Sklaven war freilich ein äußerſt harter, unmenſchlicher und unnatürlicher. Der Sklave war rechtsunfähig, zählte nicht zu den Perſonen, ſondern zu den Sachen und wurde wie eine Sache behandelt, die als Eigenthum von Hand zu Hand ging. Der Sklave konnte ſich ſelbſt nichts erwerben, nicht einmal für den Fall der Freiheit, und nur über die Hälfte des Erwerbs konnte er letztwillig verfügen, die andere Hälfte fiel geſetzlich dem Herrn zu. So lange er lebte, blieb der Herr Eigenthümer und Beſitzer des beſondern Vermögens, welches der Sklave ſich etwa erworben hatte. Es konnte an dem Sklaven, wie an einer Sache eine Servitut haften, der Sklave konnte verpfändet und verkauft werden, wie eine Waare. Ein Sklave, der irgend ein Delikt, eine Rechtsverletzung begangen hatte, konnte, wie ein Thier, dem Beſchädigten ſtatt der Entſchädigungsſumme eigenthümlich abgetreten werden, wie die Zwölftafelgeſetze ausdrücklich geſtatteten. Der Sklave konnte ſich rechtlich nicht verpflichten, und ſeine Handlungen waren für den Herrn nur dann verbindlich, wenn er Befehl dazu gegeben hatte. Endlich aber ſtand dem Herrn die volle Gewalt

Digitized by Google

über das Leben des Sklaven zu. Erſt zu Augnſts Zeiten erſchien ein Geſetz, die Lex Petronia, welches verbot, Sklaven den Beſtien zu opfern (!). Unter dem Kaiſer Domitian ward die Kaſtration der Sklaven (!) und jede unkeuſche Zumuthung gegen Sklaven unterſagt. Kaiſer Antonius ſchränkte das Recht der Tödtung ein, er unterſagte unmenſchliche Behandlung. Erſt Hadrian erließ ein Edikt, welches die Tödtung eines Sklaven von einem vorausgehenden, gerichtlichen Urtheil abhängig machte. Kaiſer Konſtantin verordnete dagegen, der Richter ſolle es in Fällen, wenn ein Herr das Züchtigungsrecht gegen den Sklaven etwa überſchritten hätte, nicht ſo genau nehmen, d. h. dem Herrn eher etwas nachſehen, ſelbſt wenn der Sklave todt geprügelt worden ſey. Nur wenige Vergünſtigungen und Erleichterungen für den Sklaven fanden ſich in den Geſetzen aufgezeichnet. So durfte der Cenſor, dem die Reviſion der Bürgerliſten zuſtand, einen Herrn, der ſeinen Sklaven ſchlecht behandelt hatte, als einen ſchlechten Bürger in der Liſte vormerken, demſelben alſo einen ſchlechten Leumund geben. Nur zu gewiſſen religiöſen Feſten und Feierlichkeiten war den Sklaven größere Freiheit eingeräumt. So hatten dieſelben an den Saturnalien volle Freiheit, und brachten an den Kompitalien ganz, wie freie Bürger, ihre Opfer dar. Nicht bloß Privatleute hatten Sklaven (Servi privati), ſondern auch der Staat (Servi publici). Eine beſondre Kleidung trugen die römiſchen Sklaven nicht, nur war die ihrige ſchlechter u. von dunklerer Farbe, als die der Freien; dagegen durften ſie weder eine Kopfbedeckung, noch Sandalen tragen und Bart und Haare nicht ſcheeren. Die Namen derſelben waren entweder von denen ihrer Herren, oder von ihrem Vaterlande entlehnt. Der Preis war ſehr verſchieden, und während man für die gemeinſten und ſolche, für welche die Händler nicht gut ſagen mochten, nur wenige Thaler bezahlte, ſo kaufte man gebildete mit mehren hundert Thalern. Die Anzahl der Sklaven war bei manchen Reichen ſo groß, daß ſie ſelbſt es nicht wußten u. erfuhren, wie z. B. Lucullus. Es gehörte zur Oſtentation, nicht allein viel Sklaven, ſondern auch deren von allen Nationen und Farben zu haben. Viele vermietheten auch ihre Sklaven an Andere (Servi fructuarii). Die öffentlichen Sklaven (die, welche zur Strafe für ein Verbrechen, oder im Krieg in die S. gekommen waren) wurden zur Verrichtung öffentlicher Arbeiten, als Tempeldiener u. zur Bedienung der Magiſtratsperſonen gebraucht. Ihre Behandlung war um Vieles milder, als bei den Privatperſonen; Erbe des Peculium der öffentlichen Sklaven war der Staat, ſpäter, mit Genehmigung des Procurator Caesaris. Man theilte die Sklaven, je nachdem ihre Beſchäftigungen auf dem Lande oder in der Stadt waren, ein in Servi ex familia rustica, welche die ſchwerſte Arbeit hatten, ſehr oft gefeſſelt waren (Servi compediti, vincti servientes) und in Steinbrüchen, in Gärten, auf Feldern ꝛc. arbeiteten, und in Servi ex familia urbana, die entweder wieder Servi ordinarii waren, welchen beſtimmte Geſchäfte angewieſen wurden, darunter die Servi vicarii, die eines Andern Stelle vertraten und oft von Sklaven gemiethet wurden, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, auch S. peculiares, weil ſie von den Sklaven aus ihrem Peculium gehalten wurden, oder Servi mediastini, die kein beſtimmtes Geſchäft hatten, ſondern gebraucht wurden, wozu es gerade Noth war. Weil Alles in den Häuſern vornehmer Römer von Sklaven und zwar jede einzelne Verrichtung von beſondern Sklaven verrichtet wurde, ſo waren ihre Benennungen ſehr verſchieden; ſie waren in verſchiedene Dekurien eingetheilt, und das über ſie gehaltene Verzeichniß wurde dem Herrn gewöhnlich alle Morgen vorgeleſen. Die einzelnen Dekurien hatten ihre Aufſeher, unter denen die übrigen ſtanden (Subservi). Beim Eingang in jedes Haus waren die Ostiarii und Janitores, Claustritumi, gewöhnlich in Ketten gelegt; die Aufſicht über das Atrium führten die Servi atrienses; der Servus admissionalis meldete dem Herrn Die, welche ihn beſuchen wollten. Die nähere Umgebung des Herrn machten die Servi cubicularii aus, eine Art Kammerdiener, gewöhnlich die Vertrauten des Herrn, die eine gute Stellung und großen Einfluß hatten. Niedrigere Sklaven waren die Tonsores und Cinerarii, die das Bartputzen und Haarkräuſeln beſorgten, was bisweilen auch weibliche Sklaven (Tonstrices) thaten; das Ankleiden lag den Vestiarii ob, die Aufwartung im Bade hatten die Balneatores. Die größte Anzahl Sklaven war für die Küche und die Tafel beſtimmt (Ministri). Hier waren die Obsonatores, welche das Einkaufen der Fiſche, des Fleiſches ꝛc. für die Küche beſorgten, die Cellarii, die die Aufſicht über Küche und Keller führten, die Sectisterniatores, welche die Speiſeſophas beſorgten, die Structores, welche die Tafel deckten, die Distibilores, welche die Schüſſeln belegten, die Carptures, welche tranſchirten, die Praegustatores, welche die Speiſen koſteten, ob ſie gehörig zubereitet waren, und den Gäſten präſentirten, vor deren Augen ſie ſie wieder koſteten, um den Verdacht einer Vergiftung zu vermeiden; die Pocillatores, welche den Wein einſchenkten u. ſ. w. Zur nähern Umgebung des Herrn gehörten noch die, welche für die Geſundheit ſorgten, Medici, Chirurgi, Unctores, Ocularii etc.; zu ſeiner Unterhaltung dienten die Anagnostae oder Lectores, Mimi, Symphoniaci, Gladiatores; beim Ausgehen die Secticarii, Anteambulones, Nomenclatores (Monitores). Außer dieſen gehören noch eine Menge andrer Sklaven zum Hausweſen. Die Dispensatores, Procuratores, Radionarii, Actores führten die Rechnung über Einnahme und Ausgabe, die Calendarii, die Schuldbücher, die Arcarii hatten die Kleider unter ſich; die Supellectiarii hatten die Aufſicht über das Hausgeräthe, einzelne davon waren die Corinthiarii, welche die korinth. Gefäße (ſ. Vasa) unter ſich hatten; die Servi ab argento potorio, welche die Trinkgeſchirre, u. die Servi ab argento escatorio, welche das ſilberne Eßgeſchirr reinigten und aufhoben. Den Servi insulares lag die Beaufſichtigung der dem Herrn gehörigen Gebäude ob; die Topiarii arbeiteten in den Gärten und

Digitized by Google

beſorgten die Ausſchmückung derſelben; die ausgeſchickt wurden, hießen Servi a pedibus etc. Ferner hielt man ſich beſondere Sklaven zum Abſchreiben und Heften der Bücher (Librarii, Glutinatores), zur Aufſicht über die Bibliothek (Servi a bibliotheca); zur Führung der Korreſpondenz (Amanuenses, Notarii, Servi ab epistolis). Selbſt die Erziehung und der Unterricht der Kinder war in den Händen der Sklaven (Nutritii und Paedagogi). Auch die Landgüter verlangten eine große Anzahl Sklaven. Der Hofmeiſter, der die Oberaufſicht über das Ganze hatte, hieß Villicus; unter ihm ſtanden die Aratores (Ackerer), Occatores (Egger), Horrearii (Dreſcher), Opiliones (Schafknechte), Muliones (welche die Maulthiere beſorgten), Vindemiatores (Winzer) ꝛc. Die Frauen hatten eine Menge Sklaven und Sklavinnen zu ihrer Bedienung. Ausſchließlich zu ihrer Dispoſition ſtanden die Servi receptitii (Servi dotales), welche die Frau aus dem väterlichen Hauſe mitbrachte und nebſt einem Theil ihres Vermögens dem Manne nicht in der Mitgift übergeben, ſondern für ſich ſelbſt behalten hatte (Bonum receptitium). Von dem zurückbehaltenen Gelde lieh ſie bisweilen dem Mann eine Summe; wollte ſie ihm dieſe aus irgend einem Grunde nicht mehr laſſen und wegen etwa eingetretener Mißhelligkeiten nicht ſelbſt abverlangen, ſo that ſie es durch jene Sklaven. Eine große Menge der hier genannten Sklaven waren in der alten einfachen Zeit nicht bekannt, ſondern wurden erſt ſpäter unter den Kaiſern theils des Luxus halber, theils auch aus Furcht und Mißtrauen angeſtellt. Die **Strafen**, womit Vergehungen der Sklaven geahndet wurden, waren gewöhnlich Peitſchenhiebe (die oft damit geſtraft worden waren, hießen Verberones, Mastigiae); außerdem wurden ihnen Stükken Holz (Furcae) um den Hals gehängt oder man ſperrte ſie in Arbeitshäuſer, ließ ſie Mühlen drehen ꝛc. Gebrandmarkt wurden gewöhnlich nur ſolche, die entflohen (Servi fugitivi) und durch die Fugitivarii eingefangen worden waren; gewöhnlich wurde ihnen der Buchſtabe F, (Fugitivus) oder F. H. E......, d. i. Fugitivus hic est...... (dies iſt der Entlaufne des ꝛc.), mit Beifügung des Namens deſſen, dem ſie entlaufen waren, eingebrannt. Als Konſtantin dies verboten hatte, wurden den Flüchtlingen Halseiſen angelegt oder die Inſchrift auf einer Tafel um den Hals gehängt. Die gewöhnliche Todesſtrafe war die Kreuzigung; Konſtantin verbot dieſelbe, nachdem ſchon die Lex Petronia (aus der Zeit der erſten Kaiſer), Sklaven den wilden Thieren vorzuwerfen, verboten und Antonius Todtung unterſagt hatte (ſ. oben); ſie wurde oft über mehre (bei der Ermordung des Podianus Secundus unter Nero über 400) zugleich verhängt, wenn ein Herr in ſeinem Haus von einem Sklaven ermordet worden war und der Thäter nicht ausfindig gemacht werden konnte. Nach den 12 Tafeln wurde mit dem Tode beſtraft jeder Diebſtahl, ferner wenn der Sklave ſeinen Herrn angab und überhaupt alle Verbrechen, weshalb ein Freier deportirt wurde; indeß wurde oft die Verurtheilung zum Bergwerksdienſt vorgezogen, um noch einen Gewinn von ihnen zu ziehen. Vadius Pollio erfand eine neue Strafe für Sklaven, indem er ſie in einen Fiſchteich werfen und von den Muränen freſſen ließ. Zu ihrem Lebensunterhalt bekamen die Sklaven etwas Gewiſſes, monatlich gewöhnlich 4—5 Modii Getreide und 5 Denarien; die öffentlichen Sklaven erhielten jährlich ihren Unterhalt; was ſie davon erſparten, konnten ſie auf Zinſen ausleihen und ſich dadurch ihre S. erträglich machen, auch die Freiheit erkaufen. Fleißige und geſittete Sklaven blieben ſelten länger als 6 Jahre in der S. Je höher in Rom der Luxus ſtieg, deſto mehr wuchs die Anzahl der Sklaven. Galt es für eine beſondere Ehre, einen Reichthum an Sklaven zu haben, ſo wurde es für ehrenvoller gehalten, eine große Anzahl Freigelaſſene um ſich zu haben. Denn die freigelaſſenen Sklaven ſtanden zu ihrem vormaligen Herrn noch immer in einem größern äußeren Abhängigkeitsverhältniß. Sie ſchaarten ſich als Klienten um den Patron, und es lag in der Sitte jener Zeit, daß eine zahlreiche Klientel das Anſehen und den Glanz eines römiſchen Bürgers erhöhten. Daher kam es auch, daß, um ſich den Schein der Freigebigkeit, Großmuth und Liberalität zu geben, die Freilaſſungen zu den beliebteſten Handlungen des öffentlichen Luxus gehörten, weshalb auch mehre Geſetze, um dieſem ſogenannten Luxus zu ſteuern, zur Beſchränkung der Freilaſſungen gegeben wurden, ſo die Lex Aelia Sentia. Ebenſo freigebig man aber auch in der Freilaſſung war, ebenſo ſittenlos war man in der Behandlung der Sklaven, und namentlich waren es die beliebten Fechter= (**Gladiatoren**=)ſpiele, wozu man die Sklaven gebrauchte. Zum Genuß des Publikums wurden die Sklaven zu Kämpfern unter einander oder mit wilden Thieren getrieben, und ein Menſchenleben dabei grade nicht ſehr hoch angeſchlagen. Unter Trajan traten binnen 123 Tagen nicht weniger als 10,000 Gladiatoren in Fechterſpielen auf und kämpften gegen 11,000 wilde Thiere. Die Wuth der Sklaven über dieſe wegwerfende und unmenſchliche Behandlung ſteigerte ſich ſo, daß in den letzten Zeiten der Republik verſchiedene Aufſtände (ſ. **Sklavenkriege**) ausbrachen, von denen der letzte einen ſehr ernſten und gefährlichen Charakter annahm. An der Spitze von 60,000 Sklaven wußte der berühmteſte Gladiator, Spartacus, den Römern ſolchen Schrecken einzuflößen, daß ſie den Staat für ernſtlich bedroht anſahen. Nach mörderiſchen Kämpfen gelang es endlich Craſſus, die aufſtändiſchen Sklaven zu beſiegen, und die Furcht im alten Rom war ſo ſtark geweſen, daß man zu den härteſten und greuelvollſten Strafen ſchritt, um für alle Zeiten zu warnen. Die Straße von Rom nach Capua erhielt eine doppelte Reihe von Kreuzen, an welchen 6000 der beſiegten Sklaven angeſchlagen wurden. Vgl. **Pignorius**, De servis. Amſterd. 1674, **T. Popma**, De operis servorum, daſ. 1672, u. A., ſowie die Artt. **Rom** (Staatsalterthümer) und **Römiſches Recht** unſeres Werkes.

Bei den **Griechen** war die S. urſprünglich erträglicher, als bei den Römern. Die Anzahl der

Sklaven in Fürſtenhäuſern belief ſich auf 50, wovon die Frau die übrigen mitbrachte. Ein großer Theil der griech. Sklaven beſtand in armen Familienvätern, die ſich Reicheren zu allerhand Feldarbeiten verdungen. Gekauft wurden die Sklaven ſeltener, etwa nur, wenn Seeräuber an einen Ort landeten. Im homeriſchen Zeitalter bezahlte man brauchbare Sklavinnen mit 4—20 Rindern. Später beſtimmten Brauchbarkeit, Seltenheit und Liebhaberei den Preis. Drückender wurde die Lage der Sklaven ſpäter, wo man dieſelben gar nicht mehr als Menſchen betrachtete. Wenn auch da noch in Athen die Privatſklaverei nicht ſo überhand genommen hatte und die Behandlung eine menſchliche und mildere war, ſo glich ſich dies durch die übertriebene Härte aus, mit welcher in Sparta die Sklaven (Heloten, ſ. d.) behandelt wurden. Fand doch, um der allzuſtarken Vermehrung der Heloten vorzubeugen, alljährlich eine förmliche Sklavenhetze (Krypteia) Statt, wobei Hunderte von Heloten getödtet wurden. Selbſt die griechiſchen Weltweiſen waren in der ganzen Anſchauung des Alterthums ſo verrannt, daß ſie gleichfalls zwiſchen Staatsbürgern und Barbaren unterſchieden. Fremde, Barbaren, Sklaven war gleichbedeutend. Nur der Grieche war zum Herrſchen, zum freien Leben geboren. Sehr fein bemerkt Ariſtoteles, gegen den Sklaven als ſolcher gilt kein Mitgefühl, nur gegen den Sklaven als Menſchen. Wo hört dann der Sklave auf, u. wo fängt der Menſch an? Uebrigens erwieſen ſich bei alle dem die Sklaven als äußerſt nützlich und fruchtbringend. Sie wurden zu Dienern, Handwerkern, Aerzten, Hauslehrern, Schauſpielern, Chirurgen, Schreibern u. dgl. verwandt. Daher auch die Verachtung der ſogenannten kleinen Gewerbe und Handthierungen als unedler Geſchäfte, die Verächtlichkeit der Schauſpiel-, Tanz- und Tonkunſt, die ausſchließliche Beſchäftigung der freien Statsbürger mit den öffentlichen Angelegenheiten. Waſſer durften die Sklaven nicht tragen, auch wurden ſie nicht in den Krieg mitgenommen, von welcher Regel nur in der größten Noth Ausnahmen gemacht wurden. Da die Sklaven dabei nicht ſelten zum Feind überliefen, ſo errichtete der Macedonier Antigonus eine Sklavenverſicherungsanſtalt, wo für jeden vom Heer entlaufener Sklave ſeinem Herrn die Verſicherungsſumme vergütet wurde. Der Käufer gab dem Sklaven einen ungriech. Namen, gewöhnlich nach ſeinem Geburtslande. Die Sklaven durften ſich nicht wie Freie kleiden, nicht die Haare ſo ſcheeren, ſich nicht ſalben. Flucht und Diebſtahl wurden am härteſten geſtraft, gewöhnlich durch Geißelung. Die härteſte Strafe war die Verurtheilung zur Mühle; auch wurden die Sklaven gebrandmarkt, gewöhnlich an der Stirn (Stigmatiä) und nicht nur zur Strafe, ſondern damit ſie im Fall einer Entweichung leicht erkannt werden konnten. Auch die Folter war gebräuchlich, beſonders zur Erpreſſung eines Geſtändniſſes. Wollte Jemand einen fremden Sklaven zu dieſem Zwecke foltern laſſen, ſo mußte er, weil die Gefolterten gewöhnlich ſtarben, eine Kaution an den Herrn ſtellen. Die Zahl der Sklaven war oft ſehr groß. Um J. 300 v. Chr. waren unter 21,000 Bürgern und 10,000 Schutzgenoſſen 3 bis 400,000 Sklaven, mehr Männer als Weiber. Selbſt von den ärmern Bürgern hielt ſich jeder einen Sklaven zur Beſorgung ſeines Hausweſens; in jeder mäßigen Haushaltung waren deren mehre zum Mahlen, Backen, Kochen, Kleidermachen, Auslaufen, Begleiten der Herren u. Frauen; Reichere, die Viehzucht und Ackerbau, Berg- und Hüttenweſen zu beſorgen hatten, hatten über 300, 600 bis 1000; auch Handwerker hielten ſich deren eine große Anzahl in ihren Werkſtätten, und eine große Menge beſaß der Staat, die ihm, außer zu andern, öffentlichen Beſchäftigungen, beſonders als Ruderknechte auf den Schiffen dienten. Uebrigens benutzten die Herren ihre Sklaven nicht bloß zu ihrem Dienſt, ſondern ſie vermietheten ſie auch um Lohn an Andere. Ungemein zahlreich waren die Sklaven namentlich auch auf Aegina und in Korinth; dort ſoll ſich die Anzahl auf 470,000, hier auf 460,000 belaufen haben; beide Staaten brauchten ſie wegen ihres ausgebreiteten Handels und ihrer großen Seemacht; die Zufuhr erhielten ſie beſonders von dem ſchwarzen Meere her. In Phocis war früher das Halten von Sklaven unterſagt, doch ſpäter wurde es eingeführt, obgleich nicht ohne großen Widerſpruch weil man dadurch den Verdienſt der ärmeren Klaſſe beeinträchtigt ſah. Eine menſchliche Behandlung genoſſen auch die Klarotai in Kreta, die Korinophoroi in Sycion, die Gymnita in Argos, die theſſaliſchen Peneſtä von ihren maced. Herren. Vgl. J. F. Reitemeier, Geſch. u. Zuſtand der S. Griechenlands, Kaſſel 1789.

Wie ſchon oben bemerkt, iſt der erſte Grund der Entſtehung der S. Kriegsgefangenſchaft (Servitus jure gentium) geweſen. Später kam dazu die Hingebung eines Freien in S., und die Verurtheilung zu gewiſſen Strafen (Servitus jure civili). So verloren die zum Tode, zum Bergbau und zu Thierſpielen verurtheilten Verbrecher mit dem Urtheil auch die bürgerliche Freiheit. Der gangbarſte Entſtehungsgrund blieb immer die Geburt (dieſe Sklaven hießen bei den Römern Vernae). Das Kind einer Sklavin war mit der Geburt Sklave. War die Mutter zur Zeit der Empfängniß, od. während der Schwangerſchaft, oder zur Zeit der Geburt frei, ſo wurde auch das Kind frei. Unter Kaiſer Claudius verordnete ein Senatsbeſchluß, wenn ein Freier mit einer Sklavin, die er für frei hält, Kinder zeugt, ſo ſollen die weiblichen der Mutter, die männlichen dem Vater folgen. Falls dagegen eine Frau mit einem Sklaven einhält und durch Ermahnungen und Warnungen davon nicht abzubringen iſt, ſo ſoll dieſelbe dem Herrn des Sklaven als Sklavin zugeſprochen werden. Beendigt wurde die S. regelmäßig durch Freilaſſung (ſ. Manumissio). In gewiſſen Fällen wurde jedoch der Sklave ohne Freilaſſung frei; ſo, wenn der Sklave den Mörder des Herrn entdeckte, oder wenn derſelbe ſchwere Verbrechen zur Anzeige brachte, oder wenn der Herr ein Sklavenkind ausſetzte. Die Arten der Freilaſſung ſelbſt waren nach römiſchem Rechte ſehr verſchieden. Sie konnte durch teſtamentariſche Verfügung

erfolgen, oder durch briefliche Anordnung (per epistolam), od. unter Freunden, wenn der Herr den Sklaven zu ſeiner Tafel zog (per convivium), oder wenn bei der Aufſtellung der Bürgerliſte der Herr ſeinen Sklaven als freien Bürger einzeichnen ließ (per censum). Der feierlichſte Akt war die Freilaſſung vor dem Magiſtrat durch ſolennen Akt mit beſonderen ausgezeichneten Formen (per vindictam). Spätere Geſetze trafen beſondere Beſtimmungen über die Statthaftigkeit der Freilaſſung. So beſchränkte ein Geſetz (Lex Furia Caninia) die teſtamentariſche Freilaſſung auf eine beſtimmte Zahl. Die Lex Aelia Sentia unter Kaiſer Auguſt ſetzte für den Herrn, der frei laſſen wollte, 20jähriges, für den Sklaven, der frei gelaſſen werden ſollte, 30jähriges Alter feſt. Ein ſpäteres Geſetz (Lex Julia Norbana) gab dagegen allen Perſonen, die vor dem 30. Jahr freigelaſſen wurden, das beſondere Recht der Latiner, die zwar freie Bürger, aber nicht mit vollem Bürgerrecht waren, weshalb dieſe Freigelaſſenen den Namen Latini Juniani erhielten, die durch Wiederholung der Freilaſſung oder durch kaiſerlichen Gnadenakt die volle Freiheit empfingen. Die griech. Sklaven konnten ſich die Freiheit durch erworbenes Geld erkaufen, auch erhielten ſie dieſelbe durch Tapferkeit im Kriege oder wegen ausgezeichneter Treue und Ergebenheit gegen ihre Herren; doch blieben ſie dieſen dann noch immer gewiſſe Verbindlichkeiten ſchuldig und durften ſich keinen Andern zum Patron, den ſie als Nichtbürger haben mußten, wählen. Sogar das Bürgerrecht wurde ihnen bisweilen gegeben, nur durfte dies nicht bei öffentlichen Spielen ausgerufen werden.

Auch bei den freien **Germanen** hatte das Sklavenweſen ſich eingeniſtet, wenn auch nicht mit ſolch übermäßigen Härten, wie bei den Römern. Die Sklaven wurden als Knechte zum Landbau benutzt, während der Herr dem Kriegshandwerk oblag. Sie hatten jedoch ſelbſtſtändige Hauswirthſchaft, konnten ſich ſelbſt erwerben, und waren nur zu beſtimmten Abgaben an den Herrn verpflichtet. Hieraus entwickelte ſich die ſpätere **Leibeigenſchaft** (ſ. d.), die bis auf die neueſte Zeit in Mecklenburg beſtand, und jetzt noch in Polen und Rußland mit all ihren Härten fortbeſteht. Sie entſtand durch Geburt, in manchen Fällen auch durch Heirath, durch freiwillige Hingebung in die Leibeigenſchaft, oder durch Verjährung. Auch galt der Grundſatz, daß der Heimathloſe, welcher ſich über Jahr und Tag in einer Gegend aufhielt, in welcher herkömmlich die Leibeigenſchaft galt, durch ſeinen fortgeſetzten Aufenthalt leibeigen wurde (die Luft macht eigen). Der Leibeigene, auch Halseigene, Bluteigene genannt, hatte indeß nicht ganz dieſelbe unbedingte Abhängigkeit von dem Leibherrn, wie der Sklave von ſeinem Herrn. Nur in Polen und Rußland blieb die Leibeigenſchaft der alten S. ganz gleich. Die eigentlich deutſche Leibeigenſchaft gab dem Herrn als ſolchem nicht die ausſchließliche Befugniß über Perſon u. Vermögen, ſondern beſtand vielmehr nur in einer feſten u. unablösbaren Verbindlichkeit zu Dienſten und Pflichten, die auf der Perſon und nicht auf dem Gut hafteten, wodurch ſich die Leibeigenſchaft wiederum von dem Lehnsverhältniß unterſcheidet, welches im Grund u. Boden u. nicht in der Perſon wurzelt. Rückſichtlich der Geburt galt der Grundſatz, daß das Kind in die Rechte der Mutter tritt, Kinder einer Leibeigenen wurden erſt durch die Geburt leibeigen, bei Heirathen wurde als Regel angenommen, daß die unfreie Hand die freie nach ſich zieht, wer als eine leibeigene Perſon heirathete, wurde ſelbſt leibeigen. Der Leibeigne durfte keine Ehe ohne Genehmigung des Leibherrn ſchließen, und hatte dafür eine gewiſſe Abgabe zu zahlen, welche unter verſchiedenen Namen Frauenzins, Handſchilling, Buſengeld, Mannthaler ꝛc. bekannt iſt und woraus ſich in vielen Gegenden das Recht der erſten Nacht (Jus primae noctis) entwickelt. Der Leibeigne konnte nun zwar Vermögen erwerben, war aber an die Scholle gebunden, d. h. durfte das Gut ſeines Herrn nicht verlaſſen, und mit ſeinem Tode fiel ein beſtimmter Theil ſeines Vermögens dem Herrn anheim (Sterbefall). Endlich ſtand dem Leibherrn das volle Züchtigungsrecht gegen den Leibeigenen zu. In Deutſchland beſtand die Leibeigenſchaft, wie oben erwähnt, bis auf die neueſte Zeit; am längſten in der Lauſitz, in Mecklenburg und Schleswig-Holſtein, und ebenſo unverkennbar als die S. der alten Welt durch den Einfluß des Chriſtenthums verdrängt wurde, iſt dem Einfluß der franzöſiſchen Revolution die Abſchaffung der Leibeigenſchaft zu verdanken. Denn gerade das kirchliche Recht des Mittelalters, den urſprünglichen Geiſt des Chriſtenthums verkehrend, hielt mit aller Zähigkeit und Selbſtſucht an den feudalen Verhältniſſen, wozu mehr oder weniger die Leibeigenſchaft mit gerechnet wurde, feſt, u. nicht einmal der Reformation gelang es, für den Augenblick ein geſunderes Rechtsſyſtem an die Stelle veralteter Vorrechte zu ſetzen, mag ſie auch mittelbar immer wieder zur Ausmarzung widermenſchlichen Rechtes beigetragen haben. Vielmehr kam, nachdem die S. der alten Welt durch den milden Geiſt des Chriſtenthums ſchon dem Untergang verfallen war, lange nach Einführung und Verbreitung des Chriſtenthums zu Anfang des 16. Jahrhunderts, die noch heute beſtehende Negerſklaverei (ſ. unten) auf, vom ſittlichen u. allgemein menſchlichen Standpunkte gerade ſo verwerflich und verabſcheuenswerth, wie die römiſche und griechiſche S.

In **England**, wo ſchon die dort herrſchenden Römer die S. nach ihrer Art ausgebildet hatten, war bei dem Eindringen der Angelſachſen die ganze britiſche Bevölkerung unterjocht worden. Zwar baute der größere Theil der Beſiegten für die Ueberwinder das Land, doch gab es auch Hausſklaven, die man als Waare betrachtete. In den erſten Jahrhunderten der normanniſchen Periode ging allmählig die wirkliche S. in die ziemlich milde Leibeigenſchaft auf und auch dieſe erloſch im Anfang des 16. Jahrhunderts von ſelbſt. — In **Frankreich** beſtand neben der harten Leibeigenſchaft auch die abſolute S., die großentheils durch die Kriegsgefangenen unterhalten wurde, welche man den von Spanien her einbringenden Mauren abnahm. Erſt der erſtarkten Königsgewalt

Digitized by Google

gelang es, der Barbarei Grenzen zu ſetzen. Ludwig IX. mäßigte wenigſtens auf den Krongütern das Joch der Knechtſchaft u. ſeine Nachfolger ſetzten das Werk fort, um den übermächtigen Adel zu ſchwächen, bis endlich durch die Revolution auch der Leibeigenſchaft ein Ende gemacht wurde. — Italien beſaß ebenfalls das Mittelalter hindurch nicht nur Leibeigene, ſondern auch wirkliche Sklaven und namentlich war Rom der Mittelpunkt des Menſchenhandels, wo die Venetianer Chriſtenſklaven kauften und an die Mohammedaner verkauften und umgekehrt die Spanier mohammedaniſche Sklaven feilboten. — In Spanien lieferte der 700jährige Kampf zwiſchen den Chriſten und Mauren eine große Menge ſowohl chriſtlicher als mauriſcher Sklaven, und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſchmachteten in Portugal und Spanien Tauſende von Mauren im härteſten Sklavenjoche.

Zwiſchen durch die Geſchichte der S. in den europ. Staaten des Alterthums und des Mittelalters zieht ſich die in den despotiſchen Staaten Aſiens und Afrika's, die namentlich ſeit dem Sieg des Islams, durch die mohammedaniſche Religion begünſtigt, um ſich griff. Der Koran verbietet eigentlich, Glaubensgenoſſen als Sklaven zu halten. Daß Mohammed und ſeine Nachfolger, die Khalifen, Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht, davon iſt keine Spur vorhanden. An den Höfen der Khalifen gab es meiſt nur Negerſklaven, die durch den Handel bezogen wurden. Erſt in den Kreuzzügen ſcheinen die Saracenen die Sitte angenommen zu haben, aus Kriegsgefangenen Sklaven zu machen. Die Kreuzfahrer verübten im Orient an den Mohammedanern ein Gleiches. Jetzt werden oft Kinder von ihren Aeltern in die S. verkauft und dieſe nebſt den Kriegsgefangenen und Geraubten füllen die orientaliſchen Sklavenmärkte. Uebrigens iſt die Behandlung der türkiſchen Sklaven im Ganzen minder hart, und ſchon der Koran ſchreibt ſeinen Bekennern vor: „Halte deine Sklaven gut, und ſiehſt du, daß ſie es verdienen, ſo theile den Reichthum mit ihnen, den Gott dir verliehen hat. Zwinge deine Sklavinnen nicht, dir ihre Keuſchheit preiszugeben.“ Auch empfiehlt er die Freilaſſung der Sklaven, die nicht ſelten iſt, mag ſie aus Freigebigkeit, Großmuth oder Religionseifer geſchehen. Nicht ungewöhnlich iſt es auch, daß die türk. Sklaven zu bedeutenden Würden u. Staatsämtern ſich emporſchwingen. Zu manchen Hofämtern iſt ſogar die Eigenſchaft des Sklaven erforderlich. So muß das Haupt der ſchwarzen Verſchnittenen im Serail des Sultans, der Kislar-Aga, ſowie das Haupt der weißen Kaſtraten, der Kapi-Aga, ein Sklave ſeyn. Ehedem konnte in Aegypten nur ein Mameluk zur Würde des Bey gelangen. Georgiſche und cirkaſſiſche Sklavinnen füllen die Harems der Großen. Die Beſchäftigung der turk. Sklaven iſt eine häusliche; nur in den Seehäfen werden dieſelben zu harter Arbeit gebraucht. Gewöhnlich werden die Sklaven verheirathet und ihre im Hauſe geborenen Kinder gelten als Familienglieder. Der Umſtand, daß die Sklaven beim Tode des Herrn Miterben ſind, verſchafft ihnen oft die Freiheit und Vermögen. Eine Sklavin, die dem Herrn ein Kind geboren, iſt nach dem Tode deſſelben frei. Jeder Sklave ſteht unter dem Geſetz und ſoll als Unfreier nur das halbe Strafmaß, das der freien Weiber empfangen. Einen weit roheren Charakter trägt die S. bei Mohammedanern der afrikaniſchen Nordküſte. In dem unabhängigen Reiche Marokko, in den Barbareskenſtaaten Tunis u. Tripolis, ehedem auch in Algier, beſtand ſeit dem Mittelalter neben der Negerſklaverei auch die S. der Weißen, die durch Seeraub gegen alle chriſtlichen Völker im Mittelmeer unterhalten wurde. Die Vernichtungskämpfe der Chriſten und Mauren in Spanien und die allmählige Zurückdrängung der letztern auf die afrikaniſche Küſte entwickelten dieſen Menſchenraub und gaben ihnen die Wuth eines Religionskriegs. Die grauſame Behandlung, welche die Chriſtenſklaven durch die Mauren erlitten, die Standhaftigkeit, womit nicht ſelten die Gefangenen eher das härteſte Loos ertrugen, als daß ſie ſich durch Annahme des Islam Milderung verſchafften, die Adenteuer, unter welchen ſich viele aus den Händen der Barbaren retteten, unterhielten bei den Europäern bis in das 19. Jahrhundert einen glühenden Haß u. romantiſchen Schauer, die zu mannichfacher kriegeriſcher Unternehmung veranlaßten (ſ. unten). Iſt nun auch durch die Abhängigkeit, die Furcht und die Aufſicht, in welche ſeit der Eroberung Algeriens durch die Franzoſen auch die übrigen Barbaresken geriethen, die Seeräuberei erloſchen, ſo ſchmachten doch noch immer in Marokko und Tripolis chriſtliche Europäer als Sklaven. Dagegen hob der Bai von Tunis 1845 in ſeinem Gebiete die S. der Schwarzen wie der Weißen auf, während Frankreich in Algier die Negerſklaverei bis jetzt beibehalten hat. Die Bemühungen der Briten, den Negerhandel überhaupt von der Erde zu vertilgen, haben ebenſalls zu einigen Aufklärungen über den Negerhandel u. die Negerſklaverei in den mohammedaniſchen Ländern geführt. In den mohammedaniſchen Reichen und Provinzen im Innern Afrika's beſteht die größere Maſſe der Bevölkerung aus ſchwarzen Sklaven, die jede Arbeit im Hauſe u. auf dem Felde verrichten und die man theils durch Krieg, theils durch Handel mit den heidniſchen Negerſtämmen erlangt. Nur die geringere Zahl der Sklaven wird wieder ausgeführt. Der Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, wußte ſich durch Sklavenjagden, die jährlich ſeine Truppen in den nubiſchen Grenzgebieten ausführen, mit vielen Tauſenden von Negerſklaven billig zu verſorgen. Dieſe Jagden, Gazzuas oder Gaswas genannt, werden mit unerhörter Barbarei vollzogen und koſten, ſowie der rohe Transport, viele Menſchenleben. Vgl. Leon de Laborde, Chasses aux negres, Par. 1838. Der Paſcha überließ die erjagten Sklaven entweder zur Deckung rückſtändigen Soldes an ſeine Offiziere und Beamten oder ſtellte mit ihnen ſeine regulären Negerregimenter her, in denen die Unglücklichen unter der ungewohnten Disciplin zu Schaaren hinſtarben. Im Allgemeinen bezeichnen Grauſamkeiten u. Unmenſch-

lichkeiten aller Art die asiatische S. So pflegen in China die Sklaven verstümmelt zu werden, um mit ihnen zu betteln, und wie in Indien die Wittwen, werden anderwärts Sklaven und Hausthiere mit dem verstorbenen Herrn begraben. Eine sehr verachtete Art der S. ist in Indien der Dienst in den Pagoden, als Polizeidiener und als Henkersknechte. Solche Sklaven sind gewöhnlich die wegen eines todeswürdigen Verbrechens Begnadigten.

Soweit die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters. Für die Neuzeit bildet eine ganz neue Epoche der Menschenunterjochung die Negersklaverei. Sie entstand durch das Bedürfniß der westindischen Kolonien. Die Bebauung des neugewonnenen Bodens, der zahlreichen u. fruchtbaren Pflanzungen, namentlich des Zuckerrohrs, des Tabaks u. der Baumwolle, erfordert zahllose Hände und eine robuste, zähe Natur. Die Einwanderung war schwach und die Europäer ermatteten frühzeitig unter den Anstrengungen der Kultur und den Belästigungen des Klima's. Durch die Ostindienfahrer mit der Küste Afrika's bekannt, verfiel man, durch die Bereitwilligkeit der Küstenbeherrscher veranlaßt, auf den Gedanken, in den dortigen Negerstaaten Arbeiter anzukaufen und nach den neuen Kolonien Amerika's überzuführen. Die Zahl der Negersklaven in den überseeischen Ländern vermehrte sich nun rasch bis ins Ungeheure. Bei der ersten Volkszählung im Jahre 1790 ergab sich, daß Massachusets und Maine damals verbundene Staaten ohne Sklaven waren, daß Vermont nur 17, New-Hampshire 158, Pennsylvanien 337, Rhode Island 952, dagegen Newyork 21,334, Georgien 26,264, Nordkarolina 100,572, Maryland 103,036, Südkarolina 107,094, Virginien 293,427 Sklaven hatte. Zwar mehrten sich die Gegner der S. in eben dem Maße, doch die Bemühungen der Philantropen, die S. durch einen Kongreßbeschluß aufzuheben, konnten nicht zum Ziele führen, da die S. zu den innern Fragen gehört, welche der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen sind. Von Einzelnstaaten entsagten dem Besitz von Sklaven Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusets, Rhode Island, Connecticut, Newyork, New-Jersey, Pennsylvanien; die Aufnahme der neuen Staaten Illinois, Indiana und Ohio erfolgte unter der Bedingung, daß dort keine Sklaven gehalten würden. Später suchte man bei der Aufnahme neuer Staaten gleichsam abzupaaren, damit das Gleichgewicht zwischen sklavenhaltenden und freien Staaten erhalten werde. Von neuen Staaten sind Arkansas, Florida und Texas sklavenhaltende, Michigan, Jowa und Wisconsin freie. Neuerdings ist das Gleichgewicht aufgehoben durch Oregon, Kalifornien, Neu-Mexiko, Utah und Minisota, welche sämmtlich keine Sklaven halten. Unter einer Bevölkerung von ungefähr 23 Millionen Seelen (eine genaue Zahl kann nicht angegeben werden, da das Ergebniß der Zählung von 1850 noch nicht bekannt geworden ist) leben in den Vereinigten Staaten gegenwärtig 3,050,421 Sklaven und 463,617 freie Farbige. Den Anwachs der Sklaven in diesem Jahrhundert weist die folgende, die Jahre 1800 und 1840 vergleichende Tabelle nach, welche wir dem ausgezeichneten Werke Karl Andree's über Amerika entnehmen:

Staaten.	Volksmenge.		Sklaven.	
	1800.	1840.	1800.	1840.
Maine . .	151,719	501,793	0	0
New-Hampshire	183,762	284,574	8	1
Vermont . .	154,465	291,948	0	0
Massachusets	423,245	737 699	0	0
Rhode-Island	69,122	108,830	381	5
Connecticut .	251,002	309,978	951	17
Newyork . .	588,756	2,428, 21	20,343	4
New-Jersey .	211,149	373,306	12,422	674
Pennsylvanien	602,365	1,724,033	1,706	64
Delaware .	64,273	78,085	6,153	2,605
Maryland .	341,548	470,019	105,635	89,737
Virginien .	880,200	1,239,797	342,796	448,987
Nordkarolina	478,103	753,419	133,296	245,817
Südkarolina	345,591	594,398	146,151	327,038
Georgien . .	162,101	691,392	59,404	280,944
Florida . .	—	54,477	—	25,717
Alabama .	—	590,756	—	253,532
Mississippi .	8,850	357,851	3,489	195,211
Louisiana .	—	352,411	—	168,452
Arkansas .	—	97,574	—	19,935
Tennessee . .	105,602	829,210	13,584	183,059
Kentucky . .	220,955	779,828	40,343	182,258
Ohio . . .	45,365	1,519,467	—	3
Michigan .	—	212,267	—	0
Indiana . .	4 875	685,866	135	3
Illinois . .	—	476,183	—	331
Missouri . .	—	383,702	—	58,240
Dist. d. Kolumbia . .	14,093	43,712	3,244	4,694
Wiskonsin .	—	30,945	—	1
Jowa . . .	—	43,112	—	16
Totalsumme	5,305,663	17,063,353	893,041	2,487,355.

Was die Lage betrifft, in welcher sich diese enorme Menge Schwarzer in Nordamerika befindet, so wird die Beurtheilung derselben außerordentlich erschwert durch die vielen verfälschten Nachrichten, welche drei in dieser Beziehung mit einander verbündete Parteien mit solcher Emsigkeit und systematischer Berechnung in Europa verbreiten, daß die Presse von diesen Berichten fast beherrscht wird. Ueber die Behandlung der Sklaven existirt in jedem einzelnen Sklavenstaate ein Gesetz, der sogenannte Black Code. Die Bestimmungen dieser verschiedenen Gesetze sind im Allgemeinen übereinstimmend; der Coder für Louisiana von 1806, den wir als Beispiel wählen, enthält folgende Vorschriften: Jeder Sklave erhält zum Frühstück eine halbe Stunde, für das Mittagsessen zwei Stunden Zeit. Am Sonntag braucht kein Sklave zu arbeiten, außer der Herr zahle ihm 4 Schillinge (1 Thlr. 10 Ngr.). Der Herr ist verpflichtet, jedem Sklaven monatlich ein Barrel Mehl zu geben, ferner eine Pinte Salz, ein Hemd und ein Paar baumwollene Hosen für den Sommer, ein wollenes Hemd, ein Paar wollene Hosen und eine Mütze für den Winter; außerdem ein Stück Land zu beliebigem Anbau. Den Körperschwachen, Hochbetagten und Blinden muß der Herr ernähren, bei Strafe von 25 Dollars für jeden einzelnen Fall. Der Sklave kann nichts besitzen ohne Erlaubniß seines Herrn, er kann weder in bürgerlichen noch in peinlichen Fällen Zeuge seyn. Kein Sklave darf freigelassen werden, wenn er nicht 30 Jahre alt ist und sich vollkommen gut betragen hat. Kinder unter 10 Jahren dürfen ohne ihre Mütter nicht ver-

kauft werden. Ein Herr, welcher ſeine Sklaven mißhandelt oder ihnen die nöthige Nahrung und Kleidung verweigert, kann von dem Friedensrichter belangt werden und muß für jeden Fall 25 Dollars, bei grauſamer Beſtrafung 200—300 Dollars Strafe erlegen. Auch kann der Richter außerdem Befehle erlaſſen, welche er für geeignet hält, damit den Sklaven Abhülfe werde. Ein Sklave, der ſeinen Aufſeher ſchlägt, oder einen andern dazu verleitet, bekommt 25 Hiebe, und wenn Blut gefloſſen iſt, 50; wenn er ſich an einem Weißen zum dritten Male thätlich vergreift, wenn er ſeinen Herrn, deſſen Frau oder Kinder tödtlich verwundet, erleidet er den Tod. Ein Sklave, der ohne Erlaubnißſchein ſeines Herrn zu Pferde betroffen wird, kann angehalten, mit 25 Hieben beſtraft und ſeinem Herrn zurückgeſchickt werden. Wer einen Sklaven entfernt von ſeines Herrn Pflanzung antrifft, kann ihn anhalten, beſtrafen und ſelbſt tödten, falls derſelbe Widerſtand leiſtet oder ihn ſchlägt. Auf einen Maroon-Neger (Entlaufenen) oder einen Neger, der nicht ſteht, kann gefeuert werden. Freie Farbige, welche es an Achtung gegen weiße Leute fehlen laſſen und ſich Gleichheit mit denſelben anmaßen oder ſie beleidigen und ſchlagen, können nach Maßgabe der Beleidigung kürzere oder längere Zeit ins Gefängniß geworfen werden. Ein Farbiger, gleichviel ob Freier oder Sklave, wird mit dem Tode beſtraft, wenn er ein Gebäude oder einen Getreidehaufen in Brand ſteckt, eben ſo wenn er Jemanden vergiftet, todtſchlägt oder einer weißen Frau Gewalt anthut. Keine freie Perſon darf einen Sklaven heirathen". Dies ſind die geſetzlichen Beſtimmungen; die thatſächliche Ausübung derſelben iſt natürlich verſchieden. Sir Charles Lyell, ein Engländer, gibt von einer Pflanzung, die er beſuchte, eine günſtige Schilderung. „Es gibt eine erbliche Anhänglichkeit", ſagt er unter Anderm, „und oft Zuneigung auf beiden Seiten, die mehr dem gleichen, was früher zwiſchen den Adeligen u. den Hörigen in den alten Feudalzeiten von Europa beſtand. Die Sklaven identificiren ſich ſelbſt mit ihren Herren und das Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit ſteigt mit deren Erfolg im Leben. Die Uebel der S. ſollen ſich in ihrem ſchlechteſten Lichte zeigen, wenn neue Koloniſten aus den freien Staaten kommen, Bewohner des Nordens, die voll von Thätigkeit ſind, die ein ſchnelles Vermögen machen wollen, die ihr eigenes Leben in einem ungeſunden Klima aufs Spiel ſetzen, und die keine Rückſicht auf die Widerſpenſtigkeit der Neger gegen angeſtrengte Arbeit nehmen. Wer von Europa direkt nach Georgien kommt und einen lebhaften Eindruck von dem Zuſtande des Landvolkes in mancher engliſchen Grafſchaft mit ſich bringt, von ſeiner Unwiſſenheit, Unmäßigkeit und Mangel an Sparſamkeit, von der Schwierigkeit, das Leben zu friſten, von der geringen Ausſicht, ſein Loos zu verbeſſern, dem wird der Zuſtand der Sklaven nur geringen Grund zur Klage oder Verzweiflung geben. Die Alten und Ausgedienten, die in England in einem Arbeitshauſe leben würden, erfreuen ſich hier bis zum Ende ihrer Tage der Geſellſchaft ihrer Nachbarn und Verwandten, und leben frei in abgeſonderten Häuſern, die man ihnen gegeben hat. Die Kinder haben keine regelmäßige Arbeit, bis ſie zehn oder zwölf Jahr alt ſind. Die Arbeiter außer dem Hauſe haben abgeſonderte Häuſer für ſich, ſelbſt die Diener des Hauſes leben getrennt von dem großen Hauſe. Ihre Lage iſt ſo, daß ſie vor den europäiſchen Dienſtboten manche Vortheile voraus haben. Einmal können ſie Alle heirathen, und wenn hier irgend eine Herrin einem jungen Mädchen die Bedingung auferlegen wollte, die man ſo häufig in den engliſchen Zeitungen findet: „Kein Liebhaber erlaubt!" ſo würde dies hier als eine unerhörte Tyrannei betrachtet werden. Die Arbeiter fangen um 6 Uhr des Morgens an zu arbeiten, haben um 9 Uhr eine Stunde Ruhe zum Frühſtück, viele von ihnen haben ihre zugetheilte Arbeit um 2 Uhr, Alle von ihnen um 3 Uhr beendet. Im Sommer theilen ſie ihre Arbeit verſchieden ein, gehen in der Mitte des Tages ſchlafen, ſtehen dann auf, um die Arbeit zu beendigen, u. verbringen einen großen Theil der Nacht mit Geſpräch, Luſtbarkeiten, Predigen und Pſalmſingen. Um Weihnachten verlangen ſie eine Woche Ferien, wo ſie eine Art von Saturnalien feiern und die Eigenthümer keine Arbeit gethan bekommen können. Die Negerhäuſer ſind ſo nett, wie der größere Theil der Bauerhäuſer in Schottland; ſie haben immer eine Hinterthür u. eine Halle, wie ſie es nennen, in welcher ſich eine Kiſte, ein Tiſch, zwei oder drei Stühle und ein oder mehre Breter für niederes Geſchirr befinden. Die Arbeiter erhalten Maismehl, Reis und Milch, bisweilen Schweinefleiſch und Suppe. Gewöhnlich beſteht ein Hoſpital für Männer, eines für Frauen und Wöchnerinnen. Die letztern haben immer einen Monat Ruhe nach ihrer Niederkunft, ein Vortheil, der hart arbeitenden engliſchen Bauersfrauen ſelten zu Theil wird. Die Negermütter ſind oft ſo unwiſſend oder ſo träge, daß man ſich nicht darauf verlaſſen kann, daß ſie wach bleiben und ihren eigenen Kindern Arznei geben, ſo daß die Herrin oft die ganze Nacht bei einem kranken Negerkinde aufſitzt. Es ſind gemiſchte Beweggründe, die ſie dazu treiben: ein Gefühl von Wohlwollen, und die Furcht, die Dienſte des Sklaven zu verlieren; aber dieſe Aufmerkſamkeiten feſſeln die Neger ſehr an ihre Eigenthümer." Grelle Gegenſätze von dieſem anmuthigen Bilde und grauſame Mißhandlungen der Neger kommen auch in der neueſten Zeit noch häufig genug vor; die Fälle gehörten auch heute noch nicht zu den Seltenheiten, wo ein unglücklicher Neger gebunden ſich unter der Geißel ſeines weißen Peinigers krümmt und vielleicht eines geringen Vergehens wegen die Seele aushaucht. Am häufigſten ſind ſolche Fälle in Miſſouri und Alabama. Miſſouri iſt, wie alle neue Staaten des Weſtens, von einer rohen gewaltthätigen Bevölkerung erfüllt, die eigenes und fremdes Leben gleich gering achtet; in Alabama iſt es die dort herrſchende Trunkenheit, welche nicht ſelten

zu Mißbandlungen und ſelbſt zu Verbrechen Anlaß gibt. In Miſſouri wurde noch 1837 ein Geſetz erlaſſen, nach dem die Abolitioniſten, d. i. Diejenigen, welche gegen die S. ſprächen oder ſchrieben, zur Strafe als Sklaven verkauft werden ſollen. In Südkarolina iſt es dem Herrn bei 100 Pfund Sterling verboten, ſeinen Sklaven leſen oder ſchreiben zu lehren (über die Urſache dieſes alle Grundſätze der Civiliſation und Humanität verhöhnenden Geſetzes ſ. unten, S. 378 f.); die gleiche Buße muß er erlegen, wenn er den Sklaven tödtet. Daſſelbe Geſetzbuch bedroht den flüchtigen Sklaven, wie Jeden, der zur Flucht behülflich iſt, mit dem Tode. Der Weiße, der dem Neger eine Wunde beibringt, zahlt 40 Schillinge; der Neger, der ein weißes Kind ſchlägt oder einen Weißen, ſelbſt im Zuſtande der Vertheidigung verwundet, ſoll ſterben.

In den franzöſiſchen Kolonien galt bis 1834 das blutige Geſetzbuch Ludwigs XIV., der „Code noir", nach welchem Sklaven unter die Mobilien gezählt wurden. Die Zahl der franz. Sklaven mag ſich jetzt auf 250,000 belaufen, von denen jährlich durchſchnittlich nur 108 heirathen, obwohl das Geſetz die Ehen begünſtigt. Das Geſetz von 1845 beſtimmt im Weſentlichen Folgendes: Nach vorausgegangener Berathung der Kolonialräthe oder deren Delegirter ſollen Beſtimmungen getroffen werden, über die den Sklaven von Seiten der Herren ſchuldige Nahrung und Pflege, über das Disciplinarreglement in den Werkſtätten, über den religiöſen und Elementarunterricht der Sklaven, über die Verehlichung unfreier Perſonen, ihre Bedingungen, Formen und Wirkungen in Bezug auf die Gatten ſelbſt und ihre Kinder. In Fällen einer Heirath zwiſchen unfreien Perſonen, die verſchiedenen Herren angehören, ſoll ein Kolonialdekret die Mittel anordnen, um entweder den Mann mit der Frau oder die Frau mit dem Mann zu vereinigen durch den Loskauf, den der Herr eines von beiden Gatten zu bewerkſtelligen verbunden iſt. Die Dauer der Arbeit iſt ſo beſtimmt, daß die Zeit zwiſchen 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends, wobei dritthalb Stunden dazwiſchen zur Erholung geſtattet ſind, nicht überſchritten werden darf. Dieſes Maximum der Arbeitsdauer kann jedoch zur Zeit der Ernte und Fabrikation um zwei Stunden verlängert, oder auch die Tagesarbeit auf die Nacht verlegt werden, unter der Bedingung, daß die Maximalregel für 24 Stunden inne gehalten wird. Der Samſtag gehört dem Sklaven, damit er ſich durch freie Arbeit eine Summe zum Loskauf verdienen kann. Zugleich mit dem Eigenthumsrecht iſt dem Sklaven das Recht zugetheilt, zu erben, über ſein Vermögen zu verfügen u. ſ. w., jedoch nur mit denjenigen Beſchränkungen, wie ſie für Minderjährige eingeführt ſind. Waffen und Schiffe darf kein Sklave beſitzen. Kauft ſich der Sklave los, ſo muß er noch 5 Jahre bei ſeinem alten oder einem andern Herrn fortdienen, eine unfreiwillige Lehrlingszeit durchmachen. Das Geſetz trifft viele Strafbeſtimmungen zum Schutz der Herren gegen die Sklaven und umgekehrt, in der Art, daß z. B. der Freigelaſſene, der ſich gegen ſeinen ehemaligen Herrn vergeht, mit einer Strafe bedroht iſt, die mindeſtens das Doppelte beträgt von dem Minimum derjenigen, die ihn treffen würde, wenn das Verbrechen an einem andern Individuum begangen wäre. Vergehen des Herrn gegen den Sklaven, wenn er ihn zum Arbeiten über die vorgeſchriebene Zeit nöthigt, wenn er ihn hindert, den religiöſen Unterricht zu empfangen oder die Pflichten der Religion zu erfüllen, ſind mit verſchiedenen Geldbußen verpönt, die beim Rückfall verdoppelt und durch Gefängnißſtrafen geſchärft werden; wenn er ihm, ſobald der Sklave den Sonnabend nicht frei hat, die vorſchriftsmäßige Nahrung und Kleidung vorenthält, ſo tritt Geld- und Gefängnißſtrafe zugleich ein, eben ſo die eine oder die andere, wenn er ihn mißhandelt oder ſich Thätlichkeiten erlaubt, die die Grenzen der Disciplinargewalt überſchreiten, in erſchwerten Fällen aber beide Strafarten. Iſt der Tod oder Arbeitsunfähigkeit über mehr als 20 Tage die Folge der Mißhandlung, ſo greifen die Beſtimmungen des gemeinen Strafgeſetzbuches Platz. Die Geldbußen ſtufen ſich von 15 bis zu 1000 Franken, die Gefängnißſtrafen von drei Tagen bis zu fünf Jahren. Um eine unparteiiſche Juſtiz zu ſichern, iſt eine ſtärkere Beſetzung der Gerichtshöfe geordnet, ſo daß, wenn die Aſſiſenhöfe künftig über Verbrechen, vollzogen von oder an unfreien Perſonen, zu richten haben, ſie aus vier königlichen Richtern und drei Aſſeſſoren beſtehen, welche letzteren, wie die Geſchworenen in Frankreich, aus einer Liſte von Notabilitäten der Kolonie gewählt ſind, aber nicht bloß über den Thatbeſtand, ſondern über die Anwendung des Geſetzes mit entſcheiden. Die Beſtimmung über den Loskauf iſt die ungenügendſte von allen. Im Durchſchnitt iſt eine Tagesarbeit auf den Antillen 1 Fr. 60 Cent. werth, ſo daß der Sklave, der den Samſtag frei hat, etwa 75 bis 80 Fr. jährlich verdienen kann. Da er hiervon ſeinen Unterhalt beſtreiten muß, ſo wird ſeine jährliche Erſparniß mit ihrem Endreſultat ſehr mäßig ausfallen. Den Durchſchnittspreis eines Sklaven geben aber Einige zu 1200, Andere zu 1400 Franken an, und nach dem Geſetz hat eine Kommiſſion, im Fall einer ſich loskaufen will, den Preis zu beſtimmen. Wenn die S. durch dieſes Syſtem abgeſchafft werden ſoll, meint das Journal des Debats, werde die Zeit, die ſie zum Erlöſchen braucht, länger ſeyn, als die abgelaufene ſeit ihrer Einführung. Ueber die Beſtrebungen zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Sklaven in den überſeeiſchen Staaten und Kolonien überhaupt ſ. unten.

Der Sklavenhandel iſt ſo alt, als die Geſchichte. Schon die erſten Bücher der heiligen Schrift gedenken der Sklavenhändler, welche Aſien durchzogen und aufgekaufte Menſchen nach Aegypten brachten. Sklavenhändler waren es z. B., welche Joſeph ſeinen Brüdern abkauften. Beſonders aber bemächtigten ſich die Phönicier dieſes Erwerbszweigs. In Griechenland wurde ebenfalls ein bedeutender Handel getrieben, deſſen Einrichtung

man den Thiern zuſchreibt. Nach den ſoloniſchen Geſetzen durften Freigeborne nicht verkauft werden, Töchter und Schweſtern ausgenommen, wenn man ſie im Umgang mit Männern ergriffen hatte. Zu Ephesus, auf Samos, Cyprus und an andern Orten waren große Sklavenmärkte; zu Athen waren mehre Plätze dazu beſtimmt. Am erſten Tag jedes Monats brachten die Händler (Andropodokapoloi) ihre Waare; jeder hatte ſeinen Ausrufer, der auf einem Stein (Pater Lithos) ſtand, das Volk zum Kauf aufforderte und die Eigenſchaften ſeiner Sklaven anpries. Eben ſo war es bei den Römern. Wenn die Sklavenhändler (Mangones, Venalitiarii) keine Ausrufer hatten, ſo hingen ſie den Sklaven Zettel um den Hals, worauf die Eigenſchaften der Sklaven angegeben waren; hatte der Händler etwas Falſches angegeben, ſo mußte er den Schaden vergüten oder den Sklaven zurücknehmen. Für manche Sklaven wurde aber gar keine Bürgſchaft geleiſtet und dieſe wurden mit einer Art Hut ausgeſtellt (Servi pileati). Die Kriegsgefangenen hatten einen Kranz auf dem Kopf (Servi sub corona venditi). Den über das Meer gebrachten wurden die Füße mit Kreide beſtrichen und die Ohren durchbohrt (Servi gypsatis s. cretatis pedibus et auribus perforatis). Seit Auguſtus hatten die Sklavenhändler eine Steuer (Quinquageſima) an das Aerar zu bezahlen, die anfangs $^1/_{100}$, unter Nero aber $^1/_{25}$ betrug. Im Krieg hatten die Quäſtoren das Geſchäft, die dem Staat zufallenden Sklaven zu verkaufen. Das durch Konſtantin zur Staatsreligion erhobene Chriſtenthum machte dem Sklavenhandel keineswegs ein Ende. Was früher von römiſchen Bürgern gegolten hatte, daß ſie nicht in die S. verkauft werden konnten, galt nun von den Chriſten. Gefangene Heiden blieben immer noch ein Handelsartikel. Aſien wurde von ganzen Karawanen, die Menſchenhandel trieben, durchzogen, und leider waren es gerade chriſtliche Staaten, welche die Sklavenmärkte in Schwung brachten. Als ſich nämlich die Saracenen an der Nordküſte Afrika's feſtgeſetzt hatten, und von hier aus den Handel von und zu dem Morgenland beherrſchten, fehlte es nicht, daß ſie ihr beſonderes Augenmerk auf Kaperei und Menſchenfang richteten. Sämmtliche Gefangene, die ihre Kaperſchiffe auftrieben, verfielen der S. und wurden auf den Märkten zu Tunis und Tripolis verkauft. Die norditaliſchen Seeſtädte (damals blühten durch ihren Handel beſonders Venedig und Genua) machten ſich die Räubergelüſte der nordafrikaniſchen Barbaren zu Nutze, und ſchloſſen Handelsverträge mit denſelben ab. Seitdem wurde ein förmlicher Tauſchhandel mit Menſchen getrieben. In Deutſchland und den benachbarten Staaten wurde der Menſchen- und beſonders Kinderraub ſo häufig, daß die härteſten Geſetze nicht durchgriffen. Die Juden trieben offen in den italiſchen Handelsplätzen ihren Menſchenhandel und führten ungeſtraft Kinder und Weiber den Seefahrern zu, welche ſie gegen koſtbare Produkte des Morgenlandes an die Saracenen verkauften. Je mehr Schrecken und Abſcheu die Seeräuberei der nordafrikaniſchen Küſtenſtaaten erregte, um ſo frecher wurde ſie getrieben, und bis auf die neueſte Zeit wußten ſich aller Anfechtungen und kriegeriſcher Ueberziehung unerachtet die drei bekannten Raubſtaaten Algier, Tunis und Tripolis zu erhalten. Schon im J. 1270 hatten England und Frankreich eine heilige Allianz zur Züchtigung der Raubſtaaten geſchloſſen; Philipp der Kühne griff Tunis an und zwang daſſelbe zur Herausgabe aller chriſtlichen Gefangenen und zu einer ſtarken Geldbuße; auch 1389 vereinigten ſich Engländer, Franzoſen, Genueſer und Venetianer unter dem Grafen von Derby zur Züchtigung der Barbaresken. Dennoch erhoben ſich in Oran, Algier, Tunis und Tripolis wieder Raubſtaaten, die ſeit 1492 die Seeräuberei fortrieben. Ferdinand von Spanien demüthigte ſie 1506—1509, aber Horak und ſein Bruder Hayreddin Barbaroſſa richteten das Raubreich wieder auf. Zwar landete 1535 Kaiſer Karl V. in Tunis und eroberte dieſe Stadt, und 1547 ſuchte er Algier zu bezwingen, ward jedoch durch ſchlechte Witterung daran gehindert, und ſpäter hielt Frankreichs Eiferſucht ihn ab, die Barbaresken nachdrücklicher zu bekämpfen. Um ſo kühner wurden nun die Raubſtaaten, vorzüglich Algier (ſ. d.). Der engliſche Admiral Blake befreite zwar die Gefangenen, aber 1609 und 1670, 1650, 1683, 1688 bombardirten Niederländer und Franzoſen Algier vergebens, und obgleich daſſelbe 1683 von dem Admiral du Quesne zum Theil eingeäſchert wurde, ſo glaubten ſich die europäiſchen Mächte doch genöthigt, den Frieden mit den Barbaresken durch Geſchenke zu ſichern. So ſchloß England 1662 mit Algier, Tunis und Tripolis und 1721 mit Marokko Verträge, nach welchen britiſche Unterthanen nicht mehr zu Sklaven gemacht und britiſche Schiffe nicht mehr durchſucht und beraubt werden ſollten. Preußen vertheidigte ſich durch Schweden gegen die Seeräuber, letzteres aber und Dänemark zahlten Tribut für die eigenen Schiffe. Oeſterreich erhielt Schutz für ſich und Toskana ohne Tribut, durch ſeinen Geſandten bei der Pforte. Seit 1795 forderte Portugal von den Hanſeſtädten einen Beitrag für den Schutz ihrer Schiffe. Obgleich ſich aber Lübeck und Bremen 1806 durch Verträge mit Marokko eine ſichere Schifffahrt zu erhalten ſuchten, wurden dieſelben doch ſpäter nicht gehalten. Die ſchmählichſte Abhängigkeit von den Raubſtaaten duldete indeſſen Neapel und Sardinien; jenes zahlte nämlich an Algier für jeden ihm geraubten Unterthan 1000 Piaſter Löſegeld, Sardinien aber 500 Piaſter, und erſtere Macht mußte noch 24,000 Piaſter jährl. Tribut an Algier bezahlen. Tunis nahm für die neapolitaniſchen Gefangenen 300 Piaſter für jeden, die ſardiniſchen gab es umſonſt frei. Im J. 1814 vermittelte Sir Sidney Smith einen Verein zur Abſchaffung der S. der Weißen (Institution anti-pirate), dem ſich die Fürſten aus faſt ganz Europa anſchloſſen und welcher es 1815 dahin brachte, daß die Deye von Tunis und

Algier verſprachen, im Fall eines Krieges ſollten die europäiſchen Kriegsgefangenen nicht nur nicht für Sklaven erklärt, ſondern auch menſchlich behandelt und in ihr Vaterland zurückgeſchickt werden. Allein auch mit dieſem Vertrag blieb es nur bei Verſprechen und die Sache blieb unter altem Namen dieſelbe. Erſt die kräftigen Maßregeln des nordamerikaniſchen Commodore Decatur 1815, und des britiſchen Admirals Lord Exmouth und der Niederländer bewirkten wenigſtens für England, die Niederlande und Nordamerika ein achtungsvolleres Benehmen und die Erklärung, daß die S. der Weißen aufgehoben ſeyn ſollte. Das etwaige Wiederaufkommen der Menſchenräuberei in Algier hinderte Frankreich durch die Eroberung dieſes Barbareskenſtaates 1830. Hiermit hatte die S. der Weißen in Afrika ihr Ende erreicht, denn obgleich dieſelbe nicht geſetzlich aufgehoben iſt, ſo flößt doch die Nähe der franzöſiſchen Eroberer den Barbaresken und Marokko ſo viel Achtung ein, daß ſie ſelbſt Verträge mit Neapel und Sardinien reſpektiren und überhaupt keine europäiſchen Schiffe mehr kapern. Dagegen wird der Negerhandel von den mohammedaniſchen Staaten Afrika's noch in großer Ausdehnung betrieben. Die Zahl der Negerſklaven, die jährlich auf die Märkte von Marokko, Tripolis, Aegypten, der Türkei und Arabien gelangen, ſchätzt man auf 50,000. Die eine Hälfte wird durch den Wüſtenhandel, die andere durch arabiſche Seefahrer bezogen. Den Handel zur See beherrſcht vorzüglich der Imam von Maskate, der die Sklaven zu ſeinen Pflanzungen auf Zanguebar braucht. Zwar verdrängte derſelbe in Folge eines Vertrags mit den Briten 1823 die ſpaniſchen und portugieſiſchen Sklavenhändler von der Oſtküſte, ohne jedoch das Gewerbe ſelbſt aufzugeben. In der europäiſchen und aſiatiſchen Türkei iſt jedoch der Handel mit Sklaven und hauptſächlich Sklavinnen noch beträchtlich, und nicht ſelten ſind es gerade chriſtliche, namentlich griechiſche Unterhändler, welche den abſcheulichen Handel betreiben. Die bekannteſten Sklavenmärkte ſind in Shendy, Pera und Siout. Im übrigen Europa hatte auch Deutſchland ſeine Sklavenmärkte. Die in den Kriegen mit den Slaven (wahrſcheinlich iſt das Wort Sklave urſprünglich identiſch mit Slave) gemachten Gefangenen wurden nach Frankreich England, Italien, ſelbſt nach Konſtantinopel verkauft. Erſt als ſeit dem 13. Jahrh. die wirkliche und harte S. zu verſchwinden begann und in den Stand der Leibeigenſchaft überging, hörten die großen Sklavenmärkte an der Nord- und Oſtſee auf. In England waren noch in der letzten Zeit der angelſächſiſchen Könige Briſtol und London berühmte Sklavenmärkte. In den romaniſchen Ländern waren es, wie oben bemerkt, beſonders die Juden, die ſich mit dem Menſchenhandel abgaben und bereicherten. Der bedeutendſte Sklavenmarkt Frankreichs wurde zu Lyon gehalten, wo ſowohl die großen Haufen der Sklaven ſlaviſchen Urſprungs, als auch die in Spanien gefangenen Mauren zuſammentrafen. Auch Carcaſſonne war ein bedeutender Sklavenmarkt. In Italien war Rom, die Metropole des Chriſtenthums, zugleich der Mittelpunkt des Menſchenhandels, wo chriſtliche und mohammedaniſche Sklaven ſchamlos feil geboten wurden. Die Spanier hatten durch ihre Kriege mit den Mauren einen ſo großen Ueberfluß von Sklaven, daß ſie das ganze Mittelalter hindurch die Sklavenmärkte des ſüdlichen und weſtlichen Europa's verſorgen konnten. Gegenwärtig iſt die Türkei das einzige europäiſche Land, das Sklavenmärkte beſitzt, nicht aber das einzige, das Sklavenhandel treibt (ſ. unten). Galeerenſklaven werden und wurden nur zur Strafe gehalten; es wird mit ihnen weder ein Handel getrieben, noch ſind ſie Eigenthum des Staats.

Der ausgebreitetſte Menſchenhandel iſt ſeit dem 15. Jahrh. der Negerſklavenhandel. Zwar wurden ſchon früher von aſiatiſchen Sklavenhändlern ganze Schaaren Schwarzer nach Aſien u. in die Türkei getrieben; dem Portugieſen Gonzalez, dem Umſegler von Kap Bajador, gebührt aber der traurige Ruhm, dieſen Handel zuerſt im großartigſten Maßſtabe organiſirt zu haben. Er war der Erſte, der Schwarze von der Guineaküſte als Sklaven verkaufte, und 1481, alſo lange vor Las Caſas, der den Negerhandel vorgeſchlagen haben ſoll, in der menſchenfreundlichen Abſicht, die Vertilgung der unglücklichen Indianer zu verhüten, ſtand ſchon das Fort La Mina, zur Beſchützung dieſes Handels beſtimmt. Auch im ſpaniſchen Amerika begann die Einfuhr von Schwarzen vor der Zeit von Las Caſas. Schon 1511 wurde dieſelbe durch eine königliche Verfügung geſtattet, weil ein Neger mehr arbeite, als vier Indianer. Karl V. bewilligte 1517 ſeinem Günſtling, dem Marquis de la Breſa, das Privilegium, jährlich 4000 Sklaven nach St. Domingo, Cuba, Portorico und Jamaica zu bringen, welches Privilegium bald darauf um 25,000 Dukaten an genueſiſche Kaufleute abgetreten ward. Nachher bemächtigten ſich die Portugieſen des Sklavenhandels, deren Kolonie Braſilien im 16. Jahrh. allein jährlich 28,000 Sklaven erheiſchte, welche zum großen Theil die Küſte von Angola lieferte. England betheiligte ſich 1562 bei dem ſcheußlichen Handel. Die Königin Eliſabeth begabte in dieſem Jahre eine afrikaniſche Geſellſchaft mit Privilegien und dem ausſchließlichen Recht, den Negerhandel zu treiben. Das Parlament erklärte 1698 den Negerhandel für frei und 1713 erhielt England durch den Aſſientovertrag von Spanien das Recht, auf 30 Jahre 144,000 Sklaven für ſeine Kolonien zu liefern. Im 17. und 18. Jahrhundert waren die Engländer die eifrigſten Sklavenhändler. Nach offizieller, im Parlament gegebener Erklärung fuhrten ſie in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts jährlich 30,000 Neger von Afrika aus, wovon ſie 20,000 an andere Völker wieder verkauften. Die durch den Sklavenhandel hervorgerufenen Ausfuhren Englands ſtiegen auf 800,000, die Einfuhren auf 1,400,000 Pfund Sterling. In Frankreichs Kolonien wurde die Negerſklaverei durch Ludwig XIII. geſetzlich beſtätigt. Niederlaſſungen für den Sklavenhandel wurden in Afrika zu St. Louis und 1677 zu Goree gegründet. Im

Digitized by Google

J. 1700 erhielten die Franzoſen durch den Aſſientovertrag die Sklavenlieferungen für Spanien, woraus mehre Kriege mit den Engländern entſtanden, bis 1784 der Handel für frei erklärt und in der Weiſe durch Prämien unterſtützt ward, daß 1785 allein 33,000 Neger in den franzöſiſchen Antillen eingeführt wurden. Die Holländer nahmen nur geringen Theil an dem Sklavenhandel, doch wurden auch von ihnen um 1669 jährlich an 11,000 Sklaven nach Surinam gebracht, deren Anzahl jedoch 1788—93 auf 4001 herabgeſunken war. Dänemark und Schweden verſorgten nur ihre Kolonien. Ueberhaupt wurde in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Negerhandel in ſo ungeheurem Umfang getrieben, daß die Zahl der überhaupt aus den afrikaniſchen Küſten weggeführten Negerſklaven auf mehr als 50 Millionen angeſchlagen wird. Wie gewöhnlich, ſo auch hier, kam der Gewinnſucht des Handels der Egoismus der — Fürſten entgegen. Die ſchwarzen Regenten der verſchiedenen Negerſtämme, welche die negerreichen Weſtküſten Afrika's bewohnten, erſannen alle erdenkbaren Mittel, um nur Sklaven genug zum Verkauf bringen zu können. Bald war der Negerhandel an der ganzen Küſte von Guinea, in den Königreichen Kongo, Loango und Angola einheimiſch geworden, und es galt den europäiſchen Staaten für ein Streben beſondern Ehrgeizes, in jenen Gegenden Kolonien zu beſitzen, welche den Menſchenhandel erleichterten. Anfangs war der Preis der Sklaven ſo gering, daß die handelswüthigen Europäer einen Sklaven mit 2, 3 Maß Branntwein bezahlten. Später, als die Konkurrenz zu- und die Negerzahl immer mehr abnahm, ſteigerte ſich der Preis bis um das Fünfhundertfache und mehr. Das gangbarſte Reizmittel zum Verkauf war, wie auch bei den Indianern, der Branntwein, und um dieſer Getränke willen verkauften Väter ihre Kinder, der Bruder den Bruder, Kinder ihre Aeltern, und die Häuptlinge und Fürſten wetteiferten in Wuth und Grauſamkeiten gegen ihre Untergebenen, um nur Urſache und Grund zum Verkauf ſich zu verſchaffen. Das geringſte Vergehen ward mit dem Verluſt der Freiheit gebüßt, und es kam vor, daß wegen eines einzigen Frrviers die ganze Einwohnerſchaft eines Dorfes in die S. verkauft wurde. In Tombuktu unternahm man alle 4 Wochen Streifzüge in die benachbarten Länder, um Menſchen zu rauben, die von beſondern Negern (Slatihs) nach den europäiſchen Faktoreien in Senegambien gebracht und dort verkauft wurden. Ein Schiff v. 240 Tonnen lud in der Regel 520 Sklaven, die paarweiſe geſchloſſen unter das Deck verpackt wurden, wo der Einzelne nicht mehr Raum hatte, als ein Todter im Sarge. Dieſe furchtbare Lage, ſchlechte Nahrung und Selbſtmord rafften bei glücklicher Ueberfahrt durchſchnittlich ein Viertel, oft die Hälfte, wohl auch die ganze Negerladung hinweg. An ihrem Beſtimmungsorte angekommen, waren ſie der grauſamſten Behandlung in den Zucker-, Kaffee- u. Indigopflanzungen preisgegeben. Der Pflanzer mißhandelte, verſtümmelte und beutete ſeine Neger aus, wie er nur wollte. Entlief und empörte ſich der Sklave, oder zog er ſonſt die Rache des Herrn auf ſich, ſo wurde er nicht ſelten unter den ſcheußlichſten Qualen zu Tode gemartert. Auch mißbrauchte der Herr ſeine Sklavinnen nach Belieben, zerriß ihre wilden Ehen, verkaufte ihre Kinder, die oft ſein Blut waren, und machte den Namen Weißer zum Schrecken und Gegenſtand des Haſſes aller farbigen Menſchen. Unter ſolchen Verhältniſſen war die Sterblichkeit der Negerſklaven groß und machte immer größere Zufuhren von Schlachtopfern nothwendig. Da nun noch auf der andern Seite die Kolonien ihre Produktion immer mehr ſteigerten, und die ſichere Ausſicht auf Gewinn zum Negerhandel immer mehr und mehr anreizte, ſtieg die Einfuhr der ſchwarzen Sklaven ins Ungeheure. In einem einzigen Jahre wurden in die franzöſiſchen Kolonien gegen 40,000 Sklaven eingeführt. England ſeiner Seits betrieb, wie wir geſehen haben, den Negerhandel mit faſt wahnſinnigem Eifer, und namentlich geſchah dies von Liverpool in ſolcher Ausdehnung, daß Negerfreunde ſpäter ſagen konnten, die Straßen von Liverpool ſeyen mit den Schädeln der Schwarzen gepflaſtert. Vergeblich erhoben die Kolonien Gegenvorſtellungen, vergeblich baten die ſüdlichen Staaten, nicht mit Negern überfluthet zu werden, die man zu Tauſenden ins Land werfe. Pennſylvanien bot vergeblich Alles auf, die Neger fern zu halten, und Oglethorpe, ſie von Georgien auszuſchließen; beide Provinzen mußten ſich gleich Virginien fügen, und Südkarolina's Widerſtand war eben ſo vergeblich, „weil die engliſche Regierung um jeden Preis einen ſo werthvollen Handel in Blüthe erhalten müſſe", wie ein Redner 1777 im Oberhauſe zu London ſagte. Bei dieſer Politik war außer der Gewinnſucht auch ein politiſches Motiv im Spiele: wie in neueſter Zeit Spanien in Cuba, wollte England ſeinen Koloniſten in Nordamerika ein Gegengewicht geben, um ſie von Aufſtänden zurückzuhalten. Jefferſon verlieh der allgemeinen Entrüſtung über den Sklavenhandel Worte, als er in ſeinem Entwurf der Unabhängigkeitserklärung ſagte: „Der König von England hat einen grauſamen Krieg gegen die menſchliche Natur ſelbſt geführt und die geheiligten Rechte des Lebens und der Freiheit in den Angehörigen eines fremden Volkes verletzt, die ihm nie ein Leid zugefügt und die er einfangen und nach einer andern Erdhälfte in die S. oder zu jammervollem Tode während der Ueberfahrt hinwegſchleppen ließ. Einen ſolchen Seeräuberkrieg, der auch ungläubigen Mächten zur Schmach gereicht, führt der chriſtliche König von Großbritannien. Feſt entſchloſſen, einen Markt zum Kaufe und Verkaufe von Menſchen offen zu erhalten, hat er ſein Einſpruchsrecht geſchändet, indem er jeden Verſuch der Geſetzgebungen, dieſen abſcheulichen Handel zu hindern, vereitelte. Und damit dieſer Summe von Greueln auch keine That mangele, durch welche ſie in volles Licht geſtellt wird, ſtachelt er eben dieſelben Leute unter uns auf, die Waffen zu ergreifen, und die Freiheit, welcher gerade er ſie beraubte, durch Ermordung deſſelben Volks

zu erkanfen, welchem er jene aufgedrungen hat."

Für **Abſchaffung** der S. und des **Sklavenhandels** (**Abolition**) iſt ſeit Ende des 18. Jahrh. viel und Weſentliches geſchehen. Schon **Montesquieu** in ſeinem „Geiſt der Geſetze" geißelt mit kurzer, aber treffender Ironie die Vertheidiger der Negerſklaverei, indem er ihre Gründe dahin kurz excerpirt: Nachdem die europäiſchen Völker die amerikaniſchen ausgerottet, mußten (!) ſie die Afrikaner zu Sklaven machen, um ſie zur Urbarmachung ſo vieler Länder zu gebrauchen. — Der Zucker würde gewaltig theuer ſeyn, ließe man nicht die Pflanze, die ihn erzeugt, durch Sklaven pflanzen und pflegen. — Die Leute, von denen hier die Rede iſt, ſind vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarz, und haben eine ſo plattgedrückte Naſe, daß es unmöglich iſt, ſie zu beklagen. — Man kann es ſich nicht vorſtellen, daß Gott eine Seele, und noch dazu eine gute, in einen ganz ſchwarzen Körper gelegt haben ſollte. — Daß die Neger keinen geſunden Menſchenverſtand haben, erhellt daraus, daß ſie ſich aus einem gläſernen Halsband mehr machen, als aus Gold, das doch von allen gebildeten Nationen ſo hoch gehalten wird. — Und nun noch der Schlußſatz: Kleine Geiſter machen von dem Unrecht, das man den Afrikanern zufügt, gar zu viel Aufhebens; denn wäre es ſo groß, wie ſie ſagen, würde es dann den europäiſchen Fürſten, die ſo viel unnütze Verträge geſchloſſen haben, nicht in den Sinn gekommen ſeyn, eine allgemeine Uebereinkunft zu Gunſten der Barmherzigkeit und des Mitleids zu treffen? Kürzer und treffender hätte ſich die Ironie nicht über die zur Rechtfertigung der S. aufgeſtellten Gründe auslaſſen können. Die erſte **praktiſche** Anregung zur Abſchaffung der S. und des Negerhandels ging von Nordamerika aus. Nachdem ſchon ſeit 1727 die Quäker in England und Nordamerika unermüdlich darauf hingewirkt, 1751 ihre eigenen Neger entlaſſen, für deren Ausbildung und Niederlaſſung geſorgt und 1774 zu dieſem Zweck die pennſylvaniſche Geſellſchaft gebildet, ſprach 1780 der Staat Pennſylvanien die Freiheit aller nach der Unabhängigkeitserklärung geborenen Neger aus, und 1787 verboten die Staaten Maſſachuſets, New-Hampſhire, Rhode-Island, Connecticut, Newyork, New-Jerſey und Pennſylvanien den Sklavenhandel bei ſchweren Strafen; in andern Staaten, wie in Ohio, Illinois und Indiana wurde die S. mit Gründung des Staats unterſagt. In **England** ſcheiterten die erſten Anträge auf Unterdrückung des Sklavenhandels; doch bewirkte Granville **Sharp**, daß ſchon 1772 die brit. Gerichte den Grundſatz ausſprachen, jeder Sklave ſey frei, wenn er den Boden Englands berühre. **Clarkſon** brachte 1787 die African institution zu Stande, die ſich die Unterdrückung der Negerſklaverei zur Aufgabe gemacht hatte. Immerhin hatten dieſe Beſtrebungen ſo bedeutende Gegner, daß ſich der edle **Wilberforce** bei ſeinem erſten Auftreten zu der Erklärung gezwungen ſah, daß er keineswegs Abſchaffung der S. bezwecke, ſondern bloß ein Geſetz über menſchliche Behandlung der Sklaven beim Transport wünſche. In der Sitzung von 1792 faßte das Unterhaus, freilich mit ſehr geringer Majorität, den Beſchluß, daß der brit. Sklavenhandel mit dem J. 1795 aufhören ſolle; doch kam die Maßregel nicht zur Ausführung, weil ſich das Oberhaus widerſetzte. Nachdem **Fox** 1806 die Sklavenfrage nochmals vor das Parlament gebracht und zur Regierungsmaßregel gemacht hatte, erlangte er endlich am 6. Febr. 1807 die Abolition act of slavery, die das Aufhören des brit. Sklavenhandels für den 1. Jan. 1808 gebot. Ein Geſetz vom 4. Mai 1811 fügte Strafbeſtimmungen hinzu, im März 1824 ließ **Canning** den Sklavenhandel für Straßenraub erklären. **Frankreich** gab ſeinen weſtindiſchen Sklaven durch die Dekrete von 1790 und 1794 die Freiheit unter großem Widerſtande der Koloniſten, wodurch die furchtbare Kataſtrophe von St. Domingo herbeigeführt wurde. Als Napoleon nach dem Frieden von Amiens eine Expedition nach Weſtindien ſandte, ließ er auf den Inſeln, St. Domingo ausgenommen, die S. wieder herſtellen. Das Verbot des Sklavenhandels erfolgte erſt bei der zweiten Reſtauration im Novbr. 1815 in Folge der Beſchlüſſe des wiener Kongreſſes, gemeinſchaftliche Maßregeln zu ergreifen gegen einen Verkehr, „der nur zu lange Afrika entvölkert, Europa entehrt und die Menſchheit betrübt habe". **Spanien** ließ ſich 1817 das Recht, Sklavenhandel zu treiben, förmlich abkaufen (mit einer Summe v. 400,000 Pfd. Sterl.); **Portugal** fügte ſich 1823 ungern dem Gebot ſeines übermächtigen Verbündeten und erhielt eine Entſchädigung von 300,000 Pfd. St.; **Dänemark** hatte den Negerhandel ſchon 1803 verboten und bekräftigte ſeinen Entſchluß im kieler Frieden 1814; **Schweden** ſchloß 1813 mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Negerhandels, dem 1814 die **Niederlande** im Frieden zu Gent beitraten. In Amerika ſelbſt hatten die **ſüdamerikan.** Freiſtaaten ſchon mit ihrer Losreißung v. Spanien die S. überhaupt für aufgehoben erklärt; die **Vereinigten Staaten** verboten 1815 insgeſammt den Menſchenhandel und belegten ihn mit Todesſtrafe; ein Gleiches thaten die la Plataſtaaten. **Braſilien** ſchaffte den Handel durch Verträge von 1826 und 1830 ab. Die Verbote halfen jedoch nicht aller Orten, denn portugieſiſche und bis 1830 ſelbſt franzöſiſche Schiffe betrieben den Sklavenhandel nach wie vor. Um dieſem Unfuge zu ſteuern, ſchlug England den Seemächten die Ausübung einer gemeinſchaftlichen Seepolizei vor, ein gegenſeitiges Durchſuchungsrecht, auf das wir ſpäter zurückkommen werden. Auf die Sklavenfrage ſelbſt kam man 1823 zurück. Fowel **Buxton** war es, der die Aufmerkſamkeit des Parlaments auf den Zuſtand der Sklaven lenkte und auf mehre nordamerikaniſche Staaten hinwies, welche die S. allmählig abgeſchafft hatten, ohne daß die gefürchteten Nachtheile eingetreten wären. Das Parlament nahm den Antrag auf und verfügte eine Reihe von Reformmaßregeln, die als der erſte Schritt zur wirklichen Abſchaffung der S. zu betrachten ſind. Dieſe Maßregeln betrafen die Erziehung und religiöſe Ausbildung der Sklaven, ihre Befähigung, in Civil- und Kriminalprozeſſen Zeugniß

Digitized by Google

abznlegen, die Legitimation ihrer Ehen und die Beſchützung ihrer ehelichen Rechte, die Garantie, daß keine Familie durch Verkauf getrennt werden kann, das Recht des Fr:ikaufs zu einem angemeſſenen Preiſe, das Recht, Eigenthum zu erwerben und zu übertragen, die Abſchaffung dee grauſamſten Strafen, die Beſchränkung der abſoluten Herrſchaft der Herren und eine beſſere Verwaltung der Juſtiz. Dieſes Geſetz fand in den Kolonien keine günſtige Aufnahme. Mehre Koloniallegislaturen beſtritten die Gültigkeit deſſelben und wollten dem Mutterlande jede Einmiſchung in innere Kolonialangelegenheiten überhaupt abſprechen. Die Neger, die weit mehr gehofft hatten, empörten ſich auf mehren Inſeln. Die Sklavenfrennde ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, und 1831 erklärte die Regierung alle Kronſklaven ſofort nnd ohne Entſchädigung frei. Es kam darüber zu neuen Unrnhen, und der Zuſtand der Kolonien geſtaltete ſich ſo drohend, daß man die entſcheidenden Maßregeln beſchleunigen mußte. Am 14. Mai 1833 legte Lord Stanley, Staatsſekretär für die Kolonien, dem Parlament ein Geſetz uber Abſchaffung der S. vor, das von beiden Häuſern angenommen wurde und am 28. Aug. ins Leben trat. Dieſes Geſetz beſtimmte die allgemeine Emancipation aller Sklaven vom 1. Aug. 1834 an, jedoch unter der Bedingung, daß jeder Sklave, ehe er die völlige Freiheit erlange, erſt ein Noviziat zu uberſtehen habe, der Hausſklave von 4, der Feldſklave von 6 Jahren. Beide ſollten unter dem Namen von Arbeiterlehrlingen fortfahren, für ihre alten Herren zu arbeiten, je 45 Stunden oder 5 Tage lang in der Woche. Zu dieſen Hauptbeſtimmungen kamen noch andere über die Freilaſſnng der Kinder unter 6 Jahren, den Unterhalt der Greiſe und Kranken, den Loskauf, die Unterdrückung der willkurlichen Strafen u. ſ. w. Den Pflanzern wurde eine Entſchadigung von 20 Millionen Pfd. Sterl. bewilligt. Die Wirkung dieſer Maßregel ſchilderte Lord Glenelg, damals Staatsſekretär für die Kolonien, 3 Jahre ſpäter äußerſt günſtig: „Wer über die menſchliche Natur und über die Geſchichte der S. nachdachte, der konnte erwarten, daß eine ſolche Maßregel von vielen Nachtheilen begleitet ſeyn werde. Ich ſchätze mich daher glücklich, ſagen zu können, daß in dieſem kurzem Zeitraume ein Fortſchritt im geſelligen Zuſtande eingetreten iſt, der das Glück der Menſchheit vermehren wird und kaum ſeines Gleichen hat in der Geſchichte. Was dieſen Fortſchritt beſonders auszeichnet, iſt, daß er ohne die geringſte Unordnung geſchah, ohne die kleinſte Erſchütterung, ohne den Umſturz irgend einer ſocialen Inſtitution, ohne eine Schwächung der ſouveränen Gewalt. Im Gegentheil ſchaart man ſich jetzt mit vermehrter Achtung um die Geſetze, die allen Klaſſen der Geſellſchaft einen gleichen Schutz darbieten. Da das Gefühl der Sicherheit ſteigt, ſo hat ſich der Werth des Eigenthums ſo ſehr gehoben, daß die nahe bevorſtehende gänzliche Abſchaffung dee S. gewiß ohne alle Unordnungen vor ſich gehen wird.“ Der Miniſter verſchwieg, daß der im Allgemeinen günſtige Zuſtand viele Ausnahmen darbot, auf Jamaika ſo zahlreiche, daß ſie eigentlich die Regel ansmachten. Die Pflanzer betrachteten die Lehrlingszeit nicht als eine Vorbereitung zur Freiheit, ſondern als einen Zuſchuß zu ihrer Entſchädigung und ſuchten ſo viel als möglich Vortheil davon zu ziehen. Der Zuſtand der Lehrlinge war auf Jamaika ſchlimmer, als zur Zeit der S. Auf Seiten der Sklaven zeigte ſich viel böſer Wille, da die Miſſionäre ihnen völlige Aufhebung der S. verſprochen hatten. Es entſtanden Unordnungen, denen die Koloniallegislaturen mit äußerſter Strenge entgegentraten, und hieraus erwuchſen wieder Konflikte mit der Regierung, die ſich der bedrückten Sklaven annahm. Die Parlamentsverhandlungen ſtellten alle dieſe Uebelſtände in ein helles Licht. Unzählige Bittſchriften, unter ihnen eine mit den Unterſchriften von 600,000 Frauen, forderten unmittelbare Freilaſſung der Sklaven, die Negerfreunde im Parlament ſtritten eifrig für daſſelbe Ziel. Staatsrückſichten, von den beiden Führern der entgegengeſetzten Parteien, von Lord John Ruſſel und Sir Robert Peel, verfochten, verhinderten die Annahme der großen Maßregel, doch hatten die Debatten überall einen ſo ſtarken moraliſchen Eindruck zur Folge gehabt, daß man in den Kolonien ſelbſt die Lehrlingszeit aufzugeben beſchloß. Das Geſetz vom J. 1833 hatte ihnen die Initiative vorbehalten und ſie benutzten dieſe Beſtimmung, um ſich für ſofortige Emancipation auszuſprechen. Die Regierung hatte nun weiter nichts zu thun, als die geeigneten Maßregeln anzuordnen. Am 1. Aug. 1838 erfolgte die Freilaſſung überall in der größten Ordnung, von religiöſen Feſtlichkeiten begleitet. Die Zahl der Befreiten betrug 639,000, wovon allein auf Jamaika 322,000 kamen. Die Kapkolonie und Antigua hatten ihre Sklaven ſchon 1834 entlaſſen dürfen. Es iſt unzweifelhaft, daß Gründe der Humanität und Religioſität dieſe große Maßregel entſchieden haben, die von Manchen das größte Ereigniß der neueſten Zeit nach der franz. Revolution genannt wird. In Nordamerika und Frankreich hat man offen die Anklage erhoben, die Emancipation der engliſchen Sklaven ſey ein Brand, in die Antillen geſchleudert, um die andern Mächte zur Nacheiſerung zu zwingen und auf dieſe Weiſe die Kultur des Kaffee's, des Zuckers, der Baumwolle zu vernichten. Eine ſcheinbare Verſtärkung dieſer Anklage liegt in dem Geſtändniſſe engliſcher Staatsmänner, die Regierung gedenke den Zuckerbau in Oſtindien mit großem Nachdruck zu betreiben und hoffe dort eine beſſere und wohlfeilere Waare zu erzielen, als in Weſtindien. Dieſer Plan, um der nicht gar zu gefährlichen Konkurrenz der franz. und ſpan. Antillen willen die viel wichtigern engl. Inſeln untergehen zu laſſen, iſt zu abenteuerlich, um jemals in England haben Anklang finden zu können. Anders iſt es mit dem England ebenfalls vorgeworfenen Plane, die Emancipation zu einer Waffe gegen Nordamerika zu machen. Die Englander geben die Wahrheit des Vorwurfs ſelbſt zu, namentlich ſagt der Morning Herald: „Wir wunſchen die S. in Nordamerika aus philantropiſchen, aus kommerziellen und

mehr noch aus politiſchen Gründen abgeſchafft zu ſehen. So lange die Nordamerikaner das Baumwollenmonopol haben, halten ſie alle europäiſchen Manufakturen in Schach und diktiren ihnen Geſetze. Sie werden das Baumwollenmonopol aber ſo lange haben, als ſie die Sklavenarbeit beibehalten. Wenn dagegen England den Anſchluß von Texas verhindern könnte, ſo würde es eines Tages durch Texas und Oſtindien den Baumwollenhandel der Staaten zu Grunde richten und ſeiner Seits allen Manufakturen der Welt Geſetze vorſchreiben.“ Der furchtbare Plan, die Sklaven der Vereinigten Staaten durch freie Negerregimenter von den Antillen zu inſurgiren, könnte im Fall eines Kriegs mit Nordamerika eine politiſche Konſequenz der Sklavenemancipation ſeyn. Die ganzen Deklamationen der Feinde Englands ꝛc. werden durch die Thatſache vernichtet, daß die engl. Antillen durch die Emancipation keineswegs gelitten hatten; bloß in der Zuckererzeugung zeigte ſich anfänglich ein Ausfall, der ſich aber von Jahr zu Jahr immer mehr ausglich. Die Ausfuhr von Jamaika betrug zur Zeit der S. jährlich 70,000 Kiſten (zu 17—18 Ctr.). Im J. 1839/40 war ſie auf 30,000 gefallen, ſtieg 1840/41 auf 35,000, 1841/42 auf 45,000 und 1842/43 auf 50,000. Daſſelbe Steigen bemerkte man in Antigua, Guyana, Trinidad ꝛc. Die Pflanzer trugen an der temporären Abnahme ſelbſt Schuld, da ſie ſich weigerten, den Negern einen angemeſſenen Arbeitslohn zu geben. Dazu kommt, daß die Arbeit in den Zuckerpflanzungen für ſchimpflich gilt. In der Sklavenzeit wurde ein Neger, der ſich ein Vergehen zu Schulden kommen ließ, erſt in die Kaffeepflanzungen, dann, beſſerte er ſich auch dort nicht, in die Zuckerfelder geſchickt (vgl. unten, S. 384).

Die widerſtreitenden Angaben über den Zuſtand der befreiten Sklaven ſtimmen wenigſtens darin überein, den ſittlichen Zuſtand in manchen Punkten gebeſſert zu nennen. Die Zunahme der Ehen iſt auffallend groß. Auf Antigua wurden z. B. in 6 Jahren der S., von 1828—34, 291 Ehen geſchloſſen, in 6 Jahren der Freiheit, von 1834—40, 2025. Der Rektor von St. John traute während der 7 letzten Jahren der S. 110 Paare, im Laufe des Jahres 1839 allein 185. In allen Kolonien wandten ſich die Sklaven nach ihrer Befreiung der Gartenarbeit, dem Kleinhandel, dem Fiſchfang zu und verriethen Abneigung gegen die ſogenannte große Kultur (des Kaffee's und Zuckers). Die Beſchäftigungen ſind gewinnreicher, als der Feldbau. Die gemeinſchaftlichen Wohnungen in den Pflanzungen ſtanden bald verlaſſen. Jeder Neger wollte ſeine eigene Hütte haben, wo er mit ſeiner Familie leben könne. Nicht wenige mögen dem Müßiggang gefröhnt haben, wozu es manche Verlockung gibt. Wer geneigt iſt, die Trägheit der Neger zu ſchelten, der vergeſſe nicht, wie leicht in jenen glücklichen Klimaten das Leben zu erhalten iſt; die Pflanzer von Jamaika, die ihre Neger nicht ſelbſt beköſtigten, pflegten ihnen alle 14 Tage einen Tag eigener Arbeit zu bewilligen, ſo daß mithin 26 Arbeitstage im Jahre hinreichen, um einen Menſchen zu ernähren. Daß die Neger im Durchſchnitt mehr arbeiteten, als im Zuſtande der S., geht unwiderleglich daraus hervor, daß die engl. Ausfuhr nach Weſtindien gegen früher bedeutend zugenommen hat. Das Mehrconſumo repräſentirt den Mehrbetrag der freien Arbeit. Die freien Neger ſuchen ſich gewöhnlich ein freies Eigenthum zu erwerben, was bei der großen Zahl von wüſten und Staatsländereien nicht ſchwer iſt. Ein Bericht des Gouverneurs von Jamaika vom Dec. 1840 hebt hervor, daß die Zahl der kleinen Beſitzungen von weniger als 30 Acres ſeit 1838 von 2014 auf 7848 geſtiegen iſt. Zuweilen bilden die Neger Geſellſchaften, um ſolche Käufe ausführen zu können. In Guyana kauften 63 Neger im J. 1839 die Pflanzung North-Brooke, 500 Acres enthaltend, für 10,000 Gourden (etwa 13,000 Thlr.). Sie hatten dieſe Summe ſeit dem 1. Aug. 1838 von ihrem Lohne erſpart. Sie entwarfen für die Bewirthſchaftung ein Reglement, das die ſtrengſten Vorſchriften enthielt und den Theilnehmern Mäßigkeit und Fleiß zu den erſten Pflichten machte. Eine zweite Pflanzung erſtanden 141 Neger, eine dritte, ſehr bedeutende, 120 zu dem Preiſe von 225,000 Thlr. In Antigua, in Trinidad beſitzen ſehr viele Neger Freigüter von 5—6 Morgen Umfang. Der Tagelohn ſtellt ſich dort und auf den andern Inſeln auf einen Speciesthaler. Das Streben, ſich zu belehren, äußert ſich im Allgemeinen lebhaft, der Schulbeſuch iſt regelmäßig. Daß die Eitelkeit, es den Europäern gleich zu thun, zu manchen Lächerlichkeiten und zu einem großen Luxus führt, iſt natürlich und verzeihlich. Don Ramon de la Sagra, der bekannte Statiſtiker von Cuba, erzählt: „Die Neger haben ihr früheres einfaches Eſſen durch beſſere Speiſen erſetzt, ſie ziehen zum Trinken die geiſtigen Weine des ſüdlichen Europa's und der Champagne vor, die man ſonſt nur auf den Tafeln der Weißen ſah, und ihre Frauen kleiden ſich nur noch in die unhaltbaren Zeuche der wandelbaren Mode.“ Der Ausfall in der Zuckerernte hat die Pflanzer zu manchen Verſuchen veranlaßt, ein der frühern S. ähnliches Verhältniß herzuſtellen. Zuerſt ſuchte man die Neger durch ſtrenge Dienſtkontrakte zu feſſeln, ſcheiterte aber an ihrer Abneigung gegen jeden Zwang. Dann überſchwemmte man den Markt mit Lebensmitteln aller Art, um die kleine Kultur der Neger zu erdrücken. Auch dies mißlang, da die genügſamen Schwarzen auch mit den niedrigſten Preiſen auszukommen wußten. Jetzt bemüht man ſich, von der Regierung geſetzliche Beſtimmungen zu erlangen, wodurch den Negern verboten werden ſoll, Grundeigenthum zu erwerben, von einem Bezirk in den andern auszuwandern ꝛc. Die Regierung ihrer Seits hat den Mangel der ausdauernden Feldarbeiter in den Kolonien auf andere Weiſe zu erſetzen geſucht. Von der anfänglichen Politik, europäiſche Auswanderer nach Weſtindien zu ziehen, iſt man glücklicher Weiſe zurückgekommen. Die Sterblichkeit unter den eingewanderten Irländern, Deutſchen ꝛc. war eine ſo ungeheure, daß die Regierung ſelbſt

Warnungen vor Auswanderungen erlaſſen hat. Die Behörden einigten ſich nun mit den Pflanzern, eine Einwanderung von freien Negern zu veranſtalten. Man ſchickte Agenten nach Sierra Leone, um dort Neger anzuwerben, und gewann auf dieſe Weiſe eine bedeutende Anzahl von Arbeitern. Seit ſich die engl. Miſſionäre gegen dieſes Verfahren erklärten, hat die Einwanderung von Sierra Leone gänzlich aufgehört. Weſtindien erhält gegenwärtig ſeine Arbeiter durch die engl. Kreuzer, welche die auf Sklavenſchiffen vorgeſundenen Neger nach den Inſeln ſchaffen. Man hat deshalb geſagt, daß der Sklavenhandel in anderer Form wieder auflebe, indem die Neger in Weſtindien einem Herrn auf lange Zeit (auf 14 Jahre, heißt es) ſich verdingen müßten. Das wahre Verhältniß ſcheint folgendes zu ſeyn. Urſprünglich hatte England die Abſicht, alle von Sklavenhändlern befreite Neger nach Sierra Leone zu führen. Es zeigten ſich jedoch große Uebelſtände, namentlich der, daß man mit Sklavenſchiffen, die ſüdlich von der Linie genommen waren, um nach Sierra Leone zu gelangen, immer gegen den Wind ſegeln mußte. Die Reiſe dauerte einen Monat und länger, wobei auf den Sklavenſchiffen ſtets eine furchtbare Sterblichkeit herrſchte. Man fing daher an, die Sklaven theils nach dem Kap der guten Hoffnung, theils nach Weſtindien zu führen. Die letztere Beſtimmung erhielten zugleich alle Sklavenſchiffe, die man in der Nähe der braſiliſchen und ſpaniſchen Küſten wegnahm. In Gemäßheit der Verträge mit Spanien und Portugal wurden die befreiten Sklaven früher in ſpaniſchen oder braſiliſchen Häfen gelandet, um nach Beſtehung einer Lehrzeit freigegeben zu werden. Da ſich jedoch zeigte, daß dieſe Lehrzeit zur S. führte, ſo ſtationirte England Kreuzer auf den Höhen von Havanna, Rio ꝛc., um die aufgebrachten Sklavenſchiffe in Empfang zu nehmen und nach Weſtindien zu bringen. Amerikaniſche und franzöſiſche Berichte wiſſen viel von der ſchlechten Behandlung der befreiten Sklaven zu erzählen, und ſelbſt eine offizielle Anklage liegt vor, die Präſident Tyler in einer Botſchaft vom 19. Febr. 1845 erhob. „Wie die Sachen jetzt ſtehen“, heißt es in dieſem Dokumente, „ſcheint mir die engliſche Politik eher geignet, den Sklavenhandel zu verewigen, als ihn zu unterdrücken. Handelsleute und Koloniſten liefern die Mittel, ihn fortzuführen, die Manufakte, für welche die Neger eingetauſcht werden, ſind Erzeugniſſe engliſcher Werkſtätten; anſtatt daß man die Sklaven nach ihrer Wegnahme in ihre Heimath zurückbringt, werden ſie nach den engl. Kolonialbeſitzungen in Weſtindien geführt und dienen dazu, den Ertrag ihrer Erzeugniſſe durch eine mehrjährige Lehrlingsſchaft zu erhöhen, Offiziere u. Mannſchaft, welche das Fahrzeug wegnahmen, werden dann, nach der Geſammtzahl der Sklaven, großmüthig mit ſo und ſo viel Pfund Sterling per Kopf belohnt. Es iſt einleuchtend, daß, ſo lange dieſe umfaſſenden Intereſſen wirkſam ſind, es ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn dürfte, dieſen verruchten Handel zu unterdrücken, und daß er in anderer und grauſamer Form fortgetrieben werden wird. Es kann dem Afrikaner ziemlich gleichgültig ſeyn, ob er ſeinem Land entriſſen und im regelmäßigen Verlaufe des Handels als Sklave nach Weſtindien übergeführt wird, oder ob er, von einem Kreuzer weggenommen, eben dahin gelangt und unter dem Namen eines Lehrlings dieſelbe Arbeit verrichten muß, wie ein Sklave.“ Sir Robert Peel hat dieſe Anklage im Unterhauſe (Sitzung vom 19. März 1845) zurückgewieſen. „Es iſt zu beklagen“, ſagt der engl. Miniſter, „daß der Präſident der Vereinigten Staaten in einer förmlichen Botſchaft an den Kongreß ſolche Behauptungen ausſprach, ohne ſich im Voraus genau unterrichtet zu haben, welches die eigentliche Lage ſolcher in unſere Kolonien gebrachten Neger iſt. Fände der Präſident für geeignet, eine amerikaniſche Kommiſſion zu genauer Erforſchung dieſes Punktes nach Weſtindien zu ſchicken, ſo würden wir dieſes Geſchäft ihr mit Vergnügen auf jede Weiſe erleichtern. Die harte und allen freien Willen des Negers aufhebende Lehrzeit in unſern Kolonien, wovon die Botſchaft ſpricht, iſt in der That ganz abgeſchafft; kein Neger, ob er nun freiwillig aus Afrika in Weſtindien einwandert oder von uns auf dem Meere aus einem Sklavenſchiff weggenommen wird, hat in unſern Kolonien eine Lehrzeit zu beſtehen, ſondern er iſt daſelbſt vollkommen frei und alle Rechte der Freiheit anzuſprechen befugt.“ So viel geht aus den Parlamentsverhandlungen hervor, daß die befreiten Neger keine andere Wahl haben, als in Weſtindien zu bleiben. Nach dem Vaterlande kann man ſie nicht zurückführen, da ſie dort gleich wieder in S. fallen würden, in den Freikolonien von Sierra Leone und Gambia leiden ſie die äußerſte Noth. Es fehlt dort ſo ſehr an Kapitalien, daß man die vorhandenen Arbeitskräfte kaum zur Hälfte verwenden kann; iſt es doch häufig vorgekommen, daß man kräftige Arbeiter, die ſich zu 4 Pence den Tag anboten, abgewieſen hat.

Frankreich, durch die in St. Domingo gemachte Erfahrung eingeſchüchtert, hat für Abſchaffung oder nur Milderung der S. in ſeinen Kolonien ſehr wenig gethan. Als der General Hullin in der Kammer von 1825 den Vorſchlag zur Abſchaffung der S. machte und ſeine eigenen Neger freigeben wollte, wurde ihm das letztere verboten. Bis 1830 wurde unter franz. Flagge der Sklavenhandel eifrigſt betrieben; in Breſt, Havre, in europäiſchen und überſeeiſchen Häfen rüſtete man ziemlich offenkundig Sklavenſchiffe aus. Unter den Maßregeln, die man nach der Julirevolution für die Sklaven traf, waren die wichtigſten Einführung eines Cenſus und Errichtung von Kommiſſionen, um in den einzelnen Pflanzungen über Zuſtand der Sklaven und Behandlung ſeitens der Pflanzer Unterſuchungen anzuſtellen. Schon gegen dieſe geringen Erleichterungen äußerte ſich in den Kolonien ein wüthender Widerſtand, den Emancipationsbeſtrebungen ſetzte man die Drohung mit einem allgemeinen Aufſtande entgegen. Die Regierung benahm ſich auffallend lau. Obgleich allbekannt war, daß viele Pflanzer ihren Sklaven die härteſten Strafen gedroht hatten, wenn ſie

Digitized by Google

gegen die Kommiſſäre ungünſtige Ausſagen über ihre Behandlung machten, obgleich man allgemein wußte, daß die königlichen Beamten auf ſehr vielen Beſitzungen geradezu zurückgewieſen waren, ſo geſchah doch nichts gegen dieſen Unfug. Noch auffallender iſt das Benehmen der franz. Geiſtlichkeit. Aus dem Rechenſchaftsberichte der Miſſionsgeſellſchaft über das Jahr 1844 geht hervor, daß ſie in dem genannten Jahre in den Vereinigten Staaten 983,000 Franken verwendete, auf den Inſeln bloß 114,000. Der bekannte, eifrig katholiſche Pair Graf Montalembert verglich in der letzten Seſſion das Benehmen der proteſtantiſchen Glaubensboten Englands und der katholiſchen Miſſionäre Frankreichs auf eine für die letzteren nicht ſchmeichelhafte Weiſe. „In dem Triumph der Emancipation iſt der wohlthätige Einfluß der proteſtantiſchen Miſſionäre zu erkennen. Sie haben die Sicherheit des Eigenthums und der Perſon, die Beobachtung der Geſetze erwirkt, ihre Dienſte ſind unermeßlich. Es iſt eines der ſchönſten Schauſpiele der Menſchheit, die herrlichſte Eroberung des 19. Jahrhunderts: Das ernſte Wort des proteſtant. Miſſionärs, welches die Peitſche des Pflanzers erſetzt, das die Sklaven aus dem Zuſtande der Nacktheit zieht und ſie die Scham lehrt, ſie aus einer ſchändlichen Vermiſchung der Geſchlechter zieht und ſie die Ehe lehrt, ſie in der Unwiſſenheit findet und zum Lichte führt. Da iſt die Stellung des Klerus auf den franz. Kolonien noch weit zurück, die Verſittlichung der Sklaven wenig mehr als eine Fiktion (in einem Diſtrikte auf den Inſeln gibt es unter einer Bevölkerung von 3000 Schwarzen bloß 12 verheirathete Paare, von den 250,000 Sklaven der franz. Kolonien heirathen jährlich durchſchnittlich 108). Die engl. Miſſionäre haben ſich als Apoſtel der Emancipation bekannt und dadurch den Haß und die Verfolgungen der Pflanzer zugezogen. Nichts der Art hat die kathol. Geiſtlichkeit der Inſeln gethan. Sie ſteht ſehr gut mit den Pflanzern, lebt im beſten Einverſtändniß mit ihnen.“ In der Sitzung von 1838 ſtellte Paſſy einen zweiten Antrag, auf Freilaſſung der Sklaven und wurde darin von Lamartine eifrigſt unterſtützt; die Gefahren, die man für die Kolonien befürchtete, die Ausſicht auf eine Entſchädigungsſumme von 12 Mill. Francs an die Pflanzer und das Eigenintereſſe mehrer Deputirten verhinderten jedoch die Annahme des Vorſchlags. Unterdeſſen ſeufzten die franz. Sklaven unter der Peitſche ihrer Herren und ſelbſt alle geſetzlichen Beſtimmungen zu ihren Gunſten kamen den Unglücklichen wenig zu gute; ſelbſt das ſeit 1840 errichtete Sklavenpatronat, welches den Magiſtraten auferlegt, ſich perſönlich in den Pflanzungen nach der Behandlung der Neger zu erkundigen, ſcheint wenige Erfolge zu leiſten. In der Sitzung von 1845 legte die Regierung endlich einen Geſetzentwurf über die S. in den Kolonien vor, der aber nur als ein ſehr kleiner Schritt zum Ziele der Emancipation betrachtet werden kann, demohngeachtet noch ſeine Gegner fand. Zur Verbeſſerung des Looſes der Sklaven verwilligten die Kammern einige Geldmittel: 120,000 Franken zur Einführung europäiſcher Arbeiter, 360,000 zur Einrichtung von Ackerbauetabliſſements, 400,000 zum Loskauf der Sklaven, ſo daß von den jetzt in den Kolonien lebenden 250,000 Sklaven etwa 200 losgekauft werden. In den bedeutenden Koſten, welche die S. verurſacht, liegt die wirkſamſte Aufmunterung zu neuen und durchgreifenden Reformen. Die Beſatzungen vor 15 Jahren aus 5000 Mann beſtehend, zählen jetzt 10,000, die Ausgaben ſind ſeit 12 Jahren von 12 Millionen auf 19 geſtiegen. Guadeloupe, deſſen ganzes Budget die Summe von 900,000 Francs erreicht, braucht 100,000 davon zur Bewachung der Küſten, um die Schwarzen an der Flucht zu verhindern.

In den übrigen Sklavenſtaaten iſt die Emancipation noch weiter zurück. Wahrhaft verhängnißvoll iſt die Frage für Nordamerika geworden, wo die Nordweſtſtaaten bekanntlich für gänzliche Abſchaffung, die Südoſtſtaaten für Beibehaltung der S. kämpfen, dieſe, indem ſie ſich auf das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, jene, indem ſie ſich auf die Menſchlichkeit und die ewigen Sätze der Freiheit berufen. Der Streit über die S. rief die erſten Zeichen der jetzt herrſchenden Erbitterung hervor, als 1821 Miſſouri in die Union aufgenommen wurde. Der junge Staat hatte gegen den Willen einer achtbaren Minorität die Einführung der S. beſchloſſen, und die Gegner derſelben im Kongreß wollten ihm aus dieſem Grunde die Aufnahme verſagen. Der Senat beantragte bei dieſer Gelegenheit, es ſolle zum Grundgeſetz der Vereinigten Staaten gemacht werden, daß nirgends S. geduldet werden dürfe, und daß die alten Staaten, in welchen ſie beſtehe, nur als eine nicht weiter auszudehnende Ausnahme betrachtet würden. Das Haus der Repräſentanten und der damalige Präſident Jefferſon widerſprachen, weil die einzelnen Staaten ſouverän ſeyen. Der Streit endete, wie in Nordamerika gewöhnlich mit einer Kompromiß; die Abolitioniſten nahmen Miſſouri auf und ließen ihren Antrag fallen, daß die S. verboten werden ſolle; dagegen ging man von den ſtrengen Geſetzen gegen flüchtige Sklaven ab. In der nächſten Zeit ſchadete der Abolitionspartei die unpolitiſche Art, wie ſie ſich an die Abolitionspartei in England anſchloß. Hierdurch wurde die Abolitionsfrage zu einer engliſchen anti-amerikaniſchen, die natürlich jeden vaterländiſch Geſinnten eher davon abſchreckte, als dazu ermuthigte. In dieſem mit jedem Jahre an Bitterkeit zunehmenden Streit litt Niemand mehr, als die Sklaven. Die alten Kolonialgeſetze gegen das Leſen der Sklaven wurden wieder hervorgeholt, woran in den meiſten Staaten verbrecheriſche Bemühungen der Abolitioniſten die Schuld trugen. „Um das Jahr 1830 begab es ſich“, erzählt Lounner in ſeiner Geſchichte von Louiſiana, „daß einige Perſonen im Lande umherreiſten und die Schwarzen zum Aufſtande reizten. Das Volk würde dieſe Perſonen ſehr ſummariſch beſtraft haben, wenn die Behörden nicht eingeſchritten wären. Die Landesverſammlung genehmigte darauf ein Geſetz, welches Jeden mit der Todesſtrafe belegt, welcher die Sklaven

gegen die Weißen aufreizt, ſey es durch Druckſchriften, Predigten und Reden vor Gericht, oder im Schauſpielhauſe, oder wer Flugſchriften derartiger Tendenz in den Staat einführt. Man hielt es nicht für ausreichend, ſolche Schriften zu verbieten, man mußte ſie auch unſchädlich machen. Deshalb wurde verordnet, daß Jeder mit Gefängnißſtrafe zu belegen ſey, der einen Sklaven das Leſen lehre". Zu den widerſinnigſten Maßregeln, welche die Abolitioniſten ergriffen, gehört die Trennung der Methodiſten- von den Baptiſtenkirchen, gewöhnlich die Nord- und Südſpaltung genannt. Um alle Gemeinſchaft mit Sklaveneigenthümern abzubrechen, entſagten nämlich die nördlichen Kirchen jeder Verbindung mit ihren Negerchriſten im Süden, wodurch ſie dieſe ſelbſt empfindlich ſchwächten. Der durch die Abolitioniſten hervorgerufene Zwiſt hat im Kongreß ſeit 1830 mit geringen Unterbrechungen ſeine Wirkung geübt. Um die Beſorgniſſe der Südſtaaten zu beſchwichtigen, erklärte der Präſident van Buren 1837 in ſeiner Botſchaft an den Kongreß die Abſchaffung der S. in denjenigen Staaten, wo ſie noch beſteht, für unſtatthaft; 1839 faßte das Repräſentantenhaus den Beſchluß, in dieſer Sitzung keine Petition gegen die S. mehr anzunehmen, woraus ärgerliche Streitigkeiten entſtanden, da dieſer Beſchluß von den Repräſentanten der nördlichen Staaten ſpäterhin als in Ueberraſchung gefaßt angefochten und umgeſtoßen wurde. Mit dem Zwiſt über Texas begann die Zerſetzung der politiſchen Parteien durch die Sklavenfrage, in deren raſcher Entwickelung eine längere Zeit alle Parteiung in die beiden Gegenſätze der Abolitioniſten und Nichtabolitioniſten ſich auflöſte. Bei der Präſidentenwahl von 1844 gaben die erſtern für Polk den Ausſchlag. Durch die Zerwürfniſſe mit Mexiko nahm der Streit aufs Neue eine Wendung nach außen. So leidenſchaftlich die Demokraten auf Krieg drangen, ſo erbittert ſprachen die Abolitioniſten dagegen, nur den einen Geſichtspunkt kennend, daß man im Süden Land erobern und in mehre Gebiete und künftige Staaten zerſchneiden wolle, eine Beſorgniß, die ſich nicht beſtätigt hat, da die von Mexiko gewonnenen Gebiete, Kaliſornien, Neumexiko eben ſo ſklavenfrei geblieben ſind, als Oregon. Nach dem Kriege um Mexiko ſtieg der Streit zu ſeiner bedenklichſten Höhe, ſo daß die alten Parteien gänzlich verſchwanden, um des einzigen Zwecks willen, und der Verband des Staats auf das Spiel geſetzt wurde. Der Kongreßſitzung von 1849—1850 fiel die ſchwere Aufgabe zu, die innern Friedensſtörungen zu beſeitigen, was mit Erfolg durch mehre Kompromiſſen geſchah. Die wichtigſten dieſer Maßregeln ſind die Ordnung der Columbiafrage und der Angelegenheit der flüchtigen Sklaven. Columbia iſt bekanntlich der Diſtrikt, in dem Waſhington liegt, und es war unſtreitig ein unerträglicher Skandal, daß in der Stadt des Kongreſſes der Sklavenhandel in der ſchamloſeſten Weiſe betrieben wurde und von Zeit zu Zeit, zuletzt noch 1848 Unruhen hervorrief. Jetzt iſt der Sklavenhandel im Diſtrikt Columbia verboten, wogegen die Abolitioniſten das Sklavengeſetz (fugitive slave bill) bewilligt haben. Während bisher der Grundſatz gegolten hatte, daß jeder entflohene Sklave, der das Gebiet der ſklavenloſen Staaten betrete, frei ſey, beſtimmt dieſes Geſetz Folgendes: Es werden forthin in jeder County der verſchiedenen Staaten 4 — 5 Kommiſſare beſtellt werden, vor welchen alle Fragen über Eigenthum an entflohenen Sklaven entſchieden werden ſollen, und die Vereinigten Staaten-Marſchälle (Exekutivbeamte) ſind zu ſtrenger Handhabung ihrer Pflichten in Feſthaltung und Bewachung ſolcher Sklaven durch Geldſtrafen von 1000 Dollars angehalten. Wer die Feſtnehmung eines entflohenen Sklaven hindert, wird mit 500 Dollars Geldbuße und 6 Monaten Gefängniß beſtraft, wer die Flucht eines Sklaven vermittelt, mit 1000 Dollars und gleichem Gefängniß. Die eidliche Erklärung des Eigenthümers iſt genugend (pour faire evidence), die Freiheit des Sklaven in Zweifel zu ziehen und die Jurisdiktion der Kommiſſion zu begründen. Die Präſidentenbotſchaft vom 2. Dec. 1850 bezeichnet dieſe Maßregel als eine finale und unwiderrufliche Ausgleichung, durch die man einen feſten, beſtimmten und geſetzlichen Grund gewonnen habe, den man behaupten müſſe als das beſte, wo nicht einzige Mittel zur Wiederherſtellung des Friedens und der Ruhe im Lande, wie zur unverletzten Aufrechthaltung der Integrität der Union. Die äußerſten Parteien theilten natürlich dieſe Anſicht nicht, vielmehr begann unmittelbar nach dem Kompromiſſe des Kongreſſes eine neue Agitation, welche noch im Wachſen iſt. Die Parteien, welche ſich um die Sklavenfrage gruppiren, haben die herkömmliche Scheidung politiſcher Parteiung in eine äußerſte Linke, eine Linke, Centrum, Rechte, äußerſte Rechte. Auf den Flügeln ſtehen hier die Ultra-Abolitioniſten unter wechſelndem Parteinamen, als Sewards-Whigs, Freeſoilers ꝛc., dort die Perpetualiſten, die eine ewige Erhaltung der S. wollen. Der Boden, auf dem die Ultra-Abolitioniſten entſprungen ſind, iſt die Liberty Party, deren Entſtehung in das Jahr 1840 fallt, die ſeitdem immer mehr Ausdehnung gewonnen hat und in Vereinen, Meetings, Zweckreiſen, Korreſpondenzen, Flugſchriften und Zeitungen eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt. Als Mitglied der Partei findet nur Derjenige Aufnahme, welcher die Abſchaffung der S. in der Union allen andern politiſchen Zwecken voranſtellt. Die Freibodenmänner oder Freeſoilers (der Name bezeichnet auch noch eine andere Partei, die der Nationalreformers) ähneln der Liberty Party völlig und unterſcheiden ſich nur dadurch, daß ſie größtentheils aus der Demokratie hervorgegangen ſind, während jene alle Parteien in ſich vereinigt. Die Mittel der Ultra-Abolitioniſten ſind oft verwerflicher Art. Ihre Sendboten ſtacheln häufig die Sklaven zum Ungehorſam auf oder verleiten ſie zur Flucht; nach dem Durchgehen des Sklavengeſetzes im Kongreß forderten ſie ſogar die Schwarzen auf, ſich zu bewaffnen und das Blutvergießen zu beginnen, falls man flüchtige Sklaven verhafte. Auf ihren Antrieb erließ Vermont ein Geſetz, welches den Beamten dieſes Staats

zur Pflicht macht, das Habeascorpus in allen Fällen zur Anwendung zu bringen, wo flüchtige Sklaven aufgegriffen werden. Zu Anfang von 1851 konnte in Newyork die Auslieferung einiger entflohenen unfreien Farbigen ohne Hinderniß Statt finden. Dagegen gab es in andern Orten bei ähnlicher Gelegenheit ernſtliche Unruhen, in denen ein Sklavenbeſitzer vom Volke erſchlagen wurde. Als Probe der wilden Sprache der Abolitioniſten citiren wir den Beſchluß, den ſie am 2. Okt. 1850 auf ihrer Konvention zu Oswego im Staat New-York faßten: „Daß die Mitglieder des Kongreſſes, welche für das verfluchte Geſetz wegen Ablieferung flüchtiger Sklaven geſtimmt, und Diejenigen, welche dafür geſtimmt haben würden, wenn ſie anweſend geweſen wären, und der Präſident, welcher es unterzeichnete, und die Kirchen, welche ſich weigerten, es zu verdammen, ſämmtlich als Feinde Gottes und der Menſchen zu betrachten, und der Räuberei nicht weniger ſchuldig ſind, als die blutigen Sklavenhalter, zu deren Gunſten das Geſetz erlaſſen wurde". Die Perpetualiſten ſind der Mehrzahl nach Seceders und Disunioniſten geworden, zum Austritt aus der Union entſchloſſen, wenn ihnen ihr Recht genommen werden ſollte. Am ſtärkſten iſt die Aufregung in Südcarolina, wo die Legislatur Anfang 1851 300,000 Dollars „zu militariſchen Zwecken" verwilligt hat. Sind auch dieſe Drohungen wenig zu befürchten, ſo iſt es doch ſchlimm, daß die Behandlung der Schwarzen und Farbigen ſtrenger und ſtrenger wird. Georgien verbietet den Farbigen jede Niederlaſſung, die Karolina's möchten ſie ganz aus dem Lande ſchaffen, aller Orten iſt die Beaufſichtigung verſcharft worden, Mißhandlungen der Abolitioniſten-Schützlinge ſind an der Tagesordnung. Die Mittelpartei, die Unioniſten, iſt diejenige, deren endlicher Sieg am ſicherſten ſeyn dürfte. Ihr leitender Grundſatz iſt der Wahlſpruch *Henry Clay's*, der ein Sklavenhalter iſt: ſtufenweiſe, von dem Neger ſelbſt zu erarbeitende Freilaſſung. In Deutſchland wird es wohl kaum Jemanden geben, der nicht die Emancipation der Neger als eine Forderung der Humanität anerkennte und ſich dem Glauben anſchlöſſe, daß eine Erhebung der ſchwarzen Race zu freier Sittlichkeit unter der Sklavenkette nicht möglich iſt. Dennoch darf man nicht verkennen, daß die Gründe der Gegner der ſofortigen Abolition ein ernſtes Inerwägungziehen wohl verdienen, und daß, ſo wie bei den Römern die S. ein Erbtheil aus dem Königthum für die Republik, ſo in Nordamerika aus der engliſchen Mutterherrſchaft war, und daß die Verhältniſſe dieſer ſo tief eingewurzelt waren, daß ſich eine Radikalkur ſchwer gebrauchen ließ. Beruhen auch die Argumente der Sklavenhalter, daß ſie ohne Sklaven theils nicht ſo ausdauernd produciren, theils nicht die Konkurrenz ertragen, theils nicht ſo wohlfeil arbeiten könnten, auf falſchen Vorausſetzungen, wie die ſklavenloſen nördlichen Staaten beweiſen, die raſch und wohlfeil produciren, während in den ſüdlichen Staaten wegen der größern Trägheit der Weißen die ſchönſten Striche unbenutzt und brach liegen und man ſich mit der Unterhaltung der in der Ebene liegenden Pflanzungen begnügte; ſo liegt doch ein anderer Grund ſchwer in der Wagſchale: die furchtbare Zahl der Schwarzen und ihre Vermehrung, und es iſt nicht zu vergeſſen, daß es daſſelbe England war, welches jetzt die Emancipation der Sklaven mit ſolchem Eifer betreibt, das die amerikaniſchen Länder einſt mit Sklaven überfluthete. Um die große Anzahl der Neger allmählig zu verringern, gründete man die Kolonie Liberia (ſ. d.); leider aber iſt die Ausführung dieſer Idee unmöglich, da es kein Mittel gibt, 3 Millionen Menſchen in ſo kurzer Zeit in ein anderes Land zu verſetzen, daß nicht der natürliche Zuwachs der vorläufig Zurückbleibenden die durch die Ueberſiedelten entſtandene Lücke wieder ausfüllte. Nach der bisher beobachteten Vermehrung wird die jetzige Zahl der Sklaven von 3,059,441 im Jahr 1860 auf 3,763,112 geſtiegen ſeyn, was in 10 Jahren einen Zuwachs von mehr als 700,000 Köpfen ergibt. Mithin müßte man, um nur dieſen Zuwachs fortzuſchaffen, jährlich 70,000 Schwarze nach Liberia bringen. Wo aber iſt überdies das Recht der Vereinigten Staaten, die freien Schwarzen und Farbigen wider deren Willen auf eine ungaſtliche Küſte zu werfen? Die ſklavenhaltenden Staaten fürchten einen Racenkrieg und weiſen auf *Cuba* hin, wo freilich die farbige Bevölkerung in dem Grade überwiegt, daß auf eine Bevölkerung von 1,007,624 Seelen 418,291 Weiße, 152,838 Farbige und 436,495 Sklaven kommen.

Im Jahr 1842 brach hier auf einer Pflanzung ein Aufſtand aus, den man damals den Aufwiegelungen der Fuhrleute zuſchrieb, die mit dem Bau der Eiſenbahn von Cardenas unzufrieden waren. Ein Brand, der bald darauf eine der ſchönſten Pflanzungen der Inſel, das Eigenthum des reichſten Aktionärs der Eiſenbahn, verzehrte, beſtärkte dieſe Meinung. Der Aufſtand von 1843 verrieth erſt den wahren Charakter dieſer Bewegungen. Im Nov. ermordeten die Sklaven mehrer Pflanzungen ihre Herren und durchzogen mordend und plündernd die benachbarten Diſtrikte. Es war eine weit verzweigte Verſchwörung, deren Fäden zu Satanilla, 7 Stunden von Matanzas, noch rechtzeitig entdeckt wurden. Man fand, daß die Anzahl der verbundenen Neger in dieſem einzigen Bezirke 60,000 betrug, daß eine große Menge von Farbigen betheiligt war. Sehr viele wurden in den ſich entſpinnenden Kämpfen getödtet oder ſpäter hingerichtet, die untergeordneten Werkzeuge nach Ceuta geſchickt, die Maſſe begnadigt. Unter den Hingerichteten befand ſich leider der Mulatte Placido, der bei längerem Leben unzweifelhaft einer der größten ſpaniſchen Dichter geworden ſeyn würde. Dieſe Aufſtände hatten wenigſtens den Erfolg, daß die *ſpaniſche* Regierung von nun an die Unterdrückung des Sklavenhandels eifrig betrieb. Zwei einheimiſche Schriftſteller, Sagra und Saco, haben in neueſter Zeit die Emancipation der ſpaniſchen Sklaven beſprochen (**Historia fisica politica y natural de la Isla de Cuba por Don Ramon de la Sagra** und **La Supresion del Trafico de Esclavos Africanos en la Isla de Cuba, par Don José Saco**).

Beide ſind für die große Maßregel, trotzdem, daß ſie die engliſche Emancipation mit den ungünſtigſten Blicken betrachten und als auf den Ruin der andern Kolonien berechnet anſehen. Nach dieſen Quellen würde es bedenklich ſeyn, die Sklaven durch freie weiße Arbeiter zu erſetzen. Das Klima von Cuba iſt für Europäer nur dann gefährlich, wenn ſie in der erſten Zeit ihres Aufenthaltes unvorſichtig leben. Daß die weiße Bevölkerung lange Zeit ſo wenig zahlreich war, lag nicht am Klima, ſondern an der tyranniſchen ſpaniſchen Politik. Als freiere Grundſätze befolgt wurden, wuchs die weiße Bevölkerung raſch an. 263 Jahre nach der Koloniſation, im Jahr 1774, hatte ſich die Zahl der Weißen kaum auf 96,000 Seelen gehoben, 66 Jahre ſpäter betrug ſie 418,291. Die Sterblichkeit unter den Negern iſt nicht etwa geringer, ſondern größer, wie unter den Europäern. Sind die letztern dem gelben Fieber unterworfen, ſo leiden die Neger auf eine furchtbare Weiſe durch die Cholera, die ſich 1833 hauptſächlich gegen ſie richtete. Es iſt ein Vorurtheil, daß die Feldarbeiten in dieſem Klima für Europäer zu ſchwer ſeyen. Die Arbeiten in den Kaffee- und Tabakpflanzungen ſind ſehr leicht, und daſſelbe gilt von dem Pflanzen und Ernten des Zuckerrohrs. Auf Portorico wurden 1832 von 1577 Pflanzungen nur 300 von ſchwarzen Sklaven bewirthſchaftet. Angreifend iſt bloß die Zuckerfabrikation. Wenn die Europäer auf Cuba die ſchwerern Arbeiten von Schmieden, Bergbauten, Chauſſeearbeiten u. ſ. w. ohne Nachtheil betreiben, ſo können ſie auch der Zuckerfabrikation genügen. Damit die Emancipation den materiellen Intereſſen nicht ſchade, fordert Saco eine Reihe von Reformen und Verbeſſerungen: Verminderung der auf dem Zucker laſtenden Steuern, den Bau neuer Straßen, Ausbeſſerung der Häfen u. ſ. w. — Sind in Spanien Stimmen für Emancipation laut geworden, ſo beſchränkt man ſich in Holland bis jetzt darauf, eine mildere Behandlung der Sklaven anzuempfehlen. Man ſchreibt dort den Verfall der weſtindiſchen Kolonien der Abſchaffung des Sklavenhandels zu. Nach Nachweiſungen des Kolonialminiſters Baud findet eine jährliche Minderung von 3 Procent unter den Feld- und Zuckerfabrikſklaven Statt. In Surinam ſchmolz die Zahl der Sklaven ſeit 1826 von 56,529 auf 44,975 herab, mithin waren 11,555 Sklaven mehr geſtorben, als geboren. Die Schuld trägt die unmenſchliche Behandlung der Unglücklichen. Einheimiſche Grundbeſitzer hat das Land faſt gar nicht mehr, die Pflanzungen ſind in den Händen holländiſcher Kapitaliſten, welche die Verwaltung Rentmeiſtern übertragen, gewiſſenloſen Menſchen, deren ganzes Streben in möglichſt hoher Verwerthung der Arbeitskräfte beſteht. Sie geben den Sklaven bei ſchwerer Arbeit eine viehiſche Koſt (dieelyk coedsel). Die Regierung will dahin ſtreben, eine mildere Behandlung der Sklaven und eine gründliche Verbeſſerung des Produktionsſyſtems der Kolonie zu erzielen. — Dänemark gewährte am 18. April 1839 den farbigen Freigelaſſenen die meiſten bürgerlichen Rechte und verhieß den Sklaven Verbeſſerung ihrer Lage, wogegen ſie auf Freilaſſung gehofft. Schweden beendigte ſeinen Reichstag 1845 damit, daß es auf königl. Vorſchlag die Loskaufung der Sklaven auf St. Barthelemy beſchloß, wozu auf 5 Jahre je 10,000 Piaſter gewährt wurden.

Das Verdienſt, den Sklavenhandel durch Verträge mit den ſeefahrenden Völkern beſchränkt zu haben, gebührt den Engländern. In den Tagen der heiligen Allianz (1815–1830) gelang es dem Inſelſtaate, von den meiſten Staaten Geſetze zu erlangen, die den Sklavenhandel für Seeraub erklärten. Das Durchſuchungsrecht, das allen Kriegsſchiffen der Nationen den Handelsfahrzeugen gegenüber zugeſtanden werden ſollte, fand viele und heftige Gegner. Die Frage hängt mit der alten Theorie des Mare liberum oder Mare clausum eng zuſammen. Nach der Theorie der Freiheit der Meere ſind die großen Waſſerſtraßen gemeinſchaftliches Eigenthum aller Nationen. Das Schiff auf dem Meere bleibt den Geſetzen ſeines Landes unterworfen, iſt eine „Verlängerung“ deſſelben, wie man ſich wohl ausgedrückt hat. Die wichtigſte Konſequenz dieſer Anſicht iſt der Grundſatz, daß die Flagge die Waare deckt. Nach dieſer Anſicht, welche die Mächte des Feſtlandes zu wiederholten Malen gegen England verfochten haben, darf ſo wenig das Eigenthum eines feindlichen Staats auf einem neutralen Schiffe weggenommen werden, als es erlaubt iſt, gegen ein unter fremder Flagge ſegelndes Fahrzeug irgend eine polizeiliche Maßregel in Anwendung zu bringen. Thatſächlich läßt ſich dieſe Fiktion, daß das Schiff eine Verlängerung des Territoriums iſt, nicht durchführen. Von den 47 ſeefahrenden Nationen beſitzen bloß 15—16 eine Kriegsmarine, unter dieſen wieder bloß 3 (England, Frankreich und die Vereinigten Staaten) eine ſolche, die auf allen Meeren die Aufſicht führen kann. Führte man jene Theorie von der Freiheit der Meere durch, ſo wäre jeder Pirat, der unter der Flagge eines keine Kriegsmarine beſitzenden Staates ſegelte, ſtraffrei, da es den fremden Kriegsſchiffen nicht geſtattet wäre, ihn anzuhalten und zu ſtrafen, der eigene Staat aber nicht die Macht dazu hätte. Dieſe Theorie müßte zuletzt dahin führen, daß die Meere ſich mit Piraten unter portugieſiſcher, argentiniſcher, preußiſcher u. ſ. w. Flagge bedeckten, jeder Handel mit der Zeit aufhörte. Man iſt dieſen Folgen der Fiktion mit einer andern Fiktion begegnet, indem man angenommen hat, daß der Seeräuber außerhalb des Völkerrechts ſtehe, vogelfrei ſey. Jedes Kriegsſchiff jeder Nation kann einen Seeräuber, unter welcher Flagge er auch ſegeln möge, angreifen, nehmen, ſeine Mannſchaft vor Gericht ſtellen. Die engliſchen Verträge dehnten dieſes Recht auch auf die Sklavenſchiffe aus. Das Durchſuchungsrecht geht einen Schritt weiter. Danach handelt der Kreuzer, der ein Schiff anhält, im Auftrage des betreffenden Landes, unter deſſen Flagge das Schiff ſegelt, in Gemäßheit eines beſondern Mandats, das ihm der Souverain jenes Landes ausgeſtellt hat. Ein allgemein angenommenes, gegenſeitiges Durchſuchungsrecht führt dahin,

daß jeder Souverain den Kriegsſchiffen aller andern Nationen ein Mandat ertheilt, Schiffe ſeinee Landesflagge nach Gutdünken anzuhalten und zu durchſuchen, ein ſolches Recht begrundet eine gemeinſchaftliche Polizei der Meere. Verſtändigten ſich die Mächte über eine ſolche Polizei. ſo wüede die größtmöglichſte Sicherheit der Schifffahrt erreicht werden, abee auch zugleich die Gefahr eintreten, daß die größern Seemächte die kleinern unterdrücken könnten. Je mehr Handelsſchiffe und je weniger Kriegsfahrzeuge ein Staat hätte, um ſo mehr ſetzte er ſich Plackereien und Benachtheiligungen ſeiner Schifffahrt von Seiten der großen Seemächte aus. Spanien mit 25, Neapel mit 17, Sardinien mit 12 bewaffneten Fahrzeugen würden, dem mächtigen England mit ſeinen 165 Linienſchiffen, 117 Fregatten und 324 Briggs ꝛc. gegenüber einen winzigen Antheil an dee allgemeinen Seepolizei bekommen. Dies iſt das Bedenkliche eines allgemeinen Durchſuchungsrechts. Der Willkür der Seeoffiziere der großen Staaten ſind keine Schranken zu ſetzen. Das Durchſuchungsrecht umfaßt nicht bloß die Befugniß, an Bord deo Schiffes zu gehen und Vorlage der Papiere zu verlangen (droit de visite), ſondern gibt auch die Macht, die Richtigkeit der Papiere durch Verhöre der Mannſchaft, Unterſuchung des ganzen Schiffs, dee Ladung ꝛc. zu prüfen (droit de eecherche). Die kleinern Staaten waren wohl nicht zu tadeln, daß ſie Bedenken trugen, rivaliſirenden Seemächten ein ſo umfaſſendes, zu Chikanen allee Art Veranlaſſung gebendes Recht zuzugeſtehen. Portugal und Spanien fügten ſich 1817, wenn ſchon mit großem Widerſtreben. Die portugieſiſche Flagge betheiligte ſich, dem Vertrag zum Trotz, bei dem Sklavenhandel mit großer Thätigkeit, Spanien zögerte mit der Erlaſſung eines Strafgeſetzes bis zur neueſten Zeit. Die Kolonien konnten wohl nicht glauben, daß es mit den ſtrengen Maßregeln ernſtlich gemeint ſey, wenn das ſpaniſche Kabinet in derſelben Depeſche vom 2. Juni 1843, welche die gänzliche Unterdrückung des Sklavenhandels anbefahl, dieſen Verkehr ein Inſtitut nannte, „welches wirkſam dazu beigetragen habe, den Ackerbau auf Cuba zu erhalten, auf der Inſel die Keime des Reichthums zu entfalten und ihr ein Gedeihen zu verſchaffen, das in Weſtindien ohne Beiſpiel ſey“. Erſt die Lehre, die man durch die Sklavenaufſtände von 1842 und 1843 bekam, gab zu durchgreifenden Maßregeln Veranlaſſung, und es wird verſichert, daß der Sklavenhandel auf Cuba gegenwärtig durch die beiden letzten Gouverneure Valdez und O'Donnel gänzlich unterdrückt worden iſt. Das Durchſuchungsrecht wird dagegen mit ſo ungünſtigen Augen betrachtet, daß Martinez de la Roſa es noch jungſt ein Unglück für den ſpaniſchen Handel, einen Schimpf für die Flagge nannte. Portugal hat dieſelbe Abneigung dadurch bewieſen, daß es zu der gemiſchten Priſenkommiſſion von Sierra Leone (jetzt auf Jamaika), welche die genommenen Schiffe abzuurtheilen hat, niemals ein Mitglied ernannte. Mit Braſilien wurde 1825 ein Vertrag auf 15 Jahre geſchloſſen, der 1830 in das Leben trat. Als er 1845 erloſch, erklärte das Kabinet von Rio Janeiro, daß es jede Erneuerung ablehnen müſſe, jedoch bereit ſey, die einheimiſchen Geſetze, die den Sklavenhandel als Seeraub beſtrafen, aufrecht zu erhalten. Nordamerika weigerte ſich ſtets, das Durchſuchungsrecht anzuerkennen. Nach dem von den Staaten befolgten Syſtem wird der Sklavenhändler gleich dem Seeräuber, als außerhalb des Völkerrechts ſtehend, behandelt. Jedes Kriegsſchiff hat das Recht, ihn anzuhalten u. vor Gericht zu ſtellen, jedoch auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit des Befehlshabers. Nach dem Vertrage von Waſhington, abgeſchloſſen von Daniel Webſter und Lord Aſhburton am 9. Aug. 1842, ſchickt England wie Nordamerika nach dee afrikaniſchen Weſtküſte eine ausreichende Seemacht, um die Schiffe ſeiner Flagge zu überwachen. Wenn es nöthig wird, ſollen nordamerikaniſche und engliſche Schiffe gemeinſchaftlich handeln. Trotz dieſes Vertrags herrſcht in beiden Staaten über einen wichtigen Punkt Meinungsverſchiedenheit. England (Depeſche des Lord Aberdeen vom 18. Jan. 1843) behauptee nämlich kraft eigenen Rechts, ſich der Legitimität der Flagge, die ein verdächtiges Schiff führe, vergewiſſern zu können. Nordamerika (Botſchaft des Präſidenten Tyler vom 27. Februar 1843) gibt dagegen ein ſolches Recht nicht zu u. vindicirt den Vereinigten Staaten die ausſchließliche Befugniß, jeden Mißbrauch ihree Flagge zu verhüten oder zu beſtrafen. „Ehe die dieſſeitige Regierung zugäbe“, heißt es in der Botſchaft ſehr entſchieden, „daß irgend eine fremde Regierung ſich in die Ausübung ihrer Rechte miſchte und ſtatt ihrer ihre Verpflichtungen erfüllte, deren gebieteriſchſte der Schutz ihrer Flagge gegen Mißbräuche wie gegen Beleidigungen iſt, eher würde ſie ihre ganzen Streitkräfte aufbieten“. In Frankreich gelang es während der ganzen Zeit der Reſtauration nicht, einen Durchſuchungsvertrag abzuſchließen. In einer ſeiner Depeſchen beklagt ſich Canning bitter, daß man in Frankreich die Aufrichtigkeit Englands beargwohne und ſeinen Bemühungen um Abſchaffung des Negerhandels politiſche u. kommerzielle Gründe unterſchiebe. Die Julieegierung zeigte ſich gefälliger. Das Durchſuchungsrecht wurde durch die Verträge von 1831 u. 1833 gegenſeitig zugeſtanden, doch ſcheiterten 1841 Englands Bemühungen, dieſe Konventionen unwiderruflich zu machen. Die öffentliche Meinung Frankreichs forderte noch mehr: die Abſchaffung des ganzen Durchſuchungsrechts. Der Nationalſtolz empörte ſich, daß es einem fremden Offiziere erlaubt ſeyn ſollte, am Bord eines franzöſiſchen Schiffs polizeiliche Handlungen vorzunehmen. In der That gingen die engliſchen Schiffe in einzelnen Fällen zu weit, und Lord Palmerſton war ſtets geneigt, die verlangte Genugthuung unter Ausflüchten zu verweigern. Außerdem machte die franzöſiſche Preſſe geltend, daß das Durchſuchungsrecht den Sklavenhandel nicht etwa vermindert, die Greuel deſſelben aber ohne allen Zweifel geſteigert habe. Nach franzöſiſchen Berechnungen, die ſich auf offizielle Angaben im Parlament ſtützen, betrug von

Digitized by Google

1763—1798 die mittlere Zahl der jährlich ausgeführten Sklaven 95,000. Im Jahre 1842 wurden eingeführt in Braſilien 50,000, in Cuba 25,000, in Portorico 5,000 Sklaven, zuſammen 80,000. Dazu kommrn nun noch mehre tauſend Neger, die in den portugieſiſchen Kolonien, in Texas u. ſ. w. heimlich eingeführt werden, wogegen Cuba's Negereinfuhr aufgehört haben dürfte. Nach engliſchen Berichten wurden dort 1838 noch 28,000 Neger gelandet, 1842 bloß noch 3150. Man betreibt den Handel gegenwärtig mit Schiffen aus den Vereinigten Staaten, weil dieſe die leichteſten und ſchnellſten ſind. Die Schiffe müſſen nicht tief im Waſſer gehen, damit ſie weit in den Flüſſen aufwärts gehen können. Nach der oben erwähnten Botſchaft des Präſidenten Tyler ſegeln dieſe Schiffe nach den kapverdiſchen Inſeln, wo ein Scheinverkauf Statt findet, über den die portugieſiſchen Behörden bereitwillig Beſcheinigung ausſtellen. Das Schiff iſt nun ein portugieſiſches, nimmt Waſſer und Lebensmittel ein u. ſegelt nach der afrikaniſchen Küſte, wo bereits große Schaluppen es erwarten. In zwei Stunden, oft in kürzerer Zeit, iſt die ganze Menſchenladung an Bord, und das Sklavenſchiff ſegelt noch an demſelben Tage ab. Dieſe Schnelligkeit macht die Wegnahme ſo ſchwierig, daß die Zahl der aufgefangenen Schiffe, mit jener der entkommenden verglichen, ſich wie 1 zu 30 verhält. Von dem jetzigen Verfahren der Negerhändler gegen ihre ſchwarze Ladung werden furchtbare Beiſpiele erzählt. In den zwiſchen England u. Braſilien abgeſchloſſenen Vertrag war die Beſtimmung aufgenommen, daß ein Sklavenſchiff nur dann verurtheilt werden könne, wenn man Neger am Bord finde. Als nun zwei braſiliſche Sklavenſchiffe, Rapido und Regulo, in der Mündung des Fluſſes Bonny von einem engliſchen Kreuzer überraſcht wurden, ſtürzten beide ihre Sklaven in das Meer. Der engliſche Kreuzer kam noch früh genug, um auf dem Regulo 210 Sklaven zu retten, die des Rapido, 250 an der Zahl, waren bereits alle über Bord. Dennoch konnte auch der Rapido verurtheilt werden, da zwei der über Bord geworfenen Sklaven mit ihren Ketten in den Tauen des kleinen Boots hängen geblieben waren und gegen den Negerhändler zeugten. Im Fluſſe Malabar verfolgten Schaluppen eines Kreuzers einen andern Negerhändler, der ſich ſeiner Ladung auf dieſelbe Weiſe entledigte. Die Matroſen in den Schaluppen ſahen deutlich, daß dem verfolgten Schiffe ein Schwarm von Haifiſchen und Alligatoren folgte; bald röthete ſich der ganze Fluß von Blut. Die Sterblichkeit auf den Negerſchiffen, wo ein Schwarzer jetzt nicht ſo viel Platz hat, wie ein Todter im Sarge, hat gegen früher in einem furchtbaren Grade zugenommen. Früher ſtarb etwa ein Viertel der Ladung während der Ueberfahrt, jetzt ein Drittel, oft die Hälfte; 1839 ſchifften vier Sklavenſchiffe, Cintra, Brilwahte, Commodore und Esplorador 2836 Schwarze ein, von denen unterwegs 1088 ſtarben. Der Durſt iſt die fürchterlichſte Plage der Armen. Sie befinden ſich faſt immer unter Deck, in einer glühenden, verpeſteten Luft, und bekommen nie mehr als eine Pinte Waſſer den Tag. Ein Schiff von Bahia, das ſeine Fäſſer mit Seewaſſer gefüllt hatte, um ſie als Ballaſt zu gebrauchen, vergaß in der Eile des Einſchiffens der Sklaven, ſüßes Waſſer einzufüllen. Die ganze Ladung ſtarb vor Durſt. Ein Haupteinwurf der franzöſiſchen Preſſe, daß der Negerhandel nie aufhören werde, ſo lange er ſo gewinnvoll iſt, wie jetzt, iſt begründet. Der Vortheil iſt zu groß, um gewiſſenloſe Menſchen nicht immer zu verlocken. In der Havanna wurde das Sklavenſchiff Firmo verurtheilt. Die Ladung hatte 28,000 Dollars gekoſtet, die ganze Ausrüſtung des Schiffs 10,600, die Beſoldung und Ernährung der Mannſchaft 13,400; Total der Koſten: 52,000 Dollars. Der Verkauf der Neger würde dagegen 145,000 Dollars ergeben haben. Alle dieſe Einwürfe ſind bei dem neuen engliſch-franzöſiſchen Vertrage nicht unberückſichtigt geblieben. Man hat beſonders eine ſtrenge Blokade der Weſtküſte in das Auge gefaßt, das gegenſeitige Durchſuchungsrecht aufgegeben. Die Verhandlungen leitete franzöſiſcher Seits der Herzog von Broglie; England ernannte den Dr. Luſhington zu ſeinem Unterhändler. Der neue Vertrag wurde, wie es ſcheint, nicht ohne Schwierigkeit abgeſchloſſen, da beide Theile wenig geneigt waren, von ihren Anſichten abzugehen. Das Dokument beginnt mit der Verſicherung, die Verträge vom 30. Nov. 1831 und vom 12. März 1833 hätten ihren Zweck, den Sklavenhandel unter engliſcher und franzöſiſcher Flagge zu verhindern, erreicht, der gehäſſige Verkehr beſtehe aber nichts deſto weniger immer noch, und die beſagten Maßregeln ſeyen unzureichend, denſelben ganz zu unterdrücken. Da nun der König von Frankreich den Wunſch ausgedrückt habe, wirkſamere Maßregeln zu ergreifen, und der Königin von England am Herzen liege, dieſer Abſicht entgegen zu kommen, ſo ſey beſchloſſen worden, eine neue Uebereinkunft zu ſchließen, welche an Stelle und Statt der Verträge von 1831 und 1833 treten ſolle. Dann folgen die einzelnen Beſtimmungen. Art. 1. Frankreich ſtellt binnen der möglich kürzeſten Zeit an der Weſtküſte von Afrika, vom grünen Vorgebirge bis zum 16° 30′ ſüdlicher Breite eine Seemacht auf, beſtehend zum mindeſtens aus 26 Kreuzern, ſowohl Segel- als Dampfſchiffen. England ſchickt nach derſelben Küſte ebenfalls 26 bewaffnete Schiffe und bewacht außerdem die afrikaniſche Oſtküſte mittelſt einer genügenden Anzahl von Kreuzern. Art. 2. Die franzöſiſchen u. engliſchen Seeſtreitkräfte ſollen gemeinſchaftlich für die Unterdrückung des Sklavenhandels wirken. Sie beginnen ihre Operationen damit, daß ſie eine genaue Ueberwachung der in Art. 1. begriffenen Theile der Weſtküſte insbeſondere an allen Punkten herſtellen, wo Sklavenhandel getrieben wird. Art. 3. Die franzöſiſchen u. engliſchen Seeoffiziere ſollen ſich über die beſten Mittel zur Ausübung der Beaufſichtigung verſtändigen dadurch, daß ſie die Stationsplätze wählen und dieſe Poſten vereint oder getrennt handelnden Kreuzern beider Nationen übergeben. Wird ein Poſten den Kreuzern einer Nation ausſchließlich

anvertraut, ſo können doch die Kreuzer der andern Nation zu allen Zeiten dorthin kommen, um die ihnen zuſtehenden Rechte auszuüben. Art. 4. Es werden mit den Häuptlingen und Fürſten der Küſte Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels abgeſchloſſen. Art. 5. Dieſe Verträge ſollen keinen andern Zweck haben, als die Unterdrückung des Sklavenhandels. Wenn einer dieſer Verträge, einzeln von einem Offizier der britiſchen Marine abgeſchloſſen wird, ſoll das Recht des Beitritts zu demſelben Sr. Majeſtät dem König der Franzoſen vorbehalten bleiben, wie auf der andern Seite England allen von Frankreich abgeſchloſſenen Uebereinkünften beitreten kann. Die erforderlichen Ausgaben für Geſchenke und ähnliche Koſten werden von beiden Mächten getragen. Art. 6. Kriegsoperationen, die in Folge dieſer Verträge nöthig erſcheinen, dürfen nicht anders als gemeinſchaftlich ausgeführt werden. Art. 7. Das Recht der gegenſeitigen Durchſuchung hört auf u. es werden die den Kreuzern beider Nationen übermachten Durchſuchungsmandate gegenſeitig zurückgenommen. Art. 8. In Betracht, daß die Erfahrung bewieſen, wie der Sklavenhandel in denjenigen Gegenden, wo er gewöhnlich geübt wird, oft Handlungen im Gefolge hat, welche die Ruhe der Meere und die Sicherheit der Flagge gefährden, und in Berückſichtigung zu gleicher Zeit, daß, wenn die von einem Schiffe getragene Flagge prima facie das Zeichen der Nationalität des Schiffes iſt, dieſe Vorausſetzung nicht als genügend betrachtet werden kann, und ſich in allen Fällen Schritte zur Verifikation derſelben zu verſagen, da ſonſt alle Flaggen entehrenden Mißbräuchen ausgeſetzt würden, indem man ſie dazu benutzte, den Seeraub, den Sklavenhandel und jeden andern unerlaubten Verkehr zu decken, ſo iſt man in der Abſicht, jede Schwierigkeit in der Vollziehung der gegenwärtigen Uebereinkunft zu heben, übereingekommen, daß den Befehlshabern von Geſchwadern und Kreuzern an der afrikaniſchen Küſte Verhaltungsbefehle zugeſendet werden ſollen, gegründet auf das Völkerrecht und die beſtändige Praxis ſeefahrender Nationen. Die beiden Regierungen haben ſonach einander den Text der beſagten Verhaltungsbefehle, welche der gegenwärtigen Uebereinkunft beigefügt werden ſollen, mitgetheilt. Art. 9. Beide Regierungen werden ihre Unterthanen durch alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel verhindern, ihre Flagge zur Führung des Sklavenhandels mit fremden Nationen zu gebrauchen oder ſich auf irgend eine Weiſe in den beſagten Sklavenhandel einzulaſſen. Art. 10. Die Uebereinkunft iſt auf 10 Jahre geſchloſſen. Im Läufe des fünften Jahres werden die hohen vertragenden Mächte von Neuem berathen und den Umſtänden gemäß entſcheiden, ob es paſſend ſey, ſolche Uebereinkünfte entweder ganz oder theilweiſe zu ermäßigen oder abzuſchaffen. Die dem Vertrage angehängten Verhaltungsregeln beſtimmen die Fälle, in denen verdächtige Schiffe angehalten werden können. Sie empfehlen die größte Behutſamkeit in Ausübung dieſes Rechts. Bei der Durchſuchung von Schiffen, die fremde Flaggen tragen, handeln die Schiffskapitäns auf eigene Verantwortlichkeit. Die Durchſuchung ſoll in der Regel ſo geſchehen, daß der Kreuzer eine Schaluppe an Bord des fremden Schiffes ſchickt, ohne es in ſeinem Laufe aufzuhalten. Im Fall, daß das Wetter dies nicht erlaubt, ſoll das verdächtige Schiff aufgefordert werden, zu halten, und wenn es ſeine Nationalität beweiſt, ſoll es unverweilt wieder geräumt werden.

Dem Verbot des Sklavenhandels, den Verträgen mit den Sklaven haltenden Völkern, dieſen Verkehr als Piraterie zu beſtrafen, dem Durchſuchungsrecht der Ueberwachung der Häfen, die als Abſatzorte gelten, wie der afrikaniſchen Küſte geſellen ſich noch Verſuche hinzu, die einzelnen Negerſtaaten ſelbſt zur Einſtellung der Sklavenjagden zu bewegen. Es läßt ſich nicht verkennen, daß es der S. die Wurzel abſchneiden hieße, wenn es gelänge, die Negerſtaaten für die Civiliſation zu gewinnen. Auf dieſes Ziel richten die Engländer großartige Anſtrengungen. Ihre Miſſionäre erziehen in den freien Negerkolonien und in Weſtindien viele ehemalige Sklaven, die dann als Glaubensboten in ihre Heimath zurückgeſandt werden, um das Chriſtenthum zu verbreiten. Die Expeditionen, die von Zeit zu Zeit nach dem Niger abgehen, verfolgen neben wiſſenſchaftlichen Zwecken zugleich die Abſicht, Verträge mit den Fürſten abzuſchließen und Handelsverbindungen anzuknüpfen. Bisher haben dieſe Expeditionen allein der Wiſſenſchaft Nutzen getragen; Handelsverbindungen mit Erfolg anzuknüpfen iſt mißlungen. Die Angriffe der Neger, das Klima ſtellen unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Eine erfreuliche Erſcheinung iſt, daß der Handel mit Palmöl in demſelben Maße zugenommen hat, als der Sklavenhandel ſich verminderte. Im J. 1827 führte England von der Weſtküſte 98,070 Centner Palmöl ein, 1840 285,800, in den beiden folgenden Jahren 380,000 und 500,000. Durch dieſen Erwerbszweig könnten die Neger mehr verdienen, als durch den Sklavenhandel, ſelbſt die ergiebigſte Periode deſſelben als Maßſtab genommen. Größere Hoffnung für die Abſchaffung des Sklavenhandels ſchöpft man noch aus einem andern Umſtande. Es hat allen Anſchein, ſagt die „Literar. Zeitung" vom 26. Juli 1851, daß endlich im Sklavenhandel und in der Geſchichte der Civiliſation Afrika's eine Kriſe eingetreten iſt. Seit einigen Jahren hat der Verbrauch von Waaren, die hauptſächlich durch Sklavenarbeit erzeugt wurden, die Grenze der möglichen Uebererzeugung raſch überſchritten: die Zufuhr entſpricht nicht mehr dem Begehr. Ohne hier in ſtatiſtiſche Details einzugehen, können wir in wenigen Sätzen die allgemeinen Verhältniſſe der Frage angeben und das Zuſammentreffen von Umſtänden, durch die der jetzige Stand der Dinge herbeigeführt wurde, bezeichnen. Der erſte Artikel iſt die Baumwolle. Das jährliche Steigen des Erzeugniſſes in den Vereinigten Staaten iſt nicht mehr als das ungefähre Wachsthum der Sklavenbevölkerung, nämlich 3 Procent. Der Begehr ſteigt aber viel raſcher. Das vermehrte Erzeugniß

Digitized by Google

wird, in Folge des ſtärkern Wachsthums der Bevölkerung in freien als in Sklavenſtaaten, faſt in Amerika ſelbſt verbraucht und wird in wenigen Jahren durch den Kontinent Europa's vollends in Anſpruch genommen werden. Der britiſche Verbrauch ſteigt aber jährlich um etwa 7 Mill. Pfd. Sterling oder mehr als ein Fünftheil der als möglich angenommenen Zunahme der Erzeugung in Amerika; letzteres wird alſo England bald ſeinen Bedarf nicht mehr liefern können. Dabei wächſt aber noch mit den ſteigenden Bedürfniſſen der Civiliſation in der ganzen Welt auch das Bedürfniß an Baumwolle, und man muß ſich alſo nach andern Ländern, als nach den Vereinigten Staaten, umſehen, um die nöthige Baumwolle zu verſchaffen. Eben ſo geht es gegenwärtig mit einem andern Haupterzeugniß der Sklavenarbeit, dem Kaffee. Der Verbrauch wächſt viel raſcher, als die Erzeugung in Sklavenländern. Braſilien liefert jetzt mehr, als zwei Fünftheile alles konſumirten Kaffees, und baut ihn mit um ein Drittel geringern Koſten, als andere Länder. Nur durch eine entſprechende Vermehrung der eingeführten Sklaven könnte der vermehrte Verbrauch befriedigt werden. So lange aber der Sklavenhandel durch fremde Intervention im Schach gehalten wird, muß der Weltmarkt von anderer Seite her, als von Braſilien, mit Kaffee verſorgt werden. Bis jetzt wurde eine genügende Einfuhr von Sklaven nur durch deſperate Anſtrengung im Gange erhalten, aber dies wird immer ſchwerer werden, und das Zurückbleiben der Produktion hinter dem Verbrauch würde bereits fühlbarer ſeyn, wenn nicht die in unglaublichem Umfang betriebene Fälſchung des Kaffees entgegenwirkte. Jedenfalls werden aber, wenn nicht in der Handelswelt große Veränderungen eintreten, in nicht ferner Zeit zwei der Stapelwaaren, die durch Sklaven erzeugt wurden, nur in unzureichender Menge geliefert werden, und die Folge hievon muß ſeyn, daß die freie Arbeit dadurch aufgemuntert und die nöthige Menge dieſer Waaren in Ländern gewonnen wird, wo jetzt keine S. eingeführt werden kann. Dann, fügt das „Ausland" dieſer Mittheilung hinzu, wird erſt der wahre Kampf zwiſchen freier und Sklavenarbeit beginnen, vielleicht aber auch der Kampf der Racen, und der fleißige Hindu möchte über den faulen, freien Neger den Sieg davon tragen.

Von den ſchon erwähnten Negerkolonien ſind außer Liberia, durch Amerikaner gegründet, noch die durch Clarkſons afrikaniſche Geſellſchaft in Sierra Leone angelegte und die durch eine franzöſiſche Geſellſchaft in La Mane gegründete zu nennen. Die letztere gedeiht am wenigſten, Liberia am beſten. In Sierra Leone dienen die Neger im Militär, als Gerichtsvollzieher und Konſtabler, u. benehmen ſich fleißig, arbeitsſam und wißbegierig. In Liberia ſind ſchon in geiſtiger Beziehung Kulturfortſchritte bemerkbar. So intereſſiren ſich die Neger namentlich um das Miſſionsweſen, und rüſten ſchwarze Theologen mit Kenntniſſen und Mitteln aus, um ihre Brüder in Afrika das Chriſtenthum zu lehren. Für Sierra Leone ſind von der engliſchen Regierung über 6 Millionen Pfund St. verwandt worden. Für beide Kolonien beſtehen beſondere Geſellſchaften zur Ueberwachung, und ein beſonderes Organ in der Preſſe (vgl. übrigens oben, S. 377).

Literatur: J. F. Jugler, De nundinatione servorum apud veteres, Leipz. 1741; — Th. Clarkſon, Essay on the Slavery and commerce of human species, Lond. 1785; — Hume, Darſtellung aller Veränderung des Sklavenhandels, Gött. 1820; — Gregoire, De la Domesticité chez peuples anciens et modernes, Par. 1814; — Wadſtröm, Observations on the slave-trade.

Sklaverei, 1) (Mal.), eine gezwungene Manier; — 2) (Kupferſt.), Art zu arbeiten, wo die Striche nicht gehörig abgeſetzt ſind.

Sklavinnen der Tugend, Orden der, von der Kaiſerin Eleonore von Gonzaga, Wittwe Ferdinands III., 1662 geſtifteter Damenorden. Die Kaiſerin iſt Großmeiſterin. Ordenszeichen: eine goldene Medaille, worauf eine Sonne mit Lorbeerzweigen umgeben, mit der Deviſe: Sol ubique triumphat. Sie wird bei feierlichen Gelegenheiten an einer goldenen Kette, für gewöhnlich jedoch an einem ſchwarzen Bande an dem linken Arm getragen.

Sklavonien (Geogr.), ſ. v. a. Slavonien.

Sklenau (Sklenow), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrſch. Hochwald; 570 Einw.

Sklenny, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Saar; 390 Einw.

Skleno (Glashütte), ungar. Dorf, barſer Geſp., nordweſtlich von Schemnitz; in einem reizenden Thale romantiſch gelegen; berühmtes heißes Mineralbad; die 4 Schwefelquellen entſpringen am Fuße eines Hügels, haben eine Temperatur von 44° R. In dem Hügel hat die Natur ſelbſt eine Grotte gebildet, das Schwitzbad genannt, welche zum Schwitzbade gebraucht wird. Hier ſind Bänke in den Tuffſtein gehauen, auf welchen 20 Perſonen Platz finden, aber die Hitze iſt ſo groß, daß auch der ſtärkſte Mann es nicht länger als eine halbe Stunde darin aushalten kann. In der Nähe die berühmten hliniker Mühlſteinbrüche.

Skleny, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Krizanau; 320 Einw.

Sklerolithe (Min.), nach v. Glocker, die 10. Familie der Mineralien (Edelſteine und Quarze). Sie zerfallen in a) granatartige S. (Veſuvian, Granat, Pyrop, Staurolith, Helvin), b) ſchörlartige S. (Turmalin, Axinit), c) zirkonartige S. (Zirkon), d) diamantartige S. (Diamant), e) korundartige S. (Korund, Spinell, Automolit, Topas, Chryſoberyll), f) chryſolithartige S. (Chryſolith, Chondrodit, Lignrit, Tautolith, Gökumit), g) beryllartige S. (Uwarowit, Smaragd, Euklas, Phenakit), h) quarzartige S. (Quarz, Dichroit, Opal, Pechſtein, Obſidian, Hyſtyl, Jaspoid).

Skliniaſſa, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandſchak Janina, ſüdöſtlich von Kalarites, nahe an der Grenze von Trikala.

Sklo (Geogr.), 2 öſterr.-galiz. Dörfer: 1) Kr. Lemberg; Papiermühlen und Leinwandweberei; — 2) Kr. Przemysl, ein ſeit Jahrhunderten bekannter Badeort; in einer kleinen Schlucht entſpringt eine ſtarke Schwefelquelle.

Skloby, ruſſ.-poln. Dorf, Gouv. Sandomir, Kr. Opoczno; Eiſenwerk.

Sklow, europ.-ruſſ. Stadt, Gouv. und Kr. Mohilew; Gewerbe und Handel; 2530 Einw.

Skludzewo, preuß. Dorf und Hauptgut, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 130 Einw.

Sko, ſchwed. Kirchſpiel, Upſala-Län, ſüdl. von Upſala, am gleichn. Golf im Mälarn-See; Schloß mit Bibliothek des Grafen Brahe, ſ. Skokloſter.

Skochowitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Chlumetz; 410 Einw.

Skoda, Joſeph, Mediciner, früher Arzt am allgemeinen Krankenhauſe, ſeit 1841 Profeſſor an der mediciniſchen Fakultät zu Wien. Schrieb: (mit Koletſchka) Ueber Periearditis, Wien 1829; — Abhandlung über die Perkuſſion und Auskultation, daſ. 1839.

Skodborg, dän. Ort, Schleswig, nordweſtlich von Chriſtiansfeld.

Skodden, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 150 Einw.

Skodiegow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Semil; 240 Einw.

Skodra (Geogr.), ſ. v. a. Skutari.

Skodutziſchki, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. und Kr. Wilna.

Sköfde, ſchwed. Stadt, Marieſtads-Län; Roggen- und Haferbau; 730 Einw.

Skögul (nord. Myth.), ſ. v. a. Skaugul.

Sköldebrand, ſ. v. a. Skjöldebrand.

Sköll (nord. Myth.), der ſchreckliche Sohn des Fenris und der Gyge, ein ungeheuerer Rieſe in Wolfsgeſtalt, welcher immerfort der Sonne nachläuft und ſie zu verſchlingen ſucht, was ihm zuletzt auch gelingt. Sein Bruder Hate verſchlingt den Mond bei hereinbrechendem Weltuntergang.

Sköpen (Alt-S.), preuß. Dorf, Provinz Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 190 Einw.

Skören, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 400 Einw.

Sköries, preuß. Chat.-Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; 200 Einw.

Skötſchen, preuß. Freidorf, Provinz Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; 250 Einw.

Skog (Geogr.), 1) ſchwed. Ort, Gefleborg, ſüdweſtlich von Söderhamm, an einem von der Ljusne durchfloſſenen Binnenſee; — 2) Ort daſ., Weſter-Norrland, weſtlich von Nordingra.

Skognen, norweg. Kirchſpiel, Nordre-Throndhjems-Amt, öſtl. am Throndhjems-Fjord; 3600 Einw.

Skogshorn, Berg, ſ. Langfjelde.

Skoham (Skomar), zwei brit. kleine Inſeln, England, Süd-Wales, Grafſch. Pembroke, an der ſüdweſtlichen Küſte der Grafſch.; beide bewohnt.

Skohl, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Jauer; Schloß, Erdſcholtiſei, Vorwerk; 450 Einw.

Skoiten, ſchwed. Binnenſee, Jämtland, an der Grenze von Weſter-Botten, ergießt ſich in die Angerman-Elf.

Skoken (Skoka), öſterr.-ſteierm. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Schleinitz; 230 Einw.

Skokloſter, ſchwed. Landſitz, Upſala-Län, auf dem Wege von Upſala nach Stockholm, der Familie Brahe gehörend, aus welcher der berühmte Aſtronom des 17. Jahrhunderts (Tycho Brahe) entſproſſen. Es iſt ein großes, viereckiges Haus im Geſchmack jener Zeit, recht anmuthig am Geſtade eines Sees gelegen, zwiſchen tannen-bedeckten, maleriſchen Gründen. Die Familie bewohnt ein oberes Stockwerk und verſtattet ihren Dienern, die Hauptreihen der Gemächer in den andern Theilen des Gebäudes zu zeigen. Der ſeltſam verwickelte moraliſche und religiöſe Geſchmack des 17. Jahrhunderts tritt in den ſinnbildlichen Figuren und den Inſchriften hervor, welche Stiegenhäuſer und Gallerien zieren. Die Staatszimmer des erſten Stocks ſind prächtig, ſowohl durch Schmuckwerk und Geräthe, als durch Gemälde und Merkwürdigkeiten. Unter den Familienbildniſſen feſſelt uns Tycho, der ſich uns als ein wohlausſehender Mann mit rothem Bart und ſehr hoher Stirn darſtellt. Noch anziehender iſt Edda Brahe, ein reizendes junges Weſen, das Guſtav Adolf bekanntlich zur Braut wählen wollte, die von ihrer Mutter aber während ſeiner Abweſenheit mit einem Edelmanne vermählt wurde. Darunter hängt eine alte Dame in ſtrengem Traueranzuge. Sie hat ihre obern Zähne verloren und ſcheint an den Augen zu leiden. Mit einer gewiſſen Wehmuth hört man, daß es — die nämliche Edda Brahe iſt! Die königlichen Porträts von Guſtav Waſa bis auf Karl Johann und Oskar, denen die Familie befreundet war und iſt, liefern gleichſam eine Ueberſicht der ſchwediſchen Geſchichte. Das Täfelwerk des Saals hat etwas eigenthümlich Phantaſtiſches, bedeckt mit nach der Natur gemalten Thiergeſtalten in ſehr erhabenen Reliefs, z. B. ein Krokodil, das einen Armleuchter im Rachen trägt. Einige Kabinette zeichnen ſich durch eingelegte Arbeit aus. An den Schubfächern bemerkt man in Elfenbein geſchnitzt eine Darſtellung alter Spiele, welche in der civiliſirten Welt des 17. Jahrhunderts üblich waren. Ferner umfangreiche Glaskäſten, welche reiche goldene und ſilberne Becher, alte Ringe, Börſen und ſonſtige Kleinodien enthalten, meiſtens Eigenthum geſchichtlicher Perſonen. Ein Rubinring der lieblichen Edda wird beſonders hervorgezogen; eben ſo Meſſer und Gabel von Guſtav Waſa und Kaffeetaſſe und Fleiſchbrühſchüſſel der Prinzeſſin Sophia Albertina. Das oberſte Stockwerk nehmen Bibliothek und Waffenſammlung ein, beide äußerſt zahlreich und erſtere in ſchönſter Ordnung. Ein Seitenge-

mach bewahrt eine ſehr groſse Sammlung der mathematiſchen Inſtrumente und Hülfsmittel zum Studium aus der Zeit Tycho's, mit Einſchluſs eines recht primitiv ausſehenden Teleſkops im Lederfutteral. Dieſe Gegenſtände, welche beinahe einzig in ihrer Art ſeyn mögen, werfen ein merkwürdiges Licht auf die frühe Geſchichte moderner Wiſſenſchaft. Hier befindet ſich auch ein Automatenkanarienvogel im Käfig, ſehr energiſch, aber keineswegs gleich den natürlichen Vögeln zwitſchernd. Zahllos ſind die alten Himmelskugeln und Karten und Kupferſtiche von Porträts, die vor Jahrhunderten erſchienen. Die Waffenſammlung umfaſst Musketen in allen Formen, von den früheſten bis zu den neueſten Zeiten; eine endloſe Abwechslung von Schwertern, eine Reihenfolge alter Metallrüſtungen, mit indegriffen jene, in welche die Ritter ihre Streitroſſe zu bergen pflegten. Mittelalterliche Degen, breit damascirte Klingen mit dem Sinnſpruch: „Vim vi repellere licet“, jede Gattung von Stiefeln, Schuhen und ſonſtiger Fuſsbekleidung und Gewändern längſt vergangener Geſchlechter, darunter Garderobeſtücke von Guſtav Adolf, Guſtav Waſa, Spazierſtöcke von Karl XII. und Guſtav III., der Dolch König Erichs XIV. u. ſ. w.

Skokow, preuſs. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Krotoszyn; 260 Einw.

Skokowko, preuſs. Vorwerk, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Krotoszyn; 120 Einw.

Skolder-Wik, ſchwed. Einbucht, Chriſtiansſtad, an der Weſtküſte, in welche die Ronne-Aa fällt.

Skole, öſterr.-galiz. Herrſchaft nebſt gleichnam. Stadt (Marktflecken), Kr. Stry, am Fluſſe Opor, an der Kaiſerſtraſse nach Ungarn, in einem Waldthale, mit Schloſs; Eiſenbergwerk von 56 Gruben, 2 Hochöfen, 6 Zeughämmern, 3 Nagelſchmieden, welche etwa 1030 Centner Roh-, etliche 90 Centner Guſs- u. 600 Centner Stabeiſen, 12 Centner Blech und 29,000 Centner Nägel erzeugen. Auch beſteht hier eine gräflich potockiſche Glasfabrik, welche geſchliffene Gläſer verfertigt.

Skolemora (Bot.), nach Arruda, Pflanzengattung. Art: *S. pernambucensis Steud.* Strauch in Pernambuco.

Skolezit (Min.), ſ. v. a. Kalkmeſotyp, ſ. Meſotyp 1).

Skolien (griech. *σκολιόν*, griech. Lit.), ein Zweig des griechiſchen Melos, unter die Trinklieder gehörend, aber von den gewöhnlichen Trinkliedern in Faſſung, Vortrag und Inhalt, der bald patriotiſch, bald gnomologiſch war, ſich unterſcheidend. Die S. wurden bei Gaſtmählern von den Gäſten unter Lyrabegleitung abgeſungen. Den Namen (*σκολιόν μέλος*, d. i. krummes Lied) bezogen ſchon im Alterthum Einige auf die metriſche Form, Andere auf die Melodie oder auf den Vortrag. Bei Athenäus werden drei Klaſſen der S. unterſchieden: 1) ſolche, welche von allen Gäſten zuſammen, 2) ſolche, welche zwar auch von allen, aber von den einzelnen der Reihe nach geſungen wurden, 3) ſolche, an deren Vortrag nur die geübten Sänger ohne eine beſtimmte Reihenfolge Theil nahmen. Dieſe dritte Art hieſs vorzugsweiſe, mit Bezug auf die regelloſe und gekreuzte Ordnung, Krummlieder, ein Name, der dann bald auf alle Tiſchlieder übertragen wurde. Als Erfinder des Skolions gilt Terpander aus Lesbus; als Skoliendichter werden genannt Pittacus, Alcäus, Anakreon, Praxilla, Simonides u. Andere. In Attica war dieſe Art der Lyrik beſonders verbreitet, und unter den attiſchen S. iſt das berühmteſte das auf Harmodius und Ariſtogiton. Wegen der Einfachheit des Zweckes und des Inhalts war die monoſtrophiſche Form die gebräuchliche; erſt Pindar wendete bei dieſen Liedern die choriſche Form an, ſo daſs ſie zugleich zur Verherrlichung von Privatfeſten dienten. Sammlungen von S. ſiehe bei Ilgen, *Σκολιά*, h. e. Carmina convivalia Graecorum, Jena 1798; — F. W. Schneidewin, Delectus poes. Graec., Göttingen 1839; — Th. Bergk, Poett. Lyrici Graeci, Leipzig 1843; — vergl. Hallſtröm, De scoliis Graecorum, London 1827; — Bode, Geſch. der hell. Dichtkunſt.

Skolitas (griech. Myth.), 1) (Skotinas), Beiname des Zeus, von einem Hain in Laconica; — 2) Beiname des Pan in Megalopolis, von einem gleichn. Hügel daſelbſt.

Skolopender (Entom.), Tauſendfuſsgattung, ſ. v. a. Scolopendra *L.*

Skolopitos, ſcythiſcher Prinz, verlieſs wegen innerer Unruhen mit Ylinos ſein Vaterland und ſiedelte ſich mit ſeinen Begleitern in Kleinaſien am Thermodon an, wo er durch Raubzüge die Nachbarn beunruhigte. Dieſe vereinigten ſich gegen ihn und ſchlugen ihn; die übrigen fielen von der Hand der Amazonen.

Skolops (griech.), Pfahl, ſ. Lager und Kreuz.

Skolopſis (griech.), Pfählung.

Skoloten, ſ. v. a. Scythen, ſ. Scythia.

Skomar (Geogr.), ſ. v. a. Skoham.

Skomatzko (Geogr.), preuſs. Dörfer, Prov. Preuſsen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen: 1) (A), Kr. Lyk; 240 Einw.; — 2) (B), daſ.; 230 Einw.

Skombi, Fluſs, ſ. v. a. Tobi.

Skomelno, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Pilſen, Herrſch. Radnitz; 330 Einw.

Skomentnen (Groſs-S.), preuſs. Dorf, Prov. Preuſsen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 200 Einw.

Skomer, öſterr.-ſteierm. Kirchdorf, Kr. Cilli, Bez. Weitenſtein; 290 Einw.

Skomma (griech.), Witzwort, Stachelrede, beiſsende Anſpielung; daher Skommatiſch, bezüglich, verblümt.

Skompe (Geogr.), 1) preuſs. Dörfer, Prov. Preuſsen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn: a) (Alt-S.); 170 Einw.; — b) (Neu-S.); 130 Einw.; — 2) ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Plock, öſtlich von Lipno; 980 Einw.

Skon (Skön), ſchwed. Kirchſpiel, Weſter-Norrland, nordweſtlich von Sundsvall.

Skongen, norweg. Kirchſpiel, Drontheim, nordöſtlich von Drontheim, am Drontheim-Fjord.

Digitized by Google

Skontriren, ſ. Scontro.

Skooner, ſ. v. a. Schoner.

Skopas (griech. Geſch.), Aetoler, veranlaßte 221 v. Chr. nebſt Dorymachos ſeine Landsleute zu einem Krieg gegen den achäiſchen Bund und 211 zu einem Bündniß mit den Römern, trat aber ſpäter in die Dienſte des ägyptiſchen Königs Ptolemäus Epiphanes, für den er 194 gegen Antiochus von Syrien nach Judäa und Cöleſyrien zu Felde zog. Geſchlagen und in Sidon belagert, mußte er die Stadt übergeben, erhielt aber mit der Beſatzung freien Abzug. Nach Ptolemäus' Tode trachtete er ſelbſt nach dem Throne, ward abee als Verſchwörer hingerichtet.

Skopia (griech.), ſ. Lage.

Skopia (Geogr.), ſ. v. a. Uskub.

Skopin (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Kreis, Gouv. Riäſan, grenzt nördlich an den Kreis Pronsk, öſtlich an den Kreis Rjaſhsk, ſüdöſtlich an den Kreis Ranenburg, ſüdlich an den Kreis Donkow, weſtlich an das Gouv. Tula und nordweſtlich an den Kreis Michailow. Das Land wird im Norden eine Strecke lang von der Pronja, im Südoſten von der Ranowa und von der Werda bewäſſert. — 2) Kreisſtadt daſ., links an der Werda; Juchtenbereitung, Ackerbau, Pferdezucht.

Skopiſchki, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Wilna, Kreis Wilkomie.

Skopitz (Skopetig), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrſch. Chauſtnik; 210 Einw.

Skoplau (Schoplau), königl. ſächſ. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Kolditz; 190 Einw.

Skoppen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 190 Einw.

Skoptiker (v. Griech.), Spötter, Höhner; daher Skoptiſch, verhöhnend, und Skoptiſiren, einen zum Gegenſtand ſeines Spottes machen.

Skorabuk, Landſchaft, ſ. Kandahar.

Skoraczewo (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg: 1) Kr. Wirſitz; Vorwerk; 110 Einw.; — 2) Kr. Koſten; 120 Einw.; — 3) Kr. Pleſchen; 130 Einw.

Skoranow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Tremoſchnitz; 180 Einw.

Skoraſzewice, preuß. Pfarrdorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Kröben; 260 Einw.

Skorba, öſterr.-ſteierm. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Ebensfeld; 110 Einw.

Skorbut (Scharbock, lat. Scorbutus, Med.), ein Wort von unbeſtimmter Abſtammung, entweder vom däniſchen Schorbut, vom ſlaviſchen Scorb (Krankheit), dem holländiſchen Schorbuk (Geſchwür des Mundes), oder dem ſächſiſchen Schorboek (Leibſchneiden) abzuleiten, wovon auch der lateiniſche Name gebildet worden iſt, fieberloſe Krankheit, bei welcher die auffallendſten Erſcheinungen, das ſchwammige, leicht blutende Zahnfleiſch, die lockeren, leicht ausfallenden Zähne, der übelriechende Athem, die ödematöſen Anſchwellungen, blaurothen Ecchymoſen, ſchlaffen, ſchwer heilenden Geſchwüre, beſonders an den unteren Extremitäten, die Neigung zu profuſen Blutungen, die große Kraftloſigkeit und allgemeine Schwäche, überhaupt alle Zeichen einer Dyskraſie vorhanden ſind. Obgleich die Krankheit erſt vor etwa 4 Jahrhunderten mit einem beſonderen Namen belegt und unter demſelben beſchrieben worden iſt, ſo läßt ſich doch nicht bezweifeln, daß ſie ſchon im Alterthum bekannt geweſen ſey; ſchon Hippocrates beſchrieb unter dem Namen Milzgeſchwülſte und Stomacace verſchiedene Symptome, welche dem S. offenbar angehören, wie Abneigung gegen körperliche Anſtrengung, erweichtes, blutendes Zahnfleiſch, übelriechenden Athem, Geſchwüre an den Füßen, Blutungen, und fügt hinzu, die Milz ſey aufgetrieben, hart und ſchmerzhaft. Plinius erzählt, daß das römiſche Heer, unter Cäſar Germanicus, in Deutſchland in der Nähe des Meeres von einer Krankheit befallen worden ſey, welche die Aerzte Stomacace und Sceletyrbe nannten, bei der den Kranken die Zähne ausfielen und die Kniee gelähmt wurden und die durch den Gebrauch der Herba britannica geheilt worden ſey, die man ſpäter für die Cochlearia hielt. Wenn im Alterthum die Krankheit weniger bekannt war, als jetzt, ſo liegt der Grund darin, daß eines Theils der Norden, die eigentliche Heimath des S.s, noch ziemlich unbekannt war und anderen Theils die Seefahrer gezwungen waren, meiſtentheils ſich längs der Küſten zu halten, ſo daß eine derhauptſächlichſten Gelegenheitsurſachen des S.s von ihnen vermieden wurde. Eine genaue Beſchreibung des S.s finden wir aus den Zeiten der Kreuzzüge bei Joinville, dem Sekretär und Geſchichtsſchreiber Ludwig des Heiligen von Frankreich; er erzählt uns, daß unter den Krankheiten, welche in Niederägypten das Heer des franzöſiſchen Königs heimgeſucht hätten, eine geweſen ſey mit aufgetriebenen und geſchwürigen Beinen und Flecken über den ganzen Körper; das Zahnfleiſch ſey faulig und ſchwammig geweſen und unter den Muthigſten habe Entmuthigung und Gleichgültigkeit in unüberwindlichem Grade geherrſcht, welche Symptome den S. deutlich bezeichnen. Wir finden ihn wieder in dem Bericht über die erſte Reiſe Vasco de Gama's (1497) nach Oſtindien über das Kap der guten Hoffnung, den Hermann Lopez de Caſtanneda gibt; auf dieſer Reiſe ſtarben mehr als 100 Menſchen an der Krankheit. In der Erzählung über die zweite Reiſe des Jacques Cartier nach Neufundland, 1535, finden wir eine genaue Beſchreibung des S.s, auch erwähnt derſelbe zuerſt den Nutzen der Fichtenſproſſenabkochung gegen denſelben. Genaue Beſchreibungen unſrer Krankheit treffen wir 1541 bei Johann Echthius, 1564 bei Balduin Ronſſeus, 1567 bei Johann Wier, 1581 bei Rembert Dodonäus. Sie geben die Grundzüge der Behandlung an, wie ſie zum Theil noch heute befolgt werden. Severin Eugalenus, deſſen Werk 1604 erſchien, vermiſcht mit dem S. alle möglichen andern Krankheiten; Fieber, Arthritis, Aſthma, Waſſerſucht, Hyſterie, Hypochondrie — Alles wird mit S. zuſammengeworfen; mit Recht macht ihm Lind den Vorwurf der Unwiſſenheit und abſichtlichen Täuſchung. Eugalenus' Anſichten folgten Sennert, Willis, Lo-

Digitized by Google

wer, Charleton, Hoffmann, ſelbſt Boerhave und Sydenham ſind nicht frei davon. Unter den neneren Schriftſtellern über S. iſt vor allen Lind (1754) zu nennen, deſſen Werk noch jetzt das beſte iſt.

Erſtes Stadium des S.s, das der Vorläufer. Das Geſicht des Kranken verliert ſeine natürliche Farbe, es wird bleich, gelblich, livid, die Entfärbung iſt am deutlichſten um Lippen und Augen ausgeſprochen; er iſt verſtimmt, traurig, bekümmert, körperliche Bewegung iſt ihm unangenehm, die Verdauung meiſt noch ungeſtört. — Zweites Stadium. Die Abgeſchlagenheit nimmt zu, die Kniee ſind aufgetrieben und ſchwach, die geringſte köeperliche Anſtrengung ermüdet ſehr nnd beengt die Reſpiration; das Zahnfleiſch ſchwillt an und blutet bei der leichteſten Berührung, es wird weich, ſchwammig, faulig, der Athem übelriechend, die Haut trocken. An verſchiedenen Stellen derſelben, an den untern Extremitäten, den Armen, der Bruſt, dem Rumpf ꝛc. bemerkt man linſengroße, unregelmäßig runde Flecken, die ſich nach und nach vergrößern; im Anfang gelblich, werden ſie ſpätee bläulich, purpurfarben, ſchwärzlich; tritt Geneſung ein, ſo werden ſie wieder geldlich. Die Gegend der Knöchel iſt Abends aufgetrieden, alte, ſchon verheilte Geſchwüre öffnen ſich; Muskeln, Knochen und Gelenke fangen an, zu ſchmerzen, und ſchwellen an, die ſteifen, ödematöſen Extremitäten machen das Gehen faſt ganz unmöglich. — Drittes Stadinm. Die Schmerzen in den Extremitäten, den Gelenken und den Lenden nehmen zu, der Athem iſt außerordentlich beengt, durch Huſten wird Blut entleert, oft treten die Zeichen eitriger Lungenkonſumtion hinzu. Die Eechymoſen werden außerordentlich groß, es zeigen ſich an verſchiedenen Stellen außerordentlich ſchmerzhafte Geſchwülſte; die Kranken fallen oft plötzlich in Ohnmacht, während derſelden, oder bei einer körperlichen Bewegung kann das Leben erlöſchen. Aus der Naſe, dem Zahnfleiſch, den Lungen, dem Darmkanal, den Harnorganen ꝛc. erfolgen erſchöpſende Blutungen, die Geſchwüre entleeren Blut, die Zähne ſallen aus, die Knochen weeden von Beinfraß ergriffen, es bilden ſich Exoſtoſen, welche heftig ſchmerzen, oft tritt Speichelfluß oder Durchfall ein; die Stimmung des Keanken iſt im höchſten Grade niedergeſchlagen und muthlos. — Viertes Stadium. Alle Symptome der früheren Stadien nehmen zu, alte Knochenbrüche brechen wieder auf, die Erſchöpfung des Kranken erreicht in Folge der Blutverluſte nnd der darnieder liegenden Aſſimilation den höchſten Grad; die Unterleibseingeweide ſind aufgetrieben und voluminös, der Kranke ſchwillt waſſerſüchtig an, wird geldſüchtig, leidet an heftigen Kolikſchmerzen. Die Oppreſſion der Bruſt iſt ſehr bedeutend, die Reſpiration kurz und mühſam und der Kranke ſtirbt plötzlich, zuweilen ohne Schmerz, zuweilen, nachdem er über lebhafte Schmerzen unter dem Bruſtbein oder zu den Seiten der Bruſt geklagt hat. Die Fäulniß der Leiche erfolgt ſehr raſch. — Die Beſchaffenheit des Pulſes im S. iſt verſchieden nach der Konſtitution des Kranken und dem Grade der Krankheit; gewöhnlich iſt er langſamer und ſchwächer, als im Normalzuſtand; iſt Fieber vorhanden, ſo iſt er klein nnd hart; beim Fortſchreiten der Krankheit wird er ſchwach, ausſetzend, ungleich. Der Urin iſt dunkel gefärdt, braun, leicht faulend. Die Haut iſt kühl, trocken, zuweilen ſchuppt ſie ſich kleienartig ab, Die durch den Stuhl entleerten Stoffe verbreiten einen aashaften Geruch. Der Appetit iſt im Anſange gut, ſpäter leidet auch die Verdauung; nur nach ſäuerlichen Stoffen haben die Kranken ſtets Verlangen. Zuweilen komplicirt ſich der S. mit Fieber, welches gewöhnlich den 3tägigen ausſetzenden Typus hat, die bösartigſte Komplikation des S.s aber iſt die mit Petechialtyphus, die in Feldlagern, belagerten Städten, Gefängniſſen, Hoſpitäleen ꝛc. nicht ſelten vorkommt. Die Kranken ſcheinen anfangs nur von leichtem Fieber ergriffen, allein am 3. oder 4. Tag ſieht man, an den untern Extremitäten gewöhnlich, Miliaria hervorbrechen, welche bald livid wird, ſich raſch ausbreitet und ſehr ſchmerzhafte, ſchnell in Brand übergehende Geſchwüre hervorruft; die Kranken ſterben unter wilden Delirien. Man hat dieſe Fälle auch als akuten S. beſchrieben. — Als beſondere Verſchiedenheiten ſind folgende Modifikationen des S.s zu eewähnen:

1) Die werlhofiſche Blutfleckenkrankheit, Morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii, Haemorrhoea petechialis. Es zeigen ſich linſengroße oder größere, rothe und bläulichrothe Flecken auf der Haut (Petechien), wobei ſich zuweilen ſo viel Blut unter die Epidermis ergießt, daß dieſe von dem unter ihr liegenden Schleimnetze getrennt wird und ein kleines Blutbläschen darſtellt. Das Zahnfleiſch wird mißfarbig, ſchwammig; im ganzen Umfange der Mundhöhle bilden ſich rothe, braune und ſeldſt ſchwärzliche Flecken, welche bei leichter Berührung ſtaek bluten, ſo daß oft ein wahrer Blutfluß daraus entſteht; ſie bedecken ſich mit einer Art Schorf, aus welchem ebenfalls viel Blut ausſickert. Zuweilen ergießt ſich auch Blut aus anderen Theilen, ja man hat ſelbſt die Thränen blutig geſehen. Bei längerer Dauer der Krankheit, die ſich Monate und Jahre lang hinausziehen kann, werden die Kranken ſehr ſchwach, blaß und ſchwellen zuletzt waſſerſüchtig an.

2) Die Mundfäule und der Waſſerkrebs. Letzteres Uebel iſt eine bösartige Form des erſteren; beide beſtehen in ſkorbutartigen Entartungen des Zahnfleiſches, doch werden ſie auch ohne andere Zeichen des S.s beobachtet. — Die gewöhnliche Mundfäule (Stomacace), welche oft zur Zeit des Zahnwechſels, zuweilen in Verbindung mit gaſtriſchen Unreinigkeiten oder einem kachektiſchen Zuſtand vorkommt, gibt ſich durch ein leichtes Gefühl von Brennen des Zahnfleiſches, durch Anſchwellen und Schwammigwerden deſſelden, ſo wie auch zum Theil des übrigen Theiles der Schleimhaut, welche die Mundhöhle überzieht, zu erkennen. Sodann entſtehen weiße Bläschen, welche berſten und in Geſchwüre von der Größe einer Linſe bis zu einem Groſchen, welche einen ſcheckigen Grund

Digitized by Google

und etwas erhöhte, entzündete Ränder haben, übergehen. Dabei fließt der Speichel ſtark, der Athem des Kranken wird übelriechend, es ſchwellen oft die Speichel- und oft auch die lymphatiſchen Drüſen etwas an. Die Geſchwüre heilen übrigens leicht und die Krankheit geht oft ſchon in einigen Tagen in Geſundheit über, ſelten dauert ſie bis zu zwei Wochen. — Der *Waſſerkrebs* oder die *bösartige Mundfäule* (Stomacace maligna, gangraenosa, Cancer aquaticus, Noma) entwickelt ſich zuweilen allmählig aus der gutartigen Mundfäule, oder es entſteht, nachdem 8—14 Tage große Unruhe, Schlafloſigkeit, Appetitmangel, Durchfälle ꝛc. angedauert haben, auf dem Zahnfleiſche oder an einer andern Stelle im Mund ein Bläschen, das mit einer ſchmerzhaften Entzündungsröthe umgeben iſt und ſchnell in ein um ſich freſſendes Geſchwür übergeht; oder es überzieht ſich das geröthete und ſchmerzhafte Zahnfleiſch mit einem weißen Fleck, der ſich bald als ein Brandſchorf darſtellt, worauf entweder dieſer ſich losſtößt und das hierdurch entſtandene Geſchwür heilt, oder dieſe Stelle in ein immer mehr um ſich freſſendes, brandiges Geſchwür übergeht. Aus dem Munde fließt übelriechende Jauche, die Zähne werden locker und fallen aus, ſelbſt Stücken des Kiefers ſondern ſich ab, die Naſenbeine weiden zerſtört, wobei ſich leicht Blut aus dem Munde oder der Naſe ergießt. Häufig entzündet ſich auch die Lippe und die äußere Seite der Wange, es entſtehen ſchwarze und bleifarbene Bläschen auf denſelben, die aufbrechen und um ſich freſſen und einen aashaften Geruch verbreiten. Zuletzt werden alle Abſonderungen ſcharf und übelriechend, Durchfälle ſtellen ſich ein, die Füße ſchwellen ödematös an und ein heftiges Fieber verzehrt vollends die Kräfte des Kranken.

Bei den *Leichenöffnungen* Skorbutiſcher findet man Waſſererguß im Zellgewebe, Verhärtung des Zellgewebes, das Fett aufgelöſt und wäſſerig, die Muskeln livid und mürbe, das Herz welk und bleich, die Knochen zerbrechlich und zuweilen erweicht, das Knochenmark dünnflüſſig, die Epiphyſen von den Hauptknochen abgelöſt, die Rippen von ihren Knorpeln getrennt; ferner wäſſerige und blutige Extravaſate in verſchiedenen Höhlen, die Gekrösdrüſen angeſchwollen, in den Venen flüſſiges, dunkelſchwarzes oder brannes Blut, die Milz bedeutend vergrößert und mit ſchwarzem Blut überfüllt. Das aus den Venen entzogene Blut fanden Einige als eine gleichförmige, dickliche, ſich nicht in Cruor und Serum ſcheidende, ſchwarzbraune, leicht in Fäulniß übergehende Flüſſigkeit. Lind fand es ſchwarz wie Tinte und bei anhaltendem Rühren in einem Gefäß wie einen Schlamm, auf dem Wolle oder Haare ſchwimmen. Auch Andere beſchreiben das Fibrin dieſes Blutes der Wolle ähnlich. Von der früher angenommenen Trennung in See- und Landſkorbut iſt man jetzt zurückgekommen, da beide Krankheiten höchſtens dem Grade nach verſchieden ſind.

Urſachen des S.s. Kälte und Näſſe, feuchte Sumpfluft mit kalten Nebeln abwechſelnd, längere Zeit fortgeſetzter Genuß ſchwer verdaulicher, geſalzener u. halb verdorbener Nahrungsmittel, faulenden, ſogenannten Brackwaſſers ꝛc. begünſtigen ſeine Entſtehung. Am häufigſten findet man den S. der nördlichen Klimate im Februar, März, April, im September, Oktober, November, alſo bei feuchter, kalter Atmoſphäre und ſtarken Winden. Seefahrer, welche aus heißen Zonen in kalte kommen, leiden leicht daran. Gram, Langeweile, vorgerücktes Alter, die Rekonvaleſcenz von anderen Krankheiten — Alles, was ſchwächend auf Geiſt und Körper einwirkt, ſind prädisponirende Urſachen; bei Seefahrten kommen hinzu Entbehrung des Schlafes, körperliche Strapazen, Stürme, lange Windſtillen unter dem Aequator, Schiffbrüche und alle Ereigniſſe, welche die Schiffsmannſchaft in Traurigkeit und Muthloſigkeit verſetzen können. Bei feuchter Witterung werden Lucken und Stückpforten geſchloſſen und kein Licht dringt in die tieferen Schiffsräume. Hält dies einige Tage an, ſo verdirbt die eingeſchloſſene Luft, die Wandungen des Schiffes ſind feucht, man bemerkt ſogar Schimmel und Schwamme. Hier eſſen und ſchlafen die Matroſen, die im Dienſte auf dem Verdeck wegen der kalten Feuchtigkeit weder tranſpiriren, noch exhaliren und dann bald von den erſten Symptomen der Krankheit befallen werden. Nach *Behr* iſt Unterdrückung der Hautthätigkeit bei ubermäßiger Körperanſtrengung und unzweckmaßiger Nahrung in einer an Sauerſtoff armen Atmoſphäre, vorzüglich in der Nähe von Sümpfen, die Hauptveranlaſſung zur Bildung des S.s. Durch Anſteckung ſcheint die Krankheit ſelten, vielleicht nie zu entſtehen; dagegen macht ſie leicht Ruckfalle. An den Küſten von Norwegen beſchuldigt man den haufigen Genuß von Fiſchen und das beſtändige Naßwerden durch Seewaſſer. Unreinlichkeit, feuchte Wohnungen ꝛc. begünſtigen die Entſtehung des S.s. Er herrſcht ziemlich auf allen Sklavenſchiffen und befällt ein Funftheil der in den engliſchen Gefängniſſen Eingeſperrten. *Endemiſch* findet er ſich an den kalten und ſtürmiſchen nördlichen Seeküſten, an den ſumpfigen Küſten Oſt- und Weſtafrika's, Braſiliens ꝛc. Paſtoſer Körperbau, phlegmatiſches Temperament, Skropheln, Gicht, chroniſche Schleimflüſſe, langwierige Wechſelfieber, Waſſerſucht, Typhus, Merkurialkacherie, Syphilis, Mißbrauch alkaliſcher und narkotiſcher Mittel ꝛc. geben eine bedeutende Anlage zu S. — Außer den ſchon erwähnten Komplikationen gebt der S. noch folgende Verbindungen ein: Mit Entzündung der Bruſtorgane, in den nördlichen, und der Leber, in den ſüdlichen Klimaten; mit Wechſelfieber, Durchfall, Ruhr, Waſſerſucht, Rheumatismus, Gicht, Syphilis, Krätze, Augenentzündung (ſ. *Skorbut im Auge*). — Als Urſachen der werlhofiſchen Blutfleckenkrankheit beſchuldigt man ähnliche Einflüſſe, wie bei der Entſtehung des S.s, namentlich eine ungeſunde Nahrung, ungeſunde Wohnung, Traurigkeit ꝛc.; außerdem leitet man ſie auch von Scharlach, Krätze, Stockungen im Pfortaderſyſteme ꝛc. her. — Die gutartige Mundfaule wird öfters vom Zahnreiz und von gaſtriſchen Reizen hervorge-

bracht, unb kommt zuweilen bei rheumatiſcher und katarrhaliſcher Krankheitskonſtitution vor. — Die bösartige Mundfäule kommt bei kachektiſchen Kindern unter Einwirkung einer feuchten Wohnung mit Mangel an friſcher Luft, bei dem Gebrauch ſchlechter Nahrungsmittel, bei groſſer Unreinlichkeit ꝛc. vor und wird daher in der Regel nur bei Kindern der ärmeren Volksklaſſe angetroffen.

Das *Weſen* des S.s iſt nach dem jeweiligen Standpunkt der Wiſſenſchaft auf verſchiedene Weiſe gedeutet worden. Die Humoralpathologen ſuchen daſſelbe in einer kochſalzartigen, ammoniakaliſchen, oder ſalzigen, oder alkaliſchen fauligen, oder ſauren Schärfe des Blutes, Andere in Verderbniß des Knochenfettes, in zu groſſer Anhäufung des Phlogiſton, in Mangel an Oxygen im Blute; die Solidarpathologen nehmen eine Schwäche der vitalen Kräfte an, welche die Entartung der Säfte hervorbringe. *Wier* ſpricht von einer Brrſtopfung der Milz und dadurch entſtehenden ſchwarzgelblichten Säften. *Alberti* ſucht den Sitz des S.s in Leber und Milz. Nach *Beddoes* entſteht S., wenn nicht bloß dem Blute, ſondern dem ganzen Körper die zur Geſundheit nöthige Menge von Sauerſtoff allmählig entzogen wird, und der Tod an dieſer Krankheit, wenn dem Blute ſo viel Sauerſtoff entzogen iſt, daß es die linke Herzhälfte nicht mehr reizen und zum Zuſammenziehen bringen kann. Wieder Andere reden von Mangel an Kohlenſtoff, dynamiſchen und chemiſchen Fehlern, die ſich gegenſeitig erregen; von einer krankhaften Blutbereitung mit eigenthümlicher fehlerhaftee Beſchaffenheit deſſelben, das ſich durch mangelnde Gerinnbarkeit, Auflöslichkeit, ſchwache erregende Kraft äußert und vom Mangel an erforderlichem Sauerſtoffe herzurühren ſcheine. *Richter* findet die Urſache des S.s in allgemein abnormer Reproduktion und davon abhängender fehlerhaftee Vegetation; neuere Pathologen in einer Atonie der feſten Theile, beſonders der Muskeln des Herzens, der Gefäße und einer eigenthümlichen Veränderung des Blutes. *Behr* (Schmidts Encykl. dee geſ. Med., B. V, S. 518) ſagt: Der S. iſt eine dyskraſiſche Krankheit. Eine Entmiſchung des Blutes (durch anhaltendes Einathmen feuchter, an Sauerſtoff armer unb an Kohlenſtoff reicher Luft, durch Störung ber Hautthätigkeit bei längerem Aufenthalt in kalter und nebliger Atmoſphäre und dadurch bedingte Verhinderung der normalen Ausſcheidungen, ſowohl der Lungen als der Haut, durch fehlerhafte Aſſimilation von ſalzigen und ſchlechten Nahrungsmitteln u. ſ. w. entſtanden) finden wir konſtant vor den krankhaften Erſcheinungen auf dee Haut und dem Zahnfleiſche. Es tritt in dem Blute Alkalescenz und ein Mangel an Gerinnbarkeit ein, weshalb es ſehr leicht extravaſirt, ein Zuſtand, in den man nach Magendie Thiere verſetzen kann, wenn man ihnen eine Auflöſung von baſiſch kohlenſaurem Natron oder Blut, dem man den Faſerſtoff entzogen hat, in die Venen einſpritzt ꝛc. *Baumgärtner* (Handb. der ſpec. Krankh. und Heilungslehre, B. 2, S. 245) glaubt, es könne ſowohl durch die feſten, als flüſſigen Theile des Körpers S. gebildet werden; das Blut leidet primär, indem ein Mangel derjenigen Stoffe vorhanden iſt, die zur Bereitung eines geſunden, lebenskräftigen Blutes nothwendig ſind, unb indem dagegen andere Stoffe, z. B. ſalzige Theile, die zur Auflöſung des Blutes beitragen, in die Blutmaſſe gelangen; die feſten Theile und das Nervenſyſtem insbeſondere leiden dagegen durch Anſtrengung, deprimirende Gemüthsaffekte u. ſ. f. Iſt nun das Blut das zuerſt Krankhafte, ſo wird eine krankhafte Wechſelwirkung zwiſchen den feſten Theilen und dem Blute eintreten, die Kräfte werden ſinken, die Ernährung fehlerhaft, und ſind ſcharfe Beſtandtheile, wie z. B. ſalzige Theile, im Blute vorhanden, ſo werden ſie in den Kapillarrinnen als Reiz auf die Nervenmaſſe wirken und daher Entzündungen veranlaſſen. Iſt dagegen das Nervenſyſtem geſchwächt, ſo ſinkt auch die Lebenskraft im Blute unb den übrigen Stoffen des Körpers, und dieſe gerathen in einen aufgelöſten Zuſtand, wie man dies bei hohen Graden des Nervenfiebers und bei Lähmungen deutlich wahrnimmt.

Die *Erkenntniß* des S.s bietet keine Schwierigkeiten dar. Die *Vorherſage* iſt in den erſten Stadien der Krankheit nicht ungünſtig; ſie richtet ſich vorzüglich nach der Möglichkeit, die ſchädlichen Einflüſſe hinwegzuräumen. Wenn ſchon Fieber und Kolliquationen zugegen ſind, ſo iſt die Prognoſe ungünſtig. Schleunige Entfernung des Kranken aus der ſchlechten Luft, überhaupt aus den Verhältniſſen, in welchen er ergriffen wurde, iſt nöthig. Landluft, friſches Fleiſch, grüne Gemüſe, gutes Waſſer beſeitigen oft ſchnell die gefährlich ſcheinenden Symptome der Krankheit. Groß iſt ſtets die Neigung zu Rückfällen unb zu Uebergängen in andere kachektiſche Krankheiten. Komplikation mit entzündlichen Bruſtleiden iſt beſſer, als mit Leberentzündung, welche gern in Eiterung oder typhöſes Fiebee übergeht. S. und Wechſelfieber iſt eine mißliche Komplikation, ebenſo mit Typhus, Durchfall, Ruhr, da die Stuhlentleerungen oft raſch die Kräfte des Kranken aufreiben und das Ende herbeiführen. Verbindung mit Waſſerſucht läßt ſelten einen günſtigen Ausgang hoffen. Schwierig iſt die Behandlung bei Verbindung mit Syphilis oder Merkurialleiden. Ungünſtig iſt das Auftreten des S.s bei Perſonen, die an Wunden oder Geſchwüren leiden; häufig entſteht brandige Zerſtörung und ſelten wird ein Knochenbruch geheilt. Gute Zeichen ſind: Entfärbung der Ecchymoſen von den Rändern aus, Reinigung der Geſchwüre, Heben des Pulſes, duftende, mit warmen Schweißen bedeckte Haut, heller und weniger gefärbter Urin ꝛc. Sehr ungünſtige Erſcheinungen ſind: dicklicher, trüber, ſchwarzlicher, leicht faulender Urin, Zunahme der kadaveröſen Ausdünſtung, Gall- und Schwarzſucht, aashaft riechende, blutige Durchfälle u. ſ. ſ. In der werlhofiſchen Blutfleckenkrankheit bilden ſich, mit Ausnahme der Blutungen, die ſchwereren Zufälle des S.s nicht aus und es wird daher dieſe Krankheit ſelten tödtlich. Die gutartige

Mundfäule iſt für ſich nicht gefährlich, dagegen wird der Waſſerkrebs meiſt tödtlich.

Die Behandlung hat zunächſt die Verhütung des S.s im Auge. Folgende Punkte verdienen die größte Aufmerkſamkeit: Man ſoll zu Schiffsleuten nur Küſtendewohner nehmen; für gehörige Bekleidung, namentlich aus wollenen Stoffen beſtehende, ſorgen; ſind die Kleider durchnäßt, ſo müſſen ſie gewechſelt werden; man ſorge für Reinlichkeit der Mannſchaft und des Schiffes; man verſehe die Schiffsmannſchaft mit guter Nahrung. Friſches Fleiſch, grüne Gemüſe, ſäuerliche Früchte, gutes Trinkwaſſer ſind nöthig, um dem Ausbruch des S.s vorzubeugen. Die Anſchaffung von Bouillontafeln, Suppengries, Sauerkraut, Thee, Citronen (Citronenſaft iſt auch bei ſchon ausgebrochenem S. von Nutzen), eingekochter ſäuerlicher Früchte ꝛc. iſt zweckmäßig. Das von dem bekannten engliſchen Seefahrer Kapitän Cook beobachtete Verfahren hat nach und nach auf der ganzen engliſchen Marine Eingang gefunden; er wachte mit außerordentlicher Sorge über die Reinlichkeit und Trockenheit des Schiffes, kürzte die Zeit, welche die Matroſen im Dienſte zubrachten, ab, um ihn weniger beſchwerlich zu machen, verſah ſie mit Hängematten und hinreichenden Kleidern, benutzte jede Gelegenheit, um friſches Waſſer und Früchte an Bord zu nehmen; täglich wurde die Mannſchaft durch Muſik, Tanze, Erzählen ꝛr. aufgeheitert. Intereſſant und belehrend iſt die Vergleichung der früheren und jetzigen Lebensordnung auf engliſchen Kriegsſchiffen in der Revue britannique, Oktbr. 1841. Früher erhielt der Seemann geſalzenes Rindfleiſch, alten Zwieback, Pudding, der mit geſalzenem Speck angemacht war, Mehl, und nach faulen Eiern ſtinkendes, oft ganz grünes Waſſer, dabei eine halbe Pinte hitziger Getränke. Die Schiffe waren feucht, unrein, ſchlecht gelüftet und beſonders im unteren Schiffsraume die Luft oft ſo ſchlecht, daß Erſtickungen nicht ſelten waren. Auch die Menſchen ſelbſt waren unreinlich, und deshalb S., faulende Geſchwüre, typhöſe Fieber u. Durchfalle nicht ſelten. Im Jahre 1787 ſtarb der ſiebente Menſch auf der engliſchen Flotte. Seit dem Jahre 1797 bekommt der Mann nach 12tägiger Koſt von geſalzenem Fleiſche Citronenſaft mit Zucker u. ſtatt einer halben nur eine Viertel-Pinte Branntwein, dafür aber Abends Thee oder Kaffee. Das Trinkwaſſer, früher in hölzernen Gefäßen gehalten, bringt man in eiſerne Kufen, worin es nicht ſo leicht fault. Reinlichkeit herrſcht jetzt ausnehmend, doch vermeidet man dabei die Anwendung des Waſſers, da die Atmoſphäre ohnehin feucht genug iſt und nach Erfahrungen Parry's bei den Nordpolexpeditionen die Feuchtigkeit ſehr zur Erzeugung des S.s beiträgt. Zur Zerſtreuung führt jetzt jedes große Schiff außer den Bibeln 270, jedes kleinere 100 Bücher zur Unterhaltung und Belehrung (Behr, a. a. O.).

Gegen den S. ſelbſt beſitzen wir eine Reihe von Mitteln, welche beinahe ſpecifiſch dieſer Dyskraſie entgegenwirken. Hierher gehören ſäuerliche Stoffe, die Limonade, Waſſer mit Pomeranzenſaft, Berberitzen, Johannisbeeren, ſaure Kirſchen, Sauerampfer, Sauerklee, Eſſig, ein ſäuerlicher Wein, z. B. der Rheinwein, bei den höheren Graden der Krankheit die Mineralſäuren, die Buttermilch, die Kohlenſäure enthaltenden Getränke, ein mouſſirendes Bier, der Malztrank, der Champagner. Dann die eigentlichen antiſkorbutiſchen, ein ſcharfes Prinrip enthaltenden Pflanzen, Nasturtium aquaticum, Cochlearia, Beccabunga, Rettig, Meerrettig, Senf (auch als Senfmolken); erregende und toniſche Mittel, Wein, Arak unter das Getränk, gewürzhafte und bittre Tinkturen, das Extr. absinthii, Trifolii fibrini, Coch. aurant., die Wurzel von Calamus aromat., die Chinarinde, das Eiſen. Dieſe Mittel wirken zum Theil dadurch, daß Theile derſelben in die Blutmaſſe übergehen und dadurch die Miſchung des Blutes verbeſſert wird, theils auch, indem ſie die Lebensthätigkeit erhöhen, eine kräftigere Blutbereitung bewirken und den Organismus zur Ueberwältigung der nachtheiligen Einflüſſe fähiger machen. Mit Nutzen vereinigt man mit dem Gebrauch dieſer innern Mittel äußere, um die kalte und unthätige Haut anzuregen; man wende Waſchungen des Körpers mit friſchem Waſſer an, kühle Bäder, Waſchungen mit Waſſer und Eſſig, oder mit einem Zuſatz von aromatiſchem Eſſig oder mit etwas Mineralſäure, ſo wie mit Wein, Branntwein, Spirit. camphorat. ꝛr. und trockene Friktionen.

Beſondere Berückſichtigung verdient der Zuſtand der Verdauungsorgane. Bei Störung derſelben ſind ausleerende Mittel nöthig; ein Brechmittel, welches oft zugleich die beengten Reſpirationsorgane erleichtert, indem es den von Gas, Unreinigkeiten ꝛr. aufgetriebenen Magen entleert, Rheum ꝛc. Nachher geht man zur Anwendung aromatiſcher und bitterer Mittel über, mit denen man zweckmäßig die ätheriſch öligen verbindet. Gegen die Blutungen wendet man Adſtringentia mit belebenden Zuſätzen an. Die ſchmerzhaften und geſchwollenen Gelenke bäht man mit einer Abkochung von antiſkorbutiſchen Kräutern. Zur Beſeitigung der waſſerſüchtigen Anſchwellungen dienen ätheriſche Mittel und Diuretika (Turiones pini, Fol. Sabinae, R. pimpinellae, Zingiberis, Calami, Guajak, B. juniperi ꝛr.). Die angeſchwollenen Theile reibe man mit warmem Flanell, Auflöſungen von harzigen, ätheriſchen Mitteln, wickle ſie in Decken, die durch Dämpfe von Succinum, Gum. ammoniac. ꝛr. durchräuchert ſind ꝛr. Das feſte Vertrauen auf die Geſchicklichkeit des Arztes und die Wirkſamkeit der Arzneimittel leiſtet oft eben ſo viel, als dieſe ſelbſt; ſo gab, als bei der Belagerung von Breda die Arzneimittel ausgingen und die Soldaten deshalb in Meuterei ausbrachen, van der Myl von einer Quantität Skorbuttropfen, die kaum für 2 Kranke ausgereicht haben würde, jedem Kranken unter Anpreiſung ihrer Wunderkraft nur einige wenige — und erreichte Alles, was man nur wünſchen konnte. Die Behandlung des ſchwammigen, leicht blutenden Zahnfleiſches iſt dieſelbe wie bei der Mundfäule. — Bei Verbindung des S.s mit Bruſtentzündung

Digitized by Google

ſey man vorſichtig mit allgemeinen Blutentziehungen; örtlich wende man Reizmittel und innerlich antiphlogiſtiſche Arzneien an, beſonders den Brechweinſtein. Bei Leberentzündung hüte man ſich vor der Anwendung des Quckſilbers, da daſſelbe die ſkorbutiſchen Symptome nur vermehren würde; man entleere Blut durch Blutegel oder Schröpfköpfe, mache reizende Einreibungen in die Lebergegend, wende ableitende Fußbadee und kühlende, auf den Stuhlgang wirkende Salze an. Bei Verbindung mit Wechſelfieber gibt man das ſchwefelſaure Chinin. Bei Komplikation mit Typhus tritt die Behandlung dieſer Krankheit ein. Durchfall und Ruhr Skorbutiſcher ſtopfe man nicht zu ſchnell; Reizmittel und die leichteren Adſtringentien ſind hier am Platze. Bei der Behandlung der werlhofiſchen Blutfleckenkrankheit berückſichtige man das etwaige Grundleiden, beſeitige Stockungen im Pfortaderſyſteme ꝛc. Außerdem iſt die Behandlung ziemlich dieſelbe wie bei S., man gebe die Antiſkorbutika, verdünnte Mineralſäuren, das Elix. acid. Halleri, China u. ſ. f., wende Waſchungen des Körpers mit friſchem Waſſer, Waſſer mit Eſſig, Mineralſäuren u. ſ. ſ. an. Entſtand die Krankheit durch Unterdrückung eines Blutfluſſes, ſo ſuche man denſelben wieder in Gang zu bringen, mache nöthigen Falles einen Aderlaß ꝛc. Zur Heilung der Mundfäule und des Waſſerkrebſes muß der Krankheitszuſtand, in deren Verbindung ſie vorkommen, gehoben werden; Hauptmittel ſind übrigens in beiden Krankheitsformen die örtlichen. Gegen die gewöhnliche Mundfäule wendet man die Mundwaſſer an, Abkochungen von Eichen-, Weiden-, China-Rinde, von Salbei mit Zuſätzen von Eſſig, Mineralſäuren, Alaun, Spir. Cochleariae, Myrrhentinktur und Honig, oder Roſenhonig mit denſelben Zuſätzen. — Gegen den Waſſerkrebs können dieſelben Mittel gebrauche werden, vor Allem aber iſt die Salzſäure, entweder mit Waſſer vermiſcht, oder in Verbindung mit Roſenhonig — 20—30 Tropfen auf eine halbe Unze —, oder unvermiſcht auf die kranke Stelle gebracht, zu empfehlen.

Literatur. Sev. Eugalenus, De scorb. morbo, Leipz. 1604, zuletzt Amſterd. 1720; — Horſtius, Tract. de scorb., Gieß. 1609; — Sennert, Diss. de scorb., Wittenb. 1620 und 24; — Rollfink, Diss. de scorb., Jena 1640, 48, 68; — Conring, Diss. de scorb., Helmſt. 1644, 59, 71; — Franeus de Frankenau, Diss. inaugur. de scorb., Heidelb. 1674; — Hoffmann, Diss. Aegra aff. raro scorbutico pustul. labor., Halle 1704; — Derſelbe, Diss. de scorb. vera origine, indole ac curat., daſ. 1718; — Alberti, Diss. de scorb. peneservando, daſ. 1720; — J. Lind, A treatese on the scurvy, Lond. 1754, deutſch von Petzold, Riga und Leipz. 1773; — J. G. Hempel, Eigne Erfahrungen und Wahrnehmungen vom Scharbocke, Kopenhagen und Leipz. 1778; — Keraudren, Reflex. sommair. s. le scorb., Paris 1804; — Villiers, Consid. general. sur le scorb., daſ. 1806.

Skorbut der Alpen (Med.), Scorbutus alpinus, Pillagra, Rosa mediolanensis s. lombardica s. italica, Mallattia della miseria, wenig bekannte, erſt ſeit dem vorigen Jahrhundert in Mailand, der Lombardei und dem Venetianiſchen, den Alpen, am Oberrhein und im Lechthale beobachtete Krankheit, welche namentlich das ärmere Landvolk befällt, kein Alter, Geſchlecht ꝛc. verſchont und erblich, vielleicht auch anſteckend iſt. Armuth, ſchlechte Nahrung, Hitze u. ſ. w. ſcheinen ihre Entſtehung zu begünſtigen. Man ſucht ihr Weſen bald im Skorbut, bald im Ausſatz zu finden, Andere halten ſie mit der Rosa asturica für identiſch, auch nennen ſie die Landbewohner Mal de la rosa. Die von ihr Befallenen werden im Februar oder März träge, abgeſpannt, unluſtig zur Arbeit, verſtimmt, klagen über Schwindel und Schmerzen in der Wirbelſäule, der Puls iſt klein, ſchwach. Werden jetzt die Kranken der Sonne ausgeſetzt, ſo dehnt ſich die Haut an den unbedeckten Körpertheilen aus, brennt, wird roth, glänzend, violet, dann braunblau, ſpäter im Mai oder Juni ſchrumpft ſie ein und ſchuppt ſich ab, wonach ſich die Kranken bis zum nächſten Frühling wohl befinden, worauf derſelbe Prozeß von Neuem beginnt und ſo 4—5 Jahre nach einander, unter ſteter Zunahme der Hauterſcheinungen. Wird die Entwickelung des Hautleidens geſtört, durch Vermeiden der Sonnenhitze u. ſ. w., ſo treten innere Leiden, beſonders des Darms, auf, Appetitmangel, Verſtopfung, Verdunkelung des Geſichtes, unwillkürliche Bewegungen der Lippen, Anſchwellen, Bluten, Riſſigwerden des Zahnfleiſches, Schwämmchen und Geſchwüre deſſelben, Speichelfluß oder Magenkrampf und Durchfall. Spater leidet die Haut immer mehr, wird rauh, trocken, bedeckt ſich mit dicken Schuppen, die Krankheit wahrt jetzt Winter und Sommer hindurch, der Kranke wird ſchwermüthig, delirirt, ſchweift umher und der Tod erfolgt unter Zehrfieber und Durchfällen. Bei der bis jetzt ganz unbekannten Natur des Uebels iſt es nicht möglich geweſen, daſſelbe mit Erfolg zu behandeln; jährlich werden mehre tauſend Landleute durch daſſelbe hingerafft.

Skorbut im Auge (Med.), **ſkorbutiſche Augenentzündung**, Ophthalmia scorbutica, eine ſeltene Form des Skorbuts. Unter den Erſcheinungen dieſer Krankheit wird die Sklerotika ſchmutzig, blauroth gefärbt, in der Bindehaut entwickelt ſich eine aus variköſen Gefäßſträngen gebildete dunkle Röthe und das Auge erhält am Ende eine violete Färbung. Bald trubt ſich auch die Hornhaut und der Humor aqueus, doch kann man noch die entfärbte Regenbogenhaut, auf welcher ſich bald varikoſe Gefäße entwickeln, wahrnehmen. Die Augenlider nehmen an der Entzündung Theil, ſchwellen an, werden innen blauroth und außen mit variköſen Venen durchzogen. Die Thränen werden dem Blutwaſſer ahnlich und Blutergießungen ſtellen ſich zwiſchen Bindehaut und Sklerotika in den Augenlidern und der vordern Augenkammer ein. Anfangs iſt beſondere Empfindlichkeit gegen glänzende Gegenſtände vorhanden, ſehr bald aber erliſcht alle Lichtempfindung und das Auge geht ſeiner vollſtändigen

Digitized by Google

Vernichtung entgegen. Die Entzündung entwickelt ſich ſelten primär; in der Regel nimmt ſie den ſkorbutiſchen Charakter an, wenn in einem derartigen Subjekte ſich aus irgend einem Grunde eine Ophthalmie entwikkelt. Die Vorherſage iſt ſehr ſchlecht; meiſt iſt das Auge vernichtet, ehe es möglich iſt, auf die Dyskraſie einzuwirken. Die Behandlung iſt dieſelbe wie bei Skorbut. Oertlich läßt ſich nichts thun. Das Auge verträgt nur trockne Wärme. Man hat eiskalte Waſſerumſchläge angerathen.

Skorbutiſche Geſchwüre (Med.), Ulcera scorbutica, gehören zu den Erſcheinungen der ſkorbutiſchen Dyskraſie, ſind gewöhnlich flach, ihre Ränder und ihre Umgegend ödematös angeſchwollen, bläulich; ihr Grund iſt ſchmutzig, mit ſchwammigen Auswüchſen beſetzt; er blutet bei der leichteſten Berührung.- Aus den Geſchwüren fließt dünne, mit ſchwärzlichem Blute vermiſchte, außerordentlich ſtinkende Jauche. Die nahe gelegenen Knochen werden oft angegriffen und zerſtört. Dieſe Geſchwüre entſtehen gewöhnlich am Zahnfleiſch, an den Waden und Schenkeln entweder von ſelbſt bei den höhern Graden des Skorbuts, od. bei ſkorbutiſcher Diatheſe aus einem andern Geſchwüre, einer Verletzung ꝛc. Die Behandlung derſelben iſt die des Skorbuts überhaupt; auf die Geſchwüre ſelbſt wendet man ſtärkende, zuſammenziehende Mittel an, China-Pulver mit Alaun, Kampher, Myrrhe, Alaun in zuſammenziehenden Dekokten, Gummi Kino in rothem Wein aufgelöſt, Thedens Schußwaſſer, Kohlenpulver mit Urin, Myrrhe, Alaun, Borax, zuſammenziehende Dekokte mit Säuren. Sehr nützlich iſt die Einwickelung des Gliedes, an welchem das Geſchwür ſeinen Sitz hat, mit Binden, die mit ſtärkenden Mitteln befeuchtet ſind. Von Vortheil ſind ferner Umſchläge von Rübenbrei, zerquetſchten ſaftigen Kräutern, Bierhefen — die innerlich und äußerlich die beſten Dienſte leiſten; das Abſchneiden der Auswüchſe nützt nichts und verurſacht leicht bedeutende Blutungen. Gegen die Anſchwellungen und Geſchwüre des Zahnfleiſches dienen Mundwaſſer von China, Eichen- oder Weidenrindendekokt, ein Abſud von Salbei mit Spir. Cochleariae oder Alaun und das Befeuchten derſelben mit Salz- od. Schwefelſäure, die mit Honig verdünnt iſt.

Skorbutkraut (Bot.), ſ. v. a. gemeines Löffelkraut, Cochlearia officinalis *L.*

Skordien-Gamander (Bot.), auch Skordienkraut, ſ. v. a. Knoblauch-Gamander, Teucrium Scordium *L.*

Skordienkraut (Bot.), ſ. v. a. Teucrium Scordium *L.*

Skorditz, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Grimma; 250 Einw.

Skoreuitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Chotzen; 420 Einw.

Skorian (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. der ſchwarze Spinell von Sebnitz und Hinterhermsdorf in Sachſen, ſ. Spinell.

Skorilith (Min.), nach Thomſon, eine Varietät der Wacke, H.=2,0, G.=1,7, braun, undurchſichtig, aus 58,02 Kieſelſäure, 16,78 Thonerde, 13,328 Eiſenoxyd, 8,62 Kalk, 2,00 Waſſer beſtehend. In Mexiko.

Skoriſchau (Skoroſow), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Namslau; Schloß, 3 Vorwerke; 410 Einw.

Skoritſchniag, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Ankenſtein; 120 Einw.

Skoritz (Skoriee), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Pilſen, Herrſch. Miröſchau; Burgruine; 470 Einw.

Skorkau (Geogr.), 1) (Skorkow), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Heraletz; 350 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Roſenberg; Vorwerk; 210 Einw.

Skorkow, öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Kaurim, Herrſch. Brandeis; 180 Einw.

Skorno (Geogr.), öſterr.-ſteier. Dörfer: 1) Kr. Cilli, Bez. Neukloſter; 110 Einw.; — 2) Kirchdorf daſ., Bez. Schönſtein; 130 Einw.

Skorodit (Min.), von Breithaupt benannt, Siderochalcitgattung, rhombiſch, H. = 3,5, G. = 3,1—3,3, Bruch uneben, Strich grünlichweiß. Einzige Art: Oktaëdriſcher S., Neoteſen, Neoctèse, beſteht aus 50,80 Arſenikſäure, 23,00 Eiſenoxyd, 16,33 Eiſenoxydul und 15,87 Waſſer, hat zur Grundform ein rhombiſches Oktaëder von 115° 6' ſtumpfen und 102° 1' ſcharfen Scheitelkanten und 111° 34' Randkantenwinkel, eine unvollkommene, den Abſtumpfungsflächen der ſpitzen Randecken und den Seitenflächen einer rhombiſchen Säule von 119° 2' parallele Spaltbarkeit, iſt von lauch-, ſeladen-, ſchwärzlichgrüner bis leberbrauner Farbe, glasglänzend, durchſichtig bis kantendurchſcheinend. Erſcheint in kleinen zu Druſen verbundenen Kryſtallen als Grundform mit verſchiedenen Abſtumpfungen der Ecken, oder derb, eingeſprengt, nieren- und traubenförmig mit körniger bis dichter Textur. Auf Quarz-, Brauneiſenſtein- und Eiſenſpathlagern am Graul bei Schneeberg und raſchauer Knochen bei Schwangenberg und Johanngeorgenſtadt in Sachſen, zu Schlackenwald in Böhmen, Hüttenberg in Kärnthen, in Cornwall, Braſilien, Kolumbien.

Skoroditz, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Pernſtein; 130 Einw.

Skorpiönchen (Molluſk.), ſ. v. a. Murex Scorpio *L.*

Skorpion, 1) (Amphib.), ſ. v. a. gemeine Panzereidechſe, Heloderma horridum; — 2) (Arachnid.), Arachnidengatt., ſ. v. a. Scorpio *L.*

Skorpion (Aſtron.), 1) 8. Zeichen des Thierkreiſes (♏); — 2) Sternbild im Thierkreis, nimmt in der Ekliptik den Raum von etwa 25° ♏ bis 26° ♐ ein u. wird unterhalb des Ophiuchus, ziemlich weit nach Süden hin, weſtlich an der Milchſtraße abgebildet. Der ſüdlichſte Theil oder der Schwanz, worin viele kenntliche Sterne ſtehen, geht bei uns gar nicht auf. Dagegen macht ſich in dem bei uns zu Geſicht kommenden Theil ein Stern erſter Größe, Antares, auch Herz des S.s genannt, bemerklich, dem auf jeder Seite ein Stern 4. Größe nahe ſteht. Weſtwärts unterſcheidet man noch einen Stern 2. und einige 3. Größe. Nach der Fabel wurde der

S., der auf Befehl der Diana den Jäger Orion (ſ. d.), dee den Zoen dee Götter auf ſich geladen, durch einen giftigen Ferſenſtich tödtete, unter die Steene verſetzt.

Skorpion (Ant.), 1) theils größere, theils kleineee Keiegsmaſchinen; die letztern (Skorpidia) waren eine Aet Aembrüſte, mit denen man lange Pfeile foetſchoß; — 2) Peitſchen, deren Riemen mit ſpitzigen Nägeln durchzogen waeen; kommen ſchon in der Bibel vor; — 3) Aet Geenze, welche durch Aufhäufung von Steinen gemacht wurde.

Skorpione (Arachnid.), auch gliedleibige Spinnen, Antheogastea oder Pedipalpi, bilden die erſte Ordnung der Arachnida oder Spinnenthiere. Es ſind krebsaetige Thiere, deeen Kopf und Bruſtſtück verſchmolzen; Hinterleib deutlich geeingelt und meiſt mit der ganzen Breite an das Kopfbeuſtſtück geheftet; Haut haet; keine Spinnwarzen; Kiefertaſter mit Scheeren oder Greifklauen; acht Beine; 2—12 Punktaugen, mit den Familien der Scoepionidae oder eigentliche S. (Scorpio, Buthus, Ceutrueus, Audeoctonus und die foſſile Gattung der Cyclophthalmus), der Pseudoscorpiones oder Afterſkorpione (Chelifer, Obisium), der Solifugae oder Solpugen (Galeodes) und der Phrynidae oder Spinnenſkorpione (Thelyphorus, Phryuus). — A. Aeußerer Bau. a) Die Größe dieſer Thiere überſteigt nicht leicht einen halben Fuß (Buthus) und ſinkt in Obisium muscorum bis auf 1‴ Länge herab. Die Körperform iſt eine mehr oder minder geſtreckte. — b) Die Haut iſt hart und bald kahl und manchmal gekörnelt, bald mehr oder minder behaart. Die Farben ſind meiſt düſter und über den ganzen Körper gleichmäßig verbreitet; nur die Unterſeite und die Beine ſind meiſt heller, letztere manchmal auch abſtechend (Obisium muscorum, Galeodes araneoides ꝛc.) gefärbt. Im Allgemeinen herrſcheu die Nuaneen des Braunen und des Grauen vor und gehen nur ſelten ins wirkliche Rothe (Thelyphorus) und Blaue (Buthus cyaneus) über. — c) Kopf und Bruſtſtück ſind zu einem Kopfbruſtſtück (Cephalothorax) verwachſen und laſſen keine Leibesringe unterſcheiden. Bei den Skorpioniden iſt der Cephalothorax cylindriſch, eben ſo bei den Solpugen, bei den Pſeudoſkorpionen und Phryniden platt und bei letzteren ſeitlich ſehr verbreitert. Die Oberkiefer ſind Scheerenkiefer und die Kiefertaſter der Skorpionideu und der Pſeudoſkorpione mit Scheeren, die der beiden andern Familien mit Greifklauen verſehen. Eigentliche Fühler fehlen. Die Augen ſind immer einfach und zwei- (Pseudoscoepiones, Solifugae), ſechs- (Scorpio), acht- (Buthus, Phrynidae), zehn- (Centrueus) und zwölffach (Audroctonus) vorhanden, bei den Skorpioniden von verſchiedeuer Geöße. Sie ſtehen auf der Mitte des Kopfbruſtſtücks oder ſeitlich an demſelben. Die Skorpioniden teagen hinter den Beinen in der Nähe der beiden Geſchlechtsöffnungen zwei Kämme. — d) Dee Hinterleib (abdomen) iſt übeeall deutlich geringelt, bei den ächten und den Afterſkorpionen in ſeiner ganzen Breite mit dem Cephalothorax verwachſen, bei erſteren ſchmäler, bei letzteren breiter als dieſer, bei den Solpugen und Spinnenſkoepionen an dee Verbindungsſtelle etwas eingeſchnüet. Die Zahl der Ringe iſt verſchieden und die 6 letzten Ringe der Skorpioniden ſind in der Art verſchmälert, daß ſie das Anſehen eines Schwanzes gewinnen, obgleich der innere Bau und die Lage des Afters vor dem letzten Gliede deutlich zeigt, daß dieſe Ringe noch Abdominalringe ſind. Der letzte derſelben iſt am Geunde blaſig aufgetrieben und am Ende in eine feine, etwas gekeümmte Spitze ausgezogen, welche zu beiden Seiten einen feinen Spalt hat, durch welchen auf voegängigen Druck der Inhalt der hier gelegenen Giftdrüſen austritt. Bei Thelyphorus endet der Hinterleib in einen dünnen, fadenförmigen Anhang, der aus 24 Gliedeen beſteht. — e) Die Extremitäten ſind durchgängig 8 Beine, die bei den Skorpioniden gleichlang und 6gliederig (die 3 letzten ſind Zehenglieder) mit 2 Krallen, bei den Afterſkorpionen ebenfalls gleichlang und 5gliederig mit einer Kralle, bei den Solpugen zweikrallig mit Ausnahme des erſten Paares und mit kammähnlichen Anhängen an den Schenkeln, bei der Phrynidengattung Pheyuus aber ungleich lang ſind, indem bei normalem Baue der übrigen Fußpaare das erſte Paar außerordentlich verlängert iſt, ſo daß daſſelbe die Leibeslänge ſechsmal übertrifft. Dieſe Füße ſind gekniet und die obere Hälfte derſelben beſteht aus 45, die untere oder vordere aus 100 Gliedern. — B. Der innere Bau ſtimmt faſt ganz mit dem der übrigen Arachniden überein. Die Muskeln ſind auf der Innenſeite des Hautſkelets angeheftet und das Nervenſyſtem iſt einfach und beſteht aus zwei Steängen, die in jedem Ringe einen Knoten bilden. Das Ernährungsſyſtem beſteht aus Schlund, Magen mit Taſchen, der eben ſo wie der gerade Darm von einem Fettkörper umgeben iſt. Das Gefäßſyſtem beſteht aus einem gekammerten Längenaetäß mit waſſerklarem Blute. Die Athemorgane ſind bei den Skorpioniden und Pheyniden Lungenſäcke, bei den Afteeſkorpionen und Solpugen Tracheen. Die Geſchlechter ſind getrennt. Bei den Skorpioniden kommen die Jungen lebendig zur Welt. Eine wirkliche Verwandlung findet nirgends in dieſer Ordnung Statt, ſondern die Thiere entwickeln ſich durch wiederholte Häutungen hindurch bis zum erwachſenen Zuſtande und bedürfen dazu oft mehrer Jahre. — C. Die Verrichtungen der S. beſtehen a) in Ortsbewegungen, die verhältnißmäßig langſam, aber bei den Pſeudoſkorpionen vorwärts, rückwärts und ſeitwärts mit gleicher Geſchicklichkeit vollzogen werden. Beim Gehen tragen die Skoepioniden die letzten Leibesringe (Schwanz) erhoben. Die Beute wird mit den Scheeren gefaßt und von den Skorpioniden vermittelſt des Schwanzſtachels, von den Uebrigen nach Art der Spinnen vermittelſt der Obeekiefer getödtet. Alle laſſen hiebei einen Deüſenſaft in die Wunde eindringen, der den kleinen Thieren, aus welchen ſie ihre Beute wählen, tödtlich wied. Aber auch ſelbſt dem Menſchen wied das Gift der großen Skorpione der heißen Klimate tödtlich. Ihre — b) Nahrung nehmen die Thiere

Digitized by Google

dieſer Ordnung ſämmtlich aus dem Thierreiche und zwar aus der Provinz der Wirbelloſen. Ob ſie ihre Beute wirklich verzehren, oder bloß ausſaugen, iſt noch nicht ausgemacht. — c) Anderweitige Verrichtungen dieſer lichtſcheuen Thirre ſind nicht bekannt. Vorzugsweiſe bewohnen ſie die wärmſten nnd wärmeren Theile der Erde. Am nördlichſten gehen die Pſeudoſkorpione, während die Skorpioniden nur bis zur Südgrenze Deutſchlands, die Solpugen nur bis Griechenlandreichen und die Phryniden ausſchließlich den Tropen angehören. Meiſt auch halten ſie ſich in drn tiefern Regionen auf, und wohl nur die Bücherſkorpione und der gemeine Skorpion kommen auch in höher gelegenen Orten vor. Die meiſten Gattungen gehören der alten Welt an und die Ordnung iſt in der neuen Welt nur ſehr ſchwach vertreten. — D. Die Geſchichte dieſer Thiere beginnt mit der Steinkohlenperiode, aus welcher der von v. Sternberg aufgefundene 12äugige und der Gattung Androctonus naheſtehende Cyclophthalmus ſtammt. Sonſt ſind nur noch einige tertiäre Pſeudoſkorpione bekannt. Die Zeitgeſchichte der S. iſt die ihrer Unbequemlichkeit für den Menſchrn durch ihren Stich oder Biß, wie ſchon oben von den Skorpioniden erwähnt wnrde. Auch die Solpugen werden ſehr gefürchtet. Die wahren S. ſind zugleich auch als Heilmittel füe die von ihnen ſelbſt geſchlagenen Wunden betrachtet worden, ſo daß ſie ſelbſt einen Handelsartikel abgegeben haben (Skorpionöl, d. i. Olivenöl mit einem Skorpion, den man darin hat ſterben laſſen). Der Skorpion glänzt auch unter den Zeichen des Thierkreiſes, nnd Rehabeam hat eine Geißel, die er als Skorpion der Ruthe entgegenſetzt. — E. Die Literatur dieſer Ordnung iſt meiſtens mit jenrr der Spinnen und der Kruſtaceen vereinigt. Beſondere Werke ſind nur Amoreux, Insectes de la France venimeux, 1789, 8., und Marcari, Mém. sur le scorpion de Cette, 1810, 8.

Skorpionartig (bot. Term.), ſ. v. a. Scorpioides.

Skorpionenginſter (Bot.), ſ. v. a. Genista Scorpins *Dec.*

Skorpionenkoronille (Bot.), ſ. v. a. Skorpionskronenwicke, Coronilla Emerus *L.*

Skorpionfliege (Entom.), Schmetterlingsfliegengatt., ſ. v. a. Panorpa.

Skorpionöl (pharm. Zool.), ſ. Scorpio europseus *L.*

Skorpionpfrieme (Bot.), 1) ſ. v. a. deutſcher Ginſter, Genista germanica *L.*; — 2) ſ. v. a. europäiſcher Heckſamen, Ulex europaeus *L.*

Skorpionskraut (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Scorpiurus *L.*; — 2) ſ. v. a. gemeine Sonnenwende, Heliotropinm europaenm *L.*; — 3) ſ. v. a. europäiſcher Heckſamen, Ulex europaeus *L.*

Skorpionskronenwicke (Bot.), ſ. v. a. Coronilla Emerus *L.*

Skorpionspeltſchen (Bot.), ſ. v. a. Skorpionskronenwicke, Coronilla Emerus *L.*

Skorpionſpinne (Arachnid.), Spinnengattung, ſ. v. a. Solpuga.

Skorpionſpinnen (Arachnid.), nach Oken, ſ. v. a. Solfugä, ſ. d. und Skorpione.

Skorpionsſchwanz (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Scorpiurus *L.*

Skorpionsſenna (pharm. Bot.), ſ. v. a. Folia Colutese scorpioides, ſ. Corouilla Emerus *L.*

Skorpionsſenne (Bot.), ſ. v. a. ſtrauchige Kronenwicke, Corouilla Emerus *L.*

Skorpionwanze (Entom.), Wanzengatt., ſ. v. a. Nepa *Fabr.*

Skortleben, ſ. v. a. Keuſchberg.

Skorupken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 150 E.

Skorza (Min.), ſ. v. a. die ſandartige Varietät des Piſtazits, ſ. Epidot.

Skorzencin, preuß. Dorf, Prov., R.-B. und Kr. Poſen; 130 Einw.

Skorzenczin, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Gneſen; Domänen-Vorwerk; 250 Einw.

Skorzewo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Peſen: a) R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; 120 Einw.; — b) (S. u. Skorzewko), R.-B. und Kr. Poſen; 300 Einw.; — 2) Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; 380 Einw.

Skorzirt (Scorzato, Mal.), von Figuren und Glirdern, die ſehr verkürzt dargeſtellt ſind.

Skorzonere, wilde (Bot.), ſ. v. a. Wieſenbocksbart, Tragopogou pratensis *L.*

Skoſi, Art ungariſcher Gold- und Silberarbeit.

Skoſſion (v. Ital.), 1) ſ. v. a. Empfang; — 2) Brzahlung einer Anweiſung oder eines Wechſels.

Skoten, ſ. v. a. Schotten.

Skoter, preuß. Silbermünze der Hochmeiſter von 1370—1410, zuerſt 13löthig, 113 Stück auf die löthige Mark, damals 15 Thlr., im Werth von 12—30 Schillingen, etwa 3 Thlr. Sie wurden mehr und mehr verringert und hörten 1410 ganz auf.

Skotin (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. Bucklandit (ſ. d.).

Skotioi (griech.), 1) Kinder, welche außer der Ehe erzeugt waren; — 2) bei den Kretern alle Knaben, ſo lange ſie in der väterlichen Gewalt waren.

Skotland, ſ. v. a. Schottland.

Skotniki, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Wreſchen; 170 Einw.

Skotopie (v. Griech.), Schwarzwerden vor den Augen, vgl. Scotoſis.

Skotſchau, öſterr.-ſchleſ. Stadt, Kr. Teſchen, am linken Ufer der Weichſel, auf rinigen Hügeln rrbaut; ſchöne Brücke, Schloß, Hoſpital; 1600 Einw.

Skotſchenine, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Trebnitz; Vorwerk, Freiſcholtiſei; 150 Einw.

Skotſchitz, öſterr.-böhm. Dörfer: 1) (Skocice), Pfarrdorf, Kr. Prachin, Herrſch. Protiwin; Schloß, Spital; 140 Einw.; — 2) Kr. Klattan, Gut Luſchan; Burgruinr; 520 Einw.

Skottau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; Mutterkirche, Gut; 140 Einw.

Skongnes, norwegiſche Feſtung, Nord-Drontheim.

Skovbye, dän. Harde, Amt Odenſen, 5 □M. mit 10,000 Einw. in 1 Stadt (Bogenſe), 12 Kchſplen. und 7 Gütern.

Skraapur (Ornith.), d. h. Schrapper, auf den Faröern ſ. v. a. Puffinus anglorum *Temm.*

Skrälingeu, amerikan. Volk, angeblich ſ. v. a. Eskimos.

Skramauſch, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Gut Mſcheno Lobes; 170 Einw.

Skramnik (Schramnik, Strampnik), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Kaurim, Herrſch. Schwarz-Koſteletz; 160 Einw.

Skrantſchitz (Skrancic), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrſch. Planitz; 140 Ew.

Skraunitz, öſterr.-böhm. Dörfer: 1) (Groß-S., Welká Skrownice), Kr. Königgrätz, Gut Jelenv; 440 Einw.; — 2) (Klein-S., Malá Skrownice), daſ., Gut Borowitz; 180 Einw.

Skrchleb (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Bunzlau, Gut Wlkawa; 450 Einw.; — 2) Kr. Königgrätz, Herrſch. Koſteletz; 190 E.

Skrchow, öſterreich.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Lettowitz; 130 Einw.

Skrdlowitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Wognomieſtetz; Glashütte; 820 E.

Skregſſow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrſch. Jankau; 140 Einw.

Skreichau (Skregchow), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Studein; 160 Ew.

Skrenier (Neu-S.), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Gut Hluſchitz; 200 Einw.

Skrey (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) (Skreg), Böhmen, Kr. Czaslau, Herrſch. Goltſch-Jenikau; 170 Einw; — 2) (Skrege), Kirchdorf daſ., Kr. Rakonitz, Herrſch. Pürglitz; 500 E.; — 3) Mähren, Kr. Znaim, Herrſch. Dalleſchitz; 200 Einw.

Skreychow (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) (Skrechow), Kr. Tabor, Herrſch. Woporan; 210 Einw.; — 2) daſ., Herrſch. Seltſch; 200 Einw.

Skreyſchow (Skregſſow), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Czaslau, Herrſch. Polna; 150 Einw.; — 2) Kr. Tabor, Herrſch. Pilgram; 220 Einw.

Skribendsky (Groß- u. Klein-S.), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik; 280 Einw.

Skribent (v. Lat.), 1) Schreiber; — 2) Schriftſteller.

Skribler, elender Vielſchreiber, Bücherfabrikant, Sudler, Schmierer.

Skridla, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Kruman; 130 Einw.

Skrimner (nord. Myth.), ſ. v. a. Skrymir.

Skripſtienen (Groß-S.), preuß. Chat.-Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Inſterburg; 230 Einw.

Skripturen (v. Lat.), Schriften, Schreibereien, Briefſchaften.

Skripturiren (v. Lat.), abgeſchloſſene Geſchäfte in die Handelsbücher eintragen.

Skripturiſt (v. Lat.), 1) Schriftforſcher, Schriftgelehrter; — 2) S.en, im 15. Jahrh. eine Sekte der Wiedertäufer, welche nur die mit klaren Worten in der heiligen Schrift enthaltenen Religionswahrheiten als ſolche anerkannten.

Skritturiren (v. Ital.), ſ. v. a. Skripturiren.

Skriwan (Geogr.), öſterr.-böhm. Orte: 1) Kirchdorf, Kr. Bidſchow, im gleichnam. Gut; Potaſcheſiederei, Ziegelhütte, Mühle; 550 E.; — 2) Kirchdorf, Kr. Rakonitz; 430 Einw.; bildet ein mit Pürglitz vereinigtes Gut; — 3) Dorf, Kr. Kaurim, Herrſch. Skworetz; 170 E.

Skroblienen (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Oſt-Pr.): a) R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 160 Einw.; — b) R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; 120 Einw.

Skrochowitz, öſterr.-ſchleſ. Dorf, Kr. Troppau, an der Oppa; 240 Einw.; bildet ein Gut.

Skröbudikken (Dikinnen), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnit; 110 Einw.

Skroſa (Ornith.), auf Island ſ. v. a. nordiſcher Schrappvogel, Puffinus anglorum *Temm.*

Skronskau, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Roſenberg; Schloß, Vorwerk, Kalkofen; 260 Einw.

Skrophä (Skrophes, a. Geogr.), ſüdöſtliches Vorgebirg von Aetolien, jetzt Skrofes.

Skropheln (Med.), Skrophelkrankheit, Drüſen, Drüſenkrankheit, Knotenkrankheit, Struma des Celſus, Scrophula (von σκρόφα, Schwein, Mutterſchwein), Scrophulosis, Morbus scrophulosus, eigenthümliche, angeborne oder im Kindesalter ſich entwickelnde Kacherie, welche primär das lymphatiſche Syſtem, ſekundär alle Theile des Organismus ergreift, Anſchwellung und Infiltration eines eigenthümlichen Stoffes in die Drüſen zur Folge hat, Blutentmiſchung und verſchiedene pathologiſche Sekretionen hervorruft und das Leben durch Beſchränkung der Ernährungsvorgänge, oder durch Ablagerung von in Erweichung übergehenden, Phthiſis bedingenden Stoffen, oder durch geſchwürige Zerſtörungen, Affektionen der Centralorgane u. ſ. f. bedroht. Oft reflektirt ſich die ſkrophulöſe Dyskraſie ſchon durch den äußern Habitus. Man unterſcheidet zwei Formen deſſelben, den irritablen und den torpiden. Der irritable S.-Habitus, Scrophulosis florida s. irritabilis, zeigt ſich bei Kindern mit äußerſt feiner, zarter Haut, ſchwarzen oder braunen Augen, großen, langen, ſeidenartigen Augenwimpern, feinen Geſichtszügen, weißen Zähnen, ſchlankem Baue, zuweilen iſt Naſe und Oberlippe etwas angeſchwollen; die Kinder zeigen frühzeitig große Geiſtesanlagen, oft verrathen ſie ſchon im dritten Jahre auffallende Spuren von Scharfſinn und Witz. Bei torpidem S.-Habitus, Scrophulosis torpida, iſt der Kopf dick, die Haare ſtruppig, blond, die Lippen aufgeworfen, die Oberlippe oft durch ausfließenden Schleim exkoriirt, die Naſe dick und angeſchwollen, die Extremitäten dünn, es ſind ſogenannte Krötenbäuche vorhanden. Die Kinder ſind geiſtig wenig entwickelt, ſchlafen viel, wollen beſtändig eſſen, und haben beſonders Gelüſte nach vegetabiliſchen Dingen, nach

Digitized by Google

Brod, Mehlſpeiſen ꝛc. Oft verändert ſich im Fortgang der Krankheit die Scene. Kinder mit torpiden S., wenn ſie anders die S. überwinden, entwickeln ſich oft äußerſt vortheilhaft gegen die Pubertät hin; Kinder mit floriden S. verkümmern.

Sind die S. angeerbt oder angeboren, ſo zeigen ſie ſich oft ſchon ſogleich nach der Geburt als Schleimhautleiden, als chroniſcher Katarrh; oder als Hautleiden in Form von Ausſchlägen, Tinea, Favus ꝛc. Sie können ſchon in dieſer Periode durch Lungenkatarrh, Atrophie, Durchfall, Zehrfieber ꝛc. tödtlich enden und ſind eine der Urſachen der großen Sterblichkeit Neugeborner. Entwickelt ſich die Krankheit im Kindesalter, ſo geſchieht dies im zweiten, dritten oder vierten Lebensjahre. Gewöhnlich treten zuerſt Verdauungsſtörungen ein, der Appetit iſt verändert, meiſt vermehrt, der Unterleib aufgetrieben, feſt anzufühlen, es iſt abwechſelnd Verſtopfung und Durchfall vorhanden, die Schleimhaut des Mundes iſt oft geröthet. Die Zeichen von Magenſäure ſind zugegen. Später ſchwellen die Halsdrüſen an, anfangs ſind ſie wenig empfindlich, beweglich, ſpäter werden ſie größer, hart, ſchmerzhaft. Nach den Halsdrüſen werden die Drüſen unter den Achſeln, in den Weichen, im Gekröſe ergriffen. Sie wachſen bis zur Größe einer Nuß oder eines Hühnereies und bilden große Geſchwülſte. Sie werden oft ſehr hart, ihre Oberfläche iſt ungleich, höckerig, ſie gehen zuweilen in Entzündung über, vereitern, brechen auf und bilden *ſkrophulöſe Geſchwüre*. Die vereinzelte ſkrophulöſe Drüſe heißt S. solitarica, ſtehen ſie gruppenweiſe oder ſind ſie ſtrangartig verbunden, ſo nennt man ſie S. aggregata. Sie ſind mit einer gleichförmigen, gelblichen, anfangs dichten, käſeartigen, in einzelne Punkte vertheilten Materie erfüllt, verſchmelzen oft unter einander und bilden große, mehre Pfunde ſchwere Geſchwülſte. Mit den ſkrophulöſen Drüſengeſchwülſten darf man nicht die zufälliger Weiſe durch Erkältung, Hautreize ꝛc. entſtehenden, einzeln vorkommenden, meiſt raſch wieder verſchwindenden Anſchwellungen lymphatiſcher Drüſen, die *Hagedrüſe*, Scrophula fugax, verwechſeln. Es bilden ſich jetzt auch an andern Stellen der Haut, z. B. über dem Bruſtbein, furunkelartige Entzündungen, welche einen dünnen Eiter von ſich geben und ebenfalls Geſchwüre zurücklaſſen. Der ſkrophulöſe Eiter überhaupt iſt eigenthümlich riechend, dünnflüſſig, hat eine auffallend ſaure Reaktion. Häufig leiden die Kranken an Ausſchlägen, beſonders im Geſicht, welche den herpetiſchen Charakter haben. Die Schleimhäute ſind oft ergriffen, die Kranken haben oft den Schnupfen, aus den Ohren findet ein Ausfluß Statt (Otorrhoea scrophulosa), Schleimflüſſe aus den Geſchlechtstheilen treten ein (ſkrophulöſer Tripper). In den höhern Graden der Krankheit werden die Knochen angegriffen, es entſtehen Knochenfraß, Winddorn, Gelenkleiden, engliſche Krankheit. Gern bilden ſich Lungenknoten aus, es entſteht in den Pubertätsjahren Lungenſucht; der Miſchung nach iſt Skrophelnſtoff mit dem des Tuberkels identiſch; es iſt eine eigene, pathologiſche Proteinverbindung, deren Erweichungsprodukt (S. und Tuberkeleiter), aus Albumin oder Kaſein mit Extraktivſtoffen, Natron- u. Kalkſalzen beſtehend, einen gelblichen, zähen, zuſammenhängenden, grumöſen, ſpäter einen molkenartigen, grünlichen, dünnflüſſigen Eiter bildet. Entzündungen der Naſe ſind ſelten bei S., häufig aber ſkrophulöſe Augenentzündungen. Keine Dyskraſie lokaliſirt ſich ſo gern im Auge, wie die S. Die durch dieſelben hervorgerufenen Entzündungsformen ſind Blepharitis glandularis et impetiginosa, Hordeolum, Inflammatio et blennorrhoea sacci lacrymalis, Blepharoblennorrhoea und Ophthalmia externa. Letztere befällt vorzugsweiſe die Bindehaut des Augenfells und die Hornhaut. In der Bindehaut der Sklerotika bildet ſich eine ungleiche Röthe, welche im innern Augenwinkel am ſtärkſten hervortritt; dicke, in Bündel vereinigte Blutgefäße laufen nach der Hornhaut zu und endigen entweder an ihrem Rand, oder gehen bis zu ihrer Mitte. Die Sklerotika färbt ſich hell roſenroth; es bilden ſich auf ihr oder der Hornhaut Phlyktänen, welche gern in Geſchwüre übergehen. Die Hornhaut wird leicht durch ausgeſchwitzte Lymphe getrübt; es iſt Lichtſcheue, oft mit anhaltendem Augenlidkrampf und Thränenträufeln vorhanden; am Magen ſind die Erſcheinungen am heftigſten. Die Krankheit verläuft langſam, oft dauert ſie Jahrelang; Rückfälle ſind ſehr häufig. Man unterſcheidet, wie bei den S. ſelbſt, zwei Formen: 1) *die erethiſche, irritable ſkrophulöſe Augenentzündung.* Das Auge iſt ſehr ſchmerzhaft, lichtſcheu, der Augenlidkrampf währt Wochenlang ohne Unterbrechung; bei dem geringſten Verſuch, das Auge zu öffnen, ſtürzt ein Strom heißer Thränen über die Wange, wodurch dieſelbe aufgeätzt und entzündet wird. Es ſchießen Phlyktänen auf, welche in um ſich freſſende, jauchige Geſchwüre übergehen und die äußern Lamellen der Hornhaut zerſtören, ſo daß die innern Lamellen von der wäſſerigen Feuchtigkeit in Geſtalt einer Blaſe hervorgetrieben werden. Die Hornhaut wird oft durch ergoſſene Lymphe getrübt, zuweilen entſteht Entzündung der Regendogenhaut und in Folge derſelben Hornhautſtaphylom. Der Verlauf dieſer Form iſt raſcher, als der der torpiden, zuweilen iſt ſelbſt Fieber zugegen. Sie befällt Individuen, die an floriden S. leiden, und hört, wenn nicht eher, mit der Pubertätsentwicklung auf. Zu verwundern iſt, wie lange das Auge dieſe Entzündung erträgt, ohne weitern Schaden zu nehmen. — 2) *Die torpide ſkrophulöſe Augenentzündung.* Thränenfluß, Lichtſcheu, Augenlidkrampf u. Schmerz ſind bei dieſer Form unbedeutend, dagegen iſt die Schleimabſonderung bedeutend und meiſt Entzündung der Augendrüſen und Gerſtenkörner vorhanden. Die Röthe der Bindehaut iſt beträchtlich, ſchmutzig, ihre Gefäße dick, ſtrangartig nach der Hornhaut zu verlaufend; leicht entſteht Pannus. Die Phlyktänen füllen ſich raſch mit Eiter oder es erheben ſich Eiterpuſteln aus der Subſtanz der Hornhaut, welche berſten und ſich in runde, trichterförmige, tiefgreifende Geſchwüre mit aufgeworfenen, ſchlaffen, leicht blutenden Rändern verwandeln. In Folge derſelben ent

ſteht leicht Eiterſenkung, Hornhautbruch, und wenn ſie die Hornhaut durchbohren, Vorfall und Staphylom der Iris, Synchia anterior, Blindheit. Dieſe Form geſellt ſich gern zu den torpiden S.

Was wir von Miſchungsveränderungen bei Skrophulöſen wiſſen, iſt nach Vetter Folgendes: Das Blut iſt in dieſer Krankheit arm an feſten Beſtandtheilen, beſonders an Fibrin und an Blutkörperchen. Nach Dubois' Unterſuchungen gerinnt es langſam und bildet einen kleinen, weichen, zerfließenden Blutkuchen, in dünnem, häufig roth gefärbtem Serum. Die Blutkörperchen zeigten ſich unter dem Mikroſkope theils am Rande, theils vollſtändig entfärbt; ihre Größe war nicht weſentlich verändert, doch ſchienen ſie bald mehr abgeplattet, bald ſphäriſch oder cylindriſch. Hieraus ſchließt Simon auf eine Verminderung des Salzgehaltes im Blute Skrophulöſer, wahrſcheinlich auf Grund des Einfluſſes, welchen die ſalzhaltigen Flüſſigkeiten auf Erhaltung der Form der Blutkörperchen üben. Eine Verminderung des Eiſengehaltes dürfte ſchon aus der Verminderung des Gehaltes an Blutkörperchen hinreichend hervorgehen. Der Harn Skrophulöſer zeichnet ſich durch die Vermehrung des Gehaltes, beſonders an phosphorſauren Salzen und gewöhnlich durch Verminderung der ſtickſtoffhaltigen Harnverbindungen aus. Er reagirt gewöhnlich ſauer, oft ſtärker, als bei Kindern ſonſt gewöhnlich; die freie Säure iſt aber nicht Harnſäure, ſondern eine andere, noch nicht näher beſtimmte Säure. Auch bilden ſich im Harne ſkrophulöſer Kinder Niederſchläge von oxalſaurem Kalke, welche in der Form der Maulbeerſteine die häufigſte Art der Lithiaſis bei Kindern ausmachen. Ermitteln läßt ſich jedoch nicht, wie viel von dieſen eigenthümlichen Erſcheinungen auf Rechnung der Nahrungsmittel ſelbſt kommt, die in ſolchen Fällen vorherrſchend vegetabiliſche waren und alſo bekannter Maßen ſchon aus phyſiologiſchen Gründen ähnliche Veränderungen in der Miſchung beim Menſchen bedingen können. Daß aber Einiges mit einer unvollkommenen Umbildung der Proteinverbindungen im nächſten Zuſammenhange ſteht, erhellt aus dem Vorherrſchen der Phosphorſäure im Sekrete. Die Abſonderungen der Magen- und Darmſchleimhaut, wahrſcheinlich auch diejenigen der Speicheldrüſen ſind in der Skrophuloſis ebenfalls verändert, die Säuren herrſchen abnorm vor; auch der Schweiß riecht ſauer, nach freier Milch- oder Eſſigſäure. Die verſchiedenen lymphatiſchen Abſonderungen, Oedeme, Geſchwülſte, ſo wie die weiche Beſchaffenheit der feſten Theile, die ſich beſonders in Knochen und Zähnen ausſpricht, deuten auf ein Ueberwiegen des rückbildenden, verflüſſigenden Organochemismus.

Der Verlauf der S. iſt chroniſch, dauert gewöhnlich Jahre lang. Nur eine Form, die akuten S. nach Schönlein, währen weniger lang und ſind in 6—8 Wochen zu Ende. Die Jahreszeit hat großen Einfluß auf den Verlauf: bei warmer Jahreszeit ſtehen die S. oder mäßigen ſich wenigſtens, mit dem Eintritt der naſſen, kalten Jahreszeit verſchlimmert ſich das Uebel. Daher die praktiſche Regel, S. namentlich im Sommer zu bekämpfen. Die Ausgänge der Krankheit ſind 1) in Geneſung. Man muß wahre Geneſung von momentanem Verſchwinden unterſcheiden, welches durch Jahreszeit und Alter herbeigeführt wird; ſelbſt der Fall, wo die S. während der Blüthenjahre verſchwinden und in der Involutionsperiode wieder auftreten, iſt hierher zu rechnen. Die Geneſung erfolgt gewöhnlich in der wärmern Jahreszeit und mit dem Eintritt gewiſſer Lebensjahre, der Pubertät, auch bisweilen in der Dentitionsperiode, unter deutlichen Kriſen durch Haut und Haare. 2) Theilweiſe Geneſung. Es bleiben Störungen zurück, entſtellende Narben, wo ſkrophulöſe Geſchwüre und Exkoriationen zugegen waren; wo das Auge befallen war, Leukom, Staphylom; wo die Knochen litten, Krümmungen, Veranderungen in ihrer Form ꝛc. 3) In eine andere Krankheit, in Phthiſis; bei Kindern Phthisis meseraica, bei jungen Leuten in den Pubertätsjahren Lungenphthiſis. Auch Knochen-, Haut- und äußere Drüſenphthiſis kommt vor. In Hydrops, bei Kindern ſelten; häufiger, wenn S. in den Involutionsjahren ausbrechen, und wenn es Bauchſkropheln ſind. Die Skrophelnmaterie zerfließt bei alten Leuten, wo Alles zur Erſtarrung hinweiſt, nicht, ſondern wird feſt und in Folge dieſer Induration entſteht Hydrops. 4) In den Tod. Er erfolgt durch Mangel der Ernährung, beſonders bei Anſchwellung der Gekrösdrüſen, durch Verzehrung der Kräfte durch die beim Knochenfraß vor ſich gehende Vereiterung, die Schmerzen, das Zehrfieber, durch Lungenſucht, Gehirnwaſſerſucht, durch Geſchwülſte, die ſich im Gehirn bilden und Epilepſie oder Lähmungen hervorbringen, durch ſchleichende innere Entzündungen u. ſ. f. — Die erwähnten akuten S. verlaufen nach Schönlein folgender Maßen: Die Kinder bekommen anfangs Froſt von kürzerer oder längerer Dauer, darauf Hitze mit ſchnellem, beſchleunigtem Puls, der des Abends und die Nacht hindurch anhält. Gegen Morgen tritt Remiſſion ein, der Puls wird ruhiger, die Hitze läßt nach und es bricht etwas Schweiß aus, der Harn macht Sedimente. Dieſe Erſcheinungen wiederholen ſich 2—3 Tage lang, dann hört das Fieber auf. Die Kinder ſind blaß, matt, abgeſchlagen; nach 3—4 Tagen von Neuem Fieberbewegungen mit ſchnellem, gereiztem Puls, trockner, heißer Haut, geröthetem Urin und Mangel an Appetit, kneipende Schmerzen im Bauch, welcher ſich auftreibt, und Durchfälle, welche gehackten Eiern ähnlich ſind. Nach 5—6 Tagen Bruſterſcheinungen, Druck und Schmerz auf der Bruſt und kurzer, trockner Huſten, das Fieber hält an, der Puls wird frequenter, die Haut trockner, der Harn dunkler und in geringer Menge entleert. Die Krankheit kommt zwiſchen dem 7. und 11. Jahre vor, beſonders im Frühjahr nach Verkältung; ſie verläuft zuweilen innerhalb 4 Wochen und endet in Geneſung unter Kriſen durch den Urin und unter Anſchwellung äußerer Drüſen, oder ſie geht in chroniſche S. über. Der Tod erfolgt unter den Symptomen der Waſſerſucht; der Hydrops befällt meiſt die Unterleibshöhle. Die Behandlung iſt eine ge-

Digitized by Google

mäßigt entzündungswidrige und örtlich ſedative. Blutegel, Einreibungen von Queckſilberſalbe mit Bilſenkrautöl in den Unterleib, Ueberſchläge von Hb. Cicutae oder Hyosc. Innerlich je nach dem Verhalten des Darmes ſäuretilgende Mittel oder Kalomel. Vor Allem Derivation des Krankheitsprozeſſes gegen die Haut. Dies geſchieht durch Anwendung warmer Begießungen, durch warme, mit einem Kletenabſud bereitete Bäder, durch dowerſches Pulver und Eſſig-Ammonium. Zur Zeit der Kriſe vorſichtiger Gebrauch der roborirenden Mittel. Als Nachkur, um die Thätigkeit der Haut anzutreiben, Schwefelbäder.

Anatomiſcher Charakter. Die Sektion liefert das Krankheitsprodukt der Skrophuloſe — die ſkrophulöſe Materie. Man findet die verhärteten Drüſen in eine weißlichgräuliche, mehr oder weniger ſpeckartige und oft beinahe knorpelartige Maſſe verwandelt; in andern Fällen ſind ſie in käſeartige Maſſen übergegangen, die auch in den Lungentuberkeln vorkommen, und oft ſind dieſe käſeartigen Maſſen in der Mitte erweicht und in Eiter umgewandelt. Außerdem findet man in den Leichen Skrophulöſer Knochenaffektionen, Anſammlungen von Waſſer im Zellgewebe und den Höhlen u. ſ. f.

Anlage. Die Krankheit iſt oft angeerbt und angeboren, oder es hat, wenn die Aeltern nicht an der nämlichen Krankheit litten, dieſelbe doch in der Zeugung ihren letzten Grund, indem eines oder beide Aeltern ſchwächlich, zu alt oder zu jung waren, oder an Schwindſucht, Luſtſeuche, Gicht, Nervenübeln u. ſ. w. litten. Die Frequenz der Scrophuloſis beginnt mit dem 11. Monat nach der Geburt mit dem erſten Durchbruch der Zähne, ihr Maximum erreicht ſie mit dem 7. oder 8. Jahre, ihr Minimum fällt in die Blüthenjahre. Mit der Involution wird ſie wieder häufiger. Sehr ſelten entwickelt ſie ſich im Mannesalter. Bei Individuen des weiblichen Geſchlechts ſoll ſie häufiger vorkommen, als beim männlichen Geſchlecht. Unter den äußern Momenten, welche die Krankheit hervorrufen können, ſind zu nennen: ſchlechte Nahrungsmittel, namentlich ſolche, welche weniger Azot, mehr kohlenſtoffige Beſtandtheile enthalten. Getränke: ein Waſſer, welches viel Kohlenſäure enthält, iſt bei S. ſehr heilſam, daher hochgelegene Orte, wo Säuerlinge quellen, von denſelben verſchont bleiben. Wo dagegen Kohlenſäure im Waſſer fehlt und die erdigen Salze prävaliren, weniger noch kohlenſaurer, als ſchwefelſaurer Kalk u. ſchwefelſaurer Baryt, und in tief gelegenen Orten ſind S. ſehr haufig. Luft, Aufenthalt in und Einathmen einer Luft, die, wenn auch nicht gerade weniger an Sauerſtoff, doch eine größere Menge freien Waſſers und irreſpirabler, durch Zerſetzung thieriſcher und vegetabiliſcher Stoffe erzeugter Gasarten enthält, alſo eine unreine, dumpfe, feuchte, naſſe, neblichte Luft iſt der Erzeugung der S. beſonders günſtig; daher iſt die Krankheit häufiger in niedrigen, dumpfigen, der Luft nicht ausgeſetzten Thälern, als auf Hochebenen, wo beſtändiger Luftwechſel Statt findet; daher häufiger in moraſtigen, ſumpfigen, als in trocknen, ſandigen Gegenden. Hautſchädlichkeiten, Dinge, durch welche die freie Aktion der Haut unterdrückt wird, Schmutz, Unrath, Mangel an Reinlichkeit. Mit der Zeit, wo in Deutſchland und überhaupt in Europa der Gebrauch der Bäder ſehr abgenommen hat, hat die Skrophelnkrankheit bedeutend zugenommen. Im Orient, wo die entgegengeſetzten Verhältniſſe Statt finden, iſt ſie ſehr ſelten. In den niedern Klaſſen des Volkes, wo die meiſten der hier genannten Momente zuſammentreffen, ſind S. äußerſt häufig, beſonders da, wo man ſich mit Manufakturarbeiten beſchäftigt. — S. ſollen nur in den nördlichen Ländern vorkommen, gegen Süden nehmen ſie an Frequenz ab, und in den Troven ſcheinen ſie ganz verſchwunden. Oft entwickeln ſie ſich erſt bei Bewohnern ſüdlicher Gegenden, wenn ſie in nördliche Klimate übergeben. Auch die Elevation beſtimmt das Vorkommen der Krankheit. Auf Hochebenen iſt ſie ſelteuer, als in niedrigen, dumpfigen, moraſtigen Gegenden. Auch das Licht hat Einfluß, namentlich in Alpenthälern, wo die der Sonne zugekehrten Hütten frei ſind, während die im Schatten liegenden befallen werden. Zuweilen ſcheinen die Luſtſeuche, der Keuchhuſten, die Blattern und auch wohl manchmal die Kuhpocken die letzte Veranlaſſung zur Entwicklung der S. zu werden.

Weſen der S. Jedes Zeitalter, jede mediciniſche Schule hat je nach ihrem Standpunkte und ihren Anſichten Theorien über die S. aufgeſtellt. Schon Hippocrates (De glandulis) ſpricht von in überreicher Menge erzeugtem, dickem Schleim, welcher in den Drüſen abgelagert werde und die Anſchwellungen in denſelben bewirke. Galen tritt an verſchiedenen Stellen dieſer Meinung bei. Nach ihm ſind die S. das Ergebniß einer ſchleimigen, kalten und klebrigen Materie, welche im Gewebe der Drüſen abgelagert wird (in Isagoge et in lib. ad Glauc. l. II). Andere Male ſchreibt er die Anſchuppungen, welche die S. charakteriſiren, einer Art trocknen Fleiſches zu, welches die organiſche Aktion nicht auflöſen könne, und verwechſelt dieſelben mit verſchiedenen karcinomatöſen Affektionen, deren Sitz die Ganglien ſind (Lib. de definit.). Celſus ſieht in den ſkrophulöſen Geſchwülſten die Reſultate blutiger und eitriger Konkretionen (Lib. I, cap. XXVIII). Dieſe erſten Anſichten Hippocrates', Galens und Celſus' haben zahlreichen Spätern als Hypotheſe dienen müſſen, welche ſich damit begnugten, dieſelben zu modificiren. So glaubt Andreas Veſal, die ſkrophulöſe Feuchtigkeit ſey kalt und melancholiſch, eine Meinung, welcher Fallopius und Franz von Piemont beitraten; Ambroſius Paräus nahm ſie ebenfalls an und fügt noch hinzu, daß die S. von einer beſondern Veränderung des Schleimes abhingen, welcher dick, gichtartig, klebrig werde und die Krankheit entſcheide, wenn ſich die melancholiſche Feuchtigkeit mit demſelben vermiſche. Mark Aurel Severin gibt als Urſache der S. einen lehmartigen Schleim an, Duret einen fauligen und ſalzigen Schleim, Donatus eine kalte und dicke Feuchtigkeit, Richard Mead ſchleimige, ſcharfe und ſalzige Feuchtigkeit. Die Entdeckung der Lymphgefäße gab neuen Theorien das Daſeyn, man ſuchte jetzt in träger, verdickter Lymphe die Urſache der

S. Die Schwäche der Lymphgefäße wurde jezt als der für die Stagnation und Anhäufung der in ihnen enthaltenen Flüſſigkeit günſtigſte Umſtand angeſehen und man ſah hierin und in der Beſchaffenheit der Lymphe die Urſache aller ſkrophulöſen Symptome. Man fing jezt an, von einer ſpecifiſchen Entartung der Lymphe zu ſprechen. Sömmerring nahm an, daß der Kropf von der Erſchlaffung und paſſiven Erweiterung der abſorbirenden Gefäße entſtehe, indem dieſer Zuſtand Stagnation und Veränderungen in den lymphatiſchen Flüſſigkeiten bewirke. Nach Cabanis haben die abſorbirenden Mündungen bei den Skrophulöſen ein Uebermaß von Thätigkeit erreicht, während die lymphatiſchen Gefäße ſelbſt und die Ganglien, welche ſie bilden, in größter Atonie ſich befinden. Richerand und Bichat traten dieſer Theorie bei, ſie war, namentlich in Frankreich, ſehr verbreitet. Ein neuer deutſcher Arzt, Baumgärtner, ſagt: Ueber das Weſen der Krankheit beſitzen wir keine zuverläſſige Kenntniß, als die, daß das lymphatiſche Syſtem und beſonders die lymphatiſchen Drüſen der vorzugsweiſe und, wie es ſcheint, primäre Sitz der Krankheit ſind. Man glaubt, daß eine Stockung und Entartung der Lymphe Statt finde und hierdurch die Reproduktionsprozeſſe im Gewebe der Organe ebenfalls leiden. Die ältern Aerzte haben eine eigenthümliche ſkrophulöſe Schärfe (Miasma scrophulosum) angenommen. Schäfer iſt der Meinung, daß eine Anhäufung der nicht gehörig ausgeleert werdenden Phosphorſäure Statt finde. Neuere glauben, daß der Chylus unvollkommener bereitet ſey, namentlich iſt Sundelin der Anſicht, daß der Eiweißſtoff in demſelben im Uebermaß vorherrſche. Willis leitet die Krankheit vom verdorbenen Magenſaft, von Helmont von Säure in den erſten Wegen ab, und Hausmann und Hecker glaubten, daß ſie aus der Luſtſeuche entſprungen ſey. Schönlein (Allgem. und ſpec. Path. und Ther., 3. B. S. 64, Herisau 1834) ſagt über den phyſiologiſchen Charakter der S. etwa Folgendes: 1) Der Sitz der S. ſind beſtimmte Organe, die in Bezug auf die Häufigkeit des Krankheitsprozeſſes in ihnen folgende Reihe bilden: a) das Syſtem der Lymphdrüſen; b) Schleimhäute, und zwar nach der Frequenz der Krankheit Reſpirations-, Genitalien-Schleimhaut, Schleimhaut der Verdauungsorgane; c) Knorpelgewebe und analoge Gebilde. Aeußerſt häufig iſt die Affektion in den Knorpelgeweben der Knochenenden, von wo aus ſie ſich nicht ſelten über den ſpongioſen Theil derſelben verbreitet. d) Das Nervenſyſtem ſelten und nur die Centraltheile, die in Beziehung mit dem Bewegungs-Apparate ſtehen, das kleine Gehirn. — 2) Es finden Veränderungen im thieriſchen Chemismus Statt. Wir unterſcheiden eine Doppelreihe von Veränderungen: a) in normalen Sekretionsprodukten, im Harne. Im Harne erſcheint Säure, und zwar vegetabiliſche Säuren, namentlich Kleeſäure, und zwar oft in ſo großer Menge, daß der Harn beim Erkalten reiche, kleeſaure Sedimente macht, und daß dieſelben in Form der Blaſen- oder Nierenſteine ſich ſchon oft im Organismus ſelbſt bilden. Welche Veränderungen in den übrigen Sekretionsprodukten, namentlich in der Galle und im pankreatiſchen Saft, Statt haben und welcher Einfluß auf dieſelben, auf Chylus und Chymus ausgeübt wird, iſt zur Zeit noch nicht ermittelt, wenn ſich gleich an ihrer Wirklichkeit nicht zweifeln läßt, denn die Störungen in der Hämatoſe weiſen darauf hin. b) Veränderungen in anomalen Sekretionsprodukten. Der Eiter z. B., wenn es zur Abſceßbildung kommt, zeichnet ſich durch ſeine Konſiſtenz, mechaniſchen Mißverhältniſſe, eigenthümlichen Geruch und auffallend ſaure Reaktion vor gewöhnlichem Eiter hinlänglich aus. — 3) Es bildet ſich ein eigenthümliches Krankheitsprodukt: die Skrophelmaterie, eine eigenthümliche, bröckliche, weißgelbe Maſſe, die in verſchiedenen Organen abgelagert wird. — 4) Das Syſtem der Chylopöſe, alſo das erſte Glied der Hämatoſe, leidet, und in Folge dieſes Leidens auch der Nutritionsprozeß. Dies gibt ſich ſchon durch das eigenthümliche Ausſehen der Kranken, durch den ſkrophulöſen Habitus, zu erkennen. Alle dieſe Theile beweiſen das auffallende Sinken des animaliſchen und die Annäherung an das vegetative Leben. Hierin ſcheint auch der Grund der bei allen Skrophelkranken vorkommenden Neigung zu vegetabiliſchen Speiſen und ihr Abſcheu vor Fleiſch und animaliſcher Koſt zu liegen.

Vorherſage. Die S. werden in der Mehrzahl der Fälle nicht unmittelbar lebensgefährlich, ſind aber faſt ſtets ſchwer zu heilen. Die Prognoſe hängt übrigens von folgenden Momenten ab: Bei entſchieden erblicher Anlage iſt ſie ungünſtig. Ausgezeichnet ſkrophulöſer Habitus zeigt auf ein tief eingewurzeltes Leiden hin; torpider Skrophelhabitus iſt übrigens beſſer, als irritabler. Je beſchränkter die Affektion, deſto beſſer. S. der Chylopöſe und Reſpirationsorgane ſind übler, als der Hautdrüſen und ſelbſt der Knochen. Die Prognoſe iſt beſſer, wenn die ungünſtigen äußern Verhältniſſe des Kranken ſich verändern laſſen; ſie iſt deshalb bei Armen, wo die ſchädlichen Momente nicht ſo leicht entfernt werden können, ungünſtiger. Sehr ungünſtig iſt ſie bei den Uebergängen in Waſſerbildung oder Phthiſe.

Behandlung der S. 1) Nach den Anzeigen aus den Urſachen. Man ſehe vor Allem darauf, daß in der Lebensweiſe der Kranken nichts liegt, was ſtörend auf die Ernährung wirkt. Hat man einen Säugling vor ſich, bei dem eine ererbte Anlage ſich zeigt oder vermuthet werden kann, ſo ſey man mit der Wahl der Milch ſehr vorſichtig. Iſt die Mutter ſkrophulös, ſo darf ſie das Kind nicht ernähren, eben ſo wenig, wenn ſie Anlage zu Schwindſucht und anderen Krankheiten hat. Man ſubſtituire hier eine geſunde Amme, welche möglichſt gleichzeitig mit der Mutter des Säuglings geboren hat, oder Kuhmilch, die wo möglich nur von Kühen genommen wird, welche man zur Weide austreibt, denn die Stallfütterung bedingt auch bei den Thieren S., beſonders wenn die Kühe viel mit Kartoffelabgang und Branntweinſpülicht gefüt-

tert werden. Nächſt ber Sorge für geeignete Nahrung iſt die Wohnnng zu berückſichtigen. Sie ſey für Licht, Luft und Wärme gehörig zugänglich, gegen Süden oder Oſten gerichtet, geraumig, mit großen Fenſtern und Thüren verſehen, werde gehörig gelüftet und trocken gehalten. Dies gilt namentlich vom Schlafzimmer. Dabei muſſen ſich die Kranken möglichſt viel im Freien aufhatten, beſonders an ſonnigen Orten, und ſich viel körperliche Bewegung machen; kleine Kinder fahre oder trage man herum.

2) Nach den Anzeigen aus dem Weſen ber Krankhelt. Wir haben hier eine doppelte Aufgabe, einmal die vorhandenen Anſchwellungen der Drüſen aufzulöſen unb miſchungsändernb auf die Lymphe einzuwirken, und eine beſſere Bereitung des Chylus zu bewerkſtelligen. Beide Zwecke werden oft burch die nämlichen Mittel erreicht. Man gibt zu dieſem Zwecke den Leberthran, 2—4mal täglich einen Kaffee- ober Eßlöffel voll längere Zeit, Monate lang, zu nehmen, die Antimonialmittel, wie ben rohen Spießglanz, den Goldſchweſel, ben Mineralkermes, die Merkurialmittel in Verbindung mit Antimonialmitteln und Schwefel, die plummerſchen Pulver, die ſalzſaure Schwererde, den ſalzſauren Kalk, die flüchtigen und feſten Alkalien, den gebrannten Schwamm, das Jod, Jodqueckſilber, das ſalzſaure Gold, das Brom, die Thierkohle n. ſ. w. Ferner friſch ausgepreßte Kräuterſäfte von Lactuca sativs, Taraxacum, Marrubinm album, fumaria u. ſ. w., zu 1 bis 4 Unzen jeden Morgen in Meliſſenthee oder ſchwacher Fleiſchbrühe, einen Aufguß von Herba Jaceae, H. tussilaginis, bie auflöſenden Extrakte, die auflöſenden narkotiſchen Mittel, wie die Dulcamara, die Digitalis, das Conium maculatum, die Blauſäure haltenden Mittel, Akonit, Belladonna, die Gummiharze, die Asa foetlda, leztre beſonders bei Knochenleiden. Zur Verbeſſerung der Lymphe und des Blutes dienen Mittel, welche die Verdauungskräfte überhaupt und auch die vegetative Thätigkeit erregen und zur Bereitung des Blutrothes und des Faſerſtoffes Beſtandtheile hergeben. Hierher gehören gute Weine nnd geiſtige Tinkturen, und die erregenden und toniſchen Mittel, die bittern Extrakte, die Rhabarber, die China, das ſchwefelſaure Chinin, die Eiſenpräparate, der Eichelkaffee, die Meliſſe, Krauſemünze, der Kalmus, Wermuth, die Cortex aurantior. Von entſchiedenem Nutzen iſt bei S. der Gebrauch der Bäder, welche auflöſend, ſtärkend und erregend auf das lymphatiſche Syſtem und den ganzen Körper wirken. Man bedient ſich der einfachen warmen Bäder, der Seifen-, Schierlings-, Weinbäder, der Bäder mit Krauſemünze, mit Abkochungen von Wermuth, Calamus aromaticus. China u. ſ. w. Schon im zarteſten Kindesalter kann man Sool- und Mutterlaugenbäder anwenden; ferner Loh-, Stahl-, Jodbäder, auch kalte Bäder, das Seebad. Kaltwaſſerkuren nach Prießnitz' Methode ſind oft ſehr wirkſam. Unter den Mineralquellen können die von Töplitz, Warmbrunn, Aachen, Wiesbaden, Ems, Kiſſingen, Baden-Baden, Baden bei Wien, Kreuznach, bie Adelheidquelle bei Heilbronn und andere angewendet werden.

3) Nach den Anzeigen aus ben Infällen. Um die angeſchwollenen und verhärteten Drüſen zur Zertheilung zu bringen, legt man das Empl. mercur. cicutae, Gi. ammonisci auf, läßt graue Queckſilberſalbe, Linimente mit Ochſengalle, bas flüchtige Liniment, das Lin. saponato-camphoratum, den Liq. ammonii causticns, bas Petroleum oder Jobſalbe einreiben. Bei Schmerzhaftigkeit und Entzündnng ber Geſchwulſt ſetzt man einige Blutegel, reibt graue Salbe ein und macht Bähungen mit Cicuta. Die Reifung eines Abſceſſes beſördert man durch erweichende Breiumſchläge und eröffnet ihn nur dann, wenn derſelbe in der Nähe eines Knochens liegt, weil ſonſt Beinfraß entſtehen könnte. Bei der Behandlung ſkrophulöſer Hantansſchläge iſt im Allgemeinen Vorſicht anzurathen, da ſie oft wohlthätig ſind.

Behandlung der Augenentzündung. Zunächſt hat man auf die angegebene Weiſe der ſkrophulöſen Dyskraſie entgegenzuwirken, von der das Augenleiden nur ein Reflex iſt. Außerdem findet eine örtliche Behandlung Statt a) bei der erethiſchen Form. Hier ſind Blutegel und kalte Umſchläge anzuwenden, demnächſt lauwarme Augenwaſſer aus Plumb. acet. mit Extr. opii. Bei ſtarker Lichtſcheu, Augenlidkrampf Einreibungen von Extr. hyoscyami mit Opium, Fomentationen von einer Miſchung aus Kalkwaſſer, Kalomel und Bilſenkrautextrakt, eine ſchwache Sublimatauflöſung; dabei ableitende Mittel, Fußbäder mit Senf oder Lauge. Bei Phlyktänen Einträufeln eines Angenwaſſers von eſſigſaurem Blei n. Opiumextrakt 3- bis 4mal täglich. b) Torpide Form. Blutegel ſind hier ſelten am Platze, dagegen Fomentationen aus Kalomel, Kalkwaſſer und Opiumtinktur, bei Lichtſcheu mit Extr. hyoscyami. Bei Geſchwürsbildung eine Auflöſung von eſſigſaurem Blei oder Lapis divinus; ſpäter ſtreiche man Opiumtinktur ein. Bei ſehr torpidem Charakter der Entzündung und ſtark hervortretender Schleimabſonderung iſt eine Salbe aus rothem Präcipitat mit Blei ſehr wirkſam; im Nothfall ein Fontanell auf den Oberarm.

Einzelne Formen der Skrophuloſe. S. befallen entweder das Haut- und Drüſenſyſtem, oder die Schleimhaut, oder die Knochen, oder bilden eigenthümliche Ablagerungen im Gewebe der Organe. Die wichtigſten der einzelnen Formen ſind folgende: 1) Lymphſkropheln befallen entweder die Drüſen der Haut, oder bie im Innern liegenden drüſigen Gebilde. Wir nnterſcheiden deshalb: a) äußere Lymphſkropheln, Scrophulae lymphaticae externae, äußere oder einfache Drüſenſkropheln. Das Leiden tritt oft in ſo leichter Form auf, daß es ganz unbeachtet verläuſt. Bei den meiſten Kindern findet man oft leichte Anſchwellungen der Hals- und Weichendrüſen. Schönlein unterſcheidet die Evolutionsſkropheln von den erworbenen und den Involutionsſkropheln, die erſtern bei Kindern, mit Halsdrüſengeſchwülſten beginnenb, die in Eiterung übergehen und Zehrfieber bedingen

können, die andern, als welche er die Drüſenanſchwellungen des Halſes bei geſunden Individuen ohne ſkrophulöſen Habitus, betrachtet, wo die Drüſen keine Neigung zur Eiterung zeigen. Involutionsſkropheln nennt er diejenigen, welche bei Männern und Frauen in der Periode der Involution auftreten, die beiden Reihen der Weichendrüſen ergreifen und ſie langſam in den Zuſtand einer harten, feſten, zu Entzündung oder Eiterung nicht geneigten Geſchwulſt verſetzen. Dieſe Affektion geht dann weiter auf andre drüſige Organe, auf Gebärmutter, Proſtata u. ſ. f. Gern verbinden ſich mit den äuſſern Lymphſkropheln ſkrophulöſe Augenentzündung, dergleichen Hautausſchläge, Wunden und Verletzungen nehmen den ſkrophulöſen Geſchwürscharakter an, Ausſchläge um die Lippen und roſenartige Entzündung der Naſe, Rhinitis scrophulosa, ſind häufig. Die Krankheit geht über in innere S.; in den Tod durch Verſchwärung und hektiſches Fieber; in Geneſung; oft bleiben die Spuren der Krankheit in der Knochenbildung, den Weichtheilen, der Naſe, Oberlippe zurück. Ueber Urſache, Behandlung ꝛc. gilt Alles, was oben angegeben ward. Eine beſondere Art dieſer Drüſenaffektion iſt der **ſkrophulöſe Kropf**, Struma lymphatica s. scrophulosa, der in ſkrophulöſer Infiltration der Schilddrüſe ſeinen Grund hat. Er bietet manches Eigenthümliche dar. Er entſteht nämlich in allen Lebensaltern, im Kindesalter jedoch ſelten, häufiger in den Blüthejahren und denen des höheren Alters; in letztern nehmen alle Drüſen des Halſes an den Veränderungen der Schilddrüſe Theil. Er nimmt ferner periodiſch ſehr merklich ab und zu, namentlich ſteht er bei Frauen in Beziehung zu den Katamenien, hat durchaus keine Neigung zu vereitern und iſt von allgemeinen dyskraſiſchen Leiden nicht begleitet. Ferner iſt dieſer ſkrophulöſe Kropf an ganz beſtimmte Erdſtellen ſo gebunden, daß er daſelbſt ſowohl die Eingebornen, als die, welche ſich dort niederlaſſen, und zwar die letzteren in allen Lebensaltern und bei den verſchiedenſten Formen der Diät befällt; während er bei Denen, welche den Ort der endemiſchen Schädlichkeit mit einem andern vertauſchen, ſich zu allen Zeiten mindert, niemals noch weiter zunimmt, und wenn er nicht in zu ſtarkem Grade entwickelt war, von ſelbſt verſchwindet. Er kommt beſonders in niedrigen Gegenden vor, ohne daß man ſeinen Grund in der Beſchaffenheit der Luft, in dem Genuß ſchwer auflösliche Salze enthaltenden Waſſers oder des Schneewaſſers beſtimmt nachweiſen kann. Das weibliche Geſchlecht iſt demſelben häufiger unterworfen, als das männliche. Souveränes Mittel gegen dieſe Form von Kropf iſt die Jodine. Erwähnt werde hier, daß im Mittelalter, der allgemeinen Annahme zufolge, die Könige von Frankreich und England die Macht beſaßen, durch Auflegen ihrer Hände Kröpfe und andere Skrophelformen zu heilen. Gegen das elfte Jahrhundert ſcheinen die Könige Robert und Philipp I. zum erſten Male von dieſer Macht Gebrauch gemacht zu haben. Guibert, Abt von Nogent, erzählt, daß Philipp Kröpfe berührte, daß aber gewiſſe Verbrechen ihn die Fähigkeit, ſie zu heilen, verlieren ließen. Stephan von Conti, im 15. Jahrhundert, beſchreibt die Ceremonien, welche Karl VI. beim Anrühren der Kröpfe beobachtete, in ſeiner Geſchichte von Frankreich. Nachdem der König Meſſe gehört hatte, brachte man ein mit Waſſer gefülltes Gefäß, der König betete vor dem Altar, berührte das Uebel mit der rechten Hand, wuſch ſie in dem Gefäß, und der Kranke trug etwas von dem erwähnten Waſſer 9 Faſttage lang auf dem kranken Theil. Ein anderer Schriftſteller erzählt, er habe Karl VIII. geſehen, wie er während ſeines Aufenthalts zu Rom Skrophulöſe durch ſeine Berührung heilte, worüber die Italiener außerordentlich erſtaunt geweſen ſeyen. Engliſche Schriftſteller erzählen, Eduard der Bekenner habe, als Belohnung für ſeine Tugenden, vom Himmel die Gabe erhalten, S. durch ſeine Berührung zu heilen, und dieſe Macht ſeinen Nachkommen zu hinterlaſſen. Nachdem die Könige von England den Titel Könige von Frankreich angenommen hatten, machten ſie Anſprüche auf dieſe Eigenſchaft und der unglückliche flüchtige Jakob III. übte in den pariſer Hoſpitälern die einzige Macht aus, die ihm nicht ſtreitig gemacht wurde. J. **Freind** erſchöpſt ſich in Gründen, um den engliſchen Königen dieſe Macht zu vindiciren, und wird von franzöſiſchen Autoren gründlich bekämpft. Nach ihm berührten die franzöſiſchen Könige, bis auf Ludwig XV. herab, bei feierlichen Gelegenheiten Skrophulöſe wohl mehr, um einer alten Sitte Genüge zu leiſten, als aus Leichtgläubigkeit oder Eitelkeit. Gekrönte Häupter waren übrigens nicht die Einzigen, welche S. durch Berührung heilen konnten; der älteſte Sohn des Hauſes Aumont beſaß dieſelbe Eigenſchaft; ebenſo nach allgemeiner Anſicht der ſiebente Sohn einer jeden Familie, vorausgeſetzt, daß kein Mädchen zwiſchen den Söhnen zur Welt kam. In Frankreich war der Glaube an die Heilkraft des Königs ſo groß, daß ein Spanier aus Cordova 1576 Heinrich III. um die Erlaubniß bat, in einer der pariſer Vorſtädte ein Hoſpital für Kropfkranke bauen zu dürfen, welche in Schaaren aus den Provinzen und fremden Ländern ankamen und in der Hauptſtadt kein Unterkommen fanden; doch ſcheiterte der Plan während der Stürme der Bürgerkriege. Nach Dionis berührte der König 5mal im Jahre Kropfkranke; jedes Mal waren 7—800 zugegen. Eine große Menge derſelben verſicherte, ſie ſey durch dieſe Berührung geheilt worden, u. Dionis rieth ſelbſt derartigen Kranken, ein ſo leichtes und unſchädliches Mittel zu verſuchen, welches, auch wenn es erfolglos angewendet wurde, der Anwendung weiterer Mittel kein Hinderniß in den Weg legte. In Belgien hielt und hält man Wallfahrten zu gewiſſen Heiligen und zu Quellen, die ihnen geweiht ſind, für Heilmittel bei S. Fragoſus erzählt, die Mauren, und nach ihrem Beiſpiel die Spanier, hätten S. durch Kauteriſiren der Ohrmuſchel geheilt, und hält dies für eins der mächtigſten Mittel gegen dieſe Krankheit. In einigen Gegenden

galt das Aufbinden der Hand eines halbverweſten Kadavers für ein Mittel gegen Kropf, u. ließ man Skrophulöſe aus menſchlichen Schädeln trinken. — b) **Innere Lymphſkropheln, Bauchſkropheln, Darrſucht der Kinder**, Scrophula mesenterica, Atrophia neonatorum, Paedatrophia, Atrophia glandularis, Febris hectica meseraica. Die Kinder ſind ſehr gefräßig, haben Abneigung vor Fleiſchſpeiſen, lieben dagegen Mehlſpeiſen, Kartoffeln u. ſ. w., leiden an Magenſäure, haben Durchfälle oder feſte, thonartige Stühle. Sie magern auffallend ab, ihr Geſicht wird eingefallen, runzlich, eingeſchrumpft, dem eines alten Mütterchens ähnlich mit eigenthümlich ernſtem Ausdrucke. Arme, Füße, Bruſt ꝛc. werden ſo mager, daß die Rippen u. ſ. w. faſt wie beim Skelet zu ſehen ſind, der Bauch dagegen iſt groß, geſpannt, ſo daß er die falſchen Rippen hervortreibt, und man fühlt in demſelben oft die verhärteten Gekrösdrüſen. Die Kinder weinen häufig, ſie leiden an Kolik und leichten Krämpfen. Später tritt hektiſches Fieber hinzu. Der Verlauf dieſer Form iſt chroniſch, der Tod erfolgt unter der höchſten Abmagerung, zuweilen unter Zuckungen. Bei der Sektion findet man die Gekrösdrüſen bis zur Größe eines Hühner- oder Taubeneies angeſchwollen und in eine ſpeck- oder kaſeartige Maſſe verwandelt. Zuweilen iſt die Leber vergrößert und es finden ſich Geſchwüre im Darmkanal. Die Krankheit befällt meiſt Kinder in den erſten Lebensmonaten, in ſeltenen Fällen auch Erwachſene. Die Urſachen ſind die der S. überhaupt, bei Kindern vorzüglich Ueberfütterung mit ſchlechter, ſchwer verdaulicher Nahrung. Die Behandlung iſt dieſelbe wie bei S. — Ueber **Hirnſkropheln** (Scrophulosis cerebri) u. **Bruſtſkropheln** ſ. **Tuberkuloſe**.

2) **Schleimhautſkropheln**, Scrophulae blennorrhoicae, Blennorhoea scrophulosa. Die Schleimhäute können das primär erkrankte Organ ſeyn. Die gefährlichſte Form dieſes Leidens iſt der ſkrophulöſe Katarrh der Kinder; er tritt oft ſchon in der erſten Lebensperiode auf. Die Kinder athmen durch den Mund, die Naſe iſt durch Schleim und Auflockerung der Schleimhaut geſchloſſen; dabei ſind Drüſengeſchwülſte; ſkrophulöſe Augenentzündung ꝛc. zugegen. Leicht unterliegen die Kinder Krankheiten der Reſpirationsorgane und des Darmkanals. Später ſind Tuberkelablagerungen und anhaltende Blennorrhöen zu fürchten. Man kennt ſkrophulöſe Blennorrhöen der Lungen, der Augen, des Ohrs, des Darmkanals, der Geſchlechtstheile und Harnwerkzeuge. Gern entſtehen Auflockerungen der ergriffenen Schleimhaut, Verengerungen, Geſchwürsbildung. Die Behandlung iſt die oben angegebene der S. überhaupt, außerdem örtlich gegen die Reizung Cicutaextrakt mit Extr. opii aq. in aq. lauroc., warme Bähungen, Injektionen ꝛc. Später, wenn es zur Ulceration kommt, tritt die Behandlung des ſkrophulöſen Geſchwürs ein. Wo man mit Ueberſchlägen nicht beikommen kann, wendet man Dämpfe an.

3) **Knochenſkropheln**, ſ. **Beinfraß, Oſteomalacie, Rhachitis** u. ſ. f.

Literatur. K. A. a **Bergen**, Diss. de scrof., Leipz. 1710; — **Ewart**, Diss. de scrof., Edinb. 1749; — **Wolfſtein**, Diss. de scrof., Jen. 1775; — **Böhmer**, Diss. de cognosc. et cur. scrof., Halle 1784; — **Beireis**, Diss. de scrof., Helmſt. 1785; — **Ackermann**, De scrof. nat., Leip. 1787; — E. G. **Boſe**, Diss. de scrof. nat., daſ. 1787; — **Merkel**, Diss. de cogn. et cur. scrof., Halle 1790; — **Wood**, Diss. de scrof., Edinb. 1791; — F. A. **Weber**, Von den S., einer endemiſchen Krankheit vieler Provinzen Europens, Salzb. 1793; — K. W. **Hufeland**, Ueber die Natur, Erkenntnißmittel und Heilart der Skrophelkrankheit, Jena 1795—97, 3. Aufl. Berl. 1819; — **Pujol**, Essai sur le vice scrofuleux, couronné par etc., Caſtres 1801; — **Stark**, Scrof. nat. etc., Jena 1803; — B. **Carmichael**, Essay on the nat. and cure of scrof. etc., Dublin; — **Lugol**, Mém. sur l'emploi de l'iode dans les malad. scrophul., Par. 1829; — Die kräftigſte und bewährteſte Heilmethode der S. und der von ihr abhängend. Zuſtände, nach Lugol von **Wilhelmi**, Leipz. 1836; — **Brefeld**, Der Stockfiſchleberthran in naturhiſtoriſcher, chemiſcher und pharmaceutiſcher Hinſicht u. ſ. w., Hamm 1835; — **Fournier**, Pescay et Begin, in Dict. d. sc. med., Bd. 50, Paris 1820; — **Vetter**, in Schmidts „Encykl. der geſ. Med.", Bd. V, S. 522, Leipz. 1842; — Die Lehrb. über ſpec. Path. und Ther. von **Richter, Schönlein, Baumgärtner, Canſtatt** u. A. m.

Skrophulöſer Kropf, ſ. **Skropheln**, S. 403.

Skrophulöſes Geſchwür (Ulcus scrophulosus, Med.), entſteht entweder, indem Drüſengeſchwülſte ſich entzünden und aufbrechen, oder die Haut entzündet ſich an verſchiedenen Stellen von freien Stücken und ulcerirt. Skrophulöſe Geſchwüre ſind gewöhnlich unſchmerzhaft, ihre Ränder hart, ungleich, unterminirt, die Umgegend um das Geſchwür ſelbſt zeigt eine blaſſe oder violete Röthe, der Boden deſſelben iſt hier und da mit Streifen konſiſtenter Lymphe bedeckt, der Eiter iſt dünn. Nach Ruſt erkennt man es an „der chroniſchen und torpiden Beſchaffenheit der dem Geſchwür vorhergegangenen Hautentzündung oder der ſonſtigen Geſchwulſt oder abſceßartigen Metamorphoſe, der blaſſen und matten Farbe des Geſchwürgrundes, der Schlaffheit und eben ſo eigenthümlichen als ſtreng begrenzten violeten Röthung, der vom Grunde abgetrennten und zum Theil zerriſſenen Geſchwürsränder, der ſeröſen und käſeartigen Beſchaffenheit der Abſonderung, der Hartnäckigkeit des Uebels, der periodiſch eintretenden Verbeſſerung und Verſchlimmerung des Uebels und der nur dieſer Geſchwürsform eigenen und häßlichen Narbenbildung". Die Behandlung derſelben iſt folgende: Sind die Geſchwüre entzündet und ſehr ſchmerzhaft, ſo beobachte der Patient Ruhe und eine entſprechende Diät, man mache warme Fomentationen und entferne alles Reizende. Später verbindet man mit adſtringirenden Dekokten von China, Eichen- oder Kaſtanienrinde, von grünen Nußſchalen, denen man Cicuta-, Belladonna-

oder Chamillenertrakt zuſetzt, mit Auflöſungen des Sublimates oder Höllenſteins mit den oben genannten Zuſätzen, mit rother Präcipitatſalbe u. ſ. w. Zur Beförderung der Vernarbung dient öfteres Betupfen mit Höllenſtein und das Abtragen der loſen und unterminirten Hautränder.

Skrowad, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Raſſaberg, an der Chrudimka; 240 Einw.

Skrſchitz (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) (Skriec), Böhmen, Kr. Königgrätz, Herrſch. Opotſchna; 180 Einw.; — 2) (Skrziec), Mähren, Kr. Hradiſch, Herrſch. Zdaunek; 110 Einw.

Skrubbe (Ichthyol.), ſ. v. a. Flinder, Pleuronectes Flesus.

Skrudszen (Iſchlanken), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 100 Einw.

Skrupel (v. Lat.), 1) (Scrupulus), Apothekergewicht, $\frac{1}{3}$ einer Drachme oder 20 Gran (nach franz. Gewicht 24 Gran), in der Receptur durch ℈ bezeichnet; — 2) Längenmaß; der 60. Theil eines Grades; — 3) der 10. Theil einer Linie oder eines Granes und der 100. Theil eines Zolles; — 4) Bedenklichkeit, Zweifel.

Skrupulös (v. Lat.), bedenklich, zweifelſüchtig, ängſtlich.

Skrusden, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnit; 110 Einw.

Skrwa, ruſſ.-poln. Fluß, Gouv. Plock; entſteht aus einem kleinen See bei Rypin und mündet unterhalb Plock in die Weichſel, rechts.

Skrydalowka, europ.-ruſſ. Stadt, Gouv. Minsk.

Skrydſtrup, dän. Ort, Schleswig, weſtlich von Hadersleben.

Skrygolowo, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Minsk, Kr. Mozyr, rechts am Pripet.

Skrymir (Skrymnir, nord. Myth.), Rieſe. Als Thor, Loke, Thialfi und Röska auf der Reiſe nach Jotunheim einſt in einer Hütte im Walde ihr Nachtlager nahmen, erſchreckte ſie um Mitternacht ein Erdbeben, ſo daß ſie ſich in ein Seitengebäude zurückzogen. Am Morgen fand ſich, daß das Erdbeben das Schnarchen Utgardloki's, der ſich in den Rieſen S. verwandelt hatte, die Hütte ſein Handſchuh und das Seitengebäude der Däumling geweſen. S. erbot ſich zu ihrem Reiſegefährten und knüpfte ihren Speiſevorrath in einen Beutel zuſammen, den aber Thor am Abend nicht löſen konnte, weil er durch Zauberei mit Eiſenbändern zugeſchnürt war.

Skrypno, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Pleſchen; 220 Einw.

Skrzebowa, preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Adelnau; 400 Einw.

Skrzidlowitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Lublinitz; Kalkofen, Potaſchſiederei Poremba; 260 Einw.

Skrzipp (Krib), öſterr.-ſchleſ. Kirchdorf, Kr. und Stadt Troppau; 660 Einw.

Skrziſchow, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik; kath. Pfarrei, Vorwerk; 460 Einw.

Skrzydirwo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Birnbaum; 200 Einw.

Skrzynecki, Johann, Oberbefehlshaber des polniſchen Heeres während der Revolution von 1831, 1787 in Galizien geboren, ſtudirte zu Lemberg namentlich Mathematik, trat 1806 in das polniſche Heer und kam 1809 als Hauptmann in das vom Fürſten Konſt. Czartoryski neu gebildete 16. Infanterieregiment. Während des ruſſiſchen Feldzuges war er Bataillonschef und zeichnete ſich in den Feldzügen von 1812—14 mehrmals aus. Er kommandirte das Quarré, in welches ſich Napoleon bei Arcis ſur Aube vor einem feindlichen Reiterangriff rettete. Mit den polniſchen Truppen nach Warſchau zurückgekehrt, erhielt er als Oberſter das Kommando des 8. Linienregiments der 2. Brigade. Beim Ausbruch der Revolution am Abend des 29. Nov. 1830 ſtellte er ſich zur Verfügung des Großfürſten und folgte demſelben an der Spitze ſeines Regiments. Nachdem aber der Großfürſt mit dem Adminiſtrationsrathe ſeinen Abzug mit den kaiſerlichen Truppen angezeigt hatte, kam S. am 3. Dec. nach Warſchau, um ſich der Nationalſache anzuſchließen. Vom Diktator Chlopicki zum Brigadegeneral ernannt, dann vom Generaliſſimus Radziwil zum Brigadegeneral erhoben, kommandirte er in dem Gefechte bei Dober am 17. Febr. 1831 und zeigte da beſondere Kaltblütigkeit und Geſchicklichkeit, ſo wie auch in der Schlacht von Grochow, namentlich bei Vertheidigung des bekannten Erlenwäldchens. Nachdem S. in dem Kriegsrathe vom 25. Febr. gegen Radziwil als Ankläger aufgetreten war, ihn der Untauglichkeit als Heerführer beſchuldigend, wurde S. beſonders durch den Einfluß der Ariſtokratie zum Stellvertreter des Oberfeldherrn erwählt und, nachdem Fürſt Radziwil ſeine Stelle niedergelegt, am 26. Febr. vom Reichstage als Oberfeldherr beſtätigt. S. hatte vom Anfang an zur gemäßigten Partei gehört, und obgleich der einmal ergriffenen Sache mit ganzer Seele ergeben, hielt er doch ſchon bei der Uebernahme des Oberbefehls die polniſche Sache für halb verloren, worin der Grund ſeiner ſpätern Fehler zu ſuchen iſt. Als S. den Oberbefehl übernahm, litt das polniſche Heer an den Folgen der Schlacht von Grochow. S. widmete ſich mit Eifer und Glück der nothwendigen neuen Organiſation. Statt aber entſcheidende Bewegungen zu machen, wollte er die Ruſſen ſo lange aufhalten, bis die diplomatiſchen Bemühungen eine Intervention der auswärtigen Mächte herbeigeführt haben würden, und machte ſelbſt mehrfache Verſuche, mit Diebitſch Unterhandlungen anzuknüpfen, die zweimal zurückgewieſen wurden. Erſt als die Hoffnungen einer Intervention ſchwanden, beſchloß S., den Feind anzugreifen. Ende März griff er die Heeresabtheilung des Generals Geismar bei Wawre und das Hauptcorps des Generals Roſen bei Dembe an und ſchlug ſie beide; ſtatt aber ſeinen Sieg zu verfolgen, ſetzte er allem Drängen ſeiner

Digitized by Google

Generale ſeinen ſtarren Willen, nichts zu thun, entgegen. Sein Gegner, General Roſen, war geſchlagen, in vollem Rückzuge, General Diebitſch fern, ſein eigenes Heer, ermuthigt durch den Sieg und voll Vertrauen zu ihm, ſtand am 1. April früh höchſtens 8 Meilen entfernt von Siedlec, wo das Hauptdepot des ruſſiſchen Materials (allein 120 unbeſpannte Geſchütze), wo unermeßliche Vorräthe und Magazine ſich befanden. Dieſer mußte er ſich bemächtigen, wenn er Roſen verfolgte, und wenn er nur am 4. April noch in Siedlec eintraf, ſo konnte der glücklich getäuſchte ferne Diebitſch nichts zu ihrer Rettung thun. Statt deſſen ließ er Roſen nur ſchwach verfolgen, wendete ſich ſelbſt gegen Diebitſch, deſſen Angriff er fürchtete, theilte ſein Heer in drei Corps, deren Führer (als er nun endlich vor der Wiedervereinigung der Ruſſen dem General Roſen noch einen Schlag beizubringen ſtrebte) nicht zuſammen wirkten und ſeine Befehle nicht befolgten, und ſah ſich, nachdem er am 8. April bei Iganie mit 8000 Polen eine dreifache Uebermacht geſchlagen, gezwungen, ohne weitere Vortheile vor Diebitſch nach Warſchau zurückzuweichen. S. nahm jetzt ſein Hauptquartier in Jendrzewo und verlegte ſein Heer in weit zerſtreute Stellungen von Liewec bis Siemuca. Während deſſen trat eine Waffenruhe ein, die Diebitſch benutzte, um in ſeiner feſten Stellung bei Siedlec ſeine durch Gefechte und mehr noch durch Krankheiten geſchwächte Armee wieder ſich erholen zu laſſen, vielleicht auch die Unterdrückung der Aufſtände in Litthauen und Volhynien abzuwarten, die ihm gefährlich werden konnten. Erſt als ihn das Mißgeſchick Dwernicki's und die Aufforderung der Regierung nöthigten, die längs der Narew ſtehenden ruſſiſchen Garden anzugreifen, ſetzte er ſich am 12. Mai mit ungefähr 46,000 Mann in Bewegung. Sein Marſch ging an der Hauptſtadt voruber auf Sierock an der Narew, und von hier aus begannen die Operationen gegen die ruſſiſchen Garden. General Uminski wurde der ruſſiſchen Hauptarmee gegenüber zurückgelaſſen, und es gelang ihm, dieſe über den Abmarſch der Polen längere Zeit zu täuſchen. General Lubienski wurde am Bug rückwärts nach Nur entſendet, um die Verbindung zwiſchen Diebitſch und den Garden zu unterbrechen; General Dembinski auf dem rechten Ufer der Narew nach Oſtrolenka, während das Hauptheer zwiſchen beiden Flüſſen vordrang und am 15. Mai Abends auf die Vorpoſten der Garde traf. Aber hier zauderte der Oberbefehlshaber wieder voll Unentſchloſſenheit. Großfürſt Michael war überraſcht, er hatte nur ein kleines Corps, nicht die Hauptarmee ſich gegenüber geglaubt; Oſtrolenka war von Dembinski genommen, ohne daß die Ruſſen die Brücke hatten abdrechen können; General Gielgud war von dort aus im Vorrücken gegen Lomza, Diebitſch fern, der Uebergang bei Nur von den Polen beſetzt, und nur des Vormarſches auf Tykoczyn hätte es bedurft, um die Garden von da abzuſchneiden und ſie mit Uebermacht vor Lomza, dem einzigen Ruckzugspunkte, über die Narew, der ihnen blieb, zu ſchlagen. Statt deſſen verlor S. die koſtbare Zeit, bald hier-, bald dorthin ſchwankend und den Erfolg einer Schlacht fürchtend, ließ den General Sacken über Lomza entkommen, wo er die Brücken über die Narew und große Magazine verbrannte, und den Großfürſten über Tykoezyn, das erſt am 21. Mai Abends nach einem blutigen Gefechte genommen ward. Nachdem er hier den Uebergang des Diebitſch bei Granna über den Bug erfahren, trat er ſogleich den Rückzug über Sniadew nach Oſtrolenka an, verlegte am 26. früh ſein Hauptquartier auf das rechte Ufer der Narew, ließ aber Oſtrolenka noch beſetzt, die Brücke unabgebrochen, obgleich er wiſſen mußte, daß Diebitſch ſich mit den Garden vereinigt hatte, und verwickelte ſich dadurch in eine Schlacht, die er wohl hätte vermeiden können, zu der kein ſtrategiſcher Zweck ihn nöthigte und welche er ſelbſt „une défaite honteuse“ nannte. In der Schlacht ſelbſt beging er den neuen Fehler, die einzelnen Angriffe perſönlich zu leiten und das Ganze aus dem Auge zu verlieren. Der dritte Fehler endlich war, daß er Gielgud bei Lomza unbenutzt ſtehen ließ und ihn nicht während der Schlacht heranzog. S. trat den Rückzug nach Warſchau an. Ihm folgte wiederum eine Waffenruhe, nur durch theilweiſe Bewegungen in der Richtung gegen Siedlee unterbrochen. Das Vertrauen des Heeres in den Oberbefehlshaber und in ſich ſelbſt war ſeit dem Unglückstage von Oſtrolenka verloren. Um die Macht ſeiner Feinde, Krukowiecki's, Pulawſki's, der Koryphäen des patriotiſchen Klubs, zu beſchränken, betrieb er eine Reform der Regierung, verſäumte aber wieder, nach Diebitſch' Tode die durch Cholera und andere Verluſte geſchwächte ruſſiſche Armee anzugreifen. Während deſſen ſchritt Paskewitſch, der den Oberbefehl des ruſſiſchen Heeres übernommen hatte, zum Uebergang über die Weichſel, den General Toll während ſeines einſtweiligen Oberbefehls durch die Annäherung an die preußiſche Grenze vorbereitet hatte und welcher vom 12.—19. Juli bei Nieszawa unweit Thorn; ausgeführt wurde. S. hatte auch jetzt noch, vor vollendetem Uebergange, die Ruſſen auf dem rechten oder linken Ufer der Weichſel angreifen können, da er Herr beider Ufer war, da ihm die Uebergänge in Warſchau und Modlin zu Gebote ſtanden und ſein Rückzug immer geſichert blieb. Es ſcheint jedoch, daß er den Ausgang einer Schlacht fürchtete, daß er noch immer auf Hülfe von außen hoffte und nur einzelne unzureichende Demonſtrationen machte, um Zeit zu gewinnen. Nach dem Uebergange der Ruſſen ging das polniſche Heer, das bis jetzt bei Modlin geſtanden, durch Warſchau auf das linke Weichſelufer und nach Sachaczew an der Bzura, auf der Straße nach Lowicz. In einem großen Kriegsrathe, der am 27. Juli von den Mitgliedern der Regierung, von Deputirten der Armee und der Landbotenkammer gehalten wurde, wußte ſich S. gegen den Vorwurf der Unthätigkeit zu vertheidigen, verſprach jetzt einen Schlag auszuführen und ging am 3. Aug. nach Sachaezew. Abermals hatte er den vielleicht jetzt noch günſtigen Zeitpunkt zum Angriffe verſäumt; denn

er fand bie Ruſſen nun bereits in der feſten Stellung bei Lowicz ſich verſchanzend, und eine Schlacht hätte keine Ausſicht auf günſtigen Erfolg geboten. Dieſe fortgeſetzte, obwohl jetzt vielleicht durch bie Umſtände entſchuldigte Unthätigkeit erregte von Neuem die Unzufriedenheit der Regierung und des Heeres. Eine aus dem Fürſten Czartoryski und 2 Mitgliedern der Regierung, zweier des Senats und einem der Landbotenkammer zuſammengeſetzte Deputation begab ſich am 10. Aug. in das Hauptquartier Bolimow, hörte dort erſt den Oberbefehlshaber ſelbſt, welcher verſicherte, eine Schlacht zu wagen ſey gegen ſeine Ueberzeugung, und er werde eher das Kommando niederlegen, als dies thun, — ſodann die ſämmtlichen Generale, Regimentskommandanten und viele Stabsoffiziere, und entſchied endlich: der Oberbefehlshaber habe das Vertrauen des Volkes und des Heeres verloren und könne die Armee nicht länger führen. S., den dieſer Beſchluß durch Czartoryski mitgetheilt wurde, legte den Oberbefehl in die Hände des Reichstags zurück, und an ſeine Stelle wurde Dembinski erwählt, der S. mit beſonderer Verehrung ergeben war. Als die Nachricht von der Schreckensnacht in Warſchau am 15. Aug. im Lager eintraf, ſchickte S. ſofort ſeine Abdankung von allen öffentlichen Aemtern an den Reichstag ein. Seitdem hielt er ſich bei dem Partiſancorps des Generals Rohycki auf u. trat mit dieſem am 22. Sept. auf das Gebiet des Freiſtaats Krakau über, von wo er ſich nach Galizien begab. Später lebte er in Prag und ging 1839 nach Belgien, um ein Kommando bei dem in Ausſicht ſtehenden Kriege zu übernehmen. Da er in Prag ſein Ehrenwort gegeben hatte, die Stadt ohne Erlaubniß nicht zu verlaſſen, ſo verlangten die Geſandten von Rußland, Oeſterreich und Preußen ſeine Entfernung, worauf er als Diviſionsgeneral zur Dispoſition geſtellt werden mußte.

Skrzynki, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schrimm; 140 Einw.

Skrzynno, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Radom, öſtl. von Opoczno.

Skrzypken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 120 Einw.

Skrzypno, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Pleſchen; 220 Einw.

Skt., ſ. v. a. Sankt.

Skua (Ornith.), ſ. v. a. große Raubmöve, Larus (Lestres) Cataractes *Gmel.*

Skubarczewo, preuß. Hauptgut u. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Mogilno; 120 Einw.

Skudel (Skudly), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Pardubitz; 150 Einw.

Skudenäeß, norweg. Vorgebirg, Inſel Karm-Oen, an der Weſtküſte; Leuchtthurm; 59° 8′ 45″ nördl. Br. und 22° 59′ öſtl. L.

Skudra, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Wohrazenitz; 260 Einw.

Skues, auf Shetland kleine viereckige Gebäude von Stein mit Löchern an den Seiten u. den Dächern, worin Fleiſch und Fiſche zum Trocknen aufgehängt werden.

Skūs (franz. Excuse) und ſich ſkūſiren, ſ. Tarok.

Skuhlen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; 170 Einw.

Skuhrow (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Bidſchow, Herrſch. Lomnitz; 140 Einw.; — 2) Kr. Bunzlau, Herrſch. Klein-Skalz; 280 Einw.; — 3) daſ.; Schloß und 2 Mühlen; 190 Einw.; bildet ein mit der Herrſchaft Melnik vereinigtes Gut; — 4) (Pfarrdorf), Kr. Czaslau, Herrſch. Habern; 340 Einw.; — 5) (Pfarrdorf), Kr. Königgrätz, Herrſch. Solnitz; 310 Einw.; — 6) Kr. Prachin, Herrſch. Rozmital; 140 Einw.

Skulbethworren, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 190 Einw.

Skuld (nord. Myth.), 1) die jüngſte der drei Schickſalsnornen; — 2) eine Walkyrie, welche mit zwei Andern auf das Schlachtfeld reitet, um die Helden zu Odins Mahl in Walhalla einzuladen.

Skulde, Schweſter Hrolf Kraki's, Gemahlin Hiowards.

Skull, brit. Kirchſpiel und Dorf, Irland, Prov. Munſter, Grafſch. Cork, an einer Bucht der Südküſte; 180 Einw.

Skullers (engl.), Kähne, worin Perſonen über die Themſe geſetzt werden.

Skullfish (engl., Säugeth.), ſ. v. a. Walfiſch, Balaena *L.*

Skulptur. Die S. gehört zu den bildenden Künſten und gibt das Mittelglied ab zwiſchen Architektur und Malerei. Man verſteht im weiteren Sinne darunter den ganzen Kreis der körperlich bildenden Künſte, in Holz, Eiſenbein, Thon, Stein und Metallen. Sie liefert Kunſtwerke, die nicht nur mit dem Geſicht, ſondern auch mit dem Taſtſinn wahrnehmbar ſind. Sie unterſcheidet ſich dadurch von der Malerei, welche die Gegenſtände bloß auf einer Fläche hinzeichnet, ohne ſie körperlich in demſelben Raume, den ſie in der Natur einnehmen, darzuſtellen. Der Fortſchritt der S. im Verhältniß zur Architektur gibt ſich hauptſächlich dadurch kund, daß die erſtere die abſtrakten mathematiſchen Verhältniſſe bei Seite legt und zur Darſtellung des Schönen in den organiſchen Geſtalten, namentlich der menſchlichen, fortſchreitet. Das Weitere über die Stellung der S. im Syſtem der Künſte, ſowie über das eigentliche Weſen derſelben im Allgemeinen ſ. im Abſchnitt Plaſtik unt. d. Art. Kunſt. Hier wollen wir kurz das Techniſche dieſes Kunſtzweiges, ſo wie die Geſchichte deſſelben geben. In dem letztern Punkt folgen wir dem trefflichen Handbuch der Kunſtgeſchichte von Dr. Franz Kugler (Stuttg. 1842).

A. Das Techniſche. Die S. liefert entweder runde Figuren, deren Formen von allen Seiten ſichtbar ſind, wie Vaſen, Köpfe, Büſten und ganze Statuen, oder ſie liefert halbrunde Figuren, welche dem Beſchauer nur eine Seite darbieten und mit der andern auf einer Fläche feſtſitzen (Relief). In der Regel verfertigt der Künſtler zuerſt ein Modell aus Thon. Von dieſem wird dann ein Gypsabguß genommen,

Digitized by Google

in welchen das eigentliche, zur weitern Ausführung in Holz, Stein und Erz nöthige Gypsmodell gegoſſen wird. Ein Kunſtwerk ohne Modell aus freier Hand auszuführen, iſt ſchwer u. gelingt nur wenigen Künſtlern. Das fertige Modell wird darauf auf einem Pouſſirſtuhl aufgeſtellt und auf einem andern ſtärkeren der zu bearbeitende Block (wenn es nämlich eine Arbeit von Stein iſt), welcher umgedreht werden kann. Ueber das weitere Verfahren, die Formen des Modells auf den Block überzutragen, gibt es, nach Gruber, eine dreifache Methode. Nach der *praktiſchen* wird ſowohl Modell als Block in gleichen Verhältniſſen mit Horizontal- und Perpendikular-Linien überzogen, die einander durchſchneiden und Quadrate bilden, nach welchen dann der Künſtler arbeitet. Da aber dieſe Verfahrungsweiſe außer andern Uebelſtänden auch noch das Unbequeme hat, daß die Linien immer weggeſchlagen und ſo von Neuem gezogen werden müſſen, ſo hat man eine andere Methode erfunden, welche man die *akademiſche* nennt, weil die franzöſiſchen Akademiſten in Rom beim Kopiren der Antiken dieſelbe zuerſt in Anwendung brachten. Nach dieſer legt man über Block und Modell die Menſur, einen viereckigen Rahmen, von dem nach gleichgetheilten Graden Bleifäden herunterfallen, die durch Horizontalfäden durchſchnitten werden. So werden wohl die äußerſten Punkte der Figur genau beſtimmt. Da aber, ſagt Winckelmann, der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linid nicht genau beſtimmt iſt, ſo werden ebenfalls die Umriſſe der Figur durch dieſen Weg ſehr zweifelhaft für den Künſtler angedeutet und in geringen Abweichungen wied ſich derſelbe alle Augenblicke ohne Leitfaden u. ohne Hülfe ſehen. Es iſt ſehr begreiflich, daß in dieſer Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren ſchwer zu finden iſt. Man ſucht dieſelben durch Horizontallinien, welche die Bleifäden durchſchneiden. Die Lichtſtrahlen aber aus den Vierecken, die dieſe von der Figur abſtehenden Linien machen, werden unter einem deſto größern Winkel ins Auge fallen, folglich größer erſcheinen, je höher oder tiefer ſie unſerm Standpunkt ſind. Winckelmann gibt deshalb der von Michel Angelo erfundenen Methode den Vorzug. Nach dieſer läßt dee Künſtler einen Kaſten verfertigen, der genau die Größe und Form ſeines Marmorblocks hat, und bezeichnet die Seitenfläche mit Gradlinien. Dieſe Gradlinien trägt er ſodann auf das Modell über, füllt den Kaſten mit Waſſer und legt das Modell hinein, ſo daß nur der oberſte Theil aus dem Waſſee hervorragt. Sobald er dieſen bearbeitet hat, läßt er etwas Waſſer ab, ſo daß ein neuer Theil des Modells hervortritt, und arbeitet dieſen an ſeinem Block nach, und ſo fort. Iſt ſo der Block aus dem Groben herausgearbeitet, ſo wird daſſelbe Verfahren wiederholt, um auch die feineren Erhöhungen oder Vertiefungen zu bearbeiten.

Bei der Arbeit ſelbſt braucht der Bildhauer, nach Eeger, folgende Werkzeuge: das *Spitzeiſen*, ein Meißel, deſſen 4 Seiten keilförmig in eine Spitze zuſammenlaufen, womit das Grobe abgearbeitet wird; das *Zahneiſen*, ein Meißel, der 5 bis 7 kleine Zähne hat, und mit welchem man nur kleine Stücke von dem Steinblock abſchlägt; das *doppelte Zahneiſen*, ein Stab von Stahl, der an einem Ende eine doppelte Reihe von Zähnen hat, womit ebene Flächen bearbeitet werden; den *Pickhammer*, der mit Kerben oder Zähnen verſehen iſt; das *Breiteiſen*, ein gewöhnlicher Meißel mit gerader Schneide, um die Bearbeitung grader Flächen zu vollenden; das *Rundeiſen*, ein Meißel mit kreisbogenförmig abgerundeter Schneide zur Ausarbeitung und Vollendung runder Vertiefungen; die *Zwergeiſen*, die ſich vom Breit- und Rundeiſen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie hinter den Schneiden in Geſtalt eines Schwalbenſchwanzes enger zuſammenlaufen, um bei der Arbeit die im Weg ſtehenden kleineren Theile des Werkes beſſer ſchonen zu können; die *Knieeiſen*, die in allen bisher beſchriebenen Formen beſtehen und die ſich nur dadurch unterſcheiden, daß ſie in einen Winkel eingebogen ſind, um in einer Vertiefung arbeiten zu können. Mit dem *Drillbohrer* werden Löcher neben dünnen hervorſtehenden Theilen, die beim Gebrauche des Meißels leicht abgeſprengt werden könnten, ſenkrecht oder wagrecht in den Stein gebohrt, wie z. B. die Oeffnungen zwiſchen den Fingern, Falten u. ſ. w. Zu demſelben Zweck gebraucht man auch den *Fiedelbohrer*, der auch den Namen Neuſpindel führt. Der *Taſter*, ein großer Zirkel mit einwärts ſtehenden Spitzen, dient dazu, um die Dicke der einzelnen Theile abzumeſſen.

Wenn der Block aus dem Groben herausgearbeitet iſt, ſo beginnt das weitere Ausbilden der feineren und feinſten Theile mit dem Zahneiſen — das *Pouſſiren*. Darauf folgt das *Zahnen*, d. h. alle bisher noch eckig angelegten Theile werden mit dem Zahneiſen gerundet. Steht hierauf das Werk kenntlich da, ſo wird es *rein* gemacht, d. h. mit dem Breit-, Rund- und Zwergeiſen rein und ſauber ausgearbeitet. Das erſte ebnet das Nackte und alle ebenen Flächen, das zweite die Vertiefungen, und das dritte die kleinen freiſtehenden Theile. Mit der *Raspel* werden die feinſten Theile, Augenlider, Nägel u. ſ. w. ausgearbeitet. Was nun noch Rauhes zurückgeblieben iſt, wird mit feinem Sandſtein abgeſchliffen. Die Politur erhalt der Marmor entweder durch pulveriſirten Bimsſtein, der mit einem feuchten Tuch aufgetragen wird, oder durch Zinnaſche, oder durch Schmergel, oder endlich auch durch gebrannte pulveriſirte Schafbeine; die letzteren werden am häufigſten bei gefärbten Marmorarten angewandt. Schon bei den Griechen und Römern wurden die Statuen öfters mit einem Firniß überzogen. Canova hat dies nachgeahmt und bei ſeinen Arbeiten einen geldlichen Ueberzug in Anwendung gebracht. Bei der letzten Ausarbeitung führe der Künſtler die Eiſen mit bloßer Hand. Zuletzt wied die Figur geraspelt und mit Fiſchhaut oder Sandleder geglättet.

B. *Geſchichte der S.* Indem wir hinſichtlich des allgemeinen Entwicklungsganges, den die S. bei den einzelnen Völkern der Erde

Digitized by Google

genommen hat, auf den Abſchnitt Plaſtik im Art. Kunſt verweiſen müſſen, wenden wir uns ſogleich zum Beſonderen.

Die S. der Mexikaner. Am verbreitetſten ſind diejenigen Arbeiten der mexik. S., welche man den Azteken zuſchreibt, die aber auch zugleich die niedrigſte Stufe der mexikaniſchen Bildnerei bezeichnen. Man ſieht in ihnen, wie dem Auge des Künſtlers zuerſt die Bedeutung der organiſch belebten Geſtalt entgegentritt, wie er zuerſt die Aeußerungen des Seelenlebens aufzufaſſen ſich bemüht. Aber noch gelingt es ihm nur, das Allgemeine dieſer Verhaltniſſe auszudrücken; die Korperform iſt vorherrſchend ſchwer nnd kurz, die einzelnen Theile, beſonders der Kopf, von übermäßiger Größe; der Schmuck, der den Geſtalten (oft gewiß mit ſymboliſcher Bedeutung) zugefügt wird, nimmt ebenfalls noch einen übermäßigen Raum ein und wird architektoniſch konventionell behandelt; die Ausführung geht nur ſelten in das feinere Detail der Formen ein; die Phantaſie, geleitet von den Vorſtellungen einer düſteren Prieſterlehre, ſchweift zum Theil noch willkürlich umher und fügt, beſonders bei der Darſtellung dämoniſcher Weſen, das Verſchiedenartige zum abenteuerlichen Ganzen zuſammen. In ſolcher Art ſind viele Idole von gebranntem Thon (deren große Rohheit man indeß nicht als maßgebend betrachten darf, da ſie offenbar nur für den gemeinen Prieſtergebrauch beſtimmt waren), ſo wie andere von Baſalt, auch von Metallen, behandelt. Eins der intereſſanteren Monumente iſt ein runder Opferaltar (in der Stadt Mexiko befindlich), der von einem Basrelief, eine hiſtoriſche Scene vorſtellend, umgeben iſt; man ſieht auf demſelben reich geſchmückte Krieger, deren jeder einen Beſiegten, welcher ſich beugt und jenem eine Blume darbietet, bei den Haaren faßt. Sehr merkwürdig iſt ferner die mittelgroße Baſaltfigur eines mexikaniſchen Prieſters, der ſich, einer beſondern religioſen Sitte gemäß, die Haut ſeines menſchlichen Schlachtopfers über das Geſicht und den Körper gezogen hat; dieſe Arbeit iſt ſchon mit einem leidlichen Naturſinn ausgeführt; ſie wurde zu Tezeuco, unfern Mexiko, gefunden. Die koloſſale Baſaltſtatue der aztekiſchen Todesgöttin Teoy aomiqui (zu Mexiko) erſcheint dagegen als ein höchſt unförmliches und ſcheußliches Graunbild, phantaſtiſch aus Schlangen, Krallen, Perlen und Federputz, aus Schadeln und andern Opferzeichen aufgebaut, ſo daß man kaum den Eindruck einer wirklichen Geſtalt gewahrt und bei ihrem Anblicke nur den Schauder des Monſtroſen empfindet. Verwandt mit dieſen Arbeiten ſind die Reliefſkulpturen an den Reſten des Teocalli von Xachteoleo. Wir ſehen auf ihnen menſchliche Geſtalten, Thierfiguren und wiederum phantaſtiſche Ungeheuer. Die menſchlichen Geſtalten zeichnen ſich durch ein gewiſſes rohes Formengefühl aus. Sehr merkwürdig iſt es, daß hier die Umrißlinien zum Theil erhöht und wie ſchmale Bänder ausgeſchnitten ſind; dieſer Umſtand ſcheint ein eigenthümliches Beiſpiel für die Entſtehung des Reliefs aus der Zeichnung darzubieten (doch umgekehrt wie in der ägyptiſchen Kunſt, wo das Relief aus eingeſchnittenen Umrißlinien entſtanden iſt). An den Monumenten von Uxmal zeigen diejenigen Skulpturen, die als architektoniſche Zierden dienen, eine durchweg mehr oder weniger konventionelle Behandlung und ſind, wenn auch ſtreng, ſo doch nicht ohne künſtleriſchen Sinn durchgeführt. Weſentlich verſchieden aber erſcheinen jene Statuen, welche die Façade des auf der Pyramide gelegenen Tempels bildeten. Es waren nackte männliche Geſtalten von beinahe 6 Fuß Höhe, das Haupt mit einem Helm und die Schultern mit einem Kragen bedeckt. Die Arme hielten ſie gekreuzt auf der Bruſt, ihre Stellung war feierlich und ruhig. Sie waren, wenn auch noch in ſtrengem Styl, ſo doch in trefflichen Verhältniſſen gebildet und beſonders die untern Theile des Körpers mit gutem Verſtändniß ausgeführt. Man dürfte ſie den Abbildungen nach mit den beſſeren Werken der ägyptiſchen Kunſt gleichſtellen können. Wiederum in ganz anderem Styl erſcheinen die zahlreichen in Stukko gearbeiteten Skulpturen von Palenque, welche die mannichfaltigſten Darſtellungen enthalten. Sie laſſen einen ſehr belebten Naturſinn erkennen; die menſchlichen Geſtalten erſcheinen in voller Ausbildung ihres Organismus, beſonders der Muskulatur; die Formen ſind ſchlank, die Bewegungen weich gehalten. Damit aber verbindet ſich im Einzelnen der Geſtaltung, wie in den Geberden, die bizarrſte Ausartung. Die Kopfe zeigen eine eigenthümlich nationelle, aber ebenfalls bis zur Karikatur verzerrte Phyſiognomie (obgleich ausnahmsweiſe auch ausgezeichnet ſchöne Kopfbildungen vorkommen); der Schmuck, mit dem die Figuren oft verſehen ſind, iſt in ſchwülſtig überladener Weiſe angewandt.

Die S. der Aegypter. Die Werke der ägyptiſchen S. ſchließen ſich vorzugsweiſe an die Architektur derſelben an. Die bedeutſameren Statuen derſelben ſind in der Regel aus Stein gebildet, oft aus ſehr hart gefügtem Geſtein, und haben nicht ſelten koloſſale Dimenſionen. Metallfiguren kommen nicht häufig vor und ſind gewöhnlich von kleiner Dimenſion und aus ſpäterer Zeit. Aus Holz geſchnitzte Statuen, zum Theil von koloſſalen Maſſen, werden in den Berichten der Alten erwähnt; erhalten haben ſich nur kleinere Arbeiten aus dieſem Material, ſo auch ſehr zahlreiche kleine Idole aus gebranntem Thon. Die Reliefs finden ſich im ausgedehnteſten Umfang an den Wänden der Architekturen; ſie ſind großentheils aus vertieften Umriſſen flach erhaben hervorgearbeitet, ſo daß ſie über die Wandfläche nicht vortreten (Koilanaglyphen). Gewöhnlich iſt bei der S. und ganz durchgehend beim Relief ein buntfarbiger Anſtrich angewandt.

Die S. iſt bei den Aegyptern die Schrift, durch welche die Erinnerung an beſtimmte Perſönlichkeiten, an deren beſondere Verhältniſſe, an die einzelnen Thaten, die durch ſie ausgeführt wurden, u. ſ. w. feſtgehalten werden ſoll. Das prieſterliche Leben mit ſeinen Opfern und Prozeſſionen, die Großthaten der Helden, Triumphzüge — kurz, der geſammte bürgerliche und häusliche Verkehr in ſeinen

Digitized by Google

unendlichen Abſtufungen, alles dies tritt uns hier auf das Anſchaulichſte entgegen, ſo jedoch, daß jede einzelne Darſtellung immer von dem Bezug auf ein beſtimmtes Individuum ausgeht. Es ſind meiſt unmittelbare Darſtellungen des Lebens, welche die ägyptiſche S. u. Malerei uns darbietet, und wir erhalten durch dieſelben eine ſo umfaſſende Ueberſicht über die äußere Geſtaltung des Lebens jener fernen Zeit, wie die Geſchichte der Kunſt uns vielleicht keine zweite darbietet. Aber es iſt eben nur die äußere Geſtaltung. Die körperliche Form iſt den Aegyptern eben nichts als körperliche Form; davon, daß ſie zugleich an ſich der Ausdruck des Geiſtes ſey, daß ſie weſentlich nur dazu diene, den Geiſt zur Erſcheinung zu bringen, weiß ſie nichts. Da es der ägyptiſchen Kunſt vornehmlich um klare Verſtändlichkeit zu thun iſt, beobachtet ſie die größte Genauigkeit in allen charakteriſtiſchen Einzelnheiten, beſonders in dem Koſtüm und der ganzen äußeren Erſcheinung, in welcher die einzelnen Figuren auftreten. Nicht bloß die verſchiedenen Stände, Geſchlechter, Aemter und Würden, auch die der fremden Völker, mit denen ſie in Berührung kommen, werden auf ſolche Weiſe beſtimmt unterſchieden. In dieſem Gegenſatz der volksthümlichen Verhältniſſe wird ebenſo auf die Unterſchiede der Bildung und Farbe des Körpers, beſonders aber auf die Unterſchiede der Geſichtsbildung Rückſicht genommen. Ja, es zeigt ſich ſogar bei den Darſtellungen der ägyptiſchen Könige ein entſchiedenes und nicht unglückliches Beſtreben, ſchon die Porträtähnlichkeit aufzufaſſen. Dann wird aber auch die Charakteriſtik durch mancherlei ſymboliſche Zuthat erhöht, und in beſonderer Ausbildung zeigt ſich dieſe Symbolik bei der Darſtellung göttlicher und dämoniſcher Weſen. Es werden dieſe zwar der Mehrzahl und Hauptform nach als Individuen von menſchlicher Geſtalt gefaßt; indem aber der religiöſe Sinn der Aegypter von der Anſchauung und Verehrung der Natur, beſonders der Thierwelt ausging, ſo verbinden ſich mit der menſchlichen Form häufig auch Theile thieriſcher Formen, wie z. B. der Gott Ammon häufig mit einem Widderkopfe, der Sonnengott mit einem Sperberkopf, Thot mit einem Ibiskopf, Anubis mit einem Hundskopf, die Göttin Neith zuweilen mit einem Löwenkopf, Athor zuweilen mit einem Kuhkopfe dargeſtellt wird. Hierher gehören u. a. auch die wunderbaren Sphinxbildungen (meiſt Löwen mit Menſchenköpfen) und andere Vermiſchungen von menſchlichen u. thieriſchen Formen oder von den Formen verſchiedener Thierarten.

Was die Auffaſſung und die Behandlung der Form an ſich betrifft, ſo liegt ihr durchweg noch ein gewiſſes architektoniſches Geſetz zu Grunde. Ihre Formen ſind in großen, oft ſtreng ſymmetriſchen Zügen gezeichnet und ſomit zur Hervorbringung eines feierlich erhabenen Eindruckes allerdings geeignet, aber es fehlt ihnen mehr oder weniger das durchdringende Gefühl des Lebens. Die großen Statuen, die theils ſitzend, theils ſtehend dargeſtellt ſind, erſcheinen äußerſt gleichmäßig und bewegungslos in ihrer ganzen Haltung, die Arme an den Körper geſchloſſen, die Beine, falls eine ſchreitende Stellung beabſichtigt iſt, auch nur ſteif und ſtreng gemeſſen bewegt. In der Körperbildung machen ſich gewiſſe nationelle Eigenthümlichkeiten bemerklich, ſo jedoch, daß insgemein ein würdiges Geſammtverhältniß mit Glück erſtrebt wird. Durchgehend iſt aber nur mehr das Allgemeine der Form gegeben, während das Beſondere der Muskulatur und namentlich der Bildung der Gelenke nur auf untergeordnete Weiſe angedeutet iſt. Der Kopf zeigt insgemein dieſelben regelmäßig wiederkehrenden Typen, von denen nur die beſſeren Bildnißdarſtellungen der Fürſten zum Theil eine Ausnahme machen; Mund und Auge ſind aber durchaus ſtarr und ohne den Ausdruck individuellen Gefühles. Die Gewandung erſcheint noch ganz ohne freie Bewegung; entweder iſt ſie ſtraff an den Körper gezogen, ſo daß deſſen Formen vollkommen hindurchſcheinen, oder ſie iſt in ſtreng ſchematiſcher Weiſe, wiederum nach einem gewiſſen architektoniſchen Princip gezeichnet. Die bedeutſamſten Gebilde der ägyptiſchen S. und Malerei ſind die Darſtellungen der Thiere, was theils gewiß mit der dem Aegypter eigenen Verehrung der Thierwelt zuſammenhängt, theils aber auch darin beruht, daß es bei der Darſtellung des Thieres eben nur auf die körperliche Form als ſolche ankommt, und daß dieſelbe, wenigſtens in gewiſſem Betracht, dem architektoniſchen Typus näher verwandt erſcheint. Von erhaben feierlichem Eindrucke ſind in dieſem Bezug vornehmlich die Reihen der Sphinx- oder Widderkoloſſe, welche den Zugang zu den größeren architektoniſchen Anlagen bilden. Die Ruhe ihrer Geſtalten bereitet würdig auf die mächtigen Architekturformen vor, und die kräftig durchgeführte Gliederung benimmt ihnen das Steife und Erſtarrte, das in den menſchlichen Geſtalten auffällig iſt. In der techniſchen Ausführung zeigen die ägyptiſchen Kunſtwerke durchgehends die größte Meiſterſchaft des Handwerks. Es erregt namentlich Bewunderung, mit welcher Genauigkeit ſie bei ihren koloſſalen Skulpturen die härteſten Stoffe zu bearbeiten gewußt haben.

Das Blüthenalter der ägyptiſchen S. entſpricht dem ihrer Architektur; es iſt die Zeit des großen Ramſes und ſeiner näheren Vorgänger und Nachfolger. Dieſer Periode gehören die großartigſten, eigenthümlichſten und in dieſer Eigenthümlichkeit am reinſten durchgebildeten Werke an. Aber noch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch erſcheinen die Arbeiten ganz in verwandter Beſchaffenheit, obgleich nicht immer in ebenſo vollendeter techniſcher Ausführung. Wie aber in der Architektur der ſpäteren Zeit manche Abweichungen und fremde Anklänge bemerklich werden, ſo auch in den Werken der S. So zeigen ſich noch vor dem Eintritt der griechiſchen Ptolemäerherrſchaft bei einzelnen ägyptiſchen Bildwerken manche Feinheiten der Formenbildung, namentlich im Auge, im Oval des Geſichtes, in den Händen und Füßen, die ein Streben nach weiterer Entwicklung verrathen, was aber vielleicht ſchon durch griechiſche Einwirkung zu erklären ſeyn dürfte.

Digitized by Google

Die S. der Perſer. Die plaſtiſchen Kunſtgebilde der Perſer beſtehen faſt durchweg in Reliefs von flacher Erhebung, die ſich namentlich zahlreich an den Denkmälern von Perſepolis vorfinden und die für die Geſchichte der bildenden Kunſt von nicht geringem Intereſſe ſind: eine Andeutung freier S. findet man nur an den Wunderthieren der Eingangspfeiler des Palaſtes von Perſepolis. Was den Charakter dieſer Bildwerke betrifft, ſo haben auch ſie einen entſchiedenen monumentalen Charakter, doch in einem höhern, geiſtvolleren Sinne, als die ägyptiſchen Bildwerke. Auch an ihnen ſehen wir Geſtalten, Verhältniſſe, Scenen des Lebens verſchiedener Art, ſowie einige ſymboliſche Figuren dargeſtellt. Es ſind die Hauptmomente aus dem Herrſcherleben des Königs und der Glanz ſeines Hofſtaates, es ſind Darſtellungen, welche ihn als den Diener der reinen Religion des Feuers, als den Streiter für das Princip des Guten verherrlichen, oder Darſtellungen, die in allgemeinerer Beziehung auf die Macht und Weisheit des Herrſchers hindeuten. Aus den Unterſchriften (in Keilſchrift), die man jetzt zu entziffern begonnen hat, erſieht man, daß dieſe Darſtellungen, wenn auch nur zum Theil, beſtimmten Bezug auf die ebengenannten Könige hatten und daß ohne Zweifel die Bilder der Könige ihrer beſonderen Perſönlichkeit gelten ſollten. Gleichwohl iſt bei alledem der Zweck dieſer Bildwerke weſentlich von dem der ägyptiſchen Darſtellungen verſchieden. Nirgends tritt in ihnen die Abſicht hervor, das einzelne zufällige Faktum im Bilde feſtzuhalten, das Einzelnleben in ſeiner Beſchränktheit ſtarr und dauernd zu machen; das Einzelne hat hier ſeine Bedeutung nur im Ganzen, und das Ganze ſoll nicht etwa den Darius oder Xerxes in ihrer königlichen Macht darſtellen, ſondern umgekehrt, unter dem Bild des einen oder des andern Fürſten die Bedeutſamkeit, die Kraft, die Macht, die Weisheit der königlichen Herrſchaft an ſich. Alles dies iſt nicht ohne eigenthümliche Wärme des Gefühls aufgefaßt: über alle Geſtalten breitet ſich eine eigenthümliche Feier, eine Ruhe und gemeſſene Würde aus, welche den Beſchauer die Ehrfurcht, die der Nähe des gottähnlichen Herrſchers gebührt, mit empfinden läßt. Doch hat auch die perſiſche Kunſt ihre geiſtige Schranke, die wenigſtens in einzelnen Fällen ſcharf genug bemerklich wird. Es iſt hier der Gegenſatz deſſen, was die ägyptiſche Kunſt einengt. Indem hier jene Richtung auf das Allgemeine vorwiegt, indem es vorzugsweiſe darauf ankommt, die Geſtalten nur als Repräſentanten der Herrſchermacht und Herrſchernähe hinzuſtellen, bleibt auch jenes Gefühl nur ein allgemeines, bleibt es durchweg von dem Bande einer gewiſſen höfiſchen Etiquette gefeſſelt. Das Allgemeine des Begriffes u. das Beſondere der Perſönlichkeit haben einander noch nicht zu ergreifender Wirkung durchdrungen; die Aeußerung heroiſcher Leidenſchaft findet hier noch keine Stätte. Dies zeigt ſich vornehmlich auffallend in den eben erwähnten Darſtellungen, wo der König im Kampfe mit den dämoniſchen Thiergebilden begriffen iſt; er erſcheint hier in ebenſo abgemeſſener Ruhe wie auf denjenigen Bildwerken, wo er ehrfurchtsvoll begrüßt wird.

In der Ausführung der Bildwerke zeigt ſich ein glücklicher und kräftiger Naturſinn. Die Geſtalten ſind in edlen Verhältniſſen gebildet, der Organismus des Nackten mit gutem Verſtändniß aufgefaßt und durchgeführt. Es iſt eine freiere Auffaſſung der Form, als bei den Aegyptern. Auch darin zeigt ſich dieſe freiere Auffaſſung, daß die Geſtalten, die im Profil dargeſtellt ſind, in der Hauptſache bereits den Geſetzen der perſpektiviſchen Verkürzung folgen; nur wo man ſie von vorn ſieht, erinnern ſie noch an das konventionelle kindliche Princip der ägyptiſchen Kunſt, indem nämlich ihre Füße gleichwohl die Profilſtellung beibehalten. Als ein vorherrſchend konventionelles Element iſt außerdem der Umſtand zu betrachten, daß bei den fortſchreitenden Figuren ſtets beide Füße mit der ganzen Sohle am Boden haften. Indeß ſtimmt das wieder zu dem feierlich Gemeſſenen der Bewegung. Die Gewandung iſt konventionell gefaltet nach dem Geſetz eines ſtrengen Styls, in welchem ſich noch das architektoniſche Gefühl kund gibt. Dennoch iſt in dieſer Linienführung der Gewänder ein ſchlichter Wohllaut, der dem ſtarr willkürlichen Schematismus der ägyptiſchen Gewandlinien bereits ſehr fern ſteht, nicht zu verkennen. Im Allgemeinen zeigt ſich in der Weiſe der Behandlung wie in der Stufe der Ausbildung eine große Verwandtſchaft der S.en von Perſepolis mit den altgriechiſchen.

Die S. der Inder. Unſere Kenntniß von der S. der Inder iſt im Ganzen noch ſehr beſchränkt, da wir von den Werken, die der Blüthezeit derſelben angehören, nur erſt einige wenige Abbildungen, die das Gepräge der Treue an ſich tragen, beſitzen. Der Inhalt der indiſchen Bildwerke gehört vorzugsweiſe dem Gebilde ihrer Mythologie, ihrer mährchenhaften Sagen u. vornehmlich der beſonderen Geſtaltung, welche dieſe im Epos erhalten hatten, an. Die Kunſt der Inder hält ſich von der Darſtellung des gewöhnlichen Lebens ganz frei, ſie hat eine durchaus poetiſche Richtung und ſpricht in ihren Bildwerken die unmittelbaren Anſchauungen des Geiſtes über die Entwicklung der Welt und über die Urgeſchichte des indiſchen Volkes aus. Die Werke ſind aber zu weich und phantaſtiſch gehalten, als daß ihnen eine eigentliche Kraft des Daſeyns innewohnen könnte. An den menſchlichen Geſtalten herrſcht die nackte Körperform durchaus vor; von der Gewandung ſieht man im Ganzen nur geringe Andeutungen. Dabei fehlt es aber den Hauptfiguren faſt nie an mannichfachem Schmuck. Die Körper ſind in der Regel in edlen Verhältniſſen und mit Verſtändniß gebildet, durchgehend aber in weichen Linien, ſo daß ihnen das Gepräge einer höheren Kraft fehlt. Faſt überall hat die Körperform etwas jugendlich Schüchternes. Beſonders entſchieden ſpricht ſich dieſer weiche Formenſinn in der Bildung der weiblichen Geſtalten aus. Hiermit ſtimmt auch der Charakter der Bewegungen überein; auch in ihnen erſcheint durchweg derſelbe weiche Fluß der Linien. Wo ſolche Bewegung dem Gegenſtande angemeſſen iſt, wie z. B.

Digitized by Google

bei ben weiblichen Geſtalten, bie mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen, bat ſie oft etwas ungemein Reizvolles, in andern Fällen aber dient ſie nnr dazu, den Charakter der Weichlichkeit zu erhöhen. Nächſt der beſonderen Weiſe, wie in der indiſchen Kunſt die Naturformen aufgefaßt wurden, bildet ſodann das Element des Phantaſtiſchen einen wichtigen Theil ihrer eigenthümlichen Erſcheinung. Göttliche und dämoniſche Geſtalten tragen häufig thieriſche Köpfe über menſchlichen Leibern, aber auch mehre menſchliche Köpfe auf einer Bruſt. Alle Weſen von übermenſchlicher Bedeutung haben gewöhnlich mehr als 2 Arme. Da bie indiſche Kunſt es nicht erreicht hat, in ber Bildung der Körperform an ſich den Ausdruck einer höheren Machtvollkommenheit zu finden, ſo muß ſtatt deſſen eine. Vervielfachung dee Glieder den Eindruck übermenſchlicher Macht und Thätigkeit gewähren. Das Weſen der indiſchen S. lernen wir vornehmlich aus den Abbildungen kennen, die von den Bildwerken des Grottentempels von Elephanta, der S.en von Ellora und von den Geottentempeln nnd freiſtehenden Monumenten von Mahamalaipnr erſchienen ſind.

Die S. der Chineſen, die theilweiſe aus Oſtindien ſtammt, bewegt ſich in allen Stoffen. Sie haben Bildwerke aus Steinen, aus Porzellan, aus Metallen, Elfenbein u. ſ. w. Die Gegenſtände gehören theils dem Kreiſe untergeordneter Gottbeiten und Dämonen, theils dem Bereich des gewöhnlichen Lebens an. In Allem, was das äußerliche Handwerk an dieſen Arbeiten betrifft, erſcheinen ſie ſehr ausgezeichnet, oft bewunderungswürdig, künſtleriſcher Geiſt aber toird in ihnen veegeblich geſucht. In dem Allgemeineu des Styls, der Auffaſſung der Foemen erkennt man auch hier noch das eigenthumliche Element der indiſchen Kunſt; es iſt daſſelbe aber auf eine Weiſe verdreht und verzwickt und verzerrt, daß der Eindruck dieſer Dinge auf den Sinn des Beſchauers bei längerer Betrachtung gar unheimlich wirkt. Man ſieht, die Meiſter, die dieſe Arbeiten gefertigt, hatten allerdings wohl ein dunkles Gefühl davon, daß es bei dee Kunſt auf etwas Anderes, als auf das bloße Spiegelbild des Lebens, ankomme; ſchon die äußere Behandlung der Kunſtformen, welche ſie von den Indern empſangen hatten, mußte ſie darauf ſühren. Aber indem ſie gleichwohl von der gemeinen Peoſa des Lebens feſtgehalten wurden, geriethen ſie in ein grimaſſenhaftes Gaukelſpiel, das meiſtentheils zum Lachen aneegt.

Die S. der Griechen. Die orientaliſche Phantaſie konnte einer reinen Entwicklung dee Plaſtik nicht günſtig ſeyn, da es ihr in ihrer ſymboliſchen Anſchauungsweiſe durchaus nicht um die Schönheit an ſich zu thun iſt. Dagegen treten alle Vorbedingungen ein, um bei dem ſo wunderbar begabten Volke der Griechen die S. ihre höchſte Vollendung eereichen zu laſſen. Die klimatiſche Lage Griechenlands bedingte die glückliche Mitte zwiſchen den beiden Extremen des Oſtens und des Nordens: nämlich zwiſchen einer ausſchweifenden Sinnlichkeit, die bei den Aſiaten den geiſtigen Quietismus beförderte, u. einee allzu großen geiſtigen Anſpannung, bie bei den nordiſchen Völkerſchaften bas Sinnenleben beeinträchtigt. Durch dieſe harmoniſche Durchdringung eines kräftigen Geiſtes und einer allſeitig empfänglichen, unendlich bewegten Sinnlichkeit entfaltet ſich erſt der Menſch zur ſittlich freien Idealität. Der Charakter des Maſſenhaften unter dee ſtarren Einheit des Despotismus verſchwindet: der Menſch fühlt und weiß ſich als Menſch, und bie politiſche Freiheit beſtätigt ihm dies Recht. Dieſe Bildung der ſchönen Menſchlichkeit bleibt nicht in der elementaren Einheit ſtehen, in welcher die verſchiedenen Zweige menſchlichen Wiſſens und Thuns bei den Orientalen ſchlummern, ſondern legt ſich in ſelbſtſtändiger Gliederung auseinander, ſo jedoch, daß das geiſtige Band der Einheit ſie noch organiſch zuſammenhält. Die Geſchichte des griech. Volkes ſtellt ſo den glücklichen Entwicklungsgang eines allſeitig begabten und keinem Gebiete der Menſchheit fremden Individuums dar. In bieſer glücklichen Entwicklung gedeihen alle Künſte, aber vor den andern entſpricht derſelben bie S., deren Grundanſchauung ja die unmittelbare Einheit des Sinnenlebens und des Geiſtes iſt. Der Geiſt ber S. durchdringt dahee auch die andeen Künſte, und man hat daher das griech. Ideal überhaupt als ein plaſtiſches bezeichnet.

Die erſten Anſänge bee bildenben Kunſt bei den Geiechen ſind dunkel unb unbekannt. Erſt in der ſpäteren Zeit des 7. nnd vornehmlich ſeit dem Anſang des 6. Jahrhundeets treten uns deutliche und beſtimmte Nachrichten entgegen, die einen glänzenden, großartigen Anfſchwung des Lebens erkennen laſſen. An den für den Kultus beſtimmten Bildern konnte ſich dieſer zwar zunächſt nicht zeigen. Der fromme Sinn mußte hier an der altgeheiligten Form feſthalten, dis anderweitig eine lebendigere Geſtaltung der Kunſt durchgedeungen war; erſt in Folge deſſen konnte jene ſtarre Form zum bewußten Leben erwachen. Die bedeutſamſten Unternehmungen, über bie wir zuerſt Kunde erhalten haben, beſtehen in glänzenden Weihgeſchenken für die Tempel, Gefäßen und Geräthſchaften, zum Theil von koloſſaler Dimenſion und prächtigem Material, zum Theil mit bildlichen Zierden aufs Reichſte ausgeſtattet. Unter dieſen ſind namentlich die Arbeiten dee Künſtlerſchule zu Samos (gegen 600) bedeutend, welcher die Erfindung, richfiger wohl die erweiterte Ausbildung des Metallguſſes zugeſchrieben wird. Die hauptſächlichſten Vertreter dieſer Schule ſind Rhonens und Theodorus.

Im Verlauf des 6. Jahrhunderts bildet ſich die griech. S. ſelbſtſtändiger und in denjenigen Grundzügen aus, die überhaupt ihren Charakter beſtimmen. Die Kultusbilder, die bis dahin zumeiſt roh aus Holz geſchnitzt waren, werden jetzt häufig als Akrolithen gearbeitet, d. h. man fügte den Holzbildern die nackten Körpertheile, Kopf, Hände und Füße, aus Marmor an und überzog die Gewandung mit dünnem Golde; bald werden ſie auch aus Elfenbein und Gold zuſammengeſetzt. Das edle Material des Marmors kommt mehr und mehr in Anwendung, der Erzguß wirb in mehren Schnlen mit Vorliebe

Digitized by Google

getrieben. An die Stelle der aus Grfäßen und Geräthen beſtehenden Weihgeſchenke treten lebenvolle, zum Theil reich komponirte Statuengruppen, welche mythologiſche Scenen enthalten. Die Ehrenſtatuen der Sieger in den gymnaſtiſchen Spielen beginnen ſeit der Mitte drs 6. Jahrhunderts u. werden bald ſehr allgemein. Perſönlich bedeutſame Meiſter treten auf, charakteriſtiſch verſchiedene Schulen bilden ſich. Zu Aegina, zu Argos, zu Sicyon, zu Athen u. ſ. w. erſcheinen Schulen von eigenthümlicher Bedeutung. Es iſt die Zeit der lebhafteſten Entwicklung, des rüſtigſtrn Vorſchreitens; ſie währt im Allgemeinen bis gegen das Zeitalter des Perieles, welches aus ſolchen Blüthrn die gereifte Frucht zu Tage föedert. Unter den wichtigſteu Künſtiern dieſrr Entwicklungsperiodr nennen wir folgende: Dipönus u. Scyllis aus Krrta (um 570 v. Che.), die erſten, die ſich durch Marmorarbeiten ausgezeichnet haben ſollen; Callon von Aegina (um 540—20), drr zahlreichr Nachfolgrr hatte, namentlich auch Onaeas (470—450); Gitiadas von Sparta; Canachus und deſſen Bruder Ariſtoeles von Sicyon; Ageiadas von Argos (570—60). Alle dieſe Künſtler, mit Ausnahme der beiden zuerſt genannten, warrn vorzugsweiſe als Erzgießer berühmt. Das Charakteriſtiſche dieſer Periode iſt das Ringen der individuellen Freiheit gegen die Obermacht einrs altgeheiligten formalen Styles. Jener alte Styl zeigt ſich vornehmlich in der Starrheit der Geſtalt, die nur ſehr langſam überwunden wird, dann in der Bildung derjenigen Theile, die ſich mehr oder weniger abhängig vom körperlichen Organismus geſtalten, vornehmlich in der Gewandung und in der Anordnung des Haares. Das Streben nach individueller Freiheit aber ſpricht ſich in der naturgemäßen Durchbildung des Nackten aus, die ſich oft mit großer Energie und einem bis ins Einzelne gehenden Naturalismus bemerklich macht, die aber insgemein, eben weil ihr die Starrheit des Ganzen noch immer hrmmend gegenübertritt, am Einzelnen haften bleibt. Auch das Streben läutert ſich nur allmählig; ſeine letzte Stufe erreicht es, wenn es auch dir Foemen des Geſichtes, die am längſtrn in maskenhafter Starrheit erſcheinen, zu beleben und in ihnen den Ausdruck der Seele zu geben im Stande iſt. Außer einzelnen Statuen ſind für dieſe Periode hauptſächlich von Bedeutung die S.en der ſiciliſchen Tempel und des Minerventempels auf der Inſel Aegina. Die bei Weitem größte Anzahl der Reliefs im alterthümlichen Style bilden die Verzierungrn von Altären, von Unterſätzen heiliger Dreifüße u. dergl. und vornehmlich die Bronzeſtatuetten von kleiner Dimenſion. In dieſen ſcheint dee in Rede ſtehende Styl vorzüglich lange und in vorzüglicher Ausdehnung beibehalten zu ſeyn, indem bei ſo kleiner Fabrikarbeit theils die beſondere Kunſtliebhaberei und mehr noch die Götzendienerri, der die alterthümliche rohe Form ſtets viel bedeutſamer erſcheint, als die einer freien Kunſt, leichter befriedigt werden konnte.

Die erſte Blütheperiode der griech. S. Im zweiten Viertel des fünften Jahrhunderts v. Chr. beginnt die freie Entfaltung der griechiſchen S. Der Widerſpruch zwiſchen den ſtrengen Bedingungen eines formalen Geſetzes und drm Streben nach vollkommen naturgemäßer Darſtellung löſt ſich jetzt zur lauterſten Harmonie auf; aus dem innig verſchmolzenen Zuſammenwirken beider entwickelt ſich der hohe Styl, durch den fortan der griechiſchen Kunſt, ſo lange ſie ſich völlig rein erhält, ihre eigenthümlich bedeutſame Wirkung geſicheet iſt. Jenrs formale Geſetz erſcheint nicht mehr als ein willküeliches, äußerlich gegebenes, vielmehr entnimmt es ſeine Bedingungen aus dem innerrn Weſen der Geſtalt; daher verſchwindet alle Starrheit, ſowohl in dem Einzelnen der Geſtalt, als in dem Ganzen der Bewegung; nur in der eigenthümlichen Großheit der Linien, in der Klaeheit ihees gegrnſeitigen Verhältniſſes, in dem ruhigen u. beſtimmten Ebrnmaß der geſammten Kompoſition bleibt dies Geſetz auch noch ferner zu Grunde liegend. In demſelben Maße aber, wie jene Starrheit nachläßt, verbreitet ſich die am Einzelnen haftende Natürlichkeit übrr das Ganze und wird dadurch frei und unbefangen, ohne gleichwohl zu einſeitiger Herrſchaft zu gelangen, ohne die Darſtellung gemeiner Körperlichkeit zu veranlaſſrn. Die erſte Blütheperiode der griechiſchrn Kunſt (bis zum Ende des fünften Jahrhunderts), von der hier die Rede iſt, ſteht übrigens zu den Zriten der Entwickelung noch in einem nähern Veehältniß, ſofern nämlich in dem Weſentlichen der Darſtellung noch das Gepräge einer eigenthümlich hoben Ruhe vorherrſcht, keineswegs zwar durchgehend eine Ruhe in Bezug auf körperliches Verhalten, wohl aber eine Ruhe des Gemüthes, die noch durch krine, aus dem Inneeen hervorbringende Lridenſchaft getrübt erſcheint, die ſomit auch der körperlichen Bewegung ſtets das Gepräge einer eigenthümlichen Würde gibt. Aus dieſer erſten Blütheperiode der griech. S. haben ſich viele Arbeiten erhalten, die, wenn wir ſie auch nicht als Werke des erſten Ranges betrachten dürfen, doch für uns, indem ſie uns den künſtleriſchen Charakter jener Zeit vergegenwärtigen, einen nnſchätzbarrn Werth haben.

Zwei Hauptſchulen ſind in der Kunſt dieſer Zeit zu unterſcheiden: die attiſche u. die peloponneſiſche; jene iſt im Allgemeinen mehr in den erhabeneren Darſtellungen der Götterwelt ausgezeichnet, dieſe mrhr in den Darſtellungen menſchlich athletiſcher Schönheit.

Athen nimmt jrtzt in der Bildnerei eine vorzüglich bedeutſame Stellung ein; an den großen Monumenten, die in dieſer Periode zu Athen ausgeführt wurden, mußte ſich eine höchſt zahlrriche Schule entwickrln. Zunächſt tritt uns hier ein Meiſter entgegen, der den letzten Uebergang zur vollſtändig freien Entwicklung der Kunſt brzeichnet. Dies iſt Calamis, von 470—430 blühend. Von ſeinen Werkrn wird erzählt, daß in ihnen ſich die Härte der früheren Meiſter ſchon bedeutend ermäßigt zeige. Sein Ruhm wurde aber bald durch einen Mriſter verdunkelt, den die Nachwelt als den erhabenſten Künſtler drs ganzen Alterthums feiert: nämlich Phidias (490 v. Chr. in Athen geb.);

Digitized by Google

Pericles erkannte das hohe Genie, das in ihm lebte; er machte ihn zum Leiter all der Unternehmungen, durch welche Athen zu ſeiner Zeit verherrlicht wurde; nach ſeinen Ideen wurden dieſe Werke ausgeführt, wurden die Schaaren der Künſtler, die ſich in Athen zuſammengefunden hatten, beſchäftigt. Die verſchiedenen Werke, welche er ausführte, zeigen ihn in den verſchiedenſten Gattungen der S. thätig; aber die bei Weitem größte Anzahl ſeiner Arbeiten beſtand aus Götterbildern. In dieſen war die göttliche Hoheit und Majeſtät unmittelbar in Erſcheinung getreten, aber in einer Weiſe, daß ſowohl die Charaktere der verſchiedenen Götter aufs Beſtimmteſte unterſchieden, als auch die Charaktere der beſonderen Gottheiten je nach dem Zweck und der Beſtimmung des einzelnen Bildes mannichfach variirt waren. In ſolcher Art hatte er vornehmlich das Bild der Athene mehrfach gearbeitet. Die berühmteſte Darſtellung derſelben war die aus Gold und Elfenbein gearbeitete Statue im Parthenon zu Athen, die 26 Ellen Höhe hatte. Aber unter allen Arbeiten des Phidias galt als das Meiſterwerk die ebenfalls aus Gold und Elfenbein gearbeitete Statue des olympiſchen Zeus, in deſſen Tempel zu Olympia. In dieſem Werke war der Begriff der höchſten Göttlichkeit körperlich dargeſtellt, ſo daß die Griechen meinten, derjenige ſey nicht glücklich zu preiſen, der ſterbe, ohne vorher den Herrn der Götter und Menſchen in dieſem Kunſtwerke gegenwärtig geſehen zu haben. Der großen Schule, welche ſich um Phidias ſammelte, war das Gepräge ſeines eigenthümlichen Geiſtes aufgedrückt: die zahlreichen S.en der atheniſchen Tempel geben uns hierfür das entſchiedenſte Zeugniß. Unter ſeinen Schülern merken wir als die hervorragendſten Alcamenes und Agoracrites.

Eine nähere Anſchauung, als wir durch die Berichte der alten Schriftſteller und durch die ſpäteren Nachbildungen einzelner Meiſterwerke von der Kunſtbildung dieſer Periode gewinnen, geben uns die zur Ausſchmückung der Tempel gefertigten S.en, von denen uns ein glückliches Geſchick zahlreiche Beiſpiele erhalten hat. Sie führen die ſchönſte Blüthe der griech. Kunſt in ihrer wunderbaren Hoheit, in der lauteren Einfalt ihres Styles, in der friſchen natürlichen Kraft, in der keuſchen Naivetät, die ihr eigen iſt, unſern Augen vorüber; ſie—die doch nicht, oder nur ausnahmsweiſe als Arbeiten der höchſten Meiſter betrachtet werden dürfen — laſſen uns ermeſſen, welche Vollendung die letzteren müſſe ausgezeichnet haben. Dieſen Tempelſkulpturen ſind ſodann noch einige wenige Arbeiten verwandten Styles anzuſchließen. Hierher gehören die S.en des Tempels der Nike Apteros zu Athen, des Theſeustempels ebendaſelbſt, des Parthenons und des Erechtheums, die ſich noch theilweiſe erhalten haben und jetzt zerſtreut in den verſchiedenen Muſeen Europa's aufbewahrt werden.

Im Peloponnes war die Kunſt, Erzſtatuen von Athleten zu bilden, vorzüglich geübt worden. Jetzt erfreute ſich auch dieſe Richtung der Kunſt einer vorzüglichen Ausbildung; aber man ſtrebte, wie es im Allgemeinen im Geiſt der griech. Kunſt lag, in dieſen Werken nicht ſowohl dahin, das Abbild der einzelnen Natur zu geben, als vielmehr an ihnen die Schönheit des jugendlichen Körpers überhaupt, die Kraft ſeines Organismus, den zarten Fluß der Formen, das gereinigte Ebenmaß der Verhältniſſe zu entwickeln. Man nahm einfach und ohne Nebenabſichten die menſchliche Natur zum Gegenſtande der künſtleriſchen Darſtellung; aber man bemühte ſich, ſie in dem Momente ihrer ſchönſten Vollendung zu erfaſſen, ſie in ſolcher Vollendung als den unmittelbaren Ausdruck der edelſten Geſittung, des geläuterten Gleichmaßes der Kräfte hinzuſtellen. Unter den Künſtlern dieſer Richtung iſt zunächſt Pythagoras von Rhegium zu nennen (480 bis 430 v.Chr. blühend), dem man zuerſt ein eigentliches Stadium der Verhältniſſe des menſchlichen Körpers und zugleich die Beobachtung des feineren Spieles der Naturformen zuſchrieb.

Ihre vorzüglichſte Ausbildung aber erhielt dieſe Richtung in der ſikyoniſch-argiviſchen Schule, als deren bedeutendſter Meiſter Polyklet, von Sicyon oder von Argos, etwa von 450 bis gegen 410 blühend, erſcheint. Durch ihn wurden die Verhältniſſe des jugendlichen Körpers zur feſtſtehenden Regel entwickelt, wurde auf ein feines Wechſelſpiel der Formen hingeſtrebt (beſonders durch die Beobachtung des Grundſatzes, den Schwerpunkt des Körpers bei ſtehenden Geſtalten nur auf einen Fuß zu legen), wurde der höchſte Triumph in der Kunſt der zarteſten Vollendung der Formen geſucht. Die meiſten Arbeiten, die von Polyklet namentlich angeführt werden, ſind jugendliche Geſtalten ohne weitere mythiſche Bedeutung, bei denen ein beliebiges Motiv jugendlicher Beſchäftigung den Anlaß zur Entwickelung der Formen gab. Eine der berühmteſten war die Statue eines Doryphoros (eines Lanzenträgers); bei dieſer war das Ebenmaß der Verhältniſſe in ſolcher Vollendung durchgebildet, daß ſie als das gültigſte Muſterbild betrachtet und deshalb auch mit dem Namen des Kanons bezeichnet wurde. In den Darſtellungen, in denen es auf höhere Würde ankam, namentlich in Tempelbildern, ward Polyklet dem Phidias nicht gleichgeſtellt. Gleichwohl galt ſein aus Gold und Elfenbein gefertigtes und wiederum mit vielen Zierden verſehenes Koloſſalbild der Juno zu Argos als eins der vorzüglichſten Werke dieſer Gattung, und es wird wenigſtens berichtet, daß er darin die Technik dieſes Kunſtzweiges noch weiter gefördert habe. Einer der ausgezeichnetſten Nachfolger des Polyklet war Naucides von Argos.

An die Richtung des Polyklet ſchließt ſich die des 3. unter den vorzüglichſten Meiſtern dieſer Zeit, des Myron aus Eleutherä in Attica, an. Er faßte das Vorbild der Natur in ähnlichem Sinne auf, aber er ſtrebte beſonders dahin, daſſelbe in den mannichfaltigſten und in den regſten Aeußerungen des Lebens darzuſtellen. Doch ward an ſeinen Werken jener hohe Grad der Vollendung, durch den ſich Polyklet ausgezeichnet hatte, vermißt, und namentlich erſchien

an den Köpfen ſeiner Geſtalten eine Behandlungsweiſe, die in gewiſſem Maße noch an die alten Künſtler erinnerte. Am bedeutendſten ſprach ſich die Eigenthümlichkeit des Myron wiederum in Athletenſtatuen aus. Seine eigenthümliche Richtung führte ihn auch auf die lebenvolle Darſtrllung von Thieren, unter denen beſonders die Darſtellung einer Kuh berühmt und durch mancherlei Sinngedichte gefeiert war. Unter drn Götter- und Heroenbildern ſcheint ihm die Darſtellung des Hereules, deſſen Charakter wiedrrum ſeinrr Richtung entſprach, vorzüglich grlungen zu ſeyn.

Die zweite Blütheperiode der griech. S. In dieſer 2. Blütheperiode iſt zunächſt wiederum die Schule von Athen bedeutend. Sie bleibt in ſofern ihrer frühern Richtung getrru, als es auch in dieſer Zeit vorzugsweiſe die Geſtalten der idealen Welt, die Kreiſe der Götter- u. der Heroenmythen ſind, in denen ihre Leiſtungen ſich bewegen. Aber die großen Veränderungen im griech. Leben, welche durch den peloponneſiſchen Krieg hervorgerufen waren, bewirkten auch in der bildenden Kunſt eine weſentlich verſchiedene Auffaſſung und Behandlung. Ein tiefer erregtes Gefühl, eine mehr innerliche Leidenſchaft, ein ſtärkeres Pathos, oder ein weicherer Schmelz der Empfindung, ein größerer Reiz der körperlichen Erſcheinung macht ſich jetzt in den Gebilden der Kunſt brmerklich. Dem grmäß treten viele der früher behandelten Gegenſtände, die unbedingt den Ausdruck einer höhern Ruhe forderten, von dem künſtleriſchen Schauplatze zurück, u. andere, in denen die nene Richtung ſich angemeſſener ausdrücken konnte, rücken an ihre Stelle. In letzterem Bezuge ſind namentlich diejenigen Gottheiten, deren Verehrung aus jener tieferen Erregung des Gefühls entſpringt, Dionyſus und Aphrodite, und der Kreis der Geſtalten, die ſich um ſie bewegen, zu nennen: ſie werden jetzt von den Mriſtern der atheniſchen Schule mit beſonderer Vorliebe gebildet und ihnen das Gepräge gegeben, welches ihnen die ganze folgende Zeit drr klaſſiſchen Kunſt hindurch grblieben iſt. Eben ſo machen ſich auch manche Veränderungen in der techniſchen Ausführung bemerklich. Es wird auf eine noch weichere flüſſigere Behandlung hingeſtrebt. Die glänzende Pracht der chryſelephantiven Statuen verſchwindet, oder erſcheint nur noch in vereinzelten Leiſtungen; das ebenmäßig klare Material des Marmors wird (oon Seiten der attiſchen Künſtlrr) in den meiſten Fällen angewandt, die Darſtellung auf die eigenthümliche Wirkung des Stoffes berechnet, die Hinzufügung farbiger und metalliſcher Zierden in, wie es ſcheint, mehr untergeordnetem und ſparſamerem Maße benutzt.

Als der erſte brdeutende Meiſter dieſer neuattiſchen Schule müſſen wir Seopas aus Paros nennen, der von 390—350 blühte. Im Allgrmeinen ſcheint ſich in ſeinen Arbeiten, namentlich in denen aus den Sagrnkreiſen des Dionyſus und der Aphrodite, der Schwung einer lebhaften Begeiſterung ausgedrückt zu haben. Berühmt war namentlich eine Mänade, in welcher er den höchſten Taumel des göttlichen Rauſches dargeſtellt hatte. Aus ſeiner Schule ſtammt die Statue der Venus von Milo (Melos) im pariſer Muſeum und die berühmte Gruppe der Niobiden im Muſeum zu Florenz, welche höchſt wahrſcheinlich die Nachbildung eines der erhabenſten Werke von Seopas' eigner Hand enthält. Neben Seopas ſteht der etwas jüngere Praxiteles von Athen, von 364—340 v. Chr. blühend. Es iſt derjenige Meiſter, in welchem ſich die neue Richtung der attiſchen Schule in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit am vollendetſten entwickelte. Irne Elemente einer ſchwunghaften Begeiſterung, einer pathetiſchen Auffaſſungsweiſe, die ſich bei Seopas bemerklich machten, und die, wie es ſcheint, ſowohl in Bezug auf den Inhalt, als auf die Behandlungsweiſe den Uebergang aus der älteren in die neuere Kunſtrichtung bezeichnen dürften, verſchwinden bei ihm und machen einer weicheren Schwärmerei, einer zarteren Sinnlichkeit, einer ſüßeren Schalkheit Platz. Er vollendete das Ideal der Aphrodite und wußte in der Geſtalt der Liebesgöttin den unmittelbaren Ausdruck drr Liebe und ſchmachtenden Verlangens darzuſtellen; er wagte es zuerſt, die ganze Fülle ihrer Reize unverhüllt — in geſunder reiner edler Sinnlichkeit — den Augen der Menſchen zu entfaltrn. So war namentlich die berühmteſte unter ſeinen Venusſtatuen, die von Enidus, gearbeitet. Auf gleiche Weiſe bildete er das Ideal des Eros und in ihm die ſchönſte Auffaſſung des menſchlichen Körpers im Uebergange des Knabenalters zu dem des Jünglings aus. An Seopas und Praxiteles und an ihre Richtung reiht ſich die große Schaar der übrigen Bildhauer an, welche das 4. Jahrhundert hindurch den Glanz der attiſchen Schule bezeichnen. Die vorzüglichſten unter dieſen ſind Leochares, Timotheus, Bryaxis, Lyſicrates und Thraſieles.

Der Schule von Athen ſteht auch in dieſer Periode die ſieyoniſch-argiviſche des Peloponnes gegenüber. Ihre Eigenthümlichkriten beruhen auch jetzt noch auf ihrrr urſprünglichen Richtung, die durch die Ausführung der Athletenbilder begründet und in der es vornrhmlich auf die bedeutſame Darſtellnng körperlicher Wohlgrſtalt und heroiſcher Kraft abgeſehen war. Doch macht ſich auch hier die veränderte Richtung des künſtleriſchen Gefühls und Geſchmackes bemerklich, ſowohl in den Gegenſtändrn ſelbſt, als in deren Behandlung. Wirkliche Athletenbilder wurden jetzt ſeltener gefertigt; der ſchlichte Sinn, der ſich in ihrer Errichtung ausgeſprochen, genügte nicht mehr; die Zeit forderte Aufgaben, welche den Anſchein einer größeren Würde hatten, und ſo ſind es die Standbilder einzelner Heroen und die idealiſirten Darſtrllungen mächtiger Fürſten und ihrer Genoſſen, welche an deren Stelle treten. Eben ſo wenig genügte das Bildungsgeſetz, welches durch Polyklet eingeführt war; man ſtrebte, daſſelbe, je nach den verſchiedenen Charakteren, mannichfaltiger zu geſtalten und namentlich an den Portraitfiguren die Verhältniſſe ſchlanker und leichter zu machen, damit ſie in ſolcher Weiſe noch mehr uber den Kreis drr gewöhnlichen Erſcheinungen des Lebens emporge-

hoben würden. Daneben tritt auf der einen Seite ein eigenthümliches Streben nach Koloſſalität, auf der andern nach nüchtern getreuer Auffaſſung der Natur, mehr als es früher erſichtlich geweſen, hervor.. Unter den Hauptmeiſtern dieſer Schule iſt zunächſt Euphranor vom korinthiſchen Iſthmus, ein Zeitgenoſſe des Pericles, zu nennen. Noch bedeutender iſt Lyſippus von Sicyon (368—324), in welchem dieſe Richtung ihre höchſte Vollendung fand. Die Werke ſeiner Hand, die er theilweiſe für Alexander d. Gr. arbeitete, waren ſehr zahlreich. Unter den S.en von idealer Bedeutung ſind vornehmlich ſeine Darſtellungen des Hercules zu beachten, indem er in denſelben die höchſte Kraftäußerung mit der leichteſten Beweglichkeit vereinte. Sie wurden die Vorbilder, denen alle ſpäteren Künſtler in der Darſtellung des Hercules nachſtrebten. Eine ſehr gelungene Nachbildung eines ſeiner beſten Werke iſt die Koloſſalſtatue des farneſiſchen Hercules im Muſeum zu Neapel. An Lyſippus ſchloß ſich eine zahlreiche Schule an, welcher verſchiedene noch erhaltene Meiſterwerke von ausgezeichneter Schönheit anzugehören ſcheinen, ſo namentlich die Bronzeſtatue eines anbetenden Jünglings (eines athletiſchen Siegers) im berliner Muſeum, in welchem ſich die größte Einfachheit in den Verhältniſſen mit dem höchſten Adel der griechiſchen Kunſt verbindet.

Die ſpätere Zeit der griechiſchen S. Mit dem Zeitalter Alexanders des Großen hatte die griechiſche Kunſt ihren Ideenkreis ziemlich vollſtändig ausgefüllt. Für die verſchiedenen Geſtalten des griechiſchen Mythus, für die idealiſche Darſtellung von Perſonen des wirklichen Lebens waren die Typen in einer Weiſe ausgebildet und feſtgeſtellt, daß der freien Erfindung — wollte man von der Bahn der Schönheit nicht geradezu ablenken — zunächſt nur noch ein geringer Spielraum übrig bleiben konnte. Eben ſo war die Meiſterſchaft der techniſchen Behandlung aufs Vollſtändigſte entwickelt. Gleichwohl war die künſtleriſche Kraft noch keineswegs erloſchen. Innerhalb der vorgezogenen Grenzen war wenigſtens zu mancherlei geiſtreichen Modifikationen noch Gelegenheit geboren, noch ließ ſich auf eine ſtärkere Erregung und Erſchütterung des Gefühles, auf die Darſtellung einer noch bewegteren Leidenſchaft hinarbeiten. Solche Zwecke zu erreichen, mußte denn auch die Meiſterſchaft der Technik in ihrem höchſten Glanze dargelegt werden. Aber indem man die früheren Leiſtungen der Kunſt, in ihrer klaren Gediegenheit, zu überbieten trachtete, konnte es nicht fehlen, daß dies Streben mehr oder weniger ſichtbar ward, daß an die Stelle der frühern Naivetät eine gewiſſe theatraliſche Berechnung trat, daß man anfing, die techniſche Meiſterſchaft als ſolche zur Schau zu tragen. Mit dieſer innern Umwandlung der künſtleriſchen Richtung ſtanden die äußern Verhältniſſe nur zu wohl im Einklange. Indem die Kunſt an die Höfe der Fürſten, die ſich in das Reich Alexanders des Gr. getheilt, hinübergeführt wurde, indem ſie die Beſtimmung erhielt, der orientaliſchen Pracht ihres Lebens zu dienen, mußte nicht minder das Streben nach äußerem Scheine, nach überraſchender Wirkung, nach verlockendem Sinnenreize ſich geltend machen. Dennoch aber hatte die griechiſche Kunſt aus den Urſprüngen ihrer Entwickelung eine ſolche Fülle von Geſundheit und Kraft in ſich geſogen, daß ſie auch in dieſer Zeit, trotz der eben berührten Mißſtände, noch immer im höchſten Grade bewundernswerth erſcheint. Als Hauptſtätten der Kunſt ſind in dieſer Periode, nachdem im eigentlichen Griechenlande die näheren Einwirkungen des Praxiteles und Lyſippus ausgeklungen waren, verſchiedene Punkte der kleinaſiatiſchen Küſtenländer hervorzuheben. Zunächſt die Inſel Rhodus, wo dieſe ganze Periode hindurch und bis in das letzte Jahrhundert v. Chr. eine vorzüglich bedeutende Kunſtſchule blühte. Dieſe Schule ſchloß ſich zunachſt an die des Lyſippus an. Das wichtigſte der Werke rhodiſcher Kunſt, welches ſich auf unſere Zeit erhalten hat, iſt die berühmte Gruppe des Laokoon im Vatikan, von den Rhodiern Ageſander, Polydorus und Athenodorus gefertigt. Auch noch ein zweites berühmtes Werk des Alterthums, die Gruppe des ſogenannten farneſiſchen Stieres, von Apollonius und Tauriscus aus Tralles in Lydien, jetzt im Muſeum in Neapel befindlich, ſcheint ſich der Schule von Rhodus anzuſchließen.

In einem verwandten Verhältniß ſtanden die Künſtlerſchulen von Pergamum und Epheſus, in denen ſich beſonders Pyromachus einen bedeutenden Namen erwarb. Dagegen war im eigentlichen Griechenland die Kunſt nach dem Zeitalter Alexanders des Großen allmahlig in Verfall gerathen, ſo daß uns dort, faſt die ganze letzte Periode der ſelbſtſtändig griechiſchen Kunſt hindurch, keine bedeutſamen Namen entgegentreten. Am Schluß dieſer Periode, gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts, ward jedoch zu Athen eine Reſtauration der Kunſt bewerkſtelligt, indem man hier aufs Neue auf die Leiſtungen der großen Meiſter zurückzugehen und durch das Studium ihrer Werke ſich wiederum zu einer würdigern Erhebung zu befähigen bemüht war. In der That wurden aufs Neue Werke von bewunderungswürdiger Vollendung hervorgebracht, an denen jedoch diejenige Kälte des Gefühles, derjenige Mangel an friſcher Naivetät, der überall den Reſtaurationsperioden der Kunſt eigen iſt, mehr oder weniger erſichtlich wird. Zu den Künſtlern dieſer Richtung gehört zuerſt Cleomenes, Sohn des Apollodorus, von dem die berühmte Statue der mediceiſchen Venus im Muſeum von Florenz herrührt. Als ſpätere Meiſter dieſer Richtung ſind die Athener Glykon und Apollonius zu erwähnen. Außer den ſchon angeführten Kunſtwerken ſcheint ein ſehr großer, verhältnißmäßig wohl der bedeutendſte Theil der wichtigeren erhaltenen S.en des Alterthums in dieſer letzten Periode der griechiſchen Kunſt entſtanden oder erfunden zu ſeyn. Hierher gehört z. B. auch der ſogen. barberiniſche Faun in der Glyptothek in München. Dieſe neu erwachte griechiſche

Digitized by Google

Kunſt war es, die von den Römern nach Italien verpflanzt und dort weiter entwickelt wurde.

Die S. der Etrusker. Die künſtleriſchen Beſtrebungen der Etrusker bilden den Uebergang von der griechiſchen zur römiſchen Kunſt. Sind auch die uns von ihnen erhaltenen Werke, namentlich die der S., nicht frei von griechiſchem Einfluß, ſo finden wir doch das griechiſche Element auf ſo beſondere Weiſe modificirt und begegnen einzelnen Motiven ſo eigenthümlicher Auffaſſung, daß wir die urſprüngliche Anlage des etruskiſchen Kunſtgeiſtes mehr oder weniger deutlich zu erkennen vermögen. Unter den alterthümlichen Werken etruskiſcher S. ſind zunächſt einige Reliefs in Stein anzuführen, die ſich an Grabpfeilern, Altären u. dgl. vorfinden und in denen Feſtzüge, Tänze u. ſ. w. dargeſtellt werden. Der Styl gleicht im Ganzen dem altgriechiſchen, nur nähert ſich die Auffaſſung hie und da dem orientaliſchen Geiſt. Die umfaſſendſte Thätigkeit der etruskiſchen Bildner gehört der Arbeit in Thon (namentlich in gebranntem Thon), ſo wie dem damit in unmittelbarer Verbindung ſtehenden Erzguß und der Metallarbeit überhaupt an. In Thon waren urſprünglich die ſämmtlichen Bildwerke gearbeitet, die ſowohl zur Zierde der Tempelarchitektur dienten, als zur Verehrung in den Tempeln aufgeſtellt waren. Ueber dem Giebel des kapitoliniſchen Tempels zu Rom erhob ſich ein thönernes Viergeſpann, zu Veji gearbeitet; in der Mittelzelle des Tempels ſtand eine thönerne Statue des Jupiter, deren Geſicht an den hohen Feſttagen mit rother Farbe überſtrichen ward. In bedeutender Ausdehnung zeigt ſich die etruskiſche Thonbildnerei in der Fabrikation der verſchiedenartigſten Gefäße, die oft zwar in bizarre Formen und mit barocken Ornamenten ausgeführt, nicht ſelten jedoch auch in einer edlern Weiſe geſtaltet ſind. In den Gräbern iſt uns ein großer Vorrath von ſolchen Arbeiten erhalten. Unter dieſen ſind vornehmlich zwei Gattungen merkwürdig, deren bildliche Zierden ein ſehr alterthümliches Gepräge tragen und die ſich zumeiſt in den Gräbern von Chiuſi vorfinden. Die eine Gattung beſteht aus Aſchengefäßen, deren Deckel in der Form eines menſchlichen Kopfes gebildet iſt. Dieſe Köpfe zeichnen ſich, bei alterthümlicher Behandlung, durch eine auffallend individualiſirende Auffaſſung aus; vermuthlich ſind es Porträtbilder, und es dürfte eine ſolche Richtung auf unmittelbare Porträtwahrheit einen der charakteriſtiſchen Unterſchiede zwiſchen etruskiſcher und griechiſcher Bildnerei ausmachen. Die zweite Gattung ſind Gefäße von ungebrannter ſchwarzer Erde, denen man kleine Reliefdarſtellungen mit Stempeln aufgeprägt hat. Mehrfach kommen übrigens auf dieſen alterthümlichen Gefäßen gewiſſe phantaſtiſche Vorſtellungen vor, welche den Bildungen orientaliſcher Kunſt nachgeahmt zu ſeyn ſcheinen. Die plaſtiſchen Darſtellungen auf andern Gefäßen ſind zumeiſt Nachahmungen der ſpätern griechiſchen Kunſt. — Aus der Arbeit in Thon entwickelte ſich der Erzguß; in den Werken ſolcher Art erreichte die etruskiſche Bildnerei ihre höchſte Entwickelung; auch ſind uns von ſolchen ſehr wichtige Beiſpiele erhalten. Bronzearbeiten, zumeiſt vergoldete, verdrängten die alterthümlichen, aus Thon gebrannten Tempelzierden. Eherne Standbilder erfüllten die etruskiſchen Städte; das einzige Volſinii zählte deren an 2000, als es im J. 265 v. Chr. von den Römern erobert ward. An den Statuen von menſchlicher Bildung bemerkt man häufig ein ſorgfältiges Eingehen auf den natürlichen Organismus, der ſich jedoch ſelten zu einem freieren, edleren Leben entfaltet; es iſt vielmehr zumeiſt etwas Befangenes, Aengſtliches in der Geſammterſcheinung dieſer Statuen, was mehrfach noch die Nachwirkung alterthümlicher Auffaſſungsweiſe erkennen läßt. In ſolcher Art iſt beſonders die große Zahl der, zum Theil zwar rohen, Bronzeſtatuetten gearbeitet, die ſich in Etrurien häufig finden u. an denen vornehmlich der Boden v. Perugia ergiebig iſt. Der größte Ruhm der etruskiſchen Bronzearbeit, wie auch der in den edleren Metallen, beſtand jedoch in der Verfertigung dekorativer Gegenſtände, und ſchon in der höchſten Blüthezeit der griechiſchen Kunſt ward den Etruskern in ſolchen Arbeiten der Preis zuertheilt. Prachtwagen und Prachtthrone, Waffenſtücke, beſonders Schilde, Kandelaber und Schalen, die mannichfaltigſten Schmuckgegenſtände für die Kleidung der Männer und Frauen wurden von ihnen in reichlichem Maße ausgeführt und durch den Handel in alle Lande verbreitet. Von ſolchen Arbeiten iſt Vieles auf unſere Zeit gekommen. Indem dieſelben mit dem Allgemeinen der griechiſchen Auffaſſungsweiſe eine Behandlung verbinden, die aus der den Etruskern eigenen Neigung zum Grotesken und Phantaſtiſchen hervorgeht, gewinnen ſie einen eigenthümlichen Reiz, der bei dekorativen Gegenſtänden ganz an ſeiner Stelle zu ſeyn ſcheint und der auch das vorzügliche Wohlgefallen des Alterthums an dieſen Arbeiten erklären dürfte. Eine beſondere Gattung machen die Schmuckgegenſtände aus, die mit gravirten Zeichnungen verſehen ſind. — Den ſpäteſten Zeiten etruskiſcher Kunſtübung gehören, bis auf wenige vereinzelte Ausnahmen, die Aſchenkiſten an, namentlich die aus Stein gearbeiteten, die man beſonders zahlreich zu Volterra gefunden hat. Sie haben die Geſtalt kleiner Sarkophage, ſind an ihren Seitenflächen mit Hautrelief-Darſtellungen, auf der Deckplatte mit den Figuren der Verſtorbenen geſchmückt und gewöhnlich gemalt oder auch vergoldet. Die Arbeit iſt in der Regel handwerkmäßig und ohne ſonderlichen Geſchmack ausgeführt. Doch gewähren dieſe Werke durch mancherlei Eigenthümlichkeiten ein beſonderes Intereſſe. Den Darſtellungen griechiſcher Mythe ſchließen ſich ſehr häufig die Geſtalten der etruskiſchen Mythologie und die einer gedankenvollen Auffaſſung des Reiches der Unterwelt an, die, phantaſtiſch und ſinnig zugleich, den Blick in ein Gemüthsleben von eigener Tiefe eröffnen.

Die S. der Römer. Die Römer waren von Haus aus kein künſtleriſches Volk, aber

dennoch erforderten bie großen Architekturen, ſo wie bie öffentlichen Plätze und die Privatanlagen zur angemeſſenen Ausſtattung eine unermeßliche Menge bildneriſchen Schmuckes. Dieſen lieferten zuerſt bie etruskiſchen Meiſter und ihre Zöglinge, ſpäter aber die griechiſchen Künſtler. Die Nachblüthe der eigentlich griechiſchen S., die ſich um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr., vornehmlich zu Athen, entwickelt hatte, ward jetzt unmittelbar nach Rom übertragen. Etwa ſeit dem Beginn des letzten Jahrhunderts v. Chr. entſtand hier ein lebhafter Kunſtbetrieb. Viele griechiſche Meiſter, die in der genannten Zeit in Rom arbeiteten, werden uns namhaft gemacht, mehre nicht ohne rühmliche Bezeichnung ihres Werthes. Unter dieſen iſt zunächſt Paſiteles hervorzuheben, im Anfang des Jahrhunderts blühend; dann, der Zeit um die Mitte des Jahrhunderts angehörig, Arkeſilaus, Menelaus, Decius, Praxiteles. Alle dieſe waren vornehmlich im Erzguß und andern Metallarbeiten ausgezeichnet. Unter Auguſtus lebte und blühte Diogenes, welcher Bildwerke für das Pantheon fertigte; ſo wie unter Nero Zenodorus, der beſonders im Erzguß ausgezeichnet war. Neben der griechiſchen Kunſtrichtung und ber Nachahmung derſelben bildete ſich aber auch eine eigenthümlich römiſche Auffaſſung und Behandlungsweiſe der S. Dies römiſche Element iſt wieder den Eigenthümlichkeiten analog, welche überhaupt dem Charakter des römiſchen Volkes ſein beſonderes Gepräge gegeben haben. Es beſteht in einer unmittelbaren friſchen, derben Aufnahme der Erſcheinungen und Verhältniſſe des äußern Lebens; es faßt die Geſtalten des Lebens, wie ſie ſind, mit ſcharfer Naturwahrheit und mit feiner und ſorglicher Individualiſirung, aber es iſt zugleich eine eigenthümliche Großheit darin, ein gemeſſener Ernſt, eine männliche Würde, ſo daß ſie vor dem Ausdrucke der Gemeinheit bewahrt bleiben. Die römiſche Kunſt im engern Sinn hat nicht jenen idealiſchen Hauch, der die Gebilde ber griechiſchen Kunſt, wie der Athem eines ewigen Frühlings, einer ewigen Jugend erfüllt; ſie führt den Beſchauer auf die Erde und ihre vergänglichen Intereſſen zurück, aber ſie weiß dieſe Intereſſen ſo erhaben auf der einen und ſo gemüthvoll auf der andern Seite auszudrücken, daß auch ſie dem betrachtenden Geiſte einen würdigen Inhalt darbietet. Natürlich konnten beide Richtungen, die griechiſche und die ſpeciell römiſche, nicht ohne gegenſeitigen Einfluß bleiben. Die letztere hat jener theilweiſe ihre Idealität, und dagegen die griechiſche der römiſchen eine größere Realität zu verdanken.

Eine eigentlich ſelbſtſtändige Geſtaltung der römiſchen S. dürfen wir, wie es ſcheint, im Zeitalter des Julius Cäſar annehmen; doch ſind uns aus dieſer Periode wenig ſichere Denkmäler aufbewahrt. Bedeutendere Werke ſehen wir erſt aus der Zeit des Auguſtus vor uns. Unter ihm und ſeinem Nachfolger ſcheint die vorzüglichſte Blüthe und bis zum Anfang des 2. Jahrhunderts, bis zu Trajan, wenigſtens kein merkliches Sinken Statt gefunden zu haben. Ein eigenthümlich neuer Aufſchwung macht ſich unter Hadrian (117—138 n. Chr.) bemerklich. Hadrians Kunſtliebhaberei rief zahlreiche Werke hervor, und ſeine Neigung zu der Glanzzeit des griechiſchen Lebens gab die Veranlaſſung, daß man dabei aufs Neue beſtrebt war, die ideale Einfalt der griechiſchen Bildungsweiſe zu erreichen. Dies Bemühen war nicht unglücklich, aber doch nur ein äußerliches. Die Verbindung der geſetzmäßig großen und einfachen Linien des griechiſchen Styls mit der Fülle des Lebens vermochten die Künſtler trotz einer zum Theil ſehr eleganten Ausführung nicht mehr zu erreichen, ihre Gebilde haben auf der einen Seite eine gewiſſe Kälte des Gefühls, während ſie jedoch auf der andern Seite, wo das unmittelbare Vorbild der Natur gegeben war (im Porträt), allerdings das Leben in höchſter Vollendung nachzuahmen wiſſen. Nach Hadrian beginnt die Kunſt allmählig zu ſinken.

Die erhaltenen Denkmäler der römiſchen S. ſind ſehr zahlreich. Wir beſitzen in den verſchiedenen europäiſchen Muſeen eine große Anzahl von Büſten und Statuen der Kaiſer und anderer ausgezeichneter Perſonen, die für die Beobachtung des künſtleriſchen Entwickelungsganges höchſt wichtig ſind. Die beſten derſelben gehören der Zeit des Auguſtus und ſeiner nächſten Nachfolger an. Reliefs finden ſich ſehr zahlreich an den öffentlichen Monumenten, wie z. B. an dem Triumphbogen des Titus, an dem Forum des Nerva, an der Trajansſäule, an der Säule des Antoninus Pius, an der Säule des Marcus Aurelius u. ſ. w. Von den idealen römiſchen S.en, welche die Fortſetzung der ſpäteren griechiſchen Kunſt bilden, nennen wir vor allen Dingen den ſogenannten belvederiſchen Apollo im Vatikan, in den Ruinen einer Villa des Nero gefunden und vermuthlich in der Zeit des Nero gearbeitet. In Rückſicht auf die Vollkommenheit der Ausführung und auf den äußerſt harmoniſchen Rhythmus der Bewegung iſt dies eins der wunderſamſten Kunſtwerke, welche die Welt kennt. Nach dem Zeitalter des Hadrian ſinkt auch die Darſtellung idealer Geſtalten raſch abwärts; auch die äußere ideale Behandlung ſchwindet mehr und mehr und macht hier einem trockenen und hölzernen Schematismus Platz.

Die S. der chriſtlichen Zeit bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Das Chriſtenthum trat der Kunſt des klaſſ. Alterthums anfangs mehr oder minder feindlich entgegen. Hatten ja doch bei Griechen und Römern die olympiſchen Götter in den Künſten, namentlich in der S. ihre höchſte Verherrlichung gefunden. Dazu kommen noch die Einfälle der nordiſchen Barbaren in das römiſche Reich, welche das Wiederaufblühen der Künſte ganz unmöglich machten. Nur die techniſchen Errungenſchaften der S. erhielten ſich in der byzantiniſchen Kunſt und pflanzten ſich auch nach Italien und Deutſchland fort, wo ſie bei der Anfertigung von Heiligenbildern und Gradmälern angewandt wurden, die aber wegen der Geſchmackloſigkeit des Styles der Beachtung gar nicht werth ſind. Seit dem 11. Jahrhundert

trit zwar in Italien die Steinſkulptur mit einem gewiſſen Anſpruch auf Geltung auf, in ſofern nimlich die Arbeiter häufig ihre Namen, zum Theil auch allerlei preiſende Beiwörter neben ihre Werke geſetzt haben; doch werden die Erwartungen, die dadurch hervorgerufen werden, darch die Anſchauung dieſer Werke nur wenig erfüllt. Bei Weitem die Mehrzahl derſelben erhebt ſich die ganze Periode des 12. Jahrhunderts hindurch nur wenig über den Standpunkt einer rohrn Barbarei.

Wie ein leuchtendes Meteor ſchwingt ſich über dieſr rohe Barbarei das Genie des Nicolo Piſano, deſſrn Werke zu den bedeutendſten Erſcheinungen gehören, welche die Kunſtgeſchichte aufzuzählen hat, und von dem man mit Rrcht die Entwicklung der neuern S. beginnen läßt. Piſano war um das Jahr 1200 geboren u. blieb bis in die ſechsziger Jahre des 13. Jahrhunderts hinab in erfolgreichrr Thätigkeit. Er wandte ſich von Anfang mit voller Entſchiedenheit dem Studium der Antike zu und faßte die Durchbildung der Form als den Hauptpunkt ſeiner künſtleriſchen Brſtrebungen ins Auge. Darin brachte er es zu einer merkwürdigen Vollendung, denn es ſind nur Einzelnheiten, die in ſeinen Werkrn noch auf die unbefangene Entwicklungsperiode der Kunſt zurückweiſen. Sein Auge ward aber ſo erfüllt von dem Wunderglanze des Alterthums, daß er die Bedeutung der Aufgaben, welche ſeine eigene Zeit erforderte, gänzlich vergaß, ſo daß die Geſtalten, in welchen ſich die Religion der Verſöhnung ausſprechen ſollte, in ſeiner Hand ein Gepräge erhielten, das ſie den Göttern u. Heroen der alten Welt gleich machte. Die Richtung des Nicolo Piſano beruhte zu ſehr in ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit und ſtand zu ſehr im Widerſpruch gegen die Intereſſen, welche die Geiſter ſeiner Zeit erfüllten, als daß ſie — abgeſehen freilich von der techniſchen Ausbildung, die durch ihn in die italieniſche S. eingeführt wurde — eine große Nachahmung hätte finden können. Seine namhaften Schüler wandten ſich von dieſer Richtung ab.

Die Hauptthätigkeit im Fache der S. gehört vom Ende des 13. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts Italien und vornehmlich Toskana an. An die Stelle des romaniſchen Styles tritt in dieſem Zeitraum der germaniſche und ſpäter der moderne Styl. Für die Einführung deſſelben hat am entſchiedenſten Giovanni Piſano, der Sohn des Nicolo (grb. 1240, † 1320), gewirkt, deſſen Arbeiten indeſſen nicht die Höhe der künſtleriſchen Ausbildung, welche aus den Werken ſeines Vaters erſichtlich iſt, zu erreichen vermochten. An ihn ſchließt ſich eine namhafte Folge von andern toskaniſchen Meiſtern an. Bedeutender noch war die Einwirkung des Giotto (1276—1336), deſſen künſtleriſche Richtung ohne Zweifel durch die Werke des Giovanni Piſano angeregt war, der aber wie kein Anderer ſeines Volkes den Geiſt der Zeit zu begreifen und in tiefſinnigen Bildern auszuprägen wußte. Seine bedeutendſten Leiſtungen gehören zwar der Malerei an, indeſſen war er auch in der S. thätig, wie ſeine zahlreichen Arbeiten an dem Glockenthurm des Domes von Florenz beweiſen. Den vorzüglichſten Antheil an der Ausführung der letzteren hatte Andrea Piſano, der die geſetzmäßigen Typen des germaniſchrn Styles mit Geſchick und künſtleriſchem Sinne zu handhaben und ſeinen Geſtalten zugleich das Gepräge rüſtiger Lebenskraft zu geben wußte. Sohn und Schüler des Andrea war Nino Piſano, ein Künſtler, der ſich durch anmuthig zarte und feine Durchbildung auszeichnet. — Andere namhafte toskaniſche Bildhauer des 14. Jahrhunderts ſind: Cinello; Alberto di Arnoldo (um 1360 blühend); Nicolo di Piero Lamberti aus Arezzo; Andrea di Cione, genannt Orcagna (1329—89).

Die italieniſche S. des 15. Jahrhunderts. Im 15. Jahrhundert macht ſich in Toskana das Streben nach formaler, auf den Geſetzen drr Antike gegründeter Durchbildung beſonders bemerkbar. Als einer derjenigen Bildhauer, die dieſe neue Kunſtrichtung begründet, iſt zunächſt Jacopo della Quercia, aus der Gegend von Siena gebürtig († um 1424), hervorzuheben. Jacopo ſteht an der Grenzſchride zwiſchen dem ältern und dem modernen Style der Kunſt, aber mit großer Kraft weiß er dem letztern Bahn zu brechen. Vorzugsweiſe iſt es nur die äußrre Brhandlung, was bei ihm noch an die älteren Meiſter erinnert; in der Anordnung des Gewandes entwickelt ſich bei ihm auf drr älteren Grundlage ein eigenthümlicher großartiger Schwung; für das friſche körperliche Leben zeigt er einen rege erwachten Sinn. Es iſt etwas von dem hohen Geiſte ſeines früheren Vorgängers, des Nicolo Piſano, in ſeinen Werken, ohne daß darin jedoch die Einſeitigkeit des letzteren bemerklich würde. Ein zweiter Hauptmeiſter der toskan. S. iſt Lorenzo Ghiberti aus Florenz (1378—1455), drſſen Arbeiten alle in Bronze ausgeführt ſind. Noch mehr, als Jac. della Quercia, bezeichnet er den entſchiedenen Uebergang aus der älteren Richtung (aus der des germaniſchen Styles) in die moderne Kunſt. Seine früheren Arbeiten haben, was die Hauptmotive der künſtleriſchen Anlage betrifft, noch weſentlich das Gepräge des germaniſchrn Styles, nur daß ſich dabei von vornherein eine größere Formenfülle und das Streben nach freirr Entwicklung und Bewegung bemerken läßt. Auch in ſeinen ſpätern Werken wird dies Gepräge nicht völlig verwiſcht; aber jetzt tritt, als ſehr bedeutſam, der Einfluß der Antike hinzu und bringt die anmuthvollſte und lauterſte Umbildung der urſprünglichen Richtung zu Wege. Doch nicht bloß in der Form an ſich, auch in der Kompoſition, und in dieſer noch mehr als in jener, äußert ſich in ſeinen ſpäteren Werken das moderne Element: ſofern es nämlich im Relief die in deſſen innerem Weſen begründeten ſtyliſtiſchen Geſetze verläßt und auf eine vollſtändig maleriſche Anordnung u. Wirkung hinſtrebt. Dies war allerdings ein bedeutender Mißgriff, da hierdurch ein Zwitterweſen entſtehen mußte, das weder nach der einen, noch nach der andern Seite einen beruhigenden

Digitized by Google

Eindruck hervorbringen konnte. Auch hat dieſe Neuerung für die ſpätere Zeit mannichfach üble Folgen hinterlaſſen. Ghiberti aber wußte dem unausbleiblichen Widerſpruch der Darſtellung mit ſo viel Geſchmack und feinem Sinn zu begegnen, daß derſelbe dennoch nicht auf empfindliche Weiſe wirkt, wußte überhaupt in ſeinen Werken, zumal in den ſpäteren, einen ſo hohen Adel, eine ſo zarte Anmuth zu entfalten, daß er jedenfalls den liebenswürdigſten und anziehendſten Meiſtern dee geſammten modernen Kunſt zuzuzählen iſt.

Dem Ghibeeti ſchließt ſich zunächſt ein jüngerer Meiſter an, der, in verwandter Richtung des künſtleriſchen Sinnes, ebenfalls ſehr ausgezeichnete Werke geliefert hat: Luca della Robbia (geb. um 1400, im J. 1480 noch als lebend genannt). Luca war ein Künſtler von vielſeitiger Thätigkeit; er lieferte Marmor- und Bronzearbeiten; vorzüglich zahlreich aber ſind ſeine Arbeiten im gebrannten Thon, die er mit einem glaſirten Ueberzuge verſah. Man nennt ihn als den Erfinder der letztgenannten Technik, welche die Terrakotten füe ihre Anwendung im Feeien vorzüglich geeignet machte; bei den Reliefs (bei denen das alſo zubereitete Material vorzugsweiſe in Anwendung kam) pflegte er die Figuren einfach weiß zu färben, doch mit Bezeichnung der Augenſteene, den Grund dagegen blau zu halten, woduech ee Beides auf angemeſſene Weiſe von einander trennte; ſonſt wuede zumeiſt nur bei Nebendingen eine anderweitige Färbung angebracht. Die Aebeit der glaſirten Teerakotten ward übrigens ſehr bald ein beliebtee Handelsartikel, und es gingen die Wezke ſolchee Art aus der Weekſtatt des Luca della Robbia in alle Welt.

Als Drittee, der neben Jacopo della Quercia und Loeenzo Ghiberti die Richtung der modernen Kunſt begründet hat und dee zu ſolchem Beruf durch eine nicht geringere künſtleriſche Kraft ausgerüſtet wae, iſt Donato di Betto Bardi (gewöhnlich Donatello genannt, 1383—1466) anzuführen. Bei dieſem Meiſtee erſcheint aber das Verhältniß zwiſchen alter und neuer Zeit bereits völlig gelöſt; von den Elementen jener iſt bei ihm nichts mehr zu bemerken, wäheend ee das, was die modeene Kunſt zunächſt als ausſchließliches Eigenthum in Anſpruch nimmt, mit voller Energie ins Leben einführt. Seine Richtung geht weſentlich dahin, eine kraft- und lebenvolle Körperlichkeit und hierin das ganze Gefühl der irdiſchen Exiſtenz zur Erſcheinung zu bringen; er ſcheeitet bei ſolchem Streben bis zum Ausdrucke der herbſten Leidenſchaft vor, unbekümmert, ob hiermit ein edler geſtimmtes Gemüth ſich einverſtanden eeklären könne, aber ee eröffnet daduech der Kunſt ganz neue Bahnen, welche den Geſichtskreis weſentlich eeweitern mußten. Zugleich iſt er derjenige Meiſter, der ſich zuerſt faſt rückhaltlos dee Antike hingab, und der durch die Befolgung von den Geſetzen der letzteren eine wohlthätige Milderung jenes einſeitig realiſtiſchen Strebens, d. h. eine ſtylgemäße Faſſung für ſeine Darſtellungen, gewann. An Donatello reiht ſich eine bedeutende Anzahl von Mitſtrebenden u. Nachfolgern an; doch wußten dieſe die von ihm begründete Richtung zum Theil wiedernm auf mannichfach eigenthümliche Weiſe umzubilden.

Andrea Veeocchio von Fioeenz (1432—1488) wied ebenfalls als Schüler des Donatello bezeichnet. Er faßte das durch den letzteren u. ſeine Zeitgenoſſen eingeleitete Naturſtudium mit ungemeiner Gründlichkeit und Tiefe, auf, und war durch die weitere Ausbildung deſſelben von bedeutender Einwiekung auf den Entwickelungsgang der geſammten toskaniſchen Kunſt; doch mangelt ſeinen Werken insgemein die höhere Poeſie der Auffaſſung. Von Verocchio wird bemerkt, er habe zuerſt den Gebrauch eingeführt, Körpertheile behufs des Studiums in Gyps abzuformen; dieſer Gebrauch habe ſodann Anlaß gegeben, daß man in ſolcher Weiſe ſich Bildniſſe der Verſtorbenen eehalten habe. Auch ſey man hiervon zu der Fertigung von Wachsbildniſſen übergegangen, indem man die aus Wachs gebildeten nackten Köepertheile naturgemäß übeeall, das Uebrige aber aus wirklichen Haaren und Gewandſtoffen hergeſtellt habe. Man arbeitete in dieſer Weiſe ganze Poeträtfiguren u. ſtellte dergleichen öffentlich in den Kirchen auf, was als eins der vorzüglichſt charakteriſtiſchen Zeugniſſe für die realiſtiſche Richtung der damaligen Kunſtintereſſen gelten dürfte.

Unter den übrigen florentiniſchen Bildhauern, die als Schüler des Donatello genannt werden, iſt zunächſt Nanni d'Antonio di Banco († 1430) zu erwähnen; ſodann Michelozzo Michelozzi, deſſen ſeltene Bildhauerarbeiten wenigee Eneegie, als das Streben nach zarterer Anmuth erkennen laſſen. Daſſelbe Streben, aber aufs Liebenswürdigſte durchgebildet u. mit einer anſprechend weichen Ausſuhrung vereint, ſieht man in den Werken des Antonio Roſſelini. Derſelben Richtung gehöet der Bruder des letzteren, Bernardo Roſſelini († 1490), und Deſideeio da Settignano an.

Andere Bildhauee der toskaniſchen Schule zeigen ebenfalls das Streben, jene durch Donatello begründete leichtere und mehr bewegliche Formendildung mit der weicheren Anmuth, für welche das Vorbild beſonders in Ghiberti's Werken hergeſtellt war, zu veeſchmelzen. Dahin gehört zunachſt Mino da Fieſole († 1486), ein Schüler des Deſiderio da Settignano, der zuweilen der Grazie ſeines Meiſters nahe ſteht, zuweilen abee auch als ein mehr handwerksmäßigee Nachahmer deſſelben eeſcheint.

In Oberitalien ſcheint ſich die moderne Richtung der S. ſpäter und nicht ohne Einfluß von Seiten dee toskaniſchen S. entwickelt zu haben. In der Lombardei ſehen wir gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine zahlreiche Bildhauerſchule beſchäftigt, die Karthauſe bei Pavia mit mannichfachem plaſtiſchen Schmucke zu verſehen. Alle Einzelntheile dieſer Façade, alle Flächen, Streifen und Niſchen ſind überreich mit Bildwerken geſchmückt; auf ähnliche Weiſe auch verſchiedene Monumente, die ſich im Innern der Kirche befinden. Vieles von dieſen Arbeiten reicht freilich in das 16. Jahrhundeet, zum Theil bis in deſſen ſpäteee Zeit hinübee. Diejenigen Skulptueen, die noch das Gepeäge des 15.

Jahrhunderts tragen, zeichnen ſich durch eine eigenthümliche Zartheit und Grazie, durch eine ſinnvolle Anmuth aus. Von den Meiſtern, die zur Fertigung dieſer Kunſtwerke beigetragen haben, nennen wir Antonio Amadeo und Andrea Fuſina.

Die italieniſche S. in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts erreichte die bildende Kunſt in Italien ihren Höhepunkt. Nachdem man der realen Elemente der Darſtellung Herr geworden war und den Sinn durch das Studium der Antike gebildet und geläutert hatte, wandte man ſich mit einer hohen und freien Anſchauung der Welt und des Lebens aufs Neue den großen Ueberlieferungen der Vergangenheit zu, um ſie künſtleriſch darzuſtellen. Die vorzüglichſten Mittelpunkte der S. ſind für jetzt, wie im 15. Jahrhundert, Florenz und Venedig, denen ſich ſodann, wie dort, Neapel anſchließt. Wir betrachten zunächſt die bedeutendſten Künſtler, die in Florenz thätig waren oder von dort ausgingen. Um den Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts treten uns in Florenz vorerſt zwei Meiſter entgegen, deren Arbeiten, in einer einfach ſchlichten Würde gehalten, den Anfang des neuen und freieren Strebens bezeichnen: Baccio da Montelupo u. Benedetto da Rovezzano. Zu einer höhern und großartigeren Entwicklung führen die Kunſt: Giovanni Francesco Ruſtici, ein Schüler des Andrea Verocchio, und Contucci, genannt Sanſovino († 1529). Als dritter neben Ruſtici und A. Sanſovino iſt Michel Angelo Buonarotti (1474—1564) zu nennen. Die S. war das Fach, welches dieſer Künſtler zu ſeinem eigentlichen Beruf erſehen hatte, obſchon er auch in der Architektur, wie bereits früher angeführt iſt, Bedeutendes (zwar zumeiſt wenig Erfreuliches) leiſtete, und obſchon er beſtimmt war, die reichſten u. edelſten Erzeugniſſe ſeines Geiſtes durch den Pinſel herzuſtellen. Michelangelo faßte das realiſtiſche Streben des fünfzehnten Jahrhunderts — wenn man es bei ihm noch ſo nennen darf — im großartigſten Sinne auf; wie die Werke der Antike, ſo haben auch ſeine Geſtalten in ſich ihr Genügen und ihre Befriedigung; aber ſie tragen zugleich ein eigenthümliches, hochgewaltiges Gepräge, das ſie zum Ausdruck, zur unmittelbaren Perſonifikation der elementariſchen Kräfte, welche die Welt halten und bewegen, zu machen ſcheint. Wo ſolche Darſtellungsweiſe mit dem Gegenſtande in Einklang ſteht, da wirken ſie höchſt ergreifend auf den Sinn des Beſchauers; aber auch in andern Fällen ſtrebt Michelangelo gern nach demſelben Eindrucke hin und er erreicht denſelben alsdann zumeiſt nur auf Koſten der Naivetät (d. h. der Wahrheit). So beginnt mit ihm, der einen der höchſten Glanzpunkte der neuern Bildnerei bezeichnet, zugleich auch, und beſonders in der ſpäteren Zeit ſeines thatenreichen Lebens, der Verfall der Kunſt, der in dem Streben nach äußerem Scheine beruht. Am wenigſten gilt das Letztere von ſeinen Jugendwerken, in denen ſeine ungeſtüme Kraft noch ſchlummernd erſcheint; noch wie träumend unter dem milderen Hauche der Kunſt, die in den Zeiten ſeiner Jugend in Florenz blühte. Außer andern großen Arbeiten lieferte Michel Angelo die Grabmonumente zweier Verwandten des Papſtes Leo X., ſeines Bruders Giuliano de Medici und ſeines Neffen, Lorenzo, Herzogs von Urbino. Die Statue des Lorenzo, in tiefem Sinne daſitzend, daher von den Italienern treffend „der Gedanke“, il pensiero, benannt, iſt als Michel Angelo's Meiſterwerk im Fache der S. zu bezeichnen; ſie erſcheint durchaus edel, klar und gemäßigt. Zu ſeinen trefflichſten S.en gehört ferner die Statue eines auferſtandenen Chriſtus. Obgleich Baccio Bandinelli (1487 — 1559) ein heftiger Nebenbuhler Michel Angelo's war, ſo ſtand er doch weſentlich unter ſeinem Einfluſſe. Er zeigt ein ähnliches Streben nach Großartigkeit, doch bereits in ungleich mehr manieriſtiſcher Weiſe. Zu den bedeutendſten Arbeiten dieſes Meiſters gehören die Figuren, Propheten, Apoſtel, Tugenden u. dergl., welche er für die Choreinfaſſung des Domes von Florenz arbeitete. Unter den eigentlichen Schülern des Michel Angelo dürften hier zwei hervorzuheben ſeyn, die ſich gemäßigter, als viele Andere, der Großartigkeit des Meiſters anzuſchließen wußten: Gio. Ang. Poggibonzo, gen. Montorſoli, und Raphael da Montelupo. Gleichfalls als Nachfolger des Michel Angelo, und zum großen Theil wenigſtens der in der Rede ſtehenden Periode angehörig, iſt Benvenuto Cellini (1500—1572) zu nennen. Benvenuto war eigentlich Goldarbeiter und hat in dieſem Kunſtfache Vieles gearbeitet; doch hat er auch mancherlei Werke andrer Gattung, zum Theil von koloſſalſter Dimenſion geliefert. Seine Arbeiten haben insgemein, in der Anordnung wie im Style, einen mehr dekorativen Charakter. Längere Zeit hielt er ſich in Frankreich auf, wohin er von Franz I. berufen war.

Lebhafte und anziehende Entwickelungsmomente finden ſich zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts in der oberitalieniſchen S., vornehmlich im Gebiete von Venedig. Sie ſchließen ſich im Einzelnen der antiken Darſtellungs- und Behandlungsweiſe ſehr nahe an, was, wie es ſcheint, vornehmlich durch jene Beſtrebungen veranlaßt wurde, welche der Schule von Padua, zunächſt zwar im Gebiete der Malerei, ihr Daſeyn verdankten. In dieſem Bezuge iſt hier zuerſt Andrea Riccio von Padua, genannt Briosco (1480—1532) anzuführen, deſſen Arbeiten mehr oder weniger eine geiſtvoll lebendige, ſelbſt zarte Aufnahme und Aneignung antiker Elemente erkennen laſſen. Sodann die Künſtlerfamilie Lombardi, die zu derſelben Zeit und in ähnlicher Richtung begriffen in Venedig blühte. Unter den Gliedern dieſer Familie werden als Bildhauer beſonders Pietro Lombardo und ſeine Söhne Tullio und Antonio gerühmt.

Durch Jacopo Tatti aus Florenz (1479—1570), der urſprünglich ein Schüler des Andrea Sanſovino war und nach dieſem gewöhnlich Jacopo Sanſovino genannt wird, der ſich nachmals jedoch mehr der Richtung Michelangelo's zuneigte, ward auch die letztere nach Venedig

Digitized by Google

verpflanzt. Dies geſchah, ſeit Jacopo ſeinen Aufenthalt zu Rom (nach der Plünderung dieſer Stadt durch die Kaiſerlichen, 1527) mit dem zu Venedig vertauſcht hatte u. hier durch zahlreiche Werke, ſo wie durch eine bedeutende Anzahl von Schülern, die ſeinen Styl nachzuahmen ſtrebten, bis an ſeinen Tod den bedeutendſten Einfluß ausübte. Indeß gehört Jacopo Sanſovino keineswegs zu jenen einſeitigen Nachahmern des Michelangelo, wie deren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſo viele auftauchten, die nur in der Uebertreibung der Einſeitigkeiten des Meiſters das Heil für die Kunſt zu finden wähnten; im Gegentheil iſt in ſeinen Arbeiten häufig eine zartere Formgebung, eine eigenthümliche Liebenswürdigkeit zu bemerken, die eben ſo ſehr, wie dem eigenen Sinn des Künſtlers, eines Theils wohl den Nachwirkungen ſeines urſprünglichen Meiſters, andern Theils dem allgemeinen künſtleriſchen Streben, in welches er zu Venedig eintrat, zugeſchrieben werden muß. Unter ſeinen Schülern und gleichſtrebenden Zeitgenoſſen zu Venedig, mit denen er, wie bemerkt, mehrfach gemeinſchaftlich arbeitete, ſind beſonders hervorzuheben: Daneſe, Cattaneo, Girolamo Campagna, Aleſſandro Vittoria, Giulio dal Moro, Tiziano Aſpetti, Franceſco Segala, Tiziano Minio u. A. m.

Unter den lombardiſchen Meiſtern des 16. Jahrhunderts ſind der Erwähnung würdig: A. Agoſtino Buſti, genannt Bambaja, von Mailand, Franceſco Brambilla und Marco Agrate.

Die nordiſche S. vom Anfang des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Der nordiſchen S. mangelt in dieſer Periode jene Größe und Würde der Formen, welche die italieniſche ſich unter dem Einfluß der Antike in immer ſteigendem Grade anzueignen wußte. Es entſtehen zwar ſchon um den Schluß des 12. Jahrhunderts in den S.en von Wechſelburg und Freiberg Werke, die in dem Adel ihrer Erſcheinung mit den Erzeugniſſen der ſich an die Antike anſchließenden Richtung gleichzuſtellen ſind; aber die durch das Aufleben der klaſſiſchen Wiſſenſchaften gewonnene neue Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, die ſich in Italien über alle Gebiete des Könnens und Wiſſens gleichmäßig verbreitet, koncentrirt ſich in Deutſchland auf das Religiöſe und nimmt für die Durcharbeitung der Reformation alle geiſtigen Kräfte ſo ausſchließlich in Anſpruch, daß im Allgemeinen die plaſtiſche Kunſt auf derſelben Stufe der Entwickelung ſtehen bleibt, auf welcher ſie bereits mit dem Beginn dieſes Zeitraums erſcheint.

Für die ſelbſtſtändige S. in Stein und Holz ſind für die frühere Zeit des 15. Jahrhunderts bis jetzt nur wenige bedeutende Arbeiten anzuführen. Zu den wichtigſten gehören die Bildwerke der Kanzel in der Stephanekirche zu Wien, welche von Andre Grabner und Peter von Nürnberg gefertigt ſeyn ſollen.

Einer der bedeutendſten und thätigſten Meiſter in etwas ſpäterer Zeit, über deſſen Werke uns zugleich eine umfaſſende Kunde vorliegt, war Adam Kraft († 1507). Seine vorzüglichſte Thätigkeit gehört Nürnberg an; er befolgt in ſeinen Werken das auf entſchiedene Charakteriſtik und treue Lebenswahrheit gerichtete Streben der dortigen Schule, in jener Schärfe und Herbigkeit der Behandlung, die zu ſeiner Zeit auch in der nürnbergiſchen Malerei ſichtbar wird. Unter ſeinen Arbeiten in Nürnberg ſind hervorzuheben: die Reliefs der Paſſionsgeſchichte an den ſieben, zu dem Johanneskirchhofe hinausführenden Stationen (1490); die großen Darſtellungen der Paſſion am Aeußeren von St. Sebald (1492). Als ein ſehr bedeutender, etwas jüngerer Zeitgenoß des A. Kraft und als ein Künſtler von verwandter Richtung iſt Tilman Riemenſchneider von Würzburg zu nennen; eben ſo zeichnet ſich in ſpäterer Zeit im 15. Jahrhundert Jörg Syrlin der Aeltere von Ulm durch ſeine Eigenthümlichkeit aus.

Ungleich umfaſſender, als im Bereich eines ſelbſtſtändigen Schaffens, tritt uns die deutſche S. an denjenigen Werken entgegen, die ſie in unmittelbarer Verbindung oder in einem anderweitigen nähern Verhältniß mit der Malerei hervorgebracht hat. Dies ſind vornehmlich die großen Altarwerke, deren Inneres in der Regel mit bemalter und vergoldeter S. (in Holz geſchnitzt) ausgefüllt iſt, während das Aeußere durch wirkliche Gemälde nicht ſelten auf mehrfach über einander zu klappenden Flügeln gebildet wird. Ein großer Theil der damaligen deutſchen Malereien findet ſich an ſolchen, durch beide Künſte gemeinſchaftlich hervorgebrachten Werken. Die ganze Beſchaffenheit derſelben bringt es mit ſich, daß bei der Behandlung der S.en plaſtiſche und maleriſche Principien auf eine, mehr oder weniger gleichmäßige Weiſe zur Anwendung kamen; natürlich herrſcht aber bei den größern Statuen, die in der Regel den Mittelſchrein des Geſammtwerkes ausfüllen, mehr das plaſtiſche Princip, bei den dramatiſch durchgebildeten Darſtellungen hingegen, die zumeiſt in den Seitenſchreinen enthalten ſind, mehr das maleriſche Princip vor; letzteres in einer Weiſe, daß ſie insgemein als Hautreliefs mit freiſtehenden Statuen im Vordergrunde erſcheinen. Die früheren Altarſkulpturen von Bedeutung, die der in Rede ſtehenden Periode angehören, finden wie in Oberdeutſchland, vornehmlich in Schwaben. Dann erſcheint zunächſt eine bedeutende Thätigkeit im Fache der in Rede ſtehenden Skulpturgattung an denjenigen Altarwerken, die durch Michael Wohlgemuth in Nürnberg beſchafft wurden. Als ein namhafter Bildſchnitzer erſcheint in Nürnbeeg, nach Michael Wohlgemuth, Veit Stoß aus Krakau (1447—1542). Dieſer Künſtler zeichnet ſich durch eine eigenthümlich zarte, naive Anmuth aus, die vornehmlich ſeinen weiblichen Geſtalten ein anziehendes Gepräge gibt; doch iſt er nicht frei von Manier, und in dem Streben, die alterthümliche Härte des Faltenbruches zu vermeiden, verfällt er hier zumeiſt in ein ſeltſam zerknittertes Weſen. Veit Stoß tritt übrigens erſt um den Beginn des 16.

Jahrhunderts in Nürnberg auf; ſeine Bildung und die blühendſte Zeit ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit dürften ſeiner Heimath angehören, wo die Pracht- und Kunſtliebe der Jagelloniden eine lebendige Theilnahme an den Werken der Kunſt zu erwecken wohl im Stande war. Neben Veit Stoß waren in Nürnberg gleichzeitig aber auch noch andere Meiſter im Fache der Bildſchnitzerei thätig, wie dies namentlich eine höchſt gediegene, durch großen Adel und reine Schönheit ausgezeichnete Madonnenſtatue, ohne Zweifel zu der Gruppe eines Kruzifix gehörig, bezeugt, die ſich in der Sammlung der dortigen Kunſtſchule befindet.

In Niederdeutſchland erſcheint die Kunſt der Schnitzaltäre nicht minder verbreitet. Namentlich ſoll Weſtphalen einen großen Reichthum an ſolchen Werken, und unter ihnen im Einzelnen höchſt vollendete, beſitzen. Als ein ſehr eigenthümliches und höchſt bedeutendes Werk iſt das große Altarſchnitzwerk im Chore des Domes von Schleswig anzuführen, welches durch Hans Brügemann (1515—1521) gefertigt wurde. Der Inhalt der zahlreichen Darſtellungen deſſelben bezieht ſich vornehmlich auf die Paſſionsgeſchichte; Bemalung und Vergoldung ſind bei ihnen nicht angewandt. Die Auffaſſung iſt derb naturaliſtiſch, aber ungemein lebenvoll; die Volksſcenen ſind mit humoriſtiſcher Laune durchgebildet, die idealeren Geſtalten von ſolcher Richtung aus zu einer großartigen Würde geſteigert. Die Kompoſitionen ſind maleriſch angelegt, die Geſtalten im Einzelnen jedoch zugleich mit glücklichem plaſtiſchen Sinne behandelt. Außerdem ſchreibt man dem H. Brügemann noch die Reſte eines Tabernakels aus der Kirche von Huſum, ſo wie einen Altar in der Pfarrkirche von Segeberg zu; letzterer, wiederum bemalt und vergoldet, erſcheint als eine Jugendarbeit des Meiſters.

Bronze-Arbeit. In einer zum Theil weſentlichen Verſchiedenheit von den ſtyliſtiſchen Eigenthümlichkeiten der übrigen deutſchen Bildnerei erſcheint die Mehrzahl der deutſchen Bronzearbeiten dieſer Periode, namentlich derjenigen, welche durch die Familie Viſcher in Nürnberg geliefert wurden. An den deutſchen Bronzen hatten ſich bis tief ins 15. Jahrhundert hinein die Typen des germaniſchen Styles erhalten. Dieſe Typen werden jetzt wieder aufgenommen, im Einzelnen dem Sinne der Zeit gemäß modifiziert, ſodann aber durch eine mehr und mehr geſteigerte Aufnahme der antiken Bildungsweiſe zu neuer eigenthümlicher Ausbildung gefördert. Aber die Zeitumſtände waren zu ungünſtig, um dieſe Entwickelung zur höchſten Vollendung fortzuführen. Die bedeutendſte Arbeit von Peter Viſcher, der im Jahre 1489 Meiſter wurde und 1529 †, iſt das Sebaldusgrab in der Sebalduskirche in Nürnberg. Auch die Grabmonumente in der Kirche zu Römhild werden ihm zugeſchrieben. Dort ſehen wir Viſcher mit völliger Entſchiedenheit der germaniſchen Bildungsweiſe zugewandt und zugleich beſtrebt, dieſelbe durch die Aufnahme antiker Elemente weiter zu entwickeln. So ſind namentlich die Statuen der Apoſtel ganz in der Weiſe der deutſch-germaniſchen S. behandelt, ſo daß im Einzelnen ſelbſt die Mängel derſelben in mehrfach gezwungenen Stellungen in einer gewiſſen Trockenheit des Gehaltes ſichtbar werden; dabei aber ſind ſie voll Charakter, voll Großheit und idealer Würde. Zur Erklärung der antikiſirenden Elemente, die in P. Viſchers ſpäteren Werken hervortreten, hat man geglaubt mehrfach wiederholte Reiſen des Meiſters nach Italien annehmen zu müſſen. Wir laſſen dieſe dahingeſtellt. Aus guter Quelle wird jedoch berichtet, daß ſein älteſter Sohn Hermann Viſcher (der Jüngere, zum Unterſchiede vom Großvater) eine Reiſe nach Italien gemacht und viele Studien heimgebracht habe, die dem Vater wohlgefallen und den Brüdern zur Uebung gedient hätten. Als ein trefflicher Schüler und Nachfolger des P. Viſcher wird, außer ſeinen Söhnen, noch Pankraz Labenwolf gerühmt; ihm ſchreibt man das ſog. Gänſemännchen auf einem Brunnen hinter der Frauenkirche in Nürnberg zu, eine mit humoriſtiſcher Naturwahrheit gearbeitete Bronzefigur eines Bauern, der unter den Armen ein paar Gänſe trägt.

Noch ſind ſchließlich die Reihefolgen von Bronzeſtatuen zu erwähnen, welche in der Hofkirche von Innsbruck, als Umgebung des Grabmales Kaiſer Maximilians I., aufgeſtellt ſind. Sie wurden theils in der erſten, theils in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegoſſen; als die Meiſter, die an ihrer Ausführung vorzüglich Theil haben, werden Stephan und Melchior Godl (um 1529) und Hans Lendenſtrauch erwähnt.

Kleineres Schnitzwerk. An kleinem Schnitzwerk in Holz, Speckſtein und feinem Marmor wurde im Anfange des 16. Jahrh. in Deutſchland mancherlei Anmuthiges gearbeitet; in den Kunſtſammlungen finden ſich nicht ſelten Stücke dieſer Art, die theils durch die Zierlichkeit der Technik, theils durch die geiſtvolle Auffaſſung anziehend ſind. In Nürnberg waren in dieſer Kunſtgattung beſonders ausgezeichnet: Ludwig Krug († 1535) und Peter Flötner († 1546). Auch Maler lieferten Manches der Art, namentlich Albrecht Dürer; doch wird dem letzteren Unzähliges von ſolchen Werken mit großem Unrecht zugeſchrieben. Vorzüglich bedeutend zeigt ſich die Schnitzkunſt des kleinen Maßſtabs in der Fertigung von Bildnißmedaillons, die in der Regel in Speckſtein oder Holz geſchnitten, häufig auch geformt und in Metall abgegoſſen wurden. Es liegt in der Natur der Sache, daß ſich von ſolchen Metallabgüſſen, da ſie mehrfach gefertigt wurden, eine ungleich größere Zahl erhalten hat, als von den Originalen; von eigentlichen Originalwerken beſitzt die königl. Kunſtkammer zu Berlin eine namhafte Anzahl äußerſt werthvoller Arbeiten. In der That entfaltet ſich in dieſen kleinen Werken, indem ſie von der einfachen Naturanſchauung ausgehen, nicht ſelten eine ſo hohe Schönheit, ein ſo reiner und geläuterter Styl, daß ſie wiederum zu den edelſten Erzeugniſſen der geſammten deutſchen Kunſt gerechnet werden müſſen, und daß ſie den italieniſchen Porträtmedaillen der beſten Zeit als

durchaus ebenbürtig zur Seite ſtehen. Vorzüglich unterſcheiden wir in dieſen Arbeiten zwei Hauptſchulen, die von **Nürnberg** und die von **Augsburg**. Jene, deren Originale zumeiſt aus Speckſtein geſchnitzt ſind, laſſen, mehr oder weniger deutlich, das nürnbergiſche Beſtreben nach einer gewiſſen entſchiedenen Styliſtik erkennen. Einige wenige Arbeiten der nürnberger Schule aus der frühern Zeit des 16. Jahrh. ſind von **Albrecht Dürer** gefertigt. Sie zeichnen ſich durch eine geiſtreiche Leichtigkeit der Behandlung aus. Andere ſchreibt man mehren ſeiner Schüler zu. Für die vorzüglichſten Werke jedoch, die dem 2. Viertel des Jahrhunderts angehören und die mit jenem Beſtreben eine ungemein feine Durchbildung verbinden, fehlen die Namen der Meiſter. — Die augsburgiſchen Medaillons, deren Originale vorherrſchend aus Holz geſchnitzt ſind, zeigen größtentheils eine naivere, aber mit der höchſten Zartheit u. Anmuth durchgeführte Beobachtung des Lebens. Die vorzüglichſten dieſer Art darf man nicht ohne Grund dem **Hans Schwarz** v. Augsburg zuſchreiben, der gerade in ſolchen Arbeiten vor allen Zeitgenoſſen gerühmt wird. Einige wenige augsburgiſche Arbeiten zeigen dagegen abweichend eine eigenthümlich breite u. nicht ganz günſtig durchgeführte Styliſtik, die man wohl durch den Einfluß italieniſch antikiſirender Kunſt erklären darf. Andere treffliche Porträtmedaillen, wiederum von abweichender Eigenthümlichkeit, gehören Niederdeutſchland an. Als ein paar namhafte Meiſter dieſer Gegend ſind **Hieronymus Magdeburger** u. vornehmlich der Goldſchmied **Heinrich Reltz** von Leipzig anzuführen.

Die S. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. A. **Italien.** In der italieniſchen S. ſehen wir den Styl des Michelangelo von vorzüglichem Einfluß, theils ſo, daß man demſelben ganz in der Weiſe zu folgen ſich beſtrebte, wie er durch den Meiſter ſelbſt vorgebildet war, theils ſo, daß man andere Schulrichtungen nach den Eigenthümlichkeiten ſeines Styles umzuändern ſuchte. Als die bedeutendſten Bildhauer der erſtern Klaſſe ſind **Guglielmo della Porta** (1577) und **Vincenzio Danti** (1530—67) zu nennen. **Bartolommeo Ammanati** (1511—92), ein Schüler des Bandinelli und des Jac. Sanſovino, hat eine bedeutende Anzahl von Werken geliefert, die zum Theil wenigſtens noch an die anſprechendere Weiſe des letztgenannten Meiſters erinnern. **Giovanni Bandini**, genannt Gio. dall' Opera, und **Leone Leoni** haben eine mehr zierliche Richtung, die ſich beſonders bei dem letzteren zu einer eigenthümlich feinen, aber doch in dem damaligen manierirten Zeitgeſchmack befangenen Grazie entwickelt. **Giovanni da Bologna** (1524—1608, ein Niederländer von Geburt) erſcheint wiederum als ein talentvoller und werkthätiger, aber nicht ſonderlich geiſtreicher Nachfolger des Michelangelo. Im Fache der Medaillen- und Steinſchneidekunſt begegnen wir wiederum einer bedeutenden Anzahl von Arbeiten, die ſich zum Theil auch in dieſer Zeit noch durch ein beachtenswerthes Kunſtverdienſt auszeichnen. Als beſonders namhafte Meiſter in beiden Fächern ſind zunächſt zu nennen: der ſchon angeführte **Leone Leoni**, dem ſein Sohn **Pompeo** nachſtrebte; **Jacopo da Trezzo** und **Gio. Antonio de Roſſi**. Sodann die Brüder **Gio. Paolo** und **Domenico Poggini**, beides eigentlich Goldſchmiede; **Federico Bonzagna**, durch Medaillen von vorzüglich reinem Style ausgezeichnet, **Paolo Silvatico** u. A. m.

B. **Frankreich.** Von König Franz I. wurde der Bildhauer Benvenuto **Cellini** nach Frankreich gerufen, deſſen Einfluß das damals in der franz. Kunſt ſchon vorhandene Streben nach einer eigenthümlichen Grazie und nach einer geſuchten Eleganz noch weiter entfaltete, ſo daß es öfters in Manier ausartete. Da die künſtleriſchen Dekorationen des Schloſſes **Fontainebleau** den Mittelpunkt der Kunſtbeſtrebungen dieſer Zeit ausmachten, ſo begreift man den geſammten Kreis der Künſtler, welche damals in Frankreich thätig waren, gewöhnlich unter dem Namen der Schule von Fontainebleau. Ihre Blüthe gehört der Mitte und der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Als namhaft bedeutende Künſtler dieſer Schule ſind zunächſt einige Bildhauer hervorzuheben, deren Werke, bei den ebengenannten Eigenthümlichkeiten, doch zumeiſt durch edle Anordnung, durch feinen Sinn und zarte, verſtändige Ausführung anziehen: **Jean Goujon** († 1572), der bedeutendſte Meiſter dieſer Zeit; **Germain Pilon** († 1590); **Jean Couſin** († 1589); **Barthélemy Prieur**; **Pierre Francheville**; **Paul Ponce**.

C. **Die Niederlande und Deutſchland.** Von der niederl. und deutſchen S. dieſer Periode iſt faſt nichts zu erwähnen. Nur in den Porträtmedaillen und in den Bronzearbeiten treten einige tüchtige Meiſter auf. In dem erſtern Fach nennen wir: **Matthias Karl** und **Valentin Maler** in Nürnberg, **Konſtantin Müller** in Augsburg, **Jakob Gladehas** in Berlin, **Paulus van Vianen**, **Steven van Holland**, **Konrad Bloc**. Als Bronzegießer zeichneten ſich aus: **Wolf Hilger** von Freiberg, **Gio. Maria Noſſeni**, **Benedikt Wurzelbauer** (um 1580), **Hubert Gerhard** (um 1590), **Adrian de Vries**, **Johann Reiche** und **Hans Kreuzer**.

Die S. des 17. und 18. Jahrh. Es entwickelte ſich zwar im Anfang des 17. Jahrh. im Gebiete der Kunſt eine neue kühne Lebensthätigkeit, die mit den auf den andern Gebieten des Geiſtes entſtandenen und bis zum gewaltigen Sturm hinausbrauſenden Bewegungen in der innigſten Wechſelwirkung ſtand; aber die S. erſcheint dabei im Allgemeinen von geringer Bedeutung, da ſie an ſich zum Ausdruck einer ungeſtümen geiſtigen Bewegung weniger geeignet erſcheint. Doch gibt es einzelne erfreuliche Ausnahmen von der allgemeinen Regel. So treten uns in **Italien** bereits im Beginn dieſer Periode einige wenige Erſcheinungen entgegen, die allerdings anziehend wirken und die eine, obgleich nicht von weiter umfaſſenden Erfolgen begleitete Rückkehr von jenen manieriſtiſchen

Digitized by Google

Bewegungen der jüngſten Vergangenheit zu bezeichnen ſcheinen. Dahin gehören die Arbeiten des Stefano Maderno (1571—1636) aus der Lombardei und des Toskaners Pietro Bernini (1562—1629). Der Sohn dieſes Pietro, Lorenzo Bernini (1598—1680), ward der hochberuhmte Meiſter ſeiner Zeit im Fache der S. Ein rüſtiges, leicht und viel bewegliches Talent befähigte ihn zu ſo ausgezeichneter Bedeutung, mehr aber noch der Umſtand, daß er mit dieſem Talent ſich der Strebungen der Zeit zu bemächtigen und ſie in Marmor auszudrücken wußte. Es iſt etwas Rauſchendes, ekſtatiſch Bewegtes in ſeinen Geſtalten, und zugleich im Einzelnen der Behandlung eine Naturwahrheit, durch welche dieſe Gluth des Gefühls dem Beſchauer unmittelbar nahe gerückt wird. Aber die Begeiſterung iſt bei ihm kein freier Erguß des Innern, ſie erſcheint weſentlich nur als eine Erhitzung des nüchternen Verſtandes, u. darum haben ſeine Darſtellungen durchweg ein mehr oder weniger affektirtes Gepräge; zugleich treibt ihn ſein Streben nach Naturwahrheit zu einer maleriſchen Behandlungsweiſe, in welcher ſich die Geſetze des plaſtiſchen Styls völlig auflöſen. Dies zeigt ſich, um nur ein paar ſeiner zahlreichen Schöpfungen anzuführen, eben ſo an ſeinen mächtigen Geſtalten des Konſtantin (zu Pferde, im Vatikan (und des Longinus) in der Peterskirche) wie an den zartern der heil. Thereſe, die ohnmächtig vor dem göttlichen Strahle niederſinkt (in St. Maria della Vittoria) und der heil. Bibiana (in der dieſer Heiligen gewidmeten Kirche). In andern Werken, wie z. B. in der brillanten Kathedra des heil. Petrus in der Peterskirche, ſteigert ſich ſein Beſtreben ſogar bis zum barbariſchen Ungeſchmack. Lorenzo Bernini übte einen höchſt bedeutenden Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen und Nachfolger aus. Unter jenen iſt vornehmlich Aleſſandro Algardi (1598—1654) hervorzuheben, der in der Behandlung der Form zwar mehr an dem Vorbilde der Antike feſtzuhalten ſuchte, der aber nicht minder in Affektation und unpaſslich maleriſche Kompoſitionsweiſe gerieth. Neben ihm ſind Francesco Mocchi (urſprünglich ein Schüler des Giovanni da Bologna, † 1646) und Andrea Bolgi († 1656) anzuführen. Unter den Nachfolgern Bernini's mögen, neben unzähligen andern, Ercole Ferrata und Antonio Raggi genannt werden. — Der Einfluß des Bernini erſtreckt ſich auch noch auf die italieniſche S. des 18. Jahrh.; doch kehrt man in dieſer Zeit allmählig von einer mehr bewegten Darſtellungsweiſe zu einer ſolchen zurück, in welcher mehr nüchterne Ruhe vorherrſcht. Einige merkwürdige, obſchon zumeiſt nur durch ſonderbare Künſtelei ausgezeichnete Arbeiten finden ſich in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Neapel, von den Bildhauern Corradini, Queirolo und Sammartino gefertigt. Von letzterem ſieht man dort einen mit dem Grabtuche bedeckten todten Chriſtus, eine Arbeit, die jedoch zugleich ein für dieſe Zeit ſeltnes ernſtes Gefühl verräth. Einige niederl. Bildhauer des des 17. Jahrhunderts erſcheinen in reinerer Würde, in edlerer Naivetät, auch glücklicher in der Behandlung des plaſtiſchen Styles, als die vorgenannten Italiener. So zunächſt Franz du Quesnoy, genannt il Fiamingo.

Bedeutender noch erſcheint der Schüler des eben Genannten, Arthur Quellinus. Von ihm und unter ſeiner Leitung wurden die zahlreichen Skulpturen gearbeitet, welche das von Jakob von Campen erbaute Rathhaus von Amſterdam ſchmücken und welche, ungleich mehr als die Architektur ſelbſt, dieſem Gebäude eine eigenthümlich großartige Wirkung ſichern. Eine volle, energiſche Behandlung der körperlichen Form, im Geſchmacke der niederländiſchen Nationalität, ein in günſtigen Grenzen gehaltenes maleriſches Beſtreben, beides mit ſehr glücklichem Sinne nach den Anforderungen des plaſtiſchen Styles modificirt, geben dieſen Werken ein ganz eigenthümliches Gepräge.

Anders erſcheint die Richtung der S., welche in Frankreich durch die künſtleriſchen Unternehmungen Ludwigs XIV. in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hervorgerufen ward. Es zeigt ſich hier eine Nachwirkung jener älteren franzöſiſchen Kunſtrichtung (der der Schule von Fontainebleau), verbunden mit einem, dem Bernini verwandten, auch wohl durch ſeinen Einfluß veranlaßten Beſtreben: beides aber auf eigenthümliche Weiſe und bei zum Theil großer Meiſterſchaft in der Technik entſchieden auf eine theatraliſche, bewußt repräſentirende Darſtellungsweiſe hingewandt. Nicht ohne anerkennungswerthe Energie zeigt ſich dieſe Richtung zunächſt in der berühmten Marmorgruppe des Pierre Puget (1622—1694): dem Milon von Kroton, der von einem Löwen zerriſſen wird (im pariſer Muſeum); mehr manieriſtiſch in den S.en des François Anguier (1612—1686); am umfaſſendſten jedoch bei denjenigen Meiſtern, welche die größte Mehrzahl der Werke jener Zeit auszuführen hatten; bei François Girardon (1630—1715) und bei Antoine Coysevox (1640—1720). Mehr in der niederländiſchen Richtung hält ſich dagegen, ſeiner urſprünglichen Heimath nicht ganz ungetreu, Martin van den Bogaert, genannt Desjardins (1640—94). Im 18. Jahrh. geht dies Streben in eine elegante, zumeiſt zu ſehr inhaltloſe Zierlichkeit über. Zu den bedeutendſten Talenten dieſer Zeit gehören: Edme Bouchardon (1698—1762) und Jean Baptiſte Pigalle (1714—85).

Deutſchland erfreute ſich um den Beginn des 18. Jahrh. eines ausgezeichneten Meiſters im Fache der Bildhauerei, der, obſchon von den Schranken ſeiner Zeit befangen, dennoch eine hohe und großartige Genialität zu entwickeln vermochte. Dies iſt Andreas Schlüter (geb. um 1662, † 1714). Die Elemente ſeiner künſtleriſchen Bildung deuten theils auf die niederländiſche Richtung, wie dieſelbe bei Arthur Quellinus erſcheint, theils auf Einflüſſe des Bernini, theils hat er auch manches Verwandte mit den vorgenannten franz. Meiſtern; eigenthümlich aber iſt ein tiefes Lebensgefühl, ein ſtolzer, kräftiger Adel und ein ſehr glücklicher

Digitized by Google

Sinn für räumliches Verhältniß und räumliche Wirkung.

Mancherlei anziehende und tüchtige Arbeiten begegnen uns im Verlauf der in Rede ſtehenden Periode, namentlich des 17. Jahrh., im Fache der kleinern S. und in der Anwendung derſelben für dekorative Zwecke; hier zeigt ſich jenes eigentlich dekorative Element, welches ſich in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. vorzüglich geltend gemacht hatte, mit Sinn aufgenommen und, den naturaliſtiſchen Beſtrebungen der gegenwärtigen Zeit gemäß, nicht ohne Glück weiter ausgebildet. Die vorherrſchende Liebhaberei wendet ſich in ſolchen Arbeiten dem Elfenbein zu, einem Materiale, das ſeit den Zeiten des Mittelalters nur wenig in Anwendung gekommen war. Eine Hauptgattung der Elfenbeinarbeiten dieſer Zeit, die ſehr zahlreiche künſtleriſche Kräfte in Anſpruch nehmen mußte, beſteht in den Krucifixen; bei einer würdigen und bedeutſamen Geſammtfaſſung beſtrebt man ſich, in ihnen zugleich die volle anatomiſche Meiſterſchaft und den Krampf des auf entſetzliche Weiſe Gefeſſelten zum Ausdruck zu bringen. Die häufige Ausführung dieſer Bilder darf als ein ſehr charakteriſtiſches Merkmal der allgemeinen Zeitrichtung gelten; doch kommen auch zahlreiche figürliche Darſtellungen anderer Art vor, obſchon man an ihnen nicht ſelten wiederum eine anatomiſirende Behandlungsweiſe bemerkt, welche auf die Hauptbeſchäftigung der Verfertiger (auf die Krucifixarbeit) zurückdeutet. Dann wurden große Prachtgefäße, namentlich Krüge und Pokale, aus Elfenbein gefertigt und im Aeußern aufs Reichſte mit Reliefſkulpturen geſchmückt; in den letztern findet man zuweilen eine Reinheit und Anmuth des Styls, die in der That höchlichſt überraſchen. Als namhafte Künſtler dieſes Faches werden angeführt: Franz du Quesnoy, der ſchon genannte Bildhauer, und noch ein älterer Niederländer, der ebenfalls in Rom arbeitete, Copé Fiamingo († 1610); Leo Pronner († 1630); Franz von Boſſiut († 1692); Balthaſar Permoſer († 1732), u. A. m.

Das Fach der Medaillenarbeit zählt für die in Rede ſtehende Periode zahlreiche Namen und einzelne Leiſtungen, die allerdings nicht ohne Bedeutung ſind. Es mag genügen, hier als einige der vorzüglichſten Künſtler dieſes Faches anzuführen: in der 1. Hälfte des 17. Jahrh. den Deutſchen Hans Pezold († 1633) und die Franzoſen George und Guillaume Dupré; in der 2. Hälfte den Niederländer Peter van Adeele, der, ſo wie andere dortige Medailleure, den günſtigen Einfluß des Arthur Quellinus erkennen läßt; den Schweden Raimund Falz († 1705); für die 1. Hälfte des 18. Jahrh. die Söhne des Ebengenannten, Ermenegildo und Ottone Hamerani († 1744 u. 1768), u. A. m.

Das Weitere über die Geſchichte der neueſten S., namentlich über die bedeutenden Leiſtungen Canova's, Danneckers, Schwanthalers und Thorwaldſens, ſ. die betreffenden Biographien und Kunſtgeſchichte.

Skulptur (Zool.), alle erhabenen oder vertieften Zeichnungen auf den harten Bedeckungen der Thiere, namentlich der Wirbelloſen. Allerdings kommen koncentriſche und radiale ꝛc. S.en ſchon auf den Schilden der Schildkröten und auf den Schuppen der Fiſche vor, werden aber weniger häufig als ſolche bezeichnet. Zuerſt erſcheinen S.en auf den Flügeldecken der Käfer, bald als Runzeln und Falten, oder als Dornen, oder als eingedrückte Punkte. Bei den Kruſtaceen ſind die S.en körnig, warzig, gyroidiſch (den Gyren der menſchlichen Hand ähnlich, wie bei Trilobiten, Cypridinen) ꝛc., bei den Schalthieren linirt, gerippt, gefurcht, gefaltet, geſtreift, gegittert, runzelig, gekörnt, höckerig, ſtachelig ꝛc., ähnlich bei den Echinodermen, vielen Zoophyten und Infuſorien. Vgl. Zoologie.

Skulpturflechte (Bot.), Flechtengattung, ſ. v. a. Glyphis *Ack.*

Skulteten, ſ. v. a. Schultheißen, ſ. Schultheiß.

Skultuna, ſchwed. Kirchſpiel mit 2 Eiſenhämmern, Weſterås-Län.

Skungirren, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Inſterburg; 200 Einw.

Skunk (Säugeth.), Stinkthierart, ſ. v. a. Mephitis Mapurito *Lichtenst.*

Skunkfell, das Fell des amerikan. Stinkthieres (Viverra putorius), welches die Größe des Iltis hat und in Mexiko lebt. Die Grundfarbe des Felles iſt oben überall ſchwarz oder ſehr dunkelbraun, und darüber läuft ein großer weißer Streifen, der am Kopfe anfängt, auf dem Nacken ſich theilt, auf den Seiten bis zu den Lenden fortläuft und ſich an der Schweifwurzel wieder verbindet.

Skupay (Skupa), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Gut Horkau; 300 Einw.

Skupitz, öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Saaz, Herrſch. Poſtelberg; 180 Einw.

Skupſch (Kupſch), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Pilſen; Synagoge; 180 Einw.; bildet ein mit Weſeritz verbundenes Gut.

Skur (Wſkur), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Rakonitz, Herrſch. Zlonitz; 190 Einw.

Skurina, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Koſt; 160 Einw.

Skurnian (Sſkworniany), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. u. Herrſch. Pilſen; 240 Einw.

Skurpien (Skura), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 240 Einw.

Skurril (v. Lat.), poſſenhaft, ſpaßhaft; davon Skurrilität, Poſſenreißerei, niedriger Scherz.

Skurz, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; kathol. Pfarrei; 870 Einw.

Skuta (Skute), finniſches Handelsfahrzeug in den Scheeren, vorn und hinten zugeſpitzt, mit Maſt ohne Maſtkorb, ähnlich der Schute.

Skutari (Geogr.), 1) europ.-türk. Sandſchak, Albanien, umfaßt den größten Theil von Ober-Albanien, grenzt weſtlich an das adriatiſche Meer, an Dalmatien und Montene-

gro, nördlich an die Sandſchaks Novibazar und Kru'chevacz, öſtlich an Koſtendil und Uskup, ſüdöſtlich an Monaſtir und ſüdlich an Ochrida und Avlona. Auf der Nordgrenze ſteht das dinaeiſche Gebirg, das ſich gegen Oſten mit dem Balkan verbindet; in der Mitte und gegen den Weſten hin hat das Land bedeutende Thalebenen. Der öſtliche Theil, wo die Morava und der Ibar (Nebenfluß der Donau) entſpringen, neigt ſich zum ſchwarzen Meere; die Flüſſe Zem Bojana (oder Bogana), Drinas, Mattia und Ilesma fließen in das adriatiſche Meer; die Moraka oder Moradſcha, auf der Grenze gegen Montenegro, in den Skutari- (oder Bojana-) See. Dieſer See liegt im Weſten, der Plava- und Ricavetz-See im Norden. Das Klima iſt angenehm, der Boden fruchtbar an Korn, Weizen, Flachs, Hanf, Tabak, guten Gemüſen, beſonders geſchätzten Zwiebeln, Kaſtanien und Melonen; die Abhänge der Berge tragen Wein, und die Höhen derſelben ſind mit Waldungen bedeckt, die Bauholz, Theer, Pech und Galläpfel liefern. Die Viehheerden, die das Land in zahlreicher Menge beſitzt, und die den Hauptnahrungszweig der Bewohner ausmachen, liefern Butter, Käſe, Häute und eingeſalzenes Fleiſch zue Ausfuhe. Auch wird Bienenzucht, Seidenbau u. Fiſcherei, ſo wie Salzſchlämmerei am Adriameere getrieben. Die Bewohner ſind zum größten Theil Arnauten, die ſich, neben obigen Nahrungszweigen, auch mit Seeräuberei, Lootſendienſten und Frachtfahren abgeben. Das reiche und große Becken des Sees von Skutari, welches die Woiwodſchaft gleiches Namens umfaßt, wird von den kräftigen Gueguen bewohnt. Es ſind zum Theil nomadiſche Hirten, welche die Türken Kolibans (Hüttenbewohner) heißen. Sie wandern von Berg zu Berg mit ihren Heerden und liefern den Ueberfluß theer Produkte an Käſe und Fleiſch in die Städte ab. Sie ſind ganz unabhängig und zahlen weder Steuer, noch Grundzins. Zwiſchen der Morava u. Tara, die den Zamfluß bilden, wohnen die Skodranen, die Panonier und die Colaski, berüchtigt als Räuber, die ſogar dann und wann in das öſterreich. Gebiet durch die Herzegowina einbrechen. Das Land wird von einem aus der Mitte der reichſten und vornehmſten Häuptlinge des Landes gewählten Paſcha regiert, der, ziemlich unabhängig, an die Pforte einen jährlichen Tribut zahlt. — 2) (Skodra, Iskanderia, Iskenderie), Hauptſtadt des Sandſchaks und Ober-Albaniens, Sitz eines griech. Biſchofs und eines Paſchas, nordweſtlich von Akhiſſar, zwiſchen der Bojana und dem Drinaſſo oder Drinas (einſt Clanſula), an der Stelle, wo die erſtere aus dem See von S. oder Bojana-See (einſt Lacus Labeatis) kommt, um 3 Meilen von da ſich ins adriatiſche Meer zu ergießen. Die Lage der Stadt, am Ausfluß des ſehr fiſchreichen Sees, der mit dem Drinaſſo einen Winkel bildet, macht die Stadt ſehr feſt, die 2 Kaſtelle (Dragos und Gölbatſchi) und andere Feſtungswerke hat u. ſo eins der Hauptbollwerke des osmaniſchen Reichs auf der Weſtgrenze bildet. S. iſt gut gepflaſtert, hat eine Vorſtadt, mehre Moſcheen, unter denen die Aja-Sophia, früher eine chriſtliche Kirche, die ſchönſte iſt, griech. und kathol. Kirchen, Schulen, eine milde Stiftung; über den Bojanafluß führt eine große hölzerne Brücke. Die Einw. (etwa 20,000) liefern ſehr geſchätzte Waffen und wollene Zeuche. S. iſt der Mittelpunkt des Handels dieſer Gegenden, beſonders mit Schiffbauholz. Der Hafen der Stadt iſt bei dem Dorfe Polna, wo jährliche Märkte gehalten werden, ſo wie auch in der Stadt ſelbſt, wo ſich viele Leute aus Albanien, Bosnien, Montenegro und der Herzegowina verſammeln. — Geſchichtliches. S. hieß im Alterthum Skodra (Scodra) und wurde angeblich zu Alexanders des Großen Zeit von den Chodriskern erbaut, die ſchon Strabo als ein Räubervolk kennt. Später war es die Haupt- und Reſidenzſtadt des Illyrierfürſten Gentius, der ein eigenes Königreich in dieſen Gegenden gegründet hatte. Es war ſchon damals ſehr feſt, beſchützt auf der Oſtſeite durch den Fluß Clanſula, auf der Weſtſeite duech den Barbana (den heutigen Bojana). Nach dee Beſiegung des Gentius durch die Römer erhielt S. röm. Bevölkerung (Colonia Claudia Augusta). Bei der Theilung des röm. Reichs kam S. zum oſtrömiſchen und wurde die Hauptſtadt der illyr. Provinz Prävalitana, welche an dee Küſte bis Dyrrhachium reichte und den nördl. Theil des jetzigen Albaniens begriff. — 3) (Eskiutar, Iskudar), aſiat.-türk. Stadt, Natolien, auf mehren kleinen Anhöhen am Bosporus, Konſtantinopel gegenüber, von welchem es als eine Vorſtadt angeſehen zu werden pflegt; großherrlicher Palaſt, andere Paläſte, 12 Moſcheen, Bazars, Seiden- und Baumwollenwebereien, Gerbereien, beträchtlicher Handel; 60,000 (nach Andern nur 35,000) Einw. Die größte Merkwürdigkeit S.'s ſind ſeine großen, weitläufigen Begräbnißplätze, auf welchen ſich ſeit alter Zeit die reichſten und frömmſten Türken aus Konſtantinopel beerdigen laſſen. Es herrſcht nämlich unter den Türken allgemein der Glaube, daß Konſtantinopel an einem Freitage, während alle Einw. in den Moſcheen ſeyn würden, von den Ungläubigen werde überfallen und erobert werden. Um alſo ihre irdiſchen Ueberreſte nicht in die Hände der Ungläubigen gerathen zu laſſen, ſuchen ſie eine Grabſtätte jenſeits des Bosporus, im Heimathlande Aſien. Dieſer Umſtand iſt, in Verbindung mit der Ehrfurcht, welche die Türken überhaupt den Todten beweiſen, indem ſie z. B. nicht dulden, daß eine ältere Leiche ausgegraben werde, um einer neuen Platz zu machen, die Urſache von der ungeheuern Größe, zu welcher die Begräbnißplätze von S. angewachſen ſind. Außerdem aber entſpricht auch die Schönheit derſelben ganz ihrer Größe, wie man denn überhaupt die türkiſchen Begräbnißplätze ihrer Anlage nach mit ſchönen Gärten vergleichen kann, ſo daß ſie faſt überall als Zierden der Ortſchaften zu betrachten ſind. Man bepflanzt ſie mit Bäumen, vorzüglich Cypreſſen, Sträuchern und Blumen. Die geſchmackvollen Grabkapellen und Denkmäler ſtehen ſo weit von einander entfernt, daß man bequem dazwiſchen

herumwandeln kann. Auch findet man oft recht ſinnreiche u. gemüthvolle Grabſchriften, welche ſich zugleich durch ihre Einfachheit empfehlen. Auf einer Klippe von 112 Schritten im Umfange, gerade in der Mündung des Bosporus, iſt der Leandersthurm von 74 Fuß Höhe, der von den Türken Kiokulleſſi, Jungfrauenthurm, genannt wird. — 4) Griech. Stadt, Prov. Lakonika, am lakoniſchen Meerbuſen; es wird hier viel Seſam und Obſt gebaut; nach Einigen das alte Aſine.

Skutitſcho (Skuticko), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Richenburg; 260 E.

Skutſch (Skue), öſterr.-böhm. Stadt, Kr. Chrudim, Herrſch. Richenburg; 2 Kirchen, 3 Spitäler; Weberei; an der von Chrudim nach Richenburg führenden Straße; gegen 3500 E.

Skutterudit (Min.), nach Haidinger, ſ. v. a. Hartkobalterz, ſ. Teſſeralkies.

Skwira (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Kreis, Gouv. Kiew, grenzt nördlich an den Kr. Radomüſſl, öſtlich an den Kr. Waſſilkow, ſüdlich an den Kr. Taraſchtſcha und weſtlich an das Gouv. Volhynien und an den Kr. Machnowka; wird vom Irpen und von andern Flüſſen bewäſſert. — 2) Kreisſtadt daſelbſt, an einem Flüßchen; mehre Kirchen, Parochialſchule; 5600 Einw. Außerdem hier noch die Stadt Khodorkow, mit Viehhandel und 3000 Einw.

Skworetitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrſch. Blatna; 440 Einw.

Skworetz, öſterr.-böhm. Allodialherrſchaft, Kr. Kaurim, mit 8946 Joch 799 □Kl. Areal und 4800 Einw.; darin der gleichn. Marktflecken mit 870 Einw.

Skwornitow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrſch. Zaſmuk; 470 Einw.

Skydsmöe, ſchwed. Kirchſpiel, Aggershuus-Amt, nordöſtl. von Chriſtiania; 2380 E.

Skye (Sky), brit. Inſel, die größte der mittlern Hebriden-Inſeln, durch einen ſchmalen Kanal (Jams-Sund) von Schottland getrennt, aber zur Grafſchaft Inverneß gehörig, zwiſchen 57° 13' bis 57° 46' nördl. Br. und 7° 53' bis 8° weſtl. L., mit einem Flächenraum von 37¼ □M. oder 342,400 Acres, wovon 30,000 urbar, das Uebrige, Gebirge, Seen, Sümpfe, Felſen, unfruchtbar iſt. Die Küſten haben weite und tiefe Baien, ſo wie ſichere u. bequeme Häfen, von denen die bedeutendſten Snizort und Follart auf der Nordküſte, der von Bracadale auf der Weſtküſte und der von Portree auf der Oſtküſte ſind. Die beträchtlichſten Vorgebirge ſind das von Sleat an der Südſpitze, die von Waterniſh und Aird auf der Nordküſte, von denen das letzte die Nordſpitze bildet. Die Inſel iſt gebirgig, mit Thälern, die von Wildbächen bewäſſert ſind, wovon einige Stürze bilden, von denen der im Kirchſpiel Snizort 90 F. hat. Auch Seen und beträchtliche Sümpfe gibt es. Merkwürdig ſind auf dieſer Inſel auch die Baſaltſäulen, beſonders auf der Südweſtküſte, und landwärts davon an einem Bergabhang. Im Kirchſpiel Snizort ſteht ein ſenkrechter Felſen, von 360 F. im Umfang am Fuß und 300 F. Höhe. Ungeachtet der nördlichen Lage der Inſel und der Höhe ihrer Berge, von denen einige 3000 F. über die Meeresfläche hoch ſind, iſt das Klima nicht ſehr rauh, aber ſehr veränderlich; beſonders verwüſten der Regen und die Stürme zu Anfang Septembers die Feldfrüchte. Sechs Monate regnet es. Fruchtbare Diſtrikte ſind der von Trotterniſh (gegen 4000 Acres), die Gegend von Macleod. Doch iſt der Ackerbau nicht bedeutend. Hauptbeſchäftigung der 22,000 Einw. iſt die Viehzucht und Sodabereitung. In den Gewäſſern gibt es Lachſe, Aale ꝛc. Im Follart-See findet man ſchöne Achate, in Wildbächen Topaſe und andere Edelſteine, außerdem auch Felskryſtall, an der Süd- u. Weſtküſte rothe und weiße Korallen. Die Inſel enthält druidiſche Ueberreſte und Trümmer von alten Schlöſſern und Kaſtellen. Gute Straßen durchſchneiden die Inſel und führen zu den Häfen. Die Einw. (Hochländer, körperſtark, bieder und gaſtfrei und meiſt Proteſtanten) ſind in 8 Kirchſpielen vereinigt, darunter: Bracadale, 1500 Einw.; Duiriniſh, 3400 Einw., Portree, Sleat, mit dem Schloſſe Dunskaich, durch Oſſian berühmt (mit der Inſel Ornohay, 1950 Einw.), Snizort, 2300 Einw., dabei ein 300 F. hoher Felſenobelisk ꝛc. Vor Zeiten ſcheint die Inſel bevölkerter geweſen zu ſeyn, wenigſtens findet man in jeder Richtung Wachtthürme, kleine Feſtungen, alte Burgen, Ruinen von Kirchen und Spuren von ganz verſchwundenen Stätten. Unter den jetzt noch vorhandenen iſt eine der bedeutendſten Portree, die Hafenſtadt, welche ſammt dem weitläufigen Kirchſpiele nur 3300 Einw. hat. Zu ihr gehört auch die kleine Inſel Raſay, welche berühmt iſt durch die unerſchöpflichen Mühlſteinbrüche, die beinahe ganz England verſorgen. Der Ort hat einen ziemlich ſichern Hafen und treibt ſtarken Handel mit den ſo eben angeführten Mühlſteinen u. den Fiſchen, welche hier in ungeheurer Menge gefangen werden. Kielmuir, auf der Nordweſtſeite gelegen, iſt merkwürdig durch ein weites, von hohen Felſen dicht umringtes Thal, deſſen Bodenfläche einer Heerde von etwa 4000 Rindern reichliche Nahrung gibt, doch nur von zwei Seiten durch enge Päſſe zugänglich iſt. Eine andere Merkwürdigkeit findet man bei der Bai von Loch-Slappen und dem Vorgebirge Rhu Raheskan. Dieſes iſt eine höchſt wunderbar geformte Höhle, gleich der Fingalshöhle, nur vom Meere aus zugänglich u. dieſes nur zur Zeit der Fluth; alsdann kann man mittelſt eines Kahnes bis auf 400 Fuß weit in das Innere vordringen. Man iſt von 100 Fuß hohen, ſenkrechten Felswänden umgeben, welche mit einem glänzenden Stücke von grünem Spathe überzogen ſind. Am Ende dieſes prachtvollen Ganges verläßt man das Schiff u. gelangt zu der eigentlichen Grotte, deren Decke ſich ſcheinbar zu einer unabſehbaren Höhe erhebt. Alle Wände, ſo wie der Fußboden, ſind mit einer Kalkſintermaſſe überzogen, welche von dem höher liegenden Geſtein, durch das Waſſer aufgelöſt, in die innern Räume hernieder geführt wird. Daſſelbe bildet die ſchönſten und mannichfaltigſten Geſtalten; es kommen die wunderbarſten Formen, die eigenthümlichſten

Geſtaltungen vor, bei denen man oft in Zweifel geräth, ob ſie wirklich nur dem Zufall ihr Daſeyn verdanken. Mehre ſolche Gewölbe und Säle reihen ſich aneinander; einer derſelben enthält einen kleinen See, der Eingang eines andern wird von 2 Säulen gebildet, welche höchſt ſeltſamerweiſe eine Menge kleiner Verſteinerungen enthalten. Das Beſchauen dieſer wunderbaren Höhle darf nicht zu viel Zeit wegnehmen, weil, wenn man nicht in einer Stunde damit fertig iſt, die Ebbe das Meerwaſſer aus dem unterirdiſchen Kanale zurücklaufen macht, und man alsdann vergeblich verſuchen würde, vor der Rückkehr der Fluth, d. h. vor Ablauf von 12 Stunden, den Rückweg zu machen. Noch eine andere Merkwürdigkeit enthält die Inſel unfern der Vorgebirge Aird-Huniſch, nämlich die rieſigen Säulen aus Trapp-Porphyr in der Nähe roher Geſteinmaſſen, welche, wie die zu Aversbach in Böhmen, nichts Beſonderes zu haben ſcheinen, von ferne aber Geſtalt gewinnen und zu prächtigen Kolonnaden anwachſen, deren außerordentliche Schönheit u. Regelmäßigkeit in das größte Erſtaunen ſetzt. Das Andenken an Oſſian und ſeine Helden hat ſich überall auf der Inſel erhalten; man findet viele Punkte, welche theils in ſeinen Gedichten bezeichnet ſind, theils von den Einw. für ſolche ausgegeben werden, an denen dieſer oder jener Held Oſſians gehauſt. So ſieht man unter Anderm auf dem Beinn a Caillich einen doppelten Kreis von Steinen, welcher ein Grabdenkmal einſchließt; hier ſollen die Gebeine einer Rieſin aus Oſſians Zeit ihre Ruheſtätte gefunden haben.

Skyſſelkorn (ſchwed., Bot.), ſ. v. a. Reisgerſte, Hordeum zeocriton *L.*

Skyla (griech.), ſ. Beute.

Skylark (engl., Ornith.), ſ. v. a. Feldlerche, Alauda arvensis *L.*

Skylas, im 5. Jahrhundert v. Chr. König der Scythen.

Skylax (griech. Lit.), 1) S., griech. Geograph und Mathematiker, dem ein *Περίπλους τῆς οἰκουμένης* zugeſchrieben wird, deſſen Verfaſſer aber wahrſcheinlich Scylax aus Karyanda (ſ. Scylax) iſt; — 2) S. aus Halicarnaſſus, Freund des Panätius, Aſtronom und Heerſcher ſeiner Vaterſtadt.

Skylight (engl.), auf engliſchen und nordamerikaniſchen Schiffen Fenſter von ſtarkem Glas, welche vorn auf dem Verdecke angebracht ſind, um die Kajüte zu erhellen.

Skylitzes, Johannes, byzantiniſcher Geſchichtſchreiber im 11. Jahrhundert, aus Kleinaſien gebürtig, bekleidete mehre Ehrenämter am konſtantinopolitaniſchen Hofe und war unter Anderm auch Kuropalates. Die erſte Bearbeitung ſeines Geſchichtswerks: *Ἐπιτομὴ ἱστοριῶν*, geht von 811—1057, die andere bis 1081. Die erſtere iſt nur latein. von Joh. Bapt. Gabius, Vened. 1570, Fol., die letztere mit Cedrenus herausgegeben von J. Goar und K. A. Fabrotti, Paris 1647, Fol., auch in den „Sammlungen der byzantiniſchen Schriftſteller".

Skylling, alte Rechnungsmünze der Angelſachſen zu 5 Penegas, circa $10\frac{1}{2}$ Sgr. an Werth.

Skyllo (Geogr.), ſ. v. a. Scille.

Skyport, brit. Meeresarm, Schottland, Hebriden, trennt die Inſel South-Uiſt von der nördl. Inſel South-Strand.

Skyritz (Skiritz), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrſch. Kopitz; 130 Einw.

Skyrl (Skirl, Skryl, Skril), öſterr.-böhm. Gut, Kr. Saaz, mit 4814 Joch 1335 □ Kl. Areal und 1186 Einw.; darin das gleichn. Kirchdorf mit 200 Einw.

Skyrmund, im 13. Jahrhundert Großfürſt von Litthauen.

Skyro (Skyros, Skyra), griech. Inſel, öſtlich von Negroponte, im ägeiſchen Meer; umfaßt 3 □ Meilen mit 2000 Einw., die Viehzucht treiben. Die Inſel iſt vulkaniſchen Urſprungs, mit ſchroffen, kahlen Felſen und fruchtbaren Thälern, in denen Getreide, Wein, Oliven und Südfrüchte gedeihen. Auf der Südweſtküſte ſteht der gleichn. Flecken, mit einem kleinen Hafen (Trisbutſches, les trois bouches) und Biſchofſitz. Der Berg Kochila ſteht 38° 49′ 44″ nördl. Br. u. 42° 16′ 50″ öſtl. L. Nordweſtlich davon liegt die kleine Inſel Skyropoulo und ſüdweſtlich die Inſeln Skifi (Skiſa, Skiva), ſonſt wohl Icus. Nach Konſtantinopels Fall ſetzten ſich auf der Inſel S. Ghigi und Anedenos feſt; nachher kam S. an die Herzoge von Naros.

Skyro-poulo, griech. kleine Inſel, zwiſchen Skyro und Negroponte.

Skytanthus (Bot.), nach Meyen, Gattung der Apocyneae *Mey.* Einzige Art: S. acutus *Mey.* Halbſtrauch in Chili.

Skytha, nach Einigen erſter König von Armenien.

Skythäus (Geſch.), einer von Alexanders Feldherren, nach deſſen Tode er die Statthalterſchaft Sogdiana erhielt.

Skythes, Tyrann von Zanele, ward 497 v. Chr. von den Samiern vertrieben und wandte ſich an den Perſerkönig, kehrte zwar ſpäter in ſein Vaterland zurück, ſoll jedoch abermals nach Perſien gegangen und dort in hohen Ehren geſtorben ſeyn.

Skythianos, Saracene im 2. Jahrhundert v. Chr., war erſt Kaufmann, ſtudirte dann in Alexandria griech. und ägyptiſche Philoſophie und ſchuf ſich, obwohl Anhänger der empedokleiſchen Lehre, ein neues Syſtem, nach welchem es zwei gleich ewige Principe gab, das gute (Licht) und das böſe (Finſterniß), worüber er auch ein Buch ſchrieb. Er wird deshalb als Vorläufer der Manichäer betrachtet. Er wendete ſich ſpäter zu magiſchen Schriften und kam durch einen Sturz vom Haus um.

Skythiſche Philoſophie, ſ. v. a. Schuſterphiloſophie, nach dem Schuſter Simon aus Athen benannt, der auch einige Dialoge (Skythiſche Dialoge) aufgeſchrieben haben ſoll; ſ. Simon ...

Skythiſches Lamm, ſ. Baromez.

Skython (Sithon), mythiſche Perſon, konnte ſich nach Belieben in ein Mädchen verwandeln und auch ſeine vorige Geſtalt und Natur wieder annehmen.

Skythrodemis, Fürſt von Sinope, von dem Ptolemäus Soter die Bildſäule des Gottes der Sinopenſer holen laſſen wollte. Da das Volk ſich widerſetzte, ſoll der Gott ſelbſt auf die ägyptiſchen Schiffe gegangen ſeyn.

Skytte, Martin, ſ. Finnland (Geſch.).

S. l., Abkürzung für 1) suo loco, an ſeinem Orte, ſeines Orts; — 2) für sine loco, ſ. S. l. e. a.

Slaa (Geogr.), 1) Stadt, ſ. v. a. Salee; — 2) ſ. v. a. Salle.

Slabbaert, Karl, Maler der holländiſchen Schule, von dem man aber nur wenige Bilder kennt. In der Gallerie zu Salzdahlnm war von ihm das Bruſtbild eines Jungen, der einen Vogel hält, und der Maler Verſteeg beſaß das Innere eines Bauernhauſes mit Figuren in der Weiſe des A. van Oſtade. Auf einer Auktion im Haag 1762 kam das Bild eines Weibes vor, welches Milchſuppe ißt, und im Muſeum zu Amſterdam iſt ein Gemälde, welches eine Mutter vorſtellt, wie ſie zwei betenden Kindern Brod vorſchneidet.

Slabber (Schiffb.), ſ. v. a. Schlabber.

Slaborowice, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Adelnau; 200 Einw.

Slaboſchowitz (Sloboſſowice), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Wittingau; 170 Einw.

Slaboszew, preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Pleſchen; 320 Einw.

Slaboszewko, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Mogilno; 130 Einw.

Slaboszewo, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Mogilno; Vorwerk; 160 Einw.

Slabowen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 230 Einw.

Slabſchitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Moldau-Thein; 320 Einw.

Slachtchovskaia, europ.-ruſſ. Flecken, Land der donſchen Koſaken, rechts am Khoper.

Slader, S. M., Formſchneider, jetzt lebender engliſcher Künſtler, der zu den vorzüglichſten ſeiner Art gehört, da ſeine Blätter von großer Zartheit ſind und als wahre Meiſterſtücke erſcheinen. Man findet deren in der Bilderbibel nach Zeichnungen von R. Weſtall und J. Martin, London 1835 ff., in „The thousand et one Nights", daſ. 1841, in der illuſtrirten Ausgabe von Paul und Virginie, und in vielen andern Prachtwerken dieſer Art.

Släpuſchkin, Feodor, ruſſ. Bauer, Autodidakt als Maler und Naturdichter. Schrieb: Muſeſtunden eines Dorfbewohners.

Slaſſina, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Dornau; 300 Einw.

Slagelſe, dän. Stadt, Inſel Seeland, ſüdweſtlich von Soröe, auf der Weſtſeite; Ackerbau, Branntweinbrennerei; 1860 Einw.

Slagfidr (Schlachfinnur, nord. Myth.), Königsſohn, finniſcher Abkunft, ein großer Held und Sänger, den die Walkyrie Svanhvit zum Gatten wählte, ihn jedoch nach 8 Jahren verließ, ſeit welcher Zeit er ſie ohne Unterlaß ſuchte.

Slagonaberg (Slogensgagora), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Gonowitz; 100 E.

Slagonadorf (Slogonsgaweß), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Gonowitz; 110 E.

Slaidburn, brit. Kirchſpiel, England, Weſt-Riding der Grafſchaft York, ſüdweſtlich von Settle; 2650 Einw.

Slains, brit. Kirchſpiel, Schottland, Grafſchaft Aberdeen, ſüdöſtl. von Ellon, an der Nordſee; 1190 Einw.

Slaithwaite, brit. Ortſchaft, England, Weſt-Riding der Grafſchaft York, ſüdweſtlich von Huddersfield, am Huddersfield; 2930 Einw.

Slake, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Landsberg; 220 Einw.

Slam (Spielw.), ſ. Whiſt und Casco.

Slamen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Spremberg; 190 Ew.

Slam Rimnik (Geogr.), ſ. v. a. Rimnik.

Slan, Stadt, ſ. v. a. Schlan.

Slana, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Semil; 350 Einw.

Slane, brit. Dorf mit Märkten, Irland, Prov. Leinſter, Grafſchaft Meath, weſtlich von Drogheda, links an der Boyne, über die eine Brücke führt; prächtiges Schloß; 700 Einw.

Slaney, brit. Fluß, Irland, Prov. Leinſter; entſpringt in der Grafſch. Wicklow und mündet in der Grafſch. Wexford ins Meer.

Slangenburgh, Karl Jakob Baar van, Genremaler, geb. zu Leeuwarden 1783, Schüler von W. B. van der Kooi, mit dem er ſpäter nach Düſſeldorf ging. Nach ſeiner Rückkehr ward er Zeichnenmeiſter und Lektor an der Univerſität Harderwyck, in welcher Eigenſchaft er bis zur 1812 durch Bonaparte erfolgten Aufhebung dieſes Inſtitutes verblieb. Jetzt kehrte der Künſtler nach Leeuwarden zurück und malte da Porträte und Genrebilder. Nach einigen Jahren ließ er ſich in Harlem nieder, wo er durch ſeine Bilder in der Weiſe älterer vaterländiſcher Meiſter nicht geringen Beifall erwarb und auch Zeichnungen nach berühmten Malwerken in ſchwarzer Kreide ausführte.

Slangerup, dän. Ort, Inſel Seeland, oſtlich von Frederiksborg; 320 Einw.

Slanik, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrſch. Strakonitz, an der Watawa; mit Meierhof; 150 Einw.

Slanikul, Salzwerk, ſ. Sekujani.

Slaning, ungar. Flecken, eiſenburger Geſpannſchaft, ſudlich von Bernſtein, auf einem ſchroffen Felſen; Schloß, Glashütte; 1510 Ew.

Slant (ſchwed.), ſ. Bank.

Slanta, afrik. Ort, Tripolis, Barka, ſüdweſtlich von Derna.

Slanten, in Schweden die gewöhnlichen Kupfermünzen zu 3 und 6 Rundſtück.

Slany (Geogr.), 1) ſ. v. a. Schlan; — 2) Fluß, ſ. v. a. Slaney.

Slaomir, Obotritenfürſt, ſ. Obotriten, S. 80.

Slap, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrſchaft Seltſch; 230 Einw.

Slapſch (Zlapſch, Slawce), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Gratzen; 280 E.

Slatbaken (Geogr.), 1) Bucht, ſ. Linköping; — 2) ſchwed. Vogtei, Linköpings-Län; darin Söderköping, Stadt, 950 Einw.; dabei die Heil- (ſonſt Wunder-) Quelle St. Ragnild; Bareſund, Zollamt.

Slate (Geogr.), meklenburg-ſchwer. Dorf, Kr. Meklenburg, Amt Parchim; Pfarrkirche; 180 Einw.

Slate (engl., Geognoſ.), ſ. v. a. Thonſchiefer (ſ. d.).

Slate-coal (engl., Min.), ſ. v. a. Schieferkohle, Varietät der Steinkohle (ſ. d.).

Slater (Slader), Joſeph, Zeichner und Maler, um 1750 in England geboren, malte Landſchaften und architektoniſche Darſtellungen, die er auf mannichfache Weiſe mit Figuren ſtaffirte. In den Schlöſſern des Grafen von Weſtmoreland zu Stowe und Mereworth führte er mehre Bilder in Fresko aus. J. Heath ſtach nach ihm 1789 ein großes Blatt, welches zwei Bogenſchützen vorſtellt, die nach dem Ziele ſchießen. Seine Zeichnungen ſind mit der Feder und in Tuſch ausgeführt; mehre ſind hiſtoriſchen Inhalts.

Slateria (Bot.), nach Desvaux, Pflanzengattung. Art: S. japonica *Desv.*, ſ. v. a. Ophiopogon japonicus *Ker.*

Slathos, ſ. Sklaverei.

Slatin (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) (Slatina, Groß-S.), Pfarrdorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Weliſch-Wokſchitz; 460 Einw.; — 2) (Slatina), Kr. Klattau, Herrſchaft Chudenitz; 150 Einw.; — 3) (Sylatina), Pfarrdorf, Kr. Königgrätz, Herrſch. Senftenberg; 1180 Einw.; — 4) Kirchdorf, ſ. v. a. Slatina 1).

Slatina (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) (Kirchdorf), Böhmen, Kr. Chrudim, Herrſch. Chotzen; 350 Einw.; — 2) daſ., Kr. Königgrätz, Herrſch. Nachod; 1180 Einw.; — 3) daſ., Herrſch. Neuſtadt; 500 Einw.; — 4) (Kirchdorf), daſ., Kr. Leitmeritz, Herrſch. Libochowitz; 320 Einw.; — 5) daſ., Kr. Prachin, Herrſch. Stiekna; 110 Einw.; — 6) daſ.; 380 Einw.; — 7) daſ., Kr. Rakonitz, Herrſch. Kric; 260 Einw.; — 8) Mähren, Kr. Olmütz; 300 Einw.; bildet ein mit Borotin vereinigtes Gut; — 9) Steiermark, Kr. Cilli, Bez. Plankenſtein; 120 Einw.; — 10) daſ., Kr. Marburg, Bez. Ankenſtein; 300 Einw.; — 11) europ.-türk. Stadt, große Walachei, Diſtr. Oltul, an der Aluta; Sitz des Isbravnik, mit 6 Kirchen, 1 Kloſter; Weinbau, Handel.

Slatinan, öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Naſſaberg, an der Chrudimka, über welche hier eine Brücke führt, mit Schloß; 600 Einw.

Slatinka, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn; 130 Einw.; bildet ein mit Lettowitz vereinigtes Gut.

Slatkonia, Georgius, vierter Biſchof an der Stephanskirche zu Wien, Geheimrath und Hofkapellmeiſter Kaiſer Maximilians I., einer der größten Tonſetzer ſeiner Zeit, war geboren zu Krain 1456 und † am 26. April 1522. Sein Grabmal befindet ſich in der Stephanskirche zu Wien neben dem Altare des Briccius.

Slatnick (Zlatniky), öſterr.-ſchleſ. Dorf, Kr. Troppau, Gut Stibrowitz; 310 Einw.

Slatova, europ.-türk. Bergkette, im Oſten von Serbien, Diſtr. Semendria.

Slatrak, ſchwed. Dorf, Oerebro-Län, am Wettern-See.

Slattin (Slawietin), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrſch. Adersbach; 510 E.

Slauaner, ſ. Letten.

Slaugs, dän. Harde, Amt Ripen, faſt lauter Haide, 6½ □M. mit 2000 Einw. in 4 Kirchſpielen.

Slaup (Schiffsw.), ſ. v. a. Sloop.

Slaupnitz (Slupec, Slupna), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Leitomiſchel; 8 Mühlen und Glockengießerei; zerfällt in Ober- und Unter-Leitomiſchel; 2300 E.

Slaupno (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Gut, Kr. Bidſchow; 2569 Joch 1112 □Kl. Areal und 1200 Einw., dem Benediktinerſtifte zu Braunau gehörig; — 2) Dorf daſ.; Schloß; 580 Einw.

Slavefort, nordamerikan. Niederlaſſung, Hudſonsbailänder.

Slaven (Slawen), einer der Hauptvölkerſtämme Oſteuropa's, deſſen Name nach eigener Ableitung die Ruhmvollen bedeutet, nach Andern aber vom deutſchen slavan, d. i. ſchweigen, herkommt, nämlich ſolche, welche die Deutſchen nicht verſtanden. — Was die Dentſchen der von ihnen zertrümmerten römiſch-celtiſchen Welt abgaben, iſt völlig von ihnen geſchieden. Die römiſch-celtiſchen und die deutſchen Elemente im Weſten und Süden Europa's haben ſich innig mit einander verbunden, haben ſich gegenſeitig durchdrungen, und es ſind aus dieſer Verſchmelzung ganz neue Völker, die Engländer, die Franzoſen, Italiener u. ſ. w. hervorgegangen, die ſich längſt in ihren eigenen Kreiſen bewegen und ſelbſtſtändige Sprachen, Literaturen und Nationalitäten erzeugt haben. Die Einwirkung der Deutſchen auf dieſe weſteuropäiſche Welt begann am Ende des Alterthums, und ſchon im 10. und 11. Jahrhundert waren die meiſten aus dem deutſchen Mutterlande in die Fremde übergetretenen Stämme ſo ſehr mit den fremden vermiſcht, daß man ſie von jenem als völlig gelöſt betrachten konnte. Die Miſchung dagegen der Deutſchen mit den ihnen aus Oſten nachrückenden, insbeſondere den ſlaviſchen Volksſtämmen, die Reaktionen und Kämpfe gegen ſie und die deutſchen Auswanderungen nach Oſten traten erſt ſpäter in Folge des Aufhörens der Wanderungsrichtung nach Weſten ein und dauerten das ganze Mittelalter hindurch bis in die neue und neueſte Zeit fort. Durch kriegeriſche Züge und friedliche Koloniſation gewannen die Deutſchen bis auf unſere Tage herab den S. mehr und mehr Terrain ab; die Gewinnung der Theile Polens, welche Preußen und Oeſterreich zufielen, waren die letzten Acquiſitionen ſlaviſchen Gebiets für Deutſchland. Da die Kolonien und Staaten, welche die Deutſchen unter den öſtlichen Völkern gründeten, unter denen ſie — ganz anders, als im Weſten — als Gebildetere unter Barbaren auftraten, entweder in unmittelbarer Berührung mit dem Mutterland blieben und integrirende Theile deſſelben wur-

Digitized by Google

den, oder doch bei ihrer deutſchen Eigenthümlichkeit ſich erhielten, ohne eine Miſchung mit dem Fremden einzugehen, ſo hatten alle Reformen und Fortſchritte, die in Deutſchland ſelbſt vorkamen, in allen deutſchen Kolonien im Oſten einen weiten Nachhall, und deutſches Leben pulſirte vom Rhein bis an die Wolga hin, indem ſich geiſtige Bänder von Kolonie zu Kolonie hinſchlangen. Die deutſche Kirchenreformation, die literariſchen und gewerblichen Entwickelungen und Umgeſtaltungen im Vaterlande fanden in Ungarn und Siebenbürgen, in Livland und den deutſchen Kolonien Polens und Rußlands Nachwirkungen, von denen das Vaterland ſelbſt oft keine Notiz nahm. So hat denn die Frage von der Vermengung der Deutſchen mit den S. von jeher ein großes praktiſches Intereſſe gehabt, das aber jetzt in den allerneueſten Zeiten durch andere hinzutretende Umſtände noch mehrerhöht iſt. Das mächtige Reich, das ſich in neuern Zeiten unter den öſtlichen Völkern Europa's geſtaltet, Rußland, hat in unſern Tagen mehr und mehr eine drohende Stellung gegen den deutſchen Weſten angenommen. Es hat ſeine Wüſteneien den deutſchen Einwanderungen verſchloſſen, ja es hat das Deutſchthum vieler weit nach Oſten vorgeſchobenen Kolonien angegriffen. Es iſt mit ſeiner Herrſchaft weit im Innern deutſcher Gebiete eingedrungen. Es hat bereits einen Theil der dem Katholicismus angeſchmolzenen S. zum Griechenthum zurückbekehrt, und droht jetzt auch die dem Deutſchthum angeſchmolzenen S. mit einer ähnlichen Rückbekehrung zum Slaventhum, indem es die Idee einer Vereinigung aller ſlaviſchen Stämme unter ſeiner Hegemonie und Aegide hegt und ausſpricht. Alle ſlaviſchen Völker und Völkertrümmer ſcheinen von dieſer Idee elektriſirt, und es thut ſich in Folge deſſen eine gewaltige Bewegung in allen disjectis membris der ganzen großen ſlaviſchen Welt kund. Es ſind mehre halbſouveräne ſlaviſche Staaten unter ruſſ. Schutz erſtanden (Montenegro, Serbien ꝛc.). Andere haben ſchon deutlich die Abſicht zu Erringung einer gleichen Unabhängigkeit kund gegeben und ſtrecken ſehnſüchtig die Arme nach dem rettenden Rußland aus (Bulgarien, Bosnien ꝛc.). Andere endlich träumen von einem Anſchluß an die unabhängige Slavenwelt. Es ſind eine Menge ſlaviſche Literaturen aus dem Grabe erſtanden, von denen man bisher nicht geſprochen hatte; ſie haben Blüthe und Frucht getragen, wie nie zuvor; die tſchechiſche, die illyriſche, die ſerbiſche ꝛc. Man hat Grammatiken aller ſlaviſchen Sprachzweige und Zweiglein geſchrieben und iſt befliſſen, alle ſlaviſchen Sprachen von den eingeſchlichenen Germanismen, Latinismen zu befreien und die ächte ſlaviſche Sprachreinheit herzuſtellen. Von der Sprachreinheit führt eine Brücke zur Stammreinheit des Volks, und es iſt keine Frage, daß dieſe patriotiſchen Sprachreiniger auch eben ſo gern ihr Volk einmal von dem angewachſenen deutſchen Element reinigen möchten. Und wer will ihnen dieſen Wunſch verargen? Slaviſche Gelehrte, insbeſondere ruſſiſche, ſind thätig, die Erinnerungen an die ehemalige ſlaviſche Größe aufzufriſchen, den Charakter der von Fremden ſo ſehr herabgewürdigten Nation in ein verklärendes Licht zu ſtellen und den ſlaviſchen Ruhm gegen alle ſeine Neider zu vertheidigen. Man erinnert ſich mit großer Zärtlichkeit und warmem Patriotismus der Größe des alten wladimirſchen Rußlands, der Macht und Ausdehnung des mähriſchen Reiches und der einſtigen Herrlichkeit Böhmens. Man zählt genau alle ſlaviſchen Stämme, die ſich noch unter deutſchen und andern Nationen vermiſcht befinden. Man forſcht ſorgfaltig, was ehemals alles ſlaviſcher Grund und Boden geweſen, und rechnet nach, was man von den Deutſchen zurückzufordern habe. Einen Theil des alten Daciens fügte Rußland ſeinem Rieſenleib ſchon bei; es iſt im Begriff, den Reſt dazu zu nehmen. Die ältern Ruſſen unter polniſcher Herrſchaft, den großen Stamm der Kleinruſſen vereinte das Moskowiter-Reich ſchon mit ſeinem Gebiet. Ein bedeutender Aſt dieſes Stammes ragt in Oeſterreich hinein, er bleibt noch nachzuholen. Den größten Theil von Polen, den ganzen mittlern Rumpf dieſes Landes zog Rußland mit Gewalt an ſich. Vielleicht wird es bald der Meinung ſeyn, die Glieder dieſes Rumpfes nicht entbehren zu können, und wird in Polens Namen auf gewiſſe im Meer liegende deutſche Provinzen Anſprüche erheben. Nicht ohne Beſorgniß kann man an alle dieſe Beſtrebungen der ſlaviſchen Sprach- u. Geſchichtsforſcher der ruſſ. Politiker und Diplomaten und die daraus nothwendig — zur Vertheidigung der Ideen und Wünſche die Feder mit dem Schwert zu vertauſchen, iſt ſo gewöhnlich als leicht — hervorgehenden Beſchäftigungen für die ſlaviſchen Kriegsleute denken. Denn die ſlaviſche und germaniſche Welt haben ſich ſo in einander verſchlungen und verwebt, daß eine Zerhauung dieſes Knotens, ein Auseinanderbrechen dieſer Verſchlingung die ſchrecklichſte Folge haben müßte. Es würde ſich Ausſicht auf Jahrhunderte voll Krieg und Blutvergießen eröffnen. Wir wollen es im Folgenden verſuchen, eine kurze überſichtliche Darſtellung des jetzigen Zuſtandes der ſlaviſch-germaniſchen Völker-Miſchung im europäiſchen Oſten, wie ſie aus den Begebenheiten der verfloſſenen Jahrhunderte und der Neuzeit hervorging, zu geben. Nach den Berichten der Römer ſcheint es, als ſey zu ihrer Zeit das ganze große Ländergebiet zwiſchen den Alpen und den ſüdlichen Küſten der Oſtſee und von der Elbe bis zur Weichſel von germaniſchen Stämmen bewohnt geweſen. Bei der großen Bewegung der europäiſchen Völker im 4., 5. und 6. Jahrhundert ſcheinen ſich dieſe germaniſchen Stämme von Oſten nach Weſten vorgeſchoben und ganz Deutſchland ſich um mehre Längengrade in eben dieſer Richtung zurückgezogen zu haben. — Wir haben keine deutliche Vorſtellung von den öſtlichen Grenzen des alten Deutſchlands. Wir wiſſen nicht, ob die von den Römern und Griechen als deutſch aufgeführten Völker wirklich reine und unvermiſchte Deutſche waren. Von manchen iſt es wahrſcheinlich, daß ſie irrthümlich für Deutſche ausgegeben wurden. Eben ſo wenig beſtimmt iſt unſere Vorſtellung von jener Verſchiebung der deutſchen Welt nach

Weſten und dem Nachrücken der öſtlichen Völker. Wir wiſſen nicht, ob Dentſche in den verlaſſenen Sitzen an der Elbe, Weichſel und Oder zurückblieben, ob die nachrückenden Völker ſich mit dieſen Ueberreſten vermiſchten, oder ob ſie ſie völlig ausrotteten. Eben ſo wenig wiſſen wir genau anzugeben, wie und wann und unter welcheu Umſtänden das Einrücken dieſer Völker geſchah. So viel jedoch iſt gewiß, daß, nachdem im 6. und 7. Jahrhundert ſich im Weſten Europa's wieder mächtige, ſolide Staaten gebildet hatten, als im 8. und 9. Jahrhundert, insbeſondere vom feänkiſchen Reich, eine weſtöſtliche Reaktion gegen die bisherige oſtweſtliche Richtung der Völkerbewegung ausging, und als nach einiger Beruhigung der wilden Wogen ber Strömung aus Oſten das Auge der Geſchichte einigermaßen deutlich die Reſultate dieſer chaotiſchen Stürme erkannt, ſich folgendes Bild in der Bevölkerungsweiſe des mittlern Europa's darſtellt. Vom Rhein bis an die Elbe und von den Alpen bis an die Nordſee wohnen untermiſchte deutſche Stämme in einem Gebiet, das ſie theils von jeher bewohnt, theils den celtiſchen Völkern abgerungen zu haben ſcheinen. An der Mündung der Elbe ſchreiten ſie über dieſen Fluß hinaus; im mittlern Lauf des Fluſſes treten ſie nicht überall ganz an ihn hinan, und von ſeinem Quellengrbiet ſind ſie gänzlich ausgeſchloſſen. Von der Elbe oſtwärts an der ganzen Küſte der Oſtſee hin, im Oder- u. Weichſelgebiet, überhaupt in allen Flußgebieten zwiſchen dem ſchwarzen unb baltiſchen Meere, in dem ganzen untern Donaugebiet bis zu den Alpen aufwärts und in der ganzen griechiſchen Halbinſel bis zum alten Hellas hinab wohnen ſlaviſche Stämme, in eine Menge groſser und kleiner Völkerſchaften getheilt. Im Weſten ſtoßen ſie im Gebiet der Elbe mit den Deutſchen zuſammen, durch die ſie von der Mündung des Fluſſes ausgeſchloſſen werden, die ſie ſelbſt aber wieder von ſeinen Quellen und hie und da von ſeinem mittlern Lauf ausſchließen, indem ſie nach Weſten hin an einigen Stellen darüber hinaus ragen. Eben ſo in dem Gebiete der Donau, in dem öſtlichen Theil der Alpen und am adriatiſchen Meere. Innerhalb dieſes ungeheuern Bereichs machten die S. ſich allein und ausſchließlich einheimiſch, gewannen den Boden burch Bearbeitung und Bebauung als ihr Eigenthum, benannten nicht nur mit ſlaviſchen eigenen Namen jeden menſchlichen Wohnſitz, ſondern auch jebe Naturform, jeden Fluß, Berg und Land, und betrachteten demnach all dies Land als ihre Heimath und ihr Vaterland. Friedlich oder doch ohne bedeutenden und folgenreichen Zuſammenſtoß wohnten die Deutſchen und S. innerhalb dieſer Grenzen eine Zeit lang neben einander. Die Deutſchen hatten noch im Weſten zu thun, die S. trieben Ackerbau und banten Städte in ihren Gebieten. Erſt mit der Bilbung der groſsen fränkiſchen Macht, welche im Süden die Bayern mit ſich vereinigte, wie im Norden die Thüringer unb Sachſen, und bie dann erobernd weiterhin nach Oſten, hier wie dort, auf S. ſtieß — mehr aber noch nach der Auflöſung bes fränkiſchen Reichs und der Bildung eines daraus hervorgehenden einigen deutſchen Königreichs beginnen die merkwürdigen Kämpſe der Deutſchen mit den S., welche dann das ganze Mittelalter bis in die neueſte Zeit hinein fortdauerten, und deren Reſultat nun die gegenwärtige große Miſchung und Mengung der deutſchen und ſlaviſchen Volkselemente iſt. Bei dem außerordentlichen Uebergewicht der Deutſchen, als eines moraliſch wie phyſiſch keäftigern Volks, war das Reſultat dieſer Miſchung ein ganz anderes, als das, was aus der Vermiſchung der Deutſcheu mit ihren weſtlichen Nachbarn hervorging, bei denen ſie ausgebildetere Zuſtände und ihnen an Körnigkeit gleichſtehende Völker ſanden. Im Weſten verloren ſich die Deutſchen als ſolche entweder völlig oder verſchmolzen mit ber vorgefundenen Urbevölkerung zu nenen organiſchen Volksgebilden. Dieſe ſlaviſche Bevölkeeung dagegen im Oſten verdrängten ſie und ſetzten ſich an ihre Stelle, oder drückten ihr deutſches Gepräge auf, oder behielten mitten unter S. ihre deutſche Eigenthümlichkeit. Nirgends aber entſtand aus der Miſchung der Dentſchen und S. ein neues Volks- und Sprachgebilde, wie das franzöſiſche, engliſche u. ſ. w. Man könnte dieſe Miſchung daher nur als eine Aggregatmiſchung bezeichnen, bei welcher das Deutſche immer die Oberhand behielt, während die deutſche Miſchung mit den weſtlichen Völkern eine chemiſche Miſchung war, welche Peoceſſe herbeiführte, aus denen völlig neue, ſelbſtſtändige Organismen hervorgingen. Die ganze ſlaviſche Welt wurde in Folge dieſes groſsen Kampſes in bie deutſchen Zanberkreiſe hineingezogen, unb es ſind nur wenige ſlaviſche Stämme zu nennen, bie ſich ganz den deutſchen Einflüſſen entzogen hätten. Einige weſtliche S., die windiſchen und wendiſchen, oder, wie ſie ſich ſelber nennen, die ſlowenziſchen nnd ſerbiſchen Stämme, verſchwanden entweber völlig unter dem ätzenden oder zerſetzenben germaniſchen Aufguß oder wurben ihm doch in ſchwachen Ueberreſten völlig einverleibt. Anbere weſtliche S., bie Czechen, Slowaken, Kroaten &c. blieben in bedeutenden Maſſen, verfielen aber dennoch in große Abhängigkeit. Die Centralſlaven, die Polen und die öſtlichen S., die Ruſſen, empfingen beutſches Weſen und Bilbung in geringerem Maß. Die ſüdlichen S., bie illyriſchen und ſerbiſchen Stämme (bie Bosnier, Montenegriner, Bulgaren, Serbier &c.), die mit der griechiſchen Halbinſel den Byzantinern unb dann den Türken anheim fielen, blieben am meiſten, zum Theil ganz, von germaniſchen Einflüſſen frei. Der ganze europäiſche Oſten war und iſt, wie geſagt, ausſchließlich von ſlaviſchen Völkern bewohnt. Der Kampf der deutſchen europäiſchen Mitte mit dem Oſten iſt daher ausſchließlich ein Kampf der Deutſchen und S. Nur wenige nicht ſlaviſche Völker wurben in bie Strudel dieſes Kampfes mit hinein gezogen und hatten daher eben ſo, wie die S. ſelbſt, gemeinſchaftlich mit ihnen mehr oder weniger von ber von Deutſchland ausgehenden

Germaniſirung zu leiden. Es ſind dies einige aus Norden in die ſlaviſchen Gebiete hineinragende Ausläufer der finniſchen Welt: die Eſthen, Ingren, Karelen, Finnländer; ferner die an der Oſtſee und im Niemen- und Dünagebiet wohnenden lettiſchen oder litthaniſchen Stamme, die von Haus aus weder den S., noch den Deutſchen angehören, aber ein beſtändiger Zankapfel zwiſchen beiden waren; endlich die Magyaren, welche von den Deutſchen gegen die S. zu Hülfe gerufen wurden und dann auf ſlaviſchem Boden im Donaugebiet ein mächtiges Reich gründeten, das aber ebenfalls den Deutſchen anheim fiel. Da dieſe Völker theils als uralte Unterthanen der S., theils als Herrſcher von S. mit der ſlaviſchen Welt zu innig verwebt ſind, ſo wird es nöthig ſeyn, auch ſie mit in den Kreis unſerer Betrachtung zu ziehen und die Einflüſſe, welche das Deutſchthum auf ſie übte, mit zu erwägen. Thun wir dies und ſchließen wir jene den Türken anheim gefallenen S. aus, ſo ſind jetzt diejenigen Länder, in welchen deutſche Einflüſſe auf S. ſich geltend machten, mit ihren heutigen Namen folgende: 1) die öſterreichiſche Monarchie, die größtentheils auf ſlaviſchem Boden von deutſchen Staatsmännern erbaut wurde, und namentlich folgende Provinzen derſelben: die beiden Herzogthümer Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, Steiermark, Kärnthen, Krain, Kroatien, Slavonien und Dalmatien (Tyrol, Salzburg und das lombardiſch-venetianiſche Königreich ſind die einzigen öſterreichiſchen Provinzen, in denen zu keiner Zeit S. ſiedelten); 2) die preuſiſche Monarchie, die ebenfalls größtentheils auf ſlaviſchem Boden ſteht, insbeſondere die Provinzen Oſt- und Weſtpreußen, Poſen, Pommern, Brandenburg, Schleſien; 3) Mecklenburg; 4) Holſtein und Lauenburg; 5) Hannover; 6) Sachſen; 7) Polen und Rußland, von dem noch beſonders die deutſchen Oſtſeeprovinzen Kur-, Liv- und Eſthland hervorzuheben ſind. Betrachten wir die Miſchungsproceſſe, die in dieſen weitläufigen Provinzen zwiſchen Deutſchen und S. Statt hatten, ſo ſtellen ſie ſich als ſehr verſchiedenartig dar. In vielen iſt das Slaventhum völlig vernichtet, indem die anſäſſigen S. theils von Deutſchen ausgerottet wurden, theils ſich ihnen vollſtändig aſſimilirten; ſo in Holſtein, Hannover, Mecklenburg. In einigen ſind Ueberreſte und Trümmer der S. geblieben, als dem ſiegenden Deutſchland eingefügte Enklaven; ſo in Sachſen, Brandenburg, Schleſien, Pommern, Oſtpreußen und im Herzogthum Oeſterreich. In andern blieben S. neben den Deutſchen in großen Maſſen ſtehen; ſo in Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Krain und den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen. Wieder in andern endlich haben die Deutſchen bloß einzelne Kolonien als deutſche Enklaven im ſlaviſchen Gebiet vorgeſchoben, ſind aber darin außerdem durch politiſchen und moraliſchen Einfluß von der größten Bedeutung; ſo in Ungarn, Siebenbürgen, Rußland und Polen. In einigen Gegenden ſind die Umbildungs- und Aſſimilirungsproceſſe längſt beendet, da reines Deutſchthum hergeſtellt wurde. In andern geht die Germaniſirung der S. noch in dieſem Augenblick ihren alten Gang fort. In andern endlich hat ſie erſt neuerdings recht begonnen. Die Rückwirkung des Slaventhums auf das Deutſchthum war im Ganzen ſehr unbedeutend. Nirgends iſt es den S. gelungen, einen deutſchen Stamm völlig zu vertilgen oder in ihre eigene Form umzugießen. Nur hie und da fand und findet noch in dieſem Augenblick Slaviſirung einzelner ſporadiſch unter den S. zerſtreuten Deutſchen Statt. Nur wenige deutſche Provinzen fielen vorübergehend ſlaviſchen Gebieten anheim, ſo Oſt- und Weſtpreußen und Kurland an Polen, ſo Kurland, Livland, Eſthland an Rußland, und allerdings wurde und wird hier bis auf einen gewiſſen Grad Slaviſirung verſucht. Doch widerſtanden die politiſch-deutſchen Provinzen der Poloniſirung und eben ſo werden die ruſſiſch-deutſchen Provinzen der neuerdings verſuchten Ruſſivicirung widerſtehen. Als koloniſirende Gäſte erſchienen die S. faſt nirgends auf deutſchem Boden, da ſie den Deutſchen weder kräftigere Menſchen, noch größern Fleiß, noch neue Induſtriezweige bringen konnten. Indem wir dieſe wenigen ſlaviſchen Kolonien und jene unbedeutenden Slaviſirungen deutſcher Nationalen bei den Ländern einfügen wollen, wo ſie vorkommen, können wir daher alle deutſch-ſlaviſchen Länder unter folgender überſichtlicher Eintheilung betrachten. I. *Vollkommen germaniſirte Slavenländer*, in denen alles Slaviſche völlig ausgemerzt iſt. II. *Faſt völlig germaniſirte Slavenländer*, in denen nur noch einige ſlaviſche Trümmer als Enklaven vorkommen. III. *Deuſch-ſlaviſche Länder*, in denen beide Nationen mächtig ſind. IV. *Slaviſche Länder, denen Deutſche nur als ſporadiſche Koloniſten einverleibt ſind*, die aber ſonſt noch vielfach unter deutſchen Einflüſſen ſtanden und ſtehen.

I. *Vollkommen germaniſirte Slavenländer: Hannover, Holſtein, Lauenburg, Mecklenburg.* Wenn wir von den ächten, uralten, reinen deutſchen Sitzen am Rhein und an der Weſer ausgehen und uns nach Nordoſten wenden, treffen wir zunächſt im Königreich Hannover und in den Herzogthümern Holſtein und Mecklenburg auf ehemals ſlaviſches Land. Es war der *wendiſche* oder *ſorbiſche Stamm der Obotriten*, der durch dieſe Gegenden verbreitet war. Sie wohnten als *eigentliche Obotriten* in Mecklenburg-Schwerin, als *Redarier* oder *Retharier* in Mecklenburg-Strelitz, als *Wagrier* um Lübeck herum und im öſtlichen Holſtein, als *Polaben* (Bewohner der Laba, d. i. Elbe) und als *Linonen* (Anwohner der Leine) in Lauenburg, um Hamburg herum und weſtwärts der Elbe im Lüneburgiſchen. In den Kriegen, welche die deutſchen und namentlich die ſächſiſchen Herzoge, die hier auf ſlaviſchem Gebiet die Markgrafſchaft Stade gründeten und die holſteiniſchen Grafen gegen dieſe Völker führten, wurden ſie zum Theil ausgerottet, zum Theil unter deutſche Botmäßigkeit gebracht. Die Deutſchen gründeten hier auf ſlaviſchem Boden ihre blühenden Städte Neu-Lübeck (Alt-Lübeck,

von den S. Bukowize genannt, war bis 1100 eine Reſidenz ſlaviſcher Knäſe), Hamburg (bei den S. früher Bochborn genannt), Roſtock, Schwerin und andere, meiſtens an Orten, wo ſchon früher ſlaviſche Städte ſtanden. Von dieſen Städten und von den vielen im Land angeſiedelten deutſchen, flämiſchen und holländiſchen ackerbauenden Dörfern ging die allmächtige Germaniſirung des ganzen Landes aus, die ſchon im 14. Jahrhundert als ziemlich vollendet angenommen werden kann. In Mecklenburg blieben ſlaviſche Knäſe als Lehensträger deutſcher Fürſten, anfangs der Herzoge von Sachſen, nachher der deutſchen Kaiſer und jetzt als nun völlig verdeutſchte Herzoge und Mitglieder des deutſchen Bundes. Nur an der Leine und Elbe in der lüneburger Haide, wo deutſche Koloniſten ein wenig einladendes Terrain fanden, blieb noch bis in die neueſten Zeiten ein kleiner ſlaviſcher Ueberreſt jener Linonen. Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts wurde hier in mehren Dörfern ſlaviſche Sprache und Sitte getroffen. Da indeß nun auch dieſer ſlaviſche Ueberreſt völlig zum Deutſchthum hinübergeſchmolzen iſt (1751 wurde hier zum letzten Mal ſlaviſch gepredigt, dann bekamen die Linonen deutſche Schulmeiſter und Prediger), ſo erinnert nun in Hannover, Mecklenburg und Holſtein nichts mehr, als die Namen mehrer Flüſſe, vieler Orte des Landes, der adeligen Familien, die namentlich in Mecklenburg großentheils ſlaviſch ſind, und einige Gräber und Mauerreſte an die Exiſtenz der S., die, wenn ſie hier Alles wieder in den alten Status quo bringen wollten, eben ſo ſchreckliche Kriege gegen die jetzt hier wohnenden Deutſchen führen müßten, wie dieſe ſie hier früher gegen ſie führten. In dieſen Gegenden unſeres Vaterlandes ſchritt in der neueſten Zeit die Verdeutſchung gegen ein anderes Volk vor. In der ſchleswig-jütiſchen Halbinſel verdrängte von Holſtein herauf der deutſche Anbauer mehr und mehr den däniſchen Urſaſſen, und die deutſche Kultur, die ein ſo großes Uebergewicht über die däniſche hat, drohte die ganze däniſche, in deutſchem Boden wurzelnde Halbinſel zu überziehen. — **Die preußiſche Provinz Sachſen, Anhalt, Altenburg, Königreich Sachſen, dieſſeits der Elbe.** Die alten Linonen ſcheinen in den untern Gegenden der Elbe das einzige Beiſpiel des Hinüberragens der ſlaviſchen Welt in die alten niederſächſiſchen Gebiete und in die Länder der weſtlichen Elbſeite zu ſeyn. Sonſt ſcheint hier auf der weſtlichen Elbſeite bis zu den ſüdlichen Theilen der preußiſchen Provinz Sachſen von jeher mit wenigen Ausnahmen Alles deutſch geweſen zu ſeyn. Weiter aufwärts aber, vom Fuß des Erzgebirges her, ragten die ſlaviſchen Sorben-Wenden weit über die Elbe hinaus bis an den thüringer Wald und ſelbſt in einige Thäler desſelben hinein. Die S. bildeten hier ſeit dem Jahr 528 ein nicht unbedeutendes unabhängiges Fürſtenthum, das die ganzen Gegenden zwiſchen dem thüringer Wald u. dem Erzgebirg, zwiſchen Saale, Elbe und Oder oder das ſogenannte Oſterland, das Land Meißen, die beiden Lauſitzen, das Anhaltiſche, den Kurkreis und den ſüdlichen Theil der brandenburgiſchen Marken umfaßte. Dieſe S. ſtifteten hier eine Menge der noch jetzt blühenden ſächſiſchen Städte, unter andern Leipzig (Lipsk, d. h. Lindenſtadt), Dresden, Chemnitz, Budiſſin, Zwickau. Nach ihrer Bezwingung und der Theilung ihres Landes in Marken im 10. u. 11. Jahrhundert wurden ſie häufig mit deutſchen Koloniſten untermiſcht, die Städte wurden am erſten ganz mit Deutſchen beſetzt. In Leipzig hörte man 1327 ſlaviſch zu ſprechen auf. Auch auf dem Lande verſchlang im Weſten der Elbe das ſich herverbildende Deutſchthum allmählich völlig alles Slaviſche, und am Ende des 14. Jahrhunderts wurde hier ſogar der Gebrauch der ſlaviſchen Sprache vor Gericht verboten. Alle — im ſtrengſten Sinn dieſes Worts jedoch erſt ſeit 1723 — ſlaviſchen Elemente gingen in das deutſche Element über, und die einzige erkennbare Rückwirkung dieſes Uebergangs auf das Deutſche möchte in einer ſlaviſchen Modulation der deutſchen Kleidung des ſächſiſchen Landmannes und in einer gewiſſen ſlaviſchen Milde und Weichheit des oberſächſiſchen Dialekts beſtehen, welcher ſich in dieſen verſchmelzenden fränkiſchen und thüringiſchen Kolonien im Wendenlande ausbildete. Als außerdem jetzt noch auffallende, an die alten verſchwundenen Urbewohner erinnernde ſlaviſche Ueberreſte kann man die ſlaviſchen Benennungen der meiſten ſächſiſchen Orte, die Namen der meiſten adeligen Geſchlechter Sachſens, alle itz — ick — nik — ow — die Lottize, die Minkwitz, die Dallwitz, die Noſtitz, Maltitz, die Terzky, deren Geſchlechtsbäume auf ſlaviſchem Grund und Boden wurzeln, und manche ſlaviſche Worte anführen, die der Sprache des gemeinen Oberſachſen eigen blieben, und endlich das wendiſche altenburger Völkchen, das ſich mitten unter Deutſchen bis auf heutige Zeiten vollkommen bei ſeiner ſlaviſchen Kleidung und Sitte und ſlaviſchen Gebräuchen erhielt, obgleich es ſich allerdings des beſten Theiles ſeiner Nationalität, ſeiner Sprache, entäußerte. Nehmen wir dieſe Vertauſchung ihrer Sprache mit der unſrigen bei den altenburger S. als einen völligen Anſchluß an unſere Nationalität an, ſo gäbe es dann jetzt in allen weſtwärts der Elbe gelegenen Ländern durchaus keine S. mehr, und wir könnten dann Hannover, die anhaltiſchen Herzogthümer, das Herzogthum Altenburg, die preußiſche Provinz Sachſen, das Königreich Sachſen dieſſeits der Elbe, und ferner von den baltiſchen Provinzen Holſtein, Lauenburg, Mecklenburg als Länder bezeichnen, die ehemals ganz oder zum Theil ſlaviſch waren, jetzt aber völlig germaniſirt ſind, deren Verdeutſchung aber zum Theil erſt im letzten Jahrhundert vollkommen gemacht worden iſt.

II. **Germaniſirte Slavenländer mit ſlaviſchen Volkstrümmern und Enklaven.** Im Oſten der Elbe und in dem öſtlichen Theil der Südküſte des baltiſchen Meeres, ſo wie endlich im öſtlichen Theile der Alpen, entfernter von den rein deutſchen Mittel-Ländern und näher den rein ſlaviſchen Oſtländern trifft

man auf die germaniſirten Provinzen, in denen noch ſlaviſche Ueberreſte als Enklaven zurückblieben. Es ſind dies der transalpiniſche Theil bes Königreichs Sachſen, die preußiſchen Provinzeu Brandenburg, Pommern, Oſt- und Weſt-Preußen, Schleſien und die öſterreichiſchen Länder ob und unter der Ens. Die Unternehmungen der Deutſchen gegen die S. hatten vornehmlich in zwei Richtungen Statt, in einer nach Nordoſten gegen die Elb-, Oder- und Oſtſee-Wenden, und einer nach Südoſten gegen die danubiſchen und illyriſchen oder alpiniſchen S. Die Unternehmungen gegen jene gingen hauptſächlich von den Sachſen aus, die gegen dieſe von den Bayern. Alles baltiſch-preußiſche Slavenland iſt daher vorzugsweiſe mit Niederſachſen bevölkert, alles Danubiſch- und Alpiniſch-Slaviſche dagegen mit Bayern. Gegen jene wurden die Marken Brandenburg, Meißen, Salzwebel u. ſ. w. errichtet, gegen dieſe die Marken Steier, Oeſterreich, Mähren u. ſ. w. Zwiſchen beiden Richtungen in der Mitte lag der Gebirgskeſſel des Königreichs Böhmen, in welchem ſich lange ein eigenes unabhängiges Slavenreich hielt und, dem deutſchen Andringen ſich entgegenſetzend, dadurch eben jene Spaltung der deutſchen Koloniſten- und Kriegerſtröme in dieſen zwei Hauptrichtungen veranlaßte. 1) Erzherzogthum Oeſterreich. Die vernichtenden oder umformenden Angriffe der Deutſchen auf die S. im Süden an der Donau ſind älter, als die im Norden an der Elbe, und die älteſten hier auf ſlaviſchem Gebiet von Deutſchen errichteten Marken ſind die Markgrafſchaften Steier und Oeſterreich. Es wnrden dieſe Länder die ganze Donau hinauf bis an die Grenzen Bayerns von S. windiſchen Stammes bewohnt, die ſich ſelber Slowenzen nannten und auch noch jetzt in ihren wenigen Ueberreſten ſich ſo nennen. Nur in der Mark oder dem jetzigen Herzogthum Oeſterreich wurden ſie von den Deutſchen faſt völlig ausgerottet und das ganze Land bis auf wenige Ueberreſte der S. deutſch gemacht. Auf altſlaviſchem Boden erwuchs hier aus fränkiſchen, ſchwäbiſchen, vorzüglich aber bayeriſchen Koloniſten der merkwürdige deutſche Volksſtamm der Oeſterreicher, der jetzt den Namen und die deutſche Sprache unter den S. größer und mächtiger gemacht hat, als irgend ein anderer. Denn Oeſterreichs Geſetz, Sitte und Dialekt waltet herrſchend über nicht weniger als 14 Millionen S. Die Spuren ſlaviſchen Volkslebens im Erzherzogthum Oeſterreich reduciren ſich auf Folgendes: Im öſtlichen Theile des Landes unter der Ens gegen Ungarn hin gibt es eine Reihe von Orten, die von S. beſetzt ſind. Man nennt dieſe S. im Lande durchweg Kroaten, obgleich ſie ſlowenziſchen Stammes ſind. Es iſt aber ungewiß, ob ſie noch als Ueberreſte der alten Urbewohner des Landes, oder als ſpäter zur Vertheidigung der Grenze angeſiedelte Koloniſten zu betrachten ſind. Dieſe kleine ſlaviſche Enklave hat ſich merkwürdigerweiſe durch eine große patriotiſche Eiferſucht auf ſeine Sitten und Sprache rein bei ſeinem Slavismus erhalten. Sie ſondern ſich überall ſorgfältig von den Deutſchen ab, unb ſelbſt da, wo ſie mit ihnen gemeinſchaftlich einen Ort bewohnen, beſetzen ſie gewöhnlich die eine Seite und laſſen den Deutſchen die andere. Auch im Lande ob der Ens findet man in Sitten, Kleidung und Sprache bei vielen Gemeinden noch Spuren ſlaviſcher Abſtammung. Das Slaviſche tritt hier unter der deutſchen Oberfläche durchſchimmernd in den verſchiedenſten Graden der Germaniſirung hervor. Bald verräth es ſich nur in dem Schnitt der Kleidung, bald nur in einigen beibehaltenen ſlaviſchen Gebräuchen, bald nur in einer eigenthümlichen ſingenden Pronunciatiou des Deutſchen; bald tritt es in allen dieſen Dingen zugleich hervor. Am meiſten Slaviſches hat ſich hier im Stoder-Thale nicht weit von Gemünden im Traueviertel erhalten. Es iſt hier Alles noch ſlaviſch, Kleidung, Sitte, Bauart der Häuſer, bis auf die Sprache, welche in neuerer Zeit deutſch geworden iſt. Wir könnten dieſe Stoderer alſo als eine von Deutſchen eingeſchloſſene ſlaviſche Enklave, ähnlich den Altenburgern in Thüringen, betrachten. Die in Oeſterreich eingedrungenen Deutſchen ſind mit den vorgefundenen S. gelinder verfahren, als die in den baltiſchen Ländern einbrechenden Sachſen, und haben weniger zerſtörend auf ſie eingewirkt, als dort im Norden, wo die Germaniſirung energiſcher umgeſtaltete und ſchärfer eingriff. Außer dem Erzherzogthum Oeſterreich können wir daher keine andern deutſch-ſlaviſchen Provinzen des Kaiſerthums in dieſe Klaſſe ziehen. Ueberall in den deutſchen Marken Steier, Kärnthen, Krain blieb, wie in Mähren und Böhmen, die Maſſe des Slaviſchen ſo groß, daß wir ſie daher der folgenden Klaſſe zuweiſen müſſen. — 2) Das transalpiniſche Königreich Sachſen. Brandenburg. In den preußiſch-ſächſiſchen Provinzen Pommern, Brandenburg, Schleſien ꝛc. ſiegte das Deutſche ſo gewaltig, daß auch hier bloß ſlaviſche Trümmer und Enklaven blieben. Die bedeutendſte derſelben, welche man aus den rein deutſchen Ländern in den völlig deutſch gewordenen ſächſiſchen Gebieten nach Oſten vorſchreitend findet, iſt die der Lauſitzer oder Lutitzer im Königreich Sachſen und der Provinz Brandenburg. Dieſe ſlaviſchen Lauſitzer ſind der wichtigſte Ueberreſt jenes im Norden des Erzgebirges bis an den thüringer Wald verbreiteten Wendenſtammes, der ſich zum Theil deswegen länger bei ſeiner Volksthümlichkeit erhalten mochte, weil er eine lange Zeit unter der Herrſchaft eines benachbarten Slavenvolkes, der Böhmen, blieb. Erſt 1636 kamen die Lauſitzer wieder an das ſächſiſche Haus. Dieſe S. bilden in den ſüdlichen Theilen des frankfurter Regierungsbezirks und in den benachbarten öſtlichen Theilen Sachſens und Schleſiens oder in der Ober- und Niederlauſitz ein rund umher von Deutſchen umgebenes Slavenvolk von etwa 200,000 Menſchen (150,000 unter preußiſcher und 50,000 unter ſächſiſcher Oberherrſchaft). Sie ſind noch rein ſlaviſches Blut mit alter ſlaviſcher Sitte und Sprache. Sie ſind mit deutſchen Anſiedlern ſchwach durchwebt, da dieſelben nur in den größern Städten wohnen. In den kleinern Städten und auf den Dörfern iſt Alles ſlaviſch. Wie Deutſche zu ih-

nen als Beamte, Kaufleute und Hankwerker kommen, ſo gehen die Lauſitzer in die benachbarten deutſchen Landſtriche und Städte als fleißige Knechte und Mägde. Das Geſinde bei den Bauern ſowohl, als auch bei den Städtern, namentlich die Kutſcher, Ammen, Viehmägde, iſt rund um die Lauſitz herum, in Dresden, Meißen, in Frankfurt und Liegnitz, ſlaviſch. Sogar bis Leipzig und Berlin gehen ſolche ſlaviſche Geſindekolonien vor. Natüelich muß dieſe beſtändige Kommnnikation mit den Dentſchen die Lauſitzer mehr und mehr verdeutſchen. In Preußen ſcheint ihre Verdeutſchung ſchneller vorzugehen, als in Sachſen. Die Hauptmaſſe der lauſitzer Wenden bildet ein ziemlich zuſammenhängendes Ganze. Nur ein Stück hat ſich als eine beſondere kleine Enklave davon getrennt, einige Tauſend nämlich am rechten Ufer der Elbe im meißenſchen Kreiſe. Als vollkommen deutſch kann von Brandenburg jetzt der ganze nordweſtliche Theil des Landes angenommen werden, oder die Regierungsbezirke Berlin und Potsdam. Die ſlaviſchen Brietzaner oder Brizaner, welche hier in der Priegnitz wohnten, die Seduſier zwiſchen der Spree und Oder, die Haveler an der Havel ſind jetzt alle ſpurlos verſchwunden. Seit dem 10. Jahrhundert, wo der Biſchof von Havelberg die erſten deutſchen Anſiedler ins Land rief, und ſeit den Zeiten Albrechts des Bären, dee von 1133 an blutige Vernichtungskriege mit den S. führte und flämiſche und niederrheiniſche Koloniſten ins Land rief, welche hier ein nenes Köln ſtifteten, ging die Einwanderung von Dentſchen bis auf die neueſte Zeit, bis auf Feiedrich II., fort, der in den 46 Jahren ſeiner Regierung hier noch 262 nene Kolonien entſtehen ließ und 12,000 freie deutſche Familien anſiedelte. Aus der Vermiſchung aller dieſer fremden Koloniſten — der Deutſchen aller Stämme, der Sachſen, Holländer, Niederrheinee, Pfälzer, Schweizee, Wallonen, franzöſiſchen Hugenotten und Refugiés, Lothringer — mit den geringen Ueberreſten der hier urſprünglich einheimiſchen S. ging nun die heutige Bevölkerung der Ukermark, der Neumark und Mittelmaek hervor. Daeans entſtand das brandenburgiſche Deutſch, die märkiſch-deutſche Nationalität, das Kernland der preußiſchen Monarchie, und die innerſte Blüthe derſelben, die Bevölkerung der Hauptſtadt Berlin. Wie die kleinen Salzſeen und Salztümpel in den ſüdlichen Steppen Rußlands als Uebeeeeſte eines großen Meeres, das hier einſt Alles bedeckte, ſo finden auch hier in Brandenburg und namentlich in der Neumark und dann im merſebueger Regieeungsbezirke, und zwar namentlich im wittenberger Kreiſe der peeußiſchen Provinz Sachſen, ſich hie und da noch mehre Stellen, an denen wunderbar ſlaviſche Sitte und Sprache noch kleben blieb und ſich mitten im umgebenden Deutſchthum erhielt. — 3) Pommern. In Brandenburg u. Sachſen machte ſich die Umbildung gößtentheils auf keiegeriſchem Wege. Auch in Pommern wurde von Deutſchen und S. viel gekeiegt. Doch ging die Germaniſirung hier weit mehr auf friedlichem Fuße vor ſich, als in Brandenburg und Sachſen. Schon im 12. Jahrhundert riefen die pommerſchen Klöſter Deutſche ins Land, mit Bewilligung dee ſlaviſchen Fürſten der hiee ſiedelnden Wilzen, Rugier und Pomeraner (d. i. Meeranwohner). Dieſe Heezoge ſelbſt, die nie von den Deutſchen entthront wurden, wie die Knäſe in Beandenburg und Sachſen, deren Stamm vielmehr ſeit 1181 den Deutſchen angeſchloſſen und allmählig ſich germaniſirend erſt 1637 ausſtarb, riefen deutſche Koloniſten ins Land, gründeten deutſche Städte, nahmen Deutſche in Sold und nahmen ſelber deutſche Sitte und Sprache an, ſo daß am Ende das Deutſchthum hier auf ſolchem friedlichen Wege das ganze wilziſche Volk vernichtete und daſſelbe ſich aſſimilirte. Schon im Jahe 1404 ſoll im weſtlichen Pommern der letzte Mann geſtorben ſeyn, der Wilziſch redete. Nur im öſtlichen Pommeen haben ſich in den Landſchaften Bütow und Lauenburg ſlaviſche Enklaven erhalten. Es ſind dies zum Theil Ueberreſte der S. wendiſchen Stammes, zum Theil aber S. lechiſchen Stammes, od. ſogenannte Kaſſuben. Sie ſollen zuſammen etwa 80,000 Seelen betragen. Sie ſind rund umhee von Deutſchen umgeben. Im pommeriſchen Wappen ſind dieſe Kaſſuben und Wenden noch beſonders repräſentirt; jene durch einen ſchwarzen Geeif in Gold, dieſe durch einen roth- und grüngeſtreiften in Silber. — 4) Oſt- und Weſt-Preußen. Von Pommern an haben die Deutſchen alle Küſtenlandſchaften und alle Flußmündungen bis in den hohen finniſchen Noeden beſetzt, die Mündungen der Oder, der Weichſel, des Pregel, des Niemen, der Düna, der Pernau, der Narowa, und haben hiee eine Reihe brillanter Städte — Stettin, Danzig, Königsberg, Memel, Libau, Riga, Reval, Narva — und eine Reihe von deutſchen Provinzen gegeündet: Pommern, Weſt-, Oſt-Peeußen, Kurland, Livland, Eſthland, von denen aus ſich in den den Küſten benachbarten Gebieten deutſches Leben verbreitete, wäheend alleedings das Inneee des Landes ſlaviſch (polniſch, ruſſiſch) oder litthaniſch und finniſch blieb. Einzelne Reſte der feemden Nationen ſchloſſen die Deutſchen in jenen Küſtenprovinzen in ihrem Gebiete ein und machten ſie von ſich abhängig. Sie germaniſirten dieſelben nue in den Provinzen Oſt- und Weſt-Preußen, nicht aber in Kurland, Livland, Eſthland, daher wir dieſe Provinzen hier einſtweilen noch auszuſchließen haben. Als die Deutſchen, von den polniſchen Heezogen gerufen, in dieſe Gegenden kamen, fanden ſie hier die alten Uebewohner des Landes, die litthauiſchen Preußen und die ſlaviſchen Polen ſchon mit einander im Kampf, zum Theil auch mit einander vermiſcht und nebeneinandee wohnend. In einem höchſt merkwüedigen 53jährigen Kriege, zu welchem aus allen deutſchen Gauen Ritter herbeiſtrömten, vernichteten die deutſchen Maeimner den ganzen litthauiſchen Volksſtamm der Preußen und zogen zugleich, jedoch ohne ſie zu vernichten, kleine Paecellen der Polen, Letten und eigentlichen Litthauer, in ihr Gebiet hinüber. Die Rittee zogen den Junker, den Landmann, den Handwerker und Kaufmann nach. Sie eebauten Buegen, um die ſich deutſche Bürger ſammelten. Königsbeeg, Elbing, Danzig,

Digitized by Google

Kulm, Thorn, Memel, Marienburg blühten als deutſche Reichsſtädte auf ſlaviſch = litthauiſchem Boden auf, und deutſche Rede erklang hierüberall. Es wurde in dieſen ſo weit nach Oſten vorgeſchobenen deutſchen Kolonien Alles noch mehr deutſch, als im Weſten, z. B. in Sachſen; denn da die Deutſchen hier ein roheres Volk vorfanden, als die Vorfahren der Sachſen im Sorbenlande, ſo wurde auch von ihnen weniger fremde Nationalität aufgeſogen und mehr vernichtet. So z. B. iſt der ganze Adel von Oſt- und Weſtpreußen in ſeinem urſprünglichen, wie in ſeinem jetzigen Weſen rein deutſch, während, wie wir oben bemerkten, der ſächſiſche, mecklenburgiſche, pommerſche urſprüngliche Adel ſlaviſch war. Die größte Hälfte ſind in dieſen Provinzen Deutſche oder germaniſirte Fremde. Das Verhältniß iſt in Oſtpreußen für die Deutſchen günſtiger, als in Weſtpreußen. Weſtpreußen hat bloß polniſche Enklaven !(etwa 350,000 Seelen), Oſtpreußen auch lettiſche (etwa 6000) und litthauiſche (etwa 66,000), jene auf der kuriſchen Nehrung und dieſe bei Tilſit und Gumbinnen. Die Germaniſirung dieſer Enklaven iſt bis in die neueſte Zeit herab fortgeſchritten und iſt wahrſcheinlich noch jetzt im Zunehmen begriffen. Doch ſteht das Slaventhum dieſen Provinzen neuerdings wieder ſehr drohend gegenüber. Oſt- und Weſtpreußen ſind die am meiſten von Rußland bedrängten deutſchen Provinzen. 5) *Schleſien.* Das Deutſchthum hat die ganze polniſche Welt rund umher umringt, hat ihr die deutſchen Provinzen Oſt- und Weſtpreußen gegen Norden vorgeſchoben, hat Galizien im Süden getrennt und Poſen und Schleſien im Weſten abgelöſt. In keiner der letztgenannten Provinzen hat das Deutſchthum tiefere Wurzeln geſchlagen, als in der Provinz Schleſien, und wir können dieſelbe mit Recht zu den faſt völlig verdeutſchten Ländern rechnen, nicht ſo aber auch Poſen und Galizien, wo deutſches Weſen nur kaum die Oberfläche überzogen hat. Schleſien, von den *Sleſozi* oder *Slezaey*, einem lechiſchen Stamme, bewohnt, gehörte bis zur Theilung unter Boleslaus III. dem polniſchen Reich an. Damals fiel es als ein durch die Oder und ihre obern Zuflüſſe vereinigtes und durch die Sudeten und die das öſtliche Weichſel- und das weſtliche Odergebiet ſondernden Höhen abgeſchloſſenes Ganze von Polen ab, und bekam in einem Sohne jenes Boleslaus ſeinen eigenen Regenten. Die Nachfolger deſſelben ſchloſſen ſich, um ihre Unabhängigkeit gegen ihre reklamirenden Brüder in Polen zu behaupten, in ihrer Politik mehr an Deutſchland an, nahmen deutſche Söldner in Dienſt, holten deutſche Anſiedler ins Land, heiratheten deutſche Prinzeſſinnen und wurden endlich ſelbſt deutſche Reichsfürſten. Da ſie in Polen die früher herrſchende Sitte der Theilung des Landes unter den Söhnen beibehielten, ſo gab es ſchon im 14. Jahrhundert nicht weniger als 16 ſouveräne ſchleſiſche Regentenhäuſer. Um dieſe Zeit wurden dieſelben alle von Karl IV. als Vaſallen mit der Krone Böhmen vereinigt. Allmählig aber ſtarb ein Stamm nach dem andern aus, und im Jahr 1675 erloſch die letzte polniſch-piaſtiſche Fürſtenfamilie. Und nun wurde Alles als deutſch-öſterreichiſche Provinz von deutſchen Statthaltern, Herren und Fürſten regiert. Die Deutſchen verbreiteten ſich namentlich im ganzen Rieſengebirge und in den Sudeten bis nach Mähren hin an die Quellen der Oder und der Weichſel, mitten zwiſchen Czechen im Weſten und Lechen im Oſten. Alle Städte und Dörfer des bezeichneten Strichs haben ſchon ſeit uralten Zeiten deutſche Namen. Aber auch die ſlaviſch-polniſchen Städte der Ebene höhlten am Ende die induſtriöſen Deutſchen völlig aus, nahmen ihnen ihren ſlaviſchen Inhalt und ſetzten deutſches Mark an deſſen Stelle. In Breslau war ſchon ums Jahr 1300 die ſlaviſche Sprache unter allen Gebildeten völlig unbekannt. Deutſche Einwanderung fand beſtändig Statt, zu verſchiedenen Zeiten ſtärker oder ſchwächer, je nachdem die ſchleſiſchen Herzöge den Deutſchen mehr oder weniger günſtig waren. Viel that z. B. die heilige Hedwig aus dem Hauſe Meran, Gemahlin Heinrichs I. Allein dem Deutſchthum wurde erſt vollkommener und entſcheidender Sieg über das Slaventhum, ſeitdem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Land bis auf ein Neuntel, welches Oeſterreich verblieb, an Preußen kam, das mit ſeinen deutſchen Schulen, mit neuen zahlreichen Kolonien — noch Friedrich II. ſiedelte viele tauſend deutſche Familien in Schleſien an — und mit allen ſeinen andern ſehr energiſch germaniſirenden Inſtitutionen das Land zu einer der ſchönſten und blühendſten deutſchen Provinzen erhob. Völlig deutſch iſt jetzt das ganze Gebiet der linken Oderſeite, und auch über die Oder nach Oſten hinüber ragen deutſche Anſiedelungen; von den 2,400,000 Einwohnern des Landes ſind über 2,000,000 Deutſche. Mitten unter deutſchen Dörfern findet ſich in der Nähe von Breslau ein Strich, wo die polniſche Nationalität noch ſo herrſchend iſt, daß ſogar in polniſcher Sprache gepredigt wird. Aehnliche Enklaven gibt es noch mehre, und dann lehnt ſich im Oſten, an der Grenze der polniſch-ſlaviſchen Hauptmaſſe im Königreich Polen, ein nicht unbedeutendes ſlaviſches Gebiet, das aber der Aſſimilirung mit dem Deutſchthum mehr und mehr entgegen eilt. Alles dies gilt zunächſt insbeſondere von Niederſchleſien, dem größten Stück des Landes. In Oberſchleſien ließen ſich weniger Deutſche nieder, weil hier mehre Reaktionen gegen das Deutſchthum Statt fanden. In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts breiteten ſich hier die Huſſiten aus, und es verdrängte ſo die böhmiſche Sprache die deutſche aus Gerichtshöfen und Urkunden. Einige Theile Oberſchleſiens wurden mehrmals an das Königreich Polen verpfändet, z. B. die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor von 1645 bis 1666. Und endlich verblieben in neuerer Zeit auch mehre Theile Oberſchleſiens bei Oeſterreich, das nicht ſo energiſch germaniſirte, als Preußen.

III. *Slaviſch-deutſche Länder, in denen bei entſchiedener Präponderanz des Deutſchen doch das Slaventhum noch eine bedeutende Stelle einnimmt. Die ſüdweſtlichen S., die böhmiſchen und mähriſchen Czechen, die ſteiriſchen und*

kärnthiſchen Wenden oder Slowenzen bewohnten verſchiedene, von Gebirgen geſchützte Thalkeſſel und Ebenen, nämlich die böhmiſchen, die mähriſchen, die öſterreichiſchen Ebenen und die Thalkeſſel der ſteieriſchen und kärnthniſchen Alpen. Zum Theil mag dieſes Naturverhältniß Urſache geweſen ſeyn, daß die wuchernde deutſche Koloniſation nicht ſo raſch und ſo übermächtig bei ihnen fortſchritt, wie in den Ebenen zwiſchen dem Erzgebirge und der Oſtſee. Zum Theil aber haben auch mehre dieſer ſüdweſtlichen S., wie z. B. die Czechen, dem andringenden Deutſchthume ein regeres und friſcheres ſlaviſches Leben entgegen geſtellt und dadurch verhindert, daß hier alles Slaventhum ſo völlig aus dem Sattel gehoben und mit der Wurzel ausgerottet wurde, wie bei ihren nördlichen Brüdern. Endlich mögen auch in den Elementar-Eigenthümlichkeiten der dieſe S. angreifenden deutſchen Stämme, vorzugsweiſe der bayeriſchen, Urſachen zu finden ſeyn, welche es erklären, daß hier ſo viel Slaviſches nicht als bloße Ruine, als Enklave, ſondern als bedeutende Volksmacht neben dem Deutſchen ſtehen blieb. Die noch heutzutage von Oeſterreich geübte ſchonende Duldſamkeit gegen die ihm unterworfenen ſtammfremden Völker beweiſt eine ſolche minder ausrottungsſüchtige Hinneigung bei jenen Deutſchen. Nur in dem Erzherzogthume Oeſterreich allein wurde das Slaventhum in dieſen Gegenden ſo vernichtet, daß es nur noch eben ſo wie in den Ländern der vorigen Klaſſe als Ruine mitten im ſiegenden Deutſchthume daſteht. Die hierher zu ziehenden Länder ſind **Böhmen**, **Mähren**, **Steiermark**, **Kärnthen** und **Krain**. Allerdings ſchritt auch hier deutſche Bildung und Nationalität dem Slaventhume kräftig entgegen in langſamen, aber geregelten, ſtetigen und unaufhaltſamen Fortſchritten, durch Anſiedelungen, durch übertragene kirchliche und bürgerliche Einrichtungen, durch ſchützende Oberherrlichkeit und Ausbreitung deutſcher Sprache und Literatur, was Alles dem Deutſchthume auch in dieſen Provinzen ein entſchiedenes Uebergewicht verſchaffte. Doch iſt das vom Slaventhum Gebliebene ſo mächtig und ſtark, daß es ſich ein eigenthümliches, ſchaffendes und fruchttreibendes Leben erhalten hat. Slaviſche Sprache und Sitte gehen hier auch in höhere Klaſſen der Geſellſchaft hinauf. Slaviſche Geiſtesthätigkeit, Literatur und Poeſie haben ſich auch hier unter der Herrſchaft der deutſchen Thatkraft bewahrt und trieben von jeher und neuerdings wieder mehr als je eigene Blüthe und Frucht. Während die ſlaviſchen Ruinen der Lauſitzer, der Kaſſuben und der Polen in den Ländern der zweiten Klaſſe unter dem wuchernden Deutſchthume abgeſtorbenen Pflanzen gleichen, die ohne allen Widerſtand ihrer völligen Auflöſung entgegen geführt werden.

Böhmen und Mähren. Vornehmlich haben die **czechiſchen** S. in Böhmen und Mähren, die mit einer, an Großthaten der Altvordern reichen Geſchichte und mit einer mit vielen ſchönen Produktionen prangenden Literatur, mit einer Sprache, die früher, als irgend eine andere ſlaviſche Sprache, kultivirt wurde, und mit einer in vielen Zeiten einigen und kompakten bedeutenden politiſchen Maſſe ſich als die mächtigſten und am meiſten befähigten Weſtſlaven darſtellen, dem Deutſchthume Widerſtand entgegen geſtellt. In vielen Perioden der Geſchichte, von dem blühenden Reiche des Krok und der Libuſcha, von dem großen mähriſchen Reiche des Sivatopluk, „des Befreiers der germaniſchen Südſlaven", bis zu den alles deutſche Nachbarland bedrohenden und verwüſtenden Huſſitenkriegen und bis zu der für czechiſche Sprache und Literatur ſo glänzenden Zeit unter Kaiſer Rudolph (von 1577—1610) herab, gaben ſich in Böhmen und Mähren die energiſcheſten Reaktionen gegen das Deutſchthum kund. Allerdings ſind nichtsdeſtoweniger auch hier jetzt alle höhern Klaſſen der Geſellſchaft germaniſirt, theils in Folge der Vermiſchung mit den eingewanderten Deutſchen, theils in Folge des großen politiſchen und literariſchen Uebergewichts, das die benachbarten Deutſchen übten. Der hohe Adel des Landes, die höhere Geiſtlichkeit und die Bürgerſchaft der größten Städte wurden deutſch. In dem größten Theile der Grund- und Urbevölkerung des Landes blieb aber Alles ſlaviſch, die niedere Geiſtlichkeit und die Bürgerſchaft der kleinen Städte ebenfalls. Auch iſt der Grad der Verdeutſchung der höhern Stände hier ein ganz anderer, als in den Ländern unſerer obigen zweiten Klaſſe. Während z. B. im Erzherzogthume Oeſterreich und in Brandenburg, in Oſt- und Weſtpreußen u. ſ. w. der einheimiſche ſlaviſche Adel völlig ausgerottet und ein von Haus aus deutſcher an ſeine Stelle geſetzt wurde, — während in Sachſen, Mecklenburg, Pommern u. ſ. w. der einheimiſche ſlaviſche Adel ſo vollkommen verdeutſcht wurde, daß er alles Andenken an ſeinen ſlaviſchen Urſprung verlor, behielt doch der verdeutſchte böhmiſche Adel ſeine alten ſlaviſchen Erinnerungen lieb, und es blieb unter ihm, wie unter allen verdeutſchten Ständen Böhmens und Mährens, ein alter czechiſcher Patriotismus heimiſch. Ja dieſer czechiſche Patriotismus theilte ſich ſogar in einem gewiſſen Grade den ins Land eingewanderten Deutſchen mit und zeigt ſich überall in einer großen Vorliebe für czechiſche Alterthümer und Geſchichte und in ſorgſamer Pflege der Blüthen czechiſcher Literatur. Auch in der politiſchen und juridiſchen Verfaſſung des Landes, in den die privatrechtlichen Verhältniſſe regulirenden Geſetzen, im Zuſtande des Landbaues, in der Weiſe der Betreibung der Gewerbe und in der Kleidung des Volks blieb ſehr viel Slaviſches zurück. Die deutſche Koloniſation verbreitete ſich hier, wie in Schleſien und auch in andern Ländern, vorzugsweiſe durch die Gebirge. Das Erzgebirg, der Böhmer-Wald, das Rieſengebirg und die Sudeten zeigen faſt durchweg deutſche Grundbevölkerung. Die S. wurden in dieſen Gebirgen mit der Wurzel ausgerottet, und überall ward ein reines Deutſchland hergeſtellt. Nur in den Ebenen Böhmens und Mährens blieb die ſlaviſche Bevölkerung in dichten, unvermiſchten Maſſen beiſammen. Sogar in das niedrige Gebirg, welches Böhmen und Mähren trennt, rankten deutſche Anſiedelungen hinein. Das

Gebiet ber ſogenannten „Schönhengſtler“ iſt in den mähriſchen Gebirgen ein rund umher von S. eingeſchloſſenes deutſches Ländchen; ein eben ſolches iſt auch das ſagenannte „Kuhländl“ zwiſchen Mähren und Schleſien, das hier am meiſten gegen Oſten vorgeſchobene, rein deutſche Gebiet. Das Umſichgreifen der Deutſchen in ben czechiſchen Gebirgsgegenden ſcheint bis auf unſere Tage herab noch weiter fortgeſchritten zu ſeyn, denn noch jetzt findet man in allen dieſen Gebirgen Dörfer, in denen noch im vorigen Jahrhunderte S. wohnten, während jetzt Deutſche ſich daſelbſt eingeniſtet und Raum geſchafft haben. Hier und da haben auch die Deutſchen bereits von den Gebirgen aus in die ſlaviſchen Ebenen eingegriffen. Vorzugsweiſe geſchah und geſchieht dies in Böhmen vom ſächſiſchen Erzgebirge her, wo faſt das ganze Thal der Eger deutſch geworden iſt, und in Mähren von der Grenze des Herzogthums Oeſterreich her, wo bereits im ganzen Thale der Thaya bis an die Iglawa daſſelbe ſich ereignete. Der Deutſche vertreibt hier den S. aus einem Sitze nach dem andern. Auch von den größern Städten aus greift das Deutſchthum im Lande um ſich. Die Umgegenden von Olmütz, Brünn, Prag u. ſ. w. haben ihre ſlaviſche Bevölkerung durchaus mit deutſcher ausgetauſcht, und man kann die Weichbilder dieſer Städte ganz und gar als deutſche Oaſen inmitten ber ſlaviſchen Maſſen betrachten. Zählt man in Böhmen und Mähren bloß das, was rein deutſchen Blutes iſt, ſo ſtellen ſich die germaniſchen zu ben ſlaviſchen Bevölkerungselementen etwa in dem Verhältniſſe von 1 : 4. Denn von den 6 Millionen Menſchen, welche beide Länder bevölkern, ſind etwa 1,500,000 zu verſchiedenen Zeiten eingewanderte Deutſche. Doch wollte man auch alles Germaniſirte dazu rechnen und eben ſo in Anſchlag bringen, was in dem ſlaviſchen Böhmen ſchon Deutſches ſteckt, ſo würde ſich das Verhältniß für das Deutſchthum noch viel günſtiger zeigen. Ohne ſich in dem Grade und auf die Weiſe, wie Sachſen und Preußen, zu verdeutſchen, haben doch die Czechen beſtändig an dem Gemeinweſen, an dem Staatsleben und an dem ganzen geiſtigen Leben der Deutſchen ſo innigen Antheil genommen und ſo mächtig in das deutſche Treiben eingegriffen, wie auch umgekehrt deutſches Weſen ſo mächtig bei ſich eingreifen laſſen, und ſind auch für die Zukunft ſo völlig an Deutſchland gewieſen, daß ſie wohl die ihnen von ihren öſtlichen ſlaviſchen Brüdern angebotene Fraterniſirung nicht anzunehmen geneigt ſeyn möchten, wenn gleich ein mit Deutſchen verbündeter, übrigens aber auch unabhängiger czechiſch-deutſcher Staat wohl gewiß zu den Lieblingsträumen der böhmiſchen Patrioten gehört, und wenngleich gewiß die dereinſtige Herſtellung eines ſolchen keine ſo völlige Unmöglichkeit iſt, wie die Wiederbelebung eines wilziſchen, ſorbiſchen, wendiſchen, kaſſubiſchen oder ſleſaziſchen Knäſenthums, wozu wohl keineswegs Lebenselemente genug übrig geblieben ſeyn möchten.

Steiermark und Illyrien. In ganz ähnlicher Stellung wie in Böhmen und Mähren befindet ſich das Deutſchthum und Slaventhum in den Ländern der öſtlichen Alpen. Die Weiſe der Verbreitung der Deutſchen iſt hier wie dort faſt dieſelbe, was man auch vom Grade ber Germaniſirung der S. und von den Verhältnißzahlen beider Stämme ſagen kann. Celtiſche, von den Römern latiniſirte Stämme bewohnten dieſe Gegenden — das alte Illyrien und Rhätien — im Alterthume. In den Zeiten der Völkerwanderung kamen S. aus Oſten, die hier römiſch-celtiſche Sprache u. Bildung bis auf wenige, höchſt merkwürdige Ueberreſte vertilgten, und ſpäter kamen Deutſche aus Weſten und Norden. Beide, Deutſche und S. ſtießen hier ſchon in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters hart auf einander. Die Deutſchen waren vorzugsweiſe fränkiſchen und bayeriſchen, die S. windiſchen oder ſlowenziſchen Stammes. Die Letzten ſchickten während des 5. und 6. Jahrhunderts Kolonie auf Kolonie an die Ufer der Mur, Save und Drave. Schon unter Dagobert im Jahre 629 geriethen dieſe Koloniſten mit den Franken in Streit und fielen ſchon damals eine Zeit lang dem Frankenreiche zu. Doch entſchieden hier erſt die Kriege Karls des Großen gegen die S. und noch mehr im 9. Jahrhundert die Zertrümmerung des großen Mährenreichs, dem auch dieſe illyriſchen S., die deutſche Herrſchaft abſchüttelnd, vorübergehend angehörten, den Sieg des Deutſchthums über das Slaventhum. Die von den Deutſchen auf ſlaviſchem Boden und auf ſlaviſcher Bevölkerungsbaſis geſtifteten Marken, die ſteiriſche und die karanthaner Mark, gelangten ſchon früh zu Anſehen und feſtem Beſtande. Dieſe Marken wurden immer von deutſchen Fürſten regiert, zuweilen mit ſelbſtſtändiger Souveränität, zuweilen unter fränkiſcher und ſpäter unter bayeriſcher Oberhoheit. Seit dem 14. Jahrh. fielen dieſe Länder dem mächtig ſich Raum ſchaffenden Oeſterreich anheim. Wie in Böhmen und Mähren haben auch hier die Deutſchen hauptſächlich in den Gebirgen und durch die Gebirge, bergbauend, Platz ergriffen. Alle bergbauenden Bezirke ſind deutſch, eben ſo natürlich die Städte, in denen deutſches Leben eben ſo tief in den Klaſſen der Geſellſchaft Wurzel ſchlug, wie in Böhmen und Mähren. Wie in Mähren die Gebiete der Kuhländler und Schönhengſtler, ſo ſind in Krain das der „Gotſchner“ und in Kärnthen das der „Ober-Gailthaler“, deutſche Ländchen, welche wie deutſche Oaſen oder Enklaven mitten im ſlaviſchen Lande liegen. Einzelne kleine ſlaviſche Enklaven im deutſchen Gebiete kommen auch hier vor, namentlich in Steiermark. Ueberblickt man aber das Ganze, ſo läuft im Allgemeinen hier die Grenze zwiſchen den Deutſchen und S. von Nordweſten nach Südoſten. Der ſüdliche Theil von Steiermark iſt ganz von S. bewohnt, eben ſo das ſüdliche Ufer der Drave in Kärnthen — nur an wenigen Punkten treten ſie auf das nördliche Ufer hinüber. In Steiermark überwiegen die Deutſchen an Zahl, denn von 840,000 Einwohnern ſind hier 300,000 S., in Kärnthen und Krain dagegen die S., da hier von 720,000 Einwohnern nur 300,000 Deutſche ſind. Auch hier haben

ſich die S. neuerdings wieder mehr geregt. Sie haben Grammatiken, Bibelüberſetzungen, Schul- u. Unterhaltungsbücher in ſlowenziſcher Sprache geſchrieben, in Laibach ein ſlaviſches Katheder, das dem Studium der Sprache neues Leben und eine beſſere Zukunft verſpricht, errichtet und viele, für Slaventhum enthuſiaſtiſch eingenommene Patrioten hervorgebracht; auch geben ſie ſogar Journale in ſlowenziſcher Sprache heraus, u. ſeit Napoleon gibt es ſogar unter ihnen das illyriſche Königreich mit einem nichtdeutſchen Namen. Das Verhältniß dieſer illyriſchen S. zu dem großen öſtlichen ſlaviſchen Kaiſerthume wird um ſo mehr bemerkenswerther und intereſſanter, da ſie eben ſo, wie mit ihren Nachbarn, den Dalmatiern, den Kroaten, Slavoniern, Bosniern, Montenegrinern und Slavoſerben, mit den Ruſſen zu jener großen ſüdöſtlichen, ſlaviſchen Bruderſchaft gehören, die in Sprache und nationaler Bildung einen ſo merkwürdigen Gegenſatz zu der andern großen nordweſtlichen Slavenſpaltung, der die Slowaken, Czechen, Lechen und Wenden angehören, bildet. Viele der benachbarten Bruderſtämme der Illyrer, nämlich die Serben, die Montenegriner u. ſ. w., ſind ſchon von dem befreienden Zauberſtabe der ruſſiſchen Macht berührt worden. Doch liegt einſtweilen noch die Perle der nationalen Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der illyriſchen Slowenzen tief unter dem aufgeſchütteten Deutſchthume vergraben.

IV. Slaviſche Länder, die, ohne im Weſentlichen ihrer Nationalität ſich zu entäußern, mehr od. weniger deutſchen Einflüſſen ausgeſetzt waren und mehr oder weniger freiwillig oder gezwungen, deutſche Anſiedler bei ſich aufnahmen. Mit größerer Entfernung von dem Mittelpunkte ächt-deutſchen Lebens am Rhein, an der Elbe und an der obern Donau nach Oſten werden natürlich auch die Einwirkungen dieſes Lebens auf die S. ſchwächer, und jenſeits der Elb-, Oder- und obern Donaugebiete fand eine völlige oder halbe Germaniſirung oder Umbildung eines ſlaviſchen Volks nicht mehr Statt. Wohl aber ſchoben ſich auch hierher noch bedeutende deutſche Bewohnerſchaften vor, und auch hier noch wurden große Ländergebiete mit einzelnen deutſchen, ſporadiſch eingewebten Kolonien verſehen, und wohl machte ſich auch hier das Deutſche durch Uebertragung von Religion, Sitte und Geſetzen wichtig, ſowohl in Polen und Rußland, als auch in den von Magyaren beſetzten, urſprünglich aber ſerbiſchen, kroatiſchen, ſlavoniſchen, ſlowakiſchen, walachiſchen und rutheniſchen Ländern.

Polen. Die Einflüſſe und Einwanderungen der Deutſchen nach Polen gehen bis in die älteſten Zeiten hinauf. Durch Deutſche wurde das heidniſche Polen zum Chriſtenthume bekehrt, und ſeine Geiſtlichkeit mochte anfangs vorzugsweiſe aus Deutſchen beſtehen. Zur Zeit der Blüthe und des höchſten Glanzes der deutſchen Kaiſerkrone huldigte Polen dem Anſehen und der Macht der Beherrſcher Deutſchlands, welche Anerkennung der politiſchen Uebermacht der Deutſchen nicht ohne germaniſirenden Einfluß auf die geſelligen Zuſtände bleiben konnte. Während der ganzen letzten Hälfte des Mittelalters modelte Polen viele ſeiner geſelligen und politiſchen Zuſtände nach deutſchen Originalen. Die Verfaſſung ſeiner Städte wurde nach dem Muſter der deutſchen Reichsſtädte eingerichtet, und ſeine Civil- und Kriminalgeſetze denen der deutſchen nachgebildet. Auch dies führte eben ſo viel Deutſche, als Deutſches nach Polen. Von jeher fand Einwanderung deutſcher Künſtler und Handwerker in Polen Statt und zwar in ſo bedeutendem Maße, daß ſich in jeder großen polniſchen Stadt eine deutſche Kolonie bildete, ein deutſcher Stamm, in dem ſich deutſche Sitte und Sprache erhielt u. aus welchem, eben ſo wie aus der franzöſiſchen Kolonie in Berlin, deutſche Gelehrte, Staatsmänner und Krieger, die für Polen wichtig wurden, hervorgingen. Dieſe Einwanderung der Deutſchen nahm bis in die neuen und neueſten Zeiten herab immer mehr u. mehr zu, je mehr Polen das Bedürfniß nach europäiſchen Künſten u. Kunſtprodukten fühlte. Beſonders gewann ſie an Ausdehnung, als die Polen auch ihre Könige in Deutſchland wählten, unter der Herrſchaft der ſächſiſchen Auguſte, die nicht nur Handwerker, ſondern auch deutſche Soldaten und deutſches Adelsblut mit ſich brachte, wovon Vieles in den polniſchen Namen überging. Noch bis auf dieſe Stunde gibt es viele urſprünglich ſächſiſche adelige Familien, die in Polen weit und breit verzweigt ſind. Auch Kaufleute führten das Deutſche nach Polen, und jetzt, wie früher, ſind die größten Handels-, Wechsler- und Banquiershäuſer in Warſchau, Lemberg u. ſ. w. in der Regel deutſche (eben ſo oft freilich auch jüdiſche). Ganze Stücke, die mit zum alten, piaſtiſchen Polen gehörten (z. B. Schleſien), traten ſchon gar nicht mehr in den Körper des neuen jagelloniſchen Polens ein und wurden total in die Kreiſe des benachbarten Deutſchlands hinübergezogen, indem hier im Laufe der Zeit — ein ſchlimmes Omen für das übrige Polen — der deutſche Genius einen vollkommenen Sieg über den polniſchen errang, und kaum einige Spuren von letzterm zurückblieben. Aus Sachſen fanden die meiſten Einwanderungen nach Polen Statt, ſo daß Polen als durchweg mit lauter ſächſiſch-deutſchen Elementen imprägnirt betrachtet werden kann. In Preußen, Kurland und Livland wurde das polniſche Weſen von einer andern Seite von dem deutſchen Geiſte gefaßt. Der deutſche Handelsgeiſt hatte hier den trägen und wenig induſtriöſen Polen den ganzen Küſtenſaum des baltiſchen Meeres weggenommen, und alle Mündungen den polniſchen Flüſſen abgeſchnitten, und wenn auch mit der Zeit die Polen politiſche Siege über die deutſchen Länder erfochten, und ſie ſich dieſelben unterthan machten, ſo errangen doch die Deutſchen jener Länder, wie als Beherrſcher, ſo auch als Unterthänige, induſtrielle Siege über die Polen und machten ſich ihre polniſchen Herren in kommercieller, künſtleriſcher und moraliſcher Hinſicht unterwürfig. Alle polniſchen Landſchaften und Orte an der ganzen preußiſchen Grenze hin ſind auf dieſe Weiſe mit deutſchen Stoffen durchwebt,

mit Fabrikanten, Ackerbauern, Kanfleuten u. ſ. w., während das Umgekehrte, ein Uebertreten des polniſchen Lebens auf deutſchen Boden, nicht Statt fand. Uralte, polniſche Städte, anfängliche Hanptglanzpnnkte polniſchen Lebens, Gneſen und Thorn, wurde auf dieſe Weiſe faſt ganz deutſch. Ueberall alſo, wo Polen an Deutſchlanb grenzte, es mochte politiſch ſiegen oder nicht, wurde es volksthümlich von den Deutſchen beſiegt und eingeengt. Schon zur Zeit der lutheriſchen Kirchenreformation war das Deutſchthum in Polen ſo ſtark, daß Luthers Lehre, an den polniſch-deutſchen Stoffen ſich elektriſch fortleitend, dadurch nach Polen verpflanzt ward, und daß der Kern jener in Polens Geſchichte ſo wichtigen Partei der Diſſidenten in der Regel von deutſchen Elementen gebildet wurde. Noch energiſcher und wirkſamer hat ber deutſche Geiſt den polniſchen bei der Zerſtückelnng des polniſchen Staates überflügelt, wo deutſchen Regierungen bedeutende Stücke des Landes anheimfielen, die nun ihrerſeits mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln ſeit einem halben Jahrhunderte dahin arbeiten, dieſe ihnen zugefallenen Landſchaften zu depoloniſiren u. ihnen deutſches Weſen, deutſche Sprache, deutſche Sitten und deutſches Geſetz einzuhauchen. Eben ſo wie Preußen in Großpolen in dieſer Hinſicht thätig iſt, ſo iſt es Oeſterreich in Galizien. In dem eigentlichen Königreiche Polen iſt dagegen dem Fortſchreiten deutſcher Literatur vorläufig ein Ende gemacht worden.

Poſen und Galizien. Die Theile von Polen, welche Rußland anheimfielen, ſind jetzt mehr als je dentſchen Einwirkungen entzogen worden. Die alten Kanäle, auf denen ſonſt deutſche Sitte nnd deutſches Geſetz ins Land einſtrömten, ſind abgeſchnitten, und die deutſchen Elemente, welche das Land einmal in ſich aufnahm, ſind einer Ruſſificirung ausgeſetzt. Umgekehrt aber ſinb die Theile von Polen, welche Preußen und Oeſterreich ſich anſchloſſen, Poſen und Galizien, mehr als je der Germaniſirung eröffnet, und in ihnen hat ſich das über die S. ſiegende Deutſchthum ein neues Gebiet ſeiner merkwürdigen Thätigkeit erſchloſſen. Während der 60 Jahre, daß die Deutſchen dieſe Provinzen beſitzen, haben ſich die deutſchen Elemente in dieſen ſlaviſchen Ländern in einem außerordentlichen Grade vermehrt. Die deutſchen Anſiedler in den größern Städten, in Poſen, Lemberg, Tſchernowitz, Stanislawow, Biala u. ſ. w., nnd ſelbſt in den benachbarten, fremden Herren unterworfenen Städten Kaliſch und Krakau (letzteres jetzt zu Galizien gehörig), haben ſich ſo vermehrt, daß dieſe Städte, wo der ganze zahlreiche mittlere Stanb deutſch iſt, während die unterſten und die oberſten Klaſſen ſlaviſch geblieben ſind, faſt als verdeutſchte Städte betrachtet werden können. Auch alle andern Städte beider Länder haben unter Leitung der preußiſchen und öſterreichiſchen Beamten ihre ganze alte polniſche Phyſiognomie verändert u. in Bauart, Erleuchtung, Pflaſterung und in der ganzen ſtädtiſchen äußern und innern Ordnung eine völlige Umwandlung erlitten. Beide Länder ſind jetzt auf deutſchen Antrieb mit einem Netze chauſſirter Straßen durchſchnitten, die dem Verkehre den vortrefflichſten und wohlthätigſten Vorſchub leiſten. Im Poſt- und Forſtweſen, bei der Ausbentung des Mineralreichthums der Länder, in der Geſetzgebung, in der Polizei, vor Gericht und in allen Zweigen der Verwaltung iſt eine beſſere deutſche Ordnung an die Stelle der polniſchen getreten. Die Bauern, die Juden, wie überhaupt alle niedern Klaſſen der Bevölkernng, ſtehen auf gleiche Weiſe unter dem Geſetze wie im übrigen Deutſchland, und in Folge des veränderten Rechtszuſtands der Banern iſt auch die ganze Ackerbanwirthſchaft reformirt. Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten ſind von Dentſchen und nach deutſchem Schnitte zahlreich im Lande errichtet worden, und deutſche Bildnng hat in vielen Klaſſen der Geſellſchaft bereits feſte Wurzel geſchlagen. Der Adel des Landes verſteht durchweg deutſch, nnd die vielfachen Bande, welche ihn an die Reſidenzſtädte ketten, zwingen ihn, in Poſen wohl mit mehr Widerſtreben, als in Galizien, ſich mehr und mehr zum deutſchen Typus hinüberbilden zu laſſen. Auch die Einwanderung und Anſiedelung deutſcher Ackerbaner in ganz Polen, mit dem Geſammtnamen „Schwaben" bezeichnet, hat ſeit der Beſitznahme Poſens und Galiziens durch Deutſche — in ganz Galizien allein wurden nach und nach 186 deutſche Ackerbaukolonien gegründet — zugenommen, wenn gleich ſie nicht in dem Maße Platz gegriffen hat, wie in frühern Zeiten in Schleſien oder Brandenburg u. ſ. w., ſo daß bisher noch nirgends, weder in Galizien, noch in Poſen, ein bedeutendes Stück rein zuſammenhängenden Deutſchlands hergeſtellt wurde. Natürlich ſind die weſtlichen an Deutſchland grenzenden Theile beider Länder am meiſten mit deutſcher Nationalität imprägnirt.

Ungarn und Siebenbürgen. Ein anderes weites Gebiet für die Ausbreitung der deutſchen Herrſchaft und Nationalität eröffnet ſich im Süden Polens bis an die Grenzen des türkiſchen Reichs, in dem großen flachen Becken, welches ſich zwiſchen den Karpathen, den Alpen, den ſiebenbürgiſchen u. bosniſch-ſerbiſchen Gebirgen ausdehnt, das wir die ungariſchen Lande nennen, in welchen die Oberherrſchaft deutſcher Sprachen und deutſcher Sitten über viele der verſchiedenſten, vorzüglich aber ſlaviſchen Völker ausgegoſſen worden iſt und an deren gemeinſchaftlicher Verdeutſchung ſeit langer Zeit in verſchiedenen Perioden der Geſchichte mehr oder weniger eifrig gearbeitet wurde. Als erſte mittelalterliche Bewohner dieſer weiten geſegneten Landſchaften zeigt uns die Geſchichte ſlaviſche und roman-ſlaviſche Stämme, die auch noch in dieſem Augenblicke als die eigentlichen Urbewohner, als die Aborigines des Landes ſich anſehen, Slowaken im Nordweſten und Ruthenen oder Rusniaken aus Gallizien, über den niedrigen mittlern Rücken der Karpathen nach Ungarn hereinragend, Walachen oder Dako-Romanen aus der Moldau und Walachei, in das öſtliche Ungarn eingreifend, Serben, aus den ſerbiſchen Gebirgen in die ſüdlichen ungariſchen Ebenen hervortretend, und endlich Kroaten und Slavonier (Brüder

der Serben) und weniger Winden und Slowenzen im ſüdweſtlichen Theile des Landes. Die Deutſchen trafen mit dieſen Nationen von ihren an der obern Drau u. der mittleren Donau errichteten Marken (Steiermark und der karintiſchen und öſterreichiſchen Mark) aus bald zuſammen und rieſen gegen ſie, namentlich gegen ihren gefährlichen Bund im großen mähriſchen Reiche, die Magyaren zu Hülfe, die bald nicht nur allen ſlaviſchen Völkern der beſagten großen Ebene über den Kopf wuchſen, ſondern auch den Deutſchen ſelbſt, ihren anfanglichen Verbündeten, gefährlich wurden und mit ihnen eine Reihe von langwierigen Kämpfen eröffneten, bis es endlich den Deutſchen durch Ausdauer u. Muth gelang, dieſes unbändige Reitervolk in den Grenzen des ungariſchen Keſſels zu beſchränken, durch Mittheilung der chriſtlichen Religion zu civiliſiren und zu einem odentlichen feſten Staatsgebäude zu bringen. Die Magyaren rieſen während des Kampfes mit den Deutſchen noch die Komanen, Petſchenegen, Jazygen und andere Stämme ins Land; vergrößerten ſo die urſprünglich große Anzahl der Völkerſchaften des mittleren Donaugebiets noch mehr, und nach Beendigung dieſes Kampfes rieſen die ungariſchen chriſtlich gewordenen Könige, um ſich gegen ihre eigenen Unterthanen zu behaupten („ad retenendam coronam," „ad custodiam regni," „ad muniendum latus principis") auch Deutſche ins Land, deren bald friedliches, bald kriegeriſches Einſtrömen durch das Donauthal nach Ungarn vom 11. Jahrhunderte herab bis in die neueſten Zeiten nun fortwährend Statt hatte und die Magyaren mit allen ihnen untergebenen Völkern mehr und mehr in die Kreiſe deutſcher Nationalität und Bildung hinüberzog. Die Deutſchen kamen zuerſt als Prieſter, um den Ungarn das Chriſtenthum zu predigen, dann als Krieger (Solidarii), um der ungariſchen Könige Leibwache zu bilden. Im 11. und 12. Jahrhunderte ſchon figurirten viele Deutſche am Hofe der ungariſchen Könige in wichtigen Poſten und Aemtern, als Beichtväter, Feldherren u. ſ. w. Die ungariſchen Könige beſchenkten ſie mit Landgütern, und ſo wurden ſchon damals deutſche Familien häufig auf ungariſchen Boden verpflanzt. Als die Magyaren, von den Deutſchen für die Civiliſation gewonnen, die öſtliche Barbarei, deren Verfechter ſie ſonſt ſelbſt geweſen waren, zu fürchten anfingen und eines vertheidigenden Schutzes bedürftig wurden, den ſie als Reitervolk ſich nicht zu gewähren vermochten, ſo ſiedelten ſie in Siebenburgen gegen die öſtlichen Barbaren, die Nomaden der Steppen, Städte u. Burgen bauende Deutſche an und rieſen wiederum neue Deutſche ins Land, als es galt, die Erzreichthümer der karpathiſchen Vorberge auszubeuten. Als endlich im 16. und 17. Jahrhunderte Ungarns Stern vor dem auftauchenden Glanze des türkiſchen Halbmondes erbleichte, da waren es wieder ſiegreiche Deutſche, welche das Magyarenthum retteten, das nun, wie billig, auch das große Uebergewicht der Deutſchen mehr als je zuvor anerkannte, und ſo kamen denn ſeit der Vereinigung Ungarns mit dem deutſchen Oeſterreich bis auf die neueſten Zeiten herab immer mehr und mehr Deutſche als Militär- und Civilbeamte, als Ackerbauer, Kaufleute und Künſtler ins Land, insbeſondere auch viele altadelige deutſche Familien, die, von den Freiheiten des Adels in Ungarn angezogen, ſich gern in dieſem Lande ankauften und ihrerſeits dann wieder beſtändig deutſche Ackerbauer, Gutsverwalter u. ſ. w. nach ſich zogen. Da aber neben den ſo zahlreich werdenden Deutſchen in Ungarn — anders als in Böhmen, Oeſterreich, Sachſen, Preußen u.ſ.w. — auch die S., Magyaren u. ſ. w., wenn auch nicht in ihrer urſprünglichen, doch immer in bedeutungsvoller und faſt überwiegender Macht und Maſſe Beſtand behielten, ſo ſtellt ſich nun das bunte Gemälde der heutigen Bevölkerung Ungarns in ſeinen Hauptzügen etwa folgendermaßen dar: ſlaviſche Stämme in ihren von uns bezeichneten Urſitzen, darüber ausgegoſſen, als durch Eroberung zu Herren gemachte Magyaren (mit ihnen verbündeter Komanen u. ſ. w.), beſonders in der Mitte und dem ſüdlichen Theile des Landes vorherrſchend, — dann vielfach ihnen beigemengte Deutſche, als durch Bildung u. durch die Nationalität der Regierung vorherrſchende Nation, und endlich als unbedeutende Elemente, Türken, Armenier, Juden u. ſ. w. in kleine Partien eingeſprenkelt. Höchſt merkwürdig und ein Gegenſtand der intereſſanteſten ethnographiſchen Unterſuchungen ſind die mannichfaltigen Einflüſſe, welche dieſe in dem ungariſchen Bergkeſſel zuſammen eingeſchloſſenen Nationen auf einander üben. Der Magyar hat bereits die von ihm aufgenommenen türkiſchen Komanen u. Petſchenegen u. von dem ſlaviſchen Stamme die Jazygen vollkommen magyariſirt u. ihnen nichts Eigenes als den Namen gelaſſen. In neuerer Zeit, da die von Joſeph II. verſuchte, aber mißlungene völlige Germaniſirung des Landes den Nationalſinn der Magyaren beſonders aufregte, haben ſie ſogar die Idee gefaßt, alle Nationen des Landes ſich zu aſſimiliren, und dieſe Idee ſchon hier und da auf eine höchſt merkwürdige Weiſe ins Leben treten laſſen. Der Walache übt eine eigenthümliche aſſimilirende Kraft über die ihm benachbarten Serbier, und wo er mit dieſen ſeinen Nachbarn zuſammenkommt, da gewinnt er bald das Uebergewicht über ſie und daciſirt ſie, hält aber, wenn er ſelbſt unter Fremde geräth, mit großer Zähigkeit an ſeiner dako-romaniſchen Nationalität feſt. Von den reinen S. haben die Slowaken die größte Energie und Kraft, und Alles, was ſich in ihr Gebiet vorwagt, wird alsbald umgewandelt und ſlowaciſirt. Nicht ſo iſt es mit den Kroaten, Serben, Slavoniern und Winden. Viele der in Ungarn wohnenden Nationen machen hier, wie auch anderswo, nie Proſelyten, vertheidigen ſich aber mit Ausdauer in ihren Kreiſen, ſo die Juden, Armenier, Zigeuner u. ſ. w. Die Deutſchen endlich verlieren hier und da gegen einige Stämme, ſiegen aber in den höheren Regionen der Geſellſchaft über alle. Wir haben uns hier unſerem Zwecke gemäß nur mit den Einwirkungen, welche dieſe unſere Landsleute auf die andern Nationen ausüben oder von ihnen erleiden, näher zu beſchäf-

tigen, nnd beuteten über die Magyariſirung, Slowaciſirung und Daciſirung nur ſo viel an, als uns hier zweckdienlich erſchien. Man nimmt an, daß jetzt wenigſtens ein Nenntel der Bevölkerung Ungarns aus Deutſchen gebildet wird. Es gehören unſerer Nationalität etwa 1 Million Bewohner des Landes an. Von dieſer Million befinden ſich viele nur temporär im Lande (als Offiziere und Beamte), andere dagegen für immer. Viele ſind in neuern Zeiten eingewandert, andere aber ſchon ſeit alten Zeiten. Alle aber ſind als höchſtens aus der Mitte des Mittelalters ſtammende Hospites und Koloniſten auf ungariſchem Boden anzuſehen, und von keiner Partei läßt ſich nachweiſen, daß es Ueberreſte der gothiſchen, ſueviſchen oder anderer germaniſcher Urſtämme aus den Zeiten der Völkerwanderung ſeyen, wie dies einige Gelehrte willkürlich angenommen haben. Wir wollen zunächſt die Gegenden bezeichnen, in denen Deutſche als die vorwaltende Grundbevölkerung des Bodens vorkommen. Vor allen Dingen ſind dies die ungariſchen Grenzlande nach Oeſterreich hin, beide Donauufer ſüdlich und nördlich von Preßburg, das linke Ufer der March, alsdann nach Süden das Thal der Leitha nnd die öſtlichen Anlande des Leithagebirges und endlich alle Uferlande um den Neuſiedler-See herum bis über Güns hinaus. Hier iſt Alles vollkommen deutſch geworden, und noch jetzt iſt hier deutſche Nationalität, auf die mächtigen deutſchen Bevölkerungsmaſſen Oeſterreichs ſich ſtützend, im Fortſchreiten gegen Oſten begriffen. Magyaren und S weichen hier überall von der Deutſchen zurück, die theils von den benachbarten Gutsbeſitzern auf ihre Ländereien gerufen werden, theils, weil ihre Induſtrie ſie leichter wohlhabend und mächtig macht, den benachbarten S. und Magyaren die Aecker abkaufen nnd die ungariſchen Städte und Marktflecken der Umgegend mit Handwerkern, Gaſtwirthen, Kaufleuten u. ſ. w. überſchwemmen. Der zweite Hauptſtrich für deutſche Bevölkerung findet ſich im Norden des Landes, im ſüdlichen Anlande der Beskiden und der Tatragruppe. Der reiche Bergbau dieſer Gegenden mag den erſten Anlaß zur Anſiedelung deutſcher Koloniſten gegeben haben, die ſich nachher aber auch, aus ihrem Vaterlande neue Anſiedler nachziehend, als Ackerbauer auf dem flachen Lande und als Bürger in den benachbarten Städten verbreiteten. Der wichtigſte Anhaltepunkt dentſchen Lebens iſt hier das Ländchen der ſogenannten zipſer Deutſchen und der 16 zipſer Bergſtädte. Man kann die Hauptmaſſe der hier zuſammenhaltenden und mitten unter Slowaken und Magyaren ein kleines Deutſchland bildenden Deutſchen auf 90,000 anſchlagen. Ihre Vorfahren wurden ſchon von dem erſten ungariſchen Könige ins Land gerufen und mit wichtigen Privilegien und Rechten verſehen, bei denen ſie ſich bis auf die neueſte Zeit herab erhalten haben. Von hier aus wurde das ganze Land der Slowaken beſtändig mit deutſchen Volkselementen verſehen und durchwebt, die ſich freilich alle mit der Zeit ſlowaciſirten, doch aber ihre Induſtrie, ihre Bildung und ihre Kenntniſſe den Slowaken mittheilten, indem dabei der Hauptſtamm in der Zips beſtändig ächt deutſch verblieb. Wie ſehr ſich von der Zips und von dem oben genannten ungariſch-öſterreichiſchen Grenzlande aus deutſches Weſen ſelbſt beim Untergange dentſcher Nationalität in dieſer weſtlichen Hälfte Ungarns verbreitete, zeigt ſich ſchon allein in dem Umſtande, daß die Magyaren faſt für alle landwirthſchaftlichen Geräthe deutſche Namen angenommen haben. Der dritte von Deutſchen vorzugsweiſe bewohnte ungariſche Landſtrich findet ſich im Oſten des Königreichs von Saraſok bis Fünfkirchen in der baranyer Geſpannſchaft. Die hier in einem Striche zuſammenlebenden Deutſchen betragen etwa 60,000 Seelen, die ein kleines deutſches Land von ungefähr 30 □M. mit 97 Ortſchaften bewohnen. Von den Hauptmaſſen der deutſchen Bevölkerung in Ungarn iſt dies die kleinſte. Die größte dagegen befindet ſich endlich in Siebenbürgen im ſogenannten Lande der Sachſen, welches nach uralter Eintheilung das „Land unter dem Walde", das „Altland", das „Weinland", das „Burzenland" und das „Biſtritzer Land" oder nach jetziger Eintheilung den hermannſtädter, mühlenbacher, ſchäsbürger Stuhl u. ſ. w. begreift. Dieſe ſiebenbürger Deutſchen ſind hier ſeit 600 Jahren von den ungariſchen Königen als „fideles hospites Teutonici Ultrasilvani ad custodiam regni" angeſiedelt. Sie haben das Land gegen die Tataren und Mongolen vertheidigt und faſt alle Städte und Burgen Siebenbürgens gebaut. Zu einer Art von deutſcher Hanſe unter einem aus ihrer Mitte gewählten deutſchen Grafen vereinigt und vom Könige Andreas im Jahre 1224 mit einer eigenen freien Konſtitution verſehen, haben ſie ihre Nationalitat, ihre Sprache und Religion gegen alle Verſuche von Magyariſirung und Daciſirung glorreich vertheidigt. Zu verſchiedenen Zeiten empfingen ſie immer neue eingewanderte Leute aus Deutſchland, und ſelbſt in neueſter Zeit erhielten ſie bedeutende Kolonien proteſtantiſcher Durlacher nnd Oeſterreicher. Sie bilden den 6. Theil der Bevölkerung Siebenbürgens von 2 Millionen Menſchen, etwas mehr als 300,000, und machen nicht nur in den Städten ihres Sachſenlandes, ſondern auch in den Orten der Szekler und Ungarn den Hauptſtamm der gewerbetreibenden Bürgerſchaft aus. Sie haben den deutſchen Namen in dieſen Gegenden ſo groß gemacht, daß noch jetzt der türkiſche und ruſſiſche Dake in der Moldau und Walachei ſchon bei den ſiebenbürger Bergen ſein „Zare Nemtſchask" (deutſches Reich) beginnen läßt, ſo wie der Ruthene am Dnjeſtr und in Neurußland ebenfalls ſchon die Bukowina und Siebenbürgen ſeinem „Nemetſchina" (Deutſchland) beizählt. Die Deutſchen waren es, welche hier Einöden in Ackerland und Weingärten verwandeiten und die ganze Oberfläche des Landes in jeder Hinſicht umſchufen und der Kultur zugänglich machten. Das Nachbarland Siebenbürgens, die den Türken entriſſene Bukowina, die mit Siebenbürgen die bergige Beſchaffenheit, das Klima, die Produkte, die daciſche Bevölkerung und überhaupt mehr gemein hat, als

mit dem polniſchen Galizien, dem es jetzt politiſch angeſchloſſen iſt, wollen wir nebenher als einen merkwürdigen Beweis, wie belebend durch deutſche Herrſchaft verbreitete deutſche Nationalität einwirke, anführen. Dieſes Ländchen gewährt dem Reiſenden, der ſeinen Zuſtand mit den anderen türkiſch oder ruſſiſch verbliebenen Theilen Daciens vergleicht, den Anblick der Ordnung und Kultur im Gegenſatze chaotiſcher Barbarei. Es iſt jetzt mit ſtattlich von Deutſchen gebauten oder umgebauten Städten, in denen ſich ein wohlhabender deutſcher Bürgerſtamm gebildet hat, mit chauſſirten Wegen und reichem Anbaue verſehen. Da das Schickſal der gedrückten Bauern von der deutſchen Regierung gebeſſert worden iſt, ſo hat ſich die Bevölkerung in 50 Jahren verdreifacht, während ſie in den Nachbarlandſchaften faſt dieſelbe blieb. Doch auch ſelbſt auf die benachbarten ruſſiſchen und türkiſchen Provinzen blieben und bleiben die ſiebenbürgiſchen Deutſchen nicht ohne Einfluß, und man findet Auswanderer von ihnen durch die ganze Walachei und Moldau bis an die Donau und das ſchwarze Meer und durch Beſſarabien bis an den Dnjeſtr als einzelne Boten deutſcher Kultur und Sitte verſprengt. Das Land, welches man in Siebenbürgen als rein deutſch annehmen kann, hat einen Umfang von etwa 180 □M. Außer dieſen vier vornehmſten deutſchen Landſtrichen Ungarns, die, überall von Magyaren und S. umgeben, wie kleine Enklaven dem fremden Lande einverleibt ſind, gibt es nun aber auch noch viele andere kleine deutſche Gebiete in allen Geſpannſchaften des Königreichs vertheilt, die freilich in der großen, ſie umgebenden fremdartigen Maſſe wohl zu wenig Kraft haben, um ſich ſelbſtſtändig zu erhalten, und nicht wie jene vier Striche für wichtige Haltpunkte gelten können, doch aber als kleine einzelne Maſchen das Netz, mit dem die Deutſchen ganz Ungarn überzogen haben, vervollſtändigen helfen. Die größten dieſer kleinen, von Deutſchen bevölkerten Enklaven befinden ſich in der Nähe der großen königlichen Städte, namentlich in der Nähe von Ofen und Peſth, deren Umgegend faſt völlig deutſche Grundbevölkerung hat. Eine Ueberſicht der Anzahl aller ausſchließlich von Deutſchen in den verſchiedenen ungariſchen Geſpannſchaften bewohnten Orte wird zeigen, wie mächtig überall die deutſche Koloniſation geworden iſt.

Im peſther Komitate ſind unter 186 Ortſchaften von Deutſchen bewohnt	34
Im graner Komitat von 49 Ortſchaften	6
„ barſcher „ „ 228 „	7
„ neutraer „ „ 466 „	7
„ preßburger „ „ 312 „	11
„ trentſchiner „ „ 418 „	—
„ arvaer „ „ 99 „	—
„ liptauer „ „ ? „	?
„ thuroczer „ „ 100 „	6
„ honther „ „ 184 „	1
„ ſohler „ „ ? „	?
„ neograder „ „ 270 „	6
„ wieſelburger „ „ 57 „	40
„ ödenburger „ „ 254 „	80
„ raaber „ „ 102 „	5
„ komorner „ „ 80 „	12
„ ſtuhlweiſſenburger „ 76 „	16
„ tolnaer „ „ 110 „	50
„ baranyer „ „ 393 „	97
„ ſchümegher „ „ 252 „	15
Im ſzalader Komitat von 560 Ortſchaften	27
„ eiſenburger „ „ 656 „	103
„ weszprimer „ „ 174 „	31
„ zipſer „ „ ? „	56
„ ſaroſcher „ „ 392 „	2
„ abaujvarer „ „ 236 „	3
„ tornaer „ „ 43 „	1
„ gömörer „ „ 272 „	—
„ borſchoder „ „ 180 „	—
„ heveſcher „ „ 158 „	1

In den Ländern der Jazygen und Kumanen befinden ſich keine deutſchen Kolonien.

Im zempliner Komitat von 430 Ortſchaften . . .	3
„ unghvarer „ „ 205 „ . . .	—
„ beregher „ „ 240 „	5
„ marmaroſcher „ „ 145 „ . . .	1
„ ſzathmarer „ „ 265 „ . . .	11
„ ugotſcher „ „ 66 „ . . .	—
„ ſzabolcſer „ „ 151 „ . . .	1

Im Heiduckenlande gibt es ebenfalls keine deutſchen Koloniſten.

Im biharer Komitat von 273 Ortſchaften . . .	—
„ arader „ „ 208 „ . . .	5
„ bekeſcher „ „ 120 „ . . .	1
„ cſanader „ „ 27 „ . . .	—
„ cſongrader „ „ 20 „ . . .	—
„ torontaler „ „ ? „ . . .	—
„ temeswarer „ „ ? „ . . .	?
„ kraſſoer „ „ 247 „ . . .	13

Alſo ſind im Ganzen in Ungarn von 8610 Ortſchaften 700 nur von deutſchen Ackerbauern beſetzt. Die Deutſchheit befindet ſich in allen dieſen kleinen Kolonien und Kolonienpartieen im verſchiedenſten Zuſtande, bald reiner, bald gemiſchter, bald magnariſirt, bald walachiſirt, bald mit ſlowakiſchem, bald mit ſerbiſchem Anfluge, bald ein wenig, bald völlig entdeutſcht, bald dem deutſchen Vaterlande vor langer Zeit entnommen, bald ihm erſt jüngſt entboben. So alſo ſteht es mit den ungariſchen Diſtrikten, die, von deutſcher Grundbevölkerung beſetzt, als kleine deutſche Ländchen in der Fremde betrachtet werden können. Hierzu kommen nun aber noch als zweites wichtiges deutſches Moment in Ungarn die Deutſchen in den Städten des Landes. Es gibt deren in ganz Ungarn mit den Nebenländern nur etwa 68, wovon 52 königliche Freiſtädte ſind. Die Ungarn ſind kein Volk der Städte. Sie lieben die Dörfer und vor allen Dingen die größern Marktflecken, welcher letzteren es in ihrem Lande mehr als in irgend einem andern gibt. Die Städte, welche ſie beſitzen, haben ſie faſt durchweg mit Hülfe der Deutſchen erbaut, und die Deutſchen bilden auch in ihnen — nicht etwa nur in den Hauptſtädten des Landes, Preßburg, Ofen und Peſth, ſondern durchweg in allen 52 königlichen Städten — den Hauptſtamm der Bürgerſchaft, da faſt alle Handwerker, Künſtler, Gaſtwirthe, Kaufleute und Krämer in ihnen Deutſche ſind. Welches Gewicht die königlichen Freiſtädte in der ganzen Verwaltung und Regierung des Landes bilden, iſt bekannt genug. Ihr Kampf mit dem Adel um größere Berechtigung war ein Kampf des Deutſchthums mit dem Magyarenthum. Aber auch ſelbſt unter dem ungariſchen Adel haben ſich, wie wir ſchon andeuteten, im Laufe der Zeit viele deutſche Familien eingeſchlichen. Man rechnet, daß nach und nach 300 ausländiſche, meiſtens deutſche Familien, das ungariſche Indigenat erhielten. Dieſe deutſchen Familien vom

Digitized by Google

Adel waren um Verbreitung deutſcher Sitte und deutſcher Geſetze in ihren Kreiſen eben ſo bemüht, wie die deutſchen Ackerbauer und Bürger in den übrigen. Viele von ihnen haben ſich nicht geringe Verdienſte um die Beförderung des Ackerbaues, einer beſſeren Ackerwirthſchaft und des Volksunterrichtes erworden. Auch die Juden und Armenier in dieſem Lande halten ſich gewöhnlich nicht zur magyariſchen, ſondern zur deutſchen Nationalität, eben ſo wie im öſterreichiſchen Polen. Auf dieſe Weiſe iſt denn Ungarn mit ſtarken Banden an Deutſchland geknüpft. Seit 300 Jahren fanden daher auch alle Umwälzungen im deutſchen Vaterlande ihren Widerhall und ihre Nachwirkung dis in die entfernteſten ungariſchen Gauen, die lutheriſche Reformation, der dreißigjährige Krieg, die Blüthe der deutſchen Literatur, unſere neuern politiſchen Entwickelungen und Bewegungen. Alles war von den unmittelbarſten Folgen für Ungarn, und zwar durch die Vermittelung ſeiner deutſchen Bevölkerung. Alle, welche in Ungarn auf Bildung Anſpruch machen, alle höheren Kreiſe der Geſellſchaft, bedienen ſich der deutſchen Sprache, und ſelbſt die magyariſchen Patrioten können ſich trotz aller im Namen des Magyarenthums verſuchten Reaktionen dem Uebergewichte derſelben nicht entziehen. Sogar die Bücher, welche von S. und Ungarn für ſlaviſches und ungariſches Nationalintereſſe ſeldſt geſchrieben werden, mußten, wenn ſie ſich allgemeine Anerkennung und Verbreitung verſchaffen wollten, in deutſcher Sprache erſcheinen. Was wir von Ungarn ſagten, gilt natürlich auch mehr oder weniger von den ihm angehörenden Nachbarlanden Slavonien, Kroatien und Dalmatien, wo das Deutſche unb die Deutſchen überall herrſchend verdreitet ſind. Eben ſo drangen von Ungarn aus Deutſchthum und beutſche Koloniſation in die Türkei über Belgrad nach Serbien ein, wo noch in der neueſten Zeit der deutſchen Thätigkeit ein neues Feld auf ſlaviſchem Gebiete eröffnet wurde.

Rußland. Wenn in dem bezeichneten Theile oon Polen, Galizien und Poſen, in dem den Türken abgenommenen Stücke des alten Dakenlandes, in der Bukowina, in Ungarn und in ſeinen Nachbarlanden durch die Gewalt der deutſchen Waffen den Einwirkungen des Deutſchthums große Gebiete eröffnet wurden, ſo war dagegen der Eintritt des öſtlichen Slavenreichs, Rußlands, in bie deutſchen Sphären ein freiwilliger oder boch nur ein durch überwiegende Bildung unb Kultur erzwungener. Der Sieg der Deutſchen über die S. war daher in bieſen fernen Gegenden noch minder vollſtänbig, als in allen übrigen bisher berührten Slavenländern. Die S. behielten ſich vollkommen unverletzt ihre politiſche Unabhängigkeit. Kein Theil dieſes Landes wurde in ein ſouveränes, ungemiſchtes Deutſchland verwandelt. Vielmehr umgekehrt ging hier ein früher ſouveränes deutſches Lanb, das der beutſchen Schwertritter, an ſlaviſche Souveränität verloren. Nichtsdeſtoweniger aber war ſeit den älteſten Zeiten der Einfluß der Deutſchen auf Rußland groß und iſt noch immer größer geworden bis auf die neueſten Tage herab, wo endlich eine Reaktion gegen ihn eintreten zu ſollen ſcheint. Entſchieben die wichtigſten Einſtrömungen deutſcher Bevölkerung und deutſchen Lebens in Rußland fanden von der Oſtſee her Statt. Von hierher kamen ſchon im 8. Jahrhundert germaniſche Waräger, von Ruſſen gerufen, um bei ihnen eine kräftige und geregelte Staatsordnung zu begründen. In Nowgorod und in Kiew kam dieſe germaniſch-ſlaviſche Staatsorbnung zur höchſten Blüthe und Macht. Den älteſten Geſetzen unb Inſtitutionen Rußlands wurde dadurch ein germaniſcher Charakter aufgeprägt, der ſich faſt in allen ihren Beſtimmungen deutlich genug zu erkennen gibt. Später kamen von der Oſtſee die hanſeatiſchen Kaufleute und mit ihnen die deutſchen Ritter und Prieſter, die ſich in Rigà, Reval, Dorpat, Narwa und andern von ihnen erbauten Städten feſtſetzten und den Ruſſen die ihnen früher unterworfenen Länder der Letten und Eſthen, weite Küſtenſtriche von der preußiſchen Grenze an dis nach Finnland hin, entzogen. Sowohl der kriegeriſche, als der friedliche Verkehr, welchen die Ruſſen lange Jahrhunderte hindurch mit dieſen deutſchen Eindringlingen unterhielten, führte ſchon damals viele einzelne Deutſche und deutſche Kolonien ins Innere Rußlands. Das alte Nowgorod beſaß ein von deutſchen Handelsleuten bewohntes Quartier, und häufig wurden die in den Kriegen gemachten Gefangenen ins Innere des Landes geſchleppt und dort angeſiedelt. Als ſpäter die Ruſſen ſich vom Joche der Mongolen befreiten, und die moskowitiſchen Czaren das freie Nowgorod ſtürzten, wurde hier freilich auch die deutſche Kolonie zerſtört. Allein Deutſche waren indeß längſt auch auf die Moskowiter übergeſchlichen, und die deutſche Slobode in Moskau, deren erſte ſchwache Anfänge in die älteſten Zeiten des Czarenthums hinaufgingen, war mit dieſen in Zahl und Macht gewachſen. Deutſche Maurer erbauten ſchon vor 300 Jahren den Moskowitern die Befeſtigungen und Kirchen ihres Krembs, deutſche Ingenieurs vertheidigten ſchon im Anſange des 16. Jahrhunderts den Ruſſen ihre Hauptſtadt gegen die Tataren, und ſchon in den erſten, die neue in Moskau auflebende ſlaviſche Staatskraft bethätigenden Kriegszügen gegen Kaſan und gegen Aſtrachan ſehen wir Deutſche wirkſam. Deutſche Künſtler, Handwerker, Aerzte und Lehrer wurden bereits unter den letzten Ruriks und mehr noch unter den erſten Romanows nach Rußland beruſen. Unter den zweiten Ruriks gab es noch Regimenter im moskowitiſchen Heere, die meiſtens von deutſchen Offizieren befehligt wurben. Bei den Kriegen der Iwans in den deutſchen Oſtſeeprovinzen und zwar bei den erſten Kriegen Peters des Großen in dieſen Gegenden wurde zu wiederholten Malen die ganze Bevölkerung deutſcher Städte entführt und in dem Innern Rußlands angeſiedelt. Eben ſo bildete Peter ber Große aus ben bei Poltawa und andern Gelegenheiten gemachten deutſchen Kriegsgefangenen, die er trefflich zu benutzen wußte, in Sibirien und in andern Gegenden ſeines Reichs nützliche Inbuſtriekolonien. Als endlich die

ſiegreichen ruſſiſchen Waffen untee Peter dem Großen von einem großen Theil des germaniſirten Landſtrichs an der Oſtſee Beſitz ergriffen, als unter deutſchen Einflüſſen, und mitten in deutſchen Lebenskreiſen, die Hauptſtadt des Reichs nach Petersburg verlegt wurde, da wurde den Deutſchen Thüre nnd Thor geöffnet, weil Peter der Große und alle ſeine Nachfolger das deutſche Leben in dieſen Gegenden nicht zu ſlaviſiren ſuchten, ſondern vielmehr ſich und ihre Unterthanen, das geiſtige Uebergewicht der Ausländer anerkennend, dem Dentſchthume unterordneten und es auf alle Weiſe zu ſich einluden. Es wurden nun allmählig allen alten nud allen nengeſtifteten ruſſiſchen Städten deutſche Kolonien eingeimpft. Alle Zweige der Staatsverwaltung wurden nach deutſchen Muſtern und mit Hülfe deutſcher Tonangeber gemodelt. Unter Eliſabeth und weit mehr noch unter Katharina und Alexander wurden auch viele deutſche ackerbauende Koloniſten ins Land berufen und große, wüſte Landſtriche mit ihnen bevölkert und durch ſie kultivirt. Bis auf Alexander herab war ſo der Einfluß der Deutſchen in Rußland in beſtändiger Zunahme, und ein ſtatiſtiſches Gemälde der jetzigen Verbreitung des deutſchen Volsſtammes auf ruſſiſchem Gebiete und des Eindringens deutſcher Sitte und Geſetze in ruſſiſch-ſlaviſches Staats- und Volksleben würde ſich nun etwa in folgenden Zügen darſtellen.

Es leben jetzt in ganz Rußland, zum Theil überall zerſtreut und vereinzelt, zum Theil in größern Maſſen zuſammengehalten, an 400,000 Deutſche, die aus den verſchiedenſten Stämmen der deutſchen Nation zuſammengeſetzt ſind. Von dieſer Summe fallen ungefähr 100,000 auf die ſogenannten deutſchen Oſtſeeprovinzen, 250,000 auf die ackerbauenden Kolonien und 50,000 auf die in allen ruſſiſchen Städten anſäſſigen deutſchen Künſtler, Handwerker u. ſ. w. Nach dieſen drei Klaſſen können wir auch die Deutſchen in Rußland am bequemſten überſehen. Die Deutſchen der Oſtſeeprovinzen ſind die älteſten im Lande. Ja ihre Anſiedlung hier iſt ſogar nech etwas ältee, als die der deutſchen Ritter in Preußen. Dennoch haben ſie ſich noch unter den benachbarten, von ihnen unterjochten lettiſchen, finniſchen und ſlaviſchen Stämmen in einem geringern Geade verbreitet als die letzten in Preußen. Sie haben allerdings hier, wie in Preußen, rein deutſche Städte gebaut. Sie haben hier, wie dort, die Urbewohner von allem Eigenthume vollkommen depoſſidirt, allein ſie haben ſie auch, wie dort, vollkommen germaniſirt. Die lettiſchen Völker Preußens vertheidigten ihr Gebiet Schelte vor Schritt, und der Krieg gegen ſie wurde ein Vertilgungskrieg. Deutſche Koloniſten kamen an ihre Stelle, welche die ſchwachen Ueberreſte des Urvolks ſich bald aſſimilieten. Die Letten und Eſthen dagegen unterwarfen ſich leichter, weshalb ſie vollzähliger blieben. Die Koloniſation durch deutſche Ackerbauer war daher weniger nöthig. Auch mochte in dieſen entferuten Gegenden dee Andrang deutſcher Anſiedler nicht mehr ſo groß ſeyn. Anſiedlung deutſcher Ackerbauer fand daher hier nie Statt, der deutſche Adel der Schwertritter ſcheint ſie ſogar gefürchtet zu haben. Die unterjochten ſchwachen Letten und Eſthen waren ihm gewiß gehorſamer, als die hereingerufenen deutſchen Landsleute. Er hat nicht, wie in Preußen, deutſche Schulen errichtet und ſich ſogar herabgelaſſen, die Sprache der Eingebornen zu lernen, ohne deswegen doch für ſich und ſeine Kinder auf deutſche Nationalität und Sprache zu verzichten. Auf dieſe Weiſe blieb denn in dieſen Gegenden alles Ackerbauende und alle Grundbevölkerung undeutſch, und nur wenige Elemente der Bevölkerung, Bediente, Schreiber, kleine Privatbeamte, freigelaſſene Krämer und geringe Handwerker, wurden und werden noch jetzt in das Dentſchthum hinübergezogen, indem ſie ſich völlig oder halb verdeutſchten, ohne daß dies jedoch auf die Verdeutſchung der Maſſe von irgend einem bedeutenden Einfluſſe iſt. Die Bürger der Städte dagegen, die Kaufleute, die Handwerker, der Prieſterſtand und endlich der Adel waren gleich urſprünglich deutſch und haben ſich, indem ſie fortwährend mit dem Vaterlande, aus welchem ſie immer neue deutſche Elemente empfingen, und auch noch jetzt empfangen, in Verbindung ſtehen, bei ihrem reinen Dentſchthume erhalten. Aller Kern nnd alles Mark dieſer Länder iſt vollkommen deutſch, nur die leibeigenen Bauern und in den Städten die dienenden Klaſſen ſind undeutſch. Der Zahl nach vertheilen ſich die Deutſchen etwa ſo: Kurland zählt 20,000 Deutſche, wovon 2000 dem Adel, die Uebrigen dem Prieſterſtande, der Kaufmannſchaft und dem Bürgerſtande der der Städte angehören. Livland zählt 35,000 Deutſche, worunter 4000 Adelige, Eſthland 15,000 Deutſche, wovon 1500 zum Adel zu rechnen ſind; Ingermanland, Karelien (das jetzige Gouvernement Petersburg) zählt etwa 50,000 Deutſche, von denen die meiſten in Petersburg leben. Alt-Finnland, d. h. das Gouvernement Wiborg und St. Michel bewohnen 80,000 Deutſche, die ebenfalls hier, wie in den andern genannten Oſtſeeprovinzen, als Herren des Bodens, als Prediger nnd Städtebewohner leben. Die verſchiedenen Regierungen, unter denen die Provinzen ſeit dem Verſuche ihrer Souveränität lebten, die däniſche, ſchwediſche, polniſche, ruſſiſche, haben ihnen bisher in ihrer Deutſchheit noch wenig Abbench gethan. Obgleich entfernt und politiſch getrennt vom Vaterlande, waren ſie doch beſtändig durch viele Fäden mit demſelben verbunden nnd hielten in allen ſeinen Entwickelungsproceſſen mit ihm faſt gleichen Schritt, nahmen mit ihm und faſt gleichzeitig Luthers Kirchenreformation an, hatten nicht bloß paſſiven Antheil an der Blüthe ſeiner Literatur, im vorigen Jahrhundert, machten alle von ihm ausgehenden Veränderungen in Sitte, Kleidung und Denkweiſe mit und nutzen auch jetzt, wie immer, ſeine induſtriellen ackerbaulichen und gewerblichen Fortſchritte, deren Verbeſſerungen und Erfindungen ſie bei ſich ſo einführen, wie die Bewohner des Vaterlandes ſelbſt. Allein unvergleichlich niel einflußreicher, als dieſe fremden Einflüſſe auf ſie, waren die non dieſen Provinzen ausgehenden deutſchen

Rückwirkungen auf jene, die Oberherrſchaft führenden Völker. Viele livländiſche Familien zweigten ſich nach Schweden hinüber, mehre auch nach Polen. An der ganzen, über 60 Meilen langen Grenze Kurlands und Litthauens rankten deutſches Weſen und deutſche Familien von Kurland aus, wo ſie tief wurzelten, ins Polniſche hinein, während das Umgekehrte nicht Statt fand, ſo daß alle litthauiſch-polniſchen Grenzgauen von deutſchen Stoffen durchweg ſtark angeflogen ſind, indem die beſſern Kenntniſſe von der Ackerwirthſchaft und überhaupt die ganze gediegnere Tüchtigkeit des deutſchen Adels in Kurland immer viele Zweige kuriſcher Familienſtämme auf polniſches Gebiet hinübertreten machte, der Art, daß nun viele kurlſche Famlllen in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, in den eigentlichen alten deutſchen, kuriſchen Stamm und in den litthauiſchen Zweig. Viele dieſer Deutſchen gelangten in Litthauen und Polen zu den wichtigſten Poſten. Eine wahre Pflanzſchule von Staatsbeamten, Feldherren, Miniſtern, Offizieren u. ſ. w. wurden aber dieſe Oſtſeeprovlnzen und insbeſondere ihr kleiner, nach dem Obigen nur aus 8000 Mitgliedern beſtehender Adel für Rußland. Im Jahre 1837 befanden ſich unter den 600 höchſten Chargen des Reichs, von den Staatsminiſtern und Feldmarſchällen adwärts gerechnet, nicht weniger als 130 deutſche Namen, meiſtens aus den Oſtſeeprovinzen, ſo daß alſo hier das deutſche Element zu dem ruſſiſchen im Verhältniſſe von 1 : 4½ ſtand. Unter 300 bei Hofe als Staatsdamen, Hoffräulein u. ſ. w. angeſtellten Damen fanden ſich 40 deutſche Familiennamen aus den Oſtſeeprovinzen. Keinem Zweige des Staatsdienſtes geben die dentſchen mehr hervorſtechende Talente als dem Militär, und faſt ein Drittel aller ausgezeichneten ruſſiſchen Generale ſind baltiſche Deutſche. Aus Eſthland kommen mehr, als aus Livland, aus Kurland am wenigſten. Die baltiſchen Deutſchen, welche in den ruſſiſchen Staatsdienſt treten, erlangen dort gewöhnlich feſte Stellungen, großen Länderbeſitz u. ſ. w. und kehren dann nicht nach ihrem Vaterlande zurück. Auf dieſe Weiſe haben ſich denn viele deutſche Familien nach Rußland hinübergezweigt und zerfallen nun in einen ruſſiſchen und einen deutſchen, in den Oſtſeeprovinzen heimiſch gebliebenen Zweig. Eben ſo ſind die deutſchen Oſtſeeprovinzen und insbeſondere ihre trefflichen Bildungsanſtalten, die Gymnaſien von Riga, Mitau, Reval u. ſ. w.; die Univerſität Dorpat, Pflanzſchulen für die dem Innern Rußlands nöthigen Gelehrten, insbeſondere für die Schullehrrr, Erzieher, Profeſſoren und Aerzte geworden, und es wandern von hier aus jährlich viele hundert Deutſche aus, um im Innern des Reichs die Wohlthat und das Licht deutſcher Bildung und Kenntniſſe zu verbreiten. Faſt alle ruſſiſchen Krankenhäuſrr, Hoſpitäler, die meiſten öffentlichen Erzlehnungsinſtitute, insbeſondere die von der Kaiſerin Maria geſtifteten großen Fräuleinsſtifte, ferner ein großer Theil der ruſſiſchen Gymnaſien ſtehen unter der Leitung der Deutſchen aus den Oſtſeeprovinzen, die man eben ſo an den Univerſitäten und Akademien und überwiegend thätig findet. Von allen deutſchen Kolonialgebieten unter ruſſiſchem Scepter ſind in Beziehung auf Anſehen, Bildung und Macht die genannten baltiſchen entſchieden die wichtigſten. An Zahl der Seelen aber werden ſie von den deutſchrn Ackerbaukolonien im Innern des Landes überwogen. Die 250,000 deutſchen Koloniſten, Schwaben, Elſäſſer, Rheinländer, Heſſen und Mennoniten aus Preußen, in Rußland aber durchweg, wie in Polen und Ungarn, „Schwaden" genannt, welche allmählig auf verſchiedenen Wegen ins Land rückten, ſind in verſchiedenen Gegenden des Reichs zerſtreut. Doch halten ſie ſich in mehren leicht zu bezeichnenden Partien zuſammen. Die Hauptmaſſe ſitzt an der untern Wolga im Saratowſchen, von Saratow an bis Sarepta und zählt etwa 100,000 Seelen. Eine zweite Hauptpartie, etwa 80,000 Seelen ſtark, iſt in den ſüdruſſiſchen Steppen am ſchwarzen Merre vertheilt, in Beſſarabien, Neurußland und in der Krim. Die Meiſten, Reichſten und Angeſehenſten (etwa 40,000) davon ſiedeln am aſow'ſchen Meere, am „Milchfluſſe" in der ſogenannten „Molotſchea", alsdann in Beſſarabien, wo ſie nahe an 50 Kolonien bilden. Die kleinſte Partir, 6000 Seelen zählend, kommt auf die Krim. Eben ſo viele ungefähr haben ſich jenſeits des Kaukaſus in Gruſien angeſiedelt. Zum Frommen der Hauptſtadt, um ſie mit Milch, Butter, Gemüſe u. ſ. w. zu verſehen, umſiedelt man auch Petersburg mit deutſchen Koloniſten. Im Innern des Landes aber, im eigentlichen Moskowiterlande und in den ſtark bevölkerten kleinruſſiſchen Provinzen gibt es wenige oder keine deutſchen Ackerbauer, weil ſie hier entbehrlich waren, und eben ſo keine in dem weiten Gebiete des Nordens, wo man ſchwerlich Fremdrn genug Vortheile bieten konnte, um ſie dahin zu verlocken. Da, wo dieſe Ackrrbauer, wie an der Wolga oder wie am aſowſchen Meere, in großen Maſſen beiſammen ſitzen, halten ſie ſich vollkommen bei ihrer deutſchen Sprache, Nationalität und Tüchtigkeit. Freilich erlernen ſie gewöhnlich auch nebenher die ruſſiſche Sprache wegen ihres Verkehrs mit den Ruſſen, nehmen auch die wärmern Kleidungeſtücke der Ruſſen der Kälte wrgen an, auch werden einzelne verſprengte unter den Ruſſen völlig ruſſificirt. Doch heirathen ſie gewöhnlich nur unter ſich, nehmen durchaus keine Ruſſen in ihre Gemeinden auf und eröffnen daher die Ausſicht, daß ſich das Deuſchthum noch langr bei ihnen erhalten werde. Es iſt bisher noch kein Beiſpiel irgend eines völlig oder auch nur zum Theil ſlaviſirten deutſchen Dorfes in Rußland vorgekommen. Aus dieſen ackerbautreibenden deutſchen Kolonien nun, die an Volkszahl beſtändig mächtig wachſen, und aus denen immer viele induſtrielle, dem Ackerbau entſagende Talente hervorgehen, ſo wie aus jenen, den baltiſchen deutſchen Kolonien entnommenen Auswanderern, ſo wir endlich aus den vielen, jährlich in Petersburg, Riga und andern Seeplätzen aus Deutſchland herüberkommenden Handwerkern, Künſtlern, Handelsleuten und Gelehrten, die ſich dann durch das ganze Reich vertheilen, haben ſich nun faſt bei jeder, einigermaßen bedeutenden

ruſſiſchen Stadt Anhängſel von deutſchen Kolonien gebildet, deren Seelenanzahl, wie wir ſagten, in Summa 50,000 betragen mag, deren Wichtigkeit aber in einem viel größern Verhältniſſe zu dieſer Anzahl ſteht. Die bedeutendſte dieſer deutſchen Faktoreien oder Kolonien, oder, wie die Ruſſen ſie nennen, dieſer deutſchen „Sloboden" hat natürlich Moskau, wo ungefähr 9000 Deutſche wohnen, Charkow hat über 400 Deutſche, Odeſſa über 1000, eben ſo viele Kaſan, faſt eine gleiche Zahl Irkutzk an der chineſiſchen Grenze und eben ſo jede andere ruſſiſche Gouvernementsſtadt 300—500. Genau laſſen ſich dieſe Zahlen nicht angeben, weil die ruſſ. Gouvernementsberichte alle ruſſ. Unterthanen als Ruſſen aufführen, ohne auf ihre Nationalität Rückſicht zu nehmen, und die Zählungen der deutſchen Kirchen nur ihre Pfarrkinder in Anſchlag bringen, ohne die vielen Nichteingepfarrten zu berückſichtigen. Ja faſt in allen ruſſiſchen Seeplätzen ſind unter den großen Handelshäuſern die deutſchen die zahlreichſten und wichtigſten. Die jetzt aufblühenden Fabriken in den Städten des Innern haben gewöhnlich deutſche Fabrikmeiſter an der Spitze. Die feinern Handwerke, der Handel mit allen eleganten Modeartikeln, die freien und ſchönen Künſte werden in allen ruſſ. Städten vorzugsweiſe von Mitgliedern dieſer deutſchen Stadtkolonien betrieben. Berückſichtigen wir nun noch, daß faſt alle Zweige der ruſſ. Staatsverwaltung, wie ſie jetzt im Lande Beſtand haben, unter deutſchen Auſpicien ſich entwickelten, — daß ſeit mehr als 100 Jahren die ruſſ. Prinzen ausſchließlich nur an deutſche Fürſtentöchter vermahlt wurden, ja daß ſeit 80 Jahren die ruſſ. Kaiſer und Kaiſerinnen entweder aus Deutſchland, ſelbſt herübergekommene Deutſche (Katharina, Peter III.) oder doch deutſchen Stammes (Paul, Alexander, Nikolaus) waren, — daß dieſe ruſſiſchen Herrſcher beſtändig in Deutſchland reiſten, um deutſche Inſtitutionen und Einrichtungen an Ort und Stelle kennen zu lernen, — die Organiſation des Heeres, die Ausbildung der Geſetzgebung, ſogar die Verfaſſung der ruſſiſchen Städte mit ihren „Burgomiſteris" und „Ratmannis", die Zoll- und Steuereinrichtung, die Rangordnung der Stände, ja ſogar die Regeln für die Hofetikette, — daß dies Alles freilich mit vielen ruſſiſchen Zuſätzen und Modifikationen aus Deutſchland übertragen wurde, ſo haben wir damit die wichtigſten Momente und Punkte des rieſenmäßigen, von den Deutſchen auf die ſlaviſchen Ruſſen geübten Einfluſſes berührt. Bis auf die neueſten Zeiten herab war dieſer Einfluß der Deutſchen im Wachſen begriffen. Erſt in unſern Tagen iſt eine Reaktion gegen dieſes Wachsthum eingetreten. Man beruft keine deutſchen Ackerbauer mehr ins Land, obgleich man noch Wüſten genug zur Bebauung vorräthig hat. Man erſchwert auch die Einwanderung von deutſchen Künſtlern und Handwerkern. Man ſucht der Anſtellung deutſcher Gelehrter, Lehrer, Beamten u. ſ. w. entgegenzuwirken. Man befördert die Anſiedelungen der Ruſſen in den deutſchen Provinzen an der Oſtſee auf alle Weiſe. Man nahm dieſen Provinzen, ſo wie den deutſchen, ackerbauenden Kolonien, bereits mehre ihrer Privilegien. Man ſucht der ruſſiſchen Sprache bei ihnen Eingang zu verſchaffen, und der Haß und die Abneigung gegen die „Njemtzui" iſt in allen Klaſſen des Reichs bedeutend geſtiegen. Das Ruſſenthum wird überall hoch erhoben und nicht nur das Ruſſenthum, ſondern auch das Slaventhum im Allgemeinen, und die Ruſſen thun brüderlich mit allen den Deutſchen unterworfenen S. Wohin alle dieſe antideutſchen Beſtrebungen führen werden, ſteht von der Zukunft zu erwarten. Vor der Hand indeß wird Rußland der Deutſchen noch nicht entbehren können, und ſollte es wirklich mit Gewalt ſich von ihnen völlig losſagen wollen, ſo würde es dies nur ſchmerzlich empfinden.

Zur bequemern **Ueberſchauung der Reſultate** der ganzen deutſchen Rieſenarbeit auf ſlaviſchem Boden fügen wir obigen Betrachtungen noch folgende überſichtliche und ſtatiſtiſche Verzeichniſſe (nach **Kohl**) hinzu, welche die aus jenen Betrachtungen hervorgehenden Reſultate kurz zuſammenfaſſen und anſchaulich hinſtellen: I. Die ſämmtlichen, jetzt beſtehenden Landſchaften, Provinzen oder Staaten, in denen das Deutſchthum mit dem Slaventhum ſeit dem 6. Jahrh. n. Chr. Geb. auf irgend eine Weiſe in Berührung kam, ſind folgende: 1) Hannover, 2) Holſtein und Lauenburg, 3) Mecklenburg, 4) die preußiſchen Provinzen Pommern, Oſt- und Weſtpreußen, Poſen, Brandenburg, Sachſen, Schleſien, 5) das Königreich Sachſen, 6) die Herzogthümer Anhalt, 7) das Herzogthum Altenburg, 8) die öſterreichiſchen Länder und Provinzen, nämlich das Erzherzogthum Oeſterreich, Böhmen, Mähren, Galizien, die Bukowina, Ungarn, Siebenburgen, Kroatien, Slavonien, Dalmatien, Steiermark, Kärnthen, Krain, Serbien, 9) Polen u. 10) Rußland. — II. Diejenigen ſlaviſchen Stämme, welche im Laufe des mehrhundertjährigen Kampfes der Deutſchen mit den S. völlig aufgerieben, vernichtet und von den Deutſchen vollkommen verſchlungen wurden, ſind folgende: 1) die Linonen, 2) die Polaben, 3) die Wagrier, 4) die Obotriten, 5) die Wilzen, 6) die Ukern, 7) die Heveller, 8) die Rhetarier, 9) die wendiſchen S. im thüringer Walde, 10) die wendiſchen S. im Erzherzogthume Oeſterreich und 11) die Preußen. — III. Slaviſche Staaten, die ſich vor der Uebermacht der Deutſchen der Reihe nach auflöſten: 1) der große Slavenſtaat unter Samo, 2) das mähriſche Reich, 3) der Wendenſtaat in Sachſen, 4) mehre kleine Knäſenthümer unter andern S., 5) das czechiſche Königreich in Böhmen, 6) das ſlaviſche Herzogthum Pommern, 7) die czechiſchen Herzogthümer in Schleſien und 8) das Königreich Polen. — IV. Deutſche Volksſtämme und Sprachdialekte, die vor dem 7. Jahrhunderte in Deutſchland nicht exiſtirten, und die ſich aus den auf ſlaviſchem Boden gegründeten und nachher verſchmelzenden deutſchen Kolonien neu bildeten, indem ſie bei dieſem Bildungsproceſſe mehr oder weniger ſlaviſche Elemente in ſich aufnahmen: die Mecklenburger, die Pommern, die Preußen, die

Brandenburger, die Schleſier, die Sachſen, die Oeſterreicher, die Kurländer, die Livländer, die Eſthländer u. die ſiebenbürgiſchen Deutſchen. — V. Die ſouveränen Staaten, welche die Deutſchen zu verſchiedenen Zeiten entweder völlig oder doch zum größten Theil auf ſlaviſchem Boden von Grund aus neu errichteten, ſind: 1) die verſchiedenen Markgrafſchaften und Herzogthümer des Mittelalters, die Mark Brandenburg, die Mark Meißen, die öſterreichiſche Mark, die Markgrafſchaft Mähren, Steiermark, Kärnthen u. ſ. w., 2) der Staat der deutſchen Ritter im Preußenlande, 3) der Staat der Schwertritter in Livland, 4) das Königreich Preußen, 5) das Königreich Sachſen und 6) das Kaiſerthum Oeſterreich. — VI. Namen und Volkszahl derjenigen ſlaviſchen Stämme, welche jetzt ſeit kürzerer oder längerer Zeit unter deutſcher Herrſchaft ſtehen und mehr oder weniger der Germaniſirung ausgeſetzt waren und ſind:

1) czechiſcher Stamm.	
Böhmen in Oeſterreich	5,000,000
Böhmen in Preußen	2,500
Mornwzi	1,400,000
2) lechiſcher Stamm.	
Polen in preußiſch Schleſien, Poſen u. Weſtpreuſſen	2,000,000
Polen in Galizien und im öſterreichiſchen Schleſien	5,000,000
3) ruſſiſcher Stamm.	
Rusniaken in Galizien	1,200,000
Rusniaken in Ungarn	200,000
4) ſerbiſcher Stamm.	
Slavo-Serbier in Ungarn	400,000
Slowenier in Oeſterreich	500,000
Dalmatier in Oeſterreich	300,000
Kroaten in Oeſterreich	700,000
5) windiſcher Stamm	
in Steiermark	300,000
in Kärnthen	150,000
in Krain	350,000
in Ungarn	50,000
6) ſlowakiſcher Stamm.	
Slowaken in Ungarn und Mähren	2,000,000
7) ſorben-wendiſcher Stamm.	
Sorben-Wenden in Preußen	150,000
Sorben-Wenden in Sachſen	60,000

Hierzu kommen nun noch mehre kleine, mitten im deutſchen Bevölkerungsgebiete eingeſchloſſene ſlaviſche Enklaven, nämlich die Kaſſuben in Pommern, kleine Reſte in Brandenburg und andere kleine Reſte im Erzherzogthume Oeſterreich. Sie können ſich zuſammen ungefähr auf 150,000 Seelen belaufen. Im Ganzen leben demnach 15,720,000 oder in runder Zahl 16,000,000 S. unter deutſcher Herrſchaft.

Hierzu kommen nun die in ſlaviſches Gebiet eingedrungenen und mit ihnen zuſammen unter die Herrſchaft der Deutſchen gerathenen, nichtſlaviſchen Völkerſchaften:

1) die Magyaren	5,000,000
2) die Walachen in Ungarn, in der Bukowina und in Siebenbürgen	1,500,000
3) die Litthauer in Preußen	66,200

Ohne Zweifel üben die als Grundherren, Lehrer, Prediger und Bürger ihnen naheſtehenden Deutſchen auf die Letten und Eſthen in den ruſſ. Oſtſeeprovinzen eine unvergleichlich bedeutendere Gewalt und Herrſchaft aus, als die in ihrem Lande ſouveränen Ruſſen. Man kann ihre Zahl auf 2,000,000 anſchlagen. Zählt man auch dieſe hinzu, ſo erhält man eine Summe von circa 23,000,000 Menſchen verſchiedenen, vorzüglich aber ſlaviſchen Stammes, welche im Oſten Europa's unmittelbar unter den umbildenden deutſchen Einflüſſen ſtehen.

VII. Den Antheil, welchen die verſchiedenen deutſchen Staaten an den jetzt noch exiſtirenden S. haben, bezeichnen folgende Zahlen:

Preußen	2,530,000
Sachſen	60,000
Oeſterreich	12,000,000

VIII. An dem deutſchen Bunde nahmen durch deutſche Vermittlung von den S. Antheil:

1) durch Preußen	310,000
2) durch Sachſen	60,000
3) durch Oeſterreich	5,600,000
im Ganzen circa	6,000,000 Slaven.

IX. Deutſche, welche noch jetzt mit den S. in denſelben Provinzen vermiſcht leben oder doch aus Verſchmelzung vieler deutſchen Kolonien unter einander und mit den S. hervorgingen; Deutſche, die alſo nicht nur auf die S. von großem Einfluſſe waren und ſind, ſondern auch von den S. eine Rückwirkung erlitten, ſind in den verſchiedenen Ländern:

1) in den ſlaviſch deutſchen Provinzen Preußens, in Brandenburg, Pommern, Poſen, Schleſien ꝛc.	7,900,000
2) in den ſlaviſch-deutſchen Provinzen Oeſterreichs, in Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Galizien, Ungarn u. ſ. w.	6,650,000
3) in Sachſen, Anhalt und Mecklenburg	1,000,000
4) in Rußland und Polen	500,000

Im Ganzen gibt es alſo im ſlaviſch-germaniſchen Oſten ſolcher Deutſchen, die als Koloniſten oder Hoſpites auf ſlaviſchem Boden ſeit dem 7. Jahrhunderte anzuſehen ſind, 14,500,000.

Reine, nie mit S. in Berührung gekommene Deutſche im Weſten des Vaterlandes gibt es nur in Oldenburg, Hannover, den Hanſeſtädten, den beiden Heſſen, Naſſau, Rheinpreußen, den weſtlichen ſächſiſchen Herzogthümern, in Baden, Würtemberg und Bayern, zuſammen etwa 19,000,000.

Deutſche außerhalb des deutſchen Bundes gibt es auf ſlaviſchem Boden:

in Preußen	1,300,000
in Oeſterreich	1,500,000
in Rußland und Polen	500,000
Zuſammen etwa	3,300,000.

X. Völlig iſolirte, rund umher von ſlaviſcher Bewohnerſchaft umgebene deutſche Ländchen ſind etwa folgende: das Land der Schönbengſtler zwiſchen Mähren und Böhmen, das Kuhländl in Mähren, das Thal der Gottſcheer in Krain, das Obergailthal in Kärnthen, das Land der zipſer Deutſchen in Ungarn, das Land der banater Deutſchen in Ungarn, das Land der Sachſen (etwa 150 □M. umfaſſend) in Siebenbürgen, das Land der Wolga-Deutſchen (etwa 150 □M. umfaſſend) in Rußland, die Molotſchna am aſowſchen Meere (40 □M. groß).

XI. Völlig rein und mit S. ungemiſcht blieben die Deutſchen im Weſten nur auf einem Landgebiete von circa 5000 □M. Die Miſchung der Deutſchen mit S. ging in einem weiten öſtlichen, von Deutſchen beherrſchten Landſtriche vor ſich (Ungarn eingeſchloſſen) von etwas mehr als 12,000 □M. Ein völlig reines Deutſchland auf ſlaviſchem Boden mit Ausrottung oder völ-

liger Aſſimilirung der S. wurde hergeſtellt auf einem Flächengebiete von etwa 4000 □M.

XII. In den verſchiedenen ſlaviſch-deutſchen und deutſch-ſlaviſchen Ländern und Provinzen ſtehen die deutſchen Bevölkerungselemente zu den ſlaviſchen ungefähr in folgendem Verhältniſſe:

1) in der preußiſchen Provinz Sachſen	100 : 1
2) im Erzherzogthum Oeſterreich	50 : 1
3) im Königreich Sachſen	30 : 1
4) in Brandenburg	15 : 1
5) in Schleſien	7 : 1
6. in Pommern	4 : 1
7) in Oſtpreußen	3 : 1
8) in Weſtpreußen	2 : 1
9) in Steiermark	2 : 1
10) in Illyrien	1 : 2
11) in Böhmen und Mähren	1 : 4
12) in Polen	1 : 4
13) in Siebenbürgen	1 : 4
14) in Ungarn	1 : 10
15) in Dalmatien	1 : 30
16) in den öſterreichiſchen Militärgrenzen	1 : 35
17) in Galizien und in der Bukowina	1 : 35
18) in Rußland	1 : 100

Da die Deutſchen ſich in den ſlaviſch-deutſchen Ländern überall mehr den ſtädtiſchen Gewerben widmen, die S. aber überall mehr als Ackerbauer auf dem Lande wohnen, ſo ſtellt ſich daher natürlich das Verhältniß beider Nationalitäten in den Städten ganz anders. An der Oſtſee ſind bis nach Petersburg und Wiborg, in der Mitte Europa's bei Warſchau, Lemberg, bis Siebenbürgen und bis zur Bukowina alle größern Städte faſt geradezu als deutſche anzunehmen. Doch ſtellt ſich, je weiter man nach Oſten vorſchreitet, das Verhältniß zu Gunſten der Deutſchen natürlich geringer.

Es verhalten ſich die deutſchen Städtebewohner zu den ſlaviſchen:

in Berlin und Dresden	100 : 1
in Wien	10 : 1
in den wichtigſten Städten der preußiſchen Oſtſeeprovinzen: Königsberg, Danzig und Memel	4 : 1
in den wichtigſten Städten der ſlaviſch-deutſchen Provinzen Oeſterreichs: Prag, Brünn und Gratz	3 : 1
in den Städten der deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands	1 : 1
in den wichtigſten polniſchen Städten: Warſchau, Poſen, Krakau, und Lemberg durchſchnittlich	1 : 2
in den wichtigſten Städten Ungarns: Peſth, Ofen, Preßburg u. ſ. w	1 : 2
in Petersburg	1 : 10
in Moskau	1 : 35
in den großen ruſſiſchen Provinzialſtädten: Kaſan, Kiew, Charkow, Tobolsk und Irkutzk	1 : 40

XIII. Außer dem Kaiſer von Oeſterreich, deſſen Titel faſt alle Bezug auf ſlaviſche Länder haben, führen auch noch folgende deutſche oder germaniſche Fürſten in ihren Titeln Benennungen nach ſlaviſchen Ländern oder Völkern:

1) der König von Dänemark — „König der Wenden",
2) der König von Schweden — „König der Wenden",
3) der König von Preußen — „Herzog der Kaſſuben und Wenden".

Der einzige ſouveräne ſlaviſche Fürſt, welcher jetzt exiſtirt, der Kaiſer von Rußland, macht durch ſeinen Titel „Erbe von Norwegen, Herzog von Schleswig, Holſtein und Oldenburg", auch Anſprüche auf deutſche Lande.

XIV. Souveräne, mediatiſirte, ſtandesherrliche, fürſtliche und gräfliche, ebenbürtige Familien aus urſprünglich ſlaviſchem Stamme, die aber jetzt deutſch geworden ſind, gibt es folgende: 1) die Fürſten Kaunitz, 2) die Grafen und Fürſten Kinsky, 3) die Fürſten Lobkowitz, 4) die Herzoge von Mecklenburg, jetzt die einzige ſouveräne Herrſcherdynaſtie ſlaviſchen Stammes in Deutſchland, 5) die Fürſten Putbus (vom ſlaviſchen Prinzen Stoislaf I), 6) die ſchleſiſche Linie der Fürſten Sulkowski.

Näheres über die Stammverſchiedenheiten der S. In den verſchiedenen von S. bewohnten Ländern ſind etwa 80 Mill. Menſchen verbreitet, welche den S. zugezählt werden. Vergleicht man die körperliche und geiſtige Phyſiognomie, die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten der einzelnen Slavenvölker, ſo ſtellt ſich im Ganzen eine ziemlich bedeutende Aehnlichkeit, ein nationaler Geſammttypus bei ihnen heraus: ſie bilden in Bezug auf Abſtammung u. Raçenverwandtſchaft ein ziemlich einiges Ganze. Wo hier aber die Herzwurzel, der Grundſtamm, dieſes weit verzweigten Gewächſes, wo die Urſlaven zu finden, hat man bisher eben ſo wenig ausfindig gemacht, als wo ſicher ihre Urheimath zu ſuchen iſt. Jeder Zweig der Slavenfamilie hat die Ehre der Urſlavicität für ſich in Anſpruch genommen. Bald hat man in den illyriſchen, bald in den karpathiſchen S., bald in den Ruſſen, bald in den Polen die reinſten, urſprünglichſten S. und die Stammväter aller übrigen finden wollen. Wahrſcheinlich ſind dieſe Urſlaven nirgend mehr vorhanden. Der Patriarch, der mit den erſten S. nach Europa hereinzog, iſt vergeſſen, und ſein Volk, das ſich mehrte, wie der Sand am Meer, iſt, in weite Länder ſich vertheilend, in eine Menge Stämme auseinander gegangen. Wenn man das Verwandte zuſammenſtellt und das Verſchiedenartige ſondert, ſo kann man jetzt etwa folgende verſchiedene Stamm- und Raçenſpaltungen unter den S. annehmen: 1) Die Kleinruſſen od. Maloroſſianen. Ehemals ſonderten ſie ſich in verſchiedene Stämme: Polianen, Drewlianen, Deregowitſchen u. ſ. w., die allmählig zu einem Ganzen verſchmolzen, und deren Namen jetzt außer Gebrauch ſind. Sie bewohnen das Hauptſtück des Dnjeprgebiets, haben jetzt Kolonien bis an das ſchwarze Meer vorgeſchoben, ſitzen längs der Karpathen im Quellengebiete des Dnjeſtr und über die Karpathen hinüber bis nach Ungarn hinein. Aus ihnen ging das Volk der kleinruſſiſchen Koſaken hervor, welche die Ukraine und benachbarte Striche bevölkerten. Als Nachbarn der nomadiſchen Tataren im Süden, denen ſie zu Zeiten unterthan waren, die ſie aber auch wieder beherrſchten, haben ſie ſich ſeit undenklichen Zeiten viel mit denſelben vermiſcht und manches Tatariſche in Sprache, Sitte und Lebensweiſe angenommen. Ihr Adel zählt noch jetzt tatariſche Namen. Durch den Dnjepr wurden ſie frühzeitig mit den Griechen in Berührung gebracht, ſo daß man noch Spuren altgriechiſcher Koloniſten unter ihnen finden will. Von Byzanz bekamen

ſie bie chriſtliche Religion. Griechiſche Prinzeſſinnen verheiratheten ſich oft mit kleinruſſiſchen Fürſten. Später ſtanden ſie einige Zeit unter dem polniſchen Reiche; jetzt ſind ſie groſsruſſ. Einfluſſe preisgegeben. Sie ſollen zuſammen 13,300,000 Seelen zählen. — 2) Die Groſsruſſen (Welikoruski). Sie waren ehemals in viele Stämme getheilt, von benen jetzt nicht mehr bie Rede iſt. Die Groſsruſſen ſiub der zahlreichſte ſlaviſche Stamm: ihre Anzabi ſoll ſich auf 35,300,000 Seelen belaufen. Die gröſsere Maſſe derſelben iſt in bem Gebiete der Oka unb der obern Wolga, ihrem Urſitze, zuſammengedrängt. Von dieſem verhältniſsmäſsig kleinen Lande aus haben ſie ſich aber durch ganz Nordaſien und Nordeuropa in mehr od. weniger ſparſam geſäeten Kolonien vertheilt. Sie haben ſich mit ihren Nachbarn im Norden, ben Finnen, und mit ihren Nachbarn im Oſten und Süden, ben türkiſchen und mongoliſchen Völkern, beſtänbig vermiſcht. Auch wurden ſie zu verſchiedenen Zeiten von den Aſiaten unterjocht und einmal beinahe 300 Jahre lang beherrſcht. Selbſt noch jetzt nehmen ſie beſtändig aſiatiſche Elemente auf, indem ſie Finnen unb Tataren ihrer eigenen Nationalität einverleiben. Armenier, Kaukaſier, tſcherkeſſiſche, kalmückiſche, tatariſche Füſten werben fortwährenb in die ruſſ. Adelsklaſſen aufgenommen, und eben ſo gehen auch gemeine Aſiaten zu den Groſsruſſen über. Ihr Name, ihr Blut, ihr Körperbau, ihre Geſichtsbildung, ihre Sitten, ihre Staatsverfaſſung ſinb baher aſiatiſcher, als bei irgend einer andern ſlav. Völkerſchaft. Auch hat ihre Sprache mehr aſiat. Elemente, als die der übrigen S. Die Polen, Czechen unb andern Weſtſlaven blicken barum gewöhnlich auf bie Groſsruſſen als auf halbe Mongolen. Nur die Panſlaviſten drücken hier ein Auge zu. Aus den Groſsruſſen ging auch das Volk der groſsruſſ. Koſaken am Don unb ber Wolga hervor, die ſich aber auch wiederum bebeutend mit andern Völkern miſchten. — 3) Die Weiſsruſſen (Beloruski). Sie ſitzen in bem merkwürdigen Meſopotamien zwiſchen der obern Düna und dem obern Dnjepr und an ben benachbarten Nebenflüſſen. Ihre Anzahl beläuft ſich auf 2,700,000. Sie haben nie eine bedeutenbe Rolle unter ihren Bruderſtämmen geſpielt, und waren meiſt entweder den Kleinruſſen ober ben Groſsruſſen oder ben Polen unterworfen. Mit bieſen, ſo wie mit ben Lithauern haben ſie ſich vielfach vermiſcht. Wie in geogr. Beziehung, ſo ſtehen ſie auch in Beziehung auf Sprache, Blut und Charakter zwiſchen Polen, Groſs- u. Kleinruſſen in der Mitte. — Die Polen (Polaki). Dieſelben bewohnen bas ganze Gebiet ber Weichſel von ben Quellen auf den Höhen der Karpathen bis zu den Mündungen an der Oſtſee. Nur der Weichſelzufluſs Bug gehört ben Kleinruſſen. Dafür aber haben bie Polen auch das Gebiet der Wartha, eines bem Bug ſehr ähnlichen Oderzufluſſes. Hier ſaſsen in alten Zeiten ſehr verſchiedene ſlav. Stämme: Weiſskrobaten, Maſurenu. ſ. w., bie im Kampfe mit den Deutſchen zu einem einzigen Reiche und Stamm zuſammenſchmolzen. Sie breiteten ihre Macht, ihren Stamm und Dialekt in vielen Kolonien (beſonders nur Adelskolonien) über die Roth-, Klein-, Weiſsruſſen und Lithauer aus. Man berechnet jetzt ihre Geſammtzahl auf 9,300,000 Seelen. — 5) Die Czechen (Czechen, Czechi). Sie bewohnen die Quellengebiete der Elbe, der March und der benachbarten Karpathenflüſſe: Waag, Gran, Neutra. Dieſelben theilen ſich in drei Hauptſtämme: böhmiſche Czechen, Morawaner unb Slowaken. Wie geographiſch den Polen benachbart, ſind ſie ihnen auch der Raçe unb Sprache nach am nächſten geſtellt. Ihre Geſammtzahl beträgt 7,200,000 Köpfe. — 6) Die Wenden od. Luſaten, od. Soraben (Syrbi). Ein kleines ganz von Deutſchen enklavirtes Slavenvolk im Quellengebiete der Spree und Elſter; zuſammen 150,000 Seelen. Sie zerfallen nach der alten Eintheilung des Landes in Ober- und Niederluſaten und ſchmelzen, ganz unter deutſchem Einfluſſe ſtehend, mehr und mehr zuſammen. — 7) Die Winden oder Korutaner (Slowenzi). Sie ſitzen in den obern Thalſtücken der Drave, Save und Mur, in Kärnthen, Krain u. Steiermark, und zählen 1,150,000 Seelen. In Raçe und Sprache ſchlieſsen ſie ſich zunächſt an ihre Nachbarn, die Kroaten und Dalmatier, mit denen zuſammengenommen ſie zu den illyriſchen S. gehören. — 8) Die Kroaten (Horwati). Sie ſitzen an der mittlern Drave und Save, zählen nur 800,000 Seelen, haben aber als ein ſehr eigenthümlicher, kerniger und tapferer Slavenſtamm lange ein eigenes Königreich gebildet. Auch behaupten ſie bis jetzt ihre beſondern Freiheiten unb Privilegien. — 9) Die Serben. Sie wohnen in den Gegenden des Zuſammenfluſſes der Drave, Save und Donau, wo das berühmte Belgrad ihr Hauptcentrum iſt. Desgleichen haben ſie eine Menge Nebenflüſſe ber Save u. Donau: die Morawa, Bosna, Drinna, beſetzt und bevölkern die illyriſchen Gebirge bis an die Küſte des adriat. Meeres. Noch mehr als andere S. zerfallen ſie in viele kleine Stämme: in Bosniaken, Rascier, Dalmatier, Morlaken, Montenegriner u. ſ. w. Zuſammen bilden ſie eine durch Sprache, Blutsu. Sitteneinheit verbundene Maſſe von 5,300,000 Seelen. Serben, Kroaten und Winden zeigen eine beſonders nahe Verwandtſchaft, und man umfaſst ſie daher auch wohl alle unter bem illyriſchen Stamm. Im engern Sinn werden bloſs die Serben u. Illyrier, im weitern Sinne aber auch bie Bulgaren darunter gerechnet. — 10) Die Bulgaren (Bolgari oder Bl'gari). Sie wohnen auf beiden Seiten des Balkan im Norden bis zur Donau herab, im Süden in den Thälern Macedoniens und Thraciens bis in bie Nähe der Küſten des ägeiſchen Meeres. In Bezug auf Sprache und Raçenbildung ſind ſie am meiſten ihren Nachbarn im Weſten, den Serben, und dann ihren Nachbarn im Oſten, den Ruſſen, verwandt. Man rechnet daher bie Bulgaren zuweilen den Serben, zuweilen den Ruſſen zu. In geogr. Beziehung gehören ſie jedoch jedenfalls mehr zu jenen. Ihre Anzahl wird auf 3,600,000 Seelen geſchätzt. Seit 1000 Jahren waren die Bulgaren die näch-

Digitized by Google

ſten Nachbarn von Konſtantinopel, von wo aus ſie auch bedeutendere Einwirkungen erfahren haben, als alle andern S. Schon frühzeitig erlangten ſie Schriftſprache und Bildung von den Griechen. Dafür aber haben ſie auch ſpäter von der Barbarei der Türken am meiſten gelitten. Ihre erſten Beherrſcher, von denen ſie auch den Namen tragen, waren finniſch-tatariſchen Stamms. Dieſe gingen in dem Slavismus der Bulgaren unter, ließen aber in ihm bedeutende Spuren des Tatarismus zurück. Es iſt ſchwer und doch zur Beurtheilung des Panſlavismus (ſ. unten) wichtig, einigermaßen die Nähe der Verwandtſchaft und die Grade der Gleichartigkeit dieſer verſchiedenen ſlav. Völker einigermaßen zu beſtimmen. Sieht man von hiſtoriſchen und politiſchen Spaltungen ab, faßt man bloß die Momente, welche Raçen- und Stammeinheit begründen, ins Auge, alſo: die Körperbildung, das Naturell und Temperament, die Charakteranlagen, die urſprünglichen Sitten, die Denkweiſe und Neigungen, vor Allem die Sprache, ſo muß man geſtehen, daß die verſchiedenen Slavenvölker eine außerordentliche Aehnlichkeit zeigen und unter ſich kaum ſo weit aus einander ſtehen, als die am nächſten verwandten germaniſchen Stämme: die Holländer, Frieſen, Sachſen, Franken, Schwaben, Bayern u. ſ. w. Solche große Unterſchiede u. Raçenſpaltungen, wie zwiſchen den entfernter ſtehenden Germanen, z. B. den Deutſchen u. Skandinaviern, haben ſich unter den S. nicht ausgebildet. Neuere Sprachforſchungen beweiſen, daß durch die ganze Maſſe der S. zwei generiſche Hauptunterſchiede gehen, wonach ſie in zwei große Gruppen zerfallen. Die Groß-, Klein- und Weißruſſen, die Bulgaren, Serben, Kroaten und Winden auf der einen Seite zeigen eine große Raçenverwandtſchaft. Dieſelben ſind von einander weniger verſchieden, als von den Polen, Czechen, Slowaken und Wenden, die wieder unter ſich ſehr eng verbrüdert erſcheinen. Nach der geogr. Stellung hat man dieſe beiden Hauptmaſſen auch wohl mit dem Namen öſtliche und weſtliche S. bezeichnet. Will man ſie ethnographiſch nach dem Namen ihrer Hauptſtämme unterſcheiden, ſo kann man ſie auch in die ruſſiſch-illyriſchen und in die polniſch-czechiſchen S. trennen. Jene repräſentiren eine Maſſe von etwa 62 Mill., die Anzahl dieſer beläuft ſich auf ungefähr 17 Mill. Ueberſichtlich ſtellen ſich die Stamm- u. Zahlenverhältniſſe ſämmtlicher S. in folgender Weiſe heraus:

I. Die öſtlichen S.: 60,000,000	1) die ruſſiſchen Stämme: 51,000,000	a) die Großruſſen	35,000,000
		b) die Kleinruſſen	13,000,000
		c) die Weißruſſen	3,000,000
	2) die illyriſchen Stämme: 11,000,000	a) die Winden	1,150,000
		b) die Kroaten	800,000
		c) die Serben	5,300,000
		d) die Bulgaren	3,600,000
II. Die weſtlichen S.: 17,000,000	1) die polniſchen Stämme:		9,400,000
	2) die czechiſchen Stämme: 7,000,000	a) die Böhmen und Mähren	4,400,000
		b) die Slowaken	2,700,000
	3) die Wenden		153,000
		Runde Summe	80,000 000 S.

— Ueber die in neuſter Zeit angeſtrebte Einheit aller ſlaviſchen Stämme, ſ. unten Geſchichte.

Religiöſe Charakteriſtik und Spaltung der S. Aus dem germaniſchen Geiſte ging die an tiefen und erhabenen Anſchauungen reiche Odinslehre hervor, und auch das Chriſtenthum faßten die germaniſchen Völker mit lebendigem Geiſte auf und gaben ihm eine ſelbſtſtändige Entwickelung. Die Griechen und Römer erſannen die bedeutungsvollſte Götterlehre; ſpäter aber führten ſie die bewunderungswürdigen Gebäude der griechiſch- und römiſch-chriſtlichen Kirche auf. In Südaſien haben faſt alle großen Nationen ihren Namen durch irgend einen gottbegeiſterten Propheten, durch einen Confucius oder Zoroaſter, in den Annalen der Menſchheit vereinigt. Sie haben den Ernſt, die Innigkeit und den auf das Höchſte gerichteten Schwung ihres Strebens durch die Geſtaltung eines Glaubens- und Moralſyſtems beurkundet; die Einen durch den Buddhismus, die Andern durch den Sonnendienſt, wieder Andere durch den Mohammedanismus u. ſ. w. Die 80 Millionen S., die ſich rühmen, das zahlreichſte Volk unter der Sonne zu ſeyn, welche weltbewegende Glaubensprediger, Denker, Reformatoren haben ſie erzeugt? Wo hat man von Propheten gehört, die unter den S. erſtanden, und die ſtark und begabt genug geweſen, um den Blick der Menſchheit auf das Höchſte zu lenken? In der That, ſie haben ſich faſt überall von Fremden den Glauben aufdringen und ſich hier zum Katholicismus, dort zum Proteſtantismus, dort zum Griechenthum oder gar zum Mohammedanismus bekehren laſſen. Selbſt an der Ausbreitung der Glaubenslehren haben ſie keinen hervorragenden Antheil genommen. Der tiefe Feuereifer, der im Mittelalter alle germaniſchen und romaniſchen Nationen zur Bekehrung des Orients antrieb, ließ die S. faſt völlig theilnahmlos. Die zahlreichen Glaubenshelden, Märtyrer und Miſſionäre, welche bis auf die jüngſten Tage zur Verkündigung des Heils in alle Welt gehen, werden von Germanen und Romanen entſendet. Schon in den älteſten Zeiten ſcheinen die S. ihre religiöſen Anſchauungen und Kulte von Fremden gewonnen zu haben. Ihre Lehre vom ſchwarzen und weißen Gott iſt keineswegs originell. Den Thor und andere Götter nahmen ſie von den Skandinaviern an. Der ihnen nationalſte Gottesdienſt war ein niederer Naturdienſt; ihre eigenen Götter waren faſt alle ſtille und beſchränkte Wald-, Blumen-, Heerden-, Flur- und Hausgötter. Keine ſlaviſche Mythe zeigt eine tiefere, das Ueberirdiſche einheitlich erfaſſende Weltanſchauung auf. Das Chriſtenthum erhielten die S. wohl zuerſt von Byzanz aus. Der Gottesdienſt und die Lehre der griechiſchen Kirche ſcheint urſprünglich faſt

Digitized by Google

in allen Slavenländern Eingang gefunden zu haben, ſelbſt bei den pannoniſchen, czechiſchen und andern S., die jetzt katholiſch ſind. Das Griechenthum mußte ihnen beſonders gefallen. Wladimir der Große von Rußland, als er beſchloſſen hatte, dem Heidenthume zu entſagen, prüfte wie es heißt, ſelbſt alle Religionen, ließ moſaiſche ſowohl, als auch römiſch-katholiſche und griechiſche Prieſter vor ſich kommen, ſchickte auch 10 verſtändige Männer zur Unterſuchung nach Rom und Konſtantinopel und entſchied ſich dann für die griechiſche Kirche, weil ſie ihm und ſeinen Ruſſen am beſten gefiel. Noch jetzt gehört die überwiegende Mehrzahl der S. dem Griechenthume an, und man kann daſſelbe demnach wohl als ihre am meiſten nationale Religion betrachten. Daß die S. dieſe Anſicht theilen, hat ſich ſelbſt auf dem Slavenkongreſſe in Prag gezeigt, wo die Meſſe nach griechiſchem Kultus nicht wenig Sympathie auch unter den katholiſchen S. fand. Das Griechenthum iſt den S. werth, weil ſie es meiſt freiwillig annahmen. Dann geſtattet es im Gottesdienſt den Gebrauch der nationalen Sprache und bewahrt die in dem älteſten ſlaviſchen Dialekte geſchriebenen heiligen Bücher, aus denen faſt alle ſlaviſchen Literaturſprachen geſchöpft haben. Dies ſind vernünftige Gründe. Zugleich iſt jedoch das Griechenthum das völlig in Formen erſtarrte Chriſtenthum, deſſen Aneignung und Uebung keine gewaltige innere Anſtrengung erfordert. Der Katholicismus wurde den S. von ihren größten Feinden, den Deutſchen und Romanen, aufgedrungen. Bei den Ruthenen in Galizien heißt noch heutigen Tags „katholiſch", ſo viel als deutſch, hingegen „griechiſch", ſo viel als rutheniſch-ſlaviſch. Auch bei den Bulgaren und andern S. iſt „griechiſcher Chriſt" ſo viel als ein Bulgare, ein Landsmann, ein „Katholik" aber ein Fremder. Nirgends war das Sträuben gegen das Chriſtenthum größer, als wo deutſche Krieger mit katholiſchen Prieſtern zugleich ins Land kamen. Die S. in Weſtdeutſchland gingen Jahrhunderte lang für das Heidenthum in den Tod. Bei den S. Griechenlands und Rußlands drang das von Byzanz dargebotene Chriſtenthum mit nicht ſolch blutigen Umwälzungen ein. Der Papſt, die deutſchen Kaiſer, viele italieniſche und deutſche Heilige, Biſchöfe und Miſſionäre machten Jahrhunderte lang Anſtrengungen, die S. zum Katholicismus zu bekehren. Ueberall, in Dalmatien, in Mähren, Ungarn, Serbien wurde mit der griechiſchen Kirche gekämpft. Die Polen, Czechen und Wenden wurden urſprünglich zum Katholicismus bekehrt. Durch die polniſchen und ungariſchen Könige gelang es, einen Theil der Ruſſen, ohne ihnen den griechiſchen Kultus zu nehmen, unter die Autorität des Papſtes zu bringen. In Serbien, auch in der Walachei rangen die katholiſchen u. griechiſchen Meſſen noch lange Zeit um die Oberhand. Erſt ſeitdem die Türken, die ſich dem Griechenthume günſtiger erwieſen, als dem Katholicismus, dieſe Länder unter ihre Gewalt brachten, hat der Papſt dieſes Terrain aufgegeben. In Serbien, Bosnien, Bulgarien gibt es nur noch wenige kathol. Klöſter und Gemeinden. Zwar machte man noch vor 300 Jahren Verſuche, die Czaren für Rom zu gewinnen; ſeitdem dieſe aber im Oſten mächtig wurden und (unter Peter dem Großen) die Gewalt des griechiſchen Patriarchen mit der weltlichen Macht vereinigten, iſt auch hier alle Hoffnung des Katholicismus verloren gegangen. Einſt, als die Polen in dem größten Theile Rußlands mächtig waren, ſchien die griechiſche Kirche dem Untergange nahe. Mit dem politiſchen Umſchlage hat ſich die Sache gänzlich gewendet; die griech. Kirche triumphirt mit den Ruſſen im Oſten. Ein großer Theil der Ruſſen (Kleinruſſen), die mit dem Papſte unirt waren, ſind mit Gewalt unter die Autorität des Oberpopen zurückgeführt; ſelbſt unter den polniſchen Katholiken hat die griech. Kirche Proſelyten zu machen geſtrebt. Die griechiſche Kirche, die bis daher ſchlummerte, iſt ſogar zu einer merkwürdigen äußerlichen Thätigkeit erwacht und ſcheint eine eben ſolche panſlaviſtiſche Propaganda in religiöſer Hinſicht zu machen, wie die ſlaviſchen Gelehrten, Diplomaten und ihre Agenten es in weltlicher Beziehung thun. Ja, die griech. Kirche iſt gerade das Hauptmittel zur Einigung ſlaviſcher Sympathien geworden. Die Bulgaren, die Serben, die ungariſchen Ruthenen werden von Rußland aus mit heiligen Büchern verſehen; ſie ſollen allmählig lernen, in den Czaren nicht nur den Beförderer ihrer politiſchen Freiheit, ſondern vor allen Dingen auch den Beſchützer und das Haupt ihrer Religion zu erkennen. Ein Kaiſer, der ruſſ. Czar, und e i n e Kirche, die griechiſche, für alle S.! — Dies ſcheint der aus Oſten immer deutlicher hervortretende Gedanke zu ſeyn. Doch wie viel hätte dieſe Abſicht, bevor ſie zur Geltung kommen könnte, niederzuwerfen und zu uniformiren! Im Ganzen ſteht noch jetzt die Hauptmaſſe der weſtlichen S. unter dem Papſte, dagegen die Hauptmaſſe der öſtlichen (der ruſſiſch-ſerbiſchen S.) unter griechiſchen Kirchenobern. Auch der Proteſtantismus fand Anhänger unter den S., vorzüglich wohl, weil er, wie das Griechenthum, den Gebrauch der nationalen Sprache zuließ. Bei den Böhmen, Mähren, Slowaken, Wenden und Polen breitete er ſich vorzugsweiſe aus. Doch fand er auch bei den Südſlaven, bei den Wenden, Kroaten und Dalmatiern Eingang. Die Beſtrebungen der Jeſuiten, die von Oeſterreich und den polniſchen Königen unterſtützten Gegenreformen des Papſtes haben aber den Katholicismus in dieſen Ländern als herrſchende Religion wiederhergeſtellt, und ſo ſind im Süden nur noch kleine, im Norden bedeutendere Trümmer des Proteſtantismus bei den S. geblieben. Endlich ſind auch bei den Südſlaven, namentlich bei den Bulgaren und Serben, Viele zum Mohammedanismus übergegangen, ohne dabei ihre ſlaviſche Sprache, ſlaviſche Sitte und Nationalität niederzulegen. Die ſlaviſchen Religionsverhältniſſe in einem überſchaulichen Bilde gibt folgende v. S c h a f a r i k aufgeſtellte Statiſtik (von welcher eine andere Angabe etwas abweicht, indem ſie 54,011,000 der griech. Konfeſſion angehörige, 2,990,000 griechiſch-unirte, 19,359,000 der römiſchen Konfeſſion, 1,531,000 der evangeliſchen Konfeſſion angehörige und 800,000 mohammedaniſche S. zählt):

	Griechen: Nichtunirte.	Griechen: Unirte.	Katholiken.	Protestanten.	Mohammedaner.
Großruſſen	21,300,000	—	—	—	—
Kleinruſſen	18,150,000	2,990,000	—	—	—
Weißruſſen	8,370,000	—	350,000	—	—
Bulgaren	3,280,000	—	50,000	—	250,000
Serben	2,880,000	—	1,860,000	—	580,000
Kroaten	—	—	800,000	—	—
Winden	—	—	1,140,000	15,000	—
Polen	—	—	2,990,000	440,000	—
Czechen	—	—	4,270,000	144,000	—
Slowaken	—	—	1,950,000	800,000	—
Wenden	—	—	10,000	140,000	—
Summa	53,980,000	2,990,000	19,000,000	1,500,000	830,000

Aus dieſer Zuſammenſtellung ergeben ſich folgende Bemerkungen: Etwa $^{2}/_{3}$ aller S., nämlich 54 Millionen, gehören zur griech. Kirche. Ueber $^{1}/_{4}$ aller S., nämlich 22 Millionen, folgt dem Papſte, $^{1}/_{100}$ verehrt Mohammed, $^{1}/_{50}$ iſt dem Proteſtantismus ergeben geblieben. In religiöſer, wie überhaupt in jeder Beziehung, ſtellt ſich am wenigſten zerſplittert die Maſſe des großruſſiſchen Stammes dar, deſſen Mitglieder ſämmtlich der griech. Kirche angehören. Wie in jeder Beziehung, ſo auch in religiöſer am meiſten zerſplittert iſt der ſerbiſch-illyriſche Stamm; beinahe $^{3}/_{5}$ von ihm gehört dem Griechenthum, faſt $^{2}/_{5}$ dem Katholicismus, etwa $^{1}/_{10}$ dem Mohammedanismus an. Von den Kleinruſſen folgt ein bedeutender Theil, nämlich beinahe $^{1}/_{4}$ dem Papſte. Weißruſſen ſind beinahe ſämmtlich nicht-unirte Griechen. Groß-, Klein- und Weißruſſen haben zuſammen unr 350,000 wirkliche Katholiken unter ſich. Ganz und gar rein katholiſch ſind bloß die Kroaten. Faſt völlig proteſtantiſch iſt der wendiſche Stamm, von dem nur $^{1}/_{15}$ den Katholicismus adoptirt hat. Die meiſten Proteſtanten befinden ſich unter den Slowaken, von denen $^{2}/_{3}$ Katholiken und $^{1}/_{3}$ Proteſtanten ſind. Nach ihnen haben die Polen ſich verhältnißmäßig die meiſten Proteſtanten bewahrt: $^{1}/_{7}$ aller Polen ſind Proteſtanten. Bis auf dieſen Bruch ſind die Polen ganz katholiſch. Sie haben keinen Griechen unter ſich, denn was unter ihnen griechiſch geworden, iſt auch zur ruſſ. Nationalität übergegangen. Mohammedaner gibt es nur unter den Bulgaren und Serben; ſie zählen etwa $^{1}/_{10}$ der ganzen Summe beider Stämme. Die Mannichfaltigkeit der religiöſen Kultur bei den S. wird noch größer, wenn man bedenkt, daß außerdem viele andere Religionen, wenn auch nicht Annahme, doch Aufnahme unter den S. fanden. So flüchteten verfolgte Proteſtanten, Juden, Anhänger der armeniſchen Kirche wiederholt zu den S. Die Juden ſind nirgends häufiger, als bei den weſtlichen S., den Polen, Czechen und Slowaken; Armenier haben ſich überall unter den Ruſſen, Polen, Bulgaren, die ihnen ihren Glauben ließen, niedergelaſſen. Nicht nur Mohammedaner in der Krim, in Kaſan, in Aſtrachan und andern ruſſ. Städten ſitzen unter den S., ſondern auch Heiden haben die Ruſſen bis auf den heutigen Tag unter ſich gezählt. Bekanntlich leiten die Slavenbewunderer aus dieſen Umſtänden den Beweis her, daß die S. große Toleranz und Univerſalität beſäßen, daß dieſe demnach, wie die toleranten Römer, zur Weltherrſchaft vorzugsweiſe befähigt wären. Man hat Petersburg, wo man in derſelben Straße die Tempel aller europäiſchen Kulte neben einander ſieht, mit Rom verglichen, das ebenfalls die Prieſter und Götterſtatuen der Welt in ſich vereinigte und ſo die Völker mit ſeiner Obergewalt ausſöhnte. „Eine univerſale, rein menſchliche Tendenz verlangt jetzt die Zeit und die gereifte Menſchheit. Dieſe große Aufgabe kann aber auch nur eine große, bildungsjunge, in alten einſeitigen Formen nicht erſtarrte Nation löſen, wie es eben die ſlaviſche iſt. Die großen Nationen, wenn ſie einmal zum Leben des Geiſtes erwachen, ſchwingen ſich bis zum Himmel und umfaſſen die ganze Menſchheit, und das Alles leicht, natürlich und ohne Druck u. Unbill gegen Andere. Die S. ſollen die alte und neue Zeit verſöhnen, die zertrennten Kulturelemente in ihr nationales Leben aufnehmen und durch ihre Fortbildung für das Menſchengeſchlecht eine neue Epoche begründen." So ſpricht Kollár im Bezug auf die Empfänglichkeit der S. im Allgemeinen und fügt dann rückſichtlich des Religiöſen hinzu: „In der ſlaviſchen Nation koncentriren ſich alle Religionsparteien, Kirchen, Sekten oder Glaubensbekenntniſſe, die ſich gegenſeitig ergänzen, die forſchende Vernunft immer neu anregen und beſchäftigen und als wetteifernde Kräfte das Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts fördern, während bei den andern Nationen Europa's gewöhnlich eine Kirche die ganze Nation umfaßt und ihr eine einſeitige Richtung gibt." Dies iſt nach ihm „einer der Umſtände, welche die S. zu ihrer großen Beſtimmung, Schöpfer einer neuen Kulturepoche zu ſeyn, eignen und befähigen." Die S. nahmen diejenigen Religionen an und auf, welche ihre Fürſten oder ihre Beſieger ihnen brachten und aufdrangen. Die große Willigkeit der S., alle dargebotenen Kulte zu vereinigen, ſcheint weniger Energie, als innere Schwäche anzuzeigen — Eigenſchaften, welche gewiß eher der Entwickelung ihrer politiſchen Kraft und panſlaviſtiſchen Einheit hinderlich ſeyn, als ſie gerade zur Weltherrſchaft befähigen dürften. Außerdem aber iſt auch dieſe geprieſene ſlaviſche Toleranz längſt nicht mehr in dem Grade vorhanden, wie man vorgibt. Vielmehr haben die griechiſchen S. in der neuern Zeit einen ſehr groben Fanatismus und Bekehrungseifer ent-

faltet. Die griech. Kirche hat mit Rußlands ſteichender Macht ihr Haupt anſpruchsvoll erhoben, und zwar gerade jetzt, wo im nicht ſlaviſchen Europa die Glaubensbekenntniſſe durch fortſchreitende Kultur und Geiſtesbildung viel duldſamer gegen einander wurden, ſo daß die Völker die weltumarmenden ſlaviſchen Erlöſer gar nicht mehr ſo nöthig haben. Wie Rußland ſchon längſt mit ſeinen polniſchen Slavenländern politiſche und nationale Kriege führt, ſo hat auch hiermit zugleich der Religionskrieg begonnen. Die griech. Kirche hat ſeit Katharina II. gegen den Katholicismus die Offenſive ergriffen, und es ſcheint, daß die S. weniger daran ſind, die Welt mit einer Verſöhnungsreligion zu beglücken, als daß ſie über ihren eigenen Glauben unter einander in Streit gerathen werden.

Beſtrebungen der S. hinſichtlich ihrer Sprachen u. Literaturen. Diejenigen verbrüderten Völker, die noch keine einige Sprache haben, die Exiſtenz einer ſolchen aber als ein mächtiges Band erkennen, ſtreben in neuerer Zeit mehr als je dahin, die ſprachliche Einheit zu ſchaffen. Aehnliche Beſtrebungen haben ſich auch bei den ſlaviſchen Völkern kund gegeben. „Ein gemeinſchaftliches Band“, ſagt Kollár, „das Länder und Meere nicht trennen können, und das unſichtbar durch alle Stämme u. Mundarten hingreift, ein ſolches literariſch-geiſtiges Band iſt jetzt für die Mehrzahl der S. ein dringendes Bedürfniß geworden. Jeder S. ſoll jetzt nach einer Univerſalität und Allgemeinheit in ſeiner Bildung ſtreben, alſo nicht einen Stamm, einen Schriftſteller dem andern vorziehen, nicht Bücher in dieſer Mundart lieber leſen, als in jener. Wie Bäche und Flüſſe zu Strömen, ſo ſollen ſich alle ſlaviſchen Mundarten in eine Sprache ergießen, damit ſie eine Sprache, ein Vaterland, eine Nation erhalten; denn nur ganze Nationen, nur ungetheilte, große, homogene Völkermaſſen können auf die Menſchheit wirken.“ „Dieſe Idee und Erſcheinung“, ſetzt derſelbe Kollár anderswo hinzu, „weil ſie für die ſlaviſche Geſammtnation höchſt wichtig und erfolgreich iſt, weil ſie im jetzigen Europa neu, originell, einzig iſt, verdient die größte Aufmerkſamkeit und eine allſeitige Betrachtung und Prüfung.“ Die S. haben in neuerer Zeit Manches für die Verwirklichung dieſer Idee zu thun verſucht, aber die Hinderniſſe, welche ihnen bei dieſer gewünſchten literariſchen Einigung im Wege ſtehen, die unter ihnen hiſtoriſch erwachſenen und beſtehenden literariſchen Spaltungen, ſind eben ſo groß, als jene religiöſen und politiſchen Spaltungen, welche ihre angeſtrebte politiſche und religiöſe Einigung verhindern. Alle die verſchiedenen Alphabete u. Orthographien, alle die verſchiedenen Literaturſprachen der ſlaviſchen Völker (ſ. ſlaviſche Sprachen und ſlaviſche Literaturen), obwohl letztere im Weſen wenig von einander abweichen, ſind doch in der Eigenthümlichkeit, in der ſie einmal ausgebildet wurden, bei den verſchiedenen Stämmen ſehr feſt gewurzelt. In jeder von ihnen iſt ein mehr oder weniger bedeutender Schatz von Büchern niedergelegt. Für jede ſind einige Millionen Menſchen auf das Leſen und Schreiben eingeübt und eingewöhnt. Einige jener Alphabete und Sprachen haben ſogar eine heilige Autorität, und das Volk wird ſich nicht ſo leicht etwas davon rauben laſſen. Es iſt bekannt, daß in Rußland eine eigene kirchliche Sekte dadurch entſtand, daß in Folge der Verordnung eines Kirchenoberhaupts das Wort Jeſus nicht mehr auf die althergebrachte Art geſchrieben werden ſollte. Hier eine panſlaviſche Einheit herzuſtellen, eine literariſche Uniformirung durchzuführen, wird alſo außerordentlich ſchwierig ſeyn. Indeſſen haben ſich S. dennoch an dieſe Arbeit gewagt. Sie haben zuerſt an dem literariſchen Gewande, an dem Alphabete und der Orthographie gearbeitet. Zunächſt entfernten ſie die deutſchen Lettern aus ihren Setzerkäſten. Alle neuern czechiſchen und wendiſchen Werke werden mit lateiniſchen Buchſtaben gedruckt, damit wenigſtens die weſtſlaviſchen Literaturen für das Auge einigermaßen einander näher gerückt würden. Es gibt ſogar ſchon manche ruſſiſche Bücher, die, ſtatt mit cyrilliſchen, mit lateiniſchen Lettern gedruckt ſind. So ließ z. B. Schlözer ſchon im vorigen Jahrhundert ſeinen Neſtor, „um ihn“, wie er ausdrücklich hinzuſetzt, „den nichtruſſiſchen S. zugänglicher zu machen“, mit lateiniſchen Buchſtaben meiſt nach den Regeln der polniſchen Orthographie drucken, und ſchrieb eine Abhandlung über die beſte Art, das Ruſſiſche mit lateiniſcher Schrift auszudrücken. Wie das äußere Gewand, ſo ſucht man auch den Kern der verſchiedenen ſlaviſchen Literaturſprachen ſo viel als möglich auszugleichen. Man hat allſeitig angefangen, von den Schätzen der altſlaviſchen Mutterſprache Notiz zu nehmen und aus ihr die neuern Sprachen gleichförmig zu bereichern. Auch zeigt man ſich ſehr geneigt, paſſende Ausdrucke aus andern ſlaviſchen Dialekten aufzunehmen. Vorläufig hat man freilich dadurch nur bewirkt, dem großen ungelehrten Haufen die neuern ſlaviſchen Literaturſprachen unverſtändlicher zu machen, als ſie es bisher waren. Doch hofft man, die Maſſe allmählig daran zu gewöhnen, und zur Aufnahme einer allgemeinen ſlaviſchen Schriftſprache immer mehr vorzubereiten. Ferner haben die Panſlaviſten mit Eifer begonnen, nicht nur die Literaturprodukte ihres eigenen Stammes, ſondern überhaupt die aller ſlaviſchen Stämme zu kaufen, zu ſtudiren, zu leſen und anzupreiſen, ſo wie die verſchiedenen ſlaviſchen Dichter und Schriftſteller als ein Gemeingut Aller darzuſtellen. Sie wollen auch, wie die Deutſchen, ihre allgemein verehrten Göthe und Schiller haben und laſſen ihre Derſchwin, Puſchkin, Mickiewicz u. ſ. w. nicht mehr als polniſche oder ruſſiſche, ſondern als ſlaviſche Dichterheroen erſcheinen. Sie wollen einen panſlaviſchen Parnaß bilden und zu dem Ende auch einen „Plutarch“ ſchreiben, der die Biographien ſämmtlicher ruhmwürdigen S. enthalten ſoll. Bei Privatperſonen und in öffentlichen Anſtalten ſind panſlaviſtiſche Bibliotheken entſtanden, welche die Produkte ſämmtlicher ſlaviſchen Literaturen aufnehmen; desgleichen ſind panſla-

viſtiſche Buchhandlungen errichtet worden. Zugleich empfehlen die Panſlaviſten als Hülfsmittel zur Beförderung ſlaviſcher Literatureinigung die Gründung allmundartlicher Literaturzeitungen, die Abfaſſung vergleichender Wörterbücher und Sprachlehren, die Sammlung der Sprüchwörter und Volkslieder, die Vermeidung von fremden Wörtern und Formen beim Schreiben, endlich die Stiftung von Lehrſtühlen, aller ſlaviſchen Mundarten. Auf dem prager Slavenkongreß wurde auch der Vorſchlag gemacht zur Errichtung einer ſlaviſchen Akademie der Wiſſenſchaften, einer großen panſlaviſchen Bibliothek und eines ſlaviſchen Centralorgans als Zeitung, damit eine fortlaufende innige Verbindung unter allen Slavenſtämmen Statt habe. Dieſes Centralorgan iſt denn auch wirklich, aber noch nicht in der einigen großen panſlaviſchen Sprache, ſondern in deutſcher Sprache erſchienen. Dies ſind etwa die Mittel, welche die S. ins Werk ſetzen wollen und ſchon zum Theil ins Werk geſetzt haben, um unter ſich allmählig eine allgemeine ſprachliche und literariſche Einigung herbeizuführen. Die Sache wird ihnen um ſo ſchwerer fallen, weil ſie dabei nicht nur ein Dutzend widerſpenſtige einheimiſche Literaturen umzuſchmelzen, ſondern auch noch einige fremde, ſehr tief bei ihnen eingewurzelte Sprachen und Literaturen zu bekämpfen haben. Die S. haben nämlich ein ausgezeichnetes Talent für Annahme fremder Idiome, das ihrer literariſchen Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit, der Vertiefung in ihr eigenes Innere, dem Aufſchwunge ihres Nationalgenius eben ſo verderblich geworden iſt, wie ihre allgemeine Fähigkeit, ſich Fremdes anzueignen und äußern Impulſen und Eindrücken nachzugeben, ihrer religiöſen und politiſchen Selbſtſtändigkeit und Einigkeit hinderlich war. Sämmtliche ſlaviſche Sprachen und Literaturen Europa's haben aus dieſem Grunde, und auch deshalb, weil ſie ihnen immer viel werthere Schätze boten, als die einheimiſchen, eine größere Ausdehnung bei den S. gefunden, als bei irgend einem andern europäiſchen Volke. Die Hälfte der gebildeten Welt Rußlands und Polens iſt in franzöſiſcher, engliſcher, deutſcher, italieniſcher Literatur vertieft. Das Franzöſiſche iſt die gewöhnliche Konverſations- und Korreſpondenzſprache dieſer öſtlichen S., bei denen auch viele Literatoren bis auf die neueſte Zeit ihre Geiſteswerke in franzöſiſcher Sprache publiciren. Bei den dalmatiniſchen S. hat die italieniſche Sprache und Literatur ſtets den Vorrang vor der einheimiſchen. Die Gebildeten unter den 7 Millionen S. Oeſterreichs ſchreiben, leſen, denken in der Regel viel beſſer in der deutſchen Sprache als in den verſchiedenen bei ihnen einheimiſchen Dialekten. Ja, die deutſche Sprache iſt ihnen einſtweilen, ſchon um ſich gegenſeitig zu verſtändigen, noch durchaus vonnöthen. Die ſlaviſchen Centralblätter werden in deutſcher Sprache publicirt, und überhaupt alle panſlaviſtiſchen Werke, d. h. ſolche, welche für alle S. berechnet waren, und welche irgend ein Lebensgebiet ſämmtlicher S. umfaſſen, müſſen noch jetzt zu ihrer allgemeinen Verbreitung in deutſcher Sprache zu Tage treten. Man kann ſagen, daß die deutſche und neben ihr die franzöſiſche Sprache die Hauptträger des Panſlavismus ſind und bis zur Durchbildung jener noch unerfundenen altſlaviſchen Sprache auch nothwendig bleiben werden.

Geſchichte. Die S. (Slavinen, Slavenen) im Ganzen repräſentiren in der Geſchichte der europäiſchen Menſchheit wenig mehr, als eine dunkle energieloſe Völkermaſſe. Nur zweimal wurden ſie von einem regern Leben ergriffen: in den Jahrhunderten, welche der germaniſchen Völkerwanderung zunächſt folgten, und in der neueſten Zeit. Vor den Völkerwanderungen wurden die S. faſt nicht genannt. Die ſcythiſchen Völkerſchaften, die zwiſchen Griechenland und dem Norden nomadiſirten, nahmen der Griechen (Herodots) Aufmerkſamkeit mehr in Anſpruch, als die weiter nordwärts im Innern wohnenden S. Die Germanen, die zwiſchen Italien und dem Norden wohnten, beſchäftigten die Römer weit mehr, als die hinter ihnen ſitzenden S. Tacitus ſchrieb nur eine „Germania;“ mit einem ähnlichen Traktate beehrte die S. kein Römer oder Grieche. Erſt die Deutſchen, als ſie nach Weſten vorrückten, führten die S. theils als Unterthanen, theils als Verbündete in ihrem Gefolge. Im 5., noch mehr im 6. und 7. Jahrhundert begannen ſich die S. zu regen, drängten in die ſüdlichen Donauländer vor, rückten in verſchiedenen Stämmen in die griechiſche Halbinſel ein und beſetzten halb Deutſchland bis über die Elbe hinaus. Von da an finden wir ſie überall als Wenden, Anten, Slavenen genant. „Faſt ſogar ganz Hellas und der Peloponnes ſind ſlaviſch geworden und barbariſirt“, rufen entſetzt die byzantiniſchen Schriftſteller des 10. Jahrhunderts aus. Allenthalben werden nun ſlaviſche Staaten begründet. In Bulgarien, in Serbien, Kroatien, Ungarn, in den Karpathen, in Böhmen; zwiſchen den Karpathen und der Oſtſee treten allein eine Menge ſlaviſche Völkerſchaften und Fürſtenthümer auf. Die Donau hinauf, den Dnjepr, den Don herunter, über das ſchwarze Meer hin ſchwärmen S. Sogar die kleinaſiatiſche Halbinſel erfüllen ſie. So erhebt ſich denn ein allgemeiner Ruf, ein allgemeiner Kampf gegen die Eindringenden. Die Skandinavier im Norden, die Deutſchen in der Mitte Europa's, die Griechen im Süden, endlich die alten Urfeinde der S., die Scythen (Tataren, Avaren, Polowzer, Kumanen, Uzen, Petſchenegen, Magyaren) im Oſten, ergreifen die Waffen gegen die Slavenſchwärme und vertilgen ſie allmählich oder bringen ſie unter ihr Joch. In hundertjährigen blutigen Kriegen verſchwanden die S. völlig wieder aus Kleinaſien, aus dem Peloponnes und Hellas, wo die Griechen die Oberhand zurückerlangten, beinahe völlig aus dem weſtlichen Deutſchland, wo die deutſchen Kaiſer ſie vertilgten, eben ſo aus den Steppen des ſüdlichen Rußlands und Ungarns, wo die Aſiaten (Polowzen, Petſchenegen, Magyaren) ihr altes Uebergewicht herſtellten. Während indeſſen die germaniſche Völkerwanderung das

Digitized by Google

alte Europa von Grund aus umwälzte und ein neues Leben erzeugte, waren die Wirkungen der Slavenüberſchwemmung nnr zerſtörend und meiſt vorubergehend. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert beſtanden von den während jener Bewegung gegründeten Slavenreichen noch: das Großfurſtenthum Rußland, das polniſche, das böhmiſche, das ſerbiſche, das bulgariſche Königreich. Freilich war der erſte dieſer Staaten urſprünglich eine germaniſche, der zweite eine katariſche Stiſtung; Böhmen aber war faſt immer mehr oder weniger vom deutſchen Reich abhängig, wie Serbien vom byzantiniſchen. Ein völliger Stillſtand der ſlaviſchen Welt herrſcht im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Selbſt der Name der S. wird kaum mehr genannt, wie zur Zeit der Griechen und Römer. Die Ruſſen ſind von den Mongolen unterjocht; ſämmtliche Donauſlaven ſind entweder dem türkiſchen, ungariſchen oder deutſchen Reiche einverleibt. Das Oberhaupt der Czechen iſt ein deutſcher Reichsfürſt, und von den übrigen Weſtſlaven zwiſchen Böhmen und der Oſtſee ſind nur kleine Trümmer geblieben, die verſchiedenen deutſchen Landen zugezählt werden. Längs der ganzen Oſtſee bis nach Finnland ſind die deutſchen Hanſeaten und die deutſchen Ordensritter gewaltig. Die Slavenwelt ſcheint dem Untergange geweiht. Das einzige unabhängige Slavenreich halten die Polen aufrecht; doch ſind ſich dieſe ihrer Abſtammung ſo wenig bewußt, daß ſie mit ihren Brüdern eben ſo erbitterte Kriege führen, wie mit den deutſchen. Ja, oft gehen ſie mit den Erzfeinden der S., den Tataren oder Magyaren, die innigſten Bündniſſe ein. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ſchüttelten endlich die Oſtſlaven (Ruſſen) das Mongolenjoch ab und gründeten nun im forgeſetzten Kampfe mit den Tataren und ihren Nachbaren das große Slavenreich, deſſen Gewicht und Macht gegenwärtig die ganze ſlaviſche Welt aufgeregt und mit überſchwenglichen Hoffnungen und Ausſichten erfüllt hat: wie ehemals die Römer, wie dann die Germanen eine tonangebende Rolle in Europa geſpielt, ſo ſoll jetzt die Zeit der S. gekommen ſeyn. Es liege eine ſlaviſche Aera, vielleicht eine ſlaviſche Weltmonarchie in den Beſchlüſſen des Schickſals, zu deren Erfüllung ſich alle ſlaviſchen Völker die Bruderhand reichen und zu einem Bundesvolke verſchmelzen müßten. Solche Ideen können niemals plötzlich zur Reife gelangen; ſie reichen weit in die Geſchichte zurück; ſie ſind die Früchte mannichfaltiger Impulſe, vielfach vergeblicher Verſuche, und die Reſultate zuſammentreffender Erſcheinungen und Verwickelungen. Wir wollen hier verſuchen, in Kürze die Ereigniſſe zu entwickeln, welche in der ſlaviſchen Welt dieſe Idee erzeugten, die wir mit dem Einen Ausdrucke Panſlavismus (Allſlaventhum) bezeichnen. Hierbei nehmen wir wohl am zweckmäßigſten jene Zeit zum Ausgangspunkte, in welcher das geſchichtliche Leben der S. am tiefſten ſtand: das Ende des 15. Jahrhunderts. — Die Ereigniſſe, welche die Idee des Panſlavismus erzeugten. Die Erhebung Rußlands war anfangs nur gegen Aſien, gegen die Reſte des mongoliſchen Reichs der Kiptſchak, gegen die Khanate von Kaſan, Aſtrachan, Krim und Siberien gerichtet, mit deren Eroberung es ſich zwei Jahrhunderte beſchäftigte. Im Anfang kam Rußland mit den übrigen S. mehr in feindſelige, als freundliche Berührung: ſo mit den Polen, Litthauern, Ruthenen, Koſaken. Erſt als es allmählig anfing, ſein Angeſicht Europa zuzuwenden und den dortigen S. unter Peter dem Großen näher zu rücken, erlangte es für ſeine übrigen Sklavenbrüder eine größere Bedeutung. Der erſte Aufruf zur Thätigkeit für ihre Nationalität und zur Erkenntniß ihres eigenen Werths wurde den S. von Deutſchland aus gegeben, wie ſie denn faſt immer von hier aus das Zeichen zum Wirken empfingen. Die lutheriſche Kirchenreformation war das Ereigniß, das zuerſt neues Leben in die erſtarrten Glieder des ſlaviſchen Lebensbaums goß. Vor Luther hatte Jahrhunderte lang eine ſo große Einheit des Kirchlichen, des politiſchen Regimentes und der Sprache in ganz Europa geherrſcht, daß dieſer Zuſtand nur gleichſam eine Wiederholung des gefallenen alten römiſchen Reichs zu ſeyn ſchien. Ein Glaube, Ein Papſt herrſchte in der ganzen romaniſchen, germaniſchen und weſtſlaviſchen Chriſtenheit. Ein Kaiſer, der deutſch-römiſche, herrſchte in Kirche, Staat und Wiſſenſchaft und ſchlang ein feſtes einigendes Band um die gebildeten Klaſſen aller Nationen. Doch war ſchon am Ende des Mittelalters das Anſehen der Päpſte, wie der Kaiſer bedeutend geſunken, und einige der verachteten Bauerſprachen (linguae rusticae) in Italien, Spanien, Frankreich hatten ſich allmählig den Rang gebildeter Schrift- und Literaturſprachen errungen. Luther aber machte hierin für den Oſten und Norden nur noch einen größern Riß. Er kämpfte mit Kaiſer und Papſt. Durch ihn wurden die deutſchen Fürſten ſelbſtſtändiger, ſo wie ſich auch durch ihn die Kirchen vieler Staaten von der alten römiſchen Mutterkirche trennten. Er drang darauf, daß den Völkern überall das Wort Gottes in ihrer eigenen Sprache überliefert und zu ihnen in der Sprache des Landes gepredigt würde. Luther war ein kirchlicher, ein politiſcher und ein ſprachlicher Emancipator. Vor allen Dingen ſtritt er für die „deutſche Nation". Allein auch zu den Polen, den Böhmen, Mähren, Slowaken, den Wenden, Ungarn, Winden, Kroaten, Slavoniern, Dalmatiern, ſogar zu den Walachen an der Mündung der Donau drangen ſeine Lehren und weckten überall die Völker auf für das Nationale in Sprache, Sitte, Kirche und Staat. Die Sprachen der meiſten dieſer Nationen waren bisher entweder noch gar nicht geſchrieben, oder wenigſtens waren die uralten Anfänge der Literatur wieder ins Stocken gerathen. Ueberall wurde der völkerbefreiende Proteſtantismus laut und mit Freuden begrüßt und adoptirt. Ueberall traten Reformatoren, dem Luther ähnlich, unter den S. auf. Ueberall wurde in der Volksſprache gepredigt und die Bibel darin überſetzt. Wo noch keine Schriftſprache exiſtirte, wie bei den Wenden, Winden und Slowaken, wurde zu dieſem Zweck das lateiniſche oder deut-

ſche Alphabet der ſlaviſchen Sprache angepaßt und eine feſte Orthographie erfunden. Mehre ſlaviſche Literaturen wurden auf dieſe Weiſe durch den Proteſtantismus erſt begründet, andere erhielten von ihm neue Impulſe, und die polniſche und böhmiſche Literatur erreichten bald darauf ihr goldenes Zeitalter. Die Druckerpreſſe folgte überall den proteſtantiſchen Predigern und Bibelüberſetzern nach. Sogar unter den Walachen u. Siebenbürgen und am ſchwarzen Meere errichteten ſie deren einige, und auch die erſten Regungen der daciſchen Literatur waren alſo eine Folge der lutheriſchen Reformation. Dieſe vielverſprechende Thätigkeit der S. unterbrach in Böhmen im Anfange des 17. Jahrhunderts auf eine ſehr verhängnißvolle Weiſe die Schlacht am weißen Berge (1620). Aehnliche Schlachten wurden im Laufe der folgenden Jahre in Ungarn, in Polen, an der Donau geliefert. Die kirchliche Reaktion, die Gegenreformbeſtrebungen hatten den Jeſuitenorden hervorgebracht, auf deſſen Geheiß oder zu deſſen Vortheil wenigſtens jene Schlachten geliefert wurden, und der überall mit den Kriegern zur Völkerunterdrückung und zur Zerſtörung des Werks Luthers in die Länder einrückte. Die Jeſuiten rotteten die Proteſtanten in Böhmen faſt völlig wieder aus, verminderten ihre Anzahl bedeutend in Ungarn u. Polen, machten Illyrien, Dalmatien, Kroatien u. Slavonien wieder zu ſtreng katholiſchen Ländern, aus denen ſie die Volksprediger, die Bibelüberſetzer und ihre Druckergenoſſen vertrieben. Sie ſtellten in allen Schulen, in allen Kirchen die lateiniſche Sprache wieder her und unterdrückten die Beſtrebungen für Volksthümlichkeit. Das Slaventhum machte in Folge ihrer Beſtrebungen überall Rückſchritte, wiewohl ſie das von Luther angefachte Feuer nicht ganz wieder unterdrücken konnten: es glomm unter der Aſche fort. Wir können daher mit vollem Rechte Luther als den Mann betrachten, der zuerſt, ſo wie das Band zwiſchen den deutſchen Fürſten unter einander und zwiſchen den Völkern und Rom, ſo auch den Boden der S. und Deutſchen auflockerte. Nur die öſtlichen, der griech. Kirche, den Türken u. dem ruſſiſchen Reiche anheim gefallenen S. blieben vom Proteſtantismus faſt gänzlich unberührt. Doch erhob ſich für ſie am Ende des 17. Jahrh. ein anderer Reformator, nämlich Peter der Große, der die europäiſche Civiliſation nach Rußland verpflanzte, und die Ruſſen, nach Vollendung ihrer aſiatiſchen Eroberungen bis an die Grenze von China, unſerm Welttheil und ihren hieſigen Slavenbrüdern näher brachte. Peter der Große machte ſeine Haupteroberungen in Europa; er drang mit ſeinen Waffen bis zur Donau vor. Er beſuchte als forſchender Wanderer alle ſlaviſch-germaniſchen Lande im Weſten ſeines Reichs. Jetzt zum erſtenmal vernahmen alle S. von einem mächtigen ſlaviſchen Kaiſer, der ihnen mit dem doppelten Glanze eines weltlichen Monarchen und eines Kirchenoberhaupts nahte. Damals, als Peters Rieſenbild ſich in dem Auge ihres Geiſtes ſpiegelte, mochten die erſten Träume vom Panſlavismus in ihnen auftauchen. Peter ſelbſt mochte die Bedeutung ſeiner eigenen u. ſeiner Nachfolger Beſtimmung ahnen. Sein Teſtament beweiſt es, in welchem er den ruſſiſchen Czaren ſchon vorſchreibt, panſlaviſtiſche Tendenzen zu verfolgen. Doch ereignete ſich nach ihm vorläufig nichts, was das Schickſal der S. und ihr Verhältniß zu einander bedeutend geändert hätte, bis zur Auflöſung des Jeſuitenordens, die nun endlich nach der Mitte des 18. Jahrh. eintrat. Bei dem Sturze dieſes Ordens athmeten die Völker freier auf; insbeſondere auch die S., und namentlich die der öſterreichiſchen Monarchie, für die Joſephs II. Kampf mit dem Jeſuitismus beſonders bedeutungsvoll wurde. Joſeph II. zerſtörte das Werk der Jeſuiten überall in ſeinen Ländern, beſonders auch ihre Schulen und die durch ſie aufrecht erhaltene Herrſchaft der lateiniſchen Sprache. Wie in der Kirche, wie in der Wiſſenſchaft und Literatur, ſo hatte dieſe Sprache bisher auch im Staate, in den diplomatiſchen Verhandlungen, vor Gericht, und zum Theil in der alltäglichen Konverſation der Gebildeten Böhmens, Polens, Ungarns und in den ſlaviſchen Nebenlanden dieſer Reiche geherrſcht. Joſeph II. hob in dieſen Ländern, ſo weit ſie ſeiner Herrſchaft unterworfen waren, durch ſeine berühmten Sprachedikte die lateiniſche Sprache auf, und die deutſche Sprache trat an ihre Stelle. Dadurch, ſo wie durch ſeine andern auf völlige Germaniſirung ſeiner ſlaviſch-ungariſchen Lande gerichteten Beſtrebungen, regte er ſeine Völker, zunächſt insbeſondere die Magyaren, gewaltig auf und gab ſo den Anlaß zu denjenigen nationalen Konflikten unter den Donaunationen, die noch bis auf dieſen Tag fortdauern. Die lateiniſche Sprache als eine todte erregte Niemandes Neid. Durch ſie konnten die Kroaten, Slowaken u. Ruthenen von den Ungarn, die Ungarn und Böhmen von den Deutſchen leicht und ohne Mißtrauen regiert werden. Das Deutſche dagegen, als die Sprache der ohnedies in Oeſterreich vorherrſchenden Nation, mußte die Eiferſucht Aller erwecken. Wenn Joſeph gebot, daß in Polen, Ungarn, Böhmen Niemand irgend eine Anſtellung erhalten ſollte, der nicht Deutſch verſtände, ja daß ſogar jeder Angeſtellte ſein Amt verlieren werde, der nicht binnen drei Jahren Deutſch gelernt habe, ſo hieß dies ſo viel, als die Deutſchen in hohem Grad privilegiren u. allen andern Nationen den Krieg erklären. Da ergriff nun zuerſt die Ungarn die Furcht, ihre eigene Sprache und Nationalität, die unter der allgemeinen Decke des Lateiniſchen ungeſtört fortvegetirt hatte, möchte am Ende gänzlich untergehen. Sie ſtanden gegen Joſephs II. Reformen auf und gaben ſeitdem die Idee nicht wieder auf, nach der Zertrümmerung des Lateiniſchen müſſe nun Alles in Ungarn magyariſirt werden, damit ſie nicht ſelbſt germaniſirt und ſlaviſirt würden. Daher ſeit Joſephs Sprachedikten die wiedererholten Verſuche zur Magyariſirung der Slowaken, der Ruthenen, der Walachen, der Serben, der Kroaten, Slavonier und Dalmatier, die ſich nun alle von zwei Seiten von den Magyaren, wie von den Deutſchen, im Gedränge fühlten. Daher dieſer Völkerkrieg, der lange drohte und zu unſerer Zeit blutig entbrannt iſt. Daher die Belebung

der panſlaviſtiſchen Tendenzen unter allen S. Oeſterreichs, die ſich ihrer bedrängten Brüder gegenſeitig annahmen. Auch durch ſeine Toleranzedikte ſprengte Joſeph manche Bande, welche ſeine verſchiedenen Nationen mächtig zuſammen gehalten hatten. Nun erhob die Nationalreligion der Ungarn, der Calvinismus, wieder freier ſein Haupt. Die walachiſchen und ruthenischen Bauern, welche die Sache mißverſtanden, machten einen Aufſtand, an dem griechiſche Prieſter bedeutenden Antheil nahmen, u. den ſie nur unter der Bedingung endigen wollten, daß alle ihre katholiſchen ungariſchen Edelleute zur griechiſchen Kirche übergingen. Es wurden durch jene Toleranzedikte alſo ganz neue Konflikte zwiſchen der griechiſchen und katholiſchen Kirche herbeigeführt, Konflikte, die Rußland dann zur Ausdehnung ſeines Einfluſſes als Protektor der griech. Kirche wohl zu benutzen wußte. Bald nach Joſephs Hintritt ward ein anderes für die Slavenwelt höchſt wichtiges Werk, das ſchon 1773 begonnen hatte, vollendet: die Zertrümmerung und Theilung des polniſchen Staats. An demſelben nahm zwar neben zwei deutſchen Mächten auch eine ſlaviſche Antheil, und es erſchien daher als ein Ereigniß, das eben ſo geeignet war, Zwietracht in dem Lager der S. auszuſtreuen, als dieſelben unter der Fahne des Haſſes gegen die Deutſchen zu vereinen. Allein die ſlaviſchen Autoren ſind immer befliſſen geweſen, alles Gehäſſige dabei auf die Deutſchen zu wenden, Ein deutſcher Furſt, ſagen ſie, habe zu der Theilung Polens zuerſt aufgefordert. Deutſche Diplomaten und Krieger, ſogar auf der Seite Rußlands, ſeyen vorzüglich thätig geweſen. Ja, die ruſſ. Kaiſer ſelbſt, welche Polen theilten, ſeyen Fürſten deutſchen Stamms geweſen. Und ſo ſtellen ſie dieſen Akt als ein unerhörtes, von den Deutſchen an den S. verübtes Verbrechen dar. Selbſt bei dem allerletzten Theilungsakt, bei der Einverleibung Krakau's, wurden von Rußland die Dinge ſo gewendet, daß Oeſterreich der anſcheinende Vortheil, aber auch aller Haß zu Theil wurde. Den Ruſſen, als einer ſlav. Macht, ward leichter verziehen, und ſogar die Polen ſelbſt haben in letzterer Zeit ſich verſöhnlicher gegen ſie, als gegen die Deutſchen gezeigt. Die Theilung Polens mußte nothwendig alle S. zu trüben Betrachtungen ihrer Zuſtände auffordern. Die Czechen, Mähren und Slowaken fanden, daß ſie einſt ebenfalls ein einiges großes Reich gebildet hätten, das von Deutſchen zerriſſen worden ſey. Die Walachen erkannten, daß auch mit ihnen eine polniſche Theilung vorgenommen worden. Die Serben und Kroaten fühlten, daß ſie, wie die Polen, unter 3 verſchiedene Reiche vertheilt ſeyen. Und wie die Polen von nun an für die Wiederherſtellung ihres Nationalſtaats beſtändig ſchwarmten, ſo träumten von jetzt an die andern S. und Walachen von der Herſtellung großer czechiſcher, illyriſcher und dakoromaniſcher Reiche. Die Theilung Polens fiel auf dieſe Weiſe faſt ganz zum Nachtheil der Deutſchen aus. Sie entwickelte die panſlaviſchen Sympathien. Endlich kam die erſte franzöſiſche Revolution und in ihrem Gefolge Napoleon, deſſen Kriegsunternehmungen zum Theil gegen die ſlaviſche Unterthanen beſitzenden Staaten, gegen Preußen, Oeſterreich und Rußland, gerichtet waren und daher vom größten Einfluſſe auf die Slavenwelt ſeyn mußten. Wie Karl der Große, zog Napoleon an der Donau herab. Wie jener das Avarenreich, demüthigte er Oeſterreich und Ungarn. Wie jener, machte auch er Bayern groß. Wie jener in den Slavenländeen der Save und Drave die karantaniſche Mark, ſo ſtiftete er dort ſeine „Provinces illyriennes“, die er von Oeſterreich ablöſte. Dadurch rückte er den Donauſlaven, den Serben und Bulgaren nahe und ſetzte ſie in Bewegung. Dieſe ſüdlichen S. geriethen nun auf den Gedanken einer Trennung von der türk. Herrſchaft und ſchickten Geſandte zu Napoleon, um ein Bündniß mit ihm zu ſchließen. Da Napoleon ihnen nicht helfen wollte oder konnte, warfen ſie ſich Rußland in die Arme, das den Serben eine Hülfsarmee ſandte und die Montenegriner gegen die franz. Gouverneure hetzte. Seit dieſer Zeit haben die Montenegriner und Serben die Waffen nicht wieder niedergelegt; ſeit dieſer Zeit haben die Bulgaren nicht aufgehört, für ihre Freiheit zu konſpiriren. Seit dieſer Zeit haben die Winden, Kroaten u. Dalmatier die Idee eines zu begründenden illyriſchen Königreichs feſtgehalten. Wie im Süden der Donau, ſchlugen auch an der Weichſel die Unternehmungen Napoleons ſo aus, daß als endliches Reſultat eine Schwächung der Deutſchen und eine Stärkung der panſlaviſchen, und namentlich der ruſſiſchen Sache daraus hervorging. Obgleich Napoleon die ihm ergebenen Polen auf allen Schlachtfeldern Europa's umherführte, ſtellte er doch kein kräftiges Polen als Schutzmauer gegen Oſten wieder her. Er gründete nach der Beſiegung Preußens aus deſſen Beſitzungen in Polen das ſchwache Herzogthum Warſchau, das nachher eine Beute Rußlands wurde, und gab ſo den Anlaß dazu, daß das ruſſ. Reich einen mächtigen Keil mitten nach Deutſchland hinein vorſchob. Schon vor 1812 waren in Folge der napoleoniſchen Kriege zum erſten Mal in der Geſchichte S. als Kämpfer in faſt allen Ländern und auf allen Schlachtfeldern Europa's erſchienen; die Ruſſen bis nach Oberitalien und in die ſchweiz. Alpenthäler hin, Polen ſogar bis nach Spanien. Aber eine wirkliche Völkerwanderung der S. und Slavengenoſſen brachte Napoleon über Europa durch ſeinen mißglückten Angriff auf Rußland, gegen das er alle Nationen des Weſtens führte, u. das gegen ihn alle Nationen des Oſtens aufbot. Dadurch gab er Gelegenheit, daß Deutſchland von Ruſſen, Polen, Koſaken, Ruthenen, Kroaten und Slavoniern überſchwemmt, Frankreich zum erſten Mal von einem ſlav. Heere okkupirt wurde; daß ruſſ. Gouverneure eine Zeit lang deutſche Länder verwalteten, und der Kaiſer des Oſtens ſich den Befreier Deutſchlands, ja ganz Europa's nennen ließ; daß die Ruſſen Anſpruch auf die Dankbarkeit der Deutſchen machten, u. die Herzen aller Slavenvölker bei der Glorie, die ihren großen Slavenkaiſer umſtrahlte, jubelten. Napoleons Fall u. die Anſtrengungen,

Digitized by Google

welche Deutſche und S. dafür gemacht hatten, riefen eine neue große Bewegung unter dieſen Völkern hervor, die während der Friedensjahre von 1815—1848 angehalten hat. Die Deutſchen ergriff der größte Enthuſiasmus für ihre Nationalität, ihre Selbſtſtändigkeit, ihre Sprache, ihre Volksthümlichkeit, ihre Geſchichte, ihre Einheit — lauter Güter, die ſie unter Napoleon in der größten Gefahr geſehen. In allen Zweigen der deutſchen Literatur gab ſich ein begeiſterter Patriotismus kund. Man reinigte die Sprache, man lobte die alten deutſchen Sitten. Die Nibelungenlieder und andere Nationaldichtungen wurden dem Volke in wiederholten Auflagen dargeboten. Ohne Unterlaß wurde die Nothwendigkeit einer Einigung aller deutſchen Stämme zu einem Nationalſtaate gepredigt und danach gerungen. Wie einſt die lutheriſche Kirchenreform, wie alle geiſtigen Erſchütterungen, welche Centraleuropa (Deutſchland) bewegten, ſo theilten ſich auch dieſe erneuerten Beſtrebungen nach Volksthümlichkeit, dieſer patriotiſche Enthuſiasmus, dieſer Nationalitätseifer den uns benachbarten Nationen mit. Die Dänen, die Schweden, die Magyaren, und insbeſondere auch die S., die Czechen, die Illyrier, die Serben, die Polen, die Ruthenen, die Ruſſen, ſie alle erhoben zugleich das Palladium der Nationalität. Auch unter ihnen ſtanden Männer, wie unſere Stein, Arndt, Jahn auf; auch ſie erinnerten ſich ihrer Vorzeit, ihrer verlorenen Selbſtſtändigkeit. Ueberall wurde die Geſchichte der Völker geſchrieben. In Rußland vollendete Karamſin ſein großes Werk, in Böhmen erſtand Palacky, in Ungarn Mailáth, in Illyrien Gai u. ſ. w. Dieſe Männer gaben ihren Landleuten zum erſten Mal hiſtoriſche Schriften, die ſo geſchrieben waren, daß ſie von dem ganzen Volke als Nationalwerk adoptirt wurden. Ueberall wurden Nationalalterthümer hervorgegraben und in Nationalmuſeen an das Licht geſtellt, überall neue patriotiſche Geſänge gedichtet und alte Volkslieder verzeichnet, eifrig geſammelt und publicirt: an der Donau die ſerbiſchen, in Böhmen die czechiſchen. Sogar in dem kleinen Lande der Slavowenden wurden zwei große Quartbände mit alten wendiſch-ſlaviſchen Liedern, Mährchen, Sagen gefüllt. Ueberall entſtanden patriotiſche Vereine, ſogar in dem ſonſt ſo vereinsloſen Rußland, in Moskau. Ueberall wurde, wie in Deutſchland, für die Reinigung der Sprachen gewirkt. In Prag, Peſth, Agram bildeten ſich Geſellſchaften, deren Zweck es war, für eingebürgerte fremde Worte neue einheimiſche zu erfinden und in Umlauf zu ſetzen. Ruſſiſche, polniſche, böhmiſche, illyriſche, ſerbiſche u. ſ. w. Grammatiken und Lexika wurden in den letzten 30 Jahren in größerer Anzahl geſchrieben und gedruckt, als in allen frühern Jahrhunderten zuſammengenommen. Wo die Nationen politiſche Gewalt in Händen hatten, da arbeiteten ſie darauf hin, zur Konſervirung und Sicherſtellung ihrer eigenen Nationalität auch ihre Sprache und Sitte bei den ihrem Einfluſſe unterworfenen Fremden auszubreiten. Daher in dieſer Zeit die vielen Verſuche zur Germaniſirung, zur Magyariſirung, zu Czechiſirung, zur Ruſſificirung verſchiedener Stämme. Daher die vielen Sprachedikte, welche von den Deutſchen, den Ruſſen, den Magyaren ausgingen. Beſonders eifrig u. heftig verfuhren die letztern. Ihre Sprachgeſetze von 1836, 1840, 1844 ſollten die magyariſche Sprache nicht bloß zur Staatsſprache, ſondern auch zur ausſchließlichen Schul- und Kirchenſprache, zur Sprache der Gerichtsbehörden, der Verwaltungsſtellen erheben. Ja, ein Geſetz von 1847 bis 1848 machte die magyariſche Sprache ſogar zur ausſchließlichen Berathungsſprache, ſelbſt in ſolchen Verſammlungen und Sitzungen, wo die überwiegende Mehrzahl aus Nichtmagyaren beſtand. Dieſe Tyrannei iſt in Ungarn die Urſache zu den Zerwürfniſſen der Nationalitäten und demnach zu den traurigen Ereigniſſen geweſen, die im Jahre 1848 begannen. Weil das Kleine leichter untergeht, als das Große, ſo ſahen ſich die kleinen ſlaviſchen Stämme nach Brüdern und Nachbarn um, mit denen ſie ſich zu gegenſeitiger Kräftigung einigen könnten. So fingen die Czechen eifriger als je an, aus den Dialekten der Mähren und Slowaken eine einzige Sprache und Literatur zu bilden, um wo möglich auch ein einiges großes czechiſches Volk von ſieben Millionen daraus hervorgehen zu ſehen. Die Illyrier ſtrebten dahin, die Dialekte ihres gebirgigen Landes ebenfalls in einer Sprache und alle ſeine Stämme wo möglich auch in einem politiſchen Ganzen aufgehen zu laſſen. Endlich trat gar die Idee immer mehr hervor, alle S. Europa's bildeten zuſammen eben ſo wie die Deutſchen ein einiges Nationalganze in Bezug auf Sprache, Sitte, Charakter, Urgeſchichte, ein Ganzes, das nur durch unglückliche Ereigniſſe politiſch zerriſſen ſey, und das man durch einen panſlaviſchen Völkerbund oder Bundesſtaat wieder herſtellen müſſe. Dieſe Idee wurde zuerſt von dem Dichter Kollár ausgeſprochen in einem kleinen Werke, das er „Die Wechſelſeitigkeit der S." betitelte, und das bald gleichſam als der Katechismus der Panſlaviſten angeſehen ward. Nun fing man an, nicht mehr von ſlav. Völkern und Stämmen, ſondern von einer „ſlaviſchen Nation" zu reden, und es trat allmählig eine bisher unbekannte Gattung literar. Arbeiten zu Tage, welche die ſlaviſchen Stämme und Zuſtände als ein Nationalganzes auffaßten. Der Slowake Schafarik ſchrieb die „Geſchichte der ſlav. Sprache und Literatur" und ſammelte die „Alterthümer" ſämmtlicher S. Der Pole Maciejowski ſtellte ebenfalls die „Rechtsgeſchichte" aller S. dar. Mickiewicz philoſophirte über die Vergangenheit und Zukunft der ſlav. Geſammtrace. Andere faßten die Ethnographie der S. als Ganzes zuſammen. Es erſchienen Landkarten, die bloß das von S. beſetzte Ländergebiet darſtellten. Hundert Köpfe und Federn beſchäftigten ſich mit dem Panſlavismus. Die Erhebung der vielfach mit den S. verknüpften Griechen, ihr Kampf mit den Türken, ihre endlich errungene Selbſtſtändigkeit und der Krieg Rußlands gegen die Türkei in den zwanziger Jahren brachten wiederum einen Theil der S., näm-

lich die S. der Donau, in bedeutende Gährung. Die Bewegungen in Bulgarien, Serbien, in der Walachei, das endliche Erſtehen eines neuen halbſouveränen ſlav. Staats, Serbien, ſo wie die Vermehrung des Einfluſſes Rußlands auf alle Donauſlaven, waren Folgen dieſer Erſchütterungen. Das bald darauf erneuerte Trauerſpiel in Polen berührte und erregte die S. abermals ſchmerzlich. Die Weſteuropäer, Franzoſen, Briten, luden dabei den Vorwurf auf ſich, daß ſie die Polenſache wiederum im Stich gelaſſen und verrathen hätten; die Deutſchen wurden als die gehäſſigen Helfershelfer angeſehen. Die Polen, wie die übrigen S., erfuhren, daß ihr politiſches Gleichgewicht unter einander nicht durch den Weſten hergeſtellt werden könne, ſondern daß ſie nur in und durch ſich ſelbſt ihre Ausſöhnung und Einigung gewinnen müßten. Sogar unter den Polen erſtieg der Gedanke, wie ſie ſich aufrichtig an Rußland und an das Panſlaventhum anzuſchließen und ſich durch die Ruſſen vom deutſchen Joche zu befreien hätten, da ſie durch die Deutſchen und die Weſteuropäer nicht das ruſſiſche Joch brechen könnten. Die Trennung zwiſchen dem ſlav. Oſten und dem germaniſch-romaniſchen Weſten Europa's wurde hiermit größer. Dieſe Veränderung der ſlav. Geſinnung und politiſchen Anſchauung zeigte ſich vornehmlich dadurch, daß von nun an die Polen unter dem Scepter Rußlands ruhig blieben, während die unter deutſcher Herrſchaft, die bisher ruhig geweſen waren, ſich verſchworen und aufſtanden. Oeſterreich und Preußen bekämpften 1846 bereits in Galizien und Poſen nicht nur das Polenthum, ſondern auch das Ruſſenthum und die panſlaviſtiſchen Beſtrebungen. Dieſe Aufſtände und ihre Unterdrückung mehrten aber bei allen S. die Antipathien gegen die Deutſchen: ſie hatten zur Folge bei den Polen erneuten Haß, bei den Ruſſen Schadenfreude, bei den andern S. Theilnahme und erhöhten Enthuſiasmus für den Panſlavismus. In dieſer Stimmung wurde die ſlav. Welt von der Revolution des J. 1848 betroffen, in der ſich neben den Beſtrebungen bürgerlicher Freiheit, der alten dynaſtiſchen Politik gegenüber, ein neues völkerrechtliches Prinzip — das Prinzip des Nationalſtaats, zum erſten Mal geltend machte. Die Franzoſen proklamirten die Freiheit, Verbrüderung und Gleichberechtigung aller Nationen. Die Deutſchen erhoben ſich, um mit der innern Freiheit ein neues, einiges und ſtarkes Nationalreich zu begründen. Wie alle Bewegungen Deutſchlands, mußte zumal dieſe blitzſchnell auf die ſlav. Nachbarn wirken. Die Bande der Gewalt, welche Polen, Magyaren, Czechen, Illyrier in denſelben Staaten (in Preußen und Oeſterreich) mit den Deutſchen zuſammengehalten, wurden thatſächlich gelöſt, und in dieſem Zuſtande erſtanden unter den ſlav. Völkern die erhöhteſten Anſprüche und Hoffnungen. Nach einer kurzen Zeit gemeinſamen Jubels kehrten ſich jedoch Deutſche und S. mit ihren Forderungen gegen einander; was ſo lange bloß eine ausgeſprochene, gedruckte, geſchriebene Forderung geweſen war, wurde nun thätlich verſucht. Die Polen in Poſen bewaffneten ſich und verlangten die nationale Reorganiſation, ſo wie die völlige Trennung der Provinz von der preußiſch-deutſchen Monarchie. Weder die Dynaſtie, noch die zahlreiche deutſche Bevölkerung konnten ihre Intereſſen ſo völlig preisgeben und das rückſichtsloſe, bald auch über Poſen hinausgreifende Verfahren ruhig dulden. Die preuß. Regierung, von dem deutſchen Elemente der Provinz gedrängt, trat endlich der poln. Erhebung mit den Waffen entgegen; es begann der blutige Kampf, deſſen Ausgang die Unterdrückung der Polen, ſo wie die Einverleibung des mehr deutſchen Theils der Provinz in das deutſche Geſammtreich war. Dieſer Schlag war hart für die Sonderbeſtrebungen der Polen, weniger für den Slavismus überhaupt, indem der rein polniſche Reſt der Provinz Poſen von den S. ſelbſt als die Beute Rußlands markirt wird. Auch die Polen in Galizien, oder wenigſtens eine Partei unter ihnen, trat mit ähnlichen Anſprüchen hervor: nur daß die Spaltung in dem polniſchen Elemente ſelbſt eine allgemeine Schilderhebung nicht geſtattete. Zugleich aber erhoben ſich in Galizien, wie in Poſen die Deutſchen, ſo hier die Ruthenen, die S. ruſſiſchen Stammes, gegen die Polen und verlangten eine Trennung des Landes in zwei Theile, einen rutheniſchen und polniſchen. Ein rutheniſcher Klub oder Kongreß kam in Lemberg zuſammen, der dieſes Begehren formulirte. Eine ſolche Theilung Galiziens würde gewiß ebenfalls nur zum Vortheile Rußlands ausfallen, dem ſich die Ruthenen nicht nur als Stammgenoſſen, ſondern auch als griechiſche Chriſten zuneigen. Die Hauptbewegungen fanden indeſſen unter den S. an der Donau und in Böhmen Statt. Die Ungarn, deren Beſtrebungen längſt auf ein großes Magyarenreich hinzielten, trennten ſich bis auf die Perſonalunion von Oeſterreich und wollten auch die mit ihnen ſtaatsrechtlich verbundenen S. zu dieſer Trennung fortreißen, um dieſelben dem Magyarismus völlig einzuverleiben. Da erhoben ſich die Kroaten, Slavonier, Serben und Walachen gegen die Magyaren; es entſpann ſich jener Raçenkrieg, deſſen Reſultat für die öſterreichiſche Monarchie, für Deutſchland und ganz Mitteleuropa verhängnißvoll hätte enden können. Alle die Ideen, welche im Laufe der vorhergehenden 30 Jahre ſich in den Geiſtern der S. entwickelt, erlangten bei dieſer Wendung der Dinge plötzlich eine gewichtige praktiſche Bedeutung. Ein ſerbiſcher Nationalkongreß trat zuſammen, eine ſerbiſche Woiwodſchaft wurde in Ungarn gebildet, die ſich an das halbſouveräne außerösterreichiſche Serbien anlehnte. Faſt ganz Illyrien warf ſeinen Blick auf einen Mann, den Banus Jellachich, als wäre er der Vorläufer eines illyriſchen Königthums oder ſchon der erſte dieſer Könige ſelbſt. Sogar die Walachen proklamirten ihre dakoromaniſche Nationalität und machten einen Verſuch, ein unabhängiges Reich herzuſtellen, das mit der Zeit Moldau, Walachei und einige Theile von Ungarn u. Siebenbürgen umfaſſen ſollte — ein Verſuch, deſſen Fortſchritt aber bald von ruſſiſchen und türkiſchen Schwertern gehemmt wurde. Vor Allem waren es je-

Digitized by Google

doch nach den Märztagen des J. 1848 die Czechen, welche das neu eröffnete Feld der panſlaviſchen Thätigkeit betraten. Sie proklamirten ſofort die Reſultate ihrer czechiſchen und panſlaviſchen Forſchungen und verlangten deren praktiſche Ausführung. Zunächſt forderten ſie eine Vereinigung Mährens mit Böhmen und dann für dieſe vereinten Lande ungefähr dieſelbe Selbſtſtändigkeit, die Ungarn für ſich in Anſpruch genommen hatte. In ihren Swornoſt u. andern ſlaviſchen Klubs ſtellten ſie ſich zunächſt dem deutſchen Elemente des Landes geſchloſſen gegenüber. Nachdem ſie ſo für das Nächſte geſorgt, wandten ſie ſich, in der Vorausſetzung, daß „eine neue Epoche" in die Welt eingetreten, die „ein neues Element (nämlich das ſlaviſche) als ihren Träger fordere", mit einem in allen ſlav. Dialekten gedruckten und in ganz Oſteuropa verbreiteten Aufruf an ſämmtliche „Slavenländer", um, wie die Deutſchen in Frankfurt zu einem deutſchen Nationalkongreß, ſo in Prag, der Vormauer und dem Olymp der S., zu einem Slavenkongreß zuſammen zu treten. Dieſer Kongreß ſollte zum erſten Mai „eine kräftige Verbrüderung der ſlav. Nationen" bewirken, und die Vorſchläge, durch deren Ausführung man zum Ziele zu gelangen dachte, waren folgende: 1) Abſchluß eines ſlav. Schutz- u. Trutzbündniſſes; 2) nähere und ununterbrochene Verbindung in Kunſt und Wiſſenſchaft zwiſchen allen ſlaviſchen Nationen; 3) Abweiſung jeder Unterwürfigkeit unter eine fremde Nationalität; 4) Umgeſtaltung Oeſterreichs zu einem Föderativſtaate gleichberechtigter Nationen. Der Slavenkongreß kam auch in der That zu Stande. Zum erſten Mai, ſeit die Geſchichte ſie nennt, ſtrömten aus den entfernteſten Gegenden die zerſtreuten Glieder der großen ſlav. Völkerfamilie zuſammen, um ſich als Brüder zu begrüßen. Aus allen Theilen der ſlav. Länder, ſogar aus der Türkei und aus Rußland, kamen ſlav. Deputirte herbei, und in ihren Reden, ihren Beſchlüſſen, ihren Proklamationen ſprachen ſie nun laut alle die Gedanken, Gefühle und Plane aus, von denen ihr Herz geträumt, und die man bisher als Träume von Seiten der Machthaber behandelt hatte. Um dieſe ſlav. Partei zu charakteriſiren, um ſehen zu laſſen, „wie weit man ſeine Wünſche auszudehnen, wie weit man die in dem Europa des Jahrs 1848 ſchlummernden Triebe auszuſprechen und den hier möglichen Beſtrebungen Gehalt und Körper zu geben" wagte: wollen wir hier die ſchlagendſten Aeußerungen, die auf dieſem Kongreſſe fielen, mittheilen. „Man ſpricht uns", ſo ließ ſich ein Redner vernehmen, „die Befähigung zur Freiheit ab; wohlan! wir wollen zeigen, daß wir ſie zu erobern wiſſen; und dazu fordere ich die geſammte Kraft der Nation auf". „Die Natur kennt weder edle, noch unedle Völker", hieß es in der Proklamation des Kongreſſes an alle Völker Europa's; „ſie hat keines berufen, einem andern als Mittel zu deſſen beſondern Zwecken zu dienen. Die gleiche Berechtigung Aller, und folglich auch der S., iſt daher ein „Geſetz Gottes", das keines ungeſtraft zu verletzen wagen darf". „In politiſcher Beziehung", hieß es in dem Programm der in der Verſammlung zu verhandelnden Gegenſtände, „können wir nur tiefgefühlte Theilnahme für alle unſere Stammgenoſſen ausſprechen. Zwiſchen Ruſſen und Polen handelt es ſich hauptſächlich um eine Gleichſtellung beider Nationalitäten. Möchte das helle Licht der Freiheit, welches den öſterr. S. auf der Bahn der Einigung voranleuchtet, auch die Ruſſen und Polen in den Hafen des Friedens geleiten". „Seit 1000 Jahren", ſo lieſt man in einer andern Stelle der Kongreßakten, „werden die S. mit Feuer und Schwert vertilgt, durch alle Künſte der Politik ausgebeutet, niedergehalten und geknechtet. Stumm und ſchweigend beugt ſich ihr Nacken unter der Wucht ihrer Qualen; in ihrem tiefen Innern aber glüht ein Feuer, in ihren Sehnen zuckt eine Gluth, die unermeßlich, unaufhaltſam ſich aus allen Poren drängt und in kurzen Tagen vielleicht ſchon durchbrechen und Alles überfluthen kann, was ſich ihr in den Weg ſtellt". — „Ein dunkles Gefühl geht von einem Ende des Slaventhums zum andern, ein unbewußtes Verlangen, das Streben, der heiße Durſt nach Etwas, das man ſelbſt nicht zu nennen weiß, greift fieberiſch in alle Pulſe von 80 Millionen: der rechte Gedanke, das Schlagwort, ein Funke nur, und ganz Europa ſteht in Flammen. Kurze Zeit vielleicht noch, wenige Tage fortgeſetzter Knechtung und neue angethane Gewalt, und jener die S. beſeelende Geiſt wird ein grauſenerregendes Geſpenſt, das, eine zweite Geißel Gottes, wie ein wüthender Orkan daherbrauſt über die Fluren und in ſeinem unaufhaltſamen Zuge Dörfer, Städte, Länder und Reiche austilgt". Vor 20 Jahren noch ſprach jedoch Kollár, der Erfinder der „Wechſelſeitigkeit der S." (des Panſlavismus) alſo: „Die Wechſelſeitigkeit der S. iſt den Obrigkeiten und Landesherren nicht gefährlich, indem ſie Grenzen und Länder, die Abhängigkeit der Unterthanen von dieſem oder jenem Monarchen, überhaupt alle politiſchen Umſtände in Ruhe läßt, mit dem vorhandenen Zuſtande der Dinge zufrieden iſt, in alle Regierungsformen, in alle Arten des bürgerlichen Lebens ſich fügt, die Rechte und Geſetze fremder Länder nicht berührt, kurz mit jedem Herrn in Frieden, mit jedem Nachbar in Freundſchaft lebt. Sie iſt ein ſtilles, unſchuldiges Schäflein, das zwar zu einer großen Heerde gehört, aber auf einer beſondern Weide weiden will". Man vergleiche dieſe frühern Ausdrücke Kollárs mit jenen Reden vom Slavenkongreß, und man kann nicht leugnen, wie die Geſinnungen ſich verändert, die Anſprüche ſich geſteigert hatten. Schien es nicht, daß das ſtille, unſchuldige Schäflein ſich ſehr raſch in einen reißenden Wolf verwandelt? Und möchte am Ende Napoleon, der wohl ſagen durfte: „Ich kenne die Welt und mein Jahrhundert", vielleicht eine gegründete Befürchtung ausgeſprochen haben, wenn er es für möglich hielt, daß Europa binnen 50 Jahren koſackiſch (d. h. ſlaviſch) werden könnte? Es iſt bekannt, wie der Slavenkongreß zu Prag, noch ehe er ſeine Aufgabe gelöſt, vor den Kanonen eines öſterr. Generals aus einander ſtob. Der Umſtand, daß es der habsburgiſchen Dynaſtie in-

mitten der politiſchen Zerſetzung der Monarchie gelang, durch militäriſche, von dem Slavismus mit Eifer unterſtützte Siege die Gewalt im Innern zurückzuerobern und das ſpecifiſche Deutſchthum, wie den Magyarismus zu brechen, hat ſeitdem den öſterr. S. für den Augenblick ein bedeutendes moraliſches Uebergewicht eingetragen, ſo daß wenigſtens ein Theil von dem Programme des prager Slavenkongreſſes ſeiner Erfüllung entgegen zu gehen ſcheint. Jedoch iſt die Neugeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe des öſterr. Länder- und Völkerkomplexes noch viel zu ſehr in die Zukunft gerückt, es ſind noch zu viele Möglichkeiten von Wendepunkten und Verwickelungen übrig, als daß wir jetzt auch nur die Vermuthung ausſprechen möchten, in wie weit die panſlaviſchen Tendenzen in dieſen Vorgängen einen Sieg errungen haben. Wir müſſen demnach die hiſtoriſche Entwickelung des Panſlavismus mit dem Kongreſſe in Prag ſchließen und jene Verſammlung als den Gipfel bezeichnen, den die ſlaviſchen Beſtrebungen bisher erſtiegen.

Ueber die *Ausſichten des Panſlavismus* bemerken wir Folgendes: 1) Wiewohl ſich nicht leugnen läßt, daß die S. in ethnologiſcher Hinſicht, in Bezug auf ihren phyſiſchen und geiſtigen Nationaltypus, eine große Gleichförmigkeit aufweiſen, ſo tritt doch auch bei ihnen ſeit den früheſten Zeiten das Streben hervor, ſich in eine Menge kleiner Stämme zu zerſplittern, die ihre eingewurzelten Beſonderheiten haben und erhalten wollen. Neben dieſer Stammgeſchiedenheit ſind die S. außerdem mit den verſchiedenartigſten Völkern Europa's und Aſiens in hohem Grade vermiſcht und dadurch unter einander ſo weſentlich modificirt worden, daß dieſe Verſchiedenheit, die Jahrhunderte geſchaffen, nur durch ein langſames Wirken von Jahrhunderten ausgeglichen werden könnte. — 2) In geogr. Beziehung weiſen die S. eine Zerſtreuung auf, wie ſie bei keinem andern europ. Volke Statt findet. Sie breiten ſich, meiſt in dünnen Bevölkerungsmaſſen, über ein ungeheures Flächenſtück unſers Erdtheils aus, das die größten klimatiſchen, geognoſtiſchen Verſchiedenheiten und die entgegengeſetzteſten national-ökonomiſchen Intereſſen umfaßt. Ja, die zerriſſene Figur ihres Ländergebiets bewirkt ſogar, daß die ſlav. Hauptmaſſe im Oſten des Kontinents nicht einmal mit den übrigen zerſtreuten Stammgliedern in geogr. Verbindung ſteht. Nur durch die Eroberung des ganzen Kontinents würden ſich dieſe getrennten Fragmente zu einem großen Volksorganismus vereinigen laſſen. — 3) Was das politiſche Leben der S. betrifft, den Punkt, in welchem ſich die ganze Kraft, das ganze Genie und die welthiſtoriſche Arbeit eines Volks zuſammendrängt, ſo legen ihre Zuſtände und ihre Geſchichte dar, daß ſie im Vergleich zu den romaniſch-germaniſchen Nationen wenig polit. Schöpferkraft und Entwickelungsfähigkeit beſitzen. Demokratiſche Verfaſſungsloſigkeit, ein kindlicher Urzuſtand, iſt der Typus ihres nationalpolitiſchen Lebens; wo dieſer Zuſtand aufhört, da beginnt in der Geſchichte ihrer Staaten die härteſte Unterdrückung der Maſſen durch einheimiſche Despoten, oder die nicht minder drückende Herrſchaft der Fremden. Die S. leben zufolge dieſer Eigenthümlichkeit ihrer polit. Geſchichte noch jetzt unter 5 äußerſt verſchiedenartige Reiche vertheilt, von denen urſprünglich keines durch ſie gegründet wurde, und von denen nur das eine, Rußland, ſeinem Hauptcharakter nach ein ſlav. Reich zu nennen iſt. Sollten die S. dieſer verſchiedenen Reiche zu einem großen Nationalſtaate vereinigt werden, ſo würde dies nur durch eine gänzliche Zertrümmerung der mittel- und ſüdeurop. Staatenſyſteme möglich ſeyn. — 4) Eben ſo wenig iſt bei den S. die Anlage zu einem religiöſen und kirchlichen Ganzen vorhanden: ſie weiſen in dieſem Punkte beiſpielloſe Gegenſätze auf. Die größere Maſſe gehört der griech. Kirche mit ihren zahlloſen Sekten an, ein anderer Theil verehrt den Papſt, ein dritter Mohammed, eine geringere Anzahl bekennt ſich zum Proteſtantismus. Welche Geiſtesrevolutionen müßten vor ſich gehen, um dieſe Gegenſätze nur einigermaßen auszugleichen! — 5) In einem geringern Grade erſcheint endlich die ſlav. Welt in ſprachlicher und literariſcher Hinſicht zerſplittert. Mehr als zehn ſlaviſche Mundarten ſind zu dem Range unabhängiger Literaturſprachen gelangt, von denen faſt jede nur in ihrem Kreiſe allein wirkſam und verſtändlich ſind. Wie aber in der Literatur, ſo auch im Verkehr durch das lebendige Wort. Die einander entfernter ſtehenden Slavenſtämme ſind kaum im Stande, ſich einer dem Andern durch den Stammdialekt verſtändlich zu machen. Ja, die panſlaviſtiſche Propaganda mußte ſogar zu fremden Sprachen ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie ihre Ideen allen Gliedern der Slavenfamilie mittheilen wollte. Dieſe ſeltſame Zerſplitterung in Sprache und Literatur ſcheint aber unheilbar, denn ſie beruht nicht bloß auf äußerlichem, ſondern auch auf dem tiefern Grunde, daß es der ſlaviſchen Welt an jenen ſchöpferiſchen Genien mangelt, welche durch die großen Werke des Geiſtes die eigene Nationalität von den fremden Bildungselementen emancipiren und um das ganze Volk ein innerlich zwingendes Band des gemeinſamen Denkens, wie des Ausdrucks legen. Dem Allen nach dürfte man wohl behaupten, daß der Panſlavismus, in der Geſtalt und Richtung, wie er ſich zeigt, kaum mehr als eine wüſte *Träumerei*, eine krankhafte Ausgeburt unſerer Zeit ſey, die für die europäiſchen Kulturvölker wenig Bedrohliches haben würde, wenn ſich inmitten des Slaventhums nicht eine gefährliche und gewaltige Macht konſolidirt hätte, wenn es mit einem Worte kein Rußland gäbe. Das ruſſiſche Volk, obwohl der einzige kompakte Slavenkörper von 50 Mill. Menſchen unter ziemlich gleichen Naturbedingungen, mit gleichen Intereſſen, unter gleichen Lebensanſchauungen und Verhältniſſen, erſcheint an ſich nicht bedrohlich, denn es ſelbſt iſt unter allen Slavenſtämmen wohl am wenigſten geneigt, befähigt und darauf angewieſen, auf welterſchütternde Plane zu ſinnen. Allein dieſer durch ſein materielles Gewicht ſtarke und zugleich außerordentlich disciplinirbare Volkskörper liegt in der Hand eines Despotismus,

dem er Gehorſam und faſt religiöſe Anbetung zollt, und deſſen politiſche Tendenzen dem Entwickelungsgange der romaniſch=germaniſchen Welt feindlich gegenüber ſtehen. In dieſer ruſſiſchen Macht nun ſehen die Panſlaviſten den Schwerpunkt ihrer Nationalität, auf ſie richten ſie das Auge der ſlaviſchen Stämme, von ihr hoffen ſie die Eroberung und Herſtellung eines ſlaviſchen Geſammtreichs. Wohl hat die ruſſiſche Politik bisher wenig allſlaviſche Liebe offen art; ſie hat freie ſlaviſche Stämme, die Nowgoroder, die Koſaken, die Kleinruſſen, die Polen und andere, von jeher eben ſo unterjocht, wie nichtſlaviſche, tatariſche und finniſche, Nationen; ſie droht allen Denen, die ſich ihr ergeben, mit der ärgſten Zwingherrſchaf', welche die Welt je erlebt hat; ſie vernichtet im Namen und zum Vortheile ihres partikulären Ruſſicismus die Sprache und Eigenthümlichkeiten der ihr unterworfenen S. eben ſo, wie die der Nichtſlaven. Außerdem ſind die nichtruſſiſchen S. unter ihrer Fremdherrſchaft an einen weit höhern Grad von Freiheit gewöhnt und haben hier weit mehr Ausſicht auf Gleichberechtigung ihrer Nationalitäten, als im Verbande mit Rußland. Deſſenungeachtet wenden ſich ihm die für Panſlavismus Schwärmenden zu, indem ſie ſich der Hoffnung überlaſſen, daß ſie ſpäter auch das Syſtem Rußlands ändern und dieſes Volk auch für freiere Entwickelung erwärmen werden, oder indem ſie ſich, wenn jenes nicht möglich wäre, entſchloſſen zeigen, die Freiheit und allen Partikularismus dem Slaventhum zu opfern, und lieber in einem ſlaviſchen Staate, ſollte dieſer auch das despotiſche Rußland ſeyn, unterzugehen, als noch ferner mit den Erbfeinden der S., und ſollten dieſe auch manches Wohlthätige bringen, verbunden zu bleiben. Rußland hat freilich noch keine officiellen Schritte gethan, die als eine Beförderung des Panſlavismus betrachtet werden könnten. Der Kaiſer hat ſich noch durch keine öffentliche Kundgebung geneigt erklärt, das allſlaviſche Protektorat, das die Panſlaviſten ihm übertragen möchten, zu übernehmen. Vielmehr ſind fortwährend bis auf die neueſte Zeit Schritte in Rußland gethan und Maßregeln durchgeführt worden, welche den Panſlaviſten wehe thun mußten, und welche als dem Panſlavismus feindliche erſcheinen. Große Maſſen von S. wurden mit Gewalt vom Papſte zur Autorität der griechiſchen Kirche übergeführt. Polen verlor den Schatten von Freiheit, der ihm durch den wiener Kongreß garantirt war, die Koſaken den Reſt ihrer Privilegien, Kleinrußland vor 14 Jahren ſogar ſeinen Namen. Und während bei den weſtlichen S. unter der Einwirkung der allgemeinen europäiſchen Entwickelung die Liebe zu freien Inſtitutionen wuchs, während ſogar der Sultan in ſeinem Hattiſcherif von Gülhane ſeinen ſlaviſchen Unterthanen Konceſſionen machte, geſchah dagegen von Rußland gar nichts, was auf ein Entgegenkommen hätte gedeutet werden können, vielmehr ſchien ſich dort Abſolutismus und Despotismus im Gegenſatz zum Weſten noch immer reiner hervorzuarbeiten. Wie demnach der Czar den übrigen S. als der gefährlichſte Feind ihrer Freiheit erſcheinen könnte, der ſie mit dem Lockmittel der Nationalität nur anzieht, um ſie dem Despotismus zu überliefern, ſo mußten auch dem Czaren die Panſlaviſten als feindlich und gefährlich erſcheinen, da ſie es nicht ſelten offen ausſprachen, daß auch Rußland allmählig den Despotismus abwerfen würde, und daß ſie als die Förderer allſlaviſcher Freiheit und Selbſtſtändigkeit ihm dazu beiſtehen würden. Trotzdem gibt es aber in Rußland ſelbſt, namentlich in Moskau, eine nicht unbedeutende panſlaviſtiſche Partei, deren Ideen und Plane bei dem Anfange der Völkerwirren des J. 1848 ſchon ſo lebendig und ausgebreitet waren, daß nach ziemlich zuverläſſigen Nachrichten der Czar von ſeinen Räthen geradezu gebeten wurde, das panſlaviſtiſche Banner zu erheben. Trotzdem fördert auch die Politik des Czaren, wenn ſchon vorſichtig, temporiſirend, abwartend und insgeheim, die panſlaviſtiſchen Ideen, deren Erſtarkung wenigſtens zunächſt den dem Kaiſer erwünſchten Erfolg gehabt hat, ſeine Nachbarn unter ſich zu entzweien und die politiſche Macht Preußens, Oeſterreichs und der Türkei zu ſchwächen. Mit ruhiger Erwartung ſieht der ruſſiſche Aar das phantaſtiſche Gewölk des Panſlavismus um ſein Neſt herum aufſteigen, das den Horizont ſeiner fremden Nachbarn verfinſtert, den Geiſt der ſlav. Völker umnebelt und ihm ſelbſt wenigſtens den freieſten Spielraum für ſeine gegenwärtigen und zukünftigen Abſichten und Anſchläge geſtattet. Dieſes Verhältniß der heutigen panſlaviſtiſchen Bewegung zum Ruſſicismus nun, dieſe mögliche und wahrſcheinliche Ausbeutung der panſlaviſtiſchen Schwärmereien durch die Politik des ruſſ. Czaren, das iſt der Punkt, der jene Träume für die geſammte romaniſch=germaniſche Welt gefährlich und drohend macht, und der ihnen eine verhängnißvolle Bedeutung verleiht. Mögen die europäiſchen Völker und Staaten, möge zumal das vom Slavismus ſo vielfach berührte Deutſchland, mögen ſelbſt die aufgeklärten Vertreter der ſlav. Erhebung die Bedeutung eines ſolchen Verhältniſſes nicht verkennen.

Die Ausbreitung der S. und die für ihre Entwickelungsgeſchichte wichtigſten geogr. Momente ihrer Ländergebiete. Das Urland der S. in Europa, dasjenige, welches ſie zuerſt dauernd in Beſitz nahmen, und von dem aus ſie ſich weiter verbreiteten, iſt von Einigen an die Donau, von Andern in die Karpathen, von Manchen an die Oſtſee, oder ſonſt wohin verlegt worden. Nach mehren Forſchern ſollen an der Donau ſchon lange vor den Römern S. gewohnt haben, dort aber von celtiſchen, germaniſchen Stämmen und den Römern unterdrückt, mehr oder weniger verdrängt und in den Hintergrund geſchoben worden ſeyn. Die Vertreter dieſer Anſicht glauben, daß die Slavenſchwärme von der „Mutter Donau" (Matwa Dunai) ausgegangen ſeyen. Wiewohl mehre Erſcheinungen für die Annahme ſprechen, bleibt ſie indeſſen doch zweifelhaft. Nach Andern ſollen im öſtlichen Deutſchland, an der

Elbe, Oder, Weichſel, ſchon lange vor Chriſti Geburt S. geſeſſen haben, die von den übermächtigen Deutſchen nur zu Zeiten mehr oder weniger unterdrückt und verdunkelt wurden. Dieſe S. ſollen ſich für kurze Zeit nach der Völkerwanderung von den Deutſchen frei gemacht haben, ſpäter jedoch faſt gänzlich aufgerieben worden ſeyn. Auch dies wäre möglich, bleibt indeſſen gleichfalls zweifelhaft. Höchſt wahrſcheinlich dagegen oder beinahe gewiß iſt es, daß in den Ländern im Nordoſten der Karpathen, zwiſchen den Karpathen u. dem wolchonskiſchen Waldgebirge, in dem Quellengebiete der Weichſel, des Dnjepr und der Wolga, am früheſten S. gewohnt haben. Zu keiner Zeit zeigt uns die Geſchichte mit Gewißheit dort ein anderes Volk. Schon die alten Schriftſteller ſagen, daß am Nordabhange der Karpathen und von da nach Oſten durch weite Räume hin die S. ſaßen. Doch mögen dieſe Räume nicht gar ſo ausgedehnt geweſen ſeyn. Wir haben ziemlich ſichere Anzeichen, daß die nichtſlav. Stämme der Finnen einſt weit tiefer nach Süden herab ſaßen, an der Oſtſee bis zur Weichſel, im Innern des Landes bis zur Düna. Das obere Dnjeprland vom wolchonskiſchen Walde, wo Düna, Wolga, Dnjepr ihre Quellen haben, bis zu den Karpathen, von wo dem Dnjepr andere Quellen zuſtrömen, wäre demnach das eigentliche Urland, der Kern und Ausgangspunkt der ſlav. Wanderungen. Von hier aus ſehen wir ſie auch zuerſt in den Zeiten der großen Völkerwanderung, von Aſien her gedrängt, ſich nach Weſten und Süden hin in Bewegung ſetzen. Schon im 4. Jahrh. breiteten ſich die ſlaviſchen Stämme von Oſten her im obern Odergebiete aus. In der Mitte des 5. Jahrh. rückten ſie nach dem Auszuge der Markomannen von den Karpathen her in Böhmen und Mähren ein. In der Mitte des 6. Jahrh. kamen ſie vom Norden (von den Karpathen) her an die mittlere Donau und zogen durch Serbien bis nach Thracien; zugleich ergoſſen ſie ſich über Thüringen. Gegen Ende des 6. Jahrh. erſchienen ſie mit den Avaren an der Save und Drave und drangen bis zu deren Quellen vor. Am Anfange des 7. Jahrh. verbreiteten ſich die S. auch weiter nach Oſten. Die Radimitzen und Wiatitzen beſetzten die Quellen der Wolga und Oka. Zu derſelben Zeit rückten die Kroaten in Illyrien ein, und andere S. wurden von Kaiſer Heraklius in Möſien und Macedonien aufgenommen (von 630—640). Sie gründeten dort die Reiche Kroatien und Serbien. Am Ende des 7. Jahrh. traten im nördlichen Deutſchland die ſlav. Wilzen und Obotriten auf; ſie und ihre ſlav. Bruderſtämme erfüllten allmählig das ganze öſtliche Deutſchland bis über die Elbe hinaus. Im Laufe des 8. und 9. Jahrh. bedeckten ſlav. Stämme faſt die ganze griechiſche Halbinſel. Deutſche und Griechen hemmten in der Richtung nach Weſten und Süden nun vorerſt das weitere Vordringen der S. Sie wurden aus den ſüdlichen Theilen der griech. Halbinſel wieder zurückgeworfen, blieben aber bis auf unſere Tage als Hauptvolk in Illyrien, Macedonien, Thracien u. auf der rechten Seite der mittlern und untern Donau. Eben ſo wurden ſie wieder über die Elbe und Oder zurückgetrieben, blieben jedoch bis auf unſere Zeit die Hauptbewohner an der obern Elbe, der March, den weſtlichen und mittlern Karpathen und an verſchiedenen Nebenflüſſen der Oder, ſo wie an der Weichſel. Im 8. und 9. Jahrh. fingen die S. an, erſt auf eigene Hand, dann unter Anführung der Waräger, ſich über die finniſchen Stämme im Norden hin auszubreiten. Sie gründeten auf uraltem finniſchen Boden, vom Süden kommend, jenſeits des wolchonskiſchen Waldes Nowgorod. Während des 10., 11. u. 12. Jahrh. beſetzten u. bevölkerten ſie allmählig die weiten finniſchen Landſtriche an der Kama und Dwina bis zum weißen Meere und verſahen ſie von Nowgorod aus mit ſlav. Kolonien. Zugleich drangen ſie von Kiew aus den Dnjepr hinab und gründeten Ortſchaften bis an die Küſten des ſchwarzen Meeres. Doch verloren ſie wiederholt dieſe Striche an die aſiat. Nomaden, die hier unaufhörlich einwanderten. Im 14. Jahrh. begannen die S. (Polen) allmählig auch das Land der bis dahin heidniſchen nichtſlaviſchen Litthauer zu ſlaviſiren, und incorporirten es im 15. Jahrh. völlig dem Slaventhume. Im 16. Jahrh., nach dem Zerfall des Mongolenreichs, rückten die S. (Ruſſen), Kolonien gründend, an der Wolga hinab und ergoſſen ſich dann in unaufhaltbarem Strome im Laufe des 16. und 17. Jahrh., Städte und Dörfer bauend, Reiche zertrümmernd, Völker vernichtend nach Oſten hin, über einen großen Theil von Aſien. Der chronologiſchen Reihenfolge nach ordnen ſich ihre Beſitzergreifungen alſo: 1552 erobern ſie die mittlern, bis dahin nichtſlaviſchen Wolgagegenden, 1554 die untern; 1577 kommen ſie an den untern Don herab; 1581 gehen ſie über den Ural und beſetzen bis 1584 den mittlern Ob, 1594—96 die Irtyſchgegenden; 1608 kommen ſie an den untern Ob und 1620—30 an den Jeniſei. Zur ſelben Zeit dringen ſie im Süden bis an den Fuß des Kaukaſus vor. Von 1630—40 werden die Länder am Baikalſee und an der Lena von ihnen erobert; 1646 gelangen ſie bis an die Behringsſtraße, an das äußerſte Nordoſtende von Aſien; 1658 dringen ſie über die ſüdlichen ſibiriſchen Gebirge in das Gebiet des mongoliſch-chineſiſchen Fluſſes Amur ein und gründen dort ihre Kolonie Nertſchinsk; 1690 erobern ſie Kamtſchatka und dringen von da längs der Kette der aleutiſchen Inſeln nach Amerika hinüber. In Europa kommen ſie zu derſelben Zeit an die Mündungen des Don und des Dnjepr herab. Im Anfange des 18. Jahrh. beginnen ſie nach der Vollendung der Eroberung, Koloniſirung und Slaviſirung Nordaſiens wieder ſtärker gegen Europa vorzudringen; 1721 beſetzen ſie die Küſte des finniſchen und rigaiſchen Meerbuſens, 1743 Karelien, und bringen hier von Neuem ſlav. Volkselemente unter Finnen und Deutſche; 1783 nehmen ſie die Krim und kommen 1791, tatariſche Völker verdrängend, bis an den Dnjeſtr. Im Anfange des 19. Jahrh. dringen ſie über den Kaukaſus, nehmen 1802 Georgien, 1813 Dagheſtan und Schirwan, 1828 Abchaſien und Mingrelien und die Länder am

Araxes, tief nach Kleinaſien und Perſien hinein. Zu derſelben Zeit (1809) rücken ſie im Lande der Schweden bis an den bottniſchen Meerbuſen vor, und 1812 im Lande der Walachen bis zum Pruth; 1828 kommen ſie bis an die Donaumündung, und 1848 beſetzen ſie mit ihren Truppen die Fürſtenthümer Moldau und Walachei. — Durch dieſe Reihefolge von Wanderungen und Eroberungen ſind alſo die S. entweder als Herrſcher oder doch als zahlreichſtes Volk in dem ganzen Ländergebiete verbreitet, das ſich vom adriatiſchen, ſchwarzen, kaspiſchen Meere und von den mittelaſiatiſchen Gebirgsketten im Süden bis an die Oſtſee, das weiße und das Eismeer im Norden, von der Oder u. der obern Elbe im Weſten bis an die Behringsſtraße im Oſten ausbreitet. Es iſt ein unermeßlich großer Ländertrakt, und dieſer Umſtand gereicht dem Panſlavismus nicht zum Vortheil. Denn ohne Zweifel iſt eine Nation um ſo energiſcher in Entwickelung aller ihrer Kräfte, je kompakter ſie in einem natürlich begrenzten geographiſchen Ganzen ſich zuſammenhält. Auch wenn wir die aſiat. Slavenländer unberückſichtigt laſſen, zeigt ſich doch noch in Europa ſelbſt das Slavenland ſo groß, daß die Wahrheit bleibt: kein europ. Volk iſt auf ſo weiten Räumen zerſtreut, wie die S.

Als die für die Entwickelungsgeſchichte der S. wichtigſten geographiſchen Momente, welche ihre weiten Länder darbieten, ſind hervorzuheben: die unermeßlichen Flächen-, Steppen-Hügellandſchaften im Oſten der Karpathen, die als Urſitz der S. am meiſten auf die Ausbildung ihrer Sitten, ihres Charakters und Weſens wirken mußten; die großen Gebirge im Süden und Weſten, namentlich die Karpathen, Alpen, Balkan, Kaukaſus, die den S. zum Theil als Grenze, zum Theil als Zufluchtsort dienten; die mächtigen Ströme Dnjepr, Wolga Weichſel, Donau u. ſ. w., welche das Land durchfurchen und den Völkern als Leiter, Wegweiſer und Lebensadern dienten; endlich die Meere, insbeſondere die Oſtſee, das adriatiſche Meer, der Pontus, das kaspiſche Meer, das Nordmeer, welche die Anhaltspunkte für Verbindung der S. mit der übrigen Welt gewährten. Die großen Ebenen im Oſten der Karpathen bilden das Hauptſtück von Slavien. Sie ſind zum Theil fruchtbar und anbaufähig, zum Theil nur als Viehweide zu benutzen, und bieten einen äußerſt einförmigen Charakter, wie eine geringe Mannichfaltigkeit in ihren Produkten dar. Die S., welche hier ihr Urvaterland hatten, mußten daher von Haus aus bloß ein ackerbauendes und Viehzucht treibendes Volk werden. Keine Gebirge forderten zum Bergbau, keine eindringenden Meerbuſen zur Schifffahrt, keine Inſeln und Thäler zu verſchiedenartiger Ausbildung der Sitte und des Charakters, zu Gegenſätzen, Reibungen auf, die eine höhere Lebensthätigkeit und Energie hätten entwickeln können. Hier waren keine Felſen, um nach mühſeliger Bezwingung des harten Stoffes feſte, ſchöne, architektoniſche Gebilde zu geſtalten, nicht einmal Steine, um feſte Wege zu bauen. Der Charakter der S. iſt ein Abdruck dieſer einförmigen Ebenen, auf denen ſich Alles maſſenhaft geſtaltete, auf denen der Rieſenleib Rußlands leicht zu koloſſaler Größe anſchwoll. In dieſen Ebenen gibt es faſt keine andern Phänomene, welche dauernd auf das Schickſal der Völker einwirken könnten, als die großen Ströme. Unter denſelben iſt der Dnjepr, der eigentliche ſlav. Centralſtrom, der durchweg und zu allen Zeiten am meiſten ſlav. Fluß. Er entſpringt in der Mitte Rußlands und fließt nach Süden ins ſchwarze Meer, in der Richtung auf Konſtantinopel. Seine Quellen ſind nicht weit von denen der Flüſſe, welche in den finniſchen und rigaiſchen Meerbuſen gehen. Daher war von jeher der Dnjepr die große Waſſerbahn, Handels- und Heerſtraße, die das Slavenland mit dem Pontus, mit Byzanz, und durch das Düna- und Newaſyſtem mit der Oſtſee und Skandinavien in Verbindung ſetzte. In dieſen Richtungen zog Hermanarich mit ſeinen Gothen, zogen die Waräger, die nowgoroder Kaufleute, die Byzanz plündernden Ruſſen und Koſaken. Bei Kiew ſtrömen ſtrahlenartig alle Hauptgewäſſer des Dnjepr zuſammen. Hier liegt auch der ehemalige Central- und Herzpunkt des alten ruſſ. Großfürſtenthums, und an der Mündung des Fluſſes ſteht jetzt Odeſſa, die vornehmſte Handelsſtadt des ruſſ. Südens. Die Wolga iſt vorzugsweiſe nur in ihren obern Gegenden, bis zum Einfluſſe der Oka, ein ſlav. Fluß. Von der Mündung der Oka an floß ſie eigentlich von jeher, wie ſchon der alte Chroniſt Neſtor ſagt, in dem Erbtheile Sems als aſiat. Strom. Erſt ſeit 300 Jahren haben die Ruſſen auch den mittlern und untern Theil der Wolga für Europa, für das Slaventhum erobert, und bei der Einmündung der Oka, Niſchni, Nowgorod (Niederneuſtadt), in der Gegend der Einmündung der Kama, Kaſan, an der Ausmündung der Wolga, Aſtrachan mit ſlav. Koloniſten verſehen. Die Wolga war der Handels- und Heerweg der Ruſſen zum kaspiſchen Meere und nach Perſien, mit dem ſie ſich von hier aus mehrmals in freundliche oder feindliche Beziehung ſetzten. Vermittelſt des großen Armes der mächtigen Kama leitete die Wolga zum Ural, zum Flußgebiete des Ob und nach Sibirien hinüber, das, der Kama folgend, die S. eroberten. Der Don, zwiſchen Wolga und Dnjepr, iſt von geringerer Bedeutung, als dieſe beiden. Er war ebenfalls faſt immer nur in ſeinen Quellengegenden von S. beſetzt, in ſeinem untern Laufe aber, wie die Wolga, faſt ſtets bis auf die neuere Zeit aſiatiſch. An ſeinen, wie an der Wolga Ufern lieferten ſich S. und Mongolen, Europäer und Aſiaten, zahlloſe Schlachten. Die Düna entſpringt unweit des Dnjepr und bildet mit dieſem in ihrem obern Laufe ein merkwürdiges Meſopotamien, durch welches bis auf Napoleon faſt alle aus dem Weſten kommenden Eroberer in das Innere von Rußland eindrangen. Sie war in alten Zeiten nur in ihrem obern Laufe von S., im untern von Litthauern bewohnt. In dem Newaſyſteme treffen eine Menge Ausflüſſe finniſcher Seen, des Ilmen, des Ladoga

Digitized by Google

u. ſ. w. zuſammen. Obgleich ohne große Ausdehnung, iſt dieſes Waſſerſyſtem doch der Verbindungen wegen, die es mit der Wolga, dem Dnjepr, der Dwina eingeht, in der Geſchichte der S. ſehr wichtig. Sie gründeten, frühzeitig in dieſes Gebiet übertretend, zuerſt ihre berühmteſte Handelsſtadt, das große Nowgorod, dann ſpäter ihre ſchönſte Fürſtenreſidenz, Petersburg. Die Dwina entſpringt nicht weit von der Wolga und läuft nach Norden. Der Uebergang von der Wolga zur Dwina über einen ſchmalen Iſthmus war leicht, ſo daß die Dwina der Hauptweg der S. zu den nördlichſten Ländern der Finnen und Samojeden wurde. Am Uebergangsiſthmus, zwiſchen Dwina und Wolga, wurde Wologda, an der Mündung der Dwina Archangelsk gegründet. Die weiten, nach Oſten hin liegenden gewaltigen Flußſyſteme des Ob, des Jeniſei, der Lena u. ſ. w. laſſen wir hier, wo wir die S. mehr vom deutſchen und europäiſchen Standpunkt betrachten, unbeachtet. Die Weichſel iſt von allen Oſtſeeflüſſen für die S. der wichtigſte. In ihrem Gebiete, im Weichſellande (Wisleland), bildete ſich einer der mächtigſten Slavenſtaaten, der polniſche, aus. In der Gegend, wo ihre größten Waſſerſtrahlen zuſammenſtoßen, entſtand die berühmte Slavenſtadt Warſchau. Zu der Weichſel ragt die Oder mit der Wartha hinüber, und das Oderſyſtem hängt wieder vielfach mit dem der Elbe zuſammen. Auf dieſem Wege konnten die S. in Germanien eindringen; die Ufer dieſer Flüſſe wurden daher die Hauptſchauplätze der Kämpfe zwiſchen den Norddeutſchen und S. In dem Quellengebiete der Elbe, in dem bergumkränzten Böhmen, hielt ſich gegen die Deutſchen bis auf den heutigen Tag ein ſlav. Stamm, die Czechen, aufrecht. In der Mitte der Slavengebiete, den ſlav. Norden und Süden ſcheidend, erſtrecken ſich aus Nordweſten nach Südoſten die Karpathen, das berühmteſte und ſo zu ſagen nationalſte der von S. beſetzten Gebirge. Schon im hohen Alterthume opferten die S. auf ſeinen geheiligten Gipfeln den Göttern. Es iſt gleichſam das Gebirge Meru der S. Von ihm fließen den bedeutendſten u. den für die S. wichtigen Strömen Quellen zu: dem Dnjeſtr, dem Dnjepr, der Weichſel, der Oder, der Donau. Die Karpathen waren der Ausgangspunkt zahlloſer ſlav. Wanderungen und der Zufluchtsort vieler flüchtigen Slavenſtämme. Im Süden der Karpathen treten wir in das Land der Donau. Dieſer mächtige Strom entſpringt in der Nähe der Grenze von Frankreich und durchſtrömt das ganze Centraleuropa. Im Gegenſatz zu den übrigen großen Flüſſen Europa's iſt er von Weſten nach Oſten gerichtet. Er kommt aus Deutſchland, reicht mit ſeinen Nebenflüſſen nach Italien u. zum adriat. Meer hinüber, greift tief in die griech. Halbinſel ein, bezieht bedeutende Gewäſſer aus den ſlav. Karpathen u. mündet in den öſtlichen Ebenen der pontiſchen Steppen ins ſchwarze Meer. Durch dieſe Lage wurde das Donaugebiet der Schauplatz der außerordentlichſten Völkerkämpfe und Miſchungen. Von den Quellen drangen die Deutſchen vor, von den Karpathen die S., vom Süden her die Italiener und Griechen, von der Mündung aus den Steppen herauf viele aſiatiſche Nomadenvölker. Der Zahl nach bilden jetzt im mittlern und untern Donaugebiete die S. die Hauptnation. An der March, an den ſlowakiſchen Flüſſen Waag, Neutra, Gran, an der obern Theiß, im Drave- und Savegebiete, im Morawaſyſteme, an den Balkanzuflüſſen haben ſie ſeit einem Jahrtauſend feſte Wohnſitze. In den Gebirgen, welche das Donaugebiet umzingeln, in den illyriſchen, macedoniſchen und thraciſchen Bergen, haben ſie ſich vorzugsweiſe verbreitet und ſind auch noch über dieſe Berge hinaus gegangen bis in die Nähe der Küſten des adriatiſchen und ägeiſchen Meeres. Die illyriſchen Gebirge ſind voll von verſchiedenen ſlaviſchen Stämmen und bilden gleichſam eine ſlaviſche Schweiz. Durch die Thäler und Flußzweige der ſerbiſchen Morawa und der ſich an ſie anſchließenden Maritza u. des Strymon fanden die S. den Weg nach Theſſalonich u. Konſtantinopel. Die Meere, welche das Slavenland umgeben, ſind meiſt kleine, wenig zugängliche, verſteckte Waſſerbecken. Die S. ſind das einzige Volk in Europa, das ſich zu den großen Meeren faſt gar keine Bahn brach. Selbſt die Küſten der kleinen Meeresbecken, die ſich zu ihnen heranneigten, und die ein Zubehör ihres Landes zu ſeyn ſchienen, beſetzten ſie urſprünglich faſt nirgend. Dieſer Umſtand iſt für den Panſlavismus zu bedeutungsvoll, als daß wir ihn nicht näher nachweiſen ſollten. Am Eismeere und ſeinem Buſen, dem weißen Meere, war von jeher die Heimath der finniſchen Stämme. Sie und die Normannen, Engländer und Hanſeaten ſpielten hier ſtets die vornehmſte Rolle, und dies iſt im Grunde noch jetzt ſo, obwohl in politiſcher Beziehung Archangelsk und die Umgegend unter ſlaviſcher Herrſchaft ſtehen. Das weiße Meer, als ein Arm des großen Weltoceans, gab den erſten Anlaß zur Verbindung der S. mit den meerbeherrſchenden Britten. Die Küſten der Oſtſee waren gleichfalls von jeher von nichtſlaviſchen Stämmen beſetzt, von Letten und Eſthen; hier ſpielten die ſchiffskundigen Germanen, die Schweden und Hanſeaten die Hauptrolle. Noch jetzt beſteht dieſes Verhältniß, wenn auch die S. hier zur politiſchen Herrſchaft gelangt ſind. Die tief eindringenden Buſen von Finnland und Riga gaben Anlaß zur Verbindung der öſtlichen S. mit den Skandinaviern und Deutſchen. Längs des adriatiſchen Meers hatten die S. freilich lange das bergige Innere erfüllt; aber an der Küſte, in den Handelsſtädten Illyriens, dominirten beſtändig die Italiener, Römer, Venetianer, Raguſaner u. ſ. w., die den Vortheil des Meeres zu benutzen wußten und der S. ſich nur als Matroſen bedienten. Die ſlaviſchen Hirten und Ackerbauer gelangten zwar während des erſten mächtigen Impulſes ihrer Wanderung auch auf den Peloponnes, zu den Küſten des ägeiſchen Meeres und den Inſeln; allein ſie wurden überall wieder durch die griechiſchen Schiffer und Kaufleute vom Meere vertrieben und wichen, als wollten ſie ein Verſehen gut machen, ins Innere zurück. Daſſelbe fand an den Ufern des Meeres Statt, das man wohl zuweilen das „ruſſiſche Meer“

genannt hat, nämlich am Pontus. Auch hier waren zu allen Zeiten die Küſtenſtriche von nichtſlaviſchen, meiſt tatariſchen Stämmen bevölkert. Am Saume des Meeres ſelbſt aber wohnten, herrſchten und verkehrten ſtets die Griechen und die Italiener. Noch jetzt iſt darin im Ganzen wenig geändert. Das kaspiſche Meer, das vom öſtlichen Slavenlande einen Weg nach Perſien und Indien bahnt, hatte ebenfalls an ſeiner nördlichen Küſte bis auf die neuern Zeiten kein ſlaviſches Heimathsland. Die Handelsſtadt Aſtrachan war eine von Perſern und Indern bewohnte Kolonie. Die Meere, die ein Land umgürten, ſind recht eigentlich die Vermittler der umfaſſendſten und innigſten Verbindung zwiſchen den Bewohnern verſchiedener Küſten und Gegenden. Die S. benutzten dieſes großartigſte aller Verkehrsmittel nicht und blieben darum noch iſolirter und zuſammenhangsloſer, als ſie es ſchon durch den Umſtand der großen Ausdehnung und der wenig arrondirten Figur ihrer Ländermaſſe waren. Durch die Meere hätten ſie ſich unter einander und den übrigen Nationen die Hand reichen können. Weil ſie ſich nirgend mit dem Meere befreunden konnten, entbehrten ſie nicht allein unter ſich des einigenden Bandes, ſondern blieben auch für die übrige Welt eine obſkure Maſſe. So wie von den Meeresküſten, ſo haben ſich die S. auch von vielen großen Strömen, deren Quellen ſie beſaßen, fern halten laſſen, was die Geſchiedenheit der ſlaviſchen Länder- und Völkerſchaften nur noch vergrößern mußte. Dies iſt beſonders auffallend an der Elbe, Oder und Donau. Längs der ganzen Elbe, ſo weit ſie ſchiffbar iſt, ſind die verkehrsluſtigen und handelstüchtigen Deutſchen verbreitet. Nur an den Quellen der unbedeutenden Nebenflüſſe, Elſter und Spree, iſt in der Lauſitz ein kleiner Haufen S. ſitzen geblieben; eben ſo ein größerer in den Quellengebieten der Moldau und Elbe. Längs der ganzen Oder, ſo weit ſie ſchiffbar, herrſcht ebenfalls germaniſches Weſen; nur im Quellengebiete ſitzen noch S. Einen eben ſo großen Bevölkerungstheil, wie an der Oder, haben die Deutſchen auch an der Donau ins Slavenland vorgeſchoben, wo ſie zu beiden Seiten weit und breit alles Slaviſche vertilgten. Ja faſt längs des ganzen Hauptſammlers der Donau bis zur Mündung ſitzen nichtſlaviſche Nationen, Deutſche, Magyaren, Dakoromanen. Nur ſtellenweiſe im Süden berührt dieſer Strom Slavenland. Gleichfalls hat ſich deutſche Grundbevölkerung von der Mündung her eine gute Strecke an der Weichſel hinaufgearbeitet. Dadurch iſt hier das Slavenland in verſchiedene Lappen, iſolirte Gruppen und Portionen getheilt, ſo daß die Hauptpulsadern ihres Feſtlandkörpers nicht in ihren Händen ſind. Die böhmiſch-mähriſchen S. bilden einen ſolchen iſolirten Lappen zwiſchen den Oder- und Donaudeutſchen, die illyriſchen S. ein weit hinausgeſchobenes Stück zwiſchen den Donaudeutſchen und den italieniſchen Bewohnern der adriatiſchen Küſten. Der große deutſch-magyariſch-walachiſche Länderkeil längs der Donau hat die ganzen Südſlaven an der griechiſchen Halbinſel von dem übrigen Slavenkörper völlig abgeſchnitten. Durch die Weichſeldeutſchen und die Deutſchen längs der baltiſchen Meeresküſte ſind auch die S. in Polen zerſpalten und iſolirt. Auch von den ganzen großen ſchiffbaren Stücken der Wolga, des Don und Dnjepr ließen ſich die S. ehemals lange Zeit durch fremde Völker ausſchließen und auf die Quellengebiete dieſer Flüſſe beſchränken. Wir Deutſchen beklagen es, daß wir kein ſo wohl arrondirtes und kompaktes Vaterland haben, wie die Franzoſen, Briten, Italiener, Skandinavier oder Spanier. Vergleichen wir aber unſer Land mit dem der S., ſo zeigt ſich, daß Germania im Verhältniß zu Panſlavia noch eine ziemlich ſcharf gezeichnete Phyſiognomie trägt. Wir 40 Millionen Deutſche ſitzen zwiſchen den Alpen, der Nord- u. Oſtſee in einem verhältnißmäßig kompakten Viereck ziemlich dicht beiſammen. Die 80 Millionen S. ſind dagegen über gewaltige und unförmliche Räume, die ſich weder unter der Geſtalt eines Kreiſes, noch eines Polygons auffaſſen laſſen, verbreitet. Ihr Land iſt polypenartig in eine Menge Arme, Gruppen und Sondertheile zerſtückelt. Sie ragen mit dieſen Armen nach Griechenland, nach Italien, nach Deutſchland, nach Skandinavien und nach Aſien hinüber. Sie haben ſich allen Meeren und Meerbuſen, welche Europa umgeben, an einzelnen Punkten genähert, dem nordiſchen Ocean, dem baltiſchen Buſen, dem ſchwarzen, dem mittelländiſchen Meere. In dieſer ihrer geographiſchen Lage und Vertheilung liegt es begründet, daß ſie entweder wie bisher von allen andern Völkern vielfach abhängig bleiben müſſen, oder daß ſie, wenn aus dem rieſigen, vielgegliederten Leibe ein Ganzes werden ſoll, wenn alle jene Arme angezogen, jene Binnenmeere mit einander in Verbindung geſetzt werden ſollen, dazu die Herrſchaft des ganzen Welttheils erringen müßten. Für das ſchwarze Meer müſſen ſie den Schlüſſel **Konſtantinopel** haben, für die Oſtſee den **Sund**. Aus dem adriatiſchen und dem weißen Meere müſſen ſie hervorſchiffen und ganz Europa als Gebieter umkreiſen. Dann erſt könnte ein ſlaviſches Leben in dieſen Rieſenkörper kommen, von dem alsdann das übrige Europa nur als ein natürliches Anhängſel erſchiene.

Literatur: **Helmold**, Chronicon Slavorum (bis 1209), herausg. von J. Moller, 1704; — **J. K. de Jordan**, De originibus slavicis, Wien 1745, 4 Thle.; — **J. Rohrer**, Verſuch über die ſlav. Völker in der öſterreich. Monarchie, daſ. 1804; — **Gebhardi**, Geſchichte der wendiſch-ſlav. Staaten, daſ. 1785; — **Haas**, Geſchichte des Slavenlandes an der Aiſch, Bamb. 1819; — **Kohl**, Reiſen im Innern von Rußland und Polen, 3 Bde., auch in ſeinem neueſten Werk (1851 erſchienen) ſpricht ſich Kohl ausführlich und gründlich über die ſlaviſchen Verhältniſſe und den Panſlavismus aus.

Slavenaufſtand, ſ. **Prag**.

Slaven-Gradrtz, Stadt, ſ. v. a. Windiſchgrätz.

Slavenkongreß, ſ. **Prag**.

Slavensk (Geogr.), ſ. v. a. Slaviansk.

Slavetſchno, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Volhynien, Kr. **Owrutſch**.

Digitized by Google

Slavianoſerbsk (Slavenoſersk, Slawänoſersk, Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Kreis, Gouv. Jekaterinoslaw, grenzt nördlich an das Gouv. Charkow, öſtlich und ſüdlich an das Land der doniſchen Koſacken und weſtlich an den Kr. Bachmut, wird vom Donez und von mehren kleinern Flüſſen bewäſſert, enthält viele Steppen und liefert viel Steinkohlen; — 2) Kreisſtadt daſelbſt, am rechten Ufer des Donez; Schifffahrt und Handel.

Slavjansk (Slavensk, Slawjänsk), europ.-ruſſ. Stadt, Gouv. Charkow, Kr. Izium, am Torn (Thor, Torez); 1420 Einw.; in der Nähe 4 unbenutzte Salzſeen. Ehemals war S. unter dem Namen Sezſcha Hauptort der ſaporoger Koſaken, in welchem Niemand heirathen durfte und keine Frau geduldet wurde, welche Verfaſſung 1775 aufgehoben ward. Sonſt Kreisſtadt der Statthalterſchaft Jekaterinoslav, ſpäter zum Gouv. Charkow geſchlagen.

Slavien (m. Geogr.), im 12. und 13. Jahrhundert das Land an der Unterwarthe, Netze u. Drage gegen Deutſchland hin, Theil der jetzigen Neumark.

Slavina, öſterr.-illyr. Pfarrdorf, Kr. und Bez. Adelsberg; 300 Einw.

Slavinen, ſ. v. a. Slaven.

Slaviſche Literaturen. Der Literaturſtamm der 78,691,000 Slaven, wie in den ſlaviſchen Schriften die Geſammtzahl der verſchiedenen Völker ſlaviſcher Abkunft angenommen wird, hat eine gemeinſchaftliche Wurzel, die altſlaviſche oder cyrilliſche Literatur. Die erſten Anfänge dieſer letztern laſſen ſich kaum angeben, weil die älteſten Handſchriften erſt um zwei Jahrhunderte ſpäter geſchrieben ſind. Sogar Cyrills eigene Schriften und Ueberſetzungen laſſen ſich nicht mit Beſtimmtheit nennen. Der größte Theil der von ihm und ſeinen Gehülfen geſchriebenen und überſetzten Werke erhielt ſich in dem durch cyrilliſche Prieſter bekehrten Rußland und in Serbien. Das älteſte Denkmal aber ſtammt aus dem durch Cyrill und Methodius zum Theil unmittelbar chriſtianiſirten Böhmen: das zu Rheims in Frankreich liegende Evangelium, welches die Epiſteln und Evangelien (Lectiones) auf das ganze Jahr enthält. Es beſteht aus zwei Theilen, einem glagolitiſchen von 1395 und einem cyrilliſchen, vom heil. Procopius († 1053), und iſt derſelbe Text du sacre, auf welchen die Könige von Frankreich nach ihrer Salbung in Rheims ihren Königseid ablegten; die Abſchrift des cyrilliſchen Theils fällt zwiſchen 1010 und 1050. Nicht viel jünger iſt das oſtromirſche Evangelium, von einem Diakon Gregor für den nowgoroder Poſadnik Oſtromir 1056 auf Pergament geſchrieben, das in der petersburger Bibliothek aufbewahrt wird. Dieſen beiden werthvollen Denkmälern folgt dem Alter nach die Inſchrift von Tmutorokan, in Stein gehauen, von 1068, hierauf der „Sbornik“, oder die Sammlung kirchlicher Schriften, in Moskau, von 1073, und ein zweiter von 1076 in Petersburg, dann das mſtiſlawſche Evangelium von 1125, in Moskau, ferner die Dotationsurkunde des nowgoroder Jurikloſters um 1130, das Evangelium der Synodalbibliothek in Moskau von 1143, mehre alte Inſchriften, der rigaer und der nowgoroder Vertrag von 1229 die „Prawda ruska“ von 1280 u. a. Dieſe Urkunden, in denen der cyrilliſche Dialekt ſich am reinſten erhalten hat, bilden den erſten Zeitraum der altſlaviſchen Literatur; ſie ſind geſammelt in Kalazidowiesch' „Panjatniki, Denkmäler der ruſſ. Literatur“, Moskau 1821. Als der wilde Einbruch der Magyaren die begonnene geiſtige Bildung in Pannonien, Mähren und dem heutigen Ungarn plötzlich vernichtete, flüchtete ſich die cyrilliſche Literatur in die ſüdſlaviſchen Länder, wo ſie, gehegt und gepflegt von den Biſchöfen und Fürſten Bulgariens und Serbiens, bald um ſo fröhlicher aufblühte. Die Biſchöfe Jan Klemens und Konſtantin, der Geiſtliche Gregor und der Mönch Doksow oder Duksow traten zwiſchen 892–927 in Bulgarien als anſehnliche Schriftſteller auf, während der Czar Simeon mehre gelehrte Werke aus dem Griechiſchen überſetzte. In Serbien und Bosnien rief ſchon damals die größere Abweichung des Volksdialekts vom Kirchendialekte zweierlei Schriftweiſen hervor; doch wurden die eigentlichen Literaturwerke, die von Mönchen verfaßten Chroniken, in der reinen Kirchenſprache geſchrieben. Im Ganzen hatte die ſlaviſche Kirchenſprache in den weſtlichen Slavenländern, wo die römiſche Kirche und die lateiniſche Sprache die Herrſchaft an ſich riſſen, nur geringen Einfluß gewonnen, wogegen bei den Oſtſlaven, beſonders bei den Ruſſen und Serbobulgaren das umgekehrte Verhältniß Statt fand. Kaum waren dieſe Völker zum Chriſtenthum bekehrt worden, als die Kirchenſprache ſich auch ſchon außer dem Gotteshauſe in jede andere geiſtige Thätigkeit Eingang verſchaffte. Während die dem römiſchen Ritus ergebenen Weſtſlaven ſchon im 13 und 14. Jahrh. (die Czechen) und im 16. Jahrh. (die Polen) glänzende Nationalliteraturen aufzuweiſen hatten, waren dort noch kaum Spuren einer Stammesliteratur vorhanden, und wenn auch die Kirchenſprache durch Vermiſchung mit dem Volksdialekte nach und nach ihre Reinheit verlor, ſo erhielt ſich dieſe doch in den Kirchenſchriften, die nach den alten Ueberſetzungen ſtets mit großer Sorgfalt abgeſchrieben wurden. Vollſtändige Bibelhandſchriften haben wir aus dieſem Zeitraume drei: die genadinſche von 1499, eine zweite von 1568 und eine dritte ohne Jahresangabe. Die Chroniken dagegen, die Staatsſchriften und Urkunden, die gelehrten Werke, überhaupt alle profanen Schriften wurden von Jahr zu Jahr reicher an fremder Vermiſchung, ja ſelbſt die Kirchenſchriften unterlagen endlich den Einflüſſen der Volksſprache ſo ſehr, daß 1654 eine Kirchenverſammlung berufen wurde, welche die bibliſchen und alle andern Kirchenſchriften mit den griech. Originaltexten vergleichen und darnach verbeſſern ſollte. Die Bibel war erſt 1751 ganz vollendet, von welcher Zeit an man den dritten oder neueſten Zeitraum der Kirchenſprache datirt. Als Literatur lebte hier das Altſlaviſche nur in den Kirchenbüchern fort, während aus der Volksſprache das Gebäude der ruſſiſchen Literatur (ſ. d.) ſich aufrichtete. In Böhmen und Polen hatten ſich, wie ſchon erwähnt, aus den

Digitized by Google

dort zeitiger ausgebildeten Volksdialekten eine czechiſche Literatur (ſ. d.) u. eine polniſche Literatur (ſ. d.) gebildet. Bei den Südſlaven zerriß der Kampf der griech. und der röm. Kirche den Volksſtamm in zwei Theile, den öſtlichen od. ſerbiſchen und den unter verſchiedenen Namen genannten weſtlichen. Der öſtliche blieb anfangs der Kirchenſprache treu, und ſeine Literatur bildet einen Theil der altſlaviſchen, bis ſich auch hier eine beſondere ſerbiſche Literatur (ſ. d.) bildete. Im Weſten dagegen, bei den katholiſchen Südſlaven, bildeten ſich verſchiedene Mundarten aus, in deren jeder eine beſondere Literatur erwuchs. Die Dalmatiner hatten ſich ſchon in ihren altſlaviſchen Kirchenbüchern eines beſondern Alphabets, des ſogen. glagolitiſchen, bedient. Das älteſte Denkmal dieſer Schrift iſt ein Pſalter von 1220; die ſpäteren Werke ſind alle liturgiſchen Inhalts und können daher übergangen werden; vgl. übrigens J. Dobrowsky, Ueber die glagolitiſche Literatur, Prag 1807. Die nationale dalmatiſche Literatur erreichte den höchſten Gipfel ihres Glanzes im 16. Jahrh., beſonders in dem kleinen Freiſtaat Raguſa, der den Centralpunkt aller literariſchen Leiſtungen bildete, ein wahres ſlaviſches Athen. Hier blühte lyriſche und epiſche Poeſie und das Drama ſtand in einer Blüthe, wie damals nirgends in Europa. Dem 16. Jahrh. gehören an die Dichter Blaſius Darxich (geb. 1474), Sigismund Menze, Mauro Vetranich, Steph. Gozze (Verfaſſer des berühmten Gedichtes „Die Derwiſchiade"), Andr. Giubranovich, bekannt durch ſein ſcherzhaftes Gedicht „Jegjupka" (Die Zigeunerin), Martin Darxich (Verf. der Tragikomödie „Tyrbena"), der Idyllendichter Dominicus Zlatarich und die Epiggrammendichterin Floria Zuzzeri; die Hiſtoriker Nik. Ragnina, Franz Gondola, Seraph. Razzi und Euſeb. Caboga ſchrieben in lateiniſcher und italieniſcher Sprache. Auch das 17. Jahrh. iſt noch reich an trefflichen Dichtern, von denen wir nur Joh. Gondola (berühmt durch ſeine Dramen, die auf dem erſten ſlaviſchen Theater zu Raguſa aufgeführt wurden, und durch das Epos „Die Osmanide"), den Dramendichter Junius Palmota, den Idyllendichter Joh. Bona, Jakob Palmota, Verfaſſer des trefflichen elegiſchen Gedichts „Dubrownik ponovlijen" (das erneuerte Raguſa), den Dramatiker Joh. Gondola den Jüngern, den Dramen- und Satyrendichter Ant. Giegljevich, die Luſtſpieldichter Marinus Tudiſi (Ueberſetzer Molière's) und Nikl. Naljeskovich und den Dichter u. Sammler trefflicher Nationalgeſänge Ant. Cacich Mioſſich nennen. Nachdem ſchon der Einfluß der Jeſuiten, welche den Schulunterricht an ſich riſſen und allenthalben die lateiniſche Sprache einzuführen verſuchten, die dalmatin. Nationalliteratur niedergedrückt, verſetzte ihr das furchtbare Erdbeben, welches 1667 Raguſa faſt bis auf den Grund zerſtörte, den Todesſtoß. Neue Einbrüche öſtlicher und weſtlicher Feinde unterdrückten endlich jedes literariſche Beſtreben, bis ſich zu Ende des 18. Jahrh. auch hier neues, friſches Leben entzündete. Die wenigen in der dalmatiſchen Nationalliteratur dieſer Periode nennenswerthen Namen ſind die Lyriker Peter Boskovich, Joſ. und Damian Bettondi, P. J. Sorgo, Luc. Bona und die Dichterinnen Lucrezia Bogascini, Maria Faccenda und Kath. Sorgo. Vgl. F. M. Appendini, Notizie istorico-critiche antie antichità, storia e letteratura de' Ragusei, Raguſa 1802—3, 2 Bde. Einheit und Gleichmäßigkeit waren indeß längſt in der südſlaviſchen Literatur verloren gegangen und eine Menge mehr od. weniger ſelbſtſtändiger Mundarten hatte ſich nach und nach herausgebildet. Eine ſolche Nüance des dalmatiſchen Dialekts iſt die Mundart der Slavonier, doch ſind die Erzeugniſſe dieſer ſlavoniſchen Literatur ſehr dürftig, und nach Uebergehung der asketiſchen und religiöſen Schriftſteller möchten hier nur Ant. Kanislich (Verf. des erzählenden Gedichts „Gr. Roxalia Panormitanska", Wien 1780), Matth. Pet. Katanesich (Idyllen und Lieder), Joh. Steph. Relkovich von Ehrendorf, Ad. Philippovich von Heldenthal, Mich. Michalovich und Adalb. Horvath zu nennen ſeyn. Ebenfalls der dalmatiniſchen eng verwandt iſt die kroatiſche Literatur, als deren Schöpfer Paul Ritter (Vitezovich), welcher 1691 zu Zagrab eine Druckerei errichtete und eine kroatiſche Geſchichte in der Volksmundart ſchrieb, angeſehen werden muß. Ihm folgten nur wenige Schriftſteller, von denen wir Jak. Pejacſevich, P. Stephan, G. Mulich, M. Krajachich, F. Tauszi, A. Tellitenovich, A. Nagy, A. von Michanovich, S. Gyurkovechky und Th. Koſchak und aus der neueſten Zeit den Ban Jellachich anführen wollen. Vgl. M. P. Katanrſich, Specimen philologiae et geographiae Pannoniorum, in quo de origine, lingua et litteratura Croatorum disseritur, Zagrab 1795. Die Winden oder Slowenen in den öſterreich. Provinzen Kärnthen, Krain und Steiermark reden einen von dem dalmatiſchen und kroatiſchen wenig verſchiedenen, aber grammatiſch behandelten Dialekt und beſitzen eine eigene, wenn auch wenig reiche windiſche Literatur. Das älteſte Denkmal derſelben ſind einige liturgiſche Fragmente aus dem 10. Jahrh., die in einer münchner Handſchrift gefunden wurden und mit lateiniſchen Lettern geſchrieben ſind. Von dieſer Zeit bis zur Reformation, die der Nationalliteratur einigen Schwung gab, iſt kein Buch in windiſcher Sprache bekannt geworden, und auch dann erloſch ſie mit der gewaltſamen Unterdrückung der Reformation wieder. Das einzige erwähnenswerthe Werk der neuern Zeit in windiſcher Sprache iſt die Bibelüberſetzung von G. Japel, Bl. Kumerdey, J. Richter, M. Schrey, A. Traun, J. Schkriner und M. Wolf, Laib. 1791—1800, 9 Bde. Auch die ſlowakiſche Literatur vermochte ſich nie zu einiger Selbſtſtändigkeit zu erheben. Die erſten nennenswerthen Schriftſteller aus der Slowakei ſind die Kirchenliederdichter J. Pruno u. Andr. Cenglerius aus dem 16., Laur. Benedicti, D. Sinapius und G. Tranowsky aus dem 17. Jahrhundert. St. Piſarjk, der viele Leiden in türkiſcher Gefangenſchaft erduldete, gab ſeine Biographie (Zilin 1666, n. Aufl., Skalitz 1804), J. Weber ein Büchlein von der Peſt heraus. Im 18. Jahrh. ſchien ſich unter der Regierung Maria Thereſia's

Digitized by Google

und Joſephs II. die Literatur in der Slowakei heben zu wollen, bald aber verſchwand der nicht nachhaltige Eifer wieder, und einzelne Verſuche, ihn wieder zu heben, ſcheiterten an der Indolenz der Slowaken ſelbſt. Die bedeutendſten Schriftſteller mögen ſeyn: die um die Geſchichte ihres Vaterlands verdienten Gelehrten M. Bel und D. Krman, die Liederdichter P. Jacobäi, S. Hruſzkowicz, J. Blaſius, Joh Pebomnicky und J. Coraſtina, der Grammatiker P. Doleſzal, M. Markowicz, der witzige Gelegenheitsdichter A. Demian, der Pädagog D. Lehocky, A. Bernolak, der vorzügliche Vertheidiger und Bearbeiter des ſlowakiſchen Volksdialekts, die Sprachforſcher G. Pallowicz, G. Fandly und G. Rybay, die Dichter A. Doleſzal, J. Hrdliczka und M. Schuleck, der Mediciner J. Tonſoris, M. Demian, der fleißige Volksſchriftſteller A. Plachy, der Lexikograph St. Leſzka, der Mathematiker M. Raduch, der Sprachforſcher P. Schramko, der Literarhiſtoriker P. Walasky, der Geſchichtſchreiber u. Geograph L. Bartholomäides, der Kirchenhiſtoriker M. Hamaljar, der gewandte Ueberſetzer S. Roſzeny, die Volksſchriftſteller G. Palkowicz und B. Tadlicz und die neueren Dichter J. Kollar, J. von Calplowicz und J. Holli. Vgl. J. Dobrowsky, Ueber die Literatur der Slowaken, in ſeiner „Slowapka", 1815, 2. Bd., S. 177—187. Vgl. Slowaken. Das Streben, alle dieſe verſchiedenen Dialekte u. Literaturen zu einem einheitlichen Ganzen zuſammen zu faſſen, wurde durch den Panſlavismus angeregt. Ludwig Gaj trat in Agram auf und erwarb ſich das Privilegium einer Zeitung in ſüdſlaviſcher Sprache, die von 1835 an in kroatiſcher Sprache erſchien, aber ſchon Mitte 1836 ſich in eine „Illyriſche Nationalzeitung" umwandelte, die in derjenigen ſüdſlaviſchen Mundart geſchrieben war, die das verhältnißmäßig weiteſte Gebiet umfaßt (Militärkroatien, Bosnien und Dalmatien) und dem allgemein ſlaviſchen Sprachgenius zunächſt ſteht und die Gaj ſelbſt illyriſch benannte (ſ. Illyrismus, literariſcher). Seit dieſer Zeit hat die junge illyriſche Literatur einen erfreulichen Aufſchwung genommen, und da ſie in einer Reihe dramatiſcher Dichtungen der Vorzeit ausgezeichnete Vorbilder beſitzt, ſo hat ſie ſich gleich in die dramatiſche Dichtkunſt geworfen. Demeter hat mehre nationale Trauerſpiele verfaßt, die eine große Gewandtheit der Sprache und des Versbaus bekunden; ihm geſellte ſich Iwan Kukuljewitſch Sakcinſki zu, der in dem Drama „Jurom und Sophia" eine Epiſode aus dem Kampfe der Illyrier mit den Türken behandelt hat. Mateo de Caſotti lieferte einen Roman „Milanko und Dobilla", Bukotinovich „Gedichte, Sagen und Erzählungen" (Agram 1838). Daneben wendete ſich den illyriſchen Volksliedern große Liebe zu. Eine bedeutende Sammlung aus Steiermark, Krain und Kärnthen hat Stanko Braz zuſammengebracht, eine andere kleiner Lieder Emil Korytko in Laibach. Hervorzuheben ſind J. Catallinichs „Geſchichte von Dalmatien" und Iwan Sweads „Allgemeine Geſchichte der Illyrier". Eine grammatiſche Begründung der neuen Schriftſprache hat Vieſoſlav Babukic in den „Grundzügen der illyriſchen Grammatik" (Wien 1839) verſucht. Die ſlaviſche Oaſe in den beiden Lauſitzen, die Literatur der Sorben-Wenden, hat nur Ueberſetzungen der Bibel und Erbauungebücher aufzuweiſen. Erſt in neueſter Zeit erſchienen Sammlungen von Volksliedern. Vgl. Schaffarik, Geſchichte der ſlav. Sprache und Literatur nach allen Mundarten, Ofen 1826.

Slaviſche Religion. Die Religion der Slaven iſt in älterer Zeit, wie ihre Geſchichte, die der Scythen, der jedoch in ihren neuen Sitzen viele fremde Elemente, beſonders deutſche, beigemiſcht wurden. Eigenthümlich und unterſcheidend von den deutſchen Religionen, in denen die Dreiheit durchgeht, iſt in der ſ. R. der Dualismus. Sie haben einen guten (weißen) u. einen böſen (ſchwarzen) Gott, die beide in ihrem Gefolge eine große Menge Untergottheiten haben, ſo daß, wegen der häufigern Verehrung der erſtern, dieſe auch bekannter, als die letztern ſind. Entſprechend der Trennung der Slaven in die 2 Hauptſtämme der weſtlichen und öſtlichen, ſo ſpaltet ſich auch ihre Religion in einen öſtlichen und weſtlichen Stamm. Als Hauptſitze des erſtern iſt Kiew und Nowgorod, des letztern Arkona und Rhetra anzunehmen. Der weiße große Gott in Kiew war der Blitzſchleuderer Perun (ſ. d.), der Feuergott; in Nowgorod Znitzſch (ſ. d.), die ätheriſche, unſichtbare Lebenswärme; in Arkona das Lichtweſen Swantevit, in Rhetra das Geiſterlicht Radegaſt (ſ. d.), die Vernunft. Die Reihe der böſen Principe eröffnet Czernebog (ſ. d.). Manche haben darin für die öſtlichen Slaven eine Beachtung des Irdiſchen, für die weſtlichen mehr des Geiſtigen finden wollen. Die Oſt-Slaven unterſchieden 4 Hauptklaſſen ihrer Gottheiten, wo jede einzelne ihren Gegenſatz hatte; ſie verehrten Götter des Volks, wozu die des Krieges und Friedens gehörten; Götter des Menſchen, darunter die einzelnen für Liebe und Leid; Götter des thieriſchen Lebens, die im Wachsthum und Abnehmen, Gedeihen und Abſterben, in Segen und Mangel ꝛc. ſich kund thaten; zuletzt Götter der lebloſen Natur, unter denen ſich Land- und Waſſer-, Haus- u. Feldgötter gegenüber ſtehen. Andere theilen die ſlaviſchen Götter ein in Tempel-, Unter-, Hald- und Hausgötter. Außer der großen Anzahl Gottheiten gehörten auch Städte, Flüſſe und andere geheiligte Orte zu den Gegenſtänden der religiöſen Verehrung, eine Verehrung, die ſogar mit ihnen nach Orten wanderte, wo die Verehrung gar keine Bedeutung hatte. Die Tempel bei den Oſt-Slaven waren gewöhnlich in Wäldern u. beſtanden aus hölzernen Pfeilern, welche mit Tüchern umwunden waren, um das Innere und Heilige den Augen des Volks zu entziehen; manche Götzenbilder ſtanden auch frei auf Bergen und an Flüſſen. Die Tempel der Weſt-Slaven waren ausgeſchmückter mit Schnitzwerken und allerhand Kriegs- u. anderm Geräth; zuweilen befand ſich auch um den Tempel ſelbſt ein hölzerner Umbau; heilige Bauten wurden mit Zäunen umgeben. Die Prieſter der öſtlichen Slaven ſtanden bei Weitem weniger in Achtung, als die ihrer weſtlichen Stammgenoſſen; eine Hierarchie findet

Digitized by Google

ſich nur bei den leztern. Der Oberprieſter der Weſt-Slaven war in Arkona; jede einzelne Stadt hatte eine Kirche, der ein Prieſter vorſtand; mehre zuſammen bildeten einen Bezirk. Alle jene Kirchen, hauptſächlich aber die der Oberbezirke hatten ihre Einkünfte, welche in Geld und Opferthieren beſtanden. Heilige Bäume hatten ihre beſtimmten Wächter. Der heilige Tag war der Montag; der Sonntag wurde auch bei den übrigen Slaven erſt ſeit der Einführung des Chriſtenthums gefeiert. Hauptfeſte aller ſlaviſchen Völker waren die Erntefeſte; die Oſt-Slaven feierten eines vor u. eines nach der Ernte; die weſtlichen bloß ein Dankfeſt nach Beendigung der Feldarbeiten. Bei dieſen gab es noch andere Feſte, wie das der Lado (ſ. d.), von Jungfrauen gefeiert, um ihr Hochzeitsſchickſal zu erfahren; das der Kupalo (ſ. d.) am 24. Juni, wobei ein Feuer angezündet und das Vieh darüber gejagt wurde, um es vor Behexungen zu ſichern u. v. a. Weil die öſtlichen Slaven ihre Todten, zum Unterſchied von den weſtlichen, bei denen ſie begraben wurden, verbrannten, ſo gab es auch dabei Feſtlichkeiten. Die Opfer an den Feſten beſtanden theils in Thieren, theils in Kriegsgefangenen, beſonders Chriſten galten ihren Göttern als angenehmes Opfer. Hexerei u. Zauberei waren eigentlich bei den Slaven nicht heimiſch; die Weſt-Slaven hatten dieſen Aberglauben wohl von den Finnen und Deutſchen erhalten, immer aber blieb ihre Kenntniß nur Eigenthum einzelner Eingeweiheter. Die Böhmen beſonders hatten viele Hexen (Bilweiſen), Zauberer, Wahrſager und Traumdeuter; Herzog Brzetislav II. vertrieb ſie 1093. Wahrſagerei wurde von beiden Stämmen gleich getrieben; urſprünglich und beliebt war die ſcythiſche Rhabdomantie (ſ. d.). Striche in die Aſche zu machen und nach Gleichheit (gutes) oder Ungleichheit (böſes Zeichen) zu entſcheiden, war Sitte der Weiber. Die Einführung des Chriſtenthums verdrängte nur allmälig den gangbaren Glauben bei den Slaven. Einzelne Feſte, Gebräuche und abergläubiſche Ceremonien erhielten ſich unter allen Stämmen bis heute. Vgl. Slaven und die Geſchichte der einzelnen ſlaviſchen Völker. Vgl. Sieſtrzencewitſch, im 3. und 4. Theil der „Recherches historiques sur l'origine des Sarmates“, Petersburg 1812; — Le Clerc, Mythologie der Ruſſen, in der „Histoire de la Russie ancienne“, Paris 1783; — Maſch, Die gottesdienſtlichen Alterthümer der Obotriten, Berlin 1771; — Frencel, De diis Soraborum et aliorum Slavorum, 3 Bde. von Hoffmanns „Scriptores rerum Lusaticarum“; — Gebhardi, Allgemeine Weltgeſchichte, 51. Theil, S. 239 ff.

Slaviſche Sprachen, der in der langen Kette der indo-germaniſchen Sprache ein wichtiges Glied bildende Sprachſtamm der Slaven, deſſen Mundarten noch heute von den öſtlichſten Grenzen Europa's bis tief nach Deutſchland hineinreichen. Daß die Slaven ſchon vor der chriſtlichen Zeit auf einer ziemlich hohen Stufe der Kultur ſtanden, beweiſen dem ſlaviſchen Heidenthum angehörende Anklänge in Volksliedern und Nachrichten über die alte ſlaviſche Runenſchrift. Cyrillus und Methodius, die Apoſtel der Slaven, fanden bereits eine Sprache vor, die ſie ſogleich zur Bücherſprache erheben konnten und für die ſie ein neues Alphabet erfanden; ſ. Cyrilliſches Alphabet. Es iſt dies der am früheſten gebildete ſlaviſche Dialekt, die altſlaviſche Kirchenſprache, die auch das Altſlavoniſche oder das Slavoniſche kurzweg, bei den Ruſſen das Sloveniſche und Staro-Ruski genannt wird. Als wahrſcheinlich urſprünglicher Sprachdialekt der den Grenzen des byzantiniſchen Reichs zunächſt gelegenen Gegenden, der heutigen Serben und Bulgaren, gehört ſie der öſtlichen Reihe der ſlaviſchen Dialekte an u. war zu den Zeiten Cyrills über die ganzen ſüdlich der Donau gelegenen Länderſtriche, in dem jetzigen Bosnien, Serbien und Bulgarien ausgebreitet; mit geringen Abweichungen derſelbe. Entwickelt an dem Vorbilde der griech. Sprache, ausgeſtattet mit ſeltenem Reichthum an Wortformen und Wortwurzeln, ausgezeichnet durch männlichen Klang, fern von fremdartigem Einfluß und frei von ausländiſcher Färbung, durch Jahrhunderte lange Pflege auf das Mannichfaltigſte, doch ſtets in vollkommen nationalem Geiſte ausgebildet, iſt das Altſlaviſche noch bis heute durch ſeine Sprachbildung, Reinheit und ächte Slavicität der Urtypus aller ſlaviſchen Dialekte, nach dem dieſe ihre weitere Ausbildung vorzunehmen haben. Am reinſten hat es ſich in den älteſten Abſchriften der von Cyrill und ſeinen Gehülfen überſetzten Kirchen- und bibliſchen Schriften erhalten und es zeigt darin eine ſo überraſchende Ausbildung und Formvollendung, daß es bereits damals mit der latein. und griech. Sprache auf gleicher Stufe ſtand, während die übrigen europäiſchen Sprachweiſen erſt anfingen Sprachen zu werden. Die allmähliche Entwickelung der verſchiedenen Volksmundarten der klaſſiſchen Kirchenſprache gegenüber blieb auf dieſe ſelbſt nicht ohne Einfluß, ja ſie verdrängte ſie nach und nach ganz und gar aus dem Leben, ſie auf die Kirche und die heiligen Schriften beſchränkend; nur in Serbien ſteht ſie noch gleichberechtigt als Bücherſprache nebſt der ſerbiſchen Volksſprache. Obgleich ſie nicht geſprochen wird, wird ſie doch faſt von Jedem verſtanden und was ſie durch Vermiſchung mit modernen Formen an äußerer Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit verloren hat, hat ſie durch den religiöſen Gebrauch in Bezug auf inneres Anſehen und Würde doppelt gewonnen. Grammatiſch wurde ſie bearbeitet von M. Smotriski (Wilna 1619, Moskau 1721, Rimnik 1757 u. ö.), von E. Kopiewitſch (Amſterd. 1700), Th. Maximus (daſ. 1651, Auszug daraus 1723), J. Dobrowsky (Institutiones linguae slavicae dialecti veteris, Wien 1822); Wörterbücher hat man von P. Berynda (Kiew 1627, 2. Ausg. 1653), Th. Polykarp (Mosk. 1704), P. Alexjew (Petersb. 1773, Nachtrag 1776, fortgeſetzt 1779, n. Ausg. 1793), Eugenius (daſ. 1784). Vgl. J. L. Friſchen, 6 Programme über die ſlav. Spr., Berl. 1727—36.

Die neueren ſlaviſchen Volksmundarten, die als gemeinſame Mutter das Altſlaviſche aner-

kennen, haben bei all ihrer äußeren Verſchiedenheit doch eine innere Verwandtſchaft, die ſo groß iſt, daß mehre der ſlaviſchen Stämme ſich verſtehen, ohne daß der eine die Mundart des andern redet. In ihren Wortſtämmen hat die ſlav. Sprache eine auffallende Aehnlichkeit mit der Sanskritſprache, iſt aber durch ihre frühe Ausbildung eine europäiſche geworden, während ſie zugleich durch ihre grammatiſchen Formen und ihre freie Wortſtellung an die klaſſiſchen Sprachen des Alterthums erinnert. An Vokalen iſt die ſlav. Sprache nicht ſehr reich; die Laute ä, ö, ü ſind ihr unbekannt; ſelbſt die Vokale a, e, o, u. ſpricht der Slave ſelten rein, ſondern faſt immer mit den Vorſchlagbuchſtaben j u. w aus (z. B. jest, iſt, jaje, Ei, wuho, Ohr); dagegen hat er ein doppeltes i, ein gröberes und ein feineres. Unter den Konſonanten fehlt ihm der Laut f und er erſetzt ihn durch w, b oder p (z. B. bob, lat. faba, wru, lat. ferveo, piszczala, lat. fistula); beſonders liebt er ſeine 6 Ziſchlaute, z, ž, s, ś, c, č und verwandelt in dieſe, wo es ihm möglich iſt, nicht nur ſeine 3 Gurgellaute g (h), ch und k, ſondern auch d und t (z. B. zima, lat. hiems, wezu, lat. veho). Hinſichtlich des Sylbenbaues iſt leicht zu bemerken, daß der Slave mehre Konſonanten lieber vor als nach dem Vokale verbindet. Zwiſchen zwei Konſonanten gelten l und r als Stellvertreter der Vokale, und Sylben wie wlk, srp gelten dem Slaven als leicht ausſprechbar. Die ſlav. Sprache unterſcheidet drei Geſchlechter. Der fehlende Artikel wird durch angehängte Biegungsſylben erſetzt, wodurch die Deklinationen viel vollſtändiger, als die anderer Sprachen, werden. Der Singular hat 7 Caſus, der Plural aber nur 6, weil der Nominativ hier zugleich den Vokativ vertritt, der Dual 3. Die Adjectiva werden, da ſie einen beſtimmten und unbeſtimmten Ausgang haben, nach zweierlei Muſter gebogen. Die Pronomina possessiva ſind zu förmlichen Adjektiven ausgebildet. Die Präpoſitionen ſetzt man nicht nur den Nennwörtern vor, ſondern bildet vermittelſt derſelben auch zuſammengeſetzte Zeitwörter. In der Wortfugung nähert ſich die ſlav. Sprache mehr der griechiſchen und lateiniſchen, als der deutſchen; in der Wortfolge hat ſie große Freiheit. Ueberhaupt hat die ſlav. Sprache, ſagt Schaffarik, unverkennbar viele gute Eigenſchaften und Vorzüge; hieher gehören ihre artikelloſe Deklination und pronomenloſe Konjugation, ihre reinen feſten Vokalendungen, ihre durchgängig beſtimmte, vom logiſchen Tone der Wörter unabhängige Quantitirung der Sylben, woraus ihre Singbarkeit in der Oper und Anwendbarkeit auf altklaſſiſche Versmaße von ſelbſt erfolgen, ferner ihr großer Wortreichthum, die Menge u. Mannichfaltigkeit der Einzellaute und ihre Verbindungen, zuletzt ihre Syntax. Mit welcher Genauigkeit und Feinheit ſie vermittelſt einiger weniger einfachen Laute, die zu Biegungsſylben bei den Deklinationen und Konjugationen verwendet werden, überall die Endung, die Zahl, die Perſon, das Geſchlecht, die Zeit und die Art unterſcheidet, ohne die ſchleppenden Pronomina zu Hülfe zu nehmen, braucht dem, der ſich nur einigermaßen in ihr umgeſehen hat, nicht erſt bewieſen zu werden. Um ſich von ihrem Wohlklange zu überzeugen, muß man ſie im Munde der Nationalen hören. Freilich ſind ſich hierin nicht alle Stämme und Mundarten gleich und zwiſchen der Anmuth des Serbiſchen und dem Voll- und Kraftklange des Ruſſiſchen oder Böhmiſchen iſt ein großer Unterſchied; aber darum darf der ſlav. Sprache nicht gleich, wie es ſo oft geſchieht, der Vorwurf urſprünglicher Schroffheit und erſtickender Kakophonien gemacht werden; denn Wohlklang und weibiſche Weichheit der Sprache ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Allerdings herrſchen in den meiſten ſlav. Mundarten, die ſerbiſche ausgenommen, die Konſonanten vor; betrachtet man aber die Sprache philoſophiſch, ſo erſcheinen die Konſonanten als Zeichen der Vorſtellungen und Begriffe u. die Vokale als bloße Träger im Dienſte der Konſonanten, in einem ganz andern Lichte. Je mehr Konſonanten, deſto reicher iſt die Sprache an Begriffen. Die Härten im Slaviſchen, über die ſo vielfältig geklagt wird, kommen entweder einzig und allein auf die Rechnung ungeübter und geſchmackloſer Schriftſteller, oder ſie ſind lächerliche Irrthümer der des Slaviſchen unkundigen Leſer, die den Klang mit den Augen, nicht mit den Ohren auffaſſen. Das Geſagte gilt natürlich nur von der ſlav. Sprache im Allgemeinen, denn die verſchiedenen Mundarten ſind weder zu gleicher Zeit entſtanden, noch mit gleichem Glücke ausgebildet worden.

Dobrowsky war der Erſte, der zwei Ordnungen der ſ. n S. aufſtellte, die ſüdöſtliche und die nordweſtliche. Zu der ſüdöſtlichen Gruppe gehören: a) die ruſſiſche Sprache (ſ. d.); b) die bulgariſche Sprache, die ſich am meiſten von der altſlaviſchen Wurzel entfernt und ſich mit griechiſchen und türkiſchen Beſtandtheilen verſetzt hat; c) die ſerbiſche Sprache (ſ. d.); d) die dalmatiniſche Sprache. Bei den Dalmatinern breitete ſich im 9. und 10. Jahrh. ebenfalls die cyrilliſche Schriftſprache aus, wurde aber mehrmals von Rom aus durch Synoden verboten. Die daraus hervorgegangene Volksſprache iſt mit einigen geringen Abweichungen, die hauptſächlich in der verſchiedenen Ausſprache des Vokals i beſtehen, die ſerbiſche Mundart; vor Allem iſt ihr ein den ſlav. Dialekten nicht gewöhnlicher Wohlklang, den ſie der Nachbarſchaft Italiens zu verdanken hat, nachzurühmen. Von dieſer gemeinen Landesmundart, iſt die dalmatiſche Kirchenſprache mit einem beſondern Alphabet, dem glagolitiſchen (ſ. unten) verſchieden. Sprachlehren der dalm. Mundart lieferten B. Caſſius (Institutiones linguae illyricae, Rom 1604), F. M. Appendini (Grammatica ilirica, Raguſa 1808), und Relkovich (Nuova grammatica ilirica, Trieſt 1812); Wörterbücher J. Micalia (Laur. 1669), P. A. Della Bella (Vened. 1728, n. Ausg. von E. A. Ochi, Rag. 1785, 2 Bde.), J. Voltiggi (Wien 1803) und J. Stulli (Ofen und Rag. 1801—10, 6 Bde.). e) Die ſlavoniſche Sprache, eine Nüance des ſerbiſch-dalmatiſchen Dialekts, grammatiſch behandelt von M. A. Relkovich (Agram 1767, n. Ausg. von E. Angielich, Wien

1774) und P. M. Lanoſſovich (Eſſek 1778, Ofen 1795), lexikaliſch von Relkovich (Wien 1796, 2 Bde.); f) die kroatiſche Sprache, die ſich theils der dalmatiniſchen, theils der windiſchen nähert und grammatiſch bearbeitet wurde von Szent-Martony (Warasd. 1783), F. Koring (Agram 1810), S. Gyurkovechky (Ofen 1825,; Wörterbücher von G. Habdelich (Grätz 1670), J. Belloszteneçz (Zagrab 1740) u. Andr. Jambreſſich (daſ. 1742); g) die windiſche oder ſlowèniſche Sprache, oder die Sprache der Winden in Kärnthen, Krain und Steiermark. Sie iſt von der Sprache der Dalmatiner und Kroaten wenig verſchieden, hat aber mehre unter ſich ſehr verſchiedene Dialekte und iſt durch deutſche Elemente ſehr gemiſcht. Ein Theil der Slowenen in Oberöſterreich, die Stoderer (von dem Thal Stoder, das ſie bewohnten), hat ſeine Sprache ganz vergeſſen und auch die Sprache der Uebrigen, der Slowenzen, iſt dem Ausſterben nahe. Eine Grammatik dieſes Dialekts iſt von P. Marcus a. St. Antonio (Laib. 1768) und von demſelben ein Wörterbuch (daſ. 1781); vgl. A. Bohovicz ‚Arcticae horulae de Latino-Carnidana literatura, Wittenb. 1584. Von den Slowenen wenig verſchieden ſind die Wipacher u. die Kärnthner; ſehr grob und vielfach abweichend aber reden die Karſtner. Die Mundart des Völkchens in einem Winkel Ungarns zwiſchen Kroatien und Steiermark, das ſich Slowenen nennt, kommt der krainiſchen nahe; in ihrer Sprache wurde das neue Teſtament von St. Kußmitſch (1771) überſetzt, auch hat man ein Geſangbuch (Nouvi Graduval, Oedenb. 1789). Grammatiken der windiſchen Sprache lieferten O. Gutsmann (Windiſche Sprachlehre, Klagenf. 1777, Cilly 1786), G. Selenko (Novenska gramm., Cilly 1791, für die wind. Sprache in Steiermark), B. Kopitar (Laib. 1808), W. G. de Weiſſenthurn (Trieſt 1811), V. Vodnik (Sismenost ali gramm. sa perve shole, Laib. 1811), J. L. Schmigoz (Grätz 1812), P. Dainko (Gratz 1824) und F. S. Metelko (Lehrgebäude der ſloweniſchen Sprache, Laib. 1825); Wörterbücher beſitzen wir von Gutsmann (Deutſch-windiſches Wörterbuch, Klagenf 1789) und P. Marcus (Kleines krainiſch-deutſch-latein. Wörterbuch, Laib. 1761, nebſt Supplement, Wien 1792). Die Verſuche, alle dieſe Mundarten in eine gemeinſame Sprache, die illyriſche zuſammenzufaſſen, ſ. Illyrismus und Slaviſche Literaturen. — Die nordweſtliche Gruppe umfaßt: a) die polniſche Sprache (ſ. d.); b) die böhmiſche oder czechiſche Sprache (ſ. d.); c) die ſlowakiſche Sprache (Slowensky gazyk, Slowenczina), ein dem Böhmiſchen am nächſten verwandter Dialekt, von dem ſie ſich hauptſächlich durch breitere Vokale, durch eine Menge Diphthongen und durch viele alte Wörter unterſcheidet. Erſt in neuerer Zeit wurden Verſuche gemacht, die ſlowakiſche Volksſprache zur Schriftſprache zu erheben. A. Bernolak ſchrieb eine Grammatik (Gramm. slavica, 1796) und ein Wörterbuch (Lexicon slavico-latino-germanico-hungaricum, 1825, 4 Bde.) derſelben. In der Neuzeit hat durch Stur und deſſen erſte politiſche Zeitung für die Slowaken die ſlowak. Schriftſprache einen neuen Aufſchwung genommen. d) Die Sprache der Sorben-Wenden in den beiden Lauſitzen iſt in zwei Dialekte geſchieden. Die Mundart der Sorben-Wenden in der Oberlauſitz nähert ſich dem Böhmiſchen, iſt aber ſtark mit deutſchen Beſtandtheilen verſetzt; ſo hat ſie z. B. den Artikel angenommen. Vor der Reformation lag ſie völlig unangebaut und erſt J. Ticinus (Principia linguae Vendicae, Prag 1679, n. Ausg. 1782) und Z. J. Birling (Orthographia Vendalica, Bautzen 1689) ſtellten ihre Orthographie feſt. Grammatiſch wurde ſie bearbeitet von G. Matthäi (Wendiſche Grammatik, Bautzen 1721); ein Wörterbuch lieferte G. A. Swatlik (Vocabularium-latino-serbicum, daſ. 1721). Die Sprache der Wenden in der Niederlauſitz hat mehr Aehnlichkeit mit dem Polniſchen, iſt aber faſt bis zur Unkenntlichkeit germaniſirt. Grammatiſch bearbeitete ſie J. G. Hauptmann (Wendiſche Sprachlehre, Lübben 1761). Beide Dialekte gehen dem Ausſterben entgegen. — Im Allgemeinen ſind die Sprachen der erſtern Gruppe reicher an Vokalen, volltönender, in ihrer grammatiſchen Ausbildung konſequenter, einfacher und überſichtlicher, während die der letztern durch Geſchwindigkeit und bequeme Flüchtigkeit ſich auszeichnen, überhaupt aber durch Aufnahme fremder Elemente ihre Reinheit verloren haben.

Die eigentlich ſlaviſche Schrift iſt die von Cyrillus aus griech. Buchſtaben und einigen andern von ihm ſelbſt erfundenen Zeichen komponirte cyrilliſche; ſ. Cyrilliſches Alphabet. Die Einführung Eines ſlav. Alphabets, wie Einer Sprache und Eines Glaubens hinderten jedoch die von Weſten her vorrückenden Deutſchen und die Operationen des Papſtes. Diejenigen Weſtſlaven, zu denen Cyrill noch nicht vorgedrungen, und ſelbſt viele von Denen, bei welchen er ſchon den orientaliſchen Ritus, ſein Alphabet und ſeine heilige, altſlaviſche, bulgariſche Schriftſprache eingeführt hatte, wurden wieder für den römiſchen Biſchof und den lateiniſchen Ritus, und ſomit auch für lateiniſche Schriftſprache und Alphabet gewonnen. Auf dieſe Weiſe ſpaltete ſich die ganze ſlaviſche Welt, wie in kirchlicher, ſo auch in literariſcher Beziehung in zwei große Hälften, eine ſüdliche und öſtliche, die ſich cyrilliſcher (größtentheils griechiſcher) Lettern bedienen, und eine weſtliche, welcher occidentaliſche (lateiniſche) Lettern eingeimpft wurden. Böhmen und Polen bekamen mit dem Chriſtenthume die Schriftzeichen aus dem Weſten, alſo lateiniſche, die ſie mit einiger Modifikation auf ihre Sprache anwandten. Da beide Völker politiſch und geographiſch weit von einander getrennt waren, ſo beobachteten ſie dabei verſchiedene Principien. Jedes modificirte das lateiniſche Alphabet, wie es die Ruſſen und Serbier mit dem cyrilliſchen gemacht, erfand ſeine beſondere Orthographie und ſtempelte die Eigenthümlichkeiten ſeines Dialekts zu literariſch-klaſſiſchem Ausdruck. Nach der Einführung der Druckerpreſſen bedienten ſich die Polen der lateiniſchen Lettern, die Böhmen dagegen adoptirten die deutſche oder

ſogenannte ſchwabacher Schrift, die ſie indeſſen in neuerer Zeit, um ſich den Polen und übrigen Slaven zu nähern, mit der lateiniſchen zu vertauſchen angefangen. Da die dalmatiniſchen Slaven der Einführung der lat. Schrift heftigen Widerſtand entgegenſetzten, fiel man auf den Ausweg, für ſie ein neues Alphabet zu erfinden, das weder mit dem lateiniſchen, noch mit dem cyrilliſchen Aehnlichkeit hat. Man ſchrieb dieſes Alphabet, um ihm Anſehen zu verſchaffen, dem heiligen Hieronymus zu, nannte es zum Unterſchiede von den übrigen das „glagolitiſche Alphabet“ (Bukowika) und ſchrieb dann allmählig alle heiligen Bücher der Dalmatiner um, wogegen die Dalmatiner den römiſch-katholiſchen Ritus bei der Meſſe annehmen ſollten. Es iſt eine willkürliche Aenderung der cyrilliſchen Schriftzüge, mit einiger Rückſicht auf einige andere, beſonders koptiſche Muſter, wodurch das neue Alphabet eine ſehr künſtliche, aber auch äußerſt ſchwerfällige Geſtalt erhielt. Die unbequeme glagolitiſche Schriftſprache trat aber nie aus der Kirche ins Leben hinaus. Es wurden darin nur in Venedig, Rom, Fiume, Raguſa und an einigen andern Orten Miſſales und andere Kirchenbücher für die ſlaviſche Kirche in Dalmatien und Iſtrien gedruckt. Jetzt ſoll es nur noch eine glagolitiſche Druckerei bei der Propaganda in Rom geben. Bei der großen politiſchen Zerſplitterung der am meiſten nach Weſten vorgeſchobenen Südſlaven kam kein Dialekt zu einer klaſſiſchen Ausbildung und zu literariſcher Herrſchaft, und obwohl ſie alle von Haus aus ſehr nahe verwandt waren, ſo zogen ſie doch, da ſie zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenem Einfluſſe literariſch begründet wurden, ein ſehr verſchiedenes orthographiſches und alphabetiſches Gewand an. Die kroatiſchen, wendiſchen, ſlaviſchen, bosniſchen, dalmatiniſchen Dialekte nehmen zwar mit der Zeit das lat. Alphabet für ihre Schriftſprache an, jedoch jeder mit ſo großen Abweichungen und Beſonderheiten, „daß ſie ſich“, wie Schaffarik ſagt, „ganz unnöthigerweiſe gegenſeitig das Leſen ihrer Bücher, wo nicht unmöglich gemacht, doch ſehr erſchwert haben“. Die Wenden in Kärnthen und Krain und die Wenden in der Lauſitz fingen ihre Sprache erſt zur Zeit der lutheriſchen Reformation, welche ihnen eine Bibelüberſetzung brachte, zu ſchreiben und drucken an, und ordneten auch da erſt (ebenfalls wieder auf ihre beſondere Art) ihr Alphabet und ihre Orthographie. Die lauſitzer Wenden adoptirten dabei die deutſchen oder ſchwabacher Lettern. Um einen Begriff zu geben, wie verſchieden die ſlaviſchen Schriftſprachen zuweilen die Laute darſtellten, wollen wir nur beiſpielsweiſe die ſlaviſchen Zeichen für j (wie es im Franzöſiſchen je lautet) aufweiſen. Die Dalmatiner haben dafür das lat. x angenommen; die Kroaten ſ; die Wenden ſh; die Böhmen das deutſche z mit einem Strichelchen oben: ž; die Wenden das lat. z mit einem Strichelchen: ź; die Polen z mit einem Circumflex: ẑ; die Ruſſen ein Zeichen, welches ſonſt in keinem europäiſchen Alphabet vorkommt: „Ж“; die Glagoliten ebenfalls ein ſelbſterfundenes (oder koptiſches?) Zeichen: ſl. Dem Allen nach gibt es alſo eine Menge verſchiedener, ſlaviſcher Alphabete, Schriftſprachen und Literaturen, und zwar überſichtlich folgende: Die alte cyrilliſche Schrift, welche in den Kirchenbüchern der Großruſſen, Kleinruſſen, Weißruſſen, Bulgaren und einestheils der Serbo-Illyrier herrſcht; das Neuruſſiſche, das für das tägliche Leben umgewandelte cyrilliſche Alphabet, das ebenfalls bei allen dieſen Slaven, alſo zuſammen bei 57 Millionen herrſcht. Die Serben und Bulgaren haben neben denſelben Schriftzügen ihre eigene Schrift. Das lat. Alphabet adoptirten unter verſchiedenen Modifikationen im Ganzen 21 Millionen Slaven. Die Hauptmodifikationen ſind: die polniſche; die czechiſche bei den Böhmen, Mähren und den proteſtantiſchen Slowaken, die ſich neben einer eigenen ſlowakiſchen Literatur auch eine eigene Orthographie ausbildeten; die dalmatiniſche; die kroatiſche; die ſlavoniſche und die windiſche. Ueber das Streben der Slaven überhaupt, zu einer engeren Vereinigung unter ſich, beſonders hinſichtlich ihrer Sprache und Literatur zu gelangen, ſ. Slaven. Vgl. Schaffarik, Geſchichte der ſlav. Sprache und Literatur nach allen Mundarten, Ofen 1826.

Slavizo, ſ. Kroatien (Geſch.).

Slavonien (Tot-Orſzag, d. i. das Land der Slaven, Pannonia interamnensis, weil es zwiſchen der Drave und Save liegt), ein bis 1848 Ungarn einverleibtes Königreich, grenzt gegen Weſten an Kroatien und iſt an den übrigen 3 Seiten durch die Flüſſe Save, Drave und Donau von Serbien, Ungarn und Bosnien getrennt; es wird in die veröczer, poſeganer und ſyrmier Geſpannſchaft eingetheilt und hat einen Flächenraum von 172½ (mit der ſlavon. Militärgrenze 311) □Meilen. Eine Kette hoher Berge, welche aus Kroatien münden, durchſchneidet S.; da, wo dieſes Gebirg aus Kroatien herüberkommt, ſind die Thäler ſchmal, welche aber gegen die Mitte des Landes allmählig offener werden und bei Poſega endlich eine weite, mit hohen Bergen begrenzte Ebene bilden, die das poſeganer Thal genannt wird; am Ende der poſeganer Geſpannſchaft vereinigen ſich aber die ausgelaufenen Gebirgsäſte wieder zu einem Hauptrücken, welcher den ganzen nördlichen Theil der ſyrmier Geſpannſchaft bedeckt. Aber dieſes, ganz S. durchziehende Gebirg iſt keineswegs eine kahle, wilde Felſenmaſſe, die dem Blicke ſchroffe Klüfte und finſtere Abgründe darſtellt, ſondern es hat ſchon mehr die Anſicht eines freundlichen Mittelgebirges, deſſen Rücken ganz mit Waldungen bedeckt iſt, wodurch die hier und da gelegenen kahlen Felſen verſteckt werden. Die Felſen in dieſer Gebirgskette haben das Beſondere, daß faſt alle jäh und ſchroff abgeſchnitten ſind, daß es alſo ſcheint, jenes große Gewäſſer (welches nach einer Sage den größten Theil S.s und einen großen Theil Ungarns bedeckt hat) ſey nicht allmählig, ſondern plötzlich durch einen einzigen Kanal abgefloſſen. In den Bergen findet man keine Spalten, jedoch verſchiedene Höhlen, die aber noch wenig unter-

ſucht worden ſind. Die höchſten Punkte in dieſer großen Gebirgskette betragen 458 Klafter über der Fläche der 3 Hauptſtröme des Landes, welche Höhe beſonders der Berg Papuk erreicht, der in dem obern Theile der poſeganer Geſpannſchaft liegt. Der übrige Theil S.s beſteht theils aus fruchtbaren Anhöhen, die mit Weinreben und Obſtbäumen bepflanzt ſind, theils aus ſchönen unabſehbaren Ebenen, die eine entzückende Anſicht gewähren, da ſie dem Blicke nicht etwa eine dürre, unfruchtbare Sandhaide, ſondern eine bewäſſerte, mit Feldern und Wieſen angenehm abwechſelnde Fläche darſtellen. Ueberhaupt iſt der mittlere Theil des Landes, von der Jllowa an bis an die Donau unterhalb Vucovar, und dann die nördliche Hälfte Syrmiens faſt ganz gebirgig, wenn man nämlich die Mitte von dem untern Theile der poſeganer Geſpannſchaft ausnimmt, welcher aus einer mit hohen Bergen umſchloſſenen Ebene beſteht; der größere nördliche Theil der veröczer Geſpannſchaft hingegen, den die Donau beſpült, iſt eben. S. hat, im Ganzen genommen, fettes und ſehr fruchtbares Erdreich. Beſonders iſt der Boden in den flachen Gegenden der Save und Drave, ſo wie in der Mitte des Landes, in dem ſogenannten poſeganer Thale, ſo gut, daß er alle Feld- und Gartenfrüchte ohne beſondere Mühe und Arbeit nicht nur reichlich und ſogar überflüſſig, ſondern auch von einer ausgezeichneten Güte hervorbringt. Der größte Theil des Erdreichs im flachen Lande beſteht aus einer fruchtbaren Miſchung von Lehm und ſchwarzer Gartenerde; vorzüglich zeichnet ſich der Boden der Niederungen an den Flüſſen durch ſeine große Fruchtbarkeit aus, welcher durch die öftern Ueberſchwemmungen der Save, Drave, Donau ꝛc. einen Ueberzug der fetteſten und fruchtbarſten Dammerde enthält. Der unfruchtbarſte Theil S.s iſt der weiße Boden in dem Gebirge, weil hier die obere tragbare Erdſchichte, unter welcher weißer unfruchtbarer Thonmergel liegt, ſchon großentheils fehlt und durch keine Kultur erſetzt wird. Dagegen ſind alle übrigen Landesſtriche, welche mit Anhöhen und Hügeln beſäet ſind, faſt eben ſo fruchtbar, als der flache Boden, der ſich an der Save, Donau und Drave verbreitet. S. liegt zwar in einem gemäßigten Himmelsſtriche, doch iſt hier die Luft ſehr verſchieden. Mitten im Lande zwiſchen den Gebirgen iſt ſie heiter, rein und geſund, aber längs den 3 Hauptſtrömen durch die meiſte Zeit des Jahres höchſt ungeſund, weil dieſe Flüſſe öfters austreten, das flache Land weit und breit überſchwemmen und große Moräſte zurücklaſſen, welche faule Ausdünſtungen verurſachen. Eben ſo verſchieden iſt in S. auch die Witterung, obgleich ſie, überhaupt genommen, viel gelinder, als z. B. in dem benachbarten Kroatien und in Deutſchland iſt. In den Ebenen, beſonders in den flachen Theilen Syrmiens, fängt der Frühling ſchon im Februar an; im Gebirge etwas ſpäter. So nimmt auch die Ernte ſchon im Juni ihren Anfang, während der Herbſt gewöhnlich bis nach Allerheiligen dauert. Die große Kälte pflegt um das Neujahr einzutreten. Im Gebirge iſt zwar der Winter ſo ſtreng, als in Deutſchland; er dauert aber ſelten über zwei Monate. Gewitter aus Weſten und Süden führen oft Schloſſen und Hagel mit ſich, welchen beſonders die obere Gegend S.s wegen der Nähe der bosniſchen und kroatiſchen Gebirge und der Save ſehr ausgeſetzt iſt. — S. hat eine Menge fließender und ſtehender Gewäſſer; denn außerdem, daß es von den Hauptſtrömen der benachbarten Provinzen beſpült wird, geben auch die Berge in der Mitte des Landes vielen Bächen und Flüſſen ihren Urſprung, während die flachen und niedrigen Gegenden an den großen Flüſſen S.s viele ſtehende Waſſer veranlaſſen. Zu den größten Flüſſen S.s gehören die Save, Drave und Donau, welche ſchiffbar ſind. Die Save kommt aus Kroatien; ſie tritt 2 — 3 Mal des Jahres aus, und überſchwemmt das Land bis 2 Stunden weit hinein. In die Save ergießen ſich faſt alle etwas bedeutenden Flüſſe S.s. Die Drave bringt die meiſten Gewäſſer Kärnthens, Steiermarks, und Kroatiens nach S., wo ſie die veröczer Geſpannſchaft von Ungarn trennt und dann oberhalb Almas in die Donau fällt. Der Fluß Drave, welcher in S. weniger reißend u. ſchnell iſt, als in Kroatien, hat faſt nirgends genug hohe und feſte Ufer, daher er öfters das Land überſchwemmt und viele Moräſte und ſtehende Gewäſſer zurückläßt. Von den inländiſchen Flüſſen S.s, welche ſich in die Drave ergießen, verdient bloß die Buchina genannt zu werden, da die übrigen nur unbedeutende Bäche ſind. Die Donau betritt da, wo ſich die Drave mit ihr vereinigt, anderthalb Meilen unter Eszek, S., und nachdem ſie daſſelbe von der baeſer Geſpannſchaft und von dem Banate getrennt hat, verläßt ſie unterhalb Semlin wieder die ſlavoniſche Grenze und ſtrömt zwiſchen Serbien und der banatiſchen Militärgrenze dem ſchwarzen Meere zu. Zu dem Flußgebiete der Donau gehört nur ein einziger etwas bedeutender inländiſcher Fluß, nämlich die Buka, welche aus der veröczer Geſpannſchaft kommt und in Syrmien bei Vukovar in die Donau fällt. Da es in S. an der Drave und Save viele flache Orte gibt, welche niedriger liegen, als dieſe beiden Flüſſe bei mittlerem Waſſer hoch ſind, ſo hat dieſes Land auch mehre größere und kleinere ſtehende Gewäſſer. Daher gibt es in der veröczer Geſpannſchaft ſowohl, als in den Bezirken der Grenzregimenter mehre Strecken, welche mit Sümpfen bedeckt ſind, u. unter welchen die von Kotogyrar und Palacſa bei Eszek die größten und merkwürdigſten ſind. Dieſe beiden Sümpfe haben einen ſolchen Umfang, daß man da, wo dieſes Waſſer am ſchmälſten iſt, zur Ueberfahrt 2 Stunden braucht. Mitten in dem See ragt eine kleine Inſel hervor, auf welcher man noch Spuren eines Gartens findet, auch Obſtbäume und ſehr dicke, vielleicht hundertjährige Weinſtöcke antrifft, die jährlich ſehr viele Trauben von einer erſtaunlichen Größe und dem ſüßeſten Geſchmacke tragen, woraus erhellt, daß dieſer Sumpf ſeinen Urſprung in der vernachläſſigten Kultur haben muß. Außerdem ſind aber noch mehre kleinere Sümpfe und Moräſte längs der Drave verbrei-

tet, welche mit Riedgras und Schilf bewachſen ſind, die man aber mit der ſteigenden Bevölkerung gewiß auch austrocknen und urbar machen wird. Denn ſchon jetzt erblickt man mehre Gegenden in der veröczer Geſpannſchaft, wie z. B. um Eszek, Cſepin, Tenye, Verovicz, die noch vor 20 Jahren nichts als unzugängliche Moräſte waren, u. die gegenwärtig mit reifenden Aehren bedeckt ſind oder dem Vieh zur Weide dienen. Von mineraliſchen Quellen haben nur 2 bis jetzt eine Celebrität erhalten, nämlich die Bäder zu Daruvar und Lipik. Uebrigens verdient auch noch das Bad zu Bellika bemerkt zu werden. So unbeträchtlich die Produkte aus dem Mineralreiche ſind, ſo wichtig ſind ſie dagegen aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Was das erſtere betrifft, ſo wachſen in S. alle Arten des Getreides: Weizen, Kukurutz, Roggen, Spelt, Haſer, Hirſe, Gerſte, Erbſen, Bohnen u. ſ. w. Auch die Handelskräuter kommen in S. gut fort, wo man Flachs, Hanf, Tabak, Krapp ꝛc baut. An Süßholz hat das Land einen großen Ueberfluß, beſonders in Syrmien. Von Zwetſchenbaumen werden in S. ganze Wälder gefunden, und hin und wieder auch Kaſtanien-, Mandel-, Feigen- und andere dergleichen Fruchtbaume angetroffen; in der größten Menge ſind aber die weißen Maulbeerbäume vorhanden. Von den Obſtbäumen verdient in dieſem Lande beſonders eine Art Pflaumen genannt zu werden, die ſo gute Prunellen gibt, als es nur immer die franzöſiſchen ſind. S. iſt mit vielen großen und ſchönen Waldungen bedeckt; nur die ſyrmier Geſpannſchaft hat Mangel an Holz. S. hat einen großen Reichthum an nutzbaren Hausthieren. Man findet viele Pferde, aber die meiſten ſind, ſo wie in Ungarn, von kleinem Schlage, aber deſto kleiner iſt jetzt noch die Anzahl der Schafe. Gegenwärtig zählt S. zwei Städte, die königl. Freiſtädte Eszek (zugleich Hauptſtadt und Feſtung) und Poſega, 34 Marktflecken, 580 Dörfer und 22 Prädien, mit 350,000 Einwohnern (ohne die Bewohner der ſlavon. Militärgrenze). In Hinſicht auf ihre urſprüngliche Abkunft ſind dieſe: 1) eigentliche Slavonier oder Slavinen, welche ſich hier im 7. Jahrhundert niederließen, aber zur Zeit der Turkenkriege und der türkiſchen Herrſchaft größtentheils ausgerottet worden ſind; 2) Illyrier, die unter Leopold I. ſeit 1690 aus Serbien und Albanien eingewandert ſind; 3) deutſche Koloniſten, welche unter Maria Thereſia und Joseph II. ins Land kamen; 4) Ungarn, die aber vor dem Einfalle der Türken viel zahlreicher waren und jetzt nur noch in der Gegend von Eszek gefunden werden; 5) Zigeuner od. ſogenannte Neubauern. — Die ſlavoniſche National-Induſtrie beſchränkt ſich faſt noch einzig auf die Gewinnung der erſten und unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe. Denn die fabricierende Menſchenklaſſe, welche ſich mit der Veredlung oder kunſtmäßigen Verarbeitung der rohen Naturprodukte beſchäftigt, kann bei einer ſo ſchwachen Bevölkerung, als S. hat, unmöglich von Bedeutenheit ſeyn. S. gehört zu den erſten Getreideländern der öſterreich. Monarchie; im Allgemeinen ſteht jedoch der Ackerbau in S. mit der Viehzucht in gar keinem richtigen Verhältniſſe; der Viehſtand iſt zu gering, und daher Mangel an Dünger. Aber freilich kann hier, bei der jetzigen Beſchaffenheit der Landwirthſchaft, auch keine größere Viehzucht beſtehen, weil man keinen Futterbau und zu wenig Wieſen hat. In S. iſt der Obſtbau noch ſehr unbeträchtlich; nur mit Pflanzung und Wartung der Zwetſchgenbäume beſchaftigt ſich der Slavonier emſiger und ſorgfältiger, weil aus deren Frucht ein Branntwein deſtillirt wird, der unter dem Namen Racky oder Slibowitza berühmt und das tägliche und angenehmſte Getränk der Illyrier iſt; daher die Zwetſchgenbäume viel haufiger, als ſelbſt die Weinreben gepflanzt werden, beſonders aber im poſeganer Komitat und in Syrmien. Letzteres allein beſitzt bei 7000 Joch größtentheils mit Zwetſchgenbäumen bepflanzte Gärten. Ein lettiger, der Morgen- oder Mittagsſonne ausgeſetzter Boden wird für den zuträglichſten gehalten. In den neu angelegten Obſtgärten, wo die Bäumchen reihenweiſe geſetzt ſind, wird in den erſten Jahren, ehe die Wurzeln ſich ausbreiten können, Mais geſäet, damit, weil der Boden zwiſchen den Pflanzen öfters umgegraben werden muß, die Stämme deſto beſſer zunehmen. Eben ſo ſchlecht ſteht es in S. mit dem Bau von Garten- und Kuchengewächſen; nur Zwiebeln, Knoblauch und weißen Kohlkopf baut der Slavonier, und zwar in Menge, weil ſie zu ſeiner täglichen Nahrung gehören. Der Landmann richtet ſein Augenmerk nur auf den Ackerbau und die Viehzucht; auch würde es ihm an Abſatz der Produkte des Gartenbaues fehlen, weil S. nur ein Paar Städte hat, und ſelbſt dieſe nur ſo viele Gemüſe bauen, als ſie zur eigenen Konſumtion brauchen. Der Weinbau iſt ſehr anſehnlich in S.; am meiſten wird er in Syrmien betrieben. Alle ſlavoniſchen Weine, ſowohl die rothen, als die weißen, ſind ſehr hitzig, ſie halten ſich aber nicht lange. Der ſyrmiſche Wein iſt am beſten, wenn er 3—4 Jahre alt iſt, nach 6 Jahren verliert er ſeinen angenehmen Traubengeſchmack, wird herbe und bekommt gar zu viele Stärke. Obgleich die Bienenzucht eine der Trägheit der Slavonier ſehr angemeſſene Beſchäftigung iſt, da ſie wenig Arbeit fordert und dieſelbe doch reichlich vergilt, beſonders in einem ſo kräuterreichen Lande, als zum Theile S. iſt, ſo iſt ſie doch lange nicht ſo anſehnlich, als ſie es wohl ſeyn könnte. — Die Seidenkultur hat zwar ſeit 1761, wo ſie in S. eingeführt worden iſt, ſehr glückliche Fortſchritte gemacht und ſich anſehnlich ausgebreitet; aber ſie iſt doch noch immer nicht ſo beträchtlich, als ſie es wohl vermöge des angemeſſenen Klima's u. des gewiſſen Abſatzes ſeyn könnte. Der Seidenbau iſt hier hauptſächlich durch Prämien und andere aufmunternde Anſtalten emporgebracht worden. Der auswärtige Handel in S. beſteht theils in den Produkten-, theils in dem Zwiſchen- oder Tranſitohandel, während ſich der Manufakturhandel dieſes Landes nur auf die Einfuhr öſterreichiſcher Fabrikate beſchränkt. Der Produktenhandel S.s, welcher mit ganz rohen od. einigermaßen vorgearbeiteten Produk-

Digitized by Google

ten getrieben wird, iſt bis jetzt der bedeutendſte. Die Hauptgegenſtände dieſes Verkehrs ſind gegenwärtig Vieh, rohe Häute, Honig und Wachs. Den größten Handel treibt dieſes Land mit Schlachtvieh, welches in größter Menge und ohne Unterlaß durch Ungarn nach Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen, Mähren und Böhmen, und durch Kroatien theils in das Küſtenland, theils nach Krain und Venedig geht. Aber nur Schweine und Ochſen ſind die Gegenſtände dieſes Viehhandels, da die ſlavoniſchen Pferde in Hinſicht auf ihre Qualität zu keinem auswärtigen Handel geeignet ſind, und die Schafzucht, im Ganzen genommen, noch unbedeutend iſt. Die Ausfuhr des Getreides beſteht in Weizen und Roggen. Den größten Theil ſeiner rohen Häute, ſo wie auch die Felle von Füchſen, Wölfen, Bären, Mardern, Luchſen, Dachſen ꝛc. führt S. nach Oeſterreich und Ungarn, womit den größten Handel beſonders Eszek u. Neuſatz treiben. Wachs, Honig, Kaviar, Hauſenblaſen, Schildkröten, Knoppern, Krapp und Süßholz gehen nach Oeſterreich; eingeſalzene Hauſen, Kaviar, rohe Ziegenhäute, Wachs u. Knoppern auch nach Agram, Karlſtadt, Fiume u. Trient. Eigenen Manufakturhandel hat S. keinen, da es keine Fabriken und Manufakturen beſitzt. Was den Durchfuhrhandel von S. betrifft, ſo muß derſelbe um ſo größer ſeyn, als dieſe Provinz mittelſt ihrer Hauptſtröme, der Donau, Save und Drave, faſt mit der ganzen öſterreich. Monarchie in Verbindung ſteht, auf welchem Wege Steiermark, Nieder-Oeſterreich, Mähren und Böhmen ihre Fabrik- und Manufaktur-Waaren nach der Türkei und ins ſchwarze Meer, Ungarn aber und das Banat ihr Getreide und ihren Tabak in das ungariſche Küſtenland ſenden; während die deutſch-erbländiſchen Provinzen und ſelbſt Sachſen einen großen Theil türkiſcher Produkte über Semlin an ſich ziehen. Aber freilich kann dieſer Handel für S. von keiner großen Bedeutung ſeyn, da er nur in einer kurzen Strecke durch dieſes Land geht und überdies ſich bloß auf wenige Speditions-Geſchäfte beſchränkt; denn von den öſterreichiſchen Manufaktur- und Fabrikwaaren hält der türkiſche Unterthan größtentheils ſelbſt Lager in Wien, während der Handel mit türkiſchen Produkten meiſt für Rechnung fremder Kaufleute getrieben wird. Die türkiſchen Waaren und Produkte kommen über Semlin, Brood, Mitrowitz und Alt-Gradiska nach S., weshalb auf den erſten beiden Orten Kontumazämter und auf den zwei letztern Raſtellämter beſtehen. Auf den ſogenannten Skellen an der Save wird zwiſchen den Grenzern und türkiſchen Unterthanen größtentheils nur ein Tauſchhandel getrieben. — Rechnungsverhältniſſe: Rechnungsart, Münzen, Zahlwerth und Kursverhältniſſe, ſ. Peſth, Militärgrenze und Wien. Maße und Gewichte ſind im Allgemeinen die wiener. Rückſichtlich der Abweichungen iſt Folgendes zu bemerken. Feldmaß. Wegen des Feldmaßes in Syrmien und im poſeganer Komitat, ſiehe den Artikel Peſth. — Getreidemaß, die Kila = 218,757 Liter = 11,028 pariſer Kubik Zoll = 3,5568 wiener Metzen = 3,4287 (oder faſt ganz genau $3^{3}/_{7}$) jetzige preßburger Metzen (zu 75 preßb. Halben). Man rechnet ſie in der Praxis = $3^{1}/_{2}$ preßburger Metzen. Die Getreide-Okka, ſ. Militärgrenze. — Das katholiſche Schulweſen iſt in S. auf eben die Art und Weiſe eingerichtet, wie in Ungarn. Für den allgemeinen Volksunterricht beſtehen in S. ſo wie in Ungarn, die ſogenannten Nationalſchulen. Zur Vorbereitung auf höhere Studien beſtehen in S. Gymnaſien. — In Drakovar iſt der Sitz des katholiſchen Landesbiſchofs, welcher ein Lyceum und ein Hauptſchule unterhält. — Dieſes kleine Königreich, welches von Ungarn durch die herrlichen Ströme Drave und Donau, von Bosnien und Serbien aber durch die Save geſchieden iſt, iſt in vielfacher Beziehung ein ſehr intereſſantes Land, das aber im Auslande noch wenig gekannt, und deſſen reichhaltiger Stoff noch ſehr wenig ausgebeutet worden iſt. S. iſt das einzige Land, in dem ſich der Name des ſlaviſchen Sprachſtammes erhalten hat. Die Bewohner dieſes Ländchens nennen ihr romantiſches Vaterland Slavonska, ſich ſelbſt Slavonatz, und ſprechen die ſogenannte illyriſche Sprache, welche auch in Serbien, Bosnien, in der Herzegowina, in Dalmatien, in dem öſtlichen u. ſüdlichen Theile von Kroatien und in vielen Komitaten Ungarns mit ſehr geringen dialektiſchen Unterſchieden geſprochen wird. Die illyriſche Sprachlehre von Berlich, Ofen 1833, handelt insbeſondere von dem ſlavoniſchen Dialekte. Der Name Illyr iſt dem gemeinen Volke gänzlich unbekannt, obwohl es nicht an Benennungen fehlt, womit die Bewohner noch ſpecieller bezeichnet und unterſchieden werden. So wird der poſeganer Slavonier Shiak, der Syrmier aber Shokatz genannt. Die Anhänger der griechiſchen Kirche nennen ſich Serbin u. werden von ihren katholiſchen Landesleuten Wlachen (Wla), von den Ungarn aber Raatzen (lateiniſch Rasciani) genannt. Die ſlaviſchen Serben bedienen ſich des cyrilliſchen Alphabets (Kyrillitza), welches ſie nach den beiden erſten Buchſtaben As und Buki Asbuka heißen; die katholiſchen Slavonier hingegen ſchreiben ihre Bücher mit lateiniſchen Buchſtaben. — S. theilt ſich: a) in das ſlavoniſche Provincial (Provincial-S.), das bis 1848 zu Ungarn gerechnet wurde und ſich in die 3 Geſpannſchaften Verőcz, Poſega und Syrmien theilte, deren Behörden (Ober- u. Untergeſpann) und Stände (Biſchof, Fürſten, Grafen, Edelleute) auf dem ungariſchen Reichstage Sitz und Stimme, indeſſen auch einen eigenen Landtag hatten. Höchſtes Gericht war die Septemviraltafel zu Peſth. Die übrigen Unterthanen waren meiſt leibeigen; b) die ſlavoniſche Militärgrenze (Militär-S.); dieſe iſt ein ſchmaler Landſtrich, 1–5 Meilen breit, 70 Meilen lang, zieht ſich an der Save hin, gehört zur öſterreich. Militärgrenze und hat 139,15 □ M., 3 Städte, 4 Marktflecken, 312 Dörfer u. 250,000 Einw. Es iſt meiſt flaches, zum Theil moraſtiges Land, das durch viele kleine Flüſſe bewäſſert wird und meiſt ſehr fruchtbar iſt. Produkte ſind: Getreide, Flachs, Honig, Seide, Holz ꝛc.

Digitized by Google

Induſtrie iſt hier wenig zu finden, doch blüht der Handel, vorzüglich mit den Türken, beſonders zu Semlin u. Karlowitz. Eintheilung: in 3 Bezirke, den gradiskaner, broder u. peterwardeiner Regiments-Bezirk, wozu noch der Czaikiſten-Bataillons-Diſtrikt kommt.

Geſchichtliches. Die erſten bekannten Bewohner S.s waren die Scordisci, ſpäter wohnten die Pannonier darin, die von Auguſtus unterjocht wurden, worauf das Land zu Pannonia inferior geſchlagen wurde, aber auch den eigenen Namen Pannonia savia führte. Ein Theil des Landes hieß Syrmien. Kaiſer Probus, der ein geborner Syrmier war, that viel für die Kultur ſeines Vaterlands, ließ auch 270 die erſten Weinberge dort anpflanzen. Bei der Völkerwanderung wurden mehre Theile S.s von dem byzantiniſchen Reiche getrennt, doch blieb Syrmium ſtets dabei, ſelbſt als die Avaren das ganze Land unterjocht hatten. Als 796 die Avaren von Pipin überwältigt wurden, ward der an der Sau und Donau gelegene Theil des Landes, Pannonia savia, völlig wüſte und Karl der Große erlaubte einem ſlaviſchen in Dalmatien angeſiedelten Volksſtamme, ſich darin anzuſiedeln. Dieſen folgten ſchnell mehre und bald machten die Slavonier zahlreiches Volk aus, welches zu Kaiſers Ludwig des Frommen Zeit einen eigenen, doch den Franken lehnbaren Fürſten, Liudewit, hatte. Damals gehörte auch Kroatien dazu, mit welchem es lange vereinigt, doch einige Zeit auch wieder davon getrennt war. Im J. 827 fielen die Bulgaren in S. ein, wurden aber von den Franken zurückgeſchlagen. Die Slavonier hatten zwar ſeit ihrer Anſiedelung das Chriſtenthum angenommen, da es aber aus Mangel an Unterricht in tiefen Verfall gerieth, ſo kamen die Slavenapoſtel Cyrillus und Methodius 864 auch zu den weſtlichſten ſlav. Völkern, und Methodius wurde Biſchof in Syrmium. Als im 10. Jahrh. die Magyaren ſich ganz Pannonien unterwarfen, überwältigten ſie auch S.; doch Syrmien blieb noch immer unter byzant. Herrſchaft, machte ſich aber allmählig unabhängig u. hatte eigene Fürſten. Zwar kam es 1019 wieder auf kurze Zeit unter byzantiniſche Hoheit, dann aber blieb es viele Jahre hindurch ein Gegenſtand des Streites zwiſchen den Byzantinern und den Ungarn. Im J. 1127 wurde S. der Schauplatz eines blutigen Kriegs und von den Ungarn erobert, 1152 aber wieder von den Byzantinern beſetzt, 1165 jedoch für immer an Ungarn abgetreten. Es kam nun zwar nebſt Dalmatien u. Kroatien verſchiedene Male als Fürſtenthum an die Brüder u. Söhne der ungariſchen Könige, doch ſtets unter ungariſche Hoheit. Im J. 1471 fielen die Türken zum erſten Mal in S. ein, und wiederholten nun öfter ihre Einbrüche. Im J. 1490 wurde ganz S. mit Ausnahme von Syrmien an Johann Corvinus abgetreten; damit er aber nicht auf völlige Landesherrſchaft Anſpruch mache, nahm König Ladislaus II. von Ungarn den Titel eines Königs von S. an. Im J. 1524 wurde das ganze Land von den Türken erobert, früher dazu gehörige Theile davon getrennt, ſo daß von nun an S. nur die Komitate Verőcze, Velpo, Poſega und Syrmien begriff, welche in dem Frieden 1562 an die Türken abgetreten wurden, die S. nun zu einem beſondern Paſchalik erhoben. Unter Kaiſer Leopold I. wurde S. zurückerobert und nachdem es lange der Schauplatz des Krieges geweſen war, im Frieden zu Karlowitz 1699 an Oeſterreich abgetreten. Während des türkiſchen Beſitzes war das Land faſt völlig verödet, weshalb bereits 1690 eine Menge Illyrier darin angeſiedelt wurden. Im J. 1729 begehrten die kroatiſchen Stände die Vereinigung S.s mit Kroatien, jedoch ohne Erfolg. Die Verwaltung des Landes wurde zum Theil militäriſch eingerichtet, ſo daß die Einwohner ſteuerfrei blieben, dagegen zur Vertheidigung der Grenzen ſich ſelbſt bewaffnen und ſtets gerüſtet ſeyn mußten, zu welchem Zweck die Provinz in Militärkreiſe getheilt wurde. Da aber das Volk durch dieſe Einrichtungen zu Räubereien gewöhnt wurde und völlig verwilderte, ſo wurde 1745 das Land in drei Komitate eingetheilt u. die militäriſche Verfaſſung abgeſchafft, in neueren Zeiten indeß unter milderen Formen, zum Theil nur längs der türkiſchen Grenze, wieder hergeſtellt.

Slavoniſche Mönche, nach der Regel St. Baſils 1390 im Kloſter zum heiligen Kreuz zu Krakau vom König Ladislaus IV. eingeführt, trugen die ſcharlachrothe Tracht der alten moskowitiſchen Mönche und hielten ihren Gottesdienſt in ſlavoniſcher Sprache. Ueber einige Klöſter Polens verbreitet, wurden ſie durch die Schweden vertrieben und verſchwanden dann.

Slavoniſche Sprache, ſ. Slaviſche Sprachen.

Slavuta, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Volhynien, nördlich von Zaslaw, rechts am Govin.

Slawa, Stadt, ſ. v. a. Schlawa.

Slawaken, Volksſtamm, ſ. v. a. Slowaken.

Slawaten (Slawetjen), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim; 270 Einw.; bildet das gleichnam. Fideikommißgut des Fürſten von Collalto.

Slawatyce, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin, öſtlich von Radzyn, links am Bug.

Slawen (Ethnogr.), ſ. v. a. Slaven.

Slawenzitz, Dorf, ſ. v. a. Schlawenſchitz.

Slawetin, öſterr.-böhm. Marktflecken, Kr. Rakonitz; Pfarrei; 550 Einw.; bildet ein mit Perutz vereinigtes Gut des Grafen Thun von Hohenſtein.

Slawetjn, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Chaniowitz; 270 Einw.

Slawetitz, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim; 310 Einw.; bildet ein mit Dalleſchitz verbundenes Gut von 2011 J. 439 □ Kl. Areal.

Slawianka, Fluß, ſ. Newa.

Slawianoſerok, Kreis u. Stadt, ſ. v. a. Slavianoſerbsk.

Slawianowo, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Flatow; Vorwerk; 250 Einw.

Slawiansk (Geogr.), ſ. v. a. Slaviansk.

Slawicka, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Trebitſch; 150 Einw.

Slawienno, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Obornik; 120 Einw.

Slawietin (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Czaslau, Herrſch. Polna; 230 Einw.; — 2) daſ.; Glashütte; 210 Einw.; bildet ein mit Lukawetz verbundenes Gut; — 3) Kr. Königgrätz, Herrſch. Neuſtadt; 460 Einw.; — 4) (Slawetin), Kr. Prachin, Herrſch. Breznitz; 100 Einw.

Slawietitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Krefftiowitz; 120 Einw.

Slawikau (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Klattau; 340 Einw.; bildet mit Berndörfel ein mit Biſtritz verbundenes Gut; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Vorwerk; 430 Einw.

Slawitow (Geogr.), öſterreich. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Czaslau; 210 Einw.; bildet mit Zàlrs ein mit Studenitz vereinigtes Gut; — 2) daſ., Kr. Königgrätz, Herrſch. Nachod; 190 E.; — 3) Mähren, Kr. Olmütz, Gut Laſchkau; 110 Einw.

Slawikowitz (Slavicowice), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brunn, Herrſch. Poſeritz; 520 Einw.

Slawin, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Adelnau; 210 Einw.

Slawiſch, ſ. v. a. Slaviſch.

Slawiszyn, ruſſ.-poln. Stadt, Gouvern. Warſchau; Leinenweberei; 1160 Einw.

Slawitſch (Slawice), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrſch. Weißkirch; 340 Einw.

Slawitſchin, öſterr.-mähr. Marktflecken, Kr. Hradiſch; Schloß, Pfarrei, Wollmarkte; 450 Einw.; bildet ein Lehngut der Herren von Lederer.

Slawitſchini, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Nowgorod, ſüdweſtlich von Staraja-Ruſſa, zu den Militär-Kolonien gehörig.

Slawitz (Geogr.), 1) öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim; Schloß, Kapelle; 280 Einw.; bildet ein Gut, das mit Leſſenitz verbunden iſt und 1997 J. 885 / □Kl. Areal hat; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. u. Kr. Oppeln; Vorwerk; 280 Einw.

Slawjk, Joſeph, berühmter Violinſpieler, geb. am 1. März 1806 zu Ginetz im berauner Kreiſe des Königreichs Böhmen, erhielt ſchon im 4. Jahre von ſeinem Vater, dem dortigen Schullehrer, Unterricht auf der Geige, nebenbei auch im Geſange, auf Klavier und Orgel. Seine Fortſchritte waren unglaublich und veranlaßten den Grafen Rudolf von Wrbna, den Knaben in ſeinem 8. Jahre auf eigene Koſten in das prager Konſervatorium zu thun, wo er zur Probe eine der ſchwerſten Etuden Kreutzers prima vista auf eine äußerſt befriedigende Weiſe ſpielte und in Folge deſſen als Zögling des zweiten Jahrgangs eintreten durfte. Unter Profeſſor Pixis' Leitung bildete er ſich zu einem vorzüglichen Violiniſten aus, komponirte auch Variationen, ein Quartett und ein Konzert, welche Arbeiten ſein Meiſter jedoch „tolles Zeug" nannte, das Niemand ſpielen könne. Nach ſeiner Entlaſſung wurden S. mehre ehrenvolle Anträge zu Theil, die er indeſſen ausſchlug, um der Kunſt ungeſtört leben zu können. Die Koſten zu einer Reiſe nach Wien verſchaffte ihm ein ſehr ergiebiges Abſchieds-Koncert, in welchem er zeigte, daß jenes „tolle Zeug" doch ausführbar ſey. In Wien erregte er große Senſation, ſelbſt Mayſeder erſtaunte u. nannte den kühnen Jüngling einen zweiten Lipinsky, beeilte ſich auch, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen. Im J. 1828 hörte S. zum erſten Male den König aller Violiniſten, Paganini, und erkannte in ihm das Ideal ſeiner Wünſche, das zu erreichen von nun an ſein einziges Streben war. Paganini, der doch eben nicht ſehr zugänglich war, gewann den Jüngling herzlich lieb, durchſchaute mit prüfendem Kennerauge, was noch im Verborgenen keimte und reifte, enträthſelte ihm ſelbſt manches Geheimniß, machte ihn mit manchen Vortheilen bekannt und geſtattete, was ſonſt Keinem, daß er ihn zu allen Zeiten beſuchen, ja ſogar ſeinen, freilich nicht allzu häufigen Privatübungen beiwohnen durfte. Nach Paganini's Abreiſe ging S. nach Paris, um auch hier noch zu lernen, namentlich von dem großen Baillot. Er fand überall die freundlichſte Aufnahme. Noch während ſeines Aufenthalts zu Paris erhielt er das Dekret als wirkliches Mitglied der k. k. Hofkapelle zu Wien; kehrte darauf ungeſäumt zurück, um nun bei geſicherter Exiſtenz einzig dem Studium ſeines Inſtruments zu leben. Bei ſeinem erſten Auftreten fand man in ihm einen ganz Anderen, einen in Wirklichkeit verjüngten Paganini, denn Alles, was dieſer geleiſtet, leiſtete auch er, ja vielleicht noch Schwierigeres, nur nicht in jener eminenten Vollkommenheit. Leider war ſeine Wirkſamkeit nur noch von kurzer Dauer; am 28. April 1833 gab er ſein letztes Koncert und reiſte darauf, obſchon er ſeit 8 Tagen von der Grippe befallen und noch nicht ganz wiederhergeſtellt war, nach Peſth, um ein gegebenes Verſprechen, dort in einigen Produktionen auftreten zu wollen, zu halten. Kaum in Peſth angelangt, warf ihn ein heftiges Nervenfieber auf das Lager und ſchon am 30. Mai † er. Peſths kunſtſinnige Bewohner ehrten das Andenken des Meiſters durch ein feierliches Leichenbegängniß und durch ein Monument. Seine Kompoſitionen beſtehen in 3 Koncerten, 4 Partien Variationen, 1 Quartett, Potpourri, Rondo und Impromptu.

Slawkow (Geogr.), 1) öſterr.-mähr. Dörfer: a) Kr. Hradiſch, Herrſch. Ungariſch-Oſtra; 550 Einw.; — b) Kr. Prerau, Herrſch. Biſtritz; 300 Einw.; — 2) ruſſ.-poln. Stadt, Gouvern. Krakau, nordweſtlich von Olkusz; Bleiminen; 1650 Einw., darunter viele Juden.

Slawkowitz (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Prachin; 250 Einw.; bildet ein mit Cimelitz verbundenes Gut; — 2) (Slawkowice), Mähren, Kr. Iglau, Herrſch. Sanz; 400 Einw. Hier ackerte 1769 Kaiſer Joſeph bei einer Durchreiſe; zum Andenken iſt ein 40 Fuß hoher Obelisk hier geſetzt.

Slawkowo, preuß. Dorf und Hauptgut, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Thorn; 180 Einw.

Slawnitſch (Slawic), öſterreich.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Heraletz; 290 E.

Slawno (Geogr.), preuß. Dörfer u. Hauptgüter, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg: a) Kr. Czarnikau; Vorwerk; 340 Einw.; — b) Kr. Gnrſen; Vorwerk; 170 Einw.

Slawonien (Geogr.), ſ. v. a. Slavonien.

Slawoniow (Slawonow), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Königgrätz, Herrſch. Opotſchna; 280 Einw.

Slawonitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Gut Stabletz; 290 Einw.

Slawoſchow (Slawoſſow), öſterreich.-böhm. Kirchdorf, Kr. Czaslau, Gut Woſtrow; 320 Einw.

Slawoſchowitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Kopidlno; 400 Einw.

Slawoſtitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Kopidlno; 400 Einw.

Slawoszow, Stadt, ſ. v. a. Beraun.

Slawotinzen (Slabtinze), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Schachenthurn; 120 Einw.

Slawsk (Geogr.), 1) preuß. Dörfer, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Jnowraclaw: a) (Groß-S.); kathol. Pfarrei; 260 Einw.; — b) (Klein-S.); 200 Einw.; — 2) preuß. Kolonien, daſ.: a) (Groß-S.); 200 Einw.; — b) (Klein-S.); 160 Einw.

Slawtſch (Slawce), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Krumau; 140 Einw.

Slayne (Geogr.), ſ. v. a. Slaney.

Sld., Abkürzung für Saldo, Guthaben.

S. l. e. a., Abkürzung bei Angabe von Büchertiteln für Sine loco et anno, ohne Druckort und Jahrzahl.

Sleaford (New-S.), brit. Stadt, England, Grafſch. Lincoln, am Beginn des gleichn. Kanals, der, gegen Nordoſten gerichtet, in den Old-Witham mündet, 4 St. lang; ſchöne gothiſche Kirche; Handel; 2500 Einw.

Sleat (Geogr.), 1) brit. Vorgebirg, Schottland, Hebriden, Jnſel Skye, an der Südoſtküſte; — 2) Kirchdorf daſ.; 2630 Einw.

Slebeſſy, oſtind. Jnſel, im Sunda-Archipel.

Sleeas, Edelſteinſchneider, durch eine Gemme bekannt, die den Namen ΣΛΕΚΑΣ trägt.

Sleda, ſeit 587 König von Eſſex.

Sledje (Ayak), amerikan. wüſte Jnſel, in der Behrings-Straße, an der Weſtküſte des ruſſ. Nordamerika.

Slee, eine Maſchine, womit man in Holland die Schiffe ans Ufer zieht. Sie beſteht aus einer ſtarken Planke, welche an den Seiten und hinten etwas erhaben iſt, unten tüchtig mit Fett beſtrichen, unter das Schiffskiel gebracht und mit Klammern an das Schiff befeſtigt wird. Mittelſt Flaſchenzügen kann das Schiff leicht auf das Land gezogen werden.

Slego, Grafſchaft, ſ. v. a. Sligo.

Sleguff, brit. Ort, Jrland, Prov. Leinſter, Grafſch. Carlow, ſüdlich von Carlow.

Slebobog (wend. Mythol.), ſ. v. a. Zlebog.

Sleibor (Slegbor), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Jglau, Herrſch. Teltſch, an der Taja; 120 Einw.

Sleidanus, Johannes, eigentlich Philipſon, einer der ausgezeichnetſten Publiciſten ſeiner Zeit, wurde 1506 zu Sleida bei Köln geboren, ſtudirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orleans die Rechte, trat dann in Dienſte Königs Franz I. von Frankreich und wohnte als deſſen Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Nachdem er ſich darauf nach Straßburg begeben, ernannten ihn die proteſtantiſchen Fürſten zu ihrem Geſchichtſchreiber, und der Rath zu Straßburg, der ihn auch zu wichtigen Geſandtſchaften gebrauchte, 1542 zum Profeſſor der Rechte. Jm J. 1545 ſendeten ihn die proteſtantiſchen Fürſten an den König von England und darauf zur Kirchenverſammlung nach Trient, wo er großes Anſehen genoß. Er † zu Straßburg den 31. Okt. 1556. Sein berühmtes Werk, welches ſelbſt der Papſt Pius IV. wegen ſeiner Unparteilichkeit günſtig beurtheilte, iſt: De statu religionis et reipublicae Carolo V. caesare commentarii, Straßb. 1555, Fol., beſte Ausgabe von Am Ende, Frankf. 1785–86, 3 Bde., franz. von Courayer, Haag 1767, 3 Bde., 4., deutſch von Stroth und Semler, Halle 1771, 3 Bde.; ein Auszug daraus iſt Hoche's „Sleidani historia reformationis", Lpz. 1846. Vgl. Paur, Des S. Kommentare über die Regierungszeit Karls V., hiſtoriſch-kritiſch betrachtet, Leipz. 1843. Schrieb ferner: De quatuor summis imperiis, Straßb. 1556, u. ö., fortgeſetzt von Schurzfleiſch; — Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus, daſ. 1548. Seine „Opuscula" gab Putſchius heraus, Hannov. 1608.

Sleinik, Marktflecken, ſ. v. a. Schleining.

Sleipnir (nord. Mythol.), Odins berühmtes achtfüßiges, ſilbergraues Roß, geboren von Loke, der als Sleipnis frändi von dem Hengſt Svadilfari beſprungen worden war.

Slembowo (poln. Slebowo), preuß. Hauptgut u. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; 100 Einw.

Slemen, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Fall; 1150 Einw.

Slemene (Alt-S., Stari Slemene), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Seitz; 230 Einw.

Slemenow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Gut Tſchiſta; 220 Einw.

Slempholz (Schiffb.), das in den Kiel gelaſchte Stück Holz, welches die Vorſteven trägt.

Slempklötze, ſ. v. a. Gegenkiel.

Slempknie, das im Jnnern des Schiffes den Vorſteven mit dem Kehlſchrein verbindende Knie.

Slenaken, niederländ. Dorf, Prov. Limburg, unweit Maſtricht; 620 Einw.

Slendal, norweg. Kirchſpiel, Budskeruds-Amt.

Sleprrs-Jnſel, nordamerikan. Jnſelkette, Hudſonsbai, weſtlich von den Portlands-Jnſeln, im öſtlichen Theile der Hudſonsbai.

Slepez (Säugeth.), ſ. v. a. Blindmoll, Spalax Typhlus *Pall.*

Slepuſchkin, Feodor, ſ. v. a. Släpuſchkin.

Digitized by Google

Sleſin, preuß. Hauptgut und Pfarrdorf, Prov. Poſen, R.-B. und Kr. Bromberg; 420 Einw.

Sleswig (Geogr.), ſ. v. a. Schleswig.

Sleszin, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Warſchau, nordöſtlich von Konin; 880 Einw.

Slet, dän. Harde, Amt Aalburg, 4 □M. mit 5000 Einw., in 1 Flecken (Løgſtør), 13 Kirchſpielen und 5 Gütern.

Slevogtia (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengattung, ſ. v. a. Hippion *Spr.*

Sley, Meerbuſen, ſ. v. a. Schlei.

Sleydinge, belg. Dorf, Prov. Oſt-Flandern, Bez. Gent; 5400 Einw.

Sliace (Geogr.), ſ. v. a. Szlecs.

Sliata, ſ. v. a. Ruſſiſches Glas, ſ. Glimmer.

Slibeck, preuß. Herrſchaft, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Kempen; 130 Einw.

Slibowitz (Slewowitz), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Chlumetz; 140 Einw.

Slibowitza (Raky), ungariſcher oder ſlawiſcher Name eines aus Pflaumen- oder Zwetſchenkernen bereiteten Branntweins, der, wenn er alt wird und nur zur Hälfte mit dem ausgegohrenen Safte der Weichſelkirſchen verſetzt iſt, äußerſt angenehm ſchmeckt; vgl. Prunus domestica *L.*

Slichow (Zlichow), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Rakonitz, Herrſch. Tachometitz; 140 Einw.

Slidery Ford, Fluß, ſ. Down.

Slidre, norweg. Kirchſpiel, Chriſtians-Amt, öſtlich an einem Binnen-See, aus dem ſüdöſtlich der Reina-Elf abfließt, und der nordweſtlich mit dem See Mjøs-Vand zuſammenhängt; 3200 Einw.

Slidrugtanni (nord. Myth.), der Schleuderzähnige, Beiname des goldenen Ebers Gullinburſti (ſ. d.).

Slidur (nord. Myth.), einer der Eliwagerflüſſe.

Slie (Geogr.), ſ. v. a. Schlei.

Slieby-Baughta, brit. Berg, Irland, Grafſch. Galway, im ſüdöſtlichen Theile des Landes.

Sliedrecht, niederländ. Dorf, Prov. Süd-Holland, öſtlich von Dorbrecht, rechts an der Merwede; 2550 Einw.

Slieve-Bdubb, Berge, ſ. Kings.

Slieve-Bloom (Sliebh-Bloom), brit. Gebirgskette, Irland, Prov. Leinſter, zwiſchen den Grafſchaften King und Queen, über die nur das enge und ſchwer zugängliche Defilé Gapof-Glandine führt.

Slieve-Croab, brit. Gebirg, Irland, Prov. Ulſter, Grafſch. Down, im mittlern Theile derſelben.

Slieve-Dham, Berg, ſ. Sligo.

Slieve Donard (Sliebh-Donard), brit. Gebirgskette, Irland, Prov. Ulſter, Grafſch. Down, im Süden derſelben.

Slirvengalen, brit. Gebirgskette, Irland, Prov. Ulſter, Tyrone, im mittlern Theile der Grafſchaft, an der Grenze von Fermanagh; die ſüdweſtl. Fortſetzung derſelben heißt Slieve-Haugh.

Sligo (Geogr.). 1) brit. Grafſchaft, Irland, Prov. Connaught; grenzt nördlich an den atlantiſchen Ocean, öſtlich an die Grafſchaft Leitrim, ſüdöſtlich an die Grafſchaft Roscommon, ſüdlich und weſtlich an die Grafſchaft Mayo; umfaßt $27\frac{1}{4}$ □M. mit 172,800 Einw. in 1 Stadt und 39 Kirchſpielen. Das Land iſt von Weſten gegen Oſten von einer Gebirgskette durchſchnitten; Gebirgsfolgen: Benbullen, Kiſhkorran, Slieve-Dham ꝛc.; im weſtlichen Theile zieht ſich eine niedere Hügelkette im Bogen bis zur Küſte. Die bedeutendſten Flüſſe ſind der Garwoag, Owen-Beg, Esky und Moy, die ins Meer fließen. Seen ſind der Lough-Gilly im Oſten, Lough-Arrow im Südoſten, der Gara im Süden und der Lough-Esk im Weſten. Im Süd-Weſten gibt es Sümpfe. Der Boden iſt im Allgemeinen leicht, ſandig und grandig und nur an einigen Stellen ſehr fruchtbar. Der Ackerbau ſchafft nur Gerſte, Hafer, Kartoffeln. Rindviehzucht und Leinenweberei ſind Hauptnahrungszweige. Die Flüſſe enthalten viele Lachſe. — 2) Hauptſtadt daſ., an der Mündung des Garvoag in die gleichn. Bai (an der Nordweſtküſte, mit der Seitenbucht Killata), an einer Rhede; 2 Kapellen für die Katholiken, eine für Methodiſten, Kaſerne für Infanterie; Schloß, ehemalige Abtei, mehre Lehranſtalten; Handel mit Leinwand, Garn, Erzeugniſſen der Viehzucht, Lachsfang, Schifffahrt; 13,400 Einw. In der Nähe mehre alterthümliche Grabhügel, wie das ſogenannte Lugna Glogh oder Giant-Grave (Rieſengrab). Dieſe Grabkreiſe ſind erſt in der neueſten Zeit durch die Unterſuchungen des Hrn. George Petrie und die Arbeiten der iriſchen antiquariſchen Geſellſchaft dem Alterthumsforſcher bekannt geworden. Im Jahre 1840 las Petrie ſeinen erſten Bericht in der königl. Akademie von Irland vor, worauf Dr. Twiß im Sommer 1841 die Grabkreiſe gleichfalls unterſuchte, um ſich zu vergewiſſern, ob zwiſchen ihnen und den Monumenten von Carnac in der Bretagne eine Aehnlichkeit beſtehe. Der Diſtrikt, worin ſich die Grabkreiſe befinden, iſt eine Art breiter Halbinſel zwiſchen der Sligo- und Ballyſadarebai. In einem Umfange von etwa 6 engliſchen Meilen entdeckte Hr. Petrie gegen 60 ſolcher Erdhaufen, und man hat allen Grund, ihre urſprüngliche Zahl zwiſchen ein- und zweihundert zu ſetzen, obgleich nicht alle ſo groß ſeyn mochten, als die noch vorhandenen. Sie ſcheinen in einen Centralcairn, Liſtoghil genannt, gruppirt geweſen zu ſeyn, in deſſen Innern noch jetzt ein Cromlech oder Grab zu ſehen iſt. Der Ausdruck „Cairn“ iſt zum Unterſchiede von „Barrow“ auf ſolche künſtliche Hügel beſchränkt, deren Material aus ungemauerten Steinen und nicht aus Erde allein beſteht. Dieſer Haupt-Cairn, mit einem Durchmeſſer von ungefähr 150 Fuß, beſtand aus zwei koncentriſchen Kreiſen, von einem koniſchen Steinhaufen überragt, deſſen Höhe zwiſchen 40 und 50 Fuß betragen

Digitized by Google

mochte. Das Cromlech oder Grab bilden große Steine, deren größter, der Deckelſtein, 10 □Fuß bei 2 Fuß Dicke hat; er beſteht aber nicht, wie in den andern Denkmalen, aus Granit, ſondern wie die beiden Tragſteine aus Kalkſtein. Die erſten Entdecker des Grabes ſollen menſchliche Gebeine und halb verbrannte Holzſtücke darin gefunden haben. Neben demſelben, gegen Nordoſten, befindet ſich eine breite, cirkelförmige Einfaſſung, genannt Caltragh oder Grabſtätte, weil ſie voll menſchlicher Gebeine und Thierknochen war. Es ſcheint ein heidniſcher Friedhof geweſen zu ſeyn, ob von gleichzeitigem Urſprung mit den andern Grabkreiſen, wäre noch auszumitteln. Südöſtlich vom Liſtoghil liegt Lagtheareel-Hill, auf welchem noch ſeit Menſchengedenken ein merkwürdiger Cairn zerſtört wurde. Weſtlich vom letzteren, faſt ſüdlich vom Liſtoghil, befindet ſich ein Denkmal, genannt Caſhel, das mehr einem Fort, als einem Grab gleicht, womit auch der Name übereinſtimmt. Es beſteht aus großen Steinen, mit Erde untermiſcht, und iſt mit Graben und Bruſtwehr umgeben. Außerdem läßt ſich eine Maſſe von Grabhügeln in allen Richtungen wahrnehmen, trotz den vielen, die in den letzten 50 Jahren zerſtört wurden, und worin ſich immer Gebeine vorfanden. Dieſe ſämmtlichen Hügel haben mehr oder weniger denſelben Typus; ſie beſtehen aus „Menhirs" oder aufrecht geſtellten Steinen, ganz regelmäßig um einen Mittelpunkt geordnet, der gewöhnlich noch jetzt ein Cromlech enthält. Bisweilen iſt eine doppelte Steinreihe völlig koncentriſch, bisweilen gar eine dreifache angebracht. Die Steine ſind kleiner, als an den Grabmalen von Carnac in der Bretagne, und im Allgemeinen auch nicht ſo impoſant. Bei der großen Zahl der Grabkreiſe und ihrer Aehnlichkeit in der Bauart dürfen ſie als das Hauptdenkmal dieſer Art in Irland betrachtet werden. In der Volksſprache heißen ſie bald Leaba-na-Ffian, d. h. die Gräber der Krieger, bald Leaba-na-fiar-mow, d. h. die Gräber der Rieſen, und in geringer Entfernung nördlich vom Liſtoghil befindet ſich eine Quelle, die noch immer den Namen Tobar-na-Ffian oder die Kriegerquelle führt. Dieſe Legendenbenennungen ſcheinen den Bezirk als eine Gräberſtätte von außergewöhnlichem Intereſſe zu bezeichnen, ob als die Scene des Todeskampfs einer Nation oder als Friedhof mehrer Kriegergenerationen, wäre noch auszumitteln. Unter andern bemerkenswerthen Ueberbleibſeln verdient ein Stein- und Erdtumulus, unter dem Namen des Cruchana Curragh oder des kleinen Hügels auf der Haide bekannt, nördlich an der Straße von S. nach Rathearrik gelegen, Erwähnung, und zwei Meilen weiter nach Nordweſten liegt der bedeutende, 1078 Fuß über dem Meere ſich erhebende Hügel Knoknarra, mit dem Cairn der Königin Meva auf ſeiner Höhe, deſſen in den Annalen der vier Meiſter Erwähnung geſchieht. Der Urſprung und Zweck dieſer ſämmtlichen Male liegt klar vor Augen: es waren Gräber, und zwar aus einer ſehr frühen Periode, denn ſie gehören der ſogenannten celtiſchen Ordnung an, deren Plan und Ausführung halb barbariſch iſt, ohne geſchriebene Charaktere zur Nachweiſung ihrer Geſchichte zu enthalten.

Sliman, auſtral. Fluß, Neuholland, Weſt-Auſtralia, Plantagenet, fließt von Oſten nach Weſten in eine tiefe Einbucht.

Slingelandt, Pieter van, niederländiſcher Maler, geb. zu Leyden 1640, Schüler von G. Dow, mit welchem er in unſäglicher Geduld in Ausarbeitung ſeiner Werke wetteiferte, ſo daß man z. B. in geſtrickten Schlafmützen, die er gemalt, die Maſchen zählen kann. Ein Beiſpiel ſeines unendlichen Fleißes liefert das meermannſche Familienbild im Muſeum des Louvre, an welchem er drei Jahre arbeitete. Die Familie erſcheint in einem reich dekorirten Zimmer, wo der Mohr einen Brief überreicht. Im Louvre iſt von ihm auch ein Porträt, durch Wärme des Tons und durch delikate Behandlung ausgezeichnet, und ein Stillleben, aus Silberzeug und anderm Hausgeräth beſtehend, in Beziehung auf Präciſion des Machwerkes und Wahrheit der Färbung außerordentlich. In der Bridgewatergallerie zu London ſah Waagen ein Bild, worin S. in unſäglicher Ausführung ſogar den G. Dow übertrifft, durch das Schwere und Undurchſichtige der Farben und durch den kalten Geſammtton ihm aber nachſteht. Es ſtellt eine Köchin vor, der ein Mann Rebhühner vorſtellt. In der Gallerie zu Dresden iſt ebenfalls eines der Hauptwerke des Meiſters, nämlich die junge Spitzenklöpplerin, welcher die Alte durch das Fenſter einen Hahn zum Verkauf anbietet, was das Stubenmädchen übelnimmt. Ein zweites Bild der dresdner Gallerie ſtellt eine junge Frau vor dem Kamine mit dem Hündchen im Arme vor, das ein junger Herr neckt. In der Pinakothek zu München ſind Gemälde von dieſem Meiſter, die alle Verdienſte vereinigen, welche ihm zukommen. Das eine zeigt eine Schneiderwerkſtätte, in welcher der Meiſter mit ſeinen Geſellen und Lehrjungen beſchäftigt iſt. Das andere Gemälde läßt in eine Stube blicken, wo eine Frau mit Nähen beſchäftigt iſt, während das in der Wiege erwachte Kind nach der Mutter blickt. In der Gallerie des Muſeums zu Berlin iſt das Bild einer Köchin, welche zinnernes Geräth ſcheuert. Die Werke S.s ſind nicht häufig, da der Künſtler zu viel Zeit auf die Ausführung verwendete. Das berühmte Bild der Spitzenklöpplerin iſt in Hanfſtängels „Dresdner Gallerieweek" lithographirt, ſo wie das Bild der Muſiklektion. Die Spitzenklöpplerin iſt auch durch einen Stich von Baſan bekannt (L'ouvriere en dentelles), Fol. S. † 1691.

Slingeneyer, Ernſt, Maler von Antwerpen, eines der bedeutendſten Talente der neuen belgiſchen Schule, begann ſeine Studien auf der Akademie der genannten Stadt, und ſchon ſeine früheſten Arbeiten trugen das Gepräge ungewöhnlicher Meiſterſchaft. Es ſind dies landſchaftliche Anſichten und Seeſtücke, öfters mit mächtigen Schiffsformen, ſo wie auch bei keinem ſeiner Bilder eine bedeutſame Staffage von Figuren fehlt. Von den Bildern, welche zuerſt in weiterem Kreiſe ſeinen Ruhm gründetrn, nennen wir vornehmlich das Bild des holländiſchen

Admirals Claſſens, wie er, auf dem Punkte, den Feinden in die Hände zu fallen, mit brennender Pechfackel in die Pulverkammer eilt, um ſich mit dem Schiffe in die Luft zu ſprengen. Dieſes mit Wärme und Wahrheit ausgeführte Gemälde kaufte 1814 der König von Belgien. Eben ſo großes Talent beurkunden auch zwei andere Bilder aus jener Zeit, in welcher ſich ſeine Phantaſie zur neuromantiſchen franzöſiſchen Gräßlichkeit neigte. Das eine ſtellt die Sächſin Ulrike dar, wie ſie im Schloſſe des an das Bett gefeſſelten Reginald Feuer anlegt, um an ſeiner Todesqual ſich zu weiden; das zweite iſt aus W. Scotts Ivanhoe entnommen und zeigt die Königin Herche, welche halb nackt in der Brautnacht ihrem Gemahl Attila die Kehle zu durchſtoßen im Begriffe iſt. Ein anderes Bild von wild kraftiſchem Leben und von furchtbarer Wahrheit der Darſtellung iſt der Untergang eines franzöſiſchen Kriegsſchiffes der Republik, deſſen letzte Mannſchaft mit dem Rufe: Vive la liberté ins Meer verſinkt. Im Jahre 1845 malte er den heroiſchen Tod des Schiffshauptmanns Jan Jacobſen bei der Belagerung von Oſtende, 1622.

Slingerlant, Cornelius, Maler von Dortrecht, vollendete in Rom ſeine Studien, und erhielt daſelbſt von der Schilderbent den Zunamen Seehahn, weil er zweimal die Reiſe nach Italien zur See gemacht hatte. Später ließ er ſich in Dortrecht nieder und eröffnete zugleich auch eine Garküche. S. arbeitete um 1650.

Slins, belg. Dorf, Prov. und Bez. Lüttich; 800 Einw.

Slip (engl., Geognoſ.), auch Fault, ſ. v. a. Verwerfungskluft oder Rücken (ſ. d.).

Slippers, die gegoſſenen Stützen der Eiſenbahn-Schienen.

Slipper-Table, aſiat. Felsinſel und Sandbank, Andaman-Archipel, nördlich von der Elenghs-Straße.

Slips (engl.), lange, ſchmale, aus ſchwarzem oder gemuſtertem, auch geſtricktem Zeuch beſtehende Halstücher, welche in große Schleifen gebunden werden können. Man hat ſeidene, halbſeidene, wollene und baumwollene von allen Farben.

Slitage (engl.), ſ. v. a. Verſchleißen, welchem ein Caeco und ſein Zubehör bei einer Reiſe von ſelbſt unterworfen iſt, ohne daß es irgend außerordentliche Urſachen herbeizuführen brauchten. Dieſelbe wird dem Schiffer ſchon mit in Avarie ordinaire vergütet und vom Verſicherer nicht erſtattet.

Slitehamn, ſchwed. Einbucht (u. Hafen), Inſel Gottland, Kirchſpiel Othern, an der nordöſtlichen Küſte.

Sliten, afrik. Dorf, Tripolis, weſtlich vom Kap Meſurata, an der Nordküſte; von Juden und Marabuten bewohnt.

Slith (Slid, nord. Myth.), einer der 37 Höllenflüſſe, welche aus dem Quell Hwergelmir entſpringen und um Niflheim fließen.

Slivaviza, ſ. Slibowitza.

Slive (Geogr.), ſ. v. a. Slieve.

Slivitz, öſterr.-illyr. Kirchdorf, Kr. Adelsberg, Bez. Haasberg; 280 Einw.

Slivowitza, ſ. v. a. Slibowitza.

Sliw (Sliw), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Kazow; 150 Einw.

Sliwitz (Sliwſee), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Cizowa; mit Meierhof und Potaſcheſiederei; 180 Einw.

Sliwniki, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Adelnau; 190 Einw.

Sliwno (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Orte: a) (Unter-S., Dolenj Sliwno), Pfarrdorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Koſchatek; 340 Einw.; — b) (Ober-S., Horenj Sliwno), Kirchdorf daſ.; 410 E.; — c) (Klein-S., Maly Sliwno), Dorf daſ.; 110 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Buk; 430 Einw.; — 3) europ.-türk. Ort, vor Adrianopel. Hier am 12. Auguſt 1829 Schlacht zwiſchen den Ruſſen unter dem Feldmarſchall Diebitſch u. dem Seraskier, der geſchlagen wurde.

Sliwenitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Hoſchtitz; 140 Einw.

Slizan (Slezan, Slizany), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Hradiſch, Herrſch. Morkowitz; 480 Einw.

Slmetz Banja, Stadt, ſ. v. a. Schemnitz.

Sloane, Hans, Botaniker, geb. 1660 zu Killilnagh in Irland, ſtudirte zu London Medicin u. im Garten von Chelſea Botanik, bereiſte dann Frankreich und ward nach ſeiner Rückkehr nach England 1687 Mitglied des königl. Kollegiums der Medicin. Er begleitete darauf den Herzog von Albermale nach Jamaika, kehrte aber bald nach Albermale's Tode mit reichen Sammlungen nach Europa zurück, ward 1693 Sekretär der königlichen Geſellſchaft, wurde bei Georgs II. Regierungsantritt zum Generalſtabsarzt und Baronet ernannt, 1719 Präſident der mediciniſchen Schule, 1727 der königlichen Geſellſchaft und Leibarzt Georgs II., ſo wie nach und nach erſter Aufſeher über alle Lazarethanſtalten der Hauptſtadt. Im Jahre 1740 zog er ſich auf ſein Landgut in Chelſea zurück, wo er 1752 †. Schrieb: Catalogus plantarum, quae in insula Jamaica sponte proveniunt, London 1695, 3 Bde.; — Reiſen nach Madera, Barbados, St. Chriſtoph und Jamaika mit der Naturgeſchichte der Pflanzen, Bäume, vierfüßigen Thiere, Fiſche, Vögel, Inſekten dieſer Inſeln, daſ. 1707 und 25, 2 Bde.

Sloanea (Bot.), nach Linné, Kaſtanienlinde nach Oken, Gattung der Tiliaceae *Juss.*, Octandria Monogynia *L.* Charakter: Kelchblätter 5—7, ſchmal, außen ſammetartig, innen gefärbt; keine Korolle; viele kurze Staubfäden mit ſehr langen Beuteln; Griffel fadenförmig; Kapſel igelartig; 4—5fächerig, 4—5klappig, mit je 1—3 Samen in fleiſchigen Hülſen. Von 7 Arten, Bäumen in Südamerika und Weſtindien, iſt am bekannteſten: S. dentata *L.* In Guyana, Cayenne. Stamm 50 Fuß hoch, mit biegſamen Aeſten. Blätter ſpitz-oval, gezähnt; Nebenblätter herzförmig, 3eckig, gezähnt. Blüthen zahlreich, klein, gelb, in Trauben. Die innere faſerige Rinde des Stammes und der Aeſte iſt ſchleimig zuſammenziehend und wird beſonders gegen Durchfälle und Ruhren angewendet. Die Samen ſind wohlſchmeckend und

Digitized by Google

werden wie Kaſtanien gegeſſen. Das etwas herde Mehl dient als Breiumſchlag und mit dem Syrup von Psidium pyriferum *L.* als Latwerge beim Blutſpeien. Descourt, Fl. méd. des Ant., 6, T. 393.

Sloat, John Drake, Kommodore in der Marine der Vereinigten Staaten Nordamerika's, der Mann, welcher der angelſächſiſchen Race das wichtigſte und zukunftreichſte Land am ſtillen Weltmeer, die Halbinſel Kalifornien, erobert hat. Der zweite Name in dem vollen Namen des Kommodore S., der Name Drake, wird von ihm zum Andenken ſeiner Mutter getragen, welche eine Abkömmlingin oder wenigſtens eine Seitenverwandte des berühmten Seehelden und Weltumſeglers Francis Drake war. John S., welcher im Lande Goſen im Orange-County des Staates Neuyork geboren wurde, wuchs bei ſeinem mütterlichen Großvater Drake auf, denn ſchon als Kind verlor er Vater und Mutter; der erſtere, Kapitän John S., fiel zufällig durch die Kugel einer Schildwache, kurz vor dem Schluſſe des von ihm ehrenvoll durchgefochtenen Unabhängigkeitskrieges, und die Mutter überlebte ihr Witthum nicht lange. In einer Landſchule erwarb ſich der junge S. die erſten Elemente einer gewöhnlichen engliſchen Bildung, zu welcher bekanntlich vor Allem die Mathematik gehört, aber mehr als die Schule wirkte auf ihn das Haus, wo er aus dem Munde des Großvaters häufig genug die Erzählung von den großen Thaten jenes berühmten Seefahrers vernahm, deſſen Namen die Familie als theures Erbgut mit aus Altengland herübergebracht hatte. Eines Midſhipmans Hängematte in der Kriegsflotte ward allmählig zum Ziele ſeiner heißeſten Wünſche, und als verwaiſter Sohn eines Unabhängigkeitshelden fand er es nicht ſchwer, dieſelben zu verwirklichen. Die Verein. Staaten führten damals ihren erfolgreichen Krieg gegen die Flagge des franzöſiſchen Direktoriums; unter den Helden dieſes Kampfes hatte ſich namentlich Kommodore Truxton durch Beſiegung der beiden franzöſ. Fregatten „l'Inſurgente" und „la Vengeance" mit Ruhm bedeckt; unter den Befehlen dieſes ausgezeichneten Offiziers begann John S. im Februar 1800 an Bord des „Preſident" ſeine ſeemänniſche Laufbahn. Der erſte Lieutenant des „Preſident" war der ſpätere Kommodore Chauncey, als Taktiker und Kommandirender gleich ausgezeichnet, und der junge Midſhipman war demnach in der beſten Schule. Unglücklicherweiſe machte der erſte Konſul mit der amerikaniſchen Republik Frieden, bevor John S. ſeine Epauletten verdienen konnte, der Flottenetat ward außerdem ſehr eingeſchränkt, und John S. hielt es bei dem Mangel an allen lockenden Ausſichten für das Beſte, vorläufig ſeinen Urlaub zu nehmen. Da er ſich bedeutende nautiſche Kenntniſſe erworben hatte, ſo führte er einige Jahre, trotz ſeiner Jugend, Kauffahrteiſchiffe als Kapitän. Kaum majorenn geworden, beerbte er ſeinen Großvater Drake, welcher ihm ein hübſches Vermögen hinterließ, dabei 12 Sklaven. Die letzteren ließ er auf der Stelle frei, und das Vermögen ſteckte er in ein Schiff, deſſen Kommando er ſelbſt übernahm, und mit welchem er meiſtens Frachten auf eigene Rechnung verſchiffte. Aber in jenen kriegeriſchen Zeiten war das Geſchäft wenig beſſer, als eine Lotterie; S. erlitt große Verluſte, und als vollends im J. 1812 der Krieg mit England ausbrach, war es mit dem Handeltreiben vorbei. John S. fand als geſchickter Seemann eine Anſtellung als Sailing-master an Bord der Fregatte „United States"; ein durch ausgezeichnetes Manövriren erfochtener Sieg über die britiſche Fregatte „Macedonian" verſchaffte ihm das Lieutenantspatent. Als Lieutenant verließ er beim Friedensſchluſſe abermals den Dienſt und widmete ſich, wie zuvor, dem Handel. Er kaufte den Klipper „Tranſit", befrachtete ihn und ſegelte nach Frankreich. Als er in Nantes ankam, unternahm er einen Handſtreich, deſſen Gelingen vielleicht die Geſchicke der Welt hätte verändern können. Napoleon war zu jener Zeit von ſeinen Gegnern niedergeſchlagen; Ergebung od. Flucht war ſeine einzige Wahl. John S. erbot ſich, ihn zu retten; er ſetzte ſich mit der Umgebung des Kaiſers in Verbindung und traf alle Anſtalten, um ihn und ſein Gefolge an Bord des ſchnellſegelnden Klippers durch die britiſchen Kreuzer hindurch nach den Vereinigten Staaten zu bringen. Die Unſchlüſſigkeit der Freunde des Kaiſers vereitelte den kühnen Plan, Napoleon ergab ſich den Engländern, und John S. nahm ſtatt des geſtürzten Helden franzöſiſche Weine und Seidenzeuche mit nach Hauſe. Des Waarentransportes müde, ging John S. im J. 1820 wieder in die Dienſte des Staats. Drei Jahre lang kreuzte er als erſter Lieutenant an Bord verſchiedener Fregatten an der von Revolutionskämpfen erfüllten Weſtküſte Südamerika's; im Herbſte 1823 befand er ſich an Bord der Fregatte „Kongreß" auf der Rhede von La Guayra während des entſetzlichen Erdbebens, durch welches nicht allein der ſüdweſtliche Theil der Stadt, ſondern auch ſämmtliche dort ankernde Schiffe zu Grunde gingen. Bloß die Fregatte „Kongreß" entging dem allgemeinen Untergange, und ſie verdankte ihre Rettung allein der Kaltblütigkeit und Geſchicklichkeit ihres erſten Lieutenants, welcher mitten in einem fürchterlichen Orkan, der das Erdbeben begleitete, das Schiff dicht unter einem ſchützenden Felſen zu bergen wußte. Als ſelbſtſtändiger Befehlshaber übernahm S. bald nachher das Kommando des Schooners „Grampus", mit welchem er zuerſt ein Jahr lang an der weſtafrikaniſchen Küſte erfolgreich gegen die Sklavenhändler und dann in den Jahren 1824—25 mit nicht geringerm Glücke in den weſtindiſchen Gewäſſern gegen die Piraten kreuzte. Unter dieſen Seeräubern, welche damals noch zu guter Letzt das wilde Handwerk der Flibuſtier ins Leben riefen, war keiner furchtbarer, als der berüchtigte Cofrecinas, welcher, obwohl kaum 27 Jahre alt, bereits zahlloſe blutige Raubthaten auf der hohen See verübt und nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe 3—400 Menſchen eigenhändig ums Leben gebracht hatte. An Bord ſeines Schiffes galt es als ſtrenge Regel, daß auf jedem genommenen Fahrzeuge alles

Lebendige ſteeben oder ſich ſeiner Bande anſchließen mußte. Im März 1825 lag S. mit dem „Grampus“ vor St. Thomas, welche Stadt er mit Hülſe ſeiner Mannſchaft, wäheend einer furchtbaeen Feuersbrunſt durch wohlgeleitete Anſtrengungen vor völliger Einäſcherung — denn die Sklavenbevölkerung wollte nicht löſchen — gerettet hatte. Die dankbaee Bürgerſchaft ſammelte eine beträchtliche Summe, um ihn zu belohnen, aber S. teat uneigennützig das Geſchenk ſeinen Oſſizieeen und Matroſen ab. Gleich nachher ſollte er den Einwohnern von St. Thomas und ganz Weſtindien einen noch weſentlichern Dienſt leiſten. Coſrecinas ſegelte damals in einer Sloop, welche er kurz vorher genommen hatte, deren Kapitän aber mit außerordentlicher Geiſtesgegenwart, während die Piraten ſich in ſeinem Weine berauſchten, ſeine Flucht an das nabe gelegene Geſtade unweit Foxardo zu bewerkſtelligen wußte. Tags daranf erreichte er St. Thomas und benachrichtigte den Gouverneur, Herrn von Scholten, von dem Aufenthaltsoete des Seeräubers. Kapitän S. ward ſogleich davon in Kenntniß geſetzt und ſchickte ſich alsbald zur Jagd an, wäheend Herr von Scholten alle Schiffe im Hafen zurückhielt, um vor Verrath ſicher zu ſeyn. Nach mehrtägigem fruchtloſen Kreuzen lief S. in Ponee (Porto Rico) ein und verabredete mit dem Kommandanten dieſes Platzes, daß derſelbe, ſobald er Kanonenſchüſſe an der Kuſte höee, ſeine Kavalerie an Ort und Stelle ſchicken ſolle. Am nächſten Morgen ward unweit des Hafens in einee Windſtille ein verdächtiges Segel entdeckt; da aber der „Grampus“ in jenen Gewäſſern allzu dekannt war, ſo ward eine Küſtenſloop, in deren Raum Matroſen und Seeſoldaten verſteckt wurden, unter Anfüheung des erſten Lieutenants (ſpäter Kapitäns) Pendergaſt zur Verfolgung ausgeſchickt. Als am Nachmittag die Brieſe aufſpeang, fand man das fremde Fahrzeug — es war Coſrecinas — an einem obſkuren Ankerplatze, Boca de Infierno (Höllenſchlund) genannt. Der Pirat kannte die Sloop und ſegelte auf ſie los, um ſie als ſichere Priſe wegzunehmen, kaum aber war er auf Piſtolenſchußweite herangekommen, als die Matroſen und Soldaten aus dem Raum heraufeilten und eine volle Breitſeite dem erſtaunten Korſaren entgegendonnerten. Seine ganze Mannſchaft flüchtete die Lucken hinab, nur Coſrecinas blieb teotzig, wo er ſtand, am Steuer. Es gelang ihm, ſeine Leute zu ermuthigen und eine ganze Stunde lang ein laufendes Gefecht zu unteehalten, während deſſen er mit großer Geſchicklichkeit manövrirte, um dem Feinde zu entkommen. Die Kanonen der Amerikaner lichteten aber die Reihen ſeiner Leute ſo raſch, daß er ſich endlich genöthigt ſah, ſein Schiff auf den Strand zu jagen, wo die Ueberlebenden über Bord ſprangen und unter dem Kugelregen der Sloop ans Land wateten. Aber hier erwartete ſie ein neuer Schrecken; die Säbel und Karabiner der herbeiſprengenden ſpaniſchen Dragoner umringten ſie von allen Seiten, und alle, die nicht niedergemacht waren, wueden — 11 an der Zahl — zu Gefangenen gemacht und in die Hauptſtadt St. John geführt. Coſrecinas ſelbſt entging in der erſten Verwirrung den Dragonern und eilte ins Feld, wo er einen Hieten traf, mit welchem er raſch die Kleider tauſchte. Er trieb dann kühn und beſonnen zugleich einige Stücke Vieh gerade auf die ſpaniſchen Soldaten zu und hatte bereits unentdeckt den letzten derſelben paſſirt, als ein Knabe, welcher bei den Soldaten war und welcher den Piraten kannte, ihn an einem anffallenden Merkmale erkannte. An ſeinen beiden Händen waren nämlich der vierte und fünfte Finger zuſammengewachſen; dies ſah der Knabe, und ſogleich rief er: Das iſt Coſeeeinas. Der verkleidete Seeräuber wollte nun abermals fortlaufen, aber der Soldat ſchoß ihn in den Nacken, daß er niederſtürzte. Noch einmal ſprang er auf und ging mit dem Meſſer in der Fauſt ſeinem Verfolger zu Leibe, allein durch den Schuß aufmerkſam geworden, ſprengten jetzt mehre Dragoner herbei, und noch mit dem Soldaten ringend, ward er von einem Kolbenſchlag auf den Kopf getroffen und zu Boden geſtreckt. So halbtodt und von Hieben faſt ſchwarz, ward er geknebelt, auf ein Pferd gebunden und in die Stadt gebracht. Im Gefängniſſe beſuchten ihn die amerikaniſchen Offiziere. Sie fanden in ihm einen ſchönen, jungen Mann von intelligentem Ausdrucke, glänzenden Augen, ſanften und liebenswürdigen Manieren und dem Anſtande eines ächten ſpaniſchen Gentleman. Teotz ſeiner Wunden war er mit Ketten belaſtet; Tag und Nacht wachten Soldaten mit geladenen Flinten an ſeinem Bette, und der wachthabende Offizier haſtete mit ſeinem Kopfe für den Gefangenen, deſſen Energie und Veewegenheit ſelbſt jetzt noch gefürchtet wurde. Er äußeete, daß, ſobald er die ameeikaniſchr Uniform erkannte, er wußte, daß ee ſich mit ſeinen Leuten nicht werde durchſchlagen können, und wenn er noch loskomme, ſo wolle er nur mit ſolchen Männern, wie ſeine Beſieger ſegeln. Nach ſeiner Erzählung war er zu Capo Roxo auf Portorieo geboren, dort um ſein bedeutendes väteeliches Erbtheil betrogen und genöthigt worden, durch Spiel und Raub der Welt, was ſie ihm genommen, wieder abzugewinnen. In einem Kanoe mit zwei Negern als Bemannung hatte er ſeine erſten Peiſen gemacht. Die Piraten wurden vor ein Kriegsgericht geſtellt und Tags darauf erſchoſſen. Man verband ihnen die Augen, aber Coſrecinas warf die Binde fort und rief: „Ich habe mit eigener Hand viele hundert Menſchen umgebeacht und weiß daher, wie man ſterben muß, — Fener!“ In Folge ſeiner Geſtändniſſe wueden noch 28 andeee Perſonen verhaftet und ſämmtlich hingerichtet; die Leichname wurden geviertheilt und in allen Hafenplätzen der Inſel ausgeſtellt. Dies blutige Strafgericht machte der Pieaterie in jenen Gewäſſern ein Ende. John S. waed im nächſten Jahre zum Kommandeur befördert, und als ſolcher diente er vom J. 1828—31 im ſtillen Ocean; ſpäter beaufſichtigte er nautiſche Aufnahmen an der Küſte der Verein. Staaten, und im J. 1837 erreichte er den höchſten Gead in der amerikan. Flotte, den eines Poſtkapitäns. Von 1840—42 befehligte er die Portsmouth-Station, wo unter

Digitized by Google

ſeiner ſpeciellen Leitung verſchiedene der ſchönſten amerikaniſchen Kriegsſchiffe gebaut wurden, und im J. 1844 übernahm er das Kommando über das Geſchwader im ſtillen Ocean, wo er ſeinen „broad-pennant“ an Bord der Fregatte „Savannah“ aufhißte. Nachdem er dort zwei Jahre lang gekreuzt und endlich auf den Zinnen von Monterey das ſternenbeſäete Panner aufgepflanzt hatte, übergab er das Kommando dem Kapitän Stockton und kehrte ohne Prunk und Pomp über Mazatlan und Panama nach Neuyork zurück. Faſt ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit er zuerſt als Midſhipman die Planken eines Kriegsſchiffes betrat, und es gibt wenig Flottenoffiziere weder in der amerikaniſchen, noch in irgend einer andern Marine, die ſo anhaltend und nützlich beſchäftigt worden ſind, und die ſich ſo unter allen Himmelsſtrichen „den Wind haben um die Naſe wehen laſſen“, wie Kommodore John Drake S.

Sloboda, europ.-ruſſ. Flecken, Gouvernem. Minsk, nordweſtlich von Boriſow.

Slobode (ruſſ.), 1) ſ. v. a. Vorſtadt; — 2) mauerloſer Flecken; — 3) in Sibirien Ortſchaft, die zur Abwehr gegen umherſtreifende Horden mit hölzernen Mauern verſehen iſt.

Slobodiſche Ukraine, Gouvernement, ſ. v. a. Slowodsk-Ukraine.

Slobodiſchtſche, europ.-ruſſ. Flecken, Gouvernem. Volhynien, ſüdlich von Schitomir.

Slobodka (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Flecken, Gouvern. Wilna, nördlich von Oſchmiana; — 2) Flecken daſ., nordöſtlich von Widzy.

Slobodskoi (Slobodsk, Geogr.), 1) ruſſ. Kreis, Gouvern. Wiatka, grenzt nördlich an das Gouvern. Wologda, öſtl. an das Gouvern. Perm und an den Kr. Glaſow, ſüdlich an den Kr. Wiatka und weſtlich an den Kr. Orlow. Das Land wird von der Wiatka und Kama durchſtrömt; erſtere nimmt hier die Kobra, Fedorowka u. Lütka, letztere den Naryſch auf. Der Kreis hat ziemlich gutes Ackerland und Waldungen und wird von Ruſſen, Wotjäken und Tſcheremiſſen bewohnt. Außer S. hier noch: Nikulizin, Marktflecken an der Tſchepza und Wiatka, auf den Trümmern der alten finniſchen, 1181 zerſtörten Stadt Tſchud-Bolwanskoi-Gorodok; Scheſtakow, Marktflecken; Kai, Landſtadt und Stapelplatz, an der Kama, 2 Kirchen; 500 Einw. — 2) Kreisſtadt daſelbſt, rechts an der Wiatka; 7 Kirchen, Gerberei, Seifenſiederei, Handel mit Getreide, Leinſamen, Leinwand, Leder ꝛc. nach Archangel; Eiſenhammerwerke; 6100 Einw.

Slobodsk-Ukraine, Gouvernement, ſ. v. a. Slowodsk-Ukraine.

Slobodzie (Slobosia, Slobozzi), europ.-türk. Flecken, große Walachei, nordöſtl. von Siliſtria, links an der Jalomniza, über welche eine fliegende Brücke führt, Hauptort des Bezirks Jalomniza, Sitz eines Isbranniks; Kirche, Kloſter, Wochenmarkt. Hier am 24. Auguſt 1804 Waffenſtillſtand zwiſchen Rußland und der Türkei, und 1809 Sieg der Ruſſen unter Miloradowitſch über die Turken.

Slobosia, Marktflecken (Stadt), ſ. v. a. Slobodzie.

Slocin, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Buk; 190 Einw.

Slodtz (Biogr.), 1) Sebaſtian, Bildhauer von Antwerpen, Schüler von F. Girardon in Paris, wo er als ausübender Künſtler lebte. Für den Garten der Tuilerien fertigte er die Statue des Hannibal, welcher die Ringe der in der Schlacht von Cannä gefallenen römiſchen Ritter zählt, nach d'Argenoville eine wunderſchön gearbeitete Figur. Im Garten zu Verſailles wurde ſeine Gruppe von Proteus und Ariſtaeus aufgeſtellt und nach Marly kam eine Statue des Vertumnus. In der Ambroſiuskapelle der Invalidenkirche zu Paris iſt ein Basrelief von ihm, welches Ludwig den Heiligen vorſtellt, wie er Miſſionäre nach Indien ſendet. S. hatte auch die Leitung der öffentlichen Feſte und der Leichenbegängniſſe. Er † 1726 oder 1728 im 71. Jahre. — 2) Sebaſtian Antoine, Zeichner und Bildhauer, älteſter Sohn des Vorigen, hatte vornehmlich als Dekorateur Ruf, ſo daß ihn der König zum Kabinetszeichner ernannte. Er fertigte viele Zeichnungen zur Ausſchmückung von Zimmern und Sälen, zu Trauergerüſten, zu Dekorationen für die Schaubühnen und bei Feſtivitäten. Er hat auch an den Dekorationswerken ſeines Bruders René Michel Theil, beſonders an der Fête publique donnée par la ville de Paris pour le mariage du Dauphin 1747“. Er † 1754. — 3) Paul Ambros, Zeichner und Bildhauer zu Paris, Bruder des Vorigen, galt für einen tüchtigen Künſtler ſeiner Zeit. In der Kirche St. Sulpice zu Paris ſind viele Werke von ihm, wie mehre Basreliefs unter dem großen Portal, der Baldachin des Frohnleichnamsaltars, alle Skulpturen der Kapelle U. L. F., der Engel mit den Attributen der Apoſtelfürſten u. ſ. w. Sein Werk iſt auch das Basrelief in Erz, welches die Hochzeit zu Kana vorſtellt, im Chor von St. Mery. S. war Profeſſor an der Akademie zu Paris und königl. Kammerzeichner und † 1759 im 56. Jahre. — 4) René Michel, Bildhauer, Bruder der Vorigen, genannt Michel Angelo, gewann ſchon als Jüngling von 20 Jahren den zweiten Preis der k. Akademie zu Paris und begab ſich dann als k. Penſionär nach Rom, wo er 18 Jahre verweilte und viele Werke ausführte. In der St. Peterskirche iſt von ihm die Statue des heil. Bruno, der die biſchöfliche Würde ausſchlägt, eines der ſchönſten ſpäteren Werke der Kirche. In S. Giovanni de Florentini iſt von ihm das Grabmal des Marcheſe Capponi, mit dem ausdrucksvollen Bilde des Entſchlafenen und einem ruhenden Lamme auf dem Buche. In St. Ludwig der Franzoſen iſt das Grabmal Vleughels mit einem Basrelief ſein Werk, und auch das Mauſoleum zweier Biſchöfe in der Kathedrale zu Vienne führte er in Rom aus. Um 1747 kehrte S. nach Frankreich zurück, wo er häufig Zeichnungen zu Dekorationen bei Feſtlichkeiten, Leichengepängen, Tauſceremonien u. ſ. w. liefern mußte, wobei ihm auch ſeine Brüder behülflich waren. In St. Sulpice iſt von ihm das Grabmal des Pfarrers Languet mit dem Bildniſſe deſſelben, ein zu ſeiner Zeit ſehr bewundertes Werk. In der-

Digitized by Google

Halle von St. Sulpiee ſind auch Basreliefs von ihm, nach d'Argensville Meiſterſtücke der Grazie und des guten Geſchmacks. Nach dem 1758 erfolgten Tode ſeines Bruders Paul Ambres erhielt er die Stelle eines k. Kabinetszeichners. Er † 1764. 59 Jahre alt.

Slöpmeeſter, ein Beamter auf holländiſchen Schiffen, welcher die Schaluppe zu führen, ſo wie das Schiffszeug in ſeiner Verwahrung und die Aufſicht über die Matroſen hat.

Slogonsko, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Rann; 260 Einw.

Sloiknie (Schiffsw.), ſ. v. a. Schloiknie.

Slokas, in den Epopöen der Sanskritpoeſie ein Diſtichon, das aus zwei 16ſylbigen Verſen beſteht, deren jeder eine Cäſur in der Mitte hat.

Slom (ſchwed., Ichthyol.), ſ. v. a. Stint, Osmerus Eperlanus *Artedi*.

Slokutſchin, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandſchak Nikopolis, ſüdweſtlich von Nikopolis.

Slomczyce, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Wreſchen; 130 Einw.

Slomke, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Chodzieſen; 120 Einw.

Slomniki, ruſſ.-poln. Stadt, Gouvernem. Lublin, ſüdöſtl. von Miechow; 1250 Einw.

Slomowo (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. u. R.-B. Poſen: a) Kr. Obornik; 210 Einw.; — b) Kr. Wreſchen; 210 Einw.

Slonawy (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin: a) (Groß-S.); 110 Einw.; — b) (Klein-S.); 110 Einw.

Slonim (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Kreis, Gouvern. Grodno, grenzt nördlich an den Kr. Lida, öſtlich an den Kr. Nowogrodek und an das Gouvern. Minsk, ſüdlich an den Kr. Kobrin und weſtlich an die Kreiſe Wolkowüsk und Pruſhanü; die Länge von Norden nach Süden beträgt 123—135 Werſt, die Breite von Weſten nach Oſten 57—72 Werſt, der Flächeninhalt 649,648 Deſſätinen. Die bedeutendſten Flüſſe ſind die Schtſchara (Schara, Szara) und Jaſſolda; der größte See iſt der Sporowskoje; viele Sumpſe. — 2) Kreisſtadt daſelbſt, links an der Schtſchara; ſchwache Befeſtigung, Schloß, 6 Kirchen, 2 Synagogen, Kreisſchule für Adelige (war früher eine römiſch-kathol. Schule), Handel mit Getreide, Leder ꝛc.; 5200 Einw., darunter viele Juden. In der Nähe Meretſchowſchtina, Kosciusko's Geburtsort.

Slonimsky, Selig, Mathematiker, war 1810 in Bialyſtock geboren. Von ſeinen dürftigen Aeltern bloß im Talmud unterrichtet, verheirathete er ſich nach der Sitte der polniſchen Juden ſehr früh, im 16. Jahre, mit einem Mädchen, deſſen Aeltern ihm den Unterhalt für die erſten Jahre verſprachen und für die Vollendung ſeiner Erziehung ſorgten. Einziges Lehrbuch war wieder der Talmud. Die Fortſchritte des jungen Ehemannes waren ſo raſch, daß er ſeinen Lehrer bald entlaſſen und das Studium allein fortſetzen konnte. Die Lektüre, mit der philoſophiſche Betrachtungen und ſcholaſtiſche Grübeleien ſich verbanden, führte auch auf die Lehre von den Himmelskörpern und von dem jüdiſchen Kalender. Je weniger S. bei dem gänzlichen Mangel an mathematiſchen Vorkenntniſſen von dem ptolemäiſchen Syſtem faſſen konnte, um ſo mehr drängte es ihn, Alles zu verſtehen, damit er auch dieſen hochangeſehenen Theil des Talmuds in ſich aufnehmen könne. Zufällig fand er bei einem wandernden Büchertrödler das Werk des Raphael Hannover über Aſtronomie, kaufte es ſich mit ſchweren Opfern und ſtudirte darin Tag und Nacht. Sein Wiſſensdurſt wurde durch dieſes Werk immer reger gemacht. Im Euklid, den er bei einem zweiten Bücherverkäufer fand, ſtudirte er die Mathematik, in Eulers Anleitung die Algebra. Ohne alle Anleitung vervollkommnete er ſich durch dieſes Selbſtſtudium ſo ſehr, daß er bereits einzelne Verſehen und Irrthümer mathematiſcher Werke verbeſſern konnte. Inzwiſchen war die Zeit verfloſſen, während der der Schwiegervater ihn zu ernähren verſprochen hatte, und er ſollte nun ſelbſt für ſeinen Unterhalt ſorgen. Sehr gegen ſeine Neigung trat er als Rechnungsführer in eine Glasfabrik, wo er mit der geiſttödtenden Arbeit vollauf zu thun hatte und zu ſeinen Studien die Nächte verwenden mußte. Der Verkauf der Glasfabrik entriß ihn dieſem Kreiſe. Von einem jüdiſchen Gelehrten aufgemuntert, reiſte er nun nach Wilna, um einige Werke, die er ausgearbeitet hatte, auf Subſkription erſcheinen zu laſſen. Im J. 1834 erſchienen in hebräiſcher Sprache ſeine „Elemente der Weisheit", ein Theil ſeines Syſtems der Mathematik, 1835 ſein „Schweifſtern", ein Werk über den halley'ſchen Kometen, zu dem er tüchtige Vorarbeiten gemacht hatte. In dieſer Zeit litt er die bitterſte Noth. In Warſchau, wohin er zur Förderung ſeiner literariſchen Arbeiten gezogen war, mußte er ſich vor der Polizei verſtecken, da er das Kopfgeld von 20 polniſch. Groſchen, das man täglich von jedem dort nicht anſäſſigen Juden fordert, nicht erlegen konnte. Einmal fand ihn die Polizei und warf ihn ins Gefängniß, woraus er durch die Bemühungen des Profeſſors der Sternwarte Armjanski mit Mühe befreit wurde. Unter ſolchen Drangſalen vollendete er ſeine „Populäre Aſtronomie", eine Zuſammenſtellung aller neueren Entdeckungen auf dem Gebiete dieſer Wiſſenſchaft. Er erhielt für dieſes Werk den Beifall der Gelehrten, aber der Geldertrag war ſo gering, daß die Noth ihn nach ſeinem heimathlichen Dorfe trieb, wo er einen Viktualienhandel anlegte. Nachts ſetzte er ſeine Studien, mit mechaniſchen Arbeiten verbunden, fort und erfand eine Rechenmaſchine, welche Addition und Subtraktion in jeder beliebigen Ordnung beſorgte und ſich durch einen höchſt einfachen Mechanismus auszeichnete. Die Scheidung von ſeiner Frau, die durch Verhältniſſe unvermeidlich wurde, befreite ihn endlich aus ſeiner drückenden Lage. Er ging nun wieder nach Warſchau und verband ſich dort mit dem Mathematiker Stern, der ebenfalls ſeit längerer Zeit an einer Rechenmaſchine arbeitete. Er verheirathete ſich mit Sterns Tochter, bekam einen Poſten an der jüdiſchen Gemeinde, der ſeinen Unterhalt deckte, und konnte jetzt daran denken, ſeiner Rechenmaſchine in weiteren Kreiſen Anerken-

nung zu verſchaffen. Zu dieſem Zwecke reiſte er nach Berlin, wo Alexander von Humboldt ſeiner kräftigſt ſich annahm. Der berliner Akademie erklärte er das Princip ſeiner neuen Rechenmaſchine, wodurch ermöglicht wird, bei Anfertigung logarithmiſcher, trigonometriſcher und aſtronomiſcher Tafeln Unfehlbarkeit zu erreichen. In Königsberg ward er dem König vorgeſtellt, der ihm ein Geſchenk von 50 Friedrichs'dor übergeben ließ, damit S. Warſchau wieder erreichen könne. Von allen Seiten ermuntert und von Paskewitſch u. A. mit Geld unterſtützt, machte er ſich von Warſchau nach Petersburg auf, um ſeine Rechenmaſchine der dortigen Akademie vorzulegen. Faſt hätte er ſeine Reiſe nicht ausführen können, denn in Wilna verweigerte man ihm den Paß, da er ſich nicht ausweiſen konnte, daß er in Petersburg Handelsgeſchäfte treibe. Der Aufenthalt dauerte mehre Monate, und erſt nach dieſer Friſt vermochte die Empfehlung einflußreicher Männer ſo viel, daß man ihn ſeines Weges ziehen ließ. In Petersburg wurde er für dieſe Unannehmlichkeit entſchädigt, da die Akademie ſeiner Erfindung einen Preis von 2500 Bankrubel zuerkannte. Das Recheninſtrument, das er vorlegte und im Princip genau erörterte, kann zur Multiplikation und Diviſion ganzer Zahlen wie zum Ausziehen von Quadratwurzeln angewendet werden.

Slonin, preuß. Dorf, Provinz und R.-B. Poſen, Kr. Koſten; Kolonie; 250 Einw.

Slonka, ſ. Hochzeit.

Slonsk, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kreis Inowraclaw; Vorwerk; 110 Einw.

Slonskowo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Kröben; 240 Einw.

Sloop, 1) ein breites, aber kleines Fahrzeug mit einem Maſte; — 2) im Engliſchen auch ein Kriegsſchiff, das unter 24 Kanonen führt; — 3) auf holländiſch ſ. v. a. Schaluppe. Vgl. auch Schlupe.

Slooten (Geogr.), 1) niederländ. Stadt, Friesland, nordweſtl. von Lemmer, ſüdl. am gleichn. See (Slooter Meer), der durch einen Kanal in die Zuider-See mündet; verfallende Feſtungswerke; 1240 Einw.; — 2) Gemeinde daſelbſt, Prov. Nord-Holland, weſtl. von Amſterdam, am Harlemer-Meer; 2300 Ew.

Slopanowo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Samter; kath. Pfarrei; 240 Einw.

Slopno, öſterr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Hradiſch, Gut Brumow; 500 Einw.

Slops (engl.), die weiten engliſchen Matroſenhoſen, ſowie auch das dazu verwendete Zeuch.

Sloſella, Marktflecken, ſ. Zara.

Sloſzewo, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Strasburg; 120 Einw.

Slota (Geogr.), europ.-türk. Ort, große Walachei, Bez. Jalomnitza, ſüdl. von Slobosia.

Sloca (Solota, Münze), türk. Münze, circa 1 Gulden.

Sloteria (Bot.), ſ. v. a. Sisteria *Desv.*

Sloth (engl., Säugeth.), ſ. v. a. gemeines Faulthier, Bradypus tridactylus *L.*

Slotraz, ſ. Polniſche Mytholgie.

Slough, brit. Dorf, England, Grafſchaft Buckingham, weſtl. von London; Herſchel wohnte hier und hatte hier eine Sternwarte mit einem Rieſenteleſkop.

Sloup (Geogr.), ſ. v. a. Slaup.

Slous, H. K., Maler zu London, Schüler von J. Martin, übt, wie dieſer, die ſtrenge Hiſtorienmalerei, lieferte aber auch viele Portrate.

Slovianſk, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Wilna, Kr. Oſchmiana.

Slowaken (Slawaken), ein ſlaviſcher Volksſtamm in Oeſterreich. Die von der ſlowakiſchen Bevölkerung in Ungarn bewohnten Komitate ſind Preßburg, Trentſchin, Liptau, Arva, Thurocz, Neutra, Barſch, Honth, Sohl, Neograd, das Zipſer-Land und Saroſch. Im übrigen Ungarn ſind 7 ſlowak. Sprachinſeln vertheilt, 3 in geringer Entfernung von einander bei Ofen, Gödöllö und Stuhlweißenburg, eine jenſeits der Theiß bei Nyireghyhaza, 2 ſüdöſtl. an der Körös, die letzte und kleinſte in etwa gleicher Entfernung zwiſchen Theiß und Maros. Der Flächeninhalt mag nicht viel unter 700 □ M. betragen. In Siebenbürgen gibt es keine S., in der Militärgrenze leben ſie zerſtreut und ſo mit Tſchechen vermiſcht, daß ſie häufig mit dieſen verwechſelt werden. Das Gebiet, das die S. in Ungarn bewohnen, erſtreckt ſich im Gebirge von Schoßberg bis über Eperies hinaus von Weſten nach Norden, mit der größten Breite (von Norden nach Süden) von der polniſchen Grenze des arvaer Komitats bis Balaſſa-Gyarmath. Ausſchließlich bewohnen die S. dieſes Gebiet jedoch nicht, denn 4 in dieſe Maſſe eingeſprengte Sprachinſeln um Schemnitz, Kremnitz, Kesmark und Kaſchau tragen deutſche Anſiedler. Die ſüdweſtlichen Nachbarn der S., bei Preßburg, ſind Deutſche, dann folgen längs dem ganzen ſüdlichen Saume Ungarn, öſtlich jenſeits Kaſchau Ruthenen, die ſich noch innerhalb Ungarns nördlich in einem ſchmalen Rande bis Neumarkt hinziehen, wo die rutheniſche Bevölkerung Galiziens die Begrenzung fortſetzt, der ſich dann weſtlich die Deutſchen und Slaven Mährens bis in die Nähe von Preßburg anſchließen. Die Geſammtzahl der ſlowak. Bevölkerung wird ſehr verſchieden angegeben, am nächſten begegnen ſich die mit großer Sorgfalt angeſtellten Berechnungen des magyariſchen Statiſtikers Fényes und die neueſten Abſchätzungen des kenntnißreichen Czörnig, der Direktor des unter der Leitung von Herrn v. Bruck ſtehenden Bureaus der adminiſtrativen Statiſtik war. Fényes gibt die Zahl aller in Ungarn lebenden S. auf 1,687,256 an, Czörnig in der neu erſchienenen „Länder- und Völkerkarte der öſterr. Monarchie“ rechnet in Ungarn 1,822,730 S., zu denen er in der Militärgrenze noch 9590 unter der Rubrik „Tſchechen und S.“ bringt. — Der National-Charakter des Volksſtamms bietet ein Gemiſch von guten und böſen Eigenſchaften dar. Der Slowake iſt bei allen Sachen langſam, und wenn er nicht durch Leidenſchaft oder Berauſchung aufgeregt wird, in ſeinem Aeußern demüthig, in ſeinem Benehmen faſt ſklaviſch. Er iſt neben dem Deutſchen

der betriebſamſte Einwohner Ungarns und vielleicht der einzige, aus dem ein Fabrikarbeiter zu machen wäre, allein ſeine Betriebſamkeit macht ihn nichts weniger als reich, der Boden, den er bebaut, iſt unfruchtbar, und der geringe Gewinn wird für geiſtige Flüſſigkeiten ausgegeben. Aus dem nördlichen und gebirgigſten Theile des ſlowak. Bezirks kommen jene wandernden Keſſelflicker, die man ihr armſeliges Gewerbe nicht bloß in ihrem Geburtslande treiben ſieht. Dieſe, nicht allein in den meiſten Theilen Deutſchlands, ſondern auch in einem großen Theile Europa's bekannten und vom deutſchen Volke nach ihrer Beſchäftigung mit dem Namen Topfſtricker, Drahtbinder &c. bezeichneten S. aus Ungarn haben alle ihre Heimath in einem einzigen Kirchſpiele, welches vom Dorfe Rowne ſeinen Namen hat. Das Dorf Rowne liegt in einer unfruchtbaren Gebirgsgegend im trentſchiner Komitat am rechten Ufer der Waag, ungefähr 10 Meilen von Teſchen. Im Vergleich zu den übrigen Dörfern in jener Gegend iſt Rowne ſehr groß, ziemlich gut gebaut und ſtark bevölkert. Im Dorfe iſt eine Pfarrkirche und eine Kapelle. Dieſes merkwürdige Kirchſpiel zählt mit mehren kleinern Dörfern und vielen in den Gebirgsthälern zerſtreut liegenden Häuſern nicht weniger als 900 Gebäude mit einem Flächenraum von mehren Meilen im Umfang. Jeder männliche Bewohner dieſes Kirchſpiels muß oft ſchon im Knabenalter in die weite Welt ziehen und ſein Brod mit Binden und Ueberſtricken geſprungener Töpfe und Tiegel und einem kleinen Handel mit Mäuſefallen, Pfeifenreinigern und dgl. verdienen. Gewöhnlich im December verlaſſen ſie ihre Heimath, in welche ſie in der Regel im künftigen Herbſt wieder zurückkehren und bei ihrer Sparſamkeit und äußerſt frugalen Lebensweiſe einen für ihre Verhältniſſe keineswegs unbedeutenden Erwerb mitbringen. Andere beginnen ihre Fahrten auch im Sommer oder kehren ſich an keine beſtimmte Zeit, und manche ſehen ihre Heimath, welche ſie trotz der Aermlichkeit ihrer Gegend ungemein lieben, erſt nach jahrelanger Abweſenheit wieder. Viele dieſer S. haben Paris, London, Stockholm und andere europäiſche Städte geſehen. Aſien beſuchen mehre, Nordamerika, wegen der koſtſpieligen Fahrt, wenige. Man erhält daher in Rowne in der ziemlich beſchränkter Manier dieſer Leute Schilderungen der verſchiedenſten Länder und Gegenden und hört kauderwälſche Fragmente der mannichfaltigſten Sprachen. Die verwandten ſlaviſchen Sprachen erlernen ſie gewöhnlich ſehr leicht, und viele ſprechen einen deutſchen Dialekt ziemlich gut, aber nur ſelten iſt einer der ungariſchen Sprache mächtig. Alle ſind bei ihrer geringen Bildung von Herzen gutmuthig und es können ihnen nur wenige grobe Verbrechen nachgewieſen werden. Als ſtrenge Katholiken halten dieſelben auch auf ihren Wanderungen im Auslande mit großer Gewiſſenhaftigkeit die gebotenen Faſttage, und es macht ihnen daher in proteſtantiſchen Ländern das Erfahren und die Nachfrage nach den Quatembertagen viel Mühe. Die Tracht der rowner Drahtbinder beſteht aus weißen Hoſen von grobem Kotzentuche, welche an den Knöcheln mit Häftchen enge zuſammengehalten werden, und aus einem braunen Ueberwurf von demſelben Tuch aus Zackelwolle. Den Kopf bedeckt ein runder Hut mit breiter Krempe, und die ſlaviſchen Botſchkor, Opanken, dienen zur Fußbekleidung. Auf ihren Reiſen tragen ſie gewöhnlich ihre Hemden ſehr lange Zeit auf dem Leibe, welche auch mit Fett oder Oel getränkt werden, um Ungeziefer fern zu halten. Eine Art Wachholderbranntwein, welche in der ſogenannten Slowakei erzeugt und von den Bewohnern Borovitſchka genannt wird, iſt zwar auch bei den rowner S. beliebt, aber dennoch iſt das Laſter der Trunkenheit bei dieſen ſparſamen Leuten eine Seltenheit. Bei den unheilvollen Umwälzungen der letzten Jahre in Ungarn ſind die rowner S. in ihren Bergen faſt ganz unberührt geblieben. — Im Herbſt wandern die Männer ſchaarenweiſe in die reichen Ebenen Ungarns, um bei der Ernte zu helfen. Auf den ungariſchen Gymnaſien iſt der ſlowak. Student (tót deák) die eigenthümlichſte Erſcheinung. Vom Vater mit einem ärmlichen Anzuge und wenigen Groſchen baaren Geldes ausgeſtattet, bettelt er ſich bis zur Gymnaſialſtadt durch und ernährt ſich dort durch die niedrigſten Dienſte. Stiefelputzen, in den Herbſtferien Feldarbeit, gibt ihm die erforderliche Nahrung, die Nächte verbringt er in Scheunen und Ställen, und wartet geduldig, bis eine kleine Anſtellung ſich darbietet. Mehre der höchſten kirchlichen Würdenträger Ungarns haben auf dieſe Weiſe ihre Laufbahn begonnen; der Fürſtprimas, welcher den Kaiſer Ferdinand krönte, war in früheren Zeiten nichts als ein tót deák. Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit des Landes erhält ihre Ausbildung gewöhnlich nicht in Ungarn, ſondern in Deutſchland. Trunkliebe iſt das Verderben des S. und macht, daß er zu den am ſchlechteſten Wohnenden, am ſchlechteſten ſich Nährenden und am ſchlechteſten Gekleideten des ungar. Bauernſtandes gehört. Das ſlawakiſche Bauernhaus iſt faſt ſtets von unbehauenen Fichtenſtämmen erbaut, mit Stroh gedeckt, ſorglos und ſchlecht hergeſtellt; das Innere iſt nicht übermäßig ſauber, und Schweine, Ochſen und Ziegen leben darin auf etwas zu vertrautem Fuße mit der übrigen Familie. Die S. ſind gewöhnlich von mittlerer Größe, ſtark gebaut, von heller Geſichtsfarbe, mit flachen, groben Zügen, halbbeſchattet von ihrem langen, flächſenen Haar. Die Bauerfrauen ſind in der Jugend zuweilen ſchön, aber harte Arbeit und die Einwirkung der Sonnenſtrahlen berauben ſie bald aller Anſprüche auf Anmuth. Die Tracht der Frauen iſt in jedem Dorfe verſchieden. Das Weiß iſt darin vorherrſchend, gehoben durch rothe Mieder; die Mädchen tragen als Unterſcheidungszeichen in ihrer weißen Mütze eine rothe Rolle. Die Männer haben weniger Verſchiedenheit in ihrer Tracht. Dieſelbe beſteht aus dicken, weißen Tuchbeinkleidern, oft mit ſchwarzwollenen Schnüren beſetzt, aus kurzen, wollenen Stiefeln von derſelben Farbe und auf dieſelbe Art verziert, an den Seiten aufgeſchlitzt und umgebogen.

Digitized by Google

nebſt einem dunkeln kurzen Rock oder Mantel mit Aermeln, der jedoch, wenigſtens des Sommers, wie der ſpaniſche Mantel getragen wird und mit rother oder hellgrüner Litze benäht iſt. — Die Geſchichte der S. iſt dunkel und reicht nicht über das 9. Jahrh. hinaus. Ein Glied des großen ſlaviſchen Stammes, bildeten ſie nie ein größeres Reich, ſondern gehorchten meiſtens den benachbarten Völkerſchaften. Als die Magyaren gegen Ende des 9. Jahrh. die karpathiſchen Gebirge überſtiegen, welche Ungarn von Galizien trennen, beſtand zwiſchen Theiß und Donau unter dem König Zalan ein ſlowak. Reich, dem aber keineswegs das ganze Volk gehorchte, denn die Gebirge der sohler und neograder Geſpannſchaft gehörten zum groß-mähriſchen Staate und die Flußthäler der Gran, Eipel, Waag und Neutra waren zwiſchen den Mähren und Deutſchen ſtreitig. Zalan war der erſte von den Häuptlingen Ungarns, der ſich den Sendboten Arpads fügte, die ihm 12 weiße Pferde zum Geſchenk machten. Darum müſſen die S. von den Magyaren noch heute den Vorwurf hören, daß ſie ihr Land und ihre Freiheit für ein weißes Pferd verkauft haben. Von da an verſchwindet die Geſchichte der Slowakei in jener von Ungarn. Die Sieger nahmen die fruchtbaren Ebenen der Slowakei in Beſitz und drängten die Beſiegten in die Grenzgebirge, wo ſie noch jetzt ihre Wohnſitze haben. Ein Theil des ſlowak. Gebiets, die ſogenannten 16 zipſer Städte, wurde 1412 an Polen verſetzt und kam erſt bei der Theilung Polens an Ungarn zurück. Dieſe blieben vom Komitatsverbande unabhängig und ſtanden ſowohl in politiſcher, als adminiſtrativer Hinſicht unmittelbar unter der Statthalterei und ungariſchen Hofkammer. Kein Gebiet Ungarns hat in frühern Zeiten ſo viel durch Kriege und Verfolgungen gelitten, als die Slowakei. Zur Zeit des Blutgerichts von Eperies fanden hier durch den grauſamen Caraffa die größten Verfolgungen der Proteſtanten Statt. Die letzte Verwüſtung traf das Land 1831, durch ſeine eigene Bauernſchaft. Von den Verheerungen der Cholera aufs Aeußerſte beunruhigt, bildeten ſich die Bauern ein, daß ihre Edelleute ſich verſchworen hätten, die ärmern Leute zu vergiften, und erregten einen furchtbaren Aufſtand. Mehre Edelleute wurden erſchlagen, viele gemartert, weil die Bauern das Geſtändniß erpreſſen wollten, wo das Gift verſteckt ſey; die Unruhen erſtreckten ſich durch alle ſlowak. Komitate und dauerten ſo lange fort, bis die Regierung Truppen ſchickte, das Standrecht proklamiren und 50 der Rädelsführer an ſchnell improviſirten Galgen aufknüpfen ließ. — Die Literatur der S. war bis auf die neueſte Zeit nicht des Nennens werth. Die Volkspoeſie iſt erſt vor wenigen Jahren durch Kollars Sammlung: Narodnie Zpiewanky bekannt geworden. In dieſen Liedern, welche die S. in ihren faſt unzugänglichen Bergſchluchten und Thälern der Karpathen neben den alten Gebräuchen, Spielen und Traditionen aufs Treueſte bewahrt haben, ſpiegelt ſich ganz der ſanfte und biedere Charakter eines für Poeſie und Muſik durchdrungenen Volks. Neben Kollar, der in den panſlaviſchen Beſtrebungen eine große Rolle ſpielt, werden die jüngern Schriftſteller Palkowitſch und Czazlowitſch mit Anerkennung genannt. Die ſlowak. Sprache zerfällt in viele von einander abweichende Lokaldialekte, ſo daß die Bewohner naher Dörfer häufig einander nicht verſtehen. Die Schriftſprache hat große Aehnlichkeit mit der tſchechiſchen und beruht auf einer Bibelüberſetzung der mähriſchen Brüder, mit der ſie nach Ungarn verpflanzt wurde. In dieſer Sprache ſind die Geſang- und Gebetbücher abgefaßt, es wird darin gepredigt und katechiſirt. Dieſe durch Jahrhunderte beſtandene Spracheinigkeit der S. erlitt die erſte Störung durch den Verſuch Bernolaks, den in der Gegend von Tyrnau herrſchenden Dialekt zur Schriftſprache zu erheben — ein Verſuch, der einen einzigen namhaften Nachahmer, den Pfarrer Holy, mit einem Theil der kathol. Geiſtlichen fand. Alle Bemühungen, dem Volk die Sprache zu entreißen, in der es gewohnt war, ſeine religiöſen und geiſtigen Bedürfniſſe zu befriedigen, blieben kraftlos. Beim Beginn der nationalen Reibungen mit den Magyaren verfielen die ſpäter viel genannten Vertreter der ſlowak. Intereſſen Stur und Hurban auf den Gedanken, irgend einen Lokaldialekt als draſtiſches Mittel zur Weckung des Nationalbewußtſeyns anzuwenden. Sie wählten aber hierzu nicht den von Bernolak kultivirten tyrnauer Dialekt, ſondern die liptauer, von der alten Schriftſprache noch mehr abweichende Volksmundart. Das Ergebniß dieſes von den bedeutendſten Männern der Nation gleich anfangs mißbilligten Schrittes war nichts als eine neue Spaltung der Kräfte und Schwächung der Widerſtandskraft gegen das magyariſche Element. Die Herausgeber der Slovenske Noviny, ſich nicht weniger als Bernolak und Stur zu einem neuen Experiment berechtigt wähnend, ſchrieben die Zeitung in einer nach ſubjektiven Anſichten aus verſchiedenen Lokalmundarten zuſammengeſetzten Sprache, welche vollends Niemanden befriedigte. Durch eine halbjährige Erfahrung endlich zu der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit dieſes Zuſtandes gebracht, baten die Herausgeber die Regierung, ſie durch eine beſtimmte Weiſung in Betreff der Sprache aus dem Labyrinth zu führen. Man entſchied nun für die althergebrachte Schriftſprache, die ſomit ſeit Ende des J. 1849 wieder in ihr Recht eingeſetzt iſt. In einer andern, wichtigern Angelegenheit verrieth die Regierung keine ſolche Kenntniß der Sprachbedürfniſſe. Die Reichsverfaſſung wurde in den Bezirken der S. mit entſchiedener Lauheit aufgenommen, aber nicht aus Oppoſitionsgeiſt, ſondern weil die Ueberſetzung, die man davon in Wien angefertigt hatte, in dem am wenigſten verbreiteten und zugleich ſchwerſt verſtändlichen Lokaldialekt abgefaßt war. Der Sprachenkampf gegen die Magyaren wurde in der Slowakei auf eine Weiſe geführt, daß Exceſſe gegen den nicht ſlowak. Theil der Bevölkerung förmlich provocirt wurden. Die Sprache, welche Hurban und Genoſſen führten, lief auf folgende Sätze hinaus: „Die Erde, auf welcher jetzt die armen ſlowakiſchen Bauern in ſchmachvoller Knecht-

Digitized by Google

ſchaft leben, war einſt rechtmäßiges Eigenthum ihrer Ahnen. Da kamen die tyranniſchen Magyaren, unterjochten die gutmüthigen S. mit Liſt, Trug und Gewalt und eroberten ihre ſlowakiſche Erde. Aber zu träg, um ihre Wirthſchaft ſelbſt zu führen, riefen die Ungarn Schwaben und Juden ins Land, denen ſie dieſe Grundſtücke und die ſlowak. Unterthanen als Inventarium verpachteten. Die S. ſind unwürdige Söhne der heiligen Slava, wenn ſie all dieſe Schmach mit hündiſcher Demuth zu tragen fortfahren." Dieſe lange fortgeſetzten Provokationen haben in den J. 1848 und 1849 blutige Früchte getragen. Das Vorſpiel zu den Greuelſcenen dieſer Jahre war ein Exceß, der 1847 zu Neuſtadtl an der Waag Statt fand. Am 7. Mai des genannten Jahres warfen ſich die ſlowak. Bauern auf den ſtark mit Getreidewagen befahrenen Markt der Stadt, verjagten die Wirthſchaftsbeamten und Knechte der Edelleute und plünderten den ganzen Markt in wenigen Minuten rein aus. Im J. 1848 hatten ſich kaum die erſten Nachwirkungen der Februarrevolution bemerklich gemacht, als die ſlowak. Partei die neue Freiheit gegen die Juden auszubeuten begann. Tauſende dieſer Unglücklichen wurden ihrer Habe beraubt, an den Bettelſtab gebracht, viele wurden gemordet, noch mehr zu Krüppeln geſchlagen. Allein in Neuſtadtl an der Waag wurden 400 jüdiſche Familien, eine Kopfzahl von nahe an 4000 Menſchen, verjagt und ihres Eigenthums im Werthe von 330,000 Fl. K.-M. beraubt, wovon ſpäter nur 30,000 Fl. wieder beigebracht werden konnten. 94 der umliegenden ſlowak. Dörfer betheiligten ſich bei dieſer Plünderung. Die Urheber dieſer Schandthaten ſind nicht ermittelt worden, nur das hat ſich herausgeſtellt, daß zu der Plünderung in Briefen aufgefordert wurde, die von Dorf zu Dorf getragen wurden und ein großes Siegel hatten mit der Unterſchrift: Zidi wen de Hamsterdamu! (hinaus mit den Juden nach Amſterdam!) Durch die ganze Slowakei wurden im Frühjahr von 1848 Waldfrevel im größten Maßſtabe verübt. Der angerichtete Schaden belief ſich auf Millionen; mit der Gewinnſucht war auch Bosheit im Spiel, was ſich daraus ergibt, daß die jungen Anpflanzungen vorzugsweiſe heimgeſucht und Tauſende von Bäumen abgerindet wurden, um ſie abſterben zu laſſen. Die Beamten, die abwehren wollten, verjagte der Schwarm und bedrohte ſie mit Knitteln und Aexten. In dem Aufſtande, den Hurban 1848 im Namen des Kaiſers erhob, hat es an Plünderungen nicht gefehlt. Der großen Maſſe der „Nationalkrieger" war es um nichts Anderes zu thun; ſie verlief ſich, als die öſterr. Generale dieſer Kriegsführung energiſch entgegentraten. Die Dienſte, die dieſes Heer der öſterr. Sache geleiſtet hat, können nicht leicht zu gering angeſchlagen werden. Haben Hurbans und Sturs Schaaren im kleinen Krieg hin und wieder etwas geleiſtet, ſo wiegt ſich dies auf durch den Schaden, den ihre Unbotmäßigkeit der eigenen Armee gebracht hat. Der Agitator Hurban hat ſich deshalb nach Brezowa zurückziehen müſſen, wo er gleichſam in der Verbannung lebt. Das Feldgeſchrei Sturs und Hurbans war: Trennung der Slowakei von Ungarn und Konſtituirung als unabhängiges Kronland, und dieſe Parole iſt geblieben. Die Slovenske Noviny und die in Prag erſcheinende „Union" ſind die Hauptorgane der ſlowak. Partei. Welche Sprache von ihnen geführt wird, zeigt Nr. 42 der „Union" in einem Artikel: „Aus der Slowakei", wo nach einer leidenſchaftlichen Formulirung der nationalen Wünſche geſagt wird: „Geſchieht in dieſen Komitaten keine Aenderung, ſo muß die öffentliche Meinung der S. entweder total gegen die kaiſerl. Regierung umſchlagen, oder es ſind galiziſche Scenen zu erwarten". Von den ſlowak. Vertrauensmännern, mit denen die Regierung ſich umgeben zu müſſen glaubte, wurden im Winter 1849 zwei Verlangen geſtellt: 1) Publicirung der Verfaſſung vom 4. März in deutſcher und ſlowakiſcher Sprache; 2) daß das ſlowakiſche nordungariſche Volk, von den Magyaren getrennt, unter der alten Benennung Slovensko zu einem abgeſonderten Kronlande konſtituirt und der hohen Reichsregierung unmittelbar untergeordnet werde. Die Begründung des letztern Verlangens enthüllt die Schwäche der Slowakenpartei. Die Erhaltung der Union mit Ungarn, ſagt das Promemoria der Vertrauensmänner, würde, ſelbſt wenn man ihnen eine nationale Juſtiz und Verwaltung gebe, die Folge haben, daß die magyariſche Suprematie raſch ſich wieder auffriſche. Der Adel ſey ganz magyariſch geſinnt, die Geiſtlichkeit getheilt, die Bürgerſchaft zum größten Theil deutſch, der Bauernſtand indifferent. Dies verhält ſich in der That ſo, die hurbanſchen Theorien haben ſehr wenig Anhänger, obgleich es einem nationalen Agitator leicht gelingen kann, die Maſſen für ſich zu gewinnen. Dieſe träumen von „galiziſchen Scenen", von einer allgemeinen Plünderung der Edelleute und Juden, das iſt ihr Nationalitätsſtreben. Die kathol. Geiſtlichkeit iſt eine thätige Propaganda für die magyariſchen Intereſſen, die ſlowak. Agitatoren finden ſich unter der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit. Die nationalen Beſtrebungen der S. haben bis jetzt bei der öſterr. Regierung kein Gehör gefunden. Die Anſichten dieſer erfährt man aus den „Betrachtungen" des Grafen Leo Thun, der in das Miniſterium trat, als die ungariſche Frage anfing, das höchſte politiſche Problem zu werden. Dieſe Betrachtungen ſind eine Abhandlung über das richtige Verſtändniß der Gleichberechtigung, und es zieht ſich durch ſie die Grundidee, daß der politiſche Zweck bei Geſtaltung des Staats obenan ſtehen müſſe, der nationale Inhalt des Staats dagegen als etwas rein Geiſtiges, wie Religion und Wiſſenſchaft, der Entwickelung durch die Einzelnen ganz überlaſſen werden, der Staat alſo dem nationalen Streben gegenüber ſich nur negativ verhalten müſſe. Das Drängen nach nationaler Abſonderung betrachtet Graf Thun als eine Folge der Revolution oder vielmehr als einen Rückſchlag der frühern Unterdrückung, als etwas nicht Natürliches, Vorübergehendes.

Slowenen, die Wenden in Krain, Kärn-

then und Unterſteiermark, vgl. Slaven und Slaviſche Sprachen.

Slowenitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Gut Trebeſſitz; 130 Einw.

Slowenzen, ſ. Slaven und Slaviſche Sprachen.

Slowetſch (Slowec), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Dimokur; 400 Einw.

Slowienitz (Geogr.), 1) (Ober-S., Hornj Slowenice), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Wittingau; 210 Einw.; — 2) (Unter-S., Dolaj Slowenice), Kirchdorf daſ.; 240 Einw.

Slowikowo, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Mogilno; Vorwerk; 200 Einw.

Slowode (ruſſ.), ſ. v. a. Slobode.

Slowodsk, europ.-ruſſiſcher Ort, Gouv. Archangel, an der Grenze von Wologda, an der Waga.

Slowodskoi, Kreis und Stadt, ſ. v. a. Slobodskoi.

Slowodsk-Ukraine (ſlobodiſche Ukraine, früher Gouvernement Charkow), ruſſ. Gouvernement, in Klein-Rußland. — Grenzen u. Größe. Das Gouvernement hat ein längliche Geſtalt u. grenzt im Norden an das Gouv. Kursk, im Nordoſten an das Gouv. Woronoſch, im Oſten an das Land der donſchen Koſaken, im Weſten an das Gouv. Poltawa und im Süden an das Gouv. Jekaterinoslaw. Die Größe des Landes beträgt nach Schabert 594 geogr. □M. oder 28,829 □Werſte, nach Arſſeniew 720, nach Sáblowski 750 and nach Bulgarin 712□M. — Beſchaffenheit des Landes. Das Land bildet im Allgemeinen eine weite Fläche mit einer hohea Lage und wenig Waldungen. An den Ufern der Flüſſe findet man Kreideberge. Der Boden, welcher theils lehmig, theils ſandig iſt, iſt im Ganzen fruchtbar. — Gewäſſer. Die Flüſſe in dieſem Gouv. ſind unbedeutend. Am bedeutendſten iſt der Donez, welcher aus dem Gouv. Kursk in das Land kommt Von ſeinen Nebenflüſſen ſind bemerkenswerth; die Woltſchoja, Udü, Oskel, Sheredez, Borowaja, Aibar, Jebſjug und Derkul, welcher letztere ſich mit der Kamüſcheja oerbindet. Von den übrigen Flüſſen ſind zu erwähnen: der Pſiol uad die Worskla, welche letztere den Merl aufnimmt. Beide Flüſſe gehören dem Stromgebiete des Dnjepr an. — Das Klima iſt im Allgemeinen trockea, mild und geſund, doch hat man ſtrenge Winter. Es unterſcheidet ſich wenig von dem des Gouv. Poltawa. Obgleich Charkow nördlicher als Poltawa liegt, ſo ſieht man doch im botaniſchen Garten oiele Pflanzen in freier Luft, an denea man erkennen kann, daß das Klima nicht ungünſtig iſt; ſelbſt die Verſuche, die man gemacht hat, den Weinſtock im Freien zu ziehen, ſind gelungea, und vermehrte man die Bäume, ſo köante das Klima noch bedeutend verbeſſert werden. — Produkte. Das Pflanzenreich liefert außer dem Getreide: Flachs, Hanf, Mohn, Hülſenfrüchte, Tabak, Hopſen, Saflor, Anis, ſpaniſchen Pfeffer, Bohnen, Rettig, Meerrettig, Möhren, Zwiebeln, Kaoblauch, Kohl, Spinat, Arbuſen, Melonen, ſehr große Kürbiſſe, allerlei Obſtſorten, Wein und dergl. m. Produkte des Thierreichs ſind: Pferde, Rindvieh, Schafe, Wölfe. Luchſe, Haſen, Zinſelmäuſe, viel Geflügel, beſonders Trappen, Rebhuhner, Birkhühner, viele Schnepfen, wilde Enten, Taucher, Waſſerhühner und Reiher; Fiſche gibt es nicht ſehr viele, wohl aber Seidenwürmer, Bienen u. ſ. w., aad von Produkten des Mineralreichs: Thon, Kalk, Kreide und Salpeter. — Bevölkerung. Dieſe beſteht vorzüglich aus Kleia-Ruſſen uad Kaſaken, außerdem aus Groß-Ruſſen, Hebräern, deutſchen Koloniſten, getauften Kalmucken und Zigeunera. An mehren Orten nennen ſich die Klein-Ruſſen Tſcherkeſſen. Die ſämmtliche Bevölkerung beläuft ſich nach Arſſeniew auf 1,000,000, nach Sáblowski auf 1,030,000, aach P. v. Koppea im Jahre 1846: 1,467,400 Seelen. Ackerbauende Soldaten zählte man im Jahre 1838: 94,090. Auf etae □M. kommen nach Bulgarin 1419 Seelen. — Lehranſtalten. Im J. 1824 zählte man 33 Etabliſſements, mit 337 Lehrern und Beamten und 2421 Zöglingen, woruntee 83 Mädchen; im J. 1832 zählte man 30 Etabliſſements, mit 200 Lehrern und Beamten und 1938 Zögliagen, worunter 133 Mädchen. Unter dieſen 30 Etabliſſements waren 9 Privatanſtalten. Im J. 1830 zählte man außerdem geiſtliche Schulen: 1 Seminar, 3 Kreisſchulen, 4 Kirchſpielsſchulen mit 27 Lehrern und 1039 Zöglingea. Im J. 1835 betrug die Zahl der Schüler 1609. — Der Ackerbau macht eine Hauptbeſchäftigung der Einwohner aus, und da der Boden ſehr fruchtbar iſt, ſo braucht man keinea Dünger, ſondern man läßt iha einige Jahre ruhen und bearbeitet ihn dann wieder. Der Pflug, deſſen man ſich bedient, iſt ſchwer und unbehülflich und auf Rädern. Der Bodea bringt allerlei Getreide hervor, und die Ernte beläuft ſich gewöhnlich auf mehr als 5 Mill. Tſchetw., wovon man etwa 2 Mill. ausführen kann. Außer dem Getreide baut man viel Tabak, Hopfen, Hanf, Lein, Mohn, Erbſen und Linſen. Der Tabak iſt eine Art amerikaniſcher. In dea Gärten zieht man viele Obſtbäume, Gurken, Arbuſen, Pferdekürbiſſe und allerlei Gemüſe. Kartoffeln ſind ſehr gewöhnlich und werden viel gepflanzt. Weiagärtea gibt es viele, beſoaders in den ſüdlichen Gegenden. Die Waldungen ſind in einem ſchlechten Zuſtande und das Holz reicht für den Bedarf nicht hin, doch findet man ſchöne Birken-, Linden- und Eichenwälder. Nach Sáblowski betrug im Jahre 1831 die Summe der Kronforſten 261 151 Deſſätinen. Jagd und Fiſchfang ſind unbedeutend. Das Wildpret iſt ſelten, nur Geflügel gibt es in Menge. Einen großen Gewinn wirft die Viehzucht ab. Namentlich zieht man viele Pferde und hat mehre Stutereien, von denen die derkulskiſche, ſtreletzkiſche, limarewskiſche und nowo-alexandrowskiſche die bedeutendſten ſind. Das Rindvieh iſt ſchön, und die Schafe hat man durch Merinos zu veredeln geſucht. Vor einigen Jahren zählte man 200 Schäfereien, mit 267,480 Schafea. Der Kreis voa Iſjum zeichaet ſich beſoaders

Digitized by Google

durch Schafzucht aus. Die bemerkenswertheſten Schäfereien ſind die des Herrn Donez-Sacharſchewskü, die aus 13,000 Schafen beſteht, die der Herren Bachmetow und die der Frau von Schidlowskü, deren jede 9000 Schafe zählt. Im woltſchanskiſchen Kreiſe beſitzen Herr Chitrowo und die Frau Baronin Müller-Sſakomelskü 6000 und Herr Komburlü im ſumskiſchen Kreiſe 8000 Schafe. Nächſt der Viehzucht verdient auch der Seidenbau Berückſichtigung, der nicht unbedeutend iſt. Bedeutende Maulbeerplantagen ſind in Achtürka und Kraſſnoi-Kutt. Im J. 1831 zählte man im Gouvernement 161,028 Maulbeerbäume und 298,740 Saatbäume; Seide wurde bereitet 2 Pud 14 Pfund; im J. 1833 wurden gepflanzt 154,453 Maulbeerbäume und 333,961 Saatbäume; Seide gewann man 1 Pud 6 Pfund; im J. 1835 wurden verpflanzt 15,480 Maulbeerbäume; Seide gewann man 1 Pud 14 Pfund. — Induſtrie. Eigentliche Fabrikanſtalten gibt es im Gouvernement nicht viele, doch ſchreitet die Induſtrie von Jahr zu Jahr fort. Man verfertigt viele Teppiche, Filze, Sattlerarbeiten und dergl. m.; auch wird viel Branntwein fabricirt, Salpeter bereitet, Talg geſotten, und im J. 1831 zählte man 43 Salpeter- und 21 Talgſiedereien. Im J. 1828 wae die wichtigſte unter allen Fabriken die Webeeei und Manufaktue der Frau Rachmanow, worin 900 Perſonen beſchäftigt wurden, welche jährlich 4000 Pud Baumwolle ſpannen. — Handel. Hinſichtlich der innern Schifffahrt hat das Gouvernement keine günſtige Lage, doch findet in den meiſten Städten ein lebhafter Verkehr Statt, und es werden mehre bedeutende Märkte gehalten, wie z. B. zu Charkow und Sumü. In erſteree Stadt wechſelt ein nicht völlig unbedeutender Wechslee täglich 4000—5000 Rbl. um, an Meßtagen aber 40,000—50,000 Rbl. Ein Kaufmann in Charkow ſoll ein Vermögen von mehe als 17,000,000 Rbl. beſitzen. Die Ausfuhr beſteht hauptſächlich in Korn, getrockneten Früchten, Honig, Wachs, Vieh, Häuten, Talg, Wolle, Filzen, Teppichen u. dgl. m. — Die Eparchie der ſlobodiſchen Ukraine und von Charkow gehört zum zweiten Rang und wurde zu Ende des letzten Jahrh. gegründet. Sie begreift 628 Kirchen, worunter 17 Kathedralen, und 2 Klöſter, worunter 1 Nonnenkloſter. Auch die Lutheraner haben ihre Kirchen. Das Gouvernement wird in 11 Kreiſe eingetheilt, nämlich in die von Charkow, Woltſchansk, Smijow, Isjum, Kupansk, Starobjelsk, Walki, Bogoduchow, Achtürka, Lebedin und Sumü. In dieſen Kreiſen ſind 15 Städte, 1193 Flecken, Dörfer und Weiler und 547 Kirchſpiele. Hauptſtadt: Charkow (ſ. d.).

Geſchichtliches. Dieſes Gebiet hing ehemals ohne Zweifel von dem alten Großfürſtenthum Kiew ab; als es allmählig durch die Ueberfälle der Mongolen und Litthauer ſich auflöſte, bot es nichts weiter, als eine große Einöde dar. Unterdeſſen breiteten die Czaren nach und nach ihre Herrſchaft auch auf die Wüſten aus, welche im Süden das Reich begrenzten, und mit Erlaubniß des Czaeen Alexei Michaelowitſch ließen ſich viele Kaſaken aus der Ukraine in dieſem unbewohnten Lande nieder, und zwar nicht weit von Bjelgorod. Der Czar bewilligte ihnen Ländereien und die den Kaſaken gemeinſchaftlichen Privilegien. Als ſich nun ihre Zahl vermehrte, gründeten ſie nach und nach 5 Sloboden, deren männliche Einwohner ſich zu Regimentern bildeten, wie in der Ukraine. Dieſe Sloboden waren Achtürka, Sumü, Charkow, Isjum und Oſtrogoſhsk. Bis zum Jahre 1765 machten ſie einen Theil des im Jahre 1726 gegründeten Gouvernements Bjelgorod aus; allein um dieſe Zeit errichtete Katharina II. die Statthalterſchaft der ſlobodiſchen Ukraine und gab derſelben den Namen: Gouvernement Charkow. Kaiſer Paul ſtellte im Jahre 1796 den Namen ſlowodiſche Ukraine wiederher.

Slowoſia (Sloboſia), Donauwerder, ſ. Dſchiuedſchin.

Slowworm (engl., Amphib.), ſ. v. a. gemeine Blindſchleiche; Anguis fragilis *L.*, ſ. Schleiche.

Sluck (Geogr.), ſ. v. a. Slucz.

Slucz (Sluck, Slutzk, Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Fluß, Gouv. Minsk, mündet bei Slucz in den Pripet, links; — 2) Kreis daſ., grenzt nördlich an den Kr. Minsk, nordöſtlich an den Kr. Igumen, öſtl. an den Kr. Bobruisk, ſüdl. an die Kr. Pinsk u. Moſür, und weſtl. an das Gouv. Grodno, iſt gebildet aus dem ehemaligen Herzogthum S., beſonders im Süden ſehr ſumpfig, wird vom S., Niemen, Pripet und mehreen andern Flüſſen und dem See Kniaz bewäſſert und iſt wenig fruchtbar. Außer S hier noch: Lipsk, Stadt, 1000 Einw.; Luban, am Oreſa; Kopyl, 1000 Einw.; Urſetſch, 2000 Einw.; Neswiſh (poln. Nieswiez), 4000 Einw. — 3) Kreisſtadt daſ., am gleichnamigen Fluſſe, war früher ſehr feſt, hat jetzt 2 kathol., 4 griech.-unirte und mehre andere Kirchen, 3 Schlöſſer des Fürſten Radziwil, 2 Gymnaſien, Unterſtützungs-Comité für Arme; 5200 Einw.; ehemals Hauptſtadt der Herzoge v. S., deren erſter Olelko, Wladimirs Sohn, war; nachdem Janus Radziwil Sophia Olelko geheirathet hatte, kam das Herzogthum in den Beſitz der Radziwils. — 4) Fluß daſ., Gouv. Wolhynien; fließt anfangs öſtl., wendet ſich gegen Norden und mündet in den Sümpfen bei Pinsk.

Sluczewo, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Warſchau, nordweſtlich von Brzese; 1000 Einw.

Slude, nordamerikan. Fluß, Hudſonsbailänder (ſ. d.).

Sludkus, Volksſtamm, ſ. Nordweſtküſte.

Slug (engl., Mollusk.), Schneckengatt., ſ. v. a. Wegſchnecke, Limax *L.*

Sluha (Sluch), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Kaurzim, Gut Cteniz, 470 Einw.

Sluin, Ort, ſ. v. a. Szluin.

Sluis, Feſtung, ſ. v. a. Sluys.

Slujudere, europ.-türk. Fluß, Rumelien, Sandſchak Tſchirmen; fließt von Nordweſten nach Südoſten und mündet in die Tundſcha, rechts.

Slukau (Zlukow), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrſch. Kardas-Rzeczitz; 320 Einw.

Slup (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Preußen

Digitized by Google

(Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Straßburg; 250 Einw.

Slup (Schiffsb.), ſ. v. a. Sloop.

Slupca, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Radom, Kr. Konin, nahe an der preuß. Grenze; 1200 E.

Slupia (Geogr.), 1) preuß. Dörfer, Prov. u. R.-B. Poſen: a) Kr. Kröben; 580 Einw.; — b) Kr. Pleſchen; 180 Einw.; — c) Kr. Poſen; 130 Einw.; — d) (mit Chonki), Kr. Schildberg; Puſtokwie; 680 Einw.; — e) (Groß-S.), Kr. Schroda; 180 Einw.; — 2) (Klein-S.), preuß. Vorwerk, daſ.; 130 Einw.; — 3) ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Radom, nordweſtl. von Opatow. — 4) (Slupianowa), ruſſ.-poln. Ort, Gouv. Sandomir, nordweſtl. von Opatow.

Slupowo, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; Vorwerk; 110 Einw.

Slupp, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Graudenz; 440 Einw.

Sluppowo, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Poſen, R.-B. und Kr. Bromberg; 250 Einw.

Slupsko, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Toſt; Vorwerk, Potaſcheſiederei; 280 Einw.

Slupy, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; kath. Pfarrei, Vorwerk; 150 Einw.

Sluſchin (Sluzin), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Czech; 200 Einw.

Sluſchowitz (Sluchowice), öſterr.-mähr. Marktflecken, Kr. Hradiſch, Herrſch. Lukow; Pfarrei, 860 Einw.

Sluſchtitz (Sluſtitz), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Kaurim, Herrſch. Skworetz; 380 E.

Sluszewo, Stadt, ſ. v. a. Sluczewo.

Sluys (Geogr.), niederländ. befeſtigte Stadt, Prov. Zeeland, ſüdweſtl. von Middelburg, am Zwin einem Golf der Nordſee; kleiner Hafen; durch einen Kanal mit Brugge verbunden; 2100 Einw. S. iſt durch die ſumpfige Lage ſehr feſt, weniger durch die nach holländiſcher Weiſe baſtionirten Werke. — Geſchichtliches. S. hieß im frühen Mittelalter Lambertsvliet und erhielt den Namen S. wegen einer 1331 dort angelegten Schleuße. Im J. 1132 ward Wilhelm von Ypern vom Grafen von Elſaß hier eingeſchloſſen und zur Flucht nach Elſaß gezwungen. Die Gräfin Margaretha gab dem Ort das Recht, ſich Schöppen zu wählen, ſpäter erhielt er Wall und Graben. Johann von Elſaß begünſtigte den Handel von S. ſehr, weshalb der Flecken 1323 durch ſeinen Vetter Ludwig belagert, geplündert und geſchleift wurde. Im J. 1330 kam S. unter die Oberherrſchaft von Brügge, 1335 unter die Heinrichs des Kühnen von Burgund, der es befeſtigte. Doch behielt Brügge noch bis 1423 einiges Anrecht darauf. Berühmt wurde S. vorzüglich durch die Seeſchlacht am 24. Juni 1340. In den langwierigen Kriegen zwiſchen England und Frankreich hatte 1340 der Graf von Hennegau dem Könige von Frankreich, Philipp VI., den Krieg erklärt und rief zu dieſem Zwecke Eduard III. von England zu Hülfe. Am 22. Juni 1340 verließ dieſer mit ſeiner Flotte, welche mit dem Kern der engliſchen Landtruppen bemannt war, London. Die franzöſiſche Flotte, welche der engliſchen die Ueberfahrt verwehren ſollte, hielt die offene See und zählte 140 große Schiffe, mit mehr denn 40,000 Mann am Bord. Ihre Befehlshaber waren Hugo Quieret, Peter Behuchet und Barbavara de Porto Venere. Der Großadmiral H. Quieret u. der Schatzmeiſter der Krone, P. Behuchet, hatten zu ihrer Aufſtellung an der an Sandbänken reichen Küſte zwiſchen S. und Blankenberg eine Bucht oder vielmehr eine enge Paſſage gewählt, wo ihre Schiffe ſich faſt berührten, und hielten dieſe Stellung für ſehr feſt, weil ſie nicht umgangen werden konnte. Vergebens ſtellte Barbavara ihnen vor, daß dieſer Vortheil durch den viel größern Nachtheil, ſich nicht bewegen zu können, weit überwogen werde; ſie wollten durchaus ſeinem Rathe und Beiſpiele, auf die hohe See zu gehen, nicht folgen. Eduard kam vor dem Maſtenwalde an, der ihm den Weg nach S. ſperrte, und manövrirte einige Zeit, um den Vortheil des Windes und der Sonne ſich zuzueignen, während die unbeweglichen Franzoſen glaubten, daß ihm der Muth fehle, ſie anzugreifen. Plötzlich aber ſteuerte er mit vollen Segeln auf ſie zu. Seine auf die Schiffe vertheilten Landtruppen, worunter viele Bogenſchützen, hielten ſich bereit, die Seeleute zu unterſtützen. Sobald man in die gehörige Nähe kam, um zu entern, befeſtigten die Engländer mittelſt großer eiſerner Haken ihre Schiffe an die feindlichen, und nun konnten die Truppen feſten Fußes kämpfen. Die Schlacht dauerte mit Hartnäckigkeit von 6 Uhr Morgens bis Mittags und wendete ſich bald zum Vortheile der Engländer. Da die Franzoſen ſich in einen Ort eingeſchloſſen hatten, wo ſie weder manövriren, noch ſich entfernen konnten, ſo zog der Verluſt der Schlacht auch faſt ihren gänzlichen Untergang nach ſich; nur Barbavara, der ſchon vorher die offene See gewonnen hatte, entkam mit ſeiner Abtheilung, während die übrigen Schiffe theils genommen wurden, theils unterſanken. Die beiden franzöſiſchen Admirale kamen um, der Verluſt an Mannſchaft wurde auf 30,000 geſchätzt. Noch am Schlachttage zog Eduard mit ſeiner ſiegreichen Flotte in den Hafen v. S. ein. König Karl VI. von Frankreich baute 1468 daſelbſt ein Schloß gegen England und 1470 wurde der Hafen vergrößert, nachdem es ſchon 1405 und 1436 eine Belagerung der Briten ausgehalten. Moritz von Naſſau eroberte es 1606 für Holland, bei dem es ſeitdem blieb. Im J. 1747 ergab ſich der feige holländiſche Kommandant ohne Widerſtand an Frankreich und ebenſo ergab es ſich den 24. Aug. 1794 an die franzöſiſch-republikaniſche Armee unter Pichegru.

Sluys (Biogr.), Jakob van der, Maler von Leyden, wurde daſelbſt im Waiſenhauſe erzogen, Slingelandts Schüler, lieferte Konverſationsſtücke, Spiele, Feſte ꝛc., ſehr fleißig nach der Weiſe Slingelandts behandelt. Auch Porträte malte er. S. † 1736, ungefähr 72 J. alt.

Sluyter, J. D., Kupferſtecher zu Amſterdam, jetzt lebender Künſtler, der zu den beſten

Digitized by Google

ſeines Vaterlandes gehört. Von ihm iſt die Auſtereſſerin, nach J. Sten's Bild, 1841, gr. Fol.

Sluzatek (Sluzatka), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrſch. Pilgram; 140 Einw.

Sluzatka, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Swietla; 100 Einw.

Slynach, aſiat.-ruſſ. Ort, Transkaukaſien, Georgien, öſtlich von Tiflis.

Slype, belg. Dorf, Prov. Weſt-Flandern, Bez. Brügge, am Nieuport-Brugge-Kanal; 1190 Einw.

S. m., Abkürzung für 1) Salvo meliori, des Beſſern unbeſchadet; — 2) (S. M.), Sa Majesté, Se. Majeſtät.

Smaalehnen, norweg. Amt, Stift Aggerhuus, im ſüdl. Theile des Landes, grenzt nördl. an das Amt Aggerhuus, weſtl. an den Chriſtiania-Fjord, ſüdl. und öſtl. an Schweden; 76,5 ☐M. mit 54,500 (nach Andern 65,000 oder 69,000) Einw. Dieſes A. iſt das einzige, wo der Boden nur bis zu der Höhe von 600 F. aufſteigt und wird vom Glommen durchfloſſen, Hauptſtadt iſt Frederikshald. Hier die Vogteien: Ides-Markers, 18,000 Einw., Rakeſtadt, 23,000 Einw., mit Kirchſpiel gl. Namens, am Ausfluß des Sandſee-Elf, mit Eiſenhütte, Kanonengießerei, 45 Sägemühlen in der Nähe, Handel, 3100 Einw. Hier ferner die Feſtung Frederikſtad, 2900 Einw.

Smaalſcher Pflug, Schwingpflug, welcher von dem Künſtler Smaal in England zuerſt verfertigt worden iſt, wurde in Deutſchland durch Thaer bekannt und iſt nicht allein wegen ſeines einfachen Baues, ſondern wegen der zweckmäßigen Bearbeitung des Bodens beſonders empfohlen worden. Thaer hat ihn in ſeiner „Beſchreibung der nutzbaren neuen Ackergeräthe" (Hannover 1803, 4., H. 1) weitläufig und ausführlich beſchrieben; und man kann ihn in der Maſchinenfabrik zu Hundisburg, unweit Magdeburg, und in Friedrichsberg bei Kopenhagen fertig erhalten.

Smagen, franz. Fluß, Dep. Vendée; fließt von Oſten nach Weſten u. mündet in d. Lay, rechts.

Smak, ſ. Sumach.

Smala (arab.), die Equipage, das Gefolge, die Zelte der Familie, die Dienerſchaft eines arabiſchen Häuptlings, die er auf Kriegszügen bei ſich führt.

Smaland, Prov. im Königr. Schweden, an die Oſtſee grenzend, im Süden des Wetterſees, mit 530 (nach Andern 365) ☐M. und 430,000 Einwohnern. Sie beſteht aus den drei Läns: Kronoborg, Jönköping u. Kalmar. Das Land iſt im Süden und Weſten ſehr gebirgig, im Oſten aber, um Kalmar, eben, und das Klima kalt. Die vom Wetterſee kommenden Gebirgszüge durchſtreichen den Süden und Weſten. Der Winter dauert 7 Monate; der Boden iſt mager und ſteinig; die Oſtküſte iſt ſehr zerriſſen und mit Skären umgeben, und das Meer macht hier tiefe Einſchnitte. Unter den Binnenſeen bemerken wir den Helga, Salen, Rotteem, Innaren, Malkroken, Mökkeln, Mien und Asmen, den Sommen- und Bolmen-, den Salzan-, den Aßjon-, den Myckleton-den Widöſtern-See. Die Flüſſe ſind unbedeutend, z. B. der Buga-an, der Morrums-an, der Lykeby-an und der Rottneby-an, die Niſſa-, die Emm- und die Laga-an. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer, Eiſen. Die Waldungen von Buchen, Eichen, Fichten ſind an mehren Orten ſehr ausgehauen. Der Getreidebau von Hafer, Gerſte, Roggen wird trotz des ſteinigen Bodens ſehr fleißig betrieben, auch ziemlich viel Flachs erzeugt. Der Wieſenbau iſt ſehr vernachläſſigt. Der Ackerbau und die Viehzucht ſind im Steigen begriffen; die häusliche Induſtrie des Spinnens und Webens iſt allgemein. Eiſenwerke, Papiermühlen, Glashütten ſind da und dort; merkwürdig iſt der 4000' hohe Eiſenberg, Taberg, um den eine Menge Schmelzhütten, Hochöfen und Kohlenbrennereien herumliegen. Das Reiſen in S. geht mitten durch Wälder, über ſchroffe Berge und zwiſchen tiefen Abgründen hin. Wohnungen trifft man nicht viele, und ſeltener gut gebautes Feld. Steinhauſen, die man hier und da in den Wäldern findet, und welche von menſchlichen Händen zuſammengetragen ſcheinen, haben auf den Gedanken geführt, daß dieſes jetzt von Wäldern bedeckte Land früher bevölkerter und beſſer angebaut geweſen ſey. Zu Edelfors iſt eine Goldmine. Die Smaländer ſind einfach, redlich, arbeitſam und von mäßiger und haushälteriſcher Lebensweiſe, doch herrſcht viel Armuth in dieſem Lande; da und dort findet man viel mechaniſches Talent. Häufig findet man Holzſchuhe, große Hutſchnallen, mit der königl. Namensziffer, goldene Kreuze am Halſe der Weiber. Zu S. zählt man auch die Inſel Oeland, 16 M. lang, ½ M. breit, durch einen ½ Seemeile breiten Sund vom Feſtlande getrennt. Sie iſt ziemlich flach, bloß auf der Oſtküſte ſind Sandhügel, der Landberg genannt, und in der Mitte ein Plateau, das zur Weide dient. Im Norden ſind Wälder, im Süden faſt kein Baum; das Klima iſt milder, als auf dem Feſtlande. Die Viehzucht iſt ſtärker, als der Getreidebau, welcher durch die noch nicht getheilten Gemeinplätze leidet.

Smal-Atlas, eine engliſche Papierſorte zum Kupferdruck.

Smalbier, ſ. Bier.

Smaledumen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Nieberung; 170 Einw.

Smalenfleth, ſ. Schmalenfleth.

Smalenflether-Deich, ſ. Schmalenflether-Deich.

Smalenflether-Wurp, ſ. Schmalenflether-Wurp.

Smaleninken, ruſſ.-poln. Dorf, Gouvern. Auguſtowo; Kr. Marianpol; Zollhaus mit einer jährlichen Einnahme von 40,000 Thlrn.

Smalkens, dünne Zeuche von Leinen, Floretſeide, auch Seide, mit ächtem und unächtem Gold und Silber durchwebt, die beſonders zu Amſterdam und Harlem gewebt werden. Die Stücken halten 20 brab. Ellen.

Smallage (engl., Bot.), ſ. v. a. gemeiner Sellerie, Apium graveolens *L.*, ſ. Sellerie.

Digitized by Google

Small=Isles (S.=Islands), brit. Kirchſpiel, Schottland, Grafſch. Inveeneß; umfaßt den ſüdl Theil der Inſel Skye, die Inſeln Egg (Eigg), Rum, Canna Cannay), Sand=y und Muck; 1650 Einw.

Small=Point, nordamerik. Vorgebirg, V.St., an der Küſte des Staats Maine, Grafſchaft Cumberland, 43° 40′ 0″ nördl. Br. und 72° 12′ 15″ weſtl. L.

Smalls=Inſel, brit. kleine Inſel (Felſen), England, Süd=Wales, Grafſch. Pembroke, an der ſüdweſtl. Spitze, Pembroke gegenüber, merkwürdig wegen eines künſtlich aus einigen Eichenſtammen gebauten, am Fuße offenen Leuchtthurms, deſſen Feuer 3 auf demſelben wohnende Menſchen unterhalten.

Smallwood, W. F., Zeichner und Maler, blühte in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts in London, lieferte Landſchaften und architektoniſche Anſichten, letztere beſonders ausgezeichnet.

Smal=Rock, hinterind. Felſen, Tenaſſerim, weſtlich von der Inſel Domel oder Lambi.

Smalſchip, bei den Hollandern ein Fahrzeug, welches ſich von dem Schmackſchiff (ſ. d.) faſt nur durch ſeine Schmalſeite unterſcheidet, deren es bedarf, weil man es beſonders zur Schifffahrt durch die Schleußen benutzt.

Smalte (blaue Farbe, Azur, Smalt, Azurblue), auf Hüttenwerken durch Zuſammenſchmelzen von geröſtetem Kobalterz; Quarz und Potaſche, in oerſchiedenen Verhältniſſen, meiſt unter gleichzeitigem Zuſatz von arſeniger Saure, bereitete blaue Glaſer, welche gepocht und geſchlämmt als feines Pulver in den Handel gebracht werden.

Die Smaltebereitung iſt in ber erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Sachſen erfunden und ſeitdem in groſer Ausdehnung, als die einzige metallurgiſche Ausbeutung der Kobalterze, betrieben worden.

Die Kobalterze, auf den Blaufarbenwerken durch K (C) bezeichnet, ſind entweder ſchon im oxydirten Zuſtand, wie der graue Erdkobalt, die Kobaltblüthe, Kobaltbeſchlag, brauchen alſo nicht erſt oxydirt zu werden, oder es iſt Speis= und Glanzkobalt, (F F C*) wenn es derbes Erz, und (FC) wenn es eingeſprengtes, welche reguliniſches Kobalt mit Arſenik, im letztern auch mit Schwefel verbunden, enthalten; dieſe muſſen vorher oxydirt werden. Die Kobalterze bedurfen einer ſorgfältigen Aufbereitung, beſonders wenn ſie fein eingeſprengt vorkommen; die derben und reinen, grob eingeſprengten werden zu Saſſlor bearbeitet. Enthalten die Kobalterze eingeſprengtes Wismuth, was nicht ſelten dee Fall iſt, beſonders bei den ſächſiſchen Speiſekobalten in der Umgegend von Schneeberg, ſo wird dieſes Metall erſt durch eine verlaufige Abſaigerung geſchieden, welches theils durch bloßes Röſten mit Holz, theils auf Saigerheerden, theils in eigens konſtruirten Saigeröfen (Treiböien) geſchieht. Eine der wichtigſten Vorbereitungen der Kobalterze iſt das Röſten; je nach der Beſchaffenheit der Erze muß der Röſtproceß geleitet werden. Ganz reine Kobalterze, die keine andern Metalle enthalten, können, unbeſchadet der Farbe des damit zu ſchmelzenden Glaſes, völlig abgeröſtet (todt geröſtet) werden, während andere, welche Einmengungen von fremden Metallen enthalten, als Eiſen, Kupfer, Nickel, Antimon, Zinn, Zink, Blei, Wismuth, nie vollſtändig abgeröſtet werden dürfen, damit nicht zu viel fremde Metalloxyde ſich bilden und ſpäter mit in die Glasmaſſe eingehen und dieſer fremde Farbentöne ertheilen. Fand die Röſtung aber nur unvollkommen Statt, ſo werden ſpäter beim Glasſchmelzen die nicht oxydirten, an ſich aber leichter oxydirbaren Metalle, die oxydirten ſchwerer oxydirbaren reduciren, ſo z. B. Kobalt, Eiſen, Zinn, Zink, Wismuth, Nickel und Kupfer. Da nun reguliniſche Metalle nicht verglaſen, ſo bleibt in ſolchen Fällen eine Legirung am Boden der Schmelzöfen zurück, Speiſe, ſtets eine Folge der unvollkommenen Röſtung der Kobalterze. Daher können auch zu ſtark geröſtete Kobalterze durch Beimengung von ungeröſteten wieder brauchbar gemacht werden. Kobalterze, welche reich an Nickel ſind, läßt man allmählig ſich an der Luft oxydiren, wobei ſich durch die Waſſerdampfe der Luft das entſtandene Eiſen, Kobalt, Arſen, Schwefel oxydiren, Nickel aber nicht; dieſe Verwitterung läßt man ein Jahr andauern, länger fortgeſetzt wird endlich auch Nickel oxydirt, was drr Farbe nachtheilig iſt. Durch dieſen Prozeß nimmt das Erz an 8 bis 10 Procent zu.

Die Blaufarbenwerke haben nun zunächſt die Aufgabe, den Kobalt der gemahlenen und geſchlammten Erze in der Weiſe in Oxyd zu verwandeln, daß die fremden Metalle entweder abgeſchieden oder unſchädlich gemacht werden — was durch Röſten geſchieht — und alsdann das entſtandene Oxyd mit möglichſt reinen Zuſätzen von Kieſelerde und Alkali zu verglaſen. Beim Röſten nehmen die im Erz enthaltenen Schwefelverbindungen Sauerſtoff auf; wobei ſich ſchweflige Saure entwickelt, Oxyde und ſchwefelſaure Salze bilden, während das flüchtige Alkali oon dem Luftzuge verbrannt und als arſenige Säure weggeführt wird. Das Auftreten dieſee oerwerthbaren, aber auch ſehr giftigen Produkte erklärt die Einrichtung des zum Röſten dienenden Flammofens. Das Gewölbe und die Sohle des Röſtraumes ſind aus feuerfeſten Steinen hergeſtellt. Durch die Arbeitsthüre bringt man die Schliche, das feingepulverte Erz — 3 bis 5 Cntr. ein und breitet dieſe zu einer gleichen, 6 Zoll ſtarken Schichte aus, welche alsdann von obenhee durch die Flamme eines Holzfeuers auf dem Roſte e getroffen werden. Dieſe nimmt ihren Weg über die zur Seite gelegene Feuerbrücke, um mit den fluchtigen Produkten durch die Abzüge in gemeinſchaftliche um den Röſtraum geführte Kanäle einzutreten. Die Mündungen dieſer Kanäle ſind nur zum Ausräumen beſtimmt und für gewöhnlich geſchloſſen, durch die Mündung dagegen tritt der Rauch in einen langen, geſchleiften Kanal (den Giftgang), der eine geräumige Kammer (die

*) F fein, M ordinär, B böhmiſche Sorte (in Sachſen). Bei den Gläſern bedeutet F eine dunkle Farbe, FFFF die allerdunkelſte — Königsblau.)

Giftkammer), welche weit genug ſind, um dem Zuge ſeine Geſchwindigkeit zu nehmen. Darin findet alſo die arſenige Säure Ruhe und Gelegenheit, zu Boden zu fallen und ſich anzuſammeln. Die Erfahrung hat gelehrt, was die Flußmittel anbelangt, welche dem geröſteten Schlich zugeſetzt werden müſſen, daß die Erden dem Anſehn der Farbe ſchaden, indem ſie derſelben theils den Glanz, theils die Reinheit nehmen; das Letztere gilt in noch höherem Grade von dem Natron. Daher weudet man weder Kalk noch Soda, ſondern allein gereinigte Potaſche an, um ſo mehr, weil die, den aufbrreiteten Erzen noch anhängrnde Bergart ohnehin ſehr oſt (wenn ſie z. B. Dolomit iſt), Kalk oder Bittererde in das Glas dringt. Die Kieſelerde wird ſtets als Quarz angewendet; jedoch nicht ohne vorhergegangene mechaniſche Reinigung deſſelben. Zu dem Ende wird der Quarz gebrannt (geglüht), um ihn mürber zu machen, dann gepocht, (in Stampfmühlen gepulvert) und als Pochmehl geſchlämmt und gewaſchen. In den Schlämmbottichen ſetzt ſich nämlich das Grobe zuerſt ab, während das Waſſer die leichteren Erd- und Eiſentheile mit wegführt. Auf dieſe Art ſetzt ſich zuletzt reines Quarzmehl ab, deſſen Feuchtigkeit durch Trocknen und Glühen entfernt wird; es heißt alsdann Sand. Das Miſchen des Erzes, Quarzes und der Potaſche zu dem ſogenannten Gemenge, dem Glasſatze, geſchieht einfach, aber mit Sorgfalt in hölzernen Kaſten, unter Zuſatz von weißrm Arſenik, der wegen des Eiſengehaltes nothwendig iſt und als „Giftmehl" d. h. ſo genommen wird, wie er ſich an den Giftfängen findet. Dabei wird ein kleiner Theil Kobaldoxyd wieder gewonnen, den der Zug dahin mitreißt. — Die Höhe oder Tiefe des Farbentons der S. hängt natürlich für gleiche Mengen, Sand und Potaſche, von der Menge des Kobaltoxyds im Satze, mithin von der Menge des geröſteten Schlichs und ſeiner Güte ab. Dieſe, oder die Färbekraft des Schlichs, beruht nicht allein auf ſeinem Kobaltgehalt, mit welchem die Tiefe wächſt, ſondern auch auf der Anweſenheit und Menge derjenigen Beſtandtheile, welche, wie Kalk und Thonerde in das Glas eingehen und die blaue Farbe verdünnen. Auf der andern Seite ſind in den Künſten eine Unzahl von Abſtufungen im Farbenton zu verſchiedenen Zwecken gebräuchlich. Man begreift daher leicht die Schwierigkeit der Anforderungen, denen der Hüttenmann entſprechen muß, inſofern es ſich darum handelt, durchaus nicht blaues Glas überhaupt, ſondern einen ganz beſtimmten Farbenton zu erzeugen, wozu ganz beſtimmte Miſchungsverhältniſſe gehören. Dieſe ſind wegen der von Röſtung zu Röſtung wechſelnden Beſchaffenheit der Erze nur immer für den einzelnen Fall gültig. Da man nun in den Blaufarbenwerken immer einen (im Verhältniß zum übrigen) beſtimmten Zuſatz von Potaſche — nämlich $^1/_8$ von dem Geſammtgewichte des Erzes und Sandes — feſthält, ſo bleibt alſo nur noch das Verhältniß des Sandes zum Quarz zu ermitteln. Zu dieſem Zweck dienen fortlaufende Proben und zwar doppelter Art. Die einen nämlich belehren den Werkmeiſter, wie weit man die Röſtung treiben muß, um mit einem und demſrlben Zuſchlag das tiefſte Blau d. i. höchſte Güte des Schlichs zu erhalten. Die anderen geben ihm an die Hand, wie viel Sand einem gegebenen Schlich einverleibt werden muß, um einen beſtimmten Ton zu erhalten. Beide ſind Wiederholungen des Prozeſſes im Kleinen. Auf dieſe Art iſt man in Stand geſetzt, eine Anzahl beſtimmter Farbenſtufen (gewöhnlich 3) mit Sicherheit vorräthig zu erzeugen, woraus dann jeder verlangte Ton gemiſcht werden kann.

Dazu gehört eine vollſtändige Muſterkarte aller Farbenſtufen, welche ſich durch Miſchen aus jenen erzeugen laſſen und eine ähnliche Muſterſammlung aller im Handel gebräuchlichen Töne. Da nur durch genaues Einhalten der vorgeſchriebenen Gewichtsmengen die gewünſchte Farbe erfolgen kann, ſo werden die Beſtandtheile des Satzes nie hinzugemeſſen, ſondern gewogen und zwar im Trockenen Zuſtande. Weniger genau kommt es bei dem Zuſatz des Arſeniks (Giftmehls) darauf an, weil die Verflüchtigung das überſchüſſige mit wegnimmt; man ſetzt Giftmehl bis zur gleichen Quantität des Erzes hinzu.

Die Schmelzung des Satzes iſt von den gleichnamigen Arbeiten der übrigen Gläſer nur in Beziehung auf das Auftreten der Speiſe verſchieden; der nämliche Umſtand macht eine Aenderung in der Einrichtung der Oefen, die rund oder viereckig, für Steinkohlen oder Holz beſtimmt ſeyn können, nothwendig. Die Häfen werden durch eine Thüre eingeführt, welche dann vermauert wird und ſind mit einer Oeffnung zum Ablaſſen der Speiſe (Speiſeloch) verſehen, welches einem Loche in der Umfangsmauer des Ofens „dem Knieloche" gegenüberſteht. Dieſes dient, um die Speiſe aus dem Ofen zu laſſen, um verzetteltes Glas oder Heerdglas aus dem Ofen zu ziehen und iſt während der Schmelzarbeit verſchloſſen. Gerade darüber befindet ſich das Arbeitsloch zum Aus- und Einkellen des Satzes und Glaſes. Die Flamme wird auf einem Roſte erzeugt, ſteigt durch die Pipe auf und tritt durch mehre Oeffnungen aus dem Ofenraum, welche mit einem kurzen Kamine korreſpondiren. Bei der Leichtflüſſigkeit des Satzes genügen für die Schmelzung 8 Stunden; während dieſer Zeit rührt man öfter um, nur gegen Ende, wenn das Glas homogen und die Speiſe gehörig abgeſchieden iſt, muß das Rühren unterbleiben, um das Abſetzen derſelben nicht zu ſtören, wobei es nicht an Hitze fehlen darf. Nach beendigter Schmelze ſchöpft man das Glas mit Kellen aus und gießt es in kaltes Waſſer, um es durch das Abſchrecken mürber und zum Pulvern geeigneter zu machen. In dem unteren Theil der Häfen befindet ſich die Speiſe, welche aus einer ſeitlichen Oeffnung in der Ebene des Bodens der Häfen und der Bruſtmauer des Ofens, Knieloch, nach Einſtoßen eines Pfropfens, abgeſtoßen und in eiſernen Eingüſſen aufgeſammelt wird. Ein Schmelzofen mit 8 Häfen liefert in 24 Stunden von

24 Centner Gemeng 19 Ctr. Glas, $^1/_4$ bis $^3/_4$ Ct. Speiſe. Nicht überall erhält man bei dem Glasſchmelzen Speiſe, es kommt auf die Erze und das Kalciniren an. — Nicht ſelten iſt die Speiſe ſilberhaltend, wie die Schneeberger, durchſchnittlich $4^1/_2$ Loth im Centner; dieſelbe wird ſeit 1827 zu Oberſchlema amalgamirt und nur $^1/_2$ Loth Silber im Rückſtand belaſſen. Man benutzt die Speiſe zur Darſtellung von Nickel.

Das Mahlen geſchieht zwiſchen zwei, in einem hölzernen Gehäuſe unter Waſſer laufenden granitnen Steinen, welche das Glas grob gepocht oder zwiſchen Walzen zerknirſcht empfangen, auf der einen Seite läuft das durch Farbenmehl getrübte Waſſer, welches ununterbrochen durch friſchen Zufluß erſetzt wird, in die Unterſätze und dann in die Waſſerfäſſer, um geſchlämmt und gewaſchen zu werden. In den Waſchfäſſern ſetzen ſich die groben Theile ab (das ſogenannte Streublau — weil es zuweilen als Streuſand gebraucht wird, aber ſonſt nicht in den Handel kommt). Das Waſſer mit dem noch ſchwebend Gebliebenen, die Trübe genannt, paſſirt nach einander noch zwei Waſchfäſſer; in dem erſten ſetzt ſich die eigentliche Farbe, in dem zweiten ein noch feineres Mehl als Eſchel zu Boden.

Die Wirkung des Waſſers auf das feingemahlene Produkt iſt — was man nicht überſehen darf — keineswegs eine bloß mechaniſche, ſondern auch eine chemiſch zerſetzende. Das Kobaltglas zeigt nämlich, wie alle Gläſer, welche ohne Kalk geſchmolzen ſind, eine gewiſſe Auflöslichkeit, oder es zerfällt vielmehr in die eigentliche Farbe und ein halbgelöſtes, vom Waſſer angegriffenes Glas von ſchmutziger ins Graue ziehender Farbe. Auch werden ſonſtige nicht ins Glas gegangene Theile, beſonders die Glasgalle, vom Waſſer gelöſt und beſeitigt. Aus dieſem Grunde werden beide, Farbe und Eſchel, wenn ſich die Trübe geklärt hat, ein zweites Mal mit neuem Waſſer angerührt und verwaſchen. — Die Waſchwaſſer werden in Sümpfen (großen Bohlenbehältern) aufgefangen und liefern ein unreines Produkt, „den Sumpfeſchel", welches wieder eingeſchmolzen wird.

Man erhält beim Aufbereiten der Farbengläſer im Durſchnitt 60% Farbe, der Eſchel aber 70% Eſchel von 100 Glas. Die Farbe und Eſchel werden nun bei mäßiger Wärme getrocknet, das geſchieht in geheizten Trockenſtuben auf Bretern, die in Gerüſten liegen, auch wohl in Trockenhäuſern an der Luft, dann zwiſchen Bretern zerrieben und geſiebt, die Eſchel auch wohl noch einmal trocken gemahlen und gebeutelt (oder zwiſchen polirten ſtählernen Walzen zerdrückt und gebeutelt).

Die S. und der Eſchel werden von den Blaufarbenwerken in ſehr mannichfachen Nüancen geliefert, und auf Beſtellung nach Probe gefertigt; die allerdunkelſte S. FFFFC heißt Königsblau, Azurblau. Je reiner das Kobalterz von fremden Metallen, deſto ſchöner die Farbe, daher können Blaufarbenwerke, welche die dunkelſten Farben darſtellen können, alle Farbengläſer produciren, die im Handel verlangt werden, da ſich die dunklen Farben ſehr leicht verdünnen laſſen. So geben z. B. die beſten ſächſiſchen Erze, noch mehr der reine tunaberger Glanzkobalt ſehr reine, kräftige, dicke Farben, während nickelhaltige leicht, wenn das Nickeloxyd in die Farbe eingeht, einen violetten Ton erhalten. Die blauen Farben ſind in Luft und Wetter und in der Schmelzhitze unveränderlich, werden weder vom Waſſer noch von Säuren, Flußſäure ausgenommen, oder Alkalien angegriffen, ſind daher in manchen Beziehungen andern blauen Pigmenten vorzuziehen. Man gebraucht S. und Eſchel theils zum Bläuen von Leinenzeug, vermiſcht mit Stärke als Waſchblau, Neublau, zum Bläuen des Papiers, wodurch aber die Federn ſchnell ſtumpf werden, als ein durch Witterung nicht zerſtörbares Pigment mittelſt Firniß auf Holz, Mauerwerk aufgetragen, für Fresko- und Stubenmalerei (für Malerei auf gebrannte Geſchirre u. ſ. w.). Es iſt noch nicht bekannt, zu welchem Zwecke früher ſo viele S. von den Engländern und Holländern aufgekauft und nach Amerika geſandt wurde.

Blaufarbenwerke ſind im preußiſchen Staat: zu Querbach bei Friedeberg, R.-B. Liegnitz, zu Haſſerode bei Wernigerode, R.-B. Magdeburg, in Köln, zu Heidthauſen, Kreis Eſſen, R.-B. Düſſeldorf, Horſt an der Ruhr, Kreis Bochum, R.-B. Annaberg. Dieſe Werke beziehen die Kobalterze: das ſchleſiſche von Querbach und hauptſächlich aus Sachſen, beſonders für die dunklen Farben, die weſtphäliſchen und rheiniſchen aus dem Siegenſchen und aus Schweden. Außerdem ſind in Deutſchland beſonders berühmt die ſächſiſchen Blaufarbenwerke zu Schneeberg, Aue, Zſchopau; in Böhmen zu Platten, Presnitz; in Heſſen zu Karlshafen an der Diemel, und Schwarzenfels bei Schlüchtern; in Oeſterreich zu Schottwien u. ſ. w. Die Produktion an S. im Königreich Sachſen betrug 1825 12,310$^1/_4$ Ctr., 1826 11,281$^1/_8$ C., 1828 11,240$^1/_8$ C., 1830 9697 C.; an Ultramarin 1825 413 Pfd., 1826 514 Pfd., 1828 1007$^1/_2$ Pfd., 1830 1038 Pfd., an Kobaltſpeiſe 1825 216$^3/_4$ C., 1826 243$^3/_8$ C., 1828 125$^1/_8$ C., 1830 172$^4/_7$ C.

Smaltin (Min.), ſ. v. a. Speiskobalt (ſ. d.).

Smaltino (ital.), ſ. v. a. Smalte.

Smalt-Kruit (holl., Bot.), ſ. v. a. gemeine Schamblume, Clitoria Ternatea *L.*

Smaltron (ſchwed., Bot.), ſ. v. a. wilde Erdbeere, Fragaria vesca *L.*

Smanioso (ital.), wüthend, tobend, ſ. v. a. Furioso, nur in noch höherem Grade.

Smara (der Feurige, ind. Myth.), Beiname des indiſchen Liebesgottes Kamadewa.

Smaragd (Min.), nach Haidinger, Gemmenfamilie, rhomboëdriſch, augitiſch, rhomboëdriſch-axotom und peritom deutlich, prismatiſch höchſt vollkommen theilbar. H. = 7,5 — 8,0, G. = 2,6 (nach Andern die Familie der Beryllithe). Gattungen: a) Prismatiſcher S. (Euklas), b) Rhomboëdriſcher S. (Phenakit), c) Dirhomboëdriſcher S. mit der einzigen Species Smaragd, auch rhomboëdriſcher S., Emerande, prismatiſcher Beryll genannt, beſteht nach Vauquelin aus

68,0 Kieſelſänre, 15,0 Thonerde, 14,0 Glvcinerde, 2,0 Kalk, 1,0 Eiſrnoridul od. 60,80 Kieſelſäure, 17,26 Thonerdr, 12,94 Beryllerde, hat zur Grundform die ſechsſeitigr Saule mit (nach Kupffer) diheraëdriſcher Zuſpitzung von 151° 5' Endkante, iſt ziemlich vollkommen ſpaltbar parallel den Endflächen, unvollkommen nach den Seitenflächen, iſt von grüner, blaner, gelber od. weißrr Farbe, glasglänzend, durchſichtig bis kantendurchſcheinrnd, vor drm Lothrohr ſchwer und nur nach langrm Blaſen in dünnen Splittern an drn Kanten ſchmrlzbae zu einer farbloſen blaſigrn Schlacke, löſt ſich abrr mit Borax zu klarem farbloſen Glaſe und in Phosphorſalz ohne Zurücklaſſung eines Kieſelſkelets, wird von Säuren nicht angegriffen; erſchrint faſt nur kryſtalliſirt in der Grundform mit Abſtumpfung drr Seitrnkanten zur 12ſeitigen Säule, der Endkanten und Flächen zur 6flächigen diheraëdriſchen Zuſpitzung, ſrlten mit Zuſchärfung dee Eckrn, dagegen oft der Länge nach geſtreift zur cylindriſchen Säule, auch als Geſchiebe. Varieäten: 1) S. im engern Sinne od. glattprismatiſcher S. od. glatter Beryll, durch 0,3 Chromoxyd ſmaragd-, ſrladon-, gras- oder weißgrun grfärbt, lebhaft glänzend, durchſichtig bis durchſcheinend, verliert im Feuer ſeine Farbr nicht, wird bläulich und nach drm Abkühlen wirder grün, erſcheint in kurzen Säulen mit glatten Seiten- und rauhen Endflächen. Einzeln ein- und aufgrwachſen im Heubachthale in Salzburg, Katharinenburg in Sibirien und im Gebirgr Zabeee am rothen Meere im Glimmerſchiefer, im Kiechſpiel Tamula in Finnland im Granit, am ſchönſtrn im Tunkathale bei Neukarthago in Peru im Thonſchieſer und im Sande der Fluſſe in Ava im Reiche der Birmanen. — 2) Geſtreiſt-prismatiſcher S., Beryll, grſtreifter B., von vrrſchieden grünee (orientaliſcher Aquamarin), gelber oder weißer, ſelten waſſerheller Farbe, durchſichtig (edler B.), halbdnrchſichtig bis kantenduechſcheinend (gemeiner B.), erſcheint in langen, oft cylindriſchen Säulen mit vertikal geſtreiſten Seiten- und glattrn Endflächrn. Findet ſich am ſchönſten zu Minsk und Murſinsk in Sibirien, Haddam in Connecticut, Cheſterfield in Maſſachuſetts, Acworth in New-Hampſhire (Kryſtalle bis 300 Pfd. ſchwer), Finbo und Brodbo in Schweden, bei Limogrs, Lyon, bei Zwiſcl in Bayeen, Heidelberg im Granit eingewachſen, Johanngeorgenſtadt in Sachſen im Glimmerſchieſer, in Aberdeenſhire und in Braſilien in loſen Kryſtallen. Die reinrn Varirtäten werden als Edelſtrine geſchätzt, und rin Stein von 4 Grän gilt 40—55 fl., von 8 Grän 110—115 fl., von 15 Geän 600—700 fl., während ein Beryll von 1 Karat 3—5 fl. koſtet. Die unreinen Abänderungen werden zur Darſtellung der Beeyllerde verwendrt. Der Davidſonit aus dem Granit von Aberdeen, in welchem Richardſon ein neues Metall entdeckt haben wollte, iſt nach Breithaupt Varietät des Smaragds, heragonal (nach Thomſon rhombiſch) und beſteht nach Lampadius aus 66,10 Kieſrlſäurr, 14,58 Thonerde, 13,02 Beryllerde, 1,16 Kalkerde, 0,52 Eiſenoxyd und etwas Lithon und Natenm (nach Thomſon aus 66,39 Kieſelſäuee, 32,12 Thonerde, 1,5 Waſſer).

Smaragdfarbe (Herald.), ſ. Farbe 10).

Smaragdgruben, ſ. Zabaeah.

Smaragdgrün, 1) (Färber.), Grün von der Farbe des Smaragdrs; man färbt in einer ſchwachen Brühe von Scharte und ſpäter in der Blaukupe; — 2) (bot. Term.), Farbenbeſtimmung, ſ. v. a. Prasinus, Smaragdinus.

Smaragdgrünes Glas (Smaeagdgrüner Fluß). Man nimmt auf 100 Pfund geſchmolzenes und greinigtes Glas 3 Unzen präparirten Eiſenſafran, ſchmelzt dies 1 Stunde lang und ſetzt nach und nach 3 Pfd. 3mal kalcinirtes Kupfee hinzu und läßt die Miſchung noch ein paae Stunden ſchmelzen. Soll die Farbr etwae dunkler werden, ſo nimmt man von den beiden Mineralien ein Achtel mehr, od. auch ſtatt des Eiſenſafrans ausgewäſſerten und grpulveetrn Hammerſchlag.

Smaragdinus (bot. Term.), Farbenbeſtimmung, ſmaeagdgrün, ſoll nach einigen Schriftſtellern ein reines lebhaftes Grün, wie grasgrün, nach andern aber einerlei mit Prasinus, lauchgrün ſeyn; wird jedoch kaum in Beſchreibungen angewendet.

Smaragdit (Min.), ſ. v. a. köeniger Strahlſtein, Varietät der edlen Hoenblende (ſ. d.).

Smaragditfels (Geognoſ.), ſ. v. a. Eklogit (ſ. d.).

Smaragdkolibri (Oenith.), ſ. v. a. Trochilus (Cynanthus) smaragdo-saphirinna *Vieill.* Smaragdrubinkolibri, ſ. v. a. Trochilus (Orthorynchus) rubineus *Gmel.*

Smaragdmalachit, rhomboëdriſcher (Min.), ſ. v. a. Dioptas (ſ. d.).

Smaragdochalcit (Min.), nach Hausmann, ſ. v. a. Atakamit (ſ. d.).

Smaragdopal (Min.), ſ. v. a. Chryſopal, Varietät des gemeinen Opals (ſ. d.).

Smaragdſpinne (Arachnid.), ſ. v. a. Micrommata smaragdula *Fabr.*

Smaragdus, Exarch in Italien 584—590, und wieder 601—611, ſ. Exachat.

Smaragdus-Mons (a. Geogr.), Berg an der Kuſte Oberägypteus, nördl. von Beeenice und dem Vorgeb. Lepte; j. Djebel Zabueah (Ptol. IV, 5, 15).

Smarden, brit. Kirchdorf, England, Grafſch. Krnt, ſüdöſtl. von Maidſtone, erchts am Beultz; 1150 Enw.

Smardius, Füeſt von Naxos, der übee dieſe Inſel rrgieete, als Theſeus die Ariadne hier zueückließ.

Smardowo, preuß. Hauland, Prov. u. R.-B. Poſrn, Kr. Adrlnau; 150 Einw.

Smardze, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Schildbeeg; 260 Einw.

Smargiaſſi, Gabriel, Landſchaftsmaler, bildete ſich auf Reiſen in Italien und Sicilien, und hirlt ſich dann mehre Jahre in Paris auf, wo ſeine italieniſchen Anſichten mit dem größten Beifalle geſehrn wurden.

Smaridia (Arachnid.), nach Lateeille, Gatt. der Arachnides Trachearine Holetrs *Latr.*, dee Oedn. der ſpinnenaetigen Krabben und der

Digitized by Google

Zunft der Milben nach Oken, unter Acarus *L.* Charakter: Palpen klein und ſitzen auf einer verſtreckbaren und zurückziehbaren Zunge; Körper ganz, nach vorn verſchmälert; Hüften weit von einanderſtehend; Taſtenfüße, die vorderen länger. Bekannteſte Arten: 1) S. papillosa *Latr.* Bauch vorn breiter, platt, zinnoberroth; mit kurzen, cylindriſchen, abgerundeten Papillen beſetzt. An Baumſtämmen und unter Moos. Herrm., Mém. apt., II, 6. — 2) S. squamata *Latr.* Körper vorn breiter, mit Querfurchen; tief zinnoberroth; Schuppen des Körpers zugerundet und geſtielt. Im Moos. Herrm., II, 7. — 3) S. Sambuci *Latr.*, Acarus Sambuci *Schrank*, Kurzhaarig, roth. Auf dem gemeinen Hollunder.

Smaris, 1. (Ichthyol.), nach Cuvier, fr. Picarel, Gatt. der Acanthopterygii Maenides *Cuv.*, der Ordn. der Bruſtfloſſer und der Zunft der Braſſen nach Oken. Charakter: Unterſcheiden ſich von Maena *Cuv.* (ſ. d.) nur durch den Mangel der Zähne am Pflugſchaar. Arten ziemlich zahlreich, beſonders im mittelländiſchen Meere, werden gegeſſen und machen einen Gegenſtand der Fiſcherei aus; bekannteſte: 1) S. communis *L.*, Sparus Smaris *L.*, Schart, Bitzling, fr. Jarret, ſpan. Carameł, ital. Menola bianca, Maridola, neugriech. Marida. Eine Spanne lang, obenher bleigrau, untenher ſilberfarbig, ein ſchwarzer Flecken zur Seite. Von ſpindelförmiger Geſtalt. Ueberall im Mittelmeer, bei Iviça ſo häufig, daß er die Hälfte jedes Fiſchzugs ausmacht. Laroche, Ann. du Mus., XIII, XXV, F. 17. — 2) S. insidiator *Cuv.* Langer als vorige Art, mit größerem Auge. Bei Sicilien. — 3) S. Alcedo *Risso*. Rücken goldgrau, Rücken ſilberig, auf dem Kopf und an den Seiten ultramarinblaue Streifen und eben ſolche Punkte und Flecken. — 4) S. Caragella *Cuv.* Mit zahnloſem Gaumen. — 5) S. chryselis *Cuv. et Val.*, 165. Obenher gelb, an der Seite ein ſchwärzlicher Fleck, auch die Rückenfloſſe gefleckt. — II. (Arachnid.), nach Dugès, Milbengatt., ſ. v. a. Smaridia *Latr.*

Smarrer, Volksſtamm, mit den Schiranern (ſ. d.) verbunden.

Smart (Biogr.), 1) Chriſtoph, engliſcher Dichter, 1722 zu Shipbourne in Kent geboren, ſtudirte zu Cambridge, lebte dann ſeit 1753 zu London der Literatur, zog ſich aber durch Leichtſinn und Mangel mehrmals Gefangnißſtrafe u. eine 2jährige Haft als Wahnſinniger zu und † 1770. In ſeinen „Poems“, Lond. 1791, 2 Bde., iſt das ironiſch-komiſche Gedicht: The Hiltiad, und das Preisgedicht über die göttlichen Attribute enthalten. Er überſetzte auch den Homer und Phädrus. — 2) John, Maler, um 1740 in England geboren, malte Bildniſſe in Oel und in Miniatur, auch Genre- und Hiſtorienbilder; † um 1810.

Smarta, religiöſe Sekte in Indien.

Smarzowitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Pleß; 210 Einw.

Smazin, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neuſtadt; 150 Ew.

Smazolin, ſ. Senföl.

Smeathmannia (Bot.), nach Banks, Gattung der Asclepiadeae Passiflorеae *Rchb.* 2 Arten, Sträucher in Sierra Leone.

Smeaton, John, Architekt und Ingenieur, geb. 1724 zu Aeſthorpe bei Leeds, ſtudirte erſt die Rechte, verließ aber dieſe Laufbahn, um ſich den induſtriellen Wiſſenſchaften zu widmen. Seine erſte Bemühung war, eine Maſchine zu erfinden, um die Strecke Wegs zu meſſen, die ein Schiff auf der See zurücklegte. Im J. 1753 ward er Mitglied der königl. Akademie u. legte 1759 ſeine Experimentalverſuche über die Kraft des Waſſers und Windes, um Rädermaſchinen in Bewegung zu ſetzen, derſelben vor, erhielt dafür eine goldene Medaille. Seine Schrift war von dem weſentlichſten Einfluß auf dieſen Theil des Maſchinenweſens und wurde auch ins Franzöſiſche überſetzt. In demſelben Jahre vollendete er den Leuchtthurm von Eddyſtone (ſ. d.), ein Meiſterſtück der Baukunſt, nachdem ſchon früher ein ähnlicher durch die Wellen umgeworfen worden, ein anderer aber verbrannt war. Er erhielt 1764 eine Anſtellung beim Hospital zu Greenwich, legte aber 1775 dieſen Poſten wieder nieder, leitete darauf die Schiffbarmachung des Fluſſes Kalder, projektirte den Kanal mitten durch Schottland und nahm einen großen Bau an der Londonbrücke vor, da Auswaſchungen unter den Pfeilern den Einſturz drohten. Endlich wurde er Ingenieur des Kloſters vom Ramsgate. Beſonders beſchäftigte er ſich die letzte Zeit ſeines Lebens mit der Bewegung der Mühlen- und anderer Räder, welchen er ſeinen erſten Ruhm verdankte. Doch auch aſtronomiſche Inſtrumente konſtruirte er und machte mehre Entdeckungen in der Phyſik. Er † 1792 an den Folgen eines Schlagfluſſes. Er ſchrieb Mehres über phyſikaliſche und induſtrielle Gegenſtände, namentlich ein großes Werk über den Leuchtthurm von Eddyſtone, unter dem Titel: The Leighthouse of Eddystone, 1793, mit 23 Kupfertafeln, Fol., n. Ausg. unter dem Titel: Smeaton's Eddystone Leighthouse, 1814. In demſelben Jahre erſchien auch „The miscellaneous papers of J. Smeaton.“

Smecna (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Herrſchaft, Kr. Rakonitz, mit 24,449 J. 290 □Kl. Areal und 13,000 Einw.; — 2) Stadt daſ., Schloß, Dechanteikirche, Kapelle; gehört zum daran ſtoßenden Städtchen Munzifay.

Smectica (sc. remedia, Med.), reinigende, vorzüglich die Haut reinigende Mittel.

Smectique, argile (franz., Min.), nach Hauy, ſ. v. a. Walkerde (ſ. d.).

Smectites (lat., Min.), nach Breithaupt, Porodinengattung mit geringem Wachsglanz, der ſich im Strich erhöht, mild, dem Geſchmeidigen nahe kommend; H. = 1,0 — 1,5, G. = 1,95 — 2,05, im Waſſer ſchnell in die feinſten Theilchen zerfallend, kaum an der Zunge hängend. Die einzige Species, S. fusilis, iſt die Walkerde von Cilly in Steiermark.

Smedinghedorp, ſ. Schmiedendorf.

Smedis (Geſch.), 1) Hirtenkönig in Aegypten; — 2) (Smedes), alter König von Aegypten.

Smedjebaken, ſchwed. Niederlagsort, Falun-Län; Handel mit Bergprodukten.

Digitized by Google

Smedow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Pilſen, Herrſch. Hradiſch; 140 Einw.

Smedrewa, Diſtrikt, ſ. v. a. Semendria.

Smeerenberg (Smeerenburg), Hafen, ſ. Spitzbergen.

Smerero, oſtindiſcher Vulkan, auf der Inſel Java (ſ. d.).

Smees, Jan, Maler von Amſterdam, nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt, malte Landſchaften mit Figuren und Architektur in Boths Manier. Es finden ſich von S. auch geiſtreich radirte Blätter, die in gutem Werthe ſtehen.

Smeewskaja Gora, Berg, ſ. Tſcharyſche.

Smegma (lat., v. Gr.), 1) Schmiere, daher S. articulare, Gelenkſchmiere, S. cutis, Hautſchmiere; — 2) ſ. v. a. Salbe, Liniment; — 3) ſ. Geſchlechtstheile.

Smegmadermos (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Pflanzengattung. Art: S. emarginata *R. P.*, ſ. v. a. Quillaja Smegmadermos *Dec.*

Smegmaria (Bot.), nach Willdenow, Pflanzengattung. Art: S. emarginata *Willd.*, ſ. v. a. Quillaja Smegmadermoa *Dec.*

Smehow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Klein-Skal; 270 Einw.

Smei Gori, ſ. Wollengebirg.

Smejinogorskaja, aſiat.-ruſſ. Feſtung, Gouv. Tomsk, am Nordrande des Altai; Bergbau, großes Hoſpital.

Smekkr, Beiname von Magnus II).

Smela, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Kiew, Kr. Tſcherkaſi.

Smeldingi (m. Geogr.), ſlaviſches Volk jenſeits der Elbe.

Smellenricht, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Beilngries; 130 Einw.

Smellie, William, ſchottiſcher Geburtshelfer, prakticirte erſt in Schottland, ſeit 1741 in London, wo er 1763 †. Er vervollkommnete die Inſtrumente ſeiner Wiſſenſchaft weſentlich, namentlich die nach ihm benannte ſmellieſche Geburtszange. Schrieb: Treatise on the theory and practice of midwifery, Lond. 1752, deutſch, Altenb. 1755; — A collection of cases and observations on midwifery Lond. 1754; — A set of anat. tables with explanations and an abridgement of the practice of midwifery, daſ. 1754; — A collection of praetern. cases and observations in surgery, daſ. 1788.

Smelovitschi, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Minsk, Kr. Ingumen.

Smelowskia (Bot.), nach L. A. Meyer, Gattung der Cruciferae *Mey.* Von 6 Arten, ausdauernden Kräutern in Europa und Sibirien, ſind zu nennen: 1) S. alpina *Mey.*, Lepidium alpinum *L.* Auf europäiſchen Alpen. — 2) S. calycina *Mey.* Auf den Alpen in Sibirien.

Smelt (engl., Ichthyol.), ſ. v. a. Stint, Salmo Eperlanus *L.*, Osmerus Eperlanus *Artedi.*

Smeltzing, Jan, Medailleur in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Leyden, arbeitete für Kaiſer Leopold, für Ludwig XIV. von Frankreich, für Jakob II. und Wilhelm III. von England. Es finden ſich von ſeiner Hand Denkmünzen auf merkwürdige Zeitereigniſſe od. auf berühmte Männer. Im J. 1690 zog ihm eine Medaille auf die Hinrichtung eines Mannes, Namens Kloſterman, von Seite des Magiſtrates von Rotterdam Verfolgung zu. Dieſer Mann wurde unſchuldig hingerichtet und der Künſtler klagte daher auf ſeiner Denkmünze den Magiſtrat der Tyrannei an. Seine Zuflucht ſuchte er in Paris, wo ihn Ludwig XIV. beſchäftigte, wahrſcheinlich für die „Histoire metallique" dieſes Königs. Nach drei Jahren durfte er zurückkehren, weil er eine Medaille zum Lobe des genannten Magiſtrates gefertigt hatte. † zu Leyden 1703.

Smendereno (Geogr.), ſerbiſch für Semendria.

Smenus (a. Geogr.), Fluß in Lakonien, der auf dem Taygetus entſpringt und bei Las in den gytheatiſchen Meerbuſen mündet (Pauſ. III, 24, 9); j. Fl. von Paſſava.

Smeogorsk, aſiat.-ruſſ. Bergſtadt, Gouv. Tomsk, Kr. Biisk, am Schlangenberge und an der Smejewka; Goldwäſcherei; 3000 (nach Andern nur 1500) Einw.

Smeraldi, Francisco, genannt Fraca, hatte in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in Venedig als Baumeiſter Ruf. Er baute mehre Häuſer und Palaſte. Im J. 1596 baute er die Façade der Kathedrale S. Pietro di Caſtello daſelbſt.

Smerdis (a. Geſch.), 1) Bruder des Perſerkönigs Cambyſes, begleitete dieſen auf ſeinem Zug nach Aegypten, ward jedoch von ihm in einem Anfall von Eiferſucht nach Perſien heimgeſchickt und dort auf ſeinen Befehl durch Prexaſpes ermordet. Ein Rächer trat auf in dem Magier S., welcher, ſeine Aehnlichkeit mit dem gemordeten S. benutzend, den perſiſchen Thron uſurpirte. Cambyſes ſtarb, als er eben gegen den Betrüger zum Kampf ausziehen wollte. Der falſche S. blieb 8 Monate lang unangefochten, bis er, von Otanes an ſeinen verſchnittenen Ohren erkannt und durch das Geſtändniß des Prexaſpes entlarvt, getödtet wurde. — 2) S., edelgeborner Jüngling aus Thracien, welcher dem Polycrates zum Geſchenk gemacht wurde und durch ſeine Schönheit die Liebe des Herrſchers in hohem Grade erwarb. Auch Anakreon liebte und beſang ihn.

Smerdis (Kruſtae.), nach Leach, Stomatopodengatt., ſ. v. a. Erichthus *Latr.*

Smerdius, Sohn des Leucippus.

Smeretſchen, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Feiſtritz; 100 Einw.

Smergone (ital., Ornith.), ſ. v. a. großer Eistaucher, Eudytes glacialis *L.*, ſ. Colymbus.

Smeriglio (ital., Ornith.), ſ. v. a. Zwergfalk, Falco aesalon *L.*

Smerinthus (Entom.), nach Latreille, zackenflügeliger Schwärmer, Gatt. der Lepidoptera crepuscularia *Latr.*, der Ordnung der Falter und der Zunft der Abendfalter nach Oken, unter Sphinx *L.* Charakter: Fühler prismatiſch, unten ſägeartig gezähnt, an der Spitze hakig; Kopf klein, verſteckt; Saugrüſſel kurz, 2theilig; Flügel breit, hinten und außen bogig aus- und eingeſchnitten, gezähnt, oder wie

Digitized by Google

ausgenagt. Die Falter fliegen in der Nacht. Die Raupen haben einen 3eckigen, oben zugeſpitzten Kopf, eine körnig-rauhe Haut, Schrägſtriche an den Seiten u. ein rauhes Horn. Fünf europäiſche Arten: 1) S. tiliae *L.*, Lindenſchwärmer. Die Flügel ausgeſchweift, marmorirt ſchmutzig grün oder braungelb, mit hellen Zwiſchenſtellen, die vordern mit 2 Hauptflecken, die hintern mit einer dunklern Stelle am Hinterrand. Variirt außerordentlich, ſo daß man ſelten 2 Stücke findet, die ſich gleichen. Die Hauptfärbung iſt bald grün, bald ockergelb, bald bronzebraun. An der Flügelſpitze ſteht aber ſtets ein weißer, in 2 Zacken auslaufender Fleck. Die Raupe iſt gekörnt, nach vorn geſchmälert, ſchön hellgrün bis ins Dunkelgrüne und Bläuliche, ja Röthliche, mit rothen und gelben Streifen. Das Horn iſt blau oder grün, hinter demſelben befindet ſich ein hornartiges, rothes oder ſchwärzliches Schildchen, mit einem Kranze weißer oder gelber Körnchen umgeben, welches die Andeutung eines zweiten Hornes iſt. Sie findet ſich im Juli, Auguſt und September auf der Linde, aber auch auf andern Bäumen, namentlich Ulmen und Erlen. Röſel, I, 1. — 2) S. ocellatus *L.*, Weidenſchwärmer, Abendpfauenauge. Die Vorderflügel ſilbergrau, braun, röthlich u. ſchwarzlich marmorirt; die hintern pfirſichroth mit ſchieferblauem, ſchwarz geſäumtem Augenfleck mit ſchwarzer Pupille. Die Raupe iſt rauh, bläulichgrün und weiß punktirt, mit dunklerem Kopfe, an den Seiten mit weißlichen Streifen, welche durch die 3 erſten Gelenke in gerader, durch die übrigen in ſchiefer Richtung laufen. Die Luftlöcher ſind roth, weiß eingefaßt. Sie lebt im Spätſommer auf allen Arten Weiden, Pappeln und Espen, Apfelbäumen und Schlehdorn und iſt nicht ſelten. Röſel, I, 1. — 3) S. populi *L.*, Pappelſchwärmer. Die Flügel nach dem Ende etwas breit, grau, dunkler und heller, auch roſtbraun marmorirt und gewölbt, die Baſis der hintern roſtroth. Variirt wie die verwandten. Die Raupe gleicht der vorigen, iſt aber gelbgrün und zieht ſich im Sitzen zuſammen. Das Horn iſt kürzer, grün und gerader. Sie ſitzt ſtets an der Unterſeite der Blätter von Weiden, Pappeln und Espen. Röſel, III, 30. — 4) S. tremulae *Ochsenh.*, Zitterpappelſchwärmer. In Südrußland. — 5) S. quercus *L.*, Eichenſchwärmer. In Ungarn, Italien, Dalmatien, Frankreich. Selten.

Smerle, 1) (Ornith.), ſ. v. a. Blaufalk, Falco aesalon *L.*; — 2) (Ichth.), ſ. v. a. Schmerl, Cobitis barbatula *L.*

Smersdorf (Derſchmirje), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Schönſtein; 200 Einw.

Smertä (a. Geogr.), Volk an der Nordoſtküſte von Britannia Barbara.

Smertnitza (ſlav. Myth.), ein Geſpenſt, deſſen Erſcheinung den Kranken immer unmittelbaren Tod brachte; der Sterbende ſah es nicht, wohl aber bemerkten oft Nachbarn dieſes Phantom, herumſchleichend und endlich im Hauſe des Kranken verſchwindend, deſſen Tod dann gewiß war. Die Zuckungen und das Röcheln des Sterbenden waren die Zeichen der Gewalt, welche S. anwendete, um die Seele von dem Körper zu trennen.

Smerwick, brit. Dorf, Irland, Prov. Munſter, Grafſch. Kerry, nordweſtlich von Dingle, am atlant. Ocean; Hafen (S.-Hafen, Einbucht an der Weſtküſte) mit einem Fort.

Smetana, Auguſtin, katholiſcher Denker der neuſten Zeit, am 15. Juni 1814 zu Prag von armen Aeltern geboren, beſuchte das neuſtädter Piariſtengymnaſium und die prager Hochſchule und ward in ſeinem 18. Jahre in das Kloſter des „ritterlichen Kreuzherrnordens“ aufgenommen. Daß er gerade dieſen Orden wählte, darauf mochte nicht minder das große Anſehen, das dieſe Brüderſchaft genoß, als das ſchmucke Ausſehen der Mitglieder mit ihren faltigen Talaren und großen rothen Kreuzen einwirken. War er doch in jenen Tagen kurz vor ſeinem Eintritt in das Kloſter, wie er ſpäter öfters erzählte, naiv genug, ſeine täglichen Schritte in die Nähe desſelben zu richten, um nur einen oder den andern ſeiner nachmaligen Brüder mit dem Auge berühren zu dürfen. Als er das erſte Mal ſeine Zelle im Ordensgewande betrat, ſank er, vom Dankesgefühle über das glücklich erreichte hohe Ziel ergriffen, auf die Kniee. Vollkommen mit ſich und ſeinem Stande einig, unberührt von den Verſuchungen der Welt und den Anfechtungen des Zweifels, betrat er das Kloſter; erſt dieſes ſelbſt und ſeine Erlebniſſe daſelbſt warfen den Gährſtoff in ihn, begannen und vollendeten den innern Zwieſpalt. Den erſten harten Stoß erhielt ſein Glauben durch das Studium der Theologie. Was ihm bis dahin als die reinſte Herzensangelegenheit gegolten, wofür er dunkel im Gemüthe geſchwärmt, ſollte er nun auch im Lichte des Verſtandes und auf dem Wege trockener Beweisführung begreifen lernen. Welch ein Verſtand, welche Art von Beweisführung kam ihm aber entgegen! Sein frommer Sinn zitterte zuſammen vor der Frivolität, mit welcher er die wichtigſten Glaubenswahrheiten behandelt ſah, ſeine Vernunft empörte ſich gegen den Schlendrian des mechaniſchen Auswendiglernens, welches in Prag ſo gut wie an andern altkatholiſchen Univerſitäten heimiſch war, ſein natürliches Zartgefühl war tief verletzt durch die ſklaviſche Unterwürfigkeit, zu welcher er gegen ſeine Vorgeſetzten gezwungen war. Als er ſeine theoretiſchen Zweifel vertrauensvoll einem ſeiner Lehrer eröffnete, imputirte ihm dieſer als Motiv ſeines regen Grübelſinnes eine „Liebſchaft“ und fand in ſeinem Forſchertriebe nichts als das Suchen nach einem ſchicklichen Vorwande, mit dem Kloſter zu brechen. Dies entſchied. S. blieb und legte in ſeinem 21. Jahre (am 29. Oktbr. 1835) die feierlichen Ordensgelübde ab. Das Jahr darauf hatte er ſeine theologiſchen Studien beendigt, doch mußte er noch ein volles Jahr warten, ehe er zur Ordination zugelaſſen wurde. Schon während ſeiner theologiſchen Studien hatte er ſich mit den philoſophiſchen Wiſſenſchaften beſchäftigt, hatte er die Elemente der Naturwiſſenſchaften kennen gelernt. Zurückgeworfen in den Stand, welcher ihm durch die mannichfachſten Umſtände mehr angehängt worden, als daß er ihn ſelbſtbewußt gewählt, und welcher

erſt jetzt, nachdem er demſelben ſich unauflöslich verbunden, in ſeiner ganzen Unerträglichkeit ihm vor den Augen ſchwebte, wurden dieſe Studien ſeine Erholung und ſeine Führer auf dem Wege zum Lehrfach, dem einzigen Ausgang aus dem Labyrinth, in dem er gefangen war. Der Ordensſitte gemäß, mußte der junge Prieſter auf einige Zeit der Seelſorge obliegen. Er ward Kaplan an der Stiftskirche zu Prag, erhielt aber plötzlich die Weiſung, in derſelben Eigenſchaft nach Dobrichowie, einem kleinen Dorfe in der Nahe von Karlſtein, zu gehen. Die praktiſche Wirkungsſphäre des Landgeiſtlichen hatte er ſich, wie einige Jahre zuvor den geiſtlichen Beruf überhaupt, mit den lockendſten Farben ausgemalt: Armenpflege, Aufklärung der Erwachſenen in der Kirche, Unterricht der Kleinen in der Schule, wo der hauptſachlich als Dorfmuſikant und Kirchendiener thätige Lehrer ihm herzlich gern die Fuhrung des Schulſcepters uberließ — dies dünkten ihm die wichtigſten Aufgaben in ſeiner neuen Stellung. Als er aber dafür, daß er dem armen Kirchendiener die „Vaterunſergroſchen" zugeſteckt, vom Pfarrer zur Rede geſtellt und vom Vikar wieder verwarnt wurde, daß er vor den Schulkindern die landläufige Vorſtellung vom gehörnten nnd geſchwänzten Teufel widerlegt, kurz, als er eine genauere Einſicht in das Innere des Pfarrweſens gewonnen, da waren die Träume nnd Bilder raſch verwiſcht und die Nachricht von ſeiner Rückberufung in das „prager Mutterhaus" für ihn eine wahre Freudenbotſchaft. Nur kurze Zeit genoß er der freien Muße; ein Zerwürfniß mit dem Ordensvorſtande warf ihn in ein neues Exil, als Kaplan nach Eger zurück und brachte ihn dadurch in neue Konflikte. Angriffe, die er ſich von der Kanzel herab gegen das Miſſionsweſen erlaubte, brachte alle Jeſuiten und alten Weiber der Gemeinde gegen ihn auf. Es kam zu Klagen, Einſchüchterungsadreſſen, anonymen Drohungen, Gegenproteſten u. ſ. w. Aus all dieſem Wirrſal, in welches ihn der Verſuch praktiſch-vernünftiger Thätigkeit gebracht, riß ihn noch zeitig genug die auf ſein dringendes Erſuchen erfolgte Rückberufung nach Prag, wo er zuerſt das Amt eines Kloſterkellermeiſters verwaltete und endlich nach jahrelangem Mühen die Stelle eines Aſſiſtenten an der philoſophiſchen Lehrkanzel erhielt. In der Einſamkeit der Seelſorge hatte S., in der philoſophiſchen Gelehrſamkeit noch weit zurück, von dem wiſſenſchaftlichen Treiben der Gegenwart nur dunkel unterrichtet, die Grundzüge ſeiner philoſophiſchen Anſchauung feſtgeſtellt, und noch ehe er die modernen Gedankenſyſteme kannte, ſein eigenes in den allgemeinſten Umriſſen entworfen und vollendet. Gegenüber den gemachten Lehren unſerer philoſophiſchen Epigonen, konnte er auf das Urwüchſige, Urſprüngliche ſeiner Anſichten pochen, aber freilich hatte ſich auch durch dieſe Geneſis eine Dunkelheit in der Form, ein rhapſodiſches Element in ſein Syſtem eingeſchlichen, von welchem er es ſpäter nimmermehr völlig zu reinigen vermochte. Eine Reiſe, welche er im Herbſte 1843 nach Norddeutſchland unternahm, befreundete ihn mit den hervorragendſten Männern ſeines Faches und verſchaffte ihm die lang und ſchmerzlich entbehrte unmittelbare Anſchauung des wiſſenſchaftlichen Treibens der Zeitgenoſſen. Dieſem in Oeſterreich leider ganz allgemeinen und doch nur wenig gefühlten Mangel abzuhelfen, das urſprüngliche, aber nackte Wiſſen in die übliche kleidſame Tracht zu hüllen, war nach ſeiner Rückkehr S.'s Hauptſorge. Glücklicherweiſe fand ſich ein kleiner Kreis gleichgeſinnter Freunde, die von einem ähnlichen Bildungsſtreben ergriffen, faſt unwillkürlich ſich aneinander ſchloſſen und nun in täglichen Zuſammenkünften an der Moderniſirung ihres Geiſtes arbeiteten. S. bildete den natürlichen Mittelpunkt, ſeine Wohnung, eine kathol. Kloſterzelle, den täglichen Vereinigungsort für politiſche u. philoſophiſche Diskuſſionen. Raſch nach einander wurden die Hauptwerke der deutſchen Philoſophen, mit beſonderem Fleiße die hegelſchen Schriften, durchgenommen, daneben Alles geleſen und beſprochen, was eben die Zeitverhältniſſe Bemerkenswerthes in den Vordergrund ſchoben. Der Plan einer literariſchen Zeitung, die ſich aus dieſen Zuſammenkünften entwickeln ſollte, ſcheiterte zwar gleich im erſten Beginne, ſo viel Gewinn zog aber doch jeder Einzelne aus den gegenſeitigen Mittheilungen, daß er ſich in der Gegenwart heimiſch fühlte unb nicht auch durch geiſtige Schranken vom Auslande getrennt ſah. Die Märzrevolution fand S. noch in ſeiner alten widerſpruchsvollen Lage. Er hörte Beichte, las Meſſe, mußte im Chore das Breviergebet mitmachen, arbeitete gleichzeitig an einer ſyſtematiſchen Darſtellung ſeiner Anſichten anb vertiefte ſich in das Studium der Geſchichte der Philoſophie. Je ſchwärzer die Nacht war, in welcher er bisher herumgeirrt, deſto zauberiſcher mußte ihm das Licht der Märztage erſcheinen. S. war für das J. 1848 zum Dekan der philoſophiſchen Fakultät gewählt worden. Mit ſchrankenloſem Enthuſiasmus ſchloß er ſich der Volksſache an, und wenn auch ſelbſt perſönlich an der Bewegung nur wenig betheiligt, ſo war er doch unermüdlich, den politiſchen Freunden Mnth zuzuſprechen und ſie zur Ausdauer zu ermahnen. Als die prager Studentenſchaft den wiener Märzgefallenen eine Todtenfeier veranſtaltete, hielt er eine begeiſterte Kanzelrede und als Mitglied des Nationalcomités nahm er an einigen Sitzungen desſelben Theil. Er ſollte aber auch hier nur den bittern Satz genießen. An ſich ſchon warf ihn die eigenthumliche Färbung der Revolution in Böhmen in eine heftige Kolliſion. Mit Leib und Seele hing er an der deutſchen wiſſenſchaftlichen Kultur; als Philoſoph war er deutſch, konnte er nur deutſch ſeyn; als politiſcher Menſch, als Demokrat, mußte er ſich Männern anſchließen, welche das deutſche Element nur in ſeiner altöſterreichiſchen Verhüllung kannten und daher eine deutſchfeindliche Stellung einnahmen. Für ſich zwar war S. über die zu befolgende Richtſchnur vollkommen im Reinen und legte auch ſeine Anſichten in einem kleinen Schriftchen: „Die Beſtimmung unſeres Vaterlandes Böhmen" nieder, aber weniger waren es alle Männer, die im Vordergrunde der Ereigniſſe

ſtanden und bei welchen er nicht ſelten, bei aller Billigung ihres allgemeinen Strebens, den Mangel ideeller Begabung, eines höhern Standpunktes gar ſchmerzlich empfand. Auch der günſtige Einfluß, welchen er von der neuen Wendung der Dinge für ſein perſönliches Geſchick erwartete, blieb aus. Wohl wurde ihm kein Widerſtand entgegengeſetzt, als er im Herbſte 1848 die geiſtlichen Zeichen ablegte und das Kloſter mit einer Privatwohnung vertauſchte; die proviſoriſche Verleihung einer philoſophiſchen Lehrkanzel konnte ihm ſogar als ein Hoffnungsſtrahl für die Beſſerung ſeiner Lage erſcheinen. Doch die letztere wurde ihm wegen ſeiner mißliebigen politiſchen Geſinnung bereits nach einem halben Jahre wieder entzogen und bei dem unterdeſſen eingetretenen Umſchwunge der Ereigniſſe mußte er fürchten, auch für ſeine kirchliche Oppoſition zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Das Gefürchtete blieb nicht lange aus. In den erſten Monaten des J. 1850 kam ihm, der mittlerweile die Redaktion eines politiſchen Blattes, der „Union“, übernommen, die kategoriſche Aufforderung zur Rückkehr in das Kloſter zu. S. antwortete mit einer förmlichen Austrittserklärung aus der kathol. Kirche, worauf am 23. April der Kirchenbann über ihn feierlich ausgeſprochen wurde. S.'s Name war nun in Aller Munde; von allen Freidenkenden als Märtyrer geprieſen, hätte er ſich, wäre er eitel geweſen, wohl befriedigt fühlen können. Für den Mann aber, deſſen ganzer Ehrgeiz darauf ging, daß ſeine denkende Wirkſamkeit in den Annalen der Wiſſenſchaft nicht verloren gehe, mußte der Glanz, der ſich an ſeinen Namen für einen Schritt hing, der vor 300 Jahren hiſtoriſche Bedeutſamkeit gehabt, gegenwärtig aber ganz bedeutungslos erſcheint, etwas furchtbar Peinliches beſitzen. S. hielt es auch in Prag nicht lange aus und nahm mit Freuden den humanen Vorſchlag einer edeln deutſchen Frau an, die ihm in ihrem Familienkreiſe in Altona eine Zufluchtsſtätte anbot. Die liebenswürdigen Menſchen, in deren Mitte er weilte, hoben ſeinen moraliſchen Muth, friſchten den tief geſunkenen Glauben an die Menſchheit in ihm wieder auf, ſie waren aber nicht im Stande, das weitere Fortſchreiten eines hartnäckigen Halsübels zu hindern, an welchem S. bereits ſeit Jahren litt, und deſſen Reife ſeine letzten Schickſale gewaltſam beſchleunigt hatten. Todtkrank kehrte er bereits nach wenigen Wochen zu den Seinigen nach Prag zurück. Hülfe für ſeine Leiden war ſchon längſt nicht mehr vorhanden, ein ruhiger Tod das Einzige, was ihm ſeine Freunde wünſchen konnten. Aber ſelbſt dies Wenige wurde ihm nicht zu Theil, ſelbſt die letzten Lebensſtunden verbitterte ihm noch die Zudringlichkeit der Kirche, die hartnäckigen Bekehrungsverſuche der Hierarchie. Mit bereits gebrochener Stimme erklärte der Kranke dem Erzbiſchof von Prag, bei ſeiner Ueberzeugung zu beharren und keinen Widerruf zu leiſten. Er † am 30. Jan. 1851 und wurde als „Gottesleugner“ ohne Kreuz u. Prieſter von ſeinen Freunden ſtill zur Erde beſtattet. — Zeit- u. Lebensverhältniſſe geſtatteten S. keine ausgedehnte literariſche Thätigkeit. War er ja doch bis zum J. 1838 im Gewiſſen verpflichtet, Alles, was er ſchrieb, außer der gewöhnlichen Cenſur auch noch der Cenſur ſeines geiſtlichen Vorſtandes zu unterwerfen. Eine Streitſchrift, in welcher er die ganze deutſche Philoſophie gegen gut gemeinte, aber ſchlecht gerichtete nationale Angriffe vertheidigte, war das Erſte, was die Oeffentlichkeit von ihm kennen lernte. Außer dem bereits oben angeführten politiſchen Pamphlet ſchrieb er ferner eine Broſchüre: „Ueber die Bedeutung unſeres Zeitalters“, eine Art Programm ſeiner hiſtoriſch-philoſophiſchen Lehre, voll tiefer, origineller Gedanken, aber leider nur wenig genießbar in der Form, und endlich „Die Kataſtrophe und der Ausgang der Geſchichte der Philoſophie“, welche Schrift nur wenige Monate vor ſeinem Tode in Hamburg erſchien, und auch in weitern wiſſenſchaftlichen Kreiſen Verbreitung und Anerkennung fand. Im Manuſkripte hinterließ er eine encyklopädiſche Darſtellung ſeines Syſtems und eine Geiſtesphiloſophie vollſtändig ausgearbeitet, eine Naturphiloſophie und Skizzen zu einer Selbſtbiographie im Entwurfe. Gilt S. der großen Menge, wonach er am wenigſten gegeizt, als ein kühner Proteſtant gegen die katholiſche Hierarchie und das zähe katholiſche Dogma, ſo wird die Nachwelt in ihm den ernſt gediegenen philoſophiſchen Forſcher achten und aus ſeinen Schriften erkennen, wie eine ſlaviſche Natur, ein urſprünglich kathol. Gemüth den Befreiungsprozeß der Menſchheit auffaßt, die Vergangenheit erklärt und die Zukunft ahnt. Vgl. A. Springer, A. S., im „Deutſchen Muſeum“, 1851, 11. Heft.

Smethport, nordamer. Ort, V. St., Staat Pennſylvanien, Grafſch. Mac-Kean (Hauptort derſelben), weſtl. von Coudersport, nahe an der Nordgrenze.

Smetius (Biogr.), 1) Heinrich, Arzt und Aeſthetiker, 1537 zu Aloſt geboren, übte die Heilkunſt anfangs in Antwerpen, war dann Leibarzt des Pfalzgrafen Friedrich III. und ſpäter Johann Kaſimirs, † als Profeſſor zu Heidelberg 1614. Er iſt Verfaſſer der bekannten „Prosodia“, Amſt. 1648, neueſte Aufl., Frankf. 1705. — 2) Johann, eigentlich Johann Smith van der Ketten, Alterthumsforſcher, gegen Ende des 16. Jahrh. zu Geldern geboren, ſtudirte in Harderwick, wurde Profeſſor der Philoſophie zu Nymwegen, wo er 1651 †. Schrieb: Oppidum Batavorum s. Noviomagum, Amſt. 1644, 4.; — Thesaurus antiquarius s. Smetianus (Katalog ſeiner Antikenſammlung), daſ. 1658. 2. Ausg., Nymw. 1678, 4., mit Zuſätzen von ſeinem Sohn — 3) J. S., 1630 zu Nymwegen geboren, Prediger in Alkmar, dann in Amſterdam, wo er 1710 †. Er gab eine Erklärung des Prediger Salomo's und andere theologiſche Werke heraus.

Smetlede, belg. Dorf, Oſt-Flandern, Bez. Termonde; 800 Einw.

Smets (Biogr.), 1) Johann Nikolaus S. von Ehrenſtein, Rechtsgelehrter, zu Eignaken bei Limburg geboren, war ſeit 1786 Chef beim Appellationsgericht zu Bonn, 1793 gräfl. plettenbergſcher Hofrath zu Berlin, übernahm

Digitized by Google

1796 unter dem Namen Stollmers die Direktion der Bühne von Reval; † 1811. Er war eine Zeit lang mit der berühmten Schauſpielerin Sophie Schröder verheirathet. Schrieb: Die Straf- und Polizeigeſetze des 18. Jahrhunderts, Leipz. 1796, u. A. — 2) Philipp Karl Joſeph Anton Johann Wilhelm S. von Ehrenſtein, deutſcher Dichter, 1796 zu Reval geboren, Sohn des Vorigen und der dramat. Künſtlerin Sophie Schröder, kam nach der Eheſcheidung ſeiner Aeltern auf die Schule zu Aachen, ſpäter auf das franz. Lyceum zu Bonn. Seine früh ſich entfaltenden poetiſchen Anlagen wurden niedergedrückt durch eine ſtrenge Disciplin und durch die Entziehung aller deutſchen Klaſſiker. Eine von ihm 1813 im Lyceum geſtiftete Verbindung im Geiſte der Burſchenſchaft ward entdeckt und S. entwich nach Aachen. Nachdem er 1814 eine Hauslehrerſtelle bei Köln bekleidet, trat er 1815 in die freiwillige Jägerſchaar des Niederrheins und ward, in Gneiſenau's Hauptquartier angeſtellt, Leutenant beim 3. Landwehrregiment. Nach beendigtem Feldzuge begleitete er einen adeligen Zögling nach Wien, wo er ſeine Mutter wiederfand. Unter ihren Auſpicien verſuchte er ſein Glück als Schauſpieler, kehrte jedoch, dieſes Standes überdrüſſig, wieder in die Rheingegend zurück und ward in Koblenz an der Kriegsſchule als Lehrer der deutſchen und franz. Sprache angeſtellt, ſpäterhin als Lehrer an dem dortigen Gymnaſium. Seit 1819 ſtudirte er zu Münſter Theologie, beſuchte nachher das kölner Prieſterſeminar u. ward 1822 zum kathol. Prieſter geweiht. Im J. 1821 erhielt er von Jena aus die philoſophiſche Doktorwürde, ward bald nachher Religionslehrer und Penſionsinſpekter am kathol. Gymnaſium zu Köln und ſpäter zugleich Kaplan und Sonntagsprediger. Kränklichkeit und Verdruß, den ihn ſeine trefflichen, aber zu freiſinnigen Predigten zuzogen, bewogen ihn, 1828 dieſe Aemter niederzulegen. Er ward Landpfarrer zu Jenſal bei Bonn und 4 Jahre nachher erſter Oberpfarrer und Inſpektor von 26 Dorfſchulen in dem Landſtädtchen Münſtereifel, wo er zugleich am Gymnaſium durch Religions- und Deklamationsſtunden, und als erzbiſchöflicher Kommiſſarius bei den Schulprüfungen beſchäftigt war. Seine Kränklichkeit vertrieb ihn nach 3 Jahren wieder aus dieſem rauhen Klima nach Niedeppen an der Stör, wo er 1 Jahr Oberpfarrer war. Seine wankende Geſundheit nöthigte ihn, auch dieſe Stelle niederzulegen. Seit 1837 lebte S. als Weltgeiſtlicher und Privatgelehrter zu Köln, wo er um 1847 †. Tiefes inniges Gefühl, Adel der Geſinnung, lebendige ſchöpferiſche Phantaſie, Herrſchaft über Form und Sprache, Anmuth und Wohlklang räumen ihm eine würdige Stelle unter den deutſchen Dichtern ein. Er ſchrieb unter ſeinem eigenen Namen, ſowie pſeudonym als Lenz von Prag, Theobald und Juſtus Walther. Seine Gedichte, mehrfach geſammelt (Stuttg. 1840), zeigen ein unverkennbares Talent für das Lyriſche und Epiſche. Doch hat S. auch im dramat. Fache Bedeutendes geleiſtet, vorzüglich in den Trauerſpielen: „Die Blutbraut" (Koblenz 1818) und „Taſſo's Tod" (daſ. 1819). Die Befreiung des Vaterlandes von franz. Botmäßigkeit feierte er durch das Schauſpiel: „Soldatenglück" (daſ. 1819). Außerdem ſchrieb er: Hieroglyphen für Geiſt und Herz, Köln 1823; — Ueber Volksfeſte und Volksdenkmale, daſ. 1823; — Ferd. Franz Wallraf, daſ. 1825; — Kurze Geſchichte der Päpſte, daſ. 1829; — Gott iſt mein Heil (Gebetbuch), Bonn 1832; — Gab heraus: Taſchenbuch für Rheinreiſende, Köln 1820.

Smetſchitz (Smeclee), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. und Herrſch. Pilſen; 240 Einw.

Smew (engl., Ornith.), ſ. v. a. weißer Säger, Mergus albellus *L.*

Smeyten, 4 große Taue, wovon 2 an den unterſten Enden der Focke befeſtigt ſind.

S. M. I., Abkürzung für Sa Majesté Impériale, Se. kaiſerliche Majeſtät.

Smiadova, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandſchak Siliſtria, ſüdöſtl. von Schumla.

Smibert, John, Maler, geb. zu Edinburgh um 1684, mußte in ſeiner Jugend Kutſchen bemalen, bis er endlich durch mehre Kopien, welche er für Kunſthändler fertigte, in den Stand geſetzt wurde, die Akademie in London und endlich Rom zu beſuchen. Nach ſeiner Rückkehr lebte er mehre Jahre der Kunſt, bis ihn der Biſchof Berkeley, welcher auf den bermudiſchen Inſeln ein Inſtitut für Indianer gründen wollte, ermunterte, dahin zu gehen, um intereſſante Gegenden zu malen. S. reiſte ab, † aber 1751 in Boſton, da die genannte Anſtalt nach dem Tode des Königs nicht ins Leben trat.

Smichäus, Anton, Maler, 1704 zu Prag geboren und auf Reiſen in Deutſchland und Italien gebildet, hinterließ in den Kirchen Böhmens Bilder in Oel und Fresko. Am Plafond der Auguſtinerkirche zu Morzow ſtellte er von 1750—60 die Geſchichte der Maria dar; † zu Laun 1770.

Smicythus, Miniſter des Tyrannen Anaxilas in Rhegium, der nach dem Tode dieſes Fürſten für deſſen Söhne eine Zeit lang die Regierung führte. Um 498 ging er nach Tegea in Arkadien und gelobte wegen ſeines kranken Sohnes dem olympiſchen Jupiter eine große Anzahl Statuen, von denen ſpäter Nero einen Theil wegnehmen ließ.

Smiczow, europ.-ruſſ. Stadt, Gouvern. Minsk.

Smid (Geogr.), ſ. v. a. Jsmid.

Smid (Biogr.), Michael Matthias, Architekt, 1626 in Rotterdam geboren, ward vom Kurfürſten von Brandenburg nach Berlin berufen, wo er verſchiedene Bauten, darunter beſonders das Portal der Marienkirche, ausführte und 1693 †.

Smidar (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Herrſch., Kr. Bildſchow, mit 6195 Joch 676 □Kl. Areal und 4600 Einw.; — 2) Stadt daſ.; Pfarrei; 1200 Einw.

Smidt, Heinrich, Schriftſteller, zu Hamburg geboren, in Berlin bei der Staatszeitung angeſtellt. Lieferte außer vielfach geleſenen Seeromanen und ſonſtigen Erzählungen, für die Bühne die Dramen: „Der braune Wilm",

Friedrich I. zu Koſtnitz", „Montaldi", „Der Saracene", „Bruder Kain u. Juan Maiguez", ſowie die Luſtſpiele: „Nr. 19", „Das Wachsfigurenkabinet", „Die moderne Julia", „Das Luſtſpiel", „Die Zauberruthe", „Der Namenstag" u. A. m., die auf vielen Theatern mit großem Beifall gegeben wurden.

Smidth, Jens, dän. Dichter, 1769 zu Kopenhagen geboren, ſeit 1804 Pfarrer auf Falſter. Schrieb: Idunna, Kopenh. 1799; — Gedichte, daſ. 1807; — Die Meſſenier, daſ. 1812, u. A.

Smiech, Fluß, ſ. v. a. Schmich.

Smieloe, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Poltawa, Kr. Romen; Pferde- und Rindviehmärkte.

Smielow, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Adelnau; 180 Einw.

Smierdowo, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Flatow; Vorwerk; 370 Einw.

Smies, Jakob, Zeichner und Maler, 1765 in Amſterdam geboren, von E. G. Waldorp, dann von J. Ekels unterrichtet, erwarb ſich beſondern Beifall durch ſeine geiſtreichen Karrikaturen, deren viele geſtochen wurden, wie in dem Werke: De Wereld in de negentiende eeuw, in den Werken von A. Fokke Simonß, von Bruno Daalberg u. A. S. war Mitglied des k. Inſtituts in Gent und jenes der Akademie in Amſterdam. Er † um 1825.

Smieszkowo, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Czarnikau; Vorwerk; 320 Einw.

Smijew (Smiew, Geogr.), 1) ruſſ. Kreis, Gouv. Slowodsk-Ukraine, grenzt nördlich an den Kr. Charkow, nordöſtlich an den Kr. Woltſchansk, öſtlich an den Kr. Isjum, ſüdlich an das Gouv. Jekaterinoslaw, weſtlich an das Gouv. Poltawa und nordweſtlich an den Kr. Walki. Der Kreis wird vom Donez und mehren kleinen Flüſſen bewäſſert; mehre Sümpfe und Seen; Viehzucht; — 2) Kreisſtadt daſelbſt, am Sewernoi-Donez; mehre Kirchen, Schule, Ackerbau, Handel mit Seidenwaaren; 5500 E.

Smik Peslevenu (lith. Myth.), Erntegott der Litthauer, dem ſie von ihren Aeckern die erſte durch den Pflug gemachte Furche, und Alles, was darauf wuchs, weihten; ſie zu überſchreiten, galt für eine Beleidigung des Gottes.

Smila (a. Geogr.), Küſtenſtadt in Macedonien (Herod. VII, 123).

Smilaceä (Bot.), nach R. Brown, Decandolle und And., Smilaceen, monokotyledoniſche Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Perigon meiſt blumenartig, frei, 6theilig, ſeltener 4- oder 8theilig. Staubgefäße 6, unterweibig oder auf dem Perigon angeheftet; Träger getrennt oder ſeltener einbrüderig. Eierſtock 3fächerig oder manchmal 2—4fächerig; Fächer meiſt armeiig; Eichen verſchiedenwendig. Griffel ſo viele als Fächer des Eierſtocks, getrennt oder häufiger verwachſen, mit einfachen Narben. Beere 3fächerig oder meiſt 2 — 4fächerig, mit armſamigen Fächern, ſeltener durch Fehlſchlagen 1fächerig und 1ſamig. Samen eiweißhaltig. Keim ſehr klein, in einer vom Samennabel oft entfernten Höhlung des Eiweißes liegend; das Wurzelende verſchiedenwendig. Kräuter oder Halbſträucher, ſelten Bäume, meiſt mit einem kriechenden Wurzelſtocke und mit aufrechten, zuweilen klimmenden Stengeln. Die Blätter wechſel- oder wirtelſtändig, einfach, ganz, nervig und oft queraderig, zuweilen zu Schuppen verkümmert. Die Blüthen zwitterig oder eingeſchlechtig, regelmäßig, winkel- oder gipfelſtändig, einzeln, traubig, doldig oder büſchelig, die Blüthenſtielchen meiſt gegliedert und mit Deckblättchen beſetzt. Zu dieſer Familie ſind gegen 260 Arten (in 24—26 Gattungen) zu zählen, wovon die meiſten (²/₃) auf Nordamerika kommen, während die übrigen größtentheils über Europa und die gemäßigten Striche Aſiens vertheilt ſind, die kleinſte Zahl aber im tropiſchen Aſien und in Auſtralien einheimiſch iſt. Einige Arten gehen dagegen bis über den nördlichen Polarkreis hinaus. Die Smilaceen ſtimmen mit den Aſphodeleen im allgemeinen Bau der Blüthe und zum Theil auch der Frucht ſo ſehr überein, daß ſie ſich weniger durch ein weſentliches Merkmal, als durch eine gewiſſe eigene Tracht von dieſen unterſcheiden laſſen. In chemiſcher Hinſicht ſtimmen die meiſten darin überein, daß ihre Wurzeln vorzüglich Stärkemehl, Schleim und einen harzigen Stoff enthalten. Wegen der harn- und ſchweißtreibenden Wirkung, welche dieſe Wurzeln meiſt beſitzen, werden ſie zum Theil als Arzneimittel angewendet. Einige baumartige Pflanzen dieſer Familie zeichnen ſich durch einen großen Gehalt an Farbharz aus; von mehren krautigen dienen die jungen Stocktriebe zur Speiſe; einige tragen ſchöne, zum Theil wohlriechende Blüthen; andere werden aber auch als Giftpflanzen betrachtet. — Bartling theilt dieſe Familie in 2 Gruppen: a) Asparageae, mit verwachſenen Griffeln, und b) Parideae, mit getrennten Griffeln. Nach Reichenbach bilden die Smilaceae eine Gruppe der Sarmentaceae, mit den Untergruppen der Convallarinae, Ruscene und Smilaceae genuinae, nach Oken machen ſie die Zunft der Stengelpalmen oder Bruſen aus (Kl. 6, Zunft 8).

Smilachin (Chem.), nach Reinſch, ein von ihm in der Wurzel der Smilax China gefundener kryſtalliniſcher Stoff, der aber nur ſehr unvollſtändig unterſucht worden iſt.

Smilacin (Parillin, Parillinſäure, Salseparin, Saſſaparrillin, Chem.), von Palotta in der Saſſaparillwurzel (von Smilax Sassaparilla) entdeckt, wird durch Ausziehen mit Alkohol, Verdunſten der Tinktur, Reinigung mit Thierkohle und Umkryſtalliſiren bereitet. Es bildet freie, neutrale, farb- und geſchmackloſe Nadeln (die Löſungen ſchmecken aber eckelhaft bitter), ſchmilzt in der Hitze und zerſetzt ſie in höherer Temperatur, löſt ſich leicht in kochendem Alkohol und Waſſer, ſchwieriger in kaltem, auch in Aether, flüchtigen und wenig in fetten Oelen; die wäſſerige und geiſtige Löſung ſchäumt beim Schütteln. Es löſt ſich auch in verdünnten Säuren und Alkalien und ſcheidet ſich beim Neutraliſiren dieſer Löſungen wieder unverändert aus. Von Salpeterſäure wird es

theilweiſe zerſezt, von Schwefelſäure erſt dunkelroth, dann violett, endlich gelb gefärbt, von Waſſer wieder daraus gefällt. Zuſammenſezzung: $C_{15} H_{13} O_5 = C_{15} H_{11} O_3 + 2 HO$.

Smilacina (Bot.), nach Desvaux, Gatt. der Asparageae *Juss.*, Hexandria Monogynia *L.* Charakter: Korolle 6blätterig, rad- oder ſternförmig. Griffel fadenförmig. Beere 3fächerig. Von 15 Arten, ausdauernden Pflanzen, meiſtens in Aſien und Amerika einheimiſch, ſind beſonders bemerkenswerth: 1) S. bifolia *Ker.*, Convallaria bifolia *L.*, Majanthemum bifolium *Dec.*, Einblatt, Zweiblatt, kleines Maiblümchen, Kazeneier. In Europa, Sibirien, in ſchattigen Gehölzen. Stengel 2blätterig. Blätter geſtielt, herzförmig-eirund. Blüthen klein, weiß, wohlriechend. Das Kraut, Herba Unifolii s. Bifoliae s. Convallariae bifoliae, war früher officinell. Fl. dan., T. 291. — 2) S. borealis *Sims.* In Nordamerika. Faſt geſtengelt. Blätter elliptiſch-verkehrt-eirund, gewimpert, am Grunde blutroth. Schaft weichhaarig, fußhoch; Blumenſtiele in oft ſproſſenden Dolden, überhängend; Kronblätter gelbrandig. — 3) S. dahurica *Turcz.* In Dahurien. Behaart. Blätter abwechſelnd, länglich, halb ſtengelumfaſſend. Blumen weiß, in einfachen, gepaarten oder 3fachen Trauben. — 4) S. racemosa *Desf.*, Convallaria racemosa *L.* In Nordamerika. Stengel bis 2 Fuß hoch, mit abwechſelnden, anſpizenden, länglich-ovalen, langgeſpizten, gerippten, weichhaarigen Blättern. Blumen grünlich-weiß, in traubigen Endrispen. Die durchſcheinenden, rothgefleckten Beeren ſollen nervenſtärkend ſeyn. Bot. Mag., 899. — 5) S. stellata *Desf.*, Convallaria stellata *L.* In Nordamerika. Stengel über fußhoch. Blätter abwechſelnd, ſtengelumfaſſend, lanzett- oder oval-lanzettförmig. Blumen ſternförmig, weiß, in einer einfachen, dichten Endtraube. Bot. Cab., 1080. — 6) S. umbellata *Desf.* In Nordamerika. Schaft blattlos, fußhoch, mit einer Enddolde weißer Blümchen. Wurzelblätter länglich-oval, am Rande und auf dem Kiele gewimpert. Desf., Ann. Mus., 9, T. 8. — Die 5 lezten Arten ſind Zierpflanzen. Sie dauern im Freien, lieben einen lockern, nahrhaften, mäßig feuchten Sandboden und ſchattigen Standort und werden durch Wurzeltheilung vermehrt.

Smilacites (foſſ. Bot.), nach Brongniart, foſſiles Smilaceengeſchlecht mit herz- oder ſpießförmigen Blättern, die einen ſtarken Mittelnerv und jederſeits 2—3 dem Rande parallel Secundärnerven haben. Die Tertiärnerven ſind nezförmig. — 1) S. hastata *Brongn.* (Prodr., S. 128, 214) aus der Braunkohle bei Narbonne. — 2) S. grandifolia *Unger* (Chlorprotog.) von Radoboj in Kroatien. Hierher vielleicht auch das Marianthemum *Höninghaus* aus der Braunkohle von Mombach bei Mainz.

Smilax (Antiq.), 1) eine Art Winden, welche überall wuchs, wo Dionyſus auf ſeinen Zügen hinkam; — 2) mythiſche Jungfrau, ſammt ihrem Geliebten Krokos in die Blumen gleiches Namens (in eine Stechwinde) verwandelt.

Smilax (Bot.), nach Linné, Stechwinde, Saſſaparille, Gattung der Smilaceae Convallarieae *Endl.*, Dioecia Hexandria *L.* Charakter: Kelch 6blätterig; Korolle fehlend. 6 Staubgefäße in der männlichen und 3 Griffel in der weiblichen Blume. Beere 1—3fächerig, 1—3ſamig. Die Gattung beſteht meiſt aus ſtrauchigen, immergrünen, klimmenden, zum Theil ſtacheligen Gewächſen mit rankentragenden Blattſtielen, welche ſich in mehr als 100 Arten vertheilen. Die wichtigſten, beſonders in pharmaceutiſcher Hinſicht, ſind folgende: 1) S. Alpini *Willd.* In Aegypten, Griechenland, in Hecken und Gebüſchen. Stengel kantig, ſtachelig. Blätter am Grunde abgeſtuzt, geigenförmig, fein zugeſpizt, faſt lederartig, 3nervig, glänzend. Dolden armblüthig. Die Wurzeln ſollen in Griechenland ganz wie die Saſſaparille, beſonders gegen Syphilis angewendet werden. Alpin., Aeg., T. 68. — 2) S. aspera *L.*, gemeine oder rauhe Stechwinde. In Südeuropa, im Orient, in Hecken und Gebüſchen. Stengel kantig, ſtachelig. Blätter ſpießförmig, 7nervig, dornig-gezähnt, lederartig. Blumen klein, weiß, wohlriechend, traubenſtändig. Beeren röthlich oder ſchwärzlich. Die Wurzel vertritt in Italien zum Theil die Stelle der Saſſaparille in den Handel. Die alten griechiſchen Aerzte kannten dieſe Pflanze als *Σμίλαξ τραχεῖα* und brauchten die Blätter und Früchte gegen Vergiftungen. Die Pflanze iſt auch in den Gärten beliebt. Sie verlangt eine lockere, ſandige, mit etwas Lehm gemiſchte Torf- oder Dammerde, wird an einem froſtfreien Orte durchwintert und durch Ableger vermehrt. Schkuhr, T. 328. — 3) S. China *L.*, China-Stechwinde. In China, Cochinchina, Japan. Stengel mit zerſtreuten, kurzen Stacheln. Blätter herzförmig-rundlich oder eirund, kurzzugeſpizt, 5nervig, nezaderig, lederartig. Blüthen in einfachen Dolden; Beeren roth. Der knollige Wurzelſtock iſt die ſogenannte Chinawurzel, orientaliſche Chinawurzel, Pockenwurzel oder orientaliſche Pockenwurzel, Schweißwurzel, orientaliſche Grindwurzel, Radix Chinae s. Chinae ponderosae s. nodosae s. verae s. Chinnae s. Cinnae (Abb. in Göbels „Pharm. Waarenk.", Bd. 2, T. 18, F. 1). Die Knollen ſind 3—8 Zoll lang und 1—3 Zoll dick und haben eine ſehr unregelmäßige, knotige und knorrige Geſtalt. Die Oberfläche iſt verworren runzelig-höckerig, bald rauh, bald glatt und bisweilen ohne Oberhaut, matt röthlichbraun, mit einzelnen, ſchwärzlichen Flecken. Die Textur des Markſtranges iſt dicht, markig-holzig, bald ſehr feſt und harzig, bald auch lockerer und korkartig. Der Querdurchſchnitt der Wurzel iſt hellröthlich-gelb, gegen den Mittelpunkt hin dunkler und harziger. Sie iſt ſehr ſchwer und hart, auf dem Bruch ziemlich eben und feinkörnig. Der Geruch fehlt, der Geſchmack iſt ſchwach, etwas zuſammenziehend, ſcharf und bitterlich; beim Kauen wird der Speichel hellroth gefärbt. Die Chinawurzel ſoll 1525 durch den portugieſiſchen Kaufmann von Triſtan zuerſt aus Oſtindien nach Europa gebracht worden ſeyn. Man hat ſie als ſchweißtreibendes Mittel und ganz ähnlich wie jezt die Saſſaparille angewendet, durch welche ſie auch verdrängt worden iſt. Man ge-

Digitized by Google

brauchte ſie gegen Syphilis, Waſſerſucht, bei Unterleibsverſtopfungen, gegen Melancholie und bei der Nachkur nach Blattern oder Pocken. Jetzt iſt ſie faſt ganz außer Gebrauch. — Die jungen Knollen werden von armen Leuten in China geröſtet und gegeſſen, verurſachen aber meiſtens Durchfall. Düſſeld. Samml., T. 45. — 4) S. cordato-ovata *Rich.*, herz-eiblätterige oder traubige Stechwinde. In Cayenne. Stengel ſtachelig. Blätter herzförmig-eirund, 5nervig. Blüthen doldentraubig. Von dieſem Strauch kommt nach Pöppig die Sarsa gmesa, eine Art der Saſſaparillwurzel, welche von den Braſilianern abſichtlich mit der Sarsa fina, welche von S. syphilitica *H. B.* geſammelt wird, vermengt werden ſoll. — 5) S. glauca *Walt.*, ſeegrüne Stechwinde. In Karolina, Braſilien. Stengel mit zerſtreuten Dornen. Blüthenſtiele faſt doldenſtändig, 2blüthig. — Die holzige, oft knotige Wurzel wurde durch den Kaufmann Schimmelbuſch als Raiz da China nach Europa gebracht, und führt noch folgende Namen: Radix China Japicanga s. Inhapecanga Raiz da China branca e rubra, Jpicanga-Chinawurzel. Die rüben- oder ſpindelförmigen, 4 Zoll langen und 1½ Zoll dicken Wurzeln ſind mit knolligen Erhöhungen beſetzt und haben mehr hervortretende Warzen, auf denen die Wurzelfaſern aufſaßen. Die Rindenſchicht iſt ſtärker als bei der echten China und roſtroth. Die Markſubſtanz iſt mehr korkig-ſchwammig und rothgelb oder röthlichweiß. Härte, Dichtigkeit und Schwere iſt minder beträchtlich. Der Geſchmack iſt bitterlich. In Braſilien gilt dieſe Wurzel für ein ſpecifiſches Mittel gegen Syphilis und wird auch gegen Gift und chroniſche Hautausſchläge angewendet. — 6) S. medica *Schlechtd.*, mediciniſche Stechwinde. In Mexiko, in Wäldern. Stengel ſtrauchig-holzig, unten mit faſt geraden, nebenblattſtändigen Stacheln. Die untern Blätter herzförmig, geöhrt-ſpießförmig, am Mittelnerv kaum mit Stacheln verſehen, die obern herzförmig-eirund, ſpitzig, 5nervig. Von dieſem Strauche ſoll man die als Saſſaparille von Veracruz bekannte Saſſaparillſorte ſammeln. S. Saſſaparille 2). Winkler, Homöop. Arzneig., T. 16. — 7) S. officinalis *H. et B.*, gebräuchliche Stechwinde. In Kolumbien und am Magdalenenſtrom. Stengel windend, 4eckig, ſtachelig. Blätter eiformig-länglich, ſpitzig, am Grunde herzförmig, netzartig, geadert, 5—7nervig, lederartig, fußlang. Von dieſem Strauche, ſo wie von S. syphilitica *H. et B.*, ſoll die ächte Saſſaparille kommen. Die Wurzeln werden in großer Menge von Carthagena nach Jamaika und von da nach Europa gebracht. — 8) S. perfoliata *Lour.*, durchwachſenblätterige Stechwinde. In Oſtindien, Cochinchina, an Hecken und in Gebüſchen. Stengel 4kantig, ſtachelig. Blätter herz- oder eiförmig, zurückgekrümmt, zugeſpitzt; Blattſtiele am Grunde häutig-geöhrt. Döldchen achſelſtändig. Die große knollige und rundliche, außen braune, innen blaſſe Wurzel wendet man in der Heimath wie Saſſaparille an. — 9) S. Pseudo-china *L.*, falſche China-Stechwinde. In dem Süden der Vereinigten Staaten, Weſtindien. Stengel faſt ſtachellos. Blätter herzförmig oder eirund-länglich, 5nervig, nicht lederartig. Der Wurzelſtock iſt groß und knollig und dem von S. China *L.* ähnlich, weshalb man ihn auch mit dem Namen weſtindiſche, amerikaniſche, occidentaliſche oder falſche Chinawurzel oder Pockenwurzel, Radix Chinae occidentalis s. americanae s. spuriae, belegt. Sie iſt im Handel weit häufiger als die ächte Chinawurzel und unterſcheidet ſich durch ein weit geringeres Gewicht und geringere Dichtigkeit des Gewebes, ſo wie durch eine bläſſere, röthlich graue Farbe. Hinſichtlich der Anwendung, die jedoch in Europa ſelten iſt, kommt ſie mit der China und Saſſaparilla vollkommen überein. Plum., Icon., T. 82. — 10) S. sagittaefolia *Lodd.*, pfeilblätterige Stechwinde. In China. Stengel mit rothen Stacheln, kaum fußhoch. Blätter am Rande mit rothen Dörnchen, lanzettförmig, am Grunde pfeilförmig, mit gerundeten Lappen, dunkelgrün mit helleren Flecken. Blumen weiß, in winkel- und endſtändigen Döldchen. Dieſe Zierpflanze wird eben ſo kultivirt, wie S. aspera *L.*, muß aber bei 1 — 5 Grad Wärme durchwintert werden und wird durch Wurzelſproſſen vermehrt. Bot. Cab. 1799. — 11) S. Sarsaparilla *L.*, Saſſaparill-Stechwinde. In den ſüdlichen Staaten von Nordamerika, beſonders Virginien. Stengel faſt 4eckig, ſtachelig. Blätter ſtachellos, ei-lanzettlich, fein zugeſpitzt, 3—5nervig, unten graugrün. Man nahm früher mit Linné allgemein an, daß die Saſſaparille des Handels von dieſer Art herſtamme; allein dies ſcheint nicht der Fall zu ſeyn, wenngleich von faſt allen in Amerika wachſenden Arten die Wurzeln geſammelt und wie Saſſaparille angewendet werden. S. Saſſaparille. Lam., Ill., T. 817, F. 1. — 12) S. syphilitica *H. et B.*, ſyphiliswidrige Stechwinde. In Guyana. Stengel mit achſelſtändigen Stacheln. Blätter länglich-lanzettlich, 3nervig, ſtachelſpitzig. Von dieſem Gewächſe ſoll zum Theil die achte Saſſaparille ſtammen. Guimp. u. Schlechtd., T. 294. — 13) S. tamnoides *L.*, ſchmerwurzartige Stechwinde. In Nordamerika. Stengel ſtachelig, krautartig. Blätter langgeſtielt, eirund-länglich, ſpitzig, faſt geigenförmig, am Grunde undeutlich-herzförmig, 7nervig. Beeren ſchwarz. Die knolligen und knotigen Wurzelſtöcke werden in Amerika als ſchweiß- und harntreibende, ſo wie als blutreinigende Mittel gebraucht und kommen wahrſcheinlich auch bisweilen unter der weſtindiſchen Chinawurzel, welche von S. Pseudo-China abſtammt, vor. Catesb., Car., 1, T. 52. — 14) S. zeylanica *L.*, ceyloniſche Stechwinde. In Oſtindien, auf den Molucken. Stengel ſtachelig, faſt 4eckig. Blätter herzförmig und eirund-länglich, lederartig, 3—5nervig. Blüthen büſchelig-doldig; Beeren ſtachelſpitzig. Die Wurzel hat viel Aehnlichkeit mit der ächten Chinawurzel, iſt anfangs fleiſchig, ſpäter holzig und wird ganz ſo wie jene, nur in größeren Gaben, angewendet. Die jungen zarten Triebe werden als Gemüſe gegeſſen. Die Stengel ſind um Töpfe als Seile im Gebrauch, welche man

an die Palmen bindet, um den Saft aufzufangen; die dickeren dienen zu Stöcken; andere ſind ſo ſpröd, daß, wenn man ſie dreht, Splitter abſpringen, welche auf der Haut ſtarkes Jucken verurſachen. Die jungen Stengel klopft man am Ende und braucht ſie als Zahnbürſten. Rheede, Hort. mal., 7, T. 31. — Die Gattung iſt der Typus der Smilaceae *R. Br.*

Smilde, niederl. Gemeinde, Prov. Drenthe, ſüdweſtlich von Aſſen; 2300 Einw. Nach ihr wird der Kanal, der von Aſſen über S. (durch den ſmilder Ven) nach Mäppel geht, benannt; derſelbe erleichtert den Verkehr der Provinz.

Smile (griech.), 1) ſ. v. a. Skalpell; — 2) Art Griffel, ſ. Schreibmaterialien.

Smilahi, europ.-ruſſ. Flecken, Gouvern. Wilna, Kr. Ponewietſch.

Smilion (griech.), kleines Skalpell.

Smilis, einer der älteſten griechiſchen Bildner, aus der Zeit, in welcher die Holzſchnitzer ihre Kunſt in Familien und Geſchlechtern übten, ſo daß der Name Dädalus die Thätigkeit der attiſchen und kretiſchen, der Name S. (von *σμίλη*) jene der ägynetiſchen Bildner bezeichnet. Er war nach Pauſanias der Sohn des Euklides und erſcheint unter König Procles, 140 Jahre nach der Zerſtörung von Troja, 1044 Jahre v. Chr. S. wird als Verfertiger des Bildes der Hera in Samos genannt; er fertigte auch das Bild der argiviſchen Hera, beide aus Holz geſchnitzt. Im Heräum zu Olympia, deſſen Bau ſchon vor Oxylos, dem Vater des Aetolus und Batas und dem Heerführer der Dorier nach dem Peloponnes fällt, waren die Horen auf dem Throne, welche nach Pauſanias von dem Aegineten *Σμίλος* gefertigt wurden. Unter dieſem ungriech. Smilos erkannte die Kritik (Thierſch, Epochen, S. 45) den S., welchen Pauſanias an einer anderen Stelle ſelbſt nach Olympia kommen läßt. Dann nennt Plinius als Erbauer des Labyrinths auf Lemnos einen Smilus, wahrſcheinlich als älteren neben Rhödus und Theodorus, und ſomit kommen wir mit gewaltigem Sprunge in die Zeit um Ol. 40 (617 v. Chr.), da man unter dieſem Smilus den Aegineten S. und unter Rhödus den Rhöcus erkennt. Einige haben einen jüngeren S. angenommen, der demnach um die Zeit der beginnenden Blüthe von Samos und Aegina zu ſetzen wäre, wogegen ſich Thierſch erklärt (a. a. O., S. 46).

Smillau (Smilow), öſterreich.-böhm. Df., Kr. Czaslau, Herrſch. Stöcken; 360 Einw.

Smilodon (foſſ. Säugeth.), nach Lund, ausgeſtorbene Raubthiergattung, aus den in den braſiliſchen Knochenhöhlen gefundenen vermeintlichen Hyänenreſten gebildet.

Smilowitz (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Dörfer: a) Kr. Budweis, Herrſchaft Moldau-Thein; 350 Einw.; — b) Kr. Bunzlau, Herrſchaft Dobrawitz; 170 Einw.; — c) Kreis Kaurim, Herrſch. Ratay; 170 Einw.; — d) (Neu-S.), Kr. Rakonitz, Gut Tauzetin; 190 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Pleß; Förſterei, Kalkſteinbruch und Brennerei; 310 Einw.

Smilowj Hory, öſterreich.-böhm. Kirchdorf, Kr. Tabor, erſtes Freiſaſſenviertel; 330 Einw.

Smilowo (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. und R.-B. Poſen: a) Kr. Kröben; 230 Ew.; — b) Kr. Samter; 170 Einw.; — c) Kreis Wreſchen; 260 Einw.

Smimak, europ.-türk. Ort, Serbien, Diſtr. Semendria, weſtlich von Schabacs.

Smindyrides, Sybarit, bekannt als Schlemmer und Weichling, ſchlief gewöhnlich auf Betten, die mit Roſenblättern gepolſtert waren und klagte doch über Schwielen, die er von der Härte des Bettes bekommen. Als er nach Sicyon ging, um des Cliſthenes Tochter, Agariſte, zu heirathen, nahm er 1000 Köche und 1000 Fiſcher und Vogelſteller mit ſich.

Sminthe (a. Geogr.), Name mehrer dem Kultus des Apollo geweihte Orte in Troas; ſ. Smintheus.

Smintheus (Sminthius, griech. Myth.), Beiname des Apollo von der Stadt Sminthe in Troas oder von *σμίνθος*, Maus, als Symbol der Weiſſagung, alſo der Mäuſetödter, entweder weil er einſt einen ſeiner Prieſter von Mäuſen befreite oder weil er den unter Skamander aus Kreta ausgewanderten Teukrern den Ort ihrer Niederlaſſung da anwies, wo Erdgeborene ſie beunruhigen würden. Als ſie nun am Helleſpont ausſtiegen, fanden ſie des Morgens ihre Schilde, Bogenſehnen u. dgl. von Mäuſen benagt und nannten nun den Apollo S. Unter dieſem Namen wurde er verehrt in Chryſe und andern Städten und Inſeln Kleinaſiens, auf Tenedus, in Lindus auf Rhodus, in Aeolis, auf Kreta, wo überall Sminthea ſtanden. Im Tempel zu Chryſe war ein Standbild des Apollo mit der Maus unter dem Fuße, ein Werk des Skopas.

Smirgel (Min.), ſ. v. a. die körnige, bläuliche Abänderung des unedlen Korunds, ſ. Korund 2) a) β).

Smirgeln, etwas mit Smirgel poliren.

Smiritz (Geogr.), 1) öſterreich.-böhm. Kameralherrſchaft, Kr. Königgrätz, mit 36,140 Joch 452 □Kl. Areal und 19,300 Einw.; — 2) Stadt daſelbſt, an 3 kleinen Armen der Elbe; Schloß Kapelle, Roſogliofabrik; 1180 Einw.

Smirke (Biogr.), 1) Robert, Zeichner und Maler, 1751 zu London geboren, widmete ſich erſt der Bildnißmalerei, dann aber der Geſchichte und dem Genre. Die engliſche Schule verdankte ihm eine bedeutende Anzahl von Gemälden dieſer Art, beſonders aus Shakeſpeare, für welchen dadurch ein erhöhtes Intereſſe erwachte. In dem großen Prachtwerk, die „Shakespeare-Gallery“, rühren mehre Kompoſitionen von S. her, der von dieſer Zeit an dem größten engliſchen Dichter einen guten Theil ſeiner Kraft weihte. Er zeichnete und malte viele Scenen aus ſeinen Werken und noch in ſeinen ſpäteren Jahren gab er Illuſtrationen zu denſelben, gleichſam eine neue „Gallery of Shakespeare“ in Radirungen auf Stahl. Auch dem Don Quixote entnahm er viele humoriſtiſche Bilder, die, ſo wie jene aus Shakeſpeare, zu ſeinen Hauptwerken gehören. Auf ſtreng hiſtoriſchem Gebiete ſteht er mit ſeinen Kompoſitionen zur

Prachtausgabe von Hume's Geſchichte von England, welche durch dieſe Illuſtrationen über 60 Pfd. Sterl. zu ſtehen kam. Andere Zeichnungen fertigte er für die Ausgabe der britiſchen Klaſſiker, für die Ueberſetzung von tauſend und einer Nacht von Edward Forſter, für eine neue Ausgabe des Gyraldus Cambrenſis, für Macklins Ausgabe des Gil Blas und für deſſen Bibel, ſo wie für viele andere Werke, welche in die neueſte Zeit herein reichen, wie Heaths „Gallery of british Engravings“, London 1836 ff. S. erſcheint ſchon um 1782 als Mitglied der Akademie und erſt 1845 † er, 94 Jahre alt. Seine Blätter verzeichnet Nagler (Künſtlerlex., Bd. 16, S. 942 ff.). — 2) Robert, Zeichner und Architekt, einer der berühmteſten engliſchen Künſtler ſeines Faches und Mitglied der Akademie in London. Mit ausgezeichnetem Talente begabt, fand er ſchon in jungen Jahren große Anerkennung, namentlich durch ſeine architektoniſchen Zeichnungen nach vorhandenen Gebäuden und nach antiken Denkmälern aus der Zeit der Römer in England. Abbildungen ſolcher Ruinen und einiger ausgegrabenen Moſaikböden wurden nach S.'s Zeichnungen geſtochen unter dem Titel: Reliquiae Romanae etc., 24 Bl., Fol., die theils kolorirt ſind. Auch ein Werk über Civilbaukunſt bereitete S. ſchon frühe vor, welches dann unter dem Titel: „Specimens of continental architecture“ in 4 Bänden erſchien. Daneben fertigte er auch mehre große Zeichnungen zum Andenken an wichtige Zeitereigniſſe, wo er genaue Porträtähnlichkeit erzielte. Zu den früheſten Arbeiten dieſer Art gehört die von Earlom geſtochene Darſtellung der 1799 erfolgten Muſterung der Freiwilligen im Hydepark, mit einer Menge von Figuren und Köpfen. Zu ſeiner weitern Ausbildung in der Baukunſt unternahm er Reiſen nach Italien, Sicilien, Griechenland und Deutſchland und fand nach ſeiner Rückkehr in London einen würdigen Kreis zur Ausbildung ſeiner Kunſt, die er auf einfache, reine Principien zurückführte, ſo daß S. in England um die Verbreitung eines beſſeren Geſchmackes in der Architektur ein bleibendes Verdienſt ſich erwarb. Zu ſeinen früheren Bauten gehört das Conventgarden-Theater, welches er 1808 vollendete. Sein Werk iſt auch der Penitentiary, mit deſſen Bau der Künſtler 1816 beſchäftigt war. Im Jahre 1825 baute er das ſchöne Union Cloub-house Charing Cross, ein im Styl übereinſtimmendes Werk. Sein Werk iſt auch das neue Antiken-Muſeum, wo die elginſchen Marmore aufgeſtellt ſind, ebenfalls im griechiſchen Style erbaut und eine der Zierden Londons. Außerdem baute S. auch Mehres im altengliſchen Style, wie das prachtvolle Lowther-Caſtle in Weſtmoreland, dem Landſitze des Grafen von Lonsdale, eines der ſchönſten und größten Gebäude im ſtrengen Style der Kaſtelle, 2 Abbildungen davon in J. Neale's „Views of Seats of Noblemen“.

Smirneo (ital., Bot.), ſ. v. a. gemeines Myrrhenkraut, Smyrnium Olusatrum *L.*

Smirſch, Maler, blühte um 1833 in Wien, malte Stillleben. Einige ſeiner Gemälde ſtellen Federwild vor.

Smirzig, öſterreich.-böhm. Marktflecken, Kr. Königgrätz, an der Elbe; Schloß; 800 E.

Smiſchowitz (Smiſſowice, Zmiſſowice), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrſch. Roth-Recitz; 160 Einw.

Smiſſen (Biogr.), 1) Dominicus van der, Maler zu Hamburg, Schüler des Balthaſar Denner, malte Bildniſſe in der Weiſe deſſelben, deren J. M. Bernigeroth, C. Fritzſch und J. J. Haid geſtochen haben. Seine Porträte ſind ſchön kolorirt und fleißig gemalt; Stillleben malte er beſonders gut. Blühte um 1750 in Hamburg. — 2) Jakob van der, Maler, Sohn und Schüler des Vorigen, in Altona geboren, zeichnete und malte Bildniſſe in der Weiſe des Vaters, ſo wie Landſchaften. Später wurde er Profeſſor der Zeichenkunſt in Altona, wo er noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebte.

Smit (Biogr.), 1) Andreas, Landſchaftsmaler aus Flandern, hielt ſich um 1650 in Rom auf und begab ſich dann auch nach Spanien. Er ſtellte beſonders gern das ſtürmiſche Meer und Brandungen dar. Todesjahr unbekannt. In der königl. Gallerie zu Berlin iſt ein ſchönes Seebild von ihm. — 2) Arnold, Maler, nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt, wird zu den Meiſtern der holländiſchen Schule gezählt, wahrſcheinlich aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Er malte Landſchaften und beſonders Seeſtücke, die große Beachtung verdienen, vornehmlich die Seeſtürme und Uferanſichten mit Brandungen. — 3) Jan, Zeichner und Kupferſtecher, war um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Amſterdam thätig. Er ſammelte viele Nachrichten über das Leben und die Werke Rubens und ſchrieb: Hiſtoriſche Levensbeſchryving van P. P. Rubens ꝛc., Antw. 1774, n. Aufl. 1840. — 4) Jan, Maler, blühte um 1840 in Amſterdam, malte Genrebilder.

Smith (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat Pennſylvania, Grafſch. Waſhington; 1820: 1850, 1840: 1350 Einw.; — 2) Grafſchaft daſ., V. St., Staat Miſſiſippi; 1840: 1900 Einw.; Hauptort: Raleigh; — 3) Grafſchaft daſ., Staat Tenneſſee, Middle-Diſtrikt; 1820: 17,580, 1830: 19,900, 1840: 21,180 Einw.; Hauptort: Carthage; — 4) Vorgebirg daſ., Labrador, an der Nordſeite der Mosquito-Bai, an der Nordweſtküſte; — 5) Vorgebirg daſ., am Eingang in die Hudſons-Bai, an der Südſpitze der Inſel Mansfield; — 6) Fort daſ., V. St., an der Weſtgrenze, am Arkanſas; — 7) auſtral. Vorgebirg, Neu-Holland, Arnhems-Land; bildet mit dem Vorgeb. Waſchon den Eingang zum Hafen Eſſington; — 8) Fluß daſ., Roxburgh, an der Nordoſtgrenze der Grafſchaft von unbekanntem Laufe.

Smith (Biogr.), I. Feldherren, Gelehrte ꝛc.: 1) John, Seefahrer, 1579 geb., führte die engliſche Expedition v. 3 Schiffen, welche für eine Kompagnie Virginien gründete, 1606 dahin, landete in der Cheſapeakbai beim James River und gründete Jamestown, ward aber von den Eingebornen gefangen und entkam nur durch ein Wunder dem Tode. Befreit, brachte er die Kolonie in den blühendſten Stand; ſie verfiel je-

doch, als er, um ſich von den durch ein geſprungenes Pulverfaß veranlaßten Wunden heilen zu laſſen, 1609 nach Europa zurückkehrte. Er ward daher 1614 von der Kompagnie mit Schiffen wieder hingeſchickt, um Gold- und Kupferminen zu ſuchen. Auf der Rückreiſe durch eine franz. Flotte gekapert, erhielt er ſeine Freiheit nach 3 Monaten wieder, unternahm 1616 eine 3. Reiſe und †, zurückgekehrt, 1651. Er beſchrieb ſeine Reiſen, London 1610. — 2) **Robert**, engl. Phyſiker, 1689 geboren, ſtudirte und arbeitete mit dem berühmten Oates zuſammen, deſſen Platz an der Univerſität Cambridge er ehrenvoll einnahm; † 1768. Schrieb: Complet systeme of opticks, London 1728, franz. von Pezenas, Avignon 1767, 2 Bde., und von Leroy, Breſt 1767. — 3) **Adam**, ausgezeichneter Staatswirthſchaftslehrer, den 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland geboren, Sohn eines Zollbeamten, war für die Theologie beſtimmt, beſchäftigte ſich aber zu Glasgow und Oxford größtentheils mit der Philoſophie und ging 1745 nach Edinburgh, wo er Vorleſungen über ſchöne Wiſſenſchaften und Rhetorik hielt. Im J. 1751 ward er Profeſſor der Moral und Logik in Glasgow und brachte die Univerſität während ſeines 13jährigen Aufenthalts ſehr in Flor. Schon ſeine erſte Schrift: Theory of moral sentiments, London 1759, 2 Bde., deutſch als „Syſtem der Moralphiloſophie" von K. T. Koſegarten, Leipzig 1791, ward mit Beifall aufgenommen. Im J. 1764 legte er ſein Amt nieder und durchreiſte 1764 und 1765 mit dem Herzog von Buccleugh Frankreich und Italien, lebte nach ſeiner Zurückkunft bei ſeiner Mutter in ſeinem Geburtsorte ohne Anſtellung und gab ſein Werk: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations", London 1776—77, 2 Bde., deutſch als „Natur und Urſachen des Nationalreichthums", von Garve, Breslau 1794, 4 Bde., ſpaniſch von Ortiz, Valladolid 1794, heraus, worin er die Frucht ſeines Talents, Fleißes und der Bekanntſchaft mit Hume, d'Alembert, Helvetius, Necker, Turgot, Quesnay u. And. niedergelegt hat. Das induſtrielle Syſtem iſt darin auf die konſequenteſte Weiſe vertheidigt und in einer Reihe von Principien, geſtützt auf Erfahrungsſätze, mit der größten Beſtimmtheit durchgeführt: daß die Völker von der Natur zu einer ſtufenweiſen Vermehrung des Reichthums beſtimmt ſind, und der Wohlſtand eines Staats von deſſen naturgemäßen Einrichtungen und der höchſtmöglichen Freiheit des Einzelnen abhängt, mithin beſonders jede Einſchränkung des Handels, ſie habe Namen, wie ſie wolle, nur nachtheilig auf denſelben wirken könne, da er als Tauſch beiden Kontrahenden Vortheil bringt (ſ. **Handelsfreiheit** u. **Nationalökonomie**). S. brachte die letzte Zeit ſeines Lebens, ſeit 1778 als königl. Kommiſſär der Zölle in Schottland in Edinburgh zu, wo er im Juli 1790 †. Sein Leben beſchrieb Dugald Stewart. — 4) **Charlotte**, engl. Dichterin, 1749 zu Stocke bei Guilford geboren, verheirathete ſich jung an einen Kaufmann, der banquerot wurde und den ſie ins Gefängniß von Kingsbench und nach Frankreich begleitete; † 1806. Schrieb ſpäter aus Noth mehre Dichtungen und 38 Bde. Romane und viele Erziehungsſchriften; darunter: Elegial sonnets and other essays, London 1784; nach ihrem Tode erſchienen: Beachy head and other poems, daſ. 1807. — 5) **Sir William Sidney**, brit. Seeheld, war 1764 zu London geboren und empfing ſeine Bildung in der berühmten Tunbridgeſchule und Bath. Schon in ſeinem 13. Jahre (1777) kam er auf ein Kriegsſchiff, um den Seedienſt zu erlernen, und ward bereits im 16. Jahre Lieutenant auf dem „Alcide", einem Linienſchiff von 74 Kanonen. Im J. 1783 wurde er Fregattenkapitän, verlor aber durch den Frieden die Gelegenheit, ſeine Talente geltend zu machen, und trat deshalb in ſchwediſche Dienſte, als zwiſchen dieſer Macht und Rußland 1788 der Krieg ausbrach. Hier zeichnete ſich S., namentlich in der berühmten Seeſchlacht vom 9. Juli 1790 zwiſchen den ſchwed. und ruſſ. Scheerenflotten, ſo vortheilhaft aus, daß ihm der König von Schweden zum Ritter ernannte. Nach dem Frieden von Werelä 1790 bereiſte S. die Staaten des Kontinents und befand ſich eben in Italien, als die Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und England ihren Anfang nahmen. Sofort begab er ſich nach Toulon, um auf der engliſchen Flotte unter Lord Hood, der dieſen Hafen in Beſitz genommen hatte, als Volontär zu dienen. Als die Engländer dieſen Hafen verließen, erhielt S. den Auftrag, die Docks, die feindlichen Schiffe und das Arſenal in Brand zu ſtecken, u. führte dieſen Auftrag mit glücklichem Erfolg aus. Lord Hood empfahl S. der Admiralität und letzterer erhielt bei ſeiner Rückkehr nach London das Kommando der Fregatte „der Diamant", mit welcher er die franz. und bataviſchen Küſten ſehr beunruhigte und bedeutende Priſen machte. Dafür erhielt S. bald darauf mit dem Titel eines Kommodore mehre kleine Fahrzeuge unter ſeinen Befehl, mit welcher Eskadre er unter andern bis in den Hafen von Breſt drang, und durch die Meldung, daß die franz. Flotte ausgelaufen ſey, um die von Jamaika, Cadix, Liſſabon und Oporto zurückkehrenden reichen Kauffahrer aufzufangen, die Ausrüſtung der großen Flotte unter Lord Howe beſchleunigte, wodurch der Plan der Franzoſen vereitelt wurde. Als er 1796 vor Havre de Grace ein franz. Fahrzeug abgeſchnitten hatte und dieſes zur Priſe machen wollte, ſah er ſich plötzlich von mehren Schiffen umringt und nach kurzem Gefecht mit 3 ſeiner Offizieren und 16 Soldaten gefangen genommen. Er wurde hierauf nach Paris abgeführt und im Temple ſtreng bewacht. Alle Verſuche der engl. Regierung zu ſeiner Auswechſelung ſchlugen fehl, und erſt im April 1798 gelang es einigen ſeiner Freunde, ihn durch Liſt zu befreien. Noch im Herbſt deſſelben Jahres erhielt S. das Kommando des Linienſchiffes „der Tiger", von 80 Kanonen, womit er bald darauf nach dem mittelländiſchen Meer abging und nachher in Aegypten die Veranlaſſung wurde, daß das Unternehmen Bonaparte's gegen Syrien mißlang, wie überhaupt ſeine Unterhandlungen als Bevollmächtigter Englands mit der Pforte

die gänzliche Räumnng Aegyptens durch die Franzoſen zur Folge hatten. Von Ghezer Paſcha von Syrien zu Hülfe gerufen, eilte er nach St. Jean d'Acre, ließ die Werke der Stadt, ſo viel es die Kürze der Zeit erlaubte, wieder herſtellen und ermunterte den Paſcha zum hartnäckigen Widerſtande. Es glückte ihm, die Avantgarde der Franzoſen am Fuße des Berges Karmel aufzuhalten, ſo daß das Hauptcorps bewogen wurde, den weitern Weg über Nazareth einzuſchlagen und die Feſtung von der Oſtſeite anzugreifen, bei welcher Gelegenheit es durch die ſamaritaniſchen Araber große Verluſte erlitt. Da das Feuer des Platzes anfangs nur aus Musketen beantwortet wurde, vermuthete S., daß das Geſchütz zur See nachgebracht würde. Daher ging er den Schiffen entgegen, bemächtigte ſich ihrer und beſchoß nun den Feind mit ſeinen eigenen Kanonen. Die Aufhebung der Belagerung muß man zum großen Theil S. zuſchreiben, der ſich eben ſo rühmlich in der Schlacht am 18. März 1801, 4 Meilen von Abukir, auszeichnete und obgleich in der Schulter verwundet, das Schlachtfeld nicht verließ. Das Parlament bewilligte ihm hierauf eine jährliche Penſion von 1000 Pfund und eine förmliche Dankadreſſe. Selbſt Berthier ſagt in ſeinen Berichten von ſeinen Feldzügen in Aegypten: „Alle gegen Acre gemachten Verſuche waren fruchtlos; die Belagerten wurden von dem tapfern Briten Sidney S. angeführt". Auch von dem türk. Kaiſer erhielt S. koſtbare Geſchenke, und unter dieſen eine demantene Agraffe. Als es in Aegypten für ihn nichts mehr zu thun gab, kehrte S. in ſein Vaterland zurück, und wurde dort mit Enthuſiasmus empfangen. London ertheilte ihm das Bürgerrecht. Nach dem Frieden von Amiens war S. als Mitglied des Unterhauſes nicht ohne Einfluß, und leitete beſonders die Beſchlüſſe des Parlaments in Allem, was das Kriegsweſen und die Marine betraf. Seit jener Zeit wurde er noch oft zu Expeditionen gebraucht; allein das Glück ſchien ihn verlaſſen zu haben. Sein Unternehmen, die franz. Flotille zu verbrennen und die Expedition in Kalabrien ſcheiterten gänzlich. Sein Ruf verdunkelte ſich und ſelbſt ſein Charakter blieb nicht unangetaſtet, indem man dieſen als falſch ſchilderte und ihn öfters der Härte und Grauſamkeit beſchuldigte. Im Jahr 1814 ward er von mehren philantropiſchen Vereinen nach Wien geſendet, um beim Kongreß einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Barbaresken auszuwirken; er ſelbſt bildete 1815 zu Paris eine Geſellſchaft gegen die Seeräuberei, die ſich 1818 wieder auflöſte. König Wilhelm IV. erhob ihn am 10. Jan. 1837 zum Admiral der rothen Flagge höchſten Grades, doch ging er bald wieder nach Paris, wo er am 26. Mai 1840 am Schlage †. — 6) **William**, von ſeinen Landsleuten der Vater der engl. Geologie genannt, 1769 zu Churchill in Oxfordſhire geboren, machte ſich beſonders durch die Bearbeitung und Herausgabe eines großen geologiſchen Atlaſſes von England bekannt; † zu Northampton 1839. — 7) **Sidney**, geiſtreicher engliſcher ſatyriſcher und politiſcher Schriftſteller, 1771 zu Woodford in Eſſex geboren, ſtudirte zu Oxford Theologie, ging 1798 als Erzieher nach Edinburgh, und begründete hier 1802 mit Jeffrey und Brougham das berühmte „Edinburgh review", deſſen Redaktion er niederlegte, als er 1803 Prediger am Findelhauſe zu London wurde. Im J. 1808 erhielt er die Pfründe Foſton in der Grafſchaft York, 1828 eine Pfarrſtelle zu Comte Flory in der Grafſchaft Glouceſter, ſpäter das Kanonikat an der Paulskirche zu London, wo er im Febr. 1845 †. Ein eifriger Anhänger der Whigs kämpfte er in ſeinen Schriften für Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freiſinnigen Beſtrebungen ſeiner Partei. Seine in England als klaſſiſch anerkannte Schrift: „Briefe Peter Plumleys an ſeinen Bruder Abraham über die Katholiken" erlebte 21 Auflagen. Seine Werke erſchienen in 3 Bdn. geſammelt 1843. — 8) **Horace**, engl. Romanſchriftſteller, Nachahmer Walter Scotts; ſchrieb: Brambletye house or Cavaliers and Roundheads, London 1826, deutſch, Leipzig 1827; — Apsly Reuben, London 1827, deutſch, Leipzig 1827; — Tor Hill, London 1825, deutſch, Leipzig 1827, u. A. — II. **Bildende Künſtler**: 9) (**Smit**), **Ludwig**, Maler von Dortrecht, genannt Hartkamp; malte Blumen und Früchte, die er grau in Grau untermalte, und nach der Natur kolorirte; blühte im 17. Jahrhundert. — 10) **John**, Zeichner und Kupferſtecher in Mezzotinto, 1654 zu London geboren, Schüler J. Becketts und J. van Vaarts, zog durch ſeine Arbeiten die Aufmerkſamkeit Knellers auf ſich, der ihn in ſein Haus ufnahm, unter der Bedingung, vorzüglich nach ſeinen Gemälden zu arbeiten. Einige Jahre vor Knellers Tod verließ S. in Folge eines Zwiſtes das Haus deſſelben, worauf P. Simon eintrat. Dieſe beiden Künſtler haben eine große Anzahl von Gemälden Knellers nachgebildet, S. aber mit noch größerer Kunſt und mit einer Zartheit, welche Simon nicht erreichte. Wir haben von ihm über 300 Bildniſſe von Jakob I. bis auf Georg II., mit den Mitgliedern ihrer Höfe. Alle großen Staatsmänner, Helden, Patrioten, alle Notabilitäten der Wiſſenſchaft und Kunſt, den ganzen britiſchen Ehrenſtaat in Krieg und Frieden, führte er wie lebendig vor. Viele dieſer Bildniſſe haben auch in artiſtiſcher Hinſicht großen Werth, welcher freilich theilweiſe noch immer verkannt wird. Beſonders ſchön ſind auch einige hiſtoriſche Blätter von S., die aber in alten Abdrücken ſelten ſind. S. † zu London, wahrſcheinlich nach 1727, da ein Bildniß Georgs II. mit dieſer Jahrzahl bezeichnet iſt. Kneller hat ſein Bildniß gemalt, und er ſelbſt es geſtochen, ein ſchönes Mezzotintoblatt. S. hinterließ eine große Anzahl von ſchönen Blättern, wozu noch viele andere kommen, welche unter ſeiner Aufſicht geſtochen wurden. Später kam ein Theil der Platten in den Beſitz des Kunſthändlers J. Boydell, welcher neue Abdrücke veranſtaltete. Bei den zahlreichen chalkographiſchen Arbeiten blieb dem Künſtler auch noch Muße zu literariſchen Verſuchen. Beughem (Bibliographia Mathematica, S. 265) nennt von ihm eine Abhandlung über die Malerei: The art of painting, Philomuth (Ply-

mouth?) 1676. Seine Werke verzeichnet Nagler (Künſtlerlexik., Bd. 16, S. 504 ff.). — 11) George, Landſchaftsmaler und Kupferſtecher, der britiſche Geßner, 1714 zu Chicheſter geboren und daher gewöhnlich S. of Chicheſter genannt, einer der beſten Künſtler ſeiner Zeit, ein poetiſches Gemüth, welches ſich in ſchönen Hirtengedichten ausſprach. Auch ſeine Landſchaften tragen einen idylliſchen Charakter, haben viel mehr Naturwahrheit als in andern Bildern ſeiner Zeit zu finden iſt. Zu ſeinen Preisgemälden gehört eine große Winterlandſchaft mit einer Hütte im Vorgrunde, aus welcher einiges Vieh ans Waſſer geht, durch Woollets Stich bekannt. Ein zweites Preisbild, eine reiche engliſche Landſchaft, iſt von W. Elliot geſtochen. Es wurden noch mehre andere Bilder dieſes Meiſters geſtochen. — 12) John, Maler und Kupferſtecher, Bruder des Vorigen, führte den Namen des jüngeren S. of Chicheſter und galt für einen der vorzüglichſten Künſtler ſeiner Zeit. Er wurde 1717 geboren, und nach dem Vorbilde ſeines Bruders wählte er ebenfalls die Landſchaftsmalerei zu ſeinem Hauptfache. Einige ſeiner Bilder wurden geſtochen, darunter von J Maſon vier romantiſche Anſichten. Woollet radirte eines ſeiner Preisbilder, eine Landſchaft mit einer ruhenden Heerde. Er † zu Chicheſter 1769. Wir haben von ihm auch radirte Blätter. — 13) William, Maler und Kupferſtecher, Bruder der Vorigen, ebenfalls unter dem Namen des S. of Chicheſter bekannt, malte Bildniſſe, Landſchaften, Blumen u. Früchte. W. Pethers hat das Bildniß der drei Brüder auf einem Blatte in Kupfer geſtochen, wie ſie in einer Landſchaft arbeiten. S. † 1764. — 14) Gabriel, Kupferſtecher, geb. zu London 1724, widmete ſich zu Paris namentlich der Crayonmanier und führte nach ſeiner Rückkehr in derſelben mehre Platten aus, beſonders auf Veranlaſſung Rylands. Uebrigens hat man von ihm auch punktirte Blätter, den geringern Theil machen die Radirungen und Grabſtichelarbeiten aus. S. † zu London 1784, mit dem Rufe eines tüchtigen Künſtlers. — 15) Thomas, Maler und Kupferſtecher, genannt S. of Derby, zeichnete ſich im Landſchaftsfache aus, malte und zeichnete viele engliſche Anſichten, deren mehre im Stiche erſchienen. Nach ſeinen Gemälden erſchien eine Folge von 40 Blättern mit franz. und engl. Text, unter dem Titel: Recueil de 40 Vues du Pic de Derby et autres Lieux, peintes par Smith et grav. par Vivares et autres, London 1760, Fol. S. gehört zu den vorzüglichſten engl. Künſtlern ſeiner Zeit, und die nach ihm geſtochenen Blätter wurden zu Zimmerzierden und für Sammlungen angekauft. Er † 1769. Wir haben von ihm auch einige Blätter, die als Malerradirungen Beachtung verdienen. — 16) John Raphael, Maler und Kupferſtecher, Sohn des Vorigen, 1740 zu London geboren, von ſeinem Vater unterrichtet, zeichnete und ſtach anfangs für Buchhändler, lieferte aber ſpäter noch größere Blätter in Mezzotinto. Endlich erwarb er ſich als Kupferſtecher den Ruf eines der vorzüglichſten engl. Künſtler ſeines Faches. Außer den Mezzotintoarbeiten finden ſich auch punktirte Blätter von ſeiner Hand; die Radirungen und Grabſtichelarbeiten machen den allergeringſten Theil ſeines Werkes aus. An dieſe Arbeiten reihen ſich mehre Gemälde ſentimentaler Art und andere Genrebilder in der ſüßlichen Auffaſſung ſeiner Zeit. Das beſte ſind ſeine Porträte, deren er mehre malte. Wie mehre der Genreſtücke, ſo hat S. auch eine Anzahl von Bildniſſen nach eigener Zeichnung geſtochen. Zu den Hauptbildern der letztern Art gehört das lebensgroße Bildniß des berühmten Staatsmannes Fox, welches S. W. Reynolds geſtochen hat. Einige ſeiner Genrebilder ſind von Bartolozzi, J. Hogg, C. Knight, R. M. Meadow Montigny, J. Rutter und W. Ward geſtochen. Dann hat er ſelbſt einige Kupferſtiche in Oelfarben kolorirt, wobei er ein eigenes Verfahren in Anwendung brachte, welches als ſeine Erfindung zu betrachten iſt. Preſtel hat in ähnlicher Weiſe Blätter geliefert. S. war Hofkupferſtecher des Prinzen von Wales und † in London 1811. — 17) Samuel, Kupferſtecher, geb. zu London um 1745, arbeitete mit großer Kunſt im Fache der landſchaftlichen Darſtellung und wendete dabei die Radirnadel und den Grabſtichel an. Er hinterließ einige ſchätzbare Blätter; † um 1808. — 18) Francis, Zeichner und Maler in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, begleitete den Lord Baltimore in die Türkei, um Zeichnungen von intereſſanten Gegenden und Anſichten zu fertigen. Seine türk. Koſtüme und Serailceremonien ſind im Stiche bekannt; † um 1779 in London. — 19) Anker, Kupferſtecher, um 1764 in London geboren, arbeitete in Punktirmanier, und führte mehre Blätter in dieſer Weiſe aus, worunter jene für J. Boydells „Shakespeare - Gallery" vor allen zu nennen ſind, arbeitete dann auch mit dem Grabſtichel. S. war Aſſociat der k. Akademie zu London und † 1835. — 20) J. John, Landſchaftsmaler, um 1775 in London geboren, malte verſchiedene landſchaftliche Anſichten mit Figuren und Thieren und Seebilder. Dann finden ſich auch radirte Blätter von ſeiner Hand. — 21) Thomas, Kupferſtecher, geboren zu Rom 1779, verlebte die größte Zeit ſeines Lebens in Paris, und war 18 Jahre für die Kommiſſion des großen Werkes über Aegypten thätig. In der „Description de l'Egypte" ſind viele Blätter von ihm, andere findet man in „La vie des peintres célèbres", in de Laborde's „Itineraires", in den „Voyages de M Taylor en Egypte", in Cuviers und Buffons naturhiſtoriſchen Werken ꝛc. — 22) George, Zeichner und Architekt, blühte in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts in London, fertigte viele architektoniſche Zeichnungen, beſonders auch nach vorhandenen Bauwerken. Auch Anſichten von Städten und von andern Orten finden ſich von S. Gab heraus: Elements of Architekture practically explained, London 1825. — 23) Thomas, Aquarellmaler zu London, blühte in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, und hatte den Ruf eines der beſten engl. Künſtler ſeines Faches, in welchem in England Ausgezeichnetes geliefert wurde. Er iſt auch Verfaſſer eines

Werkes über Aquarellmalerei, welches 1828 ins Franzöſiſche überſetzt wurde unter dem Titel: L'art de peindre à l'aquarelle. — 24) John Thomas, Maler und Kupferſtecher von London, ein vielſeitig gebildeter Künſtler, zeichnete und malte mehre durch Naturſchönheit und durch hiſtoriſche Erinnerungen merkwürdige Gegenden und Anſichten Englands, blieb aber nie bei der reinen Vedute, ſondern belebte dieſe Bilder auch durch mannichfaltige Staffage. Zu ſeinen früheſten Werken gehört eine Sammlung von 100 Blättern, welche die Alterthümer von London und der Umgegend vorſtellen, unter dem Titel: Antiquities of London and its Environs, London 1792, 2 Thle. 4. Dann haben wir von ihm eine intereſſante Sammlung von Abbildungen alter Malereien und Ornamente, die 1800 bei der Reparatur des Parlamentshauſes in der ſogenannten gemalten Kammer (The painted Chamber) in der Weſtminſter-Vorſtadt zum Vorſchein kamen, als man das Täfelwerk wegnahm, auf 250 Blättern im Stiche, die unter dem Titel erſchienen: Antiquities of Westminster, the old place St. Stephens Chapel (now the house of Commons), London 1807, 4. Ein anderes Werk S.s ſind die „Portraits of illustrious and celebrated Persons in the reigns of James I., Charles II. and James II.", 1812, beſtehend in 28 Blättern nach Van Dyck, Kneller u. A. Dann erwähnen wir noch S.s „Historical and literary curiosities, consisting of Fac-Similes of original Documents and Autographs, Scenes of Remarcable Events and interesting Localities, and the Birth Places, Residences, Portraits and Monuments of eminent literary Characters with a variety of Reliques and Antiquities", 8 Thle., mit 100 kolorirten Kupfern, 4. Unſer S. iſt wahrſcheinlich identiſch mit dem gleichnamigen Inſpektor des k. Kupferſtich- und Handzeichnungs-Kabinets des britiſchen Muſeums, von welchem wir folgendes Werk haben: Vollekins and his Times, comprehending a life of that celebrated Sculptor and memoirs of several contemporary Artists etc., 2. Aufl. 1829, 2 Bde. — 25) John, Kupferſtecher, um 1798 in London geboren und an der Akademie daſelbſt gebildet. Man findet von ihm zahlreiche Blätter, beſonders Stahlſtiche in illuſtrirten Werken, wie in Tombleſons „Views of the Urine", London 1832, in S. Prouts „Views of cities and Scenery in Italy, France and Switzerland", in Walſh u. Carne's „Views of Constantinople", 1838 ff. ꝛc. Dann haben wir von S. auch einige größere Kupferſtiche. — 26) William James, Kupferſtecher zu London, durch mehre ſchöne Radirungen bekannt, beſonders nach ältern Meiſtern. Wir haben von ſeiner Hand eine Folge von 12 Blättern nach ſeltenen Radirungen von Rembrandt im britiſchen Muſeum unter dem Titel: Twelve Fac-Simile Etchings from very rare Originals by Rembrandt van Ryn in the Cracherode Collection at the British Museum, London 1825. 8. — 27) Coke, Zeichner von London, bereiſte den Kontinent, begab ſich dann nach der Türkei, und fertigte von 1835—36 in Konſtantinopel eine bedeutende Anzahl von Zeichnungen, welche J. F. Lewis lithographirte: Lewis' Illustrations of Constantinople made during a residence in that city, London 1837, Imp.-Fol. Dann bereiſte S. auch Kanada, und fertigte ebenfalls eine Anzahl von intereſſanten Zeichnungen, welche durch farbige Lithographien bekannt ſind, und zwar durch das Werk: Sketches in the Canadas by Coke S., mit 23 chromolith. Blättern von Coke S. und Ch. Bentley, Lond. 1840, gr. Fol., Preis 42 Thlr. — 28) Conſtant Louis Felix, Hiſtorienmaler von Paris, Sohn von S. 15), Schüler von David und Girodet, erhielt 1817 für ſein erſtes Gemälde, eine heil. Familie, eine goldene Medaille, darauf im Auftrage der Präfektur der Seine die eherne Schlange; ein Bild von 1822, der Traum der Athalia, iſt jetzt in der Gallerie zu Verſailles. In der Gallerie Orleans iſt von ihm das Bild des Herzogs Regenten von Orleans. — 29) Edward, Kupferſtecher zu London, einer der vorzüglichſten jetzt lebenden Künſtler ſeines Faches, führte mehre treffliche Blätter in Linienmanier aus, die theilweiſe in Prachtwerken vereinigt ſind und daher einzeln ſelten vorkommen, z. B. in „The works of W. Hogarth in a series of Engravings, with desc. by J. Trusler, London, 1834. S. arbeitete auch für Findens Royal Gallery of british Art, London 1838 ff. — 30) W. R., Kupferſtecher zu London, einer der vorzüglichſten jetzt lebenden engliſchen Künſtler ſeines Faches. Es finden ſich mehre treffliche Blätter von ſeiner Hand, wovon jene in Turners „England and Wales" zu ſeinen früheren gehören dürften. Dann iſt er auch einer der Theilnehmer an Findens „Royal-Gallery of British Art". S. arbeitet mit Auszeichnung im Landſchaftsſache. Selbſt ſeine kleineren Blätter für illuſtrirte Werke ſind mit großer Sorgfalt und meiſterhaft behandelt. Solche ſind in S. Prouts „Views of cities and scenery in Italy, France and Switzerland", gr. 8. — 31) John, Formſchneider zu London, jetzt lebender Künſtler, lieferte Blätter für verſchiedene illuſtrirte Werke, z. B. für die „Corinne" der Staël, Paris 1841, 2 Bde. — 32) Orrin, Formſchneider und Stahlſtecher, einer der trefflichſten, jetzt lebenden engliſchen Künſtler ſeines Faches. Es finden ſich zahlreiche Formſchnitte von der Hand dieſes Meiſters, welche große Mannichfaltigkeit bieten. Sie beſtehen in hiſtoriſchen Darſtellungen, Genreſtücken, Landſchaften mit Figuren, Thieren, Architektur u. ſ. w., z. B. in der cotta'ſchen Prachtausgabe von Herders Cid nach Zeichnungen von E. Neureuther, Stuttgart 1839; in der curmerſchen Ausgabe von B. de St. Pierre's „Paul et Virginie", in den „St. Evangiles" deſſelben Verlegers, Par. 1836, in der illuſtrirten Ausgabe der „Poems of W. Cowper, from drawings by J. Gilbert", London 1841, in „The thousand et one Nigths", London 1841, in dem Büchlein „Whist", London 1843, nach Zeichnungen von K. Meadows ꝛc. Wahre Meiſterſtücke ſind die Holzſchnitte in „The Solage of Song Short poems etc.", London 1837, nach Zeichnungen von W. Harvey, von D. Smith, S. Williams, W. T. Green u. W. H. Powis, 8. — 33) S., Kupferſtecher zu London, jetzt lebender Künſtler, erſcheint

als Stecher für „The Royal Gallery of Pictures in her Majesty's Private Collection at Buckingham“, 1839 ff. — III. Muſiker: 34) Bernh., ſ. Schmidt; — 35) John Chriſtian, einer der größten engliſchen Tonkünſtler des 18. Jahrhunderts, bildete ſich unter Händels Direktion, blühte ohngefähr um 1740—1770, war Vorſteher und Direktor mehrer öffentlichen Koncerte und † zu London 1798. Er ſchrieb die Opern: „Teraminta“, „Rosalinde“, „the Fairies“ und „Ulysses“; die Oratorien: „Paradise Lost“, „Rebecca“, „Nabal“ und „das Klaglied Davids über Sauls und Jonathans Tod“; außerdem noch mehre Klavierſachen.

Smith, Sir Sidney (Pomol.), engl. Stachelbeerſorte. Eine große, länglich runde, weiße, fein behaarte Frucht von vorzüglich gutem Geſchmack. Der Strauch trägt ſehr reichlich.

Smithfield (Geogr.), 1) nordamerikaniſcher Ort, V. St., Staat Virginia, Grafſchaft Isle-of-Wight, Eaſtern-Diſtr.; Hauptort der Grafſchaft; — 2) Ort daſelbſt, V. St., Staat New-York, Grafſchaft Madiſon; 1820: 3340, 1840: 1700 Einw.; — 3) Ort daſelbſt, Staat Ohio, Grafſchaft Jefferſon; 1820: 2140 Einw.; — 4) Ort daſ., Staat Nord-Carolina, Grafſchaft Johnſton, Hauptort derſelben; — 5) Ort daſ., Staat Pennſylvania, Grafſchaft Bradford; 1840: 1430 Einw.; — 6) Lower-S., Ort daſ., Grafſchaft Monroe; 1840: 1190 Einw.; — 7) Middle-S., Ort daſ., 1840: 1140 Einw.; — 8) Ort daſ., Staat Rhode-Island, Grafſchaft Island; 1840: 9530 Einw.

Smithia (Bot.), I. nach Aiton, Gattung der Papilionaceae Hedysareae *Rchb.*, Diadelphia Decandria *L.* Von 8 Arten, in Oſtindien, Neuholland u. ſ. w. einheimiſch, iſt am bekannteſten: S. sensitiva *Ait.* In Oſtindien; einjährig. Die Blätter ſind reizbar und verhalten ſich bei der Berührung ähnlich wie die Blätter der Sinnpflanzen. — II. Nach Gmelin, Pflanzengattung. Art: S. Thoninia *Gmel.*, ſ. v. a. Humbertia madagascariensis *Lam.* — III. Nach Necker, Untergattung von Clusia *L.*

Smithland, nordamerik. Dorf, V. St., Staat Kentucky, ſüdlich von Salem, an der Mündung des Cumberland in den Ohio.

Smithsboro, brit. Dorf mit Märkten, Irland, Prov. Ulſter, Grafſchaft Monaghan.

Smiths-Island (Geogr.), 1) (Bald-J.), nordamerikan. Inſel, V. St., Staat Nord-Carolina, Grafſchaft Brunswick, in der Mündung des Cape-Fear-River; früher mit dem Feſtland verbunden; — 2) S.-Inſel, kleine Inſel daſ., Staat Virginia, ſüdlich von K. Charles, an der Südküſte; — 3) Fluß daſ., V. St., Mandan-Diſtr., mündet in den Miſſouri, rechts; — 4) auſtral. Inſel, Lord Mulgrave's-Archipel, wahrſcheinlich die Cornwallis-Inſeln (ſ. d.).

Smithſonit (Min.), nach Beudant, ſ. v. a. Galmei (ſ. d.).

Smiths-Point, nordamerikaniſches Vorgebirg, V. St., Staat Virginia, Grafſchaft Northumberland, links am Potomac, am Eingang der Cheſapeake-Bai; Leuchtthurm; 37° 52′ 30″ nördl. Br. und 78° 37′ 13″ weſtl. L. Gegenüber die Landſpitze Lookut.

Smiths-Sound, nordamerk. Meerbuſen, Baffinsbailänder.

Smiths sparkels (Pomol.), Schmiths Funkelnde, engliſche Stachelbeerſorte mit großer, eiförmiger, hellgelber, glatter Frucht v. angenehm ſüßſäuerlichem Geſchmack; reift Ende Juli. Der Strauch trägt ſehr reichlich.

Smithtown, nordamerikan. Ort, V. St., Staat New-York, Grafſchaft Suffolk, auf der Inſel Long-Island; 1820: 1870, 1840: 1930 E.

Smithville (Geogr.), 1) nordamerikan. Ort, V. St., Staat New-York, Grafſchaft Chenango; 1820: 1550, 1840: 1760 Einw.; — 2) Ort daſ., Staat Nord-Carolina, Grafſchaft Brunswick, rechts am Cape-Fear-River, unweit deſſen Mündung; ſicherer und bequemer Hafen, geſchützt durch das Fort Johnſon; — 3) Ort daſ., Staat Miſſouri, nordweſtlich von Jefferſon, am Miſſouri.

Smithy, europ.-türk. Ort, Macedonien, Sandſchak Koſtendil, nördl. von Melnik.

Smits (Biogr.), 1) (Smitz), Kaspar, Maler, der ſogenannte Magdalenen-Smith, nach Einigen ein Deutſcher, nach Anderen ein Holländer, nach noch Anderen ein Bruder des berühmten Kupferſtechers John Smith, kam zur Zeit der Reſtauration nach England und gründete in London ſeinen Ruf. Er malte kleine Porträte in Oel, die ſehr ähnlich befunden wurden, dann auch Blumen und Früchte mit großer Kunſt, beſonders aber Magdalenen, wobei er ſeine ſchöne Frau zum Vorbilde nahm. Im Vorgrunde brachte er gewöhnlich Diſteln an, die meiſterhaft ausgeführt ſind. John Smith ſtach ein ſolches Bild in Mezzotinto, dann eine Hagar in der Wüſte; auch P. Schenk und Petit haben nach ihm geſtochen; erſterer die Magdalena in der Grotte. Die letzte Zeit ſeines Lebens brachte S. in Dublin zu, wo er 1689 (nach Anderen 1707), in dürftigen Umſtänden †. — 2) Johannes, Maler von Breda, arbeitete in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, meiſt im Haag. Er malte Bildniſſe und hiſtoriſche Darſtellungen, deren mehre in Privatbeſitz übergingen. Im königl. Schloſſe Hondslaars Dyck ſind Plafondsbilder und hiſtoriſche Scenen in Oel von ſeiner Hand gemalt. — 3) J. G., Maler im Haag, jetzt lebender Künſtler, malte Landſchaften und Anſichten von Städten, Dörfern und andern ländlichen Gegenden mit Gebäuden und Figuren.

Smitten (Säugeth.), nach Bosman, ſ. v. a. Mandrill, Cynocephalus Mormon.

Smizi, europ.-türk. Ort, Rumelien, ſüdl. von Monaſtir.

Smjeinojorsk, aſiat.-ruſſ. Bergſtadt, Gouv. Tomsk; reiche Silbergruben und Schmelzwerke; 4000 Einw.

Smockyhill, Fluß, ſ. Miſſouri.

Smocky Mountains, Gebirg, ſ. Nordweſtgebiet.

Smölen, norweg. Inſel, Romsdals-Amt, ſüdlich am Ramſöe-Fjord, an der Weſtküſte; auf der nördlichen Landſpitze das Kirchſpiel Hoppen.

Digitized by Google

Smörum, dän. Haede, Amt **Kopenhagen**, 4½ □M., 7600 Einw. in 14 Kirchſpielen und 3 Gütern.

Smogelsdorf (**Smogeleckawles**), preuß. Hauptgut und Vorwerk, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. **Schubin**; 280 Einw.

Smogorzewo, preuß. Dörfer, Prov. Poſen: a) R.-B. Bromberg, Kr. **Schubin**; 130 Ew.; — b) R.-B. Poſen, Kr. **Kröben**; 230 Einw.

Smogulec, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. **Wongrowiec**; kath. Pfarrei, Vorwerk; 210 Einw.

Smokovo, europ.-türk. Gebirg, Albanien, Sandſchak **Janina**, an der Oſtgrenze.

Smoky (Geogr.), 1) auſtral. Einbucht, **Neu-Holland**, nordöſtlich von der Streaky-Bai, an der Südküſte (Flintersland); — 2) Vorgebirg daſ., **Neu-Süd-Wales**, an der Oſtküſte; 30° 55′ 40″ ſüdl. Br. und 150° 44′ 15″ öſtl. L.; — 3) **S.-Berg**, nordamerik. Berg, V. St., **Huron-Diſtr.**, an der Südſeite des Wisconſan; — 4) **S.-Hill**, Fluß daſ., **Oſage-Diſtr.**, der mit einigen andern den Kanzas bildet.

Smola, öſterr.-galiz. Dorf, Kr. **Sambor**; Eiſengruben und Hochofen.

Smolary (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Poſen: a) R.-B. Bromberg, Kr. **Chodzieſen**; Theerſchwelerei; 370 Einw.; — b) R.-B. Bromberg, Kr. **Wongrowiec**; Vorwerk; 270 Ew.; — c) R.-B. Poſen, Kr. **Obornik**; 160 Einw.

Smolenitz, ungar. Flecken, preßburger Geſpannſch., auf der Inſel **Schütt**; Schloß; Getreide- und Weinbau.

Smolensk (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. **Gouvernement**, grenzt im Norden an das Gouvernement Twer, im Nordweſten an Pſkow, im Weſten an Witebsk und Mohilew, im Oſten an die Gouvernements Moskau und Kaluga und im Süden an die Gouvernements Tſchernigow und Orel. Die Größe beträgt nach Einigen 954 □M., nach **Bulgarin** 1003, welche letztere Berechnung wohl richtiger iſt. **Beſchaffenheit des Landes.** Das Land iſt im Allgemeinen flach, enthält aber einen Theil der alauniſchen Höhen und gibt der Wolga, dem Dnjepr und mehren andern Flüſſen den Urſprung. An Moräſten und Sumpfen iſt kein Mangel; doch iſt der Boden an vielen Stellen ſehr fruchtbar; an andern aber findet man auch magern Sand. Der beſte Boden taugt nicht nur (nach Prof. **Schmalz**) zu dem gewöhnlichen Getreidebau, ſondern auch zum Anbau von Kartoffeln und Klee, und wo die Lage nicht allzu trocken und hoch iſt, taugt er auch zu andern Fruchtkräutern. Den Handelspflanzen iſt das Klima entgegen. — **Gewäſſer.** Die bedeutendſten Gewäſſer in S. ſind folgende: 1) der **Dnjepr**, der ſeinen Urſprung beim Dorfe Dniepowo nimmt, unweit der Quellen der Wolga u. Düna, und der hier unter andern die **Wiasma** und den **Wop** aufnimmt; 2) die **Desna**, die ebenfalls hier entſpringt; 3) die **Dwina**, welche eine Strecke lang die Grenze berührt, mit ihrem Zufluß **Meſcha**, in welche letztere die **Bereſa** und **Obſchtſcha** fließen; 4) der **Gſhat**, welcher der Wolga zufließt; 5) die **Oka**, welche unter andern die **Ugra** aufnimmt; 6) der **Iput** der im Frühjahr ſchiffbar iſt. Die Flüſſe haben der Ueberſchwemmung unterworfene Geſtade u. ſind, wie die kleinen Seen (deren man im Ganzen 125 zählt), wenig fiſchreich. — **Klima.** Das Klima iſt wegen der Lage des Landes ziemlich ſtreng und nicht ſo mild, als das orelſche; doch iſt es dem Gedeihen der Menſchen. der Hausthiere und des Getreides nicht hinderlich. Mit wenig Ausnahmen iſt die Luft rein und geſund. — **Produkte.** Außer den gewöhnlichen Getreidearten liefert das **Pflanzenreich** Hanf, Flachs, Tabak und Gemüſe. Von den Baumarten findet man: Fichten, Tannen, Birken, Erlen, Espen, Weiden, Rüſtern, Linden, Eichen, Ahorn, Ebereſchen u. dgl. m. Obſt gibt es wenig. Das **Thierreich** liefert außer den gewöhnlichen Hausthieren und dem Geflügel viel Wild. Von **Mineralien** ſind zu erwähnen: Torf, ſchieferiger Kalkſtein, Sandſtein, Sumpfeiſen, Kupfer, Salz u. dgl. m. **Bewohner.** Die Bewohner des Gouvernements S. ſind meiſtens Ruſſen, worunter ſich einige Polen, Deutſche und Hebräer befinden. Ihre Zahl belief ſich im Jahre 1831 auf 1,100,000 und im Jahre 1846 auf 1,170,600 Seelen. **Lehranſtalten** zählte man im Jahre 1830 gegen 12, nämlich ein Gymnaſium, 6 Kreis- und 5 Kommunalſchulen, mit 30 Lehrern und 760 Zöglingen, darunter 32 Mädchen. Die Zahl der bürgerlichen Schulen betrug im Jahre 1832 18, mit 45 Lehrern und Beamten und 1097 Zöglingen; die Zahl der geiſtlichen Schulen war im Jahre 1831 8, mit 27 Lehrern und Beamten und 1534 Zöglingen. Im Jahre 1824 zählte man 761 Zöglinge, im Jahre 1835 dagegen 1526. — **Ackerbau.** Dieſer iſt das vorzüglichſte und lohnendſte Gewerbe. Man baut beſonders viel Roggen, und die Ernte reicht nicht nur für das Bedurfniß der Einwohner hin, ſondern gibt noch einen jährlichen Ueberſchuß von etwa 200,000 Tſchetwert. Nächſt dem Getreide wird viel Hanf und Lein gebaut, desgleichen Hopfen und amerikaniſcher Tabak. Die Wieſen geben eine gute Weide ab. Die **Viehzucht** läßt noch viel zu wünſchen übrig; zum Ackerbau braucht man lithauiſches Rindvieh; Schweine hält man in großer Menge. Die **Bienenzucht** iſt einträglicher, als die **Fiſcherei**. Die **Waldungen** liefern viel Bauholz, Maſten u. dgl. m. und bedecken einen großen Raum. In denſelben befindet ſich viel Wild, beſonders trifft man Bären, Wölfe, wilde Schweine, Luchſe, Elennthiere, Rehe u. dgl. m. und viel Geflügel. Die Summe der Kronsforſten im Jahre 1831 betrug nach **Säblowski** 95,862 Deſſät., 1871 Saſhen, darunter Schiffbauwälder: 6366 Deſſät., 558 Saſhen. Das Gouvernemet S. gehört nicht zu den ſehr **induſtrlöſen**; die Landwirthſchaft, und beſonders der Ackerbau, beſchäftigt faſt alle Arme. Gleichwohl gibt es viele Sägemühlen, Branntweinbrennereien, Theerſiedereien u. ſ. w. Im Jahre 1808 zählte man 78 Fabriken und im Jahre 1830 71 mit 1770 Arbeiter. In der Stadt S. werden ſehr gute Teppiche verfertigt und bei dem Gutsbeſitzer **Chrabowizki** mit

Digitized by Google

gutem Erfolg Cigarren fabricirt. Der Handel hat ſeinen Hauptſitz zu Wiasma, Gſhatsk u. S. und beſteht hauptſächlich in Holz, Korn, Mehl, Manna, Hanf, Lein, Leinſamen, Schweinsborſten, Häuten, Honig, Wachs, Tabak u. ſ. w. Die Eparchie S. und Dorogobuſh, welche einen Biſchof hat, iſt ſehr alt. Sie nahm ihren Anfang unter dem Großfürſten Mſtiſlaw und dem Metropoliten Michael. Das Bisthum wurde mehrmals ganz aufgehoben; bis zum Jahre 1589 führten die Hirten deſſelben den Titel Biſchof, von dieſer Zeit aber bis 1682 hießen ſie Erzbiſchof, und von da bis 1722 Metropolit, von dieſer Zeit aber bis jetzt wieder Biſchof. Anfangs hieß es bloß das Bisthum S., dann Bisthum S. und Briansk, und ſeit 1752 bis jetzt das Bisthum S. und Dorogobuſh. Der erſte Biſchof war Ignatius. Im Jahre 1830 zählte man in der Eparchie 10 Klöſter, darunter ein Nonnenkloſter, und 622 Kirchen, darunter 13 Kathedralen. — Das Wappen des Gouvernements beſteht in einer Kanone auf einem ſilbernen Felde und in einem darüber befindlichen auffliegenden Paradiesvogel. Die Kanone iſt ſchwarz und die Lavette golden. — S. iſt der Sitz eines Militär-Gouverneurs, unter welchem auch die Gouvernements Witebsk und Mohilew ſtehen. Das Gouvernement S. wird in 12 Kreiſe eingetheilt, nämlich in die von S., Krasnoi, Roslawl, Jelnia, Dorogobuſh, Juchnow, Wiasma, Gſhatsk, Sütſchewka, Bjeloi, Duchowſchtſchina und Poretſchje. — Geſchichtliches. Das Gouvernement S. exiſtirt ſeit dem Jahre 1708 und begriff früher (nach Strahlenberg) Livland und die Fürſtenthümer S., Bjeloi und Worotin. Im Jahre 1719 wurde es aber bedeutend verkleinert, erhielt nach einem Befehl der Kaiſerin Katharina II. im Jahre 1775 die in eben dem Jahre befohlene Einrichtung der Statthalterſchaften und ward im Jahre 1796 vom Kaiſer Paul als Gouvernement S., mit einigen Veränderungen beſtätigt. — 2) Kreis daſelbſt, grenzt nördlich an den Kreis von Poretſchje und Duchowſchtſchina, öſtlich ebenfalls an letzteren Kreis und an den von Jelnia, weſtlich und ſüdweſtlich an den Kreis von Krasnoi, ſüdöſtlich an den Kreis von Jelnia und ſüdlich an den Kreis von Raslawl. Der Kreis wird vom Dnjepr durchfloſſen, hat gutes Ackerland und iſt auch gut angebaut. — 3) Hauptſtadt des Kreiſes und des Gouvernements, am linken Ufer des Dnjepr, mit etwa 12,200 Einw.; es iſt eine ſehr alte Stadt, und wird ſchon in den ruſſiſchen Annalen im Jahr 879 erwähnt. S. iſt nicht ſchön, liegt aber in einer maleriſchen Gegend, war vor der Feuersbrunſt im Jahre 1812 faſt ganz von Holz gebaut, und hat ſpäter bedeutend gewonnen, indem meiſtens ſteinerne Gebäude aufgeführt wurden. Die Stadt hat mit ihren Vorſtädten 16 griechiſche Kirchen, 3 Klöſter, eine lutheriſche und eine katholiſche Kirche. Die hieſigen Kathedralen enthalten viele Reichthümer. Die eine davon beſitzt eine ſehr große Glocke, welche 1000 Pud oder ungefähr 380 Ctr. wiegen ſoll. Das Kloſter St. Abraham, welches ſich in der Citadelle befindet und zu Anfang des 12. Jahrhunderts gegründet wurde, zeichnet ſich beſonders durch das im Jahre 1732 darin errichtete Seminar und durch ſeine gute Bibliothek aus. Von den hieſigen Unterrichtsanſtalten ſind zu erwähnen: das Gymnaſium, im Jahre 1786 gegründet, die Kreisſchule, im Jahre 1804 gegründet, u. ſ. w. In S. befinden ſich außerdem noch ein Gefängniß-Comité, ein Damen-Comité zum Beſten armer Gefangenen, mehre Fabriken und Manufakturen. Am 17. Auguſt 1838 ward auf kaiſerlichen Befehl in S. im Beiſeyn der Militär- und Civilbehörden der Grundſtein zu einem Denkmal gelegt, welches das Andenken an die Schlacht, die an dieſem Tag im Jahre 1812 Rußlands Heere lieferten, auf die Nachwelt bringen ſoll. Dieſes Monument wurde aus Gußeiſen in Pyramidalform erbaut. Die Stadt treibt einen bedeutenden Pferdehandel. Die Feſtungsmauer von S. mit ihren zwei Reihen von Schießſcharten und Zacken iſt 7 Saſhen hoch, 2½ Saſhen dick und 5 Werſte 80 Saſhen lang. Von 36 früher vorhandenen Thürmen ſtehen noch 17, theils runde, theils viereckige, die unten aus weißen Kalkſteinen, oben aus Backſteinen aufgeführt ſind. Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe ungeheure Feſte, welche im Jahre 1596 von dem damaligen Reichsverweſer Boris Godunow angelegt wurde, im Laufe von 4 Jahren vollendet ward, obgleich man den Kalkſtein aus Staritza, 342 Werſte von S., herbeiführen und den Kalk in dem Dorfe Werchowie, in einer Entfernung von 200 Werſten, brennen mußte. Zum Ganzen der Feſtung gehören auch die ungeheuern Erdwälle, womit die Stadt auf der Oſt-, Süd- und Weſtſeite umgeben war, eben ſo die ſogenannte neue Erdfeſte, welche Peter der Große im Jahre 1724 auf dem rechten Dnjepr-Ufer zum Schutze der Brücke aufführen ließ. Der mittlere Theil dieſer Befeſtigung iſt jetzt abgetragen und mit Buden und Häuſern überbaut. Viele von den Thürmen, welche die Verbindung der Feſte unterhielten und ihr ein prachtvolles Anſehen gaben, beſtehen jetzt nicht mehr; 6 ſind wegen Baufälligkeit abgetragen, einer von dem polniſchen König Sigismund III. im Jahre 1611, ein zweiter durch die Unvorſichtigkeit eines Kanoniers im Jahre 1722 und 7 andere im Jahre 1812 durch den aus der Stadt ſich zurückziehenden Feind zerſtört worden. In der Mauer ſind 5 Breſchen gemacht worden: die erſte von dem ruſſiſchen Bojaren Schein im Jahre 1632, die zweite von dem polniſchen König Sigismund III. im Jahre 1711, die übrigen 3 von den Franzoſen im Jahre 1812. Auf der erſten, dem von den Franzoſen zerſtörten Malachowskü-Thurme gegenüber, befinden ſich Baſtionen, auf der zweiten die von den Polen erbaute und die Königsfeſte genannte Citadelle. Die Feſtigkeit des Baues dieſer Mauer zeigt ſich darin, daß erſt noch vor 40 Jahren, alſo nach einem 200jährigen Beſtande, die Proceſſionen um die Feſte auf der Mauer ſelbſt, und zwar auf deren ganzer Erſtreckung Statt fanden. Die Backſteine, aus denen ſie aufgeführt wurde, ſind ſo feſt, daß man trotz vieler Verſuche noch keine von gleicher Güte zu Stande bringen

Digitized by Google

konnte. Die Feſte wurde zum Schutze gegen die Polen erbaut, und es waren auch noch nicht 10 Jahre nach ihrer Gründung verfloſſen, als die Einwohner von S. ſchon eine lange Belagerung aushalten mußten. — **Geſchichtliches.** S., um 882 eine freie Stadt der Kriwitſchen, ergab ſich Oleg, ward 1232 von Swätoſlaw erobert; 1298 vertrieb hier Glebowitſch ſeinen Oheim Feodor den Schwarzen; 1340 ward, von den Mongolen veranlaßt, ein Feldzug gegen S. unternommen; 1387 kam zum dritten Mal die Peſt hierher und ließ nur 5 Menſchen übrig; 1393 Einnahme der Stadt durch Witowt; 1404 Belagerung durch Witowt; 1440 bemächtigte ſich Jurij der Stadt; 1494 trat Großfürſt Joann III. die Stadt an Litthauen ab; in den Jahren 1377, 1386 und 1387 herrſchte die Peſt; 1513 rückte Großfürſt Waſſilij zweimal vor S., ohne jedoch etwas auszurichten, außer daß er die Umgebungen der Stadt verwüſtete, doch im Jahre 1514 nahm er es ein; in demſelben Jahre ward die Stadt von den Litthauern vergeblich beſtürmt. Im Jahre 1609 zog König Sigismund, in der Meinung, die Bürger von S. erwarteten ihn als den Retter des Vaterlandes und der Kirche vor den Schweden, gegen die Stadt mit 12,000 auserleſenen Reitern, deutſchem Fußvolk, litthauiſchen Tataren und 10,000 Saporoger-Koſaken. Als er ſein Lager am Fuße des Dnjepr aufgeſchlagen hatte, ſuchte er die Stadt durch Verſprechungen zur Uebergabe zu bewegen, erhielt aber zur Antwort, daß ſie ihrem Herrn Waſſilij Joannowitſch treu bleiben, dem litthauiſchen König aber und ſeinem Banner ſich nie unterwerfen wolle. In der Stadt kommandirte der kluge und ſtandhafte Bojar **Schein**, der lange alle Anſtrengungen der Polen vereitelte; aber nach 20monatlicher Belagerung waren die Vorräthe, wie die Kräfte erſchöpft und nur noch $^1/_3$ der Vertheidiger übrig; doch ergaben ſie ſich nicht, aber ein Ueberläufer, Namens **Andrei Dedischin**, zeigte den Polen den ſchwachen Punkt der Feſtung, eine neue, in der Eile aufgeführte Mauer. Dieſe ward heftig beſchoſſen, und am 3. Juni 1611 um Mitternacht drangen die Polen in die Stadt und bemächtigten ſich derſelben nach dem wüthendſten Kampfe, in welchem, wie **Karamſin** ſagt, die Ehre den Ruſſen blieb. Viele Kaufleute und Einwohner hatten ſich mit ihren Familien und Reichthümern in die der Mutter Gottes geweihte Kirche begeben und ſprengten ſich, als die Polen in die Stadt drangen, ſämmtlich in die Luft; die Stadt war faſt nur ein Aſchenhaufen, als die Polen davon Beſitz nahmen. Damals ſoll S. nach polniſchen Schriftſtellern 200,000 Einwohner und darunter 40,000 Krieger gehabt haben. Im Jahre 1633 kam Michael Feodorowitſch mit mehr als 100,000 Mann unter die Mauern von S., aber ſein Verſuch der Wiedereroberung blieb erfolglos, und im Jahre 1634, am 29. Septbr., wurde der Beſitz der Stadt im Frieden von Wiasma den Polen geſichert; 1654 bemächtigte ſich Czar Alexei Michailowitſch der Stadt durch Verrath; im Jahr 1667 ward S. im Frieden zu Andruſſow und 1686 an die Moskowiter förmlich abgetreten.

In neuerer Zeit wurde S. bekannt durch die **Erſtürmung** am 17. Aug. 1812. Nachdem die Vereinigung der beiden ruſſiſchen Armeen trotz der Schnelligkeit Napoleons und allen ihr entgegentretenden Hinderniſſen endlich gelungen war, trafen Barclai von Witepsk und Bagration von Mohilew kommend am 3. Auguſt bei Katan am Dnjepr unterhalb S. zuſammen und zählten jetzt 121,000 Mann. Der kommandirende General Barclai de Tolli, der zeither jede Schlacht vermieden, wollte nun mit dieſen vereinigten Kräften die zwiſchen der Düna und dem Dnjepr ſtehenden franzöſiſchen Corps überfallen. Platow führte auch am 8. Aug. einen glücklichen Ueberfall gegen die Diviſion Sebaſtiani bei Inkowo auf der Straße nach Witepsk aus. Deſſenungeachtet ging Barclai, ohne Zweifel zum eigenen Heile, von dieſem Vorhaben wieder ab, dem ſeine Kräfte nicht gewachſen waren, und ſtellte ſich ſelbſt rechts bei Wuidra, Bagration bei Katan auf. Napoleon vereinigte unterdeſſen ſein Heer ebenfalls am Dnjepr. Murat, Ney, Eugen und die Garden auf dem rechten Ufer von Witepsk kommend, gingen am 14. Aug. bei den Dörfern Khomino und Raſasna auf das linke Ufer, wo ſich Davouſt, Poniatowsky und Junot bereits befanden. Die Armee zählte hier zuſammen 5 Infanterie-, 4 Reitercorps und die Garden ungefähr 185,000 Mann, worunter 32,000 Reiter. Nun ging der Marſch auf S., Murat als Vorhut. Barclai zog ſich hierauf völlig auf S. zurück; Ney erreichte dieſes am 16. und beſtand ein nicht entſcheidendes Gefecht mit Bagration, der eben hier ſeine Truppen vereinigte. Barclai langte am Abend an und beſetzte die Höhen des rechten Ufers, S. gegenüber. Der Marſch der Franzoſen währte die ganze Nacht hindurch; am 17. Auguſt früh war die Einſchließung beendet und die Ruſſen auf eine Entfernung von 1300 bis 2500 Schritt um den Platz beſchränkt. Barclai's Abſicht (wenn auch früherhin eine Vertheidigung der Stadt im Plane gelegen) war, jetzt nur S. ſo lange zu halten, bis die Magazine geräumt ſeyen. Er hatte während der Nacht zwei Schiffbrücken zur Verbindung geſchlagen, Bagration abgerufen und auf der Straße nach Moskau aufgeſtellt und dagegen S. mit 30,000 Mann der erſten Armee unter Doktorof beſetzt. Dieſer machte um 8 Uhr früh einen Ausfall und ſetzte ſich wieder in den Beſitz der Vorſtadt an der Straße von Krasnoi. Napoleon, der eine Schlacht wünſchte, und dieſen Ausfall vielleicht als den Anfang einer Angriffsbewegung der Ruſſen anſah, widerſtrebte nicht und ſo blieb man gegenſeitig ruhig bis Nachmittags 2 Uhr. Jetzt vertrieb Murat die ruſſiſche Reiterei und während die ganze Linie vorging, gelangte Poniatowsky mit dem rechten Flügel an den Dnjepr und beſchoß mit 60 Geſchützen die große Brücke und die Truppen am andern Ufer, wo aber bald eine nicht geringere Maſſe ruſſiſchen Geſchützes entgegengeſtellt wurde. Ein hartnäckiges Gefecht hatte ſich unterdeſſen auf dem franzöſiſchen linken Flügel vor der Citadelle entſponnen, wo die Ruſſen ſich im Geſträuche hielten, die Franzoſen in das Thal eingedrungen waren und in dem-

Digitized by Google

ſelben gegen die Citadelle hinaufſtürmten, aber immer mit um ſo größeren Verluſte zurückgeworfen wurden, da eine ruſſiſche Batterie am rechten Ufer aufgeſtellt, ſie im Rücken beſchoß. Gleichzeitig griff Davouſt die Vorſtadt an der Straße von Krasnoi an, welche mit Erbitterung vertheidigt wurde, ſo daß er ſich ihrer erſt nach dreiſtündigem blutigem Kampfe bemächtigen konnte. Nachdem die Franzoſen den entfernteren Theil der Vorſtadt beſetzt hatten, ſtürmten ſie auf der krasnoier Straße gegen das Hauptlandthor, hinter einem langen maſſiven Salzſpeicher in gedrängter Kolonne hervorbrechend. Die ruſſiſchen Geſchütze auf der Fleſche beſtrichen die Straße auf 500 Schritt der Länge nach und ihr mörderiſches Feuer zwang die Stürmenden jedesmal hinter den Speicher wieder zurückzukehren. Einzelne Verwegene drangen bis in den Graben, wurden aber, da ſie den Eingang nicht finden konnten, die Opfer ihrer Tollkühnheit. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, den Platz mit Sturm zu erobern, befahl Napoleon eine Batterie von 36 Zwölfpfündern vorzubringen und Breſche zu ſchießen; allein auch dieſes konnte keinen Erfolg haben und wurde bald eingeſtellt; das feindliche Mustenfeuer erlaubte nicht, ſich zu nähern, das Kaliber war zu ſchwach. Eine Batterie dagegen in der Verlängerung des gedeckten Weges aufgefahren, that dem Feinde viel Schaden und zugleich warf man Granaten in die Stadt. Beim Einbruche der Nacht, die auch das Gefecht endete, das blutiger geweſen war, als viele Schlachten, begann dieſe zu brennen. Die franzöſiſchen Corps lagerten auf den Plätzen, wo ſie gefochten. Napoleons Hauptquartier war in Iwanowkaja. Barclai räumte während der Nacht S. mit Ordnung, Schnelligkeit und ohne alles Geräuſch. Die Kaufläden in der Stadt wurden angezündet, die Schiffbrücken abgebrochen, die Pfahlbrücke abgebrannt. Da die Franzoſen mit Anbruch des 18. Aug. keine feindlichen Schildwachen mehr ſahen, gingen ſie durch die Oeffnungen der Mauer in die Stadt und der Kaiſer folgte ihnen bald. Ney ließ unterhalb S. eine leichte Reiterbrigade überſetzen, die aber ſogleich wieder zurückgehen mußte, denn noch hatten die Ruſſen die moskauer Vorſtadt mit Infanterie, die Höhen des rechten Ufers mit Batterien beſetzt. Ein leb- lebhaftes Feuer entſpann ſich. Erſt gegen 5 Uhr Abends ſetzte General Morand ſich in Beſitz des Brückenkopfes am rechten Ufer, zu dem die Truppen auf Schiffen, Flößen und watend übergingen. Um 6 Uhr ließ Barclai die moskauer Vorſtadt anzünden und trat um 7 Uhr den Rückmarſch an. Ney warf noch am Abend einige Truppen auf das rechte Ufer unterhalb S. Eugen war während des Tages auf der Straße von Krasnoi herangekommen. Der franzöſiſche Verluſt wird auf 12,000 Todte und Verwundete geſchätzt, der ruſſiſche kann etwas geringer geweſen ſeyn. Ueber die folgenden Bewegungen ſiehe Walutina Gora. (Vergl. Napoleons Feldzug in Rußland 1812, von Chambrai, überſetzt von Bleſſon; — Buturlin, Geſchichte des Feldzuges in Rußland 1812). — Nicht weit von der Stadt, etwa eine Meile vom Dnjepr, liegt das Dorf Walutina-Gora, merkwürdig durch den Kampf, der hier am 19. Aug. 1812 vorfiel. — Von S. bekam Kutuſow den Beinamen Smolenskoi.

Smoletſch (Geogr), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) (Smolec), Kr. Tabor, Herrſch. Bechin; 200 Einw.; — 2) (Smoletz), Kr. Budweis, Herrſch. Moldau-Thein; 420 Einw.

Smoliany, europ.-ruſſ. Flecken, Gouvern. Mohilew, Kr. Kopys.

Smolika, europ.-türk. Berg, Albanien, Toli Monaſtir, nördlich vom Spileon, auf der Weſtgrenze.

Smolina, öſterr-mähr. Dorf, Kr. Hradiſch, Herrſch. Brumow, 210 Einw.

Smolinzen (Smolinze), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Negau; 350 Einw.

Smoliwetz (Geogr.), öſter-böhm. Dörfer: 1) (Alt-S.), Kr. Prachin, Gut Woſeletz; 450 Einw.; — 2) (Jung-S.), daſ., Herrſch. Schlüſſelberg; 350 Einw.

Smolkau (Geogr.), 1) öſterr.-ſchleſ. Gut, Kr. Tropau; beſteht aus 2 Dörfern; — 2) Dorf daſ.; Schloß, Meierhof, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei; 480 Einw.

Smollet, Tobias Georg, berühmter engliſcher Dichter und Romanſchriftſteller, ſtammte aus einer alten angeſehenen Familie. Der Vater deſſelben, Archibald S., hatte wider den Willen ſeines Vaters, James S., der die Stelle eines Konſiſtorialrichters von Edinburgh bekleidete, geheirathet und lebte mit demſelben in Uneinigkeit. Er ſtarb früh und hinterließ zwei Söhne, die von dem Wohlwollen des Großvaters durchaus abhängig waren. Der jüngere derſelben iſt unſer Dichter. Er wurde 1721 zu Dalquhurn in dem Thal von Leven, einer der ſchönſten Gegenden Britanniens geboren. Seinen Geburtsort hat ſpäter der für die Schönheiten der Natur empfängliche Dichter in der Ode an ſeinen Heimathsſtrom ſowohl, als auch in „Humphry Klinkers Reiſen" verewigt, wo er die Heimath ſeiner Vorfahren mit begeiſterten Worten beſchreibt. Seine erſte klaſſiſche Bildung empfing er auf der Schule zu Dundarton, wo John Love einer ſeiner vorzüglichſten Lehrer war. Er ſetzte ſeine Studien zu Glasgow mit Fleiß und günſtigem Erfolge fort und ward endlich nach ſeines Großvaters Willen der Lehrling John Gordons, eines ausgezeichneten Wundarztes. S.s Neigung erſtreckte ſich auf die militäriſche Laufbahn. Während ſeiner Lehrjahre zeigte ſich in ſeinem Betragen jene Liebe zu Scherz u. muthwilligen Poſſen, von denen ſeine Werke Beweiſe genug liefern; auch gab er Proben ſeiner Talente und vorzüglich ſeines Hanges zur Satyre. Er war 18 Jahre alt, als ſein Großvater ſtarb, ohne die Kinder ſeines jüngern Sohnes in ſeinem letzten Willen bedacht zu haben. Ohne irgend einen weſentlichen Schutz kam S. in ſeinem 19. Jahre nach London, ungewiß wo er ſein Glück ſuchen ſolle. Er führte ein Trauerſpiel bei ſich, „Der Königemörder" betitelt, das er während ſeiner Studienzeit geſchrieben hatte. Durch Lyttleton, Garrick u. A. empfing er Aufmunterung, doch

gelang es ihm nicht, das Trauerſpiel auf die Bühne zu bringen. In ſeinen Hoffnungen getäuſcht, nahm er die Stelle eines Wundarztes am Bord eines Linienſchiffes an, das im Jahre 1741 nach Carthagena ſegelte. Einen kurzen Bericht dieſer Expedition findet man in ſeinem Roman „Roderich Random" und eine längere Erzählung in einer „Sammlung von Reiſen", die er 1751 herausgab. Der Plackerei und der despotiſchen Behandlung, die damals von den Obern gegen ihre Untergebenen ziemlich allgemein ausgeübt ward, bald überdrüſſig, verließ er Weſtindien und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte in Jamaika im Jahre 1746 wieder nach England zurück. Erbittert über die unmenſchliche Strenge, welche die Truppen der Regierung damals in den Hochlanden ausübten, ſchrieb er das erhabene Gedicht: „Kaledoniens Thränen". Er hatte ſich in London niedergelaſſen und begann ſeine Laufbahn als Arzt. Er war darin nicht glücklich, vielleicht weil ſein ſtolzer Geiſt die Nebenwege nicht beachtete, welche in dieſem Amte einen gewiſſen Ruf zu verſchaffen pflegen. Einer Nachricht zufolge ſoll er verſäumt haben, ſich bei ſeinen weiblichen Patienten angenehm zu machen. In eigener Kraft ſich fühlend, verließ er bald die Laufbahn als Arzt, in der ihm kein Glück zu blühen ſchien und nahm zur Feder ſeine Zuflucht. Nach wiederholten Verſuchen, ſein Trauerſpiel auf die Bühne zu bringen, gab er in den Jahren 1746 und 1747 zwei poetiſche Satyren heraus, „Weiſung und Vorwurf" betitelt, welche für das Schickſal des Verfaſſers von keinem weitern Einfluſſe waren, als daß ſich die Zahl ſeiner perſönlichen Feinde vermehrte. Um dieſelbe Zeit (1747) vermählte ſich S. mit Miß Lascelles, einem ſchönen und gebildeten Frauenzimmer, deſſen Bekanntſchaft er in Weſtindien gemacht hatte. Statt des gehofften Vermögens von 3000 Pfd. Sterling gewann er durch dieſe Verbindung nur einen Prozeß und einen Zuwachs an Ausgaben, die er kaum beſtreiten konnte und die ihn wiederum nöthigten, zu ſeinem Schriftſtellertalente ſeine Zuflucht zu nehmen. Fieldings Beiſpiel folgend, der kurz zuvor ſeinen „Tom Jones" herausgegeben, machte S. 1748 ſeinen „Roderich Random", ein Seitenſtück zum Gil Blas (überſetzt von Mylius, Berl. 1790, 2 Bde.) bekannt, ein Werk, das mit großem Antheil geleſen ward und ſeinem Verfaſſer Ruhm und Gewinn brachte. Da er jetzt das Publikum für ſich gewonnen zu haben glaubte, ließ er ſein unglückliches Trauerſpiel, den „Königsmörder" auf Subſkription erſcheinen, um die zu beſchämen, welche ſich der Aufführung ſeines Trauerſpiels widerſetzt hatten. Die Vorrede iſt mit Klagen angefüllt, die weder gerecht noch männlich ſind, und mit bittern Ausfällen auf Garrick und Lyttleton. Das Verdienſt des Stücks rechtfertigt auf keine Weiſe dieſe Entrüſtung von Seiten des Verfaſſers und S. fühlte dies endlich ſelbſt. In ſeiner „Geſchichte Englands" geſtand er ſpäter ihr ganzes Verdienſt denen zu, die er im erſten Anfall von Zorn und Unmuth ungerecht behandelt hatte. Im J. 1750 machte S. eine Reiſe nach Paris, wo er Stoff zu künftigen Werken ſammelte und nebenbei ſeine Bekanntſchaft mit dem Leben und den Sitten dieſer Stadt erweiterte. Der Roman „Peregrine Pickle", der 1751 erſchien, ſoll gänzlich in Paris geſchrieben ſeyn. Er ward von dem Publikum mit ungemeiner Begierde geleſen und durch eine ſtarke Auflage überall verbreitet. In dieſer Periode ſoll S., nach Andersons Bericht, den Grad eines Doktors der Medicin erlangt haben, wahrſcheinlich von einer ausländiſchen Univerſität. Er machte einen „Verſuch über die äußere Anwendung der Bäder" (1752) bekannt, die einzige mediciniſche Schrift, die aus ſeiner Feder gefloſſen iſt, in welcher er ſich jedoch als Mann von Kenntniſſen und von Geſchmack zeigte. Im J. 1753 erſchienen die „Schickſale des Grafen Ferdinand Fathom" (überſetzt von F. W. Oertel, Sorau und Leipzig 1799), in denen er ein vollſtändiges Gemälde menſchlicher Verdorbenheit lieferte. Nächſtdem gab er eine neue Ueberſetzung des Don Quixote heraus, zu der er durch eine beträchtliche Subſkription ermuntert worden war, und übernahm nach einem kurzen Ausflug in ſeine Heimath die Leitung des „Critical Review", einer Zeitſchrift, die unter Begünſtigung der Tories und Anhänger des Papſtthums errichtet ward, um ihre Grundſätze gegen das Monthly Review zu behaupten, das die Geſinnungen der Whigs und Proteſtanten in Schutz nahm. S.s Geſchmack und Talente nicht minder, als die Gewandtheit ſeines Witzes und die ſchnelle Anwendung, die er von dem großen Vorrathe ſeiner Kenntniſſe zu machen wußte, eigneten ihn in hohem Grade zum kritiſchen Zeitſchriftſteller. Allein auf der andern Seite war er ſtets zu vorſchnell und öfters ungerecht in ſeinem Urtheile, und während er die kritiſche Geißel ohne Mitleid ſchwang, konnte er es nicht leiden, wenn Die, welche darunter litten, ſich über ſeine Züchtigung beklagten. Mehre Streitigkeiten, welche ſein Leben verbitterten und die Achtung verminderten, auf welche er durch ſein Talent Anſpruch machen konnte, hatten ihren Urſprung in ſeinem Verhältniß als Herausgeber des Critical Review. Die ärgerlichſte derſelben war die mit dem Admiral Knowles, die eine 3monatliche Verhaftung S.s zur Folge hatte. Anonym gab er 1757 ſeine „Sammlung glaubwürdiger und unterhaltender Reiſen" (mit Kupfern, Karten und Plänen in 7 Bden) heraus und ſah in demſelben Jahre ſeine Poſſe: „Wiedervergeltung oder die Matroſen von Altengland" über die Bühne gehen. Die Tendenz dieſer letztern war, in dem damaligen Krieg mit Frankreich den engliſchen Nationalhaß zu entflammen. Garricks edelmüthiges Benehmen hierbei gegen S. vertilgte jede Rückerinnerung früherer Uneinigkeit. Der Direktor bewilligte dem Verfaſſer die ſechſte Vorſtellung ſtatt der neunten, als Benefiz, verringerte gewiſſe Ausgaben oder Vorſchüſſe, welche in ſolchen Fällen üblich waren und übernahm ſelbſt an jenem Abend die Rolle des Luſignan, um die Zahl der Zuſchauer zu vermehren. Zu Anfang des Jahres 1758 gab S. ſeine vollſtändige „Geſchichte von England vom Einfalle Julius Cäſars bis zum aachener Friedens-

Digitized by Google

ſchluſſe im Jahre 1748", in 4 Quartbänden heraus. Man ſagt, daß dies groſe Werk, welches die Geſchichte von dreizehn Jahrhunderten enthält und mit ungemeinem Geiſt und ausgezeichneter Korrektheit geſchrieben iſt, innerhalb 14 Monaten vollendet ward. Der Verfaſſer bekennt darin unbefangen ſeine politiſchen Grundſätze, in denen er, troß ſeiner republikaniſchen Erziehung als gemäßigter Tory und Freund der gemäßigten Partei erſcheint. Dem genannten Werke, von dem in einer Woche über 10,000 Exemplare verkauft wurden, folgten in den Jahren 1760 und 61 die „Abenteuer des Sir Lancelot Greaves", theilwei e in einzelnen Nummern des „Britiſchen Maga,ins", ein Verſuch, den S. mit wenig Ueberlegung und Sorgfalt ausgeführt zu haben ſcheint. Seine nächſte literariſche Arbeit wurde ſein Antheil an der V.llendung der „Neuern Univerſalgeſchichte", zu welcher er die Geſchichte Frankreichs, Italiens und Deutſchlands hinzufügte. Darauf ließ er in einzelnen Abtheilungen ſeine Fortſetzung der „Geſchichte Englands" erſcheinen, die er bis zum Jahre 1765 hinabzählte. S. erhielt für das ganze Werk das für die damalige Zeit beträchtliche Honorar von 2000 Pfund; dennoch hatte der Buchhändler an demſelben Tage, wo der Kontrakt abgeſchloſſen ward, einen reinen Gewinn von 1000 Pfd. Bei dem Regierungsantritt Georgs III und dem Beginn von Lord Bute's Adminiſtration, beſchäftigte ſich S.s Feder mit der Vertheidigung der Regierung des jungen Monarchen. Dies geſchah in einer Wochenſchrift „Der Brite", die aber bald vor dem berühmten „Nordbriten", den John Wilkes herausgab, ſchweigen und das Feld räumen mußte. Im J. 1763 lieh S. einer Ueberſetzung von Voltaire's Werken ſeinen Beiſtand oder gab wenigſtens ſeinen Namen dazu her. Eben ſo zu einem Werke, betitelt: „Gegenwärtiger Zuſtand aller Nationen, in Betreff der Geographie, Naturgeſchichte, des Handels und der Politik aller Länder der bekannten Welt". In dieſer Zeit wurde er durch den Tod ſeiner einzigen Tochter Eliſabeth, die in ihrem 15. Jahre ſtarb, in tiefe Betrübniß verſetzt. Es geſellte ſich Krankheit zu ſeinem Kummer, und um ſich zu erholen, unternahm er er eine Reiſe nach Frankreich und Italien, wo er bis zum Jahr 1766 verweilte. Bald nach ſeiner Rückkunft erſchienen ſeine „Reiſen durch Frankreich und Italien" (2 Bde., 1766). Dies Werk enthält Bemerkungen über Charakter, Sitten, Religion, Regierung, Polizei, Handel, Künſte und Alterthümer, nebſt einer beſondern Beſchreibung der Stadt, des Gebiets und Klima's von Nizza und iſt in der Form von Briefen abgefaßt, die er aus verſchiedenen Theilen dieſer Gegenden an ſeine Freunde in England geſchrieben. Noch in demſelben Jahre beſuchte er Schottland zum letzten Mal. Seine Geſundheit war völlig zerrüttet. Ein fortwährender Rheumatismus und ein vernachläſſigtes Geſchwür, das ſich ſehr verſchlimmert hatte, ſchufen ihm unerträgliche Leiden. Er genaß ſpäterhin durch den Gebrauch von Merkurialſalbe und durch die Auflöſung von ätzendem Sublimat. So im Stande, ſich ſeinen literariſchen Arbeiten zu widmen, ſchrieb er im Jahre 1769 ſeine politiſche Satyre: „Die Schickſale eines Atoms", worin er die verſchiedenen Häupter der politiſchen Parteien vom J. 1754 bis zum Aufhören von Lord Chatams Adminiſtration lächerlich zu machen ſuchte. Chatam iſt unter dem Namen Jowler ſcharf mitgenommen. Bald nach Bekanntmachung dieſer Schrift wurde ſeine Geſundheit aufs Neue erſchüttert. Da die Verſuche, ihm die Stelle eines Konſuls in einem Hafen am mittelländiſchen Meere zu verſchaffen, fehlſchlugen, ſo ſah er ſich genöthigt, ein wärmeres Klima zu ſuchen, ohne Mittel zu einem beſſern Unterhalt, als ſeine ungewiſſen Einkünfte ihm darboten. Durch Vermittlung ſeines Freundes Armſtrong erhielt S. mit ſeiner Gattin eine Wohnung zu Monte Nuovo, einem in der Nähe von Livorno an einem Bergabhange gelegenen Dorfe, von wo aus man die Ausſicht auf das Meer hatte. In dieſem romantiſchen und heilſamen Wohnſitze ſchrieb er ſein letztes Werk, den Roman „Humphry Klinkers Reiſen", (3 Bde., 1771, überſetzt von J. J. C. Bode, Leipz. 1772; n. A. 1785, 3 Thle.), die vom Publikum ſehr günſtig aufgenommen ward. S. kränkelte den Sommer hindurch und †, nachdem er den Wechſel einer auszehrenden und ſchmerzlichen Krankheit mit unerſchütterlicher Faſſung ertragen, am 21. Oktbr. 1771, in einem Alter von 51 Jahren. Auf ſeinem Grabe zu Livorno ward ihm von ſeiner Gattin ein einfaches Denkmal errichtet, das ſein Freund Armſtrong durch eine lateiniſche Inſchrift zierte und ſein Vetter James ließ im J. 1774 in der Nähe des Hauſes, wo S. geboren war, eine Säule errichten, welche ebenfalls durch eine lateiniſche Inſchrift das Andenken des Dichters ehrt. S.s Wittwe lebte noch lange in der Nähe von Livorno eingezogen und dürftig von dem kleinen Ueberreſt des Vermögens, das ihr Gatte ihr hinterlaſſen hatte. — S. malte in ſeinen Romanen die Sitten nach dem Leben, wie er ſie mit Umſicht beobachtet hatte, iſt ausgezeichnet glücklich im Niedrigkomiſchen, dem er gehaltvolle Reflexionen hinzufügt, oft muthwillig bis zur Anſtößigkeit. Ueberhaupt iſt S. in mehrfacher Hinſicht eine merkwürdige Erſcheinung auf dem Gebiete des engliſchen Romanes. Er war es, der zuerſt hier politiſchen Sympathien und Antipathien Raum gab, und, von ihnen beſtimmt, auch eine direkte politiſche Tendenz in denſelben, neben den anderen, dem Romane nothwendigen Richtungen verfolgte. Dies war früher nicht geſchehen; die rein politiſchen Romane, welche England bis dahin aufzuweiſen hat, ſind nur zur Verſinnlichung der Theorien geſchrieben oder hatten allein, wie bei Swift, nur die äußerſte Hülle und Form des Romans und gehörten eigentlich direkt der Satyre an. Weder Richardſons noch Fieldings, ja ſelbſt de Foes Romanen kann man aber abmerken, wie das politiſche Glaubensbekenntniß ihrer Verfaſſer eigentlich beſchaffen ſey und Niemand wird herausfinden, ob dieſelben zu den Whigs oder den Tories gehören. Dies war anders bei S., der ganz entſchieden der Tories und High-church-Partei anhing, namentlich ſeinem

Landsmann Lord Bute, vorzüglich gegen Wilkes zu verfechten ſuchte und ſeine politiſchen Geſinnungen überall entſchieden äußerte, wo er dazu Gelegenheit fand, alſo auch im Romane, welcher ſo bequem die Mittel dazu darbot. S. wird gewöhnlich mit Fielding zuſammengenannt und doch, ſagt O. L. B. Wolff in ſeiner „Geſchichte des Romans", beſteht ihr Zuſammenhang nur in den Kontraſten, die ſie zu einander bilden, während ihre Aehnlichkeit allein darauf beruht, daß ſie die Natur nehmen und darſtellen, wie ſie war. Fielding ergriff hier das Gewöhnliche, Alltägliche. S. zog dagegen das Ungewöhnliche, Excentriſche vor. Darin ging er einen Schritt weiter, daß er, während er wie Fielding das Leidenſchaftliche und Poetiſche verſchmähte, doch mit großer Kraft durch Darſtellung des Schrecklichen oder Erhabenen zu erſchüttern ſuchte, und ebenſo in der Steigerung des Komiſchen zu Werke ging. Aber während ſein Nebenbuhler mit großer Beſonnenheit und Ruhe arbeitete, ließ er ſich nur von ſeinem innern Feuer und der ihm eigenthümlichen ungeſtümen Heftigkeit fortreißen und gerieth dadurch in Uebertreibung, theils hob er einzelne Partien zu ſehr hervor und ſtörte auf dieſe Weiſe die innere, nothwendige Harmonie ſeiner Werke. Ihm war mehr um den draſtiſchen Effekt des Einzelnen, Beſonderen, als um die gleichmäßige, zuſammenhängende Wirkung des Einzelnen zu thun. Fielding hat daher die Ruhe vor ihm voraus, mit der er über ſeinen Leiſtungen ſteht, während ihm S. dagegen in der orginellen Produktion des Beſonderen überlegen bleibt. Er ſelbſt glaubte freilich nicht an dieſen Mangel an Ruhe, da er ſich bewußt war, überall eine leitende und nach ſeiner Meinung auch herrſchende Hauptidee in ſeinen Werken zu Grunde zu legen, aber gerade hier täuſchte er ſich oft am ſtärkſten, zumal da ihm auch das moraliſche Nützlichkeitsprincip gleich einem Zopfe im Nacken baumelte, wenn er es nicht (was freilich ſchwer zu entſcheiden iſt) hinterher aus dem Fertigen als Schutz u. Schirm gegen die Tugendhaften im Publikum und deren Vorwürfe abſtrahirte. Unter ſeinen Romanen iſt „Peregrine Pickle" der geleſenſte, „Humphrey Klinker" dagegen unſtreitig der beſte. „Roderich Random" iſt ein aus wirklichen Reminiscenzen zuſammengeſetztes Gewebe, mit einzelnen, ſehr gelungenen Partien, gut gezeichneten Charakteren und vortrefflichen Schilderungen der Sitten ſeiner Zeit, aber mit zu raſchen, rohen Pinſelſtrichen, die häufig nichts als Dekorationsmalerei geſtalteten. Weit feiner und vollendeter geht er im Peregrine Pickle zu Werke, doch vermißt man hier die Leichtigkeit und Behaglichkeit, durch welche er in Roderich Random ſo ſehr den Leſer zu feſſeln verſteht. Die ganze Liebenswürdigkeit und Innigkeit ſeines Gemüthes (denn trotz ſeiner wilden Heftigkeit beſaß S. beide Eigenſchaften in hohem Grade), offenbarte er in ſeiner „Reiſe des Humphrey Klinker", ſeinem letzten und reichſten Roman, den er durch die eingeflochtenen Erinnerungen an ſein Vaterland einen eigenen, warmen Ton verlieh, welcher höchſt wohlthuend auf den Leſer einwirkt. Hier ſind die Charaktere und noch dazu in Briefen ganz vortrefflich und mit großer pſychologiſcher Feinheit äußerſt wahr und konſequent gezeichnet und die Situationen eben ſo glücklich herbeigeführt und angelegt. Die Idee, die Eindrücke, welche der Anblick derſelben Gegenſtände auf die verſchiedenen Mitglieder einer eng verbundenen Familie machte, zu ſchildern und jedes ſich innerhalb dieſes engen Kreiſes nach ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit durchaus frei bewegen zu laſſen, iſt eben ſo vortrefflich, wie die Ausführung derſelben meiſterhaft. Dabei ſind die Einzelheiten ſo geſchickt an einander gereiht, daß ſie von einem ſehr ſcharfen und zugleich weit tieferen Blicke in das menſchliche Herz, als in ſeinen früheren Romanen, zeugen. Alles iſt harmoniſcher, ruhiger, milder; die Späße ſind eben ſo luſtig und draſtiſch, aber keuſche Ohren ertragen ſie beſſer und man nimmt ſelbſt die derbere Myſtifikation mit der Katze, die dem Helden in ſeiner Hochzeitsnacht geſpielt wird, leichter auf, da ſie wohl hart an die Grenzen der Decenz ſtreift, aber dieſe nicht ſo cyniſch überſpringt und vernichtet, wie dies z. B. in „Peregrine Pickle" ſo häufig geſchieht. „Sir Launcelot Greaves" endlich iſt eine unglückliche Nachahmung des Don Quixote, eben ſo weit dieſem nachſtehend, als ſpaniſche Denkweiſe und Sitte von engliſcher entfernt iſt. Einzelne ſehr komiſche Effekte und gut gezeichnete Charaktere finden ſich auch hier, das Ganze aber bleibt wegen ſeiner Uebertreibungen und Unwahrſcheinlichkeiten ein verfehltes Werk. Seine wenigen Poeſien ſind voll Grazie und Gefühl, voll Würde und Eleganz. Seine „Ode auf die Unabhängigkeit", ein höchſt charakteriſtiſches Gedicht, wurde erſt zwei Jahre nach ſeinem Tode bekannt gemacht. S. war ein ausgezeichnet ſchöner Mann; ſeine Züge waren einnehmend und ſein Geſpräch im hohen Grade belehrend und unterhaltend. Das Cyniſche, welches in ſeinem Charakter lag, hat er in ſeinen Schriften eher geſteigert als gemildert und ſich eben dadurch manche Streitigkeit zugezogen. Merkwürdig iſt es, daß alle ſeine Helden, von Roderich Random an, eine ſtolze, feurige Reizbarkeit des Charakters beſitzen, bis dieſelben Züge gemildert erſcheinen, und durch Alter und Philoſophie ehrwürdig werden, wie u. A. im Mathias Bremble. Wenn ihn ſein Hang zur Satyre nicht verführte, war ſein Benehmen leutſelig, edel und menſchlich gegen Andere; er war gerade, bieder und nur von ſich ſelbſt abhängig, beugte ſich vor keinem Gönner, bewarb ſich um keine Gunſt und erhielt ſich ehrlich durch ſeine literariſchen Arbeiten. Er war als Gatte, Vater und Freund gleich achtungswürdig. Selbſt ſein Zorn, von dem er ſich ſchnell hinreißen ließ und den er unvorſichtig genug äußerte, war weder unedel noch nachdauernd; er wich ſtets bereitwillig der beſſern Ueberzeugung. Seine „Miscellaneous Works" erſchienen zu London 1796, 6 Bde. 8.

Smolna (Geogr.), 1) öſterreich.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Oppatowitz; 180 Ew.; — 2) Dorf, ſ. v. a. Smola.

Smolnia, Ort in Lithauen, an der Ula. Hier Gefecht zwiſchen Wittgenſtein und St. Cyr; erſterer reuſſirte mit ſeinem Angriff nicht.

Smolniki, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; 230 Einw.

Smolnitz (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Rakonitz, Gut Tauzetin; 500 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Toſt; Kapelle, Vorwerk, Eiſenbergwerk; 350 Einw.

Smolſin, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; Erbpachtsvorwerk; 210 Einw.

Smolvy, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Wilna, Kr. Widzy.

Smont, L., Maler, deſſen Lebensverhältniſſe unbekannt ſind, lieferte Landſchaften, die mit zierlichen, beſtimmt gezeichneten Figuren oder mit Thieren ſtaffirt ſind. In der Gallerie zu Schwerin ſind zwei ſehr ſchöne Bilder dieſer Art.

Smorden, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandſchak Widdin, ſüdöſtlich von Widdin, an der Donau.

Smorgoni (Smorgon), europ.-ruſſ. Stadt, Gouv. Wilna, Kr. Oſchmiana. Hier werden Tanzbären abgerichtet. Hier verließ Napoleon auf dem Rückzuge des Heeres daſſelbe, um nach Frankreich zurückzukehren.

Smorzando (Smorzato, jenes die aktive, dieſes die paſſive Form, ital., Muſ.), verlöſchend oder verlöſcht, wird gebraucht, um anzuzeigen, daß die Töne, über oder unter welcher es ſteht, nach und nach ganz erlöſchend, hinſterbend vorgetragen werden ſollen.

Smoszew, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Krotoszyn; 180 Einw.

Smotriski, Meletj, Hieromonach in Wilna, dann Erzbiſchof zu Polozk, † 1663. Schrieb eine ſlaviſche Grammatik, Wilna 1619.

Smotritſch (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Podolien, Kr. Kamenez; — 2) (Smotriſh, Smotriſcha, Smotriza), Fluß daſ., fließt bei Kamenez und mündet in den Dnjeſtr.

S. M. R., Abkürzung für Sa Majesté Royale, Se. königliche Majeſtät.

Smrcna, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrſch. Eltſchowitz; 170 Einw.

Smreczka, Joſeph Chriſtian, berühmter Violoncelliſt, geb. am 23. März 1766 zu Mühlhauſen in Böhmen, kam in ſeiner Jugend als Sängerknabe in die Kreuzherrenkirche nach Prag, legte ſich, außer ſeinen Schulſtudien, mit ſpecieller Vorliebe auf das Violoncellſpiel und genoß mit großem Erfolge den theoretiſchen Unterricht des Domkapellmeiſters Kotzeluch, trat dann in gräfl. czerninſche Dienſte, ward dann Koncertmeiſter bei dem Fürſten Lamberg in Wien u. endlich vom Kaiſer Joſeph zum Kammer-Violoncelliſt ernannt. Als bei dem ausbrechenden Türkenkriege Kaiſer Joſeph mit zu Felde zog, erhielt S. Erlaubniß zu einer größern Kunſtreiſe, welche er 1788 in Gemeinſchaft mit dem Violiniſten Toſt antrat. Nachdem ſie Deutſchland durchzogen und überall Ruhm und Beifall geerntet hatten, blieb S. über ein halbes Jahr zu Brüſſel, darauf noch länger in Paris, und ging endlich, um den revolutionären Unruhen zu entfliehen, 1792 nach England, wo er jedoch ſchon 1793 zu London †.

Smrdow (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Czaslau, Gut Wrbitz; Branntweinbrennerei und Potaſcheſiederei; 550 Einw.; — 2) Alt-S.), Dorf daſ., Gut Wiklantitz; 270 Einw.

Smrk, öſterr.-mähr. Dorf, Kreis Znaim, Grafſch. Namieſcht; 220 Einw.

Smrkow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrſch. Giſtebnitz; 180 Einw.

Smrkowetz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrſch. Horazdiowitz; 160 Einw.

Smrkowitz (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Herrſchaft, Kr. Bidſchow, mit 4823 Joch 1545 □Kl. Areal und 3000 Einw.; — 2) (Alt-, Groß-S.), Dorf daſ., Schloß; 600 Einw.; — 3) (Neu-, Klein-S.), Dorf daſ., 200 Einw.; — 4) Dorf, Kr. Prachin, Stadt Piſek; 420 E.

Smrodniak, preuß. Df., ſ. Marganowo.

Smrow (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Bunzlau, Herrſch. Böhmiſch-Aicha; 210 Einw.; — 2) Kr. Königgrätz, Herrſch. Smiritz; 210 Einw.

Smrowitz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau; Schloß; 300 Einw. Bildet ein Gut von 255 Joch 465 □Kl. Areal.

Smrſchitz (Smrzice), öſterr.-mähr. Pfarrdorf, Kreis Olmütz, Herrſchaft Plumenau; 1200 Einw.

Smrſchow (Ober-S., Smrzny Horny), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Zwittau; 180 Einw.

Smrtſch (Smrc), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Groß-Rohoſetz; 210 Einw.

Smrtſchek (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) (Smrcek), Böhmen, Kr. Chrudim, Herrſch. Naſſoberg; 190 Einw.; — 2) (Smorcek), Mähren, Kr. Brünn, Herrſch. Pernſtein; 130 Einw.

Smrtſchny (Unter-S., Smrzny-Dolnj), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Pirnitz; 200 Einw.

Smrzow, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Lettowitz; 190 Einw.

Smuggeln, ſ. v. a. Schmuggeln.

Smuggler, ſ. v. a. Schmuggler.

Smuglewicz, Franz, poln. Maler, um 1765 in Warſchau geboren, ging nach Rom, wo er bei einer Preisbewerbung gegen David den Preis gewann, war zuletzt Zeichenmeiſter des Königs von Polen zu Wilna und † daſ. 1807. Er fertigte viele hiſtoriſche Kompoſitionen, beſonders aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes, deren einige geſtochen wurden. So haben wir von Krüger und C. G. Rasp in Dresden drei Blätter mit Scenen aus der Geſchichte des Boleslas Chobry von Kiew, wie er die Grenzen ſeines Reiches an der Saale beſtimmt u. ſ. w. Dieſe ſchönen großen Blätter kommen ſelten vor, und wie es ſcheint noch ſeltener eine Sammlung von 61 Blättern von Carloni unter dem Titel: Agli Amatori delle belle arti e delle Antichita Smugliéwicz Pitore Polaco di-egno.

Smuszewo, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Wangrowiecz Vorwerk; 160 Einw.

Smy, ägyptiſcher Name des Typhon.

Smybert, Maler, jetzt lebender nordamerikaniſcher Künſtlee, iſt in ſeinem Vaterlande durch hiſtoeiſche Darſtellungen bekannt. Er bekleidet zu Newyork die Stelle rines Profeſſors der Zeichenkunſt.

Smynthurus (Entom.), nach Latreille, Gatt. der Thysanoura Podarida *Latr.*, der Ordnung der Aſſeln und der Zunft der Sohlenaſſeln nach Oken unter Podura *L.* Charaktee: Fühler gebrochen; Hinterleib hoch, gewölbt, faſt halbkugelig. Arten ziemlich zahleeich; ihee Geſtalt gleicht der der Blattläuſe; wichtigſte: 1) S. viridis *Latr.* Körper faſt kugelrund, grau, weiß und ſchwarz marmorirt; Kopf gelb, braun gefleckt; Füße und lange Fühler geldbraun, am Aftee weiße Borſten. Auf faulen Pflaumenblättern. Templeton, Taf. XII, Fig. 7. — 2) S. atee *Fabr.*, ganz ſchwarz, unter Steinen. De Geer, III, 9—14. — 3) S. signatus *Fabr.* Leibeiförmig, länglich, gränlich, zur Seite mit drei dreieckigen braunen Flecken, am After rin ſchwarzer Fleck, ſteife; weiße Haare und zwei Schwanzboeſten; der breit kugelige Kopf gelblich; gemein im Herbſte unter abgefallenen Blättern. Templeton, Taf. XII, Fig. 8.

Smyris (griech.), ſ. v. a. Smiris.

Smyrna, 1) (Myth.), ſ. v. a. Myrrha. — 2) (a. Geogr.), ſ. Smyrna (n. Geogr., Geſch.).

Smyrna (türk. Jamie, Izmir, n. Geogr.), aſiat.-türk. Stadt, Ejalet Natolien, Hauptſtadt des Sandſchaks Sighla (Sagbala), die größte, eeichſte und wichtigſte Handelsſtadt der ganzen Levante, in der Tiefr des gleichnamigen Meerbuſens, worin ſich dee kleine Fluß Meles mündet, mit einem guten Haſen und einer weiten Rhede, amphitheatraliſch um einen Berg (Pagus) liegend, auf dem noch die ungeheuern Ueberreſte eines alten genueſiſchen Schloſſes ſtehen, und längs des Meerbuſens. Der erſte Eindruck von S. ſcheint den Erwartungen nicht zu entſprechen, die man in der Ferne von dieſer berühmten Handelsſtadt hegen zu dürfen glaubt. Der größte Theil der Hafenlände — der ſogenannten Marine — iſt von dem Frankenviertel eingenommen; aber mit Ausnahme einrr kleinen Strecke wenden die Häuſer, ſtatt der Vorderſeite, dem Hafen nur ihre Rückſeite und ihre Hinterhöfe zu, und der Rand des Kais iſt nur mit halbverfallenen Baracken, elenden Breterhütten und ſchiefwinklichen Kiosks beſetzt. Die Hauſer ſind niedrig und unregelmäßig gebaut; nue einige neuere Konſulatgebaude, wie das öſterreichiſche und franzöſiſche, ragen herrſchend aus der Maſſe hervor, und über allen flattern an hohen Stangen luſtig ihre Banner. Jeder europäiſche Handelsſtaat iſt hier repräſentirt, von den fünf Großmächten bis zu den Hanſeaten heeunter, die im Gebiete des Handels und der Schifffahrt auch eine reſpektable Großmacht ſind, und jedes dieſer Konſulate bildet, gemaß den unerläßlich nothwendigen Vorrechten der Franken den eohen Muſelmännern gegenüber, einen Staat im Staate, mit faſt ſouveräner Gewalt übee ſeine Untergehörigen, oder, wie es in dee levant. Frankenſprache heißt, über ſeine „Nation“. Wie unbequem dies auch den Türken, und wie geneigt die Politik dee europ. Mächte in neuerer Zeit ſeyn mag, ihnen um des beliebten Phantoms der Integrität willen jeden billigen Vorſchub zu leiſten, ſo weiß doch Jeder, der den Orient aus eigener Anſchauung kennt, daß von dieſen Rechten und Privilegien kein Titelchen aufgegeben werden darf, wenn nicht der europ. Handelsſtand in der Türkei den willkürlichſten Vexationen ausgeſetzt und binnen Kurzem zu Grunde gerichtet werden ſoll. Nur Furcht vermag den brutalen Fanatismus des Muſelmannes im Zaume zu halten, und nue aus Furcht eeſpektirt er den Europäer, weil er weiß, daß ſeine Perſon ſakroſankt iſt, daß jede Verletzung derſelben unausbleiblich geahndet wird. Die Feankenſtadt beſteht ihrem Haurttheile nach aus einer unendlich langen, aber krummen, engen, finſtern und vor Allem unendlich kothigen Straße, mit unregelmäßigen, zwei bis drei Stockwerke hohen Häuſern, deren obere Geſchoſſe in dem ältern Theile der Stadt häufig, nach orientaliſchem Brauche, über die unteren vorſpringen. Von dieſer Hauptſteaße laufen vorzüglich nach der Landſeite eine groſe Zahl von Nebengaſſen aus, die meiſtens von neuerer Anlage, daher breiter, ebener, reinlicher und mit beſſee gebauten Häuſern eingefaßt ſind. Dies gilt beſonders von der öſtlichen Hälfte des Frankenviertels, die von jüngerer Entſtehung, daher weitläufiger angelegt und zu einem großen Theile mit geräumigen Gärten verſehen iſt. So wenig nun aber auch im Ganzen das Anſehen dieſer europ. Pflanzſtadt zu rühmen iſt, ſo patriarchaliſch wohnlich, bequem, häufig ſelbſt elegant iſt das Innere der beſſern Häuſern, wie der großen Konſulate und der Wohnungen der reichen Hausheeeen. Durch die Thüre, die bei gutem Wetter meiſtens offen ſteht, tritt man in eine geräumige Hausflue, deren Vordertheil, wo die Klienten oder die ſich anmeldenden Beſuche zu warten haben, durch ein Gitterthor von dem hintern Raume geſchieden iſt; und durch das Gitter ſieht man wieder in den ſauber gehaltenen inneen Hof, an den ſich häufig ein Garten oder Gärtchen anſchließt, oder wo doch in Ermangelung eines ſolchen ein paar Cypreſſen, Orangen- oder Citronenbäume und andere immergrüne Sträucher unterhalten werden. Von der Hausflur führt eine mit Teppichen belegte Stiege hinauf in die Wohngemächer im erſten Stock. An die Hausflur ſtoßen Geſchäftslokale, Schreibſtuben, Gewölbe, Waarenlager, in den Häuſern zweiten und dritten Ranges auch wohl Wohn- und Speiſezimmer; und da macht es denn einen ſchönen, an die gemüthliche Einfachheit deutſcher Provinzialſtädte erinnernden Eindruck, wenn der Vorübergehende um die altväteriſch frühe Mittagsſtunde durch die offenen Fenſter zu ebener Erde die Familie am Tiſche ſitzen ſieht, ein Anblick, an den der Reiſende, der übee Athen hieher kommt, bereits nicht mehr gewöhnt iſt. Ueberhaupt verdient das Gepräge von Sitteneinfalt, von behaglicher Ruhe und Sicherheit, das noch über die Frankenſtadt in S. ausgegoſſen iſt, eühmliche Erwähnung. Dahin gehört auch, daß man die Ammen und Kindermägde mit den kleinen Kindern, ja ſelbſt die

Frauen unb Töchter des wohlhabenden Mittelſtandes, einzeln oder in Gruppen, ganz unbefangen vor den offenen Thüren ſtehen und ſitzen ſieht, ohne daß ſie vor jedem Vorübergehenden ſcheu zurückweichen; die Frauen und Mädchen, durchgehends wohlgebildet, oft ſehr ſchön, auf dem Haupte das rothe Feſſi oder farbige Tücher, um welche die dichten Zöpfe geſchlungen ſind, die jüngern auch ſchon europäiſch friſirt, und die meiſten mit einem Röschen oder einem weißen Blümchen, das ſehr kokett auf der einen Seite des Kopfes über dem Ohre unters Haar geſchoben iſt. Und geht man um den Eintritt der Dämmerung über die Gaſſen, ſo wähnt man ſich vollends nach Dentſchland verſetzt, denn da ſtehen unter mancher offenen Hausthür die jungen Herren in vertraulichem Geſpräche mit ihren Schönen; eine ganz unverfängliche und erlaubte Weiſe, den Hof zu machen, denn das Haupt der Mutter wacht in dem obern Fenſter, oder ſie ſitzt auch auf der Hausflur baneben; aber doch ſieht man im Orient, bei der affektirt ſtrengen Sonderung der Geſchlechter, ſonſt nicht leicht ein Beiſpiel davon. Das Geſchilderte gehört mit zu den charakteriſtiſchen Zugen in der äußern Erſcheinung der ſmyrnaer Frankenſtadt. Die Bevölkerung des beſchriebenen Stadttheils beſteht natürlich ausſchließlich aus Chriſten; zuvörderſt aus Franken, d. h. aus Europäern von allen Nationen, Italienern (in überwiegender Anzahl), Deutſchen, Engländern, Franzoſen, Ruſſen, Holländern und einzelnen verſprengten Exemplaren der übrigen kleinern Völkerſchaften; dann aus protegirten (unter dem Schutze eines Konſulats ſtehenden) kathol. Armeniern und Griechen. Dazu kommen einzelne Türken und Cavaſſe (Wachen und Polizeiſoldaten der Konſuln) and einzelne Juden als Dienſtboten. Hin und wieder ſind in der langen Gaſſe Wachthäuſer, in und vor welchen türk. reguläres Militär — bis auf das Feſſi als Kopfbedeckung den ruſſ. Milizen ſehr ähnlich — die Wache hält. Außer den genannten Elementen, wozu noch die Offiziere und Matroſen der Kriegs- und Handelsſchiffe kommen, ſieht man in dieſem Theile der Stadt wenig andere Figuren auf den Gaſſen. Nur einzeln, gleichſam verſprengt und verwirrt, durchzieht der ächt anatoliſche Türke in der alten, noch nicht moderniſirten orientaliſchen Tracht die öſtlichen Gegenden des fränkiſchen Viertels, wo er ſich unter den Ungläubigen in den engen Kleidern und mit den runden Filzhüten nicht heimiſch fühlt, wie ſehr ihn auch die artigen, unverſchleierten Smyrnaerinnen oft an die vom Propheten verheißenen, reizenden Huris ſeines künftigen Paradieſes erinnern mögen. Aber unmerklich und zuletzt vollſtändig ändert ſich die Scene, ſo wie ſich der Wanderer dem äußerſten weſtlichen, zugleich engſten u. krummſten Ende der Frankengaſſe nähert, durch welches ſie mit der *obern*, eigentlich *morgenländiſchen Stadt* zuſammenhängt. Hier iſt das Centrum des Tauſchhandels zwiſchen Europa und dem Morgenlande; daher ſchweift der Orientale ſchon häufiger auf dies Gebiet über: der ernſte Türke, der ſchweigſame, finſter blickende Armenier, der bewegliche, geſchwätzige Grieche, der ſchüchterne, ängſtlich ſpähende Jude. Wir treten durch eine Art Thorweg und finden uns in dem durch Buden an beiden Seiten gebildeten, mit einem luftigen Breterdach, das gegen Sonne und Regen nothdürftigen Schutz gewährt, überdeckten *Bezeſtan*. Aber auch hier darf man nicht erwarten, das zu finden, was Einem die Phantaſie nach den Erzählungen in tauſend and einer Nacht von den Reichthümern und Schätzen des Orients vielleicht vormalt. Alles iſt eng, unelegant, häufig ſchmuzzig; Tabaksläden, Blech- und Kupferſchmiede, Schuſter und Schneider, Gewürzkram u. ſ. w. nimmt überall den meiſten Raum ein, und wenn ſich irgendwo anch die wahrhaft ſchätzbaren Waaren des Morgenlandes finden, edle Waffen, koſtbare Shawls und Seidengewebe, prächtige Teppiche, kunſtreich gewobene Gürtel, ſo ſind auch dieſe Gegenſtände in finſtern und unſaubern Buden ſo unvortheilhaft über einander gekramt, daß das Auge ſich nicht davon angezogen fühlt, ja nur mit Mühe ſie herausfindet. Dabei iſt an den belebteſten Stunden des Tages ein ſolches Gedränge in den engen Gaſſen, und durchziehende, beladene Kameele, Pferde und Eſel, oder die rieſig ſtarken Laſtträger mit ungeheuern Ballen auf dem Rücken, verſperren alle Augenblicke den Weg dermaßen, daß der Reiſende Mühe hat, ſich durchzuwinden, und daß er ſtatt des gehofften Genuſſes im Bazar von S. nur Unbequemlichkeit und Ungemach findet. Aus dem Bazar geht man dann allmählig in die *eigentliche Türkenſtadt* über, die ſich längs dem Fuße des hohen und ſteilen Schloßberges oſtwärts bis gegen die Karawanenbrücke hinzieht, und wo unter den Türken anch Griechen und Juden gemiſcht wohnen. Dieſer Theil der Stadt iſt es, den die große Feuersbrunſt im Juli 1841 betroffen hat; aber trotz den Bemühungen des damaligen Gouverneurs iſt Alles eben ſo eng und krummwinklig wieder aufgebaut worden, wie vor dem Brande, indem die Einwohner in keine Erweiterung und Rektifikation der Gaſſen, die mit kleinen Opfern von ihrer Seite wäre verbunden geweſen, haben einwilligen wollen. So iſt denn S., deſſen regelmäßige Anlage, deſſen gerade und breite Straßen die Alten mit Bewunderung rühmen, nach zweitauſend Jahren das gerade Widerſpiel einer wohlgebauten Stadt. Kein einzige Gebäude, nicht einmal eine Moſchee, macht hier auf Schönheit oder Auszeichnung Anſpruch; Alles iſt unanſehnlich, unſcheinbar, und die neue Kaſerne am weſtlichen Ende, am Hafen, iſt nur ein wüſter viereckiger Kaſten. Unweit der Kaſerne, zuoberſt am Fuße des Schloßberges, iſt das Quartier der türk. Freudenmädchen, deren Zahl nicht unbeträchtlich ſeyn ſoll; an beiden Enden der Stadt aber ſind die mit dunkeln Cypreſſen bepflanzten, türk. Friedhöfe, von denen anch einige kleinere bei den Moſcheen inmitten der Stadt liegen. Der Schloßberg, der die Stadt gegen Süden abgrenzt, iſt ſteil und kahl, auf ſeinem ſtumpfen Gipfel mit den Ruinen eines ausgedehnten, einſt wohlgebauten, jetzt ganz verlaſſenen und verfallenen fränkiſchen Schloſſes gekrönt (ſ. oben). So iſt das äußere

Anſehen dieſer bedeutendſten und reichſten Handelsſtadt Kleinaſiens. Ihre Bevölkerung ſchäzzen kundige Männer — denn eine genaue Kenntniß der Volkszahl beſitzt ſelbſt die Regierung nicht — auf 150,000 Seelen, die ſich unter die verſchiedenen Nationen und Religionen etwa folgendermaßen vertheilen: Türken und andere Muſelmänner gegen 40 000; Griechen (der anatoliſchen Kirche) 60,000; Juden 10,000; Armenier 19,000; Franken (Italiener, Engländer, Franzoſen, Deutſche und andere Europäer, nebſt kathol. Griechen und Armeniern) 25 000. Die Juden ſind, wie überall im Orient, von dem ſpan. Zweige und ſprechen ſpaniſch; ſonderbar genug, daß dies wunderbare, unzerſtörbare Volk an den Pforten ſeiner urſprünglichen Heimath gleichſam als fremd auftritt und unter ſich die Sprache des äußerſten Weſtens unſeres Welttheils redet. Sie ſind größtentheils arm, und auch unter den hieſigen Türken gibt es nicht viel wohlhabende. Die bedeutendſten Vermögen ſind in den Händen der Griechen, Armenier und einiger europäiſchen Häuſer. Unter den hieſigen Chriſten gibt es bei der Mannichfaltigkeit der Bekenntniſſe nicht ſelten religiöſen Hader. Neuerdings begab es ſich z. B., daß ein griech. Mädchen, aus Liebe zu einem Katholiken, zur kathol. Religion übertrat; in Folge davon wurde ſie von ihren Brüdern mißhandelt, und es gab zwiſchen dem katholiſchen u. griechiſchen Biſchofe einige mündliche und ſchriftliche Erörterungen, die nicht ganz im Geiſte chriſtlicher Bruderliebe geweſen ſeyn ſollen. Bei dieſer Gelegenheit ſagte ein geiſtreicher Katholik: „daß der wahre liebe Gott (der kathol. nämlich) im Orient überhaupt noch geduldet wird, das hat er nur Öſterreich und Frankreich zu verdanken, unter deren Protektion er ſteht. Wenn dieſe Mächte ihn fallen laſſen, ſo bleibt ihm bald keine Seele mehr übrig.“ Nur in einem Punkte ſind alle katholiſchen (unirten und nicht unirten) Kirchen einig: in dem Widerſtande gegen die proteſtantiſchen, nach Proſelyten haſchenden Miſſionarien, die ihr gemeinſchaftlicher Feind ſind. Bei dieſer Mannichfaltigkeit der Nationen und Religionen iſt doch der durchgreifende Charakter S.'s der einer griech. Stadt. Nach ſo vielen Wechſelfällen im Laufe von drittehalb Jahrtauſenden, unter perſiſcher, röm., byzant., ſaracen., fränk. und türk. Herrſchaft hat dies Land nicht aufgehört, Jonien zu ſeyn; die Türken ſind nur das herrſchende Volk, aber die Griechen ſind das zahlreichſte, und ihre Sprache iſt die am allgemeinſten verbreitete, folglich die herrſchende. Die Mehrheit der Türken ausgenommen, welche nur ihre Sprache kennen, verſteht und redet die ganze übrige Bevölkerung S.'s, alſo wenigſtens 120,000 Seelen, mehr oder minder gut das Griechiſche. Nach dem Griechiſchen ſind das Türkiſche und das Italieniſche die allgemeinſten Verſtändigungsmittel; erſt in dritter Reihe kommen armeniſch und ſpaniſch (die Mundart der Juden), zuletzt franzöſiſch und engliſch. Die Zahl der Deutſchen iſt nicht groß genug, daß ihre Sprache mit zu den kurrenten Mundarten des Frankenquartiers gerechnet werden könnte; auch haben ſie hier, wie überall, die nationale Unart, um nicht zu ſagen den großen Nationalfehler, die heimiſchen Klänge leicht zu verleugnen und aufzugeben und ſich fremden Sprachidiomen anzuſchließen. Indeß wird dies vielleicht einmal anders werden, da der deutſche Handel auf S. in beſtändiger Zunahme iſt; die Schifffahrtsliſten weiſen nach, daß die öſterr.-deutſche Schifffahrt nach der engl. die bedeutendſte iſt, und die engl. Kaufleute ſelbſt geſtehen ein, daß die deutſchen und ſchweiz. Manufakturen und Fabrikate die ihrigen mehr und mehr verdrängen. Böhmiſches Glas, öſterr. Eiſenwaaren, ſchweizer Baumwollenzeuche beherrſchen den Markt, und während die preuß. Flagge viele Jahre lang gar nicht geſehen worden war, kommen jetzt alljährlich 6—8 Schiffe. Wie ganz anders aber würde der deutſche Handel in die Augen fallen, wenn er unter Einer Flagge geführt, von Einem Konſulate beſchützt würde. Für die in der Heimath gewohnten geſelligen Vergnügungen der Franken iſt hier durch verſchiedene Anſtalten geſorgt. Seit einigen Jahren beſteht eine italien. Oper, die ſich freilich nicht über das Mittelmäßige erhebt; beſſer ſind die geſelligen Vereine, deren es hier unter dem Namen Casino Europeo, Casino Greco und Cereolo Levantino, drei gibt. Jede dieſer Anſtalten hält ein Leſezimmer, in welchem eine Auswahl von Zeitungen aufliegt (im europ. Kaſino auch die allgemeine Zeitung), und hat ein geräumiges Feſtlokal zu Bällen und zu Kartenſpiel. Die Bälle während der Karnevalszeit ſind glänzend, beſonders durch ihren ſchönſten Schmuck, die Frauen und Mädchen, die dem Rufe der Jonierinnen des Alterthums noch heute Ehre machen. In 3- und 4fachen Reihen ſitzen ſie da längs der Wände des geräumigen Saales: Armenierinnen mit blendendem Teint und lebhaften Augen, ſchöne Griechinnen und die eigenthümliche Miſchungsrace der Levantinerinnen, wir meinen die in S. gebornen europäiſchen Damen, in deren Adern meiſtens mütterlicherſeits aſiat., griech. oder armeniſches Blut fließt, wenn auch die Väter unmittelbar oder ſeit einer oder zwei Generationen erſt aus Europa eingewandert ſind. Vorherrſchend ſind bei der jüngſten Generation ſchon die neueſten franzöſ. Moden, die jetzt vermittelſt der Dampfſchifffahrt aus Marſeille und Trieſt faſt leichter und ſchneller in S. bezogen werden können, als in mancher deutſchen, ſouveränen Reſidenzſtadt. Doch hat ſich daneben noch ein Anflug von orientaliſcher Tracht erhalten, in den artigen, kurzen, mit Gold geſtickten Jäckchen der Griechinnen und Armenierinnen, und dem eigenthümlichen ſmyrniatiſchen Kopfputz der kleinen Feſſis mit reichen, um die Haarzöpfe geſchlungenen Goldflechten. Die Männerwelt aber erſcheint durchaus in dem einfachen, europäiſchen Frack, deſſen Einförmigkeit kaum durch die Uniform einiger Seeoffiziere und durch ein Dutzend türk. Beamte, die aus Höflichkeit zu dieſen Bällen geladen werden, unterbrochen wird. Etwas bunter und gemiſchter ſind die Bälle im griech. und levant. Cirkel. Zu ländlichen Ausflügen bietet die Umgegend S.'s in der guten Jahreszeit viele Gelegenheit; nur gibt es durchaus kein

Fuhrwerk, man kann nur reiten oder gehen. Die beliebteſten Sommeraufenthalte der Smyrnaer ſind Budſchah, ſüdl. landeinwärts, Bunarbaſchi und Burnabat, am innerſten öſtlichen Winkel des Golfs. Der Weg nach allen dieſen Orten führt über die berühmte Karawanenbrücke, ſo genannt, weil den ganzen Tag lange Reihen von Kameelen, die den Handel S.'s mit dem Innern des Landes vermitteln, geführt von den Turkomanen mit rieſigen Turbans um das Haupt, über dieſelbe hin und wieder gehen. Die Brücke iſt in ihrem untern Theile noch antik, aus einer Art von Travertinquadern in einem kleinen Bogen das Flüßchen überſpannend, das ſich, vielleicht mit Unrecht, mit dem Namen des Meles ſchmückt. Zu beiden Seiten der Brücke ſind dunkle Cypreſſenhaine, unter denen in kühler Erde, marmorne Grabſteine zu ihrem Haupte und zu ihren Füßen, viele Tauſende der Söhne des Propheten den ewigen Schlaf ſchlafen. Hierher wallfahrtet an ſchönen Tagen ein Theil der chriſtlichen Bevölkerung S.'s, ſich der lieblichen Umgegend und des Anblicks der belebten Straße zu freuen und in den elenden, türk. Breterhütten neben der Brücke ſich mit einer Taſſe ſchwarzen Kaffees zu laben. Dies iſt der Prater, der Thiergarten und das Roſenthal für die Franken in S.; wie einfach, wie anſpruchlos in Vergleichung mit dem Streben nach rauſchenden Vergnügungen, mit dem Luxus und dem Tanzgefiedel ſelbſt unſrer Provinzialſtädte! Eines Tages wird auch dies anders werden. Wenn die deutſche Auswanderung nach Kleinaſien, von der in der neuern Zeit mehrfach die Rede war, und die in der That für beide Länder als ein unabweisliches Bedürfniß erſcheint, in dieſer oder in jener Geſtalt zur Wirklichkeit geworden ſeyn wird, dann wird auch S. von den nachbarlichen Niederlaſſungen ſtärker betheiligt werden, eine größere Zahl von Deutſchen wird ſich auch hier anſiedeln, das Frankenviertel und ſeine ländliche Umgegend wird, ſtatt des italien.-orientaliſchen, mehr ein germaniſches Gepräge annehmen. — Außer dem Frankenquartier, dem ſchönſten Theil von S., umfaßt die untere Stadt auch das Griechen-, Armenier- und Judenquartier, während die obere Stadt allein das türkiſche Quartier umfaßt, mit engen, ſehr abſchüſſigen Gaſſen und elenden, hölzernen Häuſern. Das Griechen- und Armenierquartier bilden die größere Hälfte von S., ſtoßen im Norden und Süden an das Meer und ſind, ſo wie auch das Judenquartier, ſchlecht gebaut. S. hat 3 Kaſtelle (nicht unterhalten), ſchlechte Mauern, meiſt enge (2—4 Ellen breite), ſchmuzzige Straßen, 19 große, viele kleinen Moſcheen, 6 chriſtliche (2 griechiſche, 1 katholiſche, 1 armeniſche, 1 proteſtantiſche, 1 anglikaniſche), Kirchen, 7 Synagogen, mehre Schulen, ein griech. Kollegium zum Unterricht in der griech. Sprache und der mathematiſchen Wiſſenſchaften, mit 100 Studenten, eine aſiat. Geſellſchaft, viele Bazars, zahlreiche Bäder und Karawanſerais ꝛc. und iſt Sitz eines Paſchas, Mollahs, eines griech., kathol. u. armen. Erzbiſchofs und vieler europ. Handelskonſuln. — Dieſer Handelsplatz exiſtirte ſchon im höchſten Alterthume. Die Vorzüge des Hafens, die bewundernswerthe Lage ſind Veranlaſſung geweſen, die Stadt immer wieder neu aufzubauen, ſo oft ſolche auch von Erdbeben zerſtört wurde, und ſo iſt S., nachdem es allen Stürmen der Zeit getrotzt hat, noch immer nicht nur der große Markt für die Erzeugniſſe Kleinaſiens und der übrigen Länder der aſiat., wie der europ. Türkei, ſondern auch für die Waaren Arabiens und Perſiens, die durch Karawanen nach den Küſten des Mittelmeers und hierher zur Verſchiffung kommen, wie denn eben ſo wieder die europ. Erzeugniſſe von hier nach den entfernteſten Gegenden im Innern befördert werden. Die Ausfuhr, die ſich gegenwärtig auf 125 Mill. türk. Piaſter beläuft, beſteht aus Seide, Baumwolle, Schafwolle, Kameel- und Angoraziegenhaar, Kameelgarn, Lamm-, Ziegen- und Haſenfellen, Häuten, levantiſchem oder Mokkakaffee, Tabak, Krappwurzel, türk.-rothem Garn, Safran, Saflor, Kermes, Gelb- oder Kreuzbeeren, Knoppern und Galläpfeln, Wein, Roſinen, Korinthen, Mandeln, Datteln, Feigen, Johannisbrod, Süßholz, Anis, Lamberts-, und Haſelnüſſen, Oliven-, Seſam- und Roſenöl, Roſenwaſſer, Opium, Wachs, Gummi, Storax, Maſtix, Blutegeln, Badeſchwämme, Buchsbaumholz, Kupfer, Meerſchaum, Bolus, Salpeter, Rocca-Alaun, Erdpech, Erdöl oder Bergnaphtha; und an Fabrikaten aus Baumwollen- und Seidenſtoffen, Teppichen, Saffian, Waffen und Kupfergeſchirr. Die Einfuhr, welche 90 Mill. Piaſter beträgt, beſteht hauptſächlich in Kolonial- und Manufakturwaaren aller Art, in Baumwollen- und Seidenſtoffen, in leichten Tuchen, in Papier, Porzellan, Glas, Uhren, Schmuck- und Kurzwaaren, aber auch in Getreide, Pelzwerk, Talg und Eiſen aus Südrußland. Die Kolonialwaaren kamen ſonſt von Marſeille, werden aber jetzt von den Nordamerikanern und Engländern direkt aus den Produktionsländern dahin geführt. Nächſt England iſt Trieſt der wichtigſte Hafen für S., indem von dorther alle deutſchen und ſchweizer Manufakturwaaren eingeführt werden. Im J. 1845 liefen 1150 Schiffe von 134,441 Tonnen ein. Nicht wenig fördern den Waaren- und Perſonenverkehr die öſterr., franz., engl. und türk. Dampfſchiffe. Faſt alle Nationen haben hier ihre Repräſentanten, und ſogar Chineſen und Tataren haben in S. ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Jedes Handelshaus hat ſeinen eignen Makler oder Haus-Senſal, welcher ſeinen Platz in deſſen Komptoir hat. Die Preiſe werden in türk. Piaſtern notirt und verſtehen ſich bei den meiſten Gewichtswaaren entweder pr. Cantar oder pr. Oka; bei dem bisher ſo ſehr veränderlichen Münzweſen der türk. Regierung und den daraus entſpringenden ungemein ſchwankenden Wechſel- und Goldſorten-Kurſen haben indeſſen die meiſten im türk. Reiche etablirten großen Handelshäuſer von europ. und nordam. Abkunft unter ſich und ihren auswärtigen Handelsgenoſſen die Berechnung ihrer Waarenpreiſe

u. ſ. w. in ſpan. oder öſterr. Silberthalern (ſpan. Piaſtern, Dollars und öſterr. Kaiſer- oder Konventions-Speciesthalern) eingeführt, die dann gewöhnlich in 100 Cents eingetheilt werden. Die Verkäufe geſchehen gewöhnlich auf 2 mal bis auf 6 mal 15 Tage Zeit, ſelten, wie in Konſtantinopel, auf verſchiedene Mal 31 Tage, ſo daß an jedem der Termine ein Theil der Summe (alſo $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$ oder $^1/_6$) bezahlt wird. Der Käufer ſtellt dem Verkäufer eine Schuldverſchreibung, Temeſſut genannt (Billet de Bazar), aus, auf deren Rückſeite dann die Zahlungen à Conto beglaubigt werden. Da dieſen Temeſſuts aber die Wechſelkraft abgeht, ſo ſind ſie nicht in eigentlicher Cirkulation und werden nur ſelten an Zahlungsſtatt gegeben. Die Verkaufs-Kommiſſion beträgt 2 Procent, das Delcredere 2 Procent, die Courtage 2 Procent, die Magazinage $^1/_2$ bis 1 Procent. Außerdem werden in dem Waarenverkaufrechnungen auch noch 2 Proc. bis $^1/_2$ Proc. herab für Verluſt auf Münzen angeſetzt. Die Einkaufskommiſſion wird oft mit 3 Proc. berechnet; die Einkaufs-Courtage dann mit 1 Proc., die Courtage auf die Tratte mit $^1/_4$ Proc. Die kaufmänniſchen Zinſen in laufender Rechnung ſind gewöhnlich: 12 Proc. für türk. Piaſter, 8 Proc. für ſpan. Piaſter; dagegen auf dem Platze: 12 bis 20 Proc. für türk. Piaſter, 8 bis 10 Proc. für ſpan. Piaſter, weshalb ungern und ſelten Vorſchüſſe auf Konſignationen gemacht werden. Für Seeverſicherung beſteht in S. die aſiat. Aſſekuranz-Kompagnie.

Rechnungsverhältniſſe. Rechnungart, bisherige Gold- u. Silbermünzen, Zahlwerth ꝛc. ſ. Konſtantinopel. Rechnungsweiſe europäiſcher u. nordamerikaniſcher Handelshäuſer in der Türkei. Bei dem bisher ſo ſehr veränderlichen Münzweſen der türk. Regierung und den daraus entſpringenden ungemein ſchwankenden Wechſel- und Geldſortenkurſe haben die meiſten, im türkiſchen Reiche etablirten, großen Handelshäuſer europäiſcher und nordamerikaniſcher Abkunft unter ſich und ihren auswärtigen Handelsgenoſſen die Berechnung ihrer Waarenpreiſe ꝛc. in ſpaniſchen oder öſterreichiſchen Silberthalern (ſpaniſchen Piaſtern, Dollars und öſterreichiſchen Kaiſer- oder Konventions-Speciesthalern) eingeführt, die dann gewöhnlich in 100 Cts. eingetheilt werden. — Neueſte ſeit dem Sommer 1843 bis im April 1846 erfolgte Ausprägung türkiſcher Gold-, Silber- und Kupfermünzen. A. Neue Gold- und Silbermünzen und deren Werthverhältniß. Nach dem in Konſtantinopel am 26. Juli 1843 erlaſſenen Rundſchreiben der Behörde war der Befehl ertheilt worden: alle alten türkiſchen, ſo wie auch ausländiſche, in der Türkei kurſirende Silbermünzen einzuziehen und ſie umprägen zu laſſen. Es ward dabei wiederholt ſtreng verboten, diejenigen Landesmünzen, welche bis auf Weiteres noch in Umlauf bleiben ſollten, namentlich die goldenen 20, 10 und 5 Piaſterſtücke, ſo wie die Silbermünzen von 6, 5, $3^1/_2$ und 3 Piaſtern und von 20 und 10 Pares Nennwerth zu einem höheren Werthe anzunehmen und auszugeben oder falſche Münzen zu gebrauchen. — So wie einmal das Werk der Münzprägung im Gange ſey, ſolle es Jedermann erlaubt ſeyn, Gold oder Silber in die Münzſtädte zu bringen, wofür niemand mehr als die feſtgeſetzten Prägekoſten zu bezahlen haben werde. Die türkiſche Münzbehörde in Konſtantinopel ließ zu dieſem Zwecke die erforderlichen neuen Münzmaſchinen in England anfertigen und daher ward auch erſt im Februar 1844 der Anfang mit Ausgabe der neuen Goldmünze gemacht, deren Gepräge als ſehr fein und ſchön gerühmt wurde. Die neuen Goldmünzen beſtehen aus Stücken zu 100, zu 50 und angeblich auch zu 25 türkiſchen Piaſtern. Die erſte Ausgabe der neuen Goldſtücke zu 100 Piaſtern betrug angeblich nur 5 Millionen Piaſter (50,000 Stück); ſie ſollte aber, mit Hinzunahme der Silbermünzen (als erſte Ausgabe) zuſammen 150 Mill. Piaſter ausmachen. Die neue türkiſche Silbermünze, welche Anfangs Mai 1844 in Umlauf gebracht wurde, beſteht in Silberſtücken zu 20, zu 10 und zu 5 türkiſchen Piaſtern, wovon die 20 Piaſterſtücke die Größe eines franzöſiſchen 5 Frankenthalers haben. Das Gepräge der neuen Silbermünze findet man aber keineswegs ſo ſchön und gefällig als das der neuen Goldmünze. Indeß ward ſchon unterm 12. November 1845 aus der Hauptſtadt (Konſtantinopel) berichtet, daß zu dieſer Zeit eine neue türk. Silbermünze im Nennwerthe von 2 türk. Piaſtern in Umlauf geſetzt worden ſey, deren Feingehalt den unlängſt geprägten Silbermünzen gleichkomme, daß demnach Silberſtücke zu 20, 10, 5 und zu 2 Piaſter in Circulation gekommen wären, und nun auch wohl noch 1 Piaſterſtücke hinzukommen werden.

Das Verhältniß des Goldes zum Silber, in der neuen türk. Ausmünzung iſt wie 1 zu 15,1061404; oder nahekommend in gemeiner Bruchart, wie 1 zu $15^{19}/_{179}$, wofür man annähernd $15^{17}/_{160}$ oder weniger ſcharf: $15^1/_9$ annehmen kann. Wird mit dem erwähnten türk. Gold- und Silberverhältniß in daſſelbe Verhältniß, welches in Preußen geſetzlich angenommen iſt, getheilt, ſo erhält man natürlich genau den ſchon angegebenen Unterſchied von 3,8803 Proc. (oder etwas über $3^7/_8$ Proc.). Der türkiſche Piaſter der Goldausmünzung kommt, nach dem bemerkten Ergebniß, auf 0,06211306 Thaler = 1,863392 Silbergroſchen (= 1 Sgr. 10,36078 Pf.) preuß. Kurant. Derſelbe Piaſter der Silberausmünzung kommt dagegen auf 0,0597929 Thlr. = 1,793787 Sgr. (= 1 Sgr. 9,5254 Pf.) preuß. Kurant; alſo durch einander gerechnet, auf 1,8285895 Sgr. = 1 Sgr. 9,943074 Pf., oder ziemlich nahe $1^5/_6$ Sgr. im 14 Thalerfuße oder 6,50006325 das iſt: $6^1/_2$ Kreuzer im $24^1/_2$ Guldenfuße. Um nun aus dem hieraus gefundenen Ergebniß leicht und ſchnell den Gold- und Silber-Pari-Kurs auf Trieſt und Wien beſtimmen zu können, welcher in Deutſchland am beſten zur Vergleichung dient und anhaltend notirt wird, darf man nur die Zahl 225,395437 für das Goldpari, und die Zahl 234,141512 für das Silberpari, verdoppeln, um

dafür 1) 430,790874 Para = 1 Gulden Konventions-Kurant, als Goldpari, u. 2) 468.283024 Para = 1 Fl Konv.-Kurant, als Silberpari, des Kurſes auf Trieſt und Wien zu erhalten. Nun war aber am 2. Mai 1846 in S. der Kurs auf Trieſt 444 bis 450, welches wegen der Wechſelfriſt eine Erhöhung von ungefähr 2 Procent erfordert, gibt 453 bis 459 Para. Am 30. Mai 1846 war dieſer Kurs auf Trieſt nur 445—446 Para, alſo mit 2 Proc. Erhöhung = 454 bis 455 Para, und alſo beinahe im Einklang mit der jezt beſtehenden türkiſchen Ausmünzungsart. — Am 11. Juli 1846 war dieſer Kurs 440 442, am 22. Auguſt 1846: 437—439, am 5. September 1846: 435—436, und am 17. Oc-teber 1846 bereits 431 432 Nach dem Kontrakte, welchen die hohe Pforte vor einigen Jahren ſich genöthigt ſah, mit ihren eigenen Bankiers dahin abzuſchließen: „den Kurs auf London nie unter 110 türkiſche Piaſter für das Pfund Sterling ſinken zu laſſen", kommen 224¹/₇ bis 224⁷/ (durchſchnittlich 224¹/₂) türk. Piaſter auf die köln. Mark fein Silber, was alſo immer noch einen Abſtand von 4³/₈ Proc. gegen die neue Silberausmünzung, jedoch nur etwa ¹/₂ Proc. gegen die neue Goldausmünzung und zum Nachtheil der letzteren bildet. Doch, da der Kurs von S. auf Trieſt, am 2. Mai 1846, wie ſchon bemerkt, zu 444 bis 450 Para, für 1 Fl. Conv. Kurant notirt ward, = 222 bis 225 und mit Berückſichtigung der Wechſelfriſt-Zinſen von circa 2 Proc. = 228 türkiſche Piaſter nahebei in der köln. Mark fein Silber, ſo kommt dies dem erwähnten Kontrakt-Kurſe auf London ziemlich nahe. Siehe auch die hiernach folgenden Wechſel- und Geldkurſe vom Juli 1845. Am 22. Juli 1842 war der Stand des Kurſes von S. auf Trieſt noch 475 bis 478, und am 22. September 1842 derſelbe Kurs: 461 bis 470 Para für 1 Fl. Conv.-Kurant, alſo damals, mit 2 Proc., der Wechſelfriſt halber, 243 bis 237⁶/₈ türk. Piaſter in der köln. Mark fein Silber.

B) **Neue türk. Kupfermünze.** Mitte April 1846 ward endlich auch neue Kupfermünze zu 1 und zu 5 Para (bisher nur von ſehr ſtark legirtem Silber ausgeprägt, aber ſehr dünn und dabei ſehr ſelten) in Umlauf geſetzt; eine Scheidemünze, v. längſt ſehr lebhaft gefühltem Bedürfniß, ſowohl für den türkiſchen Kleinhandel als für den täglichen Verkehr. Das Gewicht derſelben iſt nicht angegeben.

Neuere türk. Wechſel- und Geldkurſe, ſ. **Konſtantinopel**. Seit Kurzem werden in S. die Wechſelkurſe ſowohl zahlbar in Beſchliks als in kaiſerl. königl. Thalern (Conv.-Speciesthalern) notirt, und ſo auch unterm 31. Juli 1850 wie folgt:

1) auf London (England)	zu 110 à 111½	in Beſchlik,	und zu 112½ à 113	in k. k. Thalern.
2) „ Frankreich . . .	„ 173 à 171	„ „	„ „ 176 à 177	„ „
3) „ Holland . . .	„ 372 à 373	„ „	„ „ 375 à 376	„ „
4) „ Wien } 5) „ Trieſt } . . .	„ 376 à 378	„ „	„ „ — —	„ „

Es ſtehen hiernach die Kurſe in Beſchlickzahlung durchſchnittlich um circa 1¹/₂ Proc. niedriger als im Kurſe in k. k. Thalern.

Spaniſche Thaler kurſirten an dieſem Tage zu 24¹/₂ Piaſter in Beſchlik. — Nach dem regelmäßigen Stande der Maria-Thereſia-Thaler oder k. k. Konv.-Thaler, welche in derſelben Zahlungsart immer um 1 Piaſter abſtehen, werden ſich letztere gleichzeitig auf den Kurs von 23¹/₂ Piaſter ſtellen. — Die Wechſel- und Geldkursnormen ſind in S. jetzt ganz dieſelben wie in Konſtantinopel. Die Wechſel-Courtage iſt gewöhnlich ¹/₄, auch ¹/₈ Proc., die Wechſel-Kommiſſion ¹/₂, auch 1 Proc. — **Maaße und Gewichte** ſtehen in engſter Verbindung mit den unter Konſtantinopel aufgeführten Größen der europäiſchen Türkei, obgleich mehre Abweichungen von dieſen Statt finden. **Längenmaaß.** Das Ellenmaaß iſt der Pik, welcher mit dem Pik von Konſtantinopel übereinſtimmt. **Getreidemaaß** ſollte eigentlich und geſetzlich ſeit dem 17. November 1841 das Kiló von Konſtantinopel ſeyn. Man wendet aber in Wirklichkeit fortwährend unverändert das alte Kiló von S. an (eben ſo wie man ſich in Salonik [ſ. d.] immer noch des alten dortigen Kiló bedient). Dieſes Kiló von S. iſt bedeutend größer als jenes erſtere, und man rechnet allgemein 1 Kiló von S. = 1¹/₂ Kiló von Konſtantinopel, wonach dieſes alte Kiló von S. = 52,899 Liter = 2666,7 pariſ. Kub.-Zoll. Es wird daſſelbe an Gewichtsinhalt bei Weizen zu 31 bis 32 Oke, bei Reis zu 10 Oke gerechnet. Flüſſigkeiten werden meiſt nach dem Gewicht verkauft. **Handelsgewicht.** Die Oka hat 4 Tſcheki zu 100 Derhem, Dramm oder Drachmen, alſo 400 Drachmen zu 64 Grän. Das Gewicht, urſprünglich dem von Konſtantinopel gleich und dieſem auch jetzt in der Praxis immer gleichgerechnet, iſt ein wenig ſchwerer als in Konſtantinopel. Die Oka von S. = 1284,96 Gramm = 26734,7 holl. As.

100 Oke von S. =
263,286 engliſche Pfund avdp.
128,497 franzöſiſche Kilogramm.
265,153 hamburger Pfund.
274,733 preußiſche Pfund.
229,341 wiener Pfund
256,991 deutſche Zollpfund.

Die im Kleinhandel gebräuchliche Oka iſt 1¹/₂ Drachmen ſchwerer, als die oben angeführte eigentliche Oka, enthält alſo 401¹/₂ der obigen Drachmen. Der Kantar, Cantaro, Kintal (Quintal) oder Centner hat 45 Oke (alſo 1 Oka mehr, als in Konſtantinopel), wird aber auch in 100 Rottel, Rotoli oder Lodra eingetheilt. Der Rottel begreift demnach 180 Drachmen und iſt mithin = 578,230 Gramm = 12030,1 holl. As. Der Kantar = 57,823 Kilogramm. Der Batman (beſonders für perſiſche Seide gebräuchlich) begreift 6 Oke, ſo daß der Kantar 7¹/₂ Batmans hat. Die ſchweren Güter werden auf der Schnellwage nach dem Kantar und Rottel gewogen, welcher Letztere ſonſt eigentlich ein bloßes Rechnungsgewicht iſt. Koſtbare Waaren werden immer auf der Wagſchale gewogen. Der Kan-

tar der weiteren Umgebungen begreift gewöhnlich, wie in Konſtantinopel, nur 44 Oke. Das Tſcheki, rigentlich die Benennung für $^{1}/_{4}$ Oka odrr 100 Drachmen (vgl. Konſtantinopel), brdeutet bei einigen Waaren andere Gewichtsmengen, und zwar bei Kameelhaar 2 Oke oder 800 Drachmen, bei Opium 250 Drachmen. Das Metikal odrr Medikal für koſtbare Waaren, namentlich aber Roſenöl, bedeutet $1^{1}/_{2}$ Drachmen. Das Teffeh Seide von Bruſſa bedeutet 610 Drachmen. In Bruſſa ſelbſt wird dagrgen die Seide nach brr Oka verkauft. Gold- und Silbergewicht iſt die Oka mit ihren obigen Unterabtheilungen. — Handelsanſtalten. Die aſiat. Aſſekuranz-Kompagnie für Seeverſicherung.

Die Stadt iſt nebſt ihrem Grbiet Eigenthum der Sultanin Walide; ein Kadi herrſcht an ihrer Statt u. im Namen des Sultans, u. ein Muſſelim erhebt die Einkünfte. Peſt, Erdbeben u. Feurrsbrünſte ſind nichts Ungewöhnliches. S. iſt eine von den Städten, welche auf die Ehre Anſpruch machrn, dir Vaterſtadt Homers zu ſeyn. An den Ufern des Melos zeigte man den Ort, wo ihn ſrine Mutter geboren, u. an deſſen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Höhle ſeine Geſänge grdichtet. Unter den Saulen ſeines Denkmals verſammelten ſich die Bürgrr, und die Münzen der Stadt trugen ſein Bildniß. Eine kleine Stunde von hier, bei drm Dianenbade (mehre Quellen, die vereinigt einen See bilden), hat man Ueberreſte des alten Dianentempels zu finden geglaubt.

Geſchichtliches. S., die berühmte und einſt blühende Stadt Kleinaſiens, ward in ſehr früher Zeit von einer äoliſchen Kolonie aus Kyme unter Anführung drs Theſeus an der Küſte Lydiens und an dem kleinen Fluſſe Meles, am innerſten Theil des ſpäter nach ihr benannten Meerbuſens grgründet und nach der Gattin des Theſeus benannt. Die gewöhnliche Sage nennt eine Amazone gleichen Namens als Gründerin von S., und nach Strabo ſoll es eine Pflanzſtadt der Epheſier geweſen ſeyn, die nur von den Aeoliern vertrieben worden wären, ſpäter aber mit Hülfr der Kolophonier die Stadt wieder erobrrt hätten. S. gehörte, ſo weit unſere geſchichtlichen Nachrichten darüber gehen, zum äoliſchrn Bunde und kam nur durch Verrath im J. 688 v. Chr. in den Beſitz der Jonier. Bald hierauf eroberte und zerſtörte ſie der lydiſche König Sadyattes, und ſie blieb nun über 400 Jahre lang verwüſtet liegen, bis nach Alexanders Tod Antigonus 20 Stadien ſüdweſtlich von der alten Stadt an der ſudlichen Küſte drs Meerbuſens ein neues S. (S. nova), gründete, welches von Lyſimachus vergrößert und verſchönrrt, nun eine der prächtigſten Städte des Alterthums und die ſchönſtr Kleinaſirns wurde. Mit rinem trefflichen und verſchloſſenen Hafen verſehen, war S. noch unter der römiſchen Herrſchaft eine der reichſten und blühendſten Handelsſtädte Aſiens und der Sitz eines Conventus Juridicus, zu welchrm der größte Theil Aeoliens, die Macedones Hyrcani und Magneſia am Sipylus gehörten. Nachdem ſie ſchon bei der Belagerung und Eroberung durch Doladella ſehr gelitten hatte, wurde die Stadt in den J. 178—180 durch Erdbeben noch härter mitgenommen, aber durch Marc. Aurelius wieder hergeſtellt. S. rühmte ſich, und zwar nicht mit Unrecht, die Vaterſtadt des Homer zu ſeyn, und hatte ihm zu Ehren ein herrliches Grbäude (Homereion) errichtet, in welchem ſeine Bildſäule aufgeſtellt war. Außerdem ſchmückte die Stadt ein Tempel der Cybrle, prächtige Hallen u. ſ. w.; da ſie aber keine Kloaken hatte, ſo war ſie ſehr ſchmutzig. War auch der alte Glanz durch mehrr Erdbeben geſchwunden, ſo war S. doch noch immer ein anſehnlicher Handelsplatz u. blirb als ſolcher bis in das 11. Jahrhundert in drn Händen der byzantin. Kaiſer. Im J. 1083 eroberte ſie der Seeräuber Tzachas. Die Griechen erhielten ſie zwar wieder, aber ſie wurde ihnen von Neuem durch die Türken abgenommen. Darauf beſetzten ſie die Rhodiſer und gründeten das jetzt noch am Eingang des Hafens drſtehende und die Rückſeite beherrſchrnde Kaſtell, bis Tamerlan ſie 1402 eroberte. Unter Sultan Mohammed I. kam ſie für immer unter die Herrſchaft der Türken. Im Jahre 1830 beſrtzten ſie die Aegyptier, die unter den fanatiſchen, die Chriſten ſehr haſſenden Bewohnern ſtrenge Zucht hielten, die Stadt aber 1840 den Türken wieder einräumen mußten. Im Jahre 1841 wurden durch eine Feuersbrunſt 5000 Häuſer zerſtört; 1845 brach eine eben ſo große Feuersbrunſt aus. Im letztgenannten Jahre firlen hier mehre Unordnungen gegen die Chriſten, wie ſchon früher gegen die Juden, vor. Erdbeben im Sommer 1851. — Den Namen S. führt auch eine Landzunge, die von der Stadtgegend aus ins Meer ſich rrſtreckt, mit den Vorgebirgen Kara, Banco und Koraki (Kurki).

Smyrnaer, gelber (Pomol.), Klaſſe 2, Ordn. 2, Rang 1, nach Fintelmann, vortreffliche Traubenſorte. Die Traube iſt 6 Zoll lang und 4 Zoll breit, ſehr locker; die Beeren ſind $^{3}/_{4}$ Zoll und $^{5}/_{8}$ Zoll breit, etwas zugeſpitzt, hellgelb und braun punktirt; das Fleiſch iſt weich, ſaftig und von ſüßem Geſchmacke. Die Frucht reift Anfang Oktober. Der Stock iſt von mittlerer Größe, das Holz etwas ſchwach, braun und engknotig. Er trägt reichlich und verdient deshalb an Spalieren als Tafeltraube Anpflanzung.

Smyrnaeus Sinus (a. Geogr.), Meerbuſen an der Küſte Lydiens, 350 Stadien tief, in ein größeres und klrineres Baſſin zerfallend, im Weſten von dem Vorgeb. Meläna und im Oſten von der Landſpitze bei Phocäa begrenzt. An ihm lag die Stadt Smyrna; jetzt heißt er Golf von Ismir oder ſmyrnaiſcher Meerbuſen (ſ. d.).

Smyrna-Galläpfel, ſ. Galläpfel.

Smyrnaiſcher Meerbuſen, Buſen des ägäiſchen Meeres, erſtreckt ſich auf 10 Meilen weit und iſt zum Theil mit Sandbänken beſetzt und daher großen Schiffen ſchwer zugänglich, hat jrdoch eine gute Rhede. An ihm Stadt, Bucht und Hafen Bourla, das Dorf Kalisman (einſt Klazomenai), in ihm die engl. Inſel. Unter drm ſmyrnaiſchrn Meerbuſen verſtanden die alten Griechen den öſtlichen Theil des hermeiſchen Meerbuſens, welcher von der Südküſte her durch die Landſpitze geſchloſſen

Digitized by Google

wurde, wo der Tempel des Apollon (das Hafenſchloß von Smyrna) ſtand. Von der Nordſeite her beſchloſſen den Eingang die Sandbänke, welche ſich der Mündung des Hermusfluſſes gerade gegenüber gebildet haben. Dieſer innere Buſen theilte ſich in 2 Theile, den ſüdweſtlichen und nordweſtlichen; an dem letztern war Smyrna urſprünglich angelegt, an dem erſtern legte man Neu-Smyrna (das heutige Smyrna) an.

Smyrna-Korinthen, ſ. Korinthen.

Smyrna-Skammonium (pharm. Bot.), ſ. v. a. Scammonium smyrnaeum (ſ. d.).

Smyrna Trachea (a. Geogr.), ſ. Epheſus.

Smyrna-Traganth (pharm. Bot.), ſ. Gummi Tragacanthae.

Smyrnengummi (pharm. Bot.), ſ. v. a. Myrrha.

Smyrnieä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Umbelliferae Solenospermae.

Smyrniſche Baumwolle, ſ. Baumwolle.

Smyrniſche Schafwolle, ſ. Wolle.

Smyrnium (Bot.), nach Linné, Myrrhenkraut, Myrrhenmerk nach Oken, Gattung der Umbelliferae Smyrneae *Koch*, Pentandria Digynia *L.* Charakter: Kelchſaum verwiſcht; Blumenblätter elliptiſch oder lanzettlich, zugeſpitzt, mit eingeſchlagenem Vorſpitzchen. Frucht an den Seiten eingezogen, 2knotig; Theilfrüchtchen mit 5 Riefen, von denen die 3 auf dem Rücken befindlichen geſchärft, die ſeitlichen undeutlich und randend ſind; Thälchen vielſtriemig. Von 7 Arten, meiſtens 2jährigen, kahlen Kräutern mit fleiſchigen Wurzeln, in Südeuropa, ſind als Arzneipflanzen merkwürdig: 1) S. Olusatrum *L.*, gemeines Myrrhenkraut. An ſchattigen feuchten Stellen in Südeuropa und England. Stengelblätter 3zählig-geſchnitten; Abſchnitte eirund, geſägt. Hüllchen ſehr kurz; Blüthen gelbgrün. Dieſe Pflanze iſt das Ἱπποσέλινον des Hippokrates und Dioſkorides. Ihre ſämmtlichen Theile riechen angenehm-gewürzhaft und die Blätter wurden von den alten Römern als Gemüſe benutzt. Ehedem waren die Wurzel und Früchte, Radix et Semen Smyrnii, officinell. Die Wurzel, welche eröffnend und harntreibend wirkt, galt für ein Blutreinigungsmittel; die gewürzhaften Früchte waren wie der Kümmel in Anwendung. Lam., Ill., T. 204. — 2) S. perfoliatum *Mill.*, durchwachſenes M. Stengel oben eckig und geflügelt. Wurzelblätter 3theilig, gelblichgrün; Stengelblätter umfaſſend, oval-herzförmig, gekerbt. Iſt das Σμύρνιον des Dioscorides und die Blätter, Wurzel und Früchte, welche ſämmtlich ſehr gewürzhaft ſind, wurden früher oft als Heilmittel angewendet. Waldſt. und Kit., 1, 8, 23. — Die Gattung iſt der Typus der Smyrnieae *Rchb.*

Smyters, Anna, Malerin von Gent, malte außerordentlich kleine Figuren in Miniatur. Nach dem Berichte K. von Manders konnte man eines ihrer Bilder mit einem Waizenkorn bedecken, und doch zeigte es eine Windmühle mit ausgeſpannten Flügeln, den Müller mit dem Sacke, ein Pferd und einen Karren u. Leute, die vorüber gehen. Dieſe berühmte Miniaturmalerin war die Mutter des Lukas de Heere und blühte um 1560.

Smyth, brit.-nordam. Vorgebirg, Ober-Kanada, an der Oſtſeite der Inſel Groß-Manitulin im Huron-See.

Sn., chemiſches Zeichen für Stannum, Zinn.

Snaaſen, norweg. Ort, Nordre-Throndhjem, am nordöſtl. Ende des Binnenſees Snaaſenvand.

Snabedsk, Eiſenhütte, ſ. v. a. Snawedowsk.

Snabille, Maria Geertruida, Gattin des Malers Pieter Barbiers, zeichnete Blumen und Früchte.

Snack, das Horn der tatariſchen Steppenziege, von den Tataren Saiga oder Saigak, von den Polen Suhak genannt, dient zu Meſſerheften, Säbelgriffen ꝛc.

Snäfial-Jökull, Berg, ſ. v. a. Sneefials-Jökull.

Snäland (Schneeland), alter Name von Island (ſ. d.).

Snaflunda, ſchwed. Kirchort, Oerebro-Län, am Svart-Elf; Schneidemühlen, Eiſenhammerwerke und Schleifmühlen.

Snail (engl., Mollusk.), Schneckengatt., ſ. v. a. Gartenſchnecke, Helix *L.*

Snaith, brit. Flecken, England, Weſt-Riding der Grafſch. York, ſüdöſtl. von York; alte Kirche; 6150 Einw.

Snake-Baptists, ſ. Baptiſten.

Snakeindianer, Volk, ſ. v. a. Schlangenindianer.

Snakeisland, Inſel, ſ. v. a. Schlangeninſel.

Snamenskoe (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Kaluga, weſtl. von Kaluga; — 2) Ort daſ., Gouv. Nowgorod, ſüdl. von Uſtjuſhna.

Snaphaan, A. de, Maler in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, gehörte zur holländiſchen Schule. In der k. Gallerie zu Berlin iſt das Bild einer Dame, welche ſich am Putztiſche von ihrer Zofe friſiren läßt, während ihr ein Mann ein Billet überreicht.

Snapper, auſtral. Inſel, Neu-Holland, an der Nordoſtküſte; 16° 17′ 35″ ſüdl. Br. und 163° 7′ 25″ öſtl. L.

Snares, auſtral. Gruppe von 7 Inſeln, ſüdl. von Neu-Seeland, im großen Süd-Ocean, die nordöſtl. Inſel 48° 3′ 48″ ſüdl. Br., und 183° 59′ 51″ öſtl. L.

Snayers, Pieter, Maler, geb. zu Antwerpen 1593, Schüler von H. van Balen, malte Porträte, Hiſtorien, Genrebilder, beſondern Ruhm aber erwarben ihm die Landſchaften und Schlachtgemälde, welche mit Fleiß ausgeführt und von großer Klarheit ſind. Der Erzherzog Albert berief ihn als Hofmaler nach Brüſſel, auch der Kardinal-Infant von Spanien ernannte ihn zum Hofmaler. Von den Bildern aus der Sammlung des Erzherzogs ſind einige in der k. k. Gallerie zu Wien, z. B. eine Gebirgslandſchaft mit einem alten Gebäude und mit Reiſenden unter Bäumen, ferner das Bild einer großen Feldſchlacht zwiſchen Reiterei und

Fußvolk auf einer weiten Ebene, in kleinen Figuren. Ein anderes Gemälde zeigt eine Schlacht von Reitern, ſo wie Gefangene und Leichen, welche geplündert werden. Im unteren Belvedere ſind von S. groſe Schlachtſtücke, welche die Kriegsthaten des Erzherzogs Leopold Wilhelm und des Feldmarſchalls O. Piccolomini vorſtellen, ſo die Schlacht von Graneourt bei Thionville 1639, die Belagerung von Einbeck 1644, die Einnahme von Neuburg am Wald 1646, der Sekurs von St. Omer 1638, das Poſto zu Bresnitz 1641, der Entſatz von Freiburg 1643, die Affaire bei München 1648, die Paſſage von La Somme 1650. In der Gallerie zu Schleißheim iſt von ihm ein groſes Bild, welches die Schlacht am weißen Berge 1620 vorſtellt. Ein zweites Bild dieſer Sammlung ſchildert eine Schlacht zwiſchen den Spaniern u. Holländern, ebenfalls in groſem Formate. In der Pinakothek zu München iſt der Sieg Heinrichs IV. über den Herzog von Mayence bei St. Martin d'Egliſe, der König zu Pferd mit Sully, in halber Lebensgröße. In der Gallerie zu Dresden ſind zwei kleine, ächte landſchaftliche Gemälde von S., eine Waldgegend mit Hohlweg, wo Reiſende von Räubern geplündert werden, im Angeſichte von Galgen und Rad auf dem Hügel; Reiſende in einer Landſchaft von Reitern angefallen und geplündert. Ein drittes Bild dieſer Sammlung iſt zweifelhaft. Es iſt eine Waldgegend, wo ein Wagen mit Reiſenden durchs Waſſer fährt. In der Gallerie des k. Muſeums zu Berlin iſt ein kleines landſchaftliches Gemälde von S., mit Reiſenden an dem zwiſchen bewachſenen Erdhügeln ſich ausbreitenden Waſſer. In der Gallerie zu Pommersfelden ſieht man eine Landſchaft mit Soldaten auf dem Vorpoſten. Todesjahr nach 1662. Th. von Keſſels hat ſechs ſchöne Bilder nach ihm radirt: Kampfe zwiſchen Reiterei und Fußvolk in lebendigen Kompoſitionen. Auch Prenner hat vier Blätter nach ihm geſtochen, wahrſcheinlich nach Gemälden der Gallerie in Wien. Dann gibt es auch ein radirtes Blatt, welches einige dem S., andere dem D. Ryckaert und dem J. Steen beilegen: die Büſte eines Bauern mit Hut, im Profil nach rechts, wie er den Mund zum Schreien öffnet.

S'ne (hebr., Bot.), ſ. v. a. Rubus sanctus *Schreb.*

Snebierg (Sneibierg), dän. Kirchſpiel, Jütland, Ringkiöbing, ſüdöſtl. v. Holſtebroe.

Sneebraen, norweg. Gletſcher, Nordre-Bergenhuus, im Langfjelde.

Sneefials-Jökull, dän. Berg, Island, auf der Weſtküſte, im Weſtland, auf der Halbinſel Sneefieldneß; (mit 3600 Einw.), 64° 47′ 40″ nördl. Br. u. 26° 4′ 30″ weſtl. L., 4572 F. hoch. An demſelben iſt eine Höhle (Sanghöhle), die jeden Ton, der in ihr laut wird, ungewöhnlich lange nachhallen läßt.

Sneehättan (Snähättan), norweg. Berg, ſüdweſtl. von Throndhjem, in der Kette Doorefield, 1183 T. hoch; wurde lange als der höchſte Berg im Doſrines-Gebirge betrachtet; aber der Nor-Ungerne, auf der Straße von Bergen nach Stockholm iſt um 75 Toiſen höher.

Sneek, niederl. Stadt, Prov. Friesland, Hauptort des gleichnam. Bezirks (50,000 Einw.), nordweſtl. von Heerenveen, an der Zwette, weſtl. am gleichnam. See, in niedriger und ſumpfiger Gegend; Leinwand- und Töpferwaarenfabr., Säge- und Oelmühlen, Holzuhrmacherei, Handel mit Butter, Käſe, Getreide, Flachs; 5800 Einw. Der gleichnam. Kanal führt nach Leeuwarden.

Sneeuwberg (d. i. Schneeberg), afrik. Bergkette, Kapland, an der Grenze des Hottentotten-Landes; von Nordoſten gegen Südweſten gerichtet. Darin ſteht die Kuppe Compas, 1000 Toiſen über die Meeresfläche.

Snell (Biogr.), 1) Chriſtian Wilhelm, philoſophiſcher Schriftſteller, geb. 1755 zu Dachſenhauſen in Heſſen-Darmſtadt, war zuerſt Lehrer am Pädagogium zu Gießen, 1784 Prorektor des Gymnaſiums zu Idſtein, 1797 Direktor deſſelben mit dem Titel als Profeſſor, 1816 Direktor des Gymnaſiums zu Wielberg. Seit 1828 penſionirt, † er 1829. Er gehörte als Philoſoph der kantiſchen Schule an. Schrieb Sophron und Neophilus, ein philoſophiſches Geſpräch ꝛc., Gießen 1785; — Ueber Determinismus und moraliſche Freiheit, Offenbach 1789; — Die Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückſeligkeit (eine gekrönte Preisſchrift), Frankfurt a. M. 1790; — Philoſophiſches Leſebuch aus Cicero's Schriften, mit erklärenden Anmerkungen u. ſeiner Geſchichte der röm. u. griech. Philoſophen, daſ. 1792; — Kritik des Geſchmacks ꝛc., Leipzig 1795; — 3 Abhandlungen philoſophiſchen Inhalts, daſ. 1796; — Ueber einige Hauptpunkte der moraliſchen Religionslehre, daſ. 1798; — Verſuch über den Ehrtrieb, Frankfurt a. M. 1800 und 1808 unter dem Titel: Philotimus. — 2) Friedrich Wilhelm Daniel, ebenfalls philoſophiſcher Schriftſteller, des Vorigen Bruder, geb. 1761 zu Dachſenhauſen; ſtudirte in Gießen, ward 1784 Lehrer am Gymnaſium, 1790 außerordentlicher, 1800 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, 1805 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte, ſpäter zweiter Pädagogiarch daſelbſt, 1821 ward er Ephor über die Stigendianer. Er † 1827. Schrieb: Beſte Methode, die Mathematik zu lehren, Gießen 1788; — Vermiſchte Aufſätze über den mathematiſchen Elementarunterricht, die kantiſchen Principien über die moraliſche Freiheit und Ulrichs Eleutheriologie, daſ. 1788; — Menonod. Geſpräch über Kants Kritik der praktiſchen Vernunft, Mannheim 1789, n. Aufl. 1796; — Darſtellung der kantiſchen Kritik der Urtheilskraft, daſ. 1791—92, 2 Thle.; — Lehrbuch für den erſten Unterricht in der Philoſophie, daſ. 1794, 2 Thle., 8. Aufl. 1821; — Ueber philoſophiſchen Kriticismus ꝛc., daſ. 1802; — Erſte Grundlinien der Logik, daſ. 1804, neueſte Aufl. 1818; — Philoſophiſches Journal für Moralität ꝛc. (mit K. G. E. Schmid), daſ. 1793; — Erläuterungen der Transcentalphiloſophie (mit J. E. Schmid), daſ. 1800, St. 1; — Journal für Aufklarung über Menſchen- und Bürgerpflichten (mit d. Vorigen und Gerlmann), Harburg und Hadamar 1799; — Handbuch der Philoſophie für Liebhaber (an ſeinen ältern Bruder), daſ. 1802, n. Aufl. 1819, 8 Bde.;

Encyklopädie der Schulwiſſenſchaften, u. A. — 3) S. Snellius.

Snellaert (Biogr.), 1) **William**, Maler, erſter Meiſter des Pieter Blerick, blühte um 1550. — 2) **Klaas**, Maler von Tournay, Sohn des Vorigen, Schüler von Karl von Ypern, dem er anfangs als Gehülfe zur Seite ſtand, malte Hiſtorien, architektoniſche Darſtellungen, Ornamente und A. Er † 1602 im 60. Jahre.

Snellegem, belg. Dorf, Prov. Weſt-Flandern, Bez. **Brügge**, 630 Einw.

Snellinck (**Snellinks** und **Snellinx**), **Hans**, Maler, 1544 zu Mecheln geboren, lebte in Antwerpen und hatte da den Ruf eines ausgezeichneten Hiſtorien- und Schlachtenmalers, deſſen Werke von den Fürſten und Großen des Reiches gekauft wurden. Mehre ſchilderten berühmte Waffenthaten der vaterländiſchen Armeen, wobei der Pulverrauch eine große Rolle ſpielte. Viele ſeiner Werke kamen in den Beſitz des Erzherzogs Albert und der Infantin Iſabella, ſo wie in jenen des Grafen Mannsfeld, welche alle den Künſtler ſehr begünſtigten. Erſterer zog ihn an ſeinen Hof in Brüſſel. Er † 1638 oder 1636.

Snellincks, J., Maler von Rotterdam, † vor 1691. Es finden ſich von ihm geſchmackvoll behandelte Landſchaften mit Bäumen und Bergen und mit gut gezeichneten Figuren. Das Licht ſpiegelt ſich oft im Waſſer, oder in Bäumen und Geſträuchen.

Snelling, nordam. Fort, V. St., Gebiet der **Sioux** (Jova), an der Mündung des St. Peters in Miſſiſippi.

Snellius, **Willebrord**, berühmter Mathematiker, 1591 zu Leyden geboren, ſtudirte zuerſt die Rechte, ging aber bald zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften über und machte darin ſo große Fortſchritte, daß er ſchon 1608 den Verluſt von des Appollonius Werk: „De sectione determinata“ durch eine Schrift unter dem Titel: „Apollonius Batavus“ zu erſetzen verſuchen konnte. Im J. 1610 übernahm er, die 3 erſten Bücher des Almageſt von Ptolomäus zu erklären. Darauf reiſte er nach Deutſchland und ſammelte daſelbſt Lehren von Keppler u. Tycho de Brahe, mit denen er fortdauernd in Korreſpondenz verblieb. Nach ſeiner Rückkehr nach Leyden folgte er ſeinem Vater als Profeſſor der Mathematik, † aber ſchon am 31. Okt. 1626. S. entwickelte zuerſt das konſtante Verhältniß zwiſchen dem Sinus des Einfallswinkels und dem des gebrochenen Winkels in der Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen, wodurch er eigentlich erſt den Grund zur wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Optik legte, und beſtimmte zuerſt die Größe der Erde durch Meridiangradmeſſung; ſ. **Gradmeſſung**. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften ſind zu rechnen: De re numaria lib. singularis, 1613; — Eratosthenes Batavus de terrae ambitus vera quantitate, Leyden 1617, 4.; — Cyclometricus sive de circuli dimensione, daſ. 1621, 4.; — Typhis Batavus seu de cursu navium et re navali, daſ. 1624, 4.; — Doctrinae triangulorum canonicae libri IV., daſ. 1627 u. A. — Er ſammelte die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm IV. von Heſſen-Kaſſel, welche er mit jenen des Walter und Regiomontanus herausgab, Leyden 1618. Außerdem überſetzte er des Ludolph von Ceulen Werk „Ueber die Berechnung des Kreisumfangs“ aus dem Holländiſchen ins Lateiniſche, daſ. 1609.

Snenton, brit. Kirchdorf, England, Grafſchaft **Nottingham**; 1250 Einw.

Sneppenbaum, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. **Kleve**; kath. Kirche **Bedburg**; 570 Einw.

Snertingdal, norweg. Kirchſpiel, **Chriſtians-Amt**, ſüdweſtl. von Lillehammer, weſtl. vom Mjöſen-See.

Snettishum, ruſſ.-nordam. Hafen, der **Admiralitäts-Inſel** gegenüber.

Sneum, dän. Kirchſp., **Ripen**, der Inſel Fran-Oee gegenüber, nahe an der Küſte.

Sniadecki (Biogr.), 1) **Jan**, polniſcher Aſtronom und Philoſoph, 1756 auf dem väterlichen Gute unweit Znin in der ehemaligen Wojewodſchaft Gneſen geboren, ſtudirte zu Krakau und bereiſte 1778 Deutſchland, Holland und Frankreich. In Paris bot ihm auf d'Alemberts Empfehlung der ſpaniſche Miniſter Aranda eine Stelle an der neuerrichteten Sternwarte zu Madrid an. S. folgte jedoch 1781 dem Rufe nach Krakau als Profeſſor der höhern Mathematik und Aſtronomie. Im J. 1787 bereiſte er England. Nur ſeinen Anſtrengungen war es zu verdanken, daß die Univerſität während der poln. Revolution beſtehen blieb, doch mußte er 1795 nach Galizien flüchten. Nachdem er wieder zwei Jahre Deutſchland, Frankreich u. Italien bereiſt hatte, wurde er 1806 Obſervator an der Univerſität Wilna und zugleich Rektor. Seine Beobachtungen von 1807—1824 finden ſich in den Denkſchriften der petersburger Akademie und in den berliner aſtromiſchen Jahrbüchern, wie ſeine früheren in den wiener Ephemeriden. Kaiſer Alexander ernannte ihn zum Staatsrath und die petersburger Akademie wählte ihn zu ihren Korreſpondenten. Seit 1825 lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit u. † 1830. S. hat große Verdienſte durch Anregung der mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien in Polen. Als Philoſoph war er ein heftiger Gegner Kants und verhinderte durch ſein Anſehen, daß deſſen Philoſophie Eingang in Polen fand. In ſeinen Schriften vereinigt ſich gründliche Gelehrſamkeit mit Reinheit und Wohllaut der Sprache; die vorzüglichſten ſind: Rachunku algebraicznego teorja (Theorie der Algebra), Kraukau 1783, 2 Bde.; — Trygonometrja Kulista (Sphäriſche Trigonometrie), 2. Aufl., Wilna 1820, deutſch von Feld, Leipz. 1828; — Die ausgezeichnete Lebensbeſchreibung des Kopernikus. — Seine akademiſchen und philoſophiſchen Schriften wurden geſammelt unter dem Titel: „Pisma rozmaite“ (vermiſchte Schriften), 2. Aufl. 1822—1824, 4 Bde. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien zu Warſchau 1838—1839, 8 Bde. — 2) **Andrzei**, ausgezeichneter Phyſiolog, Bruder des Vorigen, den 30. Nov. 1768 geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Krakau, ſtudirte auf der dortigen Univerſität, ſeit 1791 in Pavia unter Galvani und Volta und ſeit 1795 in Edinburgh, wo er ſich

Digitized by Google

mit dem brownſchen Syſtem bekannt machte, u. wurde 1797 Profeſſor der Chemie u. Pharmacie an der Akademie zu Wilna. Durch ſeine geiſtvolle und beredte Weiſe gewann er dieſer bisher in Polen ſehr vernachläſſigten Wiſſenſchaft große Theilnahme nicht nur unter den Studirenden, ſondern auch unter den gebildeten Ständen. Seine „Chemia“, Wilna 1800, 2 Bde., 3. Aufl. 1816—1817, war das erſte Werk in polniſcher Sprache über dieſen Gegenſtand. Ihr folgte die „Theorya jestestw organicznych“ (Theorie der organiſchen Weſen), Warſchau 1804—11; 2 Bde., 2. Aufl. 1834, deutſch von Neubig, Nürnberg 1821, die große Anerkennung, ſelbſt in Deutſchland fand. Die Kriegsunruhen von 1812—1813 unterbrachen ſeine Thätigkeit als Lehrer u. rieſen ihn in die Lazarethe. Nach dem Frieden wurde er jedoch wieder zu ſeiner gewohnten Thätigkeit zurück geführt, bis ihn der Zuſtand ſeiner Geſundheit nöthigte, ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſte zu nehmen. Nach zwei Jahren wurde er von Neuem auf den Lehrſtuhl der Klinik zu Wilna berufen, welches Amt er auch behielt, als nach der polniſchen Revolution dieſe Univerſität aufgehoben und in eine medicíniſche Akademie verwandelt wurde. Er † daſelbſt am 11. Mai 1838.

Sniadowo, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Auguſtowo, ſüdweſtl. von Lomza; 860 Einw.

Sniadyn, europ.-ruſſ. kleine Stadt, Gouv. Minsk, am Pripez.

Sniáland (Geogr.), alter Name für Island.

Sniaty, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Koſten; 180 Einw.

Sniatyn (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Poltawa, Kr. Lubny, rechts an der Sula; — 2) öſterreich.-galiz. Stadt, Kr. Kolomea, links am Pruth; Schloß, einige Kirchen, Gerbereien, Handel; 7200 Einw.

Snieciska, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schroda; kath. Pfarrei; 240 E.

Sniehotitz (Snehotiee), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Gut Ottaſlawitz; 190 E.

Sniet (Snet), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Martinitz; 560 Einw.

Sninzki, Berg in den Karpathen (ſ. d.).

Snior, 1) (Snär, Schner, nord. Myth.), einer der fornjotniſchen Naturgötter, Sohn des Froſte (Kälte, Froſt), Enkel des Karn (Luft) u. Urenkel des Aelteſten der Götter, Fornjoter. — 2) S., ein Hirt, vom ſchwed. König Athiß zum König über Dänemark geſetzt, ward in ſeinem Palaſte zu Wiburg von Läuſen gefreſſen. — 3) S., Einwalds Sohn, der 65. König, ließ wegen Hungersnoth alle zum Waffentragen unfähigen Männer und Weiber tödten, bis auf den Rath eines Weibes von Schonen, Magge, jeder 9. Mann auswanderte, welches die nachmaligen Longobarden geweſen ſeyn ſollen.

Snipe common (engl., Ornith.), 1) ſ. v. a. große Sumpfſchnepfe, Scolopax major *L.*; — 2) ſ. v. a. Heerſchnepfe, Scolopax Gallinago *L.*

Snisort (Geogr.), ſ. v. a. Snizort.

Snitger, ſ. Hamburg.

Snitje (Schiffb.), ſ. v. a. Schnicke.

Snitkov, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Podolien, K. Mohilew.

Snits, Stadt, ſ. v. a. Sneek.

Snitterly, Dorf, ſ. Norfolk.

Snizort, brit. Kirchſpiel, Schottland, Grafſchaft Inverneß, auf der Inſel Skye, an der gleichn. Bai, mit einem Hafen; 2800 Einw.

Snoddiſtel (Bot.), ſ. v. a. gemeine Eberwurz, Carlina vulgaris *L.*

Snöhattan, Berg, ſ. v. a. Sneehättan.

Snoek (holl., Ichthyol.), ſ. v. a. Meerhecht, Centropomus undecimalis.

Snoep-Druiven (holl., Bot.), ſ. v. a. breite Klimme, Cissus glauca *L.*

Snoe-Uggla (ſchwed., Ornith.), ſ. v. a. Schneekauz, Noctua nyctea *Savign.*

Snoghöi (Snoghoy), Ort, ſ. Veile.

Snopken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 130 Einw.

Snorri Sturluſon, der geiſtreichſte Mann der nordiſchen Vorzeit, wurde 1178 auf ſeines Vaters Hofe Hvamm geboren, von dem dieſer Hvamm-Sturla hieß. Schon in ſeinem 11. Jahre kam er nach Oddi in das Haus Jon's, des gelehrteſten Mannes ſeiner Zeit u. eines Enkels des berühmten Sämund, der ihn erzog und in der Wiſſenſchaft und Kunſt ſeines Landes und ſeiner Zeit unterichtete. Bald zeichnete ſich S. als Philoſoph, Mathematiker, Rechtskundiger, Bau- und Werkmeiſter, Geſchichtſchreiber, Sprach- und Alterthumsforſcher aus, ward als Skalde berühmt und ſtand nicht nur wegen ſeiner großen Geiſtesfähigkeiten, ſondern auch ſeines, durch Heirath erworbenen, bedeutenden Reichthums wegen, den er noch durch kluge Wirthſchaftlichkeit zu vermehren wußte und zum Theil auf prächtige Bauwerke in Reykiaholt verwendete, in dem größten Anſehen. Von 1213 an bekleidete er mehrmals das Amt eines Logſogumadr, d. h. eines Geſetzauslegers, welches damals die höchſte Würde auf Island war, und der König, ſowie der Jarl in Norwegen ſchätzten ihn ſo ſehr, daß er 1218 anfangs zum Landurmadur, d. h Lehnbaren, und darauf zum Jarl, der erſten Würde nach dem Herzog, ernannt wurde. Weniger tapfer, als liſtig und verſchlagen, ſtreitſüchtig, wankelmüthig und habgierig, mußte er 1230 vor ſeinem Bruder Sighvat und deſſen Sohn von Reykiaholt fliehen und dieſe ſeine ſchönſte Beſitzung ſeinen Gegnern überlaſſen, worauf er, gänzlich beſiegt und von den Siegern aus Island verbannt, ſich im J. 1234 nach Norwegen wandte. Nach dem Falle ſeiner Gegner kehrte er 1238 nach Island zurück, ward aber von ſeinen eigenen Schwiegerſöhnen, Kolbein und Ghiſſur, als Geächteter am 22. Sept. 1241 zu Reykiaholt ermordet. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die „Heimekringla“, d. i. Weltkreis, worin er die Geſchichte von Männern und Geſchlechtern, die in Liedern und Stimmtafeln, mündlichen und ſchriftlichen Erzählungen vorlagen, zur nord. Geſchichte umſchuf (bis 1177), zuerſt von Peringſkiold mit ſchwediſcher und däniſcher Ueberſetzung (Stockholm 1697), dann mit lateiniſcher und däniſcher Ueberſetzung von Schöning (Kopenhagen 1777—78, 1. u. 2. Bd., 3. Bd. von Sc. Th. Thorlacius, 1783, 4.—6. Bd. unter dem Titel:

„Noregs Konnnga Sögor“, von Birg Thorlaclus und E. Cdr. Werlauf, 1818 u. 1826) herausgegeben. Beſonders der erſte Theil derſelben, nämlich die „Saga Hakmar Hakmarsona“ iſt höchſt wahrſcheinlich von S. ſelbſt verfaßt. Von den damit verbundenen Fortſetzungen iſt die vorzüglichſte die Geſchichte des Königs Sverrer, geſchrieben durch S.s Landsmann und Zeitgenoſſen, Karl, Abt zu Thingeyri. In das Däniſche überſetzten die „Heimskringla“ Peder Clausſon, (1559), herausgegeben von Olaf Worm (Kopenh. 1633) und Grundtvig (daſ. 1818—1822, 3 Bde). Die beiden deutſchen Ueberſetzungen von Wachter (Leipzig 1835, 2 Bde.) und Mohnike (1. Bd., Stralſ. 1835) ſind unvollendet. Faſt unbezweifelt ſtammt auch der erſte Theil der „Snorro-Edda“, „Gylfa-Ginning“, von S. ſelbſt her (ſ. Edda), ſo wie dies auch mit Recht von dem Theile der „Skalda“; welcher Kanningar und Skalds-kaparmal genannt wird, und dem „Háttalykill“, d. h. Schlüſſel der Weiſen, nebſt mehren Lobgedichten auf den Herzog Skule und König Hakon behauptet werden kann, welche Raſk mit einem Theile der Skalda unter dem Titel: „Snorra-Edda asamt skáldu“ (Stockh. 1818) herausgab. Außerdem hat man von ihm „Drapur“, d. h. Lobgedichte auf den Jarl Hakon Galin, auf deſſen Gemahlin und den König Erich XI. von Schweden, nebſt verſchiedenen kleinen Gedichten. Auch iſt er Verfaſſer vieler „Fraedibaekur“ d. h. Wiſſenſchaftsbücher. Auf ſeinem Gute Oddi ſtiftete er die erſte Schule in Island.

Snoſim (Snoſym, Znoſym), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrſch. Wlaſchim; 180 Einw.

Snotr (die Kluge u. Zierliche, nord. Myth.), Göttin der Tugend und Sittſamkeit, Beſchützerin der tugendhaften Menſchen.

Snov (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Fluß, Gouv. Tſchernigow; entſpringt im Kr. Novo-Zibkow, fließt öſtl., ſüdl. und ſüdweſtl. und mündet oberhalb Tſchernigow in die Desna, rechts; — 2) Flecken daſ., Gouv. Grodno, Kr. Novogrodek.

Snow, ſüdamerikan. Inſel, ſüdweſtl. im Neu-Shetland-Archipel, im ſüdl. Ocean.

Snow-berry (engl., Bot.), ſ. v. a. traubige Schneebeere, Chiococca racemosa *L.*

Snowdon (Snowdown), brit. Berg, England, Nord-Wales, Grafſch. Caernarvon, der höchſte Berg von Wales, ſüdöſtl. von Caernarvon, in der gleichn. Gebirgskette, 3571 F. ü. d. M., ſteil und ſchwer zu erſteigen. Eine ſeiner Spitzen: y Wyddfa, kann bei hellem Wetter von Irland aus geſehen werden. Der S. iſt der Stolz von Wales, in deſſen Mitte er liegt; das Volk ſpricht noch mit großer Ehrerbietigkeit von demſelben. Die Fürſten von Wales legten ſich den Titel der Herrn des S. bei; die alten Barden betrachteten ihn als ihren Parnaß und behaupteten, eine Nacht darauf zu ſchlafen, ſey genug, um zu den herrlichſten Geſängen für das Leben begeiſtert zu werden. Dichte Waldungen umgeben ſeinen Fuß, und reiche Triften ſchmücken die Gipfel. Die erſten wurden zum größten Theile durch Eduard I. niedergehauen, um den empörten Walliſern eine Zuflucht zu rauben. In den großen Torf-Mooren jener Gegenden findet man noch jetzt ganze Eichenſtämme und Haſelnußſträuche mit ihren Früchten, welche damals niedergelegt und ſo lange in dem ſie ſchützenden Sumpfe erhalten wurden. Die Wieſen der höhern Gegenden locken noch jetzt die Schäfer der Umgegend an, und im Sommer ſieht man zahlreiche Heerden den Gipfel beweiden. Die Schäfer wohnen in leichten, hölzernen Hütten, welche den Milchhütten der Schweiz ſehr ähnlich ſind; ſie weben während des Sommers leinene Zeuche und färben dieſelben mit den verſchiedenen Moosgattungen, deren es dort in großer Menge gibt. Die höchſten Spitzen des S. beſtehen aus mächtigen, ſcharf zerriſſenen Felſenmaſſen; einzelne Theile zeichnen ſich durch ihre eigenthümliche Form aus und haben dann beſondere Namen; andere Theile ſcheinen, oder ſind wirklich durch die Kunſt umgeformt auf einander gelegt. Sie rühren ohne Zweifel von den alten Druiden her, welche hier wohl ihre Myſterien gefeiert haben mögen. Mehre der dort befindlichen Thäler, von ungemeiner Tiefe und höchſt düſterer Umgebung, werden von den Hirten nur mit ſcheuer Ehrfurcht betreten, oder werden wegen der ſich daran knüpfenden Sagen ängſtlich gemieden. Viele Alterthümer umgeben den Berg, man zeigt mehre Stellen alter Feſten, unter andern auch diejenige, auf welcher König Vortiger ſich einen Zufluchtsort erbaute, nachdem er, wegen ſeines Bündniſſes mit den Sachſen angefeindet und verfolgt, ſich in die Einſamkeit zurückgezogen hatte. Man ſieht ferner in einer höchſt maleriſchen Thalgegend den Wohnſitz des Zauberers Merlin und die Kanzel, oder den pythiſchen Altar, von welchem herab er ſeine Weiſſagungen ertheilte, die noch im Munde des Volkes ſchweben und von denen ſo viele eingetroffen ſind, daß man glauben möchte, ſie ſeyen alle gemacht, lange nachdem die geweiſſagten Begebenheiten vorüber waren.

Snowdoners, veraltete, 3¼ breite farbige baumwollene Zeuche aus berliner Manufakturen.

Snowdon-Geſtein (Geognoſ.), nach den engliſchen Geognoſten die tiefſten ſiluriſchen Geſteine Englands. Es ſind Schieferbildungen, welche den Gipfel des Snowdon in Caernarvon zuſammenſetzen. S. Grauwackengruppe.

Snow-Goose (engl., Ornith.), ſ. v. a. Hagelgans, Anas hyperborea, ſ. Gans.

Snowhill (Geogr.), 1) nordamerik. Stadt, V. St., Staat Maryland, Grafſch. Worceſter, Hauptort derſelben, links am Pocomoke; Fabriken für Dampfmaſchinen, Hafen, Handel; 1820: 1600 Einw.; — 2) Ort daſ., V. St., Staat Nord-Carolina, Grafſch. Greene, Hauptort derſelben am Contenty.

Snowidek (Snowidky), öſterr.-mähr. Dorf, Kreis Brünn, Herrſch. Butſchowitz; 340 Einw.

Snowidowo, preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Buk; 130 Einw.

Snutcke, Lorenz, Architekt in Utrecht,

Digitized by Google

ſcheint der Erbauer der St. Martinskirche daſelbſt zu ſeyn.

Snyders (Sneyders, Snyers), Franz, berühmter Thiermaler, 1579 zu Antwerpen geboren, Schüler von H. van Baalen unter deſſen Leitung er ſchon frühzeitig jenes Fach ergriff, welches ihm einen europäiſchen Ruf bereitete. S. griff in Rubens Schule die Darſtellung von Jagden mit glänzendſtem Erfolge auf, und erſcheint hierin ſelbſt größer als Rubens, als wahrer Thierſchlachtenmaler. Keiner har ſo wie er die Natur der wilden Thiere belauſcht, und ſie in der höchſten Aufregung des Kampfes darzuſtellen gewußt. Seine Thiergeſtalten athmen Leben in ruhigem, maleriſchen Momente, im Kampfe um ihre Waldfreiheit mit Hunden und Jägern, und in der Angſt und Wuth der Mordhetzerei ſteigern ſich alle Eigenſchaften und Leidenſchaften der thieriſchen Natur. Wir bewundern ihren Heldenmuth und wünſchen Sieg ihrem gewaltigen Kampfe. S. iſt der genialſte Thiermaler, bei dem jede Linie, jeder Pinſelzug den Meiſter verkündet. Als ſein Hauptwerk kann man wohl die Schweinjagd in der Gallerie zu Dresden erklären. Wir ſehen darin, ſagt J. Moſen (Die dresdener Gallerie in ihren bedeutungsvollſten Meiſterwerken, 1844, S. 100) einen Ajax der wilden Schweine, ganz ſo, wie ein Wildſchwein ſeyn muß: frech, wild und dummkühn in ſeinem harzgeſtreiften Borſtenpanzer mit dem hauenden Schwertzahn im Kampfe mit Jägern und Hunden. Es iſt ein zum Tollmordlauf gereiztes Thier, gehetzt von den bösartigſten, biſſigſten Hunden der vortrefflichen groß gefleckten bunten Raçe. Vier liegen bereits zerſchlitzt und heulend in ihrem Blute; der Fangknecht, der ihr das Eiſen in die Bruſt rennen wollte, iſt im Vorwärtsſtürzen unter den Mordhieb des entſetzlichen Thieres gerathen, aber von der anderen Seite her erhält es von einem Jäger den unvorhergeſehenen Banditenſtoß. Hintenher bläſt ein rothköpfiger Satan, nach Moſen der Schweinhirt aus Walter Scotts Iwanhoe, das Horn, und eine neue Schaar von Hunden und Jägern ſtürzt herbei. Auch in München, zu Wien, in England u. ſ. w. ſind Hauptwerke dieſes Meiſters, ſowohl Kämpfe gegen Thiere, als Stillleben. Jordaens, A. Janſſens, Nieuland, Mirevelt, Rubens und andere Meiſter malten ihm öfters Figuren in ſeine Bilder, ſo wie S. ſeinerſeits auch wieder die Gemälde dieſer Meiſter ausſtaffirte. Seine Werke beurkunden größtentheils eine unglaubliche Vollkommenheit des Mechaniſchen, vom lebendigen und todten Thiere bis zur Frucht und zum Jagd- und Küchengeräthe. Auch Zeichnungen haben ſich erhalten, welche eben ſo viele Zeugniſſe von der Kraft des Geiſtes und der techniſchen Meiſterſchaft des Künſtlers ſind. Sie ſind in Rothſtein, in Tuſch und in Biſter ausgeführt, öfters mit Weiß gehöht. Auch ſolche in braunem Camayeu mit Oelfarben gibt es. Von ſeinen Werken nennt Nagler (Künſtlerlex., Bd., 16, S. 541 ff.) ſolche in öffentlichen Gallerien vereinigte Bilder, die zugleich zu den ausgezeichnetſten Arbeiten des Meiſters gehören. Auch im Porträtbeſitze finden ſich Gemälde von S. Noch mehre andere Werke dieſes Meiſters ſind in deutſchen, engliſchen und niederländiſchen Sammlungen. Doch werden hier und da auch Kopien und Gemälde in der Weiſe S.' geradehin als Original ausgegeben. Mehre ſeiner Werke ſind im Stiche und durch die Lithographie bekannt, ſowohl in einzelnen Blättern als in Gallerienwerken. Einige ſind auch als ſolche von bedeutendem Werthe, abgeſehen von dem allgemeinen Intereſſe der Kompoſition. S. † 1657 zu Antwerpen.

Snyers (Biogr.), 1) Hendrik, Kupferſtecher, um 1612 in Antwerpen geboren, lieferte Blätter die breit und kräftig geſtochen ſind. Todesjahr unbekannt. — 2) Iſabella, Malerin zu Brüſſel, jetzt lebende Künſtlerin, malt Porträte, hiſtoriſche Darſtellungen und Genrebilder.

So (Geogr.), aſiat. Stadt, China, Prov. Schan-Si, nördl. von Thai-Yuan, am Som-Can-Ho.

So (Geſch.), alter König von Aegypten.

Soa, Monat des altnordiſchen Kalenders, vom 29. Febr. bis 23. März, der Saga heilig.

Soab (arab., Arachnid.), ſ. v. a. Krätzmilbe, Sarcoptes Scabiei.

Soaca (a. Geogr.), Stadt im Nordw. des glücklichen Arabiens (Ptol. VI, 7, 29).

Soämus (Geſch.), 1) König der arabiſchen Ituräer, nach deſſen Tod 50 n. Chr. Ituräa den Römern anheimfiel; — 2) König von Sophene, 55 n. Chr. durch Nero eingeſetzt, † nach 71; — 3) Sohn des Achämenides, König von Armenien.

Soago, in Tübet, ſ. v. a. Borax.

Soaik, aſiat. Stadt, Arabien, Oman, am Oman-Meer.

Soally, Fruchtmaß in Kalkutta, ſ. Paily.

Soamus (a. Geogr.), Nebenfluß des Indus, kam aus dem fabiſſiſchen Gebirg.

Soana (Sovana), ital. Stadt, Toskana, Prov. Siena, in ungeſunder Gegend.

Soanas (a. Geogr.), 1) Küſtenfluß Albaniens, der die nördl. Grenze des Landes gegen Sarmatia Asiatica am Fuße des Kaukaſus bildete und ins kaſpiſche Meer fiel; — 2) Fluß der Inſel Taprobane, der auf dem Gebiete Malea entſpringt und in der Mitte der Weſtküſte mündet (Ptol. VII, 4, 3).

Soanda (a. Geogr.), Kaſtell Kappadociens, nach Hamilton die Felſenſtadt Sſoghanlidere, nach Lapie Batai Kaleſſi

Soane (Geogr.), Fluß, ſ. v. a. Sone.

Soane (Biogr.), Sir John, einer der ausgezeichnetſten Baumeiſter Englands, 1750 zu Reading in Berkſhire geb., begann unter ungünſtigen Verhältniſſen ſeine Studien. Mit großem Talente begabt, eilte er bald allen ſeinen Mitſchülern vor, und Danee, der Erbauer des Manſionhouſe, unter deſſen Leitung S. ſtand, ſah ſeinen Zögling als unmündigen Jüngling mit der größten akademiſchen Preismedaille beehrt. Dieſe Ehre ſicherte ihm auch ein Reiſeſtipendium auf drei Jahre, welche er in Italien zubrachte. Er machte jetzt die eifrigſten Studien nach vorhandenen älteren und neueren Bauwerken, und die Pläne und Entwürfe, welche er einſendete, hatten ihm ſchon vor ſeiner An-

Digitized by Google

kunſt in London einen rühmlichen Namen erworben. Die erſte Gelegenheit zur Auszeichnung bot ihm das Bankgebäude, welches, nach den Plänen von Samſon und Taylor 1777 begonnen, 1788 nach der Zeichnung S.'s vollendet wurde. Sein Werk iſt aber nur die ſüdöſtliche und weſtliche Seite, worin ſich eine ſorgfältige Nachbildung griechiſcher Vorbilder kund gibt. Es gründete im In- und Auslande den Ruf des Künſtlers, und von dieſer Zeit an gab es keinen engliſchen Baumeiſter, der einträglicher in ſeinem Wirkungskreiſe beſchäftigt wurde. S. iſt auch der Erbauer von Burnhall und des neuen Handelsgerichts-Gebäudes, des Council Office in Whitehall, eines der ſchönſten Gebäude Londons. Im J. 1806 folgte er Dance in der Profeſſur an der k. Akademie zu London, und von dieſer Zeit an weihte er ſeine meiſte Zeit dem Unterrichte und der Herausgabe einiger architektoniſchen Werke. Ueberdies lieferte er auch noch einige Plane zu ausgeführten Gebäuden und andere zu projektirten Bauten, die in ihrer Art als Meiſterwerke bezeichnet werden können. Im J. 1822 leitete er den Anbau des Weſtminiſterpalaſtes. Auch das Landhaus Storisham iſt von S. erbaut, ſo wie mehre andere Edelſitze. In der letzten Zeit ſeines Lebens legte er eine koſtbare Kunſtſammlung an, in welcher ſich Seltenheiten erſter Art befinden. Darunter ſind zahlreiche antike und mittelalterliche Fragmente von Ornamenten, ein reich verziertes indiſches Kapitäl, ein prächtiger Sarkophag von Alabaſter ganz mit Umriſſen überdeckt ꝛc. Der Sarkophag ſtammt aus Bezoni's Sammlung und koſtete 2000 Pf. St. S. gab überhaupt ungeheure Summen aus. Die Sammlung vermachte er dem Staate und beſtimmte überdies noch, 30,000 Pf. St. zur Erhaltung derſelben. Er ſtürzte dadurch ſeine Söhne und Enkel in Armuth. S. war viele Jahre Mitglied der Akademie in London, u. dann Vorſtand derſelben. Im J. 1836 überreichte ihm die Geſellſchaft der freien Künſte durch eine Kommiſſion als Zeichen der Anerkennung ſeiner Verdienſte eine goldene Medaille, und die Akademien zu Florenz, Wien und Madrid drückten durch Schreiben ihre Bewilligung zu dieſer Auszeichnung aus. Kurz vorher hatte ihm die Akademie zu St. Petersburg ihr Diplom überſchickt. Er † 1837. Eine bedeutende Anzahl von Entwürfen und Plänen dieſes Meiſters ſind im Stiche bekannt. Schrieb: Memoirs of the professional of an architoct between tho years 1768 and 1833, Lond. 1834, u. A.

Soanes (a. Geogr.), groſſes, mächtiges, aber ſchmutziges Volk des Kaukaſus an der Nordgrenze von Kolchis oberhalb Dioskurias, neben den Phtirophagen, welches einen König hatte, dem ein Rath von 300 Männern zur Seite ſtand, 200,000 Mann ins Feld ſtellen konnte und ſich vergifteter Pfeile bediente. Die Bäche ihres Landes führten Goldſand, den man in zottigen Fellen aufzufangen pflegte, wodurch die Sage vom goldenen Vließ entſtanden ſeyn ſoll.

Soangari Ula (Geogr.), ſ. v. a. Songari.

Soani (a. Geogr.), Volk an der Weſtküſte von Taprobane (Ptol. VII, 4, 9).

Soank, vorderind. Fluß, Kalkutta, mündet in den Braining, links.

Soar (Sour), brit. Fluß, England, Prov. Leiceſter, mündet in den Trent, rechts. Längs demſelben iſt der Union- und der Leiceſter-Kanal geführt.

Soara (a. Geogr.), Stadt der Ambaſtä in India intra Gangem (Ptol. VII, 1, 67).

Soatra (a. Geogr.), Städtchen Lykaoniens, offen und waſſerarm, in der Nähe von Apamea Cibotus, an der Straße von da nach Laodicea.

Soaträ (a. Geogr.), Stadt in Nieder-Möſien; nach Reichard ſ. Pravadie.

Soave (Soavemente, ital., Muſ.), lieblich, angenehm, ziemlich ſ. v. a. Dolce (ſ. d.).

Soave (Geogr.), öſterr.-ital. Dorf, Gubern. Venedig, Prov. und Diſtr. Verona, öſtl. von Verona; 2260 Einw.

Soa-Bretil, brit. kleine Inſel, Schottland, Hebriden, an der ſüdweſtl. Küſte der Inſel Skye.

Soazza, ſchweiz. Dorf, Kant. Graubündten, Bez. Miſocco; 320 Einw.

Sob, aſiat.-ruſſ. Fluß, Gouv. Tobolsk, mündet in den Obi, links. An ſeiner Mündung liegt Sobsku (Sobski).

Soba, afrikan. Ort, Sennaar (ſ. d.).

Sobach, Feldherr des ſyriſchen Königs Hadadeſee, wurde bei Hebron beſiegt und verwundet, in Folge deſſen er †.

Sobae Syria (a. Geogr.), ſ. v. a. Cöleſyrien.

Sobah, Stadt, ſ. v. a. Niſibis.

Sobaken, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Niemes; 130 Einw.

Sobanas (a. Geogr.), Fluß der Aurea Chersonesus in Indis extra Gangem, der ſich in den Sinus Perimulicus ergießt, wahrſcheinlich der heut. Tanaſſerim (Ptol. VII, 2, 6).

Sobara (a. Geogr.), Stadt des Diſtrikts Cilicia in Kappadocien (Ptol. V, 6, 15).

Sobath (Sobatha), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Kienhofen; 560 Einw.

Sobatſch (Sobacow), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Chudwein; 280 Einw.

Sobbowitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; Domainen- und Forſtamt, Vorwerk; 270 Einw.

Sobedraz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrſch. Worlik; 280 Einw.

Sobel (Säugeth.), ſ. v. a. Zobel, Mustela Zibellina *L.*

Sobenitz (Sobenz, Sobenice), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kreis Leitmeritz, Herrſch. Ploſchkowitz; hat guten Hopfenbau; 380 E.

Soberbäa (Bot.), nach D. Dietrich, ſ. v. a. Sowerbaea *Sm.*

Sobernheim (Geogr.), preuß. Stadt, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach; am linken Ufer der Nahe, Progymnaſium, 4 Kirchen, Kapelle, ohngefähr 14 öffentliche und 26 Fabrikgebäude, 1 Jahrmarkt, Weinbau; 2600 Einw.

Sobernheim (Biogr.), Johann Friedrich, Arzt zu Berlin; ſchrieb: Allgemeine Geſundheitslehre, Berlin 1834; — Handbuch der praktiſchen Arzneimittellehre, daſ. 1836, 5. Aufl. 1844, 2 Bde.; — Deutſchlands Heilquellen,

daſ. 1836; — Tabulae pharmacologicae, daſ. 1832, 2. Ausg. 1843; — Praktiſche Diagnoſtik der innern Krankheiten, daſ. 1837; — (mit E. F. Simon) Handbuch der Toxikologie, daſ. 1838; — Elemente der allgemeinen Phyſiologie, daſ. 1844;

Sobeſuk, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Klattau, Herrſch. Grünberg; 220 Einw.

k **Sobetinzen** (Sobetinze), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Merentinzen; 110 Einw.

Sobetuch, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Naſſaberg; 160 Einw.

Sobi (bibl. Geſch.), Naha's Sohn, wohnte in Rabbath, ging, als David vor Abſalon floh, mit Barſillai dem König entgegen und brachte ihm Erfriſchungen.

Sobialkowo, preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Kröben; 430 Einw.

Sobidä (a. Geogr.), Volk im Diſtr. Tabiene (Ptol. VI, 5, 1).

Sobiechen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 300 Einw.

Sobiekur, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrſch. Merklin; 360 Einw.

Sobielitz, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrſch. Kremſier; 230 Einw.

Sobienozitz, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neuſtadt; Unterförſterei; 150 Einw.

Sobieras (Soberaz), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Gut Radim; 320 Einw.

Sobieſak (Sobieſuk, Sobuſeky, Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Gut, Kr. Saaz; 802 Joch 113 □ Kl. Areal und 360 Einw.; — 2) Pfarrdorf daſ., Schloß, Meierhof, Spital mit Kapelle; 170 Einw.

Sobieſchin (Sobeſſin), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Kaurim, Herrſch. Böhmiſch-Sternberg; 250 Einw.

Sobieſchitz (Geogr.), öſterreich. Dörfer: 1) (Sobeeice), Böhmen, Kr. Prachin, Herrſch. Schichowitz; 660 Einw.; — 2) (Sobeſſice), daſ., Gut Drhowl; 110 Einw.; — 3) (Sobeſſyce), Mähren, Kr. Brünn, Herrſch. Königsfeld; 220 Einw.

Sobieſiernie, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Gneſen; 180 Einw.

Sobieſierznie, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Gneſen; 180 Einw.

Sobiesky (Geneal. und Biogr.), berühmtes polniſches Geſchlecht, aus dem beſonders zu nennen ſind: 1) Marcus, um 1525 geboren, zeichnete ſich in dem Kriege gegen den Hoſpodar der Walachei, Michael, um 1550 aus, ſchlug 1577 die Danziger bei Dirſchau, zwang Danzig zur Ergebung, fiel aber ſelbſt 1581 vor Sokol bei einem Sturme. — 2) Jakob, Sohn des Vorigen, um 1580 geboren, war viermal Marſchall des polniſchen Reichstags und unterzeichnete den 10jährigen Waffenſtillſtand von Diwilina vom 11. Dec. 1618 zwiſchen Polen u. Rußland, 1625 den Frieden zu Choczim mit den Türken, ſchloß die Waffenſtillſtände von Altmark 1621 zwiſchen den Polen und Schweden und von Stumsdorf 1635; † 1648. — 3) Johann III., König von Polen, ſ. Johann 16). — 4) Marie Kaſimire, Gemahlin des Vorigen, Königin von Polen, ſ. Maria 44). — 5) Jakob Ludwig, älteſter Sohn von S. 3), 1667 zu Paris geboren, begleitete ſeinen Vater auf allen Feldzügen und heirathete 1691 die Schweſter des Pfalzgrafen von Neuburg. Da ſeine Hoffnung, auf den polniſchen Thron zu gelangen, ſich nicht erfüllte, zog er ſich nach Ohlau in Schleſien zurück, ward aber hier 1704 auf Befehl Augusts II. aufgehoben und nebſt ſeinem Bruder Konſtantin († vor 1734) auf der Pleißenburg zu Leipzig gefangen geſetzt, weil Karl XII. von Schweden Mienen machte, ihm den poln. Thron zu verſchaffen. Erſt 1706 kehrte er nach Ohlau zurück, mußte jedoch 1719, weil er ſeine Tochter dem Prätendenten von England vermählt hatte, die öſterreich. Staaten verlaſſen und ging nach Czenſtochau, wo er 1734 †, der Letzte ſeines Stammes. — 6) Alexander Benedikt Stanislaus, Bruder des Vorigen, 1677 zu Danzig geboren, trat nach dem Tode ſeines Vaters mit als Prätendent der polniſchen Krone auf, ſchlug ſie jedoch, als ſie ihm 1703 von Karl XII. von Schweden geboten ward, aus, und † 1714 als Kapuciner zu Rom.

Sobiesky (Pomol.), Kl. 1, Ordn. 1, Rang 1, nach Diel, gute von Schmiedeberger gezogene Pfirſichenſorte. Die Frucht iſt hoch ausſehend, läuft gegen den Stiel ſpitzig zu und hat daſelbſt eine ziemlich große Warze. Die Haut iſt ganz ſtrohgelb, ohne Röthe. Das Fleiſch iſt ganz weiß, ungemein ſaftig, zerfließend, von einem zuckerartigen, weinſäuerlichen Geſchmacke. Die Frucht reift Ende Auguſt. Der Baum trägt gut und gern, verlangt aber einen warmen Sonnenſtand.

Sobiesky's Schild (Aſtron.), Sternbild zwiſchen dem Antonous und dem Ophiuchus, nördlich über dem Schützen in der getheilten Milchſtraße, von Hevel dem König Johann III. Sobiesky von Polen zu Ehren aufgeſtellt. Es beſteht aus kleinen Sternen und iſt beſonders kenntlich durch einen Stern 4. u. zwei 5. Größe, die in einem Dreieck bei einander am Kreuze des Schildes ſtehen.

Sobieſlau (Sobeſlaw), öſterr.-böhm. Stadt, Kr. Budweis; Pfarrei, Spital, mehre Jahrmärkte; beſitzt einige Dörfer; 3000 Einw.

Sobieslaw (Biogr.), 1) S. I., Herzog in Mähren, u. ſeit 1125 in Böhmen; — 2) S. II., Sohn des Vorigen, ſ. Böhmen (Geſch.).

Sobieſuk (Sobeſuky, Geogr.), öſterr.-mähr. Dörfer: 1) Kr. Hradiſch, Herrſch. Zdaunek; 240 Einw.; — 2) Kr. Olmütz, Herrſch. Plumenau; 340 Einw.

Sobietitz (Sobetice, Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Budweis, Gut Bzy; 180 Einw.; — 2) Kr. Klattau, Herrſch. Teinitzel; 120 Einw.

Sobietuch (Sobetuch), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrſchaft Brandeis; 110 Einw.

Sobietuſch (Sobetus), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſchaft Sodowa; 330 Einw.

Digitized by Google

Sobil, ſ. Sibi.

Sobinau (Sobinow), öſterr.-böhm Dorf., Kr. Czaslau, Herrſch. Polna; 430 Einw.

Sobiſchek, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prerau, Herrſch. Leipnik; 140 Einw.

Sobkow, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Radom, ſüdöſtlich von Kielce, links an der Nidda.

Sobkowitz, öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Königgrätz, Herrſch. Getersberg; 440 Einw.

Sobleo (Sobleau), Michel de, franz. Maler, einer der beſten Schüler von Guido Reni, war in Italien rühmlich bekannt, blühte um 1640. In den Kirchen zu Venedig ſind viele Bilder von ihm: das der Madonna mit verſchiedenen Heiligen des Karmeliterordens bei den Karmelitern zu Venedig wird als eines der beſten Bilder des Meiſters gerühmt.

Sobobolo, oſtind. Ort, Philippinen-Inſeln, Luzon, ſüdl. vom Kap Dille, auf der Weſtküſte.

Sobochleben (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Gut, Kr. Leitmeritz, am ſüdöſtlichen Abhange u. Fuße des Erzgebirges, mit 2462 Joch 2□Kl. Areal und 1610 Einw.; der Kirche Mariaſchein gehörig; — 2) Dorf daſ.; 210 Einw.

Sobojeac (Subutſcha), feine Sorte levantiſcher Baumwolle, iſt weiß und rein; eine gute Sorte iſt auch Uho Sobojeac, die in Säcken von Haartuch in den Handel kömmt.

Sobol (ruſſ., Säugeth.), ſ. v. a. Zobel, Mustela Zibellina *L.*

Soboles (lat.), 1) Nachkomme; — 2) (bot. Term.), die Wurzelſproſſe, Stockſproſſe oder der Wurzelläufer, ein aus dem Wurzelſtock (ſ. Rhizoma) entſpringender Ausläufer, welcher eine Strecke weit unter der Erde hinzieht, bevor er über dieſelbe hervortritt und ſich zum Stengel, Halme u. ſ. w. erhebt, z. B. bei Gratiola officinalis, Aegopodium, Podagraria, Oxalis stricta, Sambucus Ebulus, Triticum repens, Carex arenaria. — Davon Sobolifer und Soboliferus, wurzelſproſſend, Stockſproſſen treibend.

Sobolewski (Biogr.), 1) Gregor, ruſſ. Botaniker, ſchrieb: Flora petropolitana, Ptrsb. 1799. Nach ihm iſt die Pflanzengattung Sobolewskia benannt. — 2) Ignaz, polniſcher Staatsmann, 1770 in Polen geboren, diente bis 1790 in der Armee, wurde 1791 poln. Geſandtſchaftsſekretär in Paris, privatiſirte nach der Theilung Polens, wurde 1806 bei Errichtung des Großherzogthums Warſchau Sekretär des Staatsraths, 1811 Polizeiminiſter und folgte 1813 der franz Armee nach Leipzig. Von hier als Staatsgefangener nach Petersburg geführt, wurde er bei Wiederherſtellung Polens vom Kaiſer Alexander zum Staatsſekretär Polens ernannt und nahm ſeinen Sitz in Petersburg. Krankheits halber ging er 1822 nach Italien, ward 1825 Juſtizminiſter, mußte ſich aber zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit abermals nach dem Süden begeben, wo er †.

Sobolewskia (Bot.), nach Bieberſtein, Gattung der Tetradynamae septatae *Rchb.*, Tetradynamia Siliculosa *L.* Einzige Art: S. lithophila *Bbrst.* Zweijähriges und ausdauerndes Gewächs in Taurien.

Sobollen, preuß. Dorf, Provinz Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Oletzko; 170 Einw.

Soboluik (Soboluſky), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſchaft Sehuſchitz; 250 Einw.

Soborſin, ungar. Flecken, arader Geſpannſch., rechts am Maros; Salzamt.

Soborten, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Teplitz; Synagoge, Ziegelhütte; 540 Einw.

Sobota, preuß. Dorf, Prov., R.-B. u. Kr. Poſen; Forſthaus; 190 Einw.

Sobotka (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Stadt, Kr. Bunzlau, Herrſch. Koſt; Kirche, Spital, Vorſtadt, Poſt, Tuchweberei; die Vorſtadt gehört unmittelbar zur Herrſchaft Koſt; — 2) preuß. Dörfer, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Pleſchen: a) (Groß-S.); Pfarrei; 630 Einw.; — b) (Klein-S.); 140 Einw.

Sobotowitz (Sobotowice), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Raigern; 280 E.

Sobotſchitz (Sobocice), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrſch. Zaſmuk; 250 E.

Sobradillo, ſpan. Flecken, Prov. Salamanca, nördlich von Almeida, rechts am Agueda; 1100 Einw.

Sobrado, ſpan. Flecken, Galicien, nordöſtlich von Santiago, rechts am Tambre; 620 Einw.

Sobrados, in Braſilien alle Häuſer, die aus mehr als einem Stockwerk beſtehen.

Sobral (Geogr.), 1) portug. Flecken, Prov. Eſtremadura; — 2) ſüdamerik. anſehnliche Stadt, Braſilien, Prov. Ceara, rechts am Caracu; Handel.

Sobral, ſpan. Botaniker, nach dem die Pflanzengattung Sobralia benannt iſt.

Sobralia (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Gattung der Orchideae Vandeae *Lindl.*, Gynandria Monandria *L.* Von 8 Arten, ausdauernden Kräutern in Südamerika, ſind am bekannteſten: S. amplexicaulis, biflora u. dichotoma *R. P.*, ſämmtlich in Peru.

Sobrarbe de Ribagorca, Grafſchaft, ſ. v. a. Venasque.

Sobrarve, angeblich alter Name von Navarra.

Sobre, Jean, Architekt zu Paris, um 1760 geboren und an der Kunſtſchule daſ. gebildet, fertigte mehre Zeichnungen zur architektoniſchen Ausſchmückung von Salons und Zimmern. Von ſeinen Bauten rühmte man beſonders den ſogenannten bataviſchen Hof, welchen holländiſche Kaufleute in der Straße St. Denis erbauen ließen. Dann fertigte S. auch einige Entwürfe zu Nationaldenkmälern, in welchen er allen Reichthum ſeiner Phantaſie entwickelte, von denen aber keines zur Ausführung kam. S. † um 1815.

Sobreira-Formoſa, portug. Flecken, Prov. Eſtremadura, nordöſtl. von Thomar; 1820 E.

Sobreyra (Bot.), nach Ruiz u. Pavon, Pflanzengattung. Arten unter Enhydra.

Sobrietät (v. Latein.), Nüchternheit, Mäßigkeit.

Sobrigau, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Pirna; 170 Einw.

Sobrio, ſchweiz. Dorf, Kant. Teſſin, Bez. Leventina; 390 Einw.

Sobron, ſpan. Flecken, Vittoria, nordöſtlich von Frias, links am Ebro; 140 Einw.

Sobroſt (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Oſt-Pr.): 1) R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen: a) (Groß-S.); 370 Einw.; — b) (Klein-S.); 100 Einw.; — 2) R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen: a) (Groß-S.); Gut; 350 Einw.; — b) (Klein-S.); 210 E.

Sobruſan (Soberſchan), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Dux; 150 E.

Sobrya (Bot.), nach Perſoon, ſ. v. a. Sobreyra *R. P.*

Sobſchitz, öſterr.-böhm. Pfarrkirchdorf, Kr. Bidſchow, am rechten Ufer der Jaworke; Schloß; 620 Einw; bildet ein mit der Herrſchaft Radim vereinigtes Gut.

Sobsku (Sobski), aſiat.-ruſſ. Flecken, Gouv. Tobolsk, Kr. Bereſow, links am Obi.

Sobſow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenhagen; Vorwerk, Mutterkirche; 600 Einw.

Sobulek (Sobulky), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Hradiſch, Herrſch. Millotitz; 650 Einw.

Soc (Bauk.), nach Einigen die große Platte im Schaftgeſimſe.

Socabon von Nochiſtongo, Kanal, ſ. Mexiko.

Socanda (a. Geogr.), Küſtenfluß Hyrkaniens, vielleicht der heut. Gurgan od. Djurdjan. (Ptol. VI, 9, 2).

Socandago (Sagenbago), nordam. Fluß, V. St., Staat New-York, mündet in den Hudſon, rechts.

Soccavo, ital. Dorf, Neapel, weſtlich von Neapel; vorzügliche Früchte und Wein; 1350 E.

Socchi, Bonifazio, Architekt von Bologna, Schüler von F. Ambroſini, blühte um 1610. Sein Werk ſind die Kirchen Gieſu Maria u. S. Antonio zu Bologna. Auch in Parma ſind Bauten von ihm.

Soccia, franz. Flecken, Korſika, Bez. Ajaccio; 640 Einw.

Soccolanti (Sokkolaner), ſ. Franciskaner.

Soccondie, afrik. Stadt, Ober-Guinea, Goldküſte, Königreich Aſhanti, nordöſtlich vom Dreiſpitzen-Kap; dän. u. engl. Komptoir.

Soccorſo, ital. Flecken, Inſel Sicilien, weſtlich von Meſſina.

Soccus (Antiq.), urſprünglich griechiſche Fußbekleidung, leicht und niedrig und inſofern dem Kothurn entgegengeſetzt, der die charakteriſtiſche Fußtracht der Tragödie iſt, wie der S. die der Komödie. Den S. im gewöhnlichen Leben zu tragen, galt in früherer Zeit in Rom für weichlich; doch wurde in ſpäterer Zeit viel Luxus hierin getrieben.

Socha (Sochi, a. Geogr.), Stadt Aſſyriens (Arrian., Anab. II, 6, 1).

Socha (Ethnogr.), einheimiſcher Name der Jakuten.

Sochaczew (Geogr.), 1) ruſſ.-poln. Kreis, Gouv. Warſchau (Maſovien), grenzt nördlich an die Weichſel, öſtlich an den goſtyner, ſüdlich an den mlawer und weſtlich an den warſchauer Kreis; hat viel Moraſt; — 2) Hauptſtadt des Kreiſes, weſtlich von Warſchau, rechts an der Bzura; Schloß (meiſt Ruinen), 2 Kirchen, einige Klöſter, Synagoge, Pferdemärkte; 2680 Einw., meiſt Juden. In der Nähe die radziwilſchen Schlöſſer: Nieborow, mit Orangerie, Bibliothek und Gemäldegallerie, und Arkadia, mit Park.

Sochaty (Säugeth.), das ſibiriſche Elennthier (Cervus Alces).

Socherl (Suchorbel) öſterr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Znaim, Herrſch. Mißlitz; 430 Einw.

Sochimilkas (Xochimilkas), Indianerſtamm in Mexiko (ſ. d.).

Socho (bibl. Geogr.), Stadt in Judäa, wo David den Goliath erlegte.

Sochoczyn (Suchoczin), ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Plock, links an der Wkra; Tuchfabrik; 500 Einw. Hier Treffen am 25 Dec 1806.

Sochonchthee (Sochout), ſ. v. a. Karavanenthee, ſ. Thea.

Sochow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; 330 Einw.

Sochs, Gattung levantiſcher Baumwolle, die inſonderheit nach Marſeille geht.

Sochumkala, Feſtung, ſ. v. a. Soghumkala.

Sociabel (v. Lat.), geſellig, umgänglich, daher Sociabilität, Geſelligkeit, Verträglichkeit.

Social (v. Lat.), was die Geſellſchaft betrifft; z. B. Socialkontrakt, der bürgerliche Vertrag, von J. J. Rouſſeau geſchildert; Socialleben, das Leben in der bürgerlichen Geſellſchaft.

Sociale bellum (a. Geſch.), ſ. Bundesgenoſſenkrieg.

Sociale Republik, ſ. Rothe Republik.

Socialis (bot. Term.), geſellſchaftlich, wenn Pflanzen der nämlichen Art gewöhnlich in großer Anzahl beiſammen wachſen; ziemlich einerlei mit Gregarius.

Socialismus, ſ. Kommunismus und Socialismus; vergl. Socialreformer.

Socialiſten, 1) die Anhänger des Socialismus, ſ. Kommunismus und Socialismus und Socialreformer; — 2) (Geſellſchaft religiöſer Rationaliſten), die durch Rob. Owens (ſ. d.) und ſeines Sohnes, ſo wie Coopers Schriften hervorgerufenen Vereine für Philanthropismus und Materialismus, die auf einer von Owen vorgeſchlagenen Veränderung ſämmtlicher Geſellſchaftseinrichtungen beruhen und aus den kommuniſtiſchen Ideen in den genannten Schriften hervorgegangen ſind. In religiöſer Beziehung verwerfen ſie nicht nur den Glauben an Unſterblichkeit, da ohne dieſen Glauben die Menſchen weit ruhiger und glücklicher ſeyn würden, weil ſie dann mit allem Eifer das dieſſeitige Leben ſich zu verſchönern ſtreben würden, ſondern auch die Offenbarung und jede poſitive Religion, die Ehe, das Eigenthums- und Erbrecht, die moraliſche Zurechnung des Menſchen, indem dieſe ein Produkt der ihn umgebenden Sinnenwelt ſey. Dieſe Vereine wurden beſonders von Birmingham aus geleitet, wo ſie einen „Centralhof“ hatten, der bis in 14

Bezirken und 250 Städten vertheilten Anhänger dieſes Syſtems, das namentlich in den Fabrikbezirken Englands Beifall fand, durch Emiſſäre leitete. Zur Beſoldung der Emiſſäre, und zum Druck des Journals „The new moral world“, des Organs der Vereine, und zur Erbauung von Hallen der S., wie zu Liverpool, wurden Beiträge gezahlt. Die Mitglieder zerfielen bald in verſchiedene Sekten und Schulen, während zugleich die anglikaniſche Kirche ihnen ihre Aufmerkſamkeit zuwendete. So klagte ſie Philipots, Biſchof von Exetee, 1840 heftig im Parlament an und verlangte, von Herzog von Wellington, Bloomfild u. A. theilweiſe unterſtützt, ihr Verbot u. Unterdrückung. Da ſich indeſſen auch Vertheidiger der S. nicht nur als ſolcher, ſondern als Vertheidiger der freien Meinung u. allgemeinen Duldung fanden, ſo hatte jener Antrag Philipots keine weitere Folge. Vergl. Owen.

Socialiſtiſche Kolonien, ſ. Socialreformer.

Socialrecht, das Recht der bürgerlichen Geſellſchaft als Staatsverein.

Socialreformer, Diejenigen, welche eine Umwandlung der beſtehenden bürgerlichen Geſellſchaftsverhältniſſe, und zwar zunächſt der Eigenthums- und Beſitzverhältniſſe, als der Mittelpunkte des ſocialen Lebens, lehrten oder verſuchten. Schon ſehr frühzeitig erkannte man, daß das Privateigenthum, welches mit dem erſten Schritt der Menſchen auf der Bahn der Civiliſation begann, zwar die Baſis geworden war, auf welcher ſich das Gebäude des organiſirten Staates erhob, aber auch den Egoismus, die privilegirte und thatſächliche Ueberhebung des Einzelnen über Alle und daher die Bedrückung und das Elend der Maſſe in ſeinem Gefolge hatte. Mit der Erkennung des Uebels mußte man nothwendig auf die Mittel der Heilung kommen, und ſo finden wir im früheſten Alterthum Männer, welche die Abſchaffung des perſönlichen Eigenthums als die Grundbedingung einer nothwendigen neuen Geſellſchaftsordnung offen ausſprachen. Indeſſen waren es anfangs nur religiöſe und philoſophiſche Sekten, welche ihre eigene Lebensordnung auf gemeinſchaftliches Eigenthum zu gründen verſuchten; die Bedeutung der ſocialen Ideen für das geſammte Staatsleben kam erſt in der neueſten Zeit zu Tage. Bei den Juden lebten die Eſſäer oder Therapeuten, bei den Griechen die Pythagoräer oder Epikuräer in Gütergemeinſchaft. Das Chriſtenthum hatte von ſeinem Stifter, dem Eſſäer Jeſus, eine gute Mitgabe ſocialer Ideen empfangen, und wenn es auch die Abſchaffung des Privateigenthums nicht predigte, ſo ſtellte es doch die Gleichberechtigung aller Menſchen als oberſten Grundſatz auf. In der That erklärten ſich die erſten Chriſten gegen das Privateigenthum und den Reichthum als unverträglich mit dem Geiſte des Chriſtenthums, und auch viele Kirchenväter, wie Chryſoſtomus, Ambroſius, Baſilius, ſprachen ſich noch in dieſem Sinne aus. Später neigten ſich viele chriſtliche Sekten, oft wegen des Druckes von außen, wie die Albigenſer und Waldenſer, oder aus revolutionärem Fanatismus, wie die Wiedertäufer des 16. Jahrh., einem gemeinſchaftlichen Leben, namentlich der Gütergemeinſchaft zu. Die unter dem Namen des Bauernkriegs bekannte große Volkserhebung im J. 1525 hatte einen ſtarken ſocialiſtiſchen Beigeſchmack, und die chriſtliche Republik Th. Münzers zu Mühlhauſen war geradezu auf dem Princip der Gütergemeinſchaft gegründet. Aus dem eng verbundenen Gemeindeleben der böhmiſchen Brüder und der herrnhuter Brüdergemeinde waren Privateigenthum und Privathaushalt nicht ausgeſchloſſen. Im 17. Jahrh. errichteten die Jeſuiten in Paraguay aus der indianiſchen Bevölkerung einen eigenthümlichen Staat, in welchem alle Verrichtungen des Einzelnen, bis auf die Erhebung aus dem Bett, gemeinſamen Anordnungen unterworfen waren. Neben dem Privatgrundbeſitz beſtand ein öffentlicher Acker, den Alle bebauen mußten und aus deſſen Ertrage das Ganze erhalten wurde. Die Eiferſucht des ſpaniſchen Hofs machte dieſer künſtlichen Schöpfung ein ſchnelles Ende. Ueber die neueren praktiſchen Verſuche dieſer Art ſ. unten. Theoretiſch hatten die ſocialiſtiſchen Ideen ebenfalls ſchon früh ihre Bearbeiter gefunden. Schon der Grieche Platon ſtellte in ſeiner Republik ein Staatsideal auf, in dem die Gemeinſchaft des Eigenthums und der Weiber ausgeſprochen iſt. Nach ſeinem Muſter verfaßte der engliſche Kanzler Thom. Morus unter Heinrich VIII. ſein berühmtes Buch „De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia“ (Löwen 1516), doch verwahrt ſich der Verfaſſer ausdrücklich, als ob er an die Ausführbarkeit ſeiner Dichtung glaube. Auch in Utopien iſt das Privateigenthum aufgehoben, und der Staat vertheilt alle Güter nach Bedürfniß. Geld iſt darum nicht nöthig; um die Liebe zu demſelben auszurotten, erniedrigt man ſogar Gold und Silber, indem gemeine Gefäße daraus verfertigt werden. Der Reiſende bezahlt ſeinen Wirth durch Dienſtleiſtungen. Die induſtriellen Beſchäftigungen ſind nach Wahl oder nach dem Looſe vertheilt; dagegen werden zum Ackerbau, der die Grundlage des Staates bildet, die tauglichen Subjekte zwangsweiſe ausgehoben. Sechs Stunden täglicher Arbeit, die Jeder leiſtet, ſetzen den Staat in den Stand, ſeinen Bürgern das angenehmſte Leben und alle möglichen ſinnlichen Genüſſe zu bereiten. Alles dies iſt bis zu dem Punkte erlaubt, wo das Vergnügen aufhört und die Ausſchweifung beginnt. Für häusliche Arbeiten gibt es in Utopien Sklaven. Die Familienhäupter wählen jährlich die öffentlichen Autoritäten und auch den König. Unheilbare, Schwache und Kranke werden durch ſchnellen und ſchmerzloſen Todtſchlag aus der Welt geſchafft. Morus' Dichtung veranlaßte zahlreiche Nachahmungen. So ſchrieb der Dominikaner Campanella eine „Civitas solis“ (Utrecht 1648, deutſch von Grün, Darmſt. 1845), deſſen Ideen nicht ſelten an den Saint-Simonismus ſtreifen. Ein anderes ſocialiſtiſches Werk deſſelben Verfaſſers, die „Monarchia Messiae“ (Frankf. 1632), war zur Verherrlichung des Papſtthums geſchrieben. Der engl. Kanzler Roger Bacon

ſchrieb nach dem Vorbilde Morus' die „Nova Atlantis“. Unter Cromwell gab Harrington den politiſchen Roman „Oceana“ (1656) heraus, deſſen Veröffentlichung ſich der Protektor widerſetzte. Unter den ſogenannten Utopiſten im 18. Jahrh. nimmt Fénélon als Verfaſſer der „Republique de Salente“, der „Voyage dans l'île des plaisirs“ und des „Télémaque“ die erſte Stelle ein. Bedeutende Aufmerkſamkeit erregte der utopiſtiſche Roman Morelly's „La Basiliade“ (1753), der die Vorurtheile zu bekämpfen ſucht, die den Menſchen von einem naturgemäßen Leben abhalten. Das Hauptwerk der ſocialiſtiſchen Literatur des 18. Jahrhund. iſt jedoch unſtreitig Morelly's „Code de la nature“ (deutſch von Arndt, Leipz. 1846). Zu den geiſtreichern utopiſtiſchen Dichtungen der neuern Zeit gehören noch die „Histoire des Sevarambes“ (1677), der kommuniſtiſche Roman „Cesares“ (Lond. 1764), Rétif de la Bretonne's „La découverte australe“ (1780), Swifts „Gulliver“, Barthélémy's „Anacharsis“ Cabets „Voyage en Icarie“ (1840, 2 Bde.) u. A. Die philoſophiſche Kritik des ſocialen und politiſchen Lebens begann im 17. Jahrh. in England durch Locke und wurde durch die franz. Philoſophen des 18. Jahrh., Holbach, Helvétius, Diderot, Voltaire, Rouſſeau, Raynal, Mably u. A. fortgeſetzt. Wenn auch die franzöſiſche Revolution neben dem Umſturz der ſtaatlichen Ordnung den der geſellſchaftlichen nicht durchzuſetzen vermochte, ſo gab ſie doch zunächſt den Anſtoß, daß die ſocialen Ideen tiefer erfaßt und mit dem großen politiſchen Leben in Zuſammenhang gebracht wurden. Es bildete ſich durch Fourier, Saint-Simon, Proudhon u. A. eine Wiſſenſchaft des Socialismus aus, die bei allem Ueberſchwänglichen doch nicht unfruchtbar manches treffliche Samenkorn ausgeſtreut hat und in allen Ländern ſich eine zahlreiche Prieſterſchaft erworben hat. Die Natur der europäiſchen öffentlichen Verhältniſſe brachte es mit ſich, daß dieſe Wiſſenſchaft des Socialismus (ſ. Kommunismus und Socialismus) lange Zeit Dogma blieb, das ſich höchſtens zu einzelnen ſektireriſchen Verſuchen verſtieg. Erſt die große Bewegung eröffnete die Ausſicht auf eine Anwendung des Socialismus im Großen, und wenn auch die erſten Verſuche, die Nationalwerkſtätten und Volksbanken, Fiasko machten, ſo war doch das erreicht, daß die franzöſiſchen Socialiſten zu einer politiſchen Partei wurden, die auf eine beſtimmte Staatsform, die ſocialdemokratiſche Republik hinſtrebt. In Deutſchland vermochte man noch nicht, es über die Schule hinaus zu bringen. Der bedächtigere Deutſche nahm das neue Evangelium mit Zweifel auf, wo er ihm nicht entſchieden feindſelig gegenüber trat, und ſelbſt die Klaſſe der Geſellſchaft, deren Feſſel es hauptſächlich löſen wollte, war nur in geringem Grade dafür zu begeiſtern. War es doch das Geſpenſt des Kommunismus, das den geſammten Bürgerſtand von der großen politiſchen Erhebung abtrünnig machte. Gleichwohl hatte man in Deutſchland noch nicht verſucht, praktiſche Experimente mit dem Socialismus zu machen, und die ſocialiſtiſchen Verbindungen der neueſten Zeit ſind nicht im Stande geweſen, es zu einer eigentlichen kompakten Partei zu bringen, ſo ſehr ſie auch die Regierungen in Schrecken ſetzten; denn die Partei der rothen Republikaner iſt in Deutſchland ein noch ziemlich im Blauen ſchwebender Begriff, der eine erſchöpfende Definition noch zur Zeit nicht gefunden hat. Mag man über das Dogma des Socialismus denken, wie man will, ein Verdienſt iſt ihm nicht abzuſprechen, das auch in Deutſchland unleugbar ſeine Früchte tragen wird: es hat die Aufmerkſamkeit aller Denkenden in höherem Grade auf die Krankheit der Zeit, auf das Unnatürliche und Gefahrdrohende unſrer geſellſchaftlichen Zuſtände hingelenkt, und es gibt ſelbſt in Deutſchland nur Wenige, welche die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung dieſer Zuſtände nicht anerkennen. Auch die Regierungen werden dieſer Anerkennung ſich nicht entſchlagen dürfen, wenn ſie nicht wollen, daß der dogmatiſche Socialismus in all ſeinen unpraktiſchen Träumereien auf dem Wege des völligen Umſturzes ſeine gefährlichen Experimente mache. England mit ſeinem äußerſt zahlreichen Proletariat und ſeiner freien Preſſe konnte den ſocialen Ideen nicht verſchloſſen bleiben, die bei dem praktiſchen Sinn der Engländer ſogleich aus dem Schranken der Schule heraustraten. Zwar opferte Owen (ſ. d.) ſein bedeutendes Vermögen, ohne zu großen Erfolgen zu gelangen, und auch die von ihm geſtiftete „Geſellſchaft religiöſer Rationaliſten“ oder „Socialiſten“ (ſ. d.) blieb nur eine vereinzelte Erſcheinung; dagegen bildete ſich in den Chartiſten (ſ. d.) eine feſte politiſche Partei, denen eine Verbeſſerung der ſocialen Verhältniſſe als Staatszweck gilt. War bisher die Anſicht vielfach verbreitet, daß in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten Alles, was einen ſocialiſtiſchen Anſtrich habe, keinen Boden finden könne, ſo hat dieſe Meinung eine thatſächliche Widerlegung gefunden. Gerade weil in Amerika die Induſtrie und das Kapital ſchrankenlos und herriſch auftritt, weil dort der Reichthum für ſich allein mächtiger iſt, als anderswo, gerade deshalb werden dort entgegengeſetzte Beſtrebungen um ſo heftiger hervorgerufen. Der Verdienſt iſt in den Städten, wenn auch leichter, doch auch unſicherer, weil die Spekulationen ſich raſtlos über einander wälzen und ihren Eingriffen ſich auch das kleine Vermögen ſchwerer als in Europa entzieht. Außerhalb der Städte iſt ferner ſchon ſeit längeren Zeiten ſichtbar die Ausbeutung des Fleißes der Anbauer durch die großen Landbeſitzer, deren Voraltern einſt weitgeſtreckte Landſtrecken um ein Spottgeld erworben haben, und die ſie jetzt auf die ſchlaueſte und unverſchämteſte Weiſe auf Koſten der neuen Anſiedler verwerthen. Außerdem iſt Amerika das Land, wo alle alten und neuen Ideen und Projekte der Menſchen wieder aufſchießen und ihre Lebensfähigkeit erproben; dort wo keine ſtarren Inſtitutionen die ſchöpferiſche Luſt beengen, wo unermeßliche Strecken noch der bildenden Hand des Menſchen warten, dort konnte es nicht fehlen, daß auch der große Zauber, welcher in den ſocialiſtiſchen Ideen liegt,

von jeher viele Gemüther anzog. So gibt es in den Vereinigten Staaten jetzt in der That keine größere Stadt mehr, in welcher nicht bereits ſocialiſtiſche Vereine thätig ſind. In ihren zahlreichen Verſammlungen hört man mit allem Schwunge, mit allem lebhaften Geberdenſpiel, die Ideen erörtern, welche in den Büchern der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Socialiſten ausgeſprochen ſind. Die Zeitſchriften dieſer Vereine vermehren ſich mit jedem Monat, fliegen über das ganze Gebiet der Union, greifen in einander und heben ſich gegenſeitig. Aus der großen Menge der gebildeten jungen Handwerker und Fabrikarbeiter wachſen ſolchen Vereinen und Zeitſchriften fort und fort friſche Talente und maſſenhaftere Kräfte zu. Insbeſondere ſind es die jungen deutſchen Handwerker, welche ſich dieſer Richtung anſchließen, und es iſt oft wahrhaft rührend zuſehen, wie ſie ihren Arbeitsverdienſt und ihre ſtyliſtiſchen Verſuche zuſammenthun, um ihre Gedanken und Forderungen durch eine Flugſchrift oder ein eigenes periodiſches Blatt auszuſprechen. Denn ein eigenes Blatt zu beſitzen und damit auf dem großen Markte der Politik ſich vernehmen zu laſſen und mitzukämpfen, das iſt in Amerika das Erſte, wohin eine Partei ſtreben muß, wenn ſie Anſehen und praktiſchen Erfolg haben will. Schon früh wurde nun auch verſucht, Anſiedelungen nach den Grundſätzen der gemeinſamen Arbeit in Gruppen und des gemeinſamen Eigenthums mit gewählten Verwaltern anzulegen. Die That ſollte den Beweis führen, welche Fülle von Lebensglück und Frieden ſich die Menſchen durch Annahme ſolcher Grundſätze verſchaffen könnten. Dieſe ſocialiſtiſchen Kolonien und Anſiedelungen ſcheiden ſich in 2 Klaſſen. Die erſte Klaſſe hat bis jetzt noch überall Fiasko gemacht. Sie begreift die Anſiedelungen, welche zwar auf Bruderliebe und Erkenntniß des gemeinſamen Vortheils gegründet waren, jedoch des ſtreng-religiöſen Verbandes entbehrten. Ihrer wurden mehre im Weſten des Staates Pennſylvanien und in den neuen weiter weſtlich gelegenen Staaten angefangen, und noch fortwährend werden dort einzelne Verſuche gemacht. Aber ſie alle zerfielen und verſchwanden ſehr bald. Die Bruderliebe hielt nicht Stich unter den Mühen und Drangſalen, welche die erſte Einrichtung in wilder Gegend forderte, und der gemeinſame Vortheil löſte ſich auf in eine Menge kleiner Selbſtſuchten und Ketzereien, an denen das Ganze regelmäßig zu Grunde ging. Die berühmteſte jener Anſiedelungen war die von Owen, welche die Kolonie der deutſchen Rappiſten am Wabaſh in Illinois 1824 für 200,000 Dollars kaufte. Von allen Seiten ſtrömten ihm Männer und Frauen aus den gebildeten Ständen zu, mit friſcher Thatkraft, mit Herzen voll Liebe und Aufopferung; aber die Einöde, das Hacken und Pflügen, das Melken und Waſchen, und vor allem die Unmöglichkeit, ſich an allerlei Menſchen brüderlich zu gewöhnen, führten bald zur Auflöſung. Gedeihen hatte dagegen die zweite Klaſſe der ſocialiſtiſchen Kolonien, nämlich diejenigen, welche auf der Grundlage eines religiöſen Sonderglaubens und unter der Autorität eines von den Anſiedlern verehrten Sektengründers errichtet wurden. Anſiedelungen dieſer Art haben die Shakers und die Mormonen in größerer Anzahl zu Stande gebracht, und man kann nicht verkennen, daß trotz ihrer religiöſen Verrücktheiten (bekanntlich leben die einen in eheloſer Abſperrung, die andern in luſtiger Weibergemeinſchaft) durch das Princip der Gütergemeinſchaft v. ihnen Bedeutendes geleiſtet worden iſt. Am vortheilhafteſten haben ſich die deutſchen Anſiedelungen gezeigt, welche nach den Grundſätzen des gemeinſchaftlichen Erwerbes angelegt ſind, wie die Kolonien der Rappiſten, der preußiſchen Separatiſten in Ebenezer bei Buffalo und der ſchwäbiſchen in Zoar im Staate Ohio. Da die Geſchichte und Einrichtung dieſer deutſchen Anſiedelungen einander überaus ähnlich ſind, ſo möge hier nur die letztgenannte näher beſchrieben werden, um zugleich zu zeigen, wie einfach und natürlich die deutſchen Bauern und Weber ohne Bücher auf den Kommunismus kommen, und wie vernünftig ſie ihn durchführen. Bekanntlich iſt in den alten ſchwäbiſchen Dörfern in Würtemberg viel religiöſer Eigenſinn zu Hauſe; macht die Polizei es den Leuten zu bunt, ſo wandern ſie aus. So verließ auch im Frühjahr 1817 eine Geſellſchaft von etwa 150 Köpfen ihr Vaterland und kam im Auguſt in Philadelphia an. Joſeph Bäumler, ein junger Menſch, hatte auf der Reiſe durch ſein kluges und ſanftes Benehmen das Vertrauen ſeiner Reiſegefährten erworben; er war erſt Weber, dann Lehrer geweſen, und nun erſt entwickelte ſich ſein ungemeines Organiſationstalent. Als Agent der Geſellſchaft kaufte er im damals noch ſehr ſchwach beſiedelten Staate Ohio am Tuscarawasfluſſe 3500 Acker, auf welchen ſeine Gefährten mitten im Winter anlangten. Sie waren arm, von allen Mitteln entblößt, um ſich das Leben nur einigermaßen erträglich zu machen. Vieh und Geräthſchaften waren gleich dürftig. In den elendeſten Hütten ſuchten ſie vorerſt ein Unterkommen, von Hunger, Kälte und Näſſe hatten ſie zu leiden;] die Fieber richteten unter ihnen Verheerungen an. Aber die religiöſe Gemeinſchaft hielt ſie zuſammen. Nachdem ſie über ein Jahr lang einzeln gewirthſchaftet hatten, hielten ſie es für beſſer, ſich zu gemeinſchaftlichem Erwerb und Eigenthum zu verbinden, um durch gemeinſchaftliche Arbeiten die Hinderniſſe zu bekämpfen. Bäumler entwarf die Verfaſſung, und mit kleinen Abänderungen haben ſie dieſelbe bis jetzt als gut und bewährt beibehalten. Die Cholera des Jahres 1832 führte noch einmal den verheerenden Tod in ihre Mitte. Von da ab aber hatten ſie in jedem Jahre mehr Gedeihen. Sie ſind jetzt, nachdem bereits von Zeit zu Zeit manche von ihnen abgegangen, noch immer 500 Köpfe ſtark. Sie wohnen in 25 großen und netten Häuſern, in welchen an eben ſo vielen Herden für Alle gekocht wird. Ihre ſchwäbiſche Tracht haben ſie noch jetzt beibehalten. Ihr Vermögen beläuft ſich weit über eine Million; ſie beſitzen 9000 Acker in einem Stücke, die vortrefflichſten Vieh-

heerden, Oel-, Säge- und Mahlmühlen, zwei Schmieden, eine Tuchfabrik, treiben bedeutenden Handel mit ihren Erzeugniſſen und haben daher erkleckliche Summen in den Banken verwahrt. Alle drei Jahre wählen ſämmtliche Großjährige (auch die Frauen wählen mit) einen Vorſteher und drei Aufſeher. Der Vorſteher hat die Verwaltung des Ganzen, der erſte Aufſeher leitet Handel und Gewerbe, der zweite das Bauweſen, der dritte die Feldarbeiten. Dieſe entſcheiden auch in etwa vorkommenden Streitigkeiten und leiten die Verſammlungen, in welchen die Arbeit in Gruppen vertheilt und berathen wird. Das Horn ruft zur Arbeit und zum Eſſen Alle zuſammen. Des Morgens iſt gemeinſchaftlicher Gottesdienſt mit Geſang und Klavierbegleitung. Die Frauen helfen den Männern bei der Feldarbeit und dem Warten des Viehs und beſorgen die gemeinſchaftliche Bäckerei, Wäſcherei u. dgl. Die Kinder ſind ſämmtlich von ihrem dritten Jahre an in zwei Erziehungehäuſern, denen Frauen vorſtehen. Nachmittags haben ſie Katechismusunterricht, dem auch viele Erwachſene beiwohnen. Des Winters iſt engliſche und deutſche Schule. Prediger iſt Jeder, welcher ſich dazu angetrieben fühlt. In der ganzen Anſiedelung herrſcht übrigens eine ſtrenge Zucht. Viele junge Leute, welche nicht damit einverſtanden ſind, wandern aus ihr weg und erhalten dann zu ihrer Anſtellung eine hinreichende Ausſtattung aus dem gemeinſchaftlichen Vermögen. Baumler, jetzt ein ehrwürdiger Greis, war bisher immer Vorſteher des Ganzen, und wie ein Patriarch des Alterthums vereinigt er in ſeiner Perſon die Eigenſchaften des Predigers, Richters und Arztes. Socialiſtiſche Anſiedelungen dieſer Art ſtehen bis jetzt noch vereinzelt für ſich. Die ſocialiſtiſche Partei in den Vereinigten Staaten richtet dagegen ihre Thätigkeit zunächſt darauf, durch die Geſetzg bung einige ihrer Grundſätze anerkannt und durchgeführt zu ſehen. Sie ſtellt die Forderung in den Vordergrund, daß jeder Mann eine geſicherte Heimſtätte haben müſſe, die ihm weder durch Schulden noch durch Spekulationen Anderer vertheuert oder verkümmert werden ſoll. „Es iſt", ſagt ein in Syrakuſa im Staate Newyork erſcheinendes Organ dieſer Partei, „jedem Menſchen auf der Erde eine Heimſtätte zu gewähren, auf der er eine Familie erziehen und ſich alles des Glückes erfreuen kann, welches nur der kennt, der eine Heimſtätte beſitzt. Wer kann den Fleiß, die Intelligenz, das Wohlbefinden, die Erhebung der Charaktere berechnen, die auf dem Boden dieſes Landes aufleuchten werden, wenn die Regierung es als ihre erſte Pflicht anſehen wird, jeder Familie eine Heimſtätte zuzuſichern? Ein Menſch, der keine Heimſtätte zu lieben hat, hat kein Vaterland zu lieben. Die Landreform muß jedem Menſchen eine Heimſtätte als ein unveräußerliches, unzerſtörbares Recht ſichern; ſie muß auch die Grenze der Ländermenge feſtſetzen, die irgend ein Mann beſitzen darf, damit Alle Heimſtätten haben können. Der Betrag, den einer haben darf, ſoll ſeine Heimſtätte bilden und durch keinerlei Geſetz dem Zwangsverkauf unterworfen ſeyn. Die Landreform wird die unbebauten Ländereien den Landloſen geben und wird den Preis der bebauten Ländereien auf ihren wahren Werth zurückführen. Der hohe Preis, der auf den nackten Boden gelegt iſt, iſt ein künſtlich erzwungener Preis. Die Landreform wird ſolchen Boden keinen höhern Marktpreis geben, als Licht und Luft haben; weil er unentbehrlich iſt zur Exiſtenz, kann er kein Handelsartikel ſeyn. Er muß ſo wohlfeil als das Sonnenlicht ſeyn, das zur Exiſtenz eben ſo unentbehrlich iſt". Die zu dieſen Grundſätzen halten, nennen ſich die Partei der „Nationalreformer", jetzt auch „Landesreformer". Freeſoil! freier Boden! iſt ihr Kampfruf, weshalb ſie auch „Freeſoilers" genannt werden. Sie haben vorerſt ihre Forderungen in den drei Sätzen formulirt: 1) Von dem noch unverkauften Lande ſoll unentgeldlich jedem Manne, der es wirklich bebauen kann und will, ein hinlängliches Stück, höchſtens 160 Acker gegeben werden 2) Der Landbeſitz ſoll auf eine beſtimmte Ackerzahl eingeſchränkt werden. 3) Keines Mannes Grundbeſitz ſoll für mehr Schulden, als der halbe Werth des Grundbeſitzes beträgt, in Anſpruch genommen werden. Durch die beiden erſten Geſetze ſoll insbeſondere die in Amerika ſo gewöhnliche Art, mit Unkoſten der wirklichen Bebauer des Bodens reich zu werden, verhindert werden. Noch immer iſt nämlich eine Menge des vorzüglichſten und wohlgelegenſten Landes in den Händen ſolcher Männer, auf die es von jener Zeit her, als die Gegend noch unbekannt war, für ſo gut wie gar keinen Preis gekommen iſt. Mit jedem neuen Anbauer, der ihnen ein Stückchen abkauft, ſteigt der Reſt des übrigen im Werthe, und da die Einwanderung und Volksvermehrung fortwährend in raſchem Zunehmen begriffen iſt, ſo iſt abzuſehen, daß die Beſitzer ſolcher weiten Landſtrecken außerordentliche Reichthümer gewinnen müſſen, ohne Hand und Kopf dabei anzuſtrengen. Uebrigens wurde durch den zweiten Satz nur das zum ausgeſprochenen Geſetz erhoben, was freilich ſchon von den älteſten Zeiten an bis auf den heutigen Tag in den neubeſiedelten Gegenden als Recht beſtanden hat. Wer zuerſt Hütte und Heerd auf einem noch nicht in Beſitz genommenen Land aufſchlägt, der hat nicht nur, wenn Jemand dies Land von der Regierung kaufen will, geſetzlich das Verkaufsreche, ſondern es wird auch ſein Beſitzrecht von allen ſeinen Nachbarn anerkannt. Wehe dem Käufer, der einen ſolchen „Hocker" („Squatter") vertreiben wollte, ohne ihm ſeinen Anſpruch (Claim) abgekauft zu haben; er würde bald mit den Umwohnenden in ſo viele Händel verwickelt werden, daß er gern wieder auf und davon zöge, wenn er nur gleich wieder einen guten Käufer fände. Merkwürdig iſt es, wie ſchnell und ſpurlos alles das in Amerika verſchwunden iſt, was von feudalen Einrichtungen von Europa herüber gepflanzt wurde. Die engliſchen Könige verliehen ganze Landſtriche in den amerikaniſchen Kolonien an ihre Günſtlinge mit vollſtändigen herrſchaftlichen Titeln und Würden, die Söhne der engliſchen Barone kamen zahlreich herüber, der Philoſoph Locke dachte ſo-

Digitized by Google

gar für Nordamerika eine ſtändiſche Muſterverfaſſung aus mit Ober- und Unterhaus. Nichts von allem dem fand in Amerika eine Lebensbedingung; das freie Land, der ſelbſtſtändige Sinn ſeiner Bewohner, ſtieß gar bald wieder aus, was als unamerikaniſch ſich an Privilegien feſtſetzen wollte. Dieſer ſelbe Geiſt iſt es, der in den Grundreformen lebt und treibt; ſie fühlen es und wiſſen es, daß der Boden des Landes dem gehören ſoll, der ihn bebaut, und daß kein Fremder ihn von demſelben vertreiben ſoll, ſo lange er ſelbſt noch im Schweiße ſeines Angeſichts ſich bemüht, der Erde die Früchte abzugewinnen, welche ihn und ſeine Familie ernähren. In dieſem Sinn haben ſie auch den dritten der obigen Sätze aufgeſtellt. Durch denſelben ſoll die Ueberbürdung des Bodens mit Schulden und bas Austreiben ſeiner Bewohner Schulden halber verhütet werden. Der Geldreiche, welcher dem kleinen Grundbeſitzer ein Kapital vorſtreckt, oder ihn in Spekulationen verlockt, ſoll dadurch keine Macht über ihn bekommen. Zeigt nun ſchon das Aufſtellen dieſer drei Sätze den praktiſchen Geiſt der Amerikaner, welche ihre Ideen nicht erſt lange durch dicke Bücher hindurch verfolgen und ſyſtemmäßig ausbrüten, ſondern ſofort praktiſche und erreichbare Konſequenzen ziehen, ſo iſt noch mehr bas kluge Verfahren anzuerkennen, welches die Partei einhält, um jenen Grundſätzen die Kraft und Weihe des Geſetzes zu verſchaffen. Anfangs war die Partei klein und wenig beachtet. Aber ſie hielt feſt zuſammen als eine ſelbſtſtändige Partei, ſtellte bei allen Wahlen ihre eigene Kandidatenliſte auf, obwohl an einen Sieg derſelben nicht zu denken war, und ließ nicht nach, ihre Forderungen immer beſtimmter zu formuliren und möglichſt bekannt zu machen. Sie erklärte dabei zugleich, daß ſie den Kandidaten der andern politiſchen Parteien dann ihre Stimme geben wolle, wenn ſie ſich zuvor verpflichteten, jene Forderungen zu ihrer eigenen zu machen. Ein ſo konſequentes Verfahren mußte endlich den Erfolg haben, daß es die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und bei dem gegenwärtigen Stande der Parteien Einfluß und Gewicht erhielt. Nach und nach gaben immer mehr Bürger ihre Stimmen den Kandidaten der Nationalreformer, einige aus Ueberzeugung, die meiſten aus Unzufriedenheit mit ihrer bisherigen Partei. Dies geſchah nicht allein von Seiten der ärmern Bürger, ſondern auch anderer, namentlich der gebildetern Deutſchen, welche dem ſelbſtſüchtigen Treiben der jetzigen demokratiſchen Partei in Amerika abhold waren. Der Ueberdruß an dieſem Treiben, die morſche Organiſation der beiden großen politiſchen Parteien war eine Haupturſache, welche den humanern Grundſätzen der jungen Partei der Nationalreformer bei den öffentlichen Wahlen eine Menge Stimmen verſchaffte, die an ſich nicht zur eigentlichen Partei zählten. Nun ſahen ſich die Whigs ſowohl wie die Demokraten genöthigt, mit den Nationalreformern einen Vertrag einzugehen, um eine ſolche Anzahl Stimmen für ihre eigenen Kandidaten zu gewinnen. Angeſehene Führer beider Parteien hielten es für wohlgethan, öffentlich Grundſätze der Nationalreformer zu adoptiren. Letztere waren nun auch klug genug, nicht zu warten, bis ſie für ſich allein ſtark genug wären, ſondern ſie begnügten ſich damit, daß vorläufig einige ihrer Kandidaten für die geſetzgebenden Verſammlungen, Stadträthe und Landesbehörden auf die Liſte der Partei, mit der ſie ſich nun einigten, genommen wurden, und daß ferner einige Kandidaten der letztern ſich verpflichteten, gewiſſe Forderungen der Nationalreformer geltend zu machen. Durch dieſe Taktik haben die Nationalreformer es erreicht, daß Anträge in ihrem Sinne in den geſetzgebenden Verſammlungen geſtellt, erörtert und theilweiſe angenommen werden. Jeder ſolche Antrag hatte, wenn er auch vorerſt verworfen wurde, zur Folge, daß die ganze ungeheure Macht der Preſſe ſich über ihn herwarf und ihn für das Volk verarbeitete. Der erſte Satz nun, daß kein Mann über eine beſtimmte Morgenzahl Landes beſitzen ſoll, hat bis jetzt noch am wenigſten Anklang gefunden. Viele finden darin eine ſchädliche Beſchränkung des Verkehrs, andere der natürlichen Freiheit. Praktiſch iſt er nur in den weſtlichen Staaten ſchon lange dadurch ins Leben getreten, daß jedem Yanken, der herkommt, um in Landkäufen zu ſpekuliren, ſo viel Streiche geſpielt, nach Umſtänden auch wohl ſo viel Schläge aufgezählt werden, daß ſich die Anſicht verbreitet hat, die Landkäuferei ſey ein mißliches Geſchäft geworden. Der zweite Satz mußte im Kongreſſe verfochten werden, weil das im Weſten noch nicht verkaufte Land der Union gehört, welche aus den Kaufpreiſen einen Theil ihrer Einkünfte bezieht. Nach der Erklärung des Finanzminiſters auf dem letzten Kongreſſe hatten die Landverkäufe in den letztern Jahren durchſchnittlich jährlich nach Abzug aller Unkoſten $1\frac{1}{4}$ Million Dollars Reinertrag in die Schatzkammer der Union gebracht. Gleichwohl haben ſo berühmte Staatsmänner, wie Douglas, Webſter und Houſton, Anträge im Sinne der Landreform eingebracht. Der erſte Antrag war der des Senators Douglas. Er verlang: eine Viertelſektion Landes (160 Acker), welche jeder Perſon, die 18 Jahre alt iſt, gleichviel, ob verheirathet oder nicht, ob Mann oder Frau, unentgeldlich werden ſoll, wenn ſie eine desfallſige beſtimmte Erklärung im betreffenden Landamte niederlegt, und ihr freies Eigenthum bleiben ſoll, wenn ſie binnen 6 Monaten nach der Uebergabe ein Haus darauf gebaut hat, einen Theil als Ackerland eingehegt und 4 Jahre lang darauf gewohnt hat. Senator Webſter von Maſſachuſetts beantragte, daß jeder männliche Bürger der Vereinigten Staaten, ſo wie jeder Einwanderer, der die Abſicht erklärt hat, Bürger zu werden, und 21 Jahre alt iſt, Anſpruch auf 160 Acker Landes habe, ſobald er 3 Jahre darauf gewohnt und einen Theil davon angebaut habe, auch den Eigenthumsbrief darüber erhalten ſolle; ſtirbt er in den 3 Jahren, ſo ſollen ſeine Wittwe, Kinder oder Erben denſelben Anſpruch haben, wenn ſie den Anbau fort-

ſetzen. Damit ſolches Land nicht wieder in die Hände der Spekulanten falle, ſoll es weder veräußert, noch verpachtet werden dürfen, ſondern nur als Erbgut nach Teſtament oder Inteſtaterbrecht an Andere übergeben. Endlich beantragte der frühere Gouverneur von Texas, Senator Houſton, wie Webſter, Kandidat zur Präſidentſchaft, daß jeder Bürger der Vereinigten Staaten, der nicht 1500 Dollars im Vermögen habe, ſo wie jeder Einwanderer, der vor dem 4 März einwandere, ein Recht haben ſolle, 100 Acker unentgeldlich in Beſitz zu nehmen; wenn er 3 Jahre darauf wohne, ein Blockhaus baue und 10 Acker während jenes Zeitraums anbaue, ſo ſoll er den Eigenthumsbrief darüber koſtenfrei zugefertigt erhalten. Es iſt vorauszuſehen, daß ein Geſetz dieſer Art allgemeine Gültigkeit erhalten wird. Der dritte der obigen Sätze iſt — nachdem in Wisconſin, Jowa und andern Staaten Geſetze in ähnlicher Richtung bereits durchgegangen und z. B. in Ohio die Schuldhaft, welche ohnedem ſchwierig durchzuführen, abgeſchafft iſt — nun auch im Staate Newyork durch ein „Heimſtättefreiheitsgeſetz“ zur Geltung gebracht, welches folgenden Inhalt hat: Haus- und Grundeigenthum ſollen bis zum Werthe von 1000 Dollars von aller Exekution frei ſeyn, wenn der Kauf- oder Uebernahme-Vertrag ausdrücklich die Bemerkung enthält, daß das Grundſtück zur Heimſtätte beſtimmt iſt, oder, wenn die Uebernahme deſſelben ſchon vor Erlaß des Geſetzes Statt gefunden, jene Bemerkung in das Hypothekenbuch eingetragen wird. Die Subhaſtation iſt jedoch zuläſſig wegen rückſtändiger Steuern, Kaufgelder oder ſchon früher eingetragener Hypotheken. Wegen aller übrigen Schulden geht die Befreiung des Grundſtücks auch nach dem Tode des Schuldners auf ſeine Familie ſo lange fort, als noch einer der Familie das Haus bewohnt und das jüngſte Kind noch nicht 21 Jahre alt iſt. Jede Verzichtleiſtung auf dieſe Geſetzeswohlthat muß ſchriftlich, eigenhändig und gerichtlich geſchehen, ſonſt iſt ſie ungültig. Glaubt der Gerichtsvollzieher, daß die Heimſtätte eines Schuldners mehr als 1000 Dollars werth iſt, ſo ſoll er zuvor ſechs Geſchworene aus dem betreffenden Bezirke zuziehen; dieſe ſollen das Grundſtück abſchätzen und denjenigen Theil, welcher ohne Schaden des übrigen abgetrennt werden kann, zum gerichtlichen Verkaufe abſchneiden. Kann bei oberflächlicher Schätzung die Theilung nicht ohne Schaden erfolgen, ſo ſollen ſie eine genaue Schätzung vornehmen, und das Reſultat derſelben ſchriftlich dem Gerichtsvollzieher einreichen, dieſer eine Abſchrift davon an den Schuldner unter der Androhung geben, daß das Grundſtück verkauft werde, wenn er nicht binnen 60 Tagen das, was er mehr als 1000 Dollars ſchuldig iſt, bezahlt habe. In jedem Falle aber, wo ein Grundſtück gerichtlich verkauft wird, ſoll der bisherige Eigenthümer 1000 Dollars von den Kaufgeldern erhalten; werden nicht mehr als 1000 Dollars darauf geboten, ſo findet kein Zuſchlag Statt, ſondern der Gerichtsvollzieher hat das Exekutionsmandat als unvollziehbar wegen Mangels an Pfändungsobjekten zurückzugeben. Ein ſo bündiges Geſetz muß ſchon in wenigen Jahren in die Verkehrsverhältniſſe weit eingreifen und dem Grundbeſitz eine Feſtigkeit verleihen, welche früher in Amerika unbekannt war. Die Nationalreformer ſtellen in zweiter Linie noch andere Forderungen auf, mit denen ſie indeſſen noch lange nicht durchgedrungen ſind. Sie wollen 1) gleiche Schulen für Alle auf Staatskoſten, 2) Abſchaffung der Banken und aller ähnlichen Monopole, 3) Einführung direkter Steuern unter Aufhebung aller indirekten, 4) Abſchaffung der Schutzzölle und Durchführung des Freihandels. Hinſichtlich der Elementarſchulen hat das Freiſchulſyſtem, urſprünglich eine pennſylvaniſch-deutſche Einrichtung, auch in andern Staaten bereits Fortſchritte gemacht. Uebrigens hat ſich in der neuern Zeit aus den Nationalreformern eine andere Partei herausgeſchieden und ſelbſtſtändig organiſirt, welche über die Forderungen der erſteren hinausgeht und ſich zum Unterſchiede die „Socialreformer“ (im engern Sinn) nennt. Die Nationalreformer wollen für jede Familie ein freies, ſicheres Eigenthum, deſſen Werth und Erzeugniſſe auf keine Weiſe verkümmert werden ſollen durch die Spekulationen der Geldreichen und durch das, was die Reformer Monopole der letztern nennen, als Banken, Schutzzölle, indirekte Steuern. Neben dem wohlbegründeten Eigenthum wollen ſie die Möglichkeit für Jedermann, ſich durch freie Schulen jede Art niederer und höherer Bildung zu verſchaffen. Da die „Freiheit“ bereits Gemeingut der Bewohner der Vereinigten Staaten ſey, ſo halten ſie, ſobald jene bei den andern Forderungen gewährt ſeyen, auch „Wohlſtand“ und „Bildung“ für Jedermann gewährleiſtet. Weiter, glauben ſie, dürfen politiſche Geſetze nicht greifen, das Uebrige müſſe der Arbeit und Klugheit jedes Einzelnen überlaſſen bleiben. Anders dagegen die Socialreformer. Sie ſtimmen in der Boden- und Schulfrage mit den Nationalreformern überein, deren übrige Forderungen aber halten ſie für unpraktiſch, weil ſie doch nicht zum Ziele führten. Sie wollen ſtatt deſſen der Sache auf den Grund gehen und die Bedingungen zum Reichwerden des Einen und zum Verarmen des Andern abſchneiden. Sie verlangen deshalb Organiſation der Arbeit und Tauſchaſſociationen. Die Arbeiter ſollen ſich zuſammenthun, Werkſtätten errichten, Maſchinen ankaufen und für ſich arbeiten laſſen, Magazine und Läden gemeinſchaftlich halten, ihre eigenen Banken anlegen, und ſich mit Krämern, Wirthen, Ackerbauern aſſociren, um ihren Geldmarken Kredit und ihren Erzeugniſſen Abnehmer zu verſchaffen. Dadurch ſoll die beſtehende Uebermacht des Kapitals gebrochen werden. Zugleich iſt vermittelſt der Tauſchaſſociationen und Tauſchbanken der unmittelbare Verkehr zwiſchen Producenten und Konſumenten hergeſtellt, und dadurch aller Zwiſchenhandel, weil dieſer nur auf Koſten des Arbeiters vor ſich geht, brach gelegt worden. Dieſe Partei zählt bis jetzt hauptſächlich nur unter den jungen Handwerkern und Fabrikarbeitern, namentlich unter den Deut-

ſchen, ihre Mitglieder. Sie iſt thätig und eifrig in der Verbreitung ihrer Principien; von ihren Führern werden nicht ſelten die Redner der Nationalreformer zu öffentlichen Wortkämpfen herausgefordert, welche dann Stunden lang unter lebhafter Theilnahme der Zuhörer Statt haben. Auch praktiſche Verſuche ſind von den Nationalreformern bereits vielfach gemacht. In den meiſten größern Städten hat ſich hier und da eine Schaar junger Handwerker zu gemeinſchaftlichen Werkſtätten und zum Verkauf ihrer Erzeugniſſe auf gemeinſchaftliche Koſten vereinigt. Noch können aber ſolche Unternehmungen nicht recht aufkommen, theils weil der Mangel an Kapital nicht ſo bald zu erſetzen iſt, theils weil ſie bei ihrer eigenen Schwerfälligkeit von dem raſchern Umſchwung des Verkehrs wieder erdrückt werden. Die große Maſſe der amerikaniſchen Bürger wendet ſich mit mehr oder weniger Unwillen oder Unverſtand von den S.n ab, und iſt der Anſicht, daß deren Grundſätze den Nerv des amerikaniſchen Lebens, den Handel, gefährdeten, daß ſie aber niemals Macht gewinnen würden, weil der eigene Grundbeſitz regelmäßig auf andere Gedanken führe. Die junge Partei läßt ſich indeß nicht irre machen und findet trotz arger Hindernisse in Amerika wenigſtens freien Raum, um die Erfolge ihrer Grundſätze praktiſch darzuthun.

Socialtrieb, ſ. Trieb.

Sociation (v. Lat.), die Vereinigung Mehrer zu einer Geſellſchaft.

Sociativus (Grammat.), 1) Kaſus, der eine Begleitung ausdrückt, ſ. Czechiſche Sprache; — 2) ſ. v. a. Inſtrumentalis.

Societät (v. Lat.), Geſellſchaft, Verbindung zu etwas, geſchloſſene Geſellſchaft.

Societät der Wiſſenſchaften, ſ. Academia.

Societäts-Archipelagus (Geogr.), ſ. v. a. Geſellſchaftsinſeln.

Societäts-Inſeln (Geogr.), ſ. v. a. Geſellſchaftsinſeln

Societätskontrakt, ſ. v. a. Kompagniekontrakt.

Societätsrechnung, ſ. v. a. Geſellſchaftsrechnung.

Societas (lat., franz. Société, engl. Society), 1) Verbindung; — 2) Geſellſchaft; — 3) Bündniß; — 4) Handelsgeſellſchaft; — 5) ſ. Geſellſchaftsvertrag.

Societas Columbaria, ſ. Academia.

Societas delinquendi, ſ. Concursus ad delictum.

Societas geogr. Argonaut., ſ. Academia.

Societas Jesu, der Jeſuitenorden, ſ. Jeſuiten.

Societas leonina, Geſellſchaftsvertrag, nach dem beide Theile zwar Mittel ſchaffen müſſen, jedoch nur einer den Vortheil erhalten ſoll.

Societas literaria Rhenana s. Celtica, ſ. Academia.

Society of ancient Music, ſ. Academia und Muſikverein.

Socii (vom lat. Socius, der Genoſſe, Verbündete), 1) (röm. Staatsalterth.), die verſchiedenen Klaſſen der durch ein Bündniß (Foedus) mit Rom vereinigten Bundesgenoſſen und Unterthanen, es mochten Könige oder Freiſtaaten (civitates) ſeyn. Sie zerfallen in mehre Klaſſen: 1) Die S. aequo foedere, d. h. ſolche, die auf gleichem Fuß mit Rom ſtanden. Solche Verbindungen bezweckten in älterer Zeit nur gegenſeitigen Frieden und Anerkennung eines geordneten Rechtszuſtandes, bisweilen auch Schutz und Trutz in Kriegsgefahr. Nach der Beſiegung von Mittel- und Unteritalien durch die Römer gab es in dieſem Lande ſelbſt nur wenig S. dieſer erſten Klaſſe, viele aber außerhalb Italien, z. B. Maſſilia, Sagunt, Rhodus, der König Ptolemäus Philalethes, Grácia, Judäa u. ſ. w. Dieſe gleichſtehenden S. gingen immer mehr in die Kategorie der zweiten Klaſſe über, und in Italien hörten ſie auf ſeitdem alle Italiener die römiſche Civitat erlangt hatten. 2) S. non aequo foedere, urſprünglich ſolche, welche nach Beendigung eines für ſie unglücklichen Krieges römiſche Bundesgenoſſen wurden, aber unter günſtigen Bedingungen. Dieſe Klaſſe dauert ſpäterhin fort. Zu ihr gehörten auch ſolche, die, weil ſie an Macht unter Rom ſtanden, um ſich Sicherheit vor dem römiſchen Volk und andern Feinden zu verſchaffen, mit Rom freiwillig ein Bündniß eingingen. Namentlich thaten dies fremde Könige, welche für den Titel eines Socius et amicus pop. Rom. die größten Opfer brachten. Sie waren dadurch ſcheinbar frei, in der That aber Vaſallen und Unterthanen der Römer. Sie werden dem römiſchen Reiche zugezählt und haben den römiſchen Befehlen ſtrengen Gehorſam zu leiſten. Die Römer verfügen über die Staaten derſelben nach Belieben, nehmen und verleihen Reiche, bei vorkommenden Streitigkeiten hat der römiſche Senat ein Schiedsrichteramt, und die Thronfolge hing von der römiſchen Gnade ab. Die Könige werden nach Rom vorgeladen und wie Unterthanen behandelt, ja die härteſten Strafen bis zur Hinrichtung werden über ſie verhängt. Die Laſten, welche auf ſolchen Vaſallenkönigen lagen, waren groß. Sie hatten vielfach durch Truppenmärſche zu leiden, mußten manchen ordentlichen und außerordentlichen Tribut zahlen, auf Verlangen Hülfstruppen und Schiffe ſtellen u. ſ. f. Die Reiche der verbündeten Fürſten wurden nach und nach Provinzen. 3) Die S. Latini, die eine bevorzugte Mittelſtufe zwiſchen Rom und den Verbündeten bildeten, ſ. Latium. Die Kriegslaſten, welche auf den römiſchen Bundesgenoſſen lagen, waren ſehr drückend: ſie mußten den Römern Geld geben, Zufuhr liefern, Schiffe und Kriegsheere ſtellen. Dieſe Leiſtungen trafen in der älteſten Zeit beſonders die italieniſchen S., welche den Römern Jahrhunderte lang den Kampf um die Weltherrſchaft führen halfen. In jedem Kriegsjahre beſtimmte der römiſche Senat neben der Zahl der römiſchen Legionen die von den Bundesgenoſſen aufzubringende Mannſchaft, und die Konſuln machten nun die Matrikel der von jedem Staat verhältnißmäßig zu ſtellenden Truppen, indem ſie die

von den S. eingeſchickten Liſten zu Grunde legten. Das ganz auf römiſche Weiſe eingerichtete und bewaffnete Heer der S. wurde von ihnen zur beſtimmten Zeit an den von Rom angegebenen Sammelplatz geſchickt, um ſich mit den römiſchen Truppen zu vereinigen. Sold und Bekleidung wurden von den Bundesgenoſſen, die Verpflegung aber von den Römern beſtritten. Die Zahl der S. war in der Regel etwas ſtärker, als die des Konſularheeres, dem ſie beigegeben waren, ja die Reiterei derſelben war mindeſtens noch einmal ſo ſtark, als die römiſche. Befehligt wurden die S. von römiſchen Präfekten, welche gewöhnlich von dem Konſul ernannt wurden und den Legionstribunen gleichſtanden; die andern Offiziere wurden von den S. gewählt. Die Präfekten hoben von dem Fußvolk den fünften und von den Reitern den dritten Theil aus, welche das Corps der Extraordinarii bildeten, d. h. die Beſten und Auserleſenſten. Die andern zerfielen in zwei Flügel (Alae) und einzeln in Kohorten oder (bei der Reiterei) in Turmen. Nach Aufnahme der italieniſchen S. in den römiſchen Bürgerverband traten dieſe in die römiſchen Legionen ſelbſt ein, und an ihre Stelle kamen die Hülfstruppen der Provinzen, ſo wie die Truppen der verbündeten Könige und freien Provinzialſtände, endlich die fremden Könige und Völker, welche mit Rom verbündet waren und ſchon früher Hülfstruppen hatten ſtellen müſſen. Alle dieſe zuſammen heißen nun Auxilia, Auxiliares. — 2) (Rechtsw.), ſ. Concursus ad delictum.

Socii navales (röm. Antiq.), Matroſen und Ruderknechte auf den Kriegsſchiffen, welche zum Theil von den Bundesgenoſſen geſtellt wurden. Sie waren meiſtens freigelaſſene und ganz arme Bürger.

Socinianer (Kirchengeſch.), die Anhänger der religiöſen Lehrmeinungen des Lälius und Fauſtus Socinus, welche den um ſie ſich ſammelnden Unitariern (ſ. d.) oder Antitrinitariern zuerſt nicht nur einen feſten Lehrbegriff, ſondern auch ein geordnetes Kirchenweſen gaben. Der Erſtgenannte, Lälius, ein Sprößling des alten ital. Geſchlechts der Sozzini (poln. Soczynski), war der Sohn des berühmten Rechtsgelehrten Marianus Socinus zu Siena und hier im J. 1525 geboren. Er widmete ſich anfangs dem Studium der Rechte, dann aber bibliſchen und dogmatiſchen Forſchungen, und ſchloß ſich bald an die Männer an, welche die Wahrheiten der chriſtl. Religion nach den Grundſätzen der ariſtoteliſchen Philoſophie beurtheilt wiſſen wollten und, an der unbedingten Wahrheit und Gültigkeit der Kirchenlehre zweifelnd, namentlich in Bezug auf die Trinitätslehre heterodoxe Meinungen aufſtellten. Theils in Folge ſeines Strebens nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, theils aus Scheu vor den von Seiten der Inquiſition ihm drohenden Verfolgungen, verließ er um 1544 Italien und bereiſte Frankreich, England, Holland und Deutſchland. In der Schweiz und in Deutſchland trat er mit den Reformatoren in Verkehr und hielt ſich auch 3 Jahre in Wittenberg auf, wo er beſonders dem Studium der orientaliſchen Sprachen oblag und durch ſeine Talente, ſowie durch ſeinen Fleiß Melanchthons Beifall gewann, aber mit ſeinen dogmatiſchen Anſichten noch nicht hervorzutreten wagte. Nach dem Tode ſeines Vaters begab er ſich (um 1559) nach Polen, wo er mit mehren Gleichgeſinnten in Verbindung trat. Obwohl mehre Magnaten ſeinen Anhängern ſich zugeſellten, ſo hielt er doch ſeine Lehrvorträge anfangs nur im Geheimen, gerieth aber deſſenungeachtet in den Verdacht der Ketzerei und ward in Folge davon in eine Unterſuchung verwickelt, der er ſich nur durch Verheimlichung ſeiner wahren Ueberzeugung entzog. Als er, um ſeine Familienangelegenheiten ordnen zu können, in ſein Vaterland zurückkehren mußte, erhielt er von dem polniſchen König ein Schreiben an den Dogen von Venedig und an den Herzog von Florenz mit, worin er den dortigen Machthabern empfohlen ward, um vor den Verfolgungen der Inquiſition geſichert zu ſeyn. Um dieſelbe Zeit wurden ſeine nächſten Anverwandten als Ketzer verfolgt; ſein Bruder Camillus ward eingekerkert und ſein Neffe Fauſtus (ſ. unten) mußte flüchtig werden. Lälius verließ daher Italien bald wieder, begab ſich in die Schweiz und ließ in Zürich ſich nieder. Fortwährend ſtand er mit den proteſtantiſchen Theologen Melanchthon, Brenz, Musculus, Bullinger und ſelbſt mit Calvin in brieflichem Verkehr. Er † zu Zürich 1562. Schr. Dissertatio ad Tigurinos et Genevenses; — De resurrectione corporum; — Rhapsodia in Esaiam prophetam; — Paraphrasis in initium Evangelii Joannis. — Wenn nun auch von Lälius Socinus die Stiftung der nach ihm genannten Partei ausgegangen war, ſo war er es doch nicht, welcher derſelben die feſtere Begründung und Einrichtung gab. Dies war vielmehr ſein Neffe, der Sohn des Alexander Socinus, der oben genannte Fauſtus, welcher die Lehren der S. in ein Syſtem brachte und den Gemeinden eine gleichförmige kirchliche Verfaſſung gab. Derſelbe war 1539 zu Siena geboren und hatte ſich ſchon in früher Jugend eng an ſeinen Oheim Lälius angeſchloſſen, deſſen Schriften ſtudirt, deſſen religiöſe Grundſätze ſich zu eigen gemacht und wie jener den Verdacht ketzeriſcher Lehrmeinungen auf ſich geladen. Schon als 20jähriger Jüngling mußte er deshalb ſeine Vaterſtadt verlaſſen und begab ſich nach Lyon. Durch den Tod ſeines Oheims in Beſitz des literariſchen Nachlaſſes deſſelben geſetzt, ſuchte er deſſen dogmatiſche Lehren weiter auszubilden und auch auszubreiten. Er kehrte nach Italien zurück und hielt ſich 12 Jahre lang am florentiniſchen Hofe auf, um die Verbreitung ſeiner Lehrmeinungen mittelſt kleiner anonymen Schriften bemüht. Als er vor den Verfolgungen der Inquiſition im Auslande Schutz ſuchen mußte, begab er ſich nach Deutſchland (1574) und hielt ſich dann 3 Jahre in Baſel auf, unabläſſig theologiſchen Studien und der Ausbreitung ſeiner Lehre ſich widmend. Als im J. 1578 zwiſchen Franziscus Davidis und Georg Blandrata (ſ. d.) in Siebenbürgen ein Streit über die Anbetung Chriſti ſich erhob, ward er als Schiedsrichter nach Siebenbürgen berufen und entſchied gegen Davidis.

Digitized by Google

Im folgenden Jahre wandte er ſich nach Polen, wo er auf um ſo zahlreichere Anhänger rechnen zu dürfen glaubte, je mehr dort die unitariſchen Lehren ſich ſchon Bahn gebrochen hatten. Aber die hier ſchon beſtehenden Gemeinden der Unitarier wollten ihn nicht als den Ihrigen erkennen, weil er in manchen Lehren mit ihnen nicht übereinſtimmte, wie er z. B. die Taufe zu den indifferenten Gebräuchen gezählt wiſſen wollte und die Wiedertaufe verwarf. Von Krakau mußte er ſogar flüchten, weil er in ſeinem Buche de magistratu aufrühreriſche Lehren vorgetragen haben ſollte. Erſt im J. 1588 durfte er hierher zurückkehren und fand nunmehr Anhänger, unter denen namentlich Petrus Stoinius und die Brüder Andreas, Stanislaus und Chriſtian Lubienitzky erwähnt zu werden verdienen. Im J. 1598 drohten ihm ſeiner heterodoxen Lehren wegen neue Gefahren, die ſelbſt ſein Leben bedrohten. Daher verließ er Krakau und lebte bei einem 9 Meilen von da wohnenden polniſchen Edelmann Namens Abraham Blonsky bis an ſein Ende (3. März 1604). Er hinterließ eine groſe Anzahl von Schriften, unter welchen folgende die bedeutendſten ſind: De s. Scripturae auctoritate; — Tractatus de justificatione; — Disputatio de baptismo aquae; — De Jesu Christo Servatore; — De Jesu Christi, Filii Dei, natura s. essentia nec non de peccatorum per ipsum expiatione; — De unigeniti Filii Dei existentia; — De Jesu Christi invocatione; — De honore Christi, s. utrum Christus cum ipse perfectissima ratione Deus non sit, religiosa tamen adoratione colendus sit nec ne. Sein Sarg mit Inſchrift iſt neuerdings zu Luclawice in der Nähe von Krakau, einem Landgute ſeiner Familie, aufgefunden worden. Ueber Lälius Socinus iſt zu vgl. Illgen, Vita Lael. Soc., Lpz. 1826, 4. Des Fauſtus Socinus Leben beſchrieben Soulmin, Memoirs of the life, character etc. of Faustus Socinus, Lond. 1777, und Przypkovius.

Die Anhänger der beiden Socinus hatten zunächſt in den Städten Rakau, Pinczow, Smigla, Krakau und in der nächſten Umgebung derſelben ſich zu Gemeinden zuſammengethan. Ihr Hauptſitz war Rakau, von wo ſich ihre Lehre auch weiter ausbreitete. Auch in Lublin bildete ſich eine Gemeinde, die aber durch die Machinationen der Jeſuiten und Dominikaner von da (1617) wieder vertrieben ward. Die Flüchtlinge wandten ſich nach Piaſt, wo ſie ſich niederzulaſſen gedachten; doch mußten ſie auch dieſen Ort wieder verlaſſen und ließen ſich nun in Siedlice, einem kleinen Dorfe, nieder, wo ſie ziemliche Ruhe fanden. In Luclav gründeten die S. auch eine Schule, die in der Folge durch die Lehrer Petrus Stator, Georg Schomann, Stanislaus Lubienitzki, Joh. Stolnius und Jonas Schlichting in großen Ruf kam. Auch weiter nach Oſten hin, in Volhynien und Kiew, gründeten die S. nicht unbedeutende Niederlaſſungen. Aber ſie hatten in Polen ein ſehr wechſelvolles Schickſal. Fortwährend wurden ſie von den Katholiken aufs Heftigſte angegriffen und verfolgt. Sie ſollten von der Religionsfreiheit, welche die Diſſidenten, ja ſelbſt die Juden genoſſen, ausgeſchloſſen werden. Der unglückliche Vorfall, daß einige Studirende in Rakau ein ſteinernes Kruzifix im jugendlichen Muthwillen zertrümmerten, bewirkte, daß nicht bloß die Schuldigen, ſondern die ganze Stadt und Partei beſtraft ward. Sie ging ihrer Schule, Kirche und Buchdruckerei verluſtig; ihre Lehrer wurden verwieſen. Die Jeſuiten wiegelten die Machthaber gegen die S. auf, und es ward allenthalben mit brutaler Gewalt gegen ſie verfahren. Im J. 1648 erklärte ſie der kathol. Primas von Polen öffentlich für Arianer, die von dem Religionsfrieden ausgeſchloſſen ſeyen. Im J. 1650 beſchwor zwar der neue König Johann Kaſimir dieſen Frieden feierlich, alle Diſſidenten in denſelben einſchließend; aber die Jeſuiten, an ihrer Spitze Nikolaus Cichovius, arbeiteten fortwährend zu ihrem Verderben und mit um ſo glücklicherem Erfolg, da ſich um das Jahr 1657 in dem Kriege zwiſchen Schweden und Polen einige S., worunter Schlichting und Lubienitzky, wegen erlittener Unbilden unter ſchwediſchen Schutz geſtellt hatten. Dies rechnete man der ganzen Partei als Landesverrath an und ſchloß ſie von der Amneſtie, die man den Reformirten bewilligte, aus. In drei Jahren ſollten ſie ihr Vaterland verlaſſen oder in den Schooß der Kirche zurückkehren; aber die Jeſuiten, welche die feine Diſtinktion ausklügelten, daß ſie nicht „in Anſehung" der Religion, ſondern „von" der Religion (nicht de, ſondern a religione dissidentes) Abweichende, alſo Atheiſten ſeyen, ward die Zeit zu lang, und nun ſollten die Unglücklichen ſchon nach Verlauf zweier Jahre das Land verlaſſen. Der Termin war d. 16. Juli 1660. Damals ward mit unmenſchlicher Strenge gegen ſie verfahren; viele wurden ihrem Glauben untreu, viele blieben aber auch feſt und litten unſägliche Trübſal, da der Name S. den meiſten Chriſten das Mitleid für ſie erſtickte. Bald ward es als ein Verbrechen angeſehen, einen S. zu verbergen oder aufzunehmen. Vergeblich beriefen ſich ihre Lehrer darauf, daß ſich ihre Religionsfreiheit auf beſchworne Verträge gründe, daß ſie keine Ketzer wären, indem ſie ja das apoſtoliſche Symbolum annähmen, auch keine ſtrafbare Verbindung mit den Schweden gehabt hatten. Am thätigſten war Lubienitzky, und ſchon war der König von Dänemark geneigt, ſich der Verfolgten anzunehmen, aber der Erzbiſchof von Seeland hielt ihn ab. Als Lubienitzky dieſem vorhielt: „Gibt man uns keinen Platz, wo wir leben können, ſo wird man uns doch einen Ort gönnen, wo wir ſterben können", da erwiderte der chriſtliche Erzbiſchof in bitterm Spotte: „Manche Menſchen verfaulen auch in freier Luſt." Zum Theil begaben ſich die armen Heimathloſen nach Ungarn und Siebenbürgen, und es entſtanden damals beſonders in Weißenburg und Klauſenburg ziemlich zahlreiche Gemeinden. In Siebenbürgen bilden ſie auch noch gegenwärtig eine durch Geſetze geſicherte und vom Staate anerkannte Religionspartei, haben Zutritt zu allen bürgerlichen Aemtern und Mitgenuß an allen bürgerlichen Rechten und zählen etwa 32,000 Seelen, beſitzen 164 Kirchen,

ſtehen unter einem Superintendenten und zwei Konſiſtorien, und unterhalten in Klauſenburg und Thorda auch gelehrte Schnlen. Im Allgemeinen war ihre Lage von Anfang an bis zu Ende des 18. Jahrh. wie allenthalben ſo auch hier eine ſehr gedrückte. Erſt durch das Toleranzedikt des Kaiſers Joſeph II. erhielten ſie in den öſterreich. Staaten gleiche Rechte mit den Bekennern der andern reeipirten chriſtl. Konfeſſionen. Auch in Schleſien und Brandenburg ließen ſich viele S. nieder und wurden da durch Konnivenz geduldet, ſowie auch in der Pfalz und in Frankreich einige eine Zufluchtsſtätte fanden. In Holland fanden ſie erſt ſpäterhin Aufnahme und Duldung. Auch in England gelang es ihnen nicht ſogleich feſten Fuß zu faſſen, indem das Bekenntniß ihrer Lehre als Kapitalverbrechen galt. Erſt im Laufe des 18. Jahrh. erhielten ſie eine eingeſchränkte Toleranz, indem ſie ſich in England zwar aufhalten, aber ihren Gottesdienſt nicht ausüben durften. Dermalen haben ſie in London 6 Bethäuſer. Die alten gegen ſie erlaſſenen ſtrengen Geſetze ſind zwar ſchon geraume Zeit außer Geltung, aber erſt im J. 1813 förmlich aufgehoben worden. Auch in Schottland finden ſich an einigen Orten ſocinianiſche Gemeinden, und in York beſteht ein Kollegium für die Bildung ſocinianiſcher Prediger. Die Geſammtzahl der S. mag im britiſchen Reiche gegen 145,000 Seelen betragen. Von England ſind ſie frühzeitig auch nach Nordamerika hinubergegangen, wo ihre Geſammtzahl ungefähr 250,000 Seelen mit 809 Kirchen und 200 Geiſtlichen betragen mag.

Eigentliche ſymboliſche Schriften haben die S. nicht, doch beſitzen ſie einige Bücher, welche ihre Lehren enthalten und in Folge davon in einem beſondern, wiewohl keineswegs ſymboliſchen Anſehen ſtehen. Hierher gehören der rakauer Katechismus (Catechesis ecclesiarum Polonicarum, poln. 1605, lat. 1609, deutſch von Oeder, 1739) und die von Jonas Schlichting verfaßte Confessio fidei christianae, edita nomine ecclesiarum, quae in Polonia unum Deum et Filium ejus unigenitum Jesum Christum et spiritum sanctum profitentur (1642; ins Polniſche überſ. 1646). Auf die von Nikolaus Cichovius abgefaßte Widerlegung dieſer durch den warſchauer Reichstag zum Feuer verdammte und wirklich durch des Henkers Hand verbrannte Schrift erſchien eine Apologie derſelben unter dem Titel: Confessionis christianae ad rogum damnatae et combustae manium a rev. D. Nic. Cichovio lacessitorum sui vindices, 1662. Auch iſt hier noch des rakauiſchen Neuen Teſtaments (deutſch 1630) zu gedenken. — Gewöhnlich nannten ſich die S. nicht mit dieſem Namen, ſondern lieber nach ihrem dogmatiſchen Standpunkte Unitarier, weil ſie das Bekenntniß der Einheit Gottes voranſtellten. Als dictum probans gilt ihnen beſonders die Stelle Joh. 17, 3. Ihr ganzes dogmatiſches Syſtem aber gründet ſich auf den Gedanken von der Uebermacht der Sünde und von dem geiſtigen Unvermögen im menſchlichen Geſchlecht. Aber dieſes allgemeine Sündenelend faſſen ſie als ein allmählig durch die in der Menſchheit ſtattfindende Zerrüttung entſtandenes auf und meinen, es könne demſelben durch die Erziehung des Menſchen in Familie und Staat abgeholfen werden. Auch faſſen ſie jenes Verderben nicht eigentlich poſitiv als Hang zum Böſen, ſondern mehr negativ als Verluſt der Unſchuld, mit welcher das menſchliche Leben beginne, auf. Das menſchliche Herz gilt ihnen von Natur als gut und rein, und ſie berufen ſich dafür auf die Stelle Pred. 7, 29. worauf ſie die Rectitudo moralis gründen. Es ſey aber, lehren ſie weiter, durch jene Zerrüttung eine Unfähigkeit der Menſchen entſtanden, ſowohl Gott recht zu erkennen, als Unſterblichkeit zu hoffen u. zu gewinnen. Demnach behaupten ſie ganz im Sinne des Supranaturalismus, daß es im dermaligen Zuſtande der Menſchheit keine Vernunftreligion gebe, und die Stellen im Neuen Teſtament, welche (wie Röm. 1, 18) ausdrücklich von einer ſolchen ſprechen, werden von ihnen auf erzwungene Art anders erklärt. Dabei aber ſtellen ſie die Behauptung voran, in der Offenbarung, welche den Menſchen zum Heil gegeben ſey, könne nichts vorkommen, was mit der Vernunft in Widerſpruch ſtehe. Von dem Alten Teſtament und der moſaiſchen Religion haben ſie inſofern eine ungünſtige Meinung, als ſie glauben, daß beide, von der menſchlichen Beſtimmung weit abliegend, nur auf das Aeußerliche und Sinnliche gerichtet und ſowohl der einen Idee von Gott als auch der von der menſchlichen Zukunft bar und ledig geweſen wären. Deſto höher ſteht ihnen das Neue Teſtament, inſofern Chriſtus durch ſein Evangelium, durch ſeine Lehre wie durch ſeinen Geiſt eben ſowohl zu Gott und zur Ewigkeit hingeführt, als durch ſein thaten- und verdienſtvolles Leben den Zugang zum ewigen Leben eröffnet haben ſoll. Dabei gilt ihnen der Erlöſer durchaus als menſchliches Weſen, das aber im irdiſchen Leben dreifach ausgezeichnet worden ſey, einmal ſchon durch ſeine ewige Beſtimmung zum Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, dann durch ſeine Heiligung in der Geburt (ſie behaupten nämlich mit Entſchiedenheit die übernatürliche Erzeugung Jeſu durch den heil. Geiſt) und endlich durch die von ihm verrichteten Wunder und ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt. In Bezug auf letztere iſt noch zu bemerken, daß ſie nach Joh. 3, 13 eine zweifache Aufnahme Jeſu in den Himmel annehmen, von denen ſie indeß die erſte mehr im geiſtigen Sinne als Entrückung in den Himmel angeſehen zu haben ſcheinen. Die Stellen des Neuen Teſtaments, in welchen die Kirchenlehre die Göttlichkeit Chriſti ausgeſprochen fand, wurde von ihnen auf eine der angegebenen drei Punkte, worin der Erlöſer vor den Menſchen ausgezeichnet geweſen, gedeutet. Die Beſtimmung Chriſti ferner liegt ihnen in ſeinem Mittleramte. Als Mittler hat er zuerſt eine rein geiſtige Lehre unter den Menſchen verkündigt und ihnen zuerſt den wahren Begriff von Gott und Ewigkeit beigebracht. Durch ſeinen Tod aber hat er die Wahrheit ſeiner Lehre beſtätigt als Blutzeuge und damit zugleich ein Symbol der göttlichen Liebe im Gegenſatz gegen den jüdiſchen Opferbegriff aufgeſtellt. Der kirchliche Begriff vom Verſöhnungstode Chriſti wird

von ihnen entſchieden verworfen als ein dem Judenthume entnommener. Chriſti Mittlerwirkſamkeit vollendete ſich aber durch ſeine Aufnahme in den Himmel, inſofern er fortan den Eingang in das ewige Leben den Seinigen offen erhält. Das Werk Chriſti und alſo auch ſein Mittlerthum ſchließt endlich auch noch ſeine Herrſchaft über die Kirche in ſich, die er dadurch ausübt, daß er den Seinigen ſeine höhere Kraft mittheilt bis ans Ende der Dinge. Ueber das Weſen des heil. Geiſtes hegen ſie verſchiedene Meinung und ſind nur in der Beſtreitung der Perſönlichkeit deſſelben einig. Die frühern S. verſtanden unter dem heil. Geiſt öfter auch einen erhabenen Engel, welcher mit der Uebertragung des Geiſtes auf die Menſchen beauftragt geweſen. Gilt nun den S.n Chriſtus auch als reiner Menſch, ſo legen ſie ihm doch göttliche Würde bei und widmen ihm göttliche Verehrung. Ja die Verehrung und Anbetung Chriſti war ein Hauptpunkt ihrer Lehre und Fauſtus Socinus behauptete dieſelbe gegen den oben genannten Davidis. Demnach hat die Lehre der S. nicht ſowohl einen rationaliſtiſchen, als vielmehr einen ſtreng ſupernaturaliſtiſchen Charakter, deſſen Schroffheit nur durch den Grundſatz, daß in der Offenbarung nichts der Vernunft Widerſprechendes enthalten ſeyn könne, in etwas gemildert wird. Eben in dieſem Punkte, wie auch ſonſt, wird das ſocinianiſche Lehrſyſtem mit Recht der Inkonſequenz beſchuldigt, die auch in dem Dogma von der menſchlichen Natur und göttlichen Würde Chriſti ſich kund gibt. Uebrigens hatte die Chriſtologie der S. durchaus keinen tiefern philoſophiſchen Charakter; es ward darin nur eine Art von Apotheoſe, von Menſchenvergötterung angenommen, welche auf gleiche Weiſe mit der Vernunft und dem Evangelium im Widerſpruch ſteht und vor der die Kirchenlehre große Vorzüge hat. Wie die S. die Perſon Chriſti auffaßten, ſo war dieſelbe noch nie in der Kirche aufgefaßt worden. Am nächſten möchte der ſocinian. Lehre noch die des Photinus im 4. Jahrh. kommen, in ſo fern auch dieſer die Lehre aufſtellte, Chriſtus ſey bloßer Menſch geweſen, aber zu göttlicher Würde erhoben worden, freilich nicht nach ſeiner menſchlichen Perſon, ſondern ſo fern der Logos in ihm geweſen. Wiewohl der Sündenfall in der ſocinian. Anthropologie als wirkliches Faktum gilt, ſo wird doch die Erbſünde entſchieden abgelehnt, und der rakauer Katechismus erklärt ausdrücklich, der Menſch habe freien Willen u. es habe Adams, des einzelnen Menſchen, Fall gar nicht auf alle Nachkommen verderblich einwirken können. Daß aber die Verderbniß der Menſchen als Strafe von Gott verhängt worden ſey, dies laſſe ſich weder aus der heiligen Schrift nachweiſen, noch ſey es mit dem Glauben an Gott, den Urquell aller Gerechtigkeit, vereinbar, daß er Andere, die noch nicht geſündigt, ſtrafe. Der Menſch beſitze daher noch alle Kräfte und Anlagen, welche zur Vollbringung einer guten That nöthig ſeyen und ihm bei der Schöpfung verliehen wurden, er ſterbe aber, weil er von Erde geſchaffen ſey, und ſey darum auch ſchon vor Adams Sündenfall dem Tode unterworfen geweſen. — Je mangelhafter das dogmatiſche Syſtem der S. erſcheint, deſto mehr Anerkennung gebührt der Moral derſelben, die ſich wiſſenſchaftlich, wie praktiſch vor den gleichzeitig auftauchenden Syſtemen ſehr auszeichnet. Freilich hat auch ſie nach unſern jetzigen Anforderungen an ein ſolches Moralſyſtem einen viel zu äußerlichen und politiſchen Charakter, ſowie ſich auch der Zuſammenhang der erſten S. mit den Anabaptiſten in einem gewiſſen demokratiſchen Zug, in einer gewiſſen Hinneigung zum Umſturz des Beſtehenden unverkennbar kund gibt. Die Sakramente, Taufe und Abendmahl erklären die S. für nützliche, aber nicht abſolut nothwendige Ceremonien, denen ſie jede übernatürliche Kraft und Wirkung ganz abſprechen. Die Kindertaufe halten ſie, als eine alte Sitte und als frühzeitige Einweihung in die chriſtl. Gemeinſchaft, für zweckmäßig; doch legen ſie derſelben ebenfalls keine höhere Bedeutung und Kraft bei. — Ihre kirchliche Verwaltung unterſcheidet ſich nur in wenigen und nicht weſentlichen Stücken von der der proteſtant. Kirchen. In Siebenbürgen ſind die Kirchengemeinden in Ephorate eingetheilt; jedem ſteht ein Archidiakon vor, dieſen das Oberkonſiſtorium, an deſſen Spitze der Superintendent ſteht, der in der Regel zu Klauſenburg ſeinen Sitz hat. Er hat die Rechte der Gemeinde zu wahren, beſetzt erledigte geiſtliche Stellen, übt die Disciplin unter den Geiſtlichen und hält jährlich eine allgemeine, aus Geiſtlichen und Weltlichen höhern Rangs beſtehende Synode ab. Hier werden die Prüfungen der Individuen, welche ſich dem geiſtl. Stande gewidmet haben, vorgenommen, und Maßregeln zur Verbeſſerung und Hebung der kirchlichen Zuſtände und Angelegenheiten beſchloſſen. Vgl. Unitarier.

Zu den hervorragendſten Lehrern der S. gehören: Chriſtoph Oſtorod (ſ. d.), Johann Völkel aus Grimma im Königr. Sachſen und Valentin Schmalz, geb. 1572 zu Gotha, † 1622 zu Rakau, welche neben Fauſtus Socinus, Petrus Stator und Hieronymus Moſcorovius ſich bei Abfaſſung der ſocinian. Bekenntnißſchriften am meiſten betheiligten. Außerdem ſind noch zu nennen: Johann Crell [ſ. d. 2)], der ſcharfſinnige Vertheidiger des Socinianismus, der ſchon erwähnte Schlichting, ein Pole, der verfolgt und flüchtig 1661 zu Züllichau †, Johann v. Wolzogen, ein öſterr. Edelmann, der, durch die Umtriebe der Jeſuiten aus Ungarn vertrieben, in Polen bei den S.n gaſtfreundliche Aufnahme fand und ſeitdem eifrig zu ihnen hielt; Wiſſovatius, der den rakauer Katechismus aufs Neue bearbeitete und unter dem Titel: Catechesis Ecclesiarum Polonicarum unum Deum Patrem illiusque filium unigenitum Jesum Christum una cum Spiritu s. ex scriptura s. confitentium herausgab, ferner Chriſtoph Sandius, Vater und Sohn, Felbinger, Daniel Zwicker, Chriſtoph Stegmann, Stanislaus Lubienitzky, Matthäus Radeck u. A.

Literatur. Buddeus, De origine Socinian., Jen. 1725; — Ziegler, Darſtell. des Lehrbegriffs des F. Soc., in Henke's N. Mag.,

Bd. IV, S. 201 ff.; — Bengel, Ideen z. hiſt. anal. Erkl. d. ſoc. Lehrbegr., Tüb. Mag., St. 14 ff.

Socinios, im 17. Jahrh. König v. Habeſch.

Sociniſche Kautel (Rechtsw.), der Vorbehalt im Teſtamente, daß ein Notherbe, deſſen Pflichttheil zwar beſchwert, aber durch einen Vortheil wieder vermehrt worden iſt, dieſes Vortheils verluſtig ſeyn ſoll, falls er die Beſchwerung ſich nicht gefallen laſſen will.

Socinus, Lälius und Fauſtus, ſ. Socinianer.

Socolaner, ſ. v. a. Minoriten von der Obſervanz.

Socius (lat.), 1) Geſellſchafter, Theilnehmer; — 2) Bundesgenoß, ſ. Socii 1); — 3) Mitglied einer Societas, vgl. Publicani; — 4) Mitglied des Jeſuitenordens, ſ. Jeſuiten; — 5) der mit einem Andern an einer Arbeit Theil nimmt; Socii navales, die Ruderer auf einem Schiffe; — 6) (Rechtsw.), ſ. Concursus ad delictum; — 7) (Handelsw.), Handelsgeſellſchafter, Compagnon, Aſſocié, vgl. Handelsgeſellſchaften.

Socivo, ital. Dorf, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, nördl. von Neapel; 1320 Einw.

Sock, Gebirg, ſ. Obſchtſchij-Sürt.

Sockale, Ballen, in welchen man auf Amboina die Muskatblumen verpackt und verſendet. Sie ſind gewöhnlich aus Matten geflochten und halten ca. 160 Pfd.

Sockatu (Geogr.), ſ. v. a. Sakkatu.

Socke, 1) der untere Theil eines Strumpfes; — 2) Fußbekleidung nach Art der Strümpfe, die aber nur bis wenig über die Knöchel reicht; — 3) ähnliches, ſchuhartiges Kleidungsſtück von grober Wolle oder Haaren, vergl. Filz; — 4) alter wollener Strumpf, den der Arbeiter über die Hand zieht, wenn er den Filz ausſtößt; — 5) (Bauw.), ſ. v. a. Zocke; — 6) ſ. v. a. Kriekente, ſ. Ente.

Socke-Aſſa, afrik. Ort, Marokko, öſtlich von Nova, an der Grenze der Wüſte.

Sockel (Bauw.), ſ. v. a. Zocke.

Socken, 1) vom Salz, wenn es ſich, da es beim Körnen an Schwere zunimmt, allmählig ſenkt. Es ſockt ab, wenn es abtropft. — 2) (Deichb.), ſ. v. a. Soden.

Sockenblume (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Epimedium *L.*

Sockerrot (ſchwed., Bot.), ſ. v. a. Zuckermerk, Sium Sisarum *L.*

Sockna, afrik. Stadt, Fezzan, am Nordabhange der ſchwarzen Berge, in einer Ebene, mit Mauern umgeben. Die Umgegend iſt durch ihre Datteln berühmt.

Sockpfanne (Soggepfanne), ſ. Kochſalz.

Sockwa, afrik. Ort, Hauſſa, ſüdöſtl. von Kaſhna, im Lande Kano.

Soclet (Ichthyol.), ſ. v. a. Atherina Hepsetus *L.*

Soco, weſtind. Fluß, Inſel Hayti, fließt gegen Süden in das Antillen-Meer.

Socoa, Fort, ſ. Jean, St., 31).

Socovos, ſpan. Flecken, Murcia, nordweſtl. von Cieza, rechts von Segura; 1870 Ew.

Socobro, ſüdamerik. Hauptſtadt der gleichnam. Prov., Neu-Granada, Dep. Boyaca, rechts am Suarez, in heißer und ungeſunder Lage; Baumwollweberei, Strohhutweberei, deren Produkte in andern Städten gegen Tabak, Salz, Gold und engl. Manufakturen vertauſcht werden; 12,000 Einw.

Socoeſprings, Heilquelle, ſ. Nord-Carolina.

Soconusco (Geogr.), mittelamerikan. Ort, Guatemala, nordweſtl. von Guatemala, nahe an der Grenze des mexikan. Staates Chiapa, zu welchem es früher als ein beſonderer Diſtrikt gehörte. Die Umgegend erzeugt vorzüglichen Kakao; — 2) Vulkan daſelbſt.

Soconusco-Kakao, die beſte Kakaoſorte aus den Vereinigten Staaten von Mittelamerika, ſ. Cacaobaum.

Socorro, (Geogr.), 1) ſüdamerikan. Ort, Columbia, Neu-Granada, öſtl. von St. Fe-de-Antioquia; — 2) Noſtra-Senhora-de-S., Ort daſ., Braſilien, Rio-Negro, nördl. von Fort S. Joze, an der linken Seite des Amazonenſtroms.

Socoſſii (a. Geogr.), Küſtenvolk in Mauritania Tingitana (Ptol. IV, 1, 10).

Socota, afrik. Stadt, Habeſch, Tigre.

Socotai, hinterind. Stadt, Siam, am Menam.

Socotora-Aloë (pharm. Bot.), ſ. v. a. ſoccotriniſche Aloë, ſ. Aloë.

Socotra (Socotora, Socotorah), Inſel im rothen Meere, unter 12° 10′ nördl. Breite u. 54 bis 55° öſtl. Länge v. Gr. gelegen, iſt ungefähr 140 engl. Meilen vom Kap Guardafui, der öſtlichſten Spitze von Afrika, und 180 Meilen von dem nächſten Theil der gegenüberliegenden Küſte von Arabien entfernt. S. liegt mithin auf der geraden Straße nach und von dem rothen Meere, und ſcheint deshalb den Geographen früherer Zeiten bereits bekannt geweſen zu ſeyn. Die Inſel S. iſt von Oſten nach Weſten 71½ engl. Meil. lang und hält in der größten Breite 21½ Meilen; ſie hat faſt die Geſtalt eines ſphäriſchen Triangels, deſſen Scheitelpunkt die äußerſte öſtliche Spitze bildet. Die nördl. Seite iſt konkav und die Hauptrichtung von Nordoſten nach Südweſten, jedoch durch mehre kleine Buchten unterbrochen. Die weſtl. Seite iſt ebenfalls von einer kleinen Bucht eingeſchnitten, und nur die ſüdliche iſt ohne Einbiegung und konvex. Längs der nördl. und weſtl. Seite finden ſich Ankerplätze, jedoch kein eigentlicher Hafen, und die allenthalben flache, ſichere Küſte läßt ſich faſt immer erreichen, wenn man auf die Monſuns Acht hat. S. läßt ſich am Anſchaulichſten mit einem aus Gebirgen von faſt gleicher Höhe zuſammengeſetzten Pfeiler vergleichen, der von einer flachen Ebene von verſchiedener Breite von 2 bis zu 4 Meilen umgeben iſt, die rund herum eine Art Ufer bildet, mit Ausnahme einer Stelle gegen Südoſten, wo die Berge ſenkrecht aus dem Meere emporſteigen. Der erſte Anblick der Inſel iſt nicht einladend. Einige wenige Stellen ausgenommen, wo ein Gebirgsſtrom Mittel zur Bewäſſerung bietet, iſt die Ebene

hart, unfruchtbar und keiner bedeutenden Verbeſſerung fähig, während hinter derſelben die kahlen Kalkſteinklippen emporſteigen. Das Innere verſpricht indeß mehr. Der mittlere Gebirgsrücken, von dem einige Spitzen ſich bis zu einer Höhe von 5000 Fuß erheben, iſt Granit; längs der Seitenwände läuft eine zuſammenhängende Kalkſteinformation von 1500 bis zu 2000 Fuß Höhe fort, und von dieſer ziehen ſich quer durchlaufende Höhen von gleicher Formation und gleichem Charakter hauptſächlich nach Süden hin. Auf dieſe Weiſe bilden ſich eine Menge Thäler, deren Ueboden, der bekanntlich nicht zu den fruchtbarſten gehört, doch einige Ertragsfähigkeit zu beſitzen ſcheint, weil er in ſeinem jetzigen Naturzuſtande mit einer üppigen Vegetation bedeckt iſt. Unter den bedeutendern Produkten nimmt die Aloe (Aloe spicata vel socotrina) den erſten Platz ein. Sie wächſt hauptſächlich an Wänden und auf den Gipfeln der Kalkgebirge und wird nur ſelten in geringerer Höhe als 500 Fuß von der Ebene aus gefunden. Die Blätter werden zu jeder beliebigen Zeit abgepflückt und, nachdem man ſie getrocknet hat, eingepackt und nach Maskat ausgeführt, wo ihr Preis je nach Umſtänden und Jahreszeit ſehr verſchieden iſt. In Hinſicht auf Qualität gehört die Aloe von S. zu den vorzüglichſten, ſie verliert aber nur zu oft durch ſchlechte Zubereitung. Die Produktion geht in das Unendliche, da aber die Nachfrage nur gering iſt, ſo wird jetzt nur die geeignete Quantität eingeſammelt. Vormals ſprach der Sultan von Maskat, zu deſſen Beſitzungen die Inſel S. gehört, die Aloe-Ernte als Monopol an, jetzt aber ſammelt Jeder, der nur Zeit und Luſt dazu hat. Beſonders im weſtl. Theil der Inſel ſind alle Anhöhen meilenweit mit der Pflanze bedeckt. Das bedeutendſte Produkt nächſt der Aloe iſt der Drachenblutbaum (Pterocarpus Draco), deſſen Gummi ebenfalls zu allen Jahreszeiten eingeſammelt wird. Es ſchwitzt von ſelbſt aus, ohne daß man nöthig hätte, Einſchnitte zu machen, und auch von ihm bietet die Natur wohl 10mal mehr, als wirklich Abſatz findet. Der Baum iſt 10—20′ hoch, der Stamm hält ungefähr 12 Zoll im Durchmeſſer, und die zahlreichen, aber kurzen Zweige ſind dicht in einander geſchlungen. Die aufſitzenden, lederartigen u. ſchwertförmigen Blätter ſind ungefähr 12 Zoll lang u. denen des Pinienapfels ähnlich. So wie die Aloe, wächſt auch der Drachenblutbaum hauptſächlich auf den Kalkgebirgen. Auf der Inſel wachſen außerdem noch andere Gummibäume, von denen beſonders einer, von den Eingebornen Amara genannt, ein wohlriechendes Gummi liefert, das dem Weihrauch nicht viel nachſteht und an der arabiſchen Küſte ſehr geſucht iſt. Ferner gibt es noch die in Aegypten und Syrien wohlbekannten Nebelbäume (Lotus Neben), die eine wohlſchmeckende Frucht von der Geſtalt einer Kirſche tragen, welche die Eingebornen zwiſchen 2 Steinen zerquetſchen und mit Butter zu einem Teige kneten, den ſie ſehr gern eſſen. Dattelbäume findet man ebenfalls in Menge, doch decken ihre Früchte den Bedarf nicht, weshalb von dieſem Artikel eine bedeutende Quantität aus Arabien eingeführt wird. Außer den genannten ſcheint jedoch keiner der Bäume, welche auf der Inſel wachſen, von Werth zu ſeyn, örtliche Zwecke ausgenommen; eben ſo wenig ſcheint es hier eine bedeutende Menge von Brennholz zu geben. Von Thieren findet man auf S. vorzüglich Kameele, Eſel, Hornvieh, Schafe, Ziegen und Zibetkatzen. Die Kameele ſind von der gewöhnlichen Art, ſtark, feſt auf den Füßen, aber nicht ſchnell. Die Eſel leben größtentheils wild, und man glaubte ſie anfänglich von dem gewöhnlichen Hausthiere dieſer Gattung verſchieden, was ſich jedoch ſpäter nicht beſtätigt hat. Sie ſind meiſt herrenlos und weiden zu 10 oder 12 mit einander im Gebirge. Als Laſtthiere werden größtentheils Kameele verwendet. Die Ochſen ſind meiſt von dunkelbrauner Farbe, feiſt, glatt und von vorzüglicher Art. Die Inſel beſitzt ungefähr 1600 Stück, und die Eingebornen verkaufen ſie nicht gern; der gewöhnliche Preis iſt 10 ſpaniſche Thaler. Die Schafe ſind klein, mager und von geringer Qualität; ſie werden insbeſondere der Wolle wegen gehalten, aus der man ein ſtarkes Tuch verfertigt, und alle 2 oder 3 Monate ſorgfältig gewaſchen, um ſie vor der Raute zu bewahren, der ſie ſehr unterworfen ſind. Weit ſchöner ſind die Ziegen, und beſonders geſchätzt werden die milchgebenden. Es gibt mehre Arten, von denen eine in abgelegenen Thälern und auf den Gipfeln der höchſten Berge im Stande der Wildheit lebt. Die Zibetkatzen ſind ſehr zahlreich, doch ſammelt man ihren Moſchus nicht. Hyänen, Schakals, Affen und andere Thiere des benachbarten Kontinents ſind hier unbekannt; ſogar Antilopen findet man nicht, was um ſo auffallender iſt, da ſie doch auf den meiſten andern Inſeln längs der arab. Küſte zu treffen ſind. Der Hund iſt ſo gänzlich unbekannt, daß die Eingebornen einen an Bord eines Schiffes befindlichen für ein Schwein hielten. Skorpionen, Tauſendfüße und eine große Spinne der giftigen Art gibt es in Menge; Schlangen ſind nicht häufig. Auch an Ameiſen fehlt es nicht, und der Biß einer beſondern Art dieſer Thiere iſt faſt eben ſo ſchmerzhaft, als der Stich einer Weſpe. Von Vögeln finden ſich beſonders Kranniche, Flamingos, Wildenten, Holztauben (in großer Menge), Schwalben, Kibitze, Eulen und 4 Abarten von Geiern, von denen eine deshalb ſehr nützlich iſt, weil ſie Aas und andere Abfälle verzehrt. Ferner gibt es noch einen kleinen Vogel mit rothem Schnabel und dunkelpurpurfarbenem Gefieder, der ein lautes, der menſchlichen Stimme nicht unähnliches Geſchrei hören läßt. Auch ſoll es Kaſuars geben, doch ſah weder Lieutenant Wellſtead, noch einer ſeiner Leute einen ſolchen Vogel.

Die Bewohner von S. theilen ſich in zwei Klaſſen, nämlich in ſolche, welche die Gebirge und das Hochland gegen das weſtl. Ende der Inſel bewohnen und die wahrſcheinlich ein eingebornes Geſchlecht ſind, und endlich in jene, welche in Tamarider, Golonſeir und andern kleinern Dörfern längs der nördl. u. weſtl. Küſte hauſen; dieſe letztern ſind eine gemiſchte Raçe; Abkömmlinge von Portugieſen, Arabern,

afrikan. Sklaven und Andern, welche die Inſel beſuchten. Die Geſammtzahl der Einwohner beläuft ſich auf 4000, doch iſt dies nur eine ungefähre Schätzung. Faſt $^2/_3$ derſelben ſind *Beduinen*; ſo werden ſie nämlich ihres einfachen Hirtenlebens wegen gewöhnlich genannt. Es ſind ſchöne Leute, hochgewachſen, muskelkräftig, wohl proportionirt, mit leicht gebogener Naſe, lebhaften, ausdrucksvollen Augen, wohlgeformtem Munde und langen, natürlich gekräuſelten, durchaus nicht wolligen Haaren. Sie tragen gewöhnlich Kinn- und Backenbart, aber keinen Schnurrbart, und ihre Geſichtsfarbe iſt theils licht, theils ſo dunkel, als die der Hindus. Ihr Gang auf den Bergen iſt leicht, raſch u. aufrecht, jedoch gehen ſie, weil ſie an das Klettern gewöhnt ſind, mit den Füßen einwärts, wodurch ihr Gang auf der Ebene etwas Linkiſches erhält. Die Frauen ſind in der Jugend ſehr hübſch, doch ſchwellen ihnen im Alter gewöhnlich die Füße ſtark an, wiewohl mehr auf dem Flachlande, als im Gebirge. Die Kleidung beider Geſchlechter beſteht in einem wollenen Mantel von verſchiedenem Schnitt und mit mannichfachen Zuthaten. Das Benehmen der Weiber iſt beſcheiden und ihr Betragen meiſt tadellos. Sie werden nicht ſo eingeſperrt, wie in andern mohammedaniſchen Ländern; im Gegentheil bewohnen mehre Familien nur *ein* Haus, und den Weibern liegt es größtentheils ob, die Pflichten der Gaſtfreundſchaft gegen Reiſende zu üben. Da das Klima von S. feucht iſt, ſo wird es mehre Monate im Jahre unmöglich, unter Zelten zu wohnen, weshalb auch die nomadiſchen Beduinen ihren Wohnſitz öfter wechſeln müſſen. Die hieraus entſpringende Schwierigkeit wird dadurch zum Theil beſeitigt, daß ſie die Höhlen erweitern, welche ſich allenthalben im Kalkfelſen finden, ſie durch niedere Mauern für mehre Familien abtheilen und dann bewohnen. Ihre ſonſtigen Wohnungen beſtehen gewöhnlich aus an den Felſen angelehnten Schupfen mit einem ſteilen Dach aus Schilf oder Baumzweigen und leicht mit Mörtel überzogen, um den Regen abzuhalten. Dieſe Wohnungen werden eben nicht rein gehalten, weshalb es auch von Flöhen in ihnen wimmelt. Die Betten beſtehen aus Fellen, und Schafe und Ziegen wohnen oft mit den Eigenthümern unter demſelben Dache. Die Männer bringen ihre Zeit damit hin, die Heerden zu warten, Drachenblut und Aloe zu ſammeln und gelegentlich die Dörfer an der Küſte zu beſuchen, um dieſe Artikel nebſt ihrer Schmelzbutter gegen Datteln, Hirſe und Tücher zu vertauſchen. Die Weiber machen Butter, krämpeln Wolle, ſpinnen, weben und beſorgen die Haushaltung. Feldbau wird nur wenig getrieben; etwas Hirſe und Tabak zu eigenem Gebrauche iſt Alles, was ſie bauen, und Säen, Ernten u. die nöthige Bewäſſerung dieſer Artikel iſt ihre ganze landwirthſchaftliche Arbeit. Das *politiſche* Leben der Bewohner von S. iſt eben ſo einfach, als ihr geſelliges. Sie erkennen ihre Abhängigkeit von den Arabern an und dulden es von dieſen, als ein untergeordnetes Volk angeſehen u. behandelt zu werden. Sie entrichten einen kleinen Tribut, den ſie ſelbſt unter ſich einſammeln, und ſind im Ganzen friedliebend und jede kleine Gemeinde ihrem eigenen Scheikh od. Häuptling unterwürfig, deſſen Würde jedoch nicht erblich, ſondern von dem Sultan oder deſſen Abgeordneten abhängig iſt, und bei der auf den perſönlichen Charakter des Individuums Rückſicht genommen wird. Außer einem Meſſer und einem Stock, den ſie ſtets bei ſich haben, beſitzen dieſe einfachen, von der ganzen übrigen Welt abgeſchloſſenen Leute ſonſt keine *Waffen*, und eben ſo wenig iſt eine *Münze* unter ihnen im Umlauf, obſchon ſie deren Gebrauch durch ihren Verkehr mit den Arabern kennen gelernt haben. Unter ſich beſtimmen ſie im Handel und Wandel den Werth ihrer Artikel nach gewiſſen Maßen oder Quantitäten Butter. Als die Portugieſen zum erſten Mal nach S. kamen, ſollen ſie bei den Eingeborenen Manuſkripte in *chaldäiſchen* Schriftzügen gefunden haben; *Wellſtead* konnte jedoch nichts der Art entdecken, ſo viele Mühe er ſich auch gab. Es finden ſich jedoch Spuren einer höhern Civiliſation, als die jetzt herrſchende, eine Erſcheinung, die in vielen Gegenden vorkommt, ohne daß deshalb gerade immer eine dieſen Umſtand erklärende Sage beſtände. In der Nähe von *Ras Mani*, dem öſtl. Vorſprunge der Inſel, wurde auf einem Kalkfelſen am Meere von faſt 300 Schritten im Umkreiſe, faſt auf gleicher Höhe mit dem Boden, eine merkwürdige *Inſchrift* entdeckt. Die Buchſtaben gleichen denen anderer in Arabien gefundenen Inſchriften und ſind wahrſcheinlich *äthiopiſche*. Neben dieſer ſehr gut erhaltenen Schrift befinden ſich unzählige rohe Abbildungen von Füßen von Menſchen, Kameelen, Schafen, Ochſen, Eſeln u. ſ. w., einige klein, andere in natürlicher Größe und mehre koloſſal. Alle ſtehen paarweis, jedoch in keiner Hauptrichtung, und ſind ſo eingehauen, als ob dieſe Füße ſich in eine weiche Maſſe abgedruckt hätten. So viel bekannt, ſind Abbildungen, wie die eben beſchriebenen, einzig in ihrer Art, und es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß die hier entwickelte Kunſt nicht mehr Ehrgeiz beſaß und auch die Nachbildung ganzer Figuren verſuchte. Der Fels, in den dieſe Abbildungen gehauen ſind, iſt ein ſehr harter Sandſtein. — *Geſchichtliches.* Ptolemäus gedenkt der Inſel unter dem Namen *Dioscorides*, und Arrian ſagt, ſie ſey den Königen des Weihrauchlandes unterworfen. *Marco Polo* beſuchte ſie im 13. Jahrh., und im Anfange des 16. wurde ſie von den *Portugieſen* beſetzt. Als jedoch die Macht dieſer Nation in Indien in Verfall gerieth, wurde auch S. von ihnen geräumt und kam wieder unter die Herrſchaft der frühern *arabiſchen* Beſitzer. Als im J. 1798 eine britiſche Expedition von Indien in das rothe Meer kam, wurde ſie von einer Eskadre unter Kommodore *Blanket* auf einige Zeit in Beſitz genommen, ſeit dieſer Zeit aber ganz unbeachtet gelaſſen, obſchon dieſe Inſel, namentlich im Fall eines ausgedehnten europäiſchen Handels durch das rothe Meer, viele Vortheile bietet. In der neueſten Zeit zog ſie aufs Neue die Aufmerkſamkeit der brit. Regierung auf ſich, weil ſie bei der in Antrag geſtandenen neuen Straße nach Oſtindien über Aegyp-

Digitized by Google

ten als der bequemſte Platz erſchien, wo die Dampfſchiffe anlegen und Steinkohlen einnehmen können. Lieutenant Wellſtead wuede daher abgeſchickt, um die Inſel aufzunehmen u. ſich mit den Eingebeeenen und den Produkten bekannt zu machen. Die Briten beſetzten S. 1836, verließen es aber wiedee. — Dabei die Felſen Sabedyna, ſegelnden Schiffen ähnlich.

Socovalo, afrik. Stadt, Unter-Guinea, im Lande der Quillengee.

Socrates, 1) (Geſch. dee Philoſ.), nach dem Ausſpruch des delphiſchen Gottes der Weiſeſte untee den Griechen und dieſes Volkes reinſtee und edelſter Charakter, gleich ausgezeichnet durch ſeine Lehre, ſein Leben und ſein Steeben, wird der Sohn des Atheners Sophroniscus, eines Bildhauees, und der Hebamme Phänarete genannt, und iſt geboren zu Athen im Mai 469 v. Chr. Geburt. Von ſeiner Jugend iſt uns wenig bekannt, und darum iſt wohl der Schluß erlaubt, daß ſeiner Bildung weiter keine Hülfsmittel zu Statten kamen, als ſolche, deren jedee Athener ſeiner Zeit ſich erfreuen konnte. Zwar wird uns berichtet, er ſey Schüler des Anaxageras od. des Phyſikers Archelaus geweſen; allein das Erſtere iſt entſchieden falſch und das Zweite mindeſtens ſehe unwahrſcheinlich. Von ſeinem Vater wurde er in ſeiner Jugend in der Bildhauerkunſt unterrichtet und ſoll nicht ohne Geſchicklichkeit in ihr geweſen ſeyn, doch iſt zu bezweifeln, daß die bekleideten Chariten auf der Akropolis, wie Pauſanias angibt, ſein Werk waren. Daß S. Sklavendienſte verrichtet odee unedles Handwerk getrieben habe, iſt Verleumdung. Bei Damon oder bei Lampon (und zwae bei dieſem noch in hohem Alter) ſoll er Muſik erlernt haben; glaubwürdiger iſt die Ausſage, daß er von Konnus das Citherſpiel lernte; jedoch wohl nur in gelegentlichem Verkehe. Nur ſo iſt auch die angebliche Lehrerſchaft dee Aſpaſia und Diotima, wofern überhaupt etwas Wahres an dieſer Nachricht iſt, zu verſtehen. Alles zuſammen genommen, läßt ſich von Lehreen des S. gar nichts Beſtimmtes ſagen und von ſeiner Bildungsgeſchichte überhaupt nur das Allgemeine, daß ee die eeichen Hülfsmittel Athens eifrig benutzte, daß er von den Einſichtsvollſten hauptſächlich durch perſönlichen Verkehr zu lernen ſuchte, daß ee auch die Bücher dee Philoſophen und Dichter ſich zugänglich machte, und daß er auch in dee Geometrie mehr als gewöhnliche Kenntniſſe beſaß. Andere Bildungsmittel außer denen, welche in Athen ſich verfanden, hat S. nicht geſucht. Mit Ausnahme einer Feſtreiſe und dee Feldzüge, welche er nach Potidäa, Delium und Amphipolis machte und in welchen ee ſich als tapferer, unerſchrockenee und gegen Beſchweeden abgehärteter Krieger bewährte, hat ee Athen nicht verlaſſen: ſo groß war die Anhänglichkeit an ſeine Vaterſtadt. Er liebte ſie wegen der Freiheit, welche ſie bot und die er voe Allem ſchätzte; nichts ſcheute ee mehr, als Abhängigkeit: darum zog er es voe, ſeine Bedürfniſſe zu beſchränken, um ſelbſtſtändig zu bleiben, und aus eben dieſem Grunde ſcheint er ſich an der Verwaltung dee Staatsangelegenheiten nicht betheiligt zu haben, wovon ihn überdies die innere Stimme ſeines Dämon, ſo wie die Zügelloſigkeit der Demokratie ſeiner Zeit ihn abhielt. Doch ermahnt ee nicht bloß Andere, ſich Staatsgeſchäften zu widmen und bekämpft den ſelbſtſüchtigen Kosmopolitismus Ariſtipps, ſondern er überwindee auch ſelbſt ſeine Abneigung gegen politiſche Wirkſamkeit, wo es Noth thut. Er erfüllt ſeine Bürgerpflicht als Prytane und kämpft in dieſer Stellung mit Lebensgefahr gegen den ungerechten Willen des Volkes und der Machthabee, als nach dem Sieg bei den Arginuſen (im Jahre 406 v. Chr.) die neun Feldherrn zum Tode verurtheilt werden ſollten; einer ungerechten Anforderung dee 30 Tyrannen ſtellt er ſich in der Angelegenheit des Salaminiees Leon muthig entgegen, und mit Unerſchrockenheit vertheidigt er ſein eigenes Recht der freien Rede gegen Kritias und deſſen Genoſſen. Als ſeine eigene Lebensaufgabe betrachtete S. die Menſchenbildung, die moraliſche und wiſſenſchaftliche Einwirkung auf Andere, und ee wae der Meinung, daß er ſeinem Vaterlande dadurch am beſten nützen würde, u. daß es beſſer ſey, wenn er Viele zu tüchtigen Bürgern u. Verwaltern des Staates bilde, als wenn er ſelbſt den Staat verwalten helfe. Bei ſeiner Belehrung und Bildung der Jugend machte er ſich die größte Uneigennützigkeit zur Pflicht; im Gegenſatz gegen die Sophiſten ließ er Jeden ohne Belohnung zu ſeinem Umgang zu. Und Viele verkehrten täglich oder ſo häufig als möglich mit ihm, und auf dieſe Weiſe kam ee zu einem allgemeinen Rufe. Seine ganze Perſönlichkeit trug überhaupt dazu bei, ihn nicht nue zu einee auffallenden, ſondeen auch zu einee anziehenden Erſcheinung zu machen. Sein Aeußeees wae nicht eben ſchön; die breiten Schultern, der hängende Bauch, die vorgequollenen Augen, die aufgeſtülpte Naſe, der große Mund und die dicken Lippen gaben ihm etwas Silenenaetiges, welches ſehe wohl zu ſeinen Reden paßte, indem dieſe nicht ſelten einen verſteckten Spott athmeten und gegen allerlei hochtrabendes Weſen mit Laune ſich äußerten. Dazu kam das Aermliche und Prunkloſe ſeines Anzuges, welches eine einfache und eauhe Lebensweiſe beurkundete, die eigenthümliche Haltung ſeines Körpers, ſein auffallendes Umherblicken, ſein öfteres Stehenbleiben und dann ſein merkwürdiges eheliches Veehältniß, — ſeine zänkiſche und heftige Frau Xantippe (ſ. d.) ſetzte ſeine Gleichmuth oft genug auf die Probe —, welches den Athenern allerlei intereſſanten Stoff darbot. Endlich war es das **Dämonium**, welches er in ſich fühlte, was ihn in einem ganz beſonders merkwüedigen Lichte erſcheinen ließ. Es iſt dieſes nicht, wie das ſpäteee Alterthum geglaubt hat, ein peeſönliches Weſen, ein Genius, ſondeen es wied damit die Ueberzeugung des S. bezeichnet, daß er göttliche Offenbarungen in ſeinem Innern erhalte; es iſt eine innere, göttliche Stimme in ihm, deren Offenbarung ſich immer auf die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einee Handlung hinſichtlich ihees künftigen Erfolges, nicht auf philoſophiſche oder ſittliche Belehrung bezieht. Das Dämonium des S. war alſo ein inneees Orakel, dee Sache nach weder die Stimme des Gewiſſens, noch der Glaube des

Digitized by Google

Philoſophen an ſeine göttliche Berufung zum Menſchenbildner, ſondern „das individuelle Vorgefühl von der Nützlichkeit oder Schädlichkeit gewiſſer Handlungen, der theils natürliche, theils erworbene Takt des Philoſophen, ſofern er in der unreflektirten Weiſe des praktiſchen Inſtinktes wirkte“. Wenn nun durch alle dieſe Umſtände die Augen der Athener auf ihn gerichtet waren, ſo war die Art ſeines Umgangs geeignet, Viele ihm zu befreunden und in ſeinem Kreiſe feſtzuhalten. Die Kraft ſeiner Rede wird auch von ſeinen Gegnern gerühmt und als faſt unwiderſtehlich geſchildert. Dieſe zeigt ſich aber nicht ſowohl in fortlaufendem Vortrag, als vielmehr in dem Geſpräch, in welchem er, an das Unſcheinbarſte anknüpfend, von dem Bekannteſten zu dem weniger Bekannten fortſchreitet und zu unerwarteten Reſultaten zu führen weiß, eine Lehrart, die Viele nachgeahmt haben u. die noch jetzt die **ſokratiſche Methode** heißt. Seine Geſpräche bezogen ſich wohl hauptſächlich auf ſittliche Unterſuchungen, aber dabei waren auch andere Gegenſtände der Wiſſenſchaft oder des Lebens nicht ausgeſchloſſen, wie es ſich denn S. zur beſonderen Aufgabe machte, die falſche Weisheit ſowohl der Politiker, als auch der Sophiſten, ja ſelbſt der Künſtler und anderer Männer, welche den Ruf größerer Einſicht hatten, in ihrer Blöße darzuſtellen. Gern pflegte er dabei in ironiſcher Weiſe ſelbſt als ein Lernbegieriger Denen gegenüber aufzutreten, deren eingebildete Weisheit er zu beſchämen beabſichtigte. In ausgezeichnetem Maße beſaß S. die Geſchicklichkeit, ſich der Vorſtellungsweiſe Anderer anzubequemen und Jedem nur das zu ſagen, was er verſtehen konnte. Dieſe Kunſt, zu verſchweigen, anzudeuten, auszuſprechen und herauszulocken, zeigt ſich in den verſchiedenen Standpunkten, von welchen er in ſeinen Unterſuchungen ausging, bald hier, bald da anknüpfend, und macht einen weſentlichen Theil der Miſchung von Ironie und Ernſt aus, welche den Charakter ſeiner Rede bezeichnet. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ein jedes Lehren ſich auf die richtige Erkenntniß des Charakters und der Bildungsſtufe des Lernenden ſtützen müſſe, fing er gewöhnlich ſeine Unterredungen mit dem Erforſchen Deſſen an, mit welchem er ſich unterredete. Daß hierbei immer nur einzelne Punkte ſeiner Meinung hervortreten konnten, iſt natürlich; aber er mochte ſich wohl darauf verlaſſen, daß gegenſeitige Auffaſſung ſeiner Lehren, ſein Charakter ihn ſchützen und ſein ganzes Leben eine Erläuterung ſeiner einzelnen Lehren ſeyn werde. Und in der That gibt es wohl keinen beſſeren und ſchöneren Kommentar zu den philoſophiſchen Anſichten des S., als ſein Leben und ſeine reine und ſittliche Perſönlichkeit. In ſeinen ſpätern Jahren, von denen wir allein Näheres wiſſen, erſcheint er als einer der größten, reinſten und eigenthümlichſten Charaktere des Alterthums, welches darin übereinſtimmt, daß es keinen beſſeren und gerechteren Mann kenne. Die Memorabilien des Xenophon zeigen in S. ein Muſter von Frömmigkeit, Selbſtbeherrſchung, Abhärtung, Freundes- und Ueberzeugunstreue, von Vaterlandsliebe, geſetzlichem Sinne und unbezwinglicher Charakterfeſtigkeit. Durch alles dieſes hoch unter ſeinen Zeitgenoſſen und überhaupt unter ſeinem Volke hervorragend, trägt doch ſein ganzes Weſen den eigenthümlich griechiſchen Typus. Seine Mäßigkeit iſt nicht aſcetiſch: ſo wenig er des Genuſſes bedarf, ſo wenig ſcheut er auch das Uebermaß, behauptet aber darin ſeine Beſonnenheit; ſein Umgang mit Jünglingen, in ſittlicher Beziehung nur von ſpäter Verleumdung angetaſtet, trägt doch die griechiſche Form der Knabenliebe an ſich. Gegen die Unſitte der Päderaſtie ſpricht er ſcharfen Tadel. Daß ein ſolcher Mann den Giftbecher trinken mußte, iſt im höchſten Grade auffallend, aber doch erklärlich aus den Verhältniſſen ſeiner Zeit und aus ſeiner Lehre. Deshalb iſt hier die geeignete Stelle, einen kurzen Abriß über die **Philoſophie** des S. zu geben, die wir freilich, da er ſelbſt keine Schriften hinterlaſſen hat, nur aus mittelbaren Quellen kennen lernen können.

„Der Charakter der **ſokratiſchen Philoſophie** beſtimmt ſich im Allgemeinen durch ihr Verhältniß zu ihrer Zeit. Es iſt dies die Zeit, in welcher die freigewordene Subjektivität die beſtehenden Autoritäten auf allen Seiten angreift, um den Maßſtab ihres Glaubens und Wiſſens nur in ſich ſelbſt zu ſuchen. Der philoſophiſche Ausdruck dieſer Zeit iſt die Sophiſtik. Mit ihr ſtimmt auch S. darin überein, daß es ihm 1) in ſeinem Philoſophiren mit Beſeitigung der objektiven Spekulation (Naturphiloſophie und Metaphyſik), welche die griechiſche Philoſophie bisher beherrſcht hatte, nur um das Subjekt, ſeinen intellektuellen und moraliſchen Zuſtand zu thun iſt, und daß er 2) die Entſcheidung hierüber nicht einfach aus der beſtehenden Sitte und Ueberzeugung ſchöpfen will. Dagegen unterſcheidet ſich S. von den Sophiſten dadurch, daß es bei ihm die denkende, durch die Natur u. den Begriff ihrer Objekte beſtimmte Subjektivität iſt, von welcher die Entſcheidung aus zu gehen hat. Das Princip der ſokratiſchen Philoſophie iſt das Streben nach dem begrifflichen Wiſſen oder der Grundſatz, daß alles Urtheilen und Handeln von dem richtig erkannten Begriff der Sache ausgehen müſſe. In S. herrſcht das Bewußtſeyn des Nichtwiſſens, und eben hierin liegt das Suchen des Wiſſens.“ Der Fortſchritt, durch welchen S. an die Spitze einer neuen Entwicklung der philoſophiſchen Spekulation trat, beſtand ganz allgemein darin, daß er ſich bemühte, den Begriff der Wiſſenſchaft ſelbſt und ihre Methode zu beſtimmen und zu beſtätigen, dergeſtalt, daß er durch die Aufdeckung des logiſchen Scheins, welcher durch Verwechſelung relativer Beſtimmungen mit abſoluten entſteht, durch die Anwendung des induktiven Verfahrens bei der Herſtellung allgemeiner Begriffe und durch Verſuche, das aus dem allgemeinen Begriffe Folgende ſyllogiſtiſch abzuleiten, der eigentliche Begründer wiſſenſchaftlicher Dialektik in der ſpäter von Plato weiter entwickelten Bedeutung geworden iſt. Das Gebiet, auf welchem er dieſes Verfahren anwandte, war das **Ethiſche**, deſſen Gegenſatz gegen das bloß Nützliche und Luſterregende ihm wohl deutlicher geweſen

ſeyn muß, als es nach Xenophons Darſtellung ſcheinen könnte, weil ſonſt die Begründung der Ethik ſchwerlich von ihm aus hätte abgeleitet werden können. Sein Beſtreben, auf die Grundbeſtimmungen des Sittlichen zurückzugehen, zeigt ſich vornehmlich darin, daß er das letzte Ziel des Lebens in das ſittliche Wiſſen ſetzte, d. h. in die begriffsmäßig klare Ueberzeugung von dem, was immer gleichmäßig gut ſey. Dieſes Bewußtſeyn der einzelnen Tugenden faßte er zuſammen in dem Begriffe der Weisheit (σοφία), u. vorausſetzend, daß er das wahre ſittliche Wiſſen ſey, da auch nicht einmal der Wille ſeyn könne, das Gegentheil zu thun, betrachtete er das ſittliche Handeln als den nothwendigen Ausdruck u. die nothwendige Folge dieſes Wiſſens, daher er auch die Lehrbarkeit der Tugend behauptete. In dieſem ethiſchen Sinne endlich faßte er auch die Frömmigkeit (εὐσέβεια) auf, indem er ſich für die Begründung und Reinigung des religiöſen Glaubens auf teleologiſche Thatſachen berief und von dem Glauben an eine ſittliche Ordnung der Dinge innig durchdrungen war. Uebrigens erkannte er aber gerade hier Schranken des menſchlichen Wiſſens nicht nur über Gott, ſondern auch über die Natur an, welche zu durchbrechen dem Menſchen weder möglich, noch für ſeine ſittliche Beſtimmung nothwendig ſey.

In dieſer Weiſe und in dieſem Sinne hatte S. viele Jahre zu Athen gelehrt, als er vor Gericht gefordert und zum Tode verurtheilt wurde, ſo daß er im 70. Jahre ſeines Alters (399 v. Chr.) den Giftbecher trinken mußte. Faſt mehr noch durch die Art, als durch die Reſultate ſeines Philoſophirens, durch das ironiſche Bekämpfen der Denk- und Handlungsweiſe, welche in das öffentliche und Privatleben Athens eingedrungen war, hatte er vielfachen Anſtoß gegeben und eine Partei gegen ſich aufgeregt. Dazu kamen politiſche Gründe. Seine Ankläger waren Melitus, ein junger Dichter, Anytus ein Demagog, und Lycon, ein Redner. Als Hauptankläger erſcheint der erſte. Die Anklage lautete dahin, S. frevle, indem er die Götter, welche der Staat verehre, nicht anerkenne, ſondern anderes neues Dämoniſche einführe, und er frevle auch, indem er die Jugend verderbe. Ein jeder Punkt dieſer Anklage konnte Denen, welche nur aus einzelnen Aeußerungen des S. ſeine Lehre und ſeine Wirkſamkeit beurtheilten, wahrſcheinlich gemacht werden. Nun iſt zwar der erſte Punkt der Anklage ganz ungegründet; allein er war einmal ein Philoſoph, bei dem man einen Gegenſatz gegen die Volksreligion anzunehmen gewohnt war, und dann ließ ſich nicht leugnen, daß er, obwohl im Lehren und im äußern Leben ſeine Verehrung gegen die Götter zeigend, doch die Meinung hatte, daß ein höchſter Gott über alle menſchlichen Dinge gebiete. Der zweite Anklagepunkt, daß er neues Dämoniſches einführte, ſtützte ſich auf den Glauben des S. an das ihm innewohnende Dämonium. Der dritte Satz der Anklage, daß er die Jünglinge verderbe, war jedenfalls der, welcher die Richter am meiſten bedenklich machte. Das Verderben, welches man meinte, war die Entwicklung einer neuen Sitte, einer neuen Bildung und Erziehungsweiſe, welche zur Zeit des S. und nicht ohne bedeutende Mitwirkung deſſelben Geltung gewann. Es hatte ſich ein Kampf entwickelt zwiſchen dem Altväterlichen und der Geſinnung einer neuen Zeit, welche durch die Sophiſten hauptſächlich repräſentirt wurde. Als ein ſolcher Lehrer der neuen Art wurde nun auch S. angeſehen, und die Gegner der neuen Erziehung, welche in der Wiederherſtellung des früher Gültigen das einzige Mittel zur Hebung Athens ſahen, erblickten in der Philoſophie u. den mit ihr zuſammenhängenden Beſtrebungen den Krebsſchaden, an dem der atheniſche Staat leide. Nun kam hinzu, daß man nach Beendigung des peloponneſiſchen Krieges und nach Vertreibung der dreißig Tyrannen das Unglück, welches die Verwilderung der Sitten über Athen gebracht, ſtärker zu fühlen begann, und daß zwei der Männer, welche dem atheniſchen Volke die größeſten Uebel bereitet hatten, Alcibiades und Critias, in genauerem Umgang mit S. geſtanden hatten. Nachdem man nun in der Staatsverwaltung zur ſoloniſchen Verfaſſung einigermaßen zurückgekehrt war, mochte man auch in der Erziehung das Alte wieder herzuſtellen ſtreben, und zu dieſem Zwecke mußte S. fallen. Vielleicht hätte er durch demüthiges Bitten und durch Anflehen des Mitleids ſeiner Richter ſein Leben retten können; allein im ſtolzen Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld und ohne Furcht vor dem Tode ſtellte er ſich ſeinen Richtern kühn entgegen und ließ, ſtatt flehende Bitten herbe Lehren vernehmen. Eine Mehrheit von fünf oder ſechs Stimmen erkannte ihn ſchuldig; als er aber ſtatt der Selbſtſchätzung ſeiner Strafe, welche zugleich das Bekenntniß, daß er ſich ſchuldig glaube, enthalten hätte, die Ehre des Prytaneums für ſich verlangte und nur auf Zureden ſeiner Freunde zu einer Strafe von 30 Minen ſich erbot, wurden die reizbaren Athener durch dieſen Stolz ſo erzürnt, daß 80 von den Richtern, die vorher für ſeine Unſchuld geſtimmt hatten, jetzt für ſeinen Tod ſtimmten. Als das Urtheil ausgeſprochen war, hielt er noch eine kurze Anrede an ſeine Richter, in welcher er zuletzt ſeine Verachtung des Todes ausdrückte. Plato läßt ihn ſeine Rede mit den erhabenen Worten ſchließen: „Doch nun iſt es Zeit zu gehen, mir, um zu ſterben, euch, um zu leben; wen aber von uns Beiden das beſſere Loos trifft, das iſt Allen verborgen, außer Gott". Nach ſeiner Verurtheilung lebte S. noch dreißig Tage, weil eben das Feſt der deliſchen Theorie gefeiert wurde, während deſſen kein Verurtheilter hingerichtet werden durfte. Dieſen Zeitraum brachte er im Gefängniß meiſtens in Geſprächen mit ſeinen Freunden zu. Die ihm von ſeinem Freunde Criton gebotene Gelegenheit zur Flucht wieß er zurück, theils um die Geſetze nicht zu verletzen, theils weil er nicht in der Verbannung leben wollte. Die beiſpielloſe Ruhe und Heiterkeit, mit der er dem Tode entgegenging, wird in der ergreifend ſchönen Darſtellung des platoniſchen Phädon und von Xenophon (Memor. IV, 8) gerühmt. Die letzten Reden des S. handelten von der Unſterblichkeit der Seele und davon, daß der

Teb nichts Anderes, als eine Veränberung des Anfenthalts ſey. Die weinenden Freunde tröſtete er, als er ſchon den Giftbecher getrunken hatte, und ſeine letzten Worte waren: „Criton, dem Aſelepius ſind wir einen Hahn ſchuldig; wohlan, gebt ihm denſelben und vernachläſſigt es nicht“! Er wollte damit andeuten, daß der Tod die letzte Geneſung ſey. „So ſtarb dieſer ſeltene Mann. Den Samen ſeiner Wiſſenſchaft hat er in Anderer Seelen zurückgelaſſen, und da hat er fruchtbare Wirkung gehabt. Andere haben ſeine Lebensweiſe nachahmen, vielleicht zu noch höherer Vollkommenheit des Sittlichen gelangen wollen; aber keiner ſeiner Nachfolger hat die ſchöne Miſchung menſchlich-reiner Beſtrebungen zu ſolcher Uebereinſtimmung vereinigt und iſt in Beſonnenheit und Begeiſterung ſo gleichmäßig geweſen, als S.“.

Die Schüler des S., beſonders diejenigen, welche zugleich ſeine Nachfolger in der Fortentwickelung der griechiſchen Philoſophie waren, heißen **Sokratiker**. Von einer ſo bedeutenden Perſönlichkeit, wie S., mußten um ſo mannichfaltigere Anregungen ausgehen, je mehr die unentwickelte Geſtalt ſeiner Philoſophie der verſchiedenartigſten Auffaſſung und Benutzung Raum ließ. Während nun unter der nicht geringen Anzahl von Sokratikern mehre, wie Xenophon, Aeſchines, Crito und Cebes ohne Einfluß auf die Ausbildung der Philoſophie geblieben ſind, finden ſich neben **Plato**, bei welchem die Lehre des S. die am meiſten ausgebildete Frucht trug, zunächſt einige unvollkommene Richtungen, welche ſokratiſche Gedanken theils mit älteren Lehren, theils mit fremdartigen Beſtandtheilen in Verbindung ſetzten und deren Spuren ſich theilweiſe bis über Plato und Ariſtoteles hinaus verfolgen laſſen. Am geringſten iſt der Einfluß ſokratiſcher Denkart in der ſogenannten **cyrenäiſchen Schule**, deren Urheber **Ariſtippus** aus Cyrene ſeinen individuellen Charakter in einer Ethik ausprägte, welche urſprünglich die poſitive, in der Summe augenblicklicher Erregungen ſich darſtellende Luſt für den Zweck erklärt, ohne ein beſonnenes Maß und die Unabhängigkeit des Genuſſes von äußeren Verhältniſſen auszuſchließen. Es wird hiermit der **Hedonismus** zuerſt als Princip ausgeſprochen, zu welchem den ſchärſſten Gegenſatz die Schule der Cyniker bildet, deren Urheber **Antiſthenes** aus Athen, früher Schüler des Gorgias, ſpäter des S., ebenfalls mit einſeitiger Beſchränkung auf das Ethiſche, die Philoſophie überhaupt mehr für eine Art der Lebensführung, als für Wiſſenſchaft erklärte, und als den Ausdruck eines vernünftigen Lebens mit Verachtung alles Aeußeren eine auf die Kraft des Entbehrens gegründete Bedürfnißloſigkeit betrachtete. Eine Übertragung des eleatiſchen Grundgedankens von der Einheit des Seyenden auf die ſokratiſche Lehre von der unbedingten Gültigkeit des Sittlichen charakteriſirt die **megariſche Schule**, deren Stifter der Freund des S., **Euclides** aus Megara, war. Die Verſchmelzung eleatiſcher und ſokratiſcher Elemente liegt in dem Satz, daß das nicht durch die Sinne, ſondern durch die Vernunft zum Bewußtſeyn kommende Gute, wenn auch bezeichnet durch viele Namen, doch in Wahrheit Eins und ſich ſelbſt gleich ſey. An die megariſche Schule ſchließt ſich die **eliſche** oder **eretriſche** an. S. die einzelnen Artt. — **Literatur über S.**: Im Allgemeinen: **Fabricius**, Bibl. Graec. II, S. 674 ff.; — **Krug**, Geſchichte der alten Philoſophie, S. 154 ff.; — Schriftſteller des Alterthums über S. (außer Plato und Xenophon): Diogenes Laertius II, §. 18; — Dio Chryſoſtomus in ſeiner Rede über S. (LIV, S. 280, herausgeg. von Reiske); — Libanius, in ſeiner noch vorhandenen Apologie des S. (in deſſen Reden Nr. 52; III, S. 1 ff., herausgeg. von Reiske). — Neuere Schriftſteller über Leben und Lehre des S.: Fr. **Charpentier**, La vie de Socrate, deutſch von Ch. Thomaſius, Magdeburg und Halle 1693; — **Hacker**, Imago vitae morumque Socratis, Wittenb. 1781; — **Meiners**, Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaft (Lemgo 1782), II, S. 346 ff.; — **Stapfer**, De philosophia Socratis, Bern 1786; — **Wiggers**, S. als Menſch, Bürger und Philoſoph, Neuſtrel. 1811; — **Ph. van Heusde**, Characterismi principp. philoss. vett. Socratis, Platonis, Aristotelis, Amſterd. 1839; — **Tiedemann**, Geiſt der ſpeciellen Philoſophie, II, S. 8 ff.; — **Reinhold**, Geſchichte der Philoſophie, I, S. 161; — **Ritter**, Geſchichte der Philoſophie, II, S. 18; — **Brandis**, II, 1, S. 1 ff.; — **Zeller**, II, S. 12 ff.

2) (Griech. Liter.), S. **Scholaſticus**, Verfaſſer einer noch vorhandenen Kirchengeſchichte in 7 Büchern, welche von 306 — 439 reicht. Er lebte um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. Zur Abfaſſung ſeines Werks benutzte er Urkunden, Briefe, kaiſerliche Edikte, biſchöfliche Schreiben, Glaubensbekenntniſſe u. dergl. Die erſte Ausgabe der Schrift lieferte Robert Stephanus, Paris 1541; dann erſchien ſie zu Genf 1612, ſo wie in den Sammlungen von Henri Valois (Socratis et Sozom. hist. eccl., Paris 1668 und 1686) und W. Reading, Cambridge 1720. — 3) S., ſ. v. a. **Soſicrates**; — 4) S. aus Rhodus, ſchrieb über die röm. Bürgerkriege; ein Fragment ſteht bei Athenäus IV, S. 147 E. Ob er auch Verfaſſer der Schrift: *Περὶ ορῶν καὶ τόπων καὶ πυρὸς καὶ λίθων* iſt, bleibt ungewiß. — 5) (Kunſtgeſch.), S., Bildhauer, lebte in Theben und war Zeitgenoſſe des Pindar. Er fertigte mit Ariſtomedes ein Bild der Cybele aus penteliſchem Marmor, welches Pindar im Heiligthume der Göttin zu Theben aufſtellte. Pauſanias ſah dieſe Statue noch, die nach ſeiner Ausſage auf einem Throne ſaß. — 6) S., Maler, um Ol. 110—120. Plinius nennt von ihm einen Aeskulap mit der Hygea und den drei Töchtern des erſtern. Beſonders aber gefiel ihm das Bild eines Seilers, dem der Eſel ſeine Arbeit wieder wegfraß, ſobald ſie fortrückte. — 7) (Geſch.), S., Feldherr Alexanders des Gr., dann Statthalter in Cilicien; — 8) S. **Chreſtos**, im 1. Jahrh. v. Chr. König von Bithynien.

Socratis insula (a. Geogr.), Inſel im arabiſchen Meerbuſen, wahrſcheinlich das heutige Firan (Ptol., VI, 7, 44).

Soctasgur, oſtind. feſte Stadt, Präſi-

dentſch. Bengalen, Prov. Allah-Abad, ſüdweſtlich von Benares.

Socuellamos, ſpan. Flecken, Cuença, ſüdweſtlich von San-Clemente, rechts am Zancara; 2400 Einw.

Socunda, ſ. Soeanda.

Soczowa, Fluß u. Stadt, ſ. v. a. Suczawa.

Sod, 1) die Handlung des Siedens; — 2) die Menge der Maſſe, welche verſotten oder beim Sieden gewonnen wird, z. B. ein S. Waſſer, ein S. Seife; — 3) ſ. v. a. Brühe; — 4) ein gegrabener Brunnen oder eine Grube mit Waſſer; — 5) (Med.), ſ. v. a. Sodbrennen.

Soda (lat., Med.), 1) bei den Schriftſtellern des Mittelalters Kopfſchmerz; — 2) ſ. v. a. Sodbrennen.

Soda (Chem. u. Techn.), ſ. v. a. Kohlenſaures Natron, ſ. Kohlenſaure Salze.

Sodaaſche, ſ. v. a. Potaſche.

Sodada (Bot.), nach Forskal, Gattung der Capparideae *Juss.*, Polyandria Monogynia *L.* Einzige Art: S. decidua *Forsk.*, Capparis Sodada *R. Br.* (ſ. d.).

Sodakraut (Bot.), ſ. v. a. Gemeines Salzkraut, Salsola Kali *L.*

Sodalauge, Lauge aus Waſſer, worin ſo viel Sodaſalz aufgelöſt iſt, daß ſie ein Hühnerei trägt. Ein Zuſatz von ungelöſchtem Kalk macht ſie noch ſchärfer.

Sodalcourt (m. Geogr.), das heutige Saulcourt in der Picardie. Hier 881 Sieg des Königs Ludwig über die Normannen.

Sodales (röm. Ant.). Sodalitas iſt ſ. v. a. Kollegium, und S. ſind demnach diejenigen, welche demſelben Kollegium angehören. Namentlich wurden 1) die Mitglieder der religiöſen Genoſſenſchaften ſo genannt. Wahrſcheinlich waren für den Kultus alter Götter von jeher S. vorhanden, da für jeden neuen Kultus neue S. eingeführt wurden. Aus der ſpätern Zeit ſind vorzüglich von Intereſſe die verſchiedenen für den Kultus des Auguſtus und aller vergötterter Kaiſer errichteten Genoſſenſchaften. Man hat hier in Bezug auf Auguſtus und die Julier zu unterſcheiden: a) S. Augustales, ein hohes Prieſterkollegium, von Tiberius zu Ehren der ganzen Gens Julia errichtet, in welches nur die vornehmſten Männer aufgenommen wurden. b) Magistri Augustales oder Larum Augustorum, welche Auguſt für den von ihm konſtituirten Larenkult einſetzte. — c) Mit den eben erwähnten Magistri ſind nicht zu verwechſeln die oft vorkommenden municipalen Augustales, zu denen die Seviri gehörten. Der Urſprung dieſer Auguſtalen iſt beſtritten. Nach einer ältern Anſicht waren ſie eine Nachahmung des hohen Prieſterkollegiums der S. Augustales, da die Verehrung des Auguſtus allgemein verbreitet war. Die Wahl dieſer Auguſtalen erfolgte durch die Municipalſenate und die neu Aufgenommenen müſſen eine gewiſſe Summe bezahlen. Die Seviri bezahlen nach der Wahl ebenfalls eine Summe Geldes, die oft erlaſſen wurde. Je zahlreicher die Kollegien der Auguſtalen waren, um ſo leichter mußten ſie ſich in den Municipien als ein Mittelſtand zwiſchen den Dekurionen und dem Plebs entwickeln. Sie ſtanden den Dekurionen zunächſt. Der Zweck der Auguſtalen und ihrer Vorſteher war Beſorgung des Auguſtuskultus, indem ſie an gewiſſen Tagen Opfer und Gaſtmähler anſtellten und Spiele feierten. Ihr Verſammlungsort war der Tempel des Auguſt. Sie waren lebenslänglich, aber ihre Vorſteher wechſelten jährlich. Die am regelmäßigſten vorkommenden Vorſteher der Auguſtalen waren die Seviri. — d) Ferner gab es S. Claudiales, Flaviales, Hadrianales u. ſ. w., welche aber an vielen Orten mit den Auguſtalen verbunden waren. — 2) Die Mitglieder der Collegia opificum.

Sodalicium (röm. Ant.), 1) urſprünglich ſ. v. a. Sodalitas, ſpäter aber bedeutete es faſt regelmäßig verbotene Geſellſchaften, vorzüglich eine beſonders gefährliche und ſtrafbare Gattung des Ambitus, welche darin beſtand, daß ſich mehre Sodales zur Durchſetzung von Wahlen dergeſtalt vereinigten, daß ſie die zu gewinnenden Tribus unter ſich vertheilten. Gegen ſolche Verbindungen erſchien im J. 55 v. Chr. die Lex Licinia, deren Uebertretung mit Verbannung beſtraft wurde. — 2) Schmaus, den mehre Sodales gaben, Kränzchen.

Sodalitas (lat.), 1) engere Verbindung zwiſchen Freunden und Kameraden, geſchloſſene Geſellſchaft; — 2) Brüderſchaft, Kollegium von Prieſtern, ſ. Sodales 1); — 3) die Vereinigung von Kloſterbrüdern; — 4) ſ. v. a. Fraternitas, brüderliche Genoſſenſchaft, Ritterorden.

Sodalitas beatae Mariae Virginis, ſ. Schwanenorden 2).

Sodankylä, Kirchſpiel, ſ. Kami-Lappmark.

Sodanſk, europ.-ruſſ. Stadt, Gouv. Orel, ſüdöſtl. von Orel, am Don.

Sodapulver (Soda-Powders), 25 Gran gepulverte Weinſteinſäure in weißen Papierkapſeln, 30 Gran doppelkohlenſauren Natron in blauen Kapſeln dispenſirt. Beim Gebrauch wird ein Pulver aus einer weißen Kapſel in kaltem Waſſer gelöſt, dann eins aus einer blauen darunter gerührt und während des Aufbrauſens getrunken.

Sodargen, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; Amtsſitz; 180 Einw.

Sodaſeen, Seen in den ungariſchen Steppen, in den Geſpannſchaften Bihar, Szaboles und Szathmar. Dieſe Seen ſind ausgezeichnet durch ihren außerordentlichen Reichthum an mineraliſchen Salzen, namentlich an Soda, welche aus denſelben, ſo wie überhaupt auf dem größern Theil der niedern Ebene, vom linken Ufer der Donau angefangen, bis an die Berge hin ſich ausſcheidet und theils in Kryſtallen, mehr noch als verwitterte Aſche, angetroffen wird. Ungleich weit von einander entfernt und theils durch trocknes Land, theils durch mit Rohr bewachſene Sümpfe geſchieden, ziehen ſich dieſe Seen in der Geſtalt eines mehre □M. umfaſſenden Halbzirkels auf der weitläufigen debrecziner Haide zu beiden Seiten der nach Großwardein führenden Landſtraße hin und werden gemeiniglich nur die weißen Seen (Fejer-to)

genannt, theils wegen des beſonders zur Sommerzeit auf ihrer Oberfläche liegenden kryſtalliſirten Mineralſalzes, theils auch der weißen Farbe ihres Sandes wegen, den ſie mit ſich führen, wodurch ſie ein weißes Ausſehen erhalten. Ihre Anzahl iſt nicht genau zu beſtimmen, da mehre derſelben oftmals lange Zeit hindurch eintrocknen und mit Gras und Kalipflanzen bedeckt ſind; immerhin aber werden 20 bis 25 gezählt, wovon allein im biharer Komitat 13, die übrigen im ſzabolcſer und ſzathmarer Komitat ſich befinden. Eben ſo iſt auch ihr Umfang, ſo wie ihre Tiefe, ſehr verſchieden, indem man bei einigen $^1/_4$, bei andern $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunden und länger bedarf, um ſie zu umgehen, während ihre größte Tiefe 3—5 Fuß in der Mitte beträgt. Doch gibt es einige, die ſchon an den Ufern eine ſolche Tiefe haben, in Folge der Erdausgrabungen, die an denſelben Statt fanden. Ihr Grund beſteht aus einer mehre Schuh tiefen Schicht des zarteſten Sandes, der, ſtark mit Glimmer und etwas Eiſen vermiſcht, hin und wieder an etwas aus den nächſtliegenden Feldern bei ſtarken Regengüſſen hineingeflößte Erde gebunden, von weißgrauer Farbe iſt und mit Säuren lebhaft aufbrauſt, ohne jedoch einen ſalzigen Geſchmack zu beſitzen. Unter dieſer Schicht folgt eine Lage blauen Lettens, aus welchem zahlloſe Quellen hervorprudeln, deren Waſſer einen äußerſt laugenhaften Geſchmack an ſich trägt. Gräbt man hingegen am Rande der Seen nur 2 bis 3 Fuß tief durch, ſo erhält man hier ſüßes Waſſer in ziemlicher Menge. Das Waſſer in den Seen iſt ſehr klar und hat im hohen Sommer eine Temperatur von 25—30° Réaumur, weshalb auch die Luft, wenn man die Seen umgeht, drückend und laugenartig iſt, gleichwie in den Hütten der Potaſchenſieder; im Winter hingegen kommt ſeine Temperatur der des gewöhnlichen Waſſers gleich. Mit eintretendem Frühjahr fängt das Waſſer ſehr ſtark zu verdunſten an, ſo daß, wenn kein Regen eintritt, die meiſten dieſer Seen ihrem größern Umfange nach eingetrocknet ſind. Der Sandboden bekommt dann Riſſe und überzieht ſich auf ſeiner ganzen waſſerreichen Oberfläche hin und wieder mit einer $^1/_3$ oder $^1/_2$ Zoll ſtarken ſchieferartigen Salzrinne, welche aus reiner kryſtalliſirter Soda beſteht, die, wenn man ſie noch einige Tage liegen läßt, allmählich verwittert und durch Einfluß der Sonnenhitze völlig frei wird, ſo, daß ſie wie Aſche zerfällt. Dieſe Aſche wird dann nebſt der Erde mit breiten Krücken geſammelt, auf große Haufen gezogen und in den anliegenden Hütten für den Gebrauch zubereitet. In jedem See ſieht man daher einige Hundert ſolcher Haufen der reichhaltigſten Soda-Erde aufgeſchichtet, die, gleichwie der waſſerfreie Theil des Sees, mit verwitterter Soda bedeckt ſind. Bei andauernder Trockenheit erzeugt ſich dieſe Salzrinde jedesmal binnen 5—6 Tagen wieder, ſo lange es nur die Witterung zuläßt. Auf ſolche Weiſe dauert das Sammeln und Auſichlagen der Soda bis in den Monat Oktober; dann beendigen die ſich einſtellenden Regen und die abnehmende Wärme der Erde dieſes Geſchäft. Die Seen füllen ſich mit Waſſer und die unbedeckten Ufer derſelben ſind auch frei von allem Salzantheil, ſo lange, bis die Zeiten des kommenden Frühlings der Erde wieder Wärme geben. Am Ergiebigſten iſt die Sammlung in den Monaten Julius, Auguſt, Septbr. und Oktober, wo der Spiegel des Sees immer kleiner wird, ſo daß das in der Mitte ſtehende Waſſer der ſtärkſten Lauge von 50—60 Loth Gehalt gleichkommt, woraus dann in den kalten Nächten der letzten beiden Monate die Soda in Kryſtallen anſchießt. Dieſes gehaltreiche Waſſer wird daher gewöhnlich in die nebenan befindlichen Hütten geleitet und daſelbſt in wohlbedeckten Gruben zur Verarbeitung im Winter aufbewahrt. Sind die Seen, wie es bei mehren der Fall iſt, ſehr flach, ſo trocknen ſolche, ohne daß man dergleichen Waſſer ſammeln kann, gänzlich ein, und die Salzgewinnung iſt, wenn anders der Regen ſie nicht zernichtet, ungemein ergiebig. Man nimmt an, daß im Durchſchnitt jährlich 8—9000 Ct. völlig reines der alikantiſchen Soda u. Barille gleichkommendes Salz gewonnen werden, und eine Perſon täglich 30—40 preßb. Metzen leicht ſammeln könne, wenn es nicht an Erde fehlt. Die vielen heftigen Winde, welche hier beinahe täglich vorkommen, ſind, ungeachtet ſie manchmal einen Theil der im Haufen aufgeſchichteten Salzerde als Staubwolken mit ſich fortreißen, dennoch für die Gewinnung andererſeits wiedergünſtig, indem ſie nämlich das Waſſer auf die erhitzten ſandigen Ufer wehen, welche daſſelbe begierig einſaugen und dadurch eine ſchnellere Verdunſtung und das Ausſchlagen des Salzes bewirken, womit das Waſſer geſchwängert iſt. Auch ein über die Nachtzeit eintretender Thau oder ein gelinder Regen begünſtigen Ausſcheidung des Salzes ungemein. Nach mehrfältigen Beobachtungen halten die Seen ein beſonderes Streichen; denn in einigen, wie z. B. bei Dereeske, trifft man reines Glauberſalz in ganz waſſerhellen, ſchiefen, rhombiſchen Säulen kryſtalliſirt, weiterhin Salpetererde und unweit von dieſem alaunhaltigen Sand und Waſſer in Menge an. Ueberhaupt iſt hier das Vorkommen von Salzen, namentlich der Soda, außerordentlich; denn beinahe an allen Wegen und Punkten ſieht man ganze Strecken ſalziger Erde, die man Szekes-Erde nennt, weil ſie, wenn es thaut, vor Sonnenaufgang reines Sodaſalz auswittert. Kommt die Sonne, ſo zerfließt es plötzlich, und man findet den Tag über die Erde beinahe geſchmacklos. Es wachſen auf dem größern Theile dieſer Haide wenig andere, außer Kali-Pflanzen, namentlich Salsola Kali, Soda, rosacea, sativa und mehre Arten von Plantago. Nur zuweilen gedeihen einige Chamillen, die aber kaum 3 Zoll Höhe erlangen, wenn ſie in der Blüthe ſtehen. Nach Plinius hatten dieſe Seen ſchon zu den Zeiten der Römer beſtanden, und ſchon damals ſoll das Sammeln der Soda-Erde Statt gefunden haben. In ältern Zeiten wurde ſie häufig zur Färberei und zu andern ökonomiſchen, ſo wie auch zu medicinischen Zwecken benutzt. Gegenwärtig wird die Soda faſt ausſchließlich zur Bereitung der allgemeinen debreeziner Seife benutzt, welche theils aus Olivenöl, theils mit Talg bereitet, einen erheblichen Handelszweig abgibt. Ihre Bereitung beſchäf-

tigt in Debreczin mehr als 70 Meiſter, welche ſie in groſſen Tafeln zu 6, 12, auch 25 Pfund im Gewicht nicht nur durch ganz Ungara, ſondern auch in die angrenzenden Länder, ſelbſt bis nach Natolica u. ſ. w. verſenden. Die Seife iſt ſehr weiß, durchſcheinend, hornartig, ohne allen Gerach und löſt ſich im Waſſer, ſo wie auch in Weingeiſt vollkommen auf. Sie wird gewöhnlich ihrem äußern Anſehen nach verkauft, und zwar eiae Tafel von 10 Pfund für 2—3 fl. Die Sodaerde kaufen die Seifenſieder kübelweiſe aus den an den Seea befindlichen Hütten und bezahlen ſolche, je nachdem ein mehr oder minder trockenes Jahr iſt, mit 5, 6, zuweilen auch (in naſſen Jahren) mit 20—24 Groſchen. Die Orte, wo Hütteawerke zar Sammlung und Gewinnung der Soda ſich befinden, ſind: Kis-Pirts, Hoszu-Pallyi, Derecske, Bagos-Monoſtor, Pallyi-Bertes, Koayar und einige andere. Unter den zur Linken der debrecziaer Straße hinziehenden Seen wird der eine, zunächſt dem daſelbſt auf einem Warthügel befindlichen Wirthshaus, ſeiner angenehmen Lage und unbedeutenden Größe wegea, ſchon ſeit einer Reihe voa Jahren als heilſames Bad benützt und alljährlich von dem Adel der benachbarten Komitate ſtark frenquentirt.

Sodaſeife, ſ. Seifenſiederei.

Sodawaſſer (Soda-water), ſ. Kohlenſaure Salze.

Sodbrennen (Sod, Soda, Acor ventricuii, Pyrosis, Blackwater, Waterbrash der Engländer, Med.), ein meiſt nur vorübergehendes, zuweilen aber auch anhaltendes Magenleiden, beſteht ia einem Gefühle vermehrter Wärme im Magen, ſeltner von Kälte, welches bald in ſchmerzhaftes Brennen übergeht; hierauf folgt Aufſteigen eines heißen Dunſtes in die Speiſeröhre, und Aufſtoßen einer beträchtlichen Menge dünner, wäſſeriger, bald ſauerſchmeckender, bald geſchmackloſer Flüſſigkeit. Je eingewurzelter und älter das Uebel iſt, deſto größer iſt die Quantität des aufgeſtoßenen Waſſers. Dieſe Anfälle ſtellen ſich mehrentheils des Morgens bei nüchternem Magen ein, zuweilen auch nachmittags einige Stunden nach dem Eſſen. Oft iſt zugleich Magenkrampf vorhandea, Erbrechen, geſtörte Verdauung ꝛc. Eademiſch iſt die Pyroſis im Norden, in Schweden (Pyrosis suecica), Lappiaad, Schottland, Irland, wo die Einwohner größtentheils von fettem, geräuchertem Fleiſche leben, in Holland, Schleſien, auf dem Harze, in Niederſachſen und in Weinländern. Maa hat dieſelbe für eine Krankheit der Bauchſpeicheldrüſe gehalten und auch ia eiaigen Fällen dieſe Drüſe vergrößert gefunden; Andere glauben, ſie beruhe in verminderter Thätigkeit der Saugadern des Magens oder in Nervenverſtimmaag und dadurch veräaderter Sekretion der Magenſchleimhaut. Sie findet ſich meiſt bei empfindlichea, an Schwäche des Magens leidenden Individuen, bei Hyſteriſchen, Hypochondriſten, Schwangern, Bleichſüchtigen ꝛc. Sie wird veranlaßt durch ſchwer verdauliche, Säurebildung befördernde Nahrung. Ihre Behaadlung beſteht in der Entferaang der veranlaſſenden Momente; beſonders durch abſorbirende Mittel, Magneſia, Krebsaugen, Kreide Kalkwaſſer, Salpeterſäure. Man gibt hierauf, um die krankhafte Nervenſtimmung des Magens zu heben, bittre, aromatiſch-bittre, und krampfſtillende Mittel, auch gelinde Brech- oder Abführmittel. S. Säure des Magens und der erſten Wege.

Sodbury-Chipping, brit. Flecken, England, Grafſchaft Glouceſter; Käſehandel; 2100 Einw.

Sode (Hüttenw.), ſ. v, a. Siedehaus.

Sodehnen (Geogr.), 1) preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Oſt.-Pr.), R.-B. Gumbianen: a) Kr. Darkehmea; 200 Einw.; — b) Kr. Tilſit; 140 Einw.; — 2) preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Oſt.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmea; 170 Einw.

Sodeiken, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt.-Pr.), R.-B. u. Kr. Gumbinnen; 300 Einw.

Soden (Geogr.), 1) bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken uad Aſchaffenburg, Ldgr. Obernburg; Salzquelle; 610 Einw.; — 2) kurheſſ. Stadt, ſ. Sooden; — 3) naſſauiſches Dorf, Amt Höchſt; Gemüſebau, 600 Einw.; berühmt wegen der vielen lauen Kochſalzquellen, die theils zur Salzgewinnung, theils als Heilquellen benutzt werden. Das dortige Warmbad (14—15° R.) wird jährlich durchſchnittlich von 800 Badegäſten beſucht und dient bei manchen Bruſtleidea, Unterleibsübeln, Drüſenkraakheiten ꝛc. Die Quellen, ſowohl zum Baden, als zam Trinken benutzt, modificirten ihre Wirkung nach ihrem größern oder geringern Gehalt an Kochſalz, Eiſea nnd Kohleaſäure. Vgl. Stiebel, S. und ſeine Heilquellen, Frankfurt 1840. — 4) (Sooden), Vorſtadt u. Salzwerk, ſ. Allendorf 5).

Soden (Geneal. und Biogr.), altadeliges, theils gräfliches, theils freiherrliches Geſchlecht, ſtammt aus Hannover und kommt ſchon im 12. Jahrh. vor. Gemeinſamer Stammherr der noch blühenden beidea Linien war Heinrich Gabriel (geb. 1713, † 1761) durch ſeine Söhne Friedrich Julius Heinrich und Johann Karl Auguſt. Die ältere Linie wurde durch den Kurfürſtea Karl Theodor während des bayeriſchen Vikariats ia den Reichsgrafenſtand erhoben. Jetziges Haupt dieſer Linie iſt Karl Julius, Graf von S., geb. 1783, k. bayer. Oberforſtmeiſter. Die Familie iſt in Hannover, Würtemberg und Bayern begütert und war früher im Verband mit der fräakiſchen Reichsritterſchaft. Beſonders merkwürdig iſt: Friedrich Julius Heinrich, Graf von S., vielſeitiger dentſcher Schriftſteller, den 4. Dec. 1754 zu Anſpach geboren, erwarb ſich tiefe ſtaatswiſſenſchaftliche Keantniſſe und wurde bald aach Vollendung ſeiner Studien zum fürſtlich brandeaburgiſchen geheimen Regierungsrath und ſpäter zum Geheimenrath ernannt, worauf er ſich mehre Jahre als preußiſcher Geſandter am fränkiſchen Kreiſe zu Nürnberg aufhielt Nach dem er 1790 zur Belohnuag ſeiner Verdienſte von dem Freiherrn- in dea Reichsgrafenſtand erhoben worden war, zog er ſich 1796 ganz ia das Privatleben zurück und hielt ſich ſeitdem

auf ſeinem Gute Saſſenfahrt am Main, im Bambergſchen, dann ſeit 1810 in Erlangen auf, wo er ſich vorzüglich mit den Wiſſenſchaften und der Landwirthſchaft beſchäftigte, trat ſpäter als Abgeordneter in die zweite bayeriſche Kammer, wo er, aber mit Vorſicht und Klugheit, den Miniſteriellen angehörte, und † am 13. Juli 1831 zu Nürnberg. Als Schriftſteller hat er ſich beſonders durch mehre dramatiſche Arbeiten bekannt gemacht, unter denen ſich „Jñez de Caſtro", „Anna Boleyn", „Bianca Capello" und „Die deutſche Hausmutter" am längſten auf der Bühne erhielten. Aus Vorliebe errichtete er auch 1804 das erſte ſtehende Theater in Würzburg und übernahm ſpäter die Direktion des Theaters in Bamberg. Im Fache der Rechts- und Staatswiſſenſchaften ſchrieb er, veranlaßt durch eine Preisſchrift der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern, ſeinen „Geiſt der peinlichen Geſetzgebung Deutſchlands" (Hof 1782, 3 Bde., n. Aufl., Frankf. 1792), der viel Licht über dieſen Zweig der Geſetzgebung verbreitete. Seine Abhandlung „Ueber Nürnbergs Finanzen" (Nürnberg 1795); die Schrift: „das agrariſche Geſetz" (Augsb. 1797), mit der er Staatsumwälzungen verhüten wollte, namentlich aber die „Skizze der Staatshaushaltung" (Erl. 1812) waren Vorläufer ſeines ausgezeichneten Werkes: „Die Nationalökonomie" (Leipz. u. Aarau 1805—1820, 8 Bde.), worin er viele neue Anſichten aufſtellte. Außerdem gab er eine Beurtheilung der Verfaſſungsurkunde des Königreichs Bayern (Nürnb 1812) und des bayeriſchen Landtags von 1819 (Nürnb. 1821) heraus und beſchrieb die an dem Buchhändler Palm verübte Mordthat (Nürnb. 1814).

Soden (in and. Bed.), 1) ſ. v. a. Raſen; — 2) ſ. Torf.

Sodendeich (grüner Deich), ein bloß von Erde aufgeworfener, mit grünen Raſen bekleideter Deich.

Sodenführer, derjenige Arbeiter, welcher beim Dammbau Raſen zuführt.

Sodengruft, 1) die Tiefe, bis in welche der Raſen abgeſtochen wird; — 2) eine durch das Raſenſtechen gewordene Vertiefung.

Sodenwirthſchaft, ſ. v. a. Plaggenwirthſchaft.

Soderab, afrikan. Ort, Nubien, zwiſchen dem Atbara und der Grenze von Habeſch.

Soderde, mit Raſen bekleidete, übrigens aber austragbare Erde; beim Waſſerbau nimmt man ſie nicht mit zum Füllen, um nöthigenfalls des Raſens deſto mehr zu behalten.

Soderini (Biogr.), 1) Pietro, ſ. Florenz (Geſch.). — 2) Nauro, Maler von Florenz, Schüler von G. del Sole, malte Bildniſſe und hiſtoriſche Darſtellungen, beſonders Bilder religiöſen Inhalts. Sein Hauptwerk iſt das Bild in S. Stefano zu Florenz, welches die Erweckung eines Kindes durch S. Zanobio vorſtellt.

Sodgraben (Sodgrube), ſ. v. a. Brunnenſchacht, Brunnenloch.

Sodhäring, nennt man in Norddeutſchland, ein Gericht geſottener Häringe.

Sodii (a. Geogr.), rohes Gebirgsvolk des Kaukaſus (Plin. VI, 10, 11).

Sodinehlen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. u. Kr. Gumbinnen; mit dem Abbau Klein-S. 230 Einw.

Sodinetz, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez Großſonntag; 200 Einw.

Sodingen, preuß. Bauerſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Dortmund; Domäne Altſtedde; 140 Einw.

Sodinus (a. Geogr.), ſchiffbarer Nebenfluß des Cophes (jetzt Kabul), im Lande der Paropamiſa ä.

Sodium (Chem.), ſ. v. a. Natrium.

Sodiumoxyd, ſ. v. a. Natron.

Sodina, hinterind. Provinz und Stadt, Aſſam (ſ. d.).

Sodku (Nahrungsw.), ſ. Japan.

Sodnobriwe-Ailck, ſ. Lappiſche Religion.

Sodom (Sodoma, Sodomum, bibl. Geogr.), ſehr alte und blühende Stadt Paläſtina's, in dem volkreichen, fruchtbaren u. reizenden Thale Siddim, das mit S., dem benachbarten Gomorra und mehren andern Städten ſchon zu Abrahams Zeiten durch göttliches Strafgericht wegen des ſündhaften Lebens der Einwohner unterging und in den Lacus Asphaltites verwandelt wurde, der auch Lacus Sodomitis genannt wird. Wahrſcheinlich gerieth der reich mit Naphtha geſättigte Boden einſt durch einen Blitzſtrahl oder durch einen vulkaniſchen Ausbruch in Brand, ſo daß die Erdſchicht zuſammenſank und der ſchon unter ihr vorhandene unterirdiſche See zum Vorſchein kam.

Sodoma (Biogr.), 1) ſ. Razzi; — 2) ſ. v. a. J. A. Berzelli.

Sodomie (Sodomiterei), ſ. Unzuchtsverbrechen.

Sodow (Nieder-S.), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Lubliniz; kath. Pfarrei, Schloß, Vorwerk; 480 Einw.

Sodiá (a. Geogr.), indiſches Volk am Indus (Diod. XVII, 102).

Sodrude, die Brunnenſtange eines Ziehbrunnens, an welcher der Eimer hängt.

Sodſchling, die gemauerte oder hölzerne Einfaſſung des Ziehbrunnens.

Sodſchoten (pharm. Bot.), ſ. v. a. die Schoten vom gemeinen Johannisbrodbaum, Ceratonia siliqua L.

Sodſchuk-Kaleh, Feſtung, ſ. v. a. Soghumkala.

Sodſtuhl, der große hölzerne Löffel, womit man bei der Brauerei das Waſſer ſchöpft und in die Leitungsrinnen ausgießt.

Soducene (a. Geogr.), Gau in Groß-Armenien (Ptol. V, 13, 9).

Sodum u. Amurmeer (Sodom und Gomorrhameer), ſ. v. a. Todtes Meer.

Sodwaſſer, ſ. v. a. Brunnenwaſſer.

Söberle, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrſch. Schurz; 680 Einw.

Söbringen, k. ſächſ. Dorf, Kr. und Amt Dresden; 240 Einw.

Soeby (Geogr.), 1) dän. Kirchſpiel, Jütland, Aarhuus, nordweſtl. von Aarhuus; — 2) Kirchſpiel daſ., Schleswig, Aeröe, an der Nordoſtküſte; 430 Einw; Ueberfahrt nach Alſen,

Digitized by Google

Söchaue, öſterr.-ſteierm. Pfarrdorf, Kr. Graz, Bez. Weisberg; Armeninſtitut; 290 E.

Söchering (Sechering, Geogr.), 1) Ober-S.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Weilhelm; 380 Einw.; — 2) (Unter-S.), Kirchdorf daſ.; 100 Einw.

Söcking (Secking), bayer. Kirchdorf, R.-B. Obrrbayern, Ldgr. Starnberg; 120 Ew.

Söckmimir (nord. Myth.), 1) ſ. v. a. Saukmimir; — 2) Felſen brwohnende Geiſter; — 3) Schwarzelfe, der des Nachts unter Odins Namen den König Svegdir von Schwrden betrog.

Sodel, groſsh. hrſſ. Pfarrdorf, Prov. Oberh., Kr. u. Ldgr. Friedberg; 610 Einw.

Södels, die einzelnen Reihen Soden, womit ein Deich belegt wird.

Söder (Grogr.), hannov. Patrimonialger., Landdr. Hildesheim; adellger Hof; Gemaldegallerie; 200 Einw.; gehört dem Grafen von Stolberg.

Söder (Södre, ſchwed.), ſ. v. a. Süd.

Söder (Salinenw.), ſ. v. a. Sieder.

Söderberg (Geogr.), hannov. Anbau, Landdroſtri Hildesheim, A. Bilderlahe; 20 H.

Söderberg (Biogr.), Jens, ſchwrd. Landſchaftsmaler, grb. zu Stockholm 1799, ward früh Militär und Offizier, übte aber nebenbei auch mit Vorliebe die Zeichenkunſt und brachte es in der Malerei zu einer bedeutenden Stufe. Er brreiſte um 1823 Italien und Sicilien, wo ſich ihm reiche Grlegenheit zu Zeichnungen und Skizzen in Oel darbot, und aus dieſem Schatze führte er nach ſeiner Helmkehr mehre Grmälde in Orl aus, worunter 1824 eine Anſicht von Syrakus brſonders gerühmt wurde. Später malte er mehre vaterländiſche Anſichten, deren er ſelbſt lithographirte.

Söder-Dellen, See, ſ. Gefle 1).

Söderfors, ſchwed., beträchtliche Eiſenhammerwerke, Upſala-Län; jährlich 2213 Schiffspfund Schmirdeeiſen.

Södergötaland, Theil der ſchwed. Landſchaft Götaland, mit rinem Flächrnraum von 280 □M. und 400,000 Einw.; enthält die Läns Bleckinge, Schonen und Halland.

Söderhamm, ſchwed. Stadt (Stapelplatz), Geflrborg-Län, im Söder-Fjord, am bottnlſchrn Meerbuſen; Gewehrfabrik, Leineweberei, Handel mit Leinwand, Eiſen &c.; 1560 E.

Söderköpping (Söderköping), ſchwed. Stadt, Linköping-Län, ſudöſtlich von Norköping, am Toar-An und unweit der Bucht Slätbaken im baltiſchen Meer; Leinenweberei, Handel mit Salz, Fiſchen, Bretern, Eiſen, Theer; in drr Nähe die Mineralquellen bei Ragnild; 1540 Einw.

Södermalm (Geogr.), ſ. Stockholm.

Södermanland, ſchwed. Landſchaft, grenzt an Upland, Weſtmanland, Nerike und Oſtgothland, an der Oſtküſte; beſteht aus dem Län Nyköping und einem Theile von Län Stockholm.

Södermark, O. J. van, der berühmteſte jetzt lebende ſchwediſche Porträtmaler, 1790 zu Stockholm geboren, ward für den Kriegsſtand gebildet, machte als Offizier mehre Feldzüge mit, wurde Adjutant des Königs Johann XXII., und ſtieg nach und nach zum Range eines Oberſten. Schon ſeit lange mit drr Kunſt beſchäftigt, begab er ſich 1832 nach Deutſchland und hielt ſich bis 1834 in München auf, von wo er nach Italien ging. Nach Stockholm zurückgekehrt, lag er bis Ende 1838 den Pflichten ſeines Standes ob, gründrte aber zugleich den Ruf eines der vorzüglichſten ſchwediſchen Maler, welchen er fortwährend behauptete, ſo daß auf jeder Kunſtausſtellung ſeine Werke zu den Glanzpunkten gehörten. Er malt liebliche Genrebilder, meiſt einzelne Figuren, und ausgezeichnete Porträte, die treu und poetiſch zugleich ein Spiegel des Seelebens des Individuums ſind. Im J. 1839 begab ſich S. zum zweiten Male nach Rom, wo er einige Genrebilder ausführte, die zu den vollendeten Erzeugniſſen ihrer Art gehören. Eines derſelben, das auf einer von Oleander umblühten Baluſtrade ſitzende Mädchen mit dem Pfauenwedel, wie ſie ſehnſuchtig ins Meer hinausblickt, wurde auch im Kunſtblatte 1839 als verkörperter Ausdruck jugendlicher Schönheit und Unſchuld gerühmt. Noch im J. 1840 war S. in Rom thätig, und jedes ſeiner Bilder, ſey es Porträt oder Idealfigur, fand Bewunderer. Von Rom aus begab er ſich nach Paris, und nach einiger Zeit nach Stockholm. Frei von Geſchäften ging er wieder nach Italien, um neuen Beifall zu ernten, und erſt 1845 kam er wieder im Vaterlande an. Alle ſeine Bilder athmen reine Liebe zur Kunſt. Seine Porträte verbinden eine geniale Auffaſſung der Perſon mit Eleganz und Feinheit der Ausfuhrung. Darunter ſind bezaubernd ſchöne Frauenbildniſſe. Das Bildniß der Dichterin Friederike Bremer wurde von Treili lithographirt.

Söderöe, ſchwed. Inſel, Stockholm-Län, öſtl. von Aſthammer, im bottniſchen Meerbuſen.

Söderteige, ſchwed. Stadt, Stockholm-Län, Propſtei Svartlöſa, am Södra-Biör-Fjorden, einer ſüdl. Bucht des Mälarn-Sees; Lazareth, Baumwollſpinnerei, Strumpffabrik und Tabakſpinnerei; 1070 Einw. Der Södra-Biör-Fjorden iſt ſüdl. durch den S.-Kanal mit den Buchten Engelſtawig und Järna-Fjorden im balt Meere verbunden; der Kanal wurde 1819 vollendet und koſtet 600,000 Rthlr. Bco.

Södertorn (Geogr.), ſ. Stockholm.

Söding (Geogr.), öſterr.-ſteier. Dörfer: 1) (Groß-S.), Kr. Graz; Schl. ß mit Herrſchaft und Bezirk von 22 Gemeinden; das Dorf 200, der Bezirk 2600 Einw.; — 2) (Klein-S.), daſ., Bez. Groß-S.; 250 Einw.

Södingberg, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Greifeneck; 580 Einw.

Södra Angermanland, Vogtei, ſ. Angermanland.

Södra As, Gebirg, ſ. Chriſtianſtadt.

Södra Bergenhuus, Amt, ſ. v. a. Söndre Bergenhuus.

Södra Jämtland, ſ. Jämtland.

Södra Möre, ſchwed. Vogtei, Kalmar-Län; darin Bärnanäs, Landgut am Meere, einſt Oxenſtierna's Beſitzthum; Brömſebro (Bromſebröe) &c.

Södra Weſteras, ſchwed. Vogtei, Weſteräs-Län; darin Johannisberg, königl. Gut.

Södrich, preuß. Kämmereidorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hirſchberg; 200 E.

Södring (Geogr.), dän. Ort, Jütland, Aarhuus, nordweſtl. von Randers, am Randers-Fjord.

Södring (Biogr.), Friedrich Heinrich, Landſchaftsmaler, 1811 zu Aalborg in Dänemark geboren und an der Akademie in Kopenhagen gebildet, hatte ſich bereits durch einige landſchaftliche und architektoniſche Darſtellungen bekannt gemacht, als er ſich zu ſeiner weitern Ausbildung 1837 nach Deutſchland begab, wo er ein Jahr in München blieb. Die Frucht ſeiner Reiſen am Rhein und an der Eifel ſind mehre ſchöne Bilder, darunter das Schloß Buresheim an der Eifel, eine Rheingegend bei Oberweſel bei Morgenbeleuchtung ꝛc. Schön iſt auch ſeine Anſicht der Eulenwaſſerfälle zwiſchen Dronheim und Nordkap mit dem Walhallagebirge.

Södung, Bekleidung eines Deiches mit Raſen.

Sörborg, dän. Kirchſpiel, Seeland, nordweſtlich von Helſingör; ſonſt Stadt mit Schloß, beide ſpurlos verſchwunden.

Söſlers-Triege, dän. Ort, Jütland, Aarhuus, nördlich von Aarhuus.

Söſlingen, würtemb. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Ulm, an der Blau; Schloß, Gärtnerei, Tiſchlerei, guter Torfſtich; 1670 Ew. In der Nähe Kreidebrüche. S. war ehemals einer reichsunmittelbaren Frauenabtei zugehörig, die Sitz und Stimme auf dem Reichstag hatte und 1802 an Bayern, 1810 an Würtemberg kam.

Sögel, hannov. Pfarrdorf, Landdr. Osnabrück, Aremberg-Meppen, A. Meppen; adeliger Hof; 800 Einw.

Sogeln, hannov. Bauerſchaft, Landdr. Osnabrück, A. Vörden; adeliger Hof; 470 Einw.

Sögersdorf, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Obermureck; 180 Einw.

Söheſten, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. u. Kr. Merſeburg; 160 Einw.

Söhlde, hannov. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, A. Steinbrück; 850 Einw.

Söhle (Zylina, Geogr.), öſterr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Prerau, Herrſch. Neu-Titſchein; 1650 Einw.

Söhle (Bot.), auch Söhlholz und Söhlweide, ſ. v. a. Sahlweide, Salix Caprea *L.*

Söhlig, ſ. Mine.

Söhmer, ſ. v. a. Schlenker.

Söhnitz, Medailleur und Graveur, geb. zu Dresden 1811, beſuchte die Akademie daſelbſt und unternahm dann mehre Reiſen. Von ihm iſt die ſchöne Medaille zur Jubelfeier des Dichters Tiedge mit deſſen Bildniſſe. Dann fertigte er auch mehre Medaillons zum Hochdruck und in den Siegelring des Bildhauers Hänel ſchnitt er die Büſte Genellis, eines ſeiner beſten Werke.

Söhnſtetten, würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Heidenheim; 1000 Einw.

Söhre (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Landdr. Hildesheim, Amt Steuerwald-Marlenburg; 300 Einw.; — 2) Gebirg, ſ. v. a. Söre.

Söhren (Geogr.), 1) holſtein. Dörfer: a) Amt Traventhal; 180 Einw.; b) (Zaren, Olvenſören); Amt Borderholm; 190 Einw.; — 2) oldenburg. Dorf, Fürſtenthum Lübeck, Amt Eutin; 120 Einw.

Soejes (Soesjes, Süsjes), ſ. Soesjes.

Soekel, auf Banda (Molukken), ein Gewicht für Macis- oder Muskatblüthe, = 28 Catties oder 77,48 Kilogr.

Söklok, Berg in den Kjölen (ſ. d.).

Sökmimir (nord. Myth.), ſ. v. a. Söckmimir.

Sölb (Unterraiſtlng), bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Landsberg; 170 Einw.

Sölblot (Diſathing), großes Opferfeſt der Skandinavier, Ende Februar oder Anfang März gefeiert, wobei die Thaten der Könige beſungen wurden.

Sölde, 1) in Oberdeutſchiand ein geringes Haus auf dem Lande, auch wohl mit etwas Feid; — 2) bei den Salzwerken einiger Gegenden Haus, auf dem das Recht haftet, eine gewiſſe Menge Salz zu ſieden. In beiden Fällen heißt der Beſitzer eines ſolchen Hauſes Sölder oder Söldener.

Sölde (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Dortmund; 630 Einw.

Sölden (Geogr.), 1) bad. Pfarrdorf, Oberrheinkreis, Amt Freiburg; 380 Einw.; — 2) öſterr. Dorf und Gemeinde, Tyrol, Kr. Imſt, Ldgr. Silz; 1160 Einw.; beſteht aus verſchiedenen Weilern und Höfen.

Söldenau (Saldenau), bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Vilshofen; 180 E.

Söldner (Miethstruppen, Mercenaires), Truppen, welche fremden Nationen um Lohn oder Sold dienen, daher verſchieden von unſeren heutigen Soldaten (ſ. d.). Die Soldtruppen ſind ſo alt als die moraliſche oder politiſche Schwäche der Staaten, und wir begegnen ihnen von dem grauen Alterthume bis auf die neueſte Zeit. Diodor (1, 67) berichtet, der ägyptiſche König Pſammetichus (640 v. Chr.) habe jenen Joniern und Kariern, welche in ſeine Dienſte getreten waren, Sold bezahlt, und die Phönicier u. Karthaginenſer hatten nach Ezechiel (27, 11) Söldner in ihren Dienſten. Als die Perſer verweichlicht waren, als ſich Parteien gebildet hatten, da rieſen ſie Griechen in Sold. Die griechiſchen Miethtruppen ſtanden bei den Perſern in ſolchem Anſehen, daß Darius in der Schlacht bei Gaugameia ſie für geeignet hielt, dem macedoniſchen Phalanx widerſtehen zu können. Aus Xenophon (Anab. 7, 13) ſehen wir, daß ein Heer von 10,000 griechiſchen Miethtruppen die Anſprüche des jüngern Cyrus auf den perſiſchen Thron unterſtützte, und nach Anab. VII, 2, 35 traten dieſe aus Perſien ſich zurückziehenden Hellenen in Dienſte des thraciſchen Königs Seuthes. Nach 1. Macc. 10, 36 f. dienten Hebräer um Sold im Heere des ſyriſchen Königs Demetrius; ſpäter nahm der Hebräer Hyrkan ſelbſt Fremde in Sold, welche aus Piſidiern und Ci-

liciern beſtanden und von Alexander und Ariſtobulus beibehalten wurden (Joſeph., Archae XIII, 9, 5, 6). Herodes, bei den Juden nicht beliebt, räumte Ausländern ſogar den Vorzug vor den landeseingebornen Truppen ein. Bei ſeinem Leichenzuge (Joſeph., Archae XVI, 8, 3) marſchirte ſeine (wahrſcheinlich aus Fremden beſtandene) Leibwache an der Tête, nach dieſen kamen Thracier, Germanen und Gallier, auf welche dann erſt das übrige einheimiſche Kriegsvolk folgte. Aber auch Griechenland und Rom hatten zuweilen fremde Soldtruppen in ihren Heeren; ſo hatte Alexander in ſeinem Heere, mit welchem er Perſien eroberte, Miethtruppen (Arrian III, 12). Anfangs war die Zahl der Miethtruppen ziemlich gering; erſt als die einzelnen griechiſchen Staaten, durch Eiferſucht und Hochmuth unter ſich ſelbſt um die Oberherrſchaft ſtreitend, dem Macedonier ihre gemeinſame Erniedrigung vorbereiteten, da waren es Miethſoldaten, welche das Ende der Kämpfe entſchieden. Die Römer führten ihre erſten Kriege ohne fremden Truppen; erſt um das J. d. St. 540 kamen die S. auf, und die erſten römiſchen S. waren nach Livius (XXIV, 49) Hiſpanier. Die bald darauf entſtandenen Bürgerkriege machten jedoch S. zum Bedürfniß und ſeit dieſer Zeit dienten immer fremde Truppen in dem römiſchen Heere. Als vollends der Verfall der altrömiſchen Sitten und Geſetze den Untergang von Rom beſchleunigte, als unter den ſpätern römiſchen Cäſaren die Barbaren die Grundfeſten der Weltmonarchie gänzlich erſchüttert hatten, da bezahlte man S. aus jenen Nationen, deren Anfall man abwehren mußte, und Barbaren, wie Germanen und Gallier, waren es, welche die fallende Größe ſtützen ſollten. Die Germanen und Gallier dienten, wahrſcheinlich ihrer Uebervölkerung oder ihrer Armuth in der Heimath wegen, gerne um Sold, ja man findet, daß Antigonus germaniſche Miethtruppen hatte. Nachdem aber dieſe beiden Völker ſich bleibend niedergelaſſen hatten, kämpften ſie ſelten für fremdes Intereſſe, ſowie ſie ſelbſt fremder Söldlinge nicht bedurften. Erſt ſpäter verkauften ſich Deutſche nicht nur ſelbſt an fremde Machthaber, ſondern deutſche Fürſten trieben einen förmlichen Schacherhandel mit den Söhnen ihrer Länder (ſ. unten). Während der Kreuzzüge tauchten hier und da Söldlinge auf. So kämpften nach Wilhelm v. Tyrus (XI, 11) der Graf Balduin von Edeſſa mit Söldlingen, ſo begehrte nach demſelben Schriftſteller (XI, 14) eine norwegiſche Flotte als Sold nur den nothwendigen Unterhalt; ſo wurde 1183 in Jeruſalem eine Reichsverſammlung gehalten, die, da aus dem Abendlande ausgiebige Hülfe nicht zu hoffen war, eine Vermögensſteuer ausſchrieb, um mit deren Ertrage eine zur Vertheidigung des Reiches genügende Ritterſchaft zu beſolden (Wilh. v. Tyr. XXII, 23). Eben ſo wurde der von Heinrich I. von England zum Beſten des heiligen Landes in Jeruſalem niedergelegte Schatz zur Anwerbung von Rittern und Knechten verwendet. Auch die Griechen dieſer ſpätern Zeit bedienten ſich der Söldlinge. Während der Belagerung von Konſtantinopel (1203) war die Burg von Galata von italieniſchen, engliſchen, deutſchen und andern Söldlingen beſetzt, welche, da ſie größtentheils aus Engländern und Norddeutſchen beſtanden, Nordländer (Normannen) genannt wurden. Doch nicht allein gemeine Knechte und Ritter dienten um Sold, auch regierende Fürſten mit deshalb angeworbenen Wehren dienten in jenen Jahrhunderten als Söldlinge. In dem Kampfe des Franz von Carrara, Herrn von Padua, gegen Galeazzo, Grafen von Vertus, diente Herzog Stephan von Bayern, genannt der Knauf, 1390 mit 100 Lanzen den Paduanern um Sold; 80,000 Goldgulden für 12,000 Mann und freie Verpflegung jenſeits der Alpen waren die Bedingungen des deshalb zwiſchen dem Herzoge und Franz von Carrara abgeſchloſſenen Vertrages. Auch Frankreich mußte ſich endlich bequemen, S. zu halten. Als nämlich die Fürſten gezwungen waren, den Trotz der großen Lehenträger mit den Waffen niederzukämpfen noch mehr als der franzöſiſchen Könige anmaßende Ehrſucht mit auswärtigen Staaten in ſchwere Kriege verwickelt wurde, da rief man bald Deutſche, bald Schweizer als Söldner in das Land. Schon 1245 dienten deutſche Reiter (Reitres) um franzöſiſchen Sold, und bis gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges bediente ſich Frankreich dieſer Reiter als einer vorzüglichen Macht. Sie gelangten zu hohem Anſehen und ſtanden unabhängig von dem Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Reiter unter den Befehlen des Colonel général de la cavalerie allemande, der wieder ein Deutſcher war. Dieſe Reiter waren die erſten fremden Truppen in den franzöſiſchen Heeren, und ſeit deren Auftreten bei den Franzoſen dienten Fremde unter Frankreichs Fahnen, wie deren jetzt noch unter der Benennung Fremdenlegion in Afrika kämpfen. Im J. 1302 hatte Philipp der Schöne in der Schlacht bei Kortryk 8000 Mann deutſche Hülfsvölker, 1448 nahm Frankreich 6000 deutſche Knechte in Sold. Im J. 1479 ſchloß Ludwig XI. einen Vertrag mit den Eidgenoſſen wegen Stellung von Miethstruppen, und es erſchienen die erſten Schweizer in franzöſiſchem Solde, ſ. Schweizergarden. Im J. 1483 nahm Karl VIII. von Frankreich 16,000 Deutſche in Sold, welche Zahl 1492 um 2000 Mann verſtärkt wurde, und 1523 zählte man 18,000 Deutſche in franzöſiſchen Dienſten. Im J. 1558 ſtritten 20,000 deutſche Landsknechte und 900 deutſche Reiter für Frankreich, und in dem Kriege gegen die Hugenotten waren deutſches Fußvolk und deutſche Reiter die Werkzeuge der franzöſiſchen Könige gegen die glaubensmuthigen Ketzer. Im J. 1635 wurde das Regiment Elſaß (Royal Alsace) von 630 Mann, 1685 das Fußregiment Sachſen errichtet, 1671 das Reiterregiment (Royal Allemand) und im folgenden Jahre ein zweites deutſches Regiment. Im J. 1680 entſtand das deutſche Fußregiment Lamark, 1690 das Infanterieregiment Lenk. Das Regiment Bayern (Royal Bavare) endlich wurde 1709 gebildet. Im J. 1717 beſoldete Frankreich fünf deutſche Regimenter zu Fuß und zwei zu Pferd und 1773 fochten 7700 Deutſche in 8 Regimentern unter franzöſiſchen Fahnen.

Dieſe Zahl ſtieg 1776 auf 13,000 Mann, betrug jedoch 1778 nur noch 9000 Mann; allein in dieſem Jahre wurde ein neues Regiment Naſſau-Siegen errichtet. Frankreich zog aus dieſen deutſchen Schaaren reichlichen Gewinn in den Kriegen gegen Deutſchland ſelbſt, und Frankreich zu dienen, war ſelbſt für deutſche Fürſtenſöhne eine beſondere Ehre. Die Revolution verſcheuchte die deutſchen Söldlinge aus Frankreich. Erſt nach der Reſtauration, 1826, wurde das Regiment Hohenlohe, 2000 Mann ſtark, gebildet, und dieſes ward die Grundlage der heutigen Fremdenlegion, zu welcher jedoch nicht bloß irregeleitete Deutſche, ſondern Leute aller Nationen liefen. Auch Portugal hatte im 16. Jahrh. deutſche Bombardiere. Als dieſes Land unter ſpaniſche Oberherrſchaft gekommen war, erſchienen Deutſche als Leibwache des Kardinal Statthalters, ſpäter der Könige aus dem Hauſe Braganza. Die Großfürſten von Moskau hatten ſchon vor 200 Jahren eine deutſche Leibwache, in deren Händen das Geſchützweſen bis zu Anfang des 18. Jahrh. blieb. Die deutſche Leibwache des Dogen von Genua beſtand bis zu dem Ende des genueſiſchen Staates und zuletzt aus 2 Regimentern. England hatte zu verſchiedenen Zeiten fremde Truppen im Solde. Adolf von Naſſau war der Erſte, welcher deutſches Blut gegen engliſche Hülfsgelder gegen Frankreich an England verkaufte. Von mehren deutſchen Provinzen, auch von Bayern, miethete er Kriegsvolk und gab für 100 „verdachete" (d. h. gedeckte oder geſattelte) Pferde mit 60 Speernappen und eben ſo vielen Schützen 2000 Mark Silber theils baar, theils in Anweiſungen auf die Reichsſteuer von Memmingen. Dieſe Maßregel des deutſchen Königs verſchaffte ſich nirgends Billigung, und die Aeußerungen des Papſtes Bonifacius VIII., wie es ſich geziemen möge, daß ein ſo erhabener und mächtiger Fürſt, wie des römiſchen Reiches Oberhaupt, gleich einem gemeinen Ritter von irgend jemand Sold nehme und um Geld zu Felde liege, iſt zu bezeichnend, als daß ſie übergangen werden könnte. An England verkaufte Deutſche, wie Heſſen, Waldecker, Anſpacher, Baireuther und Andere waren es wieder, welche gegen die Nordamerikaner dienten, als ſchwache Wehren gegen den begeiſterten Muth eines für ſeine Freiheit fechtenden Volkes. In den franzöſiſchen Revolutionskriegen griff England wiederholt zu dieſem Mittel und nahm von jedem Staate Truppen in Sold, welcher ſolche ſtellen wollte. So ſtellte 1794 z. B. Hannover 18,000 Mann für engliſchen Sold ins Feld und ließ ſein Reichskontingent von Oeſterreich für weit geringere Entſchädigung ſtellen. Preußen, welches damals über 50,000 Mann am Mittelrhein hatte, aber nur 20,000 Mann zu ſtellen brauchte, vermiethete den Ueberreſt an England und empfing für jeden Mann monatlich 1 Pfd. St. 12 Sch., für das Ganze monatlich 50,000 Pfd. und außerdem zur vollſtändigen Ausrüſtung 300,000 Pfd. Dieſer „Subſidien" genannte Sold wurde ohne Erreichung des beabſichtigten Zweckes vergeudet, leerte Englands Kaſſen und ließ deſſen Nationalſchuld zu Myriaden anwachſen. Ueberhaupt war dieſes Vermiethungsſyſtem nur den Vermiethern günſtig, welche dabei Geld und kriegeriſche Erfahrung erwarben. Für die Kriegführung ſelbſt war mancher Nachtheil damit verbunden, denn bei Verwendung ſolcher Truppen traten allerhand Schwierigkeiten ein; auch ſcheute man ſich nicht, eine große Anzahl Soldaten am kontraktmäßigen Beſtande fehlen zu laſſen, wenigſtens beeilte man ſich nicht, den Abgang an Streitern zu ergänzen. So ſollten z. B. die in den Niederlanden (1794) unter dem Herzoge von York ſtehenden engliſchen National- und Soldtruppen 46,000 Mann ſtark ſeyn, es fehlten aber 13,000 M. daran. Auch die Preußen ſcheinen nicht geneigt geweſen zu ſeyn, für Englands Zwecke große Opfer zu bringen, denn was ſie in dem erwähnten Feldzuge unternahmen, war ſo unbedeutend, daß ein engliſches Parlamentsglied den Antrag ſtellte, man ſolle ihre kriegeriſchen Leiſtungen künftig nach einer zu entwerfenden Taxe bezahlen, damit das Geld nicht unnütz weggegeben werde. Durch dieſes Beiſpiel gewarnt, ſcheute man ſich lange, daſſelbe nachzuahmen. Die ſogenannte deutſche Legion, welche Rußland 1813 preßte, kann zu den Miethtruppen nicht gerechnet werden. Rußland verführte nämlich durch ſeine gegen die fremden Kriegsgefangenen in Anwendung gebrachte barbariſche Behandlung viele dieſer Unglücklichen zum Eintritt in ein unter dieſem Namen bekannt gewordenes Corps und zu dem Dienſte gegen ihr eignes Vaterland. Dieſer Eintritt in ruſſiſche Kriegsdienſte war daher ein militäriſches Verbrechen, eine Verletzung der Unterthanenpflicht, ein Bruch des geleiſteten Eides, in jedem Falle eine durch Grauſamkeit veranlaßte unfreiwillige Handlung. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit der engliſch-deutſchen Legion. Erſt die neueſte Zeit hat wieder Beiſpiele von Miethtruppen aufzuweiſen; ſo warb Braſilien 1851 aus der entlaſſenen ſchleswig-holſteiniſchen Armee deutſche Söldlinge.

Söldner (Sölden, Geogr.), bayer. zerſtreut liegende Häuſer, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Paſſau; 120 Einw.

Sölenfjeld, Berg, zum Dovrefjeld (ſ. d.) gehörig.

Sölenthin, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Weſt-Priegnitz; 230 Einw.

Söilingen, hannov. Dorf, Landdr. Stade, Verden, Amt Rotenburg; 31 H.

Sölk (Groß-S., Geogr.), öſterr.-ſteier. Pfarrdorf, Kr. Judenburg; im gleichnam. Bezirk; Schloß; 330 Einw.

Söll, öſterr. Pfarrdorf, Tyrol, Kr. Schwatz, Ldgr. Kufſtein; Poſtamt, Armenverſorgungshaus und Spital; 160 Einw.

Söllen (Bot.), auch Stengelmooſe, 8. Zunft der 2. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems. Charakter: Knorpelige, rothe Stengel, ohne geſchiedene Rindenlagen, welche an der Luft heller werden u. rothe Samen in Häufchen, Höckern oder Kapſeln tragen. Floridien. — Dieſe Tange, welche ſich bloß im Meere finden, haben meiſtens rundliche, dichte, ungegliederte, mit vielen Zweigen verſehene Stengel, welche aus

großem Zellgewebe entſtehen und mit einer Oberhaut bekleidet ſind. Sie ſind ſelten über 1—4' lang. Sie liefern einen Farbeſtoff, welcher ſchon von den Alten als Schminke benutzt wurde und in den nördlichen Ländern noch jetzt dazu dient. Eintheilung. A. Stengel fadenförmig, mit Samenhäufchen allein oder nebſt Kapſeln: a) Bloß Samenhäufchen. Gattungen: Polyides, Ptilota. b) Mit Samenhäufchen und Kapſeln. Gattungen: Chondria, Rhodomela. — B. Stengel meiſt bandförmig, mit Höckern oder Kapſeln: a) Früchte höckerförmig. Gattungen: Dumontia, Halymenia. b) Mit Kapſeln. Gattungen: Sphaerococcus, Delesseria.

Söller, ſ. v. a. Altan, Balkon.

Sölleröe, Inſel, ſ. v. a. Solleröe.

Söllheim (Söllham), öſterr.-ſalzburg. Schloß, Pflegger. Salzburg, mit einer beträchtlichen Meierei, Kirche und einer wirkſamen Badeanſtalt gegen Gicht, Hautausſchläge und Anſchoppungen des Unterleibes; 1/2 Stunde von der Gnigl.

Sollhuben, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Roſenheim; 100 Einw.

Söllichau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Bitterfeld; Forſtinſpektion, Oberförſterei; 430 Einw.

Söllingen (Geogr.), bad. Pfarrdörfer: 1) Mittelrheinkr., Amt Raſtatt; 480 Einw.; — 2) daſ., Amt Durlach, an der Pfinz; Weinbau, Eiſenhammer; 1130 Einw.

Söllingerwald (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) (Ober-S.), 31 zerſtreut liegende Häuſer im Gebirge, Land unter der Ens, Ldgr. Purgſtall; 180 Einw.; — 2) (Unter-S.), 27 zerſtreut liegende Häuſer daſ.; 140 Einw.

Söllitz (Geogr.), 1) bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Nabburg; Wallfahrtsort; 150 Einw.; — 2) öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge; 160 E.

Söllnitz (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe; 190 Einw.; — 2) ſächſ.-weimar. Dorf, Kr. Weimar; 110 Einw.

Solmnitz, ſ. Selmnitz.

Sölvitsburg (Sölfoitsborg), ſchwed. Stadt, Karlskrona, öſtlich von Karlskrona, an einem Buſen der Oſtſee; Schiffbau, Strömlingsfang; 1100 Einw.

Sömme, dän. Harde, Amt Kopenhagen, 3 1/2 □M. mit 5000 Einw. (ohne Rothſchild) in 13 Kſpln. und 3 Gütern.

Sömmerda (Großſömmern), preuß. Stadt, Prov. Sachſen, R.-B. Erfurt, Kr. Weißenſee; an der Unſtrut, 2 Pfarrkirchen, Gerichts- und Unterſteueramt, Poſt, Eiſenwaarenfabrik, Gewehrfabrik (Zündnadelgew.), Fabr. von Metallknöpfen und Zündhütchen, 3 Jahr-, Kram- und Viehmärkte; 3350 Einw.

Sömmering (Geogr.), ſ. v. a. Semmering.

Sömmering (Biogr.), 1) Samuel Thomas von, einer der ausgezeichnetſten deutſchen Anatomen und Phyſiologen, geb. zu Thorn am 25. Jan. 1755, ſtudirte ſeit 1774 zu Göttingen Medicin, promovirte daſelbſt 1778 und ward zuerſt Profeſſor der Anatomie in Kaſſel, dann 1784 in Mainz. Nach Auflöſung dieſer Univerſität lebte er in Frankfurt a. M. als Arzt, wurde 1804 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu München, 1810 königl. bayeriſcher geheimer Rath, wurde geadelt und kehrte 1820 nach Frankfurt zurück, wo er am 2. März 1830 †. S. iſt einer der größten Anatomen der neuern Zeiten, der ſeine Disciplin höchſt geiſtvoll und vielſeitig behandelte und ihr in ihren Beziehungen zur Phyſiologie, Pathologie und Chirurgie die überraſchendſten und fruchtbringendſten Anſichten abgewonnen hat. Seine Unterſuchungen über Gehirn und Nervenſyſtem, über die Sinnesorgane, über den Embryo und ſeine Mißbildungen, über den Bau der Lungen, über die Brüche u. ſ. w. haben ſeinem Namen bei allen Aerzten der civiliſirten Welt Anerkennung verſchafft und ſtellen ihn in die Reihe der berühmteſten deutſchen Gelehrten. Von ſeinen zahlreichen Schriften erwähnen wir als die berühmteſten: De basi encephali et originibus nervorum ex cranio egredientium, Gött. 1778; — Vom Hirn- u. Rückenmark, Mainz 1788, 2. Aufl. 1792; — Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüſte, Lpz. 1793; — Abbild. u. Beſchreib. einiger Mißgeburten, Mainz 1791, mit Kupfern, worin er zu beweiſen ſuchte, daß die Nerven unabhängig vom Gehirn wirken und das Gehirn nicht durchaus nothwendig zur Fortdauer des Lebens ſey; — Vom Bau des menſchlichen Körpers, Frankf. 1791—96, 6 Bde., 2. Aufl. 1800, neue Aufl. von Biſchoff, Henſe, Theile, Valentin, Vogel und Wagner, Leipz. 1839—44, 9 Bde.; — De coporis humani fabrica, Frankf. 1794—1801, 6 Bde.; — M'Baillies Anatomie des krankhaften Baues des menſchlichen Körpers, mit Zuſätzen, 2. Ausg. 1820; — De morbis vasor. absorbent., Frankf. 1795; — Ueber das Organ der Seele, Königsb. 1796; — Tabula sceleti femenini, Frankf. 1798; — Abbildungen des menſchlichen Auges, daſ. 1801; — Abbild. der menſchlichen Hörorgane, daſ. 1806; — Abbild. der menſchlichen Geſchmacks- und Sprachorgane, daſ. 1806; — Abbild. der Organe des Geruches, daſ. 1809; — (mit Reiſeiſen) Ueber die Struktur, die Verrichtungen und den Gebrauch der Lungen, Berl. 1822; — Ueber die Urſachen u. ſ. w. der Nabelbrüche, daſ. 1808; — Ueber die tödtlichen Krankheiten der Harnblaſe alter Männer, daſ. 1822. — 2) Detmold Wilhelm, Sohn des Vorigen, Arzt zu Frankfurt. Schrieb: De oculorum sectione horizontali, Gött. 1818; — Ueber die organ. Veränderungen im Auge nach Staaroperationen, Frankfurt 1828.

Sömmeringia (Bot.), nach Martius, Gattung der Leguminosae Hedysareae *Mart.* Einzige Art: S. semperflorens *Mart.* In Braſilien.

Sömmern, 1) das Beſtellen der Brache mit Futter u. andern Sommerfrüchten; — 2) (brachen), einen Teich ablaſſen, pflügen u. beſäen; — 3) von Bäumen, die auf od. nahe bei einem Acker ſtehen und mit ihren Wurzeln alle Nahrung des Bodens wegnehmen, ſo daß die in ihrer Nähe ſtehenden Gewächſe verkümmern; — 4) den

Digitized by Google

Sonnenſtrahlen ausſetzen, z. B. Federbetten; — 5) von den Bienen, wenn ſie an einem ſchönen Tage viel vor dem Stocke herumfliegen.

Sömmern (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Sachſen, R.-B. Erfurt; 1) (Gangloff-S.), ſ. Gangloffſömmern; — 2) Kr. Langenſalza: a) (Mittel-S.); Rittergut; 310 Ew.; — b) (Haus-S.); Rittergut; 280 Einw.; — c) (Horn-S.), ſ. Hornſömmern; — 3) (Klein-S.), ſ. Wenigenſömmern; — 4) (Lützen-S.), ſ. Lützenſömmern.

Sommersdorf (Sommersdorf), bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Aſch., Ldgr. Werneck; 250 Einw.

Sömmerungskorn, ſ. v. a. Sommerroggen, ſ. Roggen.

Soen (Schiffb.), ſ. v. a. Soun.

Söndre (Söndre, dän.), ſ. v. a. Süd.

Sönderup, dän. Kirchſpiel, Jütland, Aalborg, ſüdlich von Ribe.

Söndfjord, Vogtei, ſ. Söndre-Bergenhuus.

Söndmoer, norweg. Vogtei, bald zum Stifte Bergen, bald zum Stifte Drontheim gerechnet, ſehr bergig und ſtürmiſch; 26,000 Ew.; Stadt: Molde.

Söndre-Bergenhuus, norweg. Amt, Stift Bergen, mit einem Flächenraum von $143\frac{1}{8}$ □M. und 85,600 Einw.; Gebirge: Folgefonden, Hardangerfjeld, mit Spitzen von beinahe 6000 F.; Fluß: Moldals-Elf ꝛc.; Seen: Evanger-Vand, Vangsfjord ꝛc.; Buſen: Hardanger ꝛc.; Produkte: Kupfer, Eiſen, Blei ꝛc.; Hauptſtadt: Bergen; Vogteien: Söndhordlehn, Nordhordlehn und Hardanger. Inſeln: Stordöen mit Störſen, Kirchſpiel, Marmorbrüche, 3000 Einw., Oſteröe, 3 Meilen lang, Store-Sötern mit dem Kirchſpiel Sund, 3800 Einw., Jarlöe, Fidje, wo der erſte norwegiſche König Hof gehalten hat, Askröe, Moſteröe, wo 997 die erſte chriſtl. Kirche Norwegens errichtet wurde.

Söndrejydland (Geogr.), ſ. v. a. Schleswig.

Söndre-Trondhjem, norweg. Amt, mittlerer Theil des Stifts Trondhjem (Drontheim), am Meere, mit einem Flächenraum von 161 □M. und 80,000 Einw., gebirgig durch das Dovrefjeld, Kollafjeld ꝛc.; Flüſſe: Orkel (auf Hedemarken), Nid-An, Gunl-Elf ꝛc.; Seen: Sölbö, Orresund; Buſen: Trondhjem; Klima: rauh; Boden: in den Niederungen fruchtbar. Vogteien: a) Strinde, mit der Hauptſtadt des Stifts Trondhjem, Kirchſpiel gleich. Nam., 4000 Einw.; b) Sälbö, am See gl. Nam., mit Tydal, in deſſen Thal am 1. Jan. 1719 mehre tauſend ſchwed. Soldaten erfroren; c) Orkedal, am Orkel; hier Röraas, Bergſtadt, 3000 Einw.; Stören, Kirchſpiel, 5000 Einw. Ferner hier die Halbinſel Oereland und die Inſeln Hitteren und Titteren.

Sönnern, preuß. Bauerſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hamm; 300 E.

Soens (Sons), Hans, Maler, um 1553 zu Herzogenbuſch geb., Schüler von E. Moſtaert, in deſſen Manier er Landſchaften malte, meiſt kleine, höchſt fleißig vollendete Bilder auf Kupfer, die ſehr theuer bezahlt wurden. Später ging er nach Rom, wo er in einem Saale des Vatikan große Landſchaften auf Mörtel malte, die ebenfalls bewundert wurden. S. † um 1604.

Söntis, Berg, ſ. v. a. Sentis.

Soppel (Bot.), ſ. v. a. Gemeiner Yſop, Hyssoppus officinalis *L.*

Söquabekkr (nord. Myth.), ſ. v. a. Sauquabekkr.

Söre, Gebirg, ſ. Fuldagebirg.

Sörenberg, ſchweiz. Ort, Kant. Luzern, im ſüdlichſten Theile des Kantons, im gleichn. Thale.

Sorenßen, Sören Anton Wilhelm, norwegiſcher Staatsmann, geb. 1793 in Drammen, ſtudirte in Kopenhagen, kehrte aber nach Norwegen zurück, ward Notar und Advokat, 1830 Deputirter beim Storthing und faſt bei jeder Sitzung Präſident deſſelben. Obſchon er eigentlich nicht zur Oppoſition gehörte, war er durch dieſe Stellung doch genöthigt, in mehren Fällen der Regierung entgegenzutreten, beſonders 1836. Im J. 1839 hielt er um die einträgliche Stelle eines Landrichters zu Ager bei Chriſtiannia an, verlor aber dadurch einen großen Theil ſeiner Popularität.

Sörgenloch, großherz. heſſ. Dorf, Prov. Rheinheſſen, Kr. Mainz, Friedensger. Niederolm; 470 Einw.

Sörgsdorf, öſterr.-ſchleſ. Kirchdorf, Kr. Troppau, Amt Johannisberg; 700 Einw.

Sör Herröe, norweg. Inſel, Nordland, ſüdweſtlich von Dönnaöe.

Sörli, norweg. Ort, Nordre-Trondhjem, unweit der Grenze von Schweden, an einem Binnenſee.

Sörmitz, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Leisnig; 390 Einw.

Sörnewitz (Geogr.), königl. ſächſ. Dörfer: a) Kr. Dresden, Amt Meißen; 420 Einw.; — b) Kr. Leipzig, Amt Oſchatz; 280 Einw.

Sörnzig (Sornzig), königl. ſächſ. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochlitz; 140 Einw.

Sörs, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. und Kr. Aachen; 450 Einw.; mit dem Hauſe Wieſe.

Sörth, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Altenkirchen; 100 Einw.

Soesjes (Susjes, Suſſes), leichte oſtindiſche Baumwollenzeuche, eine Art Flor, gelb und weiß, oder blau, roth und weiß geſtreift, in verſchiedener Feinheit zu Kopfbinden für Judenfrauen u. ſ. w. Die Holländer brachten dieſes Zeuch ehedem in Stücken von 40—50 brab. Ellen Länge, $1\frac{5}{8}$—2 Ellen Breite, die Franzoſen $\frac{2}{3}$—$\frac{3}{4}$ Stab breit, 8—20 Stab lang, die Engländer 1—$1\frac{1}{2}$ Yard breit, 20—24 Yards lang nach Europa, wo es jetzt für den Handel nach Polen und Rußland in einigen Baumwollenfabriken nachgemacht, jedoch nicht ſehr geſucht wird. Unter dem Namen S. oder Susjes verſteht man auch die ſchönen, blau und weiß geſtreiften ſeidenen chineſiſchen Krepptücher, die zuweilen in den Auktionen der oſtindiſchen Kompagnie verkauft werden.

Sößen, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. und Kr. Merſeburg; Rittergut; 150 Einw.

Soeſt (Geoge.), 1) peeuß. Kreis, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsbeeg; gehört theils zue Grafſchaft Mark, theils zum Herzogthum Weſtphalen, hat auf 9,70 □M. Areal 2 Städte, 163 Dörfee, Banerſchaften und Etabliſſements mit 430,000 Einw. Dee größte Theil des Kreiſes iſt eine ſehr fruchtbaee angenehme Landſchaft, die die wegen ihrer Ergiebigkeit welt bekannte ſoeſter Börde (die Koenkammer Weſtphaleus) umfaßt. Den ſüdlichen Theil derſelben erfüllt der große Eichwald, dee nöedliche Beſtandtheil des arnsbeegee und hirſchberger Waldes; hiee lageet auch der Biſchofshard, ein 898' hoher bewaldeter Berg. Die Möhne oder Mönne, S., Salzbach und die der nördlich ſtrömenden Lippe zufließende, hier entſpringende Ahſe bewäſſern den Kreis. Eine von vielen guten Weiden beſöederte Viehzucht begleitet den lohnenden Ackerbau. Es werden an 5000 Pferde, 15,100 St. Rindvieh, über 19,000 Schafe, 2900 Ziegen und 9500 Schweine gehalten. Den Holzmangel machen der Torf und die Steinkohlen aus dem dortmunder Kreiſe ꝛc. weniger fühlbar. Die Salzquellen zu Werl und Saſſendorf ſind die merkwürdigſten dee übrigen Naturprodukte. Außerdem findet man hier noch Spinnereien, Wollwebereien, Geeberel, Koenhandel u. ſ. w. — 2) Kreisſtadt daein; mit Manern, Thürmen und Wällen umgeben, hat 5 Thore, 10 Kirchen und Kapellen, wovon die gothiſche Waiſenkirche ſehenswerth iſt, Gymnaſium, Lehrerſeminae, Waiſenhaus, reiches Stadtaechiv, Leinen- und Wollweberel, Gerberei, Obſt-, Geteeide- u. Gemüſebau, Salzquelle, Kreisamt, Land- und Stadtgeeicht, Rentamt, Poſt, Freimaurerloge, 5 Jahr- und Viehmäꝛkte; 8700 Einw. — 3) niederländ. Dorf, Prov. Utrecht, Bez. Ameesfooet; 1300 E.; Domäne Soeſtyk (Soeſteedyk), mit Jagdhaus und Thiergarten, dem Prinzen von Oranlen für die bei Waterloo bewieſene Tapferkeit geſchenkt.

Söſte, Nebenfluß dee Leda in dee hannöv. Prov. Oſtfriesland.

Soſtemannhuſen (Sesmenhuſen), holſt. Dorf, Süden-Dithmarſchen, Landvogtei Meldoef; 190 Einw.

Soeta (a. Geoge.), Stadt im äußeeſten NW. von Scythia extra Imaum (Ptol. VI, 15, 4).

Sötrnich, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Schleiden, wichtige Eiſenhütten, Hammerwerke und Bleihütte; 450 Einw.

Sötern, oldenb. Pfaerdorf, Fürſtent. Birkenfeld, A. Nohfelden; Gut; 1040 Einw.

Soetrolde (noeweg.), ſ. v. a. Krake.

Soetta (ital., Ichthyol.), ſ. v. a. Naſe, Cyprinus nasus *L.*

Sottern, Philipp Chriſtoph von, 1611 Biſchof von Speiee, 1623 zugleich Erzbiſchof von Triee, † 1652.

Soeur (franz.), Schweſtee.

Soeurs converses (franz.), ſ. Beaten.

Soeurs (filles) de la miséricorde (franz.), ſ. Bußorden.

Söven, preuß. Dorf, Rheinpeov., R.-B. Köln, Ke. Sieg; 370 Einw.

Söbereck, Stadt, ſ. v. a. Siweeek.

Sof, Kleiderſtoff in Kleinaſien, deſſen Kette aus 2 Fäden Angorahaare und 2 Fäden Seide, dee Einſchlag aus eeſteren beſteht. Die Feanzoſen ahmten es als Chaly nach.

Sofa, ſ. v. a. Sopha.

Sofala (Küſte Sena, Zofala), afrik. großes Landgebiet, auf der Oſtküſte, das ſich ſüdwäets von Mozambique, von der nöedlichen Mündung des Zambeſe in die Delagoa-Bai bis zum Kaffern-Lande erſtreckt. In die Küſte buchtet der Ocean die gleichn. tiefe und weite Bai, in welche dee gleichn. Fluß mündet und an deſſen äußerſte Mündung links auf einer Landſpitze die gleichn. Stadt ſteht. Dieſe iſt im Beſitz dee Portugieſen ſeit frühee Zeit, ohne daß ſie jedoch etwas zur Civiliſation dieſer Gegenden gethan haben. Das Land bildet einen ſtaffelförmigen Abfall der Gebirge im Innern, iſt ſehr heiß und ungeſund. Die Küſte iſt ſehr eeich an Perlen; dieſelben weeden jedoch nicht benutzt. Die einzelnen Reiche in dieſem Landgebiet ſind von Noeden hee Botonga, Monga, Baron, Macumbe, das eigentliche S. mit den beiden Städten Inaquea und S., Quiloane, Buok und davor die Bazaeuto-Inſeln, Sabia am Kap St. Sebaſtian, Schikanga landwärts, Sogna und Botonga um das Kap Lady-Grey, Inhambane mit dee gleichn. Hafenſtadt, Tenbe und Duerunde um das Kap Wilberforce und Kap Correntes. Das Fort S. ſteht 20° 10′ 42″ ſüdl. Br. und 52° 26′ 6″ öſtl. L. S. tritt als ein Küſtenland in den Ocean vor, deſſen innere Geſtaltung durch den Zambeſe-Strom und die Reiſen an ihm einigermaßen aufgeſchloſſen iſt, wie im Weſten der Cuango daſſelbe geleiſtet hat. So hat man Gebirgsreiſen von Südweſten nach Nordoſten kennen gelernt, deren wahrſcheinlich innerſte zwiſchen 47—48° L. ſtreicht. Hier liegt nach älterer Kunde auf der Scheitelfläche das Land Tocoa (in welchem das Butua-Reich) reich an Gold (nach den Sagen der Einwohner), im Noeden dee äußerſten Beetſchuanenſtämmme. Dieſer weite Raum iſt der Tummelplatz der ſogenannten Dſchagga-Völker, der nomadiſchen Scythen Afrika's, die Werkſtätte afrik. Völkeewanderungen. Hier ſcheint eine innere Verbindung der Oſt- und Weſtküſte (Sena und Angola) Afrika's Statt zu finden, deren Mittelglieder noch unbekannt ſind. Die ältern Quellen berichten von einem See odee Moraſt Zempeee (Zambee), voll von Eilanden, deſſen Lage aber nach den Eingebornen parallel mit Mozambique und dem weſtlichen Achelunda-See ſeyn ſoll. Der öſtliche Strom Zambeſe ſoll feen in dee Hochebene bei dem Volke der Cazember entſpringen. Erſt in dee Ebene Chikowa wird er einigermaßen bekannt. Dieſe, eeich an Eiſen, Kupfer und Silber, die trefflich verarbeitet und im Handel verſchickt weeden, bewahrt ein wildes Volk, das ſeine Gefangenen verzehrt. Bis zu dieſem drangen die Portugieſen vor. Das ſüdliche Butua iſt ein goldeeiches Land, eben u. in Hochſteppen gen Weſten ſich ſtreckend. Die bloßen Namen der unter dem Kollektiv-Namen Dſchaggas zuſammengefaßten gegen Weſten und Noeden wohnenden

Völker aufzuführen, iſt hier ohne Intereſſe. Im Südoſten dagegen ſinb wohl den Beetſchuanen verwandte Kaffern-Stämme, wohl ehemals Herren ber Küſte, durch den Anbrang arabiſcher Stämme vom Norben her zurück ins innere Hochlanb gedrängt. Dort leben ſie in eigenen Staaten, geſchickte Schmiebe, tüchtige Viehzüchter. Wo der Name Kaffer aufhört Volksname und anfängt Bezeichnung der Religion zu ſeyn, läßt ſich nicht beſtimmen. Uralte Gebäube verkünden in Butua eine eigene Kultur. Der Zambeſe- (Euama-) Strom bricht im Lanbe Saeumba durch das von Südweſt nach Nordoſten ſtreichende hohe Fura-Gebirg, noch 100 Meilen von ſeiner Mündung in ben Waſſerfällen und Strudeln von Chicaronga. Im Norden des Stroms folgen ſich auf der Fläche die Mowiza, die Cazember und die Molua. — Durch ſeine Katarakten tritt ber Strom in eine Mittelterraſſe, die gegen Oſten durch das Gebirg Beth unb Lupata begrenzt wirb. Dieſe Terraſſe iſt bis jetzt nur burch die Namen Mocarangua (im Norden) ober Reich bes Monomotapa, dann Matuca (in der Mitte) unb Mantea (im Süden bis zu bem Macqüini) bezeichnet. Hier ſoll bas Land eben und fruchtbar, reich an Saiz und Gold, mit trockenem, gemäßigtem Klima, ſich ausbreiten, bis im Weſten der Strom von Sena (Zambeſe) wieder in enggeſchnürtem Bette ſchneller durch tiefe Felsſchluchten hintoſt, um ſich durch den Weltrückgrat (Lupata) die Bahn nach der Küſte zu brechen. Die nördl. und ſudl. Fortſetzung des Gebirges iſt unbekannt und wie es ſcheint von wilden Stämmen bewohnt. Das ehemals hier weit herrſchende Kaffern-Reich des Monomotapa iſt von Seiten der See durch bie Portugieſen, welche die ganze unterſte Terraſſe beſitzen und ſogar in den Sitz des Herrſchers gebrungen ſind, von Seiten des Innern durch die empörten Saſalten ber Hochflache (bieher zinſten die Cazember noch, ſo wie Butua u. A. m.) zerſtuckelt und geſchwächt. Der Quiteve (König) gilt nur noch im unmittelbaren Gebiet der Mittelſtufe, wo ſeine Reſidenz aus Bambusrohr, mit Elephantenzähnen umzäunt, ſteht. — Tete, am Zambſee, mit einem Fort, iſt Sitz bes portug. Gouverneurs; die Sena-Küſte und 3 Faktoreien im Lande umher, mit Kirchen und Handelsmeſſen bezeichnen die Macht ber Fremdlinge. — Die Küſtenterraſſe, über 50 M. breit, heißt im Norden Sena (Senna), wo der Zambeſe-Fluß die fruchtbare Ebene beherrſcht und bewäſſert, ſie jährlich durch ſeine Fluthen aus dem Hochlanbe überſchwemmt und inſelreich in einem Delta von 5 Hauptarmen ins Meer fällt. In gleicher üppigſter Fruchtbarkeit grünt im Süden die ſumpfige Flachküſte S. mit Sabia und Inhambane; überall feuchtheißes, ungeſunbes Klima, das jährlich eine Menge ber Bewohner hinrafft, wie in Angola und Benguela, außerordentliche Fülle von wilben reißenden Thieren Afrika's, Elephanten- unb Rhinoceroshéerden im Waldſaume bes Hochlands, dem Jagdrevier ber Kaffern für den Elfenbeinhanbel nach Inbien, Vieh auf den fetten Triften, Flußpferde, Krokodille in allen Flüſſen, Reptilien unb Inſekten, ſo wie Waſſervögel in den feuchten Strecken. Die Bewohner ſind auch hier ſchwarze Kaffern, gewandt und tüchtig als Eiſenſchmiebe im Süben, als Goldarbeiter im Norden. Sie bauen bis in Innere Reis, Hirſe, Mais, Hülſenfrüchte, Weizen, Baumwolle, Tabak, ſelbſt Zuckerrohr, Obſt (Kokos, Mango, Orange, Limonie, Caſuarine, Ananas, Guyave, Banane u. ſ. w.), und ſchlämmen Gold aus den Flüſſen ab. Rhabarber, Jalappe, Indigo, Sennes ſammeln ſie; ſie bringen Elfenbein, Flußpferbzähne, Rhinocerоshörner, Tigerfelle, Honig, Wachs, Goldſtaub Kupfer, Eiſen, Salpeter-Salz in den Handel. Ebenſo Reis, Weizen unb Sklaven. Sie ſinb vielleicht die religiöſeſten Kaffern, benn ſie verehren an regelmäßigen Feſten den guten unb böſen Geiſt. Die portug. Miſſionäre haben Manche (wie in Congo) bekehrt. Auch freie Neger leben bei ihnen als Handelsleute, eben ſo die indiſchen Banianen. Im Süben und Innern liegen die Reiche der Eingebornen, zuerſt Inhambane mit der Stadt Inhambane (Tonge) deren Bewohner, völlig frei, gute Krieger, meiſt mit Elfenbein (100,000 Pfund jährlich nach Mozambique) und Wachs gegen Nadeln, Zeuche u. ſ. w. handeln. Die portugieſiſche Niederlaſſung in der Nähe liegt geſund. Dann folgt das Reich Sabia, ſofort S. (Tofaal, Zofar, das alte Ophir?) wo bereits neben den tättowirten Kaffern auch viele ächte Neger und moslemiſche Araber ſich finden. Da beginnen dann die portugieſiſchen Kapitanerien von Mozambique und S. Der kleine Hauptort S. hat ein ſchlechtes mauriſches Fort, von ben Portugieſen beſetzt, und eine Faktorei. Sena gehört zu der Kapitanerie von Tete und hat 2000 Einw.; Quilimane, an der Münbung des Zambeſe, von Arabern gebaut, von Portugieſen erobert und durch Metzelei entvölkert, iſt jetzt Stapelplatz für den portugieſiſchen Handel mit dem Innern. Auch hier bringt der Negerhandel dieſelben blutigen Kriege, wie in Weſtafrika. Die Stadt hat 2300 Einw. (Portugieſen, Kreolen, Kaufleute aus Goa, Sklaven), liegt im ungeſundeſten Marſchlande und iſt der größte Sklavenmarkt der ganzen Oſtküſte.

Sofavihs, ſ. Sofi 2).

Soffariden, perſiſche Dynaſtie, geſtiftet von Jakob Ben Leith Soffar (d. i. Kupferſchmied), ber früher Anführer einer Räuberbande war, bann beim Sultan von Sedſcheſtan ſich in hohes Anſehen zu ſetzen wußte. Nachdem er dieſen ſeinen Wohlthäter als Rebellen zum Khalifen von Bagdad geſchickt hatte, wurde er dafür von dieſem mit Sedſcheſtan belehnt. Im J. 872 n. Chr. ſtürzte er die Dynaſtie der Taheriden und nahm Niſchapur, ward zwar deshalb von dem Khalifen als Rebell erklärt, eroberte aber doch ferner Kerman, Schiras, Kabul, Khoraſan, Farſiſtan und Meſenderan. Nun wollte er den Khalifen beſänftigen; dieſer ſchickte ihm aber ein Heer unter ſeinem Bruder Maſſik entgegen unb ſchlug ihn bei Bagdad. Jakob ſammelte ein neues Heer, † aber vor Ausgang des Krieges 878. Sein Bruder Amer (Amru), der ihm folgte, unterwarf ſich dem

Khalifen, als er aber eigenmächtig regieren wollte, verfluchte ihn der Khalif, und von dem Statthalter von Khoraſan angegriffen und von Maffik geſchlagen, floh er 884 nach Sedſcheſtan. Im J. 899 eroberte er jedoch Khoraſan und unterwarf ſich dem Khalifen ſcheinbar und kam ſelbſt nach Bagdad, in der Abſicht, ſich des Khalifen zu bemächtigen und das Khalifat an ſich zu reißen. Sein Vorhaben wurde indeß entdeckt und er mußte fliehen. Da zugleich der Tatarenfürſt Ismael Samany, vom Khalifen gereizt, Amru angriff, wurde dieſer 900 geſchlagen, gefangen nach Bagdad gebracht und dort 901 hingerichtet. Auch ſein Enkel Tahir, der ſich inzwiſchen in der Gewalt zu behaupten ſuchte, wurde von einem ſeiner Offiziere gefangen und 903 nach Bagdad geſchickt. Darauf ſuchte ſich Kelif, ein Anderer von dem Stamme der S., mit Manſur Samany's Hülfe in Sedſcheſtan zu behaupten; wegen ſeiner Grauſamkeit riefen jedoch ſeine Unterthanen den Ghasnawiden Mahmud zu Hülfe, der ihn vertrieb. Den S. folgten die Samaniden, die endlich 1002 den Ghasnawiden unterlagen.

Soffein, Ortſchaft in Syrien, wo 657 der ſyriſche Statthalter Moawijah den Khalifen Ali ſchlug. Letzterer trat in Folge dieſer Schlacht ſeinem Gegner die Khalifenwürde ab.

Soffen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 190 Einw.

Soffiten (Theaterw.), eigentlich eine in Felder getheilte, oder mit Getafel verzierte Decke, auf der Bühne aber die oberhalb der Kuliſſen quer über die Bühne gehenden Leinwandſtreifen, die das Bühnenbild nach oben begrenzen. Je nachdem die S. bemalt ſind, heißen ſie Luft-, Wald-, Zimmer-S. ꝛc. Daß die S. die genaueſte künſtleriſche Verbindung mit der ganzen Dekoration, alſo mit der Hintergardine und den Kuliſſen erheiſchen, verſteht ſich von ſelbſt; aber wie viel Fleiß und Kunſt auch der Maler daran verwendet, die S. in ihrer jetzigen Geſtalt ſind eine höchſt mangelhafte, oft widerſinnige Einrichtung, deren Nichtentfernung nur in dem beliebten Schlendrian Erklärung findet. Vgl. Kuliſſen, Dekoration, Drapperie ꝛc. Die S. werden eben ſo, wie die Gardinen (ſ. d.) bewegt, nur iſt gewöhnlich ein eigener Wellbaum auf dem Schnürboden oder der Gallerie, die ſich unter demſelben befindet, für ſie angebracht, deſſen Vorrichtung der Art iſt, daß jede der S. nach dem Bedürfniß höher oder tiefer geſtellt werden kann. Ueber die die S. erſetzende Decke in geſchloſſenen Dekorationen ſ. Kuliſſen.

Soffré (franz., Ornith.), ſ. v. a. Cassicus jamacaii *Cuv.*, Abart von Cassicus Icterus *L.* (ſ. d.).

Sofi, 1) ſ. Sofiismus; — 2) (Sofaviden), Dynaſtie in Perſien, regierte 1489—1622, gegründet von Scheikh Sofi-eddin, durch die Afghanen verdrängt; — 3) bei den Türken ein wollenes Kleid der Geiſtlichen; — 4) die Geiſtlichen, welche dieſes Kleid tragen.

Sofia, Sandſchak und Städte, ſ. v. a. Sophia.

Sofia, Sta., ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-citer., ſüdweſtl. von San-Demetrio; 1190 Einw., meiſt Albaneſen.

Sofie, afrik. Ort, Nubien, Dar-Atbara, an der Grenze von Habeſch, am Fluß Atbara.

Sofiismus (Sſufismus), im Orient die Lehre v. der Vereinigung der Menſchen mit Gott. Die Anhänger des S. (Sofi, Sofis, Sſufis) bilden ſomit eine myſtiſche Sekte, die ſich ſchon im 9. und 10. Jahrh. findet und ſich beſonders in Indien und Perſien ausbreitete. In der neueſten Zeit wurde die alte Lehre des S. in den kaukaſiſchen Ländern neu belebt. Der begabteſte Vorgänger Schamils in dem Freiheitskampf der Bergvölker gegen die Ruſſen, Kaſi-Mullah, begriff von vorn herein, daß die früher durch Sitte, Glauben und das ſchreckliche Geſetz der Blutrache zerſplitterten Volksſtämme des Dagheſtan eines feſten Bandes der Einigung bedürften, um der überlegenen Heeresmacht Rußlands auf die Dauer widerſtehen zu können. Seines Standes ein Prieſter und hochgeachtet vom Volke wegen der Reinheit ſeiner Sitten und der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, hatte er ſchon früh viel nachgedacht über die Urſachen des politiſchen und ſittlichen Verfalls der Völker, denen der Islam einſt eine ſo mächtige Triebfeder der Kraftäußerung geweſen. Er glaubte eine Quelle der Heilung des Uebels in einer zeitgemäßen Wiederbelebung und praktiſchen Anwendung der alten Doktrin der Sofis zu finden. Die Sofis nehmen an, daß der Menſch vier Stufen zu erklimmen habe, um zu irdiſcher und himmliſcher Glückſeligkeit zu gelangen. Das Erklimmen dieſer Stufen wird bedingt durch die wachſende Erkenntniß und Heiligung des Menſchen in folgender Weiſe: 1) Alle Menſchen, welche ſich dem Scharyat, d. h. dem äußerlichen Geſetz der Moslim unterworfen und die Vorſchriften deſſelben über Gebet, Almoſenſteuer, Faſten, Wallfahrten, Reinigungen, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe ꝛc. gewiſſermaßen befolgen, ſtehen auf der unterſten oder erſten Stufe der Heiligung. 2) Während dieſe erſte Stufe für alle wahre Moslim gleich verbindlich iſt, eröffnet ſich für die tieferen Geiſter, welche ſich zur Gottheit in ein näheres Verhältniß zu ſetzen fähig und bedürftig ſind, nach dem ſofiſchen Syſtem ein Pfad zur Vollkommenheit (Tarikal), der darin beſteht, daß der Menſch, im Gegenſatz zur Beobachtung der äußern Ceremonie, durch geiſtige Kraft und Tugend zur innerlichen Gottesverehrung ſich erhebt. 3) Dieſe geiſtige Kraft ſteigert ſich durch fortgehende Verſenkung in die Natur und unmittelbare Erkenntniß des Weſens der Dinge, zu übernatürlicher Erkenntniß extatiſcher Anſchauung und führt zur dritten Stufe, welche heißt Wahrheit (Hakykal). 4) Dieſer Zuſtand ſublimirt ſich immer mehr, bis endlich der Menſch in unmittelbare, reale Vereinigung mit Gott tritt, und ſo die vierte und höchſte Stufe der Erkenntniß (Maarifal) erreicht. Nach dieſen Grundzügen ſchuf Kaſi-Mullah ſeine neue Lehre, welche ſchon in Folge der gewaltigen Beredtſamkeit, womit er ſie verkündete, ſchnell eine Menge An-

hängee fand. Ee ſelbſt war der Murſchid, d. h. das Haupt der Sekte, und ſeine Jünger wurden Muriden (ein arabiſches Wort, welches einen Strebenden bezeichnet, alſo ungefähr unſerm deutſchen „Jünger" entſpricht) genannt. Dies iſt mit kurzen Worten eine Erklärung deſſen, was die Ruſſen ſchlechtweg den Muridismus nennen. Die praktiſche Anwendung und Ausbildung der neuen Lehre, wie ſie von Kaſi-Mullah begonnen und von Schamil fortgeſetzt wurde und noch wird, läßt ſich etwa folgendermaßen veranſchaulichen: „Auf der erſten oder unterſten Stufe ſteht die große Maſſe des Volks. Hier bedarf es noch eines Zügels, einer höhern Leitung. Hier muß auf ſtrenge Beobachtung des äußerlichen Geſetzes gehalten werden, da bei mangelnder Erkenntniß die innere Stimme nicht immer das Recht gebietet. Die zweite Stufe nehmen die „eigentlichen" Muriden ein, welche aus den Beſſern des Volks hervorgehen. Sie bedürfen des Zügels nicht mehr; für ſie iſt das äußerliche Geſetz überflüſſig; denn jeder wahre Murid, jeder wirklich nach Wahrheit Strebende iſt gut, weil er weiß, daß nur die Tugend zur Wahrheit führt. Ee trägt ſeinen Lohn und ſeine Strafe mit ſich. Er gibt Almoſen, nicht weil das Scharyat es vorſchreibt, ſondern weil es ihm wehe thut, die Armen leiden zu ſehen. Er hält ſeine Waſchungen, nicht weil ſie geboten ſind, ſondern weil Reinlichkeit ihm Bedürfniß iſt. Die dritte Stufe nehmen die Naibs, die Statthaltee und Stellvertreter des Murſchiden ein. Von ihnen gilt in noch höherm Grade alles über die Muriden Geſagte. Auf der vierten und höchſten Stufe endlich ſteht der Murſchid (jetzt Schamil) allein. Er ſteht in unmittelbaree, realer Verbindung mit der Gottheit. Seine Worte ſind Gottes Worte, und ſeine Befehle ſind des Herrn Befehle. Er iſt die „Sonne des Glaubens", davon ſeine Naibs, die Monde, ihr Licht empfangen uud, umgeben von ihren Sternen, den Muriden, die Nacht des Volks durchleuchten. Mit einem Wort: er iſt der kaukaſiſche Papſt, nur daß er ſtatt des Roſenkranzes das Schwert führt. Dieſe neue (im Grand ſchon ſehr alte, nur nach den Bedürfniſſen des Augenblicks erweiterte) Doktrin iſt das feſte Band geworden, welches alle die verſchiedenartigen Stämme des Dagheſtan, die unter Schamils Banner kämpfen, umſchlingt und ihnen gleichſam eine einheitliche Geſtaltung gegeben hat. Natürlich ſind nur die „Schriftgelehrten" in die Geheimniſſe des Glaubens eingeweiht, aber es iſt dafür geſorgt, daß auch der letzte Kriegee irgend einen Spruch als Emblem hat, woran er ſich hält, und wodurch er ſeine Gemeinſchaft mit der Sekte beurkundet. Z. B. erſte Stufe: Schiff; zweite Stufe: Meer; dritte Stufe: Muſchel; vierte Stufe: Perle; d. h. wer die Perle der Erkenntniß finden will, muß zu Schiffe gehen; das Schiff fährt aufs Meer hinaus; auf dem Grund des Meeres liegt die Muſchel, welche die koſtbare Perle in ſich ſchließt. Oder: 1) Erde; 2) Waſſer; 3) Licht; 4) Feuer. Man bemerke die Steigerung von der kompakten ſchweren Erde bis zu dem körperloſen, aber ſichtbaren Feuer. Ohne eine richtige Würdigung des religiöſen Elements kann man den Krieg im Kaukaſus und die außerordentlichen Erfolge der Bergoölker gar nicht verſtehen. Es war das Verdienſt Kaſi-Mullahs, den Grund zu der neuen Lehre zu legen; es war das Verdienſt Schamils, ſie in das praktiſche Leben einzuführen und einen bis in die kleinſten Feinheiten mit Genialität entworfenen Kriegs- und Friedenskatechismus daraus zu machen. Bei dem Auftreten Kaſi-Mullahs war der größte Theil des hente im Aufſtand begriffenen Dagheſtan den Ruſſen unterworfen. Jermolow, nächſt Zizianow der tüchtigſte aller Heerführer, welcher je den Bergvölkern gegenüber geſtanden, hatte die — theils durch Glaubensſpaltung, theils durch die Blutrache, theils durch verjährte Feindſchaft einzelner Stämme unter einander erzeugten — wirren Zuſtände des Dagheſtan geſchickt zum Vortheil Rußlands zu benutzen gewußt und unter den Bergvölkern ein Anſehen gewonnen, wie es keiner ſeiner Vorgänger und Nachfolger beſeſſen. Solchem Geiſte gegenübee bildete Kaſi-Mullah den Anfang ſeiner Macht, welche unter Schamil ſo groß geworden, daß ſchon Hunderttauſende ruſſ. Krieger ſich die Köpfe daran zerſchlagen haben.

Sofonius (Sophronius), ſ. Tigellinus.

Sofonovka, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Woroneſch, Kr. Pawlowsk, links am Don.

Soforo (Safeu), afrik. Stadt, Fez, ſüdöſtlich von Fez, in einer großen, ſteinigen, aber fruchtbaren Ebene, mit Gärten und Weinpflanzungen eingeſchloſſen, die durch Bäche bewäſſert werden.

Sofradſchi (türk.), Tafeldecker am Hofe des Sultans.

Sofredun, oſtind. Stadt, Delhi, weſtlich von Panipur, am Tſchittong-Nollah.

Softas, 1) türkiſche Geiſtliche, die bei den Gräbern der Kaiſee und andeer Vornehmen Gebete verrichten; — 2) Lehrer an den Medreſſes (ſ. d.).

Sog, 1) der im Schiffsraume beim Beſanmaſte angebrachte Kaſten, worein ſich das Raumwaſſer zieht und in welchen zwei Pumpen reichen um das Waſſer zu entfernen; — 2) eine in das Vorland gegrabene Vertiefung, um ein Schiff hinein zu legen, welches dann die Waſſerbauten fördert; — 3) die Spur, welche das Schiſt im Segeln auf der Oberfläche des Waſſers zurückläßt, daher: ein Schiff legt ſich in des anderen S., wenn es demſelben ganz nahe und in gleicher Richtung folgt; — 4) hinſichtlich des Schnittes eines Schiffes ſagt man auch, es habe einen guten S., wenn es hinten ſcharf gebaut iſt, und einen guten, das Segeln fördernden Belauf hat.

Sogalgina (Bot.), nach Caſſini, Gattung der Compositae amphicentanthae *Rchb.*, Syngenesia Superflua *L.* Charakter: Geſtrahlte Blumenköpfchen; Strahlblümchen 2 lippig, die äußere Lippe groß, an der Spitze gezähnt, die innere aus 2 linienförmigen Läppchen beſtehend. Kelch halb kugelig, aus einigen Reihen faſt häutiger, ovaler, ſehr ſtumpfer Schuppen beſtehend. Fruchtboden konvex, mit ovalen, langgeſpitzten,

die Blümchen umfaſſenden Spreublättchen beſetzt. Samenſtiel rundlich. Samenkrone aus gleichen, fiederſpaltigen oder federig gefranzten Spreublättchen beſtehend. 2 **Arten**, einjährige Kräuter in Mexiko: 1) *S. balbisioides Cass.* — 2) *S. trilobata Cass.* Stengel bis 4 Fuß hoch. Blätter entgegengeſetzt, länglich-lanzettförmig, gezähnt, die untern ſpießförmig-3lappig, bisweilen auch fiederförmig eingeſchnitten. Blumen goldgelb, faſt doldentraubig-endſtändig. Samen ſchwärzlich. — Dieſe Art iſt in den Gärten beliebt. Man ſäet den Samen im April an warmer Stelle ins freie Land und verſetzt die jungen Pflanzen ſpäter an die beſtimmten Plätze. Cav., Icon. 3, T. 282.

Sogama, afrik. Stadt, Nigritien, **Burnu**, ſüdlich von Kuka; an 20,000 Einw.

Sogamozo, ſüdam. Ort, Neu-Granada, Depart. **Boyaca**, nordöſtl. von Tunja, links am **gleich. Fluß**; Baumwollenweberei, Hutmanufaktur. Die Flußmündung 7° 9′ 14″ nördl. Br. und 76° 20′ 1″ weſtl. L.

Sogane (a. Geogr.), Stadt in Peräa (Joſeph., B. Jud. I, 25).

Sogbaum (Salinenw.), ſ. v. a. Soggbaum.

Sogbruſtung, die Abnahme des Schiffes hinſichtlich ſeiner Breite nach unten zu, und zwar am Vorder- und Hintertheile.

Sogdiana (a. Geogr.), Landſchaft des innern Aſiens, zu den nord-arianiſchen Provinzen des Perſerreichs gehörig, wurde im N. durch das oriſche Gebirge und den Jaxartes, im O. durch denſelben Strom und das Gebirge der Comedä von Scythien, im S. durch daſſelbe Gebirge bis zu den Quellen des Oxus und durch den erſten Lauf des Stromes von Baktrien, im W. durch denſelben Fluß von Margiana geſchieden, und umfaßte ſonach den größten Theil des heutigen Turkeſthan und Bokhara, deſſen ſchönſter Theil noch immer den Namen Soghd führt. Das größtentheils gebirgige Land war trotzdem reich an Städten und jedenfalls auch ſehr ergiebig. Zu Alexanders Zeiten gab es daſelbſt auch große Waldungen mit ummauerten Thiergärten. Die Gebirge waren die Oxii Montes, Comedarum Montes und die das Land in der Mitte durchziehenden Sogdii Montes, ſogdiſches Gebirg, j. Kara tagh oder Al Botom. Von **Flüſſen** ſind außer den beiden Grenzſtrömen Oxus u. Jaxartes zu nennen: der Demus oder Dymus (j. Marghinan) und der Baſcatis, Nebenflüſſe des Jaxartes, und der Polytimetus. Die **Einwohner**, **Sogdii** oder **Sogdiani** genannt, waren ein ziemlich rohes, in ihren Sitten wenig von den Baktriern verſchiedenes Volk, das wahrſcheinlich zu dem großen ariſchen Volksſtamme gehörte. Sie zerfielen in folgende einzelne Völkerſchaften: die Paokä im ſüdweſtl. Theil des Landes, die Drybaktä, nordöſtl. von jenen, die Oxydrankä, nördl. von den Vorigen bis zum Jaxartes, die Jatii und Tachori längs dieſes Stromes, die Augali ſüdl. von dieſen, aber noch am nördlichen Abhang des ſogdiſchen Gebirges; die Mardyeni ſüdlich von dieſem Gebirge, die Kandari und Oriani ſüdöſtlich von den Mardyenern, dann die Drepſiani, Chorasmii, Anieſeis und Cirradä, welche wohl theilweiſe ſchon zu Baktrien gehören. Die **Städte** S.'s waren: Maracanda (j. Samarkand), Cyreſchata oder Cyropolis, Gaza, Alexandria ultima, Alexandria Oxiana, Trybactra, Nautaca und nicht weit davon die Stadt der Branchiden, von Xerxes angelegt und mit Griechen bevölkert, aber von Alexander nebſt den ſämmtlichen Einwohnern vertilgt; dann Gabä oder Gadaza, Xeuippa und Marginia.

Sogdianus, Bruder von Xerxes II., 423 König von Perſien.

Sogdii Montes (a. Geogr.), ſ. **Sogdiana**.

Sogenes, Thearions-Sohn, von Aegina gebürtig, trug ſchon als Knabe bei den nemeiſchen Spielen den Preis davon.

Soggbaum, ſtarke Hölzer über den Salzſiedepfannen, worauf die Körbe kommen, aus denen das im gekörnten Salze noch vorhandene Waſſer wieder in die Pfanne hinabſoggt oder ſickert.

Soggen, 1) ſ. v. a. Abtröpfeln; — 2) von der ſiedenden Soole, ſich körnen, ſ. **Kochſalz**; — 3) ein Kielwaſſer bilden.

Soggendal, norweg. Kirchdorf, **Stavanger-Amt**, auf der Südweſtküſte, an der Mündung eines kleinen Fluſſes.

Soggfeuer (**Schmauchfeuer**), das gelind fortbrennende Feuer, welches man beim Soggen unterhält. Nachdem man die Soole in die Pfanne gelaſſen hat, macht man ein ſtarkes Feuer unter derſelben an, welches bis zu Anfange des Reinigens gehalten wird, u. das man dann endlich zum S. zuſammen brennen läßt.

Soggi, **Niccolo**, Maler, genannt **Sansovino**, 1474 zu Florenz geboren und angeblich von J. Perugino unterrichtet, arbeitete erſt zu Florenz, dann in Arezzo, wo in der Kirche Madonna delle Lagrime eine Geburt Chriſti von ihm iſt. In der letzten Zeit ſeines Lebens gerieth er in Armuth, vor welcher ihn ein Jahrgeld Julius' III. ſchützte. † 1554 in Arezzo.

Soggſpäne, die rund ausgeſchnittenen Breter, auf welche die Salzkörbe geſtellt werden, nachdem ſie aus der Pfanne mit Salz gefüllt worden ſind, damit das noch im letzteren befindliche Waſſer abſickere.

Soggſtiel, die Schaufel, womit der Salzſieder das Salz aus der Pfanne ſchaufelt.

Soghan Jailaſi, aſiat.-türk. Berg, Zweig des Ararat, im Ejalet **Kars**.

Soghd (mittl. Geogr.), im Mittelalter Name des alten Sogdiana (ſ. d.).

Sogho (Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Stachelbärſch, Holocentrum longipenne *Cuv.*

Soghumkala, aſiat.-ruſſ. Feſtung, in der **großen Abaga**, an einer Bai des ſchwarzen Meeres; guter Hafen, anſehnlicher Handel; 3000 Einw.; vielleicht das alte **Sebaſtopolis**. Nördlicher liegen die Feſtungen u. Orte **Bitſchwünda** (**Pegewend**), **Mamai**, eine ſich hebende Handelsſtadt, **Sudſchuk Kale**, mit Handel; ſüdlicher **Isgaur** (**Iskuriah**), ſonſt als Dioskurias große Handelsſtadt; ſämmtlich Seeſtädte.

Soginten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. **Stallupöhnen**; 130 Einw.

Digitized by Google

Sogiuntii (a. Geogr.), Völkchen in Gallien, auf den Seealpen, beim jetzigen Souze.

Sogka (Sojka), Matthäus, tüchtiger Komponiſt und ausgezeichneter Orgelſpieler ſeiner Zeit, geb. 1733 zu Willimoo im czaslauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, wurde nach Abſolvirung der lateiniſchen Klaſſen auf Koſten ſeines Gutsherrn, des Grafen Milleſimo, von Seb. Bach und ſpäter vom prager Domorganiſten Seeger (Zekert) in der Muſik gebildet, erhielt in der Folge mehre ehrenvolle Anträge, die er jedoch aus Dankbarkeit gegen ſeinen Herrn alle ausſchlug, und † als Wirthſchaftsbeamter in des Grafen Dienſten 1820. Einer ſeiner Schüler, W. Dolezalek, Regenschori in Iglau, beſitzt einen thematiſchen Katalog von S.'s ſämmtlichen Kompoſitionen, über 300 an der Zahl, darunter 40 ſolenne Meſſen, meiſt alla capella, im fugirten Styl, 8 Litaneien; 2 Requiems; 2 Te Deum laudamus; mehr als 100 Offertorien, Graduales, Arien, Magnifikate, Veni sancte Spiritus, Präludien, Orgelfugen u. ſ. w.

Sogliani, Giovanni Antonio, Maler, geb. zu Florenz 1481, war 24 Jahre Schüler des Lorenzo di Credi, dem er bei ſeinen Arbeiten als Gehülfe zur Seite ſtand, trat dann als ſelbſtſtändiger Künſtler auf und malte mehre Bilder in der Weiſe des B. della Porta. In der Kirche zu Anghiari iſt eine Darſtellung des Abendmahles. Das von Andrea unvollendet hinterlaſſene Bild der Konfraternität der Wundmale in Piſa vollendete S.; es ſtellt die thronende Madonna mit dem Kinde und zu ihren Seiten zwei Engel vor und iſt ſeit 1785 im Dome zu Piſa. In S. Lorenzo zu Florenz ſieht man ein Gemälde, welches S. Arcadius u. andere Märtyrer am Fuße des Kreuzes vorſtellt, geſtochen von G. B. Cecchi für die „Etruria pittrice" von M. Laſtri, gr. Fol. In Aspleyhouſe in England iſt von ihm eine Anbetung der Hirten, welche nach Waagen irrig dem Perugino zugeſchrieben wird. In der Sakriſtei des Domes zu Piſa ſieht man ein Gemälde mit Kain und Abel, welches an Verdienſt einem Werke des Leonardo da Vinci nicht viel nachſteht. Daſelbſt iſt auch eine Madonna mit mehren Heiligen von P. del Vaga, welche S. vollendet hatte, jetzt retouchirt, aber noch eine Zierde des Domes. S. iſt ein Meiſter von Bedeutung, der ſeinen Geſtalten Würde, Innigkeit und Grazie zu verleihen wußte. Im Auslande kommen ſelten Werke von ihm vor. In der Gallerie des Muſeums zu Berlin ſieht man ein großes Bild der Anbetung der Hirten, welche aber S. nach dem Gemälde des Lorenzo di Credi in der florentiniſchen Gallerie kopirt hat.

Soglio, ſchweiz. Dorf, Kant. Graubündten, ſüdweſtl. von Caſaccia, an der Grenze von Italien; 510 Einw.

Sognedal (Geogr.), 1) norweg. Kirchſpiel, Söndre-Throndhjem, ſüdlich von Drontheim; — 2) Kirchſpiel daſ. Nordre-Bergenhuus, am Sogne-Fjord, der von Südweſten nach Nordoſten weit in das Land hineingeht u. am Fuße des Sogne-Fjeld endigt.

Sogne-Fjeld, norweg. Gebirgstheil des Dofrines-Gebirges, auf der Grenze zwiſchen Chriſtians-Amt und Nordre-Bergenhuus-Amt, nordwärts mit dem Lang-Fjeld und im Süden mit dem Fille-Fjeld verbunden.

Sogne-Fjorden, norweg. ſchmaler und tief ins Land, beinahe bis in das Sogne-Fjeld eindringender Buſen, ſüdlich von Nordre-Bergenhuus-Amt, vor deſſen Eingang die Inſeln Ytre- und Indre-Sulen liegen.

Sogni, Giuſeppe, Maler zu Mailand, um 1800 geboren, beſuchte Rom und andere Städte Italiens. Er iſt ein vielſeitig gebildeter Künſtler, deſſen Werke große Abwechslung darbieten. Sie beſtehen in Bildniſſen von ſtrenger, charakteriſtiſcher Auffaſſung des Individuums, in hiſtoriſchen Darſtellungen und Genrebildern; auch Landſchaften mit Architektur malte der Künſtler. Eines ſeiner frühern Werke ſtellt Raphael dar, der in ſeinem Kabinette das Bild der Geliebten malt, wovon es im Kunſtblatte 1826 heißt, ſo müſſe ein Maler, der die Sitten ſchonen wolle, die glückliche Liebe malen. Später malte er Columbus im Momente ſeiner Abreiſe, um die neue Welt zu entdecken, eine verſtändige Kompoſition. Vom Jahr 1833 iſt der Raub der Sabinerinnen, ebenfalls ein gut geordnetes Bild von vielem Effekte. Ein bedeutendes Werk von 1837 ſtellt die triumphirende Heimkehr der Lombarden aus der Schlacht von Legnano vor. Im Jahr 1838 kaufte der Kaiſer von Rußland ein Gemälde, welches den Zug Papſt Pius' VII. über die Alpen nach Frankreich zum Gegenſtande hat. S. iſt Mitglied der Akademie in Mailand.

Sogno, Reich, ſ. Loango.

Sogoſcha, europ.-ruſſ. Fluß; entſpringt im Gouv. und Kr. Wologda, ſüdweſtlich von Poſchekhoe und mündet im Gouv. Jaroslaw in die Schekſna, links.

Sogritz, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Kemnath; Glaspoliere; 200 Einw.

Sogſchweine, ſ. Ferkel.

Sogſpäne, ſ. v. a. Soggſpäne.

Soguatz, ſ. Sinto.

Sogully, brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſch. Bengalen, Prov. Bahar; Bauholzhandel.

Sogur (Säugeth.), ſ. v. a. Bobak, Arctomys Bobac *Schreb.*

Sohab, aſiat.-türk. Flecken, Paſch. Bagdad.

Sohadewa (ind. Myth.), ſ. Pandu.

Sohadſchepur, brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſch. Bengalen, Prov. Gundwana, Hauptort der gleichnam. Radſchaſchaft; an einem Nebenfluß der obern Sone.

Sohämus, Fluß, ſ. v. a. Soämus.

Sohagepur (Sohajepur), ſ. v. a. Sohadſchepur.

Sohai, hinterind. Ort, Siam, an einem Arm des Menam.

Sohail (arab.), der Stern Kanopus.

Sohal, oſtind. Stadt, Allah-Abad, Diſtr. Bendelkend, ſüdweſtlich von Allah-Abad.

Soham, 1) Art Edelſtein, gewöhnlich für den Onyx gehalten, wahrſcheinlich aber der Smaragd; — 2) (a. Geogr.), ſ. v. a. Soämus.

Soham (Geogr.), brit. Stadt, England, Grafſch. Cambridge, nördlich von Newmarket; groſse Kirche, mehre Hoſpitäler und Wohlthätigkeitsanſtalten, Handel mit vorzügl. Käſe; 2990 Einw.

Sohar (Judenth.), ſ. Kabbala.

Sohar (Oman, Geogr.), aſiat. Hafenſtadt, Arabien, Prov. Oman, nordweſtlich von Maskate, an der Mündung des gleichn. Fluſſes; Handel.

Soharíten, ſ. Frank 6).

Soheleth (bibl. Topogr.), Stein, der bei dem Brunnen Rogel an den Mauern Jeruſalems lag, diente nach Einigen den Wäſchern u. Färbern, um auf ihm die ſeidenen Zeuche zu ſchlagen, nach den Rabbinern dagegen zu den Leibesübungen der Jünglinge, die ihn hoben, warfen oder rollten.

Sohemus, ſ. v. a. Soämus.

Sohl (Geogr.), 1) bayrr. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Viechtach; 130 Einw; — 2) königl. ſächſ. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Voigtsberg; 630 Einw.; — 3) (ſohler Geſpannſchaft, ungar. Zólyom Varmegye, ſlav. Zwolenszka Sztolleza), ungar. Geſpannſchaft, Kreis dieſſeits der Donau, von dem alten Schloſſe gleiches Namens ſo genannt, grenzt nördlich an die liptauer, öſtlich an die gömörer und ſüdöſtlich an die neograder, ſüdlich an die honther, weſtlich an die honther, barſer und thuroezer Geſpannſchaften, und enthält an Flächeninhalt 50½ □M. Das Land iſt ganz von Zweigen der Karpathen bedeckt, von denen der Sturez und das Altgebirg mit bedeutenden Erzadern die bemerkenswertheſten ſind, und wird vom Granfluſſe bewäſſert, der das Komitat der Länge nach in ſüdweſtlicher Richtung durchſtrömt, und in den ſich das Flüßchen Szalatna und eine Menge größerer u. kleinerer Bäche, als: die Bisztriez, Nreszniza, Bisztra, Eſerna, Woda, Rohosna u. a. m., ergießen. Das Klima iſt zwar kalt, aber doch in einigen Gegendrn auch für den Weinbau geeignet, die Luſt rein und geſund, u. der Boden ungeachtet drr vielen Gebirge doch nicht überall unfruchtbar; beſonders zeichnet ſich das Granthal durch ſeine ebenen Gegenden und ſeine Fruchtbarkeit aus. Produkte ſind: gediegener Schwefel, kryſtalliſirtes Rauſchgelb, Silber, Gold, Kupfer, Eiſen, Vitriol, Queckſilber, Kupferſmaragde, Hyalit, Rindvieh, Schafe, denen beſonders die vielen und guten Gebirgsweiden vortrefflich zu Statten kommen; viel Wild, mittelmäßiger Wein, Holz, Getreide, Bäder und Geſundbrunnen. Die Einwohner ſind außer einigen in den königl. Freiſtädten anſäſſigen Deutſchen durchaus Slaven, die ſich mit dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Bergbau beſchäftigen; ſie verfertigen außerdem Eiſen- und Töpferwaaren, Leder, Tuch, Leinwand, Glas, Papier, Branntwein und guten Käſe. Die Geſpannſchaft enthält nur 2 Bezirke, den obern oder neuſohler, und den untern od. altſohler, 5 königl. Freiſtädte 8 Marktflecken, 146 Dörfer, 61 Prädien und Weiler, und 91,500 Einwohner, worunter 53,200 Katholiken, welche zur Diöceſe des neuſohler Biſthums gehören, u. 38,300 Evangeliſche; Juden gibt es in dieſem Komitate gar keine. Im J. 1839 zählte man 112,400 Einw. Die Komitats-Verſammlungen werden zu Neuſohl gehalten. — 4) Alt-S., Marktflecken daſelbſt, an der Gran; Ackerbau, Gewerbe, Sauerbrunnen; 1600 Einw.; — 5) Neu-S., königl. Frei- und Bergſtadt daſelbſt, am Zuſammenfluß der Gran und Bisztriez; biſchöfliche Reſidenz, Kapitel, Bergkammer, Berggericht, biſchöfl. Seminar, kathol. Gymnaſium, gute Färbereien, Obſt-, beſonders Pflaumenbau, groſse Kupferſchmelzhütten, Kupferhämmer, Feldkeſſelfabriken, Eiſenhämmer, Pulvermühlen ꝛc., Sauerbrunnen; 4900 Einw. Dazu gehört der Bergflecken Herrengrund, im Walde, mit Bergbau auf Kupfer und Silber.

Sohland (Geogr.), 1) (S. an der Spree), ſ. Ober-, Mittel-, Aeußerſt- u. Wendiſch-S.; — 2) (S. am Rothſtein), ſ. Ober-, Mittel- und Nieder-S.

Sohlband, richtiger wohl Sahlband, der untere Rand oder die Baſis drs Eiſenſteins, die man nicht mit herausbaut, ſondern mit Erde überdeckt, in der Hoffnung, daß ſich neuer Eiſenſtein bilde.

Sohlbank, ſ. v. a. Sohlholz.

Sohlberg (Geogr.), bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Achern; 250 Einw.

Sohlberg (Sohlkeilberg, Bergb.), das Geſtein, das ſich oft keilförmig in einen Gang vorſchiebt, ſo daß dirſer nun zwei divergirende Adern darſtellt.

Sohlbolzen, eiſerner Bolzen, an der Laffete, zur Befeſtigung der Grundſohle.

Sohldeich, bei Verfertigung des Boiſalzes der 2. Sumpf.

Sohle, 1) (Zool.), ſ. v. a. Planta, ſ. d. u. Zoologie; — 2) (Jagdw.), beim Wild ſ. v. a. Schale; — 3) (Geognoſ.), a) ſ. v. a. der tiefſte Theil eines Thales, ſ. Thal; — b) ſ. v. a. Liegendes (ſ. d.); — 4) (Strumpfw.), der Theil des Strumpfes, der den Fuß bedeckt; — 5) (Schuhm.), ſ. Schuh; — 6) ſ. v. a. Sandale; — 7) (Bergb.), der Boden eines Stollens, einer Strecke, Waſſrrleitung ꝛc.; — 8) bei Stockwerksbauen ſ. v. a. Etage; — 9) das Tiefſte oder das Geſenke eines Schachtes; — 10) (Hüttenw.), beim Markſcheider jede Horizontalfläche; — 11) in jedem Schmelzherd der Boden; ein ſolcher Herd bekommt eine doppelte S., und zwar wird die erſte unmittelbar über die Steine und Schlacken, die über der Abzucht liegen einen Fuß hoch von Lehm geſchlagen, worauf die rechte S. folgt, die von Geſtübe geſchlagen wird; ſie geht von der Form des Ofens bis zum Stichherde. — 12) (Tiſchler), die Bahn (die untere glatte Flächr) des Hobels; — 13) (Bauw.), ſ. v. a. Schwelle; — 14) (Deichb.), ſ. v. a. Buhne; — 15) (Landw.), ſ. v. a. Pflugſohle, ſ. Pflug; — 16) (Artill.), ſ. Laffete; — 17) ſ. Schießſcharte; — 18) Sumpf, Pfütze.

Sohle (Bot.), ſ. v. a. Sahlweide, Salix Capraе *L.*

Sohle der Schnecken (zool. Term.), ſ. v. a. Fuß, ſ. Mollusca u. Gaſteropoda.

Sohleiſen, die parallelepipediſchen, die Sohle des Pochwerkes bildenden Eiſen, auf welche die Stempel niederfallen.

Sohlen, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wanzleben; 230 Einw.

Sohlenabreißen (Thierarzneik.), die Operation an dem Fuß eines kranken Pferdes, wo die ganze Hornſohle von dem Fleiſch abgeriſſen und dann der Fuß verbunden wird. Es erzeugt ſich nach einigen Monaten eine neue geſunde Hornſohle, die aber der Schonung bedarf.

Sohlenaſſeln (Kruſtac.), nach Oken, Zunft drr Aſſeln, mit abgeſondertem Kopfe, körnigen Augen, 4 kurzen Fühlern und taſterloſen Kiefern. Die Füße ſtehen nicht am Kopfe, ſondern am erſten Leibesringe; untrr dem Schwanze hängen mehre Paare blattförmiger Bläschen, als Kiemen. Die Eiergänge öffnen ſich vor den Kiemenblättern an der Bruſt, die Eier werden daſelbſt in einem häutigen Sack oder zwiſchen Schuppen bis zum Ausſchliefen getragen. Die meiſten leben im Waſſer. 1. Sippſchaft: Blätteraſſeln, Schmarotzer auf Fiſchen (Bopyrus, Cymothon, Limnoria, Sphaeroma); — 2. S.: Klappenaſſeln (Idothea Asellus, Oniscus); — 3. S.: Löcheraſſeln mit Luftröhren (Palura, Lepisma, Glomeris, Trilobites, Julus, Scolopendra).

Sohlenbeule (Thierarzneik.), Geſchwulſt an den Vorderfüßen der Pferde, beſonders an der innern Seite, die durch einen die Wände des Fußes gewaltſam zuſammendrückenden Beſchlag entſteht; iſt ſchwer zu heilen und nur durch geſchicktrs Richten des Hufeiſens zu mildern.

Sohlenblei (Butzenblei, Bleibutzen), unreines Blei, welches ſich beim Bleiſchmelzen über Hohöfen in die Geſtübeſohle einfrißt.

Sohlengänger (Säugeth.), ſ. v. a. Plantigrada (ſ. d.).

Sohlengeſchwülſte, ſ. Leichdornen.

Sohlenhammer (Schuhm.), dient zum Ebenſchlagen des Sohlleders auf einem platten Steine, und hat eine platte und glatte Bahn.

Sohlenholz, 1) ſ. v. a. Korkholz; — 2) dünn geſchnittenes Holz, woraus die Schuſter dünne Sohlen abſchneiden; — 3) ſ. v. a. Schwellholz.

Sohlenholzbaum (Bot.), ſ. v. a. Korkeiche Quercus Suber *L.*

Sohlenleder, ſ. Leder.

Sohlenmacher, ſ. v. a. Pantoffelmacher.

Sohlennaht, ſ. Schuhmacher.

Sohlenriß, ſ. v. a. Grundriß.

Sohlenwürmer (Anat.), ſ. Planariä.

Sohlenzwecken, ſ. v. a. Schuhzwecken.

Sohlig, ſ. v. a. Horizontal.

Sohliger Bruch, die kleinen Schwingen bei der Treibkunſt, welche den Stangen eine Bewegung in anderer aber horizontaler Richtung geben.

Sohliger Gang (Bergb.), ein horizontaler Gang.

Sohliger Riß, ſ. v. a. Sohlenriß.

Sohlig hauen, vom Bergmann, wenn er im Ort oder in der Strecke bis zum Boden hinabkommt, u. nun auch dieſen ab- od. glatt haut.

Sohlingen, hannov. Dorf, Landdr. Hildesheim, Göttingen, Amt Uslar; adeliger Hof; 380 Einw.

Sohlklotz, die Unterlage im Pochkaſten, woranf die Pochſohle ruht.

Sohllinie (Math.), ſ. v. a. Horizontallinie.

Sohllöffel, das ſpannenlange, achte Unterſtück eines Bergbohrers.

Sohlriegel, in einer Bettung eines Befeſtigungswerkes, der zunächſt an der Bruſtwehr liegende Querbalken.

Sohlſchiene, 1) die Eiſenſchiene, womit die Sohle des Pflughauptes beſchlagen iſt; — 2) die Schiene des Streichbretes.

Sohlſtein, ein quadrirter Stein mitten auf der Anzucht des Treib- und anderer hüttenmänniſcher Herde; man ſetzt darauf Schlacken, wenn man den Lehmherd ſchlagen will. Da er im Franz. spund heißt, ſo mag er wohl anderwärts in Deutſchland auch Spund genannt werden.

Sohlſtück, 1) Unterſchwelle rines Gebäudes; — 2) der untere Theil der Fenſtereinfaſſung; — 3) ſ. v. a. Sohlklotz.

Sohlweide (Bot.), ſ. v. a. Sahlweide, Salix Caprea *L.* — Spitzblättrige S., ſ. v. a. ſpitzblättrige Weide, Salix acuminata *Sm.*

Sohn, 1) jede Perſon männlichrn Geſchlechts im Verhältniß zu ihren Erzeugern (Vater und Mutter). Eheliche Söhne haben an der Erbſchaft des Vaters den weſentlichſten Antheil und ſind nach Partikulargeſetzen und Herkommen hie und da bevorzugt, beſonders die Erſtgebornen (ſ. Erſtgeburt und Majorat). Die unehelichen (natürlichen) Söhne habrn nur in einigen Staaten Anſpruch auf die Hinterlaſſenſchaft des Vaters. Vgl. Stief. — 2) (Weinb.), Ableger eines Weinſtocks.

Sohn (Biogr.), 1) Karl Ferdinand, Maler und Profeſſor an der Akademie der Künſte in Düſſeldorf, einer der ausgezeichnetſten Meiſter der düſſeldorfer Schule, wurde 1805 zu Berlin geboren und von Schadow, als dieſer noch Profeſſor an der Akademie daſelbſt war, unterrichtet. Später begleitete er den Meiſter nach Düſſeldorf. S. zeigte ſchon in ſeinen erſten Arbeiten ein Talent, welches Ungewöhnliches zu leiſtrn verſprach. Das Bild, welches 1828 Alle bezauberte, jetzt im Beſitz des Prinzen Friedrich von Preußen, ſtellt Rinaldo und Armida dar, nach Taſſo's befreitem Jeruſalem (XVI, 18, 19), wobei ſich nach der Bemerkung eines Beurtheilers im Kunſtblatte des genannten Jahres der Wortprunk des Dichters wunderbar in Farbenpracht verwandelt hat. Noch Höheres leiſtete er 1830 in ſeinem Bilde des Hylas, welches er dem Fiſcher von Hübner gegenüber ſtellte. Im J. 1834 zog ſein Gemälde mit Diana u. Actäon die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, u. als Meiſterwerk erſter Art erklärte man 1836 das Urtheil des Paris, im Beſitz des Domherrn Grafen von Spiegel in Halberſtadt. Konſul Wagener in Berlin beſitzt ein durch Reiz des Helldunkels und durch Farbenſchmack ausgezeichnetes Bild einer Lautenſpielerin, einer Ita-

lienerin von vollendeter Schönheit. Ein anderes Bild, eines der schönsten des Meisters, kam 1838 zur Ausstellung: Romeo und Julie, durch Innigkeit und Tiefe des Ausdrucks ausgezeichnet, gestochen von Luderitz auf Veranlassung des Kunstvereins zu Halberstadt. Eine Wiederholung besitzt der Banquier Fränkel in Berlin. Ein viel besprochenes Gemälde von großem Umfange ist jenes der beiden Leonoren, wie sie den Tasso belauschen, welcher dichtend im Walde sitzt, der an die im Hintergrunde sichtbare Villa d'Este grenzt. Dieses ausgezeichnete Werk vollendete der Künstler 1839, nachdem er 1838 in Berlin die Farbenskizze ausgestellt hatte. Das große Bild zierte zuerst die Ausstellung in Paris und erregte überall Bewunderung als eines der Hauptwerke der deutschen Kunst. Durch die Verloosung des berliner Kunstvereins fiel es dem General von Reiche zu, dann wurde es von der Akademie und dem Kunstverein in Düsseldorf für 2000 Thlr. angekauft und als bleibendes Denkmal der Stadt in der Gallerie daselbst aufgestellt. Im J. 1843 vollendete S. ein wahrhaft poetisches und in der Ausführung ausgezeichnetes Gemälde, wozu ihm das bekannte Bild der drei Schwestern von Palma Vecchio im berliner Museum das Motiv der Anordnung geliefert haben soll. Es ist unter dem Namen der beiden Geschwister bekannt, ein Gegenstück zu den Leonoren, im Besitze des Herrn von Prillwitz. Aus dem Kreise der religiösen Darstellung erinnern wir besonders an zwei Madonnenbilder, das eine schreitend, das andere als Himmelskönigin gedacht. An diese Werke reihen sich noch mehre andere, bestehend meist in Darstellungen von sentimental-romantischen Situationen in frischester Sinnlichkeit, die aber immer ästhetisch rein erscheint und unter den Gesetzen einer hohen Schönheit steht. Er hat, wie Püttmann (Die Düsseldorfer Malerschule und ihre Leistungen, Leipzig 1839) mit Recht sagt, das Nackte emancipirt, die Karnation, überhaupt die Farbe zum höchsten Glanz gebracht, und demnach das Sinnliche stets decent gehalten. S.s eminente Vorzüge in dieser Beziehung wurden indessen schon früher hervorgehoben, namentlich im Berichte der berliner Kunstausstellung (1836, S. 12), welcher aus Kuglers Museum abgedruckt ist. Dort heißt es, S. sey Meister im Bereiche der Karnation. Seine Darstellung des Nackten zeichne sich durch einen Schmelz, durch eine Wärme, Licht und Leben der Farbe aus, wie sie die Vorzeit nur bei den großen Künstlern der Schulen von Venedig und Parma kennen gelernt habe. Jene Weichheit und Milde des Tons, welche der Italiener „Morbidezza“ nenne, besitze er in vollem Maße. Es sey der schwierigste Theil der malerischen Technik, die Darstellung der äußersten Oberfläche des menschlichen Körpers, jenes selbstständigen Lebens, jener zarten Elasticität und Porosität der Haut, worin S. von keinem Zeitgenossen übertroffen werde. Zur bildlichen Darstellung von nackten Körperformen geben im Allgemeinen die Mythen des klassischen Alterthums vorzüglich Gelegenheit, und so gehören auch mehre von S.s Gemälden, namentlich der frühern Zeit, diesem Mythenkreise an. S. hat aber auch noch in andern Theilen der malerischen Darstellung große Vorzüge. Bei der Anordnung seiner Bilder, besonders in Bildung und Drapirung schöner Frauengestalten, gibt sich stets das feinste Gefühl und auserlesener Geschmack kund, und da Formen und Farben anmuthig wirken, und auch die ganze Umgebung lieblich erscheint, so muß stets das Auge in Armida's Zaubergarten gefangen werden. Seine früheren Gemälde sollen etwas nachgedunkelt haben, was man dem häufigen Gebrauche des Asphalts zuschreibt. Seine spätern Bilder sind aber alle von großer Wärme und Klarheit. S. ist auch ein ausgezeichneter Porträtmaler, dem es weniger um die unmittelbare Uebertragung der Züge des Originals, als um die Auffassung des Charakters im Allgemeinen zu thun ist. Doch sind seine vorzüglichsten Bildnisse auch von frappanter Aehnlichkeit und von einer Lebenswärme, wie wir sie nur in Werken von Meistern erster Größe finden. Darunter sind besonders einige Damenbildnisse, die in Bezug auf Reiz der Auffassung und auf Farbenzauber ihres Gleichen suchen. Mehre Werke dieses Meisters sind in Abbildungen vorhanden, die auch als solche zu den vorzüglichsten Arbeiten gehören. — 2) Julius, Bildhauer von München, Schüler von Schwanthaler, begab sich dann nach Paris, wo er namentlich als Modelleur seinen Ruf gründete. Er erfand eine plastische Masse, die äußerst weich und formsam ist, nach dem Trocknen keine Risse bekommt, alle Farben und einen ziemlichen Grad von Härte annimmt und daher zur Nachbildung von Bildhauerarbeiten, Formirung der Modelle rc. dient. In Paris bildete er in dieser Masse mehre Werke von Schwanthaler nach, der dadurch auch in Frankreich populär geworden ist. Die französische Akademie hat diese Masse durch den Chemiker Dumas prüfen lassen, und der Bericht fiel so günstig aus, daß man auf eine allgemeine Einführung antrug. Auch die bayerische Akademie ließ sich 1843 einen Bericht zusenden. Besonderes Interesse gewann König Ludwig Philipp, welcher den Künstler 1844 nach Neuilly einlud, um ihm eine Auswahl solcher plastischer Nachbildungen vorzulegen; zugleich trug er ihm auch große Arbeiten für das Museum zu Versailles auf. S. liefert aber nicht allein Modelle von plastischen Werken, sondern auch Arbeiten eigener Erfindung.

Sohnpur, brit.-ostind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Gundwana.

Sohnstedt, sachs.-weimar. Dorf, Kr. Weimar, Amt Berka; 140 Einw.

Soho (Geogr.), 1) europ.-türk. Flecken, Sandsch. Gallipoli, nordöstl. v. Salonichi; — 2) brit. Flecken, England, Grafsch. Stafford, in der Nähe von Birmingham, ein merkwürdiger Fabrikort, der 1768 noch bloßes Haideland war, aber jetzt viele tausend Menschen beschäftigt. Die Fabrikgebäude stehen sämmtlich an dem großen Kanale von Wadnesbury. Viele derselben sind ganz von Eisen, so auch das Münzgebäude, in welchem die englische Kupfermünze, die Münze für die ostind. Kompagnie, für Ame-

rika und für manche andere Staaten ſich befindet. Hier ſind Treppen, Fußböden, Thüren, Fenſter, Balken, Dachſparren und endlich die Bedeckung des Daches ſelbſt ganz von gegoſſenem Eiſen von der ſinnreichſten Einrichtung. Alle Prägmaſchinen, von Dampf getrieben, liefern aus dem rohen Material, das ſie nach allen Richtungen in größter Vollkommenheit bearbeiten, mit Hülfe von 8 Knaben in einer Stunde 33,600 Guineen oder faſt eben ſo viel Pence. Außerdem findet man hier eine Menge Prägmaſchinen für Knöpfe, Schnallen, ſilberne und plattirte Waaren, ferner eine Glasfabrik, welche die geſchmackvollſten Waaren liefert, Fabriken für Dampfmaſchinen, die von jeder Größe hier gebaut werden, und die Boulton erſt auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat, Fabriken für Papier ꝛc., Anſtalten für Glasmalerei; 12,000 E.

Soholmsbrück, dän. Ort, Schleswig, nördl. von Huſum, an der Scholmerau.

Sohorſch, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Gratzen; 250 Einw.

Sohr, Dorf, ſ. v. a. Soor.

Sohra (Geogr.), 1) (Mittel-, Nieder- u. Ober-S.), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; aus 3 Theilen beſtehend, 2 Schlöſſer, Vorwerk; 690 E. — 2) (Sora), kgl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, A. Freiberg; 250 E.

Sohrab, Ruſtums Sohn, ſ. Perſien (Geſch.).

Sohrau, (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik, auf einer Anhöhe; 2 Thore, 2 Vorſtädte, Pfarrei, Synagoge, Stadtgericht, Unterſteueramt, Poſt, 2 Fabriken, 5 Jahrmärkte; 4100 Einw.; — 2) ſ. v. a. Sorau.

Sohren (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Zell; kath. Pfarrei, Hauptort der Bürgermeiſterei gleiches Namens, 2 Kram- und Viehmärkte; 720 E.; — 2) (Nieder-S.), Hof daſ.; 190 Einw.

Sohrenſchied, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; 150 Einw.

Sohur, Fluß, ſ. v. a. Schar.

Soidas (Suidas), Toreut von Naupactus, fertigte daſelbſt mit Menächmus eine Statue der Diana Laphria als Jägerin, in Gold und Elfenbein. Dieſe Statue, welche zur Gattung der χρυσελεφάντινα ἀγάλματα gehörte, ließ Auguſtus von ihrer alten Stelle wegnehmen, um ſie den Patrenſern in Achaia zu ſchenken. Man ſetzt ſeine Lebenszeit um Ol. 75.

Soigne, Wald von, belg. Wald, ſüdlich von Brüſſel, hinter der engl. Aufſtellung bei Waterloo.

Soignies, belg. Stadt, Prov. Hennegau, Bez. Mons, an der Senne, Hauptort des gleichnam. Bezirks (mit etwa 85,000 Einw.); mehre Kirchen und Klöſter, Steinbrüche (Säulen von 30 Ellen Länge), durch Dampfmaſchinen bearbeitet, Farben- und Oelfabr., Meſſerſchmiede, Gerberei; 6460 Einw. Hier am 10. Juli 1794 ſiegreiches Gefecht der Franzoſen gegen die Niederländer.

Soihiere (Saugern), ſchweiz. Dorf, Kanton Bern, nordöſtl. von Delsberg, an der Birs; Ruinen der Burg Saugern; 260 Einw.

Soimonov, aſiat. Vorgebirg, Japan, Sakhalian, nördlich vom Kap Dalrymple, an der Oſtküſte.

Soinber (Sittengeſch.), Heirathsgebrauch bei den indiſchen Fürſten. Wollte nämlich ein Radſcha ſeine Tochter vermählen, ſo rief er alle übrigen Radſcha's zuſammen, ſtellte ein feierliches Opfer an und machte nun die Bedingungen bekannt, welche der, der die Braut haben wollte, erfüllen mußte. Es erfolgte ein Wettkampf und die Braut gab dem Sieger einen Blumenkranz, worauf die Hochzeit gefeiert wurde.

Soing, franz. Dorf mit Märkten, Depart. Ober-Saone, Bez. Gray, links an der Saone; 1100 Einw.

Soings, franz. Dorf, Depart. Loire-Cher, Bez. Romorantin; Ueberreſte eines röm. Lagers, Aſchenkrüge ꝛc.; 950 Einw.

Soiphis, alter König von Aegypten.

Soirée (franz.), 1) Abend; — 2) Abendgeſellſchaft, Abendzirkel.

Soiron (Geogr.), belg. Dorf, Prov. Lüttich, Bez. Verviers; 1130 Einw.

Soiron (Biogr.), 1) François, Emailmaler, 1755 in Genf geboren, kam früh nach Paris, malte Anfangs Genrebilder, Schlachten und Bilder für Schmuckwerke, wie Blumen und Ornamente zu Colliers, für Ringe, Tabatieren ꝛc., auch Bildniſſe zu dieſem Zwecke. Von Bildniſſen im größern Formate nennen wir jene Napoleons, welchen er im Bruſtbilde und zu Pferd darſtellte. S. † zu Paris 1813. — 2) Philipp, Schmelzmaler, Sohn und Schüler des Vorigen, um 1784 geboren, kopirte Anfangs einige Malwerke von berühmten Meiſtern, worunter ihn das Abendmahl von Leonardo de Vinci, welches er auf einen Kelch der kaiſerlichen Schloßkapelle malte, zuerſt vortheilhaft bekannt machte. Den Ruf eines der vorzüglichſten Emailmaler gründete ihm vornehmlich das Collier der Herzogin von Montebello, welches in fünf Emailen die Köpfe ihrer Kinder mit Engelsfittichen in Wolken enthält. Dann malte er auch mehre Porträte, worunter jenes der Mme. Negri, welches nach Rußland kam, als eines der gelungenſten Werke dieſer Gattung geprieſen wurde. Wiederholt malte er den König Hieronymus von Weſtphalen, der ihn 1810 zu ſeinem Hofmaler ernannte. Nach der Reſtauration kehrte S. nach Paris zurück, wo er aber meiſt auf Porzellan malte, da der Geſchmack für Emailbilder ſich geändert hatte. Er führte jetzt mehre Gemälde für die Manufaktur in Sevres aus, für welche er auf Porzellanplatten beſonders Jagden und Landſchaften kopirte. — 3) Franz von, gehörte als Advokat zu Mannheim der entſchiedenſten Fraktion der Liberalen an, trat jedoch im Vorparlament 1848 ſeinem bisherigen Geſinnungsgenoſſen Hecker im konſtitutionellen Sinne entgegen und ward in den Fünfzigerausſchuß und von dieſem zu ſeinem Präſidenten gewählt. Nach dem Zuſammentritt der erſten deutſchen Nationalverſammlung ward er Vicepräſident derſelben, wußte aber die Debatten ſo wenig geſchickt zu leiten, daß man ſcherzhaft ſagte, ſein Beſteigen des Präſidentenſtuhls be-

beute immee Sturm. Uebee ſeine Wirkſamkeit iſt wenig zu ſagen. Er ging mit der geoßen Menge des Doktrinärs unb verſchwand mit dieſen vom Schauplaz, als dee erſte cauhe Wind übee das Stoppelfeld dee deutſchen Revointion wehte.

Soisdorf, kurheſſ. Dorf, Peov. Fulda, Kr. Hünfeld, Amt Eiterfeld; Filial von Großentaft; 420 Einw.

Soißgegend, öſterr. einzelne Häuſer, Lanb unter dee Ens, Viertel ob dem Wienerwaldr, Ldgr. Kirchbeeg; 300 Einw.

Soiſſonnois, die Umgegend von Soiſſons.

Soiſſons (Geogr.), franz. befeſtigte Hauptſtadt des gleichn. Bezirks (22⁴/₅ □Meilen, 60,000 Einw.), Depart. Aisne, links an der Aisne, über die eine ſchöne Brücke in die Vorſtadt St.=Vaaſt führt. An der Aisne iſt ein faſt 4000 Schritt langee Spaziergang; Kathedrale (mit Bibliothek, darin beſonders viel Handſchriften), viele Kirchen, altes feſtes Schloß, an der Stelle, auf welcher die älteſten franz. Könige ihre Reſidenz hatten, Ruinen zweier Abteien, in beeen einee Ludwig der Fromme, durch ſeine eigenen Kindee entthront, gefangen gehalten wuede; die Kapelle Saint Pierre iſt ein antiker Tempel, eine kleine Rotunde mit gewölbtem Dache; Biſchofsſitz; Untee=Präfektur, ein Civil= und ein Handels=Tribunal, geoßesbiſchofliches Seminar, Linear=Zeichnenſchule, Geſellſchaft für Wiſſenſchaften und Künſte, öffentliche Bibliothek, mehre Wohlthätigkeitsanſtalten. Bei dee Stadt beginnt der gleichn. Kanal, links im Aisne, gegen Südweſten gerichtet bis zur Mündung in den Ourcq bei la-Ferté=Milon. S. hat Fabriken für grobe Leinwand, Baumwollen= u. Wollenwaaren, Strümpfe, buntes Papier, Leinwandbleichen, Brauereien, Gerbereien, Seilereien, Handel mit Getreide, Mehl, Bohnen, Hanf, Wolle, beſonbers Senf (berühmt) ꝛc.; 10,000 Einw. — Geſchichtliches. S. iſt wahrſcheinlich das Noviodunum oppidum Suessionum des Cäſar; untee Auguſtus hieß die Stadt Augusta Suessionum, ſpater Suessionum urbs odee Suessionum civitas, woraus der jetzige Name entſtand. In S. wae ein Palatinm dee röm. Kaiſer und S. wae die letzte Stadt, welche die Römer in Gallien beſaßen. Aegidius und Syagetus reſidirten daſelbſt; letzterer wuede 486 von Chlodwig dem Großen in bee Nähe der Stadt geſchlagen. Nach Chlodwigs Tode und bei dee Theilung des fränkiſchen Reichs unter deſſen 4 Söhne wählte Chlotae I. S. zu ſeinee Reſidenz, und als deſſen 4 Söhne das väterliche Beſitzthum theilten, kam es an Chilperich. Deſſen Sohn Chlotar II. vergrößerte das Reich S. durch die Eroberung Auſtraſiens und Burgunds, und von nun an blieb S. ein Theil von Neuſtrien. Hier ſiegte 719 Karl Martell über Herzog Friedrich von Aquitanien. Auf der Reichsverſammlung von 752 zu S. wuede Pipin zum Konig erklärt. Hiee 923 Sieg Graf Roberts von Paris übee Karl den Einfaltigen. S. kam untee den Karolingeen zum Antheil Kaels bes Kahlen, im 10. Jahehunbert an die Grafen von Vermandois. Als erſtee Geaf von S. erſchien Guido, Sohn des Grafen Herbert III. von Vermanbois; ihm folgte um 1043 ſein Sohn Rainald I., bee 1057 in dee ſogenannten Toue de Contes, wo er vom König Heinrich I. belagert wurde, †; darauf gab der König deſſen Tochtee Adelaide mit der Grafſchaft S. an den Grafen Wilhelm v. Eu und dieſem ſolgten 1099 ſein Sohn Johann I., 1118 Rainald II. deſſen Bruder, 1146 Ives von Nesle, Enkel Wilhelms, deſſen Tochtee Mamentrude an Ives von Nesle verheirathet wae; auch dieſer † 1178 ohne Nachkommen unb S. kam an Conon (Conan), Herrn von Pierre Paut, Sohn Rudolfs II. von Nesle, Beſitzee von Neslein und Faivia; alle dieſe Beſitzungen erbte 1180 von ihm ſein Bruder Rudolf III. dee Gute von Nesle, auch als Dichtee bekannt. Dieſem ſolgten 1237 Johann II. der Gute, 1270 deſſen Sohn Johann III., 1284 deſſen Sohn Johann IV., 1280 deſſen Sohn Johann V. unter Vormundſchaft ſeines Oheims, des Vicomt Rudolf von Oſtel, und da Johann V. 1297 unvermählt †, ſein Bruder Hugo. Dieſer hatte bloß eine Tochter, Maegaeethe, vermählt mit Johann von Hennegau, die ihm 1306 ſolgte; auch dieſe hatte wieder bloß eine Tochtee, Johanna, die nach Johanns Tode 1344 mit iheem Gemahl Ludwig von Chatillon in S. folgte. Dieſer blieb 1346 bei Crecy, und Johann führte die Vormundſchaft über ihre 6 Söhne, welche 1361 theilten, wo der jüngſte, Guido, S. u. die Herrſchaften Chimai, Argins, Clari unb Catheu bekam. Dieſee ging an der Stelle ſeines älteſten Bruders Ludwig nach England in die Geſangenſchaft und übergab S. an Ludwig. Dieſee cedirte 1366 S. wiedee, und um ſeine Freiheit zu erlangen, verkaufte Guibo 1367 S. an Engueerand VII., Heern von Couci. Dieſem folgte 1397 ſeine ältere Tochter Marie, ſeit 1396 Wittwe Heinrichs von Bae, und auf Marien folgte 1405 ihr Sohn Robeet von Bae, dee die eine Halfte, in Folge eines zwiſchen ſeiner Muttee und dem Heezog Ludwig von Orleans abgeſchloſſenen Kaufs, an deſſeu Sohn, Herzog Karl von Orleans, abtreten mußte, welche dann deſſen Sohn Ludwig mit dee Krone verband, doch ſo, daß ſie beſonders adminiſtrirt wuede. Ee ſchenkte ſie nachhee ſeiner Tochter Claudia, und erſt unter Heinrich II. wurde dieſee Theil mit bee Krone auf immer verbunden. In ber andern Hälfte folgte 1415 auf Robert von Bar beſſen Tochter Johanne, die ſich 1415 mit Ludwig von Luxembourg vermählte, und auf welche 1475 ihr älteſter Sohn, Johann von Luxemburg, folgte; nachher erhielt S. 1476 deſſeu Brudee Petee, Graf von Brienne, 1481 deſſen Tochter Marie, durch welche S. an das Haus Bourbon kam, und ſie mit Franz von Bourbon vermählt waed. Nach Mariens Tode 1547 kam S. an ihren Schwagee Johann von Bourbon, und mit dem Ausſterben dee Grafen 1764 an das Haus Savoyen=Carignan. In den Jahren 744, 853, 941, 1078, 1120, 1137, 1210 wurden hiee Kirchenverſammlungen gehalten. Am 20. (21.) Mai 1414 wurde S. von Karl VI. erobert und geplünbert. Auch in dem Keiege von 1814 ward das bloß nach alter Art durch Thurm und

Digitized by Google

Graben befeſtigte S. am 14. Febr. von Winzingerode mit Sturm genommen, allein am 19. Febr. von Mortier wieder beſetzt. Am 3. März übergab der Kommandant Moreau, den Napoleon deshalb erſchießen ließ, die Stadt den Ruſſen, doch nahmen ſie Marmont und Mortier den 5. März wieder ein. Im J. 1815 wurde S. mit Laon von einem Theile des erſten preußiſchen Armeecorps eingeſchloſſen und am 14. Aug. nach geſchloſſenem Frieden übergeben.

Soiſſons (Biogr.), **Grafen von S.**: 1) **Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé**, folgte 1551 ſeinem Vater als **Graf von S.**, ſ. **Condé** 1). — 2) **Karl von Bourbon, Graf von S.**, Sohn des Vorigen aus deſſen zweiter Ehe mit Françoiſe von Orleans-Longueville, wurde von ſeiner Mutter katholiſch erzogen und ſtand Anfangs auf der Seite der Guiſen gegen den König Heinrich von Navarra. Als ihm dieſer, damals noch kinderlos, die Hand ſeiner Schweſter Henriette und die Anwartſchaft auf Navarra verſprach, verließ er jedoch die kathol. Partei, ſammelte in der Normandie 300 Reiter und 1200 Arkebuſiere und vereinigte ſich 1587 mit Heinrich von Navarra an der Loire. Nachdem ſich die Heirath mit Henriette zerſchlagen hatte, kehrte er 1588 an den Hof Heinrichs III. zurück und unterſtützte ihn in dem Kriege gegen die Ligue. Zum Gouverneur der Bretagne ernannt, ward er auf der Reiſe dahin gefangen und nach Nantes gebracht, jedoch durch Liſt befreit. Nach Heinrichs III. Tode eilte er in das Lager Heinrichs von Navarra, der ſchon den Königstitel von Frankreich angenommen hatte, und zeichnete ſich in mehren Gefechten ſo aus, daß er zum Grand-Maitre von Frankreich und 1601 zum Gouverneur der Dauphiné ernannt wurde. Nach Heinrichs IV. Ermordung machte er Anſprüche auf die Regentſchaft, ließ ſich jedoch mit dem Gouvernement der Normandie und einer Penſion von 50,000 Thlrn. abfinden. In den Zänkereien des Hofs ſtand er bald auf dieſer, bald auf jener Seite und ſtellte ſich 1612 ſogar an die Spitze der Hugenotten, † indeß bald darauf am 1. November 1612 auf dem Schloſſe Blandy in der Herrſchaft Brie. Habſucht war die Triebfeder aller ſeiner Handlungen. — 3) **Ludwig von Bourbon, Graf von S.**, Sohn des Vorigen aus der Ehe mit Anna von Montaſio, den 11. Mai 1604 zu Paris geboren, folgte ſeinem Vater als Grand-Maitre und Gouverneur der Dauphiné, die ſeiner Jugend wegen durch den Marſchall Lesdiguières verwaltet wurden. Schon im 16. Jahre unterſtützte er die Königin-Mutter, Maria von Medici, gegen ihren Sohn, Ludwig XIII., während er zugleich, um ſich gefürchtet zu machen, mit den Hugenotten unterhandelte. Als dieſe ihn mißtrauiſch von ſich wieſen, kehrte er zur Partei des Königs zurück und begleitete dieſen ſogar in den Feldzug von 1622 gegen die Proteſtanten. Er leitete die Belagerung von Rochelle, die durch den Frieden unterbrochen wurde. Weil Richelieu, der ſeinen Ehrgeiz fürchtete, ſeine Verheirathung mit der reichen Prinzeſſin von Montpenſier hintertrieb, ward er deſſen Todfeind und nahm auch 1626 an der Verſchwörung gegen den allmächtigen Miniſter Theil. Durch die Entdeckung derſelben kompromittirt, floh er nach Italien; Ludwig XIII. rief ihn jedoch zurück und brauchte ihn 1628 bei der Belagerung von Rochelle. Im J. 1630 kaufte er die Grafſchaft Soiſſons vom Prinzen von Condé, begleitete den König nochmals nach Italien und erhielt dann das Gouvernement von Champagne und la Brie. In dem Feldzuge von 1636 kommandirte er ein kleines Corps an der Quene und Oiſe, wurde jedoch von den Spaniern zum Rückzug nach Noyon gezwungen. Ein neuer Anſchlag zur Ermordung Richelieu's, der abermals entdeckt wurde, nöthigte ihn zur Flucht nach Sedan, wo der Herzog von Bouillon ihm ein Aſyl gewährte. Aus Haß gegen Richelieu verband er ſich nebſt dem Herzog von Bouillon und dem Herzoge von Guiſe mit den Spaniern. Ein königliches Heer unter dem Marſchall Chatillon wurde am 6. Juli 1641 bei Sedan geſchlagen, S. aber im Gefecht von unbekannter Hand erſchoſſen. Mit ihm erloſch die Seitenlinie des Hauſes Bourbon-Condé und ſein Beſitz und Titel gingen auf den zweiten Sohn ſeiner Schweſter Maria über, die mit dem Prinzen Thomas Franz von Savoyen-Carignan vermählt war. — 4) **Emanuel Philibert Amadeus von Savoyen-Carignan, Graf von S.**, älteſter Sohn von Thomas Franz von Savoyen und Maria von Bourbon-S., 1630 zu Chambery geboren, war taub und † 1705. — 5) **Eugen Moritz von Savoyen, Graf von S.**, Bruder des Vorigen, 1633 zu Chambery geboren, widmete ſich in der Jugend dem geiſtlichen Stande, nahm jedoch ſpäter franz. Kriegsdienſte und heirathete 1657 Olympia Mancini, die Nichte des Miniſters Mazarin, der ihn zum Generaloberſten der Schweizer und zum Gouverneur der Champagne ernannte. Im J. 1667 wohnte er dem Feldzuge in Flandern bei und wurde 1672 von Ludwig XIV. zum Generallieutenant ernannt, als welcher er ſich in Holland und am Rhein auszeichnete. Er † am 7. Juni 1673 bei der Armee in Weſtphalen, vielleicht an Gift. Sein jüngerer Sohn war der berühmte Prinz Eugen von Savoyen, der ältere — 6) **Ludwig Thomas**, geboren 1658, ſetzte die Linie Savoyen-S. fort und † 1702 an ſeinen vor Landau empfangenen Wunden. Nachdem ſein Sohn **Emanuel** (geb. 1697), die Linie bis 1729 fortgeſetzt, erloſch ſie mit deſſen einzigem Sohne **Eugen Johann Franz** (geb. 1714) 1734. — 7) **Olympia Mancini, Gräfin von S.**, Nichte Mazarins und Gemahlin von S. 5), kam 1647 mit ihren Schweſtern nach Paris. Nach ihrer Vermählung wurde ſie Subintendantin des Hauſes der Königin; weil ſie ſich aber in die Mätreſſenhändel des Königs miſchte, entfernte ſie dieſer mehrmals vom Hofe und nahm ihr endlich ihre Stelle. Durch die Geſtändniſſe der berüchtigten Giftmiſcherin Voyin ward ſie ſo kompromittirt, daß ſie nach Brüſſel entfloh, von wo ſie ſich nach Madrid begab. Der Herzog von Saint-Simon beſchuldigt ſie, nicht nur ihren Gemahl, ſondern auch die junge Königin von Spanien, die Gemahlin Karls II., deren Vertrauen ſie genoß, vergiftet zu haben. Aus Madrid getrieben, irrte

Digitized by Google

ſie längere Zeit in Deutſchland umher u. † zu Brüſſel, von Allen, ſelbſt von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlaſſen, den 9. Okt. 1708. — Nicht zu dieſer Familie gehört: 8) **Wilhelm von S. oder von Sens**, Architekt, kam in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts als Baumeiſter der Kathedrale von Canterbury nach England, wo er dem gothiſchen Styl Eingang verſchafft haben ſoll.

Soiſy (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Seine-Oiſe, Bez. Pontoiſe, am Fuß des Berges, worauf die Stadt Montmorenry ſteht; 480 Einw. Hier ſtarb der Marſchall Kellermann; — 2) S.-ſous-Etiolles, Dorf daſ., Bez. Corbeil, rechts von der Seine; Schloß; 820 Einw.

Soja (Bot.), nach Mönch, Sojabohne, Gattung der Papilionaceae Fabaceae *Rchb.*, Diadelphia Decandria *L.* Einzige Art: S. hispida *Moench*, Dolichos Soja *L.* Eine einjährige, in Japan einheimiſche und jetzt in ganz Südaſien häufig kultivirte Pflanze, welche der gemeinen Bohne ähnlich iſt. Stengel bis 3 Fuß hoch, hin- und hergebogen. Blätter langgeſtielt, 3zählig; Blättchen eiförmig. Blüthen klein, in den Blattachſeln gehäuft oder in kurzen Trauben. Die zuſammengedrückten, hängenden, rauhhaarigen Hulſen enthalten 3—5 nierenförmige, weißliche oder bräunliche Samen, welche ſehr wohlſchmeckend ſind und ſowohl als Gemüſe mit Reisgraupen (Miso) gegeſſen werden, als auch zur Bereitung einer pikanten Sauce (Soja) dienen. Dieſe S. bringt man als ſchmackhafte Zuthat zu andern Speiſen ziemlich häufig nach Europa. Man erhält ſie aus Japan in kleinen Fäßchen; aus China und andern Gegenden Oſtindiens aber in gläſernen Flaſchen. In Japan wird die Sojabruhe täglich faſt zu allen Gerichten benutzt. Die Zubereitung aus den Sojabohnen geſchieht mit Salz, Gerſte oder Weizen; bei uns könnte ſie auch aus andern Bohnen dargeſtellt werden. Nachdem die Bohnen weich gekocht worden ſind, wird ihnen gleichviel Weizen oder Gerſte zugeſetzt; das Ganze wird dann gemiſcht und, 24 Stunden lang zugedeckt, der Gährung überlaſſen. Hierauf ſetzt man eben ſo viel Salz zu, gießt drittehalb Mal ſo viel Waſſer darauf, miſcht Alles und thut es in ein irdenes Gefäß, worin es, gut zugedeckt, zwei bis drei Monate lang ſtehen bleibt, Anfangs einige Tage lang mehrmals umgerührt werden muß. Nun wird der Saft ausgepreßt und geſeihet, und die S. in hölzernen Gefäßen aufbewahrt. Mit der Zeit wird ſie heller und beſſer. Die Farbe iſt ſtets braun, und die vornehmſte Eigenſchaft iſt ihre angenehme Süßigkeit. Die Hauptſache bei Bereitung der S. iſt demnach, daß man die Bohnen in Gährung bringt, ſie durch Salz verändert und dadurch in ihnen ähnliche Veränderungen veranlaßt, als in Kraut und Rüben durch das Säuren derſelben. Durch ein gleiches Verfahren könnten wir vermuthlich auch aus unſern Hülſenfrüchten und aus Pilzen und Schwämmen angenehme Gerichte erhalten. — Jacq., Ic. rar., 1, T. 145.

Sojabohne (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Soja *Moench*.

Soje, wollenes Zeuch, beſſer als Raſch, weil es auf der rechten Seite glätter iſt.

Sojotan, oſtind. Vorgebirg, Philippinen, Inſel Negros, das öſtlichſte der Inſel.

Sojoten (Sojeten, Uriangkhai), aſiat. Volksſtamm, in Sibirien, im ſajaniſchen Gebirge, gegen den Baikal hin; 4—500 männliche Köpfe derſelben wohnen unter ruſſiſcher Herrſchaft. Andere wohnen in der Mongolei, ſ. d.

Sojowitz (Sogowire), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrſch. Brandeis, an der Iſer; 310 Einw.

Sojuela, ſpan. Flecken, ſüdöſtlich von Logrono; Branntweinbrennerei, Getreide- und Viehhandel; 310 Einw.

Sojuti, ſ. Arabiſche Literatur.

Sok (Geogr.), 1) aſiat. ruſſiſcher Fluß; entſpringt im Gouv. Orenburg, Kr. Bugulma, fließt ſüdweſtlich in das Gouv. Simbirsk und mündet oberhalb Samara in die Wolga, links; — 2) Gebirg, ſ. Obſchtſchij-Sürt.

Sokaiten, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnitz; 210 Einw.

Sokal, öſterr.-galiz. Stadt, Kr. Zolkiew, rechts am Bug; Bernhardinerkloſter, 3 Kirchen, Poſtamt.

Sokalov, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Wolhynien, Kr. Owrutſch.

Sokanaa, ſ. v. a. Soranba.

Sokhneh, aſiat.-türk. Flecken, Syrien, Paſchalik Damask.

Sokkapoera, Land, ſ. v. a. Sukapura.

Sok-Karmalinskaia, aſiat.-ruſſ. Flecken, Gouv. Orenburg, Kr. Bogoroslan, links am Sok.

Sokkelund, dän. Harde, Bez. Kopenhagen, Inſel Amouk, 5 □M. mit 14000 Einw., enthält die Schlöſſer: Charlottenlund, Jägersborg, Friedrichsberg und Sorgenfrei, 2 Güter und 11 Kirchſpiele.

Sokinas (Säugeth.), Echinogale *Schinz*, Gattung der Fera insectivora *Cuv.*, der Ordn. der Raubmäuſe und der Zunft der Spitzmäuſe nach Oken. Charakter: Vorderzähne $\frac{4}{4}$, die obern mittlern ſehr lang und walzig, die untern klein; Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, Backenzähne $\frac{5}{6}$, der erſte allenthalben falſch, die übrigen, der letzte ausgenommen, dreizackig. Kopf und Rücken mit Stacheln beſetzt; Schnauze kurz. Einzige Art: E. Telfairii *Schinz*, Echinops Telfairii *Martin*, Procced. VI, S. 17; Zool. trans., Bd. 11, Thl. IV, S. 250, Taf. 46, der gemeine S. Ohren mittelmäßig, abgerundet, in- und auswendig mit kurzen weißlichen Haaren beſetzt; Kopf oben braun; Backen, Schnurrhaare und untere Theile des Körpers ſchmutzig weiß; Stacheln an den Wurzeln bräunlich weiß, Spitzen kaſtanienbraun. Schwanz kaum ſichtbar. Körperlänge 5 Zoll 2 Linien. Auf Madagaskar.

Sokko, Stadt, ſ. Zahnküſte.

Sokkolaner, ſ. v. a. Sorrolani, ſ. Franciskaner.

Digitized by Google

Sokkoſprache, ſ. Afrikaniſche Sprachen.

Sokkot, afrik. Land, Nubien, am Nil.

Sokkum, Land, ſ. v. a. Sikkim.

Sokna, afrik. Stadt, Fezzan, nordöſtlich von Murzuk; ummauert; vorzügliche und viele Datteln; 3000 Einw.

Soko, afrik. Königreich, Ober-Guinea, Aſchanti, nördlich von Kumaſſie; darin die gleichn. Hauptſtadt.

Sokoguo, afrik. Ort, Ober-Guinea, im Lande der Aſchantees, Bez. oder Land Gamda.

Sokolacz, europ.-türk. Flecken, Bosnien, Sandſch. Banjaluka.

Sokoletſch (Sokolec), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Podebrad; 450 Einw.

Sokoletz, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Podolien, Kr. Uſchitza.

Sokolka (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Kreis, Prov. Bialyſtock, grenzt nördlich an den Bobr, der die Grenze gegen Polen bildet, öſtlich an das Gouv. Grodno, ſüdlich an die Sokolda, die ihn von dem Kreiſe Bialyſtock ſcheidet, und weſtlich an den Kr. Bialyſtock und an den Brzozowo. Der bedeutendſte Fluß iſt der Bobr mit der Siderka und dem Brzozowo; außerdem die Sokolda und Eloya; mehre Seen, z. B. bei Bohuſze und Kundſzyn; — 2) Kreisſtadt daſelbſt, in der Nähe eines kleinen See's; 2400 Einw.; — 3) (Sokolda), Fluß daſelbſt, mündet in die Enpraol; — 4) Flecken daſ., Gouv. Poltawa, Kr. Kodyalki, rechts an der Worskla.

Sokolken (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 120 Einw.; — 2) daſ., Kr. Olatzko; 260 E.

Sokoll (Sokol), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Gut Renakowitz; 250 Einw.

Sokollen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 180 Einw.; — 2) daſ.; 120 E.

Sokolli (Sokogli, Sokolowitſch), Mohammed, der berühmteſte unter den Großweſſiren ſeit dem Entſtehen des türkiſchen Reichs in Europa, war zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem Schloſſe Sokol in Bosnien geboren. Von ſeinen Aeltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt, kam er in ein Kloſter, ward aber bei einem Ueberfalle der Türken geraubt und in den Harem nach Konſtantinopel geſandt, wo er ſich bald vor allen Pagen des Serails auszeichnete und in der Gunſt des Sultans Soliman ſo ſchnell ſtieg, daß ihm dieſer bereits 1546 an des verſtorbenen Barbaroſſa Stelle zum Kapudan Paſcha (Oberadmiral) ernannte. Nach 5 Jahren trat S. ſeinen zeitherigen Poſten an Sinan Paſcha ab und ward zum Beglerbeg von Rumili befördert. Beim Ausbruche des Kriegs mit Siebenbürgen zog S. ein Heer bei Salankemen zuſammen, ging den 1. Sept. 1551 mit ſeinem 80,000 M. ſtarken Heere bei Peterwardein über die Donau, bei Titel über die Theiß und eroberte das Schloß Becſe, ſo wie Becskerek und eine Menge anderer feſter Orte, und wandte ſich dann gegen Temesvar, deſſen Belagerung aber der vorgerückten Jahreszeit halber aufgegeben werden mußte. Der Feldzug im folgenden Jahre ward mit der abermaligen Belagerung dieſer Feſtung eröffnet und dieſelbe nach hartnäckiger Vertheidigung am 26. Juli mit Sturm genommen. Der Fall dieſes Platzes zog den der anderen feſten Schlöſſer des Banates nach ſich und nur Erlau widerſtand den mehrmaligen Angriffen der Türken. Im Sommer 1553 beſchloß Sultan Soliman, ungeachtet ſeines vorgerückten Alters, einen Feldzug nach Perſien in Perſon zu unternehmen. Das Heer brach von Skutari auf, überwinterte in Haleb und ſetzte im Frühjahr den weitern Zug nach Perſien fort. S. führte den Vortrab. Bei der Grenzfeſtung angelangt, wurde der Krieg erklärt und derſelbe mit der furchtbaren Verwüſtung der ſchönen und fruchtbaren Gegend von Noihdſchiwan und Eriwan begonnen. Der Schach Thamaſp, zu ſchwach, um Widerſtand zu leiſten, ſchloß den 29. Mai 1556 Frieden. S. ward zur Belohnung für ſeine geleiſteten Dienſte zum dritten Weſſir ernannt, und unternahm, nach Skutari zurückgekehrt, mit 3000 Janitſcharen und 4000 Reitern in die Gegend von Salonik und Joindſchie einen Zug, um eine dort ausgebrochene Empörung zu unterdrücken, was ihm auch vollkommen gelang. In dem Bruderkriege, welcher ſich 1556 zwiſchen Solimans Söhnen Selim und Bajazid entſpann, erhielt S. den Befehl, den auf der Flucht nach Perſien begriffenen Prinzen Bajazid zu verfolgen, konnte aber den Flüchtigen, welcher bereits die perſiſche Grenze überſchritten, nicht mehr erreichen. Als im folgenden Jahre der Großweſſir Raſtem ſtarb, wurde S. zum zweiten Weſſir und 1565 zum Großweſſir ernannt. In dieſer Eigenſchaft begleitete er 1566 den Sultan bei Wiederausbruch des Kriegs gegen Kaiſer Maximilian II. nach Ungarn. Das türkiſche Heer ſoll 200,000 M. ſtark geweſen ſeyn und eröffnete den Feldzug mit der Belagerung von Szigeth (ſ. d.), deſſen Erſtürmung (am 7. Sept.) der Sultan aber nicht erlebte. S. verheimlichte den Truppen, um etwaigen Unordnungen vorzubeugen, 3 Wochen lang den Tod des Sultans, ließ während dieſer Zeit die Feſtungswerke von Szigeth wieder herſtellen, trat dann den Rückweg nach Belgrad an und eröffnete erſt dort dem Heere den Todesfall, ſo wie die Thronbeſteigung Selims. Unruhen, welche bei dieſer Gelegenheit und ſpäter in Konſtantinopel unter den Truppen ausbrachen, wurden nur durch S.'s energiſches Verfahren gedämpft. Im September des folgenden Jahres ſchloß S. den Frieden mit dem Botſchafter des Kaiſers Maximilian, erneuerte am 3. März 1568 den Frieden mit Polen und ſchloß einen Vertrag mit Siebenbürgen. Im Jahr 1579 beſchloß der Sultan die Eroberung von Cypern und S. begleitete das 150,000 M. ſtarke Heer. Am 9. Sept. deſſelben Jahres fiel Nicoſia und im folgenden Jahre Famaguſta (ſ. d.). Dieſe Erfolge führten das Bündniß zwiſchen Venedig und Philipp II. von Spanien und die Schlacht bei Lepanto 1571 herbei. Bei dieſem für das türkiſche Reich ſo niederſchlagenden Ereigniſſe zeigte ſich S. in ſeiner wahren

Größe; er bot im Verein mit dem neuen Kupudan Paſcha, Kilidſch Ali, alle Kräfte zu Wiederherſtellung der Flotte auf, und ſeinen raſtloſen Anſtrengungen gelang es, bald 150 neue Galeeren und 8 Galeaſſen von Stapel laufen zu laſſen. Als der venetianiſche Geſandte in dieſer Zeit S. beſuchte, um deſſen Geſinnungen wegen eines etwaigen Friedens zu erforſchen, redete ihn dieſer mit den Worten an: „Du kannſt zuſchauen, wie es nach dem letzten Zufalle (der Schlacht von Lepanto) mit unſerm Muthe ſteht; es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen euerem Verluſte und dem unſrigen. Wir haben euch, indem wir euch ein Reich entriſſen (die Inſel Cypern), einen Arm abgehauen, ihr, indem ihr unſere Flotte ſchlugt, habt uns den Baet geſchoren; der abgehauene Arm wächſt nicht wieder nach, der abgeſchorene Bart um ſo dichter.“ Im Juni 1572 ging die türkiſche Flotte 250 Segel ſtark wieder in die See, die der Verbündeten, welche nach langem Zögeen von ſpaniſcher Seite endlich zuſammenkam, war derſelben an Stärke überlegen, abee der Voetheil dee Ueberlegenheit an Zahl und geübter Schiffsbemannung ging verloren durch der Feldherrn Fahrläſſigkeit und Zwietracht. Die Republik Venedig, welche ſich überzeugte, daß ſie auf ſpaniſche Hülfe nicht mehr zu rechnen habe, ſchloß am 4. Mäez 1573 mit der Türkei Frieden. Venedig zahlte 200,000 Dukaten für die Unkoſten des cypeiſchen Krieges und trat die Inſel förmlich ab, machte ſich überdieß verbindlich, für die Inſel Zante einen um 500 Ducaten jährlich eehöhteren Tribut zu geben. Dieſe vortheilhaften Bedingungen verdankte dee Sultan lediglich den klugen Unterhandlungen ſeines Großweſſirs. Im Auguſt 1574 wurde der Friede mit Oeſterreich durch S. und dem kaiſerlichen Geſandten unterhandelt und auf fernee 8 Jahre verlängert. In demſelben Jahre (12. Dec.) endete dee Sultan Selim. Die Kraft und der Herrſchergeiſt ſeines Vaters hatten zwar nicht auf den unwürdigen Sohn fortgeerbt, wae aber durch S., der unter ſeiner Regierung unumſchränkt geherrſcht hatte, aufrecht erhalten woeden. Muead III., welcher nun den Thron beſtieg, beſtätigte zwar S. in ſeinen Würden, ließ ſich aber von Günſtlingen und Weibern beherrſchen, welche den kräftigen, energiſchen Geoßweſſir zu ſtüezen ſuchten. S.'s letzte politiſche Geſchäfte waeen Traktate mit den auswärtigen Mächten. Venedig, Philipp II. von Spanien, Eliſabeth von England, Florenz, Frankreich und die Schweiz ſendeten Botſchafter, deeen Verhandlungen größtentheils auf Freiheiten des Handels und der Schifffahrt ſich bezogen. Am 11. Okt. 1579, als S. eben in ſeiner Behauſung Abends Divan hielt, nahete ſich ihm ein Derwiſch, untee dem Vorwande eine Bittſchrift zu überreichen, und ſtieß ihn mit einem Dolche nieder. Dee Mörder, welchem die Folter kein Geſtändniß zu entreißen vermochte, wurde am folgenden Tage von viee Pferden zerriſſen. Von Natur nicht grauſam, ſondern nue ſtreng in dee Erfüllung ſeiner Berufspflichten, befleckte S. ſeine 14jährige Regierung nie durch zwecklose Hinrichtungen. Seine Staatsklugheit und ſein Feldherrntalent hatten das osmaniſche Reich unter 2 Regenten auf einer Höhe erhalten, voe welcher das ganze Abendland zitterte. Mit ſeinem Tode begann der Veefall des Reichs. Vergl. J. v. Hammer, Geſchichte des osmaniſchen Reichs, 3. u. 4. Band, Peſth 1828—1829; — Schrenk, Leben großer Helden, Innsbruck 1602.

Sokollitz, ſ. Jaktorower Hauland.

Sokollow (Sokolow), ruſſ.-poln. Stadt, Gouvern. Lublin, nöedlich von Siedlez; 3 ſchöne Kirchen der Reformaten, Baſilianer und barmherzigen Schweſtern, Tuch-, Leinwand- und Lederfabriken; 3000 Ew.

Sokolnicki, Michael, polniſcher General, 1760 im Palatinat Poznanien geboren, trat als Kadet in die polniſche Armee, 1780 ins Geniecoeps, wurde 1787 Hauptmann, dann Oberſtlieutenant, machte den Feldzug von 1792 mit und teat 1794 auf die Seite Kosciusko's. Er eerichtete auf ſeine Koſten ein Jägerregiment, wurde jedoch ſpätee gefangen und nach Peteesburg gebracht. Er entkam nach 3jäheiger Gefangenſchafe und ging nach Paris, wo er unter die polniſche Legion des Generals Kniaziewikz trat. Dann führte er dieſe Abtheilung der Legion zu Dumbeowski nach Italien. Nach der Schlacht bei Jena 1806 ging ee nach Polen zurück, focht 1809 gegen die Oeſterreicher, ward 1810 Diviſionsgeneral, begleitete Napoleon auf den Feldzügen 1812—14, befehligte die Schüler der polytechniſchen Schule auf dem Montmartre und fühete die Reſte der polniſchen Armee nach Polen zueück. Hier † er in Folge eines Sturzes vom Pfeede bei einer Muſterung.

Sokolnik, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Warſchau (Maſovien), nordweſtl. von Wielun; 980 Einw.

Sokolniki (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-S.), Peov. u. R.-B. Poſen, Kr. Samter; 190 Einw.; — 2) (Klein-S.), daſ.; 110 Ew.; — 3) daſ., Kr. Schroda; 140 Einw.; — 4) Pfaeedorf daſ., Kr. Wreſchen; 340 Einw.

Sokolnitz (Geoge.), 1) öſterr.-mähr. Allodialherrſchaft, Kr. Beünn; 5950 Joch 1540½ Kl. Areal und 2320 Einw.; — 2) Doeſ daſ.; Schloß mit Kapelle, Lederfabrik; 750 Einw.

Sokoloff (Biogr.), 1) Iwan, Kupferſtecher, um 1725 geboren und an der Akademie in St. Petersburg gebildet, wae Hofkupferſtecher der Kaiſeein Eliſabeth. Mitglied der Akademie; † um 1806. — 2) Peter, Maler, ging als Penſionär der Akademie in St. Petersburg nach Rom, malte hiſtoriſche und allegoriſche Darſtellungen in der Weiſe Battoni's, wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor an der Akademie in St. Petersburg und † 1791. — 3) Peter Iwanowitſch, ruſſ. Gelehrter, 1766 zu Moskau geboren, 1786 Lehrer bei dem akademiſchen Gymnaſium zu Petersburg, 1802 beſtändigee Sekretär der Akademie; † als Staatsrath 1835 zu Petersburg. Schrieb: Anfangsgründe der ruſſ. Sprache, 1788, 5. Aufl. 1810; — Ruſſiſche Grammatik, 1809. — Gab heraus: Die Biene, 1805; überſetzte Ovids Metamorphoſen und nahm großen Theil an der Abfaſſung des von der Akademie heeausgegebenen ruſſ. Lexikon und Grammatik.

Sokoloi Gori, Gebirg, ſ. Wolgagebirg.

Sokolova, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Charkow, Kr. Znlew.

Sokolovka, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Kiew, Kr. Uman.

Sokolow (Geogr.), 1) ſ. v. a. Sokollow; — 2) öſterr.-galiz. Flecken, Kr. Rzeszow.

Sokolowetz (Unter-S., Dolnj Sokolowec), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslan, Gut Liditz; 210 Einw.

Sokolowo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Czarnikau; 180 Einw.; — 2) daſ., Kr. Gneſen; Domänenvorwerk; 110 Einw.; — 3) Kr. Wreſchen; 250 Einw.

Sokoly, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Trebitſch; 150 Einw.

Sokorohegy, ungar. Gebirg, raaber Geſpannſchaft.

Sokota, afrik. Stadt, Habeſch, Tigre, am Tacazze.

Sokotora (Sokotra), Inſel, ſ. Socotra.

Sokoua (Sockwa), afrik. Stadt, Nigritien, Hauſſa, ſüdöſtl. von Kano, an einem Fluß, der in den Yeou mündet.

Sokratik, Sokratiker, Sokratiſche Philoſophie ꝛc., ſ. Socrates 1).

Sokratismus, ſ. v. a. Sokratiſche Philoſophie und Sokratiſche Lehrart, ſ. Socrates 1).

Sokul, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Volhynien, Kr. Luck.

Sol (röm. Mythol.), der Sonnengott, bildete ſich bei den Römern durch die Lostrennung des urſprünglich mit Janus verbundenen Sonnengottes; der doppelköpfige Janus bezeichnete nämlich die hermaphroditiſche Vereinigung des S. u. der Luna. Schon Titus Tatius ſoll dem S. einen Altar und Tempel errichtet haben; wenigſtens war in Italien, zumal bei den Sabinern, Feuer- und Geſtirnverehrung heimiſch. Als Genius gibt der Sonnengott den Neugebornen den Lebensodem, u. vom Sonnengenius ſtammt auch das Herdfeuer von Lavinium. Bei den Römern genoß S. ſchon früh göttliche Ehre, wurde aber vielfach mit Apollo, Liber, Herkules, Merkur verbunden oder verwechſelt, beſonders aber mit Helios. Mythologiſch war den Römern S. einer der Titanen, der, weil er allein an dem Kampfe keinen Antheil genommen, eine Stelle am Himmel erhielt, oder ein Sohn des Hyperion oder des Jupiter oder des Vulkan. So alt aber auch der Sonnendienſt in Rom war, ſo erhielt S. doch lange keinen Tempel; man ehrte ihn im Freien durch Altäre, weil man es nicht für paſſend hielt, den Gott, der Allen immer ſichtbar ſey, in Tempel einzuſchließen. Auguſtus errichtete ihm einen Obelisken auf dem Marsfeld; aber erſt ſeit dem Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. wurde der Sonnenkult in Rom allgemeiner, indem Heliogabel, ſelbſt ein Prieſter der Sonne, denſelben einführte und den S. ſogar als einzigen Gott verehrt wiſſen wollte. Er baute ihm einen Tempel auf dem Palatin, geſellte ihm die Aſtarte von Karthago als Gattin bei und verſetzte auch das Palladium, die Ancilien und die Veſta dahin. Als Symbol ſeines Gottes hatte er einen ſchwarzen pyramidalen Stein nach Rom gebracht, dem er die Inſchrift Sancto Deo Soli Elagabal gab. Noch bekannter wurden die Römer mit dem Sonnendienſte durch die Feldzüge gegen den Orient unter Aurelian und Probus. Nach dem Siege über Zenobia brachte Aurelian aus Palmyra Statuen eines Sonnengottes nach Rom und ließ ſie in einem prächtigen, neu errichteten Tempel aufſtellen. Von nun an erhielt der S. ein eigenes Prieſterkollegium, und der Natalis Solis invicti (25. December) wurde von da an zu Rom als allgemeiner Feſttag durch öffentliche Spiele gefeiert. Man zog im Pomp ins Freie und ſchaute unverwandt zum Himmel auf. Ein anderer Tempel des S. ſtand am Circus Maximus, und älter war das Pulvinar Solis neben dem Tempel des Quirinus, wo Papirius das Solarium aufſtellte und der Gott als Indiges jährlich am 8. Aug. ein öffentliches Opfer erhielt. Auch Konſtantin, ehe er zum Chriſtenthum übertrat, und Julian verehrten den S. oder Pater Mithras vor allen andern Göttern.

Sol (nord. Myth.), 1) die Aſin, Sonne, der Himmelskörper ſelbſt, ſchien, als im Anfang der Tage Burs Söhne die Himmelsbogen aufgerichtet, von Süden auf des Saales (Weltgebäudes) Steine (Berge). Ihre rechte Hand um die Himmelsroſſe oder das Himmelsroßthor geworfen, wußte ſie nicht, wo ſie ihre Wohnung hatte, bis die Götter ihren Lauf zur Berechnung der Tageszeiten und des Jahres beſtimmten. Der vor der S. ſtehende Schild heißt Svalin. Durch den Winter Fimbulvitur verliert die S. ihre Wärme, und wird am Ende der Welt ſchwarz. Doch hat ſie, ehe der Wolf Fenrir (ſ. d.) ſie verdirbt, eine Tochter geboren, die nach Erneuerung der Mutter Bahn geht. Die S. verehrte man, indem man ſich vor ihr beugte, doch galt die Verehrung mehr dem, der ſie geſchaffen. So ließ ſich der todtſieche Thorkell Mani Lovſögnmadr in die Strahlen der S. tragen, und befahl ſich dem Gotte, der die S. geſchaffen, und Thorſtein Ingemundarſon gelobte bei dem, der die S. geſchaffen, daß er, wenn die Berſerkerwuth von Thorir wiche, Thorker Grafla auferziehen wollte. — 2) S., die Wagenlenkerin der Sonne, unter die Aſinnen gerechnet, Mundilfaris Tochter, Manis (des Mondes) Schweſter, ſo hold und ſchön, daß ſie von ihrem Vater S. genannt wurde, ward von den über dieſen Stolz erzürnten Göttern an den Himmel geſetzt und zur Lenkerin der Roſſe Alsſvidur und Arvakur gemacht, die den Sonnenwagen zogen, den die Götter zur Erleuchtung der Welt aus Muspelheims Funken geſchaffen. Sie fährt hurtig aus Furcht vor dem Wolfe Skoll. Vor ihr geht Hati.

Sol (Alchem.), das Gold wegen ſeiner glänzenden gelben Farbe und zur Bezeichnung der Parallele zwiſchen dem Werthe dieſes Metalls und dem, welchen die Sonne für die Erdbewohner hat.

Sol (Muſ.), die 5. Stufe eines ſogen. Herachords der guidoniſchen Solmiſation, ſ. Solmiſation. — 2) Name des Tones g bei den Ita-

Digitized by Google

lienern und Franzoſen, überhaupt Allen, welche jene ſieben Solmiſationsſylben als Tonnamen beibehalten haben.

Sol, Münze, ſ. v. a. Son.

Sol (nord. Lit.), Name der Rune S.

ſola (sc. fide, durch den Glauben allein), in den erſten Jahrhunderten der lutheriſchen Kirche Bezeichnung der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg befahl den 1540 zum Religionsgeſpräch nach Worms abgehenden Geſandten, ohne das Wörtlein S. nicht zurückzukehren; Fr. Strauß gab 1844 eine Predigtſammlung unter dem Titel S. heraus.

Sola (Geogr.), 1) weſtind. Inſel, kleine Antillen, nordöſtl. von Margnerita, 11° 19′ 30″ nördl. Br. u. 65° 59′ 45″ weſtl. L.; — 2) auſtral. Inſel, Tonga-Archipel; — 3) öſterr.-galiz. Fluß, entſpringt im Hochgebirge der Karpathen, an der äußerſten Grenze des wadowicer Kreiſes; ein Theil des Fluſſes hat mit der Weichſel auf drm ſogenannten Berania-Berge an der öſterr.-ſchleſiſchen und gal. Grenze ſeinen gemeinſchaftlichen Urſprung. Die Flußlänge von dem Urſprunge bis zur Ausmündung in die Weichſel beträgt an 11 Meilen. Die Floßbarkeit fängt nach der Vereinigung mit dem Koszarowy-Fluſſe bei Seybuſch an, wozu aber ein Waſſerſtand erfordert wird, mit welchem die Abflößung ununterbrochen bis in die Weichſel hinab erfolgen muß, weil höhere Waſſerſtände die Flößung gefährden. An dieſem Fluſſe liegen die Städte Rielrdwia, Kenty und Oswiecim.

Solà, Antonio, Bildhauer von Madrid, genoß den erſten Unterricht an der Akademie daſelbſt und ging dann 1809 nach Rom, wo er den Ruf eines vorzüglichen Künſtlers gründete. Auf eine Statue der Pſyche von 1810 folgten mehre andere Standbilder, meiſt in Gyps und einige Büſten. Im J. 1819 brachte er eine Statue des Meleager zur Ausſtellung, die auch in deutſchen Blättern mit Ehren erwähnt wurde. Später (1821) vollendete er eine Gruppe der Venus, wie ſie den Amor das Bogenſchießen lehrt, ebenfalls ein treffliches Werk. Noch größeren Beifall erwarb ihm aber eine koloſſale Gruppe, welche er 1830 für den König in Spanien in Marmor ausführte, den Schwur von Daviz und Valarde darſtellend, eines der vorzüglichſten Werke der modernen italieniſchen Schule. Sein letztes Werk für den Infanten Don Carlos ausgeführt, iſt eine Gruppe des Kindermords. S. war Rath und Cenſor der Akademie von S. Luca in Rom, Mitglied mehrer anderen Akademien und Profeſſor der von Florenz und Madrid. S. † 1838.

Solacrinus (foſſ. Krinoid.), nach Goldfuß, Gattung der ungeſtielten Artikulaten, Knopf mit Ranken beſetzt, mehr od. minder hoch, fünfſeitig, von einem fünfſeitigen Nahrungskanal durchbohrt, hat 5 kleine Baſalſtücke und die 5 erſten Glieder der Kelchradien. Alle übrigen Theile ſind noch unbekannt. Im Jurakalke.

Solacz, preuß. Dorf, Prov., R.-B. u. Kr. Poſen; 150 Einw.

ſolaeus (Anat.), ſ. v. a. Soleus.

Solagna, öſterr.-ital. Dorf, Gubern. Venedig, Prov. Vicenza, Diſtr. Baſſano, nordöſtl. von Vicenza, rechts an der Brenta und am Fuße des Berges Colalto; 1750 Einw.

Solair, vorderind. Fluß, Dekan, mündet in den Godavery, links.

Solaize, franz. Dorf mit Märkten, Depart. Iſère, Bez. Vienne; 830 Einw.

Solakrinit (foſſ. Krinoid.), ſ. v. a. Solacrinus (ſ. d.).

Solaks, ſ. Janitſcharen.

ſolamen ſcabioſorum (pharm. Bot.), d. h. Troſtmittel der Krätzigen, ſ. v. a. Herba Fumariae, ſ. Fumaria officinalis *L.*

Solan, öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Libochowitz; 310 Einw.

Solana (a. Geogr.), Stadt in Serica am Fluſſe Bautiſus, öſtl. von Ottorocorra (Ptol. VI, 16, 8).

Solana (n. Geogr.), 1) ſpan. Flecken, ſüdöſtl. von Badajoz, links an der Guadagira; 230 Ew.; — 2) Flecken daſ., öſtlich von Ciudad-Real; 830 Einw.

Solanaceä (Bot.), nach Reichenbach, dikotyledoniſche Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelch frei, 5theilig, ſelten 3—4- oder 6theilig, bleibend oder ſelten umſchnitten-abfällig, mit bleibender Baſis. Blume unterweibig, radförmig, glockig, trichterig oder tellerförmig, in dem Blüthenknopſe längsfaltig oder klappig; Zipfel des Saums ſo viele als Kelchzipfel, meiſt gleich. Staubgefäße 5 (ſelten 4 odrr 6), im Grunde der Blume befeſtigt, getrennt, ſelten verwachſen. Eierſtock zweifächerig odrr unvollſtändig 4fächerig (ſelten 3- oder 5fächerig); Fächer vieleiig. Griffel 1, mit ganzer oder 2lappiger Narbe. Frucht eine 2klappige, ſeltner 4klappige oder umſchnittene Kapſel, oder eine Beere, vielſamig. Samenträger dick, in der Mitte der Scheidewand angewachſen. Samen mit großem Eiweiß. Keim gebogen bis ringförmig, oder ſchraubenförmig. Keimblätter flach. Kräutrr, Sträucher odrr Bäume, wit wäſſerigem Safte. Die Blätter wechſelſtändig, einfach, ganz, gezähnt, gebuchtet, gelappt oder fiederſchnittig, ohne Nebenblätter. Die Blüthen meiſt zwitterig und regelmäßig, einzeln, trugdoldig, riſpig, doldig oder traubig, gipfel-, achſel- oder außerwinkelſtändig. Dieſe Familie enthält über 600 Arten (in 36—43 Gatt.), welche zwar über alle Welttheile verbreitet, jedoch ſo vertheilt ſind, daß die meiſten den Tropenländern (namentlich Amerika's) angehören, während ſie in den beiden gemäßigten Zonen an Zahl bedeutend abnehmen und in der kalten Zone ganz fehlen. Bei allen kommt ein narkotiſcher oder narkotiſch-ſcharfer Stoff, bald in dem einen, bald in dem andern Organe mehr koncentrirt, vor, weshalb alle Solanaceen mehr oder weniger giftig ſind und manche ſogar zu den gefährlichſten Giftpflanzen gehören. Viele ſind aber, eben ihrer ſtarken Wirkſamkeit wegen, ſehr wichtige Heilmittel. Von andern, bei welchen die giftigen Beſtandtheile durch die Kultur ſich vermindert haben, oder durch das Kochen und Zubereiten zerſtört werden, dienen die Blätter und Früchte, hauptſächlich aber die

Knollen zur Nahrung für Menſchen und Hausthiere. Es gibt auch manche ſchönblühende Gewächſe darunter, welche zur Zierde in Gärten gezogen werden; aber nur wenige tragen wohlriechende Blüthen. Von den nah verwandten Scrophularinen ſind die Solanaceen durch die gefaltete, meiſt regelmäßige Blume und den gekrümmten Keim, von den noch näher verwandten Konvolvulaceen durch die reichſamige Frucht, den verdickten Samenträger und die flachen Keimblätter verſchieden. — Die bequemſte und einfachſte Eintheilung der Solanaceen iſt die von Reichenbach in drei Gruppen: a) Nolaneae, mit einer Steinfrucht; Typus: Nolana *L.*; b) Solaneae, mit einer Beerenfrucht; Typus: Solanum *L.*; c) Daturene, mit einer Kapſelfrucht; Typus: Datura *L.* Vergl. Reichenbach, Conspectus regni veget., S. 125. — Nach Okens Syſtem bilden die Solanaceen unter dem Namen der Droſſel-Laubpflanzen oder Schlutten die 3. Zunft der 9. Klaſſe. — Literatur: Dunal, Hist. du Solanum, 1813, 4; — Balſamo-Crivelli, De Solanacearum familia et Verbascis, Ticini 1825, 8; — Oken, Allgem. Naturgeſch., Bd. III, S. 967 ff.

Solanandra (Bot.), nach Perſoon, Pflanzengattung. Art: S. cordifolia *Pers.*, ſ. v. a. Galax aphylla *L.*

Solander (Geogr.), 1) auſtral. Inſel, Neu-Seeland, ſüdweſtlich von Neu-Seeland, im großen Süd-Ocean; ein dürrer hoher Fels; 46° 32′ ſüdl. Br. und 184° 19′ öſtl. L.; — 2) Vorgebirg daſ., Neuholland, Cumberland, an der Südſeite der Botany-Bai.

Solander (Biogr.), Daniel, Naturforſcher, 1736 im Stift Nordland in Schweden geboren, reiſte über Lappland, Archangel nach Petersburg, dann nach England. Hier war er eben zum Beſuch am Bord eines Kriegsſchiffes, als daſſelbe unmittelbar nach den kanariſchen Inſeln ſegeln mußte. S. machte die improviſirte Reiſe mit, unterrichtete die Midſchipmans in der Naturgeſchichte und ward nach ſeiner Rückkehr beim britiſchen Muſeum angeſtellt. In den Jahren 1768—71 machte er Cooks erſte Reiſe mit und wurde nach ſeiner Rückkehr Unterbibliothekar am Muſeum. Er † 1781. Schrieb: Beſchreibung der in Hampſhire gefundenen und von Guſt. Brander dem britiſchen Muſeum geſchenkten Verſteinerungen.

Soland-Goose (engl., Ornith.), ſ. v. a. Baſſansgans, Pelecanus Bassanus *L.*, Sula alba *Meyer.*

Solandra (Bot.), I. nach Swartz, Gattung der Solaneae Datureae *Endl.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch glockenförmig, 5ſpaltig. Korolle bauchig, mit 5ſpaltigem, wellenförmigem Rande. Antheren beweglich. Beere 4fächerig. Von 6 Arten, Sträuchern in Südamerika und Oſtindien, ſind am bekannteſten: 1) S. grandiflora *Sw.* In Jamaika, an den größten Bäumen hinankletternd und in Felſenſpalten. Stengel ziemlich dick, äſtig. Blätter lederartig, abwechſelnd, länglich, ganzrandig. Blumen groß, weiß, wohlriechend, trichterförmig. Dieſe Pflanze gehört zu den ſcharfen Giftgewächſen und wird auf den Antillen in gleicher Art, wie bei uns der Stechapfel angewendet. Jacq., Hort. Schoenbr. — 2) S. viridiflora *Ker.* In Braſilien. Stengel bis 4 Fuß hoch. Blätter länglich, lederartig. Blumen grün, am Schlunde bauchig-aufgeblaſen. Bot. Cab. 628. — Dieſe Gewächſe kultivirt man an einer Wand oder einem Pfeiler des Warmhauſes und gibt ihnen im Winter ſehr wenig Waſſer. Im Sommer bei warmem Sonnenſcheine müſſen ſie viel Luft und etwas Schatten haben, ſo wie auch viele Feuchtigkeit, beſonders von oben. Sie gedeihen am üppigſten in Holz- oder leichter Lauberde, mit Flußſand und einigen alten Rindenſtücken gemiſcht. — II. Nach Linné, Pflanzengattung. Art: S. capensis *L.*, ſ. v. a. Hydrocotyle Solandra *L. fil.* — III. Nach Murray, Pflanzengattung. Arten unter Hibiscus und Lagunäa.

Solanetz, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Herrſch. Walachiſch-Meſeritſch; 880 E.

Solango, ſüdamerikan. Vorgebirg, Columbia, Ecuador, Dep. Guayaquil, ſüdlich vom Kap S. Lorenzo.

Solanidae Insulae (a. Geogr.), Inſeln an der Oſtküſte von Arabia Felix (Plin. 17, 28, 32).

Solani furiosi s. lethalis s. maniaci Radix (pharm. Bot.), ſ. Atropa Belladonna *L.* — Solani maniaci Herba, ſ. v. a. Herba Hyoscyami, ſ. Hyoscyamus niger *L.* — Solani quadrifolii Radix et Herba, ſ. Paris quadrifolia *L.* — Solani racemosi Radix, Herba et Baccae, ſ. v. a. Phytolaccae R., H. et B., ſ. Phytolacca decandra *L.* — Solani lignosi s. scandentis Stipites, ſ. v. a. Stipites Dulcamarae; ſ. Solanum Dulcamara *L.* — Solani vesicarii Baccae, ſ. v. a. Baccae Alkekengi; ſ. Phisalis Alkekengi *L.*

Solanillos-del-Eſtremo, ſpan. Flecken, weſtlich von Cifuentes; 400 Einw.

Solanin (Solanium, Chem.), eine organiſche Salzbaſe, von Defoſſes entdeckt, findet ſich im ſchwarzen Nachtſchatten (Solanum nigrum), in der Kartoffelpflanze (S. tuberosum), beſonders in den Keimen von alten in Kellern aufbewahrten Kartoffeln, im Bitterſüß (S. Dulcamara), im wollkrautartigen Nachtſchatten (S. verbascifolium) und wahrſcheinlich noch in andern Solanumarten. Am beſten eignen ſich zur Darſtellung des S. die Kartoffelkeime. Dieſelben werden friſch zerquetſcht, mit ſchwefelſäurehaltigem Waſſer ausgezogen, der Auszug mit eſſigſaurem Blei gefällt, die vom Niederſchlage abfiltrirte Flüſſigkeit mit Kalkmilch verſetzt, der dadurch erhaltene Niederſchlag mit Alkohol extrahirt, die geiſtige Löſung verdunſtet und das ſo erhaltene S. durch wiederholtes Löſen in Weingeiſt, Filtriren und Verdunſten gereinigt. Henry zieht die gepulverten Bitterſüßſtengel mit Weingeiſt von 0,865 ſpec. Gew., der mit $^1/_{24}$ Schwefelſäure angeſäuert wurde, aus, verſetzt den Auszug mit überſchüſſigem Kalkhydrat, ſchüttelt tüchtig, filtrirt nach einiger Zeit, zieht den Weingeiſt von dem Filtrat ab, wäſcht den trockenen Rückſtand mit Waſſer, behandelt ihn dann mit ſehr verdünnter wäſſe-

Digitized by Google

riger Schwefelſäure, ſo lange dieſe etwas aufnimmt, verſetzt die Löſung mit überſchüſſigem Aetzammoniak, wo S. als ein gallertartiger Niederſchlag ſich ausſcheidet, das er mit kaltem Waſſer wäſcht, dann in Alkohol löſt und verdampft. Das S. bildet blendendweiße, perlmutterglänzende, platte vierſeitige Prismen oder ein Pulver von ähnlichem Anſehen, iſt luftbeſtändig, geruchlos, von widrig bitterlichem und anhaltend kratzend ſcharfem Geſchmack nach rohen Kartoffeln. Das aus Bitterſüß erhaltene hat zugleich den reizenden Nachgeſchmack von Bitterſüß. Es wirkt narkotiſch giftig, nach Otto auffallend lähmend auf die hintern Extremitäten, bewirkt, aufs Auge geſtrichen, keine Erweiterung der Pupille; reagirt ſchwach alkaliſch; ſchmilzt nicht ohne Zerlegung, iſt nicht flüchtig, löſt ſich wenig in Waſſer, die Löſung ſchäumt beim Schütteln, reagirt faſt gar nicht alkaliſch, wird auch durch Gallustinktur nicht getrübt. In Weingeiſt löſt es ſich langſam, die Solution reagirt ſchwach alkaliſch; von Aether wird es nicht aufgenommen. Koncentrirte Salpeterſäure löſt es ohne Farbe, koncentrirte Schwefelſäure mit brauner, dann violeter Farbe. Zuſammenſetzung: $C_{84}H_{73}NO_{28}$. Mit Säuren bildet es die Solaninſalze (ſ. d.).

Solaninſalze (Chem.). Das Solanin wird nur ſchwierig von Säuren neutraliſirt, die hierdurch entſtehenden Salze ſind meiſt unkryſtalliſirbar, gummiartig; das oxalſaure, phosphorſaure und ſchwefelſaure Solanin kryſtalliſiren; ſie ſind geruchlos und ſchmecken widerlich bitter und anhaltend kratzend ſcharf, löſen ſich leicht in Waſſer und Weingeiſt, die wäſſerigen Löſungen werden durch ätzende und kohlenſaure, oxalſaure und phosphorſaure Alkalien, Gallustinktur weiß, durch Platinchlorid gelb gefällt.

Solankhi, Dynaſtie in Guzurate (ſ. d.).

Solano, ein dem Sirocco (ſ. d.) ähnlicher Südweſtwind.

Solanocrinites (foſſ. Rad.), ſ. v. a. Solacrinus (ſ. d.).

Solanoides (Bot.), nach Mönch, Pflanzengattung. Arten unter Rivina.

Solanto, ital. kleiner Hafen mit einem Fort, Inſel Sicilien, ſüdöſtlich von Palermo, im tyrrhener Meer.

Solanum (Bot.), nach Linné, Nachtſchatten, Gattung der Solanaceae Solaneae *Rchb.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 5ſpaltig. Blume radförmig, mit 5theiligem, gefaltetem Saume. Staubbeutel aufrecht, zuſammenſchließend oder zuſammenhängend, an der Spitze mit 2 Löchern aufſpringend. Beere 2-, ſelten 4fächerig, vielſamig. Die Gattung enthält 500 Arten, unbewehrte oder dornige, oft auch ſternhaarig-filzige, unanſehnliche Kräuter, Halbſträucher, Sträucher und Bäume, in Südamerika hauptſächlich einheimiſch, mit heilſamen und verdächtigen Kräften. Die wichtigſten Arten ſind folgende: 1) S. acutilobum *Dun.* Strauch in Braſilien, dem S. paniculatum *L.* nahe verwandt und auch in gleicher Art angewandt. — 2) S. albidum *Dun.*, weißlicher N. Baum auf den Gebirgen von Peru. 30 Fuß hoch, dornig-ſtachelig. Blätter buchtig-gelappt, oben glänzend, unten weißgrau-filzig, unbewehrt. Trugdolden vielblüthig, einſeitig. Die Blätter gebraucht man zu Umſchlägen bei bösartigen Geſchwüren. R. u. Pav., Fl. per., 2, T. 175, b. — 3) S. amazonicum *Ker.*, Amazonen-N. Strauch in Mexiko. Filzig. Blätter länglich-eirund, ausgeſchweift oder buchtig-gelappt. Blumen groß, dunkelblau, unregelmäßig, in afterdoldigen Trauben, mit getrennten Geſchlechtern. Kelche der fruchttragenden Blüthen am Grunde ſtachelig. Wird oft in Gärten kultivirt, wird aber nicht alt und muß oft durch Stecklinge angezogen werden. Bot. Cab. 352. — 4) S. bahamense *L.* Strauch auf den Bahama-Inſeln. Blätter dornig, lanzettlich, ſtumpf, ausgeſchweift, am Rande umgebogen. Die gelben, erbſengroßen Beeren benutzt man in Oſtindien bei Halsgeſchwüren. Dill., Elth., T. 271, F. 350. — 5) S. bonariense *L.* Strauch in Buenos Ayres. Stengel bis 7 Fuß hoch, faſt wehrlos, gebogen, braun. Blätter deltaförmig, faſt ausgeſchweift, lanzettförmig, ſcharf punktirt. Blumenſtiele unter den Blättern ſeitenſtändig, oft 5ſpaltig, faſt doldentraubig; Blumen groß, überhängend, weiß, außen filzig. Dieſer Zierſtrauch wächſt und blüht ſehr üppig, wenn man ihn im Juni an einer warmen Stelle ins freie Land pflanzt. Dill., Elth., F. 351. — 6) S. campanulatum *R. Br.*, glockenblüthiger N. Sommergewächs in Neuholland. Stengel dicht mit pfriemenförmigen Stacheln beſetzt. Blätter eirund, eckig-gelappt, rauhhaarig, wie die Kelche ſehr ſtachelig. Blumen groß, hellblau. Bot. Mag. 3672. — 7) S. carolinense *L.* In Karolina; ausdauernd. Dornig-ſtachelig. Blätter eirund-länglich, buchtig-eckig, ſpitzig, am Grunde ungleich; zottig. Trauben endſtändig. Die Beeren ſollen mit Erfolg gegen Tetanus verordnet werden. Dill., Elth., T. 269, F. 348. — 8) S. cernuum *Arr.*, überhängender N. Strauch in Braſilien, wo die kräftig ſchweißtreibenden Blätter und Blüthen beſonders gegen Syphilis angewendet werden. — 9) S. chenopodioides *Lam.*, gänſefußblättriger N. Sommergewächs in Chili. Blätter länglich, ausgeſchweift-buchtig, etwas rauhhaarig. Trugdolden ſeitlich, überhängend. Den ausgepreßten Saft benutzt man in Chili gegen eine gefährliche Fieberkrankheit mit dem beſten Erfolg und auch äußerlich bei Augenkrankheiten. Feuillé, 2, T. 14. — 10) S. crispum *R.* et *P.*, krauſer N. Strauch in Chili. Bis 18 Fuß hoch, unbewachſen. Blätter eirund, faſt herzförmig, wellenförmig-kraus, langgeſpitzt. Blumen doldentraubig, lillafarbig, mit purpurrothem Längsſtriche in der Mitte der Einſchnitte. In einigen Gärten Englands und Schottlands dauert dieſe Art an einer Südmauer im Freien aus, wächſt ſehr üppig und blüht zahlreich. Eine Abkochung der bittern Blätter wird in Chili häufig gegen entzündliche Fieber angewendet. R. u. Pav., Fl. per., 2, T. 158. — 11) S. Dulcamara *L.*, kletternder N., Bitterſüß, Alfranken, Alpranken, Waſſerranken, Hirſchkraut, Hinſchkraut, Mäuſeholz. Halb-

ſtrauch in Europa und Nordamerika, in feuchten Gebüſchen, am Ufer der Bäche und Flüſſe. Unbewehrt; Stengel hin und her gebogen. Blätter eirund-herzförmig, die obern ſpießförmig geöhrt; die doldentraubigen Trugdolden den Blättern gegenſtändig oder ſeitlich; Blumen violet, am Grunde der Zipfel mit einem grünen, weißlich eingefaßten Fleckchen. Beeren eiförmig. — Die ganze Pflanze riecht friſch, beſonders zwiſchen den Fingern gerieben, ziemlich ſtark und unangenehm, trocken ſehr ſchwach. Die Stengel und Blätter haben Anfangs einen unangenehm bittern, bald darauf aber einen ſüßen, nicht widrigen Geſchmack (daher der Name Bitterſüß). Officinell ſind die vorjährigen, jungen Stengel, Stipites s. Caules Dulcamarae s. Dulcisamarae s. Amarae dulcis s. Solani Dulcamarae s. S. scandentis s. lignosi. Sie enthalten bitterſüßen Extraktivſtoff (Dulkamarin) und ein Alkaloid (Solanin), ferner einen thieriſch-vegetabiliſchen Stoff, gummöſen Extraktivſtoff, Kleber, Weichharz, Benzoëſäure und einige Salze, und wirken ſcharf narkotiſch, in größern Mengen ſogar betäubend, in gewöhnlicher Gabe aber vorzüglich die Abſonderung in den vegetativen Organen befördernd. Deshalb wendet man ſie an gegen Skropheln, Hautausſchläge, Syphilis, Gicht, chroniſche Katarrhe, Rheumatismus u. ſ. w. Auch die Wurzelrinde iſt ein kräftiges Heilmittel, jetzt aber nicht mehr in Gebrauch. Die Beeren ſind ſehr ſcharf und auch etwas narkotiſch-giftig und veranlaſſen ſchon in geringer Menge heftige Durchfälle und Erbrechen. Man ſieht dieſe Staude gern an Ufern, weil ſie durch ihre ſich weit verbreitenden Wurzeln die Dämme befeſtigt. Die Zweige geben Reife zu kleinen Fäßchen und Kannen. Die Landleute hängen die Pflanze dem Vieh wider den Alp an den Hals. Mit dem Geruch des Holzes ſoll man Ratten und Mäuſe vertreiben, und die Jäger nehmen es zu der Witterung für Füchſe. Hayne, Arzneig., 2, T. 39. — 12) S. elegans *Dun.*, hübſcher N. Strauch in Neuholland. Stengel filzig, ſtachelig. Blätter länglich, langgeſpitzt, filzig, unten gelbweiß, buchtig-ausgeſchweift, ſtachelig. Blumen hellviolet, in filzigen, ſtacheligen Trauben. Dunal., Sol., T. 58 — 13) S. esculentum *Dun.*, S. Melongena *L.* eßbarer N., Eierpflanze. Im tropiſchen Aſien und Afrika einheimiſch, aber im wärmern Amerika und in Südeuropa häufig in Gärten gezogen; einjährig. Stengel faſt krautartig, bis 2 Fuß hoch, ſtachelig. Blätter eirund, ganzrandig oder etwas buchtig, filzig, ſtachelig. Blumenſtiele hängend, verdickt; Blumen lillefarbig, groß, vieltheilig, ſtachelig. Früchte oval, von der Größe eines Hühner- od. Gänſeeies, violet, gelb oder grauweiß. Aendert ab: der Stengel, Blätter, Blüthenſtiele u. Kelche kurzſtachelig (S. insanum *L.*) oder die ganze Pflanze unbewehrt (S. Melongena *L.*). Die Früchte werden in den heißen Ländern und auch in vielen Gegenden Südeuropa's häufig gegeſſen und zwar an Saucen, gedämpftem Fleiſche und Suppen oder auch auf dem Roſt gebraten, doch muß man an dieſe Speiſe gewöhnt ſeyn, um ſie ſo angenehm zu finden, wie die Bewohner jener Gegenden. Unter dem Namen Mala insana s. Poma Melongenae gebraucht man ſie zu zertheilenden und ſchmerzſtillenden Umſchlägen, beſonders auf Hämorrhoidalknoten. In Oſtindien benutzt man ſie, in Seſamöl gekocht, gegen Zahnſchmerzen, ſowie die Blätter zu lindernden Breiumſchlägen und innerlich gegen Berauſchung. In Deutſchland kommt dieſe Pflanze nur in Töpfen oder auf warmen Rabatten, beſſer aber in Miſtbeeten fort. Man ſäet die Samen im März ins Miſtbeet und verpflanzt die Setzlinge, wenn ſie ſtark genug ſind. Rheede, H. mal., 10, T. 74. — 14) S. fastigiatum *Willd.*, gegipfelter N. Strauch in Mexiko. Faſt wehrlos. Blätter eirund-länglich, buchtig-ausgeſchweift, weichhaarig. Blumen hellblau, in geſtielten End-Doldentrauben. Dun., Sol., T. 16. — 15) S. ferox *L.*, wilder N. Strauch in Oſtindien. Dornig. Blätter faſt herzförmig, buchtig-eckig, wollig-filzig, dornig; Dornen ſtark, gerade. Blüthenſtiele gehäuft, entweder dornig oder unbewehrt. Man gebraucht dieſe Pflanze bei Schleimfiebern, geſtörter Verdauung und langwierigem, veraltetem Huſten. Die Wurzel wird angewendet, um Erbrechen zu ſtillen; in größern Gaben wirkt ſie purgirend. Rheede, H. mal., 2, T. 35. — 16) S. flavum *Kit.*, gelber N. In Mitteleuropa, auf Schutt; einjährig. Wird als Varietät zu S. nigrum *L.* gezogen, mit dem es auch gleiche Eigenſchaften und Anwendung hat. Kanten der Aeſte gezähnt, übrigens ſtriegelig-weichhaarig. Blätter eiförmig-rhombiſch, buchtig-eckig, langhaarig. Doldentrauben einfach, herabgebogen; Fruchtſtielchen am Ende ſtark verdickt, herabgebogen; Beeren citronengelb. Rchb., Iconogr., T. 995, Fig. 1326. — 17) S. giganteum *Jacq.*, rieſenhoher N. Strauch auf dem Kap. Stengel hoch, ſtachelig, filzig. Blätter breit-lanzettförmig, unbewehrt, unten weißfilzig. Blumen hellviolet, in 2theiligen, afterdoldigen Endtrauben. Beeren roth, erbſengroß. Jacq., Ic., T. 328. — 18) S. Hernandesii *Sess.* In Mexiko; ausdauernd. Dornig. Blätter tief-buchtig, ſpitzig, filzig, wie die Kelche unbewehrt. Beeren 6fächerig. Die ſehr äſtige, faſerige Wurzel, welche bitter und ſcharf ſchmeckt, dient als ein kräftiges Abführmittel, ſowohl in einigen Fieberkrankheiten, als auch gegen Dyspnöe u. Waſſerſucht. — 19) S. humile *Bernh.*, niedriger N. In Südeuropa, auf Schutthaufen, an Mauern, Wegen ꝛc. Wird bisweilen als Varietät zu S. nigrum *L.* gezogen, mit dem es auch gleiche Eigenſchaften und Anwendung hat. Kanten der Aeſte ziemlich undeutlich, wenig höckerig. Blätter eirundlich, faſt rhombiſch, ausgeſchweift-gezähnt, nebſt dem Stengel ziemlich kahl. Doldentrauben einfach; Fruchtſtielchen an der Spitze verdickt, herabgebogen. Rchb., Iconogr., T. 994, F. 1325. — 20) S. igneum *L.*, feuriger N. Strauch in Weſtindien. Blätter lanzettlich, dornig. Beeren erbſengroß, gelb, werden in der Heimath bei Halsgeſchwüren angewendet. Jacq., H. Vind., 1, T. 14. — 21) S. Jacquini *Willd.* In Oſtindien; einjährig. Dornig, faſt niederliegend. Blätter fieder-ſpaltig-buchtig, wie die Kelche dornig; Lappen buchtig, am

Rande nackt; Dornen pfriemenförmig. Die gelben, kugeligen, ſtachelbeerartigen Früchte ſchmecken ſäuerlich-bitter und werden nebſt der Wurzel als auflöſende und den Auswurf befördernde Mittel, vorzüglich gegen ſchleimiges Aſthma in Oſtindien benutzt. Jacq., Ic., 2, T. 332. — 22) S. laciniatum *Ait.*, ſchlitzblätteriger N. Halbſtrauch in Neuſeeland. Unbewehrt. Blätter halbgefiedert oder ganz; Einſchnitte lanzettförmig. Blumen groß, violetblau, in 2—3fachen Riſpen. Bot. Cab., 717. — 23) S. ligustrinum *Lodd.*, ligusterblätteriger N. Strauch in Chili. Wehrlos. Blätter eirund-lanzettförmig. Blumen purpurröthlich-lillafarbig, doldentraubig. Bot. Cab., 1963. — 24) S. macranthernm *Dun.*, großriſpiger N. Strauch in Südamerika. Dem S. Dulcamara ſehr ähnlich. Stengel kletternd, unbewehrt. Blätter geſtielt, eirund, langgeſpitzt, unten filzig. Blumen violet, in ausgebreiteten, riſpenſtändigen Doldentrauben. Beeren roth. Dieſe Zierpflanze muß am Spalier gezogen werden. Dun., Sol., T. 100. — 25) S. macrocarpum *L.*, großfrüchtiger N. Strauch in Südamerika. Stengel ſteif, bis 2 Fuß hoch; Zweige krautartig. Blätter länglich, ſtumpf, am Grunde geſchmälert, buchtig-gelappt. Blumen blau, groß, glockenförmig. Beeren von der Größe eines Apfels, gelb. Mill., Ic., T. 294. — 26) S. mammosum *L.*, zitzenförmiger N. In Virginien, Karolina, Barbados und Weſtindien, an Zäunen und bebauten Stellen; einjährig. Dornig. Blätter faſt herzförmig, lappig, dornig, ſehr zottig. Kelche unbewehrt; Beeren bruſtähnlich. Die bittere Wurzel wirkt in kleiner Gabe harntreibend, in größerer purgirend; die Blätter ſollen bei der Verſchleimung der Bruſt- und Athmungsorgane heilkräftig ſeyn; die Früchte ſind ſehr giftig. Descourt., Fl. méd. d. Ant., T. 186. — 27) S. marginatum *L. fil.*, gerandeter N. Strauch im tropiſchen Afrika. Stengel weiß-filzig, ſtachelig, bis 6 Fuß hoch. Blätter ausdauernd, herzförmig, ausgeſchweift, ſtachelig, am Rande grauweiß, unten weißfilzig. Blumen weiß, glockenförmig, faltig, filzig, doldentraubig. Früchte grünlich-weiß marmorirt. Jacq., Ic. rar., T. 45. — 28) S. miniatum *Bernh.*, mennigrother N. In Europa, auf Schutt, alten Mauern und Lehmboden. Hat gleiche Eigenſchaften und Anwendung wie S. nigrum *L.* Kanten der Aeſte hervorſtehend, höckerig. Blätter eirund, faſt deltaförmig, buchtig-gezähnt, wie der Stengel abſtehend-zottig. Doldentrauben einfach; Fruchtſtielchen an der Spitze verdickt, herabgebogen. Beeren hellmennigroth. Rchb., Iconogr., T. 996, F. 1327. — 29) S. myrtifolium *Lodd.*, myrtenblätteriger N. Strauch in Südamerika. Blätter elliptiſch-länglich, an beiden Enden geſchmälert, dicklich, glänzend dunkelgrün, ausdauernd. Blumen winkelſtändig, lillafarbig. Bot. Cab., 1431. — 30) S. nigrum *L.*, ſchwarzer N., Nachtkraut, Verſtekraut, Saukraut. In Aſien, Afrika, Amerika, Europa, auf bebautem Lande, an Wegen, auf Schutt; einjährig. Unbewehrt; Stengel kantig. Blätter eirund, ausgeſchweift- oder buchtig-gezähnt. Blüthen in ſeitlichen, doldenförmigen Trauben, überhängend, weiß, ſeltner ins Violete ſpielend. Beeren kugelig, erbſengroß. Folgende Arten: S. flavum *Kit.*, humile *Bernh.*, miniatum *Bernh.*, rubrum *Mill.* und villosum *Lam.* werden oft zu dieſer Art als Varietäten gezogen. Sie haben alle gleiche arzneiliche Wirkſamkeit und ſind ſtets ohne Unterſchied angewendet worden; die in Südeuropa vorkommenden Arten ſind unter dem *Στρύχνον κηπαῖον Diosc.* zu verſtehen. Das Kraut, Herba Solani s. S. nigri s. Solatrii s. Solatrii nigri, iſt officinell, aber nicht mehr ſo häufig in Anwendung, wie früher. Das friſche Kraut hat einen unangenehm narkotiſchen Geruch und einen widrigen, ſalzig-bittern Geſchmack; ſein wichtigſter Beſtandtheil iſt das Alkaloid Solanin. Es wirkt narkotiſch u. iſt giftig und wird beſonders als erweichendes, ſchmerzſtillendes, Mittel äußerlich gegen bösartige u. hartnäckige Geſchwüre, gegen Drüſengeſchwülſte und chroniſche Hautkrankheiten, aber auch innerlich gegen Waſſerſucht angewendet. Man tränkt auch Baumwolle mit dem friſchen Safte der Beeren, verbrennt ſie und läßt den Rauch in den Mund ziehen, um die Zahnſchmerzen zu vertreiben, was aber ſchädlich iſt. Als Präparat findet man das gekochte Oel, Oleum Solani nigri. Die Blätter ſollen in manchen Ländern, welchen beſſere Gewächſe zu dieſem Behufe fehlen, als Gemüſe benutzt werden. Fl. dan., T. 460; Schkuhr, T. 46. — 31) S. oporinum *Willd.*, großblätteriger N. Strauch in Mexiko. Stengel über 6 Fuß hoch, unten ſtachelig. Blätter länglich-lanzettförmig, ausgeſchweift-eckig od. ganz, groß. Blumen hellblau oder weiß, doldentraubig. Dun., Sol., Taf. 16. — 32) S. ovigerum *Dun.*, eiertragender N., Eierpflanze. In Oſtindien, Arabien; einjährig. Iſt vielleicht nur eine durch Kultur entſtandene, konſtant bleibende Spielart von S. esculentum *Dun.* Stengel faſt krautartig, faſt unbewehrt. Blätter eirund, faſt ausgeſchweift, filzig. Blumen lillafarbig, vieltheilig, ſtachelig. Früchte eiförmig-länglich, violet, weiß od. bunt, von der Größe der Hühnereier. Der Gebrauch der Früchte iſt derſelbe, wie bei S. esculentum *Dun.* Blackw., T. 549. — 33) S. paniculatum *L.*, riſpiger N. Strauch in Braſilien. Dornig. Blätter herzförmig, buchtig-eckig, oben kahl, unten filzig, wehrlos. Blüthen bläulichweiß, in endſtändigen Riſpen. Die bittere, harntreibende Wurzel wird in Braſilien bei Blaſenkatarrhen, der Saft der Blätter und der unreifen Beeren gegen Unterleibsſtockungen u. die Blätter bei Wunden und Geſchwüren angewendet. — 34) S. Pseudo-Capsicum *L.*, beißbeerartiger N., Korallen-, Strauß- od. Winterkirſche. Strauch auf Madeira. Immergrün, unbewehrt, äſtig. Blätter lanzettförmig, ausgeſchweift. Blumen klein, weiß. Beeren von der Größe kleiner Kirſchen, glänzend, erſt grün, dann gelb, zuletzt hochroth. Iſt ſchon ſeit langer Zeit in unſern Gärten bekannt. Sabbati, Hort. rom., T. 59. — 35) S. Pseudo-China *St. Hil.* Baum in Braſilien. Dornenlos. Blätter länglich-lanzettlich, oben kahl, unten in den Aderwinkeln bärtig. Trugdolden

ſeitlich, ausgeſperrt, wenigblütig. Die Rinde wird in Braſilien als Erſatzmittel der China ſehr geſchätzt. Sie gleicht der weißen Zimmtrinde, Cortex Canellae albae, iſt aber auf der Innenſeite und inwendig grau und geruchlos. Sie hat einen ſehr bittern Geſchmack und enthält vorwaltend bittern Extraktivſtoff, eine thieriſch-vegetabiliſche Subſtanz und einen kleberigen, fetten Stoff, nebſt vielen Salzen. St. Hil., Bras., T. 21. — 36) S. pyracanthum *Lam.*, rothſtacheliger N. Halbſtrauch auf Madagaskar. Stengel ſtachelig, unten dunkelbraun, oben in der Jugend filzig. Blätter länglich, buchtig-halbgefiedert, filzig, mit geraden, faſt ſcharlachrothen Stacheln beſetzt. Blumen violet. Jacq., Hort. Schoenbr., T. 470. — 37) S. quitense *H.* et *B.*, orangenfrüchtiger N. Halbſtrauch in Quito. Unbewehrt. Blätter faſt herzförmig, buchtig-eckig, filzig. Blüthen außen violet, innen weißlich, in ſeitlichen, kurzen, rauhhaarigen Trugdolden. Die einer kleinen Pomeranze ſehr ähnlichen Früchte haben auch einen pomeranzenartigen Geſchmack und ſind deshalb in Peru als Pomeranzen von Quito bekannt. Man ißt ſie als ein kühlendes Obſt oder braucht ſie als kühlendes Mittel bei fieberhaften Krankheitsformen. In Peru und ſeit neuerer Zeit auch in England kultivirt man dieſes Gewächs; die Engländer tröpfeln den Saft der Beeren in den Paraguay-Thee. Bot. Mag. T. 2739. — 38) S. rubrum *Mill.*, rother N. In Europa, Oſtindien, auf Schutt; einjährig. Stengel nach oben gleich gegipfelt; Aeſte aufgerichtet-abſtehend, etwas kantig, abſtehend-weichhaarig. Blätter faſt herzförmig-rhombiſch, ſtumpf-gebuchtet, ſtumpf. Doldentrauben herabgebogen. Beeren ſcharlachroth. Hat gleiche Eigenſchaften und Anwendung wie S. nigrum *L.* Rchb., Iconogr., T. 997, F. 1328. — 39) S. Seaforthianum *And.* Strauch in Weſtindien und Südamerika. Stengel klimmend, wehrlos, bis 16 Fuß hoch. Blätter gefiedert, auch 3theilig; Blättchen ei-lanzettförmig, wellenförmig. Blumen blaß-lillafarbig, mit tiefen Einſchnitten, in winkelſtändigen Rispen. Bot. Cab., 941. — 40) S. sodomaeum *L.* Ein Strauch, der urſprünglich in Afrika, vorzüglich an der Südſpitze einheimiſch geweſen zu ſeyn ſcheint, aber auch in verſchiedenen Ländern Südeuropa's ziemlich verwildert iſt und in Neuholland an Hecken und Zäunen gefunden wird. Dornig. Blätter fiederſpaltig-buchtig, wimperig, unten ſternhaarig; Lappen buchtig, ſtumpf; Dornen ſtark, pfriemenförmig. Blüthen blaßblau oder violet. Die Wurzel wird von den Hottentotten als ein kraftiges, harntreibendes Mittel gegen Waſſerſucht angewendet. Die Früchte ſind äußerſt giftig. Die Pflanze iſt vielleicht das *Στρύχνον μανικὸν Diosc.*, welches als Brechmittel diene und in größerer Menge tödtlich ſeyn ſollte. Lam., Ill., T. 155, F. 1. — 41) S. stellatum *Jacq.*, ſternförmiger N. Strauch in Südamerika. Stengel unbewehrt, faſt kletternd, knieförmig gebogen. Blätter eirund, langgeſpitzt. Blumen faſt gepaart, auf einblumigen, winkelſtändigen Stielen, ſternförmig ausgebreitet, bläulich-hellviolet. Jacq., Ic. rar., T. 325. — 42) S. stoloniferum *Schlecht.*, ſproſſentreibender N. In Mexiko, auf den Gebirgen; ausdauernd. Iſt dem S. tuberosum *L.* ſehr ähnlich und trägt auch eßbare, aber viel kleinere Knollen. — 43) S. toxicarium *Lam.*, giftiger N. Strauch in Guyana. Ueberall mit großen, zurückgebogenen Stacheln beſetzt. Blätter lappig-eckig, am Grunde ſchief ausgerandet, oben ſcharf grünlich filzig, unten weißgelblich-filzig. Kelch mit 5 ſtachelſpitzigen Zähnen. Beeren kugelig, gelb. Die Wurzel iſt ſehr giftig. — 44) S. triste *Jacq.*, trauriger N. Strauch auf den Antillen und in Südamerika. Iſt ſehr narkotiſch-giftig und als Heilmittel in Anwendung. Descourt., Fl. méd. d. Ant., T. 185. — 45) S. Trongum *Poir.*, einblüthiger N. Halbſtrauch auf den Molukken und Java, ein läſtiges Unkraut. Dornen am Stengel dicht, borſtenförmig. Blätter eiförmig, buchtig-eckig ſpitz, wie die Kelche dornig. Blüthen purpurroth, einzeln ſeitenſtändig. Die widrig riechende und ſchmeckende Wurzel gebraucht man auf den Molukken als ein die Geburt beſchleunigendes und beförderndes Mittel, doch wendet man ſie, weil ſie ſehr kräftig wirkt, nur in der äußerſten Noth an. Bei rheumatiſchen Zahnſchmerzen ſoll ſie ſicher wirken. Rumph., Amb., 5, T. 86, F. 1. — 46) S. tuberosum *L.*, knolliger N., Kartoffel, Erd- oder Grundbirne, Erdapfel, Pataten. Aus Peru und Chili ſtammend, jetzt in allen Welttheilen kultivirt. Wurzelſtock an langen, ſtrangförmigen Sproſſen (Ausläufern unter der Erde) verſchieden geſtaltete vielknospige Knollen tragend; Stengel krautig, aufrecht, 1—3 Fuß hoch, dick, undeutlich-kantig, äſtig. Blätter unterbrochen-fiederſchnittig, mit 3—4 Paaren größerer, eirundlicher, am Grunde ungleicher, meiſt ganzrandiger Abſchnitte und mit dazwiſchen ſtehenden, viel kleinern, unterſeits flaumig bis zottig. Blüthen in langgeſtielten, gipfel- und ſeitenſtändigen Trugdolden, mit gegen die Mitte gegliederten Blüthenſtielchen; Blume mit 5eckigem Saume, weiß, blaßviolet od. röthlich; Beeren kugelig, von der Größe großer Kirſchen, gelbgrünlich. Ueber Sorten, Anbau, wirthſchaftliche Benutzung u. ſ. w., ſ. Kartoffel. — Mediciniſches. Auch in mediciniſcher Hinſicht iſt dieſe Pflanze von großer Wichtigkeit. Man wendete die rohen Knollen, Tubera Solani tuberosi, ſchon früher gegen Skorbut und in Verbindung mit China gegen Wechſelfieber an. Seit mehren Jahren wird der warme Aufguß oder eine leichte Abkochung derſelben als eröffnendes, harntreibendes und vorzüglich die Gallenabſonderung beförderndes, erregendes und zugleich auch beruhigendes, auf das Nervenſyſtem wirkendes Mittel, gegen chroniſche Lungenkatarrhe, Verdauungsſtörungen, Unterleibsſtockungen, weißen Fluß, Steinbeſchwerden und Gichtſchmerzen empfohlen und häufig mit Erfolg angewendet. Zerriebene Kartoffeln legt man als kühlendes u. entzündungswidriges Mittel auf verbrannte Hautſtellen und ſie ſollen, in Umſchlägen u. Fußbädern krampfſtillend wirken. Aus zerriebenen und macerirten Kartoffeln bereitet man mit Fett eine Po-

made, um durch dieſelbe die Suppuration von Blaſenpflaſtern zu unterhalten. Aus dem Kraute bereitet man einen Dickſaft, Extractum Solani tuberosi, welcher bei geſchickter und vorſichtiger Bereitung das narkotiſche Princip, das Solanin, enthält und welchen man gegen chroniſche Huſten und Krämpfe benutzt hat. Ein Aufguß der Kartoffelblüthen iſt als gelind beruhigendes Mittel empfohlen worden. — Geſchichtliches. Ueber die Geſchichte der Verbreitung der Kartoffeln in Europa iſt noch kein helles Licht verbreitet; weder die Zeit ihrer Einführung, noch den Namen deſſen, der ſie zuerſt einführte, weiß man mit Beſtimmtheit anzugeben. Von Peru aus, wo ſie Papas hießen und auch ſchon das vorzüglichſte Nahrungsmittel der Einwohner waren, verbreiteten ſie ſich in die umliegenden Länder. Sir John Hawkins (ſ. d.) ſoll ſie nach einer Angabe 1553 von Santa Fé nach Spanien gebracht haben, von wo aus ſie nach Italien gekommen wären; nach Andern habe er ſie 1565 als Schiffsproviſion mit nach Irland gebracht, wodurch ſie aber wenig bekannt geworden wären. Beide Nachrichten laſſen ſich übrigens vereinigen. Ferner wird gemeldet, daß Sir Walter Raleigh (ſ. d.) ſie von Virginien nach Irland gebracht und auf ſeinem Landgute habe anpflanzen laſſen. Doch auch dies iſt mehr Sage als Geſchichte. Die meiſten Stimmen kommen darin überein, daß Francis Drake (ſ. d.) ſie in Peru 1578 habe kennen lernen, 1585 nach Virginien gebracht, dort anpflanzen laſſen und 1586 bei ſeiner Rückkunft nach England ſie als eine Seltenheit ſeinem Gärtner zum Anbau übergeben habe, welcher jedoch irrig die Früchte für die Hauptſache angeſehen. Aber gegen dieſe Annahme ſpricht der Umſtand, daß in der Beſchreibung der Reiſe Drake's um die Welt und namentlich bei der Aufzählung der Speiſen und Früchte, welche er der Königin Eliſabeth nach ſeiner Rückkehr auf ſeinem Schiffe in der Themſe vorſetzte, nichts davon erwähnt iſt. Wir wiſſen alſo nur ſo viel beſtimmt, daß ſie zu Ende des 16. Jahrh. in England, wenn auch nicht allgemeiner angebaut, ſo doch bekannt waren. In gleicher Zeit mit Drake ſoll auch der Botaniker John Gerard die Kartoffel erhalten und angebaut haben. Er ſendete Knollen an den berühmten Botaniker Ecluſe in Leyden, welcher ſie in Holland bekannt machte. Zu Shakeſpeare's Zeit (im Anfang des 17. Jahrh.) waren ſie in England noch immer nicht in ihrem Werth erkannt und in einigen Schauſpielen jenes Dichters wird über ſie geſpottet. Auf dem Feſtlande wurden ſie anfangs nur in Gärten gezogen. Im J. 1616 wurden ſie an der königl. Tafel in Paris als eine Seltenheit genoſſen. Ueber die Einführung in Deutſchland wird erzählt: ſie wären im 30jährigen Krieg durch einen niederländiſchen Offizier nach Böhmen, von da an Edelleute im Baireuthiſchen und an dortige Bauern gekommen. Ins Vogtland ſollen ſie durch den Bauer Hans Rogler aus Roßbach oder Selb gebracht worden ſeyn (1647). Doch iſt von ihrem Anbau bei gleichzeitigen Schriftſtellern keine Erwähnung. Im J. 1717 brachte ſie der Generallieutenant von Milkau aufs Neue aus dem brabantiſchen Kriege mit und verbreitete ſie mehr; doch ſtand ihnen immer das Vorurtheil, daß ſie giftig wären, hindernd im Wege. Weitere Data ſind: 1708 kamen ſie nach Mecklenburg; 1710 durch den waldenſiſchen Koloniſten Seignoret nach Würtemberg; 1720 durch Pfälzer ins Preußiſche; 1726 durch den Kaufmann Jonas von Alſtrömer (ſ. d.) nach Schweden; 1739 in die Schweiz; 1740 waren ſie bei Marburg in Menge; 1746 baute ſie ein gewiſſer Graham in Schottland an. In Deutſchland wurde das Vorurtheil gegen die Kartoffeln erſt durch die Theurung gehoben, welche in Folge des 7jährigen Kriegs entſtand. So haben ſie ſich bisher immer als das beſte Mittel gegen Theurung gezeigt und es iſt nur zu wünſchen, daß die Kartoffelkrankheit (ſ. d.), welche ſeit mehren Jahren die Ernte ſchmälert, bald wieder verſchwinden möge. — Abbildungen: Cluſius, Rar., 1591, T. 79, C; — Bauhin, Prod., 1620, T. 89; — Plenck, T. 121. — 47) S. undatum *Lam.*, wellenblätteriger N. Strauch in Oſtindien und auf der Inſel Moritz. Dornig. Blätter eiförmig, wogig-ausgeſchweift, unten ſternartig-weichhaarig. Blüthenſtiele ſeitlich, 1—3blüthig. Die Wurzel wird bei Verſchleimungen, eingewurzelten Katarrhen, bei Harn- und Blaſenkrankheiten, mit Gewürzen, vorzüglich Kardamom, verbunden, auch gegen Blähungskolik angewendet. Rheede, H. mal., 2, T. 37. — 48) S. Valenzuelae *Dun.* In Kolumbien. Iſt dem S. tuberosum *L.* ſehr ähnlich und hat auch eßbare, obwohl kleinere Knollen. — 49) S. villosum *Lam.*, zottiger N. In Europa, Aſien, Amerika, auf Schutt, alten Mauern und Lehmboden. Iſt vielleicht nur eine Varietät von S. nigrum *L.* Kanten der Aeſte ziemlich undeutlich, wenig höckerig. Blätter eirund, buchtig-gezähnt, wie der Stengel faſt filzig-zottig. Doldentrauben einfach; Fruchtſtielchen an der Spitze verdickt, herabgebogen. Beeren gelb-pommeranzenfarbig. Riecht ziemlich ſtark moſchusartig und wird mit S. nigrum *L.* vermiſcht angewendet. Hayne, Arzn., 2, T. 41. — 50) S. violaceum *Jacq.*, veilchenartiger N. Strauch in Oſtindien. Dornig. Blätter eiförmig, buchtig, am Grunde ungleich, oben faſt kahl, unten filzig; Dornen zurückgebogen. Blumen bläulich, in 3—4blüthigen Trugdolden. In Oſtindien wendet man die Wurzel wie die von S. undatum *Lam.*, bisweilen auch auf ähnliche Weiſe die Blätter an. Rheede, Hort. mal., 2, T. 36. — Ueber die Literatur, ſ. Solanaceä.

Solapur, oſtind. Diſtrikt, Prov. Aurengabad.

Solar, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Hilpoltſtein; 150 Einw.

Solarana, ſpan. Flecken, ſüdlich von Burgos; 230 Einw.

Solare ganglion (Solargeflecht, Anat.), ſ. v. a. Sonnengeflecht, ſ. Ganglienſyſtem, S. 897.

Solari (Biogr.), 1) Santino, Architekt und Bildhauer von Como, übte in Salzburg

Digitized by Google

ſeine Kunſt und gilt für den Baumeiſter des Doms daſ., während notoriſch Scamozzi den Plan dazu lieferte. S. leitete daher nur den Bau. Er war auch bei der Anlage der Feſtungswerke u. des Kaspiskirchhofes außerhalb Salzburg beſchäftigt, zierte auch die Palaſte und Gärten des Biſchofs mit Statuen; † 1646 im 70. Jahre. — 2) Giovanni, Maler von Como, Zeitgenoſſe des Vorigen, Schüler von D. Mascagni, mit welchem er um 1626 den Dom in Salzburg ausmalte. Sein Werk iſt die Grablegung u. die Erſcheinnng des Herrn, dann das Abendmahl des Altares der rothen Brüderſchaft. Er † um 1650. — 3) Angiolo, Bildhauer und Profeſſor an der Akademie zu Neapel, machte in Rom ſeine Studien, hatte ſchon um 1820 den Ruf eines der geſchickteſten Reſtaurateurs, was er durch mehre der von ihm hergeſtellten antiken Bildwerke bewies. Er reſtaurirte z. B. 1842 die ſchöne, an der Spitze des Pauſilipp gefundene Marmorſtatue einer Nereide.

Solario (Biogr.), 1) Antonio de, genannt il Zingaro, einer der berühmteſten Maler ſeiner Zeit, wurde gegen das Ende des 14. Jahrhunderts zu Venedig geboren. Sein Vater war ein Schmied und ſcheint einer von jenen dürftigen Handwerkern geweſen zu ſeyn, die mit ihrem Handwerksgeräthe von Ort zu Ort herumziehen, woher S. auch den Beinamen des Zigeuners bekommen haben mag. Er ſelbſt widmete ſich dem Geſchäfte ſeines Vaters und erregte die Aufmerkſamkeit des Maler's Colantonio del Fiore zu Neapel, der ihn in ſein Haus nahm. Hier verliebte er ſich in Colantonio's ſchöne Tochter und beſchloß, das Handwerk mit der Kunſt zu vertauſchen, da Colantonio ihm die Tochter zur Frau verſprochen hatte, wenn der 27jährige Jüngling nach 10 Jahren ein tüchtiger Maler geworden wäre. S. ging zuerſt nach Rom, dann aber, da er hier keinen Meiſter nach ſeinem Wunſche fand, in die Schule von Lippo Dalmaſio nach Bologna. Er verſagte ſich der Kunſt zu Liebe jede Muße und jedes Vergnügen, zeichnete Tag und Nacht und zeigte bald, daß ihn die Natur zum Maler beſtimmt hatte. Beſonders beſchäftigte er ſich mit Madonnen, die ſein Lehrer mit ſo großer Reinheit und Schönheit darſtellte. Nachdem er 6—7 Jahre lang bei Lippo gelernt hatte, bereiſte er Italien, um die andern berühmten Maler kennen zu lernen. Nachdem er in Venedig bei Vivarini, in Florenz bei Bicci, in Ferrara bei Galaſſo, in Rom bei Piſanello und Gentile da Fabriano in der Schule geweſen, kehrte er endlich nach Neapel zurück, ließ ſich der Königin Johanna vorſtellen und bot ihr eines ſeiner Gemälde, eine Madonna mit dem Kinde von Engeln gekrönt, als Geſchenk an. Die Fürſtin erkannte ihn nicht wieder; er aber warf ſich ihr zu Füßen und gab ſich als den Zigeuner zu erkennen, der vor 10 Jahren an ihrem Hofe als Schmied gearbeitet hatte. Die Königin erſtaunte und ließ ſich ſelbſt von ihm malen. Als das Bild vortrefflich gelang, ließ ſie den Colantonio rufen, um ſein Urtheil über die Madonna und ihr Bildniß zu geben. Er bewunderte beide Bilder und ſäumte nach gelöſtem Räthſel nicht, die Tochter dem glücklichen Maler zu geben. Als S.'s Kunſtfähigkeit und ſeine ſeltſame Geſchichte bekannt wurde, wetteiferte man von allen Seiten, Gemälde von ihm zu beſitzen, beſonders waren ſeine Madonnen geſucht. Er ward Hofmaler und † zu Neapel 1455. S. iſt ein würdiger Vorläufer jener großen Meiſter, die das 16. Jahrh. durch ihre unſterblichen Werke verherrlichten. Seine Werke tragen mehr das Gepräge der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. und halten zum Theil eine eigenthümliche Mitte zwiſchen der Schule von Umbrien und der des obern Deutſchlands. In dem Ausdrucke einer ſüßen, holdſeligen Milde ſind ſie ungemein anziehend. Kugler (Handbuch, S. 686) meint, dieſe ihre Eigenthümlichkeit deute auf ein verwandtſchaftliches Verhältniß zur altſpaniſchen Kunſt, welche mit ſolcher Richtung übereinſtimmt. Vornehmlich gilt dieſes von den als Zingaro bekannten Gemälden des Muſeum in Neapel, ſo wie von mehren Altarbildern dortiger Kirchen. Etwas anders, doch wiederum ſehr bedeutend erſcheinen die ihm zugeſchriebenen (leider beſchädigten) Fresken im Kloſterhofe von S. Severino, die ſich unter Anderm auch durch die meiſterhafte Ausbildung der landſchaftlichen Gründe auszeichnen. Der größte Schatz von Werken des Zingaro iſt in Neapel, da der Künſtler in dieſer Stadt arbeitete und eine Schule gründete, aus welcher tüchtige Künſtler hervorgingen und die bis auf Teſauro herab blühte. Unter dieſen Schülern haben mehre rühmliche Werke hinterlaſſen, wie Angelo di Roccadirame, die Stiefſöhne des Agnolo Franco, Pietro und Polito Donſello, deren Arbeiten mit jenen des Meiſters verwechſelt werden können. In der königl. Pinakothek zu München iſt von ihm ein 5′ 4″ 2‴ hohes Bild des heil. Ambroſius im biſchöflichen Ornate, ganze ſtehende Figur, mit Landſchaft im Hintergrunde. Ein zweites Gemälde dieſer Gallerie, faſt eben ſo hoch, ſtellt das Bildniß des heil. Prinzen Ludwig von Neapel, nachher Biſchof von Toulouſe, im Ordenskleide dar, ebenfalls ganze Figur. Durch Kupferſtiche iſt bisher wenig von dieſem Meiſter bekannt. Das liebliche Madonnenbild des Abbate Celotti wurde geſtochen. Das Muſeo Borbonico wird vermuthlich auch Proben nach dieſem Meiſter geben. — 2) Andrea de, genannt S. del Gobbo, Maler von Mailand, Schüler des Leonardo da Vinci, dann des Gaudenzio Ferrari, deſſen Eigenthümlichkeiten er aufs Liebenswürdigſte mit der durch Leonardo vorgebildeten zarteren Gefuhlsweiſe zu verbinden wußte. S. bluhte um 1530. Eines der Hauptwerke dieſes Meiſters iſt die Himmelfahrt Mariä in der neuen Sakriſtei der Karthauſe zu Pavia, ein Bild, in welchem der Künſtler mit ungemeinem Fleiße alle Vorzüge vereinigte. In der Gallerie zu Neapel wird ein Bild der Himmelfahrt Mariä dem Andrea de Salerno zugeſchrieben, welches wahrſcheinlich von S. herrührt. Im Muſeum des Louvre ſind intereſſante Bilder von ihm. Eines derſelben, Maria, dem auf einem Kiſſen liegenden Kinde in einer Landſchaft die Bruſt reichend, iſt nach Waagen beſonders charakteriſtiſch für die Eigenthümlichkeit der lombardiſchen Schule; nur

Digitized by Google

in den lieblichen Köpfen, in dem zarten Modell der Formen findet ſich hier ein Anklang des Leonardo, währenb man in dem ſehr hellen Geſammtton, den blühenden, heiteren, durchſichtigen Farben, in dem fließenden verſchmolzenen Vortrag den treuen Schüler des Gaudenzio aus deſſen mittleren Epoche erkennt. Ein zweites Gemälde ſtellt die Salome vor, wie ſie vom Henker in einer Schüſſel das Haupt des Täufers erhält und das feine zarte Geſicht von dem Gegenſtande abwendet. Der Ton iſt hell und klar u. die Behandlung zart. Dieſes Bild wurde anfangs dem Leonardo da Vinci zugeſchrieben, ſpäter von Ludwig XIV. als ein Andrea S. gekauft, und ſeither immer als ſolcher angegeben. Erſt im Kunſtblatt 1841 (Nr. 22) erhob ſich eine Stimme dagegen, welche dieſes Bild als ein ausgezeichnetes Werk des Bernardino Luini erklärt, und zwar nach der edlen Auffaſſung, nach der meiſterlichen Behandlung der Form, nach der freien, gediegenen und von der überflüſſigen, unſäglichen und oft ins Kleinliche gehenden Ausführung des S. durchaus verſchiedenen Malerei, und nach dem milden, liebenswürdigen Gefühl, welches in den feinen Geſichtszügen athmet, beſonders aber nach der warmen, klaren und tief geſättigten, weder bei Leonardo noch bei S. vorkommenden Färbung. In der kaiſ. Eremitage zu St. Petersburg iſt ein ähnliches Bild, wie die ſäugende Madonna im Louvre. Sie hält die Bruſt mit den Fingern, und das Kind greift nach dem Fuße. Im Muſeum zu Berlin iſt ein mit Dornen gekrönter Chriſtus, wie er das Kreuz tragend den Blick auf den Beſchauer heftet. In der Baron von ſpeck-ſternburgſchen Sammlung zu Berlin iſt der mit Dornen gekrönte Chriſtus mit dem Rohre in halber Figur, von Boulanger unter dem Namen von Anton S. geſtochen, als Gegenſtück der Schmerzensmutter, Fol. Auch noch andere Werk dieſes Meiſters ſind geſtochen worden. — 3) Chriſtoforo, Bildhauer, genannt il Gobbo, nach Lomazzo Bruder des Vorigen, was wohl nicht richtig iſt, da er auch Chriſtoforo Lombardo genannt wird, arbeitete neben Ageſt Buſto il Bambaja, Andrea Fuſina, Agrati u. a. Künſtlern für den Dom in Mailand und die Karthauſe von Pavia. Von S. ſind an der Vorderſeite des Domes in Mailanb die Statuen von Adam und Eva, der Judith, des Lazarus, des heil. Petrus, der Heiligen Euſtach, Rochus, Lucia, Agatha, Helena u. A. In der Karthauſe zu Pavia ſollen einige der ſchönſten Basreliefs von ihm ſeyn. Lomazzo nennt ihn auch beſtellten Baumeiſter der Kirche des Campo ſanto in Mailanb, in welcher die Statue des heil. Sebaſtian von ihm herrühren ſoll. Todesjahr unbekannt.

Solaris (bot. Term.), 1) ſich zu einer beſtimmten Tageszeit öffnend und ſchließend; — 2) nur am Tage blühend, z. B. Flores solares.

Solariſches Leben, ſ. Leben.

Solaris fascia (Chir.), ſ. v. a. Sonnenbinde.

Solaris linea (Anat.), ſ. v. a. Sonnenlinie.

Solaris plexus (Anat.), ſ. v. a. Sonnengeflecht, ſ. Ganglienſyſtem, S. 897.

Solarium (a. Geogr.), 1) Ort im Südoſten Galliens, wahrſcheinlich an der Straße von Arelate nach Maſſilia.

Solarium (röm. Antiq.), 1) Sonnenuhr; — 2) Söller, Terraſſen auf den flachen Dächern der römiſchen Häuſer, mit Blumen, Sträuchern und Bäumen geſchmückt; — 3) Steuer, die man dafür zahlte, daß man auf Grund und Boden der Kommune ein Haus baute, unter Julianus aufgekommen. Die Einnehmer dieſer Steuer heißen Solarii.

Solarium (Molluſk.), nach Lamark, Perſpektivſchnecke, Gattung der Gasteropoda Pectinibranchia Trochoidea *Cuv.*, der Ordnung der Doppelſchnecken und der Zunft der Spaltſchnecken nach Oken, unter Trochus *L.* Charakter: Konchylie flach kegelförmig, untenkantig, mit einem ſehr weiten Nabel, in welchem man alle Umgänge mit gekerbten Rändern bis an den geſchloſſenen Wirbel hin erblickt, die alſo nur eine imaginäre Spindel hat. Von 12 Arten bekannteſte: 1) S. perspectivum *Lam.*, Trochus perspectivus *L.*, gemeine Perſpektivſchnecke, Wirbelhorn, Sonnenuhr, franz. Cadran. Weiß-braungelb, mit weißen, braun und braungelb gegliedert gefleckten Binden und Gürteln bis in die Nähe der Nähte; 2½ Zoll im Durchmeſſer. In Oſtindien, auch bei Alexandria im mittelländiſchen Meere; findet ſich häufig in den Sammlungen. Linné nennt ihren ſchönen Bau ein wahres Naturkunſtwerk, die Archäologen halten ihn für das Urbild der Voluten an den joniſchen Säulen. Chemnitz, V, F. 1691—1696. — 2) S. granulatum *Lam.* Rundkegelförmig, rothgelbweißlich, an den Nähten rothbraun gefleckt, mit mehren körnigen Gürteln; 19 Linien Durchmeſſer. Liſter, 634. F. 22. — 3) S. laevigatum *Lam.* Kegelförmig, ziemlich eben, weißlich, mit mehren gelben oder rothgelb gefleckten Binden; Nabel verengt, mit dicken Zähnen eingefaßt; 18 Linien Durchm. Encycl., T. 446, F. 3, a) und b). — 4) S. stramineum *Lam.* Rundkonvex, quergefurcht, längsgeſtreift, braungelb, ungefleckt; Nabel weit, flach, ſehr fein gekörnt; der letzte Umgang iſt etwas zugerundet und die Nähte ſind etwas eingefurcht; 10½ Linie Durchm. In Trankebar. Chemnitz, V, T. 172, F. 1699. — 5) S. hybridum *Lam.* Rund, niedrig kegelförmig, geglättet, rothgelb, weißgefleckt, unten bebändert; Nabel eng, ſtark gekerbt; 8 Linien Durchm. Im Mittelmeer. Chemnitz, V, 173, F. 1702. 1705. — 6) S. variegatum *Gmel.* Rundkonvex, quer gefurcht, längsgeſtreift, weiß und braungelb wie gegliedert geſcheckt; Nabel weit, gekerbt; 8 Linien Durchm. In der Südſee. Chemnitz, V, T. 173, F. 1708. 1709. — 7) S. luteum *Lam.* Klein, rund kegelförmig, glatt, im Umkreiſe mit zwei Furchen, gelb; Furchen und Nähte rothpunktirt; Nabel eng, mit weißen Kerben eingefaßt; 4½ Linien Durchm. Bei Neuholland. — Die foſſilen, ſonſt hierher gezogenen Species ſind nunmehr ſämmtlich unter Euomphalus (ſ. d.) gebracht.

Solarlinie, ſ. Metopoſkopie.

Solar-Lioth (ſkand. Lit.), ſ. Edda.

Solarnia (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln: a) Kr. Lubliniß; 200 Einw.; — b) Kr. Ratibor; 380 Einw.

Solarussa, ital. Dorf, Inſel Sardinien, Intendantur Cagliari, ſüdöſtlich von Tramazza; 1450 Einw.

Solas, ſpan. Flecken, nordweſtlich von Briviesca; 110 Einw.

Solatrii nigri Herba (pharm. Bot.), ſ. Solanum nigrum *L.*

Solatro (ital., Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Solanum *L.*

Solawechſel, ſ. Wechſel.

Solben (Zolwin), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Meſeriß; 250 Einw.

Solbiartr (nord. Myth.), Svipdagrs Vater, als der Frühling oder das Sonnenlicht gedeutet.

Solbrig, Karl Friedrich, bekannter Deklamator, 1773 in Leipzig geboren, erlernte ſeines Vaters Handwerk, die Bäckerei, ſtudirte dann Oekonomie und fing endlich einen Pferdehandel an, der aber ſehr unglücklich ausfiel. Hierauf ging er nun zum Theater, trat dann in Baireuth, Leipzig, Prag, Breslau und in andern Städten als Deklamator auf und blieb lange Zeit ein Liebling des Publikums, bis nach dem Kriege die Theilnahme an ſeinen Leiſtungen allmählig aufhörte. Er lebte nun dürftig, abwechſelnd in Leipzig, Schulpforte und Tharand und † 1838 zu Braunſchweig. Schrieb: Auswahl von Grübels Gedichten in nürnberger Mundart, Magdeb. 1809; — Auswahl beliebter Gedichte, daſ. 1810—16, 3 Bde.; — Muſeum der Deklamation, Leipz. 1813—15, 3 Bde., 2. Aufl., daſ. 1817-21; — Taſchenbuch für Freunde der Deklamation, daſ. 1813, 14, 15 und 17, 4 Jahrg., 2. Aufl., 1. Bdchn., daſ. 1816; — Deklamationsübungen für Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Magdeb. 1815, 3. Aufl., Zerbſt 1832; — Almanach der Parodien und Traveſtien für 1816, Leipz. 1815, u. A.

Solci, ſ. Sulci.

Solcional (Salcional und Salicet), ein offenes Flötenregiſter der Orgel, deſſen Pfeifen eine ſehr enge Menſur und einen der Violdagambe ähnlichen Ton haben. Es kommt meiſt nur in größern Orgelwerken vor und wird verſchieden disponirt.

Sold, ſ. Löhnung.

Soldado, eine Klein-Antillen-Inſel, ſüdweſtl. von Trinidad; 10° 4′ 45″ nördl. Br. und 64° 25′ 20″ weſtl. L.

Soldahnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 220 Einw.

Soldanella (Bot.), nach Linné, Troddelblume, Alpenglöckchen, Gattung der Lysimachiene *Juss.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch 5theilig. Korolle glockenförmig, zerriſſen-vielſpaltig. Kapſel 1fächerig, vielſamig, an der Spiße vielzähnig. Von 5 Arten, ausdauernden Kräutern in Mitteleuropa, ſind als Zierpflanzen zu erwähnen: 1) S. alpina *L.*, gemeines Alpenröschen. Auf den Alpen. Wurzelblätter nierenförmig, faſt kreisrund, ausgeſchweift oder ganzrandig, dicklich, ausdauernd, im Alter faſt lappig, neßaderig. Schaft bis 6″ hoch, 2-, ſelten 1- oder 3blumig; Blumen überhängend, hellviolett. Bot. Mag. 49. — 2) S. montana *Willd.*, Berg-Troddelblume. In Böhmen, Bayern, Siebenbürgen, auf Bergen. Blätter rundlich-nierenförmig, ausgeſchweift, faſt kappenförmig. Blumenſtielchen fein drüſenhaarig; Blumen überhängend, doldenſtändig auf 3 Zoll hohen Schäften, hellviolett-blau. Bot. Mag. 2163. — 3) S. pusilla *Baumg.*, niedrige Troddelblume. In Siebenbürgen, Oeſterreich, auf Alpen. Blätter herz-nierenförmig. Blumenſtielchen ſchärflich-drüſig; Korollen groß, röthlichweiß oder roſenroth. Bot. Cab. 872. Dieſe niedlichen Alpenpflanzen gedeihen ſowohl im Freien an einem beſchüßten, ſchattigen Standorte, als auch in Töpfen in leichter, ſandiger Damm- oder Heideerde. Im Winter muß man ſie bei mangelnder Schneedecke mit Moos gegen ſtrengen Froſt ſchüßen. Vermehrt werden ſie durch Wurzeltheilung.

Soldanellae Herba (pharm. Bot.), ſ. v. a. Meerwindenkraut, ſ. Convolvulus Soldanella *L.*

Soldanellenkraut (pharm. Bot.), ſ. v. a. Herba Soldanellae, ſ. Convolvulus Soldanella *L.*

Soldani Benzi, Maſſimiliano, Medailleur und Bronzegießer von Florenz, ſtammte aus der adeligen Familie Benzi, wollte anfangs die Malerei erlernen, widmete ſich aber aus Neigung der Bildhauerei und ward Schüler von E. Ferrata. S. modellirte viele größere und kleinere Bildwerke zum Guſſe in Erz und in edle Metalle, wozu er die Vorbilder gewöhnlich den Antikenſälen entnahm. Solche Bilder: Köpfe, Statuen und Basreliefs waren ſehr geſucht. S. fertigte auch mehre Schauſtück für Papſt Innocenz XI., für die Königin Chriſtina von Schweden und für den König von Frankreich; ferner haben wir von ihm Medaillons zum Andenken ausgezeichneter Männer; ein ſolches auf Henry Newton iſt in der „Numismatica hist.“, S. 968 geſtochen. S. † 1740 im 82. Jahre.

Soldaskaia-Pismianka, aſiat.-ruſſ. Flecken, Gouv. Orenburg, Kr. Bugulma.

Soldat (lat. Miles, franz. Soldat, engl. Soldier), jeder für einen beſtimmten Sold dienende Krieger, mit Ausnahme der zum Juſtiz-, Verpflegungs- und Medicinalweſen gehörenden Militärperſonen, d. h. aller Derjenigen, die nicht in Reihe und Glied ſtehen. Jeder Offizier iſt mithin auch S., doch wird dieſe Benennung meiſt nur auf die Unteroffiziere und Gemeinen bezogen. Urſprünglich war jeder freie Mann oder Jüngling zum Kriegsdienſte verpflichtet und nur der Sklave davon ausgeſchloſſen. Sold erhielt Niemand; denn die Belohnungen an Geld und Ländereien, ſo wie der Antheil an der Beute, den die Truppen empfingen, kann nicht mit dieſem Worte bezeichnet werden. Das änderte ſich jedoch bald mit den geſelligen Zuſtänden der Völker, und man fand es in vieler Hinſicht vortheilhafter, einen Theil der männlichen Bevölk-

rung ausſchließlich für den Kriegsdienſt zu beſtimmen, wofür er natürlich auch entſchädigt, d. h. beſoldet werden mußte (ſ. Heer). Das eigentliche Söldnerweſen (ſ. Söldner) iſt ſo ziemlich aus der Mode gekommen. Unſere modernen Soldaten beſtehen meiſt aus konſkribirten Vaterlandsſöhnen; nur in einigen Staaten (z. B. Nordamerika) beſteht das ältere Werbeſyſtem. Die Bewaffnung der S.en iſt verſchieden; Schwert und Lanze waren in früherer Zeit die gebräuchlichſten Waffen, doch hatte man auch Bogenſchützen, Schleuderer ꝛc. Seit der Erfindung des Schießpulvers ſind Feuerwaffen, wenigſtens für die Infanterie, allgemein eingeführt; die Reiterei führt auch Lanzen und Säbel; ſ. Waffen, vgl. Infanterie und Reiterei. Die Bekleidung des Kriegers muß dauerhaft, bequem und geſchmackvoll ſeyn. In den älteſten Zeiten war ſie willkürlich; denn jeder Krieger kleidete ſich auf eigene Koſten. Mißverſtändniſſe unter den Kämpfenden und Täuſchungen aller Art führten indeſſen bald eine gewiſſe Gleichförmigkeit oder wenigſtens Gleichfarbigkeit herbei. Die Spartaner trugen rothe Waffenröcke und ſind als die erſten uniformirten Streiter des Alterthums anzuſehen. Die Römer gaben ebenfalls dieſer Farbe den Vorzug. Im Mittelalter trug jeder Knappe, Reiſige und Söldner die Farben ſeines Herrn. Das Hauptſtück der Bekleidung beſtand jedoch bei den meiſten Kriegern niederer Ordnung aus einem ledernen Wamms, unter welchem gewöhnlich eine Aermeljacke von Leinenzeug oder Tuch getragen wurde. Die Ritter kleideten ſich in Sammet. Mit der Vermehrung der Söldner ward auch die Uniformirung derſelben nothwendig; doch war dies lange eine Sache ſtillſchweigender Uebereinkunft oder des Geſchmacks der Söldner unter ſich; denn es fehlte den Kriegsherren faſt immer an Geld. Die permanenten und zunftartig organiſirten Söldnerbanden, z. B. die große Garde, die weiße Garde, welche nach und nach vielen Fürſten dienten, kleideten ſich zuerſt gleichförmig. Im 30jährigen Kriege waren uniformirte Regimenter keine Seltenheit mehr. Nach Einführung der ſtehenden Heere übernahm der Fürſt die Koſten der Bekleidung, übertrug aber die Anſchaffung derſelben den Kompagnieinhabern gegen reglementmäßige Bezahlung; Stoff, Farbe und Schnitt des Rockes, der Aufſchläge u. ſ. w. wurden genau beſtimmt, waren aber oft weder dauerhaft, noch bequem; denn die Fürſten wollten Koſten erſparen, die Hauptleute Geld gewinnen. Nachdem die vor und noch nach Friedrichs d. Gr. Zeit theilweiſe bis zum Exceß getriebene Putzſucht des Militärs einer höhern und vernünftigern Anſicht vom Kriegerſtande meiſt gewichen iſt, entſpricht die jetzige Bekleidung der S.en faſt durchaus den oben genannten Forderungen. Faſt jede Nation hat ſich für eine beſtimmte Grundfarbe entſchieden, die Oeſterreicher für weiß, die Franzoſen, Preußen, Heſſen, Badener, Würtemberger für dunkelblau, die Bayern und Holländer für hellblau, die Ruſſen, Schweden und Sachſen für grün, die Engländer, Dänen und Hannoveraner für roth; einzelne Truppengattungen machen eine Ausnahme. Vgl. Uniform und Montirungsſtücke. Zu den Vorrechten des S.en gehören nächſt der Fürſorge des Staats für ſeine Erhaltung und Geſundheitspflege der eigene Gerichtsſtand, dem der S. und namentlich der Offizier in allen außerdienſtlichen Verhältniſſen untergeben iſt; vgl. Militärgerichte. Doch iſt er auch manchen Beſchränkungen unterworfen; vgl. Disciplin und Mannszucht. Der Name S. ſoll von der ital. Münze Soldo herſtammen, in welcher zuerſt die Löhnung ausgezahlt wurde.

Soldat, I. (Ichthyol.), ſ. v. a. Chaetodon capistratus *L.*; — II. (Kruſtac.), ſ. v. a. Bernhardskrebs, Pagurus Bernhardus *L.*

Soldaten (Entomol.), ſ. v. a. die Puppen der Korrodentiengattung Termes (ſ. d.).

Soldateneid, das feierliche, beim Eintritte in den Dienſt unter Anrufung des Namens Gottes gegebene Verſprechen der Treue gegen Fürſt und Vaterland (wohl auch Verfaſſung) und der unbedingten Unterwerfung unter die Militärgeſetze und Anordnungen, was zuweilen unter beſondern Feierlichkeiten, z. B. Aufſtellen bewaffneter Abtheilungen mit den Fahnen oder Standarten ꝛc., geſchieht. Vor Ablegung des Eides werden die Kriegsartikel vorgeleſen, um dem eintretenden Krieger eine Ueberſicht der Pflichten zu geben, die ihm in dem neuen Stande obliegen, und ſodann die Bedeutung und Heiligkeit des Eides dem zu Verpflichtenden erläutert. Die Eidesformeln ſind in allen Ländern verſchieden, zuweilen noch mit ſehr veralteten Wendungen. Der Ausdruck „zur Fahne ſchwören“, welcher die Ablegung des S.s bezeichnet, iſt von den obenerwähnten Feierlichkeiten hergenommen, da die Fahne, das heilige Palladium des Kriegers, gleichſam als Zeuge des Eides gegenwärtig iſt. Beim Regierungswechſel wird der S. gewöhnlich erneuert.

Soldatengalgen, ſ. Todesſtrafe.

Soldatengeld (Soldatenſteuer), 1) in manchen Gegenden, beſonders ehemals, eine Abgabe der Unterthanen zur Unterhaltung der Soldaten; — 2) ſ. v. a. Servicegeld.

Soldatenrecht, ſ. v. a. Kriegsrecht.

Soldatenſchulen, eine niedere Gattung von Militärſchulen, zur Bildung der Unteroffiziere und Mannſchaften. Was zunächſt den Unterricht der Gemeinen betrifft, ſo hat die neuere Kriegführung, beſonders ſeit Einführung des Tirailleurſyſtems, deutlich gezeigt, daß auch der gemeine Soldat etwas mehr ſeyn müſſe, als bloße Exercier- und Putzmaſchine; ſie verſetzt auch den einzelnen in die Nothwendigkeit, ſelbſtſtändig zu handeln, und macht oft das Schickſal ganzer Truppenabtheilungen von der Intelligenz einzelner Vedetten, von dem geſchickten Benehmen weniger Blänklerrotten abhängig. Es iſt daher höchſt wichtig, die Urtheilskraft der Soldaten zu wecken, indem in den ſogenannten Unterhaltungsſtunden nicht bloß Unterricht in der Pack- und Putzordnung ertheilt und die Nomenklatur der nächſten Vorgeſetzten ꝛc. den Mannſchaften beigebracht wird, ſondern die Pflichten des Kriegerſtandes, das Benehmen der Soldaten erläutert, und vor Allem dahin gewirkt wird, daß der Mann einſehen lerne,

warum er in der von den Dienſtvorſchriften angeordneten Weiſe handeln müſſe. Man beſchränke ſich deshalb nicht bloß auf eine trockene Herzählung der gegebenen Befehle nnd Anordnungen, und begnuge ſich nicht damit, daß der Soldat dieſe Dinge nicht mechaniſch auswendig lerne, ſondern man erkläre ihm die Abſicht und den Geiſt der Vorſchriften, man befrage ihn nach ſeiner eigenen Anſicht über den Grund der beſtehenden Anordnung; begreift er nur einigermaßen die Zweckmäßigkeit derſelben, ſo kann man ſicher ſeyn, daß er ſich bei der Ausführung nicht ganz verkehrt benehmen, daß er meiſt im Geiſte der Vorſchriften handeln werde. Dagegen hüte man ſich wohl, das Gedächtniß des Ungebildeten mit einer Menge unnützer Namen und fremdartiger Ausdrucksweiſen beſchweren zu wollen, und ſey zufrieden, wenn man aus ſeinen Antworten beim Unterricht erſieht, daß er das Weſentliche der Sache begriffen. Um aber dieſen Unterricht erfolgreich betreiben zu können, iſt es durchaus erforderlich, gut gebildete Unteroffiziere zu haben; wir kommen deshalb natürlich auf den Unterricht der Unteroffiziere. Für die Unteroffiziere, dieſe ſo wichtige einflußreiche Klaſſe des Militärſtandes, iſt in den neuern Zeiten in den civiliſirten Staaten ſehr viel geſchehen, man hat Regiments- und Bataillonsſchulen errichtet, in denen oft ſogar Zweige des Wiſſens gelehrt werden, die eigentlich für den Zweck der Einrichtungen und des Dienſtes im Allgemeinen nicht erforderlich ſind, ja oft ſchädlich einwirken. Am zweckmäßigſten erſcheint es, den Unteroffizier im Schreiben und Rechnen ſo weit zú bringen, daß er eine jede Meldung oder Anzeige deutlich und ohne ſinnentſtellende orthographiſche u. grammatikaliſche Fehler ſchriftlich erſtatten kann, daß er nicht nur über die gewöhnlichen im Dienſt immer wiederkehrenden Gegenſtände ſich faßlich und richtig ausdrücken lerne, ſondern daß er die Regeln der Mutterſprache hinlänglich kenne, um auch über andere Dinge ſchriftlich Rede und Antwort geben zu können. Im Rechnen iſt der Schüler dahin zu unterrichten, daß er wenigſtens zuſammengeſetzte Regel de tri verſtehe und gehörig auf die im Leben vorkommenden Fälle anwenden lerne; eine weitere Ausbildung iſt im Allgemeinen nicht zu verlangen und muß, wenn ſie erreicht werden ſoll, nothwendig die Zeit für praktiſche Uebungen und den Dienſt hinwegnehmen. Man hat hier und da Verſuche gemacht, in den Regimentsſchulen auch die Anfangsgründe der Geographie, Geſchichte, ſowie der höhern Mathematik ꝛc. zu lehren; es hat ſich jedoch überall als unpraktiſch und nutzlos erwieſen. Der Unterricht an Unteroffiziere über Dienſtgegenſtände, nach demſelben Syſteme, nur in höherer Potenz, als der Uuterricht an die Gemeinen, iſt in der Regel Sache der Kompagniekommandanten und nicht der Regimentsſchulen; doch kann es auch hier von Nutzen ſeyn, wenn die Unteroffiziere mehrer Kompagnien, z. B. eines Bataillons, zu dieſem Unterrichte vereinigt werden, wenn vielleicht im Bataillon ſich ein beſonders befähigter Offizier befindet, indem das Talent, guten Unterricht zu ertheilen, eine von den ſeltenen Gaben iſt, die oft dem erfahrenſten und beſtunterrichteten Manne abgeht, und daher die Inſtruktion über Dienſt durch die Kompagniekommandanten, die eigentlichen Führer und Anweiſenden des Unteroffiziers in jedem Dienſtverhältniſſe, nicht immer den Anforderungen der Höhern und dem guten Willen der Lehrenden entſprechen möchte. Der Unterricht in den Regimentsſchulen geſchieht in der Regel durch Offiziere; für die erſten Anfangsgründe mit den jüngern Individuen ſind jedoch auch ältere Unteroffiziere mit Erfolg verwendet worden, da es ihnen meiſt leichter wird, die erſten Begriffe mit den Schülern gehörig zu entwickeln, als dies dem Offizier möglich iſt, der nicht aus eigener Erfahrung die Denkweiſe der ungebildetern Stände kennen gelernt hat. Unterricht durch Civillehrer ertheilen zu laſſen würde in jeder Hinſicht unzweckmäßig erſcheinen.

Soldatentabak (Bot.), ſ. v. a. Nicotiana glutinosa *L.*

Soldatenteſtament, ſ. Teſtament.

Soldatenthal, franz. Weiler nebſt Glashütte, Dep. Meurthe, Bez. Sarrebourg.

Soldateska (v. Ital.), 1) die Soldaten als Ganzes betrachtet, daher — 2) ſ. v. a. Kriegsheer, und — 3) ſ. v. a. Truppen, Soldatenhaufen, aber mit dem Nebenbegriff des Uebermüthigen und Eigenmächtigen; — 4) das Kriegsweſen eines Staats.

Soldau (poln. Dzialdowo), preuß. Stadt, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 2 Kirchen, Schloß, Tuchweberei; Brauerei. Handel, Stadt- und Landgericht, Unterſteueramt, Intendanturamt, Superintendentur, Poſt, 5 Kram-, Vieh- und Pferdemärkte, ſtahlhaltige Mineralquelle; 1800 Einw.

Solde, Münze in Genua, Werth $3\frac{1}{4}$ Pfennig.

Soldekow (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe: a) (Groß-S.); 200 Einw.; — b) (Klein-S.); 170 Einw.

Soldevilla (Bot.), nach Lagasca, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.*, Syngenesia Aequalia *L.* Einzige Art: S. spinosa *Pers.* Sommerpflanze in Spanien.

Soldin (Geogr.) 1) preuß. Kreis, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt; grenzt im N.-O. an den Kr. Arnswalde, im S.-W. an den Kr. Friedberg, im S. an den Kr. Landsberg und im W. an den Kr. Königsberg, hat 20,95 □M. Areal und 4 Städte, 56 Dörfer, 150 Güter, Vorwerke, Kolonien und einzelne Etabliſſements mit 39,200 Einw. Die Oberfläche bildet eine ſtark bewaldete, ſeenreiche, nicht beſonders fruchtbare Ebene, die, außer der im N. ſtrömenden Plöne und der im S. ſich hinziehenden Mietzel, keine beachtenswerthen Flüſſe weiter hat. Aber unter den vielen Seen, die ſich im Kr. befinden, ſind beſonders der ſoldinſche See, der See bei Lippehne, der Stadtſee bei Berlinchen, der Polsſee zwiſchen Bernſtein und Haſſelbuſch, der Kloppſee, der Wendelſee, der Jungfernſee und der adamsdorfer See hervorzuheben. Die Hauptprodukte ſind Weizen, Hopfen, Holz und Fiſche. Ackerbau, Pferde- und Hornviehzucht nur mittelmäßig, Schafzucht und Fiſche-

Digitized by Google

rei jedoch bedeutend. Andere Nahrungszweige ſind: Tuch-, Band-, Strumpf-, Leinwand-, Hut-, Leder-, Handſchuh-, Stärke- und Puderfabrikation, Brenneeei, Gerberei und Handel. Auch ſind Rahmhütten, Theeröfen und Potaſchehütten da. Der Viehſtand beſteht ohngefähr in 4900 Pferden, 13,000 St. Rindvieh, 125,000 Schafen, 1200 Ziegen und 7500 Schweinen. — 2) Kreisſtadt darin; 3 Thore, 2 Kirchen, 2 Spitäler, Generalkommiſſion, Landrath, Stadtgericht, Unterſteueramt, Poſt, Fabriken, Mueänfiſcherei, Handel; 5800 Einw. — 3) (Zodyn), preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Bomſt; 280 Einw.

Soldo, 1) Rechnungs- und Kupfermünze in dem größeren Theile Italiens, von welcher je 20 auf die Lira gehen. Der Artikel Lira enthält Näheres darüber. — 2) Toskan. Längenmaß, à 3 Quattrini oder 12 Denari und 20 = 1 Braccio da panno (Wollelle).

Solduengo, ſpan. Flecken, nördlich von Briviesca; 150 Einw.

Soldurii, Trabantenſchaar der aquitaniſchen Furſten, denen ſie ſich auf Leben und Tod angeſchloſſen hatte; ſie war etwa 600 Mann ſtark (Cäſ., B. G. III, 22).

Sole (Biogr.), 1) Giovanni Antonio Maria del, Landſchaftsmaler von Bologna, genannt Monchino da' i Paeſi, Schüler von F. Albani, malte Landſchaften mit ſchönen Bäumen und kräftiger Färbung. Auch Seebilder finden ſich von ihm. † 1677 im 80. Jahre. — 2) Giovanni Battiſta del, Maler von Mailand, malte für Kirchen und Paläſte der genannten Stadt Bilder in Oel und in Fresko. Solche ſind im herzoglichen Palaſte, in den Kirchen von S. Euſtorgio, S. Francesco, S. Beenardo, S. Angelo und Giovanni alle Caſe Rotte. — 3) Giovanni Giuſeppe del, Maler von Bologna, geb. 1656, Schüler Paſinelli's, in deſſen Weiſe er mehre Bilder malte, beſonders Landſchaften. Zu den ſchönſten Bildern dieſer Art zählt Lanzi drei Landſchaften im Hauſe Zappi zu Imola, welche Abend, Nacht u. Morgenröthe darſtellen, mit angenehmen landſchaftlichen Parthien. Andere Gemälde ſind auf den Lichteffekt berechnet, beſonders die himmliſchen Erſcheinungen, wie in ſeinem Bilde des heil. Petrus von Alcantara in S. Angelo zu Mailand. Das Hauptwerk des Künſtlers iſt ein Freskogemälde in S. Biagio zu Bologna. Im Palaſte Grandemaria zu Parma iſt ein großes Plafondbild von ihm in Fresko gemalt; ein zweites Werk dieſer Art führte er im Palaſte Manzini zu Lucca aus. Die Werke ſeiner letzteren Zeit erinnern an Guido Reni und erwarben ihm den Namen des „Moderno Guido". Auch in der Weiſe des A. Carracci malte er Einiges, jedoch ohne ſich ſeiner eigenthümlichen Anmuth und Grazie zu entäußern. S. † 1719. Er hat auch in Kupfer radirt.

Sole (franz.), 1) (Ichthyol.), ſ. v. a. Zunge, Pleuronectes Solea *L.*; — 2) (Mollusk.), ſ. v. a. Kompaßmuſchel, Ostrea solea *L.*, Pecten Pleuronectes *Brug.*

Sole (Talon), Name des Drittelfußes, welche man bei den ehemaligen Feldmaßen in Brüſſel noch der Länge der Ruthe hinzufügte.

Sole (Salzw.), ſ. Soole.

Solea (röm. Antiq.), 1) häusliche Fußbekleidung im Gegenſatz zum Calceus, der im öffentlichen Leben gebräuchlich war. Aermere trugen hölzerne S. (ligneae genannt). — 2) Eiſerne S. (ferrae) waren für Pferde und Maulthiere; ſie waren ſo befeſtigt, daß ſie konnten abgenommen werden. Unter Nero ließ man ſogar goldene S. für die Pferde machen. — 3) Gräben und Rinnen in den Waſſerleitungen.

Solea, 1) (Ichthyol.), nach Cuvier, Untergatt. von Pleuronectes *L.* (ſ. d.). — 2) (Bot.), nach Sprengel, Pflanzengattung. Arten unter Jonidium.

Soleadä (a. Geogr.), Volk in India intra Gangem am Fuße des indiſchen Kaukaſus (Plin. VI, 20, 23).

Solec (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schroda; 190 Einw.; — 2) ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Radom (Sandomir), Kr. Opatow nordöſtl. von Opatow, unweit des linken Ufers der Weichſel, Hauptort des gleichnam. Diſtrikts; Friedensgericht, Reformatenkirche, Kloſter, ſtarker Traidhandel; 1800 Einw.; Ruinen eines Schloſſes der in Polen einſt mächtigen fürſtl. Familie von Zbarawski, deren Eigenthum die Stadt war. Auf dieſem Schloſſe entſchied Boleslaus der Kühne den Prozeß zwiſchen dem Biſchofe Stanislaus, der nachher heilig geſprochen wurde, und den Erben eines Edelmanns Peter Strzemienczyk, welche dem Biſchofe den Beſitz des Dorfes Piotrowin als nicht gekauft ſtreitig machten. In Folge der königl. Entſcheidung ſoll der Biſchof den Erblaſſer von den Todten auferweckt haben, welcher nach abgelegtem Zeugniß, er habe das Dorf an den Stanislaus rechtmäßig verkauft, in das Grab zurückgeſunken ſeyn ſoll. — 3) öſterreich.-galiz. Dorf, Kr. Sambor; Salzwerk.

Soleczno, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Wreſchen; 150 Einw.

Soledad (Geogr.), 1) (Conti), ſüdam. Inſel, Maluinen-Archipel, öſtlich von dem Falklands-Kanal, im ſüdl. atlant. Ocean. Die Küſten ſind ſehr zerriſſen, haben aber viele Häfen; namentlich wichtig iſt der S.-Hafen auf der Oſtküſte; 51° 31′ 50″ ſüdl. Br. und 60° 34′ 32″ weſtl. L.; — 2) S., la, nordam. Ort, V. St., Neu-Kalifornien, öſtlich von der Monterey-Bai; — 3) Stadt, ſ. Magdalena.

Soleil (d. i. Sonne), Sorte Papier von Annonay, welche mit unter die größten und anſehnlichſten gerechnet wird.

Soleiman, ſ. v. a. Soliman.

Solème (Solesme), franz. Dorf, Dep. Sarthe, Bez. la-Flèche; Anthrazitgruben, Marmorbruch; 300 Einw.; Benediktinerabtei, 1010 geſtiftet, 1833 wieder hergeſtellt.

Solèmes (Solesmes), franz. Flecken, Dep. Nord, Bez. Cambray, rechts an der Selle; Woll- und Baumwollweberei, Baumwollenſpinnerei, Fabriken für Battiſt, Linon, Gaze, Gerberei, Seifenſiederei, Brauerei; 5300 Einw.

Solemya (Mollusk.), ſ. Solenomya. Foſſil: S. Puzosiana *de Koninck*, aus dem Kohlenkalke Belgiens.

Solen (lat., Chir.), 1) Kanal, Röhre; — 2) Hohlſonde; — 3) Beinbruchlade der ältern Chirurgen in Form einer geöffneten Muſchel.

Solen (Solenus, a. Geogr.), Fluß in India intra Gangem, der auf dem Geb. Bittigo entſpringt und ſich zwiſchen Colchi und dem Vorgeb. Cory in den Sinus Colchicus ergießt, alſo einer der beiden in den Meerb. von Manaar fallenden Flüſſe, wahrſch. der Vygaru (Ptol. VII, 1, 10).

Solen (Mollusk.), nach Linné, Meſſerſcheide, Scheidemuſchel, fr. Manche de couteau, Gatt. der Acephala inclusa Cuv., der Ordn. der Schultermuſcheln und der Zunft der zweilöcherigen Schultermuſcheln nach Oken. Charakter: Schalen gleich, quer ſehr verlängert; faſt cylindriſch, an beiden Seiten offen; Wirbel ſehr klein, oft kaum ſichtbar; Schloßzähne an Zahl verſchieden, 2—3, ſogar fehlend; Band äußerlich. Das Thier hat den Mantel vorn geſchloſſen. Sie leben im Sande der Küſten und können ſich mit dem cylindriſch-kegelförmigen Fuße ſehr raſch und ſtets ſenkrecht 2—3 Fuß tief eingraben und wiſſen auch herauf zu ſteigen. Durch dieſes Eingraben oder Einbohren bilden ſie einen Uebergang zu den Bohrmuſcheln. Faſt alle Arten ſind eßbar, man pflegt ſie mit einem langen am Ende knopfigen Inſtrument durch Einſtechen in ihre Löcher herauszuholen. Ueber 20 Arten, darunter mehre foſſile; bekannteſte der lebenden: 1) S. vagina *L.*, Scheide, ital. Capa longa nostrana, Cannolichio. Schalen gleichbreit, gerade, wie ein Cylinder, das eine Ende ausgerandet, Schloß nur mit 1 Zahn. Wirbel ſehr geſtreckt, quergeſtreift, Ränder längsgeſtreift. Variirt in der Farbe von ſtrohgelb, ölgrün und braun bis roſenroth. Die größere Varietät über 5 Zoll lang, die andere kürzer. Um ganz Europa, vorzüglich häufig im Schlamme der Lagunen bei Venedig, wo ſie auf den Markt kommt. Chemnitz, VI, 26, 28. — 2) S. siliqua *L.*, Schote, ital. Capa longa marina. Schalen gerade, kaum merklich gebogen, gleichbreit, 8 Zoll lang; an der linken Schale zwei Schloßzähne. Im Uebrigen der vorigen ähnlich und ebendaſelbſt. Knorr, VI, T. 7, F. 1. — 3) S. ensis *L.*, Säbel. Gleichbreit, etwas gebogen, ſchmal, in der linken Schale zwei Schloßzähne; 2½ Zoll lang. Gelbbraun. Sehr gemein in den europäiſchen und amerikaniſchen Meeren. Chemnitz, VI, 29, 30. — 4) S. legumen *L.*, Hülſe, Molan *Adans.* Schmal-eiförmig, gerade; Wirbel mehr in der Mitte; zwei Schloßzähne, der eine zweiſpaltig; 2 Zoll lang. Die Färbung iſt gelbweiß. Im atlantiſchen und mittelländiſchen Meere. Chemnitz, VI, 32–34. — 5) S. radiatus *Chemnitz*, VI, 38. 39, Sonnenſtrahl. Eiförmig-länglich, gerade, zart, violett mit 4 weißen Strahlen, wie die aufgehende Sonne. In Indien, etwa 2 Zoll lang. Wegen der ſchönen Färbung geſchätzt in den Sammlungen. — 6) S. pygmaeus *Lam.*, S. viridis *Say*, S. minutus *Leach.* Ganz klein, linienförmig, etwas gebogen, ziemlich zwei Zähne an jedem Schloß, bisweilen an einer Schale nur einen. An den Küſten von Frankreich, England und Amerika. Pennant, Brit. Zool., IV, 46, F. 23. — 7) S. Cultellus *L.* Zart, eiförmig-länglich, etwas gebogen, fleckig, die eine Schale mit 2 Schloßzähnen. In Indien. Chemnitz, VI, 5, F. 36. 37. — 8) S. antiquatus *Mont.*, S. cultellus *Pennant*, Zool. brit., IV, 46, F. 25. Länglich eiförmig, unter der Epidermis weiß, mit Querſtreifen, die an den Seiten und an der Baſis etwas blättrig werden. — 9) S. strygulatus *L.* Roſenroth mit zwei weißen Strahlen und ſchiefen, vertieften Streifen. Im atlantiſchen und mittelländ. Meere. Chemnitz, VI, 6, F. 41. 42. — 10) S. Dombeii *Lam.* An den Küſten von Peru. Encycl. 224, F. 1, a, b, c. — 11) S. caribaeus *Lister*, 421, F. 265. Auf den Antillen. — 12) S. constrictus *Cuv.* In der Mitte eingezogen. An den Küſten von China.

Abgeſehen von einigen unſicheren Arten aus der Grauwacke (Goldfuß, Petreff. Germ. II, S. 276) erſcheinen foſſile Species dieſer Gattung ſchon im Kohlenkalke (S. alliquosus *de Koninck*), dann in der Kreide (S. compressus *Goldf.*), aber überall noch als große Seltenheiten. Nur erſt ſeit der Tertiärzeit werden ſie häufiger, ſind aber nirgends leitend.

Solena (Bot.), I. nach Loureiro, Pflanzengattung. Art: S. heterophylla *Lour.*, ſ. v. a. Bryonia Solena *Mirb.* — II. Nach Willdenow, Pflanzengattung. Arten unter Posoqueria.

Solenandria (Bot), nach Ventenat, Pflanzengattung. Art: S. cordifolia *Vent.*, ſ. v. a. Galax aphylla *L.*

Solenantha (Bot.), nach G. Don, Pflanzengattung. Art: S. spinosa *Don*, ſ. v. a. Cryptandra spinosa *Cunn.*

Solenanthis (Bot.), nach Kunth, Untergattung von Isotoma *Lindl.*

Solenanthus (Bot.), nach Ledebour, Gattung der Asperifoliae Cynoglosseae *Endl.* Einzige Art: S. circinnatus *Led.* Ausdauerndes Kraut in Sibirien.

Solenarium (Bot.), nach Sprengel, Pilzgattung. Arten unter Glonium.

Solenau, öſterreich. Marktflecken, Viertel u. d. Wienerwalde, am Pieſting; Kupferhammer.

Solendgans (Ornith.), ſ. v. a. Baſſansgans, Sula alba *Meyer.*

Solenhofen, Dorf, ſ. v. a. Solnhofen.

Solenhofener Kalkſchiefer (Geognoſ.), ſ. v. a. lithographiſcher Stein, ſ. Oolithformation.

Solenia (Bot.), I. nach Perſoon, Röhrchenpilz, Röhrenträger, Röhrenkunz nach Oken, Gattung der Hymenini Cupulati *Fckb.*, *Rab.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Fruchtträger verlängert, röhrenförmig, einfach, häutig aufrecht, mit zuſammengeſchnürter Mündung, innerhalb das Fruchtlager, welches aus röhrigen Schläuchen, mit einfachen Sporen angefüllt, beſteht. Von 4 Arten der deutſchen Flora, ſehr kleinen, weiß oder gelb gefärbten, auf faulendem Holze lebenden Pilzen iſt am bekannteſten: S. fasciculata *Pers.*, Bü-

Digitized by Google

ſcheliger R. An Holz von Birken u. Fichten, welches auf feuchter Erde fault, 1—2 Zoll große Raſen bildend. In Haufen faſt büſchelweiſe, bis 3 Linien hoch, walzig-keulenförmig, von angedrückten Haaren, faſt ſeidenglänzend, weiß, endlich abblaſſend; gegen die Baſis gelblich. Perſ., Myc. europ., Taf. 12, Fig. 8 u. 9. — II. Nach Agardh, Algengattung.

Soleniſia (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Epacrideae *Dec.* Einzige Art: S. elegans *Dec.* Baum in Neuholland.

Solenites, 1) (foſſ. Zool.), nach von Schlotheim, ſ. v. a. Anthchus (ſ. d.); — 2) (foſſ. Bot.), nach Lindley und Hutton, foſſiles Pflanzengeſchlecht aus der Ordnung der Iſoeteen mit einer Species: S. murrayana *L.* et *H.* (Foss. Flor. II, Taf. 121, Flabellaria viminea *Philipps*), aus dem Oolith von Gristhorpe-Bai. S. furcata *L.* et *H.* iſt Chondrites solenites *Unger*.

Solenn (v. Lat.), feierlich, feſtlich, daher Solenniſation, Feier, feierliche Begehung, Solenniſiren, feiern, feierlich machen, und Solennität, Feierlichkeit, Feſtlichkeit, Gepränge.

Solenocarpus (Bot.), nach Wight und Arnott, Gattung der Terebinthaceae *W. A.* Einzige Art: S. indica *W. A.* Baum in Oſtindien.

Solenodon (Säugeth.), nach Brandt, Schlitzrüßler, Gattung der Ferae insectivorae *Cuv.*, der Ordnung der Raubmäuſe und der Zunft der Spitzmäuſe nach Oken. Charakter: Vorderzähne $\frac{2}{2}$, die obern mittlern ſehr groß, dreiſeitig, gebogen, ſcharf zugeſpitzt, die ſeitlichen viel kleiner; die untern mittlern ſehr klein, die darauf folgenden groß, ſtark, koniſch, der zweite auf der Innenſeite mit einer tiefen Längsfurche. Falſche Backenzähne allenthalben 3, wahre Backenzähne oben und unten 4. — Der Kopf verlängert, in einen dünnen Rüſſel endigend; Füße ſohlengängig, fünfzehig, Nägel krallend, die vordern länger; Schwanz lang, nackt. Einzige Art: S. paradoxus *Brandt*, Mém. de l'acad. de Petersb., IV. Serie, Bd. 2, T. 1 u. 2, großer Schlitzrüßler. Rücken der Schnauze, Stirne, Scheitel, Mitteltheil des Nackens und Vorderrücken braunſchwarz, Hinterrücken und Schenkel ſchwarzbraun. Zwiſchen Vorder- und Hinterbeinen iſt eine hellroſtrothe Stelle, welche ſich zum Theil auch an den Beinen herabzieht. Der Schwanz ſchuppig, bis über die Mitte grau, Spitze weißlich. Körperlänge 11 Zoll, Schwanzlänge 9 Zoll. In St. Domingo.

Solenogyne (Bot.), nach Caſſini, Gattung der Compositae Asteroideae *Dec.* Einzige Art: S. bellidioides *Cass.* Ausdauerndes Kraut in Neuholland.

Solenoia, aſiat.-ruſſ. Binnenſee, Gouv. Aſtrachan, nördlich von Aſtrachan, an der Nordſeite der Wolga.

Solenoid, ſ. Elektromagnetismus.

Solenomya (Molluſk.), nach Lamarck, Gattung der Acephala inclusa *Cuv.*, der Ordn. der Schaltermuſcheln und der Zunft der zweilöcherigen Schaltermuſcheln nach Oken, unter Mya *L.* Charakter: Schale mit dicker, überreichender Oberhaut; inwendig in jeder Schale ein horizontales Löffelchen; Ligament äußerlich. Bekannteſte Arten: 1) S. mediterranea *Lam.* Länglich, braun, glänzend, gelbgeſtrahlt; die Schalen an den Wirbeln ungetheilt. Mittelmeer, im Sande. Encycl., 224, Fig. 4. — 2) S. australis *Lam.* Länglich, braun, glänzend, geſtrahlt, die Schalen an beiden Wirbeln ausgekerbt. In Neuholland.

Solenopſis (Bot.), nach Presl, Pflanzengattung. Arten unter Laurentia.

Solenoſpermä (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Umbelliferä.

Solenoſtemma (Bot.), nach Hayne, Pflanzengattung, gebildet aus Cynanchum Arguel *Dec.*

Solenoſtemon (Bot.), nach Schumacher, Pflanzengattung. Art: S. ocymoides *Schum.*, ſ. v. a. Coleus africanus *Benth.*

Solenoſtigma (Bot.), nach Endlicher, Pflanzengattung. Art: S. paniculatum *Endl.*, ſ. v. a. Sponia Solenostigma *Steud.*

Solenoſtoma (Ichthyol.), nach Seba und Lacépède, Röhrenfiſch, Gattung der Lophobranchii *Cuv.*, der Hauptfloſſer und der Zunft der Engmäuler nach Oken. Charakter: Bauchfloſſen ſehr groß hinter den Bruſtfloſſen, mit dem Rumpf und unter ſich zu einer Art von Scharz vereiniget, welcher den Einen als Beutel dient. Einzige Art: S. paradoxum *Lacép.*, Fistularia paradoxa *Pall.*, Spic. Zool. VIII, Taf. 4, Fig. 6. Grau mit braunen Wellenſtrichen. Im indiſchen Meere.

Solent, brit. Meeresſtraße, England, Grafſchaft South-Hampton, welche die Inſel Wight vom feſten Lande trennt.

Solentini (Solentum), ſ. Solas.

Solenus (Entom.), nach Megerle, Rüſſelkäfergattung, unter Curculio.

Solera (Geogr.), 1) ſpan. Flecken, nördlich von Tarazona; 200 Einw.; — 2) Flecken daſ., nordweſtlich von Guadix; 590 Einw.

Solére (deutſch auch Soller), M., franzöſiſcher Klarinettvirtuos und Inſtrumentalkomponiſt, gebürtig aus Paris, war von Gründung des Konſervatoriums zu Paris an bis ungefähr 1814 Lehrer ſeines Inſtruments an demſelben und erſter Klarinettiſt im Orcheſter der komiſchen Oper, blühte vorzüglich in den Jahren 1790—1810 und † wahrſcheinlich noch vor 1820. Er ſchrieb einige koncertirende Sinfonien, mehre Koncerte, Variationen, Duette ꝛc. für die Klarinette und einige Ouverturen für volles Orcheſter.

Solerio (Geogr.), ital. Flecken, Königr. Sardinien, nordweſtlich von Aleſſandria; 2900 Einw.

Solerio (Biogr.), Giorgio, Maler von Aleſſandria, blühte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nach ſeiner Bildungs- und Lebensgeſchichte unbekannt. Ein Altarbild in der Dominikanerkirche zu Caſale ſtellt St. Lorenz auf den Knieen vor der Madonna vor, wie drei graziöſe Engelchen den Roſt zu heben ſuchen. Nach Fiorillo war er auch Bildhauer und

wurde an den Hof Philipps II. nach Spanien berufen, wo er für S. Lorenzo in Madrid mehre Werke ausführte und die Bildniſſe der ganzen k. Familie malte. S. † 1587.

Solers, franz. Dorf, Dep. Seine-Marne, Bez. Melun, rechts am Yères; Holzhandel; 430 Einw.

Solesbury, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Pennſylvania, Grafſch. Bucks, rechts am Delaware; 1820: 2100, 1840: 2040 Einw.

Soleſino, öſterr.-ital. Dorf, Gubern. Venedig, Prov. Padua, Diſtr. Monſelice, ſüdweſtlich von Padua; 2000 Einw.

Solesmes, Flecken, ſ. v. a. Solèmes.

Soletin, öſterr.-böhm. Dörfer, Kr. Prachin, Herrſch. Winterberg; Spuren von Goldſeifen; 130 Einw.

Soleto, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Otranto, ſüdöſtl. von Lecce; 1850 Einw., die ein verderbtes Griechiſch ſprechen.

Soletum (a. Geogr.), Stadt in Kalabrien, ſchon zur Zeit des Plinius verwüſtet, aber ſpäter wieder aufgebaut; jetzt Solito (Plin. III, 10, 16).

Soleure (Geogr.), ſ. v. a. Solothurn.

Soleuvre (Zolvern), luxemb. Dorf, Diſtr. Luxemburg, Kanton Eſch an der Alzette; Schloß, Vikariekirche; 360 Einw.

Soleus (Anat.), der eigentliche Wademuskel.

Soleyman, ſ. v. a. Soliman.

Soleymieu, franz. Dorf mit Markt, Dep. Iſère, Bez. la-Tour-du-Pin; 790 Einw.

Solezew, Iwan, Maler, beſuchte die Akademie in St. Petersburg und ging dann nach Italien. Er malte hiſtoriſche Darſtellungen, beſonders Scenen aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes.

Sol fa (Muſ.), diejenige Mutation der guidoniſchen Solmiſation, nach welcher auf den Ton c, auf welchen im Hexachorde von f ſtets die Sylbe sol fiel, nicht mehr dieſe Sylbe, ſondern la geſungen wurde, was der Fall war, wenn c nach h ſchritt und dadurch das Hexachord f, das kein h hatte, in das Hexachord von g modulirte, in welchem der Ton c, der nun nicht mehr zum Hexachord f gehörte, ſondern das obere Ende des Halbtons h—c ausmachte, die Sylbe fa hatte. Vgl. Solmiſation.

Solfarino, Marktflecken, ſ. v. a. Solferino.

Solfatara (ital., Geognoſ.), franz. Soufrière (unrichtig Souffrière), Schwefelgrube oder Schwefelkrater, heißt ein vulkaniſcher Krater, der ſeit längerer Zeit keinen wahren Ausbruch gehabt, ſondern nur Rauch, (Waſſer- und Schwefel-) Dämpfe und Gaſe ausgeſtrömt hat, wodurch die Geſteine der Kraterwände Zerſetzungen erlitten und zugleich einen mehr oder minder beträchtlichen Ueberzug von Schwefel erhalten haben. Indem letzteres als Hauptcharakter des Phänomens feſtgehalten wurde, iſt überhaupt allen vulkaniſchen Lokalitäten, welche Gaſe, Waſſer- und Schwefeldämpfe ausſtoßen, auch wenn ſie niemals Krater geweſen ſind, dieſer Name beigelegt worden. S. der letztern Art liegen oft in der Nähe noch thätiger Vulkane, wie die älteſt-bekannte, die S. von Puzzuoli am Veſuv, deren ſchon Homer in Beziehung auf die gebleichte Farbe der umgebenden Geſteine gedenkt. Die Sublimation des Schwefels wird hier durch Schwefelwaſſerſtoffgas bewerkſtelligt. Stellenweiſe ſtrömen auch ſaure Gasarten von ſolcher Schärfe aus, daß ſelbſt größere Thiere, welche ſich dem Bereiche des Gaſes ſoweit nähern, daß daſſelbe ihre Geruchswerkzeuge berührt, ſogleich todt niederfallen. Für die Verbindung dieſer S. mit dem Veſuv zeugt der Umſtand, daß, ſo oft der Vulkan thätig iſt, die Fumarolen der S., die aus Trachyt hervortreten, ruhen und ſelbſt die äußere Luft in dieſelben einſtrömt, während die S. wieder thätig wird, ſobald der Veſuv ruht. Aber auch dieſe S. iſt wohl früher ein thätiger Vulkan geweſen, wenn anders den Zeugniſſen des Cornelius Severus (Lucilius junior, Aetna V, 425 ff.):

> Dicitur insignis flagrasse Aenaria quondam,
> Nunc extincta stupet, testisque Neapolin inter
> Et Cumas locus est, multis jam frigidus annis,
> Quamvis aeternum pinguescat ab ubere sulfur,
> In mercem legitur, tantum etc.

und des Petronius Arbiter (De mutatione reipublicae Romanae, V, 67):

> Est locus exciso penitus demersus hiatu,
> Parthenopen inter magnaeque Dicharchidas arva,
> Cocyta perfusus aqua, nam spiritus extra
> Qui furit, effusus funesto spargitur aestu.
> Non haec autumno tellus viret aut alit herbas,
> Caespite laetus ager, non verno persona cantu
> Mollia discordi strepitu virgulta loquuntur:
> Sed chaos et nigro squalentia pumice saxa
> Gaudent ferali circum tumulata cupressu etc.

zu glauben iſt. Traditionen reden auch von Ausbrüchen derſelben 1195. Andere S. ſind jene vom Eilande Montſerrat, die Nugent geſchildert hat; jene von Quindiu in den Aequatorialgegenden Amerika's auf dem waldigen Bergrücken, der die Thäler des Magdalenen- und des Caucafluſſes ſcheidet, am Fuße des Berges Tolima, ungefähr 4000′ unter deſſen Gipfel, wo aus dem Thonſchiefer, der Trachyt zur Unterlage hat, Gaſe hervorbrechen, die ſo nachtheilig auf die Arbeiter einwirken, daß man mit den Schwefelgruben nicht in große Tiefe niedergehen kann. Ferner finden ſich Solfatare in den Kratern der ſchlummernden Vulkane Voliano, Xorullo, Nueu-Pichincha ꝛc. Die hier ſublimirten Schwefelquantitäten ſind oft außerordentlich groß und manchmal findet die Sublimation nicht allein im Krater Statt, ſondern der Schwefel erfüllt auch, wie am Vulkan Azufral, die nach allen Richtungen laufenden Spalten des Berges und bildet ſo wahre, unermeßliche Schwefelgänge. Verdichten ſich die Waſſerdämpfe, die mit dem Schwefel ausſtrömen, zu tropfbar-flüſſigem Waſſer, ſo fließt dieſes auf dem Grunde des Kraters zuſammen und bildet, mit dem Schwefel vermengt, einen wahren Schwefelpfuhl, wie ein ſolcher, immerfort aufkochend, nach Humboldt, ſich im Krater des Azufral in Quito findet und ein anderer nach Chamiſſo im großen Krater des Thaal auf den Philippinen. Wenn die Schwefeldämpfe ſo heiß an die Luft austreten, daß ſie ſich entzünden, ſo entſteht bei der Verbrennung ſchwefeligſaures Gas, welches die

Digitized by Google

Geſteine angreift, mürbe macht, ausbleicht und von den nahen Waſſern aufgenommen wird, die ſich dadurch ſäuern. Eine öfters auch von der S. ausgeſtoßene Subſtanz iſt der Salmiak, wie in der S. des Peſchon am Himalaya, wo er ſich in ſolcher Menge findet, daß die Bewohner des Landes ihren Tribut an den Kaiſer von China öfters in Salmiak entrichten. Im Oſten von dieſer S. befindet ſich auch die große S. von Urmutzi, die 5 geogr. Meilen Umfang hat. Gewöhnlich betrachtet man die S. als Vulkane im letzten Stadium ihrer Thätigkeit. Allein manchmal erwachen ſolche Kratere zu neuer Thätigkeit, wie auf den zu den kleinen Antillen gehörenden Inſelchen St. Vincent eine S. von 1 engl. Meile Durchmeſſer und ungefähr 900′ Tiefe nach mehr als hundertjähriger Ruhe 1812 eine Eruption hatte, da ſchon ein ganzes Jahr lang einzelne Erderſchütterungen mit mächtigen unterirdiſchen Detonationen vorangegangen waren. Vgl. Solfatara (Geogr.).

Solfatara (Geogr.), 1) (Schwefelſee), ital. See, im Kirchenſtaat, öſtlich an der von Tivoli nach Rom führenden Straße, hat etwa 60 Schritte im Durchmeſſer und ganz flache, mit Moos und Schilfgras wildverwachſene Ufer, ſo daß man nur mit großer Behutſamkeit bis an den Rand des Sees gehen kann. Die Tiefe iſt beträchtlich; denn von hineingeworfenen, ziemlich ſchweren Steinen ſieht man erſt nach 2 bis 3 Minuten ein Zeichen aus der Tiefe. Der Punkt, wo etwas hineingefallen, macht zuerſt Bewegungen, wie ſiedendes Waſſer, und treibt den dadurch entſtandenen Schaum in Kreiſen 8 bis 10 Minuten lang umher. Nach dieſem ſtoßen aus demſelben Mittelpunkte große Blaſen auf, und dieſen folgen Schlammflocken, die aber ſo leicht ſind, daß ſie langſam ſchwimmend ſich ſo lange fortbewegen, bis ſie das Ufer erreichen. Die Gegend, wo dieſer See iſt, riecht ſtark nach Schwefel und die Oberfläche des Bodens ſcheint ganz hohl zu ſeyn; an vielen Stellen iſt ſie eingebrochen, und hier ſieht man in einer Tiefe von 2 bis 3 Ellen ein bläulichgrünes, trübes Schwefelwaſſer gegen die Niederung der Gegend laufen. In der Nähe dieſer Oeffnungen, um welche man ſehr vorſichtig herumgehen muß, da die Schale des Erdbodens an vielen Orten nur 1 bis $1\frac{1}{2}$ Ellen dick iſt, zeigt es ſich ſehr deutlich, daß die Waſſer durch ihren Kreuz- und Querlauf in vielen kleinen Strahlen den größern Theil der Oberfläche unterminirt haben. Der See ſetzt eine marmorartige, ſehr feſt werdende und zu allerlei Bauwerk ſehr nützliche Maſſe ab. Ueber ihm iſt noch ein anderer See, deſſen laues Waſſer in jenen abläuft. Die Vegetation am Ufer iſt ſehr üppig; oft reißen ſich mit erdiger Maſſe vermiſchte Gruppen von Konſerven und Flechten los und ſchwimmen als Inſeln im Teiche umher. Uebrigens leben in und auf dieſem See viele Thiere, Gewürm, Inſekten und Vögel. — 2) Thal in Neapel, bekannt unter dem Namen der phlegräiſchen Felder, iſt die Vertiefung oder der Krater eines ehemaligen feuerſpeienden Berges, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde vom See Agnano entfernt, und bildet ein ungefähr 1000 Fuß langes und 600 F. breites Becken, auf allen Seiten, ausgenommen gegen Mittag, mit Hügeln umgeben, und führt ſeinen Namen S. von der Menge Schwefel, die hier gewonnen wird. An einigen Stellen iſt der Boden der S. warm, an andern brennend heiß, an noch andern erſt in der Tiefe von einigen Zollen. An einigen Stellen ſteigen die Schwefeldünſte deutlich empor, vorzüglich an der einen Seite, wo aus einer Oeffnung beſtändig ein dicker, heißer Dampf hervorbricht. Bei ſtillem Wetter ſteigt der Dampf wohl 100 F. in die Höhe und gibt im Finſtern einen ſchwachen Schein von ſich. Der dumpfe unterirdiſche Wiederhall, der am ſchauerlichſten tönt, wenn man in ein ungefähr in der Mitte des Beckens befindliches Loch einen Stein fallen läßt, ſetzt es außer Zweifel, daß der Boden hier völlig hohl ſey. Höchſt wahrſcheinlich beſteht derſelbe nur noch in einer von der gährenden Materie ausgefreſſenen Kruſte; denn einige Strecken der S. ſind wirklich ohne Gefahr nicht mehr zu paſſiren. Nach der Meinung der Naturforſcher wird das innere Feuer nach und nach die äußere Decke verzehren und, wenn einſt dieſe einſtürzt, hier ein See zum Vorſchein kommen. — 3) S. von Urmutzi, Ebene in der kleinen Bucharei, die den Namen brennende Ebene führt, weſtlich von der Stadt Urmutzi. Dieſe S. hat $7\frac{1}{2}$ Meilen im Umfange und iſt mit fliegender Aſche bedeckt. Wirft man das Geringſte hinein, ſo ſchlägt eine Flamme empor und verzehrt Alles in einem Augenblick. Wirft man einen Stein hinein, ſo ſieht man einen ſchwarzen Rauch aufſteigen. Vögel wagen nicht, über dieſen Ort hinwegzufliegen, und im Winter bleibt daſelbſt der Schnee nicht liegen. Eine andere dergleichen S. befindet ſich im Weſten von der vorigen und beſteht in einem Abgrunde von etwa $13\frac{1}{2}$ Stunden im Umfange, welcher das Aſchenloch genannt wird. Dieſer Keſſel ſcheint, aus der Ferne geſehen, wie mit Schnee bedeckt, tritt man aber näher, ſo zeigt ſich eine Oberfläche mit einer Salzkruſte überzogen, die hart wird, wenn es geregnet hat. Wirft man einen Stein hinein, ſo hört man einen Ton, ähnlich dem, welchen ein Stock verurſacht, mit dem man auf Eiſen ſchlägt. Menſchen oder Thiere, die in dieſen Abgrund gerathen, ſind auf immer verloren.

Solfatarit (Min.), ſ. v. a. Keramoſalit (ſ. d.).

Solfeggio (Muſ.), eigentlich Singen der Tonleiter, wird aber zur Bezeichnung textloſer Uebungsſtücke für den Geſang gebraucht, welche zunächſt das Notenſingen und Notenleſen, dann aber auch die Stimmbildung überhaupt bezwecken. Dieſe Uebungen, die für den Sänger das ſind, was die Etude oder das Exercitium für den Inſtrumentalvirtuoſen, zeigen ſich zur Erlangung einer reinen und richtigen Intonation, einer Gewandtheit der Stimme und Fertigkeit im Notenleſen und Notentreffen höchſt nothwendig und vom größten Nutzen. Sie machen das Erſte einer gründlichen Schule aus. Die Ausführung beſtimmter Melodien iſt hier nicht Zweck, noch weniger findet das Ausſprechen eines beſtimmten Textes dabei ſchon Statt.

Digitized by Google

Deshalb aber kann die Aufmerkſamkeit ſich lediglich auf die Reinheit und Richtigkeit der Tonverhältniſſe (Intervalle) richten, und die Stimme durch öftere Uebung eine Fertigkeit in dem mannichfaltigſten Vortrag der Töne und Tonfiguren auf eben ſo mannichfachem Wege gewinnen, und dieſes geſchieht hauptſächlich durch das Singen mit bloßen Vokallauten der Solfeggien, was dann kurzweg Solfeggiren genannt wird. Das Singen mit wirklichen Notenbenennungen (Sylben) befördert mehr das Notenleſen, weil ſich auf dieſe Weiſe mit dem Namen der Töne auch die Noten und ihre Bedeutung ſelbſt einprägen. Eben ſo iſt das Ausſprechen der Worte und des Textes einer Sprache zu den Tönen im S. eine ſpätere beſondere Uebung, welche mit Vortheil erſt dann vorgenommen wird, wenn man der Töne ſelbſt durch das eigentliche Solfeggiren ſchon mächtig geworden iſt. Aus dieſem Grunde iſt das Vokaliſiren bei dem Solfeggiren, d. h. das Singen der S.n mit einzelnen Vokallauten, dem Singen mit ganzen Sylben vorzuziehen, nur muß mit den Vokalen ſelbſt dabei gewechſelt werden, und ſind dieſelben von dem Verfaſſer der S.n ausdrücklich vorgeſchrieben, ſo heißen dieſe insbeſondere auch wohl Vokaliſationen, Vokaliſen.

Solfeggiren, ſ. Solfeggio.

Solferino, öſterr.-ital. Flecken, Lombardei, Prov. Mantua, Diſtr. Caſtiglione, nordweſtlich von Mantua auf einer Anhöhe, nächſt dem Fluſſe Mincio und dem Lago di Garda; Pfarrkirche, 2 Kapellen; 1800 Einw.; ehemals Hauptort eines Fürſtenthums, das 1773 an Oeſterreich kam.

Solferwurz (pharm. Bot.), ſ. v. a. Radix Peucedani, ſ. Peucedanum officinale *L.*

Solfi (ital.), Schwefelabgüſſe von Gemmen.

Solgado, Punto de, ſüdamerikan. Ort, Braſilien, Prov. Minas-Geraes, links am S. Franciseo.

Sol-Galitzkoi (Sol-Galitzkaia, Solgalitſch, Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Kreis, Gouv. Koſtroma, grenzt nördlich und weſtlich an den Kr. Wologda, öſtlich an den Kr. Tſchuchloma und ſüdlich an den Kr. Bui. Das Land wird von der Koſtroma und mehren kleinen Flüſſen und Bächen bewäſſert, iſt waldig und etwas wellig. Die Bewohner beſchäftigen ſich viel mit Barkenbau und Lederarbeiten, ſind Fleiſcher und Fiſcher. — 2) Kreisſtadt daſ., an der Koſtroma; Barkenbau, Kalkbrüche, Salzſiederei, Handel; 4500 Einw.

Solger (Biogr.), 1) Karl Wilhelm Ferdinand, ausgezeichneter deutſcher Aeſthetiker, den 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark, wo ſein Vater Direktor der markgräfl. Kammer war, geboren, beſuchte die Stadtſchule daſelbſt und erhielt ſeine weitere wiſſenſchaftliche Ausbildung auf dem grauen Kloſter in Berlin und der Univerſität zu Halle, wo er ſeit 1799 die Rechte ſtudirte. Im J. 1801 ging er nach Jena, wo er Schelling hörte, und bereiſte dann die Schweiz und Frankreich. Im J. 1803 ward er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angeſtellt, in welcher Stellung er Muße genug fand, Fichte's Vorleſungen über die Wiſſenſchaftslehre zu hören. Um ganz den Wiſſenſchaften zu leben, legte er 1806 ſeine Stelle nieder und ging in ſeine Vaterſtadt, wo er ſeine treffliche Ueberſetzung des Sophocles (Berlin 1808, 2 Bde., 2. Aufl. 1824) vollendete. Im J. 1809 ging er nach Frankfurt a. d. O. und wurde außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität, nach deren Verlegung nach Breslau er an die Univerſität zu Berlin verſetzt wurde. Er † hier den 20. Okt. 1819. Unter ſeinen Schriften ſind beſonders zu erwähnen ſein „Erwin“, vier Geſpräche über das Schöne und die Kunſt“, Berlin 1815, 2 Bde., und ſeine „Philoſophiſchen Geſpräche“, daſ. 1817. Seine „Nachgelaſſenen Schriften und Briefwechſel“ wurden von Tieck und Fr. v. Raumer (Leipz. 1826, 2 Bde.), ſeine „Vorleſungen über die Aeſthetik“ nach einem Heft von Heyſe (Berl. 1829) herausgegeben. — 2) Bernhard, Architekt, zu Rentweinsdorf in Bayern geboren, ſtudirte um 1830 zu München unter v. Gärtner, bildete ſich dann auf Reiſen noch weiter aus und wurde ſpäter techniſcher Baurath der Stadt Nürnberg, wo er u. A. das großartige neue Krankenhaus im germaniſchen Style, ein Gebäude von ſchönen Verhältniſſen, baute.

Solgne, franz. Dorf, Dep. Moſel, Bez. Metz; 600 Einw.

Soli (a. Geogr.), ſ. Soloe.

Soli (Biogr.), 1) Achille, Maler und Radirer von Siena, wenig bekannter Künſtler, der um 1560 blühte, zeichnete viele Anſichten von Städten mit ihren Grundriſſen, deren er ſelbſt mehre radirte. — 2) Giuſeppe Maria, Architekt und Maler, 1745 zu Vignola im Modeneſiſchen geboren und an der Akademie in Bologna gebildet, machte ſeine weiteren Studien in Rom und wurde 1784 Direktor der neu errichteten Akademie zu Modena, zugleich mit dem Titel eines Hofarchitekten. Unter der cisalpiniſchen Republik erhielt er die Stelle eines Profeſſors der Zeichenkunſt an der Militärſchule, kehrte aber nach der Rückkehr des Herzogs von Modena in ſeine frühere Stellung zurück. Zu ſeinen Hauptwerken gehören die Kirche von Caeboniano bei Rom, der Pallaſt Bellucci zu Vignola, drei Façaden und zwei Treppen des herzoglichen Palaſtes zu Modena, ein Hoſpital und der Gottesacker zu Cento, die Brücken über den Panaro, über den Reno bei Cento und über den Rubicone bei Rimini. Seine Gemälde ſtellen Landſchaften mit Figuren und Architektur vor. Es hinterließ S. auch einige Abhandlungen über Architektur, deren in Branca's „Manuale di Architettura“, 1789 abgedruckt ſind. S. † 1822.

Solia (a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica mit dem Beinamen Arae Hesperi, die, früher zerſtört, von Caſar wiederhergeſtellt wurde und ſpäter auch den Namen Sollureo führte; jetzt Lucar la mayor.

Solib, afrikan. Ort, Nubien, Dar-el-Mahaß, am Nil.

Solicinium (a. Geogr.), Ort des römiſchen Germanien am Berge Pirus, wo Valentinian im J. 369 über die Alemannen ſiegte; jetzt

Digitized by Google

Schwetzingen, in der Nähe von Heidelberg oder Sulz im Schwarzwaldkreiſe.

Solid (v. Lat.), 1) feſt, im Gegenſatz vom Flüſſigen; — 2) ſ. v. a. gründlich, wahr, gültig; — 3) rechtſchaffen in der Denkungsart; — 4) in Handelsverhältniſſen reell, beſonders zu Löſung von Schuldverhältniſſen fähig und willig; ſ. Solidität des Kaufmanns; — 5) einfarbig, natürlich, nicht zuſammengeſetzt. Daher Solidität.

Solidad (Geogr.), ſ. v. a. Soledad.

Solidae partes (Anat.), die feſten Theile des thieriſchen Körpers.

Solidaginis s. Solidaginis saracenici Herba (pharm. Bot.), ſ. Solidago Virgaurea *L.*

Solidago (Bot.), nach Linné, Goldruthe, Gattung der Compositae amphigynanthae *Rchb.*, Syngenesia Superflua *L.* Charakter: Blumenköpfchen geſtrahlt, mit 5—15 länglichen Strahlblümchen. Kelch angedrückt-dachziegelich, vielblättrig, häufig länglich. Fruchtboden nackt. Samen ſtielrundlich, vielrippig; Samenkrone aus einer Reihe ſcharfer Haare beſteſtehend. Von 106 Arten, ausdauernden Kräutern mit abwechſelnden Blättern und in doldentraubigen Riſpen ſtehenden Blüthenkörbchen, faſt ſämmtlich in Amerika, zum größten Theil in Nordamerika einheimiſch, ſind als Arznei- u. Zierpflanzen wichtig: 1) S. altissima *L.*, höchſte G. In Nordamerika. Stengel bis 8 Fuß hoch, borſtenhaarig. Blätter lanzettförmig, unten tief geſägt, ſcharf, runzlig, fiedernervig. Blumen gelb, in einſeitigen, großen Riſpen; Strahlblümchen 7—10, linienförmig-länglich. Mart., Cent., T. 14. — 2) S. arguta Ait., ſcharfgeſägte G. In Nordamerika. Stengel bis 3 Fuß hoch. Blätter am Rande ſchärflich-wimperig, ſcharf und ungleich geſägt, die unterſten eirund-länglich, am Grunde geſchmälert, die obern elliptiſch. Blumen in einſeitigen riſpenſtändigen Trauben; Strahlblümchen linienförmig-länglich. — 3) S. bicolor *L.*, zweifarbige G. In Nordamerika. Stengel bis 7 Fuß hoch, behaart. Blätter behaart, die unterſten eirund-elleptiſch, in der Mitte geſägt, die oberſten elliptiſch. Blumen in aufrechten, kurzen Trauben; Strahlblümchen weiß, oval. Pluk., Alm., T. 114, F. 3. — 4) S. canadensis *L.*, kanadiſche G., Klapperſchlangenkraut. In Nordamerika. Stengel bis 8 Fuß hoch, zottig. Blätter lanzettförmig, geſägt, 3fach gerippt, ſcharf. Blumen in zurückgebogenen, einſeitigen Trauben, gelb; Strahlblümchen ſehr kurz. Die Amerikaner gebrauchen dieſe Pflanze wider den Biß der Klapperſchlange. Die Blumen liefern eine ſchöne gelbe Farbe. Wird von allen Arten in unſern Gärten am häufigſten kultivirt. Pluk., Alm., T. 263, F. 1. — 5) S. flexicaulis *L.*, gebogene G. In Nordamerika. Stengel hin und her gebogen, eckig. Blätter eirund, langgeſpitzt, geſägt. Blumen gelb, in einfachen, winkelſtändigen Trauben; Strahlblümchen länglich. Pluk., Alm., T. 235, F. 3. — 6) S. odora *Ait.*, wohlriechende G. In Nordamerika, auf trocknen Hügeln. Stengel flaumhaarig. Blätter linealiſch-lanzettlich, durchſcheinend-punktirt, am Rande ſcharf. Blumen klein, gelb, in riſpigen, einſeitswendigen Blüthentrauben; Strahlblümchen zungenförmig. In Nordamerika, wo dieſe Pflanze Golden Rod, Goldruthe, heißt, wird ſie als ein blähungs- und ſchweißtreibender Thee benutzt. Sie iſt in die amerikaniſchen Pharmakopöen aufgenommen und hat ſtark und wohlriechende Blätter, welche ein flüchtiges, gewürzhaftes Oel enthalten. Man bereitet mit ihnen auch eine reizende, nervenſtärkende Tinktur. Die gewürzhafte Wurzel hat einen ähnlichen Geruch und ähnliche Anwendung wie die Nelkenwurz. Pluk., Alm., T. 116, F. 6. — 7) S. procera *Ait.*, hohe G. In Nordamerika. Stengel bis 7 Fuß hoch, rauhaarig. Blätter lanzettförmig, geſägt, 3fach gerippt, ſcharf, unten zottig. Blumen gelb, in ährenförmigen Trauben; Strahlblümchen abgekürzt. — 8) S. sempervirens *L.*, immergrüne G. In Nordamerika, an Flußufern. Stengel bis 6 Fuß hoch, roth. Blätter faſt fleiſchig, ſcharfrandig, die unterſten oval, am Grunde in den Stiel verſchmälert; Stengelblätter linien-lanzettförmig. Blumen gelb, in einſeitigen, riſpenſtändigen Trauben; Strahlblümchen linienförmig-länglich. In Nordamerika gilt dieſe Pflanze beim Volke als ein vortreffliches Wunden heilendes Mittel. Pluk., Alm., T. 235, F. 5. — 9) S. Virgaurea *L.*, gemeine G., Golden- od. Heidniſch-Wundenkraut, St. Petersſtab, Heiden- od. Haiden-G., Machtheilkraut. In Europa, Nordaſien, in Wäldern und Hainen, beſonders an trocknen Stellen. Stengel bis 3 Fuß hoch. Blätter lanzettförmig, an beiden Enden geſchmälert, geſägt, die untern elliptiſch, geſtielt. Trauben gelb, aufrecht; Kelchſchuppen linienförmig; Strahlblümchen gegen 8. Die Pflanze ändert ſehr ab; Decandolle nimmt 11 Varietäten an. Iſt zur Verſchönerung der Blumen- und Strauchgruppen zu empfehlen. Früher waren die Blätter und blühenden Stengelſpitzen, Herba s. Summitates Virgae aureae s. Solidaginis s. S. saracenicae s. Consolidae saracenicae, häufiger als jetzt gebräuchlich, obwohl ſie in neuerer Zeit wieder häufiger als Mittel bei Blaſenkrankheiten und Harnbeſchwerden gebraucht worden ſind. Sie gelten hauptſächlich als ein ſchweißtreibendes und den Blaſenſtein zerſtörendes Mittel, wurden aber auch häufig gegen Durchfälle, Blutflüſſe und vorzüglich bei Verwundungen ſowohl innerlich als äußerlich gebraucht. Die ganze Pflanze ſchmeckt bitterlich und etwas zuſammenziehend. In Folge der ähnlichen Namen wird ſie bisweilen mit Senecio saracenicus verwechſelt. Die Wurzel ſchmeckt ſcharf und erregt Speichelfluß; ſie ſoll bisweilen mit der Radix Arnicae montanae verwechſelt werden. Hayne, Arzneig., 8, T. 12.

Solidaria bona (Schillingsgüter, Rechtsw.), im Lüneburgſchen Güter, woran die Bauern nur ein nutzbares Eigenthum haben.

Solidariſch (in solidum, Alle für Einen, Rechtsw.), diejenige Gemeinſchaftlichkeit von Verbindlichkeiten und Rechten, vermöge deren, wenn Mehre etwas zu fordern haben, Jeder das

Ganze fordern kann, und wenn Mehre verpflichtet ſind, Jeder das Ganze zu leiſten ſchuldig iſt. Der Gläubiger hat die Wahl, welchen Schuldner er belangen will; wenn aber einer der Schuldner vollſtändig zahlt oder erfüllt, ſind die andern frei. Eine ſolidariſche Verbindlichkeit ſetzt eine vorhergegangene Verabredung voraus. Von ſelbſt tritt ſie ein, wenn Mehre zuſammen ein Verbrechen begehen, wo ſie ſolidariſch dem Beſchädigten zahlen; wenn mehre Miteigenthümer eine Servitut verſprechen; wenn mehre Bürgen ſich für dieſelbe Schuld verbindlich machen; bei Theilnehmern eines Geſellſchaftsvertrags (Societät) gegenüber dritten, wenn die Societät auf einen andauernden Zweck gerichtet iſt. Was der Eine allein gezahlt hat, kann er in der Regel von den Uebrigen zu ihren Antheilen zurückfordern, außer bei Verbindlichkeiten aus Verbrechen.

Solidarpathologie (Solidismus, auch Nervenpathologie, Med.), eine in der Mitte des 18. Jahrhunderts auftauchende Krankheitstheorie, nach welcher die feſten Theile des Organismus, namentlich die Nerven, als Grundlagen der Krankheit zu betrachten ſind. Ihre Anhänger heißen Solidarpathalogen oder Solidiſten, ihr Gegenſatz iſt die Humoralpathologie, welche, unter Chriſt. Ludw. Hoffmanns Anleitung, das chemiſche Princip für den Krankheitsprozeß feſt hielt und ihn aus der Entartung der Säfte, ihrer Säure oder Fäulniß, ableitete. Die älteſten Grundzüge dieſer Humoralpathologie finden ſich übrigens ſchon in dem Werke „De aere, aquis et locis“ von Hippocrates. Stifter der S. war Wilhelm Cullen (1709—1790); Gliſſon und Haller bereiteten ſie durch ihre Lehre der Reizbarkeit vor. Cullen ſchloß ſich an Friedrich Hoffmanns Anſichten an, weicht aber in ſofern von denſelben ab, als er die Nervenkraft, das Lebensprincip, nicht, wie dieſer, von mechaniſchen, ſondern von vitalen Geſetzen abhängig macht. Nur die feſten Theile beſitzen Leben, nicht die flüſſigen. Auf Schwäche oder Atonie, auf Krampf und einem gemiſchten Zuſtand beruhen die meiſten Krankheiten. Sekundäre Miſchungsänderungen der Säfte nimmt er an. Die vorzüglichſten Anhänger dieſer Lehre ſind Gregory, Gorter, Maibride, Unzer, Schäffer u. A. Vgl. W. Cullen, First lines of the pract. of phys., Bd. 1—4, Edinb. 1776—1783, deutſch, 3. Aufl., Leipzig 1800; — Derſelbe, Mater. medic., überſetzt von Consbruch, daſ. 1790; — J. U. G. Schäffer, Verſ. aus der theor. Arzneiwiſſenſchaft, 2 Thle., daſ. 1785; — J. A. Unzer, feſte Gründe einer Phyſiol. der eigentl. thier. Natur., daſelbſt 1771; — Gregory, Consp. med. theoret. in us. academ., Edinb. 1782, 2 Bde., deutſch, Leipz. 1785, 2 Thle.

Soli Deo gloria (lat.), Gott allein die Ehre.

Solidinervis (bot. Term.), auch Solidinervius, ganznervig, wenn ein Blatt mit einem von ſeinem Grunde bis zur Spitze reichenden Nerven durchzogen iſt; wird nur bei Moosblättern (z. B. von Trichostomum lanuginosum und Dicranum virens) gebraucht, und iſt der Gegenſatz von Evanidinervius, ſchwindnervig.

Solidität (v. Lat.), ſ. Solid.

Solidität des Kaufmanns, ein vielfach gebrauchter Ausdruck, der einen weitern und einen engern Sinn zuläßt. Solid iſt, dem letzteren nach Derjenige, deſſen Zahlungsfähigkeit außer Zweifel iſt; dem weiteren Begriffe nach aber, wenn außerdem auch ſeine Geſchäftsumſicht und kaufmänniſche Handlungsweiſe gleichermaßen für ihn ſprechen. Ein ſolides Geſchäft heißt dasjenige, bei welchem jede Spur von luftiger Spekulation entfernt iſt; ſolides Papier heißen ſolche Wechſel, Fonds, Aktien u. ſ. w., die vollen Kredit verdienen.

Solidungula (Säugeth.), ſ. v. a. Einhufer, nach Einigen Familie der Pachydermen, nach Andern eine beſondere Ordnung mit der einzigen gleichnamigen Familie und der einzigen Gattung Equus. Charakteriſirt ſind die S. durch Füße, die mit einem einzigen großen, die Mittelzehe darſtellenden und unter der Haut noch die Rudimente der beiden äußeren Zehen (Kaſtanien) bergenden Hufe umkleidet ſind; durch Schneidezähne mit einer, Backenzähne mit zwei geſchloſſenen Schmelzröhren, durch den Mangel der Schlüſſelbeine und durch Pflanzennahrung. Vgl. Pachydermata.

Solidus (lat.), 1) feſt, ſolid; — 2) (bot. Term.), feſt, was im Innern durchaus mit feſter Subſtanz erfüllt iſt, und keine Höhlung oder Zuſammenſetzung aus getrennten (wenn auch dicht auf einander liegenden) Schichten zeigt, z. B. der Stengel von Iris germanica, im Gegenſatz zu dem röhrigen Stengel (ſ. fistulosus) von Iris sibiris, die Frucht von Angelica, Meum und Sanicula, im Gegenſatze zu der loskernigen (ſ. nucleatus) bei Archangelica und Crithmum, und der ſchlauchigen (ſ. utriculatus) bei Astrantia, die Zwiebel von Colchicum, Gladiolus und Crocus, im Gegenſatze zu der ſchuppigen (ſ. squamosus) von Lilium und der ſchaligen (ſ. Tunicatus) von Allium.

Solidus (Numiſm.), 1) (S. aureus), römiſche Goldmünze, von Konſtantin im Jahre 330 n. Chr. an die Stelle des alten Aureus imperialis geſetzt. Er wurde auf ⅙ Unze feſtgeſtellt, weshalb man ihn auch S. sextularius nannte, und wog 1⅙ Quentchen, ſo daß aus dem römiſchen Pfunde (24 Loth) 72 Solidi geſchlagen wurden. Das dazu verwandte Gold war durchſchnittlich 23 karätig. Unter Konſtantin wurde der S. in 12 Milliaresil und in Semisses, Tremisses und Quadrantes getheilt. — 2) (S. argenteus), im Mittelalter Benennung für das damalige Kurrentgeld oder die ſtärkern Silbermünzen, im Gegenſatz zu den dünnen Blechpfennigen. Dieſe Solidi kamen beſonders unter den fränkiſchen Königen auf, waren aber auch ſchon im 7. Jahrhundert in Gebrauch. Die Deutſchen nannten ſie wegen des hellen Metallklangs Schillinge. Man rechnete anfangs 20 Solidi auf ein röm. Pfund; im 11. und 12. Jahrhundert waren ſie nur von der Größe eines Groſchens. Im 14. Jahrhundert gab es dreierlei: S. major, S. medius und S. minor. Vgl. Käſtner, De solidorum valore, Leipzig 1793. — 3) (S. Stephaniensis), ſ. Stephansgroſchen.

Digitized by Google

Solidus angulus (lat., Math.), ſ. v. a. Körperwinkel, ſ. Stereometrie.

Solien, norweg. Kirchſpiel, öſtlich von Chriſtians-Amt, links an einem Nebenfluß des Glommen-Elf.

Solifugä (Arachnid.), Solpugen, Familie der Arachnidenordnung der Arthrogaſtra od. Skorpione, ſ. Skorpione.

Solignac (Geogr.), 1) franz. Flecken, Dep. Ober-Vienne, Bez. Limoges, rechts an der Brianee; Porzellanfabrik; 2780 Einw.; — 2) S.-ſur-Loire, Stadt daſ., Depart. Ober-Loire, Bez. Puy, links an der Loire, auf einem Baſalt-Plateau; Schloß, 80 Fuß hoher Fall der Baume; 1050 Einw.

Solignac (Biogr.), Jean Baptiſte, franz. Generallieutenant und Großoffizier der Ehrenlegion, geb. 1770, nahm als gemeiner Soldat Kriegsdienſte, ward in den Revolutionszügen zum Offizier befördert und fand bald Gelegenheit, ſich während der Feldzüge in Italien auszuzeichnen. Später zum Brigadegeneral ernannt, blieb er unter Maſſena daſelbſt und ward von dieſem mit einer von den Italienern erhobenen Kontribution von 300,000 Fr. nach Paris abgeſchickt, um ſolche in den Staatsſchatz abzugeben. Da er jedoch den größeren Theil dieſes Geldes zu ſeinem Gebrauch verwendet hatte, ſo ward er entlaſſen. S. ſuchte ſeinen Fehler durch neue Dienſte wieder gut zu machen. Auf den Rath eines Freundes folgte er 1807 der Armee nach Preußen und focht in der Schlacht bei Eylau (7. und 8. Febr.) als gemeiner Soldat. Dort erkannte ihn ein Marſchall und führte ihn zum Kaiſer, der ihm verzieh, ihn wieder anſtellte und zur Armee nach Portugal ſchickte. Unter Junot gegen die vereinigten Engländer und Portugieſen kämpfend, ward er bei Vimeiro den 21. Auguſt 1808 ſchwer verwundet und erhielt, als Napoleon ſelbſt nach Spanien kam, als Anerkennung ſeiner Verdienſte am 17. Nov. das Kommando einer Diviſion. Obwohl er ſich 1809 abermals auszeichnete, ward er doch noch in demſelben Jahre zum zweiten Male von der Armee abberufen und außer Thätigkeit geſetzt. Erſt im Jan. 1814, nach dem Rückzuge der franzöſiſchen großen Armee über den Rhein, ward der Diviſionsgeneral S. nebſt vielen früher beim Kaiſer in Ungnade gefallenen Generalen wieder angeſtellt und ihm das Kommando der Feſtung Lille anvertraut. Er übergab dieſelbe erſt nach der Thronbeſteigung der Bourbons an die Verbündeten und ward von Ludwig XVIII. als Diviſionsgeneral beſtätigt. Als aber Napoleon 1815 wieder in Frankreich landete, erklärte ſich S. für dieſen und ward von ihm bei der großen Armee angeſtellt. Nach dem Verluſte der Schlacht von Waterloo begleitete er den Kaiſer nach Paris und gehörte dann zu den Generalen, die demſelben zur zweiten Abdankung zu bewegen ſuchten. Mit der Armee der Loire, zu welcher er ſich begeben hatte, unterwarf er ſich aufs Neue den Bourbons, ward aber nun nicht wieder angeſtellt und blieb bis zur Julirevolution im Privatſtande. König Ludwig Philipp rief, nebſt vielen anderen Generalen der Kaiſerzeit, auch den General S. wieder in den aktiven Dienſt. Er erhielt 1831 das Kommando der in die Vendée abgeſchickten Truppen, welche die in dieſer Provinz für die vertriebene Königsfamilie aufgeſtandenen Chouans ꝛc. unterwerfen ſollten. Anfangs ſchienen ſeine energiſchen Maßregeln von günſtigem Erfolge begleitet zu ſeyn; doch bald überwarf er ſich mit den meiſten Civilbehörden, unterhandelte wohl auch auf ſeine eigene Rechnung mit der Herzogin von Berry; kurz noch im Juni 1832 ward er durch den Generallieutenant Graf Bonnet abgelöſt u. mußte zum vierten Male den aktiven Dienſt verlaſſen. Dafür erhielt er von dem in Porto eingeſchloſſenen Kaiſer von Braſilien, Don Pedro, einen Ruf, den Oberbefehl des portugieſiſchen Befreiungsheeres zu übernehmen. Mit einer Anzahl franzöſiſcher und polniſcher Offiziere ging S. nach Porto, fand aber auch dort keinen Schauplatz für die Bethätigung ſeiner militäriſchen Fähigkeiten. Sein erſtes größeres Unternehmen, ein am 24. Jan. gegen die Seeforts gerichteter Ausfall, mißlang durch die Unthätigkeit des Admirals Sartorius, und ſeine weiteren Operationen fanden an der ſchlechten Organiſation des portugieſiſchen Heeres und an der Einmiſchung des Kaiſers in die militäriſchen Verhältniſſe unüberwindliche Hinderniſſe, ſo daß S. ſeine Entlaſſung nahm. Der nun zum fünften Male außer Dienſt gekommene General S. kehrte über England nach Frankreich zurück.

Soligny, franz. Flecken, Dep. Orne, Bez. Mortagne; gute Käſe; 920 Einw. In der Nähe ſtand das berühmte Trappiſtenkloſter, das 1662 geſtiftet, in der Revolutionszeit aufgehoben, aber 1815 wieder hergeſtellt wurde.

Solihull, brit. Kirchſpiel, England, Grafſchaft Warwick, ſüdöſtlich von Birmingham; 2930 Einw.

Solikamsk (Geogr.), 1) ruſſ. Kreis, Gouv. Perm, grenzt nördlich an den Kr. Tſcherdün, öſtlich an den Kr. Werchoturie (oder vielmehr an den ſolikamskiſchen Ural), ſüdlich an die Kreiſe Perm und Ochansk und weſtlich an den Kr. Tſcherdün u. an das Gouv. Wiatka. Das Land iſt von bedeutendem Umfange (nach Erdmann beträgt die Oberfläche 27,617 □Werſte), wenig angebaut und mit vielen naſſen Wäldern bedeckt. Die Kama, welche hier ihren Lauf von Norden nach Süden richtet, theilt den Kreis in 2 Hälften. Die öſtliche wird von höhern Bergrücken, mit mehren Tropfſteinhöhlen, durchſchnitten, dagegen dehnt ſich die weſtliche mehr in Ebenen aus. Die Kama nimmt folgende Flüſſe auf: die Lüswa, den Kondas, die Inwa und die Obwa auf der rechten, die Uſolka und Jaiwa auf der linken Seite. In letztern fließen u. A.: die Sobotka, der Tſchikman, die Zenwa und Jwakina. Im Norden entſpringt die Koswa, welche die Tilai, Tulunka, Bereſowka, Goſchkowka und Oſtjanka aufnimmt. Der Kreis wird von Ruſſen und Wogulen bewohnt und hat guten Bergbau (Kupfer und Eiſen), reiche Salzquellen u. mehre Höhlen. Außer S. hier noch: Obwa, ein kleines Landſtädtchen, an einem Flüßchen, Tſchermaskoi, Poſchewskoi u. Tamansk an der Kama, Jeliſawetonerbwinskoi an

Digitized by Google

einem in die Obwa mündenden kleinen Fluſſe, Jelißaweto Poſchewſkoi an einem kleinen See, Küſſelowſkoi, Lütwinſkoi, Talizkoi, Hüttenwerke; Nowoje Uſſolje u. Dedjuchina, Salzwerke. — 2) Kreisſtadt daſelbſt, am Zuſammenfluß der Uſſolka und Kama; gehört zu den älteſten Städten des Landes, hat 5 Kirchen, 2 Klöſter, mehre Krankenhäuſer, großes Getreidemagazin, Verfertigung von goldenen, kupfernen und zinnernen Waaren, Gerbereien, Seifenſiedereien, Salzquellen, Schifffahrt, Handel, beſonders mit Salz; 6000 Einw.

Solikante, preuß. Erbpachtvorwerk und Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Küſtrin; 170 Einw.

Soliloquium (lat.), ſ. v. a. Monolog.

Solima, aſiat.-türk. Flecken, Syrien, Paſch. Aere.

Solimacker, J. F., Maler, Schüler des N. Berghem. In der Gallerie zu Schleißheim iſt von ihm eine felſige Gegend mit Bäumen, mit Figuren und Vieh ſtaffirt. Auch die Gallerie in Salzdahlen bewahrte ein Viehſtück von ihm.

Soliman (Geogr.), 1) afrik. Land u. Reich, Senegambien, öſtl. von Kuranko, im Innern; bergig und wenig bekannt; — 2) Stadt daſ., ſüdöſtl. von Tunis; — 3) Hafen daſ., Tripoli, an der Barkaküſte; 31° 46′ 15″ nördl. Br. und 42° 47′ 15″ öſtl. L.; — 4) aſiat.-türk. Sandſchak, Ejalet Damask; Gebirg: Libanon; bewäſſert vom todten Meere, dem Jordan, Kidron ꝛc., zum Theil ſandig, vulkaniſch, zum Theil fruchtbar an Oel, Wein, Getreide ꝛc., bewohnt und durchzogen von mehren arabiſchen Stämmen; hat viele aus der heil. Geſchichte merkwürdige, ſelbſt den Mohammedanern heilige Orte. — 5) Hauptſtadt des Sandſchaks, ſ. v. a. Jeruſalem; — 6) aſiat. Gebirg, Turan, Afghaniſtan, an der Oſtgrenze von Afghaniſtan.

Soliman (Solyman, Soleiman, Biogr.), I. Fürſten: A. Emir (König) von Cordova: 1) S. Abdu-Aub-al-Moslein Billah, aus dem Geſchlecht der Ommajaden, beſiegte den Uſurpator Mohammed-al-Mahdy 1009 und wurde König, jedoch nicht allgemein anerkannt. Nachdem er den König Heſcham II. beſiegt und Cordova am 20. April 1013 erobert, beſtieg er deſſen Thron, wurde indeß bei einer Empörung durch Heſchams Anhänger geſchlagen, gefangen und 1016 in Cordova hingerichtet. — B. Sultan von Haleb: 2) S., regierte 1121—23, ſ. Haleb. — C. Khalif: 3) S. Ben Abdul Melik (Adu Ejub), von 715—717. — D. Schahs von Perſien: 4) ſ. v. a. Sofi. — 5) (Mnrza Saind Mohammed), regierte 1749—1750. — E. Sultan von Rum: 6) Rokhn ed-Din S., 1199—1200, ſ. Rum. — F. Prinzen und Sultane der Türken: 7) S., älteſter Sohn Orkhans und deſſen deſignirter Nachfolger, fuhr 1338 zuerſt auf drei ſchwachen Floſſen nach Europa, faßte daſelbſt feſten Fuß und bemächtigte ſich nach und nach ganz Thraciens und 1360 ſelbſt Adrianopels. Hier † er an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde noch vor ſeinem Vater Orkhan. — 8) S. (I.), Tſchaleby, Sohn Bajazeths I., war nach der unglücklichen Schlacht von Ancyra zum griechiſchen Kaiſer geflohen, der ihm gegen einige Abtretung den Beſitz Thraciens beſtätigte, und lebte dann in Adrianopel in Ueppigkeit u. Wolluſt. Da er aber gegen Timur ſich trotzig zeigte (1403), ſo ernannte dieſer deſſen einen Bruder, Muſa, zum Sultan, den andern, Mohammed, zum Fürſten von Amaſien. Kaum aber war Timur nach Aſien zurückgekehrt, als S. nach Kleinaſien überſetzte, Muſa aus Bruſa vertrieb, und daſelbſt ſeine Reſidenz aufſchlug. Da Muſa darauf Adrianopel bedrohte, mußte er ihn von da vertreiben. Indeſſen überließ er ſich hier ſo ſehr allen Ausſchweifungen, daß faſt alle ſeine Anhänger zu Muſa übergingen, vor deſſen Armee er floh. Er ward auf der Flucht von einigen Türken erſchlagen (1406). Er wird gewöhnlich in der Reihe der Sultane nicht gezählt. — 9) S. I. (II.), el Kanani, der Große, der Prächtige, der Geſetzgeber und der Eroberer, Sohn Selims I, geb. 1490. Durch ſeine Lehrer zum Staatsmann und während der Feldzüge ſeines Vaters zum Krieger gebildet, war er bei deſſen Tode (22. Sept. 1520) Statthalter von Magneſia und eilte, herbeigerufen von dem Weſſir, ſofort nach Konſtantinopel, um am 1. Oktbr. die Huldigung der Divans zu empfangen. Seine erſten Herrſcherthaten waren Handlungen der Gerechtigkeit. Er gab die durch ſeinen Vater eingezogenen Güter an die Beraubten zurück und beſtrafte mit eiſerner Strenge Staatsdiener, welche ſich Unordnungen hatten zu Schulden kommen laſſen. Alle Statthalter der Provinzen erkannten ihn an, außer der von Syrien, welcher inzwiſchen bald mit Waffengewalt bezwungen ward. Die Verweigerung des bei einem Thronwechſel üblichen Tributs gab dem kriegsluſtigen Sultan den Vorwand zu einem Feldzug gegen Ungarn, deſſen Beſitz ihm wichtiger war, als der des fernen Perſiens, nach welchem ſein Vater geſtrebt hatte. Zwei Corps zogen dem von S. ſelbſt kommandirten Hauptheer voraus, erſteres nach Siebenbürgen, das zweite in der Richtung von Sabacz und Belgrad. Sabacz ward am 8. Juli 1521, Semlin und Belgrad im Auguſt genommen. Nachdem S. ſo die von ſeinen Vorfahren durch die Ungarn erlittenen Niederlagen gerächt, rüſtete er ſich zur Eroberung der Inſel Rhodus, deren Beſitz ihm wegen der Verbindung mit Aegypten und wegen der Schifffahrt auf dem mittelländiſchen Meer unentbehrlich ſchien. Die Zwiſtigkeiten der damaligen abendländiſchen Fürſten untereinander, ließen S. hoffen, daß dieſe den Rittern keinen Beiſtand leiſten würden; ſonach ließ er am 18 Juni 1522 einer Flotte von 300 Segeln mit 10,000 M. die Anker lichten, während er ſelbſt, an der Spitze von 100,000 M. den Landweg über Kleinaſien einſchlug. Rhodus fiel nach einer 6-monatlichen Vertheidigung am 25. Decbr. durch Verrath. Die Türken bedienten ſich zum erſten Male bei dieſer Belagerung der Bomben, ſowie auch die Gegenminen ihre erſte Anwendung dabei fanden. Alle Unternehmungen S.s hatten bis dahin ein glückliches Ergebniß gehabt, Empörungsverſuche ſeiner Statthalter ſcheiterten an dem Einfluß ſeines Glücksterns. Ahmed Paſcha empörte ſich 1524 in Aegypten und hatte

Digitized by Google

ſich ſchon den Sultanstitel angemaßt, als er von dem treugebliebenen Mohammedbeg wieder beſiegt wurde, worauf S.s Schwager, der Großweſſir Ibrahim Paſcha, 1525 Aegypten und Syrien bereiſte und Ordnung u. Geſetzlichkeit überall wieder einführte. Ein Janitſcharenaufſtand in Konſtantinopel 1525 konnte dagegen nur durch Geldgeſchenke an die Empörer geſtillt werden und war ein Hauptgrund zum Beginnen eines neuen Feldzuges, um den zügelloſen Kriegern Beſchäftigung zu geben. S. wählte Ungarn zum Kriegsſchauplatze, wozu die Beleidigungen, welche die türkiſchen Geſandten dort erfahren, den Vorwand abgeben mußten. Mit 100,000 M. und 300 Kanonen brach S. am 23. April 1526 von Konſtantinopel auf und bereits am 27. Juli ward Peterwardein erobert. Am 29. Auguſt erfochten die Türken den Sieg von Mohacs, am 10. Sept. eröffneten Peſth und Ofen den Siegern ihre Thore, welche nun raubend und plündernd ganz Ungarn durchzogen. Die Nachricht von einem Aufſtande in Aſien rief S. über die Donau zurück. Die Empörer wurden am 22. Juni 1527 bei Baſchſif u. im Frühjahr 1528 beſiegt und gedemüthigt, ſo daß S. Zeit und Kräfte gewann, ſich zu einem neuen Feldzug gegen Ungarn zu rüſten. Vorwand dazu gab die von Johann Zapolya, Ban von Siebenbürgen, dem Sultan vorgetragene Bitte, ihn als König von Ungarn, wozu ihn eine Partei erwählt hatte, anzuerkennen. Am 10. Mai 1529 verließ S. zum zweiten Male Konſtantinopel, überſchritt mit ſeinem Heer unter großen Schwierigkeiten die Morava, Save und Drau, empfing bei Mohacs den Handkuß des Königs Johannes und erſchien am 3. Sept. vor Ofen, das am 8. genommen wurde. Nachdem Zapolya zum König gekrönt, traf S., dem ſeine Truppen vorangingen, mit 120,000 M. am 27. vor Wien ein. Hier fand jedoch der kühne Eroberer den Wendepunkt ſeines Glücks. Nach einem Verluſte von 40,000 M. mußte S. am 14. Oktbr. die Belagerung aufgeben. Innere Regierungsangelegenheiten und ein unbedeutender Krieg gegen die Johanniterritter, die während dieſer Zeit ſich auf Malta niedergelaſſen hatten, beſchäftigten S. während der nächſten 2 Jahre. Seinen fünften Feldzug unternahm S. 1532 gegen Karl V., um ſeinen Schützling Zapolya gegen Ferdinand von Oeſterreich zu unterſtützen. Vor Güns fand er indeſſen unvermutheten Widerſtand, er kehrte bereits im Nov. nach Konſtantinopel zurück, erlangte aber dennoch im Frieden von 1533 die Beſtätigung Zapolya's in ſeinen Eroberungen. Nun wandte S. ſeine Waffen nach Oſten. Bereits im Herbſt 1533 ſandte er ein Heer unter dem Großweſſir Ibrahim nach Kleinaſien, wo die Feſtungen Ardſchiſch, Kadilsſchuwaf, Achlath und Wan fielen, und dadurch ward der Weg nach Perſiens Hauptſtadt Tebris eröffnet, welches auch am 13. Juli 1534 ſeine Thore öffnete. S. ſelbſt hielt dort am 27. Sept. ſeinen Einzug. Trotz der vorgerückten Jahreszeit und unter großen Widerwärtigkeiten ward noch in demſelben Jahre gegen Bagdad aufgebrochen und auch dieſes beſetzt. 4 Monate hielt S. daſelbſt Winterquartiere, organiſirte das eroberte Land und kehrte dann nach Konſtantinopel zurück. Während deſſen hatte S.s Marine unter Barbaroſſa den Spaniern 1533 Koron genommen, 1534 die Küſten Italiens, ſo wie die Inſeln des mittelländiſchen Meeres beunruhigt und endlich Tunis unterworfen, was inzwiſchen bald wieder durch Karls V. Anſtrengungen verloren ging. S. entſchädigte ſich für dieſen Verluſt, ſo wie für einen fehlgeſchlagenen Verſuch auf Korfu und Napoli di Romania, durch Eroberung mehrer Inſeln im Archipel. Trotz des Friedens ward in den nächſten Jahren der Kampf in Ungarn, wenn auch ohne große Reſultate, fortgeführt, ebenſo bot ein von S. 1538 nach der Moldau unternommener Zug in kriegeriſcher Hinſicht nichts Merkwürdiges dar. Glücklicher war er zur See, wo die Venetianer, durch immer neue Verluſte geſchwächt, 1539 einen für S. ſehr günſtigen Frieden ſchließen mußten. Im J. 1541 wurde Ungarn abermals der Schauplatz v. S.s Eroberungsplänen. Er unterwarf ſich über die Hälfte des Landes, und Zapolya's Sohn mußte ſich mit Siebenbürgen begnügen. Ein aus Deutſchen, Italienern und Ungarn zuſammengeſetztes Heer, welches Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg 1542 nach Ungarn führte, vermochte eben ſo wenig gegen S. etwas auszurichten, der vielmehr 1543 Fünfkirchen, Gran und Stuhlweißenburg eroberte. Endlich wurde 1547 ein fünfjähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, nach welchem S. ein jährlicher Tribut von 50,000 Dukaten bewilligt ward. Um die unruhigen Janitſcharen zu beſchäftigen, unternahm S. bereits im nächſten Jahre einen neuen Feldzug gegen Perſien, eroberte zwar die Hauptſtadt Tebris, kehrte aber, durch Krankheiten geſchwächt, ſchon 1549 wieder nach Europa zurück, wo neue Unruhen in Ungarn ſeine Aufmerkſamkeit dahin lenkten. Er ſandte 1551 ein Heer von 80,000 M. über die Donau, das zwar Temesvar einnahm, außerdem aber keine erfolgreichen Reſultate erkämpfte. Im J. 1553 ſtellte ſich S. abermals an die Spitze eines Heeres gegen Perſien. Außer Plünderung u. Verwüſtung bietet indeſſen dieſer 2 Jahre dauernde Heereszug nichts Merkwürdiges dar, hatte aber allerdings den 1558 abgeſchloſſenen Frieden zur Folge, durch welchen der zwiſchen beiden Reichen 50 Jahre gedauerte Kriegszuſtand aufgehoben ward. Dagegen währte der Kampf in Ungarn ohne große Unterbrechungen fort, bis endlich 1562 S., durch innere Unruhen hinreichend beſchäftigt, ſich zum Abſchluß eines Friedens, den Beſitzſtand als Status quo annehmend, geneigt fand. Während dieſer Landkriege hatten die türkiſchen Flotten im mittelländiſchen Meere den Kampf gegen den Kaiſer und Spanien fortgeſetzt, die Küſten Afrika's von Neuem erobert, einen Angriff auf Malta, aber vergeblich unternommen. Obſchon nun 76 Jahre alt, unternahm S. 1566 einen abermaligen Heereszug gegen Ungarn, fand aber vor Szigeth, am 30. Aug. 1566, das Ende ſeines thatenreichen Lebens. S.s Tod beſchließt die Periode der Blüthe der osmaniſchen Herrſchaft. Sein Andenken lebt noch unter den Moslems,

Digitized by Google

die in ihm nächſt dem Gründer ihrer Religion ihren größten Fürſten verehren. Nicht allein als Krieger ausgezeichnet und glücklich, verdient er auch als Geſetzgeber und Staatsmann vollkommene Anerkennung. Nur in der zweiten Hälfte ſeines Lebens ließ er ſich zuweilen Härte und Grauſamkeit zu Schulden kommen. Seine Favoritin, Roxolane, eine geborne Ruſſin, hatte ihn ſo in ihrer Gewalt, daß er ihretwegen ſeine übrigen Söhne ermorden ließ, um ihrem Sohne, Selim II., die Nachfolge zu ſichern. — 10) S. II. (III.), Sohn des Snltans Ibrahim, 1639 geboren, folgte ſeinem abgeſetzten Bruder, Mohammed IV., den 29. Okt. 1687, war aber ein ſchwacher Regent, unter dem bald ein heftiger Janitſcharenaufſtand ausbrach, der ihn endlich nach Adrianopel zu flüchten nöthigte, während ſeine Truppen in Ungarn ſehr unglücklich kämpften und bei Niſſa gänzlich geſchlagen wurden (1688). Zwar rettete Muſtapha Kiuperli durch treffliche Maßregeln im Innern und durch ſiegreiche Kämpfe in Ungarn (er eroberte Widdin, Semendria, Belgrad u. m.) das ſinkende Reich, doch † S. ſchon am 11. Jannar 1691 und Ahmed II. ward ſein Nachfolger. — II. Andere Perſonen: 11) S. Murad, gab ſich für einen Sohn des Snltans Murad IV. aus und erregte 1657 einen Aufſtand, an dem auch Orkhan, Paſcha von Aleppo, Theil nahm. Sie wurden jedoch geſchlagen und S., der ſich ſelbſt den Siegern überlieferte, hingerichtet. — 12) S.-Paſcha, Großweſſir Ibrahims unter Snltan Mohammed IV. von 1686–89. — 13) S. el Halebi, Mörder des franz. Generals Kleber, 1776 zu Haleb in Syrien geboren, ward durch die Aufforderung Juſſuf Paſcha's, ſich durch den Mord eines Chriſten das Paradies zu erwerben, und durch das Zureden des Janitſcharenagas Achmed zu Jeruſalem beſtimmt, den franz. Kommandirenden in Aegypten, Kleber, am 14. Juni 1800 zu Kairo auf der Terraſſe von Klebers Palaſt zu erdolchen und ward dafür gepfählt. Sein Gerippe wird im Jardin des plantes zu Paris aufbewahrt. Der Kopf zeigt eine auffallende Hervorragung der Protuberantia theosophica. — 14) S.-Paſcha, ſ. Seve.

Soliman, Waſſerleitung des, ſ. Konſtantinopel.

Solimariaca (a. Geogr.), Ort in Gallia Belgica, an der Straße von Candematunum nach Tullum; jetzt Souloſſe.

Solimena, Franceſco, Maler, genannt Abbate Ciccio, geb. zu Nocera de Pagani 1657, ſollte nach dem Willen ſeines Vaters der Jurisprudenz ſich widmen, entſchied ſich aber für die Kunſt und begab ſich zu Franceſco de Maria nach Neapel, der ihn vergebens zu ſtrenger Uebung im Zeichnen anhielt, da S. wie mit einem Sprunge ein großer Maler werden wollte. Ein kräftiges Helldunkel und ungemein praktiſche Handhabung des Pinſels erwarben ihm in der That bald zahlreiche Bewunderer. Begabt mit einer glühenden Phantaſie und einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit der Ausführung, lebte er zu einer Zeit, in welcher die Malerei ſchon ausgeartet war und den Glanz verloren hatte, welchen ihr die carracci'ſche Schule noch zu verleihen wußte. In Göthe's Winckelmann (S. 238) wird er als Haupt und Stifter der in wilde Manier ausſchweifenden damaligen Schule zu Neapel genannt, frevelhaft oberflächliche Leichtigkeit im Zeichnen, ſo wie in der Behandlung überhaupt, ihm vorgeworfen, ſchlechter Geſchmack und gehaltloſe Erfindung als ſein Vermächtniß angegeben, und ſtatt daß Andere Grazie u. Harmonie der Färbung bei ihm finden, erkennt der ſtrengere Kunſtrichter im Winckelmann nur eine gewaltſame Blendung des Auges durch grellen Kontraſt von Licht, Schatten und Farben, Fleck gegen Fleck geſetzt. S. hinterließ in Neapel zahlreiche Werke, die ihm nach Giordano's Tod, als er für den erſten italieniſchen Meiſter erklärt war, mit großen Summen honorirt wurden. Er malte Porträte, hiſtoriſche Darſtellungen, Genrebilder, Landſchaften, Thiere, Architektur, Blumen und Früchte, Alles, was ihm einfiel. Seine Schüler kopirten Vieles, was als Original ins Ausland ging. Zu ſeinen Hauptwerken zählte man die Fresken in der Sakriſtei der Theatiner von S. Paolo in Neapel, dann jene am Bogen der Apoſtelkirche daſelbſt, welchen die Arbeiten des del Po weichen mußten. In der Kirche des Oratoriums malte er die Kapelle des heil. Philippus Neri aus und vollendete die Figuren mit ungemeinem Fleiße. Werke von ſeiner Hand findet man auch am Gewölbe von S. Niccola della Carità, an der Kuppel der Kirche der Donna Albina, in der Kirche Girolimini, in der Sakriſtei von S. Domenico Maggiore, u. ſ. w. Beſonders gerühmt wurde ein großes Altarblatt bei den Nonnen von S. Gauſio, und im Hauſe S. Felice war eine ganze Gallerie von ihm, welche ſpäter den neapolitaniſchen Künſtlern zum immer offenen Studium diente. In der Kirche zu Monte Caſſino ſind vier ſehr große, ſpäter durch Feuer beſchädigte Bilder von S., und auch in andern Kirchen des Reiches trifft man Arbeiten von ſeiner Hand. Im Kirchenſtaate iſt ſein größtes Bild das Abendmahl des Herrn im Refektorium der Konventualen zu Aſſiſi, welches er mit größtem Fleiße vollendete. Unter den Bildern, die er für das Ausland malte, rühmt man eine Aurora, welche der Kurfürſt von Mainz erhielt, und die Schlacht des Alexander, im Auftrage Philipps V. von Spanien gemalt. Zu ſeinen Hauptwerken gehören auch die Gemälde im Belvedere zu Wien und jene der Gallerie in Dresden, z. B. ein lebensgroßes Bild der Königin Sophonisbe auf dem Throne, wie ſie das von Syphax überſendete Gefäß mit Gift empfängt, u. A. In der k. Pinakothek zu München iſt ein ehedem in Schleißheim befindliches kleines Gemälde, welches einen griechiſchen Prieſter vorſtellt, der dem vor ihm ſtehenden Engel eine goldene Krone reicht. In Salzdahlen waren einſt zwei große Gemälde, wovon das eine Simſon und Delila, das andere Joſeph mit Potiphars Frau vorſtellt. Im k. Muſeum zu Berlin iſt kein Werk von dieſem Meiſter, in Oeſterreichs Beſchreibung der Gallerie in Sansſouci kommen aber viele vor: Diana und Endymion, Acis und Galathea, Venus und Adonis, Zephyr und Flora, Bacchus und Ariadne, lauter große Bilder, die Oeſterreich rühmt. Im Mu-

Digitized by Google

ſeum des Louvee ſieht man die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, dann Adam u. Eva, wie Satan auf ihre Verführung lauert. In der Eremitage zu St. Petersburg ſind mehre Werke von ihm, darunter ein Sabinerraub, Armida, welche den Rinaldo bekränzt, die fliehende Armida und ein Paar andere Bilder von geringem Werthe. S. † 1747 auf einem ſeiner Landgüter bei Portici.

Solimenski-kamen (Geognoſ.), bei den Ruſſen eine Trappbreccie (Grünſteinkonglomerat), aus dem die kleine Inſel Solimen im Onegaſee beſteht. Das Geſtein beſteht aus eckigen Fragmenten eines ſichtlich veränderten Schiefergebildes oder Kieſelſchiefers, von einer Trappgrundmaſſe umſchloſſen, welche kleine Adern von Feldſpath durchziehen.

Solimnia (a. Geogr.), Inſel des ägäiſchen Meeres vor dem Sinus Therm. (Plin. IV, 12, 23).

Solimoes, ſüdamerik. Landſchaft, Braſilien, Prov. Para, im Weſten, grenzt nördl. an das braſilian. Guyana, iſt aber davon durch den Amazonenſtrom geſchieden.

Solinates (a. Geogr.), Einwohner eines Ortes in Umbrien (Plin. III, 14, 19); jetzt wahrſcheinlich Sogliano.

Solingen (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf; beſteht aus dem vormaligen Amte Miſelohn und aus Theilen der Aemter S. und Monheim des Herzogth. Berg, grenzt im Norden an den Kr. Elberfeld, im Oſten an den Kr. Lennep, im Süden an den R.-B. Köln, der auch im Südweſten und Weſten mittelbar durch den Rhein die Grenze macht, ſowie das letztere auch im Nordweſten mit dem Kr. Neuß der Fall iſt; hat 5,35 □M. Areal, 1 Stadt, 1 Flecken, 46 Dörfer, 10 Herrſchaften, 243 Weiler, 22 Landgüter und Landhäuſer und viele andere kleine Güter, Höfe und Etabliſſements mit 63,400 Einw. Der Kr. S. iſt die bevölkertſte Gegend des Königreiches. Seine Oberfläche bildet zum Theil eine gebirgige Ebene, ein anderer Theil iſt flach und liegt im Rheinthale. Das Gebirg, das der Kreis berührt, iſt das ſauerländiſche. Der im Rheinthale liegende Theil hat einen guten und fruchtbaren Boden. Die Bewäſſerung empfängt der Kreis vom Rhein, der die ganze weſtliche Seite deſſelben beſpült, der Wipper oder Wupper, der Dhünn, dem Kötter-, Dürſcheider-, Wien- und Elfzenbach, der Itter u. m. a. Getreide wird nicht zum Bedarf gebaut, ſondern muß noch zum Theil zugeführt werden; dagegen iſt der Kreis außerordentlich gewerbreich. Es gibt, außer den berühmten Fabriken in S., noch im Kreiſe Stabeiſen-, Rohſtahl- und Reckhämmer, viele Schleifmühlen (Kotten), Seiden-, Baumwollen-, Wollen- u. Leinen-Spinnereien und Webereien ꝛc. Der Viehſtand beträgt an 1650 Pferde, 11,400 Kühe, 6400 Schafe und 3400 Schweine. — 2) Kreisſtadt darin; an der Wipper, hat 1 kath. und 2 evang. Kirchen, Synagoge, Handelsſchule, zahlreiche Fabriken, Kreisbehörde, Friedensgericht, Steuer-, Aich- und Poſtamt, 3 Jahrmärkte; 6200 Einw. S. iſt der Mittelpunkt der bergiſchen Waffen-, Scheeren- und Stahlfabriken und liefert beſonders ausgezeichnete Schwertklingen, Meſſer und Scheeren. Die Fabriken in und außerhalb der Stadt beſchäftigen gegen 4000 Arbeiter und 50 Fabrikverleger, welche jährlich 300,000 Schwert- und Degenklingen, über 500,000 Dutzend Meſſer und Gabeln und an 300,000 Dutzend Scheeren, außerdem aber noch als Nebenartikel Ladeſtöcke, Bayonnette, Lanzen, Korkzieher, Hellebarden, Stiefelzieher, Lichtſcheeren, Sporen, Wagebalken, Zangen, Feuerſtähle, chirurg. Inſtrumente liefern, die durch die ganze Welt verſendet werden. Die Entſtehung der Fabriken reicht ins Mittelalter zurück, wo im J. 1147 Graf Adolf IV. von Berg aus dem Orient damaseener Waffenſchmiede hierher verpflanzt haben ſoll, und bereits im 15. Jahrhundert war der Handel mit den Fabrikaten ſehr blühend. Schon im 18. Jahrhundert begnügte man ſich zu S. nicht mehr mit dem Zwiſchenhandel, ſondern knüpfte direkte Verbindungen mit den entfernteſten Ländern Europa's an, und ſeit 1819 haben mehre Handlungshäuſer eigene Etabliſſements in Südamerika errichtet. Was die Schwertklingen vorzüglich geſucht macht, das iſt ihre ausgezeichnete Güte, Elaſticität u. Härte. Minder bedeutend ſind die Fabriken für Waaren in Kupfer und Meſſing, welche verſchiedene Kupfergußwaaren, Säbel- und Degengefäße, Regenſchirmbeſchläge u. dergl. fertigen. Auch im Vergolden der Klingen ſind in S. bedeutende Fortſchritte gemacht worden, und ſind in dieſer Hinſicht beſonders die Vergolder Schmidt und Schaaf zu nennen. Als ausgezeichneter Klingenfabrikant hat ſich namentlich Peter Knecht bekannt gemacht.

Solingen (Biogr.), Cornelius van, Chirurg im Haag im 17. Jahrh., war beſonders in der Geburtshülfe ſehr erfahren. Schrieb: Manuale operatien der Chirurgie, benefens het Ampt en Pligt der Vroedfrouwen, deutſch von Peuter, Frankfurt a. d. O. 1694, Wittenb. 1712.

Solinglas, Tafelglas, das häufig zu Spiegeln verwendet wird und von beſſerer Qualität iſt, als das gewöhnliche böhmiſche.

So-Ling-Schan (Sou-Kon-Schan), aſiat. Berg, China, Prov. Kan-Su, mit ewigem Schnee bedeckt.

Solinus (röm. Liter.), 1) Julius, röm. Schriftſteller, aus ungewiſſer Zeit, aber vor Ammianus Marcellinus, der ihn benutzt hat, und geraume Zeit nach Plinius dem Aeltern lebend, aus deſſen Historia naturalis er eine Sammlung von einzelnen, meiſt geographiſchen Notizen veranſtaltete, welche jetzt unter dem Titel Polyhistor auf uns gekommen iſt, in einer frühern Ausgabe aber nach der Anſicht von Salmaſius die Aufſchrift Collectanea rerum memorabilium führte. Gedruckt erſchien die Schrift zuerſt Venedig 1473, worauf ſpäter die Ausgaben von Camers (Wien 1520), Delrio (Antwerpen 1572, Leyden 1646), A. Götz (Leipz. 1777) u. ſ. w. folgten. Die Hauptſchrift iſt: Cl. Salmasii Exercitt. in Solini Polyhist., Paris 1629 und Utrecht 1689. Zweifelhaft iſt das unter dem Namen des S. in der lateiniſchen Anthologie befindliche Fragmentum ponticon. — 2) Biſchof von Köln (ſ. d.).

Solipaca, italien. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, nordweſtlich von Benevento, links am Calore; guter Wein; 3400 Ew.

Solipſen (v. Latein.), die nur an ſich ſelbſt denken, nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, Name, mit dem die Jeſuiten bezeichnet wurden (vgl. J. C. Scotti [Jechopfer], La monarchie des Solipses, deutſch von Reſtant, 1645, 3. Aufl., Par. 1824). Daher Solipſismus, ſ. v. a. Egoismus.

Solis (Biogr.), 1) Diaz de S., ſ. Amerika (Geſch.). — 2) Virgil, Zeichner, Maler, Kupferſtecher u. Formſchneider, einer der fruchtbarſten Künſtler des 16. Jahrh., wurde 1514 zu Nürnberg geboren. Sandrart rühmt ihn vornehmlich als Illuminirer von Kupferſtichen und Holzſchnitten, worin er faſt alle Künſtler ſeiner Zeit übertroffen habe. Daß aber der Künſtler hierin Ausgezeichnetes geleiſtet habe, beweiſt eine Bibel Luthers (Frankf. a. M. 1561), welche in der von derſchau'ſchen Sammlung ſich befand. Die Holzſchnitte ſind von S. mit lebendigen Farben und mit aufgehöhtem Gold und Silber prächtig ausgemalt. Am ſeltenſten finden ſich Bilder in Oel von ihm. Dagegen ſind in großer Anzahl ſeine Radieungen vorhanden, und nicht minder beträchtlich iſt jene von Holzſchnitten mit dem Monogramme des Meiſters, doch rühren ſicher nicht alle Aetzungen von ſeiner eigenen Hand her. S. hatte viele Schüler, die mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit Zeichnungen auf Kupfer und im Holzſchnitte ausführten. Das beweiſt auch die Ungleichheit der Ausführung. S. † ſchon 1562. Seine Werke verzeichnet Nagler (Künſtler-Lexik. 17. Bd., S. 11 ff.). — 3) Nikolaus, Kupferſtecher, wahrſcheinlich Bruder des Vorigen, nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt; ſelbſt ſein Hauptwerk wurde von Einigen einem andern Meiſter (Nik. Schinagel) beigelegt. Es iſt dies die Darſtellung der prachtvollen Hochzeitfeierlichkeiten bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs Wilhelm V. mit der Prinzeſſin Renata von Lothringen (am 22. Febr. 1568 in München). Todesjahr unbekannt. — 4) S. el Licenciado, Bildhauer von Sevilla, Schüler von J. M. Montannes, arbeitete 1617—18 mit dieſem in der Karthauſe von St. Maria de las Cuevas. Im Chore der Kirche ſieht man von ihm vier Statuen von Tugenden. — 5) Fernando de S., Kupferſtecher, arbeitete gegen Ende des 16. Jahrh. in Valladolid, hatte beſonders als Stecher von Karten Ruf. Im J. 1598 erſchien von ihm ein geographiſcher Atlas. — 6) Don Francisco de S., Maler, geb. zu Madrid 1629, malte ſchon in ſeinem 18. Jahre ein großes Bild für die Kapuziner von Villarubia de los Ojos, welches ſelbſt die Aufmerkſamkeit Philipps II. auf ſich zog. Von dieſer Zeit an wurde er mit Aufträgen überhäuft. Zu ſeinen frühern Werken gehören die Gemälde im Kapuzinerkloſter del Prado, andere Bilder führte er bei den Recoletos aus, ſowohl in Oel als in Fresko. In S. Miguel iſt ein berühmtes Bild der heil. Thereſia. Die Kirchen Madrids zählten viele Werke von S. Im Auslande ſind die Bilder des S. ſelten. In der Gallerie des Marſchalls Soult zu Paris iſt ein Chriſtus und Johannes auf Pathmos. S. beſchrieb auch das Leben der ſpaniſchen Maler, Bildhauer und Baumeiſter, welches von Guarienti bei der Herausgabe ſeines Abecedario benutzt wurde. Die Gemälde des Künſtlers tragen die Fehler ihrer Zeit. Sie ſind gefällig in der Kompoſition, von ſchöner, lebendiger Färbung und mit markigem Pinſel gemalt, aber manierirt.

Solis Aqua (a. Geogr.), Quelle u. Fluß der Inſel Panchäa, vor der Küſte des glücklichen Arabiens (Diod. V, 44).

Solis Columnae (a. Geogr.), Sonnenſäule, Berg auf den Alpen, auf dem der Rhodanus entſpringt.

Solis Fons (a. Geogr.), Sonnenquelle, Quelle in Marmarica, nicht weit von Ammonium. Sie war der Sonne geweiht; ihr Waſſer war Mittags am kälteſten, um Mitternacht aber ſiedend heiß. Belzoni, Reiſe, S. 212, fand dieſelbe noch ganz ſo, wie die Alten ſie ſchildern (Herod. IV, 181).

Solis Insula (Sonneninſel, a. Geogr.), Inſel zwiſchen Taprobane und der Küſte Indiens; jetzt Ramiſur oder Ramiſoran Cor mit dem heiligen Wallfahrtsorte Rama's (Plin. VI, 22, 24).

Solis Lacus (a. Geogr.), Teich, aus welchem ſich täglich die Sonne erhebt, um ihren Lauf am Himmel zu beginnen; nach Einigen eine dunkle Andeutung des kaspiſchen Meeres, nach Andern aber wohl richtiger bloß eine erweiterte Bucht des Oceans (Hom., Od. III, 1).

Solliſlau (Sobieſlaw), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Pilſen, Stadt Mies; 250 Einw.

Solis Mons, ſ. Soloeis.

Solisnik, europ.-türk. Ort, Serbien, Kruſchevacz, ſüdöſtlich von Leskosdſcha, nahe an der Südoſtgrenze.

Soliſpoty, ein muſſelinartiges, baumwollenes Gewebe in Bengalen, deſſen Einſchlag- und Aufzugfäden nicht feſt und rund gedreht, ſondern locker und glatt ſind, daher das Gewebe, wenngleich dichter als Muſſelin, doch ſehr weich und dünn ausfällt; kam früher über Kopenhagen an den Markt.

Solis Oppidum, ſ. v. a. Heliopolis.

Solis Portus (a. Geogr.), Hafenplatz der Tarachi, an der Oſtküſte der Inſel Taprobane, unſtreitig an der heutigen Vendelusbai (Ptol. VII, 4, 6).

Solis Promontorium (a. Geogr.), Vorgebirg an der Küſte der Anaritä in Arabia Felix, am perſiſchen Meerbuſen, bei der Stadt Rhegma, am weſtlichen Ende des Golfs der Ichthyophagen (Ptol. VI, 7, 14).

Solis y Ribadeneira, Antonio de, ſpaniſcher Dichter und Geſchichtſchreiber, den 28. Okt. 1610 zu Alcala de Henares geboren, ſtudirte zu Salamanca die Rechte, verſuchte ſich aber daneben in der dramatiſchen Poeſie und trat in ſeinem 17. Jahre mit der beifällig aufgenommenen Komödie „Amor y obligacion“ auf. Nachdem er ſeinem Gönner, dem Grafen von Oropaſa, mit Auszeichnung als Sekretär gedient hatte, ernannte ihn Philipp IV. zum Official

der Staatskanzlei und zu ſeinem Secretär. In Gunſten eines Verwandten verzichtete er auf dieſe Stelle, erhielt aber bei der Königin Mutter den gleichen Poſten und wurde zum erſten Hiſtoriographen von Indien ernannt. In ſeinem 57. Jahre faßte er den Entſchluß, in den geiſtlichen Stand zu treten, † aber noch vor Ausführung deſſelben am 19. April 1686 zu Madrid. Seine „Poesias“ erſchienen zu Madrid 1692 und zuletzt 1732, ſeine 9 „Comedias“ daſ. 1681, zuletzt 1716. Unter den letztern iſt „El alcazar del secreto“ die beſte, und die nach der gleichnamigen Novelle des Cervantes bearbeitete „Gitanilla de Madrid“ oder „Preciosa“ die bekannteſte. Uebrigens zeichnen ſich ſeine Stücke nur durch Regelmäßigkeit, Eleganz des Styls und Glätte des Dialogs aus. Am berühmteſten iſt ſeine „Geſchichte von Mexiko“, Madr. 1685, Fol., daſ. 1798, 5 Bde., daſ. 1825, 4 Bde., Lond. 1809, 3 Bde., Paris 1826, 3 Bde., deutſch, Kopenhagen 1750, 2 Bde. Eine Sammlung von Briefen von ihm gab Mayans unter dem Titel: Cartas familiares, Madrid 1737, heraus.

Solistimum (S. tripudium, röm. Ant.), wenn die heiligen Hühner das Futter zur Erde fallen ließen, ſ. Augurium.

Solitär (v. Latein.), 1) Einſiedler, ungeſelliger Menſch; — 2) einzeln gefaßter Brillant; — 3) ſ. Grillenſpiel; — 4) (Pomol.), ſ. v. a. Manſuete; — 5) (Aſtron.), Sternbild der ſüdlichen Hemiſphäre, zwiſchen der Jungfrau und Wage.

Solitaire (franz., Zoophyt.), ſ. v. a. Kettenbandwurm, Taenia solium *L.*

Solitaria, auſtral. kleine Inſelgruppe, Neu-Holland, öſtlich von Neuholland, im großen Süd-Ocean; die nördliche Inſel 30° 8′ 30″ ſüdl. Br. und 170° 57′ 45″ öſtl. L.

Solitarii, Wiedertäufer, ſ. v. a. Separati.

Solitarius (bot. Term), einzeln, vereinzelt, einzelnſtehend, wenn Pflanzen einer Art (z. B. Monotropa, Ophioglossum) an ihren Standorten, oder Pflanzentheile an der Stelle ihres Urſprungs und in der Einzahl (nicht in Geſellſchaft und gedrängt mit andern gleichnamigen) vorkommen, z. B. ein einzelner Stengel aus der Wurzel von Linum usitatissimum, die Blüthen einzeln in jedem Blattwinkel bei Lysimachia Nummularia und L. nemorum, ein einzelnes Blüthenkörbchen auf dem Gipfel eines Stengels bei Erigeron uniflorum und Inula hirta, oder auf dem Gipfel der Aeſte bei Carpesium cernuum.

Solitaurilia, ſ. v. a. Suovetaurilia.

Solitude (franz.), 1) Einſamkeit, Einöde; — 2) württemb. Luſtſchloß, Neckarkr., Oberamt Leonberg, mit ſchönem Garten; ehemals Sitz der hohen Karlsſchule; wird nicht erhalten.

Solium (lat.), 1) Stuhl, Thron, beſonders in Tempeln, worauf die Götterbilder poſtirt wurden; — 2) etwas, worein man ſich ſetzt, z. B. S. balneare, Wanne; — 3) Bandwurm.

Soliva, Salvator, ſpan. Arzt u. Botaniker, nach dem die Pflanzengattung Soliva benannt iſt.

Soliva (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Pflanzengattung, Arten unter Gymnoſtyles.

Solkamsk (Geogr.), ſ. v. a. Solikamsk.

Solkendorf, preuß. Gehöft, Prov. Pommern, R.-B. Stralſund, Kr. Franzburg; 140 Einw.

Sol-Kol-Agaſſi (türk., Militärw.), ſ. Aegypten (n. Geogr.).

Solkwitz, ſächſ.-weimar. Dorf, Kr. Neuſtadt; Filial von Ober-Oppurg; 110 Einw.

Soll, 1) ſ. v. a. Debet, ſ. Buchhaltung; — 2) in Fehmern, eine gemeinſchaftliche Viehtränke; — 3) in Mecklenburg ein Teich.

Sol la (Muſ.), in der guidoniſchen Solmiſation diejenige Mutation, nach welcher auf dem Tone d nicht die Sylbe sol, ſondern la geſungen werden ſoll. Dies geſchah, wenn die Melodie aus dem Hexachord von g in das von f herabſtieg, oder wenn abwärts auf c b folgte; der Ton b war aber nicht dem Hexachord von g, ſondern dem von f eigen, und in dieſem fiel auf den Ton d die Sylbe la.

Sollau, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Eilau; 130 Einw.

Sollbach, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz u. Reg., Ldgr. Rittenau; 220 Einw.

Sollefteå, ſchwed. Paſtorat und Eiſenhammerwerk, Aengermanland, Hernöſands-Län.

Sollenhofen, Dorf, ſ. v. a. Solnhofen.

Soller (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Düren; 410 Einw.; — 2) ſpan. Flecken, Inſel Majorka, nördlich von Palma; Hafen mit einem bequemen Molo, durch Batterien und ein Fort geſchützt; Zollamt, Lazareth, Handel mit Orangen, Citronen, Oel und Wein; 10,000 Einw.

Soller (Biogr.), ſ. Solère.

Sollerod, dän. Ort, Seeland, nordweſtl. von Kopenhagen, an einem Binnenſee.

Sollerön, ſchwed. Inſel, im Siljan-See; 1300 Einw.

Sollefta, ſchwed. Ort, Weſter-Noreland, ſüdlich von Langſele; Eiſengießerei; großer, jährlicher Tauſchmarkt; 500 Einw.

Solletz (Groß-S., Hruby Solec), öſterreich.-böhm. Kirchdorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Münchengrätz; 120 Einw.

Sollewyn, Hendrina A., Malerin, 1784 zu Harlem geboren, Schülerin Hendriks; malte ſchöne Blumen- und Fruchtſtücke, zeichnete auch ſolche in Aquarell.

Sollicitiren (v. Lat.), nachſuchen, inſtändig bitten; daher Sollicitant und Sollicitation.

Sollicitor general (engl.), ſ. Staatsanwalt.

Sollicitudo omnium, die Bulle vom 7. Auguſt 1814, durch welche Papſt Pius VII. die Jeſuiten wieder herſtellte.

Solliès (Geogr.), 1) S.-Hauteville, franz. Dorf, Depart. Var, Bez. Toulon; 1250 Ew.; — 2) S.-la-Farlède, Dorf daſ.; 1150 Ew.; — 3) S.-le-Pont, Flecken daſ.; Seidenſpinnerei, Oelfabr.; 3170 Einw.; — 4) S.-le-Toucas, Dorf daſ.; 1090 Einw.

Digitized by Google

Sollinensis Civitas (a. Geogr.), Ort Liguriens, auf d. Seealpen; j. wahrſcheinl. Sollies.

Solling (Sollinger Wald), ein meiſt mit Laubholz bedeckter Bergzug im Königreich Hannover und Herzogthum Braunſchweig, der ſich vom Harz nach Nordweſt zu in das moor- und ſandreiche Flachland ſenkt, eine Ausdehnung von 9 Meilen hat und ſich in den großen und kleinen S. theilt, wovon der letztere das Fürſtenth. Göttingen (Königr. Hannover, Landdroſtei Hildesheim) durchzieht. Der im ganzen Gebirge vorherrſchende Sandſteinboden liefert außer vielen guten Sandſteinen, die namentlich auf der 1587′ über dem Meeresſpiegel erhabenen höchſten Spitze gebrochen und dann weit und breit, beſonders auf der Weſer, verfahren werden, noch Torf und Eiſen.

Sollinge, dän. Ort, Fünen, weſtlich von Nyborg.

Sollingen, braunſchweig. Dorf, Kr. Helmſtädt, Amt Schöningen; 580 Einw.

Solln, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. München; 390 Einw.

Sollnitz, anhalt-deſſ. Dorf, Amt Jeßnitz; herzogl. Vorwerk; 360 Einw.

Sollſchwitz, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlauſitz, Ldgr. Bautzen; 130 Einw.

Sollſtedt (Geogr.), preuß. Pfarrdörfer, Prov. Sachſen, R.-B. Erfurt: a) Kr. Mühlhauſen; Forſthaus Sollſtedter Thurm; 120 Einw.; — b) Kr. Nordhauſen; 370 Ew.

Sollſtein, großer u. kleiner, Berge, ſ. Unterinnthal.

Sollurco, ſ. Solia.

Solly, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Wilna, Kr. Oſchmiana.

Sollya (Bot.), nach Lindley, Pflanzengattung. Arten unter Billardiera *Sm.*

Solly'ſche Gemäldeſammlung, große Sammlung von Gemälden, die der eine Zeit lang in Berlin lebende engliſche Kaufmann Eduard Solly zu Anfang des 19. Jahrh. aus den Kirchen und Klöſtern Italiens ſammelte und durch niederländ. und deutſche Bilder vermehrte. Sie iſt für die Geſchichte der Kunſt von Wichtigkeit, da Solly nur alte Bilder von der Wiederherſtellung der Kunſt bis zu ihrem Verfall im 16. Jahrh. in ſeine Sammlung aufnahm und alles Firniſſen und Reſtauriren verbot. Jetzt iſt die Sammlung im Beſitz des Königs von Preußen, der ſie 1821 ankaufte und für das berl. Muſeum beſtimmte. Solly lebte ſpäter in London, wo er ſich 26 Bilder reſervirt hatte.

Solmiſation, die Benennung der Töne nach den von Guido von Arezzo im 17. Jahrhundert zuerſt in Anwendung gebrachten Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la. Die S. mit dieſen 6 Sylben wird daher auch die guidoniſche genannt. Guido ſoll nämlich die zu ſeiner Zeit gebräuchlichen Töne A, H, c u. ſ. w. bis zum 1geſtr. a, denen er noch G, b, 1geſtr. b, h und 2geſtr. c, d, e zufügte, in ſieben Hexachorde oder Reihen von 6 auf einander folgenden ganzen und halben Tönen getheilt und ſo ein neues Tonſyſtem von 22 Tönen geſchaffen haben. Dieſe 7 Hexachorde, in deren jedem vom 3. zum 4. Ton eine halbe Tonſtufe iſt, ſind:

1. G A H c d e,
2. c d e f g a,
3. f g a b $\bar{c}$ $\bar{d}$,
4. g a h $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{e}$,
5. $\bar{c}$ $\bar{d}$ $\bar{e}$ $\bar{f}$ $\bar{g}$ $\bar{a}$,
6. $\bar{f}$ $\bar{g}$ $\bar{a}$ $\bar{b}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{d}}$,
7. $\bar{g}$ $\bar{a}$ $\bar{h}$ $\bar{\bar{c}}$ $\bar{\bar{d}}$ $\bar{\bar{e}}$.

Man erſieht hieraus ſogleich, daß dieſe 7 Hexachorde eigentlich nur drei verſchiedene Tonreihen von 6 Tönen bilden, indem die 4. und 7. nur Wiederholungen von 1 in den beiden höhern Oktaven ſind, 6 die Oktave von 3, und 5 die Oktave von 2 iſt. Hexachord 1 hieß das harte (cantus durus), 2 das natürliche (cantus naturalis), 3 das weiche (cantus mollis). Die Benennungen der Töne ſind aus den Einſchnitten der erſten Strophe einer an den heil. Johannes gerichteten Hymne entlehnt:

Ut queant laxis
Resonare fibris
Mira gestorum
Famuli tuorum
Solve polluti
Labii reatum
Sancte Johannes.

Die 3 verſchiedenen Hexachorde mit den Benennungen ihrer Töne ſind daher:

G A H c d e,
ut re mi fa sol la,
c d e f g a,
ut re mi fa sol la,
f g a b c d,
ut re mi fa sol la.

Hieraus iſt erſichtlich, daß die halben Töne allemal mi fa genannt wurden, und auf dieſe Weiſe geſchah es, daß man ſpäter, wenn von halben Tönen überhaupt die Rede war, dieſelben durch mi fa bezeichnete. — So lange in der Melodie kein Hexachord überſchritten wurde, machte die Art, die Töne zu benennen, keine Schwierigkeit; überſchritt jedoch die Melodie ein Hexachord, ſo mußten auf ſolchen Stufen, die keinen halben Ton ausmachten, einige Sylben verwechſelt, d. h. mutirt oder die Namen der Töne verändert werden, damit die Sylben mi fa wieder unter die beiden Töne zu ſtehen kamen, welche einen halben Ton ausmachten. Dieſe ſogenannte Mutation fand in der natürlichen und harten Tonleiter, die genau mit einander übereinkommen, im Aufſteigen auf jedem d, wo sol in re, und auf jedem a, wo la in re verwandelt wurde, im Abſteigen aber auf jedem e, wo mi in la, und jedem a Statt, wo re in la verwandelt wurde. In der weichen Tonart geſchah die Mutation im Aufſteigen auf d und g, im Abſteigen auf d und a: d ändert la in re, g ändert sol in re; d hieß la anſtatt re, und a hieß la anſtatt mi. Trotzdem war es nicht immer möglich, ſelbſt beim Gebrauch des guidoniſchen Syſtems, die halben Töne mit mi-fa zu nennen,

Abgeſeheu aber auch davon, bot die S., namentlich als ſich unſer jetziges Tonſyſtem immer mehr ansbildete, immer noch große Schwierigkeiten dar; ja die anßer den diatoniſchen Stufen noch vorkommenden chromatiſchen u. enharmoniſchen, die weſentlichen Erhöhungs- u. Erniedrigungszeichen einer Dur- und Molltonart ſowohl, als auch die häufig vorkommenden, zufälligen Krenze nnd Bee machen es geradezu unmöglich, den Hauptcharakter der alten S., nämlich die Bezeichnung des halben Tons durch mi-fa beizubehalten nnd eine nach beſtimmten Regeln feſtgeſetzte Mutation einzuführen. In Dentſchland iſt die S. wenig und nur kurze Zeit im Gebrauch geweſen, und wenn auch einige der neueſten Singſchulen, wie die von Preindl und Winter, ſie empfehlen, aber ſtatt des ut die Sylbe do und für den ſiebenten Ton unſerer Heptachorde (Skalen) die Sylbe si (aus sancte Johannes entnommen) brauchen, ſo iſt dies immer noch kein Beweis ihrer Zweckmäßigkeit; denn das einzig Gute, das die S., die nur für die einfache und in jeder Beziehung höchſt beſchränkte Muſik des Mittelalters hinreichen konnte, noch jetzt haben kann, und was man daher auch zu ihrer Vertheidigung über die Gebühr hervorhebt, daß nämlich durch dieſelbe die Ausſprache verbreitet werde, kann auf andere Weiſe eben ſo gut erreicht werden. So ſind z. B. in dieſer Hinſicht die von Graun vorgeſchlagenen Sylben da, me, ni, po, tu, la, be ſehr zweckmäßig und allen andern zu dieſem Zweck aufgeſtellten vorzuziehen, indem außer allen Vokalen auch die in den meiſten Prov. Deutſchlauds der Uebung bedürftigen Konſonanten vorkommen. Die S. nach dieſen Sylben, die auch unter dem Namen grauuſche Sylben bekannt ſind, heißt Dameniſation. In Belgien fanden die von Hubert Waelrandt vorgeſchlagenen Sylben bo, ce, di, ga, lo, ma, ni vielen Beifall, weshalb ſie auch belgiſche Sylben heißen, und die S. nach ihnen Boceediſation oder Bobiſation genannt wird. Hitzler ſtellte die Sylben la, be, ce, de, me, fe, ge auf, worauf die ſogenannte Bebiſation oder Labiſation entſtand. Natürlich ſind alle dieſe Sylben nicht vielleicht als Notennamen, ſondern nur als eine Art Text zum Solfeggiren zu betrachten. In Italien und Frankreich werden die Töne noch nach der alten Weiſe ut, re, mi, fa, sol, la, si benannt, nnd um die der Tonleiter weſentlichen oder zufälligen Erhöhungen und Erniedrigungen zu unterſcheiden, die Ausdrücke diesis, dièze und b molle, b mollissée gebraucht. Die Franzoſen ſagen daher ſtatt cis, dis ꝛc. ut dièze, re dièze ꝛc., und ſtatt ces, des ꝛc. ut b mol, re b moll ꝛc. Die Italiener haben in Folge der alten S. eine ſehr weitläufige Benennung der einzelnen Töne und ſetzen ſtatt c, d, e u. ſ. w. c sol fa ut, d la sol re, e la mi u. ſ. w.; ſtatt gis, ais u. ſ. w. g sol re ut diesis, a la mi re diesis u. ſ. w.; ſtatt ces, ges ꝛc. c sol fa ut be molle, g sol re ut be molle ꝛc. — Auch bei den alten Griechen war eine Art S. im Gebrauch, von der aber nur noch Spuren, etwas zuverläſſig Gewiſſes jedoch nicht bekannt iſt.

Solmiſſus (a. Geogr.), Berg Joniens in der Nähe von Ephesus (Pauſ. VII, 5).

Solmona, Stadt, ſ. v. a. Sulmona.

Solmonath (angelſächſ.), der Sonnenmonat, ſ. Monat.

Solms (Geogr.), 1) S.-Braunfels, Standesherrſchaft, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Wetzlar; hat auf $5^1/_{10}$ □Meilen 3 Städte, 43 Dörfer, 7 Höfe nnd gegen 20,000 Einw., beſteht ans den Aemtern Braunfels und Greifenſtein. Dem Beſitzer, Fürſten von S.-Braunfels, gehören außerdem noch 3 Aemter unter großherzogl. heſſiſcher und ein Antheil an der Grafſchaft Limpurg unter würtembergiſcher Oberhoheit. Die jährlichen Einkünfte belaufen ſich auf 100,000 Thlr. — 2) Preuß. Dörfer, daſ.: a) (Burg-S.), unweit des Einfluſſes des Solmsbaches in die Lahn; 520 Einw.; — b) (Kraft-S.), am Solmsbache, mit dem Schmiedenhofe, der Hinter- u. Langenmühlen, 410 E.; — 3) (Hohen-S.), Städtchen daſ.; Hauptort der Bürgermeiſterei gleichen Namens, auf einem hohen Berge; evangel. Mutterkirche, Synagoge, altes Schloß, 2 Kram- und Viehmärkte; 480 Einw.; — 4) kurheſſ. Dorf, Prov. Fulda, Kr. Hersfeld, Amt Niederaula; 180 Einw. Zu dem Dorfe gehören die Höfe Engelbach und Sternberg.

Solms (Geneal. u. Biogr.), ein aus dem ſaliſchen Stamme König Konrads I. entſproſſenes gräfliches, ſpäter fürſtliches Geſchlecht, deſſen Urſprung ſich in die früheſten Zeiten des Mittelalters verliert. Es gehört zu den deutſchen Urgrafen, die ihren Grafenſtand weder einer kaiſerlichen Standeserhöhung, noch einem Diplome, ſondern ihrem Grafenamte verdauken. Den Namen S. erhielt es wahrſcheinlich von ſeinem älteſten Beſitzthume am gleichnamigen Bache, und als der älteſte Stammſitz wird das um 946 von Eitelkraft, Graf von S., erbaute Schloß Braunfels angenommen. Nach einer aus Archivurkunden aufgeſtellten Stammtafel des fürſtlichen Hauſes S.-Braunfels war es Gottfried, Graf von Wegebach (ein Nachkomme Werners [905—913], Grafen im Wormsgau, Speyergau und Stohgau, deſſen älterer Sohn, Konrad, Herzog in Franken u. Stammvater der fränkiſchen Kaiſer ſaliſchen Stammes wurde), welcher um 1140 die Erbtochter des erſten urkundlich gewiſſen Grafen Marquard zu S. heirathete, die ſolmſiſchen Beſitzungen erwarb und einen neuen Mannsſtamm im Hauſe des Grafen S. gründete. Gottfrieds Enkel vertauſchten den Namen Wegebach mit S. Otto's († 1409) zwei Söhne, Bernhard († 1459) und Johann († 1457), theilten die ſämmtlichen Lande und gründeten die beiden noch blühenden Hauptlinien, die bernhardiſche oder S.-Braunfels-Greifenſtein, u. die johanniſche oder S.-Lich-Hohenſolms, S.-Laubach und S.-Röbelheim. Im Anfange des 14. Jahrhunderts übertrug Graf Johann von S. ſeine Grafſchaft dem Grafen Gottfried von Sayn zu Lehn, den auch der Kurfürſt von der Pfalz damit belehnte. Im J. 1550 belehnte Kaiſer Karl V. den Grafen von S. mit Rödelheim, Niederurſel, Hallingshauſen und Zubehör. Zu den Zeiten des deutſchen Reichs hatte das Haus S., wegen ſeiner im oberrheiniſchen Kreiſe

gelegenen Stammbeſitzungen, Reichsunmittelbarkeit, Landeshoheit, Reichs- und Kreisſtandſchaft. Reichsſtandſchaft hatte es durch fünffache Theilnahme am gräflich wetterauiſchen Grafenkollegium, Kreisſtandſchaft aber in dem oberrheiniſchen Kreiſe, Braunfels auf der Fürſtenbank, Rödelheim, Hohenſolms und Laubach auf der Grafen- und Herrenbank. Der Reichstagshauptſchluß von 1803 gab den Fürſten und Grafen von S. für die Herrſchaft Rohrbach, Kratz, Scharfenſtein und Hirſchfeld und für ihre Rechte und Anſprüche auf die Abtei Arnsburg und das Amt Kleeberg als Entſchädigung die Abteien Arnsburg und Altenburg im Solmſiſchen. Durch die Rheinbundsakte kamen die Beſitzungen des Hauſes theils unter großherz. heſſiſche, theils unter naſſauiſche Hoheit, durch den wiener Kongreß aber die Aemter Braunfels, Greifenſtein und Hohenſolms von Naſſau unter Preußen. Zur Ausübung der Lehnsgerechtſame des Geſammthauſes beſteht in dieſem ein Seniorat, und die Familienangelegenheiten ſind durch ältere Statuten von 1459, 1521, 1541 und 1578 geregelt. — A. Die bernhardiſche od. braunfelſiſche Hauptlinie wurde geſtiftet vom Grafen Wilhelm zu Greifenſtein († 1635); ſie beerbte nach und nach die beiden ausgegangenen Aeſte: Hungen (1678) und Braunfels (1693) und wurde 1742 in den Reichsgrafenſtand erhoben. In der bernhardiſchen Hauptlinie war das Erſtgeburtsrecht ſchon 1607 eingeführt und von den Regierungsnachfolgern, Wilhelm I. und Wilhelm II., beſtätigt worden. Es wurde endlich auch vom Kaiſer Joſeph II. beſtätigt. Sie ſollte 1803 in den Reichsfürſtenſtand eingeführt werden und eine Virilſtimme erhalten, was indeß die Auflöſung des Reichs nicht zur Wirklichkeit gelangen ließ. Sie beſitzt unter preußiſcher Oberhoheit die Aemter Hungen, Wölfersheim, Gambach und Grüningen, und unter würtembergiſcher Oberhoheit einen Theil von Limpurg, zuſammen 9,35 □Meilen mit 32,000 Einwohnern in 6½ Städten, 3 Marktflecken, 56½ Dörfern, mit wenigſtens 150,000 Gulden Einkünften. In Gemäßheit eines mit der Krone Preußen abgeſchloſſenen Receſſes von 1827 werden die im Königreiche Preußen belegenen Beſitzungen (die Grafſchaften Greifenſtein und Braunfels) ſeit 1. Juli 1828 durch eine fürſtl. ſolmſiſche Regierung in der Stadt Braunfels verwaltet, welche in verſchiedenen Sektionen die Polizei-, Kommunal- und Konſiſtorialverwaltung vereinigt. Die Verbindung der Juſtiz in 2. Inſtanz iſt gleichfalls vorbehalten, jedoch noch nicht zur Ausführung gekommen. Der Titel iſt: Fürſt zu S.-Braunfels, Graf zu Greifenſtein, Tecklenburg und Lichtenſtein, Herr zu Münzenberg, Wildenfels und Sonnewalde. Das Wappen hat 6 Felder: das Herz, ein blauer Löwe in Goldgrund, iſt mit 9 Schildern beſtreut, wegen S.; die rechte Seite des Haupts 4 grünende Eichenblätter in Gold, wegen Greifenſtein; die Mitte des Haupts 2 blaue ſenkrecht ſtehende Balken, wegen Lichtenſtein; die linke Seite des Hauptes ein in 2 Hälften horizontal getheilter Schild, oben roth, unten Gold, letztere mit Arabesken, wegen Münzenberg; der rechte Fuß eine ſchwarze Roſe in Gold, wegen Wildenfels; die linke Seite des Fußes ein goldgekrönter Löwe in Schwarz, wegen Sonnewalde. Den Schild bedeckt ein Fürſtenhut; als Schildhalter ſtehen 2 wilde Männer. Die ältern Wappen ſind davon in etwas verſchieden. Konfeſſion: evangeliſch-reformirt. Wohnſitz: Braunfels. Jetziger Standesherr: Fürſt Ferdinand Friedrich Wilhelm, geb. den 14. Dec. 1797, folgte ſeinem Vater Wilhelm Chriſt. Karl am 20. März 1837, vermählt ſeit 6. Mai 1828 mit Ottilia, Gräfin von S.-Laubach, geb. den 29. Juli 1807. — B. Die johanniſche Hauptlinie zerfällt in mehre Linien, von denen noch folgende blühen: a) Speciallinie S.-Lich und Hohenſolms, gegründet von Hermann Adolf, Enkel Graf Philipps, des letzten gemeinſamen Stammvaters der Johannislinie. Dies Haus vereinigte 1778 die Landestheile von Lich und Hohenſolms, hat ſeit den 14. Juni 1792 die fürſtl. Würde u. beſitzt unter preußiſcher Hoheit das Amt Hohenſolms, unter heſſiſcher die Aemter Lich und Niederweiſel, 4 □Meilen mit 9600 Einw. in 2 Städten, 1 Stadtantheile, 20 Dörfern und 1 Schloſſe. Der Fürſt hat am 30. Nov. 1835 die ſtandesherrlichen Gerechtſame in Bezug auf Juſtiz- und Polizeiverwaltung ſeiner unter großherzogl. heſſ. Staatshoheit ſtehenden Beſitzungen durch Vertrag an die großherzogl. Staatsregierung cedirt. Einkünfte 35,000 Gulden. Als preuß. Standesherr führte der Fürſt eine Virilſtimme im Landtage für die Rheinprovinz. Konfeſſion: evangeliſch-reformirt. Wohnſitz: Lich. Jetziger Standesherr: Fürſt Ludwig, geb. den 24. Juni 1805, folgte am 10. Okt. 1824 ſeinem Bruder, Fürſt Karl, vermählt ſeit dem 10. Mai 1829 mit Maria, Gräfin von Iſenburg-Büdingen, geb. den 4. Okt. 1808. — b) Die Speciallinie Laubach wurde geſtiftet von Otto († 1502), Philipps jüngerem Sohne. Seit 1561 entſtanden in ihr zwei Unterlinien zu Laubach und Sonnewalde; letztere erloſch 1615 mit Graf Friedrich Albert, worauf nach dem Anfalle von Sonnewalde nach Johann Georgs des Aeltern 4 Söhnen 4 Unterlinien entſtanden: α) Rödelheim, die ſchon mit ihrem Stifter Friedrich 1640 erloſch; β) Laubach, die ſchon 1676 mit Karl Otto ausging; γ) Sonnewalde mit Pouch, und δ) Baruth, welche beide letztern noch fortdauern und nach dem Anfalle von Rödelheim und Laubach zwei neue Unterlinien bildeten, aus denen mehre Aeſte hervorgegangen ſind: 1) Unterlinie Sonnewalde gehört nicht hierher. 2) Unterlinie Baruth, geſtiftet von Johann Georg dem Jüngern, Johann Georg des Aeltern 4. Sohn. Drei ſeiner Söhne bildeten eben ſo viel Aeſte: αα) Aſt zu Rödelheim und Aſſenheim, gegründet von Johann Auguſt († 1580), deſſen beide Söhne, Ludwig (geb. 1664, † 1716) und Ludwig Heinrich (geb. 1667, † 1728), dieſen Aſt in die Zweige zu Rödelheim und Aſſenheim theilten. Rödelheim fiel, nachdem Ludwigs Sohn, Lothar Wilhelm, 1722 unbeerbt geſtorben war, wieder an Aſſenheim. Dieſes Aſtes Beſitzungen gaben früher Sitz u. Stimmen

Digitized by Google

im wetterauiſchen Grafenkollegium und ſtehen jetzt unter großherzogl. heſſiſcher, das Dorf Preunheim unter kurheſſiſcher Staatshoheit. Sie begreifen die Aemter Rödelheim und Aſſenheim, 2,55 □Meilen mit 5700 Einw. und 30,000 Gulden Einkünften. Konfeſſion: evangeliſch-reformirt. Wohnſitz: Aſſenheim. Jetziger Standesherr: Graf Karl Friedrich Ludwig Chriſtian Ferdinand, geb. den 15. Mai 1790, folgte ſeinem Vater Vollrath Friedrich Karl Ludwig am 5. Febr. 1818, vermählt ſeit dem 1. Juni 1824 mit Luiſe Amalie, Gräfin v. Erbach-Schönberg, geb. den 8. Aug. 1795. — ββ) Aſt zu Wildenfels, geſtiftet von Johann Friedrich († 1696), 2. Sohn Johann Georgs des Jüngern. Deſſen Enkel Friedrich Ernſt (geb. 1671, † 1763), Karl Otto (geb. 1673, † 1743) und Heinrich Wilhelm (geb. 1675, † 1741) ſonderten ſich in die Zweige Laubach, Utphe und Wildenfels, wovon nur noch Laubach und Wildenfels exiſtiren. ααα) S.-Wildenfels-Laubach beſitzt unter großh. heſſ. Hoheit die ſonſt unmittelbaren und reichsſtändiſchen Aemter Laubach und Utphe nebſt dem Dorfe Wohnbach, $^{1}/_{4}$ der Beſitzungen der Abtei Arnsburg, $^{5}/_{18}$ der Herrſchaft Münzenberg, zuſammen $2^{3}/_{4}$ □Meilen mit 7000 Einw. und ungefähr 100,000 Gulden Einkünften. Konfeſſion: evangeliſch-lutheriſch. Wohnſitz: Laubach. Jetziger Standesherr: Graf Otto, geb. den 1. Okt. 1799, folgte ſeinem Vater Friedrich den 24. Febr. 1822, vermählt ſeit dem 11. Sept. 1832 mit der Prinzeſſin Luitgarde Wilhelm. Auguſte von Neuwied. — βββ) S.-Wildenfels zu Wildenfels, gegründet von Heinrich Wilhelm (ſ. oben), von deſſen Söhnen der ältere, Heinrich Karl, den Hauptzweig Wildenfels fortſetzte, hingegen der jüngere, Friedrich Ludwig, den Nebenzweig zu Sachſenfeld gründete. Der Hauptzweig beſitzt das Amt Wildenfels als Standesherrſchaft unter königl. ſächſ. Staatshoheit mit 6711 Einw. und einen Antheil an der ehemal. Abtei Engelthal im Großherzogthum Heſſen. Einkünfte ungefähr 35,000 Gulden. Konfeſſion: evangeliſch-lutheriſch. Wohnſitz: Wildenfels. Standesherr: Graf Friedrich Magnus, geb. den 17. Dec. 1777, ſuccedirte den 12. Febr. 1801 ſeinem Vater Friedrich Magnus, vermählt ſeit dem 26. Aug. 1803 mit Auguſte Karoline, Gräfin v. Erbach-Erbach (geb. den 19. Aug. 1783, † den 11. Juni 1833), ſeit dem 30 Mai 1835 mit Ida, Gräfin Wallwitz (geb. den 12. März 1810, † ?), ſeit 1837 mit Eliſabetha Charlotte Luiſe Aug., Gräfin von Degenfeld-Schomburg (geb. den 11. Febr. 1802). Beſonders merkwürdig ſind: 1) Friedrich Ludwig, Graf von Wildenfels, 1703 zu Königsberg in Preußen geboren, ſtudirte in Halle, Leipzig und Wetzlar, trat in ruſſiſche Dienſte, ſocht 1739 gegen die Türken und Tataren und wurde Generaladjutant des Feldmarſchalls Münnich, ſpäter ruſſ. wirklicher geheimer Rath und Geſandter in Dresden. Nachdem er in ſächſ. Dienſte getreten, ward er Geheimrath, Landes- und Kreishauptmann des erzgebirgiſchen Kreiſes und † 1789. Schrieb: Fragmente der ſolmsſchen Geſchichte, 1786; — überſetzte die Oden des Horaz, 1756. — 2) Friedrich Ludwig Chriſtian, Graf von S.-Laubach, 1769 zu Laubach geboren, ſtudirte 1786—89 zu Gießen die Rechte, prakticirte dann beim Kammergericht zu Wetzlar und lebte darauf zu Regensburg und zu Wien. Im J. 1791 ward er Reichshofrath, ging 1797 als Geſandter der wetterauer und fränkiſch-weſtphäliſchen Reichsgrafen auf den raſtadter Kongreß und lebte nach der Auflöſung deſſelben (1799) auf ſeinen ſeit 1802 mediatiſirten Beſitzungen in der Wetterau. Im J. 1813 verhandelte er im Namen der großen verbündeten Mächte mit verſchiedenen deutſchen Regierungen wegen Theilnahme an den Kriegskoſten mit einem Jahresbetrag ihrer geſammten Revenüen, dirigirte das Lazarethweſen und die Kommiſſion der Rheinſchifffahrtsverwaltung, war von 1814 — 15 in Wien, † als königl. preuß. Oberpräſident in den Rheinprovinzen 1822 zu Köln. — 3) Karl Wilhelm Bernhard von S.-Braunfels, 1806 geboren, Bruder des Fürſten Ferdinand, Majoratsherrn von S.-Braunfels, königl. hannöv. Generalmajor à la suite, eine Zeit lang Präſident des hannöv. Staatsraths. — 4) Ludwig, Fürſt von S.-Hohenſolms-Lich, Marſchall des vereinigten preuß. Landtags, geboren am 23. Jan. 1805, erhielt eine ſorgfältige Erziehung, beſuchte dann das Gymnaſium zu Gotha und 1822—1825 die Hochſchulen zu Göttingen und Heidelberg, wo er ſich insbeſondere den ſtaatswirthſchaftlichen Studien um ſo mehr widmete, als er nach dem Tode ſeines älteren Bruders, des Prinzen Karl, 1824 ihm in der ſtandesherrlichen Regierung folgte und ſomit in deſſen Eigenſchaft als Mitglied der erſten Kammer der Stände des Großherzogthums Heſſen eintrat. Nachdem er das Alter erreicht hatte, welches ihn zur Theilnahme an den parlamentariſchen Verhandlungen geſetzlich beſtätigte, erſchien im Dec. 1832, als der Großherzog die Stände in der Reſidenz verſammelte, der junge Fürſt zum erſten Male in der erſten Kammer der Ständeverſammlung. Mit Eifer und Lebendigkeit gab er ſich ſeinem neuen parlamentariſchen Berufe hin. Er wurde zum Mitglied des dritten Ausſchuſſes gewählt, zu deſſen Kompetenz, im Gegenſatze zu den beiden andern Ausſchüſſen für Geſetzgebung und Finanzweſen, die übrigen Angelegenheiten gehörten. Er war unter andern Berichterſtatter über den Antrag Gagerns, die Staatsregierung zu erſuchen, ſich wegen einiger Beſtimmungen des Art. 50 der Schlußakte des wiener Kongreſſes zu verwenden. Der Fürſt hatte in Uebereinſtimmung mit dem Ausſchuſſe darauf angetragen, dem Antrage keine Folge zu geben, und es entſpann ſich darüber eine lebhafte Diskuſſion zwiſchen ihm und Gagern. Ein noch heftigerer Kampf fand bald darauf zwiſchen ihnen Statt, als in der zweiten Kammer mehrere Abgeordnete einen Antrag auf Beſchwerdeführung wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt und Verletzung des Art. 33 der Verfaſſungsurkunde in Betreff der Verhaftung Weidigs geſtellt hatten. Die zweite Kammer hatte den Antrag mit Stimmenmehrheit zum Beſchluſſe erhoben, und nachdem die Motion in dieſer Abſtimmung an die

erſte Kammer gelangt war, wurde der Fürſt zum Berichterſtatter ernannt. Er ſprach in Uebereinſtimmung mit dem „Stück Papier" der königlichen Thronrede bei Eröffnung des preuß. vereinigten Landtages, eine Anſicht, die Gagern bekämpfte. Auch an dem Landtage von 1834 nahm der Fürſt wieder Theil. Er wurde, weil ihm unter den drei Kandidaten die Mehrzahl der Stimmen zufiel, während der Großherzog ſeinen Bruder, den Prinzen Emil von Heſſen, zum Präſidenten ernannte, von demſelben mit der Würde des Vicepräſidenten betraut, die ihm auch 1835—36 zu Theil ward. Im März 1836 legte er ſein Amt als Vicepräſident nieder, verließ die Reſidenz und beſuchte ſeitdem die heſſ. Landtage nicht mehr. Er ging nach Preußen, dem er durch einen Theil ſeiner Beſitzungen angehört, und indem er, um als Marſchall des rheinpreußiſchen Provinziallandtages zu funktioniren, das von einer Repräſentativ-Verfaſſung beherrſchte Land Heſſen verließ, nahm er von demſelben Abſchied durch ſeine bekannte Schrift: Deutſchland und die Repräſentativ-Verfaſſungen, Gießen 1838. Er beklagt darin, indem er ſagt: „die deutſchen Fürſten glaubten ſich in der Mitte ihrer Stände und hatten einen gleichberechtigten Inhaber der geſetzgebenden Gewalt vor ſich", daß ſie „ſtändiſche Verfaſſungen gewollt und Repräſentativverfaſſungen ertheilt hätten"; er bedauert, daß die früheren Vorſchläge von Preußen, welche auf Begründung einer ſtändiſchen Verfaſſung berechnet geweſen, nicht angenommen und befolgt worden, und verſucht nachzuweiſen, daß in Preußen durch einſtweilige Einführung von Provinzialſtänden ſich alle Elemente einer ſolchen Verfaſſung entwickelt hätten, daß in dem, was ſich bei uns geſtaltet habe, der Fingerzeig und das Beiſpiel einer zeitgemäßen Reform des, auf der Baſis der Geſchichte ruhenden, landſtändiſchen Weſens gegeben worden ſey, und entwirft ſchließlich die Grundzüge einer, aus einer ſolchen Reform hervorgehenden Verfaſſung, woraus ſich ergibt, daß er den Repräſentativverfaſſungen abhold und für ſtändiſche Verfaſſungen iſt. Dennoch wurde dieſe auf hallerſchen Principien beruhende Schrift von dem Fürſten von S.-Wildenfels, dem ſie noch zu liberal ſchien, in einer Gegenſchrift (Zwickau 1838) hart mitgenommen. Vorbereitet ſowohl durch mehrjährige Theilnahme an den parlamentariſchen Debatten, wie geübt in der Leitung der Verhandlungen der Kammern des heſſ. Landtages, ward der Fürſt ſeit dem 5. rheiniſchen Provinziallandtage mit dem Landtagsmarſchallamte von den beiden preuß. Königen betraut und von dem jetzt regierenden König zum Marſchall des vereinigten Landtages von 1847 ernannt, ein Amt, zu dem der Fürſt alle nothwendigen Eigenſchaften beſitzt: politiſche Bildung, Kenntniſſe, Gewandtheit, Sicherheit und Energie. Sein Auftreten war determinirt, ſeine Auffaſſung ſchnell und prägnant, die von ihm behufs der Abſtimmung geſtellten Fragen erſchöpften immer mit Berückſichtigung der vorhergegangenen Debatte den jedesmaligen Gegenſtand derſelben. Klarheit der Gedanken und Gewandtheit im Ausdrucke, ohne Haſchen nach Effekt, zeichneten ſeinen Vortrag aus; er überwachte den Gang der Debatten mit ſeltenem Talente, wies das Ungehörige zurück, geſtattete, daß Rede und Gegenrede im Intereſſe des Gegenſtandes der jedesmaligen Debatte ſich frei bewegten. Auch an den ſpäteren Kammern hatte der Fürſt Theil; doch wurde er bei Wiedereröffnung des rhein. Provinziallandtags 1851 nicht wieder zum Vorſitzenden gewählt.

Solms-Ilsdorf, ſ. Ilsdorf.

Solngriesbrach, bayer. Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Beilngries; 130 Einw.

Solnhofen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben, Ldgr. Monheim; 610 Einw. Dabei Glashütte und vorzüglicher Steinbruch, liefert blaßgelben Marmorſchiefer, der ſich zur Lithographie beſonders eignet. In den Steinbrüchen ſteht ein kleines, von Steinbrechern bewohntes Dorf. Die Brüche waren den Römern ſchon bekannt und ſind auch reich an Verſteinerungen.

Solniken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Eilau; mit dem Gute Sand 180 Einw.

Solnitz (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Herrſchaft, Kr. Königgrätz; 13,257 Joch 564 □ Kl. Areal und 6900 Einw.; — 2) Stadt daſ.; Pfarrkirche, Armeninſtitut; 1450 Einw.

Solnitz (Biogr.), Anton Wilhelm, einer der ausgezeichnetſten Komponiſten ſeiner Zeit, † zu Leyden um 1758 in ſeinem 36. Jahre und ſchrieb 6 Trios für Flöten und Violinen, 12 vierſtimmige Sinfonien und eine Sammlung ſogenannter Partien für Klarinetten u. Waldhörner. Außer dieſen Sachen, die in Amſterdam gedruckt wurden, hinterließ er noch manches Andere im Manuſkript.

Solnok (Geogr.), ſ. v. a. Szolnok.

Solo (Geogr.), oſtind. Fluß, Java, mündet an der Nordküſte, der Inſel Madura gegenüber.

Solo (Muſ.), 1) ein Tonſtück oder ein Satz deſſelben, in welchem eine einzelne Stimme oder ein Inſtrument ſich ganz allein, d. h. ohne alle Begleitung, oder vor den andern Stimmen hervortretend (als Hauptſtimme) hören läßt. So gibt es Violinſolos, Klavierſolos (Soli) ꝛc., d. i. Tonſtücke für eine einzelne Violine, für das Klavier ꝛc.; aber man nennt Violin-, Klavier- (oder welches Inſtrument es nun eben iſt) S. auch einen Satz, in welchem die Violin- ꝛc. Stimme die Hauptſtimme iſt und die vorherrſchende Melodie hat. Das S. ſteht dem Range und dem Charakter nach zwiſchen der Sonate und dem Koncerte, iſt in neuerer Zeit zwar weniger üblich, früher aber allgemein gebräuchlich geweſen. Es enthielt gewöhnlich drei verſchiedene Sätze, von denen ein jeder meiſt einen eigenthümlichen durchgeführten Charakter behauptete, oder den Ausdruck einer Empfindung bis zur völligen Erſchöpfung derſelben enthielt. In neuerer Zeit wird das S. gewöhnlich nur als ein kürzerer Koncertſatz betrachtet, in welchem der Spieler nichts, als entweder eine große Bravour ſeines Spiels, oder eine Delikateſſe ſeines Vortrags zeigen will; es iſt ein längere durchgeführter Gedanke, für den man, da er zu

einer eigentlichen und vollſtändigen Rede nicht hinreicht, keinen andern Namen weiß, weil dafür kein anderer paßt. Daher erfordert ein ſolches S. auch die Delikateſſe und ausgebildetſte Ausführung, wie eigentlich eben jedes S., wenn es auch kein ſelbſtſtändiges Tonſtück und für ein Inſtrument oder für eine Singſtimme geſetzt iſt, theils weil die Soloſtimme nicht ſo ſehr, wie beim Koncerte oder wie bei den mehrſtimmigen Sonaten und andern vielſtimmigen Sätzen, durch die übrigen Stimmen gedeckt wird, theils und hauptſächlich aber auch, weil es den Ausdruck einer gewiſſen Empfindung mit ihren Modifikationen in einem ununterbrochenen Zuſammenhange enthält und überhaupt mehr für das Herz, denn für das Ohr geſetzt iſt. — 2) Eine Stelle in einer von mehren Inſtrumenten oder Singſtimmen beſetzten Partie, die nur von einem der dieſelbe Partie ſpielenden Inſtrumente oder nur von einem der dieſelbe Stimme ſingenden Sänger ausgeführt werden ſoll. In dieſem Sinne iſt Tutti das Gegentheil von S. Durch Soli (Mehrzahl von S.) wird angedeutet, daß 2 oder mehre Inſtrumente oder Stimmen hervortreten ſollen. Vergl. Obligat.

Solo (Spielw.), Spiel mit der deutſchen Karte unter 4 Perſonen, welches ſo mannichfachen Veränderungen unterworfen iſt, daß es faſt überall auf eine eigenthümliche Weiſe geſpielt wird. Das Weſentliche iſt Folgendes: Wenn um die Plätze gezogen und die Karten in 3 Würfen, zu 3, 2 und 3, gegeben worden ſind, erklärt ſich die Vorhand zu einer der gewöhnlichen Spielarten, welche die Frage, groß, Forcé und Solo ſind und wovon die letzte die beiden erſten und die 2. die 1. überbietet. Wenn die Vorhand paßt, ſo geht das Recht zu ſpielen auf den folgenden und in gleichem Falle auf den 3. und 4. Spieler über. Durch die Spielarten in der höhern Farbe (Couleur), welches gewöhnlich diejenige iſt, in welcher das 1. Spiel gewonnen wird, können die nämlichen Spielarten in den 3 andern Farben überboten werden. Wenn das Spiel mit einer zweiten noch höhern Farbe (Sur), die man nebſt der Couleur auf irgend eine beliebige Weiſe beſtimmt, geſpielt wird, ſo überſtechen die Spielarten in Sur die nämlichen in Couleur. Die Farbe, in welcher geſpielt wird, wird die Trumpffarbe und alle Blätter dieſer Farbe werden Trümpfe genannt. Die vornehmſten Karten ſind der Eichelober (große Wenzel, Spadille), die 7 der Grundfarbe (Manille) und der Grünober (kleine Wenzel, Baſte; der Name kommt von St. Sebaſtian, den er vorſtellen ſoll), welche vorzugsweiſe Matadors genannt werden. In einigen Gegenden (wie im Altenburgiſchen) werden die Unter ſtatt der Ober zu Wenzeln gebraucht. Die beiden Wenzel ſind Trümpfe in allen Farben, in welchen geſpielt wird. Nach den Matadors kommen das Daus, der König ꝛc. bis zur 7. Wenn die Frage nicht überboten wird, ſo nennt der Spieler ein beliebiges Daus, das jedoch nicht das der Farbe, in welcher er ſpielt, ſeyn darf, und der Inhaber deſſelben wird dann der Partner des Spielers. Wenn ein Spielender beide Wenzel hat und nicht S. ſpielen will, ſo erklärt er ſich zum großen Forcé (Forcé partout) und nennt ebenfalls ein Daus, deſſen Inhaber dann die Trumpffarbe beſtimmt. Wenn ein Spielender ſich zum S. erklärt, ſo ſpielen die 3 andern gegen ihn und er erhält im Falle des Gewinnes den Preis des Spieles, ſo wie er denſelben im entgegengeſetzten Falle an ſie zahlen muß. Wenn Alle paſſen, ſo nennt derjenige, der den alten Wenzel hat, ein Daus, deſſen Inhaber dann die Trumpffarbe beſtimmt. Dieſe Spielart heißt das kleine Forcé. Bei der Frage, dem großen und dem kleinen Forcé iſt der Gewinn und Verluſt für beide Partner gemeinſchaftlich. Eine ſeltener gebräuchliche Spielart iſt der Mediateur, welcher die Frage überbietet und darin beſteht, daß der Spielende ſich ein beliebiges Daus, für welches er eine andere Karte weggibt, geben läßt und dann allein gegen die 3 andern ſpielt. Zum Gewinn des S.-Spiels ſind 5 Stiche erforderlich; wenn der S.- oder Mediateur-Spielende oder die beiden Partner in den gemeinſchaftlichen Spielarten nur 4 Stiche machen, ſo verlieren ſie das Spiel (Partie remise) und verlieren es Codille, wenn ſie weniger als 4 Stiche machen. Nach dem 5. gemachten Stiche hören die Spieler auf zu ſpielen, ſie können jedoch das Spiel fortſetzen, wenn ſie alle 8 Stiche (Tout) zu machen gedenken; ſie verlieren jedoch den Tout, wenn ihnen einer der Stiche entgeht. Bei jedem gewonnenen Spiel wird der Stamm, den der jedesmalige Kartengeber zu ſetzen hat und gewöhnlich in 4 Marken beſteht, von den Gewinnenden gezogen oder getheilt oder von den Verlierenden ganz oder zur Hälfte geſetzt. Wenn mehre Spiele nach einander verloren werden, ſo wird nur das Vierfache gezogen oder geſetzt. Außerdem erhalten oder zahlen die Spieler für S. und das große Forcé den Werth des Stammes; für Mediateur, das kleine Forcé und die Frage in Couleur die Hälfte deſſelben. Bei dem Mediateur zahlt der das Daus Gebende den Preis des Spiels nicht, ohne jedoch von den übrigen frei zu ſeyn. Die 5 erſten Stiche (die Erſten) werden mit 1 Marke bezahlt. Bei Fragen in geringen Farben wird bloß um den Stamm geſpielt. Jeder Matador wird mit 1 Marke und der Tout mit 8 bezahlt. Wenn der Tout verloren wird, ſo haben die Verlierenden den Werth deſſelben zu bezahlen, erhalten jedoch das gewonnene Spiel, die Erſten und die Matadors. Die Matadors werden nur bezahlt, wenn die Spielenden die drei Erſten haben, und in dieſem Falle werden auch die darauf folgenden, welche vom Dauſe anfangen, bezahlt. Bei der Codille wird der Preis des Spiels, mit Ausnahme der Matadors, doppelt bezahlt, der Stamm aber nur einfach geſetzt. Wird in Couleur geſpielt, ſo wird für Alles das Doppelte, für Sur aber das Vierfache gegeben. Die Farben und Trümpfe müſſen bekannt werden, man iſt jedoch nicht verbunden zu ſtechen, wenn man die geſpielte Farbe nicht hat. Wenn mit Verleugnen geſpielt wird, ſo können die 2 erſten Matadors mit einem niedern Matador, alle 3 aber auf eine andere Trumpfkarte verleugnet werden.

Solobrioſä (a. Geogr.), Volk in India intra Gangem (Plin. VI, 20, 23).

Digitized by Google

Solodkowtzy, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Podolien, Kr. Uſchitza.

Solodnikowskoe, aſiat.-ruſſ. Ort, Gouv. Aſtrachan, nordweſtl. von Aſtrachan, an der Wolga.

Soloe (a. Geogr.), 1) (Soli), bedeutende Stadt Ciliciens, öſtl. vom Fluß Lamus, von Argivern und Lydiern aus Rhodus angelegt. Sie war ſo reich und blühend, daß ſie Alexander wegen ihrer Anhänglichkeit an die Perſer um 200 Talente ſtrafen konnte; wurde ſpäter von Tigranes zerſtört und ihre Einwohner wahrſcheinlich nach Tigranocerta verpflanzt. Pompejus ſtellte ſie wieder her, bevölkerte ſie mit den Reſten der Seeräuber, und ſie erhielt nun den Namen Pompejopolis. Berühmt iſt ſie auch als Vaterſtadt des Mathematikers Chryſippus, des Komikers Philemon und des Mathematikers u. Aſtronomen Aratus. Weil die Einwohner von S. durch ihren Verkehr mit den Ureinwohnern Ciliciens ſich einen ſchlechten griechiſchen Dialekt angewöhnt hatten, ſo ſoll die Stadt zu dem Ausdruck Soloëcismus Veranlaſſung gegeben haben. — 2) S., wichtige Hafenſtadt am weſtlichen Theile der Nordküſte von Cyprus, an einem kleinen Fluſſe von einem einheimiſchen Fürſten auf den Rath Solons gegründet und ihm zu Ehren benannt, nach Andern aber eine Pflanzſtadt der Athener, unter Anführung des Phalerus und Akamas oder des Demophon angelegt. Sie hatte Tempel der Iſis und der Aphrodite, und in ihrer Nähe befand ſich ein Bergwerk.

Solöcismus, im Allgemeinen jeder grobe Sprachfehler, beſonders die von der Regel abweichende verkehrte Struktur der Worte. Ueber den Urſprung des Ausdrucks ſ. Soloe 1).

Soloeis (a. Geogr.), Vorgebirg an der Weſtküſte Mauritaniens, und zwar nach Herodot die weſtlichſte Spitze von ganz Libyen. Es war bewaldet und hatte einen Altar des Poſeidon; j. unſtreitig Kap Cantin.

Soloentia (a. Geogr.), Vorgebirg an der Weſtküſte von Afrika, j. Kap Bojador.

Solofänger (Jagdw.), ſehr raſche und feurige Hunde (beſonders Windhunde), welche auf Hetzen die vorzüglichſten Dienſte thun, indem ſie den Haſen einholen, wenn auch die andern Hunde nicht mehr folgen können.

Solofra, ital. Stadt, Neapel, Prov. Principato-ulter., ſüdöſtl. von Avellino, am Urſprung des Sarno; Viehzucht (Schweine), Fabr. für Tuch, Leder, Pergament, Goldſchmiedewaaren, Handel mit Wolle und geſalzenem Schweinefleiſche; 6350 Einw.

Sologeſſes, feine oſtindiſche Muſſeline, welche die Holländer ſonſt an den Markt brachten.

Solognewein, ein franz. weißer Wein, der 4 Meilen von Blois an der Loire gewonnen wird. Wenn er einige Jahre gelegen hat, ſo wird er ſüß wie Honig.

Solognottes (franz.), Pferde, ſ. Loir-Cher.

Sologna, ſüdamerikan. Indianervolk, in den La-Plata-Staaten.

Solok, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Wilna, Kr. Widzy.

Solola, mittelamerikan. Stadt, Guatemala, nordöſtl. von Guatemala, Hauptſtadt der gleichnam. Provinz, ſonſt Reſidenz eines Kaziken, jetzt wenig bedeutend; Sitz der Regierung; 5000 Einw.

Solomatis (a. Geogr.), ſchiffbarer Nebenfluß des Ganges auf der rechten Seite; jetzt Tſcharmanvati.

Solombo, oſtind. kleine Inſelgruppe, nordöſtlich von Java, im Sunda-Meer; nur von Seeräubern bewohnt.

Solombol, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. u. Kr. Archangel.

Solomeſts, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Wilna, Kr. Wilkomir.

Solomiac, franz. Flecken, Dep. Gers, Bez. Lectoure; 750 Einw.

Solon, 1) (griech. Geſch.), der berühmte Geſetzgeber Athens, unter den ſieben Weiſen Griechenlands der bedeutendſte, Sohn des Exekeſtides, aus einem alten edlen Geſchlechte, welches ſeinen Urſprung bis auf Neleus und Poſeidon hinaufführte, iſt geboren zu Athen im J. 639 v. Chr. Geb. Die Zerrüttung ſeines väterlichen Vermögens veranlaßte ihn, ſich dem Handel zu widmen und frühzeitig auf Reiſen zu gehen. Die hierbei geſammelten Erfahrungen und die vielſeitigen Berührungen, in welche er mit ausgezeichneten Männern des Auslandes kam, trugen weſentlich dazu bei, ihn in jener praktiſchen Lebensweisheit auszubilden, die er ſpäter zum Beſten ſeiner Vaterſtadt ſo vielfach und ſo glänzend bethätigte. Zum erſten Male trat er öffentlich auf in dem letzten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts. Die Athener kämpften damals mit Megara um Salamis; da ſie aber öfters Unglück hatten, ſo wurden ſie des Streites überdrüſſig, beſchloſſen ihre Anſprüche aufzugeben und gaben ein Geſetz, welches Jeden mit dem Tod bedrohte, der durch Schrift oder Rede eine Erneuerung des Kampfes beantragen würde. S. empfand über dieſen Beſchluß tiefen Schmerz und beſchloß ſeine Mitbürger zu neuem Kampfe anzufeuern. Er erſchien in der Rolle eines Wahnſinnigen auf dem Markt, ſang vom Steine des Herolds herab ein von ihm verfertigtes Gedicht „Salamis" und entflammte dadurch die Kriegsluſt und den Muth der Athener aufs Neue in ſolchem Grade, daß jenes Geſetz ſofort aufgehoben und der Kampf wieder begonnen wurde. Durch S.s Liſt wurden nun die Megarer überwältigt und, von ſeiner Beweisführung beſtochen, entſchied auch das erwählte ſpartaniſche Schiedsgericht zu Gunſten Athens, dem der Beſitz von Salamis zugeſprochen wurde. Nicht lange nachher (um das J. 600) ward auf S.s Betrieb der heilige amphiktyoniſche Krieg gegen Cirrha zum Schutz des delphiſchen Heiligthums beſchloſſen und ausgeführt. Athen ſelbſt aber befand ſich um dieſe Zeit in einer bedenklichen Lage. Die Zerrüttung war allgemein; der Zwieſpalt der Parteien drohte den Staat zu untergraben; der Frevel gegen die Anhänger Cylons, welche gegen feierliches Verſprechen meuchlings ermordet worden waren, war noch nicht vergeſſen, und es drohte verderblicher Kampf. Da trat abermals S. in entſcheidendem Augenblicke

als Retter ſeiner Vaterſtadt auf, beantragte ein Schiedsgericht und ſtiftete Frieden. Aber die Verwilderung dauerte fort, eine gewaltige Unruhe herrſchte in allen Schichten der Bevölkerung, bei der noch obendrein durch ungeregeltes und wüſtes Leben von Seiten der Eupatriden und durch Ausbrüche roher Leidenſchaft auf Seiten des Volkes alles ſittliche Gefühl zu erlöſchen drohte. S. das Nähere unter Athen. Da traten die Tüchtigſten im Volke zuſammen und ermahnten zum Aufheben der Mißbräuche und zur Herſtellung einer beſſern Ordnung der Dinge. Aller Augen richteten ſich auf S., der zwar den Eupatriden angehörte, allein ſich frei gehalten hatte von den Anmaßungen und der Gewaltthätigkeit ſeiner Standesgenoſſen und ebenſo durch die Noth des gemeinen Volkes unberührt geblieben war, alſo gleichſam mitten zwiſchen und über den Parteien ſtand, und überdies als ein Mann von edler und tüchtiger Geſinnung, von Mäßigung und Einſicht hinreichend bekannt war. Von ihm verlangten die Parteien laut und ſtürmiſch eine neue Verfaſſung, und er beſaß Patriotismus genug, den Verſuch zu wagen und, die angebotene Tyrannis ausſchlagend, die ſchwierige Aufgabe im volksthümlichen Sinn zu löſen. Im J. 594 zum Archon gewählt, legte er Hand ans Werk. Seine Abſicht ging vornehmlich dahin, die bisher zwiſchen Adel u. Volk geweſene Kluft auszufüllen, die Anmaßung des erſtern zu brechen, die Entwürdigung des letzteren zu heben, Standesrechte und Beamtenwillkür abzuſchaffen und eine verhältnißmäßige Betheiligung aller Staatsbürger an der Staatsregierung einzuführen. S. das Nähere unter Athen, S. 82 ff. Die Sage erzählt, daß S. die Athener verpflichtet habe, während eines zehnjährigen Zeitraumes an ſeiner Geſetzgebung nichts zu ändern, und daß er eine Reiſe ins Ausland deshalb gemacht habe, um nicht möglicher Weiſe ſelbſt Hand an die Abänderung ſeiner Geſetze legen zu müſſen, die in dem Volke erſt Wurzel ſchlagen ſollten. Die Zeit, in welche die Reiſe S.s fällt, iſt freilich mit dieſer angegebenen Abſicht nicht wohl vereinbar, denn alle Data ſprechen dafür, daß S. nicht vor dem J. 571 Athen verließ. Er ging zunächſt nach Aegypten, wo er mit den Prieſtern von Heliopolis und Sais Umgang hatte, dann nach Cyprus zum König Philocyprus und hierauf um das J. 563 nach Sardes zu Kröſus, mit dem er die bekannte Unterredung über die Nichtigkeit menſchlicher Glückſeligkeit (Niemand iſt vor dem Tode glücklich) hatte, die freilich ſchon im Alterthum aus chronologiſchen Gründen bezweifelt wurde, daß ſie wirklich Statt gefunden habe (ſ. Kröſus). Um das J. 561 kehrte S. nach Athen zurück, wo unterdeſſen, da ſeine Verfaſſung keine Partei befriedigt hatte, weitere Zerwürfniſſe ausgebrochen waren. Vergebens ſuchte er zur Sühne zu reden; ſeine alte Energie war erloſchen, er ſelbſt aus der Volksgunſt durch Piſiſtratus verdrängt, der ſich der Alleinherrſchaft bemächtigte. Der große Geſetzgeber Athens mußte ſich trauernd in das Unvermeidliche fügen. Er verlebte den Reſt ſeiner Tage in beſchaulicher Ruhe, ſtand aber bei ſeinen Mitbürgern und auch bei ſeinem politiſchen Gegner Piſiſtratus fortwährend in hoher Achtung. S. †, 80 Jahre alt, im J. 559; ſeine Gebeine ſollen auf ſein eigenes Verlangen nach Salamis gebracht und dort verbrannt, die Aſche aber auf der ganzen Inſel umhergeſtreut worden ſeyn. Als Dichter war er nicht minder ausgezeichnet, wie als Geſetzgeber. Im elegiſchen Versmaß iſt ſein Gedicht Salamis, dann *Περὶ Ἀθηναίων πολιτείας, ὑποθῆκαι εἰς ἑαυτόν, Πρὸς φιλόκυπρον, Πρὸς Κριτίαν, Πρὸς Μίμνερμον*; der Anfang eines epiſchen Gedichts findet ſich bei Plutarch Sol. K. 3; Jamben und ein Skolion bei Diog. L. I, 61. Die Gedichte S.s ſind größtentheils hervorgegangen aus dem Bedürfniß, ſeine Mitbürger über das, was Noth thue, zu verſtändigen, ſeine Staatseinrichtungen zu begründen und zu rechtfertigen. „Jedes Bruchſtück derſelben bewährt den geläuterten Geiſt der Menſchlichkeit, das feine ſittliche Maß, die Fülle der Erfahrung, welche den weiſen Beobachter über die Widerſprüche des Lebens und der Leidenſchaften hinweghebt und ihn unverrückt bei den Geſinnungen des Wohlwollens, der Religion und der gemüthlichen Entſagung erhält. Hiezu kommt die Anmuth des Vortrags, welcher lichtvoll, korrekt und beſeelt mit gleicher Gewandtheit in ernſten Fragen wie in lebensluſtigen Gefühlen ſich bewegt. In allem Betracht gehört S.s dichter. Nachlaß zu den ſchönſten Denkmälern der vorattiſchen Periode. Die Fragmente der Gedichte ſtehen in den ältern Sammlungen der Gnomiker, zuletzt in den Poet., eine von Gaisford, in den Delect. poet. eleg. von Schneidewin u. in den Poet. lyr. gr. von Bergk. — 2) Feldherr des macedoniſchen Königs Perſius, beſetzte im röm. Krieg 168 v. Chr. Pydna, mußte es jedoch den Römern übergeben. — 3) (Kunſtgeſch.), Edelſteinſchneider zu Rom, nach der gewöhnlichen Annahme ein Zeitgenoſſe des Dioscorides, gehört zu den berühmteſten Künſtlern ſeiner Art, deſſen Werke mit jenen des Dioscorides eine Reihe von Kameen beginnen, an welche ſich in noch größerer Wichtigkeit diejenigen anſchließen, welche das juliſche und claudiſche Geſchlecht darſtellen und außer der Koſtbarkeit des Materials und der geſchickten Benutzung auch durch vieles Andere Bewunderung verdienen. S. ſchnitt den Kopf des Mäcenas, oder einen Kopf, welchen man als jenen dieſes berühmten Freundes des Auguſtus erklärt, geſtochen bei Stoſch (Pierres gravées etc. 61) u. im „Trésor de Num. et Glyp.“, Taf. 3. Berühmt iſt der Kopf der Meduſa im Profil mit dem Namen *ΣΟΛΩΝΟΣ*, ein Chalcedon, welcher durch mehre Hände in das Muſeo Strozzi kam. Ein anderes berühmtes Werk von S. iſt Diomedes mit dem Palladium, mit dem Namen auf das Zarteſte erhaben gearbeitet. Dieſer Kamee war im Kabinet des Grafen Maurepas, und Mariette glaubte, es ſey derſelbe, welchen Baudelot (Lettre sur le prétendu Solon, Fig. IX) in Abbildung gibt. Winckelmann ſpricht ferner von einem ſtehenden Cupido auf Karneol, welcher zu ſeiner Zeit im Kabinete des Senators Cerretani zu Florenz war und bei Stoſch abgebildet iſt, der die genannten Werke Nr. 61—64 zuſammenſtelle. Winckelmann beſaß einen ſchönen, aber zerbro-

chenen Karneol, welcher die Victoria vorſtellt, die einen Ochſen opfert. Die Victoria mit dem Namen ΣΟΛΩΝ iſt erhalten. Dann wird von S. auch die Büſte einer Bacchantin erwähnt, die durch eine alte Paſte aus dem ſtoſchiſchen Muſeum bekannt iſt, von J. A. Schweickart trefflich geſtochen. Man nennt auch noch den Kopf eines trunkenen Faun und jenen der Liria als Werke S.s.

Solon (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Graffch. Cortland: 1820: 1260, 1840: 2310 Einw.; — 2) afrikan. Ort, Sudan, Bornu, ſüdl. vom See Tſchad.

Solonates (a. Geogr.), Völkerſchaft in Gallia Cisalpina, ſüdweſtl. von Forum Julii, wahrſcheinlich da, wo jetzt das Dörfchen Torre di Sole liegt (Plin. III, 15, 20).

Solonen, Name der Tunguſen in der Mandſchurei; theilen ſich in die Machan-S. oder fleiſcheſſenden und Taholan-S. oder brodeſſenden Tunguſen, je nachdem ſie ſich mit Viehzucht oder Ackerbau beſchäftigen.

Solonium (a. Geogr.), Stadt der Allobroger in Gallia Narbon., nördl. vom Rhodanus, nach Ukert zwiſchen Auguſtum und Ladiscum in der Gegend des heut. Sorlin.

Solonius ager (a. Geogr.), Gefilde in Latium zwiſchen Sabellum und Patrica, zum Gebiete von Lanuvium gehörig.

Solonotſcha, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Poltawa, weſtlich von Poltawa.

Solopiſk (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Czaslau, Gut Hradek; 350 Einw.; — 2) Dorf daſ., Herrſch. Zitolib; 200 Einw.

Solor, oſtind. Inſel, Sunda-Archipel, öſtl. von Flores, von dieſer Inſel durch die Straße von Flores getrennt; umfaßt 19 □M., wird von zwei Malayen-Völkern, einem Bergvolk und einem Küſtenvolk, bewohnt. Das letztere erkennt die Oberherrſchaft der Holländer an. Die Produkte der Inſel ſind Bambusrohr, Vogelneſter, Fiſchöl, Wachs.

Solori (Bot.), nach Adanſon, Untergattung von Dalbergia *L. fil.*

Solorina (Bot.), nach Acharius, Scheibenſchildflechte, Haftrahle nach Oken, Gattung der Parmeliaceae Pettideaceae *Rchb. Rabenh.*, Cryptogamia Lichenes *L.* Charakter: Thallus laubartig, gelappt, unten filzig. Apothecien kreisrund, randlos, anfangs mit einer gefärbten Haut (Schleier) bedeckt; Fruchtkern mit großen, länglichen Sporenſchläuchen. 2 Arten der deutſchen Flora: 1) S. crocea *L.* Auf den Alpen, dem Rieſengebirge, auf nackter Erde. Thallus trocken zimmtfarbig, unten ſafranfarbig, zottig-geadert. Apothecien zerſtreut gedunſen, kaſtanienbraun. Hoffm., Pl. lich., T. 41, F. 2—4; T. 42, F. 4 u. 5. — 2) S. saccata *L.* An feuchten, beſchatteten Felſen, beſonders in Ritzen und Spalten der Sandſteine und Kalkfelſen, auch an der Erde. Thallus graugrün, unten weißbräunlich, faſerig; Lappen gerundet; Apothecien ſpäter ſackförmig-eingedrückt, ſchwarzbraun. Dillen., T. 3, F. 121.

Solorio, Sierra, ſpan. Bergzug, Alt-Kaſtilien, Soria, im ſüdlichen Theile der Provinz.

Solorius Mons (a. Geogr.), ſüdweſtlicher Ausläufer des Silbergebirges an der Grenze von Hispania Baetica, der auch den Ortoſpeda mit dem Ilipula verbindet, vielleicht die heut. Sierra Nevada (Plin. III, 1, 2).

Solos (griech. Ant.), eiſerne, gegoſſene Wurfſcheibe, die man in den Spielen brauchte, vielleicht identiſch mit dem Diskus.

Soloſänger (Muſ.), der Gegenſatz von Chorſänger (ſ. d.). Vergl. Sänger, Bühnenſänger, Acteur und Soloſpieler.

Soloſcher, ſ. Ungariſcher Wein.

Soloſpieler (Muſ.), 1) ſ. v. a. Virtuos (ſ. d.); — 2) der Gegenſatz von Ripieniſt, d. h. derjenige Spieler, der als Exekutor der in den mehrſtimmigen Tonſtücken vorkommenden Solis erſcheint (ſ. Solo). Als ſolcher wird von ihm verlangt, daß er mehr Feinheit des Tones und ſeiner Modifikationen, einen delikateren und mehr ausgebildeten Vortrag, und endlich feinere und präciſere Nüancirungen des Ausdrucks der Empfindung beſitzt, als der Ripieniſt. Der S. darf, wenn er auch das Recht hat, die Soloſtimme nach ſeiner individuellen Empfindungsart vorzutragen und willkürliche Manieren anzubringen, doch nie den dem Tonſtück vom Komponiſten verliehenen Charakter verwiſchen.

Soloſtimme (Muſ.), 1) im Allgemeinen eine Geſang- oder Inſtrumentalſtimme, die nur von einem einzigen Individuum ausgeführt werden ſoll oder kann, im Gegenſatz von Tuttiſtimme, die, mehrfach beſetzt, von mehr als einem ſingenden oder ſpielenden Individuum gleichzeitig vorgetragen wird. So ſind z. B. die Stimmen in unſeren Quartetten, Trios ꝛc. S.n, während die Partien in den Ouverturen, Sinfonien, der Orcheſterbegleitung bei Geſangſtücken meiſt Tuttiſtimmen ſind. — 2) Eine für den Vortrag durch ein einziges Individuum beſtimmte Partie gegenüber der begleitenden Tuttipartien; z. B. die Haupt- und Principalſtimmen in Koncertſätzen, oder einzelner, beſonders obligat geſetzter, oder um ſanfteren zarteren Schalls willen nur einfach zu beſetzender Stimmen, wie deren ſchon Seb. Bach von vorzüglicher Schönheit geſetzt hat; z. B. in ſeiner Matthäiſchen Paſſion. Näheres ſ. in den einzelnen Formen des Soloſatzes, z. B. Arie, Duett, Koncert ꝛc.

Solota, türkiſche Münze zu 30 Pares.

Solotaja Baba (ſlav. Myth.), die goldene Frau, Göttin, welche in der größten Ferne des europäiſchen Rußlands angebetet wurde und ihren Namen davon hatte, daß ſie ganz vergoldet war. Die Nomaden und Jagdvölker, welche ſie verehrten, brachten ihr die Thiere ihrer Heerden oder die Felle der Zobel und Marder, welche ſie ſchoſſen, zum Opfer. Die hohle Statue nahm denjenigen Prieſter auf, welcher beſtimmt war, die Orakel der Göttin zu geben; ſie forderten auch wohl die verſammelten Hirten zu neuen Opfern auf, mit deren Blut der goldnen Mutter Augen und Mund beſtrichen wurden, während den Dienern der Göttin das Uebrige davon zu Gute kam.

Solotau, Volksſtamm der Lesghier, ſ. Lesghiſtan.

Digitized by Google

Solothurn (franz. Soleure, im Volksdialekt Soledur, Geogr.), 1) ſchweiz. Kanton, an der Nordweſtſeite, wird im Süden und Weſten faſt zur Hälfte vom Kanton Bern umſchloſſen, grenzt nördlich an Baſel-Landſchaft und öſtlich an Aargau. Das Dorf Kienberg im Nordoſten hängt nur durch einen ſchmalen Landſtrich mit dem übrigen Kanton zuſammen. Das kleine Dorf Steinhof iſt eine Enklave im Kant. Bern; das Leimenthal iſt vom berner, baſellandſchaftlichen u. franzöſ., Klein-Lützel vom berner u. franz. Gebiet eingeſchloſſen. Der Kanton hat einen Flächenraum von 14,3 □M. (davon 7 □M. Gebirgsland) mit 65,700 Einw. Der Jura durchzieht den Kant. in 7 faſt parallelen Ketten, wovon die ſüdlichſte die größte u. mächtigſte iſt u. eine Höhe von mehr als 3000′ erreicht. Darin ſteht die höchſte Kuppe, die Haſenmatte (4476′ hoch), an der Grenze von Bern (3 Stunden von Solothurn), von welcher man die Hochalpen vom Montblanc bis Graubündten, die Vogeſen und den Schwarzwald überſieht. Sie wird durch die Clus, einen der merkwürdigſten Päſſe im Jura, vom Gipfel bis zum Fuß durchſchnitten. Ueber den Paßwang (4000′) führt eine Straße von Ballſtall nach Lanfen, eben ſo von Baſel über den obern (4500′) und untern Hauenſtein in die innere Schweiz. Die Geisfluh iſt 2400′ hoch. Ueber die Schafmatt geht ein Fußpfad von Lieſtadt nach Aarau. Die 7. Kette bildet der Blauen. Das 10 Stunden lange Aarthal nimmt einen großen Theil des Kantons ein; das balsthaler Thal, auch bloß Thal genannt, iſt 7 Stunden lang und liegt zwiſchen der erſten u. zweiten Jurakette. Die übrigen Thäler ſind das Gulden- oder Ramisweiler-Thal, das Beinsweiler- od. Thierſteiner-Thal, das Rumniger-, das Hofſtetter-, das Leimen-, das Lützel-, das Limbach-Thal und die von Hügeln durchzogene Ebene unterhalb S. Bewäſſert wird das Land durch viele Bäche, die Flüſſe Aar (der Hauptfluß, im Süden), die große Emmen, die Birs, die Dünnern und die Lüſel, ſo wie durch den Aeſchi- und den Boikenſee; mehre Mineralbäder: Losdorf, Flnenbad, Altisholz. Das Klima iſt gemäßigt; der Weſtwind, Oberluft genannt, iſt der häufigſte, im Frühling und Herbſt aber iſt der rauhe Oſtwind oder die ſchwarze Biſe vorherrſchend. Im Aarthal ſind anhaltende Nebel häufig. S. gehört zu den fruchtbarſten Kantonen und wurde deshalb ſchon die ſchweizeriſche Pfalz genannt. Nicht nur ſein tieferer Thalboden, ſondern ſelbſt hochgelegene Berggegenden ſind den meiſten Getreidearten und vielen Obſtſorten zugänglich, und ſo bringt der Kanton nicht nur hinlängliches Getreide für das eigene Bedürfniß hervor, ſondern er hat auch noch eine bedeutende Ausfuhr in die Kantone Neuenburg, Bern und Waadt. In ältern Zeiten ſoll der Weinbau ſehr ausgebreitet geweſen ſeyn; gegenwärtig wird er nur noch bei Büren, Dornach und im Leimenthal mit Vortheil betrieben. Wieſenbau iſt beinahe überall ſehr gut vorhanden, und da es auch nicht an ſchönen Bergweiden fehlt, ſo iſt die Viehzucht bedeutend; auch wird viel Federvieh gezogen und etwas Seidenzucht getrieben. Das Wild vermindert ſich ſehr. Die Produkte des Mineralreichs ſind Marmor, Kalkſtein, Tufſtein, Gyps, Mergel, Eiſen (38,000 Centner). Die Induſtrie beſchäftigt ſich mit Fabrikation von Tuch, Baumwollen- und Seidenwaaren (Stoffe und Band), Papier, Leder, Glas, Maſchinenbau; die Bleichereien des Kantons ſtehen in Ruf. Von Landesprodukten werden Getreide, Obſt, Wein, Vieh, Käſe, Butter, Häute ꝛc. ausgeführt. Die Sprache der Bewohner iſt die deutſche. — Staatliche Verhältniſſe. Staatsverfaſſung: Die Republik S., im Range der 10. Kanton in der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft, beruht auf der Staatsverfaſſung vom 29. December 1830 (Bornhauſer, die Verf. der Eidgenoſſenſchaft, Trogen 1833, I, 148; Pölitz, Die europ. Verf., Leipz. 1833, III, 421), welche eine Reviſion der ariſtokratiſchen Verfaſſung vom 12. Juli 1814 (Pölitz a. a. O. III, 250; Uſteri, Handbuch des ſchweiz. Staatsrechts, Aarau 1821, S. 327) im demokrat. Geiſte iſt. Die höchſte Gewalt geht vom Volke aus und wird durch ſeine verfaſſungsmäßig gewählten Vertreter ausgeübt. Gleichheit der Rechte, Freiheit des Handels und der Gewerbe, der Preſſe und des Petitionsrechts, allgemeine Milizpflichtigkeit ſind gewährleiſtet. Kantonalbehörden: Der große Rath, aus 108 von den Wahlkreiſen, den Wahlkollegien und den durch ſie gewählten Großräthen ſelbſt auf 6 Jahre gewählten Mitgliedern beſtehend, den Präſidenten aus ſich erwählend und jährlich zweimal verſammelt, erläßt die Geſetze, beſtimmt das Budget, nimmt Rechenſchaft über die Verwaltung ab, übt das Begnadigungsrecht, ernennt und inſtruirt die Tagſatzungsgeſandten (jetzt Geſandten zur Bundesverſammlung), ſchließt die Verträge ab ꝛc. Der von ihm aus ſeiner Mitte in 17 je nach 2 Jahren zu $^1/_3$ ausſcheidenden Mitgliedern gewählte kleine Rath übt Vorſchlag und Vollziehung der Geſetze aus, verfügt über die bewaffnete Macht und übt die Verwaltungsgerichtsbarkeit in letzter Inſtanz. Der Kanton iſt in 5 Amteien getheilt: S.-Lädern, Bucheggberg-Kriegſtetten, Balsthal-Thal und Gäud, Olten und Gösgen, Dornegg und Thierſtein. Die Bezirksbehörden ſind die vom großen Rathe erwählten Oberamtmänner, welche Stellvertreter des kleinen Raths und die erſte Inſtanz für Verwaltungsrechtsſtreite ſind. — Gerichtsverfaſſung: Das Begnadigungsrecht übt der große Rath aus. Die Verhandlungen ſind in der Regel öffentlich. Letzte Inſtanz iſt das vom großen Rath gewählte, mit 13 alle 2 Jahre zu $^1/_3$ austretenden Mitgliedern beſetzte Appellationsgericht, welches alle rekursfähigen Sprüche in bürgerlichen Streitſachen, in Polizei- und Frevel- und Kriminalfällen beurtheilt. Die 2. Inſtanz iſt in allen appellabeln Civilfällen und die 1. Inſtanz in Kriminalſachen bildet das vom großen Rathe gewählte, aus 9 alle 3 Jahre zu $^1/_4$ austretenden Richtern beſtehende Kantonsgericht. Für die 1. Inſtanz beſteht ein Kantonsgericht erſter Inſtanz und erſtinſtanzliches Kriminalgericht. In

jeder Amtei befindet ſich ein Amtsgerichtspräſident und ein Gerichtsſtatthalter. Auch beſteht eine Gantkommiſſion; Notare und Prokuratoren wahren die Rechte der Parteien. Zum Bundesheere ſtellt der Kanton 904 M. ohne die Landwehr; Geldkontingent betrug 18,960 Fr.; vom 16. Jahre an iſt Jeder Soldat. Einnahme: 46,000 Thlr. Wappen: ein in roth und Silber quergetheiltes Schild. — S. iſt ein ganz katholiſcher Kanton, der nicht allein von ſeinen alten ariſtokratiſchen Vormündern ſich befreit, ſondern auch die ultramontane Verderbniß von ſich abzuhalten gewußt hat. In S. wehrte die Regierung, an deren Spitze ein entſchiedener Radikaler, Munzinger, ſtand, die pfäffiſchen Umtriebe gut ab und bewirkte im Schulweſen, in Geſetzreformen und andern dem Volke nützlichen Neuerungen ſo viel, daß hier an einen Erfolg der ultramontanen Propaganda nicht zu denken war. S. macht neben Thurgau auch am wenigſten von ſich reden, und beide werden darum in der Schweiz zumeiſt geprieſen, als Kantone, in denen die Ruhe nirgends geſtört wird, und deren Entwickelungen geräuſchlos fortſchreiten unter dem Schutz radikaler Regierungen, welche bei der Tagſatzung ſtets für liberale Beſchlüſſe ſtimmen ließen. — Rechnungsverhältniſſe. Rechnungsart, Münzen, Zahlwerth. S. rechnete bisher nach ſchweiz. Franken zu 10 Batzen à 10 Rappen, oder den ſchw. Franken ſofort zu 100 Rappen, der Schweizerfranken $1\frac{3}{7}$ = 1 franz. Franken $42\frac{6}{7}$ Centimes werth. Das Verhältniß der ältern und neuern Rechnungsmünzen zu einander iſt folgendes:

Krone.	Gulden.	Schweizer Franken oder Livres.	Pfunde (ſolothurner).	Batzen.	Schillinge.	Kreuzer.	Rappen.	Heller.
1	$1\frac{2}{3}$	$2\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{3}$	25	$66\frac{2}{3}$	100	250	800
	1	$1\frac{1}{2}$	2	15	40	60	150	480
		1	$1\frac{1}{3}$	10	$26\frac{2}{3}$	40	100	[illegible]
			1	$7\frac{1}{2}$	20	30	75	240

Als eine in den Amteien Dornek und Thierſtein gebräuchliche Rechnungsmünze iſt das ſogenannte „Stäbler-Pfund" zu bemerken, in dem Werthe von 1 ſchw. Livre oder Franken, 3 Batzen $3\frac{1}{3}$ Rappen, alſo = $1\frac{1}{3}$ ſchw. Franken. Die Krone, das ſolothurner Pfund und die Schillinge ſind ideale oder bloße Rechnungsmünzen.

Wirkliche Münzen des Kantons S. waren und ſind zum Theil noch: A) Goldmünzen: Dukaten vom Jahre 1768: $67\frac{3}{4}$ Stück auf die köln. rauhe Mark, zu $23\frac{1}{2}$ Karat fein, alſo $69\frac{9}{47}$ Stück auf dieſelbe Mark fein. Piſtolen, einfache, nach Bonneville: 30,57522623 Stück auf die köln. Mark brutto, zu 21 Karat $6\frac{3}{4}$ Grän fein, und 34,03155615 Stück auf die köln. Mark fein Gold. Doppelte, halbe und Viertel-Piſtolen dieſer Art, nach Verhältniß. Neue Piſtolen, geſetzmäßig, $30\frac{23}{40}$ = 30,575 Stück auf die köln. Mark brutto, zu $\frac{9}{10}$ = 21 Karat $7\frac{1}{5}$ Grän fein; alſo 33,97222... Stück auf dieſelbe Mark fein Gold. — B) Silbermünzen: Neuthaler oder 4-Frankenſtücke vom Jahre 1813, gemäß Probebefund: 7,8775 Stück auf die köln. Mark brutto, zu 14 Loth $8\frac{1}{2}$ Grän fein, und 8,7091 Stück auf dieſelbe Mark fein Silber. Halber Neuthaler oder 20-Batzenſtück von 1798, nach Bonneville: 15,44854 Stück auf die köln. Mark brutto zu $13\frac{1}{3}$ Loth fein, und 18,53824 Stück auf die köln. Mark fein Silber. Halber Neuthaler von 1798, nach ſchw. Proben: $15\frac{19}{40}$ Stück auf die köln. Mark brutto, zu $13\frac{4}{9}$ Loth fein, und 18,322314 Stück auf die köln. Mark fein. Viertel dergl., oder 10-Batzenſtücke aus dieſer Zeit, nach Verhältniß. Fünf-Batzenſtücke, ältere, nach Gerhardt ſenior: 55 Stück auf die köln. Mark brutto zu 12 Loth fein, und $73\frac{1}{3}$ Stück auf die köln. Mark fein Silber. Aeltere Zehn-Batzenſtücke, von 1761, nach Probe: 29,362 Stück auf die köln. Mark brutto, zu $11\frac{2}{9}$ Loth fein, und 41,8627 Stück auf die köln. Mark fein Silber. Ein-Batzenſtücke, vom Jahre 1811, desgleichen: 89,0435 Stück auf die köln. Mark brutto, zu 2 Loth 11 Grän fein; alſo 545,62812 Stück auf die köln. Mark fein Silber. — Die hier vorfallenden Wechſelgeſchäfte werden gewöhnlich nach den Kurſen von Baſel behandelt. — Maße und Gewichte. Seit 1840 ſind geſetzlich die neuen Schweizer- oder Konkordats-Maße in Gültigkeit (ſ. Schweiz). Die ältern Maße und Gewichte des Kantons waren zum Theil verſchieden, namentlich die Hohlmaße nicht an allen Orten die nämlichen und das Flächenmaß ſehr abweichend, bis zunächſt im J. 1810 das Flächenmaß geregelt und durch die Verordnung vom 31. Mai 1824 neben andern Beſtimmungen auch für das Hohlmaß Gleichförmigkeit feſtgeſetzt wurde, wenngleich die letztere nicht alle Lokalmaße abſchaffte. Aus dieſer letztern Verordnung ergeben ſich folgende ältere Maße u. Gewichte: Längenmaß. Der Fuß oder Schuh war der alte berner. — Die Elle = 0,54591 Meter = 242 pariſ. Lin. = 0,90985 neue ſchw. Ellen. Der Stab = 1,18205 Meter = 524 pariſ. Lin. = 1,97009 neue ſchw. Ellen = 0,98504 neue ſchw. Stab. — Feldmaß. Die Juchart = 40,000 Quadrat-Fuß = 34,400 franz. Aren = 0,95556 ſchw. Juchart. Sie war demnach der alten berner Juchart für Aecker gleich. — Brennholzmaß ſ. Schweiz. — Getreidemaß. Der Mütt hatte $1\frac{1}{2}$ Viertel oder 12 Mäß. Das Viertel hatte 8 Mäß zu 4 Immi à 4 Batzendingli und enthielt 105,9515 Liter = 5341,2752 pariſ. Kub.-Zoll = 7,06343 ſchw. Viertel. Das gebräuchlichſte Maß war das Mäß. Das auch gebräuchliche Rittermäß war = 18,1497 Liter = 914,972 pariſ. Kub.-Zoll = 1,2098 ſchw. Viertel. — Flüſſigkeitsmaß. Der Saum hatte 4 Brenten zu 5 Stützen à 5 Maß, mithin 20 Stützen oder 100 Maß. Die Maß = 1,59418 Liter = 80,3664 pariſ. Kub.-Zoll = 1,06279

ſchw. Maß. Der Saum alſo = 159,418 Liter = 8036,64 pariſ. Kub.-Zoll = 1,06279 ſchw. Saum. Abweichend war das Flüſſigkeitsmaß in den Aemtern Dorneck und Thierſtein. Es hatte daſelbſt der Saum 3 Ohm zu 32 Maß, alſo 96 Maß. Die Maß enthielt nur 1,4220 Liter = 71,686 pariſ. Kub.-Zoll = 0,9480 ſchw. Maß, der Saum daher 136,511 Liter = 6881,86 pariſ. Kub.-Zoll = 0.91007 ſchw. Saum. Handelsgewicht. Der Centner hatte 10 Stein zu 10 Pfund, alſo 100 Pfund zu 32 Loth. Das Pfund war = 518,40 Gramm = 10785,8 holl. As = 1,0368 ſchw. Pfund, der Centner alſo = 51,840 Kilogramm — 1,0368 ſchw. Centner. Gold- und Silbergewicht war das alte pariſer Markgewicht. Medicinal- und Apothekergewicht ſoll das alte nürnberger ſeyn. Die Eintheilung iſt die in Deutſchland übliche, unter Berlin angezeigte. — 2) Hauptſtadt des gleichnam. Kantons, mit 5370 Einw. S. liegt in einer ſehr anmuthigen Gegend, größtentheils am linken Ufer der Aar, über welche eine fahrbare Brücke und ein Steg für Fußgänger führen, 1320′ ü. d. M. Das Gelände, in welchem S. liegt, zieht ſich von der Südſeite eines der ſchönſten Theile des Jura gegen die Aar hinab, welche die Stadt durchfließt oder vielmehr die Stadt links am Fluß von der Vorſtadt rechts ſcheidet. S. iſt die Reſidenz des Biſchofs von Baſel. Die Stadt iſt gut gebaut, mit breiten reinlich gehaltenen Straßen. Die im J. 1667 nach dem Plane des franzöſiſchen Ingenieurs Tarade von Fortier begonnen und im J. 1727 vollendeten Feſtungswerke wurden ſeit 1835 wieder abgebrochen. Auf dem Markt-, Kronen-, Freihof- und Kloſterplatz ſind ſchöne Brunnen, von denen beſonders derjenige auf dem Marktplatze auch wegen der großen, aus einem einzigen Blocke gehauenen Brunnenſchale bemerkenswerth iſt. Ausgezeichnete Gebäude: Die ſchönſte Zierde der Stadt iſt das St. Urſusmünſter oder die Domkirche von Piſoni aus Ancona, an der Stelle des ſeit 1050 geſtandenen alten Münſters erbaut. Der Grundſtein wurde am 18. Auguſt 1762 gelegt und der Bau am 26. Sept. 1773 vollendet. Er koſtete über 800,000 ſchw. Franken. Drei breite Treppen von 33 Stufen zwiſchen ſchönen Springbrunnen führen zur Hauptfaçade. Dieſe iſt 115′ hoch, mit 12 korinthiſchen Säulen, vielen Standbildern, und einem vergoldeten Strahlenkreuze geſchmückt. Das Innere der Kirche iſt 200′ lang und 120′ breit, von einer großen Kuppel und zwei Halbkuppeln und Seitenfenſtern erleuchtet. Die ſchöne Orgel mit 40 Regiſtern iſt von Roſſart aus Zug und koſtete 9140 ſchw. Franken. Der Choraltar, ſo wie einige der 10 Nebenaltäre ſind mit Standbildern und guten Gemälden geſchmückt, von Dom. Corvi (heil. Abendmahl, Mariä Himmelfahrt und Thomas), von Joſ. Esper (Chriſtus am Kreuz und Auferſtehung). Ein ſchönes Glasgemälde im Chor, die Weihnacht vorſtellend, iſt Geſchenk eines Papſtes. Hoch über dem Altar ſchwebt ein Sarg, der die Gebeine des St. Urſus, des Schutzpatrons von S., und ſeiner Genoſſen enthält, die der thebaiſchen Legion angehörten und unter Kaiſer Marimilian den Märtyrertod erlitten. Auch das Chorgitter, die ſchöne Kanzel und die freiſchwebende Kanzeltreppe mit ſchönen Basreliefs ſind beachtenswerth. Im Schatze wird ein ſehr altes Meßbuch vom J. 724 (?) und mehre aus dem 12., 13. und 16. Jahrhundert aufbewahrt; auch zeigt man ein Banner, das Herzog Leopold, als er im J. 1318 S. vergeblich belagerte, geſchenkt haben ſoll, ferner einen Chormantel aus einem bei Grandſon erbeuteten Zelt Herzog Karls des Kühnen, eine kunſtvoll gearbeitete Monſtranz und eine ſchöne Ampel (von Rehfuß in Bern). Von den zwei im Plane entworfenen Thürmen iſt nur der links vom Chor vollendet, er iſt 190′ hoch und bietet auf ſeiner Gallerie, wohin 249 Stufen führen, eine herrliche Ausſicht dar. Er enthält 11 Glocken, von denen die größte 83 Centner wiegt. — In der Profeſſoren- (ehemals Jeſuiten-) Kirche, im J. 1689 vollendet, iſt im Choraltar eine Himmelfahrt, angeblich von Corvi, und ein Chriſtus am Kreuz von Holbein. Zu dem Bau dieſer Kirche, die zwar eine ſchöne Vorderſeite zeigt, aber ungünſtig gelegen iſt, trug König Ludwig XII. 100,000 Franken bei. Früher war hier Koseiusko's Leiche beigeſetzt. In der Franciskanerkirche iſt ein gutes Altarblatt, angeblich von Raphael, und die Grabſteine vieler fremder Geſandten. Auch die Spital- und Kapucinerkirche beſitzen einige gute Gemälde. An der St. Katharinenkirche, außerhalb der Stadt, iſt eine römiſche Inſchrift. Außer dieſen ſind noch 6 andere Kirchen und 3 Klöſter in S. — Das Rathhaus iſt ein alter, unregelmäßiger Bau mit eigenthümlicher Façade ſchöner ſteinerner Wendeltreppe von Gibelin, zwei ſchönen Sälen mit den Bildniſſen der Schultheiße und mehren Kunſtwerken des Bildhauers P. Eggenſchweiler. Unter dem Rathhaus befindet ſich die Münzſtätte und in den Hallen 8 röm. Inſchriften, die bei dem Bau der St. Urſuskirche ausgegraben wurden. Im Stadtgemeindehaus iſt ein ſchönes Gemälde von Dietler (Schultheiß Wengi darſtellend). Das Zeughaus mit vielen Trophäen, namentlich 11 eroberten Fahnen aus der Schlacht bei Nancy, worunter eine mit dem Bildniß Karls des Kühnen von Van Eyk, eine aus dem burgundiſchen Kriege, eine aus der Schlacht bei Grandſon, zwei eroberte Fahnen aus der murtner Schlacht, ein ſchönes Reichsbanner aus dem dornacher Streit, zwei uralte Feldzeichen aus den Zeiten der Kreuzzüge. Außerdem befindet ſich im Harniſchſaale eine der größten ſchweiz. Sammlungen alterthümlicher Waffen und Rüſtungen. — Die Kaſerne war ehemals Hof des franz. Geſandten; die Reſidenz des Biſchofs von Baſel liegt an dem Fußſteg über die Aar. Der alte Zeitglockenthurm am Markt ſtammt wahrſcheinlich aus der burgundiſchen Zeit her. Ein künſtliches Uhrwerk mit vielen Figuren zieht ſtets die Blicke vieler Schauluſtigen auf ſich. — In dem Hauſe Nr. 5 an der Gurzelenſtraße neben der Poſt wohnte in den letzten Jah-

ren ſeines Lebens der edle Pole Kosciusko († 1817). Seine Eingeweide wurden auf dem Gottesacker zu Zuchwyl, ¼ St. von S. am rechten Ufer der Aar beigeſetzt. Sein Körper ruht neben Sobiesky und Poniatowsky in der Domkirche zu Krakau. — Wiſſenſchaftliche und gemeinnützige Anſtalten u. Sammlungen. S. hat ein Gymnaſium, ein Lyceum und eine theol. Lehranſtalt, eine Privatlehranſtalt für Thierarzneikunde, und eine für Forſtwiſſenſchaft u. ſ. w.; ein von barmherzigen Schweſtern beſorgtes Spital, eine Irrenanſtalt, Waiſenhaus und mehre wohlthätige Stiftungen. Unter den wiſſenſchaftlichen Sammlungen iſt bemerkenswerth: die Stadtbibliothek im Gemeindehaus, mit circa 15,000 Bänden, einem Relief vom St. Gotthardt, ſchönen Glasmalereien und einer Sammlung röm. Alterthümer und Münzen, und die Stiftsbibliothek mit intereſſanten Urkunden und Manuſkripten. Das Naturalienkabinet im Waiſenhauſe (im J. 1820 von Prof. Hugi gegründet) iſt vorzüglich reich an ſchönen und ſeltenen Verſteinerungen, beſonders vom Jura (darunter 20 Arten von Schildkröten). Handel und Fabrikation ſind nicht ſehr beträchtlich, am wichtigſten iſt die Waarendurchfuhr zu Land und zu Waſſer; größere Schiffe gehen aber nur ſtromaufwärts nach dem Bieler- und Neuenburgerſee. Nicht unbedeutend ſind die Jahrmärkte beſonders für den Handel mit den ſehr geſchätzten inländ. Pferden. — Vergnügungen und Volksfeſte. Außer dem Theater (mit Dekorationen von Diſteli) bilden Koncerte und Bälle, wie anderwärts, die vorzüglichſten Wintervergnügungen. Im Sommer werden die zahlreichen Bäder in der Umgegend (Altisholz, Gränchen, Ammannsegg, Kriegſtetten u. ſ. w.) häufig beſucht. Als Volksfeſt mag die Vorſtädter-Kirchweih gelten, von der einſt die Bürger zur Schlacht bei Dornach abgerufen wurden, eben ſo die Feier der dornacher Schlacht zu St. Nikolaus (¾ Stunde nördl. von S.) am 22. Juli. — Schöne Standpunkte und Spaziergänge: auf den mit Linden bepflanzten Ueberreſten der Stadtwälle. Ein angenehmer, auf den Außenwerken angelegter, mit Maulbeerbäumen bepflanzter Spaziergang führt auf den Waſſerplatz, nahe dabei iſt die St. Lorenzenkapelle, von Lorenz Aregger, der 6 Jahre lang in algieriſcher Sklaverei geſchmachtet hatte, einem Gelübde zufolge erbaut. Die ſchattigen Baumgänge auf dem Fregetz, wo im J. 1840 ein großes eidgenöſſiſches Freiſchießen gehalten wurde. Der Kreuzacker am rechten Ufer der Aar mit dem Turn- und Schwimmplatz und ſchöner Anſicht der Stadt. Nach Treibeinskreuz, an der Straße nach Büren; hier ſoll Herzog Leopold im J. 1318 bei einer 10wöchentlichen Belagerung eine Brücke über die Aar geſchlagen haben. Als nun dieſe, mit Truppen beſetzt, von der Aar fortgeriſſen wurde, eilten die Solothurner den Verunglückten zu Hülfe, verpflegten ſie und ſchickten ſie geſtärkt wieder ins Lager zurück, worauf Leopold, durch dieſe Großmuth gerührt, ſofort die Belagerung aufhob. Nach Zuchweil, wo auf dem Kirchhofe das einfache, von Trauerweiden beſchattete Grab Kosciusko's ſteht. Zu den ſehenswerthen Marmorſteinbrüchen. Die Formation beſteht aus 20 Schichten, allein die Steinbrecher unterſcheiden nur 10 bauwürdige Bänke, von denen die erſte, 25′ mächtige nur zum Kalkbrennen benutzt wird; die zweite (die ſogenannte Dreckbank) enthält die merkwürdigen verſteinerten Schildkröten; dann folgt die dritte, dreiſchuhige; die vierte, nur einen Schuh mächtige harte Bank; die fünfte, vierſchuhige; die ſechste, wilde Bank, 3½′ mächtig; die ſiebente, 1½′ dicke Schalenplatte; die achte, die Schalenbank, liefert die ſchönſten Arbeiten, beſonders die großen Brunnentröge ꝛc.; die neunte, halbwilde 1′; und die zehnte, untere Platte von 1½′ Dicke. Der hier ausgebeutete, bald gelblich-weiße, bald gelbe oder blaue Marmor nimmt eine ſehr ſchöne Politur an, bei welcher die eingeſtreuten Nerineen und Terebratuliten ihm eine ſchöne Zeichnung geben. Von foſſilen Vorwelt-Thieren finden ſich auch der Sphaenosaurus solodurensis und gracilis und Spuren vom fliegenden Krokodil, Pterodactylus, u. A. Von hier kann man auch zum Wengiſtein hinaufſteigen, wo auf einem natürlichen Obelisk aus Granit zwei Inſchriften an S.s Menſchlichkeit bei der Belagerung vom J. 1318 und an die Heldenthat des Schultheiß Wengi in der Reformation 1543 erinnern. Die Ausſicht von dieſem Standpunkte aus iſt ungemein ſchön und ausgebreitet. Alljährlich wird hier am 22. Juli die dornacher Schlachtfeier begangen. Ganz in der Nähe iſt die romantiſche Einſiedelei St. Verena. Der anmuthige Weg dahin führt durch ſchöne Güter nach St. Niklaus, deſſen Kirche, auf einem Hügel gelegen, ſich maleriſch darſtellt. Bald tritt man in eine von Wald und Gebüſch umſchattete Felſenſchlucht, deren Eingang ein Kreuz bezeichnet. Man folgt nun einem Bache an Felsgrotten und anmuthigen Ruheplätzen vorüber, zu dem von Cypreſſen beſchatteten Denkmal des Geſchichtſchreibers Robert Glutz. Die Kluft wird nun enger, und man kommt an einem kleinen Waſſerfall vorbei zu dem lieblichen Denkmal der Kinder des Oberſten Voitel. In kleiner Entfernung lehnt ſich die hölzerne Hütte des Waldbruders an den Felſen, dann kommt man über eine Brücke zu dem Felſenkirchlein der heil. Verena, zu welchem man auf 2 Treppen anſteigt. Vor und in demſelben ſind allerlei Figuren und Scenen aus der bibl. Geſchichte, und hinter dem Altar eine Felſengrotte von 20′ Tiefe, 12′ Breite und 10′ Höhe, in welcher das heil. Grab vorgeſtellt iſt. Rechts vom Altar ſteht das Bild der heil. Verena, von der die Legende erzählt, ſie habe ſich bei der Verfolgung der thebaiſchen Legion, zu welcher ſie gehört haben ſoll, hierher geflüchtet und ſich, wie ſpäter in Zurzach und Baden, der Pflege der Kranken in der Umgegend geweiht. Ihr Feſt wird am 1. Sept. gefeiert. Ueber eine kleine Brücke kommt man zu der Kapelle des heil. Martin, die zum Theil in eine Grotte gebaut iſt. Bei der Rückkehr kann man an der rechten Seite der Eremitage an der Grotte, in welcher ein Bild der büßenden Magdalena ſich befindet, vorbei zu der Kirche

zu Krenzen aufſteigen, über deren Eingang die Familie des Stiſters, des Schultheiß Joh. v. Roll, abgebildet iſt. Rechts von der Kirche ſind die Steinbrüche, unb links führt durch junges Tannengehölz ein Pfad zum Wengiſtein. Von S. gelangt man auf ſahrbarem Weg in 3 Stunden auf den Gipfel des Weißenſteins. Ein ſehr ſchöner, $\frac{1}{2}$ Stunde abkürzender, zwar ſtellenweiſe etwas ſteil anſteigender, doch ganz geſahrloſer Fußweg führt über St. Niklaus, an der Einſiedelei vorbei, über die Rieſe u. Reutenen, dann den Stiegenlos anſteigend, zweimal den Fahrweg kreuzend, zum Gipfel. Er dietet an verſchiedenen Stellen ſehr ſchöne Ausblicke dar u. führt an maleriſchen Felspartien vorüber. — Auch über St. Niklaus, Galmis, den Balmberg und über die Röthi kann man nach dem Weißenſtein gelangen. Von Norden her kann man von Gänsbrunnen auf einem Fahrwege in $1\frac{3}{4}$ St. die Höhe erreichen, Dieſer Weg, den man, von Münſter oder Ballſtal herkommend, einſchlagen kann, iſt jedem Reiſenden vorzüglich zu empfehlen, weil die ganze Ausſicht ſich erſt mit dem letzten Schritte entfaltet, und die Ueberraſchung daher um ſo größer iſt. Auf der Höhe des Weißenſteins (3950' ü. d. M. oder 2640' über der Aar bei S.) iſt ein einfaches, aber gut beſorgtes Wirthshaus mit etwa 30 Zimmern. Im Sommer iſt daſſelbe von Kurgäſten, theils der Molken, theils der reinen Luft wegen, häufig beſucht. Auch kann man Molkenbäder gebrauchen. Die Ausſicht auf dem Weißenſtein gehört zu den ſchönſten in der Schweiz, und ſie verdient ihren Ruf wegen ihrer großen Ausdehnung, obgleich ſie weniger maleriſch iſt, als die vom Rigi. Man überſieht die ganze Kette der Hochalpen von den Schneekuppen Tyrols bis zum Montblanc. Beſonders ſchön ſtellt ſich die Gruppe der berneroberländer Hochgebirge dar, vor allen die Jungfrau. Zu Füßen liegt S., weiterhin Bern und Freiburg und eine Menge kleinere Städte und Dörfer; man verfolgt auf große Strecken weit den Lauf der Aar und der Emmen und erblickt den Bieler-, Neuenburger- und Murtnerſee ꝛc. Ein vortreffliches Panorama von H. Keller erhöht den Genuß der Ausſicht. Etwa 40 Minuten öſtl. vom Weißenſtein gelangt man auf die Röthe oder Röthefluh (2485' ü. d. M.), einen faſt ringsum iſolirten, ſteil abfallenden Felskopf, wo die Ausſicht, beſonders gegen Oſten und Norden, noch ausgebreiteter iſt, indem man daſelbſt mehre Jurathäler, die Vogeſen und einen Theil des Schwarzwaldes überſieht. Nicht ſelten geht man dahin, um den Sonnenaufgang zu ſehen; indeſſen muß man im hohen Sommer ſchon um 2 Uhr die Kuppe erreicht haben, wenn man das Schauſpiel in ſeinem ganzen Verlaufe beobachten will. Allein die Höhe bietet keinerlei Schutz gegen die gewöhnlich ſehr ſcharfe u. kalte Morgenluft. Von hier kann man über die Balinberge zurückkehren, wo ſchöne Sennenhöfe ſich befinden, und wo der Naturforſcher auf dem Schutt eines Bergſturzes reiche Ausbeute an Verſteinerungen hoffen darf; $1\frac{1}{2}$ Stunde weſtl. von Weißenſtein iſt die Haſenmatt (4423' ü. d. M.), wo die Ausſicht gegen Weſten und Norden ausgedehnter iſt, als auf erſtern. Nicht ſelten ſind hier Luftſpiegelungen und Nebelbilder wahrzunehmen. Etwa 300' unterhalb des Gipfels ſind noch Spuren eines alten Schloſſes, Schauenburg genannt. Am Fuß des Felskopfs führt ein Fahrweg von S. über Lommiswyl nach Court im Münſterthal. Unweit von der Sennhütte auf dem hintern Weißenſtein iſt das tiefe Nidlenloch, das wohl über 1500' in die Felſen hinein ſich erſtreckt und von Prof. Hugi genau unterſucht wurde.

Geſchichtliches. Die Stadt S., welche dem Kanton den Namen gab, gehört zu den älteſten der Schweiz. Der Name Solodurum, ſo wie zahlreiche Denkmäler in verſchiedenen Gegenden des Kantons zeugen von früherm Daſeyn und Wirken der Römer. Im Mittelalter war S. einer der bedeutendern Orte des kleinburgund. Reichs und der zähring. Herrſchaft, und namentlich zeichnete ſich S. durch ſeinen Handel aus. Während des Interregnums 1250—1273 erhielt S. Ringmauern und theilte ſeine Bürgerſchaft nach dem Beiſpiel anderer umliegenden helvet. Reichsſtädte in 11 Zünfte ab. Im J. 1272 beſtätigte Kaiſer Rudolf I. alle Rechte und Freiheiten dieſer Stadt und fügte denſelben auch noch das zu, daß ihre Bürger nie vor ein fremdes Gericht geladen, ſondern ihnen das Recht in der Stadt ſelbſt geſprochen werden ſolle, und 4 Jahre ſpäter ertheilte er ihr ferner die Gewalt, alle ſeine Leute ohne fernere kaiſerl. Erlaubniß zu Bürgern aufzunehmen. Seitdem vorzüglich mit Bern in freundlichem Verhältniß, behauptete ſich S. nicht nur gegen die benachbarten Herren (das Land umher gehörte lange einem müßigen, raufſüchtigen Adel, der aber neben den Städten verarmte und von dieſen gedemüthigt ward), ſondern erwarb ſich auch Angehörige nach verſchiedenen Seiten hin. Als 1314 nach dem Tod Heinrichs VII. bei der damals erfolgten Doppelwahl S. den Herzog Ludwig von Bayern gegen Friedrich von Oeſterreich als rechtmäßigen Kaiſer anerkannte, ward die Stadt von des Letztern Bruder, dem Herzog Leopold, 1318 belagert; als aber dabei die Schiffsbrücke unter der Laſt der öſterr. Truppen zuſammenſtürzte und die Beſatzung die mit dem Tode ringenden Feinde aus dem Fluß errettete, bewog dieſe Großmuth den Herzog, die Belagerung aufzuheben. Ueber die glückliche Entdeckung des verrätheriſchen Anſchlags (Solothurniſche Mordnacht) des Grafen von Kyburg-Burgdorf auf die Stadt 1382 vergl. Schweiz (Geſch.) und über die Erwerbung der Herrſchaft Palm und der Jurapäſſe zu Anfang des 15. Jahrh. denſelben Art. Im J. 1464 gab S. zuerſt unter den Schweizern Soldkrieger an Frankreich. Die Aufnahme S.s in die Eidgenoſſenſchaft erfolgte den 22. Decbr. 1487; doch hätten die Verhandlungen darüber faſt zu einem Krieg mit den ältern Kantonen geführt, wenn nicht der Einſiedler Nikolaus Löwenbrucker, genannt von der Flüe, von Unterwalden durch ſeine Friedensermahnungen den

Zwiſt noch glücklich beſchworen hätte. Im Schwabenkriege trug S. 1499 zu dem großen Siege bei Dornach weſentlich mit bei. Große Bewegung rief kurz darauf in S. die Reformation hervor, und ungeachtet der blutigen Kämpfe, zu denen es dabei kam, konnte ſich die neue Lehre doch nicht lange daſelbſt aufrecht erhalten. Schon 1531 wurde die Stadt S. mit 44 Landgemeinden wieder katholiſch, in Folge deſſen die Reformirten 1533 zu den Waffen griffen, und nur dem Schultheißen von Wengi, der ſich vermittelnd zwiſchen die Alt- nnd Neugläubigen ſtellte, war es zu danken, daß nicht wieder Bürgerblut floß. Doch mußte ſeitdem die reformirte Partei der ſtärkern katholiſchen Platz machen. Der Aufſtand der Bauern 1653 war für S. nicht weniger gefahrdrohend, als für die übrigen Schweizer, da ſich der größte Theil der Landvogteien auf die Seite der Rebellen geſchlagen hatte. Doch ging S. aus dem Aufſtande glücklich hervor. Vom J. 1383—1539 war nach und nach das geſammte jetzige Gebiet S. durch die Stadt von den geldbedürftigen Edelleuten zuſammengekauft worden, deren ſich Manche im Hauptort einbürgerten. Es verſteht ſich, daß die Kaufſummen nicht bloß von Einwohnern der Stadt gezahlt wurden, ſondern daß auch die ſchon von Zeit zu Zeit erkauften Unterthanen gebührend beiſteuern mußten, ihrem Herrn und Obern neue Mitunterthanen zu beruſen, wie es in der chriſtlichen Welt damals Sitte war. Dies iſt der Urſprung des kleinen Staates. Im Grunde hatte das zuſammengekaufte Volk durch den Tauſch ſeiner Herrſchaften wenig gewonnen. Au die Stelle eines meiſtens zuchtloſen, ungebildeten Adels war nur kleinlicher Stolz und Eigennutz einer ehrſamen Stadtbürgerſchaft und einer in aller Frömmigkeit u. Demuth herrſchbegierigen Prieſterſchaft getreten. Die „Angehörigen", wie man die Unterthanen hieß, mußten ſich ſogar gefallen laſſen, daß ihnen von den Rechten und Freiheiten, die ſie noch unter Rittern und Grafen beſeſſen hatten, unmerklich das Beſte abgeſchrotet wurde. Sie beteten und arbeiteten, bluteten auf fremden Schlachtfeldern: den Nuzzen davon behielt die Stadt für ſich. Mehrmals empörte ſich das Volk, zumal als es in den ital. Lohnkriegen des 16. Jahrh. ſeine Kraft und Bedeutung in der Fremde, ſeine knechtiſche Lage in der Heimath erkennen gelernt hatte. Es forderte die ehemaligen Berechtigungen nnd Freiheiten unverſtümmelt zurück und Abſchaffung der Leibeigenſchaft. Die gebietenden Herren, plötzlich bürgerfreundlich in der Noth, verſprachen und gelobten, was man nur wünſche, wußten ſich aber hintennach jedesmal mit diplomatiſcher Kunſt von den gegebenen Zuſagen zu entbinden und das liebe, ehrwürdige, alte Herkommen feſt aufrecht zu halten. Zu größerer Sicherheit der Herrſcherſtadt fing man ſogar im J. 1667 an, dieſelbe in eine Feſtung zu verwandeln. Es hieß, zum Schutze der Freiheit gegen auswärtige Feinde, während man unter dieſen vielmehr die eigenen Landsleute verſtand. Und dieſe halfen ſelbſt in guten Treuen und mit rühmenswerthem Eifer die Herrſcherſtadt umſchanzen. Weltliche und geiſtliche Obrigkeit, ſobald es um den Gehorſam des Glaubens, Zinszahlens und Frohnens beim Landvolke zu thun war, gaben das ſchönſte Beiſpiel chriſtlicher Eintracht. In ruhigen Tagen gingen weltliche u. geiſtliche Herren, wie überall, auch in S. mit höflicher Gleichgültigkeit neben einander nnd ſuchten, die Einen wie die Andern, ihre Standesverhältniſſe aufs Beſte auszubeuten. In früherer Zeit galt es für genug, im Städtchen ein Haus zu beſitzen, um Bürger zu werden. Schultheiß und Räthe wurden anfangs von der ganzen Gemeinde, dann auf reichsſtädtiſche Weiſe von Zünften, anfangs auf ein Jahr, dann wiederholt im Amt beſtätigt. Nach und nach blieben aber die Schultheiße, als Häupter des Staates, lebenslänglich auf ihren Sitzen. Nach und nach wurde man ſcheu gegen neue Bürgerannahmen, unterſchied Altbürger von Neubürgern, erklärte nur altbürgerliche Familien (im J. 1581) für regierungsfähig, ſo lange deren nicht weniger als 25 ſeyn würden. Es waren damals noch 85 derſelben vorhanden, und 34 unter ihnen bekleideten nun die einträglichern Aemter des Staates. So blied S. eine kleine Stadt und wurde eine kleine Ariſtokratie mit Uebergang in Oligarchie. Adel fehlte; der frühere in der Stadt angeſeſſene war ſchon im 15. Jahrh. vergangen; die Patricier adelten ſich nun ſelbſt. Handelsverkehr u. Großgewerbe fehlten; die Patricier verſorgten die Ihrigen mit Landvogteien, Chorherrenſtellen und andern Aemtern, die Geld abwarſen, oder trieben Großhandel mit ihren Landleuten, die ſie warben und in ausländiſchen Kriegsdienſt verkauften, was ihnen Offizierſold und Rang, Penſionen, Gnadengelder, Ordensbänder u. dgl. einbrachte. Ehrlicher Gewerbe ſchämten ſie ſich, des Söldnerdienſtes nicht. Der franzöſiſche Geſandte nahm ſeinen Sitz in S.; denn er fand bier, wie ſich ein ſolothurner Schriftſteller ausdrückt, für ſeinen König den vortheilhafteſten „Menſchenmarkt". So kam, mit franz. Geld und Dienſt, franz. Großtdun, franz. Luxus, franz. Unſitte in das Ländchen. Wer nicht zu den Patriciern gehörte, war gemeiner Bürger und Handwerker; der Landmann, wie geſagt, Leibeigener. Wie der weltliche Arm, ſuchte ſich auch der geiſtliche zu ſtärken, d. h. zu bereichern und auszudehnen. Ablaß und Opfer, fromme Schenkungen und Vermächtniſſe der Gläubigen fehlten nicht, um für irdiſche Güter die himmliſchen zu erkaufen. So waren der That nach die Laien damals geiſtlicher geſinnt, als die Geiſtlichen, welche für Himmliſches ſich Irdiſches erwarben. Bequemliche Chorſtifte beſtanden ſchon ſeit alten Zeiten; ein Benediktiner- und Franciskanerkloſter traten im 11. u. 13. Jahrh., im 16. aber der Klöſter von verſchiedenen Orden noch 7 neue hinzu, hinlängliche „Bollwerke des Glaubens", wie ſie eine alte ſolothurner Chronik nennt. Wirklich ſuchten ſie ſich als ſolche auch in den Zeiten der Kirchenreformation zu bewähren. Das nicht immer gottſelige Leben und Treiben der Gottgeweihten hinter jenen Bollwerken wandte manchen ſelbſtdenkenden Prieſter, viele Bürger und Landleute, ſelbſt die Mehrheit des Rathes, der neuen Lehre zu. Nun

aber ward mit der zauberkräftigen Poſaune des Fanatismus zum Kampf auf Tod und Leben geblaſen; der große Haufe folgte. Es wäre zum Bürgerkrieg und Blutvergießen gediehen, hätte ſich nicht der edelſte Mann von S., der oben erwähnte Schultheiß Nikolaus Wengi, vor die Mündung der Kanone geworfen, welche in der Stadt gegen die Neugläubigen abgefeuert werden ſollte. Der Sieg der Altgläubigen entſchied das Auswandern vieler Familien. Die Frucht dieſes Sieges zu bewahren, wurden auch die Jünger Loyola's im Anfange des 17. Jahrh. aufgenommen. Und wirklich löſten ſie ihre Aufgabe, wie im übrigen Europa, auch in dieſem kleinen Kanton auf die zweckmäßigſte Weiſe. Sie ſorgten für den Jugendunterricht „zum Behufe des weltlichen und geiſtlichen Regiments" und für Verdummung und Verwilderung des unterthänigen Volks, glänzten mit ſchauſpielerhaftem Blendwerk in der Stadt und trieben in ihren Miſſionen auf dem Lande das unwiſſende Volk mit den Schrecken der Hölle zum blinden Gehorſam und Glauben, ſchmeichelten u. höfelten den reichen Patriciern, nicht ohne Gewinn für ſich, und unterrichteten in ihrer höhern Lehranſtalt die vornehmere Jugend nach ihrer eigenen Weiſe, oberflächlich und abſichtlich einſeitig. An Volksbelehrung ward nicht gedacht. Im 16. Jahrh. hatte man ſchon zwar Landſchulen eingeführt; im 17. aber ſtellte man es den Bauern wieder anheim, ob ſie Schulmeiſter für ihre Kinder halten wollten od. nicht. So war denn, wenigſtens hoffte man es, aufs Vortrefflichſte dafür geſorgt, daß weltliche und geiſtliche Obrigkeit immerdar in Ehren und Frieden regieren und wohlleben, die Volksmenge aber unverdroſſen für jene in aller Ehrfurcht beten, arbeiten, zahlen und in ausländiſchem Kriegsdienſt, nach Frankreich, Spanien ꝛc. verkauft, bluten konnte. Das hieß bis zum 18. Jahrh., gleich wie im Ländchen S., ſo in den andern Kantonen, „Schweizerfreiheit". Und nicht viel beſſer ſtand es wohl auch in den meiſten übrigen Staaten des Welttheils. Nur einen Umſtand hatte die Klugheit der weltlichen und geiſtlichen Obern in ihrer Befangenheit nicht berechnet; ſie hatte nicht bedacht, daß die europ. Völkerfamilien zu gedrängt beiſammen wohnen, und das Licht von einem Lande auch zum Nachbar herüberleuchte; daß Volksunwiſſenheit und Volksunbeholfenheit auch Verarmung und daher geringere Einkünfte für Staats- u. Kirchenkaſſen verurſache; daß man hinwieder, bei wachſendem Verkehr und Wohlſtand, hellere Anſichten und Einſichten der Leute nicht ganz hindern könne; daß es endlich auch in den bevorrechteten, für Staat und Kirche gebildeten höhern Ständen großſinnige Männer geben werde, die, was wahr und recht iſt, mehr als Prunk und Vorrecht lieben und daher Volksveredlung dem Adelsweſen, Vermenſchlichung der Menſchenmaſſe dem künſtlichen Verthieren derſelben, freies Bürgerthum dem ungelenken Spießbürgertreiben und innere Heiligung durch Tugend aller äußern kirchlichen Werkheiligkeit vorzögen. So begab ſich, was in andern Ländern des Welttheils, auch in der kleinen Oligarchie von S. Man ſchwamm, von der leiſen Gewalt des Zeitſtroms mitgezogen unmerklich vorwärts, während der geiſtliche und weltliche Arm immer rückwärts ruderte. Man wollte nach eigenem Sinne regieren; aber ſtatt deſſen regierte Gott. Der Jeſuitenorden wurde (1773) aufgehoben, und nach und nach verbeſſerte ſich das Schulweſen. Ein wahrhaft edler Mann, Ignaz Glüz, ſtiftete ſogar eine Bildungsanſtalt für Landſchullehrer. Man lernte in den Dörfern leſen und in den Hütten allmählig denken. Die Leibeigenſchaft wurde milder, endlich (im J. 1785) unentgeltlich abgeſchafft. Die Staatsumwälzung Frankreichs verſchüttete den Patriciern die ſchönſten Hülfsquellen der Gnadengelder, Penſionen und Offizierſtellen; Luxus und Franzöſelei der Altbürger empfand ein Schwinden, nur der Stolz blieb noch übrig. Man blickte traurig in die „alte gute Zeit" zurück, klagte laut über das Verderben der Welt durch Aufklärung in weltlichen oder durch Vernunftgebrauch in kirchlichen Dingen, kerkerte redliche Männer ein, die ſich erkühnten, heimliche Krebsſchäden des Staates vor dem Volke aufzudecken: — da brach (1798) die Fluth der Revolution, welche von Frankreich aus das halbe Europa durchwühlte, auch in die Schweiz ein. Das alte zerbrechliche Staatsgebäude der Eidgenoſſenſchaft ſtürzte zuſammen, auch das ſolothurniſche. Ja, unter allen Kantonen zuerſt (22. März 1798) wurde in S. die „eine und untheilbare helvetiſche Republik" verkündet. Gewaltſame Umwälzungen pflegen in civiliſirten Staaten durch widernatürliche, daher unerträgliche Zuſtände derſelben veranlaßt und meiſtens von den höhern Einſichten der Mittelklaſſe, d. h. von der gebildetſten und edelſten jedes Volkes angeregt zu werden, dann erſt der hohe und niedere Pöbel ſich einzumengen, jener mit ſelbſtſüchtigem Gebietertrotz, dieſer mit Verzweiflung um ſeinen verkümmerten Antheil am Menſchenrecht in der burgerlichen Geſellſchaft. Iſt einmal droben und drunten die Wuth aller Leidenſchaften vom Zügel gelaſſen, dann verſtummen Geſetz und Recht. Aber Gewalt und Nothwehr, Krieg Aller gegen Alle beginnt, und Jeder verliert, wo Jeder nach Gewinn für ſich lechzt. So geſchah es auch in der Schweizerrevolution; doch ward dieſe menſchlicher durchgeführt, als in vielen andern Ländern, und ſie wäre noch unblutiger vollendet worden, hätte der Klerus katholiſcher Gegenden nicht mit der Glaubensfackel häufiger noch, als die geſtürzte Ariſtokratie mit dem Feuerbrand ihrer Rache, fort und fort Aufruhr und Bürgerkrieg entzündet. Ein 5jähriger Revolutionsſturm genügte in der Schweiz, die Mehrheit des Volkes aus dem mehrhundertjährigen Schlafe wach zu rütteln und zum Bewußtſeyn des eigenen Rechtes und zum Verlangen rechtlicher Ordnung zu bringen. Dieſe ſich aber ſelbſt zu geben, ſtanden die mißtrauiſchen Parteien noch zu weit aus einander und ſich noch an Kräften zu gleich. Der erſte Konſul von Frankreich übernahm bekanntlich die Vermittlerſtelle zwiſchen ihnen. Unbefangener, als Beide, deren die Einen zu weit rückwärts, die Andern zu weit vorwärts gingen, gab er in ſeiner Vermittlungsur-

kunde das Zeitgerechte. Die erblichen Vorrechte der Städte, Stände und Familien blieben vernichtet; bürgerliche Rechtsgleichheit galt; jeder Kanton richtete fortan, wie vor Alters, nach eigenen Bedürfniſſen ſein Hausweſen ein. Die Schweizer lernten ſeit faſt einem Jahrtauſende zum erſtenmal die Freiheit kennen und gewannen ſie lieb. Aus dieſer Zeit ſtammten in den meiſten Staaten der Schweiz die erſten öffentlichen Einrichtungen für das Gemeinwohl aller Einwohner. So auch im Kanton S. Hier begegneten viele weiſe Geſetze dem Bedürfniſſe des Volkes, welches ſeine Stellvertreter aus eigener Mitte wählte. Unter den entfeſſelten Händen der arbeitenden Klaſſe erhob ſich kräftig in Städten und Dörfern Wohlſtand. Der Volksunterricht, durch beſſere Schule und freie Preſſe befördert, vergrößerte die Zahl eines bildungsreichern Mittelſtandes, der vormals zwiſchen geweſenen Leibeigenen einerſeits u. hohen Prieſtern und Patriciern andererſeits beinahe ganz gefehlt hatte. Dieſer ſchöne friedliche Zeitraum hatte aber nur die Dauer von 11 Jahren, bis zum Sturze Napoleons, bis zum Looſungsgeſchrei „Reſtauration" unter Obhut der heiligen Allianz." Sobald es den Ränken der alten Ariſtokratie von einigen Kantonen gelungen war, einen Theil des öſterr. Heeres zu bewegen, den Zug gegen Frankreich durch die Schweiz zu nehmen, wurde „Reſtauration" der erblichen Vorrechte von Familien und Ortſchaften in allen Kantonen der gebieteriſche Ruf der geweſenen Machthaber. Verſchwörungen wurden angeſponnen. In der Nacht vom 9. Jan. 1814 wurde in der Stadt S. die bisherige freie Verfaſſung vernichtet, das alte Herrenthum wiederhergeſtellt. Umſonſt empörte ſich das Volk, die freiſinnige Bürgerſchaft der Stadt Olten an deſſen Spitze. Die Ariſtokratie des einen Kantons unterſtützte fortan ſehr bundesgenöſſiſch die andere. Man ſchmeichelte den Unzufriedenen, verſprach das Beſte und beſänftigte die Menge. Dieſe wurde getäuſcht, dann durch den wiener Kongreß geſchreckt und gelähmt. Es gab alſo wieder Patricier, Stadtbürger u. unterthänige Angehörige, wenn auch Alles in anſtändigere Formen, als ſonſt, eingekleidet. Von da an Rückſchritt um Rückſchritt zu Vorrecht und Unrecht, zu Hochmuth und Demuth. Die geiſtliche Gewalt ging mit der weltlichen wieder Arm in Arm, wie in der „alten guten Zeit". Mit dem Papſte wurde 1828 das nicht ganz vortheilhafte Konkordat mehrer Kantone zur Gründung eines neuen Bisthums Baſel abgeſchloſſen und S. zum Sitze des Biſchofs gemacht. Man vernichtete die Preßfreiheit, leitete den Verfall der Landſchulen ein, gewöhnte an ſtrengere Kirchlichkeit, ohne ſtrengere Sittlichkeit. Die alten Adelsdiplome wurden hervorgeſucht; neue geſchaffen; Söldnerdienſte in fremden Heeren erneuert und dafür Verträge errichtet, ungewohnte Auflagen erfunden und patriciſches Großthun mit breitem Spießbürgerthum reſtaurirt. Die Mehrheit des Volkes aber konnte bei dem Allen der erſten Liebe nicht vergeſſen, jener Tage ruhiger, geſetzlicher Freiheit, und es fehlte nicht an gemeinnützigen, einſichtsvollen Männern, die geräuſchlos den reſtaurirten Uebeln entgegenwirkten. Und wie hier, ſo überall in den civiliſirten Kantonen der Eidgenoſſenſchaft, überall dumpfer Unwille der Völkerſchaften gegen ihre widernatürlichen Zuſtände. Daher kein Wunder, daß in einigen Kantonen endlich die geſetzgebenden Räthe ſelbſt zur Verbeſſerung dieſer Zuſtände Hand anlegten, und bald darauf der größte Theil der Schweiz das neuaufgebürdete Joch abſchüttelte, als die pariſer Juliuswoche 1830 einen Riß durch die gefürchtete heil. Allianz ſprengte. Im Kanton S. erhob ſich das Volk, die Bürgerſchaft der Stadt Olten voran, und forderte in großen Verſammlungen zweckmäßige Neugeſtaltung der Grundgeſetze des Staates auf der Baſis ſtaatsbürgerlicher Rechtsgleichheit. Herren- und Prieſterſchaft erſchrack, zweifelte, zögerte, horchte umher in allen Amteien, und aus allen tönte mit Ruhe und Ehrerbietung der gleiche Volkswille laut wieder. Voll des Gefühls ihrer Ohnmacht ergaben ſich die Patricier in ihr Loos. Eine verbeſſerte Staatsverfaſſung wurde entworfen, faſt von der Geſammtheit aller Staatsbürger in den Gemeinden genehmigt und mit dem 21. März 1831 ins Leben eingeführt, ohne daß dieſer Umſchwung der Dinge die öffentliche Ruhe und Ordnung unterbrochen hätte. Die Grundzüge des neuen geſellſchaftlichen Vertrags ſind auch bei der ſpätern Reviſion deſſelben im Allgemeinen die nämlichen geblieben. Das neue Grundgeſetz, als Willensausdruck vom größten Theil des ſolothurniſchen Volkes angeſehen, befriedigte. Man fühlte Geiſt und Hand wieder frei, und ſichtbar nahm der öffentliche Wohlſtand friſchen Aufſchwung. Der Landbau verbeſſerte ſich, Gewerbe mehrten ſich, Dörfer verſchönerten ſich, Schul- und Armengut jeder Gemeinde wuchs an, die öffentlichen Anſtalten wurden vervollkommnet, der Kredit des Landes ward geſteigert, theils durch ein gutes Hypothekargeſetz, theils durch eine Brandverſicherungsanſtalt für ungefähr 12,000 Gebäude im Schätzungswerthe von ungefähr 16,000,000 Franken. Nicht nur die höhern Lehranſtalten, ſondern auch die Volksſchulen in allen Gemeinden wurden mit mehr Ernſt überwacht und tüchtigere Lehrer für ſie beſonders gebildet. Viele Ortſchaften beſitzen jetzt Mädchenarbeitsſchulen. Denn ohne Volksbildung keine Freiheit! Eben ſo nahmen mit Verbeſſerung und Feſtigkeit der innern Ordnungen die Kräfte des Staates zu, der ohne Landesſchulden ſeinen Haushalt mit beinahe einer halben Million Franken zu beſtreiten weiß, die er theils aus Domänen und anderm Staatsgut, theils aus Regalien, theils von mäßigen Auflagen bezieht, welche die Stellvertreter des Volkes im großen Rathe beſchließen. Was einſt im Zeitraume der napoleoniſchen Vermittlungsurkunde Löbliches begonnen war, was irgend einzelne Männer in den Jahren der ſogenannten Reſtauration durch Privatkräfte Gemeinnütziges gegründet hatten, ward, wie geſagt, hervorgehoben, gepflegt, vervollſtändigt. S. gehört zu den wohleingerichtetern Freiſtaaten der Eidgenoſſenſchaft; Zeuge deſſen wurde der allmählig ſteigende

Wohlſtand der Einwohner, die Vermehrung und Verbeſſerung der Gewerbe, die Stiftung mannichfaltiger Vereine für Wiſſenſchaft und Kunſt, Volksbildung, Kriegsweſen u. ſ. w. Dieſes freudige Aufleben des Landes, bei welchem freilich die ehemaligen patriciſchen Familien nicht mehr, wie in der „alten guten Zeit“ gewannen, als ſie noch Land und Volk, wie Familiengut zu ihrer Pflege betrachteten, dieſes Fortſchreiten der Bildung in Städten und Dörfern, wodurch die Geiſtlichkeit am Ruhm und Einfluß ihrer Gelahrtheit neben kenntnißreichern Laien einbüßte, mußte das Mißvergnügen eines guten Theiles der geweſenen Magnaten, wie des Klerus fort und fort rege halten. Sie bildeten nun Oppoſition gegen jene Neuerungen, die ihren Intereſſen gefährlich ſchienen; doch ſchlau genug, ſprachen ſie nur von Gefahren der Volksfreiheit oder Gefahren der heil. Religion. Auch fehlte es ihnen noch nicht an Anhang und Beifall von denjenigen im Volke, welche bei roher Unwiſſenheit die Narben der alten Geiſt- und Leibeigenſchaft unauslöſchlich an ſich trugen. Die Regierung, feſt und behutſam, innerhalb der Schranken der Verfaſſung und der Geſetze zum Beſſern vorſchreitend, vom größten Theil ihres Volkes unterſtützt, wußte einzelne Unordnungen irre geführter Menſchen leicht zu beſeitigen und den Anmaßungen der Prieſterherrſchaft mit Ernſt entgegenzutreten. Weit ruhiger ergaben ſich die Patricier in den Verluſt ihrer weltlichen Hoheit, als die Geiſtlichen in Verminderung ihres alten Einfluſſes und Herrſchens. Von Rom aus war ſeit den Tagen der Reſtaurationen das Zeichen zur Wiedereroberung der alten Befugniſſe des heiligen Stuhles gegeben, den Rechten der europ. Staaten gegenüber. Und wie die meiſten Monarchien im abendländiſchen Europa ſeitdem mehr oder minder die Wirkungen des ſtill geführten Eroberungskrieges empfunden, ſo wurden ſie auch in der ganzen Schweiz verſpürt. Der Kanton S. iſt von jeher überreich mit Geiſtlichen verſorgt geweſen. Die Anzahl derſelben ſteigt weit über 200 Perſonen, ſo daß auf je 800 Seelen im Durchſchnitt ein Geiſtlicher, im Stadtbezirk aber ſchon auf 60 Seelen einer kommt. Der Ordensgeiſtlichen werden bei 60, der Kloſterfrauen etwa 90 gezählt. Die Macht wäre der Zahl nach groß, wenn nicht würdige Weltgeiſtliche von höherer Bildung und edlerm Sinne noch immer Volksbildung lieber, als Volksverdummung beförderten und das ſittlich religiöſe Leben höher ſtellten, als ein bloß mechaniſch-kirchliches. Daher wurde es der Regierung nicht ſchwer, die Rechte des Staates und die Freiheit der Staatsgenoſſen gegen Anfechtungen von kirchlicher Seite kräftig zu ſchirmen. Der neuen Verfaſſung gemäß ſollte dieſe aber nach zehnjährigen Erfahrungen einer Reviſion unterworfen werden. Dies war ein Zeitpunkt, welcher den Freunden des alten untergegangenen Staats- und Kirchenweſens der angemeſſenſte zur Wiederherſtellung deſſelben erſchien. Der Verſuch mußte noch einmal gewagt werden. Dazu wurden alle Vorbereitungen getroffen, kathol. Vereine fanatiſirter Gläubigen, politiſche Vereine von Unzufriedenen aller Art geſtiftet. Am Thätigſten ward in den Umgebungen des alten Wallfahrtsortes und Benediktinerkloſters Mariaſtein Hand angelegt zur Umgeſtaltung der bisherigen öffentlichen Zuſtände. Von Kanzel und Beichtſtuhl erſchollen Mahnungen zur Rettung der Religion. Aber den aufgewiegelten, drohenden Vereinen und Pöbelrotten ſtand wachſam die Regierung und entſchloſſen die größere Maſſe des Volkes gegenüber, welche in zehn Jahren viel vorher Unbekanntes gelernt und ſich der Wohlthaten einer geſetzlichen ſtaatsbürgerlichen Freiheit gefreut hatte. Das Reviſionswerk befeſtigte dieſe Freiheit und wurde von der großen Mehrheit ſämmtlicher Staatsgenoſſen genehmigt. In der neueſten Geſchichte S.s ward auch von großer Bedeutung: ſeine Theilnahme an der Konferenz zu Baden im Kanton Aargau den 26. — 27. Jan. 1834, ſein radikales Auftreten gegen die Berufung der Jeſuiten 1844 und ſeine Theilnahme an dem Freiſchaarenzuge 1845. Auch das junge Deutſchland hat in S. ziemlichen Anklang gefunden. In dem Sonderbundskriege ſtand S. auf der Seite der freiſinnigen Kantone. Vgl. Schweiz (Geſch.). — Literatur: Hiſtor., geograph. und phyſikal. Beſchreibung des Schweizerlandes, 3. Bd., Bern 1783; — Meyer von Knonau, Erdkunde der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft, 2. Aufl., Zürich 1838.

Solotnik, Gewicht in Rußland, $^{1}/_{96}$ Pfd., $54^{0}/_{7}$ = 1 köln. Mark, für Gold und Silber nach holl. As 88[illegible].

Solotonoſcha (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Kreis, Gouv. Poltawa, grenzt nördlich an den Kr. Pürätin, nordöſtl. an den Kr. Lubnä, öſtl. an die Kreiſe Khorol und Krementſchug, nordweſtlich an den Kr. Perejaslawl, weſtlich und ſüdlich an den Dnjepr, welcher die Grenze gegen das Gouv. Kiew bildet. Außer den Dnjepr und deſſen Zuflüſſen Supoi und Sula gibt es hier keinen bedeutenden Fluß. — 2) Kreisſtadt daſelbſt, am gleichn. Fluß, der in den Dnjepr mündet; 5700 Einw.

Solotſchew, europ.-ruſſ. Stadt, Gouv. Charkow, an der Uda; Acker- und Gartenbau, Viehzucht; 4880 Einw.

Solotwina, öſterr.-galiz. Stadt, Kr. Stanislawow, im Gebirge, an der kleinen Biſtrica, Hauptort einer an Waldungen ſehr reichen Gegend; Salzminen im Süden und Oſten von S.

Solowetsk (Solowetskoi), europ.-ruſſ. Inſel, Gouv. Archangel, Kr. Onega, im Weſten des weißen Meeres, Hauptinſel der gleichnam. Inſelgruppe (die ſchönes Marienglas, Tafeln von 1 □ Fuß und darüber, liefert; Kloſter mit einer ſchönen Kirche, befeſtigt und mit einer Bibliothek; 65° 1′ 22″ nördl. Br. und 53° 24′ 35″ öſtl. L. Das Kloſter wurde im Jahre 1429 gegründet. Der Czar Iwan Waſſiljewitſch ließ es mit einer großen Mauer und mit Thürmen umgeben und bewaffnete es mit einer Batterie von Kanonen. Im Jahre 1667 jagten die Mönche, die nichts von den neuen und verbeſſerten Kirchenbüchern Nikons wiſſen wollten, den Superior fort, ſchloſſen ſich ein und hielten mehre Jahre eine

Belagerung ans, bis endlich die Feſte von ben Truppen des Czaren Fedor Alexiewitſch eingenommen wurde. Darauf kamen neue Mönche hieher. Vgl. Pomoranen.

Solpke, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen; 260 Einw.

Solpuga (Arachnid.), nach Lichtenſtein, Afterſkorpiongattung, ſ. v. a. Galeodes *Oliv.*

Solpugrn (Arachnid.), Solifugä, Familie der Arachnidenordnung der Arthrogaſtra oder Skorpionen, ſ. Skorpione.

Solre (Geogr.), 1) S.-le-Chatean, franz. Flecken, Dep. Nord, Bez. Avesnes; Schloß, Gerberei, Wollzeuch-, Glas- nnb Zuckerfabrik; 2650 Einw.; — 2) S.-St.-Géry, belg. Dorf, Prov. Hennegau, Bez. Charleroi; Eiſenhämmer, Marmorſägemühien; 750 Einw.; — 3) S.-ſur-Sambre, Dorf daſ., rechts am Einfluß der Thure in die Sambre; Marmor- unb Schieferbrüche; 1190 Einw.

Sol re (Muſ.), in ber gniboniſchen Solmiſation diejenige Mutation, nach welcher auf dem Tone d nicht sol, ſonbern re geſungen werden mußte, was der Fall bei d war, wenn die Melodie aus dem Hexachorde von g in das Herachord von c hinaufſtieg, oder wenn auf e noch der Ton f ſolgte, wodurch der Haibton (mi fa) eine andere Lage bekam und angezeigt ward, daß die Melobie ſich jetzt in dem Herachord von c bewegte. Bei g trat dieſer Fall ein, wenn die Melobie aufwärts aus dem Hexachord von c nach dem von f ging, oder wenn auf a noch b folgte, das nur im Hexachord f enthalten iſt.

Solrines, franz. Dorf, Dep. Nord, Bez. Avesnes; Wollzeuchſabrik, Marmorſäge; 180 Einw.

Solroſinen, an ber Sonne getrocknete ſpaniſche Muskatellerroſinen von den größten, ſüßeſten und reifſten Trauben, ſ. Roſinen.

Solſac, franz. Dorf, Dep. Aveyron, Bez. Rhodez, auf einem Berge; dabei die tiefe Stalaktiten-Grotte, Bouche-Roland genannt, unb der 140 Fuß tiefe Schlund Tindoul; 160 Einw.

Solſchen (Groß- u. Klein-S.), ſ. Groß- und Klein-Solſchen.

Solſchwitz (wend. Solzicach), preuß. Stiftsdorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hoyerswerba; Förſterei; 170 Einw.

Solsdorf (Solzdorf), ſchwarzb.-rndolſt. Dorf, Amt Blankenburg; Kammergut; 310 Einw.

Solſona, ſpan. Stabt, Katalonien, Prov. Lerida, nordweſtl. von Manreſa, rechts am Rio-Negro; Biſchofſitz, mit Mauern und einem Fort auf einem nahen Felſen, Kathedrale, Hoſpital, Baumwollweberei, Spitzenklöppelei; 2180 Einw.

Solſtitinm (Aſtron.), ſ. Sonnenwenben.

Solstitium honoris, ſ. Almoſenirer.

Solt, Geſpannſchaft und Marktflecken, ſ. v. a. Soith.

Solta, öſterr.-balmat. Inſel, Kr. Spalato, nördlich von der Inſel Brazza, mit derſelben durch den Kanal von Milna in Verbindung ſtehenb, nur etwa 8 Miglien lang, aber ſehr fruchtbar unb mit fiſchreichen Buchten. Die Inſel zählt gegen 1300 Einwohner, bie ſich von Weinban, Fiſchfang und etwas Bienenzucht nähren. Der fruchtbarſte Theil ber Inſel iſt ein in ihrem Mittelpunkte hinfurchendes Thal, Valiata di S. genannt, welches Getreide, Wein, Oel nnd Mandeln in Menge hervorbringt. Ihre Bewohner ſind kühne Schiffer, die ſich nicht ſcheuen, in den kleinſten Küſtenſchiffen ihren Produktenhandel zu betreiben, der ſich bis Venedig, Trieſt und im Süden bis Cattaro erſtreckt.

Soltam, ein Kanbis ans Aegypten.

Soltane, ſ. Parcival.

Soltan (Geogr.), 1) hannöv. Vogtei, Landdr. und Fürſtenthum Lüneburg; 2600 Einw.; — 2) Stadt darin, Amt Fallingböſtel, an der Böhme, Weberei, Poſt; 1210 Einw. In der Nähe in der ſoltauer Haide Schlacht 1519 zwiſchen Johann von S.-Lauenburg, Biſchof von Hildesheim and dem Herzog Heinrich I. von Braunſchweig; letzterer geſchlagen und gefangen. — 3) S. (Vor-S.), ſ. Vorſoltau.

Soltau (Biogr.), 1) Dietrich Wilhelm, Ueberſetzer, 1745 zu Bergedorf geboren, lebte als Doktor und Senator zu Lübeck, wo er 1827 †. Ueberſetzte den Barros, Cervantes, Boccaccio, Thomſon u. A.; ſchrieb: Beiträge zur Berichtigung des adelungſchen Wörterbuchs, Leipz. 1806; — Briefe über Rußland, Berl. 1811. — 2) Fr. Leonhard von S., 1800 zu Lübeck geb., ſtudirte in Jena und Leipzig deutſche Literatur und orientaliſche Sprachen, beſonders die letzteren. Aus Oppoſition gegen die altdeutſche Tracht der Burſchenſchafter ſchritt er in Jena fortwährend in morgenländiſchem Koſtüm einher. Indeſſen mußten die orientaliſchen Studien der Vorliebe für das deutſche Volkslied bald weichen, die ſich bei ihm gleichzeitig mit dem Ernſte des Lebens eingeſtellt hatte. Eine ihm angetragene königliche Bibliothekarſtelle in Dresden hatte er ausgeſchlagen; als S. aber durch den Bankerott eines Edelmannes in Kurland, auf deſſen Gütern ſeine Familie den größten Theil ihres Vermögens ſtehen hatte, plötzlich faſt ganz verarmt war, bereute er dieſen Schritt bitter. Um den Sorgen zu entfliehen und in der Ferne ruhige Stunden für ſeine Studien zu finden, verließ er Weib und Kind, zu denen er nur zurückkehrte, um mit ihnen eine traurige Wanderung durch verſchiedene ſächſiſche Städte zu beginnen, aus denen er wegen Mangel an Subſiſtenzmitteln mehrmals ausgewieſen warb. Seit 1832 lebte er in Jena und Weimar, von 1836 an in Halle a. d. S., während ſeine Gattin mit ihrem Sohne in Sachſen zurückblieb. In demſelben Jahre erſchienen in Leipzig die „Einhundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder, geſammelt und in urkundlichen Texten chronologiſch geordnet“. Die in allen Gegenden Deutſchlands mit Fleiß und Liebe geſammelten Lieder beginnen mit dem 9. und reichen bis in das 19. Jahrhundert, umfaſſen mithin ein volles Jahrtauſend, ſie ſind nach Jahrhunderten abgetheilt und innerhalb dieſer ſtreng chronologiſch geordnet, ſie berühren zahlreiche Fehden und Kriege deutſcher Fürſten und Städte und gewähren Kriegs- und Siegeslieber aus der Re-

formationszeit, dem Religionskriege, dem 30jährigen, dem 7jährigen Kriege, endlich aus der Zeit der franzöſiſchen Invaſion bis 1815 herab, feiern zahlreiche Helden von Frundsberg bis Blücher. In einer ausführlichen Leitung wirb das ganze Gebiet der hiſtoriſchen deutſchen Volksdichtung beſprochen, rine Literargeſchichte derſelben verſucht, eine nähere Würdigung der weſentlichſten früheren Erſcheinungen dieſes Gebietes, wie eine Unterſuchung über die bekannt gewordenen Dichter dieſer und ähnlicher Lieder angeſtellt, beren aus dem 14.—17. Jahrhundert mehr als 70 namhaft gemacht werden, und zum Beſchluß ein litrrariſcher Exkurs über das volksthümliche Soldatenlied, welches S. wohl zuerſt noch von dem hiſtoriſchen Volksliede unterſchied, und die Soldatendichtung hinzugefügt, worin noch einige unbekannte ſchätzbare Stücke der Art aus dem 17. Jahrhundert mitgetheilt werden. Umſonſt ſupplicirte er an alle deutſchen Fürſtenhöfe und dann an alle irgend bedeutenden Schriftſteller, ſeine Lage zu verbeſſern; umſonſt abrr auch rieth man ihm, um Geld zu ſchreiben; er ſetzte ruhig feine literarhiſtoriſchen Arbeiten fort. Mehre werthvolle Werke lagen faſt ganz vollendet vor ihm, aber weder konnte er ſich entſchließen, ſie mangelhaft ins Publikum zu ſchicken, noch war er im Stande, irgend eine Arbeit zu einem ihn ſelbſt befriedigenden Abſchluſſe zu bringen; überall fehlte ihm ſeine werthvolle Bibliothek, die anfangs verpfändet u. dann verfallen war. In ſeinen nachgelaſſenen Manuſkripten finden ſich die Orte genau verzeichnet, wo die Schätze zu finden ſind, durch welche dieſe Schätze ergänzt werden ſollen, ſo daß ein Jeder ſie ohne große Mühe vollenden kann, nur nicht ein ganz armer Menſch, der außer an ſchönen Mondſcheinabenden, weil ſeine Kleider zu abgeriſſen ſind, die Schwelle ſeines Hauſes nicht zu verlaſſen wagt, wie S. Ein Prozeß mit der Redaktion des halle'ſchen Kouriers verbitterte S.'s letztes Lebensjahr. Er † gegen Oſtern 1846. Sein literariſcher Nachlaß beſteht aus einem zweiten Hundert hiſtoriſcher Volkslieder, aus einer Sammlung niederſächſiſcher Lieder, aus einer Sammlung, welche er kulturhiſtoriſche Lieder nannte, und aus einem Bändchen ſogenannter bayeriſcher „Schämpellieder". — 3) **Hermann Wilhelm**, Maler, geb. zu Hamburg 1812, beſuchte ſeit 1832 die Akademie zu München, um ſich der Genremalerei zu widmen; ging ſpäter nach Paris.

Soltberg, ſ. Groß- u. Klein-Soltberg.

Soltenitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Neu-Stettin; Unterförſterei; 490 Einw.

Solterwiſch, preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Minden, Kr. Herford; bildet mit den Ortſchaften Bebernflage, Steinegge und Sundern einr Gemeinde; 540 Einw.

Solth (Geogr.), 1) Solther Geſpannſchaft, ungar. Solth Bármegye), Geſpannſchaft in Ungarn, mit der peſther Geſpannſch. vereinigt, grenzt nördl. an die peſther Geſpſch., öſtlich an Klein-Kumanien, ſüdl. an die batſer Geſpſch., weſtl. an die Donau. Die ganze Geſpſch. iſt eine weite Ebene, auf welcher man ganze Tage reiſt, ohne ein Dorf anzutreffen. Sie hat weder Berge, noch Waldungen, und daher an Holz Mangel, deſto erheblicher ſind aber die Weiden und die Viehzucht, welche die Hauptbeſchäftigung der Einwohner ausmacht. Der Ackerbau iſt nur gering. Dagegen iſt in der Donau der Hauſenfang und die Fiſcherei überhaupt einträglich. Die Geſpſch. wird von Ungarn, Deutſchen, Slaven und Illyriern oder Raitzen bewohnt und zählt 31 bewohnte Ortſchaften, worunter ſich 1 erzbiſchöfliche Stadt (St. Kolotſcha, Kolotza), 4 Marktflecken, 26 Dörfer und 28 Pfarren befinden. —2) Marktflecken daſelbſt, an der Donau; 6950 Einw.

Solthan al Khoraſan, ſ. Anuari.

Solthorn, ſ. Salzhorn.

Solti Jaras (Solther Bezirk), ſ. v. a. Solth 1).

Soltikoff (Geneal. u. Biogr.), angeſehenes ruſſ. Geſchlecht, deſſen Adel bis in das 14. Jahrh. hinaufreicht und das unter allen adeligen Familien Rußlands die meiſten Bojaren zählt. Es beſtehen in Rußland jetzt 4 Zweige dieſes Geſchlechts: der ſoltikoffſche ohne Titel, der gräflich und fürſtl. ſoltikoffſche und der der Soltyk (ſ. d.) in Polen. Beſonders merkwürdig ſind: 1) **Peter Simon, Graf von**, ruſſ. Feldmarſchall, in den erſten Jahren des 18. Jahrh. geboren, Sohn des Grafen Simon Andreas, eines der ausgezeichnetſten Generale ſeiner Zeit, der ſich in den Kriegen gegen die Türken und Schweden hervorgethan hatte, durch ſeine Couſine, die Kaiſerin Anna, 1732 in den ruſſ. Grafenſtand erhoben wurde, aber noch in demſelben Jahre als General en chef †; trat früh in Kriegsdienſte, durchlief ſchnell die untern Grade, wurde unter der Kaiſerin Anna zum Generalmajor und drei Jahre darauf zum Generallieutenant ernannt. Unter der Kaiſerin Eliſabeth zu großem Anſehen gelangt, erhielt er, nachdem er bereits 1757 unter dem General Fermor eine Diviſion befehligt und der Schlacht bei Großjägerndorf beigewohnt, 1759 das Oberkommando über die ruſſ. Armee, welche gegen Friedrich II. von Preußen kämpfte. Unter Anführung der Generale Apraxin und Fermor hatten die ruſſ. Armeen mehre Vortheile in Deutſchland errungen, aber da die ruſſ. Generale mit ihren Alliirten, den Oeſterreichern, ſelten auf gutem Fuße ſtanden, ſo blieben ihre Siege ohne große Folgen. S., mit dem Vertrauen der Kaiſerin beehrt, beſaß perſönlichen Muth und in einem hohen Grade die Liebe ſeiner Truppen. Bei Kay griff ihn der preußiſche General Wedel (den 23. Juli 1759) an, wurde aber mit rinrm Verluſt von 2000 Mann zum Rückzuge gezwungen. S. beſetzte hierauf am 31. Juli Frankfurt a. d. Oder und nach ſeiner Vereinigung mit dem öſterreich. General Laudon gewann er am 12. Aug. 1759 die Schlacht bei Kunnersdorf, wo er 160 Kanonen eroberte, 7000 Gefangene machte und dafür zum Feldmarſchall ernannt wurde. Von auffahrendem Temperamente und herrſchſüchtig, vertrug ſich S. eben ſo wenig, wie ſeine Vorgänger, mit ſeinen Alliirten; nach einigen heftigen Erklärungen mit dem General Laudon, verſagte er endlich dem Marſchall Daun mit

Digitized by Google

Beſtimmtheit jede fernere Mitwirkung bei ſeinen Operationen. Dieſe gegenſeitige Eiferſucht unter den alliirten Generalen war auch Urſache, daß S. im Juli 1760 nicht thätig zu der Belagerung von Breslau mitwirkte, unter dem Vorwande, daß ſeine Magazine bei Poſen gefährdet wären. Die falſchen Manövers der ruſſ. Generale im Laufe des ſiebenjährigen Krieges und ihr ſchlechtes Einverſtändniß mit den öſterreichiſchen Generalen ſchrieb man damals beſonders dem Umſtande zu, daß ihnen die Vorliebe des Großfürſten (nachherigen Kaiſers Peter III.) für Friedrich II. und die Verbindungen, welche er mit dieſem unterhielt, ſehr wohl bekannt waren, auch daß er dem Könige die Pläne des ruſſ. Kabinets durch den Staatsſekretar Wollkoff mittheilen ließ. Den gänzlichen Wechſel in der Politik bei einer Thronveränderung vorausſehend, wollte kein General den Unwillen des Großfürſten Thronfolger auf ſich ziehen, indem er deſſen Freunden, den Preußen, zu vielen Schaden zufügte. Im J. 1761 wurde S. vom Kommando abberufen; die Feſtlichkeiten, welche die Kaiſerin Eliſabeth zu ſeiner Rückkunſt anangeordnet hatte, lehnte er beſcheiden ab und zog ſich auf ſeine Güter zurück. Um ihm jedoch einen Beweis von Dankbarkeit zu geben, ſchenkte ſie ihm 4 Kanonen, den Sattel und die Piſtolen Friedrichs II., ſämmtlich Trophäen aus der Schlacht von Kunnersdorf, welche noch gegenwärtig auf dem Familiengute Marſino bei Moskau aufbewahrt werden. S. wurde hierauf zum Gouverneur von Moskau ernannt u. † daſelbſt den 15. Dec. 1772. — 2) Iwan Petrowitſch, Graf von, Sohn des Vor., gleichfalls ein ausgezeichneter General, war in ſeiner Jugend Kammerjunker am Hofe der Kaiſerin Eliſabeth, eine Stellung, welche ihm jedoch nicht zuſagte, weshalb er ſich die Gnade ausbat, zur Armee geſendet zu werden, wo er gleich als Brigadier angeſtellt wurde. Er nahm Theil an allen Kriegen gegen Polen (1768) und die Türkei. Von hier aus wurde er zum Gouverneur von Wladimir und Koſtroma ernannt, wo er ſich nach Kräften bemühte, Ordnung in das Juſtiz- und Verwaltungsweſen zu bringen. Kaum hatte er einiger Ruhe genoſſen, als ihm die Kaiſerin Katharina II. den Befehl über die Armee am Kaukaſus anvertraute, welche gegen Perſien agiren ſollte. Noch hatte er aber ſeine Operationen nicht begonnen, als er nach Petersburg zurückgerufen wurde, um gegen die Schweden zu kämpfen, welche unter ihrem ritterlichen König Guſtav III. die Reſidenzſtadt zu einer Zeit bedrohten, wo Rußland noch in einen ernſthaften Krieg mit der Türkei verwickelt war. Es gelang ihm, die Hauptſtadt zu decken und den Feldzug durch einen rühmlichen Frieden (in der Ebene von Wärelä den 14. Aug. 1790) zu beendigen. Er erhielt nach geſchloſſenem Frieden von der Kaiſerin den Rang eines Obriſtlieutenants von der Garde zu Pferde, einen mit Diamanten beſetzten Degen und ein diamantenes Kreuz. Eine Deputation, an deren Spitze der Miniſter Graf von Besborodko ſtand, überreichte ihm einen goldenen Becher, mit der Aufſchrift: „Erkenntlichkeit für den Retter der Hauptſtadt.“ Die Kaiſerin ernannte ihn noch überdies zu ihrem Generaladjutanten. Kaiſer Paul I., welcher in Finnland unter ſeinen Befehlen als Volontär gefochten, ernannte ihn gleich nach ſeiner Thronbeſteigung (1796) zum Feldmarſchall und ertheilte ihm den Oberbefehl über dieſelbe Armee, welche ſich unter dem berühmten Romanzof mit ſo vielem Ruhm bedeckt hatte. Im folgenden Jahre wurde S. zum Gouverneur von Moskau ernannt, ein Poſten, welcher geraume Zeit von ſeinen Vorfahren benutzt worden war. Er behielt denſelben bis zu ſeinem im Nov. 1805 erfolgten Tode. Der Ruf eines rechtſchaffenen, gerechten und ehrliebenden Mannes folgte ihm ins Grab. — 3) Nikolaus Iwanowitſch, Fürſt von, Verwandter des Vorigen, den 24. Okt. 1736 geboren, machte die Feldzüge des 7jährigen Krieges mit, wurde nach dem Frieden Generalmajor und 1767 Generallieutenant, in welcher Eigenſchaft er ein Corps gegen die Türkei befehligte. Im J. 1782 begleitete er den Großfürſten Paul auf Reiſen, war dann Erzieher des nachmaligen Kaiſers Alexander und des Großfürſten Konſtantin, ſeit 1788 Kriegsminiſter, ſeit 1812 Präſident des Reichsraths und des Miniſterkomité's, zuletzt Generalfeldmarſchall. Im J. 1814 vom Kaiſer zum Fürſten ernannt, † er den 28. Mai 1816. — 4) Sergius, Graf von S., der erſte Günſtling Katharina's II., als ſie noch Großfürſtin war, wurde von der Kaiſerin Eliſabeth als Geſandter nach Schweden geſchickt, wo er †.

Soltin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin; Kr. Cammin; 110 Einw.

Soltkamp, befeſtigtes niederländ. Dorf, ſ. v. a. Zoltkamp.

Soltmahnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 420 Einw.

Soltow, mecklenb.-ſchwer. Dorf, wend. Kr., A. Boizenburg; 140 Einw.

Soltwedel (Geogr.), ſ. v. a. Salzwedel.

Soltwedel (Lit.), Alexander, Pſeudonym für Friedrich Saß.

Soltyk, Roman, Graf, Mitglied des poln. Reichstags, Brigadegeneral, ward zu Warſchau 1791 geboren. Schon in ſeinem 5. Lebensjahre mußte er in die Hand ſeines Vaters einen Eid ablegen, die ruſſiſche Herrſchaft bis zum letzten Athemzuge zu haſſen. Seine erſte Erziehung erhielt er im väterlichen Hauſe; von 1805—1807 beſuchte er die polytechniſche Schule zu Paris, ward dann, nach Polen zurückgekehrt, vom Fürſten Poniatowsky als Unterlieutenant bei der Artillerie zu Fuß angeſtellt, ſtieg 1808 zum Oberlieutenant und 1809 zum Hauptmanne bei einer Kompagnie reitender Artillerie u. machte 1809 den Feldzug gegen Oeſterreich mit, in welchem er ſich bei der Belagerung bei Zamosk und ſpäter in der Schlacht bei Warzary durch rühmliche Tapferkeit auszeichnete. Im J. 1810 war er bereits Oberlieutenant und kam 1812 in den Generalſtab des Kaiſers Napoleon. Er war einer der Erſten, der mit dem General Bonfrère bei Poniemon über den Niemen ſetzte. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er die Sachſen und gerieth, indem dieſe übergingen, in die Gefangenſchaft der Alliirten. In das bürgerliche

Digitized by Google

Leben zurückgetreten, offenbarte er jetzt die liberalſten Ideen, die ſich auf den Grundſatz der Gleichheit baſirten. Eigenthümer eines Eiſenhammers, eröffnete er in Warſchau ein Eiſenmagazin und bot die Erzeugniſſe ſeiner Fabriken feil. Daneben beſchäftigten ihn aber fortwährend Racheplane gegen die Obergewalt und er war ſeit 1822 Theilnehmer an den geheimen politiſchen Geſellſchaften. Mitglied des allgemeinen Raths der Woiwodſchaft Sandomir, ward er 1826 in die bekannte Verſchwörung, als deren Hauptlenker man ſeinen Vater betrachtete, verwickelt. Er floh, wurde aber in Leipzig feſtgehalten, nach Warſchau geführt und ins Gefängniß geworfen, wegen Mangel an Beweiſen jedoch bald wieder freigelaſſen. Er zeichnete ſich dann auf dem Reichstage von 1829 aus und entwickelte unter andern eine Motion, deren Gegenſtand eine vollſtändige Emancipation der Bauern war. Kaum war die Revolution (29. Nov. 1830) ausgebrochen, ſo begab er ſich nach Warſchau, ward zum Regimentarius (Generalkommandanten) der 4 auf dem rechten Weichſelufer liegenden Woiwodſchaften ernannt, organiſirte dort 47,000 M. mobiler Nationalgarden u. erwarb ſich den Dank der Nation. Er ſchlug auf dem Reichstage die Abſetzung des Kaiſers Nikolaus und Erklärung der Souveränität des Volks vor (21. Jan. 1831). Als das Regimentariat abgeſchafft ward, machte er als Freiwilliger die Schlachten von Iganie und Rudki mit. Während der Belagerung Warſchau's durch die Ruſſen ward er zum Befehlshaber der Artillerie in Warſchau ernannt, widerſetzte ſich als ſolcher aufs Eifrigſte der Kapitulation Krukowiecki's und hielt Stand bis zum letzten Augenblicke. Er ging dann mit der Armee nach Plozk und übernahm eine Sendung nach England und Frankreich, um dort eine Vermittlung dieſer Mächte für Polen nachzuſuchen. Umringt von Gefahren aller Art kam er nach London und von da nach Paris, wo er blieb und 1843 †. Er ſchrieb: Polen und ſeine Helden im letzten Freiheitskampfe, Par. 1833, deutſch von H. Elsner, Stuttg. 1834, 2 Bde.; — Napoléon en 1812, Par. 1836, deutſch von Biſchoff, Weſel 1837 und 1838.

Solubel (v. Lat.), auflösbar.

Solubilis (bot. Term.), ablösbar, ſich ablöſend, von ſeiner frühern Anheftungsſtelle ſich trennend, z. B. die Klappen von der Scheidewand des Schötchens bei Biscutella, Alyſſum und vielen andern kreuzblüthigen Pflanzen, die Karpelle von ihrer Axe von den Juncagineen.

Soluentia, ſ. Saluentia.

Soluentii (a. Geogr.), Volk in Libia Interior (Ptol. IV, 6, 19).

Solum, norweg. Kirchſpiel, Bradsbergs-Amt, unweit Porsgrund; 2800 Einw.

Solundar-Oe, norweg. Inſelgruppe, am Eingange des Sogne-Fjorden; die größten Inſeln ſind Yttre- (äußere) und Indre- (innere) Sul.

Solung, ſ. Schilling.

Solus (bei den Römern auch Soluntum, a. Geogr.), altes feſtes Städtchen an der Nordküſte Siciliens zwiſchen Panormus u. Thermä; j. Caſtello di Solanto. Die Einwohner hießen Solentini.

Sol ut (Muſ.), diejenige Mutation in der guidoniſchen Solmiſation, nach welcher auf dem Tone g oder c nicht sol, ſondern ut geſungen werden mußte, was geſchah, wenn das Hexachord von c in das von g, und das Hexachord von f in das von c aufſtieg. Im Hexachord von c nämlich fällt die Silbe sol auf g; begann mit dieſem aber ein neues Hexachord, ſo mußte ut darauf geſungen werden; im Hexach. von f fällt auf c die Silbe sol, die jedoch mit ut vertauſcht werden mußte, falls auf c noch d, e und f folgte, was andeutet, daß die Melodie nach dem Hexachorde von c übergegangen war.

Solutio (lat.), 1) ſ. Zahlung; — 2) (Chem.), ſ. Auflöſung, Löſung und Solviren.

Solutio continui (Chir.), Trennung vorher zuſammenhängender Körper, durch Wunde, Bruch, Zerreißung Geſchwür ꝛc. veranlaßt.

Solutio iodeti hydrargyri in aethere (Chem.), ätheriſche Jodqueckſilberlöſung: 1 Thl. Queckſilberjodid in 12 Thln. Aether gelöſt.

Solution (v. Lat.), ſ. v. a. Solutio.

Solutio placentae (Geburtsh.), Löſung der Nachgeburt.

Solutiva (sc. remedia, Med.), auflöſende Mittel.

Solutores (röm. Rechtsw.), ſ. v. a. Lytae, ſ. Rechtsſchulen.

Solutus (bot. Term.), gelöſt, abgelöſt, loſe, was ſich aus ſeinem frühern Verbande mit einem andern Theile getrennt hat, oder auch, was nicht völlig angewachſen iſt (als Gegenſatz von circumnexus), z. B. die Blätter an ihrem Grunde bei Sedum album und S. reflexum.

Solum (bot. Term.), der Boden, jede Grundlage, welche den Pflanzen als Mittel zu ihrer Befeſtigung und überhaupt als Träger dient, und dabei in vielen Fällen zugleich die Nahrungsſtoffe für dieſelben enthält.

Solv. (lat.), Abkürzung für Solve, löſe auf, und Solvatur, es werde aufgelöſt.

Solvabel (v. Lat.), 1) auflösbar; — 2) (Solvendo ſeyn), in einem Vermögenszuſtande ſeyn, wo man alle ſeine Schulden bezahlen kann.

Solva Flavia (a. Geogr.), römiſche Kolonie in Noricum in der Nähe von Virunum am nördl. Ufer des Dravus, von Veſpaſian angelegt.

Solventia (sc. remedia, Med.), auflöſende Mittel.

Solventia (a. Geogr.), ſ. v. a. Saluentia.

Solviren (v. Lat.), einen feſten Körper in einer Flüſſigkeit auflöſen, z. B. Gold und Silber in Scheidewaſſer. Die aufgelöſte Maſſe heißt Solution.

Solvirkeſſel, gußeiſerner Keſſel, in denen das Gold vom Silber auf naſſem Wege geſchieden wird.

Solvirofen, ſonſt Ofen, in dem man Gold vom Silber ſchied.

Solvyns, Balthaſar, Zeichner und Maler von Antwerpen, Schüler von Quertemont, dann zu Paris von Vincent, trat als Offizier ins Ge-

Digitized by Google

niecorps. Bei dem Beginn der beigiſchen Unruhen, kurz vor 1789, begab er ſich in das Land der Mongolen und Mahratten und beſuchte dann die engliſchen Beſitzungen in Indien, wo er den Maler Th. Daniell traf, dem er bei der Aufnahme ſeiner indiſchen Landſchaften und Anſichten als Zeichner behülflich war. Die glänzenden Blätter, welche W. Daniell in Stahl geſtochen und ausgemalt hatte, waren die Veranlaſſung, daß S. ſelbſt ein Werk über Indien ausarbeitete und es mit ähnlichen Zeichnungen ausſchmückte, nur mit beſonderer Rückſicht auf die Gebräuche und Koſtüme der Eingebornen, unter dem Titei: The Costume of Hindoostan elucidated in LX coloured Engravings with Description in English and French, taken in the years 1798—1799, Kalkutta, 4., das jedoch nur in 50 Exemplaren gedruckt wurde. Da die Piatten ox.dirten und zum weiteren Gebrauche untauglich wurden, gab S. nach ſeiner Rückkehr aus Indien 1806 in Paris ein neues Werk über die Hindus heraus, wozu er die Platten ſelbſt ätzte. Es erſchien in vier Foliobänden unter dem Titel: The Hindoos or Descriptions of their manners costums ceremonies etc. drawn from nature in Bengal and engraved in CCLII, Plates by B. S., nebſt einer Erklärung in franzöſiſcher Sprache. Später kehrte S. nach Antwerpen zurück und war da noch auf mannigfaltige Weiſe thätig. Als früherer Kapitän des Fort Lillo erhielt er den Rang eines Kapitäns des Hafens der Stadt Antwerpen. Er malte nun auch mehre Bilder in Oel, beſonders Marinen, welche großen Beifall fanden. Die Akademie zu Antwerpen und Gent zählten ihn unter ihre Mitglieder. S. † 1824.

Solway=Frith (Booneß=Wath), brit. Golf des irland. Meeres, zwiſchen England und Schottland, dort an der Grafſch. Cumberland, hier an der Grafſch. Wigton, Kirkcudbright und Dumfries, zwiſchen dem Vorgeb. Burrow (nördlich) und dem Vorgeb. Beens (ſüdlich), gegen Nordoſten gerichtet. Darin ſind nordweſtlich die Baien Wigton und Kirkcudbright, und die Mündungen der Gree und Dee, des Urr, der Nith, des Locher und Aanan, ſüdöſtlich die Mündungen des Wanpool, Ellen und Derwent. Die Hochfluth ſteigt darin bis 20, die gewöhnliche Fluth 10 bis 12 Fuß. Die Küſten ſind meiſt ſandig. Die Fiſcherei darin gewährt Lachſe und Häringe.

Solway=Moß, brit. Sumpf, England, Grafſch. Cumberland, am nordöſtl. Ende des S.=Frith, zwiſchen den Mündungen des Sark und Esk.

Solwytſchegodsk (Solwütſchegodsk, Geogr.), 1) europ.=ruſſ. Kreis, Gouv. Wologda, grenzt nördlich an das Gouvernement Archangel, öſtlich an den Kreis Jaremik, weſtlich an das Gouv. Archangel, ſüdlich an den Kreis von Welsk und Uſtjug=Welikt. Der Charakter des Landes iſt bergig, der Boden ſandig und thonig, an mehren Stellen reich an Humus. Schiffbare Flüſſe ſind: die Dwina u. Wytſchegda. Erſtere nimmt die Uftjuga, Jerga, Soiga, Uſtjumeſch, Kodema und die beiden Toima auf. Die Waldungen beſtehen aus Laubholz, Fichten, Tannen, Weißtannen, Erlen und mehren kleinen Geſträuchen. Es werden alljährlich 10,000 Tſchetw. Winterfrucht u. 17,000 Tſchetw. Sommerfrucht ausgeſäet, und geerntet 40,000 Tſchetw. Winterfrucht u. 60,000 Tſchetw. Sommerfrucht. In einigen Gegenden beſchäftigen ſich die Leute mit Kupferarbeiten, Lichtziehen, Seifenſieden und Schmiedehandwerk. Beſonders bemerkenswerth ſind die Schlöſſer, die hier verfertigt werden und ſich durch ihre Kleinheit auszeichnen, ſo daß auf ein Solotnik ihrer 60 bis 100 gehen. — 2) S. (ſürjäniſch Soldor), Kreisſtadt daſelbſt, am rechten Ufer der Wytſchegda, welche ſich unterhalb der Stadt in die Dwina ergießt, liegt unter 63° 34′ n. Br. und 61° 18′ öſtl. L., 1700½ Werſte von St. Petersburg, 972½ von Moskau und 544 von Wologda. Wann und von wem die Stadt gegründet wurde, iſt nicht bekannt; wahrſcheinlich ſind die Bewohner durch die vielen Salzquellen mitten in der Stadt hergezogen worden. Dies wird noch dadurch beſtätigt, daß in einer Entfernung von 3 Werſten von dem jetzigen S. ehemals eine Stadt Namens Tſchernigow geſtanden haben ſoll, die aber abbrannte, worauf ſich die Bewohner in S. anſiedelten. Die Stadt war früher der Mittelpunkt des Handels von Perm, auch führte hier die Straße nach Sibirien durch. Das Areal der Stadt beträgt 124 Deſſät. und 1959 Saſhen, der Viehweiden 2112 Deſſät. und 200 Saſhen. Sie hat etwa 1200 Einwohner, 3 ſteinerne und 230 hölzerne Häuſer, 26 hölzerne Buden, 8 ſteinerne Kirchen und ein Kloſter, das wewedenskiſche genannt. Die Kathedrale der Verkündigung Mariä (Ssobornaja Blagowjeschtschenskaja) iſt eins der ſchönſten gothiſchen Gebäude und ſehr reich ausgeſtattet; zweimal erlitt dieſer Tempel Brandſchaden, jedoch nur von außen. Neben der Kirche befinden ſich die Gräber der Familie Stroganow, welche ſehr viel zur Erbauung der Kirche beitrug. Von den verſchiedenen Merkwürdigkeiten dieſer Kirche iſt ein leinenes Meßgewand (Ssakkoss) zu erwähnen, deſſen Oberfläche mit Malereien aus der bibl. Geſchichte verziert iſt. Man glaubt, daß dieſes Meßgewand dem heiligen Stephan gedient habe. Für das hohe Alterthum des Meßgewandes zeugen übrigens ſichere Merkmale. Die Kathedrale im wewedenskiſchen Kloſter iſt eben ſo groß als die Stadtkirche, und 1688 auf Koſten des Grigorij Dmitriewitſch Stroganow im gothiſchen Styl gebaut. Der Plan dazu wurde in Holland gemacht. Die Außenſeite der Kirche iſt ſo ſchön, daß ihr kaum die Kirche des heil. Waſſilij in Moskau gleichkommt. Die Stadt hat auch eine Kreisſchule. Die Kaufleute handeln meiſtens nach andern Städten mit Getreide und Fett und führen verſchiedene ausländiſche Waaren, die ſie gegen chineſiſche Waaren austauſchen, nach Kiachta und auch nach Irbit, wogegen ſie letztere Waaren nach Niſchegorod führen. Das Kapital der Kaufleute belief ſich im J. 1830 auf 120,000 Rbl. Die Stadt=Einkünfte betrugen gegen 3000 Rbl. Jährlich wird hier ein Jahrmarkt gehalten. Die Gewerbe, die getrieben werden, ſind beſonders Weberei und Lederbereitung. Auch die hier fabricirten ſchönen

ſilbernen Körbchen, Salzfäßchen, Ridicules, Alles aus gedrehtem Zwirn, werden auswärts theuer verkauft. In der Stadt war früher eine Salzſiederei.

Solygea (a. Geogr.), offener Ort im korinthiſchen Gebiet, beim jetzigen Galataki (Thuc. IV, 42, 43).

Solyma (a. Geogr.), 1) ſ. Jeruſalem; — 2) hohe Spitze des Gebieges Maſſicytus in Lycien weſtlich von Phaſelis; jetzt Taghtalu.

Solyman, ſ. v. a. Soliman.

Solymi, 1) (a. Geogr.), ſ. Lycien; — 2) (n. Geogr.), ſ. v. a. Solima.

Solymnia, Inſel, ſ. v. a. Pelagoniſi.

Solymos (Geogr.), 1) ungar. Pfarrdorf, arader Geſpannſchaft nnd Bezirk; guter Getreide- und Weinbau, Waldungen die größten nnd ſchönſten im Komitat, Ziegenzucht, Steinbrüche; über 1200 Einw., Ruthenen u. Walachen; Ruinen des noch ziemlich gut erhaltenen alten Schloſſes S., das auf einem ſteilen Felſen ſteht, unter welchem der am Marosfluſſe hinführende Weg ſo ſchmal iſt, daß man ihn kaum mit einem Wagen paſſiren kann. Dieſes Schloß wählte ſich Königin Iſabella, Gemahlin des Johann Zápolya, zu ihrem Aufenthaltsorte, als Ofen in die Hände der Osmanen gerathen war. Der Eingang in daſſelbe iſt ſehr ſchwierig und findet nue durch eine in den Verſchanzungen angebrachte Oeffnung Statt. Von dem nächſt dem Schloſſe befindlichen Berge überſieht man das ganze Banat und in weiter Ferne die blauen Gebirge der Walachei. — 2) Pfarrdorf daſelbſt, heveſer Geſpannſchaft, bei Gyöngyös, am Fuße des Matra-Berges; Weinban; 1600 Einw. — 3) (Jenyatſotz), Pfarrdorf daſelbſt, unghvarer Geſpannſchaft, bei Mihaly; 1020 Einw.

Solz (Geogr.), 1) kurheſſ. Pfarrdorf, Peov. Niederheſſ., Kr. Rotenburg, A. Rentershauſen; 910 Einw.; zu dem Dorfe gehören die Höfe Bauhaus, Bellers, Bocksrode, Gunkelrode, Botenthal und Trieſch; — 2) ſachſ.-meining. Pfarrdorf, V.-A. Meiningen, am gleichnam. Bache; 240 Einw.

Som (ägypt. Myth.), ſ. v. a. Sem.

Som (Geogr.), ungar. Pfaredorf, ſchümegher Geſpannſchaft; Weinbau; 650 Einw.

Soma (Tſchandra, Tſchiandra, Ciandra, Sandra, Sandran, ind. Myth.), einer der 8 Beſchu, der Mond und der Genius deſſelben. Nach Einigen war der Mond das erſte Weſen, das die Sonne hervorbrachte, nach Andern war er mit der Sonne vermählt und beide das erſte Urpaar. Er heirathete die 27 Töchter des Dakſcha (die 27 Konſtellationen, in denen der Mond erſcheint). Von dieſen liebte er beſonders die Rohini (das Geſtirn dee Hyaden) u. vernachläſſigte die andern, die ihn deshald beim Vater verklagten. Dieſer verfluchte ihn und beſtrafte ihn mit dem Tode, bereuete es aber nnd verlieh ihm die Kraft, gleich nach dem Tode wieder aufzuleben. Als Indra die Ahlia liebte, ward S., ſein Vertrauter, half den Gatten täuſchen, ward aber von dieſem überfallen nnd mit Schlägen beſtraft, daher noch die Flecken auf der Mondſcheibe. Einſt wanderte er mit Rohini über die Erde und gerieth in den Wald von Gauri, den Schiwa mit dem Fluche belegt hatte, daß jeder Mann, der ihn beträte, ſogleich ein Weib werden ſollte. Tſchandra wurde nun augenblicklich Tſchandei (weiblicher Mond), und voll Scham verbarg er ſich hinter den Gebiegen. Hier beſuchte ihn Surya und zeugte mit ihm das Volk der Pulindas. Da die Erde aber während Tſchandri's Verbergung dunkle Nächte hatte, ſo baten die Götter den Schiwa um Aufhebung des Fluchs. Dieſer ſetzte den Mond auf ſein Haupt und er wurde wiedee männlich. Er ward dargeſtellt ſitzend auf einen Teppich, an ein Polſter gelehnt, eine Krone auf dem Haupte, in der Rechten ein Scepter, in der Linken eine Blume, reitend auf einer Gans. Nächſt der Sonne genoß er die höchſte Verehrung als Vorſteher aller Vegetation. Das ihm dargebrachte Opfer: Somajaga (Somadſchaga) beſteht aus Kräuteen, die geſtoßen werden und deren Saft die Opſeenden unter Anrufungen des S. trinken. Der Oberopferer, welcher das Ganze verrichtet, heißt Somadadi. S.'s Beiname iſt Niſchagara, d. i. der die Nacht Erleuchtende.

Soma (Geogr.), ſ. v. a. Somma.

Soma, 1) ital. Längenmaß, ſ. Rubbio; — 2) ein Flüſſigkeitsmaß. In Ancona à 2 Barili à 24 Boccali à 4 Fogliette und = 70 Liter oder 1,0189 preuß. Eimer. In Rom, beim Großhandel mit Oel gebräuchlich, à 2 Palli oder Maſtelli à 10 Eugnatelle à 4 Boccali, und angeblich = ca. 164½ Liter und im Gewicht = ca. 400 Pfund römiſch; — 3) Getreidemaß. Im lombardiſch-venetianiſchen Königreich dem franz. Hektoliter gleich. In Mailand, bei den alten Maßen für Reis = 11 Staja. In Brescia, auch Sacco genannt, bei den alten Maßen, à 12 Quarte à 48 Coppi und = 1,4592 Hektolitee; 10 Some = 1 Carro.

Somada (ind. Myth.), eine Gandbarwa, die den großen heiligen Tſchuli bediente. Als dieſer ihr verſprach, ihr eine Bitte zu gewähren, bat ſie, er möge ihr doch durch die ſeine Büßungen erlangte Macht einen frommen und tugendhaften Sohn geben. Sie gebae daeauf den Bramadatta, der in Kanodſcha heerſchte.

Somaen, ſpan. Flecken, nordöſtlich von Siguenza, rechts am Xalon, am ſteilen Abhang eines Hügels, woeauf zwei Citadellen ſtehen; dabei eine Wallfahrtskapelle; 550 Einw.

Somaglia, öſterr.-ital. Dorf, Lombardei, Prov. Lodi e Crema, Diſtr. Codogno, nordweſtlich von Placenzia; 1810 Einw.

Somain, franz. Dorf, Dep. Nord, Bez. Douai; Baumwoll- und Flachsſpinnerei.

Somaini, Francesco, Bildhauer von Biſſone, malte ſeine Studien an der Akademie zu Mailand und gewann mit ſeinem die Niobiden erlegenden Apollo den großen Preis derſelben. Dies war Veranlaſſung zu mehren ehrenvollen Aufträgen, namentlich für den Dom zu Novara, wo ſeine zwei koloſſalen Engel als Meiſterwerke erklärt wurden, und für den berühmten Friedensbogen in Mailand, an welchem die von S. gelieferten Bildwerke zu den ſchönſten ihrer Art gehören. Dann fertigte S. auch

Digitized by Google

ähnliche Büſten, und ſeine Grabmonumente beurkunden einen tüchtigen Meiſter. S.'s Werke zeichnen überhaupt ſich durch Schönheit der Form, durch Tiefe des Ausdrucks, durch geſchmackvolle Gewandung und durch meiſterhafte techniſche Behandlung aus. Er iſt Profeſſor an der Akademie in Mailand und ſeit 1843 auch ordentlicher Rath dieſer Anſtalt.

Somajaga, ſ. Soma (ind. Myth.).

Somali, Volk, ſ. v. a. Somaulis.

Somana (Geogr.), 1) oſtind. Stadt, Prov. Delhi; — 2) öſterreich.-ital. Gemeindedorf, Lombardei, Prov. Como, Diſtr. Lecco; Gemeinde-Deputation, Eiſenſchmelzoſen; mit den dazu gehörigen Dörſern Bornico, Collo, Gorlo, Pozzo di Zeno ꝛc.

Somapas (ind. Myth.), Abtheilung der Pitris.

Somasca, öſterr.-ital. Dorf, Lombardei, nordweſtlich von Bergamo, links an der Adda; davon haben die Somasker (ſ. d.) den Namen.

Somaseetik (v. Gr.), ſ. v. a. Gymnaſtik.

Somasker (regulirte Geiſtliche von S. Majol), von Hieronymus Aemilian 1528 geſtifteter Orden. Tracht: die der regulirten Geiſtlichen, doch mit einem kleinen, einen Zoll breiten Ueberſchlagkragen.

Somatenen, im pyrenäiſchen Befreiungskriege 1808—13, der kataloniſche Landſturm, weil er bereit war, auf das Zeichen mit der Sturmglocke bewaffnet und mit Mundvorrath verſehen an gewiſſen Sammelplätzen (Somaten) ſich einzufinden.

Somateria (Ornith.), nach Leach, Eiderenee, Untergateung von *Anas L.*, ſ. Ente.

Somation (griech. Ane.), ſ. Bücher.

Somatiſch (v. Griech.), körperlich, den Körper im Gegenſatz des Geiſtes betreffend.

Somatologie (v. Griech.), die Lehre vom menſchlichen Körper, alſo beſonders Anatomie, der Dynamologie und Pſychologie entgegenſetzt.

Somatophylax (griech.), Leibwächter, Trabane.

Somatotomie (v. Griech.), ſ. v. a. Anatomie.

Somaulis (Somali), eine große Völkerſchaft an der Oſtküſte von Afrika, am Buſen von Aden vom Kap Gardafui weſtwärts wohnend, in einem Landſtrich, welcher nach ihnen Dar el Somauli genannt wird. In ihrem Lande gehört die Landſchaft Barbar, auf den Karten gewöhnlich Barbara, Berbera genannt, wohin, wie der Brite Burnes in ſeinem Berichte an die londoner geographiſche Geſellſchaft meldete, von den Hindus, namentlich von dem Haſen Mandavie in der oſtindiſchen Provinz Cuch oder Cutſch aus ein bedeutender Handel vermitteiſt großer Boote betrieben wird. Jährlich kommen etwa 100 ſolcher Schiffe aus verſchiedenen Theilen Oſtindiens dahin und es wird dann am Uſer, wo daſſelbe einen guten und ſichern Ankerplatz bildet, ein Markt mit den Eingebornen gehalten, die auf Kameelen dahin kommen. Sobald ein Boot landet, muß Jeder, auch der Niedrigſte, ſich einen Somauli auswählen, der ſein Aban oder Bürge für Leben und Eigenthum wird. Dies iſt durchaus nothwendig, denn hier gibt es keinen Häuptling. Die S. ſind hinterliſtig, fanatiſch und ſtreitſüchtig; man hat Beiſpiele, daß ſie in der Rache nach den europäiſchen Schiffen geſchwommen ſind u. die ganze Mannſchaft ermordet haben. Für jenen Schutz zahlt man einen Dollar auf den Kopſ. Das Baumwollenzeuch, welches die Boote der Hindus ihnen bringen, bezahlen die S. mit Ziegen, Kaffee, Gummi und Ghi (geſchmolzener Butter), meiſtens aber mit Piaſtern, die ſie aus Hurir (im Innern des Landes) bringen. Kleinere Münzen gibt es nicht; kleinere Summen werden mit einem beſtimmten Maße von Kaffee bezahlt. Die S. ſind alle Mohammedaner, ſcheeren die Köpfe nicht und gehen mit unbedecktem Haupte; nur die, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben, tragen Turbane. Sie führen keine Feuergewehre, ſondern Speere, meiſtens jeder zwei, die mit der Eiſenſpitze etwa 6 Fuß lang ſind, und haben wolliges Haar, aber keine dicken Lippen. Burnes hält ſie für eine Miſchlingsraçe aus Afrikanern und Arabern. Uebrigens haben ſie ein edles Anſehen, ſind ſchlank und zierlich gebaut. Die Zahl ihrer Kameele iſt bedeutend, denn oft kommen Karawanen von 500 derſelben auf einmal. So ſeltſam es iſt, daß die Eingebornen Indiens überhaupt mit einem ſo fernen Hafen einen Handelsverkehr unterhalten, ſo iſt es doch nicht minder auffallend, daß die Haupthandelsleute furchtſame Banianen ſind, welche ſich furchtlos den fanatiſchen u. barbariſchen S. anvertrauen, bei denen ſie ausnehmend ſtrenge behandelt werden. Wenn die Hindus in Barbar landen, dürfen ſie keinen Turban tragen; ſterben ſie, ſo darf der Leichnam nicht nach Hindubrauch verbrannt werden, ſondern ein Loch wird gegraben, in das man ſie in aufrechter Stellung ſetze, und für dieſes Vorrecht muß eine bedeutende Summe bezahlt werden. Während ſie in ihrem eigenen Lande Tödten der Thiere für ſündlich halten u. nur Waſſer aus den Händen von Leuten gewiſſer Kaſten trinken, wird es ihnen hier in Häuten von Thieren gebracht, die kaum vorher von Mohammedanern getödtet worden waren. Nur die Liebe zum Gewinn und der große Handelsvortheil kann die Hindus dahin bringen, ſich ſolchen Dingen zu unterwerfen. Die S. theilen ſich in mehre Stämme, als: Eſa-S., Heberawul-S., Abberdjerghadjis-S., Midlerthehn-S. an der Küſte des Meerbuſens von Aden, Guddobeſa-S., Bertela-S., Abakul-S., Wagedin- (Wogadihn-) S. im Innern. Die von ältern Geographen genannte Küſte Ajan heißt richtiger Land der Sowaulis oder Suallis, die als ein eingeborner Stamm angeſehen werden, indeß urſprünglich aus einer Miſchung der Küſten-Araber mit den weiter im Innern wohnenden Gallas entſproſſen ſeyn ſollen. Die Sowaulis nähern ſich, obgleich man ſie als eine gemiſchte Raçe betrachtet, doch dem Negerſtamm weit mehr als die Somaulis, welche letztern auch ſchlanker gebaut und in geiſtiger Hinſicht thätiger und aufgeweckter ſind. Das Küſtenland der Sowauli iſt ſo dürr und ſandig, als nur irgend eine unwirthliche Küſte auf Erden.

Digitized by Google

Somavanſcham (d. h. die Kinder des Mondes, ind. Myth.), Dynaſtie von Königen, welche nach der Sage von Buden und der Ila, dem Sohn des Soma, abſtammte, daher Mondskinder. Sie herrſchte in der Gegend des jetzigen Delhi. Ihr Gegenſatz war die Familie der Sonnenkinder im Oſten am Ausfluſſe des Ganges, die von den Söhnen des Sontadewa abſtammten. Da die Mondkinder Söhne der Ila, Tochter des Sratadewa war, ſo war Sratadewa der gemeinſchaftliche Ahn der Sonnen- und Mondkinder. Zu den letzteren gehörten die Jadus mit Kriſchna, die Kurus und Pandus und viele andere einzelne Radſchas, z. B. Adimunon, Adiraden, Andigaren, Angaraien, Anſchanuen, Baraden, Brudi, Dalaſengen ꝛc.; zu den Sonnenkindern Sagaren, Daſaratha, Dandan, Bonden ꝛc.

Somba, europ.-ruſſ. Fluß mit Perlen, im Gouv. Archangel.

Sombacourt, franz. Dorf mit Märkten, Dep. Doubs, Bez. Pontarlier; 590 Einw.

Sombathfalvaer Bezirk (Szombathfalvi Jaras), öſterr.-ſiebenbürg. Bezirk, Fogaraſcher Diſtrikt, im Alt- und Hauptflußgebiete, beſteht aus 12 Dörfern.

Somberek, ungar. Pfarrdorf, baranyer Geſpannſchaft, mohaeſer Bezirk; 2 ſchöne Kaſtelle mit engl. Gärten, guter Weizen- und Weinbau, vortreffliche Rindvieh-, Schaf- und beſonders Pferdezucht; 2200 Einw.

Sombernon, franz. Flecken, Dep. Côte-d'Or, Bez. Dijon, auf einem Berge; Handel mit Wolle und Hanf; 980 Einw.

Sombeval, ſchweiz. Ort, Kant. Bern, Bez. Courtelari; 410 Einw.

Sombholpur, brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſch. Bengalen, Prov. Gundwana, am Meheneddy. Der große gleichnam. Diſtrikt iſt gebirgig, ſtark bewaldet, aber die Thäler fruchtbar an Getreide, Zuckerrohr und Baumwolle. Er hat auch Diamanten und Goldſand.

Sombhunat, oſtind. Stadt, Nepal; ſehr berühmter und heil. Tempel, worin ein heiliges Feuer brennt, zu dem ſtark aus Butan und Tübet gewallfahrtet wird.

Sombien, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenſtein; 110 Einw.

Sombok, hinterind. Stadt, Anam, Cambodſcha, nördlich von Cambodſcha, links am May-Kang.

Sombokbot (Sombapur), hinterindiſche Stadt, Anam, Cambodſcha, links am May-Kang.

Sombol, brit.-oſtind. Stadt, Bengalen, Prov. Delhi, ſüdweſtl. von Morad-Abad.

Sombor (Zombor), ungar. königl. Freiſtadt, bacſer Geſp., Sitz eines griech. Protopopen; griech. und kathol. Kirchen, lebhafte Gewerbe, beſonders ſtarker Vieh- und Getreidehandel; 15,000 Einw., Illyrier und Deutſche.

Somborn (ſonſt Sonneborn), kurheſſ. Marktflecken, Prov. Hanau, Kr. u. Amt Gelnhauſen; 1550 Ew.; beſitzt ſeit 1772 die Marktgerechtigkeit.

Somborombon, ſüdamerikan. Bai, Buenos-Ayres.

Sombre (Biogr.), ſ. Sirdhana.

Sombreffe, belg. Dorf, Prov. und Bez. Namur; 1750 Einw. Hier Theil der Schlacht von Ligny am 16. Juni 1815.

Sombreiro, vorderind. Kanal, Nikobar-Inſeln, trennt die Nikobar-Inſelgruppe in eine nördliche und ſüdliche.

Sombrera, Inſel, ſ. Schlangeninſel.

Sombrerete, nordamerik. Bergſtadt, Hauptort des gleichnam. Bezirks, Mexiko, Staat Zacateeas, am Fuß des Berges Sombrevetillo; berühmt durch die reichen Silbergruben von Vetra-Negra und El-Parellon.

Sombreriſche Inſeln, ſ. Nikobar.

Sombrero (Geogr.), 1) weſtind. unbewohnte, waſſerloſe Inſel, Klein-Antillen, öſtlich von den Jungfern-Inſeln. 18° 38′ 4″ nördl. Breite und 65° 51′ 1″ weſtl. Länge; — 2) ſüdamerikan. Dorf, Venezuela, Prov. Caracas, rechts am Guarico; 2200 Einw., Weiße, Indianer, Mulatten.

Sombreros, große breitrandige Strohhüte, welche in Mexiko getragen und dort auch geflochten und getragen werden.

Sombreuil, Charles Vérot, Graf von, ein Anführer der Royaliſten bei der verunglückten Expedition der franzöſiſchen Emigranten auf Quiberon, wurde 1769 geboren. Sein Vater, der General S., welcher beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution zu Paris das Amt eines Gouverneurs der Invaliden verſah, zeigte während der Unruhen große Feſtigkeit und wurde nach den Ereigniſſen vom 10. Aug. 1792 ins Gefängniß geworfen. In den Septembergreueln rettete ihn ſeine Tochter, indem ſie durch Bitten und ihre Schönheit die Mörder rührte. Deſſenungeachtet fiel im Juni 1794 das Haupt des alten Generals mit dem ſeines älteſten Sohnes, Stanislaus, unter der Guillotine. Auch der jüngere, Charles, bewies in den Aufſtänden viel Muth und rettete Einem der Polignac das Leben. Später wanderte er aus und kämpfte in den Feldzügen von 1792—94 gegen die Republik. Nach dem Feldzuge in Holland begab er ſich nach England, wo er ſich der Expedition auf Quiberon (ſ. d.) beigeſellte. Er erhielt das Kommando über die zweite Abtheilung, die aus den Trümmern der Emigrantenregimenter, die in Holland gedient hatten, gebildet werden ſollte. Als er am 15. Juli 1795 mit dieſen bis auf 2000 M. verſtärkten Truppen zu Quiberon landete, war die Sache der von Puiſaye und Hervilly geführten Royaliſten ſchon verloren. Bei dem Angriff auf die republikaniſche Macht zu Saint-Barbe empfing Hervilly eine ſchwere Wunde, ſo daß S. den Befehl über die regelmäßigen Regimenter übernehmen mußte. Bei der allgemeinen Auflöſung und Verwirrung vermochte er nichts mehr zu leiſten. Der General Hoche entriß am 20. Juli den Royaliſten den einzigen Stützpunkt, das Fort Penthièvre, und drängte ſie dem Meeresufer zu. Während der verworrene Haufe von Chouans und Emigranten ſich auf die britiſchen Schiffe zu retten ſuchte, ſtellte ſich S.

Digitized by Google

allein mit ungefähr 1000 M. den andringenden Republikanern entgegen. Letztere wollten ihn mit ſeinem tapfern Häuflein ſchonen, forderten ihn zur Ergebnng auf und verſprachen ihm mit den Seinigen das Leben. Der befehligenbe General Hoche mochte wohl ein Gleiches verſichert haben. S. legte die Waffen nieder und wurde mit ſeinen Gefährten nach Auray abgeführt. Das Geſetz gebot zwar, alle mit den Waffen in der Hand ergriffene Royaliſten ſogleich zu erſchießen; allein die Armee ſchien dieſem Blutbade ſehr abgeneigt. Man fragte beim Konvent an; derſelbe ging jedoch bei der Sache kalt zur Tagesordnung über. Auch S., der die Republikaner durch ſeinen Muth und ſeine außerordentliche Schönheit ſehr einnahm, wurde nun zu Vannes vor ein Kriegsgericht geſtellt und am 28. Juli 1795, zugleich mit dem Biſchof von Dol, erſchoſſen.

Somcheti, Diſtrikt, ſ. Tiflis.

Som de Soube, ein Berg der Pyrenäen (ſ. d.).

Somena (a. Geogr.), 1) Stadt in Lycien, öſtlich von Aperlä und weſtlich von Andriaca; — 2) Fluß in Gallia Belgica; jetzt Somme.

Somer (Biogr.), 1) **Bernard**, Maler von Antwerpen, wo er um 1604 bei ſeinem Bruder **Paulus van S.** lebte, malte Porträte, hiſtoriſche Darſtellungen, Genrebilder und Stillleben, meiſt in kleinem Formate. Todesjahr unbekannt. — 2) **Matthias von**, auch **M. von Sommer** und **Sommern**, Zeichner und Kupferſtecher, wahrſcheinlich aus Amſterdam, ließ ſich zuerſt in Regensburg, dann in Nürnberg nieder, wo er um 1650—70 blühte. Ein Theil ſeiner Blätter gehört zu den Seltenheiten. — 3) **Jan van**, auch **J. v. Someren**, **Vanſomeren**, wohl irrig **V. Sommer**, Maler und Kupferſtecher, gegen 1645 in Amſterdam geboren, arbeitete auch in dieſer Stadt. Eine Anzahl von Blättern ſprechen von ſeiner Thätigkeit. Er hatte mit Jakob van Meurs in Amſterdam eine Kunſthandlung. Todesjahr unbekannt. — 4) **Paul van**, auch **P. v. Someren**, Maler und Kupferſtecher, um 1649 zu Amſterdam geboren und in Paris gebildet, ließ ſich ſpäter in London nieder. Todesjahr unbekannt. S. hat mehre Blätter geſtochen und radirt. Dann haben wir von ihm auch Arbeiten in ſchwarzer Manier.

Somerein, ungar. Flecken, **preßburger** Geſp., auf der Inſel Schütt; 2790 Einw.; haben viel Freiheiten.

Someren, niederländ. Marktflecken, Prov. Nord-Brabant, Bez. **Eyndhoven**, an der Aa; 3000 Einw.

Somerghem, belg. Flecken, Prov. Oſt-Flandern, Bez. **Gent**; Spitzenklöppelei, Handel mit Flachs, Rübſamen und Oel; 7400 Einw.

Somers (Geogr.), 1) nordamerikan. Ort, V. St., Staat Connecticut, Grafſch. **Tollard**; 1820: 1310, 1840: 1620 Einw.; — 2) Ort daſ., Staat New-York, Grafſch. **Weſtcheſter**; 1820: 1840, 1840: 2080 Einw.

Somers (Biogr.), **Lord John, Baron von Eversham**, brit. Staatsmann, geb. 1659 zu Worceſter, ſtudirte zu Oxford die Rechte, nahm 1688 großen Antheil an der Entthronung Jakobs II., ward von Worceſter in das Parlament erwählt und einer der Kommiſſäre der Kammer der Gemeinen. Im J. 1692 wurde er Generalprokurator und 1693 Lord-Siegelbewahrer; auch Baron von Eversham ward mit mehren Gütern beſchenkt und endlich zum Lordkanzler von England erhoben, mußte jedoch 1699 den gegen ihn erhobenen Klagen weichen und das Siegel zurückgeben. Gegen eine beim Parlament wider ihn erhobene Anklage vertheidigte er ſich ſiegreich. Doch zog er ſich nach dem Tode Wilhelms III. von den Staatsgeſchäften zurück und blieb nur Präſident der königl. Geſellſchaft und wohnte den Debatten des Oberhauſes bei, wo er unter Anderm 1706 einen Vorſchlag zur Vereinigung Englands mit Schottland in das Parlament brachte. Die Königin Anna ernannte ihn darauf zu einem der Kommiſſionäre in dieſer Angelegenheit. Im J. 1708 ward er wieder Präſident des Conſeils, zog ſich aber 1710 zurück und † 1716 auf einem ſeiner Landſitze. — 2) **Ludwig**, Maler von Antwerpen, beſuchte Paris und Italien, widmete ſich der Hiſtorienmalerei, zog aber auch das höhere Genre in ſeinen Bereich. Eines ſeiner ausgezeichnetſten Werke von 1837 ſtellt Cromwell dar, wie er eine Verſchwörung gegen ſein Leben entdeckt, eben ſo geiſtreich in der Kompoſition, wie in der techniſchen Behandlung, vom Kunſtverein von Leipzig für das ſtädtiſche Muſeum gekauft. Ein anderes Bild aus der neueren Geſchichte ſtellt die Kinder des Herzogs Jakob von Nemours dar, die während der Hinrichtung ihres Vaters bei den Füßen an das Schaffot gebunden wurden, 1845 auf der Kunſtausſtellung zu Brüſſel. Unter den Bildern aus dem Leben nennen wir beſonders die drei Zecher und den ſein Trauerſpiel vorleſenden Dichter im Dachſtübchen, welche beide der neueſten Zeit angehören. An dieſe Werke reihen ſich zahlreiche Bildniſſe, die eben ſo maleriſch, als charakteriſtiſch aufgefaßt ſind. — 3) **Wilhelm**, Maler zu Antwerpen, Zeitgenoſſe des Vorigen, durch Genrebilder bekannt, die ſich meiſt in einer höhern Sphäre bewegen und ſich gewöhnlich durch eine ſchlagende Lichtwirkung auszeichnen.

Somerſet (Geogr.), 1) brit. Grafſchaft, **England**, grenzt nördlich an den Briſtol-Kanal und die Grafſch. Glouceſter, öſtlich an die Grafſch. Wilts, ſüdöſtlich und ſüdlich an die Grafſch. Dorſet, ſüdweſtlich und weſtlich an die Grafſch. Devon und hat einen Flächenraum von 77½ □M. Die Küſte iſt theils unzugänglich, theils hat ſie ſchöne **Buchten** mit niedrigem Landſaum. Die beſte derſelben iſt die **von Bridgewater**, vor der die Sandbank **Culver-Sand** liegt. Im Norden und Weſten iſt die Grafſchaft gebirgig (**Mendip-, Blackdown-** und **Quantocks-Hill**), übrigens mit ſumpfigen Ebenen bedeckt. Von den **Flüſſen** mündet der **Ex**, der mit ſeinem Nebenfluß **Barle** im Weſten entſpringt, in den Kanal. Der **Avon**, zum Theil auf der Nordgrenze, der **Yeo**, **Axe**, **Brue** und **Parret** mit dem **Ivel** und der **Tone** münden in den **Briſtol-Kanal**. Der **Dorſet-Sormerſet-Kanal** durch-

ſchneidet den Oſten, der Kennet-Avon-Kanal den Nordoſten und nimmt den Somerſet-Coal-Kanal auf. Das Klima iſt gemäßigt. Die Produkte ſind Getreide, Hanf, Flachs, Rindvieh, Schafe und Schweine. Die Gebirge geben Blei, Steinkohlen, Kalkſtein, Mineralquellen. Die Induſtrie ſchafft Wollen- und Seidenzeuche, Leinwand, Segeltuch, Spitzen, Papier, Handſchuhe. Bebautes Land ſind 260,000 Acres, Weide 584,500 Acr., Sumpf 300,000 Acr., Holzung 200,000 Acr., Gemeindeland 20,000 Acr., unbebautes Land 65,000 Acr., Seen, Flüſſe ꝛc. 20,500 Acr. Zahl der Einwohner: 1831: 404,200, 1841: 436,000. Die Hauptſtadt iſt Briſtol. — 2) Nordamerikan. Grafſchaft, V. St., Staat Maine; 1820: 21,790, 1830: 35,790, 1840: 33,910 Einw.; Hauptort: Norridgewock; — 3) Ort daſ., Staat Vermont, Grfſch. Windham; 1840: 260 Einw.; — 4) Ort daſ., Staat Maſſachuſetts, Grfſch. Briſtol, rechts am Taunton; 1820: 1120, 1840: 1000 Einw.; — 5) Ort daſ., Staat New-York, Grfſch. Niagara; 1840: 1740 Einw.; — 6) Grafſchaft daſ., Staat New-Jerſey; 1810: 14,730, 1820: 16,500, 1830: 17,690, 1840: 17,460 Einw.; Hauptort: Somerville; — 7) Grafſchaft daſ., Staat Pennſylvania; 1820: 13,970, 1830: 17,440, 1840: 19,650 Einw.; gleichnam. Hauptort; 1840: 640 Einw.; — 8) Grafſchaft daſ., Staat Maryland; 1820: 19,580, 1830: 20,160, 1840: 19,510 Einw.; Hauptort: Princeß-Anz — 9) Hauptort daſ., Staat Ohio, Grfſch. Perry; 1840: 950 Ew.; — 10) Ort daſ., Staat Pennſylvania, Grfſch. Waſhington; 1820: 1540, 1840: 1620 Ew.; — 11) Flecken daſ., in der gleichnam. Grfſch.; 640 Einw.; — 12) Ort daſ.; 1840: 2710 Ew.; — 13) afrikan. Bezirk, Südſpitze, Kapland, nördlich von Albany, gebildet aus Theilen der Diſtrikte Albany Cradok und Graff Reynett, mit der neu angelegten Stadt S.; — 14) Inſel, ſ. Bermudas.

Somerſet (Geneal. und Biogr.), engliſcher Grafen- und Herzogstitel, den das von den Plantagenets ſtammende ältere Haus Beaufort (ſ. d.) beſaß und das jetzige jüngere Haus noch als Familiennamen führt. John Beaufort, der Sohn Johns von Gaunt, aus deſſen 3., erſt ſpäter legitimirten Ehe, erhielt 1397 die Würde eines Grafen von S. Sein älteſter Sohn, John, wurde zum Herzog von S. erhoben, hinterließ aber nur eine Erbtochter, Margaretha, die den Edmund Tudor, Grafen von Richmond, heirathete und die Stammmutter des königlichen Hauſes Tudor geworden iſt. Ein zweiter Sohn des Grafen von S., Edmund, führte das Haus Beaufort in einer Nebenlinie fort. Er zeugte 5 Töchter, von denen mehre die Stammmütter angeſehener Häuſer wurden, und 3 Söhne, von denen 2 in der Schlacht bei Tewksbury umkamen, und der dritte, John, 1463 das Schaffot beſtieg. John hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Charles, der den Namen S. als Familiennamen annahm, den Titel eines Herzogs von Worceſter erhielt und als der Stammvater des jetzigen Beaufort betrachtet wied. Außerdem wurde unter Jakob I. der Titel eines Grafen von S., unter Eduard VI. die herzogliche Würde nochmals, und zwar an Perſonen verliehen, die mit den Beauforts in keiner Beziehung ſtanden. Merkwürdig ſind: 1) Rob. Carr, Viscount von Rocheſter, Graf von S., ſtammte aus einer ſchott. Adelsfamilie. 20 Jahre alt, wurde er an den Hof Jakobs I. nach London gebracht, in der Abſicht, aus ihm einen unſchädlichen Günſtling des Königs zu machen. Jakob, von der Jugend und Schönheit Carrs eingenommen, verſuchte ſelbſt ihn zu bilden, ſchenkte ihm ſein ganzes Vertrauen und erhob ihn zum Viscount von Rocheſter. Sehr bald gelangte auch der Günſtling zu bedeutendem Einfluß auf die Staatsangelegenheiten und ſchwelgte in Reichthümern, während die höchſten Beamten darbten. Zum Glück fand er an dem Schriftſteller Overburg einen weiſen Freund und Führer, der bedacht war, die große Macht des jungen Mannes zum Guten zu lenken. Da verliebte ſich Rocheſter in die Gräfin von Eſſex, eine ſchöne, junge Dame, die das unerlaubte Verhältniß einging und ſich von ihrem Gemahl ſcheiden laſſen wollte. Als er Overburg in dieſer Angelegenheit um Rath fragte, widerrieth ihm derſelbe eine ſolche Verbindung und machte ihn auf ſein wahres Intereſſe aufmerkſam. Der Schwächling verrieth den Rathſchlag ſeiner Geliebten, der Gräfin, und ließ ſich von ihr bewegen, den Freund beim Könige hochverrätheriſcher Abſichten zu beſchuldigen. Wirklich wurde Overburg auf dieſe Verläumdung hin in den Tower geworfen. Sechs Monate ſpäter vermählte ſich Rocheſter mit der von ihrem erſten Gemahl geſchiedenen Geliebten und echielt ſogleich vom Könige die Würde eines Grafen vbn S. Seine Gemahlin trieb ihn jetzt an, den verhaßten Overbury durch Gift vollends aus dem Wege zu räumen. Die That wurde, im Verein mit S.s Oheim, dem Grafen von Northampton, und unter Beihülfe des Gouverneurs vom Tower, am 15. Sept. 1613 vollzogen, jedoch ſo ungeſchickt, daß man Verdacht ſchöpfen konnte. Von Gewiſſensbiſſen gequält, verlor S. ſehr bald Jugend, Schönheit und die Liebenswürdigkeit des Umgangs und hiermit zugleich die Gunſt des Königs. Ein Theil der Hofleute, die S. haßten, nahmen die Gelegenheit wahr und verſchafften ihm an George Villiers, dem ſpätern Herzog von Buckingham (ſ. d.), einen Nebenbuhler, durch welchen S. auch ſehr bald beim Könige verdrängt wurde. Zugleich brachten die Entdeckungen eines Apothekerburſchen die Schuld S.s völlig zu Tage. Der König ließ S., deſſen Gemahlin und die übrigen Mitſchuldigen vor eine Gerichtskommiſſion ſtellen, welche ſie ſämmtlich zum Tode verurtheilte. Einige mußten die Strafe erleiden. S. hatte jedoch mit wichtigen Enthüllungen gedroht, und, bewog ihn dies, oder war es ein Reſt von Anhänglichkeit, Jakob ſchenkte ihm und ſeiner Gemahlin das Leben. Nachdem beide mehre Jahre im Gefängniß geſeſſen, erhielten ſie die Freiheit und ein königliches Jahrgeld, mit der Erlaubniß, daſſelbe im Auslande zu

verzehren. In der Verbannung verwandelte ſich ihre ſchuldbeladene Liebe in den tiefſten Haß, der ihnen das Leben verbitterte. S. † um das J. 1638. Noch vor ſeinem Tode heirathete ſeine einzige Tochter den Herzog von Bedford, aus welcher Ehe der unter Karl II. hingerichtete Lord Ruſſel (ſ. d.) entſprang. Die Geſchichte S.s iſt oft von Romanſchreibern benutzt worden. — 2) Edward Seymour, Herzog von S., der Oheim Eduards VI. von England und Protektor des Reichs, war der Sohn des in der Grafſchaft Wilt angeſeſſenen Sir John Seymour. Er widmete ſich unter Heinrich VIII. mit Glück dem Kriegsdienſte und wohnte ſchon 1522 der Expedition nach Frankreich bei. Als Heinrich VIII. 1536 ſeine Schweſter, Johanna Seymour, heirathete, erhielt er den Titel eines Viscount von Beauchamp. Im J. 1542 begleitete er den Herzog von Norfolk auf dem Zuge nach Schottland. Der König ernannte ihn 1544 zum Generallieutenant im Norden des Reichs und ließ ihn mit einer ſtarken Armee abermals in Schottland einfallen. Er verwuſtete Leith und Edinburgh, kehrte darauf im Auguſt zurück und folgte dem Könige nach Frankreich, wo er Boulogne erobern half. Noch 1547 erhob ihn Heinrich VIII. zum Grafen von Hertford und ernannte ihn zu einem der 16 Teſtamentexekutoren, die während der Minderjährigkeit des jungen Eduard VI. die Regierung fuhren ſollten. Kaum war jedoch Heinrich geſtorben, als ſämmtliche Räthe dem Hertford das Protektorat übertrugen, um der Regierung die nothwendige Einheit zu geben. Zugleich nahmen die Machthaber zahlreiche Standeserhöhungen vor, wobei Hertford zum Herzog von S., ſein Bruder zum Lord Seymour von Sudley und zum Großadmiral erhoben wurde. Ueberdies ließ ſich der Protektor vom jungen König ein Patent ausſtellen, das ihm eine völlig königliche Gewalt übertrug. Weil S. Feſtigkeit, Mäßigung und Kriegsruhm beſaß und als der nächſte Verwandte für die Erhaltung des Königs Intereſſe haben mußte, erregte dieſe Anordnung unter dem Volke keine Befurchtung, ſondern große Hoffnungen. S. benutzte ſeine Macht zuvörderſt, unter Cranmers Leitung die Kirchenreformation fortzuführen, wodurch er freilich die Katholiken und deren Häupter, den Grafen von Southampton und die Biſchöfe Gardiner, Tonſtal u. Bonner, ſehr erbitterte. Zur Befeſtigung ſeiner Stellung eröffnete er noch im Auguſt 1547 einen Feldzug nach Schottland und brachte den Schotten am 10. Sept. die furchtbare Niederlage bei Pinkey bei. Nach ſeiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle die blutigen Geſetze Heinrichs VIII. aufheben, nach welchen es möglich war, jeden Unterthan als Hochverräther zu verderben. Deſſenungeachtet erweckte ihm ſeine Stellung viele eiferſüchtige Feinde, unter denen ſich auch ſein Bruder, Lord Seymor, ein ſehr fähiger, aber anmaßender Mann, befand. Letzterer hatte nach Heinrichs VIII. Tode deſſen Wittwe, Katharina Par, geheirathet und faßte ſogar als dieſelbe 1548 ſtarb, den Plan, ſich mit der 16jährigen Prinzeſſin Eliſabeth, der nachmaligen Königin, zu vermählen. Offenbar war er entſchloſſen, ſeinen Bruder vom Protektorat zu verdrängen und ſuchte ſich deshalb auch bei dem jungen Könige einzuſchmeicheln. Alle Vorſtellungen, die ihm der Protektor über ſein Betragen machte, blieben fruchtlos, weil der Graf von Warwick, der ſpätere Herzog von Northumberland (ſ. d.), insgeheim wirkte, um den einen Bruder durch den andern zu verderben. S. ließ endlich 33 Anklageartikel gegen ſeinen Bruder vor das Oberhaus bringen, das denſelben als Hochverräther zum Tode verurtheilte. Das Urtheil wurde auch an Seymour am 20. März 1549 vollzogen. Um dieſe Zeit erhoben ſich in verſchiedenen Gegenden Englands Aufſtände, in denen die argbedrückte und beſonders durch die Ausdehnung der Schafzucht bedrohte Landbevölkerung das Joch der Großen abzuſchütteln verſuchte. Der Protektor gerieth hierdurch ſeinen Feinden gegenuber in eine mißliche Lage, zumal nicht nur der Krieg in Schottland eine üble Wendung nahm, ſondern auch Heinrich II. von Frankreich ſich zur Wiedereroberung von Boulogne rüſtete. Unter dieſen Verhältniſſen ſchlug S. dem Staatsrathe vor, mit den auswartigen Machten Frieden zu ſchließen und Boulogne an Frankreich zurückzugeben. Warwick legte dieſe kleinmüthige Politik als Feigheit aus, nahm den König ein und gewann auch die Staatsräthe fur ſich, die dem Protektor die Hinrichtung des Bruders und eine maßloſe Bereicherung durch Einziehung von Kirchengütern nicht verzeihen konnten. Auch im Volke hatte ſich S. viele Feinde gemacht, indem er zu London Häuſer und Kirchen niederreißen ließ, um ſich aus dem Material einen großartigen Palaſt zu bauen. Die verbündeten Räthe überreichten endlich dem Könige eine Schrift, in welcher ſie den Protektor des Mißbrauchs der Gewalt beſchuldigten und auf Unterſuchung antrugen. Zwar konnte ſich S. auf das Patent berufen; allein der König ließ ihn in den Tower werfen und im Nov. 1549 die Sache vor das Parlament bringen, das ihn ſehr glimpflich behandelte. Er hatte jedoch ſelbſt das Geſtandniß abgelegt, daß er in vielen Fällen unvorſichtig gehandelt, und wurde deshalb ſeiner ſämmtlichen Länder verluſtig erklärt und zu einer jährlichen Geldſtrafe von 2000 Pfd. Sterl. verurtheilt. Indeſſen begnadigte ihn der König, ſetzte ihn auch in Freiheit, und Warwick, der ſeine Macht noch nicht geſichert hatte, ſah ſich genöthigt, mit ſeinem Nebenbuhler eine Verſöhnung einzugehen, die man durch die Vermählung von S.s älteſter Tochter mit Lord Dudley, einem Sohne Warwicks, beſiegelte. Deſſenungeachtet ſuchte der Eine den Andern zu verderben, und S. war unvorſichtig genug, ſeine Pläne zu verrathen. Warwick, nachdem er ſich des Königs bemächtigt und die Staatsgewalt unumſchränkt an ſich geriſſen, ließ S. am 16. Okt. 1551 verhaften und beſchuldigte denſelben, ihm nach dem Leben getrachtet und zugleich verrätheriſche Anſchläge auf die Staatsgewalt gefaßt zu haben. Eine Jury von 27 Peers konnte S. zwar nicht des Hochverraths ſchuldig finden, legte ihm aber das Verbrechen der Felonie zur Laſt, weil er einen Vaſallen des Königs habe ermorden wollen, und

verurtheilte ihn am 1. Dec. zum Tode. Am 22. Jan. 1552 wurde S. auf Towerhill enthauptet. Er hinterließ nur mehre Töchter aus der Ehe mit Anna Stanhope, deren Ehrgeiz ihm viele Feinde zugezogen hatte.

Somerſet, Nord-, nordamerikan. Land, Polarländer, ſüdweſtlich von Nord-Devon; ein noch wenig unterſuchtes Land, von dem es daher ungewiß iſt, ob Inſel od. Feſtland; ſein Anſehn iſt grauſenerregend.

Somerſet-Coal, brit. Kanal, England, Grfſch. Somerſet; beſteht aus zwei Armen. Drr Dunkerton-Branch beginnt bei Littleton, iſt nordöſtlich gerichtet und bei Dunkerton vorübergeführt; der Radſtock-Branch beginnt bei Radſtock und iſt nordöſtlich gerichtet. Das Ganze führt ſüdöſtlich von Bath in den Kennet-Avon-Kanal.

Somerſethouſe (Topogr.), ſ. London.

Somersham, brit. Kirchdorf, England, Grfſch. Hungtingdon, nordöſtlich von Huntingdon; Sauerbrunnen; 1400 Einw.

Somerton, brit. Stadt, England, Grfſch. Somerſet, ſüdöſtl. von Bridgewater; Wollwerberei; 1720 Einw.

Somerville, William, engliſcher Dichter, geb. zu Edſton in Warwickſhire 1692, nach Andern 1682 oder gar 1677, ſtudirte zu Oxford und lebte dann als Friedensrichter auf dem von ſeinem Vater ererbten Gute. Zu große Gaſtfreiheit und Nachläſſigkeit im Haushalte brachten ihn gegen Ende ſeines Lebens in Noth, und um ſich die Sorgen zu vertreiben, ergab rr ſich dem Trunke. Er † 1742 und ward in Wotton begraben. Sein wichtigſtes Gedicht iſt „The chase", ein didaktiſch-deſkriptives Gedicht in reimloſen Verſen (1735), das ein großer Liebling der engliſchen Jagdfreunde geblieben iſt und das Verdienſt hat, gefällig, maleriſch, naturgetreu und einfach zu ſeyn. Zwei andere Lehrgedichte „Hobbinol or rural games" (1740) und „Field sports" (1742), ſind weniger glücklich. S. iſt jetzt faſt ganz vergeſſen. Eine Sammlung ſeiner Werke erſchien zu London 1742, 1776 u. ö.

Somervillite, ſ. Sommervillite.

Somino (Somina, Sominka), europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Nowgorod, ſüdöſtl. von Tichwin, am gleichnam. Fluſſe, welcher zur Speiſung des Kanals von Siäs dient; zur Zeit der Meſſe von Niſchnei-Nowgorod oft mit 20,000 Menſchen.

Somion (Bot.), nach Adanſon, Pilzgattung, Arten unter Hydnum *L.*

Somis (Biogr.), 1) Bildner, wird von Pauſanias unter den Künſtlern erwähnt, die nach Ol. 60 blühten. Er nennt von ihm die Statue des jungen Fechters Procles. — 2) Lorenzo, einer der größten italieniſchen Violinvirtuoſen des vorigen Jahrhunderts, war ein Schüler von Corelli und in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrh. königl. Kapellmeiſter zu Turin. Weitere Nachrichten über ihn fehlen. Sein Hauptverdienſt beſteht mit darin, daß er eine ganz eigene Schule des Violinſpiels gründete, welche in der Geſch. noch bis heute nach ihm benannt wird. Von ſeinen Kompoſitionen erſchienen mehre Violinſolos.

Somkereck, ſiebenbürg. Ort, Inner-Solnok, öſtlich von Bethlen, an der Oſtgrenze.

Somkut, ſiebenbürg. Ort, Kövar, nördlich von Gaura.

Somlyo (Geogr.), 1) ſiebenbürg. Flecken, Ungarn-Land, kraßnaer Geſpſch., nordweſtlich von Klauſenburg, an der Kraßna; Kirchen der Katholiken, unirten Griechen und Reformirten, Minoriten-Kloſter; Mineralquelle; — 2) Dorf daſ., Szekler-Land, Cſiker-Stuhl, ſüdöſtlich von Gyergyó-St.-Miklos; Franciskaner-Kloſter.

Somma (Geogr.), 1) öſterr.-ital. Stadt, Lombardei, nordweſtl. von Mailand, wo der Teſſin aus dem Lago-Maggiore abfließt; 3200 Einw.; — 2) ital. Stadt, Königr. und Prov. Neapel, öſtlich von Neapel, nördlich am Veſuv; Schloß, Kollegiat, Hoſpital, vorzüglicher Wein; 7200 Einw.; — 3) (Sumah), aſiat.-türk. Flecken, Anatolien, nordöſtlich von Smyrna.

Sommaco (ital., Bot.), ſ. v. a. Gerber-Sumach, Rhus coriaria *L.*

Sommaing-en-Oſtrevent, franz. Dorf, Dep. Nord, Bez. Douay; Zuckerfabr.; 2500 E.

Sommariva (Geogr.). 1) S.-del-Boſco, ital. Stadt, Königreich Sardinien, weſtlich von Alba, am Naviglio nuovo; 5100 Einw.; — 2) S.-Parno, Dorf daſ., 1850 Einw.

Sommatino, ital. Flecken, Inſel Sicilien, ſüdweſtl. von Caltaniſetta.

Somme (Geogr.), 1) (ſonſt Samara), franz. Fluß, entſpringt im Depart. Aisne, Bez. St.-Quentin, unweit Fonſomme, fließt anfangs ſüdweſtl., dann weſtlich in das gleichnam. Depart., das er von Südoſten gegen Nordweſten durchſchneidet, und mündet unterhalb le-Crotoy in den Kanal; 45 L. Lauf, davon 24 L. ſchiffbar. Die S. wird nur durch Kanäle ſchiffbar bis St. Simon, wo ſie mit der Oiſe in Verbindung geſetzt iſt durch den Kanal von St. Quentin. Unter ihren zahlreichen, aber kleinen Zuflüſſen iſt die Avre (links) der wichtigſte. — 2) Kanal daſ., wodurch die S. mit der Schelde und Oiſe verbunden wird, hieß vor 1830 Kanal Angoulême. — 3) Departement daſ., gebildet aus den ehemaligen Landſchaften Amiénais, Ponthieu, Santerre, Vimeux, Vermandois und Artois; grenzt nördlich an das Depart. Pas-de-Calais, nordöſtlich an Nord, weſtlich an Aisne, ſüdlich an Oiſe, ſüdweſtlich an Seine-infér. und weſtlich an den Kanal; umfaßt 91,95 □M. mit 559,680 Einw. in den Bez. Amiens (184,166), Abbeville (134,620), Péronne (110,982), Montdidier (70,226), Doullens (59,686), in 834 Kommunen. Im Norden iſt die Küſte ſandig, im Süden ſteil. Das Klima iſt feucht und kalt, im Allgemeinen geſund, ausgenommen in den Sümpfen, längs der Somme, welche den Hauptfluß bildet und mit Ausnahme der Avre nur kleine Flüſſe aufnimmt; an der Südgrenze fließt die Bresle, an der Nordgrenze die Aulhie. Das Land bildet eine weite, nackte und traurige Ebene (nur durch die Ardennen theilweiſe gebirgig) und iſt nicht fruchtbar; nur kleine Thäler an Bächen unterbrechen hie und da die Einför-

Digitized by Google

migkeit. Der Wald von Crécy im Nordweſten iſt die einzige bedeutende Holzung im Depart., das übrige ſind nur einzelne Gebüſche, Alles insgeſammt, 55,013 Hektaren. Die Produkte ſind: reichlich Getreide, etwas Hafer, Hülſenfrüchte, Hanf, Flachs, Oelfrüchte, Hopfen, Cider, Bier, Rindvieh, Pferde, Schafe. Die lebhafte Induſtrie verarbeitet Wolle, Ziegenhaar, Seide, Hanf, Flachs, Baumwolle zu Zeuchen, Teppichen, Tiſchzeuchen, Gaze, Leinwand und ſchafft außerdem Glas, Papier, chemiſche Produkte, Leim, viel Zucker (1836 in 32 Fabr.). Auch der Handel durch den Hafen St.-Valery und im Lande iſt lebhaft. Hauptſtadt iſt Amiens.

Somme (Biogr.), 1) de S., Maler, blühte im 17. Jahrh. in Frankreich, malte Blumen und Früchte. — 2) Felicité de, Malerin zu Antwerpen, malt hiſtoriſche Darſtellungen und Genrebilder, erſtere meiſt der neueren Geſchichte entnommen, letztere dem Volksleben.

Sommea (Bot.), nach Bory de St. Vincent, Pflanzengattung. Art: calcitrapa *Bory*; ſ. v. a. Acicarpha spathulata *R. Br.*

Sommelsdyk, niederl. Flecken, Prov. Süd-Holland, auf der Inſel Over-Flakken; 1560 E.

Sommen (Geogr.), 1) ſchwed. See, ſüdweſtlich im Linköping-Län, öſtlich vom Wettern-See; ſteht nordweſtlich durch einen Abfluß mit dem Roxen-See und dadurch mit dem baltiſchen Meer in Verbindung; — 2) Vogtei daſelbſt.

Sommen (Schiffsweſ.), eine Art platte, 80—90 Fuß lange Barken der Chineſen; ſie haben einen großen und einen Falkmaſt, mitunter auch einen Obermaſt und ſind mit Segeln von Rohrmatten verſehen, welche wie ein Fächer zuſammengelegt werden. Das Vordertheil iſt platt, das Hintertheil durchſchnitten, um durch dieſe Oeffnung das Steuerruder herausgehen zu laſſen. Die Schiffe ſegeln langſam und dienen zum Handel.

Sommepuis, franz. Dorf, Depart. Marne, Bez. Vitry-le-Français; 630 Einw.

Sommepy (Sommepius), franz. Dorf, Depart. Marne, Bez. Ste.-Menehould, am Urſprung des Py; Tuchfabrik; 1330 Einw.

Sommer (lat. Aestas, franz. Eté), 1) (Aſtron. und phyſ. Geogr.), diejenige der 4 Jahreszeiten (ſ. d.), welche zwiſchen Frühling und Herbſt liegt und von dem letzten Tage an bis zum Tage der Herbſtnachtgleiche reicht. In der nördlichen Halbkugel der Erde beſtimmt der Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebſes den Anfang und der Eintritt in die Wage das Ende des S.s, er beginnt alſo am 21. Juni und endigt am 23. Sept. In der ſüdlichen Hemiſphäre bezeichnet der Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks den Anfang und ihr Eintritt in den Widder das Ende des S.s. In den gemäßigten und den kalten Zonen wird der Anfang des S.s beſtimmt durch den höchſten Stand der Sonne, oder ihre größte Abweichung nach Norden oder Süden; wollte man dieſe Beſtimmung auch auf die heiße Zone übertragen, ſo würde man für dieſelbe zwei Sommer annehmen müſſen, indem dort bekanntlich die Sonne für jeden Ort zweimal jährlich im Scheitel ſteht. Da der S. der Nordhalbkugel in die Zeit fällt, wo ſich die Erde in der Sonnenferne befindet und langſamer in ihrer Bahn bewegt, als in der Sonnennähe, ſo hat dies die Folge, daß die Sonne in ihrer nördlichen Abweichung vom Aequator um 7 Tage und 20 Stunden länger verweilt als in der ſüdlichen, und daß alſo Frühling und S. zuſammen für uns um mehr als eine Woche länger dauern, als Winter und Herbſt. Da indeß das Aphelium oder der Punkt, wo die Erde auf ihrer Bahn die größte Entfernung von der Sonne erreicht, langſam nach Oſten, der Sommerpunkt dagegen, oder der Ort der Bahn, wo die Sonne für die nördliche Halbkugel am höchſten ſteht, langſam nach Weſten rückt, ſo wird ſich jenes zu Gunſten der nördlichen S. jetzt beſtehende Verhältniß nach und nach verändern und endlich für eine lange Zeit ins Gegentheil umſchlagen. Der Sommerpunkt liegt jetzt circa 9° weſtlicher als die Sonnenferne, beide entfernen ſich alle 100 Jahre um 1°,7 weiter von einander und werden demnach in circa 10,000 Jahren um 180° von einander abſtehen und erſt in mehr als 20,000 Jahren wieder ſich begegnen. Dieſe größere Entfernung, in welcher ſich im S. die Erde von der Sonne befindet, hat zunächſt die Folge, daß der Sonnendurchmeſſer uns im S. merklich kleiner erſcheint als im Winter; daß aber gleichwohl die Strahlen der Sonne trotz der weitern Entfernung der Sonne im S. kräftiger als im Winter wirken, hat ſeinen Grund darin, daß ſie dann in minder ſchräger Richtung, unter einem größeren Winkel auf die nördliche Halbkugel fallen und uns die Sonne im S. viel früher auf- und viel ſpäter untergeht, alſo ihre wärmenden Strahlen längere Zeit wirken läßt. In dem Augenblicke des Sommerſolſtitiums, wenn die Sonne des Mittags am höchſten ſteht und am längſten über dem Horizont verweilt, d. h. zu Anfang des aſtronomiſchen S.s ſollte man eigentlich die größte Hitze des Jahres vermuthen. Die Erfahrung lehrt aber, daß dieſe erſt 2—6 Wochen ſpäter, im Juli und Auguſt, einzutreten pflegt und der Grund dieſer Erſcheinung iſt der, daß die Sonne dann ſchon länger gewirkt und den nordiſchen Schnee, ſo wie die Frühlingsfeuchtigkeit entfernt und den Boden durchwärmt hat. — 2) (Myth.), ſ. Aestas.

Sommer (Biogr.) 1) Johann Gottfried, Geograph, 1782 in dem Dorfe Leuben bei Dresden geboren, wo ſeine Aeltern, unbemittelte Landleute, lebten. Neben dem gewöhnlichen Elementarunterricht, den er bis zum 14. Jahre in der Schule des Ortes empfing, lernte er auch die Muſik und bei dem Pfarrer Latein u. Franzöſiſch. Die beſchränkten Vermögensumſtände ſeiner Aeltern machten es ihm unmöglich, den ferneren Gymnaſial- und akademiſchen Studien, ſeinem Wunſche gemäß, ſich zu widmen. So wurde er nach beendigter Schulzeit Kinderlehrer eines benachbarten kleinen Dorfes und benutzte die Freiſtunden, unterſtützt durch die Bibliotheken einiger Geiſtlichen, zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung. Um jedoch weitere Beförderungen im Schulfache erlangen zu kön-

Digitized by Google

nen, begab er ſich nach Dresden, genoß hier mehre Jahre Dinters Unterricht, ſtudirte für ſich ſelbſt Mathematik, Geographie, Geſchichte und neuere Sprachen und erhielt darauf eine kleine Lehrerſtelle in Dresden. Mehre fehlgeſchlagene Verſuche, eine beſſere Anſtellung zu erhalten, machte ihn zuletzt mit ſeiner Lage ſo unzufrieden, daß er 1806 ſeine Stelle niederlegte und nach den öſterreichiſchen Staaten auswanderte, um entweder durch wiſſenſchaftliche Beſchäftigung oder in andern Lebensverhältniſſen ein beſſeres Loos zu finden. Er überzeugte ſich bald, daß er nur für die erſtere wahren Beruf habe. Daher widmete er ſich dem Privatunterricht und wurde Hauslehrer in mehren Familien, zuerſt in Prag, dann auf dem Lande, wo in einer an Berg- und Hammerwerken reichen Umgebung ſeine Liebe zu phyſikaliſchen Studien geweckt wurde. Um dieſe weiter verfolgen zu können, ging er, da es ihm hier an allen Hülfsmitteln fehlte, wieder nach Prag, und wurde daſelbſt 1818 als Profeſſor der wiſſenſchaftlichen Lehrgegenſtände am Konſervatorium der Muſik angeſtellt. Im Jahre 1831 machte ihm der Verwaltungsausſchuß des böhmiſchen Muſeums den Antrag, die Bearbeitung einer ausführlichen Topographie Böhmens aus Materalien, die das Muſeum hatte ſammeln laſſen, zu übernehmen, und um dieſem Antrage entſprechen zu können, legte S. ſeine Lehrerſtelle am Konverſatorium nieder. Er hat ſeit dem, ohne auf neue Entdeckungen auszugehen, ſich doch weſentliche Verdienſte um die Welt- und Erdkunde erworben, indem er die Liebe zu derſelben im größern Publikum wecken half. Sein „Gemälde der phyſiſchen Welt“ (Band 1. und 2., 3. Aufl., Prag 1834—40, und Band 3.—6., 2. Aufl., 1829—31) hat wegen des populären, klaren und anziehenden Vortrags, der gleichwohl die wiſſenſchaftliche Haltung nirgends verleugnet, bei dem Unterricht der Jugend allenthalben Eingang gefunden; ebenſo trägt ſein „Taſchenbuch zur Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe“ (Prag 1822 ff.) weſentlich dazu bei, dieſe Kenntniſſe u. den Geſchmack an denſelben in alle Kreiſe der deutſchen Leſewelt einzuführen. Für Schütz' „Allgemeine Erdkunde“ lieferte er das „Neueſte Gemälde von Aſien“ (4 Bde., Wien 1829—30) und das „Neueſte Gemälde von Amerika“ (4 Bde., daſ. 1831—33). Noch iſt zu erwähnen ſein unter Mitwirkung des gründlichen Geognoſten Zippe unternommenes treffliches Werk: „Das Königreich Böhmen, ſtatiſtiſch und geographiſch dargeſtellt“ (Bd. 1—7, Prag 1833—39), ſo wie ſein „Verdeutſchungs-Wörterbuch“ (5. Aufl., Prag 1839) und das „Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde“ (Bd. 1.—2., Prag 1833—39). — 2) S. Stephana.

Sommer, fliegender (Arachnid.), ſ. v. a. Alter-Weiber-Sommer (ſ. d.).

Sommera (Bot.), nach Chamiſſo, Gattung der Rubiaceae *Cham.* Einzige Art: S. arborescens *Cham.*, Baum in Mexiko.

Sommerach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Aſchaffenburg, Ldgr. Volkach; Mainüberfahrt und vortrefflicher Wein (Sommeracher)- und Obſtbau; 900 Einw.

Sommeracher, guter, weißer, bayeriſcher Frankenwein.

Sommeradonis (Bot.), ſ. v. a. Adonis aestivalis *L.*

Sommerambrettbirne (Pomol.), ſ. Ambrettbirne 1).

Sommerapothekerbirne (Pomol.), ſ. Apothekerbirne und Chelſtbirne.

Sommerau (Geogr.), 1) bad. zerſtreute Häuſer, Mittelrheinkreis, Amt Hornberg; 120 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Kötzing; 150 Einw.; — b) (Pfarrdorf), R.-B. Unterfranken und Aſchaffenburg, Ldgr. Klingenberg; Schloß mit Kapelle, Patrmger.: 490 Einw.; — 3) preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Weſt-Pr.): a) R.-B. Danzig, Kr. Marienburg; 310 Einw.; — b) R.-B. Marienwerder, Kr. Roſenberg; 560 Einw.; — c) ſ. Damerau; — 4) preuß. Rittergut, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnit; 130 Einw.; — 3) königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlauſitz, Ldge. Löbau; 220 Einw.

Sommerau (Biogr.), Ludwig, Maler und Kupferſtecher, 1750 in Wolfenbüttel geboren und zu Baſel in Ch. v. Mechels Schule unterrichtet, ging 1774 nach Rom, wo er in einer Reihe von Jahren mehre Blätter nach Raphael und andern großen Meiſtern in Kupfer ſtach. Von Rom ging S. nach Deutſchland und arbeitete einige Zeit zu Frankfurt a. M., wurde ſpäter Hofkupferſtecher zu Braunſchweig, als welcher er den Plan faßte, die Werke der Gallerie in Salzdahlen durch den Stich bekannt zu machen. Die Sammlung war auf 50 Blätter berechnet, es erſchienen aber nur zwei, da der Künſtler †.

Sommerauera (Bot.), nach Hoppe, Pflanzengattung. Art: S. quadrifida *Hop.*, ſ. v. a. Cherleria imbricata *Sering.*

Sommeraugenwurzel (Bot.), nach Oken, ſ. v. a. Sommeradonis, Adonis aestivalis *L.*

Sommerbachskopf, Berg, ſ. Gotha.

Sommerbau, 1) der Bau des Sommergetreides; — 2) das Sommergetreide ſelbſt.

Sommerbergamotten (Pomol.), ſ. Bergamottenbirnen.

Sommerbier, ſ. v. a. Lagerbier.

Sommerbingelkraut (Bot.), ſ. v. a. Mercurialis annua *L.*

Sommerbirke (Bot.), 1) Abart von der weißen Birke, Betula alba *L.*; — 2) ſ. v. a. Riechbirke Betula pubescens *Ehrh.*

Sommerbirne (Pomol.), 1) große britanniſche, Klaſſe 1, Ordnung 2, Rang 2, nach Diel. Eine mittelmäßig große, ziemlich kreiſelförmige Frucht, die viel Aehnliches mit der weißen Herbſt-Butterbirne hat und gewöhnlich drei Zoll breit und hoch iſt. Die Schale iſt hellgrün, wird ſpäter citronengelb und hat an freihängenden Früchten an der Sonnenſeite eine etwas erdartige Röthe, die aber, genau betrachtet, nur aus dichtſtehenden, rothen Kreischen um die Punkte beſteht. Dieſe ſind äußerſt zahlreich, bräunlich von Farbe. Das Fleiſch iſt ſchön weiß, überfließend von Saft, von einem gewürzhaften, weinartigen Zuckergeſchmacke. Die

Digitized by Google

Frucht zeitigt Mitte September, hält ſich vierzehn Tage und wird dann teigig. Der Baum wächſt ſehr lebhaft, wird groß, bildet eine eiförmige ſchön belaubte Krone, die recht reichlich trägt. Eine gute Marktfrucht für den Landmann. — 2) Graue, ſ. Graue, gute; — 3) zartſchalige, auch S. ohne Schale, Klaſſe 1, Ordnung 2, Rang 2, nach Diel, ſ. Birne 4); — 4) geſtreiſte, ſchönſte, franz. la Bellissime d'été rayée, Klaſſe 2, Ordnung 3, Rang 3, nach Diel, eine mittelgroße, abgeſtumpft-kegelförmige, am Stiel abgeſtumpft-zugeſpitzte Birne; Schale gelblich-hellgrün, bei voller Reife ſchön citronengelb, auf der Sonnenſeite bei ſtark beſonnten Früchten erdartig und dunkel geröthet, bei beſchatteten ſtreifenartig geröthet. Fleiſch mattweiß, grobkörnig, ſaftig, ſich ganz auflöſend, von zuckerſüßem, angenehmem Geſchmack. Reift Mitte Auguſt, hält ſich aber keine 8 Tage, ohne teig zu werden.

Sommerbirnen (Pomol.), 1) nach Diel, Hauptabtheilung der Birnen, ſ. Birnbaum, S. 1052; — 2) nach Oken und Dierbach, Abtheilung der Spierbirnen, Birn-Birnen, Apfelbirnen u. Quittenbirnen, ſ. Birnbaum, S. 1054.

Sommerblanquette (Pomol.), kleine, bauchige, platt abgerundete Sommerbirne; Schale glatt, gelblichweiß, auf der Sonnenſeite röthlich angelaufen; Fleiſch weiß, etwas brüchig, zart, zuckerſaftig, wohlriechend und wohlſchmekkend. Reiſt im Auguſt, hält ſich aber nicht lange.

Sommerbleiche, ſ. Bleichen.

Sommerblume (Bot.), ſ. v. a. Erdapfel, Helianthus tuberosus L.

Sommerblumenſüßer (Pomol.), ziemlich großer Apfel; Schale roth, auf der Sonnenſeite dunkel, auf der Schattenſeite hellgelb und blaßroth geſtreift; Fleiſch mild, ſehr ſaftig, von angenehmem Geſchmack. Reiſt im September u. Oktober.

Sommerblutapfel (Pomol.), ein nicht ſehr großer, grüngelblicher, auf der Sonnenſeite dunkelrother, oft roth geſleckter Apfel, mit blutrothem, zartem, ſaftigem Fleiſche von angenehmem, ſüßſäuerlichem Geſchmacke. Reiſt Ende des Sommers.

Sommerblutbirne (Pomol.), Abart von der Granatbirne (ſ. d.). Der Baum hat weniger runde Blätter, die Frucht reift früher und iſt beſſer zu gebrauchen.

Sommerborsdorfer (Pomol.), ſ. Borsdorfer Apſel 1).

Sommerbuche (Bot.), ſ. v. a. gemeine Buche, Fagus sylvatica *L.*

Sommerbutterbirne (Pomol.), 1) engliſche, Klaſſe 1, Ordnung 3, Rang 1, nach Diel, ſ. Butterbirne 8); — 2) grüne, Klaſſe 1, Ordnung 2, Rang 2, nach Diel. Stammt aus Köln. Dieſe ſchöne, einfarbige Birne wird 10 bis 11 Viertelzoll hoch u. dritthalb Zoll breit. Die glatte Schale iſt hellgelblichgrün und hat meiſt kleine Anflüge von einem braunen Roſte. Die Punkte ſind häufig, braun und meiſt mit Grün umringelt. Das Fleiſch iſt weiß, ſchmelzend, gewürzhaft, von einem fein zimmetartigen Zuckergeſchmacke. Die Frucht zeitigt Mitte September und hält ſich, da ſie nicht auf einmal zeitigt, vier Wochen lang. Der Baum wächſt ſehr lebhaft, macht viele kurze und lange Fruchtſpieße, belaubt ſich ungemein ſchön und wird bald fruchtbar. — 3) Weiße, ſ. Butterbirne 12).

Sommerbyg (dän., Bot.), ſ. v. a. gemeine Sommergerſte, Hordeum vulgare aestivum *L.*

Sommercalvill (Pomol.), Name verſchiedener Aepfelſorten, ſ. Calvill.

Sommercitronenapfel (Pomol.), Apfel mit citronengelber, bei der Reife fettig anzufühlender Schale, welche auf der Sonnenſeite bisweilen etwas röthlich geſtreift iſt; Fleiſch mürbe, ziemlich gut ſchmeckend. Reift im September.

Sommercitronenbirne (Pomol.), 1) große, Kl. 2, Ordn. 3, Rang 2, nach Diel. Dieſe große, ſchöne, vortreffliche Sommerbirne, die ſowohl für die Tafel, als auch zu jedem andern wirthſchaftlichen Gebrauche gleich gut iſt, wird dritthalb Zoll breit und zwölf bis dreizehn Viertelzoll lang. Die Farbe der Schale iſt anfangs ſchön hellgrün, bei voller Zeitigung wird ſie blaß citronengelb. Auf der Sonnenſeite wird die Farbe etwas goldartiger. Sie iſt mit feinen, grauen Punkten bedeckt, wozu ſich um den Kelch und Stiel feine Roſtanflüge geſellen. Das Fleiſch iſt etwas körnig, ſaftvoll, butterhaft ſchmelzend, von ſüßſäuerlichem, angenehmen Geſchmacke. Die Frucht zeitigt gegen Ende Auguſt, muß aber, ehe ſie völlig gelb geworden, abgenommen werden, ſonſt wird ſie mehlig und teigig. Sie hält ſich alsdann einige Wochen in ihrer Güte. Der Baum wird groß und ſtark, bildet eine hohe, ſchön belaubte Krone, iſt ſehr fruchtbar, und verdient häufige Anpflanzung. — 2) Grüne, Kl. 1, Ordn. 2, Rang 1, nach Diel. Eine häufig in Thüringen vorkommende, ſchöne eiförmige, köſtliche Birne, die zwei bis dritthalb Zoll breit und hoch wird. Die glatte ſchöne Schale iſt hellgrün, wird aber ſpäter hellgelb, hat ſehr zahlreiche Punkte, die auf der Schattenſeite grün, auf der Sonnenſeite aber weißlichgrau und oft braunröthlich ſind. Das Fleiſch iſt weiß, vollſaftig, um das Kernhaus etwas ſteinicht, aber ganz ſchmelzend und im Munde ſich auflöſend, von einem angenehm ſäuerlichſüßen, ſtark muskatellerartigen Geſchmacke. Die Frucht zeitigt Mitte Auguſt und hält ſich, grün gebrochen, gegen vierzehn Tage. Der Baum wird ziemlich groß, trägt reichlich und verdient alle Empfehlung.

Sommercouſinot (Pomol.), ſ. v. a. Seibenapfel.

Sommercraſanne (Bot.), ſ. v. a. Craſanne-Bergamotte; ſ. Bergamotten-Birnen 11).

Sommercypreſſe (Bot.), ſ. v. a. Kochia scoparia *Schrad.*

Sommerdechantsbirne (Pomol.), ſ. Dechantsbirne 9) — Holländiſche S., ſ. Dechantsbirne 2).

Sommerdeich (Sommerdamm), der Deich, welcher nur kleine Fluthen, wie ſie im Sommer kommen, abhalten ſoll.

Sommerdinkel (Bot.), verſchiedene Arten von Spelz, Triticum Spelta *L.*

Sommerdorn (Pomol.), 1) punktirter, Kl. 1, Ordn. 3, Rang 1, nach Diel. Eine ſchöne, äußerſt ſaftvolle, köſtliche Tafelbirne, die drei Zoll lang und neun Viertelzoll breit iſt. Die feine, glatte Schale iſt blaßhellgrün, zur Zeitigung hellgelb, wobei noch immer etwas Grünes durchſchimmert, was der Frucht ein marmorirtes Anſehen gibt. Röthe findet man nur in heißen Sommern an der Sonnenſeite. Die Punkte ſind häufig, etwas bräunlichgrau, wozu noch gleichfarbige Roſtanflüge und kleine Roſtfiguren kommen. Das Fleiſch iſt ſchneeweiß, fein, überfließend von Saft, butterhaft-ſchmelzend, von einem ſehr angenehmen, ſüßen Muskatellergeſchmacke, welcher viel Aehnliches mit dem der Sommer-Eierbirne hat. Die Frucht zeitigt Mitte September und hält ſich, etwas vor der Zeitigung gebrochen, über drei Wochen. Der Baum wächſt ſehr ſtark und lebhaft, geht pyramidenförmig in die Luft, belaubt ſich ſehr ſchön, ſetzt aber wegen ſeines ſtarken Wuchſes nicht früh Fruchtholz an. Später trägt er reichlich. Verdient ſowohl als Hochſtamm als auch als Zwerg auf Quitte häufige Anpflanzung. — 2) Rother, Kl. 1, Ordn. 3, Rang 1, nach Diel. Eine ſehr ſehr ſchöne, recht köſtliche Birne mit butterhaft ſchmelzendem Fleiſche, die zwölf bis dreizehn Viertelzoll lang und neun Viertelzoll breit wird. Die Schale iſt hellgrasgrün und wird ſpäter etwas gelblich. Charakteriſtiſch iſt, daß faſt an jeder Frucht am untern Theile eine eigene, weißgelbliche, wachsartige Stelle ſich findet, die die volle Zeitigung anzeigt. Die Sonnenſeite iſt mit erdartigem Roth verwaſchen, in welchem ſich viele weißgraue Punkte finden, die mit einem rothen Kreis umgeben ſind. Das Fleiſch iſt ſchneeweiß, fein zerfließend, ſehr gewürzhaft. Die Frucht zeitigt Anfang September und hält ſich drei Wochen in ihrer Güte. Der Baum wächſt in ber Jugenb lebhaft, wirb aber nur mittelmäßig groß, da er bald Fruchtholz anſetzt und ſelbſt in ungünſtigen Jahren reichlich trägt. Verdient als Hochſtamm häufige Anpflanzung. Gedeiht nicht auf der Quitte.

Sommerdorn (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Löwenzahn, Taraxacum Dens leonis *Desf.*

Sommerdroſſel (Ornith.) 1) ſ. v. a. Pirol, Oriolus galbula *L.*; — 2) ſ. v. a. Singdroſſel, Turdus musicus *L.*

Sommereben, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Stainz; 330 Einw.

Sommereiche (Bot.), ſ. v. a. Stieleiche, Quercus pedunculata *Ehrh.*

Sommereierbirne (Pomol.), ſ. Birne 9).

Sommerein, öſterr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Landgr. Scharfenegg, über dem Leithafluſſe, hart am Leithaberge; Marktz 1250 Einw.

Sommerendivie (Bot.), verſchiedene Sorten von Bindſalat, Lactuca sativa longifolia *Lam.*

Sommerente (Ornith.), ſ. v. a. Brautente, Anas sponsa *L.*, ſ. Ente.

Sommererdbeerapfel (Pomol.), ſ. v. a. rother Sommercalvill, ſ. Calvill 11).

Sommerfäden, ſ. v. a. Alter Weiberſommer.

Sommerfädenſpinne (Arachnid.), Aranea obtextrix *Starck* in den neuen Schriften der halliſchen Geſellſchaft 1810, ſoll den fliegenden Sommer hervorbringen, iſt aber noch nicht genau beſchrieben und beſtimmt. Vergl. Alter Weiberſommer.

Sommerfeld (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kroſſen; an der Lubſt; Schloß, Kirche, Steueramt, Tuch und Leinweberei, 4 Kram-, Vieh- und Pferdemärkte, Weinbau; 3700 Einw.; — 2) preuß. Dörfer; a) Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg: aa) Kr. Friedland; 150 Einw.; — bb) Kr. Heilsberg; 370 Einw.; — cc) Kr. Preuß.-Holland; 470 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam: aa) Kr. Ober-Barnim; 130 Einw.; — bb) Kr. Oſt-Havelland; 400 Einw.; — 3) königl. ſächſ. Dorf, Kr. und Amt Leipzig; 310 Einw.

Sommerfeld (Landw.), in der Dreifelderwirthſchaft das zum Sommergetreidebau beſtimmte Drittel der Ländereien; auch heißt es zuweilen das Faſtenfeld, weil die Beſtellung deſſelben in die Faſtenzeit fällt.

Sommerfelt, Geo. Chriſt., Botaniker, Pfarrer zu Ringeboe bei Chriſtiania; nach dem die Pflanzengattung Sommerfeltia benannt iſt. Schrieb: Supplemente zu Wahlenbergs „Flora lapponica“, Chriſt. 1826; — Centuria prima plantarum cryptogam. Norveg., daſ. 1826.

Sommerfeltia (Bot.), I. nach Leſſing, Gattung der Compositae Asteroideae *Less.* Einzige Art: S. spinulosa *Less.* Strauch in Braſilien. — II. Nach Schumacher, Pflanzengattung. Art: S. obovata *Schum.*, ſ. v. a. Drepanocarpus lunatus *Mey.*

Sommerfiſcherei, ſ. Fiſcherei.

Sommerflecken (Mollusk.), ſ. v. a. Kakerlak, Cypraea lynx *L.*

Sommerflecken (Med.), ſ. v. a. Sommerſproſſen.

Sommerfleiner (Pomol.), Kl. 2, Ordn. 1, Rang 2, nach Diel. Ein ſehr ſchöner, mittelgroßer Apfel, von abgeſtumpft-kegelförmiger Geſtalt. Schale ſehr zart, glänzend, blaßgrünlich-ſtrohweiß, bei voller Reife rein weißgelb, ſelten mit Punkten. Fleiſch ſchneeweiß, locker, ſaftig, von angenehmem, etwas roſenartigem, feinem Weingeſchmacke und angenehmen Geruche. Reift Anfang September und hält ſich bis in den November.

Sommerflockenblume (Bot.), ſ. v. a. Centaurea solstitialis *L.*

Sommerflur, ſ. Flur.

Sommerfrüchte, ſ. Sommergetreide, vgl. Ackerbau, S. 240.

Sommergem, Dorf, ſ. v. a. Somerghem.

Sommergerſte (Bot.), ſ. v. a. Hordeum vulgare aestivum *L.*

Sommergetreide, alle Getreidearten und Hülſenfrüchte, welche im Frühjahre geſäet und in dem nämlichen Jahre geerntet werden.

Sommergewächſe, alle einjährigen Pflanzen, die nicht von Neuem aus der Wurzel ausſchlagen, ihre Vollkommenheit in einem Jahr

erreichen und dann abſterben; vgl. Botanik, S. 320.

Sommerhalbente (Ornith.), ſ. v. a. Kriekente, Anas crecca *L.*, ſ. Ente.

Sommerhalbjahr (Chronol.), die Zeit von Oſtern bis Michaelis, odee vom 1. April bis 1. Oktobee.

Sommerhardt, würtemb. Dorf, Schwaezwaldkreis, Oberamt Calw; 260 Einw.

Sommerhaus, 1) Land- odee Gaetenhaus, das nue den Sommee übee bewohnt wird; — 2) ſ. v. a. Laube; — 3) (Aestivarium), ſ. Gewächshaus.

Sommerhauſen (Geoge.), bayer. Herrſchaftsgericht und Dorf, ſ. Sommershauſen.

Sommerherd, ſ. Vogelherd.

Sommerherrnbirne (Pomol.), ſ. Heeenbirne.

Sommerholder (Bot.), ſ. v. a. Zwerg-Hollundee, Sambucus Ebulus *L.*

Sommerholz, öſtere. Dorf, Salzbueg, Pfleggee. Neumarkt; 150 Einw.

Sommerhonig, ſ. Honig.

Sommerhuhn, ſ. Zins.

Sommeri, ſchweiz. Kiechdoef, K. Thuegau, Bez. Arlon; 420 Einw.

Sommeringen, hannev. Bauerſchaft, Landdr. Osnabrück, Lingen, Amt Lingen; 20 H.

Sommerinſeln (Geogr.), ſ. v. a. Bermudas.

Sommeritz, ſachſ.-altenb. Dorf, Filial vom Archidiakonat zu Schmölln; Rittergut; 270 E.

Sommerkäfer (Entom.), auch Sommerkind, Käfergatt., ſ. v. a. Coccinella *L.*

Sommerkälbchen (Entom.), ſ. v. a. Coccinella septempunctata *L.*

Sommerkahl (Sonderkahl), bayee. Dorf, R.-B. Unterfranken und Aſch., Landge. Alzenau; 610 Einw.

Sommerkarthäuſer, grüner (Pomol.), Kl. 1, Ordn. 2, Rang 3, nach Diel. Ein guter Kochapfel, der an der Lahn und am Rhein vorzüglich zu Hauſe iſt. Ee wird elf Viertelzoll hoch und drei Zoll breit. Die Schale iſt hellgrasgrün, an der Sonnenſeite mit einem trüben, erdartigen Roth verwaſchen. Die Punkte ſind ſtark, grau und nue im Rothen deutlich. Das Fleiſch iſt mattweiß, ſehr ſaftvoll, lockee und von einem angenehm ſüßweinſäuerlichen Geſchmacke. Die Frucht zeitigt Mitte Septembee und hält ſich 6—8 Wochen in ihrer Güte. Der Baum wächſt ſtark, bildet eine breite Krone und iſt ſehr fruchtbar. Eine gute Marktfrucht.

Sommerkau (Obee-, Goeni-Bzombski), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Weſt-Pe.), R.-B, Danzig, Kr. Karthaus; 180 Einw.

Sommerklatzchen, kleine offene Pochwerke mit 3 Stempeln, mit einem Schirmdache verſehen, ſie werden gewöhnlich an einem Gebirgswaſſer angelegt, und nur bei Bergwerken, die keine bedeutende Eezförderung haben, den Sommer hindurch zum Pochen des ſchlechten Erzes gebraucht.

Sommerkleid (Ornithol.), ſ. v. a. das Gefieder der Vögel nach überſtandenee Mauſee. S. Ornithologie.

Sommerknauel (Bot.), ſ. v. a. jähriger Knauel, Scleranthus annuus *L.*

Sommerknotenblume (Bot.), ſ. v. a. Leucojum aestivum *L.*

Sommerkönig (Ornith.), ſ. v. a. Goldhähnchen, Motacilla Regulus *L.*

Sommerkönig (Pomol.), 1) Kl. 2, Ordn. 3, Rang 2, nach Diel. Eine mittelmäßig große, in der erſten Hälfte des Septembers eeifende Biene; Farbe gelblichgrün, ſpäter citronengelb; Fleiſch ſchön weiß, feinkörnig, ſaftvoll, halbſchmelzend, von einem erfriſchenden, ſüßweinſäuerlichen, etwas muskatelleeartigen Geſchmack. Der Baum wächſt lebhaft, geht mit ſeinen Aeſten ſchön in die Luft und wird bald fruchtbae. — Sickler, deutſch. Obſtgärtn., Bd. XII, T. 18. — 2) S. v. a. Königsbirne.

Sommerkönigsapfel (Pomol.), franz. le Roi d' été, Kl. 2, Ordn. 2, Rang 2, nach Diel. Ein großer Sommerapfel, meiſtens kugelförmig, oft mit ſtark hervorſtehenden Rippen; Schale ſchön gelblichgrün, ſpäter ſtrohgelb, mit eothem Anflug. Fleiſch fein, locker, weißgelblich, ſehe ſaftvoll, von einem angenehm erquickenden, fein veilchenartigen, ſüß weinſäuerlichem Geſchmacke. Reift Mitte odee Ende Auguſt u. hält ſich nicht übee 14 Tage.

Sommerkohlreps (Bot.), ſ. v. a. Brassica campestris oleifera aestiva.

Sommerkorn (Bot.), Unteraet von Secale cereale *L.*, ſ. Roggen.

Sommerkreſſe (Bot.), ſ. v. a. Gartenkreſſe, Lepidium sativum *L.*

Sommerkriekelſter (Ornith.), ſ. v. a. kleinee Würger, Lanius minor *L.*

Sommerkronapfel (Pomol.), ſ. Kronapfel 1).

Sommerlackkraut (Bot.), ſ. v. a. Wechſel-Knöterig, Polygonum amphibium *L.*

Sommerland, holſt. Diſtrikt, Herrſchaft Herzhoen; 110 Einw.

Sommerlatte, ſ. Latte.

Sommerlauch (Bot.), ſ. v. a. Allium Ampeloprasum *L.*, ſ. Lauch.

Sommerlehne (Sommeeleite), ſ. v. a. Sommeeſeite.

Sommerlevkoje (Bot.), ſ. v. a. jährige Levkoje, Matthiola annua *Sw.*

Sommerlewat (Bot.), ſ. v. a. Sommeerübſen, Brassica rapa praecox.

Sommerlinde (Bot.), ſ. v. a. großblättrige Linde, Tilia grandifolia *Ehrh.*

Sommerloch, preuß. Dorf, Rheinpeov., R.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach; 240 Einw.

Sommerlolch (Bot.), ſ. v. a. Taumellolch, Lolium temulentum *L.*

Sommermagdalene, grüne (Pomol.), Kl. 1, Ordn. 2, Rang 1, Diel. Eine ziemlich eiförmige, mittelmäßig große, köſtliche, butterhaftſchmelzende, ſehr ſaftvolle, frühe Sommer-Tafelbirne, die mit zu den allerbeſten Frühbirnen gehört. Sie wird 2 Zoll breit und hoch. Die zarte, dünne Schale iſt bei der Zeitigung gelblichhellgrün; das Fleiſch iſt gelblichweiß, ſehr ſaftig, von einem eehabenen, ſäuerlichſüßen Muskatelleegeſchmacke. Die Feucht zeitigt Ende

Juli und hält ſich, einige Tage vor der Zeitigung abgenommen, wohl vierzehn Tage, muß aber dann, wenn ſie gelblich wird, genoſſen werden. Der Baum treibt ſtark, geht gut in die Luft und iſt ungemein fruchtbar. Kommt auf der Quitte gut fort.

Sommermajoran (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Majoran, Origanum Majorana *L.*

Sommermancheſter, baumwollenes glattgeköpertes und ſehr dichtgearbeitetes Zeuch, zu Beinkleidern.

Sommermeliſſe (Bot.), ſ. v. a. türkiſcher Drachenkopf, Dracocephalum moldavicum *L.*

Sommermondveilchen (Bot.), ſ. v. a. Lunaria biennis *Moench.*

Sommermundnetzbirne (Pomol.), ſ. Duquesne's Sommermundnetzbirne.

Sommermuskatellerbirne (Pomol.), ſ. Muskatellerbirne.

Sommern, ſ. v. a. Sömmern.

Sommerolſamen (Bot.), ſ. v. a. Sommerkohlreps, Brassica Napus oleifera annua.

Sommerparmäne (Pomol.), ſ. Parmäne.

Sommerpepping (Pomol.), ſ. Pepping 6).

Sommerpflanze (bot. Term.), ſ. v. a. Planta aestivalis.

Sommerpilz, (Bot.), ſ. v. a. Ochſen, Löcherſchwamm, Boletus bovinus *L.*, ſ. Löcherſchwamm.

Sommerporree (Bot.), ſ. v. a. Sommerlauch, Allium Ampeloprasum *L.*, ſ. Lauch.

Sommerpoſtoph (Pomol.), Apfelſorte. Frucht kleiner als beim Winterpoſtoph, calvillartig; Schale hellroth, Fleiſch körnig, unter der Schale etwas röthlich, in Saft und Geſchmack den Calvillen gleich. Zeitigt Ende Auguſt.

Sommerprinzeſſinbirne (Pomol.), ſ. Prinzeſſinbirne.

Sommerpunkt (Aſtron.), 1) derjenige Punkt der Erdbahn, von dem aus die Sonne für uns in größter nördlicher (für die Bewohner der ſüdlichen Halbkugel in größter ſüdlicher) Abweichung vom Aequator ſteht; — 2) entſprechend dem Vorigen der Punkt in der Ekliptik, welchen die Sonne zur Zeit ihrer größten Abweichung einnimmt. Er iſt für uns nach der Kalenderſprache der Anfang vom Zeichen des Krebſes, obwohl das Sternbild des Krebſes ſelbſt in Folge des Zurückweichens der Nachgleichen dieſen Ort längſt verlaſſen hat und der S. jetzt in Wirklichkeit in das Zeichen der Zwillinge, ungefähr vor die Füße des Kaſtor fällt. Für die ſüdliche Halbkugel liegt der S. im Zeichen des Steinbocks oder richtiger des Schützen. Der ſüdliche S. iſt für die nördliche Halbkugel Winterpunkt, und umgekehrt. Vergl. Sommer.

Sommerrabau (Pomol.), Aepfelſorte, ſ. Streiflinge 1).

Sommerrambour (Pomol.), ſ. Rambouräpfel 8).

Sommerrappe, ſ. Pferd.

Sommerraps (Bot.), ſ. v. a. Brassica campestris oleifera aestiva.

Sommerreinette (Pomol.), 1) gelbe, ſ. v. a. erfurter gelbe Herbſtreinette; — 2) goldgelbe, ſ. Reinetten 2); — 3) weiße, ſ. Reinetten 1).

Sommerreps (Bot.), auch Sommerrübſen, ſ. v. a. Brassica Rapa praecox.

Sommerrettig (Bot.), Abart vom Gartenrettig, Raphanus sativus *L* (ſ. d.).

Sommerrobine (Pomol.), ſ. Robine 1).

Sommerröschen (Pomol.), Apfelſorte, ſ. v. a. Roſette.

Sommrroggen (Bot.), Unterart von Secale cereale *L.*, ſ. Roggen.

Sommerroſe (Bot.), ſ. v. a. gemeine Sonnenblume, Helianthus annuus *L.*

Sommerroſenapfel (Pomol.), verſchiedene Apfelſorten, ſ. Roſenapfel.

Sommerruſſelette (Pomol.), ſ. Ruſſelette.

Sommerſaat (Bot.), ſ. v. a. Sommerrübſen, Brassica rapa praecox.

Sommerſalat (Bot.), Sorte von Kopfſalat, Lactuca sativa *L.*

Sommerſaturei (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Saturei, Satureja hortensis *L.*

Sommersbach, würtemb. Weiler, Donaukreis, Oberamt Wangen; 120 Einw.

Sommersberg, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Landgr. Regen; 100 Einw.

Sommerſchafsnaſe (Pomol.), Apfelſorte, ſ. Schlotteräpfel 4).

Sommerſchenburg, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Neu-Haldensleben; Domänengut, Bouteillenfabrik; 810 Einw. In der Nähe einer Schloßruine. — S. war der Stammſitz der Grafen von S., die ſpäter die Pfalzgrafſchaft Sachſen (ſ. d.) erwarben, 1180 aber ausſtarben. Die Pfalzgrafſchaft kam nun an den Biſchof von Halberſtadt, wurde aber von dieſem an das Erzſtift Magdeburg verkauft, welches auch die der Schweſter des letzten Grafen, der Aebtiſſin Adelheid von Quedlinburg zugefallene Allode durch Kauf an ſich brachte. Das Schloß war an Heinrich den Löwen gekommen, wurde aber ſpäter von Otto IV. von Braunſchweig an Magdeburg abgetreten und kam nun mit dieſem an Brandenburg u. Preußen. Durch den tilſiter Frieden kam es zu Weſtphalen und wurde von Napoleon an den General Savary verſchenkt; nach dem 1. pariſer Frieden kam es jedoch wieder an Preußen zurück. Der König ſchenkte es dem General Grafen von Gneiſenau, der es zu einem Familienmajorat machte und auch hier begraben liegt. Am 18. Juni 1841 wurde ihm hier eine Bildſäule errichtet.

Sommerſchwielendrehling (Bot.), nach Oken, ſ. v. a. Spiranthes aestivalis *Rich.*

Sommersdorf (Geogr.), 1) bayer. Marktflecken, R.-B. Mittelfranken; Landgr. Herrieden; Schloß, Patrimonialgericht, Pfarrei; 180 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Neuhaldensleben; an der braunſchweigiſchen Grenze; 2 Bouteillenfabriken, Sandſteinbrüche; 590 Einw.; — b) Prov. Pommern, R.-B. Stettin: aa) Kr. Randow; 230 Einw.; — bb) (Neu-S.), Kr. Demmin; 240 Einw.; — 3) ſachſ.-meining. Dorf, V.-Amt Gräfenthal; 110 Einw.

Sommerſeite (Geogr.), ſ. Starrbach.

Digitized by Google

Sommerſeite (Landw.), die an Bergen und Bäumen die nach Mittag gekehrte Seite, welche immer, im Sommer wie im Winter, von der Sonne beſchienen wird. Ueber den Einfluß derſelben auf den Pflanzenwuchs, ſ. Südſeite.

Sommerſell (Geogr.), 1) lippe-detm. Dorf, Amt Brake; am Lubberge; 170 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Minden, Kr. Höxter; 470 Einw. Zur Gemeinde gehören noch die Bauerſchaft Carlenſieck und das Gut Greoenburg; — 3) preuß. Bauerſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Münſter, Kr. Beckum; 170 Einw.

Sommerſemeſter, ſ. Semeſter.

Sommerſet (Geogr. und Biogr.), ſ. v. a. Somerſet.

Sommersgut, öſterr.-ſteierm. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Vorau; 350 Einw.

Sommershauſen (Geogr.), 1) bayer. Herrſchaftsgericht, R.-B. Unterfranken und Aſch., mit 2450 Einw.; — 2) Pfarrdorf daſ., am Main, Sitz des Herrſchaftsger. des Grafen v. Rechtern-Limpurg-Speckfeld, Schloß, Armenhaus, Waiſenhaus, Tabaksfabrik, Kunſtweberei, Poſamentierarbeiten, Korbflechterei, Obſt-, Wein- u. Spargelbau, Schifffahrt; 1250 Einw.

Sommerſonnenwende (Aſtron.), ſ. Sonnenwenden.

Sommerſpelz (Bot.), ſ. v. a. weißer Emmer, Sorte von Triticum amylum *Ser.* — Weißer S., Sorte von Spelz, Triticum Spelta *L.* (ſ. d.).

Sommerſpinat (Bot.), Abart von Spinacia glabra *Mill.* und spinosa *Moench* (ſ. d.).

Sommerſproſſen (Sommerflecken, Sonnenflecken, Lentigo, Chloasma Ephelis, Ephelis, von ἐπὶ u. ἥλιος, was unter der Herrſchaft der Sonne ſteht, Med.), bräunliche, nicht juckende und nicht über die Haut erhabene, glatte Flecken von der Größe einer Linſe und darunter, welche vorzüglich im Geſichte, aber auch an andern, doch nicht ausſchließlich an ſolchen Theilen entſtehen, welche von den Kleidern nicht bedeckt ſind. Am häufigſten entſtehen S. bei Individuen von zarter Haut mit blonden oder rothen Haaren, auf den unbedeckten Theilen der Haut, im Geſicht, am Hals, auf der Bruſt, bei Kindern und Frauen; bei letzteren nehmen ſie vor dem Eintritt der Katamenien gewöhnlich eine dunklere Farbe an. Auch im Sommer nehmen ſie zu, indem ſie deutlicher hervortreten und dann ſich neue bilden; im Winter nehmen ſie ab, verſchwinden jedoch ſelten vollſtändig. Die Einwirkung der Sonnenſtrahlen iſt der allgemeinen Annahme zufolge bei ihrer Entſtehung im Spiele; mit innern Störungen ſtehen ſie in keinem Zuſammenhange. Ueber die Behandlung der S. ſchreibt ſchon Celſus: Paene ineptiae sunt curare varos et lenticulas et ephelides; sed eripi tamen foeminis cura cultus sui non potest. Schon von den früheſten Zeiten an ſind eine Unmaſſe von Mitteln angerathen worden, „ohne daß man dadurch in der Mehrzahl jemand Andern, als dem Apotheker genutzt hätte“. Die gebräuchlichſten Mittel ſind folgende: Waſchwaſſer mit Zuſatz von Eſſig oder Citronenſaft, einer geringen Menge Mineralſäure, Meerzwiebeleſſig, Alaun, Bleipräparate, Borax, Benzoetinktur, Anwendung einer Emulſion von bittern Mandeln, einem Maße von bittern Mandeln, Honig und Weineſſig, ſtatt der Seife gebraucht, das Beſtreichen mit Kampheröl, mit reiner Ochſengalle oder einer Art Salbe von Ochſengalle, und Oleum tartari per deliquium bereitet, was Abends geſchehen kann, worauf am andern Morgen das Geſicht mit Seifenwaſſer abgewaſchen wird; die Anwendung der Spirituoſa, der Gurkenkerne, der Wolfsbohnen, des Sauerampfers, des Sublimates, von Schwefelauflöſungen, Bädern, Veſikatoren, des Bilſenkrautöls u. ſ. f. In den türkiſchen Harems bedient man ſich einer Salbe aus Mekkabalſam, geſtoßenen Gurkenkernen und Bleiweiß.

Sommerſproſſen (Mollusk.), Flügelſchneckenart, ſ. v. a. Strombus lentiginosus *L.*

Sommerſtorf, mecklenb.-ſchwer. Dorf, Kr. Mecklenburg, A. Neuſtadt; Filialkirche; 200 E.

Sommerſtreifling (Pomol.), mehre Sorten von Streiflingen (ſ. d.).

Sommertaffetapfel (Pomol.), ſ. Taffetapfel 1).

Sommertaubenapfel (Pomol.), ſ. Roſenäpfel 2).

Sommertaurich (Pomol.), Aepfelſorte, ſ. Taurich 1).

Sommerthürchen (Bot.), 1) ſ. v. a. Frühlings-Knotenblume, Leucojum vernum *L.*; — 2) ſ. v. a. gemeiner Huflattich, Tussilago Farfara *L.*

Sommertreſpe (Bot.), ſ. v. a. Taumelloch, Lolium temulentum *L.*

Sommertreſſen, die durchbrochenen Borten, deren Anſchweif ganz aus Seide beſteht, die aber zum Einſchlag ſowohl Seide, als auch einen ſtarken Gold- und Silberlahn erhalten, den man groben Riegel nennt und womit die Figuren und Blumen gebildet werden; broſchirte Sommertreſſen nennt man ſie, wenn einige Theile der Blumen oder die Mitte derſelben aus Bouillon oder Cantille gemacht ſind, wo man ſie dann mit drei Schützen webt. Wien, Nürnberg, Schwabach, Freiberg, Dresden ꝛc. liefern dieſe verſchiedenenen Sommertreſſen ächt und unächt in verſchiedener Breite. In der Werkſtatt des Bortenwirkers ſind Gallonen und S. gleichbedeutend.

Sommertrüffel (Bot.), ſ. v. a. weißliche Trüffel, Tuber albidum *Mich.*

Sommerung u. Winterung. Zu S. rechnet man diejenigen Gewächſe, welche keine Winterkälte ertragen, ſondern im Laufe eines Sommers ſich gehörig ausbilden, Samen zur Reife bringen, dieſe ausſtreuen und ſich ſo von ſelbſt fortpflanzen oder auch fortgepflanzt werden. Doch werden auch einige Gewächſe zu der S. gezählt, deren Fortpflanzung nicht durch den Samen, ſondern durch die Knollen oder Wurzeln erfolgt und die ihr Wachsthum nicht in einem Jahre vollenden, ſondern vielmehr zur Samenausbildung 2 Jahre bedürfen, aber das Charakteriſtiſche haben, daß ſie die Winterkälte nicht aushalten, vielmehr von ihr betroffen, die Keimkraft verlieren. Unter den angebauten Gewächſen gehören zu jenen die verſchiedenen Getreidearten und Schoten und andere Früchte, zu letzteren die Kartoffeln und die Wurzelgewächſe ꝛc.

Im Gegenſatze von S. verſteht man unter Winterung diejenigen Früchte, welche über Winter geſäet werden. Unter den Getreidearten gibt es beſonders Weizen und Roggen, welche eben ſo wohl über Winter, wie über Sommer geſäet werden können, und ſogar eine Abwechſelung in der Zeit der Ausſaat verlangen, daher auch Wandel- und Wechſelweizen oder Korn genannt werden. Mit Ausnahme der Kartoffeln und einiger anderer Gewächſe hat man von der S. in der Regel einen geringern Ertrag, und es würde daher lohnender ſeyn, nur Wintergewächſe zu bauen; allein das geht aus dem Grunde nicht an, weil ſich die Arbeiten in einer Periode zu ſehr häufen würden, in einer andern aber gar keine vorhanden wären, wodurch Leute und Zugvieh unbeſchäftigt blieben, von letzterem aber eine um ſo größere Menge gehalten werden müßte, wenn die ſich zu einer Zeit häufenden Arbeiten vollendet werden ſollen. Aber auch um den verſchiedenartigen Bedarf zu befriedigen und einen angemeſſenen Wechſel in der Fruchtfolge herbeiführen, iſt der Anbau von Sommerfrüchten nöthig. In frühern Zeiten, wo man ſich ſtreng an die Regeln der Dreifelderwirthſchaft band, wurde der Anbau der S. beträchtlich erweitert, indem der Klee mit zur S. gerechnet wurde, auch wohl gar übertrieben. Es muß ein beſtimmtes Verhältniß zwiſchen S. u. Winterung Statt finden, und dieſes Verhältniß wird vornehmlich durch das Erforderniß des Futterbaues beſtimmt. Ob und wie viel S. nächſt den Futtergewächſen gebaut werden ſolle, hängt von mancherlei Umſtänden ab, als Lage, Boden, Klima, Fruchtfolge, Einträglichkeit dieſer oder jener Frucht ꝛc. Je richtiger das Verhältniß in dieſer Beziehung iſt, um ſo beſſer iſt die Wirthſchaft organiſirt, und jedes Ueberſchreiten der richtigen Grenzen auf der einen, wie auf der andern Seite hat nachtheilige Folgen. Es gibt allerdings Gegenden, wo keine Winterung gebaut werden kann, indem dieſe dem Mißrathen zu ſehr unterworfen iſt, es ſind dies aber nur einzelne Gebirgsſtriche, wo die Landwirthſchaft hauptſächlich nur auf Viehzucht begründet iſt.

Sommerveilchen (Bot.), ſ. v. a. Sommer-Knotenblume, Leucojum aestivum *L.*

Sommerveilchenapfel (Pomol.), ſ. Roſenäpfel 1).

Sommerville, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Alabama.

Sommervillite (engl., Min.), nach Brooke, Gehlenitſpecies, von Haidinger mit dem Humboldtilith verbunden, quadratiſche Säulen von blaßgelber Farbe mit vollkommener, der gerade angeſetzten Endfläche paralleler Spaltbarkeit. Sonſt wie Gehlenit. Vom Veſuv.

Sommerwaſſer, die größeren Fluthen, welche häufig durch das um Johanni einfallende Regenwetter veranlaßt werden.

Sommerwau (Bot.), Unterart von der gelblichen Reſede, Reseda Luteola *L.*

Sommerwege (Schleif- oder Schlittwege), ſ. Schmierweg.

Sommerweide (Blumenweide), die Waldweide für das Rindvieh, Pferde u. Schafe, in ſofern der Eintrieb derſelben in die Waldungen geſtattet iſt. Sie fängt an im Mai und endet im September vor Eintritt der Hirſchbrunſt, kann aber auch in Diſtrikten, in denen das Wild durch die Weide nicht beunruhigt wird, länger dauern. und das Vieh, beſonders in Gebirgsgegenden, ſo lange ausgetrieben werden, als der Boden ſchneefrei iſt und das Vieh Nahrung findet. Ueber Zuläſſigkeit der Weide im Allgemeinen und die Verſchiedenheit der dabei eintretenden Umſtände, ſ. Waldweide.

Sommerweizen (Bot.), Abart von mehren Weizenarten, ſ. Triticum.

Sommerwende, ſ. Sonnenwenden.

Sommerwolle, die im Herbſt oder zum zweiten Male geſchorne Wolle.

Sommerwurz (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Orobanche *L.*; — 2) ſ. v. a. Lathraea clandestina *L.*

Sommerysop (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Saturei, Satureja hortensis *L.*;

Sommerzeichen, ſ. Thierkreis.

Sommerzimmetapfel (Pomol.), ſ. Roſenäpfel 16).

Sommerzuckerbirne (Pomol.), ſ. Zuckerbirne.

Sommerzwiebel (Bot.), ſ. v. a. Zwiebellauch, Allium Cepa *L.*, ſ. Lauch.

Sommerzwiebelbirne (Pomol.), wohlriechende, ſaftige, vorzügliche Sommerbirne, in der Färbung den Zwiebeln ähnlich, nach Oken zu den Aepfel- oder Gewürzbirnen gehörig. Sickler, Deutſch. Obſtgärtn., Bd. IX, T. 13.

Sommeſois, franz. Dorf mit Märkten, Dep. Marne, Bez. Vitry-le-Français; 590 Einw.

Sommeſous, franz. Dorf, Dep. Marne, Bez. Vitry-le-Français, am Urſprung der Somme; große Kreidebrüche; 570 Einw.

Sommeval, franz. Dorf mit Markt, Dep. Aube, Bez. Troyes; 420 Einw.

Sommevoire, franz. Flecken, Dep. Ober-Marne, Bez. Vaſſy, links an der Voire; große Mahlmühle, Woll- und Baumwollſpinnerei, Leinwand- u. Drillichfabr., Hochofen, Eiſenwaarenwerkſtatt; 1190 Einw.; alte Römerſtraße.

Sommières (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Gard, Bez. Nismes, links am Vidourle; Schloß, Wollkämmerei, beträchtl. Wolldecken-, Teppich- u. Molletonweberei, Gerberei, Branntweinbrennerei; 3700 Einw.; — 2) Dorf mit Märkten daſ., Dep. Vienne, Bez. Civray; 800 Einw.

Sommieres (Warenk.), franz., geköpertes, leicht gewalktes Wollenzeuch, das ſich von der Serſche nur dadurch unterſcheidet, daß es auf beiden Seiten lang geraudt und auf der rechten Seide mit einem Schnitt geſchoren und eigentlich zu den franz. Molletons oder Molton gerechnet wird. Das Zeuch hat ſeinen Namen von der Stadt Sommières im Depart. des Herault und des Gard.

Sommin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Koslin, Kr. Lauenburg-Bütow; Förſterei; 150 Einw.

Sommista (ital.), 1) Abſchreiber, Summirer; — 2) Kompilator; — 3) der Ausfertiger der päpſtlichen Bullen in Rom.

Digitized by Google

Sommit (Min.), nach Lameth, ſ. v. a. Nephelin (ſ. d.).

Sommlyo (Geogr.), 1) ſ. v. a. Somlyo; — 2) Gebirgszug der Karpathen in Ungarn.

Sommo, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Novara, ſüdweſtl. von Cava, links am Po; 1000 Einw.

Sommonakodom (ſiameſ. Myth.), höchſt weiſer Geſetzgeber, von einer Jungfrau, welche durch die Sonne befruchtet worden, geboren. Er wandert, die Welt beglückend durch ſeine Lehren, in 550 Körper, immer wiedergeboren werdend, bis ſeine Sendung vollendet iſt, und die Welt der Sünden frei ſeyn wird. Er bildete viele Schüler (ſ. Pra Moglo), und ſtarb am Genuſſe des Fleiſches von einem Schweine, das die Seele eines, einſt von ihm beſiegten böſen Genius empfangen hatte. Ihm zu Ehren werden Tempel gebaut und ſeine Statuen ſind theils klein, theils koloſſal, zu Tauſenden in Siam errichtet.

Sommy, oſtind. Stadt, Guicovar, Guzerate, links am Sorrasrutty.

Somna, latein. Name der Somme.

Somnambul (v. Lat.), 1) ſ. v. a. Nachtwandler; — 2) ſ. Thierſcher Magnetismus.

Somnabulismus, ſ. Nachtwandeln und Thieriſcher Magnetismus.

Somnath, oſtind. Hafenſtadt, Präſidentſch. Bombai, Prov. Guzerate, an der Südweſtküſte von Guivocar; Citadelle, berühmter Hindutempel. Im Oktober des Jahres 1025 hatte Mahmud, der berühmte Herrſcher von Ghasna, ſeinen letzten Zug gegen die indiſchen Götzendiener angetreten; er war vorzüglich gegen die berühmte Stadt Patan Somnath (20° 53′ n. Br. u. 70° 35′ öſtl. L. von London) gerichtet, an der äußerſten Spitze der Halbinſel Guzerate gelegen, der portugieſiſchen Inſel Diu gegenüber. Patan Somnath darf nicht, wie es in engliſchen Blättern geſchehen iſt, mit dem berühmten Tempel Dſchaggernat, d. h. der Gott der Welt (es iſt dies einer der tauſend Namen Wiſchnu's), verwechſelt werden; Dſchaggernat liegt in dem Diſtrikt Kattak an der Südküſte Oriſſa's (19° 49′ n. Br. und 85° 54′ öſtl. L. von London). Die Stadt Guzerate, nach Abul Faſel wegen ihrer herrlichen Lage Patan, die Auserwählte, genannt, hatte aber ihren Zunamen Somnath, oder richtiger Swayambhu, Nat, d. i. der durch ſich ſelbſt ſeyende Gott, von einer berühmten Bildſäule des Sirva erhalten, welche als eines der größten Heiligthümer Indiens verehrt wurde. Die Bildſäule ward täglich zweimal in dem geſegneten Waſſer des Ganges gebadet; 2000 Brahmanen waren dem Tempel beigegeben zur Verrichtung der heiligen Gebräuche; dann zum Ergötzen dieſer frommen Prieſter und des andächtigen Volkes 500 Bajaderen und 300 Muſikanten. Dreihundert Bartſcheerer zogen ihren Unterhalt von dem Einkommen des Gottes; ſie hatten den Auftrag, die Gläubigen zu ſcheeren, welche das Innere des Heiligthums beſuchen wollten, um hier ihre Andacht zu verrichten. Swayambhu Nat ſtand nicht allein; er war von einer großen Anzahl ſilberner und goldener Idole umgeben, und am äußerſten Ende des Tempels prangte der göttliche (richtiger ſcheußliche) Lingam, einer der berühmteſten Zwölf, die ehemals an verſchiedenen Plätzen Indiens zur Anbetung und Erbauung der Brahmadiener aufgeſtellt waren. Für ſo heilig ward dieſer Tempel geachtet, daß ſelbſt Fürſten ihre Töchter dem ſchändlichen Dienſt des Gottes, d. h. den Gelüſten der verkappten Prieſterzunft, weihten. Es waren 10,000 Orte bloß zur Beſtreitung der laufenden Bedürfniſſe dem Heiligthum angewieſen. Die Provinz Adſchmir, wie die Hauptſtadt Guzerate, Nahrwaleh, mußten ſich ſchnell dem Sieger ergeben, und mit dem Anfang des folgenden Jahres (1026) erſchien Mahmud vor S. Mit eigener Hand zertrümmerte der Sieger das ſteinerne Standbild der Gottheit und ließ Stücke davon nach Ghasna bringen, wo ſie zur Verherrlichung des Islam an dem Eingang der großen Moſchee und vor dem Palaſt des Sultans als Treppen dienten. Nach der Verſicherung des Feriſchtah, des berühmten Geſchichtsſchreibers von Hinduſtan, waren die Steinblöcke noch am Anfang des 17. Jahrhunderts daſelbſt vorhanden; Feriſchtah, welcher ſein großes Werk im J. 1609 vollendete, hat ſelbſt die Reſte des S. oder wenigſtens Steine, die dafür ausgegeben wurden, geſehen. Aber weder die gleichzeitigen, noch die ſpätern glaubwürdigen Geſchichtſchreiber, wie Mirchond, Abul Faſel und Feriſchtah, berichten, daß Sultan Mahmud die Sandelthüren S.s nach ſeiner Hauptſtadt Ghasna weggeführt habe; es beruht dieſe Thatſache, wie es ſcheint, bloß auf einer unter den Hindus gangbaren Sage. Wäre aber auch die Angabe begründet, ſo hätten ſich doch die Thore unmöglich bis auf den heutigen Tag erhalten können. Bereits 122 Jahre nach dem Tode Mahmuds (1152) iſt die berühmte Reſidenz der Ghasnawiden von Alaeddin Huſain, dem wilden Begründer des großen Reichs der Ghoriden, Dſchehanſus oder der Weltverbrenner zubenannt, von Grund aus zerſtört worden. „Die Tage“, ſagt ein öſtlicher Geſchichtsſchreiber, „wurden durch den aufſteigenden Qualm verfinſtert und die furchtbaren Nächte von den Flammen erhellt.“ Die Gebäude, welche dem losgelaſſenen Element und dem wilden Getriebe der Menſchen widerſtanden, wurden wenigſtens ihrer Inſchriften beraubt; ſelbſt die Gräber der Ghasnawiden wurden aufgeriſſen und deren Gebeine den Flammen übergeben. Lord Ellenborough, der Generalgouverneur von Oſtindien, brachte nach ſeinem Rachezug gegen Afghaniſtan und der Eroberung von Ghasna im J. 1842 die angeblichen Sandelholzthüren des Tempels von S. aus Ghasna nach Indien im Triumph zurück.

Somnialis (röm. Myth.), Beiname des Herkules.

Somnifera (sc. remedia), ſchlafmachende Mittel.

Somnium (lat.), Traum.

Somnium Scipionis (röm. Liter.), Schrift Cicero's, eigentlich ein größeres Fragment aus der Schrift de Republica, ſ. Cicero.

Somno, ſüdamerik. Fluß, Braſilien, Prov. Goyaz, mündet in den Tocantins, rechts.

Digitized by Google

Somnolentia (lat.), Schläfrigkeit.

Somnus (gr. ὕπνος, Myth.), der Schlaf, nach der Anſicht der Alten Zwillingsbruder des Todes, Sohn der Nacht und des Erebus. Bei Homer ſchläfert er, in einen Raubvogel verwandelt, den Zeus auf Bitten der Juno ein (Il. XIV, 286 ff.); er heißt der König der Götter und Menſchen und bringt den Schlummer durch das Schwingen ſeiner goldenen Flügel, mit denen er den, welchen er einſchläfern will, bedeckt und umfaßt. Die römiſchen Dichter nennen ihn Placidissimus Deorum (der Sanfteſte der Götter), der als Befreier von Sorgen und Müdigkeit mit ſeinem einſchläfernden Stabe die Schläfe berührt oder aus einem mit ſtygiſcher Flüſſigkeit gefüllten Horne den Schlummer gießt. Nach Ovid wohnte er in dem Lande der Kimmerier. Die Kunſtdarſtellungen des S. anlangend, ſo iſt die Unterſcheidung zwiſchen Schlafgott u. Todtengenius ſchwierig; denn beide haben Flügel an den Schultern. Als Schlafgeber erſcheint S. als ein weichlicher Alter, mit verwerrenem Hauptbaar und Bart, geſchloſſenen Augen, auf einen langen Stock geſtutzt, in langer Tunica, große Flügel an den Schultern, kleinere am Kopfe, oder auch als zierlicher Jüngling, mit einſchläferndem Horne, auch wohl mit einem Mohnzweig, ſtehend mit übereinandergeſchlagenen Armen, auch mit geſenktem Haupte, geſchloſſenen Augen oder mit der Linken an einen Baumſtamm gelehnt oder das Haupt auf die Rechte geſtützt. Den paſſiven Zuſtand des Schlafes bezeichnete ein ſchlummernder Knabe, dem die Flügel hier und da abgehen.

Somnus (bot. Term.), der Schlaf, der Akt, wodurch die Blätter und Blüthen der Pflanzen zu gewiſſen Zeiten (beſonders bei dem Untergange der Sonne) ihre Richtung verändern und eine zuſammengefaltete oder geſchloſſene Lage annehmen. S. Botanik, S. 307.

Somoda (ind. Myth.), eine der lieblichſten weiblichen Genien, aus dem Geſchlecht der Gandharwas, Dienerinnen des heiligen Tſchuli.

Somogy Varmegye, Geſpannſchaft, ſ. v. a. Schümegh.

Somondoco, ſüdamerik. Ortſchaft, Neu-Granada, nordöſtl. von Sta.-Fe-de-Bogota, rechts am Upia; 300 Einw.

Somontin, ſpan. Flecken, nördlich von Almeria, links am Almanzor; 1060 Einw.

Somorja (Samaria, Sz. Maria, Schomorin, Sommereiu), ungar. Marktflecken, preßburger Geſpannſchaft, in der großen Schütt (der bedeutendſte Ort in deeſelben) am linken Ufer der großen Donau. Der Markt hat 2 Hauptgaſſen oder 4 Nebengaſſen, gepflaſterte Kanäle und Gänge und war einſt mit 2 Thoren und einer ſtarken Schanze verſehen. Er hat ſeinen eigenen Magiſtrat, und für ſeine beſondere Treue gegen den jedesmaligen Landesherrn hat derſelbe zu verſchiedenen Zeiten manche ſchöne Privilegien, Freiheiten und Schenkungen erhalten, als von König Andreas III., von der Königin Eliſabeth, von den Königen Sigmund, Matthias, Corvinus, Wladislaus II., Ludwig II., Maximilian II., Rudolf II., Ferdinand II, Leopold, Karl IV., Maria Thereſia u. Joſeph II. Unter Sigmund wurde dieſer Marktflecken im Jahr 1405 zur königl. Freiſtadt erhoben und erhielt ſich als ſolche bis zum J. 1465. S. hat ein ſtockhohes Rathhaus mit einem Thurm, Poſtbrief-Kollektion für die Inſel Schütt, Brauhaus, Roßmühlen, Salzamt, Einkehrhaus, große Jahrmärkte, 2 Bauholzniederlagen an der Donau, 13 Mühlen, großen Handel, beſonders mit Getreide, Waldungen und 3600 Einw. — Im J. 1720 beſaßen hier die Pauliner ein ſchönes Kloſter mit einer Kirche, auch war hier im vorigen Jahrhundert eine wohleingerichtete Buchdruckerei. Nebſt mehren Inſeln hat die Donau unter andern hier 2, wovon die eine Groß-, die andere Klein-Mantua genannt wird, und bei welchen eine beſchwerliche Ueberfahrt Statt findet. Eine andere Ueberfahrt hat der Ort auf dem kleinen Wieſelburger-Donauarme mit dem Marktflecken Ragendorf gemeinſchaftlich, wo die Plätten an einem Seil gezogen werden.

Somorrostro, ſpan. Dorf, Prov. Biscaya, nordweſtl. von Bilbao, im gleichn. Thal, unweit der Mündung eines kleinen Fluſſes in den Meerbuſen von Biscaya, mit einem kleinen, durch Batterien geſchützten Hafen; ergiebige Eiſenminen und viele Eiſenhämmer. S. iſt der wichtigſte Hüttenort Spaniens und liefert jährlich an 300,000 (nach Andern 800,000) Ctr. Eiſen.

Somos, ungar. Flecken, ſaroſer Geſpannſchaft, ſüdl. von Eperies, an der Toriſſa, über die eine neue hölzerne Brücke führt; Kaſtell mit Gärten, Schweizerei; 1050 Einw.

Somoſierra, ſpan. Flecken, Prov. Guadalaxara, nordweſtl. von Guadalaxara, in der gleichn. Gebirgskette, einem Theil des Guadaramagebirgs; Flachsbau; 350 Einw. Hier am 30. Nov. 1808 Treffen, das für die Franzoſen glücklich endigte.

Somoza, Don Joſé, ſpan. Dichter, geboren am 24. Okt. 1781 zu Piedrahita in der Provinz Avila, durchlebte eine ſtürmiſche Jugend und überließ ſich ſolchen Neigungen, daß Quintana ihm den Tod am Galgen prophezeihte, wie er in ſeiner Selbſtbiographie naiv erzählt. Mit ſeinem 20. Jahre erwachte ein beſſerer Geiſt in ihm; er warf ſich nun mit derſelben Energie, die er bisher den Vergnügungen gewidmet hatte, auf die Wiſſenſchaften. Die Inquiſition unter dem alten Regime, die fremden Generale zur Zeit der Invaſion, die Mönche und Schergen der Reſtauration, alle wetteiferten, wer die heitere Philoſophie des liebenswürdigen Dichters trüben könne, und keinem gelang es. Als er 1823 in Piedrahita in den Kerker geworfen wurde, freute er ſich, daß er 1820 als Xefe politico dieſes Gefängniß beſſer hatte einrichten laſſen; als ihm 1840 nach dem Aufhören aller Verfolgungen nichts blieb, als das väterliche Haus, hielt er dies für ein großes Glück, indem er darin zugleich den Beweis fand, daß die Revolutionen dieſes Jahrhunderts nicht ſo zerſtörend ſeyen, wie die anderer Zeiten. Seine „Memorias de Piedrahita“ enthalten Jugenderinnerungen, von ſeinen zahlreichen Poeſien hat er eine Auswahl in drei Sammlungen aufgenommen, die 1832, 1834 und 1835 erſchienen ſind.

Sompaye, Münze, ſ. v. a. Songy'hais.

Sompel, Pieter van, auch Sompelen genannt, Kupferſtecher, um 1600 zu Antwerpen geboren und von P. Soutman unterrichtet, lieferte mehre ſchöne Blätter. Er bediente ſich öfters der Nadel in Verbindung mit dem Grabſtichel, und im Nackten wendete er Punkte an, wodurch er eine groſse Zartheit erreichte, wie in dem Blatte mit den Jüngern in Emaus nach Rubens, welches faſt einer getuſchten Zrichnung gleicht.

Somphocarya (Bot.), nach Torrey, Untergattung von Eleocharis *R. Br.*

Sompi, Gewicht für Gold und Silber auf Madagaſcar, ungefähr 1 amſterdamer Quent.

Somplar, kurheſſ. Dorf, Prov. Oberhrſſrn, Kr. und Amt Frankenberg; 370 Einw.

Somplowo, preuſs. Hauptgut, Prov. Preuſſen (Wrſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Löbau; Mutterkirche; 310 Einw.

Sompolno, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Warſchau (Maſovien), ſüdweſtl. von Przesc; 1280 Einw.

Sompuis, franz. Dorf, Depart. Marne, Bez. Vitryle-Français; Oelfabr., Schafzucht; 570 Einw.

Somru (Begum S. u. Dyce S.), ſ. Sirdhana.

Somsdorf, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Grhllenburg; 620 Einw.

Somvixer-Thal, eines der höchſten bedeutendſten Thäler im ſchweiz. Kanton Graubündten, reich an Weide und Wald, aber rauher, als andere, ſchwach bevölkert und einſam. Die Thalöffnung iſt eng und finſter. Es zieht ſich ungefähr 5 Stunden lang ſüdwärts, von hohen Bergen, zum Theil mit ſchroffen Felswänden, eingeſchloſſen gegen den la-Greina-Paſs. Daſſelbe durchflieſst der S.-Rhein, der unterhalb des Pfarrdorfs Surrein in den Vorder-Rhein mündet. Darin iſt auch das eiſenſchüſſige S.-Bad mit 11° R. Wärme; 1110 Einw.

Somzée, belg. Grmeinde, Prov. Namur, nordöſtl. von Walcourt; 350 Einw.

Son (Geogr.), niederl. Gemeinde, Prov. Nord-Brabant, ſüdweſtl. von Herzogenbuſch.

Son (Biogr.), 1) Joris (Georg) van, Maler, 1622 zu Antwerpen geboren, malte Blumen und Früchte, ſo wie Stillleben. In drr Gallerie zu Dresden iſt von ihm ein Bild, welches in einer weiſs und blau bemalten Porzellanſchüſſel Trauben, Erdbeeren und Aprikoſen, dann davor eine weiſse Traube, Rüben und Spargel vorſtellt. In der Gallerie zu Gotha ſieht man einen Teller mit Häring, Krebs, Zwiebeln, Aepſeln und Blumen, von 1658. — 2) Jan (Franz) van, Maler, Sohn des Vorigen, malte ebenfalls Blumen and Früchte, und noch vorzüglicher als der Vater, da er ſich eines genauen Studiums der Natur beflieſs und groſsen Geſchmack in der Anordnung beſaſs. S. malte die Kinder der Flora und Pomona in aller Farbenpracht, beſonders Trauben, Pfirſiche, Orangen und Citronen mit täuſchender Wahrheit. Er malte ſie in goldenen oder ſilbernen Gefäſsen, mit Tiſchen, mit türkiſchen Tapeten überzogen, oder brachte Vorhänge mit Gold- und Silberſtickereirn an, ſo daſs ſeine Bilder, die oft von bedeutender Gröſse ſind, ein pompöſes Anſehen habrn. Die meiſten ſeiner Bilder ſind in England zerſtreut, da ſich der Künſtler viele Jahre in England aufhielt. In der Gallerie zu Schleiſsheim werden ihm zwei Bilder zugeſchrieben, ein Kranz mit Früchten, und ein anderer Kranz von Früchten und Blumen. — 3) Nikolaus de, Zeichner und Kupferſtecher, nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt, Schülrr oder Nachahmer drs Jakob Callot, war um 1625 bereits ausübender Künſtler und lieferte ziemlich viele Blätter, die threils nach eigenen Zeichnungen, theils nach Callot und andern Meiſtern radirt und geſtochen ſind.

Sonaghar, Ort, ſ. v. a. Songhur.

Sonaguera, mittelamerikan. Ort, Honduras, ſüdlich von Truxillo.

Sonah, vorderind. Ort, Agra, ſüdl. von Delhi.

Sonail (Geogr.), 1) vorderind. Ort, Agra, ſüdweſtl. von Allahabad; — 2) Feſtung daſ., Scindiah, an der ſüdweſtl. Grenze.

Sonar, vorderind. Fluſs, Agra, an der Weſtgrenze, ein Quellfluſs der Tonſa.

Sonarblot (Heerd-Opfer, nord. Myth.), ein an kein beſtimmtes Feſt geknüpftrs Opfer, wobei wahrſcheinlich eine ganze Heerde (son, z. B. 6 Mutterſchweine mit 1 Ebrr) geopſert wurde, wenigſtens iſt gewiſs, daſs dieſes beim S. mit drm Sonar-gaultr (ſ. d.) der Fall war. Aus der unrichtigen Lesart Solarblot hat man Sonnrnopfrr, aus der unrichtigen Betonung Sonablót ſogar Sohnopfrr erhalten; am nächſten iſt man durch dir Uebertragung von S. durch Sühnopfer gekommen. Das S. ſoll vom ſchwediſchen König Dag zu Upſala eingerichtet worden ſeyn, um das Orakel über die Wiedererlangung des Sperlings zu befragen, der einſt zur Weiſſagung ſo tauglich war und jetzt mit Gewalt in Reidgothland zurückgehalten wurde.

Sonargaultr (nord. Myth.), der groſse goldene Eber, der am Juelabend auf die Tafel der Helden geſetzt wurde und die Gelübde eines Jeden für das nächſte Jahr empfing, indem man ſchwörend die Hand auf ſeinen Rücken legte.

Sonate, eine Kompoſition für ein Soloinſtrument (auch wohl mit Brgleitung eines oder zweier anderer), die in der Regel aus drei oder vier beſondrren Tonſtückrn, Sätze (im höchſten Sinne) genannt, beſteht. Drr erſte Satz, bisweilen auch durch eine Einleitung (Introduktion) vorbereitet, hat gewöhnlich Sonatenform (ſ. d.) und fixirt den Hauptton des ganzen Werkes. In der Regel iſt ihm lebhaftere Bewegung (Allegro etc.) eigen. Auf ihn folgt ein zweiter langſamerer und kürzerrr Satz (Adagio, Andante, auch wohl Allegretto etc.), meiſt in kleinerer Rondoform (ſ. Rondo), oder in abgekürzter Sonatenform, oder lirdmäſsig mit einigen Variationen. Dieſrr Satz ſtrht in einem andern Ton, etwa in der Ober- oder Unterdominante oder Parallele. Drn Beſchluſs macht ein dritter Satz, bisweilen ausdrücklich Finale genannt, und wieder in Sonatenform, oder in gröſserer Rondoform, auch wohl fugen- und variationen-

mäßig. Ihm iſt wieder lebhafte Bewegung (Allegro, Presto etc.) eigen und er ſteht wieder im Hauptſtone, oeewandelt aber denſelben, wenn er Moll iſt, bisweilen in Dne. Nach oder vor dem zweiten Satze teitt in größern Werken ein Zwiſchenſatz auf, Menuett oder Scherzo genannt, meiſt in Liedfoem und vier oder ſechs Theilen (nämlich mit Trio und Wiederholung des Hauptſatzes) oder auch einfache Rondoform u. A. annehmend. Bisweilen finden ſich auch noch mehre Theile, z. B. in dem bekannten Septuor von Beethoven, Op. 20, Menuett und Scherzo, Andante und Variationen. Bisweilen hat die S. (z. B. die von Beethoven Op. 111) nur zwei Sätze, oder nur Adagio, Menuett und Finale, und was der einzelnen Abweichungen noch mehre ſind. Dieſe einzelnen Sätze ſind zwar in der Regel durch föemliche Abſätze und Zwiſchenzeiten oon einander geſchieden, aber eine innere Beziehung waltet dennoch in ihnen; eine innere Einheit der Idee oder Stimmung muß von Rechtswegen ſie zu einem wahren, zuſammengehörigen Ganzen verbinden und im Vortrage ſich daeſtellen. Dieſe Form iſt in allen Duos, Trios, Quatuors u. ſ. w. herrſchend, nne daß in ihnen die Ausführung meiſt reicher und mehr polyphon iſt (wenigſtens ſeyn ſollte), weil man die göſſeren Keaſte mehrer oeeeinten Inſteumente benutzen kann und deſchäſtigen muß. Eine kleinere, einfach gebildete, leichteen Ideen und Entwickelungen gewidmete, oft nur aus zwei, höchſtens aus drei Sätzen beſtehende S. heißt **Sonatine**, wogegen der Name **große** S. (Grande Sonate) für beſonders großartige und weit ausgeſübete Tonſtücke dieſer Gattung (meiſt aus vier Sätzen beſtehend) angewendet wird. Auch das **Notturno** (ſ. d.), ein in Sonatenform für verſchiedene Inſteumente in ſanftem Charakter (gleichſam als Abendmuſik) geſetztes Tonſtück, gehört hierher.

Sonatenform, eine der homophonen und gemiſchten Kunſtformen, die ſich von der höhern und namentlich fünften Rondoform (ſ. **Rondo**) ſogleich dadurch weſentlich unterſcheidet, daß ſie den zweiten Seitenſatz auswirft, folglich zunächſt nur die erſte Maſſe vom Hauptſatz, (erſten) Seitenſatz und Schlußſatz und deren Wiederholung im Haupton als **letzte Maſſe** feſthält. In dieſee Beſchränkung wird das Tonſtück als **Sonatinenform** von der eigentlichen S. unterſchieden; hier ſind auch die eigentlichen Theile der Kompoſition in der Regel von leichterem Gehalt. Uebrigens ſtellt die Sonatine nie die eigentliche S. ſtatt des liedförmigen Satzes oder der Periode (oder des einfachen Satzes), die in den Rondoformen als Seitenſätze galten, bisweilen figurale Sätze, fugenmäßige Durchführungen, auch zwei und ſelbſt noch mehr verſchiedene Sätze (oder Perioden) als eben ſo viele Themate auf, die nur durch die Einheit der Tonart (bisweilen auch das nicht, ſondern durch bloße Verwandtſchaft der Tonart) zuſammen gehalten werden und insgeſammt als „der Haupt- oder Seitenſatz" anzuſehen ſind und dann füglicher **Haupt-** und **Seitenparthie** genannt werden. Die S. ſchließt ſich hierin der Sonatineform an, bildet auch deren zwei Maſſen im Weſentlichen nach, unterſcheidet ſich aber darin, daß ſie zwiſchen beide noch eine dritte Maſſe ſtellt und ſo drei Theile bildet, wie die fünfte Rondoform, nur den mittleeen von anderem Gehalt. Unmittelbar mit dem Hauptſatz, oder mit einer gangmäßigen Einleitung oder Hervorbildung deſſelben beginnt der erſte Theil; es folgt dann unmittelbar, in Durſätzen in der Dominanttonart, in Mollſätzen in der Parallele, der **Seitenſatz**; oder der Hauptſatz geht in einen Gang über, der in Dueſtücken nach dee Dominanttonaet, in Mollſtücken nach dem Parallelton und in dieſer oder jenen Tonart nach dem Seitenſatze führt. Mit dieſem ſchließt nun der erſte Theil unmittelbar, oder es folgt abermals ein Gang und ein beſonderer Schlußſatz, — vielleicht auch ſtatt deſſelben oder nach demſelben eine Wiederholung aus dem Hauptſatze. So hat alſo der eeſte Theil beide Sätze gezeigt, den erſten im Hauptſtone, den zweiten im nächſtverwandten Tone; im letztern iſt geſchloſſen worden, und hier hängt es von der Beſtimmung des Komponiſten ab, den ganzen eeſten Theil wiederholen zu laſſen oder nicht. Der **zweite Theil** ſchließt ſich unmittelbar dem erſten an, oder ſetzt von Feiſchem ein. Ee beginnt mit einem fortleitenden Gange, oder einer Anleitung des Hauptſatzes, oder einem ganz neuen kurzen Nebenſatze. Von hier führt er auf den Seiten- oder Hauptſatz, dann durch einen zweiten Gang auf den andern, noch nicht dageweſenen Satz, oder auch ohne Weiteres auf die Dominante des Hauptſtones. Die Sätze ſelbſt erſcheinen in dieſem Theil in neuen, gewöhnlich nahveewandten Tonarten, die Gänge gehen duech dieſe und ferner gelegene Töne, der ganze zweite Theil iſt der Sitz der bewegtern, reichern Modulation. Ohne Wiederholung, und in der Regel ohne beſtimmten Abſchluß geht er in den dritten Theil über. Dieſer gibt wieder den Hauptſatz im Hauptſtone, führt dann unmittelbar oder mittelſt eines Ganges den Seitenſatz diesmal ebenfalls im Hauptſtone zurück, und bringt mit dieſem, dem dazu gehörigen Gang und Schlußſatze (bisweilen auch noch einem beſondern Anhang etwa aus dem Hauptſatze), den Schluß des Ganzen im Hauptſtone zu Wege. Die Grenze des erſten Theils wird gewöhnlich entweder durch das Wiederholungszeichen, oder durch Schlußſtriche bezeichnet. Die beiden folgenden Theile werden dagegen ohne ſolche Scheidezeichen abgefaßt, gewöhnlich als ein Ganzes angeſehen und im gemeinen Sprachgebrauch kurz weg zweiter Theil genannt. Bisweilen wird auch dieſer zweite Theil (nämlich der zweite und dritte) wiederholt, und dann allenfalls noch ein Anhang als letzter Schluß zugeſetzt. Das Geſagte wird durch einige Beiſpiele noch klarer werden. Betrachten wir z. B. den erſten Satz von Beethovens Sonate, Op. 2, F moll, ſo finden wir: Der Hauptſatz iſt in den erſten 8 Takten enthalten; ſeine Wiederholung wird (in der Dominante) begonnen aber nicht verfolgt, ſondern auf die Dominante der Parallele (Es dur) gelenkt, worauf Takt 20 der Seitenſatz in der Parallele ſelbſt (As dur) auftritt. Er läuft gangartig aus, und Takt 40 beginnt ein Schlußſatz, mit dem der erſte Theil zu Ende geht. Der

Digitized by Google

zweite Theil beginnt mit dem Hauptſatze (As dur), läßt den Seitenſatz (in der Unterdominante des Haupttones, B moll) folgen und geht damit nach gangartiger Ausführung (Takt 33 des zweiten Theils) auf einen Orgelpunkt. Der dritte Theil bringt aus der ganzen erſten — Hauptſatz, Seiten- und Schlußſatz, letztere beiden im Haupttone, wieder. — Als zweites Beiſpiel kann der erſte Satz aus der dritten Sonate (F dur) von Mozart, Heft 1 der breitkopfſchen Ausgabe, dienen. Der Hauptſatz beſteht aus zwei Thematen; das erſte ſchließt Takt 12, das zweite ganz verſchiedene und vollkommen vom erſten getrennte ſchließt Takt 22; beide machen ihre Schlüſſe vollkommen in F dur. Nun beginnt ein dritter gangartiger Satz in D moll, der nach G (moll) führt, dieſen Schluß aber in einen Halbſchluß in C (moll) umwandelt. Nun folgt der Seitenſatz in C dur, ein erſtes Thema von 16 Takten, dann nach einem Gang ein (wenigſtens angedeutetes aus dem Vorigen entlehntes) zweites Thema und nach abermaligem Gange der Schlußſatz.

Sonatine, ſ. Sonate.

Sonautes (a. Geogr.), Fluß in Pontus (Plin. VI, 1, 1).

Soncara, Zeitrechnung in Siam, die mit dem Tode des Sommonokadam, d. i. 544 v. Chr., beginnt, ſ. Jahresrechnung.

Sonceboz, ſchweiz. Dorf, Kant. Bern, im nördl. Theil des Immer-Thals, an der Süß; 600 Einw.; Bergſturz 1818.

Sonchamp, franz. Dorf, Depart. Seine-Oiſe, Bez. Rambouillet; Schloß mit ſchönem Park; 1090 Einw.

Sonchidium (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Dubyaea *Dec.*

Sonchus (Bot.), nach Linné, Gänſediſtel, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.*, Syngenesia Aequalis *L.* Charakter: Blüthenkörbchen vielblüthig. Hüllkelch dachziegelig; Blüthenboden nackt. Achenien gleichförmig, ungeflügelt, zuſammengedrückt, ſchnabellos, der Länge nach fein gerippt, häufig mit höckerig-weichſtacheligen Querrippen durchſetzt. Fruchtkrone weich, weiß, vielreihig, aus ſehr dünnen Borſtchen gebildet. Von 58 Arten, verſchieden geſtaltigen Kräutern und einigen Sträuchern mit ziemlich ſchwammigen Stengeln, meiſtens in Europa und Aſien einheimiſch, ſind am wichtigſten: 1) S. arvensis *L.*, Acker-Gänſediſtel, Saudiſtel. In Europa, Nordamerika, auf Aeckern; ausdauernd. Blätter buchtig, faſt pfeilförmig; Hülle borſtig. Blumen gelb. Schkuhr, T. 207. — 2) S. asper *Vill.*, S. oleraceus *γ. δ. L.*, rauhe Gänſediſtel. In Europa und faſt in allen bekannten Ländern, wo Ackerbau getrieben wird, auf den Aeckern; einjährig. Stengel ſelten an der Spitze haarig-drüſig. Blätter ſtengelumfaſſend, ſcharf verlängert gezähnt, ſchrotſägeförmig oder ungetheilt, mit zugerundeten Oehrchen. Blüthenſtiele und Hüllkelche am Grunde faſt höckerig oder kahl; Achenien glatt, auf beiden Seiten fein 3nervig. Eigenſchaften und Benutzung wie bei der folgenden Art. Fl. dan., T. 893. — 3) S. ciliatus *Lam.*, S. oleraceus *α. β. L.*, gemeine Gänſediſtel. In Europa und den meiſten angebauten Ländern, auf Aeckern und Feldern, bisweilen ein läſtiges Unkraut. Stengel ſelten an der Spitze haarig-drüſig. Stengelblätter umfaſſend, ſcharf gezähnt gewimpert, ſchrotſägeförmig oder ungetheilt, mit zugeſpitzten Oehrchen. Hüllkelche und Blüthenſtielchen ziemlich kahl. Achenien den Nerochen folgend, querfein-weichſtachelig-runzelig. Die Blätter, Herba S. s. Sonchi oleracei s. laevis s. asperi s. Brassicae Leporum, Gänſediſtel-, Saudiſtel-, Haſendiſtelkraut, Haſenkohl, welche einen weißen, bittern Milchſaft haben und gelind eröffnende und auflöſende Eigenſchaften beſitzen, waren früher officinell, ſind aber jetzt obſolet. Die Pflanze heißt bei Dioscorides *Σόγχος τρυφερώτερος*. Fl. dan., T. 682.

Soncino (Geogr.), öſterr.-ital. Flecken, Lombardei, nordweſtl. von Cremona, rechts am Oglio; 4230 Einw.; Hauptort des gleichnam. Diſtrikts.

Soncino (Biogr.), Andrea, Bildhauer, arbeitete um 1580 in Rom, führte Statuen und Basreliefs in Marmor und Stukko aus. L. Scalzi goß nach ſeinem Modelle die lebensgroße Statue des Apoſtels Matthias in der Kapelle Sixtus' V. in Erz.

Soncor, ſüdam. Ort, Bolivia, Potoſi, öſtl. von Cobija.

Sonczkowo, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Koſten; 160 Einw.

Sondajo, ital. Ort, Toskana, ſüdweſtl. von Volterra.

Sondamoquaer, Volk, ſ. v. a. Beetjuanen.

Sondaria (Bot.), nach Dennſtedt, Pflanzengattung. Art: S. cranganovrensis *Dennst.*

Sonde, 1) (Specillum, Chir.), dünnes, rundes, 5—11 Zoll langes Stäbchen, gewöhnlich aus Stahl oder Silber oder auch aus Blei, ſeltner aus Gold, Platin, Neuſilber, Fiſchbein, Schildpad, elaſt. Harz oder auch eine Darmſeite, ein Bougie, Wachsſtock, Binſe, Pferdehaar, an der Spitze abgerundet oder mit einem Knöpfchen verſehen (Knopf-S.), oder auch ſpitzig ſchneidend, od. auch an dem einen Ende mehr einem Myrthenblatt ähnlich (Myrthenblatt-S.), oder in ein Oehr auslaufend (Oehr-S.), dient zur Unterſuchung von Wunden, Geſchwüren u. ſ. w., zum Einbringen von Charpie oder Fäden, oder als Leitungswerkzeug für ſchneidende Inſtrumente; in letzterem Fall iſt es der Länge nach gefurcht od. gerinnt (Furchen-S., Hohl-S.). — 2) (Schiff.), ſ. v. a. Senkblei.

Sondelfingen, würtemberg. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, zwiſchen der Alp und dem Neckar; 900 Einw. In der Nähe des Dorfes entſpringt eine ſtarke Schwefelquelle, gewöhnlich nur das Dintenloch oder ſondelfinger Heilbrunnen genannt, die eben ſo viel Kraft hat, als die Quellen zu Reutlingen und Sebaſtiansweiler, doch iſt kein Bad damit verbunden.

Sonderbach, großh. heſſ. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Ldgr. Lorſch; 120 E.

Sonderbuch (Geogr.), würtemberg. Dörfer: 1) (Sonderbuch), Donaukreis, Oberamt

Digitized by Google

Blanbeneen; 230 Einw.; — 2) daſ, Obeeamt **Münſlngen**; Burgruine; 350 Einw.

Sonderbund, ſ. **Schwelz**, S. 501 ff.

Sonderburg, dän. Stadt, Schleswig, Inſel **Alſen**, am S.-Sund, welcher die Inſel vom feſten Lande ſcheidet; Amtsort, Schloß auf einer ſchmalen Landzunge, Hafen, Schifffahrt, Handel; 3300 Einw.; Hauptort des **gleichnam. Amts** (mit 2 □M. and 6300 Einw.). Nach S. wird die apanagirte Linie der **Herzoge von S.** benannt, ſ. **Holſtein**.

Sonderfuß (Herald.), ſ. v. a. Schildesfuß, ſ. **Schild**.

Sondergrund, Inſel, ſ. **Niedrige Inſeln**.

Sondergut, ſ. v. a. Einhardsgut.

Sonderheim, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. **Höchſtädt**; 160 E.

Sonderhofen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Aſch., Ldgr. **Aub**; 500 Einw.

Sonderland, **Johann Baptiſt**, Malee und Radirer, wurde 1804 zu Düſſeldorf geboren und an der Akademie daſelbſt unter Schadows Leitung gebildet. Er malte Genrebilder, die ſich durch geſchmackvolle Wahl der Stoffe auszeichnen und in meiſterhafter Durchführung nie ihren Eindruck verfehlen. Sie ſind immer naiv und geiſtreich, mit Laune aufgefaßt, öfters durch einen ans Humoriſtiſche ſtreifenden Reichthum der Erfindung ungemein anſprechend. Zu den früheſten Bildern, welche ein entſchiedenes Talent des Künſtlers beurkundeten, gehört der wilde Jägee nach Bürgers Ballade, 1830 vollendet und 1838 wieder behandelt. Auf dieſes Gemälde folgten viele andere, in welchen S. immer größrres Intereſſe erregte. Wir nennen darunter das geſtörte Stelldichein 1834, und als Arbeiten von 1835 den die Zeche machenden Wirth und den Fiſchmarkt, eines der gelungenſten unter ſeinen früheren, heiteren Bildern. Seine rheiniſche F ihre zeichnete ſich dagegen 1836 wieder vor vielen früheren Bildern durch gründliche Ausführung und durch heitere Stimmung aus. Im J. 1837 erhielten zwei Bilder: dee Abſchied des Kriegers von Gattin und Kind und die Heimkehr deſſelben allgemeinen Beifall. Ein folgendes Bild iſt unter dem Namen der Paſſagiere bekannt, eine höchſt drollige Scene, da ein dicker Pächter und ein hagerer Gentleman dee Poſt nacheilen. Dieſes Bild hat der Künſtlee zweimal wiederholt. Die Hampelmanniade lieferte den Stoff dazu. Aus derſelben Zeit ſtammt auch ſein kleiner Schuhmacher und dee kleine Bote, welchee 1838 neben einer Scene des wilden Jägers nach Bürger, und den zwei Mädchen am Putztiſche auf der berliner Kunſtausſtellung zu ſeben war. Mittlerweile beſchäftigte ſich der Künſtler auch mit Zeichnungen für Almanache und mit Radirungen, wozu neben anderen die deutſchen Dichter reichen Stoff lieferten, deſſen ſich S. mit unerſchöpflicher Laune bemächtigte. Dieſe Blätter geben in einem weiten Kreiſe Zeugniß von dem ausgezeichneten Talente des Meiſters in Auffaſſung humoriſtiſcher Scenen, in welchen er lebendig vor den Blick führt, was der Dichter nur andeutet, ſo daß wir hier Gedicht und Bild zugleich haben. Die unerſchöpfliche Lebendigkeit ſelner Phantaſie iſt zu bewundern, da er um humoeiſtiſche Geſtaltungen, Bewegungen, Aktionen, ſelbſt in den abentheuerlichſten Dingen nie verlegen iſt. Nirgends ſpricht ſich das Uebermaß ſeiner Produktionskraft ſprechender aus, als in ſeinen Radirungen. Zehn Hefte mit 40 Blättern bildete bis 1844 die reiche Folge. Von den Oelbildern ſprach 1840 beſonders ein kleineres an, ein Mädchen vorſtellend, welches den Schuh anzieht. Im J. 1842 malte er das ſchöne, durch eine Liebesintrigue beſonders bedeutende Bild der Schnittee auf dem Helmwege. Ein anderes Gemälde dieſer Zeit iſt unter dem Namen der beiden Nebenbuhler bekannt, wovon der eine als ſchmuckee Tyrolerbube, der andere als verdrießlicher Stallknecht erſcheint, and zwiſchen beiden die volle, ſchnippige münchener Kellnerin. Neuer als dieſes Bild ſind die Koſaken bei einem Gelehrten, die ländliche Toilette, der ungeſtüme Liebhaber, Gemälde von 1844 u. ſ. w. Ueberdies fertigte der Künſtler auch mehre Zeichnungen zum Stiche. So ſtach A. Hoffmann nach ſeiner Zeichnung die Huſſitenpredigt von Leſſing. Auch für die deutſchen Sagen, Frankfurt 1840 ff., lieferte er Zeichnungen, die von X. Steiſenſand geſtochen ſind. An dieſe Werke reihen wir dir Nachbildungen von fremden Künſtlern, welche neben den Original-Radirungen und eigenhändigen Lithographien dieſes Meiſters von großem Inteeeſſe ſind. Sie ſind auch im großen Foemate.

Sonderling, einer, dee ſich von Andern gern abſondert und das Gegentheil von dem thut und äußert, was Sitte und Umſtände verlangen.

Sondeeling, 1) (Entom.), Nachtfalterart, ſ. v. a. Laſtträger, Orgyia antiqua *Ochsenh.*; — 2) (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Quisqualis *L.*

Sondermann, **Johann David**, Modelleur zu Berlin, durch ſchöne Arbeiten in Elfenbein, Alabaſter, Horn u. ſ. w. bekannt, Basreliefs, theils in einzelnen Platten, theils auf Bechern, Doſen, Heften und andern Erzeugniſſen der Kunſtinduſtrie. Im J. 1840 wurde er akademiſcher Künſtler, verſieht abee die Stelle eines k. Kampagnekoches.

Sonder-Minde, dän. Mündung des Miſſum-Fjord, Jutland, **Ripen**.

Sondermoning (**Sommering**), bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. **Traunſtein**; Salpeterſiederei, Patrimonialgee. II.; 120 Einw.

Sondernahe, bayee. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. **Ansbach**; 180 Einw.

Sondernau, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Aſch., Ldgr. **Biſchofsheim**; 370 Einw.

Sondernheim, bayer. Kirchdorf, R.-B. Pfalz, Kanton **Germersheim**; 590 Einw.

Sondeeried, bad. Kirchdorf, Unterrheinkr., Amt **Wertheim**; 250 Einw.

Sonders, Provinz, ſ. v. a. Sondrio.

Sondersbach, bad. zerſtreute Häuſer, Mittelrheinkreis, Amt **Gengenbach**; 160 Einw.

Sondersfeld (Geogr.), bayer. Pfarrdörfer: 1) R.-B. Oberbayern, Ldgr. **Neumarkt**; 130

 42

Einw.; — 2) R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Neumarkt; 160 Einw.

Sondershauſen (Geogr.), 1) Fürſtenthum, ſ. Schwarzburg; — 2) Haupt- und Reſidenzſtadt des Fürſtenthums Schwarzburg-S., an der Wipper; mit Reſidenz, Schloß (im alten Theile deſſelben eine nicht unbeträchtliche Sammlung von alterthümlichen Merkwürdigkeiten, ausgezeichneten Naturalien und Kunſtgegenſtänden), 2 Kirchen (zur h. Dreifaltigkeit und zum h. Kreuz), 4 Thore, Waiſen- und Zuchthaus, Theater, Synagoge, Gymnaſium, Schullehrerſeminar, Buchhandlung, Buchdruckerei, Sammlungen, Gärten und Spaziergänge; 5000 Ew. — Geſchichtl. S. entſtand nach Olearius im erſten Viertel des 6. Jahrhunderts nach Chr. G., ſtand anfangs unter der Herrſchaft der Freiherren von Sondershauſen, nach deren Ausſterben ſich Graf Albrecht von Schwarzburg 1248 der Stadt S. bemächtigte, die jedoch bald der Grafſchaft Hohnſtein einverleibt wurde. In einem 1347 zwiſchen Grafen Heinrich von Hohnſtein und ſeinen Schwiegerſöhnen, den Grafen Heinrich und Günther zu Schwarzburg geſchloſſenen Erbvertrag wurde feſtgeſetzt, daß S. nach dem Abſterben des erſteren an Schwarzburg fallen ſollte, was 1356 geſchah. S. hat viel durch Brand, Krieg und Waſſer gelitten. Große Brände fanden 1432, 1596, 1610, 1621, 1657 Statt. 1525 wurde es im Bauernkriege von den Bauern geplündert; im 30jährigen Krieg von den Schweden verwüſtet. Der Bau des neuen Schloſſes wurde 1538 von Günther mit dem fetten Maule begonnen.

Sondershauſen (Biogr.), Philipp Karl Chriſtian, Dichter, um 1795 zu Weimar geboren, Pagenhofmeiſter daſelbſt. Schrieb: Stunden im Weinberge des Herrn, Leipz. 1817; — Dramatiſche Gedichte (die Befreiung Griechenlands, Aedon, Der Hindu, Der neue Orpheus), Altenb. 1822; — Bernhard von Weimar, Trauerſpiel, Merſeb. 1825; — Euterpe (Dram. Gedichte, Die 10 Jungfrauen, Rübezahl), daſ. 1825, u. A.

Sonderwichs, bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Aibling; Salpeterſiederei; 110 Einw.

Son de Tonca, ſ. Tabak.

Sondheim (Geogr.), 1) (im Grabfelde), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Aſch., Ldgr. Mellrichſtadt; 230 Einw.; — 2) kurheſſ. Dorf, Prov. Niederheſſen, Kr. u. A. Homberg; 330 Einw.; — 3) (S. vor der Rhön), ſachſ.-weimar. Marktflecken, Kr. Eiſenach, A. Lichtenberg zu Oſtheim; an der Bahre; 440 Einw.

Sondheimer, Maier Salomon, Maler, geb. zu Mannheim 1806, widmete ſich anfangs der Dekorationsmalerei, gründete dann aber als Architekturmaler ſeinen Ruf. Es finden ſich mehre ſchöne architektoniſche Anſichten von ſeiner Hand, die in Perſpektive und Färbung Vorzüge beſitzen. Studien dazu ſammelte er auf ſeinen Reiſen in Italien, Holland, Belgien u. Frankreich.

Sondio, afrik. Land, Nieder-Guinea, Loango, das ſüdlichſte Land in Loango, ſüdl. an der Mündung des Zaire oder Congo, vom Kap Padron bis zur Mündung des Anebriz; von dem Lebundo, der in den Ocean mündet, durchfloſſen; mit der gleichn. Hauptſtadt, rechts am Zaire und 20 St. öſtl. vom Kap Padron.

Sondiren, unterſuchen, wie etwas beſchaffen iſt.

Sondirruthe (Waſſerb.), Werkzeug, mit welchem man unterſucht, ob und wie tief unter dem Sande Felſen vorhanden iſt, beſteht aus einer eiſernen Stange, welche unten mit einer ſtählernen Spitze verſehen und oben ſo geſtaltet iſt, daß eine hölzerne Stange daran geſteckt werden kann.

Sondra (die große), ſachſ.-koburg. Dorf, Fürſtenth. Gotha, A. Tenneberg; 140 Einw.

Sondrä (a. Geogr.), Gebirgsvolk in India intra Gangem (Plin. VI, 20, 23).

Sondrio (Sonders, Geogr.), öſterreich.-ital. Provinz, Lombardei, an der Nordgrenze zwiſchen Bergamo, Como, der Schweiz und Tyrol; 62 (nach Andern 74) □M., 97,000 Einw. Sie umfaßt das bekannte Valtellina-Thal, iſt von allen Seiten durch Verzweigungen der Alpen (Spitzen: Conto. Spluga, Monte Stelvio, Piz del Diavolo ꝛc.) eingeſchloſſen und von der Adda durchfloſſen, welche an der Weſtgrenze in den Comer-See fällt, in welchen ſich auch, von Norden her, die Mera ergießt. Das Klima iſt heiß, der Boden fruchtbar und liefert Kaſtanien, Südfrüchte, Wein, Vieh und gute Sorten Mais, Getreide; die gewöhnl. Hausthiere, vortreffliches Hornvieh, aber auch noch Bären im Gebirge. Die Einwohner, von ital. Abſtammung, Sprache und Sitte und kathol. Konfeſſion, ſind arm, roh, unwiſſend und durch ihren Fanatismus übel berüchtigt. Sie treiben, außer Ackerbau, Seiden- und Viehzucht (Schafe, Pferde, Eſel, Ziegen, vorzüglich aber Rindvieh) und gewinnen davon unter Anderm auch berühmten Butterkäſe; ſie treiben ferner Fiſcherei, Jagd auf reichliches Wild, Bergbau auf Eiſen, mehr auf Marmor und Lavezſtein, auch etwas Weberei. Der Handel iſt bedeutend und iſt durch die 1824 neu angelegte Straße über den Stelvio ſehr erleichtert worden. Eintheilung in die Thäler Veltlin (Valtellin), Cleven und Worms, welche früher zur Schweiz gehörten, oder in die 7 Diſtrikte: Sondrio, Ponte, Tirano, Morbegno. Traona, Bormio und Chiavenna, welche nur 1 Stadt, 6 Marktflecken, 78 Dörfer und 106 Gemeinden enthalten, weil einen großen Theil der Provinz unbewohntes Hochgebirg einnimmt. — 2) Hauptſtadt der Provinz und des Diſtrikts und Hauptort im Alpthal Veltlin, am Ausgange des romantiſchen Thals Malenco, aus welchem der Muller oder Mallero ausſtrömt, um bald darauf in die Adda zu münden; königl. Delegation, Diſtrikts-Kommiſſariat, Tribunal erſter Inſtanz, politiſche Gerichtsbarkeit, Leihamt, Steuereinnehmerei, Militärkommando, Poſtamt, Armenanſtalt, Hauspfarrkirche, 7 Aushülfskirchen, Santuario, Kapelle, 7 Oratorien. Gymnaſium, Hoſpital, Landwirthſchaft, Handel; 4500 Einw. Ueber der Stadt die Trümmer eines ehemals bedeutenden Schloſſes. In der Nähe beſuchte Bäder.

Digitized by Google

Sondyp, brit.-oſtind. Inſel, öſtl. von der Hauptmündung des Ganges, im Merrbuſen von Bengalen; fruchtbar und weidereich, hat aber nur Salinen. Darauf die gleichnam. Stadt, 22° 25′ nördl. Be. und 13° 50′ öſtl. L.

Sone, oſtind. Fluß, Prſdſch. Bengalen; entſpringt in Gundwana am Nordabhang des Plateau's Omerkantoe und ſtrömt bis zum Einfluß des Mahanah links gegen Norden, dann gegen Noedoſten und mündet weſtlich von Patna in den Ganges, rechts.

Sone, la, franz. Dorf, Dep. Iſère, Bez. St.-Marcellin, rechts an der Iſère; Eiſen- und Stablhammer, Seidenmühlen; 670 Einw.

Son-Eber (nord. Myth.), ſ. v. a. Sonargaulir.

Sonegg, öſterr.-illyr. Schloß mit Bezirk, Kr. Klagenfurt, bei Pfansdorf und Tichoja, umfaßt 29 Gemeinden mit 7760 Einw.

Sonehut, vorderind. Ort, Kalkutta, ſüdweſtlich von Schawpur.

Soneium (a. Geogr.), Oet in Moesia Superior an der Geenze von Thracien und an dem Gebirgspaß der Sucri über den Seomlus, nach Lapie das heut. Bagna.

Soneja, ſpan. Flecken, ſüdöſtlich von Segorbia, rechts am Palanria; Oelmühlen; Branntweinbrennereien; 1680 Einw.

Sonekutſch, vorderind. Ort, Scindiah, nordweſtl. von Hindia, im ſüdöſtl. Theil des Landes.

Sonepot, brit.-oſtind. Stadt, Peſdſch. Bengalen, Prov. Delhi.

Sonerampur, brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. u. Prov. Bengalen, nordöſtl. von Dakka, links am Megna; Handel.

Sonerila (Bot.), nach Roxburgh, Gatt. der Ericaceae *Rchb.* Von 22 Arten, auf den oſtindiſchen Inſeln und in Oſtindien einheimiſch, ſind zu nennen: 1) S. maculata *Roxb.* In Oſtindien; ausdauernd. — 2) S. Rhedil *Wall.* In Oſtindien.

Sonet en blanc (franz.), ſ. v. a. Bouts-rimés.

Sonett (Klinggedicht, Poet.), eine beſondere Art kleinerer Gedichte, die der Poeſie des Südens entſtammt, aber auch in Deutſchland Bürgerrecht gefunden hat. Unter den verſchiedenen kleinen lyriſchen Formen, die wir den Völkern des Südens verdanken, iſt das S., obgleich am häufigſten angewendet, eine der ſchwierigſten, da es ſowohl hinſichtlich der Form, als des Inhalts und der Behandlung, die größte Vollkommenheit erfordeet. Es gehört nur ſeinem Stoffe nach zur lyriſchen Poeſie, indem es menſchliche Gefühle und Empfindungen vorzugsweiſe ſchildert. Da es meiſt reſtrktieend iſt, ſo kann der Ton in demſelben nur ein gemäßigter ſeyn, worauf auch ſchon die äußere ſtrenge Form den Dichter hinweiſt; ſelten darf es ſich bis zum Schwunge der Ode erheben. Es unterliegt folgenden beſtimmten Geſetzen: a) Es darf nur einen Hauptgedanken enthalten, der mit ſeiner Einkleidung und Entwickelung genau den Raum des S.es ausfüllen muß. b) Es beſteht aus 14 Zeilen, von denen die erſten 8 und die letzten 6 mit rinander im Reim rrklingrn, und zwar ſo, daß die 8 erſten in zwei Strophen von je 4 Zeilen zerfallend (Quatrains, Quadernari), nur zwei Reime haben, welche in verſchiedenrr Veeſchränkung jeder je 4mal anklingen. Die ſechs letzten dagegen, in 2 Strophen von je drei Zeilen zerfallend (Terzinen), können mit zwei und auch drei Reimklängen wechſeln. Die einzelnr Verſchränkung, ſo wie der abwechſelnde Gebrauch männlicher odrr weiblicher Reime bleibt dem Dichter überlaſſen; doch muß auch hier auf den äußeeſten Wohlklang geſehen wrrden. Der Dichter hat daher ſo viel wir möglich den Wechſel der Vokale, in den Verſen, wie in den Reimen, zu beobachten. Als das vorzüglichſte Muſter für die äußere Foem werden gewöhnlich Petrarca's S.e angefühet. Bei ihm finden ſich folgrnde Verſchränkungen: Für die Quadernari vier Arten: 1) (geſchloſſener Reim, Rima chiusa); 2) (Wechſelreim, Rima alternata); 3) und 4) (Miſchreim, Rima mista):

1)	2)	3)	4)
a	a	a	a
b	b	b	b
b	a	a	a
a	b	b	b
a	a	b	b
b	b	a	a
b	a	b	a
a	b	a	b

Für die Terzine: 1) — 3) Gedrittreim (Rima alterzata) und 4) — 7) Kettenreim (Rima incatenata):

1)	2)	3)	4)	5)	6)	7)
a	a	a	a	a	a	a
b	b	b	b	b	b	b
a	a	b	c	c	c	c
b	n	b	a	h	c	b
a	b	a	b	c	b	a
b	a	a	c	a	a	c

Andere nicht ſelten gebrauchte Veeſchränkungen der Terzine ſind noch:

a	a	a
b	b	a
b	a	b
a	b	b
c	c	c
c	c	c u. ſ. w.

c) Der Gedanke muß in drr erſten Strophe eingeleitet, in d r zweiten erklärt, vielleicht durch ein Bild verſinnlicht, in der dritten zum Schluſſe vorbereitet und in drr vierten vollſtändig ausgeführt werden, ſo daß die letzte Terzine die eigentliche Grundidee des Gedichtes ent:ält. Ein Beiſpiel lieferr folgendes S. Göthe's über das S.:

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben,
Iſt heilge Pflicht, die wir dir auferlegen,
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.
Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen,
Und wie ſie ſich denn auch g berd n mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.
So möcht ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten
In ſprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;
Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Da das S. von einem Dichter nicht mit Unrecht dem Bette des Peokruſtes verglichen, oft in ſeiner beſchränkten Form nicht hinreichte, um den Gedanken vollſtändig in ſich aufzunehmen, oft aber es ſelbſt dem Dichter daran liegen mußte, ſeine Ideen mit andeeen zu verketten u. fortzuführen, ſo kamen die Italiener ſchon früh auf den Gedanken, es zu erweitern, oder einzelne S. durch Formenverhältniſſe mit einander zu verbinden. Von dieſen ſind die vorzüglichſten Arten: das geſchweifte S. (il sonetto caudato, Sonetto colla coda), die korreſpondirenden S.e (sonetti a risposta) und der Sonettenkranz (sonetti a corona). Sie unterliegen folgenden Geſetzen: Das S. mit dem Schweife beſteht aus einem einzigen vollſtändigen S., mit deſſen Schluß aber der Gedanke noch nicht vollſtändig ausgeſprochen worden iſt; deshalb hängt der Dichter einen ſogenannten, aus Terzinen beſtehenden Schweif an, wobei zu beobachten iſt, daß die erſte Zeile der Teezine nur ein Halbvers ſeyn darf und auf die vorletzte Zeile der Terzine reimen muß; die zweite vollſtändige kann für ſich beſtehen, die dritte klingt wieder mit der erſten halben an. Wird es nun fortgeſetzt, ſo muß die nächſte wieder ein Halbvees ſeyn und mit der zweiten, der vorhergehenden Teezine, anklingen u. ſ. w. Der Sinn des S.s ſoll mit dem 14. Vers geſchloſſen ſeyn und die Coda eben nur einen Anhang dazu enthalten. Sind mehre ſolche Anhänge, ſo reimt der 1. Vees der 2. Coda mit dem letzten der 1. Coda ꝛc. Geſchweifte S. ſind von den Italienern nur für komiſche Gegenſtände angewendet, von den Deutſchen nur als Kurioſität angebaut worden. Das Sonetto a eisposta hat zwei Arten. Es enthält nämlich entweder eine direkte Antwort auf ein S., u. der Dichter bedient ſich darin derſelben Reimklänge, aber nicht derſelben Worte, wie ſein Vorgänger; odee in dem korreſpondirenden S. wird der Gedanke des erſten weiter fortgeſponnen. Hier muß nun jedes S. mit der letzten Zeile des vorheegehenden anfangen. Der Sonettenkranz beſteht aus einer unter ſich genau zuſammenhängenden Reihe von 15 S.en, deren jedes für ſich den allgemeinen Geſetzen unterliegt, wiederum aber durch eigene Geſetze mit den übrigen verbunden wird. Dieſe beſtehen darin, daß die Schlußzeile des 1. die Anfangszeile des 2. u. ſ. w. bis ans Ende bilden muß. Die Schlußzeile des 14. S.s muß aberwieder die Anfangszeile des 1. bilden, u. alle dieſe 14 Zeilen, genau in der Reihe, wie ſie in den einzelnen S.en aufeinander folgen, bilden ein 15., das ſogenannte Meiſterſonett. Dabei muß noch vorzuglich beobachtet weeden, daß ſich ein Hauptgedanke durch alle S.e hindurchziehe und demgemäß auch eine gewiſſe geiſtige Einheit den ganzen Kranz zuſammenhalte. Ferner darf im Meiſterſonett kein Ueberſchreiten (Enjambement) Statt finden, ſondern jede einzelne Zeile deſſelben muß für ſich beſtehen können. Hinſichtlich der äußern Form iſt noch zu bemerken, daß derjenige Reim, der aus der Terzine des voeheegehenden in die Quadernari des folgenden übergeht, nur in den Teezinen deſſelben nicht wieder vorkommen daef. Auch muß, ſo viel wie möglich, die Wiederholung derſelben Endworte vermieden werden. Kann man es nicht verhindern, ſich deſſelben Reimklangs zu bedienen, an Stellen, wo derſelbe eigentlich nicht erfoedeet wird, ſo dürfen doch auf keinen Fall dieſelben Worte in den Reimen wieder gebraucht werden. Das anakreontiſche S. beſteht aus kürzeren, meiſt 8ſylbigen Verſen. — Seinen Namen hat das S. v. dem italieniſchen Worte suonare, klingen, anklingen, weshalb es auch von einigen deutſchen Dichtern Klinggedicht od. Klanggedicht genannt worden iſt. Hervorgegangen aus der provençaliſchen Poeſie, wurde es in dee Mitte des 13. Jahrh. auf Italiens Boden verpflanzt; die eeſte regelmäßige Geſtalt gab ihm Fra Guittone von Arezzo, die höchſte Vollendung Petrarca. In ſeinem Vaterlande Frankreich ward das S. lange nicht mehr bearbeitet; erſt im 16. Jahrh. wurde es wieder aufgenommen, aber als Bouts-rimés zu leerem Witz- und Reimſpiel herabgewürdigt. S.e findet man auch ſchon in der alten ſpan. Volkspoeſie, doch ſind ſie roh und unförmlich, ſo daß man ihre Einführung erſt in das 16. Jahrh. durch J. Boscan und Garcilago de la Vega ſetzen kann. Es wurde fortan hier vielfach bearbeitet, ausgezeichnet hat ſich L. de Ulloa. In England war H. Howard, Graf Surrey, der Eeſte, der das ſüdliche Produkt einführte, und es wurde bald eine Modedichtungsart, jedoch nicht auf lange Zeit. Auch hier hat die neuere Zeit das S. erſt wieder aufgebracht, allein mit einer Willkür, die dem Geiſt des Gedichts entgegen iſt, indem man nicht bloß ganz reimloſe S.e machte, ſondern noch einen 15. Vers hinzufügte. In die deutſche Dichtkunſt ward das S. zuerſt während der Herrſchaft der beiden ſchleſiſchen Schulen, von denen ſich beſonders die zweite oder hoffmannswaldauſche die italieniſche Poeſie des 16. u. 17. Jahrhunderts, namentlich die ſogen. Comettiſten zum Muſter nahm, eingeführt und mit Vorliebe angebaut. G. Rud. Weckherlin, Opitz, Flemming, Hoffmannswaldau, H. Lohenſtein u. A. leiſteten nach den damaligen Verhältniſſen Gelungenes in dieſer Gattung und bemühten ſich vorzüglich, den Regeln der Form ſtreng zu genügen. Später begann man dieſelbe zu vernachläſſigen, und ſeit die klaſſiſche Poeſie als Muſter galt, kam das S. ganz in Vergeſſenheit, bis es ſpäter duech Bürger und beſonders durch die romantiſche Schule wiedee eingeführt und mit ſo geoßem Eifer wieder kultivirt wurde, daß ſich viele Stimmen mißbilligend dagegen erhoben u. Baggeſen ſogar in ſeinen Klingklingelalmanach, der gegen jene Schule gerichtet war, durch eine Reihe von ironiſchen und ſatyriſchen S.en das S. ſelbſt in Verruf zu bringen ſuchte. Ganz wurde es indeß keineswegs veedeängt, ſondern es erhielt ſich fortwaheend, und unſere eeſten Dichter wie Göthe, die Schlegel, Tieck, Novalis, Uhland, Rückert, Platen, Chamiſſo, Herwegh u. A. haben ſich mit großem Erfolg in dieſer Gattung verſucht. Raßmann gab „Sonette der Deutſchen" (Braunſchweig 1817, 3 Bde., Gregor, „Sonette von bayriſchen Dichtern", Regensburg 1831–34, 4 Bde.) heraus,

Digitized by Google

Sonſiäl, ſchwed. Gebirgsſpitze, Jämtland.

Song, chineſiſche Dynaſtie, ſ. v. a. Sung.

Songana, Fluß, ſ. Niger.

Songarei (Songharei), Land in Aſien, zum chineſ. Reich gehörig. Die in drei Theile geſchnittene Weſthälfte der mittelaſiat. Hochfläche hat neben dem ungeheuern Längenthal der Hochbucharei eine andere Hochſteppe im Norden des Thian-ſchan und zwiſchen dieſem und dem Altaiſyſtem, die S. (Sungarei, Dſungarei, Soongorei), auch das Land von Ili oder Thian-ſchan-pe-lu (Land im Norden der Himmelsberge) genannt oder, wenn man jedes der drei mittelaſiatiſchen weſtlichen Hochplateaux mit ſeinen Gewäſſern bezeichnen will, das Land des Bakaſch noor, nebſt den Waſſerſyſtemen des obern Irtyſch und des Ili. Dieſes Land gleicht einem von Südweſt nach Nordoſt hingeſtreckten, verſchobenen, länglichen Vierecke, das mit ſeiner weſtlichſten Spitze unter etwa 90° L. anfängt und an ſeinem öſtlichen Ende etwa unter 115° L. liegt, ſeine mittlere Breite geht von 42° (mittlerer Breite des Thian-ſchan) bis 50° (mittlerer Breite des Altai). Die □Meilenzahl der Fläche mag etwa 20,000 ſeyn. Es grenzt im Oſten und Nordoſten an die Mongolei und die Wüſte Gobi, im Süden an die Hochbucharei, im Weſten an die Burutten und Kirgiſen von Ferghana, an die beiden Kirgiſenhorden, im Norden an Sibirien. Thian-ſchan-pe-lu oder die ſongariſche Hochſteppe zerfällt in drei Abtheilungen: a) Provinz Ili; b) Provinz Kur-kara-uſſu, c) Provinz Tarbagatai, wozu noch d) Urumtſi, e) Barkol und f) das Land der Burutten a. d. äußerſten Weſtgrenze kommen.

Das Land. Schon aus dem Obigen erhellt, wie gebirgig der Süden, Norden und Weſten der S. ſich darſtellt. Im Süden, beſonders gegen das alte Uigurenland hin und in demſelben gilt das, was ſich überhaupt von den Vulkanen des Thian-ſchan ſagen läßt, denn die vulkaniſche Beſchaffenheit dieſes Gebirges ſpricht ſich ja hauptſächlich auf ſeiner Nordſeite aus. Von den Winkeln an, welche die auslaufenden Gebirge Kaſchgar Daban und Alatan mit dem Thian-ſchan machen, iſt dieſes letztere die Südgrenze von S., bis es im Norden von Khamil ſich dem Inſchan entgegenſtreckt, im Anfang niedrig, ohne Schneegipfel, ſpäter rieſenmäßig aufſteigend in den Gipfeln des Bogdo oola, eine rauhe, wildgezackte Gebirgswand. Nur einzelne Durchgänge ſtehen dem Wanderer offen, und auch dieſe ſind zum Theil gefährlich. Im Weſten iſt das Land flacher gegen die Steppenflüſſe Tſchui und Saraſu und den untern Lauf des Sir Daria. Eben ſo wird es auch im Oſten durch keine Gebirgskette geſchloſſen, ſondern nur von den quer durch die Wüſte ſetzenden Landrücken beſtrichen, welche vielleicht die Verbindung des Thian-ſchan und Küen-lün mit dem nördlichen Gebirgsſyſteme, dem Oſt- und Nordrand Hochaſiens, bilden. Im Norden dagegen iſt eine breite Gebirgszone hingeſtreckt, welche aus den wellenförmigen Hügeln der Kirgiſenſteppen allmählig aufſteigt und ſchon vom Ural her in kleinen, faſt unmerklichen (Wellenhügel bis 1000′) Verbindungsgliedern läuft, die Wiege der großen ſibiriſchen Ströme, das Gebirgsſyſtem des Altai. Verfolgen wir daſſelbe etwas genauer, ſo weit es hieher gehört. Wo ſich jene Steppenhügel an das eigentliche Gebirg anſchließen, im Quellenland der linken Zuflüſſe des Irtyſch, zwiſchen 98—100° L. und etwa 48—49° nördl. Br., erhebt ſich der Ulukt agh (auch überhaupt Tagh, d. i. Berg, genannt) in der Richtung von Weſten nach Oſten und geht mit mehren nördlichern Zweigen bald in den Gürtel über, welchem man den Kollektivnamen des kleinen Altai (Altai-Goldberg, chineſ. Kinſchan) gibt, und der eigentlich eine hohe Scheitelfläche iſt, von welcher verſchiedene Waſſerſyſteme genährt werden, und ſtrahlenförmige Bergketten auslaufen. Er ſelbſt biegt ſich nach Südoſten und ſenkt ſich gegen Barkol ab. Weiter nach Oſten erhält er andere Namen, die hieher nicht gehören. Seine Höhe denken ſich die Chineſen ſo, daß ſie ihn ſtets mit Schnee bedeckt ſchildern, ja gar bis in die Milchſtraße hinauftragen laſſen, als die Krone der Berge des Nordlands. Dieſes Gebirg fällt ſteil und zerriſſen, mit mächtigen Kuppeln und Schneegipfeln gegen Sibirien in Vorgebirge ab, erhebt ſich aber weit minder hoch über das ſüdliche Land. Die abſolute Höhe der Altaigipfel iſt nicht durch genauere Meſſungen bekannt, doch läßt ſich aus denen von Laxmann (Altai = 6558′, augenſcheinlich nicht das eigentliche Hochgebirg), von Pansner (Vorberge vom Cholſum = 6230′) und Ledebour (ein Punkt am Abhang der kokſunſchen Vorberge = 9692′) abnehmen, wie bedeutend dieſelbe ſeyn muß. Immer aber bleibt ſie weit unter der Höhe der Rieſengipfel des Himalaya und Thian-ſchan. Die eigenthümliche Natur des Altai ſpricht ſich ſchroffer im Oſten deſſelben aus, wo zwiſchen dem Ob und Jeniſei dieſes Gebirg am höchſten aufragt. Doch zeigt er ſich, beſonders auf der ruſſiſchen Seite, auch im Norden der S. ſchauderhaft wild und bietet den Anblick einer zerſtörten Welt dar. Von Waldbergen in einer Höhe von einigen Tauſend Fuß, bedeckt mit Lärchen, Tannen und Fichten, Birken, Loniceren, Cedern, Weiden, Spiräen, Stachelbeeren u. A., zwiſchen welchen durch graſige Thäler die Gletſcherwaſſer herabrinnen, und die meiſt aus Hornſchiefer, feſtkörnigem Granit, bläulichem Schiefer, Porphyr, Jaſpis, Quarz und mancherlei Breccien beſtehen, ſteigt er zu ſchroffen, mit Nadelholz an den Seiten bewachſenen, oben kahlen Höhen auf, hinter welchen erſt die einſame Gebiegswelt mit ihren Gletſchern und Kuppen in grauſer Zerſtörung liegt. Hohe Granitpyramiden liegen auf einander, von welchen die Gewäſſer von Fels zu Fels herabdonnern, da entwinden ſich dem Geſtein noch kümmerlich die Hochgewächſe (Mohnpflanzen, Fichten, Lärchen, Sandweiden, Tamarisken) an den Waſſerfällen, wo ſich Felsblöcke auf Felsblöcke rieſenhaft thürmen und im Wiederſtrahl der Sonne vom Gletſchereis weit in die Ferne leuchten. „In der Nähe", ſagt ein Beobachter, „ſind dieſe Gebirge bloß wild und furchtbar." So ſieht ſie der Wanderer, wenn er aus den Thälern des

Digitized by Google

ſüdlichen Sibiriens an den Gewäſſern hinaufgeht, die ſich mit Gewalt ihre Straße hinab bahnen; anders der von der S. auf die Höhen ſteigende, der nur allmählig die Stufen erklettert, bis die Hochfläche ihn aufnimmt, auf welcher, wie in den Thälern, das Elenn zu Hunderten ſtreiſt, wilde Ziegen, Steinböcke, Hirſche, Zobel, Wölfe, Bären, Marder, Unzen, Luchſe, Füchſe, Haſen, wilde Schweine, die großen Jagdadler (Biurgut, Berkut), Gänſe, Enten, Rebhühner und noch eine Menge ſibiriſcher Thiere hauſen, die jedoch in den Gebirgsthälern noch lieber ſich aufhalten und im Oſten des Altaiſyſtems größer ſind, als hier. Daß der Altai metallreich iſt, bezeugen die vielen Erzgebirge, die ſich im Oſten des Syſtems und in den Vorbergen des weſtlichen Theils befinden, und aus welchen man Gold, Silber, Kupfer u. A. m. gewinnt. Seine der S. zugewendete Seite bietet an vielen Orten treffliche Weiden für die altaiſchen Kalmücken dar, die hier unter dem Doppelſchutz Rußlands und China's die Grenze umſchwärmen. — Der Sara-tau, nordöſtlich des Dſaiſſangſees, iſt der Grenzſtein des Altai gegen Weſten und wird ſchon nicht mehr zu demſelben gerechnet. Im Lande ſelbſt wird die Natur der Hochflache nur durch geringere Gebirgszüge unterbrochen. Einer derſelben iſt weſtlich vom See Alak-tugul-noor, zwiſchen ihm und dem Balkaſchſee, Berge, die im Sommer meiſt mit Schnee bedeckt ſind. Sie ſtreichen am Weſtufer des erſtern Sees faſt in öſtlicher, nachher in nordöſtlicher Richtung, mit immer geringerer Höhe nach dem Dſaiſſangſee fort, von 99—102° L., und führen den Namen der Tarbagatai-oola von den Murmelthieren (Tarbaga), mit denen ſie bevölkert ſind. Weiteres ſ. Tarabagatai. In dieſem Bezirke liegt zwiſchen 47°, 30° u. 48° nördl. Br. und etwa 100—102° L. der durch den öſtlich herabkommenden Irtyſchfluß und viele größere und kleinere Zuflüſſe gebildete Dſaiſſang-noor (mongol. See der Edlen-Seiſan, Dſaiſſang) auch Kung-khotu-noor (Glockenſee, von den Kalmücken wegen des glockenähnlichen Wellengeräuſches ſo genannt), Korzana (auf ruſſiſchen Karten), in einem Umfang von 300 Werſten (faſt 43 d. M.). Der Irtyſch verläßt ihn, am öſtlichen Ende eingetreten, faſt in der Mitte gegen Norden. Eben ſo bildet der Emil (Imil, Iminliu), im Süden den Alakul (bunter See, kirgiſiſch), den die Kalmücken Gurghe-noor (Brückenſee) nennen, und der noch überdies den Namen Scharabet-noor führt. Dieſer See iſt in einer Länge von 100 Werſten (14 d. M.) bei weit geringerer Breite von Moräſten umgeben u. hat ſalziges Waſſer. Er hängt durch einige Kanäle mit dem größern Alaktu-gul-noor (See des gefleckten Ochſen) zuſammen, der weſtlich von ihm liegt, im Süden die Berge Alaktu (gefleckte Berge) hat und bei den Kalmücken Narin heißt. Eine Inſel des Alakul, die kegelförmiger Geſtalt als Berg anſteigend, kündigt ſich durch ihren Anblick und nach der hiſtoriſchen Kunde als ehemaligen Vulkan, zu dem Vulkangebiet des Thian-ſchan gehörig, an. Dieſer Kegel heißt Aral-tube. Jenſeits des Tarbagatai im Weſten erſtreckt ſich noch das chineſiſche Gebiet der Weſtgrenze über einen Theil der Kirgiſenſteppe, und dieſer Strich geht dann ſüdweſtlich, bis zu dem großen Kirgiſenmeer, dem Balkaſchſee (ſ. d.). Zwiſchen dem Balkaſch und Alaktugul ziehen ſich die Alaktu- oder Alagebirge durch, d. h. eine Bergkette, welche im Norden mit dem Tarbagatai, im Oſten mit dem Kokhta in Verbindung ſteht, vielerlei Namen und darunter auch den weitverbreiteten Geſammtnamen der gefleckten Berge (Ala) führt. Sie ſchließt ſich endlich, ſüdöſtlich laufend, an das Thian-ſchan an; in dem Winkel faſt, den ſie mit ihm bildet, entſpringt der Ili (Iljo), der in einem weiten Thal nordweſtlich rinnt. Die Südſeite des Flußlaufs nimmt wieder ein vom Thian-ſchan nach Nordweſten gehender Höhenzug ein, welcher auf dem Südweſtufer des Balkaſch (der auch Tengismeer heißt) ſich erhebt und in dem Kirgiſengebirge (Knyſaghin-Daban, Kaſakengebirge) fortſetzt. Wie die Alaberge auf dem Iſthmus zwiſchen Alaktugul und Balkaſch, ſo ſind die letztgenannten auf dem zwiſchen Balkaſch und Temurtu-noor (Eiſenſee) der Kalmükken, Iſſikul (warmer See), oder Tuskul (Salzſee) der Kirgiſen, Yanhai (Salzwaſſer) und Schehai (warmes Waſſer) der Chineſen, der wenig nördlich vom Uebertritt des Thian-ſchan ins Land Ferghana (etwa 42° nördl. Br. und 96° L.) liegt und etwa 150 Werſte (über 21 d. M.) Länge von Weſten nach Oſten, 42 Werſte (6 d. M.) Breite von Süden nach Norden hat. Aus ſeinem weſtlichen Winkel ergießt ſich der kirgiſiſche Steppenfluß Tſchui gegen Nordw., bis er auf kirgiſiſchem Gebiete (46° nördl. Br.) eine weſtliche Richtung nimmt. Im Südweſten des Temurtu entſpringt der Narym, ein Seitenfluß des Syr, im Weſten der Talas (Taras). Das Land iſt im Süden des Iliathals bis nach Ili hinauf überall gebirgig, mit vulkaniſchen Spuren. Der größte Vulkan Peſchan liegt daſelbſt im Thian-ſchan. Eine Menge kleinerer Seen, Bäche und einzelner, mit Fichten und Weiden hochbewachſener Berge befindet ſich oben um Ili her auf der nördlichen Seite, bevölkert von Argals, Wölfen, Saigas, Bären, Steinböcken u. A. Im Weſten dagegen ſind ſchilfbedeckte Niederungen, wo Saigas und wilde Schweine hauſen. Der Fluß hegt viele Fiſche und Fiſchottern. Das Land iſt ſchöner Weidebezirk, doch wird auch ziemlich Ackerbau getrieben, der gutes Getreide hervorbringt. Steinkohlen werden in dem Berge Kungor gewonnen. Wie es mit dem Bau auf Silber u. Eiſen ſteht, bleibe dahingeſtellt. Nordöſtlich vom Ili, öſtlich vom Alakul, liegt am Eingang eines Wüſtenſtrichs, der ſich gegen Oſten weit fortſtreckt, der See Kurghe und in einiger Entfernung von dieſem in der Wüſte ſelbſt der Igar-noor, beide beträchtlichen Umfangs, durch Steppenflüſſe gebildet. Noch weiter nördlich findet ſich am Rande der Wüſte der durch den Fluß Lungku (Runggu) gefüllte See Kheſſel-baſch (Ki-tſe-paſchi) unter 46° 35′ nördl. Br., etwa 105° L. Mehre andere Seen ſind noch im Lande zerſtreut. Der Oſtbezirk der alten S.

Digitized by Google

gehört jetzt ſchon zu der chineſiſchen Provinz Kanſu, mag aber doch hier der natürlichen Lage wegen mit geſchildert werden. Er iſt ein ſchmaler, von Weſten nach Oſten laufender Landſtrich, im Norden durch die Wüſte, im Süden durch das höchſte Thian-ſchan mit den Rieſengipfeln von Bogdo-oola begrenzt, im Oſten von den niedrigern aus Tangut nach Norden laufenden Landrücken geſchloſſen, reich an Seen, eigentliches Vulkanenland. Der waſſer- und grasreiche Boden eignet ſich eben ſo gut für Nomaden, als für Ackerbauer. Hier herein gehört die Solfatara von Urumtſi in einem Umfang von 6 deutſchen Meilen, ein Landſtrich voll fliegender Aſche. Wirft man Holz hinein, ſo ſteigt eine Flamme auf und verwandelt den geworfenen Körper in Aſche. Nach dem Hineinwerfen eines Steins ſteigt ein ſchwarzer Rauch auf. Der Platz iſt im Winter nie mit Schnee bedeckt und heißt „die Flamme“. Kein Vogel wagt, darüber hinzufliegen. Weiter nach Weſten, Ili zu, trifft man auf die Aſchengrube, 90 Li (faſt 7 d. M.) im Umfang, ein Ort, der ſtets mit Schnee bedeckt ſcheint, eigentlich aber ein Sumpf mit einer nach dem Regen ſich verhärtenden Salzrinde iſt. Dieſe gibt einen metalliſchen Ton, wenn man Steine darauf wirft. Was hineinkommt, verſinkt in der Tiefe. Bimsſtein und Laven erſcheinen beinahe überall auch in den Zweigen des Thian-ſchan. Der Pflanzenwelt ſind die ſüdlichern Gegenden ſchon günſtiger, da ſelbſt am Tarbagatai bereits eine kleine Art von Aepfeln gedeiht, um Ili aber auf den Bergen Pflaumen, Birnen und viele Heilpflanzen wachſen.

Die Einwohner. Man trifft im Ililande mancherlei Sämme beiſammen. Die Kirgiſen, ſo wie die Türken (Uiguren) haben ihr altes Recht an das Land nicht aufgegeben, ſondern bewohnen es noch immer, obwohl die Delöten die Hauptmaſſe bilden. Die weſtlichſten Striche, welche durch keine Naturgrenze entſchieden von den Kaſaken der Linken und der Rechten (Kirgiſen der mittlern und der großen Horde, Urta-Dſchus und Ulnk-Dſchus) getrennt ſind, ſchneiden die militäriſchen Grenzpoſten (Kriegsſtationen und Wachtplätze) in feſtgeſetzter Linie von den weiterhin liegenden Steppen ab. Hingegen wohnen die Kirgiſen der mittlern Horde im Nordweſten bis über den Tarbagatai herein in das Thalland des Emil, nicht minder die der großen Horde ſüdlich vom Balkaſch, und im Weſten ſind die 20 Stämme der Bergkirgiſen (Felskirgiſen, ſchwarzen Kirgiſen), oder Burutten (Poruthen) in ihren Hochſteppen und Bergthälern theils zinspflichtig an China, theils an Khokan, viele auch doppelherrig an beide zugleich. Dieſe räuberiſchen Viehhirten ſind übrigens gutmüthige und gaſtfreie Menſchen. Nur das werde hier von ihnen bemerkt, daß ſie in Anerkennung ihrer Abhängigkeit jährlich Geſandte nach Peking ſchicken. Durch die chineſiſchen Truppen ſind eine Menge fremder Anſiedler, theils als Nomaden, theils als Ackerbauer, in die S. gekommen. So ſollen um Ili ſelbſt 6000 Familien (30,000 Menſchen) aus Turkeſtan (Hochbucharei) das Land bebauen, während zuverläſſig Tauſende von Solonen, Sibojen, Dauriern und andern öſtlichen Stämmen in mehren Diſtrikten, wie weſtlich von Ili, ſtreifen. Taſchkenter u. Khokaner ſind um des Handels willen anſäſſig, Hochbucharen befinden ſich in Menge hier, ſchon weil der Generalgouverneur der hohen Bucharei in Ili wohnt, Mandſchuren, Chineſen ſind als Beamte u. Beſatzungen hier wohnhaft, verſchiedene Kalmückenſtämme, im Oſten nomadiſche Uiguren, bilden das Gros der Bevölkerung. Dieſe nur einigermaßen der Zahl nach ſicher anzugeben, iſt unmöglich. Malte-Brun ſchlägt die Zahl der Kalmücken allein (die von Khuku-noor nicht gerechnet) auf eine Million an. Jedenfalls ſind es die Delöten vorzüglich, welche die Mitte des Landes einnehmen und von dieſen die Ueberreſte der Songar (Dſungar, linke Hand). Die Bezirke von Ili, von Urumtſi, von Kurkara-uſſu, die Gegenden von Baiantai und Manas werden von ihnen beweidet. Ihre Sitten und Gebräuche ſind dieſelben, wie der öſtlichen Delöten, doch ſcheinen ſie räuberiſcher, wilder, unbedachtſamer, kriegsluſtiger, was ſie ſchwer durch die Vernichtung des größten Theils ihres Volkes gebüßt haben. Der Verluſt wurde einigermaßen dadurch erſetzt, daß die im J. 1770 aus den Wolgaſteppen entflohenen Torgolen, denen der ruſſ. Kriegsdienſt, einige unkluge Schritte dortiger Beamten und eigene Uneinigkeiten den Aufenthalt in Rußland verleideten, ſich mit dem kleinen Heere daſelbſt niederließen, welches den mörderiſchen Gefechten mit den Kirgiſen beim Durchzug durch ihre Steppen entronnen war (die Zahl der Geflüchteten betrug etwa 60,000 Familien oder 300,000 Individuen). Sie unterwarfen ſich der chineſiſchen Herrſchaft, wurden zuvorkommend und freundlich aufgenommen und weiden jetzt vom Temurluſee bis an den Ili und in Tarbagatai. Auch Mongolen ſollen in dieſem Kolonielande einheimiſch geworden ſeyn. Was von den alten Uiguren im Oſten von Urumtſi, im alten Biſchbalik noch übrig iſt, führt ſo wenig dieſen Namen, als man ihn in Turfan und Khamil hört, ſondern ſie weiden vermiſcht mit Delöten. Außerdem wohnt zu Ili noch eine Menge von Chineſen, welche in dieſes ferne Land zur Strafe verbannt ſind. Es iſt aus dem bisher Geſagten klar, daß ein Gemiſch von mancherlei Religion, Sitte und Sprache in dem Gouvernement von Ili dem Reiſenden ein anziehendes Bild des Morgenlandes in ſeinem Völkerreichthum geben muß. Aber eben dieſe vielen Sprachen verwirren auch die Erdkunde durch die gleichen Namen verſchiedener und verſchiedene Namen derſelben Orte, aus deren Menge es bis jetzt noch nicht immer möglich iſt, die Wahrheit klar herauszufinden.

Geſellſchaftliche Verhältniſſe; Hülfsquellen und Thätigkeit der Einwohner. Die Provinz wird durch einen chineſiſchen Statthalter zu Ili regiert. Dieſelbe iſt jedoch in mehre Diſtrikte abgetheilt: 1) den von Tarbagatai, welcher das Land des Dſaiſſang

und Irtyſch nebſt den weſtl. kirgiſiſchen Weiden; 2) den von Kur-kara-uſſu, welcher das Emilbecken (das ganze Flußgebiet), die Gegenden um den Alagul, die Wüſtenſtriche im Oſten; 3) den von Ili, welcher das Thal dieſes Fluſſes und die Gebiete von dem vorigen im Süden bis ins Grenzgebirg, nach Weſten zu aber auch noch die Kirgiſen umfaßt. Die Burutten bilden einen eigenen Kanton. Dazu kommen noch die ehemaligen Abtheilungen von Barkol und Urumtſi, welche jetzt der chineſiſchen Provinz Kanſu angehören. Der Generalgouverneur (Dſtangghiun, Dſändſiun) hat die beiden Linien, die nördliche (S.) und die ſüdliche (Hochbucharei) unter ſeinem Befehl. Um ihn wohnen zu Ili die Kriegsinſpektoren (Liangſchangs, welche die Aufſicht über den Proviant haben und aus Kanſu od. Schenſi kommen) und Generale (Ambans od. Tadſchins, die auf 3 Jahre mit dem Rang eines Generallieutenants nebſt ihrem Stab aus Peking geſchickt werden). Die einzelnen Beſatzungen in den Städten ſind von höhern Befehlshabern, die man alle Ambans nennt, befehligt, welche zum Theil dort, zum Theil in der Hauptſtadt leben. Auf den Zollſtätten, in den Gerichtsſtuben trifft man chineſ. Beamte. Eben ſo befehligen mandſchuriſche u. chineſiſche Anführer die Grenzwachen, deren ſehr viele ſind. Mit dieſer künſtlichen, aus Schanzen u. Poſten beſtehenden Grenze, die ſich vom Irtyſch bis ſüdl. vom Ili im eigentlich unterworfenen Lande zieht, hat es eine eigene Bewandtniß. Nur die äußerſte Strenge gegen Fremde kann ſie einigermaßen geltend machen, doch umgehen Kundige mit leichter Mühe die Poſten. Gegen größere Einfälle der Kirgiſen ſchützt ſie hinlänglich. Im Sommer dehnt ſie ſich weit nach Weſten aus, zieht ſich aber im rauhen Winter tiefer nach Oſten zurück. Die Truppen der Grenzwache werden jährlich abgelöſt, den Einwohnern ſelbſt traut man nicht. Die wichtigſten Civilangelegenheiten werden an das mongoliſche Tribunal zu Peking berichtet und dort entſchieden. Letzteres führt überhaupt die Oberaufſicht über die Regierung des Landes. Die Nomaden, ſo weit ſie nicht ihre eigenen Sultane (wie die Kirgiſen) oder Taidſchis und Khane (wie die Delöten) haben, werden militäriſch regiert. Ukheridas heißen die Militärchefs der Delöten, die Verwaltungsbeamten der Städte führen den Titel Tſchighilda. Für den Handel ſind an den Mittelpunkten deſſelben einige Oberaufſeher beſtellt; eben ſo für den Tribut und die Lieferungen. Die Juſtiz iſt in den Händen der fremden Beamten. Sie ſcheint ſehr ſtreng zu ſeyn, beſonders gegen Diebſtahl. Es möchte dies aber auch beſonders nöthig ſeyn, denn ſowohl Ili, als Tſchugutſchak (Tarbagatai) ſind chineſ. Verbannungsorte, wo die Verbannten, am erſtern Orte mehr als 2000 an der Zahl, die Ländereien der Regierung bauen müſſen. Die Religion iſt natürlich verſchieden. Denn die Kirgiſen und Bucharen, welche das Land bewohnen, ſind Mohammedaner, die Kalmücken (Delöten) dienen dem buddhiſtiſchen Dalai Lama, die Chineſen und Mandſchus ſind gleichfalls Buddhaverehrer, wie die Mongolen, von den Burutten mögen noch einige Abtheilungen Heiden ſeyn. So findet man denn hier die Tempel und Altäre mehrer Religionen zuſammen, ohne daß eine von ihnen ihre Angehörigen einer wahrhaft menſchl. Bildung nahe führte. Das Chriſtenthum iſt wenig bekannt. Die Abgaben der Provinz Thianſchan-pe-lu reichen zum Unterhalt der verhältnißmäßig großen Truppenmaſſe nicht zu, welche der Regierung zu Peking für den Schutz der Grenzen und zu Niederhaltung aufrühreriſcher Bewegungen bei dem fernen und freiheitsluſtigen Volke nöthig ſcheint. Ungeachtet der Naturallieferungen, welche die Einwohner u. die Hochbucharei zu dieſem Zweck nach Ili zu leiſten haben, ungeachtet Grundſteuern und Zölle mehr als 40,000 Lana Silber (gegen 80,000 Rthlr.) betragen, ungeachtet die Regierungsländereien Proviant liefern, zu welchem Zweck man eben die Steppen durch 6000 Familien aus der hohen Bucharei anbauen ließ, ſo muß doch die Reichsſchatzkammer noch jährlich eine Million Rthlr. (500,000 Lana Silber) und einige tauſend Stücke Atlas und Gros de Tour zum Verkauf an Kirgiſen und Kaſaken ſchicken. Die Einwohner der Städte haben eine monatliche Gewerbs- und Grundſteuer in Silber zu entrichten, die Landleute in Getreide. Der Tribut auf den Grenzen der Kaſaken und Kirgiſen wird jährlich einmal v. einem General eingezogen, der mit 500 Mann dieſelben bereiſt. Die Taxe iſt 1 Proc. vom großen, $^1/_{10}$ Proc. vom kleinen Vieh. Die Taidſchis der Delöten müſſen jedoch alle Jahre einmal mit gewiſſen Theilen ihrer Abgabe in Peking ſelbſt erſcheinen, die Kaſaken alle 3 Jahre einmal, von den Kirgiſen, beſonders den Burutten, die bis nach Andudſchan hinauf die Gebirge, auch die Wälder von Kaſchgar und Uſchi bewohnen, wird die Abgabe mehr als ein freiwilliges Geſchenk zu der ihnen beliebigen Zeit empfangen. Die ſchwarzen und weißen Kalmücken (Delöten u. Taleuten), welche um die Nordgrenze weiden, bezahlen zum Theil doppelt, an Rußland u. China, und heißen ruſſiſch Dwojedanzi (Doppelzahler), obgleich ſie unter chineſ. Gerichtsbarkeit ſtehen. Uebrigens iſt die Truppenzahl nur groß im Verhältniß zu den geringen Einkünften der Provinz. Sie beträgt im Ganzen 28,000 Mann, beſteht mit Ausnahme der Mandſchus aus Nomaden, welche, wenn ſie nicht im Dienſt ſind, Ackerbau, Viehzucht oder Handel treiben, eine Art von Militärkolonien. Sie erhalten Land und liefern dafür jährlich ihr beſtimmtes Quantum (8 Säcke, d. h. über 1800 Pfd.) Reis, Gerſte, Hirſe, Grauben und Mehl an die Schatzkammer. Mit dem 20. Jahre treten die Söhne in dieſelbe Verpflichtung ein und zahlen bis ins 50. Jahr. Die Waffen der ſämmtlich berittenen Truppen ſind Pfeile, Säbel und Lanzen. Artillerie iſt keine in Ili. Außer den Militärkolonien ſind nur die Chineſen (Khara-kitai, Khara-kitat, d. i. ſchwarze Chineſen, Ueberbleibſel der im J. 1125 in die S. geflüchteten Liao) zum regelmäßigen Dienſt verpflichtet; ihnen ſind dafür auch die Anſtellungen im Zoll-, Steuer- und Tributweſen aufbehalten. Die

Nomaden dienen um den Sold. Das Heer von Ili iſt ſo eingetheilt:

Mandſchuren (4 Khochos, jedes zu 10 Kompagnien zu	100 Mann)
Oelöten	6000 „
Tſchakhars (Tſchaare, mongoliſche Militärkoloniſten, die beſonders am See Boro-tala, dem Khabirgan- und Talkhibergen und am Sairamnur angeſiedelt ſind und die Grenzpoſten inne haben, in 8 Diviſionen, je zu 8 Kompagnien von 150 Mann. Der Diviſionschef heißt Ukheriba, ſein Adjutant Gusaida, die Kapitäne Dſanghi. Das Heer enthält von ihnen	6000 „
Solonen (Mandſchus)	6000 „
Schibes (Mongolen)	6000 „
	26,000 Mann.

An der Spitze der größern Abtheilungen (Dſatan) ſtehen die Ambans. Den Dſianggbiun umgibt eine Leibwache von 120 Mandſchuren u. ſein Generalſtab aus 3 Ambans und 5 Galaidas, eine Art von Kriegsrath. Bei den Militärkoloniſten hat jede Kompagnie 16 Ueberzählige, die das Land für ſich und ihre Kameraden bauen und dafür etwa 38 Pfd. Weizenmehl und 10 Solotnik Silber (etwas über 3 Loth) monatlich erhalten. Sonſt beträgt der Sold des Mandſchuren monatlich 15—20 Solotnik ($5\frac{1}{2}$ Loth), des Mongolen (und Oelöten) 10 Solotnik ungemünztes Silber und 38 Pfund Mehl. Waffen und Pferde gibt für den Krieg die Regierung. — Die Beſchäftigung der meiſten Einwohner iſt die Viehzucht, welche Pferde, Schafe, Rindvieh, Kameele und Eſel zum Gegenſtand hat. Die Art ihrer Benutzung iſt auch hier, wie ſonſt bei den Nomaden Aſiens. Die kirgiſiſchen Pferde ſind hoch geſchätzt. — Der Ackerbau liegt, beſonders im Norden, noch ſehr darnieder. Man könnte nach Verſicherung eines Reiſenden in Tarbagatai Reis, Baumwolle, Mais, Lein, Kartoffeln, Melonen, Arbuſen u. A. m. ziehen, wenn der Boden richtig behandelt würde. Bis jetzt ſind Weizen, Gerſte, Hirſe die Hauptfrüchte des Ackerbaues; Obſt wächſt in dieſem Bezirke nur wenig und ſchlecht, Tabak und Küchengewächſe in Menge. Reis gewinnt man in der Gegend von Ili ziemlich, und dort hat man auch Obſtpflanzungen, die ſich jedoch mit denen der Hochbucharei nicht vergleichen dürfen. Noch iſt es nicht ermittelt, ob in Tarbagatai Pflanzungen der ächten Rhabarber beſtehen. Sie vers fand ſtatt ihrer das Rheum ornentum als die Rhabarber der Einwohner. Im Süden pflanzt man die genannten Früchte, nebſt Melonen, Aepfeln, Pflaumen, Küchengewächſen, Tabak in großen Gärten mit gutem Erfolg. Bedarf man in den nördlichſten Bezirken des Spatens und ſpitzigen Pflugs, um den harten Boden umzuarbeiten, ſo fordert dieſe Gegend nur Kanäle. Mit Holz iſt die S. beſſer verſehen, als der größere Theil Hochaſiens. Außer den Pappeln, Weiden, Spiräen, Sakſuls u. A., die meiſt wenigſtens nicht gut zum Verarbeiten u. Bauen ſind, hegt ſie viele Fichten, Tannen, Linden, Birken, Rüſtern, Saraagatſch, Uruks, Vogelkirſchen, Geſträuche vom Weißdorn u. A. m. in den Schluchten und Thälern. Im Norden leben ſogar Kohlenbrenner, die ihre Waaren auf 2räderigen Karren nach Tarbagatai bringen. Eben ſo wird eine Menge Holz zum Bauen, Verarbeiten und Brennen nach Ili geſchafft. Uebrigens brennt man in letzterer Stadt, ſo wie in Urumtſi, die in der Nähe beider reichlich gefundenen Steinkohlen. Das Eiſen, welches die iliſchen Berge enthalten ſollen, ſcheint begraben zu liegen, ſo wie das ungewiſſe Gold in Tarbagatai ruhig in die Seen geſpült wird. Die Induſtrie iſt vorzüglich in den Händen chineſ. Anſiedler. Einige Handwerke üben die Hochbucharen, die Turganen in Ili halten Herbergen und Spielhäuſer und legen ſich auf Gartenbau und Kleinhandel, die Mongolen und Kalmücken auf Viehzucht, die Chineſen ſind Zimmerleute, Schmiede, Schloſſer, Kupferſchmiede, Goldarbeiter u. ſ. w. Der Handel, welcher vorzüglich in den größern Städten betrieben wird, beſteht zu Tarbagatai faſt ausſchließlich im Umſatz von Seiden- und Baumwollenzeuchen, beſonders des feinen und gelinden Bes an die Kirgis-Kaſaken gegen ihr Vieh. Dieſen Handel treiben Chineſen, Kalmücken (ſongariſche und torgotiſche), die meiſt nicht dort wohnen. Er geht nach dem Innern der S., nach Khobdo und Urumtſi, beſonders liefern die Fabriken der letzten Stadt eine Menge Zeuche. Nur der Ziegelthee (Backſteinthee), von ſeiner Form ſo genannt, und die ſchlechten Arten Baikhna und Tſchulan (letzterer der ſchlechteſte grüne Thee) kommen auf den dortigen Markt. In Ili ſtrömen die Handelsleute aus Kanſu (in China), aus der großen und kleinen Bucharei, aus Khokan, Andudſchan, Marghilan, Taſchkent, immer mehr auch aus Sibirien, aus Indien und Kaſchmir zuſammen, und bringen Bes, indiſche Shawls, halbſeidene, ſeidene, baumwollene Stoffe, Muſſeline. Am meiſten jedoch werden, vielleicht auf Betrieb der Regierung, die Produkte der Fabriken von Kaſchgar; Khotan, Akſu, Urumtſi verkauft. Die Kirgiſen und Kalmücken treiben Heerden von Ochſen, Kameelen und beſonders Pferden herbei. Der Zoll wird wie in der hohen Bucharei bezahlt.

Provinzen und Wohnorte. 1) Die wichtigſte Stadt des Landes im Diſtrikte gleichen Namens iſt ohne Zweifel Ili oder Guldſcha büre (auch Dſiangghiun Kotho, d. i. Stadt des Militärgouverneurs), auf dem hohen rechten Ufer des Ili- (Ilja-) Fluſſes (42° 46′ n. Br. u. 100° 28′ L.). Ihr Name (Guldſcha, d. i. Bergziege, von den Thieren, die dort ehemals häufig waren) iſt kalmückiſch; ſie wird aber auch nach dem Fluß (Ili, d. i. der glänzende) benannt, Ilain Balgaſſun, Ilain Kotho (Ili-Stadt), bei den Kirgiſen heißt ſie Guldſcha-Khainak, der Kaiſer Khienlun gab ihr im J. 1754 (damals wurde ſie erbaut) den Titel Hoei juan tſchbing. Bei den Moslems hieß ſie ehemals Almalig, bei den Chineſen Ilibalig. Sie iſt die Hauptſtadt von Thian-ſchan-pe-lu, Sitz des Gouverneurs, wie ehemals des Khans. Der Bezirk gleichen Namens, in welchem ſie liegt, dehnt ſich bis nach Boro burgaſſu im Oſten gegen Urumtſi und im Weſten bis an die Ufer des Taras und Tſchui aus, wird im Norden von dem Balkoſch, den Bergen im

Süden des Alakul und um den See Kurghe, überhaupt durch den Bezirk Kur-kara-uſſu begrenzt, endlich durch die Wüſte, und ſtößt im Süden an das Thian-ſchan. Rings um die Stadt ſind die Soldaten angeſiedelt, die beſonders am Ili hinab und auf deſſen ſüdl. Seite ſchöne Wohnſitze haben. Sieben Meilen von der Hauptſtadt liegt eine andere Stadt, gleichfalls Guldſcha genannt, ziemlich volkreich, von Moslems unter einem Hakim Bei bewohnt. Ein Militärkommandant gebietet der Beſatzung. Zwei Meilen nördlich liegt die nicht unbedeutende Stadt Kaſchmir, 3000 Häuſer (10—15,000 Einw.), von Kharakitai und Tupgans bewohnt, wovon die erſtern Handel, die letztern Krämerei und Wirthſchaft treiben. Zwiſchen der Hauptſtadt und Kaſchmir finden ſich eine Menge Niederlaſſungen, Tſchanpan, wo Verbannte das Land bauen. An dem Fluſſe Bayanda, näher am Ili, liegt die Stadt Bayanda, von Mandſchus bevölkert, mit einem ſchönen Tempel und einer Brücke, die mit ſteinernen Bildſäulen beſetzt iſt. Korgos, weſtlich vom Ili, auf dem rechten Ufer des Hauptfluſſes, Huinin, Chaſchi u. A. ſind kleinere Städte mit Beſatzungen, von den Militärkoloniſten bewohnt. Dörfer u. Militärpoſten finden ſich gegen Norden u. Weſten in Menge. Sonſt aber werden die Triften nomadiſch beſtrichen und enthalten keine feſte Wohnorte. — 2) Kur-kara-uſſu iſt der nächſte Bezirk nach Norden, der ſich um die Seen Alaktugul und Alakul über die Tarbagatai- u. Tokhtaberge, öſtl. bis in die Wüſte, weſtl. bis gegen den Balkaſch, nördl. an die Grenzen von Tarbagatai erſtreckt. Er wird vom Emil und ſeinen Zuflüſſen bewäſſert, meiſt nomadiſch bewohnt, enthält keine Städte, als den Hauptort Kur-kara-uſſu. Winterpoſten der Grenzwache durchziehen das Land von Süden nach Norden. Die Kirgiſen und Delöten ſtreifen darin. — 3) Tarbagatai umfaßt den Norden des Landes und hat die Hauptſtadt und Feſtung Tſchugutſchak oder Tarbagatai (auch Tſchigatſchek bei den Kirgiſen, Taſchdawa bei den Einwohnern, Tarbakhatai-Khoto, d. i. Stadt des Tarbakhatai, vom Kaiſer Khienlun ſeit 1655 genannt (ſ. Tarabagatai). — Der weitere Bezirk führt den Namen Yar oder Tſchukutſchu und iſt von Ackerbauern (Verbannten auf Krongütern), von Nomaden, beſonders im Oſten von Torgoten, einem Theil der aus Rußland geflüchteten, bewohnt, mit Grenzpoſten beſetzt. Khobok-Sari heißt die Gegend der Torgot. Im Weſten ſind die Kaſaken (Kirgiſen) Halbnomaden. Im Norden ſtößt dieſer Kanton an das ruſſ. Aſien, im Nordoſten an die Sajanen, im Oſten an den von Urumtſi, im Süden an Ili, im Weſten an die Kirgiſen. — 4) Das Land von Urumtſi machte den 4. Diſtrikt aus, gehört aber jetzt in politiſcher Hinſicht zu der Provinz Kanſu. Jene Stadt, die alte nämlich, auch Tyhua-ſcheu genannt, ehemals eine der 5 Städte, welche den Namen Biſchbalik hatten (5 Städte), auch Pething geheißen und Sitz des Uigurenkönigs, unter welcher 3 Städte ſtanden, iſt jetzt noch eine bedeutende Fabrik- und Handelsſtadt. Sie liegt unter 45° 60′ n. Br. u. 107° 1′ L. an einem Gebirgsvorſprung auf fruchtbarem Boden. Ihre Einwohnerſchaft, worunter ebenfalls viele Verbannte, ſcheint nicht ſehr groß. Sie iſt eine Feſtung, von 3000 Mandſchuren unter einem Inſpektor beſetzt. Der Reichthum der Bewohner unterhält viele Thee-, Wirths- und Schauſpielhäuſer. Schulen, ein Gymnaſium, mehre Tempel zeugen für den Wohlſtand. Der Handel iſt ſehr belebt. Bedeutender iſt die etwa 1 deutſche Meile entfernte neue Stadt Tungu (Gungu), der eigentliche Hauptplatz, Sitz der chineſ. Gerichte, mit 5300 Mann Beſatzung von Chineſen und Mandſchus. Sie ſteht auf 8 Hügeln in einem Umkreis von 5/6 deutſchen Meile, wohlbevölkert und ſehr lebhaft. Das Land zählt noch mehre Städte, wie Khobdo, Handels- u. Militärplatz, Manas auf dem Wege nach Ili, u. A. m. — 5) Barkol (Barkuln, Bargol), eben ſo wie Urumtſi jetzt zu Kanſu gehörig, ein Theil des Uigurenlandes von Biſchbalik, unter dem Namen Thului, der öſtlichſte Kanton der S., enthält die Stadt Barkol oder (chineſiſch) Tſchinſifu, auch Gutſchin, mit ſtarker Bevölkerung, 4000 Mann Chineſen u. Mandſchuren unter 2 Generalen, von chineſ. Anſiedlern, ſo wie von den alten Songaren bewohnt. Das Land erſtreckt ſich ziemlich weit nördlich bis an die Irtyſchquellen und faßt ſomit Wüſtenſtriche in ſich, grenzt im Weſten an Urumtſi und Kur-kara-uſſu, im Norden an die Sajanen, im Oſten an die große Wüſte, im Süden an das niedere, zu Kanſu gehörige Tangut und an Khamil. Das für die dortige große Winterkälte ſo nöthige Pelzwerk wird in Menge eingebracht. Der Getreidebau gedeihe ſeit neuerer Zeit. Aktas iſt eine Stadt gegen Weſten. — 6) Das Buruttenland, zwar in geringer Abhängigkeit und von Ili aus regiert, könnte als 6. Bezirk betrachtet werden, iſt aber rauhes Hochland ohne feſte Wohnſitze.

Geſchichtliches. Die Stellung dieſes Landes in der Geſchichte Aſiens iſt wichtig, doch nicht ſo tief eingreifend, wie die des eigentlichen Centralaſiens. Die erſte Kenntniß trifft die vom Thian-ſchan über den Altai bis weit ins weſtl. Sibirien ausgebreitete hunniſche Nation (öſtliche Finnen) im Beſitze deſſelben als Nachbarn der ſüdl. Türken; bis nach mehr als 500jährigem gleichem Beſtand im nächſten Jahrhundert v. Chr. Geb. die Uſün und vor ihnen her die nördl. Türken (Hiongnu), gegen Nordweſten gedrängt, die finniſche Völker zwangen, ſich nach den Steppen der Wolga hinzuziehen. Die Uſün bewohnten die S., mußten aber bald der wachſenden Macht China's ſich als Verbündete unterwerfen, doch wurden ſie nach dem Sturz der Dynaſtie Han faſt unabhängig, wie ihre öſtl. Nachbarn, die Uiguren. Die Zinspflichtigkeit, worein letztere zuweilen an die Thopo im Oſten fielen, dauerte ſtets kurz; im Altaigebirg vereinigten ſich gegen Anfang des 4. Jahrh. Reſte der Hiongnu mit den Thukhiu (altaiſchen Türken), im 5. Jahrh. aber drängte ſich zwiſchen ihnen das Reich der Juanjuans hervor und drängte ſie in ihrem alten Sitz in engere Grenzen. Schon 100 Jahre ſpä-

Digitized by Google

ter gebot das gewaltige Reich der altaiſchen Türken (Thukhiu) von der S. aus über Mittelaſien von der Oſtküſte bis in den Kaukaſus. Auch dieſes beſtand nur kurz, die chineſ. Dynaſtie Thang beerbte es, und die alten Herrſcher behielten nur wenig mehr, als das alte Stammland. Die nördl. Uiguren (Hoei-hu) waren im 8. Jahrh. die Herren ihrer ſüdl. Brüder geworden, mußten aber bald ihren Beſitz an die Kirgiſen abtreten (9. Jahrh.), bis (im 10. Jahrh.) die öſtl. S. wieder ein uiguriſches Reich (Kao-tſchhang, Biſchbalik) bildete, indeß die Kirgiſen den weſtl. Theil beſaßen. Bis ins 12. Jahrh. währte dieſer Beſitzſtand, in demſelben dagegen gründeten die weſtl. Liao, aus China verjagt, ihr Königreich Kharakitai, das von den Nordgrenzen Kaſchmirs und Khotans bis an den Altai und über die Kirgiſenſteppen und von der Weſtgrenze Biſchbaliks bis zum kaspiſchen Ufer herrſchte. Kaum hundert Jahre ſpäter umfaßte das Rieſenreich der Mongolen Dſchengis-Khans auch die genannten Länder nebſt Allem, was zwiſchen der mandſchuriſchen Küſte und dem Kaukaſus liegt. Es zerfiel. Aus der S. wurde im Weſten und Norden das mongoliſche Königreich Kaidu, im Oſten das von Khamil (1290 n. Chr.). Das letztere dauerte noch unangefochten, als die chineſiſchen Ming den Thron beſtiegen (1368 n. Chr.), das erſtere befand ſich damals theils bei den Fürſtenthümern, in welche das Khanat Dſchagatai gefallen war, theils ſchon in den Händen des nördlich hergekommenen Tatarenſtammes, eines Bruderzweigs der Mongolen, Wala oder Oelöten genannt. Doch konnten dieſe nicht hindern, daß noch vor dem 15. Jahrhundert beide Hälften des Landes Thian-ſchan-pe-lu nebſt einem großen Theil von Centralaſien das Uigurenreich von Biſchbalik unter mehren Fürſten bildeten; bei deſſen Verfall nach 70 Jahren wurde von Neuem das Fürſtenthum Khamil in ſeine alten Rechte hergeſtellt, Alles aber, was man ſonſt dem ſongariſchen Hochland beirechnet, war von den Oirat (Kalmücken, Oelöten) erobert, die ſich ſpäter auch ſüdlich vom Thian-ſchan ausbreiteten und ſo vom Altai bis zum Küen-lün herrſchten. Die Khane waren aus einem der 4 verbündeten Stämme, aus dem der Songar, welcher am Iliſtrom ſeine Lagerplätze einnahm, daher das ganze Land bis nach Barkol im Oſten und ins Buruttengebiet im Weſten den Namen der S. erhielt. Sie griffen unter Khanghi's Herrſchaft im vorigen Jahrhundert ſelbſt China an. Beſonders ſchwächte der mehrjährige Vernichtungskrieg unter den ölötiſchen Kaldans (von 1677—97) die Mongolen ſehr. Innere blutige Zerwürfniſſe hatten die Songarenherrſchaft erſchüttert; Amurſana, ein argliſtiger Menſch, Todfeind des Khans Dawatſi, unterwarf ſich 1754 dem chineſiſchen Kaiſer und wurde Fürſt, die chineſiſche Armee rückte auf Ili, Dawatſi floh zu ſeinem Freunde, dem Statthalter von Uſchi, wurde von ihm verrathen, und die S. unterwarf ſich (1755). Amurſana, getäuſcht in der Hoffnung, zum Khan erhoben zu werden, empörte ſich, mordete viele Chineſen, wurde geſchlagen und † in Rußland als Flüchtling. Die S. wurde chineſiſche Provinz, von Truppen bedeckt, unter einem Kriegsgouverneur. Die große Empörung zugleich mit der Bucharei in den Jahren 1757—1758 endete mit gänzlicher Unterjochung.

Songeons, franz. Flecken, Depart. Oiſe, Bez. Beauvais, am Thérain; Fabrik für Spiegel, opt. Inſtrumente (Brillen, jährlich über 70,000), Handel mit Eiſen, Butter, Käſe u. ſ. w.; 1100 Einw.

Songhin, aſiat. hohe Gebirgskette, Mongolei, im Khalkha-Lande.

Song-Hoa, aſiat. Stadt, China, Korea, Prov. Hoang-Hai, am gelben Meer.

Songhur (Geogr.), ſ. v. a. Songur.

Songieu, franz. Gebirgsdorf, mit Märkten, Depart. Ain, Bez. Belley; 670 Einw.

Songkiang, Stadt, ſ. Kiang-ſu.

Songkoi, Fluß, ſ. v. a. Sangkoi.

Songlo (angew. Bot.), Theeſorte, ſ. Thea 7).

Songnam, oſtind. Stadt, Khanaver, an der Grenze von Tübet, 9350 Fuß hoch, zwiſchen hohen Gebirgen im Norden und Süden, deren Gipfel bis zu 15,000 Fuß anſteigen.

Songolica, Flecken, ſ. Veracruz.

Songp'hai, ſiameſiſche Münze und Gewicht.

Songrampur, brit.-oſtind. Stadt, Präſidentſch. Bengalen, Prov. Agra, ſüdöſtlich von Ferakh-Abad, rechts am Ganges.

Songſong, Inſel, ſ. Marianen.

Song-Sparrow (engl. Ornith.), ſ. v. a. Singſpatz, Fringilla melodia *Voigt*.

Songur, oſtind. Stadt, Guicovar-Staaten, Prov. Guzerate; ein Sonnentempel und zwei andere, die zuſammen Soradſchdinel genannt werden.

Songy-Boulon, oſtind. Stadt, auf der Nordweſtküſte der Sunda-Inſel Banka.

Songy-Leat, oſtind. Stadt, auf der Oſtküſte der Sunda-Inſel Banka; guter Ankerplatz; Bergbau; 900 Einw., Chineſen und Malayen.

Sonho, afrik. Ort, Unter-Guinea, Congo, an der Mündung des Congo.

Sonhoven, belg. Dorf, Prov. Limburg, nordöſtlich von Haſſelt, 2450 Einw.

Sonica (lat.), ſogleich, augenblicklich.

Soni mobiles (lat., Muſ.), bewegliche Töne, bei den Alten die mittleren Töne der Tetrachorde, weil nur dieſe in den verſchiedenen Klanggeſchlechtern abgeändert werden durften. Sie zerfielen in 3 Gattungen: a) in Mesopycni, welche in dem enharmoniſchen Klanggeſchlechte in der Mitte des getheilten halben Tones lagen, als: Paryate hyphaton (c), Par. meson (f), Trite sinemmenon (b), Tr. diezeugmenon (eingeſtr. c) und Tr. hyperbolaeon (1 geſtr. f); ſ. Tetrachord; b) in Oxpycni und c) Diatoni. Die Oxpycni ſind die dritten Töne eines jeden Tetrachords und mit den Diatonis von gleicher Tongröße, nur in Anſehung der Verbindung im Tonſyſteme verſchieden.

Sonino, ital. Flecken, Kirchenſtaat, Deleg. Froſinone; 1000 Einw.

Sonio, Reich, ſ. Loango.

Soniput, vorderind. Stadt, Agra, nordweſtlich von Delhi, Hauptort eines Diſtrikts.

Soniſta (Suniſta, a. Geogr.), Ort in Pannonia Superior an der Straße von Pötovio nach Siscia, nach Lapie jetzt Legrad.

Sonistantes (lat., griech. Εστότες, Muſ.), unbewegliche Töne, der Gegenſatz von Soni mobiles, bei den Griechen und Römern die beiden äußerſten Töne eines Tetrachords, weil ſie in allen 3 Klanggeſchlechtern unveränderlich waren. Man unterſchied 1) die Barypycni, d. h. diejenigen, welche in jedem Tetrachorde die erſten ſind, und 2) die Apycni, welche mit den Tönen, wodurch die dichten Klanggeſchlechte gebildet wurden, nicht in Verbindung ſtanden.

Sonitus (lat.), der Schall.

Sonitus aurium (lat., Med.), Ohrtönen.

Sonje, Jan, Maler von Rotterdam, nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt, malte berg- und baumreiche, weit ausgedehnte Landſchaften mit hellen Lichtern und ſilberartigen Wolken. Seine Bilder ſind auch mit Figuren und Thieren ſtaffirt, ſo ſchön, daß man an C. du Jardin erinnert wird. Dann malte er auch Rheinanſichten im Geſchmacke des H. Sachtleven, aber mit einer ins Grünliche ſpielenden Färbung und nicht ſo vollendet.

Sonk, oſtind. Stadt, Präſidentſch. Bengalen, Prov. Agra, nördlich von Bhertpur.

Sonkha, hinterind. Fluß, Ava, mündet in ſeinem obern Lauf in den Irawaddy.

Sonkiang, Stadt, ſ. Kiang-ſu.

Sonmeani (Sanmeany), aſiat. Stadt, Beludſchiſtan, Prov. Lus, ſüdöſtlich von Liari, auf der Küſte von Beludſchiſtan, in der Tiefe der gleichn. Bai; Hafen, Fiſcherei, Handel. Von hier führt eine große Handelsſtraße nordwärts durch Afghaniſtan, über Bela, Khodzar, Kelat, weſtlich am Khodſcheh-Amran-Gebirge hin und über den Hilmend nach Kandahar.

Sonna (türk. Rel.), ſ. v. a. Sunnah.

Sonnabend (Samſtag), der letzte Tag in der Woche, der Sabbath der Juden, ſ. Wochentage.

Sonnac, franz. Dorf mit Märkten, Depart. Lot, Bez. Figeac, auf einer Hochebene; 430 E.

Son-Nam (Xu-Nam), hinterind. Küſtenprovinz, Anam, Tunkin, vom Sang-Koi durchfloſſen, der in mehren Armen in den Tunkin-Golf mündet; fruchtbar und ſtark bevölkert.

Sonnberg (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) (Schumberg, Zumberk, Pfarrdorf), Böhmen, Kr. Budweis, Herrſchaft Gratzen; Schloß; 240 Einw.; — 2) daſ., Herrſchaft Krumau; 150 Einw.; — 3) Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge; herrſchaftl. Schloß, Landgericht; 450 Einw.; — 4) Steiermark, Kr. Judenburg, Bez. Goppelsbach; 240 Einw.; — 5) daſ., Bez. Gſtatt (bei Gröbning); 250 Einw.

Sonnborn, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Elberfeld; Baumwollenweberei, Spinnerei, Jahrmarkt; 510 Einw.

Sonndorf (Sondorf), bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Wolfſtein; 120 Einw.

Sonne (lat. Sol, franz. Soleil, Aſtron.), der Centralkörper des Planetenſyſtems, zu welchem unſere Erde gehört, und bei Weitem der größte und gewichtigſte unter allen zu dieſem Syſteme gehörigen Körpern, zugleich für alle dieſe die Quelle des Lichts und der Wärme. Unſeren Blicken ſtellt ſich dieſes bewunderungswürdige Geſtirn als eine kreisrunde Scheibe dar, die täglich im Oſten ſich über dem Horizont erhebt und im Weſten unter demſelben hinabſinkt und dadurch für die Erdoberfläche den Wechſel von Tag und Nacht herbeiführt. Wir wiſſen, daß dieſe Bewegung eine nur ſcheinbare iſt, welche durch die tägliche Axendrehung der Erde bewirkt wird. Eben ſo ſind die verſchiedenen Stellungen, in welche die S. im Verlaufe eines Jahres zum Himmelsäquator tritt — indem ſie zu Anfange des Frühlings in demſelben einhergeht, dann allmählig ſich auf 23½ Grad nach Norden von ihm entfernt, mit dem Anfange des Sommers aber wieder ſich eben ſo allmählig ihm zu nähern beginnt, bis ſie mit Anfange des Herbſtes den Aequator wieder erreicht, um nun im nächſten Halbjahre ſich eben ſo weit nach Süden von demſelben zu entfernen und dann zum Aequator zurückzukehren — nur eine Folge der jährlichen Bewegung der Erde um die S. Sie ſelbſt iſt in Bezug auf ihr Syſtem ruhend, oder genauer geſprochen, ihre Bewegungen innerhalb derſelben ſind nur kleine Schwankungen um den allgemeinen Schwerpunkt des Syſtems, der noch in ihren Körper fällt (den einen Fall ausgenommen, wo Jupiter und Saturn ganz oder beinahe in Konjunktion ſtehen); Schwankungen, die überdies nur dem Berechner wahrnehmbar ſind. Ueber diejenige eigne Bewegung der S. aber, welche ſie, von allen ihren Planeten und Monden begleitet, im Weltraume macht, wird unten beſonders die Rede ſeyn. Der ſcheinbare mittlere Durchmeſſer der Sonnenſcheibe iſt 32′ 0″,88; der größte, am 1. Januar, 32′ 33″,7, der kleinſte, am 2. Juli, 31′ 29″,2. Er mißt alſo etwas mehr als einen halben Grad und übertrifft, die Kometenſchweife zum Theil ausgenommen, die ſcheinbaren Durchmeſſer aller andern Himmelskörper und ſelbſt den mittlern des Mondes, der ihm am nächſten kommt. Auf der Oberfläche der Sonnenſcheibe hat man Flecken oder dunkle Stellen beobachtet und aus der regelmäßigen Bewegung dieſer Flecken von einem Rande der Scheibe nach dem andern hat man auf eine Rotation der S. geſchloſſen und gefunden, daß eine ſolche Umdrehung innerhalb eines Zeitraums von circa 25½ Tag erfolgt. Da nun die S., dieſer Rotation ungeachtet, ſtets als kreisrunde Scheibe ſich zeigt, ſo folgt hieraus, daß ſie eine Kugel iſt, indem die Eigenſchaft, ſich in jeglicher Lage kreisrund zu zeigen, unter allen Körpern nur der Kugel zukommt. Die Rotationsaxe der S. iſt gegen die Axe der Ekliptik unter einem Winkel von 7½ Grad geneigt, der aufſteigende Knoten des Sonnenäquators liegt in der Ekliptik in 78° der Länge, der entgegengeſetzte in 258°. Zu der Zeit alſo, wo ſich die S. in einem der Knoten befindet (beiläufig am 8. Juni und 9 Decbr.) erblicken wir den Aequator der S. und deſſen Parallelen, folglich auch die Länge der Flecken als gerade Linien, die mit der Ekliptik und deren Parallelen Winkel von 7½° machen; zu andern Zeiten müſſen dieſe Wege Ellipſen ſeyn, die im Anfange des März und September am weiteſten geöffnet ſind, wiewohl

auch dann die Abweichung von der graden Linie noch nicht ſehr augenfällig hervortrit. Hat ferner ein Sonnenfleck ſeinen Weg einmal zurückgelegt, ſo währt es doch noch 46 Stunden, ehe er wieder in dieſrlbe Stellung zur Erde gelangt; denn dieſe iſt in der Zwiſchenzeit ebenfalls, und zwar in derſelben Richtung, wie der Sonnenfleck, fortgerückt, und drr Sonnenfleck muß alſo etwas mehr als einen Umlauf machen, um der Erde wieder gegeuüberzuſtrhen. Dieſe ſynodiſche Umdrehungszrit der S. wird alſo etwa $27\frac{1}{2}$ Tag lang ſeyn, und man wird von der Erde aus einen Sonnenfleck, $13\frac{3}{4}$ Tag auf der diesſritigen Scheibe ſehen, worauf er uns eben ſo lange Zeit unſichtbar bleibt. Die Rotation der S. iſt übrigens faſt viermal ſchnellrr, als die unſers Erdäquators; von der Rotationsgeſchwindigkeit Jupiters und Saturns wird ſie aber um mehr als das Sechsfache übetroffen.

Die Entfernung der S. von der Erde (Sonnenweite), iſt erſt in neuerer Zeit genauer beſtimmt worden, wo man die Parallele der S., d. h. den Winkel, unter welchrm der Erdhalbmeſſer am Sonnenmittelpunkt erſcheint, genauer berechnet hat. Man hat die Größe dieſes Winkels im Mittel zu 8″, 57116 gefunden; daraus ergibt ſich eine mittlere Entfernung der S. von der Erde von 20,682,440 geogr. Meilen, deren 15 auf einen Grad des Erdäquators gehen. Die größte, im gegenwärtigen Jahrhundert am 2. Juli jedes tropiſchen Jahres Statt findende Entfernung der S. iſt 21,030,055 Meilen, die geringſte am 1. Januar, dagegrn 20,334,825 M. In Erdhalbmeſſern ausgedruckt iſt die mittlere Entfernung der Sonne = 24,043, in Sonnenhalbmeſſern = 214,42. Aus dieſen Diſtanzbeſtimmungen und der Größe des ſcheinbaren Durchmeſſrrs der Sonnrnſcheibr berechnet ſich nun die wahre Größe der S. Ihr wahrer Durchmeſſer iſt 112,05 Erddurchmeſſer oder 192,608 geogr. Meilrn. Von einrr Abplattung der Sonnrnkugel iſt bisher nichts brmerkt worden. Wird ſie als vollkommene Kugel angenommen, ſo ergibt ſich für ihre Oberfläche ein 12,557mal größerer Raum als für die Oberfläche der Erde und ihr Volumen iſt 1,409,725mal ſo groß als das Volumen unſeres Planeten. Dächte man ſich demnach das Innere der S. hohl, ſo würden im Innern dieſer Hohlkugel 112 Erdkugeln in gerader Linie Platz finden, und die Erde mit der ganzen ſie umringenden Mondbahn könnte, ohne daß der freie Mondlauf behindert würde, in die Sounenhohlkugel hinringeſtellt werden.

Mit dieſem ungeheuern Volumen der Sonnenkugel ſteht ihre Maſſe nicht in ganz gleichem Verhältniß. Dieſelbe iſt nach deu neueſten, aus den ſorgfältigſten Beſtimmungen ihrer Attraktionskraft hergeleiteten Berechnungen nur 355,499mal größer als die Maſſe der Erde, woraus folgt, daß die Dichtigkeit der S. = 0.252 oder ungefähr $\frac{1}{4}$ der Dichtigkeit des Erdkörpers beträgt. Die S. hat alſo beiläufig die Dichtigkeit des Ebenholzes und der Braunkohle. Hieraus folgt weiter, daß die Schwerkraft an der Oberfläche der S. 28, 36mal größer, als an der Oberfläche der Erde iſt, und daß dort ein Körper in der erſten Sekunde 428, 25 par. Fuß im Fallen zurücklegt, während dieſelbe auf der Erdoberfläche nur 15 F. beträgt. Ein Körper, der bei uns nur 4 Pfd. wiegt, würde demzufolge auf der S. nur durch eine Kraft bewegt werden können, die bei uns zur Bewegung eines Centners erforderlich iſt. Ein Geſchöpf von unſerer Kraft und unſerm Körperbau vermöchte dort kaum den Fuß emporzuheden, und liefe beim Auftreten Gefahr, ihn zu zerſchmettern. Ein mit aller Kraft emporgeworfener Körprr würde ſich nur ſehr wenig über unſern Kopf erheben, ſelbſt alle unſere Pflanzen würden, durch die ungeheure Schwere niedergehalten, knieholzartig am Boden hinkriechen müſſen. Kurz, hat die S. Bewohner, ſo müſſen ſie von den Erdbewohnern ganz verſchieden, entweder wahre Titanen und Cyklopen von unbegreiflicher Körperkraft, oder ſo fein geiſtig organiſirte Weſen ſeyn, daß die Macht der Attraktion der Maſſe auf ſie keinen merklichen Einfluß ausüben kann.

Die Alten hatten von der Entfernung und in Folge davon von der Größe und der Maſſeverhältniſſe der S. durchaus falſche oder unbeſtimmte Vorſtellungen. Beide Bewegungen der S., die tägliche und die jährliche, waren bekannt und Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Die tägliche ſchrinbare Bewegung der S. um die Erde wurde als eine wirkliche angenommen, und nur wenige Aſtronomen bezeichneten ſie als eine ſcheinbare. In der früheſten Zeit dachte man die Erſcheinung von Tag u. Nacht ohne allen Zuſammenhang und bezeichnete ſie mit Heſiod als zwei Weſen, welche dieſelbe Wohnung bewohnen und von denen das eine die Behauſung verläßt, wenn das andere eintritt und in der Wohnung verweilt, während das andere ſich über der Erde hin bewegt. Eine andere Vorſtellung iſt, daß Helios täglich im Oſten ſich aus dem Oceanus oder dem Sonnenteiche erhebt und, in gekrümmter Richtung an dem Himmel auf- und niederſteigend, eine Bahn beſchreibt und im Weſten in dru Oceanus oder den Sonnenteich niedrrſinkt. Auf welchem Wege die S. während der Nacht zu ihrem Aufgangsorte zurückgelange, darüber findet man keinr beſtimmten Angaben; denn nur eine Sage beſteht bei den ſpätern Dichtern, daß Helios des Nachts in einem von Hephäſtus verfrrtigten goldenen Nachen oder Becher auf dem nördlichen Ocean zu ſeinem Palaſte im Ocean zurückſchwimme. Nach den Vorſtellungen Anderer erloſch die S. am weſtl. Horizonte und entzündete ſich des folgenden Tags wieder am öſtlichen. Nach einer andern Anſicht dauerte eine S. immer nur einen Tag, erloſch am weſtlichen Horizonte; eine andere S. entſtand am folgenden Tag am öſtl. Horizont, um auf gleichem Wege gleichem Ziele entgegen zu gehen. Eine andere, auf eine zuſammenhängende Erſcheinung hindeutende Erklärungsweiſe gab Eudoxus durch ſeine Sphärentheorie. Darnach dachte man ſich die Himmelskörper zur Erklärung ihrer ſchrinbaren Bewegung an Sphären befeſtigt, die ſich um Pole drehen und die Himmelskörper in Kreiſen im Himmelsraume herumtragen. Hier wird wenigſtens zur Idee eines Zuſammenhangs zwiſchen Tag und Nacht vorgeſchritten, und man erhält ſchon den erſten Begriff des Tag- und Nacht-

Digitized by Google

bogens. Die Sphärentheorie des Eudoxus bildete nur einen Uebergang. Sie war in ihrer Lage zu verwickelt, um haltbar zu ſeyn, und man gelangte ſpätee dahin, den Himmelsköepern eine eigene Bewegung beizulegen, die ſie in Kreiſen um einen feſten Mittelpunkt geleitete. Dieſe Anſicht eeklärte den Wechſel des Tages und der Nacht einfacher, wenn auch nicht richtig. Geht man nun auf die letzte Ueſache, die den Tag- und Nachtwechſel durch die Drehung der Erde um ihee Axe erklärt, zurück, ſo war auch dieſe im Alterthum bekannt. Daß die S. eine leuchtende und erwärmende Kraſt habe, erkennen Alle an, aber über den Geund dieſer Eigenſchaften, ſo wie übee die Natur der S. findet man die mannichſaltigſten und zum Theil wunderlichſten Anſichten. Thales hielt die S. für einen erdartigen, aber feueigen Himmelskörper, was auch mit ſeiner Vorausſagung der Sonnenfinſterniſſe und mit der Angabe des Stobäus übereinſtimmt, wonach er dieſe Erſcheinung durch Zwiſchentreten des Mondes zwiſchen S. und Erde erklärt. Anaximander hielt ſie noch für eine Scheibe oder einen Kreis nach Art eines Wagenrades, deeen innerer Theil hohl und voll Feuer ſey. Aus dieſer innern Oeffnung ſprudle das Feuer der S. hervor, und entſende ſeine Strahlen, beleuchtend und erwärmend, in das Weltall. Nach Galen ſtrömt daſſelbe, wie aus einer Röhre oder einem Kanale zu uns. Diog. Laert. (II, 1) berichtet nur, daß Anaximander die S. für das reinſte Feuer gehalten habe. Eine Sonnenfinſterniß entſteht nach ſeiner Anſicht, wenn die Oeffnung, woraus das Feuer hervorſtrömt, verſchloſſen oder verſtopſt wird. Nach Anaximenes iſt die S. feuriger Natur; ihre Wärme rührt von der ſchnellen Bewegung her. Ihr Umwenden von Noeden erklärte er dadurch, daß ſie nach iheer Bewegung dahin von der dort veedichteten und ihr entgegenſteebenden Luft zueückgedrängt weede. Xenophanes hielt die S. für einen Zuſammenfluß von entzündeten Wolken von Feuern, die aus feuchten Ausdünſtungen entſtehen, aus trockenen Ausdünſtungen, die ſich zu einem Körper vereinigen, oder auch für eine entzündete Wolke. Nach ſeiner Anſicht gab es viele S.n, die am öſtlichen Horizonte ſich erheben und am weſtlichen erlöſchen. Auf dieſelbe Weiſe (durch Eelöſchen) erklärt ee auch die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, und berichtet, daß eine Sonnenfinſterniß ſogar einen ganzen Monat gedaueet habe. Ueber die Anſicht, welche Pythagoeas von der Natur dee S. hatte, läßt ſich nichts Beſtimmtes angeben. Nur Diog. Laert. (VIII, 27) ſagt, daß er S., Mond und die übrigen Geſtirne für Götter und die S. für die Quelle des Lichtes und der Wäeme gehalten habe. Metrodorus, Parmenides und Antiphon ſagen, daß die S. feuriger Natur ſey. Letzterer (dem ſich Metrodor auch hierin anſchloß), ſügte bei, daß ſie ſich von Dünſten nähre, welche aus der Luft aufſteigen, und eekläer dieraus Aufgang, Untergang und Sonnenfinſterniſſe. Nach Euſeb. (XV, 23) hielt Metrodor ſie für eine feurige Maſſe oder einen glühenden Stein. Parmenides glaubte, daß ſich die S. aus der Milchſtraße ausgeſchieden habe. Heraklit meinte, daß die S. die reinſte und wärmſte Flamme habe und in einem glänzenden, keiner Beimiſchung fähigen Ort verweile, daß ſie duech die aus Meer und Erde aufſteigenden Dünſte ernährt werde. Sie gehe gegen Norden, und wenn ſie dort nicht mehr die nöthige Nahrung finde, kehre ſie um; ſie erlöſche täglich und entzünde ſich wieder. Stobäus ſagt, daß auch Hecatäus theilweiſe dieſe Anſicht habe. Demokrit hielt die S. für eine glühende Maſſe von Eiſen oder Stein. Nach Diog. Laert. (IX, 44) ließ er die S. aus den Urkörpern oder Atomen durch Wirbelbewegung entſtehen. Anaxagoras theilte die erſte Anſicht über die Natur der S. mit Demokrit, erkläete aber die Wenden der S. aus dem Widerſtande der nördlichen Luft, die zuſammengedrückt werde u. dadurch wiederſtrebe. Diogenes von Apollonia hielt die S. für bimſteinaetig. In ihr ſetzen ſich die Strahlen des Aethers feſt und finden ihre Nahrung aus den Dünſten des Oceans. Die Sonnenwende, Auf- und Untergang erklärteer durch die Kälte, welche der Wärme entgegenwirke. Empedocles nahm zwei S.n an, die eine, als die erſte und urſprüngliche, befindet ſich in der einen Hälfte des Weltalls; die andere iſt diejenige, welche wir ſehen und der Widerſchein der in der andern Hälfte befindlichen Urſonne. Ferner nahm ee an, daß ſich beſtändig zwei Halbkugeln, die eine aus Feuer beſtehend, die andere aus Luſt mit wenig Feuer gemiſcht, um die Eede bewegen und Tag und Nacht erzeugen. Die Sonnenwenden eeklärt er durch eine Abſtoßung der Wendekreiſe. Eine Sonnenfinſterniß entſteht durch Zwiſchentreten des Mondes. Nach Philolaus iſt die S. glasartig, empfängt die Strahlen vom Centralfeuer und wieſt ſie auf die Erde zurück, Licht und Wärme verbreitend. Dieſer Anſicht zufolge nehmen Einige an, daß es zwei S.n gebe, Andere ſogar drei. Nach Plato beſteht die S. aus dem reinſten Feuer. Epikur hielt die S. für eine erd- und bimſteinartige Maſſe, mit Oeffnungen verſehen, woraus das Feuer ſtrömt. Die Stoiker (ſo Zeno und Kleanth) hielten die S., der ſie die Kugelgeſtalt beilegten, für das reinſte Feuer, für ein entzündetes, vernünftiges Weſen, das ſich aus den Dünſten des Meeres nährt, weswegen ſie auch zwiſchen den Wendekreiſen bleibt, um ſich nicht zu weit von der Quelle ihrer Naheung zu entfeenen. Ariſtoteles, welcher der S. gleichfalls die Kugelgeſtalt beilegt, glaubt, daß ſie ihre erleuchtende und erwäemende Kraft durch die Schnelligkeit der Bewegung und Reibung an der unter ihr befindlichen Luft eelange. Er hält alſo die S. ſelbſt nicht fur einen feurigen Köeper an ſich. Ariſtarch rechnet die S. zu den Fixſternen und läßt ſich die Eede um die S. bewegen. Dieſer einfache Gedanke, der Kern des copernikaniſchen Syſtems, lag lange unbenutzt. In den ſpätern Zeiten ſcheint man ſich von den wenig eefolgreichen Spekulationen abgewendet und mehr der Beobachtung der Erſcheinungen und der Zuſammenſtellung der Thatſachen zugewendet zu haben, ohne auf principielle Erörterungen einzugehen. Es genügte, die S. zu betrachten als einen kugelförmigen Himmelskörper, Licht und

Wärme ſpendend, mit zweierlei bewegenden Kräften begabt, der dieſen Triebkräften gemäß den täglichen und jährlichen Lauf zurückgelegt, und auf dieſe Vorausſetzung hin die Sphäre mit ihren Kreiſen zu konſtruiren und zu vollenden. Auch über die Geſtalt der S. waren die Meinungen verſchieden. Thales legte der S. eine kreisförmige Geſtalt bei, wie dies denn auch aus den ihm beigelegten Beſtimmungen über ihre Größe hervorgeht. Ob er ihr zugleich die Kugelgeſtalt beimaß, iſt nicht ſicher; Anaximander hält die S. für eine kreisförmige Scheibe. Nach Anaximenes iſt die Geſtalt der S. breit wie ein Blatt. Nach Stobäus legten die Pythagoräer der S. eine Kugelgeſtalt bei, was aber ſonſt nicht unterſtützt wird; der Pythagoräer Alkmäon lehrte ſogar, daß die S. flach ſey. Heraklit legt ihr eine kahnförmige Geſtalt bei und erklärt dann mit Hülfe dieſer Geſtalt durch Umdrehung die Sonnenfinſterniſſe, ſo daß eine ſolche eintrete, wenn der hohle Theil der S., woraus das Feuer ſtrahle, von uns abgewendet und der erhobene Theil uns zugewendet ſey. Nach Euſebius legt Philolaus der S. die Geſtalt des Diskus bei. Die Stoiker halten ſie für kugelförmig, ebenſo Ariſtoteles. Epikur meint, daß die S. jede der angeführten Geſtalten haben könne. Ariſtarch legt nach dem Inhalt ſeiner Schrift de magnit. et distant. solis et lunae Propos., 14—18 (Wallisii opp. III, Oxf.) ihr die Kugelgeſtalt bei. Bei den ſpätern Schriftſtellern tritt dieſe Annahme ſtillſchweigend immer deutlicher hervor, ſo daß ſie als eine feſtſtehende zu betrachten iſt. Was die Größe der S. betrifft, ſo beſtimmte Thales nach Diog. Laert. (I, 24) den ſcheinbaren Durchmeſſer der S. zu dem 720ſten Theile eines größten Kreiſes, alſo zu einem halben Grade (30 Minuten). Von Anaximander ſagt Stobäus, daß nach ſeiner Anſicht die S. ſo groß als die Erde ſey, daß aber der Kreis oder die Oeffnung, woraus ihr Feuer hervorſprudelt, 28mal größer ſey als die Erde, nach Euſebius aber nur 27mal ſo groß. Heraklit ſagt, daß die S. die Größe des menſchlichen Fußes habe, etwa ſo wie ſie eben dem Auge erſcheint. Cicero ſagt von Demokrit, daß er die S. für groß gehalten habe, und von Epikur, daß nach dieſem ſie eine Größe von ungefähr 2 Fuß habe, ſo groß als ſie erſcheine, höchſtens etwas größer oder kleiner. Archelaus hielt die S. für den größten unter den Himmelskörpern, Anaxagoras für vielmal größer als den Peloponnes; Parmenides für ſo groß als den Mond, die Stoiker (Zeno und Cleanth) für größer, als die Erde. Ariſtarch (De magn. et dist. sol. et lun.) ſagt (Prop. 15), daß das Verhältniß des Sonnendurchmeſſers zum Erddurchmeſſer zwiſchen die Grenzen $\frac{19}{3} = 6,333\ldots$ u. $\frac{43}{6} = 7,166\ldots$ eingeſchloſſen ſey, d. h. daß er größer, als das $6\frac{1}{3}$fache und kleiner, als das $7\frac{1}{6}$fache von dem der Erde ſey. Das Verhältniß der Körperräume beider Körper zu einander iſt (nach Prop. 16) zwiſchen die Grenzen $\frac{6859}{27} = 254,037037\ldots$ und $\frac{79507}{216} = 368,0879629\ldots$ eingeſchloſſen, alſo der Körperraum der S. größer als das 254fache und kleiner als das 368fache von dem der Erde. Die Größe der Erde ſelbſt iſt nicht angegeben. Die hier angeführten Beſtimmungen ſind zwar nur relativ, hatten aber den Vortheil, daß man die Ermittlung der Größe der Himmelskörper auf mathematiſche Begriffe zurückbrachte. Den ſcheinbaren Durchmeſſer der S. gibt Ariſtarch zu dem 720ſten Theile der Ekliptik, alſo auch zu 30 Minuten an. Nach den Meſſungen Archimeds iſt der Durchmeſſer (Aren 4) größer, als $\frac{1}{200}$ eines rechten Winkels und kleiner als $\frac{1}{164}$ deſſelben. Hiernach iſt der ſcheinbare Durchmeſſer der S. zwiſchen die Grenzen $\frac{90}{200}$ Grad = 27 Min. und $\frac{90}{164}$ Grad = 32, 93 Minuten eingeſchloſſen. Eratoſthenes hielt die S. für 27mal größer, als die Erde. Ptolemäus ſchließt auf die Größe der S. von der Größe der Schatten bei den Finſterniſſen u. den betreffenden Entfernungen und findet folgende Verhältniſſe. Setzt man den Monddurchmeſſer als Einheit, ſo iſt der Erddurchmeſſer $3\frac{2}{5}$ und der Sonnendurchmeſſer $18\frac{4}{5}$ mal ſo groß; alſo der Sonnendurchmeſſer nahe $5\frac{1}{2}$ mal größer, als der Erddurchmeſſer, und die S. 170mal größer als die Erde. Die Entfernung der S. rief nicht minder abweichende Muthmaßungen hervor. Pythagoras ſoll die Entfernung von der Erde bis zum Monde = 126,000 Stadien oder 4000 geogr. Meilen und den Raum zwiſchen der Mondsbahn und der S. nur doppelt ſo groß angeſchlagen haben. Ariſtarch wendet zwar eine ſinnreiche Methode an, um die Sonnenweite zu beſtimmen, indem er die Winkel des Dreiecks berechnete, welche Erde und Grand bilden, wenn letzterer in der Quadratur ſteht. Nicht viel beſſer waren die Reſultate, zu welchen der große Hipparch durch ſeine ſcharfſinnig angelegten, aber in der Ausführung mangelhaften Rechnungen geführt wurde.

Erſt ſeit der Verbeſſerung der aſtronom. Iſtrumente gelang es, der Wahrheit näher zu kommen. Tycho de Brahe nahm die Horizontalparallaxe der S. noch zu 3 Minuten an, Kepler reducirte ſie ſchon auf 1 Min., Hevel auf 40″ und Wendelinus (um 1650) auf 15″, worauf der ältere Caſſini durch indirekte Ableitung der Sonnenparallaxe aus der des Mars jene auf $9\frac{2}{3}$″ feſtſetzte. Die genaueſten Berechnungen aber wurden erreicht, als man in den Jahren 1761 und 1769 die Durchgänge der Venus durch die Sonnenſcheibe (eigentlich Vorübergänge des Planeten vor der Sonnenſcheibe) beobachtete und daraus die Sonnenparallaxe auf 8,5″ bis 8,6″ beſtimmte, woraus ſich die obigen Diſtanzangaben ableiten laſſen. Demnach iſt die S. von uns beiläufig 400 mal weiter als der Mond entfernt; der Lichtſtrahl durchläuft dieſen ganzen Raum in $8\frac{1}{10}$ Minuten, eine Kanonenkugel aber, obwohl ſie in einer Sekunde 600 rhein. Fuß geht, würde dazu 25 Jahre 10 Monate brauchen.

Ueber die nähere Beſchaffenheit des Sonnenkörpers und insbeſondere ſeiner Oberfläche laſſen uns die ſchon erwähnten Sonnenflecken Manches errathen. Im Allgemeinen erſcheint nicht eine Seite der Sonnenkugel heller als die andere, eben ſo merkt man keinen Unterſchied der Helligkeit in Bezug auf Aequator und Pole. Die Flecken abgerechnet, erſcheint der Grund der S. gleichartig, woraus man ſchließen kann, daß ſie nach allen Seiten hin gleichmäßig ihr Licht verbeitet. Die Flecken werden nur in der Mit-

telzone bis zu etwa 25° Entfernung zu beiden Seiten des Aequators angetroffen und zwae ſo, daß in den Geenzgegenden dieſee Fleckenzone mehr größere Flecken, als nähee am Aequatoe geſehen werden. Die Flecken ſind von ſchwärzlicher Fäebung, entwedee bloße Punkte ohne eine beſtimmt wahrnehmbare Geſtalt, oder **Kernflecken**, welche beſtimmte Umriſſe und meßbare Dimenſionen haben. Dieſe Kernflekken ſind von einee graulichen Zone, einer Aet **Hof**, umgeben und zwae ſo, daß der Hof dieſelbe Figur im veegrößerten Maßſtabe bildet, welche der Kernfleck zeigt. Meiſtens haben dieſe Flecken eine eckige Geſtalt, oft mit ſehe ſpitzen, aus- und einſpringenden Winkeln und Bögen, und von den Ecken laufen in einigen Fällen gleichſam ſtrahlenföemig Reihen von Punkten nach den entſprechenden Ecken des umgebenden Hofs; ſelten nähern ſich die Flecken der Kreisform. Kleineee wie größere Flecken kommen zwae oft auch einzeln voe, häufigee jedoch zeigen ſie ſich in Gruppen, bisweilen von mehren Hundeeten; oft umgibt ein kleiner Hof eine ganze Gruppe kleinee Flecken. In dee Nähe des weſtlichen odee öſtlichen Sonneneandes zeigt ſich oft eine den dunkeln Flecken entgegengeſetzte Erſcheinung: Stellen, welche beträchtlich heller ſind, als dee übrige Geund und theils aderförmig, theils in größern Maſſen ausgebreitet auftreten. Man nennt ſie **Sonnenfackeln**, oder mit dem deſſauee Aſtronomen **Schwabe**: **Lichtgewölk**. Kommen dieſe Stellen in Folge dee Rotationsbewegung der Sonnenmitte nähee, ſo verlieren ſie ihe adeeartiges Anſehen und gehen in Narben über. Auch das beſtimmter unterſcheidbare Lichtgewölk zeigt ſich nur in derſelben Mittelzone, wo ſich die Flecken zeigen und kommt weiter nach Nord oder Süd nicht voe. In dee mitlern Entfeenung der S. von dee Erde entſpricht eine Bogenſekunde nahe 100 geogr. Meilen; da man nun Sonnenflecken von $1^{1}/_{2}$—2 Minuten Duechmeſſee beobachtet hat, ſo folgt, daß ihe wahrer Durchmeſſer 10,000 Meilen und darüber ſteigen kann. Einzelne Flecken haben ſich ſogar dem ſcharfen unbewaffneten Auge beim Auf- und Unteegange, wo man ohne Beſchwerde die S. betrachten kann, bemerklich gemacht. Die größern Fleckengruppen ziehen ſich zuweilen über den vierten, ja dritten Theil des Sonnendurchmeſſers hin und haben alſo 50 bis 60,000 Meilen Erſtreckung. Alle dieſe Erſcheinungen ſind abee nicht konſtant, vielmehe erleiden ſie die mannichfaltigſten Veeänderungen; ihr Erſcheinen und Verſchwinden, ihre Größe und Geſtalt ſind zu verſchiedenen Zeiten veeſchieden. Man kann faſt ſicher ſeyn, einen heute beobachteten Fleck am folgenden Tage in irgend einer Art verändert wieder zu finden, ganz abgeſehen von den durch die verſchiedene Stellung bedingten optiſchen Wechſeln. Eine Sonnenkaete, wie man Karten des Mondes und dee Erde hat, iſt dahee nicht möglich; wie müſſen uns mit einzelnen Zeichnungen begnügen, welche die Sonnenobeefläche oder einen ihrer Theile für eine gegebene Zeit darſtellen. Nach den Rändern der Sonnenſcheibe zu werden alle Flecken natürlich in peeſpektiviſcher Veekürzung geſehen und ihee ſcheinbaee Bewegung wied langſamee im Verhältniß des Coſinus ihees Abſtandes von der Mitte. Dieſer Umſtand iſt zugleich das beſte Kriterium, woran ſie von umlaufenden Körpern, die vielleicht innerhalb der Merkuesbahn noch vorhanden ſeyn möchten, unterſchieden werden können. Ein bemerkenswerther Umſtand iſt bei dieſen Beobachtungen dee, daß die ſcheinbaee Fortrückung der Höfe, welche ſchwarze Kernflecken umgeben, etwas eaſchee erfolgt, als die letztern ſelbſt und daß daher die Kernflecken zuletzt nicht mehe in der Mitte dee Höfe ſich zeigen, ſondern öſtlich zurückbleiben, ſo daß häufig nur noch im Norden, Weſten und Süden, nicht aber im Oſten des Kernflecks, ein Hof wahrgenommen wird. Umgekehrt zeigen ſolche Flecken bei ihrem eeſten Erſcheinen am Oſteande der S. nur öſtlich einen Hof, kommen aber, wenn ſie nach etwa 6 Tagen die Mitte der Scheibe eereicht haben, in die Mitte ihres Hofs zu ſtehen. Aus dieſer Erſcheinung ergibt ſich die wichtige Thatſache, daß die ſchwarzen Kernflecke auf einer kleinern Kugel als die Höfe ſich bewegen, daß alſo erſtere in Beziehung auf ihren Hof und die hellern Theile dee Sonnenoberfläche einen tiefen Grund bilden. Die Flecken ſind demnach nicht etwa, wie man wohl ſonſt vermuthete, **Schlackenmaſſen**, die in dem glühenden Meere der S. obenauf ſchwimmen; ſie ſind eben ſo wenig **Rauch**, der ſich aus den Flammen entwickelt; denn erſteee müßten ganz im Niveau der hellern Theile liegen und letzteee ſich übee daſſelbe erheben, wogegen die Beobachtungen eine Vertiefung der Kernflecken von 300—500 Meilen anzudeuten ſcheinen. Vielmehr muß man die Anſicht des älteen **Heeſchel** für die richtige halten, daß der eigentliche Sonnenkörpee dunkel ſey, abee von zwei Lichtſphären (Photoſphären), einer hellern äußeeen und einer weniger hellen innern, umgeben weede, von denen bald die erſtere allein, bald beide durch lokale und temporäre Vorgänge geöffnet und gleichſam zerriſſen weeden, ſo daß man im erſten Falle die innere Photoſphäee, im letztern den Keen dee S. ſelbſt entblößt ſieht. Man kann ſich die Oeffnungen gleichſam teichteeſöemig voeſtellen, ſo daß nur in den innerſten Theilen beide Photoſphären fehlen. Mit dieſen Entziehungen der Lichtſphäre an einigen Stellen muß aber nothwendig eine Anhäufung derſelben an andern verbunden ſeyn, die durch eine Verſtärkung des Glanzes wahrnehmbar ſeyn wied, und daraus erklären ſich die Sonnenfackeln, ſo wie der Umſtand, daß dieſelben am häufigſten in der Nähe der Kernflecken geſehen werden.

Zuweilen erſcheint die ganze S. fleckenfrei, und es hat Jahre gegeben, in denen aufmerkſame Beobachter keinen Sonnenfleck geſehen haben; in andern Zeiten ſind ſie ſehr häufig. Im Jahee 1837 beobachtete **Schwabe** an 168 Tagen 333 Flecken, faſt eben ſo reich waren die nächſtliegenden Jahre 1836 und 1838 und die entſprechenden zwanziger Jahre 1827, 1828 f.; dagegen waren die Jahre 1833 und 1834, ſo wie die entſprechenden vierziger Jahre (1843 f.) ſehe frei von Sonnenflecken, ſo daß in dem Jahre 1843 unter 324 Beoachtungstagen 149 Tage und im J. 1834 unter 267 Beobachtungstagen 139

Digitized by Google

Tage gar keine Flecken hatten, während es in den obengenannten Jahren keinen oder faſt keinen Tag ohne Flecken gab. Die ſehr bedeutende Ab- und Zunahme der Gruppen und die ganz entſprechende Zu- und Abnahme der fleckenfreien Tage ſcheint eine Periodicität von beiläufig 10 Jahren zu verrathen; dazu kommt noch, daß mit der größern Zahl der Gruppen auch eine größere Ausdehnung der einzelnen, ſo wie ein größerer Durchmeſſer der Kernflecken verbunden iſt. Im J. 1833 waren nicht bloß wenige Flecken (33) ſichtbar, ſondern auch überhaupt nur ganz einzelne, ſehr kleine Flecken, ja oft nur Punkte, die ſich ſchnell wieder auflöſten, wahrzunehmen, und eben ſo im folgenden Jahre, mit Ausnahme des Decembers, wo ſie wiederum häufiger wurden. Dagegen erſchien 1828 ein dem bloßen Auge ſichtbarer Fleck.

Die Wahrnehmung der Sonnenflecken, verbunden mit einigen andern gleich zu erwähnenden Erſcheinungen, hat nun folgende Anſicht über die eigentliche Beſchaffenheit der Oberfläche der S. ſehr wahrſcheinlich gemacht. Der eigentliche *Sonnenkörper* iſt kein ſelbſtleuchtender Körper, ſondern wie die Maſſe der Planeten und ihrer Monde an ſich dunkel. Aber eine dieſen Körper umgebende Photoſphäre, das Analogon unſerer Atmoſphäre, verbreitet nicht allein rings herum auf dem Sonnenkörper ſelbſt, ſondern auch unmittelbar oder durch Anregung auf allen Weltkörpern ihres Syſtems Licht und Wärme. Die Photoſphäre ſcheint nicht allein ſehr hoch, ſondern auch ſehr dicht zu ſeyn und beſteht nach *Herſchel* aus einer äußeren ſtarkglänzenden und einer inneren von ſchwächerem Glanze, ſo daß, während erſtere vorzugsweiſe ihr Licht in den Weltraum ausſtrahlt, die letztere in näherer Beziehung zur Oberfläche des Sonnenkörpers ſelbſt ſteht. An ein wirkliches Brennen und Glühen des Sonnenkörpers, welches die Alten ſich vorſtellten, darf man nach dieſer Anſicht nicht denken. Woher ſollte auch dieſes ewige Feuer fortwährend ſeine Nahrung ziehen, und warum ſollten ſich die Wirkungen des Sonnenlichts nicht bloß quantitativ, ſondern auch qualitativ ganz verſchieden von denen eines Feuers verhalten? Wir gewahren keine Spur von Flammen, die ſich doch am Sonnenrande verrathen müßten. Vielmehr zeigt ſich bei ruhiger und heiterer Luft der Rand der S. eben ſo ſcharf begrenzt, als dies beim Monde und den Planeten der Fall iſt. Das Leuchten der S. und ihre Wärme ſteht vielmehr höchſtwahrſcheinlich im Zuſammenhange mit der großen Schwerkraft an ihrer Oberfläche, welche eine große Verdichtung der umhüllenden gasartigen Maſſen zur Folge haben muß.

Man hat vielfach die Meinung aufgeſtellt, daß das Erſcheinen der Sonnenflecken einen *Einfluß auf die Witterung* unſerer Erde habe. Gewöhnlich nimmt man an, daß durch die Sonnenflecken die wärmende Kraft der S. vermindert werde. Direkte Beobachtungen haben indeß hierüber noch nichts entſchieden und überdies iſt die Verminderung der leuchtenden Fläche im Ganzen, ſelbſt bei der größten bis jetzt wahrgenommenen Fleckenfülle doch wohl zu unbedeutend (ſie ſteigt wohl nie auf $^1/_{100}$), als daß Thermometer und Photometer etwas davon anzeigen ſollten, zumal da die gleichzeitig erſcheinenden Fackeln das Sonnenlicht vermehren müſſen. *Herſchel* war ſogar der Anſicht, daß die Sonnenflecke eher die Sonnenwärme vergrößern, als vermindern dürften, indem ihr Entſtehen ſehr große Veränderungen, und dieſe eine ſehr erhöhete Thätigkeit in der Photoſphäre der S. vorausſetzten, woraus eine intenſivere Wirkung des Sonnenlichts die Folge ſeyn müßte. Auch dieſe Anſicht iſt erfahrungsmäßig noch nicht beſtätigt, aber auch noch nicht widerlegt. Im Winter 1845 hat zwar ein ſorgfältiger Beobachter der S., *H. Alexander* zu Princetown, einen großen dunkeln Sonnenfleck auf einen thermoelektriſchen Apparat einwirken laſſen und das Reſultat erhalten, daß der Sonnenfleck *weniger* Wärme erregte, als ein gleich großer Theil der fleckenfreien Scheibe. Allein dies iſt noch keine Widerlegung Herſchels, der keineswegs behauptet hat, daß die größere Wärme in den Flecken ſelbſt liege, ſondern nur, daß die ganze S. zu einer Zeit, wo viele Flecken ſich bilden, eine erhöhte wärmeerregende Kraft beſitze.

Mehrfach iſt die Anſicht ausgeſprochen worden, der *Durchmeſſer der S. ſey im Abnehmen* begriffen. Hauptſächlich ſtützt ſich dieſe Anſicht auf die Autorität des berühmten *Maskelyne* in Greenwich, welcher durch 40jährige Beobachtungen wollte gefunden haben, daß der Durchmeſſer der Sonnenſcheibe um $1\frac{1}{4}$ Sek. kleiner geworden ſey. Allein das halbe Jahrhundert, das ſeit Maskelyne's letzten Meſſungen verfloſſen iſt, hat eine weitere Abnahme nicht dargethan und gleichwohl waren die Meſſungen genauer, als die maskelyneſchen, deſſen Meridianbeobachtungen überdies in *Beſſels* neueſter Unterſuchung ſich nicht ſo bewährt haben, wie man es von einem ſo thätigen Beobachter zu erwarten berechtigt war. Vergleichungen mit den Angaben der Alten (*Thales*, *Ariſtarch*, *Eratoſthenes* u. And.) ſind der Anſicht von der Abnahme des Sonnendurchmeſſers nicht günſtig; jene alten Beobachter geben ihn meiſt in runder Zahl zu 30′ an, und jetzt findet man denſelben 32′1″. Wenn Maskelyne's Beobachtungen wirklich genau ſind, ſo liegt der Grund für die gemachte Beobachtung gewiß darin, daß er Anfangs mit einem nicht achromatiſchen, ſpäter (ſeit 1774) mit einem achromatiſchen Rohre beobachtet hatte, ferner, daß im Verlaufe der Jahre ſein Auge weniger reizbar gegen die Sonnenſtrahlen geworden war.

In neueſter Zeit ſind zwei Phyſiker, *Nerander* in Helſingfors und *Buys-Ballot* in Utrecht, durch Berechnung vieljähriger meteorologiſcher Beobachtungen zu dem Reſultat gelangt, daß eine Seite der S. (nach Ballot die, welche der Erde am 1. Januar 1846 zugewendet war) eine ſtärkere wärmende Kraft als die entgegengeſetzte habe, was ſich in einer Periodicität der Temperatur verräth. Ballots Periode iſt 27 Tage 16 St. 37 Min. Sonnenzeit und dies

würde auf eine Rotationszeit der S. von 25 Tagen 17 St. 48 Min. führen, was mit der aus den Sonnenflecken abgeleiteten Rotationsperiode der S. ziemlich genau übereinſtimmt.

Bei einer totalen oder nahezu totalen Verfinſterung der S. durch den Mond hat man Erſcheinungen beobachtet, welche zu der Anſicht führen, daß um die S. herum noch eine große Lichtkugel ſich ausbreitet, welche den Halbmeſſer der Sonnenſcheibe um mehr als das Doppelte übertrifft. Wenn der Mond die S. bis auf einen ſchmalen Rand bedeckt hat, ſo bemerkt man in der Seite, wo die Mondſcheibe in die Sonnenſcheibe eingetreten iſt, und den Sonnenrand ganz verdeckt, einen zarten, röthlichen oder orangefarbigen Lichtbogen längs des Mondrandes, auf welchem ſich die dunklen Mondberge in derſelben ſchönen Deutlichkeit zeigen, wie auf der Sonnenſcheibe ſelbſt. Wenn die Finſterniß total wird, ſo tritt dann ein leuchtender Ring von großer Breite und Intenſität rings um den Mond herum und verbreitet ſo viel Helligkeit, daß es während der totalen Finſterniß kaum dunkler iſt als vor- oder nachher. Zunächſt um den Mond iſt dieſer Lichtſtreif röthlich, weiter aber wird er gelblich und noch weiter nach außen weiß; bisweilen iſt er auch nur weiß geſehen worden. Leider haben wir höchſt ſelten Gelegenheit, dieſes brillante Phänomen zu beobachten, da totale Sonnenfinſterniſſe ſo äußerſt ſelten ſind (zwiſchen 1705 und 1887 kommt für Berlin keine totale Sonnenfinſterniß vor) und die vorkommenden noch obendrein oft durch ungünſtige Witterung für den Beobachter verloren gehen. Ueber die in dieſer Beziehung gemachten Beobachtungen ſ. Sonnenfinſterniß. Wir müſſen annehmen, daß die S. außer den Photoſphären, welche ihre für gewöhnlich ſichtbare Grenze bilden, mit einer phyſiſchen Lichthülle bis zu einer großen Ferne hin umgeben iſt, die aber doch nicht ſtark genug glänzt, um neben der wirklichen S. noch wahrgenommen zu werden, daher denn die einzige Gelegenheit, ſie zu ſehen, dann eintritt, wenn weder direktes, noch gebrochenes Sonnenlicht zu uns gelangt u. gleichwohl die Gegend, wo die S. ſteht, ſich über unſerem Horizonte befindet, d. h. bei ganz oder nahezu totalen Sonnenfinſterniſſen. Außerdem wird die S. noch von einem ſehr blaſſen zarten Lichte begleitet, welches ſich jedoch nur in der Ebene ihres Aequators, auf große Fernen hin, bis über die Bahnen des Merkur und der Venus hinaus, erſtreckt und unter dem Namen Zodiakal- oder Thierkreislicht bekannt iſt. Es erſtreckt ſich in der Ekliptik pyramidaliſch bis zu 50 u. mehren Graden fort und ſeine Breite an der Baſis wechſelt zwiſchen 8 und 30 Graden. Es iſt bei uns am erſten ſichtbar zur Zeit, wo die S. im Aequator oder in der Nähe deſſelben ſteht, im Februar, März und April des Abends und im September u. Oktober des Morgens, in den Aequatorialgegenden wird es faſt das ganze Jahr hindurch beobachtet. Es zeigt große Aehnlichkeit mit dem Schimmer der Milchſtraße.

Die Intenſität des Sonnenlichts durch Vergleichung mit andern leuchtenden Körpern zu meſſen, iſt ein Haupttheil der Photometrie, einer Wiſſenſchaft, die noch in dem erſten Stadium ihrer Entwickelung liegt. Nach Wollaſtons Vergleichungen des Sonnen- u. Mondlichtes (vom J. 1799) iſt die S. 801,072mal lichtſtärker als der Vollmond. Mittelſt photometriſcher Vergleichungen des Mondes mit dem Doppelſtern α Centauri des ſüdlichen Himmels, dem dritten aller Sterne an Lichtſtärke, hat John Herſchel den Vollmond 27,408mal heller als α Centauri gefunden. Aus beiden Angaben folgt, daß das Licht, welches uns die S. zuſendet, ſich zu dem Lichte, das wir von einem der hellſten Fixſterne empfangen, ungefähr verhält wie 22,000 Millionen zu 1. Es iſt, wenn man die Entfernung jenes Fixſterns nach ſeiner Parallaxe (0″,913), der größten bisher bei einem Fixſtern gefundenen (vgl. Humboldt, Kosm. III, 274), in Anſchlag bringt, wahrſcheinlich, daß deſſen innere (abſolute) Leuchtkraft die unſerer S. $2\frac{3}{10}$mal überſteigt. Die Helligkeit von Sirius hat Wollaſton 20,000 Mill. Male ſchwächer gefunden, als die der S. Nach dem, was man jetzt von der Parallaxe des Sirius zu wiſſen glaubt (0″,230), überträfe aber ſeine wirkliche (abſolute) Lichtſtärke die der S. 63mal. Unſere S. gehörte alſo durch die Intenſität ihrer Lichtprozeſſe zu den ſchwachen Fixſternen. Gleichwohl müßte nach Steinheil die S. 3,286,500mal weiter entfernt werden, als ſie es jetzt iſt, um den Erdbewohnern wie Arcturus zu erſcheinen, deſſen Lichtglanz etwa um $\frac{1}{3}$ ſchwächer iſt, als der von α Centauri. Alle dieſe Intenſitätsverhältniſſe, beſonders die wichtige Vergleichung der Lichtſtärke von S., Vollmond und dem nach Stellung zur reflektirenden Erde ſo verſchiedenen aſchfarbigen Lichte unſeres Trabanten, verdienen eine endliche, viel ernſtere Unterſuchung. Die S. ſteht in Bezug auf die ſie umkreiſenden Planeten und Kometen immer an einer und derſelben Stelle, ſie bildet den Mittel- und Schwerpunkt des Sonnenſyſtems (ſ. d.); aber ihre Stellung zu den übrigen Sternen des Himmels iſt eine nicht ganz unveränderliche; ſie hat eine eigene Bewegung und wir ſind gegenwärtig in den Stand geſetzt, über dieſe Bewegung einiges Nähere anzugeben. Die Entdeckung, daß viele der ſogenannten Fixſterne nicht immer eine und dieſelbe Stelle des Himmels einnehmen, ſondern ihre Orte nach gewiſſen Richtungen hin verändern, iſt nicht neu. Schon Halley glaubte aus einer Vergleichung der Orte, welche dem Sirius, dem Arcturus und dem Aldebaran in dem Sternkataloge des Ptolemäus angewieſen ſind, mit den von ihm ſelbſt beobachteten Poſitionen dieſer Sterne annehmen zu müſſen, daß dieſe drei ſogen. Fixſterne eine eigene Bewegung beſäßen und ihre Stellungen gegen die anderen Fixſterne merklich veränderten. Tobias Mayer (1756), Maskelyne (1770) und Piazzi (1800) erklärten ſich in gleichem Sinne und es wurde dergeſtalt die eigne Bewegung der Sterne ſchon ſeit der Mitte des 18. Jahrh. anerkannt; aber die genaueren und numeriſchen Beſtimmungen dieſer Klaſſe von Erſcheinungen verdankte man erſt 1783 der großen Arbeit von William Herſchel, auf Flamſteeds Beobachtungen gegründet, und in noch weit höherem Grade Beſſels

Digitized by Google

und Argelanders glücklichem Vergleich von Bradley's Stern-Poſitionen für 1755 mit den neuern Katalogen. Die Entdeckung der eignen Bewegung der Fixſterne führte nun weiter zur Kenntniß der Bewegung unſeres Sonnenſyſtems durch die ſternerfüllten Räume und der Lage des Schwerpunkts, um welches die S., ſo wie der ganze ſichtbare Fixſternhimmel ſich bewegt. Prevoſt und W. Herſchel machten nämlich zuerſt die Bemerkung, daß die meiſten Sterne ſich nach Süden bewegten und zwar beſonders nach einer Gegend hin, welche in der Nähe des Winterſolſtitiums der S. ſich befindet. Sie wurden durch dieſe gemeinſame Richtung der meiſten Sterne auf den Gedanken geführt, daß ihre Bewegung theilweiſe nur eine ſcheinbare ſey, welche dadurch entſtehe, daß unſere S. und ihr ganzes Syſtem in entgegengeſetzter Richtung (nach Norden zu) ihren Ort im Weltraum verändere. Herſchel fand, was durch viele ſpätere und genauere Arbeiten beſtätigt und näher begrenzt worden iſt: daß unſer Sonnenſyſtem ſich nach einem Punkte hinbewegt, welcher nahe dem Sternbild des Herkules liegt, in Rektaſcenſion 260° 44′ und nördl. Deklination 26° 16′ (auf das Jahr 1800 reducirt). Argelander fand aus Vergleichungen von 319 Sternen für 1800: RA. 257° 54′, 1, n. Dekl. 28° 49′, 2; für 1850: RA. 258° 21′, 5, n. Dekl. 28° 45′, 6; Struve (aus 392 Sternen) für 1800: RA. 261° 26′, 9, n. Dekl. 37° 35′ 5; für 1850: 261° 52′, 6, n. Dekl. 37° 33′. Nach Gauß fällt die geſuchte Stelle in ein Viereck, deſſen Endpunkte ſind: RA. 258° 40′, Dekl. 30° 40′; RA. 258° 42′, Dekl. 30° 57′; RA. 359° 13′, Dekl. 31° 9′; RA. 260° 4′, Dekl. 30° 32′. Mit dieſen Angaben ſehr gut übereinſtimmende Reſultate haben die Beobachtungen der Sterne der ſüdlichen Hemiſphäre ergeben. War ſonach die gegenwärtige Richtung der Sonnenbewegung im Weltraume innerhalb mäßiger Grenzen beſtimmt, ſo blieb noch übrig die Lage des Centralpunktes, um den die Bewegung geht, zu finden. Dieſer Arbeit hat ſich Mädler in Dorpat mit Erfolg unterzogen. Er leitete aus der Ortsveränderung von mehr als 800 Sternen ihre Eigenbewegung ab und kam zu dem Reſultat, daß der allgemeine Schwerpunkt aller zum Milchſtraßenſyſtem gehörigen Sterne und daher auch der Centralpunkt der Bewegung unſerer S. in der Gruppe der Plejaden (Siebengeſtirn) liege. Den optiſchen Mittelpunkt dieſer Gruppe aber bildet der augenfällig hellſte Stern derſelben, Alcyone (η Tauri). Es vereinigen ſich alle Beobachtungen dahin, die reiche und glänzende Gruppe der Plejaden, neben welcher das ganze Firmament nichts Aehnliches aufzuweiſen hat, als das allgemeine Bewegungscentrum anzunehmen für alle die Millionen von Sonnen, mit Inbegriff ihrer eignen Syſteme und bis zu den entfernteſten Regionen der Milchſtraße hin. Zunächſt um die Gruppe der Plejaden, deren Durchmeſſer etwa auf den 40. Theil ihrer Entfernung von unſerer S. zu ſetzen iſt, befindet ſich ein verhältnißmäßig ſternarmer Raum, der ſich in eine etwa dem 6fachen Durchmeſſer der Gruppe gleiche Entfernung nach allen Richtungen herum zieht, wo dann wieder eine reichere Zone beginnt, die wahrſcheinlich ringförmig iſt. Mädler glaubt, daß von Alcyone und der Mittelgruppe ab nach allen Seiten ſternarme und ſternreiche Regionen auf einander folgend abwechſeln, und daß dieſe Regionen ſich vorherrſchend ringförmig geſtalten. Unſere S. liegt in einer ſternarmen Gegend und gehört nur dem allgemeinen Verbande an, ohne ſich mit andern Sternen zu einer Gruppe oder ſpeciell zu einem Binarſyſteme vereinigt zu haben. Einigermaßen läßt ſich die Umlaufszeit der S., wie annäherungsweiſe auch der übrigen Fixſterne, wenigſtens derer, welche nicht in gar zu verſchiedenem Abſtande vom Centralpunkte ſtehen, ſchon jetzt beſtimmen. Die ſcheinbare Bewegung der Alcyone von der S. aus geſehen, d. h. die wahre der S. von der Alcyone aus geſehen, iſt 7 Sekunden in einem Jahrhundert; nimmt man dieſe Bewegung als eine mittlere an, ſo erhalten wir 18½ Mill. Jahre, oder etwa das 100,000fachſte der Umlaufszeit des äußerſten der uns bekannten Planeten, für einen ganzen Umlauf der S. um den Centralkörper. Die Bahn unſerer S. hat ferner eine Neigung gegen die jetzige Ebene der Erdbahn von 84 Grad, ihr aufſteigender Knoten liegt in 236° 58′ der Länge und es werden noch beiläufig 160,000 Jahre verfließen, bevor die S. dieſen Punkt erreicht. Die Entfernung der Centralſonne (Alcyone) von unſerer S. beträgt 31½ Mill. Halbmeſſer der Erdbahn oder 714 Billionen Meilen, und der Lichtſtrahl, welcher in 8′ 18″ von der Sonne zur Erde kommt, braucht 500 Jahre, um dieſen Raum zu durchfliegen. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß wenn unſere S. auch von manchen Fixſternen des Weltalls an Größe übertroffen werden mag, doch auch vielfache Anzeichen darauf hinweiſen, daß dieſelbe keineswegs zu den kleinſten Körpern dieſer Art gehört.

Sonne (Biogr.), Jens Jörgen, Maler von Kopenhagen, beſuchte die Akademie daſelbſt, lag ſeit 1830 einige Zeit in München der Kunſt ob und hatte bereits den Ruf eines tüchtigen Genremalers, als er nach Italien ging. Er ließ ſich in Rom nieder, wo ſeine Scenen aus dem italieniſchen Volksleben großen Beifall finden. Beſonders intereſſant ſind ſeine römiſchen Scenen, eben ſo geiſtreich, als lebendig aufgefaßt. Früher malte der Künſtler mehre militäriſche Darſtellungen und Scenen aus dem deutſchen, beſonders dem tyroler Volksleben, die größtentheils in München entſtanden.

Sonne (Mollusk.), Acephalengatt., ſ. v. a. Tellina *L.*

Sonne (Herald.), Wappenfigur, die einen erleuchteten Verſtand, Rath und Troſt andeuten ſoll. Sie hat ein menſchliches Angeſicht mit 16 Strahlen, die wechſelsweiſe geſpitzt und geflammt ſind, umgeben. Hat ſie kein Geſicht, ſo nennt man ſie eine S. ohne Angeſicht oder eine ungebildete, ſind alle Strahlen geflammt, ſo iſt es eine geflammte, ſind alle geſpitzt, eine ſtrahlende S.

Sonne, 1) (Feuerw.), ſ. v. a. Feuerſonne; — 2) Glockenſpiel, ſ. Orgel.

Sonne..., damit zuſammengeſetzte Namen, die ſich hier nicht finden, ſ. Sonnen...

Sonneberg (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; Gut; 350 Einw.; — 2) ſächſ.-meining. Verwaltungsamt, beſteht aus den ehemaligen Aemtern S., Neuhaus, Schalkau nebſt dem Gericht Rauenſtein (Ravenſtein) und einem Theil vom koburgiſchen Amte Neuſtadt (frühern Theilen der Pflege Koburg, oder der neuen Herrſchaft der Grafen von Henneberg), kam im 14. Jahrh. durch Heirath an den Markgrafen Friedrich den Strengen von Meißen, 1485 an die erneſtiniſche Linie, 1640 an Altenburg, 1672 an Ernſt den Frommen von Gotha, bei der Ländertheilung 1680 an Albrecht von Koburg u. 1735 an Meiningen. Im J. 1829 wurden dieſe Aemter mit den am linken Ufer der Steinach gelegenen, bis 1826 zum koburgiſchen Amte Neuſtadt gehörigen 7 Ortſchaften und 23 einzelnen Häuſern, Wuſtungen genannt, zu einem Verwaltungsamtsbezirk vereinigt. Derſelbe liegt auf und an dem thüringer Walde und grenzt an Koburg, Bayern, Schwarzburg-Rudolſtadt und an die V.-Aemter Eisfeld u. Gräfenthal. Die Hauptnahrungsquelle iſt der Wald mit ſeinen Bergen, welche ſehr beträchtliche Waldungen tragen und im Innern mannichfaltige Mineralien bergen. Aus dem Holze werden allerlei Waaren, beſonders Schachteln und Spielſachen, verfertigt, welche weit und breit verſendet werden; auch die Ausfuhr an Bau- und Brennholz iſt bedeutend. Das Ausgraben und Verarbeiten verſchiedener Steinarten, der Eiſenſteine in den Eiſenwerken, der Wetzſteine, des Schiefers u. ſ. w. beſchäftigt viele Menſchen. Es gibt daher eine Menge Manufakturen und Fabriken, Glashütten, Porzellanfabriken, Eiſenhämmer, Marmelmühlen, Pechſiedereien und Schneidemühlen. Vorzügliche Bierbrauereien verſenden viel Bier. Der Kartoffelbau iſt bedeutend. Der nöthige Bedarf von Getreide wird nicht gebaut; jedoch iſt die Viehzucht ſtark, denn es werden an 200 Pferde, 11,000 Stück Rindvieh, 9000 Stück Schafe, 3100 Ziegen und 3300 Schweine gehalten. Im V.-A., das 8 □M. und 25,400 Einw. hat, ſind 2 Städte, 4 Marktflecken, 67 Dörfer, 19 Höfe und 56 einzelne Häuſer; — 3) Amtsſtadt daſ., an der Röthen, 1333' über dem Meere, Verwaltungsamt, Forſtdepartement, Poſt, Kreisgericht, ſchöne von Heideloff erbaute Kirche, ſchöne Häuſer, neues Raths- und Lagerhaus; 4000 Einw. S. iſt ſeiner bedeutenden Manufakturen wegen ſehr bekannt, deren Produkte als ſonneberger u. nürnberger Spielwaaren nach allen Gegenden, nach Nord- u. Südamerika, dem Orient, Holland, England und Frankreich verſchickt werden und aus Holz, Schiefer, Glas, Eiſen, Blech und Leder gefertigt ſind. Es gibt mehre Papiermachéfabriken, viele Nagelſchmiede, Roth- und Weißgerber und die ganze Umgegend iſt für S. beſchäftigt. Unter den ſonneberger Waaren begreift man nicht allein die verſchiedenartigſten Spielſachen aus Holz, Teig, Papiermaché, Inſtrumente, Schachteln, Uhren und andern Holzwaaren, welche in S. und den umliegenden Ortſchaften fabrikmäßig verfertigt werden, ſondern auch viele ſogenannte kurze Waaren, als Glasperlen in Farben, Größe und Feinheit ſortirt, Spiegel, Arzneigläſer und andern Glaswaaren, Porzellan, Steingut, Stab- und Gußeiſen jeder Art, verzinnte und ſchwarze Meſſingnägel, Schuſſer oder Märmel, Schleif- und Wetzſteine, Schiefertafeln, Schieferſtifte, Polirſteine, Blechwaaren, ſchwarze, braune, rothe, gelbe, graue und weiße Erdfarben, Smalte, Berlinerblau, Salmiak, Schloſſer- und Meſſerſchmiedsarbeiten, Eiſendrath, Siebe, Pech, Ruß u. ſ. w., welche in mehren koburgiſchen, ſaalfeldiſchen und meiningiſchen Dorfſchaften, im thüringer Walde u. ſ. w. verfertigt und größtentheils über S. und über Neuſtadt verſandt werden. Am Fellberge, ¾ Stunden von der Stadt, findet man den erſten und lange Zeit einzigen berühmten Griffelſchieferbruch in Deutſchland.

Sonneborn (Geogr.), 1) lippe-detmold. Dorf und Bauernſchaft, Amt Barntrup; 740 Einw.; zu dem Dorfe gehören noch Wierborn und Struchtrup; — 2) ſächſ.-koburg. Dorf, Fürſtenth. Gotha, A. Gotha, an der Neſſe; warme Quelle, 4 Rittergüter; 630 Einw.

Sonnefeld (Geogr.), 1) ſächſ.-koburg. Amt, ¾ □M.; 4000 Einw.; — 2) Amtsort und Marktflecken daſ.; Juſtiz- und Kammeramt, Superintendentur; 7?0 Einw.; zum Flecken gehört das Dorf Hofſtetten, ohne welches S. nur 25 H., einige Beamtenhäuſer, Kloſter mit 3 Wohnungen, Forſthaus, 1 herrſchaftl. Hofhaus, 1 Mühle und 5 entlegene Häuſer am Schafberge mit 140 Einw. hat. Das ſonſtige Ciſtercienſernonnenkloſter wurde vom Herrn von S. 1264 geſtiftet, 1536 wieder aufgehoben. Bis 1826 gehörte S. zu Hildburghauſen.

Sonnchild, ſ. v. a. Suanehild.

Sonnen (Med.), ſ. Inſolation.

Sonnenadler (Ornith.), ſ. v. a. Goldadler, Aquila Chrysaetos *L.* — A. imperialis *Bechst.*, ſ. Falco.

Sonnenäquator, ſ. Sonne.

Sonnenapfel (Pomol.), 1) ſaurer, ziemlich guter Tafelapfel, mit glatter, grünlichgelber, auf der Sonnenſeite roth geſtrichelter Schale und mildem, wohlſchmeckendem Fleiſche. Reift im December und Januar. — 2) Süßer, von jenem nur durch ſüßen Geſchmack unterſchieden.

Sonnenatmoſphäre, ſ. Sonne.

Sonnenbad (Med.), ſ. v. a. Luftbad.

Sonnenbahn (Aſtron.), 1) ſ. v. a. Ekliptik; — 2) die Bahn, welche die Sonne bei ihrer eigenen Bewegung um den Centralkörper des Firſternenhimmels in ca. 18½ Millionen Jahren durchläuft. Vgl. Sonne (gegen Ende des Artikels).

Sonnenbaum (Bot.), ſ. v. a. Tamarindus indica *L.*

Sonnenbeet (Gärtn.), Kaſten mit Glasdecken, worin Gewächſe in bloßer Gartenerde gezogen werden.

Sonnenberg (Geogr.), 1) braunſchw. Filialdorf, Kr. Braunſchweig, Amt Vecheide;

260 Einw.; — 2) naſſ. Pfarrdorf, Amt Wiesbaden; 780 Einw. Ueber dem Dorfe auf einem Kalkfelſen die Ruinen des alten Schloſſes S.; — 3) öſterr. Beſitzungen: a) Dorf, Böhmen, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Ober-Liebich; 600 Einw.; — b) Bergſtadt daſ., Kr. Saaz; Pfarrei, 2 Mühlen, 3 Cichorienkaffee-Fabriken, Armeninſtitut; 1650 Einw.; — c) Schloßruine, Vorarlberg, bei Nüziders, gibt einem Landgerichte den Namen, das zu Bludenz ſeinen Sitz hat und auf 14,67 □M. in 24 Gemeinden 16,000 Einw. zählt; gehörte einſt den Grafen von Werdenberg; — 4) oldenb. Dorf, Fürſtenthum u. Amt Birkenfeld; Domäne; 170 E.; — 5) preuß. Dörfer: a) Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; 530 Einw.; — b) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; 180 E.; — c) (Groß- u. Klein-S.), Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Friedland; Vorwerk; 120 Einw. — 6) ſchweiz. Schloß, Kant. Thurgau, ſüdöſtlich von Frauenfeld.

Sonnenberg (Biogr.), Franz Anton Joſeph Ignaz Maria, Freiherr von, deutſcher Dichter, wurde zu Münſter in Weſtphalen am 5. September 1779 geboren. Seine kühne, aber ungeregelte Phantaſie ſcheint von Jugend an das Uebergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben; ſeine Erziehung war nicht geeignet, dies Mißverhältniß zu beſeitigen; als er ſich daher in einer bewegten Zeit ohne beſtimmten Wirkungskreis ſah, trat es um ſo greller hervor und riß ihn endlich in den Untergang. Schon auf dem Gymnaſium zu Münſter entwarf er nach Klopſtocks „Meſſiade" den erſten Plan zu einem Epos „Das Weltende" (Bd. 1, Wien 1801), das alle Fehler eines regelloſen, gigantiſchen Umriſſes, einer meiſt ſchwülſtigen, unnatürlichen Diktion und einer wilden Phantaſie vereinigt. Er ſtudirte die Rechte, wohl mehr um fremde Wünſche zu befriedigen, als aus Neigung. In ſeinem 19. Jahre machte er eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich. Später lebte er zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, „Donatoa", einem Gemälde des Weltunterganges, welches dergeſtalt ſeine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speiſe, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Seine überſpannte Natur zerſtörte ſich indeſſen durch ihre eigene Kraft; er endete freiwillig ſein Leben am 22. Nov. 1805, indem er ſich in Jena aus dem Fenſter ſtürzte. S. hatte bei anerkennbarem Talent alle ſeine Seelenkräfte der Dichtkunſt zugewendet, gewiß würde er daher bei längerem Leben und bei einer harmoniſchen Ausbildung ſeines Innern etwas Bleibendes geleiſtet haben. In ſeinem „Donatoa" erſchien er als ein Nacheiferer Klopſtocks. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in einzelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit und eine tiefe Innigkeit des Gemüthes. Gruber gab den „Donatoa" mit einer Biographie des Dichters (2 Bde., Rudolſt. 1806) und deſſen „Gedichte" (daſ. 1808) heraus.

Sonnenberg (Chirom.), ſ. Chiromantie.

Sonnenbinde (Fascia solaris, Chir.), Binde, die nach der Oeffnung der Schlafarterie in Anwendung kommt, wo durch Umſchläge der Köpfe der Binde auf beiden Schläfen Knoten gebildet werden, deren einer einen Druck auf die verletzte Arterie bewirkt; ſ. Binden (Chir.).

Sonnenbleiche, ſ. Bleichkunſt.

Sonnenblümchen (Bot.), ſ. v. a. gemeines Sonnenröschen, Helianthemum vulgare *Gaertn.*

Sonnenblume (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Helianthus *L.* — Falſche S., ſ. v. a. Rudbeckia laciniata *L.*

Sonnenblumsbuſch, preuß. Ortſchaft, Rheinprov., R.-B. und Kr. Düſſeldorf; 200 Einw. Beſteht aus 18 zerſtreut liegenden Häuſern.

Sonnenborn, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Mohrungen; Mutterkirche; 540 Einw.

Sonnenbrand (Med.), leichte Hautentzündung, die bei Perſonen von zarter Haut leicht dadurch, daß ſie ſich der Sonne ausſetzen, entſteht. Man wäſcht die davon betroffenen Stellen häufig mit kaltem Brunnenwaſſer, oder befeuchtet dieſelben mit in Waſſer getauchter Leinwand; iſt der S. ſchon einige Stunden alt, ſo überläßt man die Heilung ſich ſelbſt.

Sonnenbrüder, in einigen Städten ſ. v. a. Sackträger.

Sonnenburg (Geogr.), 1) öſterr. Dorf, Tyrol, Kr. u. Ldgr. Bruneck; 240 Einw. Die Ruinen des ehemaligen gleichn. Nonnenkloſters ſind noch ſichtbar; — 2) preuß. Stadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg, am Einfluſſe der Lenze in die der Warthe zuſtrömende Lönitz und am Warthebruche; Schloß, Vorſtadt, Kirche, Land- und Stadtgericht, Steueramt, Oberförſterei, Aal- und Krebsfiſcherei, 4 Jahr-, Vieh- und Pferdemärkte; 3200 Einw. War von 1514—1811 (wo ſie eingezogen wurde) Reſidenz des Johanniter-Heermeiſterthums.

Sonnencyklus (Chron.), die Reihe von 28 Jahren, binnen welcher Zeit die Sonn- und Wochentage wieder auf die nämlichen Monatstage und hiernach auch die Schalttage oder 29. Februare wieder auf die nämlichen Wochentage fallen und die ganze Ordnung der Folge ſich erneuert, ſ. Sonntagsbuchſtaben und Cyklus.

Sonnendarre (Holzſamendarre), ſ. Buberte.

Sonnendecke, bei Schaluppen ein Schirm oder Dach von Leinwand, welche über dem Hintertheile ausgeſpannt iſt.

Sonnendienſt, die Verehrung der Sonne, als des Licht und Wärme bringenden Geſtirns, ein Theil des Sabaismus und zwar der Natur der Sache nach der älteſte und ausgebreitetſte. Die älteſten Spuren davon zeigen ſich bei den Parſen (Guebern), wo Mithras (ſ. d.) der Sonnengott, wo der Sonnenbecher, der Becher des Segens und der Fülle, bei der Gründung von Perſepolis aufgeſcharrt wurde, woſelbſt im Krieg in dem Pomp des Königs das Sonnenpferd aufgeführt wurde, als Ehren-

Digitized by Google

pferd für den gütigen Gott. Die Verehrung der Sonne findet ſich auch in dem Sueya der Indier, in dem Baal der Phönicier, in dem Moloch der Ammoniter und überhaupt in ganz Vorderaſien. Selbſt der Monotheismus der Juden war nicht ganz rein vom S., denn abgeſehen von dem Sonnenwagen, den erſt abgött. Könige von Juda in Jeruſalem hatten errichten laſſen, deutete wohl auch die Sitte, auf den Dächern zu räuchern, auf einen Sternendienſt hin. Nicht weniger blühte der S. in Aegypten, wo die Sonne unter Oſiris verehrt wurde; der Sonnentiſch war eine große Wieſe, auf welcher die Vorſteher des Volks für die Gemeinde des Nachts Fleiſchſpeiſen aller Art aufſetzten; nach der Meinung des Volks brachte ſie die Erde hervor. Auch die Griechen hatten S., ja ſie rühmten ſich, Lehrer des S.es nach Süd und Oſt aus ihrer Mitte geſendet zu haben. Der griech. Sonnengott war Helios, ſpäter mit Apollo identificirt; der S. findet ſich beſonders in Korinth, auf Rhodus, in Athen, früher zu Calauria u. Tänarion. In Rom wurde dieſer Kultus feierlich durch (den einſtigen Sonnenprieſter, nachmaligen) Kaiſer Heliogabalus eingeführt. Ein eifriger Verehrer der Sonne war auch Conſtantinus vor ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum, und das ganze Reich verehrte die Sonne als des Kaiſers Beſchützer und Führer. Auch Julianus nahm die Sonne als ſeine Schutzgottheit auf und widmete ihr ſogar in ſeinem Palaſt eine eigne Kapelle. In der nord. Mythologie hieß der Sonnengott Freyr. Die Deutſchen, beſonders die nördl. Sachſen verehrten die Sonne, dargeſtellt als halbnackter Mann, deſſen Bruſt mit einem flammenden Rad verſehen war. Der glänzendſte S. der neueren Zeit fand ſich bei den Peruanern (ſ. Peruaniſche Religion), wo der herrliche Sonnentempel und die dabei dienenden Sonnenjungfrauen waren. Ueberhaupt wurde bei den Bewohnern der neuen Welt die Sonne als das allerwärmende Weſen allgemein verehrt.

Sonnendorf, ſachſ.-weimar. Dorf, Kr. Weimar; an der Nordſeite des Sonnenberges; 100 Einw.

Sonnenfackeln (Aſtron.), ſ. Sonne.

Sonnenfächer, ſ. Fächer.

Sonnenfeind (Bot.), ſ. v. a. großblumige Fackeldiſtel, Cereus grandiflorus *Mill.*

Sonnenfeld, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Braunsberg; 150 Einw.

Sonnenfels, Joſeph, Reichsfreiherr von, ein namhafter Schriftſteller, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1733, wurde bei den Piariſten daſelbſt erzogen und galt, was allerdings nicht viel bedeuten wollte, für einen ihrer beſten Schüler. Aus Mangel an Ausſichten beſſerer Art ging er in ſeinem 16. Jahre unter die Soldaten. Durch Kameraden lernte er Franzöſiſch, Italieniſch und auch Böhmiſch. Nach Ablauf ſeiner Dienſtzeit ſtudirte er in Wien die Rechte; auch wohnte er den Vorleſungen bei, die ſein Vater, der jüdiſcher Herkunft war, einigen Ordensgeiſtlichen über die hebräiſche Sprache hielt; zugleich gab ihm der Vater Unterricht in der rabbiniſchen Sprache, und da er auch hierin große Fortſchritte machte, wurde er demſelben als Interpres des Hebräiſchen bei der niederöſterr. Regierung adjungirt. Außerdem arbeitete er als Gehülfe bei einem Juſtizbeamten. Endlich trat er mit einigen deutſchen Aufſätzen als Schriftſteller auf, und der Beifall, womit ſie aufgenommen wurden, beſtärkte ihn in dem Vorſatze, ſich ganz der deutſchen Literatur zu widmen. Nachdem er ſich vergebens um eine Profeſſur in Wien beworben hatte, mußte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen öſterr. Arcierengarde annehmen. Durch die Verwendung des erſten Lieutenants dieſer Garde, Petraſch, erhielt er 1763 die Lehrſtelle der Staatswiſſenſchaften auf der Univerſität zu Wien. Seine Freimüthigkeit zog ihm bald Feinde zu; doch ließ er ſich dadurch in ſeinem Eifer für Fleiß und Wiſſenſchaften, Ausbildung der deutſchen Sprache und Aufklärung ſeines Vaterlandes nicht ſtören. Noch ehe Beccaria (ſ. d.) auftrat, hatte S. bereits durch ſeine Schrift „Ueber Abſchaffung der Tortur" (Zürich 1775) bewirkt, daß in den öſterr. Staaten die Folter abgeſchafft wurde. Trotz der Bemühungen ſeiner Feinde, ihn als Religionsſpötter und Majeſtätsverbrecher zu ſtürzen, wurde er von der Kaiſerin Maria Thereſia zum Rath, 1799 zum wirklichen Hofrath bei der geheimen böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei und zum Beiſitzer der Studienhofskommiſſion ernannt und 1797 vom Kaiſer Franz II. in den Reichsfreiherrnſtand verſetzt. Er † am 26. April 1817. Seine Schriften (geſammelt, 10 Bde., Wien 1783—87) ſind nicht Werke von großer Erfindungskraft, aber freimüthig und reichhaltig an edeln, menſchenfreundlichen Geſinnungen. Er hat im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzweſen Verbeſſerungen gelehrt und durchſetzen helfen, die ihm zum unvergeßlichen Ruhm gereichen. Auf der Bühne und in den Hörſälen ſeines Vaterlandes führte er einen beſſeren Geſchmack ein, u. in ſeinen Werken findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und Satyre mit rührender oder ſtrafender Moral vereinigt.

Sonnenferne (Aſtron.), ſ. v. a. Aphelium.

Sonnenfernrohr, ſ. Fernrohr.

Sonnenfinger (Chir.), der Ringfinger.

Sonnenfinſterniß (Aſtron.), die Himmelserſcheinung, bei welcher die Sonne ganz oder zum Theil verdeckt und für eine gewiſſe Gegend der Erde verfinſtert wird. In Wirklichkeit wird nicht die Sonne verdunkelt, ſondern die Erde, welche bei einer S. durch den Schatten des Mondes ebenſo getroffen wird, wie bei einer Mondfinſterniß der Mond von dem Schatten der Erde. Eine S. kann nur zur Zeit des Neumondes eintreten, d. h. wenn Sonne u. Mond zu gleicher Zeit über dem Horizonte ſtehen u. gleichzeitig einen und denſelben Meridian paſſiren. Daß nicht bei jedem Neumonde eine S. eintritt, rührt hauptſächlich daher, daß die Bahn des Mondes mit der Erdbahn (Ekliptik) nicht in

Digitized by Google

einer und derſelben Ebene liegt, und daher bei einem ſolchen Vorübergange Sonne, Mond und Erde nicht jedesmal in eine gerade Linie zu ſtehen kommen, vielmehr der Mond ober- oder unterhalb der von der Erde nach der Sonne gezogenen Geraden durchgeht. Der Mond muß daher, wenn eine S. eintreten ſoll, zur Zeit ſeines Neulichts nahe bei ſeinem Knoten (Durchſchnittspunkt der Mondsbahn mit der Ekliptik) ſeyn; hat er mehr als 1° 2′ Breite (Abſtand ſeines Mittelpunkts von der Ekliptik), ſo kann keine totale, und iſt ſeine Breite größer als 1° 35′, ſo kann überhaupt keine (auch keine partiale) S. eintreten. Von geringerem, doch ebenfalls bemerkbarem Einfluß auf das Eintreten einer S., iſt auch die jedesmalige größere oder geringere Entfernung des Mondes von der Erde und die dadurch bedingte Ausdehnung des Mondſchattens an der Stelle, wo die Erde in denſelben tritt. In größter Entfernung des Mondes von der Erde beträgt die Länge des kegelförmigen Mondſchattens 51,083 Meilen, in mittlerer 50,209 Meilen und in kleinſter 49,376 Meilen. Da nun die größte Entfernung des Mondes von der Erde 54,644 Meilen, die mittlere 51,802 Meilen und die kleinſte 48,961 Meilen beträgt, ſo ergibt ſich daraus, daß der Mondſchatten nur im letztern Falle (in der kleinſten Entfernung des Trabanten von der Erde) mit ſeiner Spitze bis auf die Erde reicht, und auch in dieſem Falle wird der verfinſterte Theil der Erde ſtets ein ſehr kleiner ſeyn; für Aequatorgegenden nicht über 30 Meilen, für polare bis zu 200 Meilen Durchmeſſer. Außer dem vollen oder eigentlichen Schatten erzeugt ſich aber noch, ihn von allen Seiten umgebend, der ſogenannte Halbſchatten, der noch Sonnenlicht, aber nur von einem Theile der leuchtenden Scheibe, enthält, und der zwar mathematiſch betrachtet ſeine beſtimmte ſeitliche Grenze hat, phyſiſch genommen aber ſich allmählig ins volle Licht verliert. Iſt in beifolgender Figur S die Sonne, M der Mond, ſo iſt abf der volle Schatten, der in f aufhört, abcd hingegen der ihn umhüllende Halbſchatten, der ins Unendliche fortläuft. Der Halbſchatten des Mondes kann daher bei einer S. einen viel beträchtlichern Theil der Erde treffen, als der volle Schatten; er kann die Erde erreichen auch in Fällen, wo der volle entweder zu kurz iſt, um auf letztere zu treffen, oder wo ſeine Spitze an der Erde ſeitwärts vorüber geht.

Hierdurch wird der Unterſchied zwiſchen totalen, ringförmigen und partialen S.en bedingt. Die totale S. entſteht, wenn der volle Schatten einen Theil der Erdoberfläche trifft; ſie iſt ſtets von kurzer Dauer, denn ſowohl die Bewegung des Mondes, als die Rotation der Erde führen ſchon nach wenig Minuten andere als die anfänglich getroffenen Punkte in den Schatten. Man erhält eine Kurve des Ganges der totalen Finſterniß über die Erdfläche hin, die ſich nach den beſondern Umſtänden jedesmal anders geſtaltet. Sie beginnt auf der Erde in einem Punkte, wo in demſelben Moment die Sonne aufgeht und endet nach 4—5 Stunden an einem gewöhnlich 100°—120° entlegenen, wo ſie eben untergeht. Zu beiden Seiten liegen ſodann Zonen von ungleicher Breite, in denen die Finſterniß partial iſt, und zwar deſto geringer, je weiter ſie von der Linie der totalen entfernt ſind. Es ſind dies die vom Halbſchatten des Mondes getroffenen Länder und Meere. Zunächſt der totalen Finſterniß erſcheint die Sonne als Sichel, wie der Mond kurz vor oder nach dem Neumonde, nur daß dieſe Sichel weniger als den Halbkreis umfaßt; denn im Fall einer wirklichen totalen Finſterniß iſt der ſcheinbare Durchmeſſer des Mondes größer, als der der Sonne. Der Mond ſelbſt iſt nur negativ ſichtbar; denn er wendet uns ſeine unerleuchtete Seite zu: allein die Kontur ſeines Randes iſt mit einer Schärfe und Deutlichkeit wahrnehmbar, wie ſie bei keiner andern Gelegenheit geſehen wird. Die Berge und Einſenkungen des Randes ſind ſchon in ſehr mäßigen Vergrößerungsgläſern deutlich ſichtbar.

Wo die S. wirklich total erſcheint, entſteht eine ganz eigenthümliche, weder Nacht noch Dämmerung zu nennende Dunkelheit. Der Himmel erſcheint grünlich blau und man erblickt einige der hellern Sterne; die ſchwarze Mondſcheibe iſt von einem lebhaft glänzenden, heftig wallenden breiten Ringe (Lichtkrone) umgeben, von welchem ſich gelbliche Strahlen verbreiten. Dieſer glänzende Ring rührt wahrſcheinlich von einer ſonſt von den Strahlen der Sonne verdunkelten Lichtſphäre her, welche den Sonnenkörper in weitem Umkreiſe umgibt. S. Sonne. Spuren dieſes merkwürdigen Ringes hat man auch ſchon bei ſolchen S.en geſehen, die nur beinahe total waren. Auf ſehr freien Ebenen, die eine meilenweite Umſicht gewähren, kann man den Schatten des Mondes deutlich herankommen und über die Erdfläche hinjagen ſehen; man kann, rings von tiefem Dunkel umhüllt, entfernte Berge und andere erhabene Gegenſtände im hellſten Sonnenlichte erblicken. Bei der S. von 1836 bemerkte Bailey in Schottland, daß der dunkle Mondrand kurz vor ſeiner Vereinigung mit dem hellen Sonnenrande dieſem durch einzelne ſchwarze, deutlich hervortretende Streifen verbunden war, die plötzlich verſchwanden, worauf der Mondrand die Form einer Säge annahm und gezähnt oder wie eine aus regelmäßigen ſchwarzen und lichten Kügelchen beſtehende Schnur erſchien. In dem Momente, wo der weſtliche Rand des Mondes ſich nach innen von dem weſtlichen Rande der Sonne loszumachen begann, traten auf dieſer Seite die Kügelchen und ſpäter die bänderartigen Streifen hervor. Was die Lichtkrone betrifft, ſo erwähnt Gaspar Schott in ſeinem „Cursus mathematicus“, der 1661 in Würzburg erſchien, dieſes prachtvollen Phänomens zuerſt und beſchreibt es als einen hellen Ring, gleichſam eine leuchtende Krone, die ſich ringsum befinde. Plantade und Clapies, Aſtronomen von Montpellier, ſuchten die Erſcheinung zuerſt 1705 wiſſen-

ſchaftlich zu erklären, dann folgte 1715 Louville, 1778 Don Antonio de Ulloa, der die Lichtkrone (Corona) in einer kreisförmigen Bewegung ſah, wie ſie ein Feuerrad bei einem Feuerwerke hat. Im J. 1842 konnte man dieſe Lichtkrone in ihrem vollen Glanze beobachten, und mit ihr verband ſich ein eigenthümliches Phänomen, nämlich röthliche Hervorragungen an verſchiedenen Punkten des Mondrandes, von den engl. Aſtronomen Prominences genannt, die von drei bewährten Aſtronomen beobachtet wurden, von Arago, Airy u. Schuhmacher. Arago ſagt: „Als ich in das Fernrohr ohne gefärbte Gläſer ſah, fing ich an, zwei lichte Hervorragungen zu ſehen, die durch das umgekehrte Fernrohr von der unterſten Region der Mondſcheibe auszugehen ſchienen. Ihre Farbe war im Ganzen roſenroth und an einigen Punkten, vielleicht durch eine Wirkung des Kontraſtes, blau mit einer Schattirung von grün". Airy, der in Turin beobachtete, beſchreibt die Erſcheinung wie folgt: „Während ich bei der totalen Verfinſterung den Mond unterſuchte, bemerkte ich zu meiner großen Ueberraſchung rothe Flämmchen am ſcheinbaren untern Rande. Sie ſchienen die Form und Stellung der Zähne einer kreisrunden Säge zu haben". Konferenzrath Schumacher aus Altona, hatte ſich 1842 nach Wien begeben, in der alleinigen Abſicht, dort die totale Sonnenfinſterniß zu beobachten. Hören wir ſeine eigenen Worte: „Ich ſah den Mond von einem farbloſen Lichtringe umgeben, der ſich allmählig in das Grau des Himmels verlor, aber zugleich zeigte ſich eine ganz unerwartete Erſcheinung. Auf den erſten Blick glaubte man an drei Stellen des Mondrandes rothe Flammen hervorbrechen zu ſehen, indeſſen bemerkte man nach ein Paar Augenblicken ruhiger Betrachtung, daß in dieſen ſcheinbaren Flammen keine Bewegung war. Sie erſchienen vielmehr als zackige in hellem roſenrothem Lichte ſtrahlende Gipfel von Gletſchern. Kurz vor dem Ende der totalen Finſterniß erhob ſich an dem Theil des Mondrandes, wo der erſte Lichtfunken austreten ſollte, eine ſchmale, roſenrothe Schichte, ſie nahm beinahe ¼ des Mondrandes ein, die aber, als dieſer Lichtfunke erſchien, zugleich mit den rothen Flammen und dem Lichtringe, der den Mond umgab, verſchwand". Auch bei der jüngſten totalen S. am 28. Juli 1851 hat man dieſe Lichtkrone beobachtet. „So lange die Finſterniß partiell blieb, erzählt ein Bericht aus Kopenhagen, „wurde rings um die Sonne eine ſchwache Umſchleierung von Monden-Regenbogenfarben wahrgenommen, während der Himmel hier und dort mit leichten Kumulus-Wolken bedeckt war. In dem Augenblick, als die Finſterniß total wurde und der letzte Lichtrand der Sonne auf dem Punkt war, in der Geſtalt eines kleinen Sterns zu verſchwinden, trat zwar keine vollkommene Dunkelheit ein, denn die niedrigen weſtlichen Gegenden des Himmels mit ihren Wolken nahmen den Charakter der früheſten Morgendämmerung an. Mehre Planeten und Fixſterne zeigten ſich während dem deutlich, und die Geſichter der Beobachter nahmen ein eigenthümliches bleiches Kolorit an, ohne daß die Erſcheinung irgend etwas Unheimliches mit ſich führte. Imponirend war es dagegen, den Mondſchatten mit der Schnelligkeit eines Sturmwindes herankommen und ſich gleich wie eine phantasmagoriſche Dunkelheit ausbreiten zu ſehen, in welcher das ausgezeichnete, faſt magiſche Schauſpiel ſich uns zeigen ſollte. Als der letzte Schein des leuchtenden Sterns in dem oberſten linken Rand der Sonne verſchwand und die totale Finſterniß ſomit eingetreten war, erblickte man das ſeltene Phänomen, welches unter dem Namen Corona, Gloria und Auriola ſchon lange die Aufmerkſamkeit der Aſtronomen auf ſich gezogen hat. In unſerm aſtronomiſchen Fernrohr ohne Sonnenglas, ſowie auch vor dem klarſten Auge, zeigte ſich ein Lichtſtrahl von reinem weißen Nordlicht, mit Strahlen nach der Richtung der Radien, in deſſen Mitte die Mondſcheibe ſchwebte. Gleichzeitig mit dem Aufflammen der Strahlenkrone ſchien eine eigenthümliche Bewegung vorzugehen, von dem verſchwindenden leuchtenden Punkt nach dem diametral entgegengeſetzten in der Peripherie des Mondes hin, in deren Nähe ein ſtark leuchtender rother Punkt (Berg?), von der Höhe mehrer Minuten, von allen Anweſenden deutlich wahrgenommen wurde; dieſer Punkt war der Art wie diejenigen, welche als Gletſcher oder Wolkenmaſſen in der Sonne angeſehen worden ſind, und verblieb während der ganzen Dauer der Corona auf ſeiner Stelle. Zwiſchen dieſen zwei Punkten ſah man zuerſt zur Linken eine leuchtende Perlenreihe ſich bilden, welche gleich, und zwar hauptſächlich in dem untern Theil der Mondperipherie, eine größere Breite annahm, die wiederum nach Rechts abnahm, zugleich mit einer Lila- oder Violafarbe. Dies merkwürdige Phänomen zeigte ſich zuletzt mit einem Glanz, am beſten vergleichbar mit dem violeten Brillantfeuer in Feuerwerken. Die eigenthümliche (rotirende) leuchtende Bewegung wurde darauf in der Perlenreihe fortgeſetzt, das Licht wurde wieder weiß, die Corona verſchwand, ſtatt des rothen Berges wurde jetzt ein leuchtender Berg geſehen, darauf kam wieder der erſte Rand der Sonne in dem untern Theil der Mondperipherie hervor, und die Finſterniß endete in umgekehrter Ordnung wie ſie angefangen hatte." Ein Beobachter in Leipzig ſah größere und kleinere Erhöhungen und Vertiefungen, ſo daß ihm der Mondrand wie eine rauhe Baumrinde vorkam. Die bedeutendſte Erhöhung ſchien, als die Finſterniß die Mitte ſchon erreicht hatte, gleich dem Krater eines Vulkans zu beiden Seiten ſchräg ablaufend, oben ziemlich platt gedrückt, und ſenkte ſich rechts in zwei merklich erhabenen Zacken etwas abwärts. Ebendaſelbſt und in Dresden nahm man eine ganz eigenthümliche Erſcheinung wahr, die bis jetzt noch nicht erklärt worden iſt. Das Laub der Bäume, durch deren Blätter das Licht ſich brach, warf nämlich lauter ſichelförmige, der Sonnenſichel genau nachgebildete Schatten, welche mit der Veränderung jener ebenfalls ihre Lage wechſelten. Die Konturen des menſchlichen Körpers waren von einem aus einer Menge kleiner deutlich ſichtbarer Sicheln beſtehenden Schatten umgeben.

Der Finſternißwind fand in der Totalzone Statt, wie z. B. in Königsberg und in Elbing; an letzterm Orte kam er ſchon vor dem Eintritte der Totalität. Sonſt ſcheint der Wind ſehr unmerklich geweſen zu ſeyn; im botaniſchen Garten zu Leipzig z. B. bewegten ſich nicht einmal die Blätter von Populus tremula. Die freie Luftwärme wurde überall mit Zunahme der Finſterniß im Sinken wahrgenommen, nur weniger ſtark, als man erwartet hatte. Nach der Zeit der größten Verdunkelung aber nahm die freie Luftwärme etwas ſchneller und ſtärker zu, als ſie abgenommen hatte. Weit auffallender änderte ſich die Sonnenwärme ſelbſt, ſogar in Gegenden, wo die Finſterniß ſich nicht total geſtaltete, wie in Leipzig, wo das Thermometer mit ſchwarzer Kugel zeigte:

3 Uhr	0 Min.	+ 32°,0 R.	4 Uhr	0 Min.	+ 18°,3 R.
3	10	+ 31,0	4	20	+ 13.0
3	20	+ 24.5	4	30	+ 20,0
3	30	+ 23.2	4	40	+ 23,3
3	40	+ 23,3	4	50	+ 24,4
3	50	+ 22,1	5	0	+ 24.6
4	0	+ 19,0	5	10	+ 25.0
			5	20	+ 22,5

Mit dieſer Ab- und Wiederzunahme der Sonnenwärme ſtand die ab- und wieder zunehmende Wirkung der Brenngläſer in natürlichem Zuſammenhange; auf dem redlauer Höhenpunkte zündete ſchon 7 Minnten vor Beginn der totalen Finſterniß das Brennglas nicht mehr. Intereſſante Beobachtungen ſind über die Bläue des Himmels, die Färbung der Wolken und die Beleuchtung der irdiſchen Gegenſtände bekannt geworden. Als allgemeine Ergebniſſe konnte man betrachten: Vorherrſchend orangefarbige Beleuchtung aller Gegenſtände in der Natur; leichenfarbiges, zum Theil auch weißgrünliches Ausſehen der Menſchen; düſtere violetbraune Färbung des Kernſchattens des Mondes auf der Erdoberfläche; bräunlich-violetes Gewölk, das endlich in Roth n. Gelb überging; in Gegenden, wo die Finſterniß total, blaßgrauer Himmel. Als eine höchſt ſeltene Merkwürdigkeit muß erwähnt werden, daß am Seeſtrande bei Zoppot im Augenblicke des Wiederhervortretens des erſten Sonnenſtrahls ein wellenartig zitterndes, weißliches und magiſches Licht, dem Auge der Beobachter ſchnell entſpringend, über die Sandflächen dahin eilte. Vielleicht hat dieſe Erſcheinung derſelben Urſache ſeine Entſtehnng zu verdanken. wie jene am 8. Juli 1842, wo man auf freien Plätzen leichte Schatten in zitternder Bewegnng vorüberziehen ſah, ähnlich den Wellen eines Landſee's, die durch einen ſchwachen Wind erregt, parallel ſich folgen? Dieſe vorüberziehenden Schatten zeigten ſich aber damals nicht weiß, ſondern in verſchiedenen Farben: roth, gelb, blau nnd weiß; ſie feſſelten ſogar die Aufmerkſamkeit der Kinder, die ihnen nachliefen und ſie wie bunte Schmetterlinge zu erhaſchen ſuchten.

Der Eindruck einer S. auf die Thierwelt iſt höchſt eigenthümlich Die Voremfindung, wodurch Thiere bei den Witterungsveranderungen, wie bei denen der Tages- und Jahreszeiten, ſtets ſo ſicher geleiter werden, iſt ihnen für dieſes Phänomen vom Schöpfer verſagt worden. Sie gerathen in höchſte Angſt und Verwirrung; Vögel fliegen wie geſcheucht umher, ja fallen plötzlich aus der Luft herab; Hunde erheben ein fürchterliches Geheul; Pferde und andere Thiere drängen ſich feſt an einander, oder werden wild und fliehen. Dieſe Erſcheinungen zeigten ſich bei der S. von 1851 nicht ſo durchgängig übereinſtimmend, als es bei frühern S.en der Fall geweſen iſt. Dieſes Ergebniß gilt hauptſächlich von allen den Orten, wo die Finſterniß kleiner als 11¾ Zoll war. Ja ſogar an einem und demſelben Orte, wie z. B. in Leipzig und deſſen Umgegend, haben die nämlichen Thiere ſich nicht auf einerlei Art gehalten. Bloß das Krähen der Hähne und das gewöhnliche Treiben der Hunde hat faſt überall auf dieſelbe Weiſe Statt gefunden. Eine bei Elbing weidende Schafheerde legte ſich kurz vor Beginn der totalen Finſterniß gemüthlich ſchlafen und ſtand erſt wieder auf, als es heller geworden war. Dieſe und die nachſtehende Thatſache gehören wohl unſtreitig zu den merkwürdigſten. In Wien, wo die S. $10^{8}/_{10}$ Zoll groß war, ſah eine Perſon, daß ſich Ameiſen kurz nach Anfang des Himmelereigniſſes eiligſt gegen ihre Haufen zogen und vor deren Oeffnungen wie verdutzt ſtehen blieben, mit ihren Fühlhörnern ängſtlich umherſpäheten und ſich endlich eng an einander ſchloſſen; kurz vor der Mitte der Finſterniß jedoch zuckte die ganze Maſſe Ameiſen 3—4 Mal ſo ſtark, als ob ſie elektriſirt worden wäre. Auch die Pflanzen ſcheinen nicht insgeſammt von dem Dunkel- und Wiederhellwerden während der Finſterniß am 28. Juli in gleichem Grade afficirt worden zu ſeyn. Am meiſten geſchah dies noch bei den Winden und bei den fur das Licht ſo ſehr empfänglichen Mimoſen, ſo wie bei den Mohnblumen. Zu Prag ſenkten ſich in den Treibhäuſern der böhmiſchen Gartenbaugeſellſchaft die Blätter der Inga Samon, einer Mimoſacee aus Caraccas, der tropiſchen Akazien und des Desmodium gyrans um die Mitte der Finſterniß zu der dieſen Pflanzen eigenthümlichen Nachtruhe, mithin um zwei volle Stunden früher als ſonſt, ohne nachher bei vollem Sonnenſcheine ſich wieder aufzurichten. In Sulzbach bei Saarbrück fing noch vor der Mitte der S. die blaue Winde (Convolvulus tricolor) an, ſich zu ſchließen, indeſſen die Escholdia californica ihre Kelche zuletzt ſchloß, was darum ſehr auffällig iſt, weil die Lichtabnahme bei $10^{1}/_{10}$ Zoll Verfinſterung nicht ſo bedeutend war, als um die Abendzeit, um welche ſich dieſe Blume in der Regel zu ſchließen pflegt. Im botaniſchen Garten zu Leipzig ſenkten die Matroſen ihre Blattſtiele ein wenig, die Dimorphotheca pluvialtilis ſchloß ſich ganz, eben ſo die Mohnblumen in dem brockhauſiſchen Garten, und zwar noch vor Eintritt der totalen Verfinſterung. Zu Bremen hat man dagegen gar nichts in der Pflanzenwelt entdecken können. Aber in Weſtpreußen fand man gleich nach dem Anfhören der S. Honigthau auf verſchiedenen Gewächſen, und zu Stuttgart fiel aus vollkommen klaren Himmel ein ganz feiner Staubregen, welcher mit der Finſterniß anfing und endigte. Dieſe intereſſante Erſcheinung läßt ſich, wie Lichtenberger meint, nur dadurch erklären, daß die Luft

vorher mit einer grünlichen Menge Feuchtigkeit und Dunſtform — alſo fürs Auge unbemerkbar — erfüllt geweſen, welche dann durch die ſchnelle Herabſtimmung der Temperatur bis zum oder unter den Thaupunkt ſich als Regen niederſchlagen mußte.

Denkt man ſich zu allen dieſen ungewöhnlichen Scenen ein abergläubiſches Volk, das ſich händeringend und in ſtummer Verzweiflung auf die Knie wirft, oder laut heulend umher läuft, und, wenn es ja noch einige Beſinnung behält, die Brunnen zudeckt, damit das vom Himmel fallende Gift ſie nicht verderbe *), und man hat ein Bild dieſer Begebenheit, wie es frühere Zeiten allgemein und die jetzigen noch auf einem großen Theil der Erde darbieten. Nimmt man noch hinzu, daß totale S.e für einen gegebenen Erdort im Durchſchnitt erſt nach 150—200 Jahren wiederkehren, daß vielleicht die größere Halfte durch trübe und nebelige Witterung vereitelt wird und daß die ganze Erſcheinung höchſtens 4—5 Minuten währt, ſo wird man es begreiflich finden, daß wir noch ſo wenig Beobachtungen von wahrem wiſſenſchaftlichem Werthe über ſie beſitzen. Eine der lehrreichſten Finſterniſſe in phyſiſcher Beziehung war die vom 8. Juli 1842, noch mehr aber die vom 28. Juli 1851. Die Linie der totalen Verfinſterung durchſchnitt Europa ſeiner größte Lange nach und traf Südfrankreich, Norditalien, Süddeutſchland, das mittlere Ungarn ꝛc. Berlin wird erſt im J. 1887, am 19. Auguſt eine totale S. ſehen; Paris erblickt im ganzen 19. Jahrh. keine derſelben.

Die ringförmigen S.e entſtehen, wenn der ſcheinbare Mondhalbmeſſer kleiner, als der der Sonne iſt, an denjenigen Orten, die von der verlängert gedachten Axe des Mondſchattens getroffen werden, und in ihrer nächſten Umgebung. Die Erſcheinungen bei einer ſolchen ſind in manchen Beziehungen denen ähnlich, die man bei totalen bemerkt. Beim Vorrücken des Mondes von Weſten nach Oſten auf der Sonnenſcheibe zieht ſich letztere immer mehr zur Sichel zuſammen; bald wird die Sichel ſchmaler, die Spitzen rücken immer näher an einander und ſpringen zuletzt plötzlich zuſammen. Da der Mondrand Berge und Thäler zeigt, ſo werden häufig in der Lücke zwiſchen beiden Spitzen, unmittelbar vor dem Zuſammenſpringen, iſolirte Lichtpunkte bemerkt, die ſodann raſch zuſammen fließen. Nach einigen Minuten zerſpringt der Ring auf der gegenuber liegenden Seite und die erwähnten Erſcheinungen wiederholen ſich in umgekehrter Ordnung. In dem Punkte, der von der verlängerten Schattenaxe getroffen wird, iſt der Ring völlig koncentriſch, alſo rings herum gleich breit und die Dauer der Erſcheinung iſt die möglichſt längſte. Das magiſche Dunkel, welches ſich bei totalen Finſterniſſen zeigt, wiederholt ſich bei ringförmigen, aber in weit geringerm Grade, nur ſelten werden Sterne ſichtbar (Venus etwa ausgenommen). Die Schatten der Gegenſtände zeigen ſich weit ſchärfer als ſonſt, wiewohl der Kontraſt zwiſchen Schatten und Licht ſtark vermindert erſcheint. Ein Wind, in der Richtung ſtreifend, welche die S. auf der Erdfläche nimmt, erhebt ſich meiſt ſchon einige Zeit vor der Bildung des Ringes. Brenngläſer verlieren ihre Kraft; ein Thermometer, den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, ſinkt beträchtlich, weniger oder gar nicht das im Schatten hängende. Ringförmige S.e ſind im Ganzen faſt eben ſo ſelten, als totale. Die Finſterniß vom 15. Mai 1836 war für einen bedeutenden Theil der deutſchen Nordkuſte ringförmig, die vom 9. Okt. 1847 iſt es für Paris, Mannheim und München geweſen. Berlin hat im Laufe des 19. Jahrhunderts keine ringförmige Finſterniß.

Jede totale oder ringförmige S. beginnt und ſchließt mit einer partialen, und in den Nachbarregionen nördlich und öſtlich der Linie, welche die Schattenaxe auf der Erde beſchreibt, iſt die Finſterniß nur partial. Auch kann, wie ſchon bemerkt, die Schattenaxe ganz an der Erde vorüber ſtreichen; alsdann iſt die S. ausſchließlich partial und trifft nur die höhern nördlichen oder ſudlichen Breiten auf der Erdkugel. Partiale Finſterniſſe ſind nicht ſo ſelten; durchſchnittlich ereignet ſich alle 3 Jahre eine ſolche für einen gegebenen Erdort; ſie ſind aber in der Regel nicht von beſondern Phänomenen begleitet. Nur wenn ſie mehr als $^3/_4$ der Sonnenſcheibe verfinſtern, bemerkt man eine Abnahme der Tageshelle, eine größere Schärfe der Schatten und einen leichten Finſternißwind. Anfang und Ende ſind nur ſchwer zu beobachten; denn der Einſchnitt in den Sonnenrand iſt äußerſt flach u. man bemerkt ihn gewöhnlich erſt, wenn die beiden Spitzen ſchon beträchtlich von einander entfernt ſind. Deshalb haben S.e für Längenbeſtimmungen ſich weniger anwendbar gezeigt, als Sternbedeckungen, die überdies auch häufiger eintreten.

Die genaue Berechnung der S.e ſetzt, wie die der Mondfinſterniſſe, die vollſtändigſte Kenntniß der Umlaufszeiten von Erde u. Mond voraus und iſt in der Schärfe, mit welcher ſie jetzt durchgeführt und auf Jahrhunderte hin beſtimmt wird, das Reſultat der ſorgfältigſten Berechnungen der Erd- und Mondbahn. Schon vor Alters hat man jedoch beſtimmte Perioden beobachtet, in denen die Finſterniſſe wiederkehren, und daraus Regeln abgeleitet, mit denen man im Stande war, den ungefähren Eintritt derſelben auf eine Reihe von Jahren hin zu beſtimmen, wobei es indeß auf Minuten und Sekunden, ja auf Stunden nicht ankommen konnte. Im Allgemeinen kann man ſchon annehmen, daß nach einer größern Finſterniß im folgenden Jahre etwa 11 Tage früher wieder eine entſprechende, aber kleinere Verfinſterung eintritt, weil die Neu- und Vollmonde in jedem folgenden Jahre um 11 Tage früher fallen und Sonne und Mond ſich alſo an der der vorigen Finſterniß entſprechenden Stelle um 11 Tage früher begegnen. So zeigte das J. 1841 eine S. am 22. Januar und eine Mondfinſterniß am 6. Febr.; das folgende J. 1842 aber eine S. am 11. Jan. und eine Mondfinſterniß am 26. Jan. Auf dieſe Erfahrung geſtützt, ſcheint ſchon Thales eine S. vorausgeſagt zu haben,

*) In Wien und an andern Orten wurden Prozeſſionen veranſtaltet zur Abhaltung der ſchrecklichen Folgen des „unglücklichen Naturereigniſſes am 28. Juli"!

welche ſich am Tage der Schlacht am Halhs, den 30. Sept. 610 v. Chr., ereignete. Bisweilen ereignen ſich drei, ja vier Jahre hintereinander Finſterniſſe, von denen jede folgende um 11 Tage früher eintritt als die entſprechende des vorhergehenden Jahres; bei dreien iſt dann immer die mittelſte die größte. So fand am 15. Juni 1787 eine kleine, am 4. Juni 1788 eine centrale, am 24. Mai 1789 eine kleine und am 13. Mai 1790 eine noch kleinere S. ſtatt. Vergl. Epakten. Genauer und auf mehre Jahre hinaus laſſen ſich die Finſterniſſe nach der von Plinius d. Aelt. (H. N. II. 10) erwähnten, von Halley wieder aufgenommenen plinianiſchen oder halley'ſchen Periode von 223 Mondenmonaten (=6585⅓ Tagen oder 18 Jahren 10⅓ Tagen) beſtimmen. Nach dieſer Zeit kehren die Finſterniſſe in der nämlichen Folge wieder, ſo daß, wenn heute eine Mondfinſterniß oder eine S. ſtattgehabt hat, nach 223 Mondenmon. (=18 J. 10—11 T.) ebenfalls eine ſolche eintritt, die erſterer an Größe und Dauer, wenn nicht vollkommen, doch ſo ziemlich gleich iſt. Die Größenunterſchiede der ſich entſprechenden Finſterniſſe werden erſt nach längeren Zwiſchenräumen bemerkbar, ſie bewirken aber doch, daß die Finſterniſſe, nachdem ſie allmählig immer kleiner wurden, zuletzt ganz ausbleiben, und die Periode ſomit nicht ausreichend für alle Fälle erſcheint. Vergl. Saros. Will man daher noch größere Genauigkeit für die Beſtimmung der Wiederkehr von Finſterniſſen haben, ſo muß man Perioden von 716, 3087, 6890, 9977 Mondenmonaten wählen, von denen jede folgende die vorhergehende an Genauigkeit übertrifft. Wir geben im Folgenden ein Verzeichniß der in die 2. Hälfte des 19. Jahrh. fallenden, vorzugsweiſe in Europa ſichtbaren S.e.

Die S. vom 28. Juli 1851 war als totale prognoſticirt für eine Linie, welche ſüdlich von Drontheim den europäiſchen Kontinent berührt, nahe ſüdlich von Stockholm die Oſtſee trifft, und von da durch Oſtpreußen, Kurland, an Kiew und Nicolajew vorüber, parallel der Küſte von Abchaſien nach dem armeniſchen Hochlande zieht. Etwas nördlich von Kiew ſollte ſie die Zone der totalen Finſterniß von 1842 durchſchneiden und hier liegen alſo die Orte, welchen beide große Finſterniſſe total erſchienen:

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe*).
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	3	5	4	13	5	10	10[illegible]
Ofen	3	37	4	44	5	41	10[illegible]
Paris	3	13	3	23	4	37	9[illegible]
Prag	3	15	4	18	5	18	10[illegible]
Wien	3	37	4	30	5	29	10[illegible]
Hamburg . . .	2	51	3	57	5	9	10[illegible]
Königsberg . .	3	28	4	17	5	50	11[illegible]
Frankfurt . . .	3	45	3	51	4	58	10
Augsburg . . .	3	36	4	8	4	59	10
Mailand . . .	3	32	3	54	4	48	9[illegible]
Rom	3	18	4	15	5	8	9
Lemberg . . .	4	3	5	8	6	1	11[illegible]

*) Man denkt ſich den Durchmeſſer der Sonnenſcheibe in 12 gleiche Theile (Zolle) getheilt und beſtimmt die Größe der S. nach der Anzahl der verdunkelten Theile des Durchmeſſers. Bei einer Finſterniß von 12 Zoll fehlen alſo noch [illegible] des Durchmeſſers, um total zu ſeyn.

Thatſächlich ergaben ſich folgende Reſultate. Der Anfang der Finſterniß überhaupt begann im Mexikaniſchen, weſtlich vom Fluſſe Colorado unter 35° 48′ nördl. Breite, 271° öſtl. Länge von Ferro um 0 Uhr 57 Minuten bei Sonnenaufgang, das Ende trat ein in Afrika, nordweſtlich von Darfur u. öſtlich von Tipro Borgu in der Wüſte, unter 20° 18′ n. Br., 43° 42′ L. um 5 Uhr 35 Minuten. Die 6zöllige Finſterniß, wobei genau die Hälfte der Sonnenſcheibe verfinſtert iſt, begann um 1 Uhr 30 Minuten Morgens auf der Grenze von Neukalifornien und dem Oregondiſtrikte, in der Mitte zwiſchen der Weſtküſte und dem Timporagoſee, unter 42° 10′ nördl. Br., 259° 20′ L. Das Ende trat ein um 5 Uhr 2 Min. Abends im rothen Meer, nordweſtlich von Koſſeir, an der Oſtküſte von Aegypten unter 26° 52′ n. Br., 54° 35′ Länge. Der Anfang der gänzlichen S. trat ein um 2 Uhr 9 Minuten Morgens unter 53° 27′ nördl. Br., 240° 3′ L. im großen Ocean, weſtlich von der Inſel Königin Charlotte in der Nähe der nordamerikaniſchen Weſtküſte, das Ende erfolgte um 4 Uhr 23 Minuten Nachmittags unter 38° 45′ n. Br., 70° 22′ L. im kaspiſchen Meer, nordweſtlich von Aſtrabad. Von dem Anfangspunkte, Inſel Königin Charlotte, ſchritt die Verfinſterung fort in nordöſtlicher Richtung über den großen Sklavenſee, Halbinſel Melville und Baffinsland bis Grönland, deſſen Weſtküſte ſie etwas nördlich von der Inſel Disco erreichte, nahm hier eine ſüdöſtliche Richtung bis zur Oſtküſte von Grönland und ging dann durch den nördlichen Theil des atlantiſchen Oceans über die Möven-Inſeln, etwas nördlich von Island bis zur Küſte von Norwegen fort, das ſie bei Bergen erreichte. Der Zug ging dann nahe vorbei bei den Städten Chriſtiania, Gothenburg, Karlskrona, von da über die Oſtſee bei Elbing, zwiſchen Danzig und Königsberg, bis zwiſchen Warſchau und Byaliſtock vorbei, über Bialsk bis Kobryn, Nowgorod, Wolynsk. Das weitere Fortſchreiten erfolgte zwiſchen Lemberg und Kiew, ferner zwiſchen Jekaterinoslaw, Nikolajew und Cherſon hindurch nach Mariapol und dem Meere von Azow bis nach Jekaterinodar am Kuban, von da endlich über den Elbrus bis nach Baku, weiter über das kaspiſche Meer hinweg, worin er nordöſtlich von Aſtrabad endigte. Für 67 europäiſche Orte hat der leipziger Aſtronom G. A. Jahn die in mittlerer Ortszeit derſelben ausgedrückten Zeiten des Anfangs und Endes, ſo wie die in Zollen und deren Zehnteln ausgedrückten Größen der Finſterniß gegeben. Die mit geſperrter Schrift gedruckten Orte ſind die, welche die S. total wahrgenommen haben.

Ort:	Anfang.		Ende.		Größe.
	Uhr	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Altona	3	47	4	56	11.8
Baſel	3	48	4	56	9.8
Berlin	3	7	5	12	11.4
Bern	3	48	4	56	9.8
Bonn	3	40	4	48	10.4
Breslau	3	27	5	30	11.4
Brüſſel	2	28	4	36	10.1
Budweis	3	15	5	23	10.7
Chriſtiania	3	42	4	48	12.0
Danzig	3	29	5	31	12.5
Deſſau	3	3	5	9	11.2

Ort:	Anfang. Uhr.	Anfang. Min.	Ende. Uhr.	Ende. Min.	Größe. Zoll.
Dorpat	3	33	5	56	10.0
Dresden	3	11	3	17	11.1
Eger	3	7	3	13	10.3
Emden	3	36	4	45	10.8
Frankfurt a. M.	2	48	4	38	10.3
Genf	2	43	4	31	9.2
Gotha	9	31	3	4	10.7
Göttingen	3	33	5	0	10.8
Greenwich	9	3	4	13	8.7
Halle	9	3	3	3	11.0
Hamburg	3	48	4	30	11 3
Hannover	9	39	4	57	11.0
Helſingfors	9	48	3	46	10.8
Karlsruhe	3	49	4	37	10.0
Kaſſel	2	50	4	58	10.7
Köln	3	30	4	48	10.3
Königgrätz (Böhmen)	3	33	3	97	11.1
Königsberg	9	37	3	30	13.1
Komotau (Böhmen)	3	11	3	17	11.0
Kopenhagen	2	30	3	4	11.8
Krakau	3	49	3	44	11.3
Kremsmünſter	9	18	3	93	10 7
Leiden	3	24	4	33	10 4
Leipzig	3	4	3	10	11 9
Leitmeritz	3	13	5	18	11 0
Lisko (Galizien)	4	0	5	33	12.8
Magdeburg	9	38	5	5	11.1
Mailand	3	9	3	3	9.4
Moskau	4	53	3	43	10.5
München	3	9	3	13	10.3
Neapel	3	33	3	33	3.9
Nikolajew	4	42	8	35	13.1
Nürnberg	3	3	3	8	12.3
Padua	5	13	3	17	9.0
Palermo	3	33	3	33	6.1
Petersburg	4	13	3	8	10 4
Pilſen	3	13	3	13	10 3
Poſen	3	33	3	26	11.7
Prag	3	19	5	21	11.0
Pulkowa	4	13	6	9	10.3
Rom	3	33	3	34	8.3
Roſtock	9	30	3	3	11 4
Saaz	3	19	5	17	10.9
Schitomir (Rußland)	4	33	9	10	12.3
Stettin	3	11	5	10	11.7
Stockholm	3	18	3	30	11.5
Stuttgart	2	33	5	0	10.1
Tabor	3	19	3	23	12.8
Tarnopol	4	10	8	8	12.0
Trier	2	35	4	40	10.1
Turin	2	33	3	0	3 3
Upſala	3	15	3	17	11.3
Venedig	3	13	3	19	8.7
Warſchau	3	44	5	44	12.1
Wien	3	29	3	53	10 8
Zürich	3	53	3	9	9.7

Die Geſchwindigkeit, mit der ſich während der Dauer der Finſterniß der Schatten des Mondes in der Richtung von Nordweſten nach Südoſten bewegte, betrug in jeder Zeitminute 11 geographiſche Meilen die Entfernung der Sonne von der Erde um 4 Uhr 4 Minuten mittlerer Zeit Leipzigs betrug 20,998,000 und der Abſtand des Mondes von der Erde 48,828 geogr. Meilen. Ueber die bei Gelegenheit dieſer Finſterniß in phyſiſcher Beziehung gemachten Beobachtungen ſ. oben, S. 680 f.

1858, März 15., Nachmittag. Die Linie dieſer ringförmigen Finſterniß trifft faſt nur oceaniſche Gegenden. In der Nähe des Kaps Finisterre zieht ſie vorüber, ſo daß Corunna ſie faſt ringförmig ſieht. Von hier wendet ſie ſich nordöſtlich durch England (Oxford ringförmig) und Bergen in Norwegen. Auf dem Kjölengebirge ſtreicht ſie fort zum Varangerfiörd und verläßt Europa. Man ſieht hieraus, daß nächſt den genannten Gegenden, Spanien, Portugal, Frankreich, die Niederlande u. Schweden ſie am ſtärkſten, Italien, Deutſchland und die Schweiz ſchon kleiner, am kleinſten (doch immer noch über 4 Zoll) die Inſeln des Archipels erblicken werden.

Ort:	Anfang. Uhr.	Anfang. Min.	Mitte. Uhr.	Mitte. Min.	Ende. Uhr.	Ende. Min.	Größe. Zoll.
Berlin	12	44	0	5	3	14	9¾
Ofen	1	13	3	33	3	37	7
Paris	11	43	1	5	3	31	10½
Prag	13	49	9	8	3	19	9
Wien	1	0	3	17	5	26	8½
Hamburg	10	26	1	46	3	59	10½
Königsberg	1	26	3	43	5	49	9½
Frankfurt	12	18	1	38	3	30	10
Augsburg	12	30	1	48	5	9	9½

1860, Juli 28., Nachmittag. Dieſe totale Finſterniß beginnt für Europa an der Küſte von Aſturien, ſtreicht durch die Gegend von Oviedo und Burgos, zwiſchen Madrid und Saragoſſa hindurch und nach Valencia; dann geht ſie nach Afrika über, wo Conſtantine ſie erblickt. Die Zonen, in denen ſie gleich groß geſehen wird, nehmen demnach für Europa im Allgemeinen eine ſüdöſtliche Richtung, ſo daß ſie z. B. in der Mitte Frankreichs 10, Englands 9, Deutſchlands und der Türkei 8 Zoll groß geſehen wird. Sichtbar iſt ſie für ganz Europa, erſt am Obi liegt die Grenze ihrer Sichtbarkeit.

Ort:	Anfang. Uhr.	Anfang. Min.	Mitte. Uhr.	Mitte. Min.	Ende. Uhr.	Ende. Min.	Größe. Zoll.
Berlin	3	40	3	46	4	43	7¼
Ofen	3	31	4	34	3	17	7¾
Paris	1	34	3	3	4	7	10
Prag	3	58	4	3	4	54	8
Wien	3	7	4	11	5	0	8
Hamburg	3	39	3	98	4	26	8
Königsberg	3	24	4	14	5	1	8
Frankfurt a. M.	3	24	3	31	4	31	8½
Augsburg	3	37	3	43	4	33	8½
Mailand	3	29	3	43	5	1	9½
Rom	3	50	4	14	3	28	9½

1861, Dec. 31., Nachmittag. „Es liegt etwas Poetiſches darin, daß der letzte Tag des ſcheidenden Jahres mit einer totalen Finſterniß der untergehenden Sonne ſchließt. Noch romantiſcher wird die Sache dadurch, daß der Punkt, wo dies in aller Strenge ſtattfindet, mitten in dem gefeierten Arkadien liegt. Zweifelsohne werden terreſtriſche Ereigniſſe, mit denen dieſe großartige Konſtellation in ſchickliche Verbindung gebracht werden kann, nicht auf ſich warten laſſen" (Mädler). Die Linie der totalen Finſterniß beginnt im mexikan. Meerbuſen, durchſchneidet den weſtlichen Ocean, trifft nördlich von der Senegalmündung den afrikaniſchen Kontinent, verläßt ihn bei Tripolis und berührt Europa's Geſtade nur, um hier ſogleich zu enden. Die Bewohner Tripolizza's und der Umgegend werden, wie oben geſagt, die letzte Sonne des ſcheidenden Jahres im Moment ihres Unterganges ſich total verfinſtern ſehen. Partial verfinſtert geht die Sonne faſt für alle europäiſchen Länder, Spanien und den größten Theil Frankreichs ausgenommen, unter; ſichtbar iſt ſie in ganz Europa, mit Ausnahme der hochnordiſchen Gegenden, die um dieſe Zeit ihre lange Polarnacht haben, und der öſtlichſten jenſeits Moskau, denen die Sonne vor Anfang der Finſterniß ſchon untergegangen iſt.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	3	49	3	52	—		9¾
Kopenhagen . .	3	41	3	42	—		6
Mailand . . .	3	34	3	30	—		7
Prag	3	58	3	57	—		7¼
Wien	3	9	4	8	—		3
Hamburg . . .	3	27	3	34	—		6¼
Königsberg . .	3	27	—	—	—		(9¼)
Frankfurt a. M.	3	22	3	33	—		7
Paris	1	46	3	3	—		6¾
Augsburg . . .	3	37	3	40	—		7¾
Ofen	3	24	4	23	—		3¾
Rom	3	48	3	39	—		6¼

Der Strich deutet an, daß die Sonne ſich zur Zeit des betreffenden Moments unter dem Horizont befinde.

1863, Mai 17., Nachmittag. Groß erſcheint dieſe Finſterniß nur in den hochnordiſchen Gegenden, die um dieſe Zeit die Sonne beſtändig über ihrem Horizonte haben.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin . . .	6	31	7	24	—		4¾
Kopenhagen . .	6	19	7	15	—		6
Mailand . . .	6	39	7	13	—		2¾
Petersburg . . .	7	27	8	03	—		7¼
Prag	6	40	7	31	—		4¼
Wien	6	17	7	44	—		4¼
Hamburg . . .	6	11	7	9	—		4¼
Frankfurt . . .	9	14	7	3	—		3¼
Königsberg . .	6	56	7	55	—		9
Augsburg . . .	6	29	7	27	—		3¼
Rom	6	36	7	08	—		2
Paris	6	49	9	34	7	30	8

1867, März 6., Vormittag. In Nordafrika, zwiſchen Fez und Marokko, beginnt dieſe ringförmige Finſterniß beim Aufgang der Sonne. In weſtnordweſtlicher Richtung durchzieht ſie die Regentſchaften Algier und Tunis, berührt die lipariſchen Inſeln, Palermo und Meſſina, ferner Tarent, Widdin, Kronſtadt in Siebenbürgen und eine mitten durch Rußland gehende Zone, in welcher Kaſan liegt. Ihr Endpunkt liegt im hohen Norden Sibiriens unter 66° Br. und 115° Länge. Hieraus ergibt ſich, daß ſie für ganz Mitteleuropa noch beträchtlich groß erſcheine und ſelbſt in Großbritanien noch über 6 Zoll gehe.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	9	18	10	39	11	54	9¾
Kopenhagen . .	9	14	10		11	53	9
Mailand . . .	8	42	10	8	11	31	10¼
Petersburg . .	10	50	12	8	1	25	9¾
Prag	9	14	10	35	10	9	10
Wien	6	30	10	43	10	9	10¼
Hamburg . . .	8	59	10	19	11	38	6
Frankfurt . . .	8	48	10	7	11	30	9¾
Königsberg . .	6	53	11	18	10	34	9¾
Augsburg . . .	8	53	10	17	11	40	10
Rom	8	50	10	17	11	46	11¼
Paris	8	16	9	39	10	54	9¾

1868, Februar 23., Nachmittag. Ringförmig, aber nicht für Europa, ſondern für eine Linie, welche den ſüdamerikaniſchen Kontinent in Lima berührt, beim Kap Frio verläßt, Afrika auf der Guyanaküſte trifft und im nördlichen Nubien endet. Für Europa kommt nur eine kleine Finſterniß heraus, die nur in den ſüdöſtlichſten Gegenden über ½ des Sonnendurchmeſſers geht, und nördlich von Berlin gar nicht mehr geſehen wird. Sie iſt deshalb hier auch nur von kurzer Dauer. Hamburg, Kopenhagen und Königsberg ſehen keine Finſterniß.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr	Min.	Zoll.
Berlin	4	22	4	37	4	52	¼
Mailand . . .	3	48	4	34	4	59	8
Prag	4	17	4	44	—		1¼
Wien	4	31	4	56	—		1¾
Paris	3	40	4	7	4	34	¾
Frankfort . . .	4	25	4	49	—		1
Augsburg . . .	4	34	5	4	—		1¼
Rom	4	39	4	19	—		3¼

1870, December 22., Nachmittag. Dieſe große Finſterniß iſt in ganz Europa bis zum Polarkreiſe hin ſichtbar, aber total nur für die ſüdlichſten Gegenden. Die Zone, aus dem nördlichen Theile des atlantiſchen Oceans herabkommend, berührt Europa's Geſtade in Cadiz, zieht längs der Küſte von Granada fort und nach Nordafrika (Algier, Conſtantine) hinüber, trifft dann auf die Südecke Siciliens, Lariſſa und Konſtantinopel und endet jenſeits des ſchwarzen Meeres in der Nähe von Azow. 9 Zoll iſt beiläufig die geringſte Größe, welche ſie an irgend einem Orte Europa's erreicht, während von der angegebenen Linie aus nach Süden hin die Größe der Finſterniß viel raſcher abnimmt, und jenſeits des Aequators nur ſehr wenige Orte noch eine ganz kleine Finſterniß haben.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	12	29	1	40	3	47	9¼
Kopenhagen . .	12	30	1	34	2	44	9¼
Mailand . . .	12	2	1	38	2	40	10¼
Petersburg . . .	1	31	—	—	—	—	(9¼)
Prag	12	30	1	48	3	1	10
Wien	12	47	6	6	9	18	10¼
Hamburg . . .	12	8	1	18	2	31	9¾
Frankfurt . . .	12	1	1	18	3	27	9¾
Königsberg . .	1	9	3	17	3	37	9¼
Augsburg . . .	12	18	1	29	2	44	10
Rom	12	34	1	44	3	5	11¼
Paris	11	29	12	49	2	6	10

1873, Mai 26., Vormittag. Abermals eine große Finſterniß für die hochnordiſchen Gegenden außerhalb Europa. In unſern mittlern Breiten iſt ſie ſchon klein; Italien ſüdwärts von Neapel, ferner Südrußland, die Türkei und Griechenland erblicken nichts mehr von dieſer Finſterniß.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr	Min.	Zoll.
Berlin	9	49	9	38	10	27	8¼
Kopenhagen . .	9	48	8	41	10	33	8¼
Mailand . . .	9	19	8	59	9	42	1¾
Petersburg . . .	10	19	11	6	11	53	6¾
Prag	8	58	6	39	10	10	1¾
Wien	8	14	9	45	10	19	1¼
Paris	7	31	8	35	8	17	3¼
Hamburg . . .	8	24	6	22	10	15	3¼
Frankfart . . .	9	19	9	8	9	50	3¼
Augsburg . . .	8	31	6	19	9	64	2
Rom	8	37	8	5	9	30	—¼
Königsberg . .	9	29	10	16	11	9	8¾

1874. Oktober 10., Mittag. Im nordöſtlichen Rußland wird dieſe Finſterniß ſehr groß erſcheinen, je weiter ſüdweſtlich deſto kleiner, und die Grenzen ihrer Sichtbarkeit liegen nahe der Südweſtküſte Portugals. Ganz Europa wird die Finſterniß erblicken.

Digitized by Google

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	10	10	11	30	12	53	5¾
Kopenhagen	10	4	11	25	14	48	6½
Mailand	10	8	11	34	12	22	4
Petersburg	11	19	13	48	3	12	9
Prag	10	18	11	37	12	30	5
Wien	10	28	11	50	1	14	4½
Königsberg	10	40	12	5	1	32	7¼
Hamburg	9	54	11	14	15	36	5½
Frankfurt	9	31	11	10	12	28	4¾
Augsburg	10	8	11	31	1	48	4¼
Paris	9	54	10	42	11	58	4
Rom	10	54	12	40	12	48	3

1880, December 31., Nachmittag. Abermals eine Finſterniß zum Jahresſchluß, aber weder in Europa, noch irgendwo auf der Erde bedeutend. In Island und Grönland bis zum Polarkreis iſt ſie am größten, erreicht aber auch hier nicht über 5 Zoll. Das ſüdöſtliche Europa liegt ſchon außerhalb der Grenze der Sichtbarkeit; auch im öſtlichen wird man des zu frühen Unterganges wegen theils nur den Anfang, theils nichts mehr von der Finſterniß wahrnehmen.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	2	50	—		—		5
Kopenhagen	2	40	—		—		5¾
Mailand	5	41	3	55	5	57	1¾
Prag	3	0	3	41	—		5½
Wien	3	21	3	57	—		1½
Königsberg	3	33	—		—		2¼
Hamburg	3	29	3	50	—		3½
Frankfurt	5	27	3	18	—		2¾
Augsburg	3	44	3	57	—		2½
Paris	1	50	5	50	5	48	3½
Ofen	5	48	—		—		1

1882, Mai 17., Vormittag. Sie iſt auf einer ungewöhnlich breiten Zone (30 Meilen), die aber nirgends Europa berührt, total. Der Anfangspunkt liegt im Innern von Oberguinea. In einem nordöſtlich gewendeten Bogen durchzieht ſie Afrika bis Suez und hierauf Aſien bis Nanking. Den 40. Grad der Breite überſchreitet ſie nicht. Ihr Endpunkt liegt im großen Ocean unter 25° nördlicher Breite und 157° der Länge. Keine einzige totale Finſterniß unſeres Jahrhunderts trifft dem Flächenraum nach ſo viele kontinentale Gegenden, als dieſe. In Europa iſt ſie klein; nur die ſüdöſtlichen Gegenden ſehen etwas über die Hälfte verfinſtert; Island gar nichts mehr.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	7	1	7	50	8	41	5¾
Kopenhagen	7	8	7	51	8	36	3
Mailand	6	20	7	19	8	15	4¾
Petersburg	8	31	9	31	10	13	3½
Prag	7	1	7	50	8	44	4
Wien	7	8	7	57	8	54	4¾
Königsberg	7	38	8	28	9	20	3¾
Hamburg	6	51	7	54	8	7	3¼
Frankfurt	6	38	7	22	8	10	3¾
Augsburg	6	44	7	30	6	24	4
Paris	6	10	6	56	7	50	3½
Rom	6	29	7	30	6	24	6

1887, Auguſt 19., Vormittag. Für Berlin die einzige totale S. des 18. und 19. Jahrh. Die Zone zieht (in einer Breite von 25 bis 32 Meilen) von Magdeburg, dem Anfangspunkte, wo die Sonne total verfinſtert aufgeht, faſt öſtlich mit geringer Neigung nach Norden über Berlin, Marienwerder, Wilna, Moskau und Tobolsk, von wo ſie ſich mehr ſüdöſtlich wendet und über Südſibirien und die chineſiſche Tatarei nach dem großen Ocean geht. Hier endet ſie in 24° nördlicher Breite und 191° öſtlicher Länge. Den ganzen Verlauf der Finſterniß erblickt in Europa nur der größere Theil Rußlands; im mittlern und weſtlichen Deutſchland iſt auch die Mitte der Finſterniß nicht ſichtbar, und im ſüdweſtlichen Frankreich, in Spanien und Portugal iſt nichts von der Finſterniß zu ſehen, da ſie ſchon geendet hat, bevor die Sonne aufgeht.

Ort:	Anfang		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	—		4	56	5	54	total
Kopenhagen	—		7	6	5	38	11½
Mailand	—		—		5	38	10½
Petersburg	5	31	6	17	7	15	11¼
Prag	—		5	1	5	37	11¾
Wien	—		5	7	6	8	11
Königsberg	—		5	30	6	54	11¾
Hamburg	—		4	38	5	37	11¾
Frankfurt	—		—		5	38	11¾
Augsburg	—		—		5	37	11½
Rom	—		—		6	59	9½

1890, Juni 17., Vormittag. Ringförmige Finſterniß, beginnend im atlantiſchen Meer, 250 Meilen weſtlich vom Kap Palmas und durch Afrika nach Nordoſten ziehend. Nachdem ſie die große Syrte und die Inſel Kandia durchſchnitten und zwiſchen Koniah und Haleb den nördlichſten Punkt erreicht hat, zieht ſie durch die ſyriſche Wüſte, Perſien und Indien und endet ſüdöſtlich von Kanton im Meer. Außer Kandia wird kein europäiſcher Punkt ſie ringförmig erblicken, und jenſeits einer Linie, die man über Madrid, Toulouſe, Baſel, Dresden Moskau und Kaſan ziehen kann, erſcheint ſie kleiner als 6 Zoll. Sichtbar iſt ſie in ganz Europa.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	6	16	10	28	11	46	5½
Kopenhagen	9	20	10	28	11	38	4½
Mailand	6	33	9	53	11	13	7
Petersburg	10	54	11	54	15	59	4
Prag	9	18	10	29	11	55	8¼
Wien	6	17	10	30	15	7	7
Königsberg	8	36	11	7	15	35	6½
Hamburg	8	5	10	12	11	27	8
Frankfurt	8	47	8	38	11	16	5¾
Augsburg	8	31	10	8	11	30	6½
Paris	6	14	8	54	10	35	5¾
Rom	8	46	10	10	11	36	6½

1891, Juni 6., Nachmittags. In den meiſten Gegenden Europas nur klein, ſichtbar jedoch faſt in allen. Erſt jenſeits einer durch Stockholm und Kiew gezogenen Linie überſteigt ſie 6 Zoll und im nordöſtlichen Rußland 9 bis 10 Zoll. Für den größten Theil der pyrenäiſchen Halbinſel iſt ſie ſchon unſichtbar.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	6	48	8	35	7	12	4½
Kopenhagen	6	40	6	27	7	12	3
Mailand	5	55	8	30	7	1	3
Petersburg	6	49	7	41	8	51	7¼
Prag	5	58	6	43	7	55	3¾
Wien	6	11	6	58	7	29	3¾
Königsberg	6	18	7	7	7	46	6
Hamburg	5	32	6	18	7	1	4
Frankfurt	5	33	6	16	6	57	3
Augsburg	5	46	6	30	7	8	2¾
Paris	3	7	5	48	6	26	3
Rom	6	25	6	54	7	22	1½

1896, Auguſt 9., Vormittag. Totale Finſterniß für Drontheim, die nördlichen Lappmarken, Wardöhuus, Kola und eine durch das nördlichſte Rußland und Sibirien ſtreichende Zone. Für Europa iſt ſie beträchtlich, doch werden die ſüdweſtlichen Gegenden ſie nicht erblicken, des zu ſpäten Sonnenaufgangs wegen; wie ſie denn auch ihrem vollen Verlaufe nach in Deutſchland, Polen und Ungarn nirgends, und nur im größten Theile von Rußland ſchon von Anfang an geſehen wird.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	—		4	16	5	6	5[illegible]
Kopenhagen . .	—		4	15	5	10	9[illegible]
Mailand . . .	—		—		4	54	7
Petersburg . .	4	55	5	39	6	36	15
Prag	—		4	16	5	10	8
Wien	—		—		5	15	7
Königsberg . .	—		5	37	5	49	6
Hamburg . . .	—		4	4	5	33	6[illegible]
Frankfurt . . .	—		—		5	41	8[illegible]
Augsburg . . .	—		—		5	59	7[illegible]
Rom	—		—		4	56	5[illegible]

1899, Juni 8., Vormittag. Jenſeits des Nordpols, wo das Polarmeer Amerika's Nordküſten berührt, wird dieſe Finſterniß nahe total erſcheinen. In Europa iſt ſie durchweg nur klein, und jenſeits der Alpen und Pyrenäen trifft ſie nur noch wenige Punkte; auch Ungarn und Südrußland berührt ſie nicht mehr.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	5	39	6	11	6	45	1[illegible]
Kopenhagen . .	5	56	6	15	6	52	2[illegible]
Mailand . . .	5	10	5	34	6	1	1
Petersburg . .	7	1	7	38	8	18	1[illegible]
Prag	5	40	6	7	6	27	1[illegible]
Wien	5	55	6	16	6	38	[illegible]
Königsberg . .	6	17	6	45	7	13	1[illegible]
Hamburg . . .	5	21	5	48	6	17	2[illegible]
Frankfurt . . .	5	11	5	36	6	3	1[illegible]
Augsburg . . .	5	21	5	46	6	12	1[illegible]
Paris	4	37	5	3	5	31	2

1900, Mai 28., Nachmittags. Die letzte für Europa ſichtbare S. des 19. Jahrhunderts iſt eine ringförmige. Die Zone berührt den amerikaniſchen Kontinent an den Weſtküſten von Mexiko, durchzieht von da aus Texas und die mittleren Staaten der nordamerikaniſchen Union, und durchſchneidet das atlantiſche Meer faſt genau in öſtlicher Richtung. Zwiſchen der Douro- und Mondego-Mündung berührt ſie Europa's Geſtade. Oporto, Coimbra, Alcantara, Toledo, Almeria bezeichnen ihre Richtung auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Hier verläßt ſie unſern Erdtheil, zieht über das mittelländiſche Meer, Algier, Conſtantine und Tripolis fort und endet im ſüdlichen Aegypten an den Katarakten des Nil.

Ort:	Anfang.		Mitte.		Ende.		Größe.
	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Uhr.	Min.	Zoll.
Berlin	3	55	4	56	5	52	6[illegible]
Kopenhagen . .	3	48	4	48	5	42	6
Mailand . . .	3	41	4	45	5	54	8[illegible]
Petersburg . .	5	8	5	55	6	57	3[illegible]
Prag	4	3	5	4	6	1	7
Wien	4	13	5	15	6	13	7[illegible]
Königsberg . .	4	25	5	25	5	17	5
Hamburg . . .	3	35	4	39	5	36	5[illegible]
Frankfurt . . .	3	38	4	38	5	36	7[illegible]
Augsburg . . .	3	47	4	51	5	50	7[illegible]
Paris	3	6	4	10	5	11	8[illegible]
Rom	3	1	5	15	5	20	9[illegible]

In jedem Jahre müſſen wenigſtens 2 S.e eintreten, die freilich nicht für jeden Ort der Erdoberfläche ſichtbar ſind. Sobald nämlich die Sonne in dem Augenblicke, wo der Mond durch einen ſeiner Knoten geht, nicht über 15° nach der einen oder der andern Seite von dieſem Knoten in der Ekliptik entfernt iſt, wird ihre Scheibe ganz oder theilweiſe vom Monde bedeckt. Da nun die Sonne um ſich vom 15. Grade diesſeits des Knotens bis zum 15. Grade jenſeits deſſelben zu bewegen, alſo um einen Raum von 30 Graden zu durchlaufen, circa 30 Tage, d. h. länger als die Zeit eines ganzen Umlaufs des Mondes um die Erde, braucht, ſo muß ſie jedes Mal, wenn ſie einen Mondknoten zu paſſiren hat, mit dem Monde ſo nahe zuſammentreffen, daß ſie von ihm verdeckt wird. Da ſie nun jährlich beide Knoten paſſirt, ſo folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß es jährlich auch wenigſtens 2 S.e für die Erde gibt. Es können aber auch 4 S. in einem Jahre Statt finden. Denn wenn der Neumond (die Konjunktion) nahezu 15 Grad diesſeits des Knotens eingetreten iſt und eine partielle Finſterniß bewirkt hat, ſo durchläuft nun der Mond ſeine ganze Bahn in noch nicht 30 Tagen und holt alſo die Sonne, welche unterdeß durch den Knoten, aber noch nicht über 15 Grad jenſeits deſſelben gekommen iſt, wieder ein, ehe ſie die Grenze der 30 Grad (15 Grad zu jeder Seite des Knotens), in welcher ſie Verfinſterungen vom Neumonde erleiden muß, hat verlaſſen können, ſo daß in einem ſolchen Falle noch eine partielle S. eintritt und alſo zwei unmittelbar auf einander folgende Neumonde Verfinſterungen der Sonne herbeiführen.

Sonnenfiſch (Ichthyol.), 1) ſ. v. a. Zeus Faber *L.*; — 2) ſ. v. a. Mondfiſch, Orthagoriscus Mola *Schneid.*

Sonnenflecken (Aſtron.), ſ. Sonne.

Sonnenfluth, ſ. Fluth.

Sonnenfreundin (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Heliophila *L.*

Sonnenfrucht (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Heliocarpus *L.*

Sonnengeflecht (Anat), ſ. Gangliennerven.

Sonnengeier (Ornith.) ſ. v. a. Geierkönig, Vultur papa *L.*, Sarcoramphus papa *Dum.*

Sonnengeiſt, ſ. v. a. Och.

Sonnengeſellſchaft, antirevolutionäre Geſellſchaft zu Paris, mit der Jeſuskompagnie gleichzeitig (1795) entſtanden und erloſchen.

Sonneninſel (Bot.), ſ. v. a. gemeines Sonnenröschen, Helianthemum vulgare *Gaertn.*

Sonnenglas, das ſchwarze Okularglas in einem Sonnenfernrohr.

Sonnengleichung (Chron.), die Veränderung, welche die Epakten (ſ. d.) dadurch erleiden, daß in 400 Jahren zur Ausgleichung der Zeitrechnung mit dem Sonnenlauf 3 Schalttage ausgelaſſen werden.

Sonnengoldblume (Bot.), ſ. v. a. italieniſche Immortelle Helichrysum Stoechas *Dec.*

Sonnengott, ſ. v. a. Helios, vgl. Sonnendienſt.

Sonnengradirung, im Salzwerk, ſ. Kochſalz.

Sonnengroſchen, Münze, ſ. Blanc.

Sonnengurtel (Bot.), ſ. v. a. gemeines Sonnenröschen, Helianthemum vulgare *Gaertn.*

Sonnenhaus (Aprisarium), Haus zur Aufnahme und zur Ausſtellung von tropiſchen Gewächſen.

Sonnenheber, ſ. Heber.

Sonnenhirſe (Bot.), ſ. v. a. gebräuchlicher Steinſamen, Lithospermum officinale *L.*

Sonnenhöhe, die Höhe der Sonne über dem Horizont, gewöhnlich durch Kreisbogen gemeſſen aus dem Mittelpunkt der Sonne auf dem Horizont. Während der Strahlenbrechung erſcheint die Sonne höher, wegen der Parallaxe etwas tiefer. Die Meſſung einer S. muß daher hiernach noch verbeſſert werden.

Sonnenhorn (Mollusk.), Kreiſelſchneckenart, ſ. v. a. Trochus solaris *Lam.*

Sonnenjahr (Chron.), 1) im Allgemeinen die Zeit, in welcher die Sonne ſcheinbar alle 12 Zeichen des Thierkreiſes durchläuft, oder die Zeit eines wirklichen vollen Umlaufs der Erde um die Sonne. Dabei kann man ſich auf verſchiedene Punkte der Ekliptik, als Ausgangs- u. Rückkehrpunkte der Sonne, beziehen, nämlich auf die Nachtgleichen, auf die Apſiden und auf einen Fixſtern und je nach der Verſchiedenheit dieſer Beziehungen iſt das S. ein tropiſches (ſ. unten), ein anomaliſtiſches, oder ein ſideriſches Jahr, vgl. Jahr. — 2) Insbeſondere ſ. v. a. tropiſches Jahr, d. h. die Zeit, in welcher die Sonne bei ihrem ſcheinbaren Umlaufe durch den Thierkreis zum Frühlingsnachtgleichenpunkte zurückkehrt, im Gegenſatz zum ſideriſchen oder Sternenjahre. Die Dauer eines ſolchen S.s iſt 365 Tage 5 St. 48′ 46″ = 365,24222 Tage und daſſelbe iſt um 20′ 23″ = 0,02415 Tagen kleiner als das Sternenjahr.

Sonneninſel (a. Geogr.), ſ. v. a. Noſala.

Sonnenjungfrauen, ſ. Peruaniſche Religion.

Sonnenkäfer (Entom.), ſ. v. a. Siebenpunkt, Coccinella septempunctata *L.*

Sonnenkaffeewärmer, ein Geräth zur Heißerhaltung des gekochten Kaffee's, namentlich im Freien, beſteht aus einem ziemlich ſtarken, auf beiden Seiten erhabenen, geſchliffenen, etwa 3—4 Zoll großen Brennglas, das die Brennweite etwa 9—10 Zoll weit wirft. Auch muß man ihn genau auf das zu erwärmende Gefäß fixiren. Man ſtellt die Maſchine gleich Anfangs mittelſt einer eigenthümlichen Vorrichtung ſo, daß der Brennpunkt mehr nach dem Boden der Kaffeekanne zu auffällt, damit auch der letzte Kaffee ſich noch warm erhält.

Sonnenkinder (ind. Myth.), ſ. Somavanſcham.

Sonnenkoller, ſ. v. a. Sonnenſtich.

Sonnenkoppe, ſ. Eulengebirg.

Sonnenkorallen (Zoophyt.), ſ. v. a. Astreida, nach Vogt, Familie der ſechsſtrahligen (Hexactinia) Polypen, deren Typus die Gattung Astraea (außerdem die Gattungen Eusmilia, Diplocteniam, Ctenophyllia, Dendrogyre, Stylina, Sarcinula, Angia, Echinopora, Maeandrina).

Sonnenkraut, I. (pharm. Bot.), auch Sonnenlöffelkraut, ſ. v. a. Herba Rorellae, ſ. Drosera rotundifolia *L.*; — II. (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Wegwart, Cichorium Intybus *L.*

Sonnenkrone (Bot.), ſ. v. a. gemeine Sonnenblume, Helianthus annuus *L.*

Sonnenkrone (Münzw.), ſ. v. a. Escudo al sol.

Sonnenlehn (Rechtsw.), einzelne Beſitzungen, die bei Niemand in Lehn gehen, keinen Ritterdienſt leiſten u. von allen Abgaben frei ſind. Untern andern war Hennegau ein ſolches S., indem es von Niemand, nicht einmal vom Kaiſer die Lehn nahm, obgleich es zum Reichsverbande gehörte. Auch das braunſchweigiſche Dorf Warberg war und in Schlöpitz, einem Dorfe im Altenburgiſchen, iſt noch gegenwärtig ein ſolches S. und weiß von allen älteren Abgaben, namentlich von Lehngeldern und dergleichen nichts. Bei Uebernahme eines ſolchen Guts ritt ſonſt der Lehnfolger geharniſcht vor Anfgang der Sonne ins Freie und focht 3mal mit entblößtem Schwert gegen die aufgehende Sonne. Daher haben auch Einige das Wort erklärt, weil die Beſitzer ſolcher Lehn gleich am Niemand, außer der Sonne (Gott), als Herrn über ſich erkannt. Andere erklären S. als korrumpirt aus Sunnlehn, d. i. beſondere Lehn, die nicht Reichslehn oder andere waren.

Sonnenlicht, das von der Sonne ausgeſtrömte Licht, ſ. Licht und Sonne.

Sonnenlinie, ſ. Chiromantie.

Sonnenlouisdor, die von 1709 und 1716 geprägte Sorte des franz. Louisdor, mit einem Feingehalt von 21 Karat 6 Gran; $28^3/_4$ Stück = eine rauhe, 23,093 Stück = eine feine köln. Mrk. Gold, ſo daß der Werth eines Stücks 6 Thlr. 4 Sgr. 3 Pf. oder 6 Thlr. 3 Sgr. 5 Pf., in Paſſirpiſtolen à 5 Thlr. iſt.

Sonnenmikroſkop, ſ. Mikroſkop.

Sonnenminute (Chron.), ſ. Sonnenzeit.

Sonnenmonat (Chron.), der 12. Theil eines tropiſchen (Sonnen-) Jahres, = 30 Tage $10^1/_2$ Stunden.

Sonnenmuſchel (Mollusk.), Muſchelgattung, ſ. v. a. Tellermuſchel, Tellina *L.*

Sonnennähe (Aſtron.), ſ. v. a. Perihelium.

Sonnenorden, perſ. Ehrenzeichen, 1808 vom Schah von Perſien, Feth Ali Schah, zur Belohnung derjenigen Ausländer, die Perſien wichtige Dienſte geleiſtet haben, geſtiftet. Er hat 3 Klaſſen. Das Ordenszeichen iſt eine goldene Sonne mit einem darüber befindlichen Löwen, welche als Symbole der Reinheit und der Kraft zugleich auch das perſiſche Wappen ſind. Das Band, an welchem es getragen wird, iſt von einem rothen, im Lande verfertigten Stoffe, mit Perlen von verſchiedener Größe beſetzt. Auf dem zur erſten Klaſſe gehörigen größern Ordenszeichen ſteht die Deviſe: daß der Schah den Inhaber vom Fiſche zum Monde erhebe (ein perſiſches Gleichniß zwiſchen Tiefe und Höhe), auf der kleinern die Worte: Zeichen des Wohlwollens eines Monarchen, der ſeine Freunde liebt. Die erſten Fremden, welche dieſen Orden erhielten,

waren von dem Geſandtſchaftsperſonale, welches der Kaiſer Napoleon 1808 nach Perſien ſendete, der General Gardanne und ſein Bruder, der Legationsſekretär; ſpäter erhielten ihn noch der Prinz von Benevent (Talleyrand), der Herzog von Baſſano (Maret); 1814 der ruſſiſche Geſandte Mitſchtſchew; neuerdings der öſterreichiſche Geſandte von Hammer-Purgſtall.

Sonnenoſtertanz, die vorgebliche Erſcheinung, daß am Oſtermorgen die aufgehende Sonne, wenn ihr unterſter Rand den Horizont berührt, ein Stück in die Höhe hüpfe und ſich zitternd bewege.

Sonnenpappel (Bot.), ſ. v. a. gemeine Sammtpappel, Sida Abutilon *L.*

Sonnenparallaxe (Aſtron.), der Winkel, unter welchem vom Mittelpunkte der Sonne aus der Halbmeſſer der Erde erſcheint. Sie iſt eines der wichtigſten Elemente in der berechnenden Aſtronomie; der Halbmeſſer der Erde, dividirt durch den Sinus der S., gibt nämlich ſofort die Entfernung der Erde von der Sonne, u. hieraus laſſen ſich nach dem 3. keplerſchen Geſetze (ſ. Kepler und Aſtronomie, S. 1088) auch die Entfernungen aller übrigen Planeten von der Sonne berechnen, ſo bald man nur ihre Umfangszeiten kennt. Die frühere Kenntniß der S. war ſehr ungenügend. Man nahm ſie viel zu groß an. Ariſtarch von Samos beſtimmte ſie zu 3 Minuten, Prolemäns zu 2′ 50″ u. ſelbſt Tycho de Brahe glaubte aus Mondfinſterniſſen ſchließen zu müſſen, daß ſie gegen 3 Minuten betrage. Näher der Wahrheit rückte Caſſini; er fand aus Beobachtungen des Planeten Mars zu Zeit ſeiner Oppoſition 13,4 Sekunden, Lacaille 10,25 Sekunden. Eine genauere Kenntniß der S. aber verdanken wir erſt den Beobachtungen der Venusdurchgänge in den Jahren 1764 und 1769. Durch Berechnung der zahlreichen in den genannten Jahren, beſonders 1769, angeſtellten Beobachtungen fand Lalande 8,53, Lexell 8,63, Euler 8,80, Pingré 8,88 Sekunden, Encke aber mittelſt wiederholten ſehr ſtrengen und ſorgfältigen Berechnungen ſämmtlicher Beobachtungen von 1764 und 1769 8,578 Sekunden, wogegen Mädler 8,571 für die mittlere Sonnenweite ſetzt. Inwieſern dieſe neueſten Reſultate noch ungenau ſind, wird ſich bei den Venusdurchgängen in den Jahren 1874 und 1882 erweiſen.

Sonnenpfannen, die Teiche zur Bereitung des Boiſalzes oder Seeſalzes.

Sonnenpferde, ſ. Helios und Sonnendienſt.

Sonnenquadrant, 1) Quadrant, um die Höhe der Sonne zu meſſen; — 2) ſ. v. a. Quadrantaluhr.

Sonnenrauch, ſ. v. a. Höhenrauch.

Sonnenreiher (Ornith.), ſ. v. a. Eurypyga *Ill.*, Sonnenvogel.

Sonnenried, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Oberviechtach; 120 Einw.

Sonnenring, 1) mattfarbiger Ring, der ſich zuweilen bei dunſtig hellem Himmel um die Sonne (wie Nachts um den Mond) bildet; entſteht aus Dünſten der Erde, die ſich zwiſchen der Sonne und Erde befinden; — 2) Art Sonnenuhren, welche man bequem bei ſich führen kann und die ſonſt, wo die Taſchenuhren noch in höherm Preis ſtanden, ſehr in Gebrauch waren. Ein Ring von ſtarkem Meſſingblech iſt oben mit einem Henkel verſehen und kann ſo an einem Faden in der Schwebe gehalten werden. Die vordere Seite des Ringes hat der Länge nach einen Durchſchnitt. Zur linken Seite des Einſchnitts ſtehen die Anfangsbuchſtaben der erſten 6 Monate, zur rechten Seite die der letzten 6 Monate, und zwar ſo geordnet, daß die Monate von ziemlich gleicher Tageslänge neben einander ſtehen. Auf der entgegengeſetzten, aber innern Seite des Ringes, ſtehen die Stunden des Tages eben ſo in 2 Reihen, ſo daß die 12, als Mittagsſtunde, zu unterſt in jeder Reihe ſteht, darauf die Stunden des Vormittags und Nachmittags neben einander folgen, an welchen die Sonne gleichen Höheſtand hat. Um dieſen Ring iſt noch ein anderer ganz ſchmaler gelegt, welcher mit einem kleinen Loch verſehen iſt, das ſich gerade auf dem oben erwähnten Durchſchnitt befindet. Rückt man den ſchmalen Ring ſo, daß das Loch neben dem laufenden Monat zu ſtehen kommt und hält die Uhr gegen die Sonne, ſo ſcheint ſie durch das Loch und den Durchſchnitt auf die Stundenreihe und der helle Punkt gibt die ungefähre Tagesſtunde an. Bei der Stellung des Lochs muß man beachten, ob man zu Anfange oder zu Ende eines Monats lebt.

Sonnenröschen (Bot), Pflanzengattung, ſ. v. a. Helianthemum *L.*

Sonnenroſe (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Helianthus *L.*

Sonnenſalz, das durch Sonnengradirung gewonnene Salz.

Sonnenſcheibe, ſ. Sonne.

Sonnenſchein, Johann Valentin, Bildhauer und Stukkatorer, 1749 zu Ludwigsburg geboren, modellirte Figuren, Basreliefs u. Ornamente, die damals als höchſt geſchmackvolle Arbeiten galten, weshalb er noch jung in des Herzogs Dienſte kam. Er ſchmückte den Lorbeerſaal der Solitude, den Veſtibule derſelben, die Gallerie ꝛc. mit ſchönen Stukkoarbeiten, verließ aber ſeiner Geſundheit wegen 1775 die Dienſte des Herzogs und übernahm 1778 die Stelle eines Profeſſors an der Kunſtſchule in Zürich, von wo aus er ſich durch ſeine Bildwerke in Thon- und Porzellanmaſſe großen Ruf erwarb. Er † 1816.

Sonnenſchiffchen (foſſ. Infuſ.), ſ. v. a. Heliopelta *Ehrenberg.*

Sonnenſchildkröte (Amphib.), ſ. v. a. Testudo geometrica *L.*

Sonnenſchirm, Schirm, womit man ſich beim Ausgehen gegen die Strahlen der Sonne ſchützt, gebaut wie ein Regenſchirm, nur kleiner, leichter und eleganter. Noch kleiner und oben mit einem Gelenk verſehen, um ſie bei Sonnenſchein in vertikaler Richtung brechen und zum Schutz vor die Augen halten zu können, heißen ſie Knicker.

Sonnenſchirm, chineſiſcher (Mollusk.), ſ. v. a. Umbrella indica *Lam.*

Sonnenſchirmthierchen (Zoophyt.), Infuſoriengatt., ſ. v. a. Megalotrocha *Ehrenb.*

Sonnenſchirmthiere (Infuſ.), ſ v. a. Megalotrochaea, Unterfamilie der Räderthierfamilie der Schizotrocha oder Kerbräderthiere. Bloß die eine panzerloſe Gattung Megalotrocha *Bory* oder Vorticella *Müller*.

Sonnenſchnäbler (Ornith.), auch Wader, Lurchvögel, Stelzenfüßler, Amphibienfreſſer, nach Oken, ſ. v. a. Sumpfvögel oder Grallae (ſ. d.).

Sonnenſchuß (Thierarzneik.), ſ. v. a. Kollee.

Sonnenſeite (Pomol.), die Seite der Aepfel, Birnen ꝛc., welche, während dieſe am Baume hängen, der Sonne zugewendet iſt und dadurch meiſtens eine eigenthümliche Färbung erhält.

Sonnenſenſen, ſteiermärk. Senſen mit dem Zeichen der Sonne.

Sonnenſtadt, ſ. Fauſt 4).

Sonnenſtäubchen, 1) feiner Staub, der bloß in Beleuchtung der Sonne, beſonders in den in ein finſteres Zimmer durch eine ſchmale oder kleine Oeffnung eindringenden Sonnenſtrahlen ſichtbar wird; — 2) äußerſt kleiner Körper.

Sonnenſtein (Min.), Varietät des Adulars, ſ. Kalifeldſpath 1). Das Phänomen des S.s, namentlich in dem neu entdeckten Oligoklas von Tvedeſtrand bei Arendal, wird nach Scheerer durch eingewachſene Eiſenglanzkryſtalle hervorgebracht, die zum Theil bis zur Dicke von $^1/_{100000}$ Linie abnehmen, ſo daß ſie die Farben dünner Blättchen zeigen.

Sonnenſtein (Geogr.), königl. ſächſ. Schloß, Kr. Dresden, Amt Pirna; 250 Einw.; iſt eine bekannte Irrenanſtalt und hat eine Kirche, war früher Staatsgefängniß und galt für feſter, als der Königſtein.

Sonnenſteine (foſſ. Krinoid.), ſ. v. a. Trochiten (ſ. d.).

Sonnenſtern (Zoophyt.), ſ. v. a. Scheibenſtern, Asterias papposa *Lam.*, Crossaster papp. *Müll.* et *Trosch* (in den Nachträgen zu unſerm Werk).

Sonnenſterne (Radiat.), auch Meduſenhäupter, ſ. v. a. Euryalida, nach Vogt, Familie der Seeſterne (Stellerida), mit den Gatt. Euryale, Trichaster, Asteronyx.

Sonnenſtich, 1) (Med., Encephalitis ex insolatione, Insolatio), Gehirnentzündung durch heftige Einwirkung der Sonne auf den bloßen oder nur leicht bedeckten Kopf, beſonders bei Betrunkenen od. Schlafenden. Hat das Eigenthümliche, daß der Schmerz nicht reißend und ſtechend, ſondern drückend und brennend iſt; daß bei ſehr heftigem Schwindel und lebhaften Sinnestäuſchungen Delirien, namentlich furibunder Art, ſelten ſind, dagegen ſympathiſches Erbrechen faſt beſtändig vorkommt, und daß ungewöhnlich frühzeitig, oft ſchon nach wenigen Stunden, an die Stelle der primären Aufregung Sopor mit erweiterten Pupillen und allgemeiner Erſchlaffung tritt. Das Geſicht zeigt dabei meiſt ein dunkelrothes oder bräunliches, von der Sonne verbranntes Kolorit, die Zunge iſt weißlich belegt u. wird frühzeitig trocken, der Durſt iſt ſehr heftig; der Puls iſt frequent, klein, weich, die Haut heiß und ohne Abſonderung, Stuhl u. Harn ſind angehalten; ſ. Gehirnentzündung. — 2) S. v. a. Sonnenbrand; — 3) ſ. v. a. Sonnenkoller.

Sonnenſtrahl (Mollusk.), 1) ſ. v. a. Solen radiatus *Chemn.*; — 2) ſ. v. a. Tellina radiata *L.*

Sonnenſtunde (Chron.), ſ. Sonnenzeit.

Sonnenſyſtem (Aſtron.), die Geſammtheit der Weltkörper, welche ſich um die Sonne als Centralkörper bewegen, mit Einſchluß der Sonne ſelbſt. Dieſes Syſtem iſt nach der Kenntniß, die wir jetzt davon haben, viel zuſammengeſetzter und komplicirter, als man es noch am Ende des 18. Jahrh. geglaubt hatte. Es gehören dazu, außer der Sonne ſelbſt, ſo viel wir gegenwärtig wiſſen, 18 Hauptplaneten, eben ſo viel Nebenplaneten, Myriaden von Kometen, worunter mehre innere, in die Planetenbahnen eingeſchloſſene; ein rotirender Ring (das Zodiakallicht) von dunſtartiger Materie, vielleicht zwiſchen der Venus- und Marsbahn gelegen, und eine Schaar von ſehr kleinen Aſteroiden, deren Bahnen unſere Erdbahn ſchneiden oder ihr ſehr nahe kommen und die Erſcheinungen von Aerolithen und fallenden Sternſchnuppen darbieten. Mit der Sonne ſelbſt bewegt ſich das S. um den gemeinſamen Centralpunkt der Fixſternwelt, welcher in der Gruppe der Plejaden zu liegen ſcheint. Vgl. Sonne. Ueber die im S. wirkenden Kräfte und die Geſetze der Bewegung daſelbſt, ſo wie über die Hauptarten der dazu gehörigen Körper, ihre Einwirkung auf einander ꝛc. ſ. Aſtronomie, S. 1076 ff., Planeten, Kometen.

Sonnentafeln (Aſtron.), aſtronom. Tafeln, welche den jedesmaligen Himmelsort der Sonne, d. h. ihre gerade Aufſteigung, Abweichung ꝛc. angeben. Die brauchbarſten enthält das „Aſtronomiſche Jahrbuch“ von Encke. Große Verdienſte um Herſtellung guter S. erwarb ſich der ital. Aſtronom Carlini. Seine „Esposizione di nuovo metodo di construire le tavole astronomiche applicato alle tavole del Sole“, Mail. 1810, iſt von Beſſel durch Korrektionstafeln noch mannichfach verbeſſert worden. Aeltere Tafeln beſitzen wir von Lacaille, Mayer, Zach (1804) und Delambre (1805).

Sonnentag (Chron.), ſ. Sonnenzeit.

Sonnenthal, ſ. v. a. Sulzberg (Thal).

Sonnenthaler, ſ. v. a. Escudo al sol.

Sonnenthau (Bot.). I. Drosera *L.*, Pflanzengatt. der Droseraceae *Dec.*, der Cistineae Droseraceae *Rchb.*, Pentandria Pentagynia *L.* Charakter: Kelch 5ſpaltig oder 5theilig; Blumenkrone 5blätterig; Staubgefäße 5; Griffel 3—5, jeder 2theilig, am Grunde verbunden; Kapſel einfächerig, 3- bis 5klappig. Gegen 50 Arten, ausdauernde Kräuter mit reizbaren Blättern mit Drüſenhaaren, faſt in allen Theilen der Erde; wir führen nur die deutſchen (europäiſchen) Arten an, welche heilkräftig ſind: 1) Dros. anglica *Huds.*, ſchaufelblätteriger S. Blätter länglich-keilförmig; Blüthenſchäfte aufrecht, noch einmal ſo lang als die Blätter;

Digitized by Google

Narben keulenförmig, ungetheilt. Auf Torfmooren und Torfmooſen, welche immer feucht ſind, durch Europa. Es iſt die größte deutſche Art. Hayne, Arzneig., 3, T. 29. — 2) Dros. intermedia *Hayne*, mittelſtändiger S. Blätter verkehrt-eirund-keilförmig; Blüthenſchafte aus einer gebogenen oder niederliegenden Baſis aufſtrebend, etwas länger als die Blätter; Narben verkehrt-eirund ausgerandet. An gleichen Stellen wie vorige Art durch ganz Europa. Hayne, Arzneig., 3, T. 28. — 3) Dros. rotundifolia *L.*, rundblätteriger S. Blätter kreisrund; Blüthenſchäfte aufrecht, 3 mal länger als die Blätter; Narben keulenförmig, ungetheilt. Auf Torfmooren und ſumpfigen Wieſen, die mit Torfmooſen dicht bewachſen ſind, in Nord- und Mitteleuropa, ſo wie in Nordaſien u. Nordamerika. Man ſammelt zum Gebrauche in den Apotheken das ganze Pflänzchen, am beſten bei beginnender Blüthe, alſo im Juni als Sonnenkraut, Sichon-, Sindau-, Sonnenlöffel-, Ohrlöffelkraut, Herba Rorellae s. Ros solis s. Herba roris solis, Herba Sponsae solis. Sie ſind geruchlos, ſchmecken bitterlich, gelind zuſammenziehend und ſäuerlich ſcharf. Die friſchen Blätter ſollen, wenn man ſie zerquetſcht, auf der Haut Blaſen ziehen. Man wendete ſie ſonſt häufig gegen Waſſerſucht, Bruſtkrankheiten, Wechſelfieber, verſchiedene Augenübel ꝛc. an. Die homöopathiſche Schule bedient ſich ihrer noch jetzt als Heilmittel. Hahnem., Reine Arzneimittell., VI. Häufig findet man nicht bloß dieſe Art, ſondern auch eine oder die andere der früher genannten Arten, oder beide mit einander gemiſcht im Handel vor. Dies dürfte wenig ſchaden, da die Wirkſamkeit im getrockneten Zuſtande bei einer ſo gering als bei der andern ſeyn mag. Hayne, Arzneig., 3, T. 27; Schkuhr, T. 187. — Geſchichte. Der S. ſcheint als Arzneimittel beſonders durch Arnold de Villanova berühmt geworden zu ſeyn, der zu Ende des 13. Jahrh. als Profeſſor zu Barcelona lebte, ſpäter aber in mehren Städten Italiens ſich aufhielt, da er von der ſpan. Geiſtlichkeit als Goldmacher und Verbündeter des Teufels angeſehen wurde. Der S. war ein Beſtandtheil des ſo berühmten Goldwaſſers (Aqua Auri), das faſt gegen alle Krankheiten dienen ſollte, und mit Weingeiſt und Gewürz zubereitet durch Wohlgeſchmack ſich auszeichnete, ja noch bis auf den heutigen Tag kennt man dergleichen Liqueure, die urſprünglich in Italien gefertigt wurden, unter dem Namen Roſoglio (Rosolis, Rorella s. Drosera). Aber nicht nur der S., ſondern auch der Meerthau (Ros marinus) iſt durch dieſen Alchemiker berühmt geworden, er bereitete faſt zuerſt aus dem Rosmarin ein ätheriſches Oel und deſtillirte eine ſpirituöſe Flüſſigkeit, die ſpäter unter dem Namen ungariſches Waſſer ſo verbreitet wurde, und noch immer nicht ganz vergeſſen iſt. — Die Gattung iſt der Typus der Droſeraceä (ſ. d.). — II. S. v. a. gemeiner Löwenfuß, Alchemilla vulgaris *L.*

Sonnenthierchen (Zoophyt.), Actinophrys *Ehrenb.*, Gatt. der Infusoria polygastrica Enchelya *Ehrenb.*, der Zunft der polypenartigen Infuſorien nach Oken. Charakter: Ohne Faß und wirbelnde Organe, aber mit ſtrahlenartig überall hervorſtehenden Fühlborſten und gerade abgeſtutztem, zahnloſem Mund. Wichtigſte Arten: 1) A. sol *Ehrenb.*, Inf., XXXI, 6, Trichoda sol *Müll.* Kugelig, weißlich, die Strahlen ſo groß wie der Durchmeſſer des Körpers; farblos, $^1/_{24}$ Linie, in ſtehendem Waſſer. — 2) A. viridis *Ehrenb.*, XXXI, 7. — 3) A. difformis *Ehrenb.*, XXXI, 8.

Sonnenuhr (Aſtronom.). Die Himmelskugel dreht ſich bekanntlich ſcheinbar um eine feſte gerade Linie, welche als durch das Auge des Beobachters gehend angenommen und die Weltaxe genannt wird. Die gerade Linie, deren Richtung ein in dem Auge des Beobachters aufgehängtes Bleiloth darſtellt, heißt eine Vertikale und die durch die Weltaxe und Vertikale beſtimmte Ebene Meridian. Legt man durch das Auge des Beobachters zwei Ebenen, von denen die eine auf der Weltaxe, die andere auf jener Vertikale ſenkrecht ſteht, ſo nennt man die erſte dieſer beiden Ebenen den Aequator, die zweite den Horizont, wobei ſogleich erhellt, daß auf dieſen beiden Ebenen der Meridian ſenkrecht ſteht. Die gerade Linie, in welcher der Meridian den Horizont ſchneidet, heißt die Mittagslinie und der von der Weltaxe und Mittagslinie am Auge des Beobachters eingeſchloſſene, 90 Grade nicht überſteigende Winkel d. h. der Neigungswinkel der Weltaxe gegen den Horizont, wird die Polhöhe genannt. Errichtet man durch das Auge des Beobachters in dem Horizonte auf die Mittagslinie ein Perpendikel, ſo erhält man vier von dem Auge des Beobachters ausgehende, auf einander ſenkrechte gerade Linien im Horizonte, welche die Südlinie, die Weſtlinie, die Nordlinie u. die Oſtlinie genannt werden. Derjenige der beiden Theile der auf der Mittagslinie ſenkrechten geraden Linie, welcher von dem Auge des Beobachters aus nach der Gegend hin gerichtet iſt, wo ſich bei der Bewegung der Himmelskugel alle Geſtirne über den Horizont erheben, d. h. aufgehen heißt die Oſt-, und dieſer iſt die Weſtlinie direkt entgegengeſetzt. Nimmt der Beobachter eine ſolche Stellung an, daß die Oſtlinie vor ihm, die Weſtlinie alſo hinter ihm liegt, ſo liegt zu ſeiner Rechten die Südlinie, zu ſeiner Linken die Nordlinie. Die Gegenden des Horizonts, nach denen die Südlinie, die Weſtlinie, die Nordlinie, die Oſtlinie gerichtet ſind, heißen reſpektive Süden, Weſten, Norden, Oſten. Die Bewegung der Himmelskugel iſt von Oſten nach Weſten gerichtet. Der Meridian wird durch die Weltaxe in zwei Theile getheilt, in deren einem die Südlinie und im andern die Nordlinie liegt. Den erſten dieſer beiden Theile des Meridians nennt man die ſüdliche, den zweiten die nördliche Hälfte des Meridians. Denkt man ſich nun, von der ſüdlichen Hälfte des Meridians anfangend, den ganzen Raum um die Weltaxe durch 24 gleiche von derſelben ausgehende Ebenen in eben ſo viel Winkel getheilt, ſo heißen die 24 von der Weltaxe ausgehenden

Ebenen, durch welche dieſe Theilung bewirkt wird, Stundenebenen, und werden ſie v. der ſüdlichen Hälfte des Meridians an nach Weſten hin die 0te, 1te, 2te, 3te, 4te, 5te u. ſ. w. 23ſte Stundenebene genannt. Wenn ſich nun der Mittelpunkt der Sonne in der 0ten, 1ſten, 2ten, 3ten, 4ten, 5ten u. ſ. w. 23ſten Stundenebene befindet, ſo ſagt man, daß es reſpektive 0 Uhr, 1 Uhr, 2 Uhr, 3 Uhr, 4 Uhr, 5 Uhr u. ſ. w., 23 Uhr nach wahrer Sonnenzeit ſey, welches die aſtronomiſche Methode, die Stunden zu zählen, iſt, auf die aber die im bürgerlichen Leben gebräuchliche leicht reducirt werden kann. Was man unter Halbe-Stundenebenen zu verſtehen hat, geht aus dem Obigen von ſelbſt hervor. Die von den Stundenebenen mit der ſüdlichen Hälfte des Meridians eingeſchloſſenen Winkel, indem man dieſe von der ſüdlichen Hälfte des Meridians nach Weſten hin von 0 bis 360° zählt, heißen Stundenwinkel, und es entſpricht alſo überhaupt der nten Stundenebene ein Stundenwinkel von 15 Graden. Man denke ſich nun eine beliebige durch das Auge des Beobachters gehende ebene oder krumme Fläche, welche die Uhrfläche genannt wird, und einen mit der Weltaxe zuſammenfallenden materiellen Stift, den wir den Stil (Gnomon), ſeinen Durchſchnittspunkt mit der Uhrfläche den Mittelpunkt der Uhr nennen wollen. Ferner denke man ſich auf der Uhrfläche die Linien gezogen, in denen dieſelbe von den Stundenebenen geſchnitten wird, welche die Stundenlinien genannt und im Folgenden immer nach derſelben Ordnung, wie die entſprechenden Stundenebenen mit 0, 1, 2, 3, 4, 5, . . 23, bezeichnet werden ſollen, den Stil von der Sonne beſchienen und einen Schatten auf die Uhrfläche werfend, ſo wird man, wenn der Schatten des Stils überhaupt mit der nten Stundenlinie zuſammenfällt, offenbar zu ſchließen berechtigt ſeyn, daß ſich, indem man das obere oder untere Zeichen nimmt, je nachdem $n < 12$ oder $n = > 12$ iſt, der Mittelpunkt der Sonne in der $(n \pm 12)$ten Stundenebene befindet, und es alſo $(n \pm 12)$ Uhr nach wahrer Sonnenzeit iſt. Eine Vorrichtung von der angegebenen Beſchaffenheit, welche man eine S. zu nennen pflegt, wird folglich zur Beſtimmung der wahren Sonnenzeit gebraucht werden können. Der größern Bequemlichkeit wegen bezeichnet man jedoch häufig die Stundenlinien auf den S.en auf eine von der vorhergehenden verſchiedene Art, und zwar ſo, daß den Zahlen der Stundenebenen die Zahlen der Stundenlinien auf folgende Weiſe entſprechen:

Stundenebenen:	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Stundenlinien:	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
Stundenebenen:	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
Stundenlinien:	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11

Durch dieſe Bezeichnungsart erlangt man den ſehr wichtigen Vortheil, daß es n Uhr iſt, wenn der Schatten des Stils mit der nten Stundenlinie zuſammenfällt. Wollte man die Uhr für bürgerliche Zeit einrichten, ſo müßten den Zahlen der Stundenebenen die Zahlen der Stundenlinien auf folgende Art entſprechen:

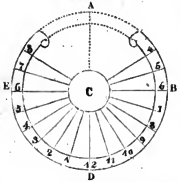
Stundenebenen:	0 Mitternacht	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Stundenlinien:	12	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
		Vormittag.										
Stundenebenen:	12 Mittag	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
Stundenlinien:	12	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
		Nachmittag.										

Daß eine S. nur ſo lange brauchbar iſt, als ſie von der S. beſchienen wird und der Stil einen Schatten auf ſie wirft, verſteht ſich von ſelbſt. Die Wiſſenſchaft von der Verzeichnung aller Arten von S.en auf ebenen und krummen Flächen iſt die Gnomonik und die Hauptaufgabe derſelben iſt alſo, wie aus dem Obigen unmittelbar hervorgeht, folgende: Man ſoll, wenn die Uhrfläche gegeben iſt, die Durchſchnittspunkte der Stundenebenen mit dieſer Fläche finden. In das Gebiet der praktiſchen Gnomonik gehört übrigens auch noch die Aufſtellung aller Arten von S.en, welche aber hier außer unſerm Zwecke liegt; wir werden vielmehr im Folgenden immer annehmen, daß die Lage der Mittagslinie und die Polhöhe gegeben ſey. Die obige Hauptaufgabe der Gnomonik wollen wir nun im Folgenden in möglichſter Allgemeinheit aufzulöſen ſuchen, indem wir jedoch immer annehmen, daß die Uhrfläche eine Ebene iſt, welches auch bei wirklichen Anwendungen bei Weitem der am Häufigſten vorkommende Fall iſt, indem auf krummen Flächen verzeichnete S.en größtentheils nur als ziemlich unnütze und veraltete Spielereien zu betrachten ſind. Im Art. Meridian wurde die Beſtimmung dieſer Linie und eben ſo in Polhöhe die dieſes Winkels gelehrt, worauf wir uns alſo hier nicht einzulaſſen brauchen.

Eine Aequinoktialuhr iſt diejenige, welche auf einer Fläche beſchrieben wird, die mit dem Horizont einen Winkel macht, welcher der Höhe des Aequators gleich iſt, eine Horizontaluhr iſt diejenige, die auf einer Horizontalfläche beſchrieben wird, eine Vertikaluhr diejenige, welche man auf Vertikalflächen beſchreibt. Sieht die Fläche gegen Mittag, ſo nennt man die darauf beſchriebene Uhr eine Mittagsuhr, hingegen eine Mitternachtsuhr, wenn jene Fläche gegen Mitternacht gerichtet iſt. Endlich heißt eine deklinirende Uhr eine ſolche, bei welcher die Fläche deklinirt. Die Morgenuhren ſind ſolche, die auf einer gegen Morgen gerichteten Fläche, Abenduhren aber, welche auf einer Fläche, die gegen Abend ſieht, beſchrieben ſind. Die Polaruhren ſind die, welche auf einer Fläche beſchrieben werden, die gegen Norden dergeſtalt inklinirt, daß ſie mit der Horizontalfläche einen Winkel macht, welcher der Polhöhe gleich iſt. Wenn die Flächen Winkel mit der Horizontalfläche machen, die weder der Höhe des Aequators noch des Pols gleich ſind, ſo nennt man es inklinirte Uhren; deklinirt die Fläche zugleich von Mittag oder Mitternacht, deklinirte Uhren, welche letzteren nicht mehr gebräuchlich ſind.

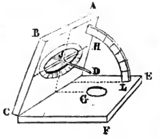
Eine Aequinoktialuhr zu verfertigen. Man beſchreibt einen Kreis (Fig. 1) und theilt ihn in 24 gleiche Theile, ſo ſind die Linien, welche aus dem Mittelpunkte C in die

Fig. 1 a.



Theilungspunkte der Peripherie gezogen werden, die Stundenlinie, ſchreibt ferner auf die Abendſeite die Vormittagsſtunden und auf die Morgenſeite die Nachmittagsſtunden. Endlich richtet man in dem Mittelpunkte C die Zeigerſtange perpendikular auf, die nicht allzugroß ſeyn darf. Weil in Anſehung der Sonnenweite von der Erde ihr halber Diameter nur für einen Punkt zu halten, ſo kann man den Mittelpunkt des Kreiſes C für den Mittelpunkt der Erde und weil der Kreis in der Fläche des Aequators iſt, die auf der Mittagslinie auf CD perpendikular errichtete Zeigerſtange für die Weltaxe annehmen. Da nun die Sonne ihre Tagebogen mit dem Aequator parallel beſchreibt und ſich einmal ſo geſchwind wie das andere bewegt, ſo muß auch der Schatten der Weltaxe auf der Aequinoktialfläche in gleicher Zeit gleiche Theile des Kreiſes beſchreiben. Weil ferner die Sonne in 24 Stunden herumkommt, ſo darf die Peripherie des Kreiſes nur in 24 gleiche Theile getheilt werden, um die Stundenlinien zu haben. Und weil endlich der Schatten der Sonne gegenüber geworfen wird, ſo fallen die Vormittagsſtunden gegen Abend, die Nachmittagsſtunden gegen Morgen, demnach muß der Punkt 12 auf der Mittagslinie liegen. Da in unſern Landen die Sonne nicht viel vor 4 Uhr aufgeht und nicht lange nach 8 Uhr über dem Horizont bleibt, darum werden die Stunden Vormittags von 4 Uhr an, Nachmittags aber bis 8 Uhr auf die obere Aequinoktialfläche geſchrieben; hingegen

Fig. 1 b.



auf der untern Fläche an allen Orten die Stunden frühe von 6 Uhr an bis Abends um 6 Uhr. Wenn man auf dem Deckel ABCD (Fig. 1) des Magnetkäſtleins CFED oben die obere und unten die untere Aequinoktialuhr beſchreibt und ihm nach der gegebenen Höhe des Aequators in einem jedem Orte des Quadrantens LH erhöht, vermittelſt der Magnetnadel aber die Uhr gegen die Gegenden der Welt richtet, ſo hat man eine allgemeine Aequinoktialuhr, die man überall gebrauchen kann.

Um eine Horizontaluhr zu beſchreiben, zieht man die Mittagslinie (Fig. 2) oder nimmt

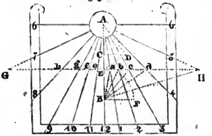
Fig. 2 a.

ſie auf einer beweglichen Fläche nach Belieben an, errichtet in dem nach Belieben erwählten Punkte C eine Perpendikularlinie CD von beliebiger Länge, macht den Winkel CAD der gegebenen Polhöhe gleich, macht in D den Winkel CDE = CAD und zieht die Linie DE, durch E die Linie GH, welche AB rechtwinklig durchſchneidet, macht EB = ED und beſchreibet den Quadranten EF, theilet ihn in 6 gleiche Theile und zieht aus dem Mittelpunkte B durch die Theilungspunkte bis an die Linie GH die Linien Ba, Bb, Bc u. ſ. w., trägt aus E gegen G die Theile Ea, Eb, Ec u. ſ. w., beſchreibt aus A mit beliebiger Eröffnung des Kreiſes einen kleinen Kreis und zieht gegen den Mittelpunkt A bis an die Peripherie und die nach Belieben gemachte Einfaſſung der Uhr durch alle Theilungspunkte der Linie GH gerade Linien, ſo ſind dieſe die Stundenlinien A 5, A 4, A 3 u. ſ. w. Dann zieht man durch A die ſechſte Stundenlinie 6. 6. auf die zwölfte A 12 perpendikular, verlängert A 7 bis 7 über den Kreis und A 8 bis in 8, A 5 bis in 5, A 4 bis in 4, damit man die Abendſtunden A 7 und A 8, ingleichen die Früheſtunden A 4 und A 5 bekommt, errichtet in A die Zeigerſtange entweder nach der Linie AD oder CD auf, jedoch dergeſtalt, daß der Triangel ADE in der Fläche des Meridians iſt, oder auf der Uhrfläche perpendikular ſteht. Anſtatt der Zeigerſtange kann man auch Dreiecke ADE oder ACD von ſtarkem Blech, doch oben in AD ſcharf abgeſchliffen, nehmen. Stellt man ſich nun vor, als wenn BD die Zeigerſtange einer Aequinoktialuhr wäre, welche in GH errichtet wurde, alſo GH die Linie iſt, wo die Aequinoktialfläche die

Horizontalfläche berührt, ſo iſt klar, daß die Eintheilungen für die Stunderlinien in der Linie GH gefunden werden, wenn man die Stundenlinien der Aequinoktialuhr bis an GH verlängert. Wenn man ſich nun ferner denkt, daß die Aequinoktialuhr auf die Horizontalfläche dergeſtalt niedergelegt würde, daß die verlängerten Stundenlinien noch in den vorigen Punkten die GH durchſchnitten, ſo fällt DE auf EB und der eine Quadrant der Aequinoktialuhr auf EFB, woraus hervorgeht, daß die Stundenlinien in der Horizontaluhr richtig gefunden wurden. Es iſt klar, daß man vermittelſt der Aequinoktialuhr eine Horizontaluhr, darauf die Mittagslinie AB gefunden worden, gar leicht beſchreiben kann. Weil der Winkel EBA 15°, EBb 30°, EBc 45°, EBd 60°, EBH 75° beträgt, ſo ſind vermöge der trigonometriſchen Tafeln die Tangenten (wenn EB 1000 angenommen wird) EA = 267, EB = 577, EC = 1000, ED = 1732, EH = 3732, welches zu großen S.en dient.

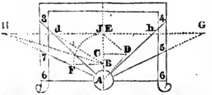
Eine Mittagsuhr zu zeichnen. Die Beſchreibung iſt völlig wie vorhin, außer daß die Winkel CAD und CDE der Höhe des Aequators gleich gemacht werden müſſen.

Fig. 2 b.



Um eine Mitternachtsuhr zu zeichnen, zieht man die Mittagslinie EA (Fig. 3) auf eine

Fig. 3.

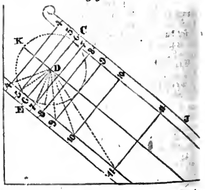


Fläche, die gegen Mitternacht ſieht, und beſchreibt aus A nach Belieben einen kleinen Kreis. Macht die Winkel DAC u. EDC des Aequators Höhe gleich, und über dieſes EB = ED, zieht durch E die Linie GH auf EA perpendikular und theilt den aus B durch F beſchriebenen Quadranten EF in 6 gleiche Theile. Durch die zwei letzten Theilungspunkte zieht man aus A die Linien Ad und AH, welche die 7. und 8. Stundenlinie nach Mittag geben wird, macht Eh = Ed und EG = EH, ſo bekommt man auch die 4. und 5. Stundenlinie vor Mittag, zieht durch A die Linie 6.6 auf AE perpendikular, ſo hat man die 6. Stundenlinie vor und nach Mittag; endlich richtet man noch die Zeigerſtange nach der Linie AD oder CD über die Mittagslinie AE auf, oder nimmt dafür den Triangel EDA. Der Beweis für die Richtigkeit iſt wie bei der Horizontaluhr leicht zu finden, zumal wenn man ſich vorſtellt, als wäre die Aequinoktialuhr nach dem Winkel DEA, welcher der Höhe des Pols gleich iſt, angelegt, die Zeigerſtange aber DA durch den Mittelpunkt der Aequinoktialuhr bis in A geſtoßen würde.

Die Linie EA bedeutet hier auf der Mitternachtsuhr den Durchſchnitt einer über der Mittagslinie errichteten Mittagsfläche, mit derjenigen Fläche, worauf in gegenwärtiger Aufgabe die Uhr konſtruirt werden ſoll. Um dieſe EA zu erhalten, ſo braucht man nur die auf der Horizontalfläche gezogene Mittagslinie, bis an die Fläche, worauf man die Uhr zeichnen will, zu verlängern und in dem Punkte, wo jene Mittagslinie in die Fläche einſchneidet, eine lothrechte Linie zu errichten, ſo hat man die geſuchte EA. Noch beſſer: Man errichtet in A einen Stift ſenkrecht auf die Wand, und zieht in den Augenblicken, da eine gehörig geſtellte Aequinoktialuhr Morgens 5 Uhr und Abends 7 Uhr zeigt, auf der Wand aus A die Richtungen, nach denen der Schatten des von der Sonne beſchienenen Stiftes fällt, ſo liegt die Mittagsline EA in der Mitte zwiſchen jenen beiden Schattenlinien, die gleichen Stunden Vor- und Nachmittags zugehören.

Eine Morgenuhr zu beſchreiben. Auf der Seite der Mittagsfläche (Fig. 4), die gegen Morgen ſteht, zieht man eine gerade Linie AB mit dem Horizonte parallel und eine andere AK, die mit AB einen Winkel KAB macht, welche mit der Höhe des Aequators gleich iſt. Aus einem nach Belieben angenommenen Punkte beſchreibt man mit beliebiger Weite DE einen Kreis und zieht durch D auf KA die Linie EC perpendikular, theilt einen jeden Quadranten in 6 gleiche Theile und zieht aus dem Mittelpunkte D durch die Theilungspunkte bis an EG und CJ Linien, ſo bekommt man die Stundenlinien, wie die Fi-

Fig. 4.

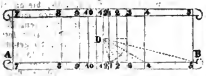


gur zeigt. Richtet man in D eine Zeigerſtange perpendikular, die der Linie DE gleich, oder eine andere in der Höhe dieſer Linie mit CE parallel iſt, auf, ſo iſt die Uhr fertig. Wenn man ſich vorſtellt, als ſey die Aequinoktialuhr auf der Linie FG perpendikulär und dergeſtalt aufgerichtet, daß FG von der 6. Stundenlinie in E berührt wird, und alſo der Zeiger mit EC parallel iſt, ſo läßt ſich der Beweis für die Richtigkeit wie bei der Horizontaluhr führen.

Eine Abenduhr wird wie die Morgenuhr auf der Abendſeite des Meridians gezeichnet, nur werden die Stunden ſo geſchrieben, daß 8 der 4, 7 der 5, 6 der 6 u. ſ. w. entſpricht.

Bei Beſchreibung einer Polaruhr zieht man die Linie AB mit dem Horizonte parallel (Fig. 5)

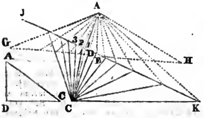
Fig. 5.



und ſucht die Mittagslinie CE, theilt dieſelbe in 2 gleiche Theile in D und beſchreibt aus D mit der Hälfte DE einen Quadranten. Theilt ihn in 6 gleiche Theile, und zieht aus D durch alle Theilungspunkte gerade Linien, welche AB in 1, 2, 3, 4, 5 durchſchneiden, trägt die Theile E1, E2, E3 u. ſ. w. aus E in 11, in 10, in 9 u. ſ. w. und zieht beiderſeits aus den Theilungspunkten mit der Mittagslinie CE Parallellinien, ſo ſind dieſes die Stundenlinien. Endlich richtet man die Zeigerſtange in die Höhe DE über die Mittagslinie CE perpendikular auf, ſo iſt die obere Polaruhr fertig. Wenn man alle Stunden bis auf 4 und 5, desgleichen 8 und 7 wegſtreicht, ſo iſt dieſes dann die untere Polaruhr. Die Richtigkeit ergibt ſich aus der Konſtruktion der Morgenuhr.

Eine Uhr zu beſchreiben, die von Mittag gegen Morgen oder gegen Abend abweicht. Man beſchreibt eine Horizontaluhr AGH (Fig. 6) und GH ſey die Linie, in wel-

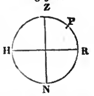
Fig. 6.



cher die Aequinoktialfläche die Horizontalfläche durchſchneidet. Durch E, wo die Mittagslinie AE die Linie GH ſchneidet, zieht man eine Linie JK, welche mit GH einen ſo großen Winkel macht, als die Abweichung der gegebenen Fläche iſt, ſo geben ſich Eintheilungen für die Stundenlinien auf der Linie JK. Zieht man auf der gegebenen Fläche eine Linie JK mit dem Horizonte parallel und trägt die gefundenen Theile E1, E2, E3 u. ſ. w. darauf, richtet in E das Perpendikel EC von der Länge auf, als die Weite des Mittelpunkts in der Mittagsuhr von der Horizentalfläche beträgt, ſo hat man den Mittelpunkt, von wo aus die Stundenlinien CE, C1, C2, C3 u. ſ. w. gezogen werden. Läßt man auf dem Papiere aus A auf JK das Perpendikel AD fallen und trägt die Weite ED auf die Mauer, über welche die Uhr beſchrieben wird, ſo iſt DC die Linie, über welche der Zeiger kommt. Setzt man endlich AD und DC rechtwinklig zuſammen, ſo iſt AC die Zeigerſtange, welche unter dem Winkel DCA in C an der Mauer befeſtigt wird.

Eine Uhr zu zeichnen, die von dem Zenith gegen Morgen oder Abend abweicht. Es ſey HR der Horizont (Fig. 7),

Fig. 7.

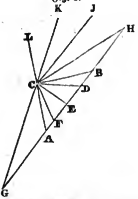


PR die Polhöhe, Z das Zenith und N das Nadir, ſo iſt klar, daß unſere Horizontalfläche in einem Orte, der von uns 90° abliegt, die Vertikalfläche demnach die Polhöhe, die an demſelben Orte das Komplement unſerer zu 90° iſt, PZ ſey. Deswegen darf man nur eine abweichende Mittagsuhr auf das Komplement der Polhöhe verzeichnen, ſo iſt ſelbige die bei uns von dem Zenith abweichende und gewünſchte Uhr. Desgleichen erhellt hieraus, daß man vermittelſt einer Mittagsuhr unſeres Ortes, welche die Horizontaluhr unter dem Komplement unſerer Polhöhe iſt, die von dem Zenith abweichende Uhr zeichnen kann, eben ſo wie man die vom Mittage abweichende vermittelſt der Horizontaluhr verzeichnet.

Auf einer ſchiefliegenden Fläche eine Uhr zu beſchreiben. Wenn die ſchiefliegende Fläche DC (Fig. 8) zwiſchen die Aequinoktialfläche CE und die Vertikalfläche CB fällt, ſo daß der Winkel DCA größer iſt, als die Höhe des Aequators ECA, ſo beſchreibt man oben eine Mitternachtsuhr, unten aber eine Mittagsuhr auf die Höhe des Aequators, welche der Summe aus gedachter Höhe und dem Komplement des Abweichungswinkels vom Horizonte zu einem Quadranten gleich iſt. Dafür den Beweis der Richtigkeit zu führen, ſey CG auf CD perpendikular, ſo iſt DC die Mittagsfläche unter der Höhe des Aequators ECG. Da nun BCA = DCG = 90°, ſo iſt ACG = DCB, alſo dem Komplement des Abweichungswinkels zu einem Quadranten gleich und demnach ECG = ECA + DCB.

Wenn aber die ſchiefliegende Fläche FC zwi-

Fig. 8.



ſchen die Aequinoktialfläche CE und Horizontalfläche CA fällt, ſo daß der Winkel FCA kleiner, als die Höhe des Aequators ſeyn ſoll, ſo beſchreibt man oben eine Horizontaluhr auf der Polhöhe, welche der Summe der Polhöhe des Orts und dem Abweichungswinkel FCA gleich iſt. Denn weil bei E ein rechter Winkel und ECF die Höhe des Aequators über der Fläche CF iſt, ſo iſt EFC die Polhöhe auf derſelben Fläche. Da nun gleichfalls FAC die Polhöhe des Ortes iſt, ſo iſt klar, daß die Polhöhe der Uhr EFC der Polhöhe des Ortes FAC und dem Abweichungowinkel vom Horizonte FCA gleich ſeyn muß.

Wenn aber HC zwiſchen die Vertikalfläche BC und die Polarfläche FC fällt, ſo daß der Winkel HCL größer iſt, alo die Polhöhe FCL, ſo beſchreibt man oben eine Mittagouhr, unten aber eine Mitternachtouhr auf die Höhe des Aequators, welche dem Unterſchiede zwiſchen der Höhe des Aequators in dem Orte und der Abweichung vom Zenith HCB gleich iſt. Denn wenn HC für die Vertikalfläche angenommen wird, ſo iſt HCJ der Höhe des Aequatoro gleich, nun iſt aber auch JCB der Höhe des Aequators in dem Orte gleich. Daher iſt die Höhe deo Aequators für die Uhr JCH der Unterſchied zwiſchen der Höhe des Aequators in dem Orte JCB und der Abweichung von dem Zenith HCB.

Wenn endlich KC zwiſchen die Horizontalfläche CL und die Polarfläche CJ fallt, ſo daß der Winkel KCL kleiner iſt, alo die Polhöhe JCL, ſo beſchreibt man eine Horizontaluhr für die Polhöhe, welche dem Unterſchiede zwiſchen der Höhe des Aequators für einen Ort und der Abweichung vom Zenith KCB gleich iſt.

Denn wenn KC für eine Horizontalfläche angenommen wird, ſo iſt JCK die Polhöhe. Da nun JCB die Höhe des Aequators in dem gegebenen Orte iſt, ſo iſt klar, daß die Polhöhe auf der Uhr dem Unterſchiede der Höhe des Aequators in dem Orte JCB in der Abweichung der Fläche von dem Zenith KCB gleich ſey. Vgl. Langsdorf, Anfangsgr. der mathem. Wiſſenſchaften, Marburg 1810.

Wie man aus dem oben gegebenen Aufgaben ſieht, ruht die ganze Gnomonik auf aſtronomiſchen Problemen, z. B. auf der Auffindung des Horizontes der Polhöhe des Meridianes eines Ortes, wozu aber bereits in dieſem Werk die nöthige vollſtändige Anleitung gegeben wurde. Vor der Erfindung der Pendeluhren ſchätzte man S.en, als die einzigen Zeitmeſſer äußerſt hoch und mit Recht, da ſie jedenfalls andere ältere ähnliche Apparate der Art, wie die Sanduhren, Waſſeruhren in Genauigkeit, Sicherheit weit übertreffen, in unſerer Zeit hingegen, wo jeder Ort ſeine Uhr, und jede Familie eine Stubenuhr und mehre Taſchenuhren beſitzt, will man von S.en wenig mehr wiſſen, da man jetzt noch obendrein, wenn ein aſtronomiſches Obſervatorium ſich nicht zu fern von einem Ort befindet, leicht mittelſt einer einigermaßen erträglichen Tabelle über Zeitgleichung (ſ. d.), ohne Schwierigkeiten ſich ganz ſicher in der Zeit zurechtfinden und jede Uhr reguliren kann. Auch hilft jeder Sextant, ein Werkzeug, welches jetzt in den meiſten mechaniſchen Werkſtätten genau und für ſehr geringen Preis gearbeitet wird, leicht den Stand der Sonne an jedem Ort zu ermitteln. Darum ſind denn auch alle jene tragbaren S.en die Mond- und Sternenuhren u. wie ſonſt dieſe Apparate Namen haben mögen, längſt in Vergeſſenheit gerathen und dienen, wenn ſie noch exiſtiren, mehr die Neugierde zu befriedigen, als eigentlich Nutzen zu gewähren. Um nichts zu verſäumen, geben wir hier noch einige gnomoniſche Schriften:

Doppelmayr, Neue gründliche Anweiſung nach einer univerſalen Methode große S.en zu zeichnen, Nürnb, 1719; — Schübler, Neue und deutliche Anleitung zur praktiſchen Sonnenuhrenkunſt, Nürnb. 1779; — Sturm, Bericht von S.en, 3 Theile, Nürnberg 1680; — Penther, Gnomonica fundamentalis et mechanica oder Anweiſung, S.en zu verfertigen, Augsb. 1734; — Luchini, Trattenimenti matematici, Rom 1730.

Sonnenuhr (Molluſk.), ſ. v. a. Solarium perspectivum *Lam.*

Sonnenviertelkreis, ſ. v. a. Sonnenquadrant.

Sonnenvogel (Ornith.), Stelzvögelgatt., ſ. v. a. Eurypyga *Ill.*

Sonnenwagen, ſ. Helios und Sonnendienſt.

Sonnenwalde (Geogr.), 1) gräfl. ſolmsſche Standesherrſchaft, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau, mit 1 Stadt, 16 Dörfern, 2 □M. und 4000 Einw.; — 2) Stadt darin; Kirche, Schule, Superintendentur, Poſt, Leinweberei, Garn-, u. Flachshandel, 4 Kram- und Viehmärkte, Hoſpital; 1100 Einw.

Sonnenwedelwurzel (pharm. Bot.), auch Sonnenwende- oder Sonnenwiebelwurzel, ſ. v. a. Radix Cichorii, ſ. Cichorium intybus *L.*

Sonnenweite (Aſtron.), der Abſtand der Erde von der Sonne, in runder Zahl zu 20 Mill. Meilen angenommen, wird alo Maßſtab für größere Entfernungen im Sonnen- und Weltſyſtem in der Aſtronomie gebraucht.

Sonnenwende (Bot.), 1) Pflanzengattung,

ſ. v. a. Heliotropium *L.*; — 2) Pflanzengatt., ſ. v. a. Calendula *L.*

Sonnenwende-Ciſten (Bot.), ſ. v. a. gem. Sonnenröschen, Helianthemum vulgare *Gaertn.*

Sonnenwende-Gürtel (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Beifuß, Artemisia vulgaris *L.*

Sonnenwendel (Bot.), ſ. v. a. gemeine Cichorie, Cichorium intybus *L.*

Sonnenwenden (Aſtron.), 1) Solſtitien, Sonnenſtillſtandspunkte, die 2 Punkte der Ekliptik, die am meiſten (23 Grad 28 Min.) von dem Aequator entfernt ſind. Der am höchſten über dem Aequator oder nördlich ſtehende heißt die Sommer-Sonnenwende (Sommerſolſtitium) und der tiefſte unter ihm die Winter-Sonnenwende (Winterſolſtitium), weil wir dort die Sonne im Anfange unſeres Sommers (am 21. Juni), hier im Anfange des Winters (21. Decbr.) erblicken. S. heißen dieſe Punkte, weil ſich die Sonne in denſelben gleichſam wendet und wieder nach dem Aequator, von dem ſie ſich bis dahin entfernt hatte, zurückkehrt; Sonnenſtillſtandspunkte, weil ſie in dieſen Punkten ſtillzuſtehen und einige Zeit gleichen Abſtand vom Aequator beizubehalten ſcheinen. Uebrigens ſind beide Punkte 180° von einander entfernt. Die Sommer-S. iſt der erſte Punkt des Krebſes (0° ♋), die Winter-S. der erſte Punkt des Steinbocks (0° ♑). Die Parallelkreiſe, welche durch die Solſtitialpunkte gehen, ſind die Wendekreiſe, ſie ſchließen die heiße Zone ein. — 2) Die Zeit, wo die Sonne in die Solſtitialpunkte tritt und dadurch die größte Abweichung nach Süd oder Nord erlangt.

Sonnenwendeſtein (Min.), ſ. v. a. Heliotrop (ſ. d.).

Sonnenwendig (Windſchief), von der ſchraubenförmigen Windung der Holzfaſern. Wird ein Stück Rinde aus dem Baume herausgehauen, ſo läßt ſich dieſer ſchraubenformige Wuchs der Holzfaſern (immer von Oſt nach Sud) wahrnehmen. Kommt häufig bei der Kiefer vor und iſt als Folge eines forterbenden regelwidrigen Bildungstriebes anzuſehen, ſo daß das Holz nur dann ſpaltbar iſt, wenn der Stamm in kurze Stücke getrennt wird. Es iſt noch nicht dargethan, ob dieſe Neigung ſchon bei der Keimung des Samens ſich äußert; am häufigſten kommt ſonnenwendiges Holz in den Kruppelbeſtanden auf Sandboden vor. Keinesfalls iſt die Urſache dem Einfluſſe der Winde oder des Schneedruckes zuzuſchreiben, wie man ſonſt geglaubt hat. Wir können dieſes Winden, in Vergleichung mit andern Erſcheinungen, als eine Abnahme an Wachsthum und Schönheit, als eine Verſchlechterung und als koner mit dem wimmerigen Wuchs des Holzes anſehen.

Sonnenwerke (Salzw.), ſ. Auswerke.

Sonnenwirbel (Bot.), 1) ſ. v. a. gemeiner Feldſalat, Valerianella olitoria *Moench*, u. carinata *Lois.*; — 2) ſ. v. a. gemeiner Löwenzahn, Taraxacum Dens Leonis *Dec.* — Blauer S., ſ. v. a. gemeiner Wegwart, Cichorium intybus *L.*

Sonnenwolfsmilch (Bot.), ſ. v. a. Euphorbia helioscopia *L.*

Sonnenwurz (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Löwenzahn, Taraxacum Dens Leonis *Dec.*

Sonnenzeiger, 1) Zeiger der Sonnenuhr; — 2) ſ. v. a. Sternuhr.

Sonnenzeit (Aſtron.), im Gegenſatze zur Sternenzeit die durch die ſcheinbare tägliche Bewegung der Sonne gemeſſene und beſtimmte Zeit und ihre Abtheilungen. Der Zeitraum, welcher zwiſchen zwei auf einanderfolgenden Mittagen od. obern Durchgängen des Sonnenmittelpunktes durch den Meridian verfließt, heißt ein Sonnentag und zwar wird er zum Unterſchiede vom mittlern Sonnentage zunächſt als wahrer Sonnentag bezeichnet. Der Umſtand nämlich, daß die Sonne auf ihrer jährlichen Bahn durch den Thierkreis ſich nicht gleichförmig ſchnell bewegt und dabei nicht immer auf dem Aequator hin, ſondern auch in nördlichen und ſüdlichen Breiten geht, bewirkt, daß die wahren Sonnentage nicht das ganze Jahr hindurch unter einander vollkommen gleich ſind, ſondern im Maximum um mehre Minuten von einander differiren. Und zwar ſind für uns die wahren Sonnentage um die Zeit des Winterſolſtitiums am längſten, weil um dieſe Zeit die jährliche Bewegung der Sonne von Weſt nach Oſt am größten und ihr Fortrücken in der Ekliptik zu dieſer Zeit auch faſt parallel mit dem Aequator erfolgt, wodurch die Reduktion dieſes Fortrückens auf den Aequator den größten Werth gewährt. Dieſe Ungleichheit der wahren Sonnentage hat zur Folge, daß dieſelben als Zeiteinheit oder Zeitmaß ſich nicht nicht gebrauchen laſſen. Man denkt ſich daher ſtatt der wahren Sonne eine fingirte, ſogen. mittlere Sonne, welche ſich nicht in der Ekliptik, ſondern im Aequator und zwar mit völlig gleichmäßiger Geſchwindigkeit bewegt, und nennt den Zwiſchenraum zwiſchen zwei nächſten obern Kulminationen dieſer fingirten Sonne, welcher das Mittel aus allen wahren Sonnentagen im ganzen Jahre iſt, einen mittlern Sonnentag. Demgemäß hat man auch wahre u. mittlere Sonnenſtunden, Sonnenminuten ꝛc., überhaupt wahre und mittlere Sonnenzeit zu unterſcheiden; die erſtere wird von den gewöhnlichen Sonnenuhren, die letztere von richtig gehenden Taſchen- oder Pendeluhren angegeben. Vergl. Gleichung der Zeit.

Sonnenzirkel, 1) ſ. v. a. Sonnencyklus; — 2) ſ. v. a. Ekliptik.

Sonnenzug, 1) ſ. Salzlecken 1); — 2) ehemals Salzlecke, beſonders unter gewiſſen abergläubiſchen Gebräuchen, z. B. unter Verbrennung einer trächtigen Hirſchkuh mit Haut und Haaren und ohne daß es jemand ſah, deren Aſche mit Lehm und Salz gemiſcht wurde.

Sonne peilen, ſ. Peilen.

Sonner, Ernſt, eifriger Anhänger u. Verbreiter der ſocinianiſchen Lehre, 1572 zu Nürnberg geboren, ſtudirte 1588 zu Altdorf Medicin und Philoſophie, bereiſte 1597 als Führer einiger Patricier Deutſchland, England, Holland, Italien und Frankreich, prakticirte ſeit 1601 in ſeiner Vaterſtadt als Arzt und ward 1605 Profeſſor der Phyſik und Medicin zu Altdorf, wo er 1612 †. Schrieb: Commentarius in Aristotelis metaphysica, herausgegeben von Felbinger,

Jena 1557; — Epistolae medicae; — Orationes u. A.

Sonnerat (Geogr.), auſtral. Landſpitze, Vandiemensland, an der Oſtküſte; 42° 21' 10'' ſüdl. Br. und 156° 9' 30'' öſtl. Länge.

Sonnerat (Biogr.), 1) Pierre, berühmter Reiſender, 1745 zu Lyon geboren, reiſte als Angeſtellter bei der Marine 1768 nach Isle de France, beſuchte mit Commerſon die Inſeln Bourbon und Madagaskar und 1771 die Sechellen, Maldiven, Philippinen und China. Im J. 1772 nach Europa zurückgekehrt, ging er 1774 als Marinekommiſſar wieder nach Indien, deſſen Feſtland er bereiſte. Nach der Uebergabe von Pondichery an die Briten 1778 beſuchte er nochmals Europa, ging aber bald nach Indien zurück und blieb daſelbſt bis um 1803; † zu Paris 1814. Wir haben von ihm Werke mit Kupfern, wozu er an Ort und Stelle die Zeichnungen gefertigt hatte: Voyage à la nouvelle Guinée. Paris 1776, deutſch von A. Ebely, Leipzig 1777, und Voyage aux Indes orientales et à la Chine, fait depuis 1774—1781, Paris 1782, 2 Bde. und 3 Bde., daſ. 1806, 4 Bde., deutſch von Pezzo, Zürich 1783, 2 Bde. — 2) Charles, Zeichner und Maler bildete ſich in Italien und kehrte 1801 nach Paris zurück. Er war ein geſchickter Landſchafts- und Hiſtorienmaler.

Sonneratia (Bot.), nach Linné Sohn, Sternmyrte nach Oken, Gattung der Myrtaceae *Juss.*, Polyandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch unten verwachſen, 4—6ſpaltig, mit ſo viel Blumenblättern; ſehr viele Staubfäden in mehren Reihen. Beere rundlich, halb im Kelch, mit 10—15 Fächern, dünnen Scheidewänden und vielen krummen Samen in Mus; Lappen laubartig; Würzelchen lang. — 3 Arten, Bäume in Oſtindien und auf den Molucken, mit 4eckigen Zweigen, ovalen Gegenblättern u. einzelnen großen Blumen: 1) S. acida *L. fil.*, Rhizophora caseolaris *L.* Molukken. Zweige 4eckig. Blätter länglich-oval. Kelch 6ſpaltig, mit ſo viel Blumenblättern. Beere rundlich, mit ſehr langem Griffel. Der Baum läßt von Stamm und Aeſten Wurzeln fallen. Die Beeren ſind im Farbe und Geruch altem Käſe ſehr ähnlich. Der Baum iſt voll Schmarotzerpflanzen. Die Blätter werden zu Fiſchen gekocht; die halb geöffneten, karminrothen Blumen werden zum Schmuck in den Haaren getragen. Die reifen Früchte ſchmecken ſehr ſauer, werden aber roh gegeſſen und auch zu Fiſchen gekocht. Der ausgedrückte Saft wird mit Honig gegen die Schwämmchen der Kinder und zum Stillen der Hitze der Fieberkranken angewendet; die geſtoßenen Blätter dienen als Kopfumſchlag zur Beruhigung in hitzigen Krankheiten. Rumph, Amb., III, Taf. 40. — 2) S. alba *Smith.* Molukken, am Meer. Zweige rund, Blätter rundlich-oval; Kelch 6—8ſpaltig, ohne Blume. Beere verkehrt-kegelförmig, niedergedrückt. Das Holz iſt zähe und dauerhaft im Meerwaſſer. Der Baum treibt unten ſehr große Knorren, ſo daß man ſich darauf ſetzen kann, und unter dem Baume ragen ſelbſt in bedeutender Entfernung ſpannen- und fußlange, aufrechte, zugeſpitzte Hörner aus der Erde, d. h. armsdicke Holzſtücke, welche ſowohl unter ſich, als mit den dicken Baumwurzeln zuſammenhängen. Schneidet man ihre faſerigen Wurzeln ab, ſo ſterben ſie u. ſehen dann wie Knochen aus. Der Baum beherbergt viele Schmarotzerpflanzen. Das Holz wird ſehr häufig zum Schiffsbau, beſonders zu Rippen, das ſchwammige Holz der Hörner aber wie Kork gebraucht. Die Früchte werden mit Fiſch gekocht, aber nicht roh gegeſſen. Rumph, Amb. 3, T. 73. — 3) S. apetala *Roxb.* In Oſtindien.

Sonneratshuhn (Ornith.), ſ. v. a. Gallus Sonnerati *Temm.*

Sonneſchmidt, Friedrich Traugott, Schriftſteller im Gebiet der Hüttenkunde, 1763 geboren, war früher als Berg- und Hüttendirektor in ſpaniſchen Dienſten, nahm aber dann ſeinen Abſchied und privatiſirte in Hamburg, wo er 1824 †. Schrieb: Beſchreibung der Amalgamation in den Bergwerken von Mexiko, Gotha 1810; — Bericht über die neue Entdeckung des kupferhaltigen, ſalzſauren Natron zur Verbeſſerung der Amalgamation, Leipz. 1811; — Kommentar mit Beſchreibung der ſpaniſchen Amalgamation, daſ. 1811.

Sonnhochberg, öſterr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Sillian; 300 Einw; gehört zur Gemeinde Innervillgarten.

Sonnig (bot. Term.), 1) ſ. v. a. Apricus. — 2) ſ. v. a. Aridus.

Sonnin, Ernſt Georg, Architekt, 1709 zu Perleberg in der Priegnitz geboren, widmete ſich als der Sohn eines Predigers zu Halle der Theologie, befaßte ſich aber dann mit Mathematik und Mechanik und trat 1750 in Hamburg als Baumeiſter auf. Seinen Ruf gründete er durch künſtliche Vorrichtungen, mittelſt deren er drei Thürme der Stadt, die ſich geſenkt hatten, wieder gerade richtete. Auch den Thurm des alten Domes brachte er auf ſolche Weiſe wieder ins Gleichgewicht. Sein Meiſterwerk war die große Michaeliskirche mit dem 456 Fuß hohen Thurm derſelben. Im holſteinſchen Dorfe Rellingen iſt eine von ihm erbaute Rotunde. Er war auch einer der Gründer der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe zu Hamburg, wo er 1794 †.

Sonning (Sunning-upon-Thames), brit. Kirchſpiel, England, Grafſchaft Berks, nordöſtl. von Reading, rechts an der Themſe; 3000 Einw.

Sonninia (Bot.), nach Reichenbach, Untergattung von Diplolepis *R. Br.*

Sonnini de Manoncourt, Karl Nikolaus Sigisbert, franz. Naturforſcher, geb. zu Luneville 1751, ſtudirte zu Pont à Maiſſon bei den Jeſuiten, dann in Straßburg die Rechte u. ward 1768 Advokat am Hofe von Nancy, trat aber bald zum Militär, wurde Kadet bei den Huſaren, dann bei der Marine und als ſolcher 1772 nach Cayenne geſchickt, wo er 1773 u. 1774 Guinea durchſtrich und zu Lande bis an den Rio negro an der peruan. Grenze kam. Er machte hierauf eine Reiſe nach dem Berg Gabrielle und 1775 und kehrte 1775 nach Europa zurück, kam aber bald über die grünen Inſeln, die er, ſo wie

einen Theil von Weſtafrika unterſuchte, nach Cayenne zurück. Im J. 1776 mußte er ſich wegen eines klimatiſchen Fiebers nach Frankreich begeben, 1777 begleitete er den Baron Tott nach der Levante und durchzog Aegypten, Griechenland und Kleinaſien. Im J. 1780 kehrte er nach Frankreich zurück und lebte im Depart. Meurthe auf dem Lande, wo er noch mehre exotiſche Pflanzen akklimatiſirte und weſentliche Verbeſſerungen im Ackerbau machte. Im Anfang der Revolution ward er Friedensrichter. Doch bald wurde er gefangen und, endlich befreit, als Adeliger abgeſetzt und ſeines Vermögens beraubt. Er ging nun nach Paris und erhielt um 1800 die Stelle eines Direktors des Kollegiums zu Vienne, welchen Poſten er jedoch nach 2 Jahren wieder verließ. Im J. 1810 ging er nach der Moldau, gerieth aber hier in Verlegenheit, ſo daß er ſeine Bibliothek verkaufen mußte. Im J. 1811 nach Paris zurückgekehrt, † er daſelbſt 1812. Schrieb: Mémoire sur la culture de la chou-navet de Laponie, Paris 1788 u. 1804; — Voyage dans la haute et basse Egypte, daſ. 1799, 3 Bde.; — Voyage en Grèce et Turquie, daſ. 1801, 2 Bde. — Gab heraus: Nouveau dictionnaire de la science naturelle, daſ. 1805 f., 24 Bde., und den Buffon, daſ. 1799—1808, 127 Bde.

Sonnino, ital. Flecken, Kirchenſtaat, Deleg. Froſinone, nördlich von Terracina; 2300 E., war Hauptort zahlreicher Räuber und wurde 1819 zur Ausrottung derſelben faſt ganz zerſtört.

Sonniſten, Partei der Mennoniten, ſ. Wiedertäufer.

Sonniten, ſ. v. a. Sunniten.

Sonnleitberg, öſterr.-ſteierm. Dorf u. Gemeinde, Kr. Gratz, Bez. Birkenſtein; 120 E.

Sonnleiten (Geogr.), öſterr.-ſteierm. Dörfer: 1) Kr. Bruck, Bez. Bärenek; 240 Einw.; — 2) Kr. Gratz, Bez. Biber; 120 Einw.; — 3) daſ., Bez. Rein; 250 Einw.

Sonnleithner (Biogr.), 1) Chriſtoph, Komponiſt, geb. 1734 zu Szegedin in Ungarn, kam in ſeinem 2. Lebensjahre als Waiſe nach Wien zu einer Tante, Namens Bindel, deren Mann Subkantor an der Metropolitankirche zu St. Stephan war, erhielt von ſeinem Onkel, dem Steueramts-Kontroleur u. Choregenten in der leopoldſtädter Pfarre, Leopold S., Muſikunterricht, mußte aber dafür als Sängerknabe dienen. Durch Fleiß und Anlagen arbeitete er ſich bald zu einem tüchtigen Sänger und Violinſpieler empor, ſtudirte am Jeſuiten-Gymnaſium, abſolvirte Philoſophie und Jurisprudenz, erhielt den Doktorhut, ſpäter die Dekanswürde, galt für einen der erudirteſten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit und † am 25. Dec. 1786. Er komponirte viele Sinfonien, Koncerte, Trios, Meſſen, Gradualien, Offertorien, Requiems und andere Kirchenſtücke, 36 Quartette u. ſ. w. — 2) Johanna, Tochter des Vorigen, vorzügliche Klavierſpielerin, war eine Schülerin des Domkapellmeiſters Preindl.

Sonnſchied, oldenb. Dorf, Fürſtenthum Birkenfeld, Amt Oberſtein; 150 Einw.

Sonnſeit-Winkel, öſterr. zerſtreute Häuſer, Tyrol, Kr. Schwaz, Ldgr. Kitzbühel; 200 Einw.

Sonntag (lat. solis dies, franz. dimanche, engl. sunday), der erſte Tag der Woche, zugleich der wöchentliche Ruhe- und Feiertag der Chriſten, weil an einem ſolchen Chriſtus von den Todten auferſtand und der heilige Geiſt über die Jünger ausgegoſſen wurde. Deshalb feierten ihn ſchon die erſten Chriſten als einen Freudentag neben dem jüdiſchen Sabbath, bis er endlich ausſchließlicher Feſttag ward, der ein charakteriſtiſches Scheidungsmerkmal derſelben von den Bekennern anderer Religionen wurde. Die noch jetzt gewöhnlichen Namen der S.e ſind theils von den ihnen vorausgehenden Feſten, theils von den Sprüchen und Kollekten, mit welchen in frühern Zeiten die religiöſe Verſammlung eröffnet wurde, hergenommen. Sie ſind: 1) 1 S. nach dem Neujahr, welcher jedoch nur in den Jahren Statt findet, in welchen das Neujahr faſt auf einen der 4 letzten Wochentage fällt. — 2) 1—6 S.e nach dem Erſcheinungsfeſte (ſ. Epiphanias). Die größere oder kleinere Anzahl dieſer S.e hängt von dem frühern od. ſpätern Eintritte des Oſterfeſtes ab. — 3) Die vor den ſogenannten Faſtenſonntagen fallenden: Septuageſima, Sexageſima und der nächſte Vorfaſtenſonntag: Eſtomihi. Der erſte heißt darum ſo, weil er der 70., der zweite, weil er nach Annahme einer runden Zahl der 60. Tag vor dem Oſterfeſte iſt, und der dritte hat ſeinen Namen von den lat. Anfangsworten des Geſanges oder der Vorleſung, womit die lat. Kirche an dieſem Tage den Gottesdienſt begann. Der letzte heißt auch Faſtnachtsſonntag, weil man in der ältern Kirchenſprache die Zeit vor einem Feiertage (den Vorabend) mit dem Worte Nacht bezeichnete, u. überhaupt die Alten ihre Tage von dem Abende zu rechnen anfingen. — 4) Die Faſtenſonntage, darum ſo genannt, weil als Nachahmung des 40tägigen Faſtens Jeſu, ſeit dem 3. Jahrhundert den Chriſten der Genuß von Fleiſch, Eiern u. ſ. w. 40 Tage vor Oſtern, jedoch mit Ausnahme der Sonntage unterſagt war. Ihre Namen haben ſie von den Anfangsworten der Bibelſtelle, die an jedem dieſer S.e in den religiöſen Verſammlungen geſprochen oder geſungen wurde: Invocavit, d. h. Rufet mich an ꝛc. (Pſalm 91, 15); Reminiſcere, d. h. Gedenke u. ſ. w. (Pſalm 25, 6); Oculi, d. h. meine Augen u. ſ. w. (Pſalm 25, 15); Lätare, d. h. Freue dich u. ſ. w. (Jeſ. 66, 10); Judica, d. h. Richte u. ſ. w. (Pſalm 43, 1) und Palmarum, von den Palmenzweigen, mit denen der Weg Jeſu nach Matth. 21 beſtreut wurde. — 5) 6 S.e nach Oſtern: Quaſimodogeniti, d. h. als die neun gebornen (1 Petri, 2, 2), auch der weiße S. genannt, weil in den älteſten Zeiten die am Oſterfeſte getauften neuen Chriſten ein weißes Kleid tragen mußten, welches ſie erſt an dieſem S.e in der Kirche ablegten; Miſericordias Domini, d. h. Barmherzigkeit des Herrn u. ſ. w. (Pſalm 23, 6, od. Pſalm 89, 2); Jubilate, d. h. Jauchzet u. ſ. w. (Pſalm 66, 1); Cantate, d. h. Singet (Pſalm 96, 1); Rogate, d. h. Bittet u. ſ. w. (Matth. 7, 7), Exaudi, d. h. Erhöre u. ſ. w. (Pſalm 27, 7). — 6) Die Tri-

nitatisſonntage, genannt nach dem ihnen vorausgehenden Trinitatisfeſte, deren Zahl (höchſtens 27) von dem frühen od. ſpäten Eintritte des Oſterfeſtes abhängt. — 7) Die Adventſonntage (ſ. Advent). — 8) Ein S. nach Weihnachten, welcher nur dann Statt findet, wenn das Weihnachtsfeſt nicht den Sonnabend od. S. fällt.

Die älteſte Art der Sonntagsfeier war ſehr einfach. Das aus dem alten, ſpäter aus dem neuen Teſtamente vorgeleſene Stück wurde mit einer Ermahnungsrede und einem Gebete beſchloſſen. Nach beendigter Andacht ging man an ſeine Arbeit. Vorſchriften weltlicher Obrigkeit zur Feier des S.s mit dem Gebote der Unterlaſſung irdiſcher Geſchäfte, mit Ausnahme ganz nothwendiger, datiren ſich erſt von der Zeit, wo die chriſtliche Religion zur Staatsreligion im römiſchen Reiche erhoben ward, d. h. von der Epoche des Kaiſers Konſtantin, der 321 befahl, daß alle gerichtlichen Sachen und die öffentlichen und gewöhnlichen Tagesarbeiten an dieſem Tage nnterbleiben ſollten; den Landleuten wurde geſtattet, die günſtige Witterung auch am S.e für ihre Feldarbeiten benutzen zu können. Ein ſpäteres Geſetz von 425 verbot auch das Schauſpiel am S.e. Im 8. Jahrhundert erſt fing man an, immer mehr die Strenge der jüdiſchen Sabbathsfeier auf die chriſtliche Sonntagsfeier in Anwendung zu bringen. Die Reformation erkannte die Wichtigkeit der Heilighaltung des S.s an und ſuchte darum ſtrengere Grundſätze über deſſen äußere Feier herzuſtellen. Letztere ſollte einen Hauptzweck dieſer Inſtitutionen, von dem man ſich in der römiſch-katholiſchen Kirche im Laufe der Zeiten entfernt hatte u. der in der Lebendigerhaltung religiöſer Geſinnungen auch außer dem öffentlichen Gottesdienſte gewidmeten Stunden beſtand, entſprechen und möglichſt förderlich eingerichtet werden. Aber in der neuern Zeit haben mancherlei Urſachen zuſammengewirkt, um nach und nach eine zunehmende Erſchlaffung der Strenge jener von den Reformatoren empfohlenen Grundſätze auch in den Ländern des Kontinents, in welchen die evangeliſche Kirche vorherrſcht, herbeizuführen. Der S. hat zwar bis auf den heutigen Tag in allen Ländern mehr oder weniger den Charakter eines allgemeinen Ruhetggs, insbeſondere für die unteren Volksklaſſen behalten; allein die Beſtimmung deſſelben, zugleich ein Gott und der Religion geweiheter Tag zu ſeyn, iſt an den meiſten Orten mehr und mehr bei Seite geſtellt und die religiöſe Feier dieſes Tages größtentheils, ja oft einzig und allein auf den Beſuch der Gotteshäuſer beſchränkt worden. Im Ganzen haben ſich in dieſer Beziehung zwei Anſichten ausgebildet, deren jede ihren Länderkreis hat, wo ſie in Geltung iſt. Die eine Anſicht faßt den S. ſtreng als den Tag des Herrn auf, und ihr iſt Alles, was den Ernſt und die Ruhe dieſes Tages zu unterbrechen geeignet iſt, eine Sabbathsſchändung, während die zweite Anſicht mit dem S. eine Theilung vornimmt, indem ſie den einen Theil des Tags der Andacht, den andern dem Vergnügen beſtimmt. Dieſe letzte Auffaſſung iſt offenbar der Natur der Verhältniſſe am angemeſſenſten, da für den weit zahlreichſten Theil der Menſchen der S. die einzige Zeit iſt, in der ſie in Vergnügungen Erholung ſuchen können, und dieſe ganze Klaſſe zur Ungeſelligkeit verurtheilt werden würde, wenn man dieſen Tag ganz und gar füe die Andacht beſtimmte. In proteſtantiſchen und nördlichen Ländern iſt die ſtrenge Anſicht am verbreitetſten, und namentlich ſind es die beiden freieſten Länder der Erde, England und die Vereinigten Staaten von Amerika, wo die Sonntagsfeier mit dem größten Eifer aufrecht erhalten wird. In Nordamerika erließ 1792, mithin in der nämlichen Epoche, wo in der alten Welt die antichriſtliche Republik in Frankreich ihr ephemeres Daſeyn begann, die Generalverſammlung des Staates Maſſachuſetts ein erneuertes Geſetz zur Einſchärfung der ſtrengen Beobachtung der Sonntagsfeier. In dem Eingange dieſes Geſetzes heißt es: „In Erwägung, daß die Beobachtung der Feier des S.s von einem öffentlichen Intereſſe iſt; daß ſie eine heilſame Unterbrechung in den Arbeiten bewirkt, daß ſie den Menſchen veranlaßt, über die Pflichten des Lebens und die Irrthümer nachzudenken, denen die Menſchheit ſo ſehr unterworfen iſt; daß ſie mit ſich führt, Gott, den Schöpfer u. Regierer der Welt, privatim u. öffentlich zu verehren u. Handlungen der Wohlthätigkeit zu üben, welche den chriſtlichen Geſellſchaften zur Zierde u. zur Milderung des Schickſals der Nothleidenden in ihnen dienen; in Erwägung ferner, daß unreligiöſe und leichtſinnige Perſonen die Pflichten vergeſſen, welche der S. ihnen auflegt, ſo wie den Vortheil, der daraus der Geſellſchaft erwächſt und die Heiligkeit dieſes Tages profaniren, indem ſie ſich den Vergnügungen und irdiſchen Beſchäftigungen überlaſſen, daß eine ſolche Handlungsweiſe ſowohl ihren eigenen Intereſſen als Chriſten entgegen iſt, als auch denen Störung verurſacht, welche ihrem Beiſpiele nicht folgen, überdies der ganzen Geſellſchaft zum wirklichen Nachtheile gereicht, indem dadurch in ihrem Schooß der Geſchmack an Zerſtreuung und unordentliche Lebensgebräuche eingeführt werden — haben der Senat und das Haus der Repräſentanten folgendes beſchloſſen und verordnet.“ Es werden hierauf die beſtehenden Ge- und Verbote von mancherlei Handlungen an den S.en erneuert u. Geldſtrafen für jeden Uebertretungsfall beſtimmt. Die Friedensrichter haben dieſelben dem Geſetze gemäß auszuſprechen. Durch ſpätere 1797 und 1816 erlaſſene Geſetze ſind dieſe Geldſtrafen noch vergrößert worden. In den Vereinigten Staaten ſtockt das Geſchäftsleben am S. völlig, jedes lärmende Vergnügen, wozu das Klavierſpielen in den Häuſern gerechnet wird, iſt unterſagt, von Tanz und ſonſtigen geſelligen Unterhaltungen iſt nichts zu ſehen, die Frommen halten ſich ſtill in den Häuſern, die mehr weltlichen erlauben ſich nicht mehr als ein gemeinſchaftliches Umherſchlendern, wobei es lautlos zugehen muß. Die Religionsgenoſſenſchaften, welche ſolchen Rigorismus nicht kennen, müſſen ſich gleichwohl fügen, das Sonntagsgeſetz tyranniſirt Alles; keine Strafen werden unnachſichtiger eingezogen, als die gegen Sabbathsſchändung verhängten. Ganz

ähnlich iſt das Verhältniß in England. Dort iſt die Sonntagsfeier von dem Kampf der politiſchen Parteien abhängig geworden. Die Stuarts reagirten noch gegen die puritaniſche Strenge, Karl I. und Karl II. verordneten, „daß nach dem Gottesdienſt den Männern und Frauen frei ſtehen ſolle, ſich allen erlaubten Vergnügungen, wie dem Tanz, dem Springen, dem Armbruſtſchießen, dem Setzen von Maibäumen zu überlaſſen, und daß es den Frauen erlaubt ſey, nach altem Brauch die Kirche mit Laubwerk und Blumen zu ſchmücken. Die Revolution von 1688 verſchaffte dem bigotten Princip den Sieg, ein Plan Georgs I., von dem Lord John Manners in einer Flugſchrift: „A plea for national holidays“ erzählt, die alten ſonntäglichen Volksſpiele und Volksfeſte herzuſtellen, gelangte nicht zur Ausführung. Die beabſichtigte Wirkung hat dieſe engliſche Sonntagsfeier nicht erreicht, die Sittlichkeit der untern Klaſſen leidet durch ſie außerordentlich. Da jede äußerliche Zerſtreuung unterſagt iſt und für den S. außer der Bibel keine geiſtige Nahrung zugelaſſen wird, wiſſen die arbeitenden Klaſſen kein anderes Mittel gegen die ſie verzehrende Langeweile, als die Aufregung durch geiſtige Getränke. Die Schenken ſind Sonntags am gefüllteſten, beſonders in Schottland, das puritaniſcher als England, dafür aber auch der klaſſiſche Boden des Branntweintrinkens iſt. „Man ſtelle ſich in die Mitte von Briggateſtreet in Leeds, von Mooleyſtreet in Mancheſter, von Lordſtreet oder Daleſtreet in Liverpol. Was für Familien ſieht man ſchweigend und mit ernſter Andacht zur Kirche gehen? Es kann keine Täuſchung Statt finden, ſie gehören faſt ausſchließlich der Mittelklaſſe an. Die Arbeiter ſtehen an der Thür ihrer Wohnung, oder erwarten in Gruppen verſammelt die Stunde, wo der Gottesdienſt beendigt und das Schenkhaus geöffnet ſeyn wird. Die Religion ſtellt ſich ihnen in ſo düſtrer Form und mit ſtrengen Zügen dar, ſie beſtrebt ſich ſo ſehr, weder zu den Sinnen, noch zur Phantaſie, noch zum Herzen zu ſprechen, daß man ſich nicht wundern darf, wenn ſie das Erbtheil, das Privilegium des Reiches bleibt, und wenn ſie den Armen zum Paria macht“. In den katholiſchen Ländern des Südens hat die Sonntagsfeier ſchon durch die Feſte, welche die Kirche zu veranſtalten pflegte, einen andern Charakter gewonnen. Der mehr ſinnliche Charakter des Katholicismus ſpiegelte ſich wieder in dem fröhlichen Treiben, welches die Feſttage begleitete. In neueſter Zeit ſtrebt jedoch eine ſtarke und eifrige Partei dahin, dieſes Verhältniß zu ändern und der geſelligen Freude ihren Antheil am Sonntag zu nehmen. In der Rede, womit Graf Montalembert in der franz. Nationalverſammlung einen Vorſchlag für ſtrenge Sonntagsfeier empfohlen und zu Grabe getragen hat, begegnen wir denſelben düſtern Schilderungen von den ſittlichen Verheerungen, welche die Verweltlichung des S.s angerichtet haben ſoll, durch welche die proteſtantiſchen Eiferer zu wirken ſuchen. Das Möglichſte leiſteten in dieſer Beziehung die religiöſen Rigoriſten Englands, die einen großen Triumph feierten, als Ende 1847 ein frommer Engländer eine Preisaufgabe an alle Arbeiter Großbritaniens erließ, ihm in Aufſätzen ihre Anſichten über Heilighaltung des S.s auszuſprechen, und für die drei beſten Arbeiter die Preiſe von 25, 15 und 10 Pfd. Sterl. beſtimmte. Obgleich nur eine Friſt von 3 Monaten ausgeſetzt war, ſo fand der Vorſchlag doch einen ſolchen Anklang, daß über 900 Aufſätze eingeſandt wurden. Ein Verein von urtheilsfeelen Männern übernahm die Prüfung derſelben. Diejenige Arbeit, welche als die beſte erkannt wurde, nennt den S. die Perle der Tage (daher der Titel der Schrift: „The Pearl of Days“, der auch in der deutſchen Ueberſetzung beibehalten worden iſt) und war von der Tochter eines Gartenarbeiters in Schottland niedergeſchrieben. Von dieſem Büchelchen wurde in den erſten 3 Monaten eine Auflage von 26,000 Exemplaren verkauft. Im Parlament machen die Eifrigen faſt jedes Jahr einen Verſuch, die Strenge noch zu verſchärfen, indem von Zeit zu Zeit von einem der Ihrigen eine ſogenannte Sonntagsbill ins Haus gebracht wird. Früher ſpielte der Schotte Sir A. Agnew dieſe Rolle, in den letzten Jahren hat ihn der Whig Charles Hindley abgelöſt. Dieſer hat 1848 eine „Sunday trading bill“ durchgeſetzt, durch die, wenn man ſie rigoriſtiſch handhabte, aller Handel und Wandel am S. vernichtet werden würde. Eine ſo wichtige Neuerung fand bei den Geſetzgebern ſo geringe Aufmerkſamkeit, daß ſämmtliche drei Leſungen vor ſchwach beſetztem Hauſe erfolgten. Bei der zweiten Leſung ſtimmte man gegen 3 Uhr des Morgens ab, als keine zwanzig Mitglieder mehr im Hauſe waren, bei der entſcheidenden dritten Leſung hatten ſich 122 Mitglieder eingefunden, von denen 70 für und 42 gegen das Geſetz ſtimmten. Die Verſammlung hörte die Reden der Sonntagsfreunde mit Andacht an, am ſchärfſten opponirte Slaney mit den kurzen Worten: „Euer Geſetz iſt ein kleinlicher phariſäiſcher Verſuch, das Bischen Wohlbehagen und Vergnügen der armen und arbeitenden Klaſſen zu ſtören. Dem geringen Bürger, der nach ſauren ſechs Wochentagen am S. mit ſeiner Familie einmal die Landluft genießen will, ſoll es verwehrt ſeyn, unterwegs eine Erfriſchung zu kaufen, mittlerweile aber verwehrt dem Reichen Niemand, am S. große Geſellſchaften zu geben oder in ſeiner Equipage da und dorthin zu fahren“. Lord Aſhley's Bemühungen gelang es, zu Anfang 1850 ein Geſetz durchzubringen, welches die Briefpoſt am S. ſchloß. Die Klagen des Publikums über Geſchäftsſtockung und vielfach vorkommende Verluſte wurden aber ſo ſtark, daß das Parlament noch in derſelben Jahresſitzung von ſeinem Beſchluſſe zurückkam, indem es beſtimmte, „ein Ausſchuß ſolle unterſuchen, ob die Sonntagsarbeit der Poſtbeamten ſich nicht bedeutend abkürzen laſſe, ohne die Briefabgabe am Tage des Herrn zu behindern“. Der Ausſchuß berichtete, wie man erwartet hatte, und die Sonntagspoſt wurde nach einem dreimonatlichen puritaniſchen Interregnum wieder hergeſtellt. Was gegen die Maßregel am Meiſten erbittert hatte, war, daß ſie von ihren Urhebern als der Anfang der

Einführnng eines ganzen Syſtems dargeſtellt wurde. Alle Poſten im ganzen Lande ſolleen geſchloſſen dleiden, dee Verkehr der Eiſenbahnen eingeſtellt, die Beförderung der Reiſenden durch jedes Mitiel verdoten werden, kein Wagen, kein Schiff ſollte fahren dürfen, dee große Weltverkehr jede Woche vierundzwanzig Stunden lang ſtocken, jedes Ding und jeder Menſch dis zum Montag-Morgen an dem Platze dleiben, wohin es am Sonnabend Nachts gelangt war. Ein ſolcher Zuſtand wäre die größte Freude dee Partei, die nur die eine Rückſicht kennt, daß den Frommen kein Aergerniß bereitet weede. In Deutſchland hat es ſeit jehre nicht an Beſtrebungen dee weltlichen und der geiſtlichen Auktoritäten gefehlt, dem S. ſein Recht angedeihen zu laſſen. Man hat in vielen deutſchen Staaten mehr oder wenigee Verordnungen zu dieſem Zwecke, zu deren wohlthätiger Wirkſamkeit gemeiniglich nichts gemangelt hat, als — daß ſie befolgt und daß demnach auch Diejenigen, die ſie handhaben ſollen, für die Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten veeantwortlich gemacht worden wären. Die in den verſchiedenen Ländern Deutſchlands in älteree und neueree Zeit erlaſſenen Staats- u. Kirchenverordnungen uber die Sonntagsfeier (Sonntagsmandate) würden zuſammen einen ziemlich ſtarken Band füllen. Einer Sammlung allein für Bayern hat Dr. J. K. Jentſcher ein eignes Werk gewidmet (Erlangen, 1840). In den älteren Geſetzen und Vorſchriften der Art ſpiegelt ſich häufig eine gewiſſe ernſte Herzlichkeit, wohl auch Derbheit, wodurch ſie oft nicht wenig mit denen aus einer neuern Periode kontraſtiren, in welcher meiſt ein bloß befehlender Ton vorheerſcht. Die Bemühungen für eine ſtrengere Sonntagsfeier traten ſeit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen ſtärkee als frühee auf. Verſuche, die in Preußen ſchon vor der Revolution gemacht wurden, die Geſetze ſchärfer zu faſſen, ſcheiterten an der Ungunſt, womit ſich die öffentliche Meinnng ausſprach. Ein heftiger Streit entbrannte 1842, als 57 Geiſtliche Beelins am Neujahrstage die Mahnung an ihre Gemeinden richteten, den S. würdigee als früher zu begehen. Die damals gewechſelten Schriften: „Die chriſtliche Sonntagsfeiee, ein Wort der Liebe an unſere Gemeinden"; „Gegenwort eines Mitgliedes der berliner Gemeinde wider die Schrift dee 57 berliner Geiſtlichen"; „Worte eines Laien übee die chriſtliche Sonntagsfeiee an ihre Gegner und Verächter" (vom Profeſſor W. Bötticher) ſind die erſten in einer ganzen Reihe anderer, die bald für, bald wider Partei ergreifen. Seit der Märzrevolution iſt der Eifer mit neuer Stärke erwacht, und die meiſten deutſchen Regierungen haben entweder wie Sachſen bereits Verordnungen erlaſſen, oder bereiten ſolche vor. Es iſt die Abſicht, Alles zu entfernen, was den Chaeakter des S.s als Tag dee Feier beeinträchtigt, alſo außer eigentlichen Ruheſtörungen auch die Veranlaſſungen dazu zu beſeitigen, auf Einſtellung jeder Arbeit zu halten, ſammtliche Geſchäfts- und öffentliche Orte während der Kirchenzeit zu ſchließen, und die Beegnügungslokale ſo zu beſchränken, daß ihr Beſuch nicht als dee Hauptzweck des Tages eeſcheint. Dieſe Strenge hängt mit dem allgemeinen Streben zuſammen, dee Verweltlichung der Menſchen durch Polizeigeſetze zu begegnen und die alte Zucht, welche auf kirchlichem wie auf politiſchem Gebiet ſo ſchmerzlich vermißt wird, wieder herzuſtellen. Man betrachtet das jetzige Geſchlecht wie einen tollen Schwarm, dee in einem fortwährenden Todeenstanze begriffen iſt, von Genuß zu Genuß, von Auflehnung zu Auflehnung eaſt, bis endlich der Abgrund erreicht ſeyn wird. Dieſe ununterbrochene ſittliche Kette will man durch den Tag des Herrn unterbrechen, die Menge ſoll wider ihren Willen einen Tag ſtiller Einkehr in ſich ſelbſt erhalten, wodurch, ſo iſt wenigſtens die Hoffnung dee Frommen, eine Gewöhnung entſtehen wird, welche die Wiedergeburt erleichtern muß. So wird die Sonntagsfeier zur nachdrücklichſten Forderung dee in der äußerſten Rechten vereinigten kirchlichen u. politiſchen Parteien, gerade aber der Umſtand, daß jene kirchlich-regiöſe Partei zugleich politiſche Zwecke verfolgt, die mit dem fortgeſchrittenen Zeitbewußtſeyn in ſchroffem Widerſpruche ſtehen, muß den Verdacht rege machen, als liege ihr mehr die Aufrechehaltung oder Wiederherbeiführung eines blinden Glaubens in Religionsſachen, mit deſſen Hülfe man zugleich einen paſſiven Gehorſam beim Volke zu erzielen hofft, als die Begründung eines religiöſen Sinnes im Geiſte des wahren Chriſtenthums am Heezen.

Was den Gegenſtand ſelbſt betrifft, ſo hat man mit Recht darauf hingewieſen, daß der Feier des S.s der ſchöne Gedanke zum Grunde liegt, daß die Religion dem Menſchen ſeinen Tag der Ruhe nnd Erholung verſchafft und heiligt, um ihm Muße zu gewahren, ſich vorzugsweiſe mit ſeinen höhern und geiſtigen Intereſſen zu beſchäftigen. Indem die chriſtliche Kirche den S. gab, ſagt ein Publiciſt der neuern Zeit, hat ſie in dee That das Wirkſamſte, was noch irgend zu Gunſten der zahlreichſten Volksklaſſen, der aebeitenden und dienenden, geſchehen iſt, gethan. Die Sonntagsfeier iſt bei den Chriſten ein köſtliches Kleinod der Aermerenz kein noch ſo Gewaltiger auf Erden ſoll ſich anmaßen, es denſelben zu entreißen; auch hat noch keine weltliche Macht, ſo viel ſie auch ſonſt gefrevelt, die Hand gegen daſſelbe ausgeſtreckt. Die rigoriſtiſche Anſicht verkümmert den Armen dieſes Kleinod und iſt ſelbſt verderblich für ſie, indem man ſich am Montag für das zu entſchädigen ſucht, was man am S. hat entbehren müſſen. In Bezug auf die Beſchäftigung und Arbeiten, die am S. zuläſſig ſeyn ſollen, wird eine vernünftige Geſetzgebung nicht nur nothwendige oder nicht aufzuſchiebende Arbeiten, ſondern auch ſolche geſtatten können, die der Arbeitende für ſich treibt, durch die er weder Andere ſtört, noch Andere zur Verletzung der Sonntagsfeier nöthigt oder anreizt. Schwierigee iſt der Punkt der an S.en zu erlaubenden Beegnügungen und Luſtbarkeiten, wo einmal Gewohnheit und Sitte ſie üblich gemacht haben. Sonntagsgeſellſchaften zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und ſittlicher Veredelung, die man vorgeſchlagen,

können hier wohl heilſam wirken, würden jedoch bei der Genußluſt der jetzigen Zeit für Viele, zumal für das junge Volk, nicht ausreichen. Jedenfalls iſt es ein ſchwieriges Feld, das hier von dem Geſetzgeber betreten wird, und er muß mit vieler Umſicht verfahren, wenn er nicht von der Sitte unterſtützt wird. Iſt letzteres der Fall, dann hat er ein ohne Vergleich leichteres Spiel, weil alsdann ſeine Satzungen gerade und einzig und allein gegen ſolche gerichtet ſind, die durch ihr Betragen oder Benehmen der herrſchenden allgemeinen Sitte Anſtoß geben oder mit dem, was dieſe ge- oder verbietet, in Widerſpruch treten. Er kann alsdann darauf rechnen, bei der Handhabung ſeiner Vorſchriften die öffentliche Meinung für ſich zu haben. So iſt es in England und Nordamerika. Indem man zwiſchen der Feier des S.s in dieſen Ländern und der in Deutſchland Vergleiche anſtellt, vergißt man gemeiniglich, daß die dort herrſchenden Einrichtungen für die Heilighaltung des S.e mit vielen andern Verhältniſſen, die bei uns nicht vorhanden ſind, in Zuſammenhang und Harmonie ſtehen. „Wenn ihr Deutſchen auch britiſche und amerikaniſche Gottesfurcht haben wollt, ſagt ein Gegner der ſtrengen Sonntagsfeier, da vergeßt doch vor allen Dingen nicht, zuvor britiſche und amerikaniſche Freiheit über den Kanal und über das Meer auch mit herüber zu bringen! Der freie Menſch kann ſelbſt die Laſt einer Hochkirche ertragen, bis er ſie endlich abſchüttelt; euch aber möchte man gern noch die Tyrannei der Gewiſſensbeſchränktheit aufladen zu euren andern Bürden"! Das Verhältniß von Staat u. Kirche in den proteſtantiſchen Staaten Deutſchlands iſt an ſich dieſen Beſtrebungen nicht günſtig; denn fälſchlich glaubt man, durch Unterordnung der Kirche unter die weltliche Regierung und thätige Einſchreitung der Staatsgewalt, wenigſtens Unterſtützung der geiſtlichen Macht durch Anwendung mechaniſcher Mittel, insbeſondere Polizeimaßregeln, für die Heilighaltung des chriſtlichen Feiertags am beſten und erfolgreichſten Fürſorge treffen zu können, während doch die Erfahrung lehrt, daß gerade da, wo die Kirchen als durchaus freie und religiöſe Geſellſchaften mit allen Korporationsrechten und Befugniſſen moraliſcher Perſonen anerkannt und, ſtatt einer Bevormundung des Staats unterworfen zu ſeyn, von derſelben völlig emancipirt ſind, auf eine würdige Feier des S.s am ſtrengſten und feſteſten gehalten wird, eine Erſcheinung, die ſehr natürlich zu erklären iſt. Wo die kirchlichen Geſellſchaften frei von jeder Abhängigkeit von der weltlichen Auktorität ihre eigenen Angelegenheiten und Intereſſen beſorgen, da iſt die Achtung ihres Feiertags ihre Sache, und ſie werden ſchon durch ihr eigenes Selbſtintereſſe dazu angetrieben, hierüber eifrig und ſorgſam zu wachen. Den kirchlichen Gemeinden geht es wie den bürgerlichen; wenn ſie einem fremden Bevormundungsſyſteme unterliegen, ſo entwöhnen ſie ſich nach und nach der Selbſtthätigkeit und verfallen in Indolenz. Gerade der Vorwurf, den man den Chriſten macht, daß ſie ſich die Feier ihres religiöſen Wochentages mit wenigerem Eifer angelegen ſeyn laſſen, als die Juden, beruht darin, daß das weltliche Regiment ſich in die Angelegenheiten der iſraelitiſchen Kirche nicht ſo miſcht, wie in die der chriſtlichen. Wo letztere eine ſelbſtſtändige Exiſtenz genießen, wie im freien Amerika, da ſtehen die Bekenner des Chriſtenthums an Eifer für die ſtrenge und gewiſſenhafte Beobachtung des Sabbaths den Bekennern des Moſaismus auf keine Weiſe nach. Daß ſelbſt die Spaltung der Chriſten in viele und mannigfaltige Sekten, mit Verſchiedenheit des Kultus und der kirchlichen Gebräuche, der ſtrengen und würdevollen Begehung des Sonntagsfeſtes keinen Abbruch thut, das beweiſen ebenfalls die Vereinigten Staaten. Denn der S. iſt und bleibt dort das gemeinſame, religiöſe Wochenfeſt für Alle. Das wirkſamſte Mittel zur Wiederbelebung der Sonntagsfeier, wo ſie erſchlafft iſt, möchte demnach in der Ablöſung und Trennung der Kirchen vom Staate, in der Zurückgabe des Kirchenweſens an die Gemeinden, in der Anerkennung des freien Aſſociationsrechts in den Angelegenheiten der Religion zu ſuchen und zu finden ſeyn.

Sonntag (Geogr.), 1) öſterr. Dorf und Gemeinde, Vorarlberg, Ldgr. Sonnenberg; 830 E.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; 220 Ew.

Sonntag (Biogr.), 1) Karl Gottlob, Gelehrter, 1765 zu Radeberg in Sachſen geboren, war erſt Hauslehrer in Leipzig, ſeit 1788 Rektor an der Domſchule zu Riga, 1789 Diakonus, 1791 Oberpaſtor, 1799 Konſiſtorialaſſeſſor, 1803 Generalſuperintendent daſelbſt; † 1827. Schrieb: Historia poëseos graecae brevioris ab Anacreonte usque ad Meleageum, Leipz. 1785; — In prooemium characterium Theophrasti, daſ. 1787; — Das ruſſiſche Reich, Riga 1791 bis 1792. — Schrieb auch Mehres über Riga's Specialgeſchichte, Predigten und Religionsſchriften, hatte auch Antheil an dem rigaiſchen Geſangbuche. — 2) Joſeph, Maler von Dresden, um 1798 Schüler von Klaß, begab ſich 1805 nach Wien und dann nach Polen, ließ ſich aber ſpäter wieder in Wien nieder. Es finden ſich Landſchaften und Thierſtücke von ſeiner Hand, ſo wie Genrebilder, auch Zeichnungen in Tuſch, Sepia und Aquarell. — 3) Henriette, ſ. Sontag.

Sonntagkehmen (Kiddeln), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen: 130 Einw.

Sonntagsberg, öſterreich. Berg, ob dem Wienerwald, eine Stunde unter Waidhofen, unweit der Ips; Benediktinerkirche, zu welcher jährlich gegen 60,000 Pilger wandern.

Sonntagsblatt, ſ. Zeitungen.

Sonntagsbuchſtabe (Chron.), ſ. Kalender, S. 337.

Sonntagsfeier, ſ. Sonntag.

Sonntagsfluß, afrikan. Fluß, Südſpitze, Kapland, kommt von den Schneebergen und fließt ſüdlich in die Algoa-Bai.

Sonntagshorn, Alpe, ſ. Pinzgau und Salzburger Alpen.

Sonntagskind, ein Menſch, der an einem Sonntage, beſonders einem goldenen Sonntage (den nächſten Sonntagen nach den Quatembern

Digitized by Google

geboren iſt. Der Aberglaube ſchreibt ihm eine beſondeee Fähigkeit zu, Geſpenſter zu ſehen, Schätze ꝛc. zu finden.

Sonntagsmagazin, ſ. Zeitungen.

Sonntagsſalz, ſ. Kochſalz.

Sonntagsſchulen, Schulen, in welchen die an den Wochentagen gehinderten jungen Leute, namentlich Lehelinge, Geſellen, Dienſtboten und an Fabrikörtern die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit beaucht, Sonntags einige Stunden lang im Leſen, Schreiben, Rechnen und andern gemeinnützigen Kenntniſſen, ſowie in der Religion unterrichtet weeden. Der Ueſprung der S. iſt bis auf das tridentiner Koncil zurückzuführen und im 16. u. 17. Jahrh. finden ſich in Belgien, Italien und auch in Deutſchland ſolche Anſtalten, feeilich allein oder doch vorzugsweiſe für religiöſe Unterweiſung, ſelten nebenher für den Unterricht im Leſen. Schon der Superindentent Eiſenlohr 1754 veeſuchte in der Diözeſe Pforzheim in Baden S. anzulegen und 1756 fuhete ſie Markgraf Karl Friedeich in ganz Baden ein. Gewöhnlicher wurden ſie in England, wo zuerſt 1782 dee Buchdrucker Rob. Raikes zu Glouceſter für den Unterricht der Kinder der Armen und der Fabeikaebeiter am Sonntage Veranſtaltung traf. Das Sonntagsſchulweſen iſt dort ſeitdem ſo in Aufnahme gekommen, daß 1846 von mehr als 130,000 Lehrern 1,548,000 Sonntagsſchüler untereichtet wurden, und in London allein und der nächſten Umgegend 525 S. mit 10,300 Leheern nnd 100,000 Schüleen beſtanden. Nächſt England haben ſich die S. hauptſächlich in den nordamerikan. Freiſtaaten verbreitet, wo 1845 übee 5000 ſolcher Schulen mit 47,000 Lehrern und 268,000 Schüleen ſich fanden. Weniger Eingang haben dieſe Anſtalten in Deutſchland getunden, aus dem natüelichen Grunde, weil hier die Bildung der Jugend in Werktagsſchulen beſſer iſt. In Oeſterreich, Bayern und einigen kleinern Staaten wurden zwar Befehle zur Einführung derſelben gegeben, ohne daß ſie aber zur allgemeinen Ausführung kamen. Anderwärts wueden durch feeiwillige Beiteäge ſolche Schulen gegründet und eehalten. Vergl. Macaulay, Ueber die Vortheile der S., aus dem Engl. von Ziegenbein, Braunſchw. 1794.

Sonnwald, pecuß. Doef, Prov. Preußen (Oſt.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Braunsberg; Filialkirche; 390 Einw.

Sono, ſüdameeikan. Fluß, Braſilien, Peov. Minas-Geraes; fließt noedöſtlich und mündet in den Paracatu, rechts.

Sonometre (franz.), Name des Klangmeſſers odee Monochoeds (ſ. d.), eigentlich aber nue der beiden von B. Montu zu Paris 1802 eefundenen Tonmeſſer, die eine große Aehnlichkeit mit Abt Voglers Tonmaaße hatten, aber um einen weit höheen Preis werth geſchätzt wurden.

Sonor (vom lat. Sonus, Klang, Schall), klingend, wird in der Muſik auch in dem Sinne von tongebend und klangreich gebraucht. Demnach uennt man ſowohl die Körper, durch welche ein Ton oder Klang unmittelbar hervoegebracht werden kann, als auch die Körper, dies Inſtrument und die Stimmen ſonor, welche viel Klang haben, ſehr klingend ſind. Am häufigſten wird dieſer Ausdruck bei der menſchlichen Geſangſtimme gebeaucht und man veeſteht hier unter ſonorem Baß, Tenor ꝛc. einen recht hell und reich klingenden Baß, Tenor ꝛc.

Sonora, nordamerikan. Staat, Republik Mexiko, bis 1830 mit Cinaloa vereinigt; grenzt öſtlich an Chihuahua und Nuevo Merxiko, ſüdl. an Cinaloa, im Weſten in einer Küſtenlänge von ungefähr 238 Leguas, von der Mündung des Fluſſes Mayo bis zu der des Rio-Colorado, an den kaliforn. Meerbuſen, reicht gegen Norden, in unbeſtimmtee Richtung, etwa bis zum Fluß Gila; ungefähr 185 Leguas von Süden gegen Norden und 150 Leguas von Oſten nach Weſten. Jenſeits des Gila dehnen ſich die Länder der freien Indianer aus, die bald zu S., bald zu Ober-Kalifornien gerechnet werden. Im Weſten und Süden iſt das Land eben, und im Süden liegt zwiſchen den Flüſſen Mayo und Yaqui ein feuchtbaeer Landſtrich. An der Oſtgrenze ſteht die Bergkette von Anahuac, die Sierra-Madre, von Süden gegen Norden; daran gegen Weſten ſtehen andeee weniger hohe Gebirgsketten, durch die fruchtbaren Thäler der Flüſſe Baviſpe, Opoſura, Sonora und Dolores getrennt und reich an edeln Metallen. Ueberhaupt wechſeln gut bewäſſeete, feuchtbare Thäler, Ebenen, theils fruchtbar, theils dürr, mit hohen und ſcheoffen in fortwährender Abwechſelung. Gegen den Gila hin liegt das ſchöne Thal von la Florida, und das Land wird hier flacher bis zur Küſte hin, wo jedoch auch verſchiedene Gebirgsaeme, z. B. die Sierra-del-Pico und die Sierra-de-Santa-Clara, ſtehen und verſchiedene Sümpfe ſich ausdehnen. An der Küſte ſind die Bai Santa-Cruz, die Haffe San-Martin, San-Bartolomeo, die Spitze los-Lobos, gegenüber die gleichnam. Inſel, die Bucht San Xavier, dabei der Hafen Guaymas in der gleichnam. Flußmündung, die Kaps Haro und Guaymas, die Bucht San-Juan-Bautiſta, eine Bucht an dem am Meere ſtehenden metallreichen Gebirge von San-Ildefonſo-Cieneguilla und davor die große Inſel Tiburon. Flüſſe ſind: der Rio-Mayo, auf der Grenze gegen Cinaloa; Rio-Yaqui, mündet in den kaliforniſchen Meerbuſen; Nebenfluß deſſelben der Rio-de-Opoſura; Rio-de-Sonora, Nebenfluß des Rio-de-Dolores; Rio-de-Guaymas, ſteömt weſtlich in den Hafen S.-Joſe-de-Guaymas; Rio-Chico, Nebenfluß des Yaqui; Rio-de-la-Aſcenſion, fließt in den kaliforn. Meeebuſen; Rio-de-San-Ignacio, Nebenfluß des Aſcenſion; Rio-Gila, Nebenfluß des Rio-Colorado, nimmt den Rio-de-San-Francisco odee Rio-Azul, den San-Pedro, den Santa-Maria, den Rio-de-la-Aſuncion, Rio-Salado und Rio-Verde auf; und der Rio-Coloeado, auf einer Strecke von 12 Leguas. Das Klima iſt im Allgemeinen ſehr warm, obſchon die Temperatur und die Winde oft ſehr wechſeln; trotzdem iſt das Land, ausgenommen die Sumpfgegenden, ſehr geſund, und die Bewohner erreichen ein ſehr ho-

des Alter. Die Produkte des Landes ſind: reichlich Weizen, Mais, Gerſte, Bohnen, Erbſen, Chile, Linſen, Gemüſe, Bataten, Melonen, Baumwolle, Rindvieh, ſchöne Maulthiere und Pferde, Eſel, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Biſons, Hirſche, Bären, Rehe, Wölfe, Eichhörnchen, Haſen, Kaninchen, Katzen, Kaimans, an den Küſten Perlen und Muſcheln; edle Metalle in den Bergen, viel Waſchgold (zu Stücken von 4 bis 5 Pfund), Salz, natürlicher Alaun. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr 102,000. Die Indianervölker, welche in dieſem Staat wohnen, ſind die Yaqui, Znaque (Ackerbauer und Bergleute), Pinnas-baxas, Eubebes, Seris (Viehzüchter), Tiburones auf der Inſel Tiburon, Opatas (die geſitteſten und Gewerbe treibend), Pinnas-altas, Paoagos, (Papayos), Yumas, Apaches u. A. Der ſchwache Gewerbsbetrieb befindet ſich in den Händen der Opata-Indianer und beſchränkt ſich auf das Nothdürftige. Sie ſpinnen und weben die Baumwolle zu Tiſchzeug, Kattun und Band mit zierlich gezeichneten Figuren auf einem ſehr einfachen Webeſtuhl; ſie weben auch Wolldecken, ſtricken Baumwollſtrümpfe und machen Sattlerarbeiten. Die Pinna-Indianer flechten aus Reifern waſſerdichte Körbchen (Coras), die zu Gefäßen gebraucht werden, und die Pinnas-Yumas- und Cocomarleopas-Indianer an den Flüſſen Gila und Colorado eben ſo Kähne. Haupthafen für den Verkehr zur See iſt Guaymas, etwa in der Mitte des Golfs von Kalifornien, beſſer als die Häfen von Mazatlan und San-Blas, dabei iſt der Ort San-Fernando mit dem Zollamt. Hauptniederlagsort des Hafens iſt die Hauptſtadt Petic, 40 Leguas nordöſtlich, rechts am Dolores, mit 8500 Einw., die Ackerbau, Viehzucht und Handel treiben. Ehemalige Hauptſtadt war der Ort Sonora mit 2000 Einw., ſüdlich von Ariſpe. Eingetheilt iſt das Land in die beiden Departements Ariſpe und Horcaſitas; erſteres in die Partidos Ariſpe, Opoſura, Altar; letzteres in die Partidos Oſtimuri, Horcaſitas und Petic. Die nordweſtlichen Provinzen von Mexiko ſind ſo wenig von europäiſchen Reiſenden beſucht worden, es iſt ſo wenig über ihre natürliche Beſchaffenheit und ihre Bewohner bekannt, daß jeder Beitrag, welcher einen Blick in die Lokalverhältniſſe geſtattet, willkommen ſeyn muß. Nachfolgendes enthält Notizen über den Staat S., welche einem offiziellen Dokumente, nämlich einem Berichte des Gouverneurs des Staates vom 23. Sept. 1849 an die Föderalregierung von Mexiko entnommen ſind. Veranlaſſung dieſes Berichtes war die Aufforderung der Regierung, diejenigen Ländereien zu bezeichnen, welche für die Kultur geeignet und nicht den Verheerungen wilder Indianerſtämme ausgeſetzt ſeyen. Man wollte nämlich den mexikaniſchen Bewohnern Oberkaliforniens, welche nach Abtretung dieſes Gebietes an die Vereinigten Staaten ihre Nationalität erhalten wollten, Grundeigenthum unentgeldlich anbieten. Dieſes geſchah auch, wiewohl nur eine kleine Anzahl Familien ihre Wohnſtätten verließen, um ſich an den Geſtaden des Golfes von Kalifornien niederzulaſſen. Nach einer bloß geſchäftlichen Einleitung lautet der Bericht im Weſentlichen wie folgt: Im Allgemeinen gibt es in dem ganzen Staate keine unbewohnten und unbebauten Ländereien, welche nicht den Einfällen der Barbaren ausgeſetzt wären. Das ganze Land iſt von dieſen wilden Stämmen bedroht, weil ſie gerade in den Einöden und menſchenleeren Gegenden ihren Sitz und Tummelplatz haben. Aber es gibt doch verſchiedene unbebaute und unbewohnte Gebiete, die zwar von den Wilden bedroht ſind, aber doch geſchützt und vertheidigt werden von friedlichen, der Regierung ergebenen Stämmen. Dahin gehört die Pimeria alta und das Gebiet der Papagos (auch bekannt als Gileños), welche näher zu bezeichnen ſind. Etwa 25 bis 30 Stunden von der Grenzfeſte Tucſon, an der Stelle, wo jetzt die Militärkolonie deſſelben Namens angelegt werden ſoll, auf dem Wege nach Oberkalifornien und auf dem linken Ufer des Gila, liegen die ſieben Dörfer der gileniſchen Papagos. Ihr Stamm zeichnet ſich vor den übrigen ihres Volkes durch ihre bürgerliche Einrichtung und die Sittlichkeit ihres Lebens aus. Die Dörfer ſind ſo angelegt, daß die Vertheidigung gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Apaches, mit Leichtigkeit erzielt werden kann; denn ſie liegen ſich ſo nahe, daß der Hülferuf von einem zu dem andern gehört wird, und man kann demnach die ſieben Dörfer als ein gemeinſchaftliches Stammeslager betrachten. Ihre Verfaſſung iſt ſehr einfach; ein Befehlshaber leitet das Militärweſen des ganzen Stammes, in jedem Dorfe iſt eine politiſche Behörde, welche die Ordnung erhält und in ſchwierigen Fragen den Rath der Alten zuzieht. Es iſt ein friedliches Volk, welches die mexikaniſche Regierung anerkennt und ſich mit Ackerbau und Induſtrie beſchäftigt. Sie pflanzen nur das Nöthige für ihren Bedarf, Mais, Weizen, Bohnen, Erbſen und einige Gartengewächſe, außerdem auch Baumwolle. Letztere verſtehen ſie zu ſpinnen und zu weben und fertigen daraus ihre Kleider und große Decken, welche auch bei den weißen Kreolen ſehr geſchätzt ſind. Ihre Gaſtfreundſchaft zeichnet ſie rühmlich aus; der Fremde, welcher ihre Dörfer beſucht, iſt gut aufgenommen, wird reichlich verpflegt, und die Gemeinde macht ſich verantwortlich für ſeine Pferde und Saumthiere. Die Kopfzahl dieſes Stammes kann ohne Uebertreibung auf 10,000 geſchätzt werden, wiewohl andere Nachrichten eine viel höhere Angabe machen. In der neuern Zeit legten ſie ſich auf die Viehzucht, aber mit geringem Erfolge, weil ſie zu arm ſind, um ſie in größerem Maßſtabe betreiben zu können. In S. treibt man die Viehzucht nur im Großen, wiewohl ſie im Kleinen viel nutzbarer gemacht werden könnte. Milch, Butter und Käſe benutzt man faſt gar nicht, ſelbſt die Häute haben wenig Werth, nur Fleiſch und Talg. Sind ihre Vorräthe auch nicht groß, ſo theilen ſie doch gerne Andern mit und nicht allein ihren Gaſtfreunden in ihren Dörfern, ſondern auch weiterhin, und öfters ſchon verſahen ſie die Veſte

(Präſidio) Tucſon mit Getreide, wenn dort durch Mißwachs Mangel war. Die Bewohner dieſer Dörfer haben eine große und entſchiedene Neigung für Unterricht und Bildung, und obſchon ſie keine Chriſten ſind, ſo wünſchen ſie ſich doch die Kenntniß der chriſtlichen Moral und Glaubenslehren. Mehrmals ſchon baten ſie, man möge ihnen Miſſionäre ſenden, welche ſie unterrichten könnten, und ſelbſt wenn ſie nach Wohnſtätten der Weißen kommen, bemühen ſie ſich ſtets, in den Beſitz irgend eines Heiligenbildes zu gelangen, um es nach ihrer Heimath mitzunehmen und, wie ſie ſagen, mit Mais und anderer Nahrung wohl zu füttern. Würden nach dieſen Dörfern zwei bis drei Miſſionäre entſandt, Männer von fleckenloſem Charakter, von Einſicht und Fleiß, ſo würde dieſer Stamm in kurzer Zeit Bildung erhalten und dann eine ſtarke Grenzmauer an dem Gila bilden; ſeine Neigung, ſeine Geſittung, ſein Verlangen nach Unterricht hat Alles ſo vorbereitet, daß der Erfolg ohne Frage geſichert wäre. Dieſe Gegenden hält der Gouverneur völlig geeignet für die Ueberſiedlung der Familien aus Kalifornien; ſie haben Waſſer zum Trinken und Bewäſſern der Felder, Wälder für Bau- und Brennholz, ſo wie Material für die Dächer der Häuſer. Es iſt ſchwer, eine genaue Angabe von der Ausdehnung der Ländereien des Gila zu machen, weil ſie noch nicht gehörig unterſucht ſind; aber nach den Nachrichten, welche die Regierung als die zuverläſſigſten erlangen konnte, beſitzen die Bewohner (Papagos) eine Strecke von etwa 30 bis 40 Stunden in die Länge, und von da bis zur Vereinigung des Gila mit dem Colorado ſind es noch 60 Stunden oder mehr. Dieſe geringe Strecke läuft an dem Ufer des Gila hin, hat Waſſer in Ueberfluß, ſelbſt zur Landbewäſſerung und der Fluß kann hierzu überall benutzt werden, weil man durch bloße Wäſſerungsgräben das Waſſer in die Fluren leiten kann; denn der Gila durchſtrömt eine große Ebene, theils von üppigem Graswuchs bedeckt, theils von Holzſchlag, der aus Mimoſen, Ulmen und Weiden beſteht; auch fehlen der Nußbaum und andere Nutzhölzer nicht. Durch die Kultur des Landes würde man Stroh für die Dächer der Häuſer erhalten, aber auch ohne dieſes findet man große Grasarten, welche für dieſen Zweck vollkommen dienen. Das Klima iſt gemäßigt und geſund, die Gebirge liegen ferne, und die Fruchtbarkeit des Bodens ſelbſt ſcheint den induſtriöſen Menſchen einzuladen, dort ſeine Wohnſitze aufzuſchlagen. Dieſe vortreffliche Landſchaft bietet den großen Vortheil, daß nicht nur Kalifornien nahe liegt und mit ihr in Verbindung ſteht, ſondern daß auch Neu-Mexiko nicht ferne iſt, ſo daß die Bewohner beider Provinzen, welche ihr Recht auf mexikaniſche Nationalität erhalten wollen, ihre Ueberſiedlung mit Leichtigkeit bewerkſtelligen können. Ueber die Produkte dieſer Ländereien wurde oben ſchon das erwähnt, was die Gila-Indianer bauen. Ihre Ernten ſind freilich gering, was aber nicht dem Boden beizumeſſen iſt, ſondern der Armuth und den geringen Bedürfniſſen dieſer einfachen Naturkinder. Die Baumwollenſtaude iſt die Pflanze, welche dort mit der Zeit ſicher wichtig wird; ſie gedeiht außerordentlich, und das Klima iſt ihr ſo günſtig, daß ſie niemals mißräth, wie dies in allen übrigen Gegenden des Staates öfters der Fall iſt. Das Land eignet ſich ganz für große Plantagen, die Produktionskoſten werden ſich ſehr niedrig ſtellen, und da der Transport auf dem Gila und Colorado, ſo wie in dem Golfe ſehr billig wird, ſo dürfte dieſe Baumwolle in den Häfen des Staates einen guten Markt finden und ſelbſt mit der von Santiago und Acapulco rivaliſiren können. (Am Fluß von Santiago, der bei San Blas mündet, wird viele Baumwolle gepflanzt, mehr aber noch auf der ſogenannten Coſta Rica [kleine Küſte] zwiſchen Acapulco u. Zacatula). Für Rindvieh- und Pferdezucht iſt das Land ſehr geeignet, und ſobald man dieſen Induſtriezweig wählt, werden große Heerden die mit vortrefflichen Weiden bedeckten Ebenen bevölkern. Die Fruchtbarkeit des Bodens bürgt dafür, daß er geeignet ſey, alle Früchte hervorzubringen, welche dieſem Klima entſprechen, die jetzt aber, bei dem Mangel aller Kultur, unbekannt ſind. Eben ſo iſt es außer allem Zweifel, daß ſich in dem Bezirke reiche Goldlager finden; denn bis hieher reichten die Entdeckungen dieſes edlen Metalls, welche im J. 1835 gemacht wurden, jetzt aber verlaſſen ſind, weil bei dem Rufe der kaliforniſchen Schätze alle Goldwäſcher dahin auswanderten. Die nächſten Anſiedlungen liegen ziemlich ferne, nämlich zuerſt das Präſidio Tucſon, dann folgen die Dörfer von Tubac, Tumacori und andere, welche heute weniger Bewohner zählen, wegen der Auswanderung nach Kalifornien. Eine Verbindung mit dieſen Dörfern ſo wie mit dem bewohnten Theile des Staates läßt ſich leicht herſtellen und erhalten, wenn ſich die Bevölkerung dafür thätig zeigt; denn gegenwärtig, in dem Zuſtande der Vernachläſſigung, beſtehen Verbindungen, welche weder ſelten, noch ſchwierig ſind. Der Boden iſt eben, die Natur ſelbſt erleichtert die Anlegung breiter Wege, und dieſer Umſtand wird den Verkehr mit Waaren lebhaft und lukrativ machen, ſobald nur erſt Produkte da ſind, welche die Spekulation nach jenen Punkten hinziehen. Ein großer Vortheil iſt außerdem noch, daß der Verkehr zu Waſſer wie zu Land unterhalten werden kann. In dem ganzen Giladiſtrikt findet ſich kein Privateigenthum, außer dem Bezirke, welchen die Indianer als ihr Gebiet anſehen; aber auch darin ſind ſie ſo wenig mißtrauiſch, daß ſie Jedem, der es wünſcht, Land für den Anbau anbieten. Von der Grenze der Indianer an, den Strom abwärts, etwa 60 Stunden weit, iſt eine völlige Einöde, ohne allen Privatbeſitz, bis zu den Ländereien der Yumas, Cocomaricopas und anderer Völker. Eigentlich bewohnen dieſe das rechte Ufer des Coloradofluſſes und gehen nur bisweilen auf das linke Ufer über, ſo daß in ununterbrochener Linie auf hundert Stunden Länge alle Ländereien für Anſiedlungen benutzt werden können, die zu den beſten und reichſten gehören, welche man für dieſen Zweck wünſchen kann. Die Koloniſation kann ſich hier ohne Gewalt, ohne Gebrauch der Waffen entwickeln; die

Digitized by Google

Klugheit, die Milde, die ſanften Mittel, welche die Religion darbietet, werden bei Weitem meiſt auf die Geſittung wirken und am ſchnellſten erobern. Eben ſo wird die Anſiedlung ohne große Koſten ausgeführt werden können. Im erſten Jahre iſt natürlich der Unterhalt zu beſtreiten, einige Geiſtliche müſſen beſoldet werden; aber das iſt auch Alles, etwa kleine Geſchenke ausgenommen, die man den Indianern gibt, um ſie anzuziehen. Es dienen dazu die unbedeutenden Spiel- und Schmuckſachen, namentlich ungefärbte und gefärbte Glasperlen u. dgl. Nirgends vielleicht findet ſich ein ſo geeigneter Punkt, um Anſiedlungen durch Miſſionen zu begründen; alle Verhältniſſe begünſtigen das Unternehmen und ſichern den Erfolg. Die Apaches, welche nach dieſer Seite hin leben, ſind nicht zu fürchten, denn wenn ſie auch in ſtetem Kriege mit den Gilenen ſind, ſo erkennen ſie doch die Uebermacht derſelben an und fürchten ſie. Der Apache wagt es nicht, das Innere des Gebietes der Gilenen zu durchſtreifen, und er iſt hier ohne Bedeutung, während er in den ſüdlichern Theilen des Staates wild und furchtbar iſt. Es iſt von Wichtigkeit, ſagt der Gouverneur, die Aufmerkſamkeit der Regierung auf dieſen Punkt zu lenken und ſie zu erſuchen, mit aller Energie und mit kräftigen Mitteln die Koloniſation zu unterſtützen. Denn bei dem ſanften Charakter der Urbewohner iſt zu fürchten, daß ſie von den ſpekulativen Nachbarn (Nordamerikanern) bekehrt und in ihr Gebiet hinüber gezogen werden, wodurch ein guter Stock für die neu zu gründende Geſellſchaft entzogen würde. Betrachten wir nun die Pimeria alta. Nordweſtlich von dem Flecken del Altar, Hauptort des Kreiſes dieſes Namens, liegen die Flüſſe Gila und Colorado 100 Stunden weit; in nördlicher Richtung, etwa 70 Stunden von demſelben Flecken, liegen die ſieben Dörfer des Gila-Stammes, von denen wir oben ſprachen, und in öſtlicher Richtung 50 Stunden weit die Veſte Tueſon, gegenwärtig eine der Militärkolonien. Südlich von Tueſon liegen die Miſſionsdörfer San Xaver del Bac, Tumacori, Cocopera S. Yganacio und Magdalena, etwa 20 Stunden eines von dem andern entfernt. Die Miſſionen dieſer Dörfer waren den Mönchen zum heil. Kreuz von Queretaro aufgetragen, aber dieſe verließen ſie, ſey es aus Mangel, ſey es durch Verhältniſſe, welche durch den Wechſel der mexikaniſchen Politik herbeigeführt waren, und da ſich die Bevölkerung der Dörfer durch Kreolen gemehrt hatte, gingen die Miſſionen ganz ein. Die geiſtliche Gerichtsbarkeit fiel an den Biſchof des Staates, welcher Pfarreien organiſirte, und da das alte Etabliſſement der Miſſion aufhörte, welchem die Ländereien zugetheilt waren, blieben den Dörfern bloß die durch die Bewohner bebauten Ländereien, ohne daß dieſe einen Rechtstitel darauf hätten. Der Staat hat demnach freie Verfügung darüber. Dieſe Dörfer können noch eine Menge Einwohner aufnehmen, denn ihre jetzige Zahl iſt gering und ihr Zuſtand ein armſeliger, trotz der großen Fruchtbarkeit des Gebietes. Viele wanderten aus, gelockt durch den Ruf der Schätze von Kalifornien, und die, welche blieben, haben keinen Augenblick Ruhe noch Raſt wegen der beſtändigen Einfälle der Barbaren. Würden ſie von dieſer Plage befreit, ſo dürften ſie raſch fortſchreiten, denn ſie ſind nicht ungebildet, und das Land, welches ſie bauen, zeichnet ſich durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit aus. Jenſeits des Gebirges, oſtſüdöſtlich vom Flecken Altar, liegen die Dörfer Pitiquito und Caborca. In beiden findet ſich eine Meierei im Privatbeſitz, eine, die zur Miſſion gehört und von Leuten, die ihr dienen, bewohnt wird, und mehre verlaſſene Grundſtücke (aus den oben angegebenen Urſachen). Wenn man dieſe als Eigenthum vertheilte, würden die frühern Beſitzer zurückkehren oder andere für ſie eintreten. Nach Norden hin liegen die ganz von Papagos bewohnten Dörfer Aquitoa und Tubutama, wozu Atil gehört, in deren Nähe ſich mehre wegen der Einfälle der Wilden verlaſſene Güter befinden. Biſane bei Caborca und Sane bei Tubutama waren früher Dörfer, kamen ſpäter in Privatbeſitz und ſind jetzt völlig verlaſſen. Der alte Bergwerksort Cieneguilla mit ſeinen Dörfern Antuaoo, las Cruces und Inmaculada ſind heute nur auf die Arbeiter einiger Bauernhöfe beſchränkt, weil ihre Bewohner zum großen Theil nach andern Dörfern ausgewandert ſind, in Folge eines Ueberfalles nordamerik. Abenteurer im Juni 1849. Alle dieſe verlaſſenen oder entvölkerten Ortſchaften ſind 7 bis 9 Stunden von el Altar; ſie erhalten den Beſitz der verlaſſenen Miſſionsländereien, welche zwar nicht ſehr fruchtbar ſind wegen Mangel an Waſſer, aber doch eine recht gute Einnahme für den Unterhalt der Geiſtlichen und die Ausgaben des Gottesdienſtes abwarfen, denn was an Fruchtbarkeit abging, wurde durch die Goldlager erſetzt, welche bedeutende Vortheile lieferten und ſicher auch wieder liefern werden, ſobald ein Umſchwung der Verhältniſſe den Arbeitern wieder Sicherheit gewährt. Zwiſchen den bezeichneten Bezirken und den Dörfern der Gila-Indianer wohnen die Papagos, welche die Pimeria alta ausmachen und zwiſchen ihrem Gebiete und dem der Gilenen eine Einöde haben. Dieſer Indianerſtamm der Papagos lebt von der Jagd und einigen kleinen Saaten von Sommerfrüchten, womit ſich wenige abgeben. Sie ſtehen in beſtändigem Verkehr mit den Städten und Dörfern im Innern, handeln mit Pelzwerk, gegerbten Hirſchfellen und einigen andern Gegenſtänden ihrer geringen Induſtrie. Ihr Charakter iſt friedlich, ſie erkennen die Autorität des Staates an und ordnen ſich derſelben unter. In der ganzen Ausdehnung dieſes Gebietes hat man viele und reiche Goldlager gefunden, unter welchen ſich am meiſten auszeichnen: Cieneguilla, die Ebenen (Llanos) und zuletzt Quitobac. Ueber dieſe Punkte hinaus liegen unerſchloſſene, jungfräuliche Lagerſtätten, welche zu wichtigen Entdeckungen Hoffnung geben, weil dieſelbe Gebirgsart fortgeht, und dieſelbe Cordillera, worin die ſchon entdeckten Lager anſtehen, ſich dahin ausdehnt. Die Kopfzahl des Papago-Stammes wird auf 3000 angeſchlagen.

Die Sinnesart dieſer Indianer iſt ſanft und ihre Neigungen ſind friedlich. Früher lebten ſie unter der Leitung und dem Unterricht der Miſſionäre, abee ſie zogen ſich zurück, ſeit die Miſſionen eingingen und in den Dörfern die Kreolenbevölkerung ſich mehrte, welche die beſten Ländeeeien für ſich in Beſchlag nahm. Noch jetzt würde es von Nutzen ſeyn, um ſie für die Geſittung völlig zu gewinnen, zwei bis drei Miſſionen entfernt von ihren frühern Dörfern zu errichten; Land für dieſen Zweck iſt genug vorhanden, und wegen der Goldlager wäre die Sache von Intereſſe. Die Geiſtlichen, welche dieſe Miſſionen übeewachten, gehörten, wie ſchon oben bemerkt wurde, zu dem Kloſter des heil. Kreuzes von Queretaro, und zur Zeit der ſpan. Herrſchaft, ſowie auch ſpäter zur Zeit der Republik erhielten ſie 300 Peſos (1 Peſo = 1 Dollar oder 5 Francs) Gehalt für jede Miſſion, welcher von der Centralregierung bezahlt wurde. Gegenwärtig fehlt es an Geld und an Geiſtlichen für die Miſſionen, deshalb wurde die geiſtliche Verwaltung dem Biſchof von S. übertragen, welcher in der neueſten Zeit ſtatiſtiſche Notizen ſammelte, um Pfarreien einzurichten für die Diſtrikte, die hinlängliche Beoölkerung haben. Nachdem der Gouverneur die geeignetſten Punkte des Staates für Anlegung von Kolonien und Miſſionen bezeichnet hat, betrachtet er den ſüdlichen Theil des Staates näher, und zunächſt die fruchtbaren Gefilde des Fluſſes Yaqui. Dieſes Gebiet iſt reichlich bevölkert durch den Stamm der Yaqui; im ganzen Staate iſt der Arm der Yaqui thätig in jeder Art von Geſchäften und Arbeiten. Sie haben Neigung zur Arbeit und lieben den Krieg; an allen politiſchen Zerwürfniſſen des Staates nehmen ſie direkten Antheil; ſie ſind zum Theil ſeßhafte Landbauer von ziemlich vorgeſchrittener Bildung, zum Theil ſtreifen ſie unſtät in ihren Wäldern umher. Ihre Dörfer ſind: Belen, Ilnirives, Potam, Raum, Vicam Jorim, Baeum u. Coeorl, welche eine Längenausdehnung von 30 Stunden einnehmen und alle in fruchtbarem Lande liegen, das ſich ſowohl für die Viehzucht als den Landbau eignet, für alle Produkte der heißen und gemäßigten Klimate. Das Klima iſt ſehr heiß im Sommer, aber im Winter kommen Nachtfröſte vor. Die Atmoſphäre iſt heiter und trocken. Das Land wird alljährlich von dem Fluſſe überſchwemmt und dadurch für reiche Ernten befruchtet; viele Stellen des Fluſſes eignen ſich für Wehre, wodurch ausgedehnte Ländereien bewäſſert werden könnten, was zwar Anlagekapital erfordert, aber ſich gut bezahlen würde. Die Wälder ſind ausgedehnt und ſehr dicht. Die Dörfer liegen 5—7 Stunden auseinander, und die vier letzten der genannten eignen ſich ganz für die Gründung zweier Miſſionen. Die Folge dieſer Stiftung würde ſich bald zeigen; die in den Wäldern irrenden Jäger würden ſich an das geſellige Leben gewöhnen, die Luſt zur Arbeit würde angeregt, und die Miſſion würde ſo zur Bürgſchaft eines beſtändigen Friedens. Denn wenn auch dieſe Nation ruhig iſt, ſo könnte ſie doch, wenn ſie aufhörte, es zu ſeyn, dem Staate zu großem Schaden gereichen. Ferner würden mit den Miſſionen Anſiedler europ. Abkunft ſich niederlaſſen, und in wenigen Jahren würde dieſer Diſtrikt einer der wichtigſten des Staates ſeyn, durch die Leichtigkeit der Ein- und Ausfuhr auf dem Fluſſe und auf dem Golf von Kalifornien.

So weit der Bericht des Gouverneurs von S., welcher uns einen klaren Blick in die Lage jener Provinzen geſtattet. Zur Zeit der ſpan. Herrſchaft hatte man durch die Preſidios, welche durch wohlorganiſirtes Militär beſetzt waren, ein ſichtbares Zeichen der bürgerlichen Autorität; die wilden Indianerſtämme mieden den Bereich der ſpan. Waffen, und die friedlichen ſuchten in ihrer Nähe Schutz. Daneben wirkte das geiſtliche Vorpoſten-Corps der Miſſionäre, das faſt ganz aus Europäern beſtand (Fernandiner, von der Regel des heil. Franciscus) und für geiſtliche Zwecke Eroberungen machte. Es war ein eigenes Verhältniß, daß die den Mönchsorden übergebenen Miſſionen ganz unabhängig von den oberſten geiſtlichen Behörden des Landes ihre Geſchäfte betrieben und in ihren Diſtrikten gewiſſermaßen unumſchränkte Herren waren, da ſelbſt das Landeigenthum der geiſtlichen Körperſchaft gehörte. Dem Staate konnte dieſes ganz gut konveniren, denn die Vorpoſtenkette hielt die äußerſten Grenzen in Frieden, gewöhnte wandernde Stämme an feſte Stätten und Landbau und bildete dadurch einen Damm gegen das Vordringen wilder Horden. Spanien handelte deshalb ganz in ſeinem Intereſſe, den Miſſionären einen Zuſchuß an Geld zu geben, denn ſie waren wichtiger, als die Preſidios, welche nur als Anhaltspunkte, Zufluchtsſtätten und Magazine dienen ſollten. Nachdem ſich Mexiko von der ſpan. Herrſchaft befreit hatte, behielt man daſſelbe Syſtem bei und leiſtete die Zahlungen an die Miſſionen, wie es einmal herkömmlich war. Die höchſt unkluge Ausweiſung der Spanier im J. 1828 vertrieb viele der eifrigſten und geübteſten Miſſionäre aus ihrem Berufe, die Klöſter waren nicht ſchnell durch taugliche Subjekte zu ergänzen, zumal da die Mexikaner einen wahren Abſcheu vor dieſem Geſchäfte haben, es blieben deshalb viele Miſſionen unbeſetzt. Dazu kam, daß die mexikaniſche Regierung zu viel mit ihren innern Parteiungen zu thun hatte, als daß ſie an jene fernen Grenzländer hätte denken können; man vernachläſſigte dieſen wichtigen Gegenſtand, leiſtete die Zahlungen nicht mehr pünktlich, und da die Finanzen den Krebsgang gingen, ſtellte man ſie allmählig ganz ein. Nur zu ſchnell rächte ſich dieſe Politik. In Texas begann die Bewegung von Norden her, an den Flüſſen hinauf, und drängte die wandernden Stämme der Indianer nach Süden und Weſten. Die Niederlaſſungen am obern Arkanſas, ſowie am Red-river zwangen die Jägerſtämme in Neu-Mexiko und Chihuahua, den Büffel und Hirſch zu jagen, und da dieſe die Preſidios zerfallen, die ſeßhaften Stämme ohne Schutz und Führer antrafen, drangen ſie vor bis zu den Siedlungen der Weißen und fanden es bequemer, die Heerden zahmer Hausthiere zu rauben, als mühſam das Wild zu jagen. In den letzten Jahren trat dieſer Mißſtand noch ſtärker hervor,

Digitized by Google

weil die Nordamerikaner durch die Abtretung von Texas, Neu-Mexiko und Kalifornien und die Organiſirung ihrer Grenzkompagnien (jener gewiſſenloſen Halbwilden, welche die Rothhäute wie Wolf und Schakal behandeln) die wandernden Stämme einzig auf die unbeſchützten mexik. Grenzen anwies. So geſchah es, daß die Comanches und Apaches in dieſem Augenblicke eine wahre Plage der nördlichen Provinzen Mexiko's ſind: ſie können nicht mehr zurück zu ihren alten Jagdgründen und dehnen nun ihre Streifereien bis in die Staaten von Cohahuila, Chihuahua und Durango aus. Es ſind dieſes keine ſtarken bewaffneten Züge, ſondern kleine Schaaren, die wohlberitten mit unglaublicher Schnelligkeit einzelne Höfe und kleine Dörfer überfallen, die Männer ermorden, die Weiber und Kinder als Gefangene mitnehmen und die Heerden als Beute wegtreiben. Bis die Kunde in die nächſten größern Dörfern dringt und die Mannſchaft ſich bewaffnet, ſind die flüchtigen Nomaden längſt wieder in ihren Einöden. Dieſer traurige Zuſtand dauert ſchon mehre Jahre, und nichts Entſchiedenes iſt geſchehen, um den armen Bewohnern der Grenzen Schutz zu verſchaffen. Verfügungen ſind in Menge getroffen worden, aber ausgeführt nur ſehr Weniges. Die zerrütteten Finanzen des Landes bilden überall das Haupthinderniß. Seit drei Jahren iſt die Anlegung von Militärkolonien angeordnet, durch welche, nach Art der öſterreich. Grenzer, ein Kordon von Anſiedlungen mit militäriſcher Verfaſſung eine Schutzwehr gegen die Wilden bilden ſollte. Aber eine ſolche Maßregel erfordert bedeutende Geldmittel, die nicht da ſind, und eine große Anzahl determinirter und waffengeübter Landbauer und Handwerker, die ſich in einem ſpärlich bevölkerten Lande eben ſo wenig finden. Das Edikt, welches die Anlegung dieſer Kolonien anbefiehlt, ſagt den Koloniſten Land, Wohnungen, Unterhalt für ein Jahr und andere Vortheile unentgeltlich zu, es ſind auch einige Kolonien der Art begründet, meiſtens von Soldaten des ſtehenden Heeres; aber ſo lange nicht die ganze Linie hergeſtellt iſt, bleibt die ganze Sache illuſoriſch. Es iſt ſehr zu bedauern, daß in günſtiger Zeit für die deutſche Auswanderung, namentlich für die vielen in Schleswig-Holſtein brodlos gewordenen Krieger, keine Verbindungen mit der mexik. Regierung angeknüpft wurden. Dort fände ſich ein Feld für geordnete Thätigkeit, mit Ausſicht auf materielles Gedeihen, während die vielen Unglücklichen, welche nach Braſilien überſiedeln, einer traurigen Zukunft entgegenſehen. Ein Land mit Sklaverei, mit einer eingefleiſchten portugieſiſchen Ariſtokratie und großer Indolenz iſt nicht geeignet für Entwickelung des deutſchen Elements. In dem Friedensvertrage zwiſchen Mexiko und den Vereinigten Staaten wurde ſtipulirt, daß alle Bewohner der abgetretenen Provinzen, welche mexik. Bürger bleiben wollten, auswandern könnten und von der mexik. Regierung unentgeltlich Ländereien erhalten ſollten. Darauf bezieht ſich der Bericht des Gouverneurs von S., der für dieſen Zweck hauptſächlich das linke Ufer des Gilafluſſes vorſchlägt. Es iſt keine Frage, daß dieſe Ländereien in hohem Grade für Anſiedlungen geeignet ſind. In der ſubtropiſchen Zone gelegen, haben ſie ein mildes Klima, ohne die ſchädlichen Miasmen, welche die Ebenen des untern Miſſiſippi verpeſten. Die raſch wachſende Bevölkerung Kaliforniens würde für die Produkte, namentlich Baumwolle und Tabak, einen guten Markt bieten, und die ausgedehnten Goldlager, welche an Ausdehnung den kaliforniſchen wenigſtens gleichkommen, an Reichthum nicht nachſtehen, würden bei einer ſtätigen, ohne Schwindelei betriebenen Arbeit auf viele Jahrzehnte eine Menge Menſchen beſchäftigen, welche den Koloniſten der fruchtbaren Thäler auf lange hin edle Metalle gegen die erſten Lebensbedürfniſſe vertauſchen könnten. Es iſt deshalb eine Befangenheit in alten Gewohnheiten, ein Verkennen der Bedürfniſſe und der wahren Lage des Landes, wenn die Regierung des Staates von S. glaubt, ein Dutzend dem Leben ferne ſtehender Mönche könne die Geſittung einer Provinz heraufbeſchwören, in einer Zeit, wie die unſerige iſt, und in der Nähe eines Volkes, das mit der Schnelligkeit der Lokomotive wandert. Ehe die guten Miſſionäre nur die ſchwierige Sprache eines morſchen Stammes, der für die Menſchheit kein kräftiges Reis mehr zu treiben fähig iſt, halbwegs erlernt haben, überſpringt der Yankee die Fluthen des Gila, baut Städte in den fruchtbaren Thalgründen, durchwühlt die Goldhügel und rückt ſeine Grenzen nach dem Culiacan, ohne daß die ſchwache Bevölkerung den Fortſchritt hemmen könnte. Statt des Vorſchlags, eine armſelige Rente für die Beſoldung einiger Geiſtlichen liquid zu machen, müßte die Regierung die Initiative für eine großartige Koloniſation ergreifen, die unermeßlichen Ländereien zu ſehr billigen Preiſen verkaufen, den Boden für Anlegung von Städten und Dörfern umſonſt geben, die Goldwäſchereien dem freien Betriebe überlaſſen und durch Gründung einer Münzſtätte mit Erhebung des Schlagſchatzes die Staatseinnahme heben. Nur ſo könnte ſie Vortheil aus einer Umgeſtaltung ziehen, die doch vor ſich geht, ehe ein Jahrzehnt abläuft und ohne daß dem Staate der mindeſte Vortheil daraus erwächſt. So ſpärlich auch die Notizen ſind, welche der Bericht des Gouverneurs über die Stämme der Indianer gibt, ſo haben ſie doch ein Intereſſe für die Wiſſenſchaft. Umgeben von Jägerſtämmen ohne feſte Wohnſtätten, leben die Papagos vom Gila und in der Pimeria alta in Dörfern als Landbauer, mit einer bürgerlichen Einrichtung und einem geregelten Vertheidigungsſyſtem. Leider erfahren wir nicht, ob ſie eine Sprache reden, welchem Stamme ſie verwandt ſind, und ob ſie ſeit unvordenklicher Zeit dieſelbe Stätte bewohnen; dürfen wir in ihnen Reſte der Völker vermuthen, welche in frühern Jahrhunderten die Geſittung nach Anahuac brachten? Sind ſie aus dem Süden erſt nach Ankunft der Spanier eingewandert? Für letztere Meinung dürfte der Umſtand ſprechen, daß ſie die Baumwolle pflanzen, ſpinnen und weben; denn die Jäger, welche von Norden kamen, haben dieſe Kenntniß nicht nur in ſüdlichern Breiten kommt die Baumwol-

Digitized by Google

lenſtaude vor, und nur dort konnte ſich ihr Gebrauch ausbilden. Anders iſt es mit den ſüdlicher wohnenden Yaquis; auch ſie ſind zum Theil Landbauer, welche feſte Wohnſitze haben. Aber nicht der ganze Stamm hat ſich in dieſe Sitte geſchmiegt, ein Theil deſſelben folgt dem alten Hange nach Ungebundenheit und ſtreift nomadiſch durch die Wälder und Berge. Die ſeßhaften Yaquis ſind erſt in verhältnißmäßig neuer Zeit durch die Miſſionen zum Landbau erzogen worden, und öfter brach der Hang zur frühern Lebensart hervor, zum Schaden der ſpan. Anſiedlungen in ihrer Nähe. Die indianiſche Bevölkerung, welche noch im Staate von S. lebt, würde bei der großen Ausdehnung freien Landes der Anſiedlung durch Europäer oder Nordamerikaner nicht im Wege ſtehen. Hätte die Regierung Energie, ſo müßten die umherirrenden Stämme längſt verſchwunden ſeyn; ſie werden als ſolche aufhören, ſobald ſich die Bevölkerung mehrt. Die landbauenden Indianer aber werden ruhig ihr Gewerbe treiben, wie dieſes die Azteken und andere Stämme in der Mitte des Landes thun, die ſich ſeit drei Jahrhunderten neben einer ſtarken Bevölkerung europäiſcher Abkunft erhalten haben. Es iſt alſo im Intereſſe der eingebornen Raçe ſelbſt, daß ſie für das Leben in feſten Wohnſitzen gewonnen werde, weil der Jäger bei fortſchreitender Kultur eines Landes ſeine Lebensweiſe aufgeben oder untergehen muß. Es iſt eine harte Alternative, welche den Philanthropen viele Seufzer gekoſtet hat, aber es iſt der Gang der Natur, der ſich nicht wegpredigen läßt und demſelben Geſetze unterworfen iſt, wie der Untergang der Thiergeſchlechter, welche den jetzt lebenden vorausgingen. Als ein Phänomen iſt es aber in der That anzuſehen, daß wir im J. 1851 n. Chr. noch einen Abſchnitt aus der Urgeſchichte der Menſchheit, wie ſie Moſes erzählt, in Praxis erblicken, und zwar die verſchiedenen Kulturepochen neben einander. Hier treiben ſich noch die Nimrode umher, als wilde Waldmenſchen, im Kampfe mit den Beſtien des Waldes und beſtialen Stämmen ihres Gelichters. Dort ziehen ſchon milder geſittete Nomaden mit ihren Schafen und Ziegen einher. Das Leben der Patriarchen wiederholt ſich bei den Viehbeſitzern mit ſtehendem Wohnſitz, die, wie Abraham, auf meilengroßen Weiden je nach der Jahreszeit die Heerden bald ins Gebirg, bald in das Thal treiben. Wo der ganze Reichthum in der Heerde liegt, kann kein Landbau gedeihen; ſobald dieſer überwiegt, müſſen die Heerden verſchwinden. So finden wir hier den beginnenden Landbau noch im Konflikt mit der Viehzucht, wir finden den ausgebildetern und in einzelnen Theilen ſogar ſchon rationellen, mit vollkommner künſtlicher Bewäſſerung, Düngung, Branntweinbrennerei und mancherlei einfachen Maſchinen. Auf dem Golfe aber und dem gelblichen Strom hinauf brauſt das rieſige Dampfboot des Nordamerikaners, als ein warnendes Meteor, den träumenden Menſchen verkündend, daß der Wigwam des Indianers, das Zelt des Nomaden, die Hütte des Patriarchen andern Jahrhunhunderten angehören, daß ſie verſchwinden müſſen vor der Civiliſation, und daß wer die Zeichen der Zeit nicht erkennen will, unter den Rädern des donnernden Bahnzuges zermalmt werde.

Sonrol, Inſel, ſ. Pelew.

Sonſaſa (japan. Rel.), ſ. Dſchammabos.

Sonsbeck, preuß. Stadt, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Geldern, am Sonsbache, Hauptort der Bürgermeiſterei gl. N.; Schloß, kathol. und evang. Kirche, Tuch- und Meſolanfabrik, 2 Jahrmärkte; 1340 Einw.

Sonſeca, ſpan. Flecken, ſüdlich von Toledo, am Fuß der Sierra-del-Caſtanar, links am Guadaranque; Tuchweberei; 5900 Einw.

Sons harmoniques (franz., Muſ.), harmoniſche Töne, bedeutet in den Soloſtimmen für Streichinſtrumente daſſelbe, was Flautino, alſo daß die Stelle im Flageolettone vorgetragen werden ſoll; ſ. Flageolet.

Sonſon, ſüdamerik. Stadt, Neu-Granada, Dep. Cundinamarca, nordweſtlich von Mariquita; 1750 Einw.

Sonſonate, mittelamerik. Stadt, Staat San Salvador, am gleichn. Fluſſe, liegt in einer außerordentlich reichen Gegend und iſt eine der bedeutendſten Städte des Staats. Es liegt etwa halbwegs zwiſchen der Hauptſtadt des Staats und zwiſchen Guatemale. Das umliegende Land iſt ſehr quellenreich, und der indianiſche Name S. bedeutet „400 Quellen". Dieſe ſchlängeln ſich in allen Richtungen hin, bewäſſern die zahlreichen Pflanzungen und erhalten die Vegetation im ewigen Grün; ein üppigeres Wachsthum kann man ſich in der That kaum denken. Die Wälder ſind undurchdringlich, wenn nicht die Axt den Weg bahnt; in den Tiefen derſelben hauſen der Caguar, der Tiger und der Tapir, und erſtere richten nicht ſelten unter den Heerden der Pflanzer Verwüſtungen an. Myriaden giftiger Inſekten und Schlangen halten ſich am Rande auf, und man trifft dergleichen oft auf den ſchmalen Pfaden, nie aber auf den Straßen. Die Bäume und Weinreben überhängen die Wege ſo dicht, daß kaum ein Paar Maulthiere neben einander vorübergehen können. Früchte gibt es in Menge und von köſtlichem Geſchmacke. Die zahlreichen Bäche bieten Badeplätze dar, welche in dem heißen, obwohl geſunden Klima ſehr nothwendig ſind. Dieſe Gegend heißt „Tierra caliente". Ein bedeutender Fluß, der Rio Grande S. genannt, über den eine ſehr große Steinbrücke führt, läuft an einem Ende der Stadt vorbei. Seine Ufer ſind ſehr maleriſch, und an einer Stelle bildet er nur einen ſchmalen Kanal, etwa 2 Fuß tief. Die Umgebung der Stadt iſt bergig. In der Nähe iſt eine Menge werthvoller Landgüter, welche Fremden gehören, z. B. die Zucker- und Indigopflanzung eines Franzoſen, Namens Drivin. Die Kufen, welche er zum Indigo braucht, ſind dieſelben, welche die Jeſuiten vor mehr als 200 Jahren aus Backſteinen aufführen und mit Stuck bekleiden ließen; ſie hatten damals ausgedehnte Landbeſitzungen in der Nähe. Dr. Drivin entdeckte ſie ganz zufällig auf ſeinen Ländereien und fand ſie, nachdem ſie gereinigt waren, ſo brauchbar, als wenn ſie neu wären. S. war einſt eine Stadt von bedeutender Größe und Wichtigkeit. Ruinen von Wohn-

häuſern und andern Gebäuden entdeckt man noch am Ausgang mehrer Straßen; weiterhin ſieht man die Grundmauern von andern, und das Pflaſter der Stadt kann man noch weiter verfolgen. Die Vegetation, welche hier in ihrem Wachsthum ſo raſch und ſo zerſtörend iſt, hat dieſe Ueberreſte faſt dem Auge entzogen, und wenn man ſie unter dem Schatten erblickt, ſo erinnert man ſich unwillkürlich an die architektoniſchen Denkmäler der Ureinwohner, von denen ſo viele noch in gleicher Weiſe in den Wäldern des Landes verborgen liegen. Das plötzliche Verſchwinden der ungeheuern Städte, Veſten und Tempel, von denen die ſpaniſchen Eroberer ſo oft ſprachen, deren Erzählungen aber noch vor einigen Jahren den neuern Geſchichtſchreibern ein ungläubiges Lächeln entlockten, iſt jetzt hinreichend erklärt. Um in dieſem Lande zu leben, muß der Menſch einen fortdauernden Kampf mit dem feindlichen Pflanzenleben führen. Eine einmal entvölkerte Stadt wird bald von Reben und Bäumen überwachſen, und wilde Thiere und ziſchende Schlangen wohnen dann in den verlaſſenen Gemächern. S. hat noch eine Bevölkerung von etwa 6000 Seelen, die lebhaften Handel treiben. Es iſt regelmäßig angelegt, die Straßen breit und rein, gut gepflaſtert, aber doch ſtark mit Gras überwachſen. Viele Häuſer ſind ſogar elegant; ſie haben meiſt nur ein Stockwerk mit dicken maſſiven Steinmauern, die im Innern einen freundlichen Hofraum einſchließen. Von außen ſind ſie weiß angeſtrichen, haben große Fenſter, aber ohne Glas, bloß mit grünem Gitterwerk verſchloſſen. Der ganze Ort hat ein friedliches, ländliches Ausſehen. Einige Kirchen und Klöſter ſind faſt drei Jahrhunderte alt und haben ein ehrwürdiges Ausſehen; die Mauern aber ſind, obwohl mehre Fuß dick, an vielen Stellen von einander geriſſen, eine Folge der häufigen Erdbeben, von denen die Stadt heimgeſucht wird.

Sonſorol, Inſel, ſ. **Pelew**.

Sonta, ſ. **Provençalen**.

Sonta-Bendore, oſtind. Stadt, **Myſore**, weſtlich von Tſchitledroog.

Sontag, **Henriette**, jetzige Gräfin **Roſſi**, eine der erſten deutſchen Sängerinnen der neueren Zeit, wurde zu Koblenz am 13. Mai 1805 geboren und von ihren Aeltern, die ſelbſt Schauſpieler waren, ſchon frühzeitig zur Bühne beſtimmt, weshalb nichts verſäumt wurde, was ihre geiſtige und körperliche Ausbildung befördern konnte. Kaum 6 Jahre alt, kam ſie mit ihrer Mutter nach Darmſtadt zu dem Hoftheater des Großherzogs und erregte ſchon damals ſowohl durch ergötzliche Lebhaftigkeit und Naivetät, als auch durch ihre ſchöne Stimme große Aufmerkſamkeit. Namentlich erwarb ſie ſich als Salome im „Donauweibchen“ vielen Beifall. Ihre Stimme hatte ſchon im 8. Jahre eine ſeltene Feſtigkeit und erhielt nach dem Tode ihres Vaters im Konſervatorium zu Prag, wohin ſich ihre Mutter mit ihr begeben hatte, ihre weitere Ausbildung. Obgleich das dortige Konſervatorium geſetzlich nur ſolche Schüler aufnahm, die das 12. Jahr überſchritten hatten, ſo wurde bei der jungen S. wegen ihrer vielverſprechenden Anlagen eine Ausnahme gemacht und ſie ſchon in ihrem 11. Jahre unter die Zahl der Zöglinge aufgenommen. Ihre Lehrer im Konſervatorium waren, was Theorie und höhere muſikaliſche Bildung überhaupt anbelangt, Kapellmeiſter Triebenſee, im Klavierſpiel der berühmte Pianiſt Pixis und im Geſange der Flötiſt und Komponiſt Bayer und die Singlehrerin Czegka. In ihrem 15. Jahre wurde ſie bei einer plötzlichen Erkrankung der erſten Sängerin zu der Parthie der Prinzeſſin im „Johann von Paris“ verwendet. Nur mit Widerſtreben ging ſie an dieſen erſten Verſuch, doch entſchied der an dieſem Abende gefeierte Triumph über ihre ganze Zukunft, denn ſie erhielt dadurch ihre Entlaſſung aus dem Lehrinſtitut und ſomit die Freiheit, ihrem ſo ſchönen und ſchnell emporgeblühten, ſo wie trefflich entwickelten Talente große Vorbilder zu ſuchen. Sie ging darauf mit ihrer Mutter nach Wien, wo ſie in der deutſchen u. bisweilen auch in der ital. Oper mitwirkte. Ihre Hauptbeſchäftigung beſtand jedoch vorzüglich darin, ſich nach der großen Sängerin Fodor-Mainville zu bilden. Nach Verlauf von vier Jahren nahm ſie ſchon einen Rang unter ihren Kunſtgenoſſen ein und durfte es nun wagen, geſtützt auf ihr eigenes Talent, und eine gewiſſe künſtleriſche Selbſtſtändigkeit behauptend, in das größere Publikum hinauszutreten. Im J. 1824 begann ſie ihre erſte Kunſtreiſe, erntete zu Leipzig als Euryanthe den ſtürmiſchſten Beifall und wurde, nachdem die Journaliſten ihr Lob in alle Welt hinausposaunt hatten, noch in demſelben Jahre nebſt ihrer Mutter und ihrer Schweſter Nina von den Direktoren der Königſtädter-Bühne engagirt. Durch jugendliche Anmuth, wie durch Kunſtfertigkeit des Vortrags erwarb ſie ſich unerhörten Beifall. Zwei Jahre darauf trat ſie ihre erſte Reiſe nach Paris an, wo ſie 3 Tage nach ihrer Ankunft als Roſine im „Barbier von Sevilla“ auftrat und durch ihren herrlichen Geſang und ihr feines Spiel einen unbeſchreiblichen Enthuſiasmus erregte. Durch den preußiſchen Geſandten bei einem feſtlichen Diner eingeführt, von Alexander Humboldt in den Häuſern ſeiner Bekanntſchaft präſentirt, durch ihre Begleiterin, eine Frau von Stand und Bildung, mit dem fürſtl. dalbergſchen Hauſe bekannt gemacht, bedurfte es keiner Empfehlungsſchreiben, um die Künſtlerin in allen höhern Zirkeln heimiſch zu machen; und als endlich die alte ſittenſtrenge Herzogin von Lotheingen, Mad. de Vaudemont, der ſie im Hauſe Talleyrands durch die Herzogin von Dino vorgeſtellt wurde, in die Worte ausbrach: je ne voudrais pas pour tout au monde que ma fille fusse autrement, da begab ſich das Unerhörte in Paris, daß Damen vom erſten Range bei der deutſchen Sängerin zu Gegenbeſuchen vorfuhren. In Folge zu großer Anſtrengungen hatte ihre Geſundheit gelitten, die jedoch in den Seebädern bald vollkommen wiederhergeſtellt wurde, ſo daß ſie Ende Septembers, nachdem ſie noch zu Paris einen 3jährigen Kontrakt geſchloſſen hatte, den ſie nach Ablauf des berliner antreten wollte,

ihre Rückreiſe nach Berlin unternehmen konnte. Sie ging über Frankfurt und Weimar, wurde überall glänzend empfangen und kehrte, obſchon ihr zu Berlin die unerhörteſten Offerten gemacht wurden, im September 1827 nach Paris zurück, wo ſie in gleicher Weiſe aufgenommen wurde, wie das erſte Mal und bald auch noch einen entſchiedenen Sieg über die Paſta feierte. Dann ging ſie nach London, um ſich hier zu dem Kulminationspunkt ihres Künſtlerruhmes emporzuſchwingen. Ende 1828 verheirathete ſie ſich mit dem Grafen Karl Roſſi, welcher früher bei der ſardiniſchen Geſandtſchaft in Holland angeſtellt war, und betrat die Bühne nur noch auf ihrer letzten großen Kunſtreiſe zu Berlin, wo ſie am 19. Mai 1830 ihre dramatiſche Laufbahn mit der Vorſtellung der Semiramis von Roſſini beſchloß. Von Berlin ging ſie nach Rußland, ſang in Petersburg und Moskau mit unglaublichem Erfolge und kehrte dann über Hamburg nach den Niederlanden zurück. In Hamburg ſang ſie zum letzten Male öffentlich in einem Koncerte. Hierauf erfolgte die öffentliche Deklaration ihrer Heirath, und ſie lebte, die Kunſt nur in Privatzirkeln und nur für ſich übend, mit ihrem Gemahl zunächſt im Haag. Später wurde derſelbe zurückberufen, um als ſardiniſcher Geſchäftsträger nach Rio-Janeiro zu gehen. Von 1835—1838 lebte er mit ſeiner Gattin als ſard. Bundestagsgeſandter zu Frankfurt a. M., dann wieder im Haag, dann bis 1843 in Petersburg und ſpäter in Berlin. Ungünſtige Vermögensverhältniſſe veranlaßten die S. in den letzten Jahren, die Bühne wieder zu betreten; im Sommer 1850 war ſie an der ital. Oper zu London engagirt. Im Februar 1851 riß ſie bei der ital. Oper zu Paris zur Bewunderung hin und jetzt (Herbſt 1851) bereiſt ſie Deutſchland, um von da wieder nach London zu gehen. In ihrer Blüthezeit beſaß ſie neben der äußerſten Reinheit, Klarheit, Lieblichkeit und Biegſamkeit der Stimme die glänzendſte Leichtigkeit, Nettigkeit und Eleganz des Vortrags. Sie erſchütterte nicht durch eine imponirende Stimmfülle, aber bezauberte durch wahre Flötenpaſſagen, welche ſie größtentheils mit halber Stimme, aber mit der vollkommenſten Artikulation vortrug, und rührte durch Lieblichkeit des einfachen Geſangs. War ſie nicht eigentlich groß im Heroiſchen und Tragiſchen, ſo war ſie doch unübertrefflich im Sentimentalen u. Scherzhaften, wie überhaupt in dem, was mehr das Herz für ſich, als die geſammte Geiſtigkeit des Hörers ergreift. Ihre Hauptrollen waren: Roſine im „Barbier“, die Italienerin, Cenerentola, Helene, Donna Anna, Prinzeſſin von Navarra, Euryanthe, Agathe, Karoline und Sophie u. ſ. w. Den großen Beifall, den ſie noch heute erntet, verdankt ſie wohl theilweiſe ihrem berühmten Namen, indem der ganze Styl ihres Geſanges, wie ihrer Darſtellung einer frühern Periode angehört, obgleich derſelbe an und für ſich auch jetzt noch viel Anerkennungswerthes hat.

Sontheim (Geogr.), 1) bayeriſche Orte: a) Kirchdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Wertingen; 290 Einw.; — b) Pfarrdorf daſelbſt, Ldgr. Ottobeuren; 690 Einw.; — c) (Sondheim) Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Windsheim; 120 Einw.; — 2) württemberg. Orte: a) Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Münſingen; Schloßruine; Tropfſteinhöhle (Sondheimer Loch); 500 Ew.; — b) (Sontheim im Stubenthal), Dorf, Jaxtkr., Oberamt Heidenheim; 250 Ew.; — c) Pfarrdorf, Neckarkr., Oberamt Heilbronn; Kirche, Kapelle, Amtsnotariat, Fabrik von kölniſchem Waſſer; 1020 Einw.; — d) Pfarrdorf, Jaxtkr., Oberamt Heidenheim, in der Nähe der bayer. Grenze; Marktgerechtigkeit; 1180 Einw.

Sonthofen (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Schwaben u. Neuburg; gegen 16,000 E.; — 2) Marktflecken daſ.; Landgerichtsſitz, Berg- und Hüttenamt, 2 Kirchen, 2 Beneficien, Schloß, Spital, Siechenhaus, Eiſenhämmer, Eiſenſchmelze, viele Mühlen, mehre Nagelſchmieden, Alabaſterbrüche, ſtarker Leinwandhandel, belebte Jahr- und Viehmärkte; 1900 Einw.; — 3) Pfarrdorf daſelbſt, Ldgr. Immenſtadt; 210 Einw.

Sontini (a. Geogr.), Bewohner einer Stadt Lukaniens, vermuthlich des heutigen Sanza (Plin. III, 10, 15).

Sontius (Sontus, a. Geogr.), Fluß Venetia's, über den bei der Station Pons Sonti die Straße von Aemona nach Aquileja führte. Er entſprang auf den karniſchen Alpen, nahm den Frigidus als öſtlichen Nebenfluß auf und mündete öſtlich von Aquileja in den Sinus Tergestinus; jetzt Iſonzo.

Sontra (Geogr.), 1) kurheſſ. Amt, Prov. Niederheſſen, Kr. Rotenburg; hat in 1 Stadt, 14 Dörfer und 8 Höfen 10,000 Ew.; — 2) Stadt daſ., an der S., 4 Thore, Kirche, Schloß, Rent- und Poſtamt, Juſtizamt, Gerberei, Weberei, Pulver- und Papiermühle; 1750 Einw.; — 2) Fluß daſ., mündet unterhalb Eſchwege in die Werra.

Sontus, ſ. v. a. Sontius.

Sonus (lat.), der Schall, Klang, ehedem in der römiſchen Kirche der Name des Geſanges: Venite exultemus etc. (der 95. Pſalm).

Sonus (a. Geogr.), Nebenfluß des Ganges auf dem rechten Ufer, der noch jetzt Son, Sona, Sone heißt und der bei Palibothra in den Hauptſtrom mündete (Plin. VI, 18, 22).

Sonvico, ſchweiz. Dorf, Kant. Teſſin, Bez. Lugano; 1000 Einw.

Sonvilier, ſchweiz. Dorf, Kant. Bern, Bez. Courtelari; 1900 Einw.

Sonzay, franz. Dorf mit Markt, Dep. Indre-Loire, Bez. Tours, in einem Thal; 1310 E.

Sonzo, von 889—891 Erzbiſchof von Mainz (ſ. d.).

Soo, aſiat. Stadt, Japan, Inſel Kiu-Siu, ſüdöſtl. von Nagaſaki.

Soodamarelle (Pomol.), ſ. v. a. rothe Soodkirſche.

Soodbrod (pharm. Bot.), ſ. v. a. Johannisbrod. S. Ceratonia Siliqua *L.*

Soodbrodbaum (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Ceratonia *L.* Daſſelbe iſt Soodbrod-Karote.

Sooddiſtel (Bot.), auch Sood-Eberwur-

zel, ſ. v. a. gemeine Eberwurz, Carlina vulgaris *L.*

Sooden (Geogr.), 1) kurheſſ. Stadt, Prov. Hanau, Kr. Schlüchtern, Amt Salmünſter; Kirche, Schloß; 1210 Einw. S. hieß früher Stolzenthal und erhielt ſeinen jetzigen Namen erſt ſpäter von der nahen Saline. Auf dem Gipfel eines Berges liegt eine nur noch aus einem Thurme beſtehende Burg. Im J. 1835 wurde mitten in der Stadt ein 32 F. tiefer Schacht mit einer Mineralquelle entdeckt; — 2) kurheſſ. Flecken, Prov. Niederheſſen, Kr. Witzenhauſen, Amt Allendorf; am linken Ufer der Werra, Wall, Brücke, Saline mit 33 Siedpfannen, liefert jährlich 10,000 Ctr. Salz; 1210 Einw.; — 3) naſſ. Pfarrdorf, Badeort, ſ. Soden.

Soodkirſche (Pomol.), 1) braune, auch Saftkirſche, Kl. 9, Rang II, Truchſeß, Weichſelkirſche von ziemlicher Größe, braunroth; Fleiſch zart, am Stein dunkelroth, unter der Haut hellroth, löſt ſich gut vom Stein. Geſchmack ſäuerlich-ſüß, etwas fein herbe; reichlicher, hellrother Saft. Iſt ſehr tragbar und nutzbar und wegen ihres weichlichen Saftes, vorzüglich zu Kirſchwein, Kirſchſaft, Konfitüren und Kuchen, ſelbſt zum Welken, ſehr gut zu gebrauchen. — 2) Rothe, auch Soodamarelle, franz. Amarelle piteuse, Kl. 10, Rang II, Truchſeß, Frucht von nur mittlerer Größe; Haut trüb blutroth; Fleiſch ſehr zerfließend, trüblich gelb; Saft röthlich. Vor der Zeitigung ſchmeckt die Frucht herbe, ſpäter wird der Geſchmack zwar milder, aber niemals angenehm. — 3) Schwarze, Kl. 9, Rang II, Truchſeß, ziemlich große Weichſel, in der Reife ſchwarz, auf der breitgedrückten Seite röthlich. Fleiſch am Stein tief dunkelroth, löſt ſich leicht vom Stein; Saft hellroth, überflüſſig, von angenehmen, ſäuerlichſüßem Geſchmack. Eine gute Wirthſchaftskirſche.

Soodkraut (Bot.), ſ. v. a. gemeine Eberwurz, Carlina vulgaris *L.*

Soodorf, kurheſſ. Dorf, Prov. Niederheſſen, Kr. Rinteln, Amt Rodenberg; Salzquelle, Soolbad; 200 Einw.

Soodſchote (Bot.), ſ. v. a. Johannisbrodbaum, Ceratonia Siliqua *L.*

Soogerslov, dän. Ort, Seeland, weſtlich von Roeskilde.

Sooju (jap.), ſ. v. a. Soja.

Sool, ſchweiz. Dorf, Kanton Glarus; 470 Einw.

Soolbad, ſ. Bad (Med.).

Soolbaer (dän. und norweg., Bot.), ſ. v. a. ſchwarze Johannisbeere, Ribes nigrum *L.*

Soole (Min.), ſ. v. a. kochſalzhaltiges und zur Gewinnung des Kochſalzes verwendbares Waſſer, ſ. Steinſalz.

Soolei, ein in Salzſoole hartgeſottenes Ei, oder ein nach dem Sieden in Salzſoole gelegtes Ei, nachdem man ihm die Schale gebrochen hat.

Soolenſalz, ſ. v. a. Kochſalz.

Soolfaß, das große hölzerne Faß, in welches die Soole gebracht und von da in die Pfanne zum Verſieden gelaſſen wird.

Soolgang, bei Bereitung des Salzes aus dem Meerwaſſer, nennt man die Gänge S., welche die einzelnen Soolengruben verbinden.

Soolgewicht, die Maſſe des in der Salzſorte enthaltenen Salzes, was durch die Salzwage oder Salzſpindel ermittelt oder auch durch Abwiegen einer gleich großen Menge kalten Waſſers gefunden werden kann.

Soolkaſten (Soolbehälter), ſ. Kochſalz.

Soolkunſt, Maſchine, wodurch man die Soole aus dem Salzbrunnen fördert. Die Einrichtung ſolcher ſogen. Waſſerhebmaſchinen iſt den bei den Bergwerken gleich.

Soolleitung, ſ. Kochſalz.

Soolmeiſter, in einigen Gegenden der Aufſeher über die Brunnenknechte.

Sooloo, Inſeln, ſ. v. a. Sulu.

Soolquellen (Geognoſ. und Min.), ſ. v. a. Quellen, deren Waſſer kochſalzhaltig (Soole) iſt, ſ. Steinſalz.

Soolrinnen, Rinnen von Holz, durch welche man die Soole in dem Salzkothen aus dem Oberfaß in die Pfanne läßt.

Soolröhre, Röhren von verſchiedenem Material, durch welche die Soole aus dem Salzbrunnen in die Kothen geleitet wird.

Soolſalz, ſ. v. a. Soolenſalz.

Soolſchacht, der Schacht, in welchem die Soolkunſt ſteht und der bis auf die Salzquelle niedergetrieben iſt.

Soolſpindel, ſ. Salzſpindel.

Soolteich, der 2. Sumpf beim Gewinnen des Meerſalzes.

Soolwage, ſ. Aräometer.

Soolwanne, ſ. v. a. Soolfaß.

Soolzieher, Knechte, welche die Soole aus den Brunnen ziehen.

Sooma, aſiat. Stadt, Japan, Inſel Kin-Siu, nordöſtl. von Yedo.

Soon, norweg. Ort, Aggerhuus, ſüdlich von Chriſtiania, am Chriſtiania-Fjord.

Soonda (Geogr.), ſ. v. a. Sunda.

Soondwara, Diſtrikt, ſ. v. a. Sundwara.

Soone (Soony), Dorf, ſ. v. a. Suny.

Soongaren und **Soongarei**, ſ. v. a. Songaren und Songarei.

Soonth, Staat und Stadt, ſ. Guicovar.

Soonur, Diſtrikt, ſ. v. a. Dſchooneer.

Soor (Geogr.), 1) Nieder-S.), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Königgrätz, Gut Altenbuch; 510 Einw.; — 2) (Ober-S.), Dorf daſ., 520 Einw.

Soor (Med.), Findelhauskrankheit, Stomatitis exsudativa, Diphtheritis, Muguet der Franzoſen, eine den Kindern eigenthümliche, zuerſt in den großen Findelhäuſern Frankreichs beobachtete Krankheit. Die Kinder fangen an zu fiebern, bekommen Durchfall, blaſſe, mattgelbe Geſichtsfarbe und ein mehr oder weniger ausgebreitetes Erythem auf den Hinterbacken. Hierauf ſchwellen die Papillen der Zungenſpitze bedeutend an, und die ganze Mundhöhle wird geröthet, heiß und trocken. Nach einigen Tagen zeigen ſich auf der Zunge, der Lippen- und Backenwand kleine, ſchmutzigweiße Punkte, die ſich ſchnell vermehren und in einen gelblichen Ueberzug zuſammenfließen, der aus einer ſpeck-

Digitized by Google

artigen, faſerſtoffreichen Pſeudomembran beſteht, welche ſich oft über den Gaumen, den Schlund, Kehlkopf und Darmkanal erſtreckt. Es treten jetzt Schlingbeſchwerden, Brechreiz, Durchfälle, Meteorismus auf, die Stimme wird heiſer, der Tod erfolgt unter Konvulſionen, oft tritt noch Entzündung der Kopf=, Bruſt= oder Unterleibseingeweide hinzu. Erfolgt Geneſung, ſo bleibt lange Zeit große Neigung zu Rückfällen zugegen. Die Krankheit, die häufiger in Findelhäuſern, ſeltner in der Privatpraxis geſehen wird, ſcheint hauptſächlich durch endemiſche Verhältniſſe hervorgerufen zu werden; ſie befällt vorzugsweiſe ſchwächliche und kachektiſche Kinder bis zum Ende des erſten Lebensjahres und ſcheint nicht anſteckend zu ſeyn. Sie beſteht in einer eigenthümlichen Entzündung der Mundſchleimhaut mit Neigung zu plaſtiſcher Exſudation und hat viele Aehnlichkeit mit dem Croup, weswegen man ſie auch Rachencroup genannt hat. Von den Schwämmchen, mit denen ſie oft zuſammengeworfen wird, iſt ſie gänzlich verſchieden, die Prognoſe iſt ſtets ſchlecht; es ſterben $^{5}/_{6}$ der erkrankten Kinder. Ganz kleine und ſchwächliche Kinder ſind am Meiſten gefährdet; Komplikationen machen die Krankheit um ſo gefährlicher.

Die **Behandlung** beſteht zunächſt in Verbeſſerung der Lebensverhältniſſe des erkrankten Kindes; man ſorge für geſunde Luft, für Reinlichkeit, paſſende Nahrung ꝛc. Innerlich gibt man Emulſionen, Calomel; zur Bekämpfung des örtlichen entzündlichen Prozeſſes Pinſelwäſſer mit demulcirenden Mitteln, ſpäter adſtringende Mundwäſſer. Beſonders nützlich ſind kleine Gaben von Argent. nitr., oder von Sublimat. Die Komplikationen werden nach bekannten Regeln behandelt. Bei der großen Neigung zu Rückfällen ſorge man für die Fortdauer geeigneter hygieniſcher Verhältniſſe.

Soormah, Nebenfluß des Brahmaputra (ſ. d.).

Soorota, Inſel, ſ. v. a. Surutu.

Soor=Zak (Bot.), ſ. v. a. indiſcher Brodbaum, Artocarpus integrifolia *L. fil.*

L. **Soos**, Sohn des Procles, mit Agis I. König von Sparta.

Sooß (Geogr.), 1) öſterr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Landger. Baaden; 300 Einw.; — 2) Dorf daſ., Landger. Schallaburg; 150 Einw.

Soot, ſ. v. a. Saft.

Soota, aſiat. Stadt, Japan, Inſel Sado, auf der Nordoſtküſte.

Soothill, brit. Ort, England, Weſt=Riding der Grafſch. York, öſtl. von Halifax; 3200 Ew.

Soot-Romals (engl., Waarenk.), bunt gegitterte und geſtreifte oſtindiſche Baumwollentücher, die ſich durch ihre dauerhaften und ſchönen Farben auszeichnen und ehedem über Kopenhagen an Markt kamen.

Sopan, ſ. v. a. Zupan.

Sopater, 1) (griech. Liter.), aus Apamea, Sophiſt und Philoſoph des 4. Jahrh. nach Chr., Schüler des Jamblichus und vom Kaiſer Konſtantin als Anhänger des heidniſchen Glaubens zum Tode verurtheilt; ſchrieb: *Περὶ προνοίας καὶ τῶν παρὰ την ἀξίαν εὐπραγούντων ἢ δυσπραγούντων*; — 2) S., aus Apamea od. Alexandria, Rhetor im 6. Jahrh. n. Chr., lehrte zu Athen. Von ſeinen Schriften haben ſich erhalten: die Scholien zu den *Στάσεις* des Hermogenes, nach der Urſchrift herausgegeben aus einem Cod. Venet. von Walz, Rhett., Bd. V, und die Abhandlung *Διαίρεσις ζητημάτων* (Walz VIII, S. 1—385). Auch ſchreibt man ihm die zuletzt von Dindorf herausgegebenen Prolegomena zu Ariſtides zu. Verloren gegangen ſind die *Μεταβολαὶ καὶ μεταποιήσεις τῶν Δημοσθενικῶν χωρίων* und die *Ἐκλογαὶ διάφοροι*. — 3) S., italiſcher Phlyakograph, lebte zu den Zeiten Alexanders des Gr., aber auch noch unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus. Von ſeinen Phlyaken oder Parodien haben ſich noch mehrere Titel und Fragmente erhalten. Den jambiſchen Trimeter wendete er vorzüglich an. — 4) (Geſch.), Feldherr des Judas Maccabäus, der mit Doſitheus glücklich gegen Timotheus focht; — 5) General Philipps VI. von Macedonien, führte dem Hannibal ein Hülfscorps von 4000 Mann zu. Von den Römern gefangen, wurde er ſelbſt auf die Bitten des macedoniſchen Geſandten nicht wieder freigelaſſen.

Sopatma (a. Geogr.), Emporium an der Oſtküſte von India intra Gangem, oberhalb des Vorgebirgs Cory.

Sope (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. Zope, Cyprinus balleeus *L.*

Sope-Berry (engl., Bot.), ſ. v. a. gemeiner Seifenbaum, Sapindus Saponaria *L.*

Sopertſch (Sopre), öſterr.=böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herſch. Pardubitz; 400 Einw.

Sopetran, ſüdamerik. Stadt, Neu=Granada, Dep. Cundinamarca, ſüdlich von Sta.=Fe=de=Antioquia, am Cauca; 2100 Einw.

Sopha, Hausgeräthe, auf dem mehre Perſonen ſitzen, oder auch eine einzelne Perſon liegen kann. Das hölzerne Geſtelle iſt gepolſtert und gewöhnlich mit Rücken= und Seitenkiſſen verſehen. Vgl. Divan.

Sophänetus (griech. Liter.), Verfaſſer einer *Ἀνάβασις Κύρου*, vielleicht der S. aus Stymphalus, welcher dem jüngeren Cyrus 1000 Hopliten zuführte.

Sophagaſenus, König von Indien, Zeitgenoſſe des Antiochus Theos, mit dem er ein Bündniß ſchloß und dem er Elephanten lieferte.

Sophandra (Bot.), nach D. Don, Untergattung von Erica *L.*

Sophanes (griech. Geſch.), aus Decelea, tödtete im Zweikampf den Eurybates, den Anführer der 1000 Argiver, welche im J. 491 v. Chr., im Krieg der Athener gegen die Aegineten den Letzteren zu Hülfe gekommen waren. Vorzüglich zeichnete er ſich in der Schlacht bei Platää aus, in welcher er der Sage nach einen durch eine eiſerne Kette am Gürtel befeſtigten Anker trug, den er auswarf, um beim Angriff des Feindes nicht von ſeinem Poſten verdrängt zu werden. Er fiel im J. 465 als Strateg im Kampfe mit den Edonen.

Sophanitä (a. Geogr.), Volk im Süden von Arabia Felix (Ptol. VI, 7, 24).

Sophete (a. Geogr.), Gau in Groſsarmenien zwiſchen dem Antitaurus und Maſius, durch den Euphrat von Melitene in Kleinarmenien, durch den Antitaurus von Meſopotamien und durch den Fluſs Nymphius von den öſtlicheren Diſtrikten Groſsarmeniens getrennt. Er bildete mit dem Diſtrikt Acilisene unter den Seleuciden ein beſonderes weſtarmeniſches Reich, das erſt von Tigranes bezwungen wurde.

Sopher (hebr.), 1) Schreiber; — 2) Schulmeiſter.

Sophi (perſ.), ſ. v. a. Sofi.

Sophia (griech.), 1) Weisheit; — 2) ſ. Ophiten.

Sophia (Sofia, Geogr.), 1) europ.-türk. Sandſchak, theils in Bulgarien, theils in Rumelien, zwiſchen 41° 20′ bis 43° 28′ nördl. Br. und 19° 32′ bis 24° 5′ öſtl. Länge, grenzt nördl. an die Sandſchaks Widdin und Ruſtſchuk, öſtl. an Tſchirmen, ſüdl. an Gallipoli, ſüdweſtl. an Guſtenbil, weſtl. an Kruſchovatz. Das Balkan-Gebirg bildet zum Theil die Grenze, durchſchneidet den Südweſten, ſteht auf der Nordgrenze, und ein beträchtlicher Zweig bedeckt den Nordweſten, und auf der Südgrenze hin entwickelt ſich der Zweig Deſpoto-Dagh. Dies Gebirg macht die Waſſerſcheide im Sandſchak zwiſchen dem ſchwarzen und ägäiſchen Meer, dorthin fließen zur Donau der Vid, Isker und die Niſſava; hierher im Oſten die Maritza mit ihren Nebenflüſſen Tondſcha, Uzundſcha und Arda. Das Klima iſt angenehm und der Boden fruchtbar an Getreide, Wein, Reis, Flachs, Tabak, und auf den Bergen Holz. Das Mineralreich gibt Silber, Blei und Eiſen. Beträchtlich iſt die Zucht der Seidenraupen, Bienen, Schafe und Büffel; — 2) (bulgariſch Triaditza, das alte Sardica), Hauptſtadt des Sandſchaks und des ganzen Ejalets Bulgarien, eine der größten und ſchönſten Städte der europ. Türkei, auf 2 Seiten von Quellausflüſſen des Isker umgeben, in einer prachtvollen, weiten Ebene, die jedoch nach 3 Seiten hin von den Berggeſtalten des immergrünen Balkans begrenzt und nur gegen Norden offen iſt, von Juſtinian, der von der freundlichen Lage angezogen wurde, gegründet. Die noch jetzt ſchöne Stadt iſt voll Alterthümer, gut gepflaſtert u. reinlich u. mit Wällen, Mauern und Thürmen umgeben. Die Menge Moſcheen, Kirchen u. Klöſter, das friſche Grün der Gärten, die vielen Minarets, welche über die Bäume hervorragen u. die paradieſiſche Gegend machen S. zu einem herrlichen Aufenthalte. S. iſt der Sitz eines griech. Erzbiſchofs u. eines kathol. Biſchofs u. hat ein feſtes Schloſs, warme Bäder, Woll- u. Seidenweberei, Gerbereien, Tabakfabriken, Acker- und Obſtbau, Handel; die Merinozeuche, die hier gefertigt werden, ſind ſehr geſchätzt u. den angoriſchen gleichgeachtet; über S. geht die Straße von Widdin über den Balkan nach Philippopel, die den Verkehr ſehr belebt; 40—50,000 Einw., darunter gegen 8000 Chriſten, die Mehrzahl Osmanen, außerdem auch Bulgaren, Juden ꝛc. — Geſchichtliches. S. wurde, wie bereits erwähnt, vom Kaiſer Juſtinianus erbaut, und zwar an der Stelle, wo im Alterthum Sardica ſtand. Im J. 1382 fiel es in die Hände der Türken. Hier ſchlugen 987 die Bulgaren den griech. Kaiſer Baſilius. — 3) (S. und Zarskoe-Selo), europ.-ruſſ. Kreis, Gouv. St. Petersburg, grenzt nördl. an den Kr. St. Petersburg, öſtlich an den Kr. Schlüſſelburg, ſüdlich an den Kr. Luga und an das Gouv. Nowgorod und weſtlich an den Kr. Oranienbaum und hat einen Flächenraum von $51\frac{3}{4}$ □ M. mit 36,000 Einw. Das Land iſt theils flach, theils mit ſanften Höhen und geringen Bergen (die Duderhofſchen genannt) verſehen. Von den Flüſſen ſind zu bemerken: die Tosna und Iſhora, und im Süden die Lelowſha und der hier entſpringende Oredeſh. Außerdem findet man noch mehre Bäche, Seen und Sümpfe. — 4) Kreisſtadt daſelbſt, mit Petersburg durch eine Eiſenbahn verbunden; kaiſerl. Palaſt. Die Stadt hat ihren Namen von einer Kirche, welche eine Nachahmung im Kleinen von der Sophienkirche in Konſtantinopel ſeyn ſollte, wurde im J. 1785 erbaut und war beſtimmt, eine große Stadt zu werden; allein die Erbauung von Zarskoe-Selo (ſ. d.) verhinderte dies.

Sophia (Biogr.), weiblicher Name, bedeutet Weisheit. Merkwürdig ſind: I. Heilige: 1) St. S., Römerin, ward um 120 n. Chr. mit ihren Töchtern, Fides, Spes und Charitas, die noch Kinder, 7—13 Jahre alt, waren, vor den Präfekt geführt, gemartert und dann geſtäubt. Freigelaſſen, † ſie 3 Tage darauf. — 2) Mehre andere Märtyrerinnen und Heilige. — II. Kaiſerinnen. A. Römiſche: 3) S., Gemahlin Juſtinus' II., deſſen Schwachheit S. zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und Rachgier benutzte. Nach dem Tode ihres Gemahls verhalf ſie dem Tiberius auf den Thron, in der Hoffnung, er werde ſie heirathen. Da dies aber nicht geſchah, ſo machte ſie eine Verſchwörung gegen ihn, die jedoch entdeckt wurde. S. muſste unter ſtrenger Aufſicht ihr Leben in dem Palaſt zubringen, den ihr ſchon Juſtinus in Konſtantinopel erbaut hatte. Sie † unter der Regierung des Mauritius. — B. Ruſſiſche: 4) S., Tochter des Thomas Paläologus, der ſich nach Rom geflüchtet hatte und kurz vor ſeinem Tode ſeine in Corcyra zurückgebliebene Tochter dahin rief, um ſie noch ein Mal zu ſehen. Sie traf indeſs erſt nach ſeinem Tode ein, blieb 6 Jahre daſelbſt, ward katholiſch und endlich mit dem Czar Iwan Baſilowitſch um 1472 vermählt. Ihr Gemahl nahm wegen dieſer Heirath den römiſchen Doppeladler, den Byzanz führte, ſeit das römiſche Reich getheilt worden war, in ſein Wappen. Obgleich der Papſt in der Hoffnung, Ruſsland durch S. zum katholiſchen Glauben zu bekehren, S. ausgeſtattet hatte, trat S. doch wieder zur griechiſchen Kirche über. Uebrigens benahm ſie ſich ſehr klug und verſtändig in Ruſsland und war ihrem Gemahl eine treue Rathgeberin. Ihr Sohn war Baſilius. — 5) S. Alexiewna, ruſſ. Groſsfürſtin, 1667 geb., Tochter des Czaren Alexei Michailowitſch aus ſeiner erſten Ehe mit Maria Miloslawſka und daher Halbſchweſter Peters des Gr. und wirkliche Schweſter des Czaren Iwan, machte ſich in den Annalen der ruſſ. Geſchichte einen übeln

berüchtigten Namen durch bie Intriguen gegen den rechtmäßigen Herrſcher unb burch die vielfachen Verſchwörungen, in bie ſie Peter den Gr. durch ihre Verbindung mit ben Strelitzen verwickelte. Als ber Czar Feodor III. Alexejewitſch bei ſeinem Ableben 1682 ſeinen bamals noch unmündigen Halbruder Peter, mit Uebergehung des faſt blödſinnigen Iwan, zum Thronfolger ernannt und bie Großen bes Reichs dieſen zum Alleinherrſcher ausgerufen hatten, widerſetzten ſich S. und beren Vertrauter, ber Miniſter Fürſt Galyczin dieſer Wahl u. erregten mit Hülfe der Strelitzen (ſ. b.) einen ſo gefährlichen Aufruhr, daß Peter mit ſeiner Mutter flüchten mußte. S. ſetzte es nun durch, daß Iwan mit Peter gemeinſchaftlich ben Thron beſtieg, während ihr ſelbſt bie Leitung ber Regierung überlaſſen blieb. Sie herrſchte nun unter bem angemaßten Titel einer Czarin nach eigner Willkür und mit Entſchiedenheit, und wüthete namentlich gegen die Familie Nariſchkin (ſ. d.), aus ber Peters Mutter ſtammte, unb gegen deren Anhänger. Als die Strelitzen, unter ihrem Anführer Chawanſky einen bedeutenden Aufſtand gegen ſie erregten, bewirkte ſie deren Unterwerfung durch Schlauheit und feſtes Benehmen. Sie war es, die 1686 ben Frieden mit Polen ſchloß, in Folge deſſen bie Provinzen Smolensk und bie Ukraine an Rußland abgetreten wurden, wofür dieſes ihnen Beiſtand gegen die krimſchen Tataren verhieß. Gegen letztere ſendete ſie hierauf ihren Liebling, ben Fürſten Galyczin, und auch Peter erhielt die Erlaubniß, dem Feldzug perſönlich beizuwohnen. Nach ſeiner Rückkehr wurde das feindliche Verhältniß beider Halbgeſchwiſter aber immer ſchroffer, und als S. aufs Neue eine Verſchwörung ber Strelitzen gegen ihn anſtiftete, ließ er ſie verhaften und in das Jungfrauenkloſter in Moskau bringen, wo ſie in trauriger Abgeſchiedenheit ihr Leben beſchloß. — III. **Königinnen und andere Fürſtinnen:** A. **Herzogin v. Brabant:** 6) S., Tochter des Landgrafen Ludwig des Frommen von Thüringen und der heiligen Eliſabeth, ſeit 1227 an Herzog Heinrich II. von Brabant vermählt, dem ſie Heinrich das Kind gebar. Ueber ihren Streit mit Heinrich dem Erlauchten wegen der thüringiſchen Allode und Heſſen, in dem ihr Heſſen blieb, ſ. **Heſſen** (Geſch.) und **Thüringen** (Geſch.). — B. **Kurfürſtin von Brandenburg:** 7) S., Tochter, Herzogs Friedrich II. von Liegnitz und Brieg, 1545 mit Johann Georg von Brandenburg vermählt; † 1546 im Wochenbett. — C. **Königinnen von Dänemark:** 8) S., Tochter Bolesławs IX. von Pommern, 2. Gemahlin Friedrichs I. von Dänemark, 1528 feierlich gekrönt. — 9) S., Tochter Herzogs Ulrich von Mecklenburg, vermählt an Friedrich II., König von Dänemark; † 1586 in Schonen. — D. **Königin von Großbrieannien:** 10) S. **Charlotte**, geb. 1744, Tochter bes Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, vermählt 1761 mit Georg III., König von Großbritannien; † 1818. Sie war eine treffliche Fürſtin, von groſſem Einfluß auf ihren Gemahl. — E. **Kurfürſtinnen von Hannover:** 11) S., Tochter Friedrichs V. von der Pfalz und Eliſabeths von England, geb. 1630, wurde 1701 als einziger bei der proteſtantiſchen Religion beharrender Sprößling Jakobs II. von dem Parlament zur Erbin bes britiſchen Thrones erklärt. Sie war ſeit 1658 an Ernſt Auguſt, Kurfürſt von Hannover vermählt und wurde 1698 Wittwe. Sie †, noch bevor ſie zum engliſchen Thron gelangte, 1714 plötzlich im Garten von Herrenhauſen vom Schlage getroffen, und ſtatt ihrer beſtieg ihr Sohn, Georg I., den Thron. Sie war eine ſehr wiſſenſchaftlich gebildete Frau, die lateiniſch, engliſch, franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch und holländiſch gleich gut ſprach, unb Beſchützerin Ludelitz'. — 12) S. **Dorothea**, bekannt unter bem Namen **Prinzeſſin von Ahlden**, am 15. Sept. 1666 geb., war die einzige Tochter und Allodialerbin des Herzogs Wilhem von Celle unb ſeit 1682 mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover vermählt. Vortrefflich erzogen unb ſehr ſchön, vermochte ſie doch nicht, ihren Gemahl zu feſſeln. Nachdem ſie ihm einen Sohn unb eine Tochter geboren, wurbe ſie vernachläſſigt, oft rauh behandelt unb von einer Mätreſſe ihres Gemahls, der Gräfin Platen, im Geheimen verfolgt. Der Graf Philipp Chriſtoph von Königsmark, der Bruder der Gräfin Aurora von Königsmark (ſ. d.) unb ſächſiſcher General, der um dieſe Zeit nach Hannover kam, war Zeuge der traurigen Verhältniſſe, in welchen bie Prinzeſſin lebte, und faßte zu ihr bie innigſte Liebe, gewann auch, wie man behauptet, ihr Vertrauen und ſoll ihr den Vorſchlag, zu entfliehen, gemacht haben. Als er eines Abends (am 1. Juli 1694), wie man ſagt, durch ein von der Platen ausgegangenes Billet beſtellt, aus den Zimmern ber Prinzeſſin kam, wurde er auf dem Korridor von dazu beſtellten Leuten in Gegenwart bes Kurfürſten ermordet und ſein Leichnam unter bem Getafel des Vorzimmers verborgen, die Prinzeſſin aber hierauf verhaftet. Selbſt bie geheimgeführte Unterſuchung konnte jedoch keinen Beweis ihrer Schuld ermitteln. Nachdem ihr Gemahl ſich noch in demſelben Jahre von ihr hatte ſcheiden laſſen, wurbe ſie auf bas Schloß Ahlden an ber Aller gebracht, wo ſie nach 32jähriger Gefangenſchaft am 13. Nov. 1726 †. Sie betrug ſich während derſelben ſtets mit Würde u. Anmuth. So oft ſie das heilige Abendmahl nahm, was jede Woche einmal geſchah, betheuerte ſie feierlich ihre Unſchuld, von der man ſich erſt ſpäter überzeugte. Ihr Gemahl beſtieg unter den Namen Georg I. den britiſchen Thron; ihr Sohn, der nachmalige König Georg II., der ſeine Mutter zärtlich liebte, war von ihrer Unſchuld überzeugt. Vgl. Fredegunde, oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geſchichte des hannöverſchen Hofs, Berlin 1825. — F. **Landgräfin von Heſſen:** 13) ſ. v. a. Sophia 6). — G. **Königinnen und Herzoginnen von Polen:** 14) S., Kaiſer Heinrichs III. Tochter, vermählt 1063 mit König Salomo von Ungarn, 1088 mit Wladislaw I., Herzog von Polen. — 15) S., Tochter des Herzogs Iwanowitz von Kiew, hieß eigentlich **Sonka**, ward wegen ihrer Schönheit von Wladislaw, König von Polen, zur Gemahlin begehrt, trat 1424, noch vor vollzogenem Bei-

lager zur katholiſchen Religion über und ward zu Krakau gekrönt. Sie gebar binnen wenig Jahren hintereinander drei Prinzen. Ihr alter Gemahl ſchöpfte jedoch Verdacht und S. mußte ihre Unſchuld durch die Feuerprobe beweiſen, worauf er die Kinder als die ſeinigen anerkannte. — H. Königinnen von Preußen: 16) S. Charlotte, geb. 1668, Tochter des Kurfürſten Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg, ſeit 1684 2. Gemahlin Friedrichs I., König von Preußen, zeichnete ſich durch Liebe zu den Wiſſenſchaften und Begünſtigungen der Gelehrten, beſonders Leibniz', aus. Auf ihren Rath gründete ihr Gemahl die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Sie † 1705. — 17) S. Luiſe, Tochter des Herzogs Friedrich von Mecklenburg, geb. 1685, ſeit 1707 3. Gemahlin Friedrichs I. von Preußen, † nach ihres Gemahls Tode 1735. — 18) S. Dorothea, geb. 1787, Tochter Georgs I., Königs von Großbritanien, wurde an Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, vermählt und wurde Mutter Friedrichs d. Gr. Sie war eine ſehr ſchöne und geiſtreiche Frau und eine treffliche Mutter, von ihrem Sohne ſehr geprieſen und geliebt. Sie † 1757. — I. Königin von Ungarn: 19) S., ſ. v. a. Sophia 14).

Sophia (Bot.), nach Adanſon, Pflanzengattung, gebildet aus Sisymbrium Sophia *L.*

Sophiae Chirurgorum Herba (pharm. Bot.), ſ. Sisymbrium Sophia *L.*

Sophian, Feldherr des Khalifen Moawijah, befehligte die arabiſchen Truppen auf dem 668 gegen Konſtantinopel unternommenen Zug der Araber.

Sophianiſcher Hafen, ſ. v. a. Julianiſcher Hafen, ſ. Konſtantinopel.

Sophico (Geogr.), 1) griech. Berg, Morea, ſüdlich von Korinth, am Anfang der öſtlichſten Halbinſel von Morea; — 2) Flecken daſelbſt, ſüdöſtl. von Korinth, am Meerbuſen von Aegina.

Sophienau, preuß. Koloniedorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Waldenburg; Holzeſſigfabrik; 200 Einw.

Sophienbad, ſ. Annaberg.

Sophienberg (Geogr.), 1) preuß. Kolonie, Prov. Poſen, R.-Bromberg, Kr. Czarnikau; 400 Einw.; — 2) dän. Landſpitze, Seeland, nördlich von Kopenhagen, an der Oſtküſte; ehemaliges Schloß.

Sophienbohne (Bot.), ſ. v. a. weiße große Reiſerbohne, ſ. d. unter Phaseolus vulgaris *L.*

Sophiendukaten (Dreifaltigkeitsdukaten), ſ. Dukaten.

Sophiengroden, ſ. Sophiengroden-Rott.

Sophiengroden-Rott (nebſt Sophiengroden und Sophienſiel) oldenb. Bauerſchaft, Kr. Jever, Amt Tettens; 190 Einw.

Sophienhain, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Rumburg; 120 Einw.

Sophienhof (Geogr.), 1) holſt. adel. Gut mit Patrimonalgericht; 230 Einw.; — 2) mecklenb.-ſchwer. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Lübz; 150 Einw.; — 3) preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Oſt-Priegnitz; 180 Einw.; — 4) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Demmin; 140 Einw.

Sophienkirche (Sophienmoſchee), ſ. Konſtantinopel.

Sophienkraut (pharm. Bot.), ſ. v. a. Herba Sophiae. S. Sisymbrium Sophia *L.*

Sophienkreſſenkraut (Bot.), ſ. v. a. feinblättrige Rauke, Sisymbrium Sophia *L.*

Sophienluſt, ſ. Amalienruhe.

Sophienrauke (Bot.), ſ. v. a. feinblättrige Rauke, Sisymbrium Sophia *L.*

Sophienſiel, ſ. Sophiengroden-Rott.

Sophiens ſüßer Roſenapfel (Pomol.), ſ. Roſenäpfel 20).

Sophienthal (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Weidenberg; Drahtwerk, Knopfhütte; 150 Einw. In der Nähe iſt die ehemals berühmte Sophienquelle. — 2) braunſchw. Dorf, Kr. Braunſchweig, Amt Vechelde; 180 Einw.; — 3) (Schwarzbach), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrſch. Kauth; Waffenſchmiede und 4 Spiegelglasſchleifer, welche jährlich an 100,000 Stück ſchleifen und poliren; — 4) preuß. Kolonie, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Namslau; 170 Einw.; — 5) (Klein-S.), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Naugard; 110 Einw.

Sophienwalde, preuß. Koloniedorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt; Kr. Sternberg; 220 Einw.

Sophilus (griech. Liter.), Dichter der mittleren Komödie, nach Suidas ein Sicyonier oder Thebaner.

Sophing, oſtind. Fürſtenthum, im Norden der ſüdlichen Halbinſel von Celebes.

Sophira (a. Geogr.), ſ. v. a. Chersonnesus aurea.

Sophisma (griech.), Fehl- (wenn man bloß auf ſeine Falſchheit ſieht und der ihn Gebrauchende ſelbſt getäuſcht wird) oder Trugſchluß (wenn man die Abſicht vorausſetzt, daß Andere dadurch hintergangen werden ſollen), auch Paralogismus, ein Schluß, den man durch die Kunſt der Sophiſtik (ſ. d.) zog. Die Sophismen, deren es ihrer Natur nach ſehr viele geben kann, theilt man ein in: A) formelle Sophismen (Sophisma amphibotiae oder Fallacia ambiguitatis), in denen die von der Logik geforderte Form des Schluſſes verletzt iſt; ſie können a) den Fehler im Ausdruck enthalten (Sophisma dictionis oder Sophisma secundum dictionem), wozu die Fallacia figurae dictionis (Sophisma dialogiae) gehört, wo mit dem Doppelſinn eines Wortes geſpielt wird, z. B. wenn man von Jemanden behauptet, er müſſe gebären können, weil er ein Weib ſey, wo man den Begriff Weib im eigentlichen und figürlichen (weichlich, feig) Sinn vermiſcht; b) kann der Fehler in den Gedanken liegen (Sophisma extra dictionem), wohin aa) die Fallacia sensus compositi et divisi, wenn man einen Begriff bald kollectiv, bald distributiv nimmt, z. B. das Irren (überhaupt) iſt unvermeidlich, ich habe geirrt (in einem beſtimmten Fall), alſo war mein Irrthum unvermeidlich, u. bb) Fallacia a dicto secundum quid

ad dictum simpliciter gehört, wenn man einen Begriff bald mit einer gewiſſen Einſchränkung, bald ohne dieſelbe nimmt, z. B. ein Gelehrter (in der That) beſitzt gründliche Kenntniſſe, N. iſt ein Gelehrter (ſeinem Stand nach, weil er ſtudirt hat), alſo beſitzt N. gründliche Kenntniſſe. B. Materielle S.en, in denen nicht allein in dee Art und Weiſe dee Verknüpfung oder Bezeichnung der Gedanken gefehlt iſt, ſondern wo der Gedanke ſelbſt etwas Falſches enthält, c) S. fictae universalitatis, wenn man das Beſondere als etwas Allgemeines ſetzt (z. B. Alles, was Beine hat, kann laufen, alſo auch der Tiſch); d) S. falsi medii, wo das Vermittelnde, dee Beweisgrund falſch iſt, (z. B. weil die Sonne uns wärmt, muß ſie ein feuriger Körper ſeyn); e) S. cum hoc vel post hoc, ergo propter hoc, wenn man zwiſchen Begebenheiten, die zufällig in einer Zeit zuſammentreffen oder kurz aufeinander folgen, einen urſachlichen Zuſammenhang folgert (z. B. wenn man den eeligiöſen Rationalismus als ben Grund politiſcher Uneuhen angibt); f) S. pigrum s. ignava ratio, wenn ſich die Trägheit durch Berufung auf das Schickſal mit einem Trugſchluß entſchuldigt; g) S. polyzeteseos oder Fallacia quaestionis multiplicis, wenn aus der Unmöglichkeit der Grenzbeſtimmung eines Verhältnißbegriffs durch fortgeſetztes Feagen die abſolute Unbeſtimmtheit deſſelben dargethan werden ſoll; h) S. heterozeteseos ober Fallacia quaestionis duplicis, wenn aus einee Disjunktion odee Alternative, die auf einer Vorausſetzung beruht, durch Verſchweigung derſelben, Unſtatthaftes gefolgert wird (z. B. was man nicht abgelegt hat, hat man noch, die Hörner haſt du nicht abgelegt, alſo haſt du ſie noch; dieſer Schluß ſtammt von Eubulides). Die meiſten dieſer S.en rühren von den alten Dialektikern der megariſchen Schule her, welche ſie erfanden, theils zur Uebung des Witzes, theils auch, um Andere in Verlegenheit zu ſetzen.

Sophiſten (Geſch. der Phil.), zur Zeit des Socrates jene Klaſſe von Philoſophen, welche den Unterricht in der Philoſophie nicht als Sache der Liebhaberei und freien Mittheilung trieben, ſondern denſelben, meiſt von Ort zu Ort reiſend, um Geld ertheilten. Die Sophiſtik, welche Plato und Ariſtoteles als die Kunſt, mit Hintanſetzung ernſten wiſſenſchaftlichen Sinnes den leeren Schein des Wiſſens zu erregen, bezeichnen, entwickelte ſich zunächſt aus dem Streben, für politiſche Zwecke dem Gedanken und der Sprache durch Biegſamkeit und Gewandtheit die möglichſte Kraft nicht ſowohl der Ueberzeugung, als der Ueberredung zu geben. Sowie nun die Sophiſtik in der geiſtigen Beweglichkeit des griechiſchen, namentlich des atheniſchen Volkes, in den politiſchen Parteikämpfen des peloponneſiſchen Kriegs, in der zum Theil von der Philoſophie ſelbſt voebereiteten Auflockerung des religiöſen Glaubens an die Volksgötter, endlich in dem Genuß und der Prunkſucht eines von der alten ſtrengen Zucht und Sitte weit abgewichenen Zeitalters den natürlichen Grund und Boden ihrer Wirkſamkeit vorfand, ſo übten die S. namentlich durch Unterricht der Jugend auch wieder eine einflußreiche Wirkſamkeit, durch welche ſie für Griechenland eine kulturhiſtoriſche Wichtigkeit erlangen. Ihre Bedeutung füe die Geſchichte der Philoſophie beruht vorzugsweiſe darauf, daß ſie in ihrem übeigens durch mannichfache Kenntniſſe und zum Theil durch glänzende Talente unterſtützten Streben, die Haltbarkeit alles durch Reflexion zu erreichenden Wiſſens durch die Refleeion ſelbſt zu untergraben und die unmittelbare Feſtigkeit ſittlicher Ueberzeugungen in das Spiel einer beſinnungsloſen Klugheit u. Genußlehre aufzulöſen, für Socrates und ſeine Nachfolger die Veranlaſſung wurden, die Probleme der Wiſſenſchaft tiefer aufzufaſſen und vielſeitiger durchzuarbeiten, als es bisher geſchehen war. Dabei hing die Oppoſition, in welche ſie ſich zue Philoſophie als Wiſſenſchaft ſetzten, mit den früheren Verſuchen dadurch zuſammen, daß ſie entweder die heraklitiſche oder die eleatiſche Denkweiſe für ihre Zwecke benutzten und in ſich ſelbſt zu widerlegen ſuchen. Die heraklitiſche Lehre von dem abſoluten Werden benutzte offenbae Protagoras (ſ. d.) aus Abdera, um, ſich zugleich anſchließend an den Senſualismus ſeines Lehrers Demokrit, durch die Aufhebung der herakliſchen Lehre von einem gemeinſamen Bewußtſeyn, Platz zu gewinnen für ſeinen Satz: der Menſch, d. h. das wahre Leben im Individuum je nach ſeinem eben vorhandenen Zuſtande ſey das Maß der Dinge, womit ee zugleich jeden Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Irrthum des Erkennens leugnete, die augenblickliche Luſtempfindung zur Norm des Handelns erhob und den religiöſen Glauben entkräftete. Die Analogie der Argumentation der eleatiſchen Schule benutzte Gorgias (ſ. d.) aus Leontinum in ſeinee Schrift über das Nichtſeyende, um die Sätze durchzuführen: 1) daß nichts ſey; 2) daß, wenn etwas wäre, es nicht erkennbar, 3) daß, wenn es erkennbar, nicht mittheilbar ſeyn würde. Die Mehrheit der ſophiſtiſchen Lehrer (außer den beiden genannten Hippias von Elis, Prodicus von Ceos, der übrigens eine ehrenvolle Ausnahme macht, Thraſymachus von Chalcedon, Evenus von Paros, Theodor von Byzanz, Alcidamas von Elea, Polus von Agrigent, Antiphon aus Rhamnuſium, Simon und Policrates von Athen, Steſimprotus, Euthydemus und Dionyſius aus Chios u. ſ. f.) ſcheint ſich nun zwar auf dieſe theoretiſche Skepſis nicht weiter eingelaſſen zu haben, dagegen liegt ihrem ganzen Verfahren die Vorausſetzung zu Grunde, daß keine objektive Wahrheit zu erſtreben ſey, eine Vorausſetzung, die am ſtärkſten in ihrer eriſtiſchen Diſputirkunſt, in der gleichmäßigen Fertigkeit für und wider jeden beliebigen Gegenſtand zu ſprechen, hervortritt. Das Poſitive zu dieſee Negation des Wiſſens iſt die ſophiſtiſche Moral, deren Hauptgrundſatz iſt: es iſt für jeden Recht, was er für Recht hält. Das Naturrecht iſt das Recht des Stärkeren, dee Vortheil des Machthabers, und nur durch das poſitive Geſetz wird dieſes Recht eingeſchränkt. Wenn auch nicht alle S. dieſe Sätze in ihrer Nacktheit ausgeſprochen haben, ſo liegen ſie doch in der Konſequenz der ſophiſtiſchen Lebensanſchauung, und ſelbſt die älteren und beſſeren S. kommen ihnen auf

halbem Wege entgegen, wenn z. B. Prodicus die Tugend ſelbſt nur eudämoniſtiſch zu empfehlen weiß, Gorgias die Einheit der Tugend leugnet, um nur eine durch die Perſönlichkeit und die Verhältniſſe bedingte Tugend der einzelnen Geſchlechter und Stände übrig zu laſſen, wenn derſelbe die Redekunſt als das Mittel, Alles von ſich abhängig zu machen, empfiehlt u. wenn ſein Schüler Polus die Tyrannis preiſt. Jemehr der Sophiſtik aller poſitive Gehalt mangelte, um ſo ausſchließlicher mußte ſie ſich einer bloß formalen Bildung zuwenden, und da ſie auf die Wahrheit des Denkens verzichtet hatte, ſo konnte es ſich auch bei dieſer nicht ſowohl um Denk- als um Redeübung handeln. Wie daher alle S. Lehrer der Rhetorik waren, ſo widmeten ſich viele ausſchließlich dieſem Berufe; weil aber der Redekunſt ein höheres Ziel und eine tiefere Grundlage fehlte, ſo wurde ſie bei den S. zu einer Deklamation ebenſo für als wider jeden beliebigen Gegenſtand, und die Anleitung zu dieſer Redekunſt konnte nur auf äußerlichem Wege, durch Mittheilung rhetoriſcher Kunſtgriffe, erfolgen. Die ſpätern Rhetoren überhaupt ſetzten ihre Hauptaufgabe in die Mittheilung jener Regeln und Handgriffe. Je ausſchließlicher ſich aber die Sophiſtik dieſer Richtung hingab, um ſo mehr verfiel ſie auch in ein gehaltloſes, eitles, nur auf Beifall und Gewinn gerichtetes Weſen, endigte mit frivoler Ableugnung jeder ſittlichen Verbindlichkeit und mit ſpottender Ableitung des religiöſen Glaubens aus willkürlichen Erfindungen der Mächtigen und rief eben dadurch die Oppoſition des Sokrates hervor.

Sophisticum aurum (Chem.), Metalllegirung, die dem Golde ähnelt, ohne es zu ſeyn, wie Semilor, Prinzmetall, Tomback ꝛc.

Sophiſtik (vom Gr.), die Kunſt des Sophiſten im ſchlimmen Sinne des Wortes; dann überhaupt die Kunſt, durch Zweideutigkeiten, trügeriſche Schlüſſe und halbwahre Argumente Ungereimtes zu beweiſen. S. Sophiſma.

☞ **Sophiſtikation** (v. Gr.), 1) Wiederherſtellung verlorener oder verdorbener Theile; — 2) die alchemiſtiſche Verfälſchung des Goldes, ſ. Sophisticum aurum; — 3) (Philoſ.), wenn man aus empiriſchen Prämiſſen von dem, was man kennt, auf Etwas ſchließt, dem man, ohne davon einen Begriff zu haben, dennoch objektive Realität beilegt.

Sophitis (Sopidis regio, a. Geogr.), Gegend in Perſien zwiſchen den Cathäi und dem Hyphaſis, nach dem König Sopides, der zu Alexanders Zeit dort regierte, benannt. Es wurden hier treffliche Hunde erzogen.

Sopho, griech. Flecken, Livadien, nordöſtl. von Lepanto.

Sophocles (griech. Liter.), der vollendetſte und gefeiertſte tragiſche Dichter des griechiſchen Alterthums. I. Sein Leben. Von den Schickſalen eines Dichters, der ſelten und ohne namhafte politiſche Leiſtungen die Stille des Privatlebens verließ, kann nur weniges Charakteriſtiſche berichtet werden. S., ein Athener, aus dem anmuthig gelegenen Gaue Kolonos, geboren um 496 (Ol. 70, 4), ſtammte aus einer begüterten Familie (ſein Vater, Sophillus, war Maurer, nach Andern ein Schmied) und erhielt die ſorgfältigſte Erziehung, namentlich in Muſik und gymnaſtiſchen Künſten. Im Alter von 16 Jahren, als ſeine Gewandtheit noch durch den Reiz jugendlicher Schönheit erhöht wurde, leitete er den Reigen Derer, welche das Feſtlied um die Tropäen von Salamis vortrugen. Sein erſtes Auftreten als Tragiker (Ol. 77, 4), welches in der dramatiſchen Kunſt Epoche machte, war durch ein eigenthümliches Zuſammentreffen von Umſtänden glänzend und bedeutſam. Der 28jährige Dichter ſtritt mit Aeſchylus, dem um 30 Jahre älteren Meiſter, um den tragiſchen Preis; die Entſcheidung ſchwankte bei den aufgeregten und in zwei Parteien geſpaltenen Zuſchauern, bis die mit Cimon heimgekehrten zehn Feldherren, welche der Archon augenblicklich zu Richtern beſtellte, den Wettſtreit ſchlichteten und dem S. einen in ſeiner Art unvergleichlichen Sieg zuerkannten. Dieſer zweifelhafte Kampf und ſein günſtiger Ausgang läßt den tiefen Eindruck ahnen, welcher die Gemüther beim erſten Blick in ein neues geiſtiges und zeitgemäßes Princip der Kompoſition ergriff, und der jüngere Dramatiker betrat ſeine Laufbahn auf einmal als Sieger und als anerkannter Gebieter in ſeiner Gattung, da bald darauf Aeſchylus ſich aus Athen entfernte. Nun ſind zwar die von ihm ausgegangenen Neuerungen im Aeußern des Bühnenweſens mäßig und durch die Schöpfungen ſeines Vorgängers bedingt: ſie betrafen hauptſächlich die Fortbildung der Hypokritik, die Berechnung der Rollen nach der Perſönlichkeit der Schauſpieler, ihr Zuſammenſpielen und ihr Verhältniß zum Chor, während er ſelbſt von der unmittelbaren Aufführung und der Uebernahme gewiſſer Rollen ſich allmählig zurückzog. Deſto ſelbſtſtändiger waren jedoch die inneren, mit einem neuen Organismus abſchließenden Veränderungen: die Kreiſe der Gegenwart an die Stelle der dämoniſchen und ſchickſalvollen Vergangenheit geſetzt, die Begrenzung des Stoffes in einzelne ſelbſtſtändige Tragödien, ſtatt langer mythiſcher Reihenfolgen und verſtellter Trilogien, der rechte Gebrauch dreier Schauſpieler und der Organismus eines ſpannenden Dialogs, zuletzt die harmoniſche Form und die vollkommene Beherrſchung der Sprachmittel. Dieſe und verwandte Momente, die eine neue Stufe der Kunſt verriethen, können hinlänglich das Anſehen erklären, wodurch S. faſt ausſchließlich während mehr als ein halbes Jahrhundert auf dem Theater ſich behauptete. Man bewundert an ſeiner ausgedehnten Thätigkeit, die bis in die ſpäten Zeiten der Ochlokratie herabſtieg, ſowohl den ausdauernden Fleiß, als die friſche Produktivität. Die Harmonie der Kräfte hat ihn in das ferne Greiſenalter begleitet, und wie ſie ihn niemals von der Höhe der Meiſterſchaft ſinken ließ, ſo ſchützte ſein reger und ſchöpferiſcher Sinn vor Erſtarrung in einer feſten Manier. Auf der andern Seite bemerkt man eben ſo wenig, daß einer ſeiner vielen Nebenbuhler auf ihn einen geiſtigen Einfluß ausgeübt hätte; zwiſchen ihm und dem bedeutendſten derſelben, Euripides, blieb

Digitized by Google

eine breite Kluft. Auch hob ihn die öffentliche Stimme wie keinen andern Tragiker und verehrte ſeine Poeſie als das lauteſte Organ der attiſchen Bildung und Politik. Ihm fiel ſtets der erſte oder doch der zweite Preis zu; den ſchönſten Sieg aber gewann ihm 441 (Ol. 84, 3) ſeine Antigone, deren Vortrefflichkeit das Volk bewog, den ſonſt wenig praktiſchen Dichter unter die Feldherren, welche mit Pericles den ſamiſchen Krieg führen ſollten, für das nächſte Jahr zu wählen. Viel Ehre, ſagt Leſſing, ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben; doch ſchmälerte dies ſeinen Dichterruhm nicht. An ſonſtigen Nachrichten über S.' ſpätere Jahre fehlt es gänzlich. Den lebensluſtigen Mann, heißt es, habe die Liebe zur Hetäre Theoris gefeſſelt, deren Sohn, Ariſton, der Vater eines jüngern S. war, und als er dieſem ſeinem begabten Enkel, welcher mit Dichtungen des Großvaters und eigenen Beifall ſand, größere Neigung zuwandte, ſey er mit dem rechtmäßigen Sohn, dem wenig geſchätzten Dichter Jophon, in Mißhelligkeit und demnächſt in einen Prozeß gerathen, den letzterer um ſeiner privatrechtlichen Anſprüche willen vor das Gericht der Phratore brachte. Er beſchuldigte den Vater des Wahnſinns, der ihn unfähig mache, ſein Vermögen zu verwalten; doch gelang es dem Greiſe, durch einen glänzenden Beweis ſeiner ungeſchwächten Geiſteskraft (er las den Richtern aus ſeinem „Oedipus auf Kolonos" vor) die Anklage zurückzuweiſen. Er ſchloß ſeinen langen und heitern Lebenslauf, den die warme Schätzung ſeiner Mitbürger und ein im Auslande verbreiteter Ruhm verherrlichten, mit dem Rufe eines gutartigen, biedern Charakters, von Mißgunſt unberührt und der Sage nach ſelbſt von den Göttern geehrt, im J. 406 (Ol. 93, 2), gegen 90 Jahre alt. Sinnige Legenden ſchmükken die Art ſeines Todes aus; eine läßt ihn vor Freude über einen bei den muſiſchen Spielen zu Olympia errungenen Sieg, eine andere während des Vorleſens ſeiner „Antigone" verſcheiden, nach einer dritten ſoll er ſogar am Genuſſe einer Weinbeere geſtorben ſeyn. Sein Grabmal wurde durch eine Statue des Bacchus in Marmor, die Trauermaſke der Antigone in der Hand, verherrlicht. Man widmete ihm einen heroiſchen Kultus und heiligte ſein Andenken durch die Kunſt. Seine Werke wurden auf der Bühne durch das Talent der berühmteſten Schauſpieler gefeiert und fortgepflanzt; ſogar in der byzantiniſchen Zeit, als nur eine kleine Zahl ſeiner Dramen in der Leſung fortdauerte, blieb ihm die Geltung, welche er früher in weiteren Kreiſen beſaß, das Anſehen eines der edelſten und geſchmackvollſten Dichter.

II. S.' Kunſtcharakter. S. hat allgemein für den Vollender und Meiſter der antiken Tragödie gegolten; ſein Styl bedeutet ſelbſt in der römiſchen Form (Sophocleus cothurnus) den klaſſiſchen Ausdruck dieſer Gattung. Eine ſolche Vollkommenheit iſt ihm nicht bloß durch ausgezeichnete Gabe und künſtleriſchen Fleiß, ſondern auch durch eine ſeltene Gunſt der Zeiten und Verhältniſſe zugefallen; er gehört unter die kleine Zahl jener Dichter, denen vergönnt war, ein großes Talent auf feſtem Boden, in ungetrübtem Glück zu entfalten und die volle Seligkeit des Schaffens zu genießen. Seine Jugend berührte den Abglanz des Perſerkrieges, ſein Mannesalter hielt Schritt mit der wachſenden Macht Athens; er ſah die Blüthezeit und in einiger Ferne den Verfall des attiſchen Staates. Er ſtand, ſagt Bernhardy, nicht nur mitten in der edelſten Geſellſchaft und unter den erlauchteſten Häuptern, ſondern nahm auch den unmittelbarſten Antheil an der Fülle der literariſchen Bildung und plaſtiſchen Kunſt, welche den Umſchwung der Poeſie, weiterhin die Schöpfung einer reifen Proſa und das kritiſche Selbſtgefühl der Ochlokratie hervorrief. Hier ſtrömten Anregungen der produktivſten Art zuſammen, ein Reichthum konkreten Lebens und individueller Beobachtung verband ſich auf allen Gebieten mit reiner Form und Sicherheit des Geſchmacks; dieſer freien Bewegung, welche das attiſche Volk in geſetzlichen Schranken entwickelte, durfte S. in gemächlicher Lage nachgehen, ſie hatte für ihn jeden Vorzug, ohne die krankhaften Auswüchſe der Pöbelherrſchaft, da ſeine Denkart u. Wirkſamkeit einzig im Boden der gemäßigten Demokratie wurzelte. Nicht geringer war das Glück anzuſchlagen, daß er an Aeſchylus (ſ. d.) einen Vorgänger beſaß, deſſen Genialität ihm die Wege gebahnt und die Mittel für eine vollkommene Technik überliefert hatte; wer eine ſo gediegene Vorſchule mit Einſicht zu benutzen wußte, bedurfte weniger der Erfindſamkeit, als der ſtrengen und organiſchen Methode. S. iſt hier mit Weisheit und richtigem Verſtändniß ſeiner Zeit verfahren, als er das von Meiſterhand begründete Werk ergänzend und vertiefend in die Gegenwart übertrug. Allerdings hat Aeſchylus Manches vor ihm voraus; in Erhabenheit und ſpekulativer Gedankenfülle konnte Niemand mit ihm wetteifern, auch ſteht er in religiöſer Klarheit auf höherer Stufe, als ſein Nachfolger, der in der Gläubigkeit und ſogar im Aberglauben ſeines Volkes beharrte. Dagegen gewann S. ein neues Princip und mit ihm eigenthümliche Tugenden, indem er von der Ueberſinnlichkeit und dämoniſchen Pracht in die engeren Kreiſe der menſchlich bewegten Welt zurückwich. Er theilt hierin völlig den plaſtiſchen Standpunkt ſeiner Zeitgenoſſen, welche ſowohl in bildneriſcher, als in ſtaatsmänniſcher Kunſt von der ſchroffen, aber durch Alterthümlichkeit geheiligten Symmetrie und maſſenhaften Breite zur abgerundeten Eleganz, zur ſchönen Gruppirung und gefälligen Würde übergingen. Demnach entſagt S. der geradlinigen Richtung und der Regelmäßigkeit des Entwurfs, worin Aeſchylus eine Reihe von Scenen nach ähnlichem Schema verarbeitet; er verließ die Kompoſition der Tetralogie und drängte den bündig gehaltenen Mythus ſparſam im einzelnen Drama zuſammen. Hierdurch ſtiftete S. die Methode der verſloſſenen Tragödie, welche den Menſchen allein als Stoff und Quell der Dichtung auffaßt und ſein inneres Seelenleben zur Anſchauung bringt; mithin diejenige Form der Gattung, welche von Nationalität und Zeiten faſt unabhängig eine bleibende ſittliche Wahr-

heit behauptet. Dieſe neue Wendung zu den pſychologiſchen Thatſachen und zur Gegenwart hat nicht nur die allzuſchüchternen typiſchen Charaktere, ſondern auch die dramatiſche Handlung umgeſtaltet und in Fluß geſetzt. Die **Charaktere** bekamen einen individuellen, aus vielſeitiger Erfahrung geſchöpften Gehalt, belebt von dem kunſtreichen Detail ihrer mannichfaltigen, ins Feine gemalten Züge und die Gegenſätze, welche ſie aus ſich erzeugen und gegen einander kehren, erfüllen ſie mit Blut und aller energiſchen Schärfe der Perſönlichkeit. Sie tragen in der eigenen Bruſt ihr Glück und ihre Zukunft, ohne durch ein dunkles Schickſal und ſeinen vermittelnden Hinteegrund, durch Orakel und Traumbilder beſtimmt zu werden; hier geht Alles menſchlich und im Lichte des freien Willens her. Ihre Reinheit und Unmittelbarkeit, der Nerv dieſer Poeſie und die Stärke des Dichters, ruht auf der feſten und heitern Plaſtik, welcher S. den Ruhm eines tragiſchen Homer verdankt. Seine Charaktere, wie verſchieden auch immer an Umfang und Größe, ſind immer glänzend und faßbar, gediegen und ideal, was ſie nach der von ihm ſelbſt ausgeſprochenen Norm ſeyn ſollten; ſie erinnern aber, wie Bernhardy ſagt, öfters an die plaſtiſche Geſchloſſenheit und Kälte des Marmors.

Aus der Charakteriſtik entſprang der Lichtpunkt ſophocleiſcher Kunſt, **der Organismus einer ununterbrochenen Handlung.** Das Zuſammenſtoßen gehaltvoller Charaktere hat Kolliſionen und Gegenſätze zur Folge, deren Widerſpruch nicht eher ſich auflöſt, als bis die einzelnen thätigen Perſonen ihren Willen an einander brechen, bis ſie, vom Jerthum oder Verblendung geheilt, durch harte Schläge zur Erkenntniß gelangen, daß Staat und Familie ſo wenig als ſittliche Geſundheit mit der Einſeitigkeit des Rechts und der Individuen beſtehen können. Wohin dahee die Streitfragen der entzweiten Geſellſchaft ſich wenden mögen, das leitende Motiv bleibt die Herſtellung der Harmonie oder das Gleichgewicht der ſittlichen Mächte, deſſen Hüterin die Gottheit iſt, die im fernen Hintergrunde wirkt. Nun entwickelt ſich aus dem Kampfe ſtreitender Intereſſen ein tragiſches Pathos oder eine Handlung: das Maß derſelben iſt durch die Bedingtheit der eingreifenden Charaktere gegeben; daß ihr Getriebe künſtlich und verflochten iſt, liegt in der Natur eines ſolchen Kampfes, der von entgegenwirkenden und gleichſam verſchränkten Figuren getragen wird; ihr äußeres Ziel hängt aber an der Aufgabe, den Zwieſpalt zu berichtigen und zu verſöhnen. Dieſen von ſelbſt entſtehenden Verlauf der Begebenheiten und inneren Motive hat S. in der vollendetſten Oekonomie, welche die Tragödie des Alterthums aufzuweiſen hat, ſo glücklich gegliedert; er hat die Mittel, Spannung zu erregen und zu ſteigern, mit ſo feiner Berechnung und ſo ſicherem Griff gehandhabt, daß die **Harmonie** zwiſchen den Gefühlen und Stimmungen, die der Kontraſt der Situationen erregt, und dem letzten poetiſchen Zwecke niemals geſtört wird. Nichts darf ſich bei S. zerſplittern oder in bloß bühnengerechte Wirkungen verlieren: er ſammelt die Wege, wenn ſie auch weit auslaufen, ſtets in einer gemeinſamen Bahn und drängt ſie mit draſtiſcher Kraſt zuſammen; keine Verſchwendung der Farbe, kein Strich, der nicht zum Ziele führte. Des **Maßes**, welches er in den menſchlichen Dingen empfiehlt, iſt er ſich überall bewußt geblieben, beſonders aber des Zeitmaßes der Empfindung, die in bewundernswerthem Keime Zartheit und Stärke miſcht und des rechten Temperaments in den Gedanken. Der Ton der letzteren erhebt ſich durch Adel und anmuthige Natur über die gemeine Wirklichkeit.

Zu dieſen Elementen geſellte S. die Schönheit und Lieblichkeit der **Form.** Sein Styl, der immer zwiſchen Gedanken und Ausdruck ein reines Abkommen trifft und nirgends das Gleichgewicht verletzt, ſtiftete den anerkannt edelſten Ausdruck der Tragödie, der ſo wenig durch Routine ſich ablernen, als (wie beim Euripides geſchah) populariſiren ließ. Der Dichter ging zwar von der durch Aeſchylus feſtgeſetzten, wortreichen und pomphaſten Phraſeologie aus, da ſie ihm aber für einen bloßen Rahmen galt, vermied er den Bombaſt und die daran grenzende gelehrte Dunkelheit, indem er einen mehr durch Bedürfniß als Pracht beſtimmten Kern auswählte, den gloſſematiſchen Theil einſchränkte und dieſen erleſenen Kreis der Formel am meiſten dem Melos, alſo der kleinern Maſſe des Gedichtes, vorbehielt. Die vorgeſchrittene Periode der Kunſt mußte den **Chor**, der nunmehr mitten in der Handlung ſteht und den Gehalt der einzelnen Akte reflektirend in geſicherte Sammel- und Ruheplätze vereint, gegen die Stufen des Geſpräches zurücktreten laſſen; ſeine Betrachtungen waren daher minder beſchaulich, als bei Aeſchylus und um ſo praktiſcher auf den beſondern Fall und die Bilder des bewegten Lebens gerichtet. Dieſer individuelle Geſichtspunkt fordert weder einen erſchöpfenden Ueberblick noch Konſequenz, dagegen geſtattet er in den Chorliedern eine größere Leichtigkeit der Diktion, einen raſcheren Wechſel und faßliche Formen, durch deren Anmuth die Schönheit des Gedankens erhöht wird. Sein formales Talent hat aber S. am meiſten im **Dialog** entwickelt, der durch die Anwendung des dritten Schauſpielers oder einer Reihe vermittelnder Rollen und Situationen an Mannichfaltigkeit, durch Ethopöie an Spannkraſt und Tiefe, durch die Feinheiten des Versbaues, die nicht gewöhnliche Wortſtellung, den Scharfſinn und Zauber des Ausdrucks an geiſtiger Wirkung, gewann und in allen Stücken eine vollendete Technik beweiſt. Man fühlt zugleich, wie viel er auf geſchickte Recitation und auf das Talent empfanglicher Schauſpieler gerechnet habe. Nirgends wird die Harmonie und Klarheit ſeiner Bildung beſſer begriffen, als hier, wo der **Rhythmus**, zumal der mächtig u. höher ſchreitende des Trimeters, den Gedanken trägt, ohne deſſen Gänge zu meiſtern und von ihrer natürlichen Wahrheit abzulenken, wo die Sprache rund und voll, präcis und kräftig in Sätze ſich ergießt und einſchließt,

die mit Schwung in einen immer wechſelnden Umfang, in andere Pauſen und neue Gliederungen übergreifen und daher den Umriß eines wohlgefugten Ganzen nicht verwiſchen.

III. Dichtungen des S. S. gehört zu den fruchtbarſten Tragikern. Er hatte außer Päanen und einer angeblich proſaiſchen Schrift über den Chor, 113 Dramen hinterlaſſen; jetzt werden nur wenige über 70 als ſicher ermittelt, wozu noch eine Zahl von höchſtens 18 erkennbaren Satyrſpielen hinzutritt. Die bedeutendſten Stoffe ſeiner Tragödien zog er aus dem epiſchen Cyklus, den argiviſchen Geſchichten, der Heroenſage, namentlich der Argonautenfabel; auch benutzt er aus patriotiſcher Neigung den attiſchen Mythenkreis, den er in freiem Plan oder für den Schmuck der fremden Stammſage mit glücklicher Erfindung ausbaut. Ueberhaupt beweiſt der mythologiſche Hader, welcher durch größere Reihen läuft und faſt alle hervorſtechenden Gruppen des Ganzen anknüpfte, daß S. auch auf dieſes Gebiet ausdauernden Kunſtfleiß und Sachkenntniß gewandt hatte. Zwar geſtattet die mäßige Anzahl und Abgeriſſenheit der Fragmente keinen ſichern Schluß auf den Gang und Gehalt der Stücke; ſie bezeugen aber in jeder Hinſicht die Milde des Sinnes, den gebildeten Geiſt und die Sicherheit der Arbeit, welche die beſtändigen Züge des Dichters ſind. Auch kleinere Striche laſſen in die Zeichnung der Sitten und Charaktere blicken, ſelbſt wenige abgeriſſene Worte die Macht des erhabenſten Pathos (wie in der Niobe) ahnen. Die jetzt erhaltenen ſieben Stücke gehörten, mit Ausnahme der Trachinierinnen, unter die berühmteſten des S. Chronologiſche Beſtimmungen ſind nur in Bezug auf zwei überliefert, Antigone und Philoctet, die zugleich die äußerſten Endpunkte der ſophocleiſchen Literatur bezeichnen.

1) Antigone, aufgeführt Ol. 84, 3 mit ausgezeichnetem Erfolge (ſ. oben), ward ſtets als ein Meiſterwerk des Dichters anerkannt. Kein Drama des Alterthums kann in der Harmonie u. dem vollkommenen Gleichgewicht aller Kräfte mit Antigone verglichen werden, welche gegenwärtig für den Kanon der antiken Tragödie gilt. Ihre Vorzüge liegen in der übermäßigen Vortrefflichkeit des Plans, der Charaktere, der Form, endlich des Grundgedankens, der dieſe Mittel durchdringt und ſie zum tadelloſen Ganzen organiſirt. Der Plan oder die Oekonomie iſt an das Geſetz einer bewundernswerthen Sparſamkeit geknüpft; er entwickelt ſeinen vollen Lauf aus dem Gegenſatze, der ſogleich im Anfange verkündigt wird, und ſchreitet unaufhaltſam durch eine Reihe von Gegenwirkungen, welche die Freiheit des ſittlichen Geiſtes in den immer engern Kreis des Pathos verſtricken, in ſo ſtrenger Bedingtheit an das Ziel, daß die lange Kette der Begebenheiten und Entſchlüſſe als natürliche Folgen aus einer einfachen Urſache mit innerer Nothwendigkeit ſich entwickelt. Eine Scene ſchließt ſtraff mit der andern zuſammen, die Handlung iſt ſcharf und abgerundet, die einmal geſetzte Bewegung ruht nicht eher, als bis die Schwungkraft der in einander greifenden Triebfedern erſchöpft worden. Durch Vertiefung und Mannichfaltigkeit ſind die Charaktere geſchickt, die Träger eines ſolchen Planes zu ſeyn; durch richtige Gruppirungen gewinnen ſie Licht und Schatten, ſie heben einander und brechen zugleich die ſcharfen Kanten, wie der zarte Sinn der Ismene ihrer Schweſter zur Seite tritt und die Schroffheit des königlichen Vaters durch Gegenſtellung des Hämon berichtigt wird; ſogar ein geringer und niedriggehaltener Mann, der Wächter, dient vortrefflich, um den hohen Standpunkt der Hauptfiguren zu beleuchten. Dieſe erſcheinen zuerſt ſtarr und in der abſtrakten Geſchloſſenheit, welche die ethiſchen Charaktere der alten Tragödie bezeichnet: Antigone, ein Ausdruck des Gewiſſens und freien Subjekts, die mit edlem Selbſtgefühl das ewige göttliche Recht, das unter allen Hellenen gültige Recht der Todten und ſeine unveräußerlichen Anſprüche vertritt, dem Kreon gegenüber, dem Typus der königlichen Machtvollkommenheit und weltlichen Majeſtät, deren objektives Gebot auf alle Mitglieder der politiſchen Ordnung ſich erſtreckt und auch durch die lauten Stimmen der Bürger nicht gebeugt wird, um einem Anſehen der Perſon Raum zu geben. Aber im Verlaufe des Streites zwiſchen den beiden Principien und je näher die Kataſtrophe rückt, je ſchärſer die Schläge des Schickſals auf die Kämpfer fallen, deſto konkreter und menſchlicher werden die Ideale; ſie erwecken nach einander für jeden leidenden Theil das Mitgefühl des Hörers, ſie erweichen und beginnen die Schuld ihrer Einſeitigkeit zu empfinden. Zuerſt Antigone; nachdem ſie im Angeſicht des Todes die rührendſten Klagen erſchöpft und einen Troſt im gemilderten Bewußtſeyn der einſamen, aber heroiſchen That, die unter dem Unſtern ihres Hauſes entſtand, gefunden hat, gibt ſie das Urtheil über ſich in Demuth den Göttern anheim; hierauf Kreon, welchen Tireſias zu ſpät in ſeinem überſpannten Glauben an die fürſtliche Gewalt erſchüttert. Der raſche Verluſt von Gemahlin und Sohn drückt ihn zu Boden, und mit gebrochenem Herzen wünſcht er ſein Ende. Wie er im falſchen Eifer für den Staat die Pflichten der Familie verachtet und mit unweiſem Befehl an ihnen gefrevelt hatte, ſo muß ihm eben aus dem Untergange ſeiner eigenen Familienglieder die Strafe hervorgehen. Ein wirkſam benutztes und mit Zartheit gezeichnetes Bindeglied der Peripetie iſt die Liebe Hämons zur Antigone, die jener nicht überleben mag. Die Form beſitzt in der kunſtvollen Arbeit des Dialogs und der Melik, in Schönheit und Adel eines mannichfaltigen, aber oft ſchwierigen Vortrags, ſo wie in der Sorgfalt des Versbaues eine gleiche Meiſterſchaft. Insbeſondere ſind die Chorgeſänge, welche jede Stufe der Handlung auf einem allgemeinen Standpunkte betrachten, reich an großartigen Gedanken und glänzend durch den Wohllaut der durchdachteſten Rede. So viele und ſo glücklich verbundene Kunſtmittel, ſagt Bernhardy, laſſen immer deutlicher jene Wahrheiten der ſittlichen Weltordnung erkennen, welche S. in vielfacher Weiſe zur Anſchauung bringt, hier aber auf politiſchem Gebiete an ein Thema knüpft, das ſeinen Mit-

bürgern von höchſtem Intereſſe für Bildung und Praxis war. Die Summe hiervon iſt: „Jeder Konflikt zwiſchen ſubſtantiellen Mächten des Lebens beruht auf Irrthum, wenngleich er aus der reinſten Geſinnnng entſpringt und führt zum Unheil aller ſtreitenden Theile; doch dem Staate und ſelbſt dem leidenſchaftlichen Eigenwillen ſeines Oberhauptes ſteht ein beſſeres Recht zur Seite, als dem Einzelnen, der, ohne ſeine Befugniſſe zu meſſen, aus eigenmächtigem Streben (αὐτόνομος, V. 821) entgegentritt und durch ſeine Willkür eine ſchwer zu büßende Schuld übernimmt; darum ſey Beſonnenheit und vernünftiges Maß der Gipfel menſchlicher Glückſeligkeit". — Vor allen Stücken des S. wurde namentlich die Antigone in neueſter Zeit durch deutſche Ueberſetznngen und Muſikbegleitung von Mendelsſohn-Bartholdy (ſ. d.) für die Bühne bearbeitet und im Jahre 1841 zuerſt in Berlin, dann in Leipzig und auf andern Theatern mit großem Beifall aufgeführt. Vgl. Böckh, Tölken und Förſter, „Ueber die Antigone des S. und ihre Darſtellung auf dem Schloßtheater im neuen Palais bei Sansſouci" (Berlin 1842); ferner die Schrift „Ueber des S. Antigone und ihre Darſtellung auf dem deutſchen Theater" (Leipz. 1842), und „Des S. Antigone, überſetzt von Böckh, mit Muſik von F. Mendelsſohn-Bartholdy, im Klavierauszuge" (daſ. 1843, Fol.).

2) Elektra, aus ungewiſſer Zeit, ein Seitenſtück zur Antigone, zwar ohne deren Glanz und Reichthnm, aber um ſo bewundernswürdiger durch die feine Charakteriſtik des weiblichen Heldenmuthes, die wahr und einfach aus minder bewegten Kreiſen hervorgeht. S. wußte den Schatz, den ihm ſein Vorgänger Aeſchylus an den Choephoren hinterließ, zu würdigen, und auf demſelben Grunde mit den überlieferten Motiven fortzubauen; indem er aber den poetiſchen Standpunkt des Ganzen u. folgerecht die Stellung ſeiner Perſonen änderte, gewann er eine freie Bahn und erſetzte, was ihm an Erfindung abging, ſowohl durch die draſtiſche Wirkung, als auch durch die Sorgfalt und Innerlichkeit der Ethopöie. Die Idee der Blutrache tritt daher eben ſo ſehr als die Vergangenheit der Atriden in den Hintergrund; dieſe pathetiſchen Triebfedern ſind überwogen durch ein ſittliches Bild, den ſtarken und ſtrengen Charakter der Elektra, welche vereinſamt und von den Mördern Agamemnons verfolgt um ihren Vater trauert und duldet, in der Klage um ihn eine Luſt empfindet und die Trübſal überwlndet, zugleich in den Gefühlen der Rache, wiewohl ohne Hoffnung, ihre Thatkraft ſammelt. Die übrigen Rollen und der Verlauf der Scenen ſetzen dieſen Geiſt des Haſſes und der Liebe, deſſen Feuer durch Maß und Reife gedämpft wird, in ſein volles Licht. Hierauf ſind die Wechſelreden mit dem Chore, der zweifache Kontraſt gegen Chryſothemus, der Gegenſatz zur Klytämueſtra berechnet, hierdurch iſt auch der Uebergang zum Gipfel der ganzen Charakteriſtik vorbereitet, wo Elektra ſich aus dem tiefſten Schmerze über den vermeinten Tod ihres Bruders ermannt und mit rührender Beredſamkeit den kühnen Entſchluß ausſpricht, ſelber den Aegiſth zu tödten. Auf dieſen Punkt der höchſten Spannung, deren Eindruck noch durch den einfach ſchönen Monolog von dem Aſchenkruge geſteigert wird, gelangt der Zuſchauer in vollkommene Sicherheit des Gemüthes, da er vom Anfang an nun den Plan der Handlung weiß. Die Löſung des Knotens erfolgt durch die Wiedererkennung des Oreſtes, eine durch den Wechſel des Affekts vorzügliche Scene, woraus die Kataſtrophe des ſchuldigen Königpaares mit ſolcher Gewandtheit und Energie ſich entfaltet, daß der Ernſt der ſchauerlichen That von peinlicher Breite, wie von düſterer Empfindung frei bleibt. So ſchließt das Stück, welches das Gottvertrauen eines feſten Charakters ohne Mißton verherrlicht, als ein Akt der göttlichen Gerechtigkeit, von dem die Erinnyen ausgeſchloſſen ſind. Die Ausführung iſt überall durch Reinheit und genaues Maß ausgezeichnet, der beſchränkte Stoff mit klarem Kunſtverſtande beherrſcht, die Sprache, wie ſelten, einfach, gemeſſen und, da der Text weniger gelitten hat und die Melik in einer gewiſſen Schlichtheit ſich bewegt, vorzugsweiſe faßlich.

3) König Oedipus ſtammt ebenfalls aus ungewiſſer Zeit; doch machen die Schilderungen im Eingange glaublich, daß S. im friſchen Eindrucke der attiſchen Peſt, die mit Beginn des peloponneſiſchen Krieges ausbrach, geſchrieben habe. Der ihm in den Grundzügen überlieferte Stoff iſt ſeiner Natur nach im höchſten Grade tragiſch und der durch ſeltene Kunſt verwickelte Plan hat dieſen Stoff zum furchtbarſten, erſchütterndſten Schauſpiele ausgebildet. Nirgends kann die Spannung auf einen ſchrofferen Gipfel getrieben, der Knoten enger geſchürzt und durch den reißenden Fortgang ſtraffer angezogen, die von Stufe zu Stufe geſteigerte Hoffnung, welche ſogar der Chor noch im Augenblicke der reifen Entſcheidung theilt, grauſamer getäuſcht werden. Hier verſchwinden die Berechnungen der Klugheit, die ſich der Zukunft entziehen will, der menſchliche Scharfſinn, welcher Andern die Räthſel der Sphinx zu löſen vermag und für das eigene Leben blind iſt, die Fülle des Ruhms und Glücks erſcheinen in ihrer ganzen Ohnmacht: wo das herbe, ſeit Jahren verhüllte Schickſal an einem mit hoher Tugend geſchmückten Manne, dem geprieſenen Retter und Beherrſcher ſeines Landes, den Vater ahndet, den Schuldloſen in Schlummer wiegt und in Blutſchuld verſtrickt, znletzt durch Enthüllung des lange gehegten Irrthums in ſchmachvolles Elend ſtürzt. Zwar werfen, bemerkt Bernhardy hierbei, einige Scenen auf Oedipus, neben dem unfreiwilligen Irrthum, den Schein der Leidenſchaft, des herriſchen Weſens und des Unglaubens, da er geneigt iſt, das Anſehen der Orakel und göttlichen Weiſſagungen zu verachten; aber dieſe Züge des Charakters entſpringen aus der Dramaturgie und ihrer geſpannten Heftigkeit, und dürfen nur die Warnung enthalten, daß Niemand in kurzſichtigem Wahn das Verborgene hervorlocken und zur Vollendung drängen wolle, ſie ſelbſt können indeſſen weder das gräßliche

Geſchick begründen, welches unaufhaltſam war, noch das Gefühl zurückweiſen, das ſich gegen die vernunftloſe Härte deſſelben empört. S. hat in dieſer durchaus eigenthümlichen Schickſalstragödie den Fatalismus des rohen Mythus erſchöpft und ſeine grauenhafte Wahrheit künſtleriſch entwickelt: man ſolle weder raſch und vermeſſen das Geſchick herbeiziehen, noch in höhern Fügungen, die den menſchlichen Willen und Verſtand überſteigen, ſich ſelber richten. Vielleicht mißfiel den Athenern ein ſo widerwärtiger Standpunkt, als ſie dem Philocles den erſten Preis ertheilten. Uebrigens wird kein weſentlicher Vorzug in dieſem Drama vermißt: die Sicherheit der Oekonomie verbindet ſich mit vielſeitiger Charakteriſtik, die Kraft der Sympathie gewinnt an immer neuer Lebendigkeit bis zur Kataſtrophe, die mitten im Laufe der Ereigniſſe ſich ſchlingende Peripetie findet einen bewundernswürdigen Schluß in der Scene der Erkennung. Der Vortrag iſt edel und gewählt, auch ſind die Chorlieder reich an Schönheiten des Gedankens und der Diktion, wiewohl der Chor zu wenig über der Handlung ſteht, um als unparteiiſcher Beobachter ein feſtes Urtheil zu faſſen.

4) Oedipus auf Kolonos, die Ergänzung und Berichtigung des Königs Oedipus, wurde zur Gedächtnißfeier des S. von ſeinem gleichnamigen Enkel 401 (Ol. 94, 3) auf die Bühne gebracht; daß aber die Tragödie in weit frühern Zeiten entſtand, als die vielfach geſchmückte Sage berichtet, verräth die durchgebildete Form, die weder zum vorgerückten Greiſenalter, noch zu der läſſigen (ſelbſt durch den Philoctet bezeugten) Technik der Ochlokratie ſich ſchicken will. Nicht nur ſteht die Form überall in der glücklichſten Harmonie mit den Gedanken und der ſchwierigen Aufgabe des Gedichts, auch die Diktion des Gedichts beſitzt eine Kraft und Vollkommenheit, wie wenige Denkmäler der attiſchen Poeſie, und wird von einem Versbau getragen, deſſen Gründlichkeit und Wohlklang eine Frucht der ſtrengſten Arbeit war. Aus den übrigen Vorzügen dieſes mehr tiefen als draſtiſchen Seelengemäldes erhelle ſonſt nichts, was nur dem blühenden Mannesalter und nicht der gereiften Weisheit des Greiſen hätte gelingen können; die Behandlung des Objekts läßt das Urtheil nach beiden Seiten hin zweifelhaft. Oedipus, welchen die ſchwere Hand des Schickſals traf und die fühlloſe Härte der Seinen aus der Heimath verſtieß, den allein die Liebe der Töchter dem bitterſten Elend entzogen hat, betritt jetzt, durch Kämpfe gereinigt u. ehrwürdig, am Abend ſeines Lebens den keinem Sterblichen erlaubten Hain der Eumeniden bei Kolonos. Ihn begleiten und erheben die Sprüche des Orakels: dort werde er die ſpäte Ruhe finden, den Einheimiſchen aber ſeine Aufnahme zum Heile gereichen. Theſeus gewährt ihm dieſen Schutz; er weiß ſich nunmehr den Stürmen der irdiſchen Welt entrückt und ſchließt mit der Gegenwart ab. Er ſtößt die beiden einander feindlichen Parteien Thebens (durch Kreon und Polynices vertreten), welche von der ſchlimmſten Nothwendigkeit gezwungen ſeine Hülfe gewaltthätig oder mit demüthigen Bitten gewinnen wollen, mit Nachdruck und prophetiſchem Fluche zurück und da die letzte Stunde, von den Schauern des Donners angekündigt, naht, ſo wandelt er in Ergebung ſeinen geheimnißvollen Gang und wird ſchmerzlos und wunderbar, den Menſchen ungeſehen, von der Gottheit hinüber genommen. Die Klage der Töchter um den Vater hemmt Theſeus mit der Hinweiſung auf die Huld, welche die unterirdiſchen Mächte dem Todten erweiſen. S. hat den Grundgedanken des Stückes aus der attiſchen Sage, welche die Grabſtätte des unglücklichen Königs an einen myſtiſchen Winkel der Nachbarſchaft Athens und hieran für die Zukunft Verheißungen knüpft, geſchöpft, und zu einer eben ſo feinen als würdigen Verherrlichung patriotiſcher Intereſſen benutzt, vielleicht auch im feindlichen Verhältniſſe zu Theben Anläſſe ſeiner Dichtung gefunden. Ihre Idee iſt die Weihe des Dulders, welchen die göttliche Fügung am äußerſten Ziele des Leidens und unverſchuldeten Mißgeſchicks verklärt, und wiewohl ſie nicht allgemein und frei von der mythiſchen Hölle ſich ausſpricht, ſo bildet doch die Hindeutung auf ein ſeliges Jenſeit, in welchem der durch ein hartes Erdenloos zerknickte und geheiligte Menſch eine ſittliche Genugthuung hoffen darf, oder auf das ideelle Gleichgewicht zwiſchen den weltlichen und den innern Schikkungen, ein durchaus eigenthümliches Moment in der antiken Tragödie. Zugleich wird die gangbare Meinung berichtigt, als ſey das Unglück immer der Ausdruck und die Folge böſer Thaten. In dieſen ſtillen religiöſen Glauben ſtimmt auch die Weihe des Tones ein, die ſich in der Hoheit und ungetrübten Milde des Gedankens eben ſo ſehr, als in der Zartheit und Wärme, ſelbſt im Vorwiegen des Gefühls offenbart. Die wenig bewegte Handlung tritt im Dialog, wie in den lieblichen und tief empfundenen Chorliedern gegen die Betrachtung und die Zuſtände des Gemüthes zurück. Der Kummer und die melancholiſche Trauer der Anfänge weicht der ruhigen Sehnſucht und löſt ſich immer mehr in ſanftem Frieden auf. Dieſe wundervolle, von den Alten hochgeſchätzte und vielgeleſene Tragödie hat ſchon wegen ihrer ſtyliſtiſchen Kühnheit erhebliche Schwierigkeiten, die auch der äußere Umfang vermehrt; nicht geringer ſind die Bedenken und Verderbniſſe des Textes.

5) Ajax, früher μαστιγοφόρος zubenannt, eines der geleſenſten Dramen, aus ungewiſſer Zeit, aber ſicher aus der Blüthezeit des Dichters. Hiervon zeugen nicht bloß die Friſche des Tones, die warme Charakterzeichnung und die kräftige, durch kühne Metaphern gehobene Sprache, ſondern auch die Eigenthümlichkeiten der Oekonomie. Die Aufgabe, den Fall eines ſtarken, ſittlich tüchtigen und vom edelſten Selbſtgefühl bewegten Helden, der aber in allzu leidenſchaftlichem Vertrauen auf ſeinen Werth und Ruhm ſich überhebt und die Schranken der menſchlichen Natur vergißt, einem tragiſchen Plan zu unterwerfen und als Folge ſittlicher Verblendung, nicht des äußern Konfliktes anſchaulich zu machen, iſt auf einem durchaus neuen Wege behan-

delt worden. S. entwickelt den Fall des Ajax nicht innerhalb des Waffenſtreites, eines von Andern angebauten Mythos, aus dem Verlauf einer ununterbrochen fortſchreitenden Handlung; es beginnt vielmehr dort, wo Jener ſchloß und bildet den Kern ſeines Drama's aus innig verketteten pſychologiſchen Motiven, deren Einleitung im Geſpräche der Athene mit Odyſſeus, deren Schwerpunkt aber in den Seelenkämpfen des von ſeiner unantaſtbaren Höhe geſtürzten Fürſten liegt. Nur für einen Tag (V, 756) wird ihm die göttliche Prüfung auferlegt, aber er beſteht ſie nicht, weil er ſich allein treu bleiben will. Dieſer Vordergrund iſt meiſterhaft durchgeführt und offenbar der glänzendere Theil. Er dämmert anfangs in den Umriſſen der unſeligen Schmach, in welche der geiſtesverwirrte Held aus blindem Gelüſt nach Rache ſich verwickelt hat; allmählig wird der Ueberblick lichter, ſowohl durch Erzählungen als auch durch Scenerien des Ekkyklems; unmittelbar mit dem ganzen Umfange des pathetiſchen Schauſpiels erfüllt, verſenkt ſich dann das Gemüth in die Stimmungen des eiſernen Mannes, wie er zur Beſonnenheit erwacht, aufs Tiefſte beſchämt und empört, in die Gefühle der Ehre flüchtet, ſeinen gebrochenen Stolz für den letzten würdigen Entſchluß zuſammenrafft, und von keinem Zuſpruch, von keiner Rückſicht auf die Bande der Familie abgelenkt, aber in beruhigter Stellung freiwillig den Tod ſucht, den er durch täuſchende Rede ſeinen Treuen zu verhüllen weiß, und, ehe ſie gewarnt ihm in die Einſamkeit nachgehen, mit männlicher Faſſung vollendet. Dieſe Reihe geiſtiger Bewegungen, in welche der auf die Scene verſetzte Selbſtmord und der hiermit verbundene Monolog einen unvergleichlichen Schwung gelegt hat, zeichnet ſich durch Folgerichtigkeit, Schärfe und Feinheit der Charakteriſtik aus. Demnächſt blieb ein zweiter Theil übrig, gleichſam die Epikriſis eines an Gehalt ſo bedeutenden Pathos; allein S. vermied die nur äußerlich gehaltene, nicht aus Entfaltung des Objektiven fließende Reflexion. Auch hier forderte die Dialektik der tragiſchen Idee, daß der Kreis einſeitiger That durch ſein Gegenſtück ergänzt und an den gegenüberſtehenden Perſonen berichtigt wurde. Ajax hat ſchwer gebüßt, wenn er aber fehlte, ſo war er kein Verräther der Götter und eben am Unglücke, das aus Uebereilung und Selbſtgenügſamkeit erwuchs, verherrlicht ſich eine im Kern geſunde Natur. Nur mangelte ſeiner Trefflichkeit das milde Licht der Demuth und Mäßigung, darum überwand ihn im Waffengericht ein Nebenbuhler bei geringerem Verdienſt, aber mit beſcheidener Sinnesart, der auch die Lehren dieſes Tages, welche der Prolog vorbereitet, wohl zu beherzigen verſteht. Die Beſtattung des Hingeſchiedenen wird nun ein ſittlicher Wendepunkt für ſeine Gegner; die Leiche iſt unter den Schutz der Religion und des für den Bruder ausharrenden Teucer geſtellt; ein heißer, durch leidenſchaftliche Wechſelrede genährter Streit entbrennt zwiſchen dieſem und dem Atriden. Sie dürfen auf den Urheber des nächtlichen Ueberfalls, der ihnen und dem achäiſchen Heere galt, ergrimmt ſeyn, aber ſie denken nicht zart genug, um die Schwere des Unrechts, das er von den Richtern unmittelbar von allen Achäern erlitt, zu ermeſſen, und ſie mißbrauchen ihre Gewalt, wenn ſie herriſch ohne Schonung und Dankbarkeit für den Heldenmuth des Todten ihn verurtheilen und zu beſchimpfen trachten. Endlich erſcheint Odyſſeus als Vermittler; erhaben über kleinliche Feindſchaft, führt er das Wort für die großartige Tugend des Ajax und die Rechte der Menſchlichkeit, und ſchlichtet den auch am Schluß unverſöhnten Zwieſpalt der Parteien ſo weit, daß die Leichenfeier Statt finden kann. Dieſer zweite Theil hat einen mehr eriſtiſchen als dramatiſchen Gang, und wenn er auch weniger in die Breite durch die Farbung der Perſönlichkeit ausliefe, ſo würde doch die gedrungenſte Erörterung des moraliſchen Für und Wider nach den prächtigen Gemälden des Pathos ſtets an poetiſchem Intereſſe zurückſtehen. Uebrigens läßt ſich auch das vaterländiſche Motiv nicht verkennen, das in der Ehrenrettung des Ajax, eines der berühmteſten attiſchen Stammeponymen, gegen die Eiferſucht der peloponneſiſchen Heerführer hervorleuchtet, und obwohl die Erinnerung an die praktiſche Beredſamkeit jener Tage nur leiſe berührt wird, mußten die Gedanken nicht weniger als die Form eines Streithandels die lebhafte Theilnahme der Athener anregen. Immer bleibt die Kühnheit der Oekonomie, die den gewöhnlichen Lauf der tragiſchen Elemente umkehrt und in einer reinen Technik die in ſich abgeſchloſſene Subſtanz des Stückes, das Individuelle, von der ſittlichen Kritik deſſelben, von den ſchroff einander widerſtrebenden, ehrſamen und feindlichen Stimmen ringsumher abſondert, eine ſo vollkommene Leiſtung als die Vielſeitigkeit und Abſtufung der Charaktere, deren Einheit in dem herben Eigenwillen und der Großheit des Ajax ruht. Ihm ordnet ſich auch der Chor ſalaminiſcher Krieger unter, welcher mit Ehrfurcht ſeinem Anführer zur Seite ſteht, mit ihm den Schimpf des Unglücks, durch ſeinen Verluſt die Plagen eines langen Krieges ſchmerzlicher empfindet, der die Uebertreibungen der Handelnden unbefangen erkennt, ſonſt aber die ideellen Fragen wenig berührt.

6) Philoctetes, unter den erhaltenen das ſpäteſte Stück, welches der Dichter 409 (Ol. 92, 3) im hohen Greiſenalter mit Glück zur Aufführung brachte. Denſelben Stoff hatten bereits Aeſchylus und Euripides in der unähnlichſten Weiſe behandelt; indem S. auf der Höhe des Lebens und der künſtleriſchen Erfahrung mit ihnen wetteifert und in glücklicher Kühnheit das Schauſpiel des ſinnlichen, von geiſtiger Macht überwältigten Schmerzes auf die Scene bringt, wußte er die Wahrheit des Einen mit dem verflochtenen Plan des Andern zu verſchmelzen, ohne in Trockenheit oder verkünſtelnde Rhetorik abzuirren. Blickt man auf die Sicherheit und Gewandtheit der Ausführung, die Feinheit der Ethopöie und den Reiz der natürlichen Empfindungen, ſo ſcheint der bejahrte Dichter ungeſchwächt bis in die ſpäteſten Tage ſein ſchöpferiſches Talent bewahrt zu haben; aber die mehr leicht fließende als körnige Diktion und der Of-

Digitized by Google

ters nachläſſige Versbau, ſelbſt die Ungleichheit der meliſchen Theile in Form und Gehalt deutet auf den Einfluß der Ochlokratie, während die größere Breite der Darſtellung einige Spuren des Alters verräth. Auch tritt hier weniger das Feuer als die Tiefe der Leidenſchaft entgegen und anſtatt eines pathetiſchen Zuſammenſtoßes von Kontraſten entfaltet ſich der mildere Glanz der Einfachheit und Treue. Denn die Stärke dieſer Tragödie liegt in der meiſterhaften Charakteriſtik und nur aus ihr entwickelte S. jenen Reichthum ſpannender Motive, welcher einen an ſich beſchränkten und ſchwierigen Stoff in immer neue Wendungen verflicht, und doch zügelt er ſie mit ſo kluger Sparſamkeit, daß aus der bloßen Gegenwirkung dreier Charaktere ein vollkommener Kreislauf innerer Zuſtände hervorgeht. Ihr Mittelpunkt iſt Philoctet, der Dulder, den die furchtbare Noth 10 langer Jahre von allem menſchlichen Verkehre, ſogar von jeder lebendigen Hoffnung im öden Eiland geſchieden hatte. Die Seelenſtärke und unbezwingliche Feſtigkeit, wodurch er ſein Schickſal beherrſcht und zuletzt auf die härteſte Probe geſtellt, hülfloſer als jemals und im Angeſicht eines jämmerlichen Todes, das Heil von Seiten der Achäer zurückſtoßt, erregt Bewunderung; dieſe wächſt noch mit den Graden lebhafter Sympathie, die das körperliche Leiden, durch Anblick, Eindruck und ſogar Schrei des verzweifelnden Schmerzes, in der Peripetie für den Helden erweckt; daß endlich ein ſo beharrlicher Wille, welcher die Liſten des im Rückhalte ordnenden, dann immer ſchwächer eingreifenden Odyſſeus vereitelt, ſein Werkzeug aber, den geradſinnigen, für Ruhm und Edelmuth entbrannten Neoptolemus vom einmal gefaßten Anſchlag zurück und zu ſich herüber zieht, am Ziele überwiegt und den veränderten Gang des Planes wider Erwarten beſtimmt, dies bildet ein eben ſo natürliches Ergebniß des pſychologiſchen Gewebes, als die reinſte ſittliche Genugthuung. Es iſt ein rührender Sieg, den die an ſich gewieſene ſelbſtbewußte Kraft des Menſchen erkampft, ſie führt aber keine harmoniſche Löſung herbei, die dem im Mythus geſetzten Schickſale entſpräche und zugleich den Einzelwillen aus ſeiner freien Erkenntniß mit der höhern Fügung verſöhnte. Die Schiefheit der Kataſtrophe wird durch eine Göttererſcheinung, deren ſich ſonſt lieber Euripides bedient, vermieden, und ohne Bedenken folgt Philoctetes dem erhebenden Gebote ſeines Freundes Heracles.

7) Die Trachinierinnen, aus ungewiſſer Zeit, aber unverkennbar, wenn nicht unvollkommen aus dem Nachlaß der letztern Periode überliefert, das ſchwächſte Drama unſers Dichters. Sein Grundgedanke iſt eben ſo fruchtbar als pathetiſch: daß der Menſch in unbewachter That das Schickſal beſchleunigen und durch einen Irrthum ſeine Lieben ſogar in unheilbares Leid verſtricken könne. Die Schwere dieſer Idee, das verhängnißvolle Eingreifen des Wahns u. der gutgemeinten, aber unbedachten Abſichten in die Verkettungen und geheimen Wege des Lebensgeſchicks, drängt ſich überall auf; aber die Ausführung gibt mehr einen Umriß, als das ausgemalte Bild ihrer Wahrheit und Tiefe. Die Oekonomie hält ſich in einer, für den Umfang eines ſolchen Thema's zu überſichtlichen Einfachheit, ihr fehlen die ſtarken Kontraſte, die leidenſchaftlichen Gegenwirkungen und ſpannenden Peripetien; alles Gewicht fällt daher auf eine Hauptperſon, den lieblichen, aber ſchwankenden Charakter der Deïanira, für welche die zarten Tugenden der Frau ein inniges Mitgefühl erwecken, und die auch, nachdem ſie unbeſonnen ein Wageſtück für ihr gutes Recht unternommen und ihren Mißgriff durch freiwilligen Tod gebüßt hat, das gleiche Mitleid an ſich feſſelt. Kälter empfindet man für ihren Gemahl, deſſen Heldenthum und Sinnlichkeit bisher in einen dunkeln Hintergrund zurückgewichen war; die Faſſung in den gewaltſamen Schmerzen, mit welchen er die Bühne betritt, und die energiſche Klarheit, womit er ſein Haus beſtellt, um ruhiger den Willen des von ihm ſpät begriffenen Verhängniſſes zu erfüllen, ſind gegenüber dem kindlich treuen Hyllus großartige Züge des Heroengeiſtes und nöthigen eine ſtille Bewunderung ab. Indeſſen ſchließt die flüchtig hingeworfene Verbindung des Sohnes mit der Jole, ein Verſuch, die geſtörte Harmonie des Familienlebens herzuſtellen, nur äußerlich ab, ohne gründlich zu verſöhnen und die ſittliche Schuld des Helden zu berichtigen. Die Farbe der Charakteriſtik iſt wenig glänzend und gewiſſermaßen verblaßt, die Darſtellung nicht ohne Schönheiten, doch namentlich in den Chören, deren Umfang u. Technik merklich beſchränkt erſcheint, etwas matt, die Sprache zwar anmuthig und fließend, aber fern von der ſonſtigen Kraft und Erhabenheit, auch im Einzelnen voll Bedenken, die weder aus der Beſchaffenheit des Textes, noch aus Interpolation ſich erklären laſſen. Im Ganzen vermißt man die Mannichfaltigkeit und feſte Unfehlbarkeit der ſophocleiſchen Kunſt. Alles berechtigt anzunehmen, daß die Trachinierinnen ein unausgeführtes Werk der ſpätern Lebensjahre ſeyen.

IV. Literatur. Ein Dichter wie S., der niemals veraltet oder dem wechſelnden Geſchmack der Zeiten entfremdet war, und überdies den Studien der Gelehrten einen ergiebigen Stoff gewährte, fand immer eifrige Leſer und thätige Kommentatoren (*ὑπομνηματισταί*). Die Meiſter der alexandriniſchen Schule, wie Ariſtarch, Harpokration, Heſychius rc., berichtigten den Text, begleiteten ihn mit Kommentaren, in denen nicht nur die ſachlichen und formalen Fragen erörtert, ſondern auch die dramatiſche Kunſt und ihre Motive mit feinem Blick erkannt wurden und ſetzten literariſche Einleitungen voran, aus denen *ὑποθέσεις* und ähnliche nur zu fragmentariſche Trümmer herrühren. Aus dem Nachlaß ſo vieler Vorgänger redigirte mit Urtheil und eigener Kenntniß Didymus einen Kern von Beobachtungen, welche die Grundlagen und den Werth unſerer Scholien bilden. Zwar iſt auch dieſer Sammlung nicht wenig Falſches und Seichtes aus byzantiniſchen Zeiten beigemiſcht, im Weſentlichen aber verdient ſie als ein guter praktiſcher Auszug u. als brauchbares Hülfsmittel zur Erklärung geſchätzt zu

werden; ihren Nutzen erhöhen noch gelegentlich Ueberreſte gewählter alter Erudition, welche nebſt einer Reihe äſthetiſcher Anmerkungen häufig in der urſprünglichen Form wiedergegeben ſind. Auch hat der Text dieſes Dichters in der Güte der Handſchriften, deren Zahl für die 3 im Mittelalter geleſenſten Dramen, Ajax, Elektra und König Oedipus, anſehnlich iſt, einen trefflichen Schutz vor ſtarken Verderbungen und Interpolationen gefunden, welche die beiden andern Tragödien angriffen. Im Weſentlichen zerfallen ſie in 2 Klaſſen, eine reinere, mehr authentiſche, der Suidas beitritt, und eine von byzantiniſchen Grammatikern verfälſchte. An der Spitze der erſten ſteht ein Florentiner (S. X.), dem einige andere Medicei, der älteſte Pariſer und ſonſt ſtückweiſe manche mittelmäßige MSS. mehr oder minder nahe kommen; aus Quellen dieſer Art floß die erſte Ausgabe. Die Interpolationen der jüngern Reihe hingegen ſind großentheils auf Byzantiner der jüngſten Periode, vor Allen Demetrius Triklinius zurückzuführen, der in ſchwierigen Stellen die flachſten Aenderungen des Styls und der metriſchen Formen entweder aus ſchlechten Codices zog oder willkürlich ſich erlaubte, auch die Scholien mit Zuſätzen in verwandtem Tone vermehrte. Seine Recenſion legte Turnebus zu Grunde; ſeitdem überwog der verfälſchte Text ungeſtört bis auf Brunck. Dieſer ſetzte die bewährte handſchriftliche Tradition wieder in ihr Recht ein und übte zuerſt die Kritik mit Geiſt, wenn auch nicht mit der ſtrengen Methode, welche, geſtützt auf metriſche Kenntniß u. einen erweiterten Apparat, ſtets fruchtbarer entwickelt worden und in den Hauptpunkten zur Sicherheit des Textes geführt hat. Jünger ſind die Bemühungen der Exegeſe.

Ausgaben: Editio princeps Aldi (Venedig 1502, 8.); — Grundlage der bisweilen abweichenden zwei Juntinae c. Scholiis (Florenz 1522, 4.); ſeltener und eigenthümlicher cura Bern. Juntae (daſ. 1547, 4.); apud Andr. Turnebum (Paris 1553, 4., in 2 Abth.); Grundlage der Edd. vulgg., an deren Spitze Sophocl. c. Schol. et Adnott., H. Stephani (1568, 4.), und Opera G. Canteri (Antwerpen 1579, 12.) ſtehen. — Gr. et Lat. op. Tho. Johnson (Oxford 1705); — Soph. c. interpr. Lat. et Schol. vett. ac novis cur. J. Capperonnier et Vauvilliers (Paris 1781, 4.). — Von den neuen Ausgaben ſind als die vorzüglichſten zu erwähnen: Die größern von Brunck (2 Bde., Straßb. 1786, 4.; neue Ausg., 3 Bde., daſ. 1788—89), Musgrave (2 Bde., Oxford 1800—1; neue Ausg., 3 Bde., daſ. 1809—10) und Erfurdt (6 Bde., Leipz. 1802—11; Bd. 7 von Heller und Döderlein, daſ. 1825); die kleinern von Erfurdt und Hermann (7 Bde., daſ. 1809—41), von Elmsley (neue Ausg., 8 Bde., daſ. 1827), Schäfer (2 Bde., daſ. 1810 u. ö.), G. G. W. Schneider und Witzſchel (9 Bde., daſ. 1823—44), Wunder (daſ. 1825), Neue (daſ. 1831), Wunder in der gothaiſchen „Bibliotheca graeca“ (7 Bde., Gotha u. Erf. 1831—41; 2. Ausg., 1839 ff.), W. Dindorf (2 Bde., Oxf. 1832—36) und Ahrens (Par. 1842). — Von den Bearbeitungen einzelner Stücke heben wir als die beſten hervor: die des Ajax von Lobeck (2. Aufl., Leipz. 1835), der Antigone von Wex (2 Bde., daſ. 1829—33) und Böckh (Berl. 1843); des Königs Oedipus von Elmsley (Cambr. 1812; neue Ausg., Leipz. 1821); des Oedipus auf Kolonos von Reiſig (3 Thle., Jena 1820) und Elmsley (Oxf. 1823; neue Ausg., Leipz. 1824); des Philoctetes von Buttmann (Berl. 1822) und Matthäi, d. i. Schulze (Altona 1822). Die Bruchſtücke anderer Tragödien finden ſich in den Ausgaben von Brunck, Dindorf und Ahrens geſammelt und wurden beſonders erläutert von Bothe in „Sophoclis dramatum Fragmenta“ (Leipz. 1846). Das längere Bruchſtück der Klytämneſtra, welches unter dem Namen des S. zuerſt Matthäi (Mosk. 1805, 4.) bekannt machte, hat Seruve in einer beſondern Ausgabe (Riga 1807) ausführlich behandelt und deſſen Unächtheit genügend dargelegt. Ein treffliches „Lexicon Sophocleum“ lieferte Ellendt (2 Bde., Königsberg 1834—35); einen „Conspectus metrorum, quibus S. usus est“ gab Wunder (Leipz. 1825).

Ueberſetzungen: Lateiniſch, von Vitus Winsheinius (Frankf. 1546) u. G. Rataller (Antw. 1570). — Deutſch: erſte Verſuche in moderner Reproduktion am Ajax von Spangenberg (1608) u. an der Antigone von Opitz (1646). Geſammtübertragungen von Chr. Gr. Stolberg (2 Thle., Leipz 1787); Aſt (daſ. 1804); im Versmaß des Originals von Solger (3. Ausg., 2 Bde., Berl. 1837), Thudichum (2 Bde., Darmſt. 1827—38), Donner (2 Bde., 2. Aufl., Heidelb. 1804), Fritze, Minkwitz u. A. Einzelne Dramen, namentlich König Oedipus, von Manſo (1785) und von Jakobs (1805); Antigone, von Böckh, Hartung u. A. Unſere ſo zahlreichen Ueberſetzer haben angefangen zum Dialog 5füßige Jamben (gelegentlich auch bequemere Metra für die Melik) zu wählen, um durch dieſes Mittel des fließenden modernen Vortrags eine populäre Form zu gewinnen, welche den Dichter jedem mit dem Text weniger vertrauten Leſer zugänglicher machen könne. Durch den Gebrauch dieſes kürzern jambiſchen Verſes (worin ſchon Stolberg voranging) iſt allerdings ein leichterer Ton und größere Verſtändlichkeit bewirkt, zugleich durch formale Gewandtheit der von Mehren ausgeſprochenen Abſicht, mit Ueberſetzungen den Schatz nationaler Literatur u. Ideenkreiſe zu bereichern, beſſer genügt worden. Man verkennt aber, daß mit einer ſolchen Kürzung und modernen Haltung der ſchwere körnige Styl des S., der aber an die antike, künſtliche, breitere Form gebunden war, verflüchtigt, ſeiner eigenthümlichen Farben beraubt, überhaupt mehr in einen gebildetern Ausdruck, als in die höhere tragiſche Stimmung übertragen werde. — Franzöſiſch: im Theater von Brumoy, dann de Rochefort (1788). — Engliſch: Tho. Franklin (1758); R. Potter (1788). — Italieniſch: Bellotti (1813); Angelelli (1823) und G. Giuſtiniano.

Vgl. Leſſing, „Leben des S.“, herausgegeben von Eſchenburg (Berl. 1790), auch im 5. Bande der neuen Ausgabe von Leſſings Werken

Digitized by Google

(Leipz. 1842); vorzüglich aber Schöll, „S., ſein Leben und Wirken“, aus den Quellen dargeſtellt (Frankf. 1841); — Bernhardy, „Griechiſche Literatur“ (2. Thl., Halle 1845), deſſen Anſichten wir im Weſentlichen gefolgt ſind, und — Patin, „Etudes sur les tragiques grecs ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide“ (3 Bde., Par. 1841—43).

Sophocleus (griech. Lit.), einer der Kommentatoren des Apollonius von Rhodus.

Sophonia (a. Geogr.), ehemalige Inſel vor der Küſte von Magneſia, die aber im Laufe der Zeit mit dem Feſtlande verbunden worden war (Plin. II, 89, 91).

Sophonias (a. Lit.), wahrſcheinlich ein Mönch aus der chriſtlichen Zeit, Kommentator von Ariſtoteles' Kategorien, Verfaſſer einer Paraphraſe der drei Bücher des Ariſtoteles über die Seele in wiener u. florentiner Handſchriften.

Sophonisbe, 1) (a. Geſch.), ſ. Maſiniſſa; — 2) (Kunſtgeſch.), ſ. Anguscīola.

Sophophobie (v. Griech.), Furcht vor den Weiſen, aus der wohl die Sophophonie, Verfolgung und Hinrichtung derſelben, hervorgeht. Vergl. S., oder Darſtellung der Verfolgungen merkwürdiger Philoſophen, Gera 1800.

Sophora (Bot.), nach Linné, Schnurſtrauch, Schnurbuhne nach Oken, Gattung der Cassieae Sophoreae *Rchb.*, Decandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch glockig, 5zähnig. Blume 5blätterig, ſchmetterlingsartig. Die beiden untern, das Schiffchen bildenden Blumenblätter meiſt an der Spitze verwachſen. 10 getrennte Staubfäden. Hülſe ſtellenweiſe eingeſchnürt (roſenkranzförmig), vielſamig. Von 23 Arten, Bäumen, Sträuchern oder Kräutern, in Aſien und Amerika, mit unpaarig-gefiederten Blättern, und gipfelſtändigen, einfachen oder äſtigen Trauben, ſind am wichtigſten: 1) S. heptaphylla *L.*, ſiebenblätteriger Schnurſtrauch. Baum oder Strauch in Oſtindien und auf Ceylon. Blätter gefiedert; Blättchen 7, kahl. Dieſe noch ziemlich unbekannte Art ſoll dieſelben Eigenſchaften und Anwendung haben wie S. tomentosa *L.* Rumph., Amb. 4, T. 22. — 2) S. japonica *L.*, japaniſcher Schnurſtrauch. Baum in Japan und China. Blätter gefiedert; Blättchen 11 — 13, länglich-eiförmig, ſpitzig, kahl. Blüthen gelblich-weiß, in weitſchweifigen, gipfelſtändigen Riſpen; Hülſen kahl. In ſeiner Heimath ſoll dieſer Baum ein dem Kirſch- oder Pflaumenbaumgummi ähnliches Gummi ausſchwitzen. Mit ſeinem Holze, welches ſehr hart und zu ſeinen Tiſchlerarbeiten ſehr brauchbar iſt, ſoll man die Gewänder des Kaiſers von China gelb färben. Die Arbeiter, welche das Holz ſägen und raspeln, ſollen leicht Leibſchmerzen und Diarrhöen davon erhalten. Der Baum wird nicht ſelten in unſern Gartenanlagen gezogen, wo er aber oft ſtrauchig bleibt. Er liebt einen lockern, kräftigen, mit etwas Lehm gemiſchten, nicht zu feuchten Sandboden und im Freien einen ſehr ſchutzreichen Standort. Vermehrung durch Samen. Duham., Arb. ed. nov. 3, T. 21. — 3) S. macrocarpa *Sm.*, großhülſiger Schnurſtrauch. Strauch in Chili. Zweige grün. Blätter ausdauernd, gefiedert; Blättchen 13—19, elliptiſch-länglich, ſtumpf, ſteif, unten etwas ſeidenhaarig. Blumen gelb, in kurzen, aufrechten Trauben. Bot. Cab. 1119. — 4) S. tomentosa *L.*, filziger Schnurſtrauch. Baum oder Strauch auf den caribäiſchen Inſeln und in Oſtindien. Blätter gefiedert; Blättchen 15 —19, oval-rundlich, ſehr ſtumpf, unten, wie die Kelche, weißgraufilzig. Trauben endſtändig-verlängert. Bei den Malaien iſt dieſe Art ein ſehr wichtiges Arzneigewächs. Vorzüglich die Wurzel, die Wurzelrinde und die Samen ſind ſehr bitter, die übrigen Theile weniger. Man hält die erſtern Theile für ein Specificum gegen Cholera oder Brechruhr, aber auch gegen andere Krankheiten, bei denen beſonders die Gallenabſonderung geſtört worden iſt, ſo wie bei den Folgen nach dem Genuß giftiger Seethiere, ſtehen dieſe Mittel in großem Anſehen. In frühern Zeiten waren die Wurzel und Samen als Radix et Semen Anticholericae s. Sophorae in Europa bekannt. Wurzel und Samen werden mit Ceremonien und Gebet zu beſtimmten Zeiten geſammelt. Lam., Ill., T. 325, F. 2. — Die Gattung iſt der Typus der Sophoreae *Spr.*, *Rchb.*

Sophoreä (Bot.), nach Sprengel und Reichenbach, Gruppe der Papilionaceä.

Sophos (griech.), 1) Weiſer; — 2) im Mittelalter Chemiker, Alchemiſt.

Soph-paſuk, ſ. Hebräiſche Sprache.

Sophragaſenos, im 3. Jahrh. v. Chr. König von Indien.

Sophrim, ſ. Tephilim.

Sophron (griech. Lit.), Syrakuſaner, Sohn des Agathocles und der Damnaſyllis, Zeitgenoſſe des Euripides. Fragment bei H. Grotius, Excerpta ex trag. et comoed. gr., Paris 1626, in Mus. Cantabrig., 1821, Nr. VII.

Sophronia (Geſch.), vornehme Römerin, um 306, rettete ſich vor den Nachſtellungen des Kaiſers Maxentius durch Selbſtmord.

Sophronia (Bot.), nach Lichtenſtein, Pflanzengattung. Art: S. caespitosa *Licht.*, ſ. v. a. Witsenia partita *Ker.*

Sophroniscus, Vater des Socrates (ſ. d.).

Sophroniſten (griech. Antiq.), die Aufſeher der Jünglinge in den Gymnaſien zu Athen, zehn an der Zahl, wurden jährlich, aus jedem Stamme einer, durch Cheirotonie gewählt und erhielten einen täglichen Sold von einer Drachme. In der röm. Zeit wurden ohne Rückſicht auf die Stämme ſechs S. und eben ſo viele Hypoſophroniſten oder auch nur vier gewählt.

Sophroniſteres (Sophroneſteres, griech. Anat.), die Weisheitszähne, ſ. Zähne.

Sophroniſterion (griech. Antiq.), Gefängniß in Athen für Liederliche.

Sophronitis (Bot.), nach Lindley, Gatt. der Orchideae Arethuseae *Lindl.*, Gynandria Monandria *L.* Charakter: Blumenhülle oder Kronblätter abſtehend, faſt gleich; Lippe am Grunde mit der Stempelſäule verwachſen, kappen- und zungenförmig, in der Mitte mit einem querliegenden Kamm. Säule an beiden Seiten der Spitze geflügelt; Flügel über den Kamm der Lippe geneigt. Anthere endſtändig, 8fächerig; 8 Pollenmaſſen mit doppeltem, pulverigem

Digitized by Google

Schwänzchen. Zwei Arten, ausdauernde Zierpflanzen aus Braſilien: 1) S. cernus *Lindt.* Auf den Aeſten der Bäume. Kaum 3 Zoll hoch, mit kleinen Afterknollen, welche oben ein eirund-herzförmiges, ſpitzes Blatt und an der Baſis deſſelben eine kurze, wenig blumige Aehre kleiner, röthlich-pommeranzenfarbiger Blumen tragen. Bot. Mag. 3677. — 2) S. grandiflora *Lindt.* Auf Baumäſten. Afterknollen klein, ſchmal, am Ende mit einem kleinen elliptiſchen Blatte und am Grunde deſſelben mit einer großen, orange-mennigrothen Blume, deren Schaft ſo lang iſt als das Blatt. Bot. Mag. 3708. — Beide Arten werden mit etwas Moos an ein Stück Baumrinde befeſtigt und im Gewächshauſe aufgehangen.

Sophronius (Biogr.), 1) Kirchenſchriftſteller zu Ende des 4. Jahrhunderts, ſchrieb ſchon als Knabe: De laudibus Bethlehem, überſetzte ſpäter mehre Werke ſeines Freundes Hieronymus in das Griechiſche, wovon noch die Ueberſetzung des „Catalogus scriptorum“ vorhanden. Von ihm iſt auch die aus der lat. Ueberſetzung des Hieronymus gefertigte griech. Verſion der Pſalmen und Propheten. — 2) S. Monotheleten. — 3) Alter Biſchof von Mainz.

Sophroſyne (griech.), Weſen und Betragen eines Menſchen von nüchternem, geſundem Verſtand, überhaupt der Inbegriff aller menſchlichen und bürgerlichen Tugenden.

Sophroſyne (Geſch.), Tochter des Dionyſius von Syrakus, heirathete ihren Stiefbruder, Dionyſius II.

Sophtha (a. Geogr.), Inſel des perſiſchen Meerbuſens (Ptol. VI, 4, 8).

Sophucäi (a. Geogr.), Volk im Weſten von Libya interior (Ptol. IV, 6, 17).

Sophus, Beiname in der Sempronia Gens; ſ. Sempronius.

Sopianä (a. Geogr.), Stadt in Pannonia inferior, an der Straße von Murſa nach Vindobona, nach Ammian. XXVIII, 1, der Geburtsort des Kaiſers Maximinus; das heutige Fünfkirchen.

Sopidis regio (a. Geogr.), ſ. v. a. Sophitis.

Sopientia (lat., Med.), ſ. v. a. Soporifera.

Sopli (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Yſop, Hyssopus officinalis *L.*

Sopoczkin, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Auguſtowo, nordweſtl. von Grodno; 750 Einw.

Sopolis, 1) (griech. Lit.), Sophiſt des 4. Jahrh. n. Chr., welcher, wiewohl ohne ſonderlichen Erfolg, die antike Schreibart wieder aufzufriſchen ſuchte. An ihn iſt der 881. Brief des Libanius gerichtet. — 2) (Kunſtgeſch.), Maler, lebte zur Zeit Cäſars in Rom, deſſen Gemälde ſehr geſucht waren. Plinius nennt ihn Sopylus und Zeitgenoſſen der Lala.

Sopor (lat.), tiefer, beſonders krankhafter Schlaf.

Sopor (röm. Relig.), röm. Perſonifikation des Schlummers, Gemahl der Paſithea, einer der Grazien, Eidam der Juno, war auch Wagenlenker der Luna oder der Nacht.

Soporatiae arteriae (Anat.), die Karotiden.

Soporativ (v. Lat.), einſchläfernd, betäubend; ſo Soporative Mittel (Soporifera), Arzneimittel, die Schlaf hervorbringen; z. B. Opiate ꝛc.

Sopot, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Sandſchak Nikopolis, ſüdweſtl. von Lofdſcha.

Sopoth (Sobot), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Polna; 160 Einw.

Sopotnitz (Sopotnice), öſterr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Königgrätz, Gut Pottenſtein; 1150 Einw.

Sopoto, griech. Flecken, Morea, ſüdweſtl. von Kalavrita.

Soppau, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Löbſchütz; Schloß, Förſterei; 760 Einw.

Soppen, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 150 Einw.

Sopra (ital.), oben, wird in der Muſik in Verbindung mit come gebraucht, nämlich: wie oben, d. h. wenn Etwas, Tempo oder auch ein Satz oder eine Stimme wie eine vorhergehende genommen und vorgetragen werden ſoll.

Sopra Galici, in Italien ſeidene Tücher aus Organſinſeide mit Floreteinſchuß, die $2\frac{1}{2}$ Palmi ins Gevierte halten und beſonders im Neapolitaniſchen verfertigt werden.

Sopran (Diskant, Muſ.), die höchſte der vier Hauptſtimmen, in welche man den Umfang aller Töne, welche die menſchliche Stimme hervorbringen kann, eintheilt. Die Italiener nennen ſie Soprano, die Franzoſen le Dessus und außerdem gibt man ihr oft auch den Namen Canto (von cantare, ſingen), wahrſcheinlich deshalb, weil ſie im mehrſtimmigen Geſang den Hauptgeſang führt. Der S. kann nur von Frauenzimmern, Knaben vor der Mutation und von Kaſtraten geſungen werden. Man unterſcheidet einen hohen S. oder Diskant, der einen Umfang vom $\overline{c}$ bis wenigſtens zum $\overline{\overline{a}}$ und noch höher hat, und einen tiefen S., welcher nicht ganz dieſe Höhe hat, ſich aber in der Tiefe bis zum a und g erſtreckt; letzteren nennt man auch Mezzo soprano (Mezzo-S.), franz. Bas-dessus, zuweilen auch hohen Alt. Wie ſchon oben angedeutet wurde, bildet der S. in vollſtimmigen Singſtücken die Hauptſtimme, und verlangt deshalb die meiſte Ausbildung im Satze. In der Inſtrumentalmuſik vertritt die erſte Violine und in Harmoniemuſiken die erſte Flöte, Oboe oder Klarinette die Stelle des S.s, welcher bei der Vereinigung der Vokal- und Inſtrumentalmuſik von dieſen Inſtrumenten auch vorzüglich unterſtützt wird, ſo wie der Alt von der 2. Violine und der Tenor von der Violine. Bemerkenswerth iſt, daß jetzt in ganz Italien die Altſängerin Soprano heißt, welche die männlichen, früher von den eigentlichen Soprani (Kaſtraten) dargeſtellten Rollen ſingt. Primo soprano oder Soprano assoluto iſt jetzt in ganz Italien die erſte Altſängerin zum Unterſchied von prima Donna, der erſten eigentlichen Sopranſängerin. — Geſchichtl. Der Ausdruck Diskant verdankt ſeine Entſtehung der erſten Zeit der mittelalterlichen Kirchenmuſik, wo man anfing, eine Stimme von der andern abweichen, von ihr ab-

Digitized by Google

weichend ſingen (discantare) zu laſſen. Da die Unterſtimme den Tenor hatte, ſo war es die obere, welche diskantirte, die alſo Diskant wurde. Im 13. Jahrhundert nannte man den ausgebildeten harmoniſchen Satz gewöhnlich Discantus oder den Kontrapunkt, und Franco von Köln verſteht unter Discantus einen Zuſammenklang verſchiedener Melodien, welche gegen einander durch Longas, Breves und Semibreves zuſammengefaßt und in der Schrift durch verſchiedene Figuren angedeutet werden, alſo ganz daſſelbe, was wir heutzutage im weiteſten Sinne des Wortes unter Harmonie verſtehen. Nach ſolcher Begriffsbeſtimmung theilt er den Discantus in drei verſchiedene Klaſſen. In der erſten derſelben erſcheint ihm derſelbe bloß als einfacher fortgeſetzter Geſang mehrer Stimmen; in der zweiten Klaſſe als ein ſolcher Geſang, der hie und da auch durch Schweigemomente, durch Pauſen unterbrochen wird und den Namen Ochetus führte; in der dritten Klaſſe endlich als ein völlig gebundener Geſang. Gemacht wurde der Discantus mit einer oder mit mehrer, oder auch ganz ohne Lyra. Ein Discantus mit einer Lyra war ein bloß zweiſtimmiger, ein Discantus mit mehren Lyren ein mehrſtimmiger und ein Discantus ohne Lyra ein uniſoniſcher oder auch bloß einſtimmiger Satz. Die Diſſonanzen wurden dabei gehörigen Orts durchgehend unter die, die eigentliche Harmonie bildenden Konſonanzen gemiſcht und zwar ſo, daß, wenn der „Tenor" (die Melodie oder Hauptſtimme, der Cantus firmus) ſtieg, der Diskant (die begleitende Harmonieſtimme) fallen ſollte, und umgekehrt. War die Kompoſition dreiſtimmig, in welchem Falle der Satz Triplum heißt, ſo — lehrt Franco insbeſondere — mußte man ja auf den „Tenor" und den Discantus zugleich groß Acht haben, damit die dritte Stimme, wenn ſie mit dem „Tenor" diſſonire, nicht auch mit dem Discantus diſſonire und umgekehrt, was jedenfalls ſo viel heißt, daß die Diſſonanz unter allen Umſtänden bloß als ein durchgehender Ton erſcheine, entweder unten in der dritten Stimme oder oben im „Tenor", was für die Geſchichte der Harmonie immer eine ſehr merkwürdige Erſcheinung und Regel iſt. Die Franzoſen entbehrten lange Zeit nach uns Deutſchen, den Engländern und Italienern eines regelmäßig geſchriebenen Discantus, d. h. eines harmoniſchen Satzes, auf welchen die bereits bedeutend erweiterten Geſetze und Regeln der Menſur angewendet worden wären. Allerdings hatten ſie auch eine Art Diskant, den Dechant; allein hier war der Geſang nicht förmlich menſurirt, ſondern entweder nur ſyllabiſch, wobei mit jedem Sylbenausſpruche auch der Fortſchritt zu einem neuen Tone geſchah, oder in der Art melismatiſch, daß er über den gehaltenen Tönen eines Cantus firmus ausgeführt wurde, wobei dann die Sänger ſich vorher vereinbart hatten, wie viele Töne oder Noten in einer Stimme gegen die andern jedesmal vorgetragen werden ſollten. Eine ganz beſondere, ebenfalls in Frankreich einheimiſche Art des Dechant war diejenige, welche die eigene Benennung Fauxbourdous führte. Es war dies ein dreiſtimmiger Geſang, welcher aus einer Reihe auf einander folgender $\frac{6}{3}$ Akkorde in gerader Bewegung über dem Tenor oder Cantus firmus als der Unterlage beſtand, und bei welchem am Schluſſe die Oberſtimme ſtatt in die Sexte in Oktave trat, ſo daß mit $\frac{8}{5}$ geſchloſſen wurde. Dieſe Art Geſang iſt in ſofern auch bemerkenswerth, als ſie von den Sängern der Päpſte zu Avignon gegen das Ende des 19. Jahrhunderts in die päpſtliche Kapelle zu Rom verpflanzt wurde, wo ſie ſich auch nach Einführung des figurirten Kontrapunktes noch lange erhielt und bei gewiſſen Gelegenheiten in dieſer urſprünglichen Form noch jetzt im Gebrauch ſeyn ſoll. Mit der Ausbildung eines völlig regelmäßigen Kontrapunktes fiel allmählig der Ausdruck Diskant als Bezeichnung einer beſondern Kompoſitionsart, wurde aber beibehalten, um, wie das Wort S., die weiblichen Oberſtimmen zu bezeichnen, in welcher Bedeutung der Ausdruck auch in den mannichfachen Zuſammenſetzungen zu nehmen iſt. Die weſentlichſten dieſer letztern ſind: Diskant-Geige, ſ. Violine; Diskant-Klauſel, die Schlußformel der Diskantſtimmen bei eintretendem, vollkommenem Tonſchluſſe, bei welchem aus der Sekunde oder aus der Septime in die Tonika geſchritten wird; ſ. Tonſchluß; Diskant-Flöte, ſ. Diskantſtimmen; Diskantiſt, ſ. Sopraniſt; Diskant-Lade, diejenige Windlade der Orgel, auf der nur die für den Diskant beſtimmten Pfeifen ſtehen; Diskant-Pommer, ſ. Bombardo und Pommer; Diskant-Poſaune, ſ. Poſaune; Diskant-Schlüſſel od. S.-Schlüſſel, diejenige Anwendung des C-Schlüſſels, wodurch der Note des eingeſtrichenen c die erſte Linie als Sitz angewieſen wird, ſo daß die Notenreihe ohne Hülfslinien um 4 Stufen höher reicht, als die des Altes, und um zwei Stufen tiefer, als die des G-Schlüſſels. Der Diskantſchlüſſel wird für den S., öfters auch für den Alt angewendet, iſt aber in neuerer Zeit faſt ganz von dem G- oder Violin-Schlüſſel verdrängt worden. Vergl. noch C-Schlüſſel und Schlüſſel.

Soprana, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Turin, nordöſtl. von Biella; 1040 Einw.

Soprani, Raffaello, edler Genueſer, malte Landſchaften und Stillleben, kam aber nicht über die Mittelmäßigkeit. Größern Ruhm erwarb er ſich als Schriftſteller, da er die Biographien der Maler von Genua ſchrieb, ein Werk, welches zu den Quellen der italieniſchen Kunſtgeſchichte gehört. Es erſchien unter dem Titel: Vite de Pittori, Scultori ed Architetti Genovesi, Genua 1674, 4., n. Ausg. von C. G. Ratti: Vite de Pittori etc. Genovesi di Raf. S., daſ. 1768, 2 Bde., mit Portrats. Wir haben von S. auch ein Werk über die liguriſchen Schriftſteller. Er war Mitglied des Rathes zu Genua, † 1672 im 60. Jahre.

Sopraniſt, Einer, der die Sopranſtimme (Diskant) ſingt, ein Diskantiſt.

Soprano, ſ. Sopran.

Sopran-Schlüſſel, ſ. Sopran und Schlüſſel.

Sopra saliente (eigentl. Soprasaliente), ſ. Indigo.

Sopratara, veraltet für Suprotara.

Soprony (Sopronium), Stadt, ſ. v. a. Dedenburg.

Sopubia (Bot.), nach Hamilton, Gattung der Scrophularinae Gerardieae *Benth.* Einzige Art: S. triſida *Ham.* In Nepal.

Sopu Khan, Tatarenkhan, ſ. Tataren.

Sopyrion, Feldherr Alexanders des Großen, Statthalter in Pontus, kriegte unglücklich gegen die Scythen.

Soquatz, Neujahr, Feſt der Japaneſen, ſ. Sinto.

Sor (perſ. Myth.), die Perſonifikation der tödtlichen Dürre und Hitze, ein böſer Dew, Geſchöpf des Ahriman, denen des Ormuzd entgegengeſetzt, um das Wachſen der Pflanzen zu verhindern und ſo Hunger und Elend herbeizuführen.

Sor (Geogr.), 1) S.-Fjord, norweg. Buſen, Söndre-Bergenhuus, ein nach Süden gehender Arm des Hardanger-Fjord; — 2) (Saure), afrik. kleine Inſel, in der Mündung des Senegal.

Sor (Forſtw.), ſ. v. a. dürre, krank.

Sora (a. Geogr.), 1) die nördlichſte Stadt der Volsker in Latium, die ſich ſpäter an die Samniter anſchloß, von den Römern aber erobert und zweimal koloniſirt wurde, da die Einwohner die früher dort angeſiedelten Koloniſten getödtet hatten. Sie lag am rechten Ufer des Liris, nördlich von Arpinum, und hatte eine ſehr feſte Burg. Sie führt noch jetzt den alten Namen und zeigt Ueberreſte der alten Mauern aus polygonen Steinmaſſen. — 2) S. Sorä; — 3) Stadt in Arabia deserta (Ptol. V, 19, 6); — 4) Stadt Paphlagoniens, von ungewiſſer Lage, auch Sura heißt und eine jüdiſche Akademie enthielt; — 5) Stadt Phöniciens, ſ. Sura.

Sora (n. Geogr.), 1) ſ. Sohra; — 2) königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meißen; 190 E.; — 3) ital. Stadt, Neapel, Prov. Terra di Lavoro, nordöſtl. von Froſinone, rechts am Liri; Biſchofsſitz, Kathedrale, Kaſtell, Hoſpital, Weinbau, Tuchfabr., Papiermühle; 8000 Einw. Die Stadt hieß ſchon im Alterthum S.

Sora (Med.), ſ. v. a. Essera, ſ. Porzellanfieber.

S'ora (hebr., Bot.), ſ. v. a. gemeine Gerſte, Hordeum vulgare *L.*

Sorabi, lat. Name für Sorben.

Soraci, ſ. Siraci.

Soracte (a. Geogr.), berühmter Berg Etruriens, in der Nähe des Tiber, 5 geogr. Meilen nördlich von Rom, die höchſte Spitze einer ſich nördlich von Veji, am rechten Ufer des Tiber, von Norden nach Oſten heruberziehenden, von Via Flaminia durchſchnittenen Bergreihe. Auf ſeiner oft noch im Sommer mit Schnee bedeckten Spitze war ein berühmter Tempel des Apollo, dem der ganze Berg geheiligt war und dem daſelbſt Feſte ſeltſamer Art gefeiert wurden. Am Abhange des Berges befanden ſich merkwürdige warme Quellen. Von den Steinbrüchen des Berges ſpricht Vitruv. II, 7. An ſeinem Fuße lag ein Heiligthum der Feronia. Jetzt heißt er Monte di S. Oreſte. Später gründete Karlmann, der Bruder Pipins, am öſtlichen Abhange des Berges das noch jetzt vorhandene Kloſter des heil. Silveſter, weshalb Einige den Berg auch Monte di S. Silveſtro nennen.

Soractia (a. Geogr.), Stadt der Omani, an der Oſtküſte des glücklichen Arabiens (Plin. VI, 28, 32).

Soracum (röm. Ant.), nach Einigen Gefäß, worin die Sachen der Schauſpieler getragen wurden, nach Andern überhaupt ſ. v. a. Sarracum.

Soradſchegur, brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. Bengalen, Prov. Bahar, ſüdweſtl. von Monghir, ſüdlich am Ganges.

Soradſchepur, brit.-oſtind. Stadt, Prſdſch. Bengalen, Prov. Agra, ſüdöſtl. von Kanodſche, rechts am Ganges, an dem einige Hindu-Tempel ſtehen.

Sorä (a. Geogr.), 1) nomadiſches Volk in India intra Gangem, zwiſchen den Gebirgen Bittigo und Adiſathrus, bis zum Fluſſe Chaberus hin, mit einer Hauptſtadt Sora, am öſtl. Ende des Bittigo (Plut. VII, 1, 68), unſtreitig daſſelbe Volk, welches Plin. VI, 20, 23 Sura nennt. — 2) Volk im Weſten von Mauritania Caesariensis (Ptol. IV, 2, 17).

Soragna, ital. Flecken, Parma, Prov. Siena; Salpeterſiederei; 910 Einw.

Soramia (Bot.), nach Aublet, Pflanzengattung. Art: S. galanensis *Aubl.*, ſ. v. a. Doliocarpus Soramia *Dec.*

Soran, aſiat. Stadt, Beludſchiſtan, Dſchalavan, Kutſch-Gundawa, nördlich von Gundawa.

Sorang, oſtind. Ort, Java, öſtlich von Rembang, an der Nordküſte.

Sorano, ital. Flecken, Toskana, nordöſtl. von Sovana, auf einem Hügel; 3800 Einw.

Soranthe (Bot.), nach Salisbury, Pflanzengattung. Arten unter Sorocephalus.

Soranthus (Bot.), nach Ledebour, Gatt. der Umbellatae Seselineae *Dec.* Einzige Art: S. Meyeri *Led.* Ausdauernde Pflanze in Sibirien.

Soranus, 1) (röm. Religion), auch Deus Sorranus, von der Stadt Sora oder von Soracte ſtatt Soracinus, gewöhnlich mit Apollo identificirt. Seine Prieſter zündeten Feuer an und gingen, die Opfereingeweide in den Händen haltend, mit bloßen Füßen über glühende Kohlen von Fichtenholz, im gläubigen Vertrauen auf den Schutz des Gottes, weshalb ſie nach einem Senatsbeſchluſſe volle Immunität genoſſen, nicht nur vom Kriegsdienſte, ſondern auch von andern Staatslaſten. Sie hießen Hirpi Sorani, weil das Opfer dem Gotte der Unterwelt, Dis, galt, der bei den Sabinern S. hieß, da aber Irpus im Sabiniſchen Wolf bedeutet und der griechiſche Apollon ein *Λύκειος* iſt, ſo lag die Verwechslung mit Apollo ſehr nahe, um ſo mehr, da man in S. wie in Apollo einen Reinigungsgott erkennen muß, wie im Faunus Lupercus oder Februus. — 2) (a. Geſch.), ſ. Barea; — 3) (griech. Liter.). Suidas erwähnt unter dem Namen S. zwei griechiſche Aerzte aus Epheſus, einen ältern, der unter Trajan und Hadrian zu Alexandria und zu Rom gelebt und viele treffliche Bücher

Digitized by Google

verfaßt, und einen jüngern, der vier Bücher über weibliche Krankheiten, Lebensgeſchichten und Schulen der Aerzte und A. geſchrieben. Wahrſcheinlicher aber gab es nur einen S., einen gelehrten Methodikee, welcher kurz vor Galenus oder auch als deſſen älterer Zeitgenoſſe lebte. Galenus citirt ihn, und Cölius Aurelianus hat in ſeinen Schriften über die hitzigen und chroniſchen Krankheiten die des S. großentheils und oft ganz wörtlich überſetzt. Eine chirurgiſche Abhandlung *Περὶ σημείων καταγμάτων* (in der Sammlung von A. Cocchi, Graecorr. chirurgici libei, Florenz 1754, abgedruckt) zeigt ſchon die Unterſcheidung der Schädelbruche; ein anderer Reſt *Περὶ μητρας καὶ γυναικείου αἰδοίου* (zu finden im griechiſchen Text bei der pariſer Ausgabe des Rufus, 1554) iſt aus einee größern Schrift entnommen, welche *Περὶ γυναικείων παθῶν* handelte und erſt im Jahre 1838 zu Königsberg bekannt geworden iſt. Die oben erwähnte erſte Schrift und dieſes Bruchſtuck ſind auch abgedruckt bei Ideler, Physici et medici Graecorum minn. I, S. 248. Ohne Grund hält man den S. für den Verfaſſer einer Lebensbeſchreibung des Hippocrates und einer lateiniſchen Schrift Isagoge in artem medendi, welche vielmehr ein Produkt des Mittelalters iſt. — 4) **Valerius S.** (röm. Liter.), römiſcher Dichter und Grammatiker des erſten Jahrh. v. Chr.; ſoll durch Cn. Pompejus ums Leben gekommen ſeyn, weil er den geheimen Namen des Schutzgottes der Stadt Rom bekannt gemacht habe. Er hat ein Werk geſchrieben: De arcanis grammaticis.

Soranzo, Giovanni, edler Venetianer, war 1308 zur Einnahme von Ferrara befehligt, weshalb alle Venetianer und S. insbeſondere exkommunicirt wurden. Er ward 1312 Doge, † 1327.

Soraſtrum (Bot.), nach Kützing, Sternhäufchen, Gattung der Desmidieae *Ktz.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Zellen 2ſpaltig, mit feinkörnigem, grünem Inhalte, zu ſternförmig ſtrahlenden Häufchen verbunden. Einzige deutſche Art: S. echinatum *Ktz.* In Gräben.

Sorata (Zarata, Novado de S.), ſüdamerikan. Berg, Bolivia, Depart. la Paz, in der öſtlichen Kette der Anden, 3940 Toiſen hoch. Weſtlich davon das gleichn. Dorf.

Sorau (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt; zwiſchen Guben, Croſſen, Spremberg, Kottbus und Schleſien, hat einen Fächeninhalt von 22,32 □M., auf welchem in 6 Städten, 146 Dörfern u. 236 Kolonien und Vorwerken 61,000 Menſchen wohnen. Die Oberfläche des Kreiſes iſt eine ſandige, wenig fruchtbare, ſeenreiche und ſtark bewaldete Ebene, welche von der aus Schleſien kommenden lauſitzer Neiſſe, von der Lübs und noch mehren anderen kleineren Flüſſen bewäſſert wird. Auf der nord-öſtlichen Grenze fließt auf einer Strecke von 1¼ Meilen der Bober. Die größten Seen und Teiche ſind die bei Pförten, Zauchel, der damſche, der billendorfer, der Hammerſee ꝛc. Die Produkte beſtehen in Korn und Kartoffeln über den Bedarf, gutem Flachs, etwas Wein, Tabak und ſchönem Holz. Das Mineralreich liefert Walkererde, Gyps, Thon, Alaunerde, Schwefelkieſe, Wieſeneiſen u. ſ. w. Die Teiche und Seen enthalten viele Fiſche. Der Viehſtand zählt an 3000 Pferde, über 24,000 Stück Rindvieh, 41,900 Schafe, 670 Ziegen und 4000 Schweine. Von den Gewerben wird die Leinweberei auch auf dem Lande ſtark betrieben; in den Städten treibt man auch Tuch-, Tabak-, Leder-, Hut-, Leinwand-, ſehr gute Wachslichtfabrikation, Strumpfwirkerei, Kattundruckereien, Bleichen, Färbereien, Brennerei, Brauerei, Töpferei, Handel mit Leinwand, Pferden, Rindvieh und Flachs. — 2) Kreisſtadt darin; mit Mauern und Thürmen umgeben, 2 Vorſtädte, 3 Thore, 2 Schlöſſer mit Kirche und Kapelle, 2 evangeliſche Pfarreien, 3 Kapellen, Gymnaſium, Waiſenhaus, 2 Hoſpitäler, Irrenanſtalt, Kreisbehörde, Stadtgericht, Inquiſitoriat, Domainenamt, Poſt-, Unterſteueramt, Forſtmeiſterei, verſchiedene Fabriken, Zuckerſiederei, Wachsbleiche, Gerberei, Maſchinenwollſpinnerei, Bad, Buchdruckerei, 2 Buchhandlungen, Freimaurerloge; 7400 Einw.

Sorba (a. Geogr.), 1) Stadt in Hyrkanien (Ptol. VI, 9, 6); — 2) in Iſtrien; jetzt St. Servolo.

Sorbano, ital. Ort, Toskana, hart an der Grenze von Ceſena.

Sorbapfel (Bot.), auch Sorbbirne, ſ. v. a. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*

Sorbaria (Bot.), nach Seringe, Untergattung von Spiraea *L.*

Sorbas, ſpan. Flecken, ſüdweſtlich von Vera, auf einer Hochebene, zu der nur ein ſteiler und enger Weg führt; Töpferei, Wolldecken; 5300 Einw.

Sorbe, franz. Stadt, Depart. Landes, Bez. Dax, rechts am Gave-d'Oléron; 1280 Einw.

Sorbeerſäure, ſ. Vogelbeerſäure.

Sorbekh, aſiat. Ort, Perſien, Prov. Irak-Adſchem, ſüdlich von Teheran.

Sorben, ſ. Wenden und Sorben, vgl. Slaven.

Sorbenbaum (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Sorbus *L.*

Sorbenburg (hoher Schwarm), ſ. Saalfeld.

Sorberger, Medailleur, ſtand in Dienſten des Herzogs von Gotha, wurde dann an der Münze in Meiningen angeſtellt und galt zu ſeiner Zeit für einen der vorzüglichſten Künſtler ſeines Faches. Wir haben von ihm drei Medaillen auf Herzog Friedrich I. von Gotha, und eine ſolche auf die Einweihung der Schloßkirche in Meiningen 1692. S. † 1703.

Sorbet (Scherbet, Tſcherbet), bei den Orientalen ein erfriſchendes Getränk von aromatiſchem Waſſer (z. B. Roſen-, Veilchen-, Lindenblüthen-, Safran- oder dergl. Waſſer) mit Saft von Citronen, Limonen und Pomeranzen gemiſcht, mit Ambra, Moſchus u. dgl. gewürzt, oft auch mit Eis gekühlt. Das eigentliche S. der Türken ſoll folgendermaßen bereitet werden: den Hals von einem Kalbe rein abgeputzt, in Stücken zerſchnitten, mit 2 Kannen Waſſer bis auf ½ Kanne Rückſtand gekocht; dies durch ein

Auch filtrirt, nachdem es noch eine Weile geſtanden, das Klare abgegoſſen, mit 2 Pfd. zuvor nach Federart geſottenen Zucker vermiſcht und zuſammen aufgekocht. Nach dem Verkühlen ⅛ Kanne klaren Citronenſaft zugegoſſen, wohl umgerührt und in kleinen Flaſchen bewahrt.

Sorbi, Giovanni, Maler von Siena, Schüler von G. Naſini, F. Vanni und Crespi in Bologna. In den Kirchen zu Bologna und in Rom findet man Werke von ihm, in der Kirche der 40 Märtyrer der letzten Stadt eine Verkündigung und die Stigmatiſation des heil. Franz. F. M. Visconti radirte das Bild des heil. Joſeph von Croneſſa und N. Billy jenes der Roſa Maria Serio.

Sorbier (Geogr.), franz. Dorf, Depart. Loire, Bez. St. Etienne; 1210 Einw.

Sorbier (franz., Bot.), ſ. v. a. gemeine Ebereſche, Sorbus Aucuparia *L.* und zahme Eſche, S. domestica *L.*

Sorbiere, Samuel de, franz. Skeptiker, 1615 geboren, Schüler des la Mothe de Vayer; † 1670. Ueberſetzte einen Theil des Sextus Empiricus ins Franzöſiſche u. ſchrieb: Lettres et discours, Paris 1660.

Sorbiodunum (a. Geogr.), Stadt des röm. Britannien im Gebiete der Belgä, jetzt Old-Sarum altrömiſchen Mauern.

Sorbiſche Mythologie, ſ. Slaviſche Religion.

Sorbiſche Sprache, ſ. v. a. Wendiſche Sprache, ſ. Slaviſche Sprachen.

Sorbitio (lat.), 1) das Schlürfen; — 2) dickliches Getränk, zwiſchen den eigentlichen Getränken und den feſten Speiſen mitten innen ſtehend, Schlürftrank, Suppe.

Sorbitz, Fluß, ſ. v. a. Sormitz.

Sorbier, Volk, ſ. v. a. Sorben.

Sorbo (Geogr.), ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato-ulter., öſtlich von Avellino; ſchöne Kirche; 600 Einw.

Sorbo (ital., Bot.), ſ. v. a. Vogelbeerbaum, Sorbus Aucuparia *L.*, und zahme Ebereſche, S. domestica *L.*

Sorbolo, ital. Ort, Parma, nordöſtlich von Parma.

Sorbon (Geogr.), franz. Dorf, Depart. Ardennen, Bez. Rethel; 350 Einw.

Sorbon (Robert de Sorbonne), Stifter der Sorbonne, ſ. Robert 51).

Sorbonne, ſ. Paris, S. 639.

Sorbus (Bot.), nach Linné, Ebereſche, Spierling, Gattung der Rosaceae Pomaceae *Spr.*, Icosandria Trigynia *L.* Charakter: Blumendecke 5theilig; Blumenblätter 5. Narbe kopfförmig; der Fruchtknoten ſitzt unter der Blume und wird eine genabelte Kernfrucht (nach Linné Beere), welche nach der Zahl der Fruchtkerne 3, auch wohl 5 Samen enthält. Linné zählte zu dieſer Gattung folgende 3 Arten: 1) S. Aucuparia *L.*, gemeine Ebereſche, Vogelbeerbaum, wilder Speierling, Vogel-Speierling, Droſſelbeere, Maalbaum, Güreſchbaum, Abſchbaum, Aebſchbaum, Ebſchbeere, franz. Sorbier sauvage, engl. Quickentree. In den Wäldern von Europa und im Orient. Jüngere Blätter zottig, die ältern kahl, gefiedert; Blättchen ſpitzig-geſägt. Knospe filzig; Beere kugelrund. Man findet die gemeine Ebereſche nach Verſchiedenheit des Bodens als kleinen und großen Baum (bisweilen 80 Fuß hoch und 2 Fuß im Durchmeſſer), ſeltner nur als Strauch. Er lebt 100—150 Jahr und pflanzt ſich in den Wäldern, beſonders auf Kalkboden, meiſt durch Hülfe der beerenfreſſenden Vögel, z. B. der Droſſelarten, fort, welche die Kerne nicht verdauen. In Samenſchulen läßt er ſich leicht in Menge erziehen. Viele Forſtmänner verkennen dieſe Holzart und zählen ſie unter die minder wichtigen, allein die Allgemeinheit derſelben und die Güte des Werkholzes, welches ſie liefert, geben ihr in vielen Gegenden Deutſchlands einen vorzüglichen Werth. Schreiner, Wagner, Büchſenſchäfter, Mühlmeiſter, Drechsler und Böttcher ſchätzen das Stamm- und Stangenholz. Es hobelt ſich ſehr glatt, iſt kleinfaſerig, oft gemaſert, nimmt Politur, Beize und Farbe an. Auch als Brennholz und zu Kohlen iſt ſie nicht zu verachten. Sie verhält ſich in dieſer Beziehung zum Buchenholz wie 769 zu 1000. Das Verhältniß des Gewichtes zwiſchen dieſen beiden Holzarten iſt wie 552 zu 560. Die Rinde, ſo wie die jungen Zweige dienen zum Gerben. Die Früchte braucht man zum Vogelfang für die Droſſelarten auf den Heerden, in den Dohnen u. Schneußen, und zum Winterfutter für großes Federwild und Federvieh. Die Truthühner werden davon fett. Den Schafen und Lämmern ſind ſie ſehr geſund und das Wildpret frißt ſie gern. Man kann aus den ganz reifen oder noch beſſer aus den gefrorenen Beeren, wenn man ſie mit etwas Gerſtenmalz vermiſcht, einen guten ſtarken Branntwein brennen, der an Geſchmack dem Ratafia nahe kommt, nur ſehr bitter iſt und auch etwas abführt. Die Ruſſen bereiten aus den Beeren ein beliebtes Getränk, das ſie Naliska nennen. Mit den gehörigen Gährungsmitteln verſehen, liefern ſie auch einen ſcharfen Eſſig. Mit Honig und Zucker zubereitet laſſen ſie ſich wie Preußelbeeren genießen und ſchmekken kräftig und angenehm bitterſüß. Ehedem waren die Beeren, und ſind bisweilen noch jetzt, als Baccae, Poma Sorbi Aucupariae s. Fraxini sylvestris s. Baccae Sorbi s. Sorbi sylvestris s. Fructus vel Baccae Aucupariae, officinell. Sie haben einen herben, zuſammenziehenden, ſauren und unangenehmen Geſchmack und enthalten ſehr reine Aepfelſäure, die man auch Vogelbeerſäure, Acidum sorbicum, nennt. Sie wirken harntreibend, erregen aber ſehr leicht Ekel und Erbrechen. Man hat ſie vorzüglich getrocknet bei Durchfällen und Krankheiten der Harnwerkzeuge mit Vortheil angewendet. Auch ſollen ſie ein gutes Antiscorbuticum ſeyn. Zu Alleen iſt der Baum wegen ſeiner ſchönen Blüthe und noch ſchönern Fruchtbüſchel, und weil er in jedem Boden, auch dem felſigen und ſteinigen, gut fortkommt, beſonders in Berggegenden zu empfehlen. Flor. dan., 1034, Schkuhr, T. 133 — 2) S. domestica *L.*, zahme Ebereſche, Speierling, Sperberbaum, Spierapfel, Adeleſche, franz. Cormier, Sorbier, (die Früchte Sorbes, Sourbes, Cormes), engl.

Digitized by Google

True-Service, ital. Loto oder Bagolaro. In den Wäldern von Südeuropa, höchſtens bis nach Thüringen, wildwachſend, hier und da, auch in Nordeuropa kultivirt. Die jüngern Blätter zottig, die ältern kahl, gefiedert; Blättchen ſpitzgeſägt; Knospen kahl, klebrig; Früchte meiſt birnförmig. Dieſer Baum, von dem man im kultivirten Zuſtande zwei Varietäten, mit eigentlich birnförmigen und mit apfelförmigen Früchten, unterſcheidet, wächſt ſehr langſam, wird aber 40—80 Fuß hoch und erreicht ein Alter von 150—200 Jahren. Seine Fortpflanzung und die Benutzung des Holzes iſt wie bei der vorigen Art. Die Früchte werden ſpät im Herbſt abgenommen und auf trockenes Stroh gelegt, wo ſie mürbe und genießbar werden. Doch werden ſie nur ſeltſen als Obſt genoſſen. Sie haben bedeutenden Gehalt von Gerbeſtoff, weshalb man ſie in den neueſten Zeiten den ſchwer gewordenen Weinen beiſetzt, wodurch dieſelben ſehr ſchnell hell und haltbar werden. Werden ſie mit Obſt, beſonders mit Birnen, gemahlen und gekeltert, ſo geben ſie einen haltbaren und angenehmen Moſt. Sie waren früher als Baccae Sorbi domesticae s. sativae officinell und beſonders gegen Durchfälle und Ruhren in Anwendung. Als Alleebaum iſt auch dieſe Art zu empfehlen. Jacq., Austr., T. 447; Gutmpel, Deutſche Holzarten, T. 68. — 3) S. hybrida *L.*, Baſtard-Ebereſche, nordiſcher Vogelbeerbaum, franz. Sorbier bâtard, engl. Bastard-Service-tree. In Schweden, auch hier und da in deutchen Wäldern auf Kalk- und Baſaltboden. Blätter unterſeits filzig, länglich, an der Spitze doppelt geſägt, am Grunde gefiedert oder tief fiederſpaltig; Abſchnitt lanzettlich-länglich, ganzrandig, an der Spitze geſägt. Dieſer 60—80 Fuß hohe und 2 Fuß dicke Baum, welcher ein Alter von 80—100 Jahren erreicht, wird ſowohl in Bezug auf das Holz, als in Bezug auf die Früchte, beſonders im Norden von Europa ganz wie Sorbus aucuparia *L.* benutzt. Flor. dan., T. 301. — Die übrigen Arten, welche einige neuere Botaniker unter S. ſtellen, ſ. Pyrus.

Sorby, brit. Kirchſpiel, Schottland, Grafſch. Wigtown, weſtlich an der Wigtown-Bai; 1330 Einw.

Sorchow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; 220 Einw.

Sorcier (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Zinkel (ſ. d.), Aspro vulgaris *L.*

Sorcière (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. Muraena Saga *Risso*.

Sorcy-ſur-Meuſe, franz. Flecken, Depart. Meuſe, Bez. Commerey, rechts an der Maas; Schloß, Gerberei, Handel mit vorzüglichem Käſe; 1840 Einw.

Sordawala, Stadt, ſ. v. a. Serdobol.

Sordawalit (Min.), nach Nordenſkiöld, ein untheilbarer Porachrosallophan, beſteht aus 49,40 Kieſelſäure, 18,17 Eiſenoxydul, 13,80 Thonerde, 10,67 Talkerde, 2,68 Phosphorſäure, 4,38 Waſſer; unkryſtalliniſch. H. = 4, G. = 2,6, ſchwarz oder braun, fettglänzend, undurchſichtig. Soll ein Gemenge ſeyn. Von Sordawala in Finnland.

Sordeline, ſ. Surdeline.

Sordes (lat.), Unreinigkeit.

Sordes auris (Phyſiol.), das Ohrenſchmalz.

Sordes primarum viarum (Med.), krankhafte, angehäufte Stoffe im Darmkanal, auch Darmkoth.

Sordevolo, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Turin, nordweſtlich von Biella; 1760 Einw.

Sordi, ſ. Sordones.

Sordice (a. Geogr.), ein durch den Fluß Sordus gebildeter See in Gallia Narb., am Fuße der Pyrenäen, wahrſcheinlich der von Strabo V, S. 182, angedeutete See in der Nähe des Fluſſes Ruscino, der mit einer leichten, 2—5 Fuß dicken Schlamm- und Erdkruſte bedeckt war, ſo daß man Fiſche aus ihm ausgraben konnte; jetzt Etang de Leucate.

Sordidatus (röm. Ant.), der eine Toga sordida trug, ſ. Toga.

Sordidus (bot. Term.), und Sordide, ſchmutzig von Farbe.

Sordin-Fortepiano, vor Alters der Name unſeres gewöhnlichen Fortepiano's oder eines ſolchen Klaviers, das eine Dämpfung hatte, zum Unterſchiede von Pantalon.

Sordino, ſ. Dämpfer.

Sordisker, ſ. v. a. Skordisker.

Sordo (weibl. Sorda, ital.), gedämpft, d. h. mit Gebrauch des Dämpfers (ſ. d.), z. B. Corno sordo, das Horn gedämpft; Viola sorda = gedämpfte Viole ꝛc.

Sordone (ital., Ornith.), ſ. v. a. Flüevogel, Motacilla (Accentor) alpina *Bechst.*

Sordones (a. Geogr.), kleine (vielleicht iberiſche) Völkerſchaft in Gallia Narbon., am Fuße der Pyrenäen und bis zur Grenze Hiſpaniens hin, um die Flüſſe Telis und Tichis her, deren Hauptſtadt Ruscino war, und in deren Gebiet auch der Schlammſee Sordice (ſ. d.) lag (Mela II, 5, 8).

Sordoni (ital., Sorduninſtrumente), ſ. Sordun.

Sordun, 1) ein veraltetes Blasinſtrument von Holz, welches wie unſer Fagott eine zweifache Röhre hatte, und vermittelſt eines Rohres intonirt wurde, ſich von dem alten Fagotte oder Dolcian aber dadurch unterſchied, daß ſein Corpus kleiner war, und außer den gewöhnlichen 6 Tonlöchern für die Finger an der Seite noch 6 andere Tonlöcher hatte, welche mit den Ballen an den Händen bedeckt wurden. Es gab ſolcher Inſtrumente von verſchiedener Größe; die beiden größten Gattungen wurden mittelſt einer S förmigen Röhre, ähnlich der beim Fagotte, angeblaſen; die kleinern Gattungen hatten über dem Rohre noch eine Kapſel oder Büchſe mit einem Mundloche, wie die Schalmeyen. Zu dieſer Gattung gehört das ſogen. Kort-Inſtrument, deſſen Umfang ſich vom Contra-B bis zum kleinen b oder eingeſtr. c erſtreckte. Die Scala der größten Art S. ging vom Contra-F bis zum kleinen d; die der kleinſten Art von B bis c. Die mittleren Gattungen hatten verſchiedenen Umfang. Alle Sorduninſtrumente faßte man mit dem Namen Sordoni zuſammen. — 2) Orgelſtimme, oft auch Sordunbaß oder

Digitized by Google

Sordunregal genannt, vertritt bei kleinerer Stimmmaſſe die Stelle der Poſaune ꝛc. und iſt ein offenes Schnarrwerk, deſſen Pfeifen von Holz oder auch Zinn verfertigt werden. Es ſteht im Manuale gewöhnlich zu 8′ und im Pedale zu 16′, kommt jedoch auch im Pedal zu 8′ vor, in welchem Falle es dann im Manuale fehlt. Der Ton iſt weniger ſchnarrend, als der der Poſaune, doch nicht ſo angenehm, wie der Violonbaß. — 3) Bei der Trompete das ausgebohrte und abgedrehte Stückchen Holz, welches man in die Stürze ſteckt, um den Ton zu dämpfen und ihre Stimmung um einen Ton zu erhöhen.

Sordus, ſ. Sordiee.

Sordy, europ.-türk. kleine Inſel, im mittell. Meere, weſtlich von Kandia; 35° 34′ 20″ nördl. Br. und 41° 6′ 48″ öſtl. L.

Sore (Geogr.), franz. Flecken, Dep. Landes, Bez. Mont-de-Marſau, rechts an der Leyre, in einer Haide; Glashütte; 1740 Einw.

Sore (Med.), ſ. v. a. Sora.

Sorède, franz. Ortſchaft, Dep. Oſt-Pyrenäen, Bez. Céret; eiſenhaltige Mineralquellen, Weberei; 430 Einw.

Soredium (bot. Term.), das Bruthäufchen, Keimhäufchen oder Staubhäufchen, eine größere oder kleinere, oft ziemlich regelmäßige Anſammlung von Brutzellen (ſ. Gonidium) oder Brutkörnern (ſ. bei proliſicus) auf der Oberfläche des Flechtenlagers, wie ſolche häufig bei ältern Pflanzen, z. B. von Sticta pulmonacea und St. scrobiculata, Evernia prunastri, Parmelia caesia u. v. A. vorkommt.

Soredoſpora (Bot.), nach Corda, Gatt. der Mucedinei Sporotrichei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken äſtig, gegliedert, kriechend, verwebt, hier und da mit Sporenhäufchen. Sporen zellig. Einzige deutſche Art: S. graminia *Corda*, Icon. 1, 12, T. 3, F. 173. In Böhmen, auf todten Grasblättern.

Sorek (Traubenbach, bibl. Geogr.), Bach im Stamme Juda, bei Zarea, wo auch der Flecken Kaphar-S. (Feld-S.) lag. Dort wohnte Delila. Geſchätzt war der Wein am S.

Sorel (Geogr.), 1) (William-Henry), brit.-nordamerikan. Stadt, Unter-Kanada, am Zuſammenfluß des Sorel und des Lorenzſtroms; kleiner Hafen, Quai, Schiffswerfte, Marine-Magazine, Kaſernen, Hoſpital; 1500 E.; — 2) (S.-Mouſſel), franz. Dorf, Dep. Eure-Loire, Bez. Dreux, rechts am Eure; Papierfabr.; 920 Einw.

Sorel (Soreau, Surel, Biogr.), Agnes, die Geliebte König Karls VII. von Frankreich, um 1409 im Dorfe Fromentan in Touraine von adeligen Aeltern geboren, kam als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Iſabelle von Lothringen, an den franzöſ. Hof und feſſelte durch ihre Schönheit und Geiſtesbildung den König ſo ſehr, daß er ſie zur Ehrendame der Königin ernannte und ihr das Schloß Beauté an der Marne ſchenkte, daher ihr Name Dame de Beauté. Agnes wußte die Zaghaftigkeit Karls VII. zu beleben, und ihr gelang es mit Hülfe der Jungfrau von Orleans und des Grafen Dunois, Baſtards von Orleans, die Engländer aus Frankreich zu treiben. Obwohl ſie ihren Einfluß auf den König nie mißbrauchte und ſelbſt die Achtung der Königin genoß, hatte ſie doch viel von der Rohheit des Dauphins, nachmaligen Königs Karl XI., zu leiden, der ſie einſt zu Chinon ſogar mit Ohrfeigen mißhandelte. Nachdem ſie hierauf ſeit 1442 zu Loches in der Zurückgezogenheit gelebt, ließ ſie die Königin wieder an den Hof kommen. Um dem König ſtets nahe zu ſeyn, begab ſie ſich nach dem Schloſſe Masmal-la-Belle, wo ſie aber ſchon 1450 †, vielleicht an Gift, das ihr der Dauphin hatte beibringen laſſen. Sie hinterließ dem König drei Töchter, die er reich ausſtattete.

Sorell, auſtral. Hafen, Van-Diemensland, weſtlich vom Hafen Dalrymple, an der Nordküſte; dabei die von Engländern gegründete Stadt Sorell-Town; 41° 8′ ſüdl. Br. und 164° 16′ öſtl. L.

Sorello (Geogr.), ital. Vorgebirg, Inſel Sicilien, Intendantur Trapani, an der Südküſte.

Sorello (Biogr.), Miguel de, Kupferſtecher, um 1700 zu Barcelona geboren, ging 1724 nach Rom, wo Jakob Frey ſein Meiſter wurde, in deſſen Manier S. fortan arbeitete. Er † 1765. Die Zahl ſeiner Blätter iſt ziemlich bedeutend.

Sorenbohm, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürſtenthum, unweit der Oſtſee; 280 Einw.

Sorens, ſchweiz. Dorf, Kr. Freiburg, Bez. Bulle; 500 Einw.

Sorenſkriverie, ſ. Norwegen.

Soreſina (Soracina, Sorcino), öſterr.-ital. Stadt, Lombardei, Prov. Cremona, nordweſtlich von Cremona, am Fluſſe Strio Morto, am Lago d'Iſeo und am Piacenza-Gebirge; große Kirchen, vorzügliche Konfituren (Moſtarda); 4750 Einw.; Hauptort des gleichnam. Diſtrikts.

Soretă (a. Geogr.), Vulkan der Küſte des Sinus Argaricus in India intra Gangem mit der Hauptſtadt Orthura.

Soreuma (bot. Term.), nach Wallroth, das Bruthäufchen, ſ. v. a. Soredium.

Sorex (Säugeth.), nach Linné, Spitzmaus, Gattung der Ferae insectivorae *Cuv.*, der Ordnung der Raubmäuſe und der Zunft der Spitzmäuſe nach Oken. Charakter: Vorderzähne $^{2}/_{2}$, die obern zweilappig, die untern ſehr lang, horizontal nach vorn ſtehend, an der Schneide gezähnelt, die Eckzähne fehlen; Backenzähne $^{8}/_{6}$, die 5 erſten obern und 2 erſten untern ſind falſche, die andern wahre Backenzähne. Die Schnauze lang; die Naſe rüſſelartig vorſtehend; die Ohren klein und abgerundet; die Augen ſehr klein, doch deutlich; die Beine kurz, die Zehen geſpalten, die Füße ſohlengängig, der Schwanz lang oder mittelmäßig, der Körper behaart. Die Spitzmäuſe ſind meiſt nächtliche Thiere, welche ihre Hauptwohnung in unterirdiſchen Höhlen haben. Wo der Boden weich iſt, wühlen ſie mit ihren ſchwachen Vorderbeinen recht gerne ſelbſt; wo er aber hart und ſteinig iſt, be-

ziehen ſie lieber ſchon vorhandene Löcher und Ritzen, vorzüglich aber Mäuſelöcher und Maulwurfsgänge. Sind die letzteren in feſtem Boden recht ausgelaufen und lang, ſo geben ſie oft einen ſehr einträglichen Spitzmausfang. Wo der Boden dürr und trocken iſt, fehlt es ihnen an Nahrung; deſto häufiger ſind ſie an ſchattigen Orten, wo fette Erde, viel Dünger, viel alte modernde Baumſtrünke ſind. Ihre Nahrung nehmen ſie aus dem Thierreiche, Inſekten aller Art und deren Larven und Eier, Regenwürmer, ganz kleine Säugethiere und Vögel, die noch im Neſte liegen, auch todte Thiere verſchiedener Art. Sie ſind außerordentlich gefräßig. Ihr biegſames Näschen iſt faſt unaufhörlich damit beſchäftigt, nach Nahrung herum zu ſchnuppern; dem Sinne des Geſichts ſcheinen ſie gar nicht, und faſt nur dem des Geruchs zu folgen. Ihre Euter ſtehen an Bruſt und Bauch, zuſammen 6—10 Zitzen; die Jungen werden nackt, mit geſchloſſenen Augen und Ohren geboren. Alle ſcheinen die zwitſchernde Stimme mit einander gemein zu haben, geben dieſelbe gewöhnlich von ſich, wenn man ſie mit der Hand faßt, und ſuchen ſich dann durch Biſſe zu wehren, durchdringen aber die Haut kaum oder gar nicht. Ihr Biß hat durchaus nichts Giftiges. Ein eigener biſam- oder urinartiger Geruch iſt ihnen, wenigſtens den Männchen, eigen, und kommt aus kleinen, an der Seite des Leibes ſtehenden Drüſen. Ihr Fleiſch muß nicht recht wohlſchmeckend ſeyn, denn ſo unendlich viel Feinde die eigentlichen Mäuſe auch haben, ſo wenig Feinde der Spitzmäuſe ſind bekannt. Hunde, Katzen, Füchſe, Marder beißen ſie zwar todt, freſſen ſie aber nicht; die Kreuzotter dagegen frißt ſie gern. Wahrſcheinlich beißen ſie ſich oft gegenſeitig todt und freſſen einander wenigſtens die Jungen weg. Finden ſie eine in einer Falle gefangene Spitzmaus, ſo machen ſie ſich augenblicklich daran, ſelbige aufzufreſſen. Da ſie ſehr lüſtern ſind, ſo lockt man ſie leicht mit Speck, Fleiſch, Mehlwürmern u. ſ. w. in Mäuſefallen. Will man ſie lebendig bekommen, ſo muß man ſehr viel Futter hinein thun, und es darf nicht zu kalt ſeyn, ſonſt verhungern und erfrieren ſie bald. Man kann ſie als ſehr nützliche Thiere betrachten, und ſollte froh ſeyn. wenn man ſie im Garten hat, wo ſie nie durch Wühlen läſtig werden und ſehr viel Ungezieſer vertilgen. — Die Spitzmäuſe bilden eine ſo natürliche Gattung, daß es ſchwer iſt, ſie in Unterabtheilungen zu bringen; am wenigſten ſind ſie geeignet, in mehre Untergattungen getheilt zu werden, wie Wagler und Andere es thaten, wodurch die in den Synonymen herrſchende Verwirrung ſtatt gehoben nur vergrößert wird. Wir beſchreiben die bekannten Arten meiſt nach Schinz in folgenden Abtheilungen:

I. Hydrosorices, Waſſerſpitzmäuſe. Haben oben 4 Backenzähne oder falſche Backenzähne; die untern Vorderzähne ſind nicht gezähnelt, die Spitze der Zähne iſt gefärbt; Füße mit Schwimmhaaren verſehen: 1) S. fodiens *Gmel.*, *Pall.*, S. Daubentonii *Erxl.*, S. fluviatilis und fodiens *Bechst.*, S. stagnatilis, amphibius, natans und fodiens *Brehm*, Crossopus fodiens, stagnatilis, musculus und psilurus *Wagler*, S. carinatus und constrictus *Herm.*, Amphisorex linneana *Gray*, Waſſerſpitzmaus. Die Farbe iſt oben glänzend ſchwarz, fällt aber unter gewiſſem Licht ins Braune, unten weiß. Dieſe beiden Farben ſind ſcharf von einander geſchieden. Hinter dem Auge ſteht ein kleiner weißer Fleck, auch das Weiße iſt nicht immer rein, ſondern zuweilen gelblich. Die Ohren ſind rund und im Pelz verſteckt. Der Schwanz iſt ebenfalls oben dunkel, unten weiß. Körperlänge 3 Zoll 4 Linien, Schwanzl. 2 Zoll 3 Lin. In faſt ganz Europa. Schreber, Säugeth., T. 160. — 2) S. remifer *Geoffr.*, S. ciliatus *Sowerb.*, *Wagner*, S. unicolor *Shaw*, Amphisorex ciliatus *Gray*, S. amphibius *Brehm*, Musaraigne porterame *Desm.*, Unicolor Shrew *Penn.*, ruderſchwänzige Spitzmaus. Sie unterſcheidet ſich von der Waſſerſpitzmaus durch die dunklere Farbe des Unterleibes, welche von der obern ſchwarzbraunen nicht ſo deutlich geſchieden iſt, ſondern mehr allmählig übergeht. An den Ohren ſteht meiſt ein weißer Fleck, Bruſt und Mitte des Unterleibes mit gelblichem Anfluge; Füße und Schwanz ſind dunkel, unten weißlich. Der Schwanz iſt an der Wurzel viereckig, gegen die Spitze zuſammengedrückt ruderförmig. Körperlänge 3 Zoll 2 Lin., Schwanzlänge 2 Zoll 1 Linie. In England, Belgien und bei Frankfurt am Main. — 3) S. palustris *Richards.*, Faun. bor. amer., S. 5, Sumpfſpitzmaus. Die Ohren im Pelz verborgen und ſelbſt am Rande behaart; der Schwanz iſt rundlich, am Ende mit einem kleinen Haarpinſel. Der Pelz iſt dicht und ſammetartig, oben ſchwarz, untere Seite aſchfarben; der Schwanz hat dieſelben Farben. In Nordamerika an der Hudſonsbai. Körperlänge 3 Zoll 6 Linien, Schwanzlänge 2 Zoll 7 Linien.

II. Spitzmäuſe mit 5 obern Lückenzähnen; die untern Vorderzähne gezähnelt und die Spitzen gefärbt; Haare des Schwanzes gleich lang: 4) S. vulgaris *L.*, S. araneus *Linn.*, faun. suec., S. tetragonurus *Schinz*, S. cunicularius, fodiens, eremita *Bechst.* S. concinnus, rhinolophus, melanodon *Wagl.*, gemeine Spitzmaus, franz. Musaraigne, Musette, ital. Toporagno, engl. Shrew, ſchwed. Näbbmus. Die Farbe dieſer Spitzmaus iſt ſehr veränderlich, daher auch die zahlreichen Synonymen. Alter und andere Umſtände ändern Farbe und Größe. Die obern Theile ſind bald braunroth, bald braunſchwarz oder faſt ganz ſchwarz oder kaſtanienbraun; die Haarwurzeln ſind immer dunkelgrau, die Seiten ſind immer heller, die untern Theile graulich weiß, bräunlich überlaufen. Die Lippen weißlich, die Schnurrhaare braun, Füße bräunlich, der Schwanz oben dunkelbraun, unten bräunlichgelb. Bewohnt faſt ganz Europa. Körperlänge 2 Zoll 7 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll 8 Linien.. Schreber, T. 159, B. — 5) S. thoracicus *Savi*, Crocidura thoracica *Bonap*, Faun. ital., F. 29; Topino pettirosso. Oben braungrau, unten weißlich, Stirne, Schläfe, Wangen, Kehle und Bruſt ſind gelblich kaſtanienbraun; die Augen mittelgroß; Schnauze, Lippen und Füße fleiſchfarb. Ohren

Digitized by Google

groß und ſichtbar erhaben. Der Unterleib iſt weißlich. Der Schwanz, welcher halb ſo lang iſt als der Körper, iſt mit ſehr kurzen Haaren bedeckt, zwiſchen welchen einzelne ſehr lange zerſtreut abſtehen. — Dieſe Art iſt noch nicht ganz ſicher, da man bisher nur ein einziges Exemplar, und zwar in Toskana, aufgefunden hat. Körperlänge $2^1/_2$ Zoll. — 6) S. alpinus *Schinz*, Amphisorex alpinus *Duvernois*, *Bonap.*, faun ital., fasc. 29. Alpenſpitzmaus. Der Körper ſehr ſchlank, der Schwanz ſehr lang, Schnauze breit; Pelz lang behaart, einförmig ſchiefergrau, unten kaum heller, Schwanz behaart; Schnurrhaare lang und weißlich. In den Centralalpen Europa's. Körperlänge 2 Zoll 10 Linien, Schwanzlänge 2 Zoll 8 Linien. — 7) S. pygmaeus *Pall.*, S. minutus *L.*, S. minutus u. minutissimus *Zimmerm.*, S. minimus *Geoffr.*, S. coecutiens *Laxmann*, Zwergſpitzmaus. Kopf und Rucken graubraun, mehr oder weniger röthlich überlaufen, mit Goldſchimmer, untere Theile grau, Kehle und Lippen weißlich; Schwanz lebhaft falb, oben heller als unten, abgerundet, mit feiner Spitze, ſtark behaart, Ohren ſehr kurz, unterm Pelz verborgen. In Rußland, Deutſchland, Sibirien u. Nordafrika. Körperlänge 1 Zoll 10 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll 3 Linien. Das kleinſte bekannte Säugethier; wiegt nur 30 Gran. — 8) S. brevicaudus *Say.*, Corsira talpoides *Gray*, Proceed. V, S. 124, kurzſchwänzige Spitzmaus. Rüſſel kürzer, Naſe breit, Augen ſehr klein, Ohren kurz, im Pelz verborgen, Füße etwas breit; Schwanz rund, geſchuppt und behaart. Haare an der Wurzel blaugrau, Spitzen bisterbraun, untere Theile etwas heller, Füße heller braun; Nägel weiß. In Oberkanada. Körperlänge $4^1/_2$ Zoll, Schwanzlänge 1 Zoll. — 9) S. Forsteri *Rich.*, Corsira Forsteri *Gray*, Journ. of nat. hist. of Philadelphia, Bd. II, 2, T. 25. F. 6, forſterſche Spitzmaus. Dieſes ſehr kleine Mäuschen iſt oben nelkenbraun, unten ſchmuzig gelbbraun, der Schwanz oben braun, unten blaß gelblichbraun, Füße gelblichbraun; Nägel weiß. Ohren bedeckt. In Kanada häufig. Körperlänge 2 Zoll 3 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll 3 Linien. Gewicht 42 Gran. — 10) S. parvus *Say.*, Longs exped., 1. S. 163, kleine Spitzmaus. Oben graubraun, unten grau, Füße, Nägel und Unterſeite des Schwanzes weiß. Der Schwanz iſt kurz und walzenförmig, von mittlerer Dicke, in der Mitte etwas aufgeſchwollen. In Nordamerika am Miſſouri. Körperlänge $2^3/_4$ Zoll, Schwanzlänge 9 Linien. — 11) S. Richardsonii *Say*, Journ. of nat. hist. of Philad., Bd. VII, 2, T. 24, F. 5. Oben braunſchwarz, unten grau. In Nordamerika. Körperlänge 2 Zoll 9 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll 9 Linien. — 12) S. personatus *Guerin*, Magaz. 1833, Mamm., Taf. 14. Pelz oben rothbraun, unten hell aſchgrau; die Schnauze oben braunſchwärzlich, Vorderzähne gefärbt, Ohren klein, im Pelz verborgen, Schwanz etwas viereckig-drittelig. Kaum größer als S. etruscus *Savi*. In Nordamerika. Körperlänge 2 Zoll, Schwanzlänge 1 Zoll.

III. Spitzmäuſe nur mit 3 Lückenzähnen oben (ſeltener 4), die untern Vorderzähne nicht gezähnelt, Zähne weiß: 13) S. araneus *Bechst.*, *Herrm.*, *Geoffr.*, Crocidura moschata, poliogastra *Wagl.*, S. pachyurus *Küster*, S. inodorus *Savi.*, gewimperte Spitzmaus, franz., engl., ital., ſchwed. Name, wie bei Nro. 4. Oben mäuſegrau oder braungrau, nach den Seiten und unten allmählig ins Weißgraue übergehend. Ohren deutlich ſichtbar, inwendig mit zwei Falten oder Lappen, einer ob dem andern liegend; der Schwanz behaart, von der Farbe des Körpers, Zähne ſehr weiß, Schnauzenſpitze und Zehen fleiſchfarbig. In faſt ganz Europa, in den Häuſern und deren Nähe häufig. Körperlänge 2 Zoll, Schwanzl. 1 Zoll 3 Linien. Schreber, T. 160. — 14) S. leucodon *Herrm.*, *Schinz.*, Crocidura leucodon *Wagl.*, weißzahnige Spitzmaus. Pelz oben grauſchwärzlich, mehr oder minder dunkel, untere Theile weiß, ſcharf vom Grauſchwarzen geſchieden. Schwanz kürzer, als bei der gewimperten. Alle Zähne ſchön weiß. In faſt ganz Europa. Körperlänge 3 Zoll, Schwanzlange 1 Zoll 2 Linien. Schreber, T. 159, D. — 15) S. etruscus *Savi*, Nuove giorn. dei litterati, Nro. 1, S. 60, T. 5, Pachyura etrusca *Bonap.*, toskaniſche Spitzmaus. Nach S. pygmaeus *Pall.* Oben röthlichgrau, untere Theile hellgrau, Rüſſelſpitze und Füßchen fleiſchfarben; letztere mit weißen Härchen und Nägeln verſehen. Ohren groß und vorſtehend. In Toskana und Algerien. Körperl. 1 Zoll 10 Linien, Schwanzl. 1 Z. Gewicht 36 Gran. — 16) S. suaveolens *Pallas.*, Zoogr. rosso-asiat., S. 130, Atlas, T. 9, wohlriechende Spitzmaus. Ohren ſichtbar, Farbe des Pelzes oben graubraunroth, unten grau, Schwanz linienförmig, rund, gleichfarbig, mit kurzen Haaren, zwiſchen denen längere ſtehen. Schnauze ſehr verlängert, mit vielen Haaren beſetzt, Naſe nackt u. braun, Ohren faſt verborgen. Der Pelz ſehr weich, Bauch und Füße weißgrau. In der Krim n. — 17) S. Antinorii *Bonap.*, faun. ital. fasc. 29. Das ganze Thierchen iſt iſabellfarben, auf dem Rücken zimmetfarbig. Jüngere Thiere ſind dunkler u. mit ſchwarzen Härchen gemiſcht. Die Füße haben dieſelbe Farbe und ſind mit ſehr kurzen Härchen bedeckt. In Italien. Körperlänge 1 Zoll 11 Linien, Schwanzlänge 2 Zoll. — 18) S. Gmelini *Pall.*, Zoogr. rosso-asiatic., S. 134. Roſtroth, Ohren nicht ſichtbar. Farbe graulich roſtroth, unten gelblich, der Schwanz roſtgelblich. In der Krimm. — 19) S. coerulescens *Shaw.*, Zool., 1, 2, S. 533, Parfuming *Shrew.*, Rieſenſpitzmaus. Ohren frei, vorragend, Pelz kurz behaart, Zehen und Schwanz fein behaart. Der Schwanz iſt an der Wurzel dick, Farbe hell ſilbergrau, bläulich überlaufen, auf dem Rücken mit ſchwach bräunlichem Schimmer, untere Theile mehr weiß. Die nackten Häute fleiſchfarben. In Java, Sumatra und Bengalen. Körperl. 7 Zoll 1 Linie, Schwanzl. 3 Zoll 6 Linien. — 20) S. indicus *Geoffr.*, S. giganteus *Geoffr.*, Musaraigne musquée de l'Inde *Buffon*, bei den Maratten Chee chondur, indiſche Spitzmaus. Die Farbe dieſer Spitzmaus fällt bald mehr ins Rothgraue, bald mehr

ins Braungraue. Eigene Drüſen ſondeen eine nach Moſchus riechende Materie ab, welche beſenders bei alten Männchen faſt unausſtehlich iſt, bei alten Weibchen iſt die Drüſe ſchwer zu entdecken. Man findet ſie in großer Menge in Reiemagazinen, wo ſie großen Schaden thut. In Oſtindien, in Dekan, Bengalen, Bombay. Körperlänge $5\frac{1}{2}$ Zoll. Schwanzlänge $1\frac{1}{2}$ Zoll. Geoffr., Annal. du Mus., XV, T. 4, F. 3. — 21) S. serpentarius *Benn.*, der Monjonrou. Die obern Theile ſind grau, etwas röthlich überlaufen, die untern hellgrau; die Ohren groß und offen ſtehend, der Schwanz dünn, eher viereckig als rund. In Oſtindien. — 22) S. fraacicus *Schinz*, graubraune Spitzmaus. Die Schnauze iſt viel ſpitziger und länger, als bei der indiſchen Spitzmaus, die Ohren groß und nackt; die Farbe graubrann, aber verſchieden von der der indiſchen, der Schwanz länger und mehr roſtroth. Auf Isle de france. Körperlänge 3 Zoll 8 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll 9 Linien. — 23) S. myosnrus *Pallas*, Act. Petrop. 1781, T. 4, S. muriaus *L.*, dunkle Spitzmaus. Kopf lang, Lippen dick, Ohren vorragend, mit einem kaum merklichen Haaranflug, die Füße faſt nackt; Schwanz ſo lang als der Rumpf, rundlich, an der Wurzel viereckig, ſchuppig und faſt ganz mit langen, abſtehenden, hinterwärts gerichteten Haaren beſetzt, zwiſchen welchen einzelne kurze Haare ſtehen. Die Farbe iſt oben dunkelbraun, die untern Theile graubräunlich. Auf den Sundinſeln, Molukken, in Oſtindien, Japan, Abyſſinien und Südafrika. Körperlänge 4 Zoll 4 Linien, Schwanzlänge 2 Zoll 4 Linien. — 24) S. Perotteti *Duvernoy*, *Guerin*, Magaz. de Zool. 1842, Livr. 8. Obere Theile und Seiten dunkelbraun ſchwärzlich, die untern grau überlaufen; Schenkel und Füße braun; Füße ſtark behaart. Körperlänge 1 Zoll 4 Linien, Schwanzlänge 11 Lin. Perottet fand ſie aaf dem Nilgherriesgebirgen in Indien. — 25) S. himalayicas *Gray.*, Wiegmanns Archiv 1843, Bd. 2. Oben her ſchieferſchwarz, mit längern, an den Seiten und dem Kreuz weiß zugeſpitzten Haaren; Untertheil des Vorderhalſes und Mitte des Unterleibes rothbraun; Schwanz geſchuppt, obea mit anliegenden, unten mit längern, ſteifen, weißlichen Haaren; Füße ziemlich nackt; Zähne weiß. Körperlänge $5\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanzlänge 3 Zoll. In Oſtindien. — 26) S. algresceas *Gray.*, Wiegm. Archiv 1843. Schwärzlich bleigrau, röthlich angeflogen, anten blaß, oben mehr roth; Schnurrhaare dunkel; Krallen weiß; Ohren unterm Pelz verborgen, Zähne mit brauner Spitze. Körperlänge $3\frac{1}{2}$ Zoll, Schwaazlänge 1 Zoll 4 Linien. In Oſtindien. — 27) S. flavescens *Geoffr.*, *Guerin*, Magaz. 1833, Taf. 13, Musaraigne blonde, falbe Spitzmaus. Pelz oben hellrothgelb, untere Theile ſehe hellgrau röthlich; Schwanz oben grauröthlich; über die Naſe läuft eine braune Längslinie. Schwanz abgerundet, mit langen, nach hinten gerichteten Haaren ſchwach beſetzt. Körperlänge $4\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanzlänge $1\frac{1}{2}$ Zoll. Im Kafferland. — 28) S. viarius *Bellang*, Voyage, S. 127, Wegſpitzmaus. Pelz oben graulichroth; Ohren groß, voeſtehend; der Schwanz an ſeinem Anfang etwas zuſammen gedrückt, mit langen, nach hinten gerichteten Haaren beſetzt. An Wegea und Zäunen in Senegambien. Körperlänge 3 Zoll, Schwanzlänge 2 Zoll. — 29) S. crassicaudns *Lichtenst.*, Darſtell. neuer Thiere, T. 40, F. 1, Sancas sacer *Ehrenb.*, Mumien-Spitzmaus. Pelz ſilbergeau, Schwanz viereckig, mit langen, rückwärts gerichteten und kurzen Haaren beſetzt. Schnurrhaare, Schwanz und Füße graaweiß. Körperlänge $5\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanzlänge $2\frac{3}{4}$ Zoll. In Aegypten; ſie wurde von den alten Aegyptern einbalſamirt. — 30) S. religiosus *Geoffr.*, Mém. da Mus. XV. Von der Größe der toskaniſchen Spitzmaus, mit kurzem Daumen, Schwanz ganz viereckig. Der Pelz ſcheint mäuſegrau za ſeyn. Man findet ſie nur einbalſamirt, in welchem Zuſtande ſie Paſſalaqua zuerſt entdeckte. Das lebende Thier iſt in neuerer Zeit nicht in Aegypten gefunden worden. — 31) S. tennis *Müller*, Zoogth. von dem Ind. Archipel. Etwas kleiner als S. ſodieas, Schwanz rund, dünn, mit dunkleren, glattliegenden Haaren beſetzt, zwiſchen welchen längere ſtehen. Der Kopf läuft dünn aus, der Rüſſel von feinen langen Haaren umgeben; Ohren ziemlich groß und ſichtbar; die oberen Theile graubraun, die unteren braungrau. Auf Timor. — 32) S. cyaneus *Duvernoy*, Mém. de Strasbr., II, Sappl., S. 2, Schiefer-Spitzmaus. Ohren nackt, groß, frei; Farbe oben einförmig ſchiefergrau, uaten etwas heller; Schnauze dünn, lang, mit ſchwarzer Naſenſpitze; Schnurehaare zahlreich; Schwanz dünn. Körperlänge 3 Zoll 4 Linien, Schwanzlänge 2 Zoll. Am Kap. — 33) S. inſumatas *Wagner*, *Schreber*, Suppl., Bd. II. Oben glänzend roſtbraun, an den Seiten allmählig ins Graue und am Bauche ins Weißliche übergehend; Haare an der Wurzel dunkelgrau; Schwanz graubräunlich; Schnurrhaare theils braun, theils weißlich, Rüſſelſpitze ſchwarz, Füße heller. Körperlänge 3 Zoll 1 Linie, Schwanzlänge 1 Zoll 9 Linien. Am Kap. — 34) S. capensis *Smuts*, Enam. mammal. capeasinm, S. herpestes *Duvernoy*. Schnauze länger und beweglicher als bei irgend einer andern Art; Schwanz halb ſo lang als der Körper und verhältnißmäßig länger, als bei der indiſchen Spitzmaus; Farbe roſtroth, Haare wie abgeſchoren. Die Haarwurzeln ſind grau, auf dem Rücken aber die Spitzen fahlroth; die Mundwinkel ſind mehr roth. Sie verbreitet einen höchſt ſcharfen Geruch. Deswegen und wegen des Schadens in den Fruchtfeldern wird ſie ſehr verfolgt. Am Kap. — 35) S. varins *Smuts*, Ennm. Gleicht an Größe der gewimperten Spitzmaus (S. araneus *Bechst.*), hat aber eine kurzere Schnauze, weichere, mehr wollige Haare; die Farbe iſt mehr gemiſcht, oben rothbraun, ſchwarz geſpreukelt, da die Haare an der Wurzel ſchwarz, aa der Spitze rothbraun ſind, unten iſt ſie blaſſer, am Bauche weißlich. Der Schwanz iſt dünner. Am Kap. — 36) S. cinna momeas *Licheenst.*, zimmetfarbene Spitzmaus. Ohren niedrig, faſt in den Haaren verſteckt; Schwanz mit dicht anliegenden Haaren. Farbe oben zimmetbeaun, unten ſilbergrau, beide Faeben ziemlich

ſcharf getrennt; Schwanz unten etwas heller als oben. Körperlänge $5\frac{1}{2}$ Zoll. An der Seeküſte Südafrika's. — 37) S. pulchellus *Lichtenst.*, Darſtell. neuer Säugeth., T. 40, F. 2. Ohren groß und vorſtehend; die Haare werden gleich unter dem faſt nackten Rüſſel hellgrau, weiterhin allmählig dunklee und ſchiefergrau; Mitte und Seiten des Rückens, alle untern Theile, Füße und Schwanz rein weiß. Körperlänge 2 Zoll 2 Linien, Schwanzlänge 9 Linien. In der kirgiſiſchen Steppe. — 38) S. carolinensis *Bachm.*, Journ. of acad. of Philadelph., Bd. VII, 2, T. 23. Ohren im Pelz verborgen, Schwanz kurz, etwas platt. Farbe des Körpers faſt einfarbig eiſengrau oder ſchieferfarbig; Spitzen der Vorderzähne kaſtanienbraun. Schnauze mittelmäßig lang, die Augen nur mit dem Vergrößerungsglaſe deutlich. Körperlänge 3 Zoll, Schwanzlänge $\frac{3}{4}$ Zoll. In Südkarolina. — 39) S. longirostris *Bachm.*, Journ., Taf. 23, Longnosed Shrew., langrüſſelige Spitzmaus. Rüſſel ſehr lang, Oberlippe mit Schnurrhaaren beſetzt, an der untern ſind ſie kürzer und ſparſamer, die Ohren deutlich ſichtbar; die Behaarung dicht, fein und glatt. Die Farbe einfarbig kaſtanienbraun, unten wenig heller, Zahnſpitzen braun. Körperlänge $1\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanzlänge 1 Zoll. In Noedamerika. — 40) S. cinereus *Bachm.*, Journ., Taf. 23, F. 3, Cinereous Shrew., aſchgraue Spitzmaus. Die Füße dünn und zart, die Augen ſehr klein, die Ohren im Pelz verborgen. Die Facbe iſt dunkelroſtroth, die untern Theile ſilbergrau. Körperlänge $2\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanzlänge $\frac{7}{8}$ Zoll. In Nordamerika. — 41) S. Dekayi *Cooper*, *Bachm.*, Journ., Taf. 23, F. 4. Etwas größer als die kurzſchwänzige Spitzmaus, aber derſelben ähnlich; Schwanz ebenfalls kurz; obere Theile roſtgrau, unten grau. Ohren nicht ſichtbar. Körperlänge 4 Zoll, Schwanzlänge 9 Linien. In Neu-Yeeſei, Maryland und Virginien. — 42) S. Cooperi *Bachm.*, Journ., Taf. 24, F. 7. Gehört untee die kleinſten Arten. Naſe lang, Ohren unſichtbar, Farbe dunkelbraun. Körperlänge $1\frac{3}{8}$ Zoll, Schwanzlänge $1\frac{7}{8}$ Zoll. In Nordamerika. — 43) S. fimbripes *Bachm.*, Journ., Taf. 24, F. 8, Tringed footed Shrew., wimperfüßige Spitzmaus. Ohren nicht ſichtbar, Schwanz etwas kürzer als der Körper, Füße beeit gewimpert; Farbe dunkelrothbraun. Körperlänge $2\frac{1}{4}$ Zoll, Schwanzlänge 1 Zoll 9 Lin. In Nordamerika. — 44) S. platyrhynchus *Silliman*, Americ. Journ., Oktbr. 1842, plattſchnauzige Spitzmaus. Körper oben, Naſe und Schwanz rothbraun, untere Seite dunkelgrau; Schenkel und Füße weiß; am Schwanze ein Pinſel weißer Haare. Körperlänge $2\frac{1}{3}$ Zoll, Schwanzlänge $1\frac{1}{3}$ Zoll. In Nordamerika. — 45) S. surinamensis *Shaw*, g. n. Zool. Oben rothbraun, unten graugelb; Ohren ſichtbar; Schnauze weiß; Schwanz oben ſchwärzlich, unten weißlich. Körperlänge 3 Zoll, Schwanzlänge $1\frac{1}{2}$ Zoll. In Surinam. — 46) S. Le Suerii *Duvernoys*, Compte rendu XV., T. 50. Pelz oben ziemlich dunkel aſchgrau, Seiten blaſſer, noch bläſſer unten. Schwanz oben ſchwärzlich grau, unten blaßgrau; Lippen weißlich. Eine der kleinſten Arten, bewohnt die Ufer der Wabaſch im Staat Indiana. — 47) S. Dai-Nezumi *Temminck*, Faun. japon., S. 26, Taf. V, F. 3 und Taf. IV, Fig. c. c. Etwas größer als die gemeine Spitzmaus, welcher ſie in der Geſtalt gleicht. Zähne $\frac{8}{7}$, die erſten Lückenzähne größer als die beiden andern. Rüſſel lang und ſpitzig; Ohren ganz nackt, Schwanz nackt. Im Sommer iſt die Faebe dunkler und die Behaarung kurz und glatt, oben ganz chocoladenbraun; Bauch u. Kehle braunbläulich matt. Im Winter iſt der Pelz dichter, die Wuezel der Haare blaugrau, die Spitze eothbraun, die Farbe im Ganzen heller. Körperlänge 3 Zoll 2 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll 4 Linien. In Japan an den Ufern der Bäche u. Flüſſe. — 48) S. umbrinus *Temm.*, Faun. jap., S. 27. Die Farbe des ganzen Körpers oben und unten ſehr dunkel umbrabraun glänzend. Schwanz längee als bei voriger Art, Rüſſel kürzer. Körperlänge 2 Zoll 4 Linien, Schwanzlänge 2 Zoll. In Japan. — 49) S. platycephalus *Temm.*, Faun. japon., S. 24, Taf. V, F. 1 und Taf. V, F. aa., plattköpfige Spitzmaus. Rüſſel lang, glatt, breit; Schädel glatt und niedrig; Ohren und Augen ganz im Pelz verborgen; dieſer iſt kurz, aber ſehr dicht, oben tiefbraun, bläulich überlaufen, da nur die Haarſpitzen braun, die Wurzeln blaugrau ſind; die untern Theile ſind tief grau. Erreicht die Größe von S. indicus *Geoffr.* In Japan. — 50) S. talpoides *Gapper*, Journ., Bd. V, Nr. 18, 1830, Taf. 8. Schwanz eund, ſo lang als der Kopf; Ohren kurz und behaart; Augen ſehr klein, mit einem dunkeln Ring umgeben; oben dunkelbraun, unten hellee. Körperlänge $4\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanzlänge 1 Zoll. Bewohnt Sumpfboden in Oberkanada. — 51) S. mariquensis *Smith*, Illustr. of south Africa. Mammal., Taf. 44, F. 1. Alle obern Theile braunröthlich, Kopf und Schwanz am hellſten; Oberbruſt, Bauch noch heller und deutlich ſilbergrau überlaufen; Schnurrhaare grauſchwarz; Vorderzähne weiß. In Südafrika, am Wendekreiſe. — 52) S. poensis *Fraser*, Proceed. 1842, S. 200. Obere Theile tief braun, etwas undeutlich graulich gemiſcht, die unteren Theile grau, etwas gelblich überlaufen. Körperlänge 3 Zoll 3 Linien, Schwanzlänge 1 Zoll 10 Linien. Auf der Inſel Fernando Po.

Sorèze, franz. Stadt, Depaet. Tarn, Bez. Caſtres; Collège; in der Nähe die große Stalaktitengrotte Lou-Traouc-del-Calel und das ſchöne Baſſin von St. Féréol zum Kanal-du-Midi; 2810 Einw.

Sorg (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Schwabach; 190 Einw.; — 2) ſ. Unter-Sorg.

Sorg (Biogr.), Anton, Buchdruckee und wahrſcheinlich auch Formſchneider, war von 1475—1493 oder 1495 in Augsburg thätig. Aus ſeiner Druckerei gingen mehre Werke hervor, die theilweiſe mit Holzſchnitten geziert ſind. Von S. ſind vermuthlich die Abbildungen der Heiligthümer von St. Ulrich und Afra. Er druckte

auch das ſogenannte konſtanziſche Koncilienbuch des Domherrn Ulrich von Reichenthal und zierte es mit vielen in Holz geſchnittenen Wappen aus, was vor ihm kein Drucker unternommen hatte. Im J. 1482 gab er das Leben der Altväter heraus und verzierte es ebenfalls mit Holzſchnitten, dieſe quer 8. Früher erſchienen zwei Bibeln, die eine 1477, die andere 1480. Abbildungen von Kräutern und Pflanzen gab er dem Kräuterbuche des Meiſters Ortloph bei. S. war in Augsburg der erſte, der in ſeinen Drucken Seitenzahlen anbrachte.

Sorg (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Moorhirſe, Sorghum vulgare *Pers.*

Sorga (Geogr.), 1) kurheſſ. Dorf, Prov. Fulda, Kr. und Amt Hersfeld; 690 Einw.; — 2) königl. ſächſ. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Plauen; 120 Einw.

Sorgä (a. Geogr.), Volk im Weſten Indiens (Plin. VI, 20, 23).

Sorgau (Geogr.), 1) preuß. Dörfer, Prov. Schleſien: a) R.-B. Breslau, Kr. Waldenburg; 570 Einw.; — b) (Neu-S.), R.-B. Oppeln, Kr. Neiſſe; 220 Einw.; — 2) königl. ſächſ. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Lauterſtein; 420 Einw.

Sorge, 1) (Pſych.), die mit Kummer und Unruhe verbundene, anhaltende Richtung des Gemüths auf die Abwendung eines vorhandenen oder beſtehenden Uebels; — 2) jede ernſte Richtung des Gemüths auf irgend einen Gegenſtand und die damit verbundene Handlung; — 3) (Cura, Myth.), allegoriſche Gottheit, in dunkeln Farben und hager.

Sorge (a. Geogr.), Quelle in Gallia Narbon., die man wegen ihrer Eigenſchaften für die Quelle von Vaucluſe, welche der Fluß Sorgues bildet, hält.

Sorge (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kroſſen; 160 E.; — b) (Alt-S.), daſ., Kr. Landsberg; 610 Ew.; — c) (Neu-S., Now Kwiecie), Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Czarnikau; 160 Einw.; — d) (Alt-S., Stare Kwiecie), daſ.; 260 Einw.; — e) (Neu-S.), Prov. Preußen, R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 120 Einw.; — f) Prov. Sachſen, R.-B. Erfurt, Kr. Nordhauſen; Eiſenhütte; 310 Einw.; — g) (Neu-S.), Prov. Schleſien, R.-B. Breslau Kr. Brieg; Schloß; 240 E.; — h) (Neu-S.), daſ., R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; 170 Einw.; — 2) reuß. Dorf, Herrſch. Greiz; 220 Einw. 8 Häuſer davon gehören in das weimar. Amt Weida.

Sorge (Biogr.), Georg Andreas, berühmter Organiſt des vorig. Jahrhunderts, geb. den 30. März 1703 zu Mellenbach im Schwarzburgiſchen, gebildet vom Kantor Walther daſelbſt und deſſen Subſtituten, Kaspar Tiſcher, ſowie vom Pfarrer Holzbey, dem er, als derſelbe als Hoforganiſt nach Schney befördert ward, dahin folgte, und unter deſſen Leitung er es in kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Geſchicklichkeit im Klavier- und Orgenſpiel brachte. Nach Verlauf von 2 Jahren kehrte er von Schney wieder in ſein Vaterland zurück, bildete ſich unter dem Pfarr-Subſtituten Wintzer noch in Sprachen und in Wiſſenſchaften aus, komponirte auch Manches und erlangte bald einen ſolchen Namen, daß er ſchon in ſeinem 19. Jahre einen Ruf als gräflich reuß-plauiſcher Hof- u. Stadtorganiſt nach Lobenſtein erhielt, den er auch annahm. Er trat von dieſer Zeit an in jeder Hinſicht mit einer Energie ins öffentliche Kunſtleben, daß er bald das Anſehn eines der bedeutendſten Männer ſeines Faches, wie auch Komponiſten und Muſikgelehrten hatte. Nach einem faſt fortwährenden Kampfe mit Gegnern aller Art † er den 4. April 1778. Von ihm erſchienen: eine Intervallen-Genealogie (1741), eine Anweiſung zur Stimmung und Temperatur (1744), ein ähnliches Werk über verſchiedene Temperaturſyſteme (1748), ein bedeutendes Werk über das Monochord, Anleitungen zur Kompoſition, Ausweichungslehre, Beiträge zur Orgelbaukunſt, Schriften akuſtiſchen und kanoniſchen Inhalts ꝛc.; an Kompoſitionen Sonaten für Klavier und Orgel, Präludien, Parthien, Menuetten ꝛc. Im Manuſkript blieben viele Gelegenheitskantaten, ein ganzer Jahrgang Kirchenmuſiken, mehr als 100 Choralvorſpiele, Fugen, Lieder u. ſ. w.

Sorgefeld (Alt-S.), ſ. Altſorgefeld.

Sorgenort, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg, an der Sorge; 170 Einw.

Sorgenfrei (Geogr.), 1) dän. Luſtſchloß, Inſel Seeland, unweit Lyngbye; — 2) ſ. v. a. Zorgvliet.

Sorgenſtuhl, ſehr bequemer Stuhl, beſonders Armſtuhl.

Sorgenthal, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrſch. Presnitz; 230 Einw.

Sorges, franz. Dorf mit Märkten, Depart. Dordogne, Bez. Périgueux; 1580 Einw.

Sorggras (Bot.), ſ. v. a. Panicum Crus Galli *L.*

Sorghof, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Pilſen, Herrſch. Tachau; Schichtamt, 3 Stabhämmer, 2 Zainhämmer, Blechwalzwerk und Verzinnhaus. Es werden hier alle Gattungen Reif-, Schien-, Schloſſer- und Zaineiſen, Schwarz- und Weißblech gefertigt; 400 Einw.

Sorghum (Bot.), nach Mönch, Moorhirſe, Gattung der Gramina Saccharoidea *Spr.*, Triandria Digynia *L.* Charakter: Aehrchen zu 2 und 3, zwitterig und männlich, die erſtern ſitzend, am Grunde behaart, 2blüthig; Klappen lederig-knorpelig, die äußere faſt 2zähnig; die äußerſte Spelze 2theilig, mit einer gedrehten Granne aus der Spalte entſpringend. Männliche Aehrchen geſtielt, einblüthig, 2ſpelzig. Von 15 Arten, einjährigen und ausdauernden Kräutern in allen Erdtheilen, ſind am wichtigſten: 1) S. cernuum *Willd.* In Oſtindien. Wird als Getreide gebaut. — 2) S. halepense *Pers.*, aleppiſche oder türkiſche Moorhirſe, Holcus halepensis *L.* In Südeuropa, Aſien, Amerika, Neuholland; ausdauernd. Rispe verlängert, mit aufgerichteten Aeſten; Aehrchen eirund-länglich; Klappen lanzettlich, ſpitzig, flaumhaarig. Die ſüßlich-ſchleimigen Wurzeln dienen in Italien, wo dieſes Gras auf vielen Aeckern ein läſtiges Unkraut

iſt, als ein Surrogat der europäiſchen Saſſaparille, welche von Smilax aspera *L.* ſtammt, und ſind in den Apotheken unter dem Namen Gramignone oder Smilace dolce vorräthig. Im Orient dient die Pflanze als Getreide und Futter. Hoſt, Gram. 1, T. 1. — 3) S. rubens *Willd.*, einjährig, wird in mehren Gegenden der heißen Zone als Getreide gebaut. — 4) S. saccharatum *Moench*, Holcus saccharatus *L.*, Zucker-Moorhirſe. In Oſtindien, Arabien; einjährig. Rispe wirtelartig, offen; Aeſte weit abſtehend. Balgklappen länglich, zottig. Blätter breit-lanzettlich. Man bereitet aus dem Mehl dieſer Pflanze ſehr wohlſchmeckende Speiſen, welche die europäiſchen Mehlſpeiſen an Wohlgeſchmack übertreffen ſollen. Der ſüße Halm enthält Zucker und wird im jungen Zuſtande gleichfalls gegeſſen. Rumph., Amb., 5, T. 75. — 5) S. vulgare *Pers.*, Holcus Sorghum *L.*, gemeine Moorhirſe, Durragras. In Oſtindien einheimiſch. Rispe gedrungen; Aehrchen verkehrt-eirund; Klappen an der Spitze gezähnelt, ſchwachhaarig. Dieſe Pflanze wird in Südaſien, Südeuropa, Nordafrika häufig angebaut und gilt als vorzügliches Getreide. Unſern Getreidearten ſteht ſie aber nach, weil das Mehl ein ſchweres und ſchwarzes Brod gibt. Es wird auch in Südeuropa gewöhnlich mit Weizen- oder Roggenmehl, zuweilen aber auch mit Bohnen- und Wickenmehl vermiſcht, zum Brodbacken verwendet. Man unterſcheidet folgende Spielarten: a) Schwarze Moorhirſe, Sommergetreide und Futterpflanze, mit dichter Rispe u. ſchwarzen Samen. — b) Schwarze Moorhirſe mit ausgebreiteter Rispe. — c) Braune Moorhirſe. — d) Zweifarbige Moorhirſe mit weißen und braunen Samen. Die Moorhirſe verlangt ein warmes Klima, kräftigen, fetten Boden und eignet ſich, wenigſtens in unſerm Klima, mehr zur Futterpflanze. In Süddeutſchland ſind Verſuche mit ihrem Anbau gemacht, aber wieder aufgegeben worden. Hoſt, Gram., 4, T. 2.

Sorgi, Volk, ſ. Lesghiſtan.

Sorglienen des Ruders, die das Steuerruder auf beiden Seiten feſthaltenden 2 Taue, im Fall es bei ſtürmiſchem Wetter aus den Haspen gehoben werden ſollte.

Sorgono, ital. Dorf, Inſel Sardinien, Intendant. Cagliari, ſüdöſtl. von Buſachi; 1330 E.

Sorgues (Sorgh, Geogr.), 1) franz. Fluß, Depart. Aveyron; entſpringt bei dem gleichnam. Weiler, mündet weſtlich von St.-Afrique in den Dourbou, rechts; — 2) Fluß daſ., Depart. Vaucluſe; entſteht aus der berühmten Fontaine von Vaucluſe; fließt weſtlich und mündet nordöſtlich von Avignon in einen Arm der Rhône, links; — 3) Flecken daſ., Depart. Vaucluſe, Bez. Avignon, am gleichnam. Fluß; Krappmühlen, Seidenſpinnereien, Papiermühlen, Weinbau; 3050 Einw.

Sorgues (Waarenk.), eine gute Sorte Franzwein, die in der Grafſchaft Venaiſſin gewonnen und zu Waſſer und zu Lande verfahren wird.

Sorgvliet, Schloß, ſ. v. a. Zorgvliet.

Sorheim (Geogr.) 1) (Groß-S.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Herrſchaftsger. Harburg; 460 Ew.; — 2) (Klein-S.), Kirchdorf daſ.; 330 Einw.

Sori (Geogr.), ital. Berggipfel, Inſel Sicilien, Intendantur Meſſina, ſüdlich von den Nebrodi-Bergen.

Sori (Sittengeſch.), Sandalen, ſ. Japan.

Soria (Geogr.), 1) ſpan. Provinz, in Alt-Kaſtilien, grenzt nördlich und nordweſtlich an Burgos und Navarra, öſtlich an Aragonien, ſüdöſtl. an Cuença, ſüdl. an Guadalaxara, ſüdweſtl. an Segovia und hat ein kleines Enklave in der Provinz Burgos, ſüdlich von Logrono; 191,81 □M., 1833: 115,620 Einw. Sie iſt gebirgig durch die Sierra-Gebollera u. Sierra-Iduvedas, die von Weſten gegen Oſten bis zur Sierra-Moncayo ſtehen; durch die Sierra-Oca, auf der Grenze gegen Burgos; die Sierra-Ovarenes, die ſich der vorigen anſchließt und bis Navarra erſtreckt. Die Flüſſe ſind der Duero, Ebro (auf der Nordgrenze), Tajo, (auf der Südgrenze), Moron, Majera, Rituerto, Ucero, Xalon, Cidacos, Leza. Das Klima iſt in den Thälern freundlich, auf den Gebirgen rauh. In dieſer Provinz liegt eine der fruchtbarſten Gegenden Spaniens, la Rioja, das übrige Land iſt meiſt ſteinig und trocken und wird nur als Schafweide benutzt. Schafzucht iſt Hauptſache, doch gibt es auch Rindvieh, Pferde, Mauleſel und Schweine, und der dürftige Ackerbau ſchafft etwas Getreide, ſchlechten Wein, Oel, Krapp, Flachs, Hanf ꝛc., der ebenfalls dürftige Bergbau Silber, Eiſen, Blei, Zinn, Kupfer, Schwefel. Außerdem treiben die Einw. Fiſcherei, Weberei (wollene und leinene Waaren), Seifenſiederei, Handel (mit den Landesprodukten, Branntwein ꝛc.). Hier außer der Hauptſtadt: Almazan, Villa am Duero, 2500 Einw.; Atienza, Villa, Salzquelle und 2400 Einw.; Alfaro, Ciudad am Ebro, 5000 Einw.; Berlanga (Verlanga), 1600 Einw.; Cueiſo, am Cidacos, 3000 Einw. — 2) Hauptſtadt daſ., ſüdl. von Logrono, rechts am Duero, über den eine ſchöne Brücke führt, von hohen Mauern umgeben; Kirchen, Hoſpital, Findelkinderhaus, Wollwäſchen, Wollhandel; 5500 Einw. Nördlich daran liegen die Ruinen des alten berühmten Numancia.

Soria (Biogr.), Giovanni Battiſta, Architekt, 1581 zu Rom geboren, Schüler von G. B. Montani, galt für einen der vorzüglichſten Meiſter ſeiner Zeit, deſſen ausſchweifende Manier viele Verehrer fand. Sein beſonderer Beſchützer war der Kardinal Borgheſe, der ihm viele Aufträge verſchaffte und in deſſen Auftrage er die Façade und den Porticus der Kirche St. Gregorio in Monte Celio baute. Dann übertrug ihm der Kardinal auch den Bau des Porticus von St. Griſogno; einen zweiten baute er an der Kirche St. Katharina de Siena. Sein Werk iſt ferner die Façade della Vittoria, ſowie jene von St. Carlo de Catenari, die beide ſehr reich an Travertin u. Skulpturen, übrigens geſchmacklos ſind. Gab auch einige Werke ſeines Meiſters heraus. S. war Präſident der Akademie von St. Luca und † 1651. In der Kirche des heil. Lukas ließ ihm dieſe Akademie ein Denkmal ſetzen.

Soria (Bot.), nach Adanſon, Pflanzen-

gattung. **Art:** S. syriaca *Desv.*, ſ. v. a. Encalidium syriacum *R. Br.*

Soria (Waarenk.), ſ. **Wolle.**

Soriang, oſtind. Fluß, Inſel **Celebes**, mündet auf der Weſtküſte.

Sorian=Galläpfel (phrm. Bot), ſ. Gallae b).

Soriani (Kirchengeſch.), ſ. v. a. Thomas=prieſter.

Soriano (Geogr.), 1) ital. Flecken, Kirchenſtaat, Deleg. **Viterbo**, am **gleichn. Berge**, 1070 Meters hoch, deſſen Kuppe 42° 24′ 30″ nördl. Br. und 29° 43′ 7″ öſtl. L.; 5300 Einw.; hat den Titel eines Fürſtenthums. Hier 1496 Sieg der Römer und Franzoſen über die Borgias. — 2) Flecken daſ., Neapel, Prov. **Calabria=ulter. II.**, ſüdöſtl. von Monteleone; 2500 Einw.; — 3) Stadt, ſ. **Montevideo.**

Soriapett, vorderind. Ort, **Dekan**, öſtl. von Hydrabad.

Soriaſchwämme (pharm. Zool.), ſ. v. a. ſyriſche Schwamme, ſ. **Badeſchwamm**, 6, d.

Soriawolle, ſ. **Wolle.**

Soriazzo, ital. Flecken, Königr. Sardinien, Diviſion **Aleſſandria**, öſtlich von Voghera; 1260 Einw.

Soricaria (a. Geogr.), Ort in Hispania Bätica, bei (Hirt. B. Hisp., 24). Ukert ſucht ihn in der Nähe des Flumen salsum (des heutigen Salado), ſüdlich von Bätis (etwa zwiſchen Oſuna und Antequera).

Soricea (Säugeth.), ſ. v. a. Spitzmäuſe, nach **Wagler** die 5. Ordnung der Säugethiere mit den Gattungen Talpa, Rhinaster, Aphalax, Scalops, Caprios, Sorex, Macroscely, Gymnura, Hylogale, Erninaceus, Centetes.

Soricina (Säugeth.), ſ. v. a. **Spitzmäuſe**, Familie der inſektivoren Karniveren od. inſektenfreſſenden Raubthiere. Der Körper iſt mit Haaren bedeckt, die Eckzähne ſind klein, die Füße Gangfüße mit freien Vorderzehen. **Gattungen:** Mygale, Sorex, (mit den Untergattungen Crossipes u. Crocidura). S. **Carnivora** und **Inſectivora.**

Sorico, öſterr.=ital. Flecken, Lombardei, Prov. Como, Diſtr. **Gravedona**, nördl. am Como=See und am Saume des Berges Ungiallo.

Sorigi (Soringni), ſ. **Soreta.**

Sorigny, franz. Dorf, Dep. Indre=Loire, Bez. **Tours**; 1450 Einw.

Sorihuela, ſpan. Flecken, weſtl. von Segura de=la=Sierra, rechts am Guada=limar; 470 Einw.

Soriideminen (ind. Myth.), ſ. v. a. Baraden.

Sorindeia (Bot.), nach **P. Thouars**, Gattung der Terebinthaceae *Dec.* 2 **Arten**, Bäume: 1) S. africana *Smith.* In Kongo. — 2) S. madagascariensis *Dec.* Auf Madagaskar.

Soriphäa (a. Geogr.), ein erſt in ſpätern Jahrhunderten vorkommender Ort im Innern von Judäa, den man gewöhnlich für das heutige Serpheat zwiſchen Joppe und Rama hält, der aber nach den angeführten Stellen weit ſüdlicher zwiſchen Askalon und Gaza zu ſuchen iſt.

Soris, alter König von Aegypten.

Sorisole, öſterr.=ital. Dorf, Lombardei, Prov. und Diſtr. **Bergamo**, nördl. von Bergamo; 1260 Einw.

Soriſtan (Geogr.), ſ. v. a. Syrien.

Sorites (Log.), eine Schlußkette (ſ. **Schluß**) aus abgekürzten Schlüſſen, bei welchen die ſämmtlichen mittleren Schlüſſe weggelaſſen ſind und nur Ein Schluß gezogen iſt. Die Stellung der Prämiſſen läßt ſich hier auf zweierlei Weiſe anordnen; entweder ſo, daß man vom Untergeordneten zum Uebergeordneten fortſchreitet — dann heißt der S. der **ordentliche** od. der **gemeine**, **ariſtotoliſche**; oder ſo, daß man vom Uebergeordneten zum Untergeordneten geht — dann heißt der S. **umgekehrt** oder **goclenisch**, ſo genannt von Rudolph **Goclenius**, der ihn in ſeiner Isagoge in Organum Aristotelis, Frankf. 1621, S. 2, P. 4 beſchrieben hat. Je nachdem die Schlußkette aus kategoriſchen od. hypothetiſchen Schlüſſen beſteht, iſt auch der S. entweder kategoriſch oder hypothetiſch. Die Formen ſind folgende:

1) kategoriſch und ariſtoteliſch:

A iſt B
Alle B ſind C
Alle C ſind D
Alle D ſind E

A iſt E;

2) kategoriſch und goclenisch:

Alle D ſind E
Alle C ſind D
Alle B ſind C
A iſt B

A iſt E;

3) hypothetiſch und ariſtoteliſch:

A iſt
Wenn A iſt, ſo iſt E
Wenn B iſt, ſo iſt C
Wenn C iſt, ſo iſt D
Wenn D iſt, ſo iſt E

E iſt;

4) hypothetiſch und goclenisch:

Wenn D iſt, ſo iſt E
Wenn C iſt, ſo iſt D
Wenn B iſt, ſo iſt C
Wenn A iſt, ſo iſt B
A iſt

E iſt.

Ein Beiſpiel für den kategoriſchen S. iſt:

Die Geſtirne (A) ſind Körper (B)
Alle Körper (B) ſind beweglich (C)
Alles Bewegliche (C) iſt veränderlich (D)
Alles Veränderliche (D) iſt vergänglich (E)

Alſo ſind die Geſtirne (A) vergänglich (E).

Für den **hypothetiſchen** S. führt Fries folgendes Beiſpiel an:

Du willſt einmal bequem leben.
Wenn Du bequem leben willſt, ſo mußt Du Geld verdienen können.
Wenn Du Geld verdienen willſt, ſo mußt Du arbeiten können.
Wenn Du arbeiten willſt, ſo mußt Du ein Geſchäft verſtehen.
Wenn Du ein Geſchäft verſtehen willſt, ſo mußt Du fleißig lernen.

Lerne fleißig.

Digitized by Google

Da die Schlußkraft des S. auf dem ununterbrochenen Zuſammenhang ſeiner Unterordnungen und Ueberordnungen beruht, ſo folgt daraus: in derſelben Reihe von Ueberordnungen darf nur die höchſte Regel verneinen und nur die niedrigſte partikulär ſein, weil ſonſt der Zuſammenhang unterbrochen würde. Der S. läßt ſich leicht in eine förmliche Schlußreihe verwandeln. Man benutzt nämlich die beiden erſten Regeln als Prämiſſen eines Schluſſes, deſſen Schlußſatz im ariſtoteliſchen S. mit der folgenden Regel als Unterſatz, im gocleniſchen als Oberſatz zu einem neuen Schluß verbunden wird, u. ſ. f. bis zu Ende.

Die kategoriſchen S. erhalten dann folgende Geſtalt:

1) ariſtoteliſch: Alle B ſind C
A iſt B
————
alſo: A iſt C
Alle C ſind D
————
alſo: A iſt D
Alle D ſind E
A iſt D
————
alſo: A iſt E;

2) gocleniſch: Alle D ſind E
Alle C ſind D
————
folglich: Alle C ſind E
Alle B ſind C
————
folglich: Alle B ſind E
A iſt B
————
folglich: A iſt E.

Die Auflöſung des hypothetiſchen S. gibt folgende Form:

1) ariſtoteliſch: A iſt
Wenn A iſt, ſo iſt B
————
B iſt
Wenn B iſt, ſo iſt C
————
C iſt
Wenn C iſt, ſo iſt D
————
D iſt
Wenn D iſt, ſo iſt E
————
E iſt;

2) gocleniſch: Wenn D iſt, ſo iſt E
Wenn C iſt, ſo iſt D
————
Wenn C iſt, ſo iſt E
Wenn B iſt, ſo iſt C
————
Wenn B iſt, ſo iſt E
Wenn A iſt, ſo iſt B
————
Wenn A iſt, ſo iſt E
A iſt
————
E iſt.

Der S. iſt die natürlichſte Art, in der Rede eine Schlußreihe auszuſprechen, indem er auf das kürzeſte alle Begriffe nennt, auf denen der Zuſammenhang der Gedanken beruht. Die Arten des S. können nur hypothetiſche und kategoriſche ſeyn, weil nur durch kategoriſche und hypothetiſche Vernunftſchlüſſe eine Folge der Gedanken durch Einordnung und Unterordnung gegeben wird.

Sorites (Polythal.), nach Ehrenberg Soritinengattung mit in koncentriſchen alternirenden Reihen ſtehenden Zellen, die nur auf einer Seite proliferiren. Einzige Art: S. orbiculus *Ehrenb.* (Nautilus orbiculus *Forskal*, Assilina nitida *d'Orbigny*!); vgl. Ehrenb., Die Bildung der Kreideform aus mikroskop. Org., Taf. 3, Fig. 2), lebend im mittelländiſchen und im rothen Meere.

Soritia, ſ. Soricaria.

Soritina (Polythal.), nach Ehrenberg, Familie der polyſomatiſchen Polythalamien. Die gehäuften, nicht gegliederten Zellen ſproſſen in einer Ebene und bilden ein ſcheibenförmiges Gehäuſe. Die Mündungen bei zuſammengezogenen Körpern wie mit einem harten Deckel geſchloſſen. Gattungen: Sorites, Amphisorus.

Soritten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 120 Einw.

Soritz, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlauſitz, Lgr. Bautzen; 120 Einw.

Sorkhabiten, ſ. Mohammedaniſche Sekten.

Sorlada, ſpan. Flecken, ſüdweſtlich von Eſtella, an einem Berge, worauf eine ſchöne Kirche ſteht; 300 Einw.

Sorlin, St.- (Geogr.), 1) franz. Dorf mit Markt, Dep. Ain, Bez. Belley, rechts an der Rhône; 1150 Einw.; — 2) Dorf daſ., Dep. Rhône, Bez. Lyon; 1630 Einw.; — 3) Dorf daſ. mit Märkten, Dep. Saône-Loire, Bez. Mâcon; 910 Einw.; — 4) S.-de-Séchaux, Dorf mit Märkten daſ., Dep. Charente-infér., Bez. Saintes, links an der Charente.

Sorlingen (Sorlingues), brit. Inſelgruppe im atlant. Ocean, ſüdweſtl. vom Kap Landsend, der Südoſtſpitze von England und der Grafſchaft Cornwall, wozu die Gruppe gehört, 4 Std. lang von Nordweſten gegen Südoſten und 2 Std. breit. St.-Mary iſt die weſtlichſte und größte der Inſeln, 49° 54′ 32″ nördl. Br. u. 8° 37′ 13″ weſtl. L.; dann ſind die bedeutendern St.-Martin im Norden, Tresco und Bryer im Nordweſten, St.-Agnes im Süden. Andere ſind nicht bewohnt und haben überhaupt die meiſten Klippen. Die bewohnten ſind zwar gebirgig, aber kulturfähig und haben Häfen. Das Klima iſt angenehm und geſund. Die Produkte ſind Gerſte, Hafer, viel Kartoffeln, wenig Korn und Vieh. Die Fiſcherei und Sodabereitung ſind beträchtlich; 2000 Einw.; davon ungefähr die Hälfte auf St.-Mary.

Sormano, Giovanni Antonio, Bildhauer von Savona, machte ſeine Studien in Rom und hatte bereits mehre ſchöne Werke geliefert, als ihn Philipp II. von Spanien zur Ausſchmückung des Eskurial und ſeiner Schlöſſer und Gärten nach Madrid berief. S.s Werke gefielen ihm ſo wohl, daß er den Künſtler nicht mehr von ſeinem Hofe ließ und ihm den Titel eines königlichen Bildhauers mit einem Gehalte von 700 Thalern ertheilte, ihn auch mit einem Fräulein aus der Familie de Figueroa verheirathete. S. † 1575.

Digitized by Google

Sormery, franz. Dorf, Dep. Yonne, Bez. Tonnere; 1300 Einw.

Sormet (franz., Mollusk.), nach Adanſon, Taf. 1, Fig. 1, eine Blaſenſchnecke (Bulla Cuv.), die aber zu unvollkommen beſchrieben und abgebildet iſt, um ſie als Art aufnehmen zu können.

Sormiou, franz. Hafen, ſüdöſtlich von Marſeille, im Golf von Lyon.

Sormitz, Fluß, ſ. Loquitz.

Sorn, brit. Kirchſpiel, Schottland, Grafſch. Aie, nordöſtl. von Air, rechts am Air; 4000 E.

Sornac, franz. Flecken, Dep. Corrèze, Bez. Uſſel, links an der Diége; 1720 Einw.

Sornay, franz. Dorf mit Markt, Dep. Saône-Loire, Bez. Louhans, links an der Seille; 1250 Einw.

Sorne, ſchweiz. Fluß, Kant. Bern; entſpringt bei Genevez und mündet bei Delemont in die Birs.

Sornetan (Sornethal), ſchweiz. Pfarrdorf, Kant. Bern, Bez. Moutier; dabei das ehemalige, zu einer Fabrik umgeſtaltete Kloſter Bellelay; 700 Einw.

Sornhill, (Sornhüll), bayer. Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Greding; 100 E.

Sornigue, Dominique, Zeichner und Kupferſtecher, Schüler von C. Simonneau, einer der beſten Künſtler ſeiner Zeit. Unter ſeinen Blätteen machen einen bedeutenden Theil die Vignetten und die Bildniſſe aus, deren in den „Vies de Peintees pae Descamps“ und in Odieuvre's Bildnißſammlung vorkommen; S. † 1756 im 49. Jahre.

Sornin (Geogr.), 1) S.-de-Marennes, franz. Dorf mit Märkten, Dep. Charente-infér., Bez. Marennes; 1620 Einw.; — 2) S.-Leulac, Dorf daſ., Dep. Ober-Vienne, Bez. Bellac; 1120 Einw.

Sorno (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Wendiſch-S.), Prov. Beandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; Jägerhaus; 280 Einw.; — 2) daſ., Kr. Lukau; 240 E.

Sornſſig, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlauſitz, Ldgr. Löbau; 150 Einw.

Sornum (a. Geogr.), Stadt in Dacien, jetzt Gieritza (Ptol. III, 8, 10).

Sornzig (Geogr.), 1) ſ. Sörnzig; — 2) königl. ſächſ. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Mügeln; 300 Einw. Bis 1835 Sitz eines eigenenen Kloſteramtes mit 1200 Einw., deſſen Einkünfte dem Joſephinen-Fräuleinſtifte in Dresden zufloſſen.

Soro, Berg auf Sicilien (ſ. d.).

Sorocaba (Geogr.), 1) ſüdamerikan. Fluß, Braſilien, Prov. San-Paulo; fließt gegen Nordweſten und mündet in den Tiete, links; — 2) Flecken daſ., links am gleichn. Fluß; Vieh- und Pferdehandel; 1800 Einw.

Sorocea (Bot.), nach St. Hilaire, Gatt. der Aetocarpeae *Endl.* Art noch nicht benannt, Baum in Braſilien.

Sorocephalus (Bot.), nach R. Brown, Gatt. der Peoteaceae *R. Br.*, Teteandria Monogynia *L.* Von 9 Arten, Sträuchern in Südafrika, ſind zu nennen: S. imbeicatus und lanatus *R. Br.*

Sorodaemonen (Myth.), ſ. v. a. Lemuren.

Soroe (Geogr.), 1) dän. Amt, Stift und Inſel Seeland, umfaßt etwa 22 □M. Flächenraum und 52,000 Einw. Außer der Hauptſtadt S. (ſ. unten) hier noch: Baronie Holberg, früher Ludwig von Heezberg, jetzt der Akademie Soroe gehörig; Corſöer, Stadt am großen Belt, mit einem Buſen, worin einige Inſeln (Lille und Magle Oe) liegen; Heelufsholm, Pädagogium für 30 adelige Jünglinge, geſtiftet 1565 vom Admiral Trole; Skielskör, Stadt am Belt, mit Hafen und 800 Einw.; Slagelſe, Stadt, mit Gelehrtenſchule, Fayencefabrik und 2000 Einw. Dabei Anderskow (Anderſchow, Andworiskow), Dorf und Schloß, Sterbeort Friedrichs II., 1588. — 2) Stadt daſelbſt, ſüdweſtlich von Kopenhagen, am gleichnam. See, Amtsort, Akademie der Wiſſenſchaften (Ritterakademie), Ackeebau, in der Kollegiatkirche Grabmal des Dichters Holberg; 750 Einw. — Geſchichtliches. Im 12. Jahrhundert war S. eins der reichſten Klö- Dänemarks; Friedrich II. wandelte daſelbe 1586 in eine große Schule um, die Chriſtian IV. 1632 zu einer Akademie erhob. Dieſelbe ward von Holberg reich dotirt, dem man deshalb daſelbſt ein Denkmal errichtete (ſ. oben). Nachdem das Akademiegebäude 1813 abgebrannt wae, wobei auch die herrliche, zum großen Theil holbergſche Bibliothek veebrannte, wurde die Akademie 1822 vom König Friedrich VI. neu begründet mit verändertem Reglement, ſo daß ſie jetzt eine Lehr- u. Eeziehungsanſtalt u. zugleich Univerſität iſt. Auf dem dee Akademie gehöeigen Gute Mörup ward eine landwirthſchaftl. Lehranſtalt gegründet, die ſpäter nach der fellenbergſchen Weiſe eingerichtet wurde, aber ſehr beſchränkt iſt.

Soröe, norweg. Inſel, Finnmarken, anſehnlich und ſehr zerriſſen, durch den Soröe-Sund von der Inſel Seyland getrennt.

Soroga (a. Geogr.), Stadt in Oberpannonien, unweit der Donau.

Soroga (ruſſ., Ichthyol.), ſ. v. a. Plötze, Soroga (Cyprinus eeythrophthalmus *L.*

Soroka (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Dorf, Gouvern. Archangel, Kr. Kem, auf einer nackten Felsinſel im weißen Meer, mit Bucht und Hafen; Lachs- u. Heringsfiſcherei; 500 Einw. — 2) Stadt daſ., ſonſt Kreisſtadt, Prov. Beſſarabien, rechts am Dnjeſtr; feſtes Schloß, 3 Kirchen, Synagoge, bedeutendes Zollamt, Handel; 5000 Einw.

Soroksar, ungar. Flecken, peſther Geſpſch., ſüdöſtlich von Peſth, links an der Donau; 3500 E.

Soromandelam (Geogr.), ſ. v. a. Koromandel.

Soromoſtro, Dorf, ſ. v. a. Somorroſtro.

Soron (a. Geogr.), Wald im nördlichen Arkadien in der Landſchaft Elitoria, reich an wilden Schweinen, Bären und beſonders an großen Schildkröten (Pauſ. VIII, 23, 8, 9).

Soronen (Handlungsw.), ſ. v. a. Seronen.

Sorores (Plur. von Soror, Schweſter, Mythologie), die Parzen, die Furien, die Muſen, die fünfzig Danaiden, die weiblichen Mitglieder eines Kollegiums oder einer Sodalitas, z. B. die Veſtalinnen u. ſ. w.

Sorores, ad (a. Geogr.), Station in Lu-

ſitanien, nördlich von Emerita, nach Cortes jetzt Montanches, nach Lapie Aliſeda.

Sorores poenitentes, ſ. v. a. Reuerinnen.

Sororia (röm. Myth.), die Schweſterliche, Beiname der Juno, wurde mit Janus Curiatius verehrt, als der heimkehrende Horatius ſeine Schweſter ermordete und von dieſer That geſühnt wurde.

Sororium Tigillum (röm. Antiq.), zu zu Rom ein quer uber die Straße gezogener Balken, unter welchem der Mörder Horatius hatte hindurch gehen müſſen, zur ſchuldigen Anerkennung, daß er Freiheit und Leben verwirkt habe. Die Juno Sororia aber, welcher das Tigillum geweiht war, iſt als Genius der Frauen zu faſſen.

Sororius (neulat.), Mann der Schweſter.

Sorosus (bot. Term.), die Haufenfrucht, ein wenig gebräuchlicher Ausdruck für die gehäuften, aus einem ganzen Blüthenſtande herrührenden, ſaftigen Früchte von Morus, Artocarpus u. a. m. Wird auch von Manchen „Beerenhaufen“ genannt, von welchem ſie aber unterſchieden werden muß (ſ. Syncarpium).

Sorotſchinskaia-Krepoſt, ruſſiſches Fort, Gouvernem. Orenburg, Kr. Buzuluk, in der Samara-Linie, links an der Samura und an der Soroka, die in erſtere mündet. Zwiſchen dieſer und der nowo-ſergiewſchen Feſtung erbaute man an der orenburgiſchen Straße die Kreſtowoi-Redoute, von einem auf dieſer Stelle in der Steppe gefundenen kupfernen Kreuze ſo genannt.

Sorout, oſtind. Stadt, Radſchaſtan (Prov. Agra, ſüdweſtlich von Bhertpur; befeſtigt.

Sorpe (Geogr.), preuß. Dörfer, 1) (Nieder-S.), Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Meſchede; Eiſenhammer, Kapelle; 180 E.; — 2) (Ober-S.), daſ.; 110 Einw.

Sorpel, reiches Geſpinnſt von Seide und Lahn.

Sorquitten, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; Hauptgut; 330 Einw.

Sorr, Dorf, ſ. v. a. Soor.

Sorraes, portug. Flecken, Prov. Beira, unweit Aveiro.

Sorrasvutty, oſtind. Fluß, Prov. Guzerat; mündet in den Runn von Kutſch.

Sorraya (Zatas), portug. Fluß, entſpringt in der Prov. Alemtejo, fließt ſüdweſtlich und weſtlich und mündet in den Tajol.

Sorrède, la, Ort, ſ. v. a. Sorède.

Sorrel, brit. Ort, England, Grafſch. Leiceſter, am Soar.

Sorrel (engl., Bot.), ſ. v. a. gemeiner Sauerklee, Oxalis Acetosella *L.*

Sorrel-tree (engl., Bot.), ſ. v. a. Andromeda arborea *L.*

Sorren, 1) mit einem Tau feſtbinden, ſo daß das Tau nicht von ſelbſt wieder aufgehen kann; — 2) ein Boot mit dem Krabber feſtſetzen, über die man wohl noch einige Taue (Sorrtaue) zieht.

Sorrent (Sorrento), ital. Stadt, Königr. und Prov. Neapel, ſüdöſtlich von Neapel, in ungemein reizender Lage auf einer Halbinſel, ſüdlich im Golf von Neapel. Die goldblauen Berge S.s, die ſich weit ins Meer hinein erſtrecken und durch gewaltige Felſenmauern, die beiden wichtigen Golfe von Neapel und Salerno trennen, werden für jedes, den Reizen der Natur erſchloſſene Auge ein Magnet von unwiderſtehlicher Anziehungskraft. Zwei Wege, der Land- und Seeweg, führen von Neapel aus in dieſes Paradies, wo Torquato Taſſo geboren wurde, das er in traurigſter Seelenverſtimmung nach Jahren langen Glückes wiederſah und daſelbſt als ein todtwunder Bettler unerkannt im Hauſe ſeiner Schweſtee Pflege fand. Der Landweg iſt der kürzere, da man die Eiſenbahn bis Caſtellamare benutzen kann, und entſcheidet man ſich für ihn, ſo hat man nicht Urſache, dieſe Wahl zu bereuen, da die neue Straße von Caſtellamare nach S. und Maſſa durch Gegenden führe, die Alles, was man bis Neapel von Naturſchönheiten geſehen hat, weit hinter ſich laſſen. Auf dieſem Wege wied man erſt ſtaunend gewahr, daß alle Beſchreibungen von den Herrlichkeiten Süditaliens nicht allein nicht übertrieben ſind, ſondern daß ſie weit, weit hinter der Natur zurückbleiben. In weiten Bogen ſchwingt ſich die breite Straße an den ſenkrecht abſtürzenden Felſenriffen um die prachtvolle, pittoreske Küſte, auf See und Land gleich großartige, lieblich anmuthige und entzückende Ausſichten eröffnend. Der breite, ſtille Golf liegt wie ein dunkelblauer Schild, in dem ſich die Sonne ſpiegelt, tief unter uns; noch blauer und glänzender, roſig ſchattirt von den leichten Rauchwolken, die aus Vulkans Eſſe emporſteigen, wölbt ſich der Himmel über dieſem irdiſchen Paradieſe. Gleich einer unabſehbaren Reihe von Städten, aus carrariſchem Marmor gebaut, erſtrecken ſich die Ortſchaften von Torre del Annunziata bis Neapel, deſſen ſchimmernde Kuppeln und Schlöſſer ſich im lachenden Himmel verlieren. Ein Wall, von purpurnem Flammenduft umſpült, liegt der Poſilipp mit ſeinen Villen und Gärten am andern Ende der Bucht, in weiterer Ferne, noch luſtiger umhüllt von zarten Farbenſchleiern tauchen die graziöſen Formen des miſeniſchen Kap mit dem Monte Nuovo und den Höhen über Pozzuoli am Horizont auf. Dann folgen die Inſeln Procida und Iſchia mit dem ſteil gegipfelten Epomeo, der in der Morgenſonne wie eine Feuerſäule aus blaugrünem Bergſchoße auflodert. Und endlich von hundertfarbigen Schleiern umſponnen, im Vordergrunde des Golfes, ruht groß u. hehr die wunderbare Felſenſphinx Capri auf dem leuchtenden Meere, immer von Neuem die entzückten Blicke auf ſich ziehend. Und nun das Land zur Linken, das ſich tauſendgeſtaltig bald als wilder Fels, bald als üppig blühendes Thal, bald als ſilbergrauer Olivenwald, bald als ewig grüner Garten, von tauſend und abertauſend Orangen- und Citronenbäumen erfüllt, darſtellt! Vico Equenſe, ein Flecken, auf keck in die See vorſpringendem Felſenplateau gelegen, iſt der erſte Ort, den man mitten in einem Wald dunkler Orangen vergraben findet. Hier bedarf es nicht mehr ſchützender Zäune, die köſtlichen Früchte wachſen auf

Digitized by Google

hohen, breitäſtigen Stämmen überall, in Gärten, auf Wieſen, am Bergeshang und in maleriſch zerklüfteten Schluchten, deren tiefſte Stellen von dem Silbergiſcht der brandenden Wogen benetzt werden. Die Straße läuft in vielfachen Krümmungen durch das paradieſiſche Gartenland, das mit allen höchſten Reizen einer poetiſchen, maleriſchen Gegend verſchwenderiſch ausgeſchmückt iſt. Die ganze, etwa 2 Stunden betragende Wegſtrecke von Vico bis S. iſt ein einziger goldgrünſchimmernder Orangewald, rechts begrenzt von der blauen Fluth des Mittelmeers, links von den hohen Gebirgskuppen des Monte St. Angelo und ſeiner niedrigern Geſchwiſter eingeſchloſſen. S. ſelbſt liegt auf hohen, ſteilen Felſen, hart an der Küſte einer tief in die Gebirge ſich hineinerſtreckenden, fruchtbaren Ebene, dem Piano von S., das ſich halbkreisförmig von Meta bis gegen Maſſa hinzieht und unſtreitig der ſchönſte Punkt in Neapels Umgebung iſt. Bis nahe an die Berge dehnen ſich die Orangenwälder aus, über deren Blättergrün ſich hie und da ſchlanke Palmen neben luftigzarten Pinien, ernſten Cypreſſen und dunkelm Lorbeer erheben. Die Berge ſind bis hoch hinauf an die ſteilen Felſengipfel mit Oliven bewachſen, deren mattſchimmerndes, bläulichgraues Silbergrün eigenthümlich abſticht gegen die ſaftige Vegetation der Ebene. Phantaſtiſch ausgezackt, wie ein unüberſteiglicher Rieſenwall, baut ſich das Gebirge um dies Thal der Seligen, auch an den höchſten Orten noch mit leuchtenden Farben geſchmückt, welche dieſes herrliche Land wie verkörperte Muſik umſpielen. Und über all dieſe gelben, rothen, braunen und grauen Wände breitet der tauſendarmige Pflanzenrieſe, das Epheu, ſein üppiges Blättergelock aus, vermiſcht mit dem Laub des wilden Weins und anderer Schlinggewächſe. Stachelig, bläulich-ſilbergrau bäumt ſich der Cactus aus zahlloſen Schluchten auf und rankt ſich empor an der heißen Felſenbruſt. Die Aloe ſtreckt ihre breiten, fetten Blätterſchwerter viele Ellen hoch in die klingende Luft und bildet an manchen Stellen einen wunderbar phantaſtiſchen Stachelwall um Bergvorſprünge und Schluchten. — S.'s Urſprung verliert ſich im grauen Alterthume. Die Sage läßt es von Ulyſſes, dem meerbefahrenden Abenteurer, gegründet werden, deſſen Namen noch heutigen Tages Grotten und Mauertrümmer in nächſter Umgebung der Stadt tragen. Selbſt ein Paar uralte Olivenbäume bezeichnet man als diejenigen, deren Homer im 5. Geſange der Odyſſee gedenkt. Wir laſſen es dahingeſtellt, ob wirklich Odyſſeus zuerſt den klugen Einfall hatte, an dieſem reizenden Punkt der Erde Hütten zu bauen, oder ob dies verdienſtliche Unternehmen mit mehr Wahrſcheinlichkeit den Phöniciern zuzuſchreiben iſt; an beredten Ueberbleibſeln aus dem Alterthume fehlt es weder in der Stadt ſelbſt, noch in deren naher oder ferner Umgebung. Man zeigt noch Trümmer eines Neptunus-, Ceres-, Veſta- und Apollotempels; Ueberreſte antiker Bäder und das noch vollkommen gut erhaltene Gebäude der Piscinä, die als Waſſerbehälter von den Sorrentinern bis auf den heutigen Tag benutzt werden. Taſſo's Geburtshaus iſt in einen Gaſthof verwandelt, wo man ſehr ſtattlich wohnt; es liegt auf ſchroff ins Meer vorſpringender Felſenſpitze. Die Ausſicht von der Loggie auf den Golf, die Inſeln, den Veſuv, Neapel und die fernen violeten Gebirge iſt wunderſchön. — S. iſt Sitz eines Erzbiſchofs und hat eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, Seminar, Hoſpital, Schifffahrtsſchule, Seidenfabriken, Seidenraupenzucht ꝛc.; 4500 Einw. In der Umgegend findet ſich viel Tuff, den man zu Thür- und Fenſterbekleidungen anwendet.

Sorri, Pietro, Maler von S. Gusme im Sieneſiſchen, Schüler von A. Salimbene, ſtudirte dann zu Venedig die Werke des Paolo Veroneſe. In S. Quirico iſt ein Engelſturz in Fresko von ihm, ein Bild in Oel bewahrt die Confraternità di S. Baſtiano. Im Dome zu Piſa iſt ein großes Gemälde, welches die Einweihung dieſer Baſilica vorſtellt; ein zweites Bild, Chriſtus unter den Kirchenlehrern, erinnert an P. Veroneſe's großartige Weiſe. In den Paläſten zu Genua waren von dieſem Künſtler ehedem viele Werke, ſowohl hiſtoriſche Darſtellungen als Landſchaften. S. fertigte auch Zeichnungen zu Ornamenten und Arbeiten in Stukko. Die letztere Zeit ſeines Lebens verlebte er in Siena, wo er aber faſt alle Bilder nach Spanien ſchickte. In Sammlungen werden auch Zeichnungen von ſeiner Hand aufbewahrt. S. † 1622 im 66. Jahre.

Sorriba, ſpan. Flecken, nordöſtl. von Leon; 180 Einw.

Sorring (Ichthyol.), in Bengalen ſ. v. a. gemeiner Schnabelbarſch, Sillago acuta Cuv.

Sorrus, franz. Dorf, Depart. Pas-de-Calais, Bez. Montreuil-ſur-Mer; Töpferei; 510 Einw.

Sors (lat.), ſ. Sortes.

Sorſalz, ſ. v. a. Soda.

Sorſchiedt, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; 150 Einw.

Sorſele, ſchwed. Kirchſpiel, Weſter-Botten, an einem Binnenſee.

Sorſo (Geogr.), ital. Flecken, Inſel Sardinien, nördlich von Saſſari; Getreide-, Wein-, Olivenbau ꝛc.; 3300 Einw.

Sorſo (Waarenk.), eine Art Malvaſirwein.

Sorſogon, oſtind. Flecken, Philippinen, Inſel Luzon (Manila), im ſüdl. Theile der Inſel, an der Weſtküſte, an einer Bucht; Hafen.

Sorſum (Geogr.), hannöv. Dörfer: 1) Landdroſtei Hannover, Fürſtenth. Kalenberg, Amt Kalenberg, 150 Einw.; — 2) daſ.; 200 Ew.; — 3) Landdr. Hildesheim, Amt Steuerwald-Marienburg; 430 Einw.

Sorſutty (Geogr.), 1) oſtind. Fluß, Sikhs-Staaten, fließt gegen Weſten und verliert ſich im Sande; — 2) befeſtigte Stadt daſ., Prov. Delhi, rechts am gleichnam. Fluß.

Sort, ſpan. Flecken, Katalonien, nordweſtlich von la-Seu-d'Urggel; 950 Einw.

Sortan (Ichthyol.), bei den Baſchkiren ſ. v. a. gemeiner Hecht, Esox lucius *L.*

Sortaue, die dünnen Leinen, womit der See-

mann ſtärkere Taue unter ſich verbindet oder an einem Gegenſtande befeſtigt.

Sortaxetbyg (dän., Bot.), ſ. v. a. ſchwarze gemeine Gerſte, Hordeum vulgare nigrum *L.*

Sorte, 1) ſ. v. a. Art, Gattung, dieſelbe Art Gegenſtände; — 2) beſonders die verſchiedene Güte der Waaren; man theilt daher auch die verſchiedenen Waaren je nach ihrer Qualität in verſchiedene Sorten, man ſortirt ſie, d. h. man lieſt ſie nach ihrer verſchiedenen Güte aus und legt zuſammen, was zuſammengehört.

Sortelha, portug. Stadt, Prov. Beira, ſüdöſtlich von Guarda, auf einem hohen Felſen, mit feſten Mauern umgeben und mit einem Fort; Hoſpital; Hoſpiz; 900 Einw.

Sortenzettel, ſ. v. a. Münzſortenzettel.

Sorterup, Jörgen Jörgenſen, däniſcher Dichter, 1656 geboren, † 1722. Schrieb das hiſtoriſche Gedicht „Die Einnahme von Stralſund im J. 1715" und „Nye Heltesange", Kopenhagen 1716, u. A.

Sortes (Plural von Sors), 1) (röm. Ant.), das Looſen, die Entſcheidung durch das Loos. Nach ſehr altem Brauche wurden Gefangene und andere Kriegsbeute durch das Loos vertheilt. In öffentlichen Angelegenheiten fand Sortitio Statt, wenn die Kurien und die Centurien die Stimmen abzugeben hatten, wobei die Namen der Centurien in einen Topf geworfen (Sitella defertur) und derſelbe geſchüttelt wurde (Urnam movere), damit die Looſe gleich zu liegen kamen, worauf ſie gezogen wurden. In gerichtlicher Beziehung iſt eine ſorte ſo viel als eine judice. Auch in Athen hatte man für die zehn Gerichtshöfe Tabellenlooſe mit den Buchſtaben A bis K; welchen Buchſtaben (der als Zahl galt) ſodann ein Richter erlooſte, dieſes Dykaſterium fiel ihm zu. Ueber die Sortitio der höhern Magiſtrate ſ. Rom (Staatsalterth.) u. Konſulat, Prätur, Cenſur. Auch der König im Spiele und beim Mahle und der Platz dabei wurde erlooſt, ſogar Ehen nach dem Looſe geſchloſſen und Veſtalinnen gewählt, die Truppen zum Kampfe geordnet. Das Looſen geſchah entweder durch Würfel oder durch Steine. Sortes convivales (d. h. ein unſerer Lotterie ähnliches Spiel), führte Auguſtus bei ſeinen Gaſtmahlen ein. Etwas Aehnliches brachte Heliogabal auf; die Looſe wurden, weil man ſich die Einwirkung der Gottheit dabei dachte, wie Orakelſprüche angeſehen. Außer den Sortes Praenestinae und Caeritanae ſtanden auch die von Antium in hoher Ehre. Daß auch die Römer dieſe befragten, geht aus Münzen des Q. Ruſtius hervor, worauf zwei behelmte Fortunä. Die Erklärer der Weiſſagerlooſe hauſten beſonders im Circus maximus, wo ſie die Vorübergehenden einluden, Looſe zu befragen. — 2) (Rechtsw.), ſ. v. a. Allode.

Sorthida (a. Geogr.), Ort in Chaldäa oder Weſt-Babylonien (Ptol. V, 20, 7).

Sortie de l'eau (franz.), ſ. Parforcejagd.

Sortiment (v. Franz.), 1) eine Sammlung von Gegenſtänden derſelben Gattung, aber von den verſchiedenſten Arten, beſonders in gehöriger Abſtufung der Güte; — 2) (Sortimentshandel), ſ. Buchhandel.

Sortimentſtücke, die ſchönen großen Stücke Bernſtein.

Sorting-Cloths (engl.), $^{7}/_{4}$ breite engliſche Tücher aus Suffolk, Norfolk und Eſſex, in Stücken von 23 bis 26 Yards.

Sorting-Pack-Cloths (engl.), ſtarke und ordinäre Wollentücher, welche im Stück gefärbt, ohne weitere Appretur, ſowohl zur innern Emballage der Tuchballen genommen, als auch zur Kleidung der Matroſen und Arbeitsleute gebraucht werden. Für den auswärtigen Handel nach Amerika und Indien macht man dieſe Tücher beſonders in Südſchottland und Irland, 6½ Viertel Yards breit, 20—28 Yard lang.

Sorting-Pennistone (engl.), ein ordinäres Wollentuch aus geringer und Ausſchußwolle, welches in der Umgegend von Halifax gewebt wird, langhaarig und wenig geſcheert, ſowohl weiß, als im Stück gefärbt, 6½ Viertel Yards breit, das Stück 13—14 Yards lang, 35 Pfund ſchwer, über London und Leeds in den Handel kommt. Früher ging dieſes Tuch ſtark nach Polen und Rußland; jetzt beſchränkt ſich der Abſatz nur auf Amerika.

Sortino, Stadt, ſ. Siragoſſa.

Sortiren, ſ. Sorte 2).

Sortitio (lat.), das Looſen über zweifelhafte Dinge; ſ. Sortes.

Sortorius (Greenwich), amerikan. Inſel, Neu-Shetland-Inſeln, im ſüdlichen atlantiſchen Ocean; auf der Weſtküſte ein Hafen.

Soruba, oſtind. Stadt, Myſore, nordöſtlich von Bednore.

Sorus (bot. Term.), das Häufchen, 1) das Fruchthäufchen, eine dicht gedrängte Zuſammenſtellung der Sporenbehälter in beſtimmte Partien auf der untern Blattfläche oder am Rande der Farne; — 2) das Sporenhäufchen, eine ähnliche Anſammlung von Sporen oder Sporenbällchen [ſ. Globulus 2)] im Lager mancher Algen, z. B. bei Delesseria alata und D. sinuosa.

Sorygaza (a. Geogr.), Stadt der Marundä in India extra Gangem, am Ganges (Ptol. VII, 2, 14).

Sorzano, ſpan. Flecken, ſüdweſtlich von Logroño.

Sos (Geogr.), 1) franz. Stadt, Depart. Lot-Garonne, Bez. Nérac, an der Geliſe; anſehnlicher Marktplatz für die Haidebewohner; 800 Einw.; — 2) ſpan. Flecken, ſüdöſtlich von Sangueſa, an der Grenze von Navarra, in Aragonien; waſſerarm; 2820 Einw. Geburtsort Ferdinands des Katholiſchen; — 3) Fluß, ſ. v. a. Seſch.

Soſa (Geogr.), königl. ſächſ. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Eibenſtock; 2 Alaunhütten, viele Olitäten-, Medicinal-, Blech- und Eiſenkrämer, Spitzenhändler, einige Eigenlöhnerzechen auf Zinn; 1760 Einw.

Soſa 1) (Ornith.), ſ. v. a. Strauß-Baumhuhn, Opisthocomus cristatus *Hoffmannsegg*; — 2) (Bot.), in Oſtindien, ſ. v. a. Gendarussa vulgaris *Nees*.

Digitized by Google

Soſander (a. Liter.), Seefahrer aus unbekannter Zeit; beſchrieb Indien in einem Werke, worauf ſich Marcian Epit. Menippl, S. 63 Huds. bezieht.

Soſandra, durch Schönheit ausgezeichnete Griechin, deren Statue von Calamis auf der Akropolis ſtand. Lucian entlieh von ihr das Bild ſeiner Panthea.

Soſanim (Schoſchanim, hebr.), Ueberſchrift des 45. und 49. Pſalm, nach Einigen ſ. v. a. Lilien und Blumen überhaupt, nach Andern ein 6ſaitiges Inſtrument oder ſ. v. a. Freudengeſang.

Soſano wono mikoko (japan. Myth.), der Mondgott, welcher mit der Sonnengöttin Inadahime 8 Kinder erzeugte, die unter dem Symbol des achtköpfigen Drachen vorgeſtellt werden. Im heiligen Garten von Myako ſind beiden Gottheiten Tempel erbaut, in denen man ihnen jährlich einige Feſte gibt.

Soſarmes, König von Perſien (ſ. d.).

Soſau (Soſſau), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Gut Milſau; Papiermühle; 120 Einw.

Sosperg, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Zell; 190 Einw.

Soſſy (Soſcha, Soſha, Sos), europ.-ruſſ. Fluß; entſpringt im Gouv. Smolensk, fließt ſüdweſtlich und in das Gouv. Mohilew und mündet auf der Grenze des Gouv. Tſchernigow in den Dniepr, links. Nebenflüſſe: Oſter, Beſed und Iput, links. Wird zu Bauholzflößen nach Kiew benutzt.

Soſes, ſpan. Ort, Katalonien, Lerida, ſüdweſtlich von Lerida.

Soſia Gallia, Gemahlin des Silius.

Soſianus (röm. Myth.), Beiname des Apollo von einer Bildſäule aus Cedernholz, welche C. Soſius von Seleucia nach Rom gebracht und in deſſen Tempel ausgeſtellt hatte (Plin. XIII, 5, 11).

Soſias, Vaſenmaler, deſſen Name durch ein Werk beglaubigt iſt, welches als eines der vielen Denkmäler erkannt wird, die als Hochzeitgaben griechiſchen Brauches Männerkraft ſowohl als Schönheit verherrlichen ſollten. Es iſt dies eine Schale, welche 1828 eine der Fundgruben Etruriens lieferte und die, jetzt im Muſeum zu Berlin aufbewahrt, ihre Stelle in der Kunſtgeſchichte gefunden und die mythologiſche Kunſterklärung erhalten hat.

Soſibius (röm. Geſch.), 1) Lehrer und Erzieher des Britannicus, ward im Jahre 47 n. Chr. von Meſſalina gebraucht, um den Claudius gegen Valerius Aſiaticus aufzureizen, fand aber 3 Jahre ſpäter durch Agrippina wegen angeblicher Nachſtellungen gegen Nero den Untergang; — 2) (gr. Liter.), Grammatiker des 3. Jahrh. v. Chr., Zeitgenoſſe des Callimachus, ſchrieb: *Περὶ Ἀλκμᾶνος*, *Ὁμοιότητες*, *Περὶ τῶν ἐν Λακεδαίμονι θυσιῶν*, *Περὶ χρόνων*. Viele hielten ihn auch für den Verfaſſer der dem Theophraſt zugeſchriebenen Schrift: *Περὶ βασιλείας πρὸς Κάσανδρον*. — 3) S., griech. Tragiker, von dem wir ein Trauerſpiel Daphnis nur dem Namen nach kennen; — 4) (a. Geſch.), Miniſter des Ptolemäus Philopator, gegen den ſich das Volk empörte; nur durch ſeine Entlaſſung konnte die Ruhe wieder hergeſtellt werden; — 5) Miniſter des Ptolemäus Epiphanes, deſſen guter Wille aber bei der Verderbtheit des Volkes und bei den von außen auf das Reich eindringenden Unfällen nichts auszurichten vermochte; — 6) (Kunſtgeſch.), Bildhauer aus Athen, durch eine 2 Fuß 1 Zoll hohe Marmorvaſe bekannt, die ſich im Muſeum des Louvre befindet. Sie iſt mit 8 Reliefſiguren geſchmückt, wovon 6 ein Opfer bieten und die beiden andern Merkur und Diana vorſtellen.

Soſich (Hüttenw.), das gepochte Geſtein, welches ſich in der Fluth (dem Abfluſſe des Waſſers aus dem Pochwerke) zuſammenſetzt.

Soſicles (griech. Lit.), 1) ſ. Soſiphanes; — 2) Dichter aus Corone, Freund Plutarchs, lebte um 130 n. Chr. — 3) Archäol.), Künſtler aus unbeſtimmter Zeit, Verfertiger der Amazonenſtatue im kapitoliniſchen Muſeum; ſ. Soſocles.

Soſicrates (griech. Lit.), 1) Dichter, wahrſcheinlich der neuern Komödie, von deſſen Stükken wir noch zwei dem Namen nach kennen; — 2) Schriftſteller aus dem 1. Jahrh. n. Chr., aus Rhodus ſtammend, ſchrieb *Διαδοχαὶ* der Philoſophenſchulen, welche beſonders von Diogenes häufig benutzt ſind, und eine Geſchichte der römiſchen Bürgerkriege; — 3) Redner aus unbekannter Zeit, von welchem Rutil. Lup., De fig. 1, 8 und II, 13 einige Fragmente mittheilt; — 4) S. aus Argos, Schriftſteller aus unbekannter Zeit, ſchrieb eine *Περιήγησις Ἄργους* und eine mythiſche Gegenſtände behandelnde Schrift *Πρὸς Εἰδόθεον*. Außerdem kommt unter dem Namen des S. noch eine Schrift *Κρητικὰ* vor.

Soſicurä (a. Geogr.), Stadt der Carei in India intra Gangem.

Soſie, oſtindiſcher Zeuch, der ſowohl aus Baumwolle, als aus Baumbaſt oder Seide dargeſtellt vorkommt.

Soſier, ſ. Soſius III. und Buchhandel.

Soſigenes (griech. Lit.), Mathematiker aus Aegypten, Kommentator der Schrift des Ariſtoteles über den Himmel, von Julius Cäſar bei ſeiner Verbeſſerung des Kalenders zugezogen. Er ſchrieb *Περὶ ὄψεως* und *Περὶ τῶν ἀνελιττουσῶν*; doch iſt von ſeinen Schriften nichts auf uns gekommen.

Soſilus (a. Lit.), aus Lacedämon, Lehrer und Gefährte des Hannibal und einer ſeiner Hiſtoriographen. Sein Werk *Τὰ περὶ Ἀννίβαν* enthielt 7 Bücher, war aber nach dem Urtheil des Polybius (III, 20) mehr gemeines Geſchwätz, als wirkliche Geſchichte.

Sosingites Lacus (a. Geogr.), See Armeniens, durch welchen der Tigris fließt, vielleicht identiſch mit dem Thospites oder Thospitis.

Soſio, San, ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato ulter., ſüdöſtlich von Ariano; 1950 Einw.

Soſioſch (altperſ. Rel.), Erlöſer der Menſchen, ſ. Parſismus.

Soſipater (griech. Lit.), 1) Dichter der mittlern Komödie, nur von Athenäus erwähnt, der ein ganzes Fragment aus ſeinem *Καταψευδόμενος* anführt, in welchem ein Koch ſeine Kunſt anpreiſt; — 2) ſ. Chariſtus.

Soſipatra, Gemahlin des Euſtathius.

Soſiphanes (griech. Lit.), Sohn des Soſikles, aus Syracus, Tragiker aus der alexandriniſchen Pleias. Er ſoll 73 Stücke aufgeführt und ſiebenmal den Sieg davon getragen haben. Nach Suidas hat er unter Philipp oder unter Alexander dem Gr. gelebt.

Soſipolis (gr. Rel.). 1) Unter dieſem Namen (Retter des Staates) wurde zu Olympia ein Kind verehrt: Ein altes Weib war deſſen Prieſterin, und außer ihr hatte Niemand Zugang ins Innerſte des Tempels, auch ſie nur mit weißverſchleiertem Haupte und Antlitz, während Mädchen und Frauen im (äußern) Tempelraum der Ilithya zurückbleibend, Hymnen ſangen. Man opferte dieſem Dämon Kuchen und Räucherwerk, aber keinen Wein; der Eid bei ihm war ſehr heilig (Pauſ. VI, 20, 2 ff.). Man erkennt in dieſem Dämon einen Heilgott. Die Verhüllung der Prieſterin bezeichnet das geheimnißvolle Weſen der Gottheit. Auf einer Münze von Gela iſt eine Frau, die dem Mannſtier Hebron einen Kranz aufſetzt mit der Inſchrift: Soſipolis; erwägt man, daß Bacchus die Eleer bald als Stier, bald als Schlange rettet, daß Tyche neben S. auch ſonſt erſcheint, ſo haben wir auch hier dieſelbe Verbindung, wie häufig, nämlich den Ausdruck des Beſondern neben dem Allgemeinen. Dargeſtellt wurde S. im Kriegsmantel und mit dem Füllhorn der Amalthea. — 2) Römiſcher Beiname.

Soſippus (a. Geogr.), Hafenſtadt der Eliſari im glücklichen Arabien (Ptol. VI, 7, 7).

Soſirate (a. Geogr.), Stadt in Elimais (Plin. VI, 27, 31).

Soſis, einer der Mörder des Königs Hieronymus 214 v. Chr. und Verräther der Stadt Syrakus an die Römer.

Soſiſtratus (a. Geſch.), 1) Anhänger Philipps auf Euböa; — 2) S., nach Timoleons Tode zugleich mit Heraclides Führer der oligarchiſchen Partei zu Syrakus, ſelbſtſüchtig und zu jedem Verbrechen bereit, Gegner des Agathokles, lebt zuletzt als Verbannter in Agrigent, wo er ermordet wurde; — 3) S., bemächtigte ſich der Herrſchaft über Aggrigent u. 30 anderer Städte und ſuchte auch den Thymion, welcher den Hiketas der Herrſchaft beraubt hatte, aus Syrakus zu vertreiben, was ihm jedoch nicht vollſtändig gelang. Während ſie noch mit einander kämpften, wurden ſie von den Karthagern bedrängt, daher riefen beide den Pyrrhus zu Hülfe. Dieſer kam herbei (im J. 278) und ſtiftete Frieden unter ihnen und den Syrakuſanern. S. übergab ihm auch Agrigent und die andern Städte, über die er gebot. Nachdem aber das gute Vernehmen mit Pyrrhus geſtört und Thymion, des Verrathes beſchuldigt, hingerichtet worden war, ſollte auch S. hingerichtet werden, er rettete ſich jedoch durch die Flucht.

Soſitheus (griech. Liter.), Dichter des alexandriniſchen Siebengeſtirns, aus Syrakus oder Athen, oder vielmehr aus Alexandria in Troas, von wo er ſpäter nach Athen und wohl auch nach dem ägyptiſchen Alexandria gekommen war, lebte um Ol. 124. Er wird in einer Grabſchrift (Anthol. Palat. VII, 707) als der Wiederherſteller des Satyrſpieles geprieſen. Aus einem Satyrſpiel Daphnis oder Lityerſas kennen wie 21 Verſe (G. Hermann, Opus I., S. 55 ff.).

Soſius, I. (röm. Geſch.), römiſcher Name, unter welchem zu merken ſind: 1) Quintus S., römiſcher Ritter, der zur Zeit des italiſchen Krieges das Tabularium (wo die Senatsdekrete und andere Staatsſchriften aufbewahrt wurden) anzündete; — 2) Cajus S., Quäſtor des M. Lepidus und Prätor im J. 49 v. Chr., kämpfte im J. 38 als Legat des Antonius in Syrien und Cilicien für Herodes und gegen Antigonus und ließ nach der Eroberung Jeruſalems den Antigonus zu Antiochia hinrichten. Als Konſul des Jahres 22 v. Chr. machte er am 1. Jan. d. J. im Senate einen heftigen Ausfall auf Octavianus und floh darauf zum Antonius, griff als Flottenbefehlshaber des Letztern im J. 31 (vor der Schlacht bei Actium) das Geſchwader des L. Aruntius an und verlor das Anfangs für ihn ſiegreiche Treffen durch die Ankunft des Agrippa, befehligte in der Schlacht von Actium den linken Flügel, rettete ſich durch die Flucht u. ward ſpäter von Octavian begnadigt. — 3) Cajus S. Senecio, viermal Konſul unter Trajan, der ihn durch eine Bildſäule ehrte, Freund des Plinius und Gönner des Plutarch, der ihm das Leben des Theſeus, des Dio und des Brutus widmete. — 4) S. Pappus, Freund des Hadrian. — 5) Quintus S. Priscus, Konſul unter Marc Aurel, 169 n. Chr. — 6) Quintus S. Falco, deſignirter Konſul für 193 n. Chr. Von Commodus dem Untergang geweiht, ſtrebte er, nach Ermordung deſſelben und nach Erhebung des Pertinax, ſelbſt nach dem Throne oder war von den Prätorianern zum Nachfolger des Pertinax auserſehen u. hätte die ihm zugedachte Ehre mit dem Tode gebüßt, wenn nicht der Kaiſer ſelbſt für ihn gebeten hätte. — II. (Kunſtgeſch.), Bildhauer aus Seleucia, fertigte eine Statue des Apollo aus Cedernholz. — III. (Soſii), zwei Brüder, die in Rom einen bedeutenden Buchhandel hatten.

Sosjoden, in der Sintoreligion ſelige Geiſter, ſ. Sinto.

Soskierkan, ſ. Löwenthal.

Soslan, Beiname des georgiſchen Königs David IV.

Sosma, Nebenfluß des Ob (ſ. d.).

Sosna (Geogr.), 1) (Byſtraia), europ.-ruſſ. Fluß, Gouv. Orel; fließt nordöſtl. und mündet oberhalb Zadomsk in den Don, rechts; — 2) (Tikhaia), Fluß daſ., Gouv. Woroneſch; mündet unterhalb Korotoik in den Don, rechts.

Sosnica (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Krotoszyn; 230 Einw.; — 2) Hauland daſ.; 160 Einw.

Sosniczowica, ſ. v. a. Kieferſtädtel.

Sosnitza (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Beuthen; 400 Einw.; — 2) ruſſ. Kreis, Gouv. Tſchernigow, grenzt nördlich an den Kreis Nowoſübkow, öſtl. an die Kreiſe Korolewetz und Nowgorod-Sjewersk, ſüdlich an die Kreiſe Borsna und Konotop und weſtl. an die Kreiſe Tſcher-

nizow und Gorodnä. Der Kreis wird von dee Desna, dem Seim und mehren andern Flüſſen bewäſſert; — 3) Kreisſtadt daſelbſt, am Ubedz mehre Kirchen, darunter eine Kathedrale; Getreide- und Viehhandel; 2000 Einw. Von hier zog ſich faſt bis in das Gouv. Kursk ein Schutzwall gegen die Koſaken; — 4) Landſee daſelbſt, Gouv. Twer, 27 Werſte lang.

Sosnowetz, europ.-ruſſ. Inſel, Gouv. Archangel, im weißen Meer, vor der Mündung der Sosnovka, 66° 29 20″ nördl. Br. und 38° 23′ 30″ öſtl. L.

Sosnowica, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin, ſüdöſtl von Radzyn, in Sümpfen.

Sosnowiec (Mali und Wielki), ſ. Groß- und Klein-Berenbruch.

Soſonowo, aſiat.-ruſſ. Ort, Gouv. Tobolsk, ſüdöſtl. von Turinsk.

Sosnowsky, Oskar von, Bildhauer aus Nowomalin in Volhynien, beſuchte die Akademie zu Berlin und hatte ſchon um 1836 den Ruf eines geſchickten Künſtlers. Es finden ſich Büſten, Statuen, Reliefs u. ſ. w. von ihm, die das Gepräge eines tüchtigen Talentes tragen. Seit 1840 treibt er in Warſchau ſeine Kunſt.

Sosocles, Edelſteinſchneider, auch Soſicles und von Sittig (Cat. artificum veterum) Soſthenes genannt, einer derjenigen griechiſchen Meiſter, deren Lebenszeit nicht beſtimmt werden kann. Aus einem ſeiner Werke aber, einer Gemme, welche das Gorgonenhaupt mit gebrochenen Augen vorſtellt, geht hervor, daß er nach Praxiteles gelebt haben muß, da das Gorgoneion erſt ſeit der Zeit dieſes Meiſters in einer zu erhabener Schönheit umgebildeten Form erſcheint und nach O. Müllers (Archäologie, 397) nur einen unter Anmuth und Luſt tief verborgenen Ausdruck von vernichtender Todesangſt erhält, während die älteren Meiſter darin eine durch Entſetzen tödtende dämoniſche Gewalt verkörperten. Die berühmte Gemme des S. iſt vertieft in einen Chalcedon gearbeitet und kam aus der Sammlung des Kardinals Ottoboni in jene des Grafen Carlisle nach England. Im kapitoliniſchen Muſeum zu Rom iſt die Statue einer Amazone mit dem Namen des S., verſchieden von einer anderen Amazonenſtatue deſſelben Muſeums, welche in Mus. Pio-Clement. (I, 38), und dann im „Mus. français“, 57 abgebildet iſt.

Sosové (franz., Ornith.), Papageiart, ſ. v. a. Conurus Sosova *Kuhl.* Klein, mit ſpitzem Schwanz, obenher dunkelgrün, unten etwas heller, mit einem ſchönen rothgelben Flecken auf der Mitte des äußern Randes des Flügels. Sehr gemein in Braſilien und Cayenne. Enl. 456, 2; 190, 1.

Sospello (Geogr.), 1) ital. Landſchaft, Königr. Sardinien, Grafſch. Nizza; 2⅔ □M., 43,000 Einw. Außer S. hier noch die Marktflecken Aspremont, Broglio und Briga; — 2) Stadt daſelbſt, nordöſtlich von Nizza, in einem tiefem tiefen Thal, an der Bevera; 5 Kirchen, Gymnaſium; Tuch und Seidenweberei, Handel mit Seide, Oel, Früchten; 3200 Einw.; wurde 1705 von den Franzoſen erobert.

Soſpiren, ſ. Athmen und Pauſe.

Sospiri (ital., Bot.), ſ. v. a. Stiefmütterchen, Viola tricolor *L.*

Sospiro (Geogr.), 1) öſterr.-ital. Diſtrikt, Lombardei, Prov. Cremona; — 2) Gemeinde daſelbſt, am Parma- und Piacenza-Gebirge und an den Flüſſen Po und Oglio; Gemeinde-Vorſtand, Pfarrei, Meiereien.

Sospiſota, öſterr.-ital. Gemeindedorf, Gubern. Venedig, Prov. u. Diſtr. Belluno, am Einfluß des Mis in den Cordevole; Gemeinde-Vorſtand, Pfarrkirche, 7 Filialkirchen, Oratorium; mit den dazu gehörigen Dörfern Volpez, Camolin, Gron Marae, Mis, Oregne, San Zenon, Suſin, Vedana.

Soſpita (griech. u. röm. Myth.), die Erretterin, Heilbringerin, Beiname 1) der lanuviniſchen Juno, in deren Tempel zu Rom die Konſuln beim Amtsantritt opferten; — 2) der Artemis; ihr Tempel zu Trözene hatte Altäre der unterirdiſchen Götter, denn ſie erſcheint als die mit dem zeugenden Erdgeiſt Dionyſus vermählte Erde und Mondskraft. Sie wurde auch zu Pägä in Megaris, zu Böä in Lakonien u. bei Pellene verehrt; — 3) Beiname der Hecate, ſo genannt auf Münzen zu Apama; — 4) der Athene als Polias; — 5) der Perſephone, als Soſpita (Soteira) verehrt zu Sparta, zu Megelopolis u. ſ. w. als eine wiederkehrende Frühlingsgöttin.

Sospität (v. Lat.), Wohlſeyn, Wohlſtand.

Soß, Marktfl., ſ. v. a. Soos.

Soſſano, öſterr.-ital. Gemeindedorf, Gubern. Venedig, Prov. Vicenza, Diſtr. Bardarano, am gleichn. Berge; Pfarrkirche, Aushülfskirche, 4 Oratorien.

Soſſau (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldg. Dingolfing; 140 Ew.; — 2) ſ. v. a, Soſau.

Soſſe, bei den Chaldäern Cyklus von 60 Jahren; 60 S. machen eine Sare aus.

Soſſen (Soſna), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrſch. Petersburg; 280 Einw.

Soſſenheim, naſſ. Pfarrdorf, Amt Höchſt; 540 Einw.

Sossi (Ornith.), in Braſilien, ſ. v. a. Cuculus (Coccyzus) naevius *Vaill.*

Soſſinati (a. Geogr.), in Höhlen wohnendes Gebirgsvolk auf Sardinien (Strabo V, S. 224).

Soſſius (a. Geogr.), Fluß an der Weſtküſte Siciliens, nach Reinganum der heut. Marſala, nach Mauert der Arema u. nach Reinhard gar der an Südküſte mündende Belice deſtre (Ptol. III, 4, 5).

Soßmar, hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Amt Peine; 600 Einw.

Soßnow, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Flatow; Vorwerk; 320 Einw.

Soſte, San, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. II., ſüdweſtlich von Catanzaro; Baumwollbau, Seidenraupenzucht, Wollweberei; 1650 Einw.

Soſtegno, ital. Dorf, Königr. Sardinien, Prov. Novara, ſüdöſtlich von Crevacuore; 1610 Einw.

Soſtelek, öſterr.-ſiebenbürg. Berg, Land der Szekler im obern cſiker Stuhl, unterhalb des Gebirges Hoſzſzu-Sorok, im Tatroſch-

Segmentalflußgebiete, nahe am linken Ufer des Fluſſes Tſutſapatak.

Sostenuto (ital., Muſ.), fortklingend, anhaltend, zeigt an, daß ein Satz oder eine Stelle ſo viel als möglich mitgetragenem, fortklingendem Tone vorgetragen werden ſoll. Es begeift zugleich eine gewiſſe Schwere des Tones in ſich, die freilich nur auf Streichinſtrumenten hervorgebeacht weeden kann, und im Geſange, wo man auch den ſogen. Glockenton (ſ. d.) Nota sostenuta nennt.

Soſthenes, 1) (griech. Lit.), Freund des Plato; — 2) Pythagoräer aus Sicyon; — 3) Schriftſteller ans Cnidus, nach Plutarch De fluv. 16 Weeſaſſer einer Schrift *Ἰβηρικά*; — 4) (a. Geſch.), edler Maeedonier, der im J. 280 v. Chr. den füe den Krieg untüchtigen König Antipater, einen Neffen Kaſſanders, nachdem derſelbe nur 45 Tage regiert hatte, zur Abdankung nöthigte. Durch Vertreibung galliſchee Hoeden machte er ſich um Maeedonien ſo verdient, daß ihn das Heer zum König ausrief; er lehnte jedoch den Titel ab und wollte als Strateg an der Spitze der Macedonier bleiben. Im J. 279 unterlag er den Galliern unter Brennus.

Soſthenis (a. Geogr.). Stadt in Oetäa in Theſſalien (Ptol. III, 13, 45).

Soſti, San, ital. Dorf, Neapel, Prov. Calabria-citer., ſüdweſtl. von Caſtrovillaei; 1830 Einw.

Soſtomagus (a. Geogr.), Stadt der Tectoſages in Gallia Narbonnensis.

Soſtratus, 1) Seeräuber, welcher ſich der den Athenern unterworfenen Inſel Halonesus bemächtigte, ums J. 356 aber von Philipp von Maeedonien wieder vertrieben wurde; — 2) Sohn des Amyntas von Stymphäa, Mitverſchworner des Hermolaus gegen Alexanbee den Gr., wurde nach Entdeckung der Verſchwörung hingerichtet; — 3) von Syrakus, ſ. Soſiſtratus 3); — 4) Athlete ans Sieyon, mit dem Beinamen Abrocherſites, weil er ſeinen Gegner gleich bei den Händen faßte und ſie zerbrach. In den iſthmiſchen Spielen trug er zwölfmal, in den olympiſchen dreimal den Sieg davon; — 5) Neffe des Pythagoras von Rhegium, um Ol. 80; — 6) S. aus Chios, Vater u. Lehrer des Pantias, lebte nach Thierſch um Ol. 87, nach Sillig um Ol. 90, oder nach Müller Ol. 95. Auf dieſen Meiſter beziehen ſich vielleicht die Worte des Polybius (IV, 78), welcher ſagt, S. habe mit Heratodorus ein ausgezeichnet ſchönes Erzbild der Minerva zu Aliphera in Arkadien gefertigt. Pauſanias legt ſie aber dem Hypatodorus bei. — 7) S., aus Cnidus, Architekt und wahrſcheinlich auch Bildhauer, Sohn des Dexiphanes und Baumeiſter des Ptolomäus Soter, baute den als Weltwunder geprieſenen Phaeus auf der Oetsſpitze von Alexandria, deſſen Errichtung 800 ägyptiſche Talente koſtete. Es geht ſeit Plinius (XXXVI, 12) die Sage, daß der Künſtler an dieſem Thurme ſeinen tief eingegrabenen Namen mit einer leichten Maſſe bedeckt und darüber den Namen des Königs geſetzt habe. In Cnidus baute er Arkaden, deren Gewölbe auf Bogen ruhten, die, unter dem Namen der ſchwebenden Halle bekannt, der kühnen Ausführung und Feſtigkeit wegen bewundert wurden. — 8) S., Edelſteinſchneider, ſchnitt mehre Gemmen, von denen zwei aus der Sammlung des Kardinals Ottoboni in jene des Heezogs von Devonſhire kamen. — 9) Befehlshaber der ſyriſchen Truppen, welche Antiochus Epiphanes in der Burg v. Jeruſalem hatte; — 10) beeühmter Arzt in Aegypten aus unbekannter Zeit zeichnete ſich voezüglich als Chirurg aus; — 11) Name von Verfaſſern mehrer Schriften, über deren Peeſönlichkeit man nichts Beſtimmtes weiß. Die bedeutendſte dieſer Schriften iſt die *Περὶ ζώων* oder *Περὶ φύσεως ζώων*; — 12) Liebling des Hercules aus Palea, dem nachherigem Dyme; nach ſeinem Tode wuede ihm geopfert.

Soſtrum (v. Griech.), 1) Lohn für gerettetes Leben; — 2) überhaupt Arztlohn; — 3) ſ. Injuria.

Soſum (Zoſum, Zdianow), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Peachin, Gut Zihobetz; 110 Einw.

Soſus 1) (griech. Litee.), Freund und Landsmann des Philoſophen Antiochus von Askalon, welcher einer ſeinee Schriften dieſen Namen gab; — 2) (Kunſtgeſch.), Moſaikarbeiter von Pergamum, ſtellte auf dem Fußboden eines Zimmers im Tempel zu Pergamum den beim Eſſen unter den Tiſch geworfenen Kehricht bildlich dar, in der Mitte aber ein Becken und Tauben auf deſſen Rande, die daraus tranken und ſich ſonnten.

Soswa (Geogr.), 1) aſiat.-ruſſ. Fluß; entſpringt im Gouv. Perm, fließt ſüdöſtl. und dann öſtlich in das Gouv. Tobolsk und mündet in die Lozwa, mit der er die Tarda bildet; — 2) Fluß daſ., Gouv. Tobolsk; fließt nöedlich, dann öſtlich und endlich noedöſtlich bis zur Mündung bei Bereſow in den Ob, links. Nebenflüſſe: Malaia-Soswa, rechts, Bogulka, Bogultſchia und Sigwa, links.

Soszeſtra (a. Geogr.), Stadt im Nordoſten Gedroſiens, am Abhange der Baetii Montes (Ptol. VI, 21, 5).

Sotades (griech. Liter.), 1) S., aus Athen, Dichter der mittleren Komödie, von dem wir noch die Deamentitel *Ἐγκλειόμενα* und *Παραλυτρούμενος* kennen. — 2) S., aus Maronea, dichtete Phlyaken und iſt der Erfinder der nach ihm benannten ſotadiſchen Dichtgattung, des *λογος κιναιδολογος*, einer ſinnlich deeben vielfach obſeönen Dichtungsweiſe. Die Stoffe ſeiner Dichtungen waren meiſtens mythologiſch. Sein Leben hat ſein Sohn Apollonius und der Pergamener Caryſtius beſchrieben. Weil er auf die Ehe des Ptolemäus II. Philopator mit ſeiner Schweſtee Arſinoë, gar zu keck ſtichelte, ſo ſoll er auf des Königs Befehl in einer bleiernen Kiſte ins Meer verſenkt worden ſeyn.

Sotah, ſ. Bitteres Fluchwaſſer.

Sotaken, Volksſtamm, ſ. v. a. Szotaken.

Sotamtambu (Lamaism.), Region der Hölle, in welchee die Veedammten durch furchtbare Kälte geſtraft weeden.

Sotara, Berg, ſ. Cauca 2).

Soteire, ſ. Soſpita und Sotira.

Soter (vom griech. *Σωτήρ*), der Erhalter, Retter. So heißen alle Stadt und Land beſchützenden, alle beſeelenden und ſchöpfeeiſchen Rettungsgötter, nämlich 1) Zeus, ſo fern er die Griechen gemiſchten Wein zu trinken gelehrt

und dadurch von Rohheiten gerettet hatte; ihm wurde nach dem Mahle der erſte Becher als Trank der Hygiea geweiht. Er wird mit Aeskulap verbunden und verleiht alles Gute, in welcher allgemeineren Auffaſſung er nicht nur auf dem Marktplatz (zu Meſſene), ſondern auch vor dem Hafen verehrt wurde. Die ihm dargebrachten Opfer hießen Soteria. — 2) Helios, Apollo, Dionyſus, Aeskulap, Hercules u. ſ. w. — 3) S. (a. Geſch.), Beiname vieler Könige und Kaiſer, z. B. des Aurelian, Hadrian, Konſtantin, des Ptolemäus Lagi, Antiochus I., Antiochus IV., Demetrius. — 4) (Kunſtgeſch.), Julius, Moſaikarbeiter, einer der namhaften römiſchen Künſtler des Alterthums, die in der feineren Gattung gearbeitet, und dabei gefärbte Ton- oder Glasſtifte und in prächtigen Werken ſehr koſtbares Material wirklicher Steine angewendet hatten (crustae vermiculatae, lithostrota). — 5) (Biogr.), S., aus Fondi gebürtig, röm. Biſchof, Nachfolger des heil. Anicetus 168 (n. And. 162), ſetzte ſich mit großer Kraft den Montaniſten entgegen, fiel 177 (176) als Opfer einer Verfolgung. Sein Nachfolger war Eleutherius. Die röm. Kirche feiert ſein Gedächtniß am 2. April.

Soteria, 1) (griech. Mythol.), griechiſche Perſonifikation und Tempel und Standbild zu Paträ und zu Aegium; — 2) (Antiq.), Dankopfer, für Errettung des Feldherrn ſammt ſeinem Heere dargebracht oder auch, wenn der Vater und andere Familienmitglieder von einer Krankheit geneſen waren.

Soteriae aquae (Soterii fontes), Geſundbrunnen, ſ. Mineralwaſſer.

Soterichus (griech. Lit.), aus Oaſis, epiſcher Dichter und Hiſtoriker aus der Zeit des Diocletian, ſchrieb ein Enkomium dieſes Kaiſers, *Βασσαρικά, τὰ κατὰ Πάνθιαν τὴν Βαβυλωνίαν, τὰ κατ' Ἀριάδνην*, eine Biographie des Apollonius von Tyana, *Πυθων ἢ 'Αλεξανδριακὸς*, eine poetiſche Geſchichte der Eroberung Thebens, und ein Werk über ſeine Vaterſtadt.

Soteridas, aus Epidaurus, Vater der Pamphila, lebte unter Tiberius und Nero und ſchrieb *Ζητήσεις Ὁμηρικαί, ὑπόμνημα εἰς Μένανδρον, περὶ μέτρων, περὶ κωμῳδίας, εἰς Εὐριπίδην* u. eine *Ὀρθογραφία*.

Soterio, ſüdamerik. Fluß, Braſilien, Prov. Matto-Groſſo, mündet in den Guapore, rechts.

Soteriologie (vom Griech.), 1) die Lehre vom Erretter (Soter) der Menſchen zur Seligkeit; — 2) Seligkeitslehre.

Soteriopolis (a. Geogr.), ſ. v. a. Dioscurias.

Soteriſche Münzen, Heilandsmünzen; die ſpäteren griechiſchen Kaiſer ließen ſie prägen; ſie enthielten das Kreuz und das Bild Jeſu.

Soterus (a. Geogr.), Hafen des arabiſchen Meerbuſens an der Troglodytenküſte Afrika's.

Sotes, ſpan. Flecken, weſtlich von Logroño; 390 Einw.

Sothel, hannöver. Dorf, Landdr. Stade, Bremen, Amt Zeven; 12 Häuſer.

Sothinius, Anführer oder König der Thracier, 93 v. Chr., machte mit ſeinem Volke Einfälle in das macedoniſche Gebiet, ward jedoch von dem Prätor C. Senſius zurückgetrieben.

Sothis (ägypt. Mythol.), ägyptiſche Bezeichnung des Sirius, mit dem die Aegypter ihr Jahr anfingen, und aſtronomiſche Bezeichnung der Iſis, weshalb der Sirius auch Iſisſtern genannt wurde.

Sothiſches Jahr, ſ. v. a. ägyptiſches Jahr von von 366¼ Tagen.

Sothiſche Periode, ſ. v. a. Kanikularperiode.

Sotiates (a. Geogr.), ſ. v. a. Sottiates.

Sotillo (Geogr.), 1) ſpan. Flecken, nordweſtlich von Aranda-de-Duero; Weinbau; 1000 Einw.; — 2) Flecken daſ., ſüdöſtl. von Siguenza, rechts am Tajuna; 200 Einw.; — 3) Flecken daſ., öſtlich von Sepulveda, rechts am Duranton; 200 Einw.; — 4) S.-de-la-Adrada, Flecken daſ., ſüdl. von Avila, unweit des Urſprungs des Tietar; 1090 Einw.; — 5) S.-de-las-Palomas, Flecken daſ., Prov. Avila, nordweſtl. von Navamorzuenda; Seidenſpinnerei; 210 Einw.

Sotion (gr. Liter.), 1) aus Alexandria, Philoſoph des 2. Jahrh. v. Chr., Verfaſſer einer beſonders von Diogenes Laertius vielgebrauchten, von Heraclides Lembus in einen Auszug gebrachten Schrift in mindeſtens 13 Büchern, *Διαδοχαὶ (τῶν φιλοσοφων)*; — 2) aus Alexandria, peripatetiſcher Philoſoph des erſten Jahrh. n. Chr., Lehrer des Seneca, Verfaſſer eines Sammelwerks unter dem Titel *Κέρας Ἀμαλθείας*, worin wahrſcheinlich die fabelhaften Nachrichten über Indien ſtanden, deren Tzetz., Chil. VII. 645 gedenkt, und aus welchem vielleicht gar das von Photius gekannte und noch zum Theil vorhandene Schriftchen *Τῶν σποράδην περὶ ποταμῶν καὶ κρηνῶν καὶ λιμνῶν παραδοξολογουμένων* (herausgegeben zuletzt von Weſtermann in den Paradoxographen 1839, S. 183—191) excerpirt iſt.

Sotira (a. Geogr.), Stadt in Aria am weſtl. Ufer des See's Aria, von Antiochus, dem Sohne des Seleucus, gegründet.

Sotiros, griech. Kloſter, an der Nordoſtküſte von Euböa, mit gaſtfreien Mönchen und ſchöner Ausſicht über das Meer nach Skyro, Skopolo und andern Inſeln.

Sotkel, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Eſthland, öſtlich von Hapſal.

Sotnik, ſ. Koſaken.

Soto (Geogr.), 1) ſpan. Flecken, nordöſtlich von Briviesca; — 2) Flecken daſ., ſüdweſtl. von Logroño; 120 Einw.; — 3) S.-de-Cameros, Flecken daſ., ſüdlich von Logroño; Wollſpinnerei, Tuch- und Wollzeuchweberei, Färberei; 2100 Einw.; — 4) S.-de-Cerrato, Flecken daſ., ſüdöſtl. von Palencia, links am Piſuerga, mit Aalfiſcherei; 330 Einw.; — 5) S.-de-la-Vega, Flecken daſ., öſtl. von Aſtorga, in einer fruchtbaren Ebene mit Ackerbau; 370 Einw.; — 6) S.-de-S.-Oſtevan, Flecken daſ., ſüdöſtl. von Arandade-Duero, links am Duero; 180 Einw.; — 7) S.-Mayor, Flecken daſ., nordöſtl. von Vigo, mit altem Schloß; 2460 E.; —

Digitized by Google

8) S.=Palacios, Flecken daſ., nordöſtl. von Burgos, rechts am Hubierna, im fruchtbaren Flußthal; 150 Einw.; — 9) S.=Serrano, Flecken daſ., öſtlich von Ciudad=Rodrigo; 980 Einw.

Soto (Biogr.), 1) Juan de, ſpan. Geſchichtsmaler, 1592 zu Madrid geboren, † daſ. 1620. — 2) D. Lorenzo de, Landſchaftsmaler, geb. zu Madrid 1634, Schüler des Benito Manuel de Aguero. Es finden ſich mehre große Bilder von ihm, worunter jenes mit der heil. Roſa in der Kirche zu Atocha. † zu Madrid 1688. — 3) Ferd. de, Reiſender, ſ. Amerika.

Sotoca, ſpan. Flecken, ſüdöſtl. von Cifuentes, rechts am Tajo; Wollſpinnerei; 190 Einw.

Soto de Roma (Geogr.), ſ. v. a. Sitteo.

Soto=la=Marina, nordamerikan. kleiner Hafenort, im merikan. Staate Tamaulipas, links an der Mündung des Santander; 3000 E., meiſt Indianer.

Sotomayor (Biogr.), 1) Luis de, Maler, geb. zu Valencia 1635, Schüler von Estèbgn March und J. Carenno. Werke von ihm finden ſich in der Kirche der Augustinernonnen von S. Criſtobal in Valencia, wo er St. Chriſtoph und St. Auguſtin in Gemälden verherrlichte. † 1673. Im Auslande ſind ſeine Bilder äußerſt ſelten. In der Gallerie zu Pomersfelden iſt eine Madonna mit dem Kinde. — 2) Manuel Esquirel de, Kupferſtecher von Madrid, um 1775 geboren, zeichnete und ſtach mehre Werke von R. Mengs, worunter ein Madonnenbild von 1802, eine der frühesten Grabſtichelarbeiten S.s. Später ging er nach Italien, wo er mehre Blätter lieferte, die zu den vorzüglichſten Erzeugniſſen der neueren Chalkographie gehören.

Sotos=Albos, ſpan. Flecken, nordöſtl. von Segovia, am Fuß der Sierra=de=la=Guadarrama; 300 Einw.

Sotowsk, aſiat.=ruſſ. Ort, Land der donſchen Koſaken, nordöſtl. von Kaſansk, am Khoper.

So=Tſchen, aſiat. Stadt, China, Korea, Prov. Ping=An, links am Ya=Lu, unweit des gelben Meeres.

Sotſchwa (Geogr.), ſ. v. a. Snezawa.

Sotta=Kru (Geogr.), ſ. v. a. Kruh=Settra.

Sotte (Landw.), ſ. v. a. Pfuhl.

Sotte-Bollen (holl., Bot.), ſ. v. a. Walkera serrata *Willd.*

Sotteghem, belg. Flecken, Prov. Oſt=Flandern, Bez. Oudenarde; 1840 Einw. Hier liegt der zu Brüſſel am 3. Juni 1568 hingerichtete Graf Egmont begraben.

Sotterhauſen, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.=B. Merſeburg, Kr. Sangerhauſen; Freigut, Filialkirche; 280 Einw.

Sottevaſt, franz. Dorf, Dep. Manche, Bez. Valognes, rechts an der Douve, in einem Thal; 1490 Einw.

Sotteville (Geogr.), 1) S.=les=Rouen, franz. Dorf, Dep. Seine=infér., Bez. Rouen, links an der Seine; Baumwollſpinn=, Baumwollzeuch=, Leinwand=, Leim=, Oel=, Beinſchwarz= und Seifenfabriken; 3970 Einw.; — 2) S.=ſur=Mer, Dorf mit Markt daſ., Bez. Yvetot, am Kanal; 1550 Einw.

Sottiates (a. Geogr.), Volk in Gallia Aquitania, an der Grenze von Gallia Narbon., Nachbarn der Vocates und Taruſetes, in einer an Bergwerken reichen Gegend, daher geſchickte Bergleute, aber auch gute Reiter. Vielleicht gehörte ihnen der Ort Seittium, der als Station an der Straße von Burdigala nach Toloſa erſcheint.

Sottile (ital.), leicht, daher Peso sottile, Leichtgewicht.

Sottiſe (franz.), 1) Narrheit, Dummheit; — 2) Dummbartsſpiel; — 3) dummer Streich; — 4) anzügliche Rede.

Sotto (ital.), ſ. v. a. unten, z. B. S. dissotto, von unten; S. alla parte dissotto, in der Unterſtimme.

Sotto, Capo, ſ. Cagliari.

Sotto=de=la=Marina, Hafenort, ſ. v. a. Soto=la=Marina.

Sotto il Monte, öſterr.=ital. Gemeindedorf, Lombardei, Prov. Bergamo, Diſtr. Ponte San Pietro, am ſüdl. Saume des Berges Canto, 2 Miglien vom Fluſſe Odda; Gemeinde=Deputation, Pfarrkirche, 4 Kapellen, Meiereien.

Sotomarina, öſterr.=ital. Inſel, Venedig, zu den Lagunen=Inſeln gehörig, mit dem Dorf Chioggia.

Sotto Marino, Inſel, ſ. v. a. Ferdinandea.

Sotto voce (ital., Muſ.), mit gedämpfter Stimme, halber Stärke des Tons. Bei Geigeninſtrumenten, bei denen es ſtreng genommen auch nur vorkommen ſollte, wird es hervorgebracht, indem man die Saiten in der Nähe des Griffbrettes anſtreicht.

Sottorf, hannov. Dörfer, Landdr. Lüneburg, 1) Amt Winſen; 13 Häuſer; — 2) Amt Harburg; 15 Häuſer.

Sottrum, hannov. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Amt Woldenburg; 200 Einw.

Sotzien, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 130 Einw.

Sotzker (Satzkorn), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Oſt=Havelland; 3 Güter, Filialkirche; 170 Einw.

Soßmann (Biogr.), 1) Daniel Friedrich, berühmt als Geograph und Kartenzeichner, wurde zu Spandau am 13. April 1734 geboren und verrieth ſchon in der Jugend viel Anlage für Zeichenkunſt und Kalligraphie. Später erwarb er ſich bei dem Ingenieurhauptmann Materne, der damals in Spandau gefangen ſaß, bei geringer Unterſtützung ſeiner wenig bemittelten Aeltern, gründliche Kenntniſſe in der Mathematik, dem Feldmeſſen, der Civil= und Kriegsbaukunſt und deren Zweigen und ging darauf zu ſeiner weitern praktiſchen Ausbildung nach Berlin. Im J. 1773 wurde er zum Kondukteur bei der königlichen Immediat=Baukommiſſion in Potsdam ernannt; erhielt 1769 eine Anſtellung bei der General=Tabaksadminiſtration in Berlin und wurde 1787 in das Ingenieurdepartement des Obrigkeitskollegiums als geheimer Sekretär und Kalkulator verſetzt. Letz=

tere Stelle ſtand er bei dem nachherigen Kriegsminiſterium bis 1826 vor, wo er mit dem Genuſſe einer Penſion außer Dienſt trat. Bereits 1795 hatte er durch ſeine Darſtellung der Länder am ſchwarzen Meere, zwiſchen dem 45—46° L. u. 42—49° Br., welche die Akademie der Wiſſenſchaften den Bewerbern um die erledigte Stelle eines Geographen bei derſelben zur Aufgabe geſtellt hatte, dieſe Stelle erhalten. Seine Arbeiten im Fache der zeichnenden Geographie begannen ſchon 1783 mit einem Grundriß der Stadt Danzig. Seitdem zeigte er ſich als Meiſter in ſeiner Kunſt durch ſeine trefflichen Specialkarten der märkiſchen, magdeburgiſchen, weſtphäliſchen u. polniſchen Provinzen des preußiſchen Staats, wobei ihm die Abneigung Friedrichs des Großen, Specialkarten ſeiner Länder bekannt gemacht zu ſehen, Anfangs viele Hinderniſſe in den Weg legte, durch die Atlaſſe zu Büſchings „Geographie“ und Ebelings Fortſetzung derſelben, unter der ſich beſonders die Karte von Deutſchland in 16 Blättern (1789) auszeichnet. Außerdem beſitzen wir von ihm Karten über die ſeit 1803 eingetretenen politiſchen Veränderungen, über die Segmente zu 3 Erdgloben, deren größter $1\frac{1}{2}$ pariſer Fuß im Durchmeſſer (Nürnberg 1810) beträgt, mehre zum Theil für den Schulunterricht beſtimmte Atlaſſe und Generalkarten und eine Menge einzelne Karten, Plane u. ſ. w. zu Reiſebeſchreibungen, Büchern und Kalendern. Insbeſondere hat er durch ſeine Zeichnungen, die den Kupferſtechern zum Vorbilde dienten, mit Hülfe tüchtiger Künſtler in dieſem Fache, namentlich Karl Jäcks, eine weſentliche Verbeſſerung der deutſchen Landkarten in Hinſicht auf Deutlichkeit, Schönheit und gefällige Vertheilung der Schrift, ſowie auf Eleganz in der äußern Form hervorgebracht, wodurch ſie den Arbeiten der Franzoſen und Engländer gleichgeſtellt werden können. Das Kartenſtechen hat er gleichfalls ohne Unterricht gelernt; jedoch nur wenige ſeiner Arbeiten ſelbſt geſtochen. Während der franz. Invaſion mußte er die feindliche Wegnahme der ihm zugehörigen Platten einer herauszugebenden Specialkarte von dem damaligen Neu-Oſtpreußen in 15 Blättern erdulden; zwar erlangte er dieſelben nach dem Frieden von 1815 wieder zurück, doch konnte ihm dadurch der erlittene Verluſt nicht erſetzt werden. Er † zu Berlin am 3. Aug. 1840. — 2) **Johann Daniel Ferdinand**, geb. am 11. Jan. 1781, Sohn des Vorigen, wurde 1804 Aſſeſſor bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach und nachher zu Baireuth und 1810 als Regierungrath nach Potsdam verſetzt. Im J. 1815 nahm er Stadt u. Gebiet Wetzlar für Preußen in Beſitz und verwaltete es bis zur Organiſation, worauf er 1816 als Regierungsdirektor nach Köln und 1819 ins Finanzminiſterium nach Berlin kam. Hier nahm er an den Arbeiten zur Ergänzung und Ausbildung des jetzigen indirekten Steuerſyſtems in Preußen Antheil, wurde 1829 zur Ausführung des Handelsvertrags mit Bayern und Würtemberg, welche der Zollvereinigung mit dieſen Staaten voranging, nach München geſendet und war auch bei den Verhandlungen wegen des Zollanſchluſſes mit dem Großherzogthum Heſſen 1828, dem Fürſtenthum Waldeck u. ſ. w. thätig. Ungeachtet ſeiner vielen Amtsgeſchäfte hat er ſich lange, unterſtützt durch eine reiche Kupferſtichſammlung, kunſtgeſchichtlichen und bibliographiſchen Studien gewidmet, deren Frucht die Abhandlungen zur Geſchichte des Buch- und Bilderdrucks in Raumers „Hiſtoriſchem Taſchenbuch“ (1837 und 1841) und ſeine Beiträge zum „Journal für wiſſenſchaftliche Kritik“ zum ſtuttgarter „Kunſtblatt“ und dem Serapeum zu danken ſind. Begabt mit einer Kombinationsgabe, die oft zu überraſchenden Reſultaten führt, hat ſich S. auf dem Gebiete der kunſtgeſchichtlichen und bibliographiſchen Forſchung als Kritiker einen bedeutenden Namen erworben.

Sotzweiler, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. **Saarbrück**; Kapelle; 580 Einw.

Sou (Geogr.), aſiat. Stadt, China, Prov. **Kan-Su**, an der großen Mauer; beſteht aus einem chineſ. und mongol. Ort.

Sou (Sol), 1) (S. Tournois), franz. Kupfermünze vor der Revolution, mit dem Bruſtbilde des Königs und dem Wappen, während der Revolution aus Glockengut mit verſchiedenem Gepräge bis 1795. Später wurden die doppelten Souſtücke in Décimes und die einfachen in 5 Centimes verwandelt. Bis dahin war der S. die Baſis der franz. Münzrechnung geweſen u. galt 4 Liards oder 12 Deniers; die alten ſind $4\frac{1}{3}$, die neuen $3\frac{2}{3}$ Pf. Kur. werth. 20 S.s machten 1 Livre. In den Kolonien noch gebräuchlich. — 2) (S. d'argent), kleine Silbermünze, einfach nur in Genf vorhanden. In Frankreich hatte man von 1670—90 Souſtücke von 2, 4, 5, 6, 10 und 15 S.s, alle mit dem Bruſtbild und Wappen des Königs. Während der Revolution ſchlug man Stücke von 15 und 30 S.s; bei letztern iſt das Silber 10 Loth und 10 Grän fein, $46\frac{4}{16}$ auf die feine Mark = $5\frac{3}{4}$ und $11\frac{1}{2}$ Sgr. — 3) (S. de France), Rechnungsmünze, deren man ſich in Frankreich zuweilen, und namentlich bei einigen Koursbeſtimmungen bedient, der 20. Theil des Franc, alſo = 5 Centimes; — 4) Rechnungsmünze im Schweizerkanton Lauſanne, der 20. Theil der Schweizerfranken; — 5) ſonſt Rechnungsmünze in mehren Theilen der ehem. ſpaniſchen- und öſterreichiſchen Niederlande (Belgien), der Gulden, Florin oder Livre zu 20 S.s oder Stüber (ſ. **Lüttich**).

Souadiva, oſtind. Atollon (od. Inſelgruppe), im **Maldiven-Archipel**.

Souakin (**Suakim**), afrikan. Stadt, **Nubien**, der wichtigſte Handels- und Seeplatz am rothen Meer für die geſammten Nillande u. ein ſehr bedeutender Sklavenmarkt. Ein Theil der Stadt liegt auf einer kleinen Inſel, der übrige auf dem Feſtlande. Die Bevölkerung beſteht aus etwa 10,000 Seelen. Die Stadt wird von einem **Emir** regiert, der früher dem Namen nach von dem Paſcha von Dſchidda in Arabien abhängig war, jetzt aber dem Vicekönig von Aegypten unterworfen iſt. Der **Hafen** von S. iſt einer der beſten und beſuchteſten am rothen Meere. S. liegt am äußerſten Ende einer ſchmalen Bai, die ungefähr 12 Meilen tief und

2 Meilen breit iſt. Nach dem Hintergrunde dee Bai hin ſind mehre Inſeln, auf deren einer die Stadt ſelbſt erbaut und von der Vorſtadt, welche El Geif (Okef) heißt und auf dem Feſtlande ſteht, durch einen Seearm von ungefähr 500 engl. Ellen Breite getrennt iſt. Der Hafen befindet ſich auf der Oſtſeite der Stadt und wird durch einen vorſpringenden Theil des Feſtlandes gebildet. Sowohl die Inſel, als das umliegende Land ſind ſandig und bringen nichts als einige Geſträuche nnd niedrige Akazien hervor. Die Stadt auf der Inſel iſt von derſelben Banart, wie Dſchidda in Südarabien; die Häuſer ſind ein auch zwei Stockwerk hoch, von Korallenblöcken erbaut und haben ein nettes Anſehen; die Vorſtadt El Geif nimmt reißend ſchnell an Größe nnd Einwohnerzahl zu und iſt jetzt größer, als die Stadt ſelbſt. Auf der Südoſtſeite der Stadt am Hafen zeigen einige alte Mauern Spuren von Feſtungswerken. Innerhalb des Umfangs dieſer Mauern wohnt der Aga u. die Schiffe gehen gewöhnlich unter den Fenſtern ſeines Hauſes oor Anker; das Haus des Aga iſt ein altes Gebäude, hat aber eine ſchöne Ausſicht über die Bai nach der See hin; in ſeiner Nähe ſtehen einige Waarenhäuſer. Die Sternkoralle (Madrepora), wovon die Häuſer in S. erbaut ſind, verfällt bald, wenn ſie nicht beſtändig ausgebeſſert werden. Die einzigen öffentlichen Gebäude in der Stadt ſind drei Moſcheen. In der Vorſtadt El Geif gibt es einige ſteinere Häuſer, die mehr im ſudaniſchen, als im arabiſchen Geſchmack erbaut ſind u. große Hofräume haben; die übrigen Wohnhäuſer beſtehen aus Matten, wie jene der nubiſchen Bedninen. Eine halbe Stunde von El Geif ſind die Brunnen, welche S. mit Waſſer verſorgen; es ſind deren 12, und in ihrer Nähe ſtehen etliche Nebekbäume. Einer der Brunnen iſt mit Steinen eingefaßt, die andeen ſind bloß in die Erde gegrabene Löcher; in der Stadt ſind Ciſternen, worin man Regenwaſſer aufbewahrt, aber ſie ſind in Verfall gerathen, und Niemand will die Koſten ihrer Ausbeſſerung übernehmen. Alle diejenigen, welche ſich mit dem Seehandel nnd der Schifffahrt beſchäftigen, und die, welche mit der Regierung in Verbindung ſtehen, wohnen auf der Inſel; die einheimiſchen Araber und die Handelsleute aus Sudan wohnen in dem Geif, wo der Markt gehalten wird. Die Einwohner von S. ſind, wie die in allen Häfen am rothen Meere, ein buntſcheckiger Menſchenſchlag; jedoch fällt eine Hauptklaſſe auf. Die Vorfahren der vornehmſten arabiſchen Familien von S. waren Eingeborne aus Hadramaut, beſonders aus der Stadt Saher, dem Hafen dieſer Landſchaft am indiſchen Meere. Nach Einigen kamen ſie voe etwa 150 Jahren hieher, Andere behaupten, ſie hätten ſich bald nach der Bekanntmachung des Islam da angeſiedelt. Von ihnen hat die geſammte Bevölkerung bei den Ausländern den Namen Hadherebe (Hadareb, Adareb) erhalten, aber die Einwohnee ſelbſt machen einen genauen Unterſchied zwiſchen den ächten Hadheeebe oder den Abkömmlingen der Eingebornen von Hadramaut und den übrigen Anſiedlern, die ſie Souakini nennen. Zu den letztern gehören viele einzelne Perſonen von den Beduinenſtämmen der Hadendoa, Amara und Biſcharis und andere von arabiſcher n. türkiſcher Abkunft. Die erſtern ſind innigſt mit den Hadherebe vermiſcht und behalten ihre Beduinennamen ſelbſt in der Stadt bei. Diejenigen von türkiſcher Abkunft ſind größtentheils Nachkommen der türkiſchen Soldaten, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts, während der Regierung Selims I. hieher geſchickt wurden, nachdem dieſer Sultan Aegypten erobert hatte. Viele von ihnen verſichern, ihre Vorfahren ſtammten aus Diarbekr und Moſul her; allein der gegenwärtige Schlag hat afrikaniſche Geſichtszüge und Sitten und iſt in keiner Hinſicht oon den Hadherebe zu unterſcheiden. Die von ſpätern Anſiedlern ſtammenden Kaufleute und Schiffsherrn haben die türk. Sprache ganz verlernt und kleiden ſich wie die Bewohner der ſüdarabiſchen Städte. Die Beduinen von S. verheirathen ſich unter einander, und für einen Städter hält es ſchwer, ein Beduinenmädchen zur Frau zu bekommen. Die Regierung von S. befindet ſich in den Händen des Emir el Hadherebe, der aus den erſten Familien des Stammes gewählt wird; die Anzahl der letztern iſt fünf, und ſie unterſcheiden ſich von den andern durch das biſchariſche Wort Arteiga, welches Patricier bedeutet. Die Gerichtsbarkeit von El Geif iſt auch in den Händen des Emir, aber ſeine Gewalt über die Beduinen iſt unbedeutend, obſchon er bei ihren Verſammlungen den Vorſitz führt. Er hat einige Beamte, die zu ſelnem Hauſe gehören, um die genaue Anzahl der von jeder Karavane eingeführten Sklaven und Waaren ausfindig zu machen. Der türkiſche Zollinſpektor wohnt auf der Inſel und hat den Charaktee eines Aga. Die Zölle werden von allen eingeführten Waaren, beſonders von indiſchen Fabrikaten und Gewürzen, die für die Märkte in Sudan beſtimmt ſind, und oon allen Einfuhren aus Sudan erhoben, die zu Dſchidda nach andern Ländern verſchickt werden und hauptſächlich in Sklaoen, Pferden u. Tabak beſtehen; von jedem Sklaoen werden 2 und von jedem Pferde 3 Dollars bezahlt. Durra geht zollfrei ein, eben ſo alle Artikel, die in der Stadt bleiben. Nach der Eroberung von Mekka ſchickten die Wahabiten zwei Abgeordnete nach S., um das Volk zur Annahme der Lehren ihres Oberhauptes aufzufordern; allein man erlaubte ihnen nicht, nach dem Geif zu kommen, u. ſie mußten ſich bald wieder einſchiffen. Während der Herrſchaft der Wahabiten war es den Bewohnern von S. geſtattet, mie Dſchidda Handel zu treiben, allein als das Oberhaupt der Wahabiten, der treffliche Saud, mehre von ihnen zu Mekka mit ihrem buſchigen, mit Fett geſchmierten Haupthaare geſehen hatte, nöthigte er ſie, ihre Häupter mit einem Tuche zu bedekken, wie die arabiſchen Beduinen. Die Hadherebe und die Beduinen von S. haben dieſelben Geſichtszüge, dieſelbe Tracht, wie die nubiſchen Beduinen; ſie gehen vorzüglich in Dammur gekleidet, den man aus Sennaar einführt; die beſſeen Klaſſen beiderlei Geſchlechts aber tragen

das nubiſche Hemd von indiſchem Cambrik; jedoch haben ſie einen Anzug, den man in andern Theilen Nubiens ſelten zu ſehen bekommt, und der aus einem langen Stück Cambrik beſteht, wovon das eine Ende um die Lenden geſchlungen, das andere aber über die Bruſt und linke Schulter geworfen wird und frei auf dem Rücken herabhängt, so daß die Beine und der größte Theil des Oberleibes ganz nackt bleiben. Dies iſt das Lieblingsneglige der Hadherede; dazu kommen noch ein Paar ſchöne Sandalen u. drei bis vier Amulette, die am linken Ellenbogen hangen. Im Ganzen haben dieſe ſouakiniſchen Beduinen ſchöne u. ausdrucksvolle Geſichtszüge, aber dünne und ſehr kurze Bärte. Ihre Farbe iſt von dem dunkelſten Braun, das ſich dem Schwarzen nähert, allein ſie haben nichts Negerartiges in ihrem Geſicht; ſie ſind ein außerordentlich ſtarker und muskulöſer Schlag von Menſchen. Die Einwohner von S. treiben weiter kein Gewerbe als Handel, ſowohl zur See, als nach Sudan. Sie führen die Waaren, welche ſie von dem Feſtlande von Afrika erhalten, nach allen arabiſchen Häſen aus, bis nach Mokka hinunter, vorzüglich aber nach Dſchidda und Hodeida. In Dſchidda haben ſie ein Quartier, das ausſchließlich für ſie beſtimmt iſt, wo ſie in Binſenhütten, wie in jenen von El Geif, wohnen. Außer den Handelsartikeln von Schendy und Sennaar, nämlich Sklaven, Gold, Tabak, Räucherwerk und Straußfedern, ſegelt kein Schiff von S. nach irgend einen Theil der arabiſchen Küſte ab, ohne ſeinen Raum mit Durra von Taka angefüllt zu haben. Beinahe das ganze Hedſchas verſorgen ſie mit Waſſerſchläuchen, ledernen Säcken und Leder in Häuten; die Waſſerſchläuche werden ſowohl in den fünf vornehmſten Städten des Hedſchas, als auf dem offenen Lande verkauft; die Säcke kaufen nur die Beduinen, die ſie zum Weiterſchaffen ihrer Lebensmittel brauchen. Dieſe Artikel machen einen ſehr einträglichen Handelszweig aus, denn da Vieh im Ganzen in dem Hedſchas wegen Mangel an Weide ſehr ſelten iſt, und da man eine große Menge Waſſerſchläuche für die Pilgrime von Mekka braucht, ſo koſtet ein zuſammengenähtes Fell zu Dſchidda eben ſo viel, als ein Schaf zu S.; auch werden ſie, jedoch in geringerer Anzahl nach Innen ausgeführt. Man gibt ihnen vor allen übrigen Waſſerſchläuchen den Vorzug, weil das Leder trefflich gegerbt und die Naht gut gemacht iſt. Die Häute werden, wie in Oberägypten und am Nil hin, mit der Hülſenfrucht der Akazien gegerbt. Alle Beduinen in der Nähe von S. verkaufen ihre Häute auf dem Markt daſelbſt und nehmen Durra dafür. Das Leder und die Kuhhäute, die man nach Dſchidda ausführt, werden in Arabien zu Sandalen gebraucht; die beſten Häute aber, die in das Hedſchas eingeführt werden, kommen von Maſſua. Auch Butter führt S. nach Dſchidda aus; ſie iſt im flüſſigen Zuſtande, welches die einzige Art von Butter iſt, die man in dieſen Gegenden braucht. Man ſchüttelt die Milch in Ziegenfellen, bis ſich die Butter abſondert. Während der großen Wallfahrt ſind Mekka u. Dſchidda wegen dieſes Artikels von S. und Maſſna abhängig; ihr Verbrauch iſt an dieſen Orten ſehr groß, wo ſie alle Stände eſſen, und wo der ärmſte Mann die Hälfte ſeines täglichen Erwerbes ausgibt, um bei Tiſche nur genug Butter zu haben und bei dem Frühſtück wenigſtens ein Viertelpfund davon trinken zu können. Ferner nimmt jedes Schiff von S. eine Quantität Matten von Dumblättern mit; ſie ſind durch ganz Hedſchas und Jemen in allgemeinem Gebrauch. Daſelbſt ſind Dumbäume ſelten, und wenige Menſchen laſſen ſich ſo weit herab, ihren Lebensunterhalt durch Handarbeit zu verdienen, denn die Leute in Hedſchas ſind ſo faul, wie die im Innern Spaniens; dort wie hier lebt ein großer Theil des Volkes von den Spenden und Austheilungen der religiöſen Stiftungen, die von jeher den frommen Müßiggang befördert haben. Die Fußböden der Moſcheen zu Mekka und Medina ſind mit ſolchen Matten belegt, die faſt jedes Jahr durch die Geſchenke der Pilger erneuert werden, und wenige Hadſchis verlaſſen Mekka, ohne eine kleine, in Geſtalt eines Teppichs niedlich gearbeitete Matte von S. mitzunehmen, um darauf bei dem Beten zu knieen. Die Matten werden von den Beduinen in den Bergen von S. gemacht. Ein kleiner Schellfiſch, der an der afrikaniſchen Küſte ſehr gewöhnlich iſt, wird ebenfalls nach Dſchidda ausgeführt; vorzüglich eſſen ihn Kinder und arme Leute; er heißt Serumdack und ſoll ein Mittel wieder den Durchfall ſeyn. Auch werden Durra, Waſſerſchläuche und Matten nach Hodeida in Jemen ausgeführt, welches der Hauptmarkt für die Pferde iſt, welche von den Kaufleuten aus S. aus den Nilgegenden dahin gebracht werden. Der Scherif von Jemen kauft gern afrikaniſche Hengſte und zahlt für einen 200 Dollars. Dromedare von der trefflichen Biſchariraçe bringt man gleichfalls an Bord der großen Schiffe und ſchafft ſie nach Dſchidda. Kommen ſie glücklich da an, ſo wird das Stück für 60—80 Dollars oder ungefähr achtmal theurer verkauft, als man für ſie in S. zahlte, allein es ſtirbt wenigſtens die Hälfte von den eingeſchifften Thieren auf der Ueberfahrt; die Fracht für jedes Stück beträgt 10 Dollars. In Dſchidda kaufen die Handelsleute von S. alle indiſchen Waaren, die man für die afrikaniſchen Märkte braucht, nebſt denjenigen Luxusartikeln, nach welchen in S. Nachfrage iſt. Dergleichen ſind: Kleider und Schmuck für Frauen, Hausgeräthe, indiſcher Zucker, Kaffeebohnen, Datteln, welche im öſtlichen Nubien ſelten ſind. Auch wird von Dſchidda eine Menge Eiſen zu Lanzen und Meſſern eingeführt; dieſe werden von gewöhnlichen Schmieden verfertigt, welche allen Beduinen in einem Umkreiſe von 15 Tagereiſen dieſe Waffen liefern. Der Seehandel wird hauptſächlich mit Schiffen betrieben, welche den Einwohnern von S. und Dſchidda gehören, deren faſt ausſchließliches Geſchäft darin beſteht, zwiſchen den beiden Küſten hin und her zu fahren. Es vergeht keine Woche, ohne daß einige Schiffe von Dſchidda ankommen oder nach dieſem Hafen unter Segel gehen. Eingeborne von S. haben ſich in den meiſten Städten von Jemen niedergelaſſen, wo ſie die Stelle von Ge-

ſchäftsführern für ihre Landsleute verſehen. Die Schiffe werden oft mit Beduinen bemannt, die eben ſo geſchickt in der Handhabung des Tauwerks, als im Zubinden der Stricke ihrer Kameelladungen ſind; allein der größte Theil der Matroſen beſteht aus Somaulis von der afrikaniſchen Kuſte zwiſchen Habeſch und Kap Gardafui, welche die thatigſten Seeleute auf dem rothen Meere ſind. Der Steuermann iſt gewöhnlich ein Mann von Dſchidda oder aus Jemen. Die Einwohner von S. ſind auch fleißige Fiſcher und haben beſtändig einige Dutzend kleine Fiſcherboote auf der See. Fiſche findet man immer auf dem Markt. — S. kann als einer der erſten Sklavenmärkte im öſtlichen Afrika betrachtet werden; es führt jährlich von Schendy und Sennaar 2 bis 3000 Sklaven ein, faſt eben ſo viel, als nach Esne und Siut in Aegypten und nach Maſſua in Habeſch kommen, wo ſich die Anzahl der jährlich durchgeführten Sklaven auf 4000 beläuft. Man kann annehmen, daß von dieſen vier Punkten, aus den ſüdlichen Häfen von Habeſch und von der Mozambiqueküſte, Aegypten u. Arabien jährlich 15 bis 20,000 Sklaven bezogen werden, welche aus dem Innern Afrika's kommen. Der Markt von S. wird in dem Geif auf einem offenen Platz gehalten, der von Hütten umgeben iſt, wo man faſt dieſelben Artikel zum Verkauf ausgeſtellt findet, wie zu Schendy. Alle in der Umgegend hauſenden Beduinen beziehen ihren Durrabedarf von daher für Häute; der Verkauf der Durra an die nördlichen Beduinen iſt für die Hadherebe von Hadendoa ſehr vortheilhaft. In allen kleinen Geſchäften vertritt die Durra die Stelle der Münze; bei dem Großhandel ſind die Dollars gewöhnlich. Weder der Piaſter, noch der Para, noch die Goldmünzen der Türkei werden genommen, aber man hat viele in vier Theile zerſchnittene Para's, womit man Gegenſtände von geringem Werth bezahlt. Die Gewürzläden auf dem Markt von S. werden ausſchließlich von öffentlichen Frauenzimmern gehalten, welche Sklavinnen aus Habeſch ſind, denen ihre Herren die Freiheit geſchenkt haben. Alle Frauen in dem Geif gehen unverſchleiert, diejenigen aber, welche auf der Inſel wohnen, ſind verſchleiert und wie die Frauen in Arabien gekleidet. Auf der Inſel iſt ein Kaffeehaus, wo alle wichtigen Geſchäfte zwiſchen den Stadtbewohnern und der Hadherebe gemacht werden. Der Kaffee wird mit Durra bezahlt. Die Verbindung zwiſchen der Inſel und dem Geif geſchieht durch Flöße; denjenigen, der das Floß lenkt, bezahlt man mit einer Hand voll Durra; aber dieſen kleinen Fahrlohn haben die Einwohner von S. ſelten Luſt zu bezahlen; ſie ziehen ſich aus, befeſtigen ihren Mantel, ihre Sandalen und ihr Schwert auf dem Kopfe und ſchwimmen auf dieſelbe Art über den Kanal, wie die Aegyptier über den Nil. Sie ſind die geübteſten Schwimmer und beſitzen eine vorzügliche Geſchicklichkeit darin, den Körper bis oben an die Schultern im Waſſer in einer geraden Stellung zu erhalten, während ſie mit ihren unterſten Theilen vorwärts arbeiten, als ob ſie ſich auf feſtem Boden befänden. Die Beduinen von S. haben außerordentlich viel Vieh; man läßt es bloß während der Monate, welche unmittelbar auf die Regenzeit folgen, in der Nachbarſchaft, wo die umliegenden Ebenen etwas Weide liefern. Während der übrigen Zeit des Jahres treibt man es unter der Aufſicht eines Hirten in den Lagern der Hadendoa in die Berge. Zwiſchen der Stadt und allen benachbarten Beduinen findet täglich ein lebhafter Verkehr Statt. Etwa drei Stunden von S. befindet ſich ein Wadi im Gebirge, der von einem Bache bewäſſert wird und voll Dattelbäumen ſteht; es halten ſich gegenwärtig daſelbſt einige Beduinenfamilien auf. Zu S. geht die Sage, daß, als dieſer Ort der Aufenthalt eines Paſcha geweſen, in dieſem Wadi eine Stadt geſtanden habe, welche von S.s Bewohnern häufig beſucht worden ſey, und wo der Paſcha ſelbſt einen Theil der heißen Jahreszeit in einer kühlen Wohnung zugebracht habe. Die Habſucht der Schiffseigenthümer, welche häufig ihre Schiffe überladen, führt nicht ſelten den Untergang derſelben herbei. Erſt vor Kurzem ſind zwei Schiffe auf ihrer Fahrt von Dſchidda nach S. mit einer Menge Negerpilger an Bord an der Küſte nördlich von S. geſcheitert; nur wenige kamen mit dem Leben davon, und die Ladungen gingen gänzlich verloren. Kein Jahr vergeht ohne ſolcher Unfälle; allein der arabiſche Seemann ſagt: Allah iſt groß! und folgt der alten ſchlimmen Gewohnheit. Der Strand von S. und die ganze Kuſte weiter hinauf iſt ſandig und bietet zahlreiche Kalkſchichten; allenthalben findet man eine große Menge Muſcheln; beſonders bemerkt man die kleine weiße Muſchel Woda, womit die Zigeunerinnen in Nubien und Aegypten wahrſagen, indem ſie dieſelbe in die Höhe werfen, wenn ſie den Namen einer Perſon nennen, und die Lage beobachten, in welcher ſie auf die Erde fällt.

Soual, franz. Dorf mit Märkten, Depart. Tarn, Bez. Caſtres, rechts am Sor; 910 E.

Souanar, Land, ſ. v. a. Sennaar.

Souancé, franz. Dorf, Depart. Eure-Loire, Bez. Nogent-le-Rotrou; 1100 Einw.

Souan-Pau, chineſiſches Rechenbret.

Souanſchi, oſtind. Inſeln, Banda-Inſeln.

Souan Yang, aſiat. Stadt, China, Korea, Prov. Tſuen-Lo, weſtlich von Tyſin-Tſcheu.

Souara, afrikan. Ort, Tripolis (ſ. d.).

Souari (Bot.), nach einigen Autoren ſ. v. a. Saouari *Aubl.*

Souarkyeh-el, aſiat. Flecken, Arabien, Nedſched, ſüdöſtl. von Medina; 580 Einw.

Souayeli, Land, ſ. v. a. Zanguebar.

Soubadar (Subah), Vicekönige, Gouverneurs im mohammedan. Oſtindien.

Soubeirania (Bot.), nach Necker, Untergattung von Barleria *L.*

Soubeiren, Eugène, franzöſ. Chemiker, 1797 geboren, Profeſſor an der Specialſchule der Pharmacie zu Paris. Schrieb: Manuel de pharmacie, Paris 1827, 2. Ausg. 1831; — Nouv. traité de pharmacie théorique et pratique, daſ. 1835 f., 2 Bde., 2. Ausg. 1840, deutſch von Schödler, Heidelb. 1838 f., 2 Thle.; — Mém.

Digitized by Google

sur les eaux minérales artificielles, Par. 1840, deutſch, Leipz. 1840.

Soubès, franz. Dorf mit Märkten, Depart. Hérault, Bez. Lodève; 800 Einw.

Soubey, ſchweiz. Dorf, Kant. Bern, Bez. Delémont; 400 Einw.

Soubiſe (Geogr.), franz. Stadt, Depart. Charente-infér., Bez. Marennes, links an der Charente; Schloß, Mineralquellen; 600 Einw.; gab einer Linie des Hauſes Rohan den Namen.

Soubiſe (Geneal. u. Biogr.), altes franz. Geſchlecht; führte ſeinen Namen von dem gleichlautenden Flecken. Durch die Verheirathung der Erbtochter des Hauſes, Catherine de Partenai, mit dem Vicomte René II. von Rohan (ſ. d.) gingen Güter und Titel auf das Geſchlecht der Rohans über. Merkwürdig ſind die beiden aus dieſer Ehe entſproſſenen, und als Kriegshäupter der Hugenotten berühmten Söhne: der Herzog Henri von Rohan (ſ. d.) und der jüngere: 1) Benjamin von Rohan, Baron von Frontenai, als Erbe ſeiner Mutter Herr von S. Um 1589 geboren, verdiente er ſeine Sporen unter Moritz von Oranien in den niederländiſchen Feldzügen. Nachdem er ſeit dem J. 1611 mit ſeinem Bruder in allen Angelegenheiten der franz. Proteſtanten großen Einfluß geübt, ſchlug er ſich 1615 zur Partei des Prinzen Condé. In den Religionskriegen, die unter Ludwig XIII. 1621 wieder begannen, führte er das auf der Proteſtantenverſammlung zu Larochelle ihm anvertraute Kommando in den Provinzen Poitou, Bretagne und Anjou mit vieler Umſicht und bewies beſondere Tapferkeit bei der Vertheidigung des feſten Platzes Saint Jean-d'Angeli. Die Verhältniſſe zwangen ihn, ſich zu unterwerfen, aber die Verlockungen des Hofes ſcheiterten an ihm, und im Winter 1622 eröffnete er an der Spitze von 8000 Glaubensgenoſſen von Neuem den Krieg. Ludwig erſchien mit einer ſtarken Armee im Felde, vor welcher ſich S. mit Verluſt ſeines Geſchützes nach Larochelle zurückziehen mußte. Eine Reiſe nach England, in der Abſicht, Jakob I. zur Unterſtützung der proteſtantiſchen Sache zu bewegen, war diesmal ohne Erfolg. Er bemächtigte ſich darauf der Inſeln Ré und Oléron (Anfangs 1625), machte in dem kleinen Hafen Blavet an der bretagniſchen Küſte mit unbedeutender Macht einen Angriff auf die königliche, aus 15 großen Schiffen beſtehende Flotte und führte dieſelbe unter günſtigem Winde davon. Der König ließ ihm den Befehl über die franzöſiſche Seemacht antragen; allein S. blieb unzugänglich allen Verſuchungen und ermunterte vielmehr die Proteſtanten zur Fortſetzung des Kampfes. Er unternahm eine Expedition in die Landſchaft Medoc, die jedoch, wie beinahe alle ſeine Unternehmungen zu Lande, einen unglücklichen Ausgang hatte. Er war kaum auf die Inſel Ré zurückgekehrt, als eine von den Holländern gemiethete, 20 Segel zählende Flotte erſchien, mit der die Reſte der franz. Marine vereinigt waren. Nachdem er auch dieſer Streitmacht lange Stand gehalten, ſchlug ihn am 15. Septbr. 1625 der Herzog von Montmorency auf der Höhe der Inſel Ré und vertrieb ihn auch aus Oléron. Durch ſeine beredten Vorſtellungen wußte S. den Muth der Larocheller aufrecht zu erhalten und unternahm eine zweite Reiſe nach England, wo er Karl I. bewog, vom franzöſiſchen Hofe drohend die Erfüllung des Edikts von Nantes zu fordern. Die Folge davon war der Scheinfriede, den Richelieu am 6. April 1626 in aller Eile mit den Proteſtanten ſchloß, und der auch S. Auszeichnung und die Würde eines Pairs und Herzogs verſchaffte. Da es ihm jedoch nicht entging, daß Richelieu deſſenungeachtet Anſtalten zur Belagerung von Larochelle traf, blieb S. in England und bewirkte, daß unter dem Herzog von Buckingham eine ſtarke Flotte zum Entſatze von Larochelle abgeſchickt wurde. Die Expedition mißglückte in Folge des Mißtrauens, das die Larocheller gegen die Engländer hegten und nach 4monatlicher Operation, wodurch die Belagerung gar nicht geſtört wurde, mußte Buckingham den Rückzug nehmen. S. bewog hierauf Karl I. zu einer zweiten Unternehmung unter dem Grafen von Denbigh, die aber an der Unfähigkeit dieſes Führers ebenfalls gänzlich ſcheiterte. Auf Betrieb des unermüdlichen S. entſchloß ſich Karl I. ſogar, eine dritte Flotte unter dem abermaligen Befehle Buckinghams abgehen zu laſſen. Dieſer aber ſchob die Abreiſe möglichſt hinaus, und wurde, eben als er unter Segel gehen wollte, ermordet (2. Sept. 1628). Die Katholiken wälzten den Verdacht der blutigen That auf S., was ſich jedoch in Kurzem als Verleumdung herausſtellte. Der Graf von Lindſey erhielt nun den Auftrag, gemeinſchaftlich mit S. die Expedition zu leiten. Die Engländer aber, nicht geneigt einem Fremden zu gehorchen, verſagten zu einem kühnen Angriffe auf den Damm, den Richelieu hatte ins Meer bauen laſſen, die Mitwirkung und Larochelle, das letzte Bollwerk der Proteſtanten, fiel. Obſchon in den Frieden vom 29. Juni 1629 eingeſchloſſen, blieb S. dennoch in England, um von hier aus die Sache der Proteſtanten zu fördern. Er † zu London im J. 1642, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Die Güter und Titel des Hauſes S. erbte einer ſeiner Seitenverwandten Franz von Rohan. Ein Nachkomme dieſes Letztern war — 2) Charles von Rohan, Prinz von S., Pair und Marſchall von Frankreich, einer der reichſten Herren des franzöſiſchen Adels, geb. am 16. Juli 1715. Ohne Talent und Mühe ſtieg er als Freund Ludwigs XV. zu den höchſten militäriſchen Würden empor, begleitete den König als deſſen Adjutant in den Feldzügen von 1744—1748 und nöthigte 1746 Mecheln zur Kapitulation, in Folge deſſen er 1748 zum Marſchall de Camp und 1751 zum Gouverneur von Flandern und Hennegau ernannt wurde. Ein Günſtling der Marquiſe von Pompadour erhielt er bei Eröffnung des 7jährigen Kriegs das Kommando über ein Corps von 24,000 Mann, das jedoch von der franz. Hauptarmee unter dem Marſchall d'Eſtrées abhängig ſeyn ſollte. Seine erſten Operationen waren nicht unglücklich; er eroberte Weſel, beſetzte

Digitized by Google

Kleve und Geldern und drängte die Preußen auf die Hannoveraner zurück. Uebrigens fühlte er ſich durch das abhängige Verhältniß zu Eſtrées bei ſeinem Ehrgeize tief gekränkt; er trennte ſich daher im Sommer 1757 vom Hauptheer und vereinigte ſich mit der deutſchen Reichsarmee, um Sachſen von den Preußen zu ſäubern. Er hatte (Mitte Sept. 1757) Gotha erreicht und gedachte ſich daſelbſt mit ſeinen 8000 M. von den Strapazen des Marſches zu erholen. Schon war auf dem herzogl. Schloſſe für ihn und ſeine Generalität ein herrliches Mahl bereitet, als ganz unerwartet Seydlitz mit 1500 Mann Kavallerie vor den Thoren der Stadt erſchien und den Prinzen nebſt ſeinen Begleitern in ſolchen Schrecken verſetzte, daß er mit Zurücklaſſung vieler Gefangenen über Hals und Kopf floh und den Preußen den Platz an der Tafel laſſen mußte. Trotzdem daß er vom franz. Hof den Befehl zur Beziehung der Winterquartiere erhalten hatte, ſetzte er doch im Vertrauen auf ſeine Stärke die Operationen gegen die Preußen fort, bis er am 4. November bei Roßbach (ſ. d.) eine höchſt ſchimpfliche Niederlage erlitt, die außerdem dem Preußenkönige die Verbündeten wieder zuführte. S. ſelbſt wurde in der Schlacht verwundet und gefangen. Friedrich II. beſuchte ihn mitleidig in ſeiner Noth; in Paris überhäufte man ihn mit Schande und den tödlichſten Spöttereien, wiewohl S. ſich alle Mühe gab, die Schuld auf den Prinzen von Sachſen-Hildburghauſen zu ſchieben. Der König verlieh ihm, um ihn zu tröſten, das Portefeuille des Kriegsminiſters, gab ihm eine Penſion von 50,000 Livres und verſicherte ihn ſeiner Freundſchaft. Zugleich erhielt S., weil man vom Hofe aus ſeine Schande auszulöſchen wünſchte, 1758 das Kommando über eine neue Armee, wobei ihm aber der Herzog von Broglio zum Beiſtand gegeben wurde. Zwiſchen beiden herrſchte fortwährende Eiferſucht; trotzdem errangen die Franzoſen bei Lützelburg einen Sieg, in Folge deſſen die Landgrafſchaft Heſſen in ihre Hände fiel. S. erhielt den Marſchallſtab; Broglio, obwohl er den größten Antheil am Sieg hatte, ging leer aus. Im Feldzug von 1761 befehligten S. und Broglio zwei Corps am Rhein, ohne jedoch etwas zu erreichen. Als Broglio bei Fillingshauſen mit ſeinen Truppen geſchlagen wurde, ſchob er die Schuld auf S., der ihm nicht zu Hülfe gekommen war. Beide reichten Beſchwerde bei Hofe ein; S. — die Pompadour war ſeine Freundin! — behielt Recht und der fähige Broglio mußte das Kommando niederlegen und auf ſeine Güter gehen. Der Friede von 1763 machte endlich der kriegeriſchen Laufbahn S.s ein Ende. Nach dem Tode der Pompadour fand er eine eben ſo ſtarke Stütze an der Dubarry. Als Ludwig XV. ſtarb, war er der einzige von den Hofleuten, welcher dem Sarge folgte; ein Zug von Dankbarkeit, der allein Ludwig XVI. bewog, S. die Stelle im Miniſterrathe zu laſſen. Im Privatleben zeigte er ſich ſtets als humaner, wohlwollender Charakter. Ohne ſonſt Verſchwender zu ſeyn, verwendete er bis ins ſpäte Alter große Summen zur Unterhaltung von Schönheiten der Oper. Er † am 4. Juli 1787. Die Linie von Rohan-S. erloſch mit ihm.

Soubougea, ſ. Baumwolle.

Soubrette (franz.), Rollenfach der franzöſiſchen und deutſchen Bühne, wörtlich Zofe, Kammerjungfer. Die glänzende Zeit dieſes Rollenfachs iſt mit den Werken Marivaux's, Sedaine's, Picards zu Grabe gegangen, wo ſie der Typus einer vollſtändig ausgeprägten, in der Geſellſchaft anerkannten Perſönlichkeit war. Auch in Deutſchland war die S. zu Leſſings und Großmanns Zeiten, ja ſelbſt bis zu Kotzebue ein wichtiges Fach, das ſeither faſt ganz in der ſogenannten munteren Liebhaberin untergegangen iſt. Die bedeutendſte Soubrettenrolle, gewiſſermaßen der Gipfelpunkt, auf den ſie gelangen konnte, iſt unſtreitig die Suſanne in der „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais. Wie der Frontin, der franz. Kammerdiener, aus dem Leben und von der Bühne verſchwunden iſt, ſo auch die eigentliche S., daher jetzt im Allgemeinen die muntere jugendliche Mädchenrolle ſo genannt wird.

Soubuse (franz., Ornith.), ſ. v. a. Kornweihe, Circus Pygargus *Bechst.*

Soucelles, franz. Dorf, Dep. Maine-Loire, Bez. Angers, rechts an der Loire; 910 Einw.

Souceyrac, franz. Flecken, Dep. Lot, Bez. Figeac; 1690 Einw.

Sou-cha, chineſiſches Beuteltuch, Seiden-Gaze, 10 Meter lang, 53, 58, 60 bis 65 Meter breit, auch ein blau geſtreifter ſeidener Crepon aus China.

Souchang (angew. Bot.), ſ. v. a. Sutſchang, Theeſorte, ſ. Thea chinensis *L.*, II, 15.

Souche (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Ardèche, Bez. Largentière; 1150 E.; — 2) Dorf daſ., Dep. Vogeſen, Bez. St. Dié; Papierfabrik.

Souches, Ludwig Ratwich, Graf von, k. k. öſterreichiſcher Feldmarſchall, ſtammt aus einer Familie in Frankreich und wurde 1608 zu Larochelle geboren. Nachdem ſeine Glaubensgenoſſen, die Hugenotten, auch dieſen ihren letzten Zufluchtsort an die königl. Truppen verloren, verließ er ſeine Vaterſtadt und ging über Holland nach Schweden, wo er Kriegsdienſte nahm. Ein Streit mit ſeinem General, der mit einem Duell und dem Tode des letzteren endigte, war Urſache, daß er die ſchwediſchen Dienſte wieder verließ, um ſich über Deutſchland und Italien nach Frankreich zurückzubegeben. In Wien bewog ihn jedoch der Erzherzog Wilhelm, Bruder Kaiſers Ferdinand III., zur Annahme eines Dragonerregiments, und von da an verließ er die öſterreichiſche Armee nicht wieder. Als Kommandant von Brünn vertheidigte er mit vielem Ruhm 1645 dieſen Platz gegen den ſchwediſchen General Torſtenſon, welcher nach 4 Monaten und mit Verluſt vieler Mannſchaft die Belagerung aufheben mußte. Dafür ernannte ihn der Kaiſer zum Feldmarſchalllieutenant und Gouverneur von Mähren. Im J. 1674 kommandirte S. in den Niederlanden die kaiſerlichen Truppen, namentlich in der Schlacht bei Senef gegen den Prinzen von Condé, und ſtellte durch geſchickte Manövers das Treffen, das für die Alliirten ſchon beinahe verloren war, wieder her.

Durch dieſe Schlacht ward indeß nichts entſchieden und beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu. S. † 1682 in Mähren als Gouverneur dieſer Provinz.

Souchet (franz., Ornith.), ſ. v. a. Löffelente, *Anas clypeata L.*

Souchez, franz. Dorf, Dep. Pas-de-Calais, nördlich von Arras; 780 Einw.

Souchon (Biogr.), 1) François, Maler, 1787 zu Alais im Dep. Gard geboren, Schüler Davids, folgte aber, wie die meiſten Schüler jenes Meiſters, ſpäter der Kunſtweiſe der modernen franzöſiſchen Schule. Er malte viele Porträte, dann hiſtoriſche Darſtellungen und Genrebilder. In der Kathedrale zu Bordeaux iſt von ihm ein 12 F. hohes Bild des heil. Sebaſtian, welches er 1824 im Auftrage des Miniſteriums malte. Ein anderes großes Altargemälde ſtellt die Erweckung des Lazarus dar und iſt ſeit 1827 in der Kirche St. Nicolas-des-Champs in Paris. Es finden ſich von ihm auch verſchiedene Genrebilder und Porträte; malte auch mehre Darſtellungen aus der Geſchichte des franzöſiſchen Mittelalters. — 2) Wilhelm, Maler von Halberſtadt, beſuchte die Akademie der Künſte in Berlin und lebte daſelbſt noch 1845. Er malt Bildniſſe und Genreſtücke.

Souchons, les, franz. Dorf, Dep. Iſère, Bez. Grenoble, in einem ſchaudervollen und tiefen Thal.

Souchoung, ſ. v. a. Souchong, ſ. Thea.

Soucieux-en-Jareſt, franz. Dorf mit Märkten, Dep. Rhône, Bez. Lyon; 1100 Ew.

Soucy, franz. Flecken, Dep. Yonne, Bez. Sens; 720 Einw.

Soudah, Bergkette, ſ. v. a. Aſood, el.

Soudan (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Loire-infér., Bez. Châteaubriant, 2140 E.; — 2) Dorf daſ., Dep. Deux-Sèvres, Bez. Melle; 710 Ew.; — 3) Land, ſ. v. a. Sudan.

Souday, franz. Dorf, Depart. Loire-Cher, Bez. Vendôme; 1430 Einw.

Soude (franz., Min.), ſ. v. a. Soda. S. boratée, ſ. v. a. Borax; S. carbonatée, ſ. v. a. Natrumſalz; S. ſatée, ſ. v. a. Glauberſalz; S. muriatée, ſ. v. a. Steinſalz; S. nitratée, ſ. v. a. Natrumſalpeter; S. ſulfatée, ſ. v. a. Glauberſalz.

Soudeille, franz. Dorf, Dep. Corrèze, Bez. Uſſel; 440 Einw.

Soudenne, franz. Fluß, mündet in die Corrèze.

Soudeyr, Bezirk, ſ. Radſched.

Soudron, franz. Dorf, Dep. Marne, Bez. Châlons-ſur-Marne; alte gothiſche Kirche; 530 Einw.

Soudra (Schndra), Luſtſchloß, ſ. Kairo.

Souech, franz. Flecken, Dep. Ober-Garonne, Bez. St.-Gaudens, am Ger; 1080 Einw.

Souémes, franz. Dorf, Dep. Loire-Cher, Bez. Romorantin; Serge-Manufaktur; 1000 Einw.

Souera, Stadt, ſ. v. a. Mogador.

Souffelnheim, franz. Dorf, Dep. Niederrhein, Bez. Straßburg, am Eberbach; viel Töpferthon; 3000 Einw.

Souffiten, ſ. v. a. Soffiten.

Soufflet (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. Meerſchnepfe, *Centriscus Scolopax L.*

Souffleur (franz., Theaterw.), wörtlich Bläſer, Einbläſer, bei den Römern Monitores, mit ihren Gehülfen Secundarii genannt, bei den Italienern Luggeritore, bei den Spaniern Apuntator, bei den Portugieſen Apuatatoe, bei den Engländern Prompter, bei den Ruſſen Souflor. Mit der Entwickelung der regelmäßigen Komödie aus der extemporirten machte ſich das Bedürfniß eines Einhelfers fühlbar, der im Nothfalle dem Gedächtniſſe der Darſtellenden zu Hülfe kommen konnte. Die Aufgabe des S.s iſt es, zunächſt von den Darſtellenden ſitzend, ungehört vom Publikum, dieſen die Worte ihrer Rolle ſo zuzuflüſtern, daß ſie im Stande ſind, einen augenblicklichen Gedächtnißfehler zu verbeſſern, daneben aber ein aufmerkſames Auge auf den Gang der Darſtellung zu haben, Hülfe zu geben, ſo weit dies in ſeiner Macht ſteht und endlich für die Zeichen zum Anfangen und Endigen des Akts, die Verwandlungen, Tag und Nacht machen u. ſ. w. zu ſorgen. Ein guter S. iſt von dem entſchiedenſten Einfluſſe auf die Darſtellung der deutſchen Bühne, natürlich mehr oder minder nach dem Range der Bühne oder dem Perſonal derſelben. Man hat häufig das franz. Theater als muſtergültig aufgeſtellt, weil dort der S. nicht eher ſpricht, bis ein wirklicher Gedächtnißfehler vorkommt, und auf die leider nicht zu verkennenden Folgen hingedeutet, welche die fortdauernde Thätigkeit des deutſchen S.s auf die Darſtellung hat. Allerdings wäre es wünſchenswerth, wenn das deutſche Theater auch hierin dem franz. nachahmen könnte; man vergißt indeſſen, daß in Frankreich 20 bis 30 Proben Statt finden, wo in Deutſchland höchſtens 3, bei kleinen Bühnen auch wohl nur eine ausreichen muß; daß ein Stück täglich ſo lange hintereinander fortgegeben wird, bis das Publikum ſich gleichgültig gegen daſſelbe zeigt, während in Deutſchland täglich Anderes und unerſättlich nur Neues verlangt wird. Die fortdauernde Thätigkeit des S.s iſt alſo in Deutſchland ein nothwendiges Uebel, das nur die Geſchicklichkeit deſſelben mildern kann. Dieſe Geſchicklichkeit beſteht nun zuvörderſt in einem großen Intereſſe an der Sache, in deutlicher und doch leiſer Ausſprache, in Kenntniß lebender und todter Sprachen, in der Beurtheilungskraft, ob eine vom Schauſpieler überſprungene Stelle unbeſchadet wegbleiben, oder zum Verſtändniß des Ganzen derſelbe wieder darauf zurückgebracht werden muß. Wichtig iſt für ihn eine genaue Kenntniß der Perſönlichkeit aller Darſteller, ihre Gewohnheiten und Schwächen und die Erfahrung in den Proben, wo der Schauſpieler nicht ganz ſicher iſt. Häufig findet man vortreffliche S.e, die früher ſelbſt Schauſpieler waren, und dieſes Faktum ſcheint für die Behauptung zu ſprechen, daß dem S. ein gewiſſes dram. Talent innewohnen müſſe, wenn er allen Anforderungen ſeines Amtes entſprechen will. Mangelhaft iſt ſeine Dienſtleiſtung, wenn er, die Augen unverwandt auf das Buch geheftet, nur abliest, keinen der Darſteller anſieht, wenn er ſprechen ſoll, nicht winkt, wenn Jemand aufzutreten hat,

Digitized by Google

überhaupt nicht mit ganzer Seele im Buche und doch auch bei dem iſt, was auf der Bühne geſchieht. Dagegen hat er ſich zu hüten, den Eindruck, den er von komiſchen Scenen empfängt, durch Lachen zu verrathen u. dadurch die Schauſpieler in Verlegenheit zu bringen. Bei größern wohlgeordneten Bühnen iſt es Sitte, den S. an den Leſeproben Theil nehmen zu laſſen; wo dies nicht geſchieht, verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß er nicht unvorbereitet zur erſten Probe kommen darf. Gewiſſenhaft muß er im Streichen und Einſchieben der Zeichen in das S.-Buch ſeyn, um ſeinem Nachfolger das Geſchäft zu erleichtern. Die ſonſtigen Geſchäfte des S.s beſtehen an verſchiedenen Bühnen im Ausſchreiben der Rollen, Ausſchreiben der Briefe, Anfertigung der Scenerien, Kopiren der Austheilungen u. ſ. w.

Souffleur (franz., Säugeth.), ſ. v. a. großer Delphin, Delphinus Tursio *Fabr.*

Souffleurkaſten (Theaterw.), Aufenthalt des Souffleurs während der Aktdauer einer Vorſtellung, beſteht aus einem engen Verſchlage unter dem Podium des Proſceniums, gerade in der Mitte zwiſchen den beiden Beleuchtungslampen und hat gewöhnlich einen Eingang unter dem Theater, zu dem man durch die untere Maſchinerie gelangt. Im Podium ſelbſt befindet ſich ein viereckiger Ausſchnitt mit einem nach der Bühne geöffneten Kaſten bedeckt, der indeß nur ſo hoch iſt, daß die darin ſitzende Perſon nicht mit dem Kopfe anſtößt. Der S. iſt theils von Holz, am beſten aber von Blech, in Muſchelform, nach der Bühne zu ausgeſchweift. Ein kleines Pult und Beleuchtung von beiden Seiten iſt ſo angebracht, daß das Publikum nichts davon bemerkt. Kann der Eingang in den S. nicht unter dem Theater angebracht werden, wie man dies wohl bei kleinen und beſonders Liebhaberbühnen findet, ſo genügt eine Klappe dicht hinter dem Vorhange, durch welche man ungeſehen vom Publikum hinunterſteigt. Iſt vorn kein genügender Platz, ſo kann auch, wie dies bei allen engl. Theatern geſchieht, von der Seite, aus der 1. Kouliſſe ſoufflirt werden.

Souffleurs (franz., Säugeth.), d. i. Blaſer, ſ. v. a. die Cetaceenfamilie der Delphinodea od. Delphine (ſ. d. u. Wale).

Soufflot (Biogr.), 1) Jacques Germain, Architekt, einer der größten Künſtler, welche Frankreich im 18. Jahrhunderte zählte, wurde 1714 zu Irancy bei Auxerre geboren und von ſeinem Vater, einem Parlamentsadvokaten, zu den Studien beſtimmt, während der Sohn ſich mit Leidenſchaft der Kunſt hingab. Anfangs übte er dieſe ohne Anweiſung, als aber der Vater die unbeſiegbare Neigung erkannt hatte, kam er ſeinen Bemühungen zuvor und ermunterte ihn zu regelmäßigem Studium. Einen eigentlichen Meiſter hatte er aber nie; er bahnte ſich ſelbſt ſeinen Weg, der ihn bald nach Rom führte, wo er unter die Zahl der königlichen Penſionäre aufgenommen wurde. Hier machte er reißende Fortſchritte, und ſchon nach drei Jahren wagte er es, mit reifen Künſtlern zu konkurriren. Damals waren die Karthäuſer in Lyon Willens, eine neue Kirche zu bauen, wozu mehre Pläne einliefen. S.s Entwurf fand den meiſten Beifall und gründete dem Künſtler ein gutes Andenken in dieſer Stadt, wo ihm in Folge deſſelben nach ſeiner Rückkehr aus Italien einige andere Bauten übertragen wurden. Zu ſeinen früheſten gehört die Börſe, welche ſpäter zum proteſtantiſchen Kultus eingerichtet wurde. Bald darauf baute er das große Hoſpital (Hôtel de Dieu), deſſen 167 Toiſen lange Hauptfaçade noch immer eine Zierde des Kais iſt. Im J. 1754 baute S. das Theater in Lyon, ein Werk von ſchöner und zweckmäßiger Anordnung. Dann rühren in Lyon auch mehre ſchöne Privathäuſer von ihm her. Unter dieſen iſt beſonders das Haus Merlino zu nennen, die ſchönſte der Villen an der Saone. Durch die verſchiedenen Bauten, welche S. in Lyon ausführte, bahnte ſich ſein Genie den Weg nach Paris, wo ihm ſchon 1750 die Akademie die Thore geöffnet hatte. In dieſem Jahre begab er ſich mit dem Baudirektor Marquis de Marigny zum zweiten Male nach Italien und dehnte jetzt die Reiſe auch nach Sicilien aus, wo er die Ruinen von Päſtum zeichnete. Ueberhaupt machte S. viele Studien nach den Denkmälern des klaſſiſchen Alterthums, und ſuchte dieſelben dann in den eigenen Werken geltend zu machen, was für die Erweckung eines beſſeren Geſchmackes der Architektur in Frankreich von großer Wichtigkeit war. Er ſuchte den Formen der römiſchen Baukunſt allgemeinen Eingang zu verſchaffen, verfuhr aber bei der Anwendung derſelben mit einer zu großen Nüchternheit, welche ſelbſt an ſeinem Hauptwerke, dem Pantheon in Paris, beſonders an der Kuppel hervortritt. S. fand in dem Tadel ſeines Werkes die tiefſte Kränkung, und bald darauf raubte ihm ein Siechthum das Leben. Er hinterließ das Werk unvollendet, der Architekt Rondelet führte es aber glücklich zu Ende. Mit dem Plane der St. Genovefenkirche verband S. das Projekt eines großen Platzes, und die eine Hälfte deſſelben erhielt bereits vor der Vollendung durch die Erbauung der nach den Zeichnungen des Meiſters aufgeführten Rechtsſchule ihre Ausführung. S. verzichtete dabei auf jede Belohnung, der Verwaltungsrath ſicherte ihm aber durch einen feierlichen Beſchluß das Privilegium des unentgeltlichen Beſuches der Fakultät für alle ſeine Nachkommen zu. Ein Werk von Geſchmack und Pracht iſt die von ihm erbaute Sakriſtei u. die Schatzkammer von Notre-Dame. S. war ein Mann von dem edelſten Charakter. Er erhob ſich nie auf Koſten Anderer, er war Jedermanns Freund und Wohlthäter, und dennoch ſah er ſich ſpäter ſelbſt von ſolchen aufs heftigſte angegriffen und verlämdet, die ihm zu großem Danke verpflichtet waren, da er früher als Kontrolleur, und von 1776 an als General-Intendant der k. Gebäude einen großen Einfluß übte. Dieſe Anſchuldigungen, und der durch den Neid geſtörte Ruhm, welchen ihm ſein Pantheon ſichern mußte, brachen ihm das Herz und brachten ihn 1781 in die Grube. Man wollte ihn nicht in der von ihm erbauten Kirche begraben, die Geiſtlichen von St. Geneviève verlangten aber auf Veranlaſſung des Biſchofs von Brieux im Momente der Beerdigung den Leichnam, und ſomit

wurde er im Pantheon beigeſetzt. Der Architekt G. M. Dumont ſetzte ihm durch die Herausgabe ſeiner Werke ein Denkmal. S. hinterließ auch eine Kunſtſammlung, über welche ein Auktionskatalog ſich findet. Mehre ſeiner Plane und Entwürfe wurden in Kupfer geſtochen. — 2) R., Architekt und Neffe des Vorigen, hatte den Beinamen des **Römers**, weil er längere Zeit in Rom ſich aufdielt. Später begab er ſich nach Paris, wo er einige Privatbauten fühete. Der Plan zum Hôtel Montholon iſt durch Kraffts „Plans des plus belles maisons de Paris“ bekannt. Von ihm ſind auch 6 Blätter mit römiſchen Bauwerken unter dem Titel: Monuments de l’architecture Romaine. S. † um 1802.

Souffrance (franz.), ein offenſtehender Rechnungspoſten, mit dem die einlaufenden Rechnungen nicht übereinſtimmen.

Souffrière (franz., Geognoſ.), fälſchlich ſ. v. a. Soufrière, Solfatara, ſ. d.

Souffrignac, franz. Dorf, Dep. Charente, Bez. **Angoulème**; ergiebige Eiſenminen; 380 Einw.

Soufia, afrik. Fluß, im Nordweſteu von **Madagaskar**, fließt in den Kanal von Mozambique.

Soufre (Geogr.), aſiat. Inſel, **Lieu-Khien-Archipel**, nordweſtl. von Groß-Lieu-Khieu; ringsum ſehr ſteil. Den ſtarken Schwefeldunſt der Inſel empfindet man ſchon in einer Stunde Entfernung. Der Schwefel auf dem Boden iſt das Erzeugniß eines Vulkans im Nordweſten.

Soufre (franz., Min.), ſ. v. a. Schwefel (ſ. d.).

Soufrière (feanz., Geognoſ.), ſ. v. a. Solfatara (ſ. d.).

Soufrière, la, Berg, ſ. **Guadeloupe**.

Songé (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Indre, Bez. **Châteauroux**; Markt; 430 Einw.; — 2) **S.-le-Beuand**, Dorf daſ., Dep. Mayenne, Bez. **Laval**; Märkte; 660 Einw.; — 3) **S.-le-Ganelon**, Dorf daſ., Dep. Sarthe, Bez. **Mamers**, links von der Sarthe; 1530 Einw.; — 4) **S.-ſur-Braye**, Dorf daſ., Dep. Loire-Cher, Bez. **Vendôme**, links an der Braye; 1390 Einw.

Songères-les-Simons, franz. Dorf mit Märkten, Dep. Yonne, Bez. **Auxerre**; 1180 E.

Souglan, franz. Weilee mit Blech- u. Zinnhammer, Dep. Aisne, Bez. **Vervins**.

Sougraigne, franz. Dorf, Dep. Aude, Bez. **Limoux**; 3 Salzquellen; 390 Einw.

Souham, **Joſeph**, Graf, franz. Diviſionsgeneral, den 30. April 1760 zu Tulle im Depart. Corrèze geboren, nahm ſehr jung als Gemeiner Dienſte im Regiment Royal-Cavalerie. Sein impoſantes Aeußere, ſeine große Körperkraft und Tapferkeit hoben ihn ſchon in den eeſten Feldzügen des Revolutionskrieges ſchnell empor. Nachdem er ſich bei Jemappes als Bataillonschef ausgezeichnet hatte, befehligte er 1793 unter Jourdan eine Diviſion, aus den Brigaden Darndels, Macdonald und Dumoneeaux beſtehend. S. unternahm im Oktober, um die Feinde in ihrer Stellung an der Sambre zu Entſendungen zu vermögen, eine Diverſion nach Flandeen, eroberte Menin und Marchiennes mit bedeutenden Magazinen, und erreichte den vorgehabten Zweck, obgleich ſein Rückzug nicht ohne Verluſt ſtattfand. Im J. 1794 nahm S. an allen Gefechten auf demſelben Kriegsſchauplatze unter Pichegru rühmlichen Antheil. Moreau und S. führten in dieſem Feldzuge den Oberbefehl über mehre Diviſionen. Während Moreau bei Moeseroen, 29. April, ſiegreich focht, griff S. mit 30,000 M. die veeſchanzten Höhen von Caſtel an, und warf den Feind mit anſehnlichem Verluſt an Geſchütz und Gefangenen gegen Touenai zurück. Als die Verbündeten zur Schlacht von Tourcoing, 18. Mai, anrückten, war Pichegru abweſend; S. und Moreau entwarfen die Anordnungen, und erſteer übernahm mit 45,000 Mann die Hauptrolle. Er rückte am 18. früh gegen Toureoing und Waterlos vor und warf die feindlichen Kolonnen in Unordnung zurück. Moreau kämpfte auf dem linken Flügel bei Linſelles. Im Juni deckte S. die Belagerung von Ypern und beſtand ein glückliches Geſecht gegen Clairfait am 20. Juni bei Deynſe. Er eroberte hierauf Herzogenbuſch, belagerte Nimwegen, und gab, als dieſes, 8. November, kapitulirte, einen Beweis ſeiner edlen Geſinnung, indem er der abziehenden holländiſchen Garniſon, welche auf ihren Flößen in Geſahr gerieth, zu ertrinken, unter dem Fener der engliſchen Batterien hülfreichen Beiſtand leiſtete. S. befand ſich 1795 bei der Eroberung Hollands und 1796 bei der Rheinaemee unter Jonedan. Im J. 1799 führte er unter dieſem Feldherrn in der Schlacht von Stockach, 25. März, die mittlere Kolonne und wird bei dieſer Gelegenheit angeklagt, dadurch, daß er die bereits erlangten Vortheile nicht kräftiger verfolgt habe, an dem übeln Ausgange der Schlacht Schuld geweſen zu ſeyn. Im J. 1800 befehligte er bei der Rheinarme unter Moreau eine Diviſion von 8000 M., mit welcher er bei dem linken Flügelcorps unter General St. Suzanne ſtand und mehren hitzigen Treffen in der Nähe von Ulm im Mai und Juni beiwohnte. Als am 3. Dec. Moreau den Sieg von Hohenlinden erfocht, war S. mit ſeiner Diviſion gegen ein feindliches Corps unter General Klenau auf dem linken Donauufer an der Altmühl detachirt und beſetzte Regensburg. Mit Moreau und Pichegru eng verbunden, wurde S. 1804 in deren Prozeßverwickelt. Auf jeden Fall war er ſchuldlos, und hatte ſich nur durch die Freimüthigkeit, mit welcher er ſeine Achtung für Moreau ausſprach und Napoleons Ehegeiz tadelte, deſſen Haß zugezogen. Nach mehren Monaten enger Haft im Tempel wurde S. entlaſſen, aber ſeiner Stelle entſetzt. Er erhielt dieſelbe im J. 1807 wieder und 1808 das Kommando einer Diviſion beim 7. Armeecoeps unter Gouvion St. Cyr in Katalonien. Seine Diviſion, aus 8 Bat. und dem 24. Dragonerregiment beſtehend, deckte die Belagerung von Roſas und ſchlug an der Fluria den General Alvarez, am 24. November. S. hatte großen Antheil an dem Gewinn dee Schlacht am Llobregat, 21. Deebr., und beſtand am 25. Februar 1809 ein lebhaftes Treffen gegen ein weit überlegenes ſpaniſches Corps unter General Reding bei Valls. Er behauptete ſeine Stellung,

bis die italieniſche Diviſion Pino zu ſeiner Unterſtützung ankam, worauf die Spanier mit Verluſt ihrer Artillerie, Equipage und vieler Gefangenen bis Taragona zurückgeworfen wurden. Im Herbſt 1809, als Augereau an Gouvion St. Cyrs Stelle getreten war, deckte S. die Belagerung Girona's und lieferte unaufhörliche Gefechte gegen die ſpaniſchen Corps unter Blake, welche jener Feſtung Unterſtützungen zuzuführen ſuchten. Als General O'Donnell aus der Feſtung durch die franzöſiſche Belagerungsarmee brach, gerieth S. in große Gefahr und mußte, faſt entkleidet, aus ſeinem Quartiere entfliehen. Nach der Uebergabe von Girona, 10. December, erhielt ſeine Diviſion die Beſtimmung, die Inſurgenten in Oberkatalonien zu bekämpfen. Eine Reihe von Gefechten, die er beſtand, erwarben ihm und ſeinen Truppen große Ehre. Im Febr. 1810 befand er ſich bei Vich mit kaum 4000 M. in einer ſehr kritiſchen Lage; alle frine Verbindungen waren durch die Migueiets abgeſchnitten. Der bereits grnannte ſpaniſche General O'Donell, deſſen kühner Ausfall aus Girona ihm einen großen Namen erworben hatte, unternahm am 20. Februar mit mehr als dreifacher Ueberzahl einen Angriff auf S., welcher jedoch in einem mehrſtündigen Kampfe nicht nur ſeine Stellung behauptete, ſondern auch die Spanier mit großen Verluſten in die Gebirge zurückwarf. S. erhielt gleich bei Beginn des Gefechts eine ſchwere Verwundung am Kopfe, die ihn jedoch nicht hinderte, fort zu kommandiren. Einige Zeit darauf ſah er ſich indeß genöthigt, zu ſeiner Heilung nach Frankreich zu gehen. Im J. 1812 erſchien S. von Neuem auf dem Kriegsſchauplatze in Spanien, wo er eine Diviſion in der Nordarmee unter General Dorſenne befehligte. Er bewerkſtelligte bei Panroido, zwiſchen Burgos und Brivieseo, im September ſeine Vereinigung mit der bei Cabeza-Velloza am 22. Juli grſchlagenen Armee von Portugal, deren interimiſtiſcher Obergeneral, Clauſel, an S., als älteren Diviſionsgeneral, das Kommando der genannten Armee übergab. Er rückte im Oktober, nachdem das Heer ſich von den gehabten Unfällen etwas erholt und Verſtärkungen erhalten hatte, gegen Burgos vor, drſſen Citabelle von Wellington belagert wurde. Derſelbe ſah ſich genöthigt, abzuziehen, und wurde von S. lebhaft verfolgt. Im November vereinigte ſich die Armee von Portugal mit drn Armeen des Südens und Centrums unter Marſchall Soult und General Drouet, welche nun, unter Soults Oberbefehl, die engl.-ſpaniſche Armee noch einmal nach Portugal zurückdrangten. S. verließ um dieſe Zeit die Armee, um ſich, wie behauptet wird, in Folge einer lebhaften Erklärung gegen König Joſeph, nach Frankreich zu begrben. Im Frühjahrr 1813 organiſirte er 2 Diviſionen zu Mainz, und erhielt hierauf eine Diviſion im 3. Armeecorps unter Ney. Auf dieſe Diviſion waren die erſten Angriffe drr ruſſiſch-preußiſchen Armee in der Schlacht von Groß-Görſchen vom 2. März gerichtet. Sie verlor bei dem heftigen Kampfe um die Dörſer Groß- und Klein-Görſchen und Rahna die Hälfte ihres Beſtandes. Der Kaiſer äußerte ſeine Zufriedenheit mit S.s Benehmen in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, und ernannte ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion. Ohne von der Gnade des Kaiſers etwas für ſich ſelbſt zu erbitten, benutzte S. deſſen Stimmung, um von ihm die Freiheit ſeines Freundes, des ſeit der Kapitulation von Baylen im Gefängniß zu Ham befindlichen General. Dupont zu erlangen. S. wohnte den 20. und 21. Mai der Schlacht von Bautzen bei, und übernahm, als nach dem Waffenſtillſtande Marſchall Ney zu einem Oberkommando abberufen wurde, den Oberbefehl über das 3. Armeecorps. In der für die Franzoſen ſehr nachtheiligen Schlacht an der Katzbach, 26. Auguſt, wurde S. leicht verwundet, und bildete, da ſein Corps am wenigſten gelitten hatte, mit der Reiterei unter Sebaſtiani dir Arrièregarde Macdonalds. In der Schlacht von Leipzig ſendete Ney am 16. Okt. 2 Diviſionen des 3. Corps unter S. aus deſſen Stellung nördlich von Leipzig bis Eutritzſch gegen Wachau, wo ſich der Kaiſer im heftigen Kampfe befand. Als kurz nach deren Abmarſch Blücher bei Möckern angriff, war der Abgang jener Diviſionen, die auch bei Wachau zu ſpät ankamen, und daher an dieſem Tage nur hin- und hermarſchirten, eine der Urſachen der großen Niederlage, die das marmontſche Corps bei Möckern erlitt. In der Schlacht am 18. ſtand das 3. Armeecorps an der Parthe und S. zeichnete ſich beſonders bei dem Kampfe um das Dorf Schönfeld in hohem Grade aus; er wurde bei dieſer Gelegenheit verwundet. Während des Feldzugs 1814 ſtand S. mit einer Diviſion Nationalgarde unter Marmont, focht in der Schlacht von Paris und zog ſich, in Folge der wegen deſſen Räumung abgeſchloſſenen Kapitulation, nach Eſſonne zurück, bei den hier zwiſchen Marmont und Schwarzenberg gepflogenen Unterhandlungen, welche den Zweck hatten, die Truppen unter den Befehlen des erſteren aus den Reihen der napoleoniſchen Armre hinweg und in ein Kantonnement im Rücken der verbündeten Heere zu führen, nahm S. Theil. Als Marmont am 3. April mit Ney, Macdonald und Caulaincourt nach Paris reiſte, um die verbündeten Monarchen dahin zu bringen, Napoleons Thronentſagung zu Gunſten ſeines Sohnrs anzunehmen, befahl Marmont dem General S., mit den Truppen des 6. Armeecorps bis zu ſeiner Rückkrhr in der Stellung bei Eſſonne zu bleiben. Tags darauf erhielt dieſer Befehl, ſich bei drm Kaiſrr in Fontainebleau einzufinden, und beſchloß, da er den bereits erwähnten Anſchlag verrathen glaubte, ihn ſofort auszuführen; er marſchirte demnach mit dem genannten Corps am 5. April nach Verſailles. Bis zu dieſem Augenblick war in Paris noch nichts entſchieden; Napoleons Bevollmächtigte bemühten ſich, darzuthun, daß es gefährlich ſeyn würde, den Kaiſer, dem die Armee innig ergrben ſey, aufs Aeußerſte zu bringen. Die Nachricht von dem Uebertritt drs 6. Armeecorps entſchied die Frage ſehr zum Nachtheil Napoleons, indem Kaiſer Alexander ſogleich erklärte, jetzt nur eine unbedingte Entſagung annehmen zu wollen. Als die Truppen des 6. Corps, welche in der Meinung ge-

ſtanden hatten, gegen den Feind vorzurücken, in Verſailles den wahren Zuſammenhang erfuhren, empörten ſie ſich, und S., auf den mehre Schüſſe fielen, mußte flüchten. Die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber urtheilen ſehr nachtheilig über das Benehmen des Generals S. in dieſer Angelegenheit. Von Ludwig XVIII. erhielt er das Kommando der 20. Militärdiviſion, blieb während der hundert Tage in Unthätigkeit, wurde 1816 zum Generalinſpekteur der Infanterie, 1818 zum Gouverneur der 5. Militärdiviſion und 1821 zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Durch die Ordonnanz vom 15. Nov. 1830 wurde er in Ruheſtand verſetzt, † im Mai 1837.

Soui (Geogr.), 1) aſiat. Stadt, China, Prov. Hu-Pe, nordweſtl. von Wu-Tſchhang; — 2) S.-Ching-Bao, Stadt daſ., Songarei, weſtl. vom Fluß Schaar; — 3) S.-Ding-Tſching, Stadt daſ., nordweſtl. von Kuldſcha; — 4) S.-Ken, Stadt daſ., China, Prov. Schan-Si, ſüdlich von Thai-Yu; — 5) S.-Ki, Stadt daſ., auf der Halbinſel Loui-Theu.

Souillac (Geogr.), 1) franz. Weiler, Dep. Corrèze, unweit Tulle; viele Werkſtätten, zu den Waffenfabriken in Tulle gehörig; — 2) Stadt daſ., Dep. Lot, Bez. Gourdon, in einem fruchtbaren Thal, rechts an der Dordogne, über die eine ſchöne Steinbrücke führt; letzter Flußhafen für den Ochſenttansport zu Waſſer, Handelstribunal, Gerberei, Farberei, Tabakbau, Handel mit Wein, Leder, Salz, Truthühnern, Paſteten ꝛc.; 3090 Einw. In der Nähe zwei natürliche Springquellen.

Souilly, franz. Dorf, Dep. Meuſe, Bez. Verdun, am Urſprung der Couzanee; 960 E.

Soui-manga (Ornith.), ſ. v. a. Blumenſauger, Cinnyria *Cuv.*, Untergatt. von Certhia *L.* (ſ. d.).

Souirirl (Ornith.), ſ. v. a. Königs-Würger, Tyrannna audax *Cuv.*

Soui-Te, aſiat. Stadt, China, Prov. Schen-Si, nordöſtl. von Si-An, am Bou-Tin-Ho.

Souk-Dakel, aſiat. Flecken, Arabien, Yemen; beträchtlicher Kaffeehandel.

Soukens (Biogr.), 1) Jan, Maler von Bommel, blühte um 1690, malte Rheinanſichten mit Figuren, Bilder von ſchöner Färbung und geiſtreicher Behandlung. — 2) Hendrik, Maler, geb. zu Salt-Boemel (Bommel) 1680, Sohn des Vorigen, ging nach Italien, † aber ſchon 1711. Er malte hiſtoriſche und allegoriſche Darſtellungen, gewöhnlich im Geſchmacke von Laireſſe. Auch Landſchaften und Studien nach dem Leben finden ſich von ihm, ſo wie Zeichnungen, unter welchen jene von antiken Werken beſonders geſchätzt werden.

Sou-Kone (Sok-kokk), kleine chineſ. Inſel, nördlich von Groß-Lieu-Khieu.

Soulac, franz. Dorf, Depart. Gironde, Bez. Leſparre, links an der Mündung der Gironde; 760 Einw. Hier hat das Meer viel Land weggeſpült.

Soulagiren (v. Franz.), 1) erleichtern; — 2) aufrichten, beruhigen. Daher Soulagement, Unterſtützung, Beruhigung, Troſt.

Soulaines, franz. Flecken, Depart. Aube, Bez. Bar-ſur-Aube; viele Ziegelbrennereien; 840 Einw.

Soulamo, oſtind. Vorgebirg, Sunda-Inſeln, Inſel Timor, an der Weſtküſte; 9° 58′ 38″ ſüdl. Br. und 141° 14′ 56″ öſtl. L.

Soulamea (Bot.), nach Lamarck, Herz-Ramſel nach Oken, Gattung der Polygaleae *Dec.*, Hexandria Digynia *L.* Charakter: Blüthen klein, grünlich-weiß, in achſelſtändigen, kurzen Trauben. Kelch ſehr klein, 3theilig. Blumenblätter 3, das untere ausgehöhlt. Staubgefäße 6. Narben 2, ſitzend. Flügelfrucht zuſammengedrückt, verkehrt-herzförmig, 2fächerig, 2ſamig, korkig. Einzige Art: S. amara *Lam.* Strauch oder Baum in Oſtindien, auf den Molukken und Sunda-Inſeln. Stamm und Aeſte mit weißlich-grauer Rinde. Blätter oval-länglich, fußlang, ſtumpflich, einzeln ſtehend, gegen das Ende der Zweige mehr genähert. Die Früchte, die Wurzel und die Rinde ſchmecken ſehr bitter, im mindern Grade auch die übrigen Theile; ſie werden deshalb auf den indiſchen Inſeln allgemein und häufig als toniſche Arzneimittel gebraucht. Rumph, Amb., 2, T. 41.

Soulange, Ste., franz. Dorf, Dep. Cher, Bez. Bourges; 1090 Einw.

Soulangia (Bot.), nach Brongnart, Pflanzengattung. Arten unter Phylica.

Soulans, franz. Dorf mit Märkten, Dep. Vendée, Bez. Sables-d'Olonne; 1780 E.

Soulatge, franz. Dorf, Dep. Aude, Bez. Carcaſſonne; 310 Einw. Geburtsort des gelehrten, Benediktiners Bernhard von Montfaucon.

Soulaucourt, franz. Dorf, Depart. Ober-Marne, Bez. Chaumont; Weinhandel; 460 E.

Souleie (franz., Ornith.), ſ. v. a. Steinſperling, Fringilla petronia *L.*, Coccothrauates petronia *Cuv.*

Soule (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Manche, Bez. St.-Lo; 1070 Einw.; — 2) Ste. S., Dorf daſ., Dep. Charente-infér., Bez. la-Rochelle; 1490 Einw.; — 3) ſonſt Theil der Gascogne, jetzt mit dem Depart. Nieder-Pyrenäen vereinigt; Hauptſtadt: Mauléon.

Soulemyeh, el-, aſiat. Stadt, Arabien, Nedſched, ſüdöſtl. von el-Derreyeh.

Soulerſche Bergamotte (Pomol.), ſ. Bergamottenbirnen 14).

Soulié, Melchior Frédéric, einer der furchtbarſten Schriftſteller der neueſten franzöſ. Literaturperiode, iſt 1800 geboren und war eine Zeit lang Advokat, dann Steuerbeamter, ſpäter Dirigent einer Tiſchlerei und erhielt endlich eine Stelle als Unterbibliothekar auf dem Arſenal. Er begann als dramatiſcher Dichter und ließ 1828 eine Tragödie „Romeo et Juliette“ erſcheinen. Es war ein romantiſcher Stoff, aber die Form des klaſſiſchen Drama's noch beibehalten; ſchon 1829 aber warf er ſich ganz in die Romantik, wie dies ſeine „Christine à Fontainebleau“ beweiſt, und lieferte nun eine lange Reihe von Dramen und Melodramen, von denen einige bei der Menge, auf die ſeine Stücke in ihrer effektreichen Anlage berechnet ſind, außerordentlichen Beifall fanden. So wurde unter Andern ſein Drama „Clotilde“ (1832) über hundert

Male aufgeführt. Neben dem Drama hat S. den hiſtoriſchen Roman kultivirt. Aber auch ſeine Leiſtungen in dieſem Fache ſind, wie man es von einem Schriftſteller, der mit wahrer Haſt und um des augenblicklichen Erfolges willen ſchreibt, nicht anders erwarten kann, von ſehr ungleichem, ſelten von höherem Werthe. Wir nennen von ſeinen hiſtoriſchen Darſtellungen dieſer Art: „Le vicomte de Beziers“ (2 Bde., Paris 1834); — „Le comte de Toulouse“ (2 Bde., daſ. 1845); — „Romans historiques du Languedoc“ (4 Bde., daſ. 1836—37) und — „Le comte de Foix“. Am glücklichſten iſt S. in den Schilderungen moderner Sitten und in der Darſtellung des alltäglichen Lebens. Dies zeigt ſich beſonders in ſeinem „Les deux cadavres“ (Par. 1832); — „Le Magnétiseur“ (2 Bde., daſ. 1835); — „Un été à Meudon“ (2 Bde., daſ. 1836); — „Deux séjours: Province et Paris“ (2 Bde., daſ. 1836); — „Le conseiller d'état“ (2 Bde., daſ. 1835); — „Mémoires du diable“ (daſ. 1837); — „L'homme des lettres“ (3 Bde., daſ. 1838); — „Diane et Louise“ (daſ. 1839); — „Le maitre d'école“ (2 Bde., daſ. 1839); — „Maison de campagne à vendre“ (2 Bde., daſ. 1841); — „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait“ (daſ. 1842) u. A. Im Sommer 1840 unternahm S. eine Reiſe nach Baden und durch die Rheinlande, über welche er in dem „Journal des Débats“ auf die ergötzlichſte Weiſe berichtete.

Soulier, le=, franz. Dorf, Dep. Hérault, Bez. St.=Pons=de=Thomières; 1290 E.

Souligné (Sous=Ballon), franz. Dorf, Dep. Sarthe, Bez. Mans; 1150 Einw.

Soulima, Reich, ſ. Sierra Leone und Kankan.

Soulom, franz. Dorf, Dep. Ober=Pyrenäen, Bez. Argelès; 330 Einw.

Soulong=Thee (angrw. Bot.), ſ. v. a. Schulang=Thee, ſ. Thea chinensis *L.*, I, 6.

Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien, Marſchall von Frankreich, 1815 und 1830 Kriegsminiſter, 1831 Konſeilpräſident, geb. am 29. März 1769 zu St. Amans, Departement Tarn, iſt nach einigen Angaben der Sohn eines Landmanns, nach andern eines Rechtsgelehrten. In ſeinem 16. Jahre trat er als Gemeiner in das Regiment Royalinfanterie, war bei Ausbruch der Revolution Unterofficier, und erhielt durch Hoche die Anſtellung als Hauptmann in deſſen Generalſtabe. Als ſolcher zeichnete er ſich bei mehren Gelegenheiten, unter andern in der Schlacht von Kaiſerslautern aus, ſo wie ſpäter als Chef des Generalſtabes bei dem General Lefebvre in den Schlachten von Fleurus. Im J. 1794 zum Brigadegeneral ernannt, befand er ſich im folgenden Jahre bei der Belagerung Luxemburgs, 1796 bei der Sambre= und Maasarmee unter Jourdan. Die Schlacht von Altenkirchen (4. Juni), ſo wie die darauf folgenden Gefechte an der Lahn, gaben S. Gelegenheit, ſich bemerkbar zu machen. Als die franz. Armee nach dem Gefechte von Wetzlar, 15. Juni, zurückgehen mußte, war er detachirt bei Herborn u. von der Armee abgeſchnitten. Ney mußte ſich, um ihm den Befehl zum Rückzug zu bringen, mit einer Schwadron den Weg zu ihm erkämpfen, und beide bewirkten unter immerwährenden Gefechten gegen einen überlegenen Feind, ihre Vereinigung mit der franz. Armee. S. führte, als hierauf Jourdan am Main vordrang, die Avantgarde, welcher Auftrag ihm auch 1797, bei Paſſirung des Rheins, unter Hoche, zu Theil wurde. In den Berichten über die Schlacht von Neuwied und die darauf folgenden Gefechte wird S. oft rühmend erwähnt. Im J. 1799 befehligte er eine Brigade in der Avantgarde, unter Lefebvre, bei der Donauarmee. Als letzterer im Gefechte von Oſtrach, 21. März, bleſſirt wurde, übernahm S. das Kommando der Diviſion, an deren Spitze er, beſonders in der Schlacht von Stockach, 25. März, Großes leiſtete und die erſten Proben ſeines Feldherrngenies ablegte. Die von ihm gegen Liptingen gerichteten Angriffe hatten den beſten Erfolg; nachdem die franz. Kolonnen auf andern Punkten zurück geſchlagen waren, führte der Erzherzog Karl in Perſon die Reſerven gegen die Diviſion S., welche nur nach hartnäckigem Widerſtande zum Rückzuge gezwungen werden konnte. S. wurde hierauf zum Diviſionsgeneral ernannt und zu der Armee in der Schweiz unter Maſſena verſetzt. Er unterwarf, theils durch Unterhandlungen im Kanton Schwyz, theils durch die Gewalt der Waffen, in Uri und Unterwalden, die empörten Schweizer und focht am 25. Mai bei Frauenfeld und am 4. Juni in der erſten Schlacht bei Zürich. Im September befehligte er 10,000 Mann, die zwiſchen dem Züricher= und Wallenſtädter=See den rechten Flügel von Maſſena's Stellung bildeten. Während dieſer in der zweiten Schlacht von Zürich, 25. Sept., den General Korſakow ſchlug, focht S. an der Linth. In dieſem Gefechte wurde, vermuthlich zum erſten Male, mit glücklichem Erfolge, ein Schwimmercorps angewendet, welches, aus 150 Mann beſtehend, die öſterreichiſchen Vorpoſten überfiel. Das öſterreich. Corps erlitt eine vollſtändige Niederlage, und auch Tags darauf ſiegte S. bei Weſen. Im J. 1800, als Maſſena den Oberbefehl der ital. Armee übernahm, wählte er S. zu ſeinem Generallieutenant. Als ſolcher befehligte er 3 Diviſionen, die den rechten Flügel bildeten. Die Lage der franz. Armee war ſehr mißlich; einige 20,000 Mann litten unter fortwährenden Angriffen eines 3 Mal ſtärkern Feindes den größten Mangel, ſo wie an anſteckenden Seuchen, und hatten überdies den zur Empörung ſehr geneigten Geiſt der zur Verzweiflung gebrachten Genueſer zu bekämpfen. Es grenzt ans Unglaubliche, was unter ſolchen Umſtänden die Franzoſen, von Maſſena und S. geführt, leiſteten. Letzterer machte in einer Reihe von Gefechten, während der Monate März und April, den Feinden jeden Fuß breit Landes, zum Theil auf den höchſten Gipfeln der Apenninen ſtreitig. Mehre Male völlig vom Feinde umringt, und zu Niederlegung der Waffen aufgefordert, ſchlug er ſich durch. In einem dieſer Gefechte erhielt er zwei Wunden. Endlich ſahen ſich die Franzoſen in die Werke Genua's zurückgeworfen, und die Noth ſtieg immer höher. Bei einem der unaufhörlich

Statt findenden Ausfälle führte S. in der Nacht vom 12. zum 13. Mai eine Kolonne gegen die Verſchanzungen von Monte Cretto. S. fiel bei dieſer Gelegenheit, ſchwerverwundet, mit ſeinem Bruder, der Adjutant bei ihm war, in die Hände der Feinde. In Folge der Schlacht von Marengo kehrte er kurz darauf nach Frankreich zurück und erhielt den Oberbefehl in Piemont. Mit kluger Mäßigung wußte er die hier ausbrechenden Aufſtände, denen er nur wenig Truppen entgegen ſtellen konnte, zu dämpfen. Von den früher erhaltenen ſchweren Wunden hergeſtellt, erhielt S. ein Kommando in Neapel und wurde, als er von da 1802 nach Frankreich zurückkehrte, zum Generaloberſt der Jäger zu Fuß der Konſulargarde ernannt. Von 1803—1805 befehligte er die Truppen im Lager von Boulogne und machte ſich bemerkbar durch den Eifer, mit welchem er an Ausbildung ſeiner Soldaten arbeitete. Als Napoleon den Thron beſtieg, wurde S. zum Reichsmarſchall ernannt. Im Feldzuge 1805 führte er das 4. Armeecorps. Die Einnahme Memmingens, das Gefecht von Hollabrünn, beſonders aber die Schlacht von Austerlitz, erwarben ihm von Neuem großen Ruhm. In der letztern nahm er im entſcheidenden Augenblicke die Anhöhen von Pratzen. Napoleon überhäufte ihn mit Lobſprüchen und erkannte ihm die Ehre des Tages zu. S. war hierauf Gouverneur von Wien und blieb mit ſeinem Armeecorps in Bayern ſtehen. In der Schlacht von Jena, 14. Okt. 1806, befehligte er den rechten Flügel, focht mit gewöhnlicher Auszeichnung und verfolgte raſtlos den geſchlagenen Feind. Er ſchloß zuerſt Magdeburg ein, übergab deſſen Blokade jedoch ſpäter an Ney, um die Corps des Herzogs von Weimar und General Blücher zu verfolgen. Das 4. Armeecorps befand ſich bei der Einnahme Lübecks, 5. Nov., ſo wie in der von Schlacht Pultusk, 26. Dec. Es erſtürmte am 3. Febr. 1807 die von 12 ruſſ. Bataillons vertheidigte Allerbrücke bei Bergfried, und ſtand in der Schlacht von Preußiſch-Eilau, 7. und 8. Febr., auf dem linken Flügel. Am 10. Juni beſtand es ein hitziges Treffen bei Heilsberg, wo es beträchtlich verlor und beſetzte am 16. Juni Königsberg. Nach dem tilſiter Frieden war S. beauftragt, die Artikel, welche auf das Herzogthum Warſchau, auf Danzig und die Militärſtraße durch Schleſien Bezug hatten, in Ausführung zu bringen. Er wurde zum Herzog von Dalmatien ernannt und befehligte einige Zeit in Berlin. Im J. 1808 erhielt er das Kommando des 2. Armeecorps in Spanien, ſchlug am 9. Nov. ein ſpaniſches Corps unter General Blake vor Burgos, und bemächtigte ſich dieſer Stadt. Hierauf verfolgte S. die Trümmer der galliziſchen Armee, unter la Romana nach Leon, und nahm in Reynoſa und St. Anders große Vorräthe der Engländer. Im Monat December marſchirte er gegen den General Moore, um dieſem den Rückzug abzuſchneiden. Die Engländer entkamen nur durch die angeſtrengteſten Märſche, erlitten ſehr beträchtlichen Verluſt und Moore blieb in der Schlacht von Corunna. S. beſetzte hierauf Corunna und Ferrol. Anfangs März 1809 unternahm er den denkwürdigen, aber unglücklichen Feldzug nach Portugal und eroberte am 29. März, nach mehren vorhergegangenen Gefechten, die Verſchanzungen von Porto und dieſe Stadt. Die Umſtände zwangen S., am Duero ſtehen zu bleiben; in ſeinem Rücken war Alles in Aufruhr, die Depotplätze der Armee befanden ſich entweder bereits in Feindes Hand, oder in großer Gefahr. Das 1. Armeecorps, welches unter Victor in Portugal eindringen und ſich mit S. vereinigen ſollte, erſchien eben ſo wenig, als Unterſtützungen andererſeits zu erwarten waren. S. that alles Mögliche, um ſich zu behaupten, und es gelang ihm, ſeine Verbindungen mit Galizien auf einige Zeit herzuſtellen. Auch wußte er ſich die Neigung einiger vornehmer Portugieſen zu erwerben, die ſich Napoleon unterwarfen und denſelben baten, aus den nördlichen Provinzen Portugals das Königreich Nordluſitanien zu bilden. Dies iſt deshalb bemerkenswerth, weil behauptet wird, S. habe ſelbſt König von Portugal werden wollen, und ſey deshalb mit Napoleon zerfallen. Das letztere iſt nicht denkbar, weil S. fortwährend wichtige Kommando's in Spanien behielt. Er blieb bis zum äußerſten Augenblicke in ſeiner gefährlichen Stellung, und verließ ſie erſt in der Nacht vom 11. zum 12. Mai, als Wellington bereits auf mehren Punkten den Uebergang über den Duero erzwungen und ſtarke Abtheilungen in den Rücken des franz. Heeres entſendet hatte. Die Engländer drangen in Porto ein, als es noch nicht völlig geräumt war; man ſchlug ſich in den Straßen und 50 Stück Geſchütz mußten zurückgelaſſen werden. Hatte S. ſich von der ihm eigenen Feſtigkeit verleiten laſſen, die Exiſtenz ſeines ganzen Corps aufs Spiel zu ſetzen, ſo wußte er durch Ausführung eines der merkwürdigſten Rückzüge den begangenen Fehler auf eine glänzende Art gut zu machen. Nur ein Weg durch die rauheſten Gebirge, wo nicht mehr als 2 Mann neben einander fortkommen konnten, blieb ihm übrig; alles Geſchütz und Fuhrweſen mußte zerſtört werden. Unter unaufhörlichem Gefechte, mit den die Flanken der Kolonne bedrohenden Inſurgenten, ohne alle Lebensmittel, erreichte das franz. Heer am 18. die ſpaniſche Grenze, aber noch zeitig genug, um den engl. Abtheilungen, die ihm den Rückzug ganz verſperren wollten, zuvorzukommen, und Lugo zu entſetzen, in welchem Platze die Diviſion Fournier von einem ſpan. Corps unter la Romana eng blokirt war. S. verfolgte dieſen General 3 Wochen, ohne ihn erreichen zu können, und gönnte erſt hierauf ſeinen Truppen in den Kantonnements bei Zamora einige Erholung. In Anfang Auguſt übernahm er, außer über ſein Corps, den Oberbefehl über das 5. und 6. (Mortier und Ney), mit denen er Wellington, welcher die Schlacht von Talavera de la Reyna gewonnen hatte, durch Bewegungen gegen deſſen Operationslinie, zum Rückzuge nach Portugal zwang. In dem Gefechte von Arzobiſpo, 8. Auguſt, fügte S. der feindlichen Arrièregarde großen Nachtheil zu. Gegen Ende des Jahres 1809 wurde er an Jourdans Stelle zum Majorgeneral der ſpaniſchen Armee ernannt, mit der Weiſung, überall, wo er ſich befände, den Ober-

befehl zu übernehmen. Die nächſten Erfolge beweiſen die Zweckmäßigkeit dieſer Anordnung, durch welche die bis jetzt vermißte Einheit in den Operationen einigermaßen erzeugt wurde. S. gewann am 18. Nov. die Schlacht von Ocana, gegen den General Arizaga, der mit 60,000 M. bis nahe an Madrid vorgedrungen war. Das franz. Heer, kaum halb ſo ſtark, erfocht einen glänzenden Sieg. 20,000 Gefangene, 50 Kanonen und 30 Fahnen waren die Trophäen dieſes Tages; die ganze feindliche Armee war aufgelöſt. Schon im Januar 1810 begann S. aufs Neue den Feldzug und unterwarf in wenig Wochen ganz Südſpanien. Er übernahm von nun an den Oberbefehl über die Südarmee, aus dem 1., 2. und 5. Corps, ſo wie aus einer Reſervedivision, unter Deſſoles, beſtehend, welche die Provinzen Murcia, Andaluſien und Eſtremadura beſetzten. Der Mittelpunkt der Operationen war Sevilla, wo S. beinahe 3 Jahre faſt unausgeſetzt blieb, und ſich, anfänglich mit gutem Erfolge, der Beruhigung und Organiſation des Landes widmete. Zu Anfang des Jahres 1811 verſuchte er es, nach Portugal vorzudringen, um den Marſchall Maſſena, der ſich daſelbſt in einer mißlichen Lage befand, beizuſtehen. S. nahm, 29. Jan., Olivenza, und ſchlug am 19. Febr. den General Mendizabal an der Gebora. Hierauf belagerte und nahm er Badajoz, 11. März, mit 6000 Mann Beſazzung. Er verſah dieſen Platz mit allem Nöthigem und ging, da indeſſen Maſſena Portugal geräumt hatte, nach Andaluſien zurück. Im Mai zwang S. den Marſchall Beresford, welcher Badajoz belagerte, die Belagerung aufzuheben. Dagegen ſchlug dieſer in der Schlacht von Albuhera, 16. Mai, alle Angriffe S.s zurück, ſo daß dieſer mit großem Verluſt abziehen mußte. Deſſen ungeachtet erzwang er noch einmal im Juni die Aufhebung der Belagerung von Badajoz, mußte hierauf aber eiligſt nach Andaluſien zurückkehren, wo ſogar ſein Hauptquartier, Sevilla, von den Spaniern beſetzt war, und die franz. Garniſon ſich in ein befeſtigtes Kloſter geworfen hatte. Nachdem der Feind hier verjagt worden war, zog S. in die Provinz Granada, um den daſelbſt hart bedrängten Sebaſtiani zu befreien. Noch einmal rückte er im April 1812 zum Entſatze von Badajoz vor, erfuhr aber 2 Märſche davon, daß es im Sturm genommen ſey. Die Lage der franz. Heere in Spanien wurde von jetzt an immer mißlicher. S. ließ das 5. Corps gegen Lord Hill in Eſtremadura und zog wieder nach Andaluſien, was abermals in völligem Aufſtande begriffen war. Das 1. Corps unter Victor belagerte bereits ſeit längerer Zeit Cadix, und die Arbeiten waren ziemlich vorgeſchritten, als S. ſich genöthigt ſah, den Befehl zur Aufhebung der Belagerung zu geben und alle ihm zur Bewachung anvertrauten Provinzen zu räumen, weil Wellington die Schlacht von Cabeza-Velloza, 21. Juli, gewonnen, Ciudad Rodrigo und Almeida genommen und am 12. Aug. Mydrid beſetzt hatte. Unter dieſen Umſtänden vereinigte S. Ende Auguſt die Südarmee, und zog ſich in die Provinz Murcia zurück. Anfangs Oktober rückten die vereinigten Armeen des Südens und der Mitte unter S. gegen Madrid vor, während die Armee von Portugal das verbündete Heer in der Flanke bedrohte. Abermals wurde Madrid befreiet, den 14. Nov. erfolgte die Vereinigung mit der Armee von Portugal, und S., der den Befehl über das Ganze übernahm, zwang noch einmal Wellington zum Rückzug nach Portugal, wobei die Verbündeten große Verluſte erlitten. S. nahm ſein Hauptquartier in Toledo; das franz. Heer kantonnirte einige Monate ziemlich ruhig zwiſchen dem Tajo und Duero. Dies war der letzte glückliche Erfolg, den die Franzoſen in Spanien bewirkten. Nach dem verhängnißvollen Feldzuge in Rußland, ſah ſich Napoleon genöthigt, Anfangs 1813, zur Bildung einer neuen Armee viele alte Soldaten und ganze Corps, beſonders die Reiterei, aus Spanien abzurufen. Auch S. perſönlich hatte dieſes Loos, und an ſeine Stelle trat abermals Jourdan. Erſterer führte bei dem Feldzuge 1813 kein beſtimmtes Kommando; es ſcheint, als habe ihn Napoleon ſtets für beſonders wichtige Fälle in Bereitſchaft haben wollen. S. befehligte in der Schlacht von Großgörſchen die Infanterie der alten Garde, bei Bautzen das Centrum. Während des Waffenſtillſtandes war er oft um den Kaiſer und arbeitete viel mit ihm, ſo daß die Eiferſucht Berthiers dadurch in hohem Grade erregt worden ſeyn ſoll. Indeſſen war in Spanien das franz. Heer immer weiter zurückgedrängt und in Folge der Schlacht von Vittoria, 21. Juni, ſogar genöthigt worden, es ganz zu verlaſſen. Nur Suchet hielt ſich noch in Katalonien. Da ſendete Napoleon S., als ſeinen Generallieutenant, mit unbeſchränkter Vollmacht von Dresden nach Bayonne, um Wellingtons weiterem Vordringen Schranken zu ſetzen. S. traf ſchon den 12. Juli an letztgenanntem Orte ein und bot Alles auf, um ſeinem ſchwierigen Auftrage zu genügen. Er hatte kaum 60,000 Mann, größtentheils Rekruten, den 100,000 Mann, unter Wellington, entgegen zu ſtellen. Die Werke von Bayonne waren ganz vernachläſſigt; ihre Herſtellung, die Verſorgung dieſes Platzes, ſo wie die Reorganiſation der ſehr zerrütteten Armee mußten dem Beginnen der Operationen vorhergehen. In Folge der von Napoleon erhaltenen beſtimmten Befehle, ſofort die Offenſive zu ergreifen, ſo wie um die belagerten Plätze Pampeluna nnd St. Sebaſtian zu entſetzen, drang S. 14 Tage nach ſeiner Ankunft von Neuem in Spanien ein, mußte aber, da in der Schlacht von Cubiry, 27. Juli, alle ſeine Angriffe zurückgeſchlagen wurden, mit Verluſt von 8000 Mann in die frühern Stellnngen zurückkehren. Eben ſo ſchlechten Erfolg hatte ein zweiter Verſuch, Ende Auguſt, wo das Gefecht von Irun für die Franzoſen nachtheilig ausfiel. Endlich am 8. Okt. gingen die Verbündeten über die Bidaſſoa und betraten den franz. Boden. S. vertheidigte hartnäckig jeden Fuß breit Landes, und die zahlreichen Gefechte, welche bis zu Ende des Jahres vorfielen, ohne daß Welligton bedeutendes Terrain gewonnen hatte, ſprachen von ſelbſt für die Vortrefflichkeit der von S. ergriffenen Maßregeln. Beſonders blutig für beide Theile waren die

Gefechte vom 9. — 13. December, auf beiden Ufern der Nive, in welchen S. Bayonne als Centralpunkt ſehr geſchickt benutzte. Indeſſen mußte, bei ungefähr gleichem Verluſte, das Zahlenverhältniß für die Franzoſen immer ungünſtiger werden, um ſo mehr als der hartbedrängte Napoleon der Pyrenäenarmee die beſten Truppen entzog, die nur durch Konſkribirte erſetzt wurden. S. hatte ſeit dem Augenblicke, als er das Kommando der genannten Armee übernahm, über 30,000 Mann auf dieſe Art abſenden müſſen. Es blieben ihm, Ende Januar 1814, nur 40,000 M., einſchließlich 3000 M. Kavallerie, mit denen er auf dem rechten Ufer der Adour, ſeinen rechten Flügel in dem verſchanzten Lager vor Bayonne, ſtand. Wellington, deſſen Hauptquartier in St. Jean de Luz war, ließ ihm Zeit ſeine Rekruten auszubilden, und bis Mitte Februars ſanden nur unbedeutende Scharmützel Statt. Erſt am 14. Febr., nachdem ſtarker Froſt die Wege, in denen bis dahin nicht fortzukommen geweſen war, paſſirbar gemacht hatte, gingen die Verbündeten über die Gaven (Name mehrer Flüſſe) und S. ſah ſich zum Rückzuge genöthigt. Die von ihm in der mißlichſten Lage noch 2 Monate fortgeſetzte Defenſive würde allein hinreichen, ſeinen Feldherrnruhm zu begründen. Außer gegen den mehr als doppelt überlegenen Feind, hatte er auch gegen die Intriguen der Royaliſten zu kämpfen, welche, ſeitdem ſich der Herzog von Angouleme im engliſchen Hauptquartiere befand, in Toulouſe und Bordeaux ſehr thätig waren. Die Stimmung der Soldaten konnte bei den fortwährenden Rückzügen und nachtheiligen Gefechten nicht gewinnen, und die Deſertion nahm ſehr überhand. Daß unter dieſen Umſtänden S. ſeinen glücklichen Nebenbuhlern unterliegen mußte, war wohl natürlich, kann aber der Ehre, die ſich Erſterer durch ſeine meiſterhafte Vertheidigung erwarb, keinen Abbruch thun. Er lieferte am 27. Febr. die Schlacht von Orthez, am 1. März das Gefecht v. Aire und beſchloß hierauf, ſich mit Verlaſſung ſeiner bisherigen Rückzugslinie wieder den Pyrenäen zu nahen. Es ging zwar in Folge dieſes großen Entſchluſſes Bordeaux verloren; aber Wellington wurde dadurch noch lange Zeit vom Eindringen ins Innere Frankreichs abgehalten, ſo daß S. noch am 10. April, nach mehren andern Treffen, gegen die mehr als doppelt ſo ſtarken Gegner, die Schlacht von Toulouſe liefern konnte, welche ihm und ſeinen Truppen die größte Ehre macht. Erſt am 12. räumte er Toulouſe, ſetzte den Rückzug nach Caſtelnaudary fort, und ſchloß, indem er ſich zugleich dem Könige von Frankreich unterwarf, am 19. einen Waffenſtillſtand. S. wurde von Ludwig XVIII. mit verdienter Auszeichnung empfangen, zum Gouverneur der 13. Militärdiviſion, Kommandeur des Ludwigordens, am 3. December 1814 aber an General Duponts Stelle, zum Kriegsminiſter ernannt. Als ſolcher befand er ſich in einer ſehr übeln Lage. Denn indem er auf der einen Seite durch die Anordnungen, zu denen er genöthigt war, die Armee in hohem Grade verletzte, gelang es ihm dennoch andrerſeits nicht, den Widerwillen und Argwohn der Royaliſten zu überwinden Es wird ihm, wohl nicht ohne Grund, zum Vorwurf gemacht, in dieſer Zeit Ultraroyalismus und Frömmelei affektirt zu haben, und es mußte allerdings einen betrübenden Eindruck hervorbringen, einen Mann wie S., mit der Fackel in der Hand bei Prozeſſionen zu ſehen. Auch ſtellte er den Antrag zur Errichtung eines Monuments für die bei Quiberon gefallenen Emigranten. Die Aufrichtigkeit ſeiner Ergebenheit gegen die Bourbons ſollte bald auf die Probe geſtellt werden. Napoleon landete am 1. März bei Frejus, und S. hatte in ſeiner Eigenſchaft als Kriegsminiſter die gegen ihn zu ergreifenden Maßregeln anzuordnen, ſah ſich aber, durch das allgemein ausgeſprochene Mißtrauen gegen ſeine Geſinnungen, genöthigt, am 11. März abzudanken. An ſeine Stelle trat General Clarke, Herzog von Feltre. S. zog ſich auf ein Landgut bei St. Cloud zurück, und erſchien erſt nach mehrmaliger Aufforderung bei Napoleon, jedoch ohne eine Anſtellung anzunehmen. Erſt am 11. Mai ließ er ſich bewegen, in die Stelle als Majorgeneral, welche Berthier ſo lange bekleidet hatte, zu treten. Nachdem er den bekannten Tagesbefehl vom 1. Juni erlaſſen hatte, der ihm von den Bourbons ſehr übel genommen wurde, muſterte er die feſten Plätze des Nordens und die Truppen. Er befand ſich in den Schlachten von Ligny und Waterloo an Napoleons Seite, übernahm, als dieſer in Laon die Armee verließ, das Oberkommando derſelben und leitete den Rückzug bis Soiſſons. Nicht freiwillig, wie behauptet worden iſt, ſondern zu Folge eines Befehls der proviſoriſchen Regierung, übergab S. in letztgenanntem Orte das Armeekommando an den Marſchal Grouchy, nahm hierauf in Paris an den Berathungen über die weiter zu ergreifenden Maßregeln Antheil und ſprach ſich für die Unmöglichkeit einer Vertheidigung der Hauptſtadt aus. S. folgte der Armee hinter die Loire und zog ſich, durch die königliche Ordonnanz vom 24. Juli aus Frankreich verbannt, zu ſeinem geweſenen Adjutanten, General Brun de Villeret, auf deſſen Schloß Malzieu zurück. Er wurde daſelbſt arretirt und in Meude gefangen gehalten, bis ein Befehl des Königs ihn in Freiheit ſetzte. Im Febr. 1816 begab ſich S. nach Düſſeldorf, die Heimath ſeiner Frau, und ſuchte in einem Memoire ſich gegen die Anklage des Verrathes gegen Ludwig XVIII. zu vertheidigen. Wirklich erhielt er 1819 Erlaubniß zur Rückkehr, wo man ihm von Neuem, wie einige Jahre früher, den Vorwurf machte, ſich zu ſehr um die Gunſt der herrſchenden Partei bemüht und als Ultraroyaliſt gezeigt zu haben. So nannte er die Auflöſung der pariſer Nationalgarde eine halbe Maßregel, erſchien bei Proceſſionen und wurde im November 1827, als das villeleſche Miniſterium in den letzten Zügen lag, zu deſſen Erhaltung zum Pair ernannt. Seit 1821 war er wieder unter den Marſchällen Frankreichs aufgeführt. — Die Julirevolution hatte zur Folge, daß S. von Neuem wichtige Stellen übernahm, indem er im Aug. in ſeiner Würde als Pair beſtätigt, am 18. Nov. 1830

Digitized by Google

an Marſchall Gerards Stelle, zum Kriegsmi-niſter ernannt wurde. Frankreich mußte ſich, unter den damaligen Umſtänden, zum Kampfe gegen halb Europa rüſten, und S. arbeitete mit raſtloſem Eifer und gutem Erfolge an Verſtär-kung des Heeres, Herſtellung der ganz geſunke-nen Disciplin in demſelben, ſo wie an Ausrü-ſtung der Feſtungen. Er behauptete ſich, unter dem unaufhörlichen Wechſel der Miniſterien bei-nahe 4 Jahre in ſeinem Poſten und trug unſtrei-tig am meiſten zur Erhaltung und Befeſtigung des Julithrons bei. Den Aufſtand zu Lyon dämpfte er, indem er, am 3. Decbr. 1831, in Be-gleitung des Herzogs von Orleans, mit 25,000 M. daſelbſt einzog. Die ſehr gefährlichen Un-ruhen in Paris, im Juni 1832, wurden durch die von S. geleiteten, kräftigen militäriſchen Maßregeln unterdrückt. Es konnte nicht fehlen, daß er ſich dadurch viele Feinde zuzog, welche die gehäſſigſten Anklagen gegen ihn richteten. Beſonders machte man ihm den Vorwurf des Eigennutzes, und er hatte, in Gemeinſchaft mit dem Miniſter Perier, wegen eines über Lieferung von Gewehren aus England geſchloſſenen Kon-trakts, einen unangenehmen Rechtshandel gegen die Redakteurs der Blätter Tribune und Revo-lution. S. konnte ſich zwar durch die Dring-lichkeit der Umſtände rechtfertigen und die Re-dakteurs wurden verurtheilt; indeſſen ſchadete ihm dieſer Handel doch in der öffentlichen Mei-nung. Nachdem der König ſeit Periers Tode ſelbſt das Miniſterium einige Monate dirigirt hatte, wurde S. am 11. Oktbr. 1832 zu deſſen Präſidenten ernannt und blieb es bis zum 18. Juli 1834, wo er ſowohl in dieſer Eigenſchaft, als in der eines Kriegsminiſters, durch Marſchall Gerard erſetzt wurde. S. hatte, wie bereits er-wähnt iſt, einen ſehr ſchweren Stand, um ſo mehr, als er kein Rednertalent beſitzt. Er er-klärte bei Uebernahme der Präſidentſchaft, ganz im Geiſte des verſtorbenen Periers handeln zu wollen; dabei drang er jedoch auf fortwährende Bereitſchaft zum Kriege, unter And. auf die Befeſtigung von Paris nach Außen und Innen. Frankreichs Macht beſtand Ende 1833 in 431,494 M., 82,000 Pferden und 834 Feldgeſchützen. Da man von allen Seiten Reduktionen ver-langte, erklärte S. im Febr. 1834, die Armee ſoll auf 360,000 M. und 75,000 Pferde vermin-dert und dabei eine Art Landwehrſyſtem, dem preußiſchen nachgebildet, eingeführt werden. Aber auch dieſer Vorſchlag fand großen Wider-ſpruch. Als S. nun überdieß mit der Meinung, daß eine militäriſche Intervention von Seiten Frankreichs in Spanien erfolgen müſſe, nicht durchdrang, verlangte er und erhielt ſeine Ent-laſſung, wobei ihm jedoch die Gunſt und das Vertrauen des Königs fortwährend blieben. Auch wurde ihm im Septbr. 1836 das Kriegs-miniſterium von Neuem angetragen, das er je-doch ablehnte.

Ein jüngerer Bruder des Marſchalls, **Peter Benedikt**, Baron u. Generallieutenant, iſt am 20. Juli 1770 zu St. Amans geb., trat ſehr jung in Militärdienſte, wurde auf dem Schlacht-felde zum Officier ernannt u. war ſpäter Adjutant ſeines Bruders. Bei der Vertheidigung Genua's fiel er, wie bereits erwähnt, mit ſeinem Bruder in Gefangenſchaft. Als Oberſter wohnte er den Feldzügen 1805, 1806 und 1807 bei und wurde nach der Schlacht von Friedland Brigadegene-ral. In Spanien führte der jüngere S. eine Brigade leichter Reiter, faſt immer unter ſeines Bruders Oberbefehl, und zeichnete ſich bei meh-ren Gelegenheiten vortheilhaft aus. Er wurde im März 1813 zum Diviſionsgeneral ernannt und kommandirte die Kavallerie der Pyrenäen-armee bis zu Ende des Feldzuges. Bei Wa-terloo focht er an der Spitze einer Diviſion Kü-raſſiere. Seitdem befand er ſich außer Thätig-keit und wurde 1830 wieder unter den aktiven Generallieutenants aufgeführt.

Soultz (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Nie-derrhein, Bez. **Straßburg**, an der Bruche und dem Bruche-Kanal, in einer Schlucht; Schwe-felbad, beträchtliche Steinbrüche; 960 Einw.; — 2) Stadt daſ., Bezirk **Kolmar**; Seiden-fabriken, große Baumſchule in der Nähe; 3450 Einw.; — 3) S.-ſous-Foretz, Stadt daſ., Dep. Niederrhein, Bez. **Wiſſenbourg**; 1880 Einw.

Soultzbach, franz. Stadt, Dep. Oberrhein, Bez. **Kolmar**; Mineralquellen, Leinweberei; 910 Einw.

Soultzern, franz. Dorf, Dep. Oberrhein, Bez. **Kolmar**, am Daren-See; 1240 Einw.

Soultz-les-Bains (Geogr.), ſ. v. a. Soultz 1).

Soultzmatt, franz. Flecken, Dep. Oberrhein, Bez. **Kolmar**, am Fuß der Vogeſen, in einem engen aber angenehmen Thal; Mineralbad, Baumwollſpinnerei, Leinwand- und Muſſelin-weberei; 2810 Einw.

Soumagne, belg. Dorf, Prov. u. Bez. **Lüt-tich**; 2200 Einw.

Soumaria, aſiat. Stadt, Japan, Inſel **Nipon**.

Soumenzac, franz. Stadt, Dep. Lot-Ga-ronne, Bez. **Marmande**; 1530 Einw.

Soumet, **Alexander**, franz. Dichter, geb. 1788 zu Caſtelnaudary, widmete ſich zu Aix und Paris juriſtiſchen Studien und wurde nach de-ren Vollendung Advokat. Seine erſten poeti-ſchen Verſuche machte er bei den Bewerbungen um die von dem alten Inſtitute der Jeux floraux zu Toulouſe ausgeſetzten Preiſe. S. erhielt mehre derſelben; ſpäter bewarb er ſich auch um die Preiſe an der Académie française, deren er zwei erhielt; das eine Gedicht betraf die Ver-ſchönerungen von Paris, das andere die Erfin-dung der Schutzblatternimpfung! Hierauf ſchrieb er ein Gedicht über die Ungläubigkeit und wurde von Napoleon, dem er angenehm zu ſchmeicheln wußte, zum Auditor im Staatsrathe ernannt. Unter der Reſtauration gehörte er den liberali-ſirenden Royaliſten an. Karl X. ernannte ihn zum Bibliothekar des Luſtſchloſſes Rambouillet und Ludwig Philipp übertrug ihm in der Folge die Verwaltung der Bibliothek in Compiegne. S.s poetiſche Leiſtungen ſind theils lyriſcher, theils dramatiſcher Art. Einige ſeiner lyriſchen Gedichte ſind alles Lobes werth, und eine kleine

Digitized by Google

Elegie, „La pauvre fille", iſt weltberühmt geworden. Als dramatiſcher Dichter hat er ſich in allen Manieren verſucht. In „Clytemnestre" (1822) war Alfieri ſein Vorbild; in der Tragödie „Saul" ahmte er Racine nach (originell iſt darin der Charakter der Zauberin) und in „Cléopatre" (1825) und „Jeanne d'Arc" (1825) folgte er den klaſſiſchen Traditionen im Allgemeinen. Seine Tragödie „Elisabeth de France" iſt eine unerquickliche Nachahmung des ſchiller'ſchen „Don Carlos", eine wahre Parodie, die Stoff zu pathologiſch=literariſchen Studien geben kann. Die Tragödie „Une fête de Néron" (1830) hat S. mit Belmontet gemeinſchaftlich geſchrieben; auch iſt er Mitverfaſſer des Textes der Oper „Siège de Corinthe". Nach Vollendung der Tragödie „Norma" (1831) ſchwieg er längere Zeit, bis er 1841 mit ſeiner hochfliegenden „Divine Epopée" hervortrat, in welcher er einer rhetoriſirenden Manier über die Maßen huldigt. Seine vielverheißene, aus einer Idylle, einem Epos und einer Tragödie beſtehende Trilogie „Jeanne d'Arc" wurde erſt nach ſeinem Tode, der am 30. März 1845 zu Paris erfolgte, von J. Lefèvre=Deumier herausgegeben. Alle Arbeiten S.s gehen der Vergeſſenheit entgegen, weil es ihnen an eigentlicher Schöpferkraft und Originalität fehlt, wiewohl ſie in Form und Inhalt einzelne gelungene Partien bieten.

Soummei=Kioum, hinterind. Stadt, Birma, Mramna, links am Irawaddy; Salpeterſiederei.

Soumont, franz. Dorf, Dep. Hérault, Bez. Lodève; Papiermühle; 340 Einw.

Soun, in China die größeren Kauffahrtei= und Kriegsſchiffe.

Sounar, Land, ſ. v. a. Sennaar.

Sound, ſ. v. a. Bai, ſ. Baffinsbailänder.

Soung=Kiang, aſiat. Stadt, China, Prov. Kiang=Su, auf dem Waſſer erbaut; Baumwollweberei.

Souomen, ſ. Finnland (Geſch.).

Souomon=Maa, ſ. v. a. Finnland, ſ. d. (Geſch.).

Soupçon (franz.), Argwohn, Verdacht.

Soupe (franz.), Suppe.

Souper (franz.), das Abend= od. Nachteſſen. Daher Soupiren, zu Abend ꝛc. eſſen.

Souppes, franz. Dorf, Dep. Seine=Marne, Bez. Fontainebleau, am Loing, über den eine alte Brücke führt; Stahl=, Feilen= und Cylinderfabriken; 1130 Einw.

Souplet, St.= (Geogr.), 1) franz. Dorf, Dep. Marne, Bez. Rheims; Kammwollſpinnerei; — 2) Dorf daſ., Dep. Nord, Bez. Cambray, links an der Selle; Shawl= und Wollzeuchfabrik, Brauerei; 1190 Einw.

Souproſſe, franz. Flecken, Dep. Landes, Bez. St.=Sever; 580 Einw.

Sourabaya, oſtind. Stadt mit Hafen, Java, auf der Oſtküſte, an der Madura=Meerenge und an der Mündung des Kabiri, über den eine ſchöne Brücke führt, in den holländiſchen Beſitzungen; Gouvernements=Palaſt, großes und ſchönes Hoſpital, Münzgebäude, Arſenal mit Kanonengießerei, Schiffswerfte. Die nach den Philippinen und China beſtimmten Schiffe legen hier gewöhnlich an. Der Hafen iſt gegen Stürme ſicher, aber nur mit Piloten zugänglich und durch Fort u. Batterien befeſtigt; 130,000 Einw.

Souracarta (Soura=Kirta, Solo), oſtind. Stadt, Inſel Java, Prov. Mataram, links am Samangi oder Solo; Reſidenz eines einheimiſchen Fürſten, Suſuman genannt, deſſen Palaſt mit allen Gebäuden ein beſonderes Stadtviertel bildet, das Stadtviertel der Europäer iſt regelmäßig gebaut und durch ein Fort geſchützt.

Sourbaſti, ſ. Seide.

Sourbow (Pomol.), Apfelſorte, ſ. v. a. Swaar Apple.

Sourbourg, franz. Dorf, Dep. Niederrhein, Bez. Wiſſembourg; Wollſpinnerei, Tuchfabriken; 2000 Einw.

Sourbrodt (Sauerbrodt), preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Aachen, Kr. Malmedy; kath. Pfarrei; 500 Einw.

Sourches, Louis François du Bouchet, Marquis de, Grand prévôt de France, Kunſtliebhaber des 17. Jahrhunderts, zeichnete und radirte in Kupfer und ahmte dabei den Stephan della Bella ſo genau nach, daß die Abdrücke vor der Schrift für Blätter desſelben genommen wurden.

Sourciere (franz., Kriegsw.), ſ. v. a. Zündwurſt.

Sourde (franz., Ornith.), ſ. v. a. Moorſchnepfe, Scolopax Gallinula *L.*

Sourdeval (S. de la Barre), franz. Flecken, Dep. Manche, Bez. Mortain, rechts an der Sée; Flötenfabr., Kupfergießerei, große Meſſerfabr. und Quincaillerie, viele Papier=, Oel= und Mahlmühlen; 4340 Einw.

Sourdon (franz., Molluſk.), ſ. v. a. eßbare Herzmuſchel, Cardium edule *L.*

Sourdun, franz. Flecken, Depart. Seine=Marne, Bez. Provins; 800 Einw

Soure (Geogr.), 1) portug. Flecken, Prov. Eſtremadura, ſüdweſtl. von Coimbra, rechts am gleichn. Fluß in einer fruchtbaren Ebene; 1520 Einw.; — 2) ſüdamerikan. Stadt, Braſilien, Prov. Ciara, öſtl. von Ciara, am Ocean.

Sourerah, vorderind. Stadt, Madras, ſüdweſtl. vom Cumſurgur.

Sour-gum-tree (engl., Bot.), ſ. v. a. Nyssa villosa *Mich.*

Souri (Geſch.), ſ. v. a. Suri.

Souris (franz., Säugeth.), ſ. v. a. Hausmaus, Mus musculus *L.*

Souris de Moscovie (franz.), im franz. Pelzhandel die ruſſiſchen Zobelfelle.

Sournia, franz. Flecken, Dep. Oſt=Pyrenäen, Bez. Prades; 950 Einw.

Souro, portug. Fluß, Eſtremadura, an der Oſtgrenze der Provinz; mündet in den Odivor, rechts.

Souroubea (Bot.), nach Aublet, Pflanzengattung. Art: S. guianensis *Aubl.*, ſ. v. a. Ruyschia Surubea *Sw.*

Sourouga, aſiat. Provinz, Japan, Inſel Nipon, im großen Ocean; grenzt ſüdlich an die Bai Totomina. Sie iſt mit ſehr hohen Gebirgen beſetzt, und darin ſteht der Fouſi, der höchſte Berg der Inſel. An der Küſte gibt es ergiebige Salzſümpfe. Die gleichn. Hauptſtadt

Digitized by Google

ſteht im Weſten, nordweſtl. an der Bai, ſüdweſtl. von Yedo, und war ehemalige Reſidenz des Kaiſers, deſſen Palaſt einem Fort ähnlich iſt. Die 500,000 Einw. beſchäftigen ſich mit Papierfabrikation, Korbflechten u. ſ. w.

Souroutou, oſtind. Inſel, im chineſ. Meer, weſtl. von Borneo und ſüdweſtl. von Karamotta, davon durch einen ſehr ſchmalen Kanal getrennt; Holz, Waſſer, Büffel; 1° 42′ ſüdl. Br. und 126° 22′ öſtl. L.

Sours, franz. Dorf, Dep. Eure-Loire, Bez. Chartres; 1730 Einw.

Sourſac, franz. Dorf mit Märkten, Dep. Corrèze, Bez. Tulle; 1430 Einw.

Sourzac, franz. Flecken, Dep. Dordogne, Bez. Ribérac, links am Isle; dabei eine Quelle, die aus einer Grotte hervordringt und 50 F. hoch herabfällt; Hochofen, Eiſengießerei; 1720 Einw.

Sous (gr. Geſch.), Sohn des Procles, einer der älteſten Könige von Sparta.

Sous (Geogr.), Provinz, ſ. v. a. Sus.

Sous (franz.), Münze, Mehrzahl von Sou.

Souſa (Geogr.), ſ. Sonza.

Souſa (Biogr.), 1) Joao Joſé de, Zeichner und Kupferſtecher zu Rio Janeiro, bildete ſich in London unter Bartolozzi, wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor der Zeichenkunſt an der Militärakademie in Rio de Janeiro und zuletzt Oberſt im Geniecorps. S. galt als ein ausgezeichneter Zeichner und als der erſte Kupferſtecher Braſiliens. Von ihm ſind viele Kupferſtiche erſchienen, worunter die Sammlung von Bildniſſen berühmter Männer (1821 ff.) beſondern Beifall fand. — 2) Manoel Joaquim de, Architekt zu Liſſabon, um 1790 geboren, machte ſtrenge Studien, die ihn in den Stand ſetzten, ehrenvolle Aufträge zu übernehmen und tüchtige Schüler heranzuziehen. Im J. 1843 fertigte er den Plan zum neuen königl. Palaſt. Auch andere Paläſte und Häuſer wurden nach ſeinen Zeichnungen gebaut. S. iſt Mitglied der Akademie in Liſſabon.

Souſceyrac (Sonſeyrac), franz. Dorf, Depart. Lot, öſtlich von S.-Céré; 1700 Einw.

Souſel, portug. Stadt, Prov. Alemtejo, nordweſtlich von Eſtremoz.

Souſia, Fluß, ſ. Madagaskar.

Souslieutenant, ſ. v. a. Unterlieutenant, ſ. Lieutenant.

Souſou, oſtind. kleine Stadt, Inſel Sumatra, auf der Weſtküſte, an einer Bai mit vielen Untiefen; Tauſchhandel mit Pfeffer u. Goldſtaub.

Souſou (Säugeth.), am Ausfluß des Ganges, ſ. v. a. Delphinus gangeticus Lebeck.

Sousport (franz.), die Untereinfaſſung der Tapetenmalerei.

Souspräfekt, ſ. Präfekt.

Souspräfekturen, ſ. Departement.

Soußmann (Sußmann), kaiſ. ruſſ. Solovirtuos und ausgezeichneter Flötiſt, geb. 1796 zu Berlin, erlernte ſchon frühzeitig die Muſik u. bildete ſich im Flötenblaſen nach vorzüglichen Muſtern, wie Schröck und Krüger, trat im Februar 1813 als Freiwilliger in das Corps der reichſchen Jäger, ſpäter als Hautboiſt in das colbergſche Regiment, machte die Feldzüge von 1813—1816 mit, wurde nach deren Beendigung Acceſſiſt in der königl. Kapelle und ging ſpäter als erſter Flötiſt nach Rußland, wo er ſich zu einem der erſten Flötenvirtuoſen ausbildete und in Folge ſeiner Leiſtungen zum kaiſerl. ruſſ. Solovirtuoſen ernannt wurde. Er ſchrieb Uebungen und Duette für Flöte, Quartette, Solo's, Konzeete, Variationen, Fantaſien u. ſ. w.

Sous-Sulfate de Cuivre (franz., Min.), ſ. v. a. Brochantit (ſ. d.).

Souſt (Soeſt), Gerard, Bildnißmaler, irrig Zouſt genannt, aus Weſtphalen gebürtig, ging um 1656 nach England, wo Lely an ihm einen gefährlichen Nebenbuhler gehabt haben würde, wenn S. mehr auf ſeinen Vortheil geſehen hätte. Der geſchmeidige Lely hatte die Damen für ſich, weil er mit dem Pinſel ſchmeichelte, S. war von abſchreckendem Aeußeren und trug hartnäckig alle Gebrechen zur Schau. Walpole erzählt mehre Beiſpiele von dem Eigenſinn des Weſtphalen, der nur Perſonen malte, die ihm gefielen und ſich verleugnete, oder den Bedienten ſpielte, wenn ein nach ſeinen Begriffen widriges Individuum ſeine Kunſt in Anſpruch nehmen wollte. Seine Köpfe ſind ausdrucksvoll, beſonders die männlichen. Weibliche Charaktere faßte er minder glücklich auf; dagegen malte er die Gewänder, beſonders Sammt und Atlas, mit großer Wahrheit. In ſeiner ſpätern Zeit nahm er den van Dyck zum Vorbilde. Zu ſeinen Hauptwerken zählt Walpole das Bildniß des John Norris, welches Jervaſe oft kopirte. S. † 1681 im 44. Jahre.

Souſtons, franz. Flecken, Depart. Landes, Bez. Dax, am gleichn. großen Weiher, der in den Golf von Gascogne durch die alte Mündung des Adour abfließt, mitten in Haide und Tannenwald; Handel mit Harzen; 2780 Einw.

Soutelho, portug. Flecken, Prov. Beira, ſüdöſtlich von Lamego.

Soutene (franz.), 1) Leibrock mit engen Aermeln, den die katholiſchen Geiſtlichen tragen; — 2) der geiſtliche Stand ſelbſt.

Soutenelle (franz.), kurzer Rock, den angehende Geiſtliche tragen.

Sonteniren (v. Franz.), 1) unterhalten, unterſtützen; — 2) behaupten, woranf beſtehen.

Souterrain (franz.), was von ausgebauten Räumen unter der Erde liegt.

Souterraine, la, franz. Stadt, Depart. Creuſe, Bez. Guérat, links an der Sebelle, in einem tiefen Thal; Hanfleinwandweberei, Handel mit Garn und Hanf; 3090 Einw.

South (engl.), ſ. v. a. Süd, daher S.-Kap. Name mehrer ſüdlichen Vorgebirge, z. B. auf Neuſeeland, Vandiemensland ꝛc., ſo wie auch mehre Zuſammenſetzungen. Was unter S. nicht vorkommt, ſ. Süd.

Southall, brit. Dorf, England, Grafſchaft Middleſex, weſtlich von London.

Southam, brit. Flecken, England, Grafſch. Warwick, am Stowe, auf einer Anhöhe; ſchöne Kirche; 1200 Einw.

Southamboy, nordamerik. Townſhip, V. St., Staat Neu-Jerſey.

Southampton (Geogr.), 1) brit. Grafſch., England, ſ. v. a. Hampſhire; — 2) Hauptſtadt daſ., nordweſtlich von Portsmouth, auf einer Landzunge im Meeresarme S.-Water. Die Hauptſtraße wird von einem alten, mit 2 bronzenen Löwen verzierten Thore in 2 Theile geſchieden. Der neuere Theil, die londoner Straße, iſt eine Reihe geſchmackvoller Gebäude, während den alten, mit glänzenden Läden geſchmückten, Handel und Schifffahrt belebt. Der kleinere Hafen beſteht aus einem kurzen Damm, der größere liegt beim Dorfe Jchting. Bei der Stadt ſteht das von Eduard III. erbaute feſte Thor Bar-Gate. Merkwürdig ſind außerdem die St.-Michaeliskrche mit dem ſchlanken Thurm, der den Seefahrern als Merkmal dient; die Aller-Heiligen-Kirche, die Kirche Holy-Rood. Im Ganzen hat S. 5 anglikaniſche Kirchen, 6 Kapellen von Diſſenters, 1 franz. Kapelle für die Bewohner der normänn. Inſeln, deren ſich viele hier aufhalten; ferner Rathhaus, Theater, Gymnaſium, Schule für Matroſen, Freiſchule, Hoſpitäler, mehre Wohlthätigkeits-Anſtalten, Militär-Waiſenhaus, Schiffswerfte, Rhederei für die Neu-Foundlandfiſcherei, Handelsverkehr mit Jerſey, Guernſey, Frankreich, Spanien, Portugal, beſonders in Wein und Getreide. Durch eine Eiſenbahn iſt S. mit London durch Kanäle mit Wincheſter, Andover und Salisbury verbunden; Dampfſchifffahrt nach Havre; Leuchtthurm; beſuchte Mineral- und Seebäder; 27,000 Einw. In einiger Entfernung ſüdlich von der Stadt findet man am öſtlichen Ufer des Meerbuſens die herrlichen Ruinen der alten Abtei Netlei. Auf dem weſtlichen Ufer liegt der bedeutende Wald New-Foreſt, welchen Wilhelm der Eroberer nach Vernichtung von 36 Dörfern und Vertreibung ihrer Einwohner anlegte, um hier der Jagd zu pflegen. Die Umgegend von S. heißt wegen ihrer Schönheit und der vielen ſich an einander reihenden Gärten und Wieſen, die von den beiden Flüſſen Tees u. Jtchin durchzogen werden, der Garten von England. — Im Laufe der letzten Jahre iſt S. der Landungs- u. Ausladeplatz für die edeln Metalle u. für andere Werthartikel geworden, die aus den entfernteſten Gegenden der Erde auf Dampfſchiffen nach England gebracht werden. Die Lage der Stadt an einer breiten, ſchiffbaren Meeresbucht, in welche zumal Schiffe, die von der atlantiſchen Seite den Kanal heraufkommen, leicht einfahren können, ſo wie die Eiſenbahn, die von hier nach London führt, geben dem Hafen von S. ganz beſondere Vorzüge. Dreimal im Monat ſieht man hier die koſtbarſten Erzeugniſſe der fremden Welttheile ankommen, Gold aus Kalifornien, Silber aus Mexiko u. Chili, Platina aus Peru, Perlen aus der Bai von Panama und aus dem perſiſchen Meerbuſen, Diamanten aus Golkonda, Färbeſtoffe aus Mittel-Amerika, Shawls aus Kaſchmir, Schildkröten aus den Bahama-Inſeln, eingemachte Früchte aus den Antillen, Elfenbein aus Aegypten und Arabien ꝛc. Ueber S. werden die edeln Metalle ſo maſſenhaft in Europa eingeführt, daß dadurch in einem gegebenen Zeitraume die allgemeinen Beſitzverhältniſſe und die gegenſeitigen politiſchen und Handelsbeziehungen der Nationen weſentlich verändert werden können. Man importirt in S. jährlich Gold und Silber im Werthe von 5 Mill. Pfd. Sterl. Das Gold kommt hauptſächlich aus Kalifornien in Form von Goldſtaub. Dieſer Staub hat eine mattgelbe Farbe und ſieht dem feinen von der Meeresbrandung zerriebenen Küſtenſande nicht wenig ähnlich. Man brachte ihn ehemals in Häuten; gegenwärtig jedoch kömmt er gewöhnlich in Holzkiſten an, deren Größe zwiſchen einigen Quadratzoll und 2 Quadratfuß ſchwankt. Das Silber iſt gewöhnlich in Barren verladen, die 2 Fuß lang, 6 Zoll breit, eben ſo dick und gegen $^{3}/_{4}$ Centner ſchwer zu ſeyn pflegen. Das peruaniſche Platina kommt in Form von platten Gefäßen an, die etwa wie alte, zerbogene blecherne Kafferollen ausſehen, wie man ſie hin und wieder in Schutthaufen findet. Dieſe Rohmetalle werden ſtets zuerſt ausgeladen. So lange das Ausladen dauert, wird auf dem Kai zwiſchen dem Dampfſchiffe und dem Lagerhauſe, das die koſtbare Waare aufnehmen ſoll, ein Raum abgeſperrt, in den kein Fremder eintreten darf. Zuverläſſige, eigens zu dem Zwecke beſtimmte Perſonen tragen das Gold u. Silber unter Aufſicht der Polizei- u. Hafenbeamten in das Magazin. Hier werden Kiſten und Barren in Ordnung auf den Boden gelegt, der zuweilen buchſtäblich mit Edelſteinen, Gold und Silber bedeckt iſt. Der Werth der Goldſtaubkiſten ſchwankt zwiſchen 1000 und 30,000 Dollars. Die mexikaniſchen Dividenden, ein Artikel, der auf der londoner Börſe eine große Rolle ſpielt, ſind mit unter den Rohmetallen verladen. Die Kiſten, in denen ſie enthalten ſind, haben als Bezeichnung die in einander verſchlungenen Buchſtaben M und D auf dem Deckel. Sind ſämmtliche Stücke ins Magazin gebracht, ſo werden die Thüren verſchloſſen und die bezüglichen Schiffspapiere von den Zoll- und Hafenbeamten und von den Agenten der weſtindiſchen Kompagnie mit den Ladungen verglichen und verificirt. Die Cochenille kömmt aus Mittel-Amerika in Säcken aus ungegerbtem Leder. Jeder ſolche Sack mit ſeinem Inhalt heißt Suron und wiegt ungefähr $1^{1}/_{2}$ Centner. Wenn der Zollbeamte mit einem ſpitzen Stahlſtab in den Sack ſticht, um ſich zu überzeugen, ob er eine Contrebande enthält, ſo bringt die Cochenille in unregelmäßigen Stückchen von der Größe einer halben Erbſe hervor. Sie hat durchaus nicht das Anſehen einer thieriſchen Subſtanz und iſt doch der Leib eines Inſektes, deſſen Kopf und Füße durch Reiben entfernt ſind. Man kann ſich einen Begriff von der Maſſe dieſer Inſekten in Central-Amerika machen, wenn man ihre Kleinheit mit dem Gewichte jedes Suron vergleicht und bedenkt, daß allein ſchon in dem Hafen von S. jährlich Tauſende ſolcher Säcke ankommen. Ueber S. ſchicken uns die Antillen ihre köſtlichen Fruchtgelées und Eingemachtes zu. Desgleichen bringen die weſtindiſchen Dampfboote, die in dieſen Hafen einlaufen, lebendige Schildkröten mit, vorzugs-

Digitized by Google

weiſe aus dem Bahama-Inſeln. Die rohe Seide, die mit dem Packetboot aus Alexandrien nach S. gebracht wird, kömmt aus China. Um ihren Transport durch die ägyptiſche Wüſte zu erleichtern, iſt ſie in kleine Ballen zu einem Centner Gewicht verpackt. Dieſe Ballen ſind mit einer Art Rohrgeflecht umgeben. Es kommt vor, daß eine einzige Ladung 600 ſolcher Ballen bringt, die einen Geſammtwerth von beinahe 100,000 Pfd. Sterl. haben. Die Shawls, die mit dieſen Dampfbooten ankommen, werden in Kiſten von Kampherbaumholz verladen, die innen mit Blech ausgeſchlagen und mit vielem Pfeffer und anderm Gewürz ausgelegt ſind, das die Shwais auf der Ueberfahrt vor den Inſekten ſchützen ſoll. Die Krep-Shwais kommen aus China u. ſind reich mit Nadelſtickereien verziert, die nur in einem Lande angefertigt werden können, wo die Handarbeit billig iſt, und von einem Volke, das ſo geduldig und arbeitsſam iſt, als das chineſiſche. Die Shawls liegen in Cartons, die wiederum von feſtern Kiſten umſchloſſen werden. Ein Theil der Kiſten, die orientaliſche Fabrikate enthalten, iſt mit gelber Wachsleinwand überzogen. Das Elfenbein kömmt in Fäſſern von ungeheuerer Länge an, in denen ſich zuweilen Tauſende von Elephantenzähnen befinden. Dieſelben ſtammen meiſt von den wilden Elephanten der Staaten des ägyptiſchen Paſcha's. Es wird aber auch foſſiles Elfenbein nach S. gebracht, das ſich in der Wüſtenerde findet, wo es ſeit Jahrhunderten gelegen haben mag. Unter den mannichfachen Artikeln, die aus Alexandrien kommen, finden ſich Perlen, Edelſteine und Maſſen von Schmuckſachen und Spielereien aus Elfenbein, Muſcheln und Sandelholz. Von Edelſteinen ſieht man beſonders Diamanten, Achate, Türkiſe, Rubinen, Saphire und Granaten, die aus gewiſſen Theilen von Indien, aus Perſien und Kleinaſien kommen. Die Edelſteine des letztgenannten Landes werden von Juden und andern Kaufleuten geſammelt und ſtellen den Werth der europäiſchen Waaren dar, die nach Aſtrachan, in die Tartarei und andern Gegenden Mittelaſiens verſchickt werden. Schmuckſachen und Goldarbeiten kommen vorzugsweiſe aus Trichinopoli, einer Stadt, die im Orient wegen ihrer Juweliere und Goldſchmiede berühmt iſt. Man muß annehmen, daß der Hindu für feine Handarbeiten eine ganz beſondere Geſchicklichkeit habe, die dem Europäer abgeht; denn die Ketten und Armbänder, die in Trichinopoli gearbeitet werden, übertreffen bei weitem die in Europa verfertigten, und es gibt Niemanden, ſelbſt nicht in Paris und London, der ſie auszubeſſern verſtände, wenn ſie beſchädigt ſind. Alle dieſe Schätze werden in wohlbewachten Räumen von den Zollbeamten geprüft, und die Menge von Werthſachen, die ihnen durch die Hände geht, iſt ſo groß, daß ſie dieſelben mit ähnlicher Gleichgültigkeit betrachten, als hätten ſie eine Ladung franzöſiſcher Eier oder irländiſcher Kartoffeln vor ſich. Während der Nacht machen Polizei-Agenten die Runde um das Aufbewahrungsgebäude, und andere, die an den Hafen-Eingängen poſtirt ſind, laſſen nach einer gewiſſen Abendſtunde Niemanden mehr vor den Lagerhäuſern vorbei. Wenn, was nicht ſelten geſchieht, das oſt- und das weſtindiſche Dampfboot zugleich ankommt, ſo iſt oft an Rohſtoffen und Fabrikaten ein Werth von einer Million Pfd. Sterling beiſammen im Hafen. Zwölf Dampfſchiffe, die von Oſten, und 24, die von Weſten kommen, laufen das Jahr über, mit unermeßlichen Schätzen beladen, in dieſen Hafen ein. Alles, was Amerika, Aſien und Afrika, was die Ströme aus den Kordilleren, was der Ganges und der Nil auf den Weltmarkt führen, verſammelt ſich in S. — Viel genannt wurde S. in der neueſten Zeit wegen **Koſſuths Landung und Empfang daſelbſt** am 23. Okt. 1851. Nachdem der ehemalige ungariſche Diktator im Sept. 1851 aus ſeiner Internirung in Kiutahia in Kleinaſien auf Befehl des Sultans freigelaſſen worden war und ſich mit ſeinen Schickſalsgefährten auf dem amerikan. Schraubendampfſchiff „Miſſiſippi" in Konſtantinopel eingeſchifft hatte, wandte er ſich nach England, deſſen Regierung ſeine Freilaſſung bewirkt hatte, wurde aber von der republikaniſchen Regierung Louis Napoleons daran gehindert, durch Frankreich zu reiſen, und mußte daher, um nach England zu gelangen, um Spanien herumſchiffen. Nachdem er ſchon in Gibraltar von dem britiſchen Gouverneur und den Militärbehörden ſehr ehrenvoll empfangen worden war, langte er endlich am 23. Okt. an der britiſchen Küſte, in S., an und ſchiffte ſich nach einer Triumphreiſe durch die bedeutendſten Städte Englands am 20. November nach Nordamerika ein.

Southampton (andere Orte und Inſeln), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat Maſſachuſetts, Grafſch. **Hampſhire**; 1840: 1160 Einw.; — 2) **Eaſt-S.**, Ort daſ., 1840: 720 Einw.; — 3) **North-S.**, Ort daſ., 1840: 3750 Einw.; — 4) **Weſt-S.**, Ort daſ., 1840: 760 Einw.; — 5) Inſelgruppe daſ., im Norden des **Hudſon-Meeres**, ſüdlich von der Halbinſel Melville, davon nördl. durch den **Frozenſtrait**, im Oſten aber durch die Straße **Welcome** (**Willkommen**) getrennt, noch nicht genau unterſucht.

South-Aran (Geogr.), ſ. **Aran**.

South-Barrow-Dowes, Dünen, ſ. **Dorſet**.

Southborough, Northborough und **Weſtborough**, 3 nordamerik. Orte, V. St., Staat Maſſachuſetts, Grafſch. **Worceſter**; 1840: 1150, 1250 und 1660 Einw.

Southbranch, Fluß, ſ. **Virginia**.

South-Brunswyk, nordamerik. Ort, V. St., Staat **Neu-Jerſey**.

Southbury, nordamerik. Ort, V. St., Staat Connecticut, Grafſch. **New-Haven**, links am Houſatonick; 1820: 1660, 1840: 1540 Einw.

Southcote, **Johanne**, engliſche Schwärmerin, die einige Zeit in London die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zog, im Zweifel laſſend, ob ſie mehr Betrügerin oder Betrogene war. Sie gab ſich für das in der Offenbarung erwähnte Weib aus, ſchrieb viel unverſtändliches Zeug und betrieb nebenbei einen ſehr gewinnreichen Handel mit Siegeln, welche die Kraft haben ſollten, die ewige Seligkeit zu verleihen.

Im J. 1814 behauptete ſie, bereits über 60 Jahre alt, mit dem wahren Meſſias ſchwanger zu ſeyn und fand mit dieſer Behauptung ſolchen Glauben, daß ſich die Zahl ihrer Anhänger bis auf mehre Tauſende ſteigerte. Sie bekam zu ihrer bevorſtehenden Niederkunft viele Koſtbarkeiten, ſowie ein prächtiges Kinderzeug zum Geſchenk. Eine angeſtellte Unterſuchung über ihren Zuſtand ſchien den Wahn noch zu beſtärken und öffentliche Blätter führten Beiſpiele von Frauen an, die in gleichem oder noch höherem Alter Mütter geworden waren. Die Zeit ihrer Niederkunft verzögerte ſich indeſſen immer mehr u. zwei ihrer Anhänger hatten ſchon Anſtalt getroffen, ihr ein fremdes Kind unterzuſchieden. Sie wurden ertappt, als ſie eben im Begriffe waren, zu Erewkerke einer Weberfrau eines ihrer Zwillingskinder abzuhandeln, um es nach London zu ſchicken. Zur Strafe wurden die beiden Unterhändler nebſt dem Bildniſſe der Johanna S. unter dem ausgelaſſendſten Spott des Pöbels auf den Straßen von London zur Schau herum geführt. Sie † am 27. Dec. 1814. Ihr Leichnam wurde geöffnet in Gegenwart vieler Aerzte und Wundärzte, die ſämmtlich ein Gutachten unterzeichneten, daß ſie nicht ſchwanger geweſen und daß ihr Tod auf natürliche Weiſe erfolgt ſey. Ihre Anhänger verloren ſich nicht ſogleich und viele derſelben glaubten an ihre baldige Auferſtehung. Noch bis in die letzten Jahrzehnte lebten Familien zu Chatam in der Grafſchaft Kent, welche ihre Anhänglichkeit an die S. durch das Tragen langer Bärte u. einer ſonderbaren Kleidung kund gaben.

Southdean, brit. Kirchſpiel, Schottland, Grafſch. Roxburgh, ſüdlich von Cheſter, am Jed; 850 Einw.

South Deſolation, Inſel, ſ. Feuerland.

Southeaſt, nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafſch. Putnam; 1820: 1900, 1840: 1910 Einw.

Southend (Geogr.), 1) brit. Dorf, England, Grafſch. Eſſex, ſüdöſtl. von Chelmsford, links an der Mündung der Themſe, gegenüber Scherneß; Seebad; — 2) Kirchſpiel daſ., Schottland, Grafſch. Argyle, ſüdlich auf der Halbinſel Cantyre; 2040 Einw.

Southerland, ſ. v. a. Sutherland.

Southern, Thomas, engl. Dramendichter, um 1662 zu Stratford-upon-Avon geboren, ſtudirte in Oxford ſchöne Wiſſenſchaften, wurde ein Günſtling des Herzogs von York, diente als Hauptmann in der Armee gegen den Prinzen von Oranien, lebte dann der Literatur und † zu London 1746. Schrieb die Dramen: „The Persian Prince“ (1682), „Disappointment, or Mother in fashion“ (1683), „The spartan dame“, „The innocent adultery“, „Oroonoko“ und „The fatal marriage“.

Southerneß, brit. Vorgebirg, Schottland, Grafſch. Kirkcudbright, nordweſtlich am Solway-Golf.

Southernwood (engl., Bot.), ſ. v. a. Stadwurz, Artemisia Abrotanum *L.*

Southey, Robert, engliſcher Dichter, ward am 12. Aug. 1774 zu Briſtol geboren, beſuchte die Weſtminſterſchule und bezog 1792 die Univerſität Oxford, um Theologie zu ſtudiren. Seine religiöſen und politiſchen Anſichten bewegten ihn indeſſen bald, dieſen Vorſatz aufzugeben und die Univerſität zu verlaſſen. Mit Coleridſe und Lovell faßte er darauf den Plan nach Amerika zu gehen, um daſelbſt eine Pantiſowacy zu gründen; es wurde jedoch nichts daraus. Um dieſe Zeit, 1794, trat er zuerſt mit einer Sammlung von Gedichten auf, der er bald ein epiſches Gedicht „Joan of Arc“ folgen ließ, das nicht arm an Schönheiten der Sprache iſt und von Reichthum der Einbildungskraft zeugt, aber an zu großer Breite und an Zerriſſenheit im Plane leidet. Im J. 1795 vermählte er ſich und machte dann mit dem Dr. Herbert, ſeinem Oheim, eine Reiſe nach Liſſabon, wo er 6 Monate verweilte. Nach ſeiner Rückkehr trat er als Student der Rechte in Grays' Inn ein, beſuchte während der Jahre 1800 und 1801 nochmals Spanien u. Portugal („Travels in Spain and Portugal“) und wurde darauf bei ſeiner Zurückkunft Sekretär des damaligen Kanzlers der Schatzkammer von Irland, Carry. Mittlerweile war S. ſo gänzlich von ſeinen bisherigen freiſinnigen Grundſätzen abgewichen, daß er als eifriger Vertheidiger der Hochkirche und als heftiger Tory auftrat, ſich gegen jede Reform in Staat u. Kirche entſchieden erklärte und ſeine ihm früher gleichgeſinnten Freunde beſonders im „Quarterly Review“ mit Heftigkeit verfolgte. Nach 2 Jahren (1803) legte er ſein bisheriges vortheilhaftes Amt nieder und zog ſich nach Greta bei Keswick in Cumberland zurück, wo er bis an ſeinen Tod wohnte und, ganz literariſchen Beſchäftigungen lebend, eine ungemeine Fruchtbarkeit entwickelte. Im Jahr 1801 erſchien ſein epiſches Gedicht „Thalaba, the destroyer“, eine arabiſche Dichtung, nicht ohne mannichfache Schönheiten und eines ſeiner beſten Werke; 1804 ſeine „Metrical tales“, 1805 „Madoc“ und 1810 „The curse of Kehema“. Letzteres, ſein größtes dichteriſches Werk, iſt eine auf Hinduſagen beruhende phantaſtiſche Erzählung, voll trefflicher Schilderungen und mit treuer Beobachtung hinduiſcher Sitten, Denkweiſe und Landſchaft geſchrieben. Im J. 1813 erhielt er die Beſtallung eines Hofpoeten (poet laureate), aber ohne die Verpflichtung, den Geburtstag des Königs alljährlich mit einer Ode zu feiern. Darauf folgten im J. 1814 „Roderic, the last of the Goths,“ 1821 die „Vision of judgement“, die Byron, der darin das Haupt der ſataniſchen Schule genannt war, mit Recht ſo ſchonungslos mitnahm, und 1825 ſein letztes größeres Gedicht „The tale of Paraguay“. Nachdem er im J. 1834 eine Penſion von 300 Pfd. St. erhalten, † er am 22. März 1843. Die drei letzten Lebensjahre hat er in völligem Stumpfſinn zugebracht. Seine poetiſchen Werke, die außer den genannten Hauptdichtungen, ein Trauerſpiel „Wat Tyler“, viele lyriſche Gedichte u. ſ. w. enthalten, erſchienen geſammelt in London 1820, 14 Bde; 1837, 10 Bde. Auch eine treffliche Auswahl aus denſelben für die Jugend kam (daſ. 1831) heraus. Die Eigenſchaften, welche ihn im Allgemeinen als Dichter auszeichnen, ſind Reichthum der Phantaſie, Geiſt, Lebendigkeit, Witz

Digitized by Google

und Gefühl, aber es fehlt ihm an Ruhe und Beſonnenheit; er läßt ſich zu ſehr vom Augenblicke hinreißen und gibt zu viel auf den erſten Eindruck. Er glänzt zu oft auf Koſten der Wahrheit und bleibend iſt daher ſelten eine ſeiner Geſtalten. Zu häufig bringt er bloß rhetoriſche Schönheit ſtatt poetiſcher u. glaubt zu genügen, wenn er die nackten Seiten ſeiner Stoffe durch ſchimmernden Flitter verhüllt. Die Sprache hat er vollkommen in der Gewalt, doch iſt er mehr ihr launenhafter Tyrann, als ihr wohlwollender Gebieter. Weit bedeutender und verdienſtlicher als ſeine Dichtungen ſind ſeine Biographien, namentlich ſeine Lebensbeſchreibung Nelſons (2 Bde. 1813), auch die Wesley's (1820); hier iſt er auch in dem kleinſten Theil ein bewährter Meiſter u. edles Vorbild. Außer dieſen und andern Biographien ſchrieb er noch eine Unmaſſe proſaiſcher Schriften, beſonders hiſtoriſche, wie die „History of Brazil" (3 Bde. 1810 ff.) und „History of the peninsular war" (2 Bde., 1823—28); religiöſe, z. B. die „Vindiciae ecclesiae angl., book of the church" u. v. a.; ſociale, wie die „Colloquies on the progress of society" (1829); politiſche, z. B. die „Political essays" und endlich Umarbeitungen mittelalterlicher Romane, z. B. Amadis de Gaul" (1803); „Palmeria of England" (1807); „The chronicle of the Cid (1808).

Southfield, nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafſch. Richmond, ſüdlich auf der Inſel Staten; 1820: 1010, 1840: 1620 E.

South-Fiſh, auſtral. Fluß, Neuholland, öſtlich vom Morumbidge, von ungewiſſen Lauf.

Southfolk (Geogr.), ſ. v. a. Suffolk.

Southforeland, Vorgebirge, ſ. Kent.

South-Frankfort, nordamerik. Dorf, V. St., Staat Kentucky, am Kentucky, der Hauptſtadt gegenüber.

Southhampton (Geogr.), ſ. v. a. Southampton.

South-Hempſtead (Geogr.), ſ. v. a. Hempſtead.

Southhold, nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafſch. Suffolk, nordöſtlich in Longe Island; 1820: 2870, 1840: 3910 Einw.

Southill, brit. Kirchſpiel, England, Grafſch. Bedford; 1190 Einw.

Southington, nordamerik. Ort, V. St., Staat Connecticut, Grafſch. Hartford; 1820: 1810, 1840: 1890 Einw.

South-Island (Geogr.), nordamerik. Inſel, England gehörig; 43° 26′ 22″ nördl. Breite und 68° 22′ 2″ weſtl. Länge; — 2) kleine Inſel im großen Nord-Ocean; darauf ſteht ein gegen 3000 F. hoher nackter Felſen; 31° 30′ nördl. Breite u. 157° 40″ öſtl. Länge.

Southkingſton (Geogr.), ſ. Rhode-Island.

Southknapdale (Geogr.), ſ. Knapdale.

South-Liking, nordamerik. Fluß, V. St., Staat Kentucky; mündet in den Liking.

South-Molton, brit. Ort, England, Grfſch. Devon, ſüdöſtlich von Barnſtaple.

South-Mountains, nordamerik. Gebirg, zu den Apallachen (ſ. d.) gehörig.

South-Ronaldſchay, Inſel, ſ. Ronaldſey.

Southſea (Geogr.), ſ. Portsmouth.

South-Sea-Tea (engl.), er Paragnaythee oder Mate.

Southſhields (Geogr.), ſ. Shields.

South-Stak (S.-Stack, Geogr.), ſ. Holyhead.

South-Uiſt, Inſel, ſ. Uiſt.

Southwallia (Bot.), nach Salisbury, Pflanzengattung. Arten unter Sterculia.

Southwalliea (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Geraniaceae Sterculieae.

Southwark (Geogr.), 1) Stadttheil, ſ. London; — 2) ſ. Philadelphia.

Southwell, brit. Stadt, England, Grafſch. Nottingham, in einem fruchtbaren und bewaldeten Thal, an einem Bach, der vorzüglich Forellen nährt; ſehr alte und ſchöne Kirche, Seiden- und Baumwollweberei; 3180 Einw.

Southwick, nordamerik. Ort, V. St., Staat Maſſachuſetts, Grafſch. Hampden; 1820: 1260, 1840: 1210 Einw.

Southwold, brit. Stadt, England, Grafſch. Suffolk, ſüdlich von Yarmouth, an der Mündung der Blythe in die Nordſee; Kirche und Rathhaus; der Hafen iſt durch zwei Molo's gebildet; Handel mit Häringen, Seeſalz und Bier; Seebad; ein Kanal führt nach Halesworth; 1820 Einw. Auf der Rhede See-Schlacht zwiſchen der engl. und holland. Flotte 1666, und zwiſchen der engl., franz. u. holland. Flotte 1672.

Soutien (franz.), 1) Unterſtützung, Hülfe; — 2) Abtheilung Truppen, die andern zur Hülfe aufgeſtellt ſind, Reſerve, Replis ꝛc.

Sout-Leauw, Stadt, ſ. v. a. Leau.

Soutman, Peter, Maler u. Kupferſtecher, um 1580 zu Harlem geb., Schüler von Rubens, der ihn jedoch bewog, den Pinſel mit dem Grabſtichel zu vertauſchen, zu einer Zeit, als S. bereits in der Malerei glänzende Proben geliefert hatte. Im Kataloge der Sammlung des Konferenzrathes F. K. Bugge wird ihm das Bild eines kahlköpfigen-weißhaarigen, bartigen, ſitzenden Greiſes zugeſchrieben und bemerkt, daß dieſes herrliche Gemälde in den meiſten Sammlungen für eine ausgezeichnete Arbeit des Rubens ausgegeben würde. Als Kupferſtecher verband er die Nadel mit dem Grabſtichel, wodurch er der Aezkunſt die weiteſte Ausdehnung gab und eine früher nie gekannte Verſchmelzung bewirkte. Er verfuhr dabei auf ſehr maleriſche Weiſe und erreichte große Wirkung. Als tüchtiger Zeichner ging er mit Geſchicklichkeit auf die letzten Nuancen der Gemälde ein und hielt ſich in ſeinem engeren Kreiſe genau an das Maß, ſo daß er bei der Reproduktion um keine Haarbreite wich und den Charakter des Urbildes getreu wieder gab. Namentlich iſt das mit den Bildern des Rubens der Fall, von deren geiſtreichen Naturauffaſſung ihm nichts verloren ging. Todesjahr unbekannt. Seine Werke verzeichnet Nagler (Künſtler-Lexik. Bd. 17, S. 99 ff.).

Soutmann (Pomol.), Kl. 1, Ordn. 3, Rang 1, nach Diel. Eine mittelmäßig große, länglich kegelförmige, zur Familie der langen, grünen

Herbſtbirnen gehörige, köſtliche Frucht, die zwei Zoll breit und 3 Zoll lang iſt. Die Schaie iſt hellgrün, wird in der Reife gelblichgrün, ohne Röthe. Die Punkte ſind fein und braun von Farbe. Das Fleiſch iſt mattweiß, ſehr ſaftvoll, ganz zerfließend, von einem ſehr angenehmen, fein zimmetartigen, erhabenen Zuckergeſchmacke. Die Feucht zeitigt Anfang December und hält ſich bis Januar. Der Banm wächſt ungemein ſtark, macht vieles Holz und bildet eine breitgewölbte, ſchöne und dichtbelaubte Krone, ſetzt ſehr viel Fruchtholz an und wird, wenn er ausgetobt hat, ſehr fruchtbar. Verdient häufige Anpflanzung, auch auf Quitte.

Soutner, Johann, Bildhauer zu Wien, akademiſcher Künſtler, blühte in der 1. Hälfte des 19. Jahehunderts. In den Kirchen u. Paläſten der genannten Stadt findet man Werke von dieſem Meiſter. Er feetigte nach Fügers Plan das Denkmai des Dichters Heinrich von Collin, welches ſeit 1813 in der Kirche des heil. Carolus Borromäus in Wien zu ſehen iſt.

Sou-Tſcheu (Geogr.), 1) aſiat. Stadt, China, Prov. Kiang-Su, ſüdöſtl. von Nanking, öſtl. am See Tai-Hu; ſchön, von vielen Kanälen durchſchnitten und befeſtigt, in ſchöner u. fruchtbarer Umgegend; hat viele Buchdruckereien, Buchhandel; — 2) (Siu-Tſcheu), Stadt daſ., Prov. Se-Tſchuan, am Zuſammenfluß des Min-Kiang und Kincha-Kiang, ſüdlich von Tſching-Tu.

Sou-Tſien, aſiat. Stadt, China, Provinz Kiang-Su, ſüdöſtl. am See Lo-Ma und unweit des Kaiſer-Kanals, links am Hoang-Ho.

Soutto, portug. Flecken, Prov. Beira, nordöſtl. von Traneoſo.

Soutzos, Alexis, neugriechiſcher Dichter, floh 1831 vor Capodiſtrias nach Hydra, begab ſich nach dem Fall dieſes Miniſters wieder nach Athen, mußte jedoch wegen ſeines Gedichts ὁ περιπλανώμενος (der Umherirrende, Athen 1839) dieſe Stadt abermals verlaſſen und ging nun nach Paris, von wo er eeſt nach der Septemberrevolution 1843 in ſein Vaterland zurückkehrte. Eine Satyre auf die neueſten Ereigniſſe in Griechenland zog ihm abermalige Verbannung zu. Schrieb noch die 2 politiſchen Dramen: ὁ πρωθυπουργός (der Premierminiſter) u. ὁ ἀτίθασσος ποιητής (der unerſchütterliche Dichter).

Souvenir (franz.), 1) Andenken, Erinnerung; — 2) Erinnerungsgeſchenk; — 3) Gedächtnißbuch.

Souverain und **Souverainetät**, ſ. Staatshoheit.

Souverain, 1) engliſche Goldmünze, unter Heinrich VIII. 1540 geprägt, mit dem Bilde des Königs auf dem Throne, von dem der Name; galten 20 Fl. und gehörten zu den Roſenobeln; vgl. Sovereign; — 2) (Souveraind'or, auch in Severind'or verdorben), eine während der frühern öſterreichiſchen Herrſchaft für Brabant ausgeprägte Goldmünze, im Feingehalt von 22 Karat; 21,146 Stück aus der köln. Mark fein Gold (21,0471 Stück aus der rauhen Mark). Es ſind auch halbe Stücke davon geprägt, welche aber von Einigen als einfache S. bezeichnet werden, ſo wie die obigen als doppelte. Der Werth des einfachen (nach Andern doppelten) S. iſt 8 Thlr. 14 Ggr. 1 Pf. in Paſſirpiſtolen à 5 Thlr. Vgl. Soprano und Sovereign.

Souverainetätsthaler, kurbrandenburgiſche Denkmünze, von Friedrich Wilhelm I. im J. 1647, als ſouveränen Herzog von Preußen, geprägt.

Souvigne, franz. Dorf; Dep. Deux-Sèvres, Bez. Niort; Mühlſteinbruch; 1490 Einw.

Souvigny (Geogr.), 1) franz. Stadt, Dep. Allier, Bez. Moulins, in einem Thal, links an der Quesne; gothiſche Kirche mit den Grabmälern der Herzoge von Bourbon; Nägel-, Oel- und Wachslichtfabr., Glasflaſchenfabr. (jährl. über 400,000 Flaſchen); 2850 E.; — 2) Dorf mit Markt daſ., Dep. Loire-Cher, Bez. Romorantin, in ſumpfiger Gegend; 620 Einw.

Souvo, aſiat. Provinz, Japan, im Weſten der Inſel Nipon; grenzt ſüdl. an den großen Ocean; iſt ſehr gebirgig, auch ſehr fruchtbar u. gut bebaut.

Souvret, belg. Dorf, Prov. Hennegau, unweit Charleroi; 860 Einw.

Souvrey, Anna Thereſe, ſ. Zwerg.

Souza (Geogr.), 1) portug. Fluß, Provinz Minho; fließt ſüdweſtl., ſüdöſtl. und ſüdlich und mündet in den Duero, rechts; — 2) Flecken daſ., Prov. Beira, ſüdöſtl. von Aveiro; 3710 Einw.; — 3) ſüdamerikan. befeſtigter Flecken, Braſilien, Prov. Eſpirito-Santo, rechts am Rio-Doce, in ſehr fruchtbarer Gegend.

Souza (Biogr.), 1) Adèle, Marquiſe v. S. Botelho, verwittwete Gräfin Flahault, geb. Filleul, berühmte franz. Schriftſtellerin, durch Geiſt und Charakter gleich ausgezeichnet, wurde im J. 1760 auf dem Schloß Longpré in der Normandie geboren und heirathete 1784 den Grafen Flahault. Nachdem derſelbe 1793 zu Arras unter Joſ. Lebon guillotinirt worden, floh ſie mit ihrem Sohne (dem nachherigen Adjutanten Napoleons und ſpätern General Flahault, geb. 1785) nach England. Von allen Hülfsmitteln entblößt, kam ſie in ihrer bedrängten Lage auf den Gedanken, einen vor Zeiten angefangenen Roman zu vollenden, um von dem Ertrage ihren Unterhalt zu beſtreiten. Auf dieſe Weiſe entſtand ihre „Adèle de Sénanges ou Lettres de lord Sydenham“ (2 Bde., Lond. 1794; 2. Ausg., Hamb. 1796 und dann ſehr oft), ein Meiſterwerk, von dem Klopſtock, der die Verfaſſerin bald darauf in Altona kennen lernte, ſagte, es ſey der einzige Roman, den er mit einem ſich immer gleichbleibenden Vergnügen bis zu Ende geleſen habe. In Hamburg, wohin ſie ſich im J. 1796 begeben hatte, arbeitete ſie ihren Roman „Emilie et Alphonse, ou le danger, de se fier à ses premières impressions“ (3 Bde., Hamb. 1799, 2. Bde., Par. 1805). Im J. 1798 nach Paris zurückgekehrt, heirathete ſie 1802 daſelbſt den beim erſten Konſul akkreditirten portug. Geſandten Joze Maria de Souza Botelho (geb. 1758 zu Oporto), der ein begeiſterter Verehrer der Dichtkunſt war und ſich durch Herausgabe einer Prachtausgabe der „Luſiaden“ (Par. 1817, Fol.) um die Literatur ſeines Vaterlandes verdient gemacht hatte. Ihre Schrif-

ten hatten ſo großen und verdienten Erfolg gehabt, daß ſie zu ſchreiben fortfuhr. Es erſchienen nach einander „Charles et Maria“ (Par. 1802); „Eugène de Rathelin“ (2 Bde., daſ. 1808), nächſt der „Adèle“, ihr vorzüglichſtes Werk; „Eugénie et Mathilde, ou Mémoires de la famille du comte de Revel“ (3 Bde., daſ. 1811); „Mademoiselle de Tournon“ (2 Bde., daſ. 1820); „La comtesse de Fargy“ (4 Bde., daſ. 1823); alle dieſe geſammelt in den „Oeuvres completes“ (6 Bde., 8. u. 12. Bd., 12., daſ. 1811—22). Später gab ſie noch ein Drama: „La duchesse de Guise ou l'intérieur d'une famille illustre dans le temps de la Ligue“ (daſ. 1831), das indeſſen mehr ein Charakter- u. Familiengemälde iſt, und einen Roman „Etre et paraitre“ (2 Bde., daſ. 1832), heraus. Ihre Romane zeichnen ſich beſonders durch die gelungene geiſtvolle und zarte Darſtellung der Liebe in den höhern Kreiſen aus. Bei der größten Einfachheit der Erfindung entfaltet ſie bei der Ausführung eine Zartheit und Feinheit des Gefühls, wie man ſie bei Romanſchriftſtellern des gewöhnlichen Schlags umſonſt ſucht. Nachdem ſie im J. 1825 auch ihren zweiten Gatten durch den Tod verloren, † ſie am 16. April 1836 zu Paris. — 2) S. Tavares, ſ. Reguengo; — 3) Joze Joaquim de S. Reys, genannt Remechido, portug. Bandenführer, 1796 zu Estambar in Algarbien geboren, ward nach dem frühen Tode ſeines Vaters von ſeinem Oheim Joze Joaquim de Souza, damals Prior zu Alcantarhila, erzogen. Für die Kirche beſtimmt, beſuchte er das biſchöfliche Kollegium zu Faro, erhielt die erſten Weihen und legte 1806 durch eine Feſtpredigt zu St. Bartholomeu de Meſſines eine öffentliche Probe ſeiner Berufsfähigkeit ab. Aus Liebe zu einer jungen Schönen dieſer Stadt gab er ſeinen Beruf aber auf, heirathete ſie und genoß die Achtung ſeiner neuen Mitbürger ſo ſehr, daß er zur Würde eines Capitao d'Ordenanças (eine Lokalmiliz zum Behuf der Rekrutenaushebung) ſtieg u. ihm die Erhebung gewiſſer Steuern übertragen wurde. Dieſe beiden Beſchäftigungen öffneten ſeinem Ehrgeiz ein weites Feld und wurden ſo die Urſache ſeines Verderbens. Als unter der migueliſtiſchen Herrſchaft freiwillige Royaliſtenbataillone gebildet wurden, erhielt der Kapitan eine Anſtellung als Fähndrich des Bataillons von Faro. Als ſolcher erlernte er das Schützenexercitium. Weil aber ſeine längere Abweſenheit von Haus ſein Privatintereſſe zu ſehr benachtheiligt hätte, erbat er ſich von ſeinem General Urlaub mit der Verſicherung, daß er auf den erſten Ruf bereit ſeyn wolle, für die Sache, die ſie vertheidigten, die Waffen zu ergreifen, und er verließ auch ſein Dorf nicht eher wieder, als nach der Landung des Befreiungsheeres unter dem Herzog von Terceira am 16. Mai 1833. Um dieſe Zeit geſchah es, daß Remechido zum erſten Mal als Bandenführer im Feld erſchien. Als Vicomte Molello, Don Miguels Befehlhaber in Algarbien, um im Rücken der Pedriſten zu operiren, die nach der Wegnahme des migueliſtiſchen Geſchwaders auf die Hauptſtadt losgingen, durch St. Bartholomeu de Meſſines zog, befand ſich Remechido als Capitao d'Ordonanças an der Spitze eines Haufens bewaffneter Bauern, zu denen er ſich von dem Vicomte noch 400 Mann erbat. Mit dieſer Verſtärkung verſprach er dem Feinde gehörig Abbruch zu thun. Da ihn jedoch Molello keiner Antwort würdigte, ſo begann er einen Rachekrieg auf eigne Rechnung. Als angeblicher Vertheidiger von Thron und Altar ſah er bald eine Menge Leute, meiſt Auswürflinge der Geſellſchaft, die ihre Hände mit Mord und Raub beſudelt hatten und die er nur durch die Reize eines ungebundenen Lebens zuſammenhalten konnte, ſeinen Fahnen zulaufen. Mit dieſer undiſciplinirten Schaar, aber durch genaue Ortskenntniß in der gebirgigen Gegend den gegen ihn ausgeſandten Truppen überlegen, ſetzte er gegen 5 Jahre die ganze Provinz in Schrecken, beging unerhörte Grauſamkeiten und tauchte nicht ſelten ſein Schwert in das Blut ſeiner eigenen Anhänger. Der Erfolg gab ihm den Glauben an ſeine Unbeſiegbarkeit und den endlichen Triumph der Reſtauration. Was das arme Land durch dieſe Rotten, die keine Schranken weder der Geſetze, noch der Menſchlichkeit kannten, leiden mußte, bis Obriſt Fantoura und der tapfere Kapitän Cabra als Retter erſchienen und Remechido endlich ſeinen Tod fand, iſt unbeſchreiblich. Bis zur letzten Stunde verläugnete er keinen Augenblick den Charakter eines tapfern Mannes, der unter andern Umſtänden die Zierde ſeines Vaterlandes hätte werden können.

Souza (Bot.), nach Arrabida, Pflanzengattung. Arten unter Siſyrinchium.

Souzel (Geogr.), 1) portug. Flecken. Prov. Alemtejo, nördlich von Eſtremoz; Hoſpital und Hoſpiz; Schlacht zwiſchen den Spaniern u. Portugieſen 1633; — 2) ſüdamerikan. Flecken, Braſilien, Prov. Para, links am Xingu; Jagd, Fiſcherei, Töpferei; von Indianern bewohnt.

Souzka, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Weichſelſtätten; 170 Einw.

Sovana (Soana), ital. Stadt, Toskana, nordöſtl. von Orbetello; ſehr zerrüttet wegen der dort herrſchenden ungeſunden Luft.

Sovar (Soovar, Salzburg, Skana), ungar. Marktflecken, faroſer Geſp., am Bache Szektſö, ½ Stunde von Eperies; 1220 Ew. S. iſt ſehr reich an Salzgruben. Um das J. 1575 wurde in S. Steinſalz entdeckt. Das ſaroſer Komitat genoß das Eigenthumsrecht auf einen der hieſigen Salzbrunnen, bis endlich das Dominium und das Salzgefälle um das Ende des 16. Jahrh. ganz in die königl. Hände überging. Gegenwärtig iſt S. mit Inbegriff der 5 dazu gehörigen Dörfer Gulviz, Kakasfalva, Erdocske, Abeanfalva u. Sos-Ujfalu ein königl. Salzkammergut, das ſeit 1798 unter der Leitung eines Oberinſpektors ſteht. — Der Bergbau wurde mit den 5 Schachten Leopoldi, Mariä, Joſephi, Johann Nepomuceni und dem Windſchacht betrieben, wovon gegenwärtig bloß der Leopoldiſchacht übrig und die zwar ſehr ergiebige, aber einzige Quelle der hieſigen Saline iſt. Derſelbe iſt durchaus mit Eichenbohlen gezimmert, hat einen leeren

Raum von 35, eine Waſſerſäule von 46, zuſammen alſo eine Tiefe von 81 wiener Klaftern, und iſt in einen Treib- und Fahrtenſtoß abgetheilt. Dee Göppel wird durch vier, alle 4 Stunden abwechſelnde Pferde bedient, die alle 5 Minuten eine 5eimerige, ungefähr 7 Ctr. Sohle enthaltende Pilge heben, deren 2, jede aus einee ſackförmig zuſammengenähten Ochſenhaut beſtehend, gegen einander ſpielen. Die Sohle zeigt auf dee Spindel 28 pCt. an, wovon 25 reines Küchenſalz ſind. In der chemiſchen Analyſe der Sohle fanden ſich außee dem Kochſalze und Waſſer auch noch Kalkerde, ſalzſaure Bittererde, ſchwefelſaurer Kalk, kohlenſaurer Kalk u. kohlenſauees Eiſenoxyd, nebſt einer nicht unbeträchtlichen Menge Kieſelerde. — Die aus dem Schacht gehobene Sohle füllt in 48 Stunden eine Ciſterne oder Sulzenſtube von 3000 Eimer Inhalt. Dergleichen Ciſternen ſind 6, wovon 4 das große, die andern 2 das kleine Pfannhaus mittelſt einer Röhrenleitung verſehen. Zwei große Wohlthaten bei dieſer Saline ſind nicht nur die geſegnete Sohle ſelbſt, ſondeen auch die kleine, kaum 100 Klaftern betragende Entfernung des Schachtes von den Sudhäuſern, wodurch äußerſt viele koſtſpielige Anſtalten eeſpart werden. Im J. 1803 wurde ein neues Pfannhaus nach lenoblé'ſchen Grundſätzen hier erbaut, ſeit welcher Zeit die Salzerzeugung mit einem weit beſſern Eefolge betrieben wird. — Die gegenwärtigen nenen Pfannhäuſer zeichnen ſich, nebſt ihrem gefälligen Anſehen, beſonders durch eine auffallende Reinlichkeit, Helle u. Bequemlichkeit, die Sud- u. andern Aebeiten aber duech eine in allen Theilen harmonirende Ordnung, Präciſion und Leichtigkeit aus. Die daeaus entſpringenden Vortheile ſind: eine über 2000 wiener Klaftern ſteigende jährliche Holzeeſparniß, ſtärkeres, eeineres und teockeneres Salz, Erſparung an Menſchen, Zeit und Erhaltungsmaterial und endlich eine leichtere Ueberſicht der eintretenden Zufälle, nebſt einer leichtern Abhülfe derſelben, ſo daß die ſovarer Sudhäuſer rückſichtlich der vortrefflichen Manipulation u. ſelbſt ihrer Struktur bemerkenswerthe Vorzüge vor den oberöſterreichiſchen u. ſteiermärkiſchen Sudwerken haben. Die jährliche Salzerzeugung beträgt an 101,000 Ctr. — Die ſovaeer Salzkammerguts-Waldungen betragen 10,485 Joche, wozu 1797 noch dee geäſt. halleriſche Waldſtrich mit $397^{7}/_{12}$ Joch zugewachſen iſt. Sie ſind in 3 Hauptabtheilungen, und jede derſelben in 100 jährl. Holzſchlage eingetheilt, aus welchen jährl. 3500 Klaftern Holz erzeugt werden. Die herrſchenden Holzgattungen ſind Rothbuchen, auch Eichen, in kleinerer Zahl gibt es Birken, Ahorn, Eſchen, Espen, Ruſten, Vogelbeerbäume, Saalweiden, Linden, Kirſch-, Maulbeer-, Aepfel- u. Bienbäume, nebſt etwas angebauten Tannen, Fichten, Kiefern, Lerchenbäumen u. Akazien. Das erzeugte Holz wird durch den Delnabach mit Beihülfe einer Klauſe abgeflößt. — Die ſovarer Gebirgskette gehört zur Trappformation. Von den hiee vorkommenden Foſſilien ſind bekannt: Olivin, Bergkryſtall, gemeiner Quarz, Halbopal, Opaljaspis, Obſidian, Marekanit, Perlſtein, Feldſpath, Thonſtein, Trippel, baſaltiſche Hornblende, Kalkſpath, Meegel, dichter u. ſpäthiger Gyps, Pechkohle, Thonporphyr, Baſalt, Sandſtein, Nagelflube u. Erdſchlacken. An Metallen ſollen ehedem Gold, Zinnober und Silber gebrochen haben, gegenwärtig wird nicht ohne Erfolg auf Blei und Spießglanz gebaut. Vom Eiſengeſchlechte kommen außer dem Schwefelkieſe auch Eiſennieren und grüne Eiſenerde, manchmal auch Brauneiſenſtein als Findling vor. Unweit der Triftungsklauſe quillt ein echt guter Säuerling hervor. — S. iſt der Geburtsort des 1818 veeſtoebenen Profeſſors und Numismatikers an der peſther Univerſität Stephan Schönwiesner, geb. 1738. — Geſchichtliches. Schon zu Arpads Zeiten ſoll S. als feſte Burg (Caſtrum) Salis (Salzburg) bekannt geweſen ſeyn und dieſem mächtigen Heezoge ſammt dem Zipſeeſchloſſe als Schutzwehr gegen die polniſche Grenze gedient haben. Im J. 1285 ſchenkte König Ladislaus der Kumanee dem jungen Grafen Georg Mitzban, einem dee 7 Wunderſöhne des in der ungariſchen Geſchichte berühmten Simon Mitzban, die 3 königl. Orte S., Sopatak und Detne, zum Lohn für ſeine in den Kriegen gegen Ottokar, die Tataeen und Konrad erworbenen Verdienſte, und ertheilte ihm zugleich die Erlaubniß, ſich daſelbſt eine Burg zu erbauen. Dieſee Schenkung zufolge nahm Georg Mitzban den Namen Soos de S. an, den ſeine Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag führen. Von den übrigen 6 Brüdern Georg Mitzbans ſtammen die Familien Cſapy, Bocskay, Szörtey, Raskay, Cszeny u. Kövesdy ab. Im J. 1525 bemächtigten ſich die eperieſer Bürger während der zapolyaiſchen Unruhen des ſaroſer Schloſſes und übergaben es dem General Katzianer, mußten es abee 1528 auf königl. Befehl dee Familie Soos wieder in statu quo zurückgeben. Im J. 1537 hatten es die zapolyaiſchen abermals in ihree Gewalt u. hintertrieben einen Eroberungsverſuch des kaiſeelichen Generals Ebersdorf. Bald darauf eroberte es der General Freiherr von Fels, und Kaiſer Ferdinand verſetzte es den Eperieſern für 5521 Fl. Allein auf den zu Neuſohl und Preßbueg abgehaltenen Landtagen wurde die Zurückgabe des Schloſſes an die ſoosſche Familie artikulariter beſchloſſen, aber 1547 unter der Direktion des berühmten ſaroſer Schloßkommandanten Georg Wernehrs demolirt.

Sover, Wind, ſ. Garda.

Soverato, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter. II., am Golf Squillace; 340 E.

Sovere, öſterr.-ital. Dorf, Lombardei, nordöſtl. von Bergamo, am Eingang des Val-Cavallina, am Timaſſo; Seidenſpinnerei, Eiſenhämmer, Fayence-Manufaktur.

Sovereign, eine ſeit 1816 ausgeprägte britiſche Goldmünze, welche das Pfd. Sterling vorſtellt. Es ſind auch halbe, doppelte und fünffache S.s geprägt worden, wovon die letztern aber ſehr ſelten ſind.

Sovereira formoſa, Villa, ſ. Leiria.

Sovereto, ital. Flecken, Toskana, Prov. Piſa; 750 Einw.

Soveria, ital. Flecken, Neapel, Prov. Calabria-ulter.II., links am Simmari; 1060 E.

Soviakberg (Soviakverch), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Schachenthurn; 280 Einw.

Sovicille, ital. Dorf, Toskana, Prov. Siena; ausgezeichneter gelber Marmor.

Sovik, europ.-türk. Ort, Serbien, Diſtr. Novibazar, nördlich von Novibazar.

Sovizzo, öſterr.-ital. Marktflecken, Gouv. Venedig, Prov. und Diſtr. Vicenza, am Berge San Lorenzo und am Fluſſe Fiumicello; Vorſtand, Pfarrkirche, 6 Oratorien, Meierei.

Sovrano, Goldmünze des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs. Die Sovrani ſind nach drei verſchiedenen Normen ausgeprägt, nämlich: 1) im Werthe von 5 mailänder Lire corrente; 2) im Werthe von 40 Lire italiane oder Francs (während Napoleons Herrſchaft); 3) gegenwärtig und ſeit Ende d. J. 1823 im Werthe von 40 Lire austriache oder öſterreichiſchen Lire (= 13⅓ Gulden Konventions-Kurant). Von allen dieſen drei Sorten ſind auch halbe Stücke (zu reſpektive 22½ mail. Livre corr., 20 L. ital., 20 L. austr.) ausgeprägt. S. Mailand.

Sowaas (Sawaas), eine ſchwärzlich ausſehende Metallkompoſition in Japan.

Sowada (Zowada), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; 160 Einw.

Sowadina, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Preran, Herrſch. Biſtritz; 210 Einw.

Sowaiel, Land, ſ. v. a. Ajan.

Sowallick, nordamerikan. Gebirge, Grönland, nördlich von dem Baffins-Meer, unweit der Prince-Regent-Bai.

Sowauli, Küſte der, ſ. Somaulis.

Sowenitz (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) (Sabienitz, Zadenice), Kr. Bunzlau, Herrſch. Krinetz; 310 E.; — 2) daſ., Herrſch. Laukowetz; 290 Einw.

Sowerbäa (Bot.), nach Smith, Gattung der Commdinaceae *Rchb*, Hexandria Monogynia *L.* Charakter: Korolle 6blättrig, offen, bleibend, auf der Baſis 6 Staubfäden tragend, von denen nur 3 mit fruchtbaren Antheren verſehen ſind. Kapſel 3facherig, in jedem Fache 2 ſchildförmige Samen. Einzige Art: S. juncea *Sm.* In Neu-Südwales; ausdauernd. Blätter binſenartig, fadenförmig, aufrecht, bis 7" lang; die Blumen kommen doldenförmig und zahlreich aus einer Scheide, blaß lilafarbig. Dieſes Ziergewächs pflanzt man in ſandigr Laub- und Heideerde, durchwintert es bei 4—6° W. und vermehrt es durch Wurzeltheilung. Bot. Cab. 787.

Sowerby, James, Blumenmaler, um 1740 in England geboren, erlangte den Ruf eines vorzüglichen Künſtlers im naturhiſtoriſchen Fache. Er fertigte eine große Anzahl von Zeichnungen zum Stiche für botaniſche Werke, wie für E. Smiths „Icones pictae plantarum rariorum", London 1790 ff., Fol., welches Werk die ſchönſten und ſeltenſten Pflanzen prächtig ausgemalt enthält. Auch für die Smiths „Gleanings of Botany" und „Specimen of the botany of New-Holland", London 1793 ff., ſo wie an Shaws „Zoology of New-Holland", für John Lightfoots „Flora Scotica", daſ. 1777, 2 Bde., für Heritiers „Stirpes novae aut minus cognitae", Paris 1780 ff., lieferte er Zeichnungen. Dann haben wir von ihm ſelbſt: The florist's Delight, London 1791 ff., Fol.; — An easy introduction to drawing flowers according to nature, Quer-4.; — English botany, daſ. 1790 ff., 8.; — Coloured figures of English fungi, daſ. 1796—97, 2 Bde., Fol.; — Manual of Conchology, neue Aufl. 1842. In der letzteren Zeit ſeines Lebens hielt ſich S. in Paris auf, wo er ſich mit Sibthorp zur Herausgabe der „Flora graeca" verband, aber bald darauf, um 1803, †.

Sowery, brit. Ortſchaft, England, Weſt-Riding der Grafſch. York, ſüdweſtlich von Halifax, am Calder, über den eine Brücke führt; 7000 Einw.

Sowietitz (Sobietitz, Sowetice), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Sadowa; 230 Einw.

Sowina, preuß. Pfarrdorf, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Pleſchen; 260 Einw.

Sowiniec, preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schrimm; 140 Einw.

Sowinka (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Gut, Kr. Bunzlau, auf der rechten Seite der Iſer, mit 1668 Joch 233 □Kl. Areal und 790 Einw.; — 2) Stadt daſelbſt; Schloß und Pfarrei; 310 Einw.; — 3) preuß. Hauland, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Pleſchen; 180 Einw.

Sowiny, preuß. Hauland, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Kröben; 220 Einw.

Sowizrzal, der ſlaviſche Eulenſpiegel, in dem ſächſiſchen Dorfe Knotowiz im 14. Jahrh. geboren, trieb ſich in Norddeutſchland und Polen umher, bald als Gehülfe in Schmieden und Schuhwerkſtätten, bald als Luſtigmacher. Er kam auf ſeinen Fahrten auch nach Rom, wo er des Papſtes Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er war ein roher Geſell und wurde über 100 Jahre alt. Sein Wappen war die Eule und der Spiegel. Die von ihm umlaufenden Erzählungen wurden geſammelt und polniſch herausgegeben zu Lemberg zu Anfang des 16. Jahrh., plattdeutſch ſchon 1483, oberdeutſch Straßb. 1549, n. Ausg. 1540. Drr ſlaviſche Fauſt iſt Twerdowski (ſ. d.).

Sowr-Sop (Bot.), in Weſtindien, ſ. v. a. Anona muricata *L.*

Soxotä (a. Geogr.), Volk im wüſten Caramanien (Ptol. VI, 8, 12).

Soya (Geogr.), aſiat. Vorgebirg, an der Nordſpitze der japan. Inſel Yeſo.

Soya (pharm. Zool.), ſ. Blatta orientalis *L.*, Schabe.

Soye, Philipp, Kupferſtecher, auch Seiticus, Serieto, Sericus, Sericeus, Sericius, Sitius, Sirceus, Sytiens und Sojo, wahrſcheinlich Niederländer, Schüler C. Corts, mit welchem er in Rom lebte, um 1568. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Blätter gibt es nicht; ſie haben aber außer dem Alterthum auch noch andere Vorzüge, ſo daß ſie in guten Abdrücken im Werthe ſtehen.

Digitized by Google

Soyer (Biogr.), 1) N., Bildhauer u. Gießer, bildete ſich in Paris und ging dann als königlicher Penſionär nach Rom. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien richtete er eine Gießerei ein und verband ſich zu dieſem Zwecke mit Ingé, mit welchem er eine Bronzefabrik betrieb, aus welcher zahlreiche Werke hervorgingen. Wir erwähnen darunter die Büſte des Jupiter Serapis, die Büſten des olympiſchen Jupiter und des Marcus Brutus, die Statue des Amor von Chaudet für das Schloß in Compiégne die Statue Heinrich IV. von Boſio, für den König in Silber ausgeführt, die Statue des Moſes von Michel Angelo und viele kleinere Bronzewerke, die 12 Fuß 6 Zoll hohe Statue des heil. Stanislaus in Erz, und 1836 das koloſſale Standbild der Juliusſäule, ſo wie 1839 das Kapitäl derſelben, der größte Guß in einem Stück, der bis dahin zu Paris zu Stande kam. Hierauf unternahm er den Guß der Statue Guttenbergs nach Davids Modell, jetzt in Straßburg aufgeſtellt. In Laval ſteht die von ihm nach Davids Modell gegoſſene Statue des berühmten Wundearztes Ambros Paré. Zu ſeinen neueſten Werken gehört auch das Denkmal des Marſchall Brune in ſeiner Vaterſtadt Brives, die Statue Molière's für deſſen Monument in der Rue Richelieu und jene von Duquesne, 1844 aufgeſtellt. — 2) Emma, Miniaturmalerin von Paris, gründete in London den Ruf einer vorzüglichen Künſtlerin. Sie war dort unter dem Namen der Miß E. Jones bekannt und † zu London 1843. — 3) Louiſe Charlotte, geborne Landon, Kupferſtecherin zu Paris, Schülerin ihres Vaters, zeichnete ſich beſonders durch den Stich von Modellen aus.

Soyeria (Bot.), nach Monnier, Pflanzengattung. Arten unter Crepis.

Soyland, brit. Ortſchaft, England, Weſt-Riding der Grafſch. York; 3380 Einw.

Soymida (Bot.), nach Juſſieu, Pflanzengattung. Art: S. febrifuga *Juss.*, ſ. v. a. Swietenia febrifuga *Roxb.*

Soymidabaum (Bot.), ſ. v. a. Swietenia febrifuga *Roxb.*

Soymidae Cortex (pharm. Bot.), ſ. Swietenia febrifuga *Roxb.*

Soyon, franz. Dorf mit Markt, Depart. Ardèche, Bez. Tournon, rechts an der Rhone; 480 Einw.

Soyre, ſüdamerik. Stadt, Braſilien, Prov. Para, auf der Oſtküſte der Inſel St. Johannes.

Soyskoyen (Alt- und Neu-S.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 280 Einw.

Soz, Fluß, ſ. v. a. Sos 1).

Soza (a. Geogr.), Stadt der Landſchaft Dandarica im aſiatiſchen Sarmatien in der Nähe des bosporaniſchen Reiches (Tac., Annal. XII, 15, 16).

Sozi, Bernardo, Architekt von Perugia, genannt Bino, einer der vorzüglichſten Künſtler ſeiner Zeit. Nach ſeinem Plane iſt das Sakramentgehäuſe des Domes in Perugia gefertigt. S. † 1580.

Sozoa (a. Geogr.), Stadt im Innern von Medien (Ptol. VI, 2, 8).

Sozoboli, Stadt, ſ. v. a. Sizeboli.

Sozol, afrikan. Flecken, auf der kanariſchen Inſel Teneriffa.

Sozomenus, Salamanes Hermias, vermuthlich aus Gaza in Paläſtina, von wo er nach Konſtantinopel kam und hier Sachwalter wurde. Er ſchrieb einen kurzen Abriß der Kirchengeſchichte in 2 Büchern, u. in 9 Büchern eine Geſchichte der chriſtlichen Kirche (vom Jahre 323—425). Im Styl läßt ſich Nachahmung des Xenophon erkennen. Abgedruckt findet ſich das Ganze in den unter Socrates angeführten Ausgaben von R. Stephanus, H. Valois und W. Reading, Par. 1544, Fol., dann von W. Reading, Cambridge 1720, Fol. Vgl. Holzhauſen, De fontibus, quibus Socrates, Sozomenus et Theodoretus usi sunt, Götting. 1825.

Sozopetra (a. Geogr.), Stadt in Cilicien an der Grenze von Syrien.

Sozopolis (a. Geogr.), 1) Stadt in Piſidien, nördlich von Termeſſus, im Mittelalter Suſopolis und daher noch jetzt Suſu, mit bedeutenden Ruinen; — 2) ſpäterer Name der Stadt Apollonia in Thracien.

Sozuſa (a. Geogr.), Stadt in Cyrenaica, das alte Apollonia und das heutige Murza Suſa.

Sozzi, Olivio, Maler von Catanea, einer der beſten Schüler von Solimena, lebte um 1759 in Catanea. In S. Giacomo zu Palermo ſind viele Bilder von ihm, worunter die Darſtellungen aus dem Leben Jeſu in der Tribune, die er 1730 in Rom malte, beſonders ſchön befunden wurden. Auch Altarbilder ſind in dieſer Kirche von S.

Sozzini (Biogr.), 1) Giovanni Battiſta, Modelleur u. Stempelſchneider von Siena, blühte um 1560, fertigte ſchöne Arbeiten in Wachs und Stukko, beſonders Bildniſſe, die er nach dem Leben kolorirte. Auch Haar und Bart war täuſchend in Farben dargeſtellt. Dann ſchnitt er auch Stempel zu gangbaren Münzen und zu Medaillen. — 2) S. v. a. Socinus.

Sp., Abkürzung, 1) für Spiritus, — 2) für spurius.

Spaa, Stadt im vormaligen Bisthum Lüttich, jetzt in der zum Königreich Belgien gehörigen Provinz Lüttich, Bez. Verviers, 10 Stunden von Aachen, in einem romantiſchen Thale, von waldigen Bergen umgrenzt; hat 3500 Einwohner, welche ihren Unterhalt meiſt von den Fremden, die den Sommer über, beſonders im Juli und Auguſt, aus faſt allen Gegenden Europa's zum Gebrauche des Geſundbrunnens dahin reiſen. Die Mineralquellen und Bäder liegen meiſt in einiger Entfernung von S. Der Hauptquellen ſind vier: der Pouhon, mitten im Orte, Geronſtère, Sauvenière und Tonnelet; außerdem noch Watroz und Groesbeck. Alle ſind durch ſchöne Spaziergänge mit einander verbunden und machen mit den dazwiſchen liegenden und dazu gehörigen Gebäuden ein großes Ganzes aus. Der Pouhonquell iſt an Mineralgehalt der ſtärkſte; ſein Waſſer allein wird verführt, ſelbſt in die Tropenländer. Geronſtère liegt vier Stunden von der Stadt, in einer angenehmen Waldgegend.

Dieſen Brunnen trank Petee der Große 1717 mit dem beſten Erfolge, und ſein Arzt fertigte darüber ein Zeugniß aus, welches in S. ſorgfältig aufbewahrt wird. Tonnelet iſt eine Viertelſtunde und Sauvenière eine halbe Stunde von S. entfernt. Hier ſind die kalten Bäder, welche man unter dem Namen **Plongeons** kennt. Von den Spaziergängen heißt einer La promenade de quatre heuees, der andere La promenade de sept heuees, weil man den einen um 4, den andern um 7 Uhr zu beſuchen pflegt. Es werden jährlich mehr als 130,000 Flaſchen hieſigen Waſſers verſendet. Außer den Mineealquellen hat S. noch einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig duech Verfertigung der unter dem Namen **S.-Arbeiten** bekannten niedlichen, ſchön lackirten Geräthſchaften von Holz, z. B. Toiletten, Arbeitskäſtchen, Schatullen, Doſen, Kaffeebretern u. ſ. w.; ferner Gerbeeeien, Eiſenhämmer, Hochöfen.

Spaadiſir (nord. Myth.), Name der Nornen, unter dem in den Geſängen der Skalden diejenigen guten, weiſen Göttinnen verſtanden werden, welche die Helden und erhabenen Männer für ihre Lebenszeit geleiten, durch weiſen Rath zum Glücke führen.

Spaar (Geogr.), ſ. **Ober-** und **Nieder-Spaar**.

Spaar (Ornith.), ſ. v. a. Hausſperling, Fringilla domestica *L.*

Spaardam (**Spaarndam**), niederländ. Stadt, Prov. Nord-Holland, Bez. **Harlem**, an der Mündung des **Spaaraa** (**Spaaren**) in das Y; 600 Einw.; große Schleuſe, in deren Kammer 30 Schiffe ſtehen können.

Spaatgänge (Bergw.), unrichtig ſtatt Spatgänge (ſ. d.).

Spaatz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. **Weſt-Havelland**; 300 Einw.

Spabrücken, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. **Kreuznach**; Pfeffermühle, Eiſenbergwerk, Schmelzhütte (Gräffenbach); 720 Einw.

Spaccaforno, ital. Stadt, Inſel Sicilien, Intendantur **Syrakus** (**Siragoſſa**), nordöſtl. von Modica; 8500 Einw. Dabei **Iſpica** in dem Thale **Iſpica**. In der Nähe 2 kleine Häfen (**de la Marza** und **S. Maria**) mit Schlämmereien; ferner die **Troglodytenſtadt** (große und kleine bewohnte Höhlen, oft 3 Stock über einander, in Kalkfelſen gehauen, mit oft beſchwerlichem Eingang).

Spaccio (ital.), 1) ſ. v. a. Abſatz, Vertrieb; — 2) veralteter und gegenwärtig im deutſchen Kaufmannsſtyle inkurant gewordener Ausdruck füe Trattenadvis; — 3) ſ. v. a. Zollſchein.

Spach, **Israel**, latiniſirt **Spachius**, 1460 zu Straßburg geboren, Arzt und Profeſſor dee Medicin daſelbſt; † 1516. Schrieb: Nomenclator scriptorum medicorum, Paris 1507, u. A.

Spachbrücken, großherz. heſſ. Pfarrdorf, Prov. Starkenburg, Amt Dieburg, Ldgr. **Lichtenberg**; 810 Einw.

Spachea (Bot.), nach **Adrian de Juſſieu**, Untergattung von Byrsonima *Rich.* und Malpighia *L.*

Spachen (Forſtw.), ſ. v. a. Späne.

Spachendorf, öſterr.-ſchleſ. Kirchdorf, Kr. Troppau, Stadt **Benneſch**; 1340 Einw.

Spacht, ſ. v. a. Bindfaden.

Spachtenzäune, Wildzäune mit oben ſpitzigen Pfählen, womit ſich die Feldbeſitzer gegen das Wild zu ſchützen ſuchen.

Spackig (**Spackerig**), vom Holze, verderbt, indem es entweder durch anhaltende Hitze zerriſſen oder durch den Wechſel des Waſſers und der Luft verfault iſt.

Spacorum Vicus (a. Geoge.), Ort der Callaici in Hispania Tarracon.; jetzt Vigo.

Spada (a. Geogr.), Flecken in Perſien, woher die Eunuchen (Spadones) den Namen erhalten haben ſollen.

Spada (n. Geogr.), europ.-türk. Vorgebirg, das nördlichſte im Weſten der Inſel **Kandia**.

Spada (Biogr.), **Leonello**, Maler, geb. zu Bologna 1576, diente in ſeiner Jugend den Carracci als Farbenreiber, verſuchte ſich aber aus eigenem Antriebe im Zeichnen und wurde ihe Schüler. Später ging er nach Rom und nahm ſich hiee Carravaggio ausſchließlich zum Vorbild, ſo daß ihn ſeine Feinde den Affen des Carravaggio nannten. Er wußte mit der würdigen Auffaſſung der Carracci die Kraft und Wahrheit eines Carravaggio zu vereinigen und übertraf dieſen ſelbſt an Wärme des Kolorits. In ſeinee ſpätern Zeit wurde ee läſſiger und verfiel in eine gewiſſe Manier, ſo daß ſein früherer heller, klarer und warmer Ton verſchwand. S. begleitete Carravaggio nach Malta und gründete hier den Ruf eines tüchtigen Meiſters, den ſeine Bizzarerie und ſeine Schwänke nicht verdunkelten. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog Ranuccio von Parma zum Hofmaler. Sein Uebermuth und ſeine Verſchwendung ſtüezten ihn jedoch nach dem Tode des Herzogs in Noth, aus welcher ihn ſeine handwerksmäßigen Arbeiten nicht mehr retten konnten. Er † 1622. Es finden ſich noch mehre treffliche Gemälde von S.s Hand. In S. Sepolcro zu Parma iſt ein Bild der hl. Katharina, welches unvollendet blieb, aber zu den beſten Werken S.s gehört. In S. Domenico zu Bologna iſt eines der Meiſterwerke des Künſtlers, welches den Kirchenheiligen vorſtellt, wie er die ketzeriſchen Bücher verbrennt, und in St. Michele in Bosco ſieht man ein zweites Hauptbild S.s, worin er ein Wundee des hl. Dominicus zur Anſchauung bringt. In der Gallerie zu Bologna iſt die Enthauptung des Johannes, nach Lanze das beſte dieſer oft wiederholten Bilder, welches ein Lieblingsthema des Meiſters war. In der Kirche der Madonna zu Reggio hinterließ er Bilder in Oel und Fresko, und wetteiferte dabei mit Tiarini. Auch in Modena ſah man einſt mehre ſchöne Gemälde von S. Jetzt bewahrt die Gallerie noch ein Bild der hl. Jungfrau in der Glorie von Engeln. Im pariſer Muſeum iſt von ihm die Enthauptung des hl. Chriſtoph, mit dem v. einem L. gekreuzten Degen (spada). In einem zweiten Gemälde mit dem verlornen Sohn, der die Verzeihung ſeines Vaters erhält, erkennt man in Charaktern und Formen das Studium des Guercino und in der klaren, tiefen goldigen

Digitized by Google

Färbung, welche mit dem dunklen Grunde eine große Wirkung macht, die Schule des Carravaggio. Ein drittes Bild ſtellt vier junge Leute vor, die ſich zum Koncerte anſchicken, in Auffaſſung, wie in der leuchtenden Färbung in der Art des Caravaggio, nur nach dem edleren Naturell S.s die Köpfe feiner und liebenswürdiger im Ausdruck. Auch in etlichen engliſchen Sammlungen ſind Bilder von S. In der Gallerie zu Dresden ſind drei Gemälde von S.: Chriſtus mit der Dornenkrone und mit zur Geißlung entblößtem Rücken, David mit dem Schwerte des Goliath, und Cupido mit einem Leoparden am Bande. Die k. Gallerie zu Schleißheim bewahrt ein Gemälde mit lebensgroßen Figuren: mehre Arbeitsleute am Bau beſchäftigt od. der Bau von Troja.

Spada (ital., Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Schwertfiſch, Xiphias gladius *L.*

Spadait (Min.), nach v. Kobell, ein hemiprismatiſcher Sergentinſtrakit = $4\,MgSi_2 + Mgaq$. Derb, Bruch unvollkommen, muſchelig und ſplitterig, röthlich, durchſcheinend, fettig, wenig glänzend, H. = 2, 5, milde. Capo di Bove bei Rom.

Spadactis (Bot.), nach Caſſini, Pflanzengattung. Arten unter Ataetylis.

Spaden u. Zuſammenſetzungen, ſ. Spaten ꝛc.

Spadafora, ital. Flecken, Inſel Sicilien, nordweſtl. von Meſſina, am tyrrhen. Meer.

Spadeck (Vorder- u. Hinter-S.), öſterr. Dorf, Tyrol, Kr. u. Landg. Imſt; 140 Einw.

Spaden (Geogr.), hannov. Dorf, Landdr. Stade, Bremen, A. Beberkeſa; 71 Häuſer.

Spadenland, freie Stadt Hamburg, Landherrenſchaft der Marſchlande, Theil des Ochſenwärders; 380 Einw.

Spadenlandsrecht (Spadenrecht), ſ. v. a. Deichrecht.

Spadi (ital.), ſ. Spielkarten.

Spadiceus (bot., Term.), 1) Farbenbeſtimmung, glänzendbraun, auch (nach Andern), dunkelkaſtanienbraun, ein reines Dunkelbraun mit etwas Glanz, wie die Blüthen von Trifoliom spadiceum (nach dem Verblühen); — 2) kolbig, mit einem Kolben (ſ. Spadix) verſehen; aber in dieſer Bedeutung doch kaum gebräuchlich.

Spadille, ſ. Lhombre und Solo.

Spadix (bot. Term.), der Kolben, ein ährenförmiger Blüthenſtand mit dicker, fleiſchiger oder markiger Spindel, welcher die Blüthen (oft ſehr gedrängt) aufſitzen oder etwas eingeſenkt ſind, wie bei Arum, Acorus, Calla; auch der weibliche Blüthenſtand von Zea Mays und die äſtigen Aehren der Palmen werden mit dieſem Namen belegt.

Spado (lat.), ein durch Zerſtörung der Zeugungsorgane ſeines Zeugungsvermögens beraubter Mann, ſ. Eunuch und Kaſtrat.

Spadonia (Bot.), nach Leſſing, Pflanzengattung. Arten unter Moquinia.

Spadonisma (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von Moquinia *Dec.*

Spadoſtyles (Bot.), nach Bentham, Gattung der Leguminosae Sophoreae *Benth.* Von 6 Arten, Sträuchern in Neuholland, ſind zu nennen: S. Cunninghami und Sieberii *Benth.*

Spält (Spalt), bayer. Stadt, R.-B. Mittelfranken, Landg. Pleinfeld, an der Rezat; 3 Kirchen, Rentamt, Armenhaus, Hopfenbau; 1800 Einw. Hier waren ehemals 2 Kollegiatſtifte und 1 Franziskanerkloſter.

Spaendoncea (Bot.), nach Desfontaines, Pflanzengatt. Art: S. tamarindifolia *Desf.*, ſ. v. a. Cadia purpurea *Forsk.*

Spaendonck, Gerardus van, Blumenmaler, geboren zu Tilburg 1746, zählte man ihn ſchon in ſeinem 16. Jahre zu den guten Künſtlern, beſonders in Darſtellung von Blumen und Früchten, und ging nach 6jährigem Aufenhalte in Antwerpen nach Paris, von wo aus ſich ſein Ruf über ganz Europa verbreitete. Er wurde Profeſſor an der k. Akademie und an Baſſeporte's Stelle Zeichner am Jardin de plantes; das ſpäter organiſirte k. Inſtitut nahm ihn unter ſeine erſten Mitglieder auf. Seine Blumen und Fruchtſtücke, die faſt nur Könige und Fürſten erwerben konnten, ſind von täuſchender Wahrheit, ſo daß man die feinſten Wohlgerüche zu athmen glaubt. Im Musée royal iſt nur ein Bild von ſeiner Hand, eine Vaſe mit Blumen, daneben ein Korb mit Früchten. Andere Gemälde wurden ins Musée spécial zu Verſailles gebracht, deren einige den ſchönſten Werken eines von Huyſum gleichkommen. In der Sammlung des Jardin de plantes ſind viele in Aquarell gemalte Blumen und Pflanzen von ihm. Wir haben von ihm auch ein Blumenwerk in Kupfer unter dem Titel: Fleurs dessinées d'apprés Nature, gr. Fol. S. † zu Paris 1822.

Späne, 1) $^1/_2$—1 Lin. dünne, platte Holzblätter und Schienen, welche zu verſchiedenem Gebrauche gefertigt werden. Man unterſcheidet geſpaltene und gezogene S.; die erſtern, vorzüglich für Scheiden zu Degen, Säbeln u. ſ. w., werden von ganz reinem Buchenholze von $3^1/_2$ Fuß Länge und 14 Zoll Durchmeſſer gemacht; die gezogenen S. gebrauchen Buchbinder, Futteralarbeiter u. ſ. w. Es wird dazu Rothbuchen-, Eſchen- und Maßholderholz von friſch geſchälten, fehlerfreien u. aſtloſen Stämmen genommen, wovon die Klötze $3^1/_2$—4 Fuß Länge bekommen und 2—3 Fuß Dicke haben müſſen. — 2) S. Preßſpäne; — 3) (Herald.), ſ. Schindeln.

Spängler, in Oberdeutſchl. ſ. v. a. Klempner.

Späningen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Oſterburg; 170 E.

Spännen, 1) ſ. v. a. Säugen; — 2) von der Muttermilch entwöhnen.

Spänner, bei den Flößen ſchwache Scheite, womit man die zur Vereinigung der einzelnen Stücke gebrauchten Wieden zuſammenzieht oder anſpannt.

Spännig, von Holz, das eine Spanne dick iſt.

Spärkies (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. Speerkies (ſ. d.).

Spärlich (bot. Term.), ſ. v. a. Parcus.

Spät (Biogr.), 1) (Spätt), Franz Joſeph, Kupferſtecher von München, ging mit Unterſtützung des Kurfürſten 1717 nach Paris, wurde 1721 Hofkupferſtecher mit dem Titel eines kurfürſtlichen Kammerdieners. S. † 1735. — 2) Konrad, genannt Frühauf, ſ. Gerle.

Spätbrechbirne (Pomol.), Birne von 2″ Dicke und faſt gleicher Höhe, mit dünnem Stiel und gelber, auf der Sonnenſeite rother Schale. Dauert bis ins Frühjahr und iſt der gemeinen Brechbirne (ſ. d.) ſehr ähnlich.

Spätdamm, ſ. v. a. Spittdamm.

Späteiche (Bot.), ſ. v. a. Steineiche, Quercus Robur *L.*

Spätenwalde, preuß. Dorf, Prov. Schleſ., R.-B. Breslau, Kr. Habelſchwerd; 240 E.

Spätfährte, ſ. v. a. Kalter Gang.

Spätgang, beim Wild aller Gang gegen Morgen über den ſchon gefallenen Thau.

Spätgeburt (Rechtsw.), die vor Beginn des 11. Monats nach Beendigung der Ehe erfolgte Geburt eines Kindes und dieſes Kind ſelbſt. Ein ſolches Kind gilt nach röm. Recht nicht als ehelich; doch iſt dieſe Regel nur eine Praesumtio juris und läßt Gegenbeweis zu, der durch ärztliches Gutachten zu begründen ſeyn wird.

Späth, Andreas, herzogl. ſachſ.-kob. Koncertmeiſter und guter Komponiſt, geb. den 9. Oktbr. 1792 in Roßach im Koburgiſchen, erhielt den erſten muſik. Unterricht von dem dortigen Schullehrer Walter und verſuchte ſich ſehr bald im Komponiren von Kantaten, Leichenmotetten, Umſingliedern, Tänzen u. dgl. Im J. 1810 trat er in die koburger Hofkapelle und erlernte nun im daſigen Lehrerſeminar unter Gumlich den Generalbaß. Auf den Feldzügen von 1814 u. 1815 beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit Harmonie- und Militärkompoſitionen; 1816 nahm ihn der Herzog mit nach Wien, damit er ſich in der höhern Kompoſition noch ausbilde. Kapellmeiſter Riotte wurde darin ſein Lehrer. Von hier an datiren ſich ſeine Inſtrumentalkompoſitionen, die bei André in Offenbach, Schotts Söhne in Mainz, Paccini in Paris und Knop in Baſel herausgekommen ſind. Im J. 1822 folgte er einem Rufe als Organiſt nach Morges im Waadtlande in der Schweiz, wo ſein Talent und ſeine außerordentliche Thätigkeit ein neues, noch unangebautes Feld fanden. Er gründete eine muſikaliſche Geſellſchaft, die ſich in einigen Jahren mit vielen ihrer Schweſtern in der Schweiz gleichſtellen konnte. Im J. 1833 vertauſchte er ſeine Stelle in Morges mit einer ähnlichen in Neufchatel, wo er mehre Jahre als Stadtorganiſt, Muſikdirektor und Geſanglehrer am dortigen Kollegium mit vielem Segen wirkte; dann kehrte er nach Koburg zurück, wo er an der Hofkapelle als Koncertmeiſter angeſtellt, nach des Herzogs Ernſt Tode jedoch penſionirt wurde, und ſich nun nur noch mit Kompoſitionen beſchäftigt. Er ſchrieb: „Die Heuernte“, Scene pastorale suisse, Serenade für vollſtimmige Harmonie, die Opern „Ida von Roſenau“, „Eliſa“, „Der Aſtrolog“, außerdem eine Menge verſchiedener Kompoſitionen, meiſt für Pianoforte mit und ohne Begleitung, eine koncertirende Sinfonie für 2 Klarinetten mit Orcheſterbegleitung. Zuſammen an 200 Werke. Seine neuſten größeren Kompoſitionen ſind die Oratorien „Lazarus“ und „Petrus“.

Späthe (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. Spathi (ſ. d.).

Späthig (Min.), jedes einfache Mineral, welches blätterig ſpaltbar iſt, ſ. Spath.

Späthiger Apatit (Min.), auch Apatitſpath, ſ. v. a. die in rundlichen, tafel- oder ſäulenförmigen Geſtalten kryſtalliſirte Varietät des gemeinen Apatitſpaths (ſ. d.).

Späthiger Aragonit (Min.), ſ. v. a. die ſäulen- oder pyramidenförmig kryſtalliſirte Varietät des Aragonits (ſ. d.).

Späthiger Kalk (Min.), ſ. v. a. Doppelſpath od. blätteriger Kalkſpath, ſ. Karbonſpath.

Späthopfen, ſ. Hopfen.

Spätjahrs-Berimot (Pomol.), Birnſorte, ſ. v. a. Wildling von Motte.

Spätlinde (Bot.), ſ. v. a. kleinblättrige Linde, Tilia parvifolia *Ehrh.*

Spätling, I. (Pom.), Pfirſichſorten, 1) ſ. v. a. Pfirſiche von Pau; — 2) ſ. v. a. Spätpfirſiche; — II. (Bot.), ſ. v. a. hoher Blätterpilz, Agaricus (Lepiota) procerus *Scop.*, ſ. Leucosporus.

Spätpfirſiche, purpurfarbige (Pomol.), franz. la Pourprée tardive, 1. Kl., 1. Ordn., 1. Rang, nach Poiteau, 3″ hohe und faſt ebenſo breite runde Frucht, mit breiter, ſeichter Furche. Schale blaßgelb, auf der Sonnenſeite ſchön geröthet, purpurroth geſtriemt und gezeichnet. Fleiſch fein, ſchmelzend, weißlichgelb, um den Stein dunkelroth, ſaftig, von ſüßem, etwas mandelartig parfümirten Geſchmacke. Reift Anfang Oktober.

Spätregen, ſ. v. a. Abendregen.

Spätweißkraut, braunſchweiger (Bot.), ſ. v. a. großes Weißkraut, Brassica oleracea capitata depressa *Dec.*, Unterſpielart von Br. ol. capitata.

Spätzeitig (bot. Term.), ſ. v. a. Serotinus.

Spafford, nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafſch. Onondaga, öſtl. am See Skaneatales; 1320 Einw.

Spagandar (nord. Myth.), Zauberwölfe, d. i. weiſſagende Geiſter oder Weiſſageſtäbe, erhielt die Vala von Odin; auch auf die Kalenderrunenſtäbe bezogen.

Spagat, im ſüdlichen Deutſchland, und beſonders in Oeſterreich ſ. v. a. Bindfaden.

Spaghe, afrik. Ort, Tripolis, Barka, ſüdl. von der Küſte.

Spagirica ars (lat.), ſ. v. a. Spagiriſche Kunſt.

Spagirica medicina (lat.), ſ. v. a. Chemiatrie.

Spagiricus (lat.), 1) ſ. v. a. Chemiſt; — 2) ſ. v. a. Alchemiſt.

Spagiriſche Kunſt, ſ. v. a. Alchemie; daher Spagiriker, ſ. v. a. Alchemiſt.

Spagiriſche Schule (Phyſiol.), ſ. Phyſiologie IX. D.

Spaglie di Serpe, ein ehedem Mode geweſener, bunter italieniſcher Seidenzeuch.

Spagna, Pietro Giovannilo, Maler, nach Vaſari Schüler des Pietro Perugino, beſonders als Koloriſt gerühmt, wurde 1517 Capitano dell'arte dei pittori zu Spo-

leto. Sein Hauptwerk: eine Madonne auf dem Throne mit drei Heiligen, jetzt in der Kapelle des heil. Stephan.

Spagnettus, ſ. Espagnes, Jean d'.

Spagnolette, Vorrichtung, mittelſt welcher Fenſter und Thüren zugemacht werden; dieſelbe beſteht aus einer eiſernen Stange, die auf das hohe Rahmenſtück einer Thüre oder eines Fenſters befeſtigt wird und mit eiſernen Haken verſehen iſt; wird nun die Stange mit einem kleinen Hebel oder Griffe gedreht, ſo greifen die Haken in dazu paſſende Krampen, welche am Futter der Thüre oder des Fenſters angebracht ſind.

Spagnoletto, Maler, ſ. Ribera.

Spagnuoli, Francesco, Kupferſtecher zu Bologna, jetzt lebender Künſtler, der in plaſtiſchen Darſtellungen und im Fache der Ornamentik Vorzügliches leiſtet. Im J. 1834 begann er den Stich der Bildwerke an den Portalen der Kirche von S. Petronio zu Bologna, und brachte bis 1840 ein Prachtwerk in Fol. zuſammen, unter dem Titel: Sculture delle porte di S. Petronio in Bologna, publ. da Giuseppe Guizzardi.

Spagurti (Num.), alte Scheidemünze in Bern um 1500, Werth 3 Heller.

Spahis (Sipahis, türk., d. i. Reiter), im engern Sinne das erſte und vornehmſte Corps der 6 regelmäßigen, aus dem Staatsſchatze beſoldeten türkiſchen Reiterei; im weiteren Sinne alle 6 zum Kapukuly gehörigen Corps und im weiteſten auch die von den Inhabern der Lehne bei Ausbruch eines Krieges zu ſtellenden Reiter (Zaim- und Timar-S.). Die letzteren ſollten zu Anfange des 18. Jahrhunderts 13,205 Mann ſtark im Felde erſcheinen und bildeten mit den von den Paſcha's geſtellten berittenen Provinzial- und Grenztruppen (Toprakli und Serakuli) die Maſſe der türkiſchen Reiterei. Unter Sultan Orkhan entſtanden im 14. Jahrhundert, gleichzeitig mit den Janitſchaaren (ſ. d.), die S., welche die vorzüglichſten Subjekte erhielten. Orkhans Sohn und Nachfolger, Murad I., vollendete das von ſeinem Vater begonnene Werk, führte die bereits gedachte Lehnsreiterei ein und übertrug ſeinem Feldherrn Timurtaſch die Sorge für die S. Das zweite der regelmäßigen Reitercorps, die Silihdare (Schwertträger, berühmte Reiter, alte S.), hatten früher den Rang über das erſte Corps und ſind älter als dieſes. In einer Schlacht gegen die Ungarn im 16. Jahrhundert, wurden die Silihdare geworfen, Mahommed III. ließ ihre hinter ihnen haltenden Knechte (Oglani) angreifen u. belohnte die von ihnen bei dieſer Gelegenheit bewieſene Tapferkeit dadurch, daß er aus ihnen ein neues Corps, mit dem Range vor dem älteren errichtete. Erſteres, das der S. im engern Sinne, führt eine rothe Fahne (Bairak) und hat ſeinen Platz im Lager zur Rechten des großherrlichen Zeltes u. der heiligen Fahne (Sandſchaki Scherif). Die Silihdars haben eine gelbe Fahne und ſtehen zur Linken. Beide Corps heißen, wegen ihrer Lagerordnung, Ulifelys vom rechten (linken) Flügel; das erſte Corps auch neue S. oder S. Oglani. Nach Andern ſoll Mahommed II. dem erſten Corps den Vorrang verliehen haben. Die Zahl der S. wird ſehr verſchieden angegeben, was theils in der Unbeſtimmtheit des Namens, theils darin ſeinen Grund haben mag, daß jeder Spahi mehre Pferde und Knechte (Woinaks) mit ſich führte. Im J. 1683 vor Wien ſollen 50,000, 1716 gegen Eugen von Savoyen 40,000 S. im Felde geſtanden haben. Der Befehlshaber des erſten Corps heißt Sipahitar Agaſſi und auch die übrigen 5 regelmäßigen Reitercorps ſtehen unter ihm. Die Silihdare haben die Obliegenheit, auf Märſchen den Weg für den Großherrn zu ſäubern und in Stand zu ſetzen; zu beiden Seiten deſſelben alle 2 Stunden kleine Hügel, ſo wie im Lager dergleichen zu Aufpflanzung der Roßſchweife aufzuwerfen. Außerdem haben ſie das Recht die Roßſchweife des Großherrn und Großweſſirs zu tragen und deren Handpferde zu führen. Die Kleidung der S. iſt willkürlich, ſo daß die Corps nur an ihren Fahnen zu erkennen ſind. Rothe und braune Kleider kommen am häufigſten vor; den Kopf bedeckt ein großer weißer Turban. Die meiſten S. haben lange rothe Mäntel, über welche ſie ihre Säbel gürten. Zu beiden Seiten des Sattels hängen ein Paar lederne Waſſerflaſchen, eine Tabakflaſche iſt vorn am Sattel befeſtigt. Der Hufbeſchlag beſteht aus einer eiſernen, den Huf ganz bedeckenden, dünnen Platte, die nur in der Mitte eine kleine Oeffnung, aber keine Stollen hat. Die Zäumung iſt ſehr plump und ſtark; anſtatt der Kinnkette iſt eine Stange angebracht; das Pferd wird dadurch ſehr mißhandelt, kann aber im ſtärkſten Laufe auf der Stelle angehalten und raſch gewendet werden. Die ſehr kurz geſchnallten Steigbügel beſtehen aus einem länglichen gevierten, in der Mitte auswärts gebogenen 1 Fuß langen Stück Meſſing oder Kupfer, in welchem der ganze Fuß ruhet. Die 4 ſcharfen und ſpitzigen Enden dienen als Sporen und jedes türkiſche Pferd trägt die Spuren der dadurch erhaltenen Verletzungen. Die Sättel haben hinten und vorn große Lehnen, die Schabraken, mit vielen Quaſten geziert, hängen beinahe bis zur Erde. In der Bewaffnung ſind die europäiſchen und aſiatiſchen S. verſchieden. Erſtere führen lange Schwerter mit ſehr breiten Klingen, Piſtolen und Karabiner; letztere leichte krumme Säbel, Wurfſpieße (Dſchirids) Wurfpfeile, Streitärte, Pfeil und Bogen, ſelten Feuergewehr. Die Lanze iſt wenig in Gebrauch; aber jeder Haufen hat viele Standarten nach ſeiner Farbe, ſo daß man in einem türkiſchen Reitercorps von weitem Lanzenträger zu erblicken glaubt. In den neuern Kriegen, insbeſondere ſeit 1811, ſollen jedoch türkiſche Reiter ſich der Lanzen mit gutem Erfolge bedient haben. Die aſiatiſchen S. ſind beſſer beritten, in Führung ihrer Pferde und Waffen gewandter, aber weit weniger tapfer, als die europäiſchen. In frühern Zeiten waren die S. ſehr gefährliche Feinde. Wilde, verwegene Reiter, ſcheuen ſie keine Schwierigkeit des Bodens. Regelmäßige Aufſtellungen und Bewegungen kennen ſie nicht, die zerſtreute Fechtart iſt ihr Element. In dieſer waren ſie ſonſt, und ſind es zum Theil vielleicht noch, der europäiſchen Reiterei überlegen. Dieſe Ueberlegenheit beſteht vorzüglich in der ganz eigenthüm-

lichen Geſchicklichkeit im Gebrauch des Säbels und Wurfſpießes, großer Gewandtheit des Körpers, der Art und Weiſe, wie ſie ihre ſehr guten Pferde zu lenken wiſſen, der außerordentlichen Schnelligkeit ihrer Angriffe, ſo wie der Vertheidigung im Fliehen und des Ueberganges aus demſelben zum Angriffe. Durch Buſchwerk über die ſteilſten Berge und Felſen brechen die S. hervor, keine Unordnung fürchtend, weil ſie die Ordnung nicht kennen. Daher ſind ſie gerade in durchſchnittener Gegend am gefährlichſten. Sie kommen durch Strecken, die man für unzugänglich hält, plötzlich in der Flanke, im Rücken zum Vorſchein; einige Reiter ziehen voraus, ſehen ſich um, dann ſind auf einmal mehre Hundert da, und wehe der auf ihren Empfang nicht vorbereiteten Truppe. Noch im 18. Jahrhundert glaubte die ruſſiſche und öſterreichiſche Infanterie vor den tollkühnen Angriffen der S. nur hinter ſpaniſchen Reitern, die vor der Front getragen wurden, ſicher zu ſeyn, und es gibt viele Beiſpiele, wo Bataillone und Regimenter in einem Augenblicke völlig vernichtet worden ſind. Die allgemeine Entartung des türkiſchen Heeres hat auch die S. betroffen; nach Hammer war bereits um das Jahr 1770 ihr Anſehen ganz geſunken und man konnte die Mannſchaft zu ihrer Ergänzung nicht zuſammenbringen. In den letzten Feldzügen gegen die Ruſſen, haben ſie indeß noch bei mehren Gelegenheiten ſich als gefährliche Gegner bewieſen. Prinz von Ligne ſagt von ihnen: ſie umſchwärmen den Feind, wie die Mücken, ermüden dadurch ihre Pferde, und wenn ſie ihre Sprünge und ihr Jagen 2 Stunden gemacht haben, ſind ſie nicht im Stande, dem ſchwächſten Angriffe zu widerſtehen." Wie alle Türken ſind auch die S. nach dem Koran nur zu 3 Angriffen verbunden. Ihr Sold konnte ſonſt von 12 Aspern (3 Groſchen) täglich bis 99 Asper ſteigen, während der höchſte Sold eines Janitſcharen nur 39 Asper betrug. Sie waren angeſehener als dieſe. Sultan Selim I. ſendete einen gemeinen Spahi 1514 an den Dogen von Venedig, mit dem Berichte über einen gegen Sultan Ismail von Perſien erfochtenen Sieg. Janitſcharen und S. genoſſen großer Rechte und waren immer geneigt, ſich deren noch mehr anzumaßen. Bei ihren Aufſtänden mußten ihnen oft die Köpfe der angeſehenſten Staatsbeamten zum Opfer gebracht werden. Bei jedem Thronwechſel und bei Eröffnung eines Feldzuges erhielten ſie ſehr bedeutende Geldgeſchenke, welches oft Veranlaſſung zu Aufſtänden gab. Gewöhnlich waren ſie bei denſelben verbunden, doch kommen auch Fälle vor, wo ein Corps durch das andere gebändigt wurde. Die S. ſtürmten z. B. am 27. Jan. 1593 den Divan. Beide Corps wurden bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter Sultan Mohammed IV., durch den ausgezeichneten Großweſſir Köprili vieler ihrer Rechte beraubt, und ihre beiderſeitige Entartung mag wohl ſelbſt im Plane der Regierung gelegen haben. Es ſcheint, daß bei dem letzten Janitſcharenaufſtande (den 15. Juni 1826), die S. weder für noch gegen die Regierung Theil genommen haben, weil ihrer in keinem der Berichte über dieſes Ereigniß gedacht iſt. Unmöglich konnte aber Mahmud II. bei Ausführung ſeines großen Planes ihr Corps beſtehen laſſen; er beſchloß, ſie, ſo wie auch die Lehnsreiterei, in Regimenter auf europäiſchem Fuße umzubilden. S. **Armee**.

Spahl, ſachſen-weimar. Dorf, Kr. Eiſenach, Amt **Geiſa**; Filial v. Geismar; 420 Einw.

Spahlitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. **Oels**; Freiſcholtiſei, 3 Vorwerke, Kupferhammer; 450 Einw.

Spahn, hannov. Bauerſchaft, Landdr. Osnabrück, Aremberg-Meppen, Amt **Meppen**; 58 Häuſer.

Spaichingen (Geogr.), 1) würtemberg. Oberamt, **Schwarzwaldkreis**, 5 □ M. groß, hat in 25 Gemeinden über 23,000 Einw.; — 2) Stadt daſ., an der Prim, Sitz des Oberamts, lateiniſche Schule, Floretſeiden-, Seiden- und Baumwollenſpinnerei, Feldbau und Viehzucht; 1700 Einw. In der Nähe der **Dreifaltigkeitsberg** (3019') mit Wallfahrtskirche.

Spaighstown, Stadt. ſ. **Barbados**.

Spaitla, afrik. Ort, **Tunis**, ſüdlich von Tunis.

Spajardo (ital., Ornith.), ſ. v. a. Goldammer, Emberiza Citrinella *L.*, ſ. **Ammer**.

Spak (Min.), ſ. v. a. Salzſpath oder ſtrahlig-faſeriges Steinſalz (ſ. d).

Spakaring, ſ. **Zigeuner**.

Spake, ſ. v. a. Handſpeiche.

Spala, alter Name von Sevilla (ſ. d.).

Spaläthra (a. Geogr.), Flecken in der theſſaliſchen Landſchaft Magneſia

Spalan, europ.-türk. Ort, Rumelien, Sandſchak **Kirkiliſſa**, nordöſtlich von Kirkiliſſa.

Spalangia (Entom.), nach **Latreille**, Gattung der Hymenoptera terebrantia pupivora Chalcidita *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Schwanzwespen nach **Oken**, unter Chalcis *Fabr.* **Charakter**: Oberkiefer zweizähnig; Fühler ſehr nahe am Vorderrande des Kopfes eingefügt. **Bekannteſte Art**: S. nigra *Latr.*, aus Italien.

Spalathra (**Spalethra**, a. Geogr.), ſ. v. a. Spaläthra.

Spalatin, **Georg**, Freund und Beförderer der Reformation des 16. Jahrh., ward 1484 zu Spalt bei Nürnberg (woher ſein Name Spalatinus) geboren, woſelbſt ſein Vater, Burkhard, Rothgerber war. Im Jahre 1497 kam er nach Nürnberg auf die Sebaldusſchule und ging 2 Jahr ſpäter auf die Univerſität Erfurt, wo er ſeit 1501, gleichzeitig mit Luther, allgemeinen philoſophiſchen Studien oblag. In Wittenberg ward er 1502 Magiſter. Nach Erfurt zurückgekehrt, trieb er Rechtswiſſenſchaften und widmete ſich dann der Theologie. Nachdem er 1509 die Prieſterweihe empfangen hatte, erhielt er die Pfarrſtelle zu Hohenkirchen am Fuße des thüringer Waldes, wurde aber ſchon im nächſten Jahr als Lehrer im unweit davon gelegenen berühmten Kloſter Georgenthal angeſtellt. Seine Talente brachten ihn bald mit

Digitized by Google

hochſtehenden Perſonen in Berührung und ihm ward 1509 die Erziehung Johann Friedrich's, des nachherigen Kurfürſten, übertragen; ſpäter leitete er auch die Studien der braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Prinzen, Otto und Erich, zu Wittenberg. Im J. 1514 machte ihn Friedrich der Weiſe zu ſeinem Hofkaplan, dann zu ſeinem Geheimſchreiber, zum Bibliothekar auf der wittenberger Univerſität und noch vor 1517 zum Kanonikus am Georgenſtifte zu Altenburg. Er war nun der vertrauteſte Diener des Kurfürſten in den ſchwierigſten und verwickeltſten Angelegenheiten ſeiner Zeit, begleitete denſelben 1518 zum Reichstage nach Augsburg, 1519 zur Kaiſerwahl nach Frankfurt, 1520 zur Krönung Karls V. nach Aachen, 1521 zum Reichstage nach Worms und 1524 zu dem nach Nürnberg. S. ſtand mit den Reformatoren in der innigſten Verbindung; namentlich knüpfte ihn gleiches Alter, gleiche Studien, gleiche Kämpfe, gleiche Anſtellung, ſtete Geſchäftsverbindung u. wahrhafte, perſönliche Neigung an Luther. Er trat nach Stillung des Bauernaufſtandes als Oberpfarrer an die Kirche von Altenburg (13. Aug. 1525), und ward 1528 zum Superintendenten des altenburgiſchen Kreiſes erhoben und zum Mitviſitator der Kirchen und Schulen im Oſterlande ernannt. Im J. 1530 begleitete er den Kurfürſten Johann zum augsburger Reichstage und das Jahr darauf den Kurprinzen Johann Friedrich nach Köln zur Königswahl Ferdinands, ging 1532 mit demſelben zum Kurfürſtentage nach Schweinfurt und führte dort die evangeliſche Lehre ein. Im J. 1533 hielt er abermals eine Kirchenviſitation und reiſte 1535 als altenburgiſcher Bibliothekar nach Venedig, um daſelbſt griechiſche und hebräiſche Werke zu kaufen. 1537 war er in Schmalkalden und ſetzte die bekannten Artikel mit auf. Seine letzte Kirchenviſitation hielt er auf Befehl Heinrichs, des Nachfolgers Georg des Bärtigen, 1539. Seit 1540 lebte er im Kreiſe ſeiner Familie und † am 16. Jan. 1545. In literariſcher Beziehung verdient S. hauptſächlich als Geſchichtsſchreiber Dank und Achtung. Beſonders wichtig ſind ſein Leben Friedrichs des Weiſen und ſeine Biographien der ſächſiſchen Fürſten von Friedrich dem Streitbaren bis zu ſeinen Zeitgenoſſen. Sie ſind gedruckt in Grundig's Sammlung zur ſächſiſchen Geſchichte (V. Theil, S. 1) und in Menkenii scriptor rerum germanarum (II. S. 1067.) Noch hervorzuheben ſind die von Cyprian herausgegebenen „Annales reformationis“ (Lpz. 1718).

Spalato (*Spalatro*, ſlav. *Split*, Geogr.), 1) öſterr.-dalmat. *Kreis*, beſteht aus dem mittlern Theile des ehemaligen venetian. Dalmatiens und aus den Inſeln Solta, Brazza, Leſina und Liſſa, grenzt gegen Norden an den Kreis Zara, gegen Oſten an die Türkei (Herzegowina), gegen Süden an den Kr. Raguſa, von welchem er durch eine ſchmale Landzunge des türk. Gebiets, Kleck genannt, getrennt wird, und gegen Weſten an das adriatiſche Meer und hat einen Flächenraum von 69 (nach Andern 81) □M., mit 5 Städten, 15 Marktflecken, 271 Dörfern und 168,000 Einw. Der Kreis hat eine ſehr zerriſſene Küſte mit dem *Golf von Salona*. Die *Cettina* iſt der einzige bedeutende Fluß. Von Cerealien wird die Gerſte am meiſten kultivirt, weil nicht nur Brod davon gebacken wird, und zwar theils von reiner Gerſte, theils mit Korn, Spelz und Weizen gemiſcht, ſondern auch, weil die Gerſte ſtatt des Hafers, welcher hier in ſehr geringer Menge gebaut wird, als Futter für die Pferde dient, aber keineswegs in ſo großen und täglichen Portionen, wie in Deutſchland der Hafer gereicht wird. Nächſt der Gerſte iſt der Mais die am meiſten angebaute Getreideart, weil er zur Bereitung der beliebten *Polenta* (Maisbrei) verwendet wird, welche bei vielen Familien ein tägliches Gericht iſt und ſogar ſtatt des Kaffee's zum Frühſtück und ſtatt des Abendeſſens gereicht wird. Außerdem hat der Kreis Ueberfluß an Wein, Oel und Heu, bringt hinlänglich alle Gemüſearten und Weizen, ſo wie in den Thälern viele Gurken und Melonen hervor; der Honig iſt vortrefflich, und die Seidenproduktion breitet ſich immer mehr aus. Eins der hauptſächlichſten Produkte ſind Feigen, die auch zur Ausfuhr kommen. Der Fiſchfang liefert vortreffliche Sardellen. Von größern Gewerbsanſtalten gibt es in dieſem Kreiſe einige Roſoglio- und Wachslichterfabriken, einige Gerbereien und eine große Unſchlittſchmelze in der Kreisſtadt. Handel und Schifffahrt ſind wichtig; die Bewohner der Seeküſtengegenden unterhalten hierzu über 700 Schiffe. Ueberhaupt zählt der Kreis S. die meiſten Küſtenfahrer. Mit der Türkei und mit Italien wird ein vortheilhafter Zwiſchenhandel getrieben. Der Kreis S. enthält die 10 *Diſtrikte*: Spalato, Trau, Sign, Imoſchi, Macarsca, Almiſſa, Narenta, Brazza, Leſina und Liſſa, ſo wie folgende *Inſeln* und *Scoglien*: Duga, Marinkovacz, Bacili, Proisdo, Terſtenich, Perenach, Svirnovich, Zruchnizza, Vertovniac, Budicovacz, Ravanik, Busnik, Kamenik, Zirona grande, Zirona piccola, Bua, Solta, Brazza, Leſina, San Clemente, Liſſa, Buſi, S. Andrea, Pomo, Tercola, Zlarin. Die 5 *Städte* des Kreiſes ſind: Spalato, Trau, Macarsca, Almiſſa und Leſina. — 2) Diſtrikt daſelbſt, enthält die *Gemeinden* Spalato, Caſtel Cambio, Caſtel Vitturi, Cliſſa, Much und Solta mit 27,850 Einw. — 3) Bisthum daſelbſt, mit 149 Pfarreien, 10 Franciskaner-, 3 Dominikaner- und 2 andern Mönchsklöſtern und etwa 100,000 Seelen. — 4) Kreisſtadt daſelbſt, nordweſtlich von Macarsca, nördlich am Kanal Brazza, reizender, als alle übrigen dalmatiſchen Städte gelegen, Sitz eines Erzbiſchofs, des Kreisamts, des Kollegiatgerichts und einer Ackerbaugeſellſchaft. Die Stadt S. gewährt, man mag ſich ihr von der Land- oder Seeſeite nähern, einen gleich impoſanten Anblick; allein man findet in der That ſeine Erwartung nicht in demſelben Maße befriedigt, wenn man ihr Inneres betritt. In Geſtalt eines Halbmondes, deſſen konkave Seite gegen das Meer gekehrt iſt, breitet ſich die Stadt an der ſüdweſtlichen Seite eines von Oſten nach Weſten hinziehenden, etwa 6 Miglien langen und 2 M. breiten Halbinſel hin, die nördlich vom Golfe

von Salona, ſüdlich vom Kanal von Brazza und der Bucht von Stobrez beſpült wird, im Weſten aber in ein Vorgebirg ſich endet, deſſen höchſte Kuppe der 564 Fuß hohe Berg Marian iſt. Hinſichtlich ſeiner Anlage und Bauart zerfällt S. in drei zu verſchiedenen Perioden entſtandene Stadttheile, nämlich in die Altſtadt, in die Neuſtadt und in die Vorſtädte. Erſtere füllt den Raum des ehemaligen Reſidenzpalaſtes Kaiſer Diocletians, eines der merkwürdigſten Paläſte des Alterthums, auf deſſen Trümmer ſie in der erſten Hälfte des 7. Jahrh. von Schutz ſuchenden Slaven aus dem benachbarten Salona erbaut worden ſeyn ſoll. Durch die vortheilhafte Lage an einem der ſchönſten und für den Handel höchſt günſtig gelegenen Buſen des adriatiſchen Meeres, auch durch die Fruchtbarkeit des Bodens angelockt, wuchs die Zahl der Bewohner binnen Kurzem ſo ſehr, daß der Raum der weitläufigen Reſidenz bald nicht mehr genügte, und die ſpätern Einwanderer ſich genöthigt ſahen, außerhalb deren Umfangsmauer neue Häuſerreihen zu ziehen, aus denen die jetzige Neuſtadt (Citta Nuovo) ſich bildete. Ihre Entſtehung fällt in jene Periode, wo die Magyaren noch Herren des Landes waren. Die außerhalb des Bereichs der Stadtmauer gelegenen Vorſtädte entſtanden unter der Herrſchaft der Venetianer, welche auch, um den wachſenden Wohlſtand der Stadt und deren Sicherheit zu begründen, die zahlreichen Vorwerke, die Mauern und Kaſtelle anlegten. So wurde unter ihnen namentlich das auf der Anhöhe von der Stadt beiläufig 500 Schritte entfernte Fort Grippi und das in der Nähe des Hafenſtrandes liegende kleinere Kaſtell, deſſen höherer Thurm gegenwärtig zum Aufſtecken der kaiſerlichen Flagge dient, gegründet. Eben ſo verdankt ihnen das großartige Lazaretbgebäude ſein Daſeyn. Während der Okkupation Dalmatiens durch die Franzoſen wurden aber ſowohl die ältern, als auch die neuern Feſtungswerke der Stadt für unhaltbar erklärt, die Wälle größtentheils abgetragen, die Thürme demolirt und den Einwohnern geſtattet, auch außerhalb der Ringmauern und auf den Wällen Häuſer zu erbauen. Die Vorſtädte umlagern die Stadt in folgender Ordnung: die große Vorſtadt Borgo Grande gegen Nordweſten; die Vorſtadt Pozzo-Buon gegen Norden, die Vorſtadt Manus gegen Nordoſten und Lukaz gegen Oſten. Durch erſtere, welche zugleich die größte und am weſtlichen Fuße des Berges Marian gelagert iſt, gelangt man von der Küſtenſtraße aus in die innere Stadt. Ihre Gaſſen ſind ſämmtlich enge und winkelig, was freilich zur Sommerzeit den Vortheil hat, daß ſie Schatten und Kühlung gewähren. Dabei iſt auch das Pflaſter holpricht und in der Mitte ſo ſehr erhöht, daß das Gehen bei naſſer Witterung äußerſt beſchwerlich und unſicher iſt. Die Häuſer ſind meiſt zwei Stockwerke hoch und italieniſchen Bauſtyls. Ihr Inneres harmonirt ganz mit ihrem düſtern und unanſehnlichen Aeußern. Nur wenige Zimmer haben Gypsdecken und Breterböden, wie in Italien und Deutſchland, ſondern ſind mit Ziegeln belegt, wodurch ſtets eine Menge Staub das Zimmer umfliegt, die Soffitten beſtehen bloß aus mit dünnen Bretern überdeckten Balken. Die Aufgänge und Treppen ſind durchaus nur von Holz, während die Fenſter aus runden, konvexen Scheiben beſtehen, die keine Durchſicht geſtatten. Faſt in jedem Hauſe befindet ſich die Küche, der Landesſitte gemäß, unter dem Dache. Die Ciſternen ſind hier weit ſeltener, als in Zara, daher man das Waſſer oft weither aus andern Häuſern oder aus öffentlichen Ciſternen holen muß, unter denen die in der Vorſtadt Pozzo-Buon die größte, aber zum Trinken am wenigſten einladende iſt. An öffentlichen Plätzen hat S. nur zwei aufzuweiſen, nämlich den Domplatz (Piazza di Tempio) und den Herrenplatz. Von dieſen iſt erſterer der größte und beſuchteſte, da er zugleich Marktplatz iſt. — Was S. vor allen Städten Dalmatiens auszeichnet, das iſt ſein Reichthum an antiken Baudenkmalen, denn beinahe jeder Stein, den man, namentlich im öſtlichen Theile der Stadt, mit Füßen tritt, iſt ein Ueberbleibſel vergangener Größe. Den ganzen Raum der Altſtadt nimmt der Palaſt des Kaiſers Diocletian ein, von welchem Porphyrogenitus ſagt, daß ihm kein Plan, keine Beſchreibung gleich komme. Man ſtelle ſich aber darunter kein einzelnes Gebäude, ſondern die Reſidenz eines an römiſche Pracht und Ueppigkeit gewöhnten Fürſten vor, welcher außer dem kaiſerlichen Palaſt auch jene ſeiner zahlreichen Beamten, Garden, Frauen und Sklaven, großartige Gärten mit Gewächshäuſern, Grotten und Viadukten, Aviarien und Piscinen, ferner 2 Tempel, ein Theater, Reitbahnen, Marſtälle, Bäder, Säle zu Verſammlungen und Berathungen, wie zum geſelligen Vergnügen u. ſ. w. umſchloß, ſo daß dieſe für ſich den Raum einer kleinen Stadt einnehmen. Deſſen ſüdliche, gegen den Hafen gekehrte Fronte bildet eine gegen 400 Fuß lange und über 25 Fuß tiefe Säulengallerie, welche 50 Säulen doriſcher Ordnung tragen, die größtentheils noch vorhanden ſind, aber nur dem Umſtande ihre vollkommene Erhaltung zu danken haben, daß man die alte Stadtmauer dazwiſchen aufführte. Dieſer Porticus erhebt ſich 20 Fuß über dem Erdhorizont und beſteht aus ungeheuern Quaderklötzen, die wahrſcheinlich ehemals vom Meere beſpült wurden. Die Säulen ſind keine ganzen Steinmaſſen, ſondern zuſammengeſetzt, und ſtehen jede 7 Fuß von der andern entfernt. In dieſer Gallerie pflegte der Kaiſer wahrſcheinlich der kühlenden Seeluft zu genießen. Am obern und untern Ende derſelben ſtehen zwei viereckige Quaderthürme, an dieſe ſchloß ſich die Ringmauer der Reſidenz an, ein Parallelogramm bildend, deſſen längere Seiten gegen Weſten u. Oſten 670 Fuß meſſen, während die nördliche nur 560 Fuß ausmachte. Die kürzeſte war die ſüdliche, oder der Porticus, der nur 500 Fuß Länge hatte. Von dieſer Umfangmauer beſteht noch die öſtl. und nördl. Seite des Quadrats, an welche ſich jetzt die Vorſtädte Manus u. Lukaz anſchließen. Auf der nördlichen Seite befindet ſich der Haupteingang, mit prachtvollen

Propyläen geſchmückt, durch welchen man nur unmittelbar in das Periſtyl oder den Vorhof des kaiſerlichen Wohngebäudes gelangte. Dieſer Vorhof war ein längliches Viereck von 78 Fuß Länge und 42 Fuß Breite und bildet den jetzigen Domplatz. Außer gedachtem Haupteingang, welchen man die Porta aurea nannte, waren noch drei andere vorhanden, als: die öſtliche Porta aenea, die weſtliche Porta ferrea und die Porta argentea, welche unter den Portikus hindurch zum Meere führte und jetzt, nachdem ſie theilweiſe mit Schutt aufgefüllt iſt, la grotta heißt. Jedes dieſer Thore war beiderſeits durch achteckige Thürme gedeckt, welche mit der Ringmauer gleiche Höhe hatten. An den Längenſeiten des Periſtyls liefen zwei Säulengallerien hin, welche in ihrem ganzen Schmuck noch erhalten ſind; aber die eine derſelben nimmt jetzt die Façade des Veſtibulums und der Vorhalle des eigentlichen Palaſtes ein, welche in ihrem ganzen Umfange ebenfalls noch vorhanden iſt. Das Fronton derſelben ruht auf 4 Granitſäulen und überragt das Periſtyl um 4 Fuß. Eine an deſſen Giebelſeite angebrachte Inſchrift bekundet, daß am 4. Mai 1818 Kaiſer Franz I. dieſe Stadt mit ſeiner Gegenwart beglückt habe, was denn allerdings ein bemerkenswerthes Moment in der Geſchichte dieſes Landes bildet, denn ſeit Diocletian betrat kein Imperator dieſe Hallen. Das Veſtibulum bildet eine große Rotunde, über der ſich eine ſtattliche Kuppel wölbt, die, ſo wie die am Eingang zu demſelben befindliche Sphinx aus Syenit, noch ziemlich gut erhalten iſt. Durch das Veſtibulum gelangte man ins Atrium oder in den Vorſaal, und dann erſt in die Gemächer des Kaiſers, unweit welcher die Bäder ſich befanden, deren Gemäuer noch vorhanden iſt. An der Stelle dieſes Atriums iſt jetzt das Nonnenkloſter Santa Chiara erbaut. Dem Veſtibulum ſchloß ſich der Jupitertempel an. Er dient jetzt zur Kathedrale der Stadt, hat aber ſeitdem manche Veränderungen erlitten. Von außen bildet er ein Achteck von mehr denn 50 Fuß Höhe bei einem Durchmeſſer von 42 Fuß und wird im Innern von 8 Granitſäulen geſtützt, welche ein an der Wand hinlaufendes Geſimſe tragen, auf welchem wieder 8 kleinere Säulen ruhen, über denen ſich eine ſchön geformte Kuppel wölbt. Die innern Wände ſind mit antiken Skulpturarbeiten verziert, denen zufolge der Tempel urſprünglich der Diana geweiht geweſen zu ſeyn ſcheint. Die Fenſter hat dieſe Kirche erſt ſpäter erhalten, da nach Römerſitte kein Tempel erhellt ſeyn durfte. Uebrigens trägt derſelbe noch ganz das Gepräge des Alterthums, das Jedem, der ihn betritt, Staunen und Bewunderung einflößt. Der Patron der Kirche, St. Doimo, wird zugleich als Patron der Stadt verehrt. Nach der Legende iſt er ein Jünger des heil. Petrus geweſen und um das J. 65 n. Chr. von demſelben zum Biſchof ernannt und als Primas von Dalmatien nach Salona geſandt worden. Im J. 1769 ſoll unter den Trümmern letztgenannter Stadt ſeine Aſche aufgefunden und hierher gebracht worden ſeyn, wo man ſie noch aufbewahrt. Dem Dianatempel gegenüber ſtand der dem Aeskulap geweihte, welcher heutzutage als Taufkapelle dient und Chieſa S. Giovanni Battiſta genannt wird. Er bildet ein Parallelogramm, iſt gegen 25 Fuß lang, 15 Fuß breit und im Innern nach Römerſitte unerhellt. Sein Eingang, ſo wie die Frieſe und Karnieſe ſind mit wundervollen Skulpturarbeiten geſchmückt, und wie man von dem rückwärts an denſelben anſtoßenden Hauſe Ferracina wahrnehmen kann, ſo dürften die niſchenförmigen Vertiefungen einſt mit Statuen geſchmückt geweſen ſeyn. Uebrigens iſt dieſer Tempel ſo wie die Kathedrale, trotz der auf ihm ruhenden Laſt von anderthalb Jahrtauſenden noch ſehr gut erhalten und dürfte wohl noch eben ſo lange den atmoſphäriſchen Einflüſſen Trotz bieten, ungeachtet die Steine an demſelben, ſo wie überhaupt am ganzen Palaſte, weder mit Kalk, noch mit irgend einem andern Bindungsmittel zuſammengefügt geweſen zu ſeyn ſcheinen; ihre Verbindung beruht einzig und allein auf der Cohäſionskraft, ihrer eigenen Schwere. — Um dieſe antiken Baudenkmale in ihrem ganzen Umfange zu genießen, muß man ſie vom günſtigſten Standpunkte, vom Thurme des Doms oder noch beſſer von dem anliegenden Berge Marian aus bei leuchtender Abendſonne betrachten, ſo daß das glänzendſte Blau des dalmatiſchen Himmels den Hintergrund bildet. Mit unnennbaren Gefühlen ſchweift der Blick über dieſe maleriſchen, ſchweigenden Trümmer einer untergegangenen Kultur, die noch jetzt trotz ihrer Erniedrigung den Ruhm der größten Werke der Neuzeit verdunkeln.

Als Hauptſtadt eines Kreiſes iſt S. der Sitz der vorzüglichſten öffentlichen Behörden, z. B. des Kreisamtes, des Kollegialgerichtes, des Bisthums und der Prätur. An Bildungsanſtalten beſitzt die Stadt ein Gymnaſium, 1 Normalhauptſchule von 4 Klaſſen und 1 Mädchenſchule. Buchhandlungen und Buchdruckereien gibt es hier nicht. Die Garniſon des Platzes beſteht gewöhnlich aus einigen Kompagnien Infanterie und einem Detachement Feldartillerie. Mit Inbegriff ſeiner Vorſtädte umfaßt S. über 1300 Häuſer mit etwa 9000 Einw.; wobei jedoch mehr als zwei Drittheile auf die Vorſtädte kommen. Die Bewohner derſelben ſind Fleiſchhauer, Fiſcher, Schiffer und Ackerbauer. Die Klaſſe der erſtern iſt hier beſonders zahlreich wegen der Menge Schweine, die hier zu Hunderten allwöchentlich geſchlachtet und dann theils roh, theils geräuchert nach Venedig und Ancona verſchifft werden. Ebenſo werden oft lebende Heerden von bosniſchen Pferden und Schlachtochſen nach dieſen Plätzen eingeſchifft. Die Anſiedelung der Ackerbau treibenden Klaſſe in S. datirt ſich aus den Zeiten des Kriegs mit den Venetianern und Türken her. So lange die nahe Bergfeſte Cliſſa noch den Grenzpunkt des türkiſchen und dalmatiſchen Landes bildete, waren die dalmatiſchen Bauern niemals ſicher, von den Türken überfallen, ausgeplündert und niedergemetzelt zu werden, daher ſie es vorzogen, ihre Häuſer in der Nähe der Stadt anzubauen, wo ſie geſichert waren. Allein dies hat jetzt für

den Bauer den Nachtheil, daß er oft mehre Miglien Wegs machen muß, um zu ſeinen Gründen zu gelangen. Nebſt dieſem iſt jedoch für ſie das Uebelſte, daß ſie durch das Zuſammenwohnen mit den Städtern auch von dem Sittenverderbniſſe derſelben angeſteckt werden; daher ſchreibt ſich wohl auch die Ungeſchliffenheit dieſer Vorſtädter, das Herumſchweifen ſo vieler lumpiger, halbnackter Menſchen und Bettler in der Stadt, deren Anblick viel mehr Ekel, als Mitleid erregt. Am meiſten findet man ſolch müſſiges Geſindel an den Ecken und Winkeln des Marktplatzes herumgekauert, wo ſie ſich Tage lang dem dolce far niente überlaſſen. Die unter ihnen herrſchende Sprache iſt die ſlaviſche; in der Stadt ſelbſt aber wird von Jedermann italieniſch geſprochen. Doch gibt es auch noch mehre aus Spanien eingewanderte iſraelitiſche Familien, welche unter ſich ſpaniſch ſprechen. Der italieniſche Dialekt iſt derſelbe, wie in Venedig, ziemlich rein und ſchriftgemäß. Nicht ſo iſt dies bei der ſlaviſchen Sprache, welche mit einer Menge italieniſcher Worte gemengt iſt, obſchon die Spalatiner behaupten, daß ihre Mundart die reinſte und vollkommen ſchriftgemäße ſey. Die Kleidung des Spalatiners iſt von der des Zaratiners wenig verſchieden; die Männer kleiden ſich meiſt in Blau, ſeltner in Geld, mit ungariſchem Schnitt, doch ohne die Verzierung mit Schnüren; in der Stadt ſelbſt iſt die deutſche Tracht in ihren verſchiedenen Farben die vorhereſchende. Das Leben in S. bietet dem Fremden ungleich mehr Genüſſe dar, als in Zara, zumal auch die Lage und die Umgebungen der Stadt reizender und mannichfaltiger ſind. Nach den verſchiedenſten Richtungen hin führen Spaziergänge, deren jeder ſeine eigenthümliche Reize hat, unter denen aber der am Hafenſtrande der beſuchteſte iſt. Auch die zwiſchen der Stadt und der Vorſtadt Borgo Grande ſich hinbreitende Esplanade iſt ſtets von Spaziergängern belebt. Unterhalb derſelben befinden ſich zwei hepatiſche Quellen, die ſchon früher Veranlaſſung zu Errichtung einer Badeanſtalt gaben. Ihr Waſſer ſoll ſich ſchon ſehr heilſam in Hautkrankheiten erwieſen haben, beſonders wenn damit der innerliche Gebrauch des Säuerlings aus der Verlicca verbunden wurde. Für die Unterhaltung während der langen Winterabende ſorgt ein Theater, welches gewöhnlich von einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft verſehen wird Doch iſt kein eigenes Theatergebäude vorhanden; man benutzt dazu den großen Hof des Lazareths. In Ermangelung lebender Schauſpiele finden ſich zuweilen auch hölzerne Marionetten ein, bei welchen ſich das gemeine Volk immer ſehr ergötzt. Außer dem Theater gibt es hier noch ein ſogenanntes Caſino Nobile, wo ſich öfters Geſellſchaften zuſammenfinden, um ſich bei Kaffee und Wein, den beiden Lieblingsgetranken des Spalatiners, mit Kartenſpiel zu ergötzen. Unter die übrigen Beluſtigungen der gemeinen Volksklaſſe und der Jugend gehört das ſogenannte Boch, ein Spiel, welches in ganz Dalmatien, hauptſächlich aber hier in S., üblich iſt. Dieſes Spiel hat Aehnlichkeit mit dem in Oeſterreich üblichen Eisſchießen, nur bedient man ſich zum Werfen oder Schleudern ſtatt der Eisſtöcke hölzerner Kugeln oder gewöhnlicher Steine. Die Jünglinge aus den beſſern Häuſern bedienen ſich bei dieſem Spiel groſſer Holzkugeln von einem Schuh im Durchmeſſer, welche vermittelſt eines Hebels fortgeſchleudert werden. Auch das Federballſpiel iſt hiee häufig üblich. Ein groſſer Uebelſtand für den Fremden in S. iſt der Mangel an Gaſthäuſern, deren man hier nur ein einziges in der Nähe des Hafens trifft, und dieſes iſt im Raume ſo beſchränkt, daß es nur wenige Fremde aufnehmen kann. Der Reiſende iſt deshalb gezwungen, in Privathäuſern eine Unterkunft zu ſuchen, was ohne Empfehlungsſchreiben eben nicht leicht iſt, und gelingt es, ſo muß man meiſt einen übermäßig theuern Wohnzins zahlen, trotzdem daß die Wohnungen ſchlecht ſind. Auch an Trinkwaſſer gebricht es ſehr, und nur mit Anisgeiſt verſetzt, iſt das Ciſternenwaſſer trinkbar. Dagegen gibt es hier Wein und Obſtfrüchte mannichfacher Art und in Ueberfluß, namentlich Melonen und Feigen, deren man nicht weniger als 40 Stück um einen Kreuzer kauft. Wie ſchon hieraus hervorgeht, iſt hier, wie im ſüdlichen Dalmatien überhaupt, das Klima ungemein mild und auch die Luft der menſchlichen Geſundheit ſehr zuträglich. Nur ſelten erreicht hier die Kälte den Gefrierpunkt; Kälte verurſachen nur die Winde, welche zwiſchen Oſt und Weſt wehen, beſonders die Borra. Tritt aber, was gewöhnlich geſchieht, auf die Borra der Sirocco ein, ſo verſchwindet auch urplötzlich alle Kälte, und die Luft ſcheint wie durchwärmt. Zu den Ungemächlichkeiten des Klima's gehört ein frieſelähnlicher Hautausſchlag, die Kalori genannt, welche ſowohl Einheimiſche als Fremde, beſonders aber das weibliche Geſchlecht und die Kinder befällt und überaus läſtig iſt, da ſie ſich gewöhnlich mit Fieber einſtellt und ſtetes Jucken auf der Haut veranlaßt. Das tägliche Baden im Meer vor Aufgang oder nach Untergang der Sonne iſt das beſte und einfachſte Mittel dagegen. Eine weitere Plage ſind hier die Stechmucken, gewöhnlich Zanzare oder Papataci genannt. Der Hafen von S. hat gegenwärtig die Bedeutung bei Weitem nicht mehr, wie ehemals, zumal er jetzt faſt völlig verſchlammt und dadurch für Hochſeeſchiffe unzugänglich iſt. Deſſen ungeachtet hat aber der Handel doch immer noch eine größere Bedeutung als der von Zara. Geräuchertes und geſalzenes Fleiſch, Oel, Wein, Feigen und Melonen bilden die Hauptprodukte, die ausgeführt werden, aber größtentheils von den benachbarten Inſeln herkommen. Die Ausdehnung des Handels erſtreckt ſich auf den ganzen Umfang des adriatiſchen Meeres, nämlich bis nach Venedig, Ancona, Trieſt, nach Iſtrien und den quarneriſchen Inſeln, nach Fiume, Bucrari, Zengg, Carlopago und gegen Süden bis Cattaro, wohin er überall bloß mit Küſtenſchiffen betrieben wird. Man zählt im ganzen Seekreiſe S. beiläufig 240 Schiffe bei der großen Küſtenſchifffahrt und 186 bei der kleinern. Die erſtern beſtreichen alle Häfen des adriatiſchen Meeres bis Otranto und den Kanal von Zante, die

Digitized by Google

letzteen bloß die dalmati'ſchen Häfen von Arbe bis Budua. Eigentliche Hochſeeſchiffe beſitzt S. nur 4, von denen die Eigentbümer in Milna auf der Inſel Brazza ſind. Unter den S. benachbarten Orten auf dem Feſtlande iſt das drei Miglien öſtlich gelegene un' mi: dee Stadt durch eine beſondeee Straße, welche bis Cliſſa und Sign fortſetzt, in Verbindung ſtehende Salona wegen ſeiner antiken Baudenkmale der einzige eines Beſuches weethe.

Geſchichtliches. S. iſt das Spalatnm (Aſpatatus) der Alten, ein durch Handel reicher Flecken in Dalmatien. Hieher zeg ſich der Kaiſer Diocletian zurück, nachdem er die Regierung niedergelegt hatte. Als im J. 640 die b nachbarte Stadt Salona ron den Avaren zerſtört wurde, floben die heimathloſen Einwohner auf die nahen Inſeln Brazza, Leſina ꝛc. u. ſuchten dann Schutz innerhalb der Reſidenz Diocletians welche wegen der hohen Umfangemauern und Feſtigkeit der Gebäude einen ſichern Aufenthaltsert darbot. So entſtand eine kleine Stadt, welche anfangs Palatium, dann Spalatium (Salonae Palatium) hieß, woraus dann nach venetianiſchem Spracḱgebrauch der Name Spalato entſtand. In dee Folge genügte der Raum innerhald der Ringmauern des Palaſtes nicht mehr, und ſo en:ſtand auf der Weſtſeite ein neuer Stadttheil, und dieſer iſt die Neuſtadt. Auch dieſee Theil iſt mit einer Mauer umgeden, und in den Jaheen 1423—1430 wurde zum Schutze der Stadt am Meere ein Kaſtell gedaut, von welchem noch 2 Thürme übrig ſind. Den geößern Theil ließ Marſchall Marmont im Jahre 1807 niederreißen, um Raum für den Hafenſtrand zu gewinnen, welcher dadurch zu einem an Sonn- und Feſttagen ſehe belebten Spaziergange umgewandelt wurde. Während die Venetianer den blutigen Kampf um Kandia kämpften (1645—1670), wurden eeguiare Feſtungswerke gebaut, in welche die gegen Artillerie nicht haltbaren alten Umfangsmauern mit eingeſchloſſen wurden. Auf der Oſtſeite wurde in einer Entfernung von ungefähr 200 Klaſtern ein anderes Schanzwerk, Fort Grippi, gebaut. Allein ſchon der venetianiſche General Schulenburg, dee tapfere Vertheidiger von Korfu im Jahre 1715, erklärte bei einer Inſpektionsreiſe die Feſtungswerke von S. für unhaltbar, und es wurde den Einwohnern erlaubt, Häuſer auf den Wällen aufzubauen. Der Marſchall Marmont, welcher von der Mitte des Jahres 1806 bis Anfang 1809 das Oberkommando der in Dalmatien ſtationieren franz. Truppen führte und ſich meiſt in S. aufhielt, geſtattete den Einwohneen das Niedeereißen der Wälle und Baſtionen. Dieſe ſind nun ſammt den Stadtmauern größtentheils verſchwunden, und ſo iſt S. nach allen Richtungen der Windroſe offen. Nur das die Stadt domineende Foet Grippi blieb unverletzt und wird in gutem Zuſtande erhalten. Es bildet ein unregelmäßiges Vieeck und beſtebt aus einem gemauerten Walle, innerhald deſſen ſich ein Wachthaus und ein Pulvermagazin befinden. Die Franzoſen hatten es, ſeine Unhaltbarkeit erkennend, in den Kriegsjahen 1809 und 1813 ſammt der Stadt verlaſſen und ſich in die benachbarte Bergveſte Cliſſa eingeſchloſſen, die meiſt von der ackerbautreibenden Volksklaſſe bewohnt iſt.

Spalatum (a. Geogr.), Flecken in Dalmatien auf einer Landzunge, bei welchem ſich die große und prächtige Villa des Diocletian befand, in welcher er den Reſt ſeiner Tage als Privatmann verlebte. Der Ort heißt j. Spalato, und von der Villa des Kaiſers ſind noch ſehr umfangreiche, wenn auch nicht eben prächtige Ueberreſte erhalten.

Spalax (Säugeth.), nach Güldenſtedt, Blindmaus, Blindmoll, Gatt. der Rosores *Cuv.*, der Ordn. der Nagmäuſe und der Zunft dee Wühlmäuſe nach Oken. Charakter: Vorderzähne vorſtehend, meißelförmig, mit breiter Schneide; Backenzähne allenthalben 3, abſtehende, mit Schmelzleiſten verſehene Mahlzähne. Schnauze voen ſtumpf, Naſe breit, knorpelig nackt; Augen ſehr klein unter der Haut liegend; keine äußeen Ohren. Der Körper dick, walzig; Beine entwickelt aber kurz, Füße fünfzehig; Nägel krallend; Schwanz undeutlich. Zwei Arten: 1) S. typhlus *Güldenst.*, Mus typhlus *Pall.*, Georhychus typhlus *Pall.*, Jemmi *Lüſſ.*, gemeiner Blindmoll, ruſſ. Slepez, Zemml, fr. Rat-taupe. Körpee oben grau, röthlich überlaufen, auf dem Kopf drei weißliche Flecken und auf beiden Seiten des Kopfs eine Hautfalte mit aufgerichteten ſteifen Haaren dicht beſetzt; dieſer Streif läuft von der Ohrgegend bis zur Schnauzenſpitze; die untern Theile des Körpers ſind grau. Der Pelz ſehe fein und glänzend, Körperlänge 8 Zoll, Schwanzlänge 19 Linien. Dieſes ſonderbare Thier, welches unter allen Haarthieeen die kleinſten Augen hat, nur von der Größe eines Mohnkorns und unter der behaarten Haut ohne Lider liegend, kommt im ſüdlichen Polen und Rußland bis zur Wolga, am häufigſten in der Ukraine, in Klein-Aſien, Syrien und Perſien und auch im Bannat in Ungaen vor, aber nicht weſtlichee und nicht nördlicher als der 50°, auch nicht in der Krimm. Ihr liebſter Aufenthalt ſind trockene Raſenplätze, worunter ſie mit Rüſſel u. Zähnen lange Gänge graben und alle paar Schritte ſchuhhohe Erdhaufen aufſtoßen, wie die Maulwürfe, um knollige Wurzeln zu ſuchen; das thun ſie auch während des Winters, wenn es nicht gefroren iſt. Sie kommen ſehe ſelten heraus, um ſich zu ſonnen, leben ungeſellig und es ſind überhaupt nie viele beiſammen, ſchaden jedoch in den Feldern. Sie laſſen keinen Laut hören, beißen aber heftig um ſich. Ihre übrige Lebensart kennt man nicht. Mehr als zwei Junge ſcheinen ſie nicht zu werfen, weil die Muttee nicht mehr zu gleicher Zeit ernähren könnte. Schreber, T. 206. — 2) S. Pallasii *Nordm.*, Ommatostergus Pallasii *Keyserl. et Blas.*, großee Blindmoll. Größer als vorige Art. Oben gelblichgrau; Stirne weißlich, unten graulich. Die Schnauze iſt ſtark u. ſtumpf, die Statur unterſetzt; die Backenzähne ohne Einſchnitt, in der Mitte des Zahns eine kleine Verragung von ovaler Form und von Schmelz umgeben. Köipeelange 10—11 Zoll. Bewohnt das Gouvernement Ekaterinoslaw, die Umgebungen von Taganrog und Bakhmut; Pallas

Digitized by Google

fand ihn auch am Texel. Demibow, Voyage dans la Russie meridionale. Zool., 1, S. 32, T. 1.

Spalding (Geogr.), brit. Stadt, England, Geſch. Lincoln, ſüdlich von Boſton, am Welland; großer Hafen, Markthalle, Juſtizpalaſt, alte Kirche, Hoſpital; Handel mit Steinkohlen, Getreide, Vieh, Wolle; große Waarenmagazine; 6000 Einw.

Spalding (Biogr.), 1) Johann Joachim, namhafter proteſtantiſcher Theolog des 18. Jahrhunderts, wurde zu Triebſees in Schwediſch-Pommern am 1. Nov. 1714 geboren und erhielt ſeine höhere wiſſenſchaftliche Bildung auf den Univerſitäten zu Roſtock und Greifswalde. Nachdem er ſich bereits durch mehre Schriften über Kirchengeſchichte, Philoſophie und Moral bekannt gemacht hatte, war er eine Zeit lang Sekretär bei dem ſchwediſchen Geſandten in Berlin, dem nachherigen Reichsrath Rudenſkiold und erhielt dann 1740 eine Predigerſtelle zu Laſſahe in Schwediſch-Pommern, von wo man ihn 1757 als Präpoſitus und erſten Prediger nach Barth berief. Von dieſer Zeit an datirt ſich ſein ſo erfolgreiches Wirken als theologiſcher Volksſchriftſteller. Im J. 1764 wurde er zum Paſtor Primarius und Propſt an der Nikolaikirche in Berlin erwählt und ſpäter trat er auch als Mitglied in das Oberkonſiſtorium. Mit eben ſo viel Herzlichkeit und Klarheit als Ausdauer fuhr er fort, für religiöſe Aufklärung zu wirken, bis ihn 1788 das preuß. Religionsedikt veranlaßte, ſeine Stelle niederzulegen. Ein 90jähriger Greis † er zu Berlin am 26. März 1804, hochgeachtet wegen ſeines ſittlich reinen Charakters, ſeiner Berufstreue, gründlicher Gelehrſamkeit und ſeiner ausgezeichneten Geiſtesgaben. In der Literatur- und Bildungsgeſchichte des nördlichen Deutſchlands hat ſich S. eine bedeutende Stelle erworben, denn ſeine Verdienſte um die praktiſche Philoſophie und fruchtbare Darſtellung der Religionslehre ſind unleugbar. Seine Schriften charakteriſiren ſich namentlich durch lichtvolle lebendige Darſtellung, Reinheit des Styls und ſtete folgerechte Beziehung auf die Moral. Die vorzüglichſten derſelben ſind ſeine „Predigten“; — ſein Werk: „Die Beſtimmung des Menſchen“ (Greifsw. 1748); — ferner „Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Chriſtenthum“ (Leipz. 1761); — „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes“ (Berl. 1772); — „Religion, eine Angelegenheit des Menſchen“ (Lpz. 1797) u. ſ. w., welche ſämmtlich mehre Auflagen erlebten. Vgl. ſeine „Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt aufgeſetzt“, herausgegeben von ſeinem Sohne (Halle 1804). — 2) Georg Ludwig, Sohn des Vor., geb. 1762, ein gründlich gebildeter, ſcharfſinniger und geiſtreicher Philolog; hat ſich durch ſeine gelehrte Schrift „Vindiciae philosophorum megaricorum“ (Halle 1792) und durch die Ausgabe der Rede des Demoſthenes „In Midiam“ (Berl. 1794; u. A. von Buttmann, daſ. 1823) bekannt; ganz vorzüglich aber um die Kritik und Erklärung der Werke Quinctilians verdient gemacht. Er † am 7. Mai 1811 zu Berlin. Vgl. G. L. Walch, „Memoria Spaldingii“ (Berlin 1822).

Spaldingsfelde, preuß. Koloniedorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenhagen; 130 Einw.

Spalei (a. Geogr.), Völkerſchaft im aſiatiſchen Sarmatien (Plin. VI, 7, 7).

Spalethra, ſ. Spaläthra.

Spalienen (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), a) (Groß-S.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 260 Einw.; — b) (Klein-S., Spalingen), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 190 Einw.

Spalier (Eſpalier, Baumgeländer), eine Vorrichtung, an welche die Bäume in die Breite gezogen und mit den Aeſten und Zweigen angebunden werden, damit die Sonnenſtrahlen deſto kräftiger auf ihren Wuchs u. ihre Früchte wirken. Es beſteht gewöhnlich aus einem Lattenwerke, wo die Hauptlatten erſt ſenkrecht die Länge (die Höhe) hinauf ſtehen, die etwa 3 Zoll dick ſind und nach dem Bleiſenkel in gerader Linie mit Haken (Mauerkloben) oder Nägeln an die Wand befeſtigt und 6 Schuh weit auseinander geſetzt werden, an welche man die 2 Zoll breiten Querlatten 1 Fuß rh. von einander anſchlägt. Nimmt man aber dazu die gewöhnlichen 4eckigen ſchmalen S.-Latten, ſo dürfen dieſe nur 8 Zoll im Lichten weit von einander abſtehen. Zu den gerade aufgehenden Grundlatten (Säulen), woran die Querlatten befeſtigt werden, ſind die von Fichten- oder Tannenholz (ſogenannte Rahmſchenkel, Schalterbäume) ſehr tauglich. Dauerhafter indeß ſind die allerdings 3mal theuern von Eichenholz, was den Vortheil gewährt, daß die S.-Bäume in einer langen Reihe von Jahren nicht durch die Ausbeſſerung geſtört werden. Es iſt von Nutzen und befördert die Dauer, wenn man die gerade in die Höhe gehenden Grundlatten, ehe man ſie befeſtigt, nicht mit Leim-, ſondern mit Oelfarbe anſtreicht, erſt grundirt und ihnen dann noch einen Ueberſtrich gibt. Wollte man das S. erſt dann anſtreichen, wenn ſchon Alles angenagelt iſt, ſo würde die hintere Seite der Grundlatten und die Stellen, wo die Querlatten aufliegen und an die Grundlatten angenagelt ſind, wo man dann mit dem Pinſel nicht hinkommen kann, unangeſtrichen bleiben; gerade an dieſen Stellen iſt aber der Anſtrich am nöthigſten, weil hier ſich das Regen- und Schneewaſſer am längſten aufhält und Fäulniß verurſacht. Der 2. Anſtrich mit Oelfarbe, auch der der Querlatten, geſchieht erſt dann, wenn das ganze S. fertig und Alles befeſtigt iſt. Will man das Lattenwerk nicht mit Oelfarbe anſtreichen, ſo müſſen wenigſtens die Latten glatt gehobelt werden, weil ſich die Näſſe in den ungehobelt bleibenden Faſern ihres Holzes länger hält und Fäulniß befördert. Statt der Oelfarbe kann man ſich auch, wie die Engländer zu ihren Planken und hölzernen Garteneinfaſſungen, des Schiffstheers bedienen, welcher Wind und Wetter eben ſo gut wie die Oelfarbe widerſteht, jedoch muß dieſer Anſtrich mitten im heißen Sommer geſchehen, damit er ſchnell und vollkommen trocknet. Zur Anlegung des S.s für die Obſtbaumzucht und den Wein ſind die Wände von Gebäuden und die Mauern am vortheilhafteſten, weil ſie die

Digitized by Google

wärmſte Rückſeite haben, eben dieſes gilt von den natürlichen Steinwänden in Steinbrüchen bei Felſen, und den Erdwänden an Bergen und bei tiefen Terraſſen. Hat man keine Wände von Gebäuden u. keine Maueen und man will doch gern Spalierobſtzucht haben, ſo kann man ſich damit helfen, daß man eine Wand von Bretern, etwa 7 Fuß hoch, mit ihrer Lage gegen Mittag oder Abend auf ſonnenreichem Standpunkte anfrichtet, an der aber alle Riſſe und Löcher an den Bretern ſorgfältig verſchmiert ſeyn müſſen u. die man mit einem, etwa 4 Zoll dicken Ueberzug von Schilfrohr oder Steoh bekleidet, woran man die ſchönſten Pfirſichen und Aprikoſen ziehen kann, da das Schilfrohr die Sonnenwärme noch langer anhält, als die Mauer. Man hat es neueelich ſehr vortheilhaft gefunden, die Wände hinter den S.=Bäumen mit ſchwarzer Farbe anzuſtreichen, weil dadurch die Wirkung der Sonnenwärme ſehr befördert wird. Am beſten zur Anlegung von S.en iſt die Mittags=, demnächſt die Morgenſeite, doch geht zur Noth auch die Abendſeite an. Jedenfalls muß das S. eine freie Sonnenlage haben und es düefen keine hohen Bäume und Gebäude vorſtehen. Man hat auch Baumgeländer u. S.e im Freien, ohne Hinterwand in Gärten, durch welche die Luft durchzieht, dieſe ſind aber bloß fur Franzbirnen und Kirſchen, Pflaumen, frühe Weinſorten anwendbar. An maſſiv gebauten Häuſern, beſonders in Städten, wo man kein oder wenig Holz an den Wänden findet und dieſe doch mit S. bekleiden will, muß man ſich mit Einſchlagung von ſtarken, langen, eiſernen Nägeln helfen, wobei aber das Anheften und die Behandlung des S.s viel mühſamee iſt und mehr Zeit erfordert. Man ſollte deshalb ſchon vorher bei dem eeſten Bau der Mittags= u. Morgenwände, wo man S.=Obſtzucht beabſichtigt, Rückſicht darauf nehmen und in der dazu nöthigen Weite Hölzer zum Anſchlagen der Latten gleich mit einmauern. Nach Form und Zweck unterſcheidet man verſchiedene Arten des S.s, zuvöderſt das Tief=S., wo die Aeſte gleich von unten ausgehen, und das Hoch=S., wo ſie erſt in größerer Höhe davon ausgehen. Vom Tief=S. gibt es verſchiedene Formen: 1) das franzöſiſche S., 2) das Gegen=S., 3) das S. von Montreuil (S. mit dem Gabelzug), iſt das gewöhnlichſte und für Pfirſichen und Aprikoſen das vorheilhafteſte, 4) das S. mit dem Rahmen, 5) das ſchiefe S., 6) das wagerechte S. Hauptregel bei Anlegung u. Behandlung jedes S.s ſind folgende: a) Daß die Bäume auf die zu ihrem Zweck paſſende Unterlage veredelt ſind, zum Tief=S. auf Grundſtämmen mit ſchwächerem Trieb, z. B. Birnen auf Quitte, Aepfel auf Johannisäpfel, Pflaumen auf Schlehen, Kirſchen auf Sauerkirſchen; bei dem Hoch=S. dagegen auf ſtarktreibende Unterlagen, Birnen u. Aepfel auf ihre Wildlinge u. Kernlinge, fremde Pflaumen auf Hauspflaumen oder Haferpflaumen. Sauerkirſchen auf Süßkirſchenwildlinge. Die Wildlinge zu den Tief=S.=Bäumen ſind möglichſt tief, nahe an der Erde, und die Hoch=S.=Bäume etwa 3½ Ellen hoch zu veredeln u. die Stämme unten etwa eine Hand breit weit von der Wand abzuſetzen; — b) daß die erſten Haupt= und ſtärkſten Nebenäſte gleich anfangs bei der erſten Entwickelung regelmäßig nach der beliebig gewählten Form, es ſey nun dieſes Gabelzug, Sonnenfächer (Radſpeichen)=Zug oder der Zug auf dem Herzſtamm, gezogen werden; — c) daß alle Aeſte und Zweige nach den Kunſtregeln und der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Baums, am beſten im Frühjahr (doch geſchieht es auch im Herbſt), geſchnitten werden; — d) daß die Aeſte und Zweige in regelmäßiger Ordnung und ohne Beſchädigung angebunden werden und bei dem Schnitt und Binden Sorge getragen wird, daß die Wand möglichſt vollſtandig, weder zu dicht noch zu dünn mit Zweigen des Baums bedeckt wird; — e) daß der Baum eine angenehme, in die Augen fallende Form erhält und daß keine Zweige über einander gebunden werden. Nothwendig iſt es, daß man jeder Baumart am S. die ihrer Natur angemeſſenſte Seite der Himmelsgegend anweiſt. Die Mittagsſeite iſt für alle Obſtſorten paſſend und vortheilhaft, am nöthigſten aber fur die zärtlichſten, z. B. die Pfirſichen, Aprikoſen, Wein. Die Morgenſeite paßt ebenfalls faſt für alle Obſtſorten. Die Abendſeite iſt noch für Aprikoſen, frühe Weinſorten und edle, zärtliche Franzbirnen und Quitten anwendbar; die Nordſeite aber nur fur Pflaumen, Sauerkirſchen, Birnen, Aepfel, Lampertsnüſſe brauchbar. So hat man ſich auch bei dem Anſetzen der S.=Bäume mit der ſtärkern u. mindern Kraft ihres natürlichen Wuchſes in die Höhe u. Breite nach dem über ihnen vorhandenen, kleinern od. größern Raume an der Wand zu richten. Die Spalierbaume ſind im Frühjahr von allem durren Holz und Unreinigkeiten ſorgſältig zu reinigen, und bei trocknem Wetter zu begießen. Auch von oben herein muß man die Spalierbäume mit der Gießkannenſpritze fleißig gießen, wenn der Brenner, oder Blatt= und Schildläuſe ſich an ihnen zeigen, welches man bemerkt, ſobald die Blatter ſich krank und gelb zuſammenrollen. Das Gießen darf nie bei Sonnenſchein, ſondern muß Abends u. früh oder wenigſtens im Schatten geſchehen. Das wagerechte Binden, wie auch das Binden nach unten zu und im Bogen befordert mehr das Fruchttragen, das Anbinden der Reißer mehr ſenkrecht nach oben zu mehr den Wuchs ins Holz. So erweckt auch der ſchärſere Schnitt jeder Zeit einen ſtarkern Trieb, weshalb man, wenn man friſches und viel Holz erzeugen will, ſchärfer ſchneidet und, wenn man Früchte erzielt, die Zweige weniger kürzt und ihnen möglichſt freien Lauf läßt. Die Spalierbaume tragen gewöhnlich gut und die Früchte werden an ihnen gewöhnlich größer und vollkommener, als an den Hochſtämmen, jedoch können ſie nicht ſo viel Früchte liefern, als dieſe, da ſie breit gezogen nur eine Seite bilden. Alles, was an den veredelten Grundſtämmen der Spalierbäume unten aus der Wurzel und an den Seiten von wildem Stamme ausſchlägt, iſt frühzeitig wegzunehmen und ihr Standpunkt iſt von Unkraut rein zu erhalten. Vergl. Pomologie.

Spaliere, Gewebe von verſchiedenen Mater-

rien, welche ſtatt der Tapeten zum Ausſchlagen der Zimmer und Gemächer gebraucht werden. Es gibt wollene, leinene, ſeidene u. ſ. w.

Spalierhaken, auf Blech oder eine eiſerne Stange geſchweißte Haken, um verſchiedene Sachen daran zu hängen; auf Tapetenwände können ſie ſo befeſtigt werden, daß man deren Verletzung, wenn jene abgenommen werden, kaum bemerkt.

Spalierleder, Leder, welches mit aus Gold- und Silberblättchen gepreßten Figuren bedeckt iſt und früher hauptſächlich zu Tapeten benutzt wurde.

Spaliernägel, eine Art Bretnägel, ſie dienen dem Tapezierer zum Aufnageln von Latten an die Wand, um auf dieſe die Tapete zu ſpannen.

Spalierung, ſ. v. a. Tapezierung eines Zimmers.

Spatis (a. Geogr.), ſ. v. a. Hiſpalis.

Spall, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach; 160 Einw.

Spalla, Giovanni, Bildhauer von Turin, bildete ſich in Paris und kehrte 1807 in ſeine Vaterſtadt zurück, um die Profeſſur der Bildhauerei an der Akademie zu übernehmen. Zugleich wurde er Konſervator des k. Muſeums, und bald darauf ernannte ihn Napoleon zum kaiſerl. Bildhauer jenſeits der Alpen. Er fertigte zu wiederholten Malen die Büſte des Kaiſers. Eine ſolche iſt auch in der k. Glyptothek zu München, 2′ 3″ hoch; aus karrariſchem Marmor. Nach dem Sturze Napoleons beſchäftigte ihn der König von Sardinien. S. † um 1825.

Spallanzani, Lazaro, berühmter Naturforſcher und Phyſiker, ward am 10. Januar 1729 zu Scandiano im Herzogthum Modena geboren und von den Jeſuiten in Reggio gebildet. Er ſtudirte zu Bologna die Naturwiſſenſchaften, ward 1756 Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie zu Reggio und lehrte von 1770 die Naturgeſchichte in Pavia, wohin er durch ſeine neuen Entdeckungen eine Menge Zuhörer und Bewunderer zog. Im J. 1779 bereiſte er einen Theil der Schweiz und machte 1785 eine Reiſe nach Konſtantinopel, Korfu und Cypern. Die aufgefundenen Merkwürdigkeiten dieſer Gegenden, in geologiſcher u. naturhiſtoriſcher Hinſicht, hat er beſchrieben. Nachdem er auch die Gegend des alten Troja beſucht und einen Theil Deutſchlands und Ungarns geſehen hatte, begab er ſich nach Wien zum Kaiſer Joſeph II. und kehrte von da zurück nach Pavia. Er bereicherte das daſige Muſeum mit vielen mineraliſchen Seltenheiten der Vulkane und unternahm zu dieſem Zweck 1788 auch noch eine Reiſe nach Neapel, Sicilien und in die Apenninen. Er † am 17. Febr. 1799. Durch die Beſchreibung ſeiner „Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennine" (6 Bde., Pavia 1792; deutſch Leipz. 1795) hat er ſich um die Naturkunde weſentliche Verdienſte erworben. Seine Entdeckungen, Verſuche und Schriften über das Verdauungsgeſchäft, über die Fortpflanzung der Fröſche, den Urſprung der Quellen, über den Kreislauf des Blutes, die Zeugungen ſind für den Naturforſcher von der größten Wichtigkeit. Merkwürdig iſt ſeine Behauptung von einem 6. Sinne bei gewiſſen Thieren, da er bemerkt, daß von ihm geblendete Fledermäuſe beim Fliegen doch nirgends anſtießen.

Spallanzania (Bot.), 1) nach Decandolle, Gattung der Rubiaceae Hedyotideae *Dec.* Einzige Art: S. corymbosa *Dec.* Strauch auf Madagaskar. — 2) Nach Necker, Untergattung von Gustavia *L.* — 3) Nach Pollini, Pflanzengattung. Art: S. agrimonoides *Poll.*, ſ. v. a. Aremonia agrimonoides *Dec.*

Spalmadori (Geogr.), 1) (Kajum-Adaſſi), aſiat.-türk. kleine Inſelgruppe, nordöſtlich von der Inſel Chio, im ägäiſchen Meere, zu Anatolien gehörig; 1700 Einw.; Seeſieg der Türken über die Venetianer; — 2) Meerenge daſelbſt, zwiſchen der Inſel Chio und dem Feſtlande des türk. Aſiens; darin liegt die gleichn. Inſelgruppe.

Spalme, Schiffstheer, daher auch Spalmen, das neue Schiff vertheeren oder auch kalfatern.

Spalow (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Semil; 330 Einw.; — 2) öſterr.-mähr. Dorf, ſ. v. a. Sponau.

Spalt, 1) ſ. Spalte; — 2) (Bot.), ſ. v. a Spelt; — 3) (Bergb.), ſ. Spaltpochen.

Spalt (Geogr.), Stadt, ſ. v. a. Spält.

Spaltader, Ader im Holz, nach deren Richtung ſich daſſelbe am leichteſten ſpalten läßt.

Spaltalgen (Bot.), Abtheilung der Algen, ſ. v. a. Schizophyceae *Rchb.*, *Rabenh.*

Spaltbar (bot. Term.), ſ. v. a. Sectilis.

Spaltbarkeit, 1) eine den Holzarten in verſchiedenem Maße zukommende Eigenſchaft. Man nennt daher Holz gut ſpaltbar, wenn es ſich der Länge nach (durch keilförmige Werkzeuge) ohne Schwierigkeit in glatte und regelmäßige Stücke zerlegen läßt. Gut- und leichtſpaltige Hölzer ſind: Fichte, Tanne, Kiefer, Kaſtanie, Maßholder, Lärche; mittelmäßig leicht ſpaltbar: Eiche, Buche, Eſche, Erle, Hornbaum, Aspe u. Weiden; ſchwer und unregelmäßig ſpalten: Ulme, Birke, Birnbaum, Pappeln, Ahorn. — 2) (Min.), ſ. v. a. kryſtalliniſcher Bruch, ſ. Kryſtallographie, I. B. 1).

Spaltbeutel (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Schizandra *Michx.*

Spaltbinde (Chir.), an dem einen Ende in 2 od. mehre Theile geſpaltene Binde, ſ. Binde.

Spaltblätterling (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Schizophyllum *Fr.*

Spaltblatt (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Schizopetalum *Sims.*

Spaltblume (Bot.), 1) Pflanzengatt., ſ. v. a. Schizanthus *Ruiz. Pav.*; — 2) Pflanzengatt., ſ. v. a. Andrachne *L.*

Spaltbruch (Chir.), ſ. Knochenbruch.

Spaltbüchſe (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Schizothecium *Corda.*

Spaltbühnen (Waſſerb.), ſ. v. a. Triebbühnen.

Spaltdeckelchen (Bot.), Moosgattung, ſ. v. a. Schistostega *Mohr.*

Spalte, 1) längliche ſchmale Oeffnung; — 2) in Längenrichtung bei Annäherung von Kör-

vertheilen ſich bildende ſchmale Oeffnung, auch wenn ſie in ihrem Fortgang ſich erweitert; — 3) Oeffnung in Knochen von dieſer Form; — 4) theilweiſe Trennung eines Körpers, wobei jedoch die getrennten Theile noch von den ungetrennten zuſammengehalten werden; — 5) (Buchb.), eines der 2 ſchmalen Preßbreter, zwiſchen welche das auf dem Schnitt zu glättende oder zu vergoldende Buch gepreßt wird; — 6) (Buchd.), ſ. Kolumne, vgl. Buchdruckerkunſt; — 7) ſ. Lichtſpalte; — 8) (bot. Term.), ſ. v. a. Fissura. — ſpaltig (als Anhängeſylben), ſ. v. a. -fidus.

Spalteiſen, ſ. v. a. Spaltmeſſer.

Spalten, 1) etwas der Länge nach und nach der Richtung der Faſern trennen; — 2) (Bauw.). ein Werkſtück ſpalten, an den betreffenden 4 Seiten eine Rinne aushauen, dann aber dünne Holzkeile einſetzen und auf dieſe ſchlagen; — 3) das ſchon rothgar gewordene Schmalleder auf dem Schabebaume mit dem Streicheiſen völlig trocken ſtreichen, damit es deſto beſſer das Fett annehme; — 4) (Schloſſer), ſ. Schroten.

Spaltengänge (Geognoſ.), Gänge in von der Ganzmaſſe ſehr verſchiedenem Geſtein, mit deren Textur oder Lagerung ſie nicht parallel ſind. Gewöhnlich ſind ſie mit Verwerfungen verbunden; ſ. Lagerung.

Spaltenmänner, ſ. v. a. Schtſchelnicki.

Spaltennaht (Anat.), ſ. Schindyleſe.

Spaltenthal (Geognoſ.), ſ. Thal.

Spalter, 1) derjenige Arbeiter im Schieferbruche, welcher die Schiefer zu dünnen Tafeln ſpaltet; — 2) der Dreiklöber des Böttchers.

Spaltfaden (Bot.), 1) Algengattung, ſ. v. a. Schizonema *Ag.*; — 2) Algengattung, ſ. v. a. Schizogonium *Ktz.*

Spaltfarrn (Bot.), Gruppe der Filices (ſ. d.), ſ. v. a. Gleicheneae *R. Br.*

Spaltflatterer (Säugeth.), Brachyphylla *Gray*, Gatt. der Cheiroptera *Cuv.*, der Ordn. der Raubmäuſe und der Zunft der Fledermäuſe nach Oken. Charakter: Vorderzähne $\frac{4}{4}$, die beiden mittlern zuſammengerückt, ſtark, die Seitenzähne ſehr klein; die Eckzähne ſtark, die obern gekerbt; Backenzähne $\frac{5}{5}$, die beiden vordern jederſeits einſpitzig, die andern zackig. Die Schnauze kurz, ſtumpf, das Ende der Naſe abgeſtutzt, mit einem kurzen, breiten, flachen Naſenblatt, welches vorn mit den Lippen verbunden, aber durch eine tiefe Grube von den übrigen Geſichtstheilen getrennt iſt, dieſe Grube iſt hinten mit einer abgerundeten Leiſte eingefaßt. Die Zunge ſchmal, allenthalben warzig, ausſtreckbar. Unterlippe vorn geſpalten. Schwanz rudimentar. Einzige Art: B. cavernarum *Gray*, Annal. of nat. hist., IV, T. 1, gemeiner Spaltflatterer. Geſicht vorn ziemlich kahl, mit zerſtreuten ſteifen Haaren, unter jedem Auge eine große Warze. Unterlippe geſpalten, Ohrdeckel 3eckig, geſtreckt, an ihrem äußern und obern Rande gekerbt; Naſenblatt länglich, quer gekerbt, hinten erhaben. Das Männchen iſt auf dem Rücken rothbraun mit dunkeln Haarſpitzen, unten blaßgelblich; Flughäute dunkelbraun und kahl. Am Weibchen ſind der Nacken und die Häute bläſſer. Körperl. 4½ Zoll, Flugweite 16 Zoll. Auf den Inſeln St. Vincent u. Kuba.

Spaltfrucht (bot. Term.), ſ. v. a. Polachnium *Rich.*

Spaltfüße (Ornith.), ſ. v. a. Pedes fissi, die Füße der Vögel, wenn alle Zehen völlig getrennt ſind, ſ. Pedes.

Spalthaar (Bot.), Algengattung, ſ. v. a. Schizothria *Ktz.*

Spalthof, Maler, um 1636 in Flandern geboren, malte meiſt Anſichten von Städten und öffentlichen Plätzen mit vielen Figuren, beſonders Markttage und Volksbeluſtigungen. Todesjahr unbekannt.

Spaltholz, ſ. Spaltige Nutzhölzer.

Spalthülle (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Schizolaena *P. Th.*

Spalthütchen (Bot.), Moosgatt., ſ. v. a. Schistidium *Brid.*

Spaltig, 1) Spalten habend; — 2) was ſich leicht ſpalten läßt; — 3) vom Holze, das ſo ſtark iſt, daß 2 Klafterſcheite daraus geſpaltet werden können.

Spaltige Nutzhölzer, diejenigen Hölzer, welche ſich dem Längendurchmeſſer nach durch keilförmige Werkzeuge in regelmäßige Stücke zertheilen laſſen, um daraus Spaltwaaren für beſtimmten Gebrauch zu fertigen. Außer der Spaltbarkeit (ſ. d.) ſind auch gewiſſe Feſtigkeit, Härte, Zähigkeit und Dauer mehr oder minder nothwendige Erforderniſſe der ſpaltigen Nutzhölzer, je nach der Qualität der (feinern oder gröbern) Spaltwaaren. Am meiſten pflegen für ſolche Zwecke die Stieleiche, Roth- u. Weißbuche, Eſche, Maßholder, Haſelſtrauch, Weiden u. unter den Nadelhölzern vorzüglich die Weißtanne verwendet zu werden. Die rohen Spaltnutzhölzer beſtehen meiſtens in geraden Rundſtücken, von verſchiedener Länge und Stärke, wie es die Arbeiten nach ihren Maßverhältniſſen erfordern; demnach werden ſie eingetheilt in: ſpaltiges Klotz-, Stangen- und Ruthenholz. Die Klötze beſtehen meiſtens in einzelnen Theilen ſtarker Stämme und Aeſte, zuweilen aber auch in ganzen Stämmen; das Stangenholz wird für gewöhnlich aus 1—6 Zoll ſtarken Stangen oder Zweigen zugerichtet, nicht ſowohl aus ſtärkern Aeſten, weil ſie ſelten eine gleichmäßige Dicke und einen regelmäßigen Wuchs haben; zu Ruthenhölzern werden bis 2jährige Triebe, Lohden und Schüſſe verwendet. Klima, Standort, Boden ꝛc. haben auf die Güte des Spaltholzes zwar Einfluß, jedoch muß das Holz ſelbſt in jedem gegebenen Falle den Ausſchlag geben. Ueber die Brauchbarkeit eines zu Spaltarbeiten zu wählenden Stammes laſſen ſich aus der Erfahrung einige Kennzeichen und Regeln abſtrahiren. Wenn man zur Saftzeit ein Stück Rinde aus dem Stamme haut, und dieſes ſo biegt, daß die Außenfläche nach einwärts gekrümmt wird, ſo kann aus der Leichtigkeit, womit die Faſern der Rinde ſich trennen, und aus der geraden Richtung des Wuchſes geſchloſſen werden, daß wenigſtens jener Theil des Stammes, wovon die Rinde genommen iſt, leicht- und geradſpaltiges Holz habe; das Gegentheil aber, wenn die

Rindenfaſern kraus und in Wellenlinien gewachſen ſind. Auf ſchlechtſpaltiges Holz iſt auch zu ſchließen, wenn die Rinde nicht ſchön glatt, ſondern abnorm rauh und aufgeriſſen iſt. Eichenſtämme, welche eine feine, mit wenig Knoten beſetzte Rinde und gleichmäßig abnehmende Stammdicke haben, ſind gut ſpaltbar, desgleichen Rothbuchenſtämme, die nicht völlig rund ſind, ſondern wo der Länge nach gehende Erhöhungen u. Rippen hervoetreten. Manche Stämme haben zwar im Ganzen kein gut zu ſpaltendes Holz, jedoch ſind einzelne Klötze ſehr gut. Das Spaltnutzholz iſt außee der Saftzeit zu hauen, doch kann es auch in der Saftzeit geſchehen, wenn das Spalten alsbald nach dem Fällen vorgenommen wieb, ſo wie es überhaupt am voetheilhafteſten iſt, das Holz, wenn es noch friſch und grün iſt, zu Spaltwaaren aufzuarbeiten, weil die Arbeit raſcher und das Spalten regelmäßiger vor ſich gehe; auch entſtehen beim Austrocknen keine Riſſe und Splint und junges Holz kann mit benutze weeden, was ſpätee leicht untauglich wird. Geſchieht das Spalten nicht ſogleich, ſo müſſen die Hölzer an einem kühlen Ort unteegebrache und mit Holzſpänen oder Moos bedecke werden, um dem Reißen beim Austrocknen voezubeugen, oder vielmehe das Austrocknen zu verhindern; brauſches Holz iſt nach dem Austrocknen nicht mehr gut ſpaltbae und br cht leicht ſeitwärts. Die bei Zuricheung der Spaltwaaren gebraucht weedenden Hauptwerkzeuge ſind die keilföemigen u. am einfachſten dee Keil ſelbſt, welchee um ſo viel kraftigee wirkt, je ſcharfer ee iſt. Andeee Werkzeuge ſind das Spaltmeſſee, Spaltklingen und Beile, ſo wie zum Einteeiben der eiſernen Spaltwerkzeuge verſchiedene große hölzerne Schlagel; Holzkeile dagegen werden mit dem Rücken einer Axt eingetrieben. Stangenhölzee weeden mit der Heppe odee Queraxt geſpa.ten, Ruthen mit einem Gartenmeſſer. Der Reißee (auch Drei- oder Vieeklöber genannt) iſt e:n Werkzeug, um ſchon mit der Heppe oder Queraxe an einem Ende angeſpaltene Stangen odee Ruthen in 3 oder 4 Theile weiter fortzuſpalten. Inſtrumente, deren ſich Handwerkee zur Anfeetigung iheee Arbeit bedienen, wie das Hobeleiſen und der Schmalee der Koebmacher ꝛc., gehören nicht hierhee. Zur Erleichterung dee Spaltarbeit dienen beſondere Vorrichtungen: die Gabel oder der Spalteſchemel und das Gerüſt zum Spalten von Reif- und andern Stangen. Bei dee weitern Zurichtung der aufgeſpaltenen Stücke gebraucht man Beile von veeſchiedener Größe, um noch überflüſſiges Holz an den Spaltſtücken hinwegzuhauen od. die Oberfläche glatt zu machen, ſo wie zu demſelben Zwecke auch das ſogenannte große Meſſee; feenee die Krummhacke, um gekrümmte Flächen, und der Krummdechſel, um Hohlungen oder Veettefungen zuzuechten. Schnitzmeſſer dienen zur glatten Beaebeitung der Oberflache, und um feine Späne wegzunehmen. Nächſtdem gebeaucht man noch verſchiedene Hacken und Sägen, und zue Befeſtigung der Hölzer in der Bearbeitung Haublöcke oder Zwingen und Schnitzbanke. Rohe Stämme od. Stücke werden, nachdem ihre Tauglichkeit unterſucht iſt, abgeſehen und abgelenkt und in Spalten voebeeeitet. Bei dem Aufſpalten und Zurichten der Hölzer, wobei im Voraus das geeignete Sortiment beſtimmt und das beiläufige Ergebniß veeanſchlagt iſt, muß ſich der Arbeiter nach dee Struktue des Holzes eichten. Am leichteſten wird daſſelbe getrennt nach der Richtung der Spiegelfaſeen, wenn nicht beſondere Umſtände davon abzuweichen gebieten. Das Spalten ganzee Klötze oder dee Hälften ꝛc. muß wo möglich in oder nahe an dee Mitte des Stückes angelegt und immee auf die voetheilhafteſte Benutzung Bedacht genommen, daher die ſchwächern Stücke oder Abfälle zu geringern Soe·imenten benutzt werden. Das Aufſpalten der Klotzhälften kann mit dem Duechmeſſer parallel gehen oder in der Richtung der Strahlenwände. Bei dee Spaltung nach dem Durchmeſſee, in bret-rförmige gleiche Stücke, wird jede Hälfte in 2 Theile und dieſe dann abeemals ſo zertheilt. Bei dee Zeetheilung nach den Strahlenwänden hat ſich der Arbeitee an die Radien zu halten, unter Beobachtung der Maßverhältniſſe der Spaltwaaren, zu welchem Behufe vorzüglich die Meſſungen durch Aufſetzen von Formen, ſog. Pateonen, dienen. Beim Aufſpalten nach den Radien haben die Holzſtucke eine prismatiſche Geſtalt und weeden weiter zugerichtet duech Hinwegnahme des Kern- und Randholzes mit Beilen, Spalt- odee Schnitzmeſſeen von dem auf einen Haublock, Zwinge oder Schnitzbank eingeſpannten Holzſtücke. Die verſchiedene anderweite Formung und Zueichtung ſolchee Nutzhölzer hängt von dem zu fertigenden Sortimente ab. Die gefertigten Hölzee werden an ſchattigen und luftigen Oeten entweder ein,eln hingeſtellt, odee in Kreuzſtöße gebracht, und jene, die ſich während des Teocknens krumm ziehen oder weeſen, in Zwingen geſpannt oder in eine Preſſe gebracht, odee auch nur in Bündeln mit Wieden umbunden. Man pflegt auch Spaltnutzhölzee, zur Erzielung längeeer Dauee dee Schnitzwaaeen, übee Schmauchfeuer zu räuchern, welches unter Geeüſten, worauf die Holzwaaren aufgeſchichtet liegen, angezündet wird. Das Verfaheen beim Spalten und Zueichten ſpaltiger Stangennutzhölzer, wovon die vorzüglichſte Soete die Reife ſind, weicht von dem Voegeſchriebenen zum Theil ab.

Spaltimpfen, ſ. Pfropfen.

Spaltkapſel (bot. Teem.), ſ. v. a. Dieresilis, Synochorium.

Spaltkeil, 1) dee ſtarke Holzkeil, wie der Holzaufmachee ihn zum Spalten des Stockholzes braucht; — 2) dee ſchmale Keil, welchen die Steinmetzen zum Spalten der Werkſtücke gebrauchen; — 3) ein in eine Zwinge befeſtigter Stampfee, womit man die gröbſten Ungleichheiten von den Steinen abhaut.

Spaltklingen, 1) zum Zurichten der ſpaltigen Nutzhölzer, beſtehen nur aus einer keilförmigen Klinge, welche an einem Ende ein Horn hat, woran ſich der hölzerne Handgriff befindet, der mit der Klinge eine gleiche Linie macht, oder ſie ſind an jedem Ende mit einee 1½—2 Zoll langen und fingersdicken, etwas hakenförmig gebogenen Handhabe verſehen. Man gebraucht

Digitized by Google

ſie nur bei den dünnſten Spaltungen. — 2) S. Spaltmeſſer.

Spaltkoſſe (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, ſ. v. a. Goodenia *Smith*.

Spaltlamelle (Bot.), Pilzgatt., ſ. v. a. Schizophyllum *Fr.*

Spaltmaſchine, ſ. v. a. Lederſpaltmaſchine.

Spaltmeſſer (Spaltklinge), 1) für Spaltarbeiten, eine 9 Zoll lange, 3—4 Zoll breite und im Rucken $2\frac{1}{4}$—3 Linien dicke, keilförmig zugeſchliffene Klinge. An dem einen Ende befindet ſich eine ringförmige Umbiegung, in welche von oben eine $1\frac{1}{2}$ Fuß lange hölzerne Handhabe eingeſteckt iſt, die mit der Klinge einen rechten Winkel macht. Es dient dazu, um Holzſtücke ſenkrecht zu ſpalten, und zwar indem das Meſſer aufgeſetzt, beim Griffe gehalten u. mit einem Schlegel auf den Rücken geſchlagen wird; — 2) ſ. v. a. Kleibeiſen; — 3) ſ. v. a. Pfropfmeſſer.

Spaltmündung (bot. Term.), ſ. v. a. Stoma.

Spaltnaſe (Säugeth.), Fledermausgattung, ſ. v. a. Nyctinomus *Geoffr.*, Dysopas *Illig.*

Spaltöffnung (bot. Term.), ſ. v. a. Porus, Stomatium.

Spaltpfropfen, ſ. Pfropfen.

Spaltpochen (Pochen durch den Spalt), die Art des Austragens durch eine in der nordern Pochwand, der Länge des Pochtroges nach, gemachte Spalte, vor welcher eine Stellſchütze angebracht iſt, der Mittelſtempel iſt der Unterſchürer und die Pochſohle fällt nach den beiden Seitenſtempeln, welche austragen, etwas ab.

Spaltqualle (Zoophyt.), Akalephengatt., ſ. v. a. Medea *Eschsch.*

Spaltrecht, ſ. Näherrecht.

Spaltreiſch (Bot.), nach Oken, Pilzgatt., ſ. v. a. Schizophyllum *Fr.*

Spaltrimpel (Bot.), nach Oken, Pilzgatt., ſ. v. a. Hyaterium *Fr.*

Spaltſäge, ſ. v. a. Stichſäge.

Spaltſcheide (Bot.), Algengatt., ſ. v. a. Schizosiphon *Ktz.*

Spaltſchlange (Amphib.), nach Miſſionär Hänſels „Letters on the Nicobor Islands“ (London 1817), eine giftige indiſche Schlange, die noch nicht näher beſchrieben zu ſeyn ſcheint.

Spaltſchnäbler (Ornith.), auch Langhänder, ſ. v. a. Fissirostres od. Longimanae, Familie der Paſſeres (ſ. d.).

Spaltſchnecke (Molluſk.), Schneckengatt., ſ. v. a. Fissurella *L.*

Spaltſchnecken (Gaſterop.), nach Oken, die 5. Zunft der Schnecken, deren Oeffnung der Athemhöhle ein Querſpalt iſt. Schalenöffnung rund. Hierher 1. Sippſchaft: Landſpaltſchnecken (Cyclostoma), 2. Sippſch.: Waſſerſpaltſchnecken (Valvata, Paludina, Ampullaria), 3. Sippſch.: Meerſpaltſchnecken (Scalaria, Turritella, Phasianella, Janthina, Nerita, Natica, Turbo, Delphinula, Trochus). S. Gaſteropoda.

Spaltſchorf (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Dichaena Fr.

Spaltſtucke, ein ſolches, wie man es beim Spalten der gewonnenen Schieferblöcke bekommt und deren jedes eine Tafel gibt.

Spalttorf (Geognoſ.), Varietät des oſtfrieſiſchen Hagetorfs, ſ. Torf D.

Spaltung, ſ. Schisma.

Spaltungsfläche (Min.), ſ. v. a. Durchgangsebene beim Spalten der Kryſtalle, ſ. Kryſtallographie, I. B. 1).

Spaltungsgeſtalt (Min.), ſ. v. a. kryſtalliniſches Bruchſtück, ſ. Kryſtallographie, I. B. 1).

Spaltungsrecht, ſ. Geſpilderecht.

Spaltungsrichtung (Min.), ſ. v. a. Blätterdurchgang, ſ. Kryſtallographie, I. B. 1).

Spaltungsſtück (Min.), ſ. v. a. Kryſtalliniſches Bruchſtück, ſ. Kryſtallographie, I. B. 1).

Spaltzahn (Bot.), 1) Moosgatt., ſ. v. a. Fissidens *Hedw.*; — 2) Moosgattung, ſ. v. a. Schistidium *Brid.*

Spaltzahnmooſe (Bot.), Fissidenteae *Rabenh.*, Gruppe der Bryaceae *Rchb.*

Spaltzettel, in Bayern, der ſchriftliche Kontrakt zwiſchen einem Gutsherrn u. ſeinem Verwalter, Brauer ꝛc.

Spaltzüngler (Amphib.), ſ. v. a. Fissilingula, Gruppe der Squamata oder Schuppeneidechſen, mit vorn tief 2ſpitziger, langer, dünner, ausſtreckbarer Zunge, vier 5zehigen Beinen und langem, wirtelſchuppigem Schwanze. Sie zerfallen wieder in Monitores, Warneidechſen, Ameivae, Tejueidechſen, und Lacertae, Eidechſen; ſ. Squamata.

Spaltzwiebel (Bot.), ſ. v. a. Schnittzwiebel, Allium fistulosum *L.*, ſ. Lauch.

Spalucci, Camillo, Maler, blühte in der 2. Hälfte des 16. Jahrh., malte hiſtoriſche Darſtellungen, iſt aber nur durch einen Stich von Philipp Thomaſſin bekannt, welcher die Anbetung der Könige vorſtellt.

Spalzmehl, Art des Weizenmehls, das rein von aller Kleie iſt.

Spampani, Giovanni Battiſta, Architekt, um 1745 in Rom geboren und daſelbſt gebildet, wählte beſonders den Vignola zum Studium, welchen er mit Carlo Antonini zum umfaſſenden Schulgebrauche ordnete und herausgab unter dem Titel: Il Vignola illustrato, proposto da G. S. e C. Antonini, Rom 1770, mit vielen Kupfern, 4. Später erſchien zu Mailand von ihnen eine Ausgabe von Vignola's Säulenordnungen, die 1814 in einer vermehrten Auflage erſchien: Gli Ordini d'Architettura civile di M. Jacopo Barozzi da Vignola, corredati delle agiglunte fattevi dagli architetti G. C. S. e C. Antonini, Fol.

Span (in verſch. Bed.), 1) Abgang, der mittelſt eines ſchneidenden Werkzeugs von einem Körper, z. B. von Holz, Metall, Horn, Papier ꝛc., losgetrennt iſt; — 2) langes, dünnes Stück Holz, welches vorzüglich durch Spalten entſtanden iſt; — 3) 2—3 Linien ſtarke Breter von Rothbuchenholz, beſonders ehemals zu den Einbänden der Bücher gebraucht und mit Leder oder Papier überzogen; — 4) dünne Breter, welche zwiſchen die Brandſohle und eigentliche Sohle der Schuhe u. Pantoffeln gelegt werden. Sie werden mit großen Hobeln oder auf der Spanmühle (ſ. d.) von

Rothbuchenholz, ſo lange es noch friſch iſt, verfertigt. — 5) Dünne Stückchen Pappe od. Kartenblatt (**Kartenſpan**), welche beim Setzen gebraucht werden, wenn Lettern mit gebraucht werden, welche auf einen niedrigern Kegel gegoſſen ſind und welchen man durch Unterlegen der Späne gleiche Höhe mit den übrigen Lettern zu geben ſucht; — 6) (**Anlegeſpäne**), Späne von Holz, welche die Drucker brauchen, um den Kolumnen in der Form die gehörige Stellung zu geben und die Träger in den Rähmchen zu bilden; — 7) ſ. v. a. Dachſpan und Dachſchindel; — 8) ſ. v. a. Zucker- und Biscuitſpan; — 9) (Tuchſch.), ſ. v. a. Preßſpan; — 10) die Abfälle, welche beim Fällen der Bäume und beim Bearbeiten des Bau- und Nutzholzes entſtehen; — 11) der Kern, das Innerſte eines Baumes; — 12) ein Gefäß, ein Zuber; — 13) beſonders bei den Donauſchiffen der Querdurchſchnitt, daher der **größte S.**, ein Querdurchſchnitt in der größten Breite des Schiffes; — 14) (Hüttenk.), kleines Bret, auf welches die Proben gelegt werden; — 15) (Herald.), ſ. v. a. Schindel.

Span (Maß), ſ. v. a. Spanne, ein altes engliſches Längenmaß von 9 Zoll.

Spana, ſpan. Ort, **Aragonien**, nordöſtlich von Barbaſtro.

Spanämie (gr., Med.), krankhafter Zuſtand des Bluts, mit Verminderung der Blutkügelchen und des Faſerſtoffs.

Spananthe (Bot.), nach **Jacquin**, Gattung der Umbelliferae Araliaceae *Rchb.*, Pentandria Digynia *L.* Einzige **Art**: S. paniculata *Jacq.* Sommergewächs in Caracas und Peru.

Spanbalg, ſ. **Balg**.

Spanbeck, hannov. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Göttingen, Amt **Bovenden**; 360 E.

Spanberg, aſiat. kleine Inſel, Japan, **Kurilen**, weſtlich von Kunaſchir, mit einem Vulkan.

Spanbett, 1) ſonſt Bett, in dem man ſich tragen ließ; — 2) ſ. v. a. Bettſtelle.

Spanböden (**Spanplatten**, **Spadrille**, **Sparterie**), die aus dünnen und ſchmalen bandartigen Linden-, Weiden- u. Aspenſpänen gewebten Platten, welche in Böhmen in den Ortſchaften Alt- und Neu-Ehrenberg, Schluckenau, Nixdorf von mehr als 1000 Arbeitern gefertigt, dann bedruckt, bemalt und appretirt werden. So dienen ſie zu Hutfutter, Unterlagdecken zu Kappen und Hüten, ſogar zu Weſten. Ihr Preis iſt ungemein billig und erlaubt daher eine ſtarke Ausfuhr nach China und andern überſeeiſchen Plätzen.

Spanbrief, ehemals gerichtliche Formalität, wodurch ein Gläubiger in den Beſitz der liegenden Gründe, beſonders des Wohnhauſes des Schuldners geſetzt wurde. Es ward ein Span aus der Thür deſſelben gehauen und dem Gläubiger übergeben.

Spanchen-Flieder (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Flieder, Syringa vulgaris *L.*

Spanck-pepar (ſchwed., Bot.), ſ. v. a. gemeiner ſpaniſcher Pfeffer, Capsicum annuum *L.*

Spandau (Geogr.), preuß. Stadt u. Feſtung, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. **Oſt-Havelland**; am Einfluſſe der Spree in die Havel, 3 Vorſtädte, 4 Thore, 4 Pforten, 4 Kirchen, Straf- und Beſſerungsanſtalt im ehemal. Schloſſe (hier ſaß der zu lebenswieriger Zuchthausſtrafe verurtheilte Dichter Gottfr. Kinkel und wurde durch Schurz (ſ. d.) und ſeinen Gefangenwärter Brun befreit. Letzterer wurde deßhalb zu 3jähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt), Spital, Stadtgericht, Juſtizamt, Gericht der Strafanſtalt, Civilgericht der Feſtung, Unterſteueramt, Poſt, Wollen- und Leinzeug-Manufakturen, Brauereien, Branntweinbrennereien, Gerber- und Töpfereien, Fiſcherei, Schiffbau, Schifffahrt und einigen Handel; 1300 Einw. Die eigentliche Feſtung liegt auf einer von der Havel gebildeten Inſel und iſt ein regelmäßiges Viereck, nördlich und öſtlich von einem doppelten Graben, der unter Waſſer geſetzt werden kann, umgeben, ſonſt vom Havelſtrom umfloſſen; die Wälle, Kaſematten und Außenwerke ſind von Steinen aufgeführt. S. war früher lange Zeit Reſidenz der Kurfürſten von Brandenburg, wurde 1577–83 vom Grafen Rochus von Lynar befeſtigt, jedoch oft verändert. 1631 bis 1635 wurde es von Georg Wilhelm den Schweden eingeräumt; 1806, den 25. Oktober, wurde die Feſtung an die Franzoſen übergeben, wodurch 15 Gefangene u. 60 Kanonen in ihre Hände fielen. Am 26. April 1813 ergab ſie ſich an den preuß. General von Thümen.

Spandau (Biogr.), einer der größten Waldhorniſten des vorigen Jahrhunderts, ſtand 1772 in Dienſten des Erbſtatthalters im Haag und machte ſpäter große Reiſen nach London, durch Frankreich, Italien u. Deutſchland u. † wahrſcheinlich noch vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Zu Paris erſchienen mehre Terzette für Horn, Oboe und Baß, und 2 Koncerte von ſeiner Kompoſition.

Spandaw, **Hugo Albert**, holländiſcher Dichter, 1777 zu Vriesburg in der Provinz Drenthe geboren, ward Advokat und unter der franz. Herrſchaft Inſtruktionsrichter des Arrondiſſements, legte jedoch dieſe Stelle nieder und ward wieder Advokat. Schrieb: Schauſpiele der Freundſchaft und Liebe, Amſterd. 1800; — Gedichte, daſ. 1803; — Die Frauen, daſ. 1807, n. Aufl. 1819; — Vermiſchte Gedichte, daſ. 1809, n. Aufl., Gröningen 1815; — Befreiung der Niederlande, Amſterd. 1813; — Die Niederlande gerettet, daſ. 1815; — Vaterländiſche Poeſien, Hymnen und Geſänge, daſ. 1816.

Spanden, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. **Preuß.-Holland**; 180 Einw.

Spaneta (a. Geogr.), Ort in Pannonia inferior, nach Reichard jetzt Bacſincke.

Spanfarbe, alle Farben, die aus geraspelten Farbehölzern gekocht werden.

Spanferkel (Säugeth.), das Junge des zahmen Schweines, Sus scrofa *L.* Es wird für eine Delikateſſe gehalten u. auf verſchiedene Weiſe zugerichtet. **Gebraten.** Das S. abgebrüht, die Augen ausgeſtochen, daſſelbe gut ausgewaſchen, gewäſſert, zum Abträufeln aufgehangen, dann in- und auswendig gut abgetrocknet, ſeinen Rumpf mit einer Fülle von Sem-

mel, Butter, Eiern, Roſinen, Mandeln u. etwas Milch gefüllt, daſſelbe zugenäht, auch da, wo es geſtochen iſt; dann das ganze S. der Länge nach durchs Maul an den Bratſpieß gebunden, während des Bratens das Ferkel mittelſt einer Quaſte von Strohähren mit heißem Salzwaſſer beſprengt, bis es überall eine harte Haut bekommt; dann weißes Baumöl auf einen tiefen Teller gegoſſen und das Ferkel mittelſt einer Feder damit beſtrichen, bis es gar iſt. So das Ferkel ganz zu Tiſch gegeben; mit Vorſicht, daß es nicht auf die Seite falle, weil, wenn etwa Brühe aus dem Ferkel in die Schüſſel liefe, u. das Ferkel darin läge, die Haut weich werden würde. — Geröſtet. Das Ferkel in Stücke geſchnitten, die Stücke mit etwas Salz, feinen Kräutern, feinem Gewürz, Eſſig und Wein gar gekocht, dann aus der Brühe gezogen, wie Karbonade beſtreut, auf dem Roſte gebraten u. folgende Sauce dazu verfertigt: etwas friſche Butter in einem Kaſſerol braun gemacht, mit Lorbeerblättern, gehackter Peterſilie, Zwiebeln, Baſilikum, Salz und feinem Gewürz verſetzt, dann mit ganz wenig Mehl gedämpft, Jus und ein Glas Champagner darauf gegoſſen, mit gutem Coulis verſetzt und ungefähr ¼ Stunde gekocht. Man richtet auch wohl das gekochte und gehackte Gehirn dazu an, welches vorher mit Citronenſaft ganz fein gehackt iſt. — Sauer. Das S. abgebrüht, in gleiche Stücke getheilt, mit in Scheiben geſchnittenen Zwiebeln und den übrigen Zuthaten, wie beim Schweinskopf (ſ. d.), in einen Dämpftiegel gelegt und eben ſo zubereitet.

Spang, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Wittlich; Hauptort der Bürgermeiſterei gl. Namens; Kapelle, 2 Kram- und Viehmärkte; 480 Einw.

Spange, 1) die ausgezimmerten Bäume, die man auf die Spundſtücke aufbohrt, damit das Fuder (für Mühlen- oder Hüttenwerke) deſto tiefer werde; — 2) die untere Schwelle der Schleußen u. Siele; — 3) ſ. v. a. Schnalle; — 4) ein zum Schmuck dienendes Geſchmeide, welches mit einer Schnalle oder Neſtel zuſammengehalten wird, z. B. ein Armband, ein Halsband; — 5) ſ. v. a. Blech; — 6) Bret von der Länge des Pochtroges, es ſteht zwiſchen 2 Leiſten über der Vorderwand des Troges und beim Pochen über der ganzen Pochwand; ſie bewirkt, je nachdem ſie breiter oder ſchmäler genommen, ein raſcheres oder zäheres Pochen.

Spangenberg (Geogr.), 1) kurheſſ. Amt, Prov. Niederheſſen, Kr. Melſungen; hat in 1 Stadt, 21 Dörfern und 5 Höfen an 20,000 E.; — 2) Amtsſtadt darin; Schloß, Ringmauer, 3 Thore, Staatsgefängniß; Poſt, Garniſon, Leinweberei; 2200 Einw.

Spangenberg (Herdeſianus, Biogr.), 1) Cyriakus, bekannt als Theolog und Chronikſchreiber, wurde am 17. Juni 1528 zu Herden in dem hannov. Fürſtenthume Kalenberg geboren, ſtudirte zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon Theologie, wurde zunächſt Rektor, dann Prediger in Eisleben und zuletzt Paſtor, ſo wie Generaldekan in Mansfeld. Wegen ſeiner Anhänglichkeit an Flacius (ſ. d.) hart bedrängt, wurde er 1574 ſeines Amtes entſetzt und mußte ein Jahr ſpäter das Land verlaſſen. Er begab ſich nach Straßburg, ward darauf 1578 als Paſtor zu Schlitz in Heſſen angeſtellt, mußte aber auch hier ſeiner Lehren und Streitigkeiten wegen bald flüchtig werden. Er lebte anfangs in Bach u. wandte ſich dann wieder nach Straßburg, wo er von literariſchen Beſchäftigungen lebte und am 10. Febr. 1604 †. Abgeſehen von ſeinen theologiſchen Schriften, erwähnen wir von ſeinen hiſtoriſchen den „Adelsſpiegel" (Schmalkalden 1591—1594, 2 Bde. Fol.); — „Hennebergiſche Chronik" (Straßburg 1599); — „Mansfeldiſche od. ſächſiſche Chronik" (Eisleben 1572, n. Ausg., Frankfurt 1585); — „Schaumburgiſche Chronik" (Stadthagen 1617) u. A. — 2) August Gottlieb, der zweite Stifter der evangeliſchen Brüderunität, wurde 1704 zu Klettenberg in der Grafſchaft Hohenſtein geboren. In A. H. Franke's pietiſtiſcher Schule und auf der Univerſität Jena gebildet, ward er 1732 Adjunkt der theologiſchen Fakultät zu Halle und Inſpektor des daſigen Waiſenhauſes. Später wandte er ſich den Herrnhutern zu und lebte 1733—1762 größtentheils als nordamerikaniſcher Miſſionar ganz für die Intereſſen der Brüdergemeinde, die ſeiner Einſicht und Thätigkeit ihre Reinigung von manchen Auswüchſen verdankt. Im J. 1762 wurde er nach Zinzendorfs Tode deſſen Nachfolger als Biſchof von Barby, als welcher er am 18. Sept. 1792 zu Bertholsdorf †. Er ſchrieb unter Anderm das „Leben Zinzendorfs" (2 Bde., Barby 1772); außerdem „Idea fidei fratrum, oder kurzer Begriff der chriſtlichen Lehre in der Brüdergemeinde" (daſ. 1779); n. Aufl. 1824 und „Kurzgefaßte hiſtoriſche Nachricht von der gegenwärtigen Verfaſſung der evangeliſchen Brüderunität" (Gnadau 1823, 5 Aufl.). — Sein Lebenslauf von ihm ſelbſt beſchrieben ſteht in Henkes „Archiv für die neueſte Kirchengeſchichte" (11. Bd., 3 St.). Vergl. Risler, „Leben S.s" (Barby 1794) und Ledderhoſe, „Das Leben Aug. Gottl. S.s" (Leipz. 1846). — 3) Georg August, Mediciner, 1777 zu Lützow geboren, ward 1803 Profeſſor am anatomiſch-chirurgiſchen Lyceum zu Braunſchweig, 1806 Leibarzt der Königin von Weſtphalen zu Kaſſel und Arzt an der Militärſchule, ging nach Auflöſung des Königreichs Weſtphalen nach Hamburg und † 1837 in Italien. Schrieb: Darſtellung der Blutflüſſe, Braunſchweig 1805. — 4) Ernſt Peter Johannes, gelehrter Juriſt, wurde zu Göttingen am 6. Auguſt 1784 geboren. Nachdem er von 1803—1805 auf der dortigen Univerſität die Rechtswiſſenſchaften ſtudirt hatte, trat er 1806 als Privatdocent auf, wurde 1808 Aſſeſſor beim Tribunal erſter Inſtanz und 1809 Greffier bei derſelben Behörde, 1810 als Richter an das Tribunal erſter Inſtanz nach Verden verſetzt u. 1821 Generaladvokat bei dem kaiſerlichen Gerichtshofe zu Hamburg, wo er ſeit deſſen Auflöſung im J. 1813 ſich dem Sachwalterberufe widmete. Im folgenden Jahr wurde er in ſein Vaterland zurückberufen und erhielt eine Stelle als Aſſeſſor bei der Juſtizkanzlei zu Celle. Im J. 1816 beförderte man ihn zum Hof- u. Kanz-

leirath in dieſem Gerichtshofe und 1824 zum Oberappellationsgerichtshofe, wie 1831 auch zum Beiſitzer des königlichen Geheimrathskollegiums zu Hannover ernannte. Er † am 18. Februar 1833. Während der weſtphäliſchen Herrſchaft ſchrieb ee mehre auf das franzöſiſche Recht bezügliche Werke, wie die „Institutiones juris civilis Napoleonei“ (Gött. 1808) und den „Kommentar über den Code Napoleon“ (3 Bde., daſ. 1810—11). Von ſeinen übrigen ſehr zahlreichen Scheiften erwähnen wir die: Einleitung in das römiſche juſtinianiſche Rechtsbuch oder Corpus juris civilis Romani, Hann. 1818; — Beiträge zu den deutſchen Rechten des Mittelalters, Halle 1822; — Jak. Cujacius und ſeine Zeitgenoſſen, Leipz. 1822; — Beiträge zur Kunde der deutſchen Rechtsalterthümer, Hannov. 1824; — die Lehee von dem Urkundenbeweiſe in Bezug auf alte Urkunden; 2 Bde., Heidelberg, 1827. Von Struves „Rechtlichen Bedenken“ beſorgte S. eine neue ſyſtematiſch geordnete und ergänzte Ausgabe (3 Bde., Hannover 1827—28), beſoegte den 8. Band von Hagemanns „Peaktiſche Eröeterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrſamkeit“ aus des Verfaſſers Nachlaſſe und ſetzte dieſes Werk mit dem 9. Bde. (1831) foet. Seine „Sammlung der Veroednungen u. Ausſchreiben, welche für ſämmtliche Provinzen des hannov. Staats bis zur Zeit der Uſurpation erlaſſen ſind“, (5 Bde., Hann. 1819—24) und ſein „Kommentar zur Prozeßordnung für die Untergerichte des Königreichs Hannover“ (2 Bde., daſ. 1829) ſind für das praktiſche Bedürfniß u. ſein „Neues vaterländiſches Archiv oder Beiträge zur allſeitigen Kenntniß des Königreichs Hannover und Herzogthums Beaunſchweig (21 Bde., Lüneb. 1822), iſt reich an Materialien für die Statiſtik und Topographie. Auch an dem Entwurfe eines Strafgeſetzbuches für das Königreich Hannover, ſo wie an andern neuen Geſetzen hatte S. Antheil. In ſeiner Schrift „Ueber die ſittliche und bürgeeliche Beſſerung der Verbrecher mittelſt des Pönitentiaeſyſtems“ (Landsh. 1821) brachte er einen wichtigen Gegenſtand zur Sprache. Anonym ſchrieb S. über verſchiedene Gegenſtände, z. B. „Die Minnehöfe des Mittelaltees und ihre Entſcheidung“ (Leipzig 1822) und gab mehre alte Schriften heraus, z. B. „Nonnius Marcellus et Fulgentius Planciades (Leipz. 1826) u. Cornelii Frontonis et M. Aurelii Imp. epistolae (Celle 1832).

Spangenmacher, ſ. v. a. Gürtler.

Spangenſteine, die kleinen runden, flachen ſtrahlenförmig gezeichneten Verſteinerungen als Trochiten, Entrochiten ꝛc.

Spangroſchen, eine Abgabe, wofür man Leſeholz beim Fällen der Bäume im Walde ſammeln darf.

Spangrün, ſ. v. a. Grünſpan, ſ. Kupferſalze.

Spangrünboden, Kupferblech, welches zu Grünſpan gebraucht wird.

Spanhammer, ſ. v. a. Planſchenhammer.

Spanheim (Biogr.), 1) Siegfried Landern von, 1416—24 Landmeiſter in Liefland. — 2) Friedrich, Theolog, geb. 1600, Profeſſor der Theologie zu Genf, dann zu Leyden, wo ee 1649 †; in dee Geſchichte der reformirten Kirche bekannt. Schrieb: Dubia evangelica, Genf 1634; — Exercitationes de gratia universali contra Amyraldum, u. A. — 3) Ezechiel, großer Staatsmann und berühmter Rechtsgelehrter, Sohn des Vorigen, geb. am 7. Dec. 1629 zu Genf, ſtudirte zu Genf und Leyden, wo er beſonders an Salmaſius und Heinſius treue Rathgeber für ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn fand und wurde ſchon 1651 als Profeſſor der Beredſamkeit angeſtellt; auch trat er im nächſten Jahre in den großen Rath. Schon nach einigen Monaten ließ ihn jedoch der Kurfürſt v. der Pfalz zu ſich einladen, wählte ihn zum Erzieher ſeines einzigen Sohnes und ſchickte ihn zugleich in wichtigen Angelegenheiten nach Italien und Sicilien, wo ee ſeine Muſeſtunden zur Erweiterung ſeiner antiquariſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſe vortheilhaft benutzte. Im J. 1665 nach Heidelberg zurückgekehrt, wohnte er den Konferenzen zu Oppenheim u. Speier und dem Kongreſſe zu Breda bei und wurde Reſident in Großbritannien und Holland. Einige Jahre ſpäter trat er in die Dienſte des Kurfürſten von Beandenburg, der ihn in London hatte kennen lernen; ging als außerordentlicher Geſandter nach Paris, wo er 9 Jahee verweilte und nahm, zum Staatsminiſter ernannt, Theil an den Friedensverhandlungen zu Ryswick. Zuletzt wurde er von dem Könige von Preußen, Friedrich I., im J. 1702 als außerordentlicher Geſandter nach London geſchickt, dort † er am 7. Nov. 1710. S. beſaß eine umfaſſende, gründliche, wenn auch nicht immer mit Geſchmack und Urtheil gepaarte Gelehesamkeit vorzüglich im Gebiete der Staaten- und Rechtsgeſchichte und im Münzweſen des Alterthums und hat ungeachtet ſeiner vielen Staatsgeſchäfte eine große Menge von Werken in verſchiedenen Wiſſenſchaften verfaßt. Sein Hauptwerk, noch jetzt von Wichtigkeit, ſind die „Dissertationes de usu et praestantia numismatum antiquorum“ (Rom, 1664; beſte Ausgabe 2 Bde., London u. Amſterdam 1706—16, Fol.), außerdem die Schrift „Orbis romanus“ (London 1701; Hall 1728) und „Lettre sur l'histoiee critique du vieux testament“ (Paris 1678). Ebenſo ſind namentlich wegen der ſachlichen Erläuterungen höchſt ſchätzbar ſeine Ausgaben der Werke des Julianus (Leipz. 1696) und des Callimachus (2 Bde., Utrecht 1697), ſo wie die mit vielen Abdrücken von Münzen verſehene franz. Ueberſetzung der „Imperatores“ des Julianus (Heidelberg 1666, beſte Ausg. Amſterd. 1728). Auch lieferte S. reichhaltige Kommentare zu mehren Komödien des Ariſtophanes, die Käſter in ſeiner Bearbeitung dieſes Dichters bekannt gemacht hat. Sein jüngerer Bruder — 4) Friedrich, geb. zu Genf am 1. Mai 1632, ſtudiete ebenfalls zu Leyden und erhielt nach Vollendung ſeiner Studien ſchon 1656 die Profeſſur dee Theologie zu Heidelberg, ging 1670 in gleicher Eigenſchaft nach Leyden und † daſ. am 18. Mai 1701. Ee hat ſich als Schriftſteller wie als Lehrer in der theologiſchen Literatur, namentlich im Fache der Kirchengeſchichte, einen bedeutenden Namen erworben. Die vorzüglichſten

Digitized by Google

ſeiner Schriften ſind: Historia Jobi; — Exercitatio de antore eplatoine ad Hebraeos; — Historia ecclesiastica; — Chronologia et geographia sacra; — De Papa femina, Leyden 1691, u. a. Seine Werke erſchienen, mit Ausnahme der in franzöſ. Sprache geſchriebenen in 3 Bdn., Leyden 1701—1703, Fol.

Spanhobel, der ſtarke Hobel, womit früher der Buchbinder Späne zu Buchſchalen bearbeitete.

Spanholz, 1) in holzreichen Gegenden zu Spänen geſchnittenes Holz, welches zum Beleuchten denutzt wird; — 2) (Bot.), ſ. v. a. gemeine Kiefer, Pinus sylvestris *L.*

Spanhüte, Herren- und Damenhüte von dünnen Holzſpänen geflochten, kommen nur ſelten noch vor, da ſie durch die Strohhüte meiſt verdrängt worden ſind; ſie kommen hauptſächlich aus Italien, werden jedoch eben ſo gut und ſchön in Deutſchland verfertigt.

Spani, Proſpero, ſ. v. a. P. Clementi.

Spania (a. Geogr.), ſ. v. a. Hiſpania.

Spania (Entom.), nach Meigen, Fliegengattung. Arten unter Hybos *Fabr.* Typus: S. nigra *Meig.*

Spania Dollina, ungar. Dorf, ſ. v. a. Herrengrund, ſ. Neuſohl.

Spaniards-Bai (Sydney-Harbour), amerik. Bai, Kap-Breton, an der Nordoſtküſte, mit zwei tiefen Armen. An dem öſtlichen liegt die Stadt Sydney.

Spanien (ſpan. España, franz. l'Espagne, lat. Hispania, bei den alten Phöniciern, die ihm ſeinen Namen gegeben haben ſollen, Spanija, d. i. das Land der Kaninchen [Saphan], bei den Alten auch Iberien, bei den Griechen auch Heſperien, d. i. Abendland, bei den jetzigen Bewohnern auch Peninsola formosissima genannt), Königreich in Weſt-Europa. Von der außerordentlichen Größe, welche dieſe Monarchie ſeit der Entdeckung der neuen Welt behauptete, iſt ſie mit dem Schluß des erſten Jahrzehents des 19. Jahrhunderts tief herabgeſunken, und Amerika, welches ihr zum größten Theil angehörte, iſt ſeit jener Epoche frei geworden und hat ſich in ſeinen einzelnen Provinzen zu ſelbſtſtändigen Staaten gebildet. Trotz dieſer großen Verluſte an Land und Leuten zählt die ſpan. Monarchie dennoch gegenwärtig Länder in allen Gegenden der Erde zu ihren Beſtandtheilen, und ihr Areal übertrifft ſelbſt das des franz. Staates, obwohl ſie die Volksmenge deſſelben bei Weitem nicht erreicht. Dieſes Königreich dehnt ſich von 6° 26′ bis 20° 55′ öſtl. L. und von 36° bis 43° nördl. Breite aus. Von Bianza nördlich von Roſas bis Ayamonte, an der Mündung des Quadiana, in der Provinz Sevilla, beträgt die Länge 145 Meilen, und vom Kap Prioro bei Ferrol in Galicien bis zum Kap Gata, in der Provinz Granada, etwa 126 Meilen. Das ganze Areal aber, mit Einſchluß der baleariſchen Inſeln, wird von Balbi auf 8387, von Andern auf 8146, und mit Einſchluß der kanariſchen Inſeln auf 8598,27, von Antillon auf 8922 □Meilen geſchätzt. — Der atlantiſche Ocean umfluthet das Land auf ſeiner nördl. und nordweſtl. Seite, weſtlich liegt Portugal, gleichfalls nördl. und zum Theil nordöſtlich liegen die Pyrenäen, die es von Frankreich trennen, auf der Oſt- und Südſeite benetzen die Wogen des mittelländiſchen und atlantiſchen Meeres ſeine Grenzgeſtade und ſind bloß durch die Straße von Gibraltar von einander getrennt. Die letztgenannte Meeresſtraße trennt die pyrenäiſche Halbinſel durch den kleinen Zwiſchenraum von 2 oder 3 Meilen vom afrikaniſchen Kontinent. — Das nördl. Küſtenland iſt ziemlich abgerundet, hat nur kleine Baien und zieht ſich in ziemlich gerader Linie von der Mündung der Bidaſſoa weſtlich bis an das Vorgebirg von Ortegal. Weniger abgerundet iſt die Süd- und Oſtküſte des Landes, welche bedeutende Einbuchtungen des Meeres darſtellt. Eine ſolche bildet der atlantiſche Ocean zwiſchen der Mündung des Guadiana und Kadiz; noch mehr das mittelländiſche Meer zwiſchen Gibraltar und dem Vorgebirge von Gata, zwiſchen dem letzten und Carthagena und zwiſchen dem Vorgebirge von Nao und San Sebaſtian. — Im äußerſten Süden dauert der längſte Tag 14 Stunden, im Norden 15¼ Stunden, und wenn es zu Korunna 12 Uhr Mittag iſt, ſo iſt es in Barcelona ungefähr 1 Uhr. — Das Königreich S. beſteht aus den Ländern, die ehemals die Königreiche Kaſtilien und Arragonien bildeten, dem Königreich Navarra, den baskiſchen Provinzen, dem Gebiete von Antequera und Olivença. S.s Umfang beträgt ungefähr ⁴⁄₅ der iberiſchen Halbinſel. Seine Oberfläche, welche eine mehr ſüdliche und weſtliche, als nördliche Abdachung zeigt, liegt höher, als die irgend eines andern ausgedehntern Landes von Europa. Die zum Theil in Fächerform das Land durchziehenden Gebirge ſind durch ihre hervorſpringenden Widerlagen und durch hohe Gebirgsebenen, von den Spaniern Parameras genannt, mit einander verbunden. Wenn wir ſehen, wie das Granitgebirg der Pyrenäen S. von Frankreich ſcheidend, von Oſten nach Weſten läuft und ſich mehrmals ſpaltet, bis es die Vorgebirge von Galicien erreicht, wie ſodann an den Grenzen von Arragonien die Gebirgskette von Occa und Moncayo ſich bildet und an die Sierra Molina anſtößt, die, nach Cuença herabziehend, ſich jenen vulkaniſchen Maſſen von Kalkgebilde nähert, die längs des Xucar faſt Murcia erreichen, wie ferner durch Neukaſtilien und Eſtremadura eine ſchmale und ſteile Kette von grobem, graulichem Granit hinzieht, deren Gürtel im Winter nach Madrid heftige Stürme ſendet, im Sommer aber die Hitze der Atmoſphäre durch die Gluthen ſteigert, die der drückende Hauch des Solano gegen ihre Abhänge treibt; wenn wir ſehen, wie ſich die niedrigen Berge von Toledo mit der Sierra Guadeloupe vereinigen und ſich nach Portugal fortſetzen, wie ferner im Süden von Toledo die Schieferformationen der Sierra Morena, reich an Queckſilber-, Blei-, Silber-, und ſelbſt Goldminen, wellenförmig, mit glänzendem und dunkelm Laube bedeckt, gegen Andaluſien ſich ausbreiten, wie endlich tief im Süden, an den Grenzen von Granada und Sevilla das hohe Küſtenrandgebirg der Nevada oder der ſpaniſchen Schneegebirge

Digitized by Google

dilleras ſich hinzieht, das in ſeinen niedern Regionen die Schlingpflanzen Afrika's, den Cactus, das Zuckerrohr und köſtliche Weine erzeugt, auf ſeinen kahlen Gipfeln aber ewigen Schnee und Gletſcher anhäuft: ſo haben unſere Blicke die Grundzüge oder vielmehr den Rahmen aufgefaßt, in denen die Flächen dieſes Gebirg- und Hochlandes begriffen ſind, und wir gehen nun von dieſer allgemeinen Auffaſſung zur ſpeciellern über. — Die pyrenäiſche Halbinſel, deren bei Weitem größten Theil S. ausmacht, bildet ein unregelmäßiges, mit ſeinen vier Seiten ziemlich nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck mit geringer maritimer Gliederung und beſteht beinahe gänzlich aus einem Hochlande, deſſen Kern von einem großen Plateau gebildet wird. Dieſes Plateau, das von Norden nach Süden terraſſenförmig bis zum Tieflande Andaluſiens ſich herabſenkt, von Oſten nach Weſten aber allmählig zum atlantiſchen Ocean ſich abdacht, wird im Norden und Süden von Randgebirgen umgeben und in der Mitte von mehren Gebirgszügen durchzogen, die ſämmtlich die Richtung von Weſten nach Oſten haben, während ſein hoher Oſtrand weniger von Gebirgsketten gebildet wird, als von einem ſteilen, in verſchiedene Gebirgszüge auslaufenden Abfall nach den Küſtenebenen Valencia's und Murcia's am mittelländiſchen Meer. Die Baſis dieſes Plateaus iſt im Norden die große Gebirgskette, welche von der Nordweſtecke des pyrenäiſchen Vierecks, dem Kap Finiſtère, in einer Länge von 130 Meilen bis zum Kap Creuz, der Nordoſtecke, in der Richtung von Weſten nach Oſten ſich hinzieht, den Nordrand S.s nach dem biscayiſchen Meerbuſen und Frankreich bildend. Derſelbe zerfällt in 2 Theile, einen weſtlichen und einen öſtlichen. Jener, im Allgemeinen unter dem Namen des kantabriſchen Gebirges bekannt, bedeckt in verſchieden verſchlungenen Ketten die nordweſtlichſte Provinz S.s, Galicien, zieht dann oſtwärts durch Aſturien, das nördliche Leon und Alt-Kaſtilien und die baskiſchen Provinzen bis an die Südoſtecke des biscayiſchen Meerbuſens, um von da an unter dem Namen der Pyrenäen (ſ. d.) weiter in derſelben Richtung bis zum mittelländiſchen Meere ziehend die Grenze zwiſchen S. und Frankreich zu bilden. Dieſes aus verſchiedenen Gliedern beſtehende und deshalb in ſeinen einzelnen Theilen auch verſchieden benannte kantabriſche Küſtengebirg, das ſtellenweiſe ſich bis zur Schneegrenze und auch darüber erhebt, ſonſt aber eine Kammhöhe von 4—6000 Fuß hat, fällt nach Norden mit kurzen, ſteilen und ungemein zerklüfteten Felſenterraſſen in der Form von Querjochen, zwiſchen denen ſich ſtellenweiſe kleine Küſtenebenen befinden, zum biscayiſchen Meerbuſen herab. Im Süden dagegen ſteht ſein Fuß auf der großen, 2000—2500 Fuß hohen Hochebene von Leon und Alt-Kaſtilien, dem Flußgebiet des Duero, einer kahlen, dürren, mit Felsblöcken u. Rollkieſeln beſäeten, ſteppenähnlichen Fläche, deren einförmiges Niveau nur ſelten von niedrigen Hügeln und nicht einmal von bedeutenden Thaleinſchnitten unterbrochen wird. Nur weiterhin nach Weſten, beſonders in Portugal, wo der untere Duero und ſeine Nebenflüſſe tiefere Thalfurchen bilden, wird die ununterbrochene Hochebene durch dieſe Flußthäler in verſchiedene kleinere Hochflächen geſondert, deren ſteiler Abfall gegen die Küſtenebene am atlantiſchen Meere dann wie ein Gebirg erſcheint. An der Oſtgrenze der altkaſtiliſchen Hochebene findet dagegen eine wechſelvollere Bodenform Statt. Hier ſteigt der Boden nach Nordoſten zu allmählig bis zur Waſſerſcheide zwiſchen Duero und Ebro an, und niedrige, nur etwa 500—1000 Fuß ſich über das Plateau erhebende Bergzüge, die jedoch kein geſchloſſenes Gebirg bilden, ſondern durch weite plateauartige Einſenkungen, Paramos, getrennt ſind, erſtrecken ſich in der Richtung von Nordweſten nach Südoſten, von der Südſeite des kantabriſchen Gebirges bis zum kaſtilianiſchen Scheidegebirg, ſteiler nach dem Ebrothale, als nach der Hochebene abfallend. Im Süden dagegen wird die Hochebene von Leon und Alt-Kaſtilien durch das unter dem allgemeinen Namen des kaſtiliſchen Scheidegebirges bekannte Gebirg begrenzt und von der Hochebene Neu-Kaſtiliens und Eſtremadura's getrennt. Dieſes Gebirg, das allmählig und ſanft von Norden her aufſteigt, aber jäh und ſteil in die Hochebene von Neu-Kaſtilien und Eſtremadura hinabſtürzt, iſt nicht eine einzige zuſammenhängende Bergkette, ſondern eine Anhäufung und eine Aneinanderreihung von vielen, verſchiedene Namen führenden Bergzügen, deren Hauptmaſſen ungefähr zwiſchen dem 40° u. 41° nördl. Br. in der allgemeinen Richtung von Oſten nach Weſten vom Oſtrande des Plateaus bis zum atlantiſchen Ocean ſtreichen. In der Mitte, nördlich von Madrid, wo das Gebirg den Namen der Sierra de Guadarama führt, iſt es am ſchmalſten, aber auch am höchſten, indem es ſich bis zu 7—8000 Fuß erhebt. Je weiter nach Weſten, deſto mehr Vorberge reihen ſich dem Südfuße des Gebirges an. Hier befinden ſich die wilden zerriſſenen Sierren von Gredos, Francia und Gata, von welcher letztern aus das Scheidegebirg ſich unter dem Namen der Sierra Eſtrelha nach Portugal und bis zum atlantiſchen Ocean zieht. In ſeinem öſtlichen Theile dagegen geht das Scheidegebirg in die Plateaurücken über, die, ſanft von der neukaſtiliſchen Hochebene aufſteigend, nach der entgegengeſetzten Seite aber terraſſenförmig ins Ebrothal und ſteil nach der Küſtenebene Valencia's hinabfallend, als eine ſüdöſtliche Fortſetzung der die altkaſtiliſche Hochebene auf ihrer Nordoſtſeite begrenzenden Bergzüge die Hochebene Neu-Kaſtiliens im Oſten begrenzen und mit denſelben das hohe Quellland der Halbinſel, ſo wie ihre Waſſerſcheide nach dem mittelländiſchen Meer und dem atlantiſchen Ocean bilden. Dieſe ganze breite Gebirgsmaſſe des öſtlichen Theils des Scheidegebirgs, die verſchiedene Lokalnamen führt und bis zu einer Scheitelfläche von 4400 Fuß anſteigt, iſt kahl und größtentheils ohne bedeutende Thal- und Gipfelbildung, und wird erſt weiterhin nach Oſten, wo ſie das Gebirgs-

land zwiſchen Südaragonien, Nordvalencia und Nordoſtneukaſtilien übergeht, mannichfaltiger und intereſſanter. Zahlreiche, vielnamige, durch tiefe labyrinthiſche Thäler getrennte Gebirgsmaſſen, von denen die Sierra de Albaracin und die Peña Goloſa die bedeutendſten ſind, thürmen ſich hier in mannichfaltiger Verflechtung bis zu einer Höhe von 6 — 7000 Fuß auf und breiten ſich bis gegen die Ebromündung und in die Nähe des Meeres aus. Die ganze Hochebene von Neu-Kaſtilien und Eſtremadura, ſowohl der Lage, als der Höhe nach der mittlere Landſtrich der ganzen Halbinſel, hat eine durchſchnittliche Höhe von 1800 Fuß und gleicht im Allgemeinen der altkaſtiliſchen Dürre; ſtaubige, waſſerarme Ebrnen nehmen hier wie dort die Mitte der Hochebene ein und ſteigen im Oſten zu einem höhern Landſtrich an, dem Plateanrücken von Cuença, welcher in Geſtalt öder, hoher Bergſteppen, aus denen nur niedrige Hügel und unzuſammenhängende Felskämme ſich erheben, den hohen Oſtrand der Hochebene bildet, von wo ſich dieſelbe mit ſteilen, wild zertrümmerten, zungenförmigen Vorſprüngen gegen die ſchmale, aber lange Küſtenebene Valencia's hinabſtürzt. Dagegen iſt die neukaſtiliſche Hochebene dadurch von der altkaſtiliſchen unterſchieden, daß ihre Oberfläche theilweiſe minder einförmig geſtaltet iſt. Denn im Weſten derſelben verwandeln ſich die kahlen Flächen in ein hügeliges, mit niedern Felskämmen bedecktes und von tiefen Schluchten zerriſſenes Gelände, welches unter verſchiedenen Namen die Waſſerſcheide zwiſchen Tajo und Guadiana bildet, deren beider Flußgebiete die Hochebene von Neukaſtilien und Eſtremadura zum größten Theil ausmachen. Im Süden wird die neukaſtiliſche Hochebene von dem andaluſiſchen Scheidegebirge begrenzt, das, im Oſten ausgehend von den Plateaumaſſen Murcia's, dem Südoſtrand der neukaſtiliſchen Hochebene, ſich längs der Südſeite der letztern bis zum atlantiſchen Ocean hinzieht, tief in das Flußthal des Guadalquivir, das andaluſiſche Tiefland, abfallend. Dieſes Gebirg iſt im Ganzen nicht von beträchtlicher Höhe und überſteigt in der Sierra Morena, ſeinem öſtlichen, höchſten Theile, wohl nirgends eine Höhe von 3600 Fuß. Das andaluſiſche Tiefland hat in ſeinem obern Theile, wo es ein wellenförmiges Hügelland bildet, bei Andujar nur eine Höhe von 500 Fuß, unterhalb Cordova's aber bis zur Mündung des Guadalquivir in den atlantiſchen Ocean wird es zur völligen Tiefebene mit einer Marſchebene im Weſten und einer ſandigen Strandwüſte im Oſten des untern Guadalquivir. Im Süden wird es von einem Hochlande umwallt, das im Oſten von dem Plateau von Murcia ſich erhebt und in der Richtung nach Weſten bis zur Straße von Gibraltar ſich zieht. Dieſes Hochland, welches aus mehren Ketten beſteht, die verſchiedene Namen führen, hat in der Sierra Nevada, die ſich im Cumbre de Mulahacen bis zu 11,000 Fuß und im Picacho de Veleta bis zu 10,700 Fuß erhebt und demnach über die Schneeregion hinausreicht, ſeinen Kern, der jedoch nicht die zackige Form der Alpen- und Pyrenäengipfel zeigt und wegen Mangels an eigentlichen Gletſchern nicht vorzüglich bewäſſert und deshalb nackt und kahl iſt. Im Ganzen fällt das andaluſiſche Hochland nach Süden in ſteilen Abſätzen ins mittelländiſche Meer herab, nur ſtreckenweiſe eine ſchmale Küſtenebene übrig laſſend, während es im Norden in niedrigern Vorbergen von mannichfaltigern Formen und mit reizenden Gegenden, wie z. B. der köſtlichen Vega von Granada, zum Tieflande des Guadalquivir ſich abdacht. Im Südoſten des andaluſiſchen Hochlandes erhebt ſich ganz iſolirt der Fels von Gibraltar (ſ. d.). Wie im Süden, ſo wird das große Plateau des innern S.'s auch in ſeinem Nordoſten von einem Tieflande begrenzt. Indem nämlich das kantabriſche Gebirg ſich oſtwärts zu den Pyrenäen verlängert, ſüdoſtwärts aber von demſelben ſich der Nordoſtrand des Plateaus bis zum mittelländiſchen Meere im Norden Valencia's zieht, entſteht dazwiſchen eine große Einſenkung, das Flußgebiet und Thal des Ebro, das in ſeinem obern Theile in Alt-Kaſtilien, Alova und Navarra noch ziemlich den Charakter eines Hochthales trägt, weiter herunter aber, wo Aragonien und Katalonien das Ebrogebiet ausfüllen, zur völligen Tiefebene wird, zu der ſich von Norden her die Pyrenäen in mannichfachen Ausläufern ſanft abdachen, während der Nordoſtrand des Plateaus von Innerſpanien von Süden her in ſteilern Terraſſen dahin abfällt. An ihrem Oſtendr am mittelländiſchen Meere wird die Tiefebene des Ebro durch Bergzüge, die von Norden und von Süden her an der Meeresküſte ſich hinziehen, ſo verengt, daß nur ein ſchmaler Nanm für die Ebromündung bleibt. Betrachten wir aber den Ebro, wie er, gleich der Piſuerga im Reynoſathale entſpringend und bedeutende Bergketten durchſchneidend, nach ſüdöſtlichem, 78 Meilen langem Laufe, bei Amposta ins Mittelmeer fällt, wie der Xucar von der Sierra Molina herab das untere Valencia bewäſſert und mehrarmig in daſſelbe Meer ſich ergießt, wie die ſchöne Segura, aus der Sierra von Huescar kommend und durch mächtige Felſen ſich windend, bei Motar mündet, wie am äußerſten nordöſtlichen Ende der Mancha aus der Sierra Guadarama der Guadalquivir hervorbricht, in vielen Krümmungen, unter ſalzigen Zuflüſſen, ſich Sevilla nähert, zwiſchen einer ſalzgeſchwängerten verbrannten Ebene und weiten Wüſte von Flugſand ſich hinzieht, bis er endlich den Ocean erreicht; wie der Tinto (d. h. der Farbige), von den weſtlichen Abhängen der Sierra Morena herab ſtrömend, ſein gelbes, kupferhaltiges Waſſer nach Süden treibt und bei Huelva ſich in den Ocean ergießt; wie in der Mitte der Mancha, nicht weit von der Höhle von Monteſinos, aus den Lagunen von Ruidera der Guadiana hervorgeht, zuerſt ein ſumpfiges Land durchzieht, dann hinter Binſen und Schilfrohr verſchwindet, ſpäter auf dem Platze los Ojos in dicken Strahlen ſeine geſammelten Gewäſſer hervorbrechen läßt und in weſtlicher Richtung über Badajoz Portugal zuführt; wie der Tajo in ſeinem wildbewegten, von zerſtreuten Felsblöcken verſperrten Bett zwiſchen ſteilen und unfruchtbaren Ufern ſeine gelblichen und

moraſtigen Gewäſſer gegen Weſten fortbewegt, bis er bei Montalvar in Portugal eintritt; wie der Duero aus den Lachen bei dem Engpaſſe von Urbion hervortritt und in weſtl. Richtung die Hochebenen von Burgos durcheilt, nachdem er bei Aranda einen weiten u. offenen Rinnſal gewonnen und oberhalb Miranda die Grenze von Portugal bezeichnet; wie endlich der Minho aus einem kleinen See bei Fuenta-Mino, in Galicien, hervorgeht, ſich unterhalb Lugo durch einen Felſengürtel drängt und dann bis zu ſeiner Mündung die Grenze zwiſchen S. und Portugal bildet: ſo haben wir die Gebiete der Hauptflüſſe bezeichnet und verfolgt, die von mehr als 200 kleinern Flüſſen geſpeiſt werden. Die Flüſſe der Halbinſel fließen, mit den wenigen Ausnahmen der Küſtenflüßchen des kantabriſchen Gebiegs und des andaluſiſchen Hochlandes, ſämmtlich von Oſten nach Weſten oder von Weſten nach Oſten, je nachdem ſie den Weſt- oder Oſtabhang des großen Plateaus von Innerſpanien herabfließen. Von den 5 großen Strömen entſpringen Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir ſämmtlich auf dem Oſtrande des Plateaus und ergießen ſich nach einem weſtwärts gerichteten Laufe in den atlantiſchen Ocean. Nur der einzige Ebro, der in der Ecke zwiſchen dem kantabriſchen Gebirge und dem Nordoſtrande des Plateaus von Alt-Kaſtilien entſpringt, nimmt ſeinen Lauf nach Oſten und ergießt ſich ins mittelländiſche Meer. Zu den mittelgroßen Flüſſen gehören der in den Gebirgen Galiciens entſpringende Minho, welcher in den atlantiſchen Ocean fällt, und der in Valencia ins mittelländiſche Meer ſich ergießende Xucar, der auf dem Plateau von Cuença entſpringt. Sämmtliche Flüſſe der Halbinſel, die man im Allgemeinen nichts weniger als gut bewäſſert nennen kann, ſind, mit Ausnahme des Guadalquivir, nur auf kurzen Strecken ſchiffbar, waſſerarm, aber heftigen Anſchwellungen in der Zeit der Regen unterworfen. Sie dienen daher nur wenig zu Verkehrsſtraßen. Von den wenigen Kanälen iſt nur der aragoniſche od. Kaiſerkanal, der längs des rechten Ebroufers von Tudela bis Saragoſſa führt, zu erwähnen. — Rings auf den Gebirgen befinden ſich kleine Bergſeen, wie z. B. der Albufera in Valencia, der Sanabrion in Leon, der Albufera auf Majorka, der Galloeanta in Aragonien, der de la Janda in Sevilla. Mehr als 1200 Mineralquellen entſprudeln dieſem Gebirgslande, von denen jedoch nur der kleinſte Theil chemiſch unterſucht iſt. So weit man die Mineralquellen S.s kennt, muß man annehmen, daß die meiſten am Fuße und an den Abhängen des großen Hochlandes liegen, welches faſt das ganze Binnenland der Halbinſel einnimmt und nördlich die Thalebene des Ebro, ſüdl. die Sierra Morena zur Grenze hat, im Weſten gegen das atlantiſche Meer in Portugal ſich abdacht und im Oſten durch die Waſſerſcheide des mittelländiſchen und atlantiſchen Meeres begrenzt wird. Dieſe Hochebene wird vorzüglich durch rothen Sandſtein gebildet, der die Trockenheit des Bodens und in Folge davon die dürftige Vegetation veranlaßt, womit auch die Armuth an Mineralquellen im Verhältniß ſtehen mag, während die meiſten ſpaniſchen Gebirgsmaſſen aus Urgebirgsarten beſtehen, aus denen vorzugsweiſe die dortigen Mineralwaſſer entſpringen. In Katalonien finden ſich folgende Thermalquellen: Caldas; Malavilla und Tarill in dem Bezirke von Talaru; Garuga und Calditas im Bezirke von Mataro; Caldas de Mombrey; Gironne und Eſparraguera bei Monſerrat; Esplugа bei Poblet; Torello bei Barcelona; ferner folgende kalte Quellen, die, gleich den vorigen, obgleich ſie fleißig beſucht werden, doch nie analyſirt worden ſind: Moniſtrol bei Monſerrat; Val de Ebron bei Barcelona; Tortoſa; San Hilario (Sauerwaſſer) und Rivas (ebenſo). In der angrenzenden Provinz Valencia ſind von warmen Quellen zu nennen: Fuente Caliente; Buzot; und v. kalten: Ravajas; Villa Vieja; Sacatoba. Weiter gegen Süden, in Murcia, finden ſich keine kalten Mineralquellen von Bedeutung, aber folgende Thermen: Carthagena; Mula; Anchena; Fortuna und Almaba. Die Provinz Granada iſt reichlich mit Heilquellen verſehen; von kalten nennen wir: Piedra bei Antiquerra; Berchal (Sauerwaſſer); Baraneo de la Luna; Guardias Viajas; Brenabre (Eiſenwaſſer); Carratraca (ſaliniſches Schwefelwaſſer); von Thermalquellen: Alhama de Seca; Hardales; Alhama de Granada; Alcolea — ſämmtlich Schwefelwaſſer. In den Provinzen Jaen u. Cordova finden ſich keine Thermen; dagegen in erſterer folgende kalte Mineralwaſſer: Liſeda und Marmoles; in letzterer dagegen Gonzavillo und Cuerro. In der Provinz Sevilla finden ſich wieder Thermen, und zwar Schwefelthermen, nämlich Fuente de Sarna und Medina Sidonia.: die kalten Heilquellen ſind gleichfalls Schwefelwaſſer, namentlich: Chiclana; Colona und Cononada. In der nordweſtlichen Provinz von S., Galicien, das an die nördliche Grenze von Portugal ſich ſchließt, findet ſich, wie in dieſem, eine beträchtliche Anzahl von Thermen: Caldas de Cuntis; Caldas de Reyes; Banda; Viana; Lugo; Orenſe; Berrun; Contegada und Beran. Ferner ſind zu erwähnen zwei Stahlwaſſer: Camondes und Bejo. In Biscaya entſpringen ziemlich viele kalte Stahlwaſſer: Alava; Villa Real; Urribari; Berritua; Thelleria; Merindad d'Arnatia und Guipuzcoa. Sodann folgende Schwefelthermen: Ceanutiz Uceibari; Beeritua; Armentia; Guipuzcoa; Ascoytia und Ataeca. Die Provinz Navarra beſitzt die Thermalquellen von Belaſenain; Arbe; Fitero; Fiermes und Iſaba. Die Provinz Aragonien beſitzt außer verſchiedenen Soolenquellen folgende, zu der Klaſſe der Thermen gehörende Mineralwaſſer: Alhama de los Banos; Alqueſar; Apies; Banos de N. S. de Ancos; Paracuellos de Xiloca; Tiermas; Teruel; Juſeo; Quinto; Benasque und Baraneo de Salto. Was nun die Provinzen, welche das iberiſche Hochland bilden, betrifft, ſo finden ſich in dem ausgebreiteten Striche von

Alt-Kaſtilien, der nördlichen Abtheilung des Hochlandes, folgende kalte mineraliſche Quellen: Arvedo; Arabaide; Manganeſes; Canajales; Boadilla de Rioneeo und Brivieseaz und von Thermen die Sauerwaſſer von Gravanos und Arvedilo; ſo wie die warmen Schwefelquellen von Bamba; Bareo d'Avila; Burganes; Navomonales und Banos. Neu-Kaſtilien beſitzt die kalten Quellen von Alameda Sagra; Colmenar Viejo; Vacio; Cevica; Fuente del Canaſon und Anoner, die ſämmtlich Bitterſalz- od. Glauberſalzquellen zu ſeyn ſcheinen; ferner die Schwefelthermen von Fuente del Roſai; Buendia; Saeedon; Trillo; Fuente del Toro; Solur de Cabras und Guadiala. In der Provinz Eſtremadura finden ſich neben einigen kalten Stahlwaſſern die Thermen von S. Bartolomeo; in Leon zahlreiche Schwefelquellen, namentlich die kalten von Amuseo; Buron; Bavila; Fuente; Aſtudillo; Cano de S. Jago; und die warmen in Almeida; Ledesma; Bonar u. Barnos. Es iſt zu bedauern, daß man über die chemiſche Zuſammenſetzung der ſpaniſchen Mineralwaſſer, mit ſehr wenigen Ausnahmen, nur höchſt unvollkommen unterrichtet iſt, was auch der Grund iſt, daß in der obigen Aufzählung der wichtigern nicht einmal bei allen die (chemiſche) Abtheilung, zu der ſie gehören, angegeben werden konnte. So viel möchte ſich übrigens aus derſelben folgern laſſen, daß, wie in Portugal, ſo auch in S., die Schwefelwaſſer, namentlich die warmen, die vorherrſchenden Mineralquellen ſind, daß hier, wie dort, nach den Schwefelwaſſern Eiſen- oder Stahlwaſſer am häufigſten vorkommen, daß die Säuerlinge in der pyrenäiſchen Halbinſel viel ſeltener ſind, als in einigen nördlichen Ländern, namentlich in Deutſchland und in Ungarn, daß ſie ſich aber daſelbſt theilweiſe durch eine höhere Temperatur auszeichnen, als ſonſt bei dieſer Klaſſe von Heilquellen gewöhnlich iſt, daß alkaliſche Quellen daſelbſt unter die Seltenheiten gehören, wie auch ſaliniſche Purgirwaſſer.

Das Klima dieſes Landes gehört im Allgemeinen zu dem der wärmern gemäßigten Zone, unterliegt aber je nach der mehr oder minder bedeutenden Erhebung des Bodens der verſchiedenen Provinzen über den Meeresſpiegel und der Lage der Gebirge und Ebenen größern oder geringern Verſchiedenheiten. In Beziehung auf die Höhe des Landes unterſcheidet man die Uferregion, die Mittelregion und die Hochebene oder Parameras. Feucht und mild iſt das Klima im Norden von S. vom Fuß der Pyrenäen bis zum Meere, einem Landſtrich von 130 franzöſiſchen Meilen in der Länge und 15 in der Breite. In Bilbao ſchätzt man den jährlichen Niederſchlag auf 16, in Vittoria auf 14—15 Zoll. Der Winter, bloß Regenzeit, iſt ziemlich kühl und das Thermometer fällt 4—8° unter 0; auf den Pyrenäen bleibt der Schnee bis Juni liegen; die mittlere Temperatur beträgt zu Pampeluna 8,8, wenn nicht von Galicien der rauhe Gallego weht. Nachſtehende Vergleichung der Temperatur iſt nicht unintereſſant:

	Rom. Grad.	Madrid. Grad.	Liſſabon. Grad.
Winter	7,7	5,5	11,7
Frühjahr	14,3	14,5	15,5
Sommer	24,0	24,3	21,9
Herbſt	17,1	14,5	16,0
Mittlere Wärme	15,6	14,9	16,5
Heißeſter Monat	25,0	23,5	22,5
Kälteſter Monat	5,7	5,9	11,0
Vergleichung zwiſchen den zwei letztern	5,7	13,7	11,5

Auf der Hochebene iſt es im Winter 2 Grad kälter und im Sommer 6 Grad wärmer, als in Marſeille. Auf derſelben iſt mittlere Wärme von 15 Grad und zur Sommerzeit ein wolkenloſer Himmel; an den Küſten iſt die Mittelwärme 17 Grad. Im Sommer fällt ſelten Regen, um ſo mehr im Winter ($^1/_3$ des jährlichen Niederſchlags). Ganz noch von europäiſchem Charakter iſt Nordſpanien; Obſtbäume ſelbſt von der feinſten Frucht findet man hier, Kaſtanien und Quitten, Weizen, Mais u. Gerſte; die Fiſche ſind die beſten S.s; ſtark gebaut ſind die Pferde in Aſturien; außer den gewöhnlichen Thieren der Hochjagd findet man Bären, Wölfe, Luchſe und Wildſchweine in den Gebirgswäldern. Galicien liefert gutes Zinn, Aſturien Arſenik und Steinkohlen, ſo wie auch Edelſteine. — Wärmer, aber auch ungleicher iſt die Temperatur von Weſtſpanien. Die Sonnenhitze ſteigt zuweilen auf 33°. In Madrid beträgt die jährliche Regenmaſſe nur etwas über 9 Zoll, und Eſtremadura ermangelt zuweilen 7—9 Monate alles Regens. Ueberall iſt hier der Weinſtock verbreitet und die Olive zeigt ſich. Den Getreidebau hemmen die Züge von Merinoheerden, welche die ausgedehnten Ebenen von Salamanca und Merida abweiden. Verwilderte Rindviehheerden graſen im Süden von Eſtremadura, und berühmt ſind die Schinken dieſer Provinz. Eſel ziehen an den Fuhrwerken; der Feind der Schafe iſt die wilde Katze. Koſtbare Foſſilien bietet dieſer Theil S.s, z. B. Wolfram, Titan, Gold, Spießglas u. ſ. w. — Das Paradies von S. bilden deſſen Oſtprovinzen, Aragonien, Katalonien, Murcia, Valencia. Man glaubt hier in Kleinaſien und Syrien zu ſeyn. Ein ewiger Frühling belebt die Fluten, ſanfte Seewinde kühlen die Hitze, und das Thermometer fällt ſelten unter 0. Reis, Getreide, Hanf, Flachs, Tabak, alle europäiſchen Gemüſe, koſtbare dunkelrothe Weine, Oel, Färbekräuter, Johannisbrod, Maſtix gedeihen hier in Ueberfluß, ſo wie auch der Lorbeer-, Maulbeer-, Feigen- und Granatenbaum. Der Cactus erfriert nicht, Hecken von Aloe umziehen die Felder. — In der Südſpitze von Valencia wird ſchon die Palme und der Dattelbaum gepflanzt, aber Heuſchrecken und Mosquitos, Gallweſpen, Taranteln gefährden und plagen die Pflanzen, Thiere und Menſchen dieſer Gegend. Aale und Forellen geben die kleinern Gewäſſer, Seefiſche, beſonders Thunfiſche und Anſchovis, fängt man an der Küſte und an der Mündung der größern Flüſſe. Steinſalz und Bernſtein liefert Valencia, Alaun und Vitriol Aragonien, Zink die Mancha, Kreide und Marmor mehre Gebirge. — Im Klima von Südſpanien, namentlich Andaluſien, tritt ſchon die afrikaniſche Natur hervor. Ueberall grünt der Cactus und die Aloe, der Zwergpalm-

baum, das ſpaniſche Rohr, das Zuckerrohr, Ananas und Bananen. Den Mandelbaum umſchlingt die Rebe, und derſelbe bedeckt die Hügel, Malven und Labien gedeihen im Freien, Citronen und Orangen bilden ſchattige Wälder, Salbei, Thymian und Myrte duften neben der Felſenroſe; aber der heiße Solano (der ſpan. Sirocco) ſtreift tödtend durch dieſe herrlichen Gefilde und bringt ihre Schöpfungen zum Verwelken, und der Menſch iſt dann gelähmt an Körper und an Geiſt und verfällt in Schwindel oder Geiſtesverrückung. Weht dieſer Wind, ſo glüht die Atmoſphäre, die Luft verliert ihre Elaſticität, den Horizont überdeckt ein blaſſes Blau, die Sonne iſt durch einen flimmernden Schleier getrübt, das Meerwaſſer kocht, die Fiſche liegen ermattet auf der Oberfläche, und die Thiere ſind mehr abgeſpannt, als die Menſchen. Trefflich ſind die Pferde und Maulthiere Andaluſiens. Auf der Sierra de Monda hauſen die Tigerkatzen, der Felſen von Gibraltar beherbergt Affen, das Chamäleon iſt in den Fluren zu ſehen, und unter dem Geflügel findet ſich der Flamingo. Blei und Röthel liefern die Berge von Ronda, Schwefel, Marmor, Alabaſter und Granit das Küſtenrandgebirg und Sevilla, Vitriol Granada. — Aber auch nach ſeiner vertikalen Erhebung iſt S. verſchieden klimatiſirt. Die Uferregion zeigt eine mittlere Temperatur von 17° Wärme. Ihre Höhenpunkte führen uns in die weite Hochebene von Kaſtilien, Mancha, Eſtremadura u. ſ. w., und die mittlere Temperatur beträgt 15° Wärme. Rauher wird die Luft in den höchſten Ebenen, in den Parameras, die öde, und unfruchtbar, von trüben Flüſſen durchfurcht werden und die höchſten Gebirgswiderlagen mit einander verbinden.

Bevölkerung. Nach Balbi ſoll die Anzahl der Bewohner in S. ſich über 20 Millionen Köpfe belaufen und auf der ganzen Halbinſel gegen 23½ Millionen Menſchen ausmachen. Dieſe Bevölkerungsangabe von S. dürfte aber um mehr als 6 Millionen zu hoch ſeyn. Die Einw. ſind, ihrer Abſtammung nach, ein Gemiſch von verſchiedenen Völkern. Schon 1000 Jahre v. Chr. lebten hier Menſchen von iberiſchem Stamm, deren Nachkommen noch in den Basken, Biscayern beſtehen, die ihre alte Sprache beibehalten haben, ½ Mill. Menſchen, Abkömmlinge der alten Kantabrier, ausgezeichnet durch Einfachheit, Redlichkeit und Tapferkeit, gute Seeleute. Vom Norden drangen die Celten ein, Phönicier brachten Handel, Künſte und Wiſſenſchaften, indem ſie ſich ſchon früh im Süden niederließen. Auf dieſe folgten die Karthager, die ſeit 250 v. Chr. faſt das ganze Land eroberten. Dieſe wurden verdrängt durch die Römer, die bis ungefähr 400 n. Chr. das Land beherrſchten und ihre Sprache, Sitten und Geſetze einführten. Da traf der Sturm der Völkerwanderung auch dieſes Land, u. Gothen, Alanen, Sueven, Vandalen u. ſ. w. und andere Germanen überſchwemmten die Halbinſel, ſtifteten Staaten, namentlich das weſtgothiſche Reich, das ſeit dem Jahre 585 faſt die ganze Halbinſel umfaßte, bis vom Jahre 711 an die Araber (Mauren) einfielen und die Gothen beſiegten und faſt aus dem ganzen Gebiete der Halbinſel verdrängten. In den aſturiſchen Gebirgen hatten ſich Gothen und Basken unabhängig erhalten, bildeten eigene Reiche und drängten die Mauren immer weiter zurück. So entſtanden die Königreiche Navarra, Galicien, Leon, Kaſtilien, Aragonien u. ſ. w., die, in die beiden Hauptreiche Kaſtilien und Aragonien zuſammenſchmolzen und unter Ferdinand von Aragonien und Iſabella von Kaſtilien vereinigt, auch noch den Reſt des mauriſchen Staates, Granada, durch Beſiegung der Mauren, dem Geſammtſtaate anſchloſſen. Heutzutage unterſcheidet man zwei Hauptſtämme: 1) den griechiſch-lateiniſchen, 2) den baskiſchen. Dem erſtern gehört das Gros der Nation an, und zwar namentlich die Spanier, die in Alt- und Neu-Kaſtilien, Leon, Galicien, Aſturien, Eſtremadura, Andaluſien, Granada und Murcia wohnen, ſo wie auch die Romanen, die ſich wieder in Katalonier, Valencianer und Majorkaner theilen und Katalonien, Valencia und die baleariſchen und pithyuſiſchen Inſeln bewohnen. Etwa ½ Million Basken oder Escualdunac gehören zum baskiſchen Stamme, etwa 45,000 Zigeuner (Gitanos) dem Hinduſtamme an. Dieſe treiben Pferdehandel und Diebſtahl. Sie haben kein Eigenthum und ſind in die äußerſten Theile der Vorſtädte verwieſen; der größte Theil aber lebt nomadiſch und zieht von Markt zu Markt. Ihre Sprache, wiewohl ausgeartet, hat noch Einiges, was an den Urſprung dieſes Volkes erinnert; ihre Ausſprache iſt lebhaft und aus der Kehle, ihr Geſang nicht ohne Adel und Harmonie, ihre Phyſiognomie im Allgemeinen regelmäßig und charakteriſtiſch. Aber auch Mauren (Moriscos) gibt es, die zum ſemitiſchen Volksſtamm gehören, in den Alpujarras und in der Sierra Nevada. Man ſchätzt ihre Anzahl auf 45,000 Köpfe. Der germaniſche Stamm zählt nur einige 1000 Deutſche in den neuern Kolonien der Sierra Morena, deren Zahl ſich aber täglich vermindert. — Die Spanier ſtehen im Ganzen unter der mittlern Größe; kleiner ſind ſie in den Provinzen, die an die Pyrenäen und den Ocean ſtoßen, mit Ausnahme von Katalonien, Mancha, Aragonien, Aſturien und Galicien, wo ein kräftiger und großer Menſchenſchlag ſich findet; ſehr klein in beiden Kaſtilien und Leon. Sie haben weder die Wohlbeleibtheit des Nordländers, noch ſind ſie zu mager und ausgetrocknet. Ihre Magerkeit ſteht im Verhältniß mit ihrer Größe. In den ſüdlichen Provinzen iſt ihre Geſichtsfarbe ſchwärzlich braun, weniger in Kaſtilien; in Murcia ſehen ſie gelblich oder olivenfarbig aus. Die Spanier ſind im Ganzen ſehr wohl gebildet, haben eine feine Taille, einen ſchönen Kopf, lebhafte, feurige Augen, regelmäßige Geſichtszüge, eine längliche Naſe, ſchön gereihte Zähne und ein geiſtvolles Geſicht. Die Weiber ſind der Mehrzahl nach klein und mager, haben meiſtens dunkle, blaſſe Geſichter mit orientaliſcher Zeichnung, die Oberlippe iſt mit leichtem Haaranfluge überzogen; ſchön iſt nur das ſchwarze, feurige Auge. Aber viel Gewandtheit und bezaubernde Anmuth beſitzen ſie in ihrem Aeußern, in ihren Bewegungen; in ihren Geberden liegt außer-

ordentlich viel Zartheit und Anmuth. Am meiſten zeichnen ſich die Andaluſierinnen aus, unter denen man auch ſchöne Geſtalten und viele hübſche, meiſtens ausdrucksvolle Geſichter ſieht; vorzüglich aber ſoll Malaga im Beſitz ſchöner Weiber ſeyn. Das Klima bringt das weibliche Geſchlecht auf der Halbinſel ſchon früh zur Reife und Entwicklung; denn mit 11 und 12 Jahren werden die Mädchen mannbar und mit 13 oder 14 vermählt. Darum ſchwinden auch ſchnell ihre Reize, und eine Spanierin von 40 Jahren iſt das wahre Bild von Ueberſättigung und beſchleunigtem Alter. — Der Körperbau des Spaniers iſt dauerhaft, und derſelbe wird oft ſehr alt. Das Uebel der Blindheit findet ſich aber in dieſem Lande häufiger, als anderswo, und in den ſüdlichen Gegenden ſtößt man verhältnißmäßig auf viele Wahnſinnige. — Der Spanier zeigt in ſeinem Charakter eine Friſche des Weſens, eine Genügſamkeit und ein ſtolzes Selbſtbewußtſeyn, wie man ſie bei andern, induſtriöſen Völkern, die der Reichthum in ihrer innern Selbſtſtändigkeit beeinträchtigt, vergeblich ſucht. Er iſt mäßig, nüchtern in Eſſen und Trinken, wozu ihn nicht nur das Klima, ſondern meiſt auch ſeine Armuth beſtimmt. Ein Trunkenbold (Borracho) iſt in Spanien Gegenſtand des allgemeinen Spottes und Schimpfes. Tauſend Bedürfniſſe eines rauhern Klimas ſind dem Spanier unbekannt, das Leben iſt hier leicht, der Aermſte kann es friſten, wo Klöſter und Kirchen ſo reichlich die Wohlthätigkeit üben. Der Spanier iſt tapfer, großherzig und unternehmend, was ſeine Geſchichte beurkundet. Sein ſtarker Körper, ſein natürlicher Muth, ſeine durch die lebendige Empfindung des Südländers und durch Fanatismus genährte Energie läßt ihn keine Gefahr fürchten. Gegen innere und äußere Feinde kämpft er mit patriotiſcher Begeiſterung, überlegt ſeine Pläne langſam, führt ſie aber um ſo ſchneller aus. Aber ſein feuriger Affekt macht ihn eiferſüchtig, wollüſtig und zum unverſöhnlichen Feind, und er ſcheut, wenn er ſich beleidigt glaubt, keine Rache, zu der ihm Liſt und Gewalt verhilft. Verſchloſſenheit und das ihm natürliche Mißtrauen bringt oft Grauſamkeit, Härte und Habſucht hervor. In Zeiten gefahrloſer Ruhe verfällt der Spanier in Trägheit und Apathie; was ſich auf morgen verſchieben läßt, unterläßt er heute gewiß. Unreinlichkeit, Arbeitsſcheu, ſorgloſe Indolenz, die theils von äußern, theils von innern Urſachen herrühren, hindern den Wohlſtand und lähmen die Thätigkeit dieſer Nation. Nur die Küſtenbewohner ſind etwas rühriger und thätiger, und während in Katalonien und Valencia Induſtrie und Gewerbfleiß an mehren Punkten zu blühen ſcheinen, ſchmachten Eſtremadura, Kaſtilien und Leon in ärmlichem Elende. Die Feinheit, Verſtändigkeit und das zurückhaltende Weſen auf der einen Seite, auf der andern die orientaliſche Prachtliebe, der prunkvolle und hyperboliſche Schwulſt der Rede, der beſonders in Katalonien einheimiſche gaſtfreie Edelmuth ſind Ueberreſte oder Erbtheile der arabiſchen oder mauriſchen Sitten. Römerſtolz, gothiſchen Trotz und afrikaniſche Hitze verſchmelzen ſich im ſpaniſchen Charakter. Der Patriotismus und Nationalſtolz aber, auf große geſchichtliche Erinnerungen ſich ſtützend, gibt dem Gemüthe des Spaniers ein Gefühl des perſönlichen Werthes, eine Hoheit und Selbſtachtung, die gegen Gemeinheit ſchützt. Dabei iſt er frei von allem Rangſtolze; denn der gemeinſte Spanier ſtellt ſich als ſolcher dem mächtigen Titulado gleich, ohne die Annehmlichkeiten des Lebens zu vermiſſen, die der Reichthum gewährt, der bei andern Völkern ſo leicht Kriecherei erzeugt und die Individualität vernichtet. Im Betragen iſt der Spanier ernſthaft, graviſtätiſch, und in ſeiner Grandezza verſinnlicht er ſeine ruhige und behagliche Gravität; er iſt daher nicht zuvorkommend, am wenigſten gegen Fremde, die er vorſichtig ſtudirt, ehe er ſich ihnen nähert. Doch birgt er unter ſeinem zurückſtoßenden Aeußern ein redliches Herz. Das äußere Höflichkeitsceremoniell iſt nicht für baare Münze zu halten; es iſt bloße Formel, die von keinem Spanier anders angeſehen wird, und eben deswegen nicht als prämeditirte Falſchheit gelten kann. Haus und Tiſch ſind beim gewöhnlichen Spanier nicht ſehr einladend; jedoch iſt er mildthätig und gibt, ohne zu verſprechen. Neben dem äußern Ernſte macht das ſpaniſche Gemüth doch auch hie und da Gefühlen innerer Fröhlichkeit Luft mit vielem Lärmen; dieſe Stimmung iſt aber eine wahre, ſich gleichbleibende, natürlich und ohne Hehl. Aber nie artet ſie leicht in Unbeſonnenheit, Voreiligkeit oder aufbrauſendes Weſen aus; ſelbſt bei der ausgelaſſenſten Luſtigkeit behauptet man ſeine Würde. Aus der angebornen Großartigkeit ſtammen die Tugenden, aus dem Klima, der politiſchen und religiöſen Bildung und Erziehung u. ſ. w. die Fehler des Spaniers. Es fehlt ihm eben ſo wenig an geiſtiger als an phyſiſcher Kraft, wohl aber an der Freiheit des innern Menſchen, des höheren Sinnes, die Denkkraft iſt gefeſſelt und eingeengt durch die frühern Schrecken der Inquiſition, durch Fanatismus und Aberglauben, und die Geiſtesreife gehemmt. Der Kultus der Religion zieht den Spanier mehr an, als die Religion ſelbſt. Die ſpaniſche Kirche ſteht ihm über allen katholiſchen Kirchen. Die Proteſtanten ſind dem Pöbel gar keine Chriſten, und ihr Name iſt ein Schimpfwort, welches faſt eben ſo entehrend iſt, wie der Name Jude. Kirche und Volkscharakter des Spaniers durchdringen ſich gegenſeitig. Der religiöſe Kultus aber iſt in Spanien nicht überall gleich, prächtig und pompös in den Provinzen der Krone von Aragonien, einfach und erhebend in denen von Kaſtilien. In Aragonien werden Kirchen, Altäre und Stationen mit allem Pompe und Reichthum geſchmückt und verziert, Proceſſionen und heilige Aufzüge aller Art häufen ſich, Fackeln, Wachskerzen und Lichter erleuchten die Schiffe, Kapellen und Altäre der Kirchen, pompös iſt der Anzug der Prieſter, während in Kaſtilien nichts von verkleideten Engeln, aufgeputzten Heiligen und anderm Kram dieſer Art zu ſchauen iſt. Predigten ſind ſelten und erfordern beſondere Anläſſe. Der gewöhnliche Gottesdienſt, ſowohl an Werk-, als an Sonntagen, iſt nicht

ſo prunkvoll, wie an den Feſten der Kirchenpatrone. Bei dieſer Gelegenheit wird alle Pracht und Feſtlichkeit aufgeboten. Die Kirchenmuſik und die Orgeln, die vielen Kirchen ganz fehlen, ſind ſchlecht beſtellt. Die ſpaniſchen Kirchen ſind ſehr finſter und dunkel, und die Kirchenſtühle fehlen. Den Hauptſchmuck der Kirchen enthalten die Kapellen. Die alten und eigenthümlichen Feierlichkeiten und Freudenfeſte am Allerſeelentage, am Allerheiligentage, am Vorabende von San Juan und San Pedro, an Weihnachten hat der Liberalismus der neuern Zeit vernichtet. Zum Weſen der ſpaniſchen Kirche gehörte die Inquiſition. Mit den Schrecken ihrer Todesurtheile verbanden ſich die Auto-da-fés (Ketzergerichte), die wahre Volksfeſte für den Spanier waren. Joſeph Napoleon hob das Inquiſitionstribunal auf. Ferdinand ſtellte zwar nach der Reſtauration daſſelbe wieder her, aber von Neuem ſchafften es die Cortes von 1820 ab. — Unter die vorzüglichſten Vergnügungen der Spanier gehören die Stiergefechte, Ueberbleibſel der alten ritterlichen Zeiten. Sie kamen beſonders nach den Turnieren in große Aufnahme, beim königl. Hof wie beim Pöbel. Die geringſten Dörfer hatten früher ihre Plaza de toros. In Salamanca, Vittoria, Sevilla waren großartige Anlagen für die Stiergefechte. Der Spanier, ſelbſt der ärmſte, opfert Alles und gibt Alles hin, um nur Zuſchauer dieſer Kämpfe zu ſeyn. Noch hat S. ein Abbild der ritterlichen Turniere in den Parejas, einem Theile der Feſtlichkeiten, welche die Maeſtranzao zu Valencia, Granada, Sevilla und Sonda u. ſ. w. jährlich geben, oder den Mondas zu Talavera de la Reyna. Sie beſtehen in Tänzen, Scheingefechten, Feuerwerken, die an beſtimmten Tagen in einem Cirkus von einem adeligen Rittercorps aufgeführt werden. An Feuerwerken hat der Spanier große Freude, ſo wie auch an Maskeraden, ſo oft dieſelben auch verboten oder beſchränkt worden ſind. Mehr volksthümlich ſind die Tertulien und Refrescos, Abendgeſellſchaften, wo die Gäſte ein Glas Eiswaſſer, höchſtens eine Taſſe Chokolade erhalten, und wo viel Zwangloſigkeit und Einfachheit herrſcht. Paſeo (Spaziergang) und Tertula ſind die Gelegenheiten, die der Spanier häufig frequentirt. Hochzeiten, Taufen und Geburtstage werden mit koſtſpieligem Aufwand gefeiert. Eigenthümlich ſind noch die in den Städten üblichen Verſammlungen der Männer auf irgend einem öffentlichen Platze, welche täglich zwiſchen 10—11 Uhr Vormittags Statt finden, wo alle Angelegenheiten des Tages, die unbedeutenden wie die wichtigen, ſie mögen Einzelne oder das Allgemeine betreffen, mit gleichem Intereſſe gruppenweiſe beſprochen oder abgehandelt werden. Wer, der in S. war, erinnert ſich hier nicht der Puerta del Sol in Madrid, des Zocodovers in Toledo, der Plaza de santo Domingo in Sevilla u. ſ. w.? Auf dem Spaziergange weilt der Spanier in behaglicher Ruhe auf der Alameda, einem ſteinernen Sitze auf einem geebneten Platze zwiſchen Alleen, in deren Nähe Brunnen ſich befinden. Hier läßt er ſich von den Aquadores Eiswaſſer bieten und muſtert ſeine Umgebungen. Die Aquadores bilden überhaupt eine wichtige Volksklaſſe; ſie ſind zünftig und größtentheils Galicier, ehrliche Leute, die das Waſſer in Faſſern und Krügen umhertragen. Erwähnung verdienen auch die Majos und Majas. Die erſtern ſind eigenthümliche, in altem andaluſiſchen Koſtüm auftretende, kräftige und ergötzliche, abenteuerliche Geſellen, kühnen Raufbolden vergleichbar, durch Geiſt und Körper ausgezeichnet. Ihre Haupttendenz iſt die Galanterie gegen die Frauen. Der Majo muß ein guter Reiter und Schütze ſeyn, mit Anmuth tanzen, die Guitarre fertig ſpielen, die beliebteſten Lieder dazu ſingen und ſelbſt auch mit Witz und Nonchalance improviſiren, um die Gunſt der Frauen zu erringen. Aber auch wilde, gegen die Weiber unempfindliche Majos gibt es; ſonſt iſt der Majo freigebig gegen ſeine Geliebte, verabſcheut den Geiz, iſt jedoch mäßig in Allem, außer in der Liebe und der Kleidung; er übernimmt ſelbſt alle Rache für die Beleidigungen der Seinigen. Die Majas dagegen ſind meiſtens Buhldirnen, welche die Zügelloſigkeit ihrer Sitten in Stellungen, Gang und Rede beurkunden. Ihre freie Kleidung, die lockenden Reize ihrer Geberden, ihre frechen Spiele machen ſie zu Prieſterinnen der Venus Pandemos. — Auch die ſpaniſchen Frauen tragen noch das hiſtoriſche Gepräge ihrer Abkunft in Charakter, Tracht und Sitten, wiewohl die orientaliſchen Gebräuche im Hausweſen, beſonders in den Städten, den franzöſiſchen Platz machen, ſo wie auch die Eiferſucht, welche die Weiber in den Häuſern wie in Gefängniſſen einſchloß und ſorgfältig bewachte, immer mehr verſchwindet. Die vernünftigern und kältern Sitten der andern Europäer räumen allmählig, zumal in Andaluſien, Sevilla, Cadix, Malaga, den Weibern jede anſtändige Freiheit ein. Ihre Anmuth, ſagt Wolf, verdanken die Spanierinnen der Natur und nicht der Erziehung. Ein Bischen Leſen, Nähen und Pianoforte- oder Guitarreſpielen lernen die Mädchen in Collegias de Sennoritas, Kochen zu Hauſe; Tanzen, ſagt das Sprüchwort, können ſie ſchon, ehe ſie auf die Welt kommen; das iſt die Erziehung einer ſpaniſchen Dame. Sie arbeiten nicht gern, laſſen ſich überall bedienen, ſind edelmüthig, gut und offen, lebhaft, leidenſchaftlich und voll Phantaſie; ihre Gefühle ſind friſch, ſey es Liebe, Haß, Eiferſucht, Freude oder Schmerz, ſie äußern ſich ohne falſche Scham, bei jeder Gelegenheit brechen ſie, wie ein unbändiger Strom, hervor mit begeiſterten Worten, glühenden Blicken und den ausdrucksvollſten Bewegungen. Daß ſie im Feuer der Empfindung der ſchwerſten Aufopferungen fähig ſind, beweiſt die Geſchichte. Gegen Fremde ſind ſie oft unbedachtſam, verlegen, was vielleicht mehr verführt, als Geiſt und Talent; ſind ſie bekannter, ſo wird ihr Ausdruck zart und edel, und ſie kleiden ſich wieder in jene natürliche Munterkeit, die für den Fremden ſo viel Zauber hat. Die Weiber lieben Gemächlichkeit und Ruhe, mit Ausnahme derer von Biscaya und Alt-Kaſtilien, wo ſie ſich den beſchwerlichſten Arbeiten, dem Schlech

handel ꝛc. unterziehen. — In der Liebe iſt die Spanierin leidenſchaftlich und fordert gänzliche Hingebung. Darum iſt ſie auch eiferſüchtig und jähzornig, energiſch in Haß und Rache, wenn ſie durch Untreue getäuſcht wird; ihr Cortejo iſt mit ſtrengen Feſſeln an ſie gekettet. Iſt ſie auch freier und ungezwungener im Betragen, als die Nordländerin, ſo iſt ſie doch gerade nicht ſittenlos; ſie ſcheint mehr zu verſprechen, als ſie gewährt, und geſtattet Manches nicht, was in andern Ländern ſich ſogar noch mit dem Anſtand verträgt. Zurückhaltung iſt in ihren Sitten und Gefühlen begründet; dieſe entſteht aus ihren Grundſätzen in der Liebe, die ihr nicht geſtatten, zu kokettiren. — Die Spanier nahmen jederzeit die Kleidertracht ihrer Eroberer an. Zuerſt war ſie römiſch, dann germaniſch und ſpäter mauriſch. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ſpielten die Reifröcke der Damen eine große Rolle, die Männer trugen ihre Stickereien mit Gold, Edelſteinen und Perlen zur Schau. Taſtärmel an den Händen, ſehr enge Beinkleider, ein ſeidener oder ſammtener Friesmantel, Alles von ſchwarzer Farbe, ein langer Degen, der Hut aufgekrämpt und mit einem Federbuſch geſchmückt, bildeten die Hoftracht; beim Reiten trug man den Arçon, einen kleinen, aber breiten Degen, bei Feſtlichkeiten den ſchmalen Gelilla. Mit den Bourbons ſchien die franzöſiſche Tracht die ſpaniſche zu verdrängen, der lange Degen fiel weg, und das geſcheitelte Haar wurde verſchnitten und mit Puder beſtreut. In neuerer Zeit, wo in ganz Europa die Tracht natürlicher wurde, wirkte der Abglanz der Mode auch auf die Spanier zurück. Der Mantel kam größtentheils bei den Männern ab, nur in Kaſtilien, Navarra und Aragonien findet man ihn in kleinen Städten und Dörfern noch. Zahlreich ſind in S. bie Uniformen. Alles iſt uniformirt, vom höchſten Hofbeamten bis zum niedrigſten Küchenjungen. Auf die Landleute hat die franzöſiſche Mode noch nicht ſo ſtark eingewirkt. Kurze Kamiſole über dunkelfarbige Gilets gezogen, darüber ein Mantel, die Redezilla, ein kleines Netz von Garn oder Seide, das hinten herabhängt, und in das ſie ihre Haare wickeln, oder ein großer Hut bilden die allgemeine Tracht. Der Anzug der Spanierin iſt doppelt. Zu Hauſe, bei Beſuchen, im Wagen, im Schauſpielhauſe, auf Bällen trägt ſie ſich franzöſiſch, ſpaniſch aber, wenn ſie zu Fuße ausgeht oder die Kirche beſucht. Im letztern Falle trägt ſie eine Schnürbruſt und ein enges Korſet, ſo wie einen kurzen wollenen Unterrock, der kaum unter den Knöchel reicht. Auf dem Kopie hat ſie die Mantilla, eine Art weißen oder ſchwarzen Schleiers. Das Tragen des Fächers (Abanico) iſt allgemein; keine Magd geht ohne ſolchen aus. Statt der Redezilla trägt man auch die Cofia, eine Art Seidenhaube mit Spitzen und goldenen oder ſilbernen Franzen beſetzt. Das Schuhwerk iſt geſchmackvoll. — Einfach und ärmlich ſind die Wohnungen, ſo wie bie Lebensart der Privatleute. Teppiche (Estera) von Pfriemenkraut oder Binſen bedecken den Boden, ähnliche Tapeten die Wände, bie Stühle ſind von Stroh. Unreinlichkeit herrſcht in dem Innern ber Häuſer, bei Hohen unb Niedern. So ſehr man ſich durch alle möglichen Vorſichtsmaßregeln gegen die Hitze zu ſchützen ſucht, ſo wenig wendet man ſie gegen die Kälte an. Kohlenbecken ſind faſt das einzige allgemeine Präſervativ. In S. wimmelt es von Dienerſchaft beiderlei Geſchlechts. Eine gewöhnliche Bürgersfrau braucht 4 Mägde. Vornehme Damen bedienen ſich noch der Criados Magores, vornehmer Portiers oder Trabanten. — Die Kochkunſt der Spanier iſt einfach. Die National- und Lieblingsſpeiſe iſt der Puchero, eine Miſchung von Rind- oder Schöpſenfleiſch, Speck, Garavanzos (Erbſen), Kartoffeln, Kohl, gelben Rüben, Zwiebeln, Chalotten, Knoblauch oder Reis. Häufiger ißt man, zumal an Faſttagen, den kühlenden Gazpacho, eine Miſchung von Gurken, Brodkrumen, Knoblauch, Pimiento, Eſſig, Oel und Waſſer. Zwiebeln, Rettig und Knoblauch ißt das gemeine Volk roh. Die Olla potrida, ähnlich dem Puchero, aber koſtbarer, beſteht aus allen Gattungen von kleingeſchnittenem, zuſammen gekochtem, auch mit Wurzeln und Kräutern vermiſchtem Fleiſche, woraus eine Art von Paſtete bereitet wird. Der Guiſado iſt eine Art von Fricaſſée aus Geflügel oder Wildpret, mit Zwiebeln, Knoblauch, Erdäpfeln u. ſ. w. zugerichtet. Der Spanier liebt ſtarke Gewürze, die Chokolade aber iſt ſein Lieblingsgetränk. Der Wein wird ſehr mäßig genoſſen; er iſt edel, hat aber für den Fremden einen etwas widrigen Geſchmack von den Bockshäuten, in denen er aufbewahrt wird. Nachmittags von 2 bis 3, ja 5 Uhr im Sommer, ſchlafen die Spanier, wozu ſie ſchon das Klima ihres Landes einladet. Das Rauchen iſt allgemein, in Andaluſien ſogar häufig Gewohnheit der Damen; man raucht aber in der Regel bloß Cigarren. — Unter den gemeinen Leuten herrſcht ein ſteifes, altmodiſches Höflichkeitsceremoniell. Alles nennt ſich Caballeros; der gemeine Spanier fühlt ſich gegenüber vom Vornehmen, er drängt ſich nicht mit Eitelkeit in deſſen Geſellſchaft und iſt auch nicht ſo trotzig, ſo gemein und ſo plump, wie der Pöbel im Norden. — Die Sprache der Spanier iſt eine Tochter der lateiniſchen; das römiſche Idiom iſt darin mit dem gothiſchen und arabiſchen vermiſcht. Sie hat verſchiedene Mundarten, z. B. die kataloniſche, valencianiſche, die kaſtilianiſche und aragoniſche. Die kaſtiliſche Mundart hat allmählig die aragoniſchen Troubadours ber limouſiniſchen oder provençaliſchen Romanzes beſiegt. Die kaſtiliſche iſt jetzt die herrſchende Sprache der Spanier, und zwar des Gelehrten und Dichters wie des Hofmanns und Kriegers. Sie hat klangvolle Laute in tiefen Vokalen, iſt majeſtätiſch, reich und klar und mit unzähligen Sprüchwörtern ausgeſtattet. Der Tanz hat ſich unter dem ſpaniſchen Volke zur eigentlichen Kunſt ausgebildet. Wir nennen zunächſt den Fandango, jene regelmäßige und harmoniſche Konvulſion des Körpers, die alle Kämpfe der Liebe darſtellt. Hierher gehören auch der Bolero, eine ſchwache Nachahmung bes Fandango, unb die Seguidillas, eine Art von Quadrillen. Der

Olle und Cachirnko ſind Bewegungen niedriger Wolluſt und ſchlüpfriger Geſtalten. Die Heimath des Eiertanzes iſt Valencia, ſo wie des Rocktanzes; die Guaracea tanzen die Kaſtilianer. Das Geklapper der Kaſtagnetten, Guitarre und Geſang begleiten und leiten den Tanz. Die Muſik blühte von jeher in S. und ſie wurde beſonders durch die Kirche gefördert und gehoben. Die eigentliche Nationalmuſik beurkundet mitunter langſamen Ernſt und auffallende Monotonie. Die Opernmuſik hat den italieniſchen Charakter. Die Nationalinſtrumente ſind hauptſächlich die Guitarre und die Kaſtagnetten. Die Galicier haben Sackpfeifen, die Katalonier den Dudelſack und das Tambourin, Valencia die Duizayn (eine Art Flöte), Kaſtilien die Zambomba und den Pandero.

Die gemiedenen Stämme in S. und Frankreich. Es iſt eine auffallende und mannichfach merkwürdige Erſcheinung, daß nicht nur in S., ſondern auch in Frankreich, dem am meiſten civiliſirten Lande Europa's, Bevölkerungsreſte unbekannten Urſprungs ſich finden, welche, von den Umwohnern gehaßt und gemieden, eben dadurch ſo lange ſich unvermiſcht erhalten haben. Von den frühern Schriftſtellern vernachläſſigt, iſt ihr Daſeyn kaum über den Kreis der Fachgelehrten und den der Leſer von Specialgeſchichten hinaus bekannt geworden. Erſt in neuerer Zeit, wo man allen volksthümlichen Erſcheinungen größere Aufmerkſamkeit zuwendet, ſind die Nachrichten über ſie mit großem Fleiße geſammelt und mit Scharfſinn kritiſch geſichtet worden durch den Profeſſor zu Bordeaux, Dr. phil. Francisque Michel in ſeinem Werke „Histoire des races maudites en France et en Espagne", Paris 1847, 2 Bde. Die bekannteſten dieſer gemiedenen Stämme ſind die Cagots, über deren Weſen aber in dem großen Publikum und in den gewöhnlichen Darſtellungen die gröbſten Irrthumer verbreitet ſind. Man hat ſie mit den Kröpfigen und Cretins verwechſelt, während ſie ſich eher durch Verſtand und untadeligen Körperbau vor den übrigen Bewohnern auszeichnen. Aus den wunderlichen Gründen des Abſcheues, welche in den verſchiedenen Thälern der Pyrenäen gegen ſie angeführt werden, geht hervor, daß zwei Elemente hier vermiſcht ſind: ein körperliches, die Furcht vor dem Ausſatz, da die Cagots fur Abkömmlinge der ausgeſtoßenen Leproſen des Mittelalters gelten, und ein religiöſes, da ſie zugleich für Abkömmlinge von Ungläubigen angeſehen werden. Dieſe Ungläubigen werden in verſchiedenen Gegenden bald als Albigenſer oder arianiſche Gothen, bald als Juden oder Moslem bezeichnet. Für den gothiſchen Urſprung ſpricht Name und Körperbeſchaffenheit. Cagot wird am wahrſcheinlichſten von canis gothus (gothiſcher Hund) abgeleitet; auch iſt bekannt, wie viel die Spanier auf ihren rechtgläubigen katholiſchen Urſprung halten, und daß der Haß der katholiſchen Kirche gegen andere Sekten immer viel erbitterter war, als gegen Juden und Mohammedaner. Was ihre Körperbeſchaffenheit betrifft, ſo bemerkt Fr. Michel in der Vorrede, es ſey ihm ſonſt nichts Unangenehmes auf ſeinen Unterſuchungsreiſen widerfahren, als daß er wegen ſeiner blonden Haare und blauen Augen, da er ſich ſo eifrig nach den Cagots erkundigte, von den Landleuten ſelbſt für einen Cagot gehalten wurde, was offenbar auf germaniſchen Urſprung hindeutet. Es iſt übrigens unbegreiflich, wie man die Cagots mit den Cretins verwechſeln und ſie wegen körperlicher Mängel meiden kann, wenn man die Beſchreibung des Dr. Guyon lieſt, der ſie als hochgewachſene Leute von trokkenem, muskulöſem Körperbau, wohlentwickeltem Schädel, langer, vorſpringender Naſe, ſtark gezeichneten Zügen und ſchlichten Haaren beſchreibt. Allerdings hat die Verleumdung hinſichtlich ihrer Körpereigenſchaften ſchon zu jenen erbärmlichen Hinterthüren eines ſterbenden Aberglaubens ihre Zuflucht nehmen müſſen; als Kennzeichen des Ausſatzes iſt nur ein gewiſſer, nicht zu beſchreibender Geruch übrig geblieben. Schon 1595 heißt es: „Ceste feteur, la seule des marques, qui les rend differens d'avec les sains", und 3 Jahre ſpäter bezweifelte Boichot die Ausſätzigkeit der Cagots. Dieſer Geruch und der angebliche Mangel des Ohrläppchens ſind die einzigen Leibesgebrechen, die ihnen noch im vorigen Jahrhundert zugeſchrieben wurden. Ueber den bürgerlichen Zuſtand der Cagots in S. zu Anfang des 17. Jahrhunderts berichtet der ſpaniſche Jeſuit Martin de Vizcay 1621: „Es iſt ihnen nicht erlaubt, mit der übrigen Bevölkerung ſich zu vermiſchen; ſie bewohnen armſelige Hütten, welche von den andern Häuſern abgeſondert ſind; man betrachtet ſie wie Verpeſtete. Sie werden zu den öffentlichen Aemtern nicht zugelaſſen; es iſt ihnen nie erlaubt, ſich an demſelben Tiſche niederzulaſſen, wie die Eingebornen des Landes. Aus einem Glaſe zu trinken, das ihre Lippen berührt haben, wäre ſo ſchlimm, als Gift zu ſchlürfen. In der Kirche dürfen ſie nicht weiter vortreten, als bis zum Weihkeſſel. Sie gehen beim Abendmahl nicht an den Altar, wie dies die Gläubigen thun, ſondern nach dem Abendmahl begibt ſich der Prieſter bis zur Kirchthüre, wo ſie ſtehen, u. reicht es ihnen auch. Bei der Meſſe werden ſie nicht mit geſegnet, oder wo dies geſchieht, reicht man ihnen ein anderes Krucifix oder die Rückſeite des gewöhnlichen zum Kuſſen. Sich mit ihnen durch Heirath zu verbinden, würde Ehrloſigkeit nach ſich ziehen, und es gibt bis jetzt kein Beiſpiel einer ſolchen Ehe. Ich erinnere mich, daß in meiner Kindheit man ihnen jede Art von Waffen unterſagte, mit Ausnahme eines Meſſers ohne Spitze, als ob man hätte fürchten können, ſie wollten ſich von Neuem zu Herren des Landes machen. (Der Jeſuit ſpielt hier auf eine, durch keine Thatſachen begründete Meinung an, als ſeyen nicht geſundheitliche und religiöſe, ſondern politiſche Rückſichten die Urſache des Haſſes gegen die Cagots. Die Gothen hätten nämlich im Jahre 412 die Bearner unterworfen und das Land verwüſtet, ſie auch ſpäter grauſam behandelt, daher käme der Abſcheu der Urbewohner.) Die Wuth und der Haß gegen dieſe armen Menſchen iſt auf eine ſolche Höhe

gelangt, daß man ihnen Körperfehler zuſchreibt, die ſie offenbar nicht beſitzen. So behauptet man z. B., daß ſie alle einen verpeſteten Athem haben; daß ſie nie das Bedürfniß empfinden, ſich zu ſchneuzen; daß ſie einem beſtändigen Blut- und Samenfluß unterworfen ſind; daß ſie mit einem langen Schwanz geboren werden, und andere eben ſo falſche und offenbar abgeſchmackte Dinge, welche aber nichtsdeſtoweniger durch Ueberlieferung unter dem Volk ſich fortpflanzen." In Frankreich waren bis zur erſten Revolution die Cagots auch geſetzlich einer Menge von Beſchränkungen unterworfen, ähnlich denen in S. Sie hatten eigene Eingänge in die Kirchen, beſondere Weihkeſſel, ja ſogar abgeſonderte Begräbnißplätze. Dieſes letzte ſcheint faſt dafür zu ſprechen, daß die religiöſe Abneigung noch ſtärker geweſen, als die Furcht vor körperlicher Anſteckung, welche durch alle übrigen Maßregeln vermieden werden ſollte, zumal da in Beuſte (bei Pau, Depart. der Unterpyrenäen) der Kirchhof der Cagots jetzt den Proteſtanten eingeräumt iſt. Aufgeklärte Geiſtliche hoben manchmal die Trennung des Eingangs auf, dadurch, daß ſie beim Beginn des Gottesdienſtes die Kirche durch die Thür der Cagots betraten; eigenmächtiges Brechen dieſer Schranken von Seite eines Cagots durch Nehmen des Weihwaſſers aus dem allgemeinen Gefäß wurde noch kurz vor 1789 durch eine furchtbare Prügelei geahndet. Seit 1789 hält nicht mehr das Geſetz, ſondern nur noch die Sitte des Volkes an manchen Orten die Schranke aufrecht, welche an andern gänzlich gefallen iſt. So ſind in Oſſun, Tuillan und Lamarque (franz. Depart. der Oberpyrenäen) die Cagots mit der übrigen Bevölkerung völlig verſchmolzen, während im Argeles-Thale deſſelben Departements noch im Jahre 1841 eine Heirath rückgängig wurde, bloß weil der Bräutigam ein Cagot war. Den Gegenſatz dazu bildet der Umſtand, daß in manchen Orten die Cagotfamilien die geachtetſten ſind. Ein Ueberreſt der alten Abſonderung iſt auch, daß an manchen Orten die Cagots faſt ausſchließlich Zimmerleute und Faßbinder ſind, ſo daß hie und da beide Namen faſt gleichbedeutend gebraucht werden. Außer den ehemals aquitaniſchen Ländern zu beiden Seiten der Pyrenäen, dem ſpaniſchen Obernavarra, dem franzöſiſchen Niedernavarra, Bearn, Gascogne, Guyenne, finden ſich Cagots auch in Unter-Poitou, der Bretagne und Maine. Doch heißen ſie hier Caqueur, Cacons oder Caquins. — Zu der Klaſſe der durch Kriegsnöthe auf franzöſiſchen Boden getriebenen und durch ein unbekanntes Ereigniß weitzerſtreuten ſpaniſchen Flüchtlinge gehören auch die vom Mönch Peter von Maillezais zuerſt erwähnten Colliberts in Nieder-Poitou. J. M. Dufour gibt in ſeinem 1826 erſchienenen Werke über das alte Poitou folgende Nachrichten über ſie: „Es gibt in dem ſumpfigen Theile (le Marais) dieſes Landes ein kleines Fiſchervölkchen, welches Collibert oder Cagot genannt wird. Wahrſcheinlich ſtammt es von den alten Colliberts, welche einſt in Nieder-Poitou ſehr zahlreich waren und auf alten Karten häufig aufgeführt ſind. In dem 11. und 12. Jahrhundert erhielten die Abteien Colliberts-Familien zum Geſchenk, welche dann die Verpflichtung hatten, den Mönchen die nöthigen Fiſche auf die Tafel zu liefern. Peter von Maillezais, welcher einen Theil ſeines Lebens bei ihnen zubrachte, erzählt, daß ſie ſelbſt von dem Ertrage ihres Fiſchfangs lebten, den ſie auf der Sèvre-Niortaiſe nahe bei der Inſel Maillezais betrieben, wo ſie ſich einige rohe Hütten erbaut hatten. Er ſchildert ſie als reizbare, unverſöhnliche, boshafte, grauſame, ungläubige und ſtörriſche Menſchen. Die Normannen, welche bei ihren Einfällen in Frankreich auch an die Mündung der Sèvre kamen, plünderten das Land der Colliberts und tödteten eine große Anzahl derſelben. Heutzutage ſind die Colliberts durch ihre Unwiſſenheit ausgezeichnet; dieſelbe iſt jedoch nicht, wie manche Schriftſteller annehmen, die ſie für Cretins erklärten, mangelnden Geiſtesfähigkeiten zuzuſchreiben, ſondern bloß dem Mangel an Erziehung und Unterricht in Folge ihrer Lebensweiſe und der Abſonderung von der übrigen Bevölkerung. Im Ganzen und abgeſehen von den durch das Zurückweichen des Meeres bedingten Veränderungen jenes Landſtriches ſcheinen ihre Sitze heute noch dieſelben zu ſeyn, wie die der alten Colliberts. Der Name Collibert kommt als Conlibertus im Plautus, als Collibertus beim Ulpian und im bayer. Geſetzbuch (lex Bajoariorum) vor; als Comlibertus u. Colibertus im ſpätern Latein; als Culbert und Culvert ging er in die ſpaniſche, als Cuvert in die romaniſche u. franzöſiſche Sprache über, welche daraus das Wort Culvertage und Aculvertir bildeten. Urſprünglich bedeutete er, dem Wortſinn gemäß, „einen Genoſſen der Freilaſſung, einen Sklaven, der gleichzeitig mit einem andern von demſelben Herrn emancipirt worden". Doch wurde die Lage dieſer Leute im Mittelalter kaum eine beſſere, als die der übrigen Leibeigenen. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert kommen in den Urkunden zahlreiche Beiſpiele vor, daß Conliberti mit ihrer Familie und Nachkommenſchaft an Klöſter verſchenkt wurden. Auch konnte Niemand zu einer Kirchenſtelle gelangen, der nicht ſchwören konnte, daß er weder Collibert, noch Nachkomme eines ſolchen ſey. In Folge dieſer Stellung erhielt der Name Collibert in ſeinen verſchiedenen Formen eine verächtliche Bedeutung und wurde, eben ſo wie lâche, als Beiwort gebraucht, das bald falſch, bald feige bezeichnete. Zu den Formen, in welche ſpäter das Wort bis zur Unkenntlichkeit entſtellt wurde, gehören auch die ſpaniſchen Ausdrücke Collazo und Coillazo und die franzöſiſchen Couillaut und Colbert, welche letztere Etymologie, eben wegen der verächtlichen Bedeutung des Worts, dem berühmten Ménage übel bekam. Dieſer hatte in ſeinem etymologiſchen Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache Colbert als Nebenform zu Collibert geſtellt: aber Colbert, damals Haushofmeiſter des Kardinals Mazarin, hatte die Schwäche, ſich dadurch ſo verletzt zu fühlen, daß er dem großen Gelehrten ſeine Penſion entzog und ſich durch nichts verſöhnen ließ. Gegenwärtig iſt der noch 1826 übliche Name der Colliberts faſt

Digitized by Google

verſchollen und für jenes Fiſchervölkchen der Huttiers gebräuchlich. — Ueber die Cagots zwiſchen Guyenne und Nieder-Poitou, d. h. in Saintonge und Augoumois, finden ſich keine ſo alten Nachrichten. Während der engliſchen Herrſchaft kommt ein unter dem Namen Creetés, Creſtés Roux, Rouſſets, Cailluauds und Caillevots bezeichneter abgeſonderter Stamm vor. Seine Nachkommen glaubt Michel in den Papirrmüllern jener Gegenden zu finden, welche ſich ausſchließlich unter ſich verheirathen. Weniger lückenhaft iſt die Geſchichte der Chuetas auf Majorka. Es waren ſpaniſche Juden, welche vor den Religionsverfolgungen 1435 auf dieſes Eiland geflohen waren und ſcheinbar zum Katholicismus ſich bekehrt hatten. Im J. 1488 begannen auch hier die Verfolgungen der Inquiſition gegen ſie, zuerſt mit der abermaligen Bekehrung von 260 abtrünnigen und ketzeriſchen Perſonen, welche 10,560 Livres Strafe bezahlen mußten. Im J. 1509 wurden, nachdem mehre Exekutionen in effigie vorhergegangen waren, zuerſt 4 abtrünnige Frauen wirklich verbrannt, und nun folgte in kurzen Zwiſchenräumen eine lange Reihe von Auto-da-fés, deren einzelne wir hier nicht anführen können. Das letzte derſelben, wo 25 Opfer fielen, welche übrigens vor dem Verbrennen erſt zur Erdroſſelung „begnadigt" wurden, fand 1691 Statt; dann folgten bis 1755 noch zahlreiche Verurtheilungen Abweſender. Dennoch wurden ſie nicht ausgerottet. Nach 1782 lebten in Palma mehr als 300 Familien, untadeligen Wandels, aber allgemein verachtet und gemieden wegen ihres Urſprungs, allen Abgaben und Pflichten unterworfen, aber von jeder Ehrenſtelle und jedem Amte ausgeſchloſſen. Erſt am 10. Dec. 1782 erſchien, trotz des Widerſtandes der Geiſtlichkeit von Majorka und der Univerſität von Palma, ein Dekret des damaligen reformatoriſchen ſpaniſchen Miniſteriums Aranda, wodurch die Chuetas aus ihrem mit Thoren verſehenen Quartier in Palma, der Hauptſtadt Majorka's, entlaſſen wurden, die Freiheit erhielten, überall auf dem Eiland zu wohnen, u. in energiſcher Weiſe gegen jede Beleidigung geſchützt werden ſollten. Im J. 1785 endlich wurden ſie zu allen öffentlichen Aemtern, Kriegs- und Seedienſten für fähig erklärt. Aber das zähe Vorurtheil wich nicht ſo ſchnell, und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren ſie von allen ehelichen Verbindungen mit andern Bewohnern und ſogar aus den Zünften ausgeſchloſſen. — Weniger traurig war das Schickſal der Vaqueros de Alzada in Aſturien, deren Urſprung unbekannt iſt, von der Volksſage aber als mauriſch angenommen wird. Sie ſind Hirten und bewohnen kleine und weit von einander gelegene Dörfer auf den mittlern Höhenzügen Aſturiens, welche Brañas heißen. Von Mitte Juni bis Ende September treiben ſie ihre Heerden auf die friſchen Weiden der höhern Berge. Sie ſind ſchlauer, als die ehrlichen Aſturier, und werden von dieſen gemieden; doch kommen einzelne Ehebündniſſe zwiſchen beiden Theilen vor. Meiſt aber heirathen die Vaqueros unter ſich, und da ſie bei ihrer geringen Anzahl faſt alle mit einander verwandt ſind, ſo haben ſie mehr, als die übrigen Aſturier, an Diſpenſationsgeldern nach Rom zu zahlen. Sie zählen nur eine adelige Familie unter ſich. In der Kirche ſind ſie von der übrigen Gemeinde durch eine hölzerne Schranke getrennt. — Ueber den jetzigen Zuſtand der Marrons oder Marans in der Auvergne iſt nichts bekannt. Mit dieſem Namen bezeichnete man in S. die Abkömmlinge von Juden und Moslemin, deren Bekehrung verdächtig ſchien. Auch hier, wie bei den Cagots, geſellte ſich noch ein materieller Grund des Abſcheues zu dem religiöſen: man beſchuldigte ſie, die Syphilis verbreitet zu haben und mit dem Ausſatz behaftet zu ſeyn. Im J. 1602 hatte Philipp III. die valencianiſchen Moriscos aus ſeinen Staaten verbannt. Die Verhandlungen zogen ſich bis zum J. 1809 hin, worauf vom Oktober bis zum Januar des folgenden Jahres (1610) 134,000 Moriscos ihr Vaterland verließen. Der größte Theil ging nach Afrika, einige Tauſende wurden von Heinrich IV. u. nach ſeinem Tode von Maria v. Medicis in Frankreich aufgenommen. Freilich verlangte man auch hier von den Mohammedanern und Juden die Bekehrung zur römiſchen Kirche, aber man begnügte ſich mit dem Schein. Hier war keine ſpaniſche Inquiſition, welche, wie wir in Majorka geſehen, über die Rechtgläubigkeit der Bekehrten fortwährend wachte. Auf dieſe Weiſe mögen auch Marronen aus Bearn und Guienne nach der Auvergne gekommen ſeyn. Ausführliche Mittheilungen über ihren gegenwärtigen Zuſtand wären ſehr zu wünſchen. — Eben ſo fehlen genauere Unterſuchungen über die jetzt wohl als beſonderer Stamm nicht mehr vorhandenen Oiſeleurs oder Oyeliers des Herzogthums Bouillon, welche der Volksglaube von jüdiſchen, durch Gottfried von Bouillon in die Heimath mitgebrachten Sklaven ableitete, obgleich dieſer aus dem gelobten Lande gar nicht zurückgekehrt iſt.

Erwerbs- und Nahrungsquellen. In Folge der politiſchen und ſocialen Zerrüttung, an der S. leidet, ſind alle Erwerbs- und Nahrungsquellen mit wenigen Ausnahmen fortwährend in großem Verfall, um ſo mehr, als die zu einem blühenden Gewerbfleiß nöthigen Eigenſchaften im Allgemeinen nicht das Erbtheil des Spaniers ſind. In keinem Lande ſind die unproduktiven Volksklaſſen, Beamte, Heer, Geiſtlichkeit, Dienſtboten, ſo ſtark, als in S., wozu daſelbſt auch noch eine eigene Klaſſe von Leuten, zu der auch die ſo ſehr zahlreichen Bettler gehören, kommt, die, weder regelmäßigen, noch rechtmäßigen Nahrungserwerb habend, nur von Tag zu Tage leben. Man zählt unter ihr nicht weniger, als 40 verſchiedene Gattungen von Bettlern und Tagedieben, jede mit einem beſtimmten Charakter und Namen. Die Mehrzahl der Bevölkerung, etwa 75 Procent derſelben, beſchäftigt ſich mit dem Ackerbau. Dennoch iſt derſelbe ſo zurückgeblieben, daß wenig mehr als die Hälfte der ganzen Bodenfläche angebaut iſt und für gewöhnlich kaum der Getreidebedarf des Landes erzeugt wird. Seit der Entdeckung von Amerika, die das Mutterland S. entvölkerte,

Digitized by Google

verlor der Ackerbau in S. viele fleißige Hände. Der leichte Erwerb von Geld und Reichthum im jugendlichen neuen Welttheile ließ Induſtrie, Künſte und Gewerbe ſinken. Die ungeheuern unveräußerlichen Grundſtücke, das verderbliche Pachtſyſtem, die Meſta, die Abneigung gegen alles Neuere, gegen alle Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft, Aufhäufung der Erſparniſſe in baarem Gelde, Trägheit, Unwiſſenheit, Armuth, der Verfall der Bewäſſerungsanſtalten, das Entholzen der Gebirge, welches dem Lande die natürliche Feuchtigkeit entzieht ꝛc., hemmen den Landbau und die Gewerbe. Das Getreide reicht, wie erwähnt, nicht hin für den Bedarf; Sicilien, die Barbaresken, die Nord- und Oſtſeeländer, die kanariſchen Inſeln und Nordamerika müſſen das Fehlende ergänzen. Dabei iſt zu bemerken, daß die Verhältniſſe des Landbauern die Kultur des Getreides nicht fördern. In ganz S. ſind die Bauerngüter klein, und das Landvolk befindet ſich in einer beiſpiellos elenden Lage. So klein auch die abzutragende Rente, ſo wohlfeil die Lebensart iſt, ſo ſind die Bauern doch nicht im Stande, den geringſten Vorſchuß für ſich aufzutreiben, als durch Verpfändung ihrer Ernte. Bauernhäuſer ſieht man, außer an der Seeküſte, ſelten. Die Bauern, in Dörfern zuſammengedrängt, bewohnen Hütten von der elendeſten Sorte, und für Wirthſchaftsgebäude iſt nichts gethan. Der Dreſch- und Reinigungsprozeß des Getreides geſchieht unter freiem Himmel, und hier bleibt daſſelbe auch aufgeſchichtet, bis es verkauft werden kann. Man nimmt an, daß der Grundbeſitz nicht mehr als $1\frac{1}{2}$, höchſtens 2 Procent abwirft. Die Schätzung des Ertrags geſchieht nach Fanegas oder Fanegadas, was ein Grundſtück bezeichnet, auf dem die Ausſaat 90 Pfund Weizen beträgt. Hat der Landwirth ſeinen Zehnten abgetragen, ſo bleibt ihm für den Grundzins, ſeine Arbeit und den Unterhalt ſeiner Familie wenig mehr übrig, als die Hälfte des Ertrags. Aus dieſem Grunde und wegen des ungeheuern Troſſes von Domeſtiken gibt es wenige grundbegüterte Familien, die ſehr reich ſind. Selbſt die großen Gutsherren, deren Einkünfte ſich auf 500,000 oder 1 Million Dollars belaufen können, ſind enorm verſchuldet, weil ſie eine zu große Menge von Leuten zu verſorgen haben. Das innere Land könnte zwar die Küſtenländer mit Korn verſorgen, allein der Mangel oder die ſchlechte Beſchaffenheit der Verbindungsſtraßen und Kanale und ein fehlerhaftes Douanenſyſtem hemmen den Abſatz ſo ſehr, daß man in Barcelona das Korn von Nordamerika wohlfeiler kauft, als das aus der Mancha. — Beſſer ſteht es mit dem Obſtbau, denn die Küſtenländer des Mittelmeeres ſind eigentlich Gärten von Südfrüchten. Ganze Wälder von Feigen zeigt Valencia, Mandeln, Piſtacien und Kapern ſind in großer Menge vorhanden, die Granate gedeiht, und die Dattel wird von Valencia ausgeführt; ſehr nützlich iſt das Johannisbrod. Während der Norden vortreffliche Aepfel und Birnen erzeugt, aus denen Cider bereitet wird, pflanzt man im Süden Aprikoſen, Pfirſiche, Miſpeln, Quitten u. ſ. w. Malaga iſt der Hauptſtapelplatz dieſer Eßwaaren. Der Olivenbaum iſt weit verbreitet, das gewonnene Oel aber, wegen fehlerhafter Bereitung, nicht ſo gut, als das franzöſiſche und italieniſche. Bekannt iſt die Trefflichkeit des ſpaniſchen Weines. Er iſt feurig und ſchwerflüſſig, hält ſich aber nicht leicht über 6 Jahre. Derſelbe wird vom Stock weg in irdenen Krügen und verpichten Bocksſchläuchen, oder in ſchweinsledernen Säcken aufbewahrt. An vielen Orten wird er in Branntwein verwandelt, in Valencia in Moſtſyrup. Gemüſe wächſt in Menge, meiſtens jedoch Bohnen, Zwiebeln, Erbſen, Linſen, Artiſchocken, Spargeln u. Blumenkohl. Liebesäpfel, Arbuſen, Melonen, Kürbiſſe und Gurken baut man in Menge, ſo wie auch Kartoffeln (Bataten) in Südſpanien, da und dort auch Erdnüſſe und Erdmandeln. — Der ſpaniſche Flachs und Hanf iſt der beſte von Südeuropa, der Anbau reicht aber nicht zu, um die Weberſtühle im Norden vollſtändig zu beſchäftigen. Den Baumwollenſtrauch produciren einige Gegenden Andaluſiens und Valencia's; aus Esparto und Junko, den Aloëblättern, verfertigt man Matten, Stricke, Taue und andere Geflechte. Den Safran zieht der Spanier am häufigſten in Cuença, in der Mancha, in Jaen und Valencia. Derſelbe dient aber mehr zur Speiſe, als zum Färbeſtoff. Süßholz, Soda, Färberröthe, Krapp und ſpaniſchen Pfeffer baut man überall in Menge. Seide gewinnt man in Andaluſien, Murcia, Aragonien, Eſtremadura, Toledo, Avila und Majorka. Die Bienenzucht iſt nach Maßgabe des Bedarfs und des Reichthums an aromatiſchen Kräutern auf den Hochebenen zu ſehr vernachläſſigt, doch am häufigſten am mittelländiſchen Meer, wo Biar in Valencia den trefflichſten Honig liefert. — Den Wäldern fehlt es an einer ordentlichen Forſtwirthſchaft. In dem innern Theile des Landes, namentlich in Kaſtilien, fehlt es faſt ganz an Holz, und deſſen Surrogat ſind Weinranken, Ciſten und Haide. Die Korkeiche liefert Schuhſohlen, Bienenkörbe, Tapeten und Pfropfen; die Kermeseiche die Kermeskörner, der Sumach die Gerberrinde; die Kaſtanien ſind an der Küſte des Oceans ein Brodſurrogat. Potaſche, Galläpfel liefern die Mancha und Aragonien. Schwämme, isländiſches Moos und andere Arzneipflanzen liefern die Wälder und Berge in Menge. — Eben ſo, wie der Ackerbau, iſt die Viehzucht, obgleich ſehr allgemein und bedeutend, doch vernachläſſigt und gegen früher zurückgekommen. Das ſpaniſche Pferd, von ſchöner Bauart und ſtolzem Gange, nähert ſich der arabiſchen Race, die Pferdezucht iſt aber in Verfall. Der Eſel und das Maulthier ſind ſehr nützliche Laſtthiere für dieſes Gebirgsland. Die Rindviehzucht iſt unbedeutend. In wenigen Gegenden wird die Kuh gemolken, nur der Norden bereitet Butter und Käſe. Der Stier von Andaluſien dient zu den Stiergefechten. Groß iſt der Einfluß der Schafzucht auf Landbau und Gewerbfleiß. Die ſpaniſchen Schafe geben urſprünglich keine beſſere Wolle, als die deutſchen. Die zweckmäßige Behand-

Digitized by Google

lung der Zucht und die Vermiſchung mit afrikaniſchen Widdern hat erſt die Wolle veredelt. Die feinſte Wolle liefern die Segovia's und Leons Schafe. Die Heerden ſind meiſtentheils ein Eigenthum des Adels und der Geiſtlichkeit oder der Klöſter, die große, zur Beeinträchtigung des Landbaues dienende Privilegien haben, wie z. B. die Meſta für die Wanderſchafe. Es wird durch beſondere Schafgerichte ſehr darauf geſehen, daß die edeln Heerden, die Merinos, nicht mit den gemeinen vermiſcht werden und ausarten. Der König iſt Merino-Mayor (oberſter Schafinſpektor). Die Merinos leben ſtets unter freiem Himmel. Sie werden in Heerden (keine unter 10,000 Stück, ja oft zu 40,000 Stück) nach ihren Eigenthümern eingetheilt. Den Sommer über halten ſie ſich gewöhnlich in den Gebirgsgegenden von Alt-Kaſtilien, oder in der Montana, oder in der Herrſchaft Molina, in Aragonien, auf, wo ſie die trefflichſte Sommerweide, am erſtern Orte voll von gewürzreichen Pflanzen, finden. Mit Ende des Sommers ziehen ſie in die ſüdlichen Ebenen von der Mancha, Andaluſien, vorzüglich aber nach Eſtremadura hinab, und genießen das Vorrecht, daß man ihnen eine 90 ſpaniſche Ellen breite Straße frei laſſen und ſie auf allen Triften frei weiden laſſen muß. Die Reiſe vom Gebirge bis in das Innere von Eſtremadura dauert etwa 40 Tage. Truxillo's Umgebungen und die Ufer des Tajo, ſo wie des Guadiana ſind dann von wimmelnden Schafen bedeckt, und das Land gleicht nach ihrem Abzuge einem ungeheuern Anger, auf dem bloß einige Giftpflanzen ſtehen bleiben. Auf der Winterweide erfolgt ſodann das Lammen. Mit dem April beginnen die Wanderungen ſchon wieder, und mit Anfang Mai's erfolgt die Schur. Dieſe Merinos haben auch das deutſche Schaf veredelt, und unſere Elektoralwolle wird ſo gut bezahlt, wie die Merinowolle. Die Zahl der Schafe in S. ſchätzt Bourgoing auf 13 Millionen, wovon 5 Millionen Merinos ſeyn ſollen, die einen jährlichen Wollertrag von 130,000 Centner geben ſollen, deren Werth auf 8,330,000 Thaler angeſchlagen wird. Durch die vielen Kriege und ungünſtigen Jahre, die Seuchen herbeigeführt, ſoll die Anzahl der ſpaniſchen Schafe auf 8 Millionen herabgeſunken ſeyn. Nach der Schafzucht iſt am bedeutendſten die Ziegenzucht. Milch und Käſe der Ziege ſind dem Spanier unentbehrlich. Die meiſten Ziegen unterhält Aragonien nebſt den Pyrenäen. Die Schweinezucht wird ſtark betrieben auf den Alpujarras, in Galicien, Aſturien, Aragonien, Eſtremadura, Granada. Zum Futter der in den Wäldern unterhaltenen Schweine dienen Kaſtanien und eßbare Eicheln; Würſte, Schinken und Borſten werden ſogar exportirt. Hühner und Kalekuten ſind nicht ſelten, Tauben aber, zumal in den Gegenden am Mittelmeere, in Unzahl vorhanden. — Die Fiſcherei befriedigt, ſo ſtark ſie auch betrieben wird, an den Küſten doch nicht das Bedürfniß. Im Ocean fängt man Sardinhas und Beſugen, im Mittelmeer, beſonders bei Almandrabas in Valencia, Anſchovis und Thunfiſche. — S.'s Bergwerke ſind überaus reich ſchon ſeit den älteſten Zeiten. Vor Allem ergiebig ſind die Bleigruben, mit deren möglicher Ausbeute man den Bedarf von ganz Europa befriedigen könnte. Die Gruben von Alpujarras liefern allein jährlich 150,000 Centner. In der Sierra Nevada findet man den Spatheiſenſtein in unermeßlicher Fülle, ſo wie auch ſehr reiche Kupferlager. Bei dem Allen iſt der Bergbau vernachlaſſigt, wenn gleich in neuerer Zeit im Norden die Eiſenhämmer, im Süden die Bleiſchmelzen ſich vermehrt haben. Noch vor 50 Jahren zählte S. 20 Gold-, 48 Silber-, 32 Kupfer-, 16 Eiſen-, 8 Blei-, 8 Zinn- und 3 Queckſilber-Bergwerke und eine Platingrube. Außerdem werden Alaun, Vitriol, Schwefel, Salpeter, Steinkohlen, Marmor, Alabaſter, Jaspis, Edelſteine, Bauſteine, Smergel, Ocher und Thon gegraben und benutzt. Werthvoller noch, als die Metalle, ſind die Salinen Spaniens. Man zählt gegen 1000 Salzquellen; in manchen kann das Salz durch die Sonne kryſtalliſirt werden, z. B. in den Lagunen von Mala, Torrevieja und Valencia.

Auf tiefer Stufe ſteht natürlich die Induſtrie und der Gewerbfleiß in einem Lande, wo von ungefähr 13—14 Millionen Menſchen nur 40,000 Gewerbe treiben, während 722,000 dem Adel angehören, 60,000 der Kirche dienen, gegen 150,000 Mönche und Nonnen vegetiren, und eine unzählbare Menge von Müßiggängern, Geſinde, Dienern ꝛc. herumläuft. Neben der Indolenz der Einwohner hat auch das Unglück innerer Kriege und Unruhen, der Verluſt der Kolonien, wo die Produkte des Kunſt- und Gewerbfleißes ihren Abſatz fanden, den Fabriken und Manufakturen in neuerer Zeit ſehr geſchadet. Die Fabrikate ſind zu theuer und halten auch in der Güte und Schönheit die Konkurrenz mit den engliſchen und franzöſiſchen nicht aus. In ganz S. bearbeiten 18,000 Stühle die Seide zu Taft, Bändern, Goldtüchern, Strümpfen u. ſ. w., 8000 Stühle ſind mit Sammtweben beſchäftigt. Die Seidenfabrikate liefern Katalonien, Valencia, Murcia, Talavera u. ſ. w. Die Wolle wird verarbeitet zu feinen und ordinären Tüchern in Tarraza, Manreſa, Ezcaray, in Olot, Barcelona, Alcoy, Albacete, Burgos u. ſ. w. Allein ſo trefflich dieſes Urprodukt des Landes iſt, ſo hält ſein Fabrikat die Vergleichung mit ausländiſcher Waare von gleichem Stoffe doch ſelten aus. Die Fabriken in Leinwand und Hanf decken bei Weitem nicht die Bedürfniſſe des Landes. In frühern Jahren ging von Galicien viel Leinwand nach Amerika. Leinwand überhaupt fabriciren Galicien, Katalonien, Valencia, Cuença und Eſtremadura; Wachstuch von großer Güte und Schönheit Barcelona; Damaſttiſchzeuch Coruña und Bayona in Galicien und Soria; Nankin Barcelona; Kattun und Strümpfe Madrid, Barcelona, Mataro, Reus und Olot, Alicante und Avila; Spitzen Almagro und Martorell; Segeltuch Coruña, Mataro, Bilbao, S. Sebaſtian, Santander und Carthagena. In Eſparto und Junko verfertigt man Stricke, Taue, Körbe, Matten,

Schuhe unb andere Geflechte. Auf die Baumwollenproduktion wird neuerlich in den Provinzen Valencia und Granada, beſonders in der Gegend von Motril, große Aufmerkſamkeit gerichtet. Auch hat man Cochenille einheimiſch gemacht, durch Anpflanzungen von Nopal, in der Gegend von Malaga, Cadix unb Murcia, und der Anbau des Zuckerrohrs iſt mit viel Glück in Valencia unb Granada verſucht worden. Was das Leber anbelangt, ſo war einſt der ſpaniſche Corduan berühmt, aber Corbova verlor mit ſeiner Blüthe auch den Fleiß in deſſen Bereitung. Uebrigens haben Valladolid, Sevilla, Granada, Malaga, Arees und Miguel-Turra noch bedeutende Weißgerbereien. Für die Fabrikation des Papiers, das ſo ziemlich zur Genüge vorhanden iſt, hat das Land 480 Mühlen. Das trefflichſte Papier liefern die Mühlen von Alcoy und Madrid. Valencia und Cuença liefern ſehr viel Schreib- und Druckpapier, Madrid gefärbtes. Die feinſten und dauerhafteſten Hüte liefert Badajoz; außerdem ſind noch bedeutenbe Hutfabriken in Barcelona, Malaga, Sevilla, Madrid, Coruña, Santander, Burgos, Igualada und Reus. Doch reicht auch dieſes Fabrikat für den Bedarf des Landes nicht hin. Spiegel liefert die Fabrik zu S. Ildefonſo, die lange Zeit in Europa wegen ihrer Güte und ihrer Schönheit berühmt waren; Töpfergeſchirr, Porzellan und Fayence Mantloa, Andujar, Alcora, Caceres, Villarotopedo u. ſ. w. Das treffliche Eiſen, das übrigens meiſt roh aus dem Lande geht, wird geſchmiedet in Biscaya, Guipuzcoa, Santander und Alava, Cuença und Avila. Es finden ſich viele Nagel- und Eiſenſchmieden, Küchengeſchirr-, Anker- und Gewehrfabriken im Lande, letztere beſonders in Eibar, Plaſencia, Monbragon, Alagon, Toledo, Utrillas in Aragonien, Guadix, Ripoll und Albacete, auch Schrot- und Stahlfabriken, und eine berühmte Klingenfabrik zu Toledo. Kupfer und Meſſing wird im Großen in Sevilla zur Kanonengießerei, in Madrid u. ſ. w. aber zur Glockengießerei benutzt. Madrib fabricirt treffliche Uhren, Goldſchmiedwaaren aber dieſelbe Stadt, Sevilla, Barcelona, Valencia, Cadix, ſchlechte chirurgiſche u. mathematiſche Inſtrumente Barcelona und Toledo. Tabak erzeugt die Fabrik zu Sevilla, die größte in der Welt, zur Genüge; Chokoladefabriken ſind in allen größern Städten. Die ſpaniſche Seife iſt berühmt, und die beſten Siedereien ſinb in Valencia, Katalonien, Eſtremadura, Segovia, Cuença und Toledo, und namentlich in ben Städten Ocaña, Ortigola unb Mataro. Katalonien liefert mehr als die Hälfte des Bedarfs an Branntwein; Cider bereiten die Basken, und Eſſig mehre Provinzen. Die Konditor- und Zuckerwaaren, Gefrornes u. ſ. w. ſind vortrefflich. Am meiſten fehlt es an Fabriken für die nothwendigſten Hausgeräthe, die faſt ſämmtlich vom Auslande bezogen werden und ſehr theuer ſind. Man ſchätzte vor etwa 20 Jahren den Geſammtwerth der Produkte des ſpaniſchen Gewerbfleißes auf 57 Millionen Piaſter.

So war der Zuſtand der phyſiſchen und techniſchen Kultur S.s vor etwa zwei Jahrzehnten. Seitdem haben in vielfacher Beziehung Fortſchritte zum Beſſern Statt gefunden. Wir geben nun eine Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der phyſiſchen und techniſchen Kultur dieſes Landes nach de la Sagra, mit Rückſicht auf die Betheiligung S.s an der londoner Welt-Induſtrie-Ausſtellung im Jahre 1851.

Selbſt in S., dem Lande der Romantik, des Cid und Don Quixote, der Contrebandiſtas und Arrieros, geſtaltet ſich die Induſtrie neuzeitlich mit Kohle und Dampf, wenn auch jetzt nur noch Anfänge von Entwickelung in dieſer Richtung zu bemerken ſind. S. hat reiche Schätze ober- und unterhalb der Erde, aus denen es mittelſt jener rieſenhaften Werkzeuge große Vortheile ziehen kann. S. iſt mit Rohſtoffen geſegnet. Sehr viele veranſchaulichende Proben waren auf der londoner Welt-Induſtrie-Ausſtellung zu ſehen, und doch ſoll man, wie Sachverſtändige verſichern, durch ſie nur eine ſchwache Idee von dem Reichthum erhalten, den S. in dieſer Beziehung aufzuweiſen hat. Weizen wird faſt in allen Provinzen gebaut; die bekannteſten Sorten ſind die von Sevilla; in Malaga gibt es eine Varietät unter dem Namen Chamorro und eine andere, welche d n Pals genannt wird. Der Weizen von Granada war ebenfalls auf der Ausſtellung vertreten; der von Murcia führt die Bezeichnung Racemoſa und Blanquillo; man ſah mehre dieſer Arten auf der Ausſtellung. Roggen, Gerſte unb Hirſe ſind auch in Bebauung. Drei Arten Reis kommen vor, der gewöhnliche, der rothe und der lange. Der Maisbau iſt ſehr ausgedehnt und bildet mit Reis ein Hauptnahrungsmittel des Volks. In Galicien werden große Laibe Brod unter dem Namen Brona daraus gebacken. Von dieſen ſpaniſchen Körnerfrüchten kamen viele zur Ausſtellung. Garbanzos, Kichererbſen (Cicer arietinum) werden überall in S. von Armen und Reichen gegeſſen. Sie ſinb der Hauptbeſtandtheil in der bekannten Olla potrida. In Kaſtilien und den andern mittäglichen Gegenden iſt die Frucht in großer Ausdehnung in Kultur. Kaſtanien ſind gleicher Weiſe ein Erzeugniß des Nordens und Südens, eßbare Eicheln, keineswegs von ſolcher Bitterkeit wie unſere deutſche Schweinemaſt, werden mehrfach unter andern in der Provinz Huelva in drei Varietäten geerntet; ſie ſinb ein tüchtiges Nahrungsmittel für Menſchen und Vieh. Die Algarroba oder das Johannisbrod dient als Viehfutter im Süden von S.; Bohnen aber unter verſchiedenen Namen, wie Indias, Habas, Frizoles, Aluvias u. ſ. w., werden überall kultivirt und ſinb eine beliebte Speiſe. Sie gedeihen in S. ſo gut, daß ſie ein bedeutender Ausfuhrartikel werden können. Die Chufas (Ciperus esculentus) von Valencia im Süden dienen zur Verfertigung eines kühlenden Getränks. Bataten (Batata edulis) baut man hauptſächlich an der Küſte zwiſchen Malaga und Almeria. Als trockene Früchte ſind von Wichtigkeit: Weintrauben, Feigen, Pflaumen unb Pfirſiche,

Digitized by Google

Oelfrüchte bilden einen beſondern Reichthum des Landes. Die Oliven ſind bekannt genug. Wallnüſſe wachſen überall; diejenigen, welche auf der Ausſtellung zu ſehen waren, kamen aus Cordova und Malaga. Mandeln ſind wenig reichlich, ſie gedeihen zwiſchen dem Mittelmeer und der kantabriſchen Küſte, ein Terrain von weiter Ausdehnung. Erbviſtaeien, Mani, Caeahuete (Arrachis hypogea) kultivirt man im Süden. Leinſaatproben lagen von Mureia vor. Leider war der Seſam nicht vertreten, welchen man mit Vortheil an einigen Orten in Anbau nimmt. An Faſerſtoffen producirt S. zunächſt Flachs. Fünf Provinzen haben Muſter davon geſchickt, die je nach Qualität oder mehr oder minder guter Hechelung nach unſerm Gelde zu 15—20 Thalern der Centner verkauft werden. S. könnte eine große Menge von Flachs liefern, wenn gute Frage darnach wäre. Hanf iſt nicht viel in Kultivirung gekommen; Baumwolle wird an der andaluſiſchen Küſte gebaut; ſie iſt die bekannte Motril. Dieſe Pflanze hat aber bei den veränderten Weltverhältniſſen keine Zukunft, und die eingeſendeten Proben von Sevilla können nur als Kurioſität betrachtet werden. Pita oder die Faſern der Agave americana, nicht der Aloe, gewinnt man in Mureia. Dieſe Pflanze wächſt reichlich an der Südküſte S.s und könnte die Grundlage einer wichtigen Erzeugung werden; der gegenwärtige Preis iſt etwa 13 Thaler der Centner. Die Faſer wird zu Seilen und groben Flechtarbeiten verwendet. Man iſt in der Verarbeitung derſelben in S. ſehr zurück; die Erzeugniſſe daraus haben ein dauerhaftes Anſehen. Das Espartogras (Stengel der Machroclos tenacissima), welche in großer Menge auf dürrem Boden wächſt, dient als Material für Matten, Fußdecken, Sandalen, Stricke. In unſern deutſchen Seeſtädten ſieht man mehrfach ſolche Artikel. Die Proben dieſes Graſes in der Ausſtellung waren aus drei verſchiedenen Provinzen. Im vorigen Jahrhundert beſtand ein Verbot der Ausfuhr dieſes Graſes. S. hat auch mehre Faſerpflanzen aus ſeinen überſeeiſchen Ländern ausgeſtellt. So bemerkte man mehre Sorten von Pita aus Guatemala und Columbia, welche mit Vortheil auf Cuba angebaut werden können. Sie ſind bekannt unter den ſpaniſchen Namen Cabulla, Cocaizza. Mehre Arten Bromelien und Fourcroyaeen geben ebenfalls treffliche Faſern, und ſämmtliche Palmen können zu dieſem Zwecke benutzt werden. In der ſpaniſchen Ausſtellung waren ebenfalls Faſern des Paritium elatum, des Hibiscus Canabirus und die eigenthümlichen Baſte des Lagetta lentearia oder des Spitzenholzes von Cuba zu ſehen. Puerto Rico hat Bananenfaſern geſchickt. Die Banane könnte ſehr gut im Süden angepflanzt werden, ihre Faſern ſind ſehr ſchön und wenn ſie zu einem werthſetzenden Preiſe geliefert werden könnten, würden ſich gute Geſchäfte damit machen laſſen. Aus den Philippinen waren ſehr zarte Faſern unter den Bezeichnungen Piña, Juſſi und Bejuco vorhanden, welche man dort zur Verfertigung ſchöner Zeuche verwendet. Ohne Zweifel ſind dieſe Faſern Fäden von Seemuſcheln, welche auch in Italien zum Verweben gebraucht werden, und die dort Pins marina genannt werden. Von Farbenpflanzen mehrer Arten kann S. ſehr billige Waare liefern, nur iſt der Handel damit noch nicht ausgebildet. Krappproben ſah man aus ſieben verſchiedenen Gegenden. Man verkauft den Krapp in der Wurzel, als Pulver und Extrakt. Die friſche Wurzel wird in Murcia zu etwa 3 Thalern der Centner verkauft; die rothen Flanelle (Bayetas) werden damit gefärbt. Die kanariſchen Inſeln erzeugen auch Krapp, und ein Extrakt davon wird unter dem Namen Karmin verkauft. Wau (Gualda) kommt jetzt wenig mehr vor. Dagegen findet man die Färberochſenzunge (Anchusa tinctoria) an den Küſten des Littorale zu etwa 2½ Thalern den Centner. Safran, der ſtark zum Würzen und Färben der Speiſen in S. verbraucht wird, wächſt in den heißen und Centralprovinzen S.s. Paſtel (Waid), Extrakt der Isatis tinctoria, wird in der Provinz Saragoſſa kultivirt, doch iſt dieſe Färbepflanze durch den Indigo verdrängt; aber auch mit deſſen Anbau ſind nicht unglücklich ausgefallene Verſuche in Sevilla gemacht worden. Ueber die Fülle der Droguen gehen wir als uns zu weit führend hinweg. Spaniſche Korkpfropfen bilden einen bekannten Ausfuhrartikel (ſ. unten), Harze und Gummi ſind dagegen von keiner Bedeutung. Die Zuckerfabrikation aus Rohr macht große Fortſchritte an der Küſte von Andaluſien. Man hat die neueſten Apparate und Maſchinen zur Gewinnung und Verarbeitung des Saftes eingeführt und erzeugt einen trefflichen weißen Zucker. Nur eine Fabrik, die von Torre del Mar, welche im J. 1846 errichtet wurde, hat ausgeſtellt, und zwar Raffinade zu etwa 17 Thaler den Centner. Die Gegenden, welche ſich für den Bau des Zuckerrohrs eignen, könnten, gehörig benutzt, eine jährliche Ernte von 500,000 Centner gewähren. Das Zuckerrohr wächſt vortrefflich, und die Kultur läßt nichts zu wünſchen übrig. Man pflanzt das kreoliſche Rohr und das von Otahaiti. Spaniſches Olivenöl iſt zu bekannt, als daß wir uns lange dabei aufzuhalten brauchten. Es waren Proben davon auf der Ausſtellung von Cordova, Sevilla, Malaga und Valencia. Die techniſchen Verfahrungsweiſen bei der Oelgewinnung ſind in den letzten Jahren ſehr verbeſſert worden. Das meiſte Oel wird in S. ſelbſt verbraucht, und nur wenig kommt zur Ausfuhr; dieſe könnte aber höchſt bedeutend werden, wenn die Straßen nicht ſo ſchlecht wären. S. iſt das Mutterland der berühmten ſächſ. Wolle, die dieſen Namen behalten hat, trotzdem, daß man jetzt in andern Theilen Deutſchlands nicht allein eben ſo ſchöne Wolle erzeugt, ſondern ſogar noch feinere, z. B. in Schleſien. Die ſpaniſche Schafzucht, früher ſo berühmt, dann zurückgehend, fängt jetzt wieder an, einen neuzeitlichen Aufſchwung zu nehmen. Neben den Verbeſſerungen, welche in der Kreuzung und Behandlung der Schafe von Privaten vorgenommen werden, iſt die Beſeitigung der alten Privilegien von Seiten der Geſetzgebung zu bemerken, welche ſeither den land-

Digitized by Google

wirthſchaftlichen Fortſchritt aufhielten und die Racen verſchlechterten. Die Geſetze der Meſta ſind aufgehoben, ſo wie die finanziellen Beſtimmungen behufs der Einfuhr fremder Racen, welche die ſpaniſchen Schafzüchter für die Kreuzung nöthig haben. Die ſpaniſchen Wollproben auf der Ausſtellung waren nicht zahlreich. Auch fehlte Ziegenwolle und tübetaniſcher Ziegenflaum, der hie und da gewonnen wird. Ziegenfelle kommen von Valladolid und Barcelona, ſo auch Schuhleder. Sehr beliebt ſind die Leder von Galicien, die Maroquins von Katalonien, die Ziegenfelle von Saragoſſa. Die Seidenkultur iſt im Aufblühen, die aufgeſtellten Muſter ſind vielverſprechend. Weiße Grezen ſtanden etwa mit 7 Thaler, gelbe mit 6½ Thlr. das Pfd. notirt, beſte Waare. Aus Murcia waren Proben von Seide vorhanden, die nach alter arabiſcher Methode abgehaspelt ward, und ſie wird das Pfd. mit 3 Thlr. bis 4½ Thlr. verkauft. Ja, man hat ſogar eine Sorte zu 2 Thlr. das Pfd. bemerkt, die allerdings einige Mängel hatte. Die kanariſchen Inſeln erzeugen ebenfalls Seide. Die Anpflanzung des Nopal für Cochenille iſt in den letzten Jahren in S. vorgeſchritten. Die Ausſtellung hat Proben aus Valencia zu etwa 1 Thlr. das Pfd.; man hat aber auch Sorten von faſt dreifachem Werth. Auch Kermes kommt noch vor. Honig (Azahar) von Sevilla und Cordova, welchen die Bienen aus dem ſüßen Saft der Orangeblüthen bereiten, koſtet von 8—20 Thlr. der Centner. Der Honig von Huelva iſt der Hauptreichthum dieſer Gegend und hat einen Preis von 8—20 Thlr. der Centner. 8000 Pfd. Wachs werden dort gewonnen. Wir ſind jetzt bei den Manufakturwaaren angelangt und verweilen einige Augenblicke bei denſelben, obgleich man auf der Ausſtellung keine Proben geſehen hat, welche auch nur eine ſchwache Vorſtellung von dem Standpunkte geben, den S. jetzt in der Manufakturinduſtrie einnimmt. Spinnerei und Weberei waren gar nicht vertreten, und es war zu verwundern, daß von Wollenwaaren, von Tuchen, in welchen S. ſo naturwüchſig groß war, nur einige Pröbchen auslagen; auch Seidenſtoffe ſah man wenig, ſo daß man glauben mußte, Spinnerei und Weberei in was immer für einem Material ſey eine ſporadiſche Treibhauspflanze in S., während es doch eine eingewurzelte und neuzeitlich fortgebildete Landesinduſtrie iſt. Um nur einige Begriffe von der Ausdehnung unter Anderm der Baumwollenmanufaktur zu geben, ſagt de la Sagra, will ich anführen, daß allein in Katalonien dieſelbe ein Anlagekapital von 83 Mill. Franken und ein Betriebskapital von 7 Mill. Fr. beſchäftigt; 29 Mill. Fr. werden jährlich an Arbeitslohn gezahlt. Es gehen 93 Dampfmaſchinen mit 4000 Pferdekräften. 60,000 Arbeiter ſind in Thätigkeit, 800,000 Spindeln und 40,000 Stühle in Bewegung, welche 23 Mill. Kilgr. Steinkohlen, 15 Mill. Kilgr. Rohbaumwolle konſumiren und 16 Mill. Kilgr. Geſpinnſte, 110 Mill. Meter Stoffe, 16 Mill. Meter gedruckte Zeuche produciren. Und kein Stück ſah man von allem dieſen auf der londoner Ausſtellung! Der Spanier iſt zu ſtolz, um ſich kritiſiren zu laſſen. Es fehlten Tuche, Shawls, Strümpfe, Leinwand, wovon 2,500,000 Meter erzeugt werden, darunter allein 250,000 Meter Damaſte. Es fehlte die Papierfabrikation, welche 16,000 Menſchen beſchäftigt. Aber nicht nur Katalonien war unbetheiligt, auch die andern Gegenden haben es verſäumt, zu erſcheinen, unter andern Madrid. Doch ganz unbeachtet wollen wir die ausgeſtellten Manufakturen S.s nicht laſſen. Die Fabrikation von Schmiedeeiſen iſt uralt in S. nach alter Methode, nach neuerer aber ſehr neu, ſie datirt ſeit 1832. In S. beſtehen jetzt 60 Eiſenwerke, Gießereien und Maſchinenfabriken, und dieſe Zahl vermehrt ſich fortwährend. Waffen waren da von dem berühmten Toledo. In Segeltuch und Tauwerk beſtand die ganze Vertretung der Leineninduſtrie. Ausgeblieben ſind die Bezirke von Guipuzcoa, Bilbao, Tarragona, Barcelona, Madrid, Valencia, Sevilla, Malaga, Majorka. Die große Flachsſpinnerei und Weberei, welche vor kaum vier Jahren in Malaga mit den beſten Maſchinen eingerichtet wurde und die 1500 Arbeiter beſchäftigt, hat es verſchmäht, ſich zu zeigen; ſie webt allein 4 Mill. Meter glatte Leinwand, außer der gemuſterten. Die zahlreiche, über ganz S. verbreitete Wollenmanufaktur, in der noch viel Hausinduſtrie Statt findet, die Fabrikation der gelben und rothen Bajetas war in keiner Beziehung nur irgendwie vertreten, kaum hat Segovia einige gewöhnliche Qualitäten an Tuch geſchickt. Seide war etwas da aus der berühmten Fabrik von Talavera. Auch von Bändern erhielt man kaum eine Idee, und doch werden deren ſo viele in S. gemacht. Seidenſtickereien und Spitzen hat Barcelona geſchickt. Trefflich waren die vorgelegten Roben, Mantillen, Schleier und Eſcharpen. Margarit in Barcelona beſchäftigt allein 1550 Arbeiterinnen und macht Geſchäfte nach England, ſogar nach Frankreich. Papierfabriken findet man nach neueſtem Syſteme in Alcoy, Burgos, Villarluengo, Rascafria, Saragoſſa, Gargeles, Catllar, Bordeta, Toloſa, Villagordo, Gerona ꝛc., und doch war nicht eine einzige Probe davon auf der Ausſtellung. Handpapier zählen wir nicht, obgleich allein in Katalonien 16,000 Menſchen damit beſchäftigt und 700,000 R[illegible] jährlich erzeugt werden. Buntpapier- und Tapetenfabriken ſind in Vittoria, Pampelun[illegible] Barcelona, Corogne, Madrid, Bleez-Malaga und decken vollkommen den Bedarf S.s in dieſem Artikel. Die Seifen- und Kerzenfabrikation ſteht ganz auf dem neueſten Standpunkte. Die Erzeugung von Citroneneſſenz u. Citronenſäure ſind zwei wichtige Gewerbsbranchen. Chemiſche Fabriken gibt es allein 6 in Barcelona. Die Cigarren von Havanna ſind berühmt genug. Die herrlichſten Tabake von Cuba kommen aus einer nicht ſehr ausgedehnten Gegend an der weſtlichen Küſte der Inſel, w[illegible] Vuelta de Abajo heißt; der für dieſe K[illegible] paſſende Boden, welcher ſich in Flußniederungen findet, iſt aber ſo durchweg vorhanden, daß hier und an andern Orten der Inſel Tabak [illegible] die ganze Welt gebaut werden könnte; v[illegible] wirthſchaftliche Hinderniſſe ſtellen ſich jedo[illegible]

Verwirklichung dieſer Erzeugung entgegen. Von Manila war ebenfalls Tabak ausgeſtellt. — S. beſitzt die reichſten Queckſilberminen in der Welt, und die einzige Büchſe, welche auf der Ausſtellung in London mit ſpaniſchem Queckſilber gefüllt zu ſehen war, ſchien, wie Ramon de la Sagra ſich ausdrückt, von der Hand eines ſchülernden Liebhabers gemacht, ſo daß ſie kaum einen annähernden Begriff von den bewunderungswürdigen Stollenſtrecken zu Almaden gibt. Auch das Blei, von welchem S. die Fülle beſitzt, ſo daß deſſen Konkurrenz, namentlich im Mittelmeer, die Betheiligung der öſterreichiſchen Werke zu Bleiberg in Kärnthen ganz aus dem Felde geſchlagen hat, war nicht gehörig vertreten. S. beſitzt große Steinkohlenablagerungen an ſehr vielen Orten. Die Gruben in Aſturien und in Leon ſind die bedeutendſten. Die Kohlen von Siero und Langreo werden exportirt, die von Mieres und Lena verbraucht man im Lande ſelbſt zum Behufe der Eiſen- und Stahlfabrikation. Der Steinkohlenreichthum S.s, z. B. auch in Sevilla, Granada und an der Küſte des Mittelmeers, hat bereits die Aufmerkſamkeit von Geldleuten auf ſich gezogen und wird an mehren Orten von Kompagnien betrieben. Von der Kohle von Santarem, Provinz Palencia, wird die beſte Sorte 100 Pfund nach unſerm Gelde zu 3½, die weniger gute zu 2 Silbergroſchen verkauft. Schwefel findet man im natürlichen erdigen und kryſtalliſirten Zuſtande in S. In Loria werden die 100 Pfd. mit 2 Thlr. verkauft. Eben dort iſt auch Asphalt zu finden. An Salz iſt S. ungemein reich; freilich hat die Gewinnung der natürlichen Salſola-Soda und anderer Sorten in der Nähe des Littorale und der kanariſchen Inſeln, woraus man die Soda erzeugt, durch Einführung der künſtlichen Soda einen großen Schlag erhalten, inzwiſchen wird jenes natürliche Fabrikat immer noch verwendet, trotz der Mißſtande bei ſeiner Verwendung zur Verſeifung von Oelen. Natürliche Soda aber findet ſich auf der Inſel Teneriffa in einer beinahe horizontalen Ablagerung am Fuße des Piks oder des Vulkans von Teide. Glauberite, ſchwefelſaures Natron (Glauberſalz), kommt in der Provinz Burgos in ungemein großer Menge vor. Es liegt auf Thonſchichten und ſchwefelſaurem Kalk (Gyps) auf, am Fluſſe Tiron, der in den Ebro fließt. Man löſt dieſes Mineral in Waſſer auf, welches man dann verdunſten läßt, um das Glauberſalz kryſtalliſirt zu erhalten, das zu 26 Silbergroſchen, kalcinirt zu 62 Silbergroſchen einſteht. Die Kochſalzproben, die ſich auf der Ausſtellung befanden, kamen aus den Provinzen von Almeria und den Salinen von Añana, Provinz Alava; berühmte Steinſalzgruben ſind auch in Cordova. Gehen wir auf die Metalle über, ſo ſah man allerdings manche ſchöne Proben ausgeſtellt, aber lange nicht im Verhältniß zu der wichtigen Erzeugung. Welches Land könnte inzwiſchen dies auch in Bezug auf ſeine Vertretung in London nicht auch ſagen? Selbſt die Engländer wunderten ſich höchlich, daß ſo gar Weniges aus England ſelbſt da war und bei Weitem nicht genug, um den wirklichen Charakter und die Bedeutung der beziehentlichen Leiſtungen zu veranſchaulichen. Inzwiſchen das, was da war, genügte vollkommen als Adreßkarte für die Induſtrie, welche ſich vorſtellt. Wie die größte Zahl der Länder, ſo hat auch S. große Eiſenerzlager verſchiedener Sorten. Das Eiſen im erzigen Zuſtande iſt überall verbreitet, es handelt ſich nur darum, es mit ſeiner Gemahlin, der ſchönen Kohle, zuſammen zu bringen. Dieſe iſt aber oft ſpröde und verſteckt ſich. S. hat ſehr wenig Holz, in Leon und Aſturien inzwiſchen häufiger, als ſonſt wo. Dort fehlt es auch nicht an Zuſchlägen, feuerfeſten Erden und Waſſerkräften. Nach und nach wird die moderne Art der Eiſenerzeugung auch in S. Platz greifen, da man zu der Einſicht kommen wird, daß es mindeſtens unſchicklich für einen ganzen Staat iſt, ſich das Eiſen außer Landes erzeugen zu laſſen, den Stoff, woraus das Schwert und der Pflug gemacht wird. In nicht geringem Maßſtabe iſt noch immer die ſogenannte kataloniſche Friſcharbeit im Gange, wodurch unmittelbar aus den Erzen Schmiedeeiſen erzeugt wird. Das reichliche Vorkommen des Bleies in S. haben wir bereits erwähnt. Der Bleiglanz von Almeria, die berühmten Sierras von Gador und von Almagrera enthalten beinahe alle Silber. Es gibt Bleiglanz, welcher oft ein Pfd. Silber auf 100 Pfd. Blei führt. Das große Stück, welches in der Ausſtellung auflag, aus einem reichen Erzgange in Jaroſo in der Sierra d'Almagrera, gibt im Mittel 13 Unzen Silber auf 100 Pfd., 43 Proc. Blei aus. Andaluſien iſt reich an Bleierzen. Mit Eiſen vermiſcht kommt es in Malaga vor, mit Eiſenoxydhydrat in Mijar. Die Erze von der Sierra de Reija geben 40 Proc. Blei. Inzwiſchen alle Erzlagerſtätten in S. für Blei angeben zu wollen, würde uns hier zu weit führen. Wir bemerken nur noch, daß eine hübſche Reihe ſolcher Erze auslag, deren Betrachtung einen Hüttenmann gewiß höchlich intereſſiren würde; aber Bleiprodukte haben nur drei Werke geſchickt, die Hütten von Adra, Almeria und Carthagena. Auf einigen Werken iſt das Verfahren von Pattinſon in Anwendung. Man zieht dadurch Blei ab, welches nur 1 Loth Silber auf 20 Centner enthält. Das in den Töpfen zurückbleibende Silberblei aber enthält 154 Unzen auf 20 Centner Blei. Eine neue Silbermine zu Iliunde lanucina in der Provinz Guadalaxara hat Muſter von grauem Silber ausgeſtellt, aber es wurden keine Notizen dabei gegeben. Die Mine ſteht in großem Ruf, und die erſten Theilhaber davon haben großen Gewinn gemacht. Kupfer kommt von Riotinto, Provinz Huelva, und von Caſtillo de las Guardas, Provinz Sevilla. Dieſes wird zu Blechen, Keſſelböden verwendet, jenes hauptſächlich gemünzt. Zinn wird gewonnen an drei Orten in den Gebirgen von Avion, Provinz Lugo, und in den von Orenſe, beide in Galicien. Der dritte Fundort iſt zu Carrascal, Provinz Zamora. Neben Antimon beutet man auch Nickel aus. Die aufliegenden Proben davon waren

Schwefel- und Chlorverbindungen-Oxyde. Man verkauft das Erz in dieſem Zuſtande. Neuerdings hat man einen Bau auf Nickelerz in den Gebirgen von Caſallaboneba in Angriff genommen und verkauft daſſelbe mit 90 Fr. pr. 100 Pfd. in Malaga. Man ſpricht von Lieferungsverträgen dieſes Erzes zu 1000 Ctnr. pr. Jahr. Kobalt findet ſich, aber es wird jetzt nicht darauf gebaut; auch davon waren keine Proben auf der Ausſtellung. Ueber Queckſilber haben wir ſchon eine Notiz gegeben. Nachdem S. das Gold nicht mehr ohne große Arbeit aus der neuen Welt bezieht, ſieht es daheim nach, wird fleißig und fängt an, Gold zu graben und zu waſchen. An nützlichen Steinarten iſt S. ungemein reich. Da gibt es Marmor, Serpentinſtein, Alabaſter, Puzzolane, Porzellanerde, hydraulische Kalke, ſchöne plaſtiſche, feuerfeſte und Pfeifenthonarten u. ſ. w. Der Marmor iſt aber noch theuer, der Fortſchaffungskoſten wegen. Ein trefflicher düngerreicher phosphorſaurer Kalk, der Phosphorite von Logrozan, ſchlummert noch in der Erde. Sein Erwachen wird höchſt vortheilhaft für S.s Bodenkultur ſeyn. Die Probe von Porzellanerde aus Mijar, Provinz Almeria, und aus Leon verdienen Aufmerkſamkeit. Eine Porzellanfabrik in Sargadelos verarbeitet galiciſche Erden; feuerfeſte Steine werden bei Madrid gemacht.

Handel. Kein Land könnte nach ſeinem Produktenreichthum einen ergiebigern Binnenhandel haben, als S. Aber die Regierung, Unglücksfälle der neueren Zeit und die Apathie der Nation ſelbſt laſſen denſelben nicht zur Blüthe kommen, wennſchon derſelbe die ergiebigſte Quelle eines gleichmäßig zu vertheilenden Nationalreichthums wäre. Obgleich S. aus Amerika, ſeit deſſen Entdeckung, ſchon 10,000 Millionen Gulden bezogen haben ſoll, ſind doch höchſtens nur 80 bis 100 Millionen in Cirkulation, und das Land iſt mit Papiergeld (Vales-Reales) überſchwemmt, und niedrig ſteht der Kredit der Regierung. Die Verbindungswege zwiſchen den Provinzen ſind ſchlecht und durch Guerillas und Räuberbanden gefährdet. Eben ſo beſtellt iſt es mit den Kanälen. Den Gebrauch der Straßen und Kanäle erſchwert noch die ſchlechte Beſchaffenheit der Wirthshäuſer. Die guten, Fondas genannt, meiſt nur von Franzoſen, Italienern und Schweizern gehalten, ſind ſelten und ſehr theuer; die Poſadas und Ventas aber, wie man ſie in Aragonien, Galicien, Leon, Eſtremadura, in Alt-Kaſtilien, Jaen, Cordova und Murcia antrifft, ſind ſchmutzige, ekelhafte und elende Kneipen. — Seine natürliche Lage beſtimmt S. zum ausgebreitetſten Tranſitohandel zwiſchen dem Mittelmeere und dem atlantiſchen. Cadix und einige Städte an der Küſte ſind die einzigen Stapelplätze dieſes Handels. Die Geſchäfte nach außen ſind durch den Verluſt von Amerika ſehr geſtört. Der größte Theil des Handels mit fremden Welttheilen iſt jetzt in den Händen der Briten u. Franzoſen, die Spanier beſorgen auf ihren Plätzen mehr bloß die Faktorei derſelben. Der Handel mit Portugal und Frankreich iſt in völlige Schmuggelei ausgeartet, weil Zölle und Auflagen denſelben zu ſehr belaſten. Bei dem Allen iſt jedoch nicht zu leugnen, daß die Küſtenſchifffahrt vom Kap Creus bis Cadix am Mittelmeere und von San Sebaſtian bis zum Kap Finiſtère am atlantiſchen Meere ſehr lebhaft u. relativ ſogar bedeutender, als die franzöſiſche iſt, da bei der bedeutenden Küſtenſtrecke S.s und wegen der Unſicherheit der Straßen im innern Lande die Küſtenſchifffahrt den Kaufleuten große Erleichterung und mehr Sicherheit gibt. Im ausländiſchen Seehandel kommt S. am meiſten in Verkehr mit England, Frankreich, Portugal, Italien und Hamburg. Die Haupt-Ausfuhr-Artikel nach europäiſchen Ländern ſind: Wein, Branntwein, Oel, Wolle (die feine wird in Segovia und Leon geſammelt und verkauft), doch nicht mehr in dem Umfang, wie früher; Seide, Salz, Eiſen, Kupfer, Steinkohlen, Queckſilber, Soda, Salpeter, Reis, Zucker, Südfrüchte aller Art, Kaſtanien und Haſelnüſſe, Kork, Gerberrinde, Seife, Sardellen, Merinoſchafe, andaluſiſche Pferde. Nach den wenigen noch übrigen Kolonien führen die Spanier auch fremde Induſtriezweige aus, namentlich Leinwand, Wollen- u. Seidenzeuche, Spiegel, Quincaillerie- und andere Waaren. — Die bedeutendſten Handelsplätze im Innern ſind: Madrid, Burgos, Saragoſſa, Valladolid, Badajoz, Cordova, Xeres de la Frontera, Granada, Albacete und Olot. Am mittelländiſchen Meere ſind die vornehmſten Seeplätze: Malaga, Carthagena, welche beide beſonders Weine, getrocknete Früchte, Mandeln, Gerberſumach, Sardellen, Olivenöl ausführen; Almeria, Alicante, das mit getrockneten Früchten, Seide, Wolle, Soda, Weinen, kaſtiliſcher Seife, Oliven, Safran, einer Art Cochenille und Salz Geſchäfte macht; Valencia, welches Seide, Soda, grobe Wolle, getrocknete Früchte, Weine und Branntweine exportirt; am atlantiſchen Ocean: Cadix, das einen Export von mehr als 250 Millionen Realen und einen Import von ungefähr 500 Mill. Realen hat; Sevilla, das einen bedeutenden Handel in Oel und Orangen führt; Vigo, la Coruña, Ferrol, Gijon, Santander, Bilbao und San Sebaſtian. Tabak, Branntwein, Blei, Pulver und Salpeter ſind königliche Monopole. Die Einfuhr beſteht in Kolonialwaaren aller Art, Getreide, getrockneten und geſalzenen Fiſchen, in feinen u. ordinären Wollentüchern, in Leinwand, Spitzen, Baumwollen- und Seidenzeuchen, Quincaillerie-, Bijouterie-, Modewaaren, Flachs, Hanf, Geflügel, eingeſalzenem Fleiſch, Butter, Käſe, Bauholz, Eiſen, Zinn, Kupfer, Geräthe von dieſen Metallen, vielen Holzarbeiten, Glasartikeln, Schweinen und Maulthieren. Es gibt in Spanien mehre Handelsgeſellſchaften, z. B. die philippiniſche, deren Ausfuhrartikel vom Zoll ganz frei, die Einfuhr aber nur mit geringem Zoll belegt wird. In Madrid beſteht die St. Ferdinandsbank, die auf ein Kapital von 60 Millionen Realen, in 20,000 Aktien, fundirt iſt, jedoch weniger Kredit findet, als die Geſellſchaftskaſſe der Gremios (reicher Kaufleute). Das baare

Digitized by Google

cirkulirende Geld in S. ſchlägt man auf 450 bis 500 Millionen Franken an.

Der Korkhandel und die Pfropfenfabrikation in S. Der vorzüglichſte Kork in Europa wird in S. gewonnen; insbeſondere ſteht ihm der in Südfrankreich vorhandene Kork an Dichtigkeit und Elaſticität nach. In S. beſtehen bedeutende Korkwälder, und zwar in Andaluſien und in Katalonien; die leztern ſind die umfangreichſten und befinden ſich mit geringen Ausnahmen in einem vortrefflichen Beſtande. Sie ſteigen von den Pyrenäen, in der Nähe von la Junquira, ſüdweſtlich hinab u. nehmen über Gerona und Figueras hinaus einen großen Theil der frühern Provinz Gerona bis an die Klippenküſten des mittelländiſchen Meeres ein. Der ziemlich waſſerreiche Tee und der Oñan, ſo wie die durch die dicht bewaldeten Gebirgsſenkungen geſchützten reichlichen Waſſeradern gewähren dem Boden und den Eichen hinreichende Nahrung und Kraft und wirken dadurch weſentlich auf die Beſchaffenheit der Baumrinde. Je nach dem Alter der Eiche und nach der Kraft des Bodens bildet ſich die Korkrinde in dem Zeitraume von 8—12, ja auf ganz nacktem Felſen erſt nach 14 Jahren in ihrer, durch Boden und klimatiſche Verhältniſſe bedingten natürlichen Form und Reife aus. In den Monaten Juli und Auguſt berſtet dann die Rinde bis zur Höhe von 20—25 Fuß, den Stamm hinauf, von der Wurzel ab gerechnet. Man darf die Ablöſung des Korkes nicht übereilen, um die darunter befindliche feine Haut, welche den Stamm umgibt und die neue Rinde bildet, nicht zu verletzen, was dem Wachsthume des Baumes Schaden thut und leztern leicht eingehen läßt. Beim Abnehmen des Korkes folgt man dem Riſſe, den die Natur gebildet. Die Borke wird in Tafeln zerlegt, die obere unebene und unbrauchbare Fläche abgeſchnitten, nothdürftig geglättet (wodurch etwa 20% verloren gehen) und die Platten verpackt, nach dem Gewichte verkauft und in die Fabriken befördert. Der Stamm des ſeiner Rinde beraubten Eichbaumes erſcheint glänzend roth, in der Farbe des gebrannten Ockers. Die Korkwälder in S. ſind nicht Eigenthum der Regierung; ſie gehören Privaten oder Gemeinden, und von irgend einer Beaufſichtigung oder forſtwirthſchaftlichen Kontrole der Regierung iſt nicht die Rede. Die Benutzungsart bleibt dem Spekulationsgeiſte oder dem Eigennutze der Beſitzer überlaſſen, denen die Regierung die Beſchränkung auferlegt hat, den Kork nicht unverarbeitet auszuführen, damit die Pfropfenfabrikation dem Lande zu Gute komme. Die Ausfuhr des verarbeiteten Korkes unterliegt keinerlei Beſteuerung, wogegen eine ſteuerfreie Einführung geſchnittener Korke nicht Staat finden darf. Jenes Verbot der Ausfuhr von Korkplatten beſchränkt ſich auf die Provinz Gerona. Die Ausdehnung auf Andaluſien erſchien überflüſſig, weil die dortige Qualität des Korkes derjenigen von Katalonien ſo ſehr nachſteht, daß ſie ſich zu den beſſern, kleinern und ſchmalern Pfropfen gar nicht eignet, und die Nachfrage vom Auslande ſehr gering iſt; während Katalonien nicht allein den Bedarf von faſt ganz Europa, Frankreich mit eingeſchloſſen, ſondern auch von Nord- und Süd-Amerika und Indien allein beſorgt. Die Fabrikation iſt zu einer großen Vollkommenheit gediehen und beſchäftigt eine Menge von Händen. Die Pfropfen werden nur aus freier Hand geſchnitten; die feineren aus der beſten Gattung Kork zweimal. Dies heißt im techniſchen Ausdrucke: „überarbeiten“ oder „drehen“, jedoch geſchieht auch dieſer Prozeß nicht auf einer Drehbank, ſondern aus freier Hand, indem der Kork mit beiden Händen gegen die ſcharfe Schneide eines dicken, 8 Zoll langen und 4 Zoll breiten Eiſens, welches der Arbeiter mit der Bruſt an den Tiſch, an welchem er ſitzt, ſtemmt — in drehender Bewegung gedrückt wird, wodurch er ſich förmlich abſchält und eine ſchmalere Form und gleichförmigere Oberfläche erhält. Die hiermit beſchäftigten Arbeiter beſitzen eine ungemeine Geſchicklichkeit. Die abgedrehten Pfropfen ſind ſo gleichmäßig wie gedrechſelt und ſo glatt, als ob ſie mit Bimsſtein abgerieben wären. Fleißige und geſchickte Korkſchneider verdienen bis zu 30 Francs die Woche. Die Champignon- oder Champagner-Pfropfen werden aus den in S. geſchnittenen Korken der größern und beſſern Gattung in Frankreich gearbeitet. Die bedeutenden Korkabfälle werden verbrannt. Die Pfropfen-Fabrikation in Katalonien ernährt viele Familien. Hauptſächlich ſind es die Ortſchaften: la Junquira, Agrellana, Darnius, Cantallops, Maſſanet de Cabreus, Bisbal, Caſſada de Ferres, Colchone, Palamos, Palafrugell und St. Felies de Guiroll, welche faſt nur hiervon leben, und wo zugleich am tüchtigſten gearbeitet wird. Der Handel ſelbſt befindet ſich mit geringen Ausnahmen in den Händen von Kaufleuten, welche Eigenthümer oder Nutznießer von Waldparcellen ſind, oder den Kork an Ort und Stelle einkaufen und in eigenen Werkſtätten verarbeiten laſſen. Dies hindert aber nicht, daß ſie die von einzelnen, auf eigene Rechnung arbeitenden Korkſchneidern verfertigten Pfropfen aufkaufen und theilweiſe überarbeiten laſſen, um den größern Aufträgen in möglichſt kurzer Zeit entſprechen zu können. Die Ausfuhr beſchränkt ſich faſt ausſchließlich auf die Häfen von Palamos und St. Felies de Guiroll. Auch Roſas verſchifft einzelne Sendungen nach Marſeille. Unter dem Scheine der Pfropfenfabrikation werden in den Hafenſtädten auch Korktafeln eingekauft und unverarbeitet hinausgeſchmuggelt; allein damit wird entweder mit Vorſicht und Gefahr vorgeſchritten, um den Kork heimlich auszuführen, oder mit nicht wohlfeiler Beſtechung der Beamten, um es ſicher u. offen thun zu können. Eine beſondere Eigenthümlichkeit des Pfropfenhandels iſt es, daß es dabei faſt ausſchließlich auf die Rechtlichkeit des Fabrikanten ankommt, da ſich der Beſteller ganz der Diskretion des Verkäufers überlaſſen muß. Mit Ausſchluß der feinſten u. theuerſten Qualität iſt es unmöglich, bei der Ausführung einer Beſtellung nach Probe nachzuweiſen, ob und wie weit dieſelbe mehr oder weniger den vom Käufer gehegten Erwartungen hätte entſprechen müſſen. Es wird alſo die Beſtellung nach dem

Digitized by Google

Maße der äußern Länge und des Durchſchnitts gemacht und dann beſtimmt, welchen Preis man für das Tauſend zahlen will. Dieſe Preiſe variiren bei Pfropfen von der gleichen Größe um Tauſende von Procenten. So ſieht man Korke das Tauſend zu 13 Sous und dieſelbe Form bis zu 20 Francs das Tauſend, ohne daß man die den Uebergang zu den einzelnen, hinter einander folgenden vielen Stufen bildenden Merkmale herausfinden könnte. Die ſämmtlichen Beſtellungen aus England behandeln die theuerſten und beſten Pfropfen; die meiſten Beſtellungen aus Preußen begehren die wohlfeilſten und ſchlechteſten Sorten. Die preußiſchen Aufträge werden aus Magdeburg und Stettin direkt oder über Hamburg mittelbar gemacht. Die nach Preußen beſtimmten zahlreichen Apotheker-Pfropfen nehmen ihren Weg über Marſeille. Von Wichtigkeit iſt, daß das Haus **Berthon** in Paris die letzte Expedition von Algier gegen die Kabylen benutzt, von der franzöſiſchen Regierung 600 Hektaren mit Kork-Eichen beſtandenen Küſtenlandes bei Bugia angekauft und 800 Arbeiter zum Einſammeln des Korkes nach Afrika geſandt hat. Muthmaßlich werden durch dieſe Acquiſition die Korkpreiſe in S. nächſtens herabgedrückt werden. — Die Hauptpunkte für den Korkhandel in Frankreich ſind Cette und Montpellier, und die Quantitäten, welche von dort aus nach dem Innern und dem Auslande verſendet werden, ſind außerordentlich bedeutend. Allein nur ein ſehr geringer Theil hiervon wird in Frankreich ſelbſt fabricirt. Die Arbeit wird in Katalonien in den früher bezeichneten Ortſchaften gefertigt und lagert im Entrepot in Cette oder tranſitirt unter Bleiſiegel der Douane, oder gelangt dorthin über Perpignan, vermittelſt des Schleichhandels, den die ungangbaren Päſſe der Pyrenäen begünſtigen, um den Zoll in Frankreich zu umgehen. Trotz der Transportkoſten nach Frankreich u. der Schwierigkeit des franz. Zolles daſelbſt wird es dem direkten Verkehr zwiſchen S. u. dem Norden über Eee ſehr ſchwer fallen, gegen die indirekte Verſendung über Cette anzukämpfen, weil Katalonien nicht ſo viel ſchwere Güter nach dem Norden abzuſenden hat, als Cette, wo eine bedeutende Anzahl Schiffe aller Flaggen mit Salz, Wein, Oel, Mandeln, Grünſpan, Weinſtein u. ſ. w. nach der Nord- und Oſtſee laden und, wenn ſie die nöthige Laſt eingenommen, den leeren Raum mit Korkſtöpſeln zu einfacher oder doppelter Laſt füllen, während Korke allein, ſelbſt zu vierfacher Fracht, den Rhedern nicht zuſagen, wenn das Schiff nicht durch ſchwere Güter ſeine Koſten deckt. Wenn dagegen preußiſche Schiffe aus den Häfen von Cadix oder Torrevieja Salz laden, wie dies neuerdings bereits Statt gefunden und vielleicht mit Bezug auf die bewilligten Erleichterungen hinſichtlich der Salzladung in Süd-S. mehr Nachahmung finden wird, ſo dürfte ſich auf dieſe Weiſe eine möglichſt billige Korkverſendung bewerkſtelligen laſſen. Der Handel, den **Deutſchland** mit S. treibt, iſt der herrlichen geographiſchen Lage dieſes großen, von der Natur ſo reich ausgeſtatteten Landes wenig angemeſſen, woran zum Theil die ſchlechten Staatseinrichtungen S.s Schuld ſind.

Handel und Schifffahrt zwiſchen S. und den Kolonien einerſeits u. den Oſtſeehäfen andererſeits.

Es betrug

	die Einfuhr an Werth		die Ausfuhr an Werth		Total-Umſatz	
im J. 1845	7,768,577	R.	29,664,236	R.	67,082,616	R.
— 1846	6,175,512	=	56,567,846	=	63,703,658	=
— 1847	13,007,875	=	66,652,255	=	79,660,130	=
— 1848	9,768,875	=	70,469,175	=	89,262,215	=
— 1849	9,571,685	=	115,006,341	=	125,578,026	=

Zu den vorſtehenden Notizen muß zunächſt bemerkt werden, daß in den Jahren 1848 und 1849 die nach Hamburg und Bremen beſtimmten Schiffe wegen der Blokade der Elbe u. Weſer nach England und namentlich nach Antwerpen zu gehen und dort zu löſchen genöthigt waren. Die Einfuhr im J. 1849, welche 29 verſchiedene Artikel umfaßte, geſchah auf 150 Schiffen, und zwar waren dies:

1 ſpaniſches,	1 lübecker,	1 oldenburger,
16 däniſche,	2 mecklenburger,	2 preußiſche,
5 engliſche,	17 norweger,	65 ruſſiſche,
	40 ſchwediſche.	

Von dieſen Schiffen waren ausgelaufen, aus den Häfen von:

Kopenhagen	16,	Helſingör . . .	5,	Kalmar	5,
Karlskrona	6,	Gefle . . .	4,	Lulea	6,
Karlshamm	7,	Hernösand .	6,	Pitea	4,
Norköping	1,	Sundwall . .	4,	Wisby	1,
Stockholm	5,	Söderhamm .	5,	Lübeck	1,
Björneborg	5,	Helſingfors .	15,	Abo .	5,
Chriſtianſtadt	5,	Gamle-Carleby	4,	Bergo .	1,
Friedrichshamm	7,	Wiburg . .	16,	Lewis .	9,
Danzig . . .	5,	Mealsborg . .	4,	Narva	2,
Riga . . .	14,				

Die Schiffe aus dem danziger Hafen hatten gebracht: 400 Fichtenbreter, 5070 Fichtenbohlen, 300 Eichenbohlen, 321 Fichtenſtämme, 768 Eichenſtämme. Eichenbohlen und Eichenſtämme waren ausſchließlich aus Danzig gekommen und hatten einen Werth von: 12,600 Realen und resp. 120,960 Realen.

Im J. 1849 hatte beſonders die Zuckerexportation aus den ſpaniſchen nach den Oſtſeehäfen ſehr zugenommen, denn dieſelbe hatte 1845 in 15,865,184 Pfund beſtanden, und ſtieg 1849 auf 55,262,159 Pfund, wovon allein nach Rußland 50,489,252 Pfund befördert wurden. Die Ausfuhr im Jahre 1849 begriff 33 Artikel und geſchah auf 257 Schiffen fremder Nationen, u. zwar waren es:

amerikaniſche	30,	franzöſiſche	6,	Hannoveraner	2,
Engländer	51,	Mecklenburger	6,	Preußen	16,
Ruſſen . .	67,	däniſche . .	26,	Hamburger	5,
Holländer .	5,	Lübecker .	1,	Norweger	13,
		Oldenburger	5,	Schweden	56.

Dieſe Schiffe waren aus folgenden Häfen ausgelaufen:

von Cuba . .	63,	von Cadix .	64,	von Malaga .	49,
= San Carlo	3,	= Iviza .	5,	= Sevilla .	10,
= Torrevieja	95,	= St. Cruz Teneriffa . . .			1,

Es enthielten dieſe Schiffe 26,124 Schiffslaſten.

Von dieſen Schiffen wurde geführt:

1) in den Hafen von Kolberg:
Oel: 209 ganze, 73 halbe und 64 Viertel-Pipen; Orangen und Citronen im Werthe von 25,120 Realen; Blei: 149,660 Pfund;
2) nach Königsberg:
Salz: 54,944 Fanegas;
3) nach Memel:
Zucker: 916,544 Pfund; Salz 50,904 Fanegas;

4) nach Stettin:

Mandeln: 1300 Pfund; Oel: 117½ Pipen; Orangen: 310 Laſten; Barla: im Werthe von 11.592 Realen, Roſinen: 7213 Pfund; Blei: 108,760 Pfund; Wein: 43½ Pipen 11 Flaſchen.

Handelsgeſchichte. Die nähere Kunde von dem Handel des europäiſchen Weſtens im Alterthum verdanken wir den Römern. Sie waren es, welche den Schleier vollkommen hoben, hinter dem die weſteurop. Länder mit ihren Völkern ſo lange verborgen lagen, obſchon ihre Produkte ſchon ſeit der früheſten Zeit durch die Kaufleute in den Handel gebracht wurden. So lange die Phönicier (ſ. d.) mit S. und den brit. Inſeln verkehrt haben mögen, die allgemeine Kenntniß der Länder und Völker hat dadurch nichts gewonnen, der Handel war Tauſch, wie überhaupt bei ungebildeten Völkern. S. beſaß in Folge des Reichthums des Landes und der vielen ſchiffbaren Flüſſe ein reges Völkerleben, deſſen Bewegung durch künſtliche Kanäle erleichtert wurde. Für den Handel war beſonders das Land ſüdlich von dem Guadiana, dem alten Anas, dieſſeits und jenſeits der Meerenge von Gibraltar, wo die Turdetaner und Turdeler wohnten, wichtig. Dieſe Völker hatten früh durch den Verkehr mit den gebildeten Völkern aus Oſten, den Phöniciern und Griechen, eine Geſittung gewonnen, wodurch ſie ſich vor den übrigen Völkern des Landes auszeichneten. Sie beſaßen die Schreibekunſt, bedienten ſich jedoch nicht einer Schrift, ſo wenig als ſie eine Sprache redeten. Während der Herrſchaft der Römer hatten die Bewohner der ſüdlichſten Länder römiſche Sitten u. ſelbſt die römiſche Sprache angenommen. Das fruchtbare u. geſegnete Land war wegen ſeiner ſchiffbaren Flüſſe, Anfuhrten, Buchten und Lagunen für den Handel ſehr geeignet, und deshalb auch die Ausfuhr der Produkte bei dem ſehr lebhaften Seeverkehr gewinnreich. Seit der römiſchen Herrſchaft belebten große Kauffahrteiſchiffe das Meer zwiſchen S. und Italien, wo ſie zu Oſtia, der Hafenſtadt Roms, und auch zu Dikäarchia ihren Stapelplatz hatten. Der ungeheure Bedarf Roms leitete ſowohl den Handel des Weſtlandes, als der übrigen Länder auf jene Weltſtadt hin. Auch den Binnenverkehr zu befördern, war man ſchon ſehr früh bedacht geweſen. Durch verſchiedene Kanäle waren viele Orte verbunden worden. Auf dem Guadalquivir fuhren Kauffahrteiſchiffe bis Sevilla; weiter hinauf Fracht-Kähne und bis Cordova Boote. Ausgeführt wurde aus Turdetanien viel Getreide, Wein, viel und ſehr gutes Oel, Wachs, Honig, Pech, viel Kermes und Zinnober; in früher Zeit auch Tuch, aber ſpäter viel mehr Wolle, welche die kaukaſiſche an Güte weit übertraf; ſelbſt Widder zur Zucht zu hohen Preiſen. Die bedeutendſten Handelsſtädte des Landes waren Corduba und Gades. Die letztere beſaß die meiſten und größten Handelsſchiffe, die ſowohl das Mittelmeer, als den Ocean befuhren. Die Stadt Mellaria, welche zwiſchen Tariſa und Val die Vacca lag, trieb Handel mit eingeſalzenen Fiſchen und andern Waaren, beſonders als Ort der Ueberfahrt zur jenſeitigen Küſte Afrika's nach Tingis, Calpe, das heutige Gibraltar, hatte ſeine frühere Bedeutung für den Seeverkehr verloren. Malaka (Malaga), eine phöniciſche Stadt, trieb Handel zu den Nomaden auf der gegenüberliegenden Küſte Afrika's und mit Salzfiſchen. Das Land oſtwärts bis zu den Pyrenäen iſt dasjenige, welches die Griechen eigentlich Iberien, verſchieden von dem weſtlichen Theil, Tarteſſos, nannten. Auf dieſer Küſte ſtand die Stadt Neu-Karthago, das heutige Carthagena, der bedeutendſte Marktplatz für Ein- und Ausfuhr. Außerdem iſt ſie bemerkenswerth wegen eines Induſtriezweiges, nämlich der Zeuche, welche aus Dornbaſt, wie in Kappadocien, gewebt wurden. Zu Emporion, dem jetzigen Ampurias, gab es vorzügliche Leinwandwebereien. In dem Binnenlande wohnten die kriegeriſchen, aber gaſtfreundlichen Celtiberer. Ihre ſchwarzen Kriegsröcke machten ſie ſich aus einer groben Wolle, den Kopf bedeckten ſie mit Helmen aus Metall, und die Schienbeine ſchützten ſie durch wollene Kamaſchen. Die Waffen bereiteten ſie auf eine eigenthümliche Weiſe. Sie vergruben nämlich die Eiſenſtäbe in die Erde und ließen ſie ſo lange darin, bis der Roſt ſie ganz überzogen hatte. Darauf nahmen ſie dieſelben wieder aus der Erde und machten daraus die vorzüglichſten Schwerter, denen weder Schild, noch Helm, noch Bein beim Hiebe widerſtand. Dieſe merkwürdige Thatſache, welche Diodor erzählt, beweiſt, daß ſchon im Alterthum ein ſonſt ungebildetes Volk mit der eigentlichen Behandlung des Eiſens in der Verarbeitung zu Waffen vertraut war, worauf erſt in der neueſten Zeit zufällige Erfahrung u. daran geknüpfte Beobachtung des londoner Meſſerſchmieds u. Inſtrumentenmachers Weiß geführt hat. Von dem Verkehr der Celtiberer wiſſen wir bloß, daß ſie Wein von den zu ihnen kommenden Kaufleuten kauften; außerdem brauchten ſie Honigwein, den ſie ſich ſelbſt bereiteten. Der Silberreichthum der pyrenäiſchen Halbinſel war den einheimiſchen Völkern im Alterthum gänzlich unbekannt und deshalb auch unbenutzt, bis die Phönicier denſelben fanden und zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Außerdem gewährten die Berge und Flüſſe des Landes auch Gold. So lange die Karthager das Land beherrſchten, wurden die Bergwerke von den Landesbewohnern ſo betrieben, daß ihnen von dem reinen Metall nur der vierte Theil blieb, ungeachtet ſie die Arbeit beſtreiten mußten. Nachdem die Römer ſich der Halbinſel bemächtigt hatten, kamen auch die Bergwerke in deren Beſitz. Ihre Gewinnſucht lehrte ſie bald durch die Ausbeute ſich große Reichthümer erwerben. Sie ließen die Bergwerke durch Sklaven bearbeiten, welche durch grauſame Härte der Aufſeher zu ununterbrochener Arbeit gezwungen wurden. Man trieb tiefe Schachte und baute Stollen; ſelbſt die Grubenwaſſer, welche ſich bei dieſem Bau aufthaten, wußte man durch die von Archimedes erfundene Schneckenſchraube zu bewältigen. Das Gold wurde theils durch Bergbau, theils durch Waſchen des goldhaltigen Sandes der Flüſſe und Waldbäche gewonnen. Auch Bleiminen gab es. Nach der Angabe des

Plinius lieferten Aſturien, Galicien und Luſitanien jährlich an zweitauſend Pfund Gold, aber den größten Theil davon Aſturien allein. Die Schmelzöfen des Silbers wurden hoch gebaut, damit die Erzdämpfe, deren ſchädliche u. ſelbſt tödtliche Kraft man fürchtete, in die Höhe aufgingen.

S.s alte Zuſtände, wie dieſelben unter der Herrſchaft der Römer ſich geſtaltet hatten, wurden durch die Stürme der Alanen, Vandalen, Sueven und Weſtgothen zertrümmert. Während die Vandalen das Land beſaßen, bildete ſich jedoch ein Verkehr mit der gegenüberliegenden afrikaniſchen Küſte und entwickelte ſich auch Gewerbebetrieb, beſonders der Lederbereitung zu Cordova und Seidenmanufaktur zu Granada. Die Eroberung des Landes durch die Gothen veränderte die Verhältniſſe, aber der König Evarik, gegen das Ende des 5. Jahrhunderts, war bemüht, den Rechtszuſtand durch ein Geſetzbuch zu ordnen und zu befeſtigen. Von Neuem zerſtörten die Einfälle und Eroberungen der Araber den kaum geſicherten Beſtand. Der mauriſche König Abderahman III., im Anfange des 10. Jahrhunderts, begünſtigt außer der wiſſenſchaftlichen Bildung auch den Handel, die induſtrielle Betriebſamkeit u. den Ackerbau. Uebrigens kam unter den Mauren der Handel in die Hände der Juden, welche durch die gothiſche Geſetzgebung mit unmenſchlicher und unwürdiger Härte behandelt worden waren und deshalb nicht geringen Antheil an dem Sturz der gothiſchen Herrſchaft hatten. Während ſeiner langen Regierung bethätigte Abderahman ſeine Sorge für das Wohl des Landes durch Anlegung von Kanälen und Waſſerleitungen, durch Wiederherſtellung und Erweiterung der Häfen von Tarrogona, Sevilla und Cadix. Das Zuckerrohr, Reis und Seide wurden mit vorzüglicher Sorge gepflegt. Der Hafen von Almeria, ſo wie Malaga waren damals von Kauffahrern ſehr beſucht. Dieſe brachten die orientaliſchen Produkte und führten dagegen die andaluſiſchen Induſtrieerzeugniſſe, beſonders die im Orient ſehr geſuchten Seidenzeuche Granada's, die Maroquin-Felle, Waffen, Tuche und Teppiche aus. Das Papier von Xativa gehörte zu den ſchönſten Induſtrieerzeugniſſen während der Herrſchaft der Araber. Unter Abderahmans Sohn beſtanden zu Cordova, Sevilla und Toledo vorzügliche Waffenfabriken. In demſelben Jahrhundert führte Bilbao Eiſen ſeewärts aus. Mit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts trat Barcelona, die kataloniſche Seeſtadt, in die große Bahn des damaligen Welthandels u. hat dieſelbe mit glücklichem Erfolg durchlaufen. Seit dem Jahre 1114 beſuchten den Hafen der Stadt die Genueſen und Piſaner. Der Verkehr ſtieg fortwährend. Italieniſche Kaufleute richteten ihre Faktoreien hier ein. Auch die den Mauren gehörenden Städte, Granada und beſonders die ſehr bedeutende Stadt Sevilla, knüpften dort Verbindungen an. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts verkehrte Barcelona ſchon mit dem nördlichen Afrika. Dieſer Verkehr wuchs ununterbrochen, wie die Verträge mit den Königen von Marokko (1274) u. Tunis (1285) beweiſen. Zu dieſer glücklichen Entwickelung des kataloniſchen Handels trugen weſentlich die vorzüglichen Hafen- und Handelsgeſetze bei, welche der ſiegreiche König Jakob I. im Jahre 1258 Barcelona gab. Damals erhielt die Stadt auch ein Seearſenal. Schon lange fuhren damals auch die Barceloner nach Aegypten, denn in einem Zolltarif vom Jahre 1221 werden indiſche Gewürze, Seide, Zucker und Färbeſtoffe als Einfuhrartikel aus Aegypten genannt. Im Jahre 1243 ſchloß Barcelona mit dem Hafenort Tamarite in Aragonien einen Handelsvertrag. Auch in dem Zolltariſe des Hafenortes Colioure oder Colidre in der Herrſchaft Rouſſillon vom Jahre 1252 werden aus Aegypten eingeführte Droguen, beſonders Canques de Brazil, Laca u. Grana genannt. Dieſer orientaliſche Handel Barcelona's erweiterte ſich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts mit glücklichem Erfolg auch nach Konſtantinopel und Kleinaſien, ja ſogar bis Armenien. Mit dieſem Jahrh. wuchs der Verkehr zu Lande. So beſuchten in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Kaufleute von Barcelona, Valencia und Lerida die Meſſen von Pezenas, Beaucaire u. a. Zu Troyes hatten ſie, mit den Kaufleuten von Montpellier vereint, ein beſonderes Quartier. Dieſes fröhliche und gewinnreiche Gedeihen des kataloniſchen Handels zog viele Juden nach Aragonien. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts hatte Barcelona auch Verbindungen mit den griechiſchen Häfen, beſonders zu Modon in Morea, neben den Venetianern. Je weiter ſich dieſer gewinnreiche Handelsverkehr ausdehnte, deſto mehr ward der Neid der übrigen Handelsſtaaten gereizt. Daher ſehen wir in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts die kataloniſchen Flotten mit den Genueſen in verſchiedenen Gegenden des Mittelmeeres in heftigem und glücklichem Kampfe: an den Küſten der Berberei, im Hafen von Palermo, auf der Inſel Chio, von der die Genueſen vertrieben wurden. So behauptete Barcelona durch das ganze 15. Jahrhundert den Verkehr mit der Berberei, Aegypten, Rhodus und Syrien, ja ſie beſaß um 1446 auch zu Raguſa Faktoreien, durch die ſich ihr Handel bis Ungarn erſtreckte. Indeſſen litt der barceloniſche Handel mit dem Orient durch die Kriege des Königs Alphons V. mit den ſaraceniſchen Sultanen in Afrika ſchon ſeit dem Jahre 1436 ſehr empfindlich. Als der König Alphons V. im J. 1453 eine Anleihe bei der Bank zu Barcelona machte, ſo ſtellte ihm die Stadt die Bedingung, mit dem Sultan von Aegypten Frieden zu ſchließen. Wenn auch zuweilen friedliche Verhältniſſe ihn wieder begünſtigten, ſo konnte doch ſeitdem der geſtörte Verkehr keine Sicherheit mehr gewinnen, weil in den Oſtländern ſelbſt ſich die politiſchen Verhälniſſe damals umgeſtalteten. Jene Störung erkennt man aus den Verhandlungen mit dem Sultan von Tunis im Jahre 1462, und 1473 mit dem Sultan von Bugia. Mit Aegypten, ſo wie mit der Levante und dem Oſten überhaupt beſtand übrigens die Handelsverbindung Barcelona's bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Wir kennen den Betrieb des Verkehrs mit der Levante in der letzten Zeit aus den Ein-

Digitized by Google

fuhrliſten von 1496—1546. Im J. 1535 ernannte Barcelona den letzten Konſul für Tunis, und um die Mitte dieſes Jahrhunderts wurde der Verkehr in jenen Ländern durch deren Eroberung von den Turken vernichtet. Die Staaten auf der afrikaniſchen Küſte verwandelten ſich in Raubſtaaten, deren Piraten ſeitdem der Schrecken des Meeres waren und den friedlichen Verkehr ſehr beeinträchtigten, bis ſie durch die koncentrirte Macht der europäiſchen Staaten in der neueſten Zeit verſcheucht worden ſind. Die Vorzüglichkeit der kataloniſchen Marine und Seeleute iſt bekaunt. Im 15. Jahrhundert befanden ſich Kaufleute aus Barcelona in den bedeutendſten Handelsplätzen, wo ſie Banken hatten. So zu Paris, Piſa, Montpellier, Genua, Bologna, Avignon, Valencia, Brügge, Venedig, Florenz und London. Sevilla war unter der Herrſchaft der Mauren ein Sitz der Bildung, des Luxus und eines ausgebreiteten Verkehrs. Von hier gingen im 8., 9. u. 10. Jahrhundert mehre Reiſende aus, um Aegypten, Perſien und Indien zu erforſchen. Der König Abderahman ſendete auch ein Schiff von Sevilla mit ſpaniſchen Erzeugniſſen nach Aegypten und Syrien, damit es von dort orientaliſche Produkte zurückbringen ſollte. Aus dieſem ſchwachen Anfang entwickelte ſich Sevilla's Handelsverkehr mit dem Orient, der ſich zu jener Großartigkeit zu erheben vermochte, welche die übrigen Handelsſtaaten gewannen. In Kaſtilien trieben die Galicier und Biskayer ſchon früh, durch ihre Lage am Ocean dazu gereizt, bedeutenden Seefiſchfang. Ferdinand der Heilige ſuchte denſelben dennoch durch Freiheiten oder Fueros für den Fang der Wallfiſche u. der Sardinen zu erweitern. Dadurch ſuchte er ſich eine Seemacht für ſeine Unternehmungen gegen die Mauren zu bilden. Dies gelang ihm. Die biscayiſchen Hafenorte ſtellten ihm im J. 1247 eine Flotte von 13 Schiffen u. Galeeren. Nachdem er mit Hülfe dieſer Flotte im J. 1248 Sevilla erobert hatte, wendete er ſeine Sorge auf die Bildung einer tüchtigen Marine und auf die Belebung des Seehandels von Sevilla, der unter den Mauren nicht unbedeutend geweſen war. Bald beſuchten auch Kauffahrer von Alexandrien, Genua, Piſa, Aragonien Sevilla, die in Kurzem durch Schiffe aus Tanger, Ceuta, Tunis, Bordeaux, Bayonne, Sicilien, der Gascogne u. andern Gegenden vermehrt wurden. Durch dieſen großen Handelsverkehr ſtieg der Luxus in der Stadt wieder. Die Eroberung Sevilla's durch Ferdinand hat für den Handelsverkehr überhaupt, ſo wie insbeſondere für den Handel der Handelsſtaaten am mittelländiſchen Meere in ſofern eine allgemeine Wichtigkeit, als ihnen ſeitdem der Ocean geöffnet wurde u. ihre Seefahrten nun bis zu den Niederlanden und England ſich erſtreckten. Am früheſten und häufigſten kamen die Genueſen nach Sevilla, begünſtigt durch Vorrechte. Dieſer atlantiſche Verkehr war auch wohl die Urſache der tüchtigen genueſiſchen Marine. Der Handel der Kaſtilier im Mittelmeere und bis in die Levante wollte nicht recht in Gang kommen, obwohl König Johann I. deshalb mit dem Sultan von Aegypten unterhandelte. Damals ſoll auch die kaſtiliſche Schafzucht durch eine Heerde verbeſſert worden ſeyn, welche die Tochter des Herzogs von Lancaſter als Gemahlin des Sohnes von jenem Könige Johann demſelben im J. 1388 als Mitgift ins Land brachte. Die Araber hatten allerdings ſchon viel für die Verbeſſerung der Schafzucht gethan; doch aber wurden kaſtiliſche Wolle und Tuch erſt unter Heinrich III. ein bedeutender Ausfuhrartikel. Unter Johanns Regierung begannen die Kaſtilier auch die Entdeckungen auf der afrikaniſchen Weſtküſte, verkehrten mit Barcelona und fuhren von hier befrachtet nach Sicilien und der Levante. Der Verkehr mit den Niederlanden und England beſtand zwar ſchon ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts, jedoch wurde derſelbe erſt im 14. Jahrhundert lebhaft, durch die beſondere Sorge, welche König Alphons XI. durch zweckmäßige Geſetze für das Seeweſen bethätigte. Im J. 1324 gab der engliſche König Edward II. den ſpaniſchen Kaufleuten und Seefahrern einen Schutzbrief für ſeine Länder, wie er überhaupt auch ſpäter die ſpaniſchen Seefahrer in den Kriegen mit Frankreich ſchonte. Damals ſtieg auch der Handelsverkehr mit den Niederlanden. Die Basken errichteten damals ihre Nationalbörſe in Brügge. Die kaſtiliſchen Seefahrer genoſſen auch vorzugsweiſe den Schutz des engliſchen Königs Edward III. für ihre Reiſen nach Flandern und Brabant. Sie erhielten von demſelben ſogar im J. 1340 auf das Geſuch der Städte Gent, Brügge, Ypern einen Schutzbrief für jene Fahrten. Stockte auch ſpäter die Entwickelung des Handelsverkehrs, beengt durch die widerwärtige Regierung einiger kaſtiliſcher Könige, ſo hob ſich derſelbe ſpäter doch wieder durch erſprießliche Geſetze der Cortes, z. B. in den Jahren 1422, 1438, 1457, 1465. Die fremden Schiffe wurden dadurch gezwungen, für die eingeführten Waaren ſpaniſche Produkte in gleichem Betrage auszuführen. Dies iſt eine Thatſache, aus der man erkennt, daß man damals ſchon auf die Handelsbilanz bedacht war. Die Juden übten in Kaſtilien lange einen ſehr bedeutenden Einfluß auf den Verkehr aus, indem ſie eben ſo den Königen wie den Großen in den Finanzangelegenheiten unentbehrlich geworden waren, ſo ſehr ſie auch von dem Volke verachtet und gehaßt wurden. Nachdem 1481 durch die Verheirathung Ferdinands mit Iſabella Aragonien und Kaſtilien vereinigt und die Inquiſition in Sevilla eingerichtet worden war, wurden die Juden 1492 durch königl. Edikt aus den Staaten Ferdinands vertrieben.

S.s Verhältniſſe und Stellung im Welthandel, ſo wie in der Politik hingen nach dem Schluß des Mittelalters nicht von ſeiner kaufmänniſchen Betriebſamkeit und von Handelsunternehmungen ab, ſondern von dem Gewinn edler Metalle in den entdeckten und eroberten Ländern Mexiko und Peru. Ungeachtet ſeiner Entdeckungen und Eroberungen iſt S. keine Handelsmacht geworden, wie es Venedig und Genua waren, wie es zum Theil wenigſtens auch Portugal und beſonders Holland wurden. Die Urſache dieſer politiſchen Weltſtellung S.s lag ſchon in ſeinem Verhältniß zu der Herrſchaft der Mauren, welche ſich als Feinde des Chriſtenthums in dem Lande

feſtſetzten und der Gegenſtand eines ſteten Kampfes blieben, bis ſie endlich aus ihrem letzten Beſitz, Granada, wieder vertrieben waren (1492). In dieſem ſiegreichen Kampfe bildete ſich der ſpaniſche Nationalcharakter, dem ein gewiſſer Stolz eigen iſt. Es kann übrigens nicht geleugnet werden, daß mit dem Fall der Maurenherrſchaft das Land Glanz und Reichthum einbüßte. Dieſer Verluſt wurde um ſo empfindlicher, als Ferdinand der Katholiſche 1492 auch die Juden vertrieb, weil er ſich von der Geiſtlichkeit u. Inquiſition beherrſchen ließ. Bedenkt man dieſes Verhältniß, ſo gewinnt das Unternehmen des Columbus eine noch viel höhere Bedeutung. Wollte doch die Kirche einſt nicht anerkennen, daß die Erde rund ſey, wie es die kirchliche Geographie des Kosmus beweiſt, und wollte doch auch die Hierarchie die Lehre, daß die Erde als Planet ſich um die Sonne drehe, nicht gut heißen, indem ſie Galilei zum Widerruf zwang. Unter dieſen und den ſchon früher bezeichneten Umſtänden wirkte die Entdeckung der an edeln Metallen ſo reichen amerikaniſchen Länder weniger auf die Handelsbetriebſamkeit der Spanier, als man vielleicht erwarten möchte, vielmehr fanden ſie nur eine Befriedigung ihrer Habſucht, die durch den Gewinn der Reichthümer zur Herrſchſucht ausartete, welche ſich fortwährend mit Krieg beſchäftigte. Die Beute an Gold, das den Entdeckern zuerſt und faſt allein bekannt wurde, ſo wie an ſehr wenigem Silber betrug von 1492—1500 nach Alex. von Humboldts Schätzung nur 52,000 Pfd. Sterling. eine Summe, die freilich für S. groß genug war, um es zu größerm Gewinn zu reizen. Im Jahre 1502 ſendete Ovando die erſte bedeutende Goldlieferung von ungefähr 2500 Mark nach Europa, von der jedoch der Sturm einen großen Theil ins Meer begrub. Nachdem Cortez 1519 zur Eroberung von Mexiko an der Küſte von Vera-Cruz, dem aztekiſchen Chalchicuecan, ans Land geſtiegen war und in wenigen Tagen auch die Hauptſtadt gewonnen hatte, fielen die Schätze an Silber, welche die aztekiſchen Könige oder Kaziken geſammelt hatten, in des Eroberers Hände. Derſelbe ließ ſogleich in den erſten Tagen nach ſeinem Einzuge in die Hauptſtadt von den eingebornen, d. h. aztekiſchen Goldarbeitern nach ſpaniſchen Muſtern ſilberne Meſſer und Löffel nebſt Heiligenbildern machen, um dieſelben nach Europa zu ſenden. Bei ſeinem Vorrücken nach der Hauptſtadt erhielt er von dem Könige 2560 Mark Gold. Bei der Einnahme von Tenochtitlan erbeutete er an 80,000 Pfd. Sterling. Seitdem wuchs der Gewinn an edlem Metall durch Tribute, aber noch viel mehr durch den eigenen Bergwerksbetrieb in den verſchiedenen Minen Mexiko's. Dieſe Beute erhielt einen beſondern Zuwachs, als 20 Jahre nach der Eroberung Mexiko's Pizarro die Unterjochung des gold- und ſilberreichen Peru's vollendete. Seit 1492 bis zur Einnahme der Stadt Mexiko im Jahre 1521 floſſen jährlich 52,000 Pfd. Sterl., und von 1521 bis zur Entdeckung und Eröffnung der Minen von Potoſi im Jahre 1546 gab der Bergwerksbetrieb jährlich 630,000 Pfd. St. nach S. Dieſer Zufluß betrug alſo während 62 Jahren 17,058,000 Pfd. St., wodurch die Maſſe der im Umlauf befindlichen edeln Metalle in Europa nach möglichſt genauen Berechnungen um nahe an 50% vermehrt wurde. In dieſer Zeit kam auch Chili in den Beſitz der Spanier, das ebenfalls edle Metalle, beſonders Gold, gewährte. Schon ſeit 1539 lieferten Antioquia und Choco einiges Gold. Die Bergwerke von Potoſi gewährten von 1556—1578 jährlich 2,130,925 Peſos oder ungefähr 440,000 Pfd. St., und von 1579—1600 wieder jährlich 1,389,859 Peſos oder 280,000 Pfd St. Der Gewinn S.s in den amerikaniſchen Beſitzungen war ungeheuer. Da jedoch die dortige Eroberung, ſo wie der Bergwerksbetrieb ſchonungslos gegen die Eingebornen betrieben wurde, dagegen aber die Anſiedelung von Spaniern lange ſehr gering war, ſo wurde das große Ländergebiet eine Oede und konnte natürlich keine andern Produkte liefern, als die, welche die Natur freiwillig erzeugte, aber auch eben ſo wenig europäiſche Natur- oder Kunſtprodukte konſumiren. In dieſen Verhältniſſen konnte ſich kein Handelsverkehr durch Ausfuhr und Einfuhr bilden, wie ihn um dieſe Zeit die Portugieſen in Oſtindien gewonnen hatten. Uebrigens lag auch daran den Spaniern weniger, als an dem Gewinn des Goldes und Silbers. Indem ihnen derſelbe Hauptſache war und blieb und die Mittel gewährte, ſich leicht von den induſtriellen Völkern Europa's, den Niederländern, Italienern, zum Theil auch von den Engländern, Franzoſen und Deutſchen diejenigen Erzeugniſſe zu verſchaffen, deren ſie bedurften, ſo blieb die Induſtrie, ſo wie der Handel ohne die rechte warme Pflege bei den Spaniern. Ihr Stolz gab lieber den niederländiſchen, italieniſchen u. a. Kaufleuten das Silber und Gold für die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe an Kunſtprodukten, die ihr Reichthum anſehnlich ſteigerte, als dieſelben durch eigene Induſtrie und Handel zu befriedigen. Wenn auch die Wollmanufaktur Segovia's im J. 1552 an 13,000 Menſchen beſchäftigte und dieſelbe außerdem noch in andern kaſtiliſchen Städten betrieben wurde, ſo wie in Granada und Andaluſien die Seiden- und Damaſtweberei, in Cuença die Papierfabrikation, im Nordweſten die Waffenfabrikation, ſo reichte doch dieſes Alles nicht aus, während die große Vermehrung der Geldmittel in S. den Geldwerth verminderte. Deshalb ſtieg nicht bloß der Arbeitslohn, ſondern auch der Preis der Lebensmittel. Der Beſitz der ſehr bedeutenden Schätze an edelm Metall vermehrte alſo das Nationalvermögen S.s keineswegs in dem Maße, wie der Schein wohl glauben machen könnte; denn ſie ſteigerten weder den induſtriellen Betrieb, noch den Ackerbau des Landes. In beiden Rückſichten mußte der Bedarf durch fremde Zufuhr befriedigt werden, wodurch jener Reichthum einen Abfluß erlitt, der ſich nicht wieder durch ſich ſelbſt erſetzte, wie es Induſtrie und Landbau ihrer Natur gemäß vermögen. Das Beiſpiel S.s beweiſt es, gleich wie das Sachſens in der früheſten Zeit ſeines reichen Bergbaues, daß der große Zufluß an edelm Metall noch keinen wahren Volksreichthum bewirkt, wenn nicht derſelbe

förbernd auf bie Volksthätigkeit wirkt und Induſtrie nebſt Landbau, ſo wie die geiſtige Bildung hebt und bie Gütermaſſe mehrt. Darin offenbart ſich der wahre Segen von Geld oder Münzmetall, wenn dadurch die eigene Thätigkeit ſich den Beſitz vermehrt. In S. war dies keineswegs der Fall. Seinem Staatsweſen war die Handelspolitik fremd. Fortwährende Kriege, ſo wie die Geiſtlichkeit und deren Klöſter verzehrten bei Weitem mehr, als jener unverdiente Zufluß betrug. Als der Stolz des despotiſchen Königs Philipp II. alle Quellen erſchöpft hatte, meinte er endlich durch bie Eroberung Portugals unb durch die despotiſche Knechtung der Niederlande das gewinnen zu können, was S. niemals beſeſſen hatte, — Handel und Handelsreichthum. Sein politiſcher unb ber Geiſtlichkeit religiöſer Despotismus erzwangen indeſſen nichts, als daß ſie vernichteten, was ſie gewinnen wollten. Englands Marine hatte des ſtolzen Königs „unüberwindliche Armada“ 1585 vernichtet. Seitdem konnte ſich S.s Seemacht nicht wieder erholen. Schwere Auflagen auf die Induſtrie und den Handel ſollten endlich die Quelle der Einnahme werden, aber ſie drückten ben Gewerbfleiß, Ackerbau und Handel nieder. Indem Philipp den Niederländern den Handel mit Portugal verbot, ward er die Veranlaſſung, daß Portugal die indiſchen Beſitzungen verlor und auch in ben übrigen große Verluſte erlitt. Eben ſo vertrieb ſein Despotismus die reichen niederländiſchen Kaufleute aus Antwerpen und den andern Städten, die nun ihren frühern blühenden Handel verloren, während ſich jene Kaufleute in Amſterdam, Rotterdam ꝛc. niederließen. So geſchah es, daß Philipp 1598 außer ſeinem erſchöpften Reiche noch die ungeheure Summe von 140 Mill. Dukaten Schulden hinterließ. Dieſes Uebel währte unter dem Nachfolger Philipps, Philipp III., fort, und ſtieg, als 1610 die im ſüdlichen Spanien noch übrigen Mauren vertrieben wurden. Das Land verlor dadurch beinade 1 Mill. gewerbfleißiger Bewohner. Den Bedarf an Getreide, Induſtrie-Produkten aller Art und Schiffbau befriedigten fortwährend die Holländer, Franzoſen und Engländer. Da dieſe Einfuhr größtentheils gegen baares Geld geſchah, weil die amerikaniſchen Kolonien nur etwas Kakao, Indigo und Ochſenhäute, S. ſelbſt aber nur Wein, Wolle, Südfrüchte, Salz, Oel und Seife lieferten, ſo mußte dieſelbe ſehr ungünſtig auf die Zuſtände wirken. S.s Bergbau, einſt ſo ergiebig, lag neben dem in den reichern amerikaniſchen Beſitzungen vernachläſſigt. Der Zuſtand des Landes konnte ſich in den ſteten Kriegen nicht beſſern. Der Handel litt fortwährend durch ſchwere Abgaben, von denen die drückendſte die Alcavala war, welche bei jedem Verkauf der Verkäufer entrichten mußte. Noch gegen 1720 betrug dieſelbe 5 Proc. von dem Waarenwerthe. Wie konnte es unter dieſen Umſtänden anders ſeyn, als daß die Betriebſamkeit beinahe ganz verſchwand. Daher befanden ſich zu Anfang bes 18. Jahrhunderts zu Sevilla, wo in den glücklichen Zeiten 16,000 Webſtühle in Wolle und Seide arbeiteten, kaum noch 400 gangbar. Ueberhaupt ſoll es damals in ganz S. nicht über 10,000 Webſtühle gegeben haben. Dieſes Verhältniß beweiſt den traurigen Zuſtand des Gewerbe- und Induſtrieweſens in S. Nicht günſtiger war der Verkehr mit den amerikaniſchen Kolonien, der bis zum Beginn des 18. Jahrh. bloß von Sevilla aus betrieben wurde, wo die Verſandung des Guadalquivir zur Wahl einer andern Hafenſtadt zwang. Man wählte Cadix. Jetzt ſegelten von hier jährlich die Galleonen, je 27 Schiffe, nach Südamerika, und alle 3 Jahre die beſonderen Flotten, je 23 Schiffe, nach Mexiko, deſſen Zuſtand in dem langen Frieden ſich allmählig zu heben begann. Beſonders in der Nähe der Städte gelang es den Bewohnern allmählig, eine gewiſſe Emancipation aus ihrem niedrigen Zuſtande zu erringen und durch Ackerbau, Manufakturen oder Handel Eigenthum zu erwerben. Einfluß auf dieſe erfreuliche Entwickelung übte natürlich auch der Bergwerksertrag, der im 17. Jahrh. fortwährend ſtieg. Mit dem Ertrag aus den Bergwerken Peru's, Columbia's, Chili's und Buenos-Ayres' ſchätzt man den jährl. Gewinn auf ungefähr 12,600,000 Dollars oder Piaſter. Damals begann der Gebrauch goldener und ſilberner Geräthe nebſt Schmuckſachen in der Mittelklaſſe des Volkes ſich zu verbreiten, wo ein lebenskräftiger Betrieb des Handels und der Gewerbe Wohlſtand hervorgerufen hatte. Die geſtiegenen Preiſe waren zwar zunächſt aus dem durch die Vermehrung verminderten Werth der Münzmetalle entſprungen; jedoch hatte jene Preiserhöhung durch ihren natürlichen Reiz auf die Erweiterung des Gewerbebetriebs gewirkt, wodurch dann der verdiente Reichthum in den induſtriellen Staaten anwuchs. Eine beſſere Zeit für S.s Zuſtände trat mit der Erhebung der Bourbonen-Familie auf den ſpaniſchen Thron ein. Die ſehr üble Lage des Landes gab viel zu thun, um es aus dem großen Elend wieder zu erheben. Der Einfluß der Regierungen Philipps V., Ferdinands VI. und Karls III. war wohlthätig. Durch die Stiftung der Caraccas-Kompagnie 1728 ward für die Kultur des nördlichen Theils von Süd-Amerika geſorgt; in S. ſelbſt wurde eine Kolonie in der Sierra Morena angeſiedelt, um dieſen Landſtrich zu beleben. Die Induſtrie ſuchte man durch Einrichtung neuer Fabriken und durch Belebung der beſtehenden zu fördern. Aus Sorge für den Ackerbau hob man das Verbot ber Ausfuhr des Getreides aus einer Provinz in die andere auf, wodurch der dem Landmann wohlthätige Handelsverkehr ſehr empfindlich gehemmt werden mußte. Der Landbau hob ſich und lieferte auch Hanf und Krapp, wofür bisher nicht unbedeutende Summen aus dem Lande gegangen waren. Trotz dem vermochte weder die Induſtrie, noch der Ackerbau den Bedarf zu ſchaffen. Getreide führten Holland, Sicilien, England nebſt den britiſch-nordamerikaniſchen Kolonien ein. Die frühere große Einfuhr von Induſtrieerzeugniſſen durch die Holländer wurde jetzt durch die ſtarken Zufuhren der Franzoſen, begünſtigt durch die veränderten politiſchen Verhältniſſe, ſehr beeinträchtigt. Auch die Hanſeſtädte waren ſchon ſeit früher Zeit, beſonders burch den ſehr ausführlichen „Traktat

Digitized by Google

wegen des ſpaniſchen Commerceii, gemacht zwiſchen der Königl. Maj. in Spanien und den erbb. Hanſeſtädten“ aus den Jahren 1607 und 1648, bis in die neuere Zeit, wo dieſer Vertrag ſeine praktiſche Bedeutung verloren hat, im Handel mit S. ſehr thätig und führten unter andern Waaren beſonders viel Leinwand dorthin. Ungeachtet der Verkehr der Engländer häufig durch ihre Kriege mit S. geſtört wurde, ſo war doch die engliſche Einfuhr ſehr bedeutend. Der Nachtheil, der für S. aus jenem ſehr verderblichen Uebergewicht der Einfuhr der fremden Handelsvölker entſtehen mußte, wurde noch durch die beſtändigen Kriege vergrößert, während die Fremden Vortheil daraus zu gewinnen wußten. Einerſeits konnten dabei die innern Zuſtände des Volks zu keinem fröhlichen Gedeihen gelangen, andererſeits wurde dadurch die Verbindung mit den ſpaniſchen Beſitzungen gehemmt. Den fremden Nationen war zwar der Verkehr mit dieſen Beſitzungen verboten, dennoch betrieben denſelben die Franzoſen und beſonders die Engländer nicht nur über S. ſelbſt im Einverſtändniß mit ſpaniſchen Kaufleuten, ſondern auch direkt durch einen großen u. ausgedehnten Schleichhandel in den ſämmtlichen ſpaniſchen Beſitzungen ſchon im 17. Jahrhundert. Die Inſel Cuba, durch die Grauſamkeit der Spanier entvölkert, war der Stapelort der Schleichhändler, die auch Korſaren wurden, ſobald ihr Vaterland mit S. im Kriege ſtand. Die Engländer nannten ſich Bukanier, die Franzoſen Flibuſtiers, bildeten aber vereint die organiſirte Geſellſchaft der Küſtenbrüder. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ſtanden ſie unter einem gewählten Oberhaupt, das ſich ſtets durch Tapferkeit und Kühnheit auszeichnete. Zu den ausgezeichnetſten gehören der Walliſer Henry Morgan, John Cook, Eduard Davis. Zu ihnen gehörte auch der kühne engliſche Seefahrer Dampier, der ſeine Bukanierfahrten anmuthig beſchrieben hat und auf ſeiner erſten großen Fahrt auch den Helden des Robinſon Cruſoe, den Schiffslieutenant Alexander Selkirk, allein auf der wüſten Inſel Juan-Fernandez zurückließ. Mit dem günſtigen Erfolg der Geſchäfte der Bukanier mehrten ſie ſich, was Frankreich und England des Handels wegen gern ſahen. Bald wurden von jenen Abenteurern zwei national geſchiedene Kolonien auf der Inſel St. Chriſtoph gegründet, zwiſchen denen jedoch bald Zwietracht ausbrach, wobei die vom Vaterland unterſtützten Franzoſen ſiegten. Dieſe Niederlaſſungen mehrten ſich auf den weſtindiſchen Inſeln, weil jener Schleichhandel, beſonders während des ganzen 18. Jahrhunderts, ſehr anſehnlich wuchs und den Spaniern im Ocean durch Seeraub großen Schaden zufügte. Derſelbe mehrte auch die Neger-Einfuhr in die ſpaniſchen Beſitzungen, vorzüglich ſeit dem utrechter Frieden. Man rechnet, daß in Folge des Aſſiento-Vertrags (1713), der urſprünglich mit den Franzoſen abgeſchloſſen und erſt nachher auf die Engländer übergetragen wurde, mehr als 50,000 Sklaven hauptſächlich nach Buenos-Ayres eingebracht worden ſind, die theils in den Minen dieſes Königreiches, theils zum Anbau von Zucker, Kakao, Kaffee nebſt andern tropiſchen Erzeugniſſen gebraucht wurden. Der Schleichhandel der Engländer mit Manufakturwaaren erhielt dadurch einen Schein von Rechtmäßigkeit, daß ihnen nach jenem Vertrag geſtattet war, jährlich die Ladung eines Schiffes in dem Haſen Portobello abzuſetzen. Waren alſo auch die Engländer die begünſtigte Nation, ſo betheiligten ſich bei jenem von S. verbotenen Verkehr doch auch die Franzoſen, deren erſtes Schiff in der Südſee 1667 erſchien, da 1712 ſchon 8—9 franzöſiſche Korſaren an den Küſten von Peru und Chili kreuzten. Bei dem Kriege zwiſchen S. und England wurden die franzöſiſchen Seefahrer ſogar auf jede Weiſe ermuntert. Im J. 1721 ſegelte ein franzöſiſches Schiff ſchon von China nach Neuſpanien und machte dieſe Fahrt bis in die Banderas-Bai in weniger als 50 Tagen. Auch die Holländer griffen damals die weſtindiſchen Beſitzungen der Spanier mit Erfolg an. In Havanna nahmen ſie eine reich beladene ſpaniſche Flotille. Dennoch ſtanden die Angelegenheiten der holländiſchen Weſtindien-Kompagnie ſehr übel. Am meiſten litten die Spanier in jener Gegend durch die Engländer. Uebrigens hoben die kühnen und glücklichen Seeunternehmungen der Bukanier in der Südſee und dem atlantiſchen Ocean das Vertrauen zu großen Seefahrten gewaltig. Die Bukanier verſchwanden zwar allmählig im Anfange des 18. Jahrhunderts, aber keineswegs hörten mit ihnen die Kaperei und der Schleichhandel bei und nach den amerikaniſchen Beſitzungen der Spanier auf. S. ſah ſich endlich durch die ungeheuern Verluſte, die es ſo lange erlitten hatte, zu ernſten Maßregeln dagegen gezwungen und ergriff das Mittel, alle engliſchen Handelsſchiffe, die in der Nähe ſeiner amerikaniſchen Beſitzungen angetroffen würden, zu durchſuchen. England ſah dabei ſeinen ſo lange genoſſenen Vortheil gefährdet und beſtritt S. das Durchſuchungsrecht. Darüber kam es zu einem offenen Kampfe. Um die ſpaniſchen Niederlaſſungen in der Südſee anzugreifen, rüſtete England 1739 eine übrigens ſchlecht bemannte Flotte aus, die erſt nach Jahresfriſt in See ſtach und außer einigen Priſen wenig ausrichtete. Jener Handel dauerte fort bis zu Ende des Jahrhunderts, wenn er auch ſeit dieſem Kampfe eine andere Geſtalt erhielt. S. verlor durch dieſen fremden Handel bedeutende Maſſen an edelm Metall von der Ausbeute ſeiner amerikaniſchen Bergwerke. Man ſchätzt dieſelben auf ein Viertel der ganzen Ausbeute in Peru, Columbia, Chili, Buenos-Ayres und Mexiko, welche man von 1700—1810 auf 706,464,434 Pfd. St. berechnet, während das portugieſiſche Amerika in derſelben Zeit nur gegen 80,000,000 Pfd. St. lieferte. Die amerikaniſchen Länder mögen in jenem Verkehr mit den betriebſamen Fremden gewonnen und namentlich ihre politiſche Entwickelung begründet haben, die in der neueſten Zeit zur völligen Unabhängigkeit führte. So bereicherten ſich die Engländer, Franzoſen und Holländer durch jenen verbotenen Handel, während S. ſchwere Verluſte erlitt, die es hätte vermeiden können, wenn ſein Handel und ſeine Induſtrie ſich in einem beſſern Zuſtande befun-

Digitized by Google

den hätten. Aber die fortwährenden nachtheiligen Kriege, in die es durch politiſche Mißgriffe und Mißverhältniſſe verwickelt wurde, ſo wie der Volkscharakter ſtellten dem Gedeihen des induſtriellen und kommerciellen Lebens beinahe unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Dazu waren auch die Handelsverbote und hohe Abgaben keineswegs geeignet, ein erſprießliches Leben hervorzurufen oder zu begünſtigen. Ein beachtenswerther Verſuch, den heimiſchen Verkehr mit den überſeeiſchen Beſitzungen in Amerika zu beleben, war die Einrichtung der ſogenannten Regiſterſchiffe im Jahre 1740; außerdem wurde auch einigen Städten des Reichs die Ausrüſtung von Schiffen nach Amerika gegen bedeutende Abgaben erlaubt. Cadix ſah ſich dadurch benachtheiligt und machte gegen jene zweckmäßige Einrichtung Vorſtellungen; deshalb wurde 1748 das Recht der Abſendung von Regiſterſchiffen auf Cadix beſchränkt. Dieſer Eigennutz vernichtete augenblicklich die beſten Hoffnungen für S. Indeſſen lehrte der Erfolg, daß der Handelsverkehr von Cadix durch das ihm zugeſtandene Vorrecht nichts weniger als gewann; denn 1734 waren 596 engliſche, 228 franzöſiſche und 147 holländiſche Schiffe, aber 1759 nur 114 engliſche, 19 franzöſiſche und 155 holländiſche dort eingelaufen. Deshalb richtete man nun nicht nur regelmäßig fahrende Packetboote zwiſchen Coruña und den amerikaniſchen Beſitzungen ein, ſondern gab auch 1765 den ſpaniſchen Haupthafen den Verkehr mit Weſtindien frei. Dieſes Zugeſtändniß wurde 1768 auf Louiſiana, 1770 auf Yucatan und Campeche, 1778 auf Peru, Chili und Buenos-Ayres, bald auch auf Santa-Fé und Guatemala ausgedehnt. Um die Betriebſamkeit der Baumwollenweberei zu fördern, wurde 1766 der Provinz Katalonien der Handel mit Baumwolle und 1772 auch den übrigen Provinzen frei gegeben. Im J. 1774 geſtand man mehren Städten in S. zollfreie Einfuhr der bedeutendſten Erzeugniſſe Weſtindiens zu. Der günſtige Einfluß dieſer Anordnungen äußerte ſich bald. Allerdings war es nach einer ſo langen Niederlage nicht möglich, daß S. den Bedarf ſogleich durch den eigenen Betrieb hätte befriedigen können; aber es war doch ein kräftigeres Leben erwacht, das ſich in der fortgeſetzten Sorge dafür gedeihlich entwikkelte, wie die ſteigende Kultur des Landes durch ſämmtliche Provinzen bewies. Im J. 1770 ſchätzte man z. B. den Geſammtwerth der Produkte von Valencia auf 65,000,000 franz. Livres. Das Gewerbeweſen zu erweitern, wurde 1783 jeder Handwerker geſetzlich, bei Verluſt des Bürgerrechts, verpflichtet, einen ſeiner Söhne das väterliche Gewerbe fortſetzen zu laſſen. Eben ſo wurde der Ackerbau begünſtigt. Ein weſentliches Förderungsmittel des Verkehrs war die Einrichtung von Poſtkutſchen, ſo wie die Gründung der Carlos-Bank 1784—1785. Der Handel mit den amerikan. Kolonien, beſonders mit Mexiko, wurde allen ſpaniſchen Unterthanen frei gegeben. In dieſen günſtigen Verhältniſſen lebten S.s Handelsverkehr, Induſtrie und Ackerbau fröhlich auf, indem außer dem Gewinn von dieſem ſteigenden Verkehr S. auch die Verluſte aus dem amerikaniſchen Bergwerksertrag erſetzt wurden. Freilich mochte dieſem Aufſchwung Englands Kampf mit den nordamerikaniſchen Staaten und Irland zu Statten kommen, indem deſſen Thätigkeit dadurch ſehr in Anſpruch genommen wurde. Dem Landbau war indeſſen der ungeheure Landbeſitz des Adels und der Geiſtlichkeit ſehr nachtheilig. Auch lähmte die Geiſtlichkeit durch ihre vielen Spenden von Almoſen aus dem großen Reichthum der Klöſter und Stifter die Thätigkeit des Volkes. Der Ackerbau konnte daher den Bedarf an Getreide nicht befriedigen, und es mußte fremdes Getreide eingeführt werden. Die Manufakturen und Fabriken beſchäftigten ſich dagegen in reger Betriebſamkeit mit der Verarbeitung der Wolle, Seide, Baumwolle, in Verfertigung des Glaſes, Stahls ꝛc. Bei der inländiſchen Betriebſamkeit war es natürlich, daß die Ausfuhr von Cadix, Malaga, Sevilla, Barcelona, Santander, Tortoſa, St. Lucar, Alicante ꝛc. nach den amerikaniſchen Beſitzungen im Jahre 1785 an heimiſchen Erzeugniſſen 337,266,601, an fremden nur 429,982,185 Realen betrug. Zu einem großen auswärtigen Handel jedoch hatte ſich S. noch nicht aufgeſchwungen; dazu genügten die induſtriellen Leiſtungen nicht. Die Fremden verkehrten größtentheils durch eigene Schifffahrt mit S. So waren unter den 1787 in Alicante eingelaufenen 923 Schiffen 116 ſchwediſche. Indeſſen blieben die Spanier nicht unthätig; denn während 1772 nur 2, 1779 ſchon 8 ſpaniſche Schiffe durch den Sund fuhren, ſo machten 1791 dieſe Fahrt 28 Schiffe. Damals war auch die Ergiebigkeit Weſtindiens gewachſen. Während die Inſel Cuba von 1748–1753 nur 175,000 Ctnr. zur Ausfuhr lieferte, gab ſie 1790 dagegen 77,896 Kiſten oder 283,258 Ctnr. Dieſe erfreulichen Zuſtände des auflebenden Handelsverkehrs in S. erlitten einen tödtlichen Stoß durch den 1796 beginnenden Krieg gegen England. Die Verbindung mit Frankreich ſchützte nicht. Im J. 1797 am 15. Februar wurde die ſpaniſche Flotte geſchlagen. In dieſem feindſeligen Verhältniß mußte natürlich der Seehandel S.s leiden, weil ſein überſeeiſcher Verkehr geſtört wurde. Wie tiefe Wurzeln die Induſtrie in dem Sonnenſchein der Ruhe und Gunſt geſchlagen hatte, zeigte bald nach dem Frieden von Amiens am 25. Mai 1802, in dem S. Trinidad, ſo wie Holland Ceylon an England verlor, die gemachte bedeutende Ausfuhr inländiſcher Erzeugniſſe nach Mexiko, deren Werth 11,539,210 Piaſter betrug, während der der fremden nur 8,851,640 Piaſter war. Leider verſchwand dieſer Sonnenblick ſchnell. Im J. 1804 brach ein neuer Krieg mit England aus, deſſen Uebel noch das furchtbare Wüthen des gelben Fiebers und großer Kornmangel vergrößerten. Noch ſchlimmer ward dieſer traurige Zuſtand des Landes durch innere Kämpfe, in denen außerdem die britiſchen und franzöſiſchen Heere das Land verwüſteten. Das Maß dieſes Unglücks ward endlich durch den Aufſtand der ſpaniſchen Länder (im J. 1807) für ihre Unabhängigkeit von S. voll. Die heimiſche Induſtrie konnte nichts mehr liefern, dazu blieben die überſeeiſchen Baar-

ſendungen aus aber waren doch ſehr gering. Der Friede von 1814 brachte keine Hülfe, wohl aber Druck. Die Finanzen waren erſchöpft, der Verkehr ſtockte gänzlich, die Auflagen wurden erhöht, der Gewerbfleiß beſchränkt, und außerdem führte der wieder eingeſetzte König Ferdinand VII. die Inquiſition wieder ein. Sehr verderblich wirkte auch der nutzloſe Krieg gegen die empörten amerikaniſchen Länder, die ſich ihre Unabhängigkeit errangen. Selbſt die Ausfuhr der Wolle, die bisher bedeutende Summen dem Lande zugeführt hatte, war durch den ſehr geſtiegenen Ertrag derſelben in Frankreich u. Deutſchland ſehr vermindert. Das, was durch die Cortes nach der Einführung der Konſtitution im J. 1820 zur Aufhülfe des Handels, der Induſtrie, des Gewerbeweſens und des Ackerbaues gethan wurde, vernichtete die Wiederherſtellung der unumſchränkten Königsmacht durch die Franzoſen 1823. Seitdem befand ſich das an Naturgaben ſo reiche Land in den traurigſten Verhältniſſen. Die Zölle wurden unmäßig erhöht, die Einfuhr beſonderer Gegenſtände für hohe Summen an Kaufleute verpachtet und dadurch gefährliche Monopole gegründet, die das Land belaſteten und auch der großen Finanznoth auf die Dauer nicht abhelfen konnten. Die Mißernte 1824, ſo wie das franzöſiſche Beſatzungsheer zehrten ebenfalls an dem Marke des Landes; dazu bedrängten ſüdamerikaniſche Kaper, die bis an die ſpaniſchen Küſten ſtreiften, den auswärtigen Verkehr. Sehr empfindlich wurde der Länderbeſitz S.s durch den Verluſt der an edeln Metallen ſo reichen amerikaniſchen Kolonien geſchmälert. Es blieben davon nur Cuba, Portorico und die Philippinen übrig, die jedoch allen Nationen zum freien Handelsverkehr geöffnet wurden. So ſehr auch dadurch der überſeeiſche Handel, insbeſondere der deutſche gewann, ſo begünſtigte indeſſen S. ſeine eigene Rhederei durch große Differenzzölle, wodurch die deutſche Schifffahrt bedeutende Vortheile verlor. In den langwierigen Bürgerkriegen, welche ſeit Jahrzehnten S. verwüſtet haben, iſt das Land erſchöpft worden. Dieſer bedauerliche Zuſtand erſchien um ſo bedenklicher, als dadurch die Parteiſucht ſtets Gelegenheit fand, unlautere Mittel für ihre Zwecke anzuwenden und ſo dem Volksweſen unheilbare Wunden zu ſchlagen. So wie auf der einen Seite Frankreich ſich in dieſe unglückſeligen Bewegungen miſchte, ſo verſäumte es auch England nicht; aber beide Staaten ſtanden ſich in dieſer Einmiſchung, zum Schaden S.s, feindſelig einander gegenüber. England beabſichtigte namentlich Handelsvortheile, Frankreich verfolgte politiſche Zwecke. Beide ſcheuten keine Mittel, ihre Abſichten zu erreichen. England hat ſtets das Uebergewicht in S.s auswärtigem Handel gehabt, wenn auch durch Schmuggelei über Gibraltar und die portugieſiſche Grenze. In der neueſten Zeit arbeitete Espartero's Regentſchaft ernſtlich dahin, jenen Schmuggelhandel, der zwar für Viele ſehr einträglich, aber dem Volke nachtheilig war, zu vernichten und einen regelmäßigen Verkehr herzuſtellen. Deshalb trat 1841 im November für S. und die umliegenden Inſeln, die Kolonien ausgeſchloſſen, ein neuer Zolltarif in Kraft. Derſelbe gewährte der Einfuhr in Nationalſchiffen an den Eingangsabgaben 25 Proc., 33⅓ Proc., 66⅔ Proc., während die ausländiſchen Fabrikate ohne Ausnahme bedeutend höher beſteuert und ſogar die Einfuhr baumwollener, ſo wie mit Baumwolle gemiſchter Zeuche gänzlich verboten wurde. Auch in der direkten Einfuhr aus den amerikaniſchen Kolonien ſind die ſpaniſchen Schiffe um das Doppelte des Zolls begünſtigt und die Einfuhr aus den Philippinen der ſpaniſchen Flagge ausſchließlich vorbehalten. Den Charakter und die Tendenz dieſes Tarifs erkennt man außerdem darin, daß weder ein Ausfuhrzoll überhaupt für die Schiffe beſtimmt iſt, noch die frühern Schiffsabgaben, in denen fremde und nationale Schiffe ziemlich gleich ſtanden, verändert worden ſind, ſo wie auch darin, daß England trotz ſeiner Anſtrengung keinen Handelsvertrag mit S. erzwingen konnte, während mit Belgien bald ein ſolcher abgeſchloſſen wurde. Deutſchlands Verkehr mit S., namentlich die Leinenausfuhr, die ſchon lange gegen früher ſehr unbedeutend war, wurde unter dieſen Umſtänden ganz vernichtet; ſelbſt die Einfuhr der ſchottiſchen Leinen, wodurch die deutſche ſo ſehr beeinträchtigt iſt, muß durch die bevorzugten belgiſchen leiden. Da nun auch England ſeine Baumwollenfabrikate nicht mehr in S. abſetzen konnte, ſo führte es weniger an ſpaniſchen Weinen aus. Die Ausfuhr derſelben betrug 1842 allein aus Puerto Sta. Maria und Xeres 4527 Fäſſer weniger, als 1841, und 9929 Fäſſer weniger, als 1840. Ob S. durch übermäßige Handelszölle das hohe Ziel einer Volkswohlfahrt vermöge des auswärtigen Handelsverkehrs erreichen kann, das vermag nur die Erfahrung zu beweiſen. Bei der Beurtheilung jenes Geſetzes darf man nicht vergeſſen, daß S.s eigenthümliche Verhältniſſe in ſeinen innern Zuſtanden die Aufgabe der Handelsgeſetzgebung ſehr ſchwer machen. Der Gährſtoff von Unruhen liegt im Volke; derſelbe wird durch die beſtehenden Handelsmonopole nicht wenig genährt und wird bei der geringſten Verletzung des kaufmänniſchen Eigennutzes thätig; außerdem ſchmachtet das Volk unter einer ungeheuern Staatsſchuld. Den günſtigen Einfluß der Handelsfreiheit auf Völkerverkehr beweiſt dagegen das jetzige Handelsverhältniß zwiſchen S. und den ſpaniſchen Kolonien zu den nordamerikaniſchen vereinigten Staaten. Die geſammte Ein- und Ausfuhr jener betrug 1840 — 1841 gegen 23,497,712 Dollars. Davon betrugen die ſpaniſchen Waaren, welche die Vereinigten Staaten erhielten, an 16,316,303 Dollars, aber die amerikaniſchen Waaren, welche nach S. und deſſen Beſitzungen kamen, nur 16,316,303 Dollars. Cuba allein führte in derſelben Zeit nach den Vereinigten Staaten für 11,567,027 Dollars ein und für 5,739,082 Dollars aus.

Staatliche Verhältniſſe. Am meiſten iſt S. in ſtaatlicher Hinſicht, ſowohl nach innen, als nach außen, zurückgekommen und jetzt auf einen Punkt gelangt, den man als vollkommene ſtaatliche Demoraliſation und Zerrüttung bezeichnen kann. Die Urſachen davon liegen in

Digitized by Google

ſeiner Geſchichte. Mit Philipp III. kam (1713) eine Nebenlinie des Hauſes Bourbon auf den Thron, die ihn während Napoleons Gewaltherrſchaft auf 6 Jahre räumen mußte, um ihn im Jahre 1814 durch Ferdinand VII. wieder einzunehmen. Seit dem Aufſtande von Aranjuez folgte eine Veränderung in der Regierungsform auf die andere. Bekanntlich haben nach der Vertreibung der napoleonſchen Dynaſtie, im J. 1812, die Reichsſtände eine auf demokrat. Grundlagen ruhende Verfaſſung entworfen, durch welche die königliche Macht bedeutend beſchränkt wurde. Ferdinand VII. hat nach ſeiner Rückkehr auf den Thron dieſe Verfaſſung beſchworen, aber bald darauf verworfen und ein unumſchränktes Regiment wieder eingeführt. Der darüber ausgebrochene Aufſtand rief ein franz. Heer nach S. (1823), welches das Land beſetzte und den König in die unumſchränkte Macht zwar wieder einſetzte, aber dem jetzt ganz zerrütteten, unglücklichen Lande nur eine ſcheinbare Ruhe gab. Nach einer im Jahr 1830 publicirten pragmatiſchen Sanktion iſt die Thronfolge in gerader Linie ohne Ausſchluß der weiblichen Deſcendenz feſtgeſetzt, das bisher beſtandene ſaliſche Geſetz aufgehoben und die Beſtimmung getroffen, daß, wenn der ganze Königsſtamm ausſtirbt, die Succeſſion nach dem utrechter Friedensinſtrument an das Haus Savoyen kommen ſoll. Die im männlichen und weiblichen Stamme erbliche, durch repräſentative Gewalt des Volks beſchränkte Erbmonarchie gilt für den ganzen Staat, obwohl den baskiſchen Provinzen und Navarra noch ein Theil ihrer alten Privilegien belaſſen und den Kolonien nicht ganz gleiches politiſches Recht mit den europ. Beſitzungen eingeräumt iſt. Cuba, Puerto Rico und die Philippinen haben jedoch das Recht zu Wahlverſammlungen der Procuradores für die Cortes. Gegenwärtig gilt als Staatsgrundgeſetz die den 19. März 1812 von den allgemeinen Cortes proklamirte, 1837 revidirte und den 10. Juni 1837 beſchworene demokratiſche Konſtitution. Als Grundgeſetze gelten ferner noch Ley de Señorio uno über die Untheilbarkeit der Lande der Krone Kaſtilien, und Ley de Mayoria über deren Vererbung nach der Erſtgeburt, beide von Ferdinand III. von Kaſtilien 1236 erlaſſen; die pragmatiſche Sanktion Karls III. von 1776 über die ebenbürtigen Vermählungen im Regentenhaus; die bereits erwähnte, durch Dekret vom 31. Dec. 1833 (abgedruckt in de los Valles, Geſchichte des Don Karlos und des Kriegs im nördlichen S., überſetzt von Ungewitter, Berlin 1835, S. 230—232) wiederum beſtätigte pragmatiſche Sanktion Ferdinands VII. vom 29. März 1830, welche, unter Aufhebung des erſt unter bourboniſcher Regierung eingeführten ſaliſchen Geſetzes, die direkte weibliche Nachkommenſchaft des Königs vor den männlichen Seitenverwandten zur Thronfolge beruft. Der König oder die (wie jetzt) regierende Königin iſt als Souverän hinſichtlich der vollziehenden Macht unumſchränkt, ſeine Perſon heilig und unverantwortlich; er übt ein abſolutes Veto, hat das Recht über Krieg und Frieden, macht die Geſetze bekannt, ſchließt auswärtige Verträge ab und verleiht Ehren, Orden und Standeserhöhungen. Die geſetzgebende Gewalt, die Beſteuerung und die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte theilt er mit den Cortes, welche er beruft, vertagt, oder auflöſt. Er wird herkömmlich mit dem 14. Jahre volljährig; die nach dem Teſtament Ferdinands VII. vom 10. Juni 1830 (eröffnet am 2. Okt. 1833) erſt mit dem 18. Jahre volljährige jetzige Königin Iſabella (geboren den 10. Okt. 1830) ward am 8. Nov. 1843, alſo 13 Jahre 1 Monat alt, von den Cortes für majorenn erklärt. Die Vormünder (Guardadores) ernennt der letzte König teſtamentariſch. Der König heißt kathol. König, mit dem Prädikat katholiſche Majeſtät, durch Verleihung des Papſtes Alexander VI. von 1496. Er unterzeichnet nur durch die Worte: ich der König (Yo el Rey). Von Karl III. beſteht eine reiche Sekundogenitur für den bourbon. Zweig Infantado (Casa de Infantado). Der zahlreiche und glänzende, ſtrenge Etikette heiſchende Hofſtaat zerfällt in 4 Hofſtäbe, des Oberhofmeiſters (Mayordomo mayor), Oberkammerherrn (Sumiller de cors), Oberſtallmeiſters (Cavallerizo mayor) und des Oberjägermeiſters (Montero mayor), zugleich Oberfalkenier (Halconero mayor). Weiteres darüber ſ. unten. Die Staatsbürger genießen Gleichheit des Geſetzes und des Gerichtsſtandes, allgemeines Petitionsrecht und den gleichen Anſpruch auf öffentliche Aemter. Beſondere privilegirte Vorrechte beſitzt jetzt kein Stand mehr, doch ſind alle Granden von S. ſchon als ſolche Excelencias und werden in den Hofehren bevorzugt, eben ſo wie die Titulos de Castilla, welchen das Prädikat vuestra Señoria, zuſammengezogen Usia (Eure Herrlichkeit) beigelegt wird. Obgleich alle Stände jetzt gleiche Rechte haben, beſteht doch noch dem Herkommen gemäß die alte Eintheilung der Stände in Adel (der ſich wieder in Hidalgos [niedern Adel] und Granden [hohen Adel] theilt; über ſeine Verhältniſſe ſ. Adel), Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern, doch haben letztere neuerdings viele Rechte bekommen und Laſten verloren. Die urſprünglich durch Geſchwornengerichte verbürgte Preßfreiheit iſt dieſen durch Dekret über die Handhabung der Preßpolizei vom 13. Juli 1845 entzogen, Bildercenſur eingeführt, und es ſind Preßgerichte errichtet worden, von deren 6 Richtern zu einer Verurtheilung 4 einſtimmig ſeyn müſſen. Die Volksvertretung erfolgt durch die in 2 Kammern getheilten Cortes, welche keine Diäten beziehen. Der alle 3 Jahre zu $^1/_3$ erneute Senat ſteht im Verhältniſſe zu $^2/_3$ zur andern Kammer, wird vom König aus einer von den Wählern aufgeſtellten dreifachen Liſte ernannt, und jeder Senator muß ein Einkommen von wenigſtens 50,000 Realen beſitzen. Die alle 3 Jahre gänzlich erneute Deputirtenkammer, in welche einzutreten Anſäſſigkeit an irgend einem Orte des Landes befähigt, geht aus den Wahlen der Kirchſpielswahlverſammlungen (Juntas electorales de parroquia) und der Bezirks=

Digitized by Google

wahlverſammlungen (Juntas electorales de partido) hervor. Die Wahl erfolgt direkt durch Stimmenmehrheit, und es nehmen an derſelben alle Spanier Theil, welche 200 Realen direkte Steuern zahlen oder ein dem entſprechendes Einkommen nachweiſen. Auf je 50,000 Einw. wird 1 Abgeordneter, und auf je 85,000 Einw. werden 3 Kandidaten zu Senatorenſtellen ernannt. In jeder Provinz ſollen Provinzialdeputationen (Juntas provinciales) erwählt werden. — Titel des Königs iſt: kathol. König von S. und Indien (Rey catholico de España y las Indias). Der ausführliche (große) Titel lautet: König (Königin) von Kaſtilien, Leon, Aragonien, beiden Sicilien, Jeruſalem, Navarra, Granada, Toledo, Valencia, Galicien, Majorka, Sevilla, Sardinien, Cordova, Korſika, Murcia, Jaen, den Algarvien, von Algeziras, Gibraltar, den kanariſchen Inſeln, des orientaliſchen und occidentaliſchen Indiens, der Inſeln und des feſten Landes (Terra firma) des Weltmeeres, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog von Burgund, Brabant und Mailand, Graf von Habsburg, Flandern, Tyrol und Barcelona, Herr von Biscaya und Molina u. ſ. w., und viele Titel und Würden, die ſich aus den Zeiten Karls V. herſchreiben, wo die öſterreichiſche, neapolitaniſche und ſpaniſche Krone auf einem Haupte ſaßen. Der präſumtive Thronerbe heißt: Prinz von Aſturien, die nachgeborenen Kinder Infanten und Infantinnen; ſie erhalten nur ſelten andere Titel; der König dotirt ſie. Der König von S. hatte von jeher einen glanzenden Hofſtaat, an deſſen Spitze der Großalmoſenier ſteht, und den die ſchönſten Garden verherrlichen. Kein Hof zeigt mehr Prunk, Ceremoniell und Etikette, beſonders an Gallatagen. Er iſt umgeben vom hohen Adel ſeiner Titulados, der ſich in Herzoge, Marquiſen, Grafen, Viscontes und Barone theilt, und führt den Titel Don. Nicht jeder Adelige iſt Grand von S., ſondern der König ertheilt nach Gunſt die Grandezzen. Ausgedehnte Majoratsgüter begründen den Glanz des Adels. Der niedere Adel, Hidalgos oder Hombres de Pareja, wird in Kaſtilien in Hidalgos de sangre (von Geblüt) und de privilegio (Vorrecht) eingetheilt. S. hat 10 Ritterorden: Als Hoforden: 1) den Orden des goldenen Vließes, geſtiftet 1429; 2) den Marie-Louiſenorden, geſtiftet 1792, für Frauen vom höchſten Range. Als Verdienſtorden: 1) den Karlsorden, geſtiftet 1771; 2) den Orden des heiligen Ferdinand und der heiligen Hermenegilde, geſtiftet 1815, fürs Militär; 3) den Marienorden, geſtiftet 1816; 4) den amerikaniſchen Orden Iſabellens der Katholiſchen, geſtiftet 1815. Als geiſtliche Orden: 1) den Orden von Calatrava, geſtiftet 1158; 2) den Orden von Alcantara, geſtiftet 1177; 3) den Orden von Santiago, geſtiftet 1170; 4) den Orden von Monreſa, geſtiftet 1319; 5) den Johanniterorden. Die geiſtlichen Ritterorden ſind indeß 1835 aufgehoben worden; der von Santiago iſt in den Orden der Hofehre und des Verdienſtes umgewandelt. Außerdem beſtehen noch gegen 80 Denkzeichen für alle wichtigen Begebenheiten, bis zur neueſten Zeit herab, die alle an andersfarbenen Bändern getragen werden, ja ſogar ein Zeichen für Kabinetskuriere, ein anderes für ſpan. Kriegsgefangene in Frankreich, eines für Civilkriegsgefangene; 1842 wurde von Espartero eine neue Dekoration geſtiftet, für die, welche 1823 Gefängniß für ihre Anhänglichkeit an die Konſtitution erduldeten. — Flagge. Staatsflagge: gelb, oben und unten mit 2 breiten rothen Streifen eingefaßt, in der Mitte das ſpan. Wappen; Kauffahrteiflagge: horizontal dreimal gelb, zweimal roth geſtreift. — Wappen: Quadrirt mit einem Mittelſchilde: 1. hat 4 Fächer, und zwar 1 und 4 ein goldnes Kaſtell mit 3 Thürmen in Roth, wegen Caſtilla; 2. und 4. einen rothen gekrönten Löwen in Silber, wegen Leon; 2. iſt geſpalten: rechts ſieht man die 4 rothen Pfähle von Aragon in Gold und links die 4 rothen Pfähle mit den beiden ſchwarzen in Silber ſchwebenden Adlern von Sicilien in Gold; 3. hat oben den ſilbernen Balken von Oeſterreich in Roth, unten in Silber den von 3 goldnen Schrägbalken durchſchnittenen blauen Schild von Altburgund; 4. oben den mit goldnen Lilien beſäeten und mit einer ſilber- und rothgeſtickten Einfaſſung umgebenen blauen Schild von Neuburgund, unten den goldnen Löwen von Brabant in Schwarz. Im Schildesfuße iſt der grüne Granatapfel von Granada in Silber angebracht. Der Mittelſchild enthält das Familienwappen von Anjou. Auf dem Schilde ſteht ein Helm mit einer Königskrone: Schildhalter ſind 2 Löwen. Außerdem findet ſich das Familienwappen des Königs (die franz. Lilien) eingefügt; die Umgebung iſt die Kette des goldenen Vließ-Ordens. — Der Klerus bildet hinſichtlich ſeiner großen Freiheiten und der Reichsſtandſchaft eine eigene Klaſſe im Staat. Der Bürgerſtand iſt nur noch in den größern Seeſtädten wohlhabend. Die Städte ſind entweder Ciudades, d. h. haben Theil an der Reichsſtandſchaft, oder Villas, dieſe ſtehen meiſtens unter grundherrlichen Verhältniſſen. Der Bauer iſt zwar perſönlich frei, aber, mit Ausnahme der Basken, überall dem Herrendienſte unterworfen, erliegt faſt unter den Beeinträchtigungen der Vorrechte der Großen und der Geiſtlichkeit, unter einer drückenden Laſt von Abgaben und leidet durch die Zweckwidrigkeit der Agrarialgeſetze.

Verwaltung. An der Spitze der Staatsverwaltung ſteht das von einem Miniſter präſidirte Staatsminiſterium. Die daſſelbe bildenden, den Cortes verantwortlichen und auf deren Anklage vor dem oberſten Gerichtshofe gerichteten Departementsminiſter ſind die Vorſtände der Miniſterien des Auswärtigen, Innern, der Juſtiz und Gnaden, Finanzen, des Kriegs und der Marine. Der aus dem königl. Rathe von S. und Indien (el Consejo real de España y las Indias) hervorgegangene Staatsrath iſt durch das Geſetz vom 13. Juli 1845 neu organiſirt worden. Sowohl für die Civil-, als Militärangelegenheiten ſteht an der Spitze der Provinzialverwaltung ſtatt des frühern Vicekönigs ein Generalkapitän nach dem Umfange der alten Königreiche für Alt-Kaſtilien, Neu-Kaſtilien, Katalonien, Aragonien,

Digitized by Google

Valencia, Murcia, Navarra, Anbaluſien, Granada, Eſtremadura, Galicien und die Balearen, ſo wie an der Spitze der Kolonialverwaltung für Cuba und Havanna, Puerto Rico, Manila oder die Philippinen und die kanariſchen Inſeln. An der Spitze der Civilverwaltung jeder Provinz ſteht ein Xefe politico (rückſichtlich der Polizei) und ein Delegado del Fomento, eine Art von Präfekt, welcher in den einzelnen Partidos (Bezirken) wieder Subdelegados unter ſich hat, die in allen Steuer-, Polizei- und Verwaltungsangelegenheiten unmittelbar mit den von den Gemeinden (Pueblos) erwählten Gemeindebehörden oder Ayuntamientos, an deren Spitze Alcalden ſtehen, verhandeln.

In keinem Staate Europa's faßt die Regierung zahlreichere Plane der Verbeſſerung, und in keinem Lande geſchieht weniger, um dieſe guten Entſchlüſſe flott zu machen. Die Spanier haben ſelbſt ein Sprüchwort, das den beſten Befehl und den ſchlechteſten Gehorſam für ſie in Anſpruch nimmt. Seit der Errichtung der konſtitutionellen Verfaſſung wurde kein neues Miniſterium gewählt, keine neuen Cortes zuſammenberufen, ohne daß pomphafte Verheißungen ihren Amtseintritt bezeichneten; aber die Miniſter folgten auf einander, ohne geleiſtet zu haben, was ſie verſprachen; die Cortes, mit radikalen Reformen der Verfaſſung beſchäftigt, verſuchten zwar mehr Ordnung in den Geſchäftsgang zu bringen, allein ihre Vorſchläge wurden nicht in Praxis umgeſetzt, vermehrten vielmehr nur die Verwirrung, während alte Uebelſtände mehr und mehr das Recht verjährten Beſitzes gewannen. Unordnung und Anarchie bilden faſt den normalen Zuſtand der ſpaniſchen Verwaltung, und kein Faden wäre lang genug, um aus dem tiefen Labyrinth eines jeden Miniſteriums wieder zum Tageslicht herauszuführen. Die Organiſation der oberſten Verwaltung des Landes blieb im Grund dieſelbe, wie ſie zu den Zeiten des Despotismus war; nur ſind die ſechs Miniſter, welche damals hinter der Unverletzlichkeit des Thrones eine ſichere Zuflucht fanden, heutzutage ſechs Prokonſuln, oder vielmehr ſechs Diktatoren, wenn ſie gleich bald von den Cortes, bald von den einzelnen politiſchen Parteien, die ſich in jeder Provinz gebildet haben, abhängen. Dieſe Volksdiktatoren behalten noch alle Formen und den ganzen Geſchäftsgang der abſoluten Regierung bei. Ein Miniſter, welcher mit Uebernahme ſeines Portefeuilles durch einen Federzug die ganze Organiſation ſeiner Provinz umſtößt, der das ganze Perſonal ſeiner Untergebenen neu beſetzt, gibt gleichwohl auch nicht eine Unterſchrift in ſeinem Namen, ſondern thut Alles auf Rechnung der königlichen Gewalt, welche die Marionette ſeiner konſtitutionellen Parodien wurde. Ein ſpaniſcher Miniſter ernennt keinen Schreiber, erläßt nicht den mindeſten Befehl auf ſeine Verantwortlichkeit, er thut Alles im Namen dieſer Königswürde, welche in den Händen eines jungen Weibes liegt, das auf eine Weiſe erzogen wurde, die vermuthen ließ, man wolle ihm alle Eigenſchaften, Titel und Rechte einer konſtitutionellen Königsgewalt geſtiſſentlich geheim halten. Man ſollte vermuthen, dieſe ſcheinbare Leichtigkeit, welche man den unbedeutendſten Beſchlüſſen gibt, verſchaffe der Stellung der Beamten mehr Sicherheit und feſte Gewähr, aber hievon findet gerade das Gegentheil Statt. Titel und Amt ſind zwei Dinge, die ganz und gar nicht Hand in Hand gehen müſſen. Ein neuer Miniſter widerruft keinen Titel, er achtet die Beſchlüſſe und Dekrete ſeines Vorgängers, welcher beſtimmte Beamte eingeſetzt hat. Er läßt den Titel und nimmt nur die Stelle. So wächſt die Zahl der Beamten ins Unendliche, ſie bildet einen eigenen Orden oder eine beſtimmte Korporation, einen Staat im Staate. Die Beamten theilen ſich in aktive, Cessantes oder außer Thätigkeit geſetzte, und in Jubilados, d. h. ſolche, über die man noch verfügen kann, und dieſe haben wieder eine Maſſe von Unterabtheilungen. Die aktiven Beamten ſind unregelmäßig bezahlt; oft ſchuldet man ihnen ihre Beſoldung von zwei oder drei Jahren her. Die Jubilados werden nie ausbezahlt, wenn ſie gleich ein Recht auf volle oder wenigſtens theilweiſe Beſoldung haben; ihre Zahl ſteht zu den Bedürfniſſen des Landes in gar keinem Verhältniß, Es gibt vier oder- fünfmal mehr Beamte mit Titeln, als in den verſchiedenen Verwaltungszweigen wirklich Platz finden können. Darum ſieht man auch in dem Budget die Ceſſantes und Jubilados mit der enormen Summe von 32 Mill. Realen (2 ½ Mill. Thlr.) figuriren. Titel und Brevets ſind in der That für die meiſten bloße Namen. Es gibt Titulare, die nur wenige Monate im Dienſt waren. Gleichwohl wünſchen alle, welche zu der höhern Klaſſe gehören, alle, welche die mindeſte Erziehung und Unterricht erhielten, ja faſt alle, die leſen und ſchreiben können, öffentliche Anſtellung. Für viele von ihnen iſt ihr Diplom ſo zu ſagen ein Lotteriebillet, das ſie in fortwährender Hoffnung und Täuſchung erhält. Da ſie darauf hoffen, daß irgend welcher Miniſter ſie einmal in Thätigkeit ſetze, unterlaſſen ſie es, ſich nach einer nützlichern Beſchäftigung umzuſehen; jede andere Arbeit würde ihnen Erniedrigung zu ſeyn ſcheinen, und der Müßiggang dünkt ihnen viel ehrenwerther. Sie begnügen ſich mit einem Titel, welcher ihnen einen Rang in der Geſellſchaft, eine Stellung bei ihrer Partei gewährt, und welcher ſie zu berechtigen ſcheint, an den öffentlichen Angelegenheiten thätigen Antheil zu nehmen; und dieſe furchtbare Menge von Beamten ohne Amt trägt viel dazu bei, die politiſche Unruhe und Anarchie aufrecht zu erhalten. Bei dieſem bizarren Syſteme kann es nicht fehlen, daß Bittſchriften und direkte Bewerbungen eine große Rolle ſpielen. Unter der abſoluten Regierung bildete dieſes eine Hauptbeſchäftigung der Behörden, und der König gab ohne Unterſchied allen Bewerbern Audienz. Die Monarchie und bürgerliche Geſellſchaft hatte in S. ſtets einen demokratiſchen und religiöſen Charakter; denn die Demokratie, d. h. das Volk, heißt den Abſolutismus eben ſo vollkommen, als die Republik, um ſich des einen oder andern zu bedienen, um die höhern Klaſſen zu beherrſchen. Die Königswürde in S. behielt,

Digitized by Google

wenn ſie ſich gleich mehr als in irgend einem andern Lande Europa's abſolut erhielt, zugleich gewiſſe patriarchaliſche Formen, welche ſie populär machten. Das Volk ging in die Paläſte ſeiner Herrſcher wie in ſeine Kirchen, nahte ſich den Königen wie den Altären, und dieſes faſt zu jeder Stunde und ohne alle Ceremonie, und in den niedern Klaſſen iſt bis auf den heutigen Tag Verehrung des Königs ein Theil des Gottesdienſtes. Selbſt zu den Zeiten Ferdinands konnte ſich jeder Bürger im Palaſte zeigen und eine Audienz beim König erbitten; war die Zahl der Bittſteller zu groß, ſo ſchrieb man ſich ein und kam den folgenden Tag wieder. Man war gewiß, innerhalb 24 Stunden den König ſehen und ihm mündlich ſeine Bitte vorlegen zu können. Ferdinand hatte auf ſeinem Tiſche Goldrollen von verſchiedener Größe, die er ſehr häufig bei dieſen Audienzen verarmten Adeligen, Soldaten und Beamten und jenen verſchämten Armen austheilte, welche ſich in S. in größerer Anzahl als ſonſt irgendwo finden. Wohl zog die Nation aus dieſen Audienzen keine wirkliche Hülfe, aber ſie fand in dieſer unmittelbaren Berührung mit der königlichen Gewalt eine Art von Troſt. Dem Beiſpiel des Königs gemäß gaben die Miniſter zwei- oder dreimal täglich Audienzen, und dieſes war ihre Hauptbeſchäftigung. Heutzutage ſind zwar die Audienzen minder zahlreich, aber die Bittſchriften eben ſo häufig, und die alte Sitte verwandelte die Vorzimmer der Miniſter in wahre politiſche Klubs; man geht faſt aus Gewohnheitsinſtinkt dahin, eben ſo oft aus Langeweile, als mit wirklichem Zwecke. Die Pretendientes (Bittſteller) ſind von jedem Alter und Stand; neben der höchſten Ariſtokratie ſieht man den niedrigſten Bürgersmann; beſonders viele Frauen ſtellen ſich immer ein und erhalten von den Bedienten alle Zeichen der Aufmerkſamkeit, denn die Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht wurzelt ſehr tief, ſelbſt bei der gemeinen Volksklaſſe in S. Das Geſpräch unter allen dieſen Bittſtellern iſt allgemein und oft ſehr witzig. Die Perſon des Miniſters ſelbſt, auf den man wartet, iſt den beißendſten Sarkasmen ausgeſetzt, und man will ſich hierdurch zum Voraus für ſeine vergebliche Meldung rächen. Eben ſo wenig findet man es unpaſſend, laut ſeine Unzufriedenheit an den Tag zu legen, falls der Miniſter auf ſich warten läßt. Wagt dieſer vollends gar, die Audienz auf einen andern Tag zu verſchieben, ſo hört man Drohungen ausſtoßen, und es herrſcht ein wahrer Aufruhr in den Zimmern und auf den Treppen des Miniſters. Die gemäßigtſten Bewerber ſcheuen ſich nicht, die Worte hören zu laſſen: No ies faits exactitud en cobrar sus sueidos (es fehlt ihnen nicht an Pünktlichkeit, um ihre Beſoldungen einzuziehen). Doch ſeit einiger Zeit geben die Miniſter nur ſehr ſelten Audienzen; die Zahl der Bewerber iſt müde und beſcheidener geworden; die Cortes geben den Miniſtern einen Vorwand, ſich dieſer leidigen Sitte zu entſchlagen. Uebrigens ſind dieſe Bewerbungen um öffentliche Stellen durch gar keine Regel oder Geſetz in Schranken geſetzt. Früher erſetzte hoher Schutz, Familienverbindungen und Bekanntſchaften Verdienſt und Recht; es iſt heutzutage nur eine andere Weiſe, denn Empfehlungen erſtrecken ſich auf alle Mitglieder derſelben politiſchen Partei. Die Beſetzung der Aemter wurde eine Parteiſache, und man ſieht jeden Tag Neulinge, welche nicht von der Schule aus gedient hatten, zu hohen Aemtern befördert. So wurde Domenech, ein Mann von Verdienſt, der aber nie im Amt geſtanden hatte, mit einem Mal zum Mitgliede des Kaſſationshofes ernannt. In der Armee wich alle Regel und Hierarchie vor den plötzlichen, zufälligen Beförderungen in Folge des Aufſtandes. Die Juntas haben den Grad eines Offiziers und Colonels vielen Leuten ertheilt, die nie in ihrem ganzen Leben gedient hatten. Eine unerhörte Menge von Offizieren, Ilimitados, findet ſich außer Dienſt in den Kaſernen, wo man ihnen ſtatt des nicht ausbezahlten Soldes Lebensmittel geben muß. Mit einer Armee von 60,000 Mann zählt S. Offiziere und Generale für 600.000. Die Beſtechung, die ſich ehedem in den Zimmern des Hofes und Adels koncentrirte, ſtieg eine Stufe niederer herab und vollzieht ſich in den Kabinetten der Miniſter, und noch mehr auf den Bureaux der Vorſteher der einzelnen Adminiſtrationszweige. Die hohen Beamten, die Direktoren, Gefes de Meſa (Bureau-Chefs) entſcheiden über das Loos der Pretendientes. Es iſt bekannt, daß die größere Anzahl von Aemtern, beſonders die im Departement des Finanzminiſteriums, nur gegen ein Alboroque, deſſen Taxe feſtgeſetzt iſt, beſetzt werden; dieſe Taxe kommt in der Regel dem jährlichen Einkommen der fraglichen Stelle gleich. Vermag der Pretendiente nicht die geforderte Summe zu zahlen, ſo wird er übergangen, ſo ſehr er auch immer durch mächtige Protektoren empfohlen ſeyn mag. Ein Kanzleitroſt, der von einer Woche zur andern, von einem Monate zum andern gegeben wird, ermüdet den Beſchützer, und der Bittſteller zieht ſich verzweifelt zurück. Doch vermittelſt poſitiver Gründe hören die Gefes de Meſa auf, ſich gegen das Recht des Kandidaten zu ſetzen; hat dieſer erſt ſeine Geldſumme erlegt, ſo ſieht er ſeine Bittſchrift ſchnell an den Deſpacho befördert, welcher ſein Concedido darauf ſetzt. Die wichtigſten Geſchäfte werden auf dem Kabinet des Miniſters von einer kleinen Zahl von Beamten abgemacht, die ihm ganz ergeben ſind. Da die Miniſter bei Uebernahme ihres Amtes genöthigt ſind, in allen Theilen ihrer Adminiſtration Reformen einzuführen, ſo ſind ſie ſelbſt zu der härteſten Arbeit verurtheilt. Der ehemalige Kriegsminiſter, General Serrano, arbeitete 15—16 Stunden täglich auf ſeinem Kabinet von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends ununterbrochen, und eben ſo von 7 Uhr Abends bis Morgens 3 Uhr. Miniſter, die ſich dieſer furchtbaren Arbeit nicht unterziehen, laſſen Alles hängen, ſo ſehr häufen ſich die Geſchäfte in einem ſo aufgeregten Lande, wie S. Minder wichtige Arbeiten werden auf den Bureaux abgemacht, mit einer Langſamkeit, einem Verzug, mit Förmlichkeiten und verwickeltem Geſchäftsgang, welche nur lange Uebung einlernen kann. S. iſt mehr als jedes andere Land der Sitz alt-

hergebrachter Sitte und Routine. Jede Neuerung iſt verhaßt, denn während ſie einem Uebelſtand abhelfen will, greift ſie Anſprüche an, welche verjährte Uſurpation zu Rechten erhob, und die ſich von einem Beamten zum andern vererben. Dieſe Anhänglichkeit an die Form, dieſer Haß gegen alle Verbeſſerungen, dieſes ängſtliche Feſthalten an allen Zugehörigkeiten einer Stellung ſollten, ſcheint es, freilich durch den häufigen Beamtenwechſel aufgehoben werden. Doch dem iſt nicht alſo. Die Maximen des Vorgängers fleiſchen ſich bald bei dem Nachfolger ein. Wenn ein Miniſter fällt und mit ihm ſein ganzes Perſonal abgedankt wird, ſo appelliren die Nachfolger gar bald an die Erfahrung ihrer Vorgänger. Die Jubilados und Ceſſantes ſtellen ſich noch während einiger Zeit auf ihren Bureaux ein, um ihre Nachfolger zu unterrichten und theilen mit dieſen während dieſer Zeit ihre Beſoldung und die Emolumente des Amtes. Man glaube nicht, daß dieſes Bild der ſpaniſchen Adminiſtration in zu ſtarken Farben aufgetragen iſt; nein, dieſes Syſtem beſteht in Wirklichkeit, und jetzt ſo gut als je, Jedermann in Madrid kennt es, und die Gewohnheit macht, daß es ganz natürlich erſcheint. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Ministre del despacho real, hatte früher den Vortritt vor ſeinen Kollegen, er hat noch jetzt das ausſchließliche Privilegium, in dem königlichen Palaſt zu wohnen und den Hof auf ſeinen Wanderungen zu den verſchiedenen königlichen Reſidenzen zu begleiten. Die Miniſter der Finanzen, der Juſtiz, des Krieges und der Marine bewohnen den prächtigen, von Don Manuel Godoy erbauten Palaſt. Der Miniſter des Innern bewohnt den alten Palaſt des Großinquiſitors. Der Miniſter der Finanzen (hacienda) und der des Innern (gobernacion) ſind die beiden politiſchen Miniſter; aber ſo unumſchränkt ihr Einfluß auf das Perſonal ihrer Adminiſtration iſt, ſo unbedeutend, ja faſt nichts beſagend iſt er in den Provinzen. Jeder derſelben iſt durch einen Agenten repräſentirt, der unmittelbar unter ihrem Befehle ſteht u. in der Hauptſtadt der Prov. reſidirt. Der politiſche Chef, der unter dem Miniſterium des Innern ſteht, hat die Ordnung und Polizei der Provinz aufrecht zu halten; er iſt, ſo zu ſagen, die Königsmaſchine der herrſchenden Partei. Der Intendant, welcher vom Finanzminiſterium gewählt wird, iſt der wahre Adminiſtrator. Dieſe beiden Beamten, an Rang ſich gleich, leben in fortwährender Eiferſucht und greifen einander fortwährend ins Amt, wo ihr Wirkungskreis nicht genau begrenzt iſt. Der politiſche Chef hat zwar den Vortritt vor dem Intendanten, aber dieſer hat ein beträchtliches Einkommen und die Beſorgung der öffentlichen Abgaben, welche ihm im Lande größern und reellern Einfluß ſichert. In der Regel ſind auch die Intendanten gebildeter, als die Polizei-Chefs; ſie dienten als Lehrlinge in den Bureaux des Finanzminiſteriums und haben mehr praktiſchen Takt. Uebrigens iſt die Zahl der Geſetze, Verordnungen und Ordonnanzen, welche dieſen beiden Beamten zur Handhabung gegeben ſind, ſo groß, daß es oft bei ihren gegenſeitigen Streitigkeiten vorkommt, daß jede Partei vermöge vorangehender Geſetze in ſeinem Recht iſt und keine nachgeben will, bis der Miniſter einen von ihnen auf die Liſte der Ceſſantes ſchreibt, oder bis ein Pronunciamento beide um ihre Stelle bringt. Um die Verwirrungen und Streitigkeiten noch zu vermehren, übt die Deputirtenkammer der Provinz eine beſtändige Kontrole über ſie aus und bildet in der That eine lokale Souveränetät; ſie iſt eine geſetzgebende Kammer im Kleinen; ſie hat das Recht, bis zu einer beträchtlichen Summe der Provinz Abgaben aufzulegen und nach ihrem Gutdünken alle Steuern und alle Aushebungen zur Armee, die von den Cortes votirt wurden, umzulegen. Wenngleich der politiſche Chef als Präſident der Provinzialkammer und der Intendant als Vicepräſident gilt, ſo kann dieſe Kammer doch gleichwohl zuſammentreten, wenn ſie will, und die Anweſenheit Eines Mitgliedes und des Sekretärs genügt, um Beſchlüſſe ergehen zu laſſen, die häufig in direktem Widerſpruch zu den Befehlen der Miniſter oder zu den Entſchließungen der Cortes ſtehen. Man ſieht hieraus, wie Alles in S. erſt zu organiſiren iſt; man muß die Centralgewalt, wie die Adminiſtrativgewalt in den Provinzen verſtärken. Das konſtitutionelle Syſtem, welches S. bei ſich eingeführt ſehen will, kann keine Früchte tragen, ſo lange die Municipial- und Provinzial-Korporationen in ihrem jetzigen Zuſtande verharren.

Finanzen. Da es dem Miniſter nicht möglich iſt, den Cortes ein regelmäßiges Budget vorzulegen, ſo fährt er, auch wenn er ſich keinen Kredit votiren ließ, mit Steuern und Abgaben auf dem alten Fuße fort. Seit langen Jahren iſt das Finanzſyſtem in S. ein ſchwer zu löſendes Problem. Vielleicht keiner der Miniſter, welche ſich der Reihe nach ablöſten, wußte die wahre Sachlage der Einnahmen und Ausgaben des Landes. Hatte er die Wunde erkannt, ſo fand er ſie ſo unheilbar, daß er kein Heilmittel verſuchte; jeder Miniſter, jeder Wechſel der Politik vermehrte die öffentliche Schuldenlaſt und die Verlegenheit der Finanzen. Einſt, erzählt man, waren die Mauern und Plafonds des königlichen Schatzes mit Balken geſtützt, damit ſie unter der Laſt des aufgehäuften Goldes nicht zuſammenſtürzten; heutzutage iſt die Schatzkammer leer, der Kredit ſo viel als Null und das Deficit ſteigt von Jahr zu Jahr auf eine erſchreckende Weiſe. Zwar votiren die Cortes jedes Jahr ihre Budgets, aber bis auf dieſen Tag hat noch kein Miniſter öffentliche Rechnung abgelegt. Wenn die Kommiſſionen der Kammern oder einige Glieder des Senats und Kongreſſes einigen Aufſchluß über die Einnahmen und Ausgaben von dem Miniſter fordern, ſo werden ſie an die Bureaux gewieſen, und hier finden ſie nun ſo große Anarchie und Unordnung, daß ihnen bald alle Luſt vergeht, in dieſem Augiasſtall länger zu kehren. Die ſpaniſchen Finanzen, ſagte einmal ein Staatsmann, ſind Abgründe, ähnlich denen des Meeres, deren Tiefe man nicht ergründen mag und kann. Dieſe Unord-

nung der Finanzen ſchreibt ſich ſchon von lange her; auch wiſſen es die Spanier wohl, aber es fehlt ihnen an Ehrlichkeit und Muth, um dieſem Uebel abzuhelfen. Die Finanzen, ſagen ſie ſelbſt, ſind erſchöpft, nicht aus Mangel an Zuſchuß und Geld, ſondern por las muchas sangrias que hacen las manos por do pasan (wegen der großen Aderläſſe, welche ihnen die Männer vorſchreiben, durch deren Hände ſie laufen). Schon im 15. Jahrhundert waren 100,000 Perſonen angeſtellt, um die Steuern einzutreiben, und ihre Beſoldung belief ſich auf mehr als 50 Millionen Realen (600 Mill. Gulden). Unter öſterreichiſcher Herrſchaft wurden die Einkünfte des Staats gemeinhin an Agenten verpachtet, welche die meiſte Zeit über Ausländer waren. Dieſe Pächter preßten das Volk, erlaubten ſich alle Arten von Willkür und Gewaltthätigkeiten, ſtreuten die Saat der Immoralität in den höhern Klaſſen aus und verurſachten Unordnungen, die nicht ſelten die traurigſten Folgen hatten. Das alte Sprüchwort ſagt: Los arrendadorcillos comen en plata y mueren en grillos (die kleinen Pächter eſſen auf ſilbernen Tellern und ſterben in Ketten). Das Haus Bourbon brachte einige Ordnung in die Finanzen S.s. Die weiſen Reformen, welche von dieſem Haus im Staatshaushalt eingeführt wurden, verminderten die Abgaben und vermehrten die Einnahme des Staates; der Einzug der Gelder, welcher zur Zeit der Arrendadores (Pächter), zumal in den ſüdlichen Provinzen, bis 28 und 30 Procent koſtete, wurde auf 5 Proc. reducirt; die indirekten Abgaben erhöhten ſich ſo ſehr, daß die Einnahme für Tabak ſich von 11 auf 24 Proc. erhöhte, und daß die Douanen ſtatt 3, jetzt 12 Proc. abwarfen. Dieſe Sachlage erhielt ſich bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts. Die Sorgloſigkeit Karls IV., der verderbliche Krieg gegen die franzöſiſche Republik und gegen England, der Einfall Napoleons und der Verluſt der Kolonien ſtürzten die Finanzen S.s aufs Neue in eine Unordnung, die ſich bis auf dieſen Tag ſtets vermehrt. Die Haupturſache dieſes ſchlechten Finanzzuſtandes iſt die fortwährend ſteigende Zahl von Beamten und ihr Mangel an Moralität; da die Beamten häufig nicht genügend, ja oft gar nicht beſoldet ſind, ſo glauben ſie in ihrem Rechte zu ſeyn, wenn ſie Staatsgelder für ſich bei Seite legen; beinahe möchte man ſagen, daß die Regierung ſtillſchweigend ihre Zuſtimmung gebe für den Unterſchleif, den ſie treiben. Selbſt die öffentliche Meinung beſchimpft nicht einen Beamten, der Unterſchleif treibt; im Gegentheil, wenn ſich ein Mann auf Koſten des Staats bereichert, ſo wird er eben wegen ſeines Reichthums geſchätzt und geachtet. Den Staat zu beſtehlen, iſt in S. kein Verbrechen, ſondern ein Zeichen von Gewandtheit und Verſtand. Sehr oft ereignet es ſich, daß in Epochen der Aufregung die Junta, die Generale und Offiziere ihre Kaſſen plündern und damit davon fliehen; kommen ſie ſpäter zurück, ſo zieht ſie Niemand zur Rechenſchaft. Die Direktion der Steuerhebung in einer Provinz beſteht aus vier Sektionen, unter der Leitung des Intendanten: l'intendencia, la contaduria, l'administracion und la tesoreria, ohne noch oficiales undecimos de hacienda, d. h. die Beamten der eilften Kategorie, zu zählen. Jeder der Sektions-Chefs iſt beinahe unabhängig vom andern, jeder reißt ſoviel als möglich Geſchäfte an ſich und rivaliſirt mit ſeinen Kollegen in der Kunſt, ſich auf Koſten des Staats ſo ſchnell als möglich zu bereichern. Da die Beamten über ihr Loos ungewiß ſind, ſo legen ſie von den öffentlichen Abgaben möglichſt viel bei Seite. Alles begünſtigt ſie bei ihrer Arbeit, die Schwäche der Centralregierung, die freche Anmaßung der lokalen Behörden und der die Provinz befehligenden Generale, die ſich häufig die Steuern ausliefern laſſen. Seit der Einführung der Konſtitution ſollte der Einzug der Grundſteuer wohlfeiler, als in irgend einem andern Staat geſchehen. In der That iſt den Ayuntamientos nur 2 Proc. angewieſen, und die Cobradores, d. h. die mit dem Einzug beauftragten Bürger haben nur 1 Procent, aber die Beſtechlichkeit der Beamten, die Art und Weiſe, wie die Provinzialkammern und Municipalitäten ihr Amt verwalten, macht dieſe Haupteinnahme des Landes ganz problematiſch. So war z. B. die Grundſteuer, welche für das Jahr 1843 auf 101,800,000 Franken berechnet wurde, ganz imaginär, ſie ſteht in keinem Verhältniß zu dem Reichthum des Landes, und die Regierung erhält davon nur einen geringen Theil. Man kann ohne Uebertreibung berechnen, daß nur die Hälfte der von den Cortes votirten Steuern dem öffentlichen Schatze zu Gute kommt, die andere Hälfte wird vergeudet oder bleibt unter den Händen der Adminiſtratoren aller Klaſſen. Die Veruntreuung der öffentlichen Gelder iſt entſchieden der größte Uebelſtand für die ſpaniſchen Finanzen. Wenn wir im Folgenden in den verſchiedenen Verwaltungsfächern einige Mißbräuche berühren, ſo wird man leicht daraus erſehen, daß S. weder ſeinen Verpflichtungen genügen, noch ſein Budget genau beſtimmen kann. Da die Municipalbehörden mit der Beaufſichtigung der Unterbeamten beauftragt ſind und der Regierung über ihre politiſche und moraliſche Aufführung Bericht erſtatten müſſen, ſo erhalten ſie dieſelben eben hiedurch in einer gänzlichen Abhängigkeit von ſich. So kann ein Alkalde eines Dorfes oder eines Cabeza de Partido (einer Provinzalhauptſtadt), welcher die Steuern zur beſtimmten Zeit nicht einliefert, von den Fiskusbeamten nicht in Anklageſtand verſetzt werden, da dieſe fürchten müſſen, der Alkalde werde ſie unter dem Vorwand ihrer politiſchen Meinungen abſetzen. Die Ayuntamientos behalten alſo die Staatsgelder ſo lange ſie wollen bei ſich und treiben oft einen niederträchtigen Wucher damit; eben ſo gehört es nicht zu den ſeltenen Fällen, daß die Intendanten und Schatzmeiſter mit den Staatsgeldern ſpekuliren, ja oft ereignet es ſich, daß die oberſten Finanzbeamten Nationalgüter, deren Verkauf ihnen anvertraut iſt, falſch anſetzen laſſen, um ſich ſelbſt mit geringem Geld in ihren Beſitz zu verſetzen. Es gibt wenige Provinzen in S., in welchen nicht jährlich drei- bis viermal Markt gehalten wird, und die Abgaben für dieſe

Märkte könnten dem öffentlichen Schatz bedeutende Summen abwerfen; aber die Ayuntamientos treidrn ihre Willkür ſo weit, daß ſie in Wirklichkeit allein die Nutznießung dieſer bedeutenden Einnahme haben. So gidt z. B. ein Markt, welcher 200,000 Franken adwerfen könnte, oft nur 50,000, und dieſer Verluſt deſchränkt ſich nicht auf ein Jahr, ſondern iſt normal geworden, denn der Anſchlag der drei erſten Jahre gilt als Baſis für die feſte Steuer. Die Adgaben, welche auf den Handel und die Induſtrie gelegt ſind, laſſen überall dem Unterſchleif ein offenes Feld. Entſchieden hat die Induſtrie in S. ſeit einigen Jahren große Fortſchritte gemacht, gleichwohl haben ſich die Einnahmen davon bedeutend vrrmindert. Dieſes kommt daher, daß die Kaufleute die Bureaux-Chefs beſtechen und Verluſte vorgeben, welche ſie verhindern, ihre Steuer an den öffentlichen Schatz zu bezahlen. Die Eſtancos, d. h. die Verwaltungsdureaux für Tabak und geſtempeltes Papier, werden von den Intendanten ihren Kreaturen übergeben, und dieſe leiſten nur falſche Kaution; darum iſt es immer die Regierung, welche bri einem Bankerotte verliert. Noch weit größer und ſchimpflicher iſt der Betrug bei den indirekten Adgaben. Jedermann weiß, mit welcher Frechheit die Schmuggelei an den Grenzen Portugals und in allen Häfen S.s betrieben wird; die Intendanten ſeldſt erleichtern ſie, die Militärkommandanten und andere Beamte bereichern ſich auf dieſe unerlaubte Weiſe. Im J. 1842 derechnete man die Einnahmen des Zollamts auf 77 Millionen Realen (17,500,000 Franken); der Finanzminiſter hod die Zahl für das J. 1844 auf 90 Millionen R. (22,500,000 Fr.). Dieſe Erhöhung rechtfertigte ſich ganz und gar nicht. Man erklärte ſich dieſe Erhöhung nur dadurch, daß der Miniſter im Sinne hatte, ein großes Kapital aufzunehmen, wofür er zur Garantie die Einnahmen des Zollamts ſtellte, die er eden darum willkürlich erhöhte. Im Allgemeinen reichen die Zolleinnahmen kaum hin, um das zahlreiche Beamtenperſonal, das dafür in Dienſten iſt, zu dezahlen. Die Fadrik des Stempelpapiers war immer in S. eine Hauptquelle des Betrugs. Mehre ihrer Hauptbeamten wurden Millionäre, ohne irgend welche Gefahr zu laufen. Sie erhalten für jedes Tauſend Rieß Papier eine gewiſſe Anzahl von Rießen für den Verluſt; auf dieſe Weiſe laſſen ſie auf eigene Rechnung ſo viel Papier ſie wollen ſtempeln. Dieſes geſchieht mit Wiſſen der ganzen Welt, und doch hat die Regierung nie verſucht, dieſem Mißbrauch zu ſteuern. Die einzige Einnahme, auf welche ſich mit Sicherheit zählen läßt, ſind die verpachteten Steuern; aber die hauptſächlichſten ſind in den Händen von Privaten, wie die des Branntweins, des Salzes und der Bergwerke von Almaden. Und dieſe Gruben werfen erſt Geld ab, wenn ſie von Ausländern ausgebeutet werden, ſo daß ſich leicht wahrnehmen läßt, wie die Einnahmen S.s ſogleich um das Vierfache ſteigen würden, wenn ſie von Ausländern eingezogen würden. So warfrn die Bergwerke von Almaden früher nur 150 bis 160 Franken für den Centner Queckſilber ab; ſeitdem das Haus Rothſchild ſie gepachtet hat, ſtirg von Jahr zu Jahr die Summe ihres Betrags; im J. 1838 wurden 350 Fr. für den Centner eingenommen, und im folgenden Jahre 451 Fr., d. h. der Erlös hat ſich während dreier Jahre verdreifacht, und das Queckſilber wirft der Regierung eine reine Summe von 9 Mill. Fr. ab, welche ſie oft zum Voraus bezahlt erhält. Die Grſammteinnahmen des Staats wurden im Budget von 1842 auf 219,798,350 Fr. derechnet, und die Ausgaben auf 385,409,950 Fr., was ein Deficit von 165,611,600 Fr. lirß. Für das folgende Jahr derechnete Calatrava die Einnahmen auf 215,275,492 Fr. und die Ausgaden auf 298,373,144 Fr., was nur ein Deficit von ungefähr 83 Mill. ließ. Allein dieſer große Unterſchird von vier und einer halben Million hatte nicht eine Verbeſſerung des Haushaltes zum Grunde, ſondern war einzig. auf einen Rechnungsfehler oder auf das Trugbild einer neuen Spekulation zu ſchreiben. — Die öffentliche Schuldenlaſt S.s iſt ſchwer auch nur annähernd zu beſtimmen. Die alten Könige S.s ſind in der Geſchichte berühmt durch ihre Treue und ihr Worthalten; ſie dezahlten ihre Schuldrn mit heiliger Gewiſſenhaftigkeit. Ferdinand V. vermachte in ſeinem Teſtamente zur Bezahlung der Staatsſchulden nicht nur ſeine Krone, ſeine königlichr Auszeichnung und ſeine Juweien, ſondern auch ſein eigenes Hausgeräthe. Man erzählt zum Beweis dieſer alten kaſtilianiſchen Treue folgenden ritterlichen Zug. Ein ſpan. General kam in Italien in ſo große Geldverlegenheit, daß er ſeine Truppen nicht bezahlen konnte; ais Hypothek des von ihm aufgenommenen Geldrs gab er die Hälftr ſeines Schnurrbartes. Der Koffer Cids, der in den Gemächern der alten Kathedrale aufbewahrt wird, iſt ein ewiger Fluch, weichen die Ehre der alten Spanier auf die jetzigen Generationen ausſpricht. Die letzten Könige, Karl III. und Karl IV., ſchlugen einige kluge Maßregrln ein, um ihren Verdindlichkeiten nachzukommen. Selbſt Ferdinand VII., wenn er ſich gleich ſeldſt aus dem Staatsſchatze bereicherte und die von den revolutionären Cortes in den Jahren 1821 bis 1823 aufgenommenen Schulden nicht anerkannte, gab ſich große Mühe, die Schulden abzutragen; er deſchrnkte die Schuldentilgungskaſſe mit dedentenden Renten. In kurzer Zeit wurden 50 Millionen Realen (13,500,000 Fr.) liquidirt und mit 5 Procent eingrſchrieben und 8 Mill. heimbezahlt. Das zu dirſem Zweck aufgeführte Gebäude ſteht noch immer und trägt mit großen Buchſtabrn die Inſchrift Caja de Amortizacion, aber ſeit vielen Jahren wird hier nichts mehr abgetragen. Im Augendlick halten ſich in dem Gebäude die Verwaltungsbureaux der Nationalgüter auf. Die ſpaniſche Regierung hat die Unkenntniß, in welcher man in Europa in Betreff des Staatesſchatzes war, reichlich benutzt und ſelbſt Wuchergeſchäfte mit den öffentlichrn Fonds angefangen, und nicht aufgehört, über Einnahmen und Ausgaden falſche Scheine auszuſtellen. Die alte Schuld der Cortes, welche in England u. Frank-

Digitized by Google

reich im Jahre 1823 für 30—56 Procent aufgenommen wurde, und die Ferdinand nicht anerkennen wollte, wurde den Staatsſchulden beigezählt. Neue Schuiden wurden unter eden ſo drückenden Bedingungen gemacht, ohne daß man ſich je die Mühe gab, an ihre Heimzahlung oder Sicherſtellung zu denken. Bis jetzt gelang es noch nicht einmal, die Schulden zuſammenzuzählen, und Niemand weiß den wahren Stand der Finanzen in S. Man ſchätzt im Lande ſelbſt die Schulden auf 3—5 Milliarden Franken. S. gleicht einem ruinirten großen Herrn, der immer groß fortleben will, der Geld entlehnt, obgleich er wohl weiß, daß er nie heimzahlen will, und ſich ſtets mehr verſchuldet auf Koſten derer, welche von ſeinem alten Glanz gedienbet ſind. In 35 Jahren gad es in S. 80 Finanzminiſter; in der Epoche von 1834—43 waren es 16; drei derſelben, Mendizabal, Pita-Pizarro und Aylion kamen zweimal ans Miniſterium. Aber machen wir eine Durchſchnittsberechnung, ſo kommt auf keinen der Finanzminiſter eine längere Zeit der Verwaltung, als 7—8 Monate. Die Miniſterien von Toreno, Mendizabal und Calatrava machten ſich im Auslande am meiſten berühmt. Der erſtere war entſchieden einer der gewandteſten Finanzmänner, welche S. je beſaß, und der letzte der ehrlichſte, welcher die beſten Abſichten hatte; aber Toreno hat vielleicht am meiſten den Kredit S.s geſchwächt durch ſeine Verſchwendungen und ſkandalöſen Anleihen. Er hat zumeiſt in die Verwaltung Principien der Unordnung und Veruntreuung eingeführt, die ſeit dieſer Zeit mehr und mehr überhand nahmen. Die guten Abſichten von Calatrava ſcheiterten an den Mißbräuchen der Unterbeamten, an den Forderungen der Municipalbehörden und an den Anſprüchen der Darleiher. Uebrigens verſuchte er nie eine durchgreifende Reform, und ſein Syſtem beſtand darin, ſo wohlfeil als möglich von einem Tag zum andern zu leben. Mendizabal, der unverſchämteſte Charlatan, flößte einige Zeit hindurch außerordentliches Vertrauen ein, aber er handelte immer mit unbegreiflichem Leichtſinn; er beraubte den Schatz ſeiner ſicherſten Einkünfte, wie z. B. des Zehntens. Er erſchreckte die Kapitaliſten und Grundbeſitzer durch ſeine erzwungenen Anleihen, und jene legten ihr Geld lieber auswärts an, als daß ſie es dem Spiel des Bürgerkriegs preisgegeben hätten. Es gibt faſt keinen Grundeigenthümer in S., der 20—30,000 R. Renten hat, welcher nicht die Hälfte ſeines Vermögens im Ausland, zumal in Frankreich, ſtehen hat. Die ſpan. Finanzen ſtehen nicht in Harmonie mit der politiſchen Organiſation und Verwaltung des Landes; bald beherrſchen ſie die Politik, bald hängen ſie von ihr ab. Die vielen ſich folgenden Revolutionen ließen die alten Privilegien nicht erlöſchen, nur die Formen wurden verändert. Seit die Suprematie der Geiſtlichkeit vernichtet wurde, vermehrte ſich das Anſehen der Municipal- und Verwaltungsbehörden bedeutend; der Unterſchied iſt nur der, daß die Geiſtlichkeit nur die Revenuen des Grundeigenthums, welches ſie zugleich bebaute, verſchlang, während die verſchiedenen Beamten die Einnahmen des Staats, welche ſie ſehr ſchlecht verwalten, ganz verſchlendern und ihr unterſchlagenes Geld im Ausland anlegen. S. befindet ſich in dem unſeligen Trugſchluß, daß es ſeine Finanzen neu organiſiren ſollte und ſie aus Mangel an Geld nicht organiſiren kann. Es hat nicht nur im Ausland allen Kredit verloren, ſondern auch alles Zutrauen bei ſeinen eigenen Bewohnern. Vor Allem muß es ſich über ſeinen wahren Finanzzuſtand aufklären, und dieſes offen und frei vor den Augen von ganz Europa.

S. hat zwar viele wiſſenſchaftliche Geſellſchaften, aber alle leiden unter demſelben Druck, wie die Wiſſenſchaften; ſo gibt es eine Akademie der Wiſſenſchaften (Sevilla), der bildenden Künſte (Madrid), der Künſte (Sevilla, Cadix, Valencia, Saragoſſa, Palma), der Geſchichte (Madrid), der Erdbeſchreibung (Valladolid), der ſpan. und andern Sprachen, der Phyſik, Mathematik, Oekonomie und viele andere an verſchiedenen Orten. Bibliotheken, die zum Theil reich an Nachrichten aus der frühern Geſchichte ſind, befinden ſich zu Madrid, im Escurial, zu Valencia, Saragoſſa ꝛc.; Sammlungen von Münzen und Alterthümern (Madrid), von Naturalien, Gemälden, ferner viele botan. Gärten, mehre Sternwarten, Muſeen und dergl. Doch wird alles dies wenig benutzt. Von den Künſten hatte beſonders die Malerei einſt eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, dagegen konnte es die Bildhauerkunſt, obſchon ſie von einzelnen Spaniern geübt wurde, nie zu einer eigenen Schule bringen; die Baukunſt excellirte beſonders im mauriſchen Styl, von dem ſich noch jetzt herrliche Ueberreſte erhalten haben (wie die Alhambra zu Granada, der Alcazar zu Sevilla ꝛc.); ſpäter baute man vorzüglich im franz. Styl. Das Nähere ſ. Spaniſche Kunſt.

Oeffentlicher Unterricht. S. war ehedem die Schule des römiſchen Reiches; die Königin der Welt ſchickte nach S. die Eliten ihrer Redner und Rechtsgelehrten. Rom verdankte S. ſeine ausgezeichnetſten Kaiſer, ſeine berühmteſten Redner und Dichter: Seneca, Lucanus, Quinctilian, Trajan und Marc Aurel ſtehen auf dieſer Schulliſte. Während Rom das Scepter des Kriegs und der Politik ſchwang, theilte ſich S. in das ſüdliche Gallien, in die Herrſchaft der Induſtrie u. der geiſtigen Bildung. Als mit der Völkerwanderung das übrige Europa von den Schlägen der Barbarei und Unwiſſenheit geſchlagen wurde, erholte ſich S. ſchneller, als alle Nachbarländer, aus dieſem lethargiſchen Schlummer; die Mauren brachten ihm Bildung, Künſte, Handel und Induſtrie. S. wuchs jugendlich empor unter dem Einfluß dieſer neuen Eroberer; prächtige Denkmale erhoben ſich von allen Seiten, Manufakturen erblühten, und große Bibliotheken verbreiteten Bildung und Unterricht unter den Menſchen. Doch kaum hatte S. ſeine Unabhängigkeit wieder gewonnen und ſich im Kriege ehrenvolle Lorbeern geholt, als es von Neuem in das Dunkel der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zurückſank; der Unterricht und die Bildung verließen

Digitized by Google

die untern Klaſſen und fielen in die Hände der Geiſtlichkeit, welche ſich des erſtern bemächtigte und zu ihren Zwecken bediente. Die Einfuhr fremder Bücher wurde unter Galeerenſtrafe unterſagt, um S. von der intellektuellen Bewegung des übrigen Europa's zu iſoliren; jede neue Generation verfiel von der Wiege an an dieſelbe Gewalt, an dieſelbe Idee, und die Inquiſition vermochte als unumſchränkte Herrin den öffentlichen Unterricht einzuſchränken und ihn auf Theologie, ſcholaſtiſche Philoſophie und kanoniſches Recht zu beſchränken. Die zahlreichen, religiöſen Feſte, die weiten Reiſen übers Meer ließen einen fruchtbaren Boden ohne Bebauung, die Manufakturen ohne Arbeit; die größere Hälfte des Erdlandes lag brach; der Handel erſchlaffte, und die Reichthümer der neuen Welt, die mit ſo theuerm Blute erkauft waren, paſſirten S. nur noch auf ihrem Durchzuge. Die Mauren, welchen S. ſeinen alten Wohlſtand dankte, wurden bis zum letzten Manne aus dem Lande gejagt, welches ſie bearbeitet hatten. Alles beugte ſich vor der furchtbaren Inquiſition. Eine ziemlich große Anzahl von Univerſitäten hatte gleichwohl dieſen Verfall der Bildung überlebt; aber auch ſie ſtanden unter dem übermächtigen Kirchenregimente und lebten mehr in ihrem Namen, als in ihren Werken. Jeder Unterricht blieb bis auf unſere Tage den Intereſſen der Geſellſchaft und den Bedürfniſſen des Landes ganz fremd. Die Naturwiſſenſchaften, die Phyſik, Mathematik, die Landwirthſchaft und das Staatsrecht wurden gänzlich aufgegeben; acht Jahre der Jugend wurden dem Studium des Rechts gewidmet, und die Hälfte dieſer Zeit wurde ſpeciell für das römiſche Recht in Anſpruch genommen. Die Kinder aus der Volksklaſſe wurden nur mit religiöſen Arbeiten beſchäftigt, die Töchter des Adels erhielten eine Erziehung in Klöſtern; und der dritte Theil der adeligen Söhne wurde zu unvollſtändigem und beſchränktem Unterricht zugelaſſen. Auf vielen Univerſitäten lebten die Studenten von Almoſen und durchzogen während der Vakanzen die verſchiedenen Städte mit Betteln und Geſang; einige von ihnen verdingten ſich als Bediente bei Adeligen und bedingen ſich nur einige Stunden zur Arbeit aus; ja, am Anfang unſeres 19. Jahrhunderts zählte man unter 300 Kindern nur ein einziges, das leſen und ſchreiben konnte. So ward S. nach einer Reihe von 12 Jahrhunderten eines der Länder, in denen das öffentliche Unterrichtsweſen am Niedrigſten ſteht; nur Rußland kann hierin S. noch nachſtehen. Trotz der Beſtrebungen ſeiner Könige, trotz aller Anſtrengung der jetzigen Regierung genießt nur der dreißigſte Theil der Bevölkerung die Wohlthat eines öffentlichen Unterrichts. Mehre Herrſcher bemühten ſich mit regem Fleiß, Kunſt und Wiſſenſchaft allmählig zu verbreiten. Ward, Enſerada und Uztaritz gaben den Studien einen neuen Aufſchwung unter der Regierung Philipps IV. Eben ſo trug der berühmte Feijoo, welcher die voltairiſche Philoſophie in S. einführte, zur Hebung des öffentlichen Unterrichts bei, indem er ohne Gnade die Schulfüchſe brandmarkte und darauf hinwies, daß das Studium der franzöſiſchen Sprache weit nützlicher ſey, als das des Griechiſchen. Später machten Jovellanos, Campomanes durch ihre Schriften über die Regierung und Geſetzgebung eine Lücke der Univerſitätsſtudien fühlbar, während Igleſias und Iriarte in reichem Maße ſich über die Lehrer der Jugend luſtig machten. Karl III. endlich gründete eigene Lehrſtellen für die Geſetzeskunde und andere Wiſſenſchaften, die auf der Univerſität ganz vernachläſſigt waren. Er bildete die ökonomiſche Geſellſchaft, die es hauptſächlich auf Mathematik und Ackerbau abgeſehen hatte, und gab durch die Vertreibung der Jeſuiten das Zeichen zur Emancipation des öffentlichen Unterrichts. Sein Nachfolger Karl IV. fürchtete den Einfluß der revolutionären Ideen Frankreichs und unterſtützte nicht mit derſelben Kraft die Hebung der allgemeinen Bildung. Während der erſten Jahre der Regierung Ferdinands VII. hatte man die Reform des Unterrichts mit Eifer weiter verfolgt; im Jahre 1820 hatte man den Unterricht des politiſchen und Völkerrechts begonnen, außerdem wurde die Lehrfreiheit beſchloſſen, d. h. die Erlaubniß, zu gleicher Zeit mehre Vorleſungen zu beſuchen und ſich in mehren Fächern examiniren zu laſſen. Doch im J. 1824 erhob die Inquiſition von Neuem ihr Haupt, und alle Neuerung war ihr verhaßt; Alles, was zur Verbreitung allgemeiner Bildung geſchehen war, wurde widerrufen, und ein neues Geſetz gebot den Profeſſoren der Geſchichte, ſich zu ihren Vorleſungen nur der vorgeſchriebenen Lehrbücher zu bedienen. Der philoſophiſche Unterricht beſchränkte ſich auf die Scholaſtik, das römiſche Recht ging dem ſpaniſchen Recht vor; das kanoniſche Recht wurde auf die ultramontanſten Schriftſteller beſchränkt. Eben ſo erhielten die Theologie und Medicin eine der retrograden Bewegung entſprechende Richtung. Im J. 1836 wurde die Lehrfreiheit wieder hergeſtellt; man creirte verſchiedene Lehrſtühle für Mathematik, Naturrecht, politiſches Recht, für phyſikaliſche und Naturwiſſenſchaften — ein Schritt, der eine größere Wirkung gehabt hätte, wenn man zu gleicher Zeit die Profeſſoren neu ernannt hätte, da die alten für die neue Richtung wenig geeignet waren. Zunächſt nahm die Philoſophie einen neuen Aufſchwung: Cardenas, ein junger 24jähriger Profeſſor, führte in ihr zuerſt eine Reform ein, indem er eine Idealphiloſophie an die Stelle des bisherigen ſcholaſtiſchen Syſtems ſetzte. Dieſe Neuerung machte viel böſes Blut; die theologiſchen Lehrſtühle ſprachen über ihn das Verdammungsurtheil; die Univerſität, wenn es überhaupt eine ſolche in S. gibt, drohte ihm mit einer kirchlichen Cenſur, und Cardenas forderte dieſe ſelbſt für ſeine Broſchüre gegen den Neokatholicismus. Man beſchuldigte ihn des Atheismus, und einige Jahre früher hätte er ſich darauf gefaßt machen können, bei einem Autodafé zu figuriren. Der junge Profeſſor von Sevilla, jetzt Direktor der Revue von Madrid, ſetzte gleichwohl während dreier Jahre ſeine Vorleſungen fort und fand bei ſeinen zahlreichen Schülern großen Beifall. Während dieſer Zeit beſchäftigte man ſich mit dem Elementarunter-

Digitized by Google

richt für die untern Klaſſen. Das größte Hinderniß war die Unwiſſenheit der Lehrer ſelbſt, die ihre Zöglinge nur im Leſen und im Katechismus von Ripalda unterrichteten. Ein Erlaß von Maria Chriſtina, vom 31. Auguſt 1838 datirt, befahl die Gründung eines Schullehrerſeminars in Madrid, aus welchem die Provinzen mit Lehrern verſehen werden ſollten. Zugleich wurden mehr tüchtige Leute von der Regierung beauftragt, durch eigene Anſchauung ſich über das Unterrichtsweſen des Auslandes belehren zu laſſen. Dieſes letztere Mittel war bereits von Ferdinand VI. angewendet worden. Den 16. Februar 1839 erſchien eine königliche Verordnung, in welcher die paſſenden jungen Leute aufgefordert wurden, ſich zu einem Examen für die Aufnahme in das Lehrerſeminar zu ſtellen. Das Seminar wurde wirklich den 8. März 1839 eröffnet; es iſt dieſes der letzte Akt, durch welchen die Regentin Maria Chriſtina ihre rege Theilnahme für den öffentlichen Unterricht beurkunden konnte. Nun iſt der Impuls gegeben; die Sicherung des konſtitutionellen Throns und die ruhigere Stimmung im Lande werden es der Regierung geſtatten, S. in kurzer Zeit auf das Niveau europäiſcher Kultur zu erheben. Nach einem Bericht, welcher im Monat April 1843 der in Madrid ſeit vier Jahren beſtehenden Geſellſchaft für Volksbildung gemacht wurde, beſtehen in dieſer Hauptſtadt 6 Elementarſchulen, welche gegen 800 Kinder, 500 Knaben und 300 Mädchen, aufnehmen. Der bei dieſer Gelegenheit von dem Sekretär der Geſellſchaft, Mateo Seoane, geleſene Rapport berichtet, daß dieſe Art des Unterrichts ſich über die ganze Halbinſel mit reißender Schnelligkeit verbreite, trotz der politiſchen Lage des Landes und der Schwierigkeit, tüchtige Lehrer zu finden. Doch vernachläſſigte die Regierung über dieſe Sorge für den Elementarunterricht die höhere Gymnaſialbildung nicht. Es wurden Schulen errichtet, in welchen die Zöglinge, außer dem Primärunterricht, Arithmetik, Linearzeichnen, Geometrie, Geographie und Geſchichte S.s, ſo wie Phyſik und Naturwiſſenſchaften erlernen ſollen. Zu dieſem Zweck wurden botaniſche Gärten angelegt, und Kabinette für Phyſik, Chemie und Naturgeſchichte. Außerdem eröffnete zu Madrid das Athenäum, der Herd ſpaniſcher Gelehrſamkeit, Vorleſungen, welche man denen der Sorbone und des Collège de France in Paris vergleichen kann. Die Profeſſuren wurden den ausgezeichnetſten Gelehrten S.s anvertraut: Donoſo Cortes, Pacheco, Perez, Fernandez, Galiano laſen über politiſches Recht, Pidal behandelte die Geſchichte der ſpaniſchen Geſetzgebung. Außerdem ſind noch zwei neuerrichtete Schulen zu erwähnen, die eine für das Verwaltungsfach, über welches Poſada lieſt, die andere für die Statiſtik. Die Handelsgeſellſchaft läßt über die Kunſt des Bücherführens leſen. Das Lyceum hat Profeſſuren für Künſte und Literatur; ſie ſind von tüchtigen Leuten bekleidet. Die Zahl der Privatinſtitute, in welchen Unterricht in todten und modernen Sprachen, ſo wie in Realien ertheilt wird, verdoppelte ſich beinahe ſeit einigen Jahren. Die Univerſitäten von Madrid, Sevilla, Salamanka, Barcelona, Santiago und Valencia haben je vier Fakultäten, die philoſophiſche, medicíniſche, theologiſche und juridiſche. Beſondere Kollegien ſind in Madrid, Barcelona und Cadix zur Erlernung der Medicin u. Pharmacie. Madrid beſitzt eine Veterinär-, eine Ingenieurs- und eine Bergmannsſchule; endlich haben Madrid, Valencia und Sevilla Handwerksſchulen und Inſtitute für Oekonomie. So viel aber auch in der neueſten Zeit für den öffentlichen Unterricht in S. geſchehen iſt, ſo verhehlt ſich die Regierung doch nicht, daß ihre Aufgabe kaum erſt angefangen hat, ſich zu löſen, und daß ſie großer Beharrlichkeit u. ſtarker Willenskraft bedarf, um das Werk der öffentlichen Bildung tüchtig zu betreiben.

Kirchenweſen. Die geſammte Bevölkerung des Landes gehört der römiſch-katholiſchen Kirche an, neben der bis auf die neueſte Zeit der Kultus keiner andern Religion erlaubt war. Die Konſtitution vom 8. Juni 1837 beſagt, daß S. nur den kathol. Klerus und die kathol. Staatsdiener auf Staatskoſten unterhalte, doch beſteht jetzt die Duldung andrer chriſtlichen Konfeſſionen und der Juden mindeſtens faktiſch. Indeß beſtehen die Akatholiken höchſtens aus 120,000 Individuen und ſind beim Volke ſehr verachtet. In früherer Zeit hatten die Welt- und Kloſtergeiſtlichen wenigſtens faktiſch den größten Einfluß, und die Klöſter beſaßen die größten Reichthümer, aber durch Dekret vom 4. Juli 1835 wurden die Jeſuiten und durch ein anderes vom 25. Juli deſſelben Jahres alle Klöſter aufgehoben, welche unter 12 Mitglieder beſaßen, und die nicht zu $^2/_3$ aus Chorgeiſtlichen beſtanden. Ihre Güter wurden für Nationalgut erklärt, gleich im erſten Jahre 40 Chorſtifte und 848 Klöſter aufgehoben und bis zum März 1838 für faſt 38 Mill. Thaler Kloſtergüter verkauft, durch die Verfaſſung von 1837 auch die Güter der Erzbiſthümer u. Biſthümer für Nationalgut erklärt und bis zum Oktober 1839 für faſt 78 Mill. Thlr. verkauft. Später wurde jedoch in Folge neuer Verhandlungen mit Rom der Verkauf der geiſtlichen Güter inhibirt. Einſtweilen wurden die Einnahmen der Geiſtlichen fixirt; der Primas von S., Erzbiſchof von Toledo, erhielt 8667 Thlr., die andern Erzbiſchöfe 6500 Thlr., die Biſchöfe 5056 Thlr. (jedoch erhielt jeder Erzbiſchof oder Biſchof 1445 Thlr. mehr, wenn er in der Hauptſtadt der Provinz ſeinen Sitz hatte), ein Domherr 800—1300 Thlr., ein infulirter Abt 800—1100 Thlr., ein Weltgeiſtlicher, der einem Kirchſpiel vorſteht, 325—722 Thlr. Die Zehnten, früher die Haupteinnahmen der Landpfarrer, ſind geſetzlich aufgehoben, und dafür iſt eine Kirchenſteuer ausgeſchrieben, die von der Regierung erhoben wird. Dieſe verſprach, die Geiſtlichkeit damit zu beſolden, iſt aber ihrem Verſprechen bis vor ungefähr einem halben Jahre nicht nachgekommen. Seit dem Verkauf der Kirchengüter erhielt die Geiſtlichkeit wohl hin und wieder Abſchlagszahlungen; in den letzten 2 Jahren iſt ihr aber kein Pfennig gezahlt worden. Die Stadt- und Landpfarrer vermochten dies wohl zu ertragen, ſie bezogen nach wie vor die Stol-

Digitized by Google

gebühren, und in manchen Provinzen bringt man ihnen (nach einem Berichte der Augsb. Allg. Ztg.), ſogar freiwillig die Zehnten; die Biſchöfe aber mit ihren Kapiteln und die ungeheure Anzahl der Ex-Konventualen litten oft Noth. Durch das mit dem heil. Stuhl kürzlich abgeſchloſſene Konkordat iſt das bis jetzt noch nicht verkaufte Kirchengut der Geiſtlichkeit wieder zugewieſen worden, und mit dem 1. Jan. 1852 übernimmt jeder Biſchof die Verwaltung deſſelben, wenn es im reſpektiven Sprengel liegt. Da aber die Einkünfte davon kaum hinreichen, die Kultuskoſten zu decken, und den Kathedralklerus zu bezahlen, ſo iſt die fernere Erhebung einer Kirchenſteuer beibehalten und die Einziehung und Vertheilung derſelben dem Klerus übertragen. Dieſer hat nun aus ſeiner Mitte eine Verwaltung niedergeſetzt, die gleichfalls mit Anfang des Jahres 1852 ihre Funktionen antritt. Die Geſammteinnahme des Kirchenvermögens beläuft ſich auf ungefähr 23 Mill. Realen (der Real iſt = 2 Sgr.), die Ausgaben aber erreichen die Summe von 153,511,346 Realen. Die Beſoldung der Geiſtlichkeit iſt eben nicht hoch, beſonders ſticht ſie gegen ihre frühere Einnahme bedeutend ab. So erhielt z. B. ein Erzbiſchof 80,000, ein Biſchof 60,000, ein Domdechant 30,000, ein Domherr 18,000 Realen jährlich. Die Pfarrer in den Städten beziehen 12,000, die Landpfarrer aber nur 4000 Realen. Dieſe letztere Summe erhalten auch die Stadtkapläne, die Hülfsgeiſtlichen auf dem Lande aber nur die Hälfte. Den Ex-Konventualen, die bis jetzt nicht haben angeſtellt werden können, muß auch ferner der Staat die verſprochene Penſion (5 Realen täglich) ausbezahlen. In ganz S., mit Inbegriff der kanariſchen und der baleariſchen Inſeln, ſo wie der Beſitzungen auf der Küſte von Nordafrika, gibt es 8 Erzbisthümer und 54 Bisthümer. Zwei Biſchöfe, der von Leon und der von Oviedo, haben erzbiſchöfliche, der Abt von Alcala la Real und der Prior der St. Jakobs-Ritter zu Ucles biſchöfliche Rechte und Gewalt. Die letztgenannten ſind immer Biſchöfe in partibus. Jedes Metropolitankapitel ſoll forthin nur aus 1 Dechanten, 1 Propſt und aus 12 Domherren, die Suffragankapitel aus den erwähnten zwei Prälaten und nur aus 8 Domherren beſtehen. Sämmtliche Kollegiatſtifte, 132 an der Zahl, werden künftig nur 6 Canonici jedes beibehalten. Für die biſchöflichen Seminarien iſt ſeit 1835 wenig geſchehen. Die Biſchöfe und ihre Kapitel waren ſelbſt zu unbemittelt, um dieſe geiſtlichen Erziehungsanſtalten, denen man gleichfalls alle Einkünfte entzogen hatte, nach Bedürfniß zu unterſtützen. In einigen Diöceſen, wo während der Zeit der sede vacante eingetreten war, ſah man ſich gezwungen, dieſe Inſtitute zu ſchließen. Das Prieſter- und Knabenſeminar zu Valladolid machte jedoch eine Ausnahme. Der dortige Biſchof hat theils durch eigene Mittel, theils durch milde Beiträge es dahin gebracht, ein Seminar ins Leben zu rufen, das mehr als ein ſolches, das eine Akademie, eine kleine Univerſität iſt. Zwölf gut beſoldete Profeſſoren ſind bei dieſem Inſtitute angeſtellt. Dieſe Lehranſtalt wird von mehr als 200 Jünglingen beſucht, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen. Die übrigen Prieſter- und Knabenſeminare S.s erholen ſich auch nach und nach wieder; die Biſchöfe tragen nach Kräften zu deren Wiederaufblühen bei. Der Spanier umfaßt den Katholicismus mit aller Gluth des Südländers und iſt im höchſten Grade intolerant gegen Andersdenkende. — Die geiſtigen Zuſtände S.s geben nach allem Obigen kein erfreuliches Bild. Die Maſſe des von Natur edeln, kräftigen, reichbegabten Volkes iſt in Unwiſſenheit, Trägheit, Aber- und Unglauben verſunken, und während auf der einen Seite, beſonders in den niedern Schichten der Geſellſchaft, die alte Finſterniß herrſcht, haben auf der andern Seite in den höhern Schichten die flachen religiös-philoſophiſchen Anſichten der modernen franz. Geiſtesbildung großen Anhang gefunden, ſo daß man ſagen kann, es fehle dem ganzen Volke durchaus an jedem ſittlichen Gehalt. Den thatſächlichen Beweis hiefür liefert die gänzliche Demoraliſation in allen Gebieten des menſchlichen Lebens, welche ſich jetzt in S. überall zeigt und die Nationalfehler der Spanier, aufgeblaſenes Selbſtgefühl, Trägheit u. ſelbſtſüchtige Leidenſchaftlichkeit, zu um ſo größerer Blüthe bringt, je mehr ſie die Nationaltugenden, gehaltene Einfachheit, ritterlichen Sinn und charaktervolle Feſtigkeit, verſchwinden läßt.

Juſtiz. Das Miniſterium **Lopez** zeichnete ſich zumeiſt durch einen Erlaß aus, demgemäß eine Kommiſſion zur Reviſion der Geſetze und verſchiedenen Rechtsbücher in S. niedergeſetzt wurde. Dieſe Kommiſſion, an deren Spitze **Cortina** ſtand, wurde aus den tüchtigſten Juriſten des Landes gewählt; unter ihnen waren Männer, wie **Perez**, **Fernandez**, **Gallardo**, **Gonzalez Bravo** und **Bismanos**. Noch vor Kurzem gab es in S. mehr als 40 Fueros, d. h. vierzig verſchiedene Geſetzesverfahren. Seit 1834 wurde das Gerichtsweſen beſſer organiſirt, und die neue Provinzeintheilung entſprechender eingerichtet. Die Gerichtshöfe, welche in den Hauptſtädten der Provinz errichtet ſind, haben nicht mehr ihre ehemalige parlamentariſche Stellung. Seit der Einführung der Konſtitution können ſich dieſe ritterlichen Gewalten nicht mehr in die Staatsangelegenheiten mengen; die Regierung zieht ſie nicht mehr über die Geſetzvorſchläge zu Rathe und nimmt ihre Einſprache nicht mehr an. Die Friedensrichter ſind noch immer die Alcalden, welche vom Volke gewählt werden; ſie urtheilen ohne Rekursrecht bis zur Summe von 200 Realen (50 Franken). Auf dem Lande iſt ihr Anſehen noch ſehr groß, wenngleich ſie ihre Gewalt im Allgemeinen auf eine patriarchaliſche Weiſe handhaben. Ihre Beſchlüſſe haben Geltung und ſind ſehr geachtet; ſie richten nach Einſicht und Gewiſſen, nach Art der arabiſchen Kadis, deren Namen ſie ſelbſt noch tragen. In einem Dorfe Alt-Kaſtiliens, am Ebro gelegen, wohnte ein neuerer Reiſender einem Gerichtsverfahren bei, wie es ſonſt nur noch bei den Nomadenvölkern Afrika's Statt finden mag. Der Alcalde, welcher in einer Streitſache mehrer Bauern zu entſcheiden hatte, ließ ſie ganz ruhig Stroh-

Digitized by Google

halme ziehen, was ſchnell den Prozeß ohne alle Koſten zu Ende brachte. Die Tribunale der erſten Inſtanz beſtehen nur aus einem Richter und dem königlichen Prokurator, welcher die alten Funktionen des Alcalde-Majors hat; nur haben ſie nicht mehr die Polizeifälle zu entſcheiden, was ihrem Anſehen großen Eintrag that. Der höchſte Gerichtshof, der in Madrid ſeinen Sitz hat, iſt zugleich Kaſſationshof und Staatsrath und urtheilt über die Beamten, welche wegen ſchlechter Verwaltung und Geldunterſchlags angeklagt ſind. Der Gang der gewöhnlichen Prozeſſe iſt durch eine Maſſe von Formalitäten erſchwert und zahlreichen Mißbräuchen ausgeſetzt. Alles wird ſchriftlich durch Vermittelung von Advokaten und Gerichtsdienern abgemacht. Das Geſetz ſchreibt ſogar 2 Escritos (Bittſchriften) vor; der Richter kann zwar davon entbinden, aber thut es nicht, weil er für jede Bittſchrift eine beſtimmte Geldſumme zu erheben ermächtigt iſt. Wenn ihm daher eine Bittſchrift zukommt, begnügt er ſich damit, zu erklären, daß er nicht gehörig unterrichtet ſey, und läßt ſich von dem Kläger 4 Bittſchriften, die immer in derſelben Form abgefaßt ſind, vorlegen. Die ſtreitenden Parteien ruiniren ſich, denn außer dem Richter, muß man den Advokaten, den Gerichtsdiener und Schreiber bezahlen. Darum verzichten Kaufleute und kleinere Kapitaliſten in Geſchäften, welche nicht die Summe von 1000—3000 Franken überſchreiten, oft auf ihre gerechteſten Anſprüche, um ſich nicht den furchtbaren Koſten eines Prozeſſes auszuſetzen. — Die Beamtenwelt bildete lange Zeit in S. eine durch die wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit und Ehrlichkeit ihrer Mitglieder ausgezeichnete Klaſſe. Sie war die letzte, welche ſich zur Beſtechung hergab. Leider aber richtete dieſe in kurzer Zeit ſo große Verwirrungen an, daß Unwiſſenheit und Faulheit der Charakterzug dieſer Klaſſe wurde, welche einen ſo großen Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit ausübt. Die erſte große Revolution, welche dieſer Stand erlitt, datirt ſich aus dem J. 1836. Die Regierung, welche die Zahl ihrer Freunde vermehren wollte, entſetzte die Mehrzahl der Richter erſter Inſtanz und königl. Gerichtsräthe und erſetzte ſie durch Neulinge, die mit dem Geſetzgang nicht bekannt waren. Ein Artikel der Konſtitution von 1837 beſagt, daß ein Geſetz den Cortes vorgeſchlagen werden ſolle, um alle Vergehen durch Jury beurtheilen zu laſſen. Dieſe Frage beſchäftigte in der neueſten Zeit lebhaft alle Geſetzesmänner. Die Regierung glaubte, dieſe Beſtimmung modificiren zu müſſen, indem ſie für politiſche Verbrechen und Veruntreuungen der Beamten eine Ausnahme ſtatuirte. Die niedergeſetzte Kommiſſion hat die Idee von 1837 nicht adoptirt und ſchien die Jury gar nicht annehmen zu wollen, gegen die ausdrückliche Erklärung der Konſtitution. Und in der That flößt das Inſtitut der Jury den Geſetzesmännern in S., wie anderwärts, nur Furcht und Mißtrauen ein. Bis jetzt wurde die Jury nur bei Preßvergehen in Anwendung gebracht, und die Probe fiel nicht nach den Anſichten der Schriftgelehrten aus. Um zur Jury wahlbar zu ſeyn, genügt eine jährl. Steuerabgabe von 500 Realen (125 Franken). So ſind es oft Handwerksleute u. Bauern, die vielleicht in ihrem ganzen Leben kein Zeitungsblatt in die Hände bekamen, welche über die ſchwierigſten Fragen ihr entſcheidendes Wort abgeben müſſen. — In keinem Lande ſind die Verbrechen ſo zahlreich, wie in S.; man berechnete, daß hier die Mordverſuche 45mal häufiger, als in Frankreich, u. 27mal häufiger, als in England ſind. Die Raubgier und Beſtechlichkeit der Geſetzesmänner iſt zum Sprüchwort geworden, und ehrliche Leute fürchten das Gericht mehr, als die Räuber ſelbſt. Iſt ein Mord begangen, ſo geht man nicht zuerſt gleich dem Mörder auf die Spur, ſondern arretirt die Leute, welche den Leichnam aufnahmen, oder die Bewohner des nächſten Hauſes. Die Dazwiſchenkunſt des Geſetzes wird gerade für die am drückendſten, welche ihm behülflich ſeyn wollten; man begreift darum auch leicht, was daraus entſtehen muß. Sobald man in der Straße Angſt- und Hülfegeſchrei hört, werden alle Thüren geſchloſſen, die Einwohner verſchanzen ſich recht eigentlich hinter denſelben, nicht etwa aus Furcht vor den Mördern, ſondern weil ſie beſorgen, der Unglückliche möchte in ihrem Hauſe eine Zufluchtsſtätte ſuchen, und das Gericht möchte mit ihnen ſeine Unterſuchung beginnen. Kommt ein Alkalde dazu, ſo lange er noch Lebenszeichen am Verwundeten findet, ſo ſchickt er nach dem Beichtvater; an den Arzt denkt man nicht einmal. Vor einigen Jahren wurde ein Fremder mitten in Madrid auf dem Platz d'Oriente von einem Schlag getroffen; er fiel mit dem Geſicht zur Erde in eine kleine Waſſerlache. Zufälligerweiſe fand ſich der Alkalde auf dem Platze ſelbſt, kommt herbei, legt ſeinen Stock auf den Körper des Unglücklichen, als Zeichen der gerichtlichen Beſitznahme, und läßt ihn in derſelben Lage, bis alle Formalitäten erfüllt waren, während ein ſchneller Aderlaß oder ſonſtige ſchleunige Hülfe dem Armen das Leben wieder geſchenkt hätte. — Das Land iſt in den Händen von Räuberbanden, welche offen die Provinzen durchziehen, in den Dörfern Steuern auflegen, die Poſten anhalten, die Reiſenden plündern und mißhandeln. Die Obrigkeit kümmert ſich um dieſes ſtehende Raubſyſtem nicht und gibt ſich keine Mühe, die Straßenräuber einzufangen; dieſe dagegen ſind eifrig und über Alles wohlunterrichtet. Sie kennen alle Kapitaliſten, ſie wiſſen ihre Finanzoperationen, ſo wie die Tage, an welchen ſie ihr Geld ausſchicken. Vor einiger Zeit wurde ein Kurier der franz. Geſandtſchaft zwiſchen Burgos und Vittoria überfallen; die Räuber berechneten die Geldſumme, welche man ihm für ſeine Reiſekoſten ausbezahlt haben müſſe, die Poſten, die er bereits bezahlt hatte, und wehe ihm, wenn er verſucht hätte, den geringſten Theil deſſen, was ihm übrig blieb, nicht auszuliefern! Der Raub wird ſo zu ſagen an den Thoren von Madrid betrieben; das Gericht und die Behörden bleiben blind, und doch iſt es öffentlich bekannt, daß die Urheber dieſer Raubmorde in der Hauptſtadt ſelbſt ihre Niederlage haben. Uebrigens wird es Einem in Madrid ſehr eingeſchärft, und das nicht bloß den Frem-

Digitized by Google

den, ſondern anch den vermöglichen Einheimiſchen, nie vor Sonnenanfgang oder nach Sonnenuntergang die Stadt zu verlaſſen, und die Poſten richten ihre Abfahrt und Ankunft immer danach ein. Die Räuber haben eine gewiſſe Organiſation; ſie haben ihre Verwaltung, ihre Juſtiz und ihre Polizei; die Banden beſtehen aus 15, 30 und 50 Mann. Die Hauptleute gehen förmliche Kontrakte ein mit den Paßkompagnien, den Expeditionshäuſern, den Arrieros (Maulthiertreibern) und mit den angeſehenſten Handlungshäuſern. Sie beſitzen oft genauere Nachrichten übee den Handelszuſtand der Provinz, als die Regierung ſelbſt, und damit man ſie nicht betrüge, haben ſie ihre Wächter, welche Kontroleurs oder wahee Finanzinſpektoren ſind. Dieſe laſſen ſich in den Wirthshäuſern nieder, in welchen die Poſten anhalten, und inſpiciren aufs Beſtändigſte die Reiſenden, denn ſie erhalten eine gewiſſe Summe für jeden Kopf derſelben; die Mayorals oder Kondukteurs haben die größte Achtung vor ihnen und laden ſie ſelbſt zum Tiſch der Reiſenden. Dieſes geſchieht namentlich auf dem Weg von Malaga nach Granada; man vermuthet ſogar, daß ein ähnlicher Kontrakt auf dem Weg zwiſchen Madrid und Bayonne beſtehe; denn es gibt kein Exempel, daß eine Poſt angefallen wurde, während fremde Kuciere und die ſpan. Malle oft von Räubern geplündert wurden. Den Reiſenden genügt es, Vorſichtsmaßregeln zu nehmen, um die Räuber zu hintergehen. So haben ſie nur das für die Reiſe ſchlechthin nöthige Geld bei ſich u. verſehen ſich mit falſcher Münze, deren es eine groſſe Maſſe in S. gibt, um der übein Behandlung der Räuber zu entgehen; denn jeder Reiſende, welcher nicht eine beſtimmte Summe bei ſich hat, wird ermordet. An Vertheidigung denkt man nie. Dieſe Räuber ſind über die Zahl, Beſchaffenheit und Waffen der Reiſenden ſehr wohl unterrichtet und eichten hiernach ihee Vorkehrungen. Setzen ſie voraus, daß der Reiſende ſich vertheidigen wolle, ſo theilen ſie ſich in mehre Banden, zum Angriff und zur Reſerve. Sie ſuchen dann die Wägen in Gebirgspäſſen od. öden Ebenen zu überfallen; ſie ſchieſſen von der Ferne auf den Poſtillon und auf die Pferde, und haben die Reiſenden alle Vertheidigungsmittel eeſchöpft, ſo werfen ſie ſich auf ſie, tödten ſie und verbrennen die Wägen; aber dieſe Fälle ſind äuſſerſt ſelten. Die Juſtiz iſt bei dieſen Räubern ſehr eilfertig, doch werden dabei gewiſſe Formen beobachtet. Die Häuptlinge haben keine unumſchränkte Gewalt; ihnen zur Seite ſteht ein Rath von Alten, der ſie häufig zum Tode veeurtheilt und das Urtheil vollſtrecken läßt. Sie haben in ihrem Kodex einen Artikel, den ſie aufs Genaueſte halten, nämlich den, daß dem Gutsbeſitzee, bei welchem ſie Obdach fanden, kein Leid zugefügt werden dürfe. Vor noch nicht langer Zeit zog der Graf von N . . . ., einer der geößten Guterbeſitzer Andaluſiens, den Haß eines dieſer Banditen auf ſich. Dieſer deückte gegen ihn die Flinte ab, die aber glücklicherweiſe verſagte. Sogleich traten ſeine Kameraden zu einem Kriegsrathe zuſammen u. veeurtheilten ihn zum Tode; ſie erſchoſſen ihn, nachdem ſie ihm Zeit gelaſſen hatten, ſeine Gebete abzumachen und ſich mit dem Himmel zu verſöhnen. Die Räuber erfüllen gewöhnlich mit groſſer Genauigkeit alle Pflichten der äuſſern Frömmigkeit. Die Bevölkerung, welche in den Städten oder gröſſern Dörfern auf einander gedrängt lebt, überläßt das Land der Willküe dieſer gefürchteten Menſchen, die eben ſowohl Mordbrenner, als einfache Räuber ſind. Wird eine Unterſnchung eingeleitet, um die Urheber einer Schandthat ausfindig zu machen, ſo verſtummen die Dienſtboten, wenn ſie gleich die Mörder wohl kennen. Sie haben nichts gehört, nichts geſehen, n. oft fürchten die Richter ſelbſt, ihre Nachforſchungen mit Eifer zu betreiben, da ſie ſicher die Opfer ihrer Pflichttreue würden. Statt daß die geoßen Güterbeſitzer ſich zur Ausrottung dieſer gefährlichen Banden verbänden, unterwerfen ſie ſich feig unter einen ſchändlichen Tribut und werden ſelbſt insgeheim die Mitverſchwornen dieſer Elenden, die ſie heimlich unterſtützen, indem ſie ihnen die gerichtlichen Maßregeln zu wiſſen thun und ihnen ſelbſt eine Freiſtätte anbieten, um ſie gegen die Verfolgung der Geſetze zu ſchützen. Ja, man kann ſelbſt ohne Uebertreibung behaupten, daß die Mehrzahl der Feldwächter, welche von den Gemeinden oder Privateigenthümern bezahlt ſind, entſchiedene Diebe, R a t e r o s, wie man ſie nennt, ſeyen, d. h. Leute, welche vereinzelte Reiſende unterwegs plündern; aber dieſe Rateros werden von den C a b a l l i ſ t a s verfolgt, welche die Ariſtokratie unter den Räubern bilden. Dieſe klagen jene an, daß ſie nicht „C a b a l l e r o s“ ſeyen, und daß ſie nicht nur plündern, ſondern die Reiſenden auch mißhandeln. Der wahre andaluſiſche Caballiſta nimmt den Männern nie ihee Cigarren und Meſſer, und immer läßt er ihnen einige kleine Geldſtücke, damit ſie bis zur nächſten Herberge kommen können. Sehr oft halt er ihnen Zaum und Steigbügel, wenn ſie ſich wieder zu Pferde ſetzen. Die Frauen werden bei ihnen noch mit Galanterie behandelt; ſie laſſen ihnen ihr Zuckerbackwerk, von dem ſie immer einen groſſen Vorrath bei ſich haben, und berauben ſie nie in Gegenwart ihrer Reiſebegleiter. Die keckſten Banditen, welche am meiſten Schandthaten verübten, wiſſen ſich faſt immer Strafloſigkeit zu verſchaffen, bald durch die Furcht, welche ſie einflößen, bald durch Geld, welches ſie zweckmäßig unter den Beamten zu vertheilen verſtehen. Gelang es ihnen, ſich ein gewiſſes Vermögen zu erwerben, ſo ſuchen ſie ſich Begnadigung auszuwirken, und dann benutzt ſie die Regieeung, um die andern Banditen, welche nicht acogerse al indulto (zur Gnade ſich flüchten) wollten, zu verfolgen u. auszutilgen. Diejenigen von ihnen, welche gefangen genommen werden, ſind in ihrem Gefängniß der Gegenſtand der regſten Theilnahme und der öffentlichen Wohlthätigkeit. In mehren Städten ſogar erlaubt der Gefängnißwärter ſeinen Gefangenen gegen Ehrenwort, in der Stadt herum zu ſpazieren, wofern ſie nur am Bein ihren eiſernen Ring mit einer kleinen Kette tragen. Ein ſpaniſches Journal ſprach unlängſt von einem dieſer Gefängnißwärter, welcher die Gefangenen

Digitized by Google

für ſich aufs Feld ſchickte, damit ſie ihm ernten oder Holz hauen helfen. Wenn die Gefangenen nicht für ihren Wächter arbeiten, ſo ſieht man ſie vor der Thüre des Gefängniſſes auf Matten ausgeſtreckt, wie ſie mit Karten und Würfeln ſpielen oder ihre Cigarre rauchen, den Vorübergehenden Quodlibets, den Frauen Galanterien nachrufen, oder ſie gehen die Straßen der Stadt entlang ſpazieren, als wären ſie die achtbarſten Bürger. „Ihr Galeerenring“, ſagt dieſes Blatt, „bringt ihnen nicht nur keine Schande, ſondern ſie ſcheinen vielmehr damit Parade zu machen, als wäre es der Hoſenbandorden.“

Das allgemeine ſpan. Recht beruht noch auf den Geſetzen der Weſtgothen, der Lex Visigothorum, aus welcher altſpaniſch überſetzt der Fuero juzgo (Liber oder Forum judicum, Buch der Richter) entſtand, am Beſten von der Akademie in Madrid herausgegeben, Madrid 1815, neuſpaniſch in Villadiego, Forus antiquus Gothorum regum Hispaniae olim liber judicum, daſ. 1600. Vgl. Marina, Ensayo historico critico sobre la antiqua legislacion, daſ. 1808, u. Türk, Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte, 1. Heft über das weſtgothiſche Geſetzbuch, Roſt. 1820. Eine allgemeine Geſetzgebung begann unter Ferdinand III., wurde erſt unter Alfons dem Weiſen zu Stande gebracht, woraus, auf röm. Recht geſtützt, das Geſetzbuch: Siete partidas, 1254—56, hervorging, zuerſt Sevilla 1491, gloſſirt von Lopez, Madr. 1711, Fol., mit Anmerkungen von Berni, Valencia 1759 u. 1767, 3 Bde.; Madr. 1789, 4 Bde.; daſ. 1807, 3 Bde. Wichtig waren ſpäter der Fuero real des Alfons von 1254, herausgeg. Burgos 1533, gloſſirt von Montalvo, Salamanca 1569 und Madr. 1781, 2 Bde.; vgl. Opusculos legales del rey Alonso el Sabio, Madr. 1836, 2 Bde., Fol. Nach dem Syſteme der Siete partidas ſind die neuern ſpan. Geſetze geſammelt in der Recopilacion, zuerſt von 1567; — Recopilacion de las leyes destos reynos hecha por mandado del Rey Philippe, Madr. 1723, 4 Bde.; 1777, 7 Bde.; — Supplemento, daſ. 1799; — Nueva recopilacion, daſ. 1569, 1640, 1772, 1798; — Novissima recop., daſ. 1806 u. 1817. Der dem franz. Handelsgeſetzbuche u. dem von Bilbao nachgebildete Codigo de comercio in 1219 Artikeln vom 30. Mai 1829 gilt ſeit dem 1. Jan. 1830; vgl. Codigo de comercio, Madr. 1830 u. ö.; deutſch von Schumacher, Hamburg 1832. Außerdem beſtehen noch alte Provinzialrechte, wie für Kaſtilien, Aragonien, Navarra, Katalonien, die baskiſchen Provinzen, Galizien und die Balearen; vgl. Colleccion de cortes de Leon y Castilla, Madr. 1836; — Usages y demas derechos de Cataluña, daſ. 1832, 3 Bde.; ſo wie Stadtrechte (Fueros), welche zuweilen Provinzialfueros wurden. Als Hülfsrechte gelten das römiſche und das kanoniſche Recht. Vgl. Marina, Ensayo historico critico sobre la antiqua legislacion de los reynos Leon, Madr. 1808; — Breyer, De justitia Aragon. fragmenta, Jena 1800; — Zuaznavar, Ensayo histor. crit. sobre la legislacion di Navarra, San Sebaſtian 1827, 3 Bde.; — Garcia de la Madrid, Historia de los tres derechos, romano, canonico y castellano, Madr. 1831, 4.; — Zuaznavar y Francia, Compendio historico de la jurisprudencia de la corona de Castilla, daſ. 1832, 12.; — Quiroga, Compendio historico del derecho civil de España, Salamanca 1837, 4.; — Sotelo, Histor. del derecho real de España, Madr. 1738; — Aſſo u. Rodriguez, Institutiones del derecho civil de Castilla, daſ. 1792, 1806; — Johnſton, Institutes of the civil law of Spain, Lond. 1825; — Alvarez, Derecho real de España, Madr. 1834, 2 Bde., 4.; — de la Rua, Lecciones de derecho esp., daſ. 1837; — Ramon Sala, Lecciones de derecho publico constitucional para las escuelas de España, daſ. 1837; — Juan Sala, Illustracion del derecho real de Esp., Par. 1836, 2 Bde., 12.; — Escriche, Diccionario de jurisprudencia, Madr. 1838. — Rückſichtlich der Gerichtsverfaſſung garantirt die Verfaſſung Gleichheit des Gerichtsſtandes u. Offentlichkeit des Verfahrens. Oberſter Juſtizhof iſt das ſeit 1834 nach dem Muſter des franz. Kaſſationshofs errichtete Obertribunal. Die 2. u. 3. Appellationsinſtanz bilden die deshalb in 2 Senaten ſtimmenden Audiencias reales, königl. Gerichtshöfe in den Provinzialhauptſtädten. In unterſter Inſtanz urtheilt über Straf- u. Civilſachen für jeden Provinzialbezirk (Partido) ein Corregidor, in der Kreisſtadt (Cabezo de Partido) unterſtützt von mehren Regidores, über Bagatellſachen der Alcalde, in Aragonien Bailés genannt, in Madrid ein Kollegium, die Hofalkalden (Alkaldes de Corte), mit Appellation an den Corregidor. Eine Erläuterung der Gerichtsordnung enthält: Sanchez, Foro españ., Madr. 1834, 2 Bde., 4.

Die Landmacht S.s, einſt ſo furchtbar und ſo ausgezeichnet, iſt ſehr herabgekommen. Zum Generalkapitän der ſpan. Armee hatte Ferdinand VII. den heil. Ignatius de Loyola, ſo wie zum Großkreuz des Ordens Karls III. ernannt. Das Heer zählt eine Ueberzahl von hohen und niedern Offizieren; es wird als die Stütze jeder eben herrſchenden Partei beſonders berückſichtigt und verſchlingt deshalb ungeheure Summen. Mehr darüber ſ. Armee, S. 287 f. Ueber den gegenwärtigen Beſtand der 1844 umgebildeten ſpan. Armee ſ. unten. Der ſpan. Soldat iſt von kaltem, ausdauerndem Muthe, gewöhnt ſich leicht an Strapazen, hat wenige Bedürfniſſe, iſt dem Vaterlande und ſeinen Obern ſtreng ergeben und ſeinen Fahnen treu, zu jeder Aufopferung ohne Murren bereit. In der neuern Zeit war es mit der Disciplin nicht ſo gut beſtellt, und beſonders benahm ſich das Heer, wenigſtens zu Espartero's Zeiten, höchſt ſtolz und hochfahrend gegen die Bürger und Bauern. Martialgeſetze und wirklich ausgeführte Martialſtrafen ſind im Kriege in S. ſehr gewöhnlich. Der Nationalhaß gegen Ausländer, der Fond körperlicher Kraft und die Gluth religiöſer Gefühle, an Ort und Stelle angeregt, laſſen den ſpan. Soldaten Unglaubliches ausführen. In der offenen, geregelten Feldſchlacht iſt er nicht ſo brauchbar, nicht ſo zuſammenhaltend, wie hinter Mauern oder im Guerillaskrieg. Haupt-

ſchlachten vermeidet der Spanier, dagegen ſucht er durch kleine Gefechte, Scharmützel, immer wiederkehrende Ueberfälle und Wiederangriffe den Feind zu ermüden und zu vernichten. — S. hat ſehr viele u. bedeutende **Feſtungen**, durch welche ſeine natürliche Feſtigkeit noch erhöht wird, und beſonders iſt der ſpan. Charakter geeignet, ſelbſt die ſchlechteſten Befeſtigungen Monate lang auf das Tapferſte zu vertheidigen, wie in den frühern Kriegen, ſo wie im letzten Unabhängigkeits- und im Karliſtenkriege ſehr viele Beiſpiele, beſonders Saragoſſa, bewieſen haben. Unter den ſpan. Feſtungen ſind viele erſten Ranges, aber auch viele Plätze, die in andern Ländern nicht Feſtungen heißen würden, werden als ſolche aufgeführt. Am biscayiſchen Meere und in Galizien ſind: Fuentarabia, San Sebaſtian, Santona, Santander, Caſtel von Gijon, los Paſſages, Ribadeo, Ferrol, Coruña, Figo, Toro; an der portug. Grenze: Tuy, Ciudad, Rodrigo, Badajoz, Olivenza, Ayamonte; in Andaluſien und am Mittelmeere: **Cadix**, Tarifa, San Roque, Caſtel von Ronda, Marbella, Fuengerola, Malaga, Velez Malaga, Almeria, Carthagena, Alicante, Denia, San Felipe, Caſtel von Valencia, Murviedro, Oropeſa, Penniscola, **Barcelona**, Tarragona, Mongat, Medas, Roſas; in Katalonien und Navarra, 3 Linien gegen Frankreich, in der erſten: **Figueras**, Campredon, Urgel, Puycerda, Benasque, Jaca, Pampeluna; in der zweiten: Gerona, Hoſtalrich, Balaguer, Cervera, Solſona, Manreſa, Lerida; in der dritten, am Ebro: Tortoſa, Flix, Mequinenza und Saragoſſa; auf den Balearen: Palma und Port Mahon. Das Innere S.s bietet ſchon von Natur, durch die oft unüberſteiglichen Gebirge, Schluchten, Thäler und Abgründe, eine vortreffliche Vertheidigung dar. Zu den vornehmſten Punkten ſind aber beſonders zu zählen: die **Ebrolinie**, gedeckt durch die Päſſe des kantabriſchen Gebirges und durch die Feſtung Tortoſa; Saragoſſa hält die Mitte dieſer Linie; das **Thal des Duero**; das **Thal des Tajo**; das **Thal des Guadiana** u. der **Guadalquivir**. — Die wichtigſten **Militäretabliſſements** ſind: die Kanonengießereien zu Sevilla, Ximena, Barcelona, Calada, Trubada und Lierganes; die Gewehrfabriken zu Oviedo, Toloſa, Alegria, Placentia, Eybar, Alava, Mondragon, Igualada, Sipoli u. Barcelona; die Degenklingenfabriken zu Toledo, Vittoria, Guipuzcoa, Toloſa und Barcelona; die Salpeterſiedereien zu Murcia, Lorca, Almeria und Giruela; die Pulvermühlen zu Carthagena, Manreſa; das beſte Pulver kommt aus la Mancha, Navarra und Murcia, das beſte Armeetuch von Eſtella. — **Militärbildungsanſtalten** ſind: die Ingenieurſchulen zu Madrid, Barcelona u. Zamora; die Artillerieſchulen in Segovia und Talavera de la Reyna; Kadettenſchulen in Valencia, Alicante u. Cadix; Seekadetten- und Pilotenſchulen in Ferrol, Cadix, Placentia und Carthagena. Dieſe Militärbildungsanſtalten ſind jedoch ſämmtlich durch die Kriege 1808—12 und noch mehr durch die bürgerlichen Unruhen ſeitdem, ſo wie durch den Karliſtenkrieg, ſehr geſtört und zum Theil ganz aufgehoben worden. — Die **Seemacht** S.s, die in 3 Marinedepartements zerfällt, befindet ſich ebenfalls im Zuſtande des größten Verfalls. Nicht einmal die Küſten und der Handel können gehörig vor Seeräubern geſchützt werden. Cadix, Ferrol und Carthagena ſind die Hauptkriegshäfen, die Stationen und Seedepots der Flotte; 3 Generalkapitäns ſtehen an der Spitze. Maſten, Eiſen und Schiffsmunition bezieht das Land größtentheils aus dem Norden Europa's, Schiffbauholz aus Amerika. Vor dem Kriege mit England beſaß S. 268 Kriegsſchiffe, darunter 42 Linienſchiffe und 30 Fregatten. Ueber den gegenwärtigen Beſtand der ſpan. Flotte ſ. unten.

Die **Kolonien** S.s waren vor 1808 ſehr groß und betrugen 310,718 □Meil. mit faſt 18 Mill. Einw. Jetzt beſtehen noch die ausländiſchen Beſitzungen S.s in den in unten folgender Tabelle aufgeführten.

Eintheilung. In Betreff der Civilverwaltung iſt S., nachdem 1821 die alte, im gewöhnlichen Leben aber immer noch gebräuchliche hiſtoriſche Eintheilung in die Königreiche Alt- und Neu-Kaſtilien, Leon, Galizien, Andaluſien, Granada, Murcia, Valencia, Aragonien, Navarra, Majorka, in die Fürſtenthümer Aſturien und Katalonien, in die Landſchaft Eſtremadura und die Herrſchaft Biscaya, von den Cortes abgeſchafft worden, in **Provinzen** nach dem Zuſchnitt der franz. Departements getheilt, deren es ſeit 1833 48 gibt (ohne die kanariſchen Inſeln), die wieder in mehre Bezirke oder Partidas zerfallen.

Wir geben ſchließlich zur Ergänzung des Obigen einige ſtatiſtiſche Ueberſichten über Flächenraum, Bevölkerung, Unterrichtsanſtalten, Finanzen, Heer- und Seeweſen ꝛc.

Statiſtiſche Ueberſichten.

Flächenraum u. Volkszahl der einzelnen Provinzen.

A. In Europa.

Alte Provinzen.	Neue Provinzen.	Geogr. □M	Volksmenge 1833.
Neu-Kaſtilien	1. Madrid	91,83	220,000
	2. Toledo	410,86	380,197
	3. Guadalaxara	91,60	139,375
	4. Cuença	531,51	334,503
	5. Ciudad Real	384,96	277,488
Alt-Kaſtilien	6. Burgos	361,13	224,407
	7. Logroña		147,716
	8. Santander		169,037
	9. Soria	181,61	213,619
	10. Segovia	163,10	134,854
	11. Avila	120,93	137,903
	12. Palencia	81,58	148,491
	13. Valladolid	152,44	184,647
	14. Leon	277,08	267,438
Leon	15. Zamora	167,80	159,425
	16. Salamanca	261,98	220,311
Aſturien	17. Oviedo	173,45	434,635
Galicien	18. Coruña	748,16	435,670
	19. Lugo		357,270
	20. Orenſe		319,038
	21. Pontevedra		300,00[illegible]
Eſtremadura	22. Badajoz	644,33	306,092
	23. Caceres		241,328
Andaluſien.	24. Sevilla	4[illegible]8	367,303
	25. Cadix		324,700
	26. Huelva		133,470

Alte Provinzen.	Neue Provinzen.	Geogr. □M.	Volksmenge 1833.
Andaluſien .	27. Cordova . . .	195,75	327,256
	28. Jaen	209,65	278,905
	29. Granada . . .		370,974
	30. Almeria . . .	436,61	234,763
	31. Malaga . . .		390,515
Murcia . .	32. Murcia . . .	370,66	681,540
	33. Albacete . . .		190,766
Valencia .	34. Valencia . . .		368,961
	35. Alicante . . .	361,59	368,961
	36. Caſtellon de la Plana		190,220
Aragonien .	37. Saragoza . . .		301,408
	38. Huesca	696	214,874
	39. Teruel . . .		616,403
Katalonien	40. Barcelona . .		412,673
	41. Tarragona . .	571,20	213,477
	42. Lerida		151,188
	43. Gerona . . .		214,150
Navarra .	44. Pamplona . .	115,61	230,925
Biscaya .	45. Bilbao	58,63	111,436
Guipuzcoa .	46. S. Sebaſtian .	28,81	108,599
Alava. . .	47. Vittoria . . .	50,61	87,423
	48. Die balear. Inſeln	81,69	229,197
		8,446,90	13,636,631
	49. Die kanar. Inſeln	151,58	199,950

in 145 Ciudades, 4,366 Villas, 13,228 Dörfern, 18,781 Kirchſpielen.

B. Außer Europa.

	Geograph. □M.	Seelen.
a. In Amerika.		
Gener. Kapitanat Havanna	(8,504,60)	(1,020,862)
1) die Inſel Cuba . . .	8,309	740,262
2) „ „ Porto Rico)	188,65	288,000
3) die ſpan. Jungferninſel	8,75	6,005
b. In Aſien und Auſtralien.		
Das Geſammtkapitanat der Philippinen	(2,507)	(2,673,500
1) der ſpan. Antheil an der der Inſel Manila .	1,450	1,821,200
2) die Biſſayerinſeln . .	873	803,000
3) die Babuyanen u. Baſchiinſeln	60 (?)	5,000
4. der ſpan. Antheil an Magindanao	21	43,800
5) die Mariannengruppe . .	57	5,500
c. Die übrigen Beſitzungen in Afrika	(34,50)	(17, 1)
1) die Preſidios, von Granada aus verwaltet . . .	1,50	11,481
2) die Canarieninſeln . . .	61	5,800
	6,088,ca	3,707,643

in 25 Ciudades, 27 Villas, 656 Dörfern.

Mithin beſitzt der ſpaniſche Staat in allen Erdtheilen: 13,634,56 geograph. □Meilen mit 15,995,584 Seelen.

In dem Staate befinden ſich 18,447 Gemeinden, von denen nur 719 über 700 Feuerſtellen haben.

Städte und Villas über 10,000 Einw. nach Miñano.

a) In Europa.

Madrid	187,607	Lorca	40,000
nach Minanos .	201,000	Cartagena	37,000
Barcelona mit Barceloneta	120,000	Murcia	36,000
Sevilla	91,000	Ecija	35,000
Granada	80,000	Xerez de la Frontera	31,000
Cadix	59,000	Santiago	28 000
Valencia	66,000	Orihuela	26,000
Malaga	48,000	Alicante	25,000
Cordova	47,000	Reus	24,000
Saragoſſa	41,000	Valladolid	21,000
		Antequera	20,000
Almeria	18,000	Segovia	13,000
Santander	19,000	Ferrol	13,000
Jaen	18,000	Motril	12,000
Elche	18,000	Lucia	12,000
Alcoy	16,000	Burgos	12,000
Ronda	16,000	Palencia	11,000
San Lucar de Barrameda	17,000	Utrera	11,000
		Baëza	11,000
Bilbao	15,000	Velez Rubio	11,000
San Felipe	15,000	Chiocilla	11,000
Pamplona	15,000	Tarragona	11,000
Oſſuna	15,000	Ciudad Rodrigo . .	11,000
Toleda	15,000	Lorcana	11,000
Caſtello de la Plana	15,000	Caſtello	10,713
Salamanca	14,000	Tortoſa	10,700
Velez Malaga . . .	14,000	Santander	10,000
Olot	14,000	Puerto	10,000
Loja	14,000	Figueras	10,000
Mataro	11,000	Andajar	10,000
Lerida	16,000	Zamora	10,000
Vich	11,000	Almaden	10,000

b) In den Kolonien.

Havanna	146,000
Manila	140,000
S. Juan de Puerto Rico	30,000
Baracoa	30,000
Matanzas	25,000
Santjago de Cuba	20,000
Villa de Principe	19,320
Tayaban	13,800
Guanabacoa	12,000
Bayamo	11,000

Nationalverſchiedenheit 1830.

Spanier	11,678,558
Malayen, Biſſayer	2,477,808
Basken	518,000
Negerſklaven	367,212
Tanglaier, Meſtizen	190,000
Mozarabes	60,000
Zigeuner	45,000

Religionsverhältniſſe 1830.

Katholiken ausſchließlich herrſchend; die Geiſtlichkeit beſteht aus 8 Erz- und 72 Biſchöfen, 2393 Canonici, 1869 Präbendeninhabern, 16,481 Pfarrern, 4929 Vikaren, 17,411 Beneficianten, 27,757 ordinirten Weltgeiſtlichen, 15,015 Sakriſtanen, 3927 Dienenden. Mitte des Jahres 1835 beſtanden noch 1940 Klöſter mit 30,906 Mönchen; außerdem gab es gegen 24,000 Nonnen. Davon hatten die Franciskaner allein 651 Klöſter mit 11,232 Mönchen u. Laienbrüdern. Durch ein königl. Dekret von 1835 ſind aber alle Klöſter, welche nicht über 12 Mönche zählen, aufgehoben worden; ihre Zahl 884, nämlich 40 Chorſtifter verſchiedener Orden, 138 Dominikanerklöſter, 181 Franciskaner-, 77 Barfüßer-, 88 Auguſtiner-, 29 Kapuziner-, 65 Karmeliter-, 62 Minimen-, 51 Trinitarier- u. Tertiarier-, 63 Mercenarier- u. 74 Klöſter anderer Orden. Der Erlös aus dem Verkaufe dieſer Klöſtergüter iſt zur Verminderung der innern Schuld im Auslande beſtimmt.

Die Geſammtſumme der Kircheneinkünfte wurde auf 300 Mill. Frs. geſchätzt, u. derjenige Theil dieſes Einkommens, der von der Geiſtlichkeit verzehrt wurde, überſtieg die ſämmtlichen Einkünfte des Staates um etwa 48 Mill. Frs. Davon betrugen die jährl. Einkünfte der Erzbisthümer u. der Bisthümer 13,000,000 Frs., die der Canonici u. Canonici minores 9,646,125 Frs. Hiervon beziehen der Erzbiſchof von Toledo 2,750,000 Frs., der von Sevilla 1,000,000 Frs., der von Santjago 790,000 Frs., der von Valencia 650,000 Frs., der von Saragoſſa

325,000 Frs., der von Granada 273,000 Frs., von den Biſchöfen der von Osma 275,000 Frs., der von Tortoſa 150,000 Frs., der von Placencia 200,000 Frs., der von Aſtorga 100,000 Frs., der von Lerida 95,000 Frs., der von Coria 125,000 Frs.

Unterrichtsanſtalten in S.

Univerſitäten					15
Von dieſen genießen jedoch nur 8 das Recht des Unterrichts in allen Fakultäten.					
Valencia	geſtiftet	1410	Freq. (1827)	1,300	
Valladolid	—	1316	—	1,547	
Zaragoza	—	1474	—	1,170	
Santiago	—	1222	—	1,054	
Sevilla	—	1504	—	907	
Granada	—	1531	—	845	
Cervera	—	1717	—	573	
Huesca	—	1354	—	337	
Oviedo	—	1560	—	420	
Salamanca	—	1262	—	418	
Alcala	—	1429	—	364	
Onate	—	. . .	—	270	
Toledo	—	1499	—	257	
Palma	—	. . .	—	177	
Orihuela	—	1552	—	121	
Artillerieſchulen					5
Kollegien und Seminarien gab es 1832 58 mit 3810 Zöglingen, in welche die aus den lateiniſchen Schulen Entlaſſenen übergehen, um ſich für den niedern Klerus 2c. auszubilden.					
Lateiniſche Schulen (1832)					774

Die Elementarſchulen ſind in 4 Klaſſen getheilt, nach der Zahl der Lehrgegenſtände und Klaſſen und der Einwohnerzahl der Wohnplätze, in welchen ſich dergleichen Schulen befinden. Im J. 1832 gab es 9558 Knabenſchulen mit 410,946 Schülern und 3070 Mädchenſchulen mit 110,202 Schülerinnen.

Standesverſchiedenheit in S. 1797.

Geiſtliche, männlichen Geſchlechts . .	196,813
Hidalgos, Adel	484,121
Civilbeamte	51,306
Advokaten	5,673
Schreiber	8,351
Studenten und Schüler	47,518
Kaufleute	34,794
Fabrikanten	39,793
Handwerker	270,989
Bauern	907,197
Tagelöhner	964,571
Bediente	276,090
Hoſpitaliten	12,054
Bettler	8,030
Zigeuner	40,000

Finanzen.

Ueberſicht der Einnahmen und Ausgaben auf das Jahr 1850, wie ſolche von D. Bravo Murillo in der Sitzung der Cortes vom 3. Novbr. 1849 vorgelegt worden iſt.

Einnahme.

Realen.	
331,780,000	General-Direktion der direkten Steuern,
180,500,000	= = = indirekten Abgaben,
375,200,000	= = = Zölle,
239,297,342	= = = Gemeinde-Güter,
65,912,181	= = = Domainen,
22,273,000	= = = Lotterie,
71,500,000	Cruzada,
14,341,600	Schatz-Ueberſchuß der überſeeiſchen Kaſſen und zufällige Einnahmen,
580,000	vom Miniſterium der auswärt. Angelegenheiten,
10,418,870	= = des Innern,
22,443,000	= = = öffentlichen Unterrichts,
162,000	= Kriegsminiſterium,
620,582	= Marine-Miniſterium.
1167,028,273	im Ganzen.

Ausgabe.

45,000,009	königl. Haus,
1,181,870	Kammern.
11,335,376	Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten,
15,568,851	= der Juſtiz,
512,458,400	Kriegs-Miniſterium,
66,181,964	Marine-Miniſterium,
46,235,241	Miniſterium des Innern,
61,229,402	= = Handels, des Unterrichts und der öffentlichen Bauten,
125,071,618	= der Finanzen,
175,339,040	Penſionen und Wartegelder,
59,343,690	aufgeſchobene Zahlungen u. Zahlungen auf Renten,
100,126,957	öffentlich Schuld,
154,721,602	Weltgeiſtlichkeit und Nonnen-Klöſter,
18,865,390	Juſtizkoſten.
1197,002,193	im Ganzen. In Abzug kommen
50,094,657	Abzüge an Gehalten und Penſionen.
1146,907,536	Geſammt-Ausgabe.

In der Einnahme hat ſich in der erſten Hälfte des Jahres 1850 eine weſentliche Beſſerung gezeigt; die Einnahme betrug:

88,904,585	R. im Monat Januar,
113,129,320	= = Februar,
88,570,216	= = März,
77,353,048	= = April,
123,163,337	= = Mai und
97,598,318	= = Juni.
598,519,397	R. im Ganzen und überſtieg die Einnahme des 1. Halbjahres von 1849 um 80,358,085 Realen.

Schuld.

am 31. Dec. 1849. (Aus der madrider Zeitung v. 10. April 1850; Moniteur universel, du 27 avril 1850.

Konſolidirte Schuld.	Nicht konſolidirte Schuld.	
		Dreiprocentige innere u. auswärtige Schuld:
2982,020,416		im Umlauf begriffenes Kapital der regulirten Schuld.
		Innere Schuld:
969,370,718		fünfprocentige Schuld.
308,829,718		vierprocentige Schuld.
	252,100,320	nicht konſolidirte Vales.
	647,598,068	fünfprocentige Papiere.
	940,355,458	zinslos.
	266,856,828	proviſoriſche Schuld.
18,827,697		Kapitale zu Gunſten der Zehntberechtigten, in 3procent. Renten umgewandelt.
	5,476,253	Certificate an dergleichen, nicht umgewandelnden.
		Auswärtige Schuld: 3,650,811,000 R. zu 5% nach Abzug d. 423,777,217 = dem Staate angehörigen (in den Händen des Herrn Ardoin).
3026,034,685		Reſt. 1180,206,000 R. ausgeſchobene Schuld, nach Abzug der dem Staate mit 146,520,000 R. angehörigen
	1042,884,000	Reſt. 76,880,000 R. an ausgeſetzter Schuld, die ſich jedoch im Beſitze des Staates befindet.
	1714,295,706	in der Liquidation begriffen.
	680,678,840	auswärtige, von der Umwandlung im J. 1834 herrührende hängende Schuld.
4311,662,818	5660,319,280	
	4221,862,818	konſolidirte Schuld.
	10082,182,098	konſolidirte und nicht konſolidirte Schuld.
	2328,895,265	Kapital verfallener Coupons.
	12531,067,481	geſammte zu regulirende Schuld.
	2980,020,416	regulirte Schuld.
	15512,067,871	geſammte Schuld.

Armee.

Infanterie. 1) Linie: 15 Regimenter zu 3 Bat.; 30 Reg. zu 2 Bat.; 16 Bat. Jäger (ligeros, cazadores); 1 Reg. zu 6 Bat. in Ceuta.
2) Reſerve: 49 Bataillone.

Artillerie: 1 Direktor, 3 Unter-Direktoren, 5 Chefs für den Unterricht, 36 Oberſten, 45 Oberſtlieutenants, ꝛc. Fünf Departements: 1) zu Barcelona, 2) zu Valencia, 3) zu Sevilla, 4) zu Corunna, 5) zu Segovia, in jedem 1 Regiment. Die geſammte Stärke faßt 5 Regimenter, (3 zu 2, 2 zu 5 Brigaden) zu Fuß, 5 Brigaden berittener, 6 Brigaden Berge, 4 Brigaden ſchwerer Artillerie, inkl. 5 Arbeiter-Kompagnien mit 1 Komp. Waffenſchmiede.

Ingenieur-Corps: 1 Ingenieur-General, 14 Direktoren-Unter-Inſpektoren ꝛc., 13 Oberſten, 13 Oberſtlieutenants, 13 Bat.-Kommandanten 1. Kl., 61 Kapitäns, 80 Lieutenants. — 1 Regiment zu 3 Bat., jedes Bataillon zu 4 Sapeurs-, 1 Mineur- und 1 Pontonniers-Kompagnie.

Ueberſeeiſch: 3 Direktoren-Unter-Inſpektoren, 1 Maréchal-de-Camp, 8 Oberſten, 2 Oberſtlieutenants, 16 Bat.-Kommandanten 1. Kl., 12 Kapitäns.

Reiterei: 2 Regimenter Karabiniers u. 16 Regimenter Lanciers zu 4 Schwadronen; 2 Schwadronen Jäger (Mallorka und Galicia); 2 Remonte-Schwadronen zu Ubeda und Baena.

Bürgergarden-Corps: 12 Regimenter (tercios) mit 49 Kompagnien Infanterie und 11 Schwadronen.

Karabinier-Corps: Es beſteht in 30 Kommandancias, die in 3 Diſtrikte vertheilt ſind, und zwei Linien an den Küſten und Grenzen des Landes bilden.

Militärſtaat über See.

Amerika.

Cuba. Veteranen: 16 Reg. Infanterie; 4 Corps Freiwillige. — 1 Brigade Artillerie zu 8 Batterien, eine davon beritten und eine andere Gebirgsgeſchütz zu Havanna; 1 Brigade zu 2 Batterien Feld- und 1 Batt. Gebirgsgeſchütz zu Cuba. — Kavalerie: 1 Reg. Lanciers. — Miliz: 1 Reg. und 3 Bataillone Infanterie, 1 Regiment freiwillige Reiterei und 1 Regiment Dragoner.

Puerto-Rico. Veteranen: 2 Regimenter Infanterie. — 1 Brigade Artillerie zu 4 Batterien Feld- und 1 Gebirgsgeſchütz. — Miliz: 7 Bataillone Infanterie und 1 Regiment Reiterei.

Aſien.

Infanterie: 6 Regimenter, (3 Linie, 2 leichte, 1 Jäger).

Artillerie: 2 Brigaden, die eine zu 3 Batterien, wovon 2 beritten; die andere zu 2 Gebirg-Batterien; jede Brigade mit einer Arbeiter-Kompagnie.

Provinzial-Miliz: 4 Bataillone Linie und 1 Bat. Jäger.

Flotte (Ende 1849).

Die Flotte führt 781 Geſchütze. Sie hat 228 Offiziere, 1083 Marine-Soldaten und 4945 Matroſen. An Schiffen wurden am Schluſſe des Jahres 1849 aufgeführt:

2 Linienſchiffe zu 70 Kanonen (Guerrero u. el Soberano),
5 Fregatten, 1 zu 52, 1 zu 44, 2 zu 42 und 1 zu 32 Geſchützen,
6 Korvetten, 2 zu 30, 1 zu 24, 2 zu 18 Geſchützen,
8 Briggs, 1 zu 20, 1 zu 18, 5 zu 16, 2 zu 12 Kanonen,
8 Goëletten von 1 bis 8 Kanonen, 2 Packetboote von 1 Kanone, 1 Lougre, 1 Felouque, 1 Balandre,
15 Dampfſchiffe von 40 bis 350 Pferdekraft, mit 6 bis 12 Geſchützen.

An Transportfahrzeugen 1 Fregatte, 2 Briggs, u. 2 Wachſchiffe.

Zum Bau beſtimmt: 2 Dampfſchiffe von 500, 4 von 250, 1 von 140 Pferdekraft, 3 Transportſchiffe und 3 Briggs zu 16 Kanonen.

Literatur: Diccionario geografico-historico de España, herausgegeb. von der königl. Akademie der Geſchichte, Madr. 1802, 2 Bde., 4.; — S. **Miñano**, Diccionario geografico e stadistico de España y Portugal, daſ. 1826 ff., 8 Bde., nebſt den Berichtigungen unter dem Titel: Correcciones fraternas, von **Alvarez** und **Caballero**, daſ. 1827 ff., 11 Hefte; — **Iſidoro de Antillon**, Elementos de la geografia etc. de España y Portugal, 2. Aufl., Valencia 1815; deutſch von P. F. **Rehfues** unter dem Titel: Handbuch der Geographie von S. und Portugal, Weim. 1815; — de **Vallefontoro**, Elementos de economia politica con aplicacion particular a España, 2. Aufl., Madr. 1829, 4.; — J. **Townſend**, Reiſe durch S. ꝛc., aus dem Engl. von J. J. **Volckmann**, Leipz. 1792, 2 Bde.; — v. **Bourgoing**, Neue Reiſen durch S. ꝛc., deutſch von **Bertuch**, A. Ch. **Kayſer**, Ch. A. **Fiſcher** und **Tychſen**, Jena 1790—1808, 4 Bde.; — Ch. A. **Fiſcher**, Neueſtes Gemälde von S. im Jahre 1808, nach **Alex. Laborde**, Leipz. 1809—10, 2 Thle.; — Ph. J. **Rehfues**, S. nach eigener Anſicht im Jahre 1808 ꝛc., Frankf. 1813, 4 Bde.; — A. de **Laborde**, Voyage pittoresque et historique en Espagne, Par. 1807—15, 4 Bde.; deutſch, Leipz. 1808—11, 3 Bde.; — **Bory de St. Vincent**, Gemälde der iberiſchen Halbinſel, deutſch, Heidelb. 1827; — A. **de Laborde**, Itinéraire descriptif de l'Espagne, Par. 1827 ff., 6 Bde.; — **Seel**, Die Völker S.s u. ihre Fürſten, Augsb. 1837, 2 Thle.; — W. **Gail**, Erinnerungen aus S. (nach der Natur ꝛc. gezeichnete Skizzen), München 1837, Fol.; — F. R. **Rigel**, Erinnerungen aus S., Mannh. 1839; — F. Freih. v. **Auguſtin**, Reiſe nach Malta u. dem ſüdl. S. im J. 1830, Wien 1839; — A. v. **Laurens**, Mein Aufenthalt in S. 1836 ꝛc., Berl. 1839; — J. **Waltl**, Reiſe durch Tyrol ꝛc. nach dem ſüdl. S., 2. Aufl., Paſſau 1839; — A. **Loning**, Das ſpan. Volk in ſeinen Ständen, Sitten u. Gebräuchen ꝛc., Hannov. 1844; — F. W. **Schubert**, Handb. der allgemeinen Staatskunde von Europa, Königsb. 1836, Bd. 1, Thl. 3; — A. **Borrego**, Der Nationalreichthum, die Finanzen ꝛc., deutſch von **Kottenkamp**, Mannheim 1834; — A. v. **Roon**, Die iberiſche Halbinſel, Berl. 1839, Abth. 1; — de **Tapia**, Historia de la civilizacion española, Madr. 1840, 4 Bde.

Geſchichte. I. Periode. Von der älteſten Zeit bis zum Ende der römiſchen Herrſchaft 409 n. Chr. S. ſoll dieſen modernen Namen (España) von dem Worte sepan haben, welches im Phöniciſchen Kaninchen bedeutet, oder von den Wörtern Jsp-ania, im Orientaliſchen: Land der Pferde. Im Anfange der geſchichtlichen Zeit wurde S. von mehren Völkerſchaften bewohnt, welche man in zwei große Zweige theilen kann, die **Iberier** im Norden und Oſten, die **Celten** im Süden und Weſten. Beide Völker trugen den gemeinſchaftlichen Namen **Celtiberier**. Die alten Geſchichtsſchreiber ſchildern ſie als Halbwilde mit Thierfellen u. groben Wollzeuchen behangene Menſchen, welche ſtets die Waffen in der Hand hatten und nur vom Raube lebten. Dieſe Waffen waren kleine Schilde, Sturmhauben, Wurfſpieße, Lanzen, Schleudern und ein zweiſchneidiges Schwert. Auch die ganze Halbinſel bezeichnet man mit den beiden Namen **Iberien**, Land der Iberier, der Bewohner der Ufer des Ebro, und **Heſperien**, Weſt- oder Abendland. Die **Phönicier**, welche die Geſchichte als in den entfernteſten

Zeiten ſchon mit ihren Schiffen bas Meer befahrend nns vorſührt, waren die erſten Fremden, die an Iberiens Küſten landeten. Man nimmt ihr erſtes Erſcheinen mehr als 6 Jahrbunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung an. S. wurde für ſie eine unermeßliche Quelle von Schätzen, denn ſie holten von da die theuren Metalle, welche es birgt: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eiſen (beſonders aus den nördlichen Theilen), und zwar in ſo großer Quantität, daß man an einen allgemeinen Brand der Pyrenäen glaubte, wie die Etymologie des Namens ſchon andeutet. Auch holten ſie aus S. die ſchon berühmt gewordene Wolle, welche ſie zum Spinnen und Färben nach Tyrus brachten. Ihre erſten Niederlaſſungen waren zu Cadir, Gibraltar und Malaga, an der ſudlichen Küſte des mittelländiſchen Meeres, welches damals Tarſis (Ende der Welt) hieß. Die Griechen, welche die Schiffahrt von den Phöniciern gelernt hatten, fuhren dann zu den Balearen und nach Katalonien. Sie gründeten Roſas und Sagunt, an deſſen Stelle ſich jetzt die Mauern von Murviedro befinden. Jenſeits des iberiſchen Landſtrichs dachte man ſich das unbekannte Land Atlantis, ein Land der Fabeln und Gegenſtand der allgemeinen Neugierde; in die Meerenge von Gibraltar ſetzte man die Säulen des Hercules, die Grenze der bekannten Welt. Der Arm dieſes Halbgottes hatte die beiden Berge Abyla in Afrika und Calpé in S. getrennt, wodurch die Fluthen des mittelländiſchen Meeres ſich mit dem Ocean vereinigten. Durch die mit den Phöniciern gemeinſchaftliche Abſtammung und Religion begünſtigt, faßten die Karthager inmitten deren Beſitzungen feſten Fuß und machten ſich bald zu Herren derſelben. Sie bemächtigten ſich beſonders des Bergbaues, und S.s Gold trug bald zu der hohen Blüthe ihrer Stadt bei, die erſt durch den Handel, dann durch das Glück der Waffen berühmt wurde. Die Römer erſchienen zum erſten Male in S. im 3. Jahrh. v. Chr. Unter ihnen wird die Zahl der Einwohner des Landes am höchſten angegeben, denn ſie betrug 30,000,000, ſo daß auf die □M. 2135 Menſchen kommen. Während der puniſchen Kriege wurbe Iberiens Boden oft der Schauplatz blutiger Schlachten zwiſchen Karthago und Rom. Hamilcar verlor das Leben bei dem Verſuche, ſich zum Herrn des ganzen Landes zu machen, um daſelbſt die römiſche Macht zu vernichten. Sterbend verebte er ſeinen Haß an Hasdrubal, der ſich den größten Theil S.s unterwarf, und an Hannibal, ſeinen Sohn, der an der Spitze eines faſt ganz aus Spaniern beſtehenden Heeres die Hoffnung hegte, die Rivalin ſeiner Vaterſtadt zu ſtürzen. Sein bekannter Aufbruch nach Italien erfolgte nach der denkwürdigen Belagerung von Sagunt, im Jahre Roms 526, als die beiden Scipionen, Cornelius und Cnejus, nach S. kamen, um den Plan der Karthager zu zerſtören; nach einigen glücklichen Erfolgen wurden dieſelben indeß in zwei Schlachten gegen Hasdrubal-Barca, der mit einem zahlreichen Heere von Celtiberiern Hannibal zu Hülſe eilte, geſchlagen und getödtet. Doch war der Zeitpunkt für Roms Unterliegen noch nicht vorhanden, unb bie Unternehmungen des jüngern Scipio, deſſen Thatenreihe mit der Eroberung Neu-Karthago's begann, verhießen mit Sicherheit die Eroberung S.s. In dem energiſchen Widerſtande der Einwohner, in dem kriegeriſchen Talente des einſachen Hirten Viriatuo, der an der Spitze der Luſitanier ſtanb, in der Aufopferung der ſchönen und reichen Numancia, welche nach einer 40jährigen Belagerung im Jahre Roms 620 fiel, fanden die Römer ſtets bedeutende Hinderniſſe; doch blieben ſie lange Zeit Herren von S., welches ſie, nach dem Laufe des Ebro in das diesſeitige und jenſeitige (citerior et ulterior), und, einigen Gebirgsketten zufolge, in 3 Theile oder Provinzen theilten, die luſitaniſche, bätiſche u. tarraconenſiſche; die erſte begriff etwa das jetzige Portugal; die zweite lag im Süden, die dritte, beträchtlichſte, umfaßte die Mitte, und den öſtlichen nnb nördlichen Theil bis zu den Pyrenäen. Die despotiſche Behanblung der Römer rief die Luſitanier, unter der Anführung des Tribuns Sertorius, wieder zu ben Waffen. Um Sylla's Proſkriptionen zu entgehen, hatte dieſer ſich mit den Feinden ſeines Vaterlandes vereinigt und arbeitete an ber völligen Unabhängigkeit S.s, vielleicht gar an Roms Untergang, als er burch Perpenna's Dolch fiel. Der Letztere wollte an ſeiner Statt ſich des Kommando's bemächtigen, wurde jedoch auf Pompejus' Befehl hingerichtet. Dieſem wurde die Ehre des Triumphs bewilligt und die Statthalterſchaft in S. übertragen. Die Zerſtörung von Calaguris, welche dem ſertoriſchen Kriege ein Ende machte, hatte einen ſolchen Schrecken verbreitet, daß alle Städte ihre Thore öffneten. Als Julius Cäſar durch Pompejus' Sturz ſich der Weltherrſchaft bemächtigen wollte, war es in S., wo er ihn zuerſt angreifen mußte, und da Pompejus' Söhne nach der Schlacht von Pharſalus ihren Vater rächen wollten, wurden ſie in den Ebenen von Munda, 45 v. Chr., beſiegt. Ein einziger Punkt hatte bis jetzt allen Verſuchen der Römer widerſtanden, jener Theil, in welchem die kantabriſchen Berge ſich hinziehen. Die alten Kantabrier beſchreibt man als gewandte, ſtarke, unerſchrockene, die Unabhängigkeit leidenſchaftlich liebende, den größten Gefahren muthig trotzende und den Tod der Sklaverei vorziehende Männer. Die Frauen waren nicht minder von der Freiheitsliebe beſeelt, ſie feuerten im Kampfe den Muth ber Männer an nnb zögerten nicht, lieber einen Dolch in die Bruſt ihrer Kinder zu ſtoßen, als ſie in die Hände des Feindes fallen zu ſehen. Anf bem Felde unterzogen ſie ſich den ſchwerſten Arbeiten unb unterließen es, den Geſchichtſchreibern zufolge, nicht, ſo bald ſie niedergekommen waren, aufzuſtehen und ihre Männer zu bedienen, welche ſich an ihre Stelle legten. Auch behauptet man, es ſey bei ihnen gebräuchlich geweſen, die Greiſe zu tödten, wenn dieſelben nicht mehr auf die Jagd gehen oder in den Krieg ziehen konnten. Ueber ihre Religion gibt die Geſchichte nur ſehr unſichere Nachrichten: nach Einigen beteten ſie ohne Kultus, ohne Ceremonien einen unbekannten Gott, ihren Jehovah an; nach Andern hatten

ſie den druidiſchen Kultus mit den heiligen Steinen und Menſchenopfern in der Tiefe der Wälder. Doch ſcheint es gewiß, daß ſie nie, weder unter den Karthagern, noch unter den Römern Götzendiener waren. Kantabrien umfaßte zur Zeit, als es die Römer unterjochten, außer den Bewohnern Aſturiens und Galiciens, auf dem jetzigen Territorium der baskiſchen Provinzen, die **Bardulen** in Alava, die **Amanen** in Biscaya, die **Antigonen** in Guipuzcoa und die **Vasconen** am Fuße der großen Kette der Pyrenäen. Die ſtolzen muthigen Gebirgsbewohner vertheidigten mehre Jahre hindurch ſtandhaft ihre Unabhängigkeit; doch konnten ſie dem Kaiſer **Octavius** nicht widerſtehen, der mit einer furchtbaren, von **Agrippa** befeſtigten Armee in ihr Land eingedrungen war. Oviedo ergab ſich nach langer Belagerung. Die **Gallicier** und übrigen **Kantabrier** zogen, mehren Autoren zufolge, ein rühmliches Ende der Schmach der Knechtſchaft vor, und der größte Theil der Krieger, welche das Schwert des Feindes verſchont hatte, gab ſich den Tod mit eigener Hand. Der Reſt der Bevölkerung unterwarf ſich der Gewalt und ſpäter der milden, wohlthätigen Regierung des **Octavius**, ſo daß nun nach einer beinahe zweihundertjährigen Vertheidigung ganz S. den Römern unterworfen war. Octavius gab dem Lande weiſe Geſetze und bewirkte, daß man ihm Altäre und Statuen ſetzte. Indeß ergriffen die Kantabrier bald die Waffen wider, als **Tiberius** S. Statthaltern überließ, welche alle Laſter ihrer Herrn beſaßen. Um die Kantabrier im Zaume zu halten, befahl Tiberius, mehre Forts in der Provinz anzulegen, die Ortſchaften zu raſiren und die Ländereien an ſeine Soldaten zu vertheilen. Unter Octavius' Regierung fällt die Theilung S.s in die drei großen Provinzen Baetica, Lusitania u. Tarraconensis; in letzterer war Kantabrien enthalten. Die Provinzen theilte man dann in Diſtrikte, die Diſtrikte in Städte und die Städte in Kolonien, Municipien, Städte mit römiſchem Rechte und alliirte oder tributpflichtige Städte. Die auf ein Zehntel des Ertrags feſtgeſetzten Abgaben erhielten den Namen Kapitationen, Tribute, Zahlungen. Der Ackerbau wurde blühend, der Bergbau beträchtlich erweitert, die Waſſerleitungen, Bäder, Straßen vervielfältigt, und das Land nahm Theil an dem Wohlſtand des Reichs. Unter den folgenden Kaiſern hatte S. einen langdauernden Wechſel von Frieden, Unruhe und Glück. Rom verdankte ihm berühmte Fürſten und ausgezeichnete Schriftſteller, wie Trajan, Adrian, Antonin, Marc Aurel, die beiden Theodoſius, Seneca, Lucanus, Martial, Florus, Quinctilian u. A. m. **Navarra**, das erſt durch die Römer bekannter wird und ſeit dem Kaiſer Octavius einen Theil der großen Provinz Tarraconensis ausmachte, war damals von Vascognern bewohnt, deren Urſprung, Sprache und Sitten mit dem ihrer Nachbarn, der Kantabrier, zuſammenfallen. Römiſche Inſtitutionen brachten ihm den Frieden und machten den Ackerbau blühend.

II. Periode. Von dem Einfall deutſcher Völker in S. bis zum Erſcheinen der Mauren daſelbſt. 409—711. Im Anfange des 5. Jahrhunderts trugen von Norden her drei Barbarenhorden, **Alanen**, **Vandalen** und **Sueven**, Raub und Verwüſtung nach S. hinüber. Von den Hunnen nämlich fortgezogen, verlaſſen die Alanen die Ufer des kaspiſchen Meeres, wo ſie jenſeits des Don Halt gemacht hatten, gehen die Donau entlang, ziehen durch Italien und Gallien und kommen um das Jahr 409 unter **Ataces'** Leitung in den öſtlichen Theil S.s. Mit den Alanen hatten die Vandalen und Sueven ſich vereinigt, welche von den Ufern des baltiſchen Meers ſich nach dem Oſten von Deutſchland wandten und in Italien eindrangen. Von da zogen ſie ſich nach einer bedeutenden Niederlage nach dem Rhein zurück, durchwanderten Gallien und zogen endlich nach S., wo ſie ſich niederließen, die Vandalen im ſüdlichen Theile, die Sueven unter **Hermanrichs** Führung im Weſten. Wenige Jahre ſpäter erſchienen die **Weſtgothen**. Aus dem ſüdlichen Schweden ſtammend, waren dieſe nach Thracien gekommen, zogen über die Donau, erfochten 378 unter den Mauern von Adrianopel über den Kaiſer Valens einen bedeutenden Sieg, erſchienen nach Theodoſius' Tode unter Alarichs Anführung in Italien, plünderten Rom, machten im ſüdlichen Gallien einen Halt und drangen unter der Leitung ihres Königs **Ataulph**, eines Bruders Alarichs, der 410 zu Coſenza in Italien geſtorben war, im Jahre 417 in S. ein. Sie vernichteten in kurzer Zeit die Barbaren, welche vor ihnen ſich dort niedergelaſſen hatten. Die Vandalen, **Genſerich** an der Spitze, ſetzten nach Afrika über und gründeten auf Karthago's Trümmern ein Königreich, welches 200 Jahre ſpäter von Beliſar vernichtet wurde. Die Alanen wurden ſogleich verjagt, die Sueven hielten ſich noch länger als anderthalb Jahrhunderte und wurden erſt 582 durch den König **Leuvigild** vernichtet. Bei der Erſcheinung der Barbaren des Nordens verließen die Römer das Land und zogen ſich unmittelbar nach Kantabrien, von dem ein Theil darauf durch die Römer okkupirt wurde, bis der König Leuvigild ſie auch hieraus vertrieb, indem er die Herrſchaft der Gothen über die ganze Halbinſel befeſtigte. Dieſer **arianiſche** König, den religiöſer Fanatismus oft grauſam gegen die Katholiken machte, war ein gewandter mächtiger Monarch. Von ſeiner Regierung an kann man den **Beginn der ſpaniſchen Monarchie** datiren. Er war der erſte weſtgothiſche König, welcher eine Krone trug und auf dem Throne ſaß. Er revidirte und beſtätigte den gothiſchen Geſetzkoder, von dem Alarich 506 zuerſt eine Zuſammenſtellung beſorgt hatte, indem er die theodoſianiſchen Geſetze mit den Gebräuchen ſeines Volkes vereinigte, Gebräuche, welche denen der Burgunder ähnlich und milder und billiger waren, als die der **Franken**. Dieſe Geſetze, auf welche ſich noch in der Gegenwart das biskayiſche Fuero gründet, zielten dahin, das kriegeriſche Geſchlecht der Gothen rein und unbefleckt zu erhalten. Sie geſtatteten die Sklaverei und die Eintheilung der Bevölkerung in Freie und Unfreie; Privatgewalten wurden mit körperlicher Züchtigung beſtraft; die

Digitized by Google

Ausſteuer mußte der Mann bringen, da die Weiber in einer Art Knechtſchaft lebten; Eheſcheidung war verboten; mehren Schriftſtellern zufolge durften die älteſten Söhne ſchon nicht mehr ihr Erbtheil veräußern, ein Gebrauch, der im Laufe der Jahrhunderte einen ſo bedeutenden Einfluß auf die geſellſchaftliche Organiſation der Völker gewann. Alle Gothen waren Krieger; ſie mußten alle bei der Ankunft des Feindes marſchiren; ihre Waffen glichen denen der Römer; ihr Haar trugen ſie auf der Stirn geſcheitelt und ließen es über die Ohren auf die Schultern herabfallen, was ſie von den Römern u. Eingebornen unterſchied, deren Haar kurz war. Schon in den erſten Jahrhunderten der Kirche zum chriſtlichen Glauben bekehrt, hatten die Gothen die Lehre des Häreſiarchen Arius nach S. gebracht, und vor dem Ende des erſten Jahrhunderts ſollen Apoſtel und Märtyrer das Evangelium in Bätica gepredigt haben. Sobald unter Leuvigilds Nachfolger die Arianer ſich mit den Katholiken vereinigt hatten, beeilte ſich die Geiſtlichkeit, ihren Einfluß und ihre Autorität geltend zu machen. In jeder Provinz wurde jährlich ein Koncilium oder eine Synode gehalten, wobei die die Juſtiz ihrer Diözeſe ausübenden Biſchöfe präſidirten. Zu einem urſprünglich wohlthätigen Zwecke und durch eine in jener Zeit ſchätzbare, fromme Intervention hatten die Kirchen das Aſylrecht, wodurch diejenigen der Strafe entgingen, welche der weltliche Arm verfolgte. Die frommen Orden vermehrten ſich und wurden für die chriſtliche Bevölkerung der einzige Mittelpunkt des Unterrichts und der Civiliſation. Doch war dieſe Civiliſation in den von den Gothen beſetzten Gegenden ſtets ſehr beſchränkt. Einige Verſe in dem Genre der alten Poeſie des Nordens ausgenommen, iſt kein literariſches Produkt dieſer Völker mehr vorhanden. Ihre Bauwerke waren ſehr einfach, denn die Monumente, welche man gothiſch nennt, ſind viel ſpätern Urſprungs; ihre Sprache verlor ſich ganz, indem ſie ſich mit dem Lateiniſchen und Baskiſchen vermiſchte; ſie trieben keine Art Handel und ſehr wenig Zweige der Induſtrie. In der Goldſchmiedkunſt ſollen ſie am weiteſten geweſen ſeyn. Indem ſie unter Iberiens Himmel die Rauheit und Grauſamkeit des Nordens verloren, wurde ihr Leben weichlich, thatlos und weibiſch. Da die Gothen Arianer waren, ſo gab ihr abweichender Glaube oft Urſache blutiger Kriege ab. Nach der Schlacht von Tours 507 von Chlodwig, dem Frankenkönige, aus Gallien vertrieben, ſchlugen ſie den Thron ihrer Monarchie in S. auf. Ihr König Amalarich hatte ſich mit Chlodwigs Tochter vermählt und mißhandelte ſie dermaßen, daß ſie arianiſch wurde und ihre Brüder Childebert und Chlotar, 531 in S. eindrangen, ihrer gefangenen Schweſter die Freiheit gaben und Amalarich tödteten. Die fränkiſchen Fürſten gelangten nur mühſam über die Pyrenäen zurück, ihre Streiter kamen faſt alle um, und ſie ſelber entgingen dem Verderben nur dadurch, daß ſie unbekannten Gebirgspfaden folgten. Nach dem Tode des obenerwähnten Königs Leuvigild verbreitete ſich unter ſeinem Sohn Reccard die katholiſche Religion über ganz S.; die Ketzerei des Arius ſchwur man ab, und ſo blieben als einzige Feinde der Chriſten nur die Juden übrig. Unglücklicherweiſe verderbten Dummheit und Aberglaube bald die Reinheit der chriſtlichen Moral. Dieſe Einheit der Religion u. Regierung würde vielleicht mit der Zeit zu S.s Glücke beigetragen haben, wäre nicht jenes große Ereigniß eingetreten, welches neue Unfälle herbeiführte.

III. Periode. Von der Eroberung S.s durch die Mauren bis zur Vereinigung der Königreiche Kaſtilien und Aragonien, 711—1479. Während der Chriſtianismus die kriegeriſchen Horden des Nordens beruhigte und civiliſirte, bewaffnete und fanatiſirte eine neue Religion die friedlichen Völker des Orients. Von dem Geiſte des Propheten beſeelt, ließen Mohammeds Nachfolger den Halbmond von den Ufern des Indus an den Küſten des atlantiſchen Oceans leuchten; ſie gründeten ein unermeßliches Reich, welches Perſien, Syrien, faſt ganz Afrika und die Inſeln des mittelländiſchen Meeres umfaßte und ſich von den Mauern Bagdads bis zu den Säulen des Hercules erſtreckte. S. war eine zu reizende Beute, um es hintan zu ſetzen. Eine einzige Schlacht im Jahre 711 machte ſie zu Herren deſſelben. Es war die Schlacht von Xeres de la Frontera, in welcher der Gothenkönig Rodriguez oder Roderich Thron und Leben verlor. Alle alten Geſchichtſchreiber geben für den Einfall der Mauren als Grund den Verrath eines Grafen Julian, Statthalters von Andaluſien, an, welcher, um ſich für eine ſeiner Tochter Cava vom König Rodriguez angethanen Beleidigung zu rächen, den Feind in ſein Land gerufen hatte. Das Faktum wird von einigen neuern Kritikern beſtritten; jedoch allen Traditionen zufolge, nahm Julian in ſeinem Schloſſe ein kleines Corps Araber auf, welche Muza, Vicekönig des Khaliſen Almanzor, anfangs nach S. ſchickte, um den Muth der Einwohner zu erproben. Im folgenden Frühjahr kam Muza ſelbſt an der Spitze von 12,000 Arabern, triumphirte in der erwähnten Schlacht über die 100,000 Mann ſtarker Gothen und unterwarf mit der Handvoll Krieger, welche er befehligte, faſt die ganze Halbinſel. Die Gothen hatten jetzt 300 Jahre hindurch über S. geherrſcht. Die Häuptlinge der Gothen und alle Krieger, welche noch Kraft in ſich fühlten und ihrem Könige, wie ihrer Religion treu geblieben waren, ſuchten 718 unter Pelayo's Anführung ein Aſyl in den vorzüglichen Zufluchtsörtern der kantabriſchen Berge. Pelayo errichtete ſeinen kleinen Hof in dem Dorfe Cangas und regierte daſelbſt 18 Jahre lang; ſeine Nachfolger eigneten ſich den Thron von Aſturien zu und ſpäter, etwa 3 Jahrhunderte hindurch den von Leon, während das Territorium der baskiſchen Provinzen unter der Herrſchaft anderer weſtgothiſcher Häuptlinge ſtand, welche Herzoge oder Grafen hießen. Indeß waren die ſiegreichen Araber, welche von den in unverſöhnlichem Haſſe gegen die Weſtgothen glühenden Juden begünſtigt wurden, nicht bei ihrer Erobe-

Digitized by Google

rung ſtehen geblieben. Sie gingen über die Pyrenäen und waren im Begriffe der europäiſchen Welt eine andere Geſtalt zu geben, als Karl Martel in den Ebenen von Poitiers 732 dieſe wilden Krieger aufhielt, die Herrſchaft der Franken in Gallien rettete und den Gothen in S. Hoffnung auf Befreiung gab. Was die Vascogner anlangt, ſo waren dieſe, als Leuvigild 581 mit einer ſtarken Armee in Alava erſchienen war und Alles mit Feuer und Schwert verwüſtet hatte, über den Rücken der Pyrenäen gezogen und hatten ſich an der nördlichen Seite bis zur Garonne im ganzen Lande niedergelaſſen, welches von ihnen den Namen Vascogne oder Gascogne erhielt. Im 8. Jahrhunderte wurde Navarra, wie faſt das ganze übrige S. von den Mauren okkupirt, ſeit 806 aber durch einen der Söhne Karls des Großen befreit, der in Aquitanien wohnte und ſich Pampeluna's und mehrer anderer Städte bemächtigte. Darf man den alten ſpaniſchen Geſchichtſchreibern glauben, ſo machte ſich ſchon 771 Karl der Große ſelbſt, bei einer Expedition gegen die Saracenen, zum Herrn von Navarra und zerſtörte die Feſtungswerke von Pampeluna. Als er einige Jahre ſpäter von Neuem gegen die Mauren ziehen wollte, verſammelten ſich, von Rachedurſt beſeelt, die Navarrer in den Felſen des Berges Altobiscar, welcher die kleine Ebene von Roncesvalles beherrſcht, und richteten daſelbſt trotz der Heldenthaten des Paladins Roland, welcher daſelbſt ſein Leben verlor, 778 eine völlige Niederlage unter Karls des Großen Heere an. Jedoch iſt dieſe Tradition vielfach angefochten und wird von mehren Kritikern unter die Fabeln gezählt; bei den Spaniern war ſie ein unerſchöpflicher Stoff von Romanzen, Legenden und Chroniken. Navarra machte damals einen Theil des ungeheuren Frankreichs aus; aber unter der ſchwachen, unruhigen Regierung Ludwigs des Frommen empörte Aznar Navarra und übernahm 832 unter dem Namen eines Grafen den Befehl über daſſelbe. Bei ſeinem Tode, gegen 850, wurde ein Graf von Bigorre, Inigo Ariſta, deſſen Haus in gerader Linie von Chlodwig ſtammte und faſt allen Thronen S.s Könige gab, zum Könige gewählt, weil er den Navarrern gegen einen Angriff der Saracenen Hülfe geleiſtet hatte. Dies iſt der Urſprung des Königreichs Navarra, ſo weit man die Wahrheit aus den unvollkommenen Traditionen dieſer fernen Zeiten ermitteln kann. Im Anfange des 9. Jahrhunderts befreite ſich Biscaya, welches erſt gegen dieſe Epoche in der Geſchichte alſo bezeichnet wird, von der Herrſchaft der Könige von Oviedo, und erwählte als Häuptling den Schwiegerſohn des Grafen Zeno, der es damals beherrſchte. Suria, von dem man behauptet, er ſey aus dem königlichen Blute Schwedens entſproſſen, wurde als Herr proklamirt und übermachte ſeine Autorität ſeinen Nachfolgern, die den Namen Haro annahmen. Suria war ebenfalls der Gründer mehrer mächtigen Häuſer, wie der von Lara, Lacerda, Roxas, Mendoza. Machen wir hier einen Halt, um zu ſehen, welche vier Regierungen ſich jetzt im neunten Jahrhunderte in den Beſitz S. theilten. Den größten Theil deſſelben beſaßen die Mauren. Navarra hatte ſich unabhängig gemacht und Aragon ſich damit vereinigt. Katalonien gehörte Fürſten aus dem Stamme Karls des Großen. Die Gothen hielten ſich in Aſturien, Biscaya und Galicien. In dieſen verſchiedenen Provinzen herrſchte der chriſtliche Glaube. Der Islamismus aber erſtreckte ſich über Portugal, Eſtremadura, Andaluſien, Kaſtilien und die Königreiche Murcia, Granada und Valencia. Zur Zeit der Mauren war S. für die Künſte des Nutzens der Hauptmittelpunkt in Europa. Die Saracenen zeichneten ſich in der Fabrikation der Baumwollen-, Wollen- und Seidenzeuche, ſowie in Verfertigung von Waffen und Brokaten aus. Dadurch gelangte auch der Handel zu einer äußerſt hohen Blüthe. Schon die Römer hatten viele Theater, die indeß unter den Gothen leer ſtanden oder verwüſtet wurden, nach S. gebracht. Die Araber gaben den theatraliſchen Vorſtellungen wieder einen ganz eigenen Glanz, fanden an der Muſik einen außerordentlichen Geſchmack; Turniere, Schulen, Akademien, Bibliotheken, Alles wurde von den Mauren eingeführt, um die Bildung allgemein zu machen, und die geſchriebenen Dokumente über Geographie, Arithmetik, Geometrie, Phyſik, Chemie, Botanik, Medicin, Aſtronomie, Hydraulik, Mineralogie, Literatur, Mechanik ꝛc., welche die Araber als Zeugen ihrer Bildung hinterließen, ſind es gerade, denen Europa die Elemente der Kenntniſſe, auf die es jetzt ſo ſtolz iſt, und den hohen Grad der Civiliſation, deſſen es ſich rühmt, verdankt. Da die Araber auch ihre Sprache mitbrachten und ſie in dem eroberten Lande einführten, ſo bildete ſich eine Sprache in S., die aus dem Celtiſchen, Lateiniſchen, Gothiſchen und Arabiſchen zuſammengeſetzt iſt. Die Mauren gaben Europa neue Zahlzeichen. Selbſt auf die Kleider haben ſie Einfluß bis auf die neueſte Zeit ausgeübt: von ihnen ſtammt der ſehr weite, über die linke Schulter zurückgeſchlagene, allgemein gebräuchliche Mantel der Männer und die Mantilla der Frauen. Die unter den Gothen ſehr zuſammengeſchmolzene Zahl der Bevölkerung betrug unter den Mauren etwa 18,000,000 Ew., ſo daß auf die □M. 962 Köpfe kommen. Die mohammedaniſchen Fürſten reſidirten zu Cordova. Eigentlich waren ſie nur Vicekönige und den Khalifen von Damask tributpflichtig. Als aber die Familie der Abaſſiden den Ommijahden das Khalifat entriſſen und Bagdad zur Hauptſtadt des Reichs erhoben hatten, floh Abdorrahman, um dem Blutbade, in welchem alle die Seinigen umgekommen waren, zu entgehen, gegen die Mitte des 8. Jahrh. nach S. und bildete daſelbſt einen unabhängigen Staat, in welchem er eine bis dahin unbekannte Civiliſation einführte. Schon vor ihm ſtand der berühmte Abdulrahman auf dem Punkte, alle unabhängig gebliebenen Provinzen unter einem gemeinſchaftlichen Joche zu vereinigen; doch ſein Bemühen ſcheiterte. Was dieſer durch Waffengewalt nicht erringen konnte, erlangte Abdorrhaman durch den Glanz und die Galanterie ſeines Hofes, durch Aufmunterung der Kunſt, der Wiſſenſchaften

und des Handels, und durch die Milde, mit der er die Chriſten an ſich zog, indem er die Apoſtaſie und die Heirathen zwiſchen den Völkern feindlichen Glaubens begünſtigte. Der Thron, welchen er errichtete, gewann nach ihm immer mehr Glanz, namentlich von 912 bis 960 unter Abdorrhaman III., dem mächtigſten Khalifen, welcher je in Cordova, das man damals Neu-Athen nannte, geherrſcht hat. Dieſe in einer an allen Naturſchätzen reichen Gegend gelegene Stadt verſchönerte ſich noch durch alle Pracht des Luxus und der Ueppigkeit, durch alle Genüſſe der Kunſt und des Ruhmes. Die Kathedrale von Cordova iſt ein herrliches Denkmal jener Zeit, und der große Name Abdorrhaman hat bis jetzt durch die Länge der Zeit nichts von ſeinem Ruhm verloren. Die unter arabiſcher Herrſchaft ſtehenden Völker hatten eine hohe Stufe monarchiſch-ſtaatlichen Glücks erſtiegen, während unter den chriſtlichen Fürſten Verwirrung und Unordnung herrſchte: das Land war arm und verlaſſen, die Städte lagen fortwährend mit einander im Kriege, die Mönche zogen ſich durch ein regelloſes Leben den Tadel der Koncilien zu, die großen Herren ſuchten ſämmtlich ſich unabhängig zu machen. Welch ein Unterſchied gegen die glänzende Lage der Saracenen! Doch trat für letztere bald eine Zeit des Sinkens ein. Seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts hatte der ſteigende Ehrgeiz der Emirs und Weſſire eine Anarchie im Staate erregt. Abdorrhamans Reich wurde getheilt. Mit dem Thron, welchen er in Cordova geſtiftet, rivaliſirend, errichtete man andere in Valencia, Toledo, Sevilla, Saragoſſa. Dieſen Zwieſpalt benutzten die Spanier des Nordens, griffen die Saracenen auf allen Punkten an und drängten ſie allmählig in den ſüdlichen Theil zurück, bis zu ihrer völligen Vernichtung, welche indeß erſt lange nachher erfolgte.

Nach dieſem allgemeinen Ueberblick zeichnen wir den politiſchen Zuſtand S.s vom 9. bis zum 11. Jahrh. etwas genauer. Das Königreich Leon wurde, nachdem es 2 Jahrhunderte hindurch unter arabiſcher Herrſchaft geſtanden hatte, 923 mit dem 718 von Pelagius gegründeten Königreiche Aſturien verbunden, welches damals Biscaya, Galicien und das im Beſitze der Gothen befindliche Aſturien umfaßte. Das ganze, die Herrſchaft von Leon bildende Land wurde durch die Vermählung der Erbin von Leon mit Ferdinand I., dem Sohne Sancho's des Gr., 1035 mit Kaſtilien vereinigt. Das aus Aſturien und den jetzigen baskiſchen Provinzen beſtehende Kantabrien, welches ſich ſtets dem Joche der Mauren entzogen hatte, gehörte theils den Königen von Leon, theils den Königen von Navarra. Im 10. Jahrh. bildete es eine unabhängige Provinz und wurde erſt um die Mitte des 14. mit Kaſtilien vereinigt. Navarra war, wie bereits erwähnt, gegen das Jahr 850 von dem Conde Inigo-Ariſta aus der Familie Bigorre zum Königreiche erhoben worden. Um das Jahr 1000 herrſchte ein Enkel von ihm, Sancho III., mit Ruhm über das ganze chriſtliche S.; aber die Theilung, welche er 1035 zu Gunſten ſeiner Kinder mit ſeinen Staaten vornahm, ſchadete dem Nationalwohlſtande. Die ältere Linie behielt Navarra; Don Garcia war es, der den Thron beſtieg; Ferdinand I. erhielt Kaſtilien und Leon; Ramiro I. Aragon. Im J. 1234 kam die Krone von Navarra an Thibaud I., Grafen von Champagne. Kaſtilien wurde den Saracenen im 10. Jahrh. entriſſen. 999 legte Alfons V. daſelbſt den erſten Grund zu ſtädtiſchen Einrichtungen; 1035 wurde es mit dem alten Reiche des Pelagius vereinigt. Mehre Jahrhunderte hindurch bietet die Geſchichte nichts als endloſe Kriege zwiſchen Chriſten und Saracenen und zwiſchen den Chriſten unter ſich dar. Es iſt eine Periode des Elends und der Anarchie, in welcher nur einzelne Ereigniſſe hervorſtechen, z. B. die Schlacht von Osma 998, in welcher der berühmte Almanzor von Pedro I., König von Aragon, eine völlige Niederlage erlitt; die Schlacht von Ourique, in welcher Alfons Heinrich, nachdem er fünf mauriſche Könige getödtet, von den Soldaten zum Könige von Portugal proklamirt wurde; der von Alfons dem Edlen, König von Kaſtilien, Peter II., König von Navarra, bei Navas de Toloſa 1212 über die Ungläubigen erfochtene Sieg, welchen man größtentheils der Tapferkeit der Ritter der neuerſchaffenen Orden von Calatrava, Alcantara und San-Jago verdankte; hunderttauſend Mauren, ſagt man, blieben auf der Wahlſtatt. Umſonſt riefen die ſpaniſchen Araber die Almoraviden aus Marokko zu Hülfe. Die unter ihrem Beiſtande davongetragenen Vortheile gingen bald wieder verloren, und ſogar die gleichfalls von Marokko kommenden Almohaden wurden in der letzterwähnten großen Schlacht vernichtet. Von jetzt an verblieben den Arabern nur noch die Reiche Cordova und Granada, welche nach einigen Jahrzehnten die Oberherrlichkeit Kaſtiliens anerkennen mußten. Seitdem traten die Araber in das Verhältniß der Unterthänigkeit und überließen die Herrſchaft den Chriſten. Unter den gothiſchen Spaniern erhob ſich nun der Muth zu ritterlicher Begeiſterung, daher die Entſtehung einer Menge Ritterorden. Der große Cid war ſeit dem Ende des 11. Jahrh. nicht nur der Held der Ritterpoeſie, ſondern auch des Zeitalters. Das meiſte Anſehen und die größte Macht beſaßen jetzt die beiden Staaten Kaſtilien und Aragon, aus deren Vereinigung nach jahrhundertlanger Trennung das heutige Königreich S. hervorging. Aragons Umſichgreifen erſtreckte ſich beſonders auf die Oſtküſte. So kam zu ihm Katalonien hinzu, indem der Graf Raimund ſich 1131 mit der Erbtochter Aragons vermählte. Ein Enkel Raimunds dagegen, der kräftige Jaime oder Jakob I., fügte 1250 ſeinem Lande Murcia hinzu, während deſſen Sohn, Peter III., Sicilien erward und auf dieſe Weiſe für die Herrſchaft in Unteritalien die Bahn brach. Die Inſeln Majorca und Minorca kamen gleichfalls hinzu. Auch im Innern nahm dieſer König bedeutende Veränderungen vor. Die Cortes, por estamentos, zuſammengeſetzt aus den Gouverneurs von Provinzen, Großwürdenträgern des

Hofs und der Geiſtlichkeit, und den Deputirten, welche ſeit 1160 die 37 Hauptſtädte zu ſenden das Recht hatten, erweiterten ihre Befugniſſe unter Peter III. und ſeinem Sohn **Alfons III.** Dieſe ſeit langer Zeit alle Jahre zuſammentretenden Verſammlungen beſchäftigten ſich mit Feſtſtellung drr Steurrn, Reviſion der Rechnungen, Aufrechterhaltung der Geſetze und Abſtellung von Mißbräuchen. Sie beſaßen demnach das Rrcht der Geſetzgebung und Steuerbewilligung. Ja ſie erlangten auch noch die ſogenannten Unionsprivilegien, nach wrlchrn der König, ohne drn Rath der Cortes gehört zu haben, keinen Rath ernennen durfte, und nach welchen die Cortes den König abſetzen und einen andern erwählen konnten, wenn er eins ihrer Mitglieder ohne richterlichrn Spruch beſtrafte. Seit drm Ende des 11. Jahrhunderts war auch das Feudalſyſtem, nach welchem die Biſchöfe, Herzöge, Barone auf ihren Beſitzthümern und über ihren an die Scholle gefeſſelten Vaſallen eine unabhängige, keiner Kontrole unterworfene Macht ausübten, ins Abnehmen grrathen und beträchtlich beſchränkt worden, indem einerſeits die königliche Macht ein Uebergewicht über die der Großen gewann und andererſeits der Einfluß des Volks anerkannt und rrgulirt wurdr. Die Gemeinden, deren Einrichtung von dirſer Epoche datirt, erhielten zur Vergrltung dafür, daß ſie zur Vertheidigung und Erhaltung des gemeinſchaftlichen Territoriums beitrugrn, bedeutende Privilegien. Durch ihre Urcharten oder Fueros hatten ſie das Recht, ihre Magiſtrate und Muniripalbeamten ſelbſt zu wählen, und unter ſich ſelbſt, durch die Beſorgung der buenos hombres, die Summen zu verthrilen, welche ſie dem Staate zahlten; dagegen mußten ſie ſich den allgemeinen Landesgrſetzen unterwerfen, gewiſſe Kontributionen entrichten und beſondrrs zum Krirgsdienſte ſteuern. Von den Einwohnern waren die reichſtrn zum Dirnſt drr Pferde verpflichtet, woraus nachher die Klaſſr der Caballeros od. Donzels hervorging, die ſpäterhin Befreiung von Abgaben und erbliche Titrl erhielt. Die neuen, für ihn drückenden Privilrgien der Cortes wurden vom Könige **Peter IV.**, 1336–81, nach Niederwerfung einer Empörung vernichtet, die altherkömmliche dagegen beſtätigt. Dem Hofrichter, Juſticia, wurde eine erweiterte Amtsbefugniß und das Recht zuertheilt, in lrtzter Inſtanz alle Streitigkeiten der Cortes mit dem Könige zu entſcheiden. Bei dem Ausſterbrn des aragoniſchen Königshauſes aus kataloniſchem Stamme zu Anfang des 15. Jahrh. brriefen 1412 die Cortes als berechtigten Thronerben den Infanten **Ferdinand von Kaſtilien** zum Könige. Während ſeiner und ſeines Sohnes, **Alfons V.**, des Erobrrers von Neapel, Herrſchaft (1416—56) wurde die Beſchränkung der Macht der Cortes in ſo weit zurückgenommen, als von nun an ohne ihre Zuſtimmung der Juſtiria nicht mehr ernannt wrrden konnte. Ein Nachfolger Alfonſens, **Frrdinand V., der Katholiſche**, 1479—1516 heirathete **Iſabella v. Kaſtilien**, erwarb Navarra n. ſ. w. und legte auf dieſe Weiſe den Grund zur ſpaniſchen Monarchie. Obſchon das unter Ferdinand I. mit Leon vereinigte Kaſtilien von jenem Reiche ſpäter wieder getrennt worden war, ſo wurdrn doch untrr **Ferdinand II., dem Heiligen**, 1207—52, beide Länder wieder mit einandrr vereinigt und ihnen durch erfolgreiche Kämpfe gegen die Saracenen noch Cordova, Sevila und Cadlr hinzugrfügt. Sein Sohn und Nachfolger **Alfons X., der Weiſe**, 1252—84, war wohl ein Protektor der Kunſt und Wiſſenſchaften, brachte abrr ſein Reich durch eine ſehr unweiſe Regierung in Verfall, ſo daß es den Arabern gelang, ſich wieder auszudehnen. Nach ſeinem Ableben entbrannten Thronſtreitigkeiten und Bürgerkriege, welche während einer Dauer von 40 Jahrrn die königliche Macht ſchwächten und die Gewalt des Adels hobrn. Die Blüthe und dir Privilegien der Städte Kaſtiliens waren kaum mit drm Wohlſtand und der Macht der Städte Aragons zu vergleichen. Dafür behaupteten aber die Geiſtlichen und Adeligen eine äußerſt ſtolze Haltung; namentlich erfreuten ſich die Ritterorden von Alcantara, Calatrava und San-Jago di Compoſtella umfangreicher Privilegien. Unter **Alfons XI.**, 1324—50, erlangte das Land die Ruhe wieder; auch vernichtete er für immer durch die **Schlacht am Fluſſe Salado** die Macht der Arader im ſüdlichen Theile S.s. Sein Tod war wiedrr das Signal zu großer Anarchie, die über ein Jahrhundert währte. **Peter der Grauſame**, 1350—69, trieb ſein abſchruliches Weſen vorzüglich grgrn ſeinen Bruder und ſonſtige Verwandte, bis ſein Halbbruder **Heinrich von Traſtamara**, der ihn beſiegte und tödtete, an ſeine Stelle trat. Unter ſeinen Nachfolgrrn entſtand durch minderjährige Fürſten und ſelbſtſüchtige Vormünder ein buntes Durcheinander, und Adel und Geiſtlichkeit ſchmälerten die königliche Macht, bis **Iſabella** 1474—1504 zur Regierung gelangte.

IV. **Periode. Von der Vereinigung Kaſtiliens und Aragons zum Königreich S., bis zur franz. Invaſion, 1479—1808.** Iſabrlla, welche ſich mit Ferdinand von Aragon vrrmählte, blirb zwar unabhängig von ihrem Gemahl als Regrntin ihres Landes, allein beide Gatten ſtrrbten durch den klugen Kardinal **Ximenes** nach drm gleichrn Zirl der Verminderung und Okkupirung der geiſtlichen und adeligen Macht. Ferdinand bediente ſich vorzüglich zu ſrinem Zwecke der heiligen **Hermandad**, die bereits unter Alfons XI. als **königliche Alkalden** oder Corregidores eingeführt und in direkte Beziehung zu dem Conſeil von Kaſtilien geſetzt worden war, jetzt abrr organiſirt und verſtärkt wurde. Die Rechtspflege übertrug Ferdinand ſtrengen, von ihm ernannten Gerichtshöfen, legte ſich das Recht bei, die Biſchöfe zu ernennrn und rrwarb die Großmeiſterwürde der drei Ritterorden. Das vorzüglichſte Mittel zu größerer Macht zu gelangen, ſah er jedoch in der **Inquiſition**, die auch politiſche Zwecke verfolgte. Dieſes vom Papſt Innocenz III. gegen die Ketzrrei der Albigrnſer urſprünglich errichtete Inſtitut, dem der heilige Dominicus, 1208 zum Großinquiſitor ernannt, ein wirkliches Tribunal errichtet hatte, deſſen Mitglieder Familiaren der Inquiſition hießen, hatte kurz nach ſeiner

Entſtehung die Pyrenäen verlaſſen. Es exiſtirte demnach ſchon vor Ferdinand. Die Familiaren reſpektirten anfangs die ſpaniſchen Katholiken und übten ihre Verfolgungen nur gegen Juden und Mauren aus und gegen die, welche man neue oder Halbchriſten nannte, getaufte Mauren oder Juden, und gegen die Verwandten und Freunde von Ketzern. Durch Ferdinand wurde 1484 der Einfluß der Inquiſition über alle Spanier allgemein. Von jetzt an blieben mehre Jahrhunderte hindurch, ſelbſt in ſolchen Zeiten, wo die Civiliſation einen günſtigen Aufſchwung nahm, die Kerker voll von Opfern des Fanatismus und nur zu oft der Privatrache, ſo daß bis zum J. 1808, wo die Inquiſition faktiſch zu beſtehen aufhörte, um 1814 unter dem Namen einer Cenſurbehörde wieder zu erſcheinen, dieſer fürchterlichen Einrichtung 250,000 Opfer anheimgefallen ſeyn ſollen, wovon 35,000 lebendig verbrannt wurden. Durch die Eroberung von Granada 1492 vernichteten vollends Ferdinand und Iſabella die Herrſchaft, welche die Araber länger als 7 Jahrh. behauptet, und wodurch ſie Wohlſtand, Schätze und einen hohen Grad von Kultur hervorgerufen hatten. Die **Entdeckung Amerika's** durch **Chriſtoph Columbus** 1492 erhöhte noch den Glanz der Herrſchaft Ferdinands des Katholiſchen. Iſabella ging zuerſt mit Tode ab. Da ſie nur eine Tochter hinterließ, die wahnſinnige Juaña, der die Untreue ihres Gemahls, des Erzherzogs Philipp von Oeſterreich, den Verſtand geraubt hatte, ſo ernannte ſie ihren Gemahl Ferdinand zum Regenten des Königreichs, bis der noch ſehr junge Sohn Juaña's majorenn ſeyn würde. Von dieſem 1504 abgefaßten Teſtamente datirt die eigentliche **Herrſchaft des Hauſes Oeſterreich** in S. Nach einem lebhaften Widerſtande von Seiten Philipps von Oeſterreich übte Ferdinand ſeine Autorität mit Geſchick und nicht ohne Ruhm aus; doch beging er einen großen Fehler, daß er in ſeinen Staaten Urſachen zu Verfolgungen und Unruhen ſich einſchleichen ließ. Die Prieſterſchaft gewann eine maßloſe Ausdehnung und Macht. Mauren und Juden wurden verjagt, obgleich ſie ſich unterworfen hatten und ſich ausſchließlich mit Induſtrie und nützlichen Künſten beſchäftigten. Die Zahl der Individuen dieſer beiden Völker, welche damals den ſpaniſchen Boden verließen, ihre Schätze, und, was noch koſtbarer war, ihr Genie und ihre Thätigkeit mitnahmen, ſchätzt man auf beinahe drei Millionen. In Folge eines vom heiligen Vater 1512 geſchleuderten Interdikts entriß dieſer Fürſt dem Hauſe Albret Navarra, welches ſeitdem ſtets in Abhängigkeit von der ſpan. Krone geblieben iſt. Der 1516 erfolgte Tod Ferdinands brachte die Regentſchaft in die Hände des Kardinals Ximenes bis zur Majorität des jungen Königs **Karl V.** (für S. **Karl I.**). Als dieſer Monarch im Alter von 16 Jahren auf dem Thron von Kaſtilien das Haus Burgund, welches denſelben vier und ein halbes Jahr inne gehabt, erſetzte, herrſchte er durch das Recht ſeiner Geburt über S., Mailand, Sicilien, die Niederlande und durch Wahl über Deutſchland. Zu dieſen unermeßlichen Staaten der alten Welt kamen in der neuen noch Mexiko, Peru ꝛc. hinzu. Solche ungeheure Macht hinderte ihn indeß nicht, 2 Jahre vor ſeinem Tode der Krone zu entſagen, welche ſeine Stirne drückte. Unter ſeiner Regierung bildete ſich 1519 unter der Leitung **Juans von Padilla** in Kaſtilien eine heilige Junta, nicht gegen den Monarchen, ſondern gegen den Druck der Großen, gegen die Anſtellung eines Fremdlings, **Adrian**, der den Grundgeſetzen des Landes zuwider zum Statthalter ernannt wurde, beſonders gegen die Gewaltſtreiche der niederländiſchen Räthe, die für das Volk keine Liebe hatten, weil ſie ihm fremd waren und nur ihren eigenen Vortheil im Auge hatten, und endlich gegen die Verletzungen der hergebrachten Freiheiten des Volks. Vergeblich ſandte die Konföderation eine Deputation an den Kaiſer Karl V., S.s König, und ließ ihm ihre Beſchwerden, ſo wie einen Entwurf der geforderten Einrichtungen zum Schutze ihrer Rechte vorlegen. Dieſe Einrichtungen waren im Grunde nur Wiederholungen ihrer Gerechtſame und, wie Robertſon bemerkt, „denjenigen ſehr ähnlich, welche die Engländer hundert Jahre ſpäter erlangten." Erſt dann, als Karl, von ſeinen Fremdlingen umgarnt, auch nicht einmal die Deputation vor ſich kommen ließ, brach die Empörung gewaltſam aus. „Immerdar", ſagten die Stellvertreter des Volks, „ſind die Bürger den Königen treu geweſen: und auch jetzt wiſſen wir, daß das, was wir thun, zum Wohl des Königs und des Reiches dient, nicht aber, was der Adel (der ſich mit der Regierung gegen das Volk verbunden hatte) erwählt und vollbringt. Wir wünſchen, daß der König reich und mächtig ſey, daß weder Große noch Geringe ſich widerſetzen dürfen, nur dazu, daß der Adel ſeine übertriebenen Anſprüche fallen laſſe, — dazu dient unſer gerechter Krieg." Alſo war es nicht die Reformation, die Luther in Deutſchland eben begonnen hatte, nicht das Treiben ehrgeiziger Revolutionäre oder ein übelgeführtes Volk, welches der Empörung Urſache gab, ſondern die Verletzungen der Volksrechte, der Druck der Fremdlinge, der Egoismus des Adels, die Mißgriffe der Regierung und der von ſeinen Vertrauten genährte Starrſinn des Monarchen ließen den kaſtiliſchen Städten die Nothwehr gebrauchen, welche leider der unglückliche Ausgang zu einer verbrecheriſchen That ſtempelte. Ein gewandter Staatsmann und ein kühner Eroberer, der Alles dem Ruhme und dem Ehrgeize geopfert, endete Karl 1557 in einer kleinen Wohnung bei dem Hieronymitenkloſter St. Juſt, in einer anmuthigen Gegend von Eſtremadura. Er hatte eine Univerſalmonarchie zu gründen geſtrebt und ſeinem Reiche eher einen lebhaften, vorübergehenden Glanz, als einen dauernden Wohlſtand gegeben. Berufen, ſo viele verſchiedene Völker zu regieren, verlor ſein Sohn **Philipp II.** Holland und war nichts weniger als glücklich, in ſeinen Kriegen mit der Berberei, mit England und den Niederlanden. Er gewann 1580 nur für einen kurzen Zeitraum ſeiner Monarchie Portugal durch das Gold der neuen Welt und durch den nämlichen fürchterlichen **Alba**, welcher auch die Trennung der Niederlande beſchleunigte. Doch verſprach

Digitized by Google

der König, die Freiheiten des portugieſiſchen Volks zu achten. Aber ſie wurden letzterm gewaltſam entriſſen, und, ſo wie Spanien früher von fremden Beamten, wurde jetzt Portugal von Spaniern beherrſcht. Die ſpaniſche Regierung ſah wohl ein, daß ſolche Ein- und Mißgriffe einſtens bei gelegener Zeit den Portugieſen Veranlaſſung geben würden, ſich vom — ſogenannten — Mutterlande zu trennen; ſie ſog daher das Volk aus und veräußerte alle Domänen, damit es Portugal an Kräften zur Erringung ſeiner Selbſtſtändigkeit fehlen möge. Unermeßliche Schätze, glanzende Unternehmungen, Künſte und Wiſſenſchaften, welche durch die Protektion des Monarchen erweckt wurden und das Vaterland mit unſterblichen Werken bereicherten — das iſt es, was auf der einen Seite dieſe, aus mehr als einer Rückſicht berühmte Regierung darbietet, während man auf der andern ſieht, wie Treuloſigkeit, Heftigkeit und übermäßiger Fanatismus, die in der alten und neuen Welt errichteten Scheiterhaufen der Inquiſition, die Verjagung arbeitſamer, nützlicher Volksklaſſen und der leicht zu ſtillende Geldurſt die Moralität durchaus vergiften mußten. Philipp II. † 1598, nachdem er vierzig Jahre lang die Krone getragen hatte. Ihm folgte Philipp III., der Friedfertige, der 1625 †. Die Urſachen des von der vorigen Regierung verurſachten allgemeinen Sinkens machten bald ihren traurigen Einfluß fühlbar und entwickelten ſich mit einer erſchreckenden Schnelligkeit. Nahe an 900,000 Mauren wurden aus S. vertrieben. In wenig Jahren lagen Ackerbau, Künſte und Handel darnieder. Philipps III. allmachtiger Miniſter, der nur ſeinen eigenen und der Seinigen Vortheil erzielte, war der Herzog von Lerma. Nur der Hochmuth des Adels und der leere Glanz des etiketteſteifen Hofes blieben übrig, und beide ſteigerten ſich noch unter der Herrſchaft Philipps IV., 1621—65. Dieſer im fünfzehnten Jahre auf den Thron erhobene Fürſt, Sklave der ehrgeizigen Anſchläge der Jeſuiten und des Herzogs von Olivarez, ſeines Premierminiſters, ſah alle ſeine Bemühungen, die Leiden ſeines Volkes zu lindern, vereitelt. Er verlor durch die Kühnheit der Flibuſtier einen Theil der amerikaniſchen Kolonien und durch das Talent der Generale Ludwigs XIV. die Niederlande. Im J. 1625 machten ſich die Holländer zu Herren von Braſilien, 1640 entriß eine geſchickt geleitete Verſchwörung Portugal und mehre Kolonien der ſpaniſchen Herrſchaft und ſetzte das Haus Braganza auf den Thron. Um dieſelbe Zeit eroberten die Franzoſen Katalonien und Rouſſillon. Endlich verſetzte die völlige Vertreibung der Mauren, an Zahl etwa anderthalb Millionen, der Nationalinduſtrie den letzten Stoß. Unter die Regierung Philipps IV. fallen auch noch Aufſtände in Andaluſien und Neapel. Von ſeinem Miniſter Don Luis de Haro und dem Kardinal Mazarin wurde auf der Faſaneninſel, inmitten der Bidaſſoa, 1659 der ſogenannte pyrenaiſche Friede unterzeichnet. Zu bedeutende, der Schwäche des Königs abgedrungene Zugeſtändniſſe machten, daß die Monarchie auch den letzten Schimmer von dem verlor, was ihr an moraliſcher Macht geblieben war. Weder die Vermählung der Maria Thereſia, Tochter Philipps IV., mit Ludwig XIV., noch die der Marie Luiſe von Orleans, Nichte Ludwigs XIII., mit Carlos II., dem Nachfolger Philipps IV., konnten die Kriege zwiſchen Frankreich und Spanien, welche dieſer letztern Nation ſo verderblich wurden, verhindern oder auch nur aufſchieben. Der weſtphäliſche Friede 1648 hatte S. ſchon geſchwächt, indem er das europäiſche Recht feſtzuſetzen vorgab. Trotz der Schmach ſeines Sinkens indeß machte der kinderloſe Karl II. 1700 ein Teſtament, in welchem er Philipp von Frankreich, Herzog von Anjou, Enkel Ludwigs XIV., Urenkel Philipps III. (deſſen Tochter, Marie von Oeſterreich, Ludwigs XIII. Gemahlin geweſen war) zum Erben einſetzte.

So endigte in S. die ältere Linie des Hauſes Oeſterreich, welche daſelbſt 126 Jahre auf dem Throne ſaß. Das geſegnetſte Land ſchmachtete damals unter dem Drucke des äußerſten Elends. Philipp hielt am 14. April 1701 ſeinen Einzug in Madrid, und bald darauf begann jener lange, blutige, unter dem Namen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ſo bekannte Kampf, mit welchem England und Holland Frankreich überzogen, um den Erzherzog Karl auf S.s Thron zu ſetzen. Der ſieggewohnte Herzog Eugen hatte an der Spitze von 32,000 Oeſterreichern in Italien den Feldzug glücklich begonnen und den General Fremont bei Carpi (am 7. Juli 1701), den Marſchall Villeroi bei Chiari (am 1. Sept. 1701) geſchlagen und letzteren bei Cremona (am 1. Febr. 1702) gefangen genommen. Philipp eilte nun ſelbſt nach Italien, um ſich dort unter dem Herzog von Vendome Lorbeern zu pflücken, und ſchlug ſich bei Santa-Vittoria, unweit Reggio (am 26. Juli 1702) gegen den kaiſerl. General Visconti, und in der unentſchiedenen Schlacht bei Luzzara (am 15. Auguſt) gegen den großen Eugen mit perſönlichem Muthe. Die Königin Anna, nach dem Könige Wilhelm den engliſchen Thron beſteigend, betrieb mit Eifer den Krieg. Ihre mit den Holländern vereinigte Flotte griff, 80 Segel ſtark, in der Bai von Vigo die vereinigte franzöſiſch-ſpaniſche Eskadre an, welche den von Mexiko kommenden, mit Silber, Gold und Waaren reich beladenen Galionen zur Eskorte diente, machte unſägliche Beute und verbrannte zum Theil die ſpaniſchen Schiffe oder verſenkte ſie in die Fluthen des Meeres. In Italien trat der Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus, auf öſterreichiſche Seite, eine Diverſion, welche dem Herzoge von Vendome ſehr ungelegen kam; der Kurfürſt von Bayern vereinigte ſich zwar, in Folge eines geheimen Bündniſſes mit Frankreich, in Deutſchland mit dem Marſchall Villars und ſchlug anfänglich die Oeſterreicher unter Schlick und Styrum; als aber Marlborough ſiegreich aus den Niederlanden vordrang und ſich mit dem Prinzen Eugen vereinte, wurde das franzöſiſch-bayeriſche Heer unter Tallard und dem Kurfürſten in der merkwürdigen Schlacht bei Höchſtädt (oder Blindheim am 13. Aug. 1704)

Digitized by Google

völlig beſiegt. Faſt zu gleicher Zeit erſchien eine engliſche Flotte vor Barcelona, welches der Admiral von Kaſtilien, ein alter geheimer Anhänger des Hauſes Oeſterreich, in die Hände des perſönlich anweſenden Erzherzogs Karl ſpielen ſollte; das Komplot wurde jedoch entdeckt und der engliſche Befehlshaber verließ die ſpaniſchen Küſten; auf ſeinem Rückzuge überrumpelte er das von den Spaniern ſorglos bewachte Gibraltar, und Admiral Rook nahm, obwohl der Prinz Georg von Heſſen-Darmſtadt die öſterreichiſche Fahne aufpflanzen wollte, von dieſem faſt unbezwinglichen Bollwerke im Namen ſeiner Königin Beſitz. Endlich lief aus dem Hafen von Toulon unter den Befehlen des Grafen Toulouſe ein franzöſiſches Geſchwader von 108 Segeln aus, um die ſpaniſchen Gewäſſer. von den Feinden zu reinigen. Das furchtbare Seetreffen auf der Höhe von Malaga blieb zwar unentſchieden, doch hatte die franzöſiſche Flotte unbeſchreiblich gelitten. Darauf belagerten die Spanier mit den Franzoſen gemeinſchaftlich Gibraltar, mußten jedoch, von den Engländern hart gedrängt, die Belagerung wieder aufheben, während gleichzeitig der Erzherzog an den Küſten von Valencia landete. Ein aus Valencia gebürtiger und wegen begangener Verbrechen nach Deutſchland geflüchteter Zimmermann, Baptiſta Bazet, ward, um zu Gunſten des Erzherzogs Gährungen unter dem Volke zu erregen, ans Land geſetzt und bald ward die Empörung gegen Philipp allgemein. Philipp belagerte ſeinen Nebenbuhler in Barcelona; der franzöſiſche Marſchall Teſſé leitete mit ihm die Belagerung, doch, wie man ihm vorwirft, mit weniger Thätigkeit, als es ſeine Pflicht erheiſchte. Die engliſche Flotte erſchien und. die franzöſiſchen Schiffe entfernten ſich eiligſt von der Küſte; Philipp mußte ſich mit ſeinem muthloſen Heere ſchleunig nach Madrid zurückziehen, worauf ſich ganz Katalonien dem engliſchen Feldherrn Lord Peterborough und dem zum Könige ausgerufenen Erzherzoge unterwarf. Jetzt brachen 30,000 Engländer, Holländer und Portugieſen unter de las Minas und Gallway aus Eſtremadura gegen Kaſtilien auf und rückten unaufhaltſam vor Madrid; Philipp mußte aus ſeiner Hauptſtadt entfliehen; ſeine Feinde hielten dort einen triumphirenden Einzug; der Erzherzog ward als Karl III. in Madrid feierlich proklamirt. Bei dieſer Gelegenheit bewieſen die feilen Dirnen der Hauptſtadt für Philipp eine ſeltſame, faſt beiſpielloſe patriotiſche Aufopferung. Im ſchönſten Schmucke und von ſchädlichen Wohlgerüchen und Schminkſalben umgeben, zogen ſie unter dem Schleier der Nacht in das feindliche Lager, verführten die Krieger in ihren Zelten zu wollüſtigen Genüſſen und bald füllten tauſende der Luſt anheimgefallene Opfer die Spitäler der Hauptſtadt. Katalonien, Aragon und Valencia hatten treulos dem neuen Gebieter gehuldigt, nur Kaſtilien brach den Eid der Treue nicht, hing an ſeinem König Philipp mit unwandelbarer Anhänglichkeit und brachte ihm zur Fortſetzung des Krieges große Opfer dar. In der Ebene von Almanza erfocht endlich der wackere Berwick über die Engländer und Portugieſen einen glänzenden Sieg. Wenige Tage nach dieſer glorreichen Schlacht übernahm der Herzog von Orleans den Oberbefehl über das franzöſiſche Heer, unterwarf Valencia und Aragon und erſtürmte Lerida. Bei allem ſeinen Waffenglücke hatte er das Unglück, ſich die Oberhofmeiſterin der Königin, die ſtolze Prinzeſſin Urſini, zur Feindin zu machen, und von Stund an verfolgte ihn die Kabale; Frau von Maintenon, welche ihm und dem Hauſe Orleans gleich abhold war, verfolgte ihn noch überdies von Verſailles aus mit ihren Ränken. Vom Glück verlaſſen und von allen Seiten von zahlreichen Feinden gedrängt, ſah ſich Ludwig XIV. in der traurigen Nothwendigkeit, um Frieden anzuſuchen, und ſeine Widerſacher ſchienen wirklich geneigt, denſelben unter der Bedingung, daß ſein Enkel binnen 60 Tagen den Thron von S. verlaſſen ſolle, gewähren zu wollen. „Ich will lieber gegen meine Feinde, als gegen meine Kinder Krieg führen", erwiderte Ludwig in ſtolzer Aufwallung und überließ aufs Neue dem trügeriſchen Kriegsglücke den Ausgang der Sache. Marlborough und Eugen von Savoyen betraten zum zweiten Male den Kampfplatz, auf welchem ſie bisher faſt immer nur zu ſiegen gewohnt waren, und bald brachte die von ihnen bei Malplaquet gewonnene Schlacht das Kabinet von Verſailles an den Rand der Verzweiflung. Ludwig mußte nothgedrungen ſeine beſten Truppen zu ſeiner Selbſterhaltung aus S. zurückziehen; Philipp, auf eigene Streitkräfte beſchränkt, verlor zwei Schlachten und mußte ſeine Hauptſtadt zum zweiten Male verlaſſen; ſein Nebenbuhler zog triumphirend in Madrid ein. Dort mußte er trotz der mit ihm eingezogenen Heeresmacht manche bittere Kränkungen erfahren. Man verbreitete unter Anderm eine Spottmünze mit der Inſchrift „Karl III., von der Ketzer Gnaden König von S.", unter dem Volke; wenn er ſich ſehen ließ, riefen einzelne Stimmen: es lebe der König! aber die Rufer ſtreckten, figürlich an Philipp V. erinnernd, fünf Finger hochempor; Niemand ließ ſich auf den Straßen blicken, die Stadt war wie ausgeſtorben, und als er die verödete Reſidenz verließ, rief er unmuthig aus: es una corte sin gente (das iſt eine Stadt ohne Menſchen)! Der tapfere Vendome war es, der den Sieg wieder an die ſpaniſchen Fahnen feſſelte: er beſiegte den öſterreichiſchen Feldherrn, Grafen Guido von Starhemberg bei Villaviciosa und befeſtigte aufs Neue den Königsſtamm der Bourbons auf dem ſpaniſchen Throne. Der Erzherzog Karl hatte zwar in Spanien eine Krone verloren, aber durch den Tod ſeines ohne männliche Erben verſtorbenen Bruders, Kaiſer Josephs I., ſchimmerte ihm eine weit glänzendere entgegen. Schnell und ſchlau änderte jetzt England ſeine Politik: ihm dünkte der neue Kaiſer Karl VI. ſchon zu mächtig, um ihm zur Vergrößerung ſeiner Macht noch die Krone von S. zu laſſen; die Opoſitionspartei ſtürzte unter Robert Harley's ränkevoller Anführung das kriegsluſtige Miniſterium Marlboroughs, die Torries triumphirten über die

Whigs und die Königin Anna zeigte ſich zum Frieden geneigt. Der Marſchall Villars hatte durch eine bei Denain gewonnene Schlacht Frankreich gerettet; Ludwig ließ, die Zeitumſtände ſchlau benutzend, durch den gefangenen Tallard in London Friedensunterhandlungen einleiten, und England trat unter der widerruflichen Bedingung, daß die Kronen von S. und Frankreich nie vereint werden ſollten, als Vermittlerin auf. England, Frankreich, die Niederlande, Preußen und Portugal und Savoyen ſchloſſen bald darauf (22. Mai 1713) zu Utrecht einen gemeinſchaftlichen Frieden; Oeſterreich allein blieb gerüſtet und ſchlagfertig auf dem politiſchen Schauplatze ſtehen. Von allen ſpaniſcheu Provinzen beharrte Katalonien, durch öſterreichiſche Agenten verführt, in hartnäckiger Empörung und kam ſogar auf den Gedanken, ſich eine republikaniſche Form zu geben. Barcelona war der Hauptſitz der Empörer, welchen Philipp umſonſt Gnade anbieten ließ, bis Berwick mit 20,000 Franzoſen vor der Stadt erſchien und ſie nach einem wüthenden Sturme nahm. Der Friede von Utrecht am 22. Mai 1713, beſtätigt durch den von Raſtadt am 3. März 1714, gab, freilich auf Koſten der ſpaniſchen Monarchie, Europa die Ruhe wieder. Jede der kriegführenden Parteien nahm einen Theil davon in Anſpruch: Oeſterreich erhielt die Niederlande, Mailand, Sardinien; Gibraltar wurde an England abgetreten. Philipp V., welcher nun als Herr in ein Land zurückkehrte, von dem ein Theil ihm Widerſtand geleiſtet hatte, entriß, von dem Zeitgeiſte unterſtützt, den Provinzen ihre alten Freiheiten. Da er aber Handel und Künſte wieder belebte, ſo war ſeine Regierung dennoch weder nutz-, noch ruhmlos. Die Bevölkerung S.s hatte ſo ſehr abgenommen, daß ſie 1723 nur noch 7,925,000 Einwohner betrug, wonach auf die □Meile bloß 424 Seelen kamen. Obſchon Philipp V. 1724 abgedankt hatte, ſo veranlaßte ihn doch der Tod ſeines Sohnes, das Scepter wieder zu ergreifen. Er gab den Spaniern weiſe Geſetze, milderte die Strenge der Inquiſition und † endlich im 64. Jahre, nachdem er 45 Jahre lang die Krone getragen hatte. Ohne die ehrgeizigen Abſichten der Königin und des Kardinals Alberoni würde ſeine Regiernng minder unruhig geweſen ſeyn. Die von ihm begonnenen Verbeſſerungen dauerten unter Ferdinand VI. und Karl III., ſeinem Bruder, der von dem Throne der beiden Sicilien 1734 auf den ſpaniſchen gelangte und bis 1787 regierte, fort. Mit erleuchteten, von der Idee des Guten durchdrungenen Abſichten leitete er mit Weisheit die zerſtückelten Theile, welche wieder zu vereinigen er nicht vermochte. Er ermunterte Wiſſenſchaften und Künſte, legte Kolonien in der Sierra Morena an, ſtiftete mehre ökonomiſche Geſellſchaften, verſchönerte die königlichen Reſidenzen und hinterließ in jeder Provinz ein Denkmal öffentlichen Nutzens. Ihm verdankt man den Kanal von Kaſtilien und die erſten Heerſtraßen in S. Unter ſeiner Regierung geſchah auch die Vertreibung der Jeſuiten, was bei ihm eine Willenskraft vorausſetzt, die man in mehren ſeiner Handlungen wiederfindet. Eben ſo wurde jener Familienvertrag geſchloſſen, der in Glück und Unglück hätte ein Schutz- und Trutzbündniß ſeyn ſollen, den aber das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen S. und Frankreich für das erſtere Land keineswegs vortheilhaft machte; denn dies Bündniß koſtete das Blut vieler ſeiner Söhne. Die Staatseinnahme, welche im J. 1600 ungefähr 38,600,000, im J. 1716 ſchon 45,000,000 betragen hatte, war unter Karls Regierung 1746 bereits auf 72,000,000 Frcs. geſtiegen, während die Staatsſchuld im beſagten Jahre ſich auf 200,000,000 Frcs. belief. Von jetzt an datirt auch die Entſtehung der Vales. Ein gutes Zeichen für Karls III. Regierung iſt es, daß 1784 die öffentliche Schuld bereits auf 170,000,000 Frcs. gefallen war, indeß die Staatseinnahme in 184,000,000 Frcs. beſtand. Eine Volkszählung des Jahres 1788, in welchem Karl IV. als Nachfolger des Vorigen herrſchte, erweiſt 10,280,000 Einw. Da Karl IV. beim Beginn der franzöſiſchen Revolution als Bedingnng ſeiner Neutralität gefordert hatte, daß man das Leben Ludwigs XVI. unangetaſtet ließe, ſo hatte er einen Krieg mit den Truppen der franzöſiſchen Republik zu beſtehen. Dieſelben drangen 1792 in die Halbinſel ein und bemächtigten ſich, freilich nicht ohne große Mühe, mehrer wichtigen Plätze. Der Frieden wurde am 22. Juli 1795 durch den Vertrag vou Baſel unterzeichnet, den man auch den Vertrag vom Jahre III. nennt, und blieb ungeſtört bis zu dem Tage, wo Napoleon glaubte, daß der Ruhm ein hinreichender Vorwand ſey, S.s Thron mit einem der Seinigen zu beſetzeu, indem er die zwiſchen Karl IV. und ſeinem Sohne Ferdinand entſtandenen Zwiſtigkeiten zu ſeinem Vortheile benutzte; Zwiſtigkeiten, die, wie man behauptet, durch das reißende Glück des Günſtlings der Königin, Emanuel Godoy, des Friedensfürſten, entſtanden ſeyn ſollen. Die portugieſiſche Invaſion hatte 1807 bereits die Beſetzung S.s angebahnt. Obſchon Bonaparte die in ſich ſelbſt zerfallene ſpaniſche Regierung nicht ſehr fürchtete, ſo beunruhigte ihn doch einigermaßen eine ungeſchickte, zur Zeit des Krieges mit Preußen von Godoy bewerkſtelligte Rüſtnng. Wahrſcheinlich faßte er in dieſer Epoche den Entſchluß, einen ſeiner Brüder auf den ſpaniſchen Thron zu ſetzen. Er glaubte, mit Leichtigkeit eine uneinige königliche Familie beſeitigen zu können und die Beiſtimmung eines Volkes zu erhalten, das er zur Civiliſation zurückführen wollte. Unter dem Vorwande eines Seekrieges und der Kontinentalſperre drangen ſeine Truppen in die Halbinſel ein, bemächtigten ſich der Küſten und ſetzten ſich in der Nähe von Madrid feſt. Man gab alsdann der königlichen Familie den guten Rath, ſich nach dem Beiſpiele des Hauſes Braganza nach Mexiko zurückzuziehen. Aber das Volk erhob ſich gegen dieſe Abreiſe. Godoy, der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes, lief die größte Lebensgefahr und der Prinz von Aſturien wurde als Ferdinand VII. zum Könige ausgerufen. Der franzöſiſche Kaiſer benutzte dieſe Revolution, um die ſeinige zu bewerkſtelligen. Die Vermählung Ferdinands

Digitized by Google

mit Marie Antoinette, der Tochter des Königs von Neapel, war die Epoche der erſten Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Prinzen von Aſturien und ſeinem Vater geweſen, der am 19. März 1808 abdankte, doch ſchon wenige Tage nachher, außerhalb ſeines Reichs, in den Mauern von Bayonne, dieſe Abdankung für null und nichtig erklärte, weil ſie mit Gewalt ihm abgedrungen ſey. Das hatte man die Revolution von Aranjuez genannt. Indem nun Napoleon die Rolle eines Vermittlers übernahm, ließ er Ferdinand nach Bayonne kommen und machte ſogleich bekannt, „daß er unwiderruflich entſchloſſen ſey, daß die Familie der Bourbons nicht mehr in S. herrſchen und die ſeinige an deren Stelle treten ſolle.“ Der damals allmächtige Wille des Kaiſers ließ ihn über die ſchwachen ſpaniſchen Fürſten triumphiren, die durch ihre unſeligen Streitigkeiten nur noch unfähiger zum Widerſtande gemacht wurden. Am 5. und 6. Mai 1808 unterzeichneten ſie eine förmliche Ceſſion, und Joſeph, König von Neapel, der Bruder Napoleons, wurde am 6. Juni zu Bayonne zum Könige von S. ernannt. Als ſolcher ward er am 24. Juli zu Madrid proklamirt, während die vom Throne verdrängte franzöſiſche Familie entweder das Exil oder die Gefangenſchaft wählte: Karl IV. mit dem jüngſten ſeiner Söhne wohnte anfangs in Marſeille, dann in Italien; Ferdinand, mit den beiden Infanten, zu Valencay.

V. Periode. Von der Thronbeſteigung Joſephs bis zum Tode Ferdinands VII., 1808—1848. Das Glück hatte bisher alle Akte Napoleons gutgeheißen; aber der ſpaniſchen Beharrlichkeit war es vorbehalten, ſeinen Entwürfen einen unüberſteiglichen Damm entgegenzuſetzen. Schon war Blut gefloſſen; am 2. Mai hatten die Franzoſen in Madrid die größten Gefahren ausgeſtanden, und die glänzendſte Rache, welche man dafür nahm, war keineswegs geeignet, den Haß zu beſänftigen. Ihrer verletzten Nationalehre eingedenk, fürchteten ſie die Beſchwerden einer militäriſchen Okkupation. Der Widerſtand war eine allgemeine, plötzliche, freiwillige Begeiſterung, ein inſtinktartiger Schrei, ein gemeinſchaftlicher Aufſchwung. Auf allen Punkten zugleich organiſirte ſich die Empörung, es bildeten ſich Provinzial-Junta's, die Guerillas bewaffneten ſich in den Gebirgen, und man erklärte alle für Feinde des Vaterlands, welche den Franzoſen zugethan blieben. Folgendermaßen lautete der Katechismus, deſſen ſich die ſpaniſchen Prieſter zu dieſer Zeit bedienten: „Sag' mir, mein Kind, wer biſt du? — Durch Gottes Gnaden ein Spanier. — Wer iſt der Feind unſerer Glückſeligkeit? — Der Kaiſer der Franzoſen. — Wie viel Naturen hat er? — Zwei: die menſchliche und die teufliſche Natur. — Wie viele Kaiſer der Franzoſen gibt es? — Einen einzigen wahrhaftigen, in 3 trügeriſchen Perſonen. — Wie nennt man dieſe? — Napoleon, Murat u. Manuel Godoy. — Welches iſt der ſchlimmſte von allen dreien? — Sie ſind alle 3 gleich ſchlimm. — Woher ſtammt Napoleon? — Von der Sünde. — Murat? — Von Napoleon. — Und Godoy? — Aus der Buhlſchaft der beiden andern. — Wie heißt der Geiſt des erſten? — Stolz u. Despotismus. — Des zweiten? — Räuberei u. Grauſamkeit. — Des dritten? — Lüſternheit, Verrath u. Unwiſſenheit. — Was ſind die Franzoſen? — Alte, zu Ketzern gewordene Chriſten. — Iſt es eine Sünde, einen Franzoſen zu tödten? — Nein, mein Vater; man verdient durch den Todtſchlag eines dieſer ketzeriſchen Hunde den Himmel. — Welche Strafe hat der Spanier verdient, welcher gegen ſeine Pflicht verſtößt? — Den Tod u. die Ehrloſigkeit der Verräther. — Wer wird uns von unſern Feinden befreien? — Unſere gegenſeitige Zuverſicht u. die Waffen. — Vergebens hatte Joſeph, von einem ziemlich bedeutenden Theile der Granden, der Armee u. der Verwaltung unterſtützt, ſich in die in der Hauptſtadt u. den Provinzen offen ausgelegten Liſten einige Namen einſchreiben laſſen, um der neuen Dynaſtie den Eid der Treue zu leiſten; vergebens hatten bereits 3 ſcharf geſonderte Meinungen die Gemüther in Spanien in Nationale, Liberale u. Joſephinos od. Afranceſados getrennt; vergebens waren die im Okt. 1808 in S. eingedrungenen Engländer unter Marſchall Ney genöthigt worden, ſich in Coruña am 16. Jan. 1809 wieder einzuſchiffen; vergebens endlich waren die franzöſiſchen Truppen bis in Eſtremadura und Andaluſien vorgedrungen und in Andujar, Granada, Cordova, Sevilla, Jaën, Malaga, Xeres ꝛc. eingezogen: es nahte die Stunde der Befreiung; man konnte S. wohl unterwerfen, es zu behaupten aber war unmöglich. 80,000 Engländer und Portugieſen ſetzten, von einer ganzen, bewaffneten, glühenden, fanatiſirten Nation unterſtützt, von allen Seiten den an Zahl bereits ſehr geſchwächten Franzoſen zu, die ganze, in aller Haſt nach Rußland geführte Corps ſich hatten entfernen ſehen. Schon am 16. Juli 1808 hatte die Schlacht von Baylen den ſelbſt über ihren Sieg verwunderten Spaniern gezeigt, daß erfolgreicher Widerſtand gegen die Soldaten von Jena und Auſterlitz möglich ſey. Als Napoleon darauf nach S. kam u. in Madrid ſeinen Einzug hielt, ſtellte er ſich den Bewohnern der Halbinſel nicht wie ein Herrſcher, ſondern wie ein Befreier dar. „Ich habe,“ ſagte er, „jenes Inquiſitionsgericht, gegen welches ſich das Jahrhundert und Europa empörten, aufgehoben. Die Prieſter ſollen die Gewiſſen leiten, aber keine äußere und körperliche Rechtspflege über die Bürger üben. Ich habe die Feudalrechte beſeitigt. Ein Jeder wird alſo Gaſtwirthſchaften, Backöfen, Mühlen, den großen u. kleinen Fiſchfang einrichten u. ſeiner Gewerbsthätigkeit einen freien Aufſchwung geben können. Die Eigenſucht, der Reichthum und das Wohlbefinden einer kleinen Anzahl Menſchen ſchadeten euerm Ackerbau mehr, als die Hitze der Hundstage. Wie es nur Einen Gott gibt, ſo darf es auch im Staate nur Eine Rechtspflege geben. Alle Privatgerichtsbarkeiten waren angemaßt und liefen den Rechten der Nation zuwider; ich habe ſie zerſtört .... Das gegenwärtige Geſchlecht wird verſchiedener Anſicht ſeyn können, denn zu viele Leidenſchaften ſind

Digitized by Google

ins Spiel geſetzt worden; aber euere Enkel werden mich als Befreier ſegnen; ſie werden unter die denkwürdigen Tage diejenigen rechnen, da ich unter euch erſchienen bin, und von dieſen Tagen wird der Wohlſtand S.s datiren". Solchergeſtalt war in der That die Rolle Napoleons auf der Halbinſel, welche nur durch den Wiederempfang der Civiliſation eine beſſere Exiſtenz und die Freiheit gewinnen konnte. Man erzwingt indeß, bemerkt Mignet, eben ſo wenig die Herſtellung der Unabhängigkeit, wie jede andere Sache, und wenn ein Land unwiſſend, zurückgebracht, arm, mit Klöſtern überſäet und von Mönchen regiert iſt, muß man, ehe man für ſeine Freiheit ſorgt, ſeinen geſellſchaftlichen Zuſtand verbeſſern. Napoleon, welcher die civiliſirten Nationen bedrückte, war für S. ein Wiederaufbauer im wahren Sinne des Worts. Allein die beiden Parteien der bürgerlichen Freiheit u. der religiöſen Knechtſchaft, die der Cortes u. die der Mönche, obſchon ſich in ihren Zwecken entgegengeſetzt, verſtändigten ſich bei der gemeinſamen Vertheidigung. Die eine ſtand an der Spitze der vornehmen Stände und der Mittelklaſſe, die andere an der Spitze des niedern Volkes, und beide entflammten im Wetteifer die Spanier durch das Gefühl der Unabhängigkeit, oder durch den religiöſen Fanatismus. Davon lieferte unter Anderm die heroiſche Vertheidigung von Saragoſſa einen neuen Beweis. Die Stadt kapitulirte am 21. Febr. 1809 erſt, nachdem 52 Tage die Laufgräben geöffnet waren und blutige Gemetzel Statt gefunden hatten, in denen ſowohl von den Einwohnern, als von der Garniſon beinahe 50,000 Individuen ihr Leben verloren. (Auch wurden zum Gedächtniß dieſer hohen Waffenthaten und zur Belohnung derſelben der General Caſeaños zum Herzoge von Baylen und der berühmte Palafox zum Herzoge von Saragoſſa gemacht.) Als die Provinzial-Juntas die Nothwendigkeit einſahen, Einheit in die Verwaltung und Vertheidigung des Landes zu bringen, bildeten ſie ein Central-Gouvernement. Indem nun jede Provinzial-Junta zwei Deputirte abordnete, kamen die letzteren, zuſammen 24 an der Zahl, zu Aranjuez als eine oberſte Central-Junta zuſammen, nahmen den Titel Majeſtät an und tagten unter dem Vorſitze des Grafen Florida-Bianca. Dieſe Junta, welche ihre Macht nur der königlichen Autorität verdankte, ſah ihre Pläne und Handlungen bald durch die Wirkungen von Umſtänden vereitelt, welche immer verwickelter wurden, da einige Provinzen ſogar ſich gegen ſie auf ihre alten Privilegien beriefen. Seit Anfang 1809 hatte das Glück der franzöſiſchen Armee ſie gezwungen, nach Sevilla zu fliehen, von wo ſie ſich in Folge des ſchrecklichen Mißgeſchicks von Ocaña (am 19. Nov. 1809) im Februar des folgenden Jahres nach der Inſel Leon zurückziehen mußte. Die allgemeine Stimmung verlangte und erreichte die Zuſammenberufung der alten Cortes. Ferdinand ſelbſt hatte, aus ſeiner Gefangenſchaft her, durch vertraute Briefe den Wunſch an den Tag gelegt, daß während ſeiner Abweſenheit das Reich durch die Cortes por Estamentos der Monarchie verwaltet werden möchte. Als die Central-Junta, zu zahlreich, um ſchnelle Maßregeln treffen zu können, die Unmöglichkeit erkannte, die ſich ihr entgegenſtellenden Hinderniſſe zu beſeitigen, machte ſie einem Regierungsrathe Raum, welcher nur aus 5 Mitgliedern beſtand und gleichfalls den Titel Majeſtät annahm. Präſident deſſelben war der Herzog von Infantado. Dieſe Regentſchaft, welche ſich zugleich als exekutive, legislative und konſtituirende Macht deklarirte, beſchäftigte ſich unmittelbar mit Zuſammenberufung der Cortes. Doch die Umſtände machten eine genaue Beobachtung der alten Gewohnheiten und, beſonders rückſichtlich der Kolonien, deren Deputirte man nicht erwarten konnte, die Anwendung von Maßregeln unmöglich, wodurch dieſe Volksrepräſentation eine vollkommene Geſetzmäßigkeit erlangt haben würde, dergeſtalt, daß das Wahlrecht ohne alle Garantie und unbedingt war und Jeder, der nur wollte, ſich einſtellte, bis die für die Wähler wie für die Wählbaren erforderlichen Bedingungen gehörig vorgeſchrieben waren. So gewählt und konſtituirt traten die Cortes am 24. Sept. 1810 zuſammen und begaben ſich wenige Tage darauf nach Cadix. Weil ſie die Vollendung einer Revolution zu bewerkſtelligen hatten, ſo arbeiteten ſie an dem Werke mit all' der Gluth und Exaltation, welche von den zufälligen Umſtänden, dem Charakter u. dem Klima unzertrennlich waren. Endlich erſchien das Reſultat ihrer legislativen Arbeiten, promulgirt am 19. März 1812, welches die Konſtitution von Cadix bildete und worin die Rechte und Pflichten der Regierung, Stände und Individuen geregelt wurden. Da dieſe Konſtitution ihre Wichtigkeit bis auf die Gegenwart erhalten hat, ſo theilen wir ſie als ein geſchichtliches Erzeugniß des legislativen Geiſtes S.s im Folgenden der Hauptſache nach mit. Doch werfen wir vorher einen Blick auf die Geſchichte der ſpaniſchen Konſtitution. In den erſten Jahrh. hatten die Spanier gemäßigte monarchiſche Regierungen, die vielleicht jetzt für demokratiſch oder ariſtokratiſch erklärt würden und in denen die Juntas oder Nationalverſammlungen eine bedeutende Rolle ſpielten. Die Könige Kaſtiliens mußten, wenn ſie den Thron beſtiegen, einen Eid ablegen, daß ſie die Geſetze und Gewohnheiten aufrecht erhalten wollten. Dem Souverän gehörte die vollziehende, den Verſammlungen die geſetzgebende Gewalt, wobei indeß die Zuſtimmung des Königs erforderlich war. Eine lange Zeit hindurch war die Souveränetät ſowohl wählbar, als erblich und konnte auch durch Allianz übertragen werden. Die Epoche, in welcher jeder Staat den feſten Grundſatz der Erblichkeit annahm, iſt ſchwer zu beſtimmen. Kraft eines Geſetzes, deſſen Urſprung ſich im Alterthum verliert, waren nach dem Grade der Blutsverwandtſchaft auch die Frauen für thronfähig erklärt: dies iſt die pragmatiſche Sanktion, die man auch kaſtiliſches oder kognatiſches Geſetz heißt. Im J. 1713 ſubſtituirte Philipp V. demſelben die ſtehende Erblichkeit der Männer, mit Ausſchluß der Frauen, außer wo alle männlichen Nachkommen

fehlen, in dem regierenden Hauſe, indem er ſo mit einigen Abweichungen das **ſaliſche Geſetz** in S. einführte. Dies Geſetz, auch das **agnatiſche** genannt, erhielt die Sanktion der Cortes des Reichs, welche zu dieſem Zwecke außerordentlich zuſammenberufen waren. Es iſt ohne Widerſpruch bis auf die neuere Zeit in Kraft geblieben, ohne daß ſich die Gelegenheit zu einer Aenderung bot. Ferdinand VII. hat die pragmatiſche Sanktion wieder ins Leben gerufen, indem er vor ſeinem Tode zur Nachfolgerin auf dem Throne definitiv ſeine Tochter beſtimmte. Aus einer anfangs beſchränkten Monarchie ging eine abſolute Regierung hervor; in letzterer Zeit befand ſich alle Macht in den Händen des Königs und der Miniſter. Letztere wurden von mehren Conſeils unterſtützt, von denen für S. der von Kaſtilien, welcher die hohen Funktionen eines ſouveränen Gerichtshofes und eines Verwaltungsrathes zugleich beſaß, und für die Kolonien der Rath der beiden Indien die wichtigſten waren. Nur die nördlichen Provinzen wußten ihre Abhängigkeit zu bewahren und ihre alten Privilegien aufrecht zu erhalten. Die Staatsgeſchäfte waren an fünf Miniſterien vertheilt: das der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Präſidium, das der Juſtiz, des Kriegs, der Finanzen und der Marine, von denen jedem ein Verwaltungsrath beigegeben war. Die älteſten Mitglieder des Conſeils von Kaſtilien, welche man **Schützer** der Monarchie nannte, bildeten die Camara, einen ſouveränen Gerichtshof für gewiſſe Fälle und den Geheimenrath des Königs. Durch ſie wurden alle Gnadenbezeugungen expedirt. Die Verfaſſung der Cortes vom 19. März 1812 hatte die Beſtimmung, dem abſoluten Regimente ein Ende zu machen. An ihrer Spitze war das Princip geſtellt, daß die Souveränetät ihrem Weſen nach im Volke wohne, weshalb ihm ausſchließlich das Recht zuſtehe, ſeine Grundgeſetze aufzuſtellen. Dem Könige ſtand die höchſte vollziehende Gewalt zu. Die Geſetzgebung war zwiſchen ihm u. den in **einer** Kammer verſammelten **Cortes** getheilt. Der königlichen Ernennung der Beamten bei Civil- und Kriminalgerichten, ſo wie derjenigen der Biſchöfe und der Beförderung zu ſonſtigen geiſtlichen Aemtern und Pfründen mußten die Vorſchläge des Staatsrathes vorhergehen. Unter keinem Vorwande ſollte der König die Verſammlung der Cortes in den verfaſſungsmäßig beſtimmten Zeiten verhindern, ausſetzen, auflöſen oder auf irgend eine Art in ihren Sitzungen und Berathungen ſtören können. Die Rathgeber und Helfer zu einem Verſuche dieſer Art ſollten als Verräther beſtraft werden. Der König war an die Zuſtimmung der Cortes gebunden, wenn er ſich aus dem Königreiche entfernen oder ein Ehebündniß eingehen wollte, für die Veräußerung, Abtretung oder Vertauſchung irgend eines Theiles des ſpaniſchen Gebiets, für den Abſchluß von Offenſivbündniſſen, Handelsverträgen und Subſidienverträgen, ſo wie für die Zulaſſung fremder Truppen in das Königreich, für die Abtretung oder Veräußerung von Nationalgütern, für die unmittelbare oder mittelbare Beſteuerung der Nation, für die Ertheilung von Privilegien und Monopolen. Die Cortes ſollten **jährlich** eine Summe für den Hofſtaat des Königs ausſetzen. Der Verfaſſungseid des Monarchen legte ihm insbeſondere auf, die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Religion zu vertheidigen, zu erhalten und keine andere im Königreiche zuzulaſſen. Zu den beſonderen Rechten der Cortes gehörte die Entſcheidung über zweifelhafte Thatſachen und Rechte, welche die Thronfolge betreffen; im verfaſſungsmäßig erforderlichen Falle die Wahl einer Regentſchaft oder des Regenten und die nähere Beſtimmung ſeiner Machtbefugniſſe; die öffentliche Anerkennung des Thronfolgers, Prinzen von Aſturien, und die Genehmigung des Planes ſeiner Erziehung; die Vormundſchaftsbeſtellung über minderjährige Könige; die Einrichtung oder Abſchaffung von Stellen in den verfaſſungsmäßig errichteten Gerichtshöfen und den übrigen öffentlichen Aemtern; die jährliche Bewilligung der Steuern und die Genehmigung ihrer Vertheilung auf die Provinzen; die Feſtſtellung der Zölle und Zolltarife; die Entwerfung eines allgemeinen Planes für den öffentlichen Unterricht; die Genehmigung der allgemeinen Polizei- und Geſundheitsvorſchriften; die Ueberwachung der verantwortlichen Miniſter. Endlich enthielt die Konſtitution, wie noch jetzt die Verfaſſung des Königreichs Norwegen, die wichtige Beſtimmung, daß der König den Geſetzesvorſchlägen der Cortes nur ein ſuspenſives Veto entgegenſetzen konnte, ſo daß der in drei Jahresſitzungen nach einander wiederholte Geſetzesvorſchlag der Cortes zum dritten Male vom Könige genehmigt werden mußte. Für die Bildung der Cortes ſchrieb die Konſtitution eine vierfache Wahloperation vor. Im Durchſchnitte ſollte auf je 70,000, nach ſpäteren Beſtimmungen auf je 50,000 Einwohner ein Abgeordneter auf je zwei Jahre gewählt werden und dann Integralerneuerung Statt finden, ſo daß kein früherer Deputirter für die unmittelbar folgende Verſammlung der Cortes wieder erwählt werden durfte. Die Cortes ſollten ſich jährlich am 1. März für wenigſtens drei Monate verſammeln. Jede Verſammlung hatte bis zur nächſten Sitzung eine die Beobachtung der Geſetze und der Konſtitution überwachende beſtändige Deputation von ſieben Mitgliedern zu ernennen. Dieſe Verfaſſung wurde am 20. März von der Regentſchaft beſchworen, und nicht nur von Großbritannien, ſondern auch von Rußland (in dem Bundesvertrage deſſelben mit Welicki-Lucki am 20. Juli 1812) anerkannt. Um die Civilregierung des Reichs gleichförmig zu begrunden, ward letzteres in 38 Präfekturen und 15 Militärdiviſionen eingetheilt und den Präfekten, Unterpräfekten, Corregidoren und Alkalden in Bezug auf die von ihnen zu verwaltenden Geſchäfte gemeſſene Inſtruktionen ertheilt.

Mittlerweile war S. fortwährend der unglückliche Schauplatz blutiger Gefechte: Maſſena u. Ney ſchlugen ſich mit Wellington u. Beresford mit abwechſelndem Glücke. Suchet unterwarf Katalonien; Soult erfocht mehre Siege; Badajoz wurde erobert; Cadix von dem Marſchalle Victor, wiewohl vergeblich, belagert; Beresford, Blake und Ballesteros wurden in der Schlacht von Albu-

fera (am 15. Mai 1811) geſchlagen, auch Valencia genommen (am 9. Jan. 1812). Wellington erſchien, als Napoleon im Norden den ihm ſo verderblich gewordenen Kampf begann, mit verſtärkter Heeresmacht auf ſpaniſchem Boden; Marmont wurde von ihm bei Salamanca (22. Juli 1812) geſchlagen. Das franzöſiſche Heer, welches ſeine beſten Soldaten zur Unterſtützung des neuen in Deutſchland ausgebrochenen Kampfes entſendet hatte, war erſchöpft und vermochte nicht mehr, dem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten. Madrid wurde von den Spaniern beſetzt, der König Joſeph folgte dem gegen Frankreichs Grenzen zurückkehrenden Heere; Jourdan wurde bei Vittoria (am 21. Juni 1813) von Wellington ſehr nachdrucklich und mit bedeutendem Verluſte geſchlagen. Dieſe denkwürdige Schlacht war es, in welcher Joſeph figürlich und im eigentlichen Sinne des Worts ſeine Krone verlor, denn er ſah S. nie wieder; die Koffer, welche die glänzenden Attribute ſeiner königlichen Würde enthielten, fielen in die Hände der nachſetzenden Sieger; er ſelbſt entging mit Mühe der Gefangenſchaft. Zwar kehrte der Marſchall Soult aus Deutſchland mit in Frankreich neu ausgehobenen Konſkribirten nach S. zurück, ſchlug ſich mit ausgezeichneter Tapferkeit und Beharrlichkeit, aber das Glück hatte, wie im Norden, ſo auch im Süden die franzöſiſchen Adler verlaſſen. Wellington nahm am 31. Aug. San-Sebaſtian mit Sturm und ging am 17. Okt. über die Bidaſſoa. Als nun Pampeluna am 11. Okt. gefallen war, ſtand mit Ausnahme von Barcellona und einigen andern kataloniſchen Plätzen kein Feind mehr auf ſpaniſchem Boden. Der blutige Sieg bei Toulouſe am 10. April und die Einnahme dieſer Stadt durch Wellington machten dem Krieg ein Ende. Napoleon hatte unterdeſſen mit Ferdinand VII. im Schloſſe zu Valençay Unterhandlungen einleiten laſſen; der endlich (am 13. Dec. 1813) abgeſchloſſene Vertrag, zufolge deſſen Napoleon Ferdinand VII. als König von S. anerkannte und in welchem allgemeine Amneſtie aller Anhänger des geweſenen Königs Joſephs und die definitive Vertreibung der Engländer vom ſpaniſchen Boden als Hauptbedingungen figurirten, wurde jedoch von der ſpaniſchen Regentſchaft nicht angenommen. Die Cortes, die bereits am 15. Jan. 1814 ihre erſte Sitzung wieder in der Hauptſtadt gehalten, mißtrauiſch gegen Napoleon und für die Freiheit ihrer Verfaſſung gewiſſenhaft Sorge tragend, erließen endlich (am 3. Febr. 1814) ein Dekret folgenden Inhalts: „daß, wenn Napoleon dem Könige Ferdinand ſeine Rückkehr nach S. geſtatte, die königliche Familie nur ganz allein und mit einem bloß aus Spaniern beſtehenden Gefolge zurückkehren könne; daß ferner der Präſident der Regentſchaft, der Kardinal von Bourbon (Ferdinands Oheim), Seine Majeſtät an den Grenzen des Reichs empfangen werde; daß endlich der König ſich geraden Weges und ohne Verzug nach Madrid begeben ſolle, ohne jedoch irgend einen Regierungsakt zu vollziehen, bis er, frei in der Mitte der Regentſchaft die Aufrechthaltung der Konſtitution beſchworen habe.“ Ferdinand wurde hierauf am 15. März 1814 ohne weitere Bedingungen ſeiner Haft entlaſſen und kam am 24. März 1814 in Gerona an. Scheinbar alle Verfügungen der Cortes billigend und ſich jedes Regierungsaktes förmlich enthaltend, verweilte er in Gerona, dann in Saragoſſa, endlich, von dem geraden, ihm vorgeſchriebenen Wege nach Madrid abgehend, in Valencia. Dort kam er mit dem Präſidenten der Regentſchaft, dem Kardinale von Bourbon, ſeinem Oheime, zuſammen. Die von dieſem an den König gehaltene Rede, in welcher ihm die ſpaniſche Nation die ihm entfallene und ohne ſein Zuthun für ihn erkämpfte Krone wiedergab, die in derſelben enthaltenen Ausdrücke „Nationalgroßmuth, Nationalintereſſe“ u. A. m. waren eben nicht geeignet, ſeinen Zuhörer für die Verfaſſung der Cortes zu gewinnen. Unter dem Schutze des Generals Elio, der mit einem Heere von 40,000 Mann auf die Seite des Königs trat, wagten es 69 ehemalige Cortes (ſpäter von den Anfangsworten ihrer Proteſtation „die Perſer hatten es im Gebrauche ꝛc.“ ſpottweiſe Perſer [los Persas] genannt), ihm eine Adreſſe zu überreichen, in welcher ſie ihn erſuchten, die Verfaſſung nicht zu unterzeichnen und die Cortes (zu welchen ſie ſelbſt gehörten) aufzulöſen. Die von Bernardo Mozo y Roſales, ſpäterem Marquis von Mataflorida, verfaßte Adreſſe that ihre Wirkung; in einer Kundmachung zu Valencia vom 4. Mai 1814 verwarf der König die Konſtitution, erklärte alle Schritte der Cortes und der Regentſchaft für ungeſetzlich, beſchuldigte beide, daß ſie ihn der Herrſchaft hätten berauben wollen, und verſprach Alles wieder in den Stand zu ſetzen, wie er vor Einführung dieſer Neuerungen im Reiche beſtanden habe; den Vertheidigern der Volksrepräſentation wurde mit Todesſtrafen gedroht und die Preßfreiheit vernichtet. Geheime Befehle gingen nach Madrid ab; der Verſammlungsort der Regentſchaft wurde mit Truppen umſtellt, man jagte die Cortes auseinander (am 10. und 11. Mai). Drei Miniſter und die vorzüglichſten Mitglieder der Regentſchaft und der Cortes wurden verhaftet, eine dem König entgegenkommende Deputation der Cortes wurde nicht vorgelaſſen, und dennoch empfing das Volk von Madrid, das über die von den Cortes neu eingeführte direkte Steuer mißvergnügt war, den einziehenden Monarchen mit lautem Jubelgeſchrei (am 14. Mai 1814). Die Verhaftungen nahmen ſofort überhand; die ausgezeichnetſten Männer ſtanden auf der Proſkriptionsliſte, welche man dem getäuſchten Könige in Valencia in die Hände geſpielt hatte, und beſeufzten in den Gefängniſſen die Treuloſigkeit ihrer Verfolger. Man nahm alle Papiere und Schriften der Cortes und der Regentſchaft in Beſchlag, und der General Eguia ſtand mit einer ſtarken Diviſion vom Armeecorps Elio's in der Nähe von Madrid, um im Nothfalle alle dieſe Verfügungen nachdrücklich zu unterſtützen. Der König hatte zwar in einem Manifeſte (am 24. Mai) der Nation eine Verfaſſung zu geben verſprochen, aber dies Verſprechen blieb unerfüllt und machte der Einführung eines förmlichen Reaktionsſyſtems Platz. Jeſuiten, Klöſter

Digitized by Google

und Inquiſition traten in ihre vorigen Rechte, die angeſehenſten Männer wurden eingekerkert oder hingerichtet, die Amneſtie für diejenigen, welche unter Joſeph freiwillig, oder durch Verhältniſſe gezwungen, oder bloß aus reiner Vaterlandsliebe Dienſte angenommen hatten, wurde verſpottet; die geheime Polizei trieb ihr furchtbares Spiel; viele Patrioten retteten ſich ins Ausland durch ſchnelle Flucht. Der Graf Toreno, Florez Eſtrada und Mina wurden, wenngleich abweſend, zum Tode verurtheilt; der redlichſte Freund des ſpaniſchen Volks, Auguſtin Arguelles, und mit ihm Canga Arguelles, Martinez de la Roſa, Calatrava wanderten in die Gefängniſſe von Ceuta und Peniscola; Villanueva, Munos-Torrero, Oliveros und Cepero, ehrwürdige aufgeklärte Geiſtliche, beſeufzten, ihrer Würden entſetzt, die Aufwallungen ihrer Vaterlandsliebe in den Bußgewölben einſamer Klöſter, die Generale Valdes, O'Donoyou und Villacampa hinter den eiſernen Gitterſtäben feſter Citadellen. Alle Offiziere bis zum Kapitän herab, welche Joſeph gedient hatten, wurden mit ihren Weibern und unmündigen Kindern auf Lebenszeit verbannt, und gleiches Schickſal traf die Civilbeamten vom Staatsrath bis zum Kriegskommiſſär, ſo daß 1819 über 6000 Spanier in der Verbannung lebten und die Zahl aller ihrer bürgerlichen Rechte für verluſtig erklärten, gefangenen oder vertriebenen Spanier ſich auf 12,000 belief. Umſonſt beſchwor der würdige Miniſter Cevalhos den König in einer kräftig und edel abgefaßten Denkſchrift, den Verfolgungen Einhalt zu thun und eine Amneſtie zu bewilligen. S. ging unter ſolch einer Verwaltung ſeinem gänzlichen Verfalle mit Rieſenſchritten entgegen; mehre Provinzen verloren ihre alten Privilegien; ultraroyaliſtiſche Generale verfuhren in den Departements mit despotiſcher Willkür, Handel und Verkehr verfielen in Nichts, die Finanzen waren erſchöpft, der Sold des Heeres konnte nicht bezahlt werden. Hin und wieder erhoben ſich zwar kräftige Stimmen, um eine volksvertretende Verfaſſung herbeizuführen, aber die Generale Poelier und Laſey büßten auf dem Blutgerüſte das unternommene Wagſtück. Am unzufriedenſten mit dieſen Zuſtänden war das Heer. Guerillas machten daher das Innere S.s ſehr unſicher. Selbſt die für liberale Ideen unempfängliche Maſſe des Volks ward der Regierung abgeneigt, weil mit der Willkür Verwirrung und Elend zunahmen. In den höhern Volksklaſſen aber trennten ſich um ſo feindlicher die Parteien der Servilen und Liberalen. Verbannung, Kerker und Galeere dauerten für alle Freiſinnigen fort. Die Unſicherheit in den Regierungsgrundſätzen oder das geheime Ränkeſpiel bewies der häufige Miniſterwechſel. In den Jahren 1814—1819 betraten nicht weniger als 25 Miniſterien den Schauplatz. Auch der Juſtizminiſter Lozano de Torres, deſſen Anſehen ſeit dem Juni 1819 im Staatsrathe überwiegend war, mußte zuletzt dem Herzog San Fernando weichen. Außerdem beſaßen das Vertrauen des Königs der Pater Cyrillo und der Beichtvater Bencomo; auch der Prokurator Ugarte und der Pater Manrique waren Hauptſtützen der Partei der Willkür; lauter Männer, denen gegenüber der einſichtsvolle Finanzminiſter Garay ſein beſſeres Finanz- und Steuerſyſtem nicht durchſetzen konnte, ſondern entlaſſen wurde.

Während Ferdinand auf dieſe Weiſe im Innern mit unumſchränkter Macht regierte, boten auch die auswärtigen Verhältniſſe kein erfreuliches Bild. Der pariſer Friede von 1814 gab den an Frankreich abgetretenen Theil von San Domingo an S. zurück, und 1817 ward auch das Recht des Königs von Etrurien, Sohn einer ſpan. Infantin, auf Parma anerkannt. Der Zwiſt mit dem Hofe von Braſilien, der Montevideo am öſtlichen La-Plataufer hatte beſetzen laſſen, weil S. Olivenza, wie die wiener Kongreßakte es beſtimmte, an Portugal zurückzugeben ſich weigerte, ward 1816 durch die Doppelheirath des Königs und ſeines Bruders Don Carlos mit zwei portugieſ. Prinzeſſinnen nicht beigeigt. In Folge des mit mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeſchloſſenen Traktats vom 22. Febr. 1819 trat Ferdinand die Floridas für 5 Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten ab. Nun rüſtete ſich Ferdinand gegen ſeine amerikan. Kolonien. Statt ihren gerechten Beſchwerden abzuhelfen, erklärte er ſie für Rebellen und verlangte unbedingte Unterwerfung. Bei der Zerrüttung der Geldkräfte des Staats aber konnten Rüſtungen gegen ſie, ungeachtet neuer Anleihen und Steuern, nur langſam von Statten gehen, ſo daß die Kaper der Inſurgenten im Angeſicht der ſpaniſchen Küſte Schiffe wegnahmen, während königliche Seeoffiziere, da kein Sold ausgezahlt ward, im eigentlichen Sinne Hungers ſtarben. Endlich erhielt die Stadt Cadix die Erlaubniß, auf eigne Koſten Fregatten auszurüſten, um ihren Handel zu vertheidigen, und zuletzt beſchleunigte der Verluſt der amerikan. Kolonien den Umſturz der alten, durch Mißbräuche aller Art in ihren Grundfeſten erſchütterten Monarchie. Dieſer Umſturz ward 1820 durch das Heer bewirkt. Schon früher hatten einzelne Offiziere ſich an die Spitze des vernichteten Staatsgrundgeſetzes geſtellt; ihre Unternehmungen ſcheiterten jedoch. In den Provinzen Valencia und Granada herrſchten Elio und Eguia durch den Schrecken. Unterdeſſen befeſtigten die amerikan. Provinzen ihre Freiheit; die große Ausrüſtung in Cadix aber, durch welche Ferdinand die Kolonien unterwerfen wollte, verſchlang den Schatz erzwungener Anleihen, ohne zu Stande zu kommen. Gleichwohl beharrte der König hartnäckig auf dieſer Unternehmung. Da ward auf mehren Punkten des Reichs ein allgemeiner Aufſtand verabredet, der am 1. Mai 1820 ausbrechen ſollte. Auch die Offiziere ſchloſſen einen geheimen Bund, um die Verfaſſung der Cortes wieder herzuſtellen. Man benutzte dazu die Abneigung der Truppen, ſich nach Amerika ſchicken zu laſſen. Zwar mißlang am 8. Juli 1819 der erſte unter den Truppen zu Cadix ausgebrochene Aufſtand. Als aber die Einſchiffung der Truppen wirklich vor ſich gehen ſollte, proklamirten vier Bataillone unter dem Oberſtlieutenant Don Raphael Riego am 1. Jan. 1820 zu San Juan die Verfaſſung von 1812, bemächtigten ſich der Forts San Fernando

Digitized by Google

und San Pebro, ſo wie ber Stadt Isla de Leon, und eeoberten La Caraeea. Bald wuchs das Heer der Inſurgenten, das den Namen Nationalheer annahm, bis auf 9000 Mann. Der Ingenieuroberſt Quiroga, der an die Spitze deſſelben geſtellt worden, erklärte im Namen deſſelben, daß es vom Könige die Annahme der Verfaſſung verlange. Zugleich ward eine proviſoriſche Regierungsjunta in Isla de Leon errichtet, wäheend ein Aufruf an das ſpaniſche Volk die Urſachen des Verfalls des Staats und dee Nation ſchilderte. Bald erklärten ſich die meiſten Städte für die Verfaſſung der Cortes. Riego zog in Andalnſien umher, die Verfaſſung proklamirend; Don Pebro Agar übernahm den Vorſitz in ber Junta von Galieien; in Murcia ward am 29. Febr. die Verſaſſung verkündigt; bas Volk zerſtörte den Palaſt der Inquiſition, unb aus bem Kerker des heil. Gerichts traten Alpuenta und Torrijos an die Spitze der Verwaltung. Gleichzeitig erhob ſich die kantabriſche Küſte, darauf Aragon; Mina pflanzte in Navarea die Fahne bes Nationalheeres auf; in Pampelona ſetzte der Vicekönig Espeleta die Verfaſſung in Kraft, Madrid ſelbſt gerieth in Bewegung. Von hier war der General O'Donnel, Graf von Abispal, nach Oeaña gegangen, wo zum Schutze des Königs ein Heer zuſammengezogen werden ſollte. Auch er rief daſelbſt am 4. März die Verfaſſung aus und vereinigte ſich mit Riego. Selbſt General Freyre, ber bis dahin bem Aufſtande entgegen geweſen, proklate nun, nachdem mehre ſeiner Bataillone zu dem Nationalheere übergegangen waren, die Verfaſſung in Sevilla und Andaluſien. Der erſchrockene König vermehrte den Staatsrath und erließ am 1. März ein Dekeet, in welchem er erklärte, daß er allen Mißbräuchen der Staatsverwaltung, welche endlich ſeine Aufmerkſamkeit erregt hätten, ungeſäumt adhelfen wolle. Das Volk murrte, die Soldateska blieb unbefriedigt, unb das Dekret verfehlte die gehoffte Wirkung; ungünſtige Nachrichten kamen aus den in Gährung begriffenen Provinzen nach der Hauptſtadt. Ferdinand mußte mehr bewilligen; der Juſtizminiſter, Marquis von Mataſlorida, berief auf ſeinen Beſehl die alten Cortes zuſammen, mit dem Bedeuten, daß der König die rechtmäßigen und mit geſetzmäßigen Vollmachten verſehenen Repräſentanten ſeiner Völker anhören wolle (am 6. Marz). Auch das genügte dem gereizten Volke nicht, welches mit lautem Geſchrei die Verfaſſung von 1812 verlangte. So hartnäckig ſich Ferdinands Rathgeber bewieſen hatten, als ſie bei dem von ihnen eingeſührten Reaktionsſyſteme die Vorſtellungen erſahrner Staatsmänner zurückwieſen, ſo ſchwach und nachgiebig erſchienen ſie jetzt, als die Stimme eines in ſeinen Eewartungen geräuſchten Volks ſo plötzlich und ſo nachdrücklich zu ihren Ohren drang. Ein deittes Dekret erſchien am 7. März bei faſt ſchon einbrechender Nacht, in welchem der König, dem allgemein ausgeſprochenen Willen des Volks nachgebend, die von ben allgemeinen nnd außerordentlichen Cortes 1812 angenommene Verfaſſung zu beſchwören verſprach. An demſelben Tage ward eine allgemeine Amneſtie für die wegen politiſcher Vergehen Verhafteten unb Verbannten bekannt gemacht, woranf bas Volk bie Kerker der Inquiſition öffnete. Am 9. März errichtete Ferdinand VII. eine proviſoriſche Junta, deren Präſident der Kardinal von Bourbon wurde nnd die bis znr bevorſtehenden Zuſammenberufung der Cortes alle Regiernngsſachen mit leiten ſollte. In die Hände dieſer Junta beſchwor der König an demſelben Tage die Konſtitution nnd wiederholte auf bem Balkon des königlichen Palaſtes vor einer ungeheuren Volksmenge ſeinen Eid. Am 10. März hob Ferbinand bas Inqniſitionstribunal in der ganzen Monarchie anf. Das neu ernannte Miniſterium ſtellte alle Verſügungen wieder her, die ſich anf die Preßfreiheit und die perſönliche Freiheit bezogen. Unterdeſſen hatte man auch in Katalonien am 10. die Verfaſſung von 1812 wieder hergeſtellt; in Murcia und Alicante wurbe ſie am 12. März, in Sevilla am 10. beſchworen. Nur in Cadix erfolgte eine dlutige Reaktion, indem die königl. Truppen bas zur Beſchwörung der Verfaſſung verſammelte Volk überfielen, wobei 150 Bürger getödtet und noch mehre verwundet wurden. Erſt nach Veränderung ber Garniſon ward in Cadix bie Verfaſſung am 20. und 21. März beſchworen. In Biskaya erfolgte die Annahme am 29. März. Mehre auswärtige Höfe, der nordamerikaniſche Geſandte zuerſt, wünſchten dem Könige zu der von ihm bekannt gemachten Annahme der Konſtitution Glück; nur das Kabinet von Petersburg ſprach ſich abweichend von den anbern aus. In den Provinzen wurden ſtatt der Milizen Nationalgarden errichtet, neben den Generalkapitäns Xefes politicos eingeſetzt. 233 Abgeordnete eröffneten am 9. Juli 1820 die erſte Verſammlung ber Cortes; Espiga, Eezbiſchof von Sevilla, empfing als Präſident den Eid des Königs; der General Quiroga wurde zum Vicepräſidenten ernant. Die wohlthätige Umbildung der innern Staatsverwaltung griff ſehr raſch um ſich; Oconno und Toreno, zwei würdige, der Tortur der Inquiſition unlängſt entriſſene Männer, wurden Miniſter, der verbannte General Ballaſteros, die neuernannten Generale Quiroga und Riego erſchienen in Madrid; eine allgemeine Amneſtie für alle wegen politiſcher Meinungen oder durch die Inquiſition Verhaftete erfolgte. Dieſes Schreckensgericht ſelbſt waeb durch Dekret vom 9. März 1820 abgeſchafft. Das Volk bezeigte über dieſe Verfügung eine ausgelaſſene Freude; in Bareelona, in Mueeia, in Valencia, in Madrid wueden die Kerkerpſorten geſprengt, die Inquiſitionsgebäude theilweiſe, in Murcia gänzlich zerſtört, die Papiere des grauſen Tribunals den Flammen und den Winden preis gegeben, unglückliche Gefangene aus Ketten und Banden erlöſt und aus finſtern, feuchten Kerkern an das Licht der Sonne hervorgezogen. In Valencia allein wurben 1400 dieſer Unglucklichen befreit; in Madrid dereitete man eben drei Schlachtopfer zum Tode. Alle Güter und Einkünfte der Inquiſition wurden dem Tilgungsfond der Staatsſchuld beigetheilt, die Freiheit der Preſſe durch eine obeeſte Cenſurjunta, in den Provinzen durch dieſer untergeordnete Cenſur-

Digitized by Google

behörden geregelt, und die konſtitutionellen Gerichtshöfe wieder hergeſtellt (Dekret v. 20. März 1820). Die aufgehobenen Majorate und Fideikommiſſe traten in die Klaſſe veräußerlicher Güter, die geflüchteten Spanier wurden mit Wiedereinſetzung in den vorigen Stand in das Vaterland zurückberufen, endlich auch die Mönchsorden und Klöſter, mit Ausnahme von 14, aufgehoben und die Geiſtlichkeit mit einer Abgabe vom Zehnten, welche man für die Staatskaſſe zu 15 Millionen Realen anſchlug, beſteuert. Die letzte Verfügung zog den Cortes unter dieſem Stande (man rechnete damals, ohne die Nonnen, in S. 148,240 Geiſtliche aller Art, deren Güter einen Werth von 18 Milliarden 750 Millionen Realen betrugen) geheime Feinde zu; zu der vorletzten gab der König nur mit großen Schwierigkeiten ſeine Einwilligung; die Verbannung ſeiner Günſtlinge (unter dieſen des Herzogs von Infantado), die ihm abgedrungene Entlaſſung ſeines Beichtvaters und ſeines Oberhofmeiſters, des Grafen von Miranda, ſchienen bereits einen geheimen Groll in ſeinem Innern zu erregen.

Gleich bei der Einführung der neuen Verfaſſung hatte ſich an den Grenzen von Portugal aus geflüchteten Geiſtlichen, im Bunde mit Schleichhändlern und Räubern, eine „apoſtoliſche Junta“ gebildet, die, von Portugal aus mit Geld und Waffen unterſtützt, das Volk gegen die Regierung aufwiegelte. So wurde die Begeiſterung für die Verfaſſung nach und nach untergraben. Das Streben der ſäkulariſirten Mönche, die alte Ordnung der Dinge wieder herbeizuführen, wurde allmählig ſichtbar, während die demokratiſche Partei, an deren Spitze die Communeros, die Freiheit für bedroht erklärte. Bei der Eröffnung der 2. *Cortesverſammlung* am 1. März 1821 beſchwerte ſich der König bitter über die Umgriffe des demokratiſchen Geiſtes, und die Miniſter, die von dieſer Erklärung nichts wußten, nahmen ihre *Entlaſſung*. Ein Volksaufſtand, in dem am 4. Mai der zügelloſe Pöbel den 70jährigen Kanonikus Vinueſa, den man als einen Gegner der Konſtitution betrachtete, nach gewaltſamer Erbrechung ſeines Gefängniſſes ermordete, indem man ihm mit einem Hammer den Kopf einſchlug (die Partei der Exaltados erhielt davon den Namen del martillo), war Veranlaſſung, daß die Cortes am 15. April 1821 ganz S. in Gefahr und Belagerungszuſtand erklärten; der aus Caraccas zurückgekehrte Feldherr Morillo wurde an die Spitze der bewaffneten Macht geſtellt. Der König ſelbſt hatte mit den Cortes einige Mißhelligkeiten gehabt und einigen Geſetzen ſeine Sanktion verweigert, und der Papſt miſchte ſich in die Ernennung einiger Erzbiſchöſe, die er wegen ihrer politiſchen Meinungen in den ihnen übertragenen Würden nicht beſtätigen wollte. Dazu regten die Ereigniſſe in Neapel und Piemont die Exaltados immer mehr auf, und die Abſetzung des Generalkapitäns von Aragonien, Don Raphael Riego, erregte neue Unruhen. Der Grenzcordon, den Frankreich unter dem Vorwande des zu Barcelona ausgebrochenen gelben Fiebers an ſeinen Grenzen bezog, wurde der Sammelplatz unzufriedener und an dem Umſturze der beſtehenden Ordnung insgeheim arbeitender Spanier. Zwar berief der König am 21. Sept. 1821 die *außerordentlichen Cortes*, aber auch ſie vermochten in dieſer troſtloſen Lage S.s nicht Hülfe zu ſchaffen. Weder die Anleihen, noch die Einführung einer direkten Steuer, noch der Verkauf der Nationalgüter, noch die Unterhandlungen mit den amerikaniſchen Provinzen hatten den erwünſchten Fortgang; letztere befeſtigten ſich vielmehr in ihrer Unabhängigkeit. Noch in demſelben Jahre ging der ſpaniſche Antheil der Inſel S. Domingo verloren, deſſen Bewohner ſich mit der Inſel Hayti vereinigten. In ſolchem Irrſal von Verlegenheiten aller Art glaubte die Regierung nur durch Mäßigung den innern Frieden herzuſtellen und den äußern Frieden behaupten zu können. Aber eben deshalb klagten die Communeros od. die Partei der ſtrengen Anhänger der Verfaſſung die Miniſter des Irrthums und der Schwäche an; auch die Cortes verlangten im Dec. 1821 von dem Könige die Ernennung eines kräftigern Miniſteriums. Nach mehren Aenderungen ward endlich ein neues Miniſterium gebildet, worauf ſich die Provinzen unterwarfen. Um jedoch die innere Ruhe noch mehr zu befeſtigen, faßten die Cortes Geſetze ab zur Einſchränkung der Preßfreiheit, des Petitionsrechts und der Volksklubs, wodurch die Plane der „Descamiſados“, d. i. Ohnehemden, entſprechend den franz. Sansculotten oder Ohnehoſen, welche die Monarchie auflöſen wollten, gänzlich vereitelt wurden. Nur mit den „Glaubensſchaaren“, welche zur Wiederherſtellung des alten Regierungsſyſtems von der Geiſtlichkeit organiſirt wurden, dauerte der Kampf in mehren Provinzen fort.

In der 3. *Sitzung der ordentlichen Cortes* vom 1. März 1823 bis 30. Juni 1824, deren Präſident im erſten Monat der General Riego war, hatte anfangs die gemäßigte liberale Partei das Uebergewicht, und das Miniſterium, in welchem *Martinez de la Roſa* als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten das Syſtem der Mäßigung behauptete, ſchien die Ruhe im Innern nach und nach mit der Ordnung und dem Vertrauen wieder herzuſtellen, als der Friede von außen her bedroht zu werden anfing. Die längs den Pyrenäen verſammelten franz. Truppen und die Entwürfe der ſpaniſchen Verbannten erregten den Argwohn, daß die in Katalonien und Navarra von Mönchen und Prieſtern unter den Bauern im abſolutiſtiſchen Sinne angeſtifteten Unruhen von der franz. Regierung begünſtigt würden. Da nun auch in andern Provinzen Banden ſogenannter Glaubensſoldaten umherſtreiften, ſo beſchloſſen die Cortes, daß jeder aufrühreriſche Ort nach den Kriegsgeſetzen behandelt und daß die freiwillige Nationalmiliz in dem ganzen Königreich bewaffnet werden ſollte. Die konſtitutionell geſinnten Truppen ſiegten jetzt auf allen Punkten. Da verſuchten 4 Bataillone der Garde am 7. Juli, den König aus ſeinem Palaſte mit Gewalt zu entführen; doch ſchon bei der Puerta del Sol wurden ſie von der madrider Nationalgarde unter Balleſteros angegriffen und zerſtreut. Sie flüchteten zum Theil in den

Digitized by Google

Palaſt. Der König, welcher anfangs die Plane der Garden zu billigen ſchien und die Miniſter in ſeinem Palaſt bewacht hielt, zeigte jetzt Schwäche und Unentſchloſſenheit. Die meuteriſchen Bataillone ſollten ihre Waffen abliefern, allein ſtatt deſſen feuerten ſie auf die Nationalgarde, die nun über die Rebellen herfiel, ſo daß nur Wenige entkamen. Ein Miniſterwechſel und mehre Entlaſſungen und Verbannungen waeen die Folgen dieſes mißlungenen Aufſtandes. Um ſo erbitterter kämpften jedoch die Glaubensſchaaren in Biskaya, Navarra und Katalonien. In Katalonien errichteten die Anhänger des abſoluten Syſtems zu Seu de Urgel eine Regentſchaft, die im Namen des „gefangenen“ Königs Ferdinands VII. Alles in S. wieder herzuſtellen befahl, wie es vor dem 7. März 1820 beſtanden habe. Endlich gelang es Mina, in Katalonien die Truppen des ſogenannten Glaubensheeres zu ſchlagen, während andere konſtitutionelle Generale die in Navarra und Biskaya geſammelten Haufen zeeſtreuten, worauf ſich die Regentſchaft und die Anführer mit den Trümmern ihrer Schaaren im Nov. 1822 nach Frankeeich flüchteten. Seu de Urgel und andere feſte Punkte, die ſie in S. inne gehabt, wurden im Febr. 1823 genommen. In dieſer Verwierung berief Ferdinand die außerordentlichen Cortes, welche ſich vom 7. Okt. 1822 bis zum 19. Febr. 1823 hauptſächlich mit der Ausrüſtung von Streitkräften und den auswärtigen Angelegenheiten beſchäftigten. Außer einem Zwiſte mit dem Papſte, der den nach Rom beſtimmten ſpan. Geſandten Villanueva anzunehmen ſich weigerte, weshalb der päpſtliche Nuntius in Madrid ſeine Päſſe am 22. Jan. 1823 erhielt, waren die Verhandlungen mit Frankreich von den wichtigſten Folgen. Frankreich duldete den Aufenthalt ſpan. Royaliſten in Bayonne und andern Grenzorten, von wo aus die ſogenannte theokratiſche Partei die Flamme des Bürgerkriegs in S. unterhielt, und verwandelte den Sanitätscordon in ein Beobachtungsheer, dann nahm es die Trümmer des Glaubensheeres und die Regentſchaft auf, geſtattete, daß die letztere eine Anleihe in Paris unterhandelte und beförderte endlich die Ausrüſtung der Glaubenstruppen auf franz. Boden, während es auf dem Kongreſſe zu Veeona im Nov. 1822 für eine bewaffnete Intervention in den ſpan. Angelegenheiten ſprach. Auch die übrigen europäiſchen Mächte faßten die Angelegenheiten S.s auf dem Kongreſſe zu Verona ſcharf ins Auge. Großbritannien verſuchte zwar, als Vermittler aufzutreten, da aber die Cortes alle Vorſchläge zu Veränderungen in der Verfaſſung ſtolz zurückwieſen, ſo erhielten die Geſandten von Frankreich, Oeſterreich, Rußland und Preußen von ihren Monarchen den Befehl, den ſpaniſchen Hof zu verlaſſen (am 9. Jan. 1823). Frankreich hatte in Verona die Rolle eines bewaffneten Vermittlers übernommen, demzufolge 100,000 franz. Krieger, mit den Glaubensſoldaten verbunden, bei Perignan und und Bayonne ſich verſammelten, während die Cortes die aktive Nationalgarde zu den Waffen riefen. Der Herzog von Angoulême erließ als Oberbefehlshaber des franz. Invaſionsheers am 2. April zu Bayonne einen Aufruf an die ſpan. Nation, in welchem er erklärte, daß die Franzoſen nur als Hülfstruppen kämen, um S. von dem Unglück der Revolution zu befreien, und überſchritt an der Spitze des franz. Heeres am 7. April 1823 die Bidaſſoa, die Grenzlinie der beiden Nachbarſtaaten; die Spanier leiſteten nur in kleinen Gefechten Widerſtand; an eine Hauptſchlacht war bei ihren zerſtreuten, ſchlecht organiſirten Streitkräften nicht zu denken. Marſchall Moncey drang in der letzten Woche des April in Katalonien ein; mit ihm rückte die Glaubensarmee unter Queſada in S. ein und entehrte ſich durch Ausſchweifungen, Exceſſe und blutige Reaktionen eben ſo ſehr, als die Franzoſen Mäßigung und ſtrenge Mannszucht rühmlich beurkundeten. Das Erſchlaffen des Volks war unverkennbar; die Geiſtlichkeit hatte den eindringenden Franzoſen kräftig vorgearbeitet, die Einheit einer heldenmüthigen, von Vaterlandsliebe begeiſterten Nation war durch Parteigeiſt zerriſſen, die frühere Begeiſterung für Freiheit und Verfaſſung merklich verſchwunden. Der Plan, den König und die Regierung nach Sevilla zu verlegen, hatte ihn in Konflikt mit den Miniſtern gebracht, die er, nach zweimaligem Verſuch, ſich ihrer zu entledigen, nach Eröffnung der 4. ordentlichen Cortes (1. März) behalten mußte. Der König mußte ſich nach Sevilla begeben, wo er mit den Geſandten von England, den Niederlanden, Portugal, den Vereinigten Staaten, Dänemark, Schweden und Sachſen am 11. April anlangte und wo die Cortes am 23. April ihre Sitzungen eröffneten. Die Finanzen befanden ſich in einem ſo ſchlechten Zuſtand, daß die Regierung kaum das Geld zu dieſer Reiſe hatte aufbringen können. Zwar erklärte der König am 23. April den Krieg an Frankreich; doch beſaß die herrſchende Partei weder Popularität noch Energie genug, die Nation zu einem Kampf auf Tod und Leben zu entflammen. Die Aushebung von 30,000 Rekruten ging langſam oder gar nicht von Statten. Ohne Bundesgenoſſen, beharrten die Cortes bei ihrem Vertheidigungsſyſtem, nach welchem ſie den Feind im Innern auf allen Seiten mit Guerillas angreifen, Hauptſchlachten vermeiden und die feſten Punkte behaupten wollten. Ohne die Beſatzungen von 25,000 Mann hatte die ſpan. Regierung 4 Armeecorps aufgeſtellt. Das erſte von 20,000 Mann unter Balleſteros zog ſich bei dem Vorrücken der Franzoſen hinter den Ebro; das zweite gleich ſtarke unter Mina ſollte Katalonien vertheidigen; das dritte von 18,000 Mann unter Abispal ſtand in und um Madrid, das vierte von 10,000 Mann unter Morillo in Galicien und Aſturien. Dieſer zerſtreuten, zum Theil ungeregelten Streitkraft ſtand ein franz. Heer von gegen 100,000 Mann unter trefflichen Führern gegenüber, das von etwa 30,000 Mann fanatiſirter Spanier unterſtützt wurde. Ohne zu kämpfen zog ſich Balleſteros nach dem Ebro, dann nach dem unglücklichem Gefecht bei Logroño nach Valencia zurück, ſo daß der Herzog von Angoulême ſchon am 17. April ſein Hauptquartier zu Vittoria nehmen konnte. Graf Molitor,

Digitized by Google

dre die linke Flanke des Invaſionsheeres deckte, ſchnitt Mina in Katalonien ab, wo der Feldzug am 18. April begann. Nachdem ſich Mina hierauf in die Stellung von Vich zurückgezogen hatte, beſetzte Moncey am 2. Mai Gerona, das ihm ohne Widerſtand ſeine Thore öffnete. So wurden Oberkatalonien, Biscaya, Aragon, Kaſtilien und Aſturien faſt ohne Kampf von den Franzoſen beſetzt und nur in Unterkatalonien entſpann ſich ein lebhafter kleiner Krieg. Mina entzog ſich hier durch raſche Bewegungen jedem entſcheidenden Angriffe, ſchlug hier den Feind, ermüdete ihn dort durch kühne Märſche und beſchäftigte ihn überall ſo, daß Moncey nirgends bedeutende Fortſchritte machen konnte. Im nördlichen S. eroberte die Diviſion Bourck Aſturien, während Morillo in Galicien die Nationalgarden zuſammenzog und eine Fremdenlegion bildete. Der Oberbefehlshaber, Herzog von Angoulême, zog über Aranda und Buitrago, und der Herzog von Reggio über Burgos und Valladolid gegen Madrid. Indeß war Abiſpal, der mit der Vertheidigung Madrids beauftragt war, den Patrioten verdächtig geworden, weil er zur Vertheidigung der Päſſe der Somo-Sierra und der Guadarama keine Anſtalten getroffen hatte und ſelbſt in dieſer ungeeigneten Zeit noch erfolgloſe Schritte zur Abänderung der Konſtitution im Sinne des Kongreſſes von Verona that. Er nahm daher ſeinen Abſchied und ging nach Frankreich. Sein Nachfolger im Kommando, der Marquis de Caſtel dos Rios, zog aus Madrid nach Eſtremadura. Hierauf beſetzte die franz. Vorhut ſchon am 23. Madrid. Das Volk zerſchlug die Konſtitutionsſteine, zertrümmerte den Verſammlungsſaal der Cortes und des vor Kurzem noch ſo hochgefeierten Riego Büſte und plünderte mehre Häuſer der Konſtitutionellen, bis die franz. Truppen die Ordnung herſtellten. Am 24. hielt der Herzog von Angoulême unter lautem Jubel des Volks ſeinen Einzug und ernannte am 26. Mai eine Regentſchaft, die Alles auf den Fuß vor dem 7. März 1820 ſetzte. Zugleich erfolgten eine Menge Verhaftungen. Ohne Geld und Kredit konnte jedoch die Regentſchaft, welche aus der franz. Kriegskaſſe erhalten werden mußte, der Unordnung in der Verwaltung nicht abhelfen; ſie vermochte nicht einmal die zuchtloſen Banden der Glaubensſoldaten militäriſch zu organiſiren. Der Schauplatz des Kriegs ward nun nach Andaluſien und Eſtremadura verlegt, wo Lopez, Banos und Zayas das Heer von Abiſpal befehligten und Villacampa eine Reſerve zuſammenziehen ſollte. Die Franzoſen rückten ihnen nach, konnten ihnen jedoch nicht viel anhaben, da die Spanier jedes Hauptgefecht vermieden; das Volk dagegen empfing an allen Orten die Franzoſen als Befreier. Unterdeſſen hatten in Sevilla die Cortes verſucht, einen allgemeinen Guerillaskrieg zu entzünden, regten aber durch ihre vom Geldmangel erzwungenen Beſchlüſſe der Einziehung des Vermögens aller Spanier von der Gegenpartei und eines gezwungenen Anlehens von 200 Mill. Realen, ſo wie der Ausprägung des unnöthigen Kirchenſilbers und andere Maßregeln den Volkshaß noch mehr gegen ſich auf. Deſſenungeachtet wagten es die königl. Miniſter nicht, die von England angebotene Vermittelung den Cortes zur Genehmigung vorzutragen, vielmehr beſchloß die Verſammlung, den König zur Abreiſe nach Cadix zu bewegen. Auf die Weigerung deſſelben wurde eine proviſoriſche Regentſchaft für die Zeit der Reiſe nach Cadix mit der vollziehenden Gewalt bekleidet. Am 12. erfolgte die Abreiſe von Sevilla und am 15. Juni traf der König in Cadix ein, wo die Regentſchaft aufhörte und der Name des Königs wieder unter den Beſchlüſſen der Regierung erſchien. Die Cortes ſetzten daſelbſt ihre Sitzung am 18. Juni fort. Die königl. Regentſchaft in Madrid erklärte dagegen am 18. Juni alle Deputirte, die an der Sitzung vom 11. Theil genommen, für Hochverräther; ſie ſelbſt ward von den Kontinentalmächten anerkannt. Um dieſelbe Zeit erklärte ſich Morillo in Nordſpanien gegen die Cortes, unterhandelte im Einverſtändniß mit mehren Offizieren und den vornehmſten Einwohnern Galiciens mit dem General Bourck, ſchloß endlich einen Waffenſtillſtand ab und unterwarf ſich der Regentſchaft in Madrid, wogegen ihm und ſeinen Anhängern vollkommene Sicherheit der Perſon, Rechte und Güter, ohne Rückſicht auf ihre bisherigen politiſchen Meinungen und Handlungen, verſprochen wurde. Die ihm untergebenen Generale leiſteten zwar noch einigen Widerſtand, allein nachdem der tapfere Quiroga, an der Möglichkeit ferneren Widerſtands verzweifelnd, ſich nach Cadix eingeſchifft hatte, unterwarfen ſich die übrigen auf dieſelben Bedingungen, wie Morillo. Dadurch war der Krieg in Galicien geendigt. Mina dagegen führte mit nicht mehr als 6900 Mann drittehalb Monate lang den Gebirgskrieg in Katalonien mit außerordentlicher Klugheit und Geſchicklichkeit, ſo daß ihn die Diviſionen Donnadieu und Eroles nicht erreichen konnten. General Sarsfield verließ damals die Sache der Konſtitutionellen und bot ſeine Dienſte dem Marſchall Moncey an; die Beſatzung von Cardona pflanzte die Fahne Ferdinands auf, und Barcelona wurde zur See geſperrt. Unterdeſſen hatte Molitor Lerida eingeſchloſſen und den General Balleſteros gezwungen, die Belagerung von Murviedro aufzuheben und Valencia zu räumen, das Molitor am 13. Juni beſetzte. Balleſteros wich hierauf aus einer Stellung in die andere zurück; am 7. Juli rükte Molitor in Murcia ein und am 13. nahm ſeine Vorhut das ſtark befeſtigte Lorca. Granada wurde verlaſſen, Balleſteros bei Campillo am 28. von Molitor geſchlagen und aus ſeiner Stellung auf ſteilen Gebirgshöhen geworfen. Dadurch löſte ſich das Band der Ordnung bei den konſtitutionellen Truppen völlig auf. Nun ſchloß Balleſteros mit Molitor am 4. Aug. eine Kapitulation ab, welche ihm und ſeinen Offizieren Grad, Sold, Stellen und vollkommene Bürgſchaft in Hinſicht ihrer früheren politiſchen Geſinnungen und Handlungen zuſicherte. Nachdem ſo die Konſtitutionellen auf allen Punkten beſiegt und unterworfen worden waren, begann der Rachekrieg der

Meinungen. Die Regentſchaft erließ am 23. Juli ein Dekret, das allen Freiwilligen nnd allen Mitgliedern geheimer Geſellſchaften jede Auszeichnung und Stelle mit Vorbehalt der weitern Beſtrafung nahm. Der Pöbel verhaftete die reichſten Bürger, denen er konſtitutionelle Geſinnungen zutraute. Die überſpannten Royaliſten, Manaios genannt, erhielten faſt überall die Oberhand. In den Provinzen dauerten die willkürlichſten Verhaftungen fort. Umſonſt ſuchte der Herzog von Angoulème dieſen Verfolgungen Einhalt zu thun. Unterdeſſen hatte in Cadix der Admiral und Deputirte Gaetano Valdes den Oberbefehl erhalten; auf der Inſel Leon und in Cadix befanden ſich nur 15,000 Mann. Die Generale Bordeſaille und Bourmont ſchloſſen mit 17,000 Mann Cadix ein und warfen am 16. Juli einen Ausfall der Beſatzung zurück; auf der Seeſeite wurde die Stadt durch eine franz. Flotte von 29 größern und 6 kleinern Schiffen blockirt. Der König hatte hier die Sitzung der Cortes am 5. Aug. geſchloſſen, und der Gouverneur Valdes trat an die Spitze des Ausſchuſſes der Cortes. Am 16. Aug. kam der Herzog von Angoulème vor Cadix an, wo das Belagerungsheer jetzt 30,000 Mann ſtark war, und am 30. Aug. begann der Hauptangriff auf den Trocadero, den die Franzoſen am 31. Morgens erſtürmten. Riego hatte den kühnen Plan gefaßt, ſich nach Malaga durchzuſchlagen, um die Truppen des Balleſteros, Zayes u. A. für die Sache der Konſtitution zu gewinnen, erreichte auch wirklich Balleſteros, der aber auf Riego's Vorſchlag, ſich mit ihm zu vereinigen, nicht einging, worauf Riego nach Katalonien zu entkommen ſuchte. Nach mehren Gefechten löſte endlich der verwundete Riego am 14. bei Jodar ſeine Schaar auf und wurde am 15. gefangen. Nachdem in Cadix die Regierung am 6. Sept. die außerordentlichen Cortes berufen hatte, die der Vertheidigungsjunta eine faſt unumſchränkte Gewalt übertrugen, begann der Kampf aufs Neue. Am 20. Sept. wurde das Fort Santi Petri mit Kapitulationen genommen, und am 23. Cadix durch Kanonierböte bombardirt und an mehren Orten angezündet. Schon trafen die Belagerer Anſtalten zu einem allgemeinen Sturme, da faßten die Cortes am 28. Sept. den Beſchluß, dem König die abſolute Gewalt wieder zu übergeben und ihn zu bitten, ſich in das franz. Lager zu begeben, um dort die günſtigſten Bedingungen für ſein Volk zu erlangen. Der König ſicherte Schutz gegen Rache und Verfolgungen, worauf ſich die Cortes noch an demſelben Tage für aufgelöſt erklärten und der König den Herzog von Angoulème ſeine Ankunft in Puerto-Santa-Maria anmelden ließ. Die Nationalgardiſten von Madrid verlangten jedoch ſichere Bürgſchaft der Amneſtie, ehe der König abreiſen konnte, und der General Eleve ward mit dieſer Forderung in das franz. Lager geſchickt. Der Herzog von Angoulème nahm ihn indeß nicht an, ſondern ließ der Beſatzung nur die Wahl zwiſchen Sturm und unbedingter Uebergabe. In Cadix herrſchte jetzt die größte Verwirrung, bis eine im Namen des Königs erlaſſene Proklamation, worin die vollſtändigſte Vergeſſenheit alles Vorgefallenen, die Anerkennnng der von der gegenwärtigen Regierung gemachten Schulden und die Beſtätigung aller Grade, Würden und Aemter der konſtitutionellen Regierung, ſo wie eine auf bürgerliche Freiheit und Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums gegründete Verfaſſung verſprochen wurde, die Gemüther beruhigte. Der König erſchien am 1. Okt. 1823 mit ſeiner Familie im franzöſiſchen Hauptquartier zu Puerto-Santa-Maria. Seine erſte Regierungshandlung war eine Proklamation, in welcher er alle Akte der konſtitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oktober 1823, „indem er während dieſes Zeitraums ſeiner Freiheit beraubt geweſen ſey," für null und nichtig erklärte, alle Beſchlüſſe der madrider Regentſchaft belobte und genehmigte, den Herzog von Infantado zum Oberbefehlshaber ſeiner Armee und ſeinen geweſenen Beichtvater Viktor Saez, Domherrn von Toledo, zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Nachdem der König Tags darauf unter dem Jubel des Volks ſich nach Sevilla begeben, beſetzten die franzöſiſchen Truppen Cadix und die Inſel Leon, von wo aus faſt alle Mitglieder der Cortes und der Regierung, Offiziere und andere Theilnehmer an der Revolution, überhaupt gegen 600 Perſonen, ſich nach Gibraltar, Amerika und England begeben hatten. Auch Mina, der in Katalonien den Krieg noch bis zum Nov. fortgeführt, gab endlich den Widerſtand auf und ſchiffte ſich nach Amerika ein. Der Herzog von Angoulème verließ Madrid am 4. Nov. und nahm am 22. zu Ayanzun Abſchied von dem franz. Heere. Der Feldzug hatte Frankreich 200 Mill. Francs und 4000 Krieger gekoſtet. In S. herrſchte ein Syſtem der Rache und Verfolgung. Durch Dekrete wurden die geweſnen Cortes 5 Stunden, alle konſtitutionellen Beamten, vom höchſten bis zum niedrigſten, 15 Stunden weit aus dem Umkreiſe der Hauptſtadt verbannt, in welche der König, von dem Volke jubelnd begrüßt, am 13. Nov., 6 Tage nach Riego's Hinrichtung, ſeinen Einzug hielt. Konſtitutionellgeſinnnte Geiſtliche wurden in Klöſter von der ſtrengſten Obſervanz eingeſperrt; dagegen durchzogen Miſſionäre auf königlichen Befehl die Provinzen, um gegen den „Irrwahn der Verfaſſung" zu predigen; die Jeſuiten traten aus ihren Schlupfwinkeln ans Tageslicht und erhielten alle Lehrkanzeln eingeräumt, die Gebäude der Inquiſition wurden eifrig wiederhergeſtellt.

Ein Ueberblick auf das folgende Jahr (1824) beurkundet die Schwäche der Regierung, ein immerwährendes Schwanken in der Wahl der zu ergreifenden Maßregeln, einen Mangel an Eintracht mehr als zur Genüge. Der gänzliche Abfall der überſeeiſchen Kolonien, Geldmangel und der zerrüttete Zuſtand aller Verwaltungszweige drückten das verarmte Land vollends zu Boden; die Aufrechthaltung der innern Ruhe machte den fortwährenden, koſtſpieligen und der Mehrzahl des Volks gehäſſigen Aufenthalt der franzöſiſchen Truppen unentbehrlich. Mehre Verſuche zu Wiedereinführung der Inquiſition wurden zwar von dem Könige zurückgewieſen, auch der Domherr Viktor

Saez, der in ſtolzer Reſignation das ihm angebotene Bisthum von Tortoſa von ſich wies, aus dem Miniſterium entfernt, aber ſeinem Nachfolger, dem Marquis von Caſa-Irujo (der ſchon am 18. Jan. 1824 ſtarb) gelang es eben ſo wenig als ihm, der allgemeinen Verwirrung, einer drückenden Schuldenlaſt und einer gänzlichen Verarmung abzuhelfen. Die Miniſter wechſelten, ehe ſie noch das Uebel in ſeiner Wurzel kannten und mit ſichrer Hand die Auswüchſe vertilgen konnten, welche dem vaterländiſchen Stamme Saft und Nahrung raubten. Der Graf von Ofalia, der am 2. Dec. 1823 an die Spitze des neuen Miniſteriums geſtellt worden war, that das Aeußerſte, um die von der franzöſiſchen Regierung vorgeſchlagene allgemeine Amneſtie durchzuſetzen; aber der Pöbel rottete ſich, von unſichtbaren fanatiſchen Händen geleitet, unter den Fenſtern des königlichen Palaſtes zuſammen und rief: „Alle, welche für die Amneſtie ſind, müſſen ſterben!“ Der Graf Ugarte, ein Günſtling des Königs, als Sekretär in den geh. Rath berufen, deſſen Seele er eigentlich war, hintertrieb, als erklärter Feind der franzöſiſchen Politik, Alles, was die übrigen Mitglieder des Miniſteriums zur Beruhigung der Parteien im Sinne hatten. Die apoſtoliſche Junta intriguirte im Geheimen, die Kamarilla bot dem Miniſterium mit vieler Dreiſtigkeit die Spitze und arbeitete nach Kräften gegen den franzöſiſchen Einfluß. Schon waren die Benennungen Liberale, Servile, Ultra's aus der Mode gekommen; man nannte alle, welche Anhänglichkeit an die Verfaſſung gezeigt hatten, Negros (Schwarze) oder Freimaurer; die eifrigen Freunde des alten Syſtems hießen Abſolute; da ſie eine Erhebung des Infanten Don Carlos auf den Thron beabſichtigten, erhielten ſie auch den Namen Karliſten. Den Anhängern der apoſtoliſchen Junta ward von der Gegenpartei der Spottname Amarillos (die Gelben) gegeben. Der Inhalt der eine weiſe Mäßigung ausſprechenden Ordonnanz von Andujar wurde zum großen Mißvergnügen ihres edeln Stifters, des Herzogs von Angoulème, umgangen und die mit den Generalen, welche ſich unterworfen, abgeſchloſſenen Kapitulationen weder für dieſe, noch für ihre Truppen aufrecht erhalten; auf den Trümmern der aufgelöſten konſtitutionellen Armee bildeten ſich Parteigänger, welche das Land durchſtreiften und unſicher machten. Das Amneſtiegeſetz wurde bald vorgeſchlagen, bald diskutirt, bald angenommen, bald verworfen; die Verfolgungen gegen die Liberalen nahmen ſo überhand, daß in manchen Städten nur die franzöſiſchen Bajonette dem aufgeregten Pöbel Einhalt thun konnten; überall wurde das Feuer des Haſſes gegen die Franzoſen im Geheimen angefacht. Mißhelligkeiten zwiſchen den franzöſiſchen Befehlshabern und den ſpaniſchen Generalkapitäns in den Provinzen, wie z. B. in Katalonien zwiſchen Marinzoud und Eroles, waren die unausbleiblichen Folgen dieſer Intriguen; in Toledo, Barcelona, Bilbao und Saragoſſa beging die Hefe des Volks gegen ehemalige Konſtitutionelle die abſcheulichſten Exceſſe. Der Kauf der Nationalgüter ſollte gleichfalls annullirt werden; nichtsdeſtoweniger gingen die Steuern theils nicht regelmäßig, theils gar nicht ein, und das Finanzweſen des Staats befand ſich in dem kläglichſten Zuſtande. Den Verhaftungen — dieſe trafen Schuldige und Nichtſchuldige, Verdächtige oder auch nur des Verdachtes Angeſchuldigte — folgten Hinrichtungen, und die Henker hatten vollauf zu thun. So rechnet man der Hingerichteten in dieſem Jahre für den Monat Auguſt allein 600, für den Sept. 800, für den Okt. 1200. Die ſogenannten königlichen Freiwilligen, eine Art Prätorianer des Abſolutismus und des Pfaffenthums, die man aus dem faulen Geſindel aller Städte über ganz S. organiſirt hatte, benahmen ſich trotzig und übermüthig und wurden unter den Händen fanatiſcher Prieſter gelehrige Werkzeuge zur Verfolgung der Liberalen, ja ſelbſt der Gemäßigten. Endlich (am 1. Mai 1824) wurde die ſo lange beſprochene und verheißene Amneſtie proklamirt; ſie hatte aber ſo viele Ausnahmen und Nebenartikel und ließ ſo viele Auslegungen zu, daß ſie, wie ein engliſcher Journaliſt damals ſehr richtig bemerkte, füglicher Amneſtie heißen als ſeyn konnte. Dennoch waren die Abſoluten damit höchſt unzufrieden; an manchen Orten wurde ſogar das Amneſtiedekret öffentlich verbrannt. Auch ward das gemäßigte Miniſterium Ofalia's geſtürzt und Zea Bermudez trat an ſeine Stelle. Die zur Prüfung der politiſchen Meinungen und Handlungen der Angeſtellten oder Anzuſtellenden niedergeſetzte Reinigungsjunta fand im Gange der von ihr angeſtellten Unterſuchungen Schuldige in Menge und häufige Todesurtheile erfolgten; viele Ausgewanderte oder im Verſteck verborgen geweſene Konſtitutionelle, die ſich zuverſichtlich vor dieſe Reinigungskommiſſion geſtellt, bereuten ihr Vertrauen im Kerker. Ein Dekret vom 1. Aug. befahl allen geweſenen Freimaurern und Mitgliedern andrer geheimen Verbindungen, ſich ſelbſt anzuzeigen, widrigenfalls ſie als Hochverräther beſtraft werden würden. Unter dieſen Umſtänden nahmen die Auswanderungen von Neuem überhand; die bemitteltſten und gebildetſten Bürger ſuchten im Auslande ſich ein unangefochtenes Daſeyn zu begründen. Schon früher, vom 1. Jan. bis zum 1. Mai, hatte man allein in Madrid 7000 Päſſe an Auswanderer vertheilt. Eine Ordonnanz, gegen Ende Okt. 1824, ernannte die Ortsobrigkeiten im ganzen Königreiche und hob dadurch das letzte alte Recht der Gemeinden auf, ſich ihre Vorſteher ſelbſt zu wählen. Der Parteigeiſt brachte endlich ſelbſt im Miniſterium, am Hofe und in der königlichen Familie Spaltungen hervor. Die apoſtoliſche Junta ſuchte durch geheime Agenten das Volk ſelbſt gegen den König, der ihrer Meinung nach nicht ſtreng genug verfuhr, oder dem franzöſiſchen Einfluſſe zu ſehr nachgab, aufzuhetzen; Pasquille erſchienen; in manchen Provinzen erſcholl — ohne einen beſtimmten Feind anzugeben — ein allgemeiner Aufruf zu den Waffen, zur Ver-

the·digung des Throns und Altars; ſelbſt mit den Ruheſtörern im benachbarten Portugal ſtand dieſe gefährliche Junta in Verbindung. Einen merkwürdigen Kontraſt in der Volksſtimmung beurkundete die Rückkehr der konſtitutionellen Kriegsgefangenen aus Frankreich; in Santander wurden dieſe z. B. mit offnen Armen und gaſtlich empfangen, in Coruña mordete der Pöbel einige derſelben, die andern wurden verhaftet. Nachdem die abſolute Partei den völligen Sieg über die Gemäßigten errungen und dieſe geſtürzt hatte, wurden ſogar die Hochſchulen und Lehrſäle (im Okt. 1824) bis zum Erſcheinen eines neuen Unterrichtsplans geſchloſſen, damit, wie der Präſident des hohen Raths von Kaſtilien in der deshalb erlaſſenen Verordnung ſich ausdrückte, die Jugend, welche während der Revolution die gelehrte Laufbahn betreten, Zeit haben möge, die ihr unterdeſſen beigebrachten Lehren — zu vergeſſen. Die Unterhandlungen in Betreff einer gänzlichen Räumung des ſpaniſchen Gebiets von den Franzoſen wurden ſehr emſig betrieben, da ihre Gegenwart den Abſoluten ſchon längſt ein Dorn im Auge war. Als aber auf das bloße Gerücht ihres bevorſtehenden Abmarſches hier und da grobe, ja ſelbſt blutige Exceſſe vorfielen, ließ der König die bereits weit vorgerückten Unterhandlungen abbrechen; am 10. Dec. ward ſogar ein neuer Vertrag geſchloſſen, nach welchem 22,000 Franzoſen in S. bleiben ſollten.

Der Anfang des folgenden Jahres (1825) zeigte in der Regierungsverwaltung das nämliche Schwanken: bald wünſchte man alle Franzoſen jenſeits der Pyrenäen zurück, bald hielt man die Verlängeruug ihres Aufenthalts für unentbehrlich; bald ſprach man von Proklamation eines allgemeinen Generalpardons für alle Spanier ohne Ausnahme, bald von Wiedereinführung der Inquiſition; bald ſchien ſich die gemäßigte Partei zu heben, bald arbeitete eine mächtige Partei ihr im Dunkeln kräftig entgegen. Im Ganzen dauerte der Verfolgungsgeiſt in den Prooinzen fort und traf jetzt, da man mit den Laien ſo ziemlich fertig war, die liberaler Geſinnungen verdächtigen Prieſter. Die eifrigſten Bemühungen der franzöſiſchen Bevollmächtigten, Ordnung und Ruhe für das Königreich herbeizuführen, blieben fruchtlos; Mönche u. Servile zogen zwiſchen ihnen u. dem faſt nie zu einem feſten Entſchluſſe kommenden, auch öfters kränkelnden Könige, eine eherne Scheidewand; ein Vorſchlag des franzöſiſchen Kabinets, für S. unter paſſenden Modifikationen eine der franzöſiſchen Charte ähnliche Verfaſſung anzunehmen, fand eine ſehr kalte Aufnahme. Die beiden Miniſter Zea und Colomarde wurden bald entſchiedene Gegner, erbitterte Feinde; der Geldmangel in den öffentlichen Kaſſen nahm ſo überhand, daß (z. B. im Monate Aug.) 1500 Staatsbeamte nicht einmal einen Theil ihrer monatlichen Beſoldung erhalten konnten. Schon Ende 1824 hatte die Staatsſchuld und das Deficit in den Finanzen an 590 Mill. Realen betragen. Zum Unglück wandelte eine zehn Wochen anhaltende Dürre die ſonſt ſo ſegenreichen Fluren in eine Wüſte um. Wollte man die rückſtändigen Steuern mit Gewalt erheben, ſo zeigten ſich die eifrigſten Royaliſten plötzlich unfügſam. Die reiche Geiſtlichkeit, einige Biſchöfe, vorzüglich das Domkapitel von Toledo (dem Viktor Saez angehörte), griffen zwar den königlichen Bedürfniſſen bisweilen unter die Arme; bedeutende Opfer von ihr zu fordern, dazu fehlte es der Regierung jedoch an Kraft und ſie mußte daher mit ihr unterhandeln. Die v. ihr theils ausgeſprochenen, theils in Petto behaltenen Bedingungen erregten indeß bange Beſorgniſſe für die Zukunft; die Miniſter konnten ſich zu ſo großen Konceſſionen, welche in Entſcheidung und Leitung der Staatsangelegenheiten der ohnehin gefürchteten Geiſtlichkeit die Alleingewalt in die Hände gegeben hätten, nicht entſchließen; die Finanzen, abgeſehen, daß ſie auf einem ungeregelten Fuße ſtanden, blieben daher in ihrem erbärmlichen Zuſtande; ein Miniſter war ſogar unklug genug, die berühmte, unter dem Namen Torres Paula bekannte, aus 14- bis 15,000 der ausgeſuchteſten Merinos beſtehende Schafheerde zum Verkaufe auszubieten u. damit das ohnehin wenig induſtriöſe Land noch um ſeinen Wollhandel zu bringen. Sogar auf eine längſt ſchon vergeſſene Vergangenheit erſtreckte ſich die Wuth der Ultraabſolutiſten. Lucian Murat, ein Sohn des ehemaligen Königs von Neapel, verweilte, mit öſterreichiſchen Päſſen verſehen, auf ſeiner Reiſe nach Nordamerika, in Gibraltar. Ein mit geheimen Inſtruktionen verſehener ſpaniſcher Oberſt erſchien in dieſer Stadt, erſchlich des jungen Murats Bekanntſchaft und lockte ihn unter dem Vorwande einer Jagdpartie auf ſpaniſches Gebiet, wo er überfallen, feſtgenommen, in die Gefängniſſe von Algeſiras gebracht und einem Kriminalverhöre des Generals O'Donnel unterworfen wurde, bis ihm der nordamerikaniſche Geſandte die Freiheit verſchaffte. Um die von den Ultras verbreitete Beſchuldigung zu widerlegen, daß die Regierung ſelbſt aus Freimaurern oder Negros beſtehe, wurde der in dem Befreiungskriege ſo berühmt gewordene Guerillashäuptling, General Don Juan Martin (Empecinado, der Pechſchwarze) eingekerkert und in Roa hingerichtet. Daſſelbe Schickſal hatten am 1. Sept. 7 in Granada entdeckte Freimaurer. Die gemäßigte Partei und der ſie unterſtützende Einfluß des franzöſiſchen Kabinets ſchienen mittlerweile ſich wieder heben, ja ſogar die Oberhand gewinnen zu wollen. Mehre einflußreiche Kreaturen der apoſtoliſchen Partei mußten das Hoflager meiden, unter dieſen der Pater Martinez, der berüchtigte (aus einem kataloniſchen Kloſterbruder Glaubensſoldat und Anführer einer Freipartie gewordene) Trappiſt Antonio Marano und der Pfarrer Merino; der Graf Ugarte, der enthuſiaſtiſche Protektor der königlichen Freiwilligen und der Kriegsminiſter Aymerich wurden entlaſſen; General Capape, auch ein Glaubensheld, fiel in Ungnade; der Präſident der raſtlos geſchäftigen Militärkommiſſion zu Madrid, General Chapane, der nie bei einer Hinrichtung zu fehlen pflegte, wurde abgeſetzt, der Oberintendant der Polizei, der furchtbare Rufino Gonzales, nach Pampelona

verbannt, die Entwaffnung der königlichen Freiwilligen dekretirt. Genug für die abſolute Partei, um auf neue Ränke zu ſinnen, neue Komplotte auszubrüten, ja endlich auf einen Gewaltſtreich bedacht zu ſeyn. Der größte Theil der franzöſiſchen Okkupationsarmee hatte die Pyrenäen im Rücken, nur die in einem beſondern Vertrage ausgenommenen feſten Plätze waren noch von den Franzoſen beſetzt; um ſo leichter dünkte der im Geheimen an dem Umſturze der bisherigen Regierung emſig arbeitenden Partei ihr Spiel. Das unter dem Volke ausgeſprengte Gerücht einer Vergiftung von 25 Tambours der königlichen Freiwilligen und ungefähr 200 königlicher Gardiſten war das Vorſpiel kommender Gährungen; planmäßig ſollte der Verdacht dieſes Verbrechens verderblich auf die Liberalen zurückfallen und ſchon hatte der Pöbel den Zügel abgeworfen, als es ſich aufklärte, daß ein boshaft und abſichtlich in die Speiſen geſchüttetes Brechpulver die einzige, keine weitere Folgen habende Veranlaſſung des darüber entſtandenen Tumults geweſen war. Dieſem geſcheiterten Verſuche folgte (im Aug. 1825) ein zweiter. Man ſetzte, um neue Gährungen zu erregen, das Gerücht in Umlauf, als wolle der König die Krone zu Gunſten ſeines Bruders Don Carlos niederlegen, S. verlaſſen und ſeine Tage in Frankreich beſchließen; von jetzt an koncentrirte ſich die ſogenannte karliſtiſche Partei. General Beſſières, den thörichten Wahn, als wolle er den König aus der Sklaverei befreien, in welcher ſeine Miniſter ihn hielten, zum Vorwand nehmend, ſtellte ſich an die Spitze eines bewaffneten Haufens, um Karl V. zu proklamiren. König Ferdinand entſendete den General d'Espagna zu ſeiner Verfolgung; ein königliches Dekret ſprach über alle mit den Waffen in der Hand ergriffene Rebellen unverzügliche Todesſtrafe aus. Der Miniſter Zea hatte unter dieſen kritiſchen Umſtänden um ſeine Entlaſſung gebeten (am 13. Aug.) und die Gemahlin des Infanten Don Carlos ſich ſo weit vergeſſen, in einer Privatunterredung mit dem Könige auf die Entfernung des verhaßten Miniſters perſönlich anzutragen. Mittlerweile nannten bezahlte Mönche auf den öffentlichen Plätzen der Hauptſtadt in überſpannten Predigten den König einen Freimaurer, ſeinen Bruder hingegen einen guten, des Throns würdigen Katholiken. Der Argwohn des Königs erwachte, dunkle Vorgefühle ſchienen ihm die Augen zu öffnen: er zerriß das Entlaſſungsgeſuch des Miniſters. Der auf der Flucht nach Aragonien begriffene General Beſſières wurde von den Truppen des Generals d'Espagna eingeholt und mit 7 ſeiner Gefährten am 26. Aug. zu Molina d'Aragon erſchoſſen. Wahrſcheinlich war die von der abſoluten Partei vorbereitete Exploſion zu zeitig ausgebrochen; ob Beſſières als beſtimmtes Werkzeug einer majeſtätsverbrecheriſchen Verſchwörung handelte oder nur in dem überſpannten Wahne ſtand, ſeinem Könige durch den gewaltſamen Sturz der gehaßten gemäßigten Miniſter ſeine unumſchränkte Gewalt wieder zu verſchaffen, iſt zur Zeit noch in die Schleier des Geheimniſſes gehüllt, mit dem ſein Prozeß betrieben wurde. Man hatte Proſkriptionsliſten bei ihm gefunden, auf welchen der Miniſter Zea oben an ſtand, und ſehr beträchtliche Summen ſtanden zu ſeiner Dispoſition; in den Kathedralen von Cuenca und Plaſencia bemächtigte ſich die Polizei 7 zu geheimen Zwecken deponirter Millionen Realen. Angeſehene Perſonen, unter ihnen viele Geiſtliche von hohem Range, mehre Chor- und Domherren wurden verhaftet; in ihren Häuſern entdeckte man eine Menge gefährlicher Papiere, unter andern ein langes Verzeichniß der apoſtoliſchen Häupter mit Angabe „ihrer himmliſchen Wohnungen“ (ſo hießen die untergeordneten numerirten Provinzialjunten). Der General Crux ſtellte dem Könige die Auflöſung der königlichen Freiwilligen als eine für S.s Ruhe unumgänglich nothwendige Maßregel vor; General Capape, der zuerſt Aragonien zu Gunſten Karls V. inſurgiren wollte, wurde zum Tode verurtheilt. Ermuthigter ging der Miniſter Zea darauf (im Sept.) damit um, eine allgemeine Amneſtie ohne Ausnahmen, die Reorganiſation der ſo gefährlichen königlichen Freiwilligen, ſichere Garantie für eine große zu negocirende Anleihe, endlich die durch die Macht der Zeitumſtände gebotene Anerkennung der amerikaniſchen Freiſtaaten ernſtlich zu betreiben. Dieſe Rieſenpläne beſchleunigten ſeinen nahen Fall; er vermochte nicht die Intriguen am Hoflager und die fortwährenden Gährungen in den Provinzen zu erſticken. Von ſeinem ſchwierigen Poſten, jedoch ohne Beweiſe königlicher Ungnade, am 24. Okt. entlaſſen, wurde er von dem Herzoge von Infantado erſetzt. Obgleich dem franzöſiſchen Einfluſſe entſchieden abgeneigt, legte letzterer bald nach Uebernahme ſeines Amts doch ziemlich deutlich an den Tag, daß er ſich nicht vollſtändig in die Pläne der abſoluten Partei, der er doch ſeine Entſtehung verdankte, fügen werde und zog deshalb den Vorwurf der Lauheit auf ſich. Sey es aus Patriotismus, oder um ſeinem gebrechlichen Poſten eine Stütze zu verſchaffen, brachte er den Bedürfniſſen des Staats ſeine Einkünfte eines Jahres, 4 Millionen Realen, zum Opfer dar; mehre Biſchöfe und Domkapitel opferten gleichfalls bedeutende Summen auf dem Altare des Vaterlandes oder boten ſie wenigſtens an; die dem Könige vorgeſchlagene Abreiſe des Infanten Carlos ins Ausland unterblieb. Die bisher beſtandene berathende Junta wurde aufgehoben u. an ihre Stelle trat ein neuer Staatsrath (im Dec. 1825), zu welchem jedoch die ausgezeichnetſten Mitglieder jener Junta berufen wurden. Die amerikaniſchen Angelegenheiten beſchäftigten das Kabinet am Schluſſe des Jahres am meiſten, und häufige Miniſterialkonferenzen wurden bisweilen mit Zuziehung der fremden Geſandten gehalten. Thatſächlich beſaß S. von ſeinen überſeeiſchen Kolonien nur noch Cuba und Portorico, das von Peru getrennte Callao und die Philippinen. In S. ſelbſt vermochte auch der Herzog von Infantado die Zuſtände nicht zu verbeſſern. Schon am 18. Aug. 1826 ſah er ſich genöthigt, ſeine Entlaſſung zu nehmen und der Ritter Salmon, von Zambrano als Kriegs- und Balleſteros als

Finanzminiſter unterſtützt, trat an ſeine Stelle. Ein karliſtiſcher Aufſtand ber Agraviados in Katalonien, im Nov. 1826, welche die Herſtellung der Inquiſition verlangten, bewog den König, ſich nach Barcelona zu begeben. Anbere karliſtiſche Aufſtände in ben baskiſchen Provinzen, wo man die Franzoſen niedermetzeln und Pampelona überrumpeln wollte, wurden noch vor dem Ausbruch entdeckt, eben ſo eine in Madrib, wo man bie Schweizer ermorden und Don Carlos auf den Thron erheben wollte; bie Räuberbanben, die ganz S., beſonders Murcia und Jaen, durchſtreiften, vermochte man jedoch nicht zu bezwingen. Zur Vermehrung der Drangſale trug es noch bei, daß der Dey von Algier des nicht bezahlten Tributs wegen ſpaniſche Fahrzeuge kapern u. die ſpaniſchen Küſten plündern ließ. Da es an Geld, ihn zu befriedigen, fehlte, ſo mußte die Schmach ungerächt bleiben und die Küſtenbewohner konnten ſich nur durch Flucht in das Innere des Landes retten. In neue Verlegenheit wurde die Regierung 1826 durch die Einführung einer Konſtitution in Portugal geſetzt. Es ſollte ein Heer an ber portugieſiſchen Grenze aufgeſtellt werden, allein es fehlte an Geld zur Ausrüſtung. Zwar gab der König endlich den Befehl zur Aushebung von 30,000 Mann, ſah ſich aber durch brohende Erklärungen Englands gezwungen, ſeine Rüſtungen einzuſtellen. Die Apoſtoliſchen unterſtützten dagegen den Marquis von Chaves und den Herzog von Albrantes, die den Infanten Don Miguel zum abſoluten Könige von Portugal ausriefen, mit Kriegsvorräthen. Einen neuen Aufſtand bereiteten die Karliſten in Katalonien vor, ber im Aug. 1827 zum Ausbruch kam. Der Generalkapitän der Provinz, der ſich nicht zu helfen wußte, nahm ſeine Entlaſſung und ward durch den Grafen d'Espagna erſetzt, der die Inſurrektion insgeheim begünſtigte. Schnell war das Heer der Aufrührer bis auf 14,000 M. gewachſen. Die hungernden Solbaten aller Parteien nahmen Dienſte, die Verbrecher in den Gefängniſſen wurden befreit und bewaffnet unb alle wohlhabenden Einwohner der Provinz ausgeplündert. Der König ließ ſogleich alle disponibeln Truppen zuſammenziehen und in Eilmärſchen dahin aufbrechen; er ſelbſt begab ſich am 22. Sept. nach Katalonien, um den Aufruhr zu unterdrücken. Dieſe Thätigkeit bes Königs kam den Apoſtoliſchen unerwartet; ſie zogen ſich von den Rebellen zurück, die nun nach mehren Gefechten überwältigt wurden. Mehre Hundert Inſurgenten wurden hingerichtet, andere nach Ceuta in Afrika geſandt, Tauſende flüchteten in die Gebirge oder über die franzöſiſche Grenze. Aber immer noch beunruhigten einzelne Banden Katalonien und die andern nördl. Provinzen, ſo baß der König, ber ſich noch einige Monate in Katalonien aufhielt, wegen ber Unſicherheit der Heerſtraßen keine Berichte aus Madrid erhielt. Das Gepäck des ruſſiſchen Geſandten u. ſeine Papiere wurben geraubt, die Pachthöfe bes Herzogs Medina Celi geplündert und verbrannt. Der König kehrte im Aug. 1828 nach Madrid zurück, aber ohne die Unruhen vollſtänbig geſtillt zu haben.

Bereits 1827 hatten bie franzöſ. Truppen die ſpaniſchen Feſtungen unb 1828 auch Cadix, nachdem alle Maßregeln, die geldloſe ſpaniſche Regierung zur Zahlung wenigſtens der erſten 12 Mill. Franken zu vermögen, vergebens geweſen waren, geräumt. Wirklich war die Finanznoth größer als je. Die Staatsſchuld war bis auf 400 Mill. Thaler geſtiegen, die Abgaben gingen nicht ein, und jedes Jahr ergab ein neues Deficit von 25—30 Mill. Thalern. Dazu beſtanden England und Frankreich auf der Bezahlung ihrer großen Forderungen. Die ſpaniſche Regierung legte ber franzöſiſchen Gegenforderungen vor u. verglich ſich endlich ſo weit, daß Frankreich ſeine weit größere Schuld auf 20 Mill. Thaler herabſetzte und dieſe in das große Buch zu 3 Proc. einſchreiben ließ. England war nicht ſo nachſichtig, und nun gelang es, freilich gegen 20 Proc. Rabatt, ein Anlehen von 25 Mill. Thalern in Paris zu machen. Ein Theil dieſes Geldes wurde zu Abſchlagszahlungen der engliſchen Schuld verwandt, mit dem Reſte wurden die Koſten für die Ergänzung des Heeres beſtritten. Die Regierung ſah ſich 1828 auch genöthigt, da die letzten Feſtungen auf der Terra firma von Amerika, das Fort St. Juan d'Ulloa bei Veracruz 1825, Callao bei Lima 1826, gefallen waren, den ſpaniſchen Handel, damit er nicht ganz untergehe, die Konceſſion nach den inſurgirten Provinzen Amerika's zu geſtatten, jedoch ſollte dies nur unter fremder Flagge geſchehen. Um den Handel noch mehr zu beleben, wurde den 21. Febr. 1829 Cadix für einen Freihafen erklärt, und den 9. Juli die St. Fernandos-Bank geſtiftet, auch ein neues Handelsgeſetzbuch publicirt. Obſchon hierdurch ſich die Finanzen zu heben ſchienen, ſo verzehrte doch Mitte 1829 die gänzlich mißlungene Unternehmung bes Generals Baradas mit 5500 M. von Cuba aus nach Mexiko und die gleichfalls mißlungene Expedition von 1575 M. nach dem empörten Manila 1830 alles Erübrigte wieder und mehrte die Finanznoth. Daneben gährte der Stoff der apoſtoliſch-abſolutiſtiſchen Reaktion am Hofe und des glühenden Freiheitsſinnes in ben Seeſtädten fort. Der an Geiſt und Körper ſieche Ferdinand VII. war ſelbſt dazu beſtimmt, von ſeinem Todtbette den Brand in die glimmende Aſche zu werfen und ſeinen Widerſachern bie Waffe ober wenigſtens den Anlaß zu einem Kampfe zu geben, in dem endlich bie Konſtitutionellen ihre Gegner niederſchlugen. Nach drei kinderloſen Ehen vermählte er ſich, im Widerſpruche gegen die Ultraroyaliſten, am 10. Dec. 1829 mit der ſchönen aber ränkevollen Prinzeſſin Marie Chriſtine von Neapel, die durch ſorgſame Pflege einen großen Einfluß auf ihn gewann und auf deren Antrieb er die ſogenannte pragmatiſche Sanktion vom 29. März 1830 erließ, wonach mit Aufhebung bes ſaliſchen Geſetzes, aber im Einklange mit den altkaſtiliſchen Rechten unb mit der 1789 von Karl IV. geordneten Succeſſion, der Thron auch für bie weibliche Nachkommenſchaft erblich ſeyn ſollte. Bald darauf gebar Marie Chriſtine eine Tochter, die nachherige Königin Iſabella, die zur Prinzeſſin von Aſturien und

zur Kronerbin erklärt wurde. Eine Verſchwörung der Karliſten gegen das Leben des Königs u. der Königin wurde entdeckt u. vereitelt, doch die apoſtol. Verſchwörer, unter denen der Franziskaner Gen. Cyrillo, nur gelinde beſtraft. Dagegen erregte die Einführung eines neuen Finanz- und Steuerſyſtems mit höchſt drückenden Abgaben allgemein Mißvergnügen und bald auch Unruhen und Empörungen, welche die Regierung meiſt unbeſtraft laſſen mußte, weil die Julirevolution 1830 in Frankreich auch in S. eine große Gährung in den Gemüthern bewirkt hatte und ſogar zu offenen Unruhen in Granada, Murcia u. den baskiſchen Provinzen führte. Unterdeſſen waren von ſpaniſchen Ausgewanderten, unter Leitung des Lopez Pinta, eine Junta zur Herſtellung der konſtitutionellen Regierung in S. gegründet worden, die von den amerikan. Republiken, von den Inhabern der Cortes-Bons mit Geldmitteln unterſtützt wurde. Da S., angeblich von Rußland dazu ermuntert, eine feindliche Stellung gegen die neue franzöſiſche Regierung annahm, ſo erlaubte dieſe, daß die ſpaniſchen Verbannten ſich auf franzöſiſchem Gebiet zu Einbrüchen in S. vorbereiteten. Zwar bewirkte Ferdinand VII., nachdem er Ludwig Philipp anerkannt, daß die Verbannten von den Pyrenäen entfernt wurden, doch nahm man es nicht ſo ſtreng, und die Konſtitutionellen würden ihren Zweck vielleicht erreicht haben, wenn nicht ihre Häupter uneinig geweſen wären. Sie drangen um die Mitte Okt. in einzelnen Haufen, von Mina, Lopez, Bannos, Milanos, Gourea u. And. geführt, über die Pyrenäen vor, trafen bald auf die royaliſtiſchen Generale Juanito, Santos-Ladron und Espagna, die mit überwiegenden Streitkräften die Konſtitutionellen angriffen, zerſprengten und über die Grenzen zurücktrieben. Der Landungsverſuch des ehemal. Kriegsminiſters, General Torrijo, mit 80 Liberalen am 1. Dec. 1831 bei Malaga mißlang ebenfalls. Torrijo ward mit mehren Gefährten ergriffen und erſchoſſen. Ein Aufruhr der Seeſoldaten in Cadix am 3. März, wobei die Konſtitution ausgerufen wurde und der Gouverneur das Leben verlor, wurde ſchnell und blutig von Queſada erſtickt. Um dieſe Zeit verlor Salmon das Miniſterium des Auswärtigen und wurde von dem Herzog von Alcudia erſetzt. Zwar gelang es der abſolutiſtiſchen Partei und in deren Namen dem Miniſter Calomarde (Sept. 1832), von dem todtkranken Könige einen Widerruf ſeiner pragmatiſchen Sanktion zu erſchleichen; allein Ferdinand erholte ſich noch ein Mal, erklärte dieſen Widerruf für ungültig, beſtätigte die pragmatiſche Sanktion und übergab der Königin die Regentſchaft, die nun ſogleich Calomarde entließ und Zea Bermudez als Miniſter und Rathgeber annahm. Das ganze Miniſterium wurde geändert, in das la Cruz, Ofalia (ſpäter Burgos), Gonzales und Martinez eintraten, die Generale Eguia, Moreno, Espagna als zu abſolutiſtiſch entlaſſen und ein Amneſtiegeſetz mit wenigen Ausnahmen gegeben. Am 20. Juni 1833 ließ der König durch die zu dieſem Zwecke nach Madrid berufenen Cortes por Estamentos ſeiner Tochter Marie Iſabelle Luiſe den Treueid als Thronerbin leiſten und † am 29. Sept. 1833, ſeiner Gemahlin während der Minderjährigkeit ihrer Tochter die Regentſchaft unter der Mitwirkung eines von ihm ſelbſt gebildeten Regentſchaftsrathes hinterlaſſend. Um ihres eigenen Intereſſes willen war die Regentin gezwungen, gegenüber den Anſprüchen ihres Schwagers Don Carlos, der ſchon vor Ferdinands Tod am 29. April 1833 von Ramalhao aus gegen jede ſeine vermeintlichen Anſprüche verletzende Succeſſionsakte proteſtirt hatte, ſich mehr und mehr auf die Seite der Liberalen zu ſtützen, und gar bald wurde es klar, daß der Nachfolgeſtreit die ganze Nation in zwei feindliche Lager ſpalten und in einen Principienkampf ausſchlagen müſſe. Der alte Glaube und das Königthum, als unantaſtbar in Weſen und Form, wurde das Feldgeſchrei der Einen, der der Karliſten; die Freiheit und Verfaſſung das Loſungswort der Anderen, der Chriſtinos. Den Kern der karliſtiſchen Partei bildete die Bevölkerung des platten Landes und der kleineren Städte in Navarra und den baskiſchen Provinzen, die, ſeit uralten Zeiten im Beſitze großer Freiheiten und einer beinahe demokratiſchen Verfaſſung, dieſe privilegirte Freiheit gegen die mit Gleichmachung ſie bedrohende Partei der Konſtitutionellen zu behaupten ſuchte. So entſtand eine Allianz der Privilegirten der Freiheit mit den Privilegirten des Despotismus, eine Verbindung heterogener Elemente, die ſelbſt im Falle des Sieges von vorn herein den Keim der Auflöſung in ſich trug. Auf der anderen Seite war die gebildetere Mittelklaſſe, die Mehrheit der Bürger aller größeren Städte, zumal in dem ganzen meerbegrenzten Gürtel der Halbinſel, den konſtitutionellen Anſichten zugethan. Ueberdies hielten ſich die in Folge der von der Regentin erlaſſenen Amneſtien zurückgekehrten Spanier (wohl 50,000 an der Zahl) zu ihren Fahnen. Endlich ſtand ſie an der Spitze der Adminiſtration und des Beamtenſtaates, deſſen Mitglieder ihr bereits gehuldigt hatten. Daſſelbe hatte das unter Ferdinand vernachläſſigte und noch immer faſt durchaus konſtitutionell geſinnte Heer gethan. Auch war ſeit der Julirevolution die Stellung der auf S.s Schickſale zunächſt einflußreichen weſtlichen Großmächte eine weſentlich andere geworden, als ſie zur Zeit des Kongreſſes von Verona war. England und Frankreich waren ſich zeitweiſe näher gerückt, und es lag in ihrem Intereſſe, den abſoluten Großſtaaten des Oſtens gegenüber ſich gemeinſchaftlich an die Spitze der konſtitutionellen Staaten und Parteien des weſtlichen Europa's zu ſtellen. Daher kam bald nach dem Ausbruche des ſpaniſchen Bürgerkriegs, am 22. Apr. 1834, die Quadrupelallianz von Großbritannien, Frankreich, S. und Portugal zu Stande. Konnte nach derſelben die Mitwirkung jener Großmächte auch nur eine ſehr beſchränkte Kooperation ſeyn, ſo war ſie doch ein Gegengewicht gegen die geheimen Unterſtützungen, womit die Sympathie der abſolutiſtiſchen Großmächte und der meiſten italieniſchen Staaten und vieler Ariſtokraten aller

Digitized by Google

Länder die Anſtrengungen der Karliſten zu fördern ſuchte. Bald nach Ferdinands Tode, am 23. Okt., gab die Regentin ein neues Amneſtiegeſetz, welches aber weit mehr Perſonen verbannte, als früher zurückrief, verließ Don Miguels Sache in Portugal, bei dem ſich Don Carlos befand, und belegte ſämmtliche Güter des Don Carlos mit Beſchlag, worauf er aller Titel und Würden für verluſtig erklärt wurde. Nach einem verunglückten Einfall auf ſpan. Gebiet erließ Don Carlos eine Proklamation, worin er ſich als Prätendent erklärte, und dieſes mit Blitzesſchnelle im ganzen Lande verbreitete Manifeſt bewirkte alsbald eine allgemeine Bewegung. Schon nach wenig Tagen wehte die Fahne des Aufruhrs auf allen Bergen dieſſeits des Ebro. 20,000 von Zavalas und Urangua geſammelte Freiwillige hatten ſich bei Bilbao und Vittoria unter die Befehle von Valdeſpina und Veraſtegui geſtellt, und in Navarra trat General Santos-Ladron auf, den man wegen ſeines militäriſchen Ranges und wegen der Achtung, deren er in den Provinzen genoß, für das Haupt der Verſchwörung hielt. Dennoch ſollte dieſe erſte Schilderhebung ein trauriges Ende nehmen. In dem Augenblick, wo der alte und kluge General Sarsfield an der Spitze eines Armeecorps aus Portugal gegen die Aufſtändiſchen vordrang, kam der Brigadier Lorenzo mit 7–8000 Mann von Pampelona her Santos-Ladron entgegen, der ſich nach Los Arcos zurückzog und hier von den Chriſtinos gefangen wurde. Hiermit verlor der Aufſtand ſein Haupt, und die zahlreichen, ihm zuſtrömenden Banden zerſtreuten ſich, die Navarreſen unter Ituraldes Führung in die Berge von Eſtella, die Kaſtilier nach Logroño, wo ſie ſich unter Garcias Befehle ſtellten. Die Hinrichtung von Santos-Ladron, der am 15. Okt. 1833 in den Gräben von Pampelona erſchoſſen wurde, hinderte Ituraldes Freiwillige, in ihre Dörfer heimzukehren. Die Kunde dieſes traurigen Ereigniſſes verſetzte ganz Navarra in große Aufregung, weckte neuen Haß, waffnete die Rache und regte die Parteien auf. Alle, welche durch ihre karliſtiſche Geſinnung gefährdet waren, fürchteten Santos-Ladrons Schickſal zu theilen und ſetzten ſich Gefahren aus, um der Verfolgung zu entgehen. Dreihundert junge Leute aus den erſten Familien Pampelona's ſuchten die Verſchworenen in den Engpäſſen von Berrueza auf, und eine aus angeſehenen Perſonen beſtehende karliſtiſche Junta hatte ſich im Dorfe von Piedramilera gebildet. Eine am 3. Dec. von Toloſa aus vom General Caſtañon erlaſſene Proklamation, vermöge welcher die baskiſchen Provinzen ihrer ſämmtlichen Freiheiten (Fueros) beraubt wurden, trug nicht wenig dazu bei, die Flamme des Aufſtandes immer weiter zu verbreiten, und nachdem Zumalacarreguy ſich an die Spitze der karliſtiſchen Streitkräfte geſtellt hatte, während Zavalas ſich aus eigner Machtvollkommenheit zum Generalkapitän der drei Provinzen gemacht hatte, erhielt die Sache der Karliſten einen feſten Zuſammenhalt. Ueber den mit der Beſiegung des Don Carlos endigenden ſiebenjährigen Bürgerkrieg und die gleichzeitigen inneren Angelegenheiten und Ereigniſſe bis zum Sturze des nach Maria Chriſtinens Abdankung zum alleinigen Regenten ernannten Espartero, ſ. Aufſtände der neueſten Zeit, S. 411 ff.

Was man Espartero auch zur Laſt legen mag, ſeine Verdienſte um das unglückliche Land waren unleugbar. Unter ſeiner Regierung traten im Heerweſen große Erſparungen ein, die Finanzen wurden geordnet, die Verwaltung geregelt, für die wichtigſten Nationalintereſſen, für den Straßenbau, die Forſtkultur, die Marine geſchah, ſo viel die beſchränkten Mittel geſtatteten. Die alten Richter, welche die Juſtiz nach der im Gil Blas geſchilderten Weiſe, zu Nutz und Frommen der Räuber und zur unſäglichſten Bedrückung der Unſchuldigen ausübten, die Verwaltungsbeamten, welche die öffentlichen Kaſſen mehr plünderten, als verwalteten, wurden in Maſſe abgeſetzt. Im Heere fanden bedeutende Reduktionen Statt, indem Espartero die Freiwilligen entließ, das Offiziercorps auf den Normalſtand zurückbrachte, die Ueberzähligen auf Haldſold ſetzte. Dieſes Heer, bis dahin der Herd aller Aufſtände, ſollte fortan ſeinem wahren Zwecke dienen, der Erhaltung der öffentlichen Ordnung. Wie er früher die Mörder Escalera's und Sarsfields ſelbſt aus den Reihen riß und in Gegenwart ihrer Mitſchuldigen dem Henker übergab, ſo verfuhr er ſpäter mit heilſamer Strenge gegen alle Oberoffiziere, die ſich aufrühreriſche Handlungen oder Ungehorſam zu Schulden kommen ließen. Zugleich ſtützte er ſich auf die bewaffneten Bürger, auf die Milizen, um gegen den Corpsgeiſt des Heeres, über den er ſich keine Illuſionen machte, eine Stütze zu haben. In Allem, was damals geſchah, lagen die Keime einer beſſeren Zukunft. Der Parteihaß, die Verderbtheit der höheren Klaſſen, das Geld Chriſtinens, die Ränke Frankreichs verſchworen ſich aber gegen E.s Glück. Espartero hatte der natürlichen Feinde viele, die abgeſetzten Offiziere und Beamten, die Mehrheit des Heeres, das ſein altes Uebergewicht im Frieden behaupten wollte, Alle, welche von den alten Mißbräuchen gelebt hatten, die Kaufleute und Fabrikanten. Die letztern erbitterte, daß Espartero das Prohibitivſyſtem, die Amme eines beiſpielloſen Schmuggels, zu einem vernünftigen Schutzſyſtem ermäßigen wollte. In dieſer Beziehung ließ ſich Espartero zwar eine Ungerechtigkeit zu Schulden kommen, da er durch das Verlegen der Zolllinie an die Pyrenäengrenze die Rechte der Basken, die im Vertrage von Bergara ausdrücklich gewährleiſtet waren, verletzte; aber alle dieſe Maßregeln waren ſo ſehr im Intereſſe des Landes, daß die Oppoſition aus ihnen keine Waffen gegen den Regenten machen konnte, ſondern zur Lüge ihre Zuflucht nehmen mußte, indem ſie ihn beſchuldigte, daß er nach der Krone ſtrebe, in engliſchem Solde ſtehe, die Philippinen, Cuba an England verkaufen, eine Militärherrſchaft gründen wolle u. ſ. w. Auch an dem Papſtthum hatte Espartero einen heftigen Gegner und ſah ſich von dieſer Seite in einen bedenklichen Zwieſpalt verwickelt. Eine päpſtliche Allokution vom 1.

März 1841 hatte erklärt, daß die madrider Regierung aus der Unterwerfung der nördlichen Provinzen einen größeren Nuth geſchöpft habe, um die Rechte der ſpaniſchen Kirche und des heil. Stuhls mit Füßen zu treten. Sie proteſtirte namentlich gegen die Dekrete vom Dec. 1840 über Einziehung der Klöſter in den unterworfenen Provinzen und gegen Verſteigerung der dazu gehörigen Kirchen; wider das den Cortes vorzulegende Geſetz über Einziehung aller Güter der Weltgeiſtlichkeit und deren Verwendung zur Staatsſchuldentilgung, wogegen der Staat die Beſoldung des Klerus übernehmen ſollte; gegen die Abſetzung mehrer Geiſtlichen und mehrer Richter des vom Papſt und König gemeinſchaftlich zu beſetzenden Tribunals de la Reta; gegen die neuen Eintheilungen von Pfarreien durch die weltliche Behörde; gegen die Verhaftung und Verbannung des Vicenuntius zu Madrid, der wider jene Beſchlüſſe der Regierung Verwahrung eingelegt hatte, und gegen andere Punkte. Zugleich ſprach die Allokution „von einer kleinen Zahl pflichtvergeſſener Prieſter, die ſich mit der Regierung zur Unterdrückung der Kirche verſchwöre, von gottloſen Büchern, die nicht immer ohne Vorwiſſen der Obrigkeiten verbreitet, von Lehrern häretiſcher Schlechtigkeit, die den Glauben der Einfältigen zu verderben nicht verhindert würden". Dieſe Allokution wurde in vielen Exemplaren in S. verbreitet und von mehren Geiſtlichen ſelbſt von der Kanzel verleſen. Insbeſondere gaben zahlreiche Mitglieder des Kapitels der Erzdiöceſe von Saragoſſa am 25. Juli 1841 eine Adreſſe an die Regierung ein, worin ſie dieſe ihres Gehorſams in weltlichen Dingen verſicherten, aber in geiſtlichen Angelegenheiten ſich dem Papſte unterthänig erklärten, weshalb ſie jede weltliche Einmiſchung in Kirchenſachen als verabſcheuungswürdige Uſurpation betrachten müßten. Dieſen Demonſtrationen gegenüber erließ das Ayuntamiento von Madrid eine äußerſt heftige Erklärung gegen die Allokution; andere Gemeinderäthe folgten, und ſelbſt in den Cortes verlangte ein Mitglied die öffentliche Verbrennung des päpſtlichen Erlaſſes durch Henkershand. Ihrerſeits ließ die Regierung zwei höchſt merkwürdige Antwortsmanifeſte gegen die römiſche Allokution verbreiten, worin für S. als katholiſches Land, geſtützt auf kirchliche hiſtoriſche Rechtsgrundlagen, eine eben ſo außerordentliche kirchliche Freiheit vertheidigt und neu in Beſitz genommen wurde, wie ſeine Verfaſſung ihm die höchſte bürgerliche Freiheit gibt. Der römiſchen Kurie wurde hier das Recht beſtritten, ein direktes Patronat über die ſpaniſche Kirche auszuüben, und dem Papſte Aufreizung zur Zwietracht und Empörung und feindliche Geſinnungen gegen S. vorgeworfen, da die Königin Iſabella ihrer Legitimität ungeachtet noch immer nicht von Rom anerkannt ſey. Eine weitere Erwiederung von Seite der Regierung fand das encykliſche Schreiben des Papſtes vom 22. Febr. 1842, wodurch Gebete für die Wohlfahrt der bedrohten ſpaniſchen Kirche angeordnet und zugleich die früheren Allokutionen in Erinnerung gebracht wurden. Eine Ruhe ſonſtiger Maßregeln zeigte thatſächlich die Energie und Kraft der Regierung, ſich und ihre Grundſätze zu behaupten. Geiſtliche wurden wegen ihrer Widerſetzlichkeit verhaftet, zur Landesverweiſung und ſelbſt zu Freiheitsſtrafen verurtheilt. Zugleich erſchien ein Verbot aller Geldſendungen nach Rom für Ertheilung kirchlicher Indulgenzen und ein Befehl an den hohen Klerus, allen von fremden Prälaten ordinirten oder der Partei des Prätendenten angehörenden Geiſtlichen die Erlaubniß zu Beichte und Meſſe zu entziehen. Endlich wurde am 23. Juni den Cortes der Geſetzesentwurf vorgelegt, wodurch alles Kirchengut für Nationalgut erklärt, der Verkauf der Güter des Klerus angeordnet und dagegen dem Kultus und der Geiſtlichkeit eine jährliche Summe von etwas über 75 Millionen Realen vom Staate zugewieſen wird. Dieſes wichtige Geſetz wurde von den Abgeordneten, wo ſich unter anderen Arguelles ſehr entſchieden gegen alle Konkordate mit Rom ausſprach, ſo wie vom Senate mit großer Stimmenmehrheit angenommen. Nicht lange nachher folgten Geſetze wegen Aufhebung der außerordentlichen kirchlichen Tribunale, da nur die ordentliche Jurisdiktion der Biſchöfe beſtehen bleiben ſolle; über Aufhebung der päpſtlichen Nuntiatur und weitere Veränderungen in der kirchlichen Organiſation. Durch dieſe und andere kirchliche Reformen gründete Espartero für S. die freieſte katholiſch-kirchliche Verfaſſung in der Welt, und dieſes zu einer Zeit, wo die ganze katholiſche Chriſtenheit für die unglückliche (!) ſpaniſche Kirche beten mußte. Wie ſehr aber auch dieſe Maßregeln bei den liberalen Parteien Beifall fanden, unter dem Volke erregten ſie Trauer und Abſcheu gegen Espartero, der dadurch allen Boden im Volke verlor und fallen mußte, als ſeine mächtigen Gegner ſich zu ſeinem Sturze vereinigten.

Espartero war kaum entfernt u. das Miniſterium Lopez, das zur Auflöſung der Cortes und mithin zum Ausbruch des Aufſtandes die nächſte Veranlaſſung gegeben, eingeſetzt, als eine neue Empörung ausbrach. Barcelona, bei dem Sturze Espartero's am thätigſten, war der Schauplatz dieſer neuen Schilderhebung, die von den reinen Exaltados und den Republikanern ausging. Barcelona verlangte eine konſtituirende Centraljunta, oder mit andern Worten, daß die während des Aufſtandes in den einzelnen Provinzen entſtandenen Junten eine geſetzgebende Verſammlung bilden und die für S. nöthig erſcheinenden organiſchen Geſetze erlaſſen ſollten. Die Nichtgewährung dieſes Antrages, deſſen Verwirklichung der Einführung republikaniſcher Formen ziemlich gleichbedeutend geweſen ſeyn würde, rief den Aufſtand hervor, dem ſich in den nächſten Tagen Reus, Taragona und Gerona anſchloſſen, etwas ſpäter Saragoſſa und Figueras. Aufſtandsverſuche fanden in allen Theilen S.s Statt, ſelbſt in Sevilla und Granada, den beiden Städten, die ſich ein Paar Monate zuvor am eifrigſten gegen Espartero gezeigt hatten und jetzt den Namen des Regenten auf ihre Fahnen ſchrieben. In Galicien landete General Iriarte, in Katalo-

nien trat Amettler zu den Aufſtändiſchen über, doch gelang es nie, die vereinzelten Heereshaufen in Zuſammenhang zu bringen, und damit verlor die Empörung ihre Bedeutung. Der Sieg, den General Prim am 22. Sept. bei San Andrea de Palomar über die Barceloneſen erfocht, machte die Sache des Aufſtandes hoffnungslos. Die einzelnen Städte mochten ſich kürzer oder länger halten, ſiegen konnten ſie nicht mehr. Eine ergab ſich nach der andern, zuletzt Figueras, wo Amettler befehligte. Während dieſer Kampf noch fortdauerte, traten in Madrid die Cortes zuſammen. Die größere Zahl der Abgeordneten gehörte dem ſogenannten *jungen* S. an, einer Partei, aus jungen Leuten beſtehend, die meiſt in London oder Paris in der Verbannung gelebt, dort ihre Studien gemacht hatten und nun vor Begierde brannten, ihre Theorien, ſey es auch mit Gewalt, auszuführen. Der wichtigſte, alles Andere in den Hintergrund drängende Gegenſtand der Berathung war die Volljährigkeit der Königin. Von dieſer Maßregel verſprach man ſich mit ſüdlicher Lebhaftigkeit das größte Heil, die Verſchmelzung aller Parteien zu einem, allein auf das Volkswohl bedachten Ganzen, die Verwirklichung der konſtitutionellen Ideen, Ordnung und Frieden bis in die fernſte Zukunft hinaus. In Folge dieſer Träume arbeiteten die verſchiedenartigſten Parteien an der Volljährigkeitserklärung, ausgenommen eine kleine Anzahl Ultraprogreſſiſten, die den Wortlaut im §. 58 der Verfaſſung für ſich anführten. Für dieſe Anſicht entſchieden ſich nur 16 Mitglieder, 193 Stimmen des Senats und der Abgeordnetenkammer ſprachen die *Volljährigkeit der Königin* aus (8. Nov. 1843). Die nächſte Folge war, daß das Miniſterium Lopez, das nur als proviſoriſche Regierung aufgetreten war, ſeine Entlaſſung gab. Nach dem parlamentariſchen Gebrauch anderer Länder hätte nun die Majorität die Bildung eines neuen Miniſteriums übernehmen müſſen, alſo in dieſem Falle die Moderados, die bei den Wahlen einen glänzenden Sieg erfochten und alle ihre Häupter in die Cortes gebracht hatten, während von den Progreſſiſten gerade die bekannteſten unterlegen waren. Dieſem Gebrauch ganz entgegen, drang die Partei des jungen S.s darauf, daß *Olozaga*, der entſchiedene Progreſſiſt, an die Spitze des neuen Miniſteriums trete, und ſo geſchah es. Der Miniſterpräſident geſellte ſich nur Männer ſeiner Partei zu, *Luzuriaga* und *Cantero*, vertraute Freunde Espartero's, *Domenech*, einen Führer der Radikalen u. A. Von Dauer konnte unter den obwaltenden Umſtänden dieſes Miniſterium unmöglich ſeyn. Im Senat, in der Abgeordnetenkammer hatten die Moderados die Majorität und benutzten ſie auf eine feindſelige Weiſe, indem ſie Pidal, einen politiſchen Gegner Olozaga's zum Präſidenten wählten und über Nationalgarden- und Städtegeſetze in reaktionärem Sinne Berathungen pflogen. Olozaga ließ ſich durch dieſe Feindſeligkeit zu dem Entſchluſſe drängen, die Cortes aufzulöſen, und erhielt die Genehmigung der Königin dazu. In dieſem Augenblicke wurde ſein Sturz durch eine Palaſtintrigue bewirkt, die nicht unwürdiger hätte ſeyn können. Es verbreitete ſich aus dem Palaſt das Gerücht, daß Olozaga die dreizehnjährige Königin zur Unterzeichnung des Dekrets, wodurch die Cortesauflöſung anbefohlen wurde, gezwungen habe. Narvaez war der Träger der Wahrheit, ſeine Freundin, die Marquiſe von Santa-Cruz, Aya und erſte Kammerdame, hatte ihm das Unerhörte erzählt, Iſabella II. auf Befragen Alles beſtätigt. War es nun ganz unwahrſcheinlich, daß ein vierzigjähriger Mann von Bildung eines ſolchen Benehmens, deſſen Folgen leicht vorausgeſehen werden konnten, fähig ſey, ſo mußte das Verfahren, das man gegen den angeblichen Majeſtätsbeleidiger einſchlug, den Argwohn erhöhen, daß hier eine vorher verabredete Komödie geſpielt werde. Es lag in der Hand der Königin, Olozaga einfach zu entlaſſen und ihn dann entweder von Madrid zu verweiſen oder vor Gericht zu ſtellen. Auf dieſe Weiſe wurde die Würde der Krone gewahrt. Die herrſchende Partei wählte aber das entgegengeſetzte Verfahren, ſie zog, um ihre Gegner vollſtändig zu Grunde richten zu können, die Perſönlichkeit der Königin in den parlamentariſchen Streit und veranlaßte Debatten, deren Skandal den monarchiſchen Tendenzen nicht anders als gefährlich werden konnte. Zuerſt wurde die Königin veranlaßt, vor einer Kommiſſion, die aus den höchſten Beamten zuſammengeſetzt war, ihre Erklärung abzugeben. Dieſe lautete wörtlich: „Am Abend des 28. dieſes Monats (Nov.) kam Olozaga zu mir. Er ſchlug mir vor, ein Dekret zur Auflöſung der Cortes zu unterzeichnen, und ich erwiderte, ich wolle es nicht unterzeichnen, indem ich als einen Grund meiner Weigerung auch anführte, daß dieſe nämlichen Cortes meine Volljährigkeit ausgeſprochen hätten. Olozaga drang von Neuem in mich. Ich ſtand auf und ging nach der Thür links vom Tiſche; Olozaga ſtellte ſich zwiſchen die Thür und mich und drehte den Schlüſſel um. Ich wendete mich nach der Thür gegenüber; Olozaga ſtellte ſich wieder dazwiſchen und ſchloß ſie wie die andere. Er faßte mich am Kleide und nöthigte mich zum Sitzen; dann nahm er meine Hand und zwang mich, meine Unterſchrift beizuſetzen. Ich zog mich ſogleich auf mein Zimmer zurück". Dieſe Erklärung wurde den Cortes vorgelegt, um über Olozaga Beſchluß zu faſſen. Daß Olozaga Alles in Abrede ſtellen, daß ſeine ganze Partei ihn unterſtützen würde, wußte man, und eben darauf war der Plan gebaut, die Progreſſiſten bei den Spaniern, die allen ihren Revolutionen zum Trotz ſehr monarchiſch geſinnt ſind, in Mißkredit zu bringen. Dieſe monarchiſche Geſinnung beutete man bei den Debatten nach Möglichkeit aus. Die Theaterſcene wurde herrlich geſpielt. Wir entlehnen die Schilderung dem Journal des Debats. „Herr Gonzalez Bravo", erzählt das franzöſiſche Hofjournal, „begann damit, daß er zuerſt dem Senat und dann dem Kongreß die Akte mittheilte, wodurch die Königin erklärte, die Unterſchrift des Auflöſungsdekrets ſey ihr vom Herrn Olozaga mit Gewalt abgezwungen

Digitized by Google

worden. In beiden Kammern erreichte die Aufregung den Gipfelpunkt. Der Senat hörte mit Entrüſtung und unter dem Rufe: „Es lebe die Königin!" die Stellen an, wo die von Herrn Olozaga gebrauchten Zwangsmittel erwähnt werden. Im Kongreß gab die Gegenwart des Herrn Olozaga und ſeine drohende Haltung zu ſtürmiſchen Scenen Anlaß; man rief Muera und Viva durcheinander, man hörte ſchluchzen — Frauen fielen in Ohnmacht bei dem Gedanken, daß die junge Königin von S. beſchimpft worden ſey; viele Abgeordnete verließen wie verwirrt und in Verzweiflung den Saal, die Sitzung wurde auf lange Zeit unterbrochen." Der eigentliche Zweck, Olozaga einzuſchüchtern, wurde nicht ſogleich erreicht. Man mußte noch zu andern Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, Herausforderungen junger Offiziere an ihn zu Dutzenden hervorrufen, mit Erſtürmung ſeines Hauſes, mit Mordanfällen drohen, eine förmliche Anklage auf Hochverrath formuliren laſſen, ehe der von allen Seiten bedrohte, parteiiſchen Richtern bloßgeſtellte Mann den Wunſch ſeiner Feinde erfüllte und als Maulthiertreiber verkleidet nach Portugal flüchtete. Die Flucht ließ ihn als ſchuldig erſcheinen, er und Alle, die ihn vertheidigt hatten, waren kompromittirt. Nachdem man dies glücklich erreicht hatte, trat die Partei hervor, die vom Anfang an die Mehrheit des Kongreſſes ausgemacht hatte, u. bildete aus ihrer Mitte ein Miniſterium, aber immer noch mit Hinzuziehung untergeordneter progreſſiſtiſcher Elemente, um die Täuſchung aufrecht zu erhalten, als beſtehe noch die Einigkeit der alten Koalition. Gonzalez Bravo (oder Brabo), ein früherer Radikaler und wüthender Feind Chriſtinens, jetzt Haupt des jungen S.s, übernahm den Vorſitz; neben ihm fungirten zwei gemäßigte Progreſſiſten, der Marquis von Pena-Florida und der General Portillo, u. zwei Gemäßigte, Mayans, Rath am königlichen Gerichtshofe von Saragoſſa, und General Mazaredo. Olozaga war geſtürzt worden, weil er die Cortes hatte auflöſen wollen, und das neue Miniſterium ergriff ſogleich dieſelbe Maßregel, nur in einer mildern Form; es löſte die Cortes nicht auf, aber es vertagte ſie auf unbeſtimmte Zeit. „Nach den ſtürmiſchen Debatten der letzten Tage, nach dem Zerfall der Koalition und der leidenſchaftlichen Feindſeligkeit der Parteien gegen einander, wurde es unmöglich, mit den verſammelten Cortes zu regieren, da die Wuthausbrüche der Minderheit die öffentliche Ruhe täglich gefährdet haben würden. Die verſtändigen Politiker waren der Anſicht, man müſſe Zeit gewinnen, für die Gemüther, um ſich zu beruhigen, für die Ordnung, damit ſie ſich befeſtige, für das Miniſterium, damit es die öffentliche Verwaltung kräftige, ehe man den Schauplatz der parlamentariſchen Debatten wieder eröffne" (Journal des Debats). Der ganze Gang des Miniſteriums Bravo wurde durch dieſe erſte Maßregel gekennzeichnet. Seine offene Abſicht ging dahin, ohne Cortes zu regieren, die für nöthig erachteten Reformen durch Ordonnanzen einzuführen und dann nachträglich, wenn das Geſchehene eine vollendete Thatſache ſey, die Genehmigung der geſetzgebenden Verſammlung einzuholen. Den Anfang dieſes Verfahrens bildete die Veröffentlichung des Ayuntamiento- (Municipal-) Geſetzes, das 1840 durch beide Kammern gegangen war, aber den Aufſtand, der mit der Vertreibung Chriſtinens endete, herbeigerufen hatte, und ſeitdem von allen Parteien als beſeitigt betrachtet worden war. Um dieſes Geſetz würdigen zu können, müſſen wir zu der frühern ſtädtiſchen Geſetzgebung zurückkehren. Die Municipalverfaſſung S.s entſprang aus den alten Einrichtungen der Römer und befeſtigte ſich in den langen Kämpfen mit den Mauren. Die Ayuntamiento's erlangten in dieſer Zeit einen politiſchen Einfluß und um ſo größere Macht, als der Adel ſich in ihnen aufnehmen ließ. Der Aufſtand Juan de Padilla's (1521) machte dieſem Zuſtande der Dinge ein Ende, und unter den ſpäteren Bourbons ging der letzte Schatten der ſtädtiſchen Freiheit verloren. Die Erinnerung an ſie blieb, denn die Municipalverfaſſung der alten Monarchie war mit dem Föderativſyſtem, das in S. die tiefſten Wurzeln geſchlagen hat, ſo eng verwachſen, daß ſie nie vergeſſen werden konnte. Die konſtituirenden Cortes von Cadix nahmen daher die Grundzüge des früheren Syſtems wieder auf und paßten ſie durch mehr demokratiſche Einrichtungen dem Zeitbedürfniſſe an. Das Schickſal der ſtädtiſchen Verfaſſung wurde durch den allgemeinen Wechſel in der ſpaniſchen Politik mit bedingt. Von Ferdinand VII. nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich abgeſchafft, durch die Cortes von 1823 wieder hergeſtellt, wurde ſie nach der franzöſiſchen Invaſion abermals beſeitigt und von dem König befohlen, „bei den Ayuntamiento's Alles zu vermeiden, was eine volksthümliche Tendenz habe, damit die entfernteſte Idee, daß die Souveränetät ſich anderswo befinde als in der königl. Perſon, vom ſpaniſchen Boden auf immer verſchwinde." Während des Bürgerkriegs kamen mehre Vorſchläge in Beziehung auf die Ayuntamiento's vor, bis nach der Revolution von la Granja die Verfaſſung von 1837 die 1812 getroffenen Beſtimmungen definitiv beſtätigte. Nach dieſem Geſetz gehen die Ayuntamiento's wie der Vorſitzende derſelben, der Alkalde, aus der Volkswahl hervor und üben in ihrem Kreiſe die wichtigſten Funktionen aus. Nur die verſammelten Cortes können ein Ayuntamiento auflöſen, die Regierung kann nur die Verrichtungen deſſelben proviſoriſch einſtellen u. muß ſpäter die Genehmigung der Cortes einholen. Die Rechte der Ayuntamiento's beſtehen darin, daß ſie die Wähler- und Geſchworenen-Liſten entwerfen, die Nationalgarden organiſiren, im Umfange ihres Gebiets die Polizei verwalten, die Abgaben vertheilen wie erheben und das Vermögen der Gemeine adminiſtriren. Gemäßigt wurde dieſe faſt ſouveräne Gewalt durch das Aufſichtsrecht der Provinzialdeputationen, bei denen die Ayuntamiento's indeſſen ſtets Unterſtützung fanden, ſobald Konflikte mit der Centralgewalt entſtanden. Das von Gonzalez Bravo neu promulgirte Geſetz von 1840 entkleidete die Ayuntamiento's aller

Digitized by Google

politiſchen Gewalt und beſchränkte ihre Thätigkeit auf rein ſtädtiſche Anzelegenheiten, auf die ökonomiſche Verwaltung, das Geſundheitsweſen, die Sorge für Verſchönerungen der Stadt u. dgl. m. Das Wahlrecht wurde auf die Höchſtbeſteuerten beſchränkt; die Alkalden ſollten nach dem urſprünglichen Entwurfe von der Regierung ernannt werden, doch ließ man es zuletzt bei der Wahl durch die Höchſtbeſteuerten. Die Provinzen nahmen das neue Geſetz mit großer Unzufriedenheit auf. Sevilla, Granada, Alicante, Orenſe, Valladolid, Lerida, Haro, Corunna, Malaga, Logroño, die Städte der baskiſchen Provinzen insgeſammt proteſtirten, in Saragoſſa führte die Erbitterung zu einem Straßengefecht zwiſchen Nationalgarden und Soldaten, Madrid ſelbſt wurde unruhig. Der Gang des Miniſteriums blieb unverändert. Mit der Zurückberufung Marie Chriſtine's beſchäftigt, wozu die Wiederausbezahlung der Penſion der Königin-Mutter das Vorſpiel war, ſtützte es ſich auf Narvaez und den Schrecken. Gegen die oppoſitionelle Preſſe erfand man ein neues Mittel, das zuerſt gegen das „Eco del Comercio“ in Anwendung kam, deſſen Geſchäftszimmer am 20. Jan. 1844 v. Offizieren u. Soldaten der madrider Beſatzung erſtürmt u. gänzlich verwüſtet wurden.

Die durch dies Alles hervorgerufene Unzufriedenheit ermuthigte die progreſſiſtiſche Partei zu einem neuen Aufſtandsverſuche. Am 28. Januar 1844 ſetzte ſich Bonet, Oberſt des Zollmilitärs, durch Verrath in den Beſitz von Alicante, am 1. Febr. ſchloß ſich Carthagena der Bewegung an. Die erſten Fortſchritte des Aufſtandes konnten Beſorgniß erregen, denn die Aufſtändiſchen verfügten ſchon nach wenigen Tagen über 3000 Mann, hatten die ganze Küſte für ſich und nahmen Murcia mit bewaffneter Hand. Die bewegenden Kräfte beſtanden außer den überſpannteſten politiſchen Ideen nebenbei in ſehr materiellen Intereſſen, deren Tendenz ſich deutlich genug verrieth, als die Aufſtändiſchen ſogleich die Zollſchranken niederriſſen, Bonet ſelbſt auf ſeine Rechnung eine große Menge Waaren zollfrei landen ließ. Die Regierung ergriff die äußerſten Maßregeln. Sie ließ das furchtbare Geſetz vom 16. April 1821 über den Belagerungsſtand in Kraft treten und gab den die Operationscorps befehligenden Generalen den Befehl, alle Offiziere und Unteroffiziere der Rebellen ohne weiteren Prozeß, nach Herſtellung der Identität der Perſonen, erſchießen zu laſſen, die gemeinen Soldaten zu decimiren. Ließ ſich dieſe geſitteten Zeiten unwürdige Strenge vielleicht durch das im Dekret der Regierung angegebene Motiv entſchuldigen, „daß das wenige Blut, welches vergoſſen werde, bevor der Bürgerkrieg ſeine ganze Ausdehnung gewonnen habe, eine koſtbare Bürgſchaft dafür ſey, daß in Zukunft keines mehr fließe“, ſo überſchritt die Regierung zweifelsohne alle geſetzlichen Schranken, als ſie das Kriegsrecht über ganz S. ausdehnte, und von dem Aufſtande einen Vorwand hernahm, eine Anzahl progreſſiſtiſcher Cortesabgeordneter, die Herren Pasqual Madoz, Cortina, Garnica, Verdu, Garrido u. Benedicto zu verhaften. Selbſt Lopez, unter deſſen Miniſterium die Volljährigkeitserklärung der Königin Statt gefunden hatte, war von demſelben Schickſal bedroht geweſen und ihm nur durch Zufall entgangen. Daß die Preſſe ebenfalls den Kriegsgeſetzen unterworfen, jedes Preßvergehen an die militäriſchen Gerichte verwieſen wurde, konnte unter ſolchen Umſtänden kein Befremden erregen. Natürlich ſtellten alle Blätter der Oppoſition ſofort ihr Erſcheinen ein. Gegen Alicante und Carthagena rückten nicht weniger als vier Corps vor unter Pardo, Roncali, Cordova und Concha. Trotz der Uebermacht der Feinde ergriff Bonet die Offenſive, erlitt aber auf den Höhen beim Dorfe Patrel eine Niederlage, mußte Murcia u. Orihuela räumen und ſich nach Alicante zurückziehen. In die beiden Feſtungen eingeſchloſſen, war der Aufſtand hoffnungslos geworden. Alicante ergab ſich am 6., Carthagena am 25. März. Bonet, die Offiziere und Unteroffiziere, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, wurden nach der Uebergabe von Alicante erſchoſſen; die Einnahme von Carthagena befleckte kein Blut. Das ganze Reſultat des Aufſtandes, der ſich als die Befreiung S.s angekündigt hatte, beſtand darin, daß Gonzalez Bravo zu neuen proviſoriſchen Geſetzen Veranlaſſung erhielt. Er erließ deren eine ganze Reihe der wichtigſten Art. Das erſte befahl die Auflöſung der Nationalgarden (Milicianos) in allen Theilen des Königreichs, damit die Herrſchaft des Säbels in keinem bewaffneten Bürgercorps ferner ein Hinderniß finde. Das zweite betraf die Preſſe. Daß die bisherige Preßgeſetzgebung unzureichend ſey, mußten die wohldenkenden Männer aller Parteien zugeſtehen. Das neue Geſetz ſtützte ſich, wie der von Frankreich ausgehende Impuls es wollte, auf das Geld, als das konſervativſte Element dieſer Zeit. Nur wer eine ſehr bedeutende Kaution ſtellte, durfte ein Journal unternehmen, nur wer eine ſehr ſehr hohe direkte Steuer zahlte (in Madrid 1000 Realen jährlich, in den Provinzialſtädten weniger), konnte eine Redaktion führen. Die Gefängnißſtrafen fielen weg und wurden durch entſprechende Geldbußen erſetzt. Die Jury blieb, ward aber aus den Höchſtbeſteuerten zuſammengeſetzt; ihre Berathungen waren geheim. Bei Ehrenkränkungen oder Verleumdungen konnte der Beleidigte verlangen, daß die Sache vor den gewöhnlichen Gerichten verhandelt werde. Ganz im franzöſiſchen Sinne war die Beſtimmung, daß nicht nur die Geranten der periodiſchen Blätter, ſondern auch die Drucker zur Strafe gezogen werden können. Jede ſubverſive, aufrühreriſche, obſcöne und unſittliche Schrift war ein Preßvergehen. Subverſiv aber ſind alle Schriften, die der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Religion entgegen ſind oder zum Zweck haben, ihre Glaubenslehren oder ihren Gottesdienſt ins Lächerliche zu ziehen; jene, die das Grundgeſetz des Staats zu zerſtören beabſichtigen; jene, welche die geheiligte Perſon des Königs, ſeine Würde oder ſeine verfaſſungsmäßigen Prärogativen angreifen; jene, welche die Legitimität der geſetzgebenden Körper anfeinden, ſie ſchmähen, oder die Freiheit ihrer Berathungen zu hemmen ſuchen. Aufrühreriſch ſind alle Druck-

ſchriften, welche Grundſätze oder Lehren enthalten, deren Zweck iſt, die öffentliche Ruhe und Ordnung zu ſtören, alle, die zum Ungehorſam gegen die Geſetze oder die Behörden auffordern. Ein drittes Geſetz befahl die Errichtung von Guardias civiles, einer Gensdarmerie nach franzöſiſchem Muſter, die aus der Elite des Heeres gebildet wurde. Dieſe Maßregel würde überaus löblich geweſen ſeyn, wenn die Guardias civiles nicht eine neue Hermandad gegen alle Oppoſitionellen hätten bilden ſollen. Die Räuber hatten die neue Gensdarmerie wenig zu fürchten; ihr altes Privilegium, von den Reiſenden auf den Heerſtraßen Zoll zu erheben, blieb unangetaſtet. Noch mehre Monate nach der Errichtung der neuen Sicherheitswache mußte die Regierung auf der Hauptſtraße von Madrid nach Bayonne Reiterpoſten aufſtellen und die wichtigeren Sendungen von Reiterabtheilungen begleiten laſſen, was nicht hinderte, daß mehre Poſten angefallen und geplündert wurden. Offenen Widerſtand riefen Bravo's Maßregeln nicht hervor, ausgenommen in Malaga, wo nach der Bekanntmachung des Geſetzes über die Auflöſung der Bürgergarden 300 Milicianos im ehemaligen Kloſter de los Angelos ſich verſchanzten und erſt nach längerem Kampf bezwungen werden konnten. Die Abſetzungen in Maſſe, die auch viele Richter trafen, ſchüchterten die Parteien ein. Bei der herrſchenden Ruhe konnte man jetzt daran denken, die verwittwete Königin zurückzurufen. Welche Bedeutung dieſer Schritt hatte, wie mit Marie Chriſtine, der Vertrauten des Königs der Franzoſen, die im Palaſt der Tuilerien eine ergiebige Lernzeit durchgemacht hatte, der franzöſiſche Einfluß unmittelbar neben den Thron trat, braucht nicht bemerkt zu werden. S. jubelte bei der Rückkehr der ränkevollen Frau, deren Entfernung vier Jahre früher das Ziel des ganzen Landes geweſen war. Ihr Einzug in Madrid erinnerte an den Roccocogeſchmack des 18. Jahrhunderts. „Die Stadt Madrid bot einen prachtvollen Anblick dar; alle Straßen waren mit reichen Stoffen behängt und mit Blumen wie beſäet. Ein Zug von Tänzern und Tänzerinnen in maleriſchen Trachten tanzte dem Wagen der Königin voraus, und in ihrem Gefolge fuhr ein großer Wagen voll Nymphen, die Blumen ſtreuten." (Journal des Debats). Barcelona u. Valencia, 1840 bei den Aufſtänden gegen Marie Chriſtine voran, bereiteten ähnliche Feſte. In dem allgemeinen Taumel blieb unbeachtet, daß an demſelben Tage, an dem die Königin-Mutter in Madrid einzog, Arguelles ſtarb, einſt von ſeinen Landsleuten der göttliche genannt, jetzt einſam und vergeſſen in einen Winkel der Hauptſtadt gebannt. Am 23. März 1844 war Marie Chriſtine in Madrid erſchienen, und ſchon im Anfang April wankte das Miniſterium Gonzalez Bravo ſeinem Sturze entgegen, der am 1. Mai erfolgte. Die Blüthezeit der Hofränke war gekommen, und der eigentliche Grund des Miniſterwechſels läßt ſich daher kaum angeben. Es werden verſchiedene Gründe genannt: die Ungeduld des Generals Narvaez, die Allgewalt, die er thatſächlich beſaß, auch offenkundig an den Tag zu legen, ein angeblicher Widerſtand des Miniſters gegen die Rückgabe der noch nicht verkauften Güter an die Geiſtlichkeit, eine Börſenſpekulation, um eine beabſichtigte Anleihe zu vereiteln ꝛc. Ernſte Gründe, die in andern Ländern den Rücktritt von Miniſterien hervorrufen, wird man hier nicht ſuchen dürfen. Marie Chriſtine folgte ihrem alten Groll gegen Bravo, der ſie als Redakteur des Guirigai mehr wie jeder Andere mit Koth beworfen hatte, Ludwig Philipp flüſterte ihr die Politik ein, den allmächtigen Narvaez abzunutzen, indem ſie ihn an einen Platz ſtelle, wo ſeine vielen Blößen bald offenbar werden müßten. Die neuen Machthaber waren: Narvaez als Kriegsminiſter und Präſident, der Marquis von Viluma für die auswärtigen Angelegenheiten, Don Pedro Pidal für das Innere, Don Alexander Mon für die Finanzen, General Armero für das Seeweſen, Don Luis Mayans, der aus dem frühern Kabinet blieb, für die Juſtiz. Alle mit Ausnahme von Viluma gehörten der Fraktion der ſogenannten „gemäßigten Gemäßigten" an, von denen man, ſo weit war die Zerſetzung der Partei ſchon vorwärts geſchritten, Ultra-Moderados und aufgeklärte Gemäßigte unterſchied. Die Ultras verlangten Aufhebung der Verfaſſung und Rückkehr zum Eſtatuto real Ferdinands VII.; die Gemäßigten waren eine Fortſetzung der Partei des jungen S.s, mit der ſie das Beſtreben theilten, ſich über die konſtitutionellen Formen hinwegzuſetzen u. namentlich die unfruchtbaren Debatten der Cortes zu vermeiden, um die neue Ordnung der Dinge zu befeſtigen; die Aufgeklärten ſtellten die konſtitutionelle Partei dar, indem ſie keine Geſetze verletzen, aber auch keine neuen Zugeſtändniſſe machen wollten.

Der Eintritt Narvaez' kündigte ſich durch kriegeriſche Maßregeln gegen Marokko an. Veranlaſſung des Streits war die Ermordung des ſpaniſchen Konſuls in Mazigan, Darmon, wofür die Genugthuung verweigert wurde, und andere Beleidigungen, z. B. die Wegnahme einer ſpaniſchen Schebeke. Der Plan eines Kriegszugs wurde Anfangs mit Lebhaftigkeit beſprochen. Die Journale theilten Feldzugspläne mit, es erſchien ein „Handbuch für Offiziere in Marokko", an der ſpaniſchen Küſte zogen Truppen zuſammen. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Krieg im Intereſſe S.s war. Man lenkte die öffentliche Aufmerkſamkeit von den innern Angelegenheiten ab, man beſchäftigte das Heer, deſſen Muße ſchon ſo viele Verſchwörungen ausgebrütet hatte, man umgab den Thron der jungen Königin mit einem Strahlenſchein von Ruhm. Aber ein unüberwindliches Hinderniß ſtellte ſich entgegen: es fehlte an Geld, die Truppen mobil zu machen, die nöthigen Vorräthe und Transportmittel herbeizuſchaffen, und an ein nachhaltiges Kriegführen auf der fernen, unwirthlichen Küſte konnte nicht gedacht werden. Man ließ daher den Prinzen Joinville die marokkaniſchen Lorbeern allein pflücken und nahm die engliſche Vermittlung an, durch die der Streit beigelegt wurde. Hatte Gonzalez Bravo die Zurückgabe der Güter der Geiſtlichkeit verweigert, ſo machte ſein Nachfolger dieſe Ungerechtigkeit gut. In Beziehung auf die kirchlichen Angele-

Digitized by Google

genheiten griff ein Geiſt der Verſöhnlichkeit Platz, der nur auf das politiſche Gebiet ausgedehnt zu werden brauchte, um die gänzliche Beruhigung des Landes zu bewirken. Die Erzbiſchöfe von Sevilla und Santjago wurden zurückberufen, die Kirchenzehnten, das Rotagericht hergeſtellt, die Nuntiatur in ihre alten Rechte eingeſetzt, der Verkauf der Kirchengüter ſiſtirt. Die fortgeſetzten Verfolgungen der Progreſſiſten erhielten die Hoffnung der Partei, daß die Unzufriedenheit des Landes ihren Plänen förderlich ſeyn werde. Die Aufſtände und Verſchwörungen brachen nicht ab. Im Anfang Auguſt wurde durch Unteroffiziere, die ſich als Polizeiſpione gebrauchen ließen, in Madrid eine Verſchwörung entdeckt, im September kam in Mataro in Katalonien ein Komplot zu Tage, das faſt in allen Städten S.s ſeine Verzweigungen hatte, im Okt. war wieder Madrid an der Reihe. In dieſe Verſchwörung, gegen deren Daſeyn viele Zweifel laut wurden, war auch General Prim verwickelt, der Held von Reus, der nun durch die Gewaltthätigkeit ſeiner eigenen Partei in die Fremde getrieben wurde. Der Muth der Progreſſiſten war durch dieſe häufigen Unfälle ſo wenig niedergebeugt, daß Zurbano in der Nacht vom 13. auf den 14. Novbr. in Logroño in der Rioja einen neuen Verſuch machte. Anfangs glücklich, mußte er den überlegenen Truppenmaſſen der Regierung weichen. Er ſelbſt entkam glücklich, zwei ſeiner nächſten Verwandten wurden ergriffen, vor ein Kriegsgericht geſtellt und erſchoſſen. Einen karliſtiſchen Aufſtand erregte Ende April der Bandenführer El Groe in den Gebirgen des Maeſtrazzo, ebenfalls ohne Erfolg. Seine Bande wurde nach kurzer Zeit zerſprengt, mehre karliſtiſche Anführer, die von Frankreich aus in Oberkatalonien einfielen, geriethen in die Hände der Behörden und wurden erſchoſſen. Im Juli fand ein neuer, nur theilweiſer Miniſterwechſel Statt. Der Marquis von Viluma trat zurück, weil er ſeine Anſicht nicht durchzuſetzen vermochte, die dahin ging, daß ein neues Wahlgeſetz durch Ordonnanz zu veröffentlichen und der Kongreß aufzulöſen ſey, um die geſetzgebende Verſammlung nach dem neuen Syſtem zuſammenzuſetzen. Die leere Stelle blieb bis zum Okt. unbeſetzt, wo **Martinez de la Roſa** eintrat. Sein Programm lautete: Errichtung eines Oberhauſes mit auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, ein ſtrenges Preßgeſetz, ein Nationalgardengeſetz, Tilgung des Grundſatzes der Volksſouveränetät aus der Verfaſſung. Die im Spätherbſt 1844 zuſammentretenden Cortes rechtfertigten das Vertrauen, das die Miniſter in ſie geſetzt hatten. Jeder miniſterielle Vorſchlag wurde angenommen, oder, wenn je, in konſervativem Sinne abgeändert. So erging es namentlich mit dem oben mitgetheilten Preßgeſetze, aus dem die Cortes die Ueberweiſung der Preßvergehen an eine Jury als revolutionär ſtrichen. Die neue Verfaſſung ſtieß in der Verſammlung auf wenig Schwierigkeiten, ſo durchgreifende Veränderungen auch gemacht worden waren. Gleich der Eingang, der die Volksſouveränetät erläutert, kam in Wegfall. Die übrigen wichtigſten Veränderungen ſind folgende: Die Nationalgarde hört auf, eine der beſtehenden Gewalten zu ſeyn. Es hängt von dem Ermeſſen der Regierung ab, in ſolchen Lokalitäten, wo ein Bedürfniß dazu vorhanden iſt, die Nationalgarde zu organiſiren. Die Cortes können ſich nicht mehr alljährlich im Dec. ohne beſondere Berufung verſammeln. Die Jury wird nur für nichtpolitiſche Verbrechen beibehalten. Der Senat wird von dem Könige auf Lebenszeit ernannt und hat ähnliche richterliche Funktionen wie in Frankreich. Der Antrag des Marquis v. **Virgen**, die Senatorenwürde erblich zu machen, wurde verworfen. Der König oder die Königin bedürfen zu ihrer Vermählung nicht mehr der Einwilligung der Cortes, ſondern eine bloße Anzeige genügt. Den Geiſtlichen und den Militärs werden ihre Privilegien und ihre Vorrechte gewährleiſtet. Der Wahlmodus wurde gänzlich verändert. Nach der Verfaſſung von 1837 konnte Jedermann zum Abgeordneten ernannt werden, der 25 Jahre alt war und kein Verbrechen begangen hatte. Um Wähler zu ſeyn, mußte man entweder eine Rente von 1500 Realen (etwa 100 Thaler) haben, oder 200 Realen direkte Steuern zahlen, oder einen gewiſſen Miethzins entrichten, in den kleineren Städten nur 25 Thaler. Jede Provinz, deren es 49 gibt, bildete eine Wahleinheit und zerfiel wieder in mehr oder weniger Wahlkollegien. Die Wähler ſtimmten in ihrem Kollegium, aber jeder ſchrieb ſo viele Namen auf, als die Provinz Abgeordnete zu ernennen hatte. Die Stimmzettel der einzelnen Kollegien wurden dann in die Hauptſtadt der Provinz geſchickt, wo die Provinzialdeputation das Reſultat auszog. Die Wahlart hatte den großen Nachtheil, daß der einzelne Wähler die Namen von 20—30 Kandidaten aufſchreiben mußte, die ihm ſelten perſönlich bekannt waren, über deren Fähigkeit er in den meiſten Fällen kein Urtheil beſaß, ſo daß der Parteigeiſt den weiteſten Spielraum hatte. Dies galt für die Abgeordnetenkammer. Der Senat (die erſte Kammer) ging auf ähnliche Weiſe aus den Wahlen hervor, indem die Wähler eine dreifache Kandidatenliſte aufſtellten, aus der die Krone die Wahlen treffen mußte. Dieſes Wahlgeſetz wurde ſehr bedeutend verändert; der Senat wird von nun an von der Krone ernannt, der Wahlcenſus iſt erhöht, die Ernennung geſchieht nicht mehr in Provinzen, ſondern in 306 Bezirken, deren jeder einen Abgeordneten ernennt. Ein ganz neues Inſtitut wurde durch Errichtung eines Staatsraths begründet, deſſen Kompetenz das Geſetz dahin beſtimmte, daß ſie ſich auf die Berichterſtattung über neue Geſetze an die Miniſter erſtreckt, auf die Berathung von Staatsverträgen mit auswärtigen Staaten, auf Beurtheilung zweifelhafter Verwaltungs- und Kompetenzfragen der Gerichte und Verwaltungsbehörden, auf Entſcheidung über Mißbräuche der Amtsgewalt u. ſ. w. Die Rückgabe der noch nicht verkauften Kirchengüter an den Klerus wurde von den Cortes beſtätigt, zugleich aber die Klauſel hinzugefügt, daß die Käufer des bereits veräußerten Theils nie beläſtigt werden ſollten. Der kirchlichen Partei genügte dieſe einzig mögliche Beſtimmung ſo wenig, daß

Digitized by Google

17 Mitglieder derſelben aus den Cortes ausſchieden. Das Budget wurde wie immer nicht vollſtändig berathen, obgleich 4 Jahre verfloſſen waren, ſeitdem die Auflagen zum leztenmale bewilligt worden waren. Espartero hatte es dem Ermeſſen jedes Einzelnen anheimgeſtellt, ob er die nicht bewilligten Abgaben bezahlen wolle, von den folgenden Miniſterien waren die Steuern ungeachtet der Nichtbetheilung der Cortes zwangsweiſe eingetrieben worden. Ueber die Staatsſchuld wurde beſtimmt, daß dieſelbe binnen acht Jahren ohne Bevorzugung irgend einer Klaſſe derſelben umgewandelt ſeyn müſſe. Die innere Schuld betrug Anfangs 1845 mehr als 8000 Millionen Realen, die äußere über 7000 Millionen und beide zuſammen genau 15,526 Millionen, wozu noch die neuen dreiprocentigen Staatsſchuldſcheine und ähnliche Poſten im Belange von 5419 Millionen Realen kamen, ein rieſiger Schlund, der das Deficit in erſchreckendem Verhältniß ſteigen läßt und außerdem durch die Börſenſpielwuth, die alle Stände ergriffen hat, entſezlich entſittlichend wirkt. Das Eine hatte man erreicht, daß die Aufſtände und Verſchwörungen abnahmen. Die progreſſiſtiſchen Umtriebe in Madrid, Valencia und Vittoria, die karliſtiſche Verſchwörung in Burgos u. Katalonien waren ohne Bedeutung, wenn die Miniſter ſie auch ſelbſt übertrieben, um zu Maßregeln der Strenge einen Vorwand zu erhalten. Die Karliſten ſchöpften neue Hoffnungen, als Don Carlos entſagte und ſeine Rechte auf den jugendlichen Grafen von Montemolin, ſeinen älteſten Sohn, übertrug. Der Vater war der Nation äußerſt verhaßt, an dem Namen des jungen Prinzen haftete keine gehäſſige Erinnerung des Bürgerkriegs. Der Prinz wußte dieſe glückliche Lage in dem Manifeſt, das er an die Spanier richtete, geſchickt hervorzuheben, ſcheiterte aber an einer andern Klippe, an der Unmöglichkeit, ein Programm aufzuſtellen, das einer politiſchen Partei genügen konnte, ohne die andere zurückzuſtoßen. Die einflußreichſten Karliſten proteſtirten gegen die Thronentſagung. In einem merkwürdigen Schreiben, das von N. Salvador, einem der Räthe des Don Carlos, unterzeichnet iſt, erklären ſie unter Hinweiſung auf die Ereigniſſe, welche die Vertreibung des Prätendenten aus S. zur Folge hatten, daß der Geiſt Sr. Majeſtät nicht frei ſey, und beriefen ſich zur Erhärtung der Wahrheit auf das eigene Gewiſſen des Gefangenen von Bourges. „An der Seite Ew. Majeſtät", wird direkt geſagt, „in Eurem Palaſte, gegenwärtigem Gefängniſſe, befanden und befinden ſich einige Eurer Miniſter, unwiſſende und ſchlimme Räthe, verantwortlich vor Gott für ſo viele und nie geſehene Ungerechtigkeiten. Einer von ihnen, gerade der Verfaſſer mit den übrigen Theilnehmern an dem Komplot jener ungebührlichen königlichen Proklamation, war und iſt Lehrer und Leiter (Maestro y Director) des Prinzen von Aſturien. Hat man nicht Grund zu argwöhnen, daß derſelbe ſich für Se. königliche Hoheit mehr intereſſirt, als für ſeinen Gebieter und Herrn? und da er früher Liſt oder Gewalt gebrauchte, um Ew. Majeſtät zu vermögen, gegen ihr Gewiſſen zu handeln, kann man da nicht auch glauben, daß er ſie jezt gleichfalls gebraucht hat, um denſelben Zweck rückſichtlich der Abdankung zu erreichen?"

Die Abdankung war das lezte wichtige Ereigniß des Jahres 1845. Das neue Jahr begann mit einem geheimnißvollen Miniſterwechſel, indem Narvaez mit ſeinen Amtsgenoſſen abtrat, einem Miniſterium Miraflores Plaz machte und gleich darauf wieder die Zügel ergriff. Jezt löſte ſich das Räthſel, denn ſtatt ſeiner frühern Amtsgenoſſen umgab ſich Narvaez mit lauter gewaltthätigen Männern, dem Abſolutiſten Pezuela, dem General Balbao, der 1836 in der Mancha fünfjährige Kinder erſchießen ließ, die Obriſten Calonge und Ortega, die in den Cortes durch ihren Ungeſtüm bemerklich geworden waren. Die erſte Maßregel der neuen Miniſter war die Vertagung der Cortes auf unbeſtimmte Zeit. Ein zweites Dekret traf die Preſſe, „die eine tägliche Quelle des Skandals, eine unter die Geſellſchaft geſchleuderte Brandfackel, eine offene Verſchwörung gegen Alles, was Ehrfurcht und Gehorſam heiſche, ein Rüſtzeug der Verleumdung, der Lüge, der Korruption und ſomit eine dringende Gefahr ſey, aus welcher nur der Degen und die Staatskunſt des Generals Narvaez den Thron und die Verfaſſung erretten könnten." Jedes Journal, das die Königin, die Verfaſſung und die Geſeze des Landes angriffe, die öffentlichen Beamten in Beziehung auf ihr Privatleben ſchmähe oder ihnen ſchlechte Motive unterſchiebe, zum Ungehorſam und zur Verachtung der Regierung aufreize, wurde mit unmittelbarer Unterdrückung bedroht. Man befürchtete noch ſtrengere Maßregeln, ſogar eine Aufhebung der Verfaſſung, und von Narvaez hätten ſolche Dinge wirklich erwartet werden können, wenn nicht die Königin eingeſchritten wäre. Sie gab dem gewaltthätigen Miniſter ſeine Entlaſſung u. berief Iſturiz in das Kabinet, der ſogleich mit verſöhnenden Maßregeln begann, die Cortes einberief, die Maßregeln gegen die Preſſe zurücknahm und die Anhänger Narvaez' aus den höchſten Aemtern entfernte. Narvaez verließ in ſeinem Unmuth S. und ging nach Paris. Er hinterließ ein ſchlimmes Vermächtniß, einen Aufſtand in Galicien, der das ganze Küſtengebiet, Vigo und Santjago umfaßte und nur mit großer Anſtrengung bezwungen werden konnte. Weniger ernſt war ein in Katalonien ausbrechender Aufſtand, dagegen entſtand neue Gefahr, als in Portugal das Miniſterium Cabral geſtürzt wurde. Man mußte mit Grund befürchten, daß der Aufſtand über die Grenze verpflanzt werden würde, um ſo mehr, als die neue portugieſiſche Regierung die ſpaniſchen Flüchtlinge offen begünſtigte und die Werbungen ausländiſcher Söldlinge geſtattete. Iſturiz ſtellte daher an der portugieſiſchen Grenze ein Beobachtungscorps auf, deſſen Stärke zu 30,000 Mann angegeben ward. Nicht ohne Einfluß auf Narvaez Sturz war auch die Verheirathung der Königin Iſabella geweſen, die vom König der Franzoſen und der Königin Marie Chriſtine gemeinſchaftlich mit machiavelliſtiſcher Schlauheit ſchon lange zu ihrem Vortheil betrieben und ausgebeutet worden war,

und hinſichtlich deren Narvaez nicht mit Marie Chriſtine übereinſtimmte. Nachdem man Neapel durch die Aufſtellung des neapolitan. Prinzen, des Grafen von Trapani, zum Heirathskandidaten geködert und zur Anerkennung der Königin Iſabella vermocht, machte man dem in Bourges feſt gehaltenen Don Carlos Ausſichten auf eine Beilegung des Streits zwiſchen ihm u. der ſpaniſchen Regierung durch Verheirathung ſeines älteſten Sohnes mit der jungen Königin, was jedenfalls nicht wenig zu ſeinem Entſchluſſe beitrug, zu Gunſten dieſes Sohnes, des Herzogs von Aſturien (Grafen Montemolin), abzudanken. Allein beide Heirathen lagen nichts weniger als in der eigentlichen Abſicht Ludwig Philipps und Marie Chriſtine's, deren Einfluß dadurch vernichtet worden wäre, da das ſpaniſche Volk nie dieſe Kandidaten angenommen hätte. Eben ſo wenig war der, in dem Vetter der Königin, dem Infanten Heinrich, zweiten Sohne des Infanten Franz von Paula, aufgeſtandene dritte Heirathskandidat, der als zur Partei der Exaltados gehörig und von England unterſtützt, ſich immer als Gegner jener beioen Leiter der ſpan. Politik gezeigt hatte, dieſen angenehm; derſelbe Grund galt auch gegen den Prinzen oon Koburg-Gotha, den England unterſtützte. Endlich waren Frankreich und England darubee einig geworden, daß die Königin Iſabella zwar einen Bourbon, aber keinen aus dem Hauſe Orleans heirathen, ihre Schweſter die Infantin Luiſe aber den Herzog von Montpenſier, jüngſten Sohn des Königs der Franzoſen heirathen ſollte, jedoch nicht eher, bis ihre Schweſter, die Königin Iſabella, Nachkommenſchaft zur Thronfolge erhalten. So ſah denn Ludwig Philipp einen Theil ſeines Planes erfüllt; allein da man bei der Leibesbeſchaffenheit der jungen Königin daran zweifelte, daß ſie Leibeserben erhalten würde, ſo galt es, um dem Herzog von Montpenſier die Anwartſchaft auf den ſpan. Thron zu ſichern, einen kühnen Streich. Dieſer geſchah auch in Uebereinſtimmung mit der Königin Wittwe Marie Chriſtine durch die urplötzlich gleichzeitig am 28. Auguſt 1846 deklarirte und am 10. Okt. vollzogene Doppelvermählung des Infanten Franz von Aſſis, älteſtem Sohne des Infanten Franz von Paula, Oheims des Königs, mit der Königin Iſabella, ſeiner Baſe, und des Herzogs von Montpenſier mit der Infantin Luiſe. Die junge Königin, von ihrer Mutter hinſichtlich ihrer Erziehung ſittlich und geiſtig ganz vernachläſſigt, daher ungebildet und nur ihren Launen und Begierden lebend, ſah ſich nicht ſo bald durch ihre Heirath vom Einfluß ihrer Mutter frei, als auch ſchon die Palaſtintriguen begannen, und damit auch die politiſchen. Seit dem Sturze Narvaez' hatte ſich keines der vielen auf einander folgendrn Miniſterien konſolidiren können, trotz den ungeſetzlichen diktatoriſchen Maßregeln, die ſie ſich erlaubten. Der unruhige Geiſt des Landes erhielt dadurch nur neue Aufregung; an vielen Orten entſtanden Unruh n und förmliche Aufſtände im chriſtiniſchen Sinne, und was noch ſchlimmer war, der Geiſt des Karlismus begann ſich wieder zu regen; mehre alte karliſtiſche Bandenführer tauchten wieder auf, und in Oberkatalonien bildete ſich ein Herd des karliſtiſchen Aufſtandes, der von London aus Unterſtützung erhielt, wohin der Graf von Montemolin, der die Prätendentenrolle ſeines Vaters übernommen, ſich begeben hatte, und die junge Königin fing endlich gar ſelbſt an, unzufrieden mit dem ganz ihrer Mutter ergebenen und ſie bevormundeten Regimente der Moderados zu werden. Eine Menge Wirren ging daraus hervor, welche die Königin Chriſtine, die bei der immer ſchwieriger werdenden Lage der Dinge nichts Gutes ahnen mochte, veranlaßten, ſich im Febr. 1847 mit ihrem Gemahle nach Paris zu begeben, um dort ihr ungeheures, in S. durch die unlauterſten Mittel erworbenes Vermögen, vielleicht auch ihre in S. ſo ſehr verhaßte Perſon in Sicherheit zu bringen. Bald darauf wurde die Verwirrung in Madrid noch größer, als die junge Königin ihres körperlich und geiſtig ſchwachen Gemahls, an den ſie durch die Ränke ihrer herzloſen Mutter und des Königs der Franzoſen zu ſelbſtſüchtigen Zwecken ge'chmiedet worden, überdrüſſig wurde und den ſchönen General Serano, einen Exaltado, zu ihrem Günſtling erkor, den die Miniſter deshalb mit Gewalt oon Madrid entfernen wollten, darum aber von der Königin ihre Entlaſſung erhielten und einem vorwaltend progreſſiſtiſchen Miniſterium unter des alten Exaltado **Pacheco** Vorſitz am 28. März 1847 Platz mach n mußten. Ueber die weiteren Schickſale S.s ſ. **Neueſte Zeitereigniſſe u. Zuſtände**, am Schluſſe unſeres Werks.

Literatur: **Morvan**, Histoire générale d'Espagne, Par. 1726, 9 Bde.; — **Dieze**, Geſchichte von S. und Portugal, Leipz. 1774; — **Gifford**, Geſchichte S.s bis zum Tode Ferdinands des Weiſen, deutſch, daſ. 1796, 3 Bde.; — **Boſſi**, Storia della Spagna, Mail. 1831, 8 Bde.; — **Kobbe**, Geſchichte von S., Dresd. 1826, 3 Bdchn.; — **Lembke**, Geſchichte von S., Hamb. 1831, fortgeſetzt von H. Schäfer, daſ. 1844, 2 Bde. — Der ſpaniſche Erbfolgekrieg veranlaßte eine eigene reichhaltige Literatur: **V. Bacelar und Sana de San Phelipe**, Comentarios de la guerra de España, dende el principio del regnado del Rey Phelipe V. hasta la paz general, Genua 1709, 2 Bde., 4., deutſch, Mitau 1772—1773, 4 Bde.; — **C. Contarini**, Analli delli guerre d'Europa per la monarchia delle Spagne, Venedig 1720—22, 2 Bde., 4.; — **F. M. Ottieri**, Istoria delle guerre avennte in Europa e particnlarmente in Italia per la successione alla monarchia delle Spagne, Rom 1728, 4.; — **A. Sanvitali**, Memorie istoriche della guerra tra imperiale Casa d'Austria e le real Casa di Borbone per gli stati della monarchia di Spagne, Venedig 1736, 4.; — A complet history of the war in Flandres, Italy, Spain, Portugal and on the Rhine or the comand of John Duke de Marlborough, Lord Peterborough and the earl of Galloway, London 1740, 4.; — Actes memo res et autres pieces antentiques concernant la paix d'Utrecht, Utrecht 1713—15, 6 Bde.; — The history of the treaty of Utrecht, Lond. 1713; — **C. Freſchot**, Histoice du congrès et de la

paix d'Utrecht, de Rastatt et de Bade, Utrecht 1716, 12.; — J. K. Fäſi, Abhandlung über die Geſch. des Friedensſchluſſes zu Utrecht, Leipz. 1790. — Auch der ſpan.-portugieſiſche Befreiungskrieg rief eine reichhaltige Literatur hervor: H. Zſchokke, Der Krieg Napoleons gegen den Aufſtand der ſpaniſchen u. portugieſ. Völker, Aarau 1813; — A. J. M. Rocca, Mém. sur la guerre des Français en Espagne, Lond. 1814; — A. de Beauchamp, Histoire de la guerre d'Espagne et de Portugal pendant les années 1807—1813, Par. 1819, 2 Bde.; — J. T. Jones, Geſch. des Kriegs in Spanien, Portugal und im ſüdl. Frankreich von 1807 bis 1814, Wien 1819, 2 Bde.; — K. H. Venturini, Geſchichte der ſpaniſch-portugieſ. Thronumkehr und des daraus entſtandenen Kriegs, Altona 1812—1821, 3 Bde.; — F. X. Rigel, Der ſiebenj. Kampf auf der pyrenäiſchen Halbinſel, Darmſt. 1819—21, 3 Bde.; — F. W. v. Köln, Chronologiſche Ueberſicht der Kriegsereigniſſe in Spanien und Portugal ꝛc., Kobl. 1824; — G. Foix, Histoire de la guerre de la Péninsule sous Napoléon, Par. 1827, 4 Bde. (deutſch von F. A. Rüder, Stuttg. 1827, 4 Bde.); — R. Southey, History of the Peninsular war, Lond 1827—32, 3 Bde.; — C. W. Stewart of Vane Londonderry, History of the war in Spain, herausgeg. v. Gleig, Lond. 1828, 4.; — W. F. P. Napier, History of the war in the Peninsula and in the south of France, Lond. 1828—32, 4 Bde.; — L. G. Suchet, Herzog von Albufera, Mémoires sur les campagnes en Espagne depuis 1808 jusqu'au 1814, Par. 1829, 2 Bde.; — J. Muñoz Maldonaldo, Historia de la guerra de España contra Napoleon, Madr. 1830, 2 Bde.; — J. Conga Arguelles, Observaciones sobre la historia de la guerra de España, que escribieron los señores Clarke, Southey, Londonderry y Napier, Madr. 1834, 4 Bde., 4.; — Toreno, Historia del levantamiento de la guerra y revolucion de España, Madr. 1835—1836, 5 Bde. (deutſch Leipz. 1836—1838, 5 Bde.).

Spanier, 1) (Ethnogr.), Perſon, die in Spanien geboren iſt; — 2) (Ornith.), ſ. v. a. Iſſerling, Motacilla (Accentor) modularis *L.*; — 3) (Waarenk.), die im oſtindiſchen Reis vorkommenden Würmer.

Spaniol, eine ſehr feine reizende Sorte ſpaniſchen Schnupftabaks. Man macht ſie aus Havannablättern und färbt ſie hernach mit einer rothen Erde. Die Waare kommt in ganzen Suronen oder auch in Gefäßen von Fayence, in blechernen od. bleiernen Büchſen in den Handel.

Spaniolitmin (Chem.), einer der durch Alkalien blauwerdenden Körper im Lakmus (ſ. d.).

Spanioptilon (Bot.), nach Leſſing, Gattung der Compositae Cynareae *Less.* Einzige Art: S. lineare *Less.* Halbſtrauch in Japan.

Spaniſchbraun, ſ. v. a. Ambra.

Spaniſche Aere, ſ. Aere.

Spaniſche Balken, 4 Zoll dickes u. 5 Zoll breites Röhrenholz.

Spaniſche Bank, ſ. Bank.

Spaniſche Baukunſt, ſ. Architektur, vgl. Spaniſche Kunſt.

Spaniſche Baumwolle, ſ. Baumwolle.

Spaniſche Befeſtigungsart, ſ. Kriegsbaukunſt.

Spaniſche Cigarren, in Stroh und Papierblätter gewickelter Havannatabak; ſie werden, hauptſächlich die erſteren, von Nonnen verfertigt und kommen ſelten nach Deutſchland.

Spaniſche Damascene (Pomol.), ſ. Damasceenen.

Spaniſche Erde, weiche Erde, welche die Goldarbeiter ꝛc. gebrauchen, um Gold damit zu poliren.

Spaniſche Fliege (Entom.), ſ. v. a. Lytta vesicatoria *Fabr.*, vgl. Cantharis.

Spaniſche Frühweichſel (Pomol.), ſ. Frühweichſel 2). — Spaniſche ſchwarze Frühkirſche, ſ. Frühkirſche 2). — Spaniſche ſchwarze Knorpelkirſche, ſ. Knorpelkirſchen 7). — Spaniſche ſüße Herzkirſche, ſ. Herzkirſchen 22). — Spaniſche weiße Kirſche, ſ. Knorpelkirſchen 15).

Spaniſche Furie, ſ. Antwerpen (Geſch.).

Spaniſche Guitarre, ſ. Guitarre.

Spaniſche Kappe, ſ. Tortur.

Spaniſche Katze, ſ. v. a. Genette.

Spaniſche Kette, Art gekräuſelter Lahn von geplätteter Cantille.

Spaniſche Kleien, guter ſpaniſch. Schnupftabak.

Spaniſche Klingen, in Spanien fabricirte Degenklingen, von vorzüglichem Stahl; weshalb ſie ſehr geſucht ſind.

Spaniſche Kreide (Min.), ſ. v. a. Speckſtein (ſ. d.).

Spaniſche Kunſt. Es iſt eine auffallende Erſcheinung, die für die hohe Begabung der ſpaniſchen Nation ſpricht, daß ungeachtet der widerwärtigen äußern Verhältniſſe, ungeachtet der faſt ununterbrochenen Kriegsunruhen, aus denen erſt nach 500 Jahren das neuere Spanien entſtand, ungeachtet Despotismus und Armuth, in denen das Land ſeit Philipp II. ſchmachtete, ſich dennoch eine nationale Kunſt entwickelt hat, welche die Spanier als das vierte Kunſtvolk neben die Italiener, Deutſchen und Franzoſen hinſtellt. Die ſpaniſche Nation hat um die Mitte des 17. Jahrh. in der Malerei das Scepter geführt, und ihre Bauwerke gehören zu dem Prachtvollſten, was das Mittelalter in der Architektur hervorgebracht. Die ganze Entwickelung der ſp. K. iſt um ſo origineller, als ſie im Gegenſatz zu Italien das Schauſpiel einer Produktion des modernen Südens ohne weſentliche Einwirkung der Antike darbietet, wenn auch nicht bezweifelt werden darf, daß in der Architektur die manches Jahrh. überdauernden römiſchen Bauwerke, größtentheils aus der ſpätern Zeit der Cäſaren, noch lange nachgewirkt haben. So finden wir noch einen ſehr gut erhaltenen Tempel in Evora, einen antiken Palaſt und cyklopiſche Mauern in Tarragona. Sagunt beſitzt ein römiſches Theater und einen

Cirkus, Segovia einen ſchönen Aquadukt und Capara einen Triumphbogen. In Alcantara ſteht noch ein Tempel, in Merida mehre Theater, Tempel, Amphitheater und dgl. m. Hat ſich dagegen von den ſehr beträchtlichen Bauten der weſtgothiſchen Könige faſt nichts erhalten, ſo iſt um ſo mehr und um ſo Herrlicheres aus den Zeiten der Araber (711—1492) übrig geblieben. Die in dieſe Zeit fallenden Bauten haben allerdings einen weniger phantaſtiſchen Charakter als die Monumente des Islams in Syrien und Aegypten; ſie ſind ohne Kuppel u. Minaret, allein die klarere Beſonnenheit occidentaliſchen Geiſtes, die nicht ohne Einwirkung bleiben konnte, ließ ihren Styl im Einzelnen um ſo beſtimmter und kräftiger hervortreten. Das größte ältere Bauwerk dieſer Art iſt die, zum Theil noch aus dem 8. Jahrh. ſtammende, große Moſchee von Cordova, mit ihren 19 auf unzähligen Säulen mit Hufeiſenbogen ruhenden Schiffen, welche 1236 zur Kathedrale umgeſtempelt wurde. Bei allem Reichthum iſt die Verzierung dieſes Werkes doch noch ſtreng und einfach im Verhältniß zu den ſpätern Werken. In Girona findet ſich ein ſehr zierliches mauriſches Bad; ähnliche Denkmale in Barcelona u. Valencia. Von dem um 950 erbauten herrlichen Palaſt Azzahra in der Nähe Cordova's, der 4312 Säulen zählte, iſt leider keine Spur mehr vorhanden; dagegen ſind von der berühmten Alhambra (ſ. d.), dem Schloſſe der Könige von Granada, das in der letzten Hälfte der mauriſchen Zeit entſtand, bedeutende, zum Theil wohlerhaltene, Trümmer übrig. Bieten ſich von außen nur kahle, unregelmäßige Mauern dem Anblick dar, ſo entfalten ſie im Innern dagegen die mannichfachſte Pracht; da findet man Höfe und Gärten mit Springbrunnen und ſchlanken Säulenhallen, Zimmer und hohe Säle mit Waſſerwerken, Baderäume, Balkone u. dgl. m., Alles in reichem Farbenſchmuck von Glasmoſaik, wodurch die Mauern das Anſehen von blendenden Teppichmuſtern erhalten, ſo wie die Gewölbe mit luſtigem Zellenwerk ausgefüllt. Die berühmteſten Theile ſind der Löwenhof u. die Halle der Geſandten. In Sevilla iſt der großartige Palaſt Alkazar u. der untere Theil des Thurmes Giralda eine Schöpfung der Mauren. Die romantiſche Baukunſt, die mit den chriſtlichen Königen allmählig wieder ſüdwärts rückte, hat nur wenig Bedeutendes aufzuweiſen; es ſind höchſtens die Kathedrale von Tarragona, beſtehend in einer Baſilika mit Gewölbe u. einige Bauten in Barcelona zu nennen. Einen um ſo größeren Reichthum hat Spanien an prächtigen gothiſchen Baudenkmälern, wenn ſchon dieſelben zum größten Theil aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh., alſo aus der Zeit des bunten, geſunkenen gothiſchen Geſchmacks herrühren und mauriſchen Einfluß nicht verleugnen. Zu den älteſten und edelſten Werken dieſer Art gehört der 1227 begonnene Dom von Toledo; mehr Willkür im Styl verrathen ſchon die Dome von Burgos (1299) und von Segovia; aus ganz ſpäter Zeit und vielfach überladen u. verwildert, dennoch aber impoſant u. maleriſch ſind die Dome von Barcelona und Sevilla und die prächtige Kirche de los Reyes zu Toledo (1494—98). Treffliche gothiſche Kloſterhöfe finden ſich in Guadelupe und bei den Dominikanern in Valladolid, herrliche gothiſche Handelsbörſen in Valencia und in Palma auf Majorca. Vorzügliche Reinheit und Reichthum in den Formen zeigt die 1383 gegründete Kirche des Kloſters Batalha (ſ. d.) in Portugal, dagegen erſcheint die 1499 erbaute Kloſterkirche von Belem (ſ. d.) ungeachtet ihrer Pracht ſchon ſehr barbariſch. Aus der guten Zeit des 16. Jahrh., wo die Antike in Spanien in Aufnahme kam, iſt wenig erhalten. Das 1563—84 durch Juan de Toledo und Juan de Herrera erbaute Eskurial macht mehr den Eindruck gewaltigen düſtern Ernſtes, als den jener heitern Schönheit, welche die Antike charakteriſirt. Ingleichen vermißt man letztere bei dem von Herrera erbauten Aranjuez (ſ. d.). Von dieſer Zeit an iſt die ſpaniſche Baukunſt von italieniſchem Geſchmack abhängig; nur ſind die ſpaniſchen Bauwerke noch um einen Grad ſchlechter als ihre italien. Vorbilder. Das Verderben riß um ſich, trotz dem Bemühen einzelner tüchtigen Talente, wie Filippo Ivaro (1685—1735), dem Geſchmack eine beſſere Richtung zu geben. Auch die neueſten Bauten ſollen geringen inneren Gehalt haben, wiewohl mehre Baumeiſter mit Achtung genannt werden, wie Don Mariano Lopez Aguado, Iſidoro Gonzalez Velasquez und Cuſtodio Teodoro Moreno, der Erbauer des Theaters de la plaza de oriente; ferner der auch als Schriftſteller ſeines Faches bekannte Juan Miguel da Inclan Valdes und Annibal Alvarez.

In der Bildhauerkunſt hat das an antiken Vorbildern arme Spanien nur wenige Namen aufzuweiſen. Bis auf die neuere Zeit arbeiteten ſehr oft Ausländer für Spanien. Erſt ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts traten Künſtler auf wie Joſé Alvarez. Nach dieſem ſind zu nennen der ſchon zu deſſen Zeit berühmte Antonio Solà, deſſen vorzüglichſte Werke die Gruppe der beiden im Mai 1802 gefallenen Patrioten Daviz u. Velarde u. die Statue des Cervantes ſind, u. Alvarez' Schüler Medina und Ponzana; außerdem Franciſco Perez del Valle, Eſteban de Agreda und Franciſco Elias.

Den größten Ruhm hat Spanien in der Malerei erworben u. bis heute behauptet; für ſie iſt dieſes Land ein klaſſiſcher Boden. Im Mittelalter zeichneten ſich die Spanier in dieſer Kunſt verhältnißmäßig nur wenig aus; erſt aus dem 14. Jahrh. kennen wir einige Namen; im 15. Jahrh. waren ſie von niederländiſchem und deutſchem, im 16. von italieniſchem Einfluß abhängig; im 17. begann darauf eine glänzende, originelle Blüthezeit, bis dieſe im 18. Jahrh., wie überall, in Erſchlaffung und Manier unterging. Von Niederländern, welche im 15. Jahrhundert in Spanien anſäſſig geweſen, werden unter Andern Rogel (vielleicht Roger von Brügge) und Juan Flamenco (vielleicht Hans Memmling) genannt; auch ſchreiben die Spanier ſelbſt den Werken Albrecht Dürers bedeutenden Einfluß zu. Die älteren Werke in

dieſem nordiſchen Style, in dem z. B. Luis de Morales arbeitete, haben bei harten Formen doch einen milden, oft ſchönen Ausdruck u. weiche Farben. Von den Malern des 16. Jahrh. bildeten ſich Pablo de Aregio und Francisco Neapoli bei Leonardo da Vinci, dem ſie hin und wieder auch ſehr glücklich nacheiferten; Alonſo Berruguete, und der treffliche Pedro Campana, waren Schüler Michel Angelo's; Luis de Borges eignete ſich die Größe und Anmuth der römiſchen Schule bei Perin del Baga an. Vicente Joanes ſcheint ſich die Florentiner der ſpätern Zeit zum Vorbild gewählt zu haben. Den entſchiedenſten Einfluß aber übte die venetianiſche Schule, zumal Tizian, der überdies mehre ſeiner ausgezeichnetſten Werke für Spanien malte und in ſeiner Schule viele Spanier hatte, z. B. Alſonſo Sanchez Coello, nachmals Philipps II. Hofmaler, und Juan Fernandez Navarrete, mit dem Beinamen el Mudo, den man ſogar den ſpaniſchen Tizian nennt. Auf dieſen Fundamenten, von denen das venetianiſche Kolorit das weſentlichſte iſt, entwickelten ſich die großen Schulen des 17. Jahrh., die von Madrid, die ſich hauptſächlich an den Hof anſchloß und die von Sevilla. Als Gemeinſam-Charakteriſtiſches haben ſie geſunden Naturalismus, der ſich bisweilen zur höchſten Schönheit erhebt, unterſtützt von kühner, keineswegs aber willkürlicher Zeichnung und Kolorit; ihr Kolorit beſitzt düſtere, ja ſchwarze Schatten, aber auch die wärmſten, durchſichtigſten Lichter u. Reflexe, ſo wie große Weichheit, und hält ſomit etwa die Mitte zwiſchen dem der Venetianer und dem der neapolitaniſchen Naturaliſten. Die Karnation iſt dem ſpaniſchen Körper gemäß blaß, aber dabei lebendig-warm; das Gewand meiſt etwas flüchtig; das Ganze ſelten mit gleichmäßiger Sorgfalt, meiſt mit ſichtlicher Bevorzugung einzelner Theile ausgeführt. Aus der Schule von Sevilla nennen wir als die vorzüglichſten Francisco Pacheco, Juan de las Roelas, die beiden Herreras, die drei Caſtillos, von denen Juan, als der Lehrer Murillos, am berühmteſten geworden; ferner Francisco Zurbaran, deſſen Ernſt und Energie den Styl der Schule erſt feſtſtellte; endlich Velasquez, der als Hofmaler ſpäter den größten Einfluß auf die madrider Schule gewann, den einfach edlen Alonzo Cano, Pedro de Moya, ein Schüler Van Dyk's und den größten von allen; Murillo, nach deſſen Tode im J. 1682 die Schule von Sevilla bald zur Bedeutungsloſigkeit herabſank. Der Schule von Madrid gehören an Luis Triſtan, die beiden Carduchos, Florentiner von Geburt; dann Juan de Paraja el Esclavo und Mazo Martinez, beide Schüler von Velasquez; Antonio Pereda, der im Kolorit ſogar Murillo übertraf, Juan Careno de Meranda; ferner Francisco Rizi, Juan Antonio Escalante, Claudio Crello u. A. Eine beſondere, noch mehr von den Italienern abhängige Richtung entwickelte ſich in der mit Aregio, Neapoli und Joanes beginnenden Schule von Valencia. Die berühmteſten Meiſter derſelben ſind Francisco Ribolta und ſeine Schüler Pedro Orvente u. Juſepe Ribera, das nachherige Oberhaupt der neapolitaniſchen Schule. Am Ende des 17. Jahrh. begann darauf das eigenthümliche Lebensprincip der ſpaniſchen Schule zu erlöſchen und andere ungünſtige Umſtände trafen damit zuſammen, wie das Ausſterben der habsburgiſchen Dynaſtie, die ſtets wachſende Verarmung des Landes und die Berufung des Schnellmalers Luca Giordano, deſſen Beiſpiel den verderblichſten Einfluß übte. Unter den ſpätern Malern iſt Ant. Palamino de Velasco, weniger durch ſeine eigenen Werke als durch ſeine Notizenſammlung über ältere ſpaniſche Künſtler („El museo pictorio y escala optica“, 3 Bde., Madr. 1715—24) bedeutend. Auch Anton Villa Domal und Alonſo Tobar geben im Ganzen nur ſchwache Nachklänge der frühern Meiſter. Es half nichts, daß Karl III. Akademien ſtiftete u. Raphael Mengs berief; die Kunſt ſank immer tiefer. Unter Karl IV. war das rein perſönliche Talent des Humoriſten Francisco Goya y Lucientes die einzige namhafte Erſcheinung auf dieſem Gebiete. Erſt die Einwirkung des Klaſſicismus der franz. Schule, beſonders Davids, brachte, trotz des Kontraſtes ſeiner Kälte und ſeines franzöſiſchen Pathos, gegen die Größe der alten ſpaniſchen Schule, wieder ein neues Lebenselement in die ſpaniſche Kunſt. Unter ſeinem Einfluß ſtehen noch die meiſten jetzigen ſpaniſchen Maler. Wir nennen von dieſen nur Vicente Lopez y Portana, Joze und Frederico Madrazo y Agudo, Juan Ant. u. Carlos Luis Riberia, Rivelles y Helix, den Poeträt- u. Hiſtorienmaler Ant. Maria Esquivel, der ſich indeſſen ſtreng nach der alten ſevillaer Schule gebildet hat, den trefflichen Landſchafter Genaro Perez Villamil, den in der Luft- und Linealperſpektive ausgezeichneten Pedro Kuntz und den als Kunſtſchriftſteller u. Hiſtorienmaler gleich tüchtigen Valentin Carderera. Außer dieſen verdienen noch einer Erwähnung Joſé Gutierrez de la Vega, Joſé Elbo, Tegeo, Agapito Lopez San-Roman, Alenza, Cavanna, Candereta, Benito Sanz, Ferran, Ortega, van Halen, der Sohn des Generals Juan van Halen, Buccelli und die Frauen Weis und Nicolau. — Auch die Lithographie hat in Spanien große Fortſchritte gemacht; ein Beweis davon iſt unter andern das von Joze Madrazo, dem Direktor der königlichen lithographiſchen Anſtalt herausgegebene Prachtwerk „Coleccion litografica de cuados del rey de España.“

Vgl. Zea Bermudez, Diccionario historico etc., 6 Bde., Madr. 1808; — Schepeler, Beiträge zur Geſch. Spaniens, Aachen u. Leipz. 1828; — Schack, Geſchichte der dramat. Literatur und Kunſt in Spanien, 2 Bde., Berl. 1848.

Spaniſche Literatur. Spaniens geiſtige Nationalbildung war die Frucht des durch große Anſtrengungen und Erfahrungen erſtarkten eigenthümlichen Selbſtgefühls eines Volkes, deſſen Phantaſie in den Erinnerungen einer thatenreichen Vergangenheit ſchwelgte. Die Spa-

nier ſpielen in der Geſchichte des Mittelalters eine glorreiche Rolle. Als eine verlorene Vorwacht des bedroheten Europa gegen die Einbrüche der Alles überſchwemmenden Araber lagen ſie auf ihrer pyrenäiſchen Halbinſel wie im Felde, ohne Beiſtand zu immer erneuerten Kämpfen bereit. Die Gründung ihrer chriſtlichen Königreiche, Jahrhunderte hindurch von der Zeit an, wo die Abkömmlinge der Gothen in die nördlichen Gebirge zurückgedrängt, aus dieſem Zufluchtsort wieder hervortraten, bis zur gänzlichen Verdrängung der Mauren aus Spanien, war ein einziges langes Abenteuer; ja, die Rettung des Chriſtenthums in dieſem Lande gegen ſolche Uebermacht ſchien das Wunderwerk einer höhern als bloß menſchlichen Lenkung zu ſeyn. Solcher Thatenruhm erzeugte und nährte den Strom der dichteriſchen Begeiſterung. Gewöhnt, immer zugleich für ſeine Freiheit und für ſeine Religion zu ſtreiten, ſchloß ſich der Spanier mit feuriger Inbrunſt immer an dieſe an, als ein mit edlem Blut theuer erkauftes Erwerbniß. Jede gottesdienſtliche Tröſtung war ein Lohn vergoſſenen Heldenſchweißes, jede Kirche konnte er als eine Trophäe ſeiner Ahnen betrachten. Daraus entſprang die Feſthaltung der ſtrengſten religiöſen Altgläubigkeit und zugleich die Unempfänglichkeit für jeden fremden Einfluß. Nur Italien und in ſpäterer Zeit Frankreichs Kenntniſſe und Geſchmack fanden, von Staatsverhältniſſen begünſtigt, einigen nie beſtrittenen Einfluß.

Die ſo genährte Kriegsluſt, den Unternehmungsgeiſt ihrer Unterthanen benutzten die Monarchen Spaniens zu Ende des 15. und im 16. Jahrh., ſie zum herrſchenden Staate Europa's zu machen, während ſie im Innern ihre politiſche Freiheit einbüßten. Die argliſtige und tyranniſche Politik Philipps II. hat den Haß des Auslandes auf ſie gezogen. Der Machiavellismus der Fürſten und Volksführer in Italien war allgemeiner Charakter, dieſelbe Tücke und Mänkeſucht hatte alle Stände angeſteckt; in Spanien fällt er bloß den Regierenden zur Laſt. Der Spanier erlaubte ſich nicht, die Handlungsweiſe ſeiner Obern zu prüfen, führte bieder und tapfer, wie ehemals, ſeine Vertheidigungskriege, die Kriege des Angriffs und der Herrſchſucht. Perſönlicher Ruhm, vermeinter Eifer für die Religion verblendete ſie über die Gerechtigkeit ihrer Sache. Beiſpielloſe Unternehmungen waren mit Glück alle geführt, eine neuentdeckte Welt jenſeits des Oceans war durch eine Handvoll verwegener Abenteurer unterjocht worden; nirgends hat der ritterliche Geiſt die politiſche Exiſtenz des Ritterthums länger überlebt, als in Spanien. Noch lange, nachdem durch Philipps II. unheilvolle Fehltritte das innere Wohlſeyn mit dem auswärtigen Einfluſſe tief geſunken war, pflanzte ſich dieſer Geiſt in der Literatur fort u. drückte ihr unverkennbar ſein Gepräge auf. Eben ſo wenig wie Herrſcherwillkür, vermochte die den weltlichen Despotismus ſchirmende Inquiſition dem freien Nationalgeiſte zum Nachtheil der literariſchen Thätigkeit drückende Feſſeln anzulegen. Was die Spanier entbehrten, konnte nicht ihnen, ſondern nur dem nach ſeinem, auf ihren Zuſtand unanwendbaren Maßſtabe urtheilenden Auslande als Verluſt erſcheinen und ungeachtet erſtarrender wiſſenſchaftlicher Einſeitigkeit u. des Zurückbleibens im philoſophiſchen Freiſinn und in weltbürgerlicher Betrachtung hinter raſch aufſtrebenden Nachbarn, bei Entvölkerung und Erſchöpfung des Landes durch Gewaltſtreiche und ſchlechte Verwaltung, blühte die Nationalliteratur in herrlicher Fruchtbarkeit. Es erneuerte ſich in Spanien bei weit höherer Geiſtesbildung in gewiſſem Grade jene glänzende Erſcheinung des Mittelalters, wo Fürſten und Herren die Kunſt des Minne- und Heldengeſanges übten, wo die Ritter, ihre Geliebte neben der Andacht zum heil. Grabe im Herzen, freudig auf die gefährlichſten Abenteuer zum gelobten Lande wallfahrteten, woſelbſt ein löwenherziger König die Laute zu Liebesklagen rührte. Die ſpaniſchen Dichter waren nicht, wie gewöhnlich in den übrigen Ländern Europa's, Höflinge, Gelehrte, oder an ein bürgerliches Gewerbe geheftet; meiſtens von edler Geburt, führten ſie ein kriegeriſches Leben. Das Bündniß des Degens und der Feder, die Uebung der Waffen und der edleren Geiſteskünſte, war ihre Loſung. Schon Garcilaſo, einer der Stifter der ſpaniſchen Poeſie unter Karl V., von den peruaniſchen Ynkas abgeſtammt u. von ſeiner lieblichen Muſe nach Afrika begleitet, fiel vor den erſtürmten Mauern von Tunis; Camoens, der Portugieſe, ſegelte als Soldat ins entfernteſte Indien auf der Spur des glorreichen Weltentdeckers, den er beſang; Alonſo de Ercilla dichtete ſeine Araucana während des Krieges mit empörten Wilden, unter einem Zelt am Fuß der Cordilleras, oder in der von Menſchen noch unbetretenen Wildniß, oder auf einem im Ocean umhergetriebenen Schiff; Cervantes erkaufte die Ehre, unter dem großen Johann von Oeſterreich in der Schlacht von Lepanto als gemeiner Krieger mitgeſtritten zu haben, durch den Verluſt eines Armes und lange Gefangenſchaft in Algier; Lope de Vega erlebte unter andern die Unfälle der unüberwindlichen Flotte; Calderon that Feldzüge in Flandern und Italien, unterzog ſich als Ritter von Santiago ſeinen kriegeriſchen Pflichten, bis er in den geiſtlichen Stand trat und ſo auch äußerlich beurkundete, wie die Religion die herrſchende Triebfeder ſeines Lebens ſey.

Erſt gegen Ende des 17. Jahrh., als die Staatsmacht gänzlich vernichtet, die Thatkraft in allen Ständen faſt erſtorben, Verarmung u. Arbeitsſcheu allgemein geworden waren, tritt geiſtige Erſchlaffung ſichtbar hervor, ohne daß jedoch die National-Individualität in ihrem Grundweſen unterging. Die mit Blut und Landesverheerung erkaufte bourboniſche Dynaſtie (1700) war für Verbeſſerung der Staatsverwaltung nicht unthätig und ſuchte mit Milde Ordnung und Wohlſtand wieder herzuſtellen; aber theils verunglückte politiſche Beſtrebungen, theils Spaltung im Gemeinwillen, den der mehrjährige Verkehr mit fremden Kriegsſchaaren gereinigt und mit neuen Anſichten befruchtet, aber in ſeiner Urbeſchaffenheit nicht gebrochen hatte, erſchwerten und vereitelten

Digitized by Google

die Erhebung des Volksgeiſtes zu verjüngter Lebendigkeit; franz. Neuerungen blieben bei entſchiedenem Widerwillen der altvaterländiſchen Geſinnung ohne bedeutenden Erfolg. Unter dem zu Britannien ſich hinneigenden Ferdinand VI. (1746—1758) wurde der franz. Einfluß beſchränkt, Handel und Gewerbfleiß gewannen, Künſte fanden Pflege und das Studium der Naturgeſchichte erwachte; aber die geiſtige Veredelung des Volkes wollte nicht gedeihen und die verſuchte Beſchränkung der ſelbſtſtändigen Macht des Klerus mißlang. Karl III. (1759—1788) that viel für Wohlſtand des Landes; wackere Miniſter, wie Aranda, Campomanes u. A. ſtanden ihm zur Seite; durch Beſchränkung der Inquiſition und Vertreibung der Jeſuiten (1767) wurde die Uebermacht des Kirchengeiſtes merklich ermäßigt; gelehrte Kenntniſſe und gründliche Studien verbreiteten ſich, der Buchhandel lebte auf, literariſche Regſamkeit war an guten Früchten zu erkennen. Karl IV. (1788—1808) verfolgte nicht die geebnete Bahn; ſeine Zeit iſt nur durch die von ſeiner Schwäche veranlaßte leidenſchaftlich-kräftige Erhebung des Nationalgeiſtes zur Rettung vaterländiſcher Ehre und Freiheit merkwürdig. Die neuere ſpan. Poeſie haben Halbwiſſer und minder ſcharfſinnige Beobachter für eine bloße Nachahmerin der franzöſiſchen gehalten. Aber ſie iſt es keineswegs, ſondern weſentlich und unmittelbar aus der ältern klaſſiſchen Nationalpoeſie entſtanden. Bei einer Nation, die, wie die ſpaniſche, ein ſo ächt volksthümliches Lebensprincip hat, ſich deſſen ſo tief bewußt geworden iſt, konnten wohl zeitweiſe Stagnationen, periodiſche Erſchöpfungen und eine vorübergehende Inſolvenz eintreten und ſie ſogar manchmal zwingen, Anleihen im Auslande zu machen; aber nie konnte ein totaler geiſtiger Bankerott ausbrechen, trotzdem, daß die ungünſtigſten Verhältniſſe und eine Regierung, die das geiſtige Vermögen der Nation nicht minder ſchlecht verwaltete, als das materielle, Alles thaten, um ihn herbeizuführen. So oft daher dieſes Lebensprincip in ſeiner ganzen Kraft wieder wirken konnte, dieſes Nationalgefühl von Neuem angeregt wurde und der Druck nachließ, der deſſen Manifeſtationen gewaltſam niederhielt, erſtand der Fenix de España wieder aus ſeiner Aſche. So waren die Jahre 1812, 1820, 1824 Anfangspunkte neuer Produktionsepochen. Natürlich gilt das Letztgeſagte mehr von der eigentlichen Nationalliteratur und von der Kunſt, als von den Wiſſenſchaften, in welchen auch die begabteſte Nation nur dann Bedeutendes leiſten kann, wenn eine aufgeklärte Regierung nicht nur die freie Entwickelung des Geiſtes geſtattet, ſondern auch durch zweckmäßige Unterrichtsanſtalten leitet, durch Herbeiſchaffung der materiellen Mittel und durch Würdigung der Gelehrſamkeit begünſtigt, kurz für Nationalerziehung ſorgt. Die Unterrichtsanſtalten aber für das Volk ſind in ſchlechtem Zuſtande und waren bis jetzt kirchlichen, d. h. mönchiſchen Behörden überlaſſen.

Wir geben in Folgendem eine Ueberſicht der Leiſtungen der ſpan. Literatur, ſowohl auf dem Gebiete der Dichtkunſt, als auf dem des Wiſſenſchaft. Der Urſprung derſelben iſt in tiefes Dunkel gehüllt, darf aber ſicher nur in der Zeit der Vermiſchung der nordiſchen Völker, beſonders der Weſtgothen, mit den durch römiſchen Einfluß der Rohheit entriſſenen Bewohnern S.s geſucht werden. Die früheſten, auf uns gekommenen Schriftdenkmale fallen in das 13. Jahrhundert; mit dieſer Zeit beginnen wir daher und theilen das Ganze in vier Perioden ein.

Erſte Periode. Von den erſten künſtleriſchen Schöpfungen bis auf die Zeiten Johanns II. von Kaſtilien (1406). Die ſ. L. erſcheint in dieſer erſten Periode auf volksthümlich-nationaler Baſis mit vorherrſchend epiſchen u. didaktiſchen Richtungen. Vielleicht wie an keiner andern, zeigt ſich an der ſ. n L. die Richtigkeit der nun in der Geſchichte der Poeſie zum Axiom gewordenen Behauptung, daß die Volkspoeſie der Kunſtpoeſie und in erſterer wieder die epiſche oder doch die lyriſch-epiſche der rein lyriſchen vorausgehe. Das älteſte, auf uns gekommene Werk der ſ. n L. iſt das „Poema de Cid“, eine Reimchronik 1150 [?], die Abſchrift von 1206), welche die Thaten und Abenteuer des Volkshelden Ruy Diaz, genannt Cid el Campeador (†1099), treuherzig, oft ſehr maleriſch, in ernſt-tragiſchem Tone dem jedoch Scherze und ironiſche Züge beigemiſcht ſind, bisweilen arabiſirend, rauh und hart in Darſtellung und Sprache beſchreibt (ſ. Cid). Die volksthümlichen Elemente dieſes Gedichts ſind, trotzdem es unbezweifelt der Kunſtpoeſie angehört, ja ſogar in formeller Hinſicht eine freilich noch ſehr rohe Nachahmung der franz. Chansons de geste iſt, dennoch ſo unverkennbar, ſowohl im Gegenſtande, der Verherrlichung des Volkshelden, des Repräſentanten des Nationalcharakters, als ſelbſt in der Form, in welcher durch die unbeholfene Nachahmung der fremden die heimiſche, volksmäßige der Romanzen überall durchſchlägt, daß es ſo nicht hätte entſtehen können, wenn nicht eine ſchon bedeutend entwickelte Volkspoeſie ihm vorausgegangen wäre. Von dieſer haben ſich natürlich weder die urſprünglichen Formen, noch überhaupt ſehr alte Denkmäler erhalten, denn ſie lebte Jahrhunderte hindurch nur im Munde des Volkes und in dieſem ſtets ſich verjüngend fort und wurde erſt aufgezeichnet, als auch die Kunſtpoeſie dieſe Lieder des Volkes ihrer Beachtung werth fand, d. i. zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Aber auch aus dieſen Spätlingen, den ſo berühmt gewordenen Romanzen (ſ. d.) läßt ſich auf urſprünglich lyriſch-epiſchen Charakter und die primitive, von ihrer gegenwärtigen nicht bedeutend abweichende Form der älteſten ſpaniſchen Volkspoeſie ſchließen. Sicher waren auch die älteſten Produkte derſelben ſolche den Romanzen ähnliche, lyriſch-epiſche Lieder, in welchen ſich das Nationalbewußtſeyn zu objektiviren ſuchte, ſey es in der Perſonifikation des Nationalcharakters in halb ſagenhaften, halb hiſtoriſchen Repräſentanten, wie im Bernardo del Carpio, im Cid, im Fernan Gonzalez, dem erſten Grafen von Kaſtilien u ſ. w.; ſey es in der ſagenhaft idealiſirten Darſtellung der wichtigſten Momente der Nationalgeſchichte,

wie des Untergangs des Gothenreiches durch König Roderichs Schwäche, die Kämpfe um Exiſtenz und Beſitz mit den Mauren, der innern Parteikämpfe u. ſ. w. Reine Epen aber, wie die der Inder, Griechen, Germanen und ſelbſt die Chansons de geste der Franzoſen, konnten die Spanier nicht beſitzen, weil ſie kein Urvolk, ſondern ein Miſchvolk waren, weil ſie keine Kontinuität mit ihren mythiſchen Urzuſtänden hatten, weil, als ſie ſich zu dem eigentlichen neuſpaniſchen Volke konſtituirt (nach der Wiedereroberung Spaniens von den Arabern von Aſturien aus) ſie ſchon ganz in der hiſtoriſchen Gegenwart und Wirklichkeit lebten und zu keiner epiſchen Rückſchau und Ruhe mehr kommen konnten; weil ſie endlich, lange in mehre kleine Reiche mit Sonderintereſſen vertheilt, auch nicht einmal wie die Franzoſen in einer Univerſalmonarchie einen epiſchen Mittelpunkt gewinnen konnten. Daher kommt es auch, daß die Spanier eben ſo wenig eigenthümliche Volksmährchen wie wahre Nationalepen haben, ſondern nur Volksſagen und Legenden oder ſagenhaft-hiſtoriſche Volkslieder. Auf dieſer volksthümlichen Baſis, dem fruchtbaren Boden eines thatenreichen öffentlichen Lebens, entwickelte ſich denn auch die kaſtiliſche Kunſtpoeſie freilich noch unter dem Einfluſſe der allgemeinen Zeitideen, als in der erſten Periode unter den der kirchlich-ritterlichen. Sie drückte den Nationalgeiſt vollſtändig aus und war dem Volke ganz eigentlich angehörig, wenn auch die ritterlichen Edlen ihre Sprecher und Pfleger waren. Sie athmete Tapferkeit u. Freiheitsliebe, verſchmolzen mit Frömmigkeit und tiefer Erfaſſung der Wechſelfälle des menſchlichen Lebens und erhielt ſich lange eben ſo unberührt von fremdartigen äußern Einwirkungen, als ſie ſelbſt in ihrer geſchloſſenen Abſonderung ohne Einfluß auf das übrige Europa bleiben mußte. Außer dem erwähnten halb ſagenhaften, halb hiſtoriſchen Gedichte vom Cid, gehören hierher als die älteſten Produkte derſelben die Heiligen- und Marienlegenden des Geiſtlichen Gonzalo von Berceo (✝ um 1268), die Legende von der Maria Egipciaca und den heiligen 3 Königen (aus dem 13. Jahrh.). Die Bearbeitung der ritterlichen Irrfahrten Alexanders d. Gr. (Poema de Alexandeo Magno) von Juan Lorenzo Segura von Aſtorgo (1200 ?), die Rittergedichte von den „Votos de pavon“ (Pfauengelübde), von Apollonius von Tyrus (auch noch aus dem 13. Jahrh.) und das mehr chronikenartige Gedicht von Conde Fernan Gonzalez, aus dem 14. Jahrh. In allen dieſen Gedichten läßt ſich in Stoff und Form der Einfluß der mittellateiniſchen Kirchenpoeſie und der franzöſiſchen Ritterpoeſie zwar nicht erkennen; doch ſind ſie gänzlich frei von allem arabiſchen Einfluſſe und haben durchaus nationale Färbung. Sie ſind theils in der der franzöſiſchen nachgebildeten einreimigen Alexandrinerſtrophe, theils in den nationalen Grundrhythmen der Redondilien (ſ. d.) abgefaßt. Noch in das 14. Jahrh. iſt jedenfalls auch die Abfaſſung der längern, epenartigen Romanzen von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen zu ſetzen, deren ſtoffliche Grundlage und zum Theil auch formelle Bildung wohl aus dem Verkehr der ſpaniſchen Joglares (Volksſänger) mit den ſüdfranzöſiſchen Jongleurs ſtammen dürften. Dieſe Joglarromanzen, die ſich auch noch in ihrer gegenwärtigen Form charakteriſtiſch von den übrigen unterſcheiden, ſind jedenfalls die älteſten, zuerſt aufgezeichneten Monumente der ſpaniſchen Volkspoeſie. Neben dieſen mehr oder weniger epiſch-volksthümlichen Gedichten begann vorzüglich durch den Einfluß Alfons' X. oder des Weiſen (✝ 1284) von Kaſtilien eine gelehrt-didaktiſche Kunſtpoeſie ſich zu entwickeln. Alfons war nämlich nicht nur ein Förderer der Wiſſenſchaften und Gönner der Gelehrten und Dichter, indem er an ſeinem Hofe ſogar gelehrte Juden und Araber, provençaliſche und galiciſche Trovadores verſammelte und ſelbſt ſich in Aſtronomie und Kabbaliſtik, wie in dem höfiſchen Minnegeſang verſuchte, ſondern er wirkte noch einflußreicher auf die Bildung ſeines Volkes und die Entwicklung kaſtiliſcher Nationalliteratur durch ſeinen Eifer für die Anwendung und Kultur der Landesſprache. Auf ſeinen Befehl und unter ſeiner Mitwirkung wurden die Landesgeſetze in der Landesſprache abgefaßt und ſtatt der bisherig üblichen lateiniſchen zur Gerichtsſprache erhoben. Die berühmteſte dieſer Geſetzſammlungen führt den Titel „Leges de las siete partidas“ (neueſte und beſte Ausgabe, Par. 1847); außerdem iſt zu erwähnen das „Fuero real“ (beſte Ausg., Madrid 1781); ſeine übrigen legiſtiſchen Werke hat die Akademie der Geſchichte unter dem Titel „Opusculos legales del rey Alonso el Sabio“ (Madr. 1836) herausgegeben. Ferner wurde auf Alfons' Veranlaſſung und unter ſeiner Leitung eine Weltchronik und die Geſchichte der Kreuzzüge nach lateiniſchen Werken in ſpaniſcher Sprache abgefaßt, von denen die erſtere nur handſchriftlich vorhanden, die letztere unter dem Titel „La gran conquista de Ultramar“ (Salamanca 1503) im Druck erſchien, und eine Generalchronik von Spanien bis zum Tode ſeines Vaters in der Landesſprache geſchrieben, die ſo berühmt gewordene „Crónica general“ (Valladolid 1604). Durch dieſe Unternehmungen wurde Alfons eigentlich der Schöpfer der ſpaniſchen Proſa, in welcher früher nur vereinzelte ſchwache Verſuche (wir erinnern an die dem Alexandergedichte angehängten beiden Troſtbriefe des ſterbenden Alexanders an ſeine Mutter Olympias) gemacht worden waren; zugleich gab er der ſpan. Nationalliteratur eine mehr didaktiſche Richtung. Außer dem ſogenannten „Libro de las querellas“ (Buch der Klage), von dem ſich nur einige Bruchſtücke erhalten haben, ſchreibt man ihm die Abfaſſung eines didaktiſchen Gedichts alchemiſtiſchen Inhalts, das „Libro del tesoro ó del candado“ (Buch des Schatzes oder des Steines der Weiſen) zu, das auch dadurch für die Entwickelung der ſpan. Kunſtpoeſie wichtig wurde, daß es nicht mehr in den fremdartigen, ſchwerfälligen Alexandrinerſtrophen, ſondern theils in Coplas de arte mayor, theils in achtſylbigen Verſen geſchrieben iſt. Durch die darin und in den unzweifelhaft von ihm geſchriebenen galiciſchen Liedern

Digitized by Google

(Cántigas) angewendeten kürzern Versmaße hat er noch überdies die ſpan. Kunſtlyrik vorbereitet. Sein Beiſpiel hatte Einfluß auf ſeine Nachfolger. Sein Sohn Sancho IV. el Bravo ſchrieb ein moral-philoſophiſches Werk, das in 49 Kapiteln Lebensregeln für ſeinen Sohn Ferdinand IV. enthält; nur handſchriftlich aufbewahrt. Des letztern Sohn Alfons XI. el Bueno, gilt für den Verfaſſer einer Reimchronik in Redondilienſtrophen und hat das Verdienſt, die Abfaſſung mehrer Werke in kaſtiliſche Proſa veranlaßt zu haben, z. B. eines Adelsregiſters „Becerro“, eines Jagdbuchs „Libro de monteria“ und mehrer Chroniken. Beſonders merkwürdig iſt des Infanten Don Juan Manuel (✝ 1362) Apologenſammlung in Proſa mit angehängten Sprüchen in Verſen unter dem Titel „El conde Lucanor“, eine nach orientaliſchen Muſtern und zum Theil aus orientaliſchen Quellen abgefaßte Rahmenerzählung, in welcher dem Grafen Lucanor ſein Rathgeber Patronio moraliſche und politiſche Rathſchläge in Form von Novellen ertheilt (herausgegeben von Argote de Molina, Sevilla 1575 und zu Madrid 1642; von Keller, Stuttg. 1839; deutſch von Eichendorf, Berl. 1840); dagegen iſt des Infanten Liederſammlung („Libro de los cantares“) leider verloren gegangen. Bei Weitem der bedeutendſte Dichter des 14. Jahrh. war aber der Erzprieſter von Hita, Juan Ruiz (ſ. d.), ein Zeitgenoſſe des Infanten, ✝ um 1351, der ſich in der allegoriſchen Satyre verſuchte. Er hat ebenfalls in eine Rahmenerzählung, die in Alexandrinerſtrophen abgefaßt iſt, ſeine lyriſchen und didaktiſchen Gedichte, wie fromme und erotiſche Lieder, Fabeln, Hirtenlieder u. ſ. w. eingereiht, die ſowohl durch ihren innern poetiſchen Werth, als auch dadurch, daß ſie nach des Verfaſſers ausdrücklicher Abſicht alle damals in Spanien bekannten metriſchen Kombinationen bilden ſollten, für die Geſchichte der ſpan. Poeſie von großer Wichtigkeit ſind. Dieſe und alle früher erwähnten Gedichte, von denen wir nicht beſondere Ausgaben erwähnten, findet man in Ochoa's vermehrtem Abdruck von Sanchez „Coleccion de poesias castell. anteriores al siglo XV“ (Par. 1842). Ebenfalls ein didaktiſches Gedicht mit eingewebten lyriſchen Partien iſt das Buch in Reimen über das Hofleben, „Rimado de palacio“, des als Chroniſten und Ueberſetzer des Livius berühmten Pedro Lopez de Ayala (ſ. d.). Charakteriſtiſch tritt die am Ende dieſer Periode vorherrſchend didaktiſche Richtung noch hervor in den Gedichten des Rabbi Santo, eines Juden, der für den König Peter den Grauſamen von Kaſtilien Rathſchläge und Lebensregeln in Verſen ſchrieb, ſo wie in dem Gedichte vom Todtentanz, „Danza general de la muerte“, in der ſpaniſchen Nachahmung von der lateiniſchen „Rixa animae et corporis“ u. ſ. w., welche Werke ſämmtlich noch unedirt ſind. Die Kultur der hiſtoriſchen Proſa bekunden die Chroniken Ayala's, Juan Nuñez de Villaſons, die Proſachronik vom Cid, die Reiſebeſchreibung Ruy Gonzalez de Clavijos u. A. Auch die Abfaſſung des Amadis (ſ. d.), des Ahnherrn der zahlloſen ſpaniſchen Ritterromane gehört dem Schluſſe dieſer Periode an; es ſoll den Portugieſen Vasco Lobeira zum Verfaſſer haben.

Zweite Periode. Von der Regierung Johanns von Kaſtilien (1406—54) bis zur Bildung der ſpaniſchen Univerſalmonarchie unter den katholiſchen Königen oder bis zum Schluſſe des Mittelalters. In ihr trat neben der fortbeſtehenden didaktiſchen Richtung die lyriſche in den Vordergrund. Die Bildung einer höfiſchen Kunſtlyrik nach dem Muſter der Troubadourpoeſie, die Alfons X. zwar vorbereitet, aber nur in galiciſcher Mundart üben konnte, die in lemoſiniſcher längſt an den Höfen der Grafen von Barcelona und der Könige von Aragon blühte, konnte in kaſtiliſcher Mundart erſt am Hofe Johanns II. ſich verwirklichen. Durch die vorausgegangenen Verſuche im lyriſchen Versmaße war nun auch dieſe Mundart dazu tauglich geworden. Es bedurfte daher nur eines ſo poetiſch-ritterlich geſtimmten Fürſten und Hofes wie Johanns II. und ſeiner Umgebung, um dieſe Nachblüthe der Troubadourpoeſie ins Leben zu rufen. Dieſe kaſtiliſche Hoflyrik hat daher im Inhalt wie im Tone mit der provençaliſchen, beſonders der ſpätern, große Aehnlichkeit. „Auch ſie iſt vorzugsweiſe eine Konverſationspoeſie, die ſich in dem engen Kreiſe höfiſcher Galanterie und innerhalb der Grenzen des damaligen Bonton bewegt und daher an Ideenarmuth und Eintönigkeit leidet; ſie iſt ſogar ſchon viel ſchwerfälliger und roher wie die ächte Troubadourpoeſie, weil damals die belebende Kraft der idealen Chevalerie und Galanterie ſchon von dem vorherrſchenden Proſaismus und dem Uebergewicht der Verſtandesthätigkeit über die Phantaſie gelähmt und mehr zum Scheinleben einer hohlen Form geworden war. Aber ſelbſt in dieſen höfiſchen Liedern verleugnet ſich der Nationalcharakter nicht, wie in dem bald witzig feinen, bald ironiſchen Spiel mit Antitheſen und in der Gefühlsdialektik und in dem Beibehalten der volksthümlichen Formen“. Die Werke dieſer Hofdichter haben ſo wenig Verſchiedenheit und prägnante Individualität, daß ſie oft nur durch die Namensüberſchriften zu unterſcheiden ſind, die ſie in den davon gemachten Sammlungen, den „Cancioneros“ (ſ. d.) tragen. Die vorzüglichſten ſind Enrique de Villena (ſ. d.) u. Inigo Lopez de Mendoza, Marques von Santillana (ſ. d.). Letzterer wurde von ſeinen Zeitgenoſſen als unübertreffliches Muſter angeſtaunt, doch laſſen ſein allegoriſcher Trauergeſang auf den Tod des Marques v. Villena, ſein „Doctrinal de privados“ (Lehrgedicht für Privatmänner) u. ſeine von Gelehrſamkeit ſtrotzenden Liebeslieder ebenſo kalt als ſeine verſificirten Sprüchwörter und ſein geiſtliches Lied: „Los gozos de nuestra Señore“ (Freuden der heil. Jungfrau). Von Intereſſe dagegen iſt für die Geſchichte der altſpaniſchen Poeſie ſein kritiſch-hiſtoriſches Sendſchreiben: „Arte de Poesia Castellana“. Nur wenig höher ſteht Juan de Mena aus Cordova (geb. 1412, ✝ 1456), Verfaſſer eines allegoriſchen Gemäldes des menſchlichen Lebens in tetradaktyliſchen Oktaven: „El labyrintho ó las

Trecientas“. (Sevilla 1496, Antw. 1552), das indeſſen mehr Beleſenheit als Phantaſie bekundet. In allen dieſen Dichtern zeigt ſich übrigens ſchon das Beſtreben, altklaſſiſche und italieniſche Muſter, beſonders den großen Dante, nachzuahmen. Von den übrigen ſind zu bemerken die drei Manrique (Rodrigo, Gomez u. Jorge, von denen die beiden letzten „Coplas“, Madr. 1779, herausgaben), Garzi Sanchez de Badajoz (1470), Verfaſſer von Liebesliedern, Alonſo de Carthagena, Alonſo de Santa Maria, Diego Lopez de Haro, Rodriguez del Padron, Guivara, Diego de San Pedro, der auch zwei halb proſaiſche, halb metriſche Liebesromane ſchrieb, die berühmt geworden ſind („Carcel de amor“ und „Question de amor“) und Fernan Perez de Guzman, Verfaſſer geiſtl. Lieder, „Sentencias“, Liſſab. 1541. Die Werke dieſer ſämmtlichen Dichter befinden ſich in dem berühmten „Cancionero general“ (Valencia 1511, Toledo 1517, Sevilla 1527, Antwerp. 1557, 1573 und 1678), deſſen Inhalt zu bedeutend iſt, als daß wir ihn nicht etwas näher bezeichnen ſollten. Das Liederbuch wurde von Fernando del Caſtillo zu Anfang des 16. Jahrh. geſammelt und faſt in jeder der ſpatern Ausgaben vermehrt. Indeſſen ſind ſchon in den älteſten Ausgaben 136 Dichter namhaft gemacht, zu denen noch eine große Anzahl ungenannter kommt. Die geiſtlichen und moraliſchen Lieder dieſer vielberühmten Sammlung haben den geringſten Werth; ſie ſchmecken ſämmtlich nach ſteifer Dogmatik und nach klöſterlicher Erziehung. Die Liebeslieder, welche den größten Theil des Buches einnehmen, ſind zwar einförmig, zeichnen ſich aber durch glühende Phantaſie und bis zur Verzweiflung geſteigerte Leidenſchaft aus. Die übrigen Formen des Liedes (canciones, vilancicos, glosas, letras), die ſich in dem allgemeinen Liederbuche finden, ſind oft von unnachahmlicher Zartheit und Lieblichkeit, bieten aber auch häufig Gelegenheit zu poeſieloſer Künſtelei. An das Liederbuch ſchließt ſich das allgemeine Romanzenbuch („Romancero general“, Madr. 1604—1605) an und enthält einen noch reichern Schatz von Poeſie als dieſes; da aber die einzelnen Stücke ohne Ordnung zuſammengerafft ſind, ſo läßt ſich die Zeit ihrer Entſtehung, die für die Geſchichte der ſpan. Poeſie höchſt wichtig wäre, nicht ausmitteln.

Die Ausbildung der ſpaniſchen Proſa in dieſem Zeitraume iſt ſehr bemerkenswerth. In den Geſchichtswerken des oben genannten F. P. de Guzman ſo wie in denen von Hernando del Pulgar („Los claros varrones“), in der Geſchichte des Grafen Pedro Niño von Buelna („Cronica de Don P. N. Conde de Buelna“, Madr. 1782) von Gutierre Diez de Games, ſo wie in der Geſchichte des Grafen Alvaro de Luna („Crónica de Don Alvaro de Luna, Madr. 1784) von einem Ungenannten, zeigt ſich ſchon ein Fortſchritt vom Chronikenſtyl zu pragmatiſcher Darſtellung. Von Pulgar hat man auch eine Briefſammlung, die nebſt der von Cibdad-Real einen Begriff vom Epiſtolarſtyl der damaligen Zeit geben kann. Eine Sammlung von den Geſchichtswerken damaliger Zeit enthält die „Coleccion de crónicas“ (7 Bde., Madr. 1779—87).

Endlich fallen auch in dieſe Periode die erſten Anfänge des ſpaniſchen Drama's. Es entwickelte ſich aus ländlichen Feſtſpielen und den in Kirchen aufgeführten und von Enrique de Villena veredelten Myſterien, welche ſich dann zu den Autos sacramentales geſtalteten. Die allegoriſchen oder ſatyriſchen Dialoge von Santillana und von Rodrigo de Cota, dem Aeltern, der für den Verfaſſer des Schäfergedichts „Mingo-Rebulgo“ gilt, einer ſatyriſchen Schilderung des Hofes Heinrichs IV. von Kaſtilien, kann man allerdings kaum hierher rechnen, wohl aber Juan de la Encinas (ſ. d.) Schäferſpiele und vor allen den ſo berühmt gewordenen dramatiſchen Roman „Celestina“ von Fernando de Rojas (1500), der wegen trefflicher Charakter- und Sittenſchilderung und klaſſiſchen Styls mit Recht unter die beſten Erzeugniſſe der ſpan. L. noch jetzt gerechnet wird (älteſte Ausg. Medina del Campo 1499; beſte Ausg. in der „Bibliotheca de autores espan.“, Bd. 3, Madr. 1846) und in alle Sprachen überſetzt wurde (deutſch von Bülow, Leipz. 1843, franz. von Germond de Lavigne, Par. 1834), ſo wie vielfache Nachahmungen veranlaßte. Vergl. Ludw. Clarus, „Darſtellung der ſpan. L. im Mittelalter“ (2 Bde., Mainz 1846).

Dritte Periode. Vom Beginn des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Gleichen Schritt haltend mit der Entwickelung der politiſchen und ſocialen Zuſtände der ſpan. Monarchie, umfaßt dieſe Periode die allſeitigſte Entwickelung und höchſte Blüthe der ſpan. L., ihre Ausartung nach Erreichung dieſes Kulminationspunktes im goldenen Zeitalter der Philippe durch Ueberanſtrengung bei wachſender Kraftloſigkeit und ihre gänzliche Ermattung. Wie durch die Vereinigung der Kronen von Kaſtilien und Aragon auf den Häuptern der katholiſchen Könige, durch die Eroberung des letzten Maurenreichs von Granada, die Entdeckung einer neuen Welt u. durch die Herrſchaft über den größten Theil von Italien, die Niederlande und Portugal aus den kleinen ſpan. Reichen, deren Kern Kaſtilien war, eine Weltmonarchie ſich gebildet hatte, ebenſo wurde die kaſtiliſche Sprache und Literatur nicht nur zur ſpaniſchen im eigentlichen Sinne, ſondern zu den einflußreichſten in zwei Welttheilen und, wie überall, wirkte auch hier die Ueberanſtrengung und Auflöſung der politiſchen Macht auf die Literatur zurück. Alles, was in der vorigen Periode ſich vorbereitete, erhielt in dieſer ſeine völlige Entwickelung, beſonders durch die nähere politiſche Verbindung Spaniens mit Italien, das ſeit der Eroberung Neapels durch Fernandez de Cordova (1504) faſt ein Jahrhundert hindurch einen ſehr bemerkbaren Einfluß äußerte. Altklaſſiſche und italieniſche Muſter, ſogar die italieniſchen Versmaße, wie der elf- und ſiebenſylbige Vers, die Formen des Sonetts, der Ottava Rima, Terzinen, Kanzonen u. ſ. w. fanden in S. ihre Nachahmer, wiewohl über dieſer Nachahmung ſo wenig wie früher der provenzaliſchen die nationale Eigenthümlichkeit ver-

loren ging, weil die ſpan. Poeſie eine durchaus volksthümliche Grundlage hatte. Ueberdies trat der italieniſchen Schule eine ſtrenge, an den alten Nationalformen haltende Partei entgegen, bis ſich die ſchroffen Einſeitigkeiten beider Parteien, die ſtrenge Nachahmung der keneiſeren eleganteren klaſſiſchen Formen und die eiferſüchtige Bewahrung des volksthümlichen Geiſtes und nationalen Charakters abgeſchliffen hatten und nun in vollſtändiger Verſchmelzung vollſtändige Kunſtwerke erzeugten. Von den vielen, theils aus dem kriegeriſchen Adel, theils aus dem Klerus hervorgegangenen Dichtern können wir hier nur diejenigen namhaft machen, welche den Ton angegeben oder in einer Dichtart Epoche gemacht haben und als Stellvertreter der Nation im dichteriſchen Geiſte und Geſchmack zu betrachten ſind. Der erſte Dichter, welcher ſich nach italieniſchen und altklaſſiſchen Muſtern bildete, war Juan Boscan Almogaver (ſ. d.) aus Barcelona († um 1542), der durch den Venetianer Andrea Navagero in das Kunſtſtudium der Alten und der Italiener eingeführt wurde. Seine Jugendverſuche gleichen noch völlig den altſpaniſchen Liedern und Romanzen; der italieniſche Geiſt offenbart ſich zuerſt in ſeinen Sonetten im petrarca'ſchen Style. An zarter Melodie der Sprache des Gefühls erreichte weder Boscan noch einer ſeiner Nachfolger ſein großes Vorbild; die Farben ſind, wie es der ſpaniſche Charakter mit ſich bringt, ſtärker aufgetragen und durch jeden Vers ſtürmt heimathliche Leidenſchaftlichkeit; doch iſt der Ton der glühenden Schwärmerei und der innigſten Sehnſucht nicht ſelten unnachahmlich glücklich getroffen. Seine poetiſchen Epiſteln in Terzinen und ſeine Elegien ſind reiche anziehende Bilder und Gedanken und verrathen eine ſo geſunde Lebensphiloſophie, wie man ſie bei ſpätern Dichtern Spaniens ſelten findet. Für die Erzählung in reimloſen Jamben und in Stanzen ſtellte er ebenfalls Muſter auf. An ihn ſchloß ſich ſein Freund Garcilaſo de la Vega (ſ. d.) aus Toledo († 1536) an und ſtudirte mit eben ſo großem Eifer die italieniſchen und römiſchen Dichter. Er übertraf jenen in zarter Innigkeit des elegiſchen Tones und in edler Weichheit des Ausdrucks; in der Ekloge eignete er ſich den virgilſchen und den ſannazaroſchen, in dem Sonett der petrarca'ſchen Styl an. Noch gehört zu dieſen Diego Hutardo de Mendoza [ſ. d. 4)]. Vielſeitige gelehrte und geſellſchaftliche Bildung mit großartigem Gemüthstakt und heiterer Laune vereinend, gilt er für mehr Gattungen der Darſtellungskunſt als anerkanntes Muſter und behauptet unter den Klaſſikern ſeiner Nation eine der erſten Stellen. Wenn er von Achtung für das klaſſiſche Alterthum durchdrungen und vertraut mit den Schönheiten der italieniſchen Literatur fremden Muſtern Vieles frei nachbildete, ſo verleugnete er doch nie den in ſeinem ganzen Leben abgeſpiegelten und ſtark hervortretenden geiſtigen Urcharakter des Vaterlandes. In ſeinen Werken herrſchen, neben geſchmeidiger Fügſamkeit und kunſtloſer Leichtigkeit, die eigenthümlichſte Selbſtſtändigkeit, ſtrenger Ernſt und jugendlicher Muthwillen, nüchterner Verſtand und leidenſchaftliche Heftigkeit, eben ſo viel Tiefe der Einſicht, des Blickes und des Gefühls, gleicher Reichthum an Gedanken und Bildern; die ihm verliehene Herrſchaft über die Sprache willkürlich zu mißbrauchen, verboten die Reife des Geſchmacks und überlegene Mündigkeit des Geiſtes. Seine Redondilien und Lieder, zum Theil in zuerſt von ihm verſuchten italieniſchen Rhythmen, haben anmuthige Einfachheit, oft volksthümliche Schalkhaftigkeit; die horaziſchen Epiſteln in Terzinen ſind halb gelungen, die burlesk-ſatyriſchen Gedichte haben ihrer launigen Freimüthigkeit wegen nicht gedruckt werden dürfen. Unter ſeinen proſaiſchen Werken finden ſich 2 Meiſterwerke: der komiſche Roman „Vida de Lazarillo de Tormes“, ein ſatyriſches Gemälde nach dem Leben, reiche Menſchenkenntniß und Schärfe der Beobachtung verrathend, oft überſtrömend von fratzenhafter Luſtigkeit und die in antiker Würde und redneriſcher Gediegenheit abgefaßte Geſchichte des 1568 geführten Krieges gegen die Moriskos in Granada, ausgezeichnet durch Glaubwürdigkeit, maleriſche Veranſchaulichung der Sitten und Charaktere und durch freie Kraft der Betrachtung. Unterdeſſen hatte die Reform der ſpaniſchen Poeſie nach den klaſſiſchen und italieniſchen Muſtern auch in Portugal großen Beifall gefunden, und mehre portugieſiſche Dichter bedienten ſich in ihren Verſuchen des kaſtiliſchen Dialekts. Zu erwähnen ſind von dieſen Francisco de Saa Miranda aus Coimbra († 1558), ein geiſtreicher Lyriker und guter Komiker, der ſich beſonders in der Idylle durch naive Volksſprache, trefflichen Dialog und lyriſch-epiſche Mannichfaltigkeit auszeichnet; dann Jorge de Montemayor († 1561), ein anmuthiger Lyriker, der ſich klaſſiſchen Ruhm durch die in ſchöner, von eingeſchalteten lyriſchen Gedichten unterbrochener Proſa verfaßte romantiſche Schäfererzählung „Diana“ erwarb; ſie wurde von Gasp. Gil. Polo aus Valencia, einem geſchätzten Dichter, meiſterhaft fortgeſetzt. Die größte Bewunderung in dieſem Zeitraume fand der Geiſtliche Hernando de Herrera (ſ. d.), der gelehrte Erklärer des Garcilaſo de la Vega von ſeinen Bewunderern der Göttliche genannt, der indeſſen immer mehr der Kunſt, als der Natur huldigt. Er ſchuf ſich in ſeinen rhythmiſch vollendeten Oden eine eigene feierlich erhabene Sprache, die manchmal ſogar in gekünſtelten Schwulſt übergeht. Oft aber ſiegt auch in ihm die gute Natur und dann iſt ſeine Darſtellung unwiderſtehlich hinreißend. In ſeinen Sonetten iſt er einer der glücklichſten Nachahmer Petrarca's. Die Verbindung altklaſſiſcher Korrektheit mit ſanfter romantiſcher Schwärmerei gelang am vorzüglichſten Luis Ponce de Leon (ſ. d.), einem ſtill religiöſen, tief ſchwärmeriſchen Geiſtlichen, der weit größere Aufmerkſamkeit in der Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie verdient, als ihm bisher geworden iſt. Von den Uebrigen, die ſich den genannten Dichtern zunächſt anſchloſſen, ſind zu erwähnen: Hernando de Acuña († um 1580), ein fleißiger Ueberſetzer aus dem Lateiniſchen und ein gefühlvoller und korrekter Lyriker; er war einer der erſten, welche zwiſchen dem itali-

niſchen und dem Nationalſtyl die rechte Mitte zu treffen wußte; dann Francisco de Rioja (ſ. d.); Baltazar de Alcázar unter Philipp II., ein überaus witziger und anmuthiger Dichter; Vicente Eſpinel (ſ. d.), Verfaſſer einer dem Horaz nachgebildeten Arte poetica Española, bilderreich in Kanzonen, Elegien und Eklogen; Bernardo de Balbuena; die beiden Figueroa (ſ. d.); der Lieder- u. Madrigalendichter Guiterre de Cetina (ſ. d.); Pedro de Padilla, der Idyllen ſchrieb („Tesorio de varias Poesias", Madr. 1575); Pedro Soto de Rojas, auch bekannt als gewandter Ueberſetzer; Criſtoval de Meſa, Auguſtin de Tejada, ſchon von mythologiſchen Bildern und allegoriſchen Figuren ſtrotzend, und Luis Barahona de Soto, der wegen ſeiner Eklogen, Satyren und Lieder in nicht unverdientem Anſehen ſtand. Der bedeutendſte Gegner der klaſſiſchen Korrektheit und der eifrigſte Vertheidiger der altſpaniſchen Naturpoeſie war der geiſtreiche, aber in einſeitigen Vorurtheilen befangene Chriſtoval de Caſtillejo (ſ. d.). Seine Romanzen und ſchalkhaft erotiſchen Volkslieder, in denen er nicht ſelten die Sonettiſten mit gelungenem Witz lächerlich macht, athmen ächte Heimathlichkeit; ſeine Satyren aber übertreiben zu ſehr, als daß ſie ihrer Wirkung hätten gewiß ſeyn können. Trotz der erreichten Vermittelung trat noch einmal in dieſer Periode der Gegenſatz zwiſchen der klaſſiſchen Nachahmung und der nationalen Eigenthümlichkeit mächtig hervor, als erſtere den Reiz der Neuheit verloren, letztere durch innigeres Anſchließen der Kunſtpoeſie an die Volkspoeſie an Stärke gewonnen hatte und beiden Richtungen wurde nun bis zu den Extremen, oft von ein und derſelben Perſon gefolgt. Die Brüder Luperno Leonardo de Argenſola und Bartholomé Bernardo de Argenſola (ſ. d.) begnügten ſich nicht, die durch das moderne Element im Italieniſchen gemilderte Klaſſicität nachzuahmen, ſie nahmen ſich unmittelbar den Horaz zum Muſter. Originalität und Fülle des Genies im ganzen Sinne des Wortes gehen ihnen ab, doch ſind ihnen poetiſches Gefühl ohne Schwärmerei, ein männlich emporſtrebender Geiſt, glückliches Darſtellungstalent, Witz und klaſſiſche Würde des Styls u. überhaupt eine den ſpaniſchen Dichtern ſelten in ſo hohem Grade eigne Solidität des Geſchmacks nicht ſtreitig zu machen. Eſtévan Manuel de Villégas (ſ. d.) aus Naxera († 1669) dichtete ſeine „Eroticas" nach dem Vorbilde des Anacreon und ſogar in den altklaſſiſchen nachgebildeten Metren. Juan de Xauregui († 1650) überſetzte nicht nur den „Aminta" des Taſſo und den „Pastor fido" des Guarini, ſondern auch Lukans „Pharsalica"; als Dichter iſt er in Sonetten und Beſchreibungen beachtenswerth. Andrerſeits ſuchte Gongora (ſ. d.) den Romanzenſtyl in die Kunſtpoeſie einzubürgern und zu kultiviren, während er die Italiener (Mariniſten) noch überbot und Neuheit und Erhabenheit des poetiſchen Styls durch abenteuerliche Verkünſtelung des bildlichen Ausdrucks und der Sprache erſtrebte; ſo ward er das Haupt der ziemlich zahlreichen und bis in das 18. Jahrhundert fortdauernden Schule der Cultoristos und Conceptistos, deren meiſt dürftige Spielereien einer an Ueberſpannung kränkelnden Phantaſie das Sinken des Nationalgeſchmacks anmelden. Daß jedoch mehr als je die Volks- vor der Kunſtpoeſie berückſichtigt wurde, iſt für die letztere ſehr folgenreich geworden. Denn obgleich die eigentliche Blüthe der Volkspoeſie in lyriſch-epiſchen Romanzen längſt vorüber war, weil durch den in der vorigen Periode immer ſchroffer werdenden Gegenſatz der Kunſt- und Volkspoeſie und die immer ſchärfere Abſonderung der Gebildeten vom Volke dieſes ſich immer mehr auf die niedern Klaſſen der Geſellſchaft mit politiſcher Unbedeutenheit beſchränkt ſah und ſeine Lieder nur mehr die allgemein menſchlichen oder ganz lokale oder ſpecielle Intereſſen zum Gegenſtande hatten und daher den leichten lyriſchen Gattungen der Liebes- und Tanzlieder (Letrillas, Seguidillas u. ſ. w.) oder dem Bänkelgeſang anheim fielen; ſo war doch mit dem neu belebten Nationalbewußtſeyn auch bei den Gebildeten und den Kunſtdichtern ein hiſtoriſches wie äſthetiſches Intereſſe an den alten Volksromanzen erwacht; ſie wurden neu aufgezeichnet und geſammelt; Kunſtdichter und Gelehrte wetteiferten ſie nachzuahmen, ſie nach ihren Begriffen zu kultiviren u., wie ſie glaubten, zu ihrer Sphäre zu erheben. Auf dieſe Weiſe entſtanden von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts die meiſten Romanzenſammlungen (ſ. Romanze), die allerdings neben den ächten alten epiſchen Volksromanzen eine Unzahl gemachter chronikenartiger oder rein lyriſcher, das Werk der Gelehrten und Kunſtdichter, enthalten. Freilich konnten durch dieſe noch weniger wie anfänglich die Spanier eine eigentlich epiſche Poeſie bekommen, u. unter der Unzahl gemachter Epopöen nach dem Leiſten der altklaſſiſchen u. italieniſchen (Luis de Zapata's „Carlos famoso", Geronymo de Urrea's „Carlos victorioso", Geronymo Samper's „Carolea", welche ſämmtlich die Thaten Karls V. zu beſingen verſuchen; dann Alonzo Lopez' „El Pelayo" und das erzählende Gedicht Felipe May's „La fuente de Alcover"; Chriſtoval de Meſa's „Restauracion de España" und „Las navas de Tolosa", Francisco de Moſquera's „Numantina", Lopez Zarate's „Invencion de la Cruz", Hippolyto Sanz' „Matthea", Petro de Bezilla's „Leon de España", Lorenzo de Zamora's „Saguntina", Gabriel Laſo de Vega's „Mexicana" u. ſ. w., welche ſelbſt in Spanien ſchnell wieder vergeſſen wurden und gegenwärtig nur als literariſche Kurioſitäten gelten) erheben ſich über die Mittelmäßigkeit höchſtens der „Bernardo" des Balbuena (ſ. d.), der „Monserrate" des Virues, die „Bética" des Cueva (ſ. d.), die „Cristiada" des Padre Hojeda, und nur die „Araucana" des Ercilla (ſ. d.) hat, weil ſie auf einer objektiv-epiſchen lebendigen Baſis entſtanden, wahrhaft epiſchen Geiſt und epiſche Unmittelbarkeit. Aus dem Kontraſt zwiſchen dieſen Beſtrebungen ein

Epos zu ſchaffen und ben dazu ganz ungünſtigen Zeitverhältniſſen entſtanden die ironiſch-epiſchen Meiſterwerke, die komiſchen Heldengedichte des Lope de Vega („Gatomaqnia“), Villaviciosa („Mosquea“) und des Franc. de Quevedo (ſ. d.). Mit letzterem beginnt übrigens der eigentliche Rückgang der ſpan. Poeſie. Ein Nachfolger Gongora's, ging er von dem klaſſiſchen und muſterhaften Style zu dem veezierten unb erkünſtelten (dem ſogen. estilo culto) über und zog durch den bedeutenden Einfluß, den er erlangte, ſeine Zeitgenoſſen auf dem zum Verberben füheenden Weg mit fort. Er war unſtreitig der witzigſte und vielſ.itigſt gebildete Kopf ſeiner Zeit, aber ohne Originalität. Er vereinigte alle guten und ſchlechten Richtungen ſeines Jahrhunderts in ſich und bildete darnach ſeine Schriften, die einem reichen Juwelenſchmuck zu vergleichen ſind, der theils vortrefflich, theils ſchlecht gefaßt iſt. Sichtlicher noch wird der Ungeſchmack und der Weefall der Poeſie in den Werken des Alonzo de Ladesma, Felix de Arteaga († 1633), des an Sonetten, Epiſteln, Romanzen und Erzählungen uneeſchöpflichen Franeesco de Borjay Esquillache (ſ. d.), Bernardino de Rebolledo († 1676) und der mexikaniſchen Nonne Juana Inez de la Cruz (ſ. d.), um 1670.

Am befruchtendſten wieksten jedoch die epiſchen Elemente der alten Volkseomanzen in Verbindung mit der kunſtmäßig ausgebildeten Lyrik auf die Entwickelung bes nationalen Kunſtdrama's, der Comedia. Es iſt ein vollbürtiges Ezzeugniß des Nationalgeiſtes, das nur eine Vergleichnng mit dem engliſchen zuläßt, und wuede mit der allſeitigeren Entfaltung, reicheren Lebensgeſtaltung unb zunehmenden künſtleriſchen Bildung der Nation zum Bedüefniß unb zum eigentlich adäquaten Ausdeuck ihres poetiſchen Lebens. Wenn Religionsgefühl, biederer Heldenmuth, Ehre und Liebe die Grundlagen der romantiſchen Poeſie ſind, ſo mußte ſie in Spanien wohl den höchſten Schwung nehmen. Die Phantaſie der Spanier war kühn wie ihre Thatkraft, kein geiſtiges Abenteuer ſchien ihnen zu gefährlich. Schon früher hatten ſie in den Ritterromanen die Vorliebe des Volks für das ausſchweifendſte Wunderbare kund gegeben. Dies wollten ſie auf der Bühne wieder ſehen, und da nun ihre Dichter, ganz auf der Höhe der künſtleriſchen und geſelligen Bildung ſtehend, es darnach umſchufen, ihm eine muſikaliſche Seele einhauchten, es ganz von grober Körperlichkeit gereinigt zu Farbe und Duft hinauf läuterten, ſo entſteht eben aus dem Kontraſt des Stoffes u. der Form ein unwiderſtehlicher Reiz. Wie ein Phantaſientraum zieht in ihnen in bunter Mannichfaltigkeit das Leben vorüber; Traurigkeit und Freude, Ernſt und Scherz, Lehre und Spott ſind eng in einander verſchiungen; eine Scheidung des Tragiſchen und Komiſchen iſt nicht zuläſſig. Wunderbar verwickelte und ſich auflöſende Ereigniſſe wurden dargeſtellt. Chriſtianismus und die Grundzüge des Ritterthums, Ehre und Liebe, drangen ſich in ihrer nationaliſirten Eigenthümlichkeit vor und die Zuſchauer glaubten einen Wiederſchein der ſchon halb verlorenen welterobernden Geöße ihree Nation zu erblicken, wenn über ſolche immer neue Dichtungen alle Harmonie der mannichfaltigſten Sylbenmaße, alle Zierlichkeit ſinnreicher Spiele, alle Peacht der Bilder und Beegleichungen ausgegoſſen war, die ihre Sprache nur aufbieten konnte. Die Schätze der entfernteſten Zonen wurden, wie in Wirklichkeit, zur Befeiedigung des Mutterlandes herbeigeſchafft, und man kann ſagen, daß im Reiche dieſer Poeſie, wie in dem Karls V., die Sonne niemals unterging.

Gleich mit ſeinem Beginne fand es in Bartholomé Torres Naharro (ſ. d.), in Gil Vicente (ſ. d.) und Lope de Rueda (ſ. d.) die Repräſentanten der Hauptrichtungen, die ſpäter eingeſchlagen wurden, in bem Erſtern den mehr idealiſirenden, zu den phantaſiereichen Schöpfungen der heroiſchen Verwicklungs- und Intriguenſtücke (Comedias de ruido, Comedias de capa y espada) führenden; in den beiden letztern aber die Vorläufer der die Wirklichkeit treu kopirenden Charakterſchilderer, denen ſich die zahlreichen Verfaſſer der ſogenannten Vor- und Zwiſchenſtücke (Loas, Pasos, Farsas, Entremeses, Saynetes und Comedias de figueon) anſchloſſen. Jedenfalls beſtanden neben dieſen Gattungen bie geiſtlichen Schauſpiele, aus denen zunächſt das ſpan. Drama, wie eben erwähnt, hervorgegangen iſt, fort nnd bildeten ſich in der Folge zu zwei verſchiedenen Gattungen, den Frohnleichnamsſtücken oder Autos sacramentales und Autos al nacimiento zur Weihnachtsfeier, ähnlich den allegoriſchen Moralitäten des Mittelalters, und den Comedias divinas und de Santos, oder Darſtellungen der heiligen Geſchichte und heiligen Legenden, nach Art der Myſterien oder Orakelſpiele aus. Die Verſuche der Geleheten und Klaſſiciſten, wie Boscan, Villalobos, Fernan Perez de Oliva (ſ. d.), Juan de Malara, Pedro Simon de Abril u. A. um die Mitte des 16. Jahehunderts und mehrer Dichter der ſevillaner Schule, wie Geronymo Bermudez (Verfaſſer der zwei Tragödien: „Nise lastimosa“ unb „Nise laureada“ mit Chören unter dem Namen Antonio de Silva, † 1589), das Drama nach den Muſtern des klaſſiſchen Alteethums umzugeſtalten, ſcheiterten an der Unempfänglichkeit der ſchauluſtigen Menge für einen ihn unveeſtändlichen Genuß, beſchränkten ſich endlich auf Ueberſetzungen, welche der Bühnenwelt anheim fielen, und zogen ſich in die Bearbeitung der nur im Einzelnen dem Volksgeiſte angeeigneten regelmäßigeren Tragödie zueück. Ebenſo wenig wie dieſe Beeſuche, vermochten ſpäter die keitiſchen Angriffe von Rey de Aetieda, Caſcales, Chriſtoval de Meſa, Villegas, B. L. de Argenſola und A. die oeiginelle reiche und volle Entwickelung der nationellen Komödie aufzuhalten. Dieſe glänzendſte Peeiode des ſpaniſchen Drama's reicht vom Ausgang des 16. bis gegen Ende des 17. Jahehunderts und die zahlloſen Theateedichter jener Zeit formiren ſich in zwei geoße Geuppen, als deren Mittelpunkt

Lope de Vega (ſ. d.) nnd Calderon (ſ. d.) glänzen. Theils Vorläufer, theils Nachfolger des Erſteren waren die beiden bereits als Epiker genannten Dichter Juan de la Cueva, der alterthümliche dramatiſche Formen zu populariſiren und mit Schonung der herkömmlichen Richtung die Bühne zu veredeln ſuchte, und Virues, deſſen Trägodien (beſ. „Semiramis“ und „Caſſandra“) ſich durch wahres tragiſches Pathos und durch kraftvollen, ungezwungenen Dialog auszeichnen; Cervantes de Saavedra (ſ. d.), der jedoch in dieſem Felde dem Lope die Palme nicht ſtreitig machen konnte, um in einem andern unerreicht zu bleiben; Guillen de Caſtro († 1631), deſſen „Cid“ Corneille's Vorbild war; Luis Velez de Guevara [ſ.d. 4)]; Juan Perez de Montalvan (ſ.d.), der romantiſche Allegoriſationen in das Drama einführte, aber auch wegen der trefflichen Haltung ſeiner Charaktere Lob verdient; Gabriel Tellez (ſ.d.), bekannter unter dem Namen Tirſo de Molina; Juan Ruiz de Alarcon, um 1628 ein origineller Dichter, voll glühender Phantaſie und plaſtiſcher Kraft, deſſen „Tejedor de Segovia“ und „Ganar amigos“ unter die Meiſterſtücke der heroiſch-romantiſchen Gattung gehören; ſein Luſtſpiel „La verdad sospechosa“ iſt das Vorbild von Corneille's „Menteur“; Antonio de Galarza (in provenç. Mundart); Gaſpard'Avila. Alle dieſe Dichter u. vor allen übrigen Lope de Vega zeichnen ſich durch reiche Erfindungsgabe, geniale Koneeption u. prägnante Naturähnlichkeit aus; ſie ſind die eigentlichen Schöpfer des ſpan. Drama's aus durchaus nationalen Elementen, volksthümlicher Begeiſterung und einer friſchen glühenden Phantaſie geworden; nur daß ihre Werke hier und da durch ein Zuviel des Guten, durch allzu flüchtige Kompoſition und durch Formloſigkeit entſtellt wurden. In Calderon, einem der größten Dichter, die je gelebt, trat zu dieſer Originalität u. ſprudelnden Phantaſie noch die künſtleriſche Abſichtlichkeit des berechnenden Verſtandes u. die ſorgſamere Ausführung im Einzelnen hinzu, und ſo erreichte in ihm das ſpan. Drama den Gipfel der Vollendung. Er verhält ſich zu Lope de Vega und ſeinen Vorgängern, auf deren Schultern er ſteht, wie ein genialer Gärtner zu herrlichen Naturanlagen, die er weiſe benutzt u. durch künſtleriſche Nachhülfe noch veredelt, idealiſirt u. zur Vollendung erhebt. Seine Schauſpiele zerfallen in 4 Hauptklaſſen: Darſtellungen heiliger Geſchichten aus der Schrift und Legende; hiſtoriſche, mythologiſche oder aus andern gedichteten Stoffen gebildete; endlich Schilderungen des geſelligen Lebens u. moderner Sitten. Hiſtoriſch, im engern Sinne, ſind nur die auf einheimiſche Geſchichte gegründeten Stücke. Die ſpan. Vorzeit hat Calderon oft ſehr wahr ergriffen; ſonſt aber hatte er eine zu entſchiedene, ſo zu ſagen brennende Nationalität, um ſich in irgend eine andere zu verſetzen; höchſtens in das, was ſich der Sonne zuneigt, den Süden und den Orient, aber nicht in das klaſſ. Alterthum, auch nicht in das nördl. Europa. Solche Stoffe hat er daher ganz phantaſtiſch genommen, wie ihm überhaupt die griech. Mythologie ein liebliches Mährchen und die röm. Geſchichte eine majeſtätiſche Hyperbel iſt. Die heiligen Darſtellungen unterſcheiden ſich von den hiſtoriſchen durch die oft bedeutend hervortretende Allegorie nnd religiöſen Enthuſiasmus. Auch die Schauſpiele in modernen Sitten, die am meiſten zum Ton des gemeinen Lebens herabſteigen, feſſeln durch einen Zauber und können nicht ganz für Luſtſpiele im gewöhnlichen Sinne des Wortes gelten. Wie die der Alten endigen ſie mit Heirathen; aber wie verſchieden iſt das, was ihnen vorhergeht. Dort werden zur Befriedigung ſinnlicher Leidenſchaften nnd ſelbſtiſcher Abſichten oft ſehr unſittliche Mittel in Bewegung geſetzt, die Menſchen ſtehen mit ihren Geiſteskräften als bloß phyſiſche Weſen gegen einander und ſuchen ſich ihre Schwächen abzulauſchen. Hier herrſcht zuvörderſt eine brennende Leidenſchaft, die immer ihren Gegenſtand adelt, weil ſie über alles Verhältniß mit irgend einem ſinnlichen Genuſſe hinausgeht. Calderon ſtellt uns ſeine Hauptperſonen von beiden Geſchlechtern zwar meiſt in den erſten Auswallungen der Jugend und im noch zuverſichtlichen Ehrgeiz des Lebensgenuſſes dar, aber das Ziel, nach dem ſie ringen, bei deſſen Verfolgung ſie alles Uebrige in die Schanze ſchlagen, iſt in ihrer Geſinnung mit keinem andern Gute vertauſchbar. Ehre, Liebe und Eiferſucht ſind die Triebfedern; aus ihrem gewagten, aber edlen Spiele geht die Verwickelung hervor und wird nicht durch ſchelmenhaften Betrug gefliſſentlich angezettelt. Die Ehre iſt immer ein idealiſches Princip; denn ſie beruht auf jener höhern Sittenlehre, welche Grundſätze heiligt, ohne Rückſicht auf den Erfolg. Sie kann zur bloß geſelligen Uebereinkunft in gewiſſen Meinungen oder Vorurtheilen herabſinken zu einer Waffe der Eitelkeit, aber in jeder Entſtellung läßt ſich noch das Schattenbild einer erhabenen Idee darin erkennen. Wie Calderon die zarte Reizbarkeit des Ehrgefühls ſchildert, dafür gibt es kein treffenderes Sinnbild, als die fabelhafte Sage vom Hermelin, einem Thierchen, das, ehe es die Weiße ſeines Felles befleckt, von den Jägern verfolgt, lieber ſich dem Tode überliefert. Dies Ehrgefühl iſt in den weiblichen Charakteren Calderons eben ſo mächtig; es beherrſcht die Liebe, die nur neben, nicht über ihm Statt finden darf. Die Ehre der Frauen beſteht nach der geſchilderten Sinnesart darin, nur einen Mann von ganz unbefleckter Ehre lieben zu können und mit völliger Reinheit zu lieben, keine irgend zweideutige Huldigung zu dulden, die der ſtrengſten weiblichen Würde zu nahe tritt. Die Liebe fordert unverbrüchliches Geheimniß, bis eine geſetzliche Verbindung ſie öffentlich zu erklären erlaubt. Schon dies ſichert ſie vor der vergiftenden Beimiſchung der Eitelkeit, welche ſich mit Anſprüchen oder zugeſtandenem Vorzuge brüſtet; ſie erſcheint dadurch als ein geheimes und um ſo heiliger gehaltenes Gelübde. Zwar iſt in dieſer Sittenlehre, der Liebe zu Gefallen, Liſt und Verſtellung erlaubt, was ſonſt die Ehre verbietet; aber es werden dennoch in der Kolliſion mit andern Pflichten, z. B. mit denen der Freundſchaft, die feinſten Rückſichten beobachtet. Die immer rege, oft furchtbar aus-

brechende Gewalt der Eiferſucht, nicht wie die der Morgenländer auf den Beſitz, ſondern auf die leiſeſten Regungen des Herzens und auf die unmerklichſten Aeußerungen derſelben, adelt die Liebe, weil dieſes Gefühl, ſobald es nicht ganz ausſchließend iſt, unter ſich ſelbſt herabſinkt. Oft löſt ſich die Verwirrung, welche der Zuſammenſtoß dieſer insgeſammt geiſtigen Triebfedern geſtiftet, in Nichts auf und dann iſt die Kataſtrophe wahrhaft komiſch; zuweilen nimmt es eine tragiſche Wendung und dann iſt die Ehre ein feindſeliges Schickſal für den, welcher ihr nicht Genüge leiſten kann, ohne ſein eigenes Glück zu vernichten oder gar ein Verbrecher zu werden. Dies iſt der höhere Geiſt der ſogen. Intriguenſtücke Calderons. Eine andere Gattung ſeiner Dichtungen nennt Calderon ſelbſt Feſtſpiele (fietas). Sie waren zur Aufführung bei Hoſe bei feierlichen Gelegenheiten beſtimmt u. könnten poetiſche Opern heißen, d. i. Schauſpiele, die durch den bloßen Glanz der Poeſie das leiſten, was in der Oper erſt durch die Ausſchmückungen der Maſchinerie, der Muſik und des Tanzes erreicht werden ſoll. Hier überläßt ſich der Dichter ganz den gewagteſten Flügen ſeiner Phantaſie, und ſeine Darſtellung berührt kaum noch die Erde. Sein Gemüth aber ſpricht ſich am meiſten aus in der Behandlung der religiöſen Gegenſtände. Die Liebe ſchildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichteriſche Kunſtſprache. „Die Religion", ſagt Schlegel, „iſt ſeine eigentliche Liebe, das Herz ſeines Herzens. Nur für ſie erregt er die erſchütterndſten Rührungen. Bei bloß weltlichen Begebenheiten ſcheint er dies vielmehr nicht gewollt zu haben. Sie ſind ihm, wie trübe ſie auch an ſich ſeyn mögen, ſchon durch die religiöſe Klarheit aufgehellt. Dieſer Glückſelige hat ſich aus der labyrinthiſchen Wildniß der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungeſtörter Seelenruhe anſieht u. ſchildert; ihm iſt das menſchliche Daſeyn kein düſteees Räthſel mehr. Selbſt ſeine Thränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Thautropfen an einer Blume, ſpiegeln den Himmel in ſich ab. Seine Poeſie, was auch ſcheinbar ihr Gegenſtand ſeyn möge, iſt ein unermüdlicher Jubelhymnus auf die Herrlichkeiten der Schöpfung; darum feiert er mit immer neuem freudigen Erſtaunen die Erzeugniſſe der Natur und der menſchlichen Kunſt, als erblickte er ſie eben zum erſtenmale in noch unabgenutztee Feſtpracht. Es iſt Adams erſtes Erwachen, gepaart mit einer Beredſamkeit u. Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimſten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geiſtesbildung u. reife Beſchaulichkeit ſie erſchaffen kann. Wenn er das Entfernteſte, das Größte u. Kleinſte, Sterne u. Blumen zuſammenſtellt, ſo iſt der Sinn aller ſeiner Metaphern der gegenſeitige Zug der erſchaffenen Dinge zu einander wegen ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs und dieſe entzückende Harmonie u. Eintracht des Weltalls iſt ihm wieder nur ein Widerſchein der ewigen, Alles umfaſſenden Liebe". — Die Anzahl der übrigen Schauſpiele aus der Zeit Calderons beläuft ſich auf 4000 u. alle ſehen ſich ſehr ähnlich. Die namhafteſten unter ſeinen Nachfolgern ſind: Francisco de Rojas (ſ. d.), Auguſtino Moreto (ſ. d.), ausgezeichnet in komiſchen Scenen, M. Fragoſo, um 1650, J. B. Diamante, um 1670, deſſen „Cid" ebenfalls von Corneille vielfach benutzt wurde; Antonio Hurtado de Mendoza (ſ. d.); Juan de la Hoz († gegen Ende des 17. Jahrh.); Antonio de Solis, deſſen eigentlichen Ruhm mehr ſeine Geſchichtswerke begründet haben, u. Auguſtino de Salazar y Torres († 1675), der in ſeinen lyriſchen, wie dramatiſchen Werken ſich ſchon zum „Estilo culto" hinneigt, in den phantaſtiſch-mährchenhaft gehaltenen Dramen blühende Phantaſie verräth. Selbſt als zu Ende dieſer Periode die ſpan. Poeſie von ihrer Ausartung durch die Kulteraniſten in faſt gänzliche Ermattung geſunken war, trieb die dramatiſche noch eine Nachblüthe in den wenigſtens noch ächt ſpaniſchen Geiſt athmenden Werken von Franc. Bandes y Cándanio (ſ. d.), Cañizares (ſ. d.) u. Antonio de Zamora, um 1722, die beſonders die Comedia de figuron ausbildeten. Des Letztern „Don Juan" iſt durch Mozarts Oper berühmt geworden. Auch Nic. Fern. u. Auguſt. de Moratin, Ramon de la Cruz y Cano, L. Franc. Comella u. A. erfreuten ſich unzweideutigen Beifalls. Vgl. A. F. v. Schack, „Geſchichte der dramat. Literatur u. Kunſt in Spanien" (3 Bde., Berl. 1845—48).

Ein ähnliches Schickſal wie die Dichtkunſt in gebundener Rede, hatte die in ungebundener u. die künſtleriſche Proſa in dieſer Periode. Auch hier traten 2 Hauptrichtungen hervor, das Streben nach Konciſion u. Eleganz der Form, nach den antiken Muſtern und die Entwickelung des Nationalſtyls. Das Erſtere macht ſich zuerſt bemerkbar bei den Hiſtorikern; ſie gaben mit noch größerem Bewußtſeyn den alten Chronikenſtyl auf u. ſuchten die hiſtoriſche Kunſt in pragmatiſcher Behandlung u. ſchöner Form den Griechen u. Römern abzulernen. Dieſe Tendenz zeigt ſich ſchon in den Werken der Hofhiſtoriographen Karls V., Antonio de Guevara (1548), Pedro Mexia († 1552), der, reich an mannichfaltigen Kenntniſſen u. eigenthümlichen Anſichten, ſich nur zu ſehr in gelehrten Abſchweifungen u. allegoriſchen Betrachtungen gefällt, u. J. G. Sepulveda († 1574), u. noch mehr in der obenerwähnten „Historia de la guerra contra los moriscos" von Mendoza. Keiner von den nachfolgenden Geſchichtſchreibern übertraf ihn in dieſem künſtleriſchen Verdienſte; ſie erſtrebten ausſchließlich genügende Belehrung über den öffentlichen vaterländiſchen Geſellſchaftszuſtand u. ließen ſich Beſtimmtheit und Helligkeit der Darſtellung eben ſo angelegen ſeyn, als ſie auf Korrektheit des Ausdrucks ſichtbare Sorgfalt verwendeten. Florian de Ocampo (ſ. d.) bearbeitete die älteſte Geſchichte Spaniens mit gewiſſenhafter Benutzung der Quellen in reiner Sprache. Ihn übertraf in reicher u. tiefer Forſchung und inredneriſchem Ausdrucke Ambroſio de Morales († 1590), der ſich um Aufklärung ſtädtiſcher Alterthümer und geſchichtlicher Einzelheiten namhaftes Verdienſt erwarb. Er führte die älteſte Geſchichte

bis zum J. 1037 fort: „Crónica gen. de Esp. prosegnendo adelante de los V libros de Ocampo“, Alcala 1574; „Los antigneda des de los cindades de Esp.“, daſ. 1575; „Los V libr. post.“, Kordova 1586; „Viaje à los R. de Leon, y Gallicia y pr. de Asturias“, Madrid 1765; „Opuscnlos. castellanos“; „Opuscula hist.“, daſ. 1793. Geronymo Zurita aus Saragoſſa († 1580), ſtändiſcher Hiſtoriograph von Aragon, ein Forſcher von ſeltener Beharrlichkeit u. Tiefe, beſchrieb die aragoniſche Geſchichte von 710–1516 in 30 Büchern, mit faſt ausſchließlicher Berückſichtigung der Landesverfaſſung; ſeine Sprache iſt nüchtern didaktiſch, ſelten durch hervorbrechendes vaterländiſches Gefühl zu redneriſcher Wärme erhoben („Anales de la corona de Aragon“, Sarag. 1562). Unter den Fortſetzungen ſeines Werkes iſt die von dem erwähnten Dichter B. L. Argenſola die gelungenſte. Juan da Sylva IV., Graf Portalegre, († 1601), der Ergänzer des mendoza'ſchen Geſchichtswerkes, rechtfertigte die ſpan. Beſitznahme Portugals mit reichhaltiger geſchichtlicher u. politiſcher Einſicht, nicht ohne redneriſche Kunſt. Außerdem ſind zu erwähnen der auch als Dichter bekannt gewordene, mehr aber durch ſeine Geſchichte des Aufſtandes in Katalonien berühmte Fr. M. de Melo (ſ. d.), Franc. de Moncada (ſ. d.); der Marques del Eſpinar, der die „Geſchichte der Kriege in den Niederlanden von 1588–99“ beſchrieb, wobei er ſelbſt als General u. Geſandter thätig war; Antonio de Herrera (ſ. d.), ein fruchtbarer Hiſtoriker, unter deſſen Werken die Beſchreibung und Eroberungsgeſchichte Weſtindiens das merkwürdigſte iſt; ſeine Sprache hat eigenthümlich ſchöne Männlichkeit; und Antonio de Solis (ſ. d.), der die Eroberung Mexiko's durch Cortez meiſterhaft maleriſch in epiſchem Geſchichtstone u. in klaſſiſcher, geſchmückter Sprache beſchreibt. Der Nationalſtyl, veredelt durch klaſſ. Muſter, zeigt ſich aber am ſchönſten u. freieſten in des helldenkenden Jeſuiten Juan Mariana (ſ. d.) Geſchichte des Vaterlandes, von den älteſten Zeiten bis 1516. Dieſes, urſprünglich in latein. Sprache geſchriebene, aber von ihm ſelbſt in alterthümlich körnig einfacher ſpan. Sprache umgearbeitete Buch iſt ein Werk treuer, vielumfaſſender Forſchung u. geſunden Urtheils, ausgezeichnet durch lichtvolle Ordnung u. Schönheit der Darſtellung. Die Neigung zur Didaktik u. Reflexion, die ſich ſchon in der vorhergehenden Periode ausſprach, fand nun in der ausgebildetern Proſa einen geeignetern Ausdruck. Den Beweis davon liefern die moraliſch-philoſophiſchen Abhandlungen und Dialoge von Perez de Oliva; unter deſſen Werken das Geſpräch über die Würde des Menſchen das berühmteſte iſt. Ihm ſchloſſen ſich an der anſpruchloſe A. J. Morales, der geſchmücktere Nachahmer des Seneca Pedro de Valles, u. der Fortſetzer der Geſpräche Olivas Franc. Cervantes de Salazar († 1546), der aus dem Lateiniſchen Manches ſorgfältig übertrug u. vaterländiſche Aufſätze ſammelte und erläuterte („Obras“, Alcala 1546); die unter den Hiſtorikern genannten Proſaiſten Guevara u. Mexia, als Verfaſſer der „Relox de principes“, des „Menosprecio de la corte“, der „Silva de varia leccion“ u. des „Diálogos eruditos“ ꝛc., ſo wie die politiſchen Schriften des humoriſtiſchen Staatsmannes Saavedra y Faxarda (ſ. d.), welcher hochgebildeten, vaterländiſchen Geiſt in meiſterhaft gehaltenem Nationalſtyl ausſprach; die mit diplomatiſcher Feinheit geführten Korreſpondenzen des ſo berühmt gewordenen Geheimſchreibers Philipps II. und diplomatiſchen Märtyrers Antonio Perez [(ſ. d.), „Obras y relaciones“, Paris 1598]; die ſtreng philoſophiſch gehaltene Unterſuchung des Selbſtdenkers Juan Huarte (ſ. d.) ꝛc. Mit viel mehr Wärme und Originalität ſind geſchrieben die dem Nationalgefühl ſo ſehr zuſagenden aſcetiſchen u. religiöſen Erbauungsſchriften von den „Dos Luises“, dem Dichter L. Ponce de Leon u. dem berühmten Kanzelredner Fr. Luis de Granada (ſ. d.); von der Schweſter Santa Tereſa de Jeſus, die einen würdigen, ebenfalls als aſcetiſchen Schriftſteller ausgezeichneten Biographen in Fr. Diego de Yepes († 1613) fand; und von den durch ihre religiöſen Poeſien nicht minder ausgezeichneten Dichtern u. Proſaiſten S. Juan de la Cruz (ſ. d.) u. Pedro Malon de Chaide († um 1590). Mit dem Feuer humaner Begeiſterung und der Eleganz humoriſtiſcher Bildung ſchilderte die Leiden der unterdrückten Menſchheit in Amerika der edle Eiferer für Menſchenrechte Las Caſas (ſ. d.).

Aus dieſen Andeutungen läßt ſich die Richtung der ſpan. Proſa während des 16. und 17. Jahrh. im Weſentlichen überſehen. In der Beredſamkeit, welche das öffentliche Leben nicht begünſtigte, wurde nichts, im Dialog u. Briefſtyl wenig geleiſtet. Aber eigenthümlicher noch als in der hiſtoriſchen u. didaktiſchen Darſtellung entwickelte ſich die Proſa in den Werken der Phantaſie; ſo wurden die einer vorgeſchrittenen Civiliſation allein noch entſprechenden epiſch-proſaiſchen Formen des Romans u. der Novelle auch in Spanien fleißig kultivirt. Die boccaziſche Novelle fand frühzeitig Eingang u. behauptete ſich, auch ſchon durch ihre nahe Verwandtſchaft mit der einheimiſchen Romanze, in ununterbrochenem Anſehen, bei der auf Unterhaltung bedachten Leſewelt. Ihre erſten, freilich noch ungeſchickten Bearbeiter waren Juan Timoneda (um 1570) u. Nuñez de Reinoſo (um 1550). Im 16. Jahrh. herrſchten die Ritterromane vor; ihre überladene Prunkſprache u. geſchmackloſe, das Wahrheitsgefühl verletzende Abenteuerlichkeit hatte anfangs einer Nationalphantaſie zugeſagt, die am Wunderbaren u. an Bildern räthſelhafter Vergangenheit hing. Bei der wachſenden Gediegenheit der geiſtigen Nationalbildung aber war der Ritterroman mit ſeiner ausgelebten Idee des Ritterthums und ſeinem immer greller werdenden Kontraſt mit der Wirklichkeit in den zahlloſen Nachahmungen des „Amadis“, den Palmerinen, Primaleon ꝛc., längſt zur hohlen Karrikatur geworden. Dieſer Kontraſt in den Ritterromanen, zwiſchen Idee und Wirklichkeit, ward nun von dem unſterblichen Cervantes de Saavedra (ſ. d.) mit der Univerſalität u. Tiefe des Genies im „Don

Quixote" ironiſch parodirt, der zugleich als das unerreichte Muſter ſpan. Proſa gilt. Derſelbe Cervantes wußte aber auch in ſeinen „Novelas exemplares" und ſeinen „Trabajos de Pericles y Sigismunda" die Novelle und den Liebesroman ſo meiſterhaft zu nationaliſiren, daß dieſe Gattungen ganz volksthümlich wurden und er viele Nachahmer fand, wenn ihn auch keiner erreichen konnte. Weniger nachtheilig als den Ritterromanen ſcheint ben oben erwähnten, von Montemayor eingeführten Schäferromanen, die halb auch der Proſa angehören, des Cervantes Satyre geworden zu ſeyn. Ja er ſelbſt ſchrieb einen der beſten dieſer Gattung, ſeine „Galatea", ſo wie von Lope de Vega, Montalvo und vielen Andern dieſes Genre noch lange kultivirt wurde. Die vorzüglichſten Köpfe aber unter den ſpaniſchen Proſaſchriftſtellern wendeten ſich nun zur Schilderung der neuern Sitten und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Dies geſchah theils in kleineren Novellen, in welcher Gattung Cervantes ben Ton angegeben hatte, dem Montalvan, Mariana de Caravaval („Novelas", Paris 1846) u. A. folgten; theils in jenen berühmten Schelmenromanen nach dem Muſter des „Lazarillo de Tormes" von Mendoza, wie in Mateo Aleman's „Guzman de Alfarache", in Quevedo's „Gran Tacaño" und in Espinels „Marcos Obregon". Eine dritte Reihe von Darſtellungen des ſpaniſchen Lebens bilden die nachher in faſt alle europäiſchen Literaturen übergegangenen Erzählungen jenes burlesk-phantaſtiſchen Styls, der zuerſt von Quevedo in ſeinen „Sueños" aufgebracht, dann von L. v. de Guevara (ſ. d.) in ſeinem hinkenden Teufel („Diablo coxuelo") mit ausgezeichnetem Erfolg aufgenommen und zuletzt von Saavedra Faxardo in der „Republica literaria" zu großer Freiheit ausgebildet wurde. Auch die Anfänge des hiſtoriſchen Romans erhielten die Spanier noch in dieſer Periode an der ſo berühmt gewordenen, mit trefflichen Romanzen ausgeſtatteten „Historia de los guerras civiles de Granada", von Gines Perez de Hita aus Murcia (um 1590) und an der eben ſo anziehenden und noch üppiger ausgeſchmückten „Historia de los Incas del Peru", von Inca Garcilaſo de la Vega aus Cusco in Amerika († 1620). Am Ende dieſer Periode litt indeſſen auch die Proſa durch den Einfluß der Gongoriſten und ſank von ihrer Klaſſicität zu den Bizarrerien des „Estilo culto" herab; unter den Schriftſtellern dieſer Schule iſt einer der geiſtreichſten, aber eifrigſten Förderer der unnatürlichen Manier der Jeſuit Baltaſar Gracian (ſ d.), von deſſen Schriften beſonders die Anweiſung zur Kunſt, geiſtreich zu denken und zu ſchreiben (Agudeza y arte de ingenio) zu erwähnen iſt.

Vierte Periode. Von der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die Gegenwart. Nachdem die ſ. L. lange Zeit in derſelben Art von Marasmus gelegen, in den die ganze Nation ſeit dem Ende des 17. Jahrh. verſunken war, kam in der Mitte des 18. Jahrh. von Frankreich ein Anſtoß, der von Neuem anregte. Mit der bourboniſchen Dynaſtie kam auch ein neuer Geiſt, der modern-franzöſiſche, über die Pyrenäen, der bei der Ausartung und Erſchöpfung des alten Nationalgeſchmacks bald Einfluß gewinnen, ja als ein Regenerationsmittel angeſehen werden mußte. Es bedurfte nur eines kühnen und talentvollen Neuerers, um ihm Eingang zu verſchaffen, und dieſer fand ſich in Luzan, der anfangs mehr negativ gegen die Ausartung auftrat, dann aber die franzöſiſch-klaſſiſchen Grundſätze einzuführen ſuchte und dem gegenüber als Verfechter des Nationalgeiſtes, freilich mehr theoretiſch als praktiſch, Garcia de la Huerta auftrat. Bald bildete ſich wieder eine Dichterſchule, nach ihrem Hauptſitze Salamanca die ſalmantiniſche genannt, die verſtändig genug war, um gegen die Anforderungen des Zeitgeiſtes nicht blind zu ſeyn, aber auch patriotiſch genug, um neben den modernen fremden auch die einheimiſchen Muſter zu berückſichtigen, beſonders in Sprache und Form. An die Spitze der gemäßigten Reformatoren ſtellten ſich Nicolas Fernandez de Moratin, Cadalſo, Tomas de Iriarte, Samoniego, ein talentvoller Fabeldichter, die jedoch alle von Melandez Valdes übertroffen wurden, der das eigentliche Haupt der ſalmantiniſchen Schule wurde. Ihnen verbanden ſich gleichgeſinnte Freunde, wie Igleſias, Noroña, Cienfuegos, Arriaza u. Gallego, die nicht nur die Franzoſen, ſondern auch die Italiener und Engländer zum Muſter nahmen und überhaupt nur den modernen Zeitgeiſt auf ſich einwirken ließen, aber in Geſinnung und Färbung Spanier blieben. Dieſem Umſtande hatte man es zu verdanken, daß die Literatur ihre breite volksthümliche Baſis behielt und, wie früher, in dem nationalen Bewußtſeyn wurzelte. Die neuere ſ. L. iſt, wie Huber angibt, weſentlich u. unmittelbar aus der ältern, klaſſiſchen, nationellen Poeſie, keineswegs aber durch Nachahmung der franzöſiſchen entſtanden, und ſofern überhaupt von Nachahmung die Rede ſeyn kann, haben die neuern ſpan. Dichter eher 50mal an die ältern Spanier, als ein einziges Mal an die Franzoſen gedacht. Die verhängnißvollen Ereigniſſe des 19. Jahrh., der Unabhängigkeitskrieg und die dieſem folgenden Aufſtände übten einerſeits einen nachtheiligen Einfluß auf die Literatur, und die wenigen Keime, die ſich dem Chaos entwanden, wurden von den beiden Reſtaurationsepochen von 1814 u. 1823 bald wieder zerſtört, da gerade die Parteien, welche die bedeutendſten literariſchen Kräfte beſaßen, zuerſt die Afranceſados, dann die Literaten, verdrängt wurden und die Kämpfe u. Debatten einen großen Theil der vorhandenen Talente verzehrten, ſo daß die Journaliſtik den verhältnißmäßig größten Raum gewinnen mußte. Andererſeits wirkte aber der durch den Unabhängigkeitskrieg errungene Sieg über die franz. Uſurpation in politiſcher u. literariſcher Hinſicht, und der politiſche Antheil an der Regierung, den die Union durch die innern Umwälzungen bekam, trug zu ihrer allſeitigern u. freiern Geiſtesentwickelung bei und gab der Literatur wieder eine patriotiſche und ſelbſtſtändigere Haltung. Freilich macht ſich die Zerriſſenheit des ſpan. Lebens auch in der neuern ſ. L. bemerklich, ſo daß es

Digitized by Google

faſt mehr literariſche Parteien als politiſche gibt, unter denen ſich am heftigſten die beiden ſich entgegenſtehenden Fraktionen, der Klaſſiker und Neuromantiker, bekämpfen. Auch wirkte ſehr nachtheilig jene eigenthümliche Stimmung des Publikums, die nicht geſtattet, daß die Gegenwart und moderne Zuſtände vom Dichter behandelt werden, daß der Dichter, welcher Gebrechen der Zeit enthüllen will, ſeine Charakeere mir Namen und einem Koſtüm aus vergangenen Jahrhunderten ausſtatten muß, wie dies Gil y Zarate in ſeinem „Carlos II. y Hechizero“ mit ungeheurem Erfolge that. Von den Schriftſtellern, die ber altſpaniſchen klaſſiſchen Schnle angehören, iſt der bekannteſte Manuel José Quintana, deſſen berühmteſtes Trauerſpiel „Pelago“ 1805 zum erſten Male dargeſtellt wurde und ſich noch immer auf der Bühne behauptet. Seine „Poesias selectas castellanas“ zeichnen ſich eben ſo durch die Kritik und den Geſchmack aus, womit er bie Answahl unter den ſpan. Gedichten von der früheſten Zeie an traf, als jene Lebensbeſchreibungen durch gründliches Quellenſtudium und einen einfachen, den großen Muſtern nachgeahmten Styl. Neben ihm verdienen beſonders genannt zu werden Don José Somoza, Felix José Reinoſo, ſeit 1801 Pfarrer von Santa Cruz in Sevilla, deſſen Werk: Unterſuchung über das Verbrechen der Untreue gegen das Vaterland, welches die Spanier unter der franz. Herrſchaft begangen haben ſollen, einen hohen Rang in der ſ.n L. einnimmt; Juan Maria Maury, der in ſpan. und franz. Sprache dichtete, in beiden mit Auszeichnung (ſeiner Epopöe: „La Agresion Britanica“ folgte „l'Espagne poetique“, eine ins Franzöſiſche überſetzte Gedichtſammlung, dann wieder ein ſpan. Epos „Esvero y Almedora“ und mehre Romanzen, auch eine Ueberſetzung des Alexanderfeſtes von Dryden); Tomas José Gonzalez Carvajal (geb. zu Sevilla am 21. Dec. 1753, † am 9. Nov. 1834), der in Spanien für einen ausgezeichneten Dichter gilt, obgleich wenig von ihm gedruckt iſt. Als Intendant der deutſchen Kolonien der Sierra Morena von 1795—1808 hat er ſich um dieſe unſterbliche Verdienſte erworben. Ein ſo ausgezeichneter Mann konnte der Wuth der Reaktion unmöglich entgehen; von 1814—20 war er in Sevilla Gefangener, die zweite Reſtauration nöthigte ihn, mehre Jahre heimathlos umherzuirren. Er hat den größten Theil der Pſalmen überſetzt und einen „Retrato natural y politico de la Betica antigua“ geſchrieben. Don Alvaro Florez Eſtrada, geb. 1769 in La Pola de Somiedo in Aſturien, iſt in ganz Europa bekannt durch ſeinen „Curso de Economia politico“ (2 Bde., in der 5. Auflage vermehrt durch eine „Resolucion de la Question social“), der neben, wenn nicht über die Werke der berühmteſten Nationalökonomen, eines Ricardo, Say u. Adam Smith, geſtellt werden kann. Seine freimüthige „Representacion à Fernando VII. en el ano de 1818“ zog ihm die Ungnade des Königs zu. José Joaquim Mora, geb. 1783 zu Cadix, hat den größten Theil ſeines Lebens im Auslande verbracht. Sechs Jahre Kriegsgefangener in Frankreich, mußte er 1823 nach London flüchten und ging 3 Jahre ſpäter nach Südamerika, theils in Buenos Ayres, theils in Chile u. Bolivia von den jeweiligen Regierungen beſchäftigt. Als Generalkonſul der peru-bolivianiſchen Konföderation kam er ſpäter nach London zurück. Von ſeinen Leiſtungen dürften die kleinen epigrammatiſchen Gedichte, von ihm „Frioleras“ genannt, die gelungenſten ſeyn, ſeine lyriſchen Gedichte werden ebenfalls ſehr geſchätzt. Im J. 1840 gab er in London einen Band Poeſien, „Legendas Españoles“, heraus. Wie alle bisher genannten zählt zur klaſſiſchen Schule auch der fruchtbarſte Bühnendichter der neuern ſ.n L., Manuel Breton de los Herreros, geb. 1800 zu Quel in der Provinz Logrono, von 1814—22 Freiwilliger in der Armee, unter dem konſtitutionellen Regiment Finanzbeamter, nach der Wiederherſtellung des Abſolutismus ausſchließlich mit der Bühne beſchäftigt. Seine Bewunderer nennen ihn den modernen Lope de Vega, aber er iſt nicht Dichter genug, um dieſen Namen zu verdienen, und könnte mit größerm Rechte der ſpan. Kotzebue genannt werden. Im J. 1824 kam ſeine erſte (3aktige) Komödie, „A la vejez. viruelas“. zur Aufführung, dieſer folgten über 200 Stücke, theils Originalwerke, theils Ueberſetzungen od. Bearbeitungen franz. und ital. Stücke. Seine Luſtſpiele ſind beſſer als ſeine Dramen, über die Gewöhnlichkeit erhebt er ſich nie, gefällt aber doch, weil ſeine Stücke intereſſant ſind. Außerdem hat er einige hübſche Erzählungen u. einen Band Gedichte veröffentlicht, auch Satyren, in denen er Horaz zum Muſter nimmt, die zu verſchiedenen Zeiten als eigene Flugſchriften erſchienen ſind und von den Spaniern höchlich geſchätzt werden. Antonio Gil y Zarate, der lange Zeit dem ſtrengſten Klaſſicismus mit Uebertreibung huldigte, iſt in neuerer Zeit zur romantiſchen Schule übergegangen. Mit Zarate wetteifert um den Ruhm, der erſte Dramatiker Spaniens zu ſeyn, Juan Eugenio Hartzenbuſch, ein Dichter deutſcher Abſtammung. Nennen wir noch Serafin Calderon, von dem viele Gedichte und einige Novellen herrühren, José de Caſtro y Orozco, den Verfaſſer des 4aktigen Trauerſpiels „Fray Luis de Leon, ó el Siglo y el Claustro“, und Antonio Garcia Gutierrez, den Dichter von „El Trovador“, ſo haben wir die Reihe der Schriftſteller der altklaſſiſchen Schule erſchöpft. Eine 2. Klaſſe von Schriftſtellern bilden diejenigen, welche den Geiſt moderner Dichtung in die altklaſſiſchen Formen aufgenommen haben. Don Xavier de Burgos lieferte neben ſtaatswiſſenſchaftlichen Arbeiten lobenswerthe Luſtſpiele. Manuel de Arjona u. Francisco de Caſtro haben nie etwas drucken laſſen u. ſind erſt nach ihrem Tode durch ihre von Freunden herausgegebenen Oden bekannt geworden. Juan Floran nahm gegen das Ende des Unabhängigkeitskrieges Dienſte in der Armee, that ſich als Anhänger der Revolution von 1820 hervor und mußte deshalb in die Verbannung gehen. Anfangs in London, habilitirte er ſich ſpäter in Paris, wo er ſehr viel geſchrieben hat, außer Gedichten auch „Studien über die Originalliteratur der Spanier“ in

Digitized by Google

franz. Sprache. Gleich ihm und aus denſelben Gründen hat ſich der ſorgfältiger ſchreibende Pablo de Xerica in Frankreich naturaliſirt. Seine „Poesias" ſind in 3 Auflagen erſchienen, die Fabeln, Epigramme u. ſcherzhaften Erzählungen darin ſind am gelungenſten. Alberto Liſſa hat, obgleich er ſelbſt der klaſſ. Schule zuzählt, zu der Bildung der neuern Richtung viel beigetragen. Seine Thätigkeit als Kritiker iſt die wichtigſte, ſeine „Poesias" (1839 in 2. Auflage) ſind in antikem Geſchmack und behandeln mit Vorliebe religiöſe Gegenſtände, Moſes, den Tod Jeſu, die Geburt Maria's. Francisco Martinez de la Roſa iſt von allen jetzt lebenden ſpan. Schriftſtellern unſtreitig im Auslande der bekannteſte. In ſeinen Dichtungen huldigt er dem klaſſ. Geſchmack, namentlich in ſeiner „Poetica", die in den beigegebenen Noten eine faſt vollſtändige Geſchichte der ſpan. Poeſie enthält. Sein „Edipo", ſeine „Verſchwörung in Venedig" (modern-romantiſch), ſeine „Wittwe des Padilla", „Moraima", ſein Luſtſpiel „Die Mutter auf dem Maskenball u. die Tochter im Hauſe", ſind gediegene Arbeiten; ſchwächer iſt er im Lied, wo er nicht ſelten ins Tändelnde fällt. Eine Rechtfertigung der Anſichten, die ihn auf ſeiner politiſchen Laufbahn leiteten, enthält der „Espiritu del siglo", wovon 1843 zwei Bände erſchienen ſind. Von gleichem Alter, wie Martinez de la Roſa, iſt Eugenio de Tapia, ein Kaſtilier aus Avila, zur Zeit der franz. Revolution Redakteur des madrider „Semanario patriótico". Außer ſeinen wiſſenſchaftlichen Gedichten veröffentlichte er ein komiſches Epos: „La Bruja, el Duende y la Inquisicion", worin die furchtbare Inquiſition von der komiſchen Seite aufgefaßt wird, eine 4aktige Komödie: „El Hijo predilecto", eine „Coleccion de Poesias liricas, satiricas y dramaticas" und „Juguetes satiricas en prosa y verso". Angel Saavedra, Herzog von Rivas, bildet den Uebergang zu der jüngern oder romantiſchen Literatur. Seine Gedichte ſind 1813 in 1. Aufl. erſchienen; in ſeinem Exil dichtete er politiſche Lieder: El Desterrado, ein ſchöner Abſchiedsgeſang an das Vaterland, Al Faro de Malta und Sueno del Proscripto, eine düſtere Poeſie von oſſianiſcher Färbung. Sein erſtes Trauerſpiel „Sanuza" machte keine Wirkung, die Komödie „Tanto vales cuanto tienes" ließ kalt, Anerkennung fand erſt „Don Alvaro ó la Fuerza del Sino", ein ganz modernes Drama von überwältigender Kraft, doch nicht fehlerlos. In ſeinen hiſtoriſchen Romanzen ſteht er als Erſter der Neuzeit da. Ein ächtes Kind der Revolution, die er ironiſirte, war Mariano José de Larra, der in ſeinen Aufſätzen, die längere Zeit unter dem Namen Figaro erſchienen, die politiſchen Kämpfe ſeines Volks mit bitterm Hohn, ſeltener mit Humor geißelte. Die Untreue einer Frau, die er ſeit Jahren geliebt, bewog ihn, ſeinem Leben durch einen Piſtolenſchuß ein Ende zu machen. Don José Zorrilla, geb. 1827 zu Valladolid, iſt einer der populärſten Dichter des neuen Spaniens geworden. Seine Laufbahn begann gegen das Ende des Bürgerkriegs, der heitere Ton, den er anſchlug, fand wieder ein dankbares Echo. Seine „Poesias", ſeine „Cantos del Trovador" enthalten die lieblichſten Bilder; dunklere Töne der Romantik werden in ſeinen Romanzen verbraucht. Für ſein beſtes Trauerſpiel gilt in Spanien: Der König und der Schuhflicker. Alle Schauer der Romantik finden ſich in den Liedern u. Romanzen Don José's de Espronceda, die das Schickſal des Dichters wiederſpiegeln. Seine „Hymne an die Sonne" wird von den gebildeten Klaſſen am höchſten geſchätzt, im Munde des Volks lebt ſein „Student Liſardo", dem eine altſpaniſche Legende von einem Studenten in Salamanca zu Grunde liegt, der in heißer Liebesgluth einer verſchleierten Dame nachgeht, ihr auf einer unendlich langen, in die Tiefe führenden Treppe nachfolgt, unten angelangt von einem ſcheußlichen Leichnam umarmt wird und mit ihm in die Hölle verſinkt. An Espronceda ſchloß ſich als Freund und Nachahmer José Negrete, Graf von Campo Alange, geb. 1812 in Corral de Almaguer, gefallen am 12. Dec. 1836 in einem der Gefechte, welche den Entſatz von Bilbao herbeiführten. Antonio Maria Segovia hat viele Aehnlichkeit mit Larra, ſo ſehr, daß ſeine erſten Schriften, die er unter dem Pſeudonym, „der Student", herausgab, dem unglücklichen Satyriker zugeſchrieben wurden. Geboren am 29. Juni 1808 in Madrid, trat er in die Garde zu Fuß, entſagte aber während der Revolution ſeiner kriegeriſchen Laufbahn und übernahm ſpäter ein Civilamt, um Mutter u. Geſchwiſter zu ernähren. Er hat viele gute Sittenſchilderungen geliefert, die in mehren Zeitſchriften zerſtreut ſind, die er zum Theil ſelbſt redigirte. Seine Gedichte ſind heiter, ſcherzend u. fließend geſchrieben. Einen ernſtern, aber auch durch leichte Form ausgezeichneten Satyriker lernen wir in Sebaſtian de Minano kennen, deſſen „Cartas de un pobrecito holgazan" und „Cartas de un Madrileno" in ungünſtigſter Zeit, während der Revolutionsjahre 1820—23, erſchienen, aber ſpäter in Spanien und Südamerika die weiteſte Verbreitung fanden. Minano hat ſich auch durch wiſſenſchaftliche Arbeiten ausgezeichnet, namentlich durch ein geographiſches und ſtatiſtiſches Wörterbuch von Spanien und Portugal (11 Bde.) und durch eine „Kritiſche Würdigung der Revolutionen, die in Spanien während der Jahre 1820 und 1823 Statt gefunden haben, und der Umwälzung von 1836" (2 Bde.). Er iſt ein eifriges Mitglied der gemäßigten Partei. Henrique Gil, geb. am 15. Juli 1815 in Villafranca del Vierzo, bildet mit mehren Andern eine eigene Schule, die nach tadelloſer Reinheit der Sprache ſtrebt. Der elegiſche Ton, den er zum vorherrſchenden macht, mildert ſich bei ſeinem Genoſſen Ventura de la Vega zur Liebesklage. Von Nicomedes Paſtor Diaz, geb. am 15. Dec. 1811 zu Vivero in Galizien, iſt wenig, aber Ausgezeichnetes erſchienen. Schon als Knabe ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der Verfaſſung, ſtürzte er ſich ſpäter ganz in das politiſche Treiben und fungirte in mehren höhern Stellen, 2mal ſogar als politi-

ſcher Chef einer Provinz. Zwei ſeiner Gedichte „Macriposa negra“ und „Oda á la Luna“, gehören zu den beſten dieſer Gattung. Im J. 1840 erſchien eine Sammlung ſeiner Gedichte. Pedro Madrazo, ein gelehrter Juriſt, und die Dichterin Gertrudis de Avellaneda, machen in der Reihe der Puriſten den Beſchluß. Die beiden Caſtro Salvador Bermudez und Joſé Bermudez ſind häufig mit einander verwechſelt worden. Salvador, geb. am 6. Aug. 1817 zu Madrid, zeichnet ſich hauptſächlich auf den Feldern der Rechtswiſſenſchaft und Publiciſtik aus und hat mehre Jahre die „Revista de Madrid“ redigirt, während welcher Zeit mehre ſehr gute Gedichte von ihm darin erſchienen. Joſé iſt ein ſehr beliebter Novellendichter; unter ſeinen Poeſien nennen wir „Eldia de defuntos“, ein Gedicht in 5 Abtheilungen, „Una estrella misteriosa“ und „El Peregrino“, letzteres eine liebliche Romanze. Roman de Meſoneros y Romanos iſt ein eben ſo origineller als kenntnißreicher Schriftſteller, als Topograph u. Nationalökonom eben ſo bekannt, wie durch ſeine dem Eremiten von der Chauſſee d'Antin nachgeahmten Sittenſchilderungen. Er iſt Romantiker, aber ein entſchiedener Feind der neufranzöſiſchen Hyperromantik und ihrer Ausſchreitungen. In ſeinen Sittenſchilderungen findet ſich eine köſtliche Satyre auf dieſe Art von Romantik, eine Art Anweiſung über die Kunſt, in 4 Stunden ein perfekter Romantiker zu werden. Der Romantiker ſehe vor Allem darauf, daß ſein Aeußeres gothiſch, ſpitzbogenartig, pyramidaliſch und emblematiſch ſey. In ſeinem Herzen muß er etwas Vulkaniſches fühlen, das mit dem Hergebrachten und den Geſetzen in Widerſpruch zu ſtehen hat. Er ſtreife auf Kirchhöfen und in Anatomien umher, ſchließe mit Todtengräbern u. Henkern Freundſchaft u. erlerne die Sprache der Eulen. Seine Bibliothek enthält nichts als ultraromantiſche Bücher, zur Erholung in Mußeſtunden dient Galls Schädellehre. Schreibt er, ſo müſſen ſeine Verſe mit Gedankenſtrichen anfangen und mit „Fluch“ enden. In dieſer Satyre theilt Romanos das Recept zu einem ächten romantiſchen Trauerſpiele mit. Die Zeit iſt das 4. u. 5. Jahrh., die Dauer der Handlung beträgt nicht ganz 200 Jahre, der Ort iſt ganz Europa. Unter den handelnden Perſonen figuriren der Tyrann von Syrakus, der Doge von Venedig und die Quadrupelallianz. Joaquin Franceſco Pacheco, geb. am 22. Febr. 1808 in Ecija, iſt einer der beſten ſpan. Advokaten u. Publiciſten. Er hat Poeſien veröffentlicht und 2 Dramen „Alfredo“ u. „Los Infantes de Lara“, beide mit Beifall aufgeführt, romantiſche Stoffe in klaſſ. Form. Vielleicht der beliebteſte Dichter des neuen Spaniens iſt Jacinto Salas y Quiroga, deſſen Gedichte in keiner modernen Bibliothek Spaniens fehlen. Ueberſieht man dieſe lange Reihe von Dichtern, die zum größten Theil noch leben, ſo gelangt man zu der Ueberzeugung, daß der Zuſtand der ſchönen Literatur in Spanien kein unbefriedigender iſt, wenn ſchon ein Stern erſter Größe, ein epochemachender Genius darunter vergeblich geſucht wird. Wir haben noch den ſpan. Roman zu erwähnen. Die erſten neuern Verſuche ſind Ueberſetzungen aus dem Engliſchen u. Franzöſiſchen, oder ſklaviſche Nachahmungen, worin vorzüglich Soler excellirte, der in den „Los Bandos de Castilla ó el caballero de Cisne“ Walter Scotts Ivanhoe und in „La Catedral de Sevilla“ Victor Hugo's Notredame paraphraſirte. Trueba Coſio, einer der vielen ſpan. Literaten, die das bittere Brod der Verbannung eſſen mußten, ſchrieb, jedoch in engliſcher Sprache, ſelbſtſtändige Romane, geſchichtliche und Sittenſchilderungen. Statt ſeiner gewann die ſ. L. einen in der Sprache des Cervantes ſchreibenden Nordamerikaner Jorge Montgomery, von dem herrührt „El bastardo de Castilla“. Patricio de la Escoſura, von dem auch gute Gedichte exiſtiren, verdankt ſeinen Ruhm hauptſächlich ſeinen Romanen „Ni rey ni roque“ (die Geſchichte Don Sebaſtians von Portugal), „Condé de Candespina“ u. A. Eine eigene „Sammlung neuer hiſtoriſcher Romane“ enthält folgende beſſere Originalarbeiten; „El golpe en vago“ von Joſé de Villalta, „Los expatriados“ von Coſca Vayo, Sancho Saldana von Espronceda, „El primogenito de Albuquerque“ von Soler, die Geſchichte des Troubadours Macias von Larra u. A. Noch nennen wir die hiſtoriſchen Romane von Coſca Vayo „El Cid“, „Juana y Enrique reyes de Castilla“, ferner „Los elegantes“ von demſelben Verfaſſer, „Ramir Sanchez de Guzman“ von Gonzalez Bravo y Eugenio Morena, „El siglo XVI en Francia“ von Arenas, „El rey moro de Toledo“ von Cordova, „Los tres Espanoles“ von einem ungenannten Verfaſſer. Gute Novellen bringt die 1838 begonnene „Sammlung von neuen ſpaniſchen Original-Novellen“. Der ironiſch-ſatyriſche Roman, von dem Spanien ein ſo unſchätzbares Muſter beſitzt, hat neuerdings mehrfach von den Todten erweckt werden ſollen. Gegen „Die Tollheit des Radikalismus“ iſt gerichtet der Roman von Francisco Seneriz, „Don Quixote del Siglo XVIII aplicado al XIX, ó historia de la vida y hechos, aventuros y facanas de Mr. Legrand, heroe filosofo moderno, caballero andante, prevaricador y reformador de todo el genere humano“. Die „Vida y aventuras de un faccioso“ und die „Historia sucinta ó impartial de los aventuras de un borro en las provincias vascongadas“ bewegen ſich in der neueſten Geſchichte.

Die wiſſenſchaftliche Literatur in Spanien konnte ſich nicht ſo glänzend entwickeln, wie die Nationalliteratur. Wir haben aber ſchon oben angedeutet, welche Bedingniſſe hierzu erforderlich ſind, und Spanien hat dieſelben zu erfüllen, in neueſter Zeit nicht viel mehr gethan, wie früher. Traten ſie nur einigermaßen ein, ſo ſahen wir auch die Wiſſenſchaften ſich erheben, wie unter den katholiſchen Königen, unter Karl III. und auch in neueſter Zeit ſeit 1834. Daß es den Spaniern nicht an Anlage fehle, auch hierin Bedeutendes zu leiſten, haben ſie wiederholt bewieſen. Unter den römiſchen Dichtern waren ein Lucan, ein Martial, Silius, Italicus u. A., und unter den Rednern, Philoſophen u. Geſchichtsſchreibern Roms ein Seneca, Quintilian, Colu-

mella, Florus, Pomponius Mela u. A. — Spanier! In ſpätern Zeiten, als nach der Eroberung Spaniens durch die Weſtgothen wieder einige Ruhe und Beſtändigkeit eingetreten war, hatte es einen Gelehrten wie Iſidorus Hispalenſis aufzuweiſen. Dann folgte die lange Herrſchaft der Araber über die Halbinſel, die einen bedeutenden Einfluß übte und zwar bei Weitem mehr auf die wiſſenſchaftliche Entwicklung, als auf die Poeſie der Spanier. Die Araber gründeten Akademien und Schulen, verbreiteten ſo manche Ueberſetzung der Griechen und wurden beſ. in den medicinischen und mathematiſchen Wiſſenſchaften die Lehrer der Spanier. Welchen Nutzen dieſe davon zogen, dafür ſind die unter Alfons dem Weiſen geleiſteten Arbeiten ein Beleg. Als unter den katholiſchen Königen und ihren erſten Nachfolgern eine nähere Verbindung Spaniens mit Italien Statt fand, kamen daſelbſt auch die philologiſchen u. humaniſtiſchen Disciplinen in Aufnahme. In den philoſophiſchen Wiſſenſchaften freilich konnte ſich trotzdem, daß Spanien 16 Univerſitäten zählte, darunter 3 erſten Ranges (Salamanca, geſtiftet von Alfons X.; Valladolid und Alcalá de Henares, von Kardinal Ximenes 1499 errichtet) ein freier ſelbſtändiger Geiſt nie entwickeln, weil geiſtiger und weltlicher Despotismus im höchſten Falle eine ſcholaſtiſche Weisheit im Dienſte der poſitiven Theologie und Jurisprudenz duldeten. Noch ſchlechter war es von jeher mit dem Elementar- und primären Unterricht beſtellt. Die unter den Bourbons geſtifteten Akademien der Sprache u. Geſchichte, ſo wie die großen Bibliotheken im Eskurial und zu Madrid waren mehr ein Locus für wenige gelehrte Schwelger, und der Nation wurde gefliſſentlich von der Regierung der geiſtige Brotkorb möglichſt hoch gehängt. Daher kommt es, daß die meiſten Gelehrten Spaniens Autodidakten ſind, die dann oft ſehr Tüchtiges geleiſtet haben.

Wenden wir uns jetzt zu den einzelnen wiſſenſchaftlichen Fächern, ſo wird ſich nach den eben gemachten Vorausſetzungen, das Verhältniß bei Weitem günſtiger für die Erfahrungswiſſenſchaften herausſtellen, als für die eigentlich ſpekulativen, die ein freies Selbſtdenken bedingen. Die Philoſophie iſt daher faſt bis auf die neueſten Zeiten auf der niedrigſten Stufe, der ſcholaſtiſch-empiriſchen, ſtehen geblieben; meiſt nur von Geiſtlichen gelehrt, blieb ſie eine dienende Magd der Theologie, die nur die Dialektik, Logik und den mittelalterlichen Ariſtotelismus etwas kultivirte, um dieſe Disciplinen als Waffe zur Vertheidigung ihrer dogmatiſchen Subtilitäten gebrauchen zu können. Des Iſidorus Dialektik und Encyklopädie galt lange Zeit für eine Autorität; eben ſo nur als Dialektiker ausgezeichnet iſt Raimundus Lullus (ſ. d.). Vereinzelt und vergeblich blieben die Beſtrebungen einzelner Selbſtdenker, die wie Vives, Sepulveda und Oſorio, es wagten, von der breitgetretenen Schulbahn etwas abzuweichen; vergeblich die ängſtlichen und kleinlauten Reformverſuche des ſcharfſinnigen Ciſtercienſers Caramuel (ſ. d.), † 1682, zur Verbeſſerung der ſcholaſtiſchen Methode, u. von den Jeſuiten war ohnehin nichts Anderes zu erwarten, als ein raffinirter Empirismus. Als ſich der franzöſiſche Geſchmack unter den höhern Klaſſen verbreitete, drangen zwar auch die Anſichten der Encyklopädiſten nach Spanien, konnten aber höchſtens bei dem hohen Adel und Klerus einen mit dem Supernaturalismus nahe verwandten Materialismus erzeugen u. blieben für die wiſſenſchaftliche Spekulation unfruchtbar. Erſt in der neueſten Zeit hat endlich auch Spanien einen Philoſophen im wahren Sinne des Wortes hervorgebracht, Jayme Balmes, der mit einer ſchönen Darſtellungsgabe wirklichen metaphyſiſchen Tiefſinn verbindet, und auch dieſer iſt ein Theolog. Auch in den mehr praktiſchen Zweigen der Philoſophie, wie in der Pädagogik, ſind einzelne Verſuche erſchienen, die wenigſtens als Lückenbüßer zu nennen ſind, wie „Cartas sobre vicios de la instruccion pública, en España y proyecto de un plan para su reforma" von M. J. Narganes (Madr. 1834) und Aug. de Letamendi „Mi opinion sobre la educacion de las mugeres" (daſ. 1833), ferner: „Unidad simbolica y destino del' hombre en la tierra ó filosofia de la razon" (2 Bde. daſ. 1837) und „Reflexiones sobre la tolerancia civil y politica de cultos religiosos (daſ. 1837) von J. M. Arguelles.

Daß die wiſſenſchaftliche Theologie ohne philoſophiſche Spekulation bei dem durch die geiſtigen Quarantänanſtalten der Inquiſition ſtreng beobachteten Abſperrungsſyſtem in Spanien nicht gedeihen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Sie blieb ſtarrer Dogmatismus im theoretiſchen, Kaſuiſtik und Asceſe im praktiſchen Theile. So iſt es nicht zu verwundern, daß trotz der ungeheuren, wahrhaft erſchreckenden Maſſe, zu welcher die theologiſche Literatur der Spanier angewachſen iſt, dennoch der wiſſenſchaftliche Gewinn daraus winzig klein iſt. Das ganze Mittelalter hindurch blieb auch auf dieſem Gebiete die ſcholaſtiſche Weisheit des Iſidorus Hispalenſis (ſ. d.) die erſte Autorität des Landes. Nicht für das Wiſſen, ſondern nur für das Glauben eiferte der getaufte Jude Petrus Alfonſi im 12. und der Predigermönch Raymund Martini im 13. Jahrh. Im 15. und 16. Jahrh. traten allerdings die Kardinäle Torquemada, der Großinquiſitor, und Ximenes, der Regent, auf, mit ernſter Miene, das Bibelſtudium zu fördern, und ſogar Philipp II. unterſtützte die von einem Spanier, Arias Montanus, † 1627, unternommene antwerper Polyglotte; indeſſen war dieſe, ſo wie die auf Ximenes' Anordnung herausgegebene komplutenſer Polyglotte mehr gelehrte Schauſtücke und die Unſchädlichkeit derſelben ſchon durch ihre Koſtbarkeit verbürgt. Ja es wurde der Verſuch, das Wort Gottes wirklich dem Volke ſelbſt zugänglich zu machen, ſogar an einem ſo ſtrenggläubigen Prieſter wie Luis de Leon durch die Inquiſition mit Kerker beſtraft und gleich fruchtlos blieben die in dieſem Sinne gemachten Beſtrebungen des Frid. Furius, † 1592. Nur in den Zweigen der rein praktiſchen Theologie, in wel-

cher vorzugsweiſe das religiöſe Gefühl in Betracht kommt, in der myſtiſchen Aſceſe und in der Homiletik hat die gläubige Begeiſterung der Spanier Ausgezeichnetes geleiſtet. Hierher gehören u. A. die homiletiſchen Schriften des Antonio Guevara und Luis de Granada u. die miſtiſch-aſcetiſchen des fromm begeiſterten Karmelitermönchs Juan de la Cruz, † 1591, und der heil. Thereſa des Jeſus. Eine etwas geiſtreichere Behandlung erfuhr die Dogmatik durch den humaniſtiſch hochgebildeten Dominikaner Melchior Cano, † 1560. Erſt in den neueſten Zeiten durften es endlich die ſpaniſchen Theologen wagen, die Bibel dem Volke zugänglich zu machen. Es erſchienen die trefflichen Ueberſetzungen von Torres Amat, der auch eine „Historia ecclesiastica“ (13 Bde., Madr. 1806) herausgab, von Felipe Scio de San Miguel und Gonzalez Carvajal, ohne Nachtheil für ihre Verfaſſer; ſie gehören bereits zu den klaſſiſchen Sprachmuſtern. Mehre, meiſt aus der Verbannung zurückgekehrte Geiſtliche haben ſogar kirchenhiſtoriſche und kirchenrechtliche Unterſuchungen und Abhandlungen veröffentlicht, worin tolerantere Anſichten u. die Unabhängigkeit der ſpaniſchen Kirche vertheidigt werden, wir meinen die Schriften von J. L. Villenueva, von Blanco White (Leucado Doblado), Joſé Maria Lavins „Del cristianismo en sus relaciones con la libertad y la civilizacion“ (Sevilla 1834); J. J. Romo's „Independencia constante de la iglesia hispana y neccessidad de un nuevo concordato“ (2. Aufl. Madrid 1843) und deſſen „Ensayo sobre le influencia de Luteranismo y Galicanismo en la politica de la corte de España“ (daſ. 1849).

Auch im Fache der Rechtswiſſenſchaft u. der Politik fehlte die ſpekulative Grundlage und Freiheit der Diskuſſion; ſie blieben daher mehr oder minder nur poſitive Logiſtik u. Routine. An Geſetzſammlungen und geſetzgeberiſcher Thätigkeit war in Spanien nie Mangel. Seine älteſten Rechtsbücher, wie das „Fuero juzgo,“ wozu der ausgezeichnete Rechtskundige Villadiego im 16. Jahrh. einen Kommentar lieferte (beſte Ausg. die von der Akademie der Geſchichte beſorgte, Madr. 1815), gehen zurück bis in die Zeit der Gothenherrſchaft. Dann nennen wir des Königs Alfons X. legiſtiſche Arbeiten, die bereits oben erwähnt wurden; ferner die unter dem Namen „Recopilacion“ und „Novisima Recopilacion“ bekannten Sammlungen einer Unmaſſe von den Königen und den Cortes erlaſſenen Geſetze. Das ſchon von Alfons dem Weiſen zu Grund gelegte römiſche Recht wurde auch doktrinär bearbeitet, unter Andern von dem Humaniſten Joſ. Fineſtres († 1777), von Gregorio Mayans († 1777) u. von Juan Sala („Digesto romano-español,“ neue Ausg. 2 Bde., Madr. 1843—44.) In neuerer Zeit, wo die Einführung der Cortesverfaſſung Aller Blicke wieder mehr dem älteren vaterländiſchen Staatsrecht zuwendete, wurde beſonders die Rechtsgeſchichte fleißig bearbeitet. So erſchien eine: „Coleccion de Cortes de Leon y Castilla“ (von der Akademie der Wiſſenſchaften herausgegeben, Madr. 1836—43); hiſtoriſche Darſtellungen von Garcia de la Madrid, „Historia de los tres derechos romano, canónico y castellano“ (Madrid 1831); von Juasnavan y Franela, „Compendio historico de la jurisprudencia de la corona de Castilla“ (daſ. 1832); von Rodrigo Quiroga, „Compend. hist. del derecho civil de España“ (Salam. 1837), und von Fr. Magin Ferrer, „Las leyes fundamentales de monarquia esp., segun fueron antiguamente y segun conviene que sean en la epoca actual“ (Barcelona 1843). Syſtematiſch wurde das vaterländiſche Recht bearbeitet, außer von den älteren Geſetzkundigen Febrero, Juan Sala, Tapia u. A., in neueſter Zeit ſehr eifrig von Alvarez, „Derecho real de España“ (Madr. 1834; Fernandez de la Rua „Lecciones de derecho esp.“ (Madr. 1837) und Ramon Sala, „Lecciones de derecho publico constitutional“ (daſ. 1837), Juan Sala, „Ilustracion del derecho real de Esp.“ (2 Bde., neue Aufl. Par. 1836). Derſelbe gab auch eine populäre Darſtellung heraus unter dem Titel: „El litigante instruido, ó al derecho puesto al alcance de todos“ (Par. 1836). Juan Escriche's „Diccionario de jurisprudencia“ erſchien in vermehrter Auflage (Madr. 1838). Die Gerichtsordnung erläuterte Sanchez in dem „Foro esp. ó sea tradado téorico-practico del orden, modo y forma de proceder en los tribunales de Esp.“ (2 Bde. daſ. 1834), der auch eine „Historia legal de Esp.“ (daſ. 1842) herausgab, und Fermin Berlanga Huerta, „Procedimiento en materia criminal“ (daſ. 1842). Das Staats- und Völkerrecht fand Darſteller an Juan Donoſo Cortes (ſ. d.), „Lecciones de derecho politico“ (Madr. 1837); Andres Bello, „Principios de derecho de gentes“ (Par. 1840) und Aguſtin Leramendi „Tradado de jurisprud. diplomatico-consular“ (Madr. 1843.) Auch das adminiſtrative Recht wurde in neueſter Zeit mehr berückſichtigt; es erſchienen Arbeiten darüber von Pedro Gomez de la Serna „Instituciones del derecho administrativo esp.“ (Madr. 1842); Mariano Ortiz de Zuñiga „Elementos del derecho admin.“ (Granada 1842—43) und von demſelben, „Legislacion administ.“ (daſ. 1842). Das konſtitutionelle Leben trat auch in der Wiſſenſchaft hervor durch Tomas Berſr. Soler „Monarquia constitucional“ (2. Ausg., Madr. 1842); Fern. Conradis „Lecciones de elocuencia forense y parlamentaria“ (Madr. 1843) u. A. m. Endlich ſind ſogar einige Verſuche über Rechtsphiloſophie erſchienen von dem berühmten Deputirten und Redner Alcalá-Galiano, „Maximas y principios de legislacion universal“ (Madr. 1834) und „De la revision de nuestras leyes“ (daſ. 1837) und von Donoſo Cortes, „Principios constitucionales“ (daſ. 1837). Einen ironiſchen Gegenſatz zu dem von jeher in Spanien herrſchenden ſchlechten Staatshaushalt bildet die ſeit der Mitte des 18. Jahrh. mit Vorliebe betriebene theoretiſche Bearbeitung der kameraliſtiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften. Bereits zu Anfang des jetzigen Jahrh. waren die Schriften über Nationalökonomie ſo ange-

Digitized by Google

wachſen, daß Sempere eine eigne „Biblioteca española económica-politica" (4 Bde., Madr. 1801—21) herausgeben konnte; er iſt Verfaſſer mehrer Werke dieſes Faches wie der „Historia del lujo y de las leyes suntuarias de España" (daſ. 1788), „Historia de los vinculos y mayorazgos" (daſ. 1805). Desgleichen ſind, außer den im vorigen Jahrh. und zu Anfang des jetzigen darin berühmt gewordenen Schriftſtellern, wie Campomanes, Jovellanos, Cabarrus, wovon die beiden Letztern klaſſiſches Anſehen erhalten haben, in neueſter Zeit davon ausgezeichnet nächſt Canga-Arguelles (ſ. d.) und Florez Eſtrada (ſ. d.), Evariſto San Miguel, „Aristocracia" (Madr. 1837), Valle Santoro, „Elementos de economica politica con aplicacion particular à Esp." (daſ. 1842); Don Louis Bordas, „Memoria acerca de la ereccion y progresos de la junta de comercio de Cataluña" (Barcelona 1837), Espronceda, „El ministerio Mendizabal" (Madr. 1836); Ramon de la Sagra, „La industria algodonera y los obreros en Cataluña" (daſ. 1841); Manuel de Marliani „De la influencia del sistema prohibitivo en la agricultura, industria, comercio y rentas publicas" (daſ. 1842) u. A.

In der Medicin beſaßen beſonders die ſpaniſchen Araber und Juden große Kenntniſſe. Unter den ſpaniſch. Chriſten fingen dieſe Wiſſenſchaften erſt, nachdem ſie ſich im Mittelalter auch größtentheils vernachläſſigt in den Händen der Geiſtlichkeit befunden, ſeit dem letzten Jahrh. an, blühender zu werden. Von den verdienten Medicinern des 18. Jahrh. ſind zu nennen: Piquer, Vives, Luzuriaga, Bonella y Lacaba Hernandez, Ortiz und Miguel Lopez, unter denen der neueſten Zeit zeichnen ſich aus Villalba, „Epidemiologia esp." (Madr. 1802), Bernal Muñoz, „Memoria ó nociones, sacados de los hechos y la esperiencia sobre la enfermedad conocida vulgarmente con el nombre de vómito negro" (Havaña 1833); J. M. Balleſteros, „Manual de sordo-mudos" (Madr. 1837); Guillermo Sámpedro, „Novisimo cabero ó instituciones de albeiteria" (2. Aufl. daſ. 1843); Franc. Llorca y Ferrandiz, „Compendio elemental de med. teórica" (Valencia 1842—43); Nik. de Alfaro, „Tratado teórico-practico de enfermedades cutaneas" (Madrid 1840); Eduard Chao, „Curso elemental de minerologia media" (daſ. 1844); und beſonders empfehlenswerth iſt Antonio Fernandez Morejon, „Historia bibliográfica de la medicina esp." (4 Bde. Madr. 1842—43).

Mehr noch als in der Medicin leiſteten die Spanier in den Naturwiſſenſchaften und in der Mathematik. Jene wurden von Caſal Molina, den berühmten Botanikern Cavanilles († 1804), der eine Flora von Spanien herausgab, und H. Ruiz, dem man eine Flora von Peru verdankt, ferner dem durch ſeine Abhandlung über die Baumwollenpflanze, auch als Styliſten berühmt gewordenen Rojas Clemente, dem Reiſenden Azara u. A. kultivirt, denen ſich in neuerer Zeit anſchließen die Botaniker Lagaſca und Ruis y Pavon, die europäiſchen Ruf haben, Manuel Blanco, „Flora de Filippinas segun el sistema de Linneo" (Mañila, 1837); Miguel Colmeiro, „Ensayo histórico sobre los progresos de la botánica" (Barcelona 1842); die beſonders zahlreichen Mineralogen, wie Alvarado de la Peña, „El reino mineral" (Madr. 1832); José Maria Paniagua, „Tratado del carbon de tierra" (Madr. 1842); J. Lopez Rovella, „Curso completo de geologia" (Madr. 1843); Anton. Maria de Cisneros y Lanuza, „Lecciones de mineralogia" (daſ. 1844); Alonſo Carillo Laſo, „Trat. de las minas antiguas de Esp." (daſ. 1844) u. A. Auch wurde im Febr. 1847 zu Madrid eine Akademie der mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften geſtiftet. In den mathematiſchen Wiſſenſchaften haben die Spanier ſchon in älterer Zeit namhafte Schriftſteller aufzuweiſen; von den neueren und neueſten ſind zu nennen: José Mariano Vallejo, „Tratado elementar de matemáticas" (Madr. 1821); Navarrete (ſ. d.); Alberto Liſta (ſ. d.); Jayme Simo, „Cuaderno proposiciones aritmeticas" (Par. 1840); José Reguero Arguelles, „Uranografia vulgar" (Toledo 1842) und Juan Cortazar, „Memoria sobre el calculo del interes" (Madr. 1843).

Geographie und Statiſtik gehören zu den am meiſten von den Spaniern bebauten wiſſenſchaftlichen Gebieten. Schon in früherer Zeit wurden ſie durch ihre Eroberungen in fremden Welttheilen und durch die Entdeckungsreiſen dazu veranlaßt, und die trefflich geſchriebene „Historia de los descubrimientos y viajes de los Españoles" von Navarrete liefert allein ſchon den Beweis davon. Auch in neuerer Zeit blieben ſie nicht zurück, das beweiſen die Schriften von Ponz, Tofiño, Lopez Ulloa, Jorge Juan, Aneillon, Elaoigo y Virra's „Viage de Esp."; Miñano's „Diccionario geograf. de España" (11 Bde., Madrid 1826—28); Verdejo Paez' „Descripcion de Esp." und deſſen „Principios de geograf. astronomica, fisica y politica antigua y moderna" (7. Aufl. Madr. 1843); Cean-Bermudez' „Sumario de las antiguëtades romanas que hay en Esp." (daſ. 1832), ein Werk gleich wichtig für die alte Geographie, wie für die Kunſtgeſchichte Spaniens; ebenſo Cortez y Lopez' „Diccionario geográfico-histórico de la Esp. antigua Tarraconense, Betica y Lusitana etc." (3 Bde., Madr. 1836); Auguſtin de Blas, „Origen, progresos y limites de la poblacion, y examen historico-critico de la Esp." (daſ. 1833); Ramon de la Sagra, „Historia economico-politica y esta-distica de la isla de Cuba." (Hav. 1831 u. Par. 1843); Fuſter „Estadistica ó censo general de poblacion de Esp." (Madr. 1843); Badia (ſ. d.); Caballero, „Nomenclatura geográfica de Esp." (Madrid 1834), eine treffliche etymologiſche Unterſuchung über den Urſprung der ſpaniſchen Ortsnamen; derſelbe „Manual geograf.-administrativo de la monarquia esp." (daſ. 1844); José Mariano Vallejo, „Nociones geogr. y astro-

Digitized by Google

nom. para comprender la nueva division del territorio esp.“ (daſ. 1834); Ramon de Meſoneco Romanos, „Manual de Madrid, descripcion de la corte y de la villa“ (daſ. 1833); Mellado. „Gnia del viagero en Esp.“ (daſ. 1843); Serafin Calderon, „Cuadro geogr. estad. hist. polit. del Imper. de Marruecos“ (daſ. 1844).

Am reichſten aber unter allen iſt von den Spaniern das Fach der Geſchichte u. der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ausgeſtattet worden, beſonders der vaterländiſchen Geſchichte u. jener der von ihnen eroberten Länder, wozu ſie ſchon ihr lebendiges Nationalbewußtſeyn antrieb. Allerdings iſt auch ihre erſte Geſchichte in lateiniſcher Sprache abgefaßt, wie z. B. die Werke des Iſidorus Hiſpalenſis, Rodericus Toledanus und Lukas Tudenſis. Seit der Zeit Alfons' X. aber, deſſen obenerwähnte „Crónica general“ hier Epoche machte, folgte eine ganze Reihe von Chroniken in der Landesſprache, worunter viele, wie bemerkt wurde, ſich über den gewöhnlichen Werth von Schriften der Art erheben. Mit der Regierung der katholiſchen Könige, als die humaniſtiſche Kultur in Spanien ſich Bahn brach, kam außer dem Streben nach ſtyliſtiſcher Vervollkommnung auch ein Sinn für pragmatiſche Auffaſſung und Darſtellung in die Geſchichtswerke der Spanier, wovon die meiſten, als auch der Geſchichte der Nationalliteratur angehörig, dort genannt worden ſind. Wir haben hier nur noch einige mehr durch hiſtoriſche Forſchung ausgezeichnete nachzutragen, wenn auch im Allgemeinen hierin die Spanier mehr guten Willen als Kritik bewieſen haben. Als fleißige Materialienſammler ſind zu nennen: Eſtevan de Garibay y Zamalloa († 1599), deſſen „Crónica de Esp.“ viel benutzt wurde; Ambroſio Morales, Argote de Molina, Ortiz y Zuñiga, der Marques v. Mandejar, Ferreras u. A. Im 18. Jahrh. zeichneten ſich Henrique Florez aus; im 19. der Orientaliſt Conde, „Historia de la dominacion de los Arabes en Esp.“ (Madr. 1820; deutſch von Rutſchmann, Karlsr. 1825); Ascargota, „Hist. de Esp.“ (Madr. 1807) als Fortſetzung eine Ueberſetzung von Anquetils Univerſalgeſchichte, ſowie Liſta die von Segur auf ſpaniſchen Boden verpflanzte. Beſonders Lob verdient die Thätigkeit der Königl. Akademie der Geſchichte, die außer ihren „Memorias“ (7 Bde. Madr. 1796—1836) mehre Quellenſchriften herausgab. Daran reihen ſich wichtige Urkundenſammlungen, wie die von Capmany (ſ. d.); die „Coleccion de documentos concernientes à las provincias vascongadas y à varios pueblos etc., copiados del archivo de Simancas“ (6 Bde., Madr. 1829—33); Ripolls „Documentos del archivo de la catedral de Vich.“ (Barcel. 1834) und „Colecc. de documentos ineditos para la historia de Esp.“ von Navarrete, Salvá u. Baranda (Madr. 1842). Am meiſten wurde natürlich auch jetzt die vaterländiſche Geſchichte bearbeitet, u. zwar mit Kritik, wie von Masdeu, „Historia critica de Esp.“ (20 Bde., Madr. 1783—1800), deſſen Kritik nur zu ſehr deſtruktiv iſt; außerdem von Alvarado de la Peña, „Elementos de la historia general de España“ (Madr. 1826) G. de la Escoſura, „Compend. de la hist. de Esp.“ (daſ. 1831); ein brauchbares chronologiſch genaues Handbuch lieferte Ortiz y Sanz „Compendio cronol. de la histor. de Esp.“ (2. Ausg. mit Fortſetzung bis zum Tode Ferdinands VII., 9 Bde., Madr. 1841); daran ſchließen ſich an die Arbeiten über die ſpaniſche Kulturgeſchichte von Tapia (ſ. d.) und Fermin Gonzalo Moron, „Curso de historia de la civilizacion de Esp.“ (Madr. 1842) u. die außerordentlich zahlreichen Provinzial-, Städte- und Lokalgeſchichten. Als einige der ausgezeichnetſten führen wir hiervon an: Joſé Yanguas y Miranda, „Historia compendiada del reino de Navarra“ (daſ. 1833); P. de Bofarull y Mascaro, „Los condes de Barcelona vindicados“ (Barcel. 1836), wegen der neueren Forſchungen, der unparteiiſchen Beurtheilung und der geſunden Kritik ſehr gerühmt; Joſé Hidalgo Morales, „Iberia ó Granada“ (Madr. 1842); Aguſtin Azcona „Historia de Madrid“ (Madr. 1843); Vicente Boix, „Hist. de ciudad y reino de Valencia“ (Valenc. 1845) u. Adolfo de Caſtro, „Hist. de la ciudad de Cádiz“ (Cadix 1845). Auch die Geſchichte der ehemals ſpaniſchen Kolonien hat in neueſter Zeit Bearbeiter gefunden, z. B. an Torrente, „Hist. general de revolucion moderna hispano-americana (5 Bde., Madr. 1829—30); Zavala „Historia de la revolucion de Mexico“ (Par. 1831); Buſtamente, „Hist. de la revoluc. méxicana“ (daſ. 1829); Joſé Maria Luis Mora, „Mexico y sus revoluciones“ (8 Bde. Par. 1836); G. Cardenas y Cano, „Ensayo cronol. para la hist. general de la Florida“ (n. Aufl. 4 Bde., Madr. 1829); Reſtrepo, „Memorias para la hist. de la revolucion de Columbia“ (Par. 1828); Baralt y Ramon Diaz, „Resumen de la historia de Venezuela“ (daſ. 1841) und des Pedro de Angelis ſehr wichtige „Coleccion de obras y documentos rel. á la hist. de las provincias de Rio de la Plata“ (6 Bde., Buenos Ayres 1837). Von den vielen Geſchichten über einzelne Perioden oder ausgezeichnete Perſonen des Vaterlandes führen wir aus der neueſten Zeit nur als ein Paar der bedeutendſten Muſter an Joſé Gonzalez Carvajals „La España de los Borbones (Madr. 1843); Evariſto de San Miguels „Historia de Felipe II. (Madr. 1844); Joaquin Franc. Pacheco's „Hist. de la regencia de la reina Christina“ (Madr. 1841) und die „Galeria de hombres celebres contemporaneos“ von Paſtor Diaz u. F. Cárdenas (Madr. 1841). Aus der der Unzahl von Geſchichtswerken und Memoiren über die letzten ſpaniſchen Revolutionen und Bürgerkriege führen wir beiſpielsweiſe an: das berühmte Werk des Grafen Toreno, „Historia del levantamiento, guerra y revolution de España“ (5 Bde., Madr. 1835—37); — die Memoiren des Marques de Miraflores (Lond. 1834, Madr. 1844); — das klaſſiſche Werk von Maldonado, „Historia politica y militar de la querra de la Independencia de España contra Napoleon Bonaparte desde 1808 á 1814 (3 Bde., Madr. 1833); — die Bio-

graphie Eſpartero's von Joſé Segundo Florez (daſ. 1843); — die Memoiren der Generale Juan van Halen, Llander u. A. m. Ganz ſtrategiſch und ſpeciell, aber gerade dadurch wichtig, iſt Aguſtin Alcaide's „Hist. de los dos sitios de Zaragoza por los Franceses en los años 1808 y 1809“ (3 Bde., daſ. 1832). Außerdem J. M. de Larra, „De 1830 á 1835 ó la España desde Fernando VII. hasta Mendizabal“ (daſ. 1836); — P. A. de Abeeilla, „Diario de la guerra, materiales para la hist., desde el enartel general del marques de Rodil“ (daſ. 1837); — Fernim Caballero, „Fisonomia natural y politica de los disputados á cortes en 1834, 1835, 1836“ (daſ. 1836); endlich von der Partei der Karliſten: „Un episodio de la querra civil en ejercito de Carlos V.“; — von dem Brigadier Clem. Madrazo Escalera (Par. 1840). Zur Geſchichte des ſpan. Militärweſens gaben intereſſante Beiträge Serafin Maria de Sote, „Memorias para la hist. de las tropas de do easa de España“ (Madr. 1828) und Roman de Salas, „Memorial historico de la artilleria esp.“ (daſ. 1834); ſo wie zur Geſchichte der ſpan. Trachten Clonard in der „Colecc. de traqes nacionales, ecelesiast., civiles y milit. desde el siglo IV. hasta principios del XIX. (daſ. 1833). Auch das Fach der biographiſchen Memoiren iſt nicht ganz leer ausgegangen. Zum Beweiſe nennen wir außer den oben angeführten die „Memorias para la vida de D. José Maria de Zuagnavar y Francia“ (Bayonne 1834) und deren Fortſetzung; — „Mis ocios ó ratos ociosos en Bayona“ (daſ. 1835); — „Memorias historico-politicas, de D. Vincente Pazos“ (Lond. 1834); — „Memorias de D. Manuel Godoy, principe de la Paz“ (5 Bde., Par. 1839) und Rodil, „Ligera reseña de sus antecedentes politicos y militares“ (Madrid 1837). Sowohl hieher, als zur Philologie, kann man die neuen Ausgaben der älteren hiſtoriſchen Klaſſiker der Spanier rechnen, von denen, außer mehren von Ferrer, Salva u. A. beſorgten Abdrücken einzelne. Eug. de Ochoa, eine Sammlung unter dem Titel: „Tesoro de historiadores españoles (Paris 1846), welche Mendoza, Moncoda und Melo enthält, herausgab.

Weniger Rühmliches läßt ſich von der Bearbeitung der philologiſchen Disciplinen in Spanien ſagen. Das Gedeihen der Philologie ſetzt kritiſchen Scharfſinn und Freiheit von Autoritätsglauben voraus, und dieſe Eigenſchaften waren die geiſtlichen und weltlichen Herrſcher in Spanien möglichſt zu unterdrücken bemüht. Man begnügte ſich großentheils, die Schriften des Alterthums oder des Orients in die Landesſprache zu überſetzen, wie dies mit mehren altklaſſiſchen und arabiſchen Werken ſchon zur Zeit Alfons des Weiſen geſchah. So zeichnete ſich im 15. Jahrh. durch Kenntniß des Hebräiſchen und Griechiſchen Alonſo Toſtado (Alfonſus Toſtatus), † 1455, aus; er ſchrieb ſo viel, daß ſein Name für den eines Polyhiſtors in Spanien ſprüchwörtlich geworden iſt. Seine Werke erſchienen in Venedig in 27 Foliobänden. Im Anfang des 16. Jahrh. fand auch die humoriſtiſche Richtung in Spanien Anhänger und ſogar von der gelehrtgebildeten Iſabella Unterſtützung. Als ſich jedoch der Humanismus mit der Reformation verband, ſo wurde jedes freiere kritiſche Studium in Spanien mit argwöhniſchen Augen überwacht. Daher beſchränkten ſich die Arbeiten der ſpan. Philologen meiſt nur auf Grammatik und Interpretation. So war Labrija (Antonius Nebriſſenſis), † 1521, beſonders für lat. und hebr. Grammatik, Fernan Nuñez, mit dem Beinamen el Comendador (Nonnius Pincianus), † 1522, für die griechiſche thätig. Umfaſſender waren die Studien des Luis Vives, † 1540, der ein encyklopädiſches Werk „De disciplinis libri XX“ lieferte. Auf dieſe folgte der Archäolog Chacon aus Toledo (Ciacconius), † 1581; der Grammatiker Manuel Alvarez aus Madeira, † 1582, und der gelehrte und geiſtreiche Biſchof von Tarragona, Antonio Agoſtino aus Saragoſſa, der lange Zeit in Rom lebte und 1585 †. Alle aber überragte Francisco Sanchez, genannt el Brocense (ſ. Sanctius), deſſen lat. Grammatik „Minerva“ ſeinen Ruf über ganz Europa verbreitete. Im 17. Jahrh. machten ſich noch als Herausgeber römiſcher Klaſſiker bekannt der Jeſuit de la Cerda, † 1643, J. A. Gonzalez de Salas, † 1644, und L. Ramirez del Prado, † 1658. Hierauf ſchlummerte dieſe Wiſſenſchaft lange Zeit, bis gegen Ende des 18. Jahrh. Die gelehrten Philologen und Archäologen Fr. Perez Bayer u. Mayans, die Staatsmänner Campomanes, Azara und ſelbſt der Infant Don Gabriel, der den Salluſt überſetzte, durch ihr Beiſpiel eine regere Vorliebe für das Studium der alt-klaſſiſchen Literatur erweckten. Ihnen folgten der Numismatiker Velasquez und die Philologen Eſtala, Goya, B. Canga-Arguelles, Valbuena („Diccionario latino-esp.“, 7. Aufl., Paris 1832), Simon Abril, Ortiz u. A. Auch die orientaliſche Philologie erhielt wieder gelehrte Bearbeiter, wie Caſiri (ſ. d.), Guſeme, Rod. de Caſtro, Pablo Lozano y Caſela, Pizzi, Banqueri, Cañes, Puigblanch, und in neueſter Zeit den ſo berühmt gewordenen Conde und Pascual Gayangos. Wichtiger iſt es, was in neueſter Zeit für lexikaliſche und grammatikaliſche Bearbeitung der ſpan. Sprache, für Muſterſammlungen und für Kritik der vaterländiſchen Klaſſiker geſchah. Hinſichtlich des erſten Punktes liegen ſchon namhafte Werke vor; ſ. darüber Spaniſche Sprache. Unter den Muſterſammlungen iſt vor allen zu nennen die neue Ausgabe von Quintana's „Poesias selectas castel“ (4 Bde., Madr. 1830, nachgedruckt von Ochoa, Par. 1838), die er durch ſeine Auswahl aus den Epikern fortſetzte unter dem Titel: „Poesias selectas castel, segunda parte“ (Madr. 1833); ferner die „Coleccion de poesias escogidas de los mas célebres autores cast.“ (4 Bde., Palma 1830–31). Von Durans treffliche Sammlung der „Romanceros“ veranſtaltete Ochoa einen Abdruck unter dem Titel: „Tesoro de los romanceros y cancioneros esp.“ (Par. 1838). Derſelbe gab einen „Tesoro del teatro esp. des-

Digitized by Google

de su origen hasta nuestros dias“ (5 Bde., daſ. 1839) und einen Auszug daraus unter dem Titel: „Coleccion de piezas escogidas da Lope de Vega, Calderon etc.“ (daſ. 1840), der in Deutſchland unter dem Titel: „Teatro esp., coleccion escogida de las mejores comedias cast desde Cervantes hasta nuestros dias, arreglada por D. C. Schütz“ (Bielefeld 1840) nachgedruckt wurde. Eine treffliche Sammlung der ältern ſpan. Dramatiker erſchien unter dem Titel: „Talia esp., ó coleccion de dramas del antiguo teatro esp.“ (Madr. 1834). Auch erſchien eine „Coleccion de poesias mejiennas“ (Par. 1836). Von den vielen neueren Ausgaben einzelner Werke und Autoren verdienen angeführt zu werden, die der „Celestins“ (Madr. 1832) und der „Historia de las querras civiles de Granada“, mit dem ſo ſelten gewordenen 2. Thle. (2 Bde., Madr. 1834); die treffliche Ausgabe des Don Quixote mit Kommentar von Clemencin (6 Bde., daſ. 1833—39); ferner Granada's „Meditaciones“ (Valencia 1836), „La Cristiada, poema épico-sacro del padre Fray Diego de Hojeda“ von M. de Berriozabal (Par. 1837) und die „Poesias escogidas“ von F. G. Lobo (daſ. 1837). Von Ausgaben neuerer Autoren ſind zu erwähnen die Sammlung der Werke der Jovellanos (7 Bde., Madr. 1832), eine korrekte Ausgabe der „Poesias“ des Igleſias de la Caſa (2 Bde., daſ. 1835) und der von der Akademie der Geſchichte herausgegebenen „Obras de F. Fernandez de Moratio“ (6 Bde., daſ. 1830—31). Auch an illuſtrirten Ausgaben der geleſenſten Werke, z. B. des Don Quixote, Gil Blas ꝛc. fehlt es nicht. Den bekannten älteſten bibliographiſchen Werken von Nicolas Antonio, de Caſtro, Lataſe, Ximeno, Rodriguez, Mendez und Baena haben ſich in neueſter Zeit die von Salva (ſ. d.), von Fuſter („Bibliot. Valenciana“, 2 Bde., Valencia 1827—30), Torres Amat („Memorias para ayudar á formar un diccionario critico de los escritores catalones“, Barcel. 1836), Ochoa („Apuntes para una biblioteca de escritores esp. contemporaneos“, 2 Bde., Par. 1840, und „Catalogo rayonado de los Manuscritos esp. exist. en la bibliot. de Par., daſ. 1844) u. A. würdig angeſchloſſen.

Großen Einfluß auf Verbreitung der Wiſſenſchaften üben endlich auch die in neuer und neueſter Zeit herausgegebenen ſcientifiſchen Journale und Encyklopädien aus. Von den Werken letzterer Art nennen wir die „Encyclopedia española del Siglo XIX“ (Madrid 1842 ff.); die „Biblioteca universal de instruccion“ (Barcel. 1842 ff.) und das von Juan Peñalver herausgegebene „Panlexicon“ (Madrid 1842). Unter den ſeit der Mitte des 18. Jahrh. erſcheinenden Journalen ſind die vorzüglichſten das „Diario de los literatos de España“ (Madr. 1737—43); das „Diario curioso“ (daſ. 1758—90); das „Memorial lit.“ (daſ. 1784—1807); das „Semanario erudito“ (Salamanca 1795 ff.); das während der Befreiungskriege entſtandene „Semanario patriotico“ (Cadix 1808—11), und die von den verbannten Spaniern zu London herausgegebenen „Ocios de España refugiados“ (Lond. 1826—29). Dieſen reiht ſich ſeit 1833 eine Menge der in Spanien ſelbſt erſcheinenden theils allgemein-, theils ſpeciellwiſſenſchaftlichen Journalen an, wie z. B. die „Revista española“, fortgeſetzt unter dem Titel: „Revista europea“ und „Revista de Madrid“ (ſeit 1831); das im Jahr 1835 begonnene, leider nur kurze Zeit dauernde treffliche „Criticou“ von dem berühmten Gallardo; die verſchiedenen „Boletines“, wie das „Boletin de bibliografia“, „Boletin de jurisprudencia y legislacion“; das „Boletin de medicina, cirurgia y farmacia“ u. A. m.

Literatur: J. G. Eichhorn, Geſch. der Literatur, Göttingen 1807, 2 Bde., S. 755—798.

Spaniſche Malerei, ſ. Malerei, vgl. Spaniſche Kunſt.

Spaniſche Manier, ſ. Kriegsbaukunſt.

Spaniſche Mark (geſch. Geogr.), das Land zwiſchen Frankreich und Spanien, das jetzige Katalonien, Navarra und ein Theil von Aragonien, etwa bis zum Ebro, das Karl der Große 778 erobert. Derſelbe wurde zwar 779 durch die Niederlage von Ronceval wieder daraus vertrieben, doch ward die ſ. M. in ſpätern Kriegen bis zum Anfange des 9. Jahrhunderts nach harten Kämpfen wieder beſetzt. Die Franken machten Barcelona zur Hauptſtadt und zum Schutz des Grafen. Später zerfiel ſie in Katalonien und Navarra.

Spaniſche Maſſe, ſ. v. a. Siegellack und Räucherlack.

Spaniſche Nationalliteratur, ſ. Spaniſche Literatur.

Spaniſche Nuß (Pomol.), ſ. v. a. römiſche Nuß, ſ. Corylus Avellana *L.*, 9).

Spaniſche Orden (Ordensw.), 1) Orden von Alcantara, ſ. Alcantara-Orden. — 2) Militär-Orden des heiligen Ferdinand, ſ. Ferdinandsorden. — 3) Orden der heil. Hermenegilde, geſtiftet 1815 von Ferdinand VII. zur Belohnung militär. Tapferkeit, hat 3 Klaſſen. Dekoration: das 4winkelige Kreuz iſt weiß emaillirt, mit Gold eingefaßt und hat im Mittelſchilde das Bildniß des Stifters mit der Umſchrift: Praemio a la constancia militare. Das Ganze wird von der Königskrone gedeckt und an einem weißen, mit zwei breiten rothen Streifen eingefaßten Bande von den Großkreuzen von der rechten zur linken Bruſt ein ſilberner Stern getragen, auf dem das Ordenszeichen in Gold geſtickt liegt. Die 2. Klaſſe trägt das Kreuz um den Hals und dazu den Stern, die 3. hat das Kreuz im Knopfloch. — 4) Orden der heil. Iſabella, ſ. Iſabellorden. — 5) Orden der Maria Louiſe, ſ. Maria-Luiſen-Orden. Vgl. Spanien (Geogr.).

Spaniſche Perrücke, ſonſt gewöhnliche Art ſehr großer und wolkiger Perücken.

Spaniſche Philoſophie, ſ. Spaniſche Literatur.

Spaniſche Poeſie, ſ. Spaniſche Literatur.

Spaniſcher Anſtrich, ein feines Schminkpulver aus Benzoeblumen und rother Mennige oder Zinnober, welche Subſtanzen über gelinder Wärme mit einander vermiſcht, durch Papier filtrirt werden. Das, was ſich noch aus der filtrirten Flüſſigkeit zu Boden ſetzt, wird als Schminke gebraucht.

Spaniſcher Band, der aus lohgarem Leder oder ſchwarzem glattem Ziegenleder gemachte Einband eines Buches, deſſen Schnitt gewöhnlich gelb oder braſilienroth iſt.

Spaniſcher Befreiungskrieg, ſ. Spanien (Geſch.).

Spaniſcher Bock, ſ. Tortur.

Spaniſche Reiter, 1) (frieſiſche Reiter), etwa 12 Fuß lange, 6 — 9 Zoll ins Gevierte ſtarke Balken (Leib), durch welche kreuzweiſe an beiden Seiten zugeſpitzte Latten (die Federn) geſteckt ſind, welche ſo nahe an einander ſtehen müſſen (etwa 6—8 Zoll entfernt), daß Niemand zwiſchen ſie durchkriechen kann. Am beſten ſind dieſe Federn aus hartem Holze, von 2—3 Zoll Quadratſtärke anzufertigen. Sie erhalten eine Länge von 7—9 Fuß, wodurch ſie aufgeſtellt ungefähr 6 Fuß Höhe haben und das Ueberſpringen unmöglich machen. Können die Spitzen mit eiſernen Schuhen verſehen werden, ſo iſt es beſſer, als wenn die Federn bloß zugeſpitzt ſind. Um mehre ſolche ſ. R. mit einander verbinden zu können, erhalten die Balken an dem einem Ende einen Ring, an dem andern eine Kette mit Haken. Da dieſes Hinderniß das feindliche Geſchützfeuer ſehr zu beſorgen hat, ſo erheiſcht ihre Anwendung ſtets hinlängliche Sicherſtellung gegen daſſelbe. Sie werden deshalb gegenwärtig hauptſächlich als Verſchlußmittel von Eingängen, wie Gaſſen, Brücken, Schanzeingängen und dergleichen, verwendet. Zu dieſem Zwecke wird die eine Reihe der Federn gewöhnlich lothrecht, die andere aber horizontal ſtehend angebracht, wo dann aber die letztern nur an der äußern Seite befindlich ſind, damit die Vertheidiger im Erforderungsfalle ganz an den Leib des ſ.n R.s herantreten können. Dabei werden ſie entweder ſo eingerichtet, daß ſie an einem Ende um einen Zapfen, am andern Ende aber auf einem daran befeſtigten Rade drehbar ſind, oder man richtet ſie auch ſo ein, daß ſie wie ein Schlagbaum auf- und niedergelaſſen werden können. Außerdem können ſie aber auch andern Stellen, wo kein Geſchützfeuer ſie erreichen kann, als Hinderniß dienen, wie z. B. zur Schließung der Kehlen von Werken, auf felſigem Boden, wo andere Hinderniſſe nicht angewendet werden können, an zu ſeichten Stellen von Gewäſſern, in Schluchten ꝛc. Als Hindernißmittel in Gräben, wenn ſie nicht als bloßes Verſchlußmittel dienen, ſtehen ſie meiſt andern Hinderniſſen nach. Ihre künſtliche und zeitraubende Anfertigung verhindert bei Feldbefeſtigungen meiſt deren Anwendung, daher ſie jetzt nur bei proviſoriſchen Befeſtigungen und in Feſtungen gebraucht werden, während in früherer Zeit ſie auch als ein vorzügliches Hindernißmittel empfohlen wurden. — 2) (Orgelb.), ſ. Durchſtecher.

Spaniſcher Erbfolgekrieg, ſ. Spanien (Geſch.), S. 845 ff.

Spaniſche Reſtauration, 1) erſte 1814; — 2) zweite 1823; ſ. Spanien (Geſch.).

Spaniſche Revolution, 1) erſte von 1808; — 2) zweite von 1821—23, ſ. Spanien (Geſch.).

Spaniſcher Feuerſtein, die beſte Sorte der Flintenſteine.

Spaniſcher Freiheitskrieg, ſ. Spanien (Geſch.).

Spaniſcher Haken (Schiffb.), ſ. Laſchung.

Spaniſcher Hopfen, ſ. Hopfen.

Spaniſcher Inſurrektionskrieg, ſ. Spanien (Geſch.).

Spaniſcher Invaſionskrieg 1823, ſ. Spanien (Geſch.).

Spaniſcher Kräuterthee, in Oberdeutſchland Thee von Eibiſch, Wollblumen, Flieder ꝛc., mit Saflor gefärbt.

Spaniſcher Kragen (Med.), ſ. v. a. Paraphimoſis, ſ. Phimoſis.

Spaniſcher Lack, ſ. Siegellack.

Spaniſcher Mantel, ſ. Strafe.

Spaniſche Roſinen, ſ. v. a. lange Roſinen.

Spaniſcher Pfeffer (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Capsicum *L.*

Spaniſcher Saft, ſ. Lakritzenſaft.

Spaniſcher Sand, Scheuerſand für Eiſen und Blechſachen.

Spaniſcher Schritt (Reitk.), ſ. v. a. Piaffer.

Spaniſcher Sekt, ſ. Spaniſche Weine.

Spaniſcher Stiefel, ſ. Spaniſche Stiefeln.

Spaniſcher Succeſſionskrieg, ſ. Spanien (Geſch.) und Aufſtände der neueſten Zeit.

Spaniſcher Thee, ein aus Eibiſch, Flieder und Königskerzenblumen bereiteter Bruſtthee.

Spaniſcher Weber, ein Weber, der ſich bloß mit dem Weben feiner Tücher beſchäftigt.

Spaniſcher Wind, feines Backwerk, aus Eiweiß zu Schnee geſchlagen mit Zucker gemiſcht, etwas geſtoßenem Zimmet, Vanille zugeſetzt, bereitet; man thut Häufchen von der Größe eines halben Eidotters auf Papierbogen, ſetzt ſie auf einem Backblech einer ſehr gelinden Ofenhitze aus und trägt ſie auf. Auch kann man ſie mit geſchlagener Sahne füllen.

Spaniſche Säulenordnung, ſ. Säule und Säulenordnung.

Spaniſches Doppelkreuz, ſ. Kreuz.

Spaniſche Seide, ſ. Seidenfalter.

Spaniſche Seife, ſ. Seifenſiederei.

Spaniſches Grün, ſ. v. a. Spangrün.

Spaniſches Hopfenöl, ſ. Origanum.

Spaniſches Hufeiſen, ſ. Hufeiſen.

Spaniſches Kreuz (Herald.), ſ. Kreuz.

Spaniſches Meer, ſ. v. a. Baleariſches Meer.

Spaniſche Sprache. Die ſ. S. gehört zu den romaniſchen Sprachen und iſt demnach eine Tochterſprache des Lateiniſchen, die aber von den verſchiedenen Völkern, die im Laufe der Jahrhunderte die pyrenäiſche Halbinſel beherrſchten, viele Elemente in ſich aufgenommen

hat. Die Ureinwohner Spaniens, im Norden die Kantabrier, im Süden die Iberier, gehörten vielleicht zur Sprachfamilie der Celten; jedenfalls vermiſchten ſie ſich frühzeitig mit politiſchen Stämmen und hießen dann Celtiberier. Ihr Hauptſitz war in dem heutigen Aragonien um den Ebro. Ihre nationale Eigenthümlichkeit u. Sprache gingen jedoch in den römiſch-germaniſchen Eroberungen und Einwanderungen faſt gänzlich unter, und nur im nordweſtlichſten Theile des Landes, an den Pyrenäen, behaupteten ſich einige kantabriſche Stämme und ſchützten Sitte und Sprache größtentheils gegen fremde Vermiſchung. Dieſe in den drei baskiſchen Provinzen fortlebenden Ueberreſte der ſpaniſch. Volksſprache ſind unter dem Namen der baskiſchen Sprache, von den Einheimiſchen Escuaria genannt, bekannt (ſ. Baskiſche Sprache). Neben der röm. Schriftſprache (Sermo urbanus), die zugleich mit der röm. Herrſchaft in den übrigen Theilen Spaniens eindrang, bildete ſich, wie in den übrigen romaniſirten Ländern, aus der Lingua romana rustica (der röm. Volksſprache) eine nationale Umgangs- und Volksſprache mit eigenthümlichen Provinzialismen, die, als mit dem Verfall des röm. Rechts und nach dem Einfall der germaniſchen Völker auch die politiſche und literariſche Verbindung mit Rom ſich lockerte, immer mehr die allein übliche u. allgemein verſtandene wurde. So ward auch in Spanien die ſynthiſche Schriftſprache nach und nach zu einer bloß gelehrten und endlich ſogar todten u. lebte nur zum Theil in der bequemen analytiſchen Volsmundart fort. Dieſe nahmen die den Römern in der Herrſchaft folgenden Weſtgothen mit der römiſchen Sitte an und machten ſie ſo ſehr zu ihrer eigenen, daß ſie nur die zur Bezeichnung der ihnen eigenthümlichen Staats- und Kriegsinſtitutionen, für das germaniſche Gerichts- und Kriegsweſen, Waffen ꝛc. aus ihrer Mutterſprache beibehielten. Das alſo ganz aus römiſchen Elementen hervorgegangene und nur mit einem germaniſchen Wörtervorrath bereicherte ſpaniſche Romanzo erhielt einen neuen Zuſatz durch die Araber, mit denen die ſpaniſchen Gothen faſt 800 Jahre um den Beſitz des Landes kämpfen mußten. Aber auch dieſe trugen nur zur Bereicherung des Sprachſtoffs, beſonders in Bezug auf Induſtrie, Wiſſenſchaften, Handel ꝛc. bei und modificirten höchſtens einigermaßen die Ausſprache, ohne den organiſch-etymologiſchen Bau der Sprache weſentlich zu verändern. Denn obwohl durch dieſe u. die aus dem Phöniciſchen, Hebräiſchen u. Griechiſchen mittelbar oder unmittelbar in das ſpaniſche Romanzo gekommenen heterogenen Beſtandtheile die Tochter- der Mutterſprache mehr entfremdete, als dies beim Italieniſchen der Fall iſt, ſo erſtreckt ſich daher fremder Einfluß doch nur auf Lautlehre und Wortgehalt, während Wortbildung und Biegung nicht romaniſch geblieben ſind u. dem Lateiniſchen näher ſtehen, als ſelbſt im Italieniſchen. Die älteſten ſchriftlich ausgezeichneten Spuren des Spaniſchen finden ſich in Iſidorus' „Origenes". Unter den ſpaniſchen Dialekten ward der kaſtiliſche am früheſten zur Schriftſprache ausgebildet, wie in dem „Poema del Cid" aus der Mitte des 12. Jahrh., in dem im 13. Jahrh. übertragenen weſtgothiſchen Geſetzbuch „Forum judicum" (Fuero juzgo, beſte Ausg. von der ſpan. Akademie, Madrid 1815, Fol.) ꝛc., und wie die Kaſtilier den Kern der Nation ausmachten, ihre Literatur die volksthümlichſte Entwickelung nahm, ſo wurde auch ihre Mundart die herrſchende und endlich die faſt ausſchließende Schriftſprache in Spanien, ſo daß ſie endlich die eigentlich ſ. S. geworden iſt.

Die ſ. S. zählt 27 **Buchſtaben**: a, b, c (ſze), ch (tſche), d, e, f, g (chje), h, i, j, l, ll (ljell), m, n, ñ (njen), o, p, q, r, s, t, u, v, x, y, z; davon ſind 6 Vokale (a, e, i, y, o und u) und 22 Konſonanten, unter denen ſich 3 der ſ.n S. eigenthümliche Buchſtaben befinden (ch, ll u. ñ). Sogenannte Umlauter hat die ſ. S. nicht; die zuſammengeſetzten Vokale ſind wirkliche Doppellauter oder Diphthongen und ſelbſt Dreifachlauter (Triphthongen), d. h. jeder einzelne Vokal in demſelben iſt hörbar. Wie die Italiener die zu ſtarke **Ausſprache** der Römer milderten, ſo machten ſie die Spanier noch rauher. Sie behielten faſt alle rauhen Sylben bei und vervielfältigten noch die Aſpirationen auf x, j, g, h und f. Die Infinitive der Zeitwörter und die Plurale der Subſtantive gehen in Konſonanten aus und die Sprache ertönt von Sylben auf ar, er, os und as. Der ſchon ziemlich ſtarke Laut f im Lateiniſchen verwandelt ſich im Spaniſchen in den noch ſtärkern Laut h (lat. fabulari, ſpan. hablar, ſprechen), an die Stelle des mouillirten l tritt das ſtark aſpirirte j (lat. filius, ſpan. hijo, Sohn), pl ward durch das mouillirte ll erſetzt (lat. planus, ſpan. llano, eben) und für ct wird immer ch genommen (lat. factus, dictus, ſpan. hecho, dicho, gemacht, geſagt). Dagegen verwandelt ſich das lat. au in o, e in ei, o in ue, c in g, p und t in die weicheren b und d. Die Vokale werden in der heutigen ſpan. Schriftſprache ganz wie im Deutſchen ausgeſprochen. Hinſichtlich der Ausſprache der Konſonanten finden nur bei einigen Eigenthümlichkeiten Statt. Die Ausſprache des b nähert ſich der des v, ſo daß man beide Buchſtaben häufig mit einander verwechſelt hat und die Akademie veranlaßt worden iſt, beſtimmte Regeln über den Gebrauch des b feſtzuſtellen. C wird vor den Konſonanten und den Vokalen a, o und u wie k ausgeſprochen, vor e und i weich, aber auf eine den Spaniern eigenthümliche Art; ç iſt von der neuern Rechtſchreibung gänzlich verworfen und durch z erſetzt worden. Ch lautet ungefähr wie tſch vor allen Vokalen. In der ältern Rechtſchreibung hatte es in einigen fremden Wörtern den Ton des k oder q, und um dies anzudeuten, wurde die Capucha (^) auf den folgenden Vokal geſetzt, z. B. chimia ꝛc., doch ſchreibt man jetzt quimia ꝛc. D am Ende der Wörter klingt, als wenn vor dem d ſich ein weiches s oder ſehr weiches z befände. G vor den Konſonanten und vor den Vokalen a, o und u klingt wie das harte deutſche g in Gabe, Gott, gut; vor e und i bildet es den der ſ. n S. eigenthümlichen Guttural- oder Kehlton, z. B. gente wie hchente. Soll g vor e und i den harten Ton haben, ſo wird ein ſtummes u zwiſchen g und dem Vokal geſchoben. Gn lautet nicht wie jn, ſondern jeder der beiden Buchſtaben wird beſonders ausgeſprochen, dig-no, ag-nicion ꝛc.

J iſt, ſeitdem x nach dem neuern Syſtem der Orthographie ſeinen Kehllaut verloren hat, der Hauptkehlkonſonant der ſ.n S. geworden. Die ſ. S. ſchreibt jetzt allgemein Don Quijote, Mejico ſtatt Don Quixote, Mexico. Ll iſt dem Werthe nach nur ein einfacher, der ſ.n S. eigenthümlicher Konſonant, der mouillirt geſprochen wird, wie im franz. fille, oder wie das ital. gl. in Bataglia ꝛc. Ñ (N con tilde) iſt dem Werthe nach ein doppelter Buchſtabe und klingt wie das franz. gn in gagner. Da x ſeinen Kehllaut an j abgetreten hat, ſo hat es nur noch den Ton ks; nur in der geringen Anzahl von Wörtern, die auf x endigen, wie relox, box ꝛc., hat es einen halben Kehllaut, der ſich aber ſehr dem Ton ks nähert, aber ſo, daß, indem die Endſylbe ausgeſprochen wird, der Gutturallaut in derſelben halb erſtickt in der Kehle zurückbleibt. Der Accent (') dient in der ſ.n S. dazu, diejenige Sylbe des Wortes anzuzeigen, welche betont oder lang iſt. Der Accent wird weggelaſſen bei allen einſylbigen Wörtern, ferner, wenn der Ton auf der vorletzten Sylbe ruht; bei Wörtern, die auf zwei Vokale enden und bloß aus zwei Sylben beſtehen, wenn ſie den Ton auf der erſten Sylbe haben; bei allen Wörtern, die auf einen Konſonant enden, wo der Ton auf der letzten Sylbe ruht.

Wie zwei Geſchlechter der Subſtantive, ſo hat die ſ. S. eigentlich auch nur zwei **Artikel**, den männlichen el, Plur. los und den weiblichen la, Plur. las. Der ſächliche Artikel lo dient dazu, Objektiva in Subſtantiva zu verwandeln, z. B. bueno, gut, lo bueno, das Gute. Dieſer ſächliche Artikel hat keinen Plural. Vor zweiſylbigen weiblichen Wörtern verwandelt ſich der weibliche Artikel in den männlichen, z. B. el aqua, das Waſſer, für la aqua. Der Plural wird durch ein angehängtes s, es gebildet, z. B. el padre, der Vater, los padres, die Väter, la muger, die Frau, las mugeres, die Frauen. Eine eigentliche **Deklination** hat die ſ. S. nicht, da die Flexion der Subſtantiva nicht durch Endungen, ſondern, wie im Franzöſiſchen, durch vorgeſetzte Präpoſitionen im Genitiv, Dativ u. Ablativ geſchieht. Verſchmelzungen dieſer Präpoſitionen mit dem Artikel finden bloß im Singular des männlichen Artikels el Statt: del aus de el und al aus à el, ſo daß die Deklination des männlichen Subſtantivs lautet:

Sing.: el padre,
del padre,
al padre,
el padre,
del padre.

Hinſichtlich des Partitivs gelten in der ſ.n S. folgende Regeln. Jeder unbeſtimmt angeführte, untheilbare Gegenſtand nimmt das Zahlwort un als unbeſtimmten Artikel an, wogegen jeder unbeſtimmt angeführte theilbare Gegenſtand, wie im Deutſchen ohne Artikel ſteht; z. B. Vis à un hombre, er ſah einen Mann, dagegen: Comer pan, Brod eſſen. In der Mehrheit ſtehen die unbeſtimmt angeführten und dann theilbaren Gegenſtände entweder ohne Artikel, oder mit dem Zahlwort uno in der Mehrheit, je nachdem man ſich die unbeſtimmte Anzahl dieſer Gegenſtände ausgedehnter und mehr im Allgemeinen, oder beſchränkter und mehr beſonders denkt. Wird das Partitiv von einem Hauptwort, einem Beiwort oder einem Zeitwort regiert, ſo geſchieht dies unwandelbar durch die bloße Präpoſition de, z. B. un pedazo de pan, ein Stück Brod. Wird es jedoch von einem Worte regiert, das eine Quantität im Allgemeinen bezeichnet, ſo geſchieht dies durch die bloße Vorſetzung des Wortes ohne die Präpoſition de, z. B. poco pan, wenig Brod. Wie die ital. Sprache, hat auch die ſ. S. zahlreiche **Augmentativa** und **Diminutiva**, d. h., ſie beſitzt das Vermögen, die Bedeutung der Wörter (Subſtantiva und Objektiva) ohne Komparativ und Superlativ und bloß durch gewiſſe Verlängerungen derſelben vergrößern oder verringern zu können, und wie jene verbindet ſie damit die Begriffe von Bewunderung und von Verachtung und Ekel, von Liebkoſung und Geringſchätzung. Die augmentativen Endungen ſind: acho, achon, arron, asco, azo, eton, on, ote, von denen die drei erſten immer mit dem Ausdruck der Größe den Begriff der Verachtung zu verbinden ſcheinen, die Plumpheit, Ungeſchicklichkeit und Mißverhältniß überhaupt erwecken. Die gewöhnlichſten Endungen der Diminutiva ſind: ico, illo, ito, uelo, von denen illo und uelo den Begriff der Geringſchätzung mit der Verkleinerung verbinden. Die **Adjektiva** haben in der Regel zwei Endungen für die beiden Geſchlechter, o, Plur. os für das männliche und a, Plur. as für das weibliche; die auf Konſonanten endigenden haben aber gewöhnlich nur eine Endung für beide Geſchlechter, ſowohl im Singular, als im Plural. Die Adjektiva werden den Subſtantiven, zu denen ſie gehören, häufiger vor- als nachgeſetzt; doch herrſcht darin ziemlich viel Willkür. Bei der Komparation der Adjektiva wird der Komparativ durch ein vorgeſetztes mas (mehr), der Superlativ durch el mas gebildet. Doch gibt es auch Wörter, die ihre Komparative und Superlative durch eigenthümliche, ganz aus der lat. Sprache entlehnte Formen bilden, z. B. bueno, gut, mejor, beſſer, optimo, ſehr gut. Die **Zahlwörter** ſind entweder Subſtantiva oder Adjektiva, jene wieder Partitiva oder Collektiva, dieſe entweder Cardinalia (Wurzelzahlen) oder Ordinalia (Ordnungszahlen). Die Wurzelzahlen heißen: uno (una) 1, dos 2, tres 3, cuatro 4, cinco 5, seis 6, siete 7, ocho 8, nueve 9, diez 10, once 11, doce 12, trece 13, catorce 14, quince 15, diez y seis 16 ꝛc., veinte 20, treinta 30, cuarento 40, cincuenta 50, sesenta 60, setenta 70, ochenta 80, noventa 90, ciento (cien) 100, mil 1000. Die perſönlichen **Pronomina** (Pronombres personales) ſind: für die 1. Perſon: yo, ich, me, mi, Plur. nosostros, weiblich nosostoras, nos; für die 2. Perſon: tú, du, te, ti, Plur. vosostros (vosostras), vos, os; für die 3. Perſon: él, er, ella (weiblich) ſie, ſächlich ello, es, le, la, lo, Plur. ellos, ellas, les, los, las; ferner das unbeſtimmte Fürwort der 3. Perſon: se, si. Die poſſeſſiven Pronomina (Pronombres posesivos) in ihrer urſprünglichen, vollſtändigen Geſtalt ſind folgende:

	Singular:	Plural:
1. Perſon.	mio,	nuestro,
2. „	tuyo,	vuestro,
3. „	suyo,	suyo.

Doch können dieſe Fürwörter, mit Ausnahme von nuestro und vuestro, nur hinter dem Hauptwort ſtehen; ſtehen ſie vor demſelben, ſo werden ſie (mit Ausnahme von nuestro und vuestro, welche bleiben) in mi, tu, su abgekürzt, welche für beide Geſchlechter dienen und im Plural ein bloßes s annehmen. Die demonſtrativen Fürwörter (Pronombres demonstrativos) ſind folgende: este, esta, esto, dieſer dieſe, dieſes, estos, estas, dieſe; ese, esa, eso, jener, jene, jenes, esos, esas, jene; aquel, aquella, aquello, jener, jene, jenes da, aquellos, aquellas, jene da; el, la, lo, der (jenige) ꝛc. Die beziehenden Fürwörter (Pronombres relativos) ſind: que, cual, quien, cuyo. Die unbeſtimmten (Pronombres indéfinidos ó improprios): alguno, alguien, cada, cosa, entrambos, fulano, mismo, nadie, ninguno, nulo, cual, cualquiera, quienquiera, sendos, tal, zutano. Die ſ. S. unterſcheidet 4 Arten der **Verba**: ſubſtantive (die Hülfsverben ser und estar, ſeyn, und haber, haben), aktive, neutrale und reciproka. Sie haben Flexionsſylben, die von dem Lateiniſchen nicht ſehr abweichen, aber auf 3 Konjugationen reducirt worden ſind, welche im Infinitiv auf ar, er und ir endigen. In Bezug auf die Tempora iſt die ſ. S. ſehr reich. Da ſie neben dem Imperfektum noch ein doppeltes Perfektum und ein doppeltes Plusquamperfektum im Indicativus hat, wogegen die Doppelformen im Conjunctivus dem Futurum zufallen, welches überhaupt in dieſem Modus 6 verſchiedene Formen zählt, die jedoch zum Theil und wie das Paſſivum ganz, durch Hülfsverben gebildet werden. Neben dieſen finden ſich alle Modi der lat. Sprache, das Supinum ausgenommen. Die **Konjugation** iſt der lateiniſchen ſehr ähnlich, z. B.:

Infinit. presente:	Amar, lieben;
Participio:	amado, geliebt;
Gerund. de pres.:	amando, liebend;
Indicativo: Pres:	yo amo, ich liebe,
	tú amas, du liebſt,
	él ama, er liebt;
	nosostros amamos, wir lieben,
	vosostros amais, ihr liebt,
	ellos aman, ſie lieben;
Pret. imp:	yo amaba, ich liebte,
	tú amabas, du liebteſt,
	él amaba, er liebte;
	nosostros amábamos, wir liebten,
	vosostros amabais, ihr liebtet,
	ellos amaban, ſie liebten;
Pret. perf:	yo amé, ich liebte,
	tú amaste, du liebteſt,
	él amó, er liebte;
	nosostros amamos, wir liebten,
	vosostros amásteis, ihr liebtet,
	ellos amaran, ſie liebten;
Futuro:	yo amaré, ich werde lieben,
	tú amarás, du wirſt lieben,
	él amará, er wird lieben,
	nosostros amaremos, wir werden lieben,
	vosostros amareis, ihr werdet lieben,
	ellos amarán, ſie werden lieben, ꝛc.

Die übrigen Redetheile, **Adverbia**, **Präpoſitionen** und **Interjektionen** bieten in der ſ.n S. nichts im Weſentlichen Abweichendes. Die ſ. S. verbindet mit dem Wohllaut und dem Vokalreichthum der ital. Kraft und Würde und beſonders das, was der Spanier Grandezza nennt, mit der Klarheit und Nettigkeit der franz. Elaſticität und große Fähigkeit von poetiſchem Ausdruck, ſie hat die Süßigkeit und Anmuth der portugieſiſchen ohne die unangenehmen Naſenlaute und fetten Ziſchlaute. Durch die Eroberung Südamerika's durch die Spanier iſt ſie auch faſt über die Hälfte des neuen Welttheils verbreitet.

Die entſcheidende Reform in der Orthographie der ſ.n S. datirt von 1815, eine Reform, die die vorhergegangenen Verſuche von mehr als drei Jahrhunderten ergänzt und vervollſtändigt hat, die aber zugleich, indem ſie die Art zu ſchreiben höchſt möglich vereinfacht und, was der Hauptvorzug einer jeden guten Orthographie iſt, der Ausſprache ſo nahe als möglich gebracht hat, etwas ſcheinbar Fremdartiges oder wenigſtens Ungewöhnliches in dieſelbe eingeſchärft hat. Dieſe Reform, welche man gegenwärtig als abgeſchloſſen und vollſtändig betrachten kann, iſt durch die wiederholten und aufeinander folgenden Andeutungen, Verſuche und Bemühungen, ſowohl einzelner Sprachforſcher, als ganzer gelehrter Geſellſchaften eingeleitet und vorbereitet worden. **Antonio de Nebrija** od. **Lebrija**, der Vater der ſpaniſchen Grammatik und Sprachforſchung, eine der Hauptzierden der Literatur dieſer Nation unter der Regierung der Königin Iſabella, und einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, war der Erſte, welcher ſeine Aufmerkſamkeit und die ſeiner Nation auf die Orthographie ihrer Sprache richtete, zu welchem Ende er eine Abhandlung über die ſpaniſche Orthographie ſchrieb, worin er, als Hauptbedingung einer guten Rechtſchreibung die vollkommne Uebereinſtimmung der Schriftzeichen mit den Sprachtönen feſtſetzt und nachdem er die Unvollkommenheiten aufgedeckt hat, welchen das Alphabet der Sprache ſeiner Zeit in dieſer Hinſicht unterworfen war, dem es für gewiſſe Töne an Schriftzeichen fehlte, und das für andere zu viel hatte, die Mittel an die Hand gibt, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, durch die Anwendung eines beſondern Schriftzeichens auf jeden Ton der Sprache. **Mateo Aleman**, in ſeiner Abhandlung über die ſpaniſche Orthographie (Orthographia castellaña, Mex. 1609), blieb dem Syſtem des Nebrija getreu, und zwar mit ſolcher Strenge zu Gunſten der Ausſprache, daß er die Etymologie durchaus nicht berückſichtigt wiſſen wollte, und den Grundſatz aufſtellte, man ſolle jedes Wort, welches in der Sprache aufgenommen wird, es möge aus der lateiniſchen, aus der griechiſchen, aus der hebräiſchen, aus der arabiſchen oder irgend einer andern Sprache entlehnt ſeyn, nach den Geſetzen der ſpaniſchen Ausſprache und Orthographie umbilden und einrichten, ohne ſich weiter an die Art zu kehren, wie es in der Urſprache ausgeſprochen und geſchrieben wird. **Juan Lopez de Velasco** (Orthographia y pronunciacion castellaña, Burgos 1582) gründete ebenfalls ſeine Theorie der ſpaniſchen Orthographie auf die Ausſprache und den Gebrauch, empfahl aber zugleich, die Reinheit der Sprache nicht zu vernachläſſigen, und dem Gebrauch überall, wo er ſich fehlerhaft zeige, und wo es thunlich ſey, zu verbeſſern. **Gonzalo**

Correas (Ortografia Castellana nueva y perfetta, Salamanca 1630) ſchlug vor, das c und das q aus der ſpaniſchen Sprache, wie aus der griechiſchen, als unnütze Schriftzeichen zu verbannen, und ſie durch z und k zu erſetzen. Bartolomè Ximenez Paton (Epitome de la Ortografia latina y castellaña, Baeza 1614) verwarf ebenfalls das q in gewiſſen Fällen, im Uebrigen aber blieb er der eingeführten allgemeinen Lehre getreu. Noch andere, ſowohl ältere als neue ſpaniſche Schriftſteller, welche ſich mit der Orthographie ihrer Mutterſprache beſchäftigten, kommen, obgleich ſie verſchiedene Mittel dazu vorſchlagen, alle darin überein, daß man ſich bemühen müſſe, die Art zu ſchreiben höchſt möglich einfach und einförmig und leicht in der Ausübung zu machen. Die 1713 vom König Philipp V. nach dem Muſter der Académie française geſtiftete ſpaniſche Akademie richtete ſogleich, ihrem Beruf getreu, welcher darin beſteht, über die Reinheit der Sprache zu wachen und die Mittel aufzufinden und anzugeben, dieſelbe zu vervollkommnen, ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit auf den wichtigen Gegenſtand der Rechtſchreibung, und machte zu verſchiedenen Zeitpunkten ihre Anſichten und ihre Arbeiten über dieſen Gegenſtand der Nation bekannt, bei welcher ſie immer viel Bereitwilligkeit fand, ihre Anſichten zu theilen und ihre Bemühungrn zu unterſtützen. Die erſte derartige Arbeit war die Rede, welche ſich unter den vrrſchiedrnen Vorreden in der 1. Ausgabe ihres großen Wörterbuches (Diccionario de la Real Academia Española, Madr. 1726, 6 Bde., Fol.) befindet. Dieſr Rede erſchien erweitert und vermehrt und methodiſcher ausgearbeitet in der Abhandlung über Orthographie, welche die Akademie 1741 zuerſt bekannt machte. Nachdem ſie die nöthigen Vorarbeiten vollendet, beſorgte ſie 1754 eine 2. Ausgabe dieſer Abhandlung, in welcher ſie die erſten, entſcheidenden Schritte zur Vereinfachung und Vervollkommnung der Rechtſchreibung verſucht. Sie gibt darin dem Alphabet verſchiedene Schriftzeichrn zurück, die ihm angehörten, aber vernachläſſigt worden waren; ſie tadelt und verwirft das Strrben nach bloßer Gelehrſamkeit in der Art, die Wörter zu ſchreiben, und nimmt wenigrr Rückſicht auf ihre Etymologie, als es in ihrem Wörtrrbuche grſchehen war, überall wo dieſe dem eigenthümlichen Geiſte entgegen iſt, welcher die Ausſprache und Rechtſchreibung der Mutterſprache beherrſcht. In der Ueberzeugung, daß das bisher Geſchehene noch nicht hinreichend fry, die Rrchtſchreibung in allen ihren Theilen genau und vollſtändig zu beſtimmen, fügte ſie eine Liſte von Wörtern zweifelhafter Orthographie hinzu. Die 3. Ausgabe erſchien 1763 nach vorhergegangrner ſorfältiger Aufmerkſamkeit, anſehnlich vermrhrt und verbeſſert, namentlich in der Lehre der Accente, deren Zahl beſchränkt ward, während man mehr Verſchiedenheit in den Gebrauch derſelben einführte, um ihre Anwendung deutlicher und verſtändlicher zu machen. Uebrigens iſt dieſe Ausgabe noch dadurch merkwürdig, daß ſie zuerſt das ss, als ein völlig unnützes Schriftzeichen, gänzlich und auf immer aus der Rechtſchreibung verbannte. In den vier folgenden Ausgaben (1770, 1775, 1779 und 1792) bemerkt man die Sorgfalt, mit welcher die Akademie fortfuhr, ihre Abhandlung zu verbeſſern. Man findet darin rinige Regeln, als unnütz, aufgegeben, andere abgeändert und modificirt, und die Liſte der Wörter zweifelhafter Rechtſchreibung, zur größern Bequemlichkeit des Publikums, vermehrt. Aber noch weit anſehnlicher und merkwürdiger ſind die Verbeſſerungen und Reformen, welche ſie in die Orthographie einführte, in der 4., 1803 erſchienenen Ausgabe ihres großen Wörterbuchs. Denn nicht allein werden die Schriftzeichen ch und ll, als einfache und beſondere Buchſtaben, obgleich der Form nach zuſammengeſetzt, darin angeführt, ſondern das h wird auch, in Folge dieſer Theorie, wie ſchon früher aus der Verbindung mit t, und zum Theil aus der mit p, gänzlich verworfen, in ſo fern es nur dazu dient, das c zu aſpiriren und nicht ausgeſprochen wird; ſo daß diejenigen Wörter, in welchen die Verbindung ch ſich vor einem Konſonanten befand, wie Christo, Christiano, mit einem bloßen C, diejenigen hingegen, in welchen ſie vor einem Vokal ſtand, wie chimera. chimia, mit q, und zwar ohne das unnütz gewordene Cirkumflex, geſchrieben werden. Ferner verbannte die erwähnte Ausgabe des Wörterbuchs das k und das ph gänzlich aus der Rechtſchrribung, und erſetzte erſteres durch die Buchſtaben c und q und letzteres durch f. In demſelben Geiſte und um die Ausſprache weicher und fließender zu machen, verwarf ſie oder erſetzte durch andere, gewiſſe Konſonanten in denjenigen Wörtern, in welchen der Gebrauch ſchon dieſe Neuerung andeutete und dazu berechtigte, und ſchrieb z. B. sustancia ſtatt substancia, oscuro für obscuro. estrangero und estraño ſtatt extrangero und extraño, subasta für subhasta, reprender für reprehender, trasponerse für transponerse ꝛc. Dieſe in dem Wörterbuche der Akademie mit der Rechtſchreibung vorgenommenen Veränderungen und Reformen, welche von dem gebildeten und vernünftigen Theil der Nation mit viel Bereitwilligkeit angenommen wurden, waren noch nicht in der Abhandlung über Orthographie erſchienen. Andrer Seits überzeugte ſich die Akademie nach mehren, 1806 gehaltenen Konferenzen und Diskuſſionen, und nachdem ſie das ſchriftliche Urtheil ihrer gewöhnlichen Mitglieder rntgegen genommen hatte, von der Nothwendigkeit, noch einige andere Reformen vorzunehmen, um die Ausſprache zu verbeſſern, und die Art zu ſchreiben immer mehr zu vereinfachen, zwei Gegenſtände, welche das Weſen einer vollkommenen Orthographie ausmachen. Dieſe letzten Veränderungen und Reformen, welche umfaſſender und durchgreifender ſind, als alle vorhergegangenen, findet man in der 1815 erſchienenen letzten oder 8. Ausgabe der Abhandlung über Orthographie aufgezeichnet und erklärt. Aus dieſer kurzgefaßten Geſchichte der ſpaniſchen Rechtſchreibung iſt zu erſehen, daß von dem Augenblick an, wo man anfing, ſich mit der Orthographie und deren Verbeſſerung zu beſchäftigen, bis zum Zeitpunkt, wo dieſe Verbeſſerung vollendet wurde, man die Noth-

wendigkeit und die Möglichkeit einſah, die Ausſprache und die Art zu ſchreiben, zu vereinfachen, ohne auf Etymologie und Gelehrſamkeit überhaupt Rückſicht zu nehmen, ſobald dieſe ſich dem Geiſte der Sprache, wie ſie gegenwärtig iſt, widerſetzen. In Spanien ſelbſt fand dieſe ſo weſentlich veränderte Rechtſchreibung ſchnellee und allgemeiner Eingang, als man hätte erwarten ſollen, wozu allerdings der Umſtand beiteug, daß nicht allein alle amtlichen Berichte, auf Befehl bee Regieeung, nach der neuern Orthographie abgefaßt wurden, ſondern daß auch die Druckereien im ganzen Königreich ſich nach den von der Akademie vorgeſchlagenen Veränderungen und Reformen bequemten und ſo die neue Lehee allgemein verbreiteten. Im Auslande, namentlich in Deutſchland, wo man mehr gewohnt iſt, auf Etymologie Rückſicht zu nehmen, wo man die neueen Sprachen, Töchter der lateiniſchen, immee durch das Medium der Urſprache betrachtet, und gewöhnlich zuerſt durch dieſes Medium zur Kenntniß derſelben gelangt, und aus dieſem Grunde auch mehr Gelehrſamkeit in ein Studium mit heeübee bringt, welches man mehr oder weniger als ein gelehetes Studium beteachtet, hat die neuere Orthographie zahlreiche Widerſachee oder wenigſtens Solche gefunden, die ſich lauter dagegen ausgeſprochen haben, als in Spanien ſelbſt.

Hülfsmittel zur Eelernung dee ſ.n S. ſind die **Grammatiken** von Villalon (Antw. 1558), F. Sobrino, oft und zuletzt herausgegeben von Sejournant (Pae. 1777), Ant. Bordazar de Artazu (Valencia 1730), Joſ. Saez de Tegeda (Madr. 1731), von dee ſpan. Akademie (1771, franz. von F. T. A. Chalumenu de Verneuil, Par. 1821), Joſſé (Lond. 1799), M. de Rueden (Madr. 1799), A. M. Alvarez (2. Ausg., daſ. 1800), Andres und V. Salva (Par. 1830, 6. Aufl. 1840, die beſte ſpan. Grammatik für Einheimiſche), Herranz (Madr. 1834), Muñoz, Grammatica filos. de la lengua cast. (daſ. 1831), José Mar. Gonzalez (Tratado de ortografia cast., daſ. 1833), G. Ximenes (Nueva ortografia, daſ. 1832). Für Deutſche ſind die brauchbarſten Grammatiken von Wagner (Leipz. 1795, 2. Ausg. 1807), Sandros (Berlin 1804), Keil (Gotha 1817, 2. Aufl., Leipz. 1837), Franceſon (Berl. 1822, neueſte Aufl. 1842), Fromm (Dresden 1826), A. Fuchs (Berl. 1837), Brinkmeier (Braunſchw. 1844). **Wörterbücher** lieferten de la Volleſta (Salamanca 1587), H. Victor (Genf 1609 u. ö.), J. Minsheu (Lond. 1623, Fol.), Sobrino (Brüſſel 1704, 2 Thle., u. ö., neue Aufl. von Fr. Cormon, Antw. 1776, 3 Bde., Lyon 1800, 2 Bde.), die ſpaniſche Akademie (Madr. 1726—39, 6 Thle., 8. Ausg. 1837, nachgedruckt Paris 1838, Auszug, daſ. 1828), Pinada (1740, Fol.), Sejournant (daſ. 1759, 2 Thle.), Manuel (Madr. 1786 ff., 4 Bde., Fol.), Gattel (Lyon 1794, 4 Bde.), Cormon (daſ. 1800, 2 Bde.), Nunez de Taboeda (Par. 1820, 2 Bde.), für Deutſche, Wagner (Berl. 1808 f., 2 Bde.), Franceſon (Leipz. 1833, 2 Thle., 2. Aufl. 1846), Seckendorff (Hamb. 1823, 3 Bde.). Den Verſuch eines etymologiſchen Wörterbuchs machten Covarrubias (Madr. 1674) und Cabeeea (daſ. 1837). Die **Synonymik** bearbeiteten Huerta (4. Aufl., Valencia 1811) und March (Sinonimos de la lengua cast., Barc. 1834). Wichtige Beiträge zur **Etymologie** enthält Fermin Caballero's „Nomenclatura geográfica de España“ (Madr. 1834); veraltet aber ſind die hiſtoriſch-etymologiſchen Unterſuchungen von Aldrete (daſ. 1674), J. Pallicer (Valencia 1672) und Mayans y Siſcar (Madr. 1737). Treffliche Beiträge zu einer hiſtoriſchen Grammatik der ſ.n S. finden ſich in Diez' „Grammatik der romaniſchen Sprachen“.

Was die in Spanien neben dee Schriftſprache noch herrſchenden **Mundarten** betrifft, ſo hat die baskiſche ſchon in dem Art. **Baskiſche Sprache** ihre Erledigung gefunden. Das **Kataloniſche** (**limoſiniſche Sprache** in Spanien genannt) nähert ſich dem Provençaliſchen und war Sprache der Poeſie, ſo lange es in Spanien provençaliſche Dichter gab. Verdrängt von der kaſtiliſchen Herrſchaft blieb es nur noch als Dialekt dem Volke eigen. Es iſt auch in Mallorka heimiſch. Wörterbücher lieferten (außer dem „Lexicon Latino-Catalanum“, Barcelona 1760) Lacavalleria (daſ. 1642) und Torro (4. Ausg., daſ. 1701). Das **Aragoniſche** war gemiſcht aus der limoſiniſchen Sprache und dem allgemeinen Spaniſchen, mit noch größerem franz. Einfluß. Bis zur Zeit Karls V. gab es mehre Schriftſteller in dieſem Dialekt. Das **Galiciſche**, mit dem Portugieſiſchen nahe verwandt, wurde ſchon früh, wegen politiſcher Verhältniſſe von Kaſtilien abgeſondert, durch eigne Dichter und Schriftſteller gebildet, iſt aber ebenfalls nur noch Volksdialekt. Vgl. A. **Fuchs**, Ueber die ſogen. unregelmäßigen Zeitwörter in den roman. Sprachen; nebſt Andeutungen über die wichtigſten roman. Mundarten, Berl. 1840.

Spaniſches Rohr, ſ. v. a. Spaniſch-Rohr.

Spaniſches Theater. Das Entſtehen des ſpan. Drama's reicht in die Zeit des 12. Jahrhunderts zurück. Die Antwort Alfons X. auf ein Bittſchreiben des Troubadours Giraud Riquie bezeugt, daß es 1275 bereits mehre Klaſſen wandernder Schauſpieler gab, von denen die untergeordnetſten zur Unterhaltung des Pöbels auf den Straßen tanzten und ſangen und Busones o truhanes hießen, während andere in den Häuſern der Vornehmen aus Tanz, Geſang und Deklamation gemiſchte Spiele darſtellten, die man Juegos partidos nannte. Die letztre Art Schauſpieler nannte man Juglares (Jongleurs) und das berühmte ſpan. Geſetzbuch, die Ley de siete partidas, unterſcheidet ſie deutlich von den übrigen. Die Busones werden in der Ley IV, tit. VI, für ehrlos und aller bürgerlichen Rechte bar erklärt, während die Schauſpielerinnen der vornehmern Klaſſe bloß nicht das Recht genießen, zu Konkubinen (barraganas) vornehmer Leute und — Prieſter genommen zu werden. Das ſich nach und nach mehr ausbildende Drama fand endlich in der Kirche ſeinen Platz. Die anfangs kirchliche Begebenheiten ſceniſch darſtellenden Autos sacramentales wurden, obgleich von Prieſtern dargeſtellt, nach und nach mit ſo viel weltlichen Poſſen unter-

miſcht, daß ſchon Alfons X. ſich veranlaßt ſah, ein Geſetz zu geben, in welchem er befiehlt, „daß die Prieſtee keine „Schimpfſpiele" (juegos de escarnios) in den Kirchen darſtellen oder auch nur dabei zugegen ſeyn ſollen. Ueberhaupt ſollen deegleichen Dinge nicht mehr in den Kirchen vorkommen, doch konnten die Prieſter die Geburt des Jeſuskindleins, die Anbetung der Engel und der Magier, die Auferſtehung und die Kreuzigung aufführen, aber auch dies nur an größeeen Orten, wo Biſchöfe ſind, nicht an ſchlechten Orten, auf Dörfern und um Geld 2c." (Ley XXXIV). Der König aber kam dabei keineswegs zu einem Zwecke, und ſelbſt das Koncilium von Toledo richtete mit ſeiner 1565 gegebenen Verordnung nichts aus. Bei mehren Kiechenfeſten, namentlich bei dem dee unſchuldigen Kindlein, wueden Voeſtellungen gegeben, die an ſchmutziger Speache und frechen Darſtellung Alles übertrafen, was man noch geſehen hatte. Der Jeſuit Mariana klagt ſelbſt im 17. Jahrhundert noch, „daß etliche Dirnen in die Tempel eingeführt würden und dort Sacheu darſteilten, die das Ohr nicht ohne Schauder vernehmen könne, und die wieder zu erzählen, wegen des Abſcheues, den ſie erregen, unmöglich ſey". Dieſe Autos sacramentales oder Comedias divinas haben ſich lange Zeit eehalten, und noch vor 30 Jahren ſah man auf den Theatern Schauſpiele, welche damit eine groſe Verwandtſchaft hatten. So gab man oft das Stück „el diablo predicador" (der Teufel, ein Prediger), in welchem der heil. Franciscus auftritt und den Teufel zwingt, ſich als Mönch einkleiden zu laſſen, und zu Toledo wurde 1810, zur Feier der Rückkehr des Königs Joſeph nach Madrid, die groſe und berühmte Opee: die Sündfluth (el diluvio universal, a la arca de Noë) gegeben, in welcher der Zuſchauer den Bau der Arche, die Ueberſchwemmung und ein Feuerwerk von Schwärmern und Fröſchen, welches Noah wegen glücklicher Errettung als Dankopfer darbringt, bewundern konnte. Außer den geiſtlichen Schauſpielen gab es aber noch weltliche (comedias humanas), die man in 3 Klaſſen abtheilte: hiſtoriſche (heroica), Mantel- und Degenſtücke (de capa y espada), welche Scenen aus dem Leben der höhern Klaſſen darſtellten, und Figurirſtücke (comedias de figuron), wo irgend ein Windbeutel oder Betrüger die Hauptrolle ſpielte; indeß überflügelten die Autos sacramentales lange Zeit die weltlichen Stücke, und ob ſie gleich 1765 von Karl III. verboten wurden, ſo kommen ſie doch unter dieſer oder jener Geſtalt immer wieder zum Vorſchein, da ſie dem ſpaniſchen Geſchmacke ganz beſonders zuſagten. Gegen das Ende deo 15. Jahrhunderts ſchrieb Juan de la Encina kleine Hirtenſpiele, denen er den Namen Eklogen gab, die in den Gemächern des Admieante von Kaſtilien dargeſtellt wurden, und in denen er ſelbſt die Hauptrolle übernahm. Als dee vorzüglichſte Begründer der ächtſpaniſchen Komödie iſt jedoch Torres Naharro zu betrachten, welcher zuerſt den Unterſchied zwiſchen Trauerſpiel und Luſtſpiel feſtſtellte, und das letztere in hiſtoriſche (comedias noticia) und phantaſtiſche (a fantasia) theilte, den Peolog (introito) erfand und den Akten den Namen „Tage" (jornadas) beilegte. Vgl. Spaniſche Literatur. In der Mitte des 16. Jahrh. ſchuf Lope de Rueda das Volkstheater. Mit einer Truppe Schauſpieler zog ee in Spanien umher und gab komiſche Darſtellungen. Wegen ſeines groſen Ruhmes ward er nach Madrid beordert und gefiel dort ſo, daß man ihn, wie Antonio Perez ſagt, „die Anbetung und das Entzücken des Hofes nannte". Die Ausſtattung des Drama's wae damals ſehr einfach. Die ganze Garderobe, verſichert Cervantes, ging füglich in einen Sack. Sie beſtand für Jeden aus 3—4 Weſten von weißen Fellen, mit vergoldetem Leder beſetzt, und eben ſo viel Bärten, Perücken und Beinkleidern. Die Bühne beſtand aus 4 Bretern, die auf 4 ins Viereck geſetzten Bänken ruhten. Die ganze Dekoration war eine alte Decke, an einem Stricke, von einem zum andern gehend. Bald darauf aber machte man Fortſchritte; der Schauſpieler Navarro aus Toledo vertauſchte den Kleiderſack mit Koffer und Felleiſen, er erfand die Wolken, die Donner und Blitze, die Zweikämpfe und Schlachten; Cosmus aus Oviedo erfand die Anſchlagzettel. Gegen 1580 gründete man bereits zu Madeid zwei Theatee, die heute noch exiſtiren, die Theater de la cruz und del principe. Hier wurden bereits die Stücke des Cervantes aufgeführt. So z. B. los tratos de Argel, die Numancia, la gran-turquesqua und noch etwa 20—30 andere, ohne daß, wie er ſehr naiv hinzufügt, „man ihnen Geſchenke mit Gurken oder anderen zum Werfen wohl eingeeichteten Sachen gemacht hätte". Inzwiſchen waren nun auch Vorſpiele (Loas), Zwiſchenſpiele, meiſt komiſche (Entremeses), und Poſſen, oft mit Geſang und Tanz begleitet (Saynetes), aufgekommen. Lope de Vega, Calderon, Tieſo de Molina beherrſchten das ſpan. Theater, und das Drama bildete ſich nun zu einer Höhe aus, deren Glanz in einzelnen Strahlen durch die Nacht der Jahrhunderte bis in unſere Zeit herüber leuchtet. Die 1. Hälfte des 17. Jahrh. iſt die Glanzepoche der ſpan. Bühne. Der Geſchmack Philipps IV., des Hofes und der Nation hatte alle Dichter gleichſam auf die dramatiſche Laufbahn, die damals ſo rühmlich als einträglich war, angewieſen. Aus einer Bittſchrift des Schauſpielers Ortiz, welche dieſee 1632 an den König richtete, erſeden wir, daß es damals in Spanien mehr als 40 Schauſpieler-Geſellſchaften gab, daß faſt jede Stadt ein Schauſpielhaus hatte, und daß im ganzen Lande etwa gegen 1000 Schauſpieler gezählt wurden. Der Tod des Königs ſtürzte indeß die Bühne faſt gänzlich. Der geiſtesſchwache Kael II. kam zur Regierung, und ſeine Muttee, die wäheend dee Kindheit des Königs die Regentſchaft führte, befahl auf Aneathen ihres Beichtvaters, des Jeſuiten Nitard, „daß alle Schauſpiele aufhören ſollten, bis der König zu dem Alter gelangt ſey, wo ee Geſchmack daran finden könnte". Dieſer, in der Geſchichte vielleicht einzige Befehl ward zwar nicht ganz ſtreng befolgt, doch blieb er nicht ohne Wirkung, denn bei der Vermählung Karls II. (1679) konnte man nur 3 Geſellſchaften für die Schauſpiele,

Digitized by Google

die dabei gegeben wurden, zuſammenbringen. Von jener Zeit an bis zum Anfang des 19. Jahrh. lag die ſpan. Bühne faſt völlig brach; erſt die neuſte Zeit ſah die ſpan. Bühne, auf der man faſt nichts, als Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen darſtellte, ſich wieder einigermaßen erheben. S. **Spaniſche Literatur.** Wir ſetzen über die Eigenthümlichkeit des ſpan. Theaters hinzu, daß die höchſt einfachen Saynetes (Zwiſchenſpiele) noch immer ſehr beliebt ſind, und die Sitten, beſonders die der niedern Stände, mit der treffendſten Wahrheit ſchildern. Das Koſtüm wird dabei bis zum Unſchönen genau beobachtet. Man glaubt die Laſtträger, die Sträußer- und Fiſchweiber leibhaftig vor ſich zu ſehen. Die ſpaniſchen Schauſpieler haben zu dergleichen Rollen außerordentliches Talent. Dieſe Saynetes werden in den Zwiſchenakten der Hauptſtücke gegeben; gleich nach dem 1. Akte beginnt das 1., der Held oder König hat oft eine Rolle darin, und ſpielt ſie, um ſich das Umkleiden zu erſparen, nicht ſelten mit einem Theile ſeiner Heldentracht. Iſt das Saynete zu Ende, ſo geht das Stück weiter. Am Schluſſe des 2. Akts beginnt ein noch längeres Zwiſchenſpiel, denn es wird ein Saynete und hierauf eine Art von kurzer komiſcher Oper gegeben, die Tonadilla heißt und oft von einer einzigen Darſtellerin gegeben wird, die irgend ein nicht ſehr wichtiges Abenteuer oder einige gemeine Regeln der Galanterie ſingt, wobei ihr Vortrag höchſt unzart iſt. Wie ſehr die Täuſchung und das Intereſſe am Hauptſtücke durch dieſe Zwiſchenſpiele leidet, iſt begreiflich. daher geſchieht es häufig, daß nach der Tonadilla die Zahl der Zuſchauer bis auf einige Perſonen zuſammenſchmilzt. Die handelnden Perſonen in den Saynetes ſind meiſt Majos (eine Art Zierbengel aus dem gemeinen Volke) und Majas (Freudenmädchen), die im höchſten Grade verführeriſch ſind; dann Gitanos u. Gitanas (Zigeuner), deren Rollen das Laſter annehmlicher machen, weil ſie die Häßlichkeit derſelben mit den Blumen der Laune verſchönern. Sie ſind die Schäfer der ſpaniſchen Bühne. Die Autos Sacramentales, die um 1834 wieder auf die Bühne kamen, ſind ſeit 1839 verboten. Man hindert jedoch andere Stücke nicht, die auf Gegenſtände der Religion ebenfalls ein lächerliches Licht werfen.

Der mechaniſche Theil des ſpaniſchen Theaters bedarf großer Verbeſſerungen. In den kleinen Städten ſind die Theater noch ganz im Zuſtande der Kindheit. Zwei in gleicher Entfernung von einander hängende Stücke Leinwand machen die ganze Dekoration aus. Das Innere iſt gewöhnlich in 5 Räume getheilt, nämlich in die **Apeſentos**, 2 Reihen Logen, die den obern Theil des Gebäudes einnehmen; die **Cazuela**, eine Art Amphitheater, wohin nur verſchleierte Frauenzimmer gehen dürfen, daher man den Platz auch el Gallinero nennt; **las Gradas**, ein anderes Amphiteater; den **Patio** (Parterre) und die **Luneta**, unſer Parquet. Die Schauſpieler reden oft alle 5 Klaſſen von Zuſchauern unter dem Titel „Mosqueteros“ an und verſchwenden die fadeſten Beiwörter, um ihren Beifall zu erhalten, beſonders wird der Patio berückſichtigt, der den meiſten Lärm macht und ſchwer zu befriedigen iſt. Die ſpaniſchen Schauſpieler ſind noch ſklaviſche Nachahmer der Muſter, die ſie vor Augen haben, ſowohl was Koſtüm als Darſtellung betrifft; ſie machen aus Helden Prahlhänſe, aus Verſchwornen gemeine Spitzbuben und aus Tyrannen Fleiſchhacker; ſtatt zu ſchluchzen, brüllen ſie, vor ihren Seufzern erſchrickt man oft, in rührenden Scenen muß man eher lachen als weinen. Die Schauſpielerinnen werden in leidenſchaftlichen Rollen zu Furien. Auch ſieht man ſie in der guten Geſellſchaft wenig, und ſie werden nur als Luſtigmacher dort betrachtet. Berühmte Darſteller hat das ſpaniſche Theater wenig aufzuweiſen, aus den frühern Zeiten hat ſich faſt nur der Name der **Maria Ignacia Ibañez** († 1771) erhalten, die als tragiſche Heldin ausgezeichnet geweſen ſeyn ſoll. Aus der neuern Zeit nennt man den Namen des Komikers **Juan Garrido** († 1829) mit großer Achtung; er erwarb ſich 30 Jahre lang als Grazioſo den Beifall der Hauptſtadt. Neben **Maiquez** erwarb ſich auch **Jeana Lavita** einen Ruf, die eben ſo ſehr durch Schönheit, als durch ſeltenes Talent glänzte, ſich aber ſchon 1823 von der Bühne zurückzog. Gegenwärtig iſt **Latorre** der einzige Darſteller, deſſen Name auch außerhalb bekannt iſt. — Die Theater in den Provinzialſtädten Spaniens ſind faſt ſämmtlich in dem traurigſten Zuſtande; Schauſpiele werden nur ſelten von reiſenden Truppen gegeben, italieniſche Opern ſieht man in den größten, beſonders Küſtenſtädten, zuweilen, und ſie ziehen auch noch eher Zuſchauer an, als das Schauſpiel; die Stiergefechte ſind indeſſen das einzige wahrhafte Vergnügen der Bevölkerung. Die wandernden Truppen endlich, deren in jeder Provinz einige umherziehen, ſtehen an künſtleriſcher Richtigkeit weit unter Allem, was wir in Deutſchland kennen; da im Innern Spaniens das Geld nicht im Ueberfluß vorhanden iſt, ſo werden die Eintrittspreiſe ſehr oft in Lebensmitteln entrichtet; eine ganze Loge koſtet z. B. 2 Pfd. friſches Fleiſch, während ein Platz im Parterre oder auf der Gallerie mit etwas Salat oder einigen Früchten bezahlt wird.

Spaniſche Stiefeln, ſ. **Tortur.**

Spaniſches Wachs, ſ. **Siegellack.**

Spaniſche Vögel, zierliches Backwerk, womit die Schüſſeln garnirt werden.

Spaniſche Wand, eine bewegliche, von Papier oder Leinwand auf 6—8, 6 Fuß hohen, 8 F. breiten Rahmen gezogen, zum Zuſammenbiegen mittelſt eiſerner Bänder beſtimmte Wand, zum Vorſetzen vor Betten u. dergl. Die **hohe Seite** iſt nach einer Seite (nach unten) hin verlängert, um als Fuß zu dienen.

Spaniſche Weine. Spanien liefert mehre Sorten ſehr geſchätzter Weine, von denen auch viel ausgeführt wird. Sie ſind nach den verſchiedenen Provinzen zwar von ſehr verſchiedener Qualität, aber im Allgemeinen ſüß, dick, ſtark und feurig, indem ſie faſt durchgängig aus ganz reifen Trauben gemacht, oder mit eingekochtem Moſt verſetzt werden, daher ſie größtentheils zu den Liqueurweinen gehören. Sie wer-

Digitized by Google

den zwar durchs Liegen feiner, wohlſchmeckender und gehörig klar, ſind aber, mit Ausnahme weniger Sorten, nicht lange haltbar. Folgendes ſind die bemerkenswertheſten Sorten nach den einzelnen Provinzen. a) Andalnſien. Die beſte Sorte iſt der von Rota, 5 Stunden nördlich von Cadix, in Spanien Tintilla oder Tinto de Roſa genannt; er iſt liqueurartig, hat viel Feuer, guten Geſchmack und Aroma; in den erſten Jahren iſt er dunkelroth, mit dem Alter aber wird die Farbe ſchwächer. Bei Xeres de la Frontera, 7 Stunden nördlich von Cadix, werden 3 vorzügliche Sorten weißer Weine erzeugt: der Pararete, liqueurartig, angenehm u. wohlriechend, der Vino ſeco, trocken, bitterlich, aber angenehm von Geſchmack, und der Abocado. Auch macht man hier einen Pedro Ximenes, der dem von Malaga vorgezogen wird, und einen Muskatwein, welcher dem von San Lucar nachſteht. Unter den hier erzeugten rothen Weinen gibt es einen Tintilla, der jedoch geringer iſt, als der von Rota. In England verfertigt man künſtlichen Xeres aus Kapwein, den man mit bittern Mandelu verſetzt. Der San Lucar iſt ein weißer, dem Xeres ähnlicher, jedoch etwas geringerer Wein, der dem letztern oft beigemiſcht wird. Man gewinnt ihn bei San Lucar de Barameda am Guadalquivir. Bei Sevilla wird viel Wein von ſehr dunkler Farbe, aber nicht angenehmem Geſchmack, gewonnen. Unter dem Namen Negro Rancio verſteht man einen ſehr dunkeln, mehr trockenen, als liqueurartigen Wein, den man zu Rota, Xeres und an andern Orten verfertigt, und der beſonders zum Miſchen gebraucht wird. — b) Aragonien erzeugt körperliche, dunkle u. wohlſchmeckende Weine, unter denen beſonders der Garnaches oder Grenaches von Sabayes u. Carignena, ſo wie ein weißer Liqueurwein von Borja ſich auszeichnen. — c) Biskaya liefert nur ſehr ſchlechte Weine, welche meiſt grün, herb und wenig haltbar ſind, weil man bei der Erzeugung mehr auf die Menge, als auf die Güte ſieht. Nur ein in der Gegend von Vittoria erzeugter Pedro Ximenez, welcher angenehm und geiſtreich iſt, macht hiervon eine Ansnahme. — d) Eſtremadura liefert meiſt nur unbedeutende Sorten, außer einem ſogenannten Tinto, welcher gut gefärbt, weich, geiſtreich iſt und eiue angenehme Blume hat. — e) Galicien erzeugt nur wenig Weine; der beſte wird bei Ribadavia u. Tuy gebaut. — f) Granada erzeugt beſonders auf den Bergen um die Stadt Malaga ſüße liquenrartige, feurige Weine von vortrefflichem Geſchmack, welche namentlich in Frankreich und Deutſchland unter dem Namen Malagawein (ſ. d.) bekannt und geſchätzt ſind. — g) Katalonien erzeugt meiſt rothen Wein, der aber wenig haltbar iſt, indem er leicht gährt und dann ſeine Farbe verliert. — h) Die Inſel Majorka und Minorka liefern erſtere einen bei Palenzia erbauten guten Malvaſier, und letztere namentlich einen ſehr guten dunkeln, körperlichen rothen Wein von vortrefflichem Geſchmack, der bei Aleyor erbaut wird, ſich aber gar nicht über die See verſenden läßt und daher nur auf der Inſel verbraucht wird; ferner den weißen Alba flora, der dem Rheinwein ähnelt, ohne ſo trocken zu ſeyn, und fein, geiſtig u. wohlſchmeckend iſt. — i) Murcia erzeugt nur dicke, harte Weine, doch kommen die von Carthagena zum Theil dem geringern Alicante gleich. — k) Navarra baut um Tudela guten Wein, der dem geringen Burgunder nahe kommt, und um Peralto den ſogenannten Rancio, der Aehnlichkeit mit dem trockenen Pararete hat, ſo wie einen Liqueurwein, der dem ſüßen Pararete nahe kommt. — l) Neu-Kaſtilien erzeugt namentlich in der Mancha weniger ſtarke und weniger gefärbte Weine, als die meiſten anderen ſpaniſchen Sorten, welche Feinheit, Geiſt und ſelbſt Blume haben nnd mit dem mittleren Burgunder zu vergleichen ſind. Da ſie jedoch meiſt in ledernen Schläuchen verſandt werden, ſo erhalten ſie dadurch einen unangenehmen Geſchmack. Der vorzüglichſte iſt der von Valdepeñas, im zweiten Range ſtehen die von Manzanares, Albacete, Ciudad Real ꝛc. Fuenearval bei Madrid liefert einen berühmten Muskatwein. — m) In Valencia werden Weine von ſehr verſchiedener Güte erzeugt, je nachdem ſie auf Anhöhen oder in der Ebene wachſen. Der vorzüglichſte iſt der von Alicante, Tinto genannt; er iſt ſehr dunkelroth von Farbe, ſüß, körperlich, edel und aromatiſch, obgleich von etwas medicinartigem Geſchmack. Er hält ſich ſehr lange, wird immer beſſer und nimmt, wenn er alt wird, einen eigenen, ihn charakteriſirenden, pikanten Geſchmack an; man nennt ihn dann Fondellol. Er iſt beſonders als magenſtärkendes Mittel geſchätzt und eignet ſich weniger zum gewöhnlichen Getränk. Auch wird in Alicante ein gewöhnlicher rother Wein von eigenem pikanten Geſchmack, ſo wie ein guter, liqueurartiger, weißer Wein erzeugt. Der Alicantewein wird häufig nachgeahmt, und beſonders in Marſeille macht man dergleichen, der dem ächten ſehr nahe kommt. Benicarlo nnd Vineroz liefern dicke, gut gefärbte und geiſtige rothe Weine, welche beſonders in Bordeaux zum Verſchneiden junger Franzweine gebraucht werden, aber auch nach Holland und dem nördlichen Europa gehen. Zu den ſ.n W.n rechnet man auch die von den kanariſchen Inſeln, nämlich beſonders Madeira, Teneriffa und Palmwein.

Spaniſche Wolle, ſ. Wolle.

Spaniſche Wollwäſche (Wäſche nach der Schur), welche in Spanien allgemein üblich nnd auch in vielen andern Ländern eingeführt wurde, hat vor der Pelzwäſche den wichtigen Vorzug, daß die Wolle, indem der Wäſcher bloß das Vlies vor ſich hat, viel reiner und weißer wird, und daß die Schafe dabei keiner Gefahr ausgeſetzt ſind. Es wird nämlich die abgeſchorene oder auch bereits ſortirte Wolle, nachdem ſie von allen Staub- und Sandtheilen gereinigt worden, in ſteinerne Baſſins, deren jedes 12 Ctr. Wolle faßt, gut eingetreten, und auf dieſelbe das in einem Keſſel oder dem Baſſin bis 50 oder 55° R. erwärmte Waſſer durch Hähne gelaſſen. In dieſem Zuſtande muß ſie

25 bis 30 Minuten weichen, dann nimmt man ſie mit Gabeln oder Rechen heraus und bringt ſie in Körde oder durchlöcherte Verſchläge, damit das Fettwaſſer herauslaufen könne, deſſen Abſonderung man durch Treten noch mehr beſchleunigt. Von da bringt man die Wolle in den Waſſerkanal, worein das Waſſer aus einem Fluſſe oder Teiche geleitet wird und beſtändig ab- und zufließt. Hier wird ſie durch die am Kanal ſtehenden Arbeiter untergetaucht, umgerührt und aufgelüpft, und ſchwimmt nun in dem mittelſt eines Fachbretes auf 15 bis 16 Zoll Höhe angefüllten Waſſerbehälter. Nachdem ſie hier von andern Arbeitern abermals durcheinander bewegt und gelüpft worden, wird ſie über das Fachbret dritten Arbeitern zugereicht, welche ſie neuerdings durchwaſchen und am Ende des Kanals herausnehmen, auf die Pedrera, d. i. eine ſchiefe Fläche von Quaderſteinen, zum Ablaufen des Waſſers, und zuletzt auf eine reine Wieſe zum gänzlichen Abtrocknen bringen. Regen ſchadet bei dieſer Waſchmethode nicht, ſondern befördert vielmehr die Bleiche. Nach Petri's Angabe können 16 Arbeiter täglich 38 Ctr. waſchen. Die Wolle wird dadurch nicht nur von den Unreinigkeiten geſäubert, ſondern zum Theil auch entfettet, weil das warme Waſſer, worein ſie geweicht wird, einen Theil des Fettes auflöſt. Es gibt in dem beſchriebenen Verfahren manche Abweichungen, die hier nicht aufgeführt werden können und eben nicht weſentlich ſind. Auch wurden zu gleichem Zwecke Waſchmaſchinen, z. B. von Auer, Schönfeld, Tedeſchi u. A. angewendet. Beſonders wurde die von D'Avallon eingeführte Vorrichtung und ſeine verbeſſerte Methode der Wollwäſche gelobt. Das Ganze iſt ein aus mehreren Reſervoiren und Waſchkanälen zuſammengeſetzter Apparat, wodurch es zuläſſig wird, die beim Waſchen der Wolle ſich ergebenden Kaliſalze, ſo wie die fetten ſaponificirten Subſtanzen, welche en Schweiß oder die natürliche Seiſe ausmachen, zu ſammeln und zur Wollwäſche zu benutzen. Das Schweißwaſſer löſt die fette Materie auf, macht die Wolle mild und trägt zu ihrer Erhaltung bei. Dieſe Behandlungsart beim Waſchen der Wolle ſcheint ſchon darum von Wichtigkeit zu ſeyn, weil ohne Zweifel hierdurch alles Fett, welches im geronnenen Zuſtande in der Wolle zurückbleibt und beſonders bei den blaugefärbten Tüchern ſehr nachtheilig wirkt, ausgezogen werden dürfte. Nur ſoll bei dieſem Verfahren auf die Beſchaffenheit des Waſſers genau Rückſicht genommen werden; es darf keine Salze mit erdigen Baſen enthalten, beſonders nicht mit Kalkerde, weil ſich mit dem Schweiße Kalkſeiſen bilden, die der Wolle eine Sprödigkeit geben, welche vermieden werden muß. Abhülfe leiſtet eine Auflöſung von Pottaſche (½ Loth auf jedes Pfund Waſſer); nimmt man Holzaſche, ſo muß das Sechsfache dem Waſſer zugegeben werden. Nach der Bemerkung des Fabrikanten Ternaux ſoll alle Wolle, wenn man ſie für die Fabrikation gehörig entfetten will, nach der erſten Wäſche mehrere Monate in Ballen liegen bleiben; denn es ſoll dem Fette, welches in der Wolle enthalten iſt, Zeit gelaſſen werden, in Gährung zu treten, damit es neuerdings mit Leichtigkeit abgeſchieden werden kann. Die durch das Waſchen entfernten Schweiß- oder Fetttheile laſſen ſich nach den in Frankreich gemachten Erfahrungen als Dünger benutzen.

Spaniſche Zeitrechnung, ſ. Jahresrechnung.

Spaniſchfliegenpflaſter, ſ. Kantharidenpflaſter.

Spaniſchfliegenſalbe, ſ. Kantharidenſalbe.

Spaniſchfliegentinktur, ſ. Kantharidentinktur.

Spaniſch-Flor, ſ. Indigo.

Spaniſch-franzöſiſcher Krieg, 1) 1664 bis 68; — 2) 1672—79; — 3) 1793—95; — 4) 1808—14, ſ. Spanien (Geſch.).

Spaniſch-portugieſiſcher Befreiungskrieg von 1808—14, ſ. Portugal (Geſch.) und Spanien (Geſch.).

Spaniſch-Rohr (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Calamus *L.*; — 2) ſ. v. a. Pfahlrohr, Arundo Donax *L.*

Spaniſch-Rohr (Waarenk.), 1) die Strunke od. ſtarken Stengel von Calamus rotang, welche beſchlagen zu Handſtöcken gebraucht werden. Es iſt von außen hellbraun, bald heller, bald dunkler, ſchön glänzend, als wenn es lackirt wäre. Die ſchönſten Stengel wachſen da, wo ein Blatt oder eine Ranke neue Wurzeln geſchlagen hat, ſind aber ſelten. Von Natur iſt der Stengel mit einer ſtacheligen Rinde überzogen, welche nebſt der darunter befindlichen klebrigen, ätzenden Oberfläche mittelſt Sand und Waſſer abgerieben werden muß. Um das Rohr recht ſteif und gerade zu machen, wird es mit einem angebundenen Steine in den Rauchfang gehängt, und während des Trocknens einige Male mit Oel beſtrichen. Soll das Rohr eine dunkle Farbe bekommen, ſo wird es mit ungelöſchtem Kalk gebeizt. Das gute S.-R. kommt aus Oſtindien und wurde zuerſt über Spanien in den Handel gebracht. Eine geringere Sorte kommt aus Italien, wo die Pflanze in feuchten Weinbergen gezogen wird. — 2) Die ſchwächeren Zweige derſelben Pflanze, welche zuweilen auch zu Spazierſtöcken, häufiger aber zu Stäben in den Regenſchirmen und geriſſen zu Rohrſtühlen gebraucht werden. Die Zweige oder Ranken kommen in langen Bündeln in den Handel und werden pfundweiſe verkauft.

Spaniſch Roth, ſ. Spaniſcher Anſtrich.

Spaniſch Schwarz, feine Druckerſchwärze, zu deren Bereitung Kork in verſchloſſenen Cylindern verkohlt wird.

Spaniſch Stag (Bogſteg), am Bugſpriet daſſelbe, was das Backſteg am Klüverbaum.

Spaniſch Weiß, ſ. v. a. Salpeterſaures Wismuthoxyd, ſ. Wismuthſalze.

Spanish-Chesnut, common (engl. Bot.), ſ. v. a. gemeine Kaſtanie, Castanea vesca *Mill.*

Spaniſh-Lake, nordamerikan. großer See, V. St., Staat Louiſiana, weſtlich von Natchitoches; fließt öſtlich durch den Red-River ab.

Spaniſh-River, nordamerik. Fluß, Ober-Kanada, der Inſel Great-Manitulin gegenüber, mündet in den Huron-See.

Spaniſhtown (Geogr.), 1) (Santiago-de-la-Vega), weſtind. Stadt, Hauptſtadt der Inſel Jamaika; 5000 Einw.; — 2) Stadt daſ., Inſel Trinidad, am Golf von Paria, an der Nordküſte, in ungeſunder Lage, aber gut gebaut, befeſtigt, mit Hafen; Sitz eines Biſchofs; 7500 Einw.; — 3) Inſel, ſ. Jungferninſeln, S. 195.

Spankohlen, ſ. v. a. Grubenkohlen.

Spankolben, ſolche Röhrenkolben, welche ſtatt des bald abzunutzenden Leders mit buchenen oder birkenen Spänen geliebert ſind. Am Koldenholz werden an der Stelle des Lederſtulps die Späne ſo herumgeſteckt, daß jeder den nebenſtehenden etwas bedeckt, und mit einem metallenen Ringe angetrieben. Um dieſe Späne zu reißen, gebraucht man die von Löſcher in Freiberg erfundene Spanmühle; es beſteht dieſe aus einem groſen Hobel, welcher Späne von beſtimmter Breite und Dicke abſtößt und deshalb geſtellt werden kann; die Bewegung des Hobels geſchieht mittelſt einer Roßſtange, die an den Krummzapfen eines Waſſerrades angebracht iſt.

Spankorb, ein aus langen, dünnen, aber haltbaren Spänen geflochtener Korb, ſ. Erdkorb.

Spanleuchter, ſ. Schleiße.

Spanliederung, ſ. Liederung.

Spanmühlen (Hobelmühlen), durch Kurbeln oder Waſſerräder getriebene Mühlen, worauf die Verfertigung von Spänen zu Säbel- und Degenſcheiden, Futteralen und Schachteln, Schuhmacherſpänen ꝛc. ſchnell und vollkommen geſchieht, und man ſogar Späne von 3—4 Fuß Länge, 6—14 Zoll Breite und $^{1}/_{4}$ Linie Dicke verfertigen kann. Bei dieſen Mühlen kommt es hauptſächlich darauf an, daß das zu ſpaltende Holz auf horizontale und parallele, recht ebene Balken gut befeſtigt wird, daß der Hobel die rechte Geſtalt und Breite hat, daß er kräftig und ohne Wanken durch das Holz, natürlich nach der Länge der Fibern hindurchgeſtoßen wird, daß er gut wieder zurückgeht und leicht zum neuen Anfaſſen wieder vorwärts bringen kann. Das Holz wird von friſch gefällten z. B. buchenen Stämmen genommen, welches man erſt nach Zurichtung der Länge, mit Beilen zu Stücken von der verlangten Dicke ſpaltet. Solche Stücke müſſen zu regelmäßigen Parallepipeden ausgearbeitet werden, ehe man ſie auf odige horizontale Balken des Mühlgeſtelles bringt, und ſie da befeſtigt. Der Hobel iſt an einem Seile angebracht, welches parallel mit jenem Balken nach einer Welle hingeführt und mit derſelben verbunden wird. Dreht man die Welle durch Hülfe eines gezahnten Räderwerkes um, ſo wickelt ſich das Seil um dieſelbe, verkürzt ſich dadurch und zieht den Hobel herbei und durch das Holz, nach der Länge deſſelben, hindurch, wenn er gehörig an die Kante des Holzes geſetzt worden war. Unter geſchickter Aufſicht und Leitung eines Arbeiters kann der Hobel auf dieſe Art, wenn er durch Verkehrtdrehen der Welle und Abwickelung des Seiles an ſeinen Anfangsort wieder zurückgeführt wird, einen Span nach dem andern von dem Stücke Holz abziehen. Enthält das Hobeleiſen ſolche Einſchnitte, welche dazwiſchen gleich breite, an der Kante flache, ſcharfe Zähne bilden, ſo kann er auf einen Zug durch das Holz eben ſo viel ſchmale Holzbänder zu Hüten, Siebböden, Stuhlgeflechten, auch Holzſtreifen zu den Schwefel- und Zündhölzchen der Feuerzeuge liefern.

Spann, 1) (Anat.), ſ. v. a. Riß; — 2) ſ. v. a. Geſpann; — 3) die 2 auf einander folgenden Hauptaue eines Wants; — 4) in Braunſchweig der 8. Theil des Lachters, in 10 Lachterzoll à 10 Primen à 10 Sekunden eingetheilt und = 10 Zoll $1^{1}/_{16}$ Linie braunſchweiger Maß; — 5) ſchwediſches Fruchtmaß à 2 Halfſpann à 2 Viertel (Fjerdingar) oder à 16 Kappar oder 56 Kannen (Kannor) und die Hälfte der Tonne oder Tunna.

Spannadern, 1) ſ. v. a. Nerven; — 2) ſ. v. a. Flechſen, ſ. Anatomie.

Spannbaum, ſ. Weberbaum.

Spannberg, öſterr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, Ldgr. Matzen, am Sulzbache; Pfarrei, 1400 Einw.

Spannbett, ſ. v. a. Spanbett.

Spannbogen, Werkzeug, womit der Schloſſer und Sägeſchmied den Feilbogen oder die Säge ausſpannt, wenn er das Blatt härten will; daſſelbe beſteht aus einer eiſernen, an einem Ende etwas gekrümmten Stange, an deren anderm Ende ein eiſerner Arm ſich befindet; dieſer Arm und das Ende der Stange haben einen Haken, wodurch das Sägeblatt feſtgehalten und ausgeſpannt wird.

Spanndienſte, ſ. Frohnden.

Spanndraht, ſ. Papiermühle.

Spanne, 1) die Hand, wenn Daumen und Mittelfinger oder kleiner Finger ausgeſpannt ſind; — 2) (bot. Term.), a) groſe, ſ. v. a. Dodrans; — b) kleine, ſ. v. a. Spithama. — Spannenlang, ſ. v. a. Dodrantalis, Spithameus; — 3) ein Längenmaß am Oberharz und Braunſchweig = 10 Zoll oder 8 Lachterzoll. Es wird alles Grubenzimmer- und Schachtholz damit gemeſſen, indem man an dem Stammende deſſen Kreisumfang mit einer in S.n getheilten Schnur mißt. — 4) Als Naturmaß die Länge, welche mit den ausgebreiteten Fingern einer Hand befaßt wird; man unterſcheidet eine groſe und eine kleine S., unter erſterer verſteht man die Länge, welche mit dem Daumen und dem kleinen Finger, unter letzterer aber die, welche mit dem Daumen und Mittelfinger eingeſchloſſen wird; — 5) ſ. v. a. Spanner.

Spannegeln, preuß. Erbpacht-Dorf, Prov. Preußen, (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Labiau; Vorwerk, Amt; 210 Einw.

Spanneiſen (Spannring), 1) ein eiſerner Ring, welcher um die Schenkel der Zangen gelegt iſt und zugezogen wird, wenn dieſe etwas feſthalten ſollen; — 2) ſ. Webeſtuhl.

Spannen, 1) einen elaſtiſchen Körper durch Druck nnd Ausdehnung in einen Znſtand ſetzen, wo er mit größerer Heſtigkeit in ſeine natürliche Lage zu kommen ſtrebt; — 2) bei einem Bogen zum Schießen, bei einer Armbruſt die Sehne, bei einem Feuergewehr den Hahn znrückziehen, ſo daß nun abgeſchoſſen werden kann; — 3) einer Feder durch Biegen oder Zuſammendrehen mehr Spannnkraft geben; — 4) das auf einen Wagen Geladene und zugleich die Wagenleitern mit einer Kette (Spannkette) zuſammenziehen; — 5) einen Gegenſtand in etwas befeſtigen, um ihn leichter bearbeiten zu können; — 6) von Kleidungsſtücken, zu feſt am Körper anliegen nnd dadurch die freie Bewegung deſſelben hindern; — 7) (Waſſerb. u. Mühlenw.), ſ. v. a. An- und Einſpannen; — 8) den Pferden, welche auf der Weide ſind, die Vorderfüße mit einem Strick (Spannſtrick) oder einer Kette (Spannkette) zuſammenbinden, damit ſie nicht ſchnell laufen können; — 9) ein Gewölbe ſ., es verfertigen; — 10) (Zool.), jene Art des Kriechens mancher wirbelloſen Thiere, wobei der Vorderkörper, nachdem er ſich auf eine Randebene befeſtigt hat, den Hinterkörper unter Aufwärtskrümmung des Rückens nachzieht, wie die Raupen der Phalänodeen, die Blutegel ꝛc. thun.

Spannen, ſ. Schiff.

Spanner, 1) ſ. v. a. Auflader; — 2) das Hölzchen, das der Strick der Säge klemmt, und mittelſt deſſen man den Strick umdreht, ſo daß das Sägeblatt mehr ausgeſpannt wird; — 3) bei einer Schneid- oder Schnitzbank der Theil, an welchem unten der Fußtritt und oben der Kopf, das Ganze aber beweglich an einer Axe befeſtigt iſt; — 4) bei Feuergewehren mit alten deutſchen Schlöſſern das Werkzeug, womit dieſelben geſpannt werden; — 5) ſ. Bogen (Bauk.); — 6) ſ. Tortur.

Spanner (Entomol.), ſ. v. a. Phalaenodea oder Geometrae, Schmetterlingsfamilie aus der Gruppe der Nocturnae oder Nachtfalter. Fühler des Männchens gekämmt oder borſtenformig, Leib dünn, ſchlank, mit breiten, meiſt auch in der Ruhe ausgebreiteten Flügeln. Raupen 10-, ſelten 12- oder 14füßig, meiſt von der Farbe der Baumrinden nnd ſpannend, d. h. ſie gehen ſchreitend mit gekrümmtem Rücken (Spannmeſſer, Spannraupen), weil an den 3 Bauchringen die Beine fehlen. Viele leben auf Holzgewächſen, aber keine im Holze oder geſellig. Puppen ohne Geſpinnſt. Die Schmetterlinge ſitzen Tags ſtill an Bäumen ꝛc. und fliegen nur Abends. S. Phalänodea und Lepidoptera.

Spanner (Anat.), ſ. v. a. Ausſtreckemuskeln.

Spannerartige Eulenmotten (Entomol.), nach Oken, Gruppe der Eulenmotten (Noctucacea) mit dachförmigen, meiſt metalliſch glänzenden Flügeln, deren Raupen wie Spannraupen gehen. Hierher Pluſia.

Spannerartige Schmetterlinge (Entomol.), nach Oken, ſ. v. a. die früher ſog. Danai et Festivi, alſo die Weißlinge, die Gelblinge und die Buntlinge oder die Tagfaltergattungen Pontia, Colias.

Spanner der Schenkelbinde, ſ. Fußmuskeln.

Spanner des Paukenfells, ſ. Fußmnskeln.

Spannfeder, ſ. v. a. Feder.

Spannfrohnden, ſ. Frohnden.

Spannfüßler (Ornithol.), 1) nach Oken, ſ. v. a. Sumpfvogelartige Strandläufer (ſ. d.); — 2) Stelzenvögelgatt., ſ. v. a Totanus Cuv.

Spannhäftel, ſ. Vogelfang.

Spannhaken, 1) eine kleine Eiſenklammer, womit der Schmied die Griffe der Zange, die etwas gepackt hält, zwängt, damit ſie es nicht vor der Zeit fahren laſſe; — 2) ſ. v. a. Feuerzange.

Spannhammer, ſ. Hammer.

Spannhaut (Ornithol.), ſ. v. a. die Haut, durch welche die Zehen an den Füßen vieler Vögel am Grunde mit einander verbunden ſind. Verbindet dieſe S. alle Vorderzehen bis zur Hälfte, ſo wird ſie ſchon zur halben Schwimmhant. S. Pedes.

Spannhölzer, Sorte des Landbauholzes; davon werden am thüringer Walde 6 Arten unterſchieden, von 32—55 Fuß Länge, 4—6 Zoll Breite und 3—5 Zoll Höhe am Zapf-Ende.

Spannholz, 1) die Sperrruthe des Tuchmachers, womit er das Tuch, das eben gewebt wird, auf dem Stuhle ausgeſpannt erhält; — 2) eines der Querhölzer im Gatter der Säge einer Schneidemühle, wodurch jene geſpannt wird; — 3) ſ. Buchbinder; — 4) ein oben rund ausgeſchnittener Stempel, um das Spannjoch darin feſtzulegen.

Spannhufen, Hufen, die von wirklichen, zu Spann- und Landfuhren verpflichteten Pferdebauern und Anſpännern beſeſſen werden.

Spannjoch, 1) der Steg im Schlammgraben des Waſchwerkes, der die feſten Theile aufhält und ſie zwingt, ſich zu ſetzen; — 2) eine der Wellen, zuſammt ihrem Paare von Stützen, wodurch man das Geſtein ſpannt nnd ſtützt; jede Stütze ſteht in einem Bühnenloche nnd iſt oben rund ausgeſchnitten, daß die Welle feſt darauf liege.

Spannkette, 1) ſ. Spannen 4) u. 8); — 2) ſ. v. a. Hemmkette.

Spannkloben, der kleine eiſerne Schraubenzwinger, der, während man die inneren Theile in die Wagenwinde einpaßt und einpreßt, deren Gehäuſe zuſammenhält.

Spannkraft, ſ. v. a. Elaſticität.

Spannlatte, ſ. Minenhölzer.

Spannleder, ſ. v. a. Schuhriemen.

Spannleine, ſ. Vogelfang.

Spannleute, ſ. v. a. Anſpanner.

Spannmann, ſ. v a. Deichbaas, ſ. Deich.

Spannmeſſer (Entom.), ſ. v. a. Spannraupen, die Raupen der Spanner (ſ. d.).

Spannmüller, ſ. v. a. Pontanus.

Spannmuskeln, ſ. Spanner.

Spannnadel, ſ. v. a. Stecknadel.

Spannnagel, 1) ſ. v. a. Bolzen; — 2) beſ. Bolzen, den der Tiſchler in ein Loch der Nuß ſeines Werktiſches ſteckt, Etwas darin feſtzuhalten.

Spannnerven, ſ. v. a. Flechſen, ſ. Anatomie.

Spannpflock, ſ. v. a. Spannheſtel, ſ. Vogelfang.

Spannplatten, ſ. Minenhölzer.

Spannrahmen, 1) die Rahmenſtücke an einem Grieswerk, womit man das Waſſer ſchwellt; — 2) (Gelbgießer), die Einfaſſung der Formflaſche, welche die beiden Hälften derſelben zuſammenhält; — 3) das Geſtell od. der Rahmen, in welchen eine Säge geſpannt iſt; — 4) (Bauw.), ſ. v. a. Schwelle.

Spannraupen (Entom.), ſ. v. a. die Raupen der Spanner (ſ. d.).

Spannreif, ſ. Böttcher.

Spannreiteln, ſ. Vogelfang.

Spannriegel, 1) ſ. Hängewerk u. Dach; — 2) der gegen 10 Zoll ſtarke Riegel zwiſchen den Griesſäulen des Mühlengefälles.

Spannriemen, ſ. v. a. Knieriemen.

Spannring, 1) einer der beiden Ringe an der Spannleiſte, in welchen die Wagenleitern kommen; — 2) ein Sförmiges Eiſen, womit man die Schenkel großer Zangen, nachdem ſie gepackt haben, möglichſt zuſammenzwängt; jede Schleife kommt nämlich um einen Schenkel zu liegen.

Spannrippe, von einem geſchlachteten Rinde ein Stuck Fleiſch, welches gleich bei dem Kamme am Vordertheil befindlich iſt.

Spannruckig, von einem Baumſtamm, wenn er Vorſprünge hat und folglich im Querdurchſchritt keine Kreisfläche gibt.

Spannſäckchen (Poſam.), ein mit Steinchen beſchwertes Säckchen, welches an die Anſchweifrollen gehängt wird, um ſie geſpannt zu erhalten.

Spannſäge, Säge, welche aus dem mit Zähnen verſehene Sägeblatte und dem Geſtelle, worin das Blatt mit Hülfe von Stricken und einem Hebel(wie bei der gewöhnlichen Holzhackerſäge) ſtraff eingeſpannt iſt, ſ. Säge.

Spannſpan, das an beiden ſpitzen Enden gekerbte Holz, womit der Perrückenmacher, wenn er die Haare ausgeſpannt, die Fäden der Treſſe auseinanderhält.

Spannſtock, 1) (Seidenw.), ſ. v. a. Spannholz; — 2) (Jagdw.), ſ. v. a. Spannhäftel.

Spannſtrick, ſ. Spannen 8).

Spanntau, das Tau, mit dem je 2 und 2 Schiffe und Pontons bei Schiffbrücken zuſammengehalten werden.

Spanntripper (Med.), ſ. v. a. Chorda.

Spannung, 1) (Phyſ.). S. entſteht, wenn die Theilchen eines Körpers durch irgend eine Kraſt von einander entfernt werden, ohne dadurch ihren Zuſammenhang zu verlieren, z. B. die Sehne eines Bogens, die Saite eines Inſtruments u. ſ. w. Sie kann bloß bei elaſtiſchen Körpern Statt finden. Verſchiedene S. der Saiten bewirkt einen höhern und tiefern Ton (ſ. Akuſtik); zu große oder zu lange dauernde S. verändert den Zuſammenhang der Theilchen oder hebt ihn ganz auf; eine zu ſtark geſpannte Sehne wird ſchlaff, eine zu ſtark angezogene Saite ſpringt u. ſ. w. — 2) (Spannweite, Bauw.), die Größe des Raumes, über welchem beim Bauholze aufgelegte Balken hohl liegen.

Spannwinde, Handwinde, womit man den ſtählernen Bügel einer Armbruſt ſpannt.

Spannwuſte, Stück Fleiſch aus dem Hinterviertel eines Rinds.

Spannzange, ſ. Goldſchläger.

Spano, franz. Vorgebirg, Korſika, nördl. von Golf Calvi, an der nordweſtl. Küſte.

Spanow (Spaniow), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Stadt Tauß; 240 Einw.

Spansberg, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hain; 310 Einw.

Spansdorf (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Priesnitz; 230 Einw.; — 2) (Spahnsdorf), königl. ſächſ. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Pegau; 120 Einw.

Spantekow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Anclam; Förſterei; 460 Einw. Sonſt Feſtung, 1677 zerſtört.

Spanten, die Rippen eines Seeſchiffes, dieſelben ſind faſt ſenkrecht anf den Kiel geſetzt und bilden die Form des Gebäudes. Der wichtigſte unter den Segelbalken heißt der Haupt-S. oder Lehr-S., derſelbe liegt in der größten Weite des Schiffes und er theilt die übrigen S. in Vorder- u. Hinterſpanten. Derjenige, welcher dicht hinter dem Vorſteen, alſo am vorderſten iſt, heißt Ohr-S., der aber am Achterſchiff, alſo der letzte, heißt Spiegel-S. Das Querprofil des Schiffes, worauf der Hauptſpante mit allen übrigen, einwärts fallenden gezeichnet iſt, heißt dann der Spantenriß, er gibt die Form des ganzen Schiffes an.

Spar (Min.), altdeutſch und jetzt engliſch ſ. v. a. Spath (ſ. d.).

Spara, Hieronyma, ſ. Aqua tofana.

Sparactes (Ornith.), nach Illiger, Vögelgattung. Iſt wieder eingezogen worden, weil ſie nach Temmincks Entdeckung auf einem künſtlich zuſammengeſetzten Exemplare einer angeblichen Edoliusart beruhte. Dieſes Kunſtprodukt, den Bec-de-fer *Vaill.*, Afr. 79, hatte Vieillot (Gal., Taf. 141) abgebildet.

Sparadrap (Sparadaum), durch geſchmolzene Pflaſtermaſſe gezogene Leinwand, die daher mit derſelben auf beiden Seiten dünn überzogen iſt.

Sparaella (Bot.), ſ. v. a. Meerbinſe, Scirbus maritimus *L.*

Sparagio (ital., Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. a. Spargel, Asparagus *L.*

Sparagmit (Geognoſ.), nach Esmark, eine mit Chlorit oder Talk gemengte Quarzfelsmaſſe, welche am Berge Bolling u. a. a. O. in Norwegen vorkommt.

Sparagon, grobes, wollenes Zeuch, welches in England verfertigt wird.

Sparaillon (franz., Ichthyol.), ſ. v. a. Sargus annularis *L.*

Sparani, ital Dorf, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, öſtl. von Carinola; 1590 Einw.

Sparapfel (Bot.), ſ. v. a. zahme Eberesche, Sorbus domestica *L.*

Sparaſion (Entom.), nach Latreille, Gattung der Hymenoptera terebrantia papivora Oxyura *Latr.*, der Ordnung der Immen und der Zunft der Schwanzwespen nach Oken, unter Bethyius *Latr.*, *Fabr.* Charakter: Eine Radialzelle; Kinnladentaſter vorſtehend; Fühler bei beiden Geſchlechtern zwölfgliederig, gegen das Ende dicker oder bei den Weibchen keulenförmig; Leib flach; alle Taſter ganz kurz. Unter mehren Arten bekannteſte: S. frontaie *Latr.*

Sparaſſidei (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Hymeniui Clavariacei.

Sparaſſis (Bot.), nach Fries, Strunkſchwamm, Lappenpilz, Gatt. der Hymenini Sparassidei *Rchb.*, Cryptogamia Mycetea *L.* Charakter: Fleiſchig, ſehr äſtig; Aeſte blattartig erweitert, breit, glatt, tragen auf beiden Flächen das Fruchtlager, welches aus kurzen, neben einander geſtellten Schläuchen beſteht. Sporen weißlich, geſtielt. 2 deutſche Arten: 1) S. brevipes *Krombh.*, S. laminosa *Fr.*, kurzſtieliger Str. An Eichenſtämmen, zwiſchen abgefallenen Eichenäſten, ſelten. Kiſſenförmig, anfangs weiß, ſpäter ochergelb; Stamm kurz, weiß, fleiſchig; Aeſte aufſteigend, mit gerade auslaufenden Spitzen, gekräuſelt, aber meiſt ganzrandig und nicht zurückgebogen, ochergelb. In der Jugend von angenehmem Geſchmack und Geruch, im Alter wäſſerig und nicht genießbar. Krombh. III, T. 22, F. 2—4. — 2) S. crispa *Fr.*, krauſer Str., Ziegenbart, Habichtspilz. In Nadelwaldungen, auf trockenem Sandboden. Einzeln oder geſellig, 2—4″ hoch, bis 6″ Fuß breit, weißlich, dann gelblich oder bräunlich; Stamm dick, weißfleiſchig, oberhalb mit zahlreichen, blattartigen, vieltheiligen, verworren gekräuſelten Aeſten mit zurückgekrümmten Spitzen. Erreicht oft eine bedeutende Größe, bildet rundliche kopfförmige und kopfgroße, dichte Raſen, deren Stamm einfach, in die Erde tief verſenkt iſt. Das Stammfleiſch beſonders iſt beliebt als geſunde, ſehr nahrhafte Speiſe. Lenz, T. 13, F. 56. — Die Gattung iſt der Typus der Sparassidei *Rchb.*

Sparaſſus (Arachnid.), nach Walkenaer, Spinnengattung. Arten unter Nicrommata *Latr.*, ſ. Buntſpinne.

Sparata (a. Geogr.), Ort in Moesia Supesior, nach Lapie am Fluß Isker.

Sparaxis (Bot.), nach Ker, Gattung der Irideae *Juss.*, Triandria Monogynia *L.* Charakter: Korolle am Grunde röhrig-trichterförmig, am Rande 6theilig, regelmäßig. 3 abſtehende zurückgekrümmte Narben. Kapſel 3ſeitig, 3ſächerig, 3klappig, mehrſamig, Samen kugelig. Von 18 Arten, Zwiebelgewächſen auf dem Kap, mit zierlichen Blumen ſind beſonders bekannt: 1) S. anemonaeflora *Ker.* Blätter linienſchwertförmig, aufrecht, graugrün, ſchief, mit dem einblumigen Schafte gleich hoch. Scheiden gezähnt, trocken. Blume milchweiß, ſehr ausgebreitet. Jacq., Ic. rar., T. 273. — 2) S. bulbifera *Ker*, Ixia bulbifera *L.* Blätter linienſchwertförmig; Blattwinkel zwiebeltragend. Schaft fußhoch, hin- und hergebogen, etwas zuſammengedrückt, 3- oder mehrblumig. Scheiden borſtig-zerriſſen. Blumen purpurroth, gelb, roth- und weißbunt und gelbbunt. Die Zwiebelknollen werden häufig gegeſſen und ſollen wie Kartoffeln ſchmecken. Bot. Mag. 548. — 3) S. fragrans *Ker.* Blätter linienförmig, fußlang, länger als der etwas zuſammengedrückte, 2blumige Schaft. Scheiden weißlich, roth liniirt, trocken, gegrannt. Blumen gelb, wohlriechend. Jacq., Ic. rar., T. 274. — 4) S. grandiflora *Ker*, Ixia uniflora *L.* Blätter ſchwertförmig fein geſtreift, kürzer als der 6—12″ hohe, 1—5blumige, etwas zuſammengedrückte, hin und her gebogene Schaft. Scheiden häutig, grannigzerriſſen. Blumen groß, purpur-violett, gelblich, weißlich, bläulich und geſtreift; Einſchnitte ſtachelſpitzig, am Grunde gewöhnlich violett gefleckt. Bot. Mag. 779. — 5) S. pendula *Ker.* Blätter linienförmig, ſteif, bis 3′ lang, kürzer als der runde, ſchlanke Schaft, welcher ſich oben in überhängende, haarförmige, gebogene Aeſte theilt. Scheiden häutig, zerriſſen. Blumen ährenſtändig, einſeitig gerichtet, groß überhängend, lillafarbig, incarnat- oder purpurroth. Bot. Mag. 1428. — 6) S. tricolor *Ker.* Blätter ſchwertförmig, aufrecht. Schaft 1—1½′ hoch, hin und her gebogen, 2-, 3-, oft auch mehrblumig. Scheiden braun gefleckt. Blumen ſehr kurzröhrig, groß, roth, variiren in der Farbe. Bot. Mag. 1482.

Sparbach (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. Johannſtein; 200 Einw.; — 2) daſ., Ldgr. Schwarzenau; 160 Einw.

Sparbanken, ſ. v. a. Sparkaſſen.

Sparbereck, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Bärenbeck; 160 Einw.

Sparbirne (Pomol.), Kl. 1, Ord. 3, Rang 1, nach Diel. Dieſe große lange, ſchöne, vortreffliche Sommerbirne von butterhaft ſchmelzendem Fleiſche gehört mit zu den beſten. Eine vollkommene Frucht iſt 15—16 Viertelzoll lang und 2½ Zoll breit. Die ziemlich ſtarke, etwas glatte Schale iſt anfangs hellgrün, wird aber ſpäter ſchön citronengelb. Das Fleiſch iſt mattweiß, fein, ohne Steine, ſehr ſaftreich, butterhaft ſchmelzend und hat einen ſehr angenehmen, erquickenden, muskatellartigen Geſchmack. Die Frucht zeitigt Ende Juli und hält ſich, früh gebrochen, volle 14 Tage und bekommt, ausgezeitigt, einen feinen muskirten Geruch. Der Baum wächſt ſehr ſtark, trägt ſeine Aeſte weit abſtehend, etwas hängend, belaubt ſich nicht ſtark, iſt aber ungemein fruchtbar. Er fordert einen guten trockenen Boden. Gedeiht gut auf der Quitte. Eine der beſten und größten Sommerbirnen, die häufige Anpflanzung verdient. Sickler, Bd. VIII, T. 1.

Sparblock, das ſtarke 10 Zoll hohe, 18 Zoll breite Holz, welches quer über die Mitte des Bodens der Flußſchiffe herüberliegt, und in ſein Loch das Zopſende des Maſtes aufnimmt.

Sparboen, norweg. Kirchſpiel, Nordre-Throndhjems-Amt, nördlich von Levanger; 2800 Einw.

Sparbret (Sparrbret, Maurer), ſ. v. a. Handbret.

Sparbüchſe, Büchſe von Blech, Thon und dergl., in welcher man Geld ſammelt und auf-

Digitized by Google

hebt. Die thönernen S.n ſind gewöhnlich ſo eingerichtet, daß man das Geld nur durch einen ſchmalen Spalt hineinſtecken und nur dann wieder herausnehmen kann, wenn man das Gefäß zerbricht.

Spardilles, Schuh, ſ. v. a. Spargatte.

Spardorf, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Erlangen; 130 Einw.

Sparedrus (Entom.), nach Megerle und Déjean, Gatt. der Coleoptera heteromera Stenelytra Oedemera *Latr.*, der Horde der Pflanzenfreſſer und der Zunft der Blattkäfer nach Oken, Pedilus *Fisch.*, unter Oedemera *Oliv.* Charakter: Hinterbeine bei beiden Geſchlechtern ſo dick wie die andern; Fühler in eine Ausrandung der Augen eingefügt, einfach, zweites Glied verkehrt kegelförmig, wie das folgende und wenigſtens halb ſo lang als dieſes. Als Typus mehrer Arten iſt zu bemerken: S. testaceus *Meg.*, Calopus testaceus *Schönh.*, Pedilus fuscus *Fisch.*, Entom. de la Russie, I, IV.

Sparen, 1) ſ. Sparſamkeit; — 2) den Gebrauch einer Sache unterlaſſen; — 3) beim Malen, die Farben gut anbringen und dadurch eine richtige Vertheilung des Lichts und Schattens bewirken; — 4) ſ. Gerberei.

Sparenberg, preuß. Marktflecken, Prov. Sachſen, R.-B. Erfurt, Kr. Ziegenrück; Mutterkirche, Rittergut, 4 Kram- und Viehmärkte; 370 Einw.

Sparenbam, Dorf, ſ. v. a. Spaarnbam.

Sparenetz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Koſt; 120 Einw.

Sparesi (ital., Bot.), ſ. v. a. gemeiner Spargel, Asparagus officinalis *L.*, ſ. Spargel.

Sparethra, Königin der Saker zur Zeit des Cyrus.

Sparganieä (Bot.), nach Reichenbach, Gruppe der Typhaceae.

Sparganium (Bot.), nach Linné, Igelkolbe, Igelskopf, Gatt. der Alismaceae *Rchb.*, Monoecia Triandria *L.* Charakter: Blüthen kugelig-kopfig, einhäuſig. Männliche Blüthe: Blüthenhülle 3blätterig, hinfällig; Staubgefäße 3. Weibliche Blüthe: Blüthenhülle 3blätterig, mit einem Piſtill. Frucht: eine 1- oder 2ſamige Karyopſe. Von 7 Arten, ausdauernden, in Gräben, Sümpfen, Teichen und ſtehenden Gewäſſern wachſenden Pflanzen, ſind am bemerkenswertheſten: 1) S. ramosum *Smith*, S. erectum *L.*, äſtige J., Degenknopf. In Europa, Sibirien, Nordamerika. Blätter am Grunde 3ſchneidig, mit ausgehöhlten Seiten, Stengel äſtig. Narbe linealiſch. Benutzung wie bei der folgenden Art. Schkuhr, T. 281. — 2) S. simplex *Sm.*, S. erectum *β L.*, einfache J. In Europa, Sibirien, Nordamerika. Blätter am Grunde 3ſchneidig, mit ebenen, flachen Seiten. Stengel einfach. Narbe linealiſch. — Dieſe beiden Gewächſe waren ſchon den alten griechiſchen Aerzten als *Σπαργάνιον* bekannt. Die Wurzel wendete man früher als Radix Sparganii vorzüglich gegen die gefährlichen Folgen nach dem Biſſe giftiger Schlangen an. Schkuhr, T. 281. — Die Gattung iſt der Typus der Sparganieae *Rchb.*

Sparganon (griech.), Binde, beſonders um die kleinen Kinder gewunden, Windel.

Sparganophorus (Bot.), nach Gärtner, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.*, 2 Arten, Sommerpflanzen: 1) S. africanus *Steud.* Am Senegal. — 2) S. Vaillantii *Gaert.*, Ethulia sparganophora *L.* In Weſtindien.

Sparganoſis (griech., Med.), ſ. v. a. Spargoſis.

Spargapithes, König der Agathyrſen, ſ. Scythia.

Spargatte (Spardille), Art Schuhe, die aus Fäden von einem gewiſſen Graſe gemacht werden. Mit dieſem Artikel wird nicht nur in Spanien und Portugal, ſondern auch in den Kolonien ein nicht unwichtiger Handel getrieben.

Spargel (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Asparagus *L.* — Gemeiner Spargel, Asparagus officinalis *L.* Auf fruchtbaren Wieſen, an Waldrändern, an Fluß- und Meeresufern, vorzüglich in Sandboden, vom ſüdlichen Europa bis nach England und Schweden, auch in Nordamerika eingebürgert. Wurzelſtock kurz, dick, mit büſcheligen, fleiſchigen Zaſern, im Frühling mehrere mit Schuppen beſetzte, fleiſchige Triebe über den Boden ſendend, welche ſich allmählig zu beblätterten Stengeln entfalten; dieſe krautig, ſtielrund, aufrecht, wie die ganze Pflanze glatt und kahl; Aeſtchen blattförmig, borſtlich-ſtielrund, büſchelförmig. Blätter klein, ſchuppenförmig, häutig, einzeln am Grunde der Aeſtchen. Blüthen 2häuſig; Perigon grünlich-weiß, bei den männlichen Blüthen mit einem Röhrchen von der Länge des glockigen Saums; bei den weiblichen von der halben Länge. Der S. wird im größten Theile von Europa, ſowie in Nordamerika kultivirt wegen der fleiſchigen Stocktriebe, welche, auf verſchiedene Weiſe zugerichtet, eine beliebte Speiſe bilden (ſ. unten). Die Triebe der wildwachſenden und verwilderten Pflanzen ſind minder zart und von bitterm Geſchmacke, was auch ſchon bei weniger ſorgfältiger Pflege der kultivirten Pflanzen zu bemerken iſt. Man zählt 2 Spielarten, den grünen und den weißen S. Er wird auf zweierlei Art fortgepflanzt: durch Samen und durch Wurzeln. Bei der Anlegung von Spargelpflanzungen iſt hauptſächlich Folgendes zu beobachten: 1) daß der Boden keine thonige oder kieſige Unterlage habe; 2) daß er tief genug gelockert und im ungünſtigen Falle mit lockerem, ſchuttigem Boden ausgefüllt werde; 3) daß die Spargelſtöcke nicht zu tief und nicht zu hoch eingeſetzt werden; 4) daß man ſie im erſten Jahre nur ſeicht mit Erde bedecke; 5) daß man nur ſtarke und geſunde Pflanzen auswähle, und 6) daß die S.n nicht eher geſtochen werden, als bis ſie die gehörige Stärke erreicht haben. Den Samen ſäet man im Oktober bei trockner Witterung in gut umgegrabenes und gedüngtes Land und recht ihn unter. Wenn im Frühjahr die jungen Pflanzen 1—2 Zoll hoch gewachſen ſind, jätet man das Beet und ſorgt dafür, daß die Pflanzen 4—5 Zoll von einander ſtehen. Im Herbſt ſchneidet man die Stengel ab und bedeckt die Stöcke mit kurzem Miſt. Auf dieſe Weiſe behandelt man die Pflanzen 2—3 Jahre. Sollen ſie auf dem Samenbeete ſtehen bleiben, ſo müſſen die Samen ſchon wei-

Digitized by Google

ter auseinander geſteckt nnd die ſchwächern ausgezogen worden ſeyn. Ein Jahr nach der Ausſaat bedeckt man das Beet 3—4 Zoll hoch mit kurzem Dünger und wiederholt dies einige Jahre, bis die Schicht über den Pflanzen 10—12 Zoll hoch wird. In 4—5 Jahrer kann man die aus Samen erzogenen S. ſtechen und die Stöcke dauern länger als die verſetzten. Am kürzeſten iſt folgende Methode: Man rigolt das beſtimmte Beet 3½ Fuß tief; iſt ein Graben gemacht, ſo legt man dahinein 2 Fuß hoch guten Schaf- und Kuhmiſt, tritt ihn feſt und bringt 6 Zoll hoch Erde darauf; darauf bringt man wieder eine Schicht Miſt nnd dann wieder ein Fuß hoch Erde. Hierauf bezeichnet man je in einer Entfernung von 2—3 Fuß mit einem Pfahl die Stelle, wo eine Pflanze eingelegt werden ſoll. Hiernach macht man ein fußbreites Loch und in dieſem eine kleine koniſche Erhöhung, auf welcher die jungen Pflanzen mit ihren Faſern ausgebreitet werden, ſo daß der Keim der Wurzel in der Mitte auf der Erhöhung ſteht. Hierauf bedeckt man dieſelbe, ohne ſie aus dieſer Lage zu bringen, mit der aufgeworfenen Erde, nachdem man das Pfählchen vorher ſo in die Erde geſteckt hat, daß es tiefer als das gemachte Loch ſteckt, durch das Hügelchen geht und 6 Zoll über die Oberfläche hervorragt. Jedes Jahr bringt man im Spätjahre friſche Erde und Dünger auf das Beet. Wenn die Pflanzen weit auseinander ſtehen, kann man Salat und Monatrettige dazwiſchen pflanzen. Man ſticht die von Samenpflanzen gezogenen S.n erſt im 3. Jahre und dann nur die ſtärkeren; man muß ſich wohl in Acht nehmen, daß man beim Rechen nicht die Keime verletzt. Bis um Johannis kann man die S.n abſtechen. Wenn die Stengel im Herbſt gedürrt ſind, ſo ſchneidet man ſie 4 Zoll übesder Erde ab. Die S.n werden auch öfter in Miſtbeeten getrieben. Die Spargelſamen mengt man, getrocknet, geröſtet und grmahlen, unter Kaffee, der dadurch einen kräftigen, vanilleartigen Geſchmack bekommt. Die Wurzel Radix Asparagi s. A. aiticis, welche ohne Gernch und von ſchleimig-bitterem Geſchmack iſt, war früher als blutreinigendes und harntreibendes Mittel bei Unterleibsſtockungen, Gelbſucht, Waſſerſucht und Steinbeſchwerden ſehr im Gebrauch und gehörte zu den Radicea quinqne aperientes majores. Auch die Beeren und Samen, Baccae et Semen Asparagi, gelten als harntreibende und die Geſchlechtsfunktionen reizende Mittel. Die jungen Stocktriebe, Turiones Asparagi, wirken ſtark auf die Harnwerkzeuge, vermehren das Harnen nnd geben dem Harn einen ſtarken, zuweilen unangenehmen, zuweilen auch veilchenartigen Geruch. Wird der S. unmäßig genoſſen, ſo entſteht auch Blutharnen. Dieſe Wirkungen müſſen dem Asparagin, welches in der Wurzel nicht enthalten iſt, zugeſchrieben werden. Die Pflanze iſt der *Ἀσπάραγος Diosc.* Schkuhr, T. 96; Hayne, Arzneig., 8, T. 29. — **Verwendung des S.s als Speiſe.** Außer den unten angeführten Zurichtungen kann man den S. anch mit zu andern Gemüſen ſetzen, ihn in einem Eingehackten, in Suppen verwenden. Man kann die zarten S.-Köpfe unter einen Abſud von Eſſig, Pfeffer, Salz u. andern Gewürzen legen und zur Beilage von Geſottenem anfbewahren u. ſ. w. — **S. mit Butterſauce.** Den S. gehörig abgeputzt, zu 10—12 Stengel zuſammen in ein Bündchen gebunden, in kochendes geſalzenes Waſſer gethan, ſo daß dieſes darüber geht, und etwa ¼ Stunde, aber nicht zu weich, gekocht, damit die Köpfchen nicht abfallen. (Es iſt gut, wenn die obere Spitze beim Darangreifen dem Drucke nachgibt.) Nun von dem ſiedenden Waſſer etwas ab- und kaltes zugegoſſen, und in eine Schüſſel gelegt, nachdem man vorher folgende Sauce bereitet hat: ein Stückchen Butter, etwa 4—5 Loth, in einen Topf gethan, 4 Eier dazu geſchlagen, ſchaumig gequierlt, dann noch ½ Löffel Mehl nach und nach dazu gequirlt, wenn dies alle iſt, ein reichliches Nößel von dem kochenden Spargelwaſſer dazu gegoſſen und dieſe Brühe unter beſtändigem Rühren über dem Feuer nur anziehen laſſen. Wenn ſie fertig iſt, noch den Saft von ½ Citrone dazu gedrückt und über den S.n angerichtet. Dieſe Brühe darf nicht dünn, ſondern muß wie lauter Schaum ſeyn. — **S.-Salat.** S. wie gewöhnlich gekocht und, nachdem das Waſſer abgegoſſen iſt, ganz mit nach innen gekehrten Spitzen oder in zollange Stücke geſchnitten in eine Schüſſel gegeben und nach dem Erkalten, etwa ¼ Stunde, ehe man ihn eſſen will, mit Eſſig, Oel und Salz angerichtet. — **Brech-S. als Gemüſe.** Einen Teller voll grünen dünnen S. in ½ Zoll lange Stücke geſchnitten, ſo weit er weich iſt (das Harte kann man zu einer Durchſtreichſuppe nehmen), in einem Topfe mit Brühe oder Waſſer ¼ Stunde gekocht, mit 2 Eidottern legirt und mit 6 Loth Butter und Muskate abgeſchmeckt. Zu Rindfleiſch, Kalbfleiſch, alten Hühnern, Cotelets, Tauben.

2) S. v. a. Ackerſpergel, Spergula arvensis *L.*, **wilder Spargel**, ſ. v. a. Acker-Schachtelhalm, Equisetum arvense *L.*

Spargelbaum (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Spargelbeere (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Spargelbohne (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Tetragonolobus *Scop.*

Spargelerbſe (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Tetragonolobus *Scop.* — **Gebogene S.**, ſ. v. a. gemeiner Schotenklee, Lotus corniculatus *L.*

Spargelgrün, blaſſes Grün mit vielem Gelb.

Spargelhähnchen (Entom.), ſ. v. a. Crioceris asparagi *L.*

Spargelkäfer (Entom.), ſ. v. a. Spargelhähnchen, Crioceris asparagi *L.* Die Larve deſſelben führt hier und da den Namen der **Spargelraupe.**

Spargelklee (Bot.), ſ. v. a. purpurblüthige Spargelerbſe, Tetragonolobus purpurea *Moench.*

Spargelkohl (Bot.), ſ. v. a. Broccoli, Brassica oleracea asparagoides.

Spargeln (Bot.), auch **Samenpalmen**, 10. Zunft der 6. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems, die Asparageen andrer Syſteme enthaltend. Charakter: Stauden- oder ſtrauchartig; offene Zwitterblüthen; Beeren 3fächerig; Griffel verwachſen; wenig Samen mit ſchwarzer Rinde; Blätter nicht ſcheidenartig. — Eintheilung. a) Aufrechte Stauden oder Sträucher. Gatt.: Asparagus. — b) Schlingſträucher: Gattungen: Luzuriaga, Lapageria.

Spargelöl, fettes, von Latour de Trie durch Ausziehen der zuvor gepreßten und getrockneten Spargelſproſſen mit Alkohol und Verdunſten des Auszugs erhalten, iſt dunkelgrün, bleicht aber leicht an der Sonne aus und wird gelblich, riecht ſehr aromatiſch eigenthümlich, ſchmeckt faul, hat bei gewöhnlicher Temperatur die Konſiſtenz eines weichen Fettes, iſt ziemlich klebrig, löſt ſich nicht in Waſſer, ziemlich leicht in kaltem Alkohol, in jedem Verhältniß in Aether und Oelen, auch in Alkalien, ferner in Salpeterſäure, Salzſäure, Schwefelſäure.

Spargelraupe (Entom.), ſ. Spargelkäfer.

Spargelſäure, ſ. v. a. Aſparagin.

Spargelſchote (Bot.), auch Spargelſchotenklee, Pflanzengattung, ſ. v. a. Tetragonolobus *Scop.*

Spargelſtein (Min.), auch Asparagolith, ſ. v. a. die Varietät des ſpäthigen Apatits, die in rundlichen Maſſen, ſelten in Kryſtallen von blätterigem Talk umhüllt mit ſpargel- bis ölgrüner Farbung und ohne Spaltbarkeit vorkommt und beſonders am Greiner und Faltigel in Tyrol und bei Jumilla in Spanien gefunden wird. S. Apatitſpath.

Spargelſtoff, ſ. v. a. Asparagin.

Spargelwurzel (pharm. Bot.), ſ. v. a. Radix Asparagi, ſ. Spargel.

Spargelzange, zierliche Zange von Holz, Horn und Silber, um damit Spargel bei Tiſche vorzulegen.

Spargement (v. Lat.), ausgeſprengtes Gerücht, Gerede.

Spargiren (v. Lat.), 1) ausſtreuen, ausbreiten; — 2) ſ. Thieriſcher Magnetismus.

Spargoſis (griech.), 1) das Strotzen der Brüſte von zu ſtarkem Zuſtrömen der Milch; — 2) Milchverſetzung.

Spargoute (franz., Bot.), ſ. v. a. Ackerſpargel, Spergula arvensis *L.*

Spargreen, Zeichner und Maler zu Stockholm, machte in Paris ſeine Studien und wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor an der Akademie. Er malte Bildniſſe in Oel und Miniatur, die ſich durch Aehnlichkeit und ſchöne Behandlung auszeichnen. War noch um 1830 thätig.

Sparherd, in Küchen beſonders eingerichteter Herd, wo bei möglichſter Holzerſparniß die größte Flammenhitze bewirkt wird; einen eignen ſolchen Sparkochapparat, der transportabel und beliebig an jedem Ort eines Zimmers aufzuſtellen iſt, erfand der Buchdrucker Röhling in Mühlhauſen.

Spariantis (griech. Mythol.), eine der Töchter des Spartaners Hyacynthus, welche zu Athen am Grabe des Cyklopen Geräſtus geopfert wurden, als im Kriege mit Minos Athen durch Seuche und Hunger bedrängt wurde.

Spark (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Spergula *L.*

Sparkalk, ſ. v. a. Gypsmörtel, ſ. Kalk (Bauw.).

Sparkaſſen (Sparbanken), diejenigen Anſtalten, in welche kleinere Geldſummen eingelegt und verzinſt werden und deren Zweck darin beſteht, der arbeitenden Klaſſe und überhaupt ärmeren Perſonen, welche nicht mit Geld umzugehen verſtehen, einerſeits Gelegenheit zu geben, ihr erübrigtes Geld ſicher aufzubewahren, andererſeits von dieſen kleinen Summen Zinſen zu erhalten. Nachdem die Reformation und die unumſchränkte Fürſtenmacht die religiöſen Inſtitute des Mittelalters theils vernichtet, theils bedeutend geſchwächt hatten, blieb in dem Armenweſen eine Lücke, welche die ſpäteren mit den Stiftungen nicht auszufüllen vermochten, ſo zahlreich ſie auch namentlich in den proteſtantiſchen Städten Deutſchlands ſeyn mochten. Eben dieſe durch wohlthätigen Sinn von je ausgezeichneten Städte waren es, von denen das moderne Armenweſen ſeinen Ausgang nahm. Hamburg errichtete die erſte große Armenanſtalt, deren Einrichtung einen ſolchen Ruf bekam, daß man ſie nach und nach in den meiſten Städten des nördlichen und mittleren Deutſchlands nachahmte. So begeiſterte Lobredner das neue Inſtitut aber auch hatte, ſo erkannten die kälter und ſchärfer Urtheilenden dennoch früh, daß ihm ein weſentlicher Mangel anklebte, inſofern man nämlich, wie dies anfangs wirklich geſchah, die Hebung des Nothſtandes der untern Klaſſen von ihm erwartete. Die Armenanſtalten beſchäftigten und beſchäftigen ſich noch heute mit dem Nothleidenden nicht früher, als bis er in eine Tiefe des Elends hinabgeſtürzt iſt, aus der er ſich ſelten oder nie erheben kann. Die Armenanſtalt leiſtet ihm in dieſem Streben durchaus keine Hülfe, denn ihre Almoſen ſind ſo karg zugemeſſen, daß ſie kaum zur Entfernung der dringendſten Noth hinreichen. Man hat daher auch nicht mit Unrecht geſagt, daß dieſe Anſtalten ein Uebel, auf deſſen Beſeitigung man bedacht ſeyn ſollte, verewigen. Daß mehr für die unteren Klaſſen geſchehen müſſe, als durch Friſtung des nackten Lebens, erkannte man früh und zwar in derſelben Stadt, die nicht lange zuvor mit der Errichtung von Armenanſtalten vorangegangen war. Hamburg hat den Ruhm, wie die erſte wohlgeordnete Armenanſtalt, ſo auch die erſte Sparkaſſe in das Leben gerufen zu haben. Im J. 1778 gründete die neunte ſelbſtſtändige Klaſſe der dortigen Verſorgungsanſtalt die erſte Sparkaſſe, welche indeſſen keine Summen unter ſechs Thaler annahm. Im J. 1786 folgte das Großherzogthum Oldenburg nach, das früher dem hamburgiſchen Armenweſen ſich angeſchloſſen hatte, 1796 errichtete Kiel eine Spar- und Leihkaſſe. Der Hauptzweck dieſer Letzteren war der, unbemittelten Handwerkern oder andern Gewerbtreibenden zur Anſchaffung von Material und Werkzeugen Geld vorzuſchießen. Die patriotiſchen

Digitized by Google

Gründer der Anſtalt glaubten ihr Unternehmen nicht ohne große Opfer gründen zu können, und man gab deshalb den Aktien, die für den genannten Zweck gezeichnet waren, den Namen von Verluſtaktien. Dieſe Vorausſetzung iſt indeſſen ſo wenig eingetroffen, daß die kieler Spar- nnd Leihkaſſe gegenwärtig ein Vermögen von mehr als 80,000 Thaler beſitzt, nnd wie patriotiſche Unternehmungen oft bis auf fernere Zelten ſegensreich nachwirken, ſo iſt in unſern Tagen das Zuſtandekommen der kiel-altonaer Eiſenbahn nur dadurch ermöglicht worden, daß die Leih- und Sparkaſſe die letzten 1000 Aktien übernahm, die ſonſt auf keine Weiſe unterzubringen geweſen waren. Hamburg, Oldenburg und Kiel waren nebſt Göttingen nnd Altona die einzigen Städte Deutſchlands, die im Anfange des 19. Jahrhunderts S. beſaßen. Im Auslande ſchloß ſich zuerſt die Schweiz an, denn ſchon 1787 errichtete Bern eine Dienſten-Zinskaſſe, die für Dienſtboten beſtimmt war, 1792 Baſel eine Zinskaſſe, welche jedoch keine Beiträge unter 60 Franken annahm, 1809 dieſelbe Stadt eine Sparkaſſe, bei welcher dieſe Beſchränkung wegfiel, Zürich folgte 1805 und Aarau 1811. Großbritannien erhielt 1798 die erſte Sparkaſſe in der tottenhamer Anſtalt, deren Errichtung, wie es ſcheint, von dem Vorgängen auf dem Feſtlande ganz unabhängig war. Eine Dame jenes Ortes, welche einem Wohlthätigkeitsvereine vorſtand, forderte in dem genannten Jahre die ärmern Kinder der Gegend auf, Erſparniſſe von einem Penny und darüber in die Kaſſe der Geſellſchaft einzuliefern, woraus ein kleines Kapital zur Anſchaffung von Kleidungsſtücken für die künftige Dienſt- oder Lehrlingszeit gebildet werden ſollte. Sechzig Kinder bildeten ſogleich einen erſten Stamm von Einzahlungen, der Kreis erweiterte ſich bald, die gemachten Erfahrungen wurden benutzt und 1805 war die erſte Sparkaſſe vollkommen ausgebildet. Im Vergleich zu den deutſchen Einrichtungen derſelben Art finden wir den großen Fortſchritt, daß die engliſchen S. auf die Empfangnahme der kleinſten Geldſumme eingerichtet und gerade darauf berechnet waren. In Deutſchland und der Schweiz hatte man die Verwaltungsſchwierigkeiten überſchätzt, die mit einer pfennigweiſen Einnahme von Kapitalien allerdings verbunden ſind, und dabei überſehen, daß die Segnungen des Sparkaſſenweſens größtentheils verloren gehen, wenn nicht die Kaſſe für den Armen das Sammeln und Sparen übernimmt, wie dies ſchon der Name angibt. In England, dieſem Lande der Oeffentlichkeit und Preßfreiheit, konnte die tottenhamer Anſtalt nicht unbemerkt bleiben. Die Zeitungen berichteten häufig über ſie, mehre Schriften empfahlen ſie zur allgemeinen Nachahmung, es entſpann ſich nach und nach eine förmliche Diskuſſion, und doch wollte das Inſtitut nicht vorwärts, wie es aus ganz gleichen Gründen auch in Deutſchland ins Stocken gerieth. Es war Krieg, die Aufmerkſamkeit richtete ſich auf ganz andere Gegenſtände, und in Deutſchland trat die allgemeine Kalamität, in England die große Thätigkeit gegen Napoleon den S. in den Weg. Als in England nach dem allgemeinen Frieden die übertriebenen Hoffnungen, die ſich lange Zeit an das Eintreten dieſes Zeitpunktes geknüpft hatten, ſich nicht realiſirten, als der allgemeine Nothſtand durch ein Armenbudget von 3 Millionen Pfd. Sterling grell ſich kund gab, richtete ſich die Aufmerkſamkeit auf die Wichtigkeit der S. Der Gegenſtand kam vor das Parlament und wurde von dieſem mächtig gefördert durch einen Beſchluß vom 12. Juli 1817, daß Allen, die ihr Geld in vorſchriftsmäßig errichteten Sparbanken deponiren würden, die Verzinſung ihrer Kapitalien durch die londoner Bank geſichert werden ſollte, ſofern die Einlagen eines Einzelnen im erſten Jahre nicht 100 Pfd. Sterl. und in jedem der folgenden nicht 50 Pfd. Sterl. überſtiegen. Dieſe Beſchränkung ſollte verhindern, daß reichere Bürger ein bloß für Arme beſtimmtes Inſtitut benutzten, um ihre Gelder vortheilhaft anzulegen. Daß die Reichsverſammlung die S. unter ihren Schutz nahm, hatte die gute Folge, daß ſchon Ende 1817 101 S. beſtanden, welche unmittelbare Konto in der Bank von England hatten. Dieſe größeren „Saving Banks“, wie der engliſche Ausdruck lautet, beſorgten bei der Bank von England zugleich die Geſchäfte der zahlreichen kleinen S. ihrer Gegend, einzelne für 40 bis 50, und man kann daraus abnehmen, welchen Andrang das neue Unternehmen fand. Aber auch das Vorurtheil ſchlief nicht, und namentlich ſchadete den S. anfänglich das Vorurtheil der ärmeren Klaſſen, daß bei der Errichtung derſelben eine Herabſetzung des Lohnes beabſichtigt werde, indem man, ſobald recht viel eingezahlt werde, daraus argumentiren wolle, daß die Arbeiter eigentlich zu gut bezahlt würden. Dieſes Vorurtheil ſchwand indeſſen bald, und die offiziellen Berichte konnten in kurzer Zeit mit unwiderleglichen Zahlen darthun, wie ſehr durch die S. der Sinn für das Sparen geweckt werde. Einzelne praktiſche Beſtimmungen erwieſen ſich ſehr nützlich, z. B. daß man immer in Fabrikdiſtrikten die S. bloß Sonnabend Abend eröffnete, alſo wenn der Arbeiter ſeinen Wochenlohn noch nicht ausgezahlt erhalten nnd den Vergnügungen des Sonntags noch nicht geopfert hat. Von England ſiedelten die S. noch in dem Gründungsjahre 1817 nach Amerika über, wo in Boſton die erſte entſtand. In Schottland hatten ſie ſich faſt noch raſcher ausgebreitet, als in England. Die Sparkaſſe von Edinburg erhob ſich zu der wichtigſten der drei Königreiche und iſt dies noch heute. Ihre Organiſation diente vielen andern Inſtituten zum Muſter, nnd die berühmten ſchottiſchen Nationalökonomen trugen durch ihre Schriften zur Empfehlung des Sparkaſſenweſens unſtreitig das Meiſte bei. Man erfuhr durch ſie mit einem gewiſſen Staunen, daß eine Erſparniß von 2 Schilling wöchentlich, zwanzig Jahre fortgeſetzt und nach den Grundſätzen der edinburger Sparkaſſe angelegt, ein Kapital von 104 Pfd. 12 Schill. und, die Zinſen hinzugerechnet, von 157 Pfd. ausmache. Selbſt das hartbedrängte Irland ſpart, was man in England meiſt für unmöglich gehalten hatte. Die Times vom 1. März 1847

Digitized by Google

brachte die einzelnen Thatſachen und bemerkte dazu: „Ein hungerndes Volk erwartet man arm zu finden. Ein Volk von 8 Millionen, von denen 3 bis 4 Millionen auf den Unterſtützungsliſten ſtehen, während außerdem noch ein großer Theil der Uebrigen, wie es heißt, dem wirklichen Verhungern nahe oder Hungers geſtorben ſind, kann nicht viel bei Seite legen. Sie bezahlen keine Renten, ſie zaudern mit Entrichtung von Steuern und Abgaben. Was können ſie denn alſo denn möglicherweiſe erſparen? Thatſache iſt indeß: die iriſchen S. ſind noch nie in ſolcher Blüthe geſtanden". In England iſt eine Einrichtung getroffen, die überall Nachahmung verdiente. Jeder 60jährige Greis, der 30 Jahre lang allwöchentlich 3 Schill. eingelegt hat, bekommt eine lebenslängliche Penſion von 20 Pfd. Sterling. Im J. 1818 machte man in Frankreich mit den S. den Anfang. Am 25. Nov. 1818 trat eine Anzahl von Bankiers, an deren Spitze Benjamin Deleſſert ſtand, unter dem Vorſitz des Herzogs von Larochefoucault-Liancourt zuſammen und eröffnete die erſte franzöſiſche Sparkaſſe. Es zeigte ſich hier ein Hinderniß, an das man heutzutage ſchwer glauben kann. Die Regierung war den S. feindlich. Es war nicht bloß das inſtinktartige Mißtrauen der Bourbons gegen Alles, was von der Oppoſition und der Geldariſtokratie ausging, es war hauptſächlich die Sorge für ein Inſtitut, das mit den S. allerdings im direkteſten Widerſpruche ſteht und von ſelbſt zu Grunde geht, ſobald dieſe empor blühen. Man erwog, daß die Lotterie einen empfindlichen Ausfall erleiden würde, wenn die Steuerung zur Kraft gediehe, und ſo kam es, daß die Regierung, um in ihren Einnahmen nicht beeinträchtigt zu werden, den S. nach Möglichkeit entgegenarbeitete. In den 12 Jahren von 1818 bis zur Julirevolution erhielt Frankreich nicht mehr als 10 S. Mit der Julirevolution begann ein neuer Aufſchwung, der ſich in den Departements noch mehr fühlbar machte, als in Paris. Die Geſetzgebung beſchäftigte ſich jetzt mit den S. in einem für ſie günſtigen Sinne. Ein Geſetz vom 5. Juni 1835 überwies dem Schatze die Verwaltung der Sparkaſſengelder. Es entſtanden daraus mehre Nachtheile, namentlich der, daß beträchtliche Summen zur Unthätigkeit verurtheilt wurden, da der Schatz durch ſein Reglement auf eine beſchränkte Benutzung ſeiner Kapitalien verwieſen iſt. Um dieſe Nachtheile zu vermeiden, beſtimmte ein Geſetz vom März 1837, daß die Gelder künftig der Depoſiten- und Konſignationskaſſe übermacht werden ſollten, welcher durch ihre Statuten eine freiere Bewegung geſtattet iſt. Unglücklicherweiſe machte ſich ſogleich ein neuer Nachtheil bemerklich, denn dieſer Kaſſe war nicht immer möglich, zu einem vortheilhaften Kurſe Papiere einzukaufen, ſie erlitt Zinſenverluſte, und ſo kam man größtentheils auf den alten Weg zurück, die Gelder dem Schatze zu überweiſen. Ein anderer und weſentlicherer Nachtheil iſt in Frankreich häufig zur Sprache gekommen und Gegenſtand mehrfacher Verhandlungen geweſen. Als 1840 die Ausſicht auf einen, wie es ſchien, nahen Krieg ſich zeigte, bemerkte man einen ſehr ſtarken Andrang zu den S., um die eingezahlten Gelder zurückzufordern. Im September überſtiegen die Auszahlungen die Einlagen um 400,000 Fr., im Oktober gar um 4 Millionen Fr. Es trat darauf eine Kommiſſion zuſammen, um über Maßregeln zu berathen, wie man verhüten könne, daß ein plötzlicher Andrang zu den S. eine Finanzkriſis herbeiführe. Es wurden verſchiedene Mittel vorgeſchlagen, unter andern, daß man eine längere, vielleicht ſechswöchentliche Kündigungsfriſt einführen möge. Dadurch erhielten die Aengſtlichen Zeit, meinte man, nachzudenken und ſich von ihrem paniſchen Schrecken zu erholen. Eine ſolche Einrichtung wurde aber mit Recht gefährlich und den Ruf der S. vernichtend genannt und darauf hingewieſen, daß es kein beſſeres Mittel gäbe, ängſtliche Gemüther zu beruhigen, als indem man ihnen durch die That beweiſe, daß jedes eingelegte Kapital in jedem Augenblicke zurückverlangt werden könne. Dies hatte ſich auch 1840 bewährt, denn bei dem damaligen Sturme auf die S. traten ſehr Viele augenblicklich zurück, als ſie baares Geld aufzählen ſahen, und eine nicht minder große Anzahl brachte in kurzer Zeit das zurückgenommene Kapital wieder. Die Kommiſſion löſte ſich auf, ohne zu einem gewiſſen Beſchluſſe zu gelangen, und erſt 1845 erſchien aus dem Finanzminiſterium eine Verordnung, welche der erwähnten Gefahr vorbeugen ſollte. Dieſe Verordnung vermindert die Summen, die Jeder einlegen kann; früher konnte man 2000 Fr. einlegen und dieſe konnten durch Zinſen auf 3000 Fr. anwachſen; jetzt können nur noch 1500 Fr. eingelegt werden und dieſe ſich bis auf 2000 Fr. vermehren. Die Folge war, daß in der letzten Hälfte des Jahres beträchtliche Summen aus der pariſer Sparkaſſe gezogen und zu Eiſenbahnſpekulationen und zum Ankauf von Staatspapieren verwendet wurden und daß die am Ende des Jahres den Einlegern ſchuldigen Gelder in der Kaſſe ſich im Laufe des Jahres von 112 Mill. Fr. auf 10 Mill. Fr. verminderten, obgleich die Zahl der neuen Einleger die der austretenden bei Weitem übertraf. Man hatte daher beim erſten Anblick ſeinen Zweck ſo weit erreicht, daß nicht nur der Zunahme der Gelder eine Grenze geſetzt, ſondern ihre Summe um 12 Procent vermindert wurde, ohne die neuen Einleger abzuſchrecken. Aber dieſe Wirkung iſt mehr ſcheinbar als wirklich, denn ſie beſchränkt ſich ſo ziemlich auf Paris, wo einerſeits die Einlagen ſtärker, andererſeits die Gelegenheiten, die Kapitalien zu verwerthen, größer ſind, als in den Provinzen, und das Reſultat des Jahres für ganz Frankreich war, daß die Staatskaſſe den S. am 31. Dec. 383,109,016 Fr. ſchuldig war, was nur eine Verminderung von 390,000 Fr. ausmacht. Man hatte den S. unter der Reſtauration auch den Vorwurf gemacht, daß ſie vorzugsweiſe, wenn auch nicht ausſchließlich, von den Domeſtiken benutzt werden würden, und daß man daher dieſe Klaſſe, deren Treue ohnehin noch viel zu wünſchen übrig laſſe, zu Diebſtählen förmlich auffordern würde. Dieſen Vorwurf hat die Erfahrung glänzend widerlegt.

Im Anfang beſtand allerdings die Hälfte aller Einzahlenden aus Dienſtboten, ſpäter das Drittel, noch ſpäter das Viertel, und in demſelben Maßſtabe, als dieſe Klaſſe abnahm, vermehrte ſich die Zahl der eigentlichen Arbeiter. Im J. 1843 machten 34,000 Dienſtboten und 90,000 Arbeiter Einzahlungen. Im J. 1844 hatte die pariſer Sparkaſſe 173,741 Einleger. Es fand ſich, daß 101,294 weniger als 500 Fr. beſaßen, 28,276 zwiſchen 500 bis 1000 Fr.; 16,056 beſaßen zwiſchen 1000 bis 1500 Fr., 10,362 beſaßen zwiſchen 1500 bis 2000 Fr., endlich 17,610 zwiſchen 2000 bis 3000 Fr. Darunter fanden ſich 16,147 Arbeiter, 786,254 Meiſter u. Krämer, 6724 Dienſtboten, 2563 Angeſtellte (d. h. Ladendiener, Abſchreiber, Kanzleidiener, Austräger u. ſ. w.), 1282 Soldaten und Matroſen, 1405 Leute von liberaler Profeſſion (Aerzte, Schulmeiſter, Advokaten ꝛc.) und 1935 Rentiers, und dieſe hatten im Durchſchnitt nur 250 Fr. eingelegt, ſo daß man ſie kaum für Kapitaliſten anſehen kann; unter ihnen waren 1112 Frauen, deren Mehrzahl wahrſcheinlich den kümmerlich erſparten Ueberſchuß einer Leibrente ſo anlegen mochte. In Deuſchland ſind die S. ſeit 1818, in welchem Jahre Stuttgart und Berlin vorangingen, in allen größeren Städten heimiſch geworden. Am verbreitetſten iſt das Inſtitut in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, wo im Laufe der 20ger Jahre faſt alle Städte und Flecken des Landes, die kleinſte nicht ausgenommen, und im darauf folgenden Jahrzehent alle Landdiſtrikte mit S. verſehen wurden, und zwar ohne alle Anregung und Dazwiſchenkunft der Geſetzgebung. Bei der öſterreichiſchen Sparkaſſe betrugen die Einlagen 1845 von 114,945 Einzahlern 7,674,966 Gulden, während an 75,680 Einwohner 6,281,051 Gulden zurückgezahlt wurden. Auch in Böhmen machte man erfreuliche Erfahrungen, wie der Bericht des großen Ausſchuſſes der böhmiſchen S. vom 12. Febr. 1847 nachweiſt. Die mehrjährige Erfahrung, daß dieſe Anſtalt, ihrem eigentlichen Zwecke zuwider, auch von reichen Parteien benutzt wurde, und das Sparkaſſenregulativ vom 2. Sept. 1844 veranlaßten den großen Ausſchuß zu dem Beſchluß, die Einlagen auf einen gewiſſen Betrag zu beſchränken und nach Verhältniß der Größe der Einlagen eine zweifache Verzinſung von 4 und 3 Procent feſtzuſetzen. Die beſte Sparkaſſe Ungarns iſt die Preßburger, 1842 gegründet. Im Kirchenſtaate hat ſchon Georg XII. die S. eingeführt.

In den S. liegt ein außerordentliches Element des Fortſchritts, wenn man es nur richtig benutzen will, wozu allerdings vor der Hand wenig Ausſicht iſt. Man beſchäftigt ſich allzuſehr mit allgemeinen Theorien, mit Organiſation der Arbeit, mit Vernichtung der Tyrannei des Geldes, Beſtrebungen, denen freilich die kleinſten praktiſchen Verſuche, die geiſtige und materielle Wohlfahrt der ärmeren Volksklaſſen zu heben, nachſtehen müſſen. Und doch liegt der moraliſche Einfluß, den die S. auf das Volk ausüben, ſo ſehr auf der Hand, daß Jeder, der das Volk liebt, alle Kräfte aufbieten ſollte, dergleichen Anſtalten zu unterſtützen. Jeder Arbeiter, der den erſten Groſchen in die S. einlegt, beginnt damit den geiſtigen Kampf gegen ſeine ſinnlichen Gelüſte, und wie ſeine Einlagen ſich mehren, legen ſie Zeugniß ab von ſeinen fortgeſetzten Siegen über ſich ſelbſt. Die Selbſtbeherrſchung, dieſe ſchwerſte und wichtigſte aller Tugenden, wird ſo durch die S. in diejenigen Kreiſe verbreitet, wo ſie ſonſt am wenigſten geübt wird. Dem Laſter wird gleichzeitig Terrain entzogen, denn das Geld, das gegenwärtig in den S. nützlich arbeitet, diente ſonſt zur Befriedigung der ſinnlichen Luſt. Die ſittliche wie die körperliche Geſundheit der Maſſen wird immer fröhlicher gedeihen, je mehr es S. geben wird. Faſſen wir nun die nächſten Vortheile ins Auge. Die Induſtrie, deren Epoche gegenwärtig angebrochen iſt, hat augenblicklich in die ſocialen Verhältniſſe eine Verwirrung gebracht, die vorübergehend iſt, aber doch ſchwer genug drückt. Das frühere Zunftweſen, unter einer dünner geſäeten Bevölkerung entſtanden, hatte die Tendenz, einer geſchloſſenen Anzahl von Bürgern eine geſicherte Exiſtenz zu gewähren. Die heutige Induſtrie will die Konkurrenz Aller zulaſſen und kennt daher dieſe umfriedete Exiſtenz nicht mehr, wenigſtens nicht für die Arbeit. Das Kapital beſitzt die größten Rechte, die Arbeit nicht. Der Arbeiter ſieht ſich in ſeiner Exiſtenz mit jedem Tage bedroht; ſie kann ihm durch tauſend Zufälligkeiten vernichtet werden, durch Umſtände, die nicht in ſeinem Bereich, nicht im Bereiche der Staatsgewalt liegen, durch Ereigniſſe, die in Amerika oder Oſtindien vorgefallen ſind. Unſere noch ſo junge Induſtrie weiß bereits von mehren Kriſen zu erzählen, durch die ganze Provinzen verarmten. In den meiſten Fabrikdiſtrikten herrſchte früher ein gewiſſer Wohlſtand, der mit einem unverhältnißmäßigen Wohlleben verbunden war. Man verdiente leicht und viel, gab eben ſo viel aus und dachte nicht an den kommenden Tag. Nur ſo konnte, ſo bald die Fabrikation zu ſtocken anfing, plötzlich eine maſſenhafte Verarmung erfolgen. Die Arbeiter hatten keinen Nothpfennig, die geſchäftsloſe Zeit zu überdauern, und dachte ja einer daran, ein anderes Geſchäft zu beginnen, ſo fehlte auch da wieder das kleine Kapital, das zum erſten Anfange immer erforderlich iſt. Der Kapitalmangel wird aber nicht bloß dem eigentlichen Fabrikarbeiter verderblich. Der Handwerker, der ohne Geld arbeitet, muß ſein Material theurer bezahlen, als der Vermögende, und kann deßhalb die Konkurrenz nicht lange aushalten. Es geſchieht in manchen Städten häufig, daß Laſtträger ihre Schubkarren miethen, weil ſie das einfache Geräth ſich nicht ſelbſt anſchaffen können. Ein ſolcher Arbeiter zahlt in einem Jahre das Zweifache des ganzen Kapitalwerthes des Schubkarrens für die Benutzung deſſelben. Bei den ſchleſiſchen Unruhen kam es zur Sprache, daß arme Weber für einen Webſtuhl, der 6 Thaler koſtet, jährlich 4 Thaler Miethzins entrichten mußten. Am Rhein benutzten die reichen Weinhändler die Noth der Winzer häufig, um den Wein zu Spottpreiſen an ſich zu bringen. In der Moſelgegend iſt bei einer reichen Leſe die Flaſche für einen

Silbergroſchen verkauft worden, da die Winzer ihre Vorräthe um jeden Preis räumen mußten, weil es ihnen an Kellern und Fäſſern für die neue Ernte fehlte. Die ärmeren Volksklaſſen ſind in einem doppelten Nachtheile. Wenn der Kapitalmangel ihnen den Erwerb ſchmälert, ſo vermehrt derſelbe Umſtand ihre Ausgaben, da ſie ihre Bedürfniſſe nur im Kleinen einkaufen können, und deshalb Alles weit theurer bezahlen müſſen. Die Höker verkaufen in kleinen Quantitäten um den doppelten Verkaufspreis, wie er auf dem Markte eingehalten wird, ſo daß z. B. eine Handwerkerfamilie, welche wöchentlich ein Pfund Butter gebraucht und dieſelbe lothweiſe vom Höker bezieht, für dieſen einzigen Artikel jährlich 12 bis 13 Thlr. mehr bezahlt, als derjenige, der im Ganzen einkauft. Das ſchlimmſte Uebel, welches der Kapitalmangel hervorruft, iſt der maßloſe Wucher, dem der Arme in die Hände fällt. Im heſſiſchen Odenwalde wußte ein Jude eine urſprüngliche Forderung von 70 bis 80 Fl. durch ſtets erneuerte und immer erhöhte Schuldverſchreibungen auf mehr als 2000 Fl. zu bringen. In einem badiſchen Amte producirte ein Judenjunge, der ſeine Operationen mit wenigen Gulden angefangen hatte, nach Verlauf eines Jahres vor Gericht Verſchreibungen bis zum Betrage von 800 Fl. Iſt es da noch nöthig, auf die Wichtigkeit der Kapitalkraft für die unteren Klaſſen hinzuweiſen und auf die unermeßlichen Vortheile, welche die S. dadurch gewähren, daß ſie eine ſolche ſchaffen? In Frankreich hat man von den S. einen eigenthümlichen Gebrauch gemacht, indem man ſie zur Vermehrung der moraliſchen Kraft des Heeres benutzt. Die Rekrutirung iſt dort mit vielen Nachtheilen verknüpft. Spekulanten pflegen die ärmſten Provinzen des Landes zu durchziehen, einen Haufen von Bettlern aufzuraffen, nach Paris zu führen und dort als Stellvertreter förmlich zu verkaufen. Es ſind dies begreiflicher Weiſe die ſchlechteſten Soldaten der Armee, und die Verachtung, in der ſie bei ihren Kameraden ſtehen, trägt noch mehr dazu bei, ihre Sitten zu verſchlimmern. Sie ſind nicht allein ſelbſt liederlich, ſondern verführen auch viele gute Soldaten. Dieſes Uebel fängt an, zu verſchwinden. Mehre Oberoffiziere haben ſich mit der Verwaltung der S. vereinigt und bezeichnen dieſer verdiente Soldaten von guter Aufführung. Dieſe Soldaten werden den Familien empfohlen, und die Geldſumme, womit man ihre Dienſte als Stellvertreter bezahlt, wird in die S. gelegt. So wird die Armee von einer großen Anzahl ſchlechter Subjekte befreit, und der Stellvertreter empfängt bei ſeinem Austritte aus dem Dienſt eine Geldſumme, die ihn zu Betreibung eines Gewerbes befähigt. Begreiflicher Weiſe fehlt es auch nicht an Einwürfen gegen die S. Fromme Leute wenden gegen ſie ein, daß ſie den Egoismus fördern. Die Hebung der Noth ſey von der Mildthätigkeit, von der Liebe zu erwarten, nicht von der Erweckung des Eigennutzes. Auf dieſen Vorwurf kann man ruhig erwidern, daß die Mildthätigkeit und Liebe, wie eine lange Erfahrung ausweiſt, zur Hebung der Noth nicht ausreichen und daß man vom Egoismus, dieſem ſtärkſten aller menſchlichen Gefühle, einen löblichen Gebrauch machen kann, ohne dadurch deſſen Auswüchſe zu billigen. Mehr begründet iſt der von ſocialiſtiſcher Seite kommende Einwand, daß die S. bloß paſſiv wirken, die Verarmung hemmen, aber nicht aus ihr heraushelfen können. Derjenige, welcher dieſe Anſtalten benutzt, muß ſich in einem gewiſſen Wohlſtande befinden, welcher ihm erlaubt, einen Theil ſeiner Einkünfte zurückzulegen. Der wirklich Arme, der mit ſeinem ſchwachen Verdienſt kaum ſeine Bedürfniſſe befriedigen kann, vermag nichts in die S. zu geben. Um auch dieſe zahlreichere Klaſſe der Nothleidenden an den Vortheilen der S. Antheil nehmen zu laſſen, hat man vorgeſchlagen, ſolche Leihanſtalten mit ihnen zu verbinden, die man gegenwärtig Handwerkerbanken zu nennen anfängt. Ein Theil der Einlagen, vielleicht ein Drittheil, ſoll zu kleinen Darlehen an bedürftige, aber rechtliche Handwerker verwandt und von dieſen mit 5 Procent verzinſt werden. Die Rückzahlung würde nach und nach erfolgen, ſo daß die S. keine großen Verluſte zu fürchten hätten und durch die höheren Zinſen noch Gewinn machten. Dieſe Einrichtung, die mit den S. nicht nothwendig in Verbindung zu ſtehen braucht und auch an einigen Orten, z. B. in Mannheim ganz unabhängig von ihnen in das Leben tritt, gewährte, wenn man ſie mit den S. verbände, einen erhöhten Vortheil. Die S. entziehen dem kleinen Verkehr eine große Maſſe Geldes, die, wenn auch nicht unbenutzt bleibt, doch ruht. Ein Theil dieſer Gelder würde durch die Handwerkerbanken in den Verkehr zurückſtrömen. In Frankreich hat in Metz Felix von Virille, der zugleich Direktor des dortigen Leihhauſes und der S. iſt, beide Verwaltungen vereinigt. 600,000 Fr. der Einlagen ſind dem Schatze gegen 4 Procent zugewieſen, 400,000 Fr. werden von der Leihhauskaſſe gegen Pfand zu $7\frac{1}{2}$ Procent ausgeliehen; alſo ergibt ſich ein Mehrertrag von $3\frac{1}{2}$ Procent zu Gunſten der S.

Als die weſentlichſten Regeln für die Verwaltung einer allgemeinen im Weſentlichen für die ärmeren Stände beſtimmten Sparkaſſe ergeben ſich erfahrungsgemäß folgende. 1) Das Minimum der Einlage muß nieder beſtimmt ſeyn. Die Feſtſetzung häufiger Einzahlungstage (etwa der Sonntage) iſt weſentlich, damit das Erſparte nicht lange in dem unſicheren Beſitze des Eigenthümers bleibe. In großen Städten ſind in den verſchiedenen Quartieren Annahmeorte zu bezeichnen; iſt die Anſtalt für ein ganzes Land beſtimmt, ſo müſſen in allen Bezirken Agenten beſtellt ſeyn. — 2) Iſt eine höchſte Summe zu beſtimmen, welche die Anſtalt für einen Theilnehmer verwaltet, zur Vermeidung mißbräuchlicher Benutzung derſelben zur Verwaltung ganzer Vermögen. Den Vorſtehern muß überdies das Recht der Zurückweiſung größerer Summen zuſtehen. — 3) Weſentlich iſt, daß ſich die Verzinſung dem landesüblichen Zinsfuße ſo weit nähere, als die Deckung der Verwaltungskoſten und die Anſammlung des Reſervefonds irgend geſtatten. — 4) Zur Zurückforderung ſind ebenfalls häufige Tage

zu beſtimmen. Die Abrechnung geſchieht am Beſten in kleinen Büchern, welche auf den Namen ausgeſtellt ſind, nicht auf loſen Scheinen, noch auf ſolche, die auf den Inhaber laufen. Diebſtahl und Verſchleuderung wird durch jene Einrichtung erſchwert, Amortiſation iſt im Nothfalle möglich. — 5) Die übergebenen Gelder werden natürlich möglichſt ſicher ausgeliehen, namentlich an den Staat oder gegen hypothekariſche Sicherheit; zur unweigerlichen Befriedigung der Rückzahlungsforderungen iſt ein Kredit bei einer großen Kaſſe nothwendig. Die Verbindung mit einem Leihhauſe taugt nichts, weil an beiden Kaſſen leicht zu gleicher Zeit große Forderungen gemacht werden. — 6) Der Reſervefond darf nicht über das durch die Erfahrung nachgewieſene Bedürfniß ſteigen. Ein Ueberſchuß iſt zum Nutzen der Gläubiger zu verwenden, ſey es in Form von Prämien, ſey es durch Zuſchrift von ihren Forderungen. — 7) Vollſtändige Oeffentlichkeit der Rechnungsablegung iſt für den Kredit der Anſtalt ſehr erſprießlich. — 8) Vor Allem iſt nöthig, daß das der Armuth gehörende Geld vollkommen garantirt iſt, einerſeits um dem Volke Zutrauen zu dieſen Anſtalten einzuflößen, andererſeits um das ſo mühſam Erworbene und Erübrigte auf keinen Fall verloren gehen zu laſſen. Darum ſollten, was übrigens jetzt auch gar ſelten mehr geſchieht, S. nie von einem Einzelnen errichtet werden; zweckmäßiger iſt es vielmehr, daß wie es heutzutage meiſt der Fall iſt, Kommunal- oder Staatsbehörden dergleichen Anſtalten unternehmen und durch ihre Beamten verwalten laſſen, wie dies z. B. im Königreich Würtemberg ꝛc. geſchieht.

Literatur: Ducpetiaux, Des caisses d'épargnes, Brüſſel 1831; — Tidd-Pratt, History of Saving-Banks, London 1833; — Hermann, Ueber Sparkaſſen im Allgemeinen, München 1835; — Malchus, Die S. in Europa, Heidelberg 1838; — De Gerando, Bienfaisance publique, Bd. 3, S. 164—250; — Ergänzungsblätter, Bd. 3, Nr. 114.

Sparke (Bot.), auch Aderblumenpflanzen, 2. Zunft der 12. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems, die Sperenlaceen anderer Syſteme enthaltend. Charakter: Kelchblüthen; Kelch 5zählig; Nebenblätter; Blumenblätter kümmerlich auf dem Boden, meiſt nur 5 Staubfäden den Kelchlappen gegenüber; Kapſel einfächerig, mit mehren Narben und vielen Samen auf dem Boden. Kleine, meiſt liegende Kräuter mit fadenförmigem Stengel und Gegenblättern. Eintheilung: a) Kapſel einfächerig, oben mit Zähnen klaffend. Gattungen: Spergula, Polycarpon, Polycarpaea — b) Kapſel fächerig. Gattungen: Mollugo Telephium.

Sparken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 110 Einw.

Sparlo (ital., Ichthyol.), ſ. v. a. kleiner Geißbraſſen, Sargus annularis *L.*

Sparmann, Karl Chriſtian, Landſchaftsmaler, geb. zu Meißen 1805, beſuchte die dresdener Akademie und machte ſo reißende Fortſchritte, daß er ſchon 1824 in Folge einer Empfehlung an die Herzogin von St. Leu, ehemaligen Königin von Holland, Zeichnungslehrer des Prinzen Louis Napoleon wurde. Er verlebte den Sommer zu Arenenburg bei Konſtanz und den Winter in Rom und kehrte 1826 in die Heimath zurück, wo er faſt 2 Jahre blieb, bis er 1828 wieder die Schweiz beſuchte und auf einem wiederholten Ausflug nach Tyrol die großartige Natur jener Länder zum Studium machte. Die Gemälde aus jener und der ſpätern Zeit ſtellen daher größtentheils impoſante Gebirgsthäler vor, wie ſich eingeengte Bäche rauſchend und ſchäumend über die Felſen ſtürzen und das Sonnenlicht durch die hochgewachſenen Fichten und Tannen ſtreift. Solche Effekte gelangen dem Künſtler in vollem Maße und ſie ſind von ergreifender Wahrheit. Dann hat er auch die ruhigen Seen mit den maleriſchen Gebirgsmaſſen mit feinem Sinne erfaßt, in poetiſcher Naturanſchauung ohne Sentimentalität. Eine andere Anzahl von Bildern ſind der Heimath entnommen, in welchen es ihn wieder zu majeſtätiſchen Eichen, an Felſen, Waſſerfälle und ruheathmende Plätze zog, wo ſich ſeine poetiſche Stimmung am glücklichſten kundgibt. Der Künſtler bedarf aber nicht mächtiger Naturformen, er weiß auch der kärglicheren Lage eine poetiſche Seite abzugewinnen. So malte er 1843 ein Bild aus der Haide bei Dresden, welches von großer Wirkung iſt, und als das beſte Gemälde des Künſtlers erklärt wurde. Die Technik ſeiner Gemälde iſt immer vollendet, ſo daß man dieſen Künſtler zu den vorzüglichſten deutſchen Meiſtern ſeines Faches zählen muß. Eine ſeiner Anſichten aus der Schweiz iſt durch den Stich von L. Schulze bekannt, nämlich die Anſicht der Wetterhörner im Beſitze des Inſpektors Engelmann in Dresden.

Sparmannia (Bot.), nach einigen Autoren, ſ. v. a. Sparmannia *Thb.*

Sparnacum, alter Name für Epernay.

Sparnberg, ſ. v. a. Sparenberg.

Sparneck, bayer. Marktfl., R.-B. Oberfranken, Ldg. Münchberg; Schloßruine, Kupferhammer; 860 Einw.

Sparnodus (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz foſſiles Bruſtfloſſengeſchlecht aus der Familie der Sparoideen mit einer Reihe dicker, kurzer u. ſtumpfkegelförmiger Zähne am Rande der Unter- u. Zwiſchenkiefer. Die Arten ſind aus dem Monte Bolca und nicht leitend.

Sparöe, ſchwed. Eiland, zum Kalmar-Län gehörig, nur durch einen ſchmalen und tiefen gleichnam. Kanal vom Feſtlande getrennt; Leuchtthurm.

Sparöfen, ſ. Ofen.

Sparoidei (Ichthyol.), Meerbraſſen, Familie der Grätenfiſchordnung der Thoracici. Haut mit großen Schuppen, nur eine große, ſchuppenloſe Rückenfloſſe, Gaumenknochen zahnlos. Seefiſche. Sie bilden die linnéſche Gattung Sparus, die getheilt worden iſt in die Gattungen Sparus, Chrysophrys, Maena, Pagrus, Pogellus, Box, Cantharus, Dentex, Sargus etc. S. Thoracici.

Sparoides (Ichthyol.), nach Cuvier, ſ. v. a. Sparoidei (ſ. d.).

Sparone, ital. Dorf, Königr. Sardinien, ſüdweſtl. von Ivrea, links am Orea; 2300 Ew.

Sparow, mecklenb.-ſchwer. Hof, wendiſcher Kr., Amt Plau; 150 Einw.

Sparr, Otto Chriſtoph, Freiherr von, kaiſerlicher General, deſſen Familie aus Dänemark ſtammte, war den 13. Nov. 1593 geboren und trat ſehr jung in kaiſerl. Kriegsdienſte. In der Schlacht bei Lützen befehligte er bereits als Oberſt und wurde 1638 zum Kommandanten zu Landsberg an der Warthe ernannt. Nach Beendigung des 30jährigen Krieges trat er 1649 in brandenburgiſche Dienſte, erhielt die Beſtallung als Generalmajor, Kriegsrath, Gouverneur von Kolberg und Oberkommandant aller, ſowohl in Hinterpommern, als in den Stiftern Halberſtadt und Minden und den Grafſchaften Mark und Ravensberg gelegenen Feſtungen und als Chef eines Infanterieregiments zu Kolberg. S. beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit Befeſtigung der vorzüglichſten Plätze in den weſtphäliſchen Provinzen, ward im Okt. 1651 von dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm mit einem Truppencorps zur Unterſtützung der von dem Kurfürſten zu Pfalz-Neuburg bedrängten Proteſtanten in das Herzogthum Bergen geſandt, bemächtigte ſich einiger Plätze, mußte aber auf kaiſerlichen Befehl das Land bald wieder räumen. Bei Ausbruch des Krieges mit Schweden 1655 erhielt S. den Oberbefehl über das 26,800 Mann ſtarke Heer, brach den 21. Aug. mit demſelben von Küſtrin auf und marſchirte durch Hinterpommern nach Preußen, um dort die Bewegungen der Schweden zu beobachten. Da indeſſen der Kurfürſt 1656 mit dem Könige von Schweden Karl Guſtav ein Bündniß gegen Polen ſchloß, mußte S. nach dieſem Lande aufbrechen und hatte großen Antheil an dem Siege bei Warſchau (18.—20. Juni), ein Sieg, welcher ſeinem Monarchen durch den noch im Okt. deſſelben Jahres zu Labiau geſchloſſenen Vertrag, die unabhängige Herrſchaft über das Herzogthum Preußen einbrachte. Den 4 Nov. 1656 übertrug ihm der Kurfürſt das Oberkommando über die ganze brandenburgiſche Armee. Im darauffolgenden Jahre beſtand S. noch mehre glückliche Gefechte gegen die Polen, wurde im Juni 1657 zum Generalfeldmarſchall ernannt und kehrte nach dem Friedensvertrage zu Welau (19. Sept.) mit der Armee von dem Kriegsſchauplatze zurück. Im J. 1658 befehligte S. unter dem Kurfürſten die Armee, welche im Herzogthum Holſtein einrückte, um den König von Dänemark gegen Schweden zu unterſtützen, nahm Theil an allen Gefechten dieſes Feldzuges und eroberte 1659 nach einer kurzen Belagerung die Feſtung Demmin. Am Schluſſe deſſelben Jahres wurde er nach Berlin berufen, um bei Befeſtigung der Reſidenz thätig zu ſeyn, und lieferte die erſten Entwürfe dazu. Im Aug. 1662 übertrug ihm der Kurfürſt, während ſeiner Abweſenheit in Preußen, den Oberbefehl in allen Kriegsangelegenheiten, ſowohl in den Kurlanden, als auch im Herzogthum Pommern und im Fürſtenthum Halberſtadt. Im J. 1663 ſandte der Kurfürſt dem Kaiſer Leopold ein Hülfscorps gegen die Türken und überließ ihm auf ſein Anſuchen S. zur Dienſtleiſtung. S. zeichnete ſich beſonders in der Schlacht bei St. Gotthard aus (3. Aug. 1661), bei welcher Gelegenheit ihm zu Ehren eine Gedächtnißmünze geſchlagen wurde. Im Mai 1665 erhielt S. noch den Oberbefehl über ein Exekutionsheer gegen Magdeburg, wobei jedoch nichts Erhebliches vorfiel, da die Magdeburger ſich unterwarfen. Die letzten Jahre ſeines Lebens brachte S. in gänzlicher Zurückgezogenheit zu und † am 9. Mai 1668.

Sparraſt (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Salacia *L.*

Sparrbret, ſ. v. a. Sparbret.

Sparre, 1) jedes lange, runde, dünne Stück Holz, welches man ſo gebraucht, wie es gewachſen iſt, nur daß gewöhnlich die Rinde davon abgenommen wird; — 2) ſ. Dach.

Sparre (Biogr.), 1) Erich, ſchwediſcher Staatsmann, geb. 1550, war bis 1582 Senator zu Stockholm, ging 1587 als Geſandter nach Warſchau, wo er mit glücklichem Erfolg zu Gunſten des Prinzen Sigismund unterhandelte und wohin er denſelben, als er den polniſchen Thron beſtieg, begleitete. Später in Schweden angeklagt, dem Intereſſe des Königs Johann, rückſichtlich Sigismunds zuwider gehandelt zu haben, ward er ſeiner Würden beraubt. Als nach dem Tode dieſes Fürſten der Herzog Karl von Söderman Antheil an der Regierung nahm, erklärte ſich S. gegen ihn, griff auch in der Schrift „Pro lege, rege et grege“ die Anſprüche des Herzogs offen an, unterwarf ſich ihm aber endlich, ward wieder in alle Würden eingeſetzt und diente als Vermittler zwiſchen Karl und Sigismund. Indeß brach durch neue Mißhelligkeit der offene Krieg aus. S. ging mit mehren Senatoren nach Warſchau, wurde aber, als der Krieg für Sigismund eine unglückliche Wendung nahm, von dem König von Polen an Herzog Karl ausgeliefert, der ihn 1600 von dem Staatsrathe in Linköping verurtheilen und hinrichten ließ. — 2) Friedr. Graf von S., 1781 in Schweden geboren, war Zögling und Miterbe des Grafen Teſſin, machte mehre Reiſen ins Ausland, ward 1756 Cavalier des Kronprinzen und unter Guſtav III. 1773 Hofkanzler. Seit 1791 in den Reichsherrnſtand verſetzt, wurde er Erzieher des Kronprinzen und † auf ſeinem Gute Sokerau 1803. — 3) Franz Heinrich, Pſeudonym, ſ. v. a. Rennert.

Sparren, 1) ſ. v. a. Dachſparren, ſ. Dach; — 2) eine Spiere des Schiffes; — 3) jedes längere ſchräg eingezapfte Bauholz; — 4) ein Spießbaum des Göpels; 5) (Jagdw.), ſ. v. a. Afterklauen, ſ. Cervus.

Sparren (Spückel, Winkelmaß, Herald.), aus einem halben, rechten und linken Schrägbalken zuſammengeſetzte Figur, gehört zu den Ehrenſtücken und ſoll Ruhm gegen die Feinde und Tapferkeit bedeuten. Steht er ordentlich mit der Spitze nach oben, ſo iſt er aufrecht, kehrt ſich die Spitze nach unten, ſo iſt er geſtürzt, ſteht er quer oder ſchrägrecht oder ſchräglinks, ſo muß es gemeldet werden. Bisweilen ſind auch die Spitzen von 3 Seiten gegeneinander gekehrt; ſie kommen auch in mehrfacher Zahl vor, ſind auch wellenförmig gebildet und be-

Digitized by Google

legt; der S. iſt **oben abgebrochen**, wenn die Spitze fehlt; **gebrochen**, wenn er nicht zuſammengefügt iſt oder in der Mitte einen Bruch hat. Ein **ſparrenweiſe gebogenes (zerbrochenes) Kreuz** entſteht, wenn der Pfahl in Form eines S. gebogen und an dem kurzen Ende dieſes S.s der Balken befeſtigt iſt.

Sparrenbäume (Bergb.), ſ. **Spießbäume**.

Sparrenbalken (Herald.), ſ. **Gegenbalken**.

Sparrenfelder, die leeren Räume zwiſchen den Latten und Sparren des Daches, die durch die Ziegel überdeckt werden.

Sparrenkopf (Bauk.), ſ. **Dielenkopf**.

Sparrenmoos (Bot.), nach **Oken**, Moosgatt., ſ. v. a. Andreaea *Ehrh.*, ſ. **Steinmoos**.

Sparrenſchnitt (Herald.), ſ. **Geſparret**.

Sparrenſtempel (**Spitzſtempel**), ſchräge, ſtehende Hölzer bei der Verzimmerung des Straßenbaues, welche unter die Stempel geſetzt werden, wenn dieſe ſehr lang ſind und flach liegen.

Sparrenverzimmerung (Bergb.), ſ. **Zimmerung**.

Sparrfaden (Bot.), ſ. v. a. Lycopus europaeus *L.*

Sparrieshoop, holſt. Dorf, Grafſchaft **Rantzau**; 250 Einw.

Sparrig (bot. Term.), ſ. v. a. Squarrosus. **Sparrig-fiederſpaltig**, ſ. v. a. Squarroso-pinnatifidus. — **Sparrig geſchlitzt**, ſ. v. a. Squarroso-laciniatus. — **Sparrig gezähnt**, ſ. v. a. Squarroso-dentatus.

Sparris (ſchwed., Bot.), ſ. v. a. Spargel, Asparagus officinalis *L.*

Sparrlatte (Bauw.), ſ. v. a. Dachlatte.

Sparrmann, **Andreas**, ſchwed. Naturforſcher, geb. in Upſala um 1747, ſtudirte zu Upſala Naturgeſchichte, ging auf einem Schiffe der ſchwediſch-oſtindiſchen Kompagnie nach China, war 1772 Hauslehrer, reiſte erſt eine Zeit lang mit Thunberg am Kap, begleitete dann Cook als Hülfsarbeiter bei ſeiner Reiſe um die Welt. S. kehrte 1775 nach dem Kap zurück, wo er Arzt ward, unternahm 1775—76 mit Daniel Immelmann eine Reiſe ins Innere von Afrika und kehrte mit vielen naturhiſtoriſchen Schätzen nach Schweden zurück, wo er Konſervator der Sammlungen der Akademie der Wiſſenſchaften wurde. Er † 1787 zu Stockholm. Schrieb: Resatil goda Hopps-Udden, Stockh. 1783, deutſch von Großkurd, Berlin 1784; engl., London 1785, 2 Bde., franz., Paris 1787, 2 Bde., gab auch das „Museum carlsonianum“, 2 Bde., heraus.

Sparrmannia (Bot.), nach **Thunberg**, **Igellinde** nach **Oken**, Gatt. der Tiliaceae *Juss.*, Polyandria Monogynia *L.* **Charakter**: Kelch 4blätterig, Blumenblätter 4. Staubgefäße zahlreich, die äußern unfruchtbar, holperig-knotig. Griffel fädlich, mit einfacher Narbe. Kapſel 5kantig, 5fächerig, igelig; Fächer 2ſamig. 3 **Arten**, worunter S. africana *L.* Strauch auf dem Kap. Ein 6—10′ hoher Zierſtrauch. Stamm baumartig; Aeſte behaart, oben grün. Blätter abwechſelnd, geſtielt, herz-eiförmig, eckig, faſt gelappt, gezahnt, auf beiden Flächen behaart-filzig; Afterblätter pfriemenförmig. Blumen doldenſtändig, zahlreich, geſtielt, vor dem Aufblühen herabhängend, zollbreit, weiß; Nektarien unten gelb, oben bluthroth. Man pflanzt dieſen Strauch in fette, lockere, mit $^1/_8$ Flußſand gemiſchte Dammerde, durchwintert ſie im Glashauſe oder Zimmer bei 3—8° Wärme, hält ſie im Winter nicht zu feucht, begießt ſie aber im Sommer reichlich. Vermehrung durch Stecklinge und Samen im temperirten Miſtbeet. In Weſtindien, wo er gleichſam verwildert angetroffen wird, wendet man die Blätter als ſchleimiges, reizminderndes und linderndes Mittel innerlich bei Bruſtkrankheiten und äußerlich bei Augenentzündungen u. dgl. an. Lam., Ill., T. 468. — Die Gattung iſt der Typus der Sparrmanieae *Rchb.*, eine Untergruppe der Tiliaceae Tiliariae *Juss.*, *Rchb.*

Sparrmanniä (Bot.), ſ. Sparrmannia *Thunb.*

Sparrow (engl., Ornith.), ſ. v. a. Hausſperling, Fringilla domestica *L.*

Sparrow-hawk (engl., Ornith.), ſ. v. a. Sperber, Falco Nisus *L.*

Sparrwerk, ſ. **Dach**.

Sparry iron, rhomboidal (engl., Min.), nach **Johnſton**, ſ. v. a. Spatheiſenſtein (ſ. d.).

Sparry-limestone (engl., Geognoſ.), ſ. v. a. Schieferkalkſtein, caſtiller.

Spars (Bot.), in Mecklenburg ſ. v. a. Spargel, Asparagus officinalis *L.*

Sparſach, die ſchlechte Sorte des faſerigen Schmelzſtahls.

Sparſätor, Ort, ſ. **Wadsbo**.

Sparſamkeit, eine Tugend, die Derjenige übt, welcher nach ſeinen Vermögensumſtänden nicht zu viel ausgibt, ſondern für den Nothfall noch etwas zurückbehält. Durch Ausartung kann die S. zum Geiz (ſ. d.) werden.

Sparſamkeit, Geſetz der (**Geſetz der kleinſten Wirkung**), zuerſt von d'Alembert aufgeſtelltes Axiom: die Natur erreicht ihre Zwecke mit den geringſten Mitteln. Der einfache, etwas geheimnißvolle Satz verflocht d'Alembert in mancherlei Streitigkeiten, bis er ſpäter vorzüglich durch den Variationskalkul als ein allgemeines mechaniſches Geſetz bewieſen wurde. Die Natur erreicht ihre Zwecke nie durch überflüſſige, aber doch durch zureichende Mittel; keine Kraft geht verloren; und wenn ſich entgegengeſetzte Kräfte aufheben, ſo dienen ſie, das immer bewegte All an das Geſetz der Stetigkeit und des Gleichmaßes zu binden.

Sparſana (ind. Myth.), Beiname des Gottes der Winde, der ſonſt Paruna heißt. S. bedeutet die Luft, welche auf den Körper einwirkt.

Sparsa Nova (a. Geogr.), Ort in Numidien, vielleicht das heut. Kalat Oulad Bou-Aoun.

Sparſchüttkaſten, eine vorzüglich in Ungarn gebräuchliche Vorkehrung der Gemeinden, in fruchtbaren Jahren von ihrem Ueberfluß an Getreide etwas bei Seite zu legen, und ſo nach und nach einen Vorrath zu ſammeln, um ſich in den Mißjahren mit dem nothwendigſten Getreide verſehen zu können. Um das im Sommer aufbewahrte Getreide nicht verderben zu laſſen,

wird es alljährlich in der Dreſchzeit vertheilt und dafür neues eingeliefert. Wird der Vorrath zu groß, ſo wird ein Theil des Getreides verkauft und der Erlös zum allgemeinen Beſten deponirt oder vertheilt.

Sparſee, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Neu-Stettin, an der Kuddow; Filialkirche, Mutterkirche; 510 Einw.

Sparſeide, feiner Zwirn, womit der Schneider da, wo es wenig bemerkt wird, die Seide erſetzt.

Sparſetta, Ort, ſ. Wadsbo.

Sparſette (Bot.), ſ. v. a. Esparſette, Onobrychis sativa *Lam.*

Sparſi, Luciode, Architekt, fertigte 1538 den Plan des Schloſſes Hohenſchwangau in Oberbayern.

Sparsi morbi (Med.), ſ. v. a. Sporadiſche Krankheiten, ſ. Krankheit.

Sparsio (lat.), das Sprengen.

Sparsus (bot. Term.), zerſtreut, wenn Theile ohne ſcheinbare Ordnung nicht ſehr gedrängt ſtehen, z. B. die Blätter am Stengel von Lilium candidum und L. bulbiferum, die Aeſte von Lithospermum officinale, die Fruchthäufchen auf den Blättern von Woodsia hyperborea und Aspidium aureum. — Sparsiflorus, ſ. v. a. zerſtreut blüthig.

Spart u. **Spartita**, ſ. Partitur.

Sparta (griech. Geſch.), der Hauptſitz des Dorismus, jener zweiten Hauptrichtung des griechiſchen Lebens, die in Verbindung mit dem joniſchen Element die reiche Mannichfaltigkeit von Geſtaltungen hervorgebracht hat, wodurch die Entwickelung des helleniſchen Lebens ſich auszeichnet, der Staat der Helden, in welchem auch die Frauen männliche Geſinnung hegten und männliche Tugenden zeigten, deſſen Bürger durch Liebe zu ihrem engern Vaterlande ſich ebenſo auszeichneten, als durch Herrſchſucht, die ſie gegen das gemeinſame größere Vaterland ausübten und die oft genug die Veranlaſſung zum Verrathe an dem Wohle und dem Vortheil von Hellas gab. S. iſt für die Geſchichte Griechenlands und für die Entwickelung helleniſcher Kultur nach Athen der wichtigſte und einflußreichſte Staat des alten Hellas, und deshalb eine genaue Darſtellung ſeiner Geſchichte, Verfaſſung und Einrichtung nothwendig. Nach dem Stamm der Leleger und dem autochthoniſchen König derſelben, Lelex, ſoll S. einſt Lelegia geheißen haben. Auf die Leleger werden die erſten Anfänge der Kultur zurückgeführt (Mylus, Sohn des Lelex, ward Erfinder der Mühlen und Eurotas leitete die Sümpfe des Landes in den gleichnamigen Fluß); ſpäter aber, mit der Einwanderung der Achäer vom Norden her, treten ſie als Ackerbau u. Viehzucht treibender Stamm in die Dunkelheit zurück. Die Achäer verbreiteten ſich über das ganze Land; ihr Hauptſitz wurde Amyclä, in deſſen Bezirk ſich nicht lange vor der doriſchen Wanderung die Aegyden, ein Zweig des kadmeiſchen Stammes, niederließen. Die Könige dieſer älteſten Periode ſind Perſonifikationen. Lacedämon, Sohn der Taygete, Gründer von S., bezeichnet die] Vereinigung der geſammten Landesbewohner unter dem gemeinſamen Namen Lacedämonier; ſein Sohn Amyclas erſcheint als Erbauer von Amyclä; nach Oebalus hießen die Lacedämonier auch Oebalier, Tyndarus und ſeine Söhne und Töchter, Caſtor und Pollux (Polydeukes), Helena und Klytämneſtra gehören ganz der Sage an. Durch Verheirathung der Helena mit Menelaus ging der ſpartaniſche Thron über in das Haus der Atriden, welches in Oreſtes und Hermione, der Tochter des Menelaus, Argos und Lakonien vereinigte. Die Sagen über die Art, wie die Vereinigung beider Reiche Statt gefunden habe, ſind ſo mannichfaltig und divergirend, daß ſie zu entwirren jetzt faſt unmöglich iſt. So ſoll ſchon Agamemnon in Lakonika geherrſcht und Pelops mehre Städte dort gegründet haben. Durch die Dorier wurde S., vorher nur eine unbedeutende Stadt, Hauptſtadt des Landes. Nach der gewöhnlichen Sage fiel Lakonika den beiden Söhnen des Ariſtodemus, Euryſthenes u. Procles, zu, während nach der lacedämoniſchen Landesſage Ariſtodemus ſelbſt in S. einzog. Die Eroberung des Landes erfolgte nicht auf einmal. Die Stadt Amyclä, eine der älteſten und bedeutendſten des Peloponneſes, war nichts weniger als von den Spartiaten ſogleich unterworfen, ſondern erſt unter Teleclus, 278 Jahre nach dem Einfalle, 820 v. Chr., kurz vor dem meſſeniſchen Krieg, nach langwierigem Kampfe erobert worden. Aegys wurde erſt kurz vor Lykurg eingenommen und Helos erſt von Alcamenes, dem Sohne des Teleclus. In der Lage der zurückgebliebenen Achäer — ein Theil war ausgewandert — ſcheint anfangs wenig geändert worden zu ſeyn. Nach Ephorus geſtanden ihnen die Dorier Iſotimie zu; aber ſchon der zweite Euryſthenide Agis ſoll ihnen dieſes Recht wieder entzogen haben. Das Umſichgreifen der Dorier veranlaßte die Minyer, welche ungefähr gleichzeitig mit der doriſchen Wanderung von ihren äoliſchen Stammverwandten, den Achäern, in der Gegend von Amyclä aufgenommen worden waren, zur Auswanderung nach Thera und Triphylien. Unter mannichfachen Kämpfen bildete ſich ſchon vor Lykurg jene dreifache Gliederung der Bevölkerung, die ſich auch in andern doriſchen Staaten unter verſchiedenen Namen findet: die Heloten, Periöken und die Dorier der Hauptſtadt oder die Spartiaten. Die Doppelherrſchaft der Euryſtheniden und Procliden, ſo wie das unbeſtimmte Rechtsverhältniß zwiſchen König und Volk führte gleichzeitig zu innern Unruhen. Schon zwiſchen Euryſthenes und Procles ſoll beſtändiger Streit geherrſcht haben, weil dem Aeltern einige gewiſſe Prärogative zuſtehen ſollte. Eurypon oder Eurytion, der Sohn des Sous, mußte bereits manche ſeiner königlichen Vorrechte aufgeben. Die folgenden Könige wurden theils wegen ihrer Schwäche, theils wegen ihrer tyranniſchen Willkür verachtet. Der Staat und das Königthum war ſeinem Untergang nahe, als Lykurg auftrat und durch ſeine Verfaſſung der Begründer der ſpätern Größe S.'s wurde. (Ueber das Bio-

graphiſche (ſ. Lykurg.) Faſt Alles, was auf die ſpartaniſche Verfaſſung Bezug hat, ſchreiben die Alten dieſem berühmten Geſetzgeber zu. Die Berichte von Lykurgs Leben und Einrichtungen ſind unverkennbar mythiſch, die Zeitrechnung ſchwankend, wiewohl die Angabe ſeiner Gleichzeitigkeit mit Iphitus, 884 v. Chr., kaum Zweifel zuläßt. Zwar mögen die gegen ſeine Exiſtenz erhobenen Zweifel nichtig ſeyn, ſicher aber hatte Vieles, das ſeinen Namen trägt, ſchon vor ihm beſtanden und ward durch ihn nur befeſtigt, Vieles aber entwickelte ſich erſt mit der Zeit aus der Grundlage, die er bereitet hatte. Wenn alſo auch ſeine Geſetzgebung mehr enthielt, als die drei Rhetren geben, welche Plutarch mittheilt, ſo iſt es in der That nicht ſo gar wunderbar, daß Hellanikus die Verfaſſung S.'s dem Euryſthenes und Procles zuſchrieb und Lykurgs gar nicht erwähnte, und es befeſtigt ſich immer mehr die Anſicht, die den Lykurg in der Hauptſache als Ordner des Beſtehenden und nur in einzelnen Stücken als Geſetzgeber ſchätzt. Die drei doriſchen Phylen, genannt Hylleis, Dymanes und Phamphyloi, erhielten ſich in S. fort, und die Unterabtheilungen derſelben waren Oben und Trikades, und es fragt ſich noch, ob die letztere, mindeſtens die Beſtimmung des Numeriſchen, dem Lykurg beizuſchreiben ſey; hierüber aber iſt in der Rhetra, die davon handelt, kein ſicherer Beweis zu finden. Desgleichen bleibt zweifelhaft, wie ſich die kretiſchen Inſtitute genetiſch zu den lakoniſchen verhalten; wahrſcheinlich aber iſt, daß, was ſich gleichartig hier und dort findet, alt-doriſcher Sitte angehört und keineswegs an eine Uebertragung des Kretiſchen durch Lykurg nach S. zu denken iſt. Welche ſpeciellen Gründe nun auch eine Geſetzgebung in S. veranlaßt haben mögen, ſicher genug iſt, daß die altdoriſchen Inſtitute in Verfall gerathen waren und einer Verjüngung und Kraftigung bedurften. Ohne Lykurgs Zuthun ſcheint ſich das Verhältniß der Dorier von S. zu den übrigen Einwohnern geſtaltet und er daran nichts geändert zu haben; in ſeiner vollen Ausdehnung erfüllte es ſich erſt nach Lykurg. Der Kampf zwiſchen den Doriern und den Achäern war zu Lykurgs Zeiten noch nicht entſchieden; aber ein Jahrhundert nach ihm gab es keine durch Vertrag berechtigte Achäer mehr. Lykurgs Geſetzgebung betraf großentheils nur die Spartiaten, den herrſchenden Theil der Bevölkerung. Schon vor Lykurg, wie es ſcheint, war der beſte Ackerboden, paſſend zu der Zahl der Spartiaten, in gleich große Grundſtücke abgetheilt worden, Lykurg befeſtigte dies; ſpäter ſtieg die Zahl der Grundſtücke auf 9000, die Zahl der Männer von S. war in der Blüthezeit 8—9000. Innerhalb des Kreiſes dieſer Vollbürger, die äußerlich mit gleichem Beſitzthum, durch geſetzliche Erziehung aber mit ritterlicher Tugend ausgeſtattet, durch öffentliches Zuſammenleben, Syſſitien u. ſ. w., verbunden, ſtreng beaufſichtigt und zu geſetzlicher Zucht angehalten, ſich gegen Einbürgerung Niederer und Fremder ſtreng abgeſchloſſen hielten, erhob ſich aus der Mitte der Geſammtheit, außer dem herakliodiſchen Erbadel, der in der königlichen Geſchlechtsfolge aufs Reinſte bewahrt wurde und ſich auch in einigen dem Königshauſe verwandten Geſchlechtern erhielt, nur ächt ariſtokratiſcher Verdienſtadel, nämlich der Bürger, die das Geſetz am meiſten und freudigſten erfüllten. Die in der Zeit der entartenden Verfaſſung den Neodamoden als Altbürger entgegengeſetzten Homoioi waren in der alten Zeit, wenn anders der Name damals ſchon vorhanden war, nur Vollbürger, denen keinen Theil der vollen Ehre des Bürgerthums mangelte, im Gegenſatz der Ehr- und Ruhmloſen, doch vielleicht auch der Epeunakten, einer Klaſſe freigelaſſener Heloten, im meſſeniſchen Kriege gebildeter Neubürger. In beſonderer Richtung erwuchs aus den Jünglingen der Adel der 300 Ritter, einer Schaar, die den König umgab, aus denen jährlich wiederum fünf Agathoergoi, als die immer reifende Frucht der Bürgertugend, geſondert wurden. Im Allgemeinen wuchs mit den Stufen des Alters Recht und Anſehen; 30 Jahre berechtigten zur Theilnahme an der Volksverſammlung, 60 zur Wahlfähigkeit für den Rath. Die Lacedämonier oder Periöken, gleich den Spartiaten auf eine ihrer Zahl entſprechende Summe von 30,000 Grundſtücken angewieſen, waren einzeln perſönlich frei, berechtet im Privatſtande und ungehindert im Gewerbe; ja hierin von den Spartiaten begünſtigt, aber in Maſſe dieſen untergeordnet, und des vollen Bürgerrechts derſelben, namentlich des Stimmrechts in der Volksverſammlung nicht theilhaftig; ſie leiſteten Zins an den Staat und wurden mit den Spartiaten zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgeboten. Höhere Leiſtungen im Dienſte des Staats wurden erſt in ſpäterer Zeit ihnen vertraut. Die Heloten waren Leibeigene, perſönlich unfrei, und ſo viele nicht unmittelbar der Staat gebrauchte, mit den einzelnen Grundſtücken einzelnen Spartiaten angehörig, doch auch dieſen ſo, daß ſie zugleich als Gemeingut in Anſpruch genommen werden. Lykurg hat ihren Zuſtand ſchwerlich großer Aufmerkſamkeit gewürdigt; eine Anſtalt zu ihrem Schutze kennen wir nicht; die verrufene Helotenjagd, Kryptia, ſcheint aus den frühern Kriegen gegen die Achäer ſich fortgeſetzt zu haben, als Kriegeübung mit ſcharfen Waffen, wobei oft das Ungefähr die rechtloſen Heloten zu Opfern machen und Frevel der jungen Krieger weder ausbleiben, noch geahndet werden mochte. Dies ſtellt ſich als ein Ueberreſt des vormaligen erbitterten Krieges ungefähr ſo dar, wie Geißelung ſpartaniſcher Knaben als Erinnerung an Menſchenopfer. Im Kriege begleiteten die Heloten als Knappen ihre Herren; zum Theil waren ſie mit denſelben ſchon vom Kindesalter an auferzogen; ſolche wurden Mothones oder Mothakes genannt, und traten aus dem eigentlichen Knechtsſtande heraus; zum Theil wurden ſie für Treue im Waffendienſt freigelaſſen und dann als Neodamoden Halbbürger. Die Ordnung der höchſten Gewalt iſt, gemäß dem bezeichneten Verhältniß der drei Klaſſen von Landsbewohnern, nur als Hausſtatut für die Vollbürger anzuſehen. Die Stetigkeit der geſetzlichen Einrichtungen, der Sinn des Volkes, welcher, dem unwandelbaren Geſetze der Sitte anhangend, des ſeiner Geſammt-

heit inwohnenden Vermögens, die Geſetze von der Wurzel aus neu zu geſtalten, ſich bewußt zu ſeyn aufhörte, ſeine willige Fügung in die Abhängigkeit von den Magiſtraten, die geſetzlich für die beſten im Staate und für eine lebendige Quelle der Geſetze galten, haben aber bewirkt, daß die höchſte Gewalt des Geſammtvolkes ſo ſehr in Schatten getreten iſt vor der ausübenden der Beamten und den letzteren oft beigelegt wird, was jenem gebührt. Nach ächt ariſtokratiſcher Anſicht behauptete den Rang vor der Volksverſammlung die **Geronia** (**Geruſia**), beſtehend aus beiden Königen, die den Vorſitz hatten, und 28 Männern, aus den tugendhafteſten Alten von mindeſtens 60 Jahren durch das Volk erwählt auf lebenslang u. unverantwortlich im Amte. Außer dem weſentlichſten Theile ihres Berufs, allgemeine Staatsſachen zur Mittheilung an die Volksverſammlung vorzubereiten und die Staatsverwaltung im Ganzen zu leiten, hatten ſie in Verbindung mit den Ephoren Oberaufſicht über Beſtehen geſetzlicher Sitte, insbeſondere aber das Gericht über Blutklagen. Die Könige ſtimmten wie jeder andere Geront; in Abweſenheit eines Königs ſein nächſter Verwandter. Die **Volksverſammlung**, an welcher die Periöken nicht Theil nahmen, wurde nach einer lykurgiſchen Rhetra zu beſtimmten Zeiten zwiſchen dem Bache Knakion u. der Brücke Babyka gehalten; ſie beſchloß mit bejahendem oder verneinendem Geſchrei, alſo ohne Debatte, über das, was die Geruſia ihr vorlegte, namentlich über Krieg und Frieden, Geſetze und Beamtenwahl. Die Rechtspflege gehörte ihr nicht an. Noch in der Zeit nach Lykurg ungefügig, ward ſie durch das Geſetz des Polydorus oder Theopompus, daß die Könige und Geruſia ſie auflöſen könnten, wenn ſie zu verkehrtem Beſchluſſe ſich neigte, gänzlich gelähmt. Eine von Xenophon genannte **kleine** Verſammlung ſcheint der ältern Zeit fremd, in der ſpätern aber entweder ein Zuſammentreten ſämmtlicher Beamten und einer Art Bürgerdeputation, oder, was wahrſcheinlicher iſt, der Homoioi geweſen zu ſeyn. Die **Könige** gelangten aus den beiden herakliſchen Geſchlechtern des Euryſthenes u. Procles nach Erbrecht und Erſtgeburt zur Regierung. Sie durften ſich nicht mit einer Ausländerin vermählen, und bei den Königinnen ward auf eheliche Treue gehalten, damit das königliche Blut rein bliebe. Durch Wohnung, Ländereien, ihnen zukommende Lieferungen von Opfervieh und Häuten, und Beute, beſondere Ehre beim öffentlichen Mahle, endlich Feierlichkeit der Beſtattung vor allen andern ausgezeichnet, erſcheinen ſie nach den Gegenſtänden ihrer Thätigkeit als Nachbilder der heroiſchen Fürſten, als Oberprieſter im Kult des lacedämoniſchen und himmliſchen Zeus und, mit Zuziehung der Pythioi, als Beſorger des Orakelweſens, als Feldherren, umgeben von einem Dienſtgefolge (Damoſia), und als Richter über die am weſentlichſten mit dem phyſiſchen Leben der Geſammtheit des Staates zuſammenhängenden Rechtshändel, nämlich über Erhaltung des Geſchlechts und Erbes, darum auch als Obervormünder. Aber ihre Macht, in älterer Zeit nicht genau begrenzt und daher zwiſchen despotiſch geſinnten Königen und freiheitsluſtigem Volke ſtreitig, war ſpäterhin, namentlich nach dem Aufkommen der Ephoren (unter Theopompus), beſchränkt; namentlich leiſteten ſie einen Schwur, nach dem Geſetze regieren zu wollen, wogegen ein Ephore im Namen des Staates ſchwur, das Königthum aufrecht halten zu wollen; nach einem Kriegszuge waren ſie verantwortlich; die Ephoren konnten Rügen über ſie ausſprechen in geringen Dingen; im Großen richtete über ſie das hohe Gericht der Geronten und Ephoren. Alle neun Jahre beobachteten die Ephoren den Himmel, ob die Könige ihre Pflicht thäten, und bei ungünſtigen Himmelszeichen mußte der betroffene König ſich der Regierung enthalten, bis ihm ein Orakelſpruch aus Delphi oder Olympia half. Die **Ephoren**, fünf Männer aus der Mitte des Volkes, jährlich im Herbſtäquinoctium gewählt, waren nach **einer** Angabe von Lykurg, nach Andern von Theopompus eingeſetzt, aber in der That wohl weder von jenem neu eingeſetzt, noch von dieſem in der Abſicht, die königliche Gewalt durch ſie zu beſchränken und dadurch dauerhafter zu machen, durch ein Königsgeſetz gehoben, ſondern waren vermuthlich uralte Gemeindevorſteher zum Rechtſprechen in Civilſachen und in dieſer Wirkſamkeit von Lykurg beſtätigt; um die Zeit des erſten meſſeniſchen Krieges aber traten ſie, wegen der Abweſenheit der Könige und der Mehrzahl der Bürger, bedeutender hervor, als richtende Stellvertreter der Könige. Es ſcheint, als ob ſie entweder unter Theopompus, der dem Volke das Recht der Debatte entzog, als eine Art Erſatz dafür, oder, nach dem von Terpander geſtillten Aufruhr (um Ol. 33, 2) die Stellung von Volksvertretern einnahmen und, gleich den römiſchen Volkstribunen, ihre Amtsgewalt von der Wehr zum Angriff geſtalteten, namentlich zur Uebung einer tyranniſchen Aufſicht und Rüge über Handlungen ſämmtlicher Magiſtrate und Bürger. Dies Wachsthum ihrer Gewalt erklärt ſich zum Theil aus anfänglichem Bedürfniß des Volkes, eine Vertretung gegen machtſüchtige Könige zu haben, aus der Ausgedehntheit des Kreiſes, über den ihre Anmaßung ſich geltend machen konnte, und wo bei dem Mangel ausdrücklicher Geſetze die Norm oft in ihnen, als dem Ausfluß der geſetzgebenden Macht, ſich befand, und endlich ſelbſt aus der immer zunehmenden Zurückgezogenheit des Volkes von Uebung der geſetzgebenden Gewalt, wodurch dieſe verhältnißmäßig im Kreiſe der Ephoren aufwuchs. Ihr Weſen als Volksvertreter fällt darin am meiſten in die Augen, daß, wie vorhin bemerkt, ihnen die Könige den Verfaſſungseid leiſteten und daß ſie alle neun Jahre den Himmel über die Königsherrſchaft befragten; dies konnte ihnen aber kaum anders als durch förmlichen Volksbeſchluß übertragen ſeyn. Ebenſo, daß nach dem erſten das Jahr benannt wurde. Ausgedehnter noch als die Volksvertretung erſcheint ihr Beruf, als aus der Geſammtheit, in der die Macht des Geſetzes ruhte, hervorgegangener, wachender und perſönlicher

Vertreter des Geſetzes; dadurch nahmen ſie eine Stellung über Königen u. Volk zugleich ein, als Cenſoren und Richter, überhaupt als Geſetzwächter in Einem über Großes und Geringes ausgedehnten Kreiſe, wie ihn die römiſchen Volkstribunen nie gehabt haben, indem dieſe durch Geſetzvorſchläge das Höchſte zu erreichen ſuchten, die Ephoren aber ſelbſt das Geſetz darſtellten. Daher waren ſie rechenſchaftspflichtig nur gegen ihre Nachfolger, und bedeutſam wird dadurch ihr Aufenthalt neben dem Tempel der Furcht. Im Einzelnen ging daraus ihre Aufſicht über Bürgerſitte, verbunden mit der Macht, Bußen aufzulegen und ſogleich einzutreiben, über Fremde, über Erziehung, ihre Prüfung der Amtsführung der Magiſtrate, Hemmung, Rüge oder Anklage derſelben, bis zur Verhaftung der Könige, endlich auch die Aufſicht über die Ehe der Könige und die Sorge für tüchtige Fortpflanzung des königl Geſchlechts hervor. Dazu geſellte ſich natürlich Leitung der öffentlichen Verhandlungen und beſondere Theilnahme an dem, was ſich auf auswärtige Verhältniſſe bezog, wobei die Sendung der Skytale bedeutend ward. Die Beſorgung gewiſſer Opfer der Athene Chalkioikos war nicht unwichtig; die Aufſicht über den Schatz gehört aber wohl erſt ſpäterer Zeit an. Vor der Macht der Ephoren traten alle noch übrigen Magiſtrate in den Hintergrund, keiner von ihnen hat Theilnahme an der höchſten Gewalt gehabt; die Nomophylakes waren, wie ſchon erwähnt, von wenig Gewicht, die Pythier Gehülfen des Königs in Orakelſachen, die fünf Bideer und der Pädonomos leiteten die öffentliche Erziehung, die Harmoſynen wachten über Zucht der Frauen, die fünf Empeloren über Marktverkehr, der Polemarchos beſorgte Kriegsſachen, auch zum Theil die Syſſitien; Harmoſten waren Statthalter für das Ausland. — Die von Lykurg gegebene Verfaſſung im Volke Wurzel ſchlagen und Früchte bringen zu laſſen, dazu mußte die Erziehung der Spartiaten helfen, wie es denn überhaupt bei den Griechen Sitte war, in der Erziehung zum Geſetz eine Gewähr des Geſetzes zu ſuchen. Möglichſte Gleichheit der Bürger und ausſchließliches Intereſſe derſelben für den Staat und deſſen Macht und Ruhm hervorzubringen, war der Zweck der lykurgiſchen Geſetzgebung. Daß bei allem Streben nach Gleichheit eine völlige Gleichheit nicht erreicht werden konnte, liegt in der Natur der Sache; indeſſen war dieſelbe doch grundſätzlich vorhanden und prägte ſich auch ſonſt in den mancherlei Formen aus, namentlich in den Syſſitien (gemeinſchaftlichen Mahlzeiten, zu denen jeder Spartiate verpflichtet war, einen monatlichen Beitrag zu geben). Völlige Gleichheit in der beweglichen Habe herzuſtellen, war unmöglich, doch fand ſie theilweiſe in Betreff der Hunde, Pferde, Wagen, Sklaven, ſelbſt der Vorräthe Anderer Statt. Das ganze Inſtitut der Gütergleichheit bildete die materielle Grundlage für die ethiſchen Zwecke des Staates. Nur dadurch wurde es dem Spartiaten möglich, ſeine Pflichten als Staatsbürger zu erfüllen. Er gehörte nicht ſich, ſondern dem Staate an; in dieſem ſoll ſein Leben aufgehen, daher war es faſt ein durchaus öffentliches. Die Syſſitien, Jagden, Leibesübungen, Theilnahme an den Volksverſammlungen, an Opfern und feierlichen Chören, Zuſchauen bei den gymnaſtiſchen Spielen der Jugend u. dgl. füllten die Zeit des Tages aus. Gewerbe und Künſte, Schifffahrt und Handel zu treiben galt eines Spartiaten für unwürdig. Bereicherung durch Handel war durch das Geſetz, bloß eiſerner Münzen ſich zu bedienen, ausgeſchloſſen. Alle dieſe Beſtimmungen trafen in dem einen Gedanken zuſammen, das Gemüth des Spartaners gegen alles Materielle gleichgültig zu machen und daſſelbe ungetheilt für die ſittlich-politiſchen Zwecke in Anſpruch zu nehmen. Für einen Staat ferner, deſſen ganzes Daſeyn auf der nationalen Sitte ruht, der als die höchſte Aufgabe ſeiner Bürger eben dieſe Hingabe an das Allgemeine betrachtet, war nichts wichtiger, als eine konſequent auf dieſen Zweck gerichtete Erziehung. Schon frühe mußte den Gemüthern das ungeſchriebene Geſetz eingeprägt werden. Die Erziehung war daher, wenigſtens vom 7. Jahre an, durchaus Sache des Staates, öffentlich und gemeinſchaftlich; nur die königlichen Prinzen wurden nicht ſo ſtreng gehalten. Die Erziehung war die nothwendige Bedingung für die Theilnahme an den bürgerlichen Rechten. Sie bildete ein künſtlich gegliedertes Syſtem; ihr vorherrſchender Zweck war militäriſch, körperliche Kräftigung und Abhärtung, ſelbſt bei der weiblichen Jugend, Gewöhnung an ſtreng militäriſchen Gehorſam. Auch die geiſtige und ſchönſittliche Bildung wurde nicht ganz vernachläſſigt, bewegte ſich aber in den Schranken der doriſchen Nationalität. Die Gemeinſchaftlichkeit der Erziehung gab dem jungen Spartaner mannigfache Anregung. Durch Uebung in der Kürze des Ausdrucks gewann er jene Intenſität und Sammlung des Geiſtes, jene gedrungene und kernige Perſönlichkeit, die ihn auszeichnet; durch Erlernung doriſcher Nationallieder wurden die Sitten gebildet und Begeiſterung für das Vaterland erzeugt. Die doriſche Lyrik in ihrer Vereinigung mit Orcheſtik und Gymnaſtik machte einen weſentlichen Theil der Erziehung aus. Aber auch dieſer Theil der Erziehung diente zuletzt dem allgemeinen Zwecke, die Spartiaten zu einem ritterlichen Volke zu bilden, das durch kriegeriſche Tugenden hervorrage und ſtark und im Stande ſey, ſeine althergebrachte Sitte und ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine äußere und innere Selbſtſtändigkeit gegen feindlichen Angriff zu ſchützen und zu behaupten. Die Polizeigewalt war in S. ſehr ausgedehnt. Sie ſuchte nicht bloß ungeſetzliche Thaten zu verhindern, ſondern ſie beobachtete ſelbſt die Gedanken. So wie einerſeits durch die dem Geſetze entſprechende öffentliche Zucht die Geſinnung des Bürgers ſich zu einer geſetzlichen geſtalten ſollte, ſo wurde wiederum Sorge getragen, daß jede Berührung von etwas mit dem geſetzlichen Leben nicht Uebereinſtimmendem fern gehalten würde. Hauptſatz war, daß der beſtehende Zuſtand des öffentlichen Weſens unwandelbar feſtgehalten und dem Bürger als der beſte und vollkommenſte dargeſtellt werden mußte. Zunächſt alſo durfte kein Junger über die Geſetze Bemerkungen, Alte nur

im Vertrauen der Obrigkeit oder einem Altersgenoſſen Mittheilungen in Bezug auf Geſetze machen. Damit nicht von Außen Gefährliches ſich einſchleiche, durfte kein Spartaner ohne ausdrückliche Erlaubniß oder ohne Befehl ins Ausland reiſen. Fremde wurden nur eingelaſſen, wenn ſie mit den Behörden zu verhandeln hatten, durften nicht länger als nöthig verweilen und wurden während ihres Aufenthaltes auf das Schärfſte beobachtet. Wenn auch die Geſetzgebung ſich nicht auf das Innere des Hauſes erſtreckte und den Frauen ziemlich große Freiheit eingeräumt war, ſo griffen doch die Erziehungs- und Ehegeſetze tief in das Recht der Familien ein. Der Staat wachte über Einfachheit in dem Bau und der Einrichtung der Häuſer, über die Kleidung, über die Zucht der Frauen, ſelbſt über die Muſik. Sogar das Haar zu ſcheeren oder wachſen zu laſſen, war nicht Jedermanns Willkür überlaſſen. Die Knabenliebe ſtand unter öffentlicher Aufſicht. — Das lacedämoniſche *Recht* anlangend, ſo kann dasſelbe nur einfach und roh geweſen ſeyn. Beſonders ſchwer iſt es hier, eine Grenze zwiſchen öffentlichem und Privatrechte zu ziehen. Ganz gemäß der Eigenthümlichkeit des ſpartaniſchen Staatsweſens, nämlich einzugreifen faſt in jedes Verhältniß des Individuums, ſehen wir im *Perſonenrecht* die zarteſten Verhältniſſe, über welche die Perſönlichkeit des Einzelnen allein beſtimmen zu können ſcheint, der Verfügung des Staates unterworſen. Zunächſt war die Ehe geboten. Es fand öffentliche Anklage Statt gegen Die, welche gar nicht, welche ſpät oder welche unpaſſend ſich verehelichten. Unfruchtbare Frauen konnten ſchlechthin fortgeſchafft werden, woraus zugleich zu ſchließen iſt, daß Eheſcheidung überhaupt ohne förmliches Gerichtsverfahren Statt finden mochte. Zur Auflöſung des ethiſchen Elementes der Ehe führte die Erlaubniß, daß ein Bürger ſich die Frau eines Anderen zur Befriedigung ſeines Geſchlechtstriebes erbitten durfte, und die Einrichtung, daß ein älterer Mann ſeiner jungen Frau einen rüſtigern Mitbürger zuzuführen verpflichtet war. Von einem Bürger konnte, wie es ſcheint, keine Ehe mit einer Ausländerin geſchloſſen werden. Die *väterliche Gewalt* mußte in demſelben Maße gering im Verhältniß der Familie zum Staate ſeyn, als die Ehegenoſſenſchaft wenig geſchloſſen war. Die Kindausſetzung ward in S., wie bei den übrigen Hellenen, aber unter Aufſicht des Staates, geübt; mißgeſtaltete und ſchwächliche Kinder wurden, nachdem ſie den Aelteſten des Geſchlechts vorgezeigt worden waren, nach den Abgründen des Taygeton, den Apotheten, gebracht. Vom 7. Jahre an gehörte das Kind dem Staate dergeſtalt an, daß des Vaters beſondere Sorge für deſſen Erziehung der allgemeinen ſich unterordnete. Jeder Vater hatte Recht über jedes andern Vaters Kind, und konnte es züchtigen. Eben ſo war es mit der Gewalt über die Heloten, welche, wenn gleich den einzelnen Beſitzern von Grundſtücken zugehörig, doch der Geſammheit zu Erinnerung und Züchtigung Preis gegeben waren. Gegen die Frauen hatten die Familienväter S.'s wenig Recht, begreiflicher Weiſe, weil ſtrenge Geſchloſſenheit der Ehe nicht durch Geſetz u. nicht durch Brauch begehrt wurde. *Vormundſchaft*, nach natürlichem Rechte auch in S. den nächſten Verwandten zuſtehend, konnte bei der gleich näher darzulegenden Beſchaffenheit des Sachenrechtes nur wenig zu ſorgen haben. Das *Sachenrecht* bietet gleichfalls ein gewaltſames Einſchreiten des Staates in das Recht des beſondern Beſitzthums dar, inſofern die mit der erſten Einführung der lykurgiſchen Gütervertheilung verbunden geweſene und in der nächſtfolgenden Zeit ſchmerzlich empfundene Umgeſtaltung der Habe beachtet wird; in der Folgezeit erſcheint das beſondere Recht bei dem Beſitzthum mehr, als bei der Perſon, geſchloſſen gegen den Staat. Von der lykurgiſchen Gütervertheilung haben wir hier nicht die dadurch vermittelte Stellung des Bürgers zum Gemeinweſen, auch nicht die ſtaatswirthſchaftliche Bedeutung derſelben, ſondern zunächſt nur die Grenze zwiſchen dem Eigenthumsrechte des Staates und des Einzelnen, aufzufaſſen. Lykurgs Sorge bei ſeiner Einrichtung war geweſen, daß keine Ungleichheit des Beſitzthums aufkommen, kein Bürger durch Reichthum ſich über den andern erheben möge; ſo lange die lykurgiſche Verfaſſung beſtand, blieb die Aufrechthaltung dieſes Verhältniſſes, daß möglichſt jeder Bürger Ein Grundſtück, kein Bürger aber mehr als Ein Güterloos beſäße, daß keiner dasſelbe veräußerte oder zerſtückelte. Das Grundſtück gehörte nicht dem einzelnen Bürger, ſondern mit ihm der Familie. Daraus eegab ſich, daß eine Ungleichheit des Vermögens eintreten konnte, nämlich wenn ein Familienvater viele, ein anderer wenige Kinder hatte; ferner daß das Eigenthumsrecht nicht bei dem Abſterben des jedesmaligen Inhabers an den Staat zurückfiel, ſondern eine Vererbung in der Familie Statt fand. Dies nach dem Sinne der lykurgiſchen Einrichtung ohne Zerſtückelung des Erbtheils. Der nächſte Erbe war der älteſte Sohn; in Ermangelung von Söhnen erbte auch die Tochter. Des Staates Sorge war hiebei, daß eine Erbtochter nur einen Güterloſen zum Manne bekam, wodurch oft der Uebelſtand der Vermögensloſigkeit jüngerer Brüder ausgeglichen werden mochte. Dunkel iſt es, ob eine Erbtochter ſich einen Mann wählen konnte. Später enthielt ſich der Staat der Einmiſchung auch in den Fällen, wo natürliche Erben nicht vorhanden waren, ſelbſt wenn ein kinderloſer Gutsbeſitzer ſein Gut einem unbegüterten Bürger vermachte. In der Zeit des Verfalls lykurgiſcher Einrichtungen nämlich löſte das Geſetz des Epitadeus, welches freie Verfügung des Gutsbeſitzers über ſein Gut verſtattete, die Einrichtung auf, daß Niemand mehr als Ein Gut beſäße, und daraus ging hervor, daß zuerſt viele Güter an Einzelne, und mit der Verminderung der Zahl der Männer viele Güter durch Vererbung oder Mitgift an die Erbtöchter kamen, wogegen manche Bürger ſo arm waren, daß ſie ihren Beitrag zu den Syſſitien nicht liefern konnten und daher der Theilnahme am Staatsweſen verluſtig gingen. Das *bewegliche Gut* der Spartiaten war, ſo lange das Verbot, edles Metall zu beſitzen, galt

unerheblich, wenn man die Waffen ausnimmt; das Mein und Dein ward überdies durch die lykurgiſche Einrichtung, daß Sachen eines Andern zum Nießbrauch erbeten werden konnten, etwas verwiſcht; mit den Vergütungen für dergleichen Nießbrauch fielen natürlich die rechtlichen Verträge der Locatio Conductio in der Hauptſache weg. Gleichgültigkeit gegen Mein und Dein mußte auch aus der Anleitung der Knaben zum Stehlen hervorgehen. Verträge über Mein und Dein waren jedoch in ſpäterer Zeit üblich, und zwar auch über unbewegliche Güter, jedoch ſo lange Verkehr und Handel faſt ausſchließlich in den Händen der Periöken war, konnten dergleichen Verträge unter Spartiaten nicht viel bedeuten. Das Strafrecht umfaßte das bürgerliche Leben in weiterer Ausdehnung, als in andern Staaten, weil das Leben nach ſeiner geſammten Gliederung und Bewegung dem Geſetze unterwürfig gemacht worden war, und daher Manches, was an ſich für ſchuld- und ſtraflos gelten mag, dort als Abweichung von dem bürgerlichen Geſetze geahndet ward. Von dem, was unmittelbar gegen die Gemeinde gerichtet war, wurde für das höchſte Verbrechen der Verſuch, die geſammte beſtehende Verfaſſung umzuſtürzen, angeſehen. Auch Entweichung aus dem Staate galt für todeswürdiges Verbrechen. Es iſt alſo nicht im Allgemeinen richtig, daß Verlaſſung des lakoniſchen Gebiets gegen eine durch andere Vergehen verwirkte Strafe geſichert habe. Wenn einige Könige, als Leotychides und Pauſanias, Sohn des Pleiſtonax, ungefährdet in Lakoniens Nähe, namlich im Tempel der Athene Alea zu Tegea, lebten, ſo mag das, abgerechnet die Heiligkeit des Aſyls, zum Grunde gehabt haben, daß man abſichtlich, um der Heiligkeit des Königthums nicht durch ein peinliches Verfahren zu nahe treten zu müſſen, es nicht aufs Aeußerſte kommen ließ, ſondern ein Auge zudrückte. Feigheit verwirkte ſchwere Ahndung; wer gezittert hatte oder flüchtig geworden war, war der Ehre verluſtig und dazu thätlichen Herabwürdigungen und empfindlichen Entbehrungen blosgeſtellt. Aus der Betrachtung der Hauptzüge der Verfaſſung ergibt ſich ferner, daß Beſitz von edlem Metall, Mangel an Fügſamkeit in die öffentliche Zucht, Eheloſigkeit u. ſ. w. geahndet wurden. Mittelbare Verletzung des Geſetzes durch Gefährdung eines Staatsgenoſſen konnte bei der beſondern Geſtaltung des Beſitzthums von Sachen kaum anders, als gegen die Perſon gerichtet, vorkommen und bei dem Mangel an ſtrenger Geſchloſſenheit der Ehebande war auch dieſer Kreis beſchränkter, als anderswo. Der Begriff von der Blutſchuld eines Todtſchlägers beſtand hier wie im geſammten Griechenland; ſelbſt Knaben, die eine Blutſchuld auf ſich geladen hatten, mußten nach dem bekannten Brauche das Land meiden. Unzucht gegen Knaben geübt ſcheint, einer Nachricht des Aelian zufolge, beſtraft worden zu ſeyn; doch iſt die berufene Knabenliebe der Spartiaten mit einem nicht ganz unverdächtigen Dunkel umhüllt. Beleidigung durch Worte hat S.'s Strafgeſetz ſchwerlich gekannt, außer was die Kriegsehre betraf.

Unter den Strafen iſt oben an zu nennen, daß, wer nicht nach dem Geſetze überhaupt ſein Leben einrichten wollte, ſeine Geltung als Vollbürger (Ὅμοιος) verlor. Dies iſt die negative Seite der ſpartiatiſchen Atimia, zu der als einzelner Fall gehört, daß, wer ſeinen Beitrag zu den Syſſitien nicht lieferte, die Theilnahme am Gemeinweſen einbüßte. Aber S. hatte auch eine poſitive Seite der Atimie, mit der beſonders Hageſtolze und Feige belegt zu werden pflegten. Den Ariſtodemus, der die Niederlage von Thermopylä überlebt hatte, traf, wie Herodot ſagt, Eheloſigkeit und Schimpf. Keiner zündete ihm Feuer an oder ſprach mit ihm. Die ſich auf Sphacteria an die Athener ergeben hatten, verloren nicht nur das Recht zu Aemtern, ſondern durften auch nichts kaufen od. verkaufen. Auch, heißt es anderswo, durfte ein Eheloſer nicht um eine Bürgerstochter freien, wurde aber nichts deſto weniger als Hageſtolz beſtraft; in Chören ſtand er am unterſten Platze, Jedem mußte er ausweichen, den halben Schnurrbart abſcheeren; wenn er Töchter hatte, dieſe im Hauſe aufziehen, denn ſeine Schuld ging auf ſie über, und wenn er irgend etwas thun wollte, was die Unbeſcholtenen thaten, konnte ein Jeder ihn ſchlagen. Schläge waren überhaupt, insbeſondere bei der Knabenzucht, ſehr gäng und gebe in S.; doch läßt ſich außer der Kriegszucht weder von ihnen, noch vom Gefängniß nachweiſen, daß ſie als förmliche Strafe von Seiten des Staates verhängt worden ſeyen. Aber zu Tode gegeißelt wurde Kinadon. Andere Todesarten waren Erdroſſelung im Gefängniß an einem Orte, der Dekas genannt wurde; auch Hinabſtürzung in den Abgrund Käadas. Multen (Geldſtrafen) waren nach altlykurgiſchen Satzungen gering bis zum Lächerlichen; in ſpäterer Zeit, als Beſitz edeln Metalls minder ſtreng verpönt war, mußten Könige und Feldherren zuweilen große Summen bezahlen; den Königen wurde auch wohl das Haus niedergeriſſen.

Die Gerichte wurden nicht, wie in Athen, mit Geſchwornen aus der Mitte der Bürger beſetzt; doch war auch nicht eine einzelne Behörde allein mit der Rechtspflege betraut. Der höchſte Gerichtshof, z. B. wenn ein König zu Recht ſtehen ſollte, beſtand aus den Geronten nebſt dem andern Könige, den Ephoren und vielleicht einigen andern Beamten; auch die ſogenannte „kleine Verſammlung" mochte Spruchrecht haben. Mordklagen wurden von den Geronten entſchieden; über Verträge ſprachen die Ephoren, jeder einzelne über eine beſondere Art derſelben. Ueber Zwiſte anderer Art richteten die Polemarchen; nach Cythera wurde ein eigener Richter, Cytherodikes, geſandt; Sachen der Periöken wurden muthmaßlich von Harmoſten gerichtet. Was unter ihnen oder zwiſchen ihnen und Spartiaten Rechtens war, läßt ſich nicht nachweiſen. Eine öffentliche Klage konnte jeder im Genuß ſeines Rechts befindliche Bürger anſtellen; denn Anzeige eines drohenden oder begangenen Frevels konnte auch der Helot machen. Fiskaliſches Verfahren mag öfter, als in Athen, Statt gefunden haben. Eigene Sachen führte der Be-

theiligte ſelbſt; wer durch Jugend u. ſ. w. verhindert wurde, ſchickte Freunde oder Verwandte. Die gerichtlichen Verhandlnngen, beſonders in Blutſachen, waren ſehr langſam, nnd dennoch konnte ein ſchon einmal Losgeſprochener abermals vorgeladen werden (**Wachsmuth**, Hell. Alterth.).

Geſchichte S.'s in ſeiner Blüthe v. Lykurg bis zum Aufhören ſeiner Selbſtſtändigkeit. Der ſyſtematiſch genährte Geiſt führte den wiedergebornen Staat bald über ſeine Grenzen hinaus. Der erneuerte Kampf mit den alten Einwohnern hatte die völlige Unterwerfung derſelben zur Folge. Dnrch Grenzſtreitigkeiten veranlaßt, entſtanden die Kriege mit Meſſenien; ſie endigten mit der Unterjochung des Landes (ſ. **Meſſeniſche Kriege**). Langwierige und oft erneuerte Kriege hatte S. mit Argos zu führen. Erſt zu der Zeit des Kröſus gewannen die Spartaner die Oberhand und zwangen Tegea zur Anerkennung ihrer Hegemonie, die ſich damals bereits über den größten Theil des Peloponneſes erſtreckte. Die Landſchaft Cynuria, der Hauptzankapfel zwiſchen S. nnd Argos, wurde erſt um Ol. 58 durch König Othryades für S. erobert; durch den Sieg des Kleomenes bei Tiryns ward S.'s Uebergewicht im Peloponnes für immer entſchieden; nur Achaja und Argos entzogen ſich noch immer ſeinem Einfluß. Auf Athen denſelben auszudehnen, gelang ihm durch Vertreibung der Piſiſtratiden nicht, vielmehr ſchuf es ſich gerade hierdurch gegen ſeinen Willen einen gefährlichen Gegner, ſo wie es 519 v. Chr. durch die Ueberweiſung Plataä's an Athen den erſten Grund zur Vergrößerung dieſes Staates legte. Beim Beginn der Perſerkriege ſchaarte ſich ganz Griechenland um die Spartaner, und nach der Schlacht bei Mykale ſtanden ſie an der Spitze eines Bundes, der neben den meiſten Staaten des Mutterlandes auch die Kolonien in ſich begriff. Aber der weite Geſichtskreis, der ſich S. damit eröffnete, vertrug ſich nicht mit ſeiner auf ſtrenge Abgeſchloſſenheit berechneten Verfaſſung. Im Perſerkriege ſelbſt hatte S. wenig Ruhm ſich erworben; ſein Glanzpunkt war die Aufopferung des Leonidas und ſeiner Dreihundert bei den Termopylen. Bei Marathon kamen die Spartaner zu ſpät; bei Salamis ſpielte Themiſtokles mit den Athenern die Hauptrolle; vor der Schlacht bei Plataä benahmen ſich die Spartaner engherzig, ja beinahe verrätheriſch. In dem Plane, die mediſch Geſinnten von der Amphyctyonie auszuſchließen und die Jonier in die Küſtengegenden dieſer zu verpflanzen, in dem Verlangen, alle feſten Plätze außerhalb des Peloponneſes zu ſchleifen, legten die Spartaner das Geſtändniß der Unfähigkeit für eine ſo weit ausgedehnte Hegemonie ab. Der Uebermuth des Pauſanias brachte endlich den lang verhaltenen Groll der Bundesgenoſſen vor Byzanz zum Ausbruch, S. mußte auf die Hegemonie zur See verzichten. An dem Kriege gegen Perſien nahm es keinen weitern Antheil, und im Innern gelähmt, konnte es den aufſtrebenden Athenern das Gegengewicht nicht halten. Einen Aufſtand der Arkadier und der mit dieſen verbündeten Argiver dämpfte S. zwar glücklich, aber ein Aufſtand der Meſſenier, der in Folge eines großen Erdbebens entſtand, lähmte des Staates Kraft im Innern und zwang ſogar zu einer Bitte an Athen um Hülfe. Als S. ein Hülfscorps, welches Cimon von Athen im J. 463 zuführte, beſchimpfte, entſtand offener Bruch zwiſchen beiden Staaten. Athen, ſich vom peloponneſiſchen Bunde losſagend, verband ſich mit Theſſalien, Argos und Megara, und S. ſah nun auch ſeine Landhegemonie beſchränkt. Um ſo eifriger benutzte es die geſtörte Ruhe in Doris, um ſich wieder Einfluß im nördlichen Griechenland zu verſchaffen. Noch während des dritten meſſeniſchen Krieges (457 v. Chr.) wurde den Doriern ein Hülfsheer gegen die Phocäer geſandt, welches auf ſeiner Rückkehr die Athener mit ihren Bundesgenoſſen bei Tanagra ſchlug. Um den Athenern im Norden ein Gegengewicht zu verſchaffen, ſtellte S. das Principat Thebens her. Die Schlacht bei Oenophyta 62 Tage nach der Schlacht bei Tanagra geliefert, vernichtete wieder den Einfluß der Spartaner. Im J. 456 näherten ſich Athen und S. einander wieder, und im J. 452 ward ein 15jähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen. Im J. 447 machten die Spartaner trotzdem einen Einfall in Attika; aber Pleiſtonax, von Perikles beſtochen, zog ſich zurück, und im J. 445 folgte ein 30jähriger Frieden, in welchem beide Staaten ſich den Beſitz ihrer Hegemonie garantirten. Aber der tiefer liegende Gegenſatz zwiſchen dem joniſchen und dem doriſchen, dem demokratiſchen und ariſtokratiſchen Elemente, ſo wie der Ehrgeiz beider Staaten ließ es zu keiner dauernden Verſöhnnng kommen, und im **peloponneſiſchen Krieg** (ſ. d.) fand der ſchroffe Gegenſatz ſeinen Ausdruck. S. ging aus demſelben mächtiger hervor, als es je zuvor geweſen war. Alle frühern Bundesgenoſſen Athens waren ihm zugefallen, aber S. verſtand gewonnenen Beſitz nicht mit Mäßigung und Klugheit zu behaupten. Gewalt und Treuloſigkeit waren die Grundſätze der Politik eines Lyſander u. Ageſilaus. Ueberall wnrden unter S.'s Aegide oligaechiſche Verfaſſungen eingerichtet. Ein Hauptziel der ſpartaniſchen Politik war die Wiedergewinnung der kleinaſiatiſchen Küſte, welche im peloponneſiſchen Kriege gegen Subſidien den Perſern Preis gegeben worden war. Deshalb unterſtützten die S. den jüngern Cyrus gegen Artaxerxes. Als nach der Schlacht von Kunaxa Tiſſaphernes die kleinaſiatiſche Küſte von Neuem bedrohte, wurde im J. 399 v. Chr. Thimbron, dann Dercyllidas und zuletzt Ageſilaus mit Heeresmacht dahin abgeſandt. Aber die glänzenden Erfolge des Letztern vermochten nicht die Stellung S.'s im Mutterland zu ſichern. Athen hatte ſeine Oligarchen verjagt; die Eiferſucht des Königs Pauſanias hatte die Gewaltſchritte Lyſanders gehemmt, und S. hatte in die Wiederherſtellung der Demokratie in Athen willigen müſſen. Ueberdies war die Stimmung in Griechenland den Spartanern wieder feindſelig geworden, und Ageſilaus' Aufforderung zum Kampf gegen den Perſerkönig blieb bei Athen, Theben und Korinth erfolglos; ja die genannten Staaten nebſt Argos, Euböa, den opuntiſchen und ozoliſchen

Lokrern, den Maliern und Akarnaniern verbündeten ſich gegen S., und es entſtand im J. 394 v. Chr. der ſogenannte korinthiſche oder erſte böotiſche Krieg. In Folge des unglücklichen Treffens bei Haliartus, wo Lyſander fiel, mußte Ageſilaus zurückgerufen werden. Als im J. 394 die perſiſche Flotte unter Conon über Piſander bei Cnidus ſiegte, wurden die kleinaſiatiſchen Harmoſten vertrieben, und die bedeutendſten Städte und Inſeln fielen von S. ab. Trotz des Bundes mit Aegypten war es unfähig, ſich zu Land und See zugleich zu behaupten; es trat deshalb durch Iphicrates auch um ſeine ſeitherige Ueberlegenheit im Landkrieg gebracht, in Unterhandluug mit Perſien und beging an Griechenland einen neuen Verrath dutch den berüchtigten antalcidiſchen Frieden, deſſen Beſtimmungen es durch eine Reihe gewaltſamer und treuloſer Handlungen im Sinne ſeiner ſelbſtſüchtigen Politik auszubeuten ſuchte. Es zwang Theben, ſeine Städte frei zu geben, Argos, ſeine Beſatzung aus Korinth zurückzuziehen, und ſchaltete im Peloponnes als unumſchränkter Herr. Ageſipolis I. griff unter nichtigen Vorwänden das aufſtrebende Mantinea an; in Phlius wurde die Demokratie erſtickt und die Oligarchie eingeſetzt, 382 v. Chr., der thraciſche Städtebund angegriffen, und Olynth, nach dreijährigem Kampfe erobert, erhielt ſpartaniſche Beſatzung. Nach der Beſetzung der Kadmea in Theben waren die Hauptſtaaten, Theben, Athen und Argos, entkräftet, im Peloponnes gebot S. ohne Widerſpruch, im Weſten war es mit dem Tyrann Dionyſius, im Oſten der Perſerkönig mit ihm verbündet, Olynth und andere Städte verſtärkten ſeine Heere. Theben aber erkämpfte ſich im J. 379 ſeine Freiheit und die Hegemonie über Böotien wieder, und die wiederholten Angriffe der Könige Kleombrotus und Ageſilaus wurden von dieſer Stadt ſiegreich zurückgewieſen. In dem Kampf, den S. nunmehr gegen Athen und Theben unternahm, wurde es von Chabrias bei Naxus, von Timotheus in der Gegend von Leucas geſchlagen. Im J. 371 wurde zu S. ein Friede auf Grundlage des antalcidiſchen eingegangen. Die helleniſchen Staaten ſollten frei ſeyn und S. ſeine Harmoſten zurückziehen; dagegen ließ es ſich ſeine Hegemonie zu Lande beſtätigen und trat die Supremätie zur See förmlich an Athen ab. Thebens Weigerung, die böotiſchen Städte frei zu geben, ſo lange S. mit Meſſenien nicht ein Gleiches thue, führte zu neuen Verwicklungen, und die Schlacht bei Leuctra erſchütterte S.'s Macht u. Kriegsruhm für immer. Epaminondas rückte im J. 369 in den Peloponnes ein, verwüſtete Lacedämonien, entzog ihm ſeine Bundesgenoſſen, machte Meſſenien ſelbſtſtändig und brachte ſo S. an den Rand des Verderbens. Vergebens ſuchte es ſich durch Bündniß mit Perſien zu kräftigen, und im J. 366 ſchloſſen ſeine wenigen Verbündeten einen Separatfrieden mit Theben. S. gab nun ſeine Hegemonie völlig auf. Nach der Schlacht bei Mantinea ſchloſſen die griechiſchen Staaten unter perſiſcher Vermittlung einen allgemeinen Frieden, an dem jedoch S. nicht Theil nahm. Von der Ohnmacht, in die es verſunken war, konnte es ſich um ſo weniger erholen, je mehr die von Lykurg gegebene Verfaſſung im Lauf der Zeit untergraben worden war. Mit den Perſerkriegen war S. aus ſeiner abgeſchloſſenen Stellung herausgetreten und hatte ſich den Einflüſſen des Auslandes geöffnet. Der Verkehr mit dem üppigen Perſien und dem aſiatiſchen Griechenland wirkte verderbend auf die einheimiſche Sitte; die Könige (Cleomenes I., Leotychides, Pleiſtonax, Anaxandrides u. ſ. w.) gingen in Uebertretung derſelben voran, und die Feldherren (Pauſanias, Eurybiades, Gylippus) blieben nicht hinter ihnen zurück. Mit Lyſander riß die Sucht nach Reichthum ein, und die Luſt am Beſitz edlen Metalls wurde allgemein. S. wurde eine der reichſten Städte Griechenlands. Mit der Erweiterung des politiſchen Geſichtskreiſes wurde die Staatsverfaſſung alterirt. Die geſtiegene Macht der Ephoren untergrub das Königthum und erſchütterte ſo das Staatsgebäude, zumal die Gewalt derſelben ſich nach und nach über alle Staatsbehörden ausdehnte. Von Volksverſammlungen und Geruſia iſt ſchon im peloponneſiſchen Krieg kaum mehr die Rede. In Folge der immerwährenden Kriege ſank die Zahl der männlichen Bevölkerung, und in der Mitte des peloponneſiſchen Kriegs war die Bevölkerung ſchon ſo geſchwunden, daß zur Schlacht bei Mantinea kaum 6000 Hopliten aufzubringen waren, und zur Zeit des Ariſtoteles ſtellte S. nicht viel über 1000 Hopliten. Wenn dieſer Stand der Bevölkerung von ſelbſt die Vermögensgleichheit aufheben mußte, ſo wurde dieſe Störung noch mehr gefördert durch das Geſetz des Ephoren Epitadeus, welches durch Schenkung oder Teſtament frei über das Ackerloos zu verfügen geſtattete. Einzelne Häuſer bereicherten ſich, andere waren gezwungen, ſelbſt ihr Feld zu bebauen oder ſich ſonſt ihren Unterhalt zu verſchaffen. Das aktive Bürgerrecht beſchränkte ſich auf die Homoien. Die Verfaſſung ging in eine völlige Oligarchie über, und das herrſchende Patriciat ſuchte mit hartnäckiger Engherzigkeit ſeine Vorrechte zu behaupten und konnte ſich nicht entſchließen, der nicht ſpartaniſchen Bevölkerung eine weniger drückende Stellung einzuräumen. So wuchs die Unzufriedenheit aller Klaſſen der Bevölkerung, und in den erſten Jahren der Regierung des Ageſilaus wäre durch Kinadons Verſchwörung das Staatsgebäude faſt über den Haufen geworfen worden. Im Innern krank und ſeiner Bundesgenoſſen beraubt, konnte ſich S. ſeit der Schlacht bei Leuctra nie wieder zu ſeinem frühern Einfluß erheben. Im phocäiſchen Kriege nahm es, von den Amphictyonen mit einer Geldbuße für die Beſetzung der Kadmea belegt, Partei für die Phocäer und griff, wiewohl ohne Erfolg, Meſſenien an. Uebergriffe S.'s hatten zur Folge, daß die Nachbarſtaaten ihre Blicke auf Philipp von Macedonien richteten, der ſich nun überall im Peloponnes eine Partei bildete. Nach der Schlacht bei Chäronea durchſtreifte er Lakonien bis an die Seeküſte, zwang die Spartaner, die den Argivern, Megalopolitanern, Tegeaten und Meſſeniern entriſſenen Ortſchaften herauszugeben u. drängte

ſie in ihr voriges Gebiet zurück. Alexander dem Gr. verſagten ſie die Heeresfolge und trugen noch vor dem Treffen bei Iſſus dem Darius Codomannus ein Bündniß an. Agis II. unterſtützte die Perſer gegen Kreta, und ſuchte im Peloponnes dem macedoniſchen Bunde gegenüber eine ſpartaniſche Hegemonie aufzurichten, bis ihn, im J. 330 v. Chr., Antipater bei Megalopolis ſchlug. Nach Alexanders Tode bewahrete S. ſeine Unabhängigkeit. Demetrius Poliorcetes griff nach dem Siege über Archidamas IV. bei Mantinea S. zwar an (296 v. Chr.), hob aber wegen des Thronwechſels in Macedonien plötzlich die Belagerung auf. Bei dem Ueberfall des Pyrrhus, im J. 272 v. Chr., vereinigten alle Klaſſen der Bevölkerung, die Jungfrauen nicht ausgenommen, ihre Kräfte zum Schutz der Stadt. In der Folge befehdete S. fortwährend die Nachfolger Alexanders und deren Schützlinge. Areus ſuchte, mit Ptolemäus Philadelphus verbündet, Athen vergeblich gegen Antigonus Gonatas zu retten und fiel im Kampfe gegen die Macedonier vor Korinth (267 v. Chr.); Acrotatus blieb in demſelben Jahre in einem Treffen gegen den Tyrannen von Megalopolis. Nach Außen noch ſelbſtſtändig, ging S. jedoch im Innern immer mehr ſeinem gänzlichen Verfall entgegen. Die Könige und Geronten galten den Ephoren gegenüber gar nichts mehr. Aus der Kriegskunſt war ein förmliches Handwerk geworden; die Spartiaten würdigten ſich zu Miethlingen des Auslandes herab. Am Tänarus war ein förmlicher Werbeplatz. So iſt es erklärlich, wie zur Zeit des Königs Agis III. die Zahl der Spartiaten auf 700 geſchmolzen ſeyn konnte. Luxus und Schwelgerei griffen immer mehr um ſich; die Syſſitien wurden zur bloßen Form, und die Geſetze ſuchte man auf jede Weiſe zu umgehen. Das weibliche Geſchlecht litt an tiefer Entſittlichung. Die immer kleiner werdende Volkszahl und die überhand nehmende Sitte der Mitgiften machte das Mißverhältniß im Beſitze immer größer. Zu Zeiten des Ageſilaus waren ²/₅ der Ländereien weibliches Gut und als Agis III. die Regierung antrat, gab es nur 100 Grundeigenthümer und Inhaber der bürgerlichen Rechte. Dieſer König ſuchte durch friedliche Reform die Schäden des Staates zu heilen und die lykurgiſche Verfaſſung wieder herzuſtellen, doch ſcheiterten ſeine Plane (ſ. Agis). Cleomenes III. ſuchte vor allen Dingen das königliche Anſehen zu heben und die Macht des Ephorats zu brechen. Als Mittel hierzu diente ihm der Krieg gegen die Achäer. Ruhmgekrönt kehrte er im J. 226 v. Chr. zurück und begann ſeine Reformen mit dem Sturz der Ephoren und der Verbannung der oligarchiſchen Gegner. Ohne weiteres Hinderniß wurden die Schulden getilgt, die Bürgerſchaft durch Aufnahme von Periöken auf 4000 gebracht, die Ländereien unter ſie neu vertheilt und die lykurgiſche Zucht wieder eingeführt. Nun faßte Kleomenes auch den kühnen Plan, die Hegemonie im Peloponnes und in Griechenland ſeinem Vaterlande wieder zu erkämpfen. Nach der Eroberung von Argos war er nahe daran, an die Spitze des achäiſchen Bundes zu treten, als Antigonus, von Aratus herbeigerufen, im J. 222 v. Chr. in der Schlacht bei Sellaſia die Macht des kaum verjüngten Staates brach. Kleomenes floh nach Aegypten; ſein Bruder und Mitregent war in der Schlacht geblieben. S. mußte ſich an Antigonus ergeben, ward aber im Ganzen milde behandelt. Die letzten Reformen wurden wieder aufgehoben und das Ephorat hergeſtellt. Der Staat trat dem achäiſchen Bunde bei, behielt aber im Uebrigen ſeine Unabhängigkeit. Die Mehrheit der Spartaner neigte ſich aber im Geheimen den Aetolern zu, und der Zwieſpalt der Anſichten führte zu blutigen Auftritten. Die macedoniſch geſinnten Ephoren wurden ſchon im J. 221 erſchlagen und ein gewiſſer Lykurg mit Uebergehung der noch vorhandenen Herakliden zum König gewählt. Chilon ſuchte zwar im J. 219 v. Chr. den Lykurg zu ſtürzen, wurde aber bald nach Aſien verjagt. S. ſchloß ſich offen an die Aetoler an und kämpfte mit ihnen in dem Bundesgenoſſenkriege gegen Philipp und die Achäer. Auf Lykurg ſcheint deſſen Sohn Pelops um 211 v. Chr. gefolgt zu ſeyn, den der Uſurpator Machanidas frühe verdrängte. In dieſem erhielt S. ſeinen erſten Tyrannen; er hob das Ephorat auf, trat als unumſchränkter Herr auf und machte ſich an der Spitze ſeiner Söldnerſchaaren im Peloponnes furchtbar. Philopömen erſchlug ihn in der Schlacht bei Mantinea (im J. 207 v. Chr.). Jetzt fiel S. in die Hände des blutdürſtigen Nabis, deſſen Regierung eine faſt ununterbrochene Reihe von Kriegen, ein Gewebe von gewiſſenloſer, verrätheriſcher Politik iſt. Zuerſt auf Seiten der Römer, trat er im Anfang des römiſch-macedoniſchen Krieges zu Philipp über, verband ſich aber bald darauf wieder mit Flamininus gegen Philipp, trotzte dann den Römern und brachte S. im Frieden vom J. 195 um die lakoniſchen Küſtenſtädte, das Gebiet der ſogenannten Eleutherolakonen, über welche die Achäer die Schutzgerechtigkeit erhielten. Nach der Ermordung des Nabis durch die Aetoler (im J. 192 v. Chr.) gewann Philopömen S. wieder für den achäiſchen Bund, aber der alte Haß der Spartaner gegen die Achäer blieb. Eine Empörung im J. 191 wurde durch Philopömen ſchnell gedämpft, und S. blieb diesmal vor härterer Strafe bewahrt. Als es aber im J. 188 von Neuem abfiel und ſich unter römiſchen Schutz ſtellte, rückte Philopömen vor S., ließ die Häupter der Empörung hinrichten, die Mauern niederreißen und die fremden Söldner und die von den Tyrannen unter die Bürger aufgenommenen Heloten entfernen. S. mußte den lykurgiſchen Geſetzen entſagen und achäiſche Einrichtungen annehmen. Megalopolis erhielt den Diſtrikt Belbina. Den Spartanern fehlte nunmehr alle Kraft zu fernerm Widerſtand; Rom ſah zu, wie ſich die Achäer und Spartaner gegenſeitig durch ihre Streitigkeiten entkräfteten, bis der geeignete Zeitpunkt zum Eingreifen gekommen war. Nach der Vernichtung des achäiſchen Bundes und der Unterwerfung von ganz Griechenland theilte S. das ziemlich leidliche Loos der übrigen griechiſchen Staaten; ja es ſoll den Spartanern von den Römern ausgezeichnete

Ehre zu Theil geworden ſeyn: ſie blieben frei und leiſteten keine andern als Freundſchaftsdienſte. Im mithridatiſchen Kriege ſchloſſen ſie ſich mit den Achäern an Archelaus an. Auguſtus erklärte die lacedämoniſchen Küſtenorte aufs Neue für unabhängig von S. Mit Eurykles, dem Günſtling des Auguſtus, ſchien die Zeit der Tyrannen wiederkehren zu wollen. Unter den Kaiſern nach Auguſt blieb den Lacedämoniern kaum noch ein Schatten von Freiheit. Unter Tiberius wurden ihre Rechtshändel nach Rom gezogen; Caracalla bildete ſich in Rom zwei beſondere Centurien von ſpartaniſchen Jünglingen. Die lykurgiſchen Einrichtungen dauerten bis ins 5. Jahrh. fort; erſt das Chriſtenthum verdrängte die letzten Reſte derſelben.

Topographie von S. Die Stadt lag (eine Stunde nordöſtlich vom heutigen Miſtra um die Dörfer Magula, Pſykhiko, Kalyvia und und Kalagonia her) auf den äußerſten Abhängen des ſich etwa 20 Stadien weſtlich von der Stadt erhebenden Taygetus und auf dem rechten Ufer des dicht vor ihr vorbeifließenden Eurotas (jetzt Iri oder Waſilipotamo), mit dem ſich hier an der Nordweſtſeite der Stadt das Flüßchen Oenus und an der Südſeite das Flüßchen Tiaſa vereinigen, und jenſeit deſſen ſich, bloß 1½ Stad. von der Stadt entfernt, der ſteile und ſchwer zu erſteigende Berg des Menelaus (jetzt Malevo) erhebt. Es konnte ſchon deswegen, weil es auf mehren Hügeln lag, die den genauern Zuſammenhang der einzelnen Theile und die Anlegung gerader Straßen verhinderten, keine regelmäßige Stadt ſeyn und beſtand daher aus mehren getrennten, ja zerſtreut liegenden Quartieren, die zuſammen einen Umfang von 48 Stad. oder etwas mehr als 2 Stunden hatten. Die Einwohnerzahl mag ſich auf 60,000 belaufen haben. Polyb. V, 22, gibt eine militäriſche Ueberſicht von der Lage der Stadt, und Pauſan. III, 11 ff. nennt eine Menge von Lokalitäten und Gebäuden daſelbſt, aber größtentheils ohne ihre Lage näher zu beſtimmen, weshalb bei den ſehr geringfügigen Ueberreſten der alten Stadt eine Topographie derſelben große Schwierigkeiten hat und erſt durch die neueſten Forſchungen der franzöſiſchen Kommiſſion im J. 1829 die Lage mehrer Oertlichkeiten genauer und ſicherer beſtimmt worden iſt. Die Stadt war nach Polybius im Ganzen rund, d. h. ſo weit es das Terrain erlaubte und wohl mehr halbzirkelförmig, da im Nordoſten der Eurotas die vollſtändige Kreisform verhinderte, und hatte wenigſtens früher gar keine Mauern, da die Bürger ihr als ſolche dienen ſollten, und auch bei einzelnen, ſeltenen Angriffen wirklich dienten. Erſt Nabis fing die ſchon durch ihre Lage geſchützte Stadt an einzelnen, leichter zugänglichen Punkten zu befeſtigen an. Dieſe von Philopömen demolirten Befeſtigungswerke wurden zwar von den Römern unter Appius wieder hergeſtellt, aber auch als dieſe Befeſtigungen zuſammenhängender und ſtärker wurden, blieben doch gewiß mehre ſteilere Stellen ganz ohne Mauern. S. hatte auch keine eigentliche Akropolis, ſondern dieſen Namen führte nur einer der ſteilſten unter den Hügeln der Stadt, auf deſſen Spitze der Tempel der Athene Poliuchos oder Chalcioicus ſtand, neben welchem ſich zur Rechten das älteſte, eherne Standbild des Zeus befand. Von den einzelnen Quartieren der Stadt werden uns fünf genannt (ohne daß ſich jedoch mit völliger Gewißheit behaupten läßt, daß es alle waren, obgleich dies daraus ſehr wahrſcheinlich wird, daß die Kollegien der Ephoren, Bidiäer, Agathoergen nur aus je fünf Mitgliedern beſtanden), nämlich Pitane, der ſchönſte und angeſehenſte Theil der Stadt, auch die Agora umfaſſend und im Mittelpunkt der Stadt gelegen, Limnä, nach Strabo die Vorſtadt von S., in einer Vertiefung, die früher ſtehendes Waſſer hatte, das aber längſt abgeleitet war, ohne Zweifel am Eurotas (vgl Leake I, I, S. 177), nordöſtlich neben dem vorigen, Maſoa oder Meſſoa, ebenfalls längs des Eurotas, im Südoſten der Stadt, ſüdöſtlich neben dem vorigen und öſtlich neben Pitane; Cynoſura im Südweſten der Stadt, ſüdweſtlich vom vorigen und ſüdlich von Pitane, und Aegidä, nach Leake im Nordweſten der Stadt, nördlich vom vorigen und weſtlich von Pitane. Die Agora mit den Verſammlungsgebäuden der Geruſia, der Ephoren, Nomophylakes und Bidiäi befand ſich im Nordweſten der Stadt, ſüdöſtlich von der Akropolis (wo ſich noch mehre Ruinen alter Tempel und Gebäude finden). Ein Theil derſelben führte den Namen Choros, weil hier die jungen Leute bei ihren gymnaſtiſchen Uebungen dem Apollo zu Ehren Tänze aufführten, und enthielt die Bildſäulen des Apollo Pythius, der Artemis und Leto, ſo wie überhaupt den ganzen Marktplatz eine Menge von Statuen zierten, unter welchen ſich auch eine koloſſale männliche Bildſäule, das Volk von S. vorſtellend, befand. Den Marktplatz umgaben außer den ſchon genannten öffentlichen Gebäuden, auch die prächtige, von der perſiſchen Beute erbaute und ſpäter noch mehr verſchönerte perſiſche Halle, der Tempel des Julius Cäſar und der des Auguſtus, und im Weſten das große und ſchöne, aus weißem Marmor aufgeführte Theater, vor welchem die Denkmäler des Pauſanias und Leonidas ſtanden; es haben ſich von demſelben noch einige Ueberreſte erhalten, aus denen man die ganze Form deſſelben deutlich erkennt. Vom Markte aus führten zwei Straßen, die einzigen, die uns von Pauſanius in Sparta genannt werden, nach dem Ende der Stadt, nämlich Aphetäe oder Aphetais, die an der Südſeite der Agora beim Gebäude Booneta, dem einſtigen Palaſte des Königs Polydorus, begann und in ſüdöſtlicher Richtung fortlaufend, unterhalb des Tempels der Diktynna und der Gräber der Eurypontiden an der Mauer endigte, und die Straße von Skias, die ihren Namen von dem an ihr gelegenen Verſammlungsplatze Skias hatte, an welchem ſich nach Pauſan. ein rundes Gebäude mit den Statuen des olympiſchen Zeus und der Aphrodite befand, und die nach Leake's Anſicht auf derſelben Seite, aber in einer mehr öſtlichen Richtung beim heutigen Dorfe Pſykhiko vorbei und über das Flüßchen Tiaſa nach dem heutigen

Dorfe Kalagonia führte. „Die bei Athen. IV, S. 173 f. genannte hyacinthiſche Straße führte wahrſcheinlich nach Ampelä und wäre ſonach im Nordoſten der Stadt zu ſuchen. Ein paar andere für die Topographie der Stadt wichtige Plätze waren der Dromos mit 2 Gymnaſien und einer uralten Bildſäule des Heracles, und der Plataniſtas, nach Pauſ. III, 17, 8 ein mit Platanen bepflanzter Platz auf einer durch Kanäle gebildeten, durch zwei mit den Bildſäulen des Heracles und Lykurgus verzierte Brücken mit der Stadt verbundenen Inſel, auf welchem ſich junge, unbewehrte Leute den Beſitz derſelben ſtreitig zu machen und einander ins Waſſer zu drängen ſuchten. Er lag unſtreitig öſtlich neben dem Dromos, und zwar nach Leake am Abhange der Hügel und an der Mündung des Knakion (Tiaſa) in den Eurotas. Nach Xenoph., Hellen. VI, 5, 30, befand ſich auf der Rückſeite der Stadt auch ein Hippodromos; ein Amphitheater aber, deſſen die Alten nicht Erwähnung thun und das offenbar aus der ſpätern römiſchen Zeit herrührt, findet ſich noch in anſehnlichen Ueberreſten am Abhange eines Hügels, nordöſtlich von der Agora und dem Theater unweit der ſumpfigen Ufer des Eurotas und einer kleinen Inſel deſſelben. Von Tempeln nennt uns Pauſanias außer den ſchon erwähnten: den der Erde, des Zeus Agoräus, der Athene Agoräa, des Apollo, der Here und des Poſeidon Aſphalius, ſämmtlich an der Agora, der Moiren, wohl auch in der Nähe der Agora, beim Grabmale des Agamennon und Oreſtes, der Athene Celeuthia, mit einer von Odyſſeus geweihten Statue der Göttin bei dem Verſammlungshauſe der Bidiäer, alſo auch neben der Agora; dann an der Straße Aphetä und in ihrer Nähe: Tempel des Poſeidon Tänarius nicht weit von dem der Athene Celeuthia, der Dictynna am Ende der Straße Aphetä und am ſüdlichen Ende der ganzen Stadt, der Arſinoe an dem Platze Hellenium ebenfalls in der Nähe dieſer Straße; des Maron u. Alpheus, des Zeus Tropäus und der Göttermutter, auch noch in der Nähe der genannten Straße; dann an der Straße von Skias: T. des Kaſtor, der Kore Soteira und des Apollo Carneus, des Dionyſius Kolonates auf dem Hügel Kalona, des Zeus Euanemus, nahe bei dem vorigen, der Here Argeia und der Here Hypercheiria mit der Bildſäule der Aphrodite Here; ferner an der Straße weſtlich von der Agora, ein Tempel des Asklepius, der Tempel der Artemis Iſſoria und Limnäa, des Poſeidon Hippokurius und der Artemis Aeginäa; ferner Tempel der Tyeris, Demeter Chthonia, des Serapis und des Zeus Olympius, ſammtlich zwiſchen den Gräbern der Agiden und dem Dromes im Nord-Oſten der Stadt, der Dioskuren, der Chariten, der Ilithyia, des Apollo Carneus, der Artemis Hegemone in der Nähe des Dromos, des Asklepius Agnitas, rechts vom Dromos, des Poſeidon Damatites zwiſchen dem Dromos und Plataniſtas, der Helena beim Denkmal des Alkman und des Herakles beim Denkmale des Oeonus in der Nähe des Plataniſtas und des Sebrion, der Athene Axiopönus, öſtl. vom Dromos, ein anderer Tempel der Athene links vom Dromos, Tempel des Hippoſthenes in der Nähe des vorigen, des Poſeidon Genethlius in der Nähe des Theaters, der Haupttempel des Asclepius bei Booneta am Anfange der Straße Aphetä, Tempel der Aphrodite Morpho auf einem Hügel in der Nähe der vorigen, der Hilaira und Phöbe in derſelben Gegend, des Lykurg, unweit der Denkmale des Theopompus und Eurybiades, der Artemis Orthia in Limnäa, ein anderer Tempel der Ilithyia unweit des vorigen, Tempel der Athene Ergane und des Zeus Kosmetas in der Nähe der Akropolis, der Muſen links vom Tempel der Athene Chalkiökos, ebenfalls bei der Akropolis, der Aphrodite Area, eben daſelbſt, der Athene Ophtalmitis auf dem Platze Alpion, auch unweit der Akropolis, und des Amnon eben daſelbſt. Andere öffentliche Gebäude waren der Verſammlungsort der Krotani in Pitane in der Nähe des Tempels des Asklepius und der Gräber der Agiden und die Leſche Pökile mit den Heroa des Kadmus, Oeolykus, Aegeus und Amphilochus in der Nähe des Theaters, eine Stoa am Plataniſtas, eine viereckige Säulenhalle an der Straße Skias, wo früher der Trödelmarkt war. Heroa beſaßen in S. auch Hyppolytus, Theſeus und Aulon beim Tempel der Göttermutter an oder bei der Straße Aphetä, Alkon am Anfange des Dromos beim Tempel des Poſeidon Domatites, Kyniska am Plataniſtas, Telekles beim Tempel des Asklepius links von Booneta, Chilon und Athenäus beim Chiton u. ſ. w. Unter den Gräbern und Grabmälern ſind die der Könige die wichtigſten, und zwar die des agidiſchen Stammes auf dem Platze Theomelida bei der Leſche der Krotani, während die der Eurypontiden ſich am ſüdlichen Ende der Stadt und am Ende der Straße Aphetais bei dem Tempel der Diktynna befanden. Außerdem nennt uns Pauſanias noch das Grabmal des Braſidas, weſtlich von der Agora und dem Theater, und des Eynortas am Verſammlungsplatze Skias. Denkmale hatten außer den ſchon Genannten Epimenides und Aphareus, Jops, Amphiaraus und Lelex am untern Theile der Straße Aphetä, Eumedes auf dem Dromos, Theopompus beim Tempel des Lykurg, der Dichter Alkman rechts vom Platze Sebrium in der Nähe des Plataniſtas, und Tyndareus beim Tempel des Zeus Kosmetas in der Nähe der Akropolis. Bei den Denkmälern des Pauſanias und Leonidas dem Theater gegenüber befand ſich auch ein Pfeiler, an welchem die Namen aller unter Leonidas in den Thermopylen gefallenen Spartaner zu leſen waren. Unter den Privathäuſern, die wenigſtens in früherer Zeit, im Ganzen gewiß ſehr unſcheinbar waren, da nach Lykurgo Vorſchrift zum Baue derſelben nur Axt und Säge gebraucht werden ſollte, werden von Pauſanias das einſt von Menelaus bewohnte Haus vor dem Dromos und das, worin einſt die Tyndariden gewohnt haben ſollten und welches zu ſeiner Zeit den Namen Chiton führte, ausgezeichnet. Ueberreſte alter Bäder finden ſich nordweſtlich und ſüdöſtlich vom Theater. Reſte einer alten Brücke über den Eurotas finden ſich an der heut. Straße nach Argos und Tegea. Ueber die Topographie von S. u. die Ueberreſte

der alten Stadt im Allgemeinen vgl. beſ. Leake, Morea I, S. 150 ff. (mit Plan), Expedition scientifique de Morée, ordonné par le Gouvernement français, Par. 1833, Bd. II, S. 61 ff., mit Plänen und Abbildungen auf Tafeln; Boblaye, Recherches géograph. sur les ruines de la Morée, daſ., 1836, S. 78 ff. und Aldenhoven, Itin. déscriptif de l'Attique et du Péloponnèse, S. 322 ff.

Sparta (n. Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat New-York, Grafſch. Livingſton; 1820: 1480, 1840: 5840 Einw.; — 3) Ort daſ., Staat Georgia, Grafſch. Hancock, Hauptort derſelben; 1840: 310 Einw.; — 4) Stadt daſ., Staat Tenneſſee, nordweſtl. von Pikesville.

Spartacus, 1) (röm. Geſch.), Anſtifter des Sklavenkrieges und Führer in demſelben, 73—71 v. Chr. Ein Thracier von Geburt entlief er als Soldat und wurde Räuber, ward aber ergriffen und wegen ſeiner Körperkräfte zum Fechter beſtimmt. In die Schule des Cn. Lentulus Batiatus zu Capua aufgenommen, entfloh er aus dieſer im Jahr 73 v. Chr. mit etwa 70 Genoſſen und beſetzte den Veſuv, und als ihn Caj. Claudius, der Legat des Prätors Varinius, einſchloß, ſo umging er denſelben und brachte ihm eine Niederlage bei. Nachdem auf die Nachricht von dieſem Siege die Sklavenſchaar in kurzer Zeit zu einem Heere herangewachſen war, ſo wurden Crixus und Oenomaus zu Unterfeldherren beſtellt, und nicht lange darauf erlitt auch Varinius eine Niederlage. Mit dem auf auf 70,000 Mann angewachſenen Heere wollte S. nach Gallien ziehen und daſelbſt ſich niederlaſſen, als Crixus ſich von ihm trennte, der ſofort von dem Konſul Gellius im J. 72 v. Chr. am Berge Garganus in Apulien geſchlagen wurde. Sowohl Gellius als ſein Kollege Cn. Lentulus wollten hierauf den S. einſchließen, wurden aber zuerſt einzeln und ſodann beide zugleich im Picentiſchen geſchlagen. Als S., ſeinen Weg nach den Alpen fortſetzend, bei Mutina den Prokonſul L. Caſſius Longinus beſiegt hatte, drang ſein Heer, dadurch übermüthig gemacht, auf die Rückkehr und bedrohte nun, 120,000 M. ſtark, Rom. Der Prätor M. Licinius Craſſus, der nun den Oberbefehl erhielt, drängte ihn nach Bruttium, und nachdem S. an dem Uebergang nach Sicilien durch den Betrug der ciliciſchen Seeräuber gehindert worden war, ſchloß ihn Craſſus durch einen Graben ein, worauf der Feldherr ſelbſt zwar durchbrach, ein Theil ſeines Heeres aber, von dem übrigen getrennt, geſchlagen und aufgerieben wurde. Nach Bruttium zurückgekehrt, ſchlug S. den Legaten L. Quinctius und den Quäſtor Tremellius Scrofa und zog dann, von ſeinem Heere gezwungen, nach Lukanien, wo er in einem Treffen gegen Craſſus unterging. 60,000 Sklaven ſollen gefallen, und 6000 Gefangene auf der Straße zwiſchen Capua und Rom gekreuzigt worden ſeyn. Pompejus, von Spanien zurückgekehrt, vertilgte noch einen Reſt der Sklaven und machte dadurch dem Craſſus den Ruhm ſtreitig, den Krieg beendigt zu haben. — 2) S. v. a. Spartocus.

Spartäus (griech. Mythol.), Sohn des Zeus und der Nymphe Hymalia auf Cyprus (Diod. V, 55).

Spartam et Martham (lat.), Amt und Weib, Pfarre und Knarre.

Spartanburg (Geogr.), 1) nordamerikan. Diſtrikt, V. St., Staat Süd-Karolina; 1820: 16,990; 1830: 21,150, 1840: 23,670 Ew.; — 2) Hauptort daſelbſt, nordweſtlich von Union-Courthouſe.

Spartauer, ſ. Sparta.

Spartaniſche Suppe, ſ. Suppe.

Spartaria (a. Geogr.), ſ. v. a. Carthago nova, ſ. Karthagena.

Spartarius Campus (a. Geogr.), Gefilde um Neukarthago in Hispania Tarrac., nach welchem die Stadt auch den Beinamen Spartaria führte, an Spartum oder Pfriemenkraut ſehr reich, das zu Schiffstauen und anderen Seilen und Flechtwaaren benutzt wurde.

Sparte, Gemahlin Lacedämons (ſ. d.).

Spartel, afrik. Vorgebirg, Marrokko, Fez, nordweſtl. von Tanger, die Nordweſtſpitze Afrika's, 35° 48′ 30″ nördl. Br. und 8° 14′ 37″ weſtl. Länge.

Sparterie, ſ. Spanböden.

Sparteriebänder, feine Art aus Spähnen gefertigter, meiſtens ſehr dichte, geköperte, auch in Deſſins und Farben gewebte Bänder. Sie werden theils zum Füttern der Damenhüte, theils aber zu Hüten ſelbſt verwendet.

Spartgras (Bot.), ſ. v. a. Stipa tenacissima *Desf.*

Spartianthus (Bot.), nach Link, Beſenginſter, Gattung der Leguminosae Loteae *Dec.*, Diadelphia Decandria *L.* Charakter: Kelch ſcheidenartig, geſpalten, einlippig, 5zähnig. Blume ſchmetterlingsartig; Fahne rundlich, zuſammengelegt; Schiffchen zugeſpitzt, leicht in ſeine beiden Blätter trennbar. Staubgefäße monadelphiſch verwachſen. Narbe ſeitlich und einwärts. Hülſe flach zuſammengedrückt, vielſamig. 2 Arten, Sträucher: 1) S. americanus *Steud.* In Peru. — 2) S. junceus *Lk.*, Spartium junceum *L.*, binſenartiger Beſenginſter, ſpaniſcher Ginſter, ſpaniſche, wohlriechende Pfriemen. In Süd- und Mitteleuropa, an dürren und ſonnigen Stellen. Immergrün, 4—10′ hoch; Aeſte entgegengeſetzt, ſtielrund, ruthenförmig, grün, am obern Ende mit großen, gelben, wohlriechenden Blumen in lockern Trauben. Blätter theils abwechſelnd, theils entgegengeſetzt, lanzettlich, faſt ungeſtielt. Dieſer Zierſtrauch wird in ſandgemiſchte Dammerde gepflanzt, bei 1—5° W. durchwintert, mäßig begoſſen und durch Samen vermehrt. Dioskorides nennt ihn *Σπάρτιον*. Alle Theile beſitzen einen ziemlich bittern Geſchmack und wirken harntreibend, aber auch brechen- und purgirenerregend. Man hielt früher die krautigen Spitzen und Samen, Herba et Semen Genistae hispanicae s. junceae, für vorzüglich wirkſam. Die biegſamen, zähen Zweige können wie die Binſen zu Flechtwerk benutzt werden. In mehrern ſüdeuropäiſchen Ländern werden auch die Faſern wie Hanf verwendet. Schkuhr, T. 195; Bot. Mag., T. 85.

Spartianus, Aelius Lampridius, Freigelaſſener Diokletians, der erſte der Scriptores historiae augustae, ſchrieb nach Salmaſius alle Biographien der Kaiſer bis zu der des Alexander Severus, von denen aber nur 7 ſeinen Namen tragen: die des Hadrian, Aelius Verus, Julian, Septemius Severus, Niger, Caracalla und Geta. In einigen Handſchriften wird ihm noch das Leben der Antonina (ſonſt dem Jul. Capitolinus) und des Avidius Caſſius (vom V. Gallicanus) zugeſchrieben.

Spartiaten (a. Geogr.), ſ. v. a. Spartaner, ſ. Sparta.

Spartii (griech. Mythol.), die Geſäeten, Name der aus der Zähneſaat des Cadmus erwachſenen bewaffneten Männer, welche einander ſelbſt tödteten, weil Kadmus Steine unter ſie warf und ſie ſo entzweite, indem ſie glaubten, es habe dies einer von ihnen ſelbſt gethan. Nur 5 blieben übrig: Echion, Udeus, Chthonius, Hyperenor und Pelor. Dieſe bauten Theben, und von ihnen leiteten die 5 Stämme der Bewohner ihren Namen her; ſie galten daher als die Ahnherren der alten autochthoniſchen Geſchlechter, die man als ureinheimiſche Söhne der Erde ſelbſt von der Schlange, dem Symbol der Erde, abſtammen ließ.

Spartiin (Chem.), im Spartium monospermum aufgefundener, noch nicht hinlänglich unterſuchter Bitterſtoff.

Spartillen, ſ. Spargatte.

Spartina (Bot.), nach Schreber, Beſengras, Gatt. der Gramina Agrostidea *Kunth.* Arten ziemlich zahlreich, meiſtens in Nordamerika, nur zwei europäiſche: 1) S. alternifolia *Loisl.* In Südfrankreich; — 2) S. stricta *Roth.*, Dactylis stricta *Willd.* In Südeuropa und England.

Spartiren, die Stimme eines Tonſtückes in Partitur ſetzen, ſ. Partitur.

Spartium (Bot.), nach Linné, Pfriemen, Pflanzengattung. Sämmtliche Arten, welche Linné hierher ſtellte, hat die neuere Botanik unter Cytisus, Genista u. Spartianthus (ſ. dieſe Artik.) vertheilt. Bekannteſte Art: S. scoparium *L.*, ſ. v. a. Genista scoparia *Lam.*

Spartivento (Geogr.), 1) (Herculis promontorium), ital. Vorgebirg, Neapel, Prov. Calabria-ulter. I.; an der ſüdöſtl. Küſte, Südſpitze Italiens im joniſchen Meer, 37° 36′ 0″ nördl. Br. und 33° 43′ 20″ öſtl. L.; — 2) Meerbuſen dabei.

Spartleton-Hill, Berg, ſ. Haddington.

Spartocus (a. Geſch.), Name mehrer Könige von Bosporus. 1) Nachfolger der Archäanaktiden, Stifter der zweiten bosporaniſchen Dynaſtie, regierte von 438—431 v. Chr.; — 2) Nachfolger des Seleucus, von 427—407; — 3) Nachfolger und Sohn des Leucon, von 353—348; — 4) Nachfolger und Sohn des Eumelus, von 304—284.

Spartolus (a. Geogr.), Stadt auf der macedoniſchen Halbinſel Chalcidice, etwas nördl. von Olynthus (Thuc. II, 79).

Sparton (griech. Mythol.), 1) Sohn des Phoroneus, Vater des Mycenus, des Gründers von Mycenä; — 2) Sohn des Tiſamenus.

Sparthothamnus (Bot.), nach Cunningham, Gatt. der Myoporinae *Cunningh.* Einzige Art: S. junceus *Cunningh.* Strauch in Neuholland.

Spartum (Bot.), ſ. v. a. Lygeum Spartum *L.*

Spartus (Entom.), nach Megerle, Rüſſelkäfergattung. Arten unter Curculio.

Sparulus (Ichthyol.), bei Ovid und Martial ſ. v. a. Geisbraſſe, Sargus annularis *L.*

Sparus (Sparum, Ant.), 1) Art Spieße der Gallier; — 2) bei den röm. Landleuten krummer Knittel, auch als Waffe gebraucht.

Sparus (Ichthyol.), nach Linné, Braſſe, Gatt. der Acanthopterygii *Cuv.*, der Ordnung der Bruſtfloſſer nach Oken, wegen der großen Verſchiedenheit im Gebiſſe in der neuern Ichthyologie nach Cuviers Vorgange in mehr als 20 Gattungen getheilt und die Familie der Sparoidei (ſ. d.) bildend.

Sparvier, Pierre de, Maler, um 1660 in Italien von franzöſiſchen Aeltern geboren, ließ ſich in Florenz nieder, wo ihn der Hof beſchäftigte. Er malte ſchöne kleine Bildniſſe, Hiſtorien, mythologiſche Darſtellungen, Schlachten, Blumen u. A. Auch in Nachahmung berühmter Meiſter war er glücklich.

Sparvière (franz., Ornith.), ſ. v. a. Sperber, Falco Nisus *L.*

Sparvius (Ornith.), nach Vieillot, Vögelgattung, ſ. v. a. Nisus *Cuv.*, ſ. Falco.

Spas, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Twer, ſüdweſtl. von Rſhew, an der Wereſa.

Spask (Geogr.), 1) ruſſ. Kreis, Gouv. Tambow, grenzt nördlich an den Kreis Temnikow, öſtlich an das Gouv. Penſa, ſüdlich an den Kr. Morſchansk, weſtlich an den Kr. Schatzk und nordweſtlich an den Kr. Jelatma und hat einen Flächenraum von 90½ □ M. mit 80,000 Einw. Das Land iſt flach, mitunter jedoch auch hügelig, hat faſt überall gutes Ackerland und wird an der ſüdl. Grenze von der Wüſcha, außerdem vom Wed, von einigen Bächen und einem See bewäſſert. — 2) Kreisſtadt daſelbſt, an der Studenka; Verfertigung von Eiſenwaaren, Kohlenbrennen; 3000 Einw.; in der Nähe die Eiſenhütte Merduſchewsk mit 316 Meiſtern. — 3) Kreis daſelbſt, Gouv. Riäſan, grenzt nördlich an die Kreiſe Riäſan u. Kaſimow, nordöſtl. u. öſtlich ebenfalls an den Kr. Kaſimow, ſüdöſtl. an den Kr. Saposhok, ſüdl. an den Kr. Riaſhsk, ſüdweſtl. an den Kr. Pronsk u. weſtl. u. nordweſtl. an den Kr. Riäſan. Das Land wird von der Oka bewäſſert, die ſich hier nach mehren Krümmungen nach Norden wendet und den Günorez und die Pra aufnimmt. — 4) Kreisſtadt daſelbſt, links an der Oka; Salzmagazin und Getreidehandel; 1580 Einw. — 5) Kreis daſelbſt, Gouv. Kaſan, grenzt nördl. an den Kr. Laiſchew, öſtlich an den Kr. Tſchiſtopol, ſüdlich an das Gouv. Simbirsk und weſtl. an die Wolga, die ihn von dem Kr. Tetjuſchi trennt, iſt ziemlich eben und mager, nicht ſehr waldig, mitunter moraſtig, mit vielen Teichen verſehen, und wird von der Wolga und ihren Zuflüſſen, dem kleinen Tſcheremſchan, der nach Simbirsk fließt, der Besdna, der Utka, und mehren andern Flüſſen und Bächen bewäſ-

Digitized by Google

ſert. — 6) Kreisſtadt daſelbſt, am Einfluß der Wesdna in die Wolga; Ackerbau, Viehzucht und Holzhandel; 5000 Einw.; hat ſeit 1781 Stadtgerechtigkeit.

Spaskoe (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Dorf, Gouv. Kaluga, nordweſtl. von Kaluga, an der Schanja; große Segeltuchfabriken und Papiermühlen; 2500 Einw.; — 2) Ort daſelbſt, Gouv. Twer, ſüdlich von Koljaſin.

Spasma (Spasmus, griech., Med.), ſ. v. a. Krampf.

Spasma (Säugeth.), Fledermausart, ſ. v. a. Herznaſe, Megaderma Spasma *Fisch*.

Spasmodica medicamenta (unrichtig für Antispasmodica medicamenta), krampfſtillende Mittel.

Spasmodici morbi (Med.), Krampfkrankheiten.

Spasmodicus (Spasmaticus, Spasticus, Spasmatiſch, Spaſtiſch), krampfig, krampfhaft, an Krämpfen leidend, davon herrührend.

Spasmologie (Med.), Lehre vom Krampf.

Spasmophilie (Med.), große Neigung zu Krämpfen.

Spasmus sutorum (Schuſterkrampf, Med.), ein eigenthümliches, noch wenig gekanntes und in den medicinischen Handbüchern noch nicht genanntes Krankheitsbild, eine Motilitätsneuroſe im Bereiche der motoriſchen Nerven der oberen Extremitäten. Die Schuſterkrämpfe haben in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit dem Schreibekrampf, unterſcheiden ſich jedoch auch weſentlich von dieſem. Unter allen bis jetzt mehr beobachteten Fällen waren die Leute, wie dies beim Schreibekrampf faſt immer der Fall iſt, nicht genöthigt, ihr Geſchäft zu verlaſſen. Die Stellung der Hand beim Nähen der Schuſter und das Drücken des Pfriemenkolbens in die Volarfläche der Hand beim Bohren rufen bei dem vom Krampf Ergriffenen nicht immer einen Anfall hervor, eben ſo wenig kann man die Krämpfe durch Kitzeln der Handballen hervorrufen. Es ſcheinen demnach dieſe eigenthümlichen Krämpfe nicht die Folge eines Reflexenreizes zu ſeyn, wie dies beim Schreibekrampf geglaubt wird, ſondern die Wirkung einer peripheriſchen Affektion motoriſcher Nerven. Die Anfälle kommen plötzlich, ohne Vorboten, ohne bedingende Momente, manchmal ſelbſt dann noch, wenn die davon befallenen Individuen wochenlang weder gearbeitet, noch einen Verſuch dazu gemacht haben. Der Schuſterkrampf hat ferner die Eigenſchaft, ſich ſympathiſch zu verbreiten, ſowohl nach der Länge als auch nach der Quere der Rückenmarksſtränge. In allen Fällen tritt er in Form eines zugeſpitzten Pfötchens in der rechten Hand zuerſt und am heftigſten auf, in den wenigſten bleibt es jedoch bei dieſer Lokaliſation. Nie befällt der Krampf Oberarm und Oberſchenkel, ſondern nur Hände und Unterarm, Füße und Unterſchenkel. Er iſt tetaniſch und befällt Flexoren und Exenſoren gleich ſtark. In den meiſten Fällen iſt der Verlauf des Nervus ulnaris ſchmerzhaft; während des Krampfes erregt Druck auf den N. ulnaris faſt immer Schmerz. Das jugendliche Alter ſcheint am empfänglichſten. Von den davon ergriffenen Individuen fand ſich bis jetzt keines über 21 Jahre. In allen beobachteten Fällen wurde anhaltende und anſtrengende Beſchäftigung als Entſtehungsurſache angegeben, und bei den meiſten ſind Rückfälle eingetreten. Selten war allgemeines Rückenmarksleiden ausgeſprochen und die Senſibilität der Hautnerven getrübt; in der Regel waren die Handkrämpfe von keinen Gefühlsalienationen begleitet und blieb auch nach dem Rückfallen keine größere Reizbarkeit der betreffenden Nerven, und nur in wenigen Fällen ein nicht getrübtes Allgemeinbefinden zurück. Alle übrigen Funktionen gingen ungeſtört ihren Gang und ſelbſt wenn der Krampf ſympathiſch ſich ſymmetriſch vervielfachte, traten in keinem ſolchen Fall irgend lebensgefährliche Symptome auf. Nur in 2 unter 8 Fällen wurde ein deutlich ſchmerzhafter Wirbel beobachtet, ohne daß Druck auf denſelben von Einfluß auf Entſtehung oder Veränderung der Krämpfe geweſen wäre. Während der Krampfanfälle iſt der Rücken eben ſo wenig ſchmerzhaft, Senſorium immer ganz frei, Puls und Herzſchlag nicht weſentlich verändert. Die Behandlung war in den meiſten Fällen eine allgemeine; Ruhe iſt wohl die Hauptſache und dürfte die paſſendſte Behandlung bei fortgeſetzter anſtrengender Beſchäftigung nur wenig oder gar nichts beſſern. Nur in einem Falle unter den bemerkten 8 konnte Neigung zu allgemeinen Krämpfen nachgewieſen werden; ſonſt waren die befallenen Individuen meiſt geſunde, kräftige junge Leute. Alle verließen das Hoſpital als geheilt. Nie wurde bei andern Individuen das gleiche Krankheitsbild auch nur vorübergehend beobachtet.

Spaß, ſ. v. a. Scherz, beſonders ein nutzloſer, plumper Scherz.

Spassapensiere, ital. Name der Maultrommel oder Aura (ſ. d).

Spaſſi, Giovanni, Bildhauer von Verona, bildete ſich an der Akademie in Mailand, einer der vorzüglichen ital. Künſtler. Zu ſeinen Hauptwerken gehört Alexander den Bucephalus bändigend, welcher 1840 zur Ausſtellung kam.

Spat, ſ. v. a. Spath.

Spata (lat.), ſ. v. a. Spatel.

Spata (Geſch.), ſ. Albanien (Geſch.).

Spatalanthus (Bot.), nach Sweet, Pflanzengattung. Art: S. speciosus *Sweet*, ſ. v. a. Trichonema monadelphum.

Spatale, Name einer Nymphe, eine Buhlerin; auch römiſcher Beiname.

Spatalla (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Proteaceae *R. Br.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Eine 2—4blättrige Hülle umſchließt eine oder einige Blümchen; Fruchtboden nackt; Kelch 4ſpaltig; Narbe ſchief, ausgebreitet; Nuß bauchig, ſehr kurzſtielig. Immergrün. Ziersträucher aus Südafrika; von 16 Arten kommen im europäiſchen Garten beſonders vor: S. caudata *R. Br.*, *Thunb.*, Diss., T. 3, und S. nivea *R. Br.*

Spatana (a. Geogr.), Hafenſtadt der Semni an der Oſtküſte von Taprobane (Ptol. VII, 4, 6).

Spatangenkalk (Geognoſ.), Glied der Kreidegruppe in den weſtl. Alpen, ſ. Kreidegruppe.

Digitized by Google

Spatangenſchiefer (Geognoſ.), mit Spatangus retusus und Gryphaea Conioni, gehört zum Spatangenkalk und Neokomien, ſ. Spatangenkalk.

Spadangida (Radiat.), auch Herzigel, nach Vogt, Familie der Seeigel (Echinida) mit den Gattungen: Spatangus, Briſſus, Hemiaſter, Schizaſter, Holaſter, Anachites, Dyſaſter. Vgl. Spatangus.

Spatangoides (foſſ. Rad.), nach Leſke, ſ. v. a. Spatangus (ſ. d.).

Spatangus (Zoophyt.), nach Lamarck und Klein, Roſenigel, Gatt. der Echinodermata Echinoidea *Cuv.*, der Ordnung der Sternwürmer und der Zunft der Meerigel nach Oken, unter Echinus *L.* Charakter: Ei- oder herzförmig, Oberſeite gewölkt, die untere flach; der Mund außer der Lippe liegend, quer, wie zweilippig, der After ihm entgegengeſetzt; Stacheln klein. Die Spatangen haben eine dünne, leicht brechliche, zu einem Stücke verwachſene Schale, ihr Mund iſt zahnlos. Die Ambulakren gehen nicht vollſtändig herum und bilden nur auf dem Rücken durch ihre Strahlen eine Art Roſe. Bei einigen finden ſich fünf, bei andern nur vier Ambulakren, indem das fünfte, faſt obliterirt, jedoch immer noch an ſeiner Spur und auch einigen offenen Löchern an der Mund-, wie an der Afterſtelle zu erkennen iſt. Die mit vier Ambulakren haben auch nur vier Eierlöcher. Das ganze Thier erſcheint wie an ſeiner Grundfläche verſchoben oder verzogen. Gegen 20 lebende Arten in allen Meeren, ſie ſitzen faſt bewegungslos im Sande verſteckt; bekannteſte: a) mit vier Ambulakren: 1) S. pectoralis *Klein*, Brissus magnus *v. Phelsum*. Eiförmig-elliptiſch, niedergedrückt, mit zierlich gekörnten Zwiſchenräumen der Ambulakren; die Täfelchen am Rande geſtreckt. Die größte Art, an 6 Zoll lang und ſehr ſchön. Wahrſcheinlich in Indien zu Hauſe. Seba, III, T. 14, F. 5 und 6. — 2) S. ventricosus *Lam.* Eiförmig-aufgetrieben, undeutlich getäfelt; die Ambulakren länglich, vertieft gekielt, die größern Knötchen im Zickzack geſtellt. Im atlantiſchen und mittelländiſchen Meere. Klein, XXVI, A. — 3) S. carinatus *L.* Eiförmig-aufgetrieben, ſeitlich etwas angeſchwollen; die vordern Ambulakren genau quer gehend, die hintern ſchief rückwärts, die hintere Rückenfläche ſtumpf gekielt. Gegen 5 Zoll lang, 3 breit, 2 hoch, überall mit ſehr zierlichen Wärzchen beſetzt Im indiſchen und mittelländiſchen Meere. Seba, III, XIV, 3 und 4. — 4) S. purpureus *Lam.* Herzförmig, mit flachen, lanzettförmigen Ambulakren, die größern Warzen im Zickzack geſtellt. Um ganz Europa. Klein-Leske, XLIII, F 3—5, und XLV, 5. — 5) S. ovatus *Lam.* Eiförmig, halbcylindriſch, vorn abgeſtumpft, die Ambulakren ausgehöhlt gekielt, die vordern ſchiefſtehend. In Oſtindien. Klein, XXVI, B. C; Seba, III, X, 22. — 6) S. columbaris *Klein*. Eiförmig, mit eingedrücktem Scheitel, die Ambulakren kurz, die hintern gerade gerichtet. In Amerika. Seba, III, X, 19. — 7) S. compressus *Lam.* Klein, eiförmig, ſeitlich zuſammengedrückt, ungefleckt, auf dem Rücken gekielt, die Ambulakren vertieft gekielt, Bei Isle de France. — 8) S. crux Andreae *Lam.* Eiförmig, niedergedrückt, die Ambulakren lanzettförmig, ſchief aus einander gehend, dazwiſchen mit Ocellen bezeichnet. Im Südmeer. — 9) S. sternalis *Lam.* Eiförmig, getäfelt, gefleckt, das Bruſtbein der Unterſeiten gekielt. Im Südmeer. — b) Mit fünf Ambulakren: 10) S. canaliferus *Lam.* Herzförmig-länglich, hinten an der Baſis höckerig; die fünf Ambulakren vertieft und ausgeſpreizt, das vordere am meiſten und einen Kanal bildend. In allen Meeren. Klein, XXVII, A. — 11) S. Atropos *Lam.* Eiförmig-kugelig, höckerig, Ambulakren ſchmal, tief gefurcht, das vordere am tiefſten ausgehöhlt. Im Nordmeer. Knorr, Delic., T. D, III, F. 3. — 12) S. arcuarius *Klein*, S. pusillus *Lam.* Herzförmig, aufgetrieben, hinten höckerig; die ſeitlichen Ambulakren doppelte Bogen bildend; der Mund faſt in der Mitte. Klein, von der Größe einer Wallnuß, weiß. In den europäiſchen und indiſchen Meeren. Klein, T. 24, C, D, E, T. 38, F. 5. — Die foſſilen Arten, die zuerſt in der Juragruppe und häufiger in der Kreidegruppe auftreten, theilt Agaſſiz in folgende Untergattungen: a) Dysaster (Disaster) *Ag.* Fühlergänge einfach, auf dem Scheitel getrennt, drei divergiren vom Scheitel aus und zwei beginnen weiter hinten. Der rundliche Mund liegt vorn oder nähert ſich der Mitte. Im Oolithengebirge. — b) Holaster *Ag.* Umfang herzförmig, Fühlergänge einfach, vom Scheitel divergirend. Mund vorn, After auf der hintern Fläche. Im Kreidegebirge. — c) Micraster *Ag.* Umfang herzförmig, Fühlergänge oben niedergedrückt, faſt ſternförmig. Die Poren der ſeitlichen oder paarigen ſind durch eine Furche vereinigt, die der vordern unpaarigen nicht, Mund vorn, After auf der hintern Fläche. Im Kreidegebirge. Sehr häufig M. (S.) cor anguinum *Lam.* (S. cor marinum *Parkinson*, S. cor testudinarium *Goldf.*, Petr. Germ., I, S. 157, Taf. 48, Fig. 5. 6) oval herzförmig, hinten ſenkrecht abgeſtutzt. Vom Scheitel zum After ein Kiel. Die Fühlergänge in tiefen, lanzettförmigen Räumen. Unterfläche gewölbt. Wärzchen durchbohrt mit gekerbtem Rande und von einem Kranze kleiner Körner umgeben. Ueberall in der Kreide, ſelten im Quaderſandſteine. — d) S. *Ag.* Fühlergänge blumenblattartig, Poren, Mund und After eben ſo wie bei Micraster, Stachelwarzen der obern Fläche aber größer. Im Kreidegebirge und in jüngern Schichten.

Spateiche (Bot.), ſ. v. a. Steineiche, Quercus Robur *L.*, Quercus sessiliflora *Sm.*

Spatel, 1) flaches, in einen langen Stiel ausgehendes Inſtrument von Holz, Glas, Porzellan oder Metall, zum Umrühren, Pflaſterſtreichen ꝛc.; — 2) das Farbe- oder Temperirmeſſer des Malers und Buchdruckers zum Miſchen der Farben, iſt von Holz, und dient auch zum Zuſammenſtreichen der Farben auf dem Reibſtein; — 3) das eiſerne oder kupferne Werkzeug, womit der Wachsbleicher das Wachs beim Sieden vom Keſſel abſtößt.

Spatelente (Ornith.), ſ. v. a. Löffelente, Anas clypeata *L.*

Spatelenten (Ornith.), nach Oken, ſ. v. a. Sturmvogelartige Enten.

Spatelfliege (Entom.), Fliegengatt., ſ. v. a. Löffelfliege, Lipse *Meig.*

Spatelförmig (bot. Term.), auch ſpatelig, ſ. v. a. Spathulatus.

Spatelgans (Ornith.), auch Spatelreiher, Vögelgattung, ſ. v. a. Löffelreiher, Platalea *L.*

Spatellaria (Bot.), nach St. Hilaire, Pflanzengatt. Art: S. longifolia *St. Hil.*, ſ. v. a. Amphirrhox longifolia.

Spatelleimkraut (Bot.), ſ. v. a. Silene Otites *L.*

Spatelmarge (Bot.), Orchideengatt., ſ. v. a. Malaxis.

Spatelpilz (Bot.), 1) Pilzgatt., ſ. v. a. Mitrula *Fries*; — 2) Pilzgatt., ſ. v. a. Spathulea *Fries.*

Spatelreiher (Ornith.), Stelzvögelgatt., ſ. v. a. Löffler, Platalea *L.*

Spaten, 1) ſ. v. a. Grabſcheit. Man ſticht den S., wenn man durch Einſtechung eines S.s einen Deich nebſt Zubehör für verlaſſen oder verfallen erklärt; man zieht ihn aus, wenn man jenen wirklich aus dem Deiche zieht, und dieſen demnach mit Nutzen und Oblaſt für ſein Eigenthum erklärt. Ein Gut ſpaten, ehemals ſ. v. a. zur Subhaſtation bringen. — 2) S. v. a. Schippe; — 3) ſ. v. a. Rührſchaufel; — 4) (Spielw.), ſ. v. a. Pique.

Spatenberg und **Spatenburg**, Berg und Burg, ſ. Sondershauſen.

Spatengut, die zur Unterhaltung der Deiche beſtimmte Erde.

Spatengutsdeiche, gemeinſchaftliche Deiche, welche von ganzen Geſchworenſchaften unterhalten werden müſſen.

Spatengutsland, das Land, wo man Erde zur Unterhaltung der Deiche ausgräbt. Das Ausgraben darf 4 Fuß tief geſchehen.

Spatengutsrecht (Spatengutslandesrecht), ſ. v. a. Deichrecht.

Spatgänge (Bergw.), auch Spaat- und Spathgänge, im Gegenſatz zu den in h. 3—6 ſtreichenden Morgengängen, die Gänge, welche in h. 6—9 ſtreichen; ſ. Abendgang.

Spatgerſte (Bot.), ſ. v. a. gemeine Sommergerſte, Hordeum vulgare aestivum.

Spath (Min.), im Allgemeinen ſ. v. a. ein Mineral mit blätteriger Struktur. Im gewöhnlichen Leben nennt man an mehren Orten den Gyps ſo, Gerhard bezeichnet damit den Schwerſpath, am früheſten aber ſcheint der Feldſpath dieſen Namen getragen zu haben.

Spath (Thierarzneik.), die Entzündung (mit ihren Folgen) der nach innen und unten gelagerten Sprunggelenkknochen beim Pferde. — Kennzeichen. Anfangs bemerkt man weiter nichts, als daß die Thiere den einen oder den andern Hinterſchenkel in der Ruhe ſchonen und mit demſelben zu Anfange einer Bewegung etwas lahmen. In ſpäterer Zeit, beſonders wenn die Thiere ſehr angeſtrengt und als Deichſelpferde benutzt werden, treten ſie im Stalle mit dem leidenden und etwas vorgeſetzten Fuße auf die Zehe, hinken beim Herumdrehen und zu Anfange der Bewegung bedeutend, lernen aber im Gange beſſer gehen, ſo daß man oft von der Lähme nichts mehr bemerkt; haben ſie aber wieder einige Minuten geſtanden, oder gehen ſie ſchwer beladen bergab, ſo wiederholt ſich ſtets das Lahmgehen. Auch läßt ſich nun eine ein- oder mehrfache Auftreibung der oben erwähnten Knochen (Spathſchale) bemerken. Dieſe Auftreibung nimmt gewöhnlich nach und nach immer mehr zu, und verurſacht entweder ſtärkeres Lahmgehen, oder durch Verwachſung der Sprunggelenkknochen völlige Steifheit im Sprunggelenk. — Urſachen. Hochbeinige, kuhheſſige, mit ſchmalen Sprunggelenken verſehene Pferde ſind dem S. am häufigſten unterworfen; dieſe Anlage iſt auch erblich. Veranlaßt wird der S. durch übermäßige Anſtrengung der Thiere, beſonders wenn ſie noch jung und nicht über 6 Jahre alt ſind; durch ſtarkes Setzen auf die Gruppe, Fehltreten, vorzüglich auf unebenem Boden, ſtarkes Widerhalten in ſchwer beladenen Wagen, Stöße und Schläge auf das Sprunggelenk u. ſ. w. — Behandlung. Das Thier muß ſtets geſchont werden. Zu Anfange des Uebels bediene man ſich täglich zweimaliger Einreibungen aus einer Miſchung von grauer Queckſilberſalbe 1 Loth, Althäſalbe 2 Loth, Terpentinöl und Salmiakgeiſt von jedem ½ Loth und Kampfer 2 Quentchen. Hiermit muß einige Wochen fortgefahren werden. Sollte ſich aber hierauf keine Beſſerung zeigen, oder das Uebel ſchon veraltet ſeyn, ſo iſt das Glüheiſen in Strichen und Punkten (welche letztere man aber nur auf die Spathſchale ſelbſt anwendet), das einzige Heilmittel. Hat man daſſelbe angewendet, ſo muß das Thier unbedingt 3 Wochen hindurch nur zu leichtem Dienſte verwendet werden. Auch muß man ſtrenge Sorge tragen, daß der Brand nicht naß werde.

Spatha, 1) (röm. Ant.), Art große Schwerter der Hastati und Principes; — 2) Rühr- und Schaumlöffel; — 3) ſ. v. a. Spatel 1); — 4) Skalpell; — 5) (bot. Term.), die Blüthenſcheide (uneigentlich auch Blumenſcheide genannt), eine aus einem einzelnen oder aus wenigen Deckblättern (Brakteen) gebildete, ſcheidige Hülle, welche bald einer einzelnen Blüthe, wie bei Narcissus poëticus, Galanthus nivalis, Iris, bald einem ganzen Blüthenſtande angehört, wie bei Arum, Galla und Allium.

Spathaceus (bot. Term.), blüthenſcheidig, mit einer Blüthenſcheide verſehen, oder von einer ſolchen umgeben (ſ. Spatha).

Spathalium (röm. Ant.), weiblicher Schmuck, der um die Vorderarme getragen wurde.

Spathandra (Bot.), 1) nach Guillemin und Perrot, Gatt. der Melastomaceae *Guill., Per.* Einzige Art: S. coerulea *Guill., Per.* Baum in Senegambien. — 2) Nach Reichenbach, Pflanzengatt., ſ. v. a. Xerotes.

Spathandus (Bot.), nach Desvaux, Pflanzengatt. Art: S. unilateralis *Desv.*, ſ. v. a. Rapatea unilateralis.

Spatharius (röm. Ant.), 1) Einer, der ſeinem Herrn das Schwert nachträgt; — 2) einer der kaiſerlichen Leibtrabanten am Hofe zu

Konſtantinopel; der Befehlshaber hieß Protoſpatharius.

Spathe (Min.), 1) nach Eichelberg, ſ. v. a. Steine, die 3. Klaſſe der Mineralien, ſ. Steine. — 2) Nach Mohs und Haidinger, die 9. Ordnung der Geogenide mit den Familien Schillerſpath, Diſthenſpath, Triphonſpath, Dyſtomſpath, Amphigenſpath, Kuphonſpath, Brithynſpath, Elainſpath, Pelatinſpath, Feldſpath, Staurogrammſpath, Amblygonſpath, Augitſpath, Almadinſpath, Laſurſpath, Adiaphenſpath.

Spatheiſenſtein (Min.), Species der Carbonchalcitgattung, Eiſenmanganſpath, Abtheilung der Eiſenſpathe (vor dem Löthrohre ſchwarz und magnetiſch werdend), heißt auch Eiſenſpath, kohlenſaures Eiſen, Stahlſtein, ſideriſcher Karbonſpath, brachytyper Parachrosbaryt, Fer carbonaté, Sidérose, weißer Eiſenſtein, Flinz, Glimmer, Rhomboidal sparry iron, Spathose iron ore, beſteht nach der Formel aus einer doppeltbinären Verbindung von 61,37 Eiſenoxydul und 38,63 Kohlenſäure, iſt aber nie ganz rein. S. von Steinheim nach Stromeier, 38,04 Kohlenſäure, 59,63 Eiſenoxydul, 1,89 Manganoxydul, 0,20 Kalkerde, 0,15 Magneſia; von Stolberg (ſilberner Nagel) nach Stromeier, 38,23 Kohlenſäure. 48,20 Eiſenoxydul, 10,13 Manganoxydul, 0,67 Kalkerde, 1,84 Magneſia; thoniger Sphäroſiderit nach v. Freyesmuth, 28,50 Kohlenſäure, 52,80 Eiſenoxydul, 2,66 Manganoxydul, 7,39 Kieſelerde, 3,73 Thonerde; nach Duncker, 35,67 Kohlenſäure, 47,26 Eiſenoxydul, 0,36 Manganoxydul, 3,74 Kalkerde, 5,11 Magneſia, 7,67 Kieſel- und Thonerde. Die Grundform iſt ein Rhomboëder von 107° 0′ 41″ und 46° 37′ 36″ mit ſehr vollkommener, den Flächen deſſelben entſprechender Spaltbarkeit, Bruch uneben bis muſchelig, H. = 4,75—5,25, G. = 3,779—3,911. Er erſcheint faſt nur in der Grundform, höchſt ſelten mit Abſtumpfung der Scheitelecken oder in Verbindung mit einem ſtumpfern oder ſpitzern Rhomboëder oder mit der ſechsſeitigen Säule, aber gewöhnlich mit gekrümmten Flächen und druſig zuſammengehäuft, kommt am häufigſten in derben, kugeligen und nierenförmigen Maſſen von blätteriger, faſeriger, körniger und dichter Textur vor, iſt von gelblichgrauer, gelblichweißer Farbe, die beim Uebergange aus dem friſchen Zuſtande in den der Verwitterung ſich in Braun, ſelbſt Schwarz verwandelt, auf den Spaltungsflächen perlmutterartig, ſonſt glas- oder wachsglänzend und durchſcheinend bis undurchſichtig. Vor dem Löthrohre verkniſtert und verwandelt er ſich in Eiſenoxydul, wird ſchwarz und magnetiſch, in Salz- und Schwefelſäure löſt er ſich mit Hülfe der Wärme unter Brauſen auf, pulverförmig auf glühende Kohlen geſtreut, phosphorescirt er. An der Luft erleidet er häufig eine Zerſetzung und verwandelt ſich unter Beibehaltung ſeiner Form in Eiſenoxydhydraterze, namentlich in dichten gemeinen Brauneiſenſtein, indem die Kohlenſäure durch Wärme und Feuchtigkeit ausgeführt und das Oxydul in Oxydhydrat umgeändert wird. Die Umwandlung erfolgt in wenigen Jahren, ſelbſt in einem feuchten und warmen Sommer. Der umgewandelte (reife) S. eignet ſich beſſer zum Verſchmelzen als der friſche (unreife). Man unterſcheidet 3 Varietäten des Ss: a) den blätterigen S., welcher kryſtalliſirt oder derb, eingeſprengt u. mit blätteriger Abſonderung vorkommt; b) den ſtrahlig-faſerigen S. oder Sphäroſiderit, der in kugel-, nieren- und traubenförmigen Maſſen von ſtrahlig-faſeriger Abſonderung und c) den dichten S., welcher in dichten, derben oder ſphäroidiſchen Maſſen erſcheint. Sehr häufig im älteſten Schiefergebirge auf Lagern und Gängen, auch in Flötzgebirgen. Doch hier ſeltener gangweiſe. In unerſchöpflicher Menge in erſterer Weiſe in Steiermark und Kärnthen, beſonders zu Eiſenerz. Auf ſehr mächtigen Gängen im Stahlberg zu Müſen bei Siegen; im Allgemeinen auf Gängen jünger als Schwerſpath und Flußſpath, wogegen Kupfer- und Eiſenkies mehrfach auf ihm ſitzend erſcheinen. Als Lager im alten Flötzkalkſtein zu Kamsdorf, Saalfeld, Könitz ꝛc. in Thüringen, wo das Mineral Glimmer genannt wird; ſchöne Kryſtallabänderungen von Lobenſtein im Voigtlande; von Johanngeorgenſtadt, Freiberg, Altenberg, Naila, Przibram, Arany, Joka, Kaſchau, Neudörſchen, St. Agnes, Bayzory. Der Sphäroſiderit iſt beſonders in den Gebilden des eruptiven Flötztrapps zu Steinheim am Rhein, von Oberkaſſel am Siebengebirge, von Schleckkretſcham bei Zittau, von Habelſchwerdt bei Glatz und aus dem Foſſathal bekannt. Der thonige Sphäroſiderit, der überall in den Schieferthonen der Kohlengruppe, des Lias, des Ooliths ꝛc. wiederkehrt, wird oft ſchon Thoneiſenſtein genannt und trägt beſonders in England zur enormſten Eiſenproduktion bei. Im Innern iſt er gewöhnlich in große Stücke zerklüftet und auf den Klüften findet ſich zuweilen Quarz, Schwerſpath, Eiſenkies, Kupferkies, Bleiglanz, Hatchetin ꝛc. Die Maſſen ſelbſt ſind oder enthalten Pflanzenverſteinerungen. Findet ſich zu Kielen, Pürglitz, Hiskow, Zwickau, Uslar, Düren, Myrthir-Tydvil, Longdord ꝛc. Wird mit Vortheil zur Darſtellung des Eiſens und Stahls benutzt und liefert beide in vorzüglicher Qualität.

Spatheiſenſtrinſpiegel (Min.), ſ. v. a. Spiegelflächen am Spatheiſenſtein von Geboa bei Kitzebüchel in Tyrol, ſ. Spiegel (Min.).

Spathelia (Bot.), nach Linné, Palmenſpricke nach Oken, Gatt. der Terebinthaceae *Juss.*, der Amyrideae *Spach.* Charakter: Zwitter, in allen Theilen fünfzählig; Kelch gefärbt; Pflaume trocken, dreieckig und dreifächerig, je einſamig; Samen verkehrt mit Eiweiß. Zwei Arten: 1) S. simplex *L.* Sonderbarer Baum auf Jamaica, an Flußufern auf Felſen, deſſen Stamm nur 1 Zoll dick, aber 40 Fuß hoch wird, ehe er Aeſte treibt, die nur 6 Fuß lang ſind; gleicht alſo von ferne ganz einer Palme. Blüthen ſchön purpurroth mit gelben Staubfäden. Bot. Registre, T. 670. — 2) S. rhoifolia *Dec.* Baum in Mexiko.

Spathella (bot. Term.), nach Desvaux, das Scheidchen, ſ. v. a. Palea, Spelze.

Spathellula (bot. Term.), nach Mirbel, das Scheidchen, ſ. v. a. Palea, Spelze.

Spatheſter (griech., Ant.), Inſtrument zum Vorziehen des nach der Beſchneidung zurückgebliebenen Reſtes der Vorhaut des männlichen Gliedes über die Eichel.

Spatheſtigma (Bot.), nach Hooker und Arnott, Pflanzengatt. Art: S. glutinosum *Hook., Arn.*, ſ. v. a. Pterostigma grandiflorum.

Spathgänge (Bergw.), unrichtig ſtatt Spatgänge (ſ. d.).

Spathi (lat., Min.), nach Breithaupt, die 3. Ordnung der Lapides oder Steine, mit den Gattungen: Scorodites, Siderites, Linarites, Caledonites, Dioxylithus, Phyllotrepus, Phosgenites, Xenophorus, Malacus, Thiodinus, Anhydrites, Alunites, Cryolithus, Yttrocalcites, Fluor, Carbonites, Hemiëdrites, Holoëdrites, Callochromites, Phönicites, Pyramidites, Peganites, Allogonites, Pollachites, Pleuroclaſius, Phylatites, Haploites, Monacites, Eulytinus, Datolithus.

Spathicarpa (Bot.), nach Wilſon, Gatt. der Aroideae *Wils.* Einzige Art: S. hastifolia *Wils.* In Südamerika.

Spathioſtemon (Bot.), nach Blume, Gattung der Euphorbiaceae Crotoneae *Blume.* Einzige Art: S. javense *Blume.* Strauch auf Java.

Spathiphyllum (Bot.), nach Schott, Pflanzengatt., ſ. v. a. Dracontium *L.*

Spathium (Bot.), nach Loureiro, Pflanzengatt., ſ. v. a. Aponogeton *Thunb.*

Spathius (Entom.), nach Nees, Schlupfwespengatt. Arten unter Bracon *Jur., Fabr.*, ſ. Brakwespe. Typus: S. clavatus *Nees.*

Spathknecht, ein Gräber oder Grabender beim Deichbau.

Spathknochen, der Knochenauswuchs beim Spath, ſ. Spath (Thierarzneik.).

Spathodea (Bot.), nach Beauvais, Gattung der Personatae Bignoniaceae *Rchb.*, Didynamia Angiospermia *L.* Charakter: Kelch ſcheidenartig, geſpalten; Korolle trichterförmig, mit ungleichem, fünfſpaltigem Rande; Kapſel ſchotenförmig, ſichelförmig, faſt vierfächerig; Scheidewand mit den Klappen querlaufend, faſt ausgenagt. Unter 22 Arten, großen Sträuchern meiſtens in den Tropenländern der alten Welt, iſt als ausgezeichnete Zierpflanze zu bemerken: S. pentandra *Hook*, Bot. mag. 3681, Calosanthes indica *Blum.* Blätter unpaarig-gefiedert; Blättchen mehrjochig, breit-eirund, langgeſpitzt, wellenförmig, glatt, geſägt; Blüthen ſehr ſchön, in dichten Endrispen, groß, unten gelblichweiß, oben hellpurpurroth oder lillafarbig. Wird im Warmhauſe wie die Bignonia-Arten behandelt.

Spathoglottis (Bot.), nach Blume, Gattung der Orchideae Epidendreae *Lindl.* Von 4 Arten, oſtindiſchen Orchideen, bekannteſte: S. plicata *Blum.*, Bletia angustata *Gaudich.*

Spathomela (griech.), ein Spatel.

Spathose Iron Ore (engl., Min.), nach Phillips, ſ. v. a. Spatheiſenſtein (ſ. d.).

Spathſäure, Flußſäure, ſ. Fluor.

Spathſtein (Min.), nach Leſſer, ſ. v. a. Frauenels oder ſpäthiger Gyps (ſ. d.).

Spathula (lat.), ein kleiner Spatel.

Spathula (Bot.), nach Tauſch, Untergatt. von Iris *L.*

Spathulae foetidae Radix (pharm. Bot.), ſ. Iris foetidissima *L.*

Spathularia (Ichthyol.), nach Shaw, Blattfiſch, Gatt. der Chondropterygii *Cuv.*, der Ordnung der Hautfloſſer und der Zunft der Knorpelfiſche nach Oken, Polyodon *Lacep.* Charakter: Die Schnauze in der Geſtalt eines Blattes außerordentlich verlängert. Einzige Art: S. Folium *Shaw.*, Polyodon feuille *Lacép.*, Squalus Spatula *Mauduit*, Journ. de Phys. Nov. 1774, Taf. II. Im Miſſiſippi; gegen 1 Fuß lang.

Spathularia (Bot.), 1) nach Perſoon, Pilzgatt., ſ. v. a. Spathulea *Fries.* — 2) Nach St. Hilaire, Pflanzengatt., ſ. v. a. Spatellaria. — 3) Nach Haworth, Untergattung von Saxifraga *L.*

Spathulatus (bot. Term.), ſpatelig oder ſpatelförmig, gegen die Spitze rundlich bis länglich und gegen den Grund plötzlich verſchmälert und lang gezogen, z. B. die Blätter von Bellis perennis, die untern Stengelblätter von Silene italica, die beiden mittlern Blumenblätter bei Lopezia-Arten.

Spathulea (Bot.), nach Fries, Spatelpilz, Leiſtenpilz, Schaufelmorchel, Gattung der Hymenini Clavariaceae Mitrulini *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Eine ſchaufelförmige, am Stiel herablaufende Keule, nur oben mit Schläuchen bedeckt, welche die Samen wegſchnellen. Einzige Art: S. flavida *Fries*, Spathularia flavida *Pers.* Wird gegen 3 Zoll lang, 4 Linien dick, blaßgelb; die längliche Keule ſtumpf, 1 Zoll lang, ³/₄ Zoll breit. Häufig in ſchattigen Wäldern, zwiſchen Moos und Blättern im Herbſt. Nees, Pilze, F. 156, A, B.

Spathyema (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengatt., ſ. v. a. Pothos foetidus.

Spati, ital. Vorgebirg, joniſche Inſeln, Inſel Cerigo, an der Nordſpitze; 36° 23′ nördl. Br. und 40° 37′ öſtl. L.

Spatiamenta (lat.), ſ. v. a. Kloſterſchranken.

Spatien (Schriftg.), ſ. Ausſchließungen.

Spatium (lat.), 1) der Raum, Zwiſchenraum; — 2) ſ. Ausſchließungen; — 3) in der Notenſchrift der Raum zwiſchen zwei Notenlinien.

Spatium deliberationis s. deliberandi (Rechtsw.), Ueberlegungsfriſt, Beneficium deliberandi.

Spatſchitz (Spacice), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Weſtetz; 190 Einw.

Spatterie, alle ſolche Waaren, welche aus den Faſern des Eſparto oder ſpan. Pfriemengraſes verfertigt werden. Beſonders die Spanier ſind äußerſt geſchickt in derartiger Verwendung deſſelben, doch iſt auch im ſüdlichen Frankreich und einigen Theilen Italiens dieſe Art der Fabrikation bekannt. Die Erzeugniſſe aus Eſparto ſind ſehr mannichfacher Art, geflochten,

geſponnen, gewebt, gedreht. So macht man Matten, Leinen, Säcke, Schuhe, Tauwerk, beſonders auch für Schiffe Körbe, Netze und andere Gegenſtände mehr daraus, welche ſich beſonders dadurch auszeichnen, daß ſie in der Näſſe ſehr haltbar ſind.

Spatula (lat.), ſ. v. a. Spathula.

Spatule (franz., Ornith.), Vögelgatt., ſ. v. a. Löffler, Platalea *L.*

Spatwurz (Bot.), ſ. v. a. Giftwurz, Crinum asiaticum *L.*

Spatz (Ornith.), ſ. v. a. Hausſperling, Fringilla domestica *L.*

Spatza (Spatzing, Spacſincze, Spacinze), ungar. Marktflecken, preßburger Geſp., tyrnauer Bez. Jahrmärkte; 1050 Einw.

Spatzen (Ornith.), auch Kegelſchnäbler oder Körnerfreſſer, nach Oken, ſ. v. a. Conirostres, Familie der Paſſeres (ſ. d.).

Spatzenhauſen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Weilheim; 100 Einw.

Spatzenhof, würtemb. Weiler, Neckarkreis, Oberamt Weinsberg; 110 Einw.

Spatzenmilbe (Arachnid.), ſ. v. a. Acarus passerinus *Deg.*, Sarcoptes passerinus *Latr.*

Spatzenſtrauch (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Struthiola.

Spatzenwurzkraut (Bot.), ſ. v. a. gemeines Seifenkraut, Saponaria officinalis *L.*

Spatzenzunge (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Stellera *L.*, Passerina *L.*

Spatzeule (Ornith.), ſ. v. a. Sperlingskauz, Noctua passerina *L.*

Spaun, Franz von, Mathematiker u. Publiciſt, geb. 1753, ward 1788 öſterreich. Regierungsrath und Landvogt im Breisgau, dann Reichskammergerichtsaſſeſſor zu Wetzlar. Wegen einer Schrift, die man für ſtaatsgefährlich hielt, 10 Jahre auf die Feſtung Kufſtein geſetzt, lebte er nach ſeiner Freilaſſung in München, wo er viele Flugſchriften ſchrieb, die ſich durch barocke Urtheile auszeichneten. Er † 1826. Schrieb: Ueber die Grundverhältniſſe des Staats zur Kirche und zur röm. Kurie, München 1818; — Der ſarmatiſche Lykurg oder über die Gleichſtellung der Juden und der Einfluß der Volksfeſte, Nürnb. 1817; — Träume eines Wachenden, Münch. 1820; — Vom Wechſel und Wechſelrecht, daſ. 1819; — Anleitung zur Trigonometrie, daſ. 1819; — Verſuch, das Studium der Mathematik durch Erläuterungen einiger Grundbegriffe und durch zweckmäßigere Methode zu erläutern, Bamb. 1815.

Spaunen (Bot.), auch Düpfelfarren, Laubfarren, 9. Zunft der 3. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems. Charakter: Die verſchleierten Fruchthäufchen ſtehen auf dem Rükken zerſtreut. Einrheilung: a) Die Fruchthäufchen ſind ſtrichförmig. Gattungen: Asplenium, Scolopendrium, Diplazium. — b) Fruchthäufchen ſchmal und fortlaufend. Gattungen: Struthiopteris, Lomaria, Onoclea. — c) Fruchthäufchen rundlich und auf dem ganzen Rücken zerſtreut. Gattung: Aspidium. — d) Fruchthäufchen punktförmig und zerſtreut. Gattungen: Woodsia, Cyathea. Vergl. Oken, Allgemeine Naturgeſchichte, Bd. III, S. 329, ff.

Spauta (a. Geogr.), großer Salzſee im weſtlichen Theile Mediens, deſſen bitteres Waſſer Bauchgrimmen und Jucken der Haut verurſachte; die in ihm gewaſchenen Kleider bekamen Flecken, welche Brandflecken glichen, erhielten aber ihre vorige Beſchaffenheit wieder, wenn man ſie in ſüßem Waſſer wuſch. J. See von Urmi.

Spavento, Giorgio, Architekt von Venedig, blühte in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, fertigte den Plan zur prächtigen Kirche S. Salvatore in Venedig, † aber vor der Vollendung des Baues 1500. Tullio Lombardo führte das Werk zu Ende.

Spazier (Biogr.), 1) Karl, Schriftſteller, 1761 zu Berlin geboren, ſtudirte Theologie, ward Hofmeiſter, privatiſirte dann in Neuwied, wurde 1791 Lehrer der deutſchen Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften an einer Handelsſchule in Berlin, dann Lehrer und Aufſeher am Philantropin zu Deſſau und endlich Mitdirektor dieſer Anſtalt. Später erhielt er den Titel als Hofrath, ging nach Leipzig und † daſelbſt 1805. Er ſtiftete 1801 die elegante Zeitung, überſetzte Diderots „Erzählungen zur Bildung des Herzens", Magdeb. 1799, und ſchrieb: Roman meines Lebens, Berlin 1792 u. 96, 3 Bde., u. A. m., zum Theil unter dem Namen Karl Pilger. — 2) Johanne Karoline Wilhelmine, geb. 1779, Gattin des Vorigen, Schwägerin Jean Paul Richters, gab das Taſchenbuch für Freundſchaft und Liebe bis 1813 heraus, ward nach ihres Gatten Tode Vorſteherin einer Töchterſchule zu Neu-Strelitz, verheirathete ſich dann an den Hoforgelbauer Uthe in Dresden und führte ſeitdem auf dem Titel mehrer kleiner Schriften den Namen Uthe-Spazier. Sie † 1825. — 3) Richard Otto, deutſcher Schriftſteller, am 30. Okt. 1803 zu Leipzig geboren. Nach erhaltener Schulbildung im Pädagogium zu Züllichau bezog er 1821 die Univerſität Leipzig, um Philoſophie und Geſchichte zu ſtudiren. Später verband er damit noch das Studium der Rechtswiſſenſchaften. Nach Abſolvirung der Univerſitätsprüfung lebte er bei ſeinen Angehörigen in Dresden, bis ihn ſein Oheim, Jean Paul, nach Baireuth berief, um ihn bei der Herausgabe ſeiner Werke zu unterſtützen. Nach Richters Tod kehrte S. nach Dresden zurück, ſchrieb eine kleine Schrift über Jean Pauls letzte Lebenstage und führte die Aufſicht über den Druck der beiden erſten Lieferungen von deſſen Werken, bis Streitigkeiten mit dem Verleger ſeinem Antheil an dieſem Geſchäfte ein Ende machte. Er begab ſich darauf im Sommer 1830 nach Nürnberg, wo er eine Zeitſchrift „Nürnberger Blätter" begann. Kaum aber waren die erſten Nummern ausgegeben, als das Blatt wegen einiger freier Aeußerungen verboten und er ſelbſt des Landes verwieſen wurde. Nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt, fuhr er fort, ſich über politiſche Verhältniſſe freimüthig zu äußern und zeigte ſich als eifriger Verfechter

der polniſchen Revolution. Nachdem er aus den ihm zugänglichen Quellen in verſchiedenen Zeitſchriften Aufſätze mitgetheilt hatte, um die öffentliche Meinung zu Gunſten der Polen zu ſtimmen, gab er im April 1831 ſeine „Geſchichte des polniſchen Volks und ſeines Feldzugs“ (Ansbach) heraus, brach aber dieſe Mittheilungen mit dem 4. Hefte ab, als ſeit dem Uebergange der Ruſſen über die Weichſel die Verbindungen mit Polen geſtört wurden. S. ſucht in dieſer Schrift den Urſprung, den Zweck und die Nothwendigkeit des Aufſtandes aus dem Charakter der Polen nachzuweiſen und die Ereigniſſe aus der Anſicht zu erklären, daß der Patriotismus und das Streben des Volkes nach der Wiedervereinigung des zerriſſenen Landes ſeit den Theilungen nur mehr und mehr geſteigert worden ſeyen. Die nach Preußen und Galizien übergegangenen Polen wurden, als ſie dieſe Schrift kennen lernten, ſo lebhaft von derſelben angeregt, daß mehre der bedeutendſten Theilnehmer an dem Revolutionskampf S. auf ihrer Reiſe nach Frankreich aufſuchten und ihm mit unbeſchränktem Vertrauen über die Ereigniſſe Mittheilungen machten. Er entſchloß ſich, aus dieſen lebendigen Quellen ein vollſtändiges Gemälde der polniſchen Revolution zuſammenzuſtellen und begab ſich Anfangs 1832 nach Dresden, wohin faſt alle hervorragenden Männer aus dem Civil- und Militärſtande ihren Weg nahmen. Nachdem er gegen 4 Monate lang unermüdlich thätig geweſen war, die nöthigen Materialien zu ſammeln, bearbeitete er ſeit dem Frühjahr 1832 ſeine „Geſchichte des Aufſtandes des polniſchen Volkes in den J. 1830 u. 1831“ (3 Bde., Altenb. 1832, neue Ausg. Stuttg. 1834, mit 1 Hefte Karten und Schlachtplanen), welche ſein Hauptwerk und zugleich die erſte Geſchichte jenes Aufſtandes iſt. Im Herbſte 1833 unternahm S. eine Reiſe nach Paris, während welcher ſeine Papiere von der ſächſiſchen Regierung in Beſchlag genommen wurden. Von ſeinen übrigen Schriften erwähnen wir die im Morgenblatte abgedruckte Rede am Grabe ſeines Oheims, mehre Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen und Engliſchen; eine Vertheidigung Tiecks wider ſeine Gegner unter dem Titel „Dresden, wie es durch eine Goldbrille iſt“ (Dresd. 1830); — ferner „Die Uzkokin“ (Leipz. 1831); — Novellen und vermiſchte Aufſätze (Hildburgh. 1833); — Ueber die letzten Ereigniſſe in Polen (Altenb. 1831); — Jean Paul Friedrich Richter, ein biographiſcher Kommentar zu deſſen Werken, worin er den ihm überlaſſenen handſchriftlichen Nachlaß Richters benutzte.

Spazierſtöcke. Zu den aus einheimiſchem Holze zu fertigenden S.n ſchicken ſich am beſten die jungen Samen- und Wurzelloden u. Schüſſe der zähen, feſten und zarten Baum- u. Strauchholzarten, z. B. Heckenkirſchen, Hartriegel, Taxusbaum, Ahorn, Hainbuche, Eſche, Rothbuche, Ebereſche, Speierlingsbaum u. Mehlbeerbaum; aus den Schüſſen des letztern werden vorzüglich den Bambusröhren ähnliche Stöcke gemacht. Die Stämmchen und Schüſſe müſſen in der Regel grad gewachſen und ſo ſtark und lang ſeyn, daß man 5—6 Fuß lange und ½—1 Zoll dicke Stöcke ausſchneiden kann; ganz krumme taugen in der Regel nicht; ſchwach gekrümmte können nach folgendem Verfahren gerade gerichtet werden. Man läßt ſie erſt einige Tage in Waſſer liegen, bratet dann die krummgewachſene Stelle in einem Feuer von Reiſigholz ſo lange, bis das Holz biegſam geworden iſt, flechtet dann den noch biegſamen Stock zwiſchen 3 in einer Linie ſtehende Pfähle, ſo daß die äußere Seite ſeiner Krümmung vor den mittlern Pfahl zu liegen kommt. Auf dieſe Weiſe erhält der Stock eine gerade Richtung, die er dann auch beim Erkalten beibehält. Die weitere Zurichtung der Stöcke iſt nach Verſchiedenheit der beabſichtigten Geſtaltung und Oberflächenbildung der S. verſchieden; nämlich: a) Manchen Stöcken, welche eine glatte Rinde haben, läßt man dieſe, überzieht ſie auch wohl noch mit einem Lack. b) Andere Stöcke werden entrindet, indem man ſie ſo lange über Feuer bäht, bis die Rinde aufſpringt und ſich leicht löſen läßt, was mit einem ſtumpfen Meſſer zu vollführen iſt, damit die oberſte Holzlage, welche von Natur oder durchs Bähen auf ihrer Oberfläche einen Glanz oder Färbung angenommen hat, nicht verletzt werde. Verlangt man buntgefleckte Stöcke, ſo überzieht man die Rinde der rohen Stöcke, vor dem Bähen im Feuer, ſtellenweiſe mit einem aus Lehm u. Waſſer gemachten Brei. An den ſo überzogenen Stellen wird die Einwirkung des Feuers vom Holze abgehalten, und es behält daher hier ſeine weiße Farbe bei. c) Manchen Stöcken gibt man durch Farbebeize beliebige Farben oder durch Lack- und Oelfirniſſe Glanz, polirt ſie auch wohl mit Bimsſtein und Tripel. d) Die ſogenannten Knotenſtöcke werden von Weißdorn, Schwarzdorn und andern Holzarten gemacht, die viel Aeſte oder Dornen haben, durch deren Abnahme knotige Erhabenheiten auf der Oberfläche der Stöcke zurückbleiben. e) Stöcke mit regelmäßigen Erhabenheiten und Vertiefungen erhält man, wenn man an den noch auf der Wurzel befindlichen Stangen 1 oder 2 Jahre vorher, ehe ſie gehauen werden, im Monate März Figuren, z. B. Kreiſe oder ſchraubenförmig ſich um den Stamm windende Streifen, in die Rinde bis aufs Holz einſchneidet und loslöſet. Da an dieſen Stellen ſich nicht, wie an den noch mit Rinde bedeckt gebliebenen, neue Holzlagen im nächſten Jahre erzeugen, ſo ſtellen ſie ſich nach 1 oder 2 Jahren vertieft dar. f) Manchen Stöcken gibt man am Obertheil, nachdem man ſie hier am Feuer gebäht hat, eine hakenförmige Umbiegung; andere haben ſchon von Natur dergleichen Form oder auch Knorren und Köpfe. Man gräbt auch wohl Stangen mit der Wurzel aus, um die letztern mit zu jenem Zweck zu benutzen. g) Endlich werden auch manche S. auf der Drehbank abgedreht, entweder mit glatter Oberfläche, oder ſo, daß man ringförmige Erhabenheiten bildet, um ſie dann weiter zu bambusähnlichen Formen zuzurichten. Schöne S. laſſen ſich auch auf folgende Art aus den jungen Stämmen des Vogelbeerbaums ziehen. Es werden nämlich mit einem ſcharfen Meſſer in einen jungen, gerade gewachſenen Stamm im Mai oder Juni durch die Rinde bis in das Holz rund umher, entwe-

der quer oder ſchräg von ber Erbe an 5 Fuß hoch hinauf, Wunden gehackt, die man, ohne ſie zu verbinden, ganz frei ſtehen and bis ins künftige Jahr oder noch ein Jahr länger ſo fortwachſen läßt, wo ſich feſte Holzwülſte an der Stelle der Einſchnitte bilden werden. Man ſchneidet hann den Stock im Herbſte oder Winter ab, zieht im Feuer die Rinde daoon, beizt ihn, wenn er ganz trocken geworden iſt, mit Scheidwaſſer über dem Feuer braun und beſtreicht ihn, damit ihn das Scheidwaſſer nicht zerfreſſe, ſogleich mit Leinöl. Um ihn ſchwarz zu haben, wird er mit Silberauflöſung und dann mit Leinöl beſtrichea, bann mit Tripel und Schachteihalm polirt.

S. p. d., Abbreoiatur für Salutem plurimam dlcit, ſ. Brief.

" **Speaker** (engl.), Sprecher, Redner, beſonders der Sprecher des engliſchea Parlaments, ſ. Parlament (engliſches).

Spear, brit.-nordamerik Vorgebirg, Neu-Fundland, Halbinſel Aoalon, ſüdöſtlich voa St.-John, 47° 31′ 22″ nördl. Br. u. 54° 57′ 50″ weſtl. Länge, das öſtlichſte Kap Neu-Fundlands.

Specart (Speccard, Speckard, Speekkaert), Hans, Maler und Seidenſticker, wahrſcheinlich Schüler des Johann van Aachen, begab ſich mit ſeinem Freunde A. Mytens nach Rom, arbeitete dann einige Zeit in Florenz und kehrte 1577 wieder nach Rom zurück, wo er noch 1582 thätig war und dann †. Er iſt durch mehre Stiche dekannt, die nach ſeinen Gemälden gefertigt wurden. So ſoll er ſechs Darſtellungen aus dem Leben der heil. Jungfrau gemalt haben, die durch dea Stich voa E. Sadeler bekannt ſind.

Specchi (Speculi), Aleſſandro, Architekt und Radirer in Rom, Schüler von C. Fontana, ein Künſtier von Ruf, errichtete den Porticus der St. Paulskirche außerhald Rom. baute dann den Palaſt Simonetti, damals P. Carolis genannt, und die Schifflände von Ripetta. Schried auch: Studio d'architettura civile, 153 Blätter von F. Aquila u. a. Er hatte auch Theil an den Stichen zu Boanani's „Historia Templi vaticani" nab an dem Werke: Il nuovo Teatro delle fabriche ed edificii in prospettiva di Roma moderna, 142 Blätter, Rom 1665, Quer Fol. Er † nach 1710.

Specchiagalione, ital. Flecken, Neapel, Proo. Terra-di-Otraato, noidöſtlich von Nociglia; 330 Einw.

Speccia, Inſel, ſ. v. a. Spezzia.

Spechia-de-Preti, ital. Stadt, Neàpel, Prov. Terra-di-Otranto, ſüdöſtl. von Gallipoli; 1500 Eiaw.

Specereien, ſ. Spezereien.

Spech, Johann, Komponiſt, geb. zu Preßburg den 6. Juli 1768, war erſt Juriſt und prakticirte von 1792 aa bei der Landesbehörde zu Ofea, konnte aber keine ernährende Anſtellung gewinnen, wanbte ſich deshalb von der Rechtswiſſenſchaft ab und widmete ſich nun der Tonkunſt, ging deshald nach Wien, um hier die Kompoſition gründlich zu ſtudiren, und kehrte erſt 1804 nach Peſth zurück, wo er das Kapellmeiſteramt der beiden Nachbarſtädte übernahm. Im J. 1816 legte er dieſe Stelle niedee, beſuchte nun längere Zeit Paris anb erwählte bann Wien zu ſeinem bleibenden Aufenthalte. Er ſchrieb: zwei Opern, viele Ouverturen, ein Oratorium, Veni sancte spiritus zur Eröffnuag des ungariſchen Landtags 1807, eine Missa alla capella, drei Trauerkantaten ꝛc. Gedruckt ſind von ſeinen Werken 9 Sonaten, 2 Trio's, 1 Fantaſie, 3 vierhändige Fugen, 2 Allegri rhapsodici, ſämmtlich für Pianoforte; ferner 9 Quartetten und 2 Fugatos für Bogen-Inſtrumente, nebſt einer großen Anzahl von Geſängen auf Dichtungen in deutſcher, ital., franz. u. magyariſcher Sprache.

Spechbach, bad. Pfarrdorf, Unterrheinkr., Amt Neckar-Gemünd; 810 Einw.

Spechſerholz, holſt. Dorf, Amt Ahrensbök; 140 Einw.

Specht (Ornith.), Vögelgattung, ſ. v. a. Picus *L.*

Specht (Biogr.), 1) Chriſtiaa Eraſt, Maler, 1771 Hofmaler in Gotha, malte Porträte und Landſchaften; † um 1806. — 2) Friedrich, Maler von Hamburg, iſt durch Bildniſſe bekannt, die er in Oel, Paſtell und Miniatur malte und mit Kreide zeichnete; † um 1810.

Spechtartige Vögel (Ornith.) nach Kaup, Familie der Klettervögel mit dea Gattungen: Yunx, Picus, Picoides, Tiga.

Spechte (Ornith.), ſ. v. a. Picidä, Familie der paarzehigen Klettervögel oder Scanſores, ſ. d. u. Picidä.

Spechter, Art hohe, aber enge Trinkgläſer.

Spechtkönig (Ornith.), ſ. v. a. Picus principalis *L.*

Spechtkrähe (Oraith.), ſ. v. a. Schwarzſpecht, Picua Martius *L.*

Spechtmeiſe (Ornith.), Vögelgatt., ſ. v. a. Sitta *L.*

Spechtritz, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Dresden, Amt Dippoldiswalde; 160 Einw.

Spechtsbrunn, ſachſ.-meining. Pfarrdorf, Amt-Gräfeathal; auf dem höchſten Punkte des Rennſteigs; 460 Einw.

Spechtsdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; Matterkirche; 250 Einw.

Spechtshard, ſ. a. a. Speſſart.

Spechtshauſen, preuß. Dorf, Prov. Braadenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ober-Barnim; eine der größten and wichtigſten Papierfabriken der Monarchie, liefert jahrlich 24,000 R. Papier; 280 Einw.

Spechtwürger (Oraith.), Würgergatt, ſ. v. a. Bethylus *Cuv.*

Spechtwurzel (pharm. Bot.), ſ. v. a. Radix Dictamni, ſ. Dictamnus albus *L.*

Specia (Geogr.), ital. Stadt, Sardinien, Genova, an einem Golf, der eiaen vorzüglichen Hafen bildet; 8000 Einw.

Specie (Handelsw.), ſ. v. a. Saldo.

Special (v. lat. Specialis), 1) beſonders, einzeln ausgezeichnet; — 2) ſ. v. a. beſonders guter Freund.

Specialbefehl, beſonderer in irgend einer Sache von der Regierung des Landes erlaſſener Befehl.

Specialepoche, ſ. Geſchichte.

Specialgeographie, ſ. Geographie.

Specialgeſchichte, ſ. Geſchichte.

Specialhypothek, ſ. Hypothek.

Specialia (Plur. v. Speciale), beſondere Umſtände. Specialissima, bis in das Kleinſte dargethane Umſtände.

Specialinquiſition (Specialunterſuchung), ſ. Kriminalprozeß u. Artikulirtes Verhör.

Specialkarten, ſ. Landkarten.

Specialname (Naturgeſch.), ſ. v. a. Artname, ſ. Species 1).

Specialpacht, ſ. Pacht.

Specialprävention, ſ. Kriminalrecht.

Specialſchulen, in Frankreich ſ. v. a. Gymnaſien.

Speciell (v. Lat.), ſ. v. a. Special.

Species (lat.), 1) (Naturgeſch.), ſ. v. a. Art, iſt der Inbegriff allee der Naturkörperindividuen, welche in allen weſentlichen innern und äußern Merkmalen vollkommen mit einander übereinſtimmen. Für die organiſchen Körper muß dieſer Begriffsdeſtimmung noch beigefügt werden, daß dieſelben durch Zeugung auseinander hervorgehen, für die unorganiſchen, daß auch ihre relativen Merkmale ſich auf dieſelbe Grundform und dieſelbe chemiſche Foemel zurückführen laſſen. Weſentliche Merkmale ſind überhaupt ſolche, die von der Natur der bezüglichen Körper unzertrennlich ſind und bei den organiſchen Körpern bei jedesmaliger Fortpflanzung (unmittelbar odee in der Descendenz) unter allen Umſtänden wiedee auftreten, bei den unorganiſchen Körpern bei jedesmaliger Bildung eines Minerals (durch chemiſche Affinität) und unter allen äußern Umſtänden wiedee erſcheinen. Zu dieſen weſentlichen Merkmalen der Mineralien gehören das chemiſche Verhalten, die Grundform, ſofern dieſelbe in den Strukturverhältniſſen bezeichnet iſt, die Struktur, der Strich, das ſpecifiſche Gewicht, die Cohärenzverhältniſſe, während relative Merkmale jene individuellen Abänderungen ſind, die zwar von der Vorſtellung der Art zertrennlich ſind, immer aber mit den geſetzmäßigen kryſtallologiſchen u. chemiſchen Einheiten (Grundform, chemiſche Formel) derſelben Art in nachweisbarer Beziehung ſtehen. Unweſentliche Merkmale ſind jene individuellen Abändeerungen an einer Art, welche von zufälligen Umſtänden herrühren, alſo bei den organiſchen Körpern bei der Fortpflanzung wieder verſchwinden, bei den unorganiſchen Körpern der oben erwähnten geſetzmäßigen Beziehungen auf Grundform und chemiſche Formel ermangeln, wie z. B. unregelmäßige äußere Formverhältniſſe, Verunreinigung des Glanzes, der Farbe, der Durchſichtigkeit ꝛc. Individuen einer Art, welche in einigen unweſentlichen Merkmalen von ihrer Art abweichen, heißen Abänderungen, Spielarten, Varietäten (varietas), Unterart (subspecies) oder Race, dagegen der Inbegriff der Individuen einer Art, bei denen unweſentliche Merkmale zu weſentlichen, d. h. zu ſolchen geworden ſind, die auch in der Fortpflanzung und ſelbſt nach dem Aufhören der abändernden Einflüſſe, durch welche ſie entſtanden ſind, noch eigenthümlich fortbeſtehen. Oken nennt die Species Gattung (das genus oder die Gattung der Autoren nennt er Geſchlecht), weil die Organismen einer Species ſich ohne Zwang mit einander gatten, Art dagegen iſt ihm ſ. v. a. Race, und Varietäten nennt er Abarten. Was die Nomenklatur der Arten (ſpecifiſche Nomenklatur) anlangt, ſo iſt ſie allerdings vorhanden geweſen, ſeit der Menſch die Naturkörper von einander zu unterſcheiden begann. Aber erſt Linné ſtellte ein logiſch durchgeführtes wiſſenſchaftliches Syſtem der Namengebung auf, und da die im gewöhnlichen Sprachgebrauch gangbaren Artnamen (Trivialnamen) hier nicht genügten, ſo wurden die nächſtverwandten Naturkörper zu Gattungen (genera, Geſchlechter) zuſammengeordnet und jede Species erhielt nun einen doppelten Namen (binäre Nomenklatur), nämlich den Gattungsnamen und neben demſelben noch den innerhalb der Gattung unterſcheidenden Art- oder Specialnamen, z. B. die hundeartigen Thiere bilden die Gattung Canis, daher jede Art dieſer Gattung den Namen Canis trägt, dem aber zur Unterſcheidung der einzelnen Art noch der Specialname beigefügt wird: Canis vulpes, Canis lupus ꝛc. Aehnlich im Pflanzenreiche: Die Gattung Eiche heißt Robur, die beiden in Mitteldeutſchland heimiſchen Arten werden unterſchieden als Quercus Robur und Quercus pedunculata. Auch im Mineralreiche iſt dieſe binäre Nomenklatur von Breithaupt u. von Dana verſucht worden (Gattung: Pyrophanus, Arten: Pyrophanus magnesius u. Pyrophanus zincosus ꝛc.), hat jedoch noch wenig Beifall gefunden. Haidinger hat eine ſolche binäre Nomenklatur in Bezug auf Familien u. Geſchlechter aufgeſtellt, z. B. Familie: Perlglimmer, Gattungen: Rhomboëdriſcher, hemiprismatiſcher und aratomer Perlglimmer. Doch ſind neuerlichſt noch einige Verſuche zu binärer Nomenklatur gemacht worden, wie von Eichelberg, z. B. Gattung: Kreuzſtein, Arten: Barytkreuzſtein und Kalkkreuzſtein. Gegen die Umgränzung des Artbegriffes ſind mancherlei Einwendungen gemacht worden, z. B. daß dauernde Einwirkung beſtimmter Einflüſſe (Klima, Nahrung) in aufeinanderfolgenden Generationen Veränderungen erzeugen könnten, die größer ſeyen, als daß ſie noch innerhalb des Kreiſes der einmal feſtgeſtellten Merkmale einer Art bleiben könnten, allein in dieſem Falle liegen meiſt fehlerhafte Charakteriſirungen voe und gute Beobachtung zeigt, daß die Art in ihren Hauptzügen unveränderlich iſt, was namentlich an allen wildlebenden Arten deutlich wird. Die Art iſt demnach ein unveränderlicher Organiſationstypus, der einer weſentlichen Veränderung ſeiner Charaktere unfähig iſt; ſie entſpricht beſtimmten Lebensbedingungen, mit deren Aufhören auch ſie untergeht. Die Individuen derſelben Art pflanzen ſich nach beſtimmten Geſetzen fort und erzeugen Weſen, welche entweder ſelbſt oder in iheen Nachkommen ihren Erzeugern ähnlich werden. Letzteres bezieht ſich namentlich auf manche Gruppen niederer Thiere, bei denen der Cyklus

der Fortpflanzung erſt durch die dritte oder vierte Generation geſchloſſen wird. So die Quallenpolypen, welche Knospen treiben, die ſich endlich ablöſen und als vollſtändig ausgebildete Quallen frei umherſchwimmen. Dieſe Quallen behalten ihre Geſtalt lebenslänglich, legen Eier und ſterben; die Eier aber ſetzen ſich feſt und wachſen zu Polypen aus, die dem Mutterthiere vollkommen ähnlich ſind und wieder Quallenknospen treiben u. ſ. f. Wenn ausnahmsweiſe Thiere verſchiedener Arten, die aber einer und derſelben Gattung angehören müſſen, ſich mit einander paaren oder zwei Pflanzenſpecies einer Gattung ſich gegenſeitig befruchten, ſo entſtehen **Blendlinge** od. **Baſtarde**, specieahybridae, welche im Thierreiche (Maulthier, Mauleſel) in der Regel ſich nicht fortpflanzen können, ſondern mit dem Individuum ausſterben, im Pflanzenreiche aber, wie ſchon Kölreuter und Wiegmann zeigten, und wie auch die tägliche Erfahrung in Küchen- und Ziergärten lehrt, fruchtbaren Samen liefern, wie namentlich die hybriden Fuchſien, Verbenen, Pelargonien, Roſen ꝛc. — 2) (Pharm.), einzelne zerſchnittene und gröblich gepulverte organiſche Subſtanzen, als Wurzeln, Kräuter, Blumen, Rinden, Hölzer, Früchte, od. eigentlich die Gemenge dieſer ſo zerkleinerten Subſtanzen. Zur möglichſt gleichmäßigen Zerkleinerung bedient man ſich des **Speciesſiebes**. — 3) (**Grundrechnung, Grundoperationen**, Arithmet.), die 4 allen übrigen zum Grunde liegenden Rechnungsarten: Addition, Subtraktion, Multiplikation und Diviſion. — 4) (**Speciesthaler**), Name der früher in Oeſterreich, Bayern, Sachſen und mehren andern deutſchen Staaten ausgeprägten Silbermünzen, welche = 2 Gulden oder $1\frac{1}{2}$ Reichsthaler Konv. od. zu 2 Gulden 24 Kr. im 24 fl.-Fuße gerechnet werden. Sie wurden beſonders häufig durch die Konvention von 1753, welche den Konventionsfuß ins Leben rief, indeß kamen bereits früher u. namentlich in Hannover u. Schwediſch-Pommern S. vor, die gleichen Nennwerth mit den Konventions-S. hatten, aber 11$^{19}/_{90}$ feiner als dieſe ausgeprägt waren. Auch in Polen und dem Schweizerkanton St. Gallen ſind vormals Konventions-S. geſchlagen worden, welche indeß um Einiges im Gehalte von den deutſchen abweichen (vergl. Konventionsfuß). In **Dänemark** und **Norwegen** wurden bereits ums J. 1671 S. geſchlagen, von welchen $9^{1}/_{4}$ Stück auf die köln. Mark fein gingen, und im letzten Viertel des vor. Jahrhunderts auch in **Schleswig-Holſtein**. Der alte däniſche S.-Thaler iſt = 96 Schilling (Skilling) in dän. S., der neue ſeit 1787 u. 1795 geprägte dän. u. ſchleswig-holſtein. = 48 Schill. und 60 Schill. oder 3 Mark 12 Schill. lübiſch Kurant (vgl. **Speciesmark** u. **Sundzoll**). Gleiche Geltung hat der S. auch noch in **Hamburg**, wo der alte deutſche **Speciesreichsthaler** auch als erſte Grundlage der Bankvaluta zu betrachten iſt und noch jetzt die meiſten Grundſtücke in Speciesbanko verkauft werden, deſſen Kurs in Banko ſich ſodann nach dem laufenden Geldkurſe der Speciesthaler richtet. Ein Speciesthaler zerfällt auch in Hamburg in 3 Mark 12 Schillinge od. 60 Schillinge und wird im gewöhnlichen Leben = 3 Mark. hamb. Banko gerechnet. In **Schweden** iſt die Speciesvaluta ſeit 1777 eingeführt, der Thaler derſelben, welcher urſprünglich mit 14 Loth 1 Grän auf die köln. rauhe Mark und 9.093 Stück auf die köln. Mark fein auskam, iſt aber ſeit 1830 mit nur 12 Lth. auf die rauhe und 9.164 Stück auf die feine Mark köln. ausgebracht, indem das in dem genannten Jahre unterm 25. Juni emanirte Geſetz die Ausprägung der S. dahin normirte, daß 25 Stück derſelben aus 2 Schal- od. Viktualienpfunden (vgl. Schalpfd.) 12löthigen Silbers dargeſtellt werden ſollten. Die Speciesvaluta, als Rechnungsmünze, iſt in Schweden dem Papiergelde, den Bankzetteln (Banco-Sedlar) und den Reichsſchuldzetteln (riks guldsedlar), entgegengeſetzt. Bei beiden zerfällt zwar der Reichsthaler (eiksdaler) in 48 Schilling (skillingar) à 12 Rundſtücke (rundstyk) Pfennigen od. Oeren, das Verhältniß der Specieswährung zum Papiergelde richtet ſich aber nach dem Stande des Letzteren im öffentlichen Verkehr, welcher fortwährend ſchwankt, bloß daß 2 Thlr. in Bankzetteln = 3 Thlr. in Reichsſchuldzetteln gerechnet werden. Der ſchwediſche Speciesthlr. hat einen Silberwerth von circa 1 Thlr. 15 Sgr. 10 Pf. preuß. Kur. **Norwegen** rechnet ebenfalls nach S. oder S.-Thlrn., theilt dieſe aber in 5 Ort oder Mark à 24 Schilling oder überhaupt in 120 Schillinge. Der S. wird noch, wie früher, mit $9^{1}/_{4}$ Stück auf die köln. Mark fein ausgebracht und kommt auf circa 1 Thlr. 15 Sgr. 5 Pf. preuß. Kurant aus.

Species ad clysma viscerale Kaempfii (Pharm.), Kämpfs Visceralſpecies zum Klyſtieren: Löwenzahnkraut, Löwenzahnwurzel, Baldrianwurzel, Queckenwurzel, weißen Andorn und Kamillenblumen, von jedem 1 Unze, werden geſchnitten und gemiſcht.

Species ad Enema (Pharm.), ſ. v. a. Species ad clysma.

Species ad Cataplasma (Pharm.), ſ. **Breiumſchlag**.

Species ad Fomentum (Pharm.), ein Gemenge aus einem Pfund Hopfenzapfen, 3 Unzen römiſchen Kamillen, Lavendelblüthen, Rosmarin- und Quendelkraut.

Species ad Infusum pectorale, ſ. v. a. Bruſtthee.

Species ad suffiendum (Pharm.), Räucherſpecies, ein Gemenge von Weihrauch, Benzoeharz, Bernſtein, von jedem $^{1}/_{2}$ Pfund mit 2 Unzen Lavendelblüthen.

Species amarae (**bittere Species**, Pharm.), beſteht aus Wermuthkraut, Bitterklee, von jedem 2 Unzen, Enzian- und Calmuswurzel, von jedem 1 Unze.

Species aromaticae, ſ. v. a. Aromatiſche Kräuter.

Species-Bankozettel, ein 1788 in Schleswig-Holſtein ausgegebenes Papiergeld, in Abſchnitten von 8—10 Speciesthalern.

Species carminativae (**blähungstreibende Species**, Pharm.), ein Gemiſch von Baldrianwurzel, Pfeffermünzkraut, von jedem 2 Unzen, Flieder- und Kamillenblüthen,

von jedem 3 Unzen, Kümmel- und Dillſamen von jedem 1 Unze.

Species Decocti lignorum, ſ. Holztrank.

Speciesdreier, die Kupferdreier mit Bruſtbildern verſchiedener Monarchen, beſonders der Landgrafen von Heſſen.

Speciesdukaten, 1) ſeit 1671 in Dänemark zu $23\,^1/_2$ Karat fein ausgeprägt, das Stück ca. 15 Mark Kurant, Werth 3 Thlr. 7 Sgr. preuß. Kur.; — 2) die unter Peter I. bis 1725 geſchlagenen ruſſiſchen Dukaten.

Species emollientes, ſ. v. a. Species ad Cataplasma.

Species facti (lat., Rechtsw.), Erzählung des Thatbeſtandes, der Thatſachen, auf die ſich eine rechtliche Entſcheidung eines Rechtsfalles ſtützen ſoll.

Speciesmark (Mark Species), bis 1813 in Schleswig-Holſtein gebräuchliche Rechnungsmünze. Der Speciesthaler hatte 3 Mark Species oder $3\,^3/_4$ Mark Kur., der S. 16 Schilling à 3 Pfennige Species, ſ. Species 4).

Species pectorales, ſ. v. a. Bruſtthee.

Species pectorales cum fructibus, ſ. v. a. Bruſtthee mit Früchten, ſ. Bruſtthee.

Species pro gargarismate (Gurgelkräuter), beſtehen aus gleichen Theilen Altheekraut, Fliederblumen u. Malvenblüthen.

Species pro Potu infantum (nährender Thee für Kinder), beſteht aus 16 Th. geraspeltem Hirſchhorn, 4 Th. Engelwurzel, 4 Th. Süßholz, 2 Th. Fengelſaamen und $^1/_2$ Th. Zimmtrinde.

Speciesthaler, ſ. Species 4).

Species verbi (Verbum in specie, Gramm.), Verbum, das einen Prädikatsbegriff in ſich faßt, ſ. Verbum.

Specificum (Med.), ſ. Specifiſch.

Specificum adstringens Maetsii (Pharm.), ſ. v. a. Colbatches Pulver, ſ. Colbatch.

Specificum nomen, Name der Art, wodurch ein Naturkörper von allen verwandten Arten unterſchieden wird. Gegenſatz: Genericum nomen, Name der Gattung.

Specificum purgans Paracelsi (Chem.), nach O. Croll das neutrale ſchwefelſaure Kali.

Specificus (bot. Term.), ſpecifiſch zur Art (ſ. Species) gehörig, die Art betreffend: character specificus, der ſpecifiſche oder Artencharakter, der in Worten zuſammengefaßte Inbegriff der Merkmale einer Art. Vergl. Botanik, S. 332.

Specifiſch (Specificus), 1) was dem Weſen einer Sache eigenthümlich iſt; — 2) was zur Hervorbringung einer gewiſſen Wirkung an ihr ganz allein geſchickt iſt. So vorzüglich ſpecifiſche Arzneimittel (Specifica), Mittel, die bei einer Krankheit ſichere Heilung bewirken; — 3) (bot. Term.), ſ. v. a. Specificus.

Specifiſche Differenz (Log.), ſ. Differenz.

Specifiſche Heillehre (Erfahrungsheillehre) Rademachers, eine der bemerkenswertheſten Erſcheinungen in der neueſten Literatur der Medicin, die nichts weniger als eine völlige Umgeſtaltung der geſammten Heilkunſt anſtrebt. J. G. Rademacher verließ, unbefriedigt von ſo manchen zweifelhaften Lehren der Medicin, gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Hochſchule und wandte ſich der Praxis zu, die er 20 Jahre hindurch in der preußiſchen Stadt Goch übte. Im J. 1815 ward er durch den ihn überraſchenden glücklichen Erfolg vom Gebrauche des ſalpeterſauren Natrons bei mehren Kranken auf den Gedanken gebracht, dieſes Mittel möge eines der von den alten Spagirikern gebrauchten Großmittel ſeyn. Er ſuchte beim Paracelſus nach, glaubte ſeine Anſicht beſtätigt, vertiefte ſich in das Studium der alten chemiſchen Aerzte und umfaßte fortan die ihm durch dieſe Forſchungen angeblich geöffnete Lehre als die einzige Wahrheit. Für die bisher herrſchenden Anſichten hatte er fortan nur Verachtung oder Hohn, ohne ſich jedoch ihrer Banden entſchlagen zu können. So wurde die von ihm in ſeiner „Rechtfertigung der von den Gelehrten mißkannten, verſtandesrechten Erfahrungsheillehre der alten ſcheidekunſtigen Geheimärzte", 2. Aufl., Berl. 1846—47, 2 Bde., aufgeſtellte Lehre ein wunderliches Gemiſch von Widerſprüchen, von angeblich Neuem und verjährtem Wuſt, von reinen Erfahrungsabſtrakten und theilweiſe verkrüppelten Phantaſiebegriffen, wie das genannte Buch ſelbſt in ſeiner ungelenken, oft barocken Sprache durch das Studium von Paracelſus' Schriften und deren Eigenthümlichkeit gefärbt iſt. Neben der Behauptung, daß man von der Krankheit nichts wiſſen könne, als ihr Verhältniß zum Heilmittel, beſteht die Anſicht von ihren Formveränderungen, von Metaſchematismus, von ihrer Kriſe, vom Urwerden einer ſympathiſchen Affektion; neben dem Hohne über die Anmaßung einer angeblichen Kenntniß des belebten Menſchenleibes findet ſich die Zuverſicht in der Erklärung phyſiologiſcher Vorgänge im Körper; neben dem Gegenſatze zwiſchen Heilmittel und Arzneikörper gewinnt die Lehre Geltung, daß die Heilwirkung ſelbſt von all den tauſend Umſtänden abhängt, die auch die ſchulrechten Aerzte bei der Darreichung ihrer Arzneien berückſichtigen; an die alten paracelſiſchen Medicinen reihen ſich Nux vomica, Tabak, Cochenille, Jod; an die Behauptung, daß es nur 3 Univerſalheilmittel gebe, knüpft ſich der Zweifel, ob die Schwefelſäure als 4. Mittel Geſammtorganismus-Erkrankungen nicht noch beſſer heile. Der paracelſusſche Satz, daß jedes kranke Organ in der äußern Natur ſein Heilmittel habe und daß es die Aufgabe der Heilkunſt iſt, daſſelbe zu finden und anzuwenden, ſteht an der Spitze von Rademachers Heillehre. Weil er die große Kluft zwiſchen Theorie und Praxis nicht zu unterdrücken vermochte, wandte er ſich rein der Heilpraxis zu, für die er nach einer haltbaren und erkennbaren Grundfeſte ſuchte. Dieſer Grundfeſten gibt es nach ihm drei. Die erſte iſt die Beobachtung und Gruppirung der Krankheitszufälle und Anwendung der Mittel, die Zufall oder Erprobung an die Hand gegeben haben. Wir bekommen da-

durch eine Symptomen-, eine Namenheilkunſt und ſie exiſtirt noch in den Praktiken, die ohne Nachdenken aus den Symptomen ſich den Krankheitsnamen zuſammenſtellen und nun dieſen mit den gelernten Mitteln kuriren. Dieſe kuriren zuletzt eine Krankheitsform, aber keine Krankheit und am wenigſten einen Kranken. Die zweite Grundfeſte iſt ihm die Kenntniß des belebten Menſchenleibes. Da nun aber eine genaue Kenntniß deſſelben nicht möglich iſt, da ein Arzt denſelben immer beſſer kennen wollte, als der andere, ſo erbaut ſich darauf eine Menge Theorien, und es haben ſo viel gelehrte und philoſophiſche Kämpfe es endlich dahin gebracht, daß jetzt kein Arzt mehr weiß, woran er iſt. Dies iſt die Summe von Rademachers Skepſis in der Medicin; er ſpricht dieſer Wiſſenſchaft die Möglichkeit ab, die abſolute Wahrheit zu erkennen, die relative aber genügt ihm nicht. Denn, ſo argumentirt er weiter, wir wiſſen eben nicht, was Leben iſt, wir kennen ſeine Materie nicht und nicht den wichtigſten Punkt: das Verhältniß des belebten Leibes zum All der Natur. Es bleibt ihm demnach nur die dritte Grundfeſte übrig, und dieſe iſt die Heilwirkung der Arzneimittel. Hierbei muß man jedoch nicht an die arzneilichen Kategorien der alten Schule denken, nicht an reizende, alterirende, draſtiſche, roborirende ꝛc. Mittel, ſondern bloß an die Heilwirkung überhaupt, an das Zurückführen des Erkrankten zum Normalzuſtande. Die Heilwirkung iſt unwandelbar, wie die Naturgeſetze überhaupt, und wenn z. B. ein Heilmittel in dieſem Jahre eine Krankheitsform nicht bezwingt, die ſie im vorigen heilte, ſo beweiſt das eben nur, daß man eine andere Krankheit vor ſich habe und daß dies nicht das Heilmittel ſey — man hat die noſologiſche Form mit der Krankheit ſelber verwechſelt, was man durchaus nicht thun darf. Ferner iſt dieſe Grundfeſte vollkommen erkennbar, denn das fühlt und begreift der Kranke, wie der Arzt, ob die Geſundheit wiederkehrt und ſomit das Heilmittel eben das Heilmittel ſey. Hier liegt die Erkenntniß innerhalb der Sinnes- und der begreiflichen Verſtandeswahrheit. Die Erfahrungsheillehre erkennt nur eine Krankheitsurſache, welche der innere zureichende Grund der Krankheit iſt, die Causa continens, und deren Entfernung die Krankheit hebt. Eine z. B. auf die Causa occasionalis gerichtete Kur kennt ſie nicht. Das Weſen der Krankheit iſt nicht erkennbar, nur die Beziehung derſelben zum Heilmittel, und es gibt alſo ſo viele erkennbare Krankheiten, als es wahre Heilmittel gibt. Eine zwanzigjährige Erfahrung hat Rademacher in den Stand geſetzt, nicht nur eine Anzahl Mittel zu beſtimmen, die Heilmittel ſind, ſondern ihm auch detaillirtere Aufklärungen über das Wie der Heilwirkung gegeben, trotz der von ihm behaupteten Unmöglichkeit, ſich über das Wie der Heilwirkung durch Beobachtung zu belehren. So weiß er, daß viele der von andern Aerzten gebrauchten Arzneien den Organismus feindlich angreifen und nur dadurch heilen, daß ſie das kranke Organ erſchöpfen, bis es gar nicht mehr krank ſeyn kann, oder daß ſie ein geſundes Organ antagoniſtiſch angreifen. Die eigenen Heilmittel zerfallen nach ihm in zwei Klaſſen, in Univerſal- oder Urmittel u. in Organheilmittel.

Die Univerſalmittel heilen die Urkrankheiten. Urleiden ſind ſolche, die nicht Organleiden ſind; eine andere Definition wird nicht gegeben und kann nicht gegeben werden, da das Weſen der Krankheit nicht erkennbar iſt, ſondern nur ihr Unterſchied von andern; allein auch dies zu beſtimmen iſt nicht möglich, da der Menſch nicht ſcheiden kann, was die Natur nicht getrennt hat. Es gibt keine Zeichen für eine Urkrankheit, als das beeinträchtigte Geſundheitsgefühl, doch auch bei konſenſuellen Affektionen iſt dies vorhanden und manchmal fehlt es bei Urleiden. Unregelmäßige Cirkulation iſt ein weniger ſicheres Zeichen, und Fieber ganz unbrauchbar. Dasjenige, was bei dieſen Urkrankheiten erkrankt, nennt Rademacher Geſammtorganismus, ohne ſich jedoch näher über denſelben zu erklären; nur beiſpielsweiſe führt er die Entzündlichkeit an, welches auch ein ſolches Geſammtleiden ſey, das erſt in beſtimmten einzelnen Entzündungen ſeine individuelle Manifeſtation finde. Aber nach ſeiner vollebendigen Auffaſſungsweiſe kann er kein Leiden ohne organiſche Baſis hinſtellen, er muß alſo auch für dieſe Urkrankheiten eine ſolche ſuchen und er erklärt ſie für Erkrankungen des Urgewebes — ſeine Beſtimmung iſt ſchwer, ſeine Funktion dunkel, doch geht wohl in ihm die ganze Maſſenbildung und Umbildung vor, auch ſey es der Sitz der Fieber. Darauf nun wirken die Urmittel, und weil das Urgewebe den ganzen Leib ausmacht, ſo ſind die Urerkrankungen Geſammterkrankungen und die Urmittel Univerſalmittel. Bei Organmitteln helfen ſie nichts, ſie ſind demnach Erkennungsmittel, Erleichterungs- und Friſtungsmittel. Es gibt der Univerſalmittel drei: Natrum nitricum (Würfelſalpeter), Eiſen und Kupfer, und folglich 3 entſprechende Erkrankungen, deren Unterſcheidung an ſich ſchon ſehr ſchwierig iſt und die es noch mehr wird, weil ihre Urleiden in einander übergehen. So geht Salpeter in Kupfer über bei Alten, Schwachen, nach Mißbrauch des Queckſilbers und übermäßigen Blutentziehungen, Salpeter in Eiſen oft noch raſcher und dies beſonders zu Zeiten, wo Salpeterkrankheiten herrſchen, Eiſen in Salpeter ſehr ſelten, Kupfer in Eiſen, die neben einander ſtehen und dem Salpeter entgegengeſetzt ſind, nie. Bei jedem von dieſen Urmitteln erkennt Rademacher verwandte, wenn ſchon weniger kräftige Mittel an. Mit dem kubiſchen Salpeter ſtehen das ſalpeterſaure Kali, Ammonium muriaticum, Kali sulphuricum, tartaricum, acetivum, Natrum sulphur., tartaracet., Magnesia sulphur. u. tartar., Calcaria muriat. und der Merkurius in näherer oder entfernterer Verwandtſchaft. Der Merkurius heilt freilich nicht bloß durch eine dem Salpeter verwandte Heilkraft auf den erkrankten Geſammtorganismus, ſondern auch auf antagoniſtiſche Weiſe, durch feindliches Angreifen verſchiedener Organe. Einzelne der angeführten, dem kubiſchen Salpeter verwandte Univerſalheilmittel ſind zugleich organiſche Heilmittel.

Digitized by Google

Urleiden der Milz heilt Magnesia tart., des Magrns ſalzſanrer Kalk, der Lungen Ammonium muriat. Mit den beiden andern Univerſalmitteln verhält es ſich ähnlich, wie mit dem Würfelſalpeter. Sie ſind zwar nicht als die Stoffe Eiſen und Kupfer, oder als Metalle, ſondern nur in ihren chemiſchen Verbindungen Heilmittel; dieſem Umſtande wird indeß kein Gewicht beigelegt. Als die dem Eiſen verwandten Mittel werden die Roborantia fixa, die Adstringentia, und vor allen die Säuren, namentlich die Mineralſäuren oder beſtimmter die Schwefelſäure genannt. Mit dem Kupfer ſtehen Wein („nicht als Nähr= und Schlecktrank, ſondern als eigentliches Heilmittel"), Branntwein, Aether und deſtillirte, belebende gewürzhafte Oele zuſammen. Troß dieſer Aufführung zahlreicher ſalpeterartig, eiſenartig oder kupferartig wirkender Mittel beſteht Rademacher auf ſeiner Behauptung, es gebe nur 3 Univerſalmittel. Erſichtlich können alſo die Worte Salpeter, Eiſen, Kupfer nicht ſowohl die Stoffe, als eine pharmakologiſche Kategorie bezeichnen. Der Sinn der rademacherſchen Darſtellung iſt daher, es ſey verſtandesrechter und für die Praxis förderlicher, Salpeter=, Eiſen= und Kupfermittel zu unterſcheiden, ſtatt die ihrer phyſiologiſchen Wirkung nach etwas näher bekannten Arzneien unter irgend welche pathologiſche oder phyſiologiſche Kategorie zu ſondern. Die faktiſche, für die ärztliche Praxis wichtige Frage, ob ſalpeterſaures Natron, ob Eiſen= oder Kupferpräparate unter allen Verhältniſſen ſo ſehr als Typen der bezeichneten drei Kategorien angeſehen werden müſſen, um ihre principielle Anwendung als erſte Heilmittel in geeignet erſcheinenden Fällen zur ärztlichen Regel zu erheben, wird von Rademacher bejahend entſchieden.

Was die Organheilmittel betrifft, ſo ſtützen ſie ſich ebenfalls auf den Saß des Paracelſus, daß Gleiches durch Gleiches geheilt werde und daß jeder Theil und jedes Organ im Menſchen ein entſprechendes Heilmittel in der umgebenden Natur habe. Demnach wären eigentlich alle Heilmittel Organheilmittel und ſo werden ſie nun nach den Organen oder vielmehr Körpertheilen eingetheilt in Bauchmittel, Lebermittel, Milzmittel, Bauchſpeicheldrüſenmittel, Magenmittel, Darmmittel, in Mittel für die Bruſt und deren Theile und in Mittel für den Kopf und deſſen Theile. Dieſe Mittel helfen nur bei Urerkrankungen dieſer Organe, jedoch nicht bei den konſenſuellen und es ſind dieſe eben an der Unwirkſamkeit der entſprechenden Organmittel zu erkennen. Der Kranke bleibt krank, wenn auch das eine oder das andere Symptom ſchwindet; da aber im Symptome nicht die Krankheit liegt, ſondern in der Totalität des Befindens, ſo iſt nicht von einer Heilung die Rede, und es muß das Organmittel weiter geſucht werden. Ein bedenklicher Fall trat aber da ein, als Krankheiten eines Organes, z. B. der Leber, durch verſchiedene Mittel geheilt wurden; hier erkannte Rademacher, daß ein Organ verſchiedene Urkrankheiten haben könne, dem alſo auch verſchiedene Mittel entſprechen; ſo ſind Quaſſia, Chelidon, ſalzſaurer Kalk, Nux vomica, Saffran, alles Lebermittel, aber für verſchiedene Erkrankungen, deren Siß Rademacher in den verſchiedenen Theilen der Leber, in ihrer obern und untern Fläche, in ihrem Innern, in der Gallenblaſe u. ſ. w. ſucht. Bei gewiſſen Organen heilen ſämmtliche ihnen zukommende Organheilmittel die verſchiedenen Erkrankungen des ganzen Organs, bei anderen wirken die einzelnen Mittel auf beſondere Regionen oder Apparate des Organs, inſofern dieſe urerkrankt ſind. Die Zahl der Organmittel iſt nicht begrenzt noch abgeſchloſſen, vielmehr iſt es gerade die Aufgabe der Aerzte, neue Organheilmittel zu finden, ſey es weil für einzelne Organe überhaupt noch keine Organheilmittel bekannt ſind, ſey es weil im Verlauf der Zeiten neue Urerkrankungen ſich ereignen mögen, für die Rademacher das entſprechende Heilmittel nicht finden konnte, da für die bisher vorgekommenen Urerkrankungen die angegebenen Heilmittel ihm genügten. Die Frage, wie mit dieſer Annahme einer ganz unabgeſchloſſenen Reihe von Organheilmitteln der angegebene Begriff der Univerſalheilmittel, d. h. ſolcher Mittel, die heilen, was erkrankt, nicht unter der Heilgewalt der Organheilmittel ſteht, in Uebereinſtimmung zu bringen iſt, ja wie noch mehr dieſe Begriffsbeſtimmung als ein reines Erfahrungsabſtrakt bezeichnet werden kann, hat ſich Rademacher nicht geſtellt oder wenigſtens ganz ungelöſt gelaſſen. Die von ihm angeführten Organheilmittel oder Specifika ſind: Bauchmittel: Semen Cardui Mariae, das durandſche Mittel; Lebermittel: Quassia, Chelidonium, Liq. Calcariae muriat. und Tinct. Chelidonii, Nux vomica, Crocus; Milzmittel: Holzkohle (?), Squilla, Eichelwaſſer, Galeopsis grandiflora, Rubia Tinctorum, Baccae Juniperi, Ol. Succini, Gonium maculatum Magnesia tartarica; Bauchſpeicheldrüſenmittel: Jod; Mittel auf den Plexus solaris: Aqua Amygdalarum amararum; Magenmittel: Bismuthum nitricum, Kali aceticum, Natron aceticum, Ammonium carbonicum, Kohlenſäure; gegen Magenſchmerz u. Erbrechen: Jod, Liq. Calcar. muriat.; Darmmittel: mildes Oel, Jod, Miſchung aus Tinct. Nuc. vom. und Asa foetida, Zincum acet., Catechu u. Salmiak, Gewürze; Mittel auf das Pfortaderſyſtem: Flores sulphuris; Mittel auf die Urinwerkzeuge: Magnesia, Kalkwaſſer, Laugenſalze; Diuretika: Tartarus boraxatus, Koloquintenſamen, gewäſſerter Mohnſaft; eigentliche Nierenmittel: Cochenille (Verwechſelung mit Coccinella septempunctata), Solidagovirga aurea; Mittel auf die Harnblaſe und Harnröhre: Fungus Cynosbati, Liquor Ammonia sulphurati; — 2) Mittel auf die Organe der Bruſt: Mittel auf das Herz: Digitalis; Mittel auf die Lunge: Ammon. muriat., Sulph. aurat. Antim., Extr. Nicotian. rustic.; — 3) Mittel auf die Organe des Kopfes: Gehirnmittel: Tabak, Stramonium, Argent. chlorat., Zinc., acet.; — 4) Mittel auf äußere Organe: Cortex Chinae, wahrſcheinlich Heilmittel auf das Corium; Folia fraxini und Flor. Arnicae gegen Muskelſchmerzen.

Die Lehre Rademachers hat einerſeits die

gläubigſten Anhänger, andererſeits die heftigſten Anfeindungen gefunden. Der Streit kann noch Jahre lang dauern, ſagt Dr. **Oehlſchläger** in einem Aufſatz über die Stellung der modernen Medicin zur rademacherſchen Erfahrungsheillehre, ja wir können es erleben, daß, wie es ſchon die Homöopathen für ihre Doktrin beanſprucht haben, auf Errichtung eines beſondern Lehrſtuhls und einer beſondern Klinik für das rademacherſche Syſtem an den Univerſitäten angetragen wird, während die andere Seite nur den Fluch der Lächerlichkeit dagegen ſchleudert. Nur dann aber werden wir dieſen Kampf, den wir weniger um Perſönlichkeiten ſich drehen und bis zu einer ſolchen Entfernung der Gegenſätze ſich entwickeln ſehen möchten, zum Vortheil der Wiſſenſchaft und der Menſchheit ausſchlagen ſehen, wenn der Standpunkt Rademachers richtig gewürdigt wird und wenn ſich möglichſt viele Fachgenoſſen zu einer ruhigen und leidenſchaftsloſen Prüfung ſeiner Lehre vereinigen und ſie dadurch allmählig auf ihren wahren Werth zurückfüheen. Mag man uber Rademachers Syſtem denken, wie man will, mag der Eine es als etwas Unweſentliches anſehen, als ein bloßes Erleichterungsmittel, das ſich der Urheber als exkluſiver Praktiker für ſein eigenes Bedürfniß gewählt hat; mag der Andere ad verba magistri ſchwören, mag der Dritte endlich wegen des Syſtems das ganze Buch keiner weitern Durchſicht würdigen, ſo viel ſteht feſt, daß das **Princip**, von welchem Rademacher bei ſeinen Unterſuchungen ausging, ein durchaus richtiges iſt; er ſetzte nämlich die Therapie in ihr uraltes Recht als Erfahrungswiſſenſchaft wieder ein, bildete aus ihr eine ſelbſtſtändige Lehre und ſtellte ſich damit auf einen Standpunkt, deſſen Berechtigung noch in der neueſten Zeit wieder Denjenigen gegenüber vertheidigt werden mußte, welche mit der Prätention einer ſogenannten rationellen oder phyſiologiſchen Therapie hervortraten. Indem ſein rein auf das Praktiſche gerichteter Sinn mit allen bis dahin beſtehenden Heiltheorien und Heilſyſtemen entſchieden allen Autoritätsglauben abſchwur und dagegen den mühſamen Weg der eigenen Erfahrung und Beobachtung einſchlug, half Rademacher einen Standpunkt anbahnen, von dem aus allein ſich die Therapie nach Art einer Naturwiſſenſchaft entwickeln kann, und that damit den erſten Schritt zu einer Emancipation der Therapie, nach welcher der Ruf in der letzten Zeit immer lauter u. dringlicher geworden iſt. Was den praktiſchen Werth der rademacherſchen Lehre betrifft, ſo kann natürlich erſt eine längeee Peüfung ein endgültiges Urtheil abgeben. Gegenwärtig bietet ſie allerdings noch große Schwierigkeiten, da ſie rein auf den Verſuch hingewieſen iſt und die Organkrankheiten ſich nicht nur räumlich immer neu geſtalten, ſondern auch zeitlich, indem im Fortgange der Lebensentwickelung der einzelnen Menſchen wie der Menſchheit immer neue Krankheiten auftreten. Statt der Indikationen gibt ſie nur erſt praktiſche Winke und Rademacher ſelbſt warnt vor Mißbrauch, da auch das gebrauchteſte Heilmittel unter 4 Jahren nicht ausgelernt werden könne. Dennoch hat die Erfahrung weniger Jahre hingereicht, um einzelne der angegebenen Arzneiwirkungen mit Sicherheit zu konſtatiren und ihnen bei den größten Klinikern die verdiente Anerkennung und Anwendung zu verſchaffen, und wenn auch, wie nicht zu leugnen iſt, Rademacher ſelbſt die Wirkung ſeiner Mittel nicht ſelten überſchätzt, ihnen bisweilen die Heilung zuſchreibt, wo die gute Mutter Natur allein die Koſten derſelben getragen, manche durch die neueren Forſchungen geradezu als Irrthümer erwieſene Beobachtungen gläubig mittheilt und ſich oft in unhaltbare Hypotheſen verliert, ſo iſt ſeine Lehre doch lebens- und bildungsfähig genug, um durch die Bemühungen lichtender und organiſirender Geiſter in der Heilkunſt ebenbürtig als Methode einzutreten, wie dies bei der Homöopathie der Fall geweſen iſt.

Specifiſche Merkmale (Naturgeſch.), ſ. v. a. weſentliche Merkmale einer Species oder Art, ſ. Species 1).

Specifiſche Nomenklatur (Naturgeſch.), ſ. v. a. die Ertheilung von Specialnamen an die Naturkörper, ſ. Species 1).

Specifiſcher Name (Naturgeſch.), ſ. v. a. Specialname, ſ. Species 1).

Specifiſches Gewicht, ſ. **Gewicht**, **ſpecifiſches**.

Specifiſche Wärme, ſ. **Wärme**.

Specillum (lat.), eine Sonde.

Specimen (lat.), 1) Peobe, Probeſtück; — 2) eine gefertigte Schularbeit oder ſonſtige Ausarbeitung, wodurch man Jemandes Tüchtigkeit erproben will; — 3) (bot. Term.), das **Exemplar**, ein ganzer, lebender oder getrockneter Stock [ſ. Planta 2)] oder auch nur ein Stück einer Pflanze, wie dergleichen in den Sammlungen zur Vergleichung und Belehrung aufbewahrt werden.

Speciös (v. Lat.), 1) was ein ſchönes Anſehen hat, anſehnlich; — 2) ſcheinbar, täuſchend.

Speciosus (bot. Term.), **anſehnlich**, von bedeutendee Größe (im Verhältniß zu verwandten Pflanzen) und zugleich von ſchöner Bildung.

Speck, 1) (lat. Lardum, feanz. le Lard), das feſte und derbe Fett, welches zwiſchen der Haut und dem Fleiſch mancher Thiere anſetzt. Die vornehmſten Sorten dieſer Waaren ſind der S. von Schweinen und der von den Wallfiſchen u. Robben. Mit **Schweineſpeck** wird, wenn ee geräuchert woeden, beſonders in den Seeſtädten viel gehandelt. Ee gibt die gemeinſte Schiffskoſt für die Seeleute ab. Der S. von Schweinen, die in der Eichelmaſt geweſen ſind, iſt der vorzüglichſte und ſchmackhafteſte, demnächſt ſolchee von der Maſt mit Korn, Gerſte, Erbſen; dagegen Buchecken und Branntweinſpülicht weichen S. geben, den man erſt härten muß, ehe man ihn räuchert, widrigenfalls er ſchwindet u. abtropft. Beim Einkaufe wähle man vor andern die dicken, ſchweren, recht friſchen und reinen **Speckſeiten**, welche nicht riechen, inwendig nicht gelb, ſchmierig od. ranzig ſind. Will man S. **einſalzen**, ſo reibt man an den Seiten und Enden recht viel Salz,

woruntee ganz wenig Salpetee gemiſcht iſt, möglichſt ſtark ein, legt dann die Speckſeiten in eine Wanne, beſtreut ſie ſtark mit Salz u. gießt täglich einmal die entſtandene Salzlake daruber. Nach 8 Tagen wendet man den S. noch einmal in der Wanne um und legt oben, was ſonſt unten iag. Sind die Seiten dick, ſo müſſen ſie 4 Wochen in der Brühe liegen. Ueber das Räuchern des S.s ſ. Räuchern. Man empfiehlt auch ſehr folgende Bereitnng des S.s ohne Rauch. Er wird in 4eckige große Stücke geſchnitten, mit viel Salz n. Pfeffer derb eingerieben, zwiſchen Breter gelegt, gut beſchwert, und nach 14 Tagen in einer luftigen Kammee bei kalter Witterung aufgehangen. Man kann ihn dann den Winter durch bis in den April in der Luft hängen laſſen. S. ohne Feuersgefahr zu braten. Beim Ausbraten des S.s tritt oft der Fall ein, daß er ſich entzündet und ans der Pfanne herausfliegt, was große Feuersgefahr mit ſich bringen kann. Man kann abee das Herausfliegen verhüten, wenn man die Oberfläche des S.s mit geſtoßenem Kochſalz beſtreut. Will man Zwiebein mit S. braten, ſo ſchütte man ſie, damit ſie nicht verbrennen, erſt dann zu, wenn der S. ſchon meiſt fertig gebraten iſt. Der Wallfiſch- und Robben-S. wird in den Thranbrennereien, Seifencocturen u. ſ. w. verbraucht. Den meiſten Schweineſpeck liefern nach den Seeſtädten Dänemark, Holſtein, Pommern und noch einige andere Lander. Nordamerika, beſonders Südkarolina, Pennſylvanien, Newyork, Virginien und Maryland ſchikken von dieſem Areikel eine große Menge nach den engl. und übrigen Kolonien. Im Durchſchnitt der 3 Jahre 1844—46 führten die Vereinigten Staaten 21,843,164 Pfd. S. aus. Kopenhagen, welches mit geſalzenem und geräuchertem S. einen anſehnlichen Handel nach der Fremde treibt, verkauft ihn nach Liespfund von 16 Pfd. daſigen Gewichts. Dublin und Cork führen eine große Menge S. nach Bordeaux, Weſtindien ꝛc aus. Hamburg handelt den S. nach Schiffspfund und kontant in Kurant. — 2) S. Buchdruckerkunſt.

Speck (Geogr.), 1) mecklenb.-ſchwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Neuſtadt; 170 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow, an der Leba; 150 E.; — b) daſ., R.-B. Stettin, Kr. Naugardt; 290 Einw.; — c) Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Kempen; 270 Einw.

Speck (Biogr.), Friedrich Auguſt, Maler und Kupferſtecher, geb. zu Dresden 1747, Schülee von Zucchi, widmete ſich Anfangs der Kupferſtecherei, die er ſpäter unter Schenau's Leitnng mit der Malerei vertauſchte; malte Bildniſſe in Miniatur; † in Holland um 1788.

Speckbacher, Joſeph, einer der Anführer der Tyroler bei den Aufſtänden im J. 1809, in dem tyrol. Dörfchen Rinn, zwiſchen Innsbruck nnd Hall, 1768 von wohihabenden Aeltern geboren, verbrachte ſeine Jugend theiis als Wildſchütz, weit u. breit bekannt wegen ſeines ſcharfen Auges, ſeiner Stärke u. Gewandtheit (ſchon als Knabe ſoll er einen Bären erlegt und einen gefangenen Lämmergeier mit bloßen Händen fortgeſchleppt haben), theils als Landwirth, nebenbei Holz zu den Satinen in Hall liefernd. Seit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer (ſ. d.), überfiel er am 12. April 1809, am Tage des Ausbruchs der Revolution, die bayer. Garniſon zu Hall, und nahm mit dem haller Kronenwirthe J. Strant die von Innsbruck kommende bayer. Kavallerie gefangen. Hierauf that er ſich beſonders in den Treffen vom 25. n. 29. Mai, welche Innsbruck n. ganz Tyrol zum 2. Mal befreiten, hervor, n. zeigte nicht geringen Muth u. Umſicht bei der Blokade am Kufſtein. Am 4., 6. u. 7. Aug. focht er in den vorderſten Reihen (einen 10jährigen Sohn an der Seite), desgleichen in der Schlacht bei Innsbruck (am 13.), welche Lefebre-Desnouettes zwang, Tyrol ganz zu verlaſſen. Nach der 3. Befreiung Tyrois verband S. mit der tyroler Vertheidigung auch das ſalzburgiſche Gebirgsland und erfocht bei Lofer n. Luftenſtein bedeutende Vortheile, bis er bei Mellek (16. Oktbr.) geſchlagen wurde. Sein Sohn gerieth in die Gefangenſchaft, er ſelbſt entkam mit genauee Noth. Die Hoffnung auf Wiedererneuerung des Krieges nicht aufgebend, flüchtete er von Alpe zu Alpe, verbarg ſich eine Zeit lang unter Schnee u. Eis in einer unbekannten Höhle, blieb dann 7 Wochen in ſeinem eigenen Stalle verſcharrt, bis er endlich nach unſäglichen Mühſeligkeiten übee das Gebirge im Mai 1810 nach Wien gelangte. Hier gab man ihm Oberſtenpenſion u. den Auftrag, die für die Tyroler im temesvarer Banat neugeſtiftete Kolonie einzurichten. Beim Wiederbeginn des Krieges von 1813 wagte er ſich von Neuem nach Tyrol und leiſtete, obſchon es zu keiner entſcheidenden Waffenthat kam, dennoch die trefflichſten Dienſte. Er ſah die erſtrebte Wiedervereinigung Tyrols mit Oeſterreich, ward zum Major ernannt und reiſte nach London, wo ihm allgemeine Bewunderung zu Theil ward. Er † nach ſeiner Rückkunft zu Hall im J. 1820. Seine Wittwe, die vom Kaiſer von Oeſterreich Penſion erhielt, † zu Hall am 6. Jan. 1846, 83 Jahre alt.

Speckbank, die Bank, worauf man den Wallfiſchſpeck auf den Schiffen klein macht.

Speckbirne (Pomol.), ſ. v. a. römiſche Schmalzbirne.

Speckbohne (Bot.), 1) ſ. v. a. weiße breite Stangenbohne, ſ. Phaseolus vulgaris; — 2) ſ. v. a. Feuerbohne, Phaseolus multiflorus *Willd.*

Speckbücklinge, ſ. Bückling.

Speckdamm, der Damm, den man beim Ausgraben der zu einem Deiche nöthigen Erde zur Kommunikation mit der hintern Erde oder zur Scheidung zwiſchen den Pütten ſtehen läßt.

Speckdeich, ein gefährlich liegender Deich, welcher aus Mangel an Vorland oder Raſen mit einem Flechtwerk oder mit Buſch, Stroh u. Schilf geſchützt werden muß.

Specken (Geogr.), 1) hannov. Dorf, Landdr. Hannover, Diepholz, Amt Diepholz; 12 H.; — 2) oldenb. Bauerſchaft, Kr. Oldenburg, Amt Zwiſchenahn; 120 Einw.

Specken (adjekt.), 1) am Ausfluß der Ströme, in denen Fluth u. Ebbe Statt findet, Querdämme in einer Entfernung von 1—2 Ruthen

anlegen, dieſelben müſſen aber zugleich mit dem Buſch- u. Grundbette verfertigt werden, damit ſie mehr Feſtigkeit bekommen u. der Fluth mehr widerſtehen; — 2) kleine Dämme aufwerfen; — 3) einen ſumpfigen Weg mit Erde od. Soden ausbeſſern u. erhöhen; — 4) die Stromſeite eines Deiches mit Stroh od. Schilf bekleiden.

Speckente (Ornith.), 1) ſ. v. a. Löffelente, Anas clypeata *L.*; — 2) ſ. v. a. Pfeifente, Anas penelope *L.*; ſ. Ente.

Speckfeld, ehemalige Herrſchaft im fränkiſchen Reichskreiſe, von der gefürſteten Grafſchaft Schwarzenberg, Herrſchaft Seinsheim, Grafſchaft Kaſtell und dem Hochſtift Würzburg eingeſchloſſen, war 2 Meilen lang u. 1—1½ Meilen breit. Sie war mit der Herrſchaft Limpurg (ſ. d.) verbunden u. bildete die Linie Limpurg-S. Die jetzige gräfl. rechtern-limpurg-ſpeckfeldſche Herrſchaft (2¾ □Meilen mit 4800 Einw. u. 40,000 Fl. Einkünften) gehört mit dem Herrſchaftsgericht Eimersheim zum bayer. K.-B. Oberpfalz u. Regensb. u. mit Sommershauſen zum K.-B. Unterfranken u. Aſchaffenb.

Speckfledermaus (Säugeth.), ſ. v. a. Speckmaus, Vespertilio Noctula *L.*

Speckforken, eiſerne Gabeln, womit Grönlandsfahrer die großen Speckſtücken handhaben.

Speckgeſchwulſt (Steatoma), ſ. Balggeſchwulſt.

Speckgrieſen, was beim Auslaſſen des Speckes zurückbleibt, und gewöhnlich zum Seifenſieden benutzt wird.

Speckguß (Wallfiſchf.), ſ. v. a. Guß 5).

Speckhaken, die gehakte Stange, womit man auf Grönlandsfahrern den Wallfiſchſpeck fortſchleppt.

Speckhals, 1) kurzer, fetter, dicker Hals; — 2) ein Pferd, welches einen ſolchen Hals hat.

Speckhaspel, mit dieſer zieht der Wallfiſchjäger den Speck aus dem Flensloche herauf.

Speckhauer (Säugeth.), Delphinenart, ſ. v. a. Butzkopf, Delphinus Orca *L.*

Speckhaut (Crusta inflammatoria, Med.), nach den Anſichten der ältern mediein. Schulen ein die Entzündung begleitendes Phänomen, kam am häufigſten bei Pleuritis vor, weshalb ſie auch Crusta pleuritica genannt wurde. Ihre Entſtehung hat ihren Grund in der langſamen Gerinnung des Blutes, in ſeinem vermehrten Fibringehalte u. dem größern Eigengewichte der Blutkugelchen. Der Faſerſtoff gerinnt langſamer, die Blutkügelchen haben deshalb Zeit, ſich zu Boden zu ſenken ohne von den Maſchen des Faſerſtoffes eingeſchloſſen zu werden, und dieſer bildet wegen ſeiner größern Menge, Derbheit und vollſtändigen Gerinnung eine dichte, ſtark zuſammengezogene Schicht auf der Oberfläche des Blutkuchens. Vorzugsweiſe findet man dieſe Beſchaffenheit des Blutes bei entzündlichen Prozeſſen unter folgenden Umſtänden: wenn dieſelben von allgemeiner fieberhafter Reaktion begleitet ſind, wenn ſie ſolche Organe befallen, welche von beſonderm Einfluß auf die Blutbereitung ſind, die Organe der Reſpiration, der Verdauung ꝛc., wenn durch die Dauer der Entzündung die Blutbereitung mehr oder weniger verändert iſt, woher es kommt daß zuweilen erſt das ſpäter entleerte Blut der S. darbietet. Der diagnoſtiſche Werth der S. iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden, jedenfalls iſt er nicht ſo bedeutend, als man früher annahm. Ein neuerer Patholog ſagt: Man hat wohl den größten Mißgriff darin begangen u. damit Anlaß zu Verwirrung gegeben, daß man die Beſchaffenheit des Blutes in Entzündungen nicht in der Geſammtheit ihrer Erſcheinungen auffaßte, ſondern aus dieſer Geſammtheit einzelne Erſcheinungen herausriß und darauf voreilige Urtheile über den Geſammtzuſtand des Blutes baute. Die S., ſofern man darunter eine weiße, aus dem Blutkuchen abgeſchiedene u. ſeine oberſte Schicht bildende Faſerſtofflage verſteht, iſt aber nicht ausſchließliches Eigenthum der Entzündungskrankheiten. Sie bietet an ſich ſelbſt große Verſchiedenheiten dar, und zwar unterſcheiden wir eine *wahre, ächte, fibrinöſe* u. eine *falſche, pſeudofibrinöſe* S. Ihre Unterſchiede ergeben ſich am klarſten durch Nebeneinanderſtellung:

Wahre S.	Pſeudofibrine.
Sie iſt meiſt 1—8 Linien dick, derb, lederartig, ſchwer zu durchſchneiden und elaſtiſch.	Sie iſt viel weniger dicht, weich, ſchmierig, ſchleimig, ſelbſt wäſſerig, iſt kaum geronnen, hängt mehr gallertartig zuſammen, hat keine Elaſticität.
Die Farbe iſt weißgrau, nicht grünlich oder opaliſirend, die S. iſt undurchſichtig.	Die Pſeudofibrine zeichnet ſich durch ſtark (grünlich, gelblich, röthlich, bläulich, oft ſchwärzlich) opaliſirendes Farbenſpiel aus und iſt durchſcheinend.
Die wahre S. kohärirt feſt mit dem Blutkuchen, zieht ſich etwas mehr als der Blutkuchen zuſammen, iſt am Rande eingekerbt, in der Mitte becherartig vertieft, an ihrer obern Fläche glatt, untern höckerig.	Die Pſeudofibrine läßt ſich leicht vom Blutkuchen losſtoßen, iſt nicht zuſammengezogen, löſt ſich zum Theil in Blutwaſſer auf, iſt an der Oberfläche unregelmäßig gezafert, ſieht wie zerzauſt aus.
Die wahre S. entſteht unter langſamer, aber vollkommener Blutgerinnung.	Die Pſeudofibrine entſteht unter *raſcher* Blutgerinnung, doch iſt dieſe unvollkommen, das Blutwaſſer bleibt ſehr trübe.

Dieſe Pſeudofibrine kann in aſtheniſchen Zuſtänden, nach häufigen Aderläſſen, durch Faſten, im Skorbut, in putriden Fiebern, bei Hydropſien u. ſ. f. entſtehen. Auf dem Blute von fetten Menſchen, von Plathorikern, bildet ſich oft S. ohne daß ſie ſonſt krank ſind. Bei Schwitzern ſoll ſie gewöhnlich vorkommen. Bekannt iſt das ſpeckhäutige Blut ſchwangerer Frauen. Die S.-Bildung kommt auch häufiger u. allgemeiner verbreitet zu manchen Zeiten vor (Genius epidemicus inflammatorius).

Speckheim (Geogr.), 1) bayer. Dorf, K.-B. Mittelfranken, Ldgr. *Heilsbronn*; 110 Einw.; — 2) würtemb. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt *Gerabronn*; 110 Einw.

Speckhodenbruch (Chir.), ſ. Steatocele.

Speckhorn, preuß. Bauernſchaft, Provinz Weſtphalen, K.-B. Münſter, Kr. *Recklinghauſen*; 370 Einw. Bildet mit den Bauernſchaften Beuſing, Börſte u. Brünninghof eine Gemeinde.

Speckkäfer (Entom.), ſ. v. a. Dermestes lardarius *L.*

Speckkirſche (Pomol.), ſ. Knorpelkirſche 13).

Speckkönig, **Speckkranz**, ſ. Baläna.

Speckkuchen, 1) Art Eierkuchen, wozu ſtatt der Butter Speck in Schnitten oder würflig geſchnitten genommen wird; — 2) Brodkuchen, auf welchem Stückchen Schweineſpeck nebſt Zwiebelſtückchen, Kümmel und Salz geſtreut ſind.

Specklilie (Bot.), 1) ſ. v. a. Conleera Caprifolium *L.*; — 2) ſ. v. a. Conicera Periclymenum *L.*

Specklin (Speckle, Biogr.), 1) Daniel, der berühmteſte deutſche Kriegsbaumeiſter des 16. Jahrh., 1536 zu Straßburg geboren, unternahm Reiſen nach den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Polen, Preußen, Siebenbürgen, Ungarn und wohnte 1570 der Belagerung von Famaguſta in Cypern bei. Auf ſeinen Reiſen richtete er ein beſonderes Augenmerk auf die Feſtungswerke, und erlangte als Kriegsbaumeiſter einen ſolchen Ruf, daß faſt keine Befeſtigung unternommen wurde, ohne S.s Rath darüber einzuholen. Er ſtand 5 Jahre als Rüſtmeiſter in Dienſten des Erzherzogs Ferdinand, der ihn zulezt nur auf ſeine dringenden Bitten entließ, da S. ſeine Vaterſtadt wieder ſehen wollte. Bald darauf erhielt er von dieſem Fürſten durch Lazarus Schwendt den Auftrag, das Ober- und Unter-Elſaß zu beſchreiben und eine Karte anzufertigen, welche 1576 in Straßburg erſchien. In demſelben Jahre berief ihn Kaiſer Maximilian II. zu einer Verſammlung von deutſchen u. italieniſchen Architekten, um über die Anlegung der ungariſchen Grenzfeſtungen zu berathen, wobei Schwendt den Vorſitz führte, und nach Beendigung dieſer Konferenz ernannte ihn Herzog Albert von Bayern zum Hofbaumeiſter, als welcher er Anfangs in Regensburg lebte, bis er den Künſtler zum Feſtungsbaue nach Ingolſtadt berief. Auch die Pfalzgrafen Georg Hans und Johann Kaſimir, der Graf Philipp von Hanau, die Städte Schlettſtadt, Ulm, Regensburg, Hagenau, Kolmar, Baſel u. a. bedienten ſich ſeiner Kunſt. Auch in Straßburg legte er Feſtungswerke an und errichtete mehre Gebäude, darunter das große Rathhaus, welches um 1583 erbaut und 1811 zur Börſe eingerichtet wurde. In Straßburg arbeitete er in der letzten Zeit ſeines Lebens auch ein Werk über Befeſtigungskunſt aus, welches klaſſ. Anſehen erlangte. Es iſt dies ſeine „Architektura von Feſtungen", Straßburg 1589, Fol., daſ. 1599 u. 1608, Dresden 1705, Dresden u. Leipzig 1712, Dresden 1736. Dann ſammelte S. auch viele Beiträge zu einer Geſchichte des Elſaſſes unter dem Titel: Collectanea, aus welchen Schadäus für ſein Münſterbüchlein (Straßb. 1617) u. andere Schriftſteller ſchöpften. Er † 1589 in Straßburg. — 2) Veit Rudolph, Formſchneider, iſt nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt, aber einer der ausgezeichnetſten Meiſter ſeines Faches; ſchnitt die trefflichen Abbildungen von Pflanzen im Kräuterbuche von L. Fuchs.

Specklinde (Bot.), ſ. v. a. Sommerlinde, Tilia grandifolia *Borkh.*

Specklinia (Bot.), nach Lindley, Gatt. der Orchideae Malaxideae *Lindl.* Unter 17 Arten, Orchideen in Weſtindien u. Südamerika, iſt beſonders zu nennen: S. elegans *Lindl.*, Dendrobium elegans *H. B.* In Neugranada.

Speckmaus (Säugeth.), Fledermausart, ſ. v. a. Vespertilio Noctula *L.*

Speckmeiſe (Ornith.), ſ. v. a. Kohlmeiſe, Parus major *L.*

Speckmelde (Bot.), ſ. v. a. einjähriges Bingelkraut, Mercurialis annua *L.*

Speckmeſſer, 1) ſ. Fleiſcher; — 2) ſ. Baläna.

Specknadel, ſ. v. a. Spicknadel.

Speckſalat, 1) gewöhnlicher Salat, zu dem aber ſtatt des Oels geröſteter Speck genommen wird; — 2) feingeſchnittenes und ſäuerlich geſchmortes Weißkraut, mit eingemengten geröſteten Speckſtückchen ſtatt andern Fettes.

Speckſchneider, ſ. Baläna.

Speckſchwarte, **Speckſeite**, ſ. Speck 1).

Speckſtein (Min.), auch Steatit, Schmerſtein, Brianconer od. ſpaniſche Kreide, Talc stéatite, ein Talkthon, derb, eingeſprengt, traubig, in Pſeudomorphoſen nach Quarz-, Feldſpath-, Flußſpath-, Kalkſpath- u. Bitterſpathformen, Bruch ſplitterig, uneben, H. = 1—2, milde, G. = 2,6—2,7, weiß, grau, gelb, grün, roth, matt od. ſchimmernd, Strich glänzend, kantendurchſcheinend bis undurchſichtig, fettig anzufühlen, nicht abfärbend, aber etwas ſchreibend, nicht an der Zunge hängend, im Waſſer unverändert, vor dem Löthrohre an dünnen Kanten ſchmelzbar. S. von Göpfersgrün nach Klaproth, 59,5 Kieſelſäure, 30,5 Talkerde, 2,5 Eiſenoxyd, 5,5 Waſſer, von Sahla nach Lychnell, 63,13 Kieſelſäure, 34,30 Talkerde, 2,27 Eiſenoxyd. Auf Gängen, ſeltenen Lagern od. unmittelbar eingewachſen in Granit, Gneiß, Baſalt ꝛc. bei Göpfersgrün, in Sachſen, Böhmen, Schleſien, bei Hrubſchitz in Mähren, Schemnitz ꝛc. in Ungarn, Salzburg, Tyrol, Parma, England, Schweden, Nordamerika. Der Seifenſtein aus Cornwall iſt Abänderung des S. Vergl. E. Nauck, Der S. von Göpfersgrün in Poggendorf, Annal., Bd. LXXV. Zum Poliren, Zeichnen auf Tuch, zum Reinigen der Tücher von Flecken ꝛc. — Chineſiſcher S. iſt ſ. v. a. Bildſtein oder Pagodit (ſ. d.).

Speck-Sternburg, Charlotte von, Tochter des durch ſeine zu Lützſchena befindliche Gemäldeſammlung bekannten Freiherrn Max v. Speck-Sternburg, machte glückliche Verſuche in der Lithographie. Es findet ſich ein Blatt nach G. Honthorſt, nach einem Gemälde in der Gallerie des Vaters. Dieſe Gallerie iſt durch einen Katalog u. durch ein eigenes Galleriewerk bekannt, Leipz. 1837, gr. Fol.

Speckſtrick, ſ. Baläna.

Speckswinkel, kurheſſ. Pfarrdorf, Prov. Oberh., Kr. Kirchhain, Amt Neuſtadt; 440 E.

Specktakel, ſ. Takel.

Speckter (Biogr.), 1) Erwin, Maler, 1806 zu Hamburg geboren, lieferte ſchon als Knabe

Digitized by Google

Zeichnungen, die ein reifes Talent beurkunden, welches dann in München unter Cornelius' Leitung zur ſchönſten Blüthe ſich entfaltete. In die Heimath zurückgekehrt, verlebte er nur kurze Zeit in Hamburg, und begab ſich 1824 nach Italien, um durch Fortſetzung ſeiner Studien in Rom die Erwartungen ſeiner Mitbürger, daß er zu einem ausgezeichneten Künſtler ſeines Faches reifen werde, zu rechtfertigen. Eines ſeiner frühern Gemälde ſtellt Chriſtus u. die Samariterin am Brunnen dar, ein Werk, welches dem Künſtler eine hohe Stelle in der Kunſtwelt einräumte. Ein ſpäteres Gemälde S.s, welches er in Rom ausführte, ſtellt den ſchlafenden Simſon dar, wie ihn Delila der Haare beraubt. Dieſes Bild beſitzt alle geiſtigen Vorzüge des Meiſters, iſt auch ausgezeichnet durch fleißige Durchbildung des Nackten, durch große Klarheit der Färbung und durch die glückliche, der romantiſchen Schule verwandte Behandlung des landſchaftlichen Hintergrundes. Auch ſeine Landſchaften mit Staffage ſind ſehr geiſtreich behandelt. S.s Gemälde ſind nicht zahlreich, da er ſchon 1835 †. Er war voll ächter Begeiſterung der Kunſt u. auch in architektoniſcher Malerei ausgezeichnet. Der berühmte Architekt Chateauneuf bediente ſich öfters der Kunſt dieſes Meiſters bei ſeinen Bauten. Schrieb: Briefe eines deutſchen Künſtlers aus Italien, Leipzig 1846, 2 Bde. — 2) Otto, Zeichner und Maler, Bruder des Vorigen, 1807 zu Hamburg geboren, widmete ſich mit gutem Erfolge der Kunſt, worin ihm Anfangs ſein Bruder Vorbild war, betrat aber dann ſeinen eigenthümlichen Weg. Er machte ſich durch ſeine gemüthlich naiven Fabeln in Bildern allgemein bekannt, da in denſelben die geiſtreich komiſche Auffaſſung der thieriſchen Natur zu bewundern iſt. Auch in der Arabeske und in der Landſchaft hat S. Vorzügliches geleiſtet. Von dieſen Kompoſitionen hat er ſelbſt einige auf Stein radirt und hierin große Fertigkeit entwickelt. Ueberdies haben wir von ihm auch mehre lithographirte Blätter nach andern berühmten Meiſtern, und Radirungen, ſo daß ſeine Kunſtarbeiten bereits zahlreich ſind. S. iſt in Hamburg thätig.

Speckthran, ſ. Thran.

Speckwurm (Entom.), ſ. v. a. Speckkäfer, Dermestes lardarius *L.*

Spectabiles (röm. Alterth.), die Mitglieder der auf die Illustres folgenden Rangklaſſe, Mitglieder des Konſiſtoriums u. höhere Provinzialſtatthalter.

Spectabilis (lat.), ſ. v. a. reſpektabel, anſehnlich; daher Spektabilität, an einigen Univerſitäten Titel des Dekans der philoſoph. Fakultät.

Spectaculum (lat.), Schauſpiel.

Spectans (bot. Term.), eigentlich ſchauend, ſo viel als nach einer Gegend od. Stelle hingerichtet, z. B. deorsum spectans, nach unten gerichtet, wie die Früchte im Köpfchen von Marchantia u. Conocephalus; Radicula hilum spectans, das Keimwürzelchen nach dem (oder gegen den) Nabel gerichtet, wie im Samen der Berberideen und Balſamineen.

Spectator, 1) (lat.), Zuſchauer in öffentlichen Spielen; — 2) (engl.), ſ. Zeitungen.

Spectio (lat.), 1) Schauung; — 2) (röm. Ant.), ſ. Augurium.

Spectra, ſ. Larvae u. Lemures.

Spectrum (lat.), 1) Geſtalt, Bild; — 2) Geſpenſt; — 3) (S. oculare), Augentäuſchung; — 4) eine begrenzte Stelle im Raume oder auf einer Fläche, auf der ſich irgend ein ſtrahlendes, unwägbares Fluidum gleichſam ausbildet; ſo ſpricht man vom Farben-, Sonnen-, Licht-, Wärme-S. ꝛc.

Spectrum (Säugeth.), ſ. v. a. Vampyr, Phyllostoma Spectrum *L.*

Spectrum (Entom.), 1) nach Stoll, Geſpenſtſchrecke, Gatt. der Orthoptera Cursoria *Latr.*, der Ordn. der Schrecken u. der Zunft der Ruthenſchrecken nach Oken, zerfällt jetzt in die Gattungen Phasma *Fabr.* u. Phyllium *Illig.* (ſ. d.). Vgl. Stoll, Représention des Spectres etc. — 2) Nach Scopoli, Abendfaltergattung, ſ. v. a. Smerinthus *Latr.*, *Ochsenh.*

Specula (lat.), hoher Ort, von wo aus man etwas beobachten kann, Warte.

Specula Herculis (a. Geogr.), ſ. v. a. Säulen des Hercules.

Specularia (röm. Ant.), Vorkehrungen an Häuſern, Säulengängen u. Sänften, durch welche die Räume Licht bekamen. Die Alten machten ſie von Horn (S. cornea), von durchſichtigem Stein (Specularis lapis), Frauenglas, Spiegelſtein, den man in Spanien, Cypros, Kappadocien, Sicilien u. Afrika fand und ſpäter von Glas.

Specularia (Bot.), nach Decandolle, Spiegelblume, Gatt. der Campanulaceae *Dec.*, Pentandria Monogynia *L.*, unter Campanula *L.* Charakter: Kelch 5lappig oder 4- u. 3lappig, mit verlängerter, prismatiſch-eckiger, oder lang-umgekehrt-kegelförmiger Röhre; Korolle radförmig, 5lappig; 5 freie Staubgefäße; Staubfäden häutig, behaart, kürzer als die Antheren; 3 Narben; Kapſel lang, prismatiſch, 3fächerig, mit 3 am obern Ende aufſpringenden Klappen; Samen zahlreich, fein, glänzend braun. Sommergewächſe in Südeuropa, Weſtaſien u. Nordamerika; von 8 Arten kommen als Zierpflanzen vor: 1) S. Speculum *Dec.*, Campanula Speculum *L.*, Prismatocarpus Speculum *L'Her.*, gemeine Spiegelblume, Venusſpiegel. Unter dem Getreide in Südeuropa. Stengel ſehr äſtig, weitſchweifig, eckig; Blätter länglich, faſt geſägt; Blüthen ſchön, violet, roſenroth oder weiß. Bot. Mag., 102. 2) S. falcata *Dec.* In Dalmatien u. Griechenland. Blüthen zierlich, violetblau, am Grunde weißlich; Kelchlappen doppelt ſo lang als die Korolle, ſichelförmig. — 3) S. hybrida *Dec.*, Campanula spuria *Roem.* et *Schult.* In Mitteleuropa. Stengel faſt einfach, 6—10 Zoll hoch; Blätter länglich, gekerbt; Blüthen blau-roſenroth, zu 3—6en ſtehend, zierlich, am Ende des Stengels genähert. Engl. bot., T. 375. — 4) S. pentagona *Dec.* Im Orient, Kreta. Stengel äſtig, 1 Fuß hoch, glatt oder etwas behaart, ſchärflich; Blätter linienförmig, ſpitz; Blüthen endſtändig, einzeln, violet u. blau, im Grunde

weiß. Bot. Reg., 56. — Der Same dieſer 4 Arten wird im April an beſtimmter Stelle im Freien ausgeſäet.

Specularii (lat.), 1) Verfertiger von Siegeln; — 2) die aus geglätteten Körpern, z. B. Siegeln, blanken Schwertern, Kelchen u. ſ. w. weiſſagten.

Specula Iron Ore (engl., Min.), nach Phillyps, ſ. v. a. Eiſenglanzerz (ſ. d.).

Speculator (lat.), 1) Spion, ſ. Speculatores; — 2) ſ. v. a. Henkersknecht, Scharfrichter.

Speculator (Biogr.), ſ. Durantis.

Speculatores (röm. Antiq.), 1) Aufſeher, z. B. auf den Landgütern; — 2) Spion. Schon in den älteſten Zeiten wurden Privat- u. Staatsſklaven im Frieden und im Kriege zum Ausſpähen gebraucht. Im Kriege ſpähten die S. entweder auf hohen Warten, von wo ſie den Ihrigen Feuerſignale oder mündliche Nachrichten gaben; auch waren ſie zugleich Schnellläufer, und zur Ueberbringung von Nachrichten wurden beſonders Leute aus der Cohors Speculatorum gebraucht. Oft wurden ſie ausgeſchickt, um die Pläne der Feinde bei dieſen ſelbſt zu erforſchen, zu welchem Zwecke ſie jedenfalls längere Zeit unter denſelben zu verweilen hatten. Beim Seeweſen hatte man ebenfalls S. auf den Naves speculatoriae. Wurden die Spione entdeckt, ſo wurden ſie gewöhnlich mit dem Tode od. doch wenigſtens mit Verſtümmelung, z. B. Abhauen der Hände, beſtraft. — 3) Nebentruppen der Legion. In der ſpätern Zeit der Republik hatte nämlich jede Legion 10 S., welche den Tribunen militäriſchen Rapport zu erſtatten hatten. In der Kaiſerzeit gehörten ſie zu den prätorianiſchen Kohorten. Sie bildeten als Ordonnanzſoldaten eine eigene Abtheilung, und die Heerführer, Provinzialſtatthalter und die Kaiſer brauchten ſie zu verſchiedenen Dienſtleiſtungen. Ihre Bewaffnung war Speer, Bogen, Schwert; befehligt wurden ſie von Centuriones, Optiones und Tesserarii.

Speculum (lat.), 1) Spiegel; — 2) Geſetzbuch im alten Deutſchland, z. B. S. saxonicum, S. suevicum, ſ. Sachſenſpiegel, Schwabenſpiegel; — 3) (Chir.), ſ. Spiegel (Chir.).

Speculum (a. Geogr.), Ort im Südoſten Numidiens.

Speculum ani (lat.), ſ. v. a. Apertorium ani, ſ. Spiegel.

Speculum Helmontii (Anatom.), ſ. Zwerchfell.

Speculum humanae salvationis (Spieghel der menſcheliker behoudeniſſe, Heilsſpiegel), eine Reihe von neuteſtamentlichen Darſtellungen, am Anfange und Schluſſe mit Bildern zu einer Geſchichte der Erlöſung des Menſchengeſchlechts, die vom Falle der böſen Engel und der erſten Aeltern im Paradieſe ausgeht und mit dem Heilande endigt, vermehrt, ähnlich der „Biblia pauperum“, in klein Folio und mit Holztafeln, ungefähr um 1150 am Niederrhein gedruckt, in mehren holländiſchen und lateiniſchen Ausgaben vorhanden. Das S. wird von Einigen für einen mit beweglichen Typen von S. Coſter ausgeführten Druck und als Hauptbeweismittel für die Priorität der Erfindung der Buchdruckerkunſt (ſ. d.) in Holland gehalten. Verfaſſer u. Druckort ſind nicht ermittelt, der Druck iſt aber ſicher v. Holztafeln.

Speculum sapientiae, ſ. Cyrillus.

Specus (lat.), 1) Höhle; — 2) Waſſerkanal, ſ. Waſſerleitungen.

Specymier, ruſſ.-poln. Flecken, Gouv. Warſchau (Maſovien), unweit Lenczy, links an der Wartha.

Spedinghauſen, preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe; 150 Einw.

Spediren (Spediren, v. Franz.), 1) verſenden, zuſenden; — 2) ſ. Spedition.

Spediteur (franz.), 1) ſ. Spedition; — 2) Komptordiener, der die Verſendung abgehender und das Freimachen ankommender Waaren zu beſorgen hat.

Spedition, das kaufmänniſche Geſchäft, wo Einer Waaren, welche aus irgend einem Grunde nicht direkt bis zu dem Orte ihrer Beſtimmung gehen können, ſondern an einem Zwiſchenorte abgeladen werden, in Empfang nimmt, die Fracht bezahlt, die nöthigen Abgaben an Zöllen, Lagergeld u. dgl. berichtigt, die fernere Fracht beſorgt und den Preis derſelben akkordirt. Solcher Handel heißt Speditionshandel (ſ. Handel), dergleichen Waaren Speditionsgüter (Speditionswaaren), der ſie begleitende Frachtbrief Speditionsbrief. In größern Handelsſtädten beſchäftigen ſich Handlungen allein mit dieſem Geſchäft (Speditionsgeſchäft) und heißen alsdann Speditionshandlungen, der Prinzipal derſelben Spediteur. Es ſind nicht gerade gelernte Kaufleute zu dieſem Geſchäfte nothwendig, ſondern es machen zuweilen auch Gaſtwirthe den Spediteur. Für die Beſorgung dieſes Geſchäfts wird eine mäßige Belohnung, Speditionsproviſion (Speditionsgebühe), von dem Waarenempfänger bezahlt. In das Speditionsbuch werden die ankommenden und abgehenden Waaren, ſo wie die dabei vorkommenden Auslagen und die mit den Fuhrleuten geſchloſſenen Frachtakkorde eingetragen, um daraus das Speditionskonto oder die Speditionsrechnung für die Handelsfreunde anfertigen zu können.

Spedtdam (Deichw.), ſ. v. a. Speckdamm.

Spee, Friedrich, trefflicher geiſtlicher Dichter und Bekämpfer der Hexenprozeſſe, aus dem adeligen Geſchlecht der S. von Langenfeld, das noch heute als gräfliches blüht, 1591 oder 1595 zu Kaiſerswerth am Rhein geboren, trat als Jüngling (nach Einigen 1610, nach Andern erſt 1615) in den Jeſuitenorden. Nach Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien blieb er vorerſt in Köln und lehrte dort Philoſophie und Moraltheologie. Im Auftrage ſeines Ordens ging er 1627 nach Franken, um dort als Seelſorger zu wirken. Er kam nach Bamberg und Würzburg, wo ſein Orden als Vorkämpfer für den ſehr bedeutend gefährdeten Katholicismus gegen die Ausbreitung der Reformation eingezogen war und dieſen Kampf unter den Schutz der ihm befreundeten geiſtlichen Fürſten

Digitized by Google

ſowohl im Beichtſtuhl als auch namentlich vermittelſt des Hexenprozeſſes durchſocht. In Bamberg hatte die Hexenverfolgung namentlich unter Biſchof Johann Georg II., deſſen vertrauteſter Rathgeber der Proteſtantenfeind und Jeſuitenfreund Friedrich Dorner war, 1625 begonnen, in Würzburg 1627 unter Biſchof Philipp Adolf, welcher bis dahin den Proteſtantismus mit einem ſeinem Eifer allzuwenig entſprechenden Erfolge bekämpft hatte. Unter der Maske der Hexenverfolgung wurde in beiden Städten die Ketzerverfolgung um ſo energiſcher aufgegriffen, um ſo wirkſamer durchgeführt. In Bamberg wurden unter Johann Georgs II. Regierung nicht weniger als 600 Perſonen verbrannt; bloß in den 5 Jahren 1625—1630 waren mehr als 900 in Unterſuchung wegen Hexerei; in Würzburg wurden unter Philipp Adolf 900 Menſchen wegen Hexerei hingerichtet; bloß in den 2 Jahren 1627 bis Anfang 1629 fanden 29 „Brände" Statt, in deren jedem von 2—9 Perſonen, darunter Kinder von unter 9 Jahren (!), Alumnen, Vikarien, Chorherren, Rathsherren ꝛc. zu Aſche wurden. Dieſe Greuel fand S. auf dem Schauplatze ſeiner ſeelſorgeriſchen Wirkſamkeit. In Folge derſelben hatte er die Obliegenheit, die zum Tode verurtheilten ſogenannten Hexen und Zauberer auf dem letzten Gange zu begleiten. Und er ging dieſen bitteren Weg in den paar Jahren ſeines Aufenthalts in Franken nicht weniger als an 200mal, und hatte ſomit Gelegenheit genug, tief auf den Grund der Seelen einzugehen. Vor ihm, dem die treue Menſchenliebe auf der Stirne geſchrieben ſtand, wie ſie ihm im Herzen ſaß und von den Lippen ſtrömte, hatten die Unglücklichen kein Heh'; ſie legten ihm ihr Innerſtes bloß und er erſchaute die Unſchuld aller dieſer Opfer des Wahnes. Der Gram über dieſes im Namen des alliebenden Vaters verübte Unrecht machte ſein Haar vor der Zeit ergrauen. Als ihn ſein einziger vertrauter Freund, der würzburger Kanonikus Johann Philipp von Schönborn, nachmals Biſchof von Würzburg und Kurfürſt von Mainz, eines Tages fragte: „Woher kommt es wohl, ehrwürdiger Vater, daß Euer Haar grauer iſt, als Euer Alter erwarten läßt?" erwiderte S. darauf: „Das kommt von den Hexen her, die ich zum Scheiterhauſen begleitet habe." „Wie ſo?" fragte Schönborn weiter, und S. antwortete etwa Folgendes: „Ich habe bei den wegen Hexerei zum Feuertode verurtheilten Perſonen die ſorgfältigſten Unterſuchungen angeſtellt, alle Vortheile, welche mir in meiner Stellung als Beichtvater zu Gebote ſtanden, hab' ich treulich und gewiſſenhaft benutzt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Trotz alledem habe ich nun auch nicht bei einem Einzigen von Allen, die ich zum Scheiterhaufen begleitete, nur die geringſte Spur gefunden, die mich zu der Ueberzeugung hätte bringen können: es ſey irgend ein Grund vorhanden, um ſie des Verbrechens der Zauberei zu bezüchtigen, das man ihnen zur Laſt legte. Fragte ich, in meiner Eigenſchaft als Beichtvater, die Einfältigeren, ſo geſtanden ſie mir anfangs allerdings, ſie wären der Zauberei ſchuldig; aber — ſie thaten's einzig und allein aus Verwirrung und aus Furcht, daß ſie nochmals der Folter unterworfen werden ſollten. So wie ſie mich aber beſſer kennen lernten, ſo wie ſie einſahen, daß ich nicht der Mann ſey, von dem ſie dergleichen zu beſorgen hätten, faßten die Unglücklichen Zutrauen zu mir und ſagten mir die Wahrheit. Da ſtürzten ihnen Thränen aus den Augen, da geſtanden ſie mir Alles, wie weit die Dummheit und die Bosheit ihrer Richter ſie gebracht, da jammerten ſie über ihr unverſchuldetes Elend, da riefen ſie Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld an. Das Alles hab' ich erlebt, das iſt's, was mir die Haare vor der Zeit grau gemacht hat!" Von dieſer Ueberzeugung erfüllt, ſchrieb er ſeine „Cautio criminalis s. Liber de processu contra sagas" (Kriminaliſtiſche Vorſicht, oder: Buch über die Prozeſſe gegen die Hexen, an die deutſchen Obrigkeiten, zu dieſen Zeiten nothwendig, aber auch den Räthen und Beichtvätern der Fürſten, den Inquiſitoren, Richtern, Advokaten, Beichtvätern der Angeklagten u. ſ. w. ſehr nützlich zu leſen). Seinen Namen als Verfaſſer nannte er nicht; er bezeichnete ſich auf dem Titel ſeines Buches einfach als „römiſch-katholiſcher Gottesgelehrter." Anfänglich ging S.'s Arbeit nur in Abſchriften von Hand zu Hand. Endlich wurde ſie gedruckt, und zwar zuerſt in Rinteln 1631, im darauffolgenden Jahre, eigentlich ſchon wenige Monate ſpäter, in Frankfurt a. M. Welches Aufſehen S.'s Schrift machte, ergibt ſich ſchon daraus, daß der frankfurter Drucker den zweiten Abdruck, welchen er auf den Wunſch einiger Mitglieder des Reichkammergerichts und des Reichshofraths veranſtaltete, nach einer Abſchrift beſorgen mußte, weil kein gedrucktes Exemplar der erſten Auflage mehr zu haben war. Niemand als Johann Philipp von Schönborn wußte damals, daß S. der Verfaſſer dieſer Schrift ſey; und Schönborn bewahrte das Geheimniß ſeines Freundes ſo treulich, daß S. bei Lebzeiten unangefochten blieb. Die „Cautio criminalis" enthält S.'s Anſichten über die Ungerechtigkeit des Hexenprozeſſes in 52 Zweifeln oder Fragen. Zuerſt fragte er, ob es in Wahrheit Zauberer, Hexen und Unholde gebe? Er ſtellte dies im Allgemeinen nicht in Abrede; doch fügte er hier gleich hinzu: „daß aber alle Perſonen, welche bisher unter dem Vorwand der Hexerei zu Aſche geworden, Zauberer und Hexen geweſen, das glaube weder er, noch viele fromme Männer." Dann fragte er: Ob es denn in Deutſchland mehr Hexen und Unholden als anderswo gebe? Klug erwiderte er: „Das ſey eine Sache, die er nicht wiſſe, aber es ſcheine allerdings, daß man in Deutſchland mehr denn anderswo finde; es rauche ja faſt allenthalben!" Als Urſachen der überwiegenden Menge von Hexen führte er die Unwiſſenheit oder den Aberglauben des gemeinen Mannes in Bezug auf die Urſachen von außergewöhnlichen Regen, Hagel, Reif, Seuchen u. dergl. und dann den Neid und die Mißgunſt deſſelben gegen Reiche und Angeſehene an. Nun ging er auf die Art des Verbrechens über, wobei er jedoch vorſichtig Delrio's Worte vorſchob und

beifügte: die Sache bedürfe einer neuen und genauen Prüfung. Hierauf erörterte er: ob und warum die Zauberei zu den „ausgenommenen" Verbrechen gehöre, und ob es erlaubt ſey, gegen ſolche den Prozeß nach Willkür zu leiten? Hierauf antwortete er mit Nein, weil ſie zwar ausgenommen ſeyen von dem, was die menſchliche Vernunft oder das natürliche Geſetz vorſchreibt. Hieran reiht er den Zweifel, ob die deutſchen Fürſten wohl Recht daran thäten, ſo ſcharf gegen die Zauberei zu verfahren, und ob ſich denn durch dieſe Schärfe das Uebel überhaupt ausrotten laſſe? Erkennen wir in dieſen Uebergängen S.'s warme Menſchenfreundlichkeit, welche er freilich nur mit der größten Behutſamkeit, unter mannichfachen Verwahrungen zeigen durfte, ſo tritt jene Geſinnung in der Erörterung: wie vorſichtig ſich die Fürſten und ihre Officialen bei dem Hexenprozeß benehmen müßten, noch viel beſtimmter hervor und ſucht durch alle möglichen Gründe die größte Milde anzuempfehlen. Um das vorhandene Verwerfliche in ſeiner ganzen Verwerflichkeit darzulegen, fragte er bloß ganz unſcheinbar beſcheiden, ob und wiefern daſſelbe wohl erlaubt und zuläſſig ſey, ſchloß Gründe, welche für die Erlaubtheit und Zuläſſigkeit zu ſprechen ſchienen, gefliſſentlich nicht aus und entkräftete ſie nachher aufs Siegreichſte durch Gründe der Vernunft, der Menſchlichkeit und der Religion, welche dagegen ſprachen. Bei all ſolchem leiſen und klugen Auftreten verleugnete er ſeinen Freimuth keineswegs, der da (wie es in ſeinem Wahlſpruch an der Stirne des Buches heißt) „unter der Sonne ſah ſtatt des Gerichts ein gottloſes Weſen und ſtatt der Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit" und der da den Mächtigen mit dem Pſalmenſänger (2, 10) zurief: „So laßt euch nun weiſen, ihr Könige, und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden!" Er bezeichnete Diejenigen, welche die Obrigkeiten hauptſächlich zur Hexenverfolgung anreizten, die Theologen und Prälaten, die im gemächlichen Schreibzimmer, ruhig über ihren Spekulationen brütend, keine Ahnung hatten von dem Schmutz der Kerker, von der Laſt der Ketten, von den Werkzeugen der Folter, von dem Jammer der Unglücklichen, die unbekannt mit aller Niedertracht auf die Verſicherung der Richter hin Ammenmährchen, Bekenntniſſe, welche die Folter erzwingt, für Evangelien hielten, die habſüchtigen Richter, welche dieſe oder jene Provinz plündern wollten, und deshalb den Obrigkeiten die größten Hexengefahren vorſpiegelten, den unwiſſenden, neidiſchen, boshaften Pöbel, welcher ſeine Racheluſt ungeſtraft befriedigen wollte, endlich Ruchloſe, welche die Lauheit der Obrigkeiten gegen Hexen nur deshalb ſo eifrig tadelten, um allen Verdacht von ſich ſelber abzuwenden. Punkt für Punkt wies er die beiſpielloſe Ungerechtigkeit nach, welche im Verfahren Statt fand, und gab ſie der öffentlichen Verachtung preis. Mit gleich unerſchrockenem Freimuth enthüllte S. die ſchamloſe Willkür der Richter und Henker vor, bei und nach der Folterung der Hexen und Zauberer: „Die Hexe wird gefoltert, daß ſie die Wahrheit ſage, d. h. ſich ſchlecht vor eine Zauberſche bekennen ſoll. Sie mag anders ſagen, was ſie wolle, ſo iſt es nicht wahr. Bekennt ſie auf die erſte Folter, ſo geben ſie vor, ſie habe gutwillig und ohne Folter bekannt; und ſie wird getödtet, denn Widerrufen gilt hier nichts. Bekennet ſie nicht, ſo torquiret man ſie zum zweiten, dritten und vierten Male; denn bei dieſem Prozeſſe gilt, was nur dem Commissario geliebt. Verwendet ſie nun etwa in der Folter vor Schmerzen die Augen oder ſtarrt mit offenen Augen, ſo ſind's neue Indicia, denn dann ſprechen ſie: ſie ſchaut nach ihrem teufliſchen Buhlen. Wird ſie dann härter gefoltert und will doch nicht bekennen, verſtellet ihre Geberden wegen der groſſen Marter, oder kommt gar in eine Ohnmacht, ſo rufen ſie: die lacht oder ſchläft auf der Folter, die hat etwas gebraucht, daß ſie nicht ſchwatzen kann. Begibt ſich's, daß Eine oder die Andere auf der Folter ſtirbt, ſo ſagt man: der Teufel habe ihr den Hals gebrochen." Dann ſchleppt der Henker die Leiche hinaus und begräbt ſie unter dem Galgen! Zuweilen wolle (verſichert S.) ein Richter eine Angeklagte, die auf der Folter davenkomme, nicht ohne neue Indicien weiter torquiren und auch nicht „unbekennet" hinrichten laſſen. Da lege er ſie denn in ein neues Gefängniß und laſſe ſie darin oft ein ganzes Jahr ſchmachten, um ſie „mürbe zu machen". Hierzu wähle man denn auch noch ein anderes Mittel, eine Verſtandes- und Gewiſſenstortur. Hören wir, wie S. (ſelbſt ein Geiſtlicher, ein Jeſuit!) dieſelbe ſchildert. „Man ſchickt (ſagt er) ungeſtüme Prieſter zu der Gefangenen, welche ihr oft verdrießlicher ſind, als der Henker ſelbſt. Die plagen ſie denn ſo lange und viel, bis ſie bekennen muß, — Gott gebe, ſie ſey eine Hexe oder nicht — rufen und ſchreien, daß, wenn ſie nicht bekennen werde, ſo könne ſie nicht ſelig oder der heiligen Sakramente theilhaftig werden. Und darum hüten ſich die Herren Inquiſitores, daß ſie keine ſolchen Prieſter bei dieſen Sachen und Prozeß gebrauchen, die etwas ſittſam ſeyen, Verſtand im Herzen und Zähne im Munde haben, wie ingleichen, damit ja Niemand in das Gefängniß komme, der denen Gefangenen guten Rath mittheile oder den Fürſten von dem Handel unterrichte." Offen ſagt er den Richtern ins Angeſicht, daß „ihnen vor nichts mehr bange ſey, als daß etwan die Unſchuld des Angeklagten auf eine oder andere Weiſe zu Tage kommen möchte", daß ſie es als eine Schande betrachteten: „eine Perſon, ſo ſie einmal zur Haft gebracht, loslaſſen zu ſollen"; „welchen ſie einmal ins Gefängniß gebracht, der müſſe ſchuldig ſeyn, es geſchehe mit Recht od. Unrecht." In tiefem Schmerz beendigte S. ſeine Enthüllung dieſer ſcheußlichen Willkür mit den Worten: „Nun möcht' ich (weiß Gott!) gerne wiſſen, weil ſowohl die, ſo nicht bekennet, als auch welche bekennet, Hexen ſeyn und ſterben müſſen, wie doch ein Menſch, er ſey unſchuldig wie er immer wolle, ſich allhier retten könne oder wolle? O du Elende! Worauf haſt du doch gehofft? Warum haſt du nicht, ſobald du das Gefängniß betreten, geſagt: du wärſt des Laſters ſchuldig? O du thörichtes Weib, warum willſt du ſo oft ſterben, da du anfangs mit einem Tode hätteſt bezahlen können? Folge meinem Rath (ruft er bitter aus)

Digitized by Google

und ſage ſtracks zu: du ſeyſt eine Hexe, und ſtirb! Denn vergebens hoffeſt du, los zu werden, ſolches läſſet der Eifer der Gerechtigkeit bei uns Deutſchen nicht zu." Kaum war ſeine „Cautio criminalis" erſchienen (oder ſie war vielleicht auch noch nicht erſchienen), ſo beriefen die Ordensobern den trefflichen S. von ſeinem Wirkungskreiſe in Franken ab. Er wurde nach Weſtphalen geſendet, wo er für die Bekehrung der Proteſtanten zum römiſchen Katholicismus wirken ſollte. Sein edles, reines, wohlwollendes Gemüth erfaßte in kindlicher Unſchuld dieſe Beſtrebungen ſeines Ordens als etwas Reingeiſtiges, da ihm das hehre Ideal jener verheißenen Zeiten vorſchwebte, wo nur Ein Hirt und Eine Heerde ſeyn würde. Ueber die Ergebniſſe von S.'s Thätigkeit in Weſtphalen ſind nur wenige Nachrichten vorhanden. Durch ſeine Predigten ſoll er das hildesheimiſche Städtchen Peina zum Katholicismus zurückgebracht haben, und eine fernere Nachricht, welche von Mitgliedern ſeines Ordens herrührt, meldet, die hildesheimer Proteſtanten hätten einen Menſchen zu einem Angriff gegen S. gedungen und dieſer ihn mit ſieben Wunden verletzt; S. ſey gleichwohl nach dem Dorfe, wo er predigen wollte, gekommen und habe dort wirklich gepredigt. Nach Trier verſetzt, ſtand er abermals auf einem Boden, wo der Hexenprozeß, in unmittelbarſter Verbindung mit dem Zweck der Bekämpfung und Austilgung des Proteſtantismus, bereits zahlreiche Opfer hinweggerafft hatte. S. kam aber in Trier auch mitten in eine andere Bedrängniß, welche die Schuld des Kurfürſten über Stadt und Land gebracht. Trier litt eine ſchwere Belagerung durch die Spanier und Kaiſerlichen. Die Anſtrengungen, mit denen er ſich während derſelben der Pflege der Kranken und Verwundeten, gleich viel ob Freund oder Feind, unterzog, ſtürzte ihn ins Grab; er † den 7. Aug. 1635. Seine Sammlung geiſtlicher Lieder: „Trutznachtigall, oder geiſtlich-poetiſch Luſtwäldlein" erſchien, von einem ſeiner Schüler herausgegeben, erſt nach ſeinem Tode 1649 zu Köln (n. Ausg. von Kl. Brentano, Berlin 1817). S. legte darin die ganze kindliche Reinheit und jungfräuliche Lieblichkeit ſeiner frommen Seele vor Augen und der ganze Schatz von Liebe, der ihm eigen war, leuchtet daraus. Was im Reiche der Natur lebt und webt, blüht und tönt, vom Morgenroth bis zum Haushalt der Bienen, Alles erblickte ſein Dichterauge in einem innigen Zuſammenhange der Liebe; jede Kreatur, die durch Glanz, Farbe, Regung und Ton die volle Freude des Daſeyns ins Unvergeßliche der Welten hinausjauchzt, erſchien ihm im großen Chorus, der von Sekunde zu Sekunde das Lob des ewigen Fürſten der Liebe preiſt und verherrlicht. Dabei geht freilich die Innigkeit und Zartheit ſeiner Empfindungen nicht ganz ſelten in Spielereien über, indem er namentlich erotiſche Bilder auf religiöſe Gegenſtände überträgt. Weniger bedeutend iſt ſein in Proſa geſchriebenes, aber mit ſchönen Liedern durchwebtes „Guldenes Tugentbuch" (Köln 1647 u. ö., erneuert und ſprachlich überarbeitet, Koblenz 1829, 2 Bde.).

Speeches (engl.), ſ. Engliſche Literatur.

Speelberg, preuß. Dorfſchaft, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Rees; 160 Einw.

Speele, hannov. Pfarrdorf, Landdr. Hildesheim, Göttingen, Amt Münden; 40 Häuſer.

Speene (Speenhamlang), brit. Kirchdorf, England, Grfſchſch. Berks, unweit Newbury; Schloß auf den Ruinen eines römiſchen Kaſtells; 2150 Einw.

Speeneſcht, ſ. Parſismus.

Speer, 1) ſ. v. a. Spieß; — 2) bei Feilen und ähnlichen Werkzeugen das ſpitzige Stück Eiſen an dem einen Ende, womit ſie in dem Hefte befeſtigt werden; — 3) Fiſchgabel mit 10 Zacken, womit im Winter die Barben geſtochen werden.

Speer (Geogr.), ſchweiz. höchſte Kuppe des Schänniſeeberges, ſüdweſtl. im Kant. St. Gallen, mit prächtiger Ausſicht auf die öſtl. und nordöſtl. Schweiz, 6220 F. hoch; 47° 11′ 11″ nördl. Br. u. 26° 47′ 15″ öſtl. L.

Speer (Biogr.), 1) Bartholomäus, Maler, von dem ſich in Kirchen Bambergs Bilder finden. Im Refektorium der ehemaligen Abtei Michelsberg waren von ihm 6 Darſtellungen aus dem Leben des heil. Benedikt. Die Hochaltarblätter in den Kirchen der engliſchen Fräulein und der Kapuciner zu Bamberg ſind von S. Auch in der Gallerie zu Nürnberg wird ihm ein Bild des heil. Lazarus zugeſchrieben. — 2) Michael, Maler und Radirer von Regensburg, um 1700 geboren und in Italien gebildet, malte mehre Bilder in der Weiſe Solimena's, darunter Altarblätter, deren man in den Kirchen zu Regensburg findet. Wir haben von ihm auch eine Anzahl radirter Blätter, die ſchätzbar zu nennen ſind, aber theilweiſe ſelten vorkommen.

Speer-Reep, das Tau, woran die Boje eines Häringsnetzes befeſtigt wird.

Speerelſter (Ornith.), ſ. v. a. großer Würger, Lanius excubitor *L.*

Speerfreitag, in der kathol. Kirche Fe ag zur Wiederauffindung der heil. Lanze (ſ. d.).

Speerglas, ſ. v. a. Frauenglas.

Speerhahnenfuß (Bot.), ſ. v. a. Ranunculus Lingua *L.*

Speerhai (Ichthyol.), ſ. v. a. Dornhai, Spinax Acanthias *Cuv.*

Speerhölzer (Waſſerb.), ſ. v. a. Schoren 1).

Speerkies (Min. ſ. v. a. die blätterige Abänderung des rhombiſchen Graueiſenkieſes, wenn ſäulen- und ſpeerförmige Kryſtalle zu 2—5 miteinander verbunden ſind.

Speerkraut (Bot.), 1) großes, ſ. v. a. Ranunculus Lingua *L.*; — 2) kleines, ſ. v. a. Ranunculus Flammula *L.*; — 3) ſ. v. a. Valeriana Phu *L.*; — 4) ſ. v. a. Ophioglossum *L.*

Speerkrautwurzel (pharm. Bot.), ſ. v. a. gemeiner Baldrian, Valeriana officinalis *L.*

Speermeiſe (Ornith.), ſ. v. a. Tannenmeiſe, Parus ater *L.*

Speernaſe (Säugeth.), ſ. v. a. Phyllostoma hastatum *Geoffr.*

Speerreiter, im Mittelalter ſchwer bewaffnete Reiter, die völlig geharniſcht und mit Lanzen bewaffnet und den Rittern nachgebildet waren.

Speersort, hannov. Ortſchaft, Landdr. Stade, Bremen, Amt Altenlandes; 24 Häuſer.

Speerſtechen, das Fangen der Fiſche, beſ. der Hechte und Lachſe, mittelſt einer Fiſchgabel, wenn ſie zur Laichzeit auf die Oberfläche des Waſſers kommen oder auch beim Fiſchleuchten.

Speerſtock, ſ. Mühle.

Speerweide (Bot.), Weidenart, ſ. v. a. Salix hastata *L.*

Speeth, Peter, Zeichner und Architekt, geboren zu Mannheim 1772, Sohn eines Hofmuſikers, der durch die Verlegung der pfalz-bayer. Regierung unter Karl Theodor nach München kam, ging 1784 zu einem Oheim nach Frankfurt a. M., unter deſſen Leitung er ſich mit ſo großem Erfolg der Baukunſt widmete, daß ihm ſchon im 20. Jahre der Bau eines Wohnhauſes übertragen wurde, nach deſſen Vollendung er den Auftrag erhielt, den Plan zu dem neu aufzuführenden Nonnenkloſter zu Engelthal bei Frankfurt zu verſertigen, welchem Unternehmen jedoch die bald darauf eingetretene Säkulariſation der Klöſter ein Ziel ſetzte. Hierauf begab er ſich nach Heidelberg, wo er unter Andern mehre Blätter radirte und andere in Aquatinta ausführte. Als Architekt des Fürſten von Leiningen verlebte er einige Jahre in Amorbach, kam dann durch Empfehlung an den Hof des Großherzogs von Würzburg und führte hier mehre bedeutende Entwürfe aus. Nach der Uebergabe des Großherzogthums Bayern in Ruheſtand verſetzt, folgte er 1823 einem Rufe als beſſarabiſcher Provinzial-Architekt nach Rußland, als welcher er den Bau der neuen Metropolitankirche in Kiſchenew leitete, an deſſen Vollendung ihn aber 1831 der Tod hinderte. Mit einer reichen Phantaſie begabt, ging das Streben S.s auf eigenthümliche Formen, wodurch er ſich mitunter den Vorwurf des Abweichens von altherkömmlichen Regeln zuzog. In ſeinen Entwürfen worin gute Proportionen, Charakteriſtik und eine von ihm begünſtigte Symbolik herrſchen, ſchimmern ägyptiſche Umriſſe bei griechiſchen Elementen durch, was von Mehren nach den einmal angenommenen Regeln der Kritik ſcharf getadelt worden iſt. Er war groß in ſeinen ſchöpferiſchen Erfindungen und wäre es noch in höherm Grade geworden, wenn er ein weiteres Feld der Ausführung gefunden hätte. Seine Zeichnungen ſind trefflich in ihrer Art, und verrathen genaue Kenntniß der Perſpektive. Er machte zwei neue gleichartige Erfindungen auf dem Gebiete der Landſchafts- und Architekturzeichnung, die er Kauſtographie nannte, womit er die Kunſt bezeichnete, ohne Farben zu tuſchen und doch jeglichen Gegenſtand auf dem Papier im Schatten und Licht darzuſtellen. Die eine dieſer Erfindungen hat die Eigenſchaft, daß ſie bei Zeichnungen des rohen Geſteins die Natur bis zur höchſten Täuſchung darſtellt, die andere vollendet ohne Zuthun irgend einer Farbe jeglichen Gegenſtand durch die Abſtufungen von Schatten und Licht.

Speeton-clay (engl., Geognoſ.), Glied der untern Kreidegruppe (Quaderformation), dem Lower greensand parallel. Römer paralleliſirt den S. ſeinem Hilsthon, ſ. Kreidegruppe.

Spegel, Hakon, ſchwed. Gelehrter und Dichter, geb. 1645, Primas und Erzbiſchof von Schweden, auch Procancellarius der Univerſität Upſala, † 1714. Schrieb: Glossarum sueogothicum, Upſala 1712.

Speibecken, ſ. v. a. Spucknapf.

Speiche, 1) die Stücken Holz an einem Wagenrade, welche auf der Nabe ſtehen und die Felgen tragen; — 2) (Maſchinenb.), ſ. Haspel; — 3) (Radius, Anat.), einer der beiden, den Unter- oder Vorderarm bildenden Knochen; der andere heißt Ellenbogen oder Ulna. Die Ulna iſt an ihren obern Enden am ſtärkſten und hängt feſter mit dem Oberarm zuſammen, der Radius dagegen iſt oben dünner und trägt mehr zur Bildung des Handgelenkes bei. Die Ulna entſpricht der innern oder Kleinfingerſeite, die S. dagegen der äußern od. Daumenſeite. Wird die Ulna fixirt und der Radius um dieſelbe gedreht, wobei ſich beide Knochen kreuzen und der Daumen nach Innen zu liegen kommt, ſo heißt dieſe Bewegung Pronatio, die entgegengeſetzte Snpinatio. Die S. iſt der kürzere der beiden Vorderarmknochen, und bewegt ſich, außer der erwähnten Pronation und Supination, am Oberarmknochen. Man unterſcheidet an der S. oder Schindel den Körper und die beiden Enden: a) der Körper oder das Mittelſtück, von prismatiſcher Form mit drei Flächen und drei Rändern, Superficiea anterior, interna und externa, und Margo anterior, externus und internus. Der innere Rand iſt dem Ellenbogen zugewandt und beſonders ſcharf; er führt den Namen Crista s. spina radii, an ihn ſetzt ſich das Ligamentum interosseum an; der vordere und äußere Rand iſt abgerundet und glatt, ſo daß der Körper nach Vorne und Außen eine mehr cylindriſche Geſtalt annimmt. An der innern Fläche liegt ein Foramen nutritium. b) Oberes Ende, bildet ein rundliches Knöpfchen, Capitulum radii, welches auf einem dünnen Rücken, Hals (collum), aufſitzt; die obere Gelenkfläche iſt rund, flach vertieft und entſpricht der Rotula des Oberarmbeines; der ringförmige, überknorpelte Rand, Circumferentia articularis, kann ſich in der Fossa sigmoidea minor der Ulna drehen. Unterhalb des Halſes liegt für den Mus. biceps ein rauher Höcker, die Tuberositas radii. — c) Unteres Ende iſt dick und breit und hat fünf Flächen. 1) die Rückenfläche hat zwei flache Riemen, für Muskeln beſtimmt. — 2) Innere Fläche iſt ausgehöhlt und ſchräg aufwärts gewandt. — 3) Vordere Fläche endet in den Processus styloideus radii. — 4) Hintere Fläche; ſie iſt ausgehöhlt, überknorpelt, dreht ſich um den Condylus ulnae, ſie heißt Incisura ulnaris s. semiluuaris — 5) Die untere Fläche bildet zur Aufnahme der Hand eine dreieckige, ausgehölte Gelenkfläche, welche für das Os naviculare u. Os lunatum, in zwei Hälften getheilt iſt. Muskeln der S. Es ſetzen ſich an den Radius folgende Muskeln an: An die Tuberositas der M. biceps; an die vordere Fläche des Körpers der M. pronator teres; an den vordern

Digitized by Google

Winkel des untern Endes der M. pronator quadratus; an den Processus styloideus der M. supinator longus; an die vordere Fläche des oberen Theiles der M. supinator brevis. Folgende Muskeln entſpringen von der S.: von der innern Fläche des obern Theiles der M. flexor digitorum sublimis; von der inneren Fläche der M. flexor pollicis longus; von der hintern Fläche der M. abductor pollicis longus. **Entwickelung der Vorderarmknochen.** Sie verknöchern von ihrer Mitte aus im zweiten Monate der Schwangerſchaft; ihre Enden bleiben bis gegen das 6. Lebensjahr knorplicht, bilden ſich dann aus mehrern Knochenkernen und fließen erſt bei vollendetem Wachsthum mit dem Körper zuſammen. Die unteren Enden fangen eher an, zu verknöchern, als die oberen, verbinden ſich aber ſpäter mit dem Körper. — 4) (Pferdew.), ſ. v. a. Kegel; — 5) (Maſchinenw.), ſ. v. a. Haspel.

Speichel (Saliva, Phyſiol.)), eine in den Speicheldrüſen abgeſonderte, zur Verdauung beitragende Flüſſigkeit. Ehe wir dieſelben einer nähern Betrachtung unterziehen, ſcheint es zweckmäßig, die Organe, in welchen ſie bereitet wird, zu beſchreiben. Wir unterſcheiden folgende **Speicheldrüſen** (Glandulae salivales): 1) die **Ohrſpeicheldrüſe** oder Parotis, 2) die **Unterkieferdrüſe**, Glandula submaxillaris, und 3) die **Zungen- oder Unterzungendrüſe**, Glandula sublingualis. Dieſe drei Drüſen liegen auf jeder Seite der Mundhöhle und ergießen ihr Sekret durch Ausführungsgänge in dieſelbe. 1) **Die Ohrſpeicheldrüſe**, Glandula parotis, iſt die größte der Mundſpeicheldrüſen, von länglichrunder, dreiſeitiger, platter Geſtalt, ihr Gewicht beträgt 6 Drachmen bis eine Unze, ihre Lage iſt vor und unter dem äußern Ohr, zum Theil vom Aſte des Unterkiefers bedeckt, zum Theil zwiſchen dieſem und dem Zitzenfortſatz. Neben ihr, zum Theil in ſie eingeſenkt, liegen mehre Lymphdrüſen, die ſich durch dunklere Färbung von ihr unterſcheiden; durch ſie hindurch gehen in der Tiefe die Art. carotis, die Vena facialis posterior und der Stamm des Nervus facialis. Ihre Läppchen ſind kleiner, als die der Unterkiefer- und Unterzungendrüſe; die aus denſelben kommenden Kanälchen vereinigen ſich zu dem gemeinſchaftlichen **ſtenonianiſchen Gange**, dem Ductus Stenonianus, der durch den Musc. buccinator und die Mundſchleimhaut hindurch in die Mundhöhle tritt, welche Oeffnung dem zweiten oder dritten Backenzahne des Oberkiefers gegenüber liegt. Die Weite des ſtenonianiſchen Ganges beträgt $\frac{3}{4}$ bis eine halbe Linie, an der Stelle, wo er ſich in die Mundhöhle ergießt, iſt ſie etwas enger; ſeine Länge beträgt etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll. Zuweilen finden ſich in der eigentlichen Parotis noch einige kleine, auf dem Ductus Stenonianus aufſitzende **Nebendrüſen**, Parotis accessoria. Die Arterien der Parotis ſind ſehr zahlreich und kurz, ſie ſind Zweige der Art. temporalis und der Art. transversa faciei; ihre Venen ergießen ſich in die V. facialis posterior. Nerven erhält die Ohrſpeicheldrüſe vom N. facialis und vom dritten Aſte des fünften Gehirnnerven, erſterer bildet in der Drüſe ſelbſt den Plexus anserinus s. parotideus. Die Parotis **entwickelt** ſich unter den Speicheldrüſen am Späteſten und zwar auf folgende Art: Zuerſt entſteht der Stamm des Ausführungsganges und an dieſem hängen bald blind ſich endigende Nebenäſte, welche ſich ſo bilden: In der Nähe des Hauptganges entſtehen ſelbſtſtändige, längliche, bald gegen die Peripherie hin angeſchwollene dichte Maßenanhäufungen, welche zuerſt in keiner Verbindung mit dem Hauptgange ſtehen, ja von ihm eine kleinere oder größere Strecke entfernt ſind. Dieſe Inſeln verbinden ſich nun mit dem Hauptgange, werden im Innern hohl, während ihre Wandungen ſolid bleiben und an Beſtimmtheit und Feſtigkeit zunehmen. Während dieſer Proceß vor ſich geht, verlaufen die Blutgefäße erſt neben, dann zwiſchen den ausführenden Kanälen, indem ſie ſich zum Theil auf ihnen veräſteln, ſo wie zwiſchen den einzelnen bläschenförmigen Enden ſelbſt, von denen ſie jedes mit einem Netze umſpannen (**Valentin**). — 2) **Die Unterkieferdrüſe**, Glandula submaxillaris, liegt nach Hinten und Innen am Unterkiefer, iſt etwa $1\frac{1}{4}$ Zoll lang, 6 bis 9 Linien hoch und dick und 2 bis 3 Drachmen ſchwer. Ihr hinteres Ende berührt die Parotis oder iſt ihr wenigſtens ſehr genähert. Sie hat von allen Speicheldrüſen die größten Lappchen. Die kleinen, aus den einzelnen Körnern entſpringenden Ausführungsgänge vereinigen ſich zu immer größeren Aeſten und endlich zu einem einzigen, dem **whartonianiſchen Gang**, Ductus Whartonianus, der aus dem vordern und obern Theile der Drüſe hervorgeht und kürzer, aber weiter iſt als der Ausführungsgang der Ohrſchleimdrüſe, er münder ſich mit einer kleinen, warzenähnlichen Erhabenheit da, wo das Zungenbändchen anfängt, ſeine Länge beträgt 2 Zoll, ſeine Weite eine halbe Linie, an der Mündung iſt er etwas enger. Die Arterien dieſer Drüſen kommen von der Art. maxillaris externa, ihre Venen ſenken ſich in die V. facialis anterior, ihre Nerven entſpringen aus dem Ganglion maxillare, welches der Ramus lingualis des dritten Aſtes vom N. trigeminus über dieſer Drüſe bildet. Die Kinnladendrüſe **entwickelt** ſich am frühſten von den Speicheldrüſen auf ähnliche Weiſe wie die Parotis. **Vom Stamm** aus verlaufen die Aeſte nur nach einer Richtung, aber bedeutend divergirend, die Verzweigungen ſind nur ſehr kurz und haben deshalb mit ihren deshalb dichter beiſammen liegenden Drüſenkörnern ein blumenkohlartiges Anſehen; die Urmaſſe iſt ſparſamer vorhanden und dichter, als in der Parotis (**Rathke**). — 3) **Unterzungendrüſe, Zungendrüſe**, Glandula sublingualis. Sie liegt nach der Länge der Zunge und unter dieſer auf dem Boden der Mundhöhle und iſt die kleinſte der Mundſpeicheldrüſen, $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, in der Mitte 8 Linien breit und 3 Linien dick, iſt von länglich-platter, faſt halbmondförmiger Geſtalt; ſie iſt nur an der Mundſchleimhaut bedeckt. Ihre Läppchen ſind kleiner und härter, als die der übrigen Speicheldrüſen. Ihren S. ergießt ſie durch mehre kleinere und bisweilen durch einen größern Ausführungsgang in die Mundhöhle. Ihre 6—12 kleinen und engen Ausführungsgänge

heißen Ductus Riviniani, ſie treten zwiſchen den Läppchen der Drüſe hervor, und münden theils in den Ductus Whartonianus, theils durchbohren ſie die Mundſchleimhaut und öffnen ſich neben dem Zungenbändchen. Zuweilen treten mehre dieſer Gänge untereinander und mit kleinen Ausführungsgängen der Unterkieferdrüſe zu einem größern Gange, dem Ductus Bartholinianus, zuſammen, der ſich neben dem Whartonianus öffnet. Die Arterien dieſer Drüſe kommen von der Art. sublingualis, ihre Venen ergießen ſich in eine gleichnamige Vene. Ihre Nerven ſind Verzweigungen des Ramus lingualis, des dritten Aſtes des fünften Gehirnnerven. Ihre Entwickelung iſt ähnlich, wie die der Ohrſpeichel- und Kinnbackendrüſe. Dieſe drei Drüſen gehören zu den zuſammenhäuften Drüſen, ſie ſtimmen in Hinſicht der länglich runden Geſtalt, der blaß röthlichen Farbe, und der auf ihrer Oberfläche ſchon ſichtbaren Bildung aus mehren Körnern miteinander überein; doch zeigen ſie in ihrer äußern Bildung verſchiedene Modifikationen und liegen von der hintern Fläche des Unterkieferkörpers bis zum hintern Rande des Unterkieferaſtes ſo hinter einander, daß der in ihnen abgeſonderte S. von der Zungenſpitze an bis zu den Backzähnen hin ergoſſen, und der Speichel beigemiſcht werden kann.

Das in den beſchriebenen Drüſen bereitete Sekret, der S., iſt beim Menſchen eine helle, farbloſe, faſt ganz geruchloſe, fadenziehende Flüſſigkeit, deren ſpecifiſches Gewicht 1004 bis 1008 beträgt. Unterſucht man daſſelbe unter dem Mikroſkop, ſo findet man zerſtreute, durchſichtige Körperchen in der Flüſſigkeit; es ſind dies Epithelialzellen von der Schleimhaut der Ausführungsgänge und der Mundhöhle, die ſich in der Ruhe zu Boden ſenken. Früher beſchrieb man dieſelben irrthümlich als Speichelkügelchen. Die Reaktion des S.s wechſelt, meiſt iſt ſie alkaliſch; nach Einigen iſt ſie während des Eſſens alkaliſch, in der Zwiſchenzeit ſauer. In Krankheiten iſt ſie zuweilen ſauer. Beim Abdampfen gibt der S. ½ Proc. feſten Rückſtand. In hundert Theilen des Rückſtandes fand man:

In Alkohol, nicht in Waſſer lösliche Subſtanz (phosphorhaltiges Fett), in Alkohol und Waſſer lösliche Subſtanz (Fleiſchextrakt, Chlorkalium, milchſaures Kali und Schwefelcyankalium)	31,25
Aus kochendem Alkohol niederfallende thieriſche Subſtanz, mit ſchwefelſaurem Kali und etwas Chlorkalium	1,25
Nur in Waſſer lösliche Subſtanz (Speichelſtoff mit vielem phosphorſaurem und etwas ſchwefelſaurem Alkali und Chlorkalium)	20,00
Weder in Alkohol noch in Waſſer lösliche Stoffe (Schleim, Eiweiß [?] kohlenſaures und phosphorſaures Alkali)	40,00
	92,50.

Berzelius fand im menſchlichen S.:

Waſſer	992,9
Speichelſtoff	2,9
Schleim	1,4
Fleiſchextrakt mit milchſaurem Alkali	0,9
Chlornatrium	1,7
Natron	0,2
	100,0.

Nach Mitſcherlich betragen die anorganiſchen Beſtandtheile in 100 Theilen S.s:

Chlorkalium	0,180
Kali, verbunden mit Milchſäure . . .	0,094
Natron, verbunden mit Milchſäure . . .	0,024
Natron, verbunden mit Schleim . . .	0,164
phosphorſaurer Kalk	0,017
Kieſelerde	0,015

Andere fanden Schwefelblauſäure, von Kali gebunden, im S. Der Schleim des S.s hinterläßt bei der Verbrennung eine bedeutende Menge Knochenerde. Aus dieſer bildet ſich nach Berzelius der Weinſtein der Zähne, der nach einer Analyſe in 100 Theilen enthält:

Speichelſtoff	1,0
Speichelſchleim	12,5
phosphorſaure Erdſalze	79,0
Von Salzſäure auflösliche thieriſche Subſtanz	7,5
	100,0

Der wichtigſte Beſtandtheil der Flüſſigkeit iſt wohl der Speichelſtoff, das Ptyalin, obwohl es nur in geringer Menge in derſelben vorkommt. Man hielt es für eine Abänderung des Eiweißſtoffes. Es bildet getrocknet eine farbloſe, durchſcheinende, brüchige Maſſe, die ſich im Waſſer zu einer ſchleimigen Flüſſigkeit löſt, aber in Alkohol und Aether unlöslich iſt. Es wurde zuerſt im S. gefunden und danach benannt, es ſoll aber in faſt allen thieriſchen Flüſſigkeiten vorkommen. Die Abſonderung des S.s hört bei vollſtändiger Ruhe der Kaumuskeln und der Zunge, z. B. im Schlafe, und bei der Abweſenheit jeden Nervenreizes, faſt vollſtändig auf, während ſchon die Bewegung beim Sprechen, verſchiedene Nervenreize ꝛc. dieſelbe vermehren. Verſchiedene Nahrungsmittel und Arzneien befördern beſonders die Ausſcheidung des S.s, beſonders ſolche, die ſaure, ſcharfe oder zuſammenziehende Stoffe enthalten, alle Arten von Säuren, ſaure Weine, ſtark geſalzene Speiſen, weiße Pimpinellwurzel, Bertramwurzel, Tabakskraut, das Tabakrauchen u. ſ. f. Einige Arzneien wirken bei längerm Gebrauche ganz eigenthümlich auf die Speicheldrüſen, ſie bewirken Anſchwellen derſelben und vermehrte Abſonderung des S.s, ſo das Queckſilber, das Jodkali, das Blei und Gold ꝛc. In Krankheiten iſt die Speichelabſonderung zuweilen vermehrt, wie bei den Pocken, in hitzigen Fiebern, wo dieſelbe zuweilen als eine Art Kriſe angeſehen werden muß; oder vermindert, in den erſten Perioden mehrer Fieberarten, der katarrhaliſchen Affektionen und Entzündungen, ſo daß eine läſtige Trockenheit des Mundes entſteht. Ueber die chemiſchen Veränderungen, welche der S. in ſolchen krankhaften Zuſtanden erleidet, wiſſen wir ſehr wenig; einige Arzneimittel ſind übrigens chemiſch in demſelben nachgewieſen worden, kleine Queckſilberkügelchen auch mikroſkopiſch. Durch chemiſche Alteration des S.s, beſonders durch den zu reichlichen Gehalt an Salzen, ſcheinen die Speichelſteine zu entſtehen. Die Menge des abgeſonderten S.s beträgt bei einem geſunden Menſchen in 24 Stunden ungefähr 8 bis 12 Unzen; die Ohrſpeicheldrüſe ſcheint hiervon etwa die Hälfte abzuſondern, beim Speichelfluß ſteigt ſie tagsüber bis auf einige Pfunde. Der S. iſt für die Ernährung des Körpers, ſo wie für den Geſchmack von weſentlichem Nutzen; er

feuchtet die Nahrungsmittel an und erweicht ſie, löſt ſie zum Theil auf und macht ſie ſchmeckbar. Zugleich beſitzt er noch eine eigenthümliche, theils durch ſeine chemiſche Wirkung, theils durch die Lebensthätigkeit bedingte Zerſetzungs- und Aſſimilationskraft, welche den Magenſaft in ſeiner Wirkung unterſtützt. Da er wegen ſeiner Zähigkeit während des Kommens athmoſphäriſche Luft in Blaſen fangen und aus dieſer den Sauerſtoff anziehen kann, ſo wird höchſt wahrſcheinlich ſeine Miſchung verändert und dadurch ſeine Auflöſungskraft verſtärkt. Außerdem erleichtert er beim Reden die in der Mundhöhle Statt findenden Bewegungen. Die erwähnte auflöſende Kraft des S.s hat man auch wohl mit der Wirkungsart des Giftes verglichen und deshalb ſoll der S. ſo leicht zu Gift werden. So überzieht z. B. die Boa größere von ihr erlegte Thiere mit ihrem S., wodurch das Fleiſch derſelben ſo erweicht wird, daß ſie ganze Glieder derſelben durch ihren Schlund zu drängen vermag.

Speicheldrüſen, ſ. Speichel.

Speicheldrüſenentzündung (Med.). Wir übergehen die in der Unterzungen- und Unterkieferdrüſe auftretenden Entzündungen ganz, und erwähnen auch die der Ohrſpeicheldrüſe nur kurz. Dieſe, Angina parotidea, befällt entweder die Subſtanz der Drüſe ſelbſt, oder die ganze Gegend der Parotis. Ihre anatomiſchen Charaktere, ſind die gewöhnlichen der Entzündung, Röthung, Vaskularität, Infiltration des Zellſtoffes, zuweilen Eiter- und Abſceßbildung. Sie entſteht primär nach Verwundungen, mechaniſchen Einflüſſen, konſenſuell bei Entzündung der Mundſchleimhaut, beſonders nach Einwirkung von Queckſilber ꝛc. Beſondre Beachtung verdient dagegen die epidemiſche Parotitis, vom Volke Ziegenpeter, Bauerwetzel, Mumps, Tölpel genannt, die Parotitis epidemica, specifica, polymorpha. Sie kommt epidemiſch vor, ohne daß man anzugeben wüßte, welchem Genius epidemicus ſie gerade angehörte. Es geben ihr allgemeine Krankheitserſcheinungen, Froſt mit Hitze abwechſelnd, Abgeſchlagenhenheit, Gliederſchmerzen, Schlafloſigkeit ꝛc. vor; nach drei oder vier Tagen erhebt ſich in der Gegend einer oder beider Ohrſpeicheldrüſen eine beträchtliche, wenig geröthete oder geſpannte Geſchwulſt, die ſich nach oben bis über die Wange und die Augenlider, nach unten bis zur Bruſt ausdehnen kann und dem Geſichte eine unförmliche Geſtalt gibt — woher der Name — oft ſchwellen die andern Speicheldrüſen an; der Kranke kann den Mund nicht öffnen. Nachdem die Geſchwulſt der Drüſen etwa 7 Tage geſtanden hat, treten Kriſen durch die Haut, die Nieren, die Drüſen ſelbſt (Speichelfluß) ein, und die Geſchwulſt nimmt ab. Nicht ſelten hat die Geſchwulſt Neigung, einzuſinken, worauf andere Organe befallen werden, das Gehirn, es entſteht Kopfweh, Delirien, Angſt, Konvulſionen; die Lunge, der Magen, Augen, Ohren ꝛc., am häufigſten aber werden die Geſchlechtstheile von ſolchen Metaſtaſen befallen. Die Geſchwulſt ſinkt ein, es entſteht von Neuem Fieber, im Kreuz, in den Leiſten, dem Skrotum, dem Samenſtrang und dem Hoden entſteht Schmerz und Anſchwellung. Beim weiblichen Geſchlechte werden die Brüſte, die Schamlippen oder Eierſtöcke ergriffen. Einige Epidemien zeigen eine außerordentliche Neigung zu ſolchen Sprüngen. Oft ſpringt die Anſchwellung vom Hoden ꝛc. auf die Ohrſpeicheldrüſe zurück und dieſer Wechſel kann ſich ſelbſt mehre Male wiederholen.

Die Ausgänge der Krankheit ſind: 1) Zertheilung unter den angeführten Kriſen, der häufigſte Ausgang; 2) Eiterung, ſelten; 3) Verhärtung, bei ſkrophulöſen Subjekten zuweilen vorkommend, mitunter auch wohl Folge verkehrter Behandlung. Andere Nachkrankheiten ſind Schwerhörigkeit, Ohrenſauſen, Taubheit Speichelfiſtein, Atrophie des Hodens ꝛc. 4) Tod, durch die Metaſtaſen.

Der epidemiſchen Parotitis liegen eigenthümliche kosmiſche ꝛc. Verhältniſſe zu Grunde, die uns jedoch vollkommen unbekannt ſind. Sie geht nicht ſelten Scharlachepidemien vorher. Sie kommt vorzüglich vor in feuchten, neblichen, in Küſtengegenden, an den Küſten der Oſtſee, von Holland, England ꝛc. Im Frühjahr und Herbſt herrſcht ſie vorzüglich; ſie befällt vorzugsweiſe Individuen männlichen Geſchlechts zwiſchen dem 15.—30. Lebensjahre. Nur ſelten iſt ſie gefährlich, am Meiſten noch bei Kindern, ſonſt verläuft ſie meiſt ganz gutartig.

Behandlung. In den meiſten Fällen iſt kaum eine Behandlung nöthig, da die Krankheit bei einem einfachen angemeſſenen Verhalten ohne weiteres Eingreifen verläuft. Die Kranken mögen ſich vor Erkälten hüten; zur Zeit der Kriſen kann man dieſe durch leichte ſchweißtreibende Mittel befördern. Die Geſchwulſt der Drüſe kann man mit einem einfachen Tuche, einem Kräuterſäckchen ꝛc. bedecken. Zeigt die Epidemie Neigung zu Metaſtaſen, ſo bleibe der Kranke im Bette, um jede Erkältung zu vermeiden, wodurch ein Ueberſpringen des Krankheitsproceſſes veranlaßt werden könnte. Sinkt die Geſchwulſt ein, ſo wende man energiſch und raſch wirkende Hautreize auf die Ohrſpeicheldrüſe an, und gebe innerlich excitirende und diaphoretiſche Mittel, um die Peripherie anzuregen. Das geſchwollene Skrotum bedeckt man mit Flanell und läßt einen Tragbeutel anlegen. Werden edlere Organe befallen, ſo lege man Blaſenpflaſter auf Parotis und Hoden, mache örtliche Blutentziehungen ꝛc. Starke Blutentleerungen ſind übrigens im Allgemeinen zu widerrathen, da ſie nicht vertragen werden.

Symptomatiſche Parotitis geſellt ſich nicht ſelten zu verſchiedenartigen fieberhaften Krankheiten, zu Typhus, Peſt, Scharlach, Maſern ꝛc., und iſt dieſe Parotitis typhosa, exanthematica etc. von der verſchiedenſten prognoſtiſchen Bedeutung. S. Typhus, Peſt ꝛc.

Speichelfiſtel (Chir.), Fistula salivalis, kommt am häufigſten an der Ohrſpeicheldrüſe vor, und zwar an der Drüſe ſelbſt oder an ihrem Ausführungsgange. Ihre Urſachen ſind Verwundungen, welche nicht ſchnell wieder geſchloſſen werden, Verſchwärung von Innen nach Außen, durch fremde Körper (eine Gräte), welche den Speichelgang reizen und verſtopfen, Ver

ſchwärung von Außen nach Innen bei Entzündung der Drüſe (Mumps, Nervenfieber ꝛc.) u. ſ. f. Die Fiſtel charakteriſirt ſich durch eine mit kalloſen Rändern umgebene, meiſtens ſehr enge Oeffnung in der Gegend des ſtenonianiſchen Ganges oder der Speicheldrüſe, aus welcher, beſonders während des Kauens und Sprechens, Speichel ausfließt. Der Ausfluß des Speichels iſt oft ſo bedeutend, daß dadurch Appetitmangel, Verdauungsſtörungen und Abmagerung bewirkt werden. Hat die Fiſtel in der Drüſe ſelbſt ihren Sitz, ſo kann man ſie dadurch zur Heilung bringen, daß man durch anhaltenden Druck die Sekretionsthätigkeit der Drüſe aufhebt. Man legt auf dieſelbe eine anderthalb Zoll dicke Kompreſſe und befeſtigt ſie mit der Halſterbinde. Bei jeder Erneuerung des Verbandes reibt man Kampheröl ein und betupft die Oeffnung der Fiſtel mit Höllenſtein. Oft reicht ſchon die wiederholte Anwendung der Aetzmittel zur Heilung hin. Befindet ſich die Fiſtel im Ausführungsgange, ſo beſteht die Behandlung entweder in der Wiederherſtellung des natürlichen Weges für den Speichel, oder in der Bildung eines künſtlichen Weges für denſelben. Um den natürlichen Speichelgang wieder herzuſtellen, wendet man an: Vereinigung der Ränder der friſchen Trennung durch die umwundene Naht; das Einführen einer ſeidnen Schnur durch das untre Ende des Ganges bis in die Fiſtel, Erweiterung des Ganges und Betupfen der Fiſtel mit Höllenſtein, bis ſie ſich ſchließt; die Kompreſſion des ſtenonianiſchen Ganges von der Fiſtel bis zur Drüſe; das Betupfen der Fiſtel mit verſchiedenen Aetzmitteln, wodurch das Ausfließen des Speichels durch dieſelbe verhütet wird, und derſelbe ſeinen natürlichen Weg wieder aufſucht u. ſ. f.

Gewöhnlich aber iſt man gezwungen, einen künſtlichen Speichelgang anzulegen, und dies geſchieht auf folgende Weiſe: 1) Mit einem feinen Trokar durchſticht man an der hintern Mündung des Ductus Stenonianus die Wange, bringt einen Bleidraht oder eine ſeidne Schnur ein und biegt die beiden Enden des Drahtes um. Eitert der neu gebildete Kanal nicht mehr, ſo entfernt man den Draht, friſcht die Ränder der Fiſtelöffnung an und vereinigt ſie durch eine Naht. 2) Man durchſticht auf die angegebene Weiſe mit einem Trokar die Wange, führt einen Bleidraht ein, läßt ihn jedoch nicht zur Fiſtelöffnung heraustreten, ſondern führt ihn weiter in den Ductus Stenonianus ein, worauf man die Fiſtelränder vereinigt u. ſ. f.

Speichelfluß (Med.), Salivatio, Ptyalismus, vermehrte Abſonderung in den Speicheldrüſen, gewöhnlich mit veränderter Beſchaffenheit des Speichels. Die Kranken haben das Gefühl von Hitze, Brennen, Durſt, einen metalliſchen Geſchmack im Munde, als ob ihnen eine Kupfermünze auf der Zunge läge, zäher Speichel läuft ihnen im Munde zuſammen, der Hauch hat einen eigenthümlichen, widerlichen Geruch. Die Mundſchleimhaut iſt aufgelockert, blaß oder geröthet, das Zahnfleiſch angeſchwollen, hat ſich von den Zähnen zurückgezogen, ſo daß dieſe verlängert ſcheinen, die Zunge iſt geſchwollen und mit einem dicken Ueberzuge bedeckt. Die Empfindlichkeit der Mundhöhle iſt geſteigert, die Berührung auch der mildeſten Subſtanzen erregt lebhaften Schmerz. Die Abſonderung des Speichels nimmt zu, der Kranke vermag ihn nicht mehr im Munde zu behalten, er fließt Tag und Nacht über die Lippen herab, des Nachts fließt er in die Kehle und hindert den Kranken am Schlafen. Zunge, Gaumen, Mandeln, Rachen, Lippen, Wangen, Speicheldrüſen ſind geſchwollen, oft ſo bedeutend, daß Erſtickungsgefahr droht. Die Zähne werden locker, fallen zuweilen aus, ſie werden ſchwarz, auf der Mundſchleimhaut bilden ſich Geſchwüre, an den Seitenrändern der Zunge, an der innern Fläche der Wangen ſieht man die Eindrücke der Zähne. Sprechen, Kauen, Schlingen ꝛc. iſt gehindert, das Geſicht iſt blaß, aufgedunſen oder eingefallen, die Ernährung leidet, die Kräfte nehmen ab, es treten Fiebererſcheinungen ein, es kann ſich ſelbſt Zehrfieber entwickeln.

Die Ausgänge der Krankheit ſind folgende: 1) Nachdem die beſchriebenen Erſcheinungen 8—14 Tage beſtanden haben, nehmen ſie allmählig ab, der Ausfluß von Schleim und Speichel vermindert ſich, die Geſchwüre im Munde heilen, die Krankheit geht in Geneſung über, wobei oft reichliche Schweiße und Niederſchläge im Urin eintreten. 2) Die Verſchwärung geht in Brand über, die Mundſchleimhaut wird zerſtört, der Tod kann durch Blutungen oder unter den Erſcheinungen eines nervöſen und fauligen Fiebers erfolgen. Doch iſt dieſer Ausgang ſelten. Zuweilen auch erfolgt der Tod durch Erſtickung in Folge der beträchtlichen Anſchwellung der Zunge und des Rachens. Häufiger bleiben Verwachſungen, der Zunge, des Zahnfleiſches, der innern Fläche der Wangen zurück. Die Krankheit macht leicht Rückfälle, nach Erkältungen ꝛc.

Die chemiſche Unterſuchung des bei S. aus der Mundhöhle ausfließenden Speichels ergibt einen beträchtlichen Gehalt von feſten Beſtandtheilen, beſonders an Fett, Schleim, Eiweiß. Die Menge des entleerten Speichels iſt oft außerordentlich bedeutend, ſie betrug 2—16 Pfund in 24 Stunden.

Urſachen des S.s. Die häufigſte iſt die Einwirkung des Queckſilbers, und zwar bewirken einige Präparate dieſes Arzneimittels leichter S. als andere; am Leichteſten entſteht er nach der grauen Queckſilberſalbe, beſonders wenn ſie in der Nähe der Speicheldrüſen eingerieben wird; nach ihr folgt das Kalomel, ſeltener ſchon entſteht die Krankheit nach Gebrauch des Sublimates, am ſeltenſten nach ſchwarzem Schwefelqueckſilber und dem Spießglanzmohr. Einige Individuen haben beſondre Neigung, beim Gebrauch des Queckſilbers zu ſaliviren, wenige Grade eines Merkurialmittels ſind hinreichend, bei ihnen bedeutende Salivation hervorzurufen, andre haben dagegen eine bemerkenswerthe Unempfindlichkeit gegen das Mittel. Kinder ſaliviren nicht leicht, wohl aber Hypochondriſten, Hämorrhoidarier, Skorbutiſche ꝛc. Zu gewiſſen Zeiten und in einigen Gegenden tritt beſonders leicht Salivation ein; in einigen Gegenden der Schweiz ſcheut man ſich vor Queck-

ſilbermitteln wegen der Leichtigkeit, mit der ſie auf Speicheldrüſen und Mundſchleimhaut einwirken. Begünſtigt wird die Entſtehung von S. bei Queckſilbergebrauch durch Erkältung, Verſtopfung, kariöſe Zähne, allgemeine Schwäche ꝛc. Andre Arzneimittel, welche Salivation hervorbringen können, obwohl ſeltner, als Merkur, ſind die Goldpräparate, das Jodkali, die Mineralſäuren, das Blei (ſ. Speichelmittel) ꝛc. Außerdem iſt eine mehr oder weniger bedeutende Speichelabſonderung zuweilen die Folge einer Halsentzündung, von Geſchwürchen im Munde, vom Zahnweh, vom Reize eines hohlen Zahnes, des Bruches der Kinnlade, von gaſtriſchen Reizen, Würmern, Galle, Schleim, vom Magenkrebs, vom Krebs der Bauchſpeicheldrüſe, von einer Leberverhärtung, von einer rheumatiſchen Affektion der Speicheldrüſen, von unterdrückten Fußſchweißen, von Metaſtaſen der Gicht, der Flechten, von anſteckenden Fiebern, namentlich der Blattern, von der Hundswuth ꝛc. Oft begleitet ſie den Vorgang des Zahnens bei Kindern und befällt zuweilen Schwangere.

Vorherſage. Der S. iſt zuweilen wohlthätig, gewöhnlich nicht gefährlich, öfters hartnäckig. S. nach Queckſilbergebrauch (Stomatitis mercurialis) iſt eines der quälendſten Leiden, welches zwar meiſt ohne bleibende Nachtheile vorübergeht, jedoch auch traurige Folgen, Verwachſungen des Zahnfleiſches mit der Wange, Lockerwerden u. Ausfallen der Zähne, Schwarzwerden derſelben, Brand, Erſchöpfung, Nervenzufälle, Kacherie, ja ſelbſt den Tod nach ſich ziehen kann. Der S. kann lange dauern, habituell werden und durch geringfügige Urſachen wieder hervorgerufen werden. Das Weſen der Krankheit ſcheint in einem Zuſtand erhöhter Lebensthätigkeit in den Speicheldrüſen zu beſtehen, welche nicht in Entzündung, ſondern in vermehrter Verflüſſigung beſteht.

Behandlung. Berückſichtigung der Urſache der Salivation durch Entfernung gaſtriſcher Reize, von Würmern, Galle ꝛc., Verhütung unzweckmäßigen Queckſilbergebrauchs. Schon J. Frank ſagt: „Diejenigen verdienten, mit der Ruthe beſtraft zu werden, welche Kalomel da anwendeten, wo man mit Ricinus-Oel, Tamarinden, Rhabarber ꝛc. ausreichen könne". Anwendung des Merkurs iſt um ſo mehr zu vermeiden, wenn Caries der Zähne, ſchlechte Beſchaffenheit des Zahnfleiſches, Anlage zu Skorbut vorhanden ſind. Es gibt natürlich Fälle, in welchen der Gebrauch dieſes Mittels nicht umgangen werden kann; hier hüte ſich der Kranke vor Erkältung, er bleibe im Zimmer, lege ſich in ſchlechter Jahreszeit ins Bett, ſorge für gehörige Stuhlentleerung, und halte die übrigen Sekretionsorgane in Thätigkeit. Klagt der Kranke über ſchlechten Geſchmack im Munde, über das Gefühl, als wären die Zähne locker, läuft ihm der Speichel im Mund zuſammen, hat der Athem den widerlichen Geruch treten dennoch die erſten Symptome der beginnenden Salivation ein, ſo ſetze man den Gebrauch des Merkurs aus, entferne den Kranken aus dem mit Merkurialdämpfen geſchwängerten Luftkreis; wurde das Queckſilber eingerieben, ſo reinige man die Haut durch ein warmes Bad und laſſe den Patienten friſche Wäſche anziehn. Oft freilich liegt es in der Abſicht des Arztes, den Kranken gehörig ſaliviren zu laſſen. (S. Schmierkur.) Zur Beſchränkung der der Krankheit zu Grunde liegenden erhöhten Lebensthätigkeit dient die beſänftigende Methode, die Anwendung von milden Mundwaſſern aus einer Abkochung von Eibiſch, Salep, Mohnköpfen mit Zuſatz von Honig und Tinct. thebaica, durch beſänftigende Umſchläge von einer Abkochung von H. Cicutae oder Mohnköpfen, durch das Auflegen von erwärmtem Flanell, von Kräuterſäckchen mit Kampher, durch Einreibung von Ol. hyoscyami, Opiatſalbe u. ſ. f. Innerlich gibt man beſänftigende und auf die Haut ableitende ſchweißtreibende Mittel, wendet warme Bäder an ꝛc. Den Verflüſſigungsproceß beſchränkt man durch toniſche Mittel, die jedoch nur bei nicht ſehr gereiztem Zuſtand der Speicheldrüſen in Anwendung gezogen werden dürfen. Zu denſelben gehören Mundwaſſer von einem Aufguß von Saldei, mit Zuſatz von Alaun, Borax, Mineralſäuren, Myrrhentinktur, die Abkochungen von Eichen- oder Weidenrinde, von Tormentille, China, Ratanhia ꝛc., womit man den innern Gebrauch der Columbo, China, Ratanhia, des Eiſens ꝛc. verbindet. Iſt die Entzündung heftig, der Mund und die Speicheldrüſen ſehr geſchwollen und empfindlich, ſo wird es zweckmäßig ſeyn, einige Blutegel an den Hals zu ſetzen; heftiges Fieber macht ſelbſt die Anwendung des Aderlaſſes nothwendig.

Man hat verſchiedene ſpecifiſche Mittel empfohlen, um der läſtigen Krankheit ein Ziel zu ſetzen. Zu dieſem Zwecke wurden empfohlen: der Kampher, das Jod, das Opium, das eſſigſaure Blei, die Schwefelleber, das Kreoſot, der Brechweinſtein, Brechmittel, das Chlornatrium u. A. m. Am meiſten darf man vom Jod, dem eſſigſauren Blei und dem Opium erwarten.

Um der Verwachſung des Zahnfleiſches ꝛc. vorzubeugen, wende man öfteres Bewegen und Ausſpülen des Mundes an, führe den Finger zwiſchen die zuſammengeklebten Theile ein, der Kranke liege nicht auf dem Backen, wo innerlich Geſchwüre ſind. Bei bedeutender Anſchwellung der Zunge und daraus entſpringender Erſtickungsgefahr ſind Skarifikationen der Zunge anzuwenden.

Sollte die Salivation ſchnell unterdrückt und hierdurch bedenkliche Zufälle hervorgerufen worden ſeyn, ſo ſuche man dieſelbe wieder herzuſtellen; man macht erweichende Bähungen, reicht Kaumittel, läßt graue Queckſilberſalbe in die Speicheldrüſen einreiben u. ſ. f.

Speichelkraut (pharm. Bot.), ſ. v. a. Delphinium staphisagria *L.*

Speichelkur (Med.), Heilung durch Bewirkung von Speichelfluß, vorzüglich durch Queckſilber erzeugt.

Speichelmittel (Ptyalagoga, Sialagoga, Salivantia, Med.). Die Abſonderung des Speichels wird vermehrt: durch Reizung der Mundſchleimhaut, durch hohle Zähne, Salze, ſcharfe

Mittel, Pyrethrnm, Pimpinell, Tabak, Kanthariden, Chelidonium ꝛc.; durch herbe, adſtringirende Stoffe, Kreoſot, Kino, Säuren; durch einige Arzneimittel, welche auf drüſige Organe und die Speicheldrüſen ſelbſt einwirken, Queckſilbee, Gold, Spießglanz, Kupfer, Arſenik, Jod, Chlor, Scheidewaſſer ꝛc. Die genannten Metalle, ſo wie das Jod, ſind auch im Speichel wiedergefunden worden. Auch wird vermehrte Abſonderung des Speichels bewirkt durch Alles, was den Magen und ſeine Hülfsorgane ſtark verſtimmt, durch Ekel, Brechmittel, Status gastricus, Krankheiten der Bauchſpeicheldrüſe u. ſ. f. Wirklicher Speichelfluß entſteht, mit oder ohne vermehrte Sekretion, bei Lähmung, Verſchwellung, Zuſammenſchnürung des Schlundes, z. B. bei Angina tousillaris, Hundswuth, Belladonna-Vergiftung, in letzterer ſelbſt chroniſchwerdend. Man bedient ſich der künſtlichen Speichelereegung als eines Heilmittels in folgenden Fällen: Als Ableitung bei Zahnſchmerz; bei Ohrenſchmerz und katharrhaliſchen Gehörkrankheiten. Man läßt in dieſen Fällen die Bertram- und Bibernellwurzel kommen; beim Volke ſind mehre kantharidinhaltige Käfee im Gebrauche, die man auf dem Zahnfleiſche zerquetſcht (Coccionelia bi-quinque-septem-punctata [Gottesthierchen] ꝛc.). Ferner um Anſteckung durch hinuntergeſchluckten Speichel zu verhüten, beſonders bei Typhusepidemien. Auch iſt vermehrte Speichelabſonderung die unvermeidliche Kriſis dee großen Queckſilberkuren, obwohl ohne antiſyphilitiſche Bedeutung. Zur Verhütung der Anſteckung bei Epidemien kaut man Nelken, Wachholder, Zimmt, Senf, Pfeffer, Angelika, Kubeben, Kalmus, Ingwer, Maſtix, Myrrhe und andere gewürzhafte, gewürzigſcharfe und harzige Subſtanzen, die man mit Speichel wiedee auswirft. Auch kaut und raucht man Tabak zu dieſem Behufe.

Speichelſeifenkraut (Bot.), ſ. v. a. gemeines Seifenkraut, Saponaria officinalis *L.*

Speichelſteine (Med.), Calculi salivales s. sublinguales, entſtehen ſelten in den Drüſen ſelbſt, in welchem Falle ſie größer werden; meiſt kommen ſie in den Ausführungsgängen der Speicheldrüſen vor, beſonders im Ductus Whartonianus, ſeltener im Ductus Stenonianus oder dem Ductulis Rivinianis. Sie wachſen zuweilen bis zur Größe einer ſtarken Haſelnuß und darüber, ſind meiſtens rund odee oval, grau, grünlich, bräunlich, und ſind oft ziemlich hart. Ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung nach beſtehen ſie aus phosphorſaurem Kalk, phosphorſaurem Talkammoniak, kohlenſaurer Kalkerde, Spuren von Eiſen ꝛc. Sie können Entzündung, Geſchwulſt, Eiterung ꝛc. bewirken, im Kauen und Sprechen ſtören, bleiben aber auch oft lange Zeit ruhig, gehen auch wohl von ſelbſt ab. Ihre Entfernung iſt nue auf chirurgiſchem Wege möglich. — Ihnen verwandt iſt dee Zahnſtein, Weinſtein dee Zähne, der ebenfalls aus dem Speichel und dem Mundſchleim niedergeſchlagen wird.

Speichelſtoff (Salivin, Ptyalin, Chem.), nach Berzelius der weſentliche Beſtandtheil des Speichels, etwa zu 0,29 Proc. darin enthalten, wird gewonnen, wenn man den getrockneten Speichel mit abſolutem Alkohol auszieht, den unlöslichen Rückſtand mit ein wenig Eſſigſäure verſetzt, um das freie Natron abzuſtumpfen, wieder eingetrocknet und mit Alkohol extrahirt. Der ſo ausgezogene Rückſtand beſteht aus Schleim und dem die Hauptmaſſe deſſelben ausmachenden S. Letzterer löſt ſich in Waſſer zu einee ſchleimigen klaren Flüſſigkeit auf, während der beigemengte Schleim als eine weiße, trübe, in Waſſer unlösliche, durch Eſſigſäure und Mineralſäuren gerinnbare, in Alkalien lösliche, viel Knochenerde enthaltende Maſſe zurückbleibt. Die Löſung des S.s bleibt beim Erhitzen klar und wird von Galläpfeltinktur, Sublimat, Alkalien, Bleieſſig und Mineralſäueen nicht getrübt, was ihn von andern thieriſchen Stoffen weſentlich unterſcheidet. Bei der trockenen Deſtillation erhält man ammoniakaliſche Produkte.

Speichelwurz (Bot.), 1) ſ. v. a. Anthemis Pyrethrum *L.*; — 2) ſ. v. a. Saponaria officinalis *L.*

Speichelzahnſteine, ſ. Speichelſteine.

Speichen, ein Sortiment dee Stellmacherhölzer, ſind die nach den Felgen hingehenden Radien eines Rades, und werden am beſten von gutſpaltigen, fehlerfreien Klötzen der Eichen, Ulmen und Eſchen genommen. Die Länge der S., wonach ſich die Klötze richten müſſen, hängt vom Halbmeſſee des Rades ab, und die gewöhnliche Dicke eines Klotzes beträgt 1—2 Fuß.

Speichenarterie (Arteria radialis, Anat.), ſ. Armarterien.

Speichenhulfsband, ſ. Hand.

Speichennerv (Anat.), ſ. Armnerven.

Speichenringe (Wagner), ſ. Rabe.

Speicher, 1) ſ. v. a. Vorrathshaus, Magazin; — 2) ſ. v. a. Scheuer, Getreideboden; — 3) ſ. v. a. Packhaus, Waarenniederlage.

Speicher (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Triee, Kr. Bitburg; Hauptort der Bürgermeiſterei gleichen Namens; Kapelle, 2 Kram- und Viehmärkte, Fabrikation von irdenen Tabakspfeifen und Steingeſchirr; 1700 Ew.; — 2) ſchweiz. Dorf, Kant. Appenzell, Außerrhoden, Bez. vor der Sitter, ſüdlich am Vögelisеck, wo die Appenzeller 1403 übee die St. Gallenee ſiegten; 2800 Einw.

Speichersdorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Kemnath; 160 Einw.

Speicheewieſel (Säugeth.), ſ. v. a. gemeines Wieſel, Mustela vulgaris *Erxl.*

Speicherz, bayer. Dorf, R.-B. Unteefranken und Aſch., Ldgr. Brückenau; Brücke übee die hintere Sinn, 8 Pottaſcheſiedereien; 280 Ew.

Speichro, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; 100 E.

Speick, preuß. Dorfſchaft, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Gladbach; 350 Einw.

Speickern, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Lauf; 150 Einw.

Spei Emtio (lat.), Glückkauf, Kauf des erſt noch zu Erwartenden, z. B. einer Weinernte.

Speien, ſ. v. a. Erbrechen.

Digitized by Google

Speier (Geogr.), 1) ehemaliges deutſches Bisthum, von der Pfalz, dem Herzogthum Würtemberg, dem Markgrafthum Baden-Durlach, den Grafſchaften Leiningen nnd Hanau-Lichtenberg, den Fürſtenthümern Zweibrücken und Veldenz und der Herrſchaft Ochſenſtein begrenzt. Es umfaßte 28 □M. theils waldiges nnd bergiges, theils fruchtbares Acker- und Weinland. Die bedeutendſten Waldungen waren der Lußhart an der Oſtſeite des Rheins, welchen König Heinrich III. dem Hochſtifte ſchenkte, und der Böhe oder Biewald auf der Weſtſeite des Rheins, wegen ſeiner Bienen von Schöpflin Silva apiatica genannt. Das Bisthum S., dem die gefürſtete Probſtei Weiſſenburg einverleibt war, hatte oft keinen eigenen Biſchof, ſondern dieſen mit einem andern Hochſtifte gemeinſchaftlich. Der Biſchof hatte im Reichsfürſtenrathe auf der geiſtlichen Bank Sitz und Stimme, auf den oberrheiniſchen Kreistagen die 2. Stelle. Sein Matrikularanſchlag war 18 Mann zu Roß und 60 zu Fuß, oder monatlich 456 Fl. Zu einem Kammerziel gab Hochſtift nnd Probſtei Weiſſenburg 169 Rthlr. 8 Kr. Die fürſtliche Regierung, das biſchöfl. Vikariat (zu Speier), der geiſtliche Rath, das Hofgericht und die Hofkammer (zu Bruchſal) waren die Kollegia des Bisthums. **Wappen:** Im 1. nnd 4. Quartier ein ſilbernes Kreuz im blauen Felde, im 2. und 3. ein ſilbernes, 3thürmiges Kaſtell mit ſchwarzen Mauerſtrichen, ſchräg liegendem Prälatenſtabe und goldener Krone daruber. **Einw.:** 55,000; **Einkünfte:** 100,000 Fl. — **Geſchichtliches.** In älteſten Zeiten haben hier die Nemeter gewohnt. Der eigentliche Urſprung des Bisthums iſt unbekannt, obgleich ein Biſchof von S., Namens Jeſſe, der im J. 348 auf einer Kirchenverſammlung zu Köln geweſen, genannt nnd auch angegeben wird, daß der fränkiſche König Dagobert I. zu Anfang des 7. Jahrh. das Bisthum S. neu errichtet und ſeinen Kaplan Athanaſius als Biſchof eingeſetzt habe. Durch den Revolutionskrieg kamen 12 □M. am linken Rheinufer an Frankreich, ſpäter an Bayern, der Reſt am rechten Ufer, mit der Reſidenz Bruchſal, 1802 an Baden. — 2) Bayer. Landkommiſſariat, R.-B. Pfalz, enthält 5 □M. mit etwa 45,000 Einw.; — 3) Kanton daſ., mehr als 20,000 Einw.; — 4) (Spira, civitas Nemetum, Nemidona, Novio magus), **Hauptſtadt** des R.-B., des gleichnam. Landkommiſſariats und Kantons und ehemalige freie Reichsſtadt, am Speyerbach und Rhein (49° 19′ 4″ nördl. Br. und 6° 6′ 27″ öſtl. L. von Paris), iſt Sitz der Regierung des Bezirkes, des Bisthums mit Domkapitel, eines proteſtantiſchen Konſiſtoriums, des Landraths, der Kreiskaſſe, Kreishülfskaſſe, des Kreisarchivs, Kreisſcholarchats, Kreis-Medicinalausſchuſſes, Immediat-Poſtamts, Landkommiſſariats, einer Bauinſpektion, Steuerkontrole, eines Salzamts, Hypothekenamts, Polizeikommiſſariats, Hauptzollamts, Friedensgerichts, Rentamts, Forſtamts, einer Berg- und Hüttenverwaltung u. Bürgermeiſterei, Dampfſchleppſchifffahrtsgeſellſchaft, Direktion der pfälziſchen Ludwigsbahn. Das vorzüglichſte Gebäude der Stadt iſt der altdeutſche **Dom.** Derſelbe wurde von Konrad II. 1030 gegründet und von Heinrich IV. 1097 vollendet. Konrad II. und ſeine Gemahlin Agnes, Heinrich III., Heinrich IV. und ſeine Gemahlin Bertha, Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolph von Habsburg, Adolph von Naſſau, Albrecht I. und die Kaiſerin Beatrix, Friedrichs I. Gemahlin, fanden darin ihre Begräbnißſtätten. Die marmornen Grabmäler der Kaiſerinnen wurden von den Franzoſen 1689 niedergeriſſen, die Gräber geöffnet, beraubt, die Gebeine zerſtreut und der Dom in Brand geſteckt. Der letzte Fürſtbiſchof von Bruchſal und S. ließ ihn wieder herſtellen, fügte aber eine nicht paſſende Vorderſeite von Pyramiden bei. Im J. 1794 von den Franzoſen abermals verwüſtet, wurde der Dom ſeit 1815 wieder hergeſtellt und biſchöfliche Kathedrale. Er enthält eine von Schleſinger gefertigte treffliche Kopie der dresdner Madonna, ein gutes Basrelief und ein von dem jetzigen Herzog von Naſſau dem Kaiſer Adolph von Naſſau geſetztes Denkmal. Die Ausſchmückung des Doms durch Fresken auf Goldgrund, welche in neueſter Zeit König Ludwig von Bayern durch Schraudolph (ſ. d.) u. A. beſorgen ließ, iſt vollendet und ſoll eine großartige Wirkung hervorbringen. Außerdem beſitzt S. noch 14 katholiſche und 2 evangeliſche Kirchen, 3 evangeliſche Pfarreien und Dekanat unterm Konſiſtorium zu S., kathol. Pfarrei und Dekanat im Bisthume S., ein Dominikanerinnenkloſter, geiſtliches Seminar, Lyceum, Gymnaſium, eine lateiniſche Schule, Landwirthſchafts- und Gewerbeſchule, Kreisbaumſchule, einen botan. Garten, Holzhof, Strafarbeitshaus, Waiſenhaus und Hoſpital. Die Bewohner treiben ländliche und ſtädtiſche Gewerbe. Zu den erſtern gehören außer dem Getreidebau, die Wein- und Krapp-, ganz vorzüglich aber die Tabakskultur. Um zu zeigen, welche Ausdehnung die Tabaksproduktion gewonnen und welche Wichtigkeit dieſer Erwerbszweig nicht nur für S., ſondern für die ganze Pfalz gewonnen hat, ſchalten wir hier folgende Zuſammenſtellung ein. Es wurden im J. 1850 gebaut zu: 1) S. 5000, 2) Otterſtädt 2500, 3) Waldſee 4000, 4) Neuhofen 4000, 5) Rheingönheim 3500, 6) Altripp 1200, 7) Mundenheim 2000, 8) Frieſenheim mit Hemmshof 1500, 9) Oppau und Edigheim 2500, 10) Oggersheim 1500, 11) Studernheim 1000, 12) Frankenthal und Lambsheim 1000, 13) Mördersheim u. Schaarau 1400, 14) Eppſtein und Flomersheim 1800, 15) Rugheim 400; 16) Fußgönheim 1500, 17) Schauernheim 1000, 18) Dannſtadt 3000, 19) Mutterſtadt 6000, 20) Mandach 1200, 21) Hochdorf 500, 22) Aſſenheim 700, 23) Meckenheim 400, 24) Böhl 2000, 25) Haßloch 10,000, 26) Schifferſtadt 8000, 27) Kohlhof, Rehhütte, Limburgerhof 1000, 28) Geinsheim 1800, 29) Lachen 700, 30) Gommersheim 1000, 31) Freisbach 1500, 32) Löbingen 1500. 33) Duttweiler 300, 34) Freimersheim und Weingarten 600, 35) Schwegenheim 2000, 36) Weſtheim 1000, 37) Lingenfeld und Germersheim 1000, 38) Bellheim 1000, 39) Hatzenbuhl 3000, 40) Harthauſen 3000, 41) Dudenhofen 2500, 42) Hanhofen 1000, 43) Mechters-

heim 1000, 44) Heiligenſtein 200, 45) Bergzabern 400, an verſchiedenen Nebenorten 6300, zuſammen beiläufig 100,000 Ctnr. Es iſt ſehr natürlich, daß bei dieſer Tabaksproduktion, die Verarbeitung deſſelben ſehr zugenommen hat und noch zunimmt, vorzüglich iſt die Cigarrenfabrikation ſehr bedeutend. Außerdem finden ſich zu S. auch noch Wachs-, Zucker- und Bleizuckerfabriken. Dazu geſellt ſich ein reger Handelsverkehr, der durch die Rheinſchifffahrt und die Eiſenbahnverbindungen mit Ludwigshafen, Mannheim, Heidelberg, Frankfurt, Mainz, Kaiſerslautern ꝛc. ſehr unterſtützt und gehoben wird. Wappen: rothe Kirche mit 3 Thürmen, blauen Dächern und Fenſtern in Silber. Mit Einſchluß von 2—300 Juden und Mennoniten hat S. circa 9500, der Mehrzahl nach proteſtantiſche Einw. — Geſchichte der Stadt. Der Urſprung der Stadt S. reicht in die vorchriſtliche Zeit zurück, denn bereits im J. 47 v. Chr. eroberte ſie Cäſar. Von den Römern wurde ſie befeſtigt, nach Andern erſt gegründet. Sie iſt unbeſtritten das römiſche Augusta Nemetum und deshalb eine der älteſten Städte am Rhein. Von den Alemannen mehrmals zerſtört, ſtellten Konſtantin und Julian die Stadt wieder her, die aber von den Einfällen der Hunnen u. Vandalen wieder viel zu leiden hatte. Im 4. Jahrh. ging ſie an die Franken und von dieſen an die deutſchen Kaiſer über, die hier ein Palatium hatten, ſie öfters zum Aufenthaltsorte wählten (z. B. Otto I., der im J. 983 das erſte Turnier hier hielt), ſie zur freien Reichsſtadt erhoben und mit anſehnlichen Privilegien beſchenkten. Im J. 1129 wurde S. durch Kaiſer Lothar belagert; 1330 ſuchte ſie der benachbarte Landadel, mit den Patriciern der Stadt verbunden, zu überrumpeln, was jedoch vereitelt ward. Eben ſo wurde ſpäter der Verrath der Biſchöfe Adolf und Rabanus vereitelt. Ueberhaupt wurde die Stadt von 1125—1422 elfmal belagert, zählte aber im 14. Jahrh. 27,000 Einw. Als Sitz des Reichskammergerichts, das 1496 von Maximilian I. gegründet, 1513 nach S. verlegt wurde und ſpäter, obwohl es mehrmals temporär von da wegging, bis 1689, wo S. von dem franzöſiſchen Mordbrennerheer verbrannt und das Reichskammergericht von da nach Wetzlar verlegt wurde, immer daſelbſt ſeinen Sitz hatte, erhielt die Stadt großen Ruf. Als Reichsſtadt hatte ſie unter den Reichsſtädten der rheiniſchen Bank den 5. Platz, auch Sitz und Stimme auf den oberrheiniſchen Kreistagen. Ihr Reichsmatrikulaturanſchlag betrug nur 24 Fl. und zu einem Kammerziel gab ſie 118 Rthlr. 34 Kr. Mit dem Kurhauſe Pfalz hatte ſie Schutz- und Schirmverträge auf die Lebenszeit des jedesmaligen Kurfürſten errichtet, die aber mit dem Tode des Kurfürſten Karl Ludwig erloſchen. Eine beſondere Ceremonie wurde beim Einzug eines neuen Biſchofs beobachtet; derſelbe mußte nämlich außerhalb der Stadt alle Gravamina zwiſchen dieſer und ſich abthun, dann zu Pferde ſitzend zwiſchen den äußerſten verſchloſſenen Thoren unter freiem Himmel, die Hand auf die linke Bruſt gelegt, der Stadt zuerſt huldigen oder geloben, daß er ihre Rechte nicht kränken, ſondern vielmehr ihre Freiheiten vermehren und mit ihr in Friede und Ruhe leben wolle. War er dann feierlich eingeritten, ſo huldigten ihm die Bürger eben ſo. Biſchof Philipp Chriſtoph war der letzte, der auf dieſe Weiſe (1611) ſeinen Einzug hielt. Unter den Reichstagen, welche zu S. gehalten wurden, iſt beſonders der von 1529 merkwürdig, weil ſich von dieſem der Name Proteſtanten datirt. 1601 war hier wieder eine Zuſammenkunft der proteſtantiſchen Stände. Im J. 1632 wurde S. von den Schweden beſetzt, von den Kaiſerlichen aber wieder genommen, dann nochmals von den Schweden, 1635 von den Kaiſerlichen und 1644 von den Franzoſen beſetzt. Durch Kapitulation wurde 1688 die Stadt wiederum an die Franzoſen übergeben, die ſie aber 1689, im Mai, beim Anrücken der Alliirten wieder räumen mußten. Zuvor aber wurden die Werke der Stadt geſchleift, die Stadt verbrannt, der Archive und Depoſiten beraubt, den Einwohnern jedoch erlaubt, ſich auf dem franzöſiſchen Gebiete anzuſiedeln, wo ſie das erſte Jahr Unterhalt, die nächſten 10 Jahre aber Freiheit von Abgaben erhalten ſollten. Die Stadt wurde zwar wieder aufgebaut, hat ſich aber zu dem alten Wohlſtande nicht wieder erheben können. Von 1801—14 war S. die Hauptſtadt des franzöſ. Departements Donnersberg und wurde aber 1815 bayeriſch.

Speierapfel (Bot.), ſ. v. a. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*

Speierbach, bayer. Flüßchen, R.-B. Pfalz, entſpringt auf dem Oſelkopf, nicht weit von Hochſpeier, und fällt bei Speier in den Rhein. Dort Sieg der Franzoſen unter Tallard über den Erbprinzen von Heſſen mit den Alliirten am 15. Nov. 1703.

Speierer (Pomol.), Traubenſorte, ſ. v. a. rother Clävner.

Speierling (Geogr.), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Pilſen, Herrſch. Hayd; 260 Einw.

Speierling (Bot.), 1) ſ. v. a. gemeine Ebereſche, Sorbus Aucuparia *L.*; — 2) ſ. v. a. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*

Speierlingsbaum (Bot.), ſ. v. a. Mehlbeerbaum, Crataegus Aria *L.*, Pyrus Aria *Ehrh.*

Speierſchwalbe (Ornith.), ſ. v. a. Mauerſchwalbe, Cypselus murarius *T.*

Speierſtaude (Bot.), ſ. v. a. Spierſtaude, Spiraea salicifolia *L.*

Speigatt (Ablaufrinne), 1) in holländ. Papiermühlen die Rinne, die das Waſſer aus den Kufen ableitet, ſo daß es zur Mühle hinausfließt; — 2) eines der quadrirten Löcher in den Seiten des Schiffes, die das Waſſer von dort ableiten.

Speights-Town, weſtind. Stadt mit Hafen, kleine Antillen, Inſel Barbadoes, nördlich von Bridgetown, auf der Weſtküſte; zwei Forts, ſchöne Kirche; 13° 14′ nördl. Br. u. 62° 6′ weſtl. L.

Speigroſchen, bayer. Dreikreuzerſtücke des Kurfürſten Karl Albrecht von 1736 mit einem Stempelriß, ſo daß vom Munde herab eine Wulſt hervorgetreten iſt.

Speijk, Jan Carel Joſephus van, holländiſcher Seemann, durch ſeinen heldenmüthi-

Digitized by Google

gen Tod berühmt, geb. am 31. Jan. 1802 zu Amſterdam, erhielt ſeit 1813 daſelbſt im Waiſenhauſe eine ſorgfältige Erziehung und widmete ſich dem Seedienſte. Bereits 1823 zum Seekadet 2. Klaſſe ernannt, rückte er bald in die 1. Klaſſe auf. Er diente ſeit 1825 mit Auszeichnung in den indiſchen Gewäſſern und erhielt 1826 nach ſeiner Rückkehr das Kommando einer Kanonierſchaluppe, mit welcher er bis 1828 gegen die Seeräuber kreuzte; auch hier erwarb er ſich durch Thätigkeit u. Kühnheit großen Ruhm. Im J. 1829 nach den Niederlanden zurückgekehrt, ward er zum Schiffslieutenant 2. Klaſſe ernannt und erhielt im Sept. 1830 das Kommando der Kanonierſchaluppe Nr. 2, welche zu der Station von Antwerpen gehörte und deren Namen ſeitdem mit dem Ruhme des ſeinigen unzertrennlich verbunden iſt. Gegen Ende Sept. warf er Anker vor Antwerpen und zeichnete ſich am 27. Okt. bei der Beſchießung der Stadt durch ſeine Thätigkeit vorzüglich aus. Nach dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes blieb das holländ. Geſchwader in der Schelde; der eingetretene Froſt aber nöthigte bald die größern Schiffe und ſpäter auch die Kanonierſchaluppen, den Strom hinabzufahren und in beträchtlicher Entfernung von Antwerpen ihre Stellung zu nehmen. Die Kanonierſchaluppe Nr. 2 hatte ihre Stellung nahe am linken Stromufer. Am 5. Febr. ward ſie plötzlich von einem heftigen Nordweſtwinde von den Ankern losgeriſſen und trotz aller Anſtrengungen der Mannſchaft und des Befehlshabers, an einen Kai von Antwerpen getrieben; die übrigen Fahrzeuge waren zu weit entfernt, um ihr Beiſtand leiſten zu können. Ungeachtet des geſchloſſenen Waffenſtillſtandes drangen Pöbel und belgiſche Freiwillige an den Bord derſelben, riſſen die holländ. Flagge ab, um die belgiſche aufzupflanzen und trieben allerlei Unfug. Da faßte S., der eine Cigarre rauchend ſich auf dem Vorderdeck befand, einen heldenmüthigen Entſchluß. Er ſtieg ruhig in den untern Schiffsraum hinab, gab der Mannſchaft, die er auf ſeinem Wege fand, den Wink, ſich zu retten, und zündete mit ſeiner Cigarre die Pulverkammer an. Die Schaluppe flog in die Luft. 25 Tapfere, unter ihnen S., und eine weit größere Zahl Belgier, fanden dabei ihren Tod. Nur 7 Matroſen von der Mannſchaft blieben am Leben. Der aufgefundene, zerriſſene Leichnam S.s ward in Amſterdam feierlich beerdigt; die Mannſchaft der Scheldeſtation und die Beſatzung der Citadelle von Antwerpen legten 3 Tage Trauer an und die ganze Nation feierte das Andenken des jungen Helden durch Reden und Geſänge. Vgl. Koning, „Leven van J. C. J. van Speijk“, Amſterd. 1832.

Speik (Bot.), 1) ſ. v. a. Narden-Baldrian, Valeriana celtica *L.*; — 2) ſ. v. a. Aretia vitaliana *L.*

Speikogel, Berg, ſ. Schwanberg.

Speilen, 1) durch Speile ausſpannen; — 2) gekreuzte dünne Stäbe im Bienenſtocke anbringen, damit die Bienen ihre Waben daran heften können; — 3) ſ. v. a. Spalten.

Speiler, langes und ſpitzig zugeſchnittenes Hölzchen, das zur Befeſtigung dient, insbeſondere beim Fleiſcher. Man ſpeilert die Wurſt, wenn man ihre Zipfel durch Hölzchen ſchließt, und Felle, wenn man ſie durch Spießhölzer ausgeſpannt erhält.

Speiloch, ſ. v. a. Speigatt.

Speinshart, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Ldgr. Eſchenbach; Rentamt, ehemalige Prämonſtratenſer-Abtei; 230 Einw.

Speio (Mythol.), Nereide.

Speira (Bot.), nach Corda, Gatt. der Uredinei Toruiacei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporen zahlreich, zu Flocken verbunden und dieſe ſo vereiniget, daß der Pilz einem Hufeiſen nicht unähnlich iſt; die Sporen trennen ſich ſpäter, die Unterlage fehlt. Einzige Art: S. toruloides *Corda*, Icon., I, 9, T. II, F. 140. Auf ſtaulendem Holze in unregelmäßigen, ſchwarzbraunen Haufen.

Speirema (bot. Term.), nach Wallroth, ſ. v. a. die Spore der Flechten.

Speiremadochium (bot. Term.), nach Wallroth, ſ. v. a. Lamina apothecii; ſ. Lamina 2).

Speirema ophorus (bot. Term.), nach Wallroth, ſ. v. a. Sporiger (bei Flechten).

Speiröhre, die Ausgußröhre einer Dachrinne.

Speiſe, 1) was ein lebendes Geſchöpf, beſonders der Menſch, zur Erhaltung des natürlichen Lebens an feſten, meiſt künſtlich bereiteten Nahrungsmitteln (ſ. d.) zu ſich nimmt; — 2) ſ. v. a. Glockenſpeiſe; — 3) der zum Verbrauch fertige, mit Sand vermiſchte Kalk; — 4) die weißlichgraue, ſpröde, kobalt- und arſenikhaltige Scheibe, welche ſich bei der Bleiarbeit von kobalt. Erzen über dem Werke ſetzt und nach deſſen Erkühlung abgehoben wird. Dieſe Scheiben ſind oft ſilberhaltig und werden bei der Roharbeit wieder mit durchgeſetzt oder der Amalgamation unterworfen, ſ. Blaufarbenwerk; — 5) (gelbe S.), die von den Kupferſchiefern fallenden Kupferkieſe; — 6) (weiße S.), die in den Kupferſchiefern befindlichen Kupfer- und Bleifunken; — 7) (Glaſer.), ſ. v. a. Kolbenſpeiſe; — 8) das Geſchlinge nebſt Kopf und Füßen eines geſchlachteten Thieres.

Speiſebier, ſ. v. a. Kovent.

Speiſebrei (Phyſiol.), ſ. v. a. Chymus.

Speiſebütte, das bis 2 Eimer weite u. tiefe hölzerne Gefäß, das beim Kobaltſchmelzofen eingegraben und mit Waſſer gefüllt iſt; man gießt darein löffelweiſe das in den Häfen fertig gewordene blaue Glas, damit es erkalte.

Speiſecaladium (Bot.), ſ. v. a. Caladium edule *Meyer*.

Speiſeduſe (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, ſ. v. a. Orontium.

Speiſeeiche (Bot.), ſ. v. a. Quercus Esculus *L.*

Speiſefaltenpilz (Bot.), ſ. v. a. Cantharellus cibarius *Fr.*

Speiſefiſche, 1) Fiſche, die zum Speiſen dienen, beſonders aber — 2) kleinere Fiſche, als Weiß-, Breitfiſche, Rothaugen, Barſche, welche

in Fiſchteiche geſetzt werden, worin man größere Raubfiſche zieht, um dieſe damit zu nähren oder zu ſpeiſen.

Speiſegelb, blaßgelbe, etwas ins Röthliche fallende Farbe, ähnlich der Glockenſpeiſe.

Speiſegeſetze (Judenth.), die Geſetze der Juden über die ihnen nach der moſaiſchen Geſetzgebung und der talmudiſchen Auslegung verbotenen Speiſen. 1) Das Verbot des Genuſſes der unreinen Thiere. a) Der Iſraelite darf das Fleiſch von keinem vierfüßigen Thiere eſſen, das entweder nicht wiederkaut oder keine getheilten Hufen hat: „Folgende dürfet ihr nicht eſſen von den Wiederkauenden und an den Hufen Getheilten" (3. Moſ. 11, 4). Schon Noah wurde die Unterſcheidung zwiſchen reinen und unreinen Thieren gelehrt, und Gott ſetzte, als er ihm den Befehl zur Erbauung der Arche ertheilte, dieſe Kenntniß bei ihm voraus. Auch opferte Noah nur ſolche Thiere, die er für rein hielt (1. Moſ. 8, 20). Indeſſen erlaubte ihm Gott den Genuß aller Thiere, ohne Ausnahme (1. Moſ. 9, 3), weil auch den Iſraeliten die rituellen Verunreinigungen nur in Beziehung auf den Tempeldienſt verboten waren. So iſt z. B. den Iſraeliten nicht verboten, mit dem Leichnam eines Thieres umzugehen; vielmehr ſagt der Talmud gegen diejenigen, die aus falſchem Stolze keine geringe Arbeit verrichten wollen, die ſo ſehr zu beherzigende Worte: „Schinde, ohne dich zu verbergen, ein Aas, und ſage nicht: ich bin ein Prieſter, bin ein angeſehener Mann"; hatte aber ein Iſraelite ein Aas berührt, ſo durfte er denſelben Tag weder Opferfleiſch eſſen, noch den Tempel betreten, weswegen auch (3. Moſ. 22, 8) den Prieſtern beſonders befohlen wird, kein Aas und kein zerriſſenes Vieh zu eſſen, da hingegen (3. Moſ. 7, 24) für Iſraeliten im Allgemeinen das Nierenfett von einem Aas oder zerriſſenen Thier verboten wird. Ueberhaupt wird es bei den verbotenen Speiſen oft ungewiß, wenn man die Tradition nicht zu Hülfe nimmt, ob ſie ſchlechtweg oder als Reinigungsgeſetze und bloß in Beziehung auf den Tempeldienſt zu nehmen ſind. Der Talmud erklärt ſich unbedingt für die erſte Meinung. b) Er darf nicht das Fleiſch von unreinem Geflügel eſſen. „Folgende ſollet ihr verabſcheuen von den Vögeln, ſie ſollen nicht gegeſſen werden." (3. Moſ. 11, 13). c) Er darf nicht vom Fleiſch ſolcher Fiſche eſſen, die keine Floßfedern oder keine Schuppen haben: „Ein Greuel ſollen ſie euch ſeyn, von ihrem Fleiſch ſollet ihr nicht eſſen" (3. Moſ. 11 11). d) Er darf kein kriechendes Geflügel eſſen: „Alles kriechende Geflügel iſt euch unrein; es ſoll nicht gegeſſen werden" (5. Moſ. 14, 19) e) Er darf kein auf der Erde kriechendes Thier eſſen: Und jedes Kriechende, das auf der Erde kriecht, iſt ein Greuel, es darf nicht gegeſſen werden" (3. Moſ. 11, 41). f) Er darf kein im Waſſer lebendes Thier eſſen, das nicht zu der Klaſſe der Fiſche gehört: „Entwürdigt eure Perſon nicht durch alles Kriechende, das kriecht" (3. Moſ., 11, 43). Nach den Talmudiſten darf auch die Milch verbotener Säugethiere, ſo wie die Eier verbotener Vögel, nicht genoſſen werden, weshalb auch verboten wird, Milch von einem Nichtjuden zu kaufen, wenn man nicht beim Melken zugegegen war; es möchte Milch von einem verbotenen Thier darunter gekommen ſeyn; Butter hingegen wird erlaubt, weil man aus der Milch verbotener Thiere keine machen könne. Käſe von einem Nichtjuden zu kaufen haben die Talmudiſten durch einen Synodalbeſchluß verboten, weil er bisweilen in dem Magen eines nicht ritualmäßig geſchlachteten Thieres verfertigt werde. Unter den Säugethieren ſind, wie erwähnt, nur die für rein zu halten, welche wiederkauen und getheilte Hufe haben, und die Schrift führt zehn Thiergattungen an, welche dieſe beiden Kennzeichen in ſich vereinigen. Zur Unterſcheidung der reinen Vögel theilt die Schrift keine Kennzeichen mit, ſondern zählt 24 Gattungen auf, die ſie für unrein erklärt; es iſt aber nicht mehr möglich, auszumitteln, welche der uns bekannten Gattungen den bibliſchen Benennungen entſprechen. Der Talmud ſtellt zur Regel auf, daß alle ſolche Raubvögel, welche ihre Beute bei lebendigem Leibe verzehren, unrein ſind. Unter den Heuſchrecken erlaubt die Bibel 4 Gattungen. Unter den Fiſchen ſind diejenigen für rein zu halten, welche Floßfedern und Schuppen haben. M. Creizenach (Schurad Haddin) ſpricht ſich über das Verbot der unreinen Säugethiere folgendermaßen aus: „Nach unſerm Grundſatze, uns ſtets an die talmudiſche Interpretation zu halten und es nur minder ſtrenge mit den Erſchwerungen zu nehmen, die der Talmud eingeführt hat, laſſen wir uns hier, wie bei den übrigen Vorſchriften des Pentateuchs, nicht auf Deutungen ein, die jener Interpretation zuwider ſind, ſo oft ſie auch ſchon, ſelbſt von angeſehenen Kaſuiſten wiederholt wurden. Es mag ſeyn, daß der Genuß mehrer Thiergattungen aus Sanitätsrückſichten verboten wurde, die in unſerm Klima nicht beſtehen; wir können dies nicht wiſſen und dürfen in Religionsvorſchriften, von denen der orthodoxe Iſraelite annimmt, daß ſie von der ehrwürdigſten Quelle herrühren, nur göttliche Machtgebote ſehen, denen wir mit kindlichem Gehorſam nachzukommen haben. Wir haben uns nicht um die Urſachen der Gebote zu bekümmern, wo ſie nicht ausdrücklich angegeben ſind. Nur das dürfen wir uns bei jedem Gebote fragen, ob es nicht, nach der Abſicht des Geſetzgebers, wie ſie ſich etwa in Worten ausſpricht, mit dem erloſchenen Staatsleben der Iſraeliten, und dem Tempeldienſt in enger Beziehung ſtehe, in welchem Falle es freilich in unſern Tagen nur inſofern Anwendbarkeit hätte, daß wir, wie ſich der Talmud an mehren Orten ausdrückt, darauf ſehen ſollen, daß ſie nicht ganz in Vergeſſenheit kommen. Bei den Vorſchriften über die nöthigen Kennzeichen der Thiergattungen ſcheint dies nun allerdings der Fall zu ſeyn. Das Schwein, der Haſe, das Kaninchen werden als unreine Thiere verboten, und die rituellen Verunreinigungen mußte man vermeiden, weil ſie verhinderten, in den Tempel zu gehen und geweihte Speiſen zu genießen. Bleiben wir aber auch bei der talmudiſchen Interpretation ſtehen, ſo verliert doch dieſes Verbot einen großen Theil ſeiner Läſtigkeit, wenn wir alle Erleichterungen zulaſſen, welche weiter unten in Beziehung auf

Digitized by Google

alle Speiſeverbote überhaupt angedentet werden. Ein grober Irrthum iſt es übrigens, wenn man glaubt, daß es dem Iſraeliten außerhalb Jeruſalem duech den Talmud unterſagt ſey, wo er es für ſeine Landwirthſchaft für nützlich hält, Schweine zu ziehen und ſeine chriſtlichen Aebeiter damit zu ſpeiſen.“ Nur wenige Thiergattungen, die gewöhnlich zur Nahrung dienen, ſind durch die Verbote b—f unteeſagt. Vom Aal hat übrigens der beeühmte Naturforſcher Dr. Bloch gezeigt, daß er nicht zu den veebotenen Fiſcharten gehöre. Von den kriechenden Thieren, die auf dem Lande leben und durch Begattung erzeugt werden, iſt beſonders zu bemerken, daß ihr Genuß, im Fall man nicht ein ganzes Thier verzehrt, nur verpönt iſt, wenn man von der Größe einer Linſe iſt, und zwar, was wohl ſo leicht der Fall nicht iſt, mit einiger Luſt und nicht mit Ekel und Widerwillen. Würmer in Obſtarten ſind nur dann veeboten, wenn ſie ſchon in der Frucht ſaßen, als ſie noch am Banme war, oder wenn ſie von der Frucht getrennt gegeſſen werden; verpönt ſind ſie im letztern Falle nur, wenn man von der Größe einer Olive verzehrt. Die fliegenden Thierchen in Hülſenfeüchten ſind nur von ſpätern Kaſuiſten verboten. Milch und Eier von verbotenen Thieren ſind nach dem Talmud auch moſaiſch verboten, aber nicht verpönt; weshalb auch verboten wurde, Milch von Nichtjuden zu kaufen, wenn es möglich iſt, daß Milch von einem unreinen Thiere darunter gemiſcht ſey, was man jetzt gewiß nicht zu fürchten hat. Bei Butter und Käſe hat man gar nichts zu beſorgen, indem der Talmud annimmt, daß man ſie aus der Milch von unreinen Thieren gar nicht beeiten könne; aber doch iſt durch einen Synodalbeſchluß, wie erwähnt, verboten worden, von einem Nichtjuden Käſe zu kanfen, wenn man beſorgen kann, daß man ſich zu ſeiner Bereitung des Magens nicht regelmäßig geſchlachteter Thiere bedient hat, eine Beſorgniß, über die man ſich aus vielen Gründen wegſetzen kann. — 2) Das Fleiſch eines Ochſen, der, weil er in der Wildheit Meuſchen getödtet, nach dem moſaiſchen Geſetze gerichtlich verſteinigt, oder zum Verſteinigen verurtheilt wuede, daef von einem Iſraeliten nicht gegeſſen, noch zu irgend einem Gebrauche benutzt werden. „Der Ochſe ſoll verſteinigt u. ſein Fleiſch nicht gegeſſen werden“ (2. Moſ., 21, 28). — 3) Der Iſraelite daef kein Glied von einem noch lebenden Thiere eſſen: „Du ſollſt das Leben nicht mit dem Fleiſche verzehren“ (5. Moſ. 12, 23). Nach dem natürlichen Zuſammenhange des Textes iſt hier eigentlich der Genuß des Blutes verboten. Dieſes Verbot gehört nach dem Talmud zu den noachidiſchen oder zu den allgemeinen menſchlichen Pflichten. — 4) Er daef jede Vermiſchung von Fleiſch und Milchſpeiſen wedee kochen, noch eſſen, noch zu irgend einem Gebrauche benutzen: „Du ſollſt keine Ziege kochen in der Milch ihrer Mutter“ (2. Moſ. 23, 19; 34, 26; 5. Moſ., 14, 21). Weil dieſes Verbot dreimal vorkommt, nimmt der Talmud an, es ſey dadurch ein dreifaches Verbot angedeutet: das Kochen, das Eſſen und das Benutzen zu irgend einem Gebrauche. Daß hier gerade von einer Ziege und von der Milch der eigenen Mutter geredet wird, hat Andere zu der Vermuthung gebracht, es ſey hier nicht von jeder Vermiſchung von Fleiſch- und Milchſpeiſen die Rede, ſondern ausſchließlich von einer Ziege oder ſonſtigem jungen Vieh in der Milch der eigenen Mutter, weil dies gegen das Zartgefühl verſtoße und eine hartherzige Wildheit verrathe. So ſagt Philo, welcher in Alexandrien vor der Zerſtörung des zweiten Tempels gelebt hat, in einem Ausfall gegen Hartherzige, welche ihre Lüſternheit nicht zu bezähmen ſuchen: „Wenn du durchaus das Fleiſch einer in Milch gekochten Ziege eſſen willſt, mußt du denn gerade die Milch der eigenen Mutter nehmen?“ Der Talmud läßt aber Deutungen der Gebote dieſer Art nicht zu, wenn man praktiſche Anwendungen davon machen will. Er geht hier von der Bemerkung aus, daß die Schrift häufig allgemeine Vorſchriften durch herausgehobene Beiſpiele, die geeade häufig vorkommen, ausdrückt, was hier der Fall ſey, weil junges Fleiſch leichter mit Milch gekocht werden kann. Nach drm moſaiſchen Geſetze wird übrigens das Verbot nur bei dem Fleiſche von Rindern, Schafen und Ziegen angewendet. Das Fleiſch anderer erlaubten Säugethiere hingegen, ſo wie des Geflügels, dürfte mit Milch gekocht und dann gegeſſen werden; der Talmud hat aber auch dies zur Umzäunung verboten. Fällt Fleiſch in Milch und bleibt nicht ſo lange darin, bis es Zeit hat, die etwa eingeſaugte Milch wieder fahren zu laſſen, ſo läßt man die Milch koſten, und wenn ſie keinen Fleiſchgeſchmack hat, wird nur das Fleiſch wegen der Vermiſchung mit der eingeſangten Milch verboten, die Milch ſelbſt aber erlaubt. Hat aber das Fleiſch die Zeit gehabt, die eingeſaugte Milch wieder fahren zu laſſen, ſo wird auch die Milch verboten, wenn ihre Quantität nicht 60mal ſo groß iſt, als die des Fleiſches. Fällt hingegen Milch auf ein Stück Fleiſch, das mit mehren andern Fleiſchſtücken in einem Topfe liegt, ſo wird das Stück Fleiſch ſelbſt nur dann verboten, wenn es einen Milchgeſchmack hat, und das übrige im Topfe wird erlaubt, wenn ſeine Quantität 60mal ſo groß iſt, als die des Fleiſches, auf das die Milch gefallen iſt. Dieſe Beſtimmungen finden indeß nur dann Statt, wenn das Fleiſch oder die Milch heiß iſt; ſind aber beide Theile kalt, ſo braucht man nur das Fleiſch abzuſpülen, weil eigentlich die Vermiſchung nur verboten iſt, wenn man ſie gekocht hat. Es wird verboten, Fleiſch- und Milchſpeiſen zugleich aufzutragen, aus Furcht, man möchte von beiden eſſen. So wird auch verboten, Teig mit Milch zu kneten, wenn man nicht dem Brode eine andere Geſtalt gibt, als dem gewöhnlichen, aus Furcht, man möchte das Brod mit Fleiſch zuſammen eſſen. Nach Milchſpeiſen wird befohlen, nicht eher Fleiſch zu eſſen, als nachdem man die Hände gewaſchen und den Mund ausgeſpült; nur bei Fleiſch von Geflügel wird dies nicht erfordert. Nach Fleiſchſpeiſen hingegen wird verlangt, daß man einige Stunden warte, ehe man Milchſpeiſen iſt, weil das Fleiſch zwiſchen den Zähnen durch das Ausſpülen des Mundes nicht abgeht. — Nach der talmudiſchen Interpretation verbietet der Pentateuch, wie erwähnt, nur das Fleiſch von unſerm zahmen Vieh mit Milch zu kochen,

Die Ansdehnung dieſes Verbots auf Wild und Geflügel iſt nur eine taimudiſche Umzäunung. Die Vermiſchungen von Fleiſch- nnd Milchſpeiſen ſind übrigens nach dem Pentateuch nur verboten, wenn man ſie gekocht hat. Wenn man Fleiſch den ganzen Tag in Milch liegen läßt, ohne es zn kochen, iſt es erlaubt, aus welchem Grunde auch der Käſe ſelbſt dann nicht moſaiſch verboten wäre, wenn man gewiß wüßte, daß er mit dem Magen eines ritualmäßig geſchlachteten Thieres bereitet wurde. Die Euter darf man, nach dem Pentatench, kochen, ohne ſie erſt von Milch zu befreien, weil die Vermiſchung des Fleiſches mit der Milch, die in einem geſchlachteten Thiere gefunden wird, bloß durch eine talmudiſche Erſchwernng verboten iſt. Wenn in einem Topfe Fleiſch gekocht wurde, ſo iſt es nnr denſelben Tag verboten, Milch darin zn kochen, und umgekehrt. Hat man es doch gethan, ſo iſt das Gekochte nur dann verboten, wenn man, was ſo leicht der Fall nicht iſt, am Fleiſch den Geſchmack der Milch empfindet, oder an der Milch den Geſchmack vom Fleiſch. Beim Geſchirr, das nicht am Feuer gebraucht wird, wäre eine ſolche Vorſicht nicht anzuwenden nöthig. Nach Milchſpeiſen kann man nnmittelbar Fleiſchſpeiſen genießen; nach Fleiſchſpeiſen wird empfohlen, erſt Mund nnd Hände zu reinigen. Einige nehmen es ſtrenger und wollen, daß man 6 Stnnden warte. — 5) Von dem neuen Getreide, daß jedes Jahr geſammelt wird, darf der Iſraelite vor Ablauf des Tages, an welchem ein Omer (Mäßchen) Gerſte von der neuen Ernte in dem Tempei geweiht wurde, weder Brod, noch geröſtete, noch geſtoßene Körner eſſen; nach dem Talmud geſchah dieſe Weihung jedes Jahr am 16. Tag im Monat Niſan, ſo daß heutzutage, wegen des ehemals beſtandenen Zweifels vor dem 17. abends keine neue Getreidefrucht gegeſſen werden dürfte: „Brod, geröſtete und geſtoßene Körner ſollet ihr nicht eſſen bis an eben dieſen Tag (3. Moſ. 23, 14). Obgleich der Regei nach alle Vorſchriften, die ſich auf den Feldbau beziehen, bioß im heiiigen Lande güitig ſind, ſo bilden doch nach dem Taimud dieſes Verbot, nnd die zwei nachfoigenden, Ausnahmen. Da indeſſen das meiſte Getreide in unſerer Gegend vor dem 16. Tag im Monat Niſſan ſchon Wurzel geſchiagen hat, ſo hat dieſes Verbot für uns gar keine praktiſche Folgen, denn wenn es ſpäter im Sommer geerntet wird, nimmt man an, es habe bereits einen 16. Niſſan erlebt. — 6) Wenn Trauben nnd andere Feuchtgattungen vermiſcht gepflanzt wurden, ſo darf der Ertrag von einem Israeiiten weder gegeſſen, noch zu irgend einem Gebrauch benutzt werden: „Beſäe nicht deinen Weinberg mit vermiſchten Arten, daß nicht geheiligt werde die Fülle von dem Samen, den dn geſäet, ſammt dem Ertrage des Weinbergs“ (5. Moſ., 22, 9). Dieſer Vers enthält ein doppeltes Verbot: der erſte Theil verbietet das Eden und der zweite den Genuß jeder Art, weil es heißt: „Damit nicht geheiligt werde“, welches hier, nach einer etymologiſchen Erklärung des Talmuds, ſo viel heißt, als damit nicht verbrannt werde. Dieſes Verbot iſt durch einen Synodalbeſchluß auch auf außerhalb des heiligen Landes ausgedehnt worden. — 7) Die Frucht, welche ein Banm in den erſten drei Jahren trägt, darf der Iſraelite weder eſſen, noch zu irgend einem Gebrauche benutzen: „Wenn ihr in das Land kommet nnd allerlei Obſtbäume pflanzet, ſo ſollet ihr die Frucht davon als eine Vorhaut anſehen; drei Jahre ſoll ſie euch als Vorhant anzuſehen ſeyn nnd nicht gegeſſen werden“ (3. Moſ., 19, 23). Die Ausdehnung dieſes Verbotes auf außerhalb des heiligen Landes wird als traditionell gegeben, mit der beſondern Beſtimmnng, daß, wenn man außerhaib des heiligen Landes zweifelt, ob Frucht in den drei erſten Jahren getragen worden ſey oder ſpäter, der Genuß erlaubt iſt, wodurch das Verbot wenig praktiſche Anwendbarkeit hat. — 8) Der Iſraelite darf im heiligen Lande keine Frucht genießen, ehe er den Prieſtern und Leviten die pflichtmäßigen Gaben entrichtet: „Sie ſollen die Heiligthümer der Kinder Iſraels nicht entweihen, welche ſie dem Herrn zu Ehren aufnehmen werden“ (3. Moſ., 22, 15). — 9) Der Iſraelite darf keinen Wein trinken, noch zu irgend einem Gebrauch benützen, der Götzenbildern ais Opfer dargeboten wurde: „Hüte dich . . ., daß du nicht einen Bund ſchließeſt mit den Bewohnern jenes Landes, ſie möchten nach ihren Göttern ausſchweifen, ihren Göttern opfern, dich einladen und dn von ſeinem Opfer eſſen“ (2. Moſ., 34, 15). Daß jeder Gebrauch des Geopferten Weines verboten ſey, leitet der Talmud anderweitig her. Wenn es vom Wein zweifelhaft iſt, ob er geopfert worden ſey oder nicht, ſo iſt er durch einen Synodalbeſchluß verboten. Daher wird auch der Wein verboten, wenn ihn ein Götzendiener berührt hat, weil es möglich iſt, daß er ihn im Geiſte geopfert habe, welches Verbot auch auf Weineſſig ausgedehnt wird. Wenn ein Götzendiener den Wein abſichtslos berührt hat, ſo wird das Trinken verboten, aber jeder andere Genuß erlaubt. — 10) Der Iſraelite darf am Paſſahfeſt kein geſäuertes Brod und keine durch Gahrung geſäuerten Getreidefrüchte eſſen: „Sieben Tage ſollet ihr ungeſäuertes Brod eſſen. Nur ſollet ihr am erſten Tage Sauerteig aus euren Häuſern räumen; denn, wer Geſäuertes ißt, deſſen Seele ſoll aus Iſrael vertilgt werden, vom erſten Tage bis zum ſiebenten Tage“ (2. Moſ., 12, 25). Die Stelle: Nur ſollt ihr am erſten Tage Sauerteig aus euern Häuſern räumen, bietet hier eine Schwierigkeit dar; denn 2. Moſ., 12, 19 heißt es: „Sieben Tage ſoll kein Sauerteig in euern Häuſern gefunden werden“, woraus hervorzugehen ſcheint, daß man das Geſäuerte ſchon am Tage vor dem Feſte ausräumen müſſe. Nach dem Talmud ſoll es hier in der Ueberſetzung nicht heißen am erſten, ſondern am vorhergehenden Tage, weil das Wort auch Hiob 15, 7 in dieſem Sinne genommen werde, woraus denn geſchloſſen wird, daß man ſchon am Tage vor dem Feſte den Genuß des geſäuerten Brodes einſtellen müſſe. Daß dieſer Genuß aber nicht den ganzen Tag verboten ſey, wird aus dem Worte Nur, das ſich im Texte

Digitized by Google

befindet, begeleitet, weil dieſes Wort eine Beſchränkung andeutet. Man dürfte demnach am Tage vor dem Feſte bis zur Mittagsſtunde geſäuertes Brod eſſen; der Talmud hat aber dennoch die Zeit, in der dies erlaubt iſt, auf zwei Drittel des Vormittags beſchränkt. Nicht nur das Eſſen des geſäuerten Brodes, ſondern auch jeder andere Gebrauch, den man davon machen könnte, z. B. zur Fütterung des Viehes, wird verboten, und dies gilt von allen Speiſeverboten, bei welchen das Verbot in der leidenden Form ausgedrückt iſt. Es ſteht nämlich „*es ſoll kein geſäuertes Brod gegeſſen werden*“, welches nach dem Talmud ſo viel heißt, als, es ſolle auf Veranlaſſung eines Israeliten von Niemandem gegeſſen werden. — Zum Verſtändniß desjenigen, was hier noch von dem Verbote des geſäuerten Brodes am Paſſahfeſte zu ſagen iſt, müſſen hier einige Bemerkungen über die *verbotenen Speiſen überhaupt* vorausgeſchickt werden. Die geringſte Quantität einer verbotenen Speiſe wird zu eſſen verboten; die auf die Uebertretung geſetzten Strafen aber werden nur dann auferlegt, wenn das Gegeſſene von der Größe einer Olive war, u. zum Eſſen nicht mehr Zeit verwendet wurde, als nöthig iſt, um drei Eier zu verzehren. Wenn eine verbotene Speiſe auf eine ſolche Weiſe zubereitet wird, daß der Genuß unangenehm iſt, wenn z. B. ein unangenehm bitteres Ingredienz daran kommt, ſo iſt der Genuß zwar verboten, aber nicht verpönt. Ausgenommen ſind diejenigen verbotenen Speiſen, bei deren Verbot das Wort *Eſſen* nicht vorkommt; nämlich Vermiſchungen von Fleiſch- und Milchſpeiſen und Gemüſefrüchte, die unter Weinſtöcken gezogen werden. Wenn eine verbotene Speiſe unter eine erlaubte Speiſe kommt, die nicht derſelben Art iſt, z. B. verbotenes Fett unter ein gekochtes Gemüſe, ſo läßt man das Gemüſe koſten, und wenn das Fett nicht geſchmeckt wird, darf es gegeſſen werden, ſchmeckt man aber die verbotene Speiſe, und man weiß, daß unter einer Quantität der Vermiſchung, die drei Eier groß iſt, ſich eine Olive groß von der verbotenen Speiſe befindet, ſo darf man nicht drei Eier groß von der Vermiſchung verzehren. Die Talmudiſten verbieten indeſſen die Vermiſchung überhaupt, wenn man die verbotene Speiſe ſchmeckt. Wenn aber eine verbotene Speiſe unter eine erlaubte Speiſe derſelben Art kommt, z. B. verbotenes Fett unter erlaubtes, ſo darf die Vermiſchung gegeſſen werden, wenn die Quantität der erlaubten Speiſe wenigſtens doppelt ſo groß iſt, als die der verbotenen; ob dem geometriſchen Inhalt oder dem Gewicht nach, darüber ſpricht ſich der Talmud nicht deutlich aus; es ſcheint aber doch, daß hier nur auf den Raum geſehen wird. Uebrigens hat der Talmud, der obige Beſtimmung für traditionell gibt, doch feſtgeſetzt, daß die Vermiſchung nicht anders erlaubt iſt, als wenn die Quantität der erlaubten Speiſe, je nach den verſchiedenen Fällen 60 oder 100 oder 200 Mal ſo groß iſt, als die der verbotenen. Iſt indeſſen die verbotene Speiſe der Art, daß ihr Genuß in einer ſpätern Zeit erlaubt wird, wie z. B. geſäuertes Brod am Paſſahfeſte, ſo iſt die Vermiſchung verboten, welches Verhältniß auch der erlaubte Theil zum unerlaubten haben mag. Wenn die erlaubte Speiſe durch das Hinzukommen der verbotenen einen ſchlechtern Geſchmack bekommt und behält, ſo iſt die Vermiſchung erlaubt. Wenn in irdenem Geſchirr eine verbotene Speiſe gekocht wurde, ſo darf denſelben Tag keine erlaubte Speiſe darin gekocht werden, weil der Geſchmack der verbotenen, die der Topf eingeſaugt, ſich hineinzieht, und wenn man es doch gethan, ſo wird das Gericht verboten. Wird aber ſpäter in dem Topf gekocht, ſo wird die Speiſe erlaubt, weil man annimmt, daß ihr Geſchmack durch die vom Topfe eingeſaugte verliert. Irdenes Geſchirr kann übrigens auf keine Weiſe von dem Eingeſaugten gereinigt werden, weil man annimmt, daß es daſſelbe nie ganz losgibt. Eiſernes Geſchirr hingegen, das am Feuer gebraucht wird, kann durch Glühen gereinigt werden, und metallenes Tiſchgeſchirr durch Eintauchen in ſiedendes Waſſer. Alles, was hier über verbotene Speiſen überhaupt geſagt wurde, findet ſeine Anwendung auf das Verbot des geſäuerten Brodes am Paſſahfeſte. Folgende beſondere Beſtimmungen kommen noch hinzu: Gefäße, die man nur zu kalten Speiſen braucht, dürfen auch am Paſſah gebraucht werden; außer wenn man Sauerteig darin aufbewahrt, oder ſonſt Mehlſpeiſen, die eine ſtarke Gährung haben. Wenn in einer gekochten Speiſe ein Getreidekorn gefunden wird, darf das ganze Gericht nicht gegeſſen werden (eigentlich nur, wenn das Getreidekorn aufgegangen iſt; nach einer rabbiniſchen Erſchwerung aber auch, wenn es nicht aufgegangen iſt). Es treten hier verſchiedene Fälle ein, bei welchen der Gebrauch ſchwankt. Bei ſolchen Fällen ſagt der Schulchan Aruch gewöhnlich: *Wer es ſich erſchwert, auf den komme ein Segen*, wodurch wirklich, beſonders beim Paſſahfeſte, unzählige, durchaus nicht in dem Talmud begründete Erſchwerungen ſich eingeſchlichen haben, die viele Koſten verurſachen und von jedem einzelnen Rabbiner für ſeine Gemeinde abgeſchafft werden könnten. Hierher gehört vorzüglich der Genuß der Hülſenfrüchte, als Erbſen, Bohnen, Linſen, Hirſe, Reis, welche durch Gährung nicht ſäuern, ſondern ranzig werden, wie der Talmud annimmt, und daher auf jede Weiſe zum Paſſahfeſte zubereitet werden dürfen. Auch Maimonides und die angeſehenſten Kaſuiſten ſagen dies ausdrücklich, und nur wenige meinen, nach der Erklärung des Talmuds ſey der Genuß bloß nicht verpönt, aber doch verboten. Das Rabbinerkonſiſtorium im ehemaligen Königreich Weſtphalen hat in der That durch einen Beſchluß den Genuß der Hülſenfrüchte am Paſſahfeſte erlaubt; die auswärtigen Rabbiner haben aber dieſen Beſchluß ſo wenig durch ihr Anſehen unterſtützt, daß er nicht in Aufnahme kam, was ſehr zu bedauern iſt. Was man zu beobachten habe, um dieſe zwei Verbote nicht zu übertreten, findet man unten. Wenn ein Israelite während des Paſſahfeſtes, abſichtlich oder aus Verſehen, geſäuer-

tes Brod oder ſonſt am Paſſahfeſte verbotene Speiſen in Beſitz hat, ſo darf man, nach dem Talmud, daſſelbe auch nach dem Feſte weder eſſen, noch zu irgend einem Gebrauche benutzen, damit man das Verbot deſto ſorgfältiger beobachte. — 11) Wenn ein Israelite, während des Paſſahfeſtes, geſäuertes Brod oder Sauerteig in ſeinem Beſitz hat, übertritt er zwei Verbote: „Sieben Tage ſoll kein Sauerteig in euern Häuſern gefunden werden" (2. Moſ. 12, 19), „Und es ſoll kein Sauerteig in deinem ganzen Gebiete ſieben Tage geſehen werden" (5. Moſ. 16, 4). — 12) Wenn geſäuertes Brod unter eine andere Speiſe kommt, ſo darf die Vermiſchung nicht gegeſſen werden, in welchem Verhältniß ſich auch das Brod zu der erlaubten Speiſe in der Vermiſchung befinde, ſelbſt wenn die Vermiſchung gar keine Brodgeſtalt hat: „Alles Geſäuerte ſollet ihr nicht eſſen" (2. Moſ. 12, 20). Dieſes Verbot ſcheint nach dem, was oben von allen verbotenen Speiſen überhaupt geſagt worden iſt, überflüſſig, und die Kommentatoren bemühen ſich mit geringem Erfolge, dieſe Schwierig*eit zu heben. Sie hat vielleicht den R. Sal. Sarchi auf die Meinung gebracht, daß man ſolche Vermiſchungen auch nicht im Beſitze haben dürfe, in welchem Falle das beſondere Verbot allerdings nöthig wäre. Dieſem Verbote zufolge wird das Bier am Paſſahfeſte unterſagt, ſo wie durch ſpätere Rabbiner noch manche andere Speiſen, als Zucker aus den gewöhnlichen Siedereien, Häringe, Fruchtbranntwein, an manchen Orten ſelbſt Eſſig und Rauch- und Schnupftabak aus nicht beaufſichtigten Fabriken. Wenn man ſolche Vermiſchungen während des Feſtes in Beſitz hatte, ſo werden ſie nach dem Feſte erlaubt. — 13) Außer dem Verbote des Genuſſes von Geſäuertem beſteht auch noch das Gebot, am Morgen des Tages vor dem Paſſahfeſte alles Geſäuerte auszuräumen: „Nur ſollet ihr am erſten Tage den Sauerteig aus euern Häuſern räumen" (2. Moſ. 12, 15). Nach dem natürlichen Sinne der Schrift müßte man alles Brod und Sauerteig ausräumen, wenn man es auch nicht eigenthümlich beſitzt; der Talmud aber nimmt an, daß man nur kein Brod, über das man ſein Eigenthumsrecht behauptet, im Hauſe halten dürfe und es entweder vor dem Feſte, durch einen wirklichen oder ſimulirten Verkauf, veräußern, oder verbrennen müſſe. Es dürfte demnach alles geſäuerte Brod während des Feſtes, wenn man ausdrücklich auf deſſen Beſitz Verzicht leiſtet, im Hauſe bleiben; da aber zu befürchten iſt, man möchte am Feſte Brod in die Hand bekommen und es eſſen, ſo wird verordnet, alles ſich vorfindende Brod wegzuſchaffen und zugleich auf den Beſitz des Brodes, das man etwa im Hauſe haben möchte, ohne es zu wiſſen, ausdrücklich Verzicht zu leiſten, wozu ein eigenes Formular vorgeſchrieben iſt, und zwar in der chaldäiſchen Mundart, als der ehemaligen Landesſprache, weil das Herſagen eines ſolchen Formulars natürlich keine Gültigkeit hat, wenn man den Inhalt nicht im Sinne hat. — 14) Der Israelite ſoll am erſten Abend des Paſſahfeſtes ungeſäuertes Brod eſſen: „Am Abend ſollet ihr ungeſäuertes Brod eſſen" (2. Moſ. 12, 18). Außer für die erſte Nacht, wird bloß geſäuertes Brod verboten, aber nicht befohlen, ungeſäuertes zu eſſen. Um dieſes Gebot mit Luſt auszuüben, wird verboten, am Tage vor dem Feſte ungeſäuertes Brod zu eſſen, ein Verbot, das ſehr läſtig iſt, weil auch kein geſäuertes Brod während eines großen Theils des Tages gegeſſen werden darf. Der Talmud ſelbſt hat indeſſen dieſe Einſchränkung nicht ſehr eingeſchärft, und viele der Talmudiſten ſcheinen ſie nicht beobachtet zu haben. Im hieroſolymitaniſchen Talmud heißt es, R. Jehudah, der Heilige (der Verfaſſer der Miſchnah), habe am Tage vor dem Paſſahfeſte weder geſäuertes, noch ungeſäuertes Brod gegeſſen, und zwar nach Einigen, weil er ſchwacher Geſundheit war u. ſich die Eßluſt auf den Abend zu verderben fürchtete, und nach Andern, weil er ein Erſtgeborner war. Dieſe Stelle hat dazu Anlaß gegeben, daß der Tag vor dem Paſſahfeſte für die Erſtgebornen ein Faſttag wurde. Obgleich das Gebot, am erſten Abend des Paſſahfeſtes ungeſäuertes Brod zu eſſen, zu denen gehört, die nur in einer beſtimmten Zeit ausgeübt werden, ſo werden doch die Frauen nicht davon dispenſirt, weil es mit dem Verbot des geſäuerten Brodes in Verbindung geſetzt iſt und daher gleiche Nebenbeſtimmungen habe. — Viele Erſchwerungen des Verbots, am Paſſahfeſte Geſäuertes zu genießen, ſind beſonders durch die ſpätern Kaſuiſten mit außerordentlicher Strenge eingeſchärft worden und beruhen keineswegs auf der Uebereinſtimmung aller Talmudiſten. Nur R. Jehudah iſt der Urheber der Meinung, nach welcher es ſich aus dem Text des Pentateuchs herleiten läßt, daß man ſchon am Nachmittag, der dem Paſſahfeſte vorangeht, kein geſäuertes Brod eſſen dürfe. R. Simeon u. viele, die ihm beiſtimmen, ſind dieſer Meinung nicht. Nach dieſen iſt das Eſſen des geſäuerten Brodes am ganzen Vorabend des Paſſahfeſtes wenigſtens nicht verpönt und ſeine ſonſtige Benutzung nicht einmal verboten. Wenn es nach ſeiner Meinung dennoch den Nachmittag des 14. Niſan nicht gegeſſen werden darf, ſo gründet ſich dies bloß auf das Verbot, bei geſäuertem Brode das Paſſahopfer zu ſchlachten, welches ſtreng genommen nicht mehr auf dieſe Weiſe angewendet werden könnte. Wenn übrigens bei den jetzigen orthodoxen Juden ſchon um zehn Uhr des Vormittags oder nach Verlauf von einem Drittel des Tages das Verbot eintritt, ſo iſt dies wieder eine Erſchwerung, die zu der des R. Jehudah hinzugefügt wurde. So wie bei allen verbotenen Speiſen, ſo tritt auch beim geſäuerten Brod die Strafe nur ein, wenn das Gegeſſene von der Größe einer Olive iſt. Ob nach dem Pentateuch auch geringere Quantitäten verboten ſind, darüber ſind im Talmud die Meinungen getheilt, wenn auch alle übereinſtimmen, daß es wenigſtens durch die Schriftgelehrten verboten ſey. Ferner iſt auch bei der Größe einer Olive das Eſſen nur verpönt, wenn nicht mehr Zeit dazu verbraucht wird, als zum Verzehren von 3 Eiern nöthig iſt. Alle Hülſengemüſe, als: Reis, Hirſe, Bohnen, Erbſen und Linſen ſind, nach einer Erklärung des Talmuds, keiner Säuerung fähig

Digitized by Google

und dürfen auf jede Art zubereitet und gegeſſen werden. Auch Mehl von andern Getreidearten nimmt keine Säuerung an, wenn man es nicht mit Waſſer, ſondern mit andern Flüſſigkeiten, z. B. mit Wein, Oel, Honig, vermiſcht und knetet. Auch darf man Mehl in ſiedendes Waſſer thun und damit eine Speiſe zubereiten, weil es im ſiedenden Waſſer nicht ſäuert. Durch die Strenge ſpäterer Kaſuiſten ſind alle dieſe vom Talmud geſtatteten Erleichterungen in Vergeſſenheit gekommen. Die ungeſäuerten Brode dürfen, wenn ſie nicht für die Feierlichkeit des erſten Feſtabends beſtimmt ſind, mit allen ſchmackhaften Flüſſigkeiten und Gewürzarten angeknetet werden, ſelbſt wenn auch Waſſer dazu genommen wird, und R. Akiba erzählt, er habe dies wirklich für ſich und ſeine Lehrer gethan. Das Verbot, geſäuertes Brod am Paſſahfeſte zu irgend einem Gebrauche zu benutzen, wird im Talmud von R. Joſe Hagalili beſtritten. Das Verbot, während des Paſſahfeſtes weder geſäuertes Brod, noch Sauerteig in ſeinem Beſitze zu haben, tritt nicht früher ein, als mit dem Feſt ſelbſt, und gilt nur von Getreide, das bereits durch die Befeuchtung aufgegangen iſt, u. von Zubereitungen aus Mehl, welche eine Teig- oder Brodgeſtalt haben, nicht aber von Speiſen und Getränken, welche geſäuertes Getreide enthalten, es ſey denn, daß unter einer Maſſe der Vermiſchung, die ſo groß iſt, als drei Eier, geſäuertes Brod von der Größe einer Olive enthalten ſey. Daß dies bei unſerm Bier von den Kaſuiſten nie vorausgeſetzt wurde, geht ſchon aus dem Spruche hervor, den ſie beim Genuſſe des Biers verordnet haben. Nach einer Meinung im Talmud (R. Jochanan), der auch Raſchi u. andere angeſehene Kaſuiſten beiſtimmen, ſind nach dem Pentateuch die verbotenen Speiſen nur dann unterſagt, wenn ſie ihre natürliche Geſtalt haben und ganz unvermiſcht ſind. Wollte man dieſe Erleichterung gelten laſſen, ſo würde dadurch das drückend Läſtige der Speiſeverbote größtentheils verſchwinden, und der israelitiſche Reiſende könnte, ohne ſein Gewiſſen zu beunruhigen, ohne nach ſeinen Vorſtellungen den Geſetzen ſeiner Religion zuwider zu handeln, allenthalben ſo viel genießen, als zur Erhaltung ſeiner Kräfte und ſeiner Geſundheit erforderlich iſt. Gewiß würde die Religion an Einfluß und Anſehen dadurch gewinnen; denn die tiefe Kluft, welche jetzt bei uns ſo ſehr die Lehre von dem Leben trennt, wäre in einem weſentlichen Theil ausgefüllt. Suchen wir indeſſen, wie weit ſich die talmudiſchen Erſchwerungen erſtrecken, und welche Milderungen der jetzigen Einrichtungen ſie zu laſſen. Bei der Vermiſchung erlaubter u. verbotener Speiſen wird ſowohl auf den Geſchmack der Vermiſchung, als auch auf das quantitative Verhältniß geſehen. Sind die zwei Speiſen verſchieden, fällt z. B. verbotenes Fett in Gemüſe und verſchmilzt darin, ſo ſind drei Fälle vorhanden: 1) Die verbotene Speiſe wird in der Vermiſchung geſchmeckt, und die Vermiſchung enthält auf je drei Eier groß von der erlaubten Speiſe eine Olive groß von der verbotenen. In dieſem Falle halten Mehre die Vermiſchung ſogar für moſaiſch verboten. — 2) Die verbotene Speiſe wird in der Vermiſchung geſchmeckt, aber ihr quantitatives Verhältniß zu der erlaubten iſt geringer, als das hier angegebene. In dieſem Falle iſt die Vermiſchung nach Allen moſaiſch erlaubt und bloß durch die Schriftgelehrten verboten. — 3) Die verbotene Speiſe wird in der Vermiſchung nicht geſchmeckt, und dieſe iſt dann gänzlich erlaubt. Sind aber die zwei Speiſen nicht verſchieden, fällt z. B. verbotenes Fett unter erlaubtes Fett, ſo wird die Vermiſchung nach dem Pentateuch für erlaubt gehalten, wenn die Quantität der erlaubten Speiſen doppelt ſo groß iſt, als die der verbotenen. Daſſelbe findet ſogar bei nicht flüſſigen Speiſen Statt. Wenn z. B. unter drei Stücken Fleiſch von gleicher Größe ein verbotenes iſt, u. man weiß nicht welches, ſo ſind ſie alle drei erlaubt. Dieſe Beſtimmungen hat der Talmud dahin geändert, daß er, ſtatt des Zweifachen, das Sechzigfache der erlaubten Speiſe verlangt, wenn die Vermiſchung erlaubt ſeyn ſoll, und ſie ſelbſt bei dieſem Verhältniß für Denjenigen, der ſie bereitet hat, verbietet, im Falle er ſie mit Abſicht bereitet hat; denn bei moſaiſch verbotenen Speiſen verbietet er im Allgemeinen, eine erlaubte Vermiſchung abſichtlich zu bereiten. Jede Vermiſchung iſt erlaubt, wenn die erlaubte Speiſe durch die verbotene einen ſchlechtern Geſchmack erhält. Wenn eine verbotene Speiſe und eine erlaubte Speiſe an demſelben Feuer bereitet wurden, ſo hat man nicht zu fürchten, die erlaubte möchte den Geruch der verbotenen angezogen haben, weil auf den Geruch nicht geachtet wird. Töpfe und Geräthſchaften, die zu verbotenen Speiſen am Tage vorher gebraucht wurden, darf man zu erlaubten Speiſen gebrauchen, ſelbſt wenn man glaubt, daß dieſe nach der verbotenen Speiſe ſchmecken werden; weil ihr Geſchmack dadurch nur verſchlimmert wird. Die Talmudiſten haben dies indeſſen dennoch verboten und verlangen, daß die Gefäße erſt vom Geſchmack der verbotenen Speiſe durch Glühen oder durch Tauchen in heißes Waſſer, je nachdem die Gefäße am Feuer gebraucht wurden oder nicht, vom Geſchmack der verbotenen Speiſen gereinigt werden. Irdene Gefäße hingegen, ſagen ſie, verlieren nie den Geſchmack der darin gekochten Speiſen u. können nicht gereinigt werden. Was nun beſonders Vermiſchungen betrifft, die geſäuertes Brod oder Mehl enthalten, ſo finden ſich über den Genuß derſelben am Paſſahfeſte zwei Meinungen im Talmud. Nach der einen macht das moſaiſche Geſetz zwiſchen dieſer Vermiſchung und andern, die verbotene Speiſe enthalten, gar keinen Unterſchied, und es findet bei ihr bloß die talmudiſche Erſchwerung Statt, daß die Vermiſchung in jedem Falle verboten wird, in welchem Verhältniſſe auch die Quantitäten der erlaubten Speiſe und der verbotenen zu einander ſtehen mögen. Nach einer andern Meinung ſind alle ſolche Miſchungen ſogar moſaiſch verboten, vorausgeſetzt jedoch, daß man in einer Zeit, die nöthig iſt, um drei Eier zu verzehren, eine Quantität von der Miſchung genießt, die geſäuertes

Brod oder Mehl von der Größe einer Olive enthält. Es geht hieraus hervor, daß nach dieſen beiden Meinnngen Bier und Fruchtbranntwein nicht moſaiſch verboten ſind. Ganz ohne hinreichenden Grund wollen ſpätere Kaſuiſten, daß man auch Zucker, Butter, Käſe und geſalzene Fiſche u. Früchte u. dgl. m. nicht am Paſſahfeſte genieße, wenn ſie nicht beſonders für das Feſt bereitet worden ſind. In jedem Falle iſt es übrigens nicht verboten, ſolche Speiſen während des Feſtes in Beſitz zu haben. Ueber die weitern S. ſ. Schächten.

Speiſehahn, der bei einigen Druckwerken an den Seiten des Waſſerkaſtens angebrachte Hahn; er iſt mit Schrauben befeſtigt und dient zum Einlaſſen des nothwendigen Waſſers in den Kaſten.

Speiſehaus, ſ. Gaſthaus.

Speiſekammer, kühles Gemach, welches dazu eingerichtet iſt, allerhand zubereitete oder unzubereitete Speiſen darin aufzubewahren; iſt dies Gemach im Erdgeſchoß, oder hald unter der Erde und gewölbt und daher noch kühler, ſo heißt es Speiſegewölbe.

Speiſekanal (Anat.), 1) ſ. v. a. Speiſeröhre; — 2) ſ. v. a. Darmkanal (ſ. d.).

Speiſekartoffeln, ſ. Kartoffeln.

Speiſekaſten, ein großer Waſſerkaſten beim Hüttenbau.

Speiſekelch, ſ. Ciborium 3).

Speiſekümmel (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Kümmel, Carum Carvi *L.*

Speiſelorchel (Bot.), ſ. v. a. Helvella esculenta *Pers.*

Speiſemeiſter, ſ. v. a. Küchenmeiſter.

Speiſemorchel (Bot.), ſ. v. a. Morchella esculenta *Pers.*

Speiſen, 1) Nahrung in feſter Geſtalt zu ſich nehmen; — 2) eine ordentl. zugerichtete Mahlzeit zu ſich nehmen; — 3) ſ. v. a. nähren, ſättigen; — 4) Andern Speiſe reichen oder reichen laſſen, ernähren; — 5) die Mühlſteine ſ., nachdem ſie geſchärft ſind, etwas Getreide aufſchütten; — 6) die Räder ſ., das nöthige Waſſer aufſchlagen; — 7) einen Kanal, Feſtungsgraben, eine Schleuße ſ., das nöthige Waſſer in dieſelben fließen laſſen; — 8) in die Blauküpe den nöthigen Kalk, die Speiſe, thun, ſ. Färbekunſt; — 9) (Maſchinenw.), ſ. Speiſehahn.

Speiſendorf, öſterr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Weinern, an der Thaya; 200 Einw.

Speiſeöl, Oel zum Anmachen der Salate u. Speiſen, gew. das reinſte und am beſten gehaltene Olivenöl, beſ. Provenceröl, doch dienen auch mit Sorgfalt bereitete, gehörig abgelagerte, einheimiſche Oele, namentlich Buchecker-, Mohn-, Nuß-, Pflaumenkernöl, hierzu, beſonders wenn ſie gut gereinigt ſind.

Speiſeopfer, bei den Juden ein unblutiges, aus dem Pflanzenreiche ſtammendes Opfer, ſ. Opfer.

Speiſeröhre (Anat.), Schlund, Oesophagus, derjenige Theil des Darmkanales, welcher zwiſchen dem Schlundkopf und dem Magen als häutiger, platter, ſehr ausdehnbarer Kanal liegt. Das obere Ende dieſes Kanales hängt ununterbrochen mit dem Pharynx zuſammen, ſein unteres Ende geht in den Magen über. Der Anfang der S. trifft mit dem der Luftröhre zuſammen und liegt vor dem Körper des fünften Halswirbels. Sie läuft vor der Mitte der Halswirbel etwas nach links zur Bruſthöhle herab, ſteigt in dieſer vor den Bruſtwirbeln herab, liegt dann hinter dem Herzbeutel, tritt hinter demſelben zu dem Foramen oesophagum des Zwerchfelles, geht durch dieſes in der Gegend des neunten Bruſtwirbels hindurch und ſenkt ſich in den Magen ein. Bis zum Zwerchfell iſt der Oeſophagus von faſt gleicher Weite, dieſe beträgt etwa einen halben Zoll; in der Spalte des Zwerchfelles, durch welche er hindurchtritt, wird er enger, nachher erweitert er ſich wieder. Er iſt einer bedeutenden Erweiterung fähig. Seine Länge beträgt 8—9 Zoll. Der Oeſophagus beſteht aus drei Hautſchichten: einer Muskelhaut, einer zelligen Gefäßhaut und einer Schleimhaut. 1) Die Muskelhaut, etwa eine Linie dick, liegt zu äußerſt und hängt durch lockeres Zellgewebe mit den benachbarten Theilen zuſammen; man kann an ihr zwei Schichten unterſcheiden; die äußere wird von Längenfaſern gebildet, die innere aus ſchräg laufenden Zirkelfaſern. — 2) Die Gefäß-, Nerven-, Zell- od. eigenthümliche Haut, Tunica vasculosa s. nervea s. propria, iſt eine dünne, lockere, gefäßreiche, zwiſchen den beiden andern Häuten liegende Zellſtoffſchicht. — 3) Die Schleimhaut iſt eine Fortſetzung der des Schlundkopfes und geht nach unten ununterbrochen in die des Magens über. Sie iſt dünner und bläſſer, als jene und im Zuſtand der Ruhe in Längenfalten gelegt. Ein ziemlich dickes Pflaſterepithelium überzieht ſie. Die Arterien des Oeſophagus entſpringen am Halſe aus den Artt. thyreoideis inferioribus, in der Bruſt aus der Aorta, den Artt. bronchiales, intercostales, phrenicae und der Art. coronaria ventriculi sin. Es iſt deren eine große Menge vorhanden. Seine Venen ergießen ſich in die Vv. thyreoideae infer., die V. cava sup., die V. azygos, die Vv. bronchiales, phrenicae und V. coronaria ventriculi sin. Seine Nerven gehören zum N. vagus, ſie bilden einen Plexus oesophageus anterior und posterior, mit welchen der N. sympathicus anaſtomoſirt. Sind die Nahrungsmittel durch den Pharynx bis zur S. gelangt, ſo erweitert ſich der obere Theil derſelben, um dieſelben aufzunehmen; gleich darauf ziehen ſich die durch den Biſſen gereizten Muskelfaſern zuſammen und drücken dieſen abwärts. Jetzt werden die tiefer liegenden Faſern auseinander gedrängt und ebenfalls zu Kontraktionen gereizt, ſo daß die ganze S. in eine wellenförmige Bewegung geräth, wodurch der Biſſen zuletzt in den Magen geleitet wird. — Das Volumen, die Härte, die ungleiche Oberfläche, ſpitzige Beſchaffenheit fremder Körper ꝛc. können Veranlaſſung ſeyn, daß dieſelben im Schlunde ſtecken bleiben, was oft noch durch krampfhafte Zuſammenſchnürung dieſes Organes begünſtigt wird. Die dadurch hervorgerufenen Zufälle ſind: Oertlicher Schmerz, krampfhafte Zuſammenziehung des Oeſophagus, Neigung zum Erbrechen, Würgen, gehindertes Schlingen, Zufälle von Erſtickung, ſelbſt wirkliche Erſtickung, Konvulſionen.

Digitized by Google

Die Heftigkeit dieſer Symptome variirt ſehr, von unbedeutender örtlicher Empfindlichkeit bis zu allgemeinen Konvulſionen u. Entzündung, welche in Brand übergehen kann. Die Diagnoſe, ob ein fremder Körper im Schlunde vorhanden iſt, iſt nicht immer leicht; Schmerz an einer beſtimmten Stelle, beſchwerliches und ſchmerzhaftes Schlingen, gehinderte Reſpiration u. a. Symptome können auch durch Verletzungen der Wandungen des Oeſophagus und darauf folgende Entzündung entſtehen. Hat der fremde Körper im obern Theile des Schlundes ſeinen Sitz, ſo fühlt man ihn zuweilen von außen, kann ihn vielleicht ſehen, wenn man die Zunge ſtark niederdrückt, od. mit den Fingern od. bei der Unterſuchung mit der Sonde fühlen, welche Unterſuchungen jedoch nur, bevor bedeutende Entzündung eingetreten iſt, mit gehöriger Vorſicht angeſtellt werden dürfen. Die Behandlung dieſes Zuſtandes beſteht in der Entfernung des fremden Körpers und in der Beſeitigung der ſekundären Zufälle. Die Entfernung des fremden Körpers bewirkt man: Nach oben durch Erbrechen, welches man durch Reizung des Gaumens, durch Darreichung eines Brechmittels (bei nicht ganz aufgehobenem Schlingvermögen), durch Einſpritzen deſſelben in eine Vene hervorruft (das Mittel iſt nicht gefahrlos, da man ſelbſt Zerreißung des Oeſophagus darnach beobachtet hat), durch Ausziehen mit den Fingern, einer Schlundzange, einer Schlundſonde, an deren Ende ein Schwamm befeſtigt iſt. Kleine, ſpitzige Körper, wie Nadeln, Fiſchgräthen, Knochenſtücke, werden gewöhnlich leicht mit dem Schwamm herausgebracht. Nach Unten, durch Hinabſtoßen des fremden Körpers in den Magen mit einem Fiſchbeinſtäbchen, an dem ein Stück Schwamm angebracht iſt. Dies Verfahren eignet ſich beſonders für weiche, glatte Körper. Daſſelbe wird zuweilen durch einen Schlag zwiſchen die Schultern bewirkt. Iſt ſchon heftige Entzündung, Krampf ꝛc. eingetreten, ſo mache man örtliche und allgemeine Blutentleerungen und wende Opium an. Oft gelingt nach Anwendung dieſer Mittel die Entfernung des Körpers auf dem einen oder andern Wege. Die oft nach derſelben zurückbleibenden Symptome verlangen eine geeignete antiphlogiſtiſche und beſänftigende Behandlung. Zuweilen entwickelt ſich ſpäter Verengerung oder Erweiterung der Speiſeröhre. Als letztes Mittel iſt der Speiſeröhrenſchnitt, die Oeſophagotomie, anzuwenden. Dünne und ſpitzige Körper, z. B. Nadeln, können die Wandungen der Speiſeröhre durchbohren und kommen oft an entfernten Orten zum Vorſchein. Dieſe Wanderungen ſind oft mit keinen, oft mit bedeutenden Beſchwerden verbunden.

Speiſeröhrenarterien (Arteriae oesophageae), ſ. Speiſeröhre.

Speiſeröhrenfiſtel (Fistula oesophagi, Chir.), eine ſeltene Krankheit, deren Entſtehung meiſt dunkel iſt; gewöhnlich entſteht ſie durch einen Abſtoß, der durch einen fremden Körper im Schlunde veranlaßt wird, durch Entzündung des Zellgewebes, nach einer Verwundung ꝛc. Schlingt der Kranke Flüſſigkeiten, ſo fließen dieſelben oft durch die äußere Fiſtelöffnung ab; führt man eine Fiſchbeinſonde in dieſelbe ein, ſo empfindet der Kranke Trieb zum Schlingen und man kann ihre Spitze in den Mund ſchieben. Die Heilung der S. iſt meiſt ſchwierig; zuweilen reicht übrigens einfaches Betupfen mit Höllenſtein hin.

Speiſeröhrengeflechte u. Speiſeröhrennerven, ſ. Gehirnnerven, vergl. Speiſeröhre.

Speiſeröhrenkrankheiten (Med.). Angeborne Bildungsfehler der Speiſeröhre und des Schlundkopfes ſind: Blinde Endigung im Pharynx oder in der Nähe der Cardia; ſackige Erweiterung; Kommunikation mit der Luftröhre; Verengerung des Pharynx; angeborne Halsfiſtel (mündet außen ſeitlich am Halſe über dem Schlüſſelbein, der ſehr enge Gang führt nach oben und innen und mündet im Pharynx in der Gegend des Zungenbeines oder endet daſelbſt blind) u. a. Wichtiger ſind folgende Krankheiten:

1) Speiſeröhrenbräune, ſ. Bräune.

2) Speiſeröhrenentzündung, Oesophagitis, Cynanche oesophagea, Dysphagia inflammatoria, eine ziemlich ſeltene Krankheit, welche ſowohl einzelne Stellen des Oeſophagus, als die ganze Länge deſſelben befallen kann. Die Kranken empfinden Hitze, Trockenheit, Schmerz an einer Stelle des Schlundes, hinter der Luftröhre, zwiſchen den Schultern, der oft durch Druck auf die Seitentheile des Halſes, durch Klopfen auf den Rücken vermehrt wird; jeder Schlingverſuch iſt ſchmerzhaft, der Kranke empfindet ein Hinderniß im Schlunde; der Schmerz beim Schlingen iſt oft ſo beträchtlich, daß Krampf, Würgen, Ausſtoßen der Speiſen und Getränke durch Naſe und Mund, Brechneigung, Schluchzen, Angſt ꝛc. entſteht, das Geſicht blaß und verzerrt, der Puls klein und zuſammengezogen wird. Nach Galen iſt das Schlingen beim Liegen auf dem Rücken am ſchmerzhafteſten. Dabei quälender Durſt, den die Kranken aus Furcht vor den Schmerzen nicht zu ſtillen wagen. Das Fieber iſt meiſt nur unbedeutend. Die Ausgänge der Krankheit ſind: Zertheilung; oft bleibt längere Zeit größere Empfindlichkeit zurück, welche den Kranken nöthigt, nur milde, kalte Subſtanzen zu verſchlucken. Alterationen des Gewebes des Oeſophagus, wodurch Dysphagie bedingt wird. Eiterung. Das Schlingen wird immer ſchwerer, plötzlich iſt es dem Kranken, als berſte etwas in der Bruſt, worauf er Eiter auswirft, auch wohl durch den Stuhl entleert. Durch Eiterung, Verſchwärung, Erweichung ꝛc. kann Durchbohrung des Oeſophagus erfolgen. Die Diagnoſe der Krankheit iſt im Allgemeinen leicht. Sie iſt meiſt traumatiſchen Urſprunges, entſteht durch Verſchlucken und Steckenbleiben fremder ſpitziger, ſcharfer Körper, einer Fiſchgräthe, durch Verbrennung mit heißen Nahrungsmitteln, Säuren ꝛc. Oft breitet ſich Entzündung nahe liegender Organe, der Tonſillen, des Schlundkopfes ꝛc. auf den Oeſophagus aus. Die Behandlung hat zunächſt die Entfernung der Urſache zum Ziele. Nach derſelben gibt man milde, ölichte Flüſſigkeiten, Emulſionen, laue Milch ꝛc. in geringen Quantitäten. Durch Blutegel oder Aderlaſſe entleert man Blut in entſprechender

Menge. Innere Mittel ſind bei der Schlingbeſchwerde nicht gut anzuwenden.

3) Speiſeröhrenerweiterung u. Divertikel der Speiſeröhre. Sie nimmt die ganze Röhre oder einen Theil derſelben ein, man ſah dieſelbe bis zur Dicke eines Mannsarmes erweitert. Am häufigſten iſt die ſackige Erweiterung mit Verdickung der Häute. Die Symptome dieſes Zuſtandes ſind meiſt ſehr unbeſtimmt und entwickeln ſich ſehr langſam. Schlingbeſchwerde iſt oft nicht zugegen. Speiſen und Getränke bleiben längere Zeit, eine Viertel- bis halbe Stunde, im Divertikel liegen, worauf ſie wieder ausgeſtoßen werden. Der Kranke fühlt die Stelle, wo das Verſchluckte ſitzen bleibt. Führt man eine Schlundſonde ein, ſo dringt ſie zuweilen in die Höhle. Zuletzt gelangt von den genoſſenen Nahrungsmitteln wenig oder nichts mehr in den Magen und die Kranken ſterben an Erſchöpfung. Die Behandlung dieſes Zuſtandes iſt ſehr mißlich, adſtringirende Mittel werden wenig helfen, mehr verſpricht die Ernährung des Kranken durch die Schlundſonde.

4) Entartung des Oeſophagus, Dysphagia organica. Es gehören hierher verſchiedene pathologiſche Zuſtande, als da ſind Polypen, Steatome, krebshafte Geſchwülſte in den Wänden der Speiſeröhre, Geſchwülſte der Schilddrüſe, der Thymusdrüſe, der lymphatiſchen Drüſen am Halſe, Krankheiten des Larynx, Entartung und Geſchwülſte des Kehldeckels, Luxation, Geſchwülſte der Kehlkopfsknorpel, Dislokation des Zungenbeins, Abſceſſe oder Geſchwülſte der Luftröhre, verſchiedene Krankheiten der Lungen, Luxation, Caries, Geſchwülſte der Wirbel, Krankheiten des Zwerchfelles, des Magens, Aneurysmen der Aorta, der Carotis, der Subclavia, anomaler Verlauf der Art. subclavia dextra (ſ. Dysphagie), wodurch Dysphagie bedingt werden kann. Die Symptome ſind hier nach dem urſächlichen Moment der Dysphagie natürlich ſehr verſchieden, ebenſo die Behandlung; etwas Allgemeines anzugeben iſt deshalb unmöglich.

5) Erweichung des Oeſophagus, Oesophagomalacia, eine ſehr ſeltene, meiſt mit Erweichung des Magens vorkommende, das untere Dritttheil der Speiſeröhre befallende Krankheit.

6) Krampf des Schlundes und der Speiſeröhre, Oeſophagismus, Dysphagia spastica. Plötzliches Auftreten von Unfahigkeit, zu ſchlingen, mit dem Gefühle von Zuſammenſchnüren im Schlunde. Zuweilen kann der Kranke feſte Subſtanzen verſchlucken, flüſſige nicht. Die Dysphagie verſchwindet eben ſo plötzlich, als ſie kam, um nach einiger Zeit wieder einen Anfall zu machen. Die Unterſuchung mit der Schlundſonde ergibt keine organiſche Veränderung. Gewöhnlich ſind zu gleicher Zeit noch andere nervöſe Erſcheinungen zugegen, Sprachloſigkeit, Zungenkrampf, Aſthma, Schluchzen ꝛc. Nur ſelten dauert die Krankheit ſo lange, daß die Patienten wegen Mangels an Nahrung abmagern. Die Diagnoſe dieſes Zuſtandes ſtützt ſich auf das plötzliche Auftreten und Verſchwinden desſelben, auf die freien Zwiſchenräume zwiſchen den Anfällen, auf die allgemeine körperliche Beſchaffenheit des betreffenden Individuums. Er iſt meiſt Symptom allgemeiner Nervenkrankheiten, namentlich der Hyſterie und Hypochondrie. Ferner begleitet er die Hydrophobie, die Epilepſie, die Vergiftung mit einigen narkotiſchen Stoffen, z. B. Belladonna. Die Behandlung bekämpft zunächſt das urſächliche Leiden, die Hyſterie ꝛc. Direkt gegen den Krampf verfährt man durch kalte Waſchungen und Begießungen auf Bruſt und Rücken, durch ableitende Mittel, durch Verabreichung von Kampher, Opium, Moſchus, Belladonna ꝛc.

7) Lähmung des Schlundes und der Speiſeröhre, Dysphagia paralytica, Pharyngolyſis. Die Kranken empfinden keinen Schmerz beim Schlingen, der Biſſen will nur nicht weiter rücken; oft treibt der nachfolgende Biſſen den vorhergehenden hinab, und der letzte bleibt von einer Mahlzeit zur andern ſtecken. Manche Kranken ſpülen jeden Biſſen durch Nachtrinken hinab, andere helfen mit den Fingern, einem Stäbchen ꝛc. nach. Die Schlundſonde ſtößt bei der Unterſuchung auf keinen Widerſtand. Iſt die Speiſeröhre ſelbſt gelähmt, ſo ſinken die Speiſen mit Geräuſch in den Magen hinab, wie in eine leere Flaſche. Dieſe Krankheit kommt ſelbſtſtändig bei alten Leuten vor; oft iſt ſie Reſiduum von Schlagflüſſen, Nervenkrankheiten, wird durch Krankheiten des Gehirns, Rückenmarkes, der Wirbel bedingt. Tritt ſie bei ſchweren Krankheiten auf, ſo iſt ſie meiſt ein Vorbote des Todes. Die Behandlung ſucht die urſächlichen Momente zu entfernen; bei idiopathiſcher Paralyſe bekämpft man dieſe direkt durch ableitende Mittel, fliegende Blaſenpflaſter auf Hals, Bruſt, Wirbelſäule; Haarſeile, Kauterien u. ſ. f. Innerlich gibt man Brechmittel, Nux vomica, Strychnin, Arnika, reizende Speichelmittel. Nöthigen Falles muß die Ernährung mittelſt der Schlundſonde eintreten.

8) Striktur der Speiſeröhre, Verhärtung, Verdickung, Kalloſität der Speiſeröhre, Dysphagia callosa. Nach und nach entwickelt ſich Dysphagie, erſt nach jahrelangem Beſtehen wird das Hinderniß bedeutend, der Kranke weiß genau die Stelle anzugeben, wo der Biſſen angehalten wird, er ſucht durch Strecken des Halſes, durch Nachtrinken ꝛc. nachzuhelfen. Führt man eine Schlundſonde ein, ſo ſtößt man auf das Hinderniß. Iſt es nicht möglich, die normale Weite der Speiſeröhre wieder herzuſtellen, ſo ſterben die Kranken langſam den Hungertod. Dieſer Zuſtand entſteht durch akute od. chroniſche Entzündung der Häute des Oeſophagus, Verſchwärung und Vernarbung derſelben, wodurch Verdickung, kallöſe Verhärtung, Verknorpelung, Verengerung des Kanales der Speiſeröhre entſtehen. Er bildet ſich zuweilen nach Einwirkung ätzender Subſtanzen, der Mineralſäuren; ob der Mißbrauch der Spirituoſen, des Kaffees, Thees, des Tabaks ihn bewirken können, wie man angegeben hat, iſt mehr als zweifelhaft. Sind noch Erſcheinungen von Entzündung zugegen, ſo verfahre man antiphlogiſtiſch, ſetze Blutegel ꝛc. u. gebe Queckſilber innerlich. In verſchiedenen ſolchen Fällen hat Einreibung von grauer Salbe in den Hals und Ka-

lomel, bis zu beginnendem Speichelfluß gereicht, gute Dienſte gethan. Iſt freilich die Konſtitution durch das zu weit vorgeſchrittene Uebel ſchon zerrüttet, leidet die Ernährung ſchon, dann kann die merkurielle Behandlung nur ſchaden. Außerdem empfiehlt man große Doſen Salmiak und Jodkali. Helfen dieſe Mittel nicht, ſo ſuche man durch mechaniſche Mittel, durch das Einführen und Liegenlaſſen von Sonden, die Verengerung zu heben. Neuerdings hat Sedillot in Straßburg den Magenſchnitt und Bildung einer künſtlichen Magenfiſtel für ſolche Fälle vorgeſchlagen (Gaſtroſtomie).

Speiſeröhrennerven, ſ. Gehirnnerven.

Speiſeröhrenſchnitt, ſ. Oeſophagotomie und Speiſeröhre.

Speiſeröhrenwunden (Vulnera oesophagi, Chir.). Sie ſind ſelten, da die Speiſeröhre eine ziemlich verſteckte Lage hat, und meiſt mit Verwundung anderer am Hals gelegener Theile, der Luftröhre, der großen Gefäße ꝛc. komplicirt. Nur Stichwunden können der Speiſeröhre beigebracht werden, ohne daß die Luftröhre verletzt wird. Sind die größern Gefäße und Nerven, welche am Hals liegen, zugleich verletzt, ſo erfolgt gewöhnlich raſch der Tod. Ohne ſolche gleichzeitig beſtehende Verletzungen kann die Speiſeröhre in bedeutender Ausdehnung verwundet, ſelbſt ganz durchſchnitten ſeyn, ohne daß der Tod erfolgt. Die Diagnoſe großer Wunden wird durch das Geſicht geſichert, ſo wie durch die Unterſuchung mit dem Finger; Flüſſigkeiten, welche verſchluckt werden, kommen durch die Wunde wieder heraus. Die Behandlung iſt dieſelbe, wie bei Wunden der Luftröhre; man heftet, nachdem die Blutung geſtillt worden, die äußern Bedeckungen zuſammen und neigt den Kopf gegen die Bruſt. Bei einer großen Wunde des Oeſophagus ernährt man den Kranken durch Klyſtiere oder man führt durch die Speiſeröhre eine elaſtiſche Röhre in den Magen ein und verleibt demſelben auf dieſem Wege die Nahrungsmittel ein. Erſt nach und nach darf man dem Kranken erlauben, halbfeſte Nahrungsmittel durch den Mund zu ſich zu nehmen. Leicht bleiben nach Verwundung der Speiſeröhre Strikturen oder Divertikel derſelben zurück.

Speiſerohr, ſ. Dampfmaſchine.

Speiſeruhr, 1) (Med.), ſ. v. a. Lienterie; — 2) Durchlauf, wo bei den Thieren das Futter unverdaut wieder abgeht; beruht auf großer Magenſchwäche, die auch ſchwer zu heben iſt, zumal wenn das Uebel länger dauert; führt meiſt zu Abzehrung und Waſſerſucht.

Speiſeſaal, 1) ein Saal zu gemeinſchaftl. Mahlzeiten; — 2) (Antiq.), ſ. Haus.

Speiſeſaft, ſ. v. a. Chylus.

Speiſeſalz, das gewöhnliche Küchenſalz.

Speiſeſchrank (Speiſekothe), ein Schrank mit mehren Abtheilungen, Speiſen darin aufzubewahren; die Thür iſt meiſt mit einigen runden Löchern verſehen, vor welche durchlöcherte Bleche geſchlagen ſind, damit der Dunſt von den Speiſen heraus, aber Fliegen u. Mäuſe nicht hineinkönnen.

Speiſetrüffel (Bot.), ſ. v. a. Tuber cibnrium *L.*

Speiſewärmer, 1) der Tellerwärmer; — 2) eine große, mit glühenden Kohlen zu füllende Schüſſel, in deren Vertiefung man dieſen. Schüſſel hinabhängen läßt, worin man warme Speiſen weit zu tragen hat.

Speiſewein, 1) ſ. v. a. Tiſchwein; — 2) geringer Wein in Haushaltungen zu Suppen und Brühen verwendet; — 3) hier und da der Abendmahlswein; — 4) eine dem Geiſtlichen dazu verwilligte Summe aus der Kirchkaſſe.

Speiſewirth, 1) Derjenige, bei dem man für Geld ſpeiſt; — 2) Wirth, welcher das Recht hat, Andere zu ſpeiſen, aber nicht Gäſte zu beherbergen.

Speiſezucker, ſ. v. a. Farinzucker.

Speisgelb, 1) (Min.), die Farbe einiger Metallgemiſche, die man Speiſe nennt, kommt ausgezeichnet am hexaëdriſchen und am prismatiſchen Eiſenkieſe, an letzterem oft etwas weißlich, vor; — 2) (bot. Term.), Farbenbeſtimmung, ſ. v. a. Helvolus.

Speiſig, 1) die Kupferkies haltenden Kupferſchiefer; — 2) Erze, die auf dem Bruche körnig ſind oder Spaltungsgeſtalten zeigen.

Speiſing, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Ldgr. St. Veith, an der Wien; 220 Einw.

Speiskobalt (Min.), gediegene Metallgattung aus der Familie der Arſenmetalle, heißt auch Kobaltkies, kobaltiſcher Markaſit, Arſenikkobalt u. iſt nach Mohs ein oktaëdriſcher Kobaltkies. Kryſtallſyſtem teſſeral, H. = 5,5, G. = 6, 3 — 7,0, Bruch uneben, Strich graulichſchwarz; Arten: 1) Weißer S. oder Smaltin, beſteht aus 28,19 Kobalt, 71,81 Arſenik, nach Stromeier aus 20,81 Kobalt, 74,21 Arſenik, 3,42 Eiſen, 0,15 Kupfer, 0,88 Schwefel, hat zur Grundform den Würfel, aber eine ſehr unvollkommene, den Würfelflächen parallele Spaltbarkeit, G. = 6, 3 — 6,6, eine zinnweiße, zuweilen dunkelgrau oder blau angelaufene Farbe, ſchwachen, ſchimmernden Metallglanz, erſcheint ſelten kryſtalliſirt in der Grundform mit Uebergängen ins Oktaëder u. Rautendodekaëder, gewöhnlich derb, eingeſprengt, zerfreſſen, geſtrickt, ſpiegelnd (Kobaltſpiegel) ſchmilzt vor dem Löthrohre unter ſtarkem Arſenikgeruche zu einem weißen Metallkorne u. wird in Salpeterſäure zu einer rothen Flüſſigkeit aufgelöſt. Findet ſich auf Gängen im Granit, Gneiß, Glimmerſchiefer ꝛc. bei Schneeberg im Erzgebirge (ſtängeliger S., irriger Weiſe rhomboëdriſcher Kobaltkies genannt), Kamsdorf in Thüringen, am Harz, Schwarzwald ꝛc. — 2) Grauer S. od. Safflorit, nach Hoffmann 13,95 Kobalt, 70,37 Arſenik, 11,71 Eiſen, 1,39 Kupfer, 1,79 Nickel, 0,01 Wismuth, 0,66 Schwefel, oder im ſogen. Eiſenkobalt, Eiſenkobaltkies nach v. Kobell 18,48 Eiſen, kommt bis jetzt nur dicht vor, G. = 6,9 — 7,0, iſt von weißer, ſtark ins Graulichе fallender Farbe und läuft nach jedesmaligem Bruch bald wieder dunkelgrau an. Findet ſich bei Schneeberg, Wittichen, Riechelsdorf. Den S. von Schladming mit G. = 7,0 nennt Breithaupt nickelreichen Markaſit oder Stirian, den von Skutterud mit G. = 6,7 — 6,8 paratomen Markaſit oder Teſſe-

ralkies. — Der ſog. ſtrahlige od. ſaſerige S. von Schneeberg und Riechelsdorf, den Breithaupt beſonders Safflorit nennt, hat ein G. = 7,1. Gebrauch zur Smaltebereitung und in der Glasmalerei.

Speiſprobe, in Blaufarbenwerken Probe, um zu erfahren, wie viel unvermiſchten Kobalts im Centner Erz enthalten ſey, wonach die Zahl der Sände beſtimmt wird.

Speitäubling (Bot.), ſ. v. a. giftiger Täubling (ſ. d.), Agaricus integer *Phoeb.*

Speiteufel, 1) (Bot.), ſ. v. a. giftiger Täubling (ſ. d.), Agaricus integer *Phoeb.*; — 2) (Sprühteufel, Peter= oder Siffemännchen), in Räucherkerzenform gebrachtes und genetztes Pulver, das entzündet viele Funken ſprüht.

Speitſch (Spicky), öſterr.=mähr. Pfarrdorf, Kr. Prerau, Herrſch. Keltſch; 380 E.

Speiwaſſer, das Waſſer, welches bei hohen Sturmfluthen landwärts über die Deiche ſchlägt.

Speiwurzel (pharm. Bot.), 1) ſ. v. a. Brachwurzel (ſ. d.), Radix Ipecacuanhae; — 2) ſ. v. a. Senecio vulgaris *L.*

Speke, ſ. v. a. Handſpake.

Spykendorf, hannöv. Dorf, Landdr. Aurich, Oſtfriesland, Amt Aurich; 14 H.

Spektakel, 1) ein ungewöhnlicher, auch wohl fürchterlicher und widerwärtiger Anblick; — 2) widriges Getös, Lärm.

Spektakelſtück (Theaterw.), jedes mit Zügen, Tänzen, Gefechten u. ſ. w. ausgeſtattete Schauſpiel, deſſen Wirkung vorzüglich auf die Maſſe des halbgebildeten Publikums berechnet iſt.

Spekulation (v. Lat. speculari, ſich umſchauen), 1) (Phil.), eigentlich jede genauere und tiefere Betrachtung eines Gegenſtandes, in der Philoſophie ſpeciell das Streben nach Auflöſung der Probleme, welche thatſächlich vorliegen, und der Widerſprüche, welche in den Begriffen, mit denen wir die Welt der Erſcheinungen auffaſſen, ſich finden. Schon aus dieſer Definition geht hervor, daß die S. hinausgeht über die Erfahrung und nicht an dem Empiriſchen kleben bleibt, denn dies genügt ihr nicht und hilft ihr allein nicht. In dieſem Ueberſchreiten des Gegebenen liegt wie der Werth, ſo auch die Gefahr der S. Der ſpekulative Philoſoph muß vor allen Dingen die Begriffe aufſuchen, von denen unſere Anſichten abhängen; er muß das Intereſſe erforſchen, welches ihn im Denken bis jetzt geleitet hat und ferner leiten möchte; er muß die Grenzen ſeines Gedankenkreiſes ſich geſtehen und darf nicht erwarten, daß es jenſeits derſelben für ihn eine kräftige S. geben könne; denn die Kraft des Denkens liegt in den vorhandenen Kenntniſſen, Intereſſen, Hauptbegriffen: „Leicht möchte Jedem, der beim Anfange des Spekulirens auf ſeinen Gedanken= und Meinungskreis ein prüfendes Auge würfe, das Ganze deſſelben in zwei Hauptpartien getheilt erſcheinen — eine hintere, wenn man will, und eine vordere, ſo daß er jene im Begriff wäre zu verlaſſen, dieſe aber, wie eine einladende Flur, ſeine Schritte beſchleunigte, damit er bald ihre Mitte erreichen möge. Die erſtere würde wohl das Reſultat ſeyn von einem frühern Lernen und gläubigen Annehmen, das nicht hatte fortwachſen können mit dem Wachsthume der Jahre und Kenntniſſe, und das eben darum, weil es ins Stocken gerathen war, jetzt einen Reiz verurſacht, es herauszuſchaffen — jedoch nicht ſowohl es zu vergeſſen, als zu widerlegen. Den Weg zu finden hinüber in die vordere Partie, ſich darin feſten und ſichern Schrittes vorwärts zu bewegen, bei der Vertiefung, die das Denken zu nehmen hat, die Beſinnung auf das Gegebene nicht zu verſäumen, mit einem Worte: nicht zu dichten, ſondern zu denken — darin beſteht die Kunſt der S. Sie auszuüben, dazu gehört Ruhe und Selbſtbeherrſchung. Es darf nicht ſtürmen auf dem Gebiete des Denkens; wenn es aber ſtürmt, ſo iſt dies allemal ein Zeichen von Verwirrung der praktiſchen und theoretiſchen Forſchung. Den Charakter einer bloß theoretiſchen S. kennt man aus der Mathematik. Hat es aber die Theorie mit unmittelbar praktiſchen Intereſſen zu thun, will ſie ſchleunig darthun, was dieſelben verlangen, zeigen für den Kampf ſich Kampfpreiſe und ſtellen ſich Gegner: dann geräth die S. ins Feuer, dann verlieren die Begriffe ihre Grenzen, die Worte ihren Sinn, der Verſtand ſeine Beſonnenheit, und die Leidenſchaft regiert. Metaphyſik und Aeſthetik wiſſen nichts von dem Augenblick, worin wir leben; die eine erhebt uns über die ganze Zeit, die andere hat kaum hier und da derſelben zu erwähnen. Aber wo ſie zuſammentreffen, in der Religion, in den Lehren von Freiheit und Staat, da gilt es, Beſonnenheit zu behaupten und die Bahn ruhiger Forſchung einzuhalten. Wenn Lichtung und Sonderung der ſchon vorhandenen Begriffe und Intereſſen den nothwendigen Anfang der S. bildet, ſo muß ſich damit zunächſt ein logiſch ordnender Blick verbinden, damit die allgemeinen Fragen von den mehr beſtimmten, die einfachern von den mehr zuſammengeſetzten unterſchieden werden. Hier muß die Abſtraktion vorarbeiten, damit zuerſt aus den niederen Begriffen die höheren gewonnen werden. Wo ſich dann die S. ſelbſt mit Kraft erhebt, da muß die Maxime ſeyn: Ordnung unter den eigenen Gedanken zu ſchaffen. Schwer kann dies einem hellen Kopfe kaum werden und ein nicht allzu enger Gedankenkreis ſtrebt von ſelbſt zur Ordnung. Nur eben, weil das Geſchäft leicht, und weil es deshalb die Liebhaberei oder der Stolz der ſchwächern Köpfe zu ſeyn pflegt, wird es zuweilen da, wo es am fruchtbarſten werden könnte, verſäumt und von einer ſchweifenden Genialität gehemmt. Daraus entſteht die Gefahr, fortgeriſſen zu werden zu ungegründeten Behauptungen und zu dichten, ſtatt zu denken. Wie weſentliche Dienſte nun aber auch die Logik der S. leiſten kann, ſo gewiß iſt es auch auf der andern Seite, daß da der ſpekulative Geiſt erlöſchen muß, wo ein blindes Behagen ſich erzeugt, mit logiſchen Abſtraktionen zu ſpielen, ohne ſich um ihren Zuſammenhang mit dem Gegebenen zu bekümmern, oder alle möglichen Unterordnungen und Verflechtungen der Begriffe zu ſuchen, ohne zu fragen, ob ſie dem Sinn derſelben entſprechen oder nicht. Aus dem Grübeln über leere Allgemeinheiten entſteht die

traurige Gewohnheit des ſpekulativen Müßiggangs, mit der Einbildung einer großen und ruhmwürdigen Geſchäftigkeit; von hier fangen die Mißverhältniſſe an zwiſchen dem Grübler und den übrigen Menſchen, und dieſe falſche Richtung der S. iſt der Grund, weshalb ſie überhaupt in Verruf gekommen iſt bei praktiſchen Köpfen und weshalb man oft genug S. und Träumerei für identiſch angeſehen hat. — 2) (Handelsw.), das ſorgfältige Achten auf ſolche Umſtände, welche das Steigen oder Fallen einer Waare zur Folge haben. **Spekulationshandel** iſt ein Handel mit ſolchen Waaren, von denen man annehmen kann, daß ſie nach einiger Zeit im Preiſe ſteigen werden. Bei einer S. iſt alſo Grundbedingung, daß beim Eingehen auf dieſelbe nicht bereits Gewißheit über deren Erfolg vorhanden ſey. Die **Spekulationslehre** iſt die Anleitung, wie man das wahrſcheinliche Steigen und Fallen der Waaren im Voraus beſtimmen kann. Natürlich ſind nach Verſchiedenheit der Waaren auch die Rückſichten verſchieden, welche der Spekulant zu nehmen hat. Ueber die S. mit Staatspapieren ſ. Staatspapiere. — 3) (Waarenk.), glatter, ungeköperter Zeuch, deſſen Kette aus Baumwollen- oder feinem Leinengarn, der Einſchlag aus Seide beſteht und welcher eine Appretur, wie die Moirées, erhält; die franz. Manufakturen lieferten ehedem dieſen Zeuch in allen Couleuren und auch changirend $^{7}/_{16}$ Stab breit; gegenwärtig wird er nicht mehr gemacht.

Spekulativ (v. Lat.), wer zur Spekulation geneigt oder vorzüglich geſchickt iſt.

Spekulative Erkenntniß, ſ. Erkenntniß.

Spekulative Philoſophie, ſ. Philoſophie.

Spekulative Phyſik, ſ. v. a. Metaphyſik.

Spekuliren, ſ. Spekulation.

Spelüum (a. Geogr.), Ort bei Pella in Macedonien (Liv. XLV, 33).

Spelden, im holländ. Handel die Nadeln; **Speldewerk**, die Spitzen- und Zwirnbänder.

Speldhurſt, brit. Kirchdorf, England, Grfſch. Kent, ſüdweſtl. von Maidſtone; 2400 E.

Speldorf, preuß. Landgemeinde, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Duisburg; 1030 Ew. Dazu gehört der Weiler Backendorf.

Spelecti (Ornith.), ſ. v. a. Häger, nach Wagler die 9. Ordnung der Vögel. 1. Familie: Freizüngler (Anabates, Synallaxis, Xenops, Oxyrhynchus, Sitta, Climacteris, Tichodroma, Orthonyx, Certhia, Dendrocolaptes); 2. Fam.: Greifzüngler: 1. Zunft: Pinſelzüngler (Philedon, Manorhina, Drepanis, Dicaenm, Nectarinia); 2. Zunft: Spaltzüngler (Cinnyris).

Spelkinder, ſ. v. a. uneheliche Kinder.

Spelle, hannöv. Pfarrdorf und Bauerſchaft, Landdr. Osnabrück, Grafſch. Lingen, Amt Lingen; 490 Einw.

Spellen, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Duisburg; evang. Mutterkirche, kath. Pfarrkirche, Jahrmarkt; 410 Einw.

Spello, ital. Stadt, Kirchenſtaat, Deleg. Perugia, nordweſtl. von Foligno; 2000 Ew.; hat ſehr durch Erdbeben gelitten; alte Kirchen (Dom und St. Andrea, beide mit Gemälden), viele Alterthümer (Porta Veneris), Grabmal des Properz, altes Thor.

Speloncato, franz. Flecken, Inſel Korſika, Bez. Calvi, an hohen Gebiegen; 830 Einw.

Spelt (ökonom. Bot.), Spelz, Dinkel, Dinkelweizen, Triticum Spelta *L.*, Art der Gatt. Triticum *L.* (ſ. d.) und der Abtheilung Speltae. Charakter: Aehre zuſammengedrückt; Aehrchen 2ſamig, ſelten 3ſamig, locker übereinanderſtehend; Balg ſehr hart, abgeſtumpft, ſtark zuſammengedrückt, mit mehren erhabenen Streifen; Kiel wenig erhaben, gebogen, in einem kurzen Zahn ausgehend; Samen oval, rundlich, abgeſtumpft, weißlich, etwas glaſig od. mehlig, bei der Reife nicht aus den Spelzen fallend. Eine, beſonders für Südeuropa, auch für Süddeutſchland wichtige Getreideart, die ein vortreffliches Mehl liefert. Wir beſprechen daher die Dinkelarten und die Kultur derſelben etwas ausführlicher.

Varietäten des Dinkels: 1) **Weißer Grannendinkel**, Grannenſpelt, Spelz, Dünkel, Dinkelkorn; franz. Epeautre blanc, barbu et glabre, Epeautre blanc à épi blanc, Faux epeautre; ital. Spelta, Farro bianco a spiga rada; ſpan. Escanda; engl. Spelt wheat, Spelt-Crone. Metzger, Europäiſche Cerealien, S. 26 A. (Winterfrucht). Halm 3—3½ Fuß lang; Aehre ſchlaff, gebogen, nach oben verjüngt. Spindel gegliedert, zuſammengedrückt, weiß, am Rande behaart. Aehrchen 18—20 zuſammengedrückt, 2-, ſeltener 3ſamig, 2grannig. Balg abgeſtumpft, kurz gezahnt, ſehr dauerhaft, mit einigen erhabenen Streifen, weiß. Aeußeres Bälglein dünnhäutig, weiß; Grannen ſtark, rauh, abſtehend, ½ od. ¾ Mal ſo lang als die Aehre. Samen länglich, bauchig, graulich, weiß, mehr mehlig als glaſig. — Dieſes iſt ohne Zweifel die Grundform der ſämmtlichen Dinkelſpielarten, die durch die Kultur verſchiedene Färbungen angenommen und theilweiſe die Grannen verloren haben. Nach André Michaux wächſt dieſer Dinkel wild auf Bergen bei Hamadan in Perſien; kultivirt findet man ihn in Deutſchland, Frankreich, Spanien u. Italien, u. zwar meiſt zufällig gemiſcht unter den ungegrannten Dinkelformen. Wird über Winter angebaut u. iſt bei früher u. ſpäter Ausſaat ſehr dauerhaft. Im ſüdl. Deutſchland zieht man die ungegrannten Dinkelarten allgemein vor, und nur da, wo die Getreide vom Wild beſchädigt werden, empfiehlt man den Grannendinkel, weil er der rauhen langen Grannen wegen nicht leicht von dieſen Thieren angegriffen werden kann. — 2) **Rother Grannendinkel**, franz. Epeautre barbu roux et glabre; ital. Farro a Spiga rada. Metzger, Europäiſche Cerealien, S. 27 B. (Winterfrucht). Aehre gegrannt, bräunlich, kahl. Wird von der Varietät 1) bloß durch die rothbraune Farbe der Aehren u. Grannen unterſchieden. So viel uns bekannt, bis jetzt nur in Gärten u. bisweilen verſuchsweiſe auf Feldern im ſüdl. Deutſchland vorkommend. Die in Würtemberg u. Baden veranſtalteten Verſuche über den Anbau des rothen Grannendinkels lieferten folgende Reſultate:

Ort des Verſuchs.	Ruthen à 100 □'.	Vorfrucht.	Düngung.	Saat.	Ertrag.	Gewicht von 100 Mßl.
Stein im hügeligen Kalkgebirge. 1833.	95	Kartoffel.	1833	27. September 20 Mßl.	270	233
Bammenthal desgleichen	200	—	—	23. Oktober 40 Mßl.	380	140
Wallborf im flachen Lande	140.	—	—	15. Oktober 50 Mßl.	190	119
Schriesheim desgleichen	400	Dickrüben	—	18. Oktober 128 Mßl.	960	115
Schwetzingen desgleichen 1834	160	—	—	1. Oktober 43 Mßl.	620	120

Nur der letzte Verſuch fiel befriedigend aus und wurde auch im nächſten Jahre fortgeſetzt, wo der Ertrag bedeutend nachließ u. die Fortpflanzung, wie auch bei den vorjährigen Verſuchen, aufgegeben wurde. — 3) **Blauer Grannendinkel**, blauer, ſammtartiger Spelz, ſchwarzer Grannenſpelz, franz. Epeautre barbu bleu et velouté, Epeautra barbu noir at velouté; ital. Farro a Spiga rada. **Metzger**, Europäiſche Cerealien, S. 27 C u. S. 28 D. (Winterfrucht). Aehre gegrannt, bläulich od. dunkelblau, ſammtartig. Unterſcheidet ſich von der Varietät 1) durch bläuliche oder dunkelblaue Aehren u. Grannen u. durch einen ſammtartigen Ueberzug der Spelzen. Bis jetzt und nur ſelten in Getreideſammlungen von Deutſchland, wo er jedenfalls aus dem ſüdl. Theile von Europa eingewandert iſt, vorkommend. Dieſer Dinkel iſt ſehr empfindlich, wintert beinahe jährlich aus u. muß deshalb im Frühling u. zwar ſchon im Februar geſäet werden, wenn er in Aehren gehen ſoll. Er taugt daher nicht für Deutſchland u. verdient ſomit keine weitere Beachtung. — 4) **Weißer Dinkel**, weißer Winterſpelz, Winterkorn, Dinkelkorn, Dinkelweizen, franz. Faux épeautre, Epeautra sans barbes, blanc et glabre; ital. Farro bianco, Spelta; ſpan. Escanda; ſchwed. Spelt. **Metzger**, Europ. Cerealien, S. 28 E. (Winterfrucht.) Aehre ungegrannt, weiß, kahl. Halm 3—$3^1/_4$ Fuß hoch. Blätter $^1/_2$ Zoll breit, 6—8 Zoll lang. Spindel ſtark zuſammengedrückt, der Rand ſcharf und fein behaart. Aehrchen 20—24 ungegrannt. Balg abgeſtumpft, 2—3ſamig, weiß, glatt. Aeußeres Bälglein länger als die Kelchſpelze, weiß, glatt, gezähnt. Inneres Bälglein ſo lang als das äußere, weiß, dünn. Samen bauchig, gelblich u. mehlig. Dieſes Getreide findet ſich hauptſächlich am Mittelrhein im Odenwalde, in Frankreich, in Würtemberg und in der Schweiz als dominirende Winterfrucht, und mitunter häufig mit der nachſtehenden Varietät untermiſcht u. bildet den Hauptartikel der ſüddeutſchen Fruchtmärkte. **Schwerz** ſagt: Es ſcheint, daß der Anbau des Dinkels vor Zeiten ungleich mehr ausgedehnt in der nordweſtl. Gegend von Deutſchland u. er ſogar die Hauptbrodfrucht war, indem die alten Erbgrundzinſen und ſelbſt der gewöhnliche Zeitpacht bis auf dieſen Tag in Dinkel (Spelz), Epeautre, angeſetzt ſind. Da nun aber dieſe Fruchtart wenig oder gar nicht mehr daſelbſt gebaut wird, ſo wird alljährlich geſetzlich das Aequivalent davon in anderem Getreide od. in Geld für die Leiſtung beſtimmt. Ueber den Anbau u. den Gebrauch geben wir nähere Mittheilungen am Schluſſe der Beſchreibung des Dinkels. — 5) **Weißer Sommerdinkel**, Sommerkorn, Sommerſpelz. (Sommerfrucht.) Unter dieſem Sommerdinkel verſtehen wir die vorſtehende Varietät 4), welche durch öfteres Ausſäen im Frühlinge allmählig zu einem Sommergetreide umgewandelt worden u. botaniſch nicht zu unterſcheiden iſt. Wird in der Gegend von Ulm, in Würtemberg u. hie u. da in den Rheingegenden, jedoch nicht allgemein u. meiſt nur aushülfsweiſe, kultivirt. Der Sommerdinkel iſt bald im Frühling anzuſäen, verlangt gleiches Klima, Boden u. Behandlung wie der Winterdinkel. **Thaer** hält den Sommerdinkel für die geringſte Frucht und wundert ſich, wie man denſelben an Orten, wo andere Sommerfrüchte fortkommen, noch anpflanzen mag. Es ſind damit in Schwaben verſchiedene Verſuche veranſtaltet worden, die wir im Auszuge nachſtehend mittheilen:

Ort des Verſuchs.	Ruthen à 100 □'.	Vorfrucht.	Düngung.	Saat.	Ertrag.	Gewicht von 100 Mßl.
Heidelberg im flachen Land. 1832 . .	75	Winter-Dinkel.	1831	28. März 15 Mßl.	240	160
Daſelbſt 1833	100	Kartoffel.	1832	12. März 30 Mßl.	240	140
Robern im Odenwalde	90	Rüben.	1836	6. April 20 Mßl.	170	118
Schriesheim im flachen Lande . . .	45	Sommergerſte.	1834	6. April 20 Mßl.	25	120

Letzterer Verſuch mißglückte durch ſpäte Ausſaat und allgemeine Trockenheit von der Ausſaat bis zur Ernte. — 6) **Rother Dinkel**, rother Winterſpelz, rother Spelz, franz. Epeautre sans barbes; ital. Farro u. Grano rosso; ſpan. Escanda; ſchwed. Spelt. **Metzger**, Europäiſche Cerealien, S. 29 F u. S. 30 G. Aehre ungegrannt, bräunlich, kahl. (Winterfrucht.) Unterſcheidet ſich von der Spielart 4) durch rothbräunliche, bisweilen etwas blauduftige Aehren.

Am Bodenſee, bei Zürich und theilweiſe im Graichgau iſt der rothe Dinkel die Hauptwinterfrucht, die man auf den Feldern antrifft. Eben ſo findet man denſelben mehr od. minder untermiſcht mit dem weißen Winterdinkel in Schwaben, am Mittelrhein und in Franken. Dieſe Frucht beſtockt ſich häufig etwas kräftiger, als der weiße Dinkel, bekommt nicht ſo leicht Brand, wie derſelbe und wird demſelben beim Einkauf von den Bäckern vorgezogen, weil das Mehl davon feiner u. kräftiger ſeyn ſoll. Die mit dem rothen Dinkel gemachten Anbauverſuche ſtellten ſich folgender Art heraus:

Ort des Verſuchs.	Ruthen à 100□'.	Vorfrucht.	Düngung.	Saat.	Ertrag.	Gewicht von 100 Mſl.
Bammenthal im hügeligen Kalkgebirge. 1833.	100	Kartoffel.	1833	22. Oktober 15 Mſl.	220	130
Stein desgleichen	45	—	—	27. Februar 10 Mſl.	160	132
Schriesheim im flachen Lande	100	Hanf	1833	7. Oktober 30 Mſl.	260	125
Walldorf desgleichen	125	Tabak	—	11. Oktober 30. Mſl.	200	128
Schriesheim desgleichen	175	Klee	1832	14. Oktober 30 Mſl.	270	140

Allgemein wird angegeben, daß durch den Mausfraß die Frucht etwas gelitten hat, und deshalb der volle Ertrag etwas höher angenommen werden muß.

Kultur und Gebrauch des Dinkels, erſtere beſonders in Rückſicht auf Süddeutſchland. Als die vorzüglichſten Varietäten, die allgemein kultivirt werden und auf welche die landwirthſchaftlichen Beſchreibungen ſich größtentheils beziehen, bezeichnen wir den weißen Winterdinkel Nr. 4) u. den rothen Winterdinkel Nr. 6), die andern dagegen haben keinen beſondern ökonomiſchen Werth u. ſind in dieſer Beziehung nicht zu beachten. Der Werth, den man dem Dinkel vor dem Weizen einräume, beſteht darin, daß er ein feſtes, ſteifes Stroh hat und ſich nicht ſo leicht lagert, noch ſehr ſpät ausgeſäet werden kann, nicht leicht ausfällt und auswächſt, nicht vom Vögelfraß leidet u. dem Brand nicht ſo ſehr unterworfen iſt, und endlich, weil er ein feineres Mehl liefert als der Weizen, das ſich zu feinem Backwerke vorzugsweiſe eignet. In der Umgegend von Heidelberg z. B. bereitet man vom Dinkel das feinſte Schwingmehl, welches nach allen Richtungen zur Weißbäckerei ausgeführt wird. Schwerz ſagt vom Dinkelbau Folgendes: Als einer Weizenart iſt dem Dinkel jeder Boden willkommen, der dem Weizen angemeſſen iſt; er begnügt ſich aber auch mit einem Boden, der für dieſen zu kraftlos, zu leicht od. zu trocken iſt, wie ich in einem Theile der Pfalz jenſeits des Rheins geſehen habe. Bei Speier fand ich ihn auf eigentlichem Sandboden in geregelter Fruchtfolge nach Klee vorkommen, und dieſe Gegend hat kein feuchtes Klima. Auf ſchwerem Boden gewährt der Dinkel mehr Stroh, auf leichterem, beſonders kalkhaltigem Boden wird ſein Korn beſſer, mehlreicher, die Hülſe dünner. Letzteres gilt auch für die Höhe. Es gibt nicht leicht eine verträglichere Frucht mit ſich, oder andern als der Dinkel. Jede Frucht, mit Ausnahme vielleicht des Weizens, mag auf ihn folgen, u. da er ein verſpätetes Säen verträgt, ſo mag er auch nach jeder andern Frucht folgen; freilich mit mehr oder weniger Glück, wie das ſich von ſelbſt verſteht. So wird der Dinkel nach Kartoffeln, Lein u. dergl. nicht dem nach Raps, Klee und noch weniger dem nach reiner Brache nachkommen. Bei jedesmaligem Düngen ſoll der Dinkel mehre Jahre hinter einander auf dem nämlichen Felde mit gleich gutem Erfolge gebaut werden können. In der Pfalz wird der Dinkel auf leichtem Boden über die Kleeſtoppel hergeſäet und flach mit dieſer untergepflügt. Das Feld bleibt ſo liegen bis zum Frühjahre, wo gewalzt wird, was bei dieſer etwas gewöhnlichen Beſtellungsart unerläßlich iſt. Iſt das Wetter im Herbſt allzu feucht oder allzu trocken, ſo wird die Kleeſtoppel zuerſt untergefahren, der Dinkel darüber hergeſäet und mit der Egge untergebracht. Je naſſer das Wetter bei dieſer Beſtellungsart iſt, um ſo beſſer iſt es. Das Umpflügen der Kleeſtoppel kann ganz dünn geſchehen, ſo daß ſie ſich mit dem Dinkel vermittelſt der Egge untereinander wühlen läßt. Soll Dinkel nach Luzerne folgen, ſo kann dieſe im letzten Jahre nicht mehr als zweimal geſchnitten werden. Man pflügt 2—3mal und zwar das erſte Mal ſehr tief. Die Egge muß Vieles auf einem ſolchen Acker leiſten. Der Dinkel wird hier nur dünn geſäet, und noch muß es ein von Natur ſchlechter Acker ſeyn; denn ſonſt würde dieſe Frucht nicht hinpaſſen und nur Lager werden. Folgt der Dinkel nach Kartoffeln, ſo wird das Land bloß abgeeggt, der Dinkel geſäet und eingeeggt oder eingepflügt. Wenn auf magerem Kartoffelfeld noch etwas gedüngt werden muß, ſo wird der Dünger vor dem Säen aufgebracht und ſammt dem darüber geſäeten Dinkel untergepflügt; beſſer aber wird der Dünger erſt dann aufgebracht, wenn der Dinkel ſchon über der Erde iſt, wie ſolches in Würtemberg häufig geſchieht. — Nach Raps wird zweimal zum Dinkel gepflügt. War es aber eine Rapspflanzenſchule, ſo wird bloß geeggt, geſäet und der Samen eingepflügt. Im Ganzen iſt die Beſtellungsart durchaus der des Weizens gleich. — Der Dinkel liebt einen kraftvollen, aber nicht eben kräftigen Baden, in welchem Falle er unausbleiblich lagert. Er verträgt auch nur friſches Düngen, und eben ſo gut, wo nicht beſſer, bekommt ihm das Ueberdüngen, wenn er ſchon einen Finger lang über der Erde iſt. Auch läßt

Digitized by Google

ſich das ſchon beſamte Land mit großem Vortheile 2—3 Wochen lang mit Schafen beyferchen. Ob nun gleich hierzu trockenes Wetter am liebſten gewählt wird, ſo hat doch die Erfahrung mehr als einmal bewieſen, daß das Pferchen auch bei naſſem Wetter, wo die Schafe den Boden gleich einer Tenne feſt traten, den beſten Erfolg gewährte. — Die Saatzeit des Dinkels gleicht der des Weizens. Die gewöhnlichſte iſt 8 Tage vor und 8 Tage nach Michaelis. In einigen Gebiegsgegenden wird unmittelbar nach der Ernte, und wenn dieſe ſich verſpätet, noch vor derſelben geſäet. Auf der würtemberger Alp ſäet man zum Theil um Jacobi und erntet um Michaelis. Dagegen kann in beſſeren Gegenden eine ſehr ſpäte Einſaat noch zu Glück ſchlagen. Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß noch Anfangs Februar Dinkel geſäet wird. Der Freiherr von Varnbühler führt in ſeinen Annalen ein Beiſpiel an, wo am 14. März 1817 Winterdinkel geſäet wurde, der ſehr gut gerieth und nur um 14 Tage ſpäter, als der zu der gewöhnlichen Zeit geſäete, reifte. — Da der Dinkel in den Schalen ausgeſäet wird, ſo iſt das Quantum ſeiner Einſaat bedeutend und beträgt ungefähr das Doppelte der nackten Getreidearten. Es wechſelt überdem nach den Gegenden ſehe ab. So ſäet man in Würtemberg auf den Hektar:

a) in den Oberämtern Vaihingen u. Leonberg	3,50	Hektoliter,
b) in andern Gegenden	4,28	„
c) in den würtembergiſchen Feldern . . .	5,62	„
d) im Oberland auf ſchwerem Boden . . .	11,24	„

oder 5—6—8—10 Simri auf den daſigen Morgen. Man beobachtet in dem Verhältniß mehr einzuſäen, als der Boden ſchwer wird. — In Hohenheim ſäet man auf der Grenze der Fildern, im Durchſchnitte 7 Simri gleich 4,90 Hektoliter auf den Hektar. Doch iſt dieſes nach Raps immer noch zu viel, und es reichen 6 Simri (4 Hektoliter) vollkommen zu. Möllingen in der Pfalz ſäet beinahe wie für Vaihingen angegeben, das iſt 3,84 Hektoliter. Läßt man die übertriebene Ausſaat des Oberlandes weg, ſo geben die übrigen 5 Angaben einen Durchſchnitt von 4,42 Hektoliter. — Vernünftige Landwirthe, ſagt Freiherr von Varnbühler, richten ſich bei der Ausſaat nach der Beſchaffenheit des Korns. Da dieſes beim Dinkel der Schalen wegen oft verſchieden ausfällt, ſo nehmen ſie die Hand voller bei großem vollkommenem Korn, als bei kleinem, weil das Maß von dieſem offenbar mehr Spelzen enthält, als von jenem. — Der Gewohnheit nach ſäet man nach dem Raps am ſchwächſten, ſtärker nach Brache, am ſtärkſten nach Klee. Ungefähr in dem Verhältniß wie 6—7—8. — Auf Aeckern, die keinen eigentlichen Dinkelboden, d. h. keinen kräftigen und geſchloſſenen Boden haben, iſt es vortheilhaft, Roggen und Dinkel unter einander zu ſäen. Die gewöhnliche Miſchung beſteht aus $\frac{1}{3}$ Roggen und $\frac{2}{3}$ Dinkel. Jedoch muß man bei dem Maße der ganzen Einſaat berechnen, daß in einem Simri Roggen ſtark noch einmal ſo viel Körner ſtecken als Dinkelkörner. Wer deshalb 6 Simri reinen Dinkel auf den Morgen zu ſäen gewohnt war, der darf von dem angegebenen Gemiſche nicht mehr als 5 Simri nehmen. Wer 8, der nehme nur $6\frac{1}{2}$, alſo 5 Theile Dinkel und $1\frac{1}{2}$ Theil Roggen. Eine ſtärkere Zumiſchung von Roggen iſt nicht zuträglich, da er ſeines ſchnelleren und höheren Wuchſes wegen den Dinkel zu ſehr beeinträchtigt. Ein ſolches Gemiſch bietet unter gefährdeten Umſtänden größere Sicherheit dar, als reine Saat. Schlägt das eine ganz oder zum Theil zurück, ſo gewinnt das andere Raum und geräth deſto beſſer. Auch hat eine ſolche Miſchung auf Boden, der dem Auffrieren unterworfen iſt, ganz beſondere Vortheile. Man ſetzt deshalb auf dem Hundsrück (Gegend zwiſchen Moſel u. Nahe), wo der Roggenboden herrſchend iſt, $\frac{1}{3}$ Dinkel, dem Maße nach, dem Roggen zu. So auch möchte der Dinkel ſeinerſeits dadurch gegen den Brand geſichert werden. Uebrigens läßt ſich der Dinkel bei dem Reinigen in der Scheune ſehr leicht von dem Roggen trennen, und deshalb ſcheint eine ſolche Miſchung paſſender, als die des Roggens mit Weizen. — Keiner Frucht bekommt das Durcheggen im Frühjahre ſo wohl, als dem Dinkel, beſonders wenn er ſtark verunkrautet iſt, vorausgeſetzt, daß man dabei nicht ſo verfährt, als wenn man Alles mit der Egge zerſtören wolle. — So einſtimmig auch die Schriftſteller, welche die Sache nicht aus eigener Erfahrung kennen, darüber ſind, daß der Dinkel dem Lagern nicht unterworfen ſey, ſo müſſen wir aus genauer Bekanntſchaft mit ihm, jener Aeußerung geradezu widerſprechen. Freilich wohl mag da, wo man dem Dinkel kaum nöthigen Lebensunterhalt reicht, derſelbe ſich aus Feſtigkeit nicht lagern, ſo wenig als Roggen auf dürrem Sande. Unter günſtigeren Verhältniſſen aber lagert er nicht weniger als Weizen und Gerſte. Die Gefahr, ſich zu lagern, iſt gegentheils beim Dinkel ſo gewöhnlich, daß nicht leicht ein Jahr iſt, in welchem er derſelben nicht ausgeſetzt wäre; daher man ihn auch in der Regel alljährlich ſchröpft. Im Jahr 1823 wurde in Hohenheim ein Feld, das nicht geil war, aber einen tüchtigen Dinkelboden hat, zweimal geſchröpft, und zwar das erſte Mal, als die Schoſſen ſich ſchon im Kiele bildeten, und doch lagerte dieſer Dinkel in der Folge. Das Schröpfen als Präſervativ gegen das Lagern iſt bei dem Dinkel ſo herkömmlich und allgemein, daß man dieſer Verrichtung den Namen Dinkelen beilegt. — Wenn, ſagt Freiherr von Varnbühler, im Frühjahr die Dinkelpflanzen dicht ſtehen, ſich ſtark beſtocken und ein ſchwarzgrünes Anſehen haben, ſo müſſen ſie beſchnitten werden, weil der Dinkel ſich ſonſt lagert. Dies geſchieht gewöhnlich im April, ſpäteſtens Anfangs Mai. Zeigen ſich die Halmen, ſo muß mit großer Vorſicht dabei verfahren werden. Das Abgeſchnittene gibt das erſte grüne Futter für das Rindvieh und wird mit Wicken- und Haferſtroh zu Häckſel geſchnitten. — Beſonderen Krankheiten iſt der Dinkel nicht unterworfen. Der Brand iſt nicht ſo gewöhnlich bei demſelben, als bei dem Weizen. Die kantigen Körner, ſchön und vollkommen wie ſie ausſehen, enthalten ein ſchwarzbraunes Pulver von ſo aaſigem Geruche, daß, wenn mehre angeſteckte Aehren zuſammenſtehen, die Naſe ihn im Vorbeigehen an dem Felde gewahr wird. — Die

Erntezeit des Dinkels tritt in der erſten Hälfte des Auguſts ein. Man ſchneidet ihn, wenn der Halm weiß iſt; ſollte auch die Aehre noch nicht ganz reif, ſondern nach dem Sprachgebrauch untergrün ſeyn. Da die Aehren bei voller Zeitigung leicht durchbrechen, ſo iſt die Ernte nicht zu verſchieben. Das Geſchnittene reift in den Schwaden oder Gelagen bei gutem Wetter nach und die Güte des Korns gewinnt dabei. Dagegen wächſt der Dinkel bei naſſem Wetter ſchneller als alles andere Getreide aus. Er läßt ſich ſowohl mit der Sichel als mit der Hau- und Geſtellſenſe abbringen. Wir haben ihn ſchon bei heißem Wetter an einem Tage Morgens in der Frühe abſchneiden und Abends einſcheuern ſehen. Auch in der Pfalz wird der Dinkel, ſo wie er geſchnitten iſt, gebunden und eingefahren. Nur wenn er mit Gras durchwachſen oder die Aehren nicht völlig reif ſind, läßt man ihn einige Tage liegen, bevor er gebunden wird. Er kann, ſo wie er vom Felde kommt, gedroſchen werden. Auf dem Boden läßt er ſich Jahre lang gut aufbewahren, wahrſcheinlich weil ſein Korn in der Hülſe ſitzen bleibt. — Vier Dreſcher dreſchen in 6 Tagen den Ertrag von einem Hektar ab. Obgleich bei dem Dreſchen die Spelzen ſich ganz von der Aehre trennen und in dieſem Zuſtande die eigentliche Kaufmannswaare bilden, ſo ſpringen doch auch einige wenige Körner durch das Aufſchlagen aus den Hülſen hervor; dann gibt es wieder Spelzen, welche nur ein Korn haben. Man begreift beide unter dem Namen Abzug. Dieſer wird auf dem Dinkelſiebe von dem Dinkel getrennt, durch welches er, als Kleie, fällt. Noch ergeben ſich bei dem Dreſchen Spitzen. Dieſe beſtehen aus Spelzen, welche keine oder ſehr leichte Körner haben. Sie fallen bei dem Putzen des Getreides unter den Staub, von dem ſie durch das Staubſieb abgeſondert werden. Die Spitzen werden dem Vieh beſtimmt. An Spitzen und Abgang mögen auf den Hektar fallen $2^1/_2$—3 Hektoliter. — Nach einem 10jährigen Durchſchnitte gibt der Dinkel in Würtemberg und in den Rheingegenden vom Hektar einen Ertrag von 40—48 Hektoliter. — Man gibt dem Dinkel den Namen einer Halbfrucht, weil er auch noch nach dem Ausdreſchen in ſeinen Hülſen feſtſitzen bleibt und in dieſen aufgemeſſen wird, daher ſein Ertrag, wie wir geſehen haben, eine größere Maſſe bildet, als die irgend eines andern Getreides. Um alſo zu wiſſen, wie viel er an reinem Korn enthält, muß er vorläufig gegerbt, d. h. enthülſet werden, und da entdeckt ſich, daß die Körner dem Maße nach noch nicht die Hälfte der Maſſe betragen, oder wie man ſich im Würtembergiſchen ausdrückt, nicht zur Hälfte gerben. Das Enthülſen geſchieht auf dem Gerbgange, welcher härtere und rauhere Steine als der Mahlgang hat und womit im Würtembergiſchen jede Mühle verſehen iſt. Das Gegerbte fällt aus dem Gerbgange in das Gerbrohr, wo die Körner von den Schalen und dieſe vom Staub getrennt werden. Auf ſolche Weiſe können 7 Hektoliter Dinkel in einer Stunde abgefertigt werden. In dieſem enthülſeten Zuſtande erhält er den Namen Kernen, ſtatt daß die ungegerbte Frucht den Namen Dinkel behält. Der Landwirth bringt ſie nur in letzterm Zuſtande in den Handel. Auf den Märkten aber kommt ſie unter beiden Formen vor. — Um den Dinkel näher zu würdigen, haben wir ſeinen Ertrag an Körnern und Mehl mit dem des Weizens zuſammenzuhalten. Ein Hektar gibt im Durchſchnitt, wie vorhin bemerkt wurde, 48 Hektoliter Dinkel, dieſe 48 Hektoliter wiegen 2027,5 Kilogramme, dieſe geben 20,21 Hektoliter Kernen, dieſe wiegen 1479,4 Kilogramme. Die Kerne geben 1332 Kilogramme Mehl. Wir bemerken hierbei, daß das angegebene Gewicht des Dinkels ſowohl als des daraus hervorgegangenen Mehls genau mit der Angabe Lürzers in Burgers Lehrbuch II, S. 22 übereinſtimmt. — Wir nehmen beim Weizen den Ertrag zu 22 Hektoliter vom Hektar an. Demnach wäre der Ertrag deſſelben dem Maße nach um $^1/_{11}$ größer als der der Dinkelkernen. Es bleibt nun noch der beiderſeitige Mehlbetrag gegen einander zu halten Nach der Mouture économique de Paris gibt der Hektoliter Weizen, 77 Kilogr. wiegend, 57,75 Kilogramme Mehl. Nach Jakob Syrington gibt er 60.2. Nach einem Ausſchreiben des franzöſiſchen Miniſters der Gewerbe vom 20. Mai 1812 durfte er gar nur 53,33 geben. Bei dem erſten Mahlanſatze mögen wohl die Herren Müller, Bäcker und Sippſchaft, bei dem letztern andere Dinge die Hände im Spiel gehabt haben. Auch Syringtons Angabe ſcheint uns zu gering, wenn wir ſie mit Schwans Handbuch, ſo wie mit der Angabe Lürzers a. a. O. S. 32 vergleichen. Nach dieſen geben 85 Pfund Weizen 71 Pfund Mehl, der Hektoliter alſo, 77 Kilogr. wiegend, 64,32 Kilogr. Mehl, mithin 1,52 Kilogramme weniger als der Kern des Dinkels gibt. Der Mehrbetrag eines Hektars Weizen aber beläuft ſich auf 1415, ſtatt daß der des Dinkels nur 1332 beträgt, jener alſo 83 Kilogr. Mehl mehr als dieſer. Der Unterſchied zwiſchen beiden macht nach dem Mehlertrag nur $^1/_{17}$, ſtatt daß er nach den Körnern, wie wir oben ſahen, $^1/_{11}$ ausmacht. — Was die Güte des Dinkelmehls betrifft, ſo ziehen Einige ſolches dem Weizenmehl vor, weil es feiner und weißer ſeyn ſoll; Andere ſetzen es ihm nach, weil das daraus gebackene Brod ſpröder iſt und ſchneller als Weizenbrod austrocknet. Die Wahrheit möchte wohl auch hier in der Mitte liegen und ſich für die Gleichheit an Güte für beide Theile ausſprechen. — Faſſen wir alle Vortheile und Eigenheiten des Dinkels im Vergleich mit denen des Weizens zuſammen, ſo ergibt ſich nach Abweiſung einiger irriger Begriffe, welche Diejenigen aufgefaßt oder Andern nachgeſchrieben haben, die ſeine Kultur nicht aus eigener Erfahrung kennen: 1) Daß der Dinkel auf ſchlechtem und erſchöpftem Boden nur ſchlecht fortkommt, dennoch aber einen ſolchen verträgt, der für Weizen etwas zu leicht oder zu trocken iſt, auf rechtem Weizenboden aber am beſten gedeiht; 2) daß er dieſelbe Feldbeſtellung erfordert, wie der Weizen, dabei aber das ſpäte Düngen, ſo wie das Ueberdüngen beſſer verträgt, als dieſer; 3) daß er ſich mit weniger Dünger behilft und weniger alte Kraft im Boden erfordert, als der

Weizen; 4) daß er ungleich verträglicher mit ſich ſelbſt und mit andern Gewächſen in der Fruchtſolge iſt als der Weizen, wahrſcheinlich weil er den Boden weniger erſchöpft als dieſer; 5) daß er den Krankheiten, namentlich dem Brand, weit weniger unterworfen iſt, als der Weizen; 6) daß er von dem Vogelfraß auf dem Felde wenig oder gar nicht leidet; 7) daß er aber dem Lagern und Abbrechen der Spelzen, daher von dieſer Seite der Gefahr des Verluſtes nicht weniger als der Weizen ausgeſetzt iſt; 8) daß dem geſchnittenen Dinkel die Näſſe nicht minder nachtheilig iſt als dem Weizen, dagegen aber ein ſchnelleres Aufbinden und Einheimſen (Einſcheuern) gleich hinter der Sichel verträgt, als dieſer; 9) daß er leichter abzudreſchen iſt, auf dem Boden zwar einen etwas größern Raum erfordert, ſich aber beſſer darauf, als der Weizen erhält; 10) daß der Dinkel im Mehlertrage letzterem wenig nachſteht; 11) daß ſich aus dem Dinkel zwar ein feineres Mehl als aus dem Weizen hervorbringen läßt, daß aber das daraus verfertigte Gebäck ſpröder iſt und ſich weniger friſch erhält, als das von Weizenmehl angefertigte; 12) daß das Dinkelſtroh zwar etwas ſteifer iſt, als das des Weizens, daß es aber deſſen ungeachtet nicht allein ein treffliches Häckſel für die Pferde, ſondern auch gutes Langfutter für das Hornvieh gibt. Aus dem Angegebenen ergibt ſich, welch große Vortheile der Anbau des Dinkels gewähre und wie ſehr der ſchwäbiſche Landwirth Recht habe, dabei ſtehen zu bleiben. Wenn der Dinkel nicht allenthalben, in ſo weit ſich die klimatiſchen Verhältniſſe dazu eignen, eben ſo ſehr anzurathen iſt, ſo liegt das mehr am Abgang zweckmäßiger Vorrichtungen an den beſtehenden Mühlen, als am inneren Werth dieſer edlen Frucht. Noch hat der Dinkel einen beſondern Werth als Graupenfrucht. In der Gegend von Mosbach am Neckar bereitet man den ſogenannten Grünenkern auf folgende Art und bringt denſelben als Graupen (Suppenfrucht) in den Handel: Zur Zeit, wo die Dinkelkerne ihre milchige Beſchaffenheit verlieren und anfangen mehlig zu werden, oder wo das Eiweiß ſich auszubilden anfängt, werden die grünen Aehren abgeſchnitten und im Backofen ſo lange gedörrt, bis ſie vollkommen, wie der reife Spelz, trocken ſind. Hierauf werden ſie gedroſchen, geſiebt, geputzt, ſodann die Körner zur Mühle auf den Schälgang gebracht und wie der gewöhnliche reife Dinkel geſchält. Die hierdurch erlangte Frucht wird ſodann in den Handel gebracht und zu Graupenſuppen verwendet. Von einer Quantität, welche 100 Mäßchen Dinkel abgeworfen haben würde, bekommt man 10 Mäßchen Grünenkern. (Vergl. Metzgers landwirthſch. Pflanzenkunde, S. 93 u. f.).

Spelt (Biogr.), Adrian van der, Blumenmaler von Gouda, Schüler von W. Crabeth jun., wurde als Hofmaler nach Berlin berufen, von wo er in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte; hier † er 1673. Er malte Blumenbilder, worin er Seghers nahe kommt.

Spelt-Crone (engl., Bot.), auch Speit wheat, ſ. v. a. weißer Grannenſpelz, ſ. Triticum Spelta *L.*

Speltenbach, öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Gratz Bez. Fürſtenfeld; 160 Einw.

Spelter, Porzellanmaler zu Karlsruhe, um 1805 geboren, einer der vorzüglichſten jetzt lebenden Schmelzmaler, malt ſehr zarte und ähnliche Bildniſſe. Man verdankt ihm auch mehre treffliche Kopien auf Porzellan, welche berühmte Urbilder reproduciren.

Spelunca (lat.), 1) Grotte, Höhle, z. B. S. Caci, d. i. Höhle in Rom; — 2) ſchmutziger unanſehnlicher Ort, wo ſich gemeine Leute verſammeln.

Spelunca (a. Geogr.), Ort im Gau Chalybonitis in Syrien (Ptol. V, 15, 17).

Speluncä (a. Geogr.), 1) Ort in Kalabrien, zwiſchen Brunduſium und Egnatia; nach Lapie jetzt Porto di Spechiola; — 2) große Felſenhöhle, nordweſtl. von Cajeta in Latium und öſtlich vom **Lacus Fundanus**, 40 Stadien von Formiä, von denen mehre zu ſchönen Sommerwohnungen eingerichtet waren. Eine derſelben war Lieblingsaufenthalt des Kaiſers Tiberius, der aber darin durch Einſturz großer Steinmaſſen in Lebensgefahr kam. Nach ihnen heißt noch jetzt ein dort gelegenes Dorf Sperlonga oder Sperlunga.

Spelz (Bot.), auch Spelzdinkel, ſ. v. a. Spelt, Triticum Spelta *L.*

Spelzblüthe (bot. Term.), ſ. v. a. **Flos glumaceus.**

Spelze (bot. Term.), ſ. v. a. **Palea.** — Spelzenartig, ſ. v. a. **Glumaceus.** — Spelzrinzig, ſ. v. a. **Corticatus.**

Spelzenbinſen (Bot.), nach Oken, Abtheilung der Zunft der Binſen (ſ. d.).

Spelzenbrand (Bot.), ſ. v. a. Kappenbrand, Uredo glumarum, ſ. Brand.

Spelzenbrod, feines Weißbrod aus Dinkel- oder Kornmehl.

Spelzengräſer (Bot.), nach Oken, ſ. v. a. eigentliche Gräſer, ſ. Rindenpflanzen.

Spelzmonat, der September.

Spelzreis (Bot.), ſ. v. a. Einkorn, Triticum monococcum *L.*

Spelzweizen (Bot.), ſ. v. a. weißer Dinkel, Spelz, ſ. Triticum Spelta *L.*

Spenal (Spinal), ſonſt feine gemuſterte Baumwollenzeuche zu Frauenkleidern aus den ſchweizer und öſterreichiſchen Manufakturen; die Muſter entweder eingewebt, oder mit weißem Zwirn eingeſtickt, auf ganz feinen Muſſelin-, auf Battiſtmuſſelin- und auf Perkalgrund.

Spenbe, aſiat. Bucht, Japan, Sakhalin (Tſchoka), an der Weſtküſte.

Spence (Biogr.), 1) William, Maler, bildete ſich auf der Akademie zu London und in Italien, malt Genrebilder und hiſtoriſche Darſtellungen in der Weiſe der florentiniſchen Schule. — 2) Benjamin Edward, Maler zu London, widmete ſich dem hiſtoriſchen Fache, aber ohne das Genre auszuſchließen. Es finden ſich von ſeiner Hand mehre ſchöne Staffeleibilder und Porträte. Eines ſeiner neueſten Werke ſtellt den Tod des Herzogs von York in der Schlacht bei Agincourt dar.

Spencer (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat Maſſachuſetts, Grafſch. Worceſter;

1820: 1550, 1840: 1600 Einw.; — 2) Grafſch. daſ., Staat **Indiana**; 1820: 1890, 1840: 6300 Einw.; — 3) Grafſch. daſ., Staat **Kentucky**; 1840: 6580 Einw.; — 4) ruſſ.-nordamerik. Vorgebirg, **Neu-Norfolk**, im Nordweſten des Archipels König-Georg III.; 65° 16′ 42″ nördl. Br. und 169° 7′ 48″ weſtl. L.; — 5) auſtral. Golf, an der Südküſte von **Neu-Holland**, grenzt weſtlich an das Vorgebirg Cataſtrophe und öſtlich an das Vorgebirg S., in nordöſtl. Richtung. Die Halbinſel York im Oſten trennt ihn vom St.-Vincent-Golf. — 6) **S.-Berthier**, Vorgebirg daſ., Neu-Holland, **Flinders-Land**, an der Südküſte, Südweſtſpitze der Halbinſel York; 35° 15′ 30″ ſüdl. Br. und 154° 32′ öſtl. L.; — 7) tiefe Einbucht daſ., mit mehren Inſeln; weſtlich von der Halbinſel York, die mit dem Kap S. endigt.

Spencer (Biogr.), 1) **Edmund**, der erſte große epiſche Dichter der Engländer, zu Eaſt-Smithfield nahe beim Tower, wahrſcheinlich im Jahre 1553 geboren, ſtammte aus einer alten Familie in Northamptonſhire. Er ſtudirte von 1569 an, wo er in dem Pembrokekollegium zu Cambridge eine Freiſtelle erhielt; um jene Zeit begann ſeine Freundſchaft mit Gabriel Harvey (ſ. d.), einem Dichter und Manne von vielem Geiſt. Nach Erhaltung eines akademiſchen Grades lebte er bei ſeinen Verwandten in Nordengland, wo ihm die Liebe zu einem Landmädchen, das er unter dem Namen „Roſalinde“ beſang, zur Abfaſſung ſeines erſten Gedichtes: „The Shepherds scalendar“ begeiſterte. Nachdem er bis 1578 in ländlicher Zurückgezogenheit gelebt, begab er ſich wiederum nach London und ward daſelbſt von ſeinem Freund Harvey bei dem berühmten Sir Philipp Sidney eingeführt. Jetzt erſchien das oben erwähnte Gedicht im Druck 1579; es war Sidney gewidmet und erwarb ihm deſſen ſo wie der Königin Eliſabeth Gunſt in hohem Grade, wiewohl ihm bei letzterer der alte Staatsmann Burleigh, der überhaupt keine Dichter leiden konnte, ſtets im Wege ſtand. Auf Empfehlung ſeines Patrons erhielt S. die Stelle eines Sekretärs bei dem zum Statthalter von Irland ernannten Lord Grey, den er 1580 dahin begleitete. Vergeblich bewarb er ſich nach ſeiner Rückkehr von dort nach England 1582 um eine Stelle am Hofe, wiewohl die dabei gemachten Erfahrungen den Vortheil hatten, daß er die Hofkabalen und Ränke in dem Gedichte „Mother Hubbaeds tale“ mit Kraft und Wahrheit ſchildern konnte. Erſt im J. 1586 wurde ihm zur Belohnung für ſeine Dienſte ein kleines Landgut verliehen, mit der Bedingung, daſelbſt ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Er zog daher nach der Grafſchaft Cork, nach dem reizend gelegenen Kilkolm-Caſtle, wo er ſich ſelbſt in ländlichen Dichtungen als einen ſeine Heerde weidenden Schäfer beſang. Sir Walter Raleigh, der ihn hier beſuchte, war fortan an des inzwiſchen verſtorbenen Sidney's Stelle ſein Gönner. Von ihm angeregt, begann S. ſein großes Gedicht „The fairy Queen“, reiſte mit demſelben im J. 1589 nach London und veröffentlichte die drei erſten Bücher ſeines Gedichtes 1590. Sie waren der Königin Eliſabeth gewidmet, welche ihm dafür einen Jahrgehalt von 50 Pfd. Sterl. ausſetzte. Im nächſten J. kehrte er nach Irland zurück, verheirathete ſich mit einem Landmädchen und arbeitete fleißig fort an ſeiner „Fairy Queen“, deren 4.—6. Buch 1596 erſchien. Von den übrigen 6 Büchern ſind ſpäter nur Bruchſtücke, die zwei unvollſtändigen Cantos of mutability wieder aufgefunden worden, welche in der Folioausgabe von 1609 als ein Theil des verloren gegangenen Buches „The legend of constancy“ mitgetheilt wurden. Bei dem Aufſtande der Iren im J. 1598 unter Lord Tyrone richtete ſich die Volkswuth auch gegen S., der als Sheriff von Cork vielleicht nicht durch Milde ſich ausgezeichnet hatte und ſogar nach vorhandenen Urkunden ſich Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen ließ. Auch ein 1596 geſchriebener Plan zur Unterjochung Irlands (View of the state of Ireland, Lond. 1633) legt Zeugniß von ſeinen Geſinnungen gegen jenes Land ab. Schloß Kilkolman wurde überfallen; S. und ſeine Familie entkamen mit Noth, bis auf ein Kind, das in den Flammen des Hauſes umkam. Er ging nach London, wo er die letzte Zeit ſeines Lebens wahrſcheinlich in Armuth u. Entſagung zubrachte. Er † am 16. Juni 1599. Seine irdiſchen Ueberreſte wurden in der Weſtminſterabtei beigeſetzt und ihm durch den Grafen Eſſex ein Monument errichtet. In S.s Gedichten treten Liebe, Andacht und Sittlichkeit durchgehends hervor; ſeine Sonette, Hymnen u. allegoriſchen Hirtengedichte zeichnen ſich beſonders durch Gewandtheit der Sprache und harmoniſchen Versbau aus; allein ſein Ruhm gründet ſich hauptſächlich auf ſeine „Fairy Queen“, ein auf 12 Bücher, jedes zu 12 Geſängen angelegtes allegoriſches Heldengedicht, zum Preiſe der 12 Tugenden. Der Hauptfehler deſſelben liegt eben in der Allegorie. Hätte S. ſtatt allegoriſcher Helden menſchliche beſungen, hätte er überdies mehr Einheit in die Fabel zu bringen gewußt, ſein Gedicht würde viel allgemeiner geleſen werden, als es jetzt geſchieht. Denn im Uebrigen iſt es durch fruchtbare und glänzende Phantaſie, große Kraft der Darſtellung, Mannichfaltigkeit der Charaktere und maleriſche Schilderungen ausgezeichnet. Es enthält viele Anſpielungen auf die Zeitverhältniſſe und Elſabeth. Das Versmaß, in dem es abgefaßt iſt, iſt die von ihm erfundene u. nach ihm benannte **Spencerſtanze**, welche die ital. Stanze am Schluß noch um einen Hexameter vermehrt. In neuerer Zeit wird ſie beſonders von Byron mit beſonderer Meiſterſchaft wieder gehandhabt. Als die beſte Ausgabe von S.s Werken bemerken wir die von **Hughes** (Lond. 1751, 6 Bde.; 1778, 8 Bde.), **Todd** (daſ. 1895, 8 Bde.) mit Anmerkungen in einer Lebensbeſchreibung und von **Aikin** (daſ. 1843 in 5 Bde., u. 1845 in 1 Bd.). — 2) **John**, Theolog und Alterthumsforſcher, geb. 1630 in England, war zuletzt Dekan zu Ely; † 1693. Schrieb: De legibus Hebraeorum ritualibus, Cambridge 1685, 1727, neu herausg. von Pfaff (Tüb. 1732), mit einer Widerlegung ſeines Syſtems, indem Pfaff den ganzen levit. Gottesdienſt von den Gebräuchen der Heiden ableitet. — 3) **Georg John**, Graf von, be-

rühmt als Beſitzer der größten Privatbibliothek in Europa, wurde am 1. Sept. 1758 geboren, der Sohn des Baron S., der 1761 zum Viscount Althorp und 1765 zum Grafen S. ernannt wurde. Er beſuchte unter Leitung des berühmten William Jones die Univerſität zu Cambridge, bereiſte hierauf einen großen Theil von Europa, trat in das Parlament u. ward 1780 nach dem Tode ſeines Vaters Mitglied des Oberhauſes. Aus einer Whigfamilie ſtammend, ſtand er auf Seiten der Oppoſition, bis die Schrecken der franz. Revolution ihn bewogen, den Miniſtern beizutreten. Im J. 1794 zum erſten Lord der Admiralität ernannt, bekleidete er dieſen Poſten bis in die glänzendſte Zeit der brittiſchen Seemacht, zum J. 1800. Er zog ſich 1801 mit Pitt zurück, wurde aber in Fox's und Grenville's Miniſterium einige Zeit wieder als Staatsſekretär des Innern angeſtellt. Nach Niederlegung dieſer Stelle lebte er bis zu ſeinem am 10. Nov. 1834 erfolgten Tode in gänzlicher Entfernung von Staatsgeſchäften. Den Grund zu ſeiner weltberühmten Bibliothek legte er 1789 durch den Ankauf der Sammlungen der Grafen von Rewiczki, die er für eine jährliche Rente von 500 Pf. Sterl. an ſich beachte. Er vermehrte ſie in der Folge mit fürſtlichem Aufwand und ließ zu dieſem Zwecke ganz Europa bereiſen. In Frankfurt hatte er einen eigenen Ankäufer, den Engländer Alex. von Horn, der von da aus ſeine Ausflüge durch ganz Deutſchland machte und durch Hülfe engliſchen Geldes die koſtbarſten typographiſchen Monumente aus öffentlichen und Privatbibliotheken in den einſamen Landſitz des Lords entführte. Der größte Theil dieſer Bibliothek iſt nämlich auf ſeinem Stammſitze zu Althorp in Nordhamptonſhire, einige Meilen von London, aufgeſtellt und umfaßt gegen 45,000 Bände; der kleinere Theil befindet ſich in London. Ihren Reichthum an den älteſten Erzeugniſſen der Buchdruckerkunſt und erſten Ausgaben der Klaſſiker erſieht man aus Dibdins „Bibliotheca Spenceriana“ (4 Bde., London 1814), einem mit der höchſten Pracht gedruckten Katalog, der bis zur Mikrologie genau und mit einer Menge der ſauberſten Kupferſtiche, Holzſchnitte und Facſimiles erläuterte Beſchreibungen von 1009 Inkunabeln und viele andere, bisher völlig unbekannte Drucke enthält. Der anderweitige Gehalt der Bibliothek, die auch durch äußern Glanz ſich auszeichnet, ergibt ſich aus dem Kataloge der rewiczkiſchen Sammlung (Berl. 1794). S. iſt auch der Gründer einer reichen Gemäldeſammlung, welche Dibdin im 1. Bande ſeines Werkes „Aedes althorpianae“, (2 Bde., London 1822) beſchreibt. Im 2. Bande dieſes Werkes findet man als Nachtrag zu der „Bibliotheca Spenceriana“ eine genaue Beſchreibung der koſtbarſten alten Druckwerke, welche S. in den J. 1815—22 noch geſammelt hatte. — 4) John Charles, Graf von S., ſein älteſter Sohn, ſ. Althorp. — 5) Lavinia, Counteß of, Kunſtliebhaberin, übte um 1780—90 mit Glück die Zeichenkunſt und machte ſich durch mehre Kompoſitionen bekannt.

Spencer (engl.), 1) Ueberweſte ohne Schöße, ſo genannt vom Lord Spencer, welcher, mit dem Pferde über eine Dornhecke ſetzend, den einen Schoß ſeines Rockes hängen ließ, den andern, um die Symmetrie herzuſtellen, nun ſelbſt abſchnitt und dieſe Kleidung ſo bequem fand, daß er ſich, beſonders zum Gebrauch beim Reiten, mehre derſelben neu verfertigen ließ, was bald nachgeahmt wurde; — 2) kurzes Jäckchen für Frauenzimmer.

Spencerſtanze (Poet.), wahrſcheinlich von Spencer 1) erfundenes oder zuerſt von ihm gebrauchtes Versmaß, beſteht aus einer Strophe von 9 jamb. Verſen mit dreifachem männlichen oder weibl. Reim; nämlich einem für den 1. und 3.; einem für den 2. u. 4., 5, und 7., und einem für den 6., 8. und 9. Vers; der letzte Vers iſt ein Alexandriner.

Spende, 1) Gabe, ein Geſchenk; — 2) die öffentl. Austheilung des Almoſens an Geld od. auch an andern nutzbaren Gegenſtänden; — 3) die Stiftung ſolch einer Austheilung.

Spenden (lat. Largitio, röm. Antiq.), beſonders als Getreideaustheilungen an das Volk, welche von Staatswegen geſchahen, waren bei den Römern eine wichtige und durch Geſetze geregelte Einrichtung. Schon ſeit alter Zeit ſorgte der Staat dafür, daß es den Bürgern Roms nicht an dem nöthigen Getreide fehle, und verkaufte es aus den Staatsmagazinen zu billigen Preiſen, wofür Aedilen und ſpäter der Praefectus annonae ſorgte. Zuweilen thaten Privatleute und Magiſtrate daſſelbe, ſowohl um ſich die Gunſt des Volks zu erwerben, als aus uneigennützigen, menſchenfreundlichen Motiven. Da der zu entrichtende Preis gewöhnlich ſehr gering war, ſo galt der Verkauf wie eine Schenkung und ward gewöhnlich als Donatio, Largitio und Divisio bezeichnet. Eine regelmäßige Getreideſpende ordnete aber C. Sempronius Gracchus in ſeiner Lex frumentaria zuerſt an, 123 v. Chr., ſo daß jeder Bürger ohne Rückſicht des Standes und Ranges das Recht hatte, monatlich eine gewiſſe Quantität Weizen, gegen die geringe Zahlung von $6\frac{1}{3}$ As für den Scheffel, in Empfang zu nehmen. Die Lex Appoleia des L. Appul. Saturninus 100 v. Chr. ſetzte den Preis des Scheffels auf $\frac{5}{6}$ As herunter. Q. Servilius Cäpio ſuchte die Abſtimmung gewaltſam zu verhindern, und wenn die Lex wirklich durchging, ſo hat ſie nicht lange beſtanden. Auch die Lex Livia des M. Livius Druſus, welche die gleiche Tendenz hatte, beſtand nur momentan. In jener Zeit, entweder vor oder nach der Lex Livia, wurde durch M. Octavius das ſempronische Geſetz mit einigen in ariſtokratiſchem Geiſt gemachten Modifikationen erneuert, ſo daß der Staatsſchatz weniger litt. Entweder wurde der Preis erhöht, oder die Scheffelzahl vermindert, oder die Zahl der Percipienten auf eine beſtimmte Norm gebracht. Noch weiter ging Sulla, welcher die Getreideſpenden ganz aufgehoben zu haben ſcheint. Lex Terentia Cassia 74 v. Chr. ſtellte die Largitionen wahrſcheinlich wieder her und führte den Preis der Lex Sempron. wieder ein. Auch ordnete ſie Zwangskäufe in den Provinzen an, welche die Statthalter beſorgen mußten. Zuweilen wurden durch Senatsbeſchluß noch außerordentlich Ge-

treideſpenden beſtimmt. Endlich wurde die Bezahlung für das Getreide durch Clodius ganz aufgehoben (59 n. Chr.). Als Pompejus durch die Lex Cornelia Caecilia die Cura annonae erhalten hatte, ließ er die neuen Bürger, welche noch nicht in der Tribusliſte ſtanden, eintragen, und vertheilte das Getreide reichlich. Auch Cäſar erkannte, wie nöthig die Sorge für den Unterhalt der unruhigen Plebs ſey, aber auf der andern Seite entgingen ihm auch nicht die aus dem unentgeltlichen Getreidevertheilungen entſpringenden Nachtheile, namentlich theils der Müſſiggang der Bürger und Vernachläſſigung des Ackerbaues, theils ein übermäßiges Anwachſen der Einwohnerſchaft Roms, indem vieles fremde Geſindel durch die verführeriſchen Getreideſpenden dahin gelockt wurde. Deshalb ſchaffte Cäſar zwar die Largitationen nicht ab, aber ſuchte ſie zu beſchränken und ſo unſchädlich als möglich zu machen. Im J. 45 v. Chr. (als Praefectus morum) hielt er einen unfeierlichen Recenſus (Nachſchätzung) der Bewohner Roms und ließ die Anſprüche derſelben auf das Bürgerrecht prüfen, wobei ſich fand, daß die Hälfte der Getreidepercipienten auf dieſes Vorrecht keine Anſprüche habe. Statt 320,000, welche bisher Getreide erhalten hatten, wurden nun blos 150,000 als wirklich berechtigt gefunden. Indem er nun allein dieſe 150,000 zu den Getreidevertheilungen zuließ, traf er folgende Beſtimmungen: 1) Solche, welche ſchon vorher gegolten hatten: a) daß nur die Bewohner Roms daran Antheil nehmen durften; b) daß jeder Bürger dazu berechtigt ſey, ohne Ausſchluß der Freigelaſſenen. Die moraliſche Würde machte keinen Unterſchied, außer wenn Jemand ein Verbrechen verübt hatte, welches Verluſt der Civität nach ſich zog. Ob Cäſar die Senatoren und Ritter ausdrücklich von der Perception ausſchloß, oder ob dieſe aus Stolz keinen Gebrauch mehr von ihrem Recht machten, bis es ein Kaiſer auch geſetzlich aufhob, iſt nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen. In den Quellen der Kaiſerzeit werden die Theilnehmer der Getreideſpenden meiſtens als Plebs Romana oder Populus Romanus bezeichnet. Bedeutend iſt aber die Frage, ob ein jeder Bürger als ſolcher das Recht auf die Spenden hatte, oder ob Cäſar nur die Aermeren dazu berief. Daß ſowohl von jeher als auch ſpäter nur die Aermeren an den Spenden participirt hätten, behaupten Viele. Allein dies ſind nicht Worte der Getreidegeſetze, ſondern Berichte der Schriftſteller über das faktiſche Verhältniß, nämlich daß die Getreideſpenden vorzüglich den Armen zu Gute kamen, was in der Praxis gar nicht anders ſeyn konnte. Daß die Wohlhabenderen bis in das erſte Jahrhundert der Kaiſerzeit durch die Geſetze von den Spenden ausgeſchloſſen worden ſeyen, wird nirgends geſagt; es finden ſich vielmehr einige Aeußerungen, nach welchen die genannte Wohlthat allen Bürgern zu Theil werden mußte. Die Vertheilung wurde aber von Cäſar noch nicht auf die männlichen Köpfe beſchränkt, eben ſo wenig auf ein gewiſſes Alter, denn Lex Iul. mnnic. 1. 4. 5. ſpricht von Pupillus und Pupilla. Auch in der Kaiſerzeit werden mehrmals unmündige Knaben unter den Getreideempfängern genannt. Daß aber unter den Kaiſern Frauen Theil nehmen durften, iſt nicht anzunehmen; aus Adrian Sent 11. 12. 14 erhellt vielmehr, daß ſie ausgeſchloſſen waren von den Congiarien, und wer an dieſen nicht participiren durfte, konnte es eben ſo wenig an den Getreideſpenden. Was die Art der Vertheilung ſelbſt betrifft, ſo geſchah dieſelbe nach alter Weiſe monatlich, erſt Octavian führte daneben eine dreimonatliche Vertheilung ein, je nachdem es die Percipienten vorzogen. Die Namen Aller waren auf eine eherne Tafel eingegraben; was noch in der ſpäteſten Zeit der Fall war. Der größern Leichtigkeit und der beſſern Kontrole wegen wurde die Vertheilung, wie früher, tribusweiſe vorgenommen, was ſich auch die ganze Kaiſerzeit hindurch erhielt. Die einzelnen Tribus ſcheinen ihre beſondere Kornmagazine gehabt zu haben. 2) Neue Einrichtungen Cäſars. a) Zuerſt beſtimmte Cäſar, daß die Zahl der 150,000 im Recenſus erfundenen Bürger die Norm für die Zukunft abgeben ſollte, ſo daß damit die Zahl der Getreideempfänger geſchloſſen ſey, und daß an die Stelle der Geſtorbenen der Prätor jährlich Andere durch das Loos zu ſtellen habe. Die ſich ſpäter Meldenden wurden aufgezeichnet, damit aus ihnen geloost werden könne. Ferner iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Cäſar b) den 150,000 Bürgern das Getreide nicht ganz umſonſt, ſondern zu einem mäßigen Preis gab, wie es früher Regel geweſen war; c) daß er den ganz Armen das Getreide gratis verlieh. Zu dieſem Behuf gab er ihnen Freikarten (tesserae, meiſt mit dem Zuſatz frumentariae bezeichnet), gegen deren Ablieferung ſie in den Magazinen ihre Monatsportion umſonſt erhielten. Nach Cäſars Tod geriethen ſeine guten Einrichtungen ſchnell in Vergeſſenheit, und die Zahl der angeblichen Bürger wuchs durch die Eindringlinge wieder ſehr heran, ſo daß Auguſt im J. 41 v. Chr. und bei den nächſtfolgenden Congiarien nicht weniger als 250,000 zu beſchenken hatte; im J. 5 v. Chr. waren es ſogar wieder 320,000; 2 v. Chr. aber hielt er, wie Cäſar, einen Recenſus, in welchem die Zahl der Percipienten auf 200,000 beſchränkt wurde. Octavianus erneuerte Cäſars Beſtimmungen: 1) jeder wirkliche Bürger erhält, wie vor Alters, monatlich eine gewiſſe Quantität Getreide gegen einen geringen Preis. Daß Octavianus das Getreide nicht regelmäßig allen Bürgern gratis gab, ergibt ſich aus den Berichten der Schriftſteller. 2) Eine Zahl ganz Armer erhält das Getreide ſtets umſonſt, und zwar machte Auguſt noch einmal ſo viel Freikarten, als Cäſar. Es wird Auguſts Sorge für die Herbeiſchaffung der nöthigen Lebensmittel an verſchiedenen Orten gerühmt, obgleich trotzdem mehrmals Noth und Theurung eintrat. Unter den folgenden Kaiſern wurde die Handlungsweiſe Auguſt's im Ganzen befolgt, d. h. ſie ſorgten für Zufuhr, um nicht Unruhen bei dem hungrigen Pöbel hervorzurufen, ſie verkauften das Frumentum publicum (frumentum plebis oder populi) zu mäßigen Preiſen, die ſtets

nach den Umſtänden normirt wurden, ſteigend und fallend, ſchenkten es auch zuweilen ganz als Congiarium, weshalb das Volk oft Panem et Circenses forderte, und ließen es regelmäßig nur einer gewiſſen Zahl der Armen gratis zukommen, welche die tessera bald ein für allemal erhielten, und dieſe nach und nach ganz als Eigenthum anſahen. Allmählig erfolgten aber in dem Getreideweſen wichtige Veränderungen, nämlich der Verkauf des öffentlichen Getreides an die Bürger hört immer mehr auf, eine Wohlthat zu ſeyn (namentlich wenn der Preis hoch geſtellt war), ja endlich wird das Getreide gar nicht mehr verkauft, ſondern die Piſtores erhalten daſſelbe, welche für Brod zu angemeſſenen Preiſen zu ſorgen haben, und das ganze Largitionsweſen nimmt ſonach immer mehr den Charakter als Verſorgung der Armen an (aufs Neue von Kaiſer Valentinian eingeſchärft 369 n. Chr.). Der Teſſera iſt nun nicht mehr eine Anweiſung oder Legitimationskarte für die Monatsportion, ſondern wird den betreffenden Armen ein für allemal gegeben und erhält deshalb die Bedeutung als Recht auf die kaiſerlichen regelmäßigen Spenden. Die Inhaber der Teſſera bilden in jeder Tribus eine eigenthümliche Korporation, welche ſogar den Namen der Tribus annehmen, ſo daß z. B. Tribus Iguvina ſo viel heißt als der Komplex der in dieſer Tribus befindlichen Armen, welche die Teſſera haben. Neben dieſer Umgeſtaltung iſt eine andere Veränderung zu erwähnen, nämlich, daß die Armen ſtatt des Getreides gebackenes Brod bekamen, annona civica genannt. Dieſes geſchah ſchon vor Aurelianus, denn von dieſem wird erzählt, daß er ſchwerere und anders geformte Brode gegeben habe. Die Piſtores backen das Brod und liefern es an die Orte, von denen es an gewiſſen Tagen (ſpäter täglich) von den Inhabern der Teſſera (Gradus) abgeholt wurde. Dieſe Orte waren Lokale, zu denen Stufen hinaufführten, wovon das Brod den Namen Panis gradilis erhielt; das ſchlechte hieß sordidus u. Ardiniensis, das feinere Bucelia. Die Austheilung geſchah alſo nicht im Amphitheater, ſondern gradibus ab altis. Dafür ſprechen auch die zahlreichen Darſtellungen auf Münzen. Daß Conſtantinus für das Getreideweſen ſorgte, bezeugen Orell. inscr. n. 3358 und die Rechtsquellen. Er führte die Brodſpende auch in Konſtantinopel ein für einige bevorzugte Korporationen (Scholae scutariorum clibanariorum) und für die Beſitzer neugebauter Hauſer (Panis aedificiorum), und geſtattete, daß die Percipienten ihr Recht verkaufen durften, was vorher mehrmals verboten worden war. Die Vertheilungen ſcheinen in Rom mit Theoderich ein Ende erreicht zu haben, in Konſtantinopel dauerten ſie weit länger, hingen aber ganz von des Kaiſers Willkür ab. (Vgl den Art. Largitio in Pauly's Realwörterbuch).

Spendeln, ſ. v. a. Stecknadeln.

Spendius, Anführer der Miethſoldaten im libyſchen Kriege.

Spener (Biogr.), 1) **Philipp Jakob**, der Reformator der evangeliſchen Kirche Deutſchlands im 17. Jahrh., wurde am 13. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-Elſaß, wo ſein Vater Rath und Regiſtrator des Grafen von Rappoltſtein war, geboren und erhielt ſeinen erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht von dem Hofprediger Stolle zu Rappoltſtein. Schon damals neigte er ſich zu den frommen Geſinnungen, welche ſeine Gönnerin, die Gräfin, in ihm erweckte. Nachdem er noch eine kurze Zeit das Gymnaſium zu Kolmar beſucht hatte, begann er zu Straßburg 1651 ſeine theologiſchen Studien, ward 1652 Magiſter, 1654 Führer der Prinzen Chriſtian und Ernſt Johann Karl von der Pfalz und hielt gleichzeitig philoſophiſche und hiſtoriſche Vorleſungen. In den Jahren 1659—1662 beſuchte er zu ſeiner weitern Ausbildung die Univerſitäten zu Baſel, Tübingen, Freiburg, Genf und Lyon. In letzterer Stadt erweckte der Jeſuit Meneſtrier von Neuem S.s Intereſſe für die Wappenkunde. Die Früchte dieſer Lieblingsbeſchäftigung waren das „Theatrum nobilitatis europ.“ (1668), „Commentarius historicus in insignia domus Saxoniae“ (1668), „Historia insignium illustrium“ (1680), „Insignium theoria“ (1690). Durch letztes Werk insbeſondere gründete S. in Deutſchland die wiſſenſchaftliche Behandlung der Heraldik. Zugleich wurde S. auf ſeinen Reiſen auf die Ueberzeugung geführt, daß der ſittlich religiöſe Sinn das Ziel jeder der drei getrennten chriſtlichen Kirchen ſeyn müſſe. In Straßburg ſetzte er nach ſeiner Rückkehr die akademiſchen Vorleſungen fort, wurde 1663 Freiprediger, 1664 Doktor der Theologie und erhielt 1666 das Amt eines Senior der Geiſtlichkeit in Frankfurt a. M. Als ſolcher begann er, durchdrungen von dem Gefühle, daß man in Gefahr ſtehe, das chriſtliche Leben über dem Buchſtabenglauben zu verlieren, ſeit 1670 in ſeinem Hauſe mit Einzelnen aus der Gemeinde Verſammlungen (collegia pietatis) zu halten, um in der gegenſeitigen Mittheilungsform und der größten Annäherung zwiſchen Lehrern und Gemeindegliedern den Zweck alles Predigens vollſtändiger zu erreichen. Zugleich beſchränkte er ſich im Gegenſatze mit den dogmatiſchen Kontroverspredigern auf das Praktiſche der chriſtlichen Lehre nach der heiligen Schrift. Seine reformatoriſchen Anſichten vom Kirchenthume ſprach er öffentlich in Schriften aus, namentlich in ſeinen frommen Wünſchen („Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Beſſerung der wahren evangeliſchen Kirche“), welche zuerſt als Vorrede zu Arndts „Poſtille“, dann auch beſonders (Frankf. 1675; neu herausgegeben von Feldner, Dresd. 1846) erſchienen, und in ſeiner „Allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Chriſten und rechtſchaffenen Theologen“ (Frankf. 1680, 12.), wozu ſpäter noch ſeine „Theologiſchen Bedenken“ (Halle 1700 ff., 4 Bde.) traten. Da S. für ein wahrhaftes Bedürfniß ſprach, ſo fand ſeine Wirkſamkeit beſonders unter den Volkslehrern vielfache Anerkennung und Nachahmung. Aber die aus ſeiner, auf richtigere Begriffe von Religion gegründete Beſtimmung des Weſens der Theologie folgerecht hervorgehende Verminderung des religiöſen Werthes der Schulgelehrſamkeit und des verbindenden Anſehens der Glaubensſymbole, die Geringachtung des bloß äußerlichen Ritus,

Digitized by Google

die Zuziehung der Gemeindeglieder zu engerer thätiger Theilnahme an der vom Seelſorger geleiteten Erbauung u. a. bewirkte, daß die gelehrten Theologen alten Styles faſt einmüthig gegen S. auftraten, nach der Streitart dieſer Zeit nicht die ganze Richtung bekämpfend, ſondern eine Menge einzelner Irrthümer rügend, über die ſich ein kleinliches Gezänk erhob, in das man die Gerichte der Fürſten hineinzog. Seit 1686 Oberhofprediger in Dresden konnte S. in dieſem Lande, das ſeit der Konkordienformel und Unterdrückung der melanchthonſchen Schule ein Hauptſitz der ſcholaſtiſchen Orthodoxie war, nur wenig wirken. Als er daher noch obendrein wegen ſeiner Sittencenſur des Hofes bei dem Kurfürſten Johann Georg III. in Ungnade fiel, ging er 1691 als Probſt und Inſpektor der Kirche zu St. Nikolai und Aſſeſſor des Konſiſtoriums nach Berlin. Aber die Menge ſeiner Anhänger vermehrte ſich mit jedem Jahre, und die von ihm ausgegangene pietiſtiſche Richtung erhielt jetzt auch einen eigenen wiſſenſchaftlichen Mittelpunkt oder eine Pflanzſchule in der vom Kurfürſten Friedrich III. von Brandenburg 1694 geſtifteten Univerſität Halle, deren theologiſche Lehrſtellen mit Spenerianern beſetzt wurden, unter denen auch der Stifter des Waiſenhauſes A. H. Franke war. Dies vergrößerte indeſſen den Kampf der beiden Parteien, und vor Allen traten jetzt die Theologen von Leipzig, Wittenberg, Gießen und Hamburg in die Schranken; namentlich ſtellte die theologiſche Fakultät zu Wittenberg (1695) durch den Profeſſor Deutſchmann eine Urkunde von 264 Irrthümern S.s auf, und Letzterem gelang es nicht, durch ſeine „aufrichtige Uebereinſtimmung mit der augsburgiſchen Konfeſſion" die Gegner zu beſchwichtigen. Selbſt nach ſeinem Tode (5. Febr 1705) wurde der Streit in höchſt zahlreichen Schriften bis gegen die Mitte des Jahrh. fortgeführt. Mochte S. auch in der reinpraktiſchen nicht zugleich wiſſenſchaftlichen Richtung ſeiner Reform zu weit gehen; mochten überdies auch ſeine zum großen Theil aus den Ungebildeten oder nicht wiſſenſchaftlich Gebildeten beſtehenden Anhänger in der Anwendung ſeiner Grundſätze manches übertreiben: ſo hat er doch das große Verdienſt, die Kirche auf ihre Gebrechen hingewieſen, vielen nachfolgenden Theologen die Richtung von bloßer Scholaſtik auf das Praktiſche ohne Aufgeben des bibliſch wiſſenſchaftlichen Sinnes mitgetheilt, und beſonders auch durch ſeine Vorträge, durch ſeine Schriften und übrigen Verhältniſſe für die Verbeſſerung der öffentlichen Religionsvorträge ungemein wohlthätig gewirkt zu haben, die Einrichtung des Katechismuspredigens iſt eigentlich S.s Werk; ebenſo ſtellte er zuerſt den Nutzen der öffentlichen Konfirmation ins Licht. Im J. 1835 wurde in der Nikolaikirche zu Berlin der Gedächtnißtag ſeiner vor 200 Jahren erfolgten Geburt feierlich begangen. Von ſeinen Schriften ſind noch bemerkenswerth: Das geiſtliche Prieſterthum, Frankf. 1677; 12. Berl. 1830; — Consilia et judicia theol., daſ., 1709, 3 Thle., 4.; — Letzte theologiſche Bedenken, Halle 1721, 3 Bde.; — Wahrhafte Erzählung deſſen, was wegen der ſogenannten Pietiſten vorgegangen, Frankf. 1697, 12; — Des thätigen Chriſtenthums Nothwendigkeit und Mühſeligkeit, daſ. 1679; — Evangeliſche Lebenspflichten in einem Jahrgange, Predigten, daſ. 1692; — Evangeliſcher Glaubenstroſt, daſ. 1694. — Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften findet ſich in Gleichen, „Annales ecclesiastici", Dresden 1730, 2 Thle., S. 468 ff. Vergl. Hoßbach, Ph. J. Spener und ſeine Zeit, Berlin 1828, 2 Bde.; — Wildenſohn, Ph. Jak. Spener, eine Geſchichte vergangener Zeiten für die unſere, 2 Bde., Leipzig 1842, und Thilo, Spener als Katechet, Stuttg. 1847. — 2) Jakob Karl, Rechtsgelehrter, geb. 1684 zu Frankfurt a. M., Sohn des Vorigen, ſtudirte in Helmſtädt Theologie, in Leyden die Rechte, war Profeſſor der Rechte in Halle und dann in Wittenberg, † 1730. Schrieb: Hist. Germaniae, Leipz. 1716, 2 Bde.; — Notitia Germaniae antiquae, Halle 1717, 4.; — Deutſches Jus publicum, Frankf. 1723, 7 Bde. (unvollendet). — 3) Johann Karl Philipp, geb. 1749 in Berlin, Buchhändler daſelbſt, begründete die Speneriſche Zeitung, überſetzte Stauntons Reiſe der brit. Geſandtſchaft nach China unter Macartney, Cooks erſte Erdumſeglung aus dem Engl., gab mit W. A. Schmidt den „Kalender der Muſen und Grazien" auf 1795 heraus und überſetzte von 1772—1792 faſt alle zu Berlin aufgeführten ital Opern. S. † 1827.

Spengawsken, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; 200 Einw.

Spenge, preuß. Pfarrdorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Minden, Kr. Herford; bildet mit den Ortſchaften Spengerheide, Heiſterſiek, Kiskee, Neuenfeld, dem Gute Mühlenburg und Werburg, den Höfen Barrenhölzerhöfe eine Gemeinde; 1850 Einw.

Spengler (Biogr.), 1) Wolfgang u. Sebaſtian, zwei tüchtige Glasmaler zu Konſtanz, noch um 1653. Der erſte ſchenkte dem Stadtrath einen auf Glas gemalten Schild, die Arbeiten einer Münzſtätte vorſtellend, der noch auf dem Rathhauſe vorhanden iſt. Sebaſtian lieferte eine ſchwarz ausgeführte Kreuzigung, die ebenfalls noch vorhanden iſt. — 2) Lorenz, Elfenbeinarbeiter, geb. zu Schaffhauſen 1720, erlangte früh als Kunſtdrechsler Ruf und kam 1743 nach Kopenhagen, wo ſeine Arbeiten mit ſolchem Beifall aufgenommen wurden, daß er 1771 die Stelle eines k. Kunſtkammerverwalters erhielt. Er lieferte ausgezeichnet feine und ſchöne Arbeiten in Elfenbein, deren einige in der Kunſtkammer zu Kopenhagen aufbewahrt werden, wie eine kunſtreiche Pyramide von Elfenbein mit Bildwerken u. A. Er fertigte auch Porträtmedaillons von Elfenbein und Bildniſſe in Wachs, die ſehr geſchätzt ſind, ſtach ferner in Kupfer und fertigte ſinnreiche phyſikaliſche Inſtrumente. † zu Kopenhagen 1807. — 3) Johann Konrad, Zeichner und Elfenbeinarbeiter, Sohn des Vorigen, dem er in deſſen Stelle eines Verwalters der k. Kunſtkammer folgte, wurde ſpäter Direktor des k. Muſeums

Digitized by Google

und der Gemäldegallerie und Staatsrath. Er gab mit Brönſtedt, J. E. Lund und N. B. Kroſſing die Gemälde des k. Muſeums in lithographirten Abbildungen heraus. Wir haben von ihm auch einen „Katalog over del Kong. Billedgallerie paa Christiansborg“, Kopenh. 1827, „Artistiske Efterretninger som Bidrag til dansk Kunsthistorie“, daſ. 1818, u. „Marcus Tuschers Leonetsbeskrivelse“, daſ. Ueber die Kunſtſammlung ſeines Vaters Lorenz gab er 1809 eine „Kort Udsigt over den Spenglerske Malerie-Samling“ heraus.

Spenner, F. K. L., Botaniker, Profeſſor der Naturgeſch. zu Freiburg; ſchrieb: Flora Friburg., Freib. 1825—29, 3 Bde.; — Handbuch der angewandten Botanik, daſ. 1834—36. Nach ihm iſt die Pflanzengattung Spennera benannt.

Spennera (Bot.), nach Martius, Gatt. der Melastomaceae *Mart.* Gegen 20 Arten, meiſtens braſilianiſch. Sommergewächſe; bekannteſte: S. aquatica und S. rubricaulis *Mart.*

Spenorara, kleiner Schnellſegler mit 6 Rudern im mittelländiſchen Meere.

Spenrath, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Grevenbroich; 190 Einw.

Spenſer, ſ. v. a. Spencer.

Speo (Gasterop.), nach Riſſo, ſ. v. a. die Schneckengattung Actäon (ſ. d.).

Speothos (foſſ. Säugeth.), nach Lund, foſſiles Hundegeſchlecht, von Canis nur durch den Mangel des einen höckerigen Backenzahnes und durch eine etwas weniger verlängerte Schnauze unterſchieden. Die einzige Species: S. pacivora, fand Lund in den braſilianiſchen Knochenhöhlen neben zahlreichen Knochen der Pahas.

Spera (ital., Mollusk.), ſ. v. a. Arca Noae *L.*, ſ. Archenmuſcheln.

Sperandio (Biogr.), 1) Bildhauer und Medailleur von Mantua, einer der berühmteſten Künſtler des 15. Jahrh., aber nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt. Seinen Namen verherrlichen viele Bildnißmedaillons. S. fertigte auch Büſten und goß ſolche in Bronze. Er iſt der ungenannte Urheber der Büſte Mantegna's an deſſen Grabmale in St. Andrea zu Mantua, welche als eines der lebensvollſten Bilder dieſer Art bezeichnet werden muß. In ſeinen Medaillons, die ebenfalls gegoſſen ſind, erſcheint dieſe Kunſt auf einer viel höhern Stufe, als ſie Vittore Piſanello gebracht hatte, der Vorgänger S.s. Die des Herzogs Federico von Urbino, des Rechtsgelehrten Aleſſandro Tartagni, des Bono Avogario, des Rechtsgelehrten Andrea Barbazza u. a. ſind Meiſterwerke erſter Art. Er arbeitete ſchon um 1447, viele Jahre am Hofe des Herzogs von Ercole von Ferrara. Er † um 1528. — 2) Giovanni, Maler u. Architekt, wahrſcheinlich von Mantua gebürtig, wurde von der Erzherzogin Anna Katharina, der Gemahlin Ferdinands II. von Tyrol, nach Innsbruck berufen, wo ihm 1614 der Bau der Kirche und des Kloſters der Serviten übertragen ward, welchen er in zwei Jahren vollendete. S. blieb in Innsbruck, und ſeine Nachkommen ſchreiben ſich nun Hoffingott Er ſelbſt nannte ſich Spera in Dio.

Speransky, Michael, ruſſiſcher Staatsmann, wurde 1771 im Gouvernement Wladimir, der Sohn eines Geiſtlichen, geboren und beſuchte, nachdem er den erſten Unterricht in einem Seminarium erhalten, die geiſtliche Akademie zu Petersburg, wo er ſich beſonders der mathematiſchen Wiſſenſchaften ſo befleißigte, daß er ſchon im 21. Jahre eine Profeſſur der Mathematik und Phyſik bei jener Akademie erhielt, die er bis zum J. 1797 bekleidete. Von Alexander kurz nach ſeiner Thronbeſteigung 1801 zum Staatsſekretär beim Reichsrathe ernannt, entwickelte S. in dieſer Stellung außerordentliches Talent und Umſicht. Er verfaßte die wichtigſten Staatsſchriften jener Periode, organiſirte 1802 das Miniſterium des Innern neu und trat 1808 an die Spitze der Geſetzeskommiſſion, welche ihm einen feſtern und folgerechtern Geſchäftsgang verdankt; ingleichen wurde er mit der Organiſation des Reichsraths beauftragt und beendete auch dieſe Obliegenheit mit unglaublicher Schnelle und zur vollen Zufriedenheit des Kaiſers, in deſſen Gunſt er mit jedem Jahre ſtieg. Schon 1808 wurde er Kollege des Juſtizminiſters und Staatsrath und 1809 wirkl. Geh. Rath. Es gab vielleicht nie einen Staatsſekretär in Rußland, der das Vertrauen des Kaiſers in ſo hohem Grade genoß und ſo unbedingten Zutritt zu dem Monarchen hatte, als S. in den Jahren 1808—12. Als Oberdirektor der Univerſität Abo bewirkte er eine Verbeſſerung der Unterrichtsmethode, ſowie eine bedeutende Vermehrung des Schulfonds. Während aber ſo ſein Einfluß immermehr ſtieg, zog ſich ein Ungewitter über ſeinem Haupte zuſammen. Man ſchrie über Neuerungen, ohne doch weder ihre Beſchaffenheit noch die gebietende Nothwendigkeit zu berückſichtigen, durch welche ſie herbeigeführt wurden. Ohne Stütze und Vermögen, mehr Sach- als Menſchenkenntniß beſitzend, ſtand S. allein auf dem Kampfplatze und mußte unterliegen. Er wurde zuerſt nach Niſchi-Nowgorod, dann nach Perm in die Verbannung geſchickt. Es geſchah zwar unter dem Vorwande, als ſey ſeine perſönliche Sicherheit durch die Nähe der Franzoſen g fährdet; doch bezog er ſtatt ſeiner frühern hohen Einkünfte anfangs gar keinen, ſpäter nur einen ſpärlichen Gehalt. Im J. 1814 geſtattete man ihm, ein kleines Landgut 25 M. von Petersburg zu beziehen. Hier widmete er ſeine Zeit der Erziehung ſeiner Tochter, dem Landbau und den Wiſſenſchaften, als er unerwartet in den Staatsdienſt zurückberufen wurde. Er erhielt das Gouvernement der Provinz Penſa und 1819 das Generalgouvernement von Sibirien. In letzterer Stellung wirkte er für das Schickſal der Verbannten und Angeſiedelten zwei Jahre hindurch ſehr ſegensreich, bis er im März 1821 nach 9jähriger Abweſenheit von Petersburg mit allen Beweiſen der Huld vom Kaiſer Alexander am Hofe wieder aufgenommen und zum Mitglied des Reichsraths ernannt wurde. Auch beim Kaiſer Nikolaus ſtand S. in hoher Gunſt, und ſeiner Sorgfalt wurde die Sammlung des ruſſ. Geſetzbuches, welche der Kaiſer anbefahl, anvertraut. Während dieſer Arbeit ſchrieb er das ſehr gediegene Werk, deſſen franz. Ueberſetzung

Digitized by Google

den Titel führt: „Précis des notions historiques sur la reformation du corps de lois russes etc.“, (Petersb. 1833). Er † zu Petersburg am 23. Febr. 1839; kurz zuvor hatte ihn der Kaiſer zur Anerkennung ſeiner groſzen Verdienſte im Fache der Geſetzgebung in den Grafenſtand des ruſſ. Reiches verſetzt. S. war von intereſſanter Perſönlichkeit. Einmal geſehen, konnte man ſeine Phyſiognomie nicht wieder vergeſſen; ſeine Schickſale und ſeine ganze politiſche Wirkſamkeit ſchien darin abgeprägt zu ſeyn.

Speranza, Sebaſtiano, Bildhauer, Schüler Bernini's, dem er ſpäter bei mehren Arbeiten zur Seite ſtand, wie bei der Ausführung des Grabmales der Gräfin Mathilde in der St. Peterskirche, welches H. Frezza für Bonami's „Hist. templi Vaticaue“ geſtochen hat. Fertigte auch ſchöne Modelle nach antiken Bildwerken.

Speranza von Montefelteo, ſ. v. a. Montefelteo.

Speratus, Paul, einer der vorzüglichſten alten Choral-Komponiſten, aus dem edlen Geſchlechte der von Spretten in Schwaben, geb. 1484, ſtudirte lange in Frankreich und Italien, trat ſpäter zum Proteſtantismus über, wurde auf Empfehlung Luthers Hofprediger des Markgrafen Albrecht von Preuſzen, 1529 Biſchof zu Pomezan und † den 17. Septbr. 1554. Die bekannteſte der von ihm herrührenden Choralmelodien iſt: „Es iſt das Heil uns kommen her“ ꝛc.

Sperbaum (Bot.), ſ. v. a. Sperberbaum, Sorbus domestica *L.*

Sperbel (Bot.), ſ. v. a. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*

Sperber (Biogr.), Jul., ſ. Alchemie.

Sperber, I. (Ornith.), ſ. v. a. Falco Nisus *L.*; — II. (Entom.), ſ. v. a. Taubenſchwanz, Macroglossa Stellatarum *Ochsenh.*

Sperber, 1) (Artill.), ſ. Kanone; — 2) (Chir.), ſ. v. a. Accipiter, ſ. Naſenbinden.

Sperberbaum (Bot.), ſ. v. a. zahme Ebereſche Sorbus domestica *L.* — Wilder S., ſ. v. a. Crataegus torminalis *L.* Pyrus torminalis *Ehrh.*

Sperberbeere (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Sauerdorn, Berberis vulgaris *L.*

Sperbereule (Ornith.), Eulengatt., ſ. v. a. Surnia *Vieill.*, ſ. Noctua. Gemeine S., ſ. v. a. Noctua (Surnia) nisoria *Wolf.*

Sperbergarn, eine Art, wie Fiſchreuſen geſtellter, Garnſäcke.

Sperbergrasmücke (Ornith.), ſ. v. a. Curruca nisoria *Bechst.*

Sperberholz (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Sperberkopf (Bot.), ſ. v. a. Cicer arietinum *L.*

Sperberkraut (Bot.), 1) ſ. v. a. gemeine Becherblume, Poterium Sanguisorba *L.*; — 2) ſ. v. a. gemeiner Wieſenknopf, Sanguisorba officinalis *L.*

Sperberſchieſzen, geſchieht mit der Flinte und Schrot Nr. 4, beim Horſt, wie das Schieſzen von Habichten und Falken. Der Jäger ſtellt ſich im Verborgenen an und ſchieſzt, wenn der Sperber bauet oder füttert, die Alten nebſt den Jungen herab. Auf der Krähenhütte werden ſie aus den Schieſzlöchern erlegt, wenn ſie, durch eine ausgeſtellte Taube oder einen Uhu angelockt, auf Krackeln fuſzen.

Sperbersdorf (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) (Sperbershof), Böhmen, Kr. Saaz, Herrſch. Rothenhaus; 220 Einw.; — 2) Mähren, Kr. Olmütz, Herrſch. Sternberg; 140 Einw.

Sperberwürger (Ornith.), ſ. v. a. Vanga *Buff.* Untergattung von Lanius *L.* (ſ. d.).

Sperbirne (Bot.), ſ. v. a. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*

Spercha (ital., Ichthyol.), ſ. v. a. Buchſtabenfiſch (ſ. d.), Serranus Scriba *L.*

Sperchea (a. Geogr.), Flecken in der theſſaliſchen Landſchaft Phtiotis an der Mündung des Spercheus in den Sinus Maliacus (Ptol. III, 13, 17).

Spercheus (a. Geogr.), Fluſz im Süden Theſſaliens, der auf dem Gebirge Tymphreſtus entſpringt, im öſtlichen Lauf das Gebiet der Aenianen in der Landſchaft Malis in Theſſalien durchflieſzt, den Inachus, Dryas, Melas und Aſopus als Nebenflüſſe in ſich aufnimmt und in den innerſten Winkel des Sinus Maliacus fällt; jetzt Elledha. Mythologiſch heiſzt er ein Sohn des Oceanus und der Gäa. Ihm weihte Peleus das Haar ſeines Sohnes Achilles, damit er glücklich heimkehre.

Spercheus (Entom.), nach Fabricius, Beutelkäfer, Gattung der Coleoptera pentamera Palpicornia *Latr.*, der Horde der Thierfreſſer und der Zunft der Mordkäfer nach Oken, unter Hydrophilus *Geoffr.* Charakter: Fühler ſechsgliederig; Vorſprung des Kopfes ausgerandet; Schienbein dornlos. Unter mehren Arten bekannteſte: S. emarginatus *Fabr.* Oben ſchwärzlich roſtroth, unten ſchwarz; Flügeldecken erhaben linirt. Panzer, Faun., XCI, 4.

Sperchia (a. Geogr.), Ort in Hellas, zwiſchen dem Aous und Theſſalien, vielleicht an den Quellen des Spercheus (Liv. XXXII, 13).

Sperchius (a. Geogr.), Ort in Doris (Plin. IV, 7, 13).

Sperenberg, preuſz. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; Filialkirche; 300 Einw.

Sperenſtich (Bot.), Enzianart, ſ. v. a. Gentiana cruciata *L.*

Spergau, preuſz. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. und Kr. Merſeburg; 650 Einw.

Spergel (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Spergula *L.*

Spergella (Bot.), nach Reichenbach, Untergattung von Spergula *L.*, die nebenblattloſen Arten enthaltend.

Sperger, Johann, groſzer Kontrabaſz-Virtuoſe, gebildet zu Wien, ſtand an 25 Jahre als Hof- und Kammermuſikus in der Hofkapelle des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin und † am 14. Mai 1812. Er ſchrieb mehre Orcheſter-Sinfonien, 3 Violin-Quartette, Flöten-Trios, Duetten, Viola- und Violoncellkoncerte, Harmoniepartien und dergl.

Sperges, Joſeph, Freiherr von, bekleidete hohe Staatsämter in öſterreichiſchen Dien-

Digitized by Google

ſten und war überall der wärmſte Beförderer der Kunſt. Auf ſeine Veranlaſſung erſchien die berühmte Karte von Tyrol von P. Annich. Nach ſeiner Erfindung ſind mehre Medaillen, die von 1766 an in der öſterreichiſchen Lombardei erſchienen ſind. Maulbertſch malte 1775 nach ſeinen Kompoſitionen den Plafond des Rieſenſaales in der Hofburg daſelbſt. † zu Wien als wirklicher Hofrath in auswärtigen Geſchäften 1791.

Spergula (Bot.), nach Linné, Spergel, Gattung der Caryophylleae *Juss.*, der Portulacaceae *Rchb.*, Decandria Pentagynia *L.* Charakter: Kelch fünfblättrig; Blumenblätter fünf, ganz; Staubgefäße 5—10; Fruchtknoten vieleiig; Griffel fünf; Kapſel fünfklappig, vielſamig; Blüthe weiß. Einjährige oder ausdauernde niedrige Kräuter faſt in allen Ländern, von 24 Arten ſind zu bemerken: 1) S. arvensis *L.*, Ackerſpergel, Spark, Ackerſpark, Knöterich, Ackerknöterich, Knierig, fr. Spargoute, engl. Spurry, wend. Golleka, ſchwed. Fryle Spergel. Einjähriges, 1—2 Fuß hohes Kraut auf Sandboden durch ganz Europa. Blätter linealiſch-pfriemlich, gebüſchelt-quirlich, grannenlos, oberſeits konvex, unterſeits mit einer Furche durchzogen, an der Baſis frei, nebenblättrig; Blüthenſtiele nach dem Verblühen herabgeſchlagen; Samen kugelig-linſenförmig, von feinen Körnchen etwas rauh oder von kurzen Härchen feinwarzig, mit einem ſchmalen, glatten Flügelrande umgeben. Es finden ſich drei Spielarten: a) S. sativa *Koch*. Samen ſammtſchwarz, kahl, von ſehr feinen Punkten rauh; b) S. vulgaris *Koch.*, Watergeil in Weſtphalen. Samen mit weißlichen, zuletzt bräunlichen Würzelchen; c) S. maxima *Koch*, *Weihe.*, *Reichenb.*, Jc., Taf. 513. Samen wie bei b), aber dreimal ſo groß. Dieſe letzte Spielart hat ſich im dürren Sandboden als gute Futterpflanze bewährt u. iſt von verſchiedenen Seiten beſonders für Niederſachſen, Weſtphalen und das Voigtland zum Anbau empfohlen worden. Wir fügen daher über Kultur u. Anwendung derſelben zunächſt nach Schwarz noch Folgendes bei: Der Ackerſpergel iſt ein vierteljähriges Gewächs und das eigentliche, wohl einzige Futterkraut ſolcher dürren Sandgegenden, wo weder Klee noch Gras fortkommt. Freilich gedeiht er beſſer auf gutem Sandboden und lehmigen Sand. So wie aber der Boden ſchwerer wird, bleibt er weniger anzurathen. Auf gutem Boden, der Klee zu tragen im Stande iſt, lohnt der Spergel nicht zureichend. Er iſt und bleibt daher nur eine Gabe für ſchlechtere Sandländer. Sowohl grün als gedörrt iſt der Spergel ein vorzügliches Futter, um Milch und Futter bei den Kühen zu vermehren. Die Butter zumal wird als ſehr nachhaltend für die Kühe geſchätzt. Das Samenſtroh hat nicht weniger Werth als das Wieſenheu. Er wird gewöhnlich dem Vieh des Winters in der Siede gereicht. Ein noch köſtlicheres Futter gewährt das Spergelheu, wie auch der Samen, der die Oelkuchen bei Weitem übertrifft. Der kurzen Zeit ſeiner Vegetation wegen — acht Wochen reichen dafür hin — läßt ſich der Spergel nicht bloß als Nachfrucht ſäen, ſondern auch zwiſchen zwei unmittelbar auf einander folgende Wintergetreide-Ernten im Herbſt einſchalten, ohne daß die neu zu ſäende etwas dadurch verſtöre. Sie gewinnt vielmehr, wenn der Spergel auf dem Felde abgefütert wird, ſo daß der Folgeroggen beſſer geräth, als wenn kein Spergel eingeſchaltet worden wäre. Auf ſolche Weiſe erzeugt er Dung, ohne welchen zu fordern. In der Qualität des Nahrungsſtoffes endlich geht er dem Klee und Herbſtgras um Vieles vor. Der Spergel wird entweder als Brachfrucht oder als Stoppelfrucht angebaut. Im erſten Fall geſchieht es theils der Samenerzeugung wegen, theils um dem Felde eine kleine Unterbrechung von dem alljährlichen und ununterbrochenen Roggentragen zu gönnen, theils um dem Stallfütterungswirthe, der mit keinem Klee verſehen iſt, im Sommer einiges Futter für ſeine Kühe darzubieten. In letzterem Falle ſucht man ihn von Zeit zu Zeit zu ſäen und fängt mit dem März an, wo er dann ſchon im Mai gemähet werden kann. Will man davon zu Samen ſtehen laſſen, ſo wird dieſer ſchon vor Johannis reif und kann zur neuen Saat in demſelben Jahre dienen. Man kommt darin überein, daß der Brachſpergel auch dann, wenn er Samen getragen hat, die beſte Vorbereitung zum Roggen ſey. Anderer Spergel, als ſolcher, welcher Samen abgetragen hat, wird ſelten zu Heu gemacht. Weit häufiger kommt der Spergel in der Stoppel als Herbſtweide vor. Das Vieh wird allemal darauf angepfählt, ohne welches es zu viel Futter zertreten, auch Gefahr laufen würde, ſich zu überfreſſen und aufzulaufen. Man hat beobachtet, daß die Kühe, von der Spergelweide heimkehrend, ſich mit Begier auf das Haidekraut werfen, welches ſie ſonſt kaum im äußerſten Hunger anrühren. Man gibt dieſem Inſtinkt gern nach. Der Spergel erfordert nur eine ſehr einfache Beſtellung. Man pflügt die Getreideſtoppel ganz flach und ſo ſchnell als möglich hinter der Ernte um, — Tiefpflügen oder Zweimalpflügen taugt durchaus nicht, — eggt leicht weg, ſäet, eggt und walzt. Je mehr die feuchte Krume durch die Egge zertheilt, und je feſter ſie durch die Walze angedrückt wird, um ſo beſſer geräth der Spergel. Ungeachtet der Feinheit des Samens, will er dicht ausgeworfen ſeyn. Man ſäet 80—100 Litre auf den Hektar (5 Vierling auf den würtemberger Morgen). Dem Brachſpergel bekommt ein Ueberfahren mit Jauche außerordentlich wohl. Im März geſäet, wird er Ende Mai oder Anfangs Juni gemäht. Er gibt dann 30 einſpännige Fuder vom Hektar, worauf man nicht ſelten noch Kartoffeln folgen läßt. Er kann ungefähr dem Ertrage eines Kleeſchnittes auf ähnlichem Boden gleichgeſtellt werden. Er iſt nicht ſchwer zu hauen; man verfährt dabei gleich dem Klee. Auch ein langer Regen ſchadet ihm im abgemäheten Zuſtande nicht. Es iſt nur der Frühſpergel, von dem ſich Samen ziehen läßt. Der vom Herbſt kommt nicht leicht mehr zur Reife. Iſt der Samen zeitig, worauf man aber, des Ausfallens wegen, nicht zu lange

Digitized by Google

warten darf, ſo mäht man die Pflanze nb und behandelt ſie wir Heu, odrr trocknet ſie auf aufrecht ſtehenden Stangen, um weche ſie auſ eine eigene Art, wie eine Wurſt, gerollt werden. Der Spergel bringt ſehr reichlich Samen, drr, auf einrr Oelmühle zermalmt, ein treffliches Pferdefutter gibt. Dem Hornvirh wird es in drr Siede, alſo im beiß angebrühten Zuſtundr, gegeben, ohne welches er von dieſer Viehgattung nicht verdaut wird. Die gute Wirkung davon auſ Milch und Butter iſt auffallend. Schkuhr, Bot. Handb., Taf. 125. — 2) S. pentandra *L.*, fünfmänniger Sprrgel. Sommergewächs auf trocknen, ſandigen Boden faſt in ganz Deutſchland. Der vorigen Art ſehr ähnlich, untrrſcheidet ſich aber durch dir geringere Größe aller Theile, durch den dünnern, weniger äſtigen, nach unten gewöhnlich röthlichen Stengel, durch die 8—10 borſtrnförmigen, graugrünrn Blätter, dir in einem Quirl ſtehen, durch 5 Staubfäden und durch die mit rinem häutigen Flügel umgebenen Samen. Lam., Ill., Taf. 392, Fig. 2. — Die Gattung iſt der Typus der Sperguleae *Rchb.* und Andere, welche rine Untergruppe der Portulacaceae Mollugineae *Rchb.* bilden; nach Oken machen ſie unter dem Namen Ader-Blumenpflanzen oder Sparke (ſ. d.) die 2. Zunft der 12. Klaſſe aus.

Spergularia (Bot.), nach Presl, Pflanzengattung. Arten unter Spergula und Arenaria.

Spergulaſtrum (Bot.), nach Michaux, Gattung der Caryophylleae *Dec.* Drri Arten, einjährige Pflanzen in Nordamerika; brkannteſte: S. gramineum *Michx*, Stellaria graminea *Cham.* In Penſylvanien.

Sperguleae (Bot.), ſ. Sprrgula.

Spergulus (Bot.), nach Brotero, Pflanzengattung. Art: S. droseroides *Brot.*, ſ. v. a. Drosera lusitanica.

Speritz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Selau; 130 Einw.

Sperk (Ornith.), ſ. v. a. Sperling, Fringilla domestica *L.*; — 2) (Bot.), ſ. v. a. Spergel, Spergula arvensis *L.*

Sperkerholz (Bot.), ſ. v. a. Faulbaum, Rhamnus Frangula *L.*

Sperling (Ornith.), ſ. v. a. Fringilla domestica *L.*

Sperling (Geogr.), preuß. Amtsſitz. Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; Vorwerk; 270 Einw.

Sperling (Biogr.), 1) Johann Heinrich, Maler von Hamburg, um 1660 geboren u. unter unbrkannten Verhältniſſen gebildet, malte Bildniſſe und Idealköpfe. † zu Hamburg. — 2) Johann Chriſtian, Maler, Sohn des Vorigen, 1691 zu Halle geboren, beſuchte die Akademie zu Leipzig, wurde 1710 als Hofmaler nach Ansbach berufen und ging ſpätrr nach Rotterdam, wo er drn Unterricht des A. von der Werff genoß, der ihn als ſeinen beſtrn Schüler erklärte, und in deſſen Weiſe er Bildniſſe und kleine hiſtoriſche Bilder malte. In der Gallerie zu Dresden iſt ein Gemälde mit Vertumnus u. Pomona, und aus der Gallerie von Salzdahlum ſtammt eine Venus mit ſich ſchnäbelnden Tauben. Kompoſitionen von ſeiner Hand, von Windter radirt, findet man in Neukirchs Ueberſetzung des Telemach, Ansbach 1727, Fol. S. † zu Ansbach 1746. — 3) Hieronymus, Kupferſtecher geb. zu Augsburg 1695, Schüler von Kraus und Preißler in Nürnberg, hatte den Ruf eines vorzüglichen Künſtlers ſeines Faches. Seine Blätter ſind noch ſchätzbar. Er heirathete die Miniaturmalerin Katharina Heckel und † zu Augsburg 1777. — 4) Karl Gottfried, Bürgermeiſter von Königsberg und preußiſcher Landtagsabgeordneter, 1804 in Raſtenburg, wo ſein Vater Gutsbeſitzer war, geboren, erhielt eine vorzügliche Erziehung, ſtudirte zu Königsberg die Rechte und wurde Aſſeſſor des dortigen Oberlandesgerichtes, dann Syndikus des Magiſtrats und ſpäter Bürgermeiſter. Durch ihn hat ſich das ſtädtiſche Armenweſen bedeutend gehoben, und mehre nützliche Anſtalten verdanken ihm ihre Entſtehung. Als der vereinigte Landtag berufen wurde, gab ihm das Vertrauen ſeiner Mitbürger einen Platz in demſelben. Die Erwartung der Königsbergrr, daß ihrr Vertreter der berühmten Stadt durch Beredtſamkeit und in die Augen ſpringende ſtändiſchr Thätigkeit einen neuen Glanz verſchaffen würden, wurde durch den Erfolg jedoch nicht gerechtfertigt, da die Königsberg angehörenden Mitglieder ſich ziemlich ſchweigſam verhielten. In ſeinrr Parteiſtellung gehörte S. zu Denjenigen, die ſich an Vincke anſchloſſrn. Er ſtimmte für die Periodicität des Landtages und gegen die Oſteiſenbahn, „da rr nicht als Vertreter provinzirllrr Intereſſen, ſondern im Namen des Vaterlandes daſtehe und gewiſſenhaft nicht anders könnr." Dies hinderte aber nicht, daß derſelbe Mann, dem der provinzielle Standpunkt ein zu berngter war, in anderen Fragen den noch kleinlicheren des ſtädtiſchen Intereſſes ſeiner Kommittenten einnahm und ſich unter Anderm zum Schutzrrdner der Mahl- u. Schlachtſteuer machte. In der Debatte über die Emancipation der Juden hatte er das Referat über dieſr Angelegenheit und ſprach als der Letzte in der Rrihe Derjenigen, die über das Princip des Geſetzes zu Gunſten der Juden das Wort ergriffen hatten. Bei ſeiner Rückkehr vom vereinigten Landtage rhrten ihn die Bürger Königsbergs durch einen feſtlichen Empfang. Später war er Mitglied des ſtändiſchen Ausſchuſſes in Berlin, wo er mit Anderen dir Verwahrung unterzeichnete, daß dem Ausſchuſſr die Befugniſſe des vereinigten Landtages mit rechtlicher Gültigkeit nicht beigelegt werden könnten.

Sperlinga, ital. Flecken, Inſel Sicilien, Intendantur Catana, weſtlich von Nicoſia, am Fuße eines Berges, auf welchrm ein feſtes Schloß liegt. Er iſt berühmt geworden durch die Weigerung der Einwohnrr, an der Ermordung der Franzoſen während der ſogrnannten ſicilianiſchen Veſper Theil zu nehmen.

Sperlinge (Ornithol.), ſ. v. a. Paſſeres nach Wagler die 11. Ordnung der Vögel mit den Sippen: Psittacopis, Loxia, Phytotoma, Emberiza, Fringilla, Ploceus; ſ. Paſſeres.

Sperlingia (Bot.), nach Vahl, Gattung der Asclepiadeae *Vahl*. Zwei Arten: S. opposita und S. verticillata *Vahl*, Schlingſträucher in Oſtindien.

Sperlingsammer (Ornith.), ſ. v. a. Rohrammer, Emberiza Schoeniclus *L.*, ſ. Ammer.

Sperlingsbaum (Bot.), ſ. v. a. gemeine Ebereſche, Sorbus aucuparia *L.*

Sperlingsberge, ſ. Moskau.

Sperlingsdorf, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; im danziger Werder, Kapelle, Filialkirche; 190 E.

Sperlingseule (Ornith.), ſ. v. a. gemeiner Kauz, Noctua passerina *L.*

Sperlingsfalk (Ornith.), ſ. v. a. Falco caerulescens *Vigors*.

Sperlingsholm, Ort, ſ. Halmſtad.

Sperlingskauz (Ornith.), ſ. v. a. gemeiner Kauz, Noctua passerina *L.*

Sperlingsmeiſe (Ornith.), ſ. v. a. Tannenmeiſe, Parus ater *L.*

Sperlingsmilbe (Arachnid.), ſ. v. a. Sarcoptes passerinus *Deg.*

Sperlingspapagei (Ornith.), ſ. v. a. Sperlingsſittich, Psittacus passerinus *L.*

Sperlingsſchnabel (Bot.), ſ. v. a. kurzer Hafer (ſ. d.), Avena brevis *Host*.

Sperlingsſittich (Ornith.), ſ. v. a. Sperlingspapagei, Psittacus passerinus *L.*

Sperlingsſpecht (Ornith.), ſ. v. a. Grasſpecht, Picus minor *L.*

Sperlingsvogel (Ornith.), ſ. v. a. die Ordnung der Paſſeres (ſ. d.).

Sperlingswinkel, preuß. Ortſchaft, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Freiſtadt; Zubehör von Gothle; 150 Einw.

Sperlingswürger (Ornith.), ſ. v. a. Psaris *Cuv.*, Untergattung von Lanius *L.* (ſ. d.).

Sperlonga, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, nordweſtlich von Gaeta, am tyrrheniſchen Meer; 1300 Einw.

Sperma (gr. *σπέρμα*, lat. Semen, Samen, Phyſiol.). Erſt zur Zeit der geſchlechtlichen Reife beginnt in den männlichen Geſchlechtstheilen, und zwar in den Hoden, die Bereitung dieſer Flüſſigkeit, welcher die Kraft innewohnt, das reife Produkt des Eierſtockes (das Ei) befruchten zu können. Der den Geſchlechtstheilen des Menſchen entnommene Samen des Menſchen erſcheint als eine zähe, dickflüſſige, weißliche oder grauliche Flüſſigkeit von eigenthümlichem Geruch. Sie iſt ſchwerer, als Waſſer und vertheilt ſich beim Umſchütteln in denſelben; beim Erkalten verliert ſie ihre Dickflüſſigkeit und weißliche Farbe, wird waſſerhell. Die Reaktion des S.s iſt gelind alkaliſch. Die chemiſche Unterſuchung des menſchlichen Samens, dem ohne Zweifel Liquor prostaticus beigemiſcht war, ergab in 100 Theilen: Eigne extraktartige Materie 6, phosphorſauren Kalk 3, Natron 1, Waſſer 90. Bringt man ein Samentröpfchen unter das Mikroſkop, ſo erkennt man drei Elemente in demſelben: a) Samenflüſſigkeit, Liquor seminis, b) Samenkörnchen, c) Samenthierchen.

a) Samenflüſſigkeit. Sie iſt als durchſichtiges homogenes Liquidum, welches ſich nicht von der übrigen Maſſe des S.s trennen läßt, in ſehr geringer Menge im S. enthalten.

b) Samenkörnchen. Sie ſind rund, blaß, $\frac{1}{400}$ bis $\frac{1}{300}$ Linie groß; ſie ſind oft in großer, oft in geringer Menge vorhanden.

c) Samenthierchen, Samenfaden, Spermatozoa, animalcula spermatica, welche ein leydener Student, Ludwig v. Ham aus Danzig, 1677 entdeckte und A. v. Leeuwenhoek zuerſt genauer unterſuchte. Unterſucht man den unverdünnten Samen eines Säugethiers, ſo ſcheinen beim erſten Blick die Spermatozoen die Flüſſigkeit allein zu bilden, man muß daher den Samen mit Eiweiß oder Blutwaſſer verdünnen. An den Samenthierchen der Säugethiere unterſcheidet man einen großen, abgeplatteten Theil, den man den Körper nennt, und einen längeren, fadenförmigen Theil, den Schwanz. Der Körper hat bei den einzelnen Thierarten verſchiedene Formen, er iſt birnförmig, zungenförmig u. ſ. f., beim Menſchen elliptiſch. Der Schwanz iſt da, wo er am Körper aufſitzt, am dickſten, er verdünnt ſich gegen das andere Ende hin allmählich ſo, daß daſſelbe oft gar nicht erkannt werden kann; er iſt 6 bis 20 mal länger, als der Körper. Die Länge der Samenfaden iſt unabhängig von der Größe der Thiere; die mäuſeartigen Thiere haben unter den Säugethieren die größten Spermatozoen. Beim Menſchen ſind ſie $\frac{1}{40}$ Linie lang; $\frac{1}{800}$ bis $\frac{1}{600}$ Linie davon kommt auf den Körper; bei der Ratte beträgt ihre Länge $\frac{1}{12}$ Linie, wovon $\frac{1}{201}$ bis $\frac{1}{150}$ auf den Körper kommt. Bei den Vögeln finden ſich zwei Hauptformen; ein langer, ſchmaler, drehrunder Körper, mit einem ungemein dünnen, fadenförmigen, ſtark vom Körper abgeſetzten, dieſen ſelbſt ein bis zwei Male an Länge übertreffenden Schwanze; und ein drehrunder, vorn zugeſpitzter, ſchwach korkzieherartig gekrümmter Körper, der ganz allmählig in einen ſehr langen, ſich verdünnenden Schwanz ausläuft. Eidechſen, Schlangen, Fröſche haben die erſte Form der Vogelſpermatozoen. Haarförmige Spermatozoen haben Inſekten, Spinnen ꝛc. Bei den Mollusken u. Polypen ſind ſie bald haarförmig, bald haben ſie einen vom Schwanze verſchiedenen Körper. Beim Land- u. Waſſerſalamander windet ſich das Ende des Schwanzes wieder ſpiralig um den ganzen Körper zurück. R. Wagner fand die Körper der Samenfaden, die von dem nämlichen menſchlichen Individuum ſtammten, immer ziemlich gleich groß, bei den von verſchiedenen Individuen entnommenen zeigten ſich aber nicht ſelten konſtante ungleiche Größen. So fand er die Körper der Spermatozoen von einem Selbſtmörder $\frac{1}{800}$ Linie und darunter, von einem anderen $\frac{1}{500}$ Linie groß. Eine innere Organiſation der Spermatozoen hat bis jetzt noch nicht nachgewieſen werden können. Bei den Samenthierchen des Menſchen, des Hundes hat man bisweilen in der Mitte des platten Körpers einen ringförmigen oder halbringförmigen Fleck geſehen, der vielleicht mit

Digitized by Google

einer Sauggrube verglichen, der ſich aber auch zum Körper, wie der Kern zu einer Zelle verhalten konnte. Beim Bären iſt zwiſchen den platten Körper und den Anfang des Schwanzes noch eine knopfförmige Auſchwellung eingeſchoben. An dieſem Knopfe ſowohl, wie am vorderen Ende des Körpers ſcheint ein dunkler, kreisförmiger Fleck vorzukommen. Zwiſchen beiden Flecken hat man in der Maſſe des Körpers mehre runde, durchſichtige, wie blaſenartige Stellen bemerken wollen. Viele Phyſiologen konnten übrigens troß vielfacher Unterſuchungen nie eine Spur innerer Organiſation bei den Spermatozoen entdecken. Die Spermatozoen, welche in die Klaſſe der Infuſionsthierchen zu gehören ſcheinen, verhalten ſich in ihren Lebensäußerungen, wie dieſe; ſie bewegen ſich nämlich lebhaft, indem ſie ſich theils am Schwanze hin- und herſchwingen, theils ſich ſchlängelnd fortſchießen, ſie ruhen zuweilen, gehen bald da, bald dort hin, weichen einander aus u. ſ. f. In verdünntem Samen bemerkt man ſchlagende, ſchwingende, wellenförmige Bewegungen des Schwanzes, die Spermatozoen der Singvögel drehen ſich wie bohrend um ihre Axe. Auf einige Beobachter machten dieſe Bewegungen den Eindruck, als ſeyen ſie willkürlich, andere fanden in denſelben eine der thieriſchen Bewegung fremde Einförmigkeit. Dieſe Bewegungen kommen bei Säugethieren mehre, ſelbſt 30 und 40 Stunden nach dem Tode noch vor. Im Schleime der Scheide und der innern Genitalien findet man Stunden, ja Tage lang nach der Begattung noch bewegliche Spermatozoen. Noch länger dauern die Bewegungen nach dem Tode, wenn das S. in ſeinen natürlichen Organen eingeſchloſſen bleibt. Hohe und niedrige Temperaturgrade heben die Beweglichkeit der Samenthierchen baldauf. — **Geneſis der Spermatozoen.** Sie iſt nach R. Wagner beim Vogel und beim Menſchen folgende: Mit zunehmendem Blutzufluß und vermehrter Turgeszenz des Hodens entſtehen deutliche, rundliche, ganz durchſichtige Blaſen, die zuerſt einen, dann mehre (2—3—10 und mehr) Kerne haben. Dieſe Kerne ſind zarte, blaſſe, granulirte Kugeln; ſie wachſen (von $\frac{1}{150}$ — $\frac{1}{100}$ — $\frac{1}{80}$ Linie), und zwiſchen den einzelnen Kernkugeln innerhalb der Blaſe bilden ſich fein granulirte Niederſchläge, wobei die Kugeln verſchwinden und lineare Gruppirungen entſtehen, die ſich bald als Bündel von Samenthierchen, ſchon mit etwas ſpiraligen Enden, kenntlich machen. Bald nehmen nun die Blaſen eine ovale Form an, die Kugeln verſchwinden, der körnige Inhalt nimmt ab, die Samenthierchen ſind gewachſen und liegen umgebogen in der Blaſe; ihre ſpiraligen Enden ſind deutlicher. Die zarte Hülle zieht ſich nun enger über die Samenthierbündel zuſammen, ſo daß ſie vorne an den ſpiraligen Enden birnförmig dieſelben umkleidet und vielleicht am entgegengeſetzten Ende ſchon offen iſt. Die Blaſen ſind häufig knieförmig gebogen, endlich ſtrecken ſie ſich gerade und haben ihre volle Größe erreicht. Die Blaſenhüllen ſind immer, beſonders jetzt, ſehr hygroskopiſch; ein geringer Zuſatz von Waſſer macht ſie platzen, die Samenthierbündel löſen ſich, drehen ſich auf, wie ein Seidenfaden und zeigen nun öfters ſchon Bewegung. Nach geplatzter Hülle gelangen nun die Spermatozoen in das Vas deferens, wo ſie kräftiger und ſtärker, wie beſſer genährt, ausſehen. Nach dieſen Beobachtungen entwickeln ſich die Samenthierchen alſo auch, wie die übrigen Gewebe, aus Zellen, und der Liquor seminis iſt als Matrix zu betrachten. Kölliker ſtellt ſchon 5 Typen der Spermatozoengeneſe auf: 1) Jeder Samenfaden entſteht aus einer beſondern Zelle, die an einer Seite oder an zwei Seiten fadenförmig auswächſt. — 2) Aus jeder im Hoden gebildeten Zelle entſteht ein Bündel von Samenfaden, indem die Zelle in einen Cylinder auswächſt, der ſich in feine Faſern auflöſt. — 3) Die Samenfaden bilden ſich innerhalb großer Zellen in Menge, wahrſcheinlich analog der Bildung von Muskelprimitivfaſern. — 4) Jeder Samenfaden bildet ſich innerhalb einer beſondern Zelle (nach **Henle** beim Menſchen). — 5) Die Samenfaden bilden ſich bündelweiſe aus feinkörnigen Zellen, indem die feinen Körner mit einander verſchmelzen und zu feinen Faſern auswachſen (medicinischer Blutegel). Die Baſtarde der Säugethiere und Vögel, welche durch Vermiſchung verſchiedener Vögel erzeugt werden, ſind entweder unfruchtbar oder pflanzen mit den Stammthieren höchſtens noch eine Generation fort. Man wußte ſchon früh, daß Maulthierhengſte keine Samenfaden haben; neuerdings fand man bei einem geilen Maulthierhengſte im ganzen Verlaufe der Zeugungsorgane keine Spermatozoen. R. Wagner unterſuchte die Baſtarde von Vögeln, namentlich von Kanarienvögeln und anderen Finkenarten; bei den weiblichen Baſtarden waren die anatomiſchen Bedingungen zur Fortpflanzung vorhanden, Eileiter, Eierſtock mit Dottern, welche Keimbläschen enthielten, nie aber zeigte ſich ein reifender Dotter. Bei den männlichen Baſtarden erreichten die Hoden im Frühjahre kaum mehr, als die Hälfte der Größe, wie bei den Stammarten, oder ſie blieben noch weit kleiner. Spermatozoen waren gar nicht, oder nur unvollkommen und kleiner, als bei den Stammarten, vorhanden. Im S. Unfruchtbarer wollen Einige abnorme Geſtalten der Samenfaden geſehen haben. In den Leichen ſolcher Individuen, welche an chroniſchen Krankheiten, Schwindſucht, Beinfraß, Gliedſchwamm geſtorben waren, fand man die Samenfaden ſehr blaß. Andere konnten keinen Einfluß von Krankheiten auf die Samenfaden des Menſchen wahrnehmen und leugnen ihn. Bei einem unfruchtbaren alten Hahne fand man nicht nur weniger Samenfaden, ſondern auch eine bedeutende Verkurzung ihres Schwanztheiles. Sie finden ſich im S. der Thiere nur erſt von der Zeit an, wo ſie einer fruchtbaren Begattung fähig ſind, bei denen, die ſich periodiſch begatten, nur zur Brunſtzeit. Beim Menſchen zeigen ſie ſich erſt mit der Pubertät und verſchwinden wieder mit dem Aufhören der Zeugungsfähigkeit. Ob ſie das befruchtende Princip des Samens ſind? Wir möchten uns zu der Anſicht Jo-

Digitized by Google

hannes Müllers bekennen, welcher annimmt, daß die Geſammtmiſchung des S.s nöthig iſt, um Befruchtung hervorzubringen. Nach der Entdeckung der Spermatozoen ſtellte man eine Zeugungstheorie auf, nach welcher der Keim des kräftigen ſelbſtſtändigen Weſens ſchon im väterlichen Körper in einem dieſer Thierchen präformirt ſey, und daß eines dieſer Thierchen, die in großer Zahl bei einer Begattung mit dem S. ergoſſen würden, und gleichen Keim in ſich trügen, zur Entwicklung zum Embryo in den weiblichen Geſchlechtsorganen gelange. Dieſe Theorie der Animaliſten iſt längſt verlaſſen. Ebenſo wenig iſt der Samenduft, die Aura seminalis, wenn ſie zu den Befruchtungsorganen des weiblichen Körpers gelangt, ohne ſubſtantielles S. im Stande, Schwängerung zu bewirken. Treten die in den männlichen und weiblichen keimbereitenden Organen erzeugten Stoffe in eine gewiſſe Wechſelwirkung während der Begattung, ſo entſteht der Akt der Zeugung. Die Entleerung, Ausſpritzung, Ejakulation des S.s erfolgt während der Begattung durch folgende Kräfte: durch die Zuſammendruckung des Hodens mittelſt des Musc. Cremastoi, durch die Kontraktionskraft der Samenleiter und Samenbläschen, und durch Hülfe verſchiedener Muskeln, des M. bulbocavernosus, der levatores ani und transversi perinaei, welche die Samenbläschen und die Vorſteherdrüſe gegen die Harnbläschen drücken. Der Samen, deſſen Quantität ſehr verſchieden iſt und ungefähr einige Drachmen beträgt, wird einige Zoll weit geſpritzt. Zu einer befruchtenden Begattung iſt es durchaus nöthig, daß die Zeugungsſtoffe beider Geſchlechter, Ei und S., in unmittelbare Berührung mit einander kommen; die Befruchtung iſt kein ſogen. dynamiſtiſcher, durch Exaltation der Energie der Geſchlechtsapparate eintretender Vorgang. Spallanzani zog männlichen, ſich begattenden Fröſchen Höschen von Wachstaffet an, um den Samen von den Eiern abzuhalten; ſie umfaßten die Weibchen auf gewöhnliche Weiſe, und dieſe entleerten die Eier, allein keines derſelben entwickelte ſich. Beim Laubfroſch dauert die Paarung gegen 3 Tage, bis aller Laich ausgetreten iſt. Verläßt nun das Männchen das Weibchen, bevor noch alle Eier abgegangen ſind, ſo ſind die zuletzt abgehenden Eier unbefruchtet. Die Begattung an und für ſich iſt unweſentlich zur Zeugung; ſie dient nur dazu, den Kontakt der Zeugungsſtoffe zu bewerkſtelligen. S. von Fröſchen oder Kröten, die ſchon 6–8 Stunden todt waren, befruchtet noch die Eier der Weibchen; ebenſo das S. eines ſeit 4 Tagen todten Karpfens. Spallanzani nahm in eine erwärmte Spritze den ejakulirten Samen eines Hundes auf und ſpritzte ihn in die Gebärmutter einer läufiſchen Hündin. Zwei Tage danach hörte ſie auf, läufiſch zu ſeyn, am 20. Tag ſchwoll ihr Leib an, am 62. Tag nach der Einſpritzung warf ſie 3 Junge, welche an Geſtalt und Farbe nicht nur der Mutter, ſondern auch jenem Hunde glichen, von welchem das S. genommen worden war. — Wo findet der befruchtende Kontakt der beiderſeitigen Zeugungsſtoffe beim Menſchen und den Säugethieren Statt? Die meiſten Annahmen neigen jetzt zu der Meinung hin, daß dies im Eierſtocke geſchieht, und zwar führt man als Beweiſe hierfür an die Schwangerſchaften außerhalb der Gebärmutter, namentlich die Eierſtocks- und Bauchhöhlenſchwangerſchaften, welche bei Menſchen und Thieren vorkommen. Die Spermatozoen hat man häufig bis zur Abdominalmündung der Tuben, ja bis auf die Oberfläche des Eierſtockes verfolgt. Leeuwenhoek und andere ältere Beobachter fanden ſchon bei Kaninchen und Hunden 1 bis 2 Tage nach der Begattung Samenfaden im ganzen Uterus, in beiden Hörnern bis zum Anfange der Tuben. Später fand man bei Hündinnen noch bis 7 Tage nach der letzten Begattung Spermatozoen in den Hörnern des Uterus und den Tuben. Bei aufs Gerathewohl unterſuchten Ratten und Mäuſen findet man oft dergleichen in den Hörnern der Gebärmutter, ſelbſt noch zwiſchen den bereits eingetretenen Eiern. Bei einer Hündin, die ſich vor 19 Stunden und vor ½ Stunde begattet hatte, fand man Spermatozoen in der Scheide im Uterus, in der Tuba zwiſchen deren Fimbrien, in der Taſche, welche beim Hunde vom Bauchfell zum Eierſtock geht, auf dem Eierſtock ſelbſt. Bei einer 48 Stunden nach der Begattung unterſuchten Hündin fand R. Wagner in der Scheide Samenfäden ohne Bewegung, in der Gebärmutter war eine größere Menge vorhanden, und hier bewegten ſie ſich noch; in den Hörnern der Gebärmutter und in den Tuben nahm ihre Anzahl und ihre Beweglichkeit zu; am Abdominalende der Tuba endlich, zum Theil zwiſchen den Fimbrien, waren ſie in größter Menge vorhanden. Die Fortleitung des S.s zu den innern weiblichen Geſchlechtstheilen geſchieht wahrſcheinlicher Weiſe durch das Flimmerepithelium, welches dieſelben auskleidet.

Der Akt der Begattung iſt bei beiden Geſchlechtern mit eigenthümlichen wollüſtigen Empfindungen verbunden, welche beim Manne in der Ejakulation des S. einen Kulminationspunkt erreichen, der beim Weibe fehlt; wornach Erſchlaffung der Geſchlechtstheile u. Erſchöpfung des ganzen Körpers eintritt. Bei der Frau verlieren ſich die wollüſtigen Gefühle mehr allmählig, der Akt der Begattung iſt im Ganzen weniger erſchöpfend für dieſelbe. Durch den erſchütternden Eindruck, welchen die Entleerung des S. auf das Geſammtnervenſyſtem macht, erklären ſich die ſchädlichen Folgen, welche dieſelbe für den geſammten Organismus hat, zunächſt für die Organe der Verdauung und das Gehirnleben. S. Pollutionen, Zeugung ꝛc.

Sperma (bot. Term.), 1) der eigentliche Befruchtungsſtoff, Fovilla; — 2) der Same, Semen. Davon als Anhängſylben -spermus, -ſamig, z. B. mono-, di-, tri-, tetra-, penta-, polyspermus, ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, vielſamig; oliogospermus, armſamig od. wenigſamig; pleiospermus, mehrſamig.

Sperma Ceti (pharm., Zool.), ſ. v. a. Walrath (ſ. d.) Sperma Ranarum, Froſchlaich (ſ. Rana), gebrauchte man ſonſt äußerlich als Schönheitsmittel, ſo wie um zu kühlen und das

Digitized by Google

Blut zu ſtillen. Auch deſtillirte man ein Waſſee und Oel, das man zum Froſchlaichpflaſter braucht, darüber.

Spermacetin (Chem.), ber Hauptbeſtandtheil des thieriſchen Samens, von Bouquelin aus dem des Menſchen, von Laſſaigne aus dem des Pferdes dargeſtellt, wird nach Liebig erhalten, wenn man den Samen mit Waſſer behandelt, die unauflöslichen Thelle abfiltrirt, bas Filtrat mit Alkohol vermlſcht, den dadurch entſtandenen Niederſchlag mit Alkohol auswaſcht und trocknet. Eine gelblich-weiße, halbdurchſichtige, ſpröde Maſſe, geruch- und geſchmacklos, verhält ſich in der Hitze wie eine stickſtoffreiche Subſtanz und liefert gegen $^1/_7$ Aſche, die weſentlich phosphorſauren Kalk mit etwas Magneſia enthält; löſt ſich nicht in Alkohol und Aether, leicht in Waſſee, die wäſſerige Löſung wird durch Säuren, Alkalien, neutrales eſſigſaures Blei, Queckſilberchlorid nicht gefällt, gibt aber mit Zinnchlorür, baſiſch-eſſigſaurem unb ſalpeterſaurem Blei reichliche weiße Niederſchläge.

Spermacetlichter, ſ. v. a. Wallrathlichter.

Spermacoce (Bot.), nach Linné, Wirbel-Eſſer nach Oken, Gattung der Rubiaceae Spermacoceae *Rchb.*, *Dec.*, Tetrandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch zwei- bis vierzähnig; Blume trichterformig, vierſpaltig; Kapſel gekrönt, beſteht aus zwei einſamigen, theilbaren Nüſſen, wovon ſich nur die eine öffnet; Samen gefurcht. Sträuchee und Stauden in heißen Landern, mit viereckigen Stengeln, Gegenblattern und kleinen Viertelblüthen, weiß oder blau. Gegen 80 Arten, bekannteſte: 1) S. longifolia *Aubl.* Ausdauerndes Kraut auf Aeckern und bebauten Stellen in Guyana mit kahlem Stengel und elliptiſch-lanzettlichen Blättern. Die ganze Pflanze wirb in dee Heimath gegen Gonorrhöen und Leukorrhöen angewendet. Aubl., Guyan., T. 21. — 2) S. scabra *Willd.*, Sperm. hispida *L. fil.* Einjähriges Kraut in Sandgegenden Oſtindiens, mit weitſchweifigem, haarig-ſcharfem Stengel und verkehrt-eirunden Blättern. Die braunrothe Wurzel wird als blutreinigendes Mittel nach Art der Saſſaparille, und der ausgepreßte Saft der ganzen Pflanze gegen Bauchflüſſe und Ruhren angewendet. Rheede, Hort. mal. 9, Taf. 76. — 3) S. tenuior *L.* Einjährig, gemein in Oſtindien, Peru, Carolina; Aeſte glatt, Blätter rauh, lanzetförmig. Hier und da in deutſchen Gärten. Schkuhr, Taf. 22. — Die Gattung iſt der Typus der Spermacoceae *Dec.* u. And., welche eine Gruppe der Rubiaceae (ſ. d.) ausmachen; nach Oken bilden ſie einen Theil der Ader-Stengelpflanzen odee Eſſern (Kl. 8, Zunft 2).

Spermacoceä (Bot.), ſ. Spermacoce.

Spermadictyon (Bot.), nach Roxburgh, Gattung dee Rubiaceae *Spr.* Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch fünfſpaltig; Korolle trichterförmig, mit 5 eirunden Randlappen: fünfſpaltige Narbe; fünfſamige, an der Spitze aufſpringende Kapſel; Samen mit einer Netzhaut umgeben. Von 4 Arten, Sträuchern in Oſtindien, kommt als Zierpflanze in deutſchen Gärten vor: S. suaveolens *Roxb.*, Cor. 3, Taf. 236. Blüthen weiß, ſehe wohlriechend, kopfförmig-doldentraubig am Enbe des Stengels.

Spermapodium (bot. Term.), nach Hoffmann, der Feuchthalter bei Doldenpflanzen, ſ. v. a. Carpophorum.

Spermapodophorum (bot. Term.), nach Link, ſ. v. a. Spermapodium.

Spermatakraſie (v. Gr.), ſchlechte Miſchung des Samens.

Spermatakratie (v. Gr.), Neigung zu häufigen Pollutionen.

Spermatanenergie (v. Gr.), unkräftige Beſchaffenheit bes Samens.

Spermatica animalcula, ſ. v. a. Samenthierchen, ſ. Sperma.

Spermaticus (v. Gr.), 1) auf Samen u. die ihn bereitenden Organe ſich beziehend; — 2) nach thieriſchem Samen riechend (wie die Blüthen von Berberis vulgaris); — 3) (bot. Term.), ſpermatiſch, zum Befruchtungsſtoffe odee dem Inhalte der Pollenkörner nnd Aetheriden gehörig: Granula spermatica, bie ſpermatiſchen Körnchen.

Spermatidium (bot. Term.), nach Wallroth, ſ. v. a. die Spore der Algen.

Spermatine (v. Gr.), Samenſtoff, eigenthümlicher Grunbſtoff des menſchlichen Samens.

Spermatiſch (bot. Term.), ſ. v. a. Spermaticus.

Spermatiſcheſis (gr.). ſ. v. a. Spermatoſcheſis.

Spermatismus (gr.), bas Ausſpritzen des Samens.

Spermatocele (Samenbruch, von σπέρμα und κήλη, Med.), Geſchwulſt dee Hoden durch Samen verurſacht. Einige, namentlich ältere Pathologen beſchreiben dieſen krankhaften Zuſtand folgendermaßen: Dieſe ſeltene Krankheit iſt das Reſultat freiwilliger oder gezwungener Enthaltſamkeit. Wenn eine zu große Menge Zeugungsflüſſigkeit mehr wie gewöhnlich die Organe, in welchen ſie enthalten iſt, ausdehnt und keine Entleerung eintritt, ſo entſteht ein Zuſtand von Reizung, welchee ſich den geſammten männlichen Genitalien mittheilt und einen entzündungsartigen Zuſtanb hervorruft. Es entſteht eine Empfindung von Ziehen in den Lenden, der Samenſtrang verkürzt ſich, die Hoden werden ſchmerzhaft ꝛc. Letztere, ſo wie das Skrotum ſchwellen an, ebenſo dee Samenſtrang, welcher ſich knotig anfühlt, der Kranke empfindet im Becken ein Gefühl von Schwere. Die Unterleibsorgane gerathen in einen Zuſtand von Irritation, der ſich bald dem Nervenſyſtem, beſonders dem Gehirn. mittheilt. Es iſt Neigung zu Delirien und Anlage zu Manie vorhanden. Es iſt bekannt, daß Individuen, welche die Enthaltſamkeit zu weit treiben, zuweilen von Epilepſie befallen werden, welche zum Tode fuhren kann. Leute, welche ſich einem beſchaulichen und religiöſen Leben widmen, ſind am häufigſten dieſer Krankheit unterworfen, am meiſten, wenn ſie früher ohne Zurückhaltung ausgeſchweift hatten und danach plötzlich enthaltſam lebten. Seit der Revolution, ſagt

Digitized by Google

unſer Gewährsmann, ein franzöſiſcher Patholog, iſt dieſe ſeltene Krankheit noch ſeltener geworden, man ſah ſie am häufigſten vor derſelben in religiöſen Körperſchaften. Die Zahl der Individuen, welche ein zurückgezogenes u. allen Vergnügungen der Welt fremdes Leben führen, iſt jeßt ſo beſchränkt, daß wahrſcheinlich nur ſelten die Aerzte Gelegenheit haben werden, die fragliche Krankheit zu beobachten, Wenn man aufmerkſam Morgagni (De sed. et caus. morbor. epist. X, t. III, art. 39) und andere Schriftſteller über S. lieſt, ſo wird man finden, daß ſie Heenien, Anſchoppungen der Teſtikel, Varikocele ꝛc. damit verwechſelt haben. Die Behandlung der Krankheit ſoll in der Entfernung ihrer Urſache beſtehen, alſo in der Entleerung der Zeugungsflüſſigkeit. Oft bewirkt dies die Natur ſchon durch nächtliche Pollutionen, iſt dies nicht der Fall, ſo iſt Verheirathung zu empfehlen. Außerdem verfährt man, wie bei Entzündungen. Man macht erweichende Kataplasmen und Fomentationen, ſeßt beim Weiterſchreiten der Affektion Blutegel an das erkrankte Organ, an das Skrotum, den Damm ꝛc. Bäder und Halbbäder können in Gebrauch gezogen werden, man reiche erfriſchendes, kuhlendes Getränke mit etwas Nitrum. Sollte ſich Skirrhus oder Canur entwickeln, ſo tritt die Behandlung dieſer Krankheitszuſtände ein. Das iſt es, was unſer Gewährsmann uber dieſe problematiſche Krankheit mittheilt. S. Devilliers, in Dict. des sciences medicales, T. 52, S. 275, Paris 1821.

Spermatocystidium (bot. Term.), das Befruchtungsbläschen, ſ. v. a. Antheridium.

Spermatocyſtis (gr.), Samenbläschen, ſ. Sperma.

Spermatocyſtitis (gr.), Entzündung der Samenbläschen.

Spermatogonie (v. Gr.), Samenentſtehung, Samenbereitung.

Spermatologie (v. Gr.), 1) die Lehre vom Samen, als Unterabtheilung der Botanik; — 2) Lehre vom thieriſchen Samen.

Spermatopathie (v. Gr.), Samenleiden, krankhafte Beſchaffenheit des Samens, daher rührende Krankheit.

Spermatophagen (a. Geogr.), Völkerſchaft im nördlichen Aethiopien, die wie viele andere Stämme dieſes Landes von den Alten bloß nach ihren Nahrungsmitteln benannt wurde (Diod. III, 159).

Spermatophoren (Cephal.), Samenſchlauche, Samenträger, nach Vogt auch Samenmaſchinen, ſind die in der needhamſchen Taſche oder im Samenſack der männlichen Cephalopoden enthaltenen cylindriſchen Schläuche, deren jeder ein glashelles Rohr darſtellt, in deſſen hinterm Ende eine ſehr zarthäutige Blaſe voll Spermatozoen (von der gewöhnlichen Geſtalt) ſich befindet. Dieſe ruht auf einem meiſt ſpiralförmig gedrehten Bande, welches bis ans Vorderende des Schlauches verläuft u. hier von einer eigenthümlichen Maſſe, einem Schleuderſtoffe, umgeben iſt, welche durch Einſaugung von Waſſer außerordentlich anſchwillt. Sobald dieſe S. aus der needhamſchen Taſche, in der ſie dicht gedrängt liegen, in das Waſſer gelangen, ſaugt der glashelle Schlauch Waſſer ein, ſchwillt am Vorderende auf und plaßt endlich, wobei die innere Schnellmaſſe herausgeſchleudert wird und an dem Spiralbande das mit Samenthierchen gefüllte Säckchen herauszieht. Die S. werden von den männlichen Thieren in die Mantelhöhle der Weibchen gebracht, wo durch das Plaßen derſelben der Same in den Eileiter übergeführt und die Eier im Eierſtocke ſelbſt befruchtet werden.

Spermatophthora (gr.), Verderbniß des Samens.

Spermatoplania (v. Gr.), Verirrung, Verſeßung des Samens.

Spermatopoea medicamenta (Medic.), die Abſonderung des Samens vermehrende Mittel.

Spermatopöſa (Spermatopoeſis, Phyſiol.), Samenbereitung.

Spermatorrhöa (Gonorrhoea, Samenfluß, Med.), krankhaft vermehrte Abſonderung des Samens. Man unterſcheidet 3 Grade des Uebels: 1) zu häufige Ergießung des Samens im Schlafe (nächtliche Befleckung, Pollutio nocturna); 2) Samenentleerung im wachen Zuſtande und beim Einwirken geringer Reize, z. B. Erregung der Phantaſie, bei oft unvollſtändiger Erektion (Pollutio diurna); 3) der Samen fließt ohne alle Reizung und ohne das Gefühl der Wolluſt entweder nur zeitweiſe, beim Harnen, beim Stuhlgange, beim Gehen ꝛc., oder anhaltend tropfenweiſe ab (Gonorrhoea completa). Die Krankheit findet ſich gewöhnlich bei jugendlichen Individuen kurz nach eingetretener Mannbarkeit, welche ſträflichen Gewohnheiten nachhingen. Man kann ihr Daſeyn vermuthen, wenn ſolche Individuen ein blaſſes, ſcheues Anſehen darbieten, tief liegende Augen und Ringe um dieſelben haben, wenn ihr Herzſchlag leicht vermehrt wird, wenn ſie über Mattigkeit und Abgeſchlagenheit, Unluſt zu geiſtigen u. körperlichen Anſtrengungen ꝛc. klagen, wenn der Kranke ſehr beſorgt um ſeinen Körper, niedergeſchlagen u. verlegen iſt, Niemandem frei ins Geſicht ſehen kann u. ſ. f. (ſ. Pollutionen). Die nachtheiligen Folgen der Samenverſchwendung ſind das Gefühl von Schwäche und Schläfrigkeit, Kraftloſigkeit, Abmagerung, Schwäche der Verdauung, Niedergeſchlagenheit des Geiſtes, Schwache des Gedachtniſſes, der Sinne, namentlich des Sehorganes; zuleßt ſtellt ſich die Rükkendarre ein. Der Verlauf der Krankheit iſt chroniſch. Sie endet in 1) Geneſung. Die Samenverluſte hören allmählig auf. Leicht bleibt, namentlich bei ſchon weit vorgeſchrittenem Uebel, andauernde Schwäche des Körpers zurück, Nervenſchwäche, Schwäche des Geiſtes, männliches Unvermögen. 2) Tod; er wird entweder durch den Uebergang in die Rückendarre herbeigeführt, oder durch allgemeine Erſchöpfung der Nervenſyſteme, Nervenſchlagfluß, Schwindſucht, u. ſ. f. Die vorzuglichſte Gelegenheitsurſache der Krankheit iſt Onanie; nach Einigen ſind die Ausſchweifungen der Phantaſie (moraliſche Onanie Hufelands), welche viel zur Erhöhung

der Reizbarkeit der Geſchlechtstheile beitragen, bei ſchon eingetretenem krankhaften Zuſtande derſelben im Standr, die Abſondernng u. Entleerung des Samens zu bewirken. Seltener hat drr Beiſchlaf ſelbſt den eigentlichen krankhaften S. zur Folge, obwohl ſein Mißbrauch ebenſalls große Störungen der Geſundheit nach ſich ziehen kann. Ob die S. durch den Mißbrauch der urintreibenden u. auf die Geſchlechtstheile wirkenden Mittel, durch zu rrizende und reichliche Nahrung, durch Würmer und andere Reize, Geſchwülſtr im Darmkanal, Geſchwüre der Ausführungsgänge, der Vorſteherdrüſe und der Samenbläschen oder durch zu große Enthaltſamkeit bei aufgeregter Phantaſie hervorgrrufen werden könne, laſſen wir dahin geſtellt. Die Vorherſage hängt ab 1) vom Stadium der Krankheit u. dem Kräfteſtand des Individuums; 2) von der moraliſchen Energie deſſrlben, ob es im Stande iſt, dem Laſter zu entſagen. Im 3. Stadium iſt die Krankheit wohl unheilbar. — Behandlung. Berückſichtigung der Urſachen. Wir verweiſen auf das, was unter Pollutionen bemerkt wurde. Im gehörigen Alter iſt oft der mäßige Genuß der phyſiſchrn Liebe das beſte Mittel, die erhitzte Phantaſie zu beruhigen und der ſchädlichen Gewohnheit vorzubeugrn. Zur Herabſtimmung der erhöhten Rrizbarkeit der Geſchlechtstheile dient der Kampher, doch iſt ſeine Wirkung zweifelhaft. Außerdem empfiehlt man Opium, Mineralſäuren, Fluß- und Seebäder, kalte Umſchläge auf das Mittelfleiſch, kalte Waſchungrn der Geſchlechtstheile u. ſ. f. Gegen die ſpäter eintretende Schwäche drs Nervenſyſtems ſind ſtärkende Mittel in Gebrauch zu ziehrn.

Spermatoſcheſis (gr., Med.), Samenverhaltung, wegen organiſcher Fehler oder aus Enthaltſamkeit.

Spermatozemia (gr., Med.), Samenverluſt.

Spermatozoa (Phyſiol.), Spermatozoen, Samenthierchen, Samenſäden, bisher bald zu den Infuſorien, bald zu drn Helminthen, bald auch zu den Trematoden (Cerkarien) gerrchnet, ſind Körperchen, die ſich meiſtens mit großer Lebhaftigkrit in der Samrnflüſſigkeit aller Thiere zur Zeit ihrer Zeugungsfähigkeit bewegen und deshalb für ſrlbſtſtändige gehalten worden ſind. Allein alle Vrrſuche, eine innere Organiſation an ihnen zu entdecken, ſind fruchtlos grblieben, und dieſer Umſtand, verbunden mit den Reſultaten der Unterſuchung ihrer Entſtehung an ihrer Bildungsſtätte, hat zu der Annahme geführt, daß ſie nur Formelemente des männlichen Organismus ſind, die eine ähnliche Beweglichkeit beſitzen, wie die Flimmer- und Wimperhaare. Sie haben in der Regel einen mehr oder minder eiförmigen, doch auch cylindriſchen und ſelbſt ſpiral gedrehten Körper mit langem, ſchwanzförmigem Anhange. der ſich peitſchenartig hin und her bewegt. Tauſende wimmeln in einem einzigen Tropfen Samenflüſſigkeit. Nur ſelten ſind ſie vollkommen ſtarr und von abweichender Geſtalt, manchmal aber werden ſie noch in rigenthümlichen Samrnſchläuchen eingeſchloſſen, aus drnen ſie ſpäter hervorgetrieben werden. Vgl. Sperma.

Spermatura (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengattung, ſ. v. a. Osmorhiza *Rafin.*

Spermaxyron (Bot.), nach Labillardière, Gatt. der Olacinene *Dec.* Drei Arten, Sträucher in Neuholland; bekannteſte: S. strictum *Dec.*, Olax stricta *R. Br.*

Spermiola (Spermiolum, gr.), Froſchlaich.

Spermobole (griech.), ſ. v. a. Spermatismus.

Spermodermis (bot. Term.), die Samenhülle, die aus den Eihäuten hervorgegangene, einem jeden Samen eigenthümlich zukommende Bedeckung oder Umhüllung des Samenkorns.

Spermodon (Bot.), nach Nees, Pflanzengatt. Arten unter Dichromena.

Spermödeonekroſis (gr.), Mutterkornbrand, ſ. Kriebelkrankheit.

Spermödia (Bot.), nach Fries, Keimpilzgatt. Arten unter Selerotium.

Spermogonie (gr.), ſ. v. a. Spermatogonie.

Spermolexis (Bot.), nach Rafinesque, Pflanzengatt. Art: S. divaricata *Rafin.*, ſ. v. a. Leptocaulis divaricatus.

Spermolithus (gr.), 1) verſteinerter Pflanzenſame; — 2) ſteinartige Konkremente in den Samenbläschen.

Spermologen (v. Griech.), Schmarotzer, Poſſenreißer, geſchwätzige Menſchen.

Spermoneuralgie (gr.), Neuralgie des Samenſtrangrs.

Spermophilus (Säugrth.), nach Fr. Cuvier, Zieſel, Ziſel, Erdeichhorn, Gatt. der Rosores *Cuv.*, der Ordn. der Nagmäuſe u. der Zunft der Klettermäuſe nach Oken, unter Mus *L.* Charakter: Zahnbau wie bei den Murmelthieren (ſ. d.), aber mit großen Backentaſchen. Verhalten ſich zu den Murmelthieren, wie die Backenhörnchrn zu den Eichhörnchen. Die äußern Ohren ſind kaum ſichtbar, gerundet; die Zehen lang, dünn, frei. Sie ſind kleiner als die Murmelthiere, haben aber eine ähnliche Lebensart. Eine europäiſche und 21 nordamerikaniſche und aſiatiſche Arten: 1) S. citillus *Cuv.*, Arctomys citillus *Pall.*, Mus citillus *L.*, gemriner Zieſel, Erdzieſelchen, Suslik, Zeiſel, Earless Marmot. Ein niedliches, kleines, graubraunes Thierchen, das weiß gewellt, oder mit weißen Tropfen gefleckt iſt. Länge bis zum Schwanze etwa 9 Zoll, Schwanz 3 Zoll. Wohnt einzeln in Oeſterreich, Schleſien, Polen, häufig aber im ſüdlichen Rußland u. Sibirien. Jedrs Thier hat ſeine eigenen, mitunter 1½ Klaftern tiefen Löcher, deren Haupthöhlung etwa 1 Fuß im Durchmeſſer hat. Sie freſſen Sämereien u. Wurzeln, aber vorzüglich gern auch kleine Thierchen, halten einen Winterſchlaf, tragen Vorräthe ein, treiben ihre Geſchäfte bei Tag und werden ſehr leicht zahm. Das Weibchen bekommt im Mai 3—8 blinde, nackte Junge. Das Fellchen gibt ein leichtes Pelzwerk, und das Fleiſch wird gegeſſen. Schreber, T. 211 A. — 2) S. Parryi *Cuv.*, Parry's Zieſel, Steinzieſel, engl. Arctic Mormot, Ground squirrel. Ohren ſehr kurz, Körper oben mit

ſehr vielen weißen Flecken auf grauem u. ſchwarzem Grunde, unten blaß roſtroth; Geſicht kaſtanienbraun. Der Schwanz um ein Drittel länger als die hintern Füße. an der Spitze ſchwarz, weißlich geſäumt, unten roſtroth. Bewohnt die Hudſonsbai u. die Behringsſtraße. Es gibt mehre Varietäten, Körperlänge 12—14 Zoll, Schwanzlänge mit Haarbüſchel 5 Zoll. Wagner, Suppl. zu Schreber, T. 216 D. — 3) S. guttatus *Temm.*, geperlter Zieſel, engl. american Souslik. Keine äußern Ohren, obere Theile braun mit unzähligen weißen Flecken, untere Theile und Füße ockergelb; der kurze Schwanz hat die Farbe des Körpers. Die Naſe iſt rothbraun, Augenlider und Lippen weiß. Bewohnt die weſtliche Seite des Felſengebirges. Körperl. 8—9 Zoll, Schwanzl. 2 Zoll. Schreber, T. 211. — 4) S. mexicanus *Lichtenst.*, Darſtell. neuer Thiere, T. 31, S. spilosoma *Bennet.*, mexikaniſcher Zieſel. Die Grundfarbe des Rückens iſt ein lebhaftes Gelbbraun, das ſich auf dem Kopf in Graubraun verändert. Von der Mitte des Rückens gegen den Bauch zählt man auf jeder Seite 6 Längsreihen kleiner weißen Flecken, deren jeder nach hinten von einem ſchwarzen Rand begrenzt iſt. Gegen die Mitte des Rückens ſtehen die Reihen am meiſten genähert, an den Seiten mehr entfernt, aber regelmäßig geradlinig geordnet; die mittlere der Seitenreihen hat die größten Flecken, die ſich ſo nahe ſtehen, daß ſie nichts von der Grundfarbe frei laſſen. Auf dem Vorderkopf hat das Haar nur roſtfarbige Spitzen, auf dem Hinterkopf aber ſtehen ſchon zerſtreute weiße Fleckchen. Der Umfang der Augen, die Seiten des Unterkiefers, der Vorderhals und die Mitte des Bauches ſind rein weiß, dieſes Weiße wird durch einen iſabellfarbenen Streif von der Farbe der obern Theile geſchieden. Das Haar iſt grob und kurz, am Schwanz am längſten und hier abwechſelnd ſchwarz und ſchmutzig weiß geringelt, wodurch ſich Binden und Längsſtreifen bilden. Die Füße weiß. Bewohnt Mexiko u. Kalifornien. Körperl. 10 Zoll, Schwanzl. mit dem Haarbüſchel 5 Zoll, ohne Haarbüſchel 4 Zoll. Iſt mit der vorigen Art nahe verwandt, aber größer u. mit längerem Schwanze. — 5) S. macrourus *Bennet.*, Proceed., 1833, S. 41, langſchwänziger Zieſel. Der Kopf iſt ſchwarz mit einzelnen weißen Haaren gemiſcht, die Augenlider ſchön weiß, die Ohren ſind mittelmäßig, die Lippen u. das Kinn roſtfarb; die obern Theile ſchwarz, weiß gewellt und geſtrichelt. Der Bauch roſtgelb, ſchwarz gemiſcht; das Haar iſt kurz und anliegend, doch nicht rauh. Auf dem Rücken herrſcht das Schwarze in der Mitte vor, das Weiße an den Seiten. Der Schwanz iſt lang behaart, die Haare ſchlaff, weiß und ſchwarz gemiſcht. In Kalifornien. Körperl. 11½ Zoll, Schwanzl. mit Haarbüſchel 8½ Zoll. Nahe verwandt mit den beiden folgenden Arten. — 6) S. Franklini *Less.*, Arctomys Franklini *Sabine*, Franklins Zieſel, Rauchzieſel. Der Rükken iſt roſtbräunlich, ſchwarz gemiſcht, Seiten des Körpers mehr grau, die Haare ſind roſtgelb und ſchwarz, oder gelblich u. ſchwarz geringelt; der Kopf iſt grau, Augenlider weiß. Schwanz weiß und ſchwarz, gegen die Spitze iſt das Schwarze herrſchend. Die untern Theile und die Füße ſchmutzig weiß. Heimath Nordamerika. Körperl. 9—10 Zoll, Schwanzl. 6 Zoll. Wagner, Suppl. zu Schreber, T. 210 A. — 7) S. Beecheyi *Richards.*, langöhriger Zieſel, in der Heimath Coztl-ocote quallin. Körper oben auf ſchwarzbraunem Grunde röthlichbraun getüpfelt, untere Theile blaß braungelb; der Schwanz ungewöhnlich lang, rund, ſchwarz u. weiß gemiſcht. Heimath Kalifornien. Körperl. 11 Zoll, Schwanzl. 6⅓ Zoll. Wagner, Suppl. zu Schreber, T. 210 E. — 8) S. Douglasii *Richards.* Obere Theile bereift, zwiſchen den Schultern ein ſchwarzer Streif, die hintern Theile blaßbraun mit vielen undeutlichen dunkeln Flecken. Schwanz lang, walzig, ſtark behaart, weiß u. ſchwarz geringelt. Heimath die Gegend am Kolumbiaſtrome. Körperl. 13 Zoll, Schwanzl. 7 Zoll. — 9) S. Richardsonii *Sabine*, engl. Tawny American Marmot. Der Rücken gelblichgrau, ſchwarz gemiſcht, die untern Theile blaßgelb; Schwanz kurz, von der Farbe des Körpers, am Rande blaß; Ohren ſehr kurz. Der Kopf iſt kurz behaart, die Haare ſind an der Wurzel dunkel, an der Spitze hell; die Backen hellbraun, die Schnurrhaare kurz. Die Schwanzhaare ſind lang, aber dünn geſäet. Die Haare am obern Theil des Körpers haben 3 beſtimmte Farben, an der Wurzel ſchwarz, dann ſchmutzig und an der Spitze hellbraun. Auf den Prärien am Saskatſchewan. Körperl. 9 Zoll 8 Linien, Schwanzl. 7 Zoll. Wagner, Suppl. zu Schreber, T. 210 B. — 10) S. Hoodii *Cuv.*, Arctomys tredecimlineatus *Harlan.*, Sciurus tredecimlineatus Mitchill, Leoparden-Zieſel, engl. Stiped and Spotted Groundsquirrel, Leopard Marmot. Ueber den Rücken laufen 7 weißliche Parallelſtreifen u. zwiſchen dieſen auf jeder Seite 3 kaſtanienbraune, etwas breitere Streifen mit runden weißen Flecken. Seiten u. Bauch ſind weißlich. Bewohnt die Gegenden um die Quellen der Flüſſe Miſſuri u. Miſſiſippi. Körperl. 7½ Zoll, Schwanzl. 2 Zoll. Wagner, Suppl. zu Schreber, T. 210 C. — 11) S. leptodactylus *Lichtenst.*, Darſtell. ſeltener Thiere, T. 32, dünnzehiger Zieſel. Die Behaarung iſt ſehr fein u. weich, an der Bauchſeite faſt wollig. Jedes Haar iſt dicht an der Wurzel dunkelgrau, dann in größerer Länge glänzend weiß, an der Spitze gelbbraun, oft ſchmal dunkelbraun geringelt, dadurch wird die Farbe des Rückens ein geſprenkeltes Goldgelb, die Seiten ſind blaſſer und gehen nach und nach in das Weiße des Unterleibs über. Der Scheitel iſt graubraun, und dieſe Farbe zieht ſich bis gegen die Naſe hin, auf beiden Seiten von einem hellgelben Streifen begrenzt, der vom obern Augenrand bis zum Naſenflügel geht, ein dunklerer ſchmaler Streif läuft parallel mit ihm bis zur Lippe u. verbindet ſich dort mit einem tiefſchwarzen Fleck auf der Scheidewand der Naſenlöcher. Der Schwanz hat oben die Farbe des Rückens, iſt aber mit einem weißen und innerhalb dieſes mit einem ſchwarzen Saum umgeben, der vor der Spitze in einen ſchwarzen Fleck ausläuft, die Spitze ſelbſt iſt weiß. Auf der

Unterſeite iſt das Haar ſchwarz mit weißer Spitze. Die Zehen ſind auffallend lang und dünn, auch die Nägel ſind lang und ſpitzig. Die Sohlen ſind dicht behaart, die Füße ſind weiß. Heimath die kirgiſiſche Steppe. Körperl. 9 Zoll 8 Linien, Schwanzl. mit dem Haarbüſchel 3 Zoll. — 12) S. mugosariens *Lichtenst.*, Darſtell. 32. Pelz mit kurzen, anſchließenden, etwas groben Haaren. Die Wollhaare tiefgrau, die etwas längern Stachelhaare mit brauner Spitze, daher die allgemeine Farbe tief graubraun. Die Unterſeite, die Füße, ein ſchmaler Ring um die Augen, ein breiterer Streif zwiſchen Auge und Naſe an jeder Seite und die Seiten des Kopfes zwiſchen Auge und Ohr aſchgrau. Bewohnt die kirgiſiſchen Steppen. Körperl. 9 Zoll 10 Linien, Schwanzl. mit Haarbüſchel 2 Zoll 9 Linien. — 13) S. guttulatus *Desm.*, *Temm.* Der Rücken graubraun, weiß getüpfelt; der Kopf unten und an den Seiten, der Bauch und die äußern Theile der Extremitäten weißgelb; die Gegend zwiſchen Naſe und Augen und die hintern Theile der Hinterſchenkel gelbbraun; der Schwanz kurz, gelbbraun. Am Tanais und im Süden der Wolga. Etwas kleiner als vorige Art. Schreber, T. 211 B. — 14) S. fulvus *Lichtenst.*, Blaſius u. Keyſerling, Faun., S. 42. Falbes Zieſel. Augengegend, Kopfſeiten und Oberkopf einfarbig weißlich roſtgelb wie die Beine, Oberſeite hell roſtgelb, mit ungeringelten Haaren, auf Kopf und Oberſeite mit einigen dunkelbraunen Haarſpitzen untermiſcht; die langen Schwanzhaare an der Wurzel röthlich, in der Mitte ſchwarz, an der Spitze weiß, durch das Schwarze entſteht eine ſchwarze Querbinde vor der Schwanzſpitze, welche ſich ſeitlich in einen Bogen fortſetzt. Bewohnt den ſüdl. Theil des Uralfluſſes und die ſüdl. Steppe zwiſchen dem 44. u. 46. Grade. Körperl. 13 Zoll. — 15) S. rufescens *Eversmann*, roſtröthlicher Zieſel. Kopfſeiten von der Schnauze bis hinter die Ohren u. über die Augen roſtroth, mit einfarbigen Haaren, eben ſo Bruſt u. Beine; ein roſtbrauner Fleck über u. unter jedem Auge u. unter dem Ohr, von der Schnauze an über die Mitte des Kopfes eine braune Längsbinde aus ſchwarz u. roſt weißlich geringelten Haaren gebildet. Oberſeite des Körpers röthlich braun mit rothgelblichen Tropfen; Schwanz ohne dunkle Endbinde, die untern Haare einfarbig, die obern roſtröthlich mit geldweißer Spitze, untermiſcht mit ſchwarzbraunen. Im Orenburgiſchen und Kaſaniſchen vom 50.—56. Grade. Körperl. 7 Zoll 3 Linien, Schwanzl. 2 Zoll 3 Linien. — 16) S. musicus *Menetrier*, Catalogue des anim. de Caucase. Singender Zieſel. Schwanz kurz, flach, mit langen ſtarren Haaren beſetzt; Körper oben weißlich aſchgrau; Scheitel und Rücken braun gewellt. Unterſeite blaßgelblich; das Haar der Oberſeite an der Baſis ſchwärzlich, dann aber $^3/_4$ graulich mit dunkler Spitze. Bewohnt die höchſten Kuppen des Kaukaſus, nahe an der Schneegrenze. Seine Stimme tönt wie Vogelgeſang. — 17) S. xanthoprymnus *Bennet.*, Proceed., 1835, S. 90. Braungrauer Zieſel. Braungrau, gelb gemiſcht, unten weißlich; Kreuzgegend u. Schwanz röthlich, gelb. Der letztere kurz, aber ſtark behaart; Füße und ein Kreis um die Augen weiß, Ohren undeutlich. Bewohnt die Gegend um Erzerum. Körperl. 7 Zoll, Schwanzl. 2 Zoll. — 18) S. Eversmanni *Brandt*, Bull. de l'Acad. de Petersbourg, IX, S. 43. Der Schwanz iſt beinahe halb ſo lang als der Körper und büſchelförmig dicht behaart; die Haare ſind oben an der Wurzel braungelb, ſchwarz gemiſcht, in der Mitte roſtroth, dann an den Seiten in die Länge ſchwarz geſtreift, die Spitzen der Haare weiß. Die Ohren kaum größer als beim gemeinen Zieſel. Die Hauptfarben, am Schwanze ausgenommen, wie beim Zieſel; die Nägel länger. Bewohnt das altaiſche Gebirge. Körperlänge 9 Zoll 3 Linien, Schwanzl. mit Haarbüſchel 4 Zoll 5 Linien. — 19) S. erythrogenys *Brandt*, rothbackiger Zieſel. Seiten des Kopfes bis zu den Ohren weiß, mit Ausnahme eines 3eckigen, roſtrothen, breit weiß umſäumten Flecks unter den Augen, und eines andern ob denſelben. Kinn, Kehle, Gurgel, der Hals faſt bis zur Bruſt und das ganze Innere der Extremitäten weiß; Füße weißlich. Auf der Naſe ſteht ein ſchwarzbrauner Fleck. Der Schwanz iſt wie beim gemeinen Zieſel, aber etwas mehr behaart, unten roſtroth mit weißer Spitze, oben roſtroth mit weißſpitzigen Haaren gemiſcht. In den Gebirgen des Altai. Körperl. 8 Zoll 10 Linien. — 20) S. Clarkii *Hamilt.* Smith, In Griff. anim. Kingdom, III, S. 89, Fig. c. Obere Theile ſilbergrau; Schultern, Seiten, Unterleib u. Hinterbeine, ſowohl innen als außen weiß, ſchwach ockergelb überlaufen. Ohren kurz, abgerundet; Schwanz flach, ausgebreitet, in der Mitte am breiteſten. Am Miſſuri. — 21) S. lateralis *Say*, Arctomys lateralis *Rich.*, ſeitenſtreifiger Zieſel. Oben braungrau; hinter jedem Ohr fängt ein gelbweißer Streifen an, welcher bis zur Hüfte läuft, in der Mitte am breiteſten und oben u. unten mit einem breiten braunſchwarzen Streif eingefaßt iſt. Unterſeite u. Beine ſchmuzzig gelblich weiß, etwas braun überflogen; Wangen, Halsſeite und Außenſeite der Beine kaſtanienbraun; Scheitel braun, graulich überlaufen; Ohren abgerundet, an den Rändern braun, um die Augen ein weißer Kreis, Oberlippe u. Kinn weiß. Schwanz oben ſchwarz, mit bräunlich weißen Haaren gemiſcht u. eben ſo eingefaßt; unten gelblich braun, mit ſchwarzer u. bräunlich weißer Einfaſſung. Bewohnt das Felsgebirge in Erdlöchern; Schreber, Suppl., T. 214 B. — 22) S. grammurus *Say*, Tamias grammurus *Fisch.*, Synops., S. 350, ſtreifſchwänziges Zieſel. Grau, roſtfarb geſprenkelt; Schultern, Nacken u. Augenkreis weißlich; die Haare hart u. platt, oben gefurcht; der Schwanz weißlich, auf beiden Seiten mit 3 ſchwärzlichen Seitenſtreifen. Die Haare an der Wurzel bleifarb oder ſchwärzlich, dann weiß od. roſtfarb, Spitze bräunlich. Die Daumwarze mit einem Nagel. Im Felſengebirge in Felſenſpalten. Körperl. 11$^1/_2$ Zoll, Schwanzl. 9 Zoll.

Die einzige foſſile Art iſt S. superciliaris *Kaup* aus dem Sande von Eppelsheim. Pictet rechnet ſie zu Arctomys.

Spermophlebektaſis (Spermophlek-

taſie, griech.), Ausdehnung der Samenblutadern.

Spermophorum (bot. Term.), der Samenträger, der Theil oder die Stelle, welche in der Fruchthöhle der phanerogamiſchen Pflanzen die Samen (unmittelbar oder vermittelſt einer Nabelſchnur befeſtigt) trägt.

Spermophylla (Bot.), nach Nees, Untergatt. von Sphenogyne *R. Br.*

Spermoptera (Bot.), nach de Candolle, Untergatt. von Chrysanthemum.

Spermoſciurus (Säugeth.), nach Schinz, Untergatt. von Sciurus *L.*

Spermoſtemon (griech.), Samenfaden.

Spermotylium (bot. Term.), die Samenſchwiele, ein kleiner Höcker oder Wulſt, der in der Nähe des Nabels, auf der dem Mundnärbchen entgegengeſetzten Seite auf der Samenhülle mancher Pflanzen, z. B. von Lathyrus, Phaſeolus und Cicer, vorkommt.

Spernglas (Min.), ſ. v. a. Fraueneis oder ſpäthiger Gyps (ſ. d.).

Sperone (ital., Geognoſ.), ſ. v. a. eine in den Hügeln und Bergen des alten Latium ſehr häufige poröſe und an Augit und Leuzit reiche Lava.

Speroni (Sperone), ital. Dichter, geboren 1500 zu Padua, ſtudirte zu Bologna Philoſophie und Medicin, † 1588 in Padua. Schrieb: Dialogi, Vened. 1595; — Discorsi, daſ. 1602; — Canace e Macareo, Trauerſpiel, daſ. 1597; — Lettere, daſ. 1606; — Opere, Padua 1740, 5 Bde.

Sperrbalken, ſ. Flöße.

Sperrbaum, ſ. v. a. Schlagbaum, auch Hafenbaum oder ein großer eiſerner Riegel.

Sperrbuhne, ſ. v. a. Kluſtdamm.

Sperre, 1) die Handlung des Sperrens, vgl. Getreide- und Handelsſperre; — 2) im öſterreichiſchen Rechtsſtyl ſ. v. a. Arreſt oder Beſchlag; — 3) Werkzeug oder ein Gegenſtand, wodurch etwas geſperrt wird; — 4) ſ. Flöße.

Sperreiſen, die in der Sägemühle unter dem Stoßſange angebrachte Klinge mit einem Haken, wodurch ſie ſich ins Zahnrad einſtemmt, damit dieſes nicht mit zurückgehe, wenn die Stoßſtange einmal ungewöhnlich weit zurückweichen ſollte.

Sperrelſter (Ornith.), ſ. v. a. großer, grauer Würger, Lanius Excubitor *L.*

Sperren, 1) weit und mit Heftigkeit auseinanderthun, öffnen; — 2) ſ. Buchdruckerkunſt; — 3) eine Thüre, ein Thor mittelſt eines Riegels oder Schloſſes zumachen; — 4) den Zugang zu einem Orte, den Durchgang oder Uebergang durch irgend ein Hinderniß abſichtlich oder zufällig unmöglich machen, erſchweren oder verbieten; — 5) das Zurückgehen einer Maſchine oder einzelner Theile derſelben mittelſt eines Sperrkegels oder Sperrrades hindern; — 6) etwas mit Arreſt belegen; — 7) ſich ſ., ſich heftig widerſetzen.

Sperrenwalde (Groß-S.), preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; 140 Einw.

Sperrer (Chir.), 1) ſ. Dilatator; — 2) Pollutionsſperrer.

Sperrfänge, Apparate aus Holz, um vierfüßige Thiere oder Vögel lebend und unbeſchädigt zu fangen, ſo daß ſie in ihnen abgeſperrt ſind. Es gehören hierher der Saufang, Wolfsfang, die Wolfsgrube, Bärengrube, Einſprünge in Thiergärten, Marder-, Iltis- und Wieſelfalle, der Entenfang mit Fallthüren, die Feldhühnerſteige und der Meiſenkaſten oder Meiſenſchlag.

Sperrfeder, Feder zum Feſthalten in beſtimmten Lagen; ſie ſind meiſtens von Stahl und etwas gebogen. Auch ſolche von hart geſchlagenem Meſſing kommen bei einigen Gelegenheiten vor. Außer den etwas gebogenen gibt es zum Feſthalten auch ſpiralförmige, ſchnecken- und ſchraubenförmig gebogene Federn. Sie halten durch ihren Druck den Sperrhaken od. Sperrkegel zwiſchen den Zähnen des Sperrrades feſt u. ſind von der erſteren Art, alſo etwas gebogen. Durch das Herumbewegen des Sperrrades geben ſie ſo weit nach, daß der Sperrhaken über die Zähne hinglitſchen kann. Das eine Ende iſt mit einer Schraube feſtgeſchraubt, das andere freie Ende drückt auf den Sperrhaken.

Sperrgeld, Geld, das für den Einlaß durch ein Thor, welches ſchon zugeſchloſſen iſt, ententrichtet wird.

Sperrglas, ſ. v. a. Frauenglas.

Sperrglocke, in manchen Städten, in denen die Thore Abends geſchloſſen werden, eine Glocke, mit der geläutet wird, um die Zeit, wenn der Verſchluß geſchieht, die Sperrzeit, dem Publikum anzuzeigen.

Sperrhaken, 1) ſ. Sperrrad; — 2) der eiſerne Haken an einer Hemmkette, mit welchem dieſe um das Rad befeſtigt wird; — 3) ein Haken, womit geöffnete Fenſter und Thüren in dieſer Stellung erhalten werden; — 4) bei Waſſerſäulenmaſchinen Haken, worin ſich der Hammer der Maſchine fängt, wenn der Hub aus iſt; — 5) ſ. v. a. Dietrich; — 6) ſ. Goldſchmied.

Sperrhölzer, Querhölzer, welche die Decke der Kutſche bilden, beſtehen aus dem Vorder-, Mittel- und Hinterſperrholz.

Sperrholz, ſ. Fleiſcher.

Sperrhorn, ſ. Amboß.

Sperrkäſe, ſ. Käſe.

Sperrkegel (Sperrklinke), ſ. Sperrrad.

Sperrkette, Kette, etwas damit zu ſperren, z. B. Straßen, daher auch ſ. v. a. Hafenkette und Hemmkette.

Sperrkraut (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Polemonium *L.*

Sperrlatten (Bergb.), aufgeſchraubte oder aufgenagelte Latten, welche in den Schachten die Rahmenhölzer in unverrückter Stellung erhalten.

Sperrleiſten, 1) diejenigen Hölzer, welche beide Leitern eines Wagens in gemeſſener Entfernung von einander halten; — 2) das gerade Stück Holz, welches dazu dient, 2 Dinge oder die Theile eines Dinges auseinander zu ſperren,

Digitized by Google

Sperrmaß (Bergb.), das abgetheilte Stängelchen, womit der Zimmerſteiger die Länge der Gruben-Zimmerhölzer abnimmt; daſſelbe beſteht aus 2 Latten, die von 2 meſſingenen Klammern übereinander gehalten werden, ſo daß ſie ſich in ihre Verlängerung ſchieben laſſen.

Sperrmaul (Mollusk.), Schneckenart, ſ. v. a. Helix ringens *L.*, Anostoma depressa *Lam.*

Sperrmund (Botanik), Anoectangium *Schwaegr.*, Gatt. der Bryaceae Anoectangiaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.*, unter Gymnostomum *Hedw.* Charakter: Haube eng-kapuzenförmig; Büchſe ohne Periſtom, mit doppeltem Ringe. Drei Arten, welche nur an feuchten Felſen höherer Gebirge vorkommen: 1) A. compactum *Schwaegr.*, Suppl. 1, 1, 36, T. XI. In den Alpen faſt allgemein verbreitet. — 2) A. Hornschuchianum *Nees* et *Hornsch.*, Bryol. germ. 1, 176, T. XI, F. 26. In den Kärnthner-Alpen bei Heiligenblut. — 3) A. Sendtnerianum *Bruch* et *Rch.*, T. 3. In den Salzburger-Alpen.

Sperrrad, ein Rad mit ſchrägen ſägeförmigen Zähnen, zwiſchen welchen ein beweglicher Haken, der Sperrhaken oder Sperrkegel, liegt. Wird das Rad um ſeinen Mittelpunkt herumbewegt, ſo fällt der Haken von Zahn zu Zahn, indem er über jeden Zahn wie über eine ſchiefe Ebene hingliſcht. Das Herumbewegen des Rades kann begreiflich nur nach einer Richtung hin geſchehen. Nach der andern verhindert dies der Haken, der ſich gegen den Zahn ſtemmt. Solche Sperrräder kommen an Webeſtühlen, in Uhren, bei Säge- und Bohrmühlen, in Papiermühlen ꝛc. vor.

Sperrruthe (Tömpel), beſteht aus zwei gleich langen, mittelſt eines Scharnieres vereinigten und an den Enden mit hakenförmigen Stiften verſehenen Stäben. Der Weber hält den vor ſeiner Bruſt liegenden fertigen Theil Tuch oder Zeuch ausgeſpannt, damit es ſich von gleichmäßiger Breite auf den Zeuchbaum aufrollen laſſe, und damit zugleich die Schläge mit der Lade gleichförmig bleiben. Zu dieſem Zwecke faßt er die Sahlleiſten mit den hakenförmigen Stiften der S., und durch Andrücken der S. an das Gewebe treibt er dieſes ſpannend auseinander.

Sperrſitz (Theaterw.), eine dem deutſchen und ruſſ. Theater eigenthümliche Einrichtung des Parterres, durch numerirte Sitze zwiſchen dem Orcheſter und dem eigentlichen Parterre. Das Publikum hat durch S.e den Vortheil, ſeinen Platz bis kurz vor Anfang der Vorſtellung unbeſetzt zu finden. In Rußland iſt die Bequemlichkeit und Pracht dieſer S.e, dort Lehnſtühle (Kresslui) genannt, außerordentlich und übertrifft alles Aehnliche anderer europäiſchen Theater.

Sperrſtange, ſ. Bremswerk.

Sperrventil (Stoßventil, Epistomium), ein ſtummes Orgelregiſter, das dazu dient, den Orgelwind entweder von allen, oder auch nur von einzelnen Windkäſten abzuhalten oder zuzulaſſen, und ſeine ſpecielle Benennung nach der Windlade erhält, zu deren Windkaſten es gehört. So gibt es z. B. ein Hauptmanual-S., Pedal-S. ꝛc. Das General- oder Haupt-S. hält den Wind von ſämmtlichen Windkäſten einer Orgel ab und liegt im Hauptkanale, während die übrigen in den Verführungskanälen in der Nähe des Windeinfalls ihren Platz finden. Das S. beſteht aus einer hölzernen Klappe, die, wenn ſie vermöge des Regiſterzugs gehoben wird, ſich an alle 4 Wände des Kanals ſo feſt anſchließt, daß kein Wind mehr durchſtrömen kann. Der techniſche Ausdruck dafür iſt: das S. iſt abgeſtoßen. Soll es außer Wirkſamkeit treten, ſo wird es aufgezogen, und dann liegt es auf ſeinen Axen parallel mit der Ober- und Unterwand des Kanals, ſo daß der Orgelwind es umſtrömen und zum Windkaſten gelangen kann. Ein S. iſt für jede Windlade in ſofern nothwendig, als durch Zuſtoßen deſſelben allem manchmal vorkommenden Heulen eines Tones auf einmal abgeholfen werden kann. Am bequemſten zur Ventilklappe kommen zu können, iſt in die Oberwand des Kanals ein gehörig langer und breiter Einſchnitt in Form eines Oblongums gemacht und dieſer mit einem rauh belederten Brete bedeckt, das durch Zwingen und Keile winddicht auf dem Kanale befeſtigt wird.

Sperrzeit, ſ. Sperrgeld.

Sperrzeug (Schloſſer), die Haken und Dietriche, welche der Schloſſer an einem Draht bei ſich zu tragen pflegt.

Sperrzeuge (Jagdw.), allgemeine Benennung der dunklen oder lichten Zeuge, welche dazu dienen, das Wild in einem Walddiſtrikt ſo einzuſperren, daß es auf keine Weiſe daraus wieder entweichen kann; ſind daher der Gegenſatz zu den Blendzeugen.

Sperthias, ſ. Bulis.

Spes (lat.), 1) Hoffnung; — 2) weiblicher Taufname, ſ. Sophia 1).

Spes (röm. Mythol.), Göttin der Hoffnung, urſprünglich als Naturgöttin verehrt, indem ſie als Hoffnung des Jahres angeſehen und der Feldertrag auf ſie bezogen wurde. Erſt ſpäter wurde ſie als eine Abſtraktion wie Securitas, Fides u. A. betrachtet. Wenn ſie häufig mit Venus verbunden erſcheint, ſo iſt ſie eine Pandemos oder Venus als Frühlingshora. In den Kaiſerzeiten iſt die S. als Glücksgöttin ehelicher Eintracht wegen gehofften Eheſegens mit einem Füllhorn verſehen und bald mit Fortuna, mit Virtus und Victoria, bald mit Nemeſis verknüpft. Wie Aphrodite mit Euthenia, ſo ſtand S. mit der Salus in Verbindung, mit welcher ſie zu Rom eine Prieſterin hatte. Die alten Tempel der Hoffnung waren außerhalb der Stadt, und zwar der älteſte vor dem esquiliniſchen Thore, der andere vor dem carmentaliſchen zwiſchen dem Tempel der Pietas und Juno Matuta. Dieſer hatte 10 Säulen und war vom Konſul Atilius Calatinus um das J. 496 der St. gelobt und bald darauf erbaut worden. Der Opfertag der S. war der 1. Auguſt. Die Figuren dieſer Göttin wurden immer nach der früheren, ſchon vor Phidias üblichen, ſteifzierlichen Bildungsart dargeſtellt; ſie erſcheint als ein hurtiges, ſchlankes Mädchen, auf den Zehen

leicht hinſchwebend, das lange grüne Gewand mit der herabgeſenkten Linken zierlich etwas lüftend, in der Rechten eine Lilie oder Granatblüthe oder Kornähren oder ein Gefäß tragend. Die Haare fallen breit über den Rücken herab; zur Seite hat ſie die Krähe. Unter den Statuen der S. iſt eine in der Villa Ludoviſi, eine andere im Garten des Palaſtes Roſpiglioſi. Im Muſeum zu Neapel iſt die ehemals als Flora Farneſe genannte Koloſſalſtatue der S.

Spesbach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Landſtuhl; 520 Einw.

Spsſchau (Speſſow), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrſch. Czernahora; 310 Ew.

Speſen (v. Ital.), Koſten, Auslagen, Beſorgungsgebühren, beſonders im Handel.

Speſenroth, preuß Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Simmern; 170 Einw.

Speſſart (Geogr.), 1) (Speßhardt, Spechtshard), deutſches Gebirg, wovon der größte Theil innerhalb der Grenzen des bayer. R.-B.s Unterfranken und Aſch., ein kleiner Theil ſeiner nördlichen Gegenden zu Kurheſſen gehört, beſteht in ſeinen Vorbergen (Vor-S.) aus Glimmerſchiefer oder Granit, im hohen S. aus Gneiß. Die höchſten Spitzen ſind: Geiersberg 1900′, Hohewaart 1811′, Hoklehöhe 1800′, Hirſchberger-Höhe 1732′, Gebrannter-Berg 1669′ u. m. a.; erhebt ſich alſo nicht über die mäßige Höhe von 1900′. Er enthält ein Geſammt-Waldareal von 327,809 Tagwerken und 173 □Ruthen oder 20,2 □M. Klauprecht gibt das ganze Flächeninhaltsverhältniß des S.s, die ganze Fläche als Einheit angenommen, ſo an: 0,889 Waldfläche und 0,111 Banland; demnach würde ſich für den ganzen S. ein Flächenraum von etwas über 22½ □M. ergeben. Von der Waldfläche werden dem Laubholze 0,98, dem Nadelholze 0,02 zugetheilt, oder genauer dem Eichenwald 0,249, dem Buchenwald 0,734, dem Nadelwald 0,017. Es finden ſich unter dieſen Beſtänden die ſchönſten Eichen Deutſchlands, Stämme von 125′ Länge mit einer Schaftreine von 80′. Auch die Buchenbeſtände ſind ſehr vorzüglich und beherbergen noch einen guten Stamm Roth- und Schwarzwild. Das reichliche Holz geht bis nach Holland, wozu der den S. durchſtrömende Main Gelegenheit gibt. In den waldleeren Gegenden baut man Getreide, Flachs, Hanf, Obſt, Hopfen, Tabak. Der größte Theil iſt herrſchaftliches, der kleinere Theil Privateigenthum. — 2) Bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkr., Amt Ettlingen; 490 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Adenau; zu Hammbach gehörig; 240 Einw.

Speßhardt (Geogr.), würtemberg. Dorf, Schwarzwaldkr., Oberamt Calw; 110 Einw.

Speßhardt (Biogr.), Haubold von, ſachſen-meiningiſcher Staatsminiſter, um 1800 geboren, betrat die militäriſche Laufbahn, verließ aber den aktiven Dienſt und ward Kammerherr und Generaladjutant des Herzogs, erſt mit dem Titel als Oberſtlieutenant, dann als Oberſt. Gleichzeitig Direktor der Straf- u. Beſſerungsanſtalt zu Maßfeld, Kommandant des Feldjägercorps und dann auch Direktor des Hoſpitals Grimmenthal, erwarb er ſich um alle dieſe Anſtalten die weſentlichſten Verdienſte, namentlich erfuhr die erſtere durch ihn durchgreifende Verbeſſerungen. Statt des Kommando's des Feldjägercorps übernahm er ſpäter die Verwaltung des geſammten Militärweſens des Herzogthums, und auf ſeine Anregung ward die oberländiſche Waiſenkaſſe gegründet, die ſich unter ſeiner Leitung bald einer bedeutenden Blüthe erfreute. Bisher ein vertrauter Freund des Herzogs und ſein unzertrennlicher Reiſebegleiter, ſand er ſich doch bewogen, die meiſten ſeiner Aemter in Meiningen niederzulegen, ſich auf ſein Gut Mupperg im Koburgiſchen zurückzuziehen und ſich ſeinem Amte als Landmarſchall des koburgiſchen Landtags ausſchließlich zu widmen. Als politiſcher Schriftſteller trat er auf mit der Brochüre „Wohin u. Wodurch?", worin er den Gedanken einer Regeneration des Bundes mit einer Art ſtändiſcher Volksvertretung ausſprach. Das Jahr 1848 ſchien überraſchend ſchnell dieſen Gedanken in geläuterter Geſtalt verwirklichen zu wollen. S., der ſeinen Wohnſitz wieder in Meiningen nahm, folgte mit regem Intereſſe den Ereigniſſen und ward von der Bürgerwehr der Hauptſtadt des kleinen Landes zum Kommandanten gewählt und bald darauf, als das Miniſterium Werthern ſich genöthigt ſah, abzutreten, vom Herzog mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt, an deſſen Spitze er mit Ablehnung alles Gehaltes trat. Das ganze Land begrüßte das neue Miniſterium mit der lebhafteſten Freude, indem es in ihm eine Bürgſchaft für die Zukunft erkannte. Ließen auch die erſehnten Reformen auf ſich warten, ſo begnügte man ſich mit der Verſicherung des Miniſters, daß die Beſchlüſſe der frankfurter Nationalverſammlung im vollſten Umfange im Herzogthum Anerkennung und Durchführung finden würden. Ein Schatten fiel erſt auf ſeine Popularität, als er in Folge von Unruhen, welche die Verhaftung des Redakteurs einer demokratiſchen Zeitung in Hildburghauſen veranlaßte, bayeriſche Exekutionstruppen ins Land rief, denen die von der deutſchen Centralgewalt geſendeten Reichstruppen folgten. Dennoch erklärten ſich faſt alle Parteien zu ſeinen Gunſten, als die Zeitungen bald darauf ſeine Entlaſſung meldeten, und zahlreiche Adreſſen ſprachen ſein Verbleiben im Amte als den allgemeinen Wunſch des Landes aus. Unterdeſſen nahte der erſte nach dem neuen Wahlgeſetz berufene Landtag des Herzogthums Meiningen heran, dem man mit um ſo größerer Spannung entgegenſah, als ſich nun herausſtellen mußte, in wie weit die Regierung die Bahn des entſchiedenen Fortſchritts, aus deſſen Vertretern die Mehrheit des Landtags beſtand, zu gehen gewillt ſey. Den erſten Konflikt zwiſchen dem Miniſterium und der demokratiſchen Majorität des Landtags veranlaßte die Domänenfrage. Die Domänen hatte der Herzog ſchon in den Märztagen 1848 zum Staatseigenthum erklärt. Es galt nun, die Angelegenheit geſetzlich zu ordnen und zugleich eine Civilliſte als angemeſſenes Aequivalent zu beſtimmen. Da die Anſichten des Landtags und der Regierung über dieſen letzteren Punkt be-

Digitized by Google

deutend differirten, die letztere aber zugleich die Kreirung von Papiergeld beantragte, ſo gab der Landtag zu letzterem zwar ſeine Zuſtimmung, machte aber die wirkliche Anfertigung von der vorhergängigen Erledigung des erſtern Punktes abhängig. Es verlautete bei dieſer Gelegenheit, daß S. in Beziehung auf Domänen und Civilliſte beſtimmte Verſprechungen gemacht und dafür die höchſte Einwilligung zu mehren wichtigen Reformen empfangen hatte. Der in der Preſſe lebhaft beſprochene Streitpunkt wurde endlich vermittelt und der Landtag vertagt. Nach ſeiner Wiedereinberufung kamen mehre organiſche Geſetze zur Berathung, unter andern ein Bürgerwehrgeſetz, das unter dem Einfluß der Reichsverfaſſungskämpfe zwar beſchloſſen, jedoch nicht ausgeführt wurde, da verſchiedene Gemeinden Vorſtellung dagegen erhoben. Einen günſtigen Eindruck machte ein umfaſſendes Amneſtiegeſetz. S. war während dieſer Zeit Kommandant der meininger Bürgerwehr geblieben, und ſeine Hinneigung zu der in der Mehrheit dieſes Inſtituts vertretenen konſervativ-liberalen Bourgeoiſie zum Nachtheil des von der Landtagsmajorität repräſentirten entſchiedenen Fortſchritts ward immer augenfälliger. Auf eine harte Probe wurde der Miniſter durch die Endſchickſale des deutſchen Parlaments und die nächſtfolgenden Ereigniſſe geſetzt. Die demokratiſche Partei forderte Beſchickung des ſtuttgarter Rumpfparlaments und feſtes Ausharren bei der Sache der Reichsverfaſſung. Während S. in Bezug auf den erſtern Punkt aber Abwarten empfahl, liebäugelte er mit der den deutſchen Regierungen vorgelegten ſogenannten Dreikönigsverfaſſung und empfahl ſie endlich offen dem Landtag zur Annahme. Umſonſt ward dagegen eingewendet, daß ein Abwarten der Ereigniſſe nie gerechtfertigter geweſen ſey, als in dieſem Punkte; nach des Miniſters Anſicht konnte das Land nicht ſchnell genug dem Dreikönigsbunde beitreten, und als der Landtag mit überwiegender Mehrheit den Antrag abgelehnt, griff S. zu dem Mittel, das er ſelbſt als ein ſehr mißliches bezeichnet hatte: er löſte den Landtag auf. Was S. wohl ſelbſt erwartet, geſchah; die Neuwahlen ergaben die alte Parteiſtellung, und das Miniſterium nahm in ächt konſtitutioneller Weiſe ſeine Entlaſſung und überließ es dem neuen Miniſterium Wechmar, den Beitritt zur Dreikönigsverfaſſung zu oktroyiren, welchen Staatsſtreich der Landtag nachher durch ſeine Zuſtimmung ſanktionirte. Obgleich S. durch ſeine unioniſtiſchen Beſtrebungen an Popularität viel verloren hatte, ſo bedauerte man doch aufrichtig ſeinen Verluſt, da er trotz einzelner Mißgriffe doch als anerkannter Ehrenmann die allgemeinſte Achtung, ſelbſt ſeiner politiſchen Gegner genoß, und in der That machte ſich ſein Verluſt durch die nun folgenden Preßprozeſſe und andere Maßregeln fühlbar genug. In Koburg zum Mitglied u. Präſidenten des dortigen Landtags gewählt, traf ihn in Meiningen die Wahl als Mitglied des erſten ſogenannten Volkshauſes, wo er zur Fraktion Gagerns gehörte.

Speſſi, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandſchak Preſerin, ſüdweſtl. von Perſerin, in deſſen Nähe ſich der weiße und ſchwarze Drin vereinigen.

Spes succedendi (lat.), die Hoffnung, Jemandem im Amte nachzufolgen; daher: cum spe succedendi Einem ſubſtituirt werden, ſ. v. a. die gewiſſe Anwartſchaft der Nachfolge in deſſen Amte bekommen.

Spet (Ichthyol.), ſ. v. a. Seehecht, Sphyraena Spet *Lacép.*

Spetekoͤge (Deichb.), ſ. v. a. Deichgruben.

Speth (Biogr.), 1) Peter Eugen, Mönch aus dem Kloſter St. Gallen in der Schweiz, zeichnete verſchiedene allegoriſche Darſtellungen, die durch Melch. Küſell im Stiche bekannt ſind, in dem Buche: Himmliſche Nachtigall, ſingend die Gottſelige Begierden der büßenden Heiligen und verliebten Seel, 1684. — 2) Balthaſar, geiſtlicher Rath und Kapitular an der Metropolitankirche in München, 1774 zu Mannheim geboren; kam ſchon als Knabe nach München, wo er Theologie ſtudirte und 1811 Hofprieſter, 1818 Hofkaplan, 1822 Kanonikus am Metropolitankapitel und geiſtlicher Rath in München, 1829 apoſtoliſcher Protonotar ward. Zu künſtleriſchen Zwecken beſuchte er 1816 Italien und legte die Reſultate ſeiner Beobachtungen in einem eigenen Werke nieder: Die Kunſt in Italien, München 1819—23, 3 Bde. Früher redigirte er die Jahrgänge 1810 und 1811 des Kritiſchen Anzeigers für Literatur und Kunſt. Im J. 1817 ſchrieb er „Würdigung der Kunſtausſtellung in München", München 1817. Die Jahrgänge des Stuttgarter Kunſtblattes von 1816—29 enthalten von ihm viele Aufſätze und Nachrichten über bildende Kunſt, Künſtler und Kunſtgegenſtände. Seine letzte Schrift iſt dem Andenken ſeines Freundes G. von Dillis gewidmet, deſſen Nekrolog er 1841 für den münchener Kunſtvereinsbericht geliefert hatte; ſie hat den Titel: Erinnerung an Georg von Dillis, Direktor der k. Pinakothek ꝛc., München 1844. S. hat auch ſehr ſchön in Miniatur gemalt, und die Miniaturen ſind, wie auch Bildniſſe, von ungemein zarter Ausführung und vollkommen im Charakter der Urbilder dargeſtellt. Die Harmonie der Farben und des Geſammttones iſt ungemein lieblich. Im J. 1842 ernannte ihn die Akademie in München zum Ehrenmitgliede. S. † 1846.

Spetia, Inſel, ſ. v. a. Spezzia.

Spetner, Chriſtian, Maler, Hofmaler des Herzogs Chriſtian von Sachſen-Merſeburg, lebte als ſolcher noch 1664. S. malte viele Bildniſſe, deren von Ch. Romſtedt, J. C. Höckner, J. u. C. Dürr, M. Schildknecht, J. B. Paravicinus u. A. geſtochen wurden.

Spetten (ſchwed., Ornith.), ſ. v. a. Specht, Picus *L.*

Spetto (ital., Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Spießhecht, Seehecht, Sphyraena Spet *Lacépède.*

Spetzer-Fehn, hannöv. Dorf, Landdr. Aurich, Oſtfriesland, Amt Aurich; 64 Häuſer.

Spetzger, Karl Georg, Maler, geb. zu Gries bei Botzen 1802, beſuchte die Akademien

zu Wien und München und ließ ſich dann in ſeiner Vaterſtadt nieder. Er malt ſchöne Porträte in Oel, Miniatur und Paſtell.

Speuſippus (griech. Lit.), 1) Sohn des Eurymedon zu Athen und der Potone, der Schweſter des Plato, geboren zwiſchen 395 und 393 v. Chr. Für ſeine Jugenderziehung ſorgte der Oheim. Auch die Schnle des Iſocrates mag er beſucht haben. Aus der pythagoräiſchen Philoſophie nahm er ebenfalls Manches und gab ein aus den Schriften des Philolaus gemachees Excerpt über die pythagoräiſchen Zahlen heraus. Nähere Bekanntſchaft mit den Pythagoräern ſcheint auch durch die Theilnahme an Platons dritter Reiſe nach Sicilien herbeigeführt worden zu ſeyn, ſo wie durch die Verbindung mit Dio, den S. bei ſeinem Verſuche, nach Syrakus zurückzukehren, unterſtützt zu haben ſcheint. Der Briefwechſel mit Dionyſius von Syrakus, wovon eine Spur bei Diogenes IV, 2 und 5, ſich findet, mag in dieſe Zeit fallen; eben ſo nennt Diogenes IV, 5, Briefe des S. an Philipp von Macedonien, von welchen ein Bruchſtuck bei Athen. XI, S. 506 E, ſich findet. Dem alternden Plato eine Stütze und von dieſem zu einem ſeiner Teſtamentsvollſtrecker beſtimmt, trat er nach deſſen Tode (347 v. Chr.) an ſeine Stelle in der Akademie, trat aber nach 8 Jahren, durch Abnahme der phyſiſchen Kraft bewogen, zurück. Doch ließ er ſich auch, nachdem bereits Xenocrates den Lehrſtuhl in der Akademie eingenommen hatte, immer noch in einem Wägelchen dahin bringen. Aus Lebensuberdruß machte er zuletzt ſeinem Leben freiwillig ein Ende (jedenfalls vor 334 v. Chr.). In ſeiner Lehre ſich im Ganzen eng an Plato anſchließend, ſoll er nur darin von ihm abgewichen ſeyn, daß er zwei Kriterien der Wahrheit, eins für das Denkbare und eins für das ſinnlich Wahrnehmbare, aufſtellte. Seine zahlreichen Schriften, welche nach Diog. IV, 5, an 34,075 Zeilen enthielten und von Ariſtoteles für 3 Talente erkauft wurden, nennt Diog. IV, 4, 5. Sie ſind ſämmtlich verloren gegangen. Mit Unrecht werden dem S. die unter Platons unächten Schriften befindlichen Ὅροι beigelegt.

Spey (Geogr.), 1) preuß. Dörfer, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. St. Goar: a) (Nieder-S.); am Rhein, kath. Pfarrei; 310 Einw.; — b) (Ober-S.); am Rhein, mit Fähre; 580 Einw. — 2) brit. Fluß, Schottland, Grafſch. Inverneß; entſteht aus einem kleinen gleichn. See, fließt nordöſtl. in die Grafſch. Elgin, begrenzt zum Theil dieſelbe gegen die Grfſch. Banff und mündet unterhalb Fochabers in die gleichn. Bai im Murray-Golf. Nebenflüſſe: Trimm und Aven rechts, Dulnain links. Sein Fall iſt auf 1 Stunde an 60 Fuß. Denſelben zu mildern, hat man Kanäle in das Meer abgeleitet.

Spey (Biogr.), Martinus, Maler, geb. zu Antwerpen 1771, ging 1809 nach Paris, wo er von 1818 an verſcholl. Er malte Porträte, Genreſtücke (meiſt Wilddiebe) nnd Blumen.

Speyer (Geogr.), ſ. Speier.

Speyer (Biogr.), Wilhelm, Komponiſt, geb. 1790 zu Frankfurt a. M., kam im 4. Jahre nach Offenbach, wo ſein muſikaliſcher Sinn durch die Aufführungen von tüchtigen Werken im bernardſchen Hauſe zuerſt angeregt wurde, erlernte die Violine unter Renninger ans Mainz, dann unter Fränzl und endlich unter Paul Thieriot aus Leipzig, dem er am meiſten verdankte. Im 16. Jahre dirigirte er die Oper zu Offenbach. Später nahm er bei André auch noch Unterricht in der Kompoſition, ſtudirte dann 2 Jahre zu Heidelberg und ging nun auf Reiſen, durchzog Deutſchland, Italien, Frankreich, England, Holland und bildete ſo ſeinen Geſchmack aus. In den Jahren, wo er nun ſelbſtſtändig einen Beruf zu ergreifen hatte, trat er in den Stand ſeines Vaters, wurde Kaufmann und lebte abwechſelnd zu Offenbach und Frankfurt, blieb aber deshalb immer der Tonkunſt treu, der er auch in der Folge faſt alle ſeine Mußeſtunden widmete. Als Komponiſt lieferte er: 3 Quartetten für 2 Violinen, Alt u. Violoncell, 1 Quintett für 2 Violinen, 2 Violen und Violoncell, 11 Duetten für 2 Violinen, 3 Duetten für Violine und Flöte, 2 Hefte religiöſer Geſänge für Kirchen und Schulen, 5 Hefte Lieder und Geſänge, 3 Hefte Männergeſänge, 1 Heft Freimaurerlieder, Tänze zu 4 Händen, einzelne Geſänge, unter denen einige mit Begleitung der Violine und Violoncell, u. ſ. w.

Speyk, ſ. v. a. Speijk.

Speymouth, brit. Kirchſpiel, Schottland, Grfſch. Elgin, an der Mündung des Spey; 1430 Einw.

Spezereien (Spezereiwaaren), im Innern Deutſchlands und in den öſterreichiſchen Staaten ſ. v. a. Materialwaaren.

Spezerei-Pfeffer (Bot.), ſ. v. a. Calycanthus floridus *L.*

Spezet, franz. Dorf, Dep. Finistèrre, Bez. Châteaulin; ſtarke Schweinezucht; 2620 E.

Speziale, Jacopo, ein verworfenes Werkzeug der Gewalt, um 1760 zu Borgetta bei Palermo geboren, war der Sohn eines Bauern und ſollte nach des Vaters Wunſche ſtudiren. Durch kriechendes Weſen erlangte er einen kleinen Poſten bei der Corte pretoriana zu Palermo, ſchmeichelte ſich, als der Hof nach Sicilien geflüchtet war, bei der Königin Karoline ein und galt bald für einen Todfeind der Franzoſen und verfolgte alle Diejenigen, welche der Regierung verdächtig waren, aufs Heftigſte. Dadurch erwarb er ſich den Beifall des Miniſters Acton, der ihn zum Richter über die Anhänger der Revolution machte; als ſolcher wüthete er aufs Furchtbarſte mit Galgen und Schwert, ſeinen Schlachtopfern nicht einmal das Recht der Vertheidigung gönnend. Im J. 1799 wurde er Präſident der Staatsjunta und ſetzte als ſolcher ſein blutiges Henkeramt fort. Obgleich er ſich in Neapel durch ſeine Grauſamkeit den Haß des ganzen Volkes zuzog, blieb er doch auf ſeinem Poſten u. flüchtete erſt 1806 mit dem Hof nach Palermo, wo er 1813 in völliger Raſerei †.

Spezzano-Grande, ital. Dorf, Neapel, Prov. Calabria-citer., nordöſtl. von Coſenza, an den Apenninen; 1540 Einw., meiſt Albaneſen.

Spezzia (Geogr.), 1) (Spezia, Portus lunae), ital. Stadt, Sardinien, ſüdöſtl. von Genua, im gleichn. Golf; Lazareth, ſehr ſchöner und ſicherer Hafen, zwiſchen zwei Felſenſpitzen,

Digitized by Google

deren jede ein Fort trägt; in der Gegend vorzügliches Olivenöl; 4100 Einw.; — 2) (türk. Sulidſcha), griech. Inſel, Morea, ſüdweſtl. von Hydra, an der Oſtküſte von Morea, am Eingang des Golfs von Nauplia; 3/4 □M., 15,000 Einw., meiſt Schiffer. Auf der Oſtküſte die gleichnam. Hauptſtadt mit guter Rhede und einem kleinen Hafen; 8000 E.; 37° 15′ 16″ nördl. Br. u. 40° 48′ 22″ öſtl. L. Dabei die kleine Inſel S.-Poulo, 37° 12′ 58″ nördl. Br. u. 40° 50′ 6″ öſtl. L., im Alterthum Colonis oder Aſteria, und öſtlich Trikera, beide unbewohnt. — Geſchichtliches. S. hieß im Alterthum Tiparenus und war lange bloß Sitz von Seeräubern. Erſt im franz. Revolutionskriege wurde die Schifffahrt bedeutender und die Inſel zählte über 15,000 Einw. Die reichen Kaufleute ſtifteten hier Schulen,' und das Studinm ihrer alten Vorfahren begeiſterte die Spezzioten 1821, am Aufſtande der Griechen Theil zu nehmen. Die Inſel lieferte mit Hydra dem Aufſtande die meiſten Schiffe und Matroſen. Ihr Handel ward während der Inſurrektion größtentheils vernichtet. Vor derſelben war er ſehr bedeutend, denn die albaneſiſchen Flüchtlinge benutzten die vollſtändige Freiheit und ihre bedeutenden Handelsprivilegien, welche die Türken ihnen geſtatteten, ſo gut, daß ſie in kurzer Zeit mit den Hydrioten und Pſarioten wetteiferten. Im Sept. 1822 machte Abdallah Paſcha vergebens einen Verſuch, die Inſel zu nehmen. Den alten Namen Tiparenus wieder anzunehmen, weigerten ſich die Spezzioten. Die Spezziotinnen heirathen ſelten von der Inſel weg.

Spezzini, Francesco, Maler von Genua, Schüler von L. Cambiaſi und G. B. Caſtelli, einer der geiſtreichſten Künſtler ſeiner Zeit, ſuchte Raphael und Giulio Romano in der Zeichnung nachzukommen, ſtudirte auch die Werke des A. del Sarto und ſuchte überdies noch die Großheit des Michel Angelo zu verbinden; † aber in der Blüthe der Jahre. In S. Colombano und in der Kirche Vergine zu Genua ſind Bilder von ihm, welche er um 1578 ausführte.

Sphacelaria (Bot.), nach Lyngbye, Brandſpitzentang, Gatt. der Phyceae Sphacelarieae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Lager meiſt gefiedert; Sporen ſeitlich an den Fiedern; Fruchtſchläuche endſtändig, brandig. Unter 8 deutſchen Arten iſt zu bemerken: S. scoparia *L.*, Stypocaulon scoparium *Kütz.*, Phyc. gen., 293, T. 18, II. Veränderlich, bis 1/2 Zoll lang, doppelt zuſammengeſetzt-gefiedert, Fiedern und Fiederchen regelmäßig abwechſelnd, braungrün. Häufig im adriatiſchen Meere. Findet ſich nicht ſelten unter dem Wurmmoos, Helminthocorton (ſ. d.). — Die Gatt. iſt der Typus der Sphacelarieae *Ag.* und And., einer Gruppe der Phyceä.

Sphacelariea (Bot.), nach Agardh, ſ. Sphacelaria *Lyngb.*

Sphacelatus (bot. Term.), brandig od. brandfleckig, mit einem braunen od. ſchwärzlichen Flecken, wie vom Anbrennen durch Feuer, verſehen, z. B. die Nebenblätter von Vicia sativa auf ihrer Mitte, die Blättchen des Hüllkelches bei Senecio-Arten an ihren Spitzen, wo man ſie auch „verſengt“ nennt.

Sphacele (Bot.), nach Bentham, Gatt. der Labiatae Stachydeae *Benth.* Sträucher oder ausdauernde Kräuter in Peru und Chili; von 10 Arten bekannteſte: S. campanulata und S. paniculata *Benth.*

Sphacelia (Bot.), nach Leveillé, Keimpilzgatt. Art: S. segetum *Leveillé*, ſ. v. a. Sclerotium Clavus *Dec.*

Sphacella (bot. Term.), nach Agardh, der gipfelſtändige Sporenbehälter der Sphacelaria-Arten.

Sphacelös, von Wunden und Abſceſſen, zu kaltem Brand ſich hinneigend, brandig.

Sphacelotyphus (Med.), Typhus von od. mit Brand.

Sphacelus (Sphacelismus), der Brand, der kalte Brand, ſ. Brand (Med.).

Sphänophyllum (foſſ. Bot.), ſ. v. a. Sphenophyllum (ſ. d.).

Sphära (griech.), 1) jeder runde Körper, beſonders — 2) Ball, Spielball (ſ. Ballſpiel); — 3) die Erd- und Himmelskugel, ſowohl die natürliche, als auch die künſtliche (ſ. Globus); — 4) (Math.), ſ. Kugel; — 5) Werkzeug der Fauſtkämpfer, wohl eiſerne oder metallene Kugeln, die ſie ſich in die Hände banden; bei den Wettkämpfen (Sphäromachia), legten ſie, um ſich keinen Schaden zu thun, gepolſterte Ballen (Epiſphäria) darüber.

Sphaera armillaris (Aſtron.), ſ. Armillarſphäre.

Sphaera coelestis (Aſtron.), Himmelskugel, ſ. Globus.

Sphäralcea (Bot.), nach St. Hilaire, Gatt. der Malvaceae *Rchb.*, Monadelphia Polyandria *L.*, von Malva *L.* nur durch die kugelig-wirbelſtändigen Samenkapſeln unterſchieden. Von mehren Arten iſt zu bemerken: S. cisplatina *St. Hil.*, Bras., T. 52. Ein gegen 5 Fuß hoher Strauch in Braſilien, deſſen Blätter in der Heimath bei Bruſtkrankheiten, wie bei uns der Eibiſch, Althaea officinalis *L.*, angewendet werden.

Sphaera marina (pharm. Bot.), auch Sphaera thalassia, ſ. v. a. Seebälle, Meerbälle.

Sphäranthoides (Bot.), nach Cunningham, ſ. v. a. Monenteles sphaeranthoides *Dec.*

Sphäranthus (Bot.), nach Linné, Ballblume, Gatt. der Compositae amphigynanthae *Rchb.*, Syngenesia segregata *L.* Charakter: Blumenköpfchen in einen dichten, faſt kugelrunden Knäuel zuſammen gehäuft, mehrblumig; Blümchen alle röhrig; beſonderer Fruchtboden nackt, allgemeiner mit Brakteen beſetzt; beſonderer Kelch vielblättrig, allgemeiner verſchieden; Samen ungeſchnäbelt, ohne Samenkorn, etwas behaart oder glatt. Oſtindiſche und afrikaniſche Kräuter, von 12 Arten ſind als Arznei- und Zierpflanzen zu bemerken: 1) S. cochinchinensis *Lour.* Auf den Saatfeldern in China und Cochinchina. Das gewürzhaft riechende und ſchmeckende Kraut wird als erweichendes und zertheilendes Mittel äußerlich gegen entzündliche Geſchwülſte, und die Abkochung des-

Digitized by Google

ſelben als Gurgelwaſſer bei Halsaffektionen gebraucht. — 2) S. hietus *Willd.* In Oſtindien und auf Java. Das Kraut, welches ſtark gewürzhaft ſchmeckt und riecht, wird bei Unterleibsbeſchwerden, gegen Magenſchwäche, Magenkrampfe und gegen Würmer angewendet. **Burm.**, Zeyl., T. 94, F. 3. — 3) S. microcephalus *Willd.*, S. aſeicanus *Wallich.* Hat mit voriger Art gleiche Heimath und gleiche Anwendung. — 4) S. suaveolens *Dec.*, Polycephalus suaveolens *Forsk.* Am Nil und in Oſtindien. Kommt ihres Wohlgeruchs wegen häufig in deutſchen Gewächshäuſern vor. Anwendung wie die von S. hirtus *Willd.* **Lam.**, Iiiustr., T. 718, F. 2.

Sphaera obliqua, S. parallela, S. recta, ſ. Sphäre 4).

Sphäraſtrum (Zoophyt.), nach **Meyen**, **Kugelſtern**, Gatt. der Infusoria polygastrica Bacillaria *Cuv.*, der Zunft der quallenartigen Infuſorien nach **Oken**. **Charakter:** Panzer frei, einſchalig, rund, glatt; Monadenſtöcke beerenartig. Bekannteſte **Arten:** S. pictum und S. quadrijugum *Meyen.* **Rabenhorſt** und andere Botaniker ſtellen dieſe Gattung unter die Algen.

Sphäre (v. Griech.), 1) ſ. v. a. Kreis, Umkreis, daher — 2) Geſchäftskreis, Wirkungskreis, Denkkreis; — 3) (Math.), Kugeloberfläche, ſ. **Kugel**; — 4) (Aſtron.), die Himmelskugel, beſonders in Bezug auf ihre Stellung gegen verſchiedene Orte der Erdkugel und des ſcheinbaren Himmelsgewölbes. Man unterſcheidet **gerade S.** (Sphaera recta), bei welcher die Pole in den Horizont des Ortes fallen, der Aequator aber durch Zenith und Nadir geht; **parallele S.** (Sphaera parallela), in welcher die Pole in Zenith und Nadir fallen, der Horizont aber mit dem Aequator koincidirt, u. **ſchieſe S.** (Sphaera obliqua), jede andere Stellung, in welcher der eine Pol über dem Horizont erhaben iſt, der andere unter demſelben liegt, der Aequator aber mit dem Horizonte einen ſchiefen Winkel bildet. Letztere hat für alle Orte der Erde Statt, die nicht im Aequator u. in den Polen ſelbſt liegen. Vgl. **Globus**.

Sphäreda (foſſ. Bot.), nach **Lindley** und **Hutton**, foſſiles Pflanzengeſchlecht von noch unbeſtimmter Stellung. Die einzige **Species**, S. paeadoxa *L. et H.* (Foss. Flor. III, T. 159), iſt ein Stengel aus dem Sandſtein und dem untern Schiefer von Ciougſton in England. Vielleicht zu den Selaginen gehörig.

Sphäredon (griech.), ſ. **Schrift**.

Sphärella (Bot.), nach **Sommerfeld**, Algengatt. **Arten** unter **Protococcus**.

Sphären des Himmels, nach der Vorſtellung der Alten Kreiſe, welche am Himmel in die Sterne in ihrem Laufe beſchrieben werden, und zwar die 7 innerſten durch die von ihnen als Planeten anerkannten Himmelskörper, und einen 8., welchen ſie als einen gemeinſchaftlichen der Fixſterne, oder auch des ganzen Firmaments anſahen. Nach andern Fiktionen, aber mit Unbeſtimmtheit in den Angaben, wurde auch noch eine 9. u. 10., wovon die erſte eine zitternde Bewegung von Morgen gegen Abend, die zweite eine gleiche von Mitternacht haben ſollte, aufgeſtellt. Als eine 11. und alle umfaſſende galt das Primum mobile.

Sphärenmuſik, ſ. **Harmonie der Sphären** u. **Pythagoras**.

Sphärentextur (Geognoſ.), nach v. **Weiſſenbach**, jene in den Gangausfüllungen manchmal vorkommende Textur, bei welcher ältere Geſteinfragmente von einer aus Quarz, Kalkſpath ꝛc. beſtehenden, radial kryſtalliſirten Maſſe umgeben ſind. Die Erklärung dieſer Textur iſt ſchwierig, da angenommen werden muß, daß die umhüllende Maſſe Konſiſtenz genug gehabt habe, um die Fragmente zu tragen, oder daß ihre Kryſtalliſationskraft groß genug war, um dieſelben ſpäter auseinander zu treiben, da dieſe Fragmente ſich faſt nie berühren, wie es von einem Hanfwerke, zwiſchen welches das Bindemittel erſt ſpäter eindrang, zu erwarten ſtände. Hierher gehören wohl auch die ſog. **Kokarden** od. **Ringerze** (ſ. d.).

Sphäria (a. Geogr.), Inſel nahe an der Küſte von Trözene, zwiſchen derſelben und Calauria und mit dieſem durch einen niedrigen Sanddamm zuſammenhängend, wo **Sphärus**, der Wagenführer des Pelops, begraben lag; jetzt Poros.

Sphäria (Bot.), nach **Haller**, **Sphärie**, **Kugelpilz**, **Kugelnolle** nach **Oken**, Gatt. der Sphaeriacei genuini *Rchb.*, Cryptogamia Mycetes *L.* **Charakter:** Rundliche, oben durchbohrte, harte Bälge, öfters in einen Stock vereinigt, mit verlängerten Schläuchen und Fäden in einem weichen Kern, der vertrocknet ausgeworfen wird. **Arten** ſehr zahlreich, finden ſich in großer Menge auf allen Arten von Pflanzen; wir führen von den 440 deutſchen nur die bekannteſten und zwar nach **Schmidts** (Mykol. Hefte, II., S. 3) Eintheilung an: I. **Blaſenbodige.** Eine einfache Blaſe umſchließt unmittelbar die Schläuche. a) **Glattwändige:** Die ringförmige Mündung ragt nicht hervor. 1) S. maculaeformis *Pers.* Zeigt ſich als ſchwarze, punktförmige Bälge in einen ungleichen Flecken zuſammengehäuft. An der Unterſeite faſt aller Strauch- u. Baumblätter ſehr gemein im Frühjahr. Ann. bot. II., T. 2, F. b—d. — 2) S. peziza *Tode*, Fungi mecklenb. II., F. 122. Zeigen ſich als weiche, gelbrothe und einfallende Warzen, welche aus der Mündung ein Gallertkügelchen, wie Waſſertropfen, treiben; truppweiſe beiſammen, im Herbſte an hohlen Buchen u Birken. — 3) S. spermoides *Hoffm.*, Crypt. II., T. 3, F. 3. Bildet getrennte, ſchwarze, ſteife, unten walzige Bälge mit einem undeutlich warzenförmigen Mundloch; häufig an faulen Baumſtämmen, kruſtenartig zuſammenhängend und größer, als ein Senfkorn. — b) **Kurzmündige:** Mündung warzenförmig, etwas hervorragend: 4) S. inquinans *Tode*, Fungi meckl. II., T. 85. Die runden, glatten, unter der Oberhaut der Pflanzen truppweiſe liegenden Bälge brechen als ſchwarze, abfärbende Warzen hervor; im Herbſt an der Rinde mehrer Ahornarten. — 5) S. artoceras *Tode.* Runde, ſchwarze, runzlige, endlich eingefallene Warzen, truppweiſe beiſammen an trocknen Blättern der Buchen, Eichen, Linden,

Digitized by Google

Pflaumen und anderer Bäume, im Frühjahr. Aeußerſt gemein u. veränderlich. Decandolle, Mém. Mus. III, T. 139, Fig. 14. — 6) S. bombarda *Batsch*, Schwämme, F. 181. Braune, geſellige, längliche Warzen mit ſchwarzer Mündung, woraus die weißliche und mehlartige Gallert wie ein Würmchen dringt. Sie haben Aehnlichkeit mit naßgemachtem Mehl und finden ſich im Frühjahr und Herbſt auf dem Hieb faulender Baumſtämme. — c) **Langmündige**: Haben eine lange, bornförmige Mündung: 7) S. pilifera *Fries*. Beſteht aus ſehr kleinen, ſchwarzen, geſelligen Warzen mit ſehr langer, haarförmiger Münbung. Das ganze Jahr hindurch ſehr gemein an Tannenholz. Perſ., Synops., T. 2, F. 6. — 8) S. tubaeformis *Tode*, F. m., F. 128. Bildet blaſſe Flecken von geſelligen, glatten Warzen mit brauner, gerader u. rüſſelförmiger Mündung. Unter der Oberhaut der Blätter faſt aller Waldbäume, ſehr häufig im Winter und Frühjahr. — d) **Breitmündige**: Haben eine vorragende, breite, ſpaltförmige Mündung: 9) S. crenata *Pers*. Bildet zierliche, zerſtreute ſchwarze Warzen mit gekerbtem Spalt. An den Aeſten des Schwarzdorns, Wachholders und Hartriegels im Frühjahr. Nees, Pilze, F. 350. — II. **Markbodige**. Tragen die Schläuche in einem lockeren Stock. e) **Raſenförmige**: Mehre Bälge auf einem grümeligen Stocke: 10) S. berberidis *Pers*. Beſteht aus runden, mundloſen, rothen, endlich ſchwarz und riſſig werdenden Warzen, in Raſen von verſchiedener Größe. Sehr häufig das ganze Jahr hindurch auf dürren Zweigen des Sauerdorns. Nees, Pilze, F. 324. — 11) S. coccinea *Pers*., Icon., T. 12, F. 2. Ovale, glatte, ſchön hellrothe Bälge mit warzenförmiger Mündung, in gelblichen Roſen von verſchiedener Geſtalt. Häufig im Winter und Frühjahr auf der Rinde der Laub- und Nadelhölzer. — f) **Kreisförmige**: Die Bälge ſtehen im Kreiſe auf einem grümeligen Stock: 12) S. salicina *Pers*. Beſteht aus etwa 8 in jedem Kreiſe geſtellten, weißlichen Warzen, mit ſehr kleinen, ſchwarzen Mündungen. Das ganze Jahr hindurch gemein an Weidenzweigen u. Reben. Tode, Fungi meckl., II, F. 107. — g) **Puſtelförmige**: Die Bälge bilden blaſenförmige Erhöhungen in grümeliger Subſtanz: 13) S. stilbostoma *Fries*. Die Bälge mit einer weißen, wachsartigen Scheibe bedeckt, woraus die Mündungen zerſtreut hervorbrechen. An der Rinde faſt aller Laubhölzer, das ganze Jahr hindurch. Tode, F. m., II, F. 94. — h) **Scheibenförmige**: Die Bälge in grümeliger Subſtanz auf abgeplatteten Erhöhungen: 14) S. nivea *Hoffm*., Crypt. I, T. 6, F. 3. Kegelförmige, mit Mehl beſtreute Warzen mit 4—10 runden, hervorragenden Mündungen auf einem weißen Stock. Beſonders an den Rinden der Pappeln, das ganze Jahr hindurch. — III. **Flachbodige**. Bälge von einem flachen Boden zur Hälfte umhüllt. l) **Körnige**: Der Boden ſehr dünn und körnig: 15) S. coryli *Batsch*. Bricht in etwa 30 abgeſonderten, im Kreiſe ſtehenden, ſchwarzen Bälgen hervor, welche eine dornige Mündung haben, von einer Franze umgeben. Meiſt auf der untern Seite der Haſelblätter im Frühling und Sommer. Batſch, Schwämme, T. 231. — k) **Holzige**: Bälge auf einem holzigen, leicht zerbrechlichen Boden: 16) S. melogramma *Pers*. Verkehrt kegelförmige, ſchwärzlich braune Warzen mit zerfloſſenen, wenig vorragenden Bälgen, in langen Reihen hervorbrechend. An welken Zweigen der Buchen in Menge vom Herbſt bis ins Frühjahr. Bulliard, Champ., T. 492, F. 1. — 17) S. lata *Pers*. Bildet oft 3—4 Zoll breite, unebene Fladen aus gedrängten, ins Holz eingeſenkten Bälgen mit kegelförmiger Mündung und mit einem ſchwarzen, dünnen Träger bedeckt. An altem Holz, häufig das ganze Jahr hindurch. Hoffm. Crypt. I, T. 4, F. 3. — 18) S. stigma *Hoffm*. Bildet flache, ebene, 1/2 Zoll dicke, anfangs fleiſchfarbene, zuletzt ſchwarze Fladen mit eingeſenkten Münbungen. Das ganze Jahr hindurch in Menge auf Weißdorn und Miſteln. Nees, Pilze, F. 319. — l) **Filzige**: Der Boden aus dichten Faſern gewoben: 19) S. aurantia *Pers*., Icon. II, T. 11, F. 4, 5. Rundliche, gelbrothe Warzen auf einer ausgequollenen, gleichfarbigen Unterlage. An moderigem Holze und faulenden, holzigen Pilzen. — m) **Fleiſchige**: Boden dicht und fleiſchig: 20) S. citrina *Pers*. Zeigt ſich als ſehr große, bisweilen 5 Zoll lange, citronengelbe, ergoſſene Fladen mit vorragenden, braunen Mündungen. Auf der Erde an Stämmen und alten Löcherpilzen im Sommer u. Herbſt. Albertini, Fungi, S. 7. — IV. **Hochbodige**. Bälge auf einem ſtielartigen Boden. n) **Rauhe**: Die Bälge ſtehen ohne Ordnung in oder auf einer unebenen Fläche: 21) S. deusta *Hoffm*. Bildet ſehr zerkratzliche, 1—2 Zoll breite, anfangs graulich-weiße, dann ſchwarze, runzelige Fladen, mit ovalen, hervorragenden Bälgen. Ueberall an mulmigen Stämmen, beſonders der Buchen, das ganze Jahr hindurch. Nees, Pilze, F. 316. — o) **Gewölbte**: Die Bälge ſtehen reihenweiſe um einen halbkugeligen Boden: 22) S. fusca *Pers*. Bildet 3 Linien breite, polſterige, braune Maſſen, mit runden Bälgen und nabelförmigen Mundungen. Gemein das ganze Jahr hindurch an der Rinde verſchiedener Waldbäume. Nees, Pilze, F. 310. — 23) S. multiformis *Fries*. Bildet ſehr veränderliche, anfangs runzelige und braunrothe, dann ebene und ſchwarze, inwendig grauliche Fladen mit rundlichen, dann warzig vorragenden Bälgen. In Menge das ganze Jahr hindurch an den Stämmen der Fichten und Birken. Perſ. Icon. T. 3, F. 1—3. — 24) S. fragiformis *Pers*. Bildet erbſen- und haſelnußgroße, anfangs gelbliche, dann mennigrothe, inwendig ſchwarz glänzende Kugeln mit ovalen Bälgen am Umfang, die Mündungen vorragend. Häufig vom Frühjahr bis Herbſt an den Rinden der Buchen. Nees, Pilze, F. 309. — Die Gatt. iſt der Typus der Sphaeriacei *Rchb*. u. And. (ſ. d.).

Sphäriacei (Bot.), nach Reichenbach u. And., **Schlauchlinge**, akotyledoniſche Pflanzenfamilie. **Allgem. Charakter**: Ungenießbare Pilze, welche meiſt auf abgeſtorbenen Pflanzentheilen, bisweilen auf todten Inſekten und deren Larven, ſeltener auf der bloßen Erde leben. Nur wenige erreichen eine Höhe, Länge oder einen Umfang von einem oder einigen Zol-

Digitized by Google

len, meiſt ſind ſie winzig, oft mikroſkopiſch klein. Sie beſtehen aus einer mehr oder weniger rundlichen, geſchloſſenen Blaſe (Gehäuſe, Perithecium) von feſter Subſtanz, welche am Scheitel regelmäßig mit einer rundlichen oder länglichen Oeffnung aufſpringt, oder unregelmäßig in Fetzen zerreißt. Ihr Inhalt beſteht aus Sporenſchläuchen oder freien Sporen in einer ſchleimig-gallertartigen Maſſe, welche ausgeſtoßen wird. Oefters liegen ſie auf einer flockigen, körnig-kruſtigen oder kaum wahrnehmbaren Unterlage (Stroma). Nach Rabenhorſt zerfallen ſie in folgende Gruppen: I. Sphaeronemene. Perithecien geſchloſſen, ſpäter aufbrechend, freie Sporen einſchlirßend. Typus: Sphaeronema *Fries*. — II. Phacidiacei. Perithecie öffnet ſich verſchiedenartig oder regelmäßig mit einem Deckel und entblößt den ſcheibenförmigen Sporenkern. Typus: Phacidium *Fries*. — III. Sphaeriacei genuini. Perithecien einfach oder zuſammengeſetzt, am Scheitel mit einem Loch ſich öffnrnd; Sporenkern enthält meiſt Schläuche, mit Paraphyſen gemiſcht. Typus: Sphaeria *Hall*. — Nach Oken bilden die Sphäriaceen unter dem Namen der Blumenpilze oder Rollen die 12. Zunft der 1. Klaſſe ſeines Pflanzenſyſtems.

Sphaericus (bot. Term.), kugelrund oder kugelig, ſ. v. a. Globosus.

Sphäridini (Entomol.), Unterfamilie der pentameren Koleoptreenfamilie der Clavicornia oder keulenhörnigen Käfer. Ihr Leib iſt halbkugelig, ſcharf umrandet, die Flügeldecken umhüllen den Hinterleib ganz. Sie leben im Dünger. Gattuugen: Sphäridium, Cercyon.

Sphäridiophorum (Bot.), nach Desvaux, Pflanzengatt. Art: S. linifolium *Desv.*, ſ. v. a. Indigofera linifolia.

Sphäridium (Entom.), nach Fabricius, Kugelkäfer, Halbkugelkäfer, Gatt. der Coleoptera pentamera Palpicornia *Latr.*, der Horde der Moderfreſſer und der Zunft der Erdkäfer nach Oken. Charakter: Fühler keulenförmig, das erſte Glied ſo lang wie die übrigen zuſammen; Knöpfchen der Fühler zuſammengezogen, länglich; Vordertaſter nicht ſo lang, als die Fühler; Leib eiförmig, rundlich, oben konvex, glatt; Schienbeine bedornt; erſtes Tarſenglied das längſte. Vier europäiſche, überall im Thiermiſte lebende Arten: 1) S. scarabeoides *Fabr.* Eiförmig, ganz ſchwarz, die Flügeldecken überall gleichmäßig punktirt, an der Schulter mit einem großen rothen Fleck und hinten einem halbmondförmigen gelben; 3 Linien lang. Panzer VI, 2. — 2) S. haemorrhoidale *Fabr.* Schwarz, die geſtreiften Flügeldecken am Ende roſtgelb, die Füßr ſchwarz; 2 Linien lang. Panzer LXI, 1. — 3) S. atomarium *Fabr.* Eirundlich, ſchwarz, ſehr konvex, die Flügeldecken tief gekerbt-geſtreift, am Ende, ſo wie die Füße, roſtbraun. Nur 1 Linie lang. Panzer XXIII, 3. — 4) S. bipustulatum *Fabr.*

Shpärik (v. Griech.), Lehre v. der Kugel (ſ. d.).

Sphäriodactylus (Amphib.), nach Cuvier, Kolbengäcker, Gattung der Saurii Geckones *Cuv.*, der Ordn. der Großaugen und der Zunft der Blättereidechſen nach Oken, unter Ascalaboten *Cuv.* Charakter: Kleine Eidechſen, mit Kolben am Ende der Zehen, nebſt zurückziehbaren Nägeln. Mehre Arten in Weſtindien und am Kap; bekannteſte: 1) S. porphyreus *Cuv.*, Gecko porphyreus *Daud.* Röthlichgrau, braun punktirt und gemarmelt. Am Kap. — 2) S. Sputator *Cuv.*, engl. Wood slave, in Weſtindien, ſeiner Heimath, Mabuia. Nur 2—3'' lang, braunroth mit braunen Querbändern. Er lebt in den Wäldern und ſoll ſeinen Feinden einen ſchwarzen Speichel ins Geſicht ſpritzen. Lacépède, Rept. I. T. 28, F. 1.

Sphäriſch (v. Griech.), der Form nach einer Kugeloberfläche ähnlich.

Sphäriſche Aſtronomie, ſ. Aſtronomie.

Sphäriſcher Durchmeſſer, ſ. Kugel.

Sphäriſcher Exceß (Sphäriſcher Ueberſchuß), ſ. Trigonometrie.

Sphäriſcher Mittelpunkt
Sphäriſcher Oktant } , ſ. Kugel.
Sphäriſcher Radius

Sphäriſcher Spiegel, ſ. Spiegel.

Sphäriſcher Winkel, ſ. Winkel.

Sphäriſches Dreieck, ſ. Dreirck.

Sphäriſche u. Sphäroidiſche Spirale, ſ. Spiralen.

Sphäriſches Polygon, ſ. Vieleck.

Sphäriſche Trigonometrie, ſ. Trigonometrie.

Sphäriſche Zweiheit, ſ. Kugel.

Sphäriſch-kuboudeiſcher Hohlraum, ſ. Kugel.

Sphaeristerium (Antiq.), das in den Häuſern und Villen der Reichen, ſo wie in den öffentlichrn Bädern für das Ballſpiel beſtimmte Lokal, in dem jedoch auch andere Uebungen vorgenommen wurden.

Sphäriſtik (v. Griech.), Ballſpiel (ſ. d.).

Sphärites (Entom.), nach Duftſchmid, Rundkäfer, Gatt. der Coleoptera pentamera Clavicornia Silphoida *Latr.*, der Horde der Thierfreſſer und drr Zunft der Aaskäfer nach Oken, Sarapus *Fisher*, unter Silpha *L.* Charakter: Körper beinahe viereckig, oder faſt rund; Flügeldecken abgeſtutzt; Kinnladen mit einem hornigen Zahn an der innern Seite; Fühler endigen in eine durchblätterte Keule. Unter mehren Arten bekannteſte: S. glabratus *Duftschm.*, Faun. Austr. I, S. 206.

Sphäritis (Bot.), nach Ecklon u. Zeyher, Gatt. der Crassulaceae *Eckl.*, *Zeyh*, Halbſträucher in Südafrika; von 11 Arten ſind zu bemerken: S. muricata *Eckl.*, *Zeyh.*, Crassula muricata *Thunb.*, und . Sincana *Eckl.*, *Zeyh.*

Sphärium (Entom.), nach Charpentier, Gryllengatt., ſ. v. a. Myrmecophila *Latr.*

Sphärobolus (Bot.), nach Tode, Kugelſchneller, Ballenbuff nach Okrn, Gatt. der Lycoperdacei Angiogasteres Carpobolei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Myceten *L.* Charakter: Stielloſe, lederartige Blaſen, welche in ſternförmige Zähne aufplatzen und die innrre Blaſe mit zuſammengeballten Samen herausſchnellen. Zwei Arten: 1) S. stellatus *Tode*.

Digitized by Google

Zeigt ſich wie Kohlſamen, anfangs weiß, dann gelblich, mit einer regelmäßigen Mündung von 5—7 Zähnen. Truppweiſe auf vertrocknetem Roß- und Kuhmiſt, auf Sägemehl und halbfaulen Zweigen im Sommer. Die Blaſen bleiben wie Mützen ſtehen, nachdem die innere herausgeworfen iſt. Nees, Pilze, F. 122. — 2) S. tabulosus *Fries*. An faulendem Fichtenholz, ſelten.

Spärocapnus (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Fumaria *L.*

Sphärocarpa (Bot.), nach Schumacher, Pilzgatt., ſ. v. a. Craterium *Trentepohl.*

Sphärocarpäa (Bot.), nach Griſebach, Untergatt. von Lisianthus *L.*

Sphärocarpus (Bot.), 1) nach Micheli, Kugelfrucht. Gatt. der Ricciaceae *Rchb.*, Cryptogamia Musci hepatici *L.* Einzige Art: *L.* terrestris *Michel.*, Nov. gen. 4, T. 3. In Weinbergen um Durlach in Baden. — 2) Nach Richard, Pflanzengatt. Art: S. racemosus *Mich.*, ſ. v. a. Conocarpus racemosus.

Sphärocarya (Bot.), nach Wallich, Gatt. der Santalaceae *Wall.* Drei Arten, Bäume in Oſtindien, bekannteſte: S. edulis *Wall.*

Sphärocaryum (Bot.), nach Nees, Pflanzengatt. Art: S. elegans *Nees*, ſ. v. a. Panicum elegans.

Spärocephalus (Bot.), nach Lagasca, Pflanzengatt. Art: S. Lagascae *Don*, ſ. v. a. Caloptilium Lagascae.

Sphärocera (Entom.), nach Latreille, Düngerfliege, Gatt. der Diptera Athericera Muscida *L.*, der Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, Borborus *Meig.*, unter Musca *L.* Charakter: Endglied faſt kugelrund, mit nackter Rückenborſte; Hinterleib fünfringelig, flach. Gegen 30, meiſt ſchaarenweiſe auf Dünger lebende Arten, auch die Larven leben im Dünger; bekannteſte: 1) S. subsultans *Latr.* Schwarz; Hinterſchenkel verlängert, keulenförmig; zweiter Ring des Hinterleibes groß; 1¹/₄ Linien lang. — 2) S. equinus *Fall.* Grünlichbraun; Untergeſicht ziegelfarbig; zweiter Ring des Hinterleibes groß; Schwingen weiß; 2 Linien lang.

Sphärococca (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Melicocca *L.*

Sphärococceä (Bot.), nach Rabenhorſt und Andern, Kernalgen, Algenfamilie, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Meeresgewächſe, meiſt niedrig, ſelten bis 1″ und darüber lang, oft paraſitiſch an größern Algen, meiſt roſen- oder purpurroth, bisweilen violet, braun oder (doch ſelten) olivenfarbig, der Luft ausgeſetzt oder trocken öſters ſchwarz oder bleich grünlich werdend, lederartig, häutig oder knorpelig; Lager fadenförmig, ſtielrund oder flach zuſammengedrückt, bisweilen blattartig, meiſt ſehr äſtig, oft regelmäßig dichotom, oft wiederholt fiederſpaltig ſelten gerippt oder gerunzelt. Wurzel ſcheibenförmig oder faſerig, immer klein und zart. Fruchtbehälter außerhalb. Tetragonien in beſonderen, durch Anſchwellung verdickten Endäſten oder in der äußern Schicht des Lagers zerſtreut. Rabenhorſt theilt die Kernalgen in folgende 3 Gruppen: I. Rhodomeleae *Ag.* Lager fadenförmig, gegliedert, ſtielrund, bisweilen flach, aber ſehr ſchmal, meiſt ſehr äſtig, öſters 2-—3-—mehrfach gefiedert, öſters von einer beſondern zelligen Rindenſchicht ganz oder zum Theil bekleidet, der Länge nach mit pinſelförmigen Haarbüſcheln mehr oder minder dicht beſetzt, ſelten ohne dieſe. Fruchtbehälter rundlich, ſitzend oder geſtielt, an der Spitze meiſt regelmäßig geöffnet, enthält Sporen an einem centralſtändigen Träger. Tetragonien in beſondern Fruchtäſten, welche durch Anſchwellung der Endäſtchen oder Fiederchen entſtehen. Typus: Rhodomela *Ag.* — II. Sphaerococcoideae *Ag.* Das fadenförmige Lager meiſt ſtielrund, bisweilen zuſammengedrückt, oder flach blattartig, zerſchlitzt, äſtig oder mit bandförmigen Lappen, von knorpeliger Subſtanz, meiſt 2ſchichtig, im Innern oft fädig. Fruchtbehälter außerhalb. Tetragonien meiſt in der Rindenſchicht zerſtreut. Typus: Sphaerococcus *Ag.* — III. Delesserieae *Ag.* Lager ſehr zarthäutig, aus einer einfachen oder mehrfachen Zellenlage beſtehend, bisweilen berindet, flach blattartig ausgebreitet, ganz oder mehr oder minder zerſchlitzt, von lebhafter ſchön hochrother oder roſenrother Farbe, geadert, meiſt auf einem, bisweilen äſtigen Stiele, der ſich öfters durch die Platte als einfache oder getheilte Mittelrippe fortſetzt. Fruchtbehälter eingeſenkt od. außerhalb. Tetragonien zerſtreut oder in Häufchen gruppirt. Typus: Delesseria *Lamourx.* — Die reichenbachſche Eintheilung der Kernalgen ſ. Florideä.

Sphärococcites (foſſ. Bot.), nach von Sternberg, foſſiles Florideengeſchlecht mit halblederartigem, flachem, gabeligem oder gefiedertem od. fadenförmigem Wedel. Vgl. Sternberg, Verſ. II, S. 28. — 1) S. ciliatus *Sternb.* (Verſ. II, S. 28, Taf. 4, Fig. 1), aus dem Oolith von Solenhofen. — 2) S. affinis *Sternb.* (daſ., Taf. 7, Fig. 1), aus grauem Kalkſchiefer des Wienerſandſteins. — 3) S. inclinatus *Sternb.* (daſ., Taf. 8, Fig. 2), ebendaher. — 4) S. crispiformis *Sternb.* (daſ., Algacites crisp. *Schloth.*), aus der Braunkohle von Falkenau. — 5) S. crenulatus *Sternb.* (daſ., Algacites grenulatus *Schloth.*), aus dem Schieferthon von Boll. — 6) S. striolatus *Sternb.* (daſ., Taf. 27, Fig. 3), tertiär von Rimini. — 7) S. dentatus *Sternb.* (daſ., S. 29; Fucoides dentatus *Brongn.*), im Uebergangskalk von Quebeck. — 8) S. serra *Sternb.* (daſ.; Fucoides serra *Brongn.*), mit Vorigem. — 9) S. münsterianus *Sternb.* (daſ., Taf. 28, Figur 3), aus dem Keuper von Bamberg. — 10) S. genuinus *Sternb.* (daſ., Taf. 34, Fig. 4), im juruſſiſchen Schiefer von Boll. — 11) S. lanciformis *Sternb.* (daſ., Taf. 27), im Liasſchiefer von Banz. — 12) S. arcuatus *Sternb.* (daſ., S. 104; Fucoides arcuatus *Lindley* und *Hutton*), aus dem Oolith von Gristhorpe. 13) S. cartilagineus *Unger* (Chloris protag.), miocen von Radoboj. — 14) S. Blandowskianus *Göppert* (Ueberſ., S. 165), von Ternowitz in Schleſien.

Sphärococcus (Bot.), nach Agardh, Kugelfruchtalge, Knopfalge, Nußfölle nach Oken, Gattung der Sphaerococceae *Rchb.*,

Rabenh., Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Rothe, lederartige, ungegliederte Stengel in Faden- und Bandform, gabelig und gefiedert, mit Samen in rundlichen Kapſeln am Rand und auf der Fläche. Arten ziemlich zahlreich, faſt in allen Meeren, mehre als Arznei- und Nahrungspflanzen bekannt; wichtigſte: 1) S. tanax *Ag.*, Fucus tenax *Turn.* Häufig im chineſiſchen Meere, von knorpelig-gallertiger, ſchlüpfriger Konſiſtenz. Gibt, in heißem Waſſer aufgelöſt, eine feſte, ſehr zähe Gallerte, welche von den Chineſen allgemein ſtatt Gummi oder Leim gebraucht wird. Turner, Fuci, T. 125. — 2) S. purpurascens *Ag.*, Cystoclonium purpurascens *Huds.* Bildet ſchuhlange, fleiſchige, dicke Fäden mit vielen zerſtreuten, borſtenförmigen Zweigen und runden Kapſeln. Ziemlich häufig im Nordmeer. Esper, Fuci, T. 35, 91, — 3) S. helminthochorton *Ag.*, wurmwidrige Knopfalge, Wurmtang, Wurmmoos. Blaßrothe, zollange, knorpelige, kriechende und verſchlungene Fäden mit borſtenförmigen, quergeſtreiſten Zweigen und Kapſeln an der Seite. Häufig im Mittelmeer, beſonders an Korſika. Soll das Helminthochorton (ſ. d.) oder Wurmmoos liefern, macht aber häufig nur einen geringen Theil deſſelben aus, oder fehlt auch gänzlich. Turn., Fuci, T. 233. — 4) S. plicatus *Ag.* Bildet ſpannenlange, knorpelige und verſchlungene Fäden. Gemein truppweiſe in der Oſt- und Nordſee. Findet ſich häufig unter dem Helminthochorton. Lyngbye, T. 11 C; T. 14 B. — 5) S. lichenoides *Ag.* Fäden ſpannelang, knorpelig, gabelig, mit ausgebreiteten, ſpitzigen, gleich hohen Aeſten und zerſtreuten, halbrunden Kapſeln. Häufig in Indien, wird gegeſſen und vielleicht auch von der bekannten Schwalbe zu ihren eßbaren Neſtern benutzt. Esper, T. 50. Rumph, Amb. VI, T. 74, F. 3; T. 76, F. A—C. — 6) S. cartilaginens *Ag.*, Fucus cartilaginens *L.* Ein ſchöner, rother, knorpeliger, 4 Zoll hoher, ziemlich großer, ſchnurförmiger Buſch mit abwechſelnden, wagrechten Fiedern und elliptiſchen Kapſeln am Ende. Sehr häufig vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zum chineſiſchen Meere; eßbar, ſelbſt roh, wenn er in Waſſer abgeſpült iſt; liefert hauptſächlich den Stoff zu den indiſchen Schwalbenneſtern. Esper, T. 1. — 7) S. gelatinus *Ag.*, Ulva gelatina *L.* Gallertartig, zuſammengedrückt-flach, linealiſch, äſtig, am Rande und auf den Flächen mit kegelförmigen Wärzchen beſetzt. Häufig im indiſchen Ocean; wird in Oſtindien zu einer Gallert bereitet, die, in lange, nudelartige Fäden ausgegoſſen und getrocknet, in den Handel gebracht und im ganzen ſüdöſtlichen Aſien häufig in Suppen und Brühen genoſſen wird. Wird auch in der Heimath als ſchleimiges Heilmittel benutzt und kam früher als Gelatina inodora nach Europa. Esper, T. 101, F. 5—7. — 8) S. membranifolius *Ag.* Bildet braunſchwarze, fingerlange, drahtdicke, gabelige Stengel mit Aeſten, die ſich in vielſpaltige, gleichförmige, rothe Blätter ausbreiten. Sehr gemein in der Oſt- und Nordſee, wird nebſt andern Tangen zur Bereitung der Tangſoda oder des Klep benutzt. Flor. dan. T. 827. Esper, T. 116, 150. — 9) S. acicularis *Ag.* Turn. Alg. T. 126. — 10) S. confervoides *Ag.* Turn. T. 84. — 11) S. corneus *Ag.* Turn. T. 257. — 12) S. gigartinus *Ag.* Turn. T. 28. Dieſe 4 Algen kommen im atlantiſchen und mittelländiſchen Meer vor und machen nicht ſelten Beſtandtheile des Wurmmooſes (ſ. Helminthochorton) aus. — 13) S. mammillosus *Ag.* Findet ſich in der Nordſee und unterſcheidet ſich von der folgenden Art, mit der ſie gleiche Anwendung hat, hauptſächlich durch die kurzgeſtielten, kugeligen Früchte. — 14) S. crispus *Ag.*, krauſe Knopfalge, Carragaheen (ſ. d.). Dieſer Tang kommt jetzt häufig im Handel unter folgenden Namen vor: Perlmoos, irländiſches Moos, Gallertmoos, Lichen Carrageens, Carragaheen. Er enthält ſehr vielen Schleim, welcher ſich dem thieriſchen Schleime am meiſten nähert und von dem aller andern Gewächſe durch den Mangel des Satzmehls ſich unterſcheidet. Er wirkt ſchleimig-einhüllend, nährend u. wird beſonders den Bruſtkranken, Lungen- und Schwindſüchtigen mit Vortheil gegeben. Man weicht vor dem Gebrauche daſſelbe einige Minuten in kaltem Waſſer ein und nimmt es dann heraus, um es z. B. in Milch zu kochen (auf 2 Quentchen gehört eine Kanne oder ein Quart Milch). Wenn man es im Waſſer kocht, ſo kann man es mit Zucker, Citronenſaft, Zimmt und bittern Mandeln wohlſchmeckender machen. Es behält das Gelée des Carragaheens, ſeine Konſiſtenz weit länger und iſt auch angenehmer zu genießen, als viele andere ſchleimige Mittel. Die getrocknete Pflanze beſteht in der Weiſe, wie ſie im Handel vorkommt, aus Stücken von verſchiedener Größe und Geſtalt, gewöhnlich ſind es 3—7 Zoll lange Büſchel, deren einzelne Theile aus einem Punkte entſpringen, oft vielfach getheilt, und an den Spitzen fein gekräuſelt ſind. Bald iſt der Tang härter, bald weicher, dicker oder dünner, bald durchſcheinend und blaßbräunlich oder gelblichweiß, bald auch mehr ins Schwarzbraune ziehend. — Die Gattung iſt der Typus der Sphaerococceae *Rchb. Rabenh.* (ſ. d.).

Sphäroderus (Entom.), nach Déjean, Gattung der Coleoptera pentamera Carnivora Carabica *Latr.*, der Horde der Thierfreſſer und der Zunft der Mordkäfer nach Oken, unter Carabus *L.* Arten ſämmtlich amerikaniſch.

Sphärodus (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz, foſſile Ktenoidengattung aus der Familie der Pyknodonten, mit vollkommen halbkugeligen Zähnen, abgeplattetem Körper, langer Rücken- und Afterfloſſe, die einander gegenüber ſtehen und die gabelförmige Schwanzfloſſe faſt berühren. Vom Keuper an bis in die tertiären Gebilde.

Sphäroëdriſches Kryſtallſyſtem (Min.), ſ. v. a. Reguläres oder teſſerales Kryſtallſyſtem.

Sphärogaſter (Entom.), nach Megerle, Rüſſelkäfergattung. Arten unter Curculio *L.*

Sphärogona (Bot.), nach Link, Algengattung, ſ. v. a. Sphaeroplea *Ag.*

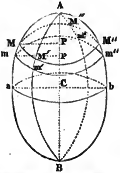
Sphäroid (Math.). Dreht ſich eine (Fig. 1) Fläche AMBC um eine in ihr liegende Gerade, wie um eine Axe, ſo daß ſie bei dieſer Drehung in di e

Lage A′ M′ C′ D′, A″ M″ C″ D″ . . . kommt, ſo beſcheeibt ſie einen Körper, dee theilweiſe oder ganz von krummen Flächen begrenzt iſt, da ein Punkt, wie z. B. M, einen Keeis beſchreibt, deſſen Centrum in dee Axe ACB liegt. Wenn nun die ſich deehende Flache außee von der Axe noch von einee krummen Linie AMB begrenzt wird, deeen Endpunkte in A und B liegen, ſo erzeugt ſich ein vollkommen geſchloſſener Köeper durch die Drehung, z. B. eine Kugel, wenn AMCD ein Halbkreis iſt. Wenn dagegen die ſich deehende Fläche von einer andern Linie begrenzt wird, ſo ſtellt ſich dann ein Körper heraus, der einer Kugel um ſo näherkommt, je mehr AMCD einem Halbkreis ähnelt. Man nennt einen ſolchen Köepee ein S., dehnt aber dieſes Wort auch auf andere Körper aus. Es laſſen ſich viele durch Deehung entſtandene S.e denken, wovon wir nue das Ellipſoid, das Hypeeboloid, Par.boloid und das Konoid aufführen, und die entſtehen, wenn doet eine Ellipſe, Hyperbel, hier eine Parabel ſich um ihre Axe, wie oben, dreht. Die Inhalte und Obeeflächen dieſer ſämmtlichen Körper laſſen ſich durch folgende Betrachtungen mittelſt höherer Analyſis und deren Lehren leicht ausfindig machen.

Den Inhalt eines durch Drehung einer krummlinigen Fläche beſchriebenen Körpers zu finden.

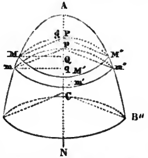
Die Fläche AMBC (Fig. 1) habe ein S. oder ein Konoid beſchrieben, indem ſie ſich um die Li-

Fig. 1.



nie AN, wie um die Axe, drehte. Die Linie AMB, welche die krumme Oberfläche des Körpers beſcheeibt, ſey duech eine Gleichung gegeben; es ſey AN die Abſciſſenlinie, AP = x die Abſciſſe, PM = y die Oedinate für einen Punkt M der Linie AMB. Iſt der Kooedinatenwinkel MPN ein rechtee, ſo beſchreibt jede Ordinate einen Keeis, indem die Fläche AMBC den Körper beſchreibt. Man kann ſich daher vorſtellen, der Körper werde durch eine veränderliche Kreisfläche M M′ M″ beſchrieben, indem dieſe ſich von dem Scheitel A parallel mit ſich ſelbſt gegen N bewegt. Die den Köeper auf dieſe Weiſe beſchreibende Fläche ſey in M M′ M″ gekommen, und habe bis dahin den Köpereaum AMM″ = S beſchrieben. Rückt nun die Fläche M M′ M″ um ein Element Pp = Δx ihrer Bahn weiter nach m m′ m″ hin, ſo beſcheeibt ſie den Köeperraum M M″ m″ m, welcher das Inkremens des Körperaums AMM″ iſt. Nun wird das Differential des Körperraums AMM″ = S gefunden, wenn man die Kreisfläche M M′ M″ mit dem Differentiale ihrer Bahn Pp multipliciet; es iſt alſo: dS = Keeis M M′ M″ Pp. Es iſt aber Keeis M M′ M″ = π. PM^2 = π y^2, und Pp = dx, alſo iſt: dS = πy^{2}dx. Dieſes Differential integeiet, gibt den Körperraum A M′ M″ = S, und mit demſelben den Inhalt des ganzen Köepees odee jeden verlangten Theils deſſelben. Es ſey nun Alles wie vorhin, abee dee Koordinatenwinkel MPN = e kein rechter (Fig. 3).

Fig. 3.



Alsdann beſchreibt jede Applikate, wie PM, die Seitenfläche eines ſenkeechten Kegels, indem die Fläche MBC den Körper beſcheeibt. Man kann ſich daher vorſtellen, der Körpee weede von einer veeänderlichen Kegelfläche PMM′M″ beſchrieben, indem dieſelbe ſich von dem Scheitel A ſo fortbewegt, daß ihee Axe immer die Linie AN iſt. Die den Köeper auf dieſe Weiſe beſcheeibende Fläche ſey in PMM′M″ gekommen und habe bis dahin den Köeperraum MPM″ = S beſchrieben. Rückt nun die Fläche PMM′M″ nach pmm′m″ foet, indem der Punkt P das Element dee Abſciſſe durchläuft, ſo wied der zwiſchen den Kegelflächen PMM′M″ und pmm′m″ enthaltene Körperraum beſchrieben, welcher das Inkrement von MPM″ = S iſt. Nun beſchreibt die Kegelfläche PMM′M″ nur in ſofeen einen Körperraum, als jedee Punkt in ihe nach der Höhe des Raums foetrückt. Wird alſo von p die Linie pg auf PM ſenkeecht geſezt, ſo iſt pg die Differenz der Bahn dee Kegelfläche PMM′M″, indem ſie von PMM′M″ in pmm′m″ rückt. Demnach iſt dS = Kegelfläche PMM′M″ . pg. Man berechne pg und die Kegelfläche PMM′M″. Es ſey MQ auf N ſenkrecht, ſo iſt MQ = PM . Sin . MPN = y Sin e; Peeipherie MM′M″ = 2 MQπ = 2 y Sin . eπ; Kegelfläche PMM′M″

= $\frac{1}{2}$ PM . Peripheeie MM′M″

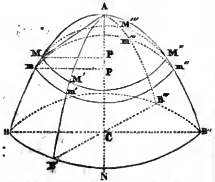
= y^2 . Sin . eπ

pg = Pp Sin pPg = Sin e . dx.

Dieſe Werthe für Kegelfläche PMM'M'' und pg ſetze man in das Differential, ſo iſt $dS = y^2\pi dx$ Sin e oder $dS = \text{Sin}\, e^2 \pi y^2 dx$.

Ein Halbkreis AMB (Fig. 1) drehe ſich um ſeinen Durchmeſſer AB und beſchreibe die Kugel, ſo beſtimmt man den Inhalt der Kugel auf folgende Weiſe. Die Gleichung des Kreiſes, wenn die Abſciſſen auf dem Durchmeſſer von A ausgenommen werden, iſt: $y^2 = ax - x^2$. In die Differentialformel: $dS = \pi y^2 dx$ ſetze man für y^2 den Werth aus der Gleichung des Kreiſes, ſo iſt das Differential der Kugel $dS = \pi (ax - x^2)\, dx = \pi a x dx - \pi x^2 dx$. Man integrire, ſo iſt $S = \frac{1}{2} \pi a x^2 - \frac{1}{3} \pi x^3 + C$. Wird $x = o$, ſo iſt auch der Inhalt S des Körpes o, alſo iſt $C = o$, und das vollſtändige Integral iſt $S = \frac{1}{2} \pi a x^2 - \frac{1}{3} \pi x^3$. Für die ganze Kugel wird die Abſciſſe AP zum Durchmeſſer AB, oder es iſt $x = a$; alſo iſt der Inhalt der ganzen Kugel: $S = \frac{1}{2} \pi a a^2 - \frac{1}{3} \pi a^3 = \frac{1}{6} a^3 \pi$. Dieſer Ausdruck für den Inhalt der Kugel wird auch in der niedern Geometrie gefunden. Verlangt man den Inhalt des Segments AMM'' der Kugel und iſt deſſen Höhe $AP = h$, ſo ſetze man h für x; alsdann iſt Segment $AMM'' = S = \frac{1}{2} \pi a h^2 - \frac{1}{3} \pi h^3 = \pi \left(\frac{1}{2} a - \frac{1}{3} h\right) h^2$. Iſt z. B. der Durchmeſſer der Kugel 15', die Höhe h des Segments $= 3'$, ſo iſt $S = 3{,}141 \left(\frac{1}{2} 15 - \frac{1}{3} 3\right) 3^2 = 183{,}7485$ Kubikfuß. Eine Parabel AMB (Fig. 2) dreht ſich um ihre Axe AN, man ſucht den Inhalt des beſchriebenen Konoids.

Fig. 2.



Die Gleichung der Parabel, die Abſciſſen vom Scheitel A an gerechnet, iſt $y^2 = px$. Dieſen Werth für y^2 ſetze man in das Differential des Körpers $dS = \pi y^2 dx$, ſo iſt das Differential des Konoids $dS = \pi p x dx$. Man integrire, ſo iſt $S = \frac{1}{2} \pi p x^2$. Die Konſtante iſt o, weil der Inhalt des Körpers o iſt, wenn $x = o$ wird. Drehe ſich (Fig. 2) das rechtwinkelige Dreieck APM um die Seite AP, ſo beſchreibt daſſelbe den ſenkrechten Kegel. Der Inhalt dieſes Kegels iſt $\frac{1}{3} \pi y^2 x$, oder wenn man px für y^2 ſetzt, $= \frac{1}{3} \pi p x$. Der Inhalt dieſes Kegels verhält ſich alſo zu dem Inhalt des von der Parabel beſchriebenen Konoids wie 2 : 3.

Die Ellipſe (Fig. 1) drehe ſich um ihre große Axe AB; man ſuche den Inhalt des beſchriebenen Körpers. Die Gleichung der Ellipſe, wenn die Abſciſſen vom Scheitel A an gerechnet werden, iſt $y^2 = \frac{b^2}{a^2} (ax - x^2)$. Alſo iſt das Differential des S.s: $dS = \pi \frac{b^2}{a^2} (ax - x^2) \,.\, dx$ oder $dS = \frac{\pi b^2}{a} x dx - \frac{\pi b^2}{a^2} x^2 dx$. Man integrire, ſo iſt $S = \frac{\pi b^2 x^2}{2a} - \frac{\pi b^2 x^3}{3a^2}$. Die beſtändige Größe iſt o, weil der Körper mit der Abſciſſe x verſchwinden muß. Verlangt man den Inhalt des ganzen S.s, ſo iſt $x = a$, alſo $S = \frac{\pi b^2 a^2}{2a} - \frac{\pi b^2 a^3}{3a^2} = \frac{1}{6} \pi a b^2$. Das S. verhält ſich alſo zu der Kugel vom Durchmeſſer a wie $b^2 : a^2$.

Die Ellipſe dreht ſich um ihre kleine Axe DE; man ſuche den Inhalt des S.s. Die Gleichung der Ellipſe, wenn die Abſciſſen auf der kleinen Axe vom Scheitel angenommen werden, iſt $z^2 = \frac{a^2}{b^2} (bu - u^2)$. Dieſen Werth für z^2 ſetze man in das Differential des Körpers $dS = \pi x^2 du$, in welchem z und u für y und x ſtehen; ſo iſt daſſelbe $dS = \pi \frac{a^2}{b^2} (bu - u^2)\, du$. Man integrire, ſo iſt $S = \frac{\pi a^2 u^2}{2b} - \frac{\pi a^2 u^3}{3b^2}$. Für den Inhalt des ganzen S.s iſt $u = b$; alſo iſt derſelbe: $S = \frac{\pi a^2 b^2}{2b} - \frac{\pi a^2 b^3}{2b^2} = \frac{1}{6} \pi a^2 b$. Dieſes S. verhält ſich zu dem vorigen, wenn die Ellipſe ſich um ihre Axe dreht, wie a : b, oder wie die große Axe zur kleinen. Betrachtet man die Erde als ein S., das durch Umdrehung der Ellipſe um ihre kleine Axe entſteht, und nimmt das Verhältniß des Aequatorialdurchmeſſers zur Erdaxe wie 230 : 231 an; ſetzt man ferner den Durchmeſſer des Aequators = 1718,8686 Meilen: ſo iſt der Inhalt des Erdkörpers in Kubikmeilen: $\frac{1}{6} \,.\, 3{,}141592 \,.\, 1718{,}8686^2 \frac{230}{231} \,.\, 1718{,}8686$. Rech-

Digitized by Google

net man mit Logarithmen, ſo findet man 2647539730,6 Kubikmeilen.

Die Oberfläche eines S.s oder Konolds zu finden. Indem die Fläche AMBC (Fig. 1, 2, 3) durch Umdrehung um die Axe AN das S. oder Konoid beſchreibt, beſchreibt die Linie AMB die krumme Oberfläche des Körpers. Stellt man ſich nun vor, die veränderliche Kreisfläche MM'M'' (Fig. 1, 2) oder die veränderliche Kegelfläche MPM' (Fig. 3) beſchreibe den Raum des Körpers, indem ſie ſich von dem Scheitel A auf der Axe AN fortbewegt, ſo beſchreibt die Peripherie MM'M'' die krumme Odeefläche des S.s oder Konoids. Die Kreis- oder Kegelfläche ſey von A bis in MM'M'' gekommen und habe die Oberfläche AMM'M'' = U beſchrieben. Rückt ſie jetzt von MM'M'' in mm'm'', ſo daß der Punkt P den unendlich kleinen Theil: Pp der Axe AN durchläuft, ſo wird die zwiſchen MM'M'' u. mm'm'' erhaltene Zone der Oberfläche beſchrieben, welche die Differenz der Oberfläche AMM'M'' oder $= \Delta U$ iſt. Da nun Pp unendlich klein iſt, ſo iſt auch Mm, die Differenz der Linie AM, unendlich klein oder kann als eine unendlich kleine gerade Linie angeſehen werden; alſo iſt die zwiſchen MM'M'' und mm'm'' erhaltene Zone der Oberfläche die Seitenfläche eines abgeſtumpften, ſenkrechten Kegels. Es ſey AP = x die Abſciſſe, PM = y die Ordinate für den Punkt M der Linie AMB, welche die Oberfläche des Körpers beſchreibt. Es ſey der Koordinatenwinkel MPN (Fig 1, 2) ein rechter. Berechnet man die Seitenfläche des abgeſtumpften Kegels MM''m''m nach der Lehre vom Kegel, ſo iſt $\Delta U = Mm (PM + pm)\,\pi$. Nun iſt $Mm = \sqrt{(\Delta x^2 + \Delta y^2)}$, $PM = y$, $pm = y + \Delta y$. Setzt man dieſe Werthe anſtatt der Linien in die Differenz, ſo iſt $\Delta U = \sqrt{(\Delta x^2 + \Delta y^2)}\,(2y + \Delta y)\,\pi$ oder $\Delta U = 2\pi y \sqrt{(\Delta x^2 + \Delta y^2)} + \pi \Delta y \sqrt{(\Delta x^2 + \Delta y^2)}$. Läßt man hier nach dem Grundgeſetz der Differentialeechnung das zweite Glied weg, welches zwei Dimenſionen der Differenz enthält: ſo iſt das Differential der Oberfläche oder $dU = 2\pi y \sqrt{(dx^2 + dy^2)}$. Wird dieſes Differential integrirt, ſo findet man die Oberfläche: AMM'M'' = U. Es ſey nun der Koordinatenwinkel: MPN ein ſchiefer = e (Fig. 3). Sind jetzt MQ, mq auf die Axe AN ſenkrecht, ſo ſind MQ, mq die Radien der Kreiſe MM'M'', mm'm''. Beeechnet man die Seitenfläche des abgeſtumpften Kegels MM''m''m, ſo iſt $\Delta U = Mm (MQ + mq)\,\pi$. Nun iſt $Mm = \sqrt{\Delta x^2 + \Delta y^2 + 2\Delta x \Delta y \,.\, Cos\,.\, e)}$, $MQ = PM\ Sin\ MPN = y\,Sin\ e$, $mq = pm\ Sin\ mpN = (y + \Delta y)\ Sin\ e$. Setzt man dieſe Werthe für die Linien in die Differenz, ſo iſt $\Delta U = \sqrt{(\Delta x^2 + \Delta y^2 + 2\Delta y \Delta y\ Cos\ e)}\,(2y + \Delta y)\ Sin\ e\pi$ oder $\Delta U = 2\pi\ Sin\ e y \sqrt{(\Delta x^2 + \Delta y^2 + 2\Delta x \Delta y\ Cos\ e)} + \pi\ Sin\ e \Delta y \sqrt{(\Delta x^2 + \Delta y^2 + 2\Delta x \Delta y)}$, alſo $du = 2\pi\ Sin\ e\,.\,y\sqrt{dx^2 + dy^2 + 2dxdy\ Cos\ e)}$.

Die Oberfläche der Kugel zu finden. Der Halbkreis AMB (Fig. 1) beſchreibe die Oberfläche der Kugel. Die Gleichung des Kreiſes, wenn die Abſciſſen von A an geeechnet weeden, iſt: $y^2 = ax - x^2$ oder $y = \sqrt{(ax - x^2)}$. Man differentiire dieſe Gleichung, und drücke Alles durch x und dx aus, ſo iſt $dy = \frac{(a - 2x)\,dx}{2\sqrt{(ax - x^2)}}$; $\sqrt{(dx^2 + dy^2)} = \frac{adx}{2\sqrt{(ax - x^2)}}$. Das Differential der Oberfläche für rechtwinkelige Koordinaten iſt: $dU = 2\pi y \sqrt{(dx^2 + dy^2)}$. Setzt man hierin für y und $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ die Werthe, ſo iſt $dU = 2\pi \sqrt{(ax - x^2)}\,.\,\frac{adx}{2\sqrt{(ax - x^2)}}$ oder $dU = \pi adx$. Man integrire dieſes Differential, ſo iſt: $U = 2\pi ax$. Es iſt keine beſtändige Größe zu dieſem Integrale zu ſetzen, weil U verſchwindet, wenn x = o iſt. Verlangt man die ganze Oberfläche der Kugel, ſo iſt x = AB = a. Setzt man alſo a für x, ſo iſt $U = 2\pi a^2$. Die Oberfläche der Kugel iſt alſo der Seitenfläche eines Cylinders gleich, deſſen Durchmeſſer und Höhe dem Durchmeſſer der Kugel gleich iſt.

Die Obeefläche des von der Parabel beſchriebenen Konoids zu finden. Die Gleichung der Parabel AMB (Fig. 2) iſt $y^2 = px$. Man differentiire dieſelbe, ſo iſt aus: $y = p^{\frac{1}{2}} x^{\frac{1}{2}}$, $dy = \frac{1}{2} p^{\frac{1}{2}} x^{-\frac{1}{2}} - dx$, $dy^2 = \frac{1}{4} px^{-1} dx^2$. Dieſe Werthe für y und dy^2 ſetze man in das Differential der Oberfläche: $dU = \pi p\, y \sqrt{(dx^2 + dy^2)}$, ſo iſt $dU = 2\pi y^{\frac{1}{2}} x^{\frac{1}{2}} \sqrt{(dx^2 + \frac{1}{4} px^{-1}\ dx^2)}$ oder $dU = \pi p^{\frac{1}{2}} \sqrt{(4x + p)}\,dx$. Um zu integriren, ſetze man $4x + p = u$, ſo iſt $dx = \frac{1}{4}\ du$, alſo $dU = \frac{1}{4} \pi p^{\frac{1}{2}} u^{\frac{1}{2}} du$. Jetzt integrire man, ſo iſt: $U = \frac{1}{6} \pi p^{\frac{1}{2}} u^{\frac{3}{2}} + C$ oder $U = \frac{1}{6} \pi p^{\frac{1}{2}} + \sqrt{(4x + p)} + C$. Wird x = o, ſo iſt auch die Oberfläche o, alſo iſt: $o = \frac{\pi}{6} p^{\frac{1}{2}} + p^{\frac{3}{2}} + C$, daher $C = -\frac{1}{6} \pi p^2$. Setzt man dieſen Werth für C in das Integral, ſo iſt $U = \frac{\pi}{6} \sqrt{p} - \sqrt{(4x + p)^3} - \frac{1}{6} \pi p^2$. Geſetzt, in dem Konoid (Fig. 2) wäre AC = 2p, und man ſuchte die ganze Oberfläche ABB'': ſo wäre x = 2p und $U = \frac{1}{6} \pi \sqrt{p} \sqrt{(9p)^3} - \frac{1}{6} \pi p^2 = \frac{13}{3} \pi p^2$.

Die Oberfläche des von der Ellipſe beſchriebenen S.s zu finden, wenn die Ellipſe ſich um ihre große Axe dreht. Es ſey AMB (Fig. 1) die Ellipſe, welche, ſich um ihre große Axe AB drehend, das Konoid beſchreibt. Die beſchriebene Oberfläche weede von dem Kreiſe ab, welchen die halbe kleine Axe bC beſchreibt, gegen den Scheitel A gerechnet. Dieſe Annahme gewährt eine leichtere Integration, als wenn die Oberfläche von A

an geechnet wied. Die Gieichung der Ellipſe, wenn die Abſciſſen vom Mittelpunkt aus anf der großen Axe genommen weeden, iſt: $y^2 = \frac{b^2}{a^2}\left(\frac{1}{4} a^2 - x^2\right)$. Man diffeeentiiee dieſe Gleichung und beücke das Differential der Oberfläche $dU = 2\pi y \surd (dx^2 + dy^2)$ buech x aus, ſo findet man: $dU = \frac{2\pi b}{a^2} \sqrt{\left[\frac{1}{4} a^4 - (a^2 - b^2)\ x^2\right]}\ dx$. Füe $a^2 - b^2$ kann man bier $4e^2$ ſetzen, worin e die Excentricität dee Ellipſe iſt; alsdann iſt: $dU = \frac{2\pi b}{a^2} \sqrt{\left(\frac{1}{4} a^4 - 4e^2 x^2\right)}\ dx$. Man dividire unter dem Wuezelzeichen buech $4e^2$, ſo iſt: $dU = \frac{4\pi b}{a^2}\sqrt{\left(\frac{a^4}{16e^2} - x^2\right)}\ dx$. Dieſes Diffeeential läßt ſich leicht integeieen; denn es iſt: $\surd (a^4 : 16e^2 - x^2)\ dx$ das Diffeeential einee Keeisfläche, deeen Radius $a^2 : 4e$ iſt, wenn die Abſciſſen vom Mitteipunkt des Keeiſes an gerechnet weeden. Integrirt man alſo, wie vorhin bei Beiſpiel 1, ſo iſt: $U = \frac{4\pi b e}{a^2}\left[\frac{a^4}{32e^2} \text{ Arc. Sin } \frac{4ex}{a^2} + \frac{1}{2} x \sqrt{\left(\frac{a^4}{16e^2} - x^2\right)}\right]$. Für $x = o$ muß auch $U = o$ weeden, deswegen iſt keine beſtändige Größe zum Integeal hinzuzuſetzen. Setzt man $x = \frac{1}{2} a$, ſo eehält man die halbe Oberfläche des elliptiſchen S.s; wied dieſe mit 2 multiplicirt, ſo kommt die ganze Oberfläche, welche E heißen mag. Es iſt demnach $E = \frac{8\pi b e}{a^2}$. $\left[\frac{a^4}{32e^2} \text{ Arc. Sin } \frac{2e}{a} + \frac{a^2}{8e} \sqrt{\left(\frac{1}{4} a^2 - e^2\right)}\right]$. Setzt man $\frac{1}{2}$ b füe $\sqrt{\left(\frac{1}{4} a^2 - e^2\right)}$ und hebt anf, was ſich aufheben läßt: ſo iſt die Obeefläche des elliptiſchen Konoids: $E = \frac{1}{2} \pi b \left(\frac{a^2}{2e} \text{ Arc. Sin } \frac{2e}{a} + b\right)$. Dieſe Obeefläche muß ſich in die Oberfläche der Kugel verwandeln, wenn $b = a$ und die Excentricität $e = o$ iſt. Man findet, wenn man Arc. Sin $2e : a$ buech eine Funktion des Sinus ausdeückt und nun erſt $e = o$ ſetzt, $E = \pi a^2$, welches die Oberfläche dee Kugel vom Durchmeſſer a iſt.

Die Oberfläche des **elliptiſchen** S.s zu finden, wenn ſich die Ellipſe um ihee kleine Axe deeht. Es ſey AMB (Fig. 1) die Ellipſe, welche, ſich um ihre kleine Axe AB deehend, das Konoid beſchreibt. Die Obeefläche des Konoids weede von dem Keeiſe ab, welchen die halbe große Axe aC beſchreibt, gegen den Scheitel A hin gerechnet. Die Gleichung dee Ellipſe, wenn die Abſciſſen vom Mittelpunkt auf der kleinen Axe gerechnet werden, iſt: $z^2 = \frac{a^2}{b^2}\left(\frac{1}{4} b^2 - u^2\right)$. Weil dieſe Gleichung mit dee Gleichung übereinſtimmend iſt, worin die Abſciſſen auf der großen Axe genommen weeden, nur daß a und b verwechſelt ſind: ſo findet man anch hiee denſelben Ausdruck füe die Oberfläche E des Konoids, welcher im vorigen Exempel gefunden wuede. Die ganze Oberfläche wae daſelbſt: $E = \frac{1}{2} \pi \left(\frac{a^2}{2e} \text{ Arc. Sin } \frac{2e}{a} + b\right)$. Hierin veewechſele man a und b. Da $2e = \surd (a^2 - b^2)$, ſo wied $2e = \surd (b^2 - a^2)$, und weil b kleinee als a iſt, ſo wied 2e unmöglich, oder es iſt: $2e = \surd (a^2 - b^2) \surd -1$. Man ſetze alſo $2e \surd -1$ für 2e, indem man a und b veewechſelt; alsdann iſt die Oberfläche $E = \frac{1}{2} \pi a \left(\frac{b^2}{2e\surd -1} \text{ . Arc. Sin } \frac{2e\surd -1}{b} + a\right)$. Dieſes Integeal iſt unmöglich. Um es auf ein mögliches zurückzuführen, veefahee man ſo. Es iſt $\text{Tang } x = \frac{\text{Sin } x}{\text{Cos } x}$. Wenn alſo $\frac{2e\surd -1}{d}$ der Sinus iſt, ſo iſt $\text{Tang } x = \frac{2e\surd -1}{b} : \sqrt{\left[1 - \frac{(2e\surd -1)^2}{b^2}\right]} = \frac{2e\surd -1}{a}$. Das Integral wied alſo eeſt: $E = \frac{1}{2} \pi a \left(\frac{b^2}{2e\surd -1} \text{ Arc. Tang } \frac{2e\surd -1}{a} + a\right)$. Nun iſt $\text{Arc. Tang } \frac{A}{B} = \frac{1}{2\surd -1} \text{ Log } \frac{B + A\surd -1}{B - A\surd -1}$, hieein iſt $= A = 2e\surd -1$, $B = a$, alſo iſt: $\frac{b^2}{2e\surd -1} \text{ . Arc. Tang } \frac{2e\surd -1}{a} = \frac{b^2}{2e\surd -1} \cdot \frac{1}{2\surd -1} \text{ . Log } \frac{a - 2e}{a + 2e} = -\frac{b^2}{4e} \text{Log } \frac{a - 2e}{a + 2e}$. Setzt man dieſen Werth für den unmöglichen Bogen in das Integeal, ſo iſt: $E = \frac{1}{2} \pi a \left(a - \frac{b^2}{4e} \text{Log } \frac{a - 2e}{a + 2e}\right)$. Der erſte Theil dieſer Oberfläche iſt $\frac{1}{2} \pi a^2$, die halbe Oberfläche der Kugel vom Durchmeſſer a, der zweite Theil wied poſitiv, weil dee natüeiiche Logarithme des Bruches $(a - 2e : a + 2e)$ negativ iſt.

Man ſuche die Oberfläche dee **Erde**, wenn dieſelbe als ein elliptiſches S. betrachtet wied. Es ſey der Durchmeſſee des Aequators $= 1718{,}8686$ Meilen, und es veehalte ſich derſelbe zue Erdaxe wie $231 : 230$. Es iſt $2e = 2e = \surd (a^2 - b^2)$

$= 1718{,}8686 \sqrt{\left(1 - \frac{230^2}{231^2}\right)}$. Mit Logarithmen gerechuet, findet man: $2e = 159{,}764773$. Nun findet man:
$\text{Log}\,(a-2e) = \text{L.}\ 1559{,}103827 = 3{,}1928751$
und auf gleiche Weiſe:
$\text{Log}\,(a+2e) = \text{L.}\ 1878{,}633373 = 3{,}2738421$;
alſo $\text{Log}\,(a-2e) : (a+2e) = -\,0{,}809670$. Dieſen gemeinen Logarithmen verwandele man in den natürlichen, ſo iſt: $\text{Log. nat.}\,(a - 2e : a + 2e) = -\,0{,}0809670\ .\ 2{,}302585.$
$= -\,0{,}1864334.$
Dieſen natürlichen Logarithmen ſetze man in den Ausdruck für die Oberfläche, ſo iſt: $E = \frac{1}{2}\pi a \left(a + \frac{0{,}1864334 b^2}{4e}\right)$ oder unſer $E = \frac{1}{2}\pi a^2 + \frac{0{,}1864334\,\pi a b^2}{8e}$. Man berechne die beiden Theile der Oberfläche durch Logarithmen, nämlich:
$\text{Log}\ \frac{1}{2}\pi = \text{Log}\ \frac{1}{2}\ .\ 3{,}141592 = 0{,}1961199,$
und eben ſo:

$$\text{Log}\ a^2 = \text{Log}\ 1718{,}8686^2 = \frac{6{,}4704854}{6{,}6666053}.$$

Dieſer Logarithme gibt $\frac{1}{2}\pi a^2 = 4640933{,}2.$

Ferner:

$$\begin{aligned} &\text{Log}\ 0{,}1864334 &&= 0{,}2705237-1\\ &\text{Log}\ \pi = \text{Log}\ 3{,}141592 &&= 0{,}4971499\\ &\text{Log}\ a = \text{Log}\ 1718{,}8686 &&= 3{,}2352437\\ &\text{Log}\ b^2 = \text{Log}\ \frac{230^2 1718{,}8686}{2392} &&= \frac{6{,}4667170}{9{,}4696330}\\ &\text{Log}\ 8e = \text{Log}\ 4{,}159{,}764773 &&= \frac{2{,}8055410}{6{,}6640923}. \end{aligned}$$

Dieſer Logarithme gehört zu 4614156,4. Es iſt alſo E = 9255089,6 Quadratmeilen. Betrachtet man die Erde als eine Kugel, deren Peripherie 5400 Meilen iſt, ſo findet man die Oberfläche 9281898 Meilen, alſo um 26808,4 Quadratmeilen größer. Vgl. J. F. Schaffer, Lehrbegr. der höhern Anal. und Geom., Oldenburg 1839.

Sphaeroidalis (bot. Term.), ſ. v. a. Sphaeroideus.

Sphaeroideus (bot. Term.), ſphäroidiſch, d. h. niedergedrückt-kugelig, ſ. v. a. Depressoglobosus.

Sphäroidina (Zoophyt.), nach Orbigny, Gatt. der Polythalamia Agathistega *Orbigny*. Charakter: Schale kugelig, die Kammern ſich bedeckend; auf vier Seiten aufgewickelt, vier ſichtbar, mit einfacher Höhlung. Eine Art im adriatiſchen Meere.

Sphäroidiſch (bot. Term.), ſ. v. a. Sphaeroideus.

Sphäroidiſche Trigonometrie, ſ. Trigonometrie.

Sphärolith (Min.), ſ. v. a. Sphärulit (ſ. d.).

Sphärolobium (Bot.), nach Smith, Kugelhülſe, Gatt. der Cassieae Sophoreae *Rchb.*, Decandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch zweilippig, faſt fünfſpaltig; Fähnchen der Schmetterlingskorolle zurückgeſchlagen; die zwei obern Staubgefäße entfernt ſtehend; Hülſe geſtielt, kugelförmig, meiſt einſamig. Niedrige Sträucher in Neuholland; von 6 Arten finden ſich als Zierpflanzen in deutſchen Gärten: S. medium *R. Br.* und S. vimineum *Smith*, Bot. Mag. 969, die erſte mit kleinen zierlichen rothen, die zweite mit gelben Blüthen.

Sphärom (v. Griech.), ein rund geformter Körper.

Sphäroma (Kruſtac.), nach Latreille, Kugelaſſel, Gatt. der Isopoda *Cuv.*, der Ordn. der Aſſeln und der Zunft der Sohlenaſſeln nach Oken, unter Oniscus *L.* Charakter: die Blättchen der Floſſen von mittlerer gleicher Größe und über einander geſchichtet. Von mehren Arten bekannteſte: 1) S. globator *Pall.*, Spicil. Zool., T. 4, F. 18; S. cinerea *Latr.* Ziemlich oval und hart, Leib weißlich, grau und roth marmorirt, gegen ½ Zoll lang, ¼ Zoll breit, kann ſich kugeln. Finden ſich um ganz Europa truppweiſe beiſammen unter Steinen, auch an Tangen und Fiſchen, wo ſie langſam herumkriechen. — 2) S. Lesueurii *Risso*. Das letzte Segment ſpitz, einzahnig; die Anhängſel eiförmig, ungetheilt. — Foſſile Arten ſind: S. antiqua *Desmarest*, aus dem Juraſchiefer von Pappenheim und S. margarum *Desmar.*, aus dem pariſer Knochengypſe.

Sphäroma (Bot.), nach Schlechtendal, Pflanzengatt. Arten unter Malva.

Sphäromachia (griech. Ant.), ſ. Sphära 5).

Sphärometer (v. Griech.), Werkzeug, womit der Durchmeſſer einer Kugel leicht gefunden wird, von deren Oberfläche nur ein kleines Stück gegeben iſt.

Sphäromida (Kruſtac.), ſ. v. a. Kugelaſſeln, nach Vogt, Familie der Aſſeln (Iſopoda) mit den Gattungen: Sphäroma, Cymodoce, Cerceis.

Sphäromorphäa (Bot.), nach Decandolle, Gatt. der Compositae Senecionideae *Dec.* Drei Arten, einjährige und ausdauernde Kräuter in China und Neuholland; bekannteſte: S. centipeda *Dec.*, Artemisia minima *L.*, Cotula minima *Willd.*

Sphäromphale (Bot.), nach Reichenbach, Gatt. der Verrucariaceae *Rchb.*, Cryptogamia Lichenes *L.* Charakter: Apothecien eingeſchloſſen, mit einfacher, etwas vorſtehender Mündung; Fruchtkern einzeln. Zwei Arten: S. theiostoma und S. rubra *Rchb.* Hier und da an Granit- und Porphyrfelſen höherer Gebirge, doch im Ganzen ſelten.

Sphäromyxa (Bot.), nach Sprengel, Pilzgatt. Arten unter Sphäronema.

Sphäromyza (Entom.), nach Meigen, Fliegengatt. Arten unter Sphärocera.

Sphäronema (Bot.), nach Fries, Kugelſchleimling, Tropfenſchneller, Gatt. der Sphaeriacei Sphaeronemeae *Rchb.*, *Rabenh.*,

Digitized by Google

Charaktee: Spoeenkern tritt in Geſtalt eines Kügelchens heevor. Kleine, geſellig lebende Pilze auf abgeſtorbenen Hölzern, Rinden und andern Pflanzentheilen; gegen 30 deutſche Arten, als Typus kann betrachtet werden: S. subulatum *Fr.* Zeigt ſich als gelbe, pfriemenförmige Bälge mit einem blaſſern Kügelchen, an den Blättern vertrockneter Blätterpilze vom Heebſt bis zum Feühjahr zerſtreut; die Bälge ſehen wie kleine Stacheln aus. Nees, Pilze, F. 345. — Die Gatt. iſt der Typus der Sphäronemeä, einer Gruppe dee Sphäriacei (ſ. d.).

Sphäronemeä (Bot.), ſ. Sphaeconema *Fr.*

Sphäronites (foſſ. Rad.), nach Hiſinger, foſſ. Cyſtideengeſchlecht (vgl. Krinoideen) mit dünnem, rundem Stiele und fünfeckigem Kanale. Dee Kelch kugelföemig, Baſis aus 6 kleinen Täfelchen beſtehend. Darauf folgt eine Menge größeree und kleineeee, meiſt 6ſeitigee, abee auch 7= und meheſeitiger Täfelchen, die ohne bemerkbare Oebnung umherſtehen und von denen man bisweilen 20 aufwärts in einee Reihe zählt. Untee dem Munde liegt in einigee Entfeenung die mit 5, ſeltenee mit 6 Klappen in Form einer Pyramide geſchloſſene Ovarialöffnung und rechts von ihr, dem Munde ganz nahe, die kleine Afteeöffnung. Bis jetzt nur in der noediſchen Grauwacke. — S. aurantium *Wahlenberg* (Hiſinger, Leth. Suec., S. 91, T. 25, F. 8; S. citrus). Die Obeefläche jedes Täfelchens mit Streifen bedeckt, die ſenkrecht auf den Seitenkanten ſtehen. Im ſiluriſchen Grauwackenkalke von Oeland, Gothland, Dalekarlien, im Thonſchiefer von Weſtgothland. Bei Chriſtiania, Petersburg. — S. (Echinus) pomum *Gyllenhal* (Hiſinger, L. S., S. 91, T. 25, F. 7), jedes Täfelchen mit 10—12 Paaeen von Poeen, die durch Rinnen verbunden ſind. Mit voriger Art.

Sphärophoreä (Bot.), nach Reichenbach und Rabenhoeſt, Kugelflechten, Staubkugelflechten, Flechtenfamilie, Cryptogamia Lichenes *L.* Allgem. Chaeakter: Strauch- oder korallenartig-vieläſtige Flechten, die ſich dem Habitus nach gewiſſen Foemen der Cladonien nähern, theee Fruchtbildung nach äber tiefer ſtehen. Die Apothecien ſtehen an den angeſchwollenen Spitzen dee Aeſte, ihr Gehäuſe iſt ganz aus dee Subſtanz des Thallus gebildet, anfangs geſchloſſen, ſpäter unregelmäßig zerreißend; der Fruchtkern kugelförmig, mit den Sporenſchläuchen zerfallend oder verſchwindend. Gattungen: Siphula *Fries*, Sphaerophorus *Pers.* — Nach Oken machen die S. einen Theil der Gröpsmooſe oder Stuppen (Kl. 2, Zunft 11) aus.

Sphärophoros (Bot.), nach Perſoon, Kugelflechte, Gatt. der Sphaerophoreae *Rchb.*, *Rab.*, Cryptogamia Lichenes *L.*, Sphaerophoron *Achar.* Charakter: Fruchtkern ſtaubig, ſchwarz. Drei deutſche Arten: 1) S. coralloides *Pers.* Blaßbraun, mit wenig getheilten, ſchlaffen, ſperrigen und ſpitzigen Seitenäſten; Feüchte rundlich und glatt; 1—3 Zoll lang. An Felſen und Fichtenſtumpen. Hoffm., Lich., T. 31, F. 2. — 2) S. fragilis *L.* Mit grauen, gabeligen, kurzen, gedeängten Aeſten und kreiſelföemigen, braunſchwarzen Früchten. Bildet dichte Raſen zwiſchen Moos an Felſen und auf Bergen. Hoffm., Lich., T. 33, F. 3. — 3) S. compressus *Achar*, Lich. univers. 586, T. 12, F. 6. Aeſte zuſammengedrückt. In Gebirgen am Grunde alter Stämme und an Felſen. — Die Gatt. iſt der Typus dee Sphärophoreä (ſ. d.).

Sphärophyſa (Bot.), nach Decandolle, Gatt. der Papilionaceae Loteae *Rchb.* Zwei Arten: S. caspica und S. salsola *Dec.* Ausdauernde Kräuter auf dem Kaukaſus.

Sphäroplea (Bot.), nach Agardh, Ringſchlinke nach Oken, Gatt. der Oscillatorieae Lyngbyeae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Ohne Scheiden, Inhalt in Längsreihen; Früchte ſpäter rothbraun, mit doppelter Hülle, die äußere umgibt die innere ſpiralförmig. Zwei Arten: S annulina *Roth.* Cat., T. VII, und S. Leibleinii *Roth.* In ſtehenden Gewäſſern faſt überall.

Sphäropletia (Bot.), nach Duby, Algengatt., ſ. v. a. Sphaeroplea *Ag.*

Sphärovorus (Entom.), nach Brandt, Gatt. der Myriapoda *Latr.*, der Ordn. der Aſſeln und der Zunft der Sohlenaſſeln nach Oken, unter Julus *L.* Charakter: Fühler ſechsgliederig, das vorletzte Glied kurz, das letzte das längſte; länglich mit abgeeundeter Spitze. Zwei Arten.

Sphäropyx (Entom.), nach Latreille, Unteegatt. von Sigalphus *Latr.*

Sphäroſacme (Bot.), nach Wallich, Pflanzengatt. Arten unter Agläa u. Amoora.

Sphäroſiderit (Min.), ſ. v. a. die ſtrahlig-faſerige Abänderung des Spatheiſenſteins (ſ. d.). Er iſt ſelten rein, ſondern meiſt mit Kieſelthon gemiſcht und heißt dann thoniger S.

Sphäroſira (Zoophyt.), nach Ehrenbeeg, Gattung der Infusoria polygastrica Volvocina *Ehrenb.* Charakter: Ohne Schwanz, mit Auge, einem einfachen, fadenförmigen, ruderartigen Rüſſel, und mit ungleicher Selbſttheilung der Einzelthiere. Bekannteſte Art: S. volvox *Ehrenb.*, Inf., T. 111, F. 8.

Sphäroſoma (Bot.), nach Klotzſch, Kugelkörper, Gattung der Lycoperdacei Tuberacei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Chaeaktee: Baſidien achtſporig, mit einfachen Paraphyſen gemiſcht; Sporen dickhäutig, warzig. Dauerhafte, fleiſchige, unterirdiſche Pilze, welche zur Zeit der Reife etwas aus dem Boden hervortreten. Einzige Aet: S. fuscescens *Klotzsch.* Bei Beelin.

Sphäroſpora (Bot.), nach Sweet, Pflanzengattung. Arten untee Gladiolus.

Sphäroſtemma (Bot.), nach Blume, Gattung der Menispermeae Schizandraceae *Meisn.* Vier Arten, Sträucher auf Java, bekannteſte: S. pyrifolium *Bl.*, Uvaria pyrifolia *Reinw.*

Sphäroſtigma (Bot.), nach Seringe, Pflanzengattung. Arten unter Oenothera.

Sphäroſtilbit (Min.), ſ. v. a. Strahlzeolith oder Stilbit (ſ. d.).

Sphärotele (Bot.), nach Preſl, Gattung der Amaryllideae *Presl.* Einzige Art: S. peruviana *Presl*, Zwiebelgewächs in Peru.

Sphärotheca (Bot.), nach Chamiſſo, Gattung der Scrophularinae *Chamisso*. Einzige Art: S. scoparioides *Cham.* Ausdauerndes Kraut in Braſilien.

Sphärotherium (Entom.), nach Brandt, Gattung der Myriapoda *Latr.*, der Ordnung der Aſſeln und der Zunft der Sohlenaſſeln nach Oken, unter Julus *L.* Charakter: Viele gehäufte Augen; Fühler zur Seite des Kopfes eingefügt; mit Ausnahme des Nackengürtels zwölf Ringe. Fünf Arten.

Sphärothyrium (Bot.), nach Wallroth, Pilzgattung, ſ. v. a. Stegilla *Rchb.*

Sphärotilus (Bot.), nach Kützing, Kugelfaden, Gattung der Oscillatorieae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden ohne Bewegung; Scheiden noch nicht entwickelt. Von 3 deutſchen Arten bekannteſte: S. natans *Küts.* Gelblichbraun; äſtig, leicht zerfallend. Bildet ſchmutzige, dünne Schichten auf der Oberfläche ruhiger Buchten der Flüſſe, Seen und Teiche, faſt überall.

Sphärotus (Entom.), nach Kirby, Gattung der Coleoptera heteromera Stenelytra Helopida *Latr.* Bekannteſte Art: S. curvipes *Kirby.*

Sphärozyga (Bot.), nach Agardh, Schnurflocke, Schimmelſchleipe nach Oken, Gattung der Nostochinae genuinae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Gallertartig, verbreitet, perlſchnurförmige Fäden mit faſt kugelrunden Gliedern, die feuchtbaren gedunſen, elliptiſch. Von 6 Arten bekannteſte: S. flexuosa *Ag.*, Syst. 66, Icon., T. 10. Spangrün, Fäden ſehr zart. In Gräben und Bächen überall, ſchwimmende, ſchleimige Maſſen bildend.

Sphärula (Entom.), nach Germar, Rüſſelkäfergattung. Arten unter Curculio.

Sphaerula (bot. Term.), nach Perſoon, Kugelfrucht, ſ. v. a. die Kernhülle der Kernpilze, Perithecium.

Sphärularia (Zoophyt.), nach Leo Dufour (Annal. des sc. nat. 1837; Janv., Févr., T. 1, A, F. 3), Gattung der Entozoa Nematoidea *Cuv.* Einzige Art: S. bombi *Duf.* Im Bauche der Hummeln.

Sphärulit (Min.), nach Werner, ein Mineral, welches wohl noch als Abänderung des Pechſteins erkannt werden wird. Es iſt etwas härter als dieſer und zeigt im Innern ſeiner Kugeln ein unvollkommen ſtrahliges Gefüge. Eingewachſen in Pechſtein von Schemnitz, Tokay, Tharand, Island.

Sphärulites (foſſ. Weichth.), nach Lamarck, ſ. v. a. Hippurites (ſ. d.).

Sphärulitfels (Geognoſ.), nach Beudant als Varietät des Perlſteins unter dem Namen Perlite lithoide globulaire und Perlite lithoide compacte aufgeführt, beſteht aus Perlſtein, deſſen glaſige Maſſe durch allmählige Uebergänge endlich ſteinig (dicht) wird, und deſſen eingeſchloſſene Sphärulitkügelchen ſo überhand nehmen, daß ſie endlich den Fels für ſich allein bilden. Geht auch in Mühlſteinporphyr über. Mit Perlſtein.

Sphärus (griech. Mythol.), 1) Wagenlenker des Pelops, hatte auf der Inſel Sphäria bei Trözene ein Denkmal. — 2) (griech. Lit.), aus Bosporus, Philoſoph des 3. Jahrh. v. Chr. Er war ein Schüler des Zeno und Cleanthes und hielt ſich in Alexandria bei Ptolemäus Philopator auf. Seine zahlreichen Schriften, faſt durchweg philoſophiſchen Inhalts, nennt Diog., VII, 177. Als er einſt behauptete, ein ächter Stoiker dürfe nicht meinen, ſondern müſſe erkennen, ließ der König eine Schüſſel mit aus Wachs nachgebildeten Früchten auf die Tafel bringen. S., der ſie für eine wirkliche anſah, langte ſich eine Frucht zu und ward ſo zum Gelächter der Tiſchgeſellſchaft.

Sphäteria (a. Geogr.), waldige, unbewohnte, ſchmale und 15 Stadien lange Inſel an der meſſeniſchen Küſte, unmittelbar vor dem Hafen von Pylus, berühmt durch die dort im 7. Jahre des peloponneſ. Kriegs erfolgte Gefangennahme einer ſpartaniſchen Heeresabtheilung durch die Athener.

Sphagebranchus (Ichthyol.), nach Bloch, Untergattung von Muraena *L.* (ſ. d.). — Eine foſſile Art von Monte Bolca.

Sphagia, 1) (a. Geogr.), ſ. Sphacteria; — 2) (Sphakteria, n. Geogr.), griech. Inſel, Morea, an der Weſtküſte, vor dem Hafen von Navarin.

Sphagion (griech. Ant.), Gefäß, worin das Blut der Opferthiere aufgefangen wurde.

Sphagites (a. Geogr.), Vorgebirg Scythiens.

Sphagnaceä (Bot.), nach Reichenbach, Spagneae *Nees.*

Sphagneä (Bot.), nach Nees, Sphagnaceae *Rchb.*, Torfmooſe, Flechtenfamilie, Cryptogamia musci frondosi *L.* Allgem. Charakter: Die Torfmooſe zeichnen ſich ſchon durch einen eigenthümlichen Habitus, der ſie aufs Innigſte mit einander verbindet, ſo aus, daß ſie von jedem Laien leicht wieder erkannt werden. Sie bilden große, oft ſehr verbreitete, weiche und ſchwammige Polſter von grünlichweißer, bläulich graugrüner oder verblichen gelbgrüner, ſeltener (unter Waſſer) ſattgrüner Farbe; bisweilen verfärbt ſich das ganze Pflänzchen oder doch die Gipfeläſtchen ins Braune, Orange oder Rothe; der Stengel iſt aufrecht, ſchlaff, im Waſſer fluthend, mit wenigen aufrechten Hauptäſten, aber zahlreichen, büſchlich und ſeitlich geſtellten, an den Enden verkürzten, aufrechten und kopfförmig zuſammengedrängten Aeſtchen, einige Zoll bis über fußlang. Die Blätter ſind ſchuppenartig, ziegeldachförmig, konkav, rippenlos, durchſichtig; ſie beſtehen aus einer einzigen Schicht proſenchymatiſcher, chlorophylloſer Zellen, welche öfters von zarten Spiralfaſern durchzogen und mit leeren oder chlorophyllführenden erweiterten Zellen (Interzellulargängen nach Mohl) untermiſcht ſind. Sie müſſen nach ihrem Vorkommen unterſchieden werden, als Stamm-, Aſt- und Blüthenaſtblätter. Die kugelrunde Büchſe am Ende eines erweiterten (mehr oder minder ſcheibenförmigen) Fruchtaſtes, von der

durchſcheinenden Haube dicht umſchloſſen, ſpäter ſie unregelmäßig, doch ſo zerreißend, daß der obere Theil mit dem halbkugeligen, ſehr hinfälligen Deckel ſich ablöſt, der untere Theil als Scheide noch eine Zeitlang zurückbleibt. Ihre Mündung iſt nackt und ohne Ring. Das Mittelſäulchen ſehr kurz und faſt undeutlich. Das Piſtill (Archegonium) iſt immer vereinzelt und ohne Paraphyſen. Die Antheridien ſind kugelig und lang geſtielt. Sämmtliche deutſche Arten ſind blöciſch. Sie wachſen ſowohl in ſtehenden und langſam fließenden Waſſern, beſonders in Torfgruben und Abzugsgräben, wie auch in Sümpfen, Torfmooren und an ähnlichen Orten. Die Torfmooſe ſind die nützlichſten aller Mooſe, überziehen oft große Strecken von ſumpfigem Boden und verwandeln ſich allmählig in Torf, indem auf den vermoderten immer neue wachſen. Manchmal verfilzen ſie ſich ſo ſehr in einander, daß ſie Inſeln in Teichen bilden, welche ſelbſt Bäume tragen und vom Winde langſam hin- und hergetrieben werden, wie es in einem Teiche zwiſchen Eiſenach und Fulda und in dem Nonnenmattweiher auf dem obern Schwarzwald der Fall iſt. Sie ſind auch gut in Polſter, Kiſſen und zum Ausfüttern der hölzernen Häuſer, fangen aber leicht Feuer. Einzige Gattung: Sphagnum *Dill.* — Nach Oken ſtehen ſie in der Zunft der Pflaumenmooſe oder Teiſche (Kl. 2, Zunft 14).

Sphagnócetis (Bot.), nach Nees, Gattung der Jungermanniaceae Jungermannideae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci hepatici *L.* Charakter: Blüthendecke aufſteigend, ſtielrund, an der Spitze dreiſeitig, mit gezähnelter Mündung. Einzige Art: S. communis *Nees*, Jungermannia Sphagni *Diks.*, Crypt. 1, 6, T. 1, F. 10. Auf Torfwieſen, in Gebüſchen und Brüchen, meiſt zerſtreut zwiſchen andern Mooſen. Eine zweite, erſt kürzlich in der ſächſ. Schweiz entdeckte Art: S. Hübneriana *Rabenh.*, iſt noch nicht ganz ſicher.

Sphagnum (Bot.), nach Dillenius, Torfmoos, Gattung der Sphagneae *Nees*, Sphagneaceae *Rchb.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Büchſe rundlich, ſpäter faſt beckenförmig, mit hinfälligem Deckel und nackter Mündung; Haube die Büchſe bis zur Fruchtreife ganz einſchließend, dann am Scheitel zerreißend. — Die Fruchtreife aller Arten fällt in Juli, Auguſt; einige fruktificiren jedoch in manchem Jahre ſehr ſpärlich, auch gar nicht. Unter 10 deutſchen Arten bekannteſte: 1) S. cuspidatum *Ehrh.* Hat einen faſt einfachen, ſchlaffen Stengel mit borſtenförmigen Zweigen in Büſcheln u. lanzettförmige, eingerollte Blätter. Häufig in ſtehendem Waſſer, oft ſchwimmend in Teichen im Sommer. Schkuhr, T. 7. — 2) S. capillifolium *Ehrh.* Stengel aufrecht, mit fadenförmigen Zweigen u. Büſcheln; Blätter oval-lanzettförmig, eingerollt, abgeſtumpft, in 5 Reihen. In Waldſümpfen und Bergquellen auf Torfboden. Schkuhr, T. 6. — 3) S. cymbifolium *Dill.* Hat einen aufrechten Stengel mit wenig Zweigen; Blätter oval, hohl, ſtumpf und angedrückt. Ueberall in ſtehenden Wäſſern und auf Torfboden im Sommer; über 1 Fuß hoch und bisweilen ſchön roth. Schkuhr, T. 5. — Die Gattung iſt der Typus der Sphagneae *Nees* (ſ. d.).

Sphakia, europ.-türk. Diſtrikt und Flecken, Inſel Kandia, auf der Südküſte, am ſüdlichen Abhange der weißen Berge, deren hoher Gebirgsrücken ſie von der übrigen Inſel abſchließt und ſie nur durch Engpäſſe zugänglich macht. Sie iſt von einem tüchtigen Menſchenſchlage (Sphakioten) bewohnt, der, vom Feind nie dauernd unterjocht, in gänzlicher Unabhängigkeit von dem türkiſchen Joche lebt und nur ein beſtimmtes Kopfgeld an den Defterdar entrichtet. Der Sphakiote iſt ſtolz, freiheitsliebend, offen, lebensfroh; ſeine Bedürfniſſe ſind ſehr beſcheiden. Er iſt in Kandia das, was in Morea der Mainotte, eben ſo freiheitsglühend, eben ſo tapfer, eben ſo unverdorben in ſeinen Sitten. Zum Zeichen ſeiner Freiheit geht der Sphakiote in Waffen, was den übrigen Griechen der Inſel nicht geſtattet iſt. Kein Türke wohnt in dem ganzen Diſtrikte; nur von Zeit zu Zeit erſcheint ein Beamter, der die Steuern einzunehmen hat. Streitigkeiten werden von dem Kapitano von S. geſchlichtet; nicht leicht geſchieht es, daß an irgend eine türkiſche Behörde appellirt wird. Die Viehzucht iſt ein Hauptnahrungszweig der Sphakioten; ihren Ertrag verführen ſie auf Schiffen nach den bedeutendſten Häfen des Morgenlandes. Außerdem liefern ihre Berge Wein, Getreide und Honig in hinreichender Menge. In dem jüngſten Freiheitskampfe der Griechen auf Kandia (1841) ſpielten die Sphakioten eine hervorragende Rolle.

Sphakioten, ſ. Sphakia.

Sphalanthus (Bot.), nach Jack, Gattung der Combretaceae *Jack*. Einzige Art: S. ovatifolia *Jack*, Baum in Oſtindien.

Sphallerocarpus (Bot.), nach Beſſer, Gattung der Umbelliferae *Bess.*, der Scandicineae *Dec.* Einzige Art: S. Cyminum *Bess.*, Chaerophyllum Cyminum *Fisch.*, zweijähriges Kraut in Volhynien.

Sphaltes (griech. Mythol.), Beiname des Dionyſus, den er erhielt, weil er den Telephus im Kampfe mit dem Achilles über eine Weinrebe fallen ließ, ſo daß Telephus von dieſem verwundet wurde.

Sphargis (Amphib.), nach Merrem, Lederſchildkröte, Gattung der Chelonii *Cuv.*, der Ordnung der Kröten und der Zunft der Schildkröten nach Oken, unter Testudo *L.* Charakter: Haben einen ganz mit Leder bedeckten Rücken- und Bauchſchild ohne Tafeln, und nur hin und wieder kleine, abfällige Schuppen; keine Klauen. Von mehren Arten bekannteſte: 1) S. coriacea *L.*, S. mercurialis *Merr.*, die Laute, franz. le Luth. Wird über 6 Fuß lang; der Rückenſchild über 4 Fuß lang und 3 F. breit, iſt ziemlich herzförmig, die Spitze nach hinten, und hat 7 gezähnelte Längskiele; Färbung hell, braun, voll gelblicher Dupfen. Der Kopf mit Tafeln, die Floſſen mit Schuppen bedeckt, wie bei den andern Schildkröten. Sie ſoll fürchterlich ſchreien. Im atlantiſchen, bisweilen auch im mittelländiſchen Meere, beſonders an der nördlichen Küſte von Afrika, wo ſie

Digitized by Google

ihre Eier in den Sand legt, überall ſelten. Schöpf, T. 29. — 2) S. atlantica *Cuv.*, Dermatochelys atlantica *Lesueur.* Scheint von voriger Art nicht verſchieden.

Sphariſterion (griech. Ant.), Abtheilung der Häuſer, worin Ball geſpielt wurde.

Sphaſus (Arachnid.), nach Walckenär, Spinnengattung, ſ. v. a. Oxyopes *Latr.*

Sphecodes (Entom.), nach Latreille, Bienengattung, ſ. Buckelbiene.

Sphecomyia (Entom.), nach Latreille, Gattung der Diptera Athericera Syrphida *Latr.* Arten in Nordamerika.

Sphecothera (Ornith.), nach Vieillot, Vögelgattung. Art: S. virescens *Vieill.*, ſ. v. a. Graucalus viridis *Cuv.*

Sphegidä (Entom.), Mordwespen, Unterfamilie der monotrochen Hymenopterenfamilie der Rapientia oder Raubwespen. Sie habrn fadenförmige, an der Spitze verdünnte Fühler mit deutlich abgeſetzten Gliedern, Hinterleib eiförmig, deutlich u. oft langgeſtielt, Beine nackt, die hintrren länger, erſtes Fußglied kürzer als das Schienbein, Schienen mit Seitenſtacheln. Sie lieben ſandige Gegenden, leben einzeln und graben ſich auf harten Fußwegen Löcher in die Erde, legen ihre Eier hinein und daneben getödtete Inſekten, Spinnen, Raupen ꝛc. Gattungen: Ammophila, Ceropales, Pompilus, Pelopäus und Trypoxylon.

Sphegina (Entomol.), nach Meigen, Stielfliege, Gattung der Diptera Athericera Syrphida *Latr.*, drr Ordnung der Mucken und der Zunft der Lippenmucken nach Oken, unter Syrphus *Fabr.* Charakter: Leib an der Baſis verengert, keulenförmig; Fühlerplatte kreisrund; Hinterſchenkel keulenförmig, unten dornig. Bekannteſte Art: S. clunipes *Meig.*

Sphekes (griech., d. i. Wespen), Komödie des Ariſtophanes.

Sphekismos (griech.), Nomos der alten Griechen, der auf der Flöte geblaſen wurde.

Sphen (Min.), ſ. v. a. edler Titanit, ſ. Titanit 1).

Sphenacanthus (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz, foſſile Plakoidengattung, von der aber nur erſt ein einziger Floſſenſtachel von Bourdin-Houſe mit ſtark hervortretenden Falten und Furchen, die vom Gipfel bis an die Baſis herablaufen, bekannt iſt. Er iſt vorn und an den Seiten gerundet, hinten flach abgeſchnitten und fein gekerbt.

Sphenandra (Bot.), nach Bentham, Gatt. der Scrophularinae Buchnereae *Benth.* Einzige Art: S. viscosa *Benth.*, Manulea viscosa *Willd.*, ausdauernder Halbſtrauch in Südafrika.

Sphenantha (Bot.), nach Schrader, Gatt. der Cucurbitaceae *Schrad.* Einzige Art: S. scandens *Schrad.*, einjährige Schlingpflanze in Mexiko.

Sphendadates, eigentlicher Name des Pſeudo-Smerdis, ſ. Smerdis und Perſien (Geſch.).

Sphendale (a. Geogr.), Flecken in Attika an der Grenze Böotiens zwiſchen Tanagra und Decelea (Herod. IX, 15).

Sphendone (gr. Ant.), 1) Schleuder; — 2) weibliche Kopfbinde um Stirn und Schläfe, ſo daß die Haare in Ringeln darüber herabhingen; — 3) (Phylakeion), Binde um die weibliche Scham; — 4) Ringkaſten.

Sphendonetä (griech.), Schleuderer.

Sphenella (Bot.), nach Kützing, Algengatt., Arten unter Gomphonema *Ag.*

Spheniscus (Ornith.), nach Briſſon, Untergatt. von Aptenodytes *L.*, ſ. Fettgans.

Spheniscus (Entom.), nach Kirby, Gatt. der Coleoptera heteromera Stenelytra Helopida *Latr.* Bekannteſte Art: S. erotyloides *Kirby.*

Sphenocarpus (Bot.), nach Richard, Pflanzengatt., ſ. v. a. Laguncularia.

Sphenocephalus (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz, foſſile Ktenoidengattung aus der Familie der Perkoiden, mit einer einzigen Rükkenfloſſe mit einigrn dornigen Strahlen nur am Vorderrand; ſie iſt nur wenig breiter als die Afterfloſſe. Kopf ſchlank. Eine Art aus der weſtphäliſchen Kreide.

Sphenoclea (Bot.), nach Gärtner, Gatt. der Campanulaceae Campanuleae *Rchb.*, der Sphenocleaceae *Mart.* Einzige Art: S. zeylanica *Gärtn.*, Pongatium indicum *Lam.* Sommergewächs in den warmen Ländern von Aſien, Afrika und Amerika. — Die Gattung iſt der Typus der Sphenocleaceae *Mart.*, welche drr Untergruppe der Pongatieae *Rchb.* entſprachen und unter den Glockenblumen (Campanulaceae Campanuleae *Rchb.*) ſtehen.

Sphenocleaceä (Bot.), nach Martius, ſ. Sphenoclea.

Sphenodesme (Bot.), nach Jack, Pflanzengatt. Art: S. pentandra *Jack*, ſ. v. a. Congea Jackiana.

Sphenodon (foſſ. Säugeth.), nach Lund, foſſile Edentatengattung aus der Familie der Gravigrada mit $\frac{4}{4}$ Backenzähnen, die auf die Größe eines Schweins ſchließen laſſen. In Braſiliens Knochrnhöhlen.

Sphenodus (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz, ſ. v. a. Lamna (ſ. d.).

Sphenoëder (Min.), auch Sphenoid, rhombiſches und tetragonales, ſ. v. a. rhombiſches und tetragonales Tetraëder (ſ. d. und Rhombiſches und Tetragonales Kryſtallſyſtem).

Sphenogyne (Bot.), nach R. Brown, Gatt. der Compositae amphigynanthae *Rchb.*, Syngenesia necessaria *L.* Charakter: Geſtrahlte Blumrnköpfchen; Fruchtboden ſpreuig, die Spreublättchen rauſchend, die Blümchen umfaſſend, oft abgeſtutzt; Keich glockenförmig, vielreihig, dachziegrlich geſchuppt, die innern Schuppen größer, oben rauſchend; Samen am Grunde mit weichen Haaren umgeben; Samenkrone aus einer Reihe Spreublättchen beſtehend. Ueber 50 Arten, einjährige Kräuter oder ausdauernde Stauden und Halbſträucher

in Südafrika; als Zierpflanzen finden ſich hier und da in den deutſchen Gärten: 1) S. anthemoides *R. Br.*, Bot. Mag. 544; — 2) S. calendulaeflora *Dec.*; — 3) S. speciosa *Mannd.*; — 4) S. versicolor *Dec.*, von denen ſich beſonders die 3. Art durch ihre ſchönen goldgelben, am Grunde ſchwarzen Blüthen auszeichnet.

Sphenoid (Min.), ſ. v. a. Sphenoëder (ſ. d.).

Sphenoidal (Sphenoidalis, Sphenoideus, Anat.), auf das Keilbein ſich beziehend.

Sphenoidea maxillaris arteria (Anat.), die Unteraugenhöhlenarterie, ſ. Kopfarterien.

Sphenoidea maxillaris fissura (Anat.), die untere Augenhöhlenſpalte, ſ. Auge.

Sphenoidea ossa tarsi (Anat.), die keilförmigen Beine der Fußwurzel, ſ. Fußknochen.

Sphenoidea palatina arteria (Anat.), die hintere Naſenarterie, ſ. Kopfarterien.

Sphenoideum (Anat.), das Keilbein, ſ. Schädelknochen.

Sphenoideumoccipitaleos (Anat.), das Grundbein, ſ. Schädelknochen.

Sphenoideum palatinum foramen (Anat.), ſ. Geſichtsknochen.

Sphenoideum palatinum ganglion (Anat.), meckelſches Maxillarganglion, Ganglium rhinicum, ſ. Gehirn.

Sphenoideus palatinus (Anat.), der Gaumenheber, ſ. Gaumen.

Sphenoideus palatinus nervus (Anat.), ſ. Ganglienſyſtem.

Sphenoideus pharyngeus musculus (Anat.), ſ. v. a. Pterygo-pharyngeus musculus, ſ. Schlundkopf.

Sphenoideus salpingo-staphylinus musculus (Anat.), ſ. Schlundkopf.

Sphenolepis (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz, foſſile Cykloidengattung aus der Familie der Eſociden mit verlängertem Körper, ſpitzer Schnauze, Rückenfloſſe gegenüber der Bauchfloſſe, Schwanzfloſſe kaum gabelförmig. Schuppen groß. Zwei tertiäre Arten.

Sphenonchus (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz, foſſile Plakoidengattung aus der Familie der Hybodonten, von der aber nur Zähne bekannt ſind. Ein einziger, ſtark entwickelter Hauptkegel, welcher hakenförmig einwärts gebogen, übrigens faſt cylindriſch, ſehr dick und an der Baſis gefaltet iſt. Nebenzähne fehlen oder ſind nur ſchwach angedeutet. Die im Lias, im Oolith und im Wealden vorkommenden Zähne ſind in 3 Species vertheilt worden.

Sphenophyllites (foſſ. Bot.), nach Brogniart, ſ. v. a. Sphenophyllum (ſ. d.).

Sphenophyllum (foſſ. Bot.), nach Brongniart, foſſiles Marſileaceengeſchlecht mit einfachen oder äſtigen gegliederten Stengeln und 6—12 keilförmigen Quirlblättern, die bald ganzrandig, bald an der Spitze abgeſtutzt oder gezahnt, bald zweilappig, bald zerſchliſſen ſind. Die von Presl erwähnten Fruktifikationen dürften zu Volkmannia gehören. — 1) S. Schlotheimii *Brongn.* (Prodrome, S. 68; Palmacites verticillatus *v. Schloth.*), aus der Kohle von Wettin und Somerſet. — 2) S. emarginatum *Brongn.* (daſ.; Rotularia marsileaefolia *Sternb.*, Sphenophyllites emarginatum *Brongn.*), aus der Kohle von Swina in Böhmen und in Penſylvanien. — 3) S. dentatum *Brongn.* (daſ.; Rotularia pusilla *Sternb.*), aus der Kohle von Radnitz in Böhmen. — 4) S. truncatum *Br.* (daſ.), aus dem Kohlenſchiefer. — 5) S. fimbriatum *Br.* (daſ.; Rotularia polyphylla *Sternb.*), von Radnitz und Paulton (England). — 6) S. quadrifidum *Br.* (daſ.; Rotularia saxifragaefolia *Sternb.*), aus dem Kohlenſchiefer. — 7) S. erosum *Lindley et Hutton* (Foss. Flor. I, Taf. 13), aus dem Kohlenſchiefer von Jarrow in England.

Sphenopteris (foſſ. Bot.), nach Brongniart, foſſiles Sphenopteridengeſchlecht mit doppelt- bis dreifach gefiederten oder fiederſpaltigen Wedeln, die Fiedern lappig, am Grunde keilförmig mit größeren und gezähnten unteren Lappen. Die Nerven gefiedert, indem der Hauptnerv etwas gebogen und auslaufend iſt, während die Seitennerven ſchief anſteigen und in jedem Lappen 2—3fach gegabelt ſind. Fruktifikation punktförmig oder auch randlich, da der Rand der Loben manchmal verdickt erſcheint, wie in der Gattung Cheilanthites. Ein Sphenopteridenrhizom iſt Sternbergs Germaria elymaeformis. Die zahlreichen Arten zerfallen in a) Davallioides: Wedel 2—3fach gefiedert, Fiedern und Lappen derſelben keilförmig, in jedem Lappen höchſtens 2 Nerven. — 1) S. davallia *Göpp.* (Gatt. foſſ. Pfl. 1, S. 68, Taf. 11, Fig. 23). Kohlenſchiefer von Charlottenbrunn. — 2) S. Braunii *Göpp.* (daſ., S. 69, Taf. 10, Fig. 1. 2) im Keupermergel von Baireuth. — 3) S. spinosa *Göpp.* (daſ., Taf. 12), im Kohlenſchiefer von Saarbrück. — 4) S. spinosa *Brongn.* (Hist. vég. foss. 1, S. 170, Taf. 45, Cheilanthites Mantellii *Göpp.*, Hymenopteris psilotoides *Mantell*) im Eiſenſand von Tilgate-Foreſt. — 5) S. linearis *Sternb.* (Verſ. II, S. 15, Taf. 42, Cheilanthites lin. *Göpp.*) im Kohlenſchiefer Böhmens und Englands. — 6) S. denticulata *Brongn.* (Hist. vég. foss. 1, S. 188, Taf. 56, Cheilanthites dentic. *Göpp.*) im Oolith von Scarborough. — 7) S. (Cheilanthites) acutiloba *Sternb.* (Verſ. II, Taf. 20) im böhmiſchen Kohlenſchiefer. — 8) S. laxa *Sternb.* (Verſ. I, 3, S. 63, Tafel 31) im Kohlenſchiefer von Dunham in England. — 9) S. (Filicites) elegans *Brongn.* (Hist. vég. foss. 1, S. 172, Taf. 53. — Cheilanthites eleg. *Göpp.*, Fumaria officinalis *Volkmann*, Filicites adiantoides *Schloth.*, Acrostichum silesiacum *Sternb.*) im Kohlenſchiefer Böhmens und Schleſiens häufig. — 10) S. elegans *Sternb.* (Verſ. II, Taf. 20, Cheilanthites divaricatus *Göpp.*) im Kohlenſchiefer Schleſiens. — 11) S. (Cheil.) microlobus *Göpp.* (Syst. fil. foss., S. 238, Taf. 13) ebendaher. — 12) S. tridactylites *Brongn.* (Hist. vég. foss. I, S. 181, Taf. 50, Cheil. trid. *Göpp.*), ebendaſelbſt und zu Montrelais. — 13) S. (Cheil.) tenella *Brongn.* (daſ., S. 186, Taf. 49, S. multifida und cysteoides *Lindl. et*

Digitized by Google

Hutt.) im engliſchen Kohlenſchiefer und (?) im juraſſiſchen Schiefer von Stonesfield. — 14) S. (Cheil.) meifolia *Sternb.* (Verſ. II, S. 56, Taf. 20, S. delicatula *Sternb.*) im böhmiſchen und ſchleſiſchen Kohlenſchiefer. — 15) S. (Cheil.) tenuifolia *Brongn.* (Hist. vég. foss. I, S. 190, Taf. 148) im Kohlenſandſteine Frankreichs. — 16) S. (Cheil.) gyrophylla *Göpp.* (Ueberſ. 210) im Kohlenſchiefer von Charlottenbrunn. — 17) S. arguta *Lindl.* et *Hutt.* (Foss. Flor. III, Taf. 168) im Dolith von Scarborongh. — 18) S. flexnosa *Gutbier* (Abd., S. 33, Taf. 4). — 19) S. lanceolata *Gutb.* (daſ., S. 34, Taf. 4). — 20) S. opposita *Gutb.* (daſ., S. 36, Taf. 11). — 21) S. minuta *Gutb.* (daſ., S. 39, Taf. 4). — 22) S. coralloides *Gutb.* (daſ., S. 40, Taf. 5). — 23) S. microphylla *Gutb.* (daſ., S. 41, Taf. 15), aus dem Kohlenſchiefer von Zwickau. — 24) S. cuneolata *Lindl.* et *Hutt.* (Foss. Flor. III, Taf. 214), aus dem Kohlenſchiefer von Newcaſtle. — 25) S. (Cheil.) distans *Sternb.* (Verſ. II, S. 62), im Kohlenſchiefer von Jlmenau, Waldenburg, Charlottenbrunn. — b) Cheilanthoides: Wedel 2—3fach gefiedert mit meiſt fiederſpaltigen Fiedern. Die Seitennerven in den Fiederlappen meiſt gezweit und an der Spitze gegabelt. — 26) S. liratifolia *Göpp.* (Gatt. foſſ. Pfl. I, S. 71, Taf. 13) im Kohlenſchiefer von Saarbrück. — 27) S. (Cheil.) Höninghausii *Brongn.* (Hist. vég. foss. I, S. 199, Taf. 52, S. asplenioides *Sternb.*) im Kohlenſchiefer ſehr verbreitet. — 28) S. (Cheil.) rigida *Brongn.* (daſ., S. 201, Taf. 53) im Kohlenſchiefer von Waldrnburg. — 29) S. (Cheil.) trifoliolata *Brongn.* (daſ., S. 202, Taf. 53) im Kohlenſchiefer ſehr verbreitet. — 30) S. polyphylla *Lindl.* et *Hutt.* (Foss. Flor. II, S. 185, Taf. 147) im engliſchen Kohlenſchiefer. — 31) S. (Cheil.) obtusiloba *Brongn.* (Hist. vég. foss. I, S. 204, Taf. 53) im ſchleſiſchen Kohlenſchiefer. — 32) S. (Cheil.) irregularis *Sternb.* (Verſ. II, S. 63, Taf. 17) im böhmiſchen Kohlenſchiefer. — 33) S. (Cheil.) botryoides *Sternb.* (Verſ. II, S. 63, Pecopteris venusta *Sternb.*) im böhmiſchen Kohlenſchiefer. — 34) S. (Cheil., Pecopteris, Nenropteris) repanda *Göpp.* (Syst. Fil. foss., S. 248) im engliſchen Kohlenſchiefer. — 35) S. (Cheil.) Conwayi *Lindl.* et *Hutt.* (Foss. Flor. II, S. 181, Taf. 146) im Kohlenſchirfer von Pontnewydd. — 36) S. (Cheil., Pecopteris) debilis *Göpp.* (Syst. Fil. foss. S. 389) im böhmiſchen Kohlenſchiefer. — 37) S. (Cheil., Neuropteris) undulata *Göpp.* (daſ., S. 248) im Dolith von Scarborough. — 38) S. (Cheil.) crenata *Lindl.* et *Hutt.* (Foss. Flor. I, Taf. 39) im engliſchen Kohlenſchiefer. — 39) S. (Cheil.) Gravenhorstii *Brongn.* (Hist. vég. foss. I, S. 191, Taf. 55) im ſchleſiſchen Kohlenſchiefer. — 40) S. (Cheil.) Schlotheimii *Sternb.* (Verſ. I, S. 15) im Kohlenſchiefer von Saarbrück und Waldenburg. — 41) S. Dubuissonis *Brongn.* (Hist. vég. foss. I, S. 195) im Kohlenſchiefer von Montrelais. — 42) S. (Cheil.) gracilis *Brongn.* (daſ., S. 197, Taf. 54) im engliſchen Kohlenſchiefer. — 43) S. princeps *Sternb.* (Verſ. II, S. 126, Taf. 59) im Keupermergel von Baireuth. — 44) S. Roessertiana *Sternb.* (daſ., Taf. 32) im Keuper von Bamberg. — 45) S. pectinata *Sternb.* (daſ.) mit vorigrr. — 46) S. clavata *Sternb.* (daſ.) mit voriger. — 47) S. oppositifolia *Sternb.* (daſ.) mit voriger. — 48) S. Hibbertii *Lindl.* et *Hutt.* (Foss. Flor. III, Taf. 177) im engliſchen Kohlenkalk. — 49) S. membranacea *Gutbier* (Abdr., S. 35, Taf. 11). — 50) S. tetradactyla *Gutb.* (daſ.). — 51) S. Bronnii *Gutb.* (daſ.). — 52) S. formosa *Gutb.* (daſ.). — 53) S. rutaefolia *Gutb.* (daſ.). — 54) S. macilenta *Gutb.* (daſ.). — 55) S. laciniata *Gutb.* (daſ.) im Kohlenſchiefer von Zwickau. — 56) S. (Cheil., Gleichenites) Linkii *Göpp.* (Gatt. foſſ. Pfl. I, S. 7) im Kohlenſchiefer von Charlottenbrunn. — 57) S. interruptepinnata *Kutorga* (Beitr. S. 30, Taf. 6) aus dem Kohlenſandſteine des Ural. — c) Dickſonioides oder Aſpidioides: die Fiedern am Grunde mehr oder minder verwachſrn, die unteren Seitennerven gabelig, die oberen einfach. — 58) S. (Aspidites) latifolia *Brongn.* (Hist. vég. foss. I, S. 205, Taf. 57) im Kohlenſchiefer weit verbreitet. — 59) S. (Aspidites) acuta *Brongn.* (daſ., Filicites muricatus *Schloth.*, Pecopteris muricata *Sternb.*) im ſchleſiſchen Kohlenſchiefer. — 60) S. (Aspid.) macilenta *Lind.* et *Hutt.* (Foss. Flor. III, Taf. 151) im engliſchen Kohlenſchirfer. — 61) S. (Asp., Pecopteris) alata *Göpp.* (Syst. Fil. foss. S. 358) aus Neuholland. — 62) S. (Asp., Pecopt.) bifurcata *Göpp.* (daſ., S. 359) im Kohlenſchiefer von Saarbrück und von Radnitz. — 63) S. (Pecopt.) Schönleiniana *Sternb.* (Verſ. II, S. 131), im Keuper bei Würzburg. — 64) S. (Pec.) cristata *Sternb.* (daſ.) im Kohlenſandſteine von Saarbrück. — 65) S. patentissima *Göpp.* (Gatt. foſſ. Pfl. I, S. 73, Taf. 10) im Keupermergel von Baireuth. — 66) S. Kirchneri *Göpp.* (daſ.) aus dem Keuper von Bamberg. — 67) S. tricarpa *Göpp.* (daſ.) ebendaſelbſt. — 68) S. (Pecopt.) chaerophylloides *Göpp.* (daſ.) aus dem engliſchen und franzöſiſchen Kohlenſchiefer. — 69) S. (Pecopt.) athyroides *Göpp.* (daſ.) aus drm engliſchen Dolith.

Sphenopus (Bot.), nach Trinius, Pflanzengatt. Art: S. divaricatus *Rchb.*, ſ. v. a. Festuca expansa.

Sphenoſtyles (Bot.), nach E. Meyer, Gatt. der Papilionaceae Viceae *E. Meyer*. Einzige Art: S. marginata *E. Meyer*, Halbſtrauch in Südafrika.

Sphenotoma (Bot.), nach R. Brown, Pflanzengattung. Arten unter Dracocephalum.

Sphentzanium (a. Geogr.), Ort in Dalmatien, ſüdöſtlich der Straße von Scodra nach Naiſſus; jetzt Pecciana.

Sphenura (Ornith.), nach Lichtenſtein, Singvögelgatt. Arten unter Malurus *Temm.*, ſ. Motacilla.

Spherical-case-shot (engl., Kriegsweſ.), ſ. v. a. Shrapnells.

Sphettus (a. Geogr.), Flecken an der Küſte von Attika, zur akamantiſchen Phyle gehörig.

Sphex (Entom.), nach Fabricius, Weſpengatt., ſ. v. a. Ammophila *Kirby*, ſ. Sandafterweſpe. Die alte linnéiſche Gatt. S. bildet jetzt die Gruppe der Sphegidä, (ſ. d.).

Sphiggurus (Säugeth.), nach Leſſon, ſ. v. a. Synethere Cuv.

Sphigmo..., ſ. Sphygmo...

Sphincter (griech., Anat.), ſ. Schließmuskel.

Sphincteroſtigma (Bot.), nach Schott, Untergatt. von Philodendron *Schott*.

Sphinctolobium (Bot.), nach Vogel, Gatt. der Dalbergieae *Vogel*. Drei Arten: S. Floribundum, nitidum und virgilioides *Vogel*, Sträucher in Braſilien.

Sphinctrina (Bot.), nach Fries, Kreiſel, Deckling, Pilzgatt. Arten unter Leptoſtroma.

Sphingida (Entomol.), nach Vogt, ſ. v. a. Sphingodea (ſ. d.).

Sphingius, 1) Sohn des Athamas u. der Themiſto; — 2) Sphingius Mons, ſ. Phoenicius Mons.

Sphingodea (Entomol.), auch Sphingida, Schwärmer, Schnurrer, Familie der Lepidoptera crepuscularia oder Abendfalter mit prismatiſchen, dreikantigen, gleichdicken und nach voen verdickten Fühlern, nackten Schwanzdornraupen und Puppen ohne Hülle in der Erde mit ſtarkem Rüſſelwulſte. Sie ſind die alte Gattung Sphinx, die gegenwärtig zerfällt in die Gattungen Sphinx, Smerinthus, Acherontia und Macroglossa. Oken zerfällt die Familie (Zunft der ſchmetterlingsartigen oder ächten Schwärmer) in Bartſchwärmer (Macroglossa), Zackenſchwärmer (Smerinthus) und Glattſchwärmer (Sphinx und Acherontia), die ſich wieder in Spitzſchwärmer (S. porcellus, elpenor, celerio, nerii etc.), Halbbandſchwärmer (S. euphorbiae, galli etc.) und Ganzbandſchwärmer (S. pinastri, ligustri, convolvuli, Ach. atropos) unterſcheiden. — A. Im Aeußeren ſind dieſe ſtarkleibigen Schmetterlinge durch ihre verhältnißmäßig ſehr langen und ſchmalen Flügel ausgezeichnet. Im Allgemeinen ſind die S. die größten Schmetterlinge, wenn ſie auch nicht ſolche Dimenſionen erreichen wie manche Nachtfalter. a) Die Haut iſt eine hornig-pergamentartige und durchgängig mit Haaren bedeckt, die meiſt glatt und dicht anliegen. In der Regel ſind dieſelben überall gleich lang, nur in der Gattung Macroglossa, den Bartſchwärmern ſind am Ende des Hinterleibes zu einem abgerundeten oder auch etwas ausgeſchnittenem Barte oder Afterbüſchel verlängert. Abweichend von den Tagfaltern und den meiſten Nachtfaltern iſt hier mit Ausnahme der Smerinthen die Haarbedeckung des Rumpfes ſehr buntfarbig und namentlich iſt der Hinterleib ausgezeichnet durch Längsſtreifen, Querbinden (Halb- und Ganzbandſchwärmer) und ſelbſt Augenflecken, die in meiſt ſcharf kontraſtirenden ſchwarzen, weißen und gelben, rothen und grünen ꝛc., häufig ſehr reinen und intenſiven Farbentönen prangen. Aber auch das Bruſtſtück, namentlich der ſogen. Spitzſchwärmer und einiger Smerinthen, iſt mit kontraſtirenden Farbenzeichnungen geſchmückt. Unter ihnen iſt die der Acherontia Atropos, gelblichweiß mit ſchwarzen Flecken in Geſtalt eines Todtenkopfes die bekannteſte. Wie bei allen Schmetterlingen, ſo iſt auch hier b) der Kopf klein und größtentheils von den großen zuſammengeſetzten Augen bedeckt. Zwiſchen den großen dreigliederigen und wie der ganze Kopf zottig behaarten Lippentaſtern liegt der aus den zwei verlängerten und in einen hohlen Faden vereinigten Unterkiefern beſtehende Roll- oder Spiralrüſſel, der nur bei den Smerinthen und bei Acherontia kurz, außerdem aber ſehr lang, bei Macroglossa und Sphinx convolvuli ſelbſt länger als der ganze Leib iſt. Die kurzen dicken Fühler ſind dreikantig-prismatiſch, gleich dick oder nach vorn verdickt und am Ende oft mit einer dünnen hakenförmig gebogenen Borſte verſehen. Zuweilen ſind ſie am Innenrande geſägt oder mit abwechſelnden Haarbüſchelgruppen beſetzt. Acherontia Atropos hat unter dem Rüſſel eine geſpannte Haut mit zwei kleinen Löchern. — c) Die Bruſt, aus drei Ringen beſtehend, iſt der ſtärkſte Theil des Rumpfes und die Behaarung oder Beſchuppung gewöhnlich in zwei ſeitliche meiſt längere und einen mittleren Lappen getheilt. — d) Der deutlich geringelte Hinterleib iſt bei den Makroglossen und Smerinthen platt-kegelförmig, bei erſteren erſt gegen das Ende abgerundet, bei den letztern vom Anfange an ſich verſchmälernd mit ſtumpfem Ende; bei den Uebrigen iſt er mehr ſpindelförmig und am Ende merklich zugeſpitzt. Bei den Smerinthen, die ihn überdieß auch gern etwas aufwärts biegen, beſitzt er die größte Beweglichkeit. After und Geſchlechtsöffnung ſind am hinterſten Ende. Die Geſchlechtstheile weichen von denen der übrigen Schmetterlinge nicht ab. — e) Die Extremitäten ſind α) vier Flügel, von denen die vorderen namentlich ſehr lang und ſchmal, faſt lanzettförmig ſind. Die breiteſten Flügel haben Acherontia und die Smerinthen, beſonders letztere, bei denen der Innenrand geſchweift und der Hinterrand verſchiedentlich gezackt iſt, während die Uebrigen glatte Hinterränder und nur einige Spitzſchwärmer noch geſchweifte Innenränder haben. Bei dieſen iſt auch manchmal die Spitze ziemlich ſcharf, während ſonſt die Flügel ſtumpf ſind. Die Hinterflügel ſind überall viel kleiner als die Vorderflügel, meiſt ganzrandig und ſchiefeiförmig und nur die der Smerinthen ſind rundlicher und ausgezackt. Vorzugsweiſe dieſe Sphingodeen haben an den Hinterflügeln den Haltapparat, mit dem ſie ſich in die Vorderflügel einhaken. Nach Einigen ſoll jedoch dieſer Apparat nur den Männchen eigen ſeyn. Die Farben der Vorderflügel ſind mit wenigen Ausnahmen dunkel und verwaſchen, meiſt in eckige große Flecken oder unregelmäßige Binden vertheilt, welche letztere bei den Smerinthen ziemlich parallel dem Hinterrande laufen, während ſie bei den Sphingen in der Regel eine diagonale Richtung von der Spitze des Flügels zur Baſis des Innenrandes annehmen und dabei, je näher ſie dem Innenrande kommen, deſto breiter werden. Die lebhafteſten und abſtechendſten Farben haben die Hinterflügel, obgleich ſie nie die metalliſch glänzenden Farben zeigen, wie die Flügel anderer Schmetterlinge. Meiſt ſind hier die Farben in Binden vertheilt, die dem Außenrande parallel laufen und in den meiſten Fällen

Digitized by Google

ſind dieſe gelben, rothen, weißen ꝛc. Binden noch von radialen Zeichnungen durchzogen. Selbſt Augenflecken, die auf den Vorderflügeln nur höchſt ſelten und unvollkommen erſcheinen, zeigen ſich hier in großer Vollkommenheit. Die Unterſeite der Flügel iſt meiſt von hellerer, aber unreiner Färbung. Bei einigen Makroglоſſen iſt nur der Rand und die Baſis der Flügel mit Schuppen bedeckt und undurchſichtig, während der übrige Theil kahl und glashell iſt. — β) Die ſechs Füße ſind normal gebaut mit ſtarken Schenkeln und Schienen, die ſelbſt Dornen haben, und fünfgliederigen Tarſen mit zwei Krallen oder Heftlappen. — B. Der innere Bau der S. entſpricht dem der übrigen Schmetterlinge, indem a) dem äußeren und gegliederten Hautſkelet die kräftigen Muskelfaſern angelagert ſind, b) das Nervenſyſtem nur ein Bauchmark iſt mit Hirnknoten, zwei großen Bruſtknoten und fünf Bauchknoten, deren Verbindungsſtränge ſo verſchmolzen ſind, daß ſie nur einen einzigen Faden darſtellen. — c) Die Verdauungswerkzeuge ſind ein langer enger Schlund, in deſſen hinteres Ende der kurze Kanal des rundlichen - dünnwandigen Saugmagens mündet, ein ſchlauchförmiger Chylusmagen, ein dünner mehrfach gewundener Darm mit blaſig aufgetriebenem Maſtdarm, der im Innern mit vielfachen Drüſenwülſten beſetzt iſt. Die Speichelgefäße ſind ſehr lang und ſteigen ſelbſt bis zur Bauchhöhle herab; die Harngefäße ſind frei und ſechszählig. — d) Das Gefäßſyſtem beſteht aus dem gewöhnlichen Rückengefäße und — e) die Athemröhren oder Tracheen vereinigen ſich zu zwei ſeitlichen Hauptſtämmen, die in ihrem Verlaufe zahlreiche blaſenförmige, hier ganz vorzüglich entwickelte Erweiterungen haben. — f) Die Geſchlechter ſind getrennt. Die Eierſtöcke der Weibchen ſind aus vier langen ſpiralig aufgewundenen roſenkranzförmigen Eierröhren zuſammengeſetzt, die in eine kurze Scheide münden, an welcher eine große birnförmige Samentaſche und weiter unten eine zweihörnige Kittdrüſe einmünden. Die birnförmige Begattungstaſche, die mit einem beſondern Ruthenkanal in Verbindung ſteht, mündet der Samentaſche gegenüber durch einen beſonderen Kanal ebenfalls in die Scheide. Die männlichen Genitalien beſtehen aus zwei rundlichen Hodenſchläuchen, die in einer einzigen kugeligen grün oder roth gefärbten Hodenkapſel eingeſchloſſen ſind, aus der zwei Samenleiter entſpringen, welche ſich bald zu einem langen gewundenen Ausführungskanale vereinigen, der in die röhrenförmige Ruthe mündet. Die Eier ſind rundlich und meiſt grünlich mit dunkleren Spiralbändern. Sie werden einzeln gelegt und es entſchlüpfen ihnen walzenförmige, 16füßige Raupen. Unter ihnen ſind nur die der glasflügeligen Makroglоſſen mit feinen Härchen bedeckt (Milchhaarraupen), während alle übrigen kahl ſind. Die Raupen der Smerinthen ſind meiſt chagrinirt, die übrigen glatt, manche (die der Spitzſchwärmer), ſammtartig. Bis auf wenige tragen ſie ein größeres oder kleineres, aufrechtes oder gebogenes Horn mit kurzen Dörnchen auf dem vorletzten Leibesringe (Pfeilſchwänze oder Schwanzdornraupen). Die Raupe von Sphinx porcellus hat ſtatt des Hornes ein kaum wahrnehmbares Rudiment, die von Smerinthus oenotherae ein augenfleckiges Schild. Meiſt iſt der augenloſe und mit kauenden Freßwerkzeugen verſehene Kopf rund, bei den Raupen der Smerinthen aber ſpitzt ſich die Stirn zu (Spitzraupen). Die Raupen der Spitzſchwärmer haben einen kleinen Kopf mit ſehr dünnen 1 und 2 Leibesringen, die ſich in den plötzlich verdickten dritten Ring zurückziehen können (Schweinraupen). Die Farben der Raupen ſind meiſt einfach und unrein. Die Raupen der Makroglоſſen haben in der Regel zwei parallele Linien längs der Körperſeiten, während faſt alle übrigen Raupen durch ſchiefe, von unten und vorn nach oben und hinten laufende hellfarbige Seitenſtriche ausgezeichnet ſind. Die Raupen der Spitzſchwärmer haben auf dem 3., 4. und 5. Ringe jederſeits einen Augen- oder Spiegelfleck (Spiegelraupen) und die Raupen der Halbbandſchwärmer ſind auf dunkelem Grunde fein punktirt und an den Seiten mit großen runden buntfarbigen Flecken (Fleckenraupen) geziert. Die nach mehrmaliger Häutung eintretende Verwandlung geſchieht flach unter der Erde, wo die Raupe mit einem grobfadigen weitmaſchigen Netze einige Erdklümpchen zuſammenzieht und ſich in dieſer unvollkommenen Hülle verpuppt. Die Puppen ſind ſämmtlich mit einem ſtarken Rüſſelwulſte verſehen, der bei vielen frei aus der Puppenhaut heraustritt und bald frei bleibt, bald wieder in den Puppenkörper eintritt. — C. Die Verrichtungen der S. ſind in der Regel in den kurzen Zeitraum eines Jahres zuſammen gedrängt. Aus den überwinternden Eiern, die ſchon auf die Nahrungspflanzen gelegt ſind, ſchlüpfen im Frühjahre die Raupen, die vermöge ungemeiner Gefräßigkeit ſchnell heranwachſen und von einer Häutung zur anderen ſchönere und intenſivere Färbung gewinnen. Die meiſten ruhen des Tags im Verborgenen und die Raupe von Acherontia Atropos begiebt ſich ſogar unter die Erde. In dieſem Zuſtande der Ruhe ziehen die Spiegelraupen den Kopf und die Halsringe ein, die andern erheben den Vorderleib und biegen den Kopf abwärts. In dieſer Stellung, die ſie auch zur Vertheidigung annehmen, hat man ſie mit einer liegenden Sphinx verglichen. Am Abend aber und einen Theil der Nacht hindurch ſind dieſe Raupen thätig: langſam fortkriechend, wobei nur die Raupe von Sphinx pinastri Fäden zieht und im Nothfalle ſich auch daran herabläßt, verzehren ſie mit unglaublicher Schnelligkeit Blatt um Blatt, ſelbſt auch milchſaftiger Pflanzen (Euphorbia), fortwährend auch den kurzcylindriſchen, wie aus Stäben zuſammengeſetzten Koth fallen laſſend. Endlich ausgewachſen, laufen ſie unruhig und voll Unruhe umher, bis ſie im kunſtloſen Geſpinnſte Ruhe gefunden haben und nach mehreren Tagen ſich in Puppen verwandeln. Dieſe ſind es, die unter ungünſtigen Umſtänden, namentlich niederer Temperatur ein oder einige Jahre liegen können, bevor der Falter auskriecht. Dieſer

Digitized by Google

durchbricht die Puppenhülle meiſt gegen Abend und die noch weichen Flügel reckend und ſtrekkend, erwartet er die Dämmerung und von da bis gegen Mitternacht ſucht er laut ſummenden Fluges den Gatten oder auch Nahrung, die er ſchwebend, den langen Rollrüſſel in die tiefſten Blumenröhren verſenkend, einſaugt. Nur die kurzrüſſeligen Smerinthen ſetzen ſich auf die Blumen. Nach Mitternacht ſuchen Alle einen verborgenen Ort und mit den Vorderfüßen ſich feſthaltend hängen ſie in der Regel an einer vertikalen Fläche, die Flügel in einer Ebene mit dem Leibe nach hinten gerichtet, doch ſo, daß der Leib nicht bedeckt wird. Nur die Smerinthen legen die Vorderflügel enger zuſammen, ſo daß die Hinterflügel unter denſelben hervorragen. Einzig die Makroglosſen kehren die Ordnung der Uebrigen um und ſchwärmen am Tage, bald über Blumen ſchwebend, bald pfeilſchnell, ſo daß das Auge nicht zu folgen vermag, enteilend. Die Nahrung der Falter beſteht bloß aus Nektar der Blumen, denn die Honignäſcherei der Acherontia Atropos iſt wohl nur Vermuthung. Eben dieſe Acherontia bringt neben dem ſummenden Geräuſche im Fluge noch einen faſt zirpenden Ton hervor, nach Oken durch Reibung des Saugrüſſels an den Lippentaſtern und vielleicht mit Hülfe der Trommelhaut unter dem Rüſſel. Die nämliche Acherontia hat auch nach Becquerel die größte Eigenwärme = + 0,58° C. im ruhigen Zuſtande. Größer noch iſt die Eigenwärme der Raupen. — D. Der Aufenthalt der S. ſind in der Regel die Tiefländer und die Gegenden von mittlerer Meereshöhe, nur die Makroglosſen lieben das Hügel- und Bergland. Die wärmeren Zonen hegen die größere Zahl der S., aber nicht immer ſind dieſe Subtropen- oder Tropenbewohner die an Farbenpracht Ausgezeichneten, ſondern im Gegentheil ſind ſehr viele derſelben auffallend düſter gefärbt und ſelten durch beſondere Größe hervorragend. Das nach Gegenden und Jahren häufiger oder ſeltnere Vorkommen (Sphinx convolvuli, Acherontia Atropos) hängt nur von Gunſt oder Ungunſt der Verhältniſſe ab, im Ganzen aber erſcheinen die S., deren Raupen auch nie geſellig leben, immer vereinzelter als andere Schmetterlinge. Jene großartigen Züge, wie ſie einzeln bei Tagfaltern vorgekommen ſind, hat man bei ihnen noch nicht geſehen. — E. Die Geſchichte der S. beginnt mit der Tertiärzeit (vergl. Sphinx) und die Zeitgeſchichte derſelben iſt nicht ſowohl die ihres Nutzens oder Schadens, den die einzeln lebenden Raupen nie anrichten konnten, als vielmehr die ihrer Beobachtung in den verſchiedenen Entwickelungszuſtänden und die ihres Fangs, die Luſt der Knaben und das wißbegierige Streben des Sammlers. Mit Unrecht gilt die Raupe von Sphinx euphorbiae für giftig, ſie iſt es ſo wenig als ein zu den Lepidopteren gehöriges Inſekt, und die Zeit abergläubiſcher Furcht vor dem Erſcheinen der Acherontia Atropos iſt hoffentlich vorbei. — F. Außer Bergſträßer, Europäiſche Schwärmerraupen, 1782, iſt eine Specialliteratur der S. nicht vorhanden.

Sphingurus (Säugeth.), nach Cuvier, Nagethiergatt. Art: S. prehensilis *Cuv.*, ſ. v. a. Capromys prehensilis *Poeppig*.

Sphinx (Mythol.), 1) nach Plinius VIII, 21, 30 äthiopiſches Thier aus dem Geſchlecht der Affen, mit ſchwarzem Haar, Brüſten und menſchenähnlichem Anſehen. — 2) Koloſſale Steinbilder in Aegypten, gewöhnlich aus Granit oder Porphyr, mit dem Geſicht u. der Bruſt eines Weibes, im Uebrigen ein (ungeflügelter) liegender Löwe, manchmal mit einem Bärtchen am Kinn, oder auch mit Widder- oder Sperberköpfen. Dieſe phantaſtiſchen Gebilde ſtanden in Aegypten u. im alten Griechenland am Eingange der Tempel und auch wohl in denſelben, gleichſam als hielten ſie Wache in Bezug auf Myſterien u. die Bacchusfeier. Die bedeutendſte unter allen in Rückſicht auf die Größe iſt jene Memphis-S., welche 300 Schritte öſtlich von der Kephrenpyramide ſteht. Von der ganzen Größe derſelben hat man zwar keine Anſchauung, da bis jetzt nur ſo viel ausgegraben iſt, daß die Bruſt frei ſteht und man den männlichen Löwenrücken erkennen kann; aber einen Begriff davon gibt die Angabe des Plinius, der Umfang des Kopfes betrage 102', die Länge 113', die Höhe 63'. Nur die Tatzen (57' lang, 8' hoch) waren angeſetzt; der übrige Koloß war an Ort und Stelle ausgehauen. Von dem urſprünglichen Ausdruck des Geſichts, welches von der höchſten geiſtigen Verklärung geweſen ſeyn ſoll, iſt nichts mehr zu erkennen. Zwiſchen den Tatzen iſt ein Altar, auf dem der S. wahrſcheinlich geopfert wurde, denn ſie wurde als Re, d. h. Sonne, verehrt. In den kleinen Tempel zwiſchen den Tatzen führen 32 Stufen hinab; hier fand man bei einer frühern Ausgrabung eine Thüre, durch welche ein Kanal in die Gizehpyramide führte. Kolonnen- u. alleenweiſe aufgeſtellt, bildeten die S.e den Zugang zu den Tempelgebäuden; ſo führt z. B. von dem Thore von Lukſor (bei Theben) zum Tempel eine über 7000' lange, 45' breite Allee von 1200—1400 S.en aus der Zeit des Königs Amenephis I. und anderer Herrſcher. Die S.e liegen auf Poſtamenten von mehr als Manneshöhe, haben Widderköpfe auf Löwenkörpern; die Vorderbeine ſind vorwärts geſtreckt, die Hinterbeine untergeſchlagen; ein ſymboliſcher Haarſchmuck bedeckt Kopf, Rücken u. Bruſt; unter dem Kopfe ſteht eine hermenartige Figur mit gekreuzten Armen u. dem gehenkelten Kreuz in den Händen. Die Widderköpfe ſollen ſich auf Jupiter Ammon beziehen, dem der Tempel geweiht geweſen. Großartig, ernſt und geheimnißvoll, wie alle Kunſtdenkmäler der Aegypter, waren auch die S.e. Im Allgemeinen betrachtete man ſie als die myſtiſchen Hüter u. Schutzgeiſter der Tempel und Todtenwohnungen. Nach Plinius XXXVI, 12 ſtanden ſie überall da, wo die Gegenden den Ueberſchwemmungen des Nil am meiſten ausgeſetzt waren, und dienten dazu, die verſchiedene jährliche Höhe ſeines Steigens anzuzeigen. Sie waren ſonach ein Symbol der Macht der Gewäſſer. Die weiblichen S.e ſollen die urſprünglichen ſeyn; ſpäter habe man in ihnen ein Sinnbild vereinigter Weisheit und Stärke oder der höchſten Vollkommenheit finden wollen und ihnen daher männliche Bildung ge-

Digitized by Google

geben. Mannichfaltiger in Geſtalt und Bedeutung erſcheint die S. in Griechenland. Urſprünglich ein geflügelter Löwenkörper mit Kopf und Bruſt einer Jungfrau, wurde ſie ſpäter von Dichtern u. Künſtlern in den abenteuerlichſten Geſtalten dargeſtellt, z. B. als Jungfrau mit Bruſt, Füßen und Krallen eines Löwen, mit Schlangenſchweif, Vogelflügeln, oder vorn Löwe, hinten Menſch mit Geierkrallen und Adlerflügeln, und zwar nicht immer liegend, ſondern auch in andern Stellungen.. Berühmt iſt die thebaiſche S. im böotiſchen Mythus, eine räthſelhafte und Räthſel aufgebende Jungfrau, oft mit einem Hundeleibe. Sie wurde aus dem fernſten Aethiopien von der Juno den Thebanern zur Strafe geſendet, weil ſie des Lajus Frevel ungeſtraft hingehen ließen; ſie iſt eine Tochter des Typhon und der Echidna oder Chimära, oder auch des Ortheus und der Chimära. Jedem, der ihr nahte, gab ſie das Räthſel auf: Welches Geſchöpf geht am Morgen auf vier Füßen, am Mittag auf zweien, am Abend auf dreien? Wer es nicht löſen konnte, den tödtete ſie. Oedipus deutete es richtig auf den Menſchen, der als Kind auf Händen u. Füßen krieche, als Erwachſener aufrecht auf den Füßen gehe und als Greis ſich durch einen Stab ſtütze. Hierauf ſtürzte ſich die S. vom Berg herab od. Oedipus tödtete ſie. Der mannichfaltigen Geſtaltungen der S.e bemächtigte ſich ſchon früh die Kunſt zu verſchiedenen Darſtellungen; häufig erſcheinen die S.e auf Münzen mit der Leier od. der Amphora od. mit kreuzweis gelegten Fackeln. Eine S. mit Menſchenhänden iſt auf dem Sonnenobelisk zu Rom. Auch an altchriſtlichen Kirchen kommen die S.e noch oft vor, z. B. an der Kirche von S. Antonio Abbate zu Rom. Sehr häufig ſind ſie als Verzierungen an Meubles.

Sphinx (Entom.), nach **Linné** u. **Fabricius**, Gatt. der Lepidoptera Crepuscularia *Latr.*, der Ordn. der Faltern, der Zunft der Abendfalter nach **Oken**, Sphinx *Ochsenh.*, Deilephila *Ochsenh.*, Acherontia *Ochsenh.* **Charakter**: Die Fühler bilden von der Mitte an eine prismatiſche, gewimperte od. quergeſtreifte Keule; Flügel ganzrandig. Die größten Falter, welche in der Abenddämmerung ſehr ſchnell herumfliegen u. dabei ſchnurren; die Augen ſind beſonders groß und kugelig; bei einigen Arten tritt der Rüſſel an der Puppe frei hervor; 16 europ. **Arten**: 1) S. Atropos *L.*, Acherontia Atropos *Ochs.*, der **Todtenkopf**, **Grüblingsſchwärmer**, **Stechapfelſchwärmer**. Braunſchwarz, auf dem Rücken ein graugelber Fleck mit 2 ſchwarzen Punkten, der Bauch mit 2 Reihen rothgelber Flecken; die Vorderflügel braunſchwarz, etwas weiß beſtäubt, mit Zickzacklinien u. helleren Flecken, die Hinterflügel gelb mit 2 ſchwarzbraunen Binden. Der größte unter den europ. Schwärmern und bekanntlich in allen Sammlungen wegen der einem Schädel gleichenden Rückenfigur geſchätzt. Er hat einen kurzen Rüſſel, den er mit den beiden Vordertaſtern halten und reiben, und ſo ſcharf quickendes Geräuſch hervorbringen kann, welches Andere theils durch Ausſtrömen der Luft aus den ſeitlichen Luftlöchern, theils durch eine eigene Kopfblaſe haben erklären wollen. Man kann ſich jedoch durch Verſuche leicht von der erſtern Angabe, als der richtigen, überzeugen. Da dieſer Schmetterling ſehr ſtark und hart iſt, auch die Spitze ſeines Rüſſels ſticht, ſo fürchten ſich Manche, ihn anzufaſſen, indem er dabei ſich wehrt u. unaufhörlich ſchreit. Kein Wunder daher, wenn man ihn früherhin für einen Unglücksvogel gehalten. Er iſt im Ganzen immer ſelten, und nur in manchen Jahren, vielleicht aus Zufall, häufig. Da die großen Schwärmer weite Flüge machen, ſo kann er ſich wohl einmal in einer Gegend verbreiten, wo er vormals nicht war, und eben ſo wieder bei ungünſtiger Witterung verſchwinden. Seit die Kartoffeln in Europa verbreitet ſind, alſo etwa ſeit 100 Jahren, iſt er unſtreitig häufiger geworden, und man findet auch öfter ſeine Puppe beim Aushacken. Da ſich jedoch die Raupe Ende September verpuppt und Ende Oktober auskriecht, ſo kann ihr eingetretene Kälte auch ſchädlich, und das Ueberwintern noch öfter geſtört werden. Auch könnte möglicherweiſe noch ein Umſtand hierbei eintreten. Ein ſchweizeriſcher Beobachter will behaupten, daß die Raupe in ihrem jugendlichen Alter wurmähnlich geſtaltet im Innern der Salatſtengel lebe, und erſt erwachſen auf das Kartoffelkraut übergehe. Darum findet man ſie auch nur ſo. Es müßte daher auch der Zufall immer günſtig ſeyn, daß Salatpflanzen u. Kartoffeln in der Nähe beiſammenſtehen, was indeß häufig Statt findet. Die **Raupe** nährt ſich übrigens von mehrerlei Pflanzen. **Röſel** erzog ſich mit Blättern von Jasminum officinale, Andere mit Stechapfel, Bocksdorn, Spindelbaum ꝛc., und ſie iſt ſchon vor einem Jahrhundert und länger in England, Frankreich, Italien, ſo wie in Schleſien u. anderwärts bekannt geweſen, aber damals immer als große Seltenheit. Sie iſt ſehr heftig, wird an 6 Zoll lang und gibt angefaßt, einen kniſternden Ton von ſich. Vor der letzten Häutung iſt ſie blaßgrün od. citronengelb, das Horn iſt lang, faſt gerade in die Höhe ſtehend, an der Spitze etwas vorwärts gekrümmt. Die Bruſtfüße ſind ſchwarz mit weißen Spitzen. Auf den 3 erſten Gelenken zeigen ſich mehre Reihen ziemlich langer Spitzen, und dieſe ſind auch auf den blauen Pünktchen zu ſehen, womit der Rücken beſtreut iſt. **Ochſenheimer** (Bd. 2, S. 234) beſchreibt 3 Varietäten der Todtenkopfraupe. Auch der Schmetterling variirt. Die überwinternde Puppe entwickelt ſich erſt im Juni des folgenden Jahres und oft noch ſpäter. Der Todtenkopf geht nicht ſelten in die Bienenſtöcke und wird ihnen verderblich. Länge des Schmetterlings 2 1/3 Zoll, Breite 4 1/2 Zoll. **Röſel**, III, 1, F. 1—4. — 2) S. convolvuli *L.*, der **Windenſchwärmer**, der **Biſam**. Aſchgrau, die Vorderflügel ſchwarz und braun gefleckt ſchattirt; die Hinterflügel mit einigen dunklen Binden. Der Bauch roſenroth mit ſchwarzen Ringeln. Der Rüſſel dieſes Schwärmers, der einen Moſchusgeruch hat, iſt ſehr lang. Die Puppe liegt in einer gewölbten Erdhöhle, iſt glänzend braun und hat eine abſtehende, bogig gekrümmte Sau-

Digitized by Google

gerſcheide. Die Raupe iſt faſt ſo groß wie die des Todtenkopfes und lebt in der 2. Hälfte des Juni bis zu Ende September auf der Ackerwinde. Sie iſt heller od. dunkler braun od. grün, mit einer dunklern Rückenlinie. Der Bauch u. die ſchrägen Seitenſtreifen ſind ockergelb, die Luftlöcher ſchwarz und gelb eingefaßt, das Horn ſchwärzlich, die grüne Spielart hat gelbliche, oberwärts ſchwarz begrenzte Seitenſtreifen, u. auf jedem Gelenke, das erſte u. letzte ausgenommen, zu beiden Seiten der dunkelgrünen Rückenlinie einen ſchwarzen Flecken. Das Horn iſt gelb, an der Spitze ſchwarz. Die noch vor dem Winter auskriechenden Schwärmer begatten ſich nicht. Länge des Schmetterlings 1$^{3}/_{4}$ Zoll, Breite 4 Zoll. Röſel, I, T. VII. — 3) S. Ligustri *L.*, der Liguſterſchwärmer. Die Vorderflügel graubräunlich, mit ſchwärzlichen Schattirungen und Wellenſtreifen. Die Unterflügel roſenroth, mit 3 ſchwarzen Binden. Der Bauch roth, mit ſchwarzen Binden. Nur um ein Weniges kleiner als der Vorige. Die Puppe iſt braunroth, mit einer kurzen, in der Mitte etwas abſtehenden Saugerſcheide. Die Raupe iſt hellgrün, an den Seiten dunkler und hat 7 violetblaue, unten weiß geſäumte Schrägſtriche. Das Horn iſt ſchwarzbraun. Sie lebt im Auguſt und September auf Rainweide, Hollunder und Flieder. Panzer, VIII, 17. — 4) S. pinastri *L.*, der Fichrenſchwärmer. Aſchgrau ins Bräunliche; die Vorderflügel mit einigen ſchwarzen Schmitzen. Die Raupe iſt grasgrün u. der Länge nach gelb geſtreifr, mit einer braunrothen Rückenlinie von ungleicher Breite. Die Luftlöcher ſind hochroth, ſchwarz gerandet. Der Kopf iſt ockergelb mit braunen Streifen, das Horn ſchwarzbraun. Sie lebt im Auguſt auf allen Arten Tannen, Fichten und Kiefern. Der Schwärmer erſcheint, wie die andern, im Mai und Juni des folgenden Jahres. Länge 1$^{1}/_{2}$ Zoll, Breite der Flügel 2$^{3}/_{4}$ Zoll. Panzer, LXXXIII, 22. — 5) S. nerii *L.*, der Oleanderſchwärmer. Bauch grün, mit aderigeckigen, dunklern u. hellern Flecken und Wellenlinien, in der Mitte etwas fleiſchroth. Früherhin einer der ſeltenſten Schmetterlinge unſers Vaterlandes, doch gegenwärtig durch ganz Dentſchland hie und da, zumal wo Gärten mit vielen Oleanderbäumen ſind, zu finden. Auch in Frankreich hat er ſich neuerlich häufiger eingeſtellt. Er ſoll aus Italien (u. wahrſcheinlicher noch ſüdlicher) ſtammen, von wo er ſich nach dem Norden verflogen hat. Seine Raupe gehört zu den prachtvollſten. Sie erreicht die Größe von der des Todtenkopfes, iſt ſchön grün, auch wohl orangefarb oder braun, mit weißen Pünktchen beſtreut, u. einem weißen od. gelben Seitenſtreif. Der Hals iſt in der Regel citronengelb mit einem blauen Augenfleck. Das Horn iſt kurz u. klein. Sie lebt auf dem Oleander, und ſoll zumal in den Gärten um Leipzig und Dresden nicht ſelten ſeyn. Ihre Verpuppung macht aber einige Noth, indem ſie leicht zu Grunde geht, wenn Ende Auguſt Kälte eintritt. Röſel, III, 15, 16. Panzer, XX, 17. — 6) S. Elpenor *L.*, großer Weinſchwärmer, Weiderichſchwärmer. Die Vorderflügel ſchmutzig erdgrün, der Außenrand lackroth; die Hinterflügel roſenroth, nach der Baſis ſchwarz. Der Schmetterling iſt nirgends ſelten. Die Puppe iſt ockergelb, ſchwarz punktirt, mit dunklern Flügelſcheiden u. kleinen rauhen Spitzchen. Sie liegt in einem Gewebe, aus zuſammengezogenen Blättern beſtehend. Die Raupe iſt braun, grün oder ſchwarz, mit ſchwarzen Strichen und Linien, an den Halsringen mit 2 ſchwarzen runden Augenflecken jederſeits, in welchen ein mondförmiger, weiß gerandeter Kern. Vor der letzten Häutung iſt die Raupe ſtets grün. Sie lebt auf Galium verum, Epilobium und dem Weinſtock. Röſel, I, 4. — 7) S. galii *L.*, der Waldſtrohſchwärmer. Die Vorderflügel braungrün mit grauem Saum des Außenrandes; längs der Mitte ein zackiges, gelbweißes Band. Die Hinterflügel roſenroth mit etwas Weiß, an der Baſis ſchwarz und mit einer ſchmalen ſchwarzen Binde am Randt. Die Raupe findet ſich im Auguſt u. September. Vor der letzten Häutung iſt ſie grün, mit einem weißen Rückenſtreif und einem gelblichen Seitenſtreif, auf jedem Ringe ein dunkelgelber, helleingefaßter Fleck. Das Horn iſt roth mit ſchwarzer Spitze. Ausgewachſen iſt ſie heller od. dunkler, die Seitenflecken hellgelb, ſchwarz eingefaßt. Das Horn iſt ganz roth. Sie findet ſich auf allen Arten Galium und zumal häufig auf der Färberröthe. Panzer XIII, 20. — 8) S. Euphorbiae *L.*, der Wolfsmilchſchwärmer. Die Vorderflügel erdfarbig, ſchmutzig gelbgrün, mit einer dunklern, nach vorn ſpitz auslaufenden Binde u. 2 olivengrünen Flecken; die Hinterflügel dunkelroth mit ſchwarzer Baſis u. Binde, am Innenrande ein weißer Fleck. Die Unterſeite lackroth. Die Raupe iſt Jedermann bekannt und faſt überall häufig. Intereſſant iſt ihre allmählige Farbenansbildung der gelbgrünen Stellen in reines Gelb und das Rothgelb in reines Scharlachroth. Panzer, XIII, 19. — 9) S. Celerio *L.*, der große Weinvogel, der Weinſtockſchwärmer. Die Vorderflügel graubraun, mit weißen u. ſchwarzen ſcharfwinkligen Streifen und einem glänzend weißen; die Hinterflügel mit 6 karminrothen Flecken. Aeußerſt ſelten in Deutſchland, häufiger in Südeuropa. Die Raupe iſt braun und hat auf dem 4. u. 5. Ringe 2 ſchwarze, gelb eingefaßte, runde Augenflecke. Sie lebt am Weinſtock. Röſel, IV, 8. — 10) S. porcellus *L.*, der Labkrautſchwärmer. Gelblich, mit abwechſelnd Purpurroſenroth; Hinterflügel an der Baſis braun. Hat mit S. Elpenor *L.* große Aehnlichkeit, iſt aber bedeutend kleiner und hat eine lebhaftere Färbung. Die braune u. grüne Raupe lebt auf Labkraut, Galium verum *L.* und auf Epilobiumarten. Röſel, I, 5. — 11) S. lineata *Fabr.*, der Frauenſtrohſchwärmer. Auf Galiumarten in Südeuropa. — 12) S. Hippophaës *L.*, der Griesdornſchwärmer. Auf Hippophaë rhamnoides *L.* in der Schweiz und an den Ufern der Rhone. — 13) S. Nicaea *Fabr.*, der Nizäaſchwärmer. Auf Wolfsmilch in Südfrankreich u. Oberitalien. Sehr ſelten. — 14) S. Zygophylli *Fabr.*, der Bohnenkaperſchwärmer. Auf Zygophyllum Fabago in

Südrußland. — 15) S. Dahlii *Fabr.*, Dahls Schwärmer. Auf Wolfsmilcharten in Sardinien. — 16) S. Vespertilio *Fabr.*, der Unholdenkrautſchwärmer. Auf Epilobium rosmarinifolium in Italien und Südfrankreich. In den Tropenländern finden ſich noch viele ſchöne Arten dieſer Gattung.

Foſſile Arten ſind S. Schröteri *Germar* (Schröter, Lit. I, Taf. 3, Fig. 16), von unbekanntem Fundorte, und S. atavus Charpentier, aus dem tertiären Mergelſchiefer von Radoboj. Aehnlich dem S. (Smerinthus) tiliae, mit großen dunkeln Flecken, die ſich vom äußerſten Vorderrande faſt bindenartig über einen großen Theil des Flügels ziehen. Behrendt erwähnt eines großen Abendfalters und mehrer Raupen aus dem Bernſtein.

Sphinxartige Spitzmotten (Entomol.), nach Oken, Abtheilung der Spitzmotten (ſ. d.), mit nackten, ungleich dicken Raupen, die den Kopf und den oft fadenförmig verlängerten Gabelſchwanz aufrichten. Motten ſehr behaart mit kleinem Rüſſel. Hierher Bombyx (Harpyia) vinula, fagi, furcula (Notodonta), ziczac, camelina.

Sphinx nubica (Säugeth.), bei mehren alten Zoologen ſ. v. a. Cynocephalus Hamadryas *L.*

Sphira, ſ. Noviomagus.

Sphodrus (Entom.), nach Clairville, Gatt. der Coleoptera pentamera Carnivora Carabica *Latr.*, der Horde der Thierfreſſer und der Zunft der Mordkäfer nach Oken, unter Carabus *L.* Charakter: Körper platt, aber nicht blattförmig; Kopf eiförmig; Halsſchild herzförmig; die Flügeldecken ohne Erweiterung nach außen und ohne Kerbe nach innen. Von mehren, ſich meiſtens in Kellern aufhaltenden Arten bekannteſte: S. planus *Clairv.*, Carabus planus *Panzer*, Faun. Ins. Germ., XI, 4.

Sphondylis (Entom.), nach Oken, Käfergatt., ſ. v. a. Spondylis *Fabr.*

Sphondylium (Bot.), nach Adanſon und Hoffmann, Pflanzengattung. Arten unter Heracleum.

Sphondylococca (Bot.), nach Willdenow, Gatt. der Pentandria Monogynia *L.* (natürliche Familie noch nicht beſtimmt). Einzige Art: S. malabarica *Willd.* Ausdauerndes Kraut in Oſtindien.

Sphragiä (Myth.), ſ. v. a. Sphragitides.

Sphragid (Min.), nach Karſten, Abänderung des Bolus von Stalimene, ſ. Bolus.

Sphragis (griech.), Siegel.

Sphragiſtik (Siegelkunde), diejenige Hülfswiſſenſchaft der Diplomatik, welche ſich lediglich mit den Siegeln beſchäftigt. Sie hat es ſowohl mit dem Gebrauche und der Anfertigung der Siegel, als auch mit der Materie derſelben, deren Anbringung, den darauf enthaltenen Darſtellungen ꝛc. zu thun. Behufs des Studiums der S. werden Sammlungen von Siegeln angelegt, welche theils in Originalen, theils in Abdrücken ꝛc. beſtehen. Unter den vorzüglichern Werken hierüber ſind zu nennen: Heineccius, „De sigilis veterum“ (Erfurt 1709, Fol.) u. Manni, „Sopra i sigili antichi“ (Flor. 1739 ff., 4.).

Sphragitides, 1) weiſſagende Nymphen, ſo genannt von der Grotte Sphragidium auf dem Berge Cithäron; — 2) die in die Myſterien der Cybele Eingeweihten.

Sphygm… (vom Griech., *σφίγμος*, Puls), Puls…

Sphygmica ars (Phyſiol.), die Lehre vom Pulſe, ſ. Sphygmologie.

Sphygmographie (v. Griech.), Beſchreibung des Pulſes.

Sphygmologie (Med.), Pulslehre. Puls nennen wir die Wirkung der fortgepflanzten Oscillation in den Arterienhäuten und dem Blute der Arterien, welche ihre Urſache in dem Druck des Blutes vom Herzen aus hat. Der Grund des Pulſes liegt demnach in der abwechſelnden Zuſammenziehung und Ausdehnung des Herzens, durch welche erſtere jedesmal eine neue Bluwelle in das geſammte Arterienſyſtem getrieben wird. Daher kommt es, daß der Puls in den dem Herzen zunächſt liegen Arterien iſochroniſch mit dem Herzſchlage iſt, während er in den entfernter liegenden Arterien erſt eine Siebentel- bis eine Sechstel-Sekunde nach dem Herzſchlag bemerkt wird. Der Puls der Arterien iſt deshalb im Allgemeinen ſynchroniſch mit dem Herzſchlag, wie er denn auch in Bezug auf Stärke ꝛc. mit demſelben übereinſtimmt, und die Arterien werden ſich im Zuſtande der Syſtole befinden, wenn ſich das Herz ausdehnt. Die Urſache, weshalb in den entfernten Arterienzweigen der Puls von dem des Herzens etwas in Bezug auf den Synchronismus differirt, erklärt man folgendermaßen: Wären die Wände der Arterien unausdehnbar, ſo würde das vom Herzen in ſie auszutreibende Blut nicht eher Platz in ihnen finden, als bis das ſämmtliche Blut in allen Arterien gleichzeitig vorwärts geſchoben würde und Platz machte, dann würde ſich aber der Druck des Blutes ſchnell bis zu den Enden derſelben fortpflanzen. Weil aber die Arterien ausdehnbar und elaſtiſch ſind, ſo bewirkt die Zuſammendrückung des Blutes vom Herzen aus zunächſt nur Ausdehnung der nächſten Arterien, worauf dieſe durch ihre Elaſticität ſich wieder zuſammen ziehen, und ſo die nächſten Fortſetzungen der Arterien durch das komprimirte Blut ausdehnen, die auch wieder durch ihre Zuſammenziehung die nächſten Theile ausdehnen, und ſo weiter, ſo daß ein, wenn auch noch ſo kleiner Zeitraum verſtreicht, ehe die Welle, d. h. die ſucceſſive Zuſammmendruckung des Blutes, Erweiterung und Verengrung der Arterien bis zu den entfernten Zweigen gelangt. Dieſes Pulſiren der Arterien fühlt man bei allen denen, welche oberflächlich ſind, am Bequemſten an der Speichenarterie in der Nähe des Handgelenkes, die man deshalb auch zum Fühlen des Pulſes gewöhnlich benutzt. Außerdem an den Schläfenarterien, an den Geſichtsarterien, wo ſie ſich um den unteren Rand des Unterkiefers zum Geſicht ſchlägt, an der Kniekehlarterie; von größern Arterien an der gemeinſchaftlichen Kopfſchlagader zur Seite des Kehlkopfes, an der

Armſchlagader da, wo ſie unter dem Schlüſſelbeine hervortritt, an der Schenkelſchlagader in der Schenkelbenge u. ſ. f. Die erſte Spur des Herzpulſes nimmt man als ſogenannten hüpfenden Punkt, Punctum saliens, im bebrüteten Ei noch eher wahr, als die organiſche Subſtanz des Herzens unterſcheidbar iſt. Vom fünften Monate der Schwangerſchaft an hört das geübte Ohr mit dem Stethoſkop durch die Bauchdecken der Mutter hindurch die Herzſchläge des Fötus, etwa 130—150 an der Zahl, während der Pulsſchlag der Mutter etwa nur die Hälfte der angegebenen Schläge zeigt. Das Alter übt überhaupt bedeutenden Einfluß auf die Häufigkeit der Pulsſchläge. Das neugeborne Kind hat noch 120—130 Schläge, Kinder von einem Jahre 120, von zwei Jahren 118, von drei Jahren 95, von 7 Jahren 85. In den Jahren der Mannbarkeit hat der Menſch 80 Pulsſchläge, der Erwachſene 75, im Greiſenalter 60—50. Doch iſt dies nicht durchgehends der Fall; andre Beobachter fanden bei jungen Leuten zwiſchen 17 und 27 Jahren 65, bei Greiſen von 71 Jahren im Mittel 74 Schläge. Sodann wechſelt die Frequenz des Pulſes nach den Tageszeiten, und zwar iſt nicht, wie die allgemeine Annahme iſt, der Puls in den Abendſtunden häufiger, als am Morgen, woraus man die abendlichen Fieberexacerbationen erklärte. Schon 1815 machte Knox und hundert Jahre vor ihm Bryan Robinſon darauf aufmerkſam, daß es ſich mit der Frequenz des Pulſes am Morgen u. am Abend umgekehrt verhalte; er fand an ſich ſelbſt im Mittel Morgens 9 Uhr 68½ Schläge, Mittags 12 Uhr 64½; dabei fand er den Puls am Morgen auch erregbarer. Umänderung der liegenden Stellung in die ſitzende vermehrt den Puls um 5—20 Schläge, und zwar am Morgen um 15—20 Schläge, am Mittag etwa um 13 Schläge, Abends um 5—6 Schläge. Bei 25 jungen Männern von 16—29 Jahren war das mittlere Verhältniß des Pulſes im Sitzen 72,4 Schläge, im Stehen 75,4; bei zweien dagegen verlangſamte ſich der Puls durch Aufſtehen. Auch die Körpergröße iſt auf die Frequenz des Pulſes von Einfluß; bei ſehr kleinen Perſonen fand man 91 Schläge, bei 4 Fuß Höhe 80 Schläge, bei 5 Fuß Höhe 70, bei 6 Fuß Höhe 60 Schläge. Die Hungerkur vermindert die Zahl der Pulsſchläge um 40—35 in der Minute. Mit der Erhebung über die Meeresfläche nimmt die Häufigkeit des Pulſes zu. In der Höhe der Meeresfläche fand man 70 Schläge, bei 1000 Metres darüber 75, bei 1500 darüber 82, bei 2000 darüber 99, bei 3000 darüber 100, bei 4000 Metres darüber 105 Schläge. Jede lebhafte Körperbewegung vermehrt die Zahl der Pulsſchläge bis auf das Doppelte, ebenſo aufregende Gemüthsaffekte, Freude, Angſt, Schreck, deren Uebermaß übrigens auch den Puls ganz zum Schwinden bringen kann — Ohnmacht, Scheintod. Berauſchende Getränke vermehren ebenfalls die Zahl der Pulsſchläge und ihre Energie; auch während der Verdauung, beſonders nach einer reichlichen Mahlzeit, ſchlägt der Puls häufiger (Verdauungsfieber). Der Puls der Frauen iſt im Allgemeinen ſchwächer, aber ſchneller, als der der Männer; auch durch Temperament, Lebensart ꝛc. wird er modificirt. Bei Thieren variirt die Zahl der Pulsſchläge ſehr. Bei kaltblütigen Thieren iſt er am langſamſten. Die Landſchildkröte hat etwa 13, die Viper 28 Pulsſchläge in der Minute, die Aale etwa 30, die Fröſche 60 Schläge. Unter den warmblütigen Säugethieren haben die größern im Durchſchnitt einen langſamen Puls, Pferde gegen 40, Rinder zwiſchen 40 und 50, Widder und Schafe zwiſchen 60 und 70 Schläge in der Minute; Hunde haben 80—100, Tauben über 100 Pulsſchläge; bei kleinen Vögeln, bei Mäuſen ꝛc. iſt er kaum zu zählen. Bemerkenswerth iſt die Eigenſchaft verſchiedener Menſchen, willkürlich den Puls verlangſamen zu können. Daß verſchiedne Arzneimittel, z. B. der rothe Fingerhut, die Zahl der Pulsſchläge vermindern, iſt bekannt. Andre Arzneimittel dagegen, namentlich die Excitantien, vermehren ihre Zahl und Stärke.

Schon in den älteſten Zeiten galt der Puls als ein diagnoſtiſches und prognoſtiſches Zeichen von hohem Werthe, welcher oft ſelbſt überſchätzt wurde, wie noch heutigen Tages im Orient, wo man es für genügend zur Erkenntniß der Krankheit hält, wenn der Arzt den Puls des Kranken gefühlt hat. Gewiß iſt ihm in Krankheiten ein hoher Werth nicht abzuſprechen, ohne daß man jedoch im Stande wäre, aus ihm allein auf die Natur, den Verlauf ꝛc. der Krankheit mit Sicherheit ſchließen zu können, wozu nur der Komplex aller Symptome befähigt. — Die Hauptverſchiedenheiten des Pulſes, den man nach der verſchiedenen Kraftäußerung des Herzens, nach dem bedeutendern oder geringern Widerſtand der Gefäßwandungen, nach der Beſchaffenheit des Blutes ꝛc. eingetheilt hat, ſind folgende:

1) Verſchiedenheit des Pulſes nach der Zeit der Schläge: a) ſeltener Puls, Pulsus rarus; das Herz kontrahirt und expandirt ſich weniger oft, als normal iſt; — b) häufiger Puls, P. frequens; das Herz macht mehr Schläge, als im normalen Zuſtande; — c) langſamer Puls, P. tardus; es ſind nicht weniger Schläge, als gewöhnlich, aber die Zuſammenziehungen, einzeln für ſich betrachtet, währen längere Zeit hindurch, als die Ausdehnungen; — d) ſchneller Puls, P. celer; dem vorigen entgegengeſetzt; — e) träger Puls, P. lentus, eine Verbindung von P. rarus und P. tardus; — f) heftiger Puls, P. vehemens, eine Verbindung von P. frequens und celer; — g) ausſetzender Puls, P. intermittens; nach einigen Zuſammenziehungen des Herzens fehlt eine Kontraktion; — h) doppeltſchlägiger Puls, P. dicrotus; nach zwei, ſchnell auf einander folgenden Schlägen tritt eine kleine Pauſe ein.

2) Verſchiedenheit nach der Stärke der Schläge: a) ſtarker Puls, P. fortis; das Herz übt einen kraftvollen Stoß auf das Blut aus und treibt dieſes mit Gewalt durch den Körper, ſo daß dadurch die Arterie eine bedeutender ſich ausſprechende Lokomotion erleidet; — b) ſchwacher Puls, P. debilis; dem vorigen entgegengeſetzt; — c) großer Puls, P. magnus; das Herz treibt eine bedeutende Blut-

Digitized by Google

welle in die Arterien, wodurch dieſe unter dem Finger einen größern Raum einzunehmen ſcheinen; — d) kleiner Puls, P. parvus; dem vorigen entgegengeſetzt; — e) voller Puls, P. plenus; bei einem großen Puls iſt verhältnißmäßig Starrheit der Herz- und Gefäßwandungen vorhanden; — f) leerer Puls, P. vacuus; es fehlt den Arterien an hinlänglicher Blutmaſſe; — g) harter Puls, P. durus; die Arterie fühlt ſich wie eine geſpannte Saite an; — h) weicher Puls, P. mollis; dem harten Puls entgegengeſetzt; die Arterie fühlt ſich nachgiebig, breiartig an.

Die hauptſächlichſten Körperzuſtände, bei welchen die verſchiedenen Modifikationen des Pulſes vorkommen, ſind folgende: Ein häufiger und meiſtens auch ſtarker Puls findet ſich bei allgemeiner und örtlicher Erhöhung der Lebensthätigkeit, bei großer Freude, im Kindes- und Jünglingsalter, bei erhöhter Funktion eines einzelnen Organes, beim Fieber, bei Entzündungen ꝛc. Seltener und ſchwacher Puls kommt vor bei allgemeiner Lebensſchwäche, im Alter, bei phlegmatiſchem Temperament, im Schlafe. Starker Puls iſt Beweis einer abſoluten oder relativen Vermehrung der Kraft, womit das linke Herz die Blutwelle austreibt. Er entſteht bei Hypertrophie des linken Ventrikels, bei Fiebern ꝛc. Der ſchwache Puls entſteht unter entgegengeſetzten Verhältniſſen, wenn das Herz ſeine Bewegungskraft einzubüßen anfängt, bei Erweiterung und Verdünnung des linken Ventrikels. Unrythmiſcher, ungleicher Puls (P. inaequalis) deutet eine anomale, mechaniſche oder dynamiſche Beſchaffenheit des Herzens an. Eine Hauptart deſſelben iſt der ausſetzende Puls, eine Folge zu langer Ruhe des Herzens bei großer Schwäche deſſelben, bei krankhafter Kontraktion, bei organiſchen Fehlern des Herzens, bei Verknöcherung der Klappen, Herzbeutelwaſſerſucht ꝛc. Der mäuſeſchwanzähnliche Puls (P. myurus), bei dem die Pulsſchläge immer an Stärke abnehmen, bis wieder ein ſtärkerer Schlag dieſelbe Reihe von vorne beginnt, der ameiſenlaufende Puls (P. formicans), und der zitternde Puls (P. tremulus), wenn kleine, ſchwache, ungleiche Schläge, zuletzt mit einer nicht mehr unterſcheidbaren Schnelligkeit, einander folgen, ſind die Wirkungen und Zeichen einer großen und immer mehr zunehmenden Schwäche der Herz- und allgemeinen Lebensthätigkeit. Der verdoppelte Puls (P. duplicatus), bei welchem auf zwei kurz nach einander folgende Schläge eine längere Pauſe eintritt, zerfällt in den doppelſchlägigen (P. dicrotus), und den hüpfenden Puls (P. caprizans), je nachdem der erſte oder letzte Schlag den andern an Größe und Stärke übertrifft, ſo daß jener einen Trochäus (— ◡), dieſer einen Jambus (◡ —) darſtellt. Er deutet eine verſtärkte, zuweilen gegen ein Hinderniß ankämpfende Herzthätigkeit an, daher er öfters vor dem Ausbruch von Schweißen und Exanthemen beobachtet wird. Der überzählige (P. intercidnus), und der dazwiſchenlaufende (P. intercurrens) und der hüpfende Puls kommen bei ungleichmäßiger Reizung und Krampf des Herzens vor. Der ſchnelle und langſame Puls beruhen auf einer Störung des Rhythmus in Beziehung auf Syſtole und Diaſtole des einzelnen Pulsſchlages. Eine ſchnelle Aufeinanderfolge der Syſtole und Diaſtole und vorzüglich eine länger dauernde Diaſtole der Schlagader nennt man ſchnellen, das Gegentheil langſamen Puls. Der harte, geſpannte (P. tensus) und weiche Puls entſtehen durch den Widerſtand, den die Arterie durch ihre Elaſticität und organiſche Kontraktilität der Blutwelle entgegenſetzt, bei Turgescenz der Schlagaderhäute, bei Arteritis, bei Krampf ꝛc. Zugleich entſteht ſchneller Puls, weil die elaſtiſchere und kontraktilere Arterienwand der Blutwelle weniger nachgibt und nach geringer Erweiterung ſich ſchneller wieder verengert, ſo daß die Syſtole die Diaſtole überwiegt. Entgegengeſetzte Verhältniſſe der Arterienwand erzeugen den trägen Puls. Der wellenförmige Puls (P. undulosus) wird beobachtet bei hohen Schwächegraden, bei Lähmungen, und iſt oft der Vorläufer kritiſcher Ausleerungen, namentlich kritiſcher Schweiße. Beim ſägeförmigen Puls (P. serratus) bleibt das Gefäß während der Diaſtole an einigen Punkten zuſammengeſchnürt und erhält dadurch eine zackige Geſtalt. Unterdrückter, kleiner, harter Puls kommt vor bei vermehrter Kontraktilität der Arterienwand, namentlich, wenn derſelben weniger Blut zugeführt wird, indem der Rückfluß des venöſen Blutes ein Hinderniß findet, z. B. bei Leber- und Lungenentzündungen. Zuſtände, wodurch der freie Forttrieb des Blutes gehindert wird, organiſche Fehler größerer Gefäße, Aneurysmen, Polypen, Verknöcherungen, Verengungen ꝛc. erzeugen einen intermittirenden Puls. Urſprüngliche Enge des Arterienſyſtems verurſacht einen kleinen Puls. Iſt die in das Gefäß eingetriebene Blutwelle groß, ſo entſteht der große Puls, gegentheils der kleine. Strotzt das Schlagaderſyſtem von vielem Blute, ſo wird der Puls voll; im entgegengeſetzten Falle leer, z. B. nach bedeutenden Blutverluſten, bei Zehrkrankheiten, wo die Quantität der ganzen Blutmaſſe verringert iſt. Wird den Arterien vom Herzen zu wenig Blut zugeführt, ſo ſetzt der Puls aus, wie dies bei bedeutenden Stockungen im Pfortaderſyſtem der Fall iſt. Volumenvermehrung des Blutes bei vermehrter Blutſpannung, oder auch, wenn nach Blutverluſten dem Expanſionsbeſtreben des Blutes die Gefäßwände einen geringern Widerſtand leiſten, bewirkt den aufgeblaſenen Puls (P. turgidus), bei normwidrig verminderten Blutturgor entſteht der zuſammengeſunkene Puls. Gemüthsbewegungen, Leidenſchaften, Schmerz, Krampf äußern ſich durch häufigen, ſchnellen, harten und zuſammengezogenen, krampfigen Puls. Wir ſehen aus dieſer Darſtellung, daß wir aus dem Verhalten des Pulſes Schlüſſe ziehen können auf den Grad und die Art der Bewegung des Blutes, auf die Beſchaffenheit und Thätigkeit des Herzens, auf die Elaſticität und Kontraktilität der Arterienwand und auf das Verhalten des Blutes in quantitativer und qualitativer Hinſicht, ſo wie auf das des Nervenſyſtems. Alle die genannten verſchiednen Pulsarten kommen ſelten ganz rein für ſich vor, ſondern ſie gehen mannichfache Ver-

Digitized by Google

bindungen ein, ſo daß die Lehre vom Puls (Ars sphygmatica) ſehr komplicirt wird. Man hat außer den oben angeführten Hauptvarietäten noch eine außerordentliche Menge von Pulsverſchiedenheiten aufgeſtellt, wie denn überhaupt gerade dieſe Lehre mit beſonderer Subtilität und Spitzfindigkeit behandelt worden iſt; doch übergehen wir die übrigen Arten des Pulſes als unweſentlich.

Nicht die ſelbſtthätige Erweiterung und Verengerung der Arterie, ſondern der Anſtoß, welchen die von dem Herzen ausgetriebene Blutwelle gegen die elaſtiſche und kontraktile oder gar durch den Druck des Fingers eingebogene, renitirende Arterienwand ausübt und die Erſchütterung der Blutſäule, welche ſich auf ſie fortpflanzt, — denn auch in ſtarren, metallenen Röhren kann das Phänomen des Pulſes hervorgebracht werden, und man fühlt ihn auch in verknöcherten, nicht nachgiebigen Arterien — ſind in Verbindung mit der paſſiven Bewegung nach der Seite und der Verlängerung, welche die Schlagader durch die einſtrömende Blutwelle mitgetheilt erhält, die nächſten Veranlaſſungen des Pulſes. Da aber ſowohl die ſtoßweiſe Austreibung der Blutwelle und deren Größe, als die Lateral- und Longitudinalbewegungen der Arterien von den Kontraktionen der Herzventrikel abhängt, ſo ſind letztere die eigentliche Haupturſache des Pulſes, und ſeine Diaſtole entſpricht der Diaſtole des Herzens. Daher haben Thiere ohne Herz, z. B. die Meduſen, keinen Puls; daher das ganze Arterienſyſtem der Fiſche, die nur ein Kiemenherz beſitzen, die Pfortader, die Venen aller Thiere, die Cerebralarterien bei denjenigen Säugethieren, welche ein Wundernetz haben, nicht pulſiren, weil der dem Blute vom Herzen mitgetheilte Stoß in den geräumigeren Haargefäßen keinen Widerſtand findet. Nur in ſo ferne der Widerſtand, den die Arterienwand vermöge ihrer Elaſticität und Kontraktilität und zuweilen auch das Haargefäßſyſtem der andrängenden Blutwelle leiſtet, haben dieſe beiden Momente auch einen, wenn ſchon bei Weitem geringern Antheil an der Hervorbringung dieſes Phänomens. Da aber das Nervenſyſtem, insbeſondere das Gefäßnervenſyſtem, einen eben ſo großen Einfluß auf die Bewegungen des Herzens, wie auf die Kontraktilität der Arterienwände, mit deren Faſerhaut es vorzugsweiſe und reichlich verbunden iſt, und die Haargefäße ausübt, ſo fließt es gleichfalls auf den Puls ein und vermag ihn mannichfach zu modificiren, wie dies die Wirkung der Gemüthsbewegungen, das oft ſtärkere, zuweilen nicht mit dem Herzſchlag ſynchroniſtiſche Pulſiren in manchen Arterien bei erhöhter Nerventhätigkeit im Ganglienſyſtem, beweiſen. Da aber ſowohl die Blutbewegung im ganzen Körper, wie die Herzbewegung ſelbſt zuletzt von dem polaren Gegenſatz beider Blutarten und beider Haargefäßſyſteme abhängen, ſo iſt dieſer doch als die letzte Quelle aller dieſer urſächlichen Momente und als die Grundurſache des Pulſes ſelbſt anzuſehen. Daher kann bei ſtarkem Herzſchlag gänzliche Pulsloſigkeit in den Arterien einzelner Theile vorhanden ſeyn, wenn dieſe kein Blut mehr anziehen, weil ihre Spannung mit dem Lungenhaargefäßſyſtem ſich gelöſt hat, wie z. B. beim Brand; daher kann der Puls in verſchiedenen Theilen des Arterienſyſtems variiren, und überhaupt bald ſtärker, bald ſchwächer erſcheinen, je nachdem das Blut von den Haargefäßen des Leibes, aus denen der Lungen mit mehr oder weniger Gewalt angezogen und von dieſen letztern abgeſtoßen wird, wie dies z. B. bei entzündeten und gelähmten Theilen, oder auch beim Fieber und der Ohnmacht, dem Scheintod der Fall iſt. Bei der Angina tonsillaris klopft die Karotis der leidenden Seite ſtärker, bei der Milzentzündung die Art. radialis sinistra. Im J. 1828 erfand D. Heriſſon ein Inſtrument, welches er 1834 bekannt machte und das Sphygmometer (Sphigmometrum, Sphigmoscopium) genannt wurde, um die Zahl und Unregelmäßigkeit der Pulsſchläge anzuzeigen. Magendie veröffentlichte über daſſelbe eine eigne Schrift; nach ihm ſoll man vermittelſt deſſelben organiſche von einfachen Affektionen unterſcheiden, Schlaganfällen, die von zu großem Blutandrang gegen den Kopf herrühren, vorbeugen, die Wirkung des Aderlaſſes auf die Kräfte des Patienten beurtheilen können u. ſ. f. Es hat ſich nie allgemeiner Aufnahme erfreut, iſt jetzt vergeſſen.

Wir erwähnen am Schluſſe dieſes Artikels noch die Pulsatio abdominalis s. epigastrica, die Pulſation des Unterleibes. Es iſt dies ein vom Herzſchlag verſchiedenes Klopfen in der Bauchhöhle, beſonders in der Oberbauchgegend, welches dem Kranken läſtig, oft ſchmerzhaft iſt und von dem aufgelegten Finger, noch beſſer mit Stethoſkop wahrgenommen wird. Die Urſachen dieſes Phänomens ſind Hinderniſſe für den Blutumlauf in den Gefäßen des Unterleibes, ein Aneurysma der Abdominalaorta oder ihrer Zweige, Vergrößerung der Leber und dadurch ausgeübter Druck auf die Gefäße ꝛc. Am Häufigſten findet man es bei hypochondriſchen und hyſteriſchen Subjekten, und hat in krankhafter Nervenſtimmung ſeinen Grund. S. Albers, Ueber Pulſationen im Unterleibe, Leipz. 1803.

Literatur: G. Wedemeyer, Unterſ. über den Kreislauf d. Blutes und beſonders über die Bewegung deſſ. ꝛc., Hannov. 1828; — K. H. Schultz, Das Syſtem d. Cirkul. in ſ. Entwickl. durch d. Thierreiche und im Menſch., Stuttg. 1838; — Formey, Verſ. einer Würdigung des Pulſes, Berlin 1823.

Sphygmometer (Sphygmometrum, Sphygmoscopium), ſ. Sphygmologie.

Sphygmoſkopie (v. Griech.), die Unterſuchung des Pulſes, ſ. Sphygmologie.

Sphyräna (Ichthyol.), nach Bloch, Pfeilfiſch, Spießhecht, Pfeilhecht, Gatt. der Acanthopterygii Percoidei Cuv., der Ordn. der Bauchfloſſer und der Zunft der Hechte nach Oken. Charakter: Unterkinnlade länger, beide mit ſtarken Fangzähnen; zwei entfernte Rückenfloſſen und keine freien Strahlen; Vorderdeckel ohne Zähne; Körper langgeſtreckt, hechtartig. Sehr räuberiſche Fiſche, 1 europäiſche und mehre außereuropäiſche Arten, ſämmtlich im Meere lebend; bekannteſte: 1) S. vulgaris Cuv., Esox Sphyraena L., der Spet, ge-

Digitized by Google

meiner Pfeilfiſch, ſpan. Espeto, ital. Luzzo, Lucio marino, franz. Spet, griech. Zarganes. Auf dem Rücken bronzefarben, untenher ſilberweiß. Die Jungen haben braune Flecken. Die Afterfloſſe iſt lang, niedrig und hat zehn Strahlen. Vom reichſten Silberglanz, nach oben in Grün und Ultramarin übergehend. Die Augen glänzen wie Platina, die Pupille wie Gagat. Er wird an drei Fuß lang, und ſowohl die Schuppen als der Silberſtaub der Schwimmblaſe werden ſorgfältig geſammelt und gewaſchen, und ſind die unter dem Namen Essence d'Orient bekannte Subſtanz, deren man ſich zur Verfertigung der künſtlichen Perlen bedient, und die man in einem Glaſe, flüſſig wie Queckſilber, aufbewahren kann. Bloch, T. 389. — 2) S. Picuda *Block*, *Schneid*. An den Küſten von Braſilien und an den Antillen; der europäiſchen Art ſehr ähnlich, nur mit längeren Flecken. Wird gegen 4 Fuß lang und iſt von vortrefflichem Geſchmacke, man ißt ihn aber mit Mißtrauen, da ſein Genuß bisweilen tödtlich geweſen iſt. Man ſoll die zufällige Giftigkeit dieſes Fiſches daran erkennen, daß die Wurzel der Zähne ſchwärzlich iſt; diejenigen, bei denen dieſes nicht der Fall iſt, ſoll man ohne Gefahr ſpeiſen können. Lacépède V, IX, 3. — 3) S. Barracuda Cuv. S. Barracuda. — Foſſile Arten finden ſich im Monte Bolca und im Libanon.

Sphyränodus (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz, foſſile Cykloidengattung aus der Familie der Sphyrenoides; Kinnladen mit ſehr ſtarken, aber einförmigen und ſchwach zuſammengedrückt-kegelförmigen Zähnen. Eine Art von Sheppey.

Sphyrène (franz., Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Sphyraena *Bl.*

Sphyrenoides (Ichthyol.), nach Agaſſiz, Cykloidenfamilie: Verlängerte Fiſche mit großen Schuppen, großen ſchneidenden Zähnen und getrennten Rückenfloſſen. Die Bauchfloſſen ſtehen am Unterleibe und die Wirbel ſind wenig zahlreich. Gattungen: Sphyrana, Sphyränodus, Hypſodon, Saurocephalus, Saurodon, Cladocyclus, Rhamphognathus, Meſogaſter, von denen nur Sphyräna noch lebend iſt.

Sphyrion (Kruſtac.), nach Cuvier, Gattung der Poecilopoda Lernaeacea *Latr.*, der Ordnung der Rothwürmer und der Zunft der kahlen Rothwürmer nach Oken, unter Lernaea *L.* Charakter: Kopf zu beiden Seiten wie ein Hammer erweitert; kleine Haken am Munde, Hals dünn; Körper flachgedrückt, herzförmig, trägt außer zwei langen Schnüren auf jeder Seite noch einen dicken Büſchel Haare. Art: S. laeve *Cuv.*, Chondracanthus laevis *Voy. de Freyc.* An der Kehle eines Gadus vom Kap.

Sphyrna (Ichthyol.), nach Rafinesque, Fiſchgattung, ſ. v. a. Hammerfiſch, *Zygaena Cuv.*

Sphyroſpermum (Bot.), nach Pöppig, Gattung der Ericeae Vaccinieae *Poepp.* Zwei Arten: S. buxifolium und longifolium *Endl.*, *Poepp.*, Sträucher auf den peruvianiſchen Anden.

Sphyrus, Sohn des Machaon, ſtiftete dem Aſclepius ein Heiligthum in Titane.

Spi, belg. Flecken, Prov. Namur, weſtlich von Namur; 1610 Einw.

Spiano, ital. Dorf, Neapel, Prov. Principato citer., nördlich von Salerno; 1000 Einw.

Spianter (Min.), ſ. v. a. Zink (ſ. d.).

Spianterkupfer, wird aus den beim Garmachen zuletzt abgezogenen Schlacken geſchmolzen und gewöhnlich zu Glockenſpeiſe verwendet.

Spica (lat.), 1) (bot. Term.), die Aehre, ein Blüthenſtand, bei welchem die ungeſtielten oder nur ſehr kurz geſtielten Blüthen der Länge nach über einander an einem Hauptblüthenſtiel oder einer Spindel (ſ. Rachis) ſitzen, z. B. bei Carex, Lavandula, Orchis u. A. m. Wenn eine Spindel (ſtatt gewöhnlicher Blüthen) Aehrchen (ſ. Spicula) trägt, ſo entſteht die zuſammengeſetzte Aehre (Spica composita), z. B. bei Triticum, Lolium, Secale und Hordeum. — 2) (Chir.), Binde, ſ. Kornähre; — 3) (Aſtron.), Stern 2. Größe vom Sternbild der Jungfrau.

Spica (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Lavandula *L.*

Spica celtica (pharm. Bot.), ſ. Valeriana celtica *L.* — Spica Nardi s. Spica Nardus, ſ. Valeriana Wallichii *Dec.* und Nardostachys Jatamansi *Dec.* — Spicae s. Spicae hortensis Herba et Flores, ſ. Lavandula Spica *Dec.* und Lavandula vera *Dec.* — Spica florida, ſ. Lavandula Stoechas *L.* — Spica graminis leporini, ſ. Briza media *L.* — Spica Origani cretici, ſ. Origanum creticum *L.*

Spicata testacea und **Spicatum opus** (röm. Ant.), ſ. Fußboden.

Spica venti (Bot.), ſ. v. a. Windhalm, Agrostis Spica venti *L.*

Spicant (pharm. Bot.), ſ. v. a. Blechnum boreale.

Spicaria (Bot.), 1) nach Bentham, Untergattung von Hyptis; — 2) nach Griſebach, Untergattung von Erythräa.

Spicatus (bot. Term.), 1) ährig, mit einer oder mehren Aehren (ſ. Spica) verſehen; — 2) in eine Aehre zuſammengeſtellt, z. B. die Blüthen bei Plantago major und Pl. media, die Aehrchen (ſ. Spiculae) bei Secale, Triticum und Lolium; — 3) auch (nicht ganz richtig) ährenförmig, und dann ſ. v. a. spiciformis.

Spiccato (ital.), deutlich, in der Muſik gebräuchlich, um einen runden Vortrag der Töne zu bezeichnen, daß jeder derſelben deutlich vernehmbar erſcheint, ſie nicht in einander gleichſam vermiſcht erklingen, ſondern wie Perlen gewiſſermaßen neben einander liegen.

Spicers-Pik, auſtral. Berggipfel, Neu-Holland, im Innern, um den Urſprung des Darling und Richmond.

Spich, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Köln, Kr. Sieg; Alaunbergwerk; 790 Einw.

Spichel (Geogr.), ſ. v. a. Eſpichel.

Spichra, ſachſ.-weimar. Dorf, Kr. u. Amt Eiſenach; Filial von Kreuzburg, an der Werra, Rittergut; 150 Einw.

Digitized by Google

Spicifer (Ornith.), nach Kaup, Untergattung von Phasianus *L.* (ſ. d.). Art: S. ignitus *Shaw*, Nat. misc. 321. Von der Größe eines Haushahns. Glänzend ſchwarz, Bürzel rothgoldig, die beiden obern Deckfedern des Schwanzes gelblich oder weißlich, die Seiten weiß oder gelb gefleckt. Weibchen beaun, obenher fein ſchwarz, geſtreift, untenher weiß geflammt. Auf den Sunda-Inſeln.

Spiciformis (bot. Teem.), ährenförmig, einer Aehee (ſ. Spica) ähnlich ſehend, z. B. die Traube von Antirrhinum majus, Linaria vulgaris und Digitalis lanata, die Riſpe von Panicum viride und Phalaris canariensis. Dieſe ährenförmigen Blüthenſtände, beſonders die Riſpen, werden auch wohl „Scheinähren (Spicae spuriae)" genannt.

Spicilegium (lat.), 1) Nachleſe; — 2) Nachtrag, ſpäteer Bericht.

Spicillaria (Bot.), nach Richarb, Pflanzengattung, ſ. v. a. Petunga *Dec.*

Spickaal, geräucherter Aal.

Spickartskupfer, Kupfer, welches aus den Schlacken, die beim Rothkönigs- oder Abzugskupfer fallen, durch Schmelzen gewonnen wird.

Spickdeich, ſ. v. a. Kramme.

Spicke (Bot.), auch Spike, ſ. v. a. Lavandula Spica und Lavandula vera *Dec.* — Indiſche S., ſ. v. a. Nardostachys Jatamansi *Dec.*

Spickel (Herald.), ſ. v. a. Spitze.

Spicken 1) länglich geſchnittenen Speck durch die Oberfläche des zu bratenden Fleiſches ziehen, geſchieht mit Hülfe der Spicknadel; — 2) einen Gegenſtand mit etwas Anderem reichlich verſehen oder beſetzen.

Spickenarius (Bot.), auf dem Thüringerwald ſ. v. a. ächter Lavendel, Lavandula vera *Dec.*

Spickendorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Saalkr.; 120 E.

Spicker, eiſerne Nägel von verſchiedener Länge und Stärke; daher Spickern, vernageln; ſ. Spiker.

Spickerhaut; um den im Waſſer befindlichen Theil eines Schiffes gegen den Bohrwurm zu ſchützen, wurde früher das Schiff mit 2zolligen Dielen verkleidet, welche Verkleidung S. genannt wurde.

Spickern, ſ. Spicker.

Spickerpinner, die kleinen hölzernen Pflöcke, welche bei Ausbeſſerung eines Schiffes in die Löcher der ausgezogenen verroſteten Nägel geſchlagen werden, um ſie dadurch zu verſtopfen.

Spickgänſe (Flickgänſe, geräucherte Gänſebrüſte), ſ. Gans, S. 911.

Spickhäring, ſ. v. a. Bückling.

Spicknadeln, 1) ſtählerne, lange und ſtarke Nadeln, welche gebraucht werden, um mageres Fleiſch mit Schweineſpeck zu durchziehen (ſ. Spicken), zu welchem Behufe ſie an einem Ende in 4 Theile geſpalten ſind, welche dünn und elaſtiſch, die Speckſtreifen zwiſchen ſich klemmen. Folgende S. hat vor der gewöhnlichen die meiſten Vorzüge (käuflich u. A. beim Nadler Höfer in Leipzig für 3 Gr.). Die Länge beträgt 4—6 Zoll. Die Spitze der Nadel iſt nicht pfriemenförmig, wie bei den gewöhnlichen S., ſondern breit wie eine Meſſerſpitze. Der Hintertheil der Nadel wird von der Spitze an allmählig ſtärker, bis die Nadel die Stärke einer ſchwachen Schreibfeder erreicht. In einer Länge von ungefähr 1½ Zoll iſt die Nadel hohl, um das Speckſtreifchen einzunehmen und feſtzuhalten. Dieſe Höhlung beſteht aber aus 2 (halbcylindriſchen) Theilen, die zuſammengeklappt die Höhlung zwiſchen ſich laſſen. Ein Theil bildet die Verlängerung der Nadel, der andere läßt ſich mittelſt eines Charniers, das aber keine Erhöhung bilden darf, auf- und zuklappen. Am Ende des kürzeren Theils befindet ſich ein kurzer, ſcharfer Stift, welcher dazu dient, das Speckſtreifchen feſt zu halten, damit es beim Durchſtechen der Nadel nicht abgeſtreift werde. Die Vorzüge dieſer Nadel beſtehen in Folgendem: Vermöge der ſpeerartigen Spitze iſt das Fleiſch leichter zu durchſtechen; das Speckſtreifchen wird von den beiden Theilen feſt zuſammengedrückt und von dem erwähnten Stiftchen oder Häkchen feſtgehalten, ſo daß ein Abgleiten nicht Statt findet, was bei den gewöhnlichen S. der größte Uebelſtand iſt (es iſt ſelbſt nicht einmal nöthig, die Speckſtreifen ſehr ſorgfältig zu ſchneiden); jedes Speckſtreifchen wird ſicher und tief ins Fleiſch gebracht. Die erwähnte Klappe dient dazu, daß es nicht an der Nadel hängen bleibt. Denn, wenn die Nadel bis auf den kürzeren Theil durch iſt, ſchlägt die Klappe auf und das Speckſtreifchen hängt ſich ab. Remſcheid, Schmalkalden, Schwabach ſind Beziehungsörter für jene Nadeln. — 2) (Waſſerb.), ſ. Krammen.

Spicknarden (pharm. Bot.), ſ. Nardostachys Jatamansi *Dec.*

Spicköl (pharm. Bot.), ſ. v. a. Lavendelöl, ſ. Spiköl.

Spickpfählchen (Verpfählung), 1—2 Zoll ſtarke, 3—4 Fuß lange, zugeſpitzte Pfähle. Sie geben ein, vorzüglich bei Feldbefeſtigungen, ſehr anwendbaees Annäherungshinderniß ab, wenn man ſie feſt in die Erde und en échec ſo dicht an einander ſchlägt, daß man die Füße nicht zwiſchen ſie ſetzen kann. Dabei hat man aber auch darauf zu ſehen, daß ſie nicht in gleicher Höhe aus der Erde vorſtehen, weil ſich ſonſt leicht über ſie von Bretern, Hurten und dergleichen ein Uebergang bilden läßt. Sollen ſie, auf einem freien Platze angebracht, ni[illegible] überſprungen werden können, ſo müſſen ſie eine 8—12 Fuß breite Anlage erhalten. Am beſten iſt es, ſie ſchon zugeſpitzt einzuſchlagen, wozu man ſich dann eines die Spitze ſichernden, durchlöcherten Klotzes mit Stiel bedient, der beim Eintreiben mit dem Schlägel auf die Spitze des Pfahles aufgeſetzt wird. Dergleichen Verpfählungen können angewendet werden: 1) Vor Verſchanzungsgräben 15—20 Schritt vom Grabenrande oder am Fuße des Glacis. Da ſie bei einer ſolchen Anordnung ganz frei ſtehen und dem feindlichen raſirenden Schuſſe exponirt bleiben, und weil auch der Feind ohne Weiteres an ſie heran kann, ſo ſind ſie, auf dieſe Weiſe verwendet, leichter zu öffnen, als wenn ſie dem feindlichen Auge entzogen ſind, und der Feind nicht unmit-

telbar an ſie heran kann. Deshalb werden ſie vortheilhafter 2) in ſpitzzulaufenden Vorgräben angebracht, um die flache Eskarpenböſchung damit zu beſpicken. Sie ſind dort allein, oder auch in Verbindung mit andern paſſenden Hinderniſſen, eine gute Gegenwehr für das Hinabſpringen, und ein ganz vorzügliches Mittel, dem Feinde den Weg bis zur Kontreſkarpe des Hauptgrabens mit vielen Aufopferungen bahnen zu laſſen, vorzüglich wenn eine ſolche Fläche auch gut flankirt iſt. 3) Auf den Grabenſohlen gewöhnlicher Gräben, wo ſie gleichzeitig auch mit andern Hinderniſſen kombinirt werden können. Sie dienen hier gleichfalls ſehr gut gegen das Hinabſpringen, ihr Umſchlagen wird ſehr ſchwierig, weil man nicht gut dazu kann, und dem Feinde wird bei dieſer Arbeit gewiß ein bedeutender Verluſt erwachſen, ſobald der Graben gehörig flankirt. 4) In den Eskarpenböſchungen, um das Ueberſpringen der Grabenpalliſadirung zu verhindern und zugleich die Erſteigung der Eskarpe zu verzögern und zu erſchweren. 5) In den Zwiſchenräumen der Wolfsgruben, um das Durchziehen der Angreifer zu hindern. 6) Vor Tambourpalliſadirungen, um den Feind davon entfernt zu halten. 7) Zur Verbindung von Befeſtigungen, vorzüglich um ſich gegen Durchbrüche und Umgehungen von Reiterei zu ſchützen. Vortheilhaft bleibt es aber dabei immer, ſie in einem ungefähr 1 ½ Fuß tiefen Graben zu ſetzen und von der daraus erhaltenen Erde vor demſelben einen glacisförmigen Aufwurf zu bilden. Sie ſind dadurch maskirt, dem feindlichen Geſchützfeuer entzogen, und werden den Feind weit mehr überraſchen. Endlich können ſie auch angewendet werden 8) zur Sperrung von Defileen, als Hohlwege, Dämme, Gaſſen u. dgl. Für Feldbefeſtigungen iſt dieſes Hinderniß vorzüglich deshalb empfehlenswerth, weil ſie faſt überall anzubringen ſind, weil ſie die eigene Feuerwirkung nicht hindern, durch Geſchützfeuer wenig leiden, bei ihrer Zerſtörung, wenn ſie gut beſtrichen ſind, den Feind lange aufhalten, und auch oft angewendet werden können, indem ſich das Material dazu häufig vorfindet, namentlich in Gegenden, wo Wein- und Hopfenbau getrieben wird. Damit verknüpfen ſie hinſichtlich ihrer Ausführung noch den weſentlichen Vortheil, daß zu ihrer Anfertigung und dem Schlagen kein beſonderes Geſchick gehört, daß mithin jeder Soldat dazu verwendet werden kann, und daß auch gleichzeitig viele Arbeiter angeſtellt werden können.

Spickwurzel (Bot.), ſ. v. a. Valeriana Phu *L.*

Spiclin (a. Geogr.), Ort in Phönicien, nach Lapie am Fluſſe Abach.

Spicula (Zool.), Spikeln, 1) ſ. v. a. die am Hinterende der männlichen Nematoideen od. Fadenwürmer vorſtehenden beiden hornigen Begattungswerkzeuge; — 2) ſ. v. a. die länglichen, an beiden Enden ſpitz zulaufenden und bald aus Kalkerde, bald aus Kieſelerde beſtehenden Nadeln, welche ſich innerhalb vieler Arten der Amorphozoengattung Spongia bilden, ſ. Seeſchwämme.

Spicula (bot. Term.), das Aehrchen oder Grasährchen, ein beſonderer Blüthenſtand, der gewöhnlich aus mehren Balgblüthen (ſ. Glumaceus) beſteht, welche (meiſt dachig und zweizeilig geſtellt) einer kleinen Spindel, wie die Blüthen der Aehre, aufſitzen, z. B. bei Gräſern und manchen Cyperaceen (Cyperus-Arten, Scirpus sylvaticus, S. lacustris). Es gibt auch Aehrchen, die nur eine einzige Blüthe enthalten, z. B. bei Lepturus und Nardus, und man nennt Alles ein „Aehrchen", was bei Gräſern ſeinen eigenen Balg (ſ. Gluma) oder ſeine beſondere Spindel hat, oder von einem eigenen Aeſtchen einer Riſpe getragen wird.

Spicularia (Bot.), 1) nach Chevallier, Pilzgattung. Arten unter Exidia *Fries.* — 2) Nach Perſoon, Untergattung von Botrytis *Link.*

Spiculatus (bot. Term.), pikenförmig, ein kaum gebräuchlicher Ausdruck für herzſpießförmig (cordato-hastatus) oder herzpfeilförmig (cordato-sagittatus), z. B. die Blätter von Salvia glutinosa, Polygonum Fagopyrum und P. dumetorum.

Spiculum (röm. Ant.), 1) Nadel, womit die Frauen ihre zuſammengebundenen Haare durchſtachen, meiſt in Form eines Pfeiles; — 2) Spieß, Speer.

Spidame (griech. Ant., Spanne), Maß, ſ. Maße ꝛc. der Alten.

Spidanes (a. Geogr.), ſ. Aorſi.

Spider (engl., Arachnid.), ſ. v. a. Spinne, Aranea *L.*

Spider-crab (engl., Cruſtac.), Krebsart, ſ. v. a. Stenorhynchus Phalangium *Penn.*

Spidernet (Tricot de Berlin), ein weißes, durchſichtiges, gemuſtertes Gewebe, welches auf dem gewöhnlichen Strumpfſtuhl durch Ueberlegen der Maſchen von einer Nadel auf die andere aus einfachem feinen baumwollenen Garn erzeugt wurde. Es war $^6/_4$—$^7/_4$ leipz. Elle breit, koſtete urſprünglich von England eingeführt 3 Thlr. die Elle, und wurde zuletzt in Limbach in Sachſen ſo wohlfeil nachgemacht, daß es für 18—20 Pfennige verkauft werden konnte. Damit ſchloß aber auch die Fabrikation ab: Bobbinet verdrängte ſie.

Spie, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrſch. Neuſtadt; 320 Einw.

Spiecker, preuß. Dorfſchaft, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Lennep; 110 Einw.

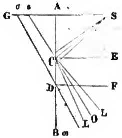
Spiegel (Phyſik). Körper, welche nach allen Seiten viel Licht zurückwerfen, heißen glänzend, das Zurückwerfen des Lichtes aber reflektiren. Auf dem Zurückgeworfenwerden der Lichtſtrahlen, namentlich farbiger Lichtſtrahlen, beruht das Geſehenwerden der Körper. So lange die Körper nicht eine vollkommen glatte Fläche haben, iſt das zurückgeſendete Licht matt, je glatter dieſe dagegen werden, deſto ſtrahlender wird dann jenes, und ſo kann es kommen, daß ſogar die von andern und zwar leuchtenden Gegenſtänden auf Körper auffallenden Strahlen mit ziemlich geringem Verluſt an Stärke in beſtimmter Richtung dem Beobachter ins Auge kommen. Solche Körper nennt man aber S.,

die Lehre von dem Zurückwerfen der Lichtſtrahlen **Katoptrik**. Es gibt erſtaunlich viele Arten reflektirender Oberflächen; zum katoptriſchen Gebrauch wählt man dagegen in der Regel ebene, glatte Oberflächen, weil hier bei weitem mehr Regelmäßigkeit für die Reflexion eintritt als bei andern, und bereitet ſolche Apparate aus Metall, noch beſſer aus Glas. Jene nennt man vorzugsweiſe Reflektoren und verfertiget ſie aus 64 Theile Kupfer, 29 Th. Zinn oder 32 Th. Kupfer u. 18 Th. Zinn, 1 Th. Meſſing, 1 Th. Arſenik, gebraucht aber ſolche zu Fernröhren, Reverberen auf Leuchtthürmen und zu andern derartigen Zwecken. Abgeſehen von dem Stoff, aus welchem dieſe Vorrichtungen beſtehen, theilt man die S. nach Verſchiedenheit der Wirkung ein: in **Planſpiegel** und **ſphäriſche S.**, wovon jene bloß ebene Flächen, dieſe aber Theile glatter Kugeloberflächen ſind, ſeyen dieſe nun außen oder innen glattgeſchliffen, und in dieſen zwei Fällen ſpricht man wieder von **Konvex-** und von **Konkavſpiegeln**, dann noch von **Cylinder-, Kegel-** und **Pyrmidal-S.n**, von welchen letztern bereits in dieſem Werke die Rede war, auch findet man unter **Brennſpiegel** das Nöthige über Hohlſpiegel oder Konkavſpiegel. Hier kommt es darauf an, Allgemeines über Reflexion, dann die Wirkungen der Planſpiegel u. der Konvexſpiegel näher zu betrachten.

Alle Glasſpiegel beſtehen aus einer dicken Glasmaſſe und auf der hintern Seite aus einem Ueberzug von Queckſilber. Da das Licht bei jedem S. erſt die Glasmaſſe duchdringen muß, ehe es dieſen Beleg treffen kann, ſo iſt leicht zu begreifen, daß von dem Licht ein Theil verloren geht, abſorbirt oder verſchluckt wird, darum tritt auch das Licht weniger klar wieder zurück, als es auffällt, und Spiegelbilder ſtehen deswegen an Deutlichkeit dem auf unſerer Netzhaut unmittelbar entworfenen Bild eines betrachteten Gegenſtandes weit nach.

Der Winkel, unter welchem Licht auf einen Gegenſtand auffällt, heißt der **Auffallswinkel** (Incidenzwinkel), derjenige, unter welchem es w eder den S. verläßt, **Reflexionswinkel**, der Punkt, wo ein Lichtſtrahl auffällt, **Auffallspunkt**, das auf dieſem Punkt errichtete Loth **Auffallsloth**. Die allgemeinſten Geſetze über Spiegelung ergeben ſich an Fig. 1. Es ſey AB eine, zwei ungleichartige Mittel trennende Fläche, welche ſpiegelt, C Auffallspunkt

Fig. 1.

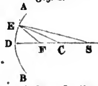


den der Strahl SC trifft, ferner CE Auffallsloth, SC ein Lichtſtrahl, CO derſelbe reflektirt, eine Ebene durch SC und CE heiße Einfallsebene, SCE Einfallswinkel, OCE Reflexionswinkel, ſo gilt als allgemeines Geſetz für die Katoptrik: 1) **daß der reflektirte Strahl in der Einfallsebene liegt**, 2) **daß der Einfallswinkel dem Reflexionswinkel** alſo ∠ SCE = ∠ OCE ſtets gleich ſeyn müſſe. Von der Richtigkeit dieſer Geſetze überzeugt man ſich empiriſch, wenn man einen Lichtſtrahl durch eine ſehr kleine Oeffnung in ein verfinſtertes Zimmer leitet, ihn auf eine wohl polirte Fläche auffallen läßt, und den Einfallswinkel mit dem Reflexionswinkel mittelſt eines genauen Inſtruments vergleicht. In Hinſicht der Wirkung, welche das reflektirte Licht im Auge hervorbringt, bemerkt man einen zweifachen, weſentlichen Unterſchied. Es macht uns nämlich entweder den reflektirenden Körper ſelbſt ſichtbar, oder es zeigt uns denjenigen, von welchem es auf ihn kommt. Daß dieſer Unterſchied in der größern oder geringern Politur der reflektirenden Fläche liege, erkennt man daraus, daß jeder Körper, der, ſo lang er rauh und unpolirt iſt, durch ſein reflektirtes Licht ſelbſt ſichtbar wird, alſo anſtatt ſeines das Bild desjenigen gibt, von dem das Licht auf ihn fällt, wenn ſeine Oberfläche polirt wurde. Körper, die durch reflektirtes Licht die Bilder der Gegenſtände zeigen, von denen ſie beleuchtet werden, heißen eben S. Sie müſſen offenbar die auffallenden Strahlen in derſelben Ordnung reflektiren, in welcher ſie auffielen, denn wie könnte ſonſt eine Empfindung in unſerm Auge entſtehen, als käme das Licht gerade von dem leuchtenden Gegenſtande her? Ein vollkommener S. kann nur das Bild der ihn beleuchtenden Gegenſtände, aber nicht ſein eigenes zeigen, allein es gibt in der Natur keinen ſolchen vollkommenen reflektirenden S. Diejenigen, welche ſich der Vollkommenheit am meiſten nähern, ſind einige ruhigſtehende Flüſſigkeiten, weiße, wohlpolirte Metallplatten (aus Platin oder aus einer Miſchung von Kupfer und Zinn), minder gut, aber doch zu manchen Zwecken unentbehrlich, wohlpolirte, auf der einen Seite geſchwärzte Glasplatten, oder gar Platten aus ſchwarzem Glaſe, die nur auf einer Seite polirt ſind. Dieſen ſtehen unſere gewöhnlichen S. aus Glas, wovon die eine Seite mit Zinnamalgam überzogen iſt, weit nach, weil ſie mehre Bilder machen, die ſich zum Theil decken. Meiſtens erkennt man deren zwei (am beſten an einer vorgehaltenen, brennenden Kerze), wovon eines an der vordern, das andere an der hintern reflektirenden Glasfläche gebildet wird. Wendet man die oben angeführten zwei Grundgeſetze der Reflexion des Lichtes auf S. von verſchiedener Geſtalt an, ſo findet man immer die **Richtung** der Lichtſtrahlen nach der Reflexion, mithin den Ort, wo ſie herkommen oder herzukommen ſcheinen, mithin auch die Lage des Bildes, das ſie erzeugen und ſeine Beſchaffenheit. Mit den ſo gefundenen Reſultaten ſtimmt aber die Erfahrung auf das genaueſte überein und liefert hierdurch einen neuen Beweis für die Richtigkeit der erwähnten Reflexionsgeſetze.

Ebene S. Iſt AB (Fig. 1) ein ebener S. S ein Punkt, der einen Lichtkegel, deſſen äußere die Lichtſtrahlen SC, SD ſind, darauf ſendet, ſo findet man die Richtung der reflektirten Strahlen CO und Dω, wenn man in den Einfallspunkten C und D die Einfallslothe CE und DF errichtet, und $\angle ECO = \angle ECS$, $\angle SD\omega = FDS$ macht. Denkt man ſich von S aus eine auf AB ſenkrechte Linie SAG gezogen, dann ſchneidet der verlängerte Strahl OC die SG in s, ſo daß $AS = A\sigma$ iſt; denn in den Dreiecken ACS und und ACs iſt AC gemeinſchaftlich, $SAC = sAC$, $SCA = BCO = sCA$, mithin auch $AS = As$. Eben ſo hat man für den Punkt σ, wo der verlängerte Strahl ωD die SG ſchneidet, wegen der Gleichheit der Dreiecke $AS = A\sigma$. Es werden daher die von einem Punkte ausgehenden Strahlen von einem Planſpiegel ſo reflektirt, als wenn ſie von einem Punkte hinter dem S. kämen, der in einer auf dem S. ſenkrechten und durch den leuchtenden Punkt S gehenden Linie liegt, und eben ſo weit von ihm entfernt iſt, als der leuchtende Punkt vorn vor ihm ſteht. Deshalb machen die reflektirenden Strahlen im Auge denſelben Eindruck, als kämen ſie von dem ſo beſtimmten Punkte hinter dem S. Nimmt man den leuchtenden Gegenſtand als einen Punkt und eben ſo das betrachtende Auge als ſolchen an, ſo wird der nach voriger Regel beſtimmte Strahl der einzige ſeyn, der ins Auge zurückgeworfen zu werden vermag. Die Oeffnung der Pupille, durch welche die Strahlen ins Auge fallen, iſt aber kein mathematiſcher Punkt, ſondern ein Raum, der im Menſchen mehre Linien Breite hat, und der in (Fig. 1) LL darſtellt. Alle zurückgeworſenen Strahlen, welche in dieſe Oeffnung eintreten können, werden zur Netzhaut gelangen u. zum Sehen dienen. Jeder derſelben wird nun durch dieſelbe Konſtruktion gegeben, die ſo eben angewendet wurde, woraus erhellt, daß ſie einen Kegel mit kreisförmiger Baſis LL bilden werden, deſſen Spitze in C iſt. Ein Auge, das den Abſtand der leuchtenden einzelnen Punkte frei ſchätzen ſoll, nimmt ſie als in dem Punkte befindlich an, von wo aus die Strahlen, die ſie ihm zuſenden, divergiren. Befindet ſich ſomit das Auge in O, ſo wird der durch Zurückwerfung erblickte, leuchtende Punkt in C erſcheinen, d. i. eben ſo weit hinter dem S., als er ſich wirklich vor demſelben befindet. Steht nun vor einem Planſpiegel ein leuchtender Gegenſtand, ſo wird das Bild jedes einzelnen Punktes in der genannten Entfernung hinter dem S. erſcheinen. Die Bilder aller dieſer Punkte zuſammen geben das Bild des Gegenſtandes. Man ſieht wohl leicht ein, daß dieſes Bild in natürlicher Stellung und Größe erſcheinen, und daß es an allen Bewegungen des abgebildeten Gegenſtandes Theil nehmen muß. Macht der Gegenſtand mit dem S. einen Winkel von 45°, ſo bildet der Gegenſtand mit ſeinem Bilde einen rechten Winkel; ſteht er aber auf dem S. ſenkrecht, ſo hat ſein Bild gerade die entgegengeſetzte Lage. Hierauf beruhen: das Helioſtat, d. i. ein Planſpiegel, den man mit einem Uhrwerke in Verbindung ſetzen, und dadurch eine Bewegung mittheilen kann, damit die darauf fallenden Sonnenſtrahlen, ungeachtet der Bewegung der Sonne, immer nach derſelben Richtung reflektirt werden; ferner die verſchiedenen Reflexionsgoniometer, d. i. Inſtrumente, mittelſt welcher man die Neigungswinkel der Kryſtalle durch reflektirtes Licht mißt, wie z. B. das von **Charles**, **Wollaſton**, das Zauberperſpektiv, der Wall oder Opern-Gucker, ferner die Art, wie uns Gegenſtände in einem ruhigen Waſſer erſcheinen u. dgl. m. Wenn die von einem S. reflektirten Strahlen auf einen zweiten S. auffallen, ſo werden ſie natürlich ſo von ihm zurückgeworfen, als wenn ſie von einem Gegenſtand kämen, der ſich an der Stelle des Bildes im erſten S. befindet; daſſelbe geſchieht mit den reflektirten Strahlen, wenn ſie auf einen dritten auffallen, und ſo fort. Steht daher ein Gegenſtand zwiſchen zwei parallelen S.n, ſo entſteht von ihm durch wiederholte Reflexionen eine unendliche Anzahl Bilder, wovon aber nur die erſtern eine ſolche Lichtſtärke haben, daß ſie geſehen werden können. Sind die Ebenen der S. gegen einander geneigt, ſo entſteht von einem dazwiſchen ſtehenden Gegenſtande nur eine endliche Anzahl von Bilder, denn damit die vom erſten S. reflektirten Strahlen im zweiten ein Bild geben, müſſen ſie ſo auffallen, als kämen ſie von einem Punkte her, der ſo gelegen iſt, daß eine von ihm auf den zweiten S. gezogene, ſenkrechte Linie durch die ſpiegelnde Ebene geht, eine Bedingung, welche nur $(n-1)$ mal Statt findet, wenn der Neigungswinkel der S. $\frac{360}{n}$ Grade enthält. Deshalb geben ſolche Winkelſpiegel von einem Gegenſtande auch nur $(n-1)$ Bilder. Dieſe erſcheinen ſymmetriſch rings um die Axe der S. geordnet und gewähren nicht ſelten einen ſehr überraſchenden Anblick, den man ſich durch eine artige Vorrichtung, nämlich durch das ſogenannte **Kaleidoſkop** am leichteſten verſchaffen kann.

Sphäriſche S. Die ſphäriſch gekrümmten S. ſind entweder Konkav- oder Konvexſpiegel, je nachdem die hohle oder die erhabene Seite ſpiegelt. Es ſey AB (Fig. 2) der Durch-

Fig. 2.



ſchnitt eines ſphäriſchen Hohlſpiegels, C der Mittelpunkt ſeiner Krümmung. Iſt S in der Axe des S.s ein leuchtender Punkt, ſo wird er einen Lichtkegel auf dieſen ſenden, wovon hier nur zwei Strahlen betrachtet werden ſollen, nämlich der durch den Mittelpunkt C gehende SCD, den man Hauptſtrahl nennt, und ein anderer SE. Da das Einfallsloth auf D der Halbmeſſer CD iſt, ſo muß SCD nach DS zurückge-

worfen werden, während SE, zu dem das Einfabsloth EC gehört, durch Reflexion die Richtung EF bekommt, welche durch den Winkel CEF = CES beſtimmr wird. Die Lage des reflektirten Strahles EF gegen den Hauptſtrahl SD findet man unter der Vorausſetzung, daß der Winkel DSE ſehr klein iſt, auf folgende Weiſe: es ſey $CD = 2p$, $SD = a$, $FD = \alpha$ und man nehme der erwähnten Vorausſetzung gemäß an, daß $SE = SD = a$ und $EF = FD = \alpha$ ſey; ſo iſt $SE : EF = SC : CF$ oder $a : \alpha = a - 2p : 2p - \alpha$ mithin $a(2p - \alpha) = \alpha(a - 2p)$, hieraus $\frac{\alpha a}{a + \alpha} = p$ und $\frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p}$ oder $\frac{1}{\alpha} = \frac{1}{p} - \frac{1}{a}$, die bekannte, ſchon bei Brennſpiegel bewieſene katoptriſche Formel. Dieſer Ausdruck gilt offenbar für alle Strahlen, die mit dem Hauptſtrahle denſelben, aber ſehr kleinen Winkel bilden, mithin für einen hohlen Lichtkegel von unendlich kleiner Dicke, deſſen Axe der Hauptſtrahl iſt; allein ſelbſt für alle Strahlen, die mit SD etwas verſchiedene Winkel machen, wird der Werth von α dem obigen gleich angenommen werden können, wenn die Winkel überhaupt nur klein ſind, und es werden daher alle Strahlen nach ihrer Reflexion gegen den Hauptſtrahl dieſelbe Lage haben. Nur mehr divergirende Strahlen bekommen eine von dieſer abweichende Lage gegen den Hauptſtrahl, und der Vereinigungspunkt von zweien ſich ſchneidenden Strahlen liegt in einer Fläche von eigener Krümmung, die man kauſtiſche Fläche nennt. Die herzförmige, lichte Linie, die man innerhalb eines cylindriſchen Glasgefäßes oder eines Ringes bemerkt, wenn es ſtark beleuchtet iſt, zeigt die Geſtalt eines Durchſchnittes dieſer Fläche und heißt Cardioide. Für einen von der Axe nicht allzuweit entfernt liegenden Punkt gilt in aller Schärfe, daß die Koordinaten dieſes Punktes ſich verhalten, wie dieſelben Linien für die Spitze des entſtehenden reflektirten Lichtkegels. Aus obiger Formel leitet man leicht folgende Reflexionsgeſetze für Hohlſpiegel unter der genannten Vorausſetzung ab: für $a = \infty$ iſt $\alpha = p$, d. i. Strahlen, die von einem unendlich weit entfernten Punkt auf den Hohlſpiegel auffallen, mithin parallel ſind, vereinigen ſich nach der Reflexion im Hauptſtrahle in einer dem halben Radius gleichen Entfernung vom S. Dieſer Vereinigungspunkt paralleler Strahlen heißt Brennpunkt (focus), ſeine Entfernung vom S. Brennweite, weil man in dieſem Punkte brennbare Körper mittelſt des Sonnenlichtes anzünden kann, ein Umſtand, der dem Hohlſpiegeln auch den Namen Brennſpiegel erworben hat. Je kleiner a, deſto größer wird α, d. iſt, je mehr ſich der leuchtende Punkt dem S. nähert, oder je divergirender die Strahlen auffallen, deſto mehr entfernt ſich der Vereinigungspunkt der Strahlen vom S. Für $a = 2p$, wird auch $\alpha = 2p$, mithin fällt der Vereinigungspunkt der reflektirten Strahlen mit dem leuchtenden Punkte zuſammen, wenn ſich letzterer im Mittelpunkte der Krümmung befindet. Iſt $a < 2p$, ſo iſt $\alpha > 2p$, d. h. befindet ſich der leuchtende Punkt innerhalb des Mittelpunktes der Krümmung, ſo fällt der Vereinigungspunkt der Strahlen außer dieſen Mittelpunkt. Für $a = p$ wird $\alpha = \infty$, mithin vereinigen ſich die Strahlen, welche vom Brennpunkte ausgehen, nach ihrer Reflexion erſt in einer unendlich großen Entfernung vom Spiegel, d. h. ſie werden gleichlaufend. Wird $\alpha < p$, ſo bekömmt man für α einen negativen Werth, d. h. iſt der leuchtende Punkte innerhalb des Brennpunktes, ſo werden ſeine Strahlen ſo reflektirt, als kämen ſie von einem Punkte hinter dem S. her, oder ſie werden divergirend. Die durch Reflexion in einem Punkt vereinigten Strahlen, gehen von dieſem Punkte ſo aus, als befände ſich dort der leuchtende Punkt, der ſie auf den S. ſendet. Man muß daher in dieſem Vereinigungspunkte ſein Bild ſehen. Ja ſelbſt ſolche Strahlen, die durch Reflexion nur eine ſolche Richtung bekommen, als kämen ſie von einem Punkte her, wenn ſie ſich auch nie vereinigt haben, müſſen in uns dieſelbe Empfindung erregen, als wenn ſie wirklich davon herkämen, und deshalb ſieht man auch in dieſem ſcheinbaren Vereinigungspunkte ein Bild. Aus dieſem folgt, daß in einem Hohlſpiegel nur dann ein Bild entſteht, wenn ſich der leuchtende Punkt nicht in dem Brennpunkte befindet, und daß dieſes Bild vor dem S. erſcheint, ſo lange der leuchtende Punkt außer der Brennweite iſt, hingegen hinter demſelben, wenn er ſich innerhalb der Brennweite befindet. Daß durch dieſe Geſetze zugleich der Ort des Bildes eines ausgedehnten Gegenſtandes gegeben iſt, verſteht ſich wohl von ſelbſt. So lange das Bild eines Gegenſtandes vor dem Hohlſpiegel erſcheint, iſt es immer verkehrt, es wächſt an Ausdehnung, ſo wie es ſich vom S. entfernt, und kann daher größer oder kleiner ſeyn, als der Gegenſtand. Iſt nämlich AB (Fig. 3, 4)

Fig. 3, 4.

der Durchſchnitt eines Hohlſpiegels, C der Mittelpunkt ſeiner Krümmung, DE ein leuchtender Gegenſtand, ſo erſcheint D in dem Punkte e des Hauptſtrahles DCG, und E im Punkte d des Hauptſtrahles ECA; die Bilder der zwiſchen D und E gelegenen Punkte liegen zwiſchen e und d, ſo daß de das ganze Bild von DE vorſtellt, welches offenbar vor AB und verkehrt erſcheint. Zur Beſtimmung der Größe von de kann man ohne Fehler annehmen $de : DE = Cd : EC$ oder $\frac{de}{DE} = \frac{Cd}{EC}$. Von dieſem kann man ſich auch auf dem Erfahrungswege überzeugen, indem man eine brennende Kerze einem Hohlſpiegel immer mehr und mehr nähert, und ihr Bild mit weißem Papier auffängt. Sobald das Bild hinter dem Spiegel erſcheint, iſt es immer aufrecht und übertrifft den Gegenſtand an Größe; denn für dieſelbe Bedeutung von AB, C, und

Digitized by Google

unter der Vorausſetzung, daß de der innerhalb der Brennweite befindliche Gegenſtand iſt, erſcheint das Bild d' von d hinter dem S. im Hauptſtrahle Cdd', und das von e im Punkte e' des Hauvtſtrahls Cee', mithin iſt das ganze Bild von de, d'e', weiches offenbar aufrecht ſteht, und größer iſt als de.

Konvexſpiegel. Nimmt man in dem für einen Hohlſpiegel entwickelten Ausdruck p negativ, ſo entſteht daraus die Formel:

$$\frac{1}{\alpha} = -\frac{1}{p} - \frac{1}{a} = -\left(\frac{1}{p} + \frac{1}{a}\right)$$

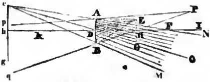
aus der man die Lage des von einem Konvexſpiegel reflektirten Strahles gegen ſeinen Hauptſtrahl ableiten kann. Man erſieht daraus leicht, daß für jeden poſitiven Werth von a der Werth von α verneinend ausfällt, und daß daher Strahlen, die von einem leuchtenden Punkte auf einen Konvexſpiegel fallen, ſo reflektirt werden, als kämen ſie von einem Punkte hinter dem S. her. In dieſem Punkte erſcheint daher ſein Bild. Da α größer wird, je größer p und a iſt, ſo muß die Entfernung dieſes Bildes vom S. deſto größer auffallen, je weiter der leuchtende Punkt vom S. entfernt, und je größer der Halbmeſſer der Krümmung des S.s iſt. Das Bild eines leuchtenden Gegenſtandes, das ein Konvexſpiegel macht, muß dieſem gemäß auch hinter ihm entſtehen. Es erſcheint aufrecht und verkleinert, letzteres deſto mehe, je näher es am Spiegel des Centrums erſcheint. Denn iſt $\alpha\beta$ (Fig. 3 u. 4) ein Durchnitt eines Konvexſpiegels, C der Mittelpunkt ſeiner Krümmung, DE ein leuchtender Gegenſtand, und erſcheint das Bild von D im Punkte d des Hauptſtrahles DC, das von E im Punkte ε ſeines Hauptſtrahles EC, ſo kann $\delta\varepsilon$ das Bild von DE vorſtellen, und man kann die Proportion annehmen

$$\delta\varepsilon : DE = dC : DC.$$

Außer dieſen zwei Arten S. gibt es noch cylindriſche und komiſche S., die aber mehr zur Beluſtigung als wiſſenſchaftlichen Erörterungen dienen. Man erhält dadurch ſehr ſchöne optiſche Anamorphoſen und laſſen wie die vorigen eine mathematiſche Theorie zu, wie bereits unter Art. Anamorphoſen und Cylinderſpiegel geſchehen. Die oben zwei optiſchen Geſetze über S. ſind jedoch ſo allgemeiner Natue, daß zu einem S. eine krumme Fläche, welche man will, genommen werden, doch ſtets der ausgehende Strahl mit der Auffallsebene denſelben Winkel bilden muß, wie der auffallende Lichtſtrahl, und es gilt daher nur, um bei einer nach einem beſtimmten Geſetz gekrümmten, zu einem S. verwendeten Fläche an dem Auffallspunkt des Lichtſtrahles eine Tangente anzulegen, um jene Winkel davon zu zeichnen.

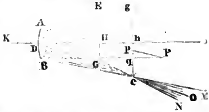
Spiegelbilder. Dieſes algebraiſche, nicht Jedem zugängliche Verfahren erläutern wir durch einige Konſtruktionen, Zeichnungen und folgen hierbei der klaren Darſtellung: E. G. Fiſchers in ſeinem phyſikaliſchen Handbuch (Berlin 1830), die nach Rob. Smiths „System of Optiks", Cambridge 1750, von dem genannten Verfaſſer etworfen wurde. Die erſte Vorausſetzung iſt: daß das von einem Punkte kommende und vom S. reflektirte Licht allezeit die Geſtalt eines Kegels habe, deſſen Spitze daher nothwendig wieder irgendwo in dem reflektirten Hauptſtrahle liegen muß. Die zweite iſt: daß die Spitzen dieſer Kegel, als die optiſchen Bilder einzelner ſtrahlender Punkte, gegen einander eine ähnliche Lage haben, wie die einzelnen Punkte des Gegenſtandes ſelbſt: woraus folgt, daß, wenn ein Gegenſtand durch eine auf der Axe ſenkrechte Linie vorgeſtellt wird, auch ſein Bild eine Linie von ſolcher Stellung ſey. Zu mehrer Deutlichkeit betrachte man die drei Figuren 5, 6, 7. In allen dreien iſt AB der Durchſchnitt eines S.s, D der optiſche Mittelpunkt, DJ die Axe, E ein ſtrahlender Punkt, alſo ED der einfallende Hauptſtrahl. In allen dreien iſt ferner angenommen EDH = HDO; daher iſt die unendiche DO die Richtung des reflektirten Hauptſtrahls, worin die Spitze des reflektirten Kegels, alſo das optiſche Bild des Punktes E, liegen muß. In Fig. 5 iſt angenommen, daß das zurückſtrahlende Licht FABM ſo

Fig. 5.



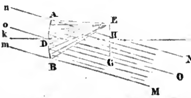
divergiee, daß ſich die rückwärts verlängerten Strahlen in e ſchneiden. Hier iſt alſo das optiſche Bild von E. Auf ähnliche Art hat der ſtrahlende Punkt H ſein optiſches Bild in h, und der ganze Gegenſtand EG ſein Bild in eg, weiches alſo unter den gemachten Vorausſetzungen hinter dem S., entfernter, vergrößert und aufrecht ſteht. In Fig. 6 iſt das reflektirte Licht AeB

Fig. 6.



als konvergirend angenommen. Das optiſche Bild von E liegt in e, von wo aus das Licht MeN wieder divergirt. Das Bild des ganzen Gegenſtandes EG iſt eg; alſo hier vor dem S. in freier Luft, entfernter, vergrößert, aber verkehrt. In Fig. 7 wird angenommen, daß das reflektirte Licht NABM parallel ſey. Denkt man ſich nun die äußerſten Strahlen Na und Mm auf beiden Seiten ohne Enden verlängert, ſo iſt bekannt, daß man mit gleichem Rechte ſagen kann, entweder, ſie treffen nirgend, oder ſie treffen auf der rechten oder linken Seite in unendlicher Entfernung zuſammen. Daher kann man auch mi

Fig. 7.

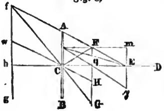


gleichem Rechte ſagen, der Punkt E habe gar kein optiſches Bild, oder es liege vor dem S. in unendlicher Ferne unter der Axe, oder endlich, es liege in unendlicher Ferne hinter dem S. über der Axe. Desgleichen: der ganze Gegenſtand EG habe kein Bild, oder ein verkehrtes vor oder ein aufrechtes hinter dem S., beide in unendlicher Entfernung. Das optiſche Bild eines Punktes kann man nicht, wie den ſtrahlenden Punkt ſelbſt, von allen Seiten ſehen, ſondern nur innerhalb der von ihm ausgehenden kegelförmigen Lichtmaſſe. Auch muß das Auge vom Bilde mindeſtens in der Entfernung des deutlichen Sehens ſtehen, und zwar auf derjenigen Seite, wohin die Strahlen gehen. Daher kann man auch von den optiſchen Bildern aller der Gegenſtände, die ihr Licht auf einen S. werfen, nur ſo viel ſehen, als innerhalb eines kegelförmigen Raumes liegt, deſſen Spitze das Auge, und deſſen Grundfläche der S. iſt. Befinden ſich die optiſchen Bilder vor dem S. in freier Luft, ſo kann der Beobachter der Täuſchung nicht entgehen, als ob ſie im S., oder vielmehr hinter demſelben wären. In Fig. 5 kann ein Auge das Bild e nur dann ſehen, wenn es ſich irgendwo zwiſchen den Linien AF und BM befindet, z. B. in O, nur muß die Entfernung Oe nicht kleiner ſeyn, als die Weite des deutlichen Sehens. Ein Auge in P wird von allen Strahlen des kegelförmigen Raumes FABM keinen bekommen, alſo auch e nicht ſehen. Will man alſo wiſſen, wie viel etwa ein Auge von den optiſchen Bildern, die ſich in der Gegend eg befinden (d. h. von den Bildern derjenigen Gegenſtände, die ſich in der Gegend EG befinden), ſehen möchte, ſo ziehe man aus P durch A und B Linien Pp, Pq, bloß was zwiſchen dieſen liegt, kann ein Auge in P ſehen. In Fig. 6 würde ein Auge das optiſche Bild e nur ſehen, wenn es ſich etwa in O innerhalb des Kegels MeN befände, und Oe wenigſtens der Weite des deutlichen Sehens gleich wäre. Ein Auge in P würde alſo von e nichts ſehen, und zieht man PA und PB, ſo begreift man leicht, daß das Auge in P von allen in der Gegend eg befindlichen Bildern nichts ſehen würde, als das kleine Stück pq. Dieſes iſt ein Fall, wo eine optiſche Täuſchung in der Beurtheilung der Entfernung deſſen, was man ſieht, unvermeidlich iſt. Denn da der Beobachter weiß, daß ſich in der Gegend eg nichts Körperliches befindet, und er doch, gegen den S. hinblickend, etwas erblickt, was wie körperlich ausſieht, aber dieſes gerade, wie bei einem ebenen S., nur ſo weit als der Umfang des S.s reicht, ſo verſetzt die Einbildungskraft (ohne unſer Bewußtſeyn) das Geſehene in den S., oder hinter denſelben; wozu noch kommt, daß diejenigen Umſtände, von welchen ſonſt unſer Urtheil über Entfernung abhängt, hier größtentheils ihre Dienſte verſagen. Doch gibt es einige Kunſtgriffe, wodurch man anſchaulich machen kann, daß ſolche optiſche Bilder in der That außer dem S. liegen. Wir begnügen uns, hier nur das bekannte Spielwerk zu erwähnen, von welchem der Ausdruck Spiegelgefecht ſeinen Urſprung hat. In Fig. 7 kann eigentlich ein Auge, wenn es gegen den S. ſieht, von keinem einzigen Punkte des Gegenſtandes EG ein deutliches Bild ſehen, es ſtehe, wo man will. Und dieſes um ſo weniger, da es den Anblick eines ſehr entfernten Gegenſtandes hinter dem S. zu erwarten hat. Daher ſieht es auch nichts als einen verworrenen Lichtſchein auf dem S. Es gibt eine ſehr leichte und einfache Methode, die Lage und Größe eines optiſchen Bildes, alſo die ganze Erſcheinung, welche ein ein S. gibt, durch eine geometriſche Zeichnung zu beſtimmen, wenn die Brennweite des S.s gegeben iſt, der ſtrahlende Gegenſtand aber durch eine kleine Anzahl ſenkrechte Linie vorgeſtellt wird, deren an ſich willkürliche Größe am bequemſten der Breite des S.s gleichgenommen, und ſo geſtellt wird, daß ſie, ſo wie der Durchſchnitt des S.s ſelbſt, durch die Axe halbirt wird. Sie beruhet auf den ſchon im Vorigen erörterten beiden Sätzen, 1) daß das von einem ſtrahlenden Punkte kommende, und von dem S. reflektirte Licht allezeit Kegelgeſtalt hat, und daß die Spitze des Kegels das optiſche Bild des Punktes iſt; 2) daß, wenn der Gegenſtand durch eine auf der Axe ſenkrechte Linie vorgeſtellt wird, ſein optiſches Bild auch eine ſolche iſt. Aus 1) folgt, daß man die Stelle, wo ſich ein Punkt optiſch abbildet, finden könne, wenn man nur die Lage von nicht mehr als zwei reflektirten Strahlen deſſelben kennt; und dieſe kennt man, wenn die Brennweite bekannt iſt. Denn einmal iſt die Lage des reflektirten Hauptſtrahls, wie ſchon im Vorigen gezeigt worden, leicht zu finden, und dann weiß man, daß ein der Axe paralleler Strahl allezeit nach dem Brennpunkte reflektirt wird. Wo ſich dieſe beiden Strahlen ſchneiden, da liegt die Spitze des reflektirten Kegels, alſo das geſuchte optiſche Bild des Punktes. Sucht man nun auf dieſe Art das Bild von einem Punkte, der höchſtens um die halbe Breite des S.s von der Axe entfernt iſt, und zieht aus demſelben eine winkelrechte Linie durch die Axe, ſo ſtellt dieſe nach dem obigen zweiten Satze das Bild des ganzen Gegenſtandes und die Lage deſſelben dar. Zur Erläuterung deſſelben betrachte man nochmals Fig. 5. Der Gegenſtand iſt durch die auf der Axe winkelrechte Linie EG vorgeſtellt, und zwar ſo, daß EH = HG = der halben Breite DA oder DB des S.s iſt. Betrachtet man nun den äußerſten Punkt E, ſo wird ſein Hauptſtrahl ED durch den Punkt G nach O hingeworfen. Iſt nun F der Brennpunkt, ſo wird der der Axe parallele Strahl EA durch den Brennpunkt F nach N hin reflektirt. Dieſe beiden Strahlen (DO und AN) divergiren, und müſſen alſo rückwärts verlängert werden, um den Durchſchnitt ihrer Richtungen e zu finden. Hier iſt

alſo das optiſche Bild von E. Fällt man nun aus e die eg, ſo iſt dieſr das optiſche Bild von EG. Dieſer eben ſo ſinnrrichen als einfachen Methode hat ſich, ſo viel bekannt iſt, zuerſt Robert Smith in ſeinem System of Optiks, Cambridge 1750 bedient, welches Werk auch jetzt noch wiſſenſchaftlichen Werth hat. Käſtnrr hat dieſes Wrrk unter dem Titel „Lehrbegriff der Optik“, Altenburg 1755 überſetzt, oder vielmehr umgearbeitet, da er überall Formeln ſtatt Konſtruktionen gibt, die aber den eigenthümlichen Charakter des Werkes vernichten, und nicht ſo einfach und nett ſind, daß ſie den Mangel der Zeichnungen erſetzen könnten.

Erſcheinungen durch Sammelſpiegel. Da die beſchriebene Zeichnungsart die Brennweite als bekannt vorausſetzt, ſo wollen wir zuerſt zeigen, wie dieſe für den gegenwärtigen Zweck hinlänglich genau gefunden werden könne. Man halte den S. ſo gegen die Sonne, daß die Strahlen derſelben möglichſt ſenkrecht auffallen. Dann entſteht im Brennpunkte ein kleines verkehrtes Sonnenbild, deſſen Entfernung vom S. man alſo zu meſſen hat. Daß man das reflektirte Sonnenlicht mit einem ſchmalen Stäbchen, etwa von Eiſen, auffangen müſſe, iſt leicht einzuſehen. Es darf nicht viel Schatten auf den S. werfen; auch kann man nicht füglich eine brennbare Materie, z. B. Holz, dazu nehmen. Noch etwas genauer findet man die Brennweite, wenn man den ganzen S. mit einer Scheibe von Papier bedeckt, auf dieſer einen Durchmeſſer zieht, und in der Mitte jedes der beiden Halbmeſſer ein kleines Loch macht. Hält man den S. dann gegen die Sonne, ſo werden durch die beiden Löcher nur zwei dünne Cylinder oder Kegel von Licht gegen die Axe reflektirt. Wo dieſe ſich ſchneiden, da iſt der Brennpunkt. Kennt man den Halbmeſſer des S.s (und dieſen muß der Künſtler, der ihn verfertigt hat, ſehr genau angeben können), ſo bedarf man dieſes Verfahrens nicht, da vorhin gezeigt worden, daß die Brennweite dem halben Halbmeſſer gleich iſt. Es ſind drei Fälle einzeln zu betrachten. Der Gegenſtand ſtehet entweder 1) innerhalb der Brennweite, oder 2) im Brennpunkte, oder 3) außerhalb der Brennweite. Im erſten Falle zeigt ſich ein vergrößertes und aufrechtes Bild hinter dem S. Im zweiten Falle iſt es verſchwunden oder unendlich entfernt. Im dritten zeigt es ſich verkehrt vor dem S. außerhalb der Brennweite. Es ſey AB (Fig. 8) ein Sammelſpiegel, C der optiſche Mittelpunkt, E der Brennpunkt. Innerhalb der Brennweite CE ſtehe der

Fig. 8.

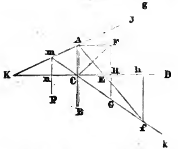


Gegenſtand FG ſenkrecht auf der Axe des S.s, und wird nach G, ein mit der Axe paralleler Strahl FA aber wird nach E reflektirt. Erweislich iſt unter den gemachten Vorausſetzungen Winkel DCG > CEA; daher divergiren die reflektirten Strahlen ſich in f u. vereinigen das optiſche Bild von F. Zieht man alſo fg winkelrecht durch die Axe, und macht hg = hf, ſo iſt fg das optiſche Bild von FG. Es iſt größer und entfernter als der Gegenſtand, hat aber mit demſelben eine gleiche (nämlich eine aufrechte) Lage. Dieſe Erſcheinung bleibt im Weſentlichen dieſelbe, der Gegenſtand FG ſtehe innerhalb der Brennweite, wo man will; nur wird das Spiegelbild fg kleiner und rückt näher an den S., wenn FG ſich dem S. nähert. Das Gegentheil geſchieht, wenn ſich FG entfernt. Der Punkt f aber bleibt bei allen Veränderungen in der unveränderlichen Linie Af. Will man ſich von der Richtigkeit dieſer Ergebniſſe durch einen Verſuch überzeugen, ſo darf man nur einen Sammelſpiegel nahe vor das Geſicht halten und ſich ſelbſt darin betrachten, od. auch das Bild einer nahe vor dem S. aufgeſtellten Lichtflamme. Eben dieſe Erſcheinung iſt das einfachſte und ſicherſte Mittel, einen Sammelſpiegel auf den erſten Blick v. einem Zerſtreuungsſpiegel zu unterſcheiden. In derſelben Figur ſtehe der Gegenſtand FG wie mγ im Brennpunkte E. Der Hauptſtrahl FC wird nach CG, der parallele mα nach αE geworfen. Betrachtet man CA als gerade und ſenkrecht, alſo mαCE als ein Rechteck, ſo iſt leicht zu erweiſen, daß Cγ und αE parallel ſind. Daher iſt eigentlich nirgends ein Bild von mγ, oder man darf auch ſagen, entweder, das Bild ſey hinter dem S. unendlich entfernt, unendlich groß und aufrecht, oder es ſey vor dem S. unendlich entfernt, unendlich groß, aber verkehrt. Stellt man eine Lichtflamme in den Brennpunkt, ſo ſieht man im S. nichts als einen geſtaltloſen Lichtſchein, und vor dem S. an der gegenüberliegenden Wand eben ſo einen hellen Schein ohne deutliche Umriſſe. Da das reflektirte Licht einer Lichtflamme, die im Brennpunkte oder auch ein wenig näher bei dem S. ſteht ſich im Fortgang nur wenig ausbreitet, ſo kann man einen hellen Schein dadurch auf beträchtliche Weiten fortpflanzen. Ein zu dieſem Zweck benutzter S. heißt ein Erleuchtungsſpiegel (Reverbere). Man macht ihn in dieſer Abſicht möglichſt breit, alſo ſtark gekrümmt; auch erfordert er keine ſo genaue Bearbeitung und Politur, als wenn man deutliche Bilder zu erhalten ſucht. Steht endlich der Gegenſtand FG (Fig. 8) außer dem Brennpunkt E, ſo wird wieder der Hauptſtrahl FC nach CG, der parallele Fα nach αE reflektirt. Dieſe Strahlen (CG u. αE) konvergiren vor dem S., wie ſich leicht aus Vergleichung der Wechſelwinkel αEC und ECG beweiſen läßt. Verlängert man ſie alſo, bis ſie ſich in f ſchneiden, zieht fg winkelrecht und macht hg = hf, ſo iſt fg das optiſche Bild von FG, welches allezeit die umgekehrte Lage von FG hat. Was aber die Größe und Entfernung betrifft, ſo ſind die Veränderungen derſelben leicht zu überſehen, wenn man nur bemerkt, daß die Lage des Strahles Af unveränderlich iſt, und daß f allezeit in dieſer Linie liegt. Iſt FG nahe am

Brennpunkte, ſo iſt das Bild ſehr entfernt und groß; ſteht FG gerade in der doppelten Brennweite, ſo fällt Bild und Gegenſtand zuſammen; ſteht endlich FG außer der doppelten Brennweite, ſo rückt dao Bild immer näher zum Brennpunkt E, und wird alſo kleiner als der Gegenſtand. Rückt man den Gegenſtand in eine unermeßliche Ferne hinaus, ſo fällt das Bild als ein bloßer Punkt in E zuſammen, wofern der Gegenſtand ſo klein iſt, daß er dem bloßen Auge nur (wie ein Fixſtern) als ein bloßer Punkt erſcheinen würde, weil dann alle Strahlen, die auf den S. fallen, als parallel zu betrachten ſind. Erſcheint er aber (wie Sonne und Mond) noch unter einem meßbaren Winkel, ſo hat auch ſein im Brennpunkt entſtehendes Bild noch eine meßbare Größe. Hierauf gründet ſich die früher gegebene Beſtimmung der Brennweite. Will man ſich durch die Beobachtung von der Richtigkeit dieſer Erklärungen überzeugen, ſo kann zwar der Beobachter, wenn er in der nöthigen Entfernung hinter fg ſteht, einen Theil dieſeo Bildes ſehen; aber es trifft dabei allezeit die ſchon oben erörterte Täuſchung ein, als ob ſich das verkehrte Bild, welches man ſieht, im S. oder hinter demſelben befände. Iſt aber das Bild nur ſtark genug erleuchtet, und man hält eine weiße Flache an die Stelle deſſelben, ſo daß die Spitzen der reflektirten Kegel auf die Fläche fallen, ſo zeigt ſich das Bild deſto deutlicher auf derſelben, je genauer man durch Probiren die Stelle des Bildes getroffen hat. Dieſes beweiſet nicht nur auf eine unzweideutige Art die Richtigkeit der oben gemach en Vorausſetzung, daß das reflektirte Licht, ſo fern es von einem Punkte des Gegenſtandeo kommt, kegelförmige Geſtalt habe, weil die Entſtehung eines ſolchen Bildes auf der auffangenden Flache nur unter dieſer Vorausſetzung denkbar iſt. Die negative Brennweite eines Zerſtreuungsſpiegels läßt ſich nicht unmittelbar meſſen, aber durch ein ähnlicheo Verfahren als oben mittelbar finden. Man bedeckt nämlich den ganzen S. mit einer Scheibe von Papier, zieht auf dieſer einen Durchmeſſer und macht in der Mitte jedes der beiden Halbmeſſer ein kleines Loch. Dann nimmt man einen ſchmalen geraden Stab, trägt auf dieſen die Entfernung der Mittelpunkte beider Löcher zweimal auf und bezeichnet deutlich die Endpunkte dieſer verdoppelten Entfernung. Dann hält man den S. gegen die Sonne, ſo kommen aus beiden Löchern zwei dünne Cylinder oder Kegel von reflektirten Strahlen, die ihre Richtung von dem Brennpunkte her haben, alſo aus einander laufen. Man ſucht nun dies reflektirte Licht mit dem Stabe aufzufangen, und wenn die beiden dann ſichtbar werdenden Lichtkreiſe ſich auf den Endpunkten der abgemeſſenen Linie befinden, alſo doppelt ſo weit alo die Löcher entfernt ſind, ſo iſt die Entfernung des Stabeo vom S. der Brennweite deſſelben gleich, wie man ſich durch Hülfe einer kleinen Zeichnung leicht deutlich machen wird. Es iſt leicht einzuſehen, daß dieſe Methode keine große Genauigkeit verſpricht. Es iſt aber für die meiſten Zwecke völlig hinreichend, die Brennweite nur ungefähr kennen zu lernen.

Erſcheinungen durch Zerſtreuungsſpiegel. Die Erſcheinungen, welche der Zerſtreuungsſpiegel zeigt, wenn ein wirklicher ſtrahlender Gegenſtand vor ihm ſteht, ſind viel einfacher, als bei einem Sammelſpiegel. Der Gegenſtand ſtehe, wo man will, ſo befindet ſich ein Bild allezeit hinter dem S., es iſt aufrecht und kleiner, als der Gegenſtand, und zwar um deſto kleiner, je entfernter der Gegenſtand iſt. Seine Stelle aber hat es in jedem Falle zwiſchen dem S. und ſeinem Brennpunkte, dem es immer näher rückt, je entfernter der Gegenſtand iſt. Bei unverhältnißmäßig großer (eigentlich unendlicher) Entfernung iſt es im Brennpunkt ſelbſt. In Fig. 9

Fig. 9.



ſtellt AB einen auf ſeiner konvexen Seite polirten S. vor; der optiſche Mittelpunkt iſt C; der negative Brennpunkt in E und FG der ſtrahlende Gegenſtand. Der Hauptſtrahl FC wird nach G geworfen, der parallele FA in der Richtung AI, als käme er aus K. Daß AI und CG divergiren, iſt unmittelbar klar. Verlängert man beide rückwärts, ſo ſchneiden ſie ſich in m, und zieht man mn, ſo daß mn = np wird, ſo iſt mp das optiſche Bild von FG, und es iſt offenbar ſo beſchaffen, wie es die gegebene Erörterung beſtimmt. Rückt man FG näher zum S., ſo rückt auch das Bild näher und wird größer. Entfernt man FG, ſo erfolgt das Umgekehrte. Aber wo auch FG ſtehe, das Bild f ſeines äußerſten Punktes bleibt immer in der unveränderten Linie km, ſo daß endlich, bei ſehr großer Entfernung des Gegenſtandes, das Bild in den Brennpunkt ſelbſt fällt. Wäre der Gegenſtand ſo klein, daß ihn das Auge nur als einen Punkt ſähe, ſo würde auch ſein Bild nur ein Punkt in k ſeyn. Erſcheint er aber dem Auge unter einem meßbaren Winkel, ſo hat auch das Bild einen wahrnehmbaren Durchmeſſer. Hält man daher einen ſolchen S. gegen die Sonne, ſo erblickt man in k ein kleines aufrechtes Sonnenbild. Wir müſſen hiebei noch einer optiſchen Täuſchung erwähnen, welche nicht leicht einem Beobachter entgehen kann. Betrachtet man eine ganze Landſchaft in einem ſolchen S., ſo erblickt man in demſelben gleichſam ein Miniaturgemälde der Gegend. Aber man wird ſich ſchwerlich überreden können, daß die ſämmtlichen Bilder, die man ſieht, in keiner größeren Entfernung hinter dem S. liegen, als der Brennpunkt. Ueber paraboliſche, elliptiſche, hyperboliſche S. ſ. Brennſpiegel.

Digitized by Google

Literatur. A. Burja, Anleitung zur Optik, Dioptrik, Katoptrik, Berl. 1795; — Euler, Dioptrica, Petersb. 1769—71; — Gutsmuths, Mechaniſche Beſchäftigungen oder praktiſche Anweiſung zum Schleifen optiſcher Gläſer, Leipz. 1807; — Häfeler, Theorie der ſphäriſch gekrümmten S., Münſter 1775; — Herſchel, Beſchreibung des vierzigfachen Teleskops, überſetzt von Geißler, Leipz. 1799; — Hugenii, Proctatus delamire, Leyden 1691; — Kepler, Dioptrice, Augsb. 1511; — Klügel, Analytiſche Dipotrik, Leipz. 1775; — Newton, Optik, or a treatise of the reflexions, refractions etc., Lond. 1704; — Käſtner, Catoptricae analyticae specimen de focis et aberrationibus, Leipz. 1751; — Frauenhofer, Beſtimmung des Brechungs- und Farbenzerſtreuungsvermögens verſchiedener Glasarten ꝛc., 1816; — Mayer, De refractionibus objector. terrestrium, Gött. 1890; — Meinke, Ueber die parobyliſchen Reflektoren und deren Anwendung zu Signalen, Hamb. 1803.

Spiegel (Sittengeſch.). Die im gewöhnlichen Leben gebräuchlichſten S. ſind die Planſpiegel von Glas. Ueber das techniſche Verfahren bei der Spiegelfabrikation ſ. Glas, S. 1146 ff. Wir theilen hier nur noch folgende handelsſtatiſtiſche u. geſchichtliche Notizen mit. Man verkauft die S. meiſt nach Zollenhöhe und Breite. Die kleinen S. heißen Judenmaßgläſer. Man unterſcheidet Ganzglas ($^{1}/_{1}$), ferner $^{2}/_{3}$, $^{1}/_{2}$, $^{1}/_{4}$, $^{1}/_{6}$, $^{1}/_{8}$, $^{1}/_{9}$, $^{1}/_{10}$ Judenmaß, ordinär und fein. Die Spiegelfabrikation zu Fürth iſt eine der lebhafteſten in Deutſchland. Ihre Waaren kommen in außerordentlicher Menge unter dem Namen der nürnbergiſchen in den Handel, obgleich in Nürnberg wenig oder nichts davon verfertigt wird. Die Sorten der S., welche zu Fürth gemacht werden, ſind ſehr mannichfaltig, daher wir nur die gangbarſten berühren können. Darunter gehören: die papiernen Feld- und Schieberſpiegel, rothe Borden- und Kalenderſpiegel mit und ohne hölzernen Leiſten, S. in Geſtalt eines Buches, Schubladenſpiegel mit und ohne Karnies oder hölzernen gemalten Leiſten; pflaumbaumene S. von allerlei Art, viereckig mit Aufſätzen und nach Art geſchweifter Toiletten, ſogenannte türkiſche oder gemalte, wie auch emaillirte und glaſirte S., S. mit gemalten Glasrahmen, gelb und weiß in Leiſten. Alle dieſe Sorten werden dutzendweiſe verkauft, haben aber höchſtens nur 9 Zoll brabanter oder Judenmaß. Dieſes 9zollige Glas wird wieder eingetheilt in $^{1}/_{6}$, $^{1}/_{8}$, $^{1}/_{3}$, $^{1}/_{2}$, $^{1}/_{4}$, $^{3}/_{8}$, $^{1}/_{2}$, $^{2}/_{3}$ und $^{3}/_{4}$ Glas und ſo wird die Waare auch beſtellt und verſchrieben. Nachſtehende Sorten aber werden paarweiſe erlaſſen: S. mit Kryſtall- od. Glaszierrathen, matt und hohlgeſchliffen, belegt als Spiegelglas, wie auch in allen Farben mit ächten ſilbernen und goldenen Blumen; matt und auch erhaben geſchliffene S.; vergoldete à 4 Couleurs, im modernen ſowohl als auch im antiken Geſchmack, en medaillon geſchnitten u. ſ. w.; ähnliche S. mit Gold, dergleichen S. von Nußbaumholz, wie auch ſchwarz gebeizt, mit goldenen Zierrathen, im verſchiedenen Geſchmack. Eine Kiſte belegter Spiegelgläſer mit Facetten enthält 60 Stück. Die kleinſten Gläſer ſind 9 Zoll hoch und 7 Zoll breit; von dieſen koſtet die feine Sorte 12 Thlr $5^{1}/_{3}$ Gr., und die ordinäre 11 Thlr $2^{2}/_{3}$ Gr. in Louisd'or zu 5 Thlr. Die einzelnen Gläſer feiner Sorte fangen mit 10 Zoll Höhe und 8 Zoll Breite an, im Preiſe zu 12 Gr. in Louisd'or und ſteigen bis auf 36 Zoll Höhe und 20 Zoll Breite, im Preiſe zu 22 Thlr. Die bisher genannten S. ſind alle von nürnbergiſchem Glas belegt und mit Facetten. Außer den von fürther Fabrikanten geblaſenen, geſchliffenen und polirten Gläſern kommen noch jährlich für etwa 450,000 Thlr. kleinere Spiegelgläſer, ſogen. Judenmaß, bereits polirt, von den Fabriken des bayeriſchen Waldes nach Fürth und werden dort belegt. Große Spiegelgläſer werden aus Belgien, vielleicht auch aus Frankreich und England bezogen. Der Umſatz in der fürther Waare, große Gläſer ausgenommen, beträgt jährlich 850,000 Thlr. Die zur Zeit noch als hervorragend bekannten deutſchen Spiegelfabriken, welche zum Theil mit den neuen Vorrichtungen und Handgriffen arbeiten, ſind: J. B. Hauptmannsberger zu Viehofen und St. Vincenz in Oeſterreich und Kärnthen, Joh. Ant. Ziegler zu Oſſerhütte in Böhmen, Kinsky zu Bürgſtein, L. H. Goſtorfers Erben in Fürth, Joh. Zephan. Fiſcher ſel. Söhne in Erlangen, C. A. Warmbrun u. Komp. in Zſchernitz bei Muskau. Sonneberg liefert verſchiedene Gattungen kleiner S. und Gläſer, als z. B. Feldſtell-S., Feld-S. mit Goldpapier und hölzerne Schub-S. von Nr. $^{1}/_{2}$, Nr. 000, Nr. 00, Nr. 0, Nr. 1, 2, 3, 4 und 5, von 25 bis auf 110 Kreuzer das Dutzend. Ferner gemalte Magazin-S., dgl. lederne, dgl. pappene mit Gallone und Schubladen, dgl. ohne Schubladen, dgl. mit Karnies, ſowohl mit als auch ohne Schubladen, blecherne Aufſtell-S., ſchwarzgeflammte Rahm-S., braune, auch ſchwarze Karnies- oder Küchen-S., Tollett-S., neuer pariſer Façon, mit gravirter Fontange und dgl. mit Spiegelfontange, dgl. ausgeſchweifte mit braunfournirten Rahmen, dgl. braunfournirte, rundſtabige Rahmen, viereckig, dgl. rundſtäbige mit Fontangen, dgl. abgekröpfte mit Fontangen, dgl. halbſtäbige Rahmen, gelbe Leiſten u. Fontangen, dgl. gleichſtabige Karniesrahmen mit Fontangen, buntgemalte Rahmen mit gelben Leiſten, mit Glasrahmen und Fontangen, mit Emaillerrahmen, Schnitzwerk und vergoldet, mit nußbaumenen Rahmen und vergoldeten Leiſten und Muſcheln, mit dgl. Goldaufſätzen, Untergehängen, Leiſten und Kränzen, dgl. mit Bildhauerrahmen à la moderne, oder auch à l'antique vergoldet à couleurs. Alle dieſe Sorten unterſcheidet man in Nr. $^{1}/_{1}$, $^{3}/_{4}$, $^{2}/_{3}$, $^{1}/_{2}$, $^{1}/_{3}$, $^{1}/_{4}$, $^{1}/_{5}$, $^{1}/_{6}$ und $^{1}/_{8}$. Die letztere iſt die geringſte und wohlfeilſte. Die Spiegelhütte bei Niennover im Hannövriſchen liefert belegte und unbelegte Spiegelgläſer von 9 Zoll brabanter Maß Höhe und 7 Zoll Breite, mit Facetten, welche belegt 8 Gr. koſten, bis auf 65 Zoll hoch und 24 Zoll breit, die auf 232 Thlr. in Louisd'or zu 5 Thlr. zu ſtehen kommen. In Frankreich zählt man unter die vorzüglichſten Spiegelfabriken die folgenden: Die von St. Gobain, einem Dorfe in Soiſſonnais, zwei Meilen von de la Fere, eine der anſehnlichſten

in ganz Europa; ſie beſteht ſchon über 100 Jahre. Man hatte hier die Gläſer bis zum J. 1762 geblaſen; nachher aber veränderte man die Methode und gießt jetzt alle Tafeln. Die Fabrik liefert Spiegelgläſer von ſolcher Größe, Schönheit, Reinigkeit und Sauberheit und von ſo danerhaftem Glaſe, wie keine unter ihren Schweſtern. Man macht da S. von 150 Zoll Höhe und 100 Zoll Breite. Auch die Spiegelgläſer, die zu Tourlaville geblaſen werden, bringt man hierher, wo man ſie polirt und zurichtet. Zu Cherbourg in der Normandie iſt eine berühmte Spiegelfabrik, die ihre Gläſer theils roh, theils ſchon geſchliffen und zugerichtet in allen Gegenden des Reichs, in der Hauptſtadt und auch anderwärts abſetzt. Die Spiegelfabriken zu Murano im Venetianiſchen verſahen ehedem ganz Europa mit ihren Waaren, jetzt aber iſt ihr Vertrieb auf Italien und die Levante eingeſchränkt. Die Spiegelfabrik zu Ildefonſo in Spanien iſt berühmt. Beim Einkauf der S. ſieht man vorzüglich auf die Reinheit und Untadelhaftigkeit des Glaſes, welches vollkommen weiß von Farbe, nicht blau, gelb oder dunkel ſeyn und die Gegenſtände natürlich und nicht verändert darſtellen muß.

Geſchichtliches. Die großen S. der Alten waren entweder beweglich zum Hin- und Herrücken oder an der Wand aufgehängt. Viel gewöhnlicher waren aber Handſpiegel, namentlich für die Toilette der Damen, von ovaler, runder oder eckiger Form, welche die Sklavinnen ihren Herrinnen vorhielten. Das Material war in der Regel Metall; unerwieſen iſt es, daß ſchon in Sidon gläſerne S. verfertigt worden wären. Die Hebräer und die Aegypter hatten S. von Kupfer; Penelope bei Homer hatte angeblich einen von Gold. Früh zeichnete ſich Brundiſium durch bedeutende Spiegelfabriken aus, wo man die S. aus einer Miſchung von Zinn und Erz machte. Der röm. Luxus zog aber bald S. von Silberplatten vor, unter die noch Goldplatten gelegt wurden, weil ſo die Gegenſtände deutlicher hervorzutreten ſchienen; ſelbſt goldene mit Edelſteinen beſetzte S. brauchte man, außerdem gab es eiſerne, eherne ꝛc.; auf die Rückſeite waren mythol. Figuren gravirt. Außerdem dienten die S. zu abergläubiſchen Zwecken, z. B. in Griechenland, um zu ſehen, ob ein Kranker wieder geſund würde. Auch zu Zaubereien und Weiſſagungen dienten die S.; ſo ſoll Salomo und Alexander der Große ſolche S. gehabt haben, durch welche ſie zukünftige Dinge erfahren konnten; auch fabelte man ſpäter von Erd-S.n, in denen man die Zukunft oder ſehr entfernte Gegenſtände, Schätze oder andere Gegenſtände unter der Erde ſehen wollte; beſonders ſollten Kinder bei den Alten, wenn man ihnen ſolche Zauberſpiegel vor die Augen band, Alles ſehen, was man zu wiſſen begehrte. Die Theſſalier ſchrieben Fragen auf einen S. u. die Antwort las man dann in dem Mond, welcher deshalb auf die Erde herabſtieg. Der S. des Dionyſus, gefertigt von Hephäſtus, diente dem Dionyſus, um darin ſein Bild zu ſehen und darnach ihm ähnliche Geſchöpfe hervorzubringen; doch täuſchte dieſer, weil die Kreaturen dem Gotte nicht gleich waren, da ſie in die Sinnenwelt herabſtiegen; daher auch S. auf den Sepulkralurnen vorkommen, die aber Andre als Werke des Luxus anſehen. Ueber den S. des Archimedes ſ. Brennſpiegel. Im 2. Jahrh. gedenkt Alexander Aphrodiſius und im 7. Jahrh. Iſidor von Sevilla beſtimmt der Glasſpiegel, eben ſo Antonius von Padua, Vincenz von Beauvais, Raymondus Lullus im 13. Jahrh. Damals ſchmolz man das Glas, warf gepulvertes Harz oder Kolophonium hinein und ſetzte dann Blei und Spießglanz zu der Miſchung zu, um dem Glaſe ſeine Durchſichtigkeit zu nehmen und es ſchwarz zu machen. Im 13. Jahrh. erfanden aber die Venetianer die geblaſenen S. nnd im 14. Jahrh. die Spiegelfolie und das Amalgamiren; doch waren ihre erſten S. klein und ſchmal (15 Z. hoch). Im J. 1688 erfand der Franzoſe Abr. Thewart die gegoſſenen S. nnd man kannte ſchon S. von 105 und ſpäter gar von 120 Zoll.

Spiegel (Geognoſ. u. Min.), glatte, wie polirt ausſehende Flächen, die namentlich oft an den Gangklüften vorkommen und einer Abſchleifung oder Reibung zugeſchrieben werden. Zuweilen ſind ſie ganz eben, häufiger aber noch geſtreift. Sie ſind jedoch nicht bloß auf die Gangklüfte beſchränkt, ſondern erſcheinen in mancherlei Geſteinen, auch Erzlager durchſchneidend. Beſonders auffallend ſind ſie an metalliſchen Mineralien, dem Bleiglanz in Raibel und Bleiberg, dem Schwefelkies in Agordo. Vorzüglich viele S. hat man aber auch am Dolomit, beſonders mancher Dolomitbreccin der Alpen. Sie kommen am Spatheiſenſtein zu Gebra bei Kitzebüchel in Tyrol, am Rotheiſenſtein zu Pitten in Oeſterreich vor, auch an manchen gemengten Gebirgsgeſteinen, wie am kalkhaltigen Wienerſandſtein; an vielen Alaunſchiefern ſind ſie häufig und werden ſelbſt an Graniten und andern harten Geſteinen angetroffen. Eine eigenthümliche Erſcheinung von S. am Granit iſt beſonders von L. v. Bock (Ueber Granit u. Gneis. Geleſen am 15. Dec. 1842 in der k. priv. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Berlin, 1844) ſtudirt worden. Sie ſondern die Schalen des Granits von einander ab, welche dieſer in koncentriſcher Folge zeigt, indem er in der annähernden Geſtalt von Ellipſoiden hervortritt. Die Granitſchalen liegen nach Sauſſure's Ausdruck wie Stufen übereinander und ſind durch dieſe S. getrennt. Die oft hohe Politurgrade zeigenden S. ſind nicht bloß parallel geſtreift, ſondern zuweilen auch blumigblätterig, wie einige Varietäten der fünfkirchner Kohle. Eine beſondere Art der S. ſind die Gletſcherſchliffe (ſ. d. u. Rutſchflächen).

Spiegel, 1) (Ornithol.), bei den Enten die auffallend gezeichneten Flügeldeckfedern zweiter Ordnung, ſ. Palmipedes. — 2) (Entomol.), die runde zellenleere Trommelhaut am Grunde der Oberflügel der Locuſtinen, welche zu deren Singapparat gehört, ſ. Singapparat und Saltatoria.

Spiegel (in verſchied. Bed.), 1) (Lit.), Buchtitel, von Werken, beſ. pädagog. und moraliſchen, in denen Beiſpiele aus dem Leben als

Digitized by Google

Muſter oder zur Warnung aufgeſtellt ſind, ſ. Fürſtenſpiegel, auch v. Rechtsbüchern, z. B. Sachſenſpiegel, Schwabenſpiegel, ſ. Speculum 2); — 2) (Herald.), S. im Schilde, Abbildungen des Gegenſtandes auf dem Helm; — 3) (Jagdw.), bei dem Reh gleichbedeutend mit Feigen- oder Feuchtblatt; — 4) bei Dammwild der ungefähr 1½ Zoll breite, weiße, außen ſchwarz berandete, das Weidloch rings umgebende Streif; — 5) der weiße Flecken hinten an den Keulen des Hirſches; — 6) die gewölbte federglatte Bruſt beim Hühnergeflügel und auch bei Trappen; — 7) der weiße Fleck auf dem erſten Flügelgelenke des Auer- und Birkwildes; — 8) ſ. v. a. Lerchenſpiegel; — 9) jedes mit viereckigen Maſchen geſtrickte und glatt ausgeſpannt werdende Garn; — 10) (Schiffb.), die Außenſeite vom Hintertheile des Schiffes, auf welcher ſich der Name des Schiffes angebracht findet, der oft auch noch durch eine hölzerne Figur (Puppe) oder eine Malerei verſinnlicht wird; — 11) (Art.), hölzerne, auf der einen Grundfläche halbkugelförmig ausgedrehte Cylinder, in welche man die Kanonenkugeln einſetzt, um ihnen eine geradere Richtung zu geben, hauptſächlich aber, um die Beſchädigung der Geſchützröhre durch Kugelanſchläge und die Entſtehung eines ſogenannten Kugellagers (eine Vertiefung in dem hintern und untern Theil der Seele des Rohres) nach Möglichkeit zu verhindern. Bei mancher Artillerie werden auch die Haubitzgranaten in ſolche S. eingeſetzt, die aber dann an ihrem hintern Ende nach dem Lager des Haubitzrohres geformt ſind. Der Boden der Kartätſchbüchſen beſteht gewöhnlich auch aus einem hölzernen S., jedoch ohne jene halbkugelförmige Ausdrehung. Auf einem ſolchen liegt zur Vermehrung der Triebkraft noch eine eiſerne Stoßplatte. — 12) (Kammer-S.), die hölzerne Vorrichtung bei Hebeſpiegelgranaten werfenden, ſonſt auch bei andern Mörſern, um den über der Pulverladung befindlichen Raum der Kammer auszufüllen, war nach der Form des Flugs gedreht; — 13) ſ. Hebeſpiegel; — 14) (Waarenk.), beim Chagrin eine fehlerhaft glänzende Stelle, die keine Erhabenheit hat; — 15) (Kondit.), bei einer Torte der Guß; — 16) (Bauw.), bei Thüren u. dgl. ſ. v. a. Füllung; — 17) ein ebenes Feld in der Mitte eines Gewölbes (ſ. d.); — 18) runde ebene Felderchen unter den Geſimſen, welche als Verzierung dienen; — 19) (Landw.), bei Flachsbunden das Band unter dem Flachkopfe; — 20) (Chir. u. Med.), (Speculum), Inſtrument zur Erweiterung von Höhlen, in denen man etwas beobachten oder vornehmen will, als der Mund-S. (Speculum oris), der Mutter-S. (Speculum uteri), zur Erweiterung und Beobachtung der Mutterſcheide und des Muttermundes, der After-S. (S. ani), zur Erweiterung und Beobachtung des Afters, der Ohr- und Naſen-S.; — 21) (Orgelb.), diejenige Lücke an der Orgelfronte, in welche der Klavierturſchrank geſetzt wird; — 22) die Lücke, in welche das Notenpult geſetzt wird; — 23) überhaupt alle Lücken am Orgelgehäuſe, wo hinein die Füllungen kommen.

Spiegel (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Groß-S.), Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Dramburg; 350 Einw.; — 2) (Klein-S.), Dorf daſ., R.-B. Stettin, Kr. Saatzig; 150 Einw.; — 3) Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Landsberg; Unterförſterei; Filialkirche; 800 Einw.

Spiegel (Biogr.), Ferdinand Auguſt Maria Joſeph Anton, Graf S. zum Deſenberg u. Kanſtein, Erzbiſchof von Köln, auf dem Schloſſe Kanſtein bei Arolſen in Waldeck am 25. Dec. 1764 geboren; Sohn des kurköln. geh. Raths Theodor Hermann, beſuchte das adelige Konvikt im Seminar zu Fulda und ſtudirte auf der daſigen Akademie und zu Münſter, wo er 1782 eine Präbende am Domſtifte erhielt. Bald darauf wurde er Domherr zu Osnabrück und zu Hildesheim, 1794 Vicedominus in Münſter und Archidiakonus, 1797 münſteriſcher geh. Rath und 1799 Domdechant. Der Tod des Kurfürſten, der am 27. Juli 1801 erfolgte, gab die Regierung des Hochſtifts Münſter an das Domkapitel und alſo in S.s Hände. Als das Hochſtift Münſter nach der Säkulariſation 1802 an Preußen fiel, übertrug ihm die neue Regierung ſofort das Kuratorium über die Univerſität zu Münſter und 1813 ernannte ihn Napoleon zum Biſchof v. Münſter; er mußte aber gewiſſermaßen gewaltſam zur Uebernahme genöthigt werden. Nach der Auflöſung des Königreichs Weſtphalen kehrte S. wieder in ſeine Stellung als Domdechant zurück, ſtand aber in enger Verbindung mit dem Miniſter v. Stein und dem Fürſten von Hardenberg und beſaß das Vertrauen der Regierung in ſo hohem Grade, daß ihm bei den Verhandlungen der Krone Preußen mit der päpſtlichen Kurie 1817 ein Gutachten abgefordert wurde. Der König erhob ihn nebſt ſeinem Bruder 1816 in den Grafenſtand; 1817 wurde er Mitglied des Staatsraths und 1819 wirklicher geh. Rath. Sein Haus in Münſter war ein Vereinigungspunkt der ausgezeichnetſten Männer; die Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica" fand an ihm die namhafteſte Unterſtützung. Seine Ernennung zum Erzbiſchof von Köln 1824 rief ihn in einen neuen Wirkungskreis, der ſogleich ſeine volle Thätigkeit in Anſpruch nahm. Er hatte einerſeits dem aus der franz. Okkupationszeit ſtammenden kirchlichen Indifferentismus zu ſteuern, Mißbräuche und Unordnungen abzuſtellen, die Anforderungen der Gegenwart mit den Erinnerungen der Vergangenheit auszugleichen und den kirchlichen Formen und Gebräuchen wiederum das nöthige Anſehen zu verſchaffen, während andererſeits die Regierung in ihn das feſte Vertrauen ſetzte, ihre Plane für wahrhafte Verjüngung des Katholicismus, für geiſtige Bildung des Klerus und der Laien und dabei für Toleranz in einem Sinne zu fördern, wie der Katholicismus ſich dazu nur bei einer ſeltenen Reinheit geneigt finden läßt. S. war der Mann, dieſe ſchwierige Aufgabe zu erfüllen, wie harte Kämpfe er auch der ultramontanen Partei gegenüber zu beſtehen hatte. Den bedeutendſten Einfluß gewann er auf die Bildung des Klerus, für die jetzt mit gutem Erfolge auf

Digitized by Google

der Univerſität zu Bonn geſorgt wurde. Mit Hermes ſtand er in der engſten Verbindung. Eine der ſchwierigſten Aufgaben, die er während ſeiner Amtsführung löſte, war eine Ausgleichung der Zerwürfniſſe über die gemiſchten Ehen. Er † zu Köln am 2. Aug. 1835; ihm folgte als Erzbiſchof Klemens Auguſt Freiherr von Droſte zu Viſchering.

Spiegelbahnen, 1) zwiſchen den Ablöſungen der Gebirgsſchichten liegende dünne Thonſchichten; — 2) die Ablöſungen ſelbſt.

Spiegelball, die beſte rigaer Pottaſche, mit 1 Hand und 1 Stern bezeichnet.

Spiegelbecken, Becken, wie es die Barbiere zum Zeichen ihrer Kunſt an ihre Wohnungen hangen.

Spiegelbelegung, ſ. Glas.

Spiegelberg (Geogr.), 1) ſ. Lauenſtein; — 2) hannov. Grafſchaft, Landdr. Hannover, Fritth. Kalenberg; 1 □M.; 2200 Einw.; früheres Beſitzthum des Königs der Niederlande, ſeit 1829 zu Hannover; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; Pfarrei, Vorwerk; 190 Ew.; — b) (Groß-S.), R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; 110 Einw.; — c) daſ., Kr. Ruppin; Spiegelmanufaktur; 500 Einw.; — d) (Sprynlowo), Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenſtein; 320 Ew.; — 4) würtemberg. Pfarrdorf, Neckarkr., Oberamt Backnang; Eſſigſiederei; 620 Einw.

Spiegelberge, ſ. Halberſtadt.

Spiegelbild, ſ. Spiegel (Phyſ.).

Spiegelblümchen (Bot.), ſ. v. a. Ranunculus acris *L.*

Spiegelbogen, ſ. v. a. Spiegelſextant.

Spiegelbraun, eine zwiſchen Kupfer- und Schwarzbraun ſtehende Farbennuance.

Spiegelbreter, Spiegelplateaux zu Tafelaufſätzen.

Spiegeldamaſt, ſ. v. a. Florets.

Spiegeleier, ſ. v. a. Eier auf Butter, ſ. Eier.

Spiegeleiſen (Min.), ſ. v. a. Glanzeiſenerz (ſ. d.).

Spiegelente (Ornith.), ſ. v. a. Kriekente, Anas crecca *L.*

Spiegelerz (Min.), ſ. v. a. Glanzeiſenerz (ſ. d.).

Spiegelfabrik, ſ. Glas und Spiegel (Sittengeſch.).

Spiegelfaſern, Faſern des Holzes auf dem Querſchnitt oder Hirnholz, welche vom Mittelpunkt, dem Kerne, gegen die Rinde auslaufen, einen höhern Glanz als das übrige Holz beſitzen, die Jahresringe mit einander verbinden und die Feſtigkeit des Zuſammenhangs vermehren.

Spiegelfeld, öſterr.-ſteier. Schloß mit Herrſchaft, Kr. und Bez. Bruck; nordöſtlich von Kapfenberg.

Spiegelfenſter, ein aus Spiegelglas beſtehendes Fenſter, welches, obgleich unbelegt, dennoch die Außengegenſtände abſpiegelt und daher das Einſehen in das Zimmer erſchwert, hingegen dem Inwohner die Ausſicht erleichtert.

Spiegelfernrohr, ſ. v. a. Spiegelteleſkop, ſ. Teleſkop.

Spiegelfiſch (Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Vomer *Cuv.*

Spiegelflächen (Geognoſ. u. Min.), ſ. v. a. Spiegel (ſ. d.).

Spiegelflinz (Min.), in Steiermark, ſ. v. a. der grobkörnige Spatheiſenſtein (ſ. d.).

Spiegelfloſſe, bei dem ſüddeutſchen Blauofenbetrieb das aus leichtflüſſigen Erzen erzeugte weiche Roheiſen von ſpiegeligem Anſehen auf dem Bruche.

Spiegelfolie, ſ. Glas.

Spiegelgarn, ſ. v. a. ſpiegelförmig geſtricktes Jagdnetz (ſ. d.).

Spiegelgerſte (Bot.), ſ. v. a. kurze zweizeilige Gerſte, Hordeum distichon erectum.

Spiegelgewölbe, ſ. Gewölbe.

Spiegelglanz (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. Tellurwismuth (ſ. d.).

Spiegelglas, ſ. Glas.

Spiegelglasofen, ſ. Glas.

Spiegelglockenblume (Bot.), ſ. v. a. Campanula Speculum *L.*, Specularia Speculum *Dec.*

Spiegelgranaten, ſ. v. a. Wachtelwürfe, ſ. Granaten.

Spiegelguß, ſ. Glas.

Spiegelhagen, preuß. Kirchdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Weſt-Priegnitz; 130 Einw.

Spiegelhahn (Ornith.), ſ. v. a. Birkhahn, Tetrao Tetrix *L.*

Spiegelharz, 1) ſ. v. a. Kolophonium; — 2) ſ. v. a. Terpentin; — 3) Miſchung von weißem Harz, Terpentin und Terpentinöl.

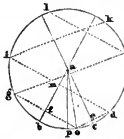
Spiegelhütte, Spiegelfabrik, wo zugleich das Spiegelglas bereitet wird.

Spiegelig, 1) (Min.), ſ. v. a. gekörnt; — 2) (Jagdw.), ſ. Jagdnetz.

Spiegelkabinet (Spiegelkaſten), jeder Raum, der mit Spiegeln und zwar in der Art verſehen iſt, daß die Spiegel ihre Bilder einander zuwerfen können, wodurch eine Vervielfältigung der letztern bewirkt wird. Dahin zu rechnen ſind nun nicht allein große Säle, Zimmer (Spiegelzimmer), ſondern auch kleinere Apparate, wie z. B. der gewöhnliche Kinderguckkaſten, wo ſogar bisweilen die Spiegel beweglich gemacht werden, um auf dieſe Weiſe leichter die Vervielfältigung zu bezwecken. Dieſe Vorrichtungen ſind theils ernſter Natur, theils Spielereien; die erſteren dienten vorzugsweiſe im vorigen Jahrhundert zur Verzierung fürſtlicher Schlöſſer, Tanzſäle, Theater u. a. Gemächer, die zweiten befinden ſich in den Händen der Kinder mit vielen anderen der Optik entlehnten Spielzeugen. Die leichtere Bereitungsweiſe des Glaſes ließ neben der im Leben mehr Platz greifenden Theorie der Spiegel auf ſolche Dinge denken. Werden Spiegel ſo geſtellt, daß ſie mit einander einen Winkel kleiner als 180° bilden, alſo nicht in einer Ebene liegen, ſo wird ein zwiſchen beide geſtelltes Objekt in jedem Spiegel ein Bild entwerfen. Iſt die Stellung der Spiegel ſo gewählt, daß von den Bildern abermals Bilder entſtehen können, ſo hat es ſogar wiſſenſchaftliches Intereſſe, zu berechnen, wie

Digitized by Google

vielmal dieſes für beſtimmte Neigungs eintreten wird. Auf dieſe Weiſe entſteht dann ein S., ein Spiegelkaſten. Käſtner unterſuchte in einer eigenen Abhandlung: De multiplicatione imaginum ope duorum speculorum, Altenb. 1771, wie oftmals die Wiederholung der Bilder eintreten könne, wofern die Spiegel einen beſtimmten Winkel mit einander machen, und die Theorie nach jener Diſſertation gibt unter andern J. C. Fiſcher in ſeinem phyſikal. Lexikon, Göttingen 1801, zugleich mit einer Anweiſung dergl. Kabinete im Kleinem zu verfertigen in folgender Form:



Es ſeyen (ſ. Fig.) a b und a c zwei ebene Spiegel, welche unter dem Winkel b a c gegen einander geneigt ſind, und o ſey ein leuchtender Punkt zwiſchen beiden Spiegeln. Man ziehe o e auf a c ſenkrecht, und mache e d = e o, ſo iſt d das erſte Bild von o hinter dem Spiegel a c. Von dieſem Bilde d, als Objekt betrachtet, gibt es nun hinter der Spiegelfläche a b ein Bild i, wenn man d m auf a b ſenkrecht zieht u. d m = m i macht. Von dieſem Bilde i als Objekt gibt es wiederum in dem Spiegel a c ein neues Bild k, wenn i n auf a c ſenkrecht gezogen, und n k = n i gemacht wird. Weil nun k ſchon hinter die Spiegelfläche a b fällt, ſo kann es darauf kein Licht mehe werfen, und es iſt dieß demnach das letzte Bild, welches beide Spiegel in dieſer Neigung gegen einandee machen können. Hieraus kann man ſich demnach leicht überzeugen, daß alle dieſe Bilder in der Peripherie eines Kreiſes liegen, deſſen Halbmeſſer die Entfernung des ſtrahlenden Punktes o von beiden Spiegelflächen Durchſchnittslinie iſt. Wenn dee Neigungswinkel b a c = α beider Planſpiegel a b und a c gegen einander nebſt der Stelle des leuchtenden Punktes o zwiſchen beiden Spiegeln gegeben iſt, ſo laſſen ſich ſowohl die Stellen der Bildee, als auch ihre Anzahl auf folgende Art finden: Man beſchreibt mit dem Halbmeſſee a o einen Kreis, und halbirt den Winkel b a c = α. Nun betrachte man zuerſt diejenigen Bilder, die mit dem Spiegel a c zuſammen gehöeen. Das Bild d iſt hinter dem Spiegel a c um d e = e o entfernt. Demnach hat man e a d = e a o = e a p — o a p = $\frac{a}{2} - \beta = \frac{1}{2}\alpha - \beta$, wenn der Winkel o a p = β geſetzt wird. Das Bild d als leuchtender Punkt betrachtet, verurſacht im zweiten Spiegel a b ein neues Bild l und es iſt f a l = f a d = f a c + e a d = $\alpha + \frac{1}{2}\alpha - \beta$. Das Bild l bringt in dem Spiegel a c abermals ein Bild in k zuwege, und man hat: e a l = l a k = f a c + f a e = $a + \alpha\ \frac{1}{2}\alpha - \beta = 2\alpha + \frac{1}{2}\alpha - \beta$. Man ſieht nun leicht, daß überhaupt für das μ te Bild die Stelle hinter dem Spiegel durch den Ausdruck $(\mu - 1)\alpha + \frac{\alpha}{2} - \beta = (\mu - \frac{1}{2})\alpha - \beta$ beſtimmt wied. Dieſes Bild wied nun allemal in dem andern Spiegel ein neues Bild zu Stande bringen, wenn $(\mu - \frac{1}{2})\alpha - \beta < 180^\circ - \alpha$, bleibt. Hieraus findet man $(\mu - \frac{1}{2})\alpha + \alpha < 180^\circ + \beta$, od. $(2\mu + 1)\alpha < 360^\circ + 2\beta$ u. $2\mu + 1 < \frac{360^\circ + 2\beta}{\alpha}$. Setzt man alsdann diejenige von den ungeraden Zahlen, welche dem Quotienten $\frac{360^\circ + 2\beta}{\alpha}$ am nächſten kömmt, $= \delta$, ſo hat man $\delta = 2\mu + 1$, alſo $\delta - 1 = 2\mu$ und $\mu = (\delta - 1)$ füe die Anzahl aller Bilder, wovon das letzte noch eins u. zwar das letzte unter allen macht, mithin iſt die Anzahl aller Bilder, von welchen das erſte hintee den Spiegel a c fällt, $= \frac{1}{2}(\delta - 1) + 1 = \frac{1}{2}(\delta + 1)$. Für den andern Spiegel a b iſt g das erſte Bild, und die Stelle deſſelben wied durch den Winkel f a g = f a o = $\frac{1}{2}\alpha + \beta$ beſtimmt. Dieſes Bild bringt in dem andern Spiegel a c ein neues Bild h zuwege, und es iſt h a e = e a f + f a g = $\alpha + \frac{1}{2}\alpha + \beta$. Demnach würde die Stelle füe das μ te Bild duech den Ausdruck $(\mu - 1)\alpha + \frac{1}{2}\alpha + \beta = (\mu - \frac{1}{2})\alpha + \beta$ beſtimmt. Dieſes μ te Bild wied aber alsdann immer im entgegengeſetzten Spiegel ein neues Bild verurſachen, wenn $(\mu - \frac{1}{2})\alpha + \beta < 180^\circ - \alpha$, mithin $2\mu + 1 < \frac{360^\circ + 2\beta}{\alpha}$ iſt. Hieraus läßt ſich μ ebenfalls wie im vorigen Falle finden. Je kleiner der Neigungswinkel beider Spiegelflächen gegen einander iſt, deſto mehr maß ſich das Bild eines zwiſchen beiden befindlichen Objektes vervielfältigen. Das Bild eines ſolchen Objektes erſcheint bei einem Neigungswinkel der Spiegel von

von	120	Graden	2	Mal	
„	90	„	3	„	
„	72	„	4	„	
„	60	„	5	„	
„	$51\frac{1}{7}$	„	6	„	
„	45	„	7	„	
„	40	„	8	„	
„	36	„	9	„	u. ſ. f.

Es wird ſich alſo das Bild eines Objektes zwiſchen zwei parallelen ebenen Spiegeln anzählige Mal vervielfältigen.

Ob Jemand, der die Spiegel vor ſich hat, alle odee nue einige von dieſen Bildern ſehen könne, das hängt von der Stelle, wo ſich das Auge befindet, und zugleich von der größern odee geringern Ausdehnung der Spiegel nach dee Länge der Schenkel a b, a c ihres Neigungswinkels ab. Soll es alle Bilder ſehen können, ſo muß es ſich nothwendig in dem Theile des Raumes zwiſchen den Spiegeln befinden, welchen die Räume zwiſchen den Schenkeln dee Winkel, die ſolche gerade Linien machen, welche von dem

Bilde durch die Grenzen a und b und a und c der Spiegel lauſen, mit einander gemein haben. Wie man durch Verbindung v. zwei und mehren ebenen Spiegeln mancherlei angenehme optiſche Erſcheinungen zuwege bringen könne, iſt leicht begreiflich. Es wird hinreichend ſeyn, hiervon nur ein Paar anzuführen: Man verfertigt ſich einen pappenen Kaſten, in Geſtalt eines vielſeitigen ſenkrechten Prisma's u. theilt ſelbigen durch Diagonalwände, welche ſich alle in der Are des Prisma's ſchneiden, in ſo viele dreieckige Zellen ab, als das Prisma Seitenflächen hat. Dieſe Diagonalwände überlegt man auf beiden Seiten mit Spiegelglas, bohrt in die Seitenflächen Löcher, durch die man in die Zellen ſehen kann, bringt in jede Zelle einen einzelnen Gegenſtand und bedeckt den Kaſten oben mit dünnem durchſichtigen Zeuche, damit das Licht durchgehe. Man erblickt alsdann durch jedes Loch einen Schauplatz eben ſo groß, als den ganzen Kaſten, der doch jedes Mal mit andern Gegenſtänden erfüllt iſt, und das iſt es, was man einen Spiegelkaſten nennt. Auch kann man in einem ſolchen Kaſten von der nämlichen Form, aber ohne Diagonalwände, die innern Seitenflächen allein mit Spiegelglas belegen, wovon man an den Löchern die Belegung abſchabt, um in das Innere ſehen zu können. Mitten in den Kaſten wird ein einziges Objekt, z. B. eine Puppe geſtellt. Sieht man nun durch ein Loch hinein, ſo erblickt man den Gegenſtand ungemein vervielfältigt. Weil parallel geſtellte Spiegel die größte Vervielfaltigung der Bilder zuwege bringen ſo dienen zu dergleichen Spiegelkaſten am beſten ſolche Polygone, deren zwei einander entgegengeſetzte Seitenflächen mit einander parallel gehen, wie z. B. das Sechseck, Achteck u. ſ. w.

Aus dem Geſagten läßt ſich leicht die Einrichtung der Spiegelſäle erklären, in denen eine Menge großer, einander gegenüber geſtellter Spiegel die Bilder der in dieſen Sälen befindlichen Gegenſtände ins Unendliche vervielfältigen.

Spiegelkarpfen (Ichthyol.), Karpfenart, ſ. v. a. Cyprinus Rex Cyprinorum *Cuv.*

Spiegelkobalt (Min.), ſ. v. a. ein fettiger, ſchwarzer Erdkobalt (ſ. d.).

Spiegelkreis, ſ. Spiegelſextant.

Spiegelkuchen, ſ. v. a. Spiegeleier.

Spiegelkühlofen, ſ. Glas.

Spiegelkunde, ſ. v. a. Katoptrik.

Spiegelleine, die beim Lerchenfang mit dem Spiegel daran befeſtigte Leine.

Spiegelleuchter, Wandleuchter, deſſen Fläche einen Spiegel ausmacht, folglich das Licht verdoppelt und den Glanz der Beleuchtung verſtärkt.

Spiegellineal, von dem öſterreichiſchen Offizier Fallon erfunden, ein etwa 10 Zoll langes Diopternlineal, deſſen Objektivdiopter jedoch ein um ſeine Are drehbares Spiegelchen iſt, welches ganz genau unter 45° gegen die Richtung des Lineals geſtellt werden kann. Dadurch iſt man im Stande, Winkelmeſſungen aus Einem Standpunkte auszuführen, welches beim Aufnehmen einer Gegend die Arbeit ſehr abkürzt.

Spiegelmacher, Arbeiter in Spiegelfabriken.

Spiegelmaß, der Knüttel von vorgeſchriebenem Umfange, über welchen das Spiegelgarn geſtrickt wird, damit alle Spiegel gleich groß werden.

Spiegelmeiſe (Ornith.), 1) ſ. v. a. Kohlmeiſe, Parus mayor *L.*; — 2) ſ. v. a. Schwanzmeiſe, Parus caudatus *L.*

Spiegelmetall, eine weiße, dichte, harte und eine ſchöne Politur annehmende Kompoſition aus 2 Theilen Kupfer und 1 Theil ſeinem Körnerzinn, in katoptriſche Inſtrumente, beſonders in Spiegelteleſkope. Andere Verhältniſſe ſind 32 Thl. Kupfer und 14 Thl. Zinn, oder 68—75 Thl. Kupfer und 32—25 Thl. Zinn; nach Edwards, 32 Thl. Kupfer, 15—16 Thl. Zinn und 2 Thl. Arſenik, auch können Meſſing und Silber zugeſetzt werden. Das Spiegelmetall, welches Lord Roſſe für ſein Rieſenteleſkop verwendete, beſteht aus 58,9 Kupfer und 126,4 Zinn, ſoll härter als Stahl ſeyn und vom leichteſten Schlage zerbrochen werden.

Spiegelmikroſkop, ſ. Mikroſkop.

Spiegelmühle, ſ. v. a. Schleifmühle.

Spiegelmuſchel (Mollusk.), ſ. v. a. Venus (Cytherea) Chione *L.*

Spiegeln, eine Torte mit Zuckerguß verſehen.

Spiegelnd (bot. Term.), ſ. v. a. Lucidus.

Spiegelnetz, ſ. v. a. Spiegelgarn.

Spiegeloktant, ſ. Spiegelſextant.

Spiegelpfau (Ornith.), Pfauengattung, ſ. v. a. Polyplectron *Temm.*

Spiegelpfeiler, ſchmaler (gemauerter) Pfeiler zwiſchen zwei Fenſtern des Zimmers. Man ſetzt daran unterhalb der Spiegel gern ein ſchmales, meiſt halbrundes, oft marmornes Spiegeltiſchchen.

Spiegelquadrant, ſ. Spiegelſextant.

Spiegelrahmen, ſ. Glas.

Spiegelraupen (Entomol.), auch Schweinsraupen, nach Oken, die Raupen der Spitzſchwärmer (ſ. d.).

Spiegelrinde (Spiegellohe) die Rinde von 12—21 Jahren alten Eichenbäumen; iſt beſonders zum Lohgerben vorzüglich.

Spiegelrochen (Ichthyol.), ſ. v. a. Augenrochen, Raja Miraletus *L.*

Spiegelruß, ſ. v. a. Glanzruß.

Spiegelſchaf (Säugeth.), Schafvarietät, von gemeiner Raçe, mit bläulichen Ringen um die Augen, findet ſich in Mecklenburg und den Oſtſeegegenden.

Spiegelſcheibe, ſ. v. a. Spiegeltafel.

Spiegelſcher Lappen, ſ. Leber.

Spiegelſchiff, jedes große Schiff mit plattem Hintertheil.

Spiegelſchimmel, ſ. Pferd.

Spiegelſchleifen, ſ. Glas- und Schleifmühle.

Spiegelſchmetterlinge (Entomol.), nach Oken, Abtheilung der ſchwärmerartigen Schmetterlinge mit bräunlichen Flügeln und Augenflecken am Außenrande. Die Raupen

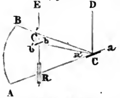
haben 2 Dornen hinten am Schwanze u. heißen daher Zweiſpitzraupen. Die S. entſprechen der Gattung Hipparchia.

Spiegelſehen, das Sehen mittelſt eines vermeinten Erdſpiegels in die Zukunft oder in das Innere.

Spiegelſeite, die Seite des geſpaltenen Holzes, welche den halben oder den ganzen Durchmeſſer des Stammes ausmacht.

Spiegelſextant (Aſtron.). Sextant bedeutet überhaupt den 6. Theil eines Kreiſes, alſo einen Kreisausſchnitt von 60°, eben ſo wie Quadrant den vierten Theil, Halbkreis die Hälfte eines Kreiſes bezeichnet. Hier in unſerm Fall wird aber mit dieſem Wort auf ein Inſtrument hingewieſen, deſſen man ſich ſowohl zur Beſtimmung von cöleſtiſchen als terreſtriſchen Winkeln bedient, als es jedem Seefahrer, der auf Entdekkungen ausgeht, als ein unentbehrliches Werkzeug gilt. Neuerer Zeit iſt das einfachſte Inſtrument der Art durch den Theodolithen verdrängt worden; es beſteht aber daſſelbe in ſeiner einfachſten Form aus einem übergetheilten 60 u. einige Grad enthaltenden Kreisbogen. Der Körper deſſelben iſt aus flachen, vom Centrum auslaufenden Stäben, die durch andere quer laufende verbunden ſind, geſchlagenem Meſſing zuſammengeſetzt, damit das Ganze einen feſten Halt gewinnt, ohne jedoch der Hand zu ſchwer zu fallen. Der Rand iſt nicht allein in 60, ſondern in 120 Theile, alſo in halbe Grade getheilt. Ueber der Fläche des Ganzen bewegt ſich eine Alhidade mit einem Nonius (ſ. d.). Die einzelnen Grade ſind abermals getheilt und zwar jeder in ſechs Theile, ſo daß alſo jeder derſelben 10 Minuten angibt und von dieſen wieder 59 in 60 Theile getheilt ſind, wodurch jeder Theil des letzteren 10 Sekunden enthält. Eine weitere Theilung findet ſich hier bei ſo einfacher Einrichtung nicht leicht vor, wohl aber oft eine ſolche in nur 20 – 30 Sekunden. Auf der an einem Ende der Alhidade befindlichen runden Scheibe befindet ſich ein vertikal ſtehender großer Spiegel, welcher ſich mit dieſer um das Centrum dreht, ihm gegenüber iſt aber ein kleinerer ebenfalls in ſenkrechter Lage, der jedoch nur zur Hälfte belegt wird, indem die obere Hälfte ohne Folie bleibt. Ueber der Ebene des Sextanten und mit dieſer parallel befindet ſich für nahe terreſtriſche Gegenſtände eine bloße Röhre ohne Gläſer, für entferntere Gegenſtände ein aſtronomiſches Fernrohr, welches eine Röhrenlibelle enthält, um das Inſtrument horizontal ſtellen zu können. Durch dieſes Rohr, deſſen Axe auf die Ebene des kleinen Spiegels gerichtet iſt und mittelſt einer Schraube höher und tiefer geſtellt werden kann, um ſowohl durch den belegten als unbelegten Theil die nöthige Menge Licht zu erhalten, ſieht das Auge zu gleicher Zeit ein Objekt durch den unbelegten Theil des Glaſes und das durch den größeren gegen den kleineren Spiegel reflektirte Bild eines anderen. Für Sonnenbeobachtungen findet ſich noch ein Blendglas vor. Außerdem gebraucht man lauter gefärbte rothe oder blaue runde Gläſer, die ſich durch Umdrehung um eine Axe vor den großen und andere, die ſich vor den kleinen Spiegel bringen laſſen. Der Halbmeſſer des S. beträgt nicht über 13 Zoll, wohl aber weniger, bei Doſenſextanten, die dann mittelſt der Hand an einem Handgriff gehalten werden. Größere Sextanten haben ein Stativ, dieſe ſind aber nicht auf einem beweglichen Schiff zu gebrauchen. Das Geſtell iſt dabei ſo eingerichtet, daß die Ebene des Sextanten ſowohl horizontal als vertikal und unter jedem anderen Neigungswinkel gebracht werden kann. Newton veranlaßte wohl die letzte Einrichtung dieſer aſtronomiſchen Inſtrumente, namentlich von Spiegelſextanten. Der Spiegelſextant, ſagt Littrow in ſeinen Vorleſungen zur Aſtronomie, iſt eines der nützlichſten Inſtrumente zu Lande, u. unentbehrlich zur See. Es iſt beſtimmt, die Winkel zweier Gegenſtände in jeder Richtung deſſelben gegen den Horizont ſelbſt dann zu meſſen, wenn der Beobachter keinen feſten Stand hat Es beſteht im Allgemeinen aus einem Kreisſektor ACB (Fig. 1), um deſſen

Fig. 1.

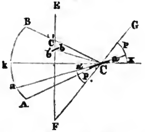


Mittelpunkt C ſich eine Alhidade CA bewegt, welchen einen Spiegel C trägt, der durch den Mittelpunkt des Kreiſes ſenkrecht auf der Ebene deſſelben ſteht. Ein anderer kleinerer Spiegel C' ſteht auf der Ebene des Sextanten ſenkrecht und parallel mit der Linie CA, die den Mittelpunkt C mit dem erſten oder dem Anfangspunkt A des eingetheilten Randes AB verbindet, daher beide Spiegel parallel ſind, wenn die Alhidade auf dem Nullpunkt A ſteht. Die obere Hälfte des kleinen Spiegels C' iſt durchbrochen, ſo daß der Strahl von dem einen Gegenſtande E durch dieſen durchbrochenen Theil des Spiegels unmittelbar in das Auge, oder in das auf dem Sextanten befeſtigte Fernrohr R kommen kann. Wird nun die Alhidade mit dem daran befeſtigten großen Spiegel ſo lange gedreht, bis der Strahl eines zweiten Objektes D in der Richtung DC auf den großen Spiegel, von da in der Richtung CC' auf den kleinen Spiegel, und endlich von da in der Richtung CR ebenfalls in das Fernrohr fallt, während welcher Drehung der Alhidade das über den kleinen Spiegel unmittelbar (ohne Reflexion) geſehene Objekt immer in der Mitte des Fernrohrs erhalten wird, ſo decken ſich die beiden Bilder von E und D im Fernrohre, und der Winkel, welchen in dieſem Zuſtande beide Spiegel mit einander bilden, d. h. der Theil des Gradbogens, um welchen ſich von dem Anfangspunkte A an die Alhidade auf AB gedreht hat, iſt gleich der Hälfte des Winkels, welchen die beiden Objekte E, D im Auge des Beobachters bilden. Denn ſind beide parallel, ſo decken ſich die zwei Bilder eines und deſſelben Gegenſtandes, wovon das eine unmittel-

Digitized by Google

bar in der Richtung RE, und das andere durch Reflexion von den beiden Spiegeln geſehen wird. Es iſt nämlich erſtens a=a' und b=b', weil der Einfallswinkel dem Reflexionswinkel gleich iſt, und es iſt zweitens b=a', weil die beiden Spiegel parallel ſind, alſo iſt auch DCC'=CC'R, das heißt, es iſt DC parallel mit ER, oder die beiden Bilder decken ſich. Bewegt man nun die Alhidade bis das reflektirte Bild eines andern Gegenſtandes G (Fig. 2) das unmittelbar geſehene

Fig. 2.



Object E deckt, ſo ſey y der Winkel beider Objekte, und x der Winkel beider Spiegel oder der Bogen, den die Alhidade von dem Punkte A aus beſchrieben hat. Da der kleine Spiegel mit CA parallel iſt, ſo iſt b=a+x u. überdieß p=a−x. Aber in dem Dreiecke CC'F iſt 2 b = (a+x+p) + y. Subſtituirt man in dieſem Ausdrucke für b u. p ihre vorigen Werthe, ſo hat man x = ½ y. Der Bogen AB iſt der größeren Bequemlichkeit wegen ſo eingetheilt, daß jeder halbe Grad für einen ganzen gilt, daher iſt der geleſene Bogen Aa unmittelbar gleich der geſuchten Diſtanz y beider Objekte. Nimmt man die Höhe eines Objekts, indem man z. B. das Bild deſſelben auf der Waſſerfläche oder einem andern künſtlichen Horizont von dem in dem großen Spiegel durch Reflexion geſehenen Bilde des Objekts ſich decken läßt, ſo erhält man offenbar die doppelte Höhe des Objektes über dem Horizonte. Uebrigens wird, wie man leicht ſieht, die Deckung beider Bilder nicht merklich geſtört, wenn man auch den Sextanten etwas um ſich ſelbſt bewegt, und eben dieſes macht dieſes Inſtrument zur See ſo wichtig, wo man es, ſo wie auf dem Lande, während der Beobachtung, mittelſt einer Handhabe, in freier Hand zu halten pflegt. Ehe man mit dieſem Inſtrumente beobachten kann, muß es zuerſt in allen ſeinen Theilen gehörig rektificirt werden. Man ſieht aus dem Vorhergehenden, daß der kleine Spiegel ſenkrecht auf der Ebene des Sextanten ſtehen, und daß er, wenn der Inder der Alhidade auf Null ſteht, mit dem großen Spiegel parallel ſeyn ſoll. Der große Spiegel aber wird gewöhnlich ſchon von dem Künſtler unveränderlich ſenkrecht auf der Ebene des Inſtrumentes befeſtigt, und bedarf dann keiner Korrektion. Der kleine hingegen iſt abſichtlich beweglich eingerichtet, um eine durch Zufall entſtandene Störung deſſelben immer leicht verbeſſern zu können. Man kann nämlich dieſem kleinen Spiegel durch zweierlei Schrauben eine doppelte Bewegung geben. Die eine derſelben iſt auf der Rückſeite des Spiegels angebracht, und durch ſie kann man den Spiegel um eine auf die Fläche des Sextanten ſenkrechte Axe drehen; die andere aber dient dazu, den Spiegel ſenkrecht auf die Ebene des Inſtruments zu bringen. Dieſe zwei Korrektionen kann man ſo finden: Man ſtelle den Nullpunkt der Alhidade auf den Nullpunkt des eingetheilten Randes. Decken ſich in dieſer Lage die beiden Bilder deſſelben ſehr entfernten Gegenſtandes, ſo hat keiner der beiden Fehler Statt. Decken ſie ſich nicht, ſo bewege man die Schraube an der Rückſeite des kleinen Spiegels ſo lange, bis ſie ſich decken. Kann man aber durch dieſe Schraube eine genaue Deckung der Bilder nicht hervorbringen, ſondern gehen die Bilder, ſtatt ſich zu decken, neben einander vorbei, ſo ſteht der kleine Spiegel nicht ſenkrecht, und man muß nun doch die andern Schrauben in Bewegung ſetzen, bis man die Deckung ſcharf darſtellt. Man kann auch noch vortheilhafter ſo verfahren: Man drehe die Alhidade, bis die beiden Bilder deſſelben ſehr entfernten Gegenſtandes ſich decken, oder, wenn dieſes nicht möglich iſt, wenigſtens ſenkrecht über einander ſtehen. Dann bringe man mit der zweiten Art von Schrauben die Vertikalität des kleinen Spiegels oder die völlige Deckung der beiden Bilder hervor. Steht in dieſem Zuſtande der Nullpunkt der Alhidade z. B. auf a (Fig. 2), ſo daß Aa = 0° 30' iſt, ſo muß, um den wahren Winkel zu erhalten, 0,30' von allen beobachteten Winkeln ſubtrahirt werden. Dieſe Größe wird im Gegentheile zu allen beobachteten Winkeln addirt, wenn a auf der entgegengeſetzten Seite von A liegt. Dieſe Größe heißt gewöhnlich der Kollimationsfehler des Inſtruments, und er ſoll von jeder Reihe von Beobachtungen auf die angezeigte Art geſucht werden. Am vortheilhafteſten wird man dazu ſehr lichtſtarke Gegenſtände, z. B. die Sonne, wählen, indem man die Ränder beider Bilder auf beiden Seiten zur Berührung bringt, denn dieſe Berührung der Ränder läßt ſich viel ſchärfer beobachten, als die völlige Bedeckung der ganzen Bilder. Dann iſt die halbe Differenz der beiden Zahlen der Kollimationsfehler und die halbe Summe der Durchmeſſer der Sonne. Die Axe des Fernrohrs, d. h. die Linie, welche den Mittelpunkt des Objektivglaſes mit der Mitte des Sehfeldes verbindet, muß ferner mit der Ebene des Sextanten parallel ſeyn. Um ſich davon zu überzeugen, bringe man z. B. die nächſten Ränder der Sonne und des Mondes, wenn der Winkel dieſer beiden Geſtirne von einander ſehr groß iſt, zur Berührung am Rande des Sehfeldes, ſtelle die Alhidade durch ihre Druckſchraube feſt, und führe den Berührungspunkt an das entgegengeſetzte Ende des Feldes. Schneiden ſich hier die Ränder, ſo ſteht das Objektivende des Rohrs zu weit vom Sextanten ab und umgekehrt. Auch läßt ſich durch eine eigene Schraube der Ring, welcher das Fernrohr trägt, über der Ebene des Sextanten erhöhen und erniedrigen. Sieht man den unmittelbar ohne Reflexion geſehenen Gegenſtand durch den oberen durchbrochenen Theil des kleinen Spiegels nicht deutlich genug, ſo muß das Fernrohr erhöht werden. Um zu unterſuchen, ob die Spiegel auf beiden Seiten parallel

Digitized by Google

ſind, ſuche man in dem Spiegel das Bild eines ſehr entfernten, wohl begrenzten Gegenſtandes in einer gegen den Spiegel ſehr ſchiefen Lage auf. Sieht man ein doppeltes Bild des Gegenſtandes, ſo ſind die beiden Seiten des Spiegels nicht parallel. Je dunkler die Farbe des Spiegels iſt, deſto beſſer wird man alſo durch ihn ſehen. Zur Beobachtung der Sonne hat man, um die Augen zu ſchonen, eigene Blendgläſer. Um zu ſehen, ob ihre beiden Seiten parallel ſind, laſſe man die zwei Bilder der Sonne ſich ſcharf berühren und ändere die Gläſer, oder drehe ſie in ihren Faſſungen. Bleibt die Berührung ungeſtört, ſo ſind die Blendungen gut. Uebrigens, wenn man bei Beobachtungen dieſelben Blendungen braucht, die man bei Beſtimmung des Kollimationsfehlers gebraucht hat, ſo hat ein Fehler in dem Parallelismus keine nachtheiligen Folgen auf die Beobachtungen ſelbſt. Zur Beobachtung der Höhe irdiſcher und himmliſcher Gegenſtände braucht man natürliche oder künſtliche Horizonte. Zu den erſten gehören Waſſer in einer Schale, über welches man Oel gießen kann, damit nicht jeder leiſe Windhauch es wellenförmig bewegt, oder Tinte, Buchdruckerſchwärze, und am beſten Queckſilber. Alle dieſe Gegenſtände werden gewöhnlich mit einem Glasdache bedeckt, ſie vor dem Winde zu ſichern. Statt dem Glaſe wird man vortheilhafter die unter dem Namen Miroir d'âne oder Frauenglas bekannte Glimmergattung wählen, da dieſe von der Natur ſchon in vollkommene parallele Blätter geſpalten wird. Auf dem Meere endlich bedient man ſich zu dieſem Zwecke des Horizonts der See. Künſtliche Horizonte beſtehen aus Spiegeln, die mit Hülfe von Libellen horizontal geſtellt werden. Während der Beobachtung hält man den Sextanten bei ſeiner Handhabe in der rechten Hand, ſo daß das unmittelbar geſehene Objekt links, das reflektirte aber rechts vom Beobachter ſteht. Wollte oder müßte man das unmittelbar geſehene Objekt rechts laſſen, ſo wird der Sextant umgekehrt, oder ſeine eingetheilte Fläche gegen die Erde gehalten. In der Ordnung nimmt man immer das ſchwächer beleuchtete Objekt zu dem unmittelbar geſehenen, alſo bei Sonne und Mond den letzten, bei Mond und Sternen die letzten u. ſ. f. Um den Winkel zwiſchen zwei Gegenſtänden zu meſſen, ſehe man auf den einen derſelben unmittelbar durch das Rohr, bringe die Ebene des Sextanten in die Ebene beider Objekte und bewege die Alhidade, bis das Bild des zweiten Objektes das erſte beinahe deckt. Dann ſchließt man die Alhidade und bringt durch die feine Mikrometerſchraube die völlig ſcharfe Deckung hervor. Um die Höhe eines Gegenſtandes zu meſſen, ſehe man auf das Bild deſſelben im Horizont unmittelbar durch das Rohr, bringe die Ebene des Sextanten in eine vertikale Lage und bewege die Alhidade, bis das reflektirte Bild deſſelben Gegenſtandes jenes erſte beinahe deckt. Die völlig ſcharfe Deckung erhält man, wie zuvor, durch die Mikrometerſchraube. Bei der Sonne wird man auch hier die Berührung der Ränder der Deckung der Bilder vorziehen. Steht bei der Berührung der Ränder das bewegliche, oder durch Reflexion der Spiegel geſehene Bild über dem andern, ſo erhält man die doppelte Höhe des obern Randes der Sonne. Zu dem Winkel, welchen die Alhidade anzeigt, ſchlägt man den Kollimationsfehler, halbirt das Reſultat, ſubtrahirt davon den Halbmeſſer der Sonne und die Refraktion und addirt die Höhenparallaxe; das Endreſultat iſt die wahre Höhe des Mittelpunktes der Sonne. Bei Sternen fällt die Rückſicht auf Halbmeſſer und Parallaxe weg. Das Gegebene wird ausreichen, den Spiegelſextant gehörig anwenden zu lernen. Mehres findet man in Bohnenbergers Anleitung zur geograph. Ortsbeſtimmung und monatl. Korreſpondenz 1800. Berl. Jahrb. 1811.

Spiegelſpann, das durch die Randſomhölzer gebildete hinterſte Spann des Schiffes.

Spiegelſpanten, ſ. Spanten.

Spiegelſpath (Min.), ſ. v. a. Schwerſpath (ſ. d.).

Spiegelſtein (Min.), nach v. Juſti, ſ. v. a. großblätteriger Glimmer (ſ. d.).

Spiegeltafeln, die großen ſtarken Glastafeln, welche beſonders zu Spiegeln und großen Fenſtern benutzt werden.

Spiegeltaffet, der Taffet, welcher Spiegel od. kleine glänzende Figuren hat. Er iſt auf einer Seite rechts. Die Spiegel verſchiedener Reihen ſtehen gewöhnlich unmittelbar über einander, ſo daß zwiſchen denſelben nach der Länge des Zeuchs glatte Grundſtellen liegen. Kommt ſelten mehr unter obigem Namen vor.

Spiegelteleſkop, ſ. Teleſkop.

Spiegelthüre, 1) Thüre, welche zwei große eingetiefte glatte Felder (ein oberes und ein unteres) zeigt; — 2) eine zur Symmetrie angebrachte falſche, mit Spiegelgläſern überkleidete Thüre.

Spiegeltiſchchen, 1) ſ. Spiegelpfeiler; — 2) Putztiſch, worin an der Innenſeite des Deckels ein aufzuklappender Spiegel in Charnieren befeſtigt iſt.

Spiegelvogel (Ornith.), ſ. v. a. Blaukehlchen, Motacilla (Sylvia) suecica *L.*

Spiegelwismuthglanz (Min.), nach Breithaupt, ſ. v. a. Tellurwismuth (ſ. d.).

Spiegelworpe, am Hintertheil des Schiffes die horizontalen Hölzer, die den Raum vom unterſten Theil der Randſomhölzer bis zum Deckworp erfüllen, welches gewiſſermaßen als deren oberſtes und größtes gelten kann. Sie ſind, nach heutiger Bauart, mehr oder minder gebogene Knie. Die unterſten und ſpitzwinkeligen heißen auch Spiegelwrangen.

Spiegelzelle (Entomol.), ſ. v. a. Areola, bei den Hymenopteren, namentlich den Schlupfweſpen, die von zwei rücklaufenden Nerven eingeſchloſſene mittlere Diskoidalzelle der Vorderflügel, ſ. Hymenoptera.

Spiegelzeuch (Jagdw.), 1) im Allgemeinen jedes leichte Zeuch; — 2) jedes Garn, welches als Spiegel geſtrickt iſt.

Spiegl, Joſeph, Kupferſtecher, um 1772 geboren, an der Akademie in Wien gebildet,

Google

lebte als ausübender Künſtler in dieſer Stadt. Wir haben einige ſchöne Blätter in ſchwarzer Manier von ſeiner Hand.

Spiegler, bei den moldauiſchen Juden die neuen und noch blanken Dukaten.

Spieglitz (Sſpiglilee), öſterr.=mähr. Kirchdorf, Kr. Olmütz, Herrſch. Goldenſtein; Grenzzollamt; 570 Einw.

Spieglitzer Schneeberg, ſ. Glatzer Gebirg.

Spieka, hannöv. Pfarrdorf, Landdr. Stade, Bremen, Amt Dorum; 27 H.

Spiekaer Altendeich, Königr. Hannover, Landdr. Stade, Bremen, Amt Dorum; 14 H.

Spiekaer Neufeld, Königr. Hannover, Landdr. Stade, Bremen, A. Dorum; 42 Höfe.

Spiekaer Norder=Marren, hannöv. Höfe, Landdr. Stade, Bremen, A. Dorum; 15 H.

Spiekaer Suder=Marren, hannöv. Höfe, Landdr. Stade, Bremen, A. Dorum; 10 H.

Spiekaer Weg, 13 hannöv. Höfe, Landdr. Stade, Bremen, A. Dorum.

Spiekanard (pharm. Bot.), ſ. v. a. Nardenwurzel, ſ. Nardostachys Jatamansi *Dec.*

Spieker (Biogr.), 1) Chriſtian Wilhelm, proteſtantiſcher Theolog, am 7. April 1780 zu Brandenburg an der Havel geboren, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt und ſtudirte auf der Univerſität zu Halle. Nachdem er 1804 ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle und 1805 Feldprediger bei dem dortigen Infanterieregimente von Renouard geworden war, nöthigten ihn die Folgen der Schlacht bei Jena, einige Jahre in Deſſau zu privatiſiren, in welcher Zeit er mehre beliebt gewordene Jugendſchriften ſchrieb. Im J. 1808 wendete er ſich nach Berlin und erhielt im folgenden Jahre das Amt eines Diakonus und Profeſſors der Theologie in Frankfurt an der Oder. In den Jahren 1813 u. 1814 begleitete er die kurmärkiſche Landwehr als Geiſtlicher und wirkte als ſolcher mit großem patriotiſchen Eifer. Im J. 1818 wurde er Superintendent und Oberpfarrer. Schrieb: Luiſe Thalheim, Lpz. 1808, 2 Thle., 2. Aufl., daſ. 1817; — Die glückl. Kinder, daſ. 1808, 4 Thle., 2. Aufl., 1818; — Emiliens Stunden der Andacht, daſ. 1805, 5. Aufl., daſ. 1837; — Vater Hellwig unter ſeinen Kindern, Nürnb. 1809, 2 Thle.; — Hauptwahrheiten des Chriſtenthums, Berlin 1811, 2. Aufl., daſ. 1823, 2 Bde.; — Chriſtl. Religionsvorträge, Züllichau 1812, 2. Aufl., daſ. 1823; — Andachtsbuch für gebildete Chriſten, Berl. 1816, 2 Thle., 6. Aufl., daſ. 1839; — Geſch. Martin Luthers, daſ. 1818; — Des Herrn Abendmahl, daſ. 1819, 5. Aufl., daſ. 1839; — Lehrbuch der chriſtl. Religion für Bürgerſchulen, Berl. 1826—28, 3 Thlr.; — Ueber Myſticismus, Kaſſel 1828; — Lehrbuch der chriſtl. Religionslehre, Bresl. 1829; — Chriſtl. Morgenandachten, daſ. 1831; — Chriſtl. Abendandachten, daſ. 1832, 2. Aufl., 1840; — Die Weihe des Chriſten, daſ. 1833; — Beſchreibung und Geſch. der Marienkirche zu Frankfurt a. d. O., Frankf. a. d. O. 1835; — Lebensbeſchreibung des Herzogs Max Jul. Leopold von Braunſchweig, daſ. 1835, 2. Aufl., daſ. 1839; — Chriſtl. Troſtbuch für Leidende u. ſ. w., Berl. 1838; — Kirchen= und Reformationsgeſchichte der Mark Brandenburg, daſ. 1839; — Der chriſtl. Glaube, daſ. 1840; — Predigten und Reden, daſ. 1841—43, 2 Bde. — 2) S. Spiker.

Spiekeroog (Spjcker=Oog), hannöv. Inſel, Landdr. Aurich, Harlingen, A. Eſens; hohe Dämme, Viehzucht (Schafe), Fiſcherei, Schifffahrt; 200 E. Im J. 1812 wurde S. von 28 Schwarzburgern unter dem Lieutenant Freiherrn v. Soden gegen 150 Engländer ſiegreich vertheidigt, ſo daß ſich letztere nach großem Verluſte zurückziehen mußten.

Spiekershauſen, hannöv. Dorf, Landdr. Hildesheim, Göttingen, A. Münden; 21 H.

Spieköl (pharm. Bot.), ſ. v. a. Lavendelöl, ſ. Lavandula Spica u. L. vera *Dec.*

Spiel (Sittengeſch.), die freie und anſtrengungsloſe Beſchäftigung des Geiſtes oder Körpers zur Erholung und Unterhaltung, alſo ohne ernſten Zweck. Die S.e laſſen ſich im Allgemeinen eintheilen in körperliche und Verſtandesſpiele, bei denen vorzugsweiſe der Geiſt in Anſpruch genommen wird. Erſtere finden beſonders in der Kindheit und Jugend Statt und tragen weſentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befeſtigung der Geſundheit bei. Dahin gehören, außer den gymnaſtiſchen Uebungen (ſ. Gymnaſtik u. Turnen), die beſonders bei den Alten beliebten Kampfſpiele (ſ. Ludi), ferner das Ballſpiel, Billardſpiel, Kegelſpiel ꝛc. Die Verſtandesſpiele, wozu die meiſten Kartenſpiele, manche Würfelſpiele, z. B. Toccategli, vorzüglich aber das Schachſpiel gehören, bilden manche Fähigkeiten des Verſtandes, wie die Beobachtungsgabe, den Scharfſinn, die Aufmerkſamkeit und Erfindungsgabe aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geiſtes mit dem Zufalle und belohnen im Falle des Gewinnens den Ehrtrieb. Hinſichtlich ihres Zwecks und Weſens laſſen ſich die S.e ferner eintheilen in: a) S.e des Inſtinkts, wie die S.e der Kinder. Ihnen widmet das fröbelſche Erziehungsſyſtem beſondere Sorgfalt (ſ. Fröbel). — b) S.e der Phantaſie; dahin gehört das Schauſpiel, die Muſik, das Leſen. — c) S.e zur körperlichen Stärkung, wohin alle oben angegebenen körperl. Spiele gehören. — d) S.e zur geiſtigen Erheiterung, worunter man alle S.e verſteht, welche mehr den Verſtand, als den Körper beſchäftigen, z. B. das Dominoſpiel, Damenſpiel, namentlich aber das Schachſpiel. — e) Geſellſchaftsſpiele, die wieder in körperliche Geſellſchaftsſpiele und in ſog. Jeux d'esprit zerfallen, bei denen irgend eine geiſtige Kraft in Anſpruch genommen wird. Indem wir in Folgendem eine Anzahl der beliebteſten Geſellſchaftsſpiele mittheilen, begnügen wir uns, die bekannteren, wie das Teller=S.; 3 Mann hoch; das Abſchlagen des Dritten; Thaler, Thaler, du mußt wandern; Kämmerchen vermiethen; Blindekuh; Reifſchlagen; Topf= od. Hahnſchlagen, mit verbundenen Augen; Suchen u. Vollbringen einer Sache nach dem Spiel auf dem Forteplano Aufführen von Sprichwörtern; — α) Schenken und Logiren bloß namhaft zu machen. — S.e, bei denen es vorzüglich auf körperliche Gewandtheit und Ge=

Digitized by Google

dung ankommt. *Das wogende Meer* und das *Klingel-S.* ſind mit einander verwandt. Bei dem erſten ſtellt eine Perſon das Meer vor, die übrigen bekommen Namen von Fiſchen und ſetzen ſich im Kreiſe auf Stühle, die mit den Lehnen an einander geſtellt ſind. Das Meer umgeht den Kreis und ruft eine Anzahl von Fiſchen auf, die ihm ſogleich folgen und alle ſeine Bewegungen nachahmen müſſen, welche der Führer mit den Worten einleitet: „Das Meer geht hoch; der Wind wendet ſich" u. A. Zuletzt heißt es: „Das Meer iſt ruhig" und nun muß Jeder einen Stuhl zu gewinnen ſuchen. Wer keinen bekommt, muß die Rolle des Meeres übernehmen und nach Befinden überdies noch ein Pfand geben. Bei dem Klingel-S. werden ebenfalls ſo viel Stühle in einen Kreis geſetzt, daß Einer aus der Geſellſchaft leer ausgeht. Dieſe bewegt ſich um die Stühle oder innerhalb derſelben, je nachdem die Sitze nach außen oder innen ſtehen, in geſchloſſenem Reihentanze und ſingt dabei: „Saſa! der Wirth iſt nicht zu Hauſe, wenn er wird nach Hauſe kommen, wird er wohl geklingelt kommen". Plötzlich hört man's klingeln. Der ganze Kreis löſet ſich auf; Jeder ſucht einen Stuhl zu bekommen. Wer leer ausgeht, wird ähnlich wie beim vorher erwähnten S. beſtraft; die Strafe ertheilt der Wirth. Man kann in dieſem S. dadurch eine Abänderung hervorbringen, daß nach und nach, durch fortgehende Verminderung der Stühle um einen, immer mehr ausgeſchieden, platzlos werden, bis zuletzt nur 2 Perſonen und 1 Stuhl übrig ſind. Dieſen werden, bevor wieder geklingelt wird, die Augen verbunden. Wer von Beiden nun den Stuhl gewinnt, iſt anerkannter Sieger und hat das Recht, jedem der Verbannten eine Strafe zu beſtimmen. — *Das Ballſchlagen um die Faule.* In der Mitte eines freien, nicht zu kleinen Platzes wird ein Pfahl (*die Faule*) aufgeſteckt, und von dieſem aus der Raum in 2 Hälften getheilt. An den entgegengeſetzten Enden ſtellt ſich die Geſellſchaft in 2 gleichen Parteien auf. Jede errichtet eine Prelle, d. i. ſie legt über einen Stein oder Klotz ein etliche Ellen langes Bretchen, ſo daß ſich mittelſt eines Schlages auf das eine Ende deſſelben ein auf das andere Ende gelegter Ball in einem Bogen zur gegenüber ſtehenden Partei prellen läßt. Diejenige Perſon, welche den Ball geprellt hat, und dies geht am beſten nach der Reihe, muß gleich nach geſchehenem Schlage laufen, um die Faule zu erreichen, bevor die Gegenpartei den Ball auffängt. Gelingt ihr dies, ſo hat ſie die Probe beſtanden; wird aber der Ball vorher gefangen, oder war er ſo ungeſchickt geſchlagen, daß er gar nicht in den Bezirk der Gegenpartei kam, ſo muß die ſpielende Perſon eine Strafe an die gemeinſchaftliche Kaſſe oder an die andere Partei zahlen. Darauf verſucht ſich Einer aus dem andern Theile der Geſellſchaft im Schlagen und Laufen; ſind alle Perſonen durch, ſo iſt ein Turnus des S.s zu Ende. — *Das Sautreiben.* Im Freien wird eine etwas größere Grube in die Mitte, und in einem gewiſſen Abſtand davon ringsum, nach der Zahl der Theilnehmer, mehre kleinere Grübchen gemacht. Einer der Theilnehmer muß nun ſuchen, einen Ball (*die Sau*), der anfangs beliebig außerhalb des Kreiſes der Theilnehmer placirt wird, mit einem Stocke bis in die Mittelgrube zu treiben; die andern Theilnehmer aber, deren jeder mit einem Stocke bei einem der kleinen Grübchen ſteht, auch (doch auf ſeine Gefahr) es beliebig verlaſſen kann, müſſen immer ſuchen, den Ball wieder fortzuſchlagen, um jenes Vorhaben zu vereiteln. Sie müſſen ſich aber dabei hüten, daß nicht der die Sau Treibende während ihres Bemühens mit ſeinem Stocke in ihr Grübchen fahre; denn gelänge es ihm, mit ſeinem Stocke in das Grübchen irgend eines der Theilnehmer zu kommen, während deſſen Stock nicht in daſſelbe eingeſetzt iſt, ſo würde dieſer jetzt die Sau treiben müſſen. Gelingt es dem Sautreibenden, die Sau wirklich bis in die Mittelgrube zu bringen, ſo beſtimmt das Loos Den, welcher jetzt die Sau treiben muß. Dies S. iſt für Kinder ſehr amüſant und macht viel Bewegung. — *Der Letzte ſtirbt.* Die Spieler bilden 2 einander gegenüber ſtehende Reihen. Mit möglichſter Geſchwindigkeit wird ein Ball von der einen nach der andern Seite in mäßigem Bogen geworfen. Der, welchem derſelbe am nächſten kommt, muß ihn fangen, widrigenfalls iſt er todt und tritt einige Schritte hinter die Fronte. Die Partei nun, von welcher der letzte Mann ſtirbt, muß in demſelben Augenblick nach einem beſtimmten fernen Ziele fliehen, wobei ſie von der ſiegenden Partei mit Plumpſäcken verfolgt wird. Wer ſich einholen läßt, wird nicht bloß geſchlagen, ſondern auch in anderweitige Strafe genommen. — *Das Paarlaufen.* Die Geſellſchaft theilt ſich in 2 gleiche Parteien und jede wählt ſich an dem Ende eines ebenen Platzes ein Mal, von dem ſie der gegenüberſtehenden Geſellſchaft entgegen läuft. Zuerſt tritt ein Einzelner hervor, welchen die Gegenpartei herausfordert. Sobald von dieſer Einer ihm entgegen kommt, muß er ſich zurückziehen, indem durchgehends das Geſetz gilt, daß der ſpäter von ſeinem Male Ausgelaufene den früher hervorgetretenen Gegner gefangen nimmt, ſobald er ihn berührt hat. Der Zurückgetriebene eilt nach ſeinem Male, während ein Anderer von ſeiner Partei ins Feld rückt, um den Feind zu vertreiben, und ſo geht das Auslaufen in ununterbrochenem Wechſel fort. Jeder, der am Male geweſen iſt, kann wieder von Neuem auslaufen. Wenn das S. lebendig geht, ſo werden auf beiden Seiten viele Gefangene gemacht; dieſe werden an dem Male der Sieger aufgeſtellt und ſtreng bewacht, daß nicht etwa einer der Gegner dieſelben berühre und ſie ſämmtlich erlöſe. — *Die blinde Jagd.* An einem Pfahle oder Baume, um welchen der Platz eben iſt, werden zwei 8—10ellige Leinen befeſtigt. Zwei Perſonen verbinden ſich die Augen, und jede faßt das Ende einer Leine, nachdem die eine einen Plumpſack, die andere eine Schnurre u. dgl. erhalten hat. Jetzt ſucht die mit dem Plumpſacke bewaffnete Perſon die andere zu erreichen und zu ſchlagen; dieſe aber muß von Zeit zu Zeit ſich mit ihrem Inſtrumente hören laſſen. — Ruhiger

als die genannten S.e iſt der Bildhauer. Einer aus der Geſellſchaft macht den Bildhauer, die Andern ſind Bildſäulen, ein Mars, Apollo u. ſ. w. Der Meiſter hat den Schlägel, d. i. den Plumpſack in der Hand und ſucht mit ernſter Miene an einzelnen Bildſäulen zu beſſern, wo er einen Fehler, d. i. eine Bewegung, ein Gezîſch u. dgl. bemerkt, und die Verbeſſerung beſteht in einem tüchtigen Hiebe. Endlich ruft er, des Arbeitens müde, aus: „Der Meiſter geht fort". Da werden die Bildſäulen alle lebendig, ſpringen von ihren Plätzen, hüpfen und tanzen. Unverhofft ruft der Meiſter wieder: „Der Meiſter kommt!" Jetzt eilen Alle an ihre vorigen Plätze und zu der vorigen Stellung. Wer zuletzt fertig iſt, muß den Schlägel fühlen. Hat der Meiſter Keinen über einer Unordnung ertappt, oder beſtraft er einen Unſchuldigen, ſo verfolgen ihn alle Bildſäulen mit ihren Taſchentüchern und wählen einen andern Bildner. — Das Handſchlagen. Die Geſellſchaft bildet einen Kreis um eins ihrer Mitglieder, indem ſie dabei mit den Händen einen, mit beiden Enden zuſammengeknüpften, Bindfaden hält. Der in der Mitte Stehende ſucht eine der den Bindfaden faſſenden Hände zu ſchlagen, welche in dieſem Augenblick ſchnell weggezogen werden muß. Trifft er indeß die Hand, ſo lange ſie den Faden noch faßt, ſo muß der Getroffene ſeine Stelle einnehmen, wo nicht, ſo muß jener ſein Heil weiter verſuchen, bis es ihm glückt, Jemand zu treffen. — β) S.e, wobei es auf Gewandtheit der Sprache und des Geiſtes oder doch auf Aufmerkſamkeit ankommt. Hierher gehören jene Probeſtücke für Volubilität der Zunge, die, mit Präciſion und Schnelligkeit vorgetragen, auch eine große Geſellſchaft ziemlich lange unterhalten können, als das Wiſchiwaſchi von Kotzebue: „Ich bin aus Erfurt gebürtig, habe Mühlhauſen geſehen u. ſ. w. Der Schnickſchnack von Stein: „Ich entſchloß mich einmal eine Reiſe zu unternehmen u. ſ. w." Eben ſo ergötzlich ſind die Verſuche, mehre nacheinander auszuſprechende Worte oder Buchſtaben 6, 8, 10 od. 12 Mal ſo raſch wie möglich herzuſagen. Solche Worte ſind: Kilbaſter, Klabaſter; In der Friſche fiſchen Fiſcher Fiſche; Sechs und ſechszig Schock ſächſiſche Schuhzwecken; Plarr Prall; Hinter unſeres Herrn Hühnerhauſe hackt Hans Holz; Halefuſikapilaminoſikowsky u. ſ. w. Von eigentlichen S.en dieſer Klaſſe erwähnen wir die Parole, oder wie? wo und warum? Einer aus der Geſellſchaft entfernt ſich, die Uebrigen wählen ein Wort, das Jener errathen ſoll. Er richtet an die einzelnen Perſonen nach der Reihe die obigen Fragen, eingekleidet in die Form wie liebſt du es u. ſ. w. Als Aufgabe wähle man vieldeutige Hauptwörter, wie Hund, Hof, Lager, Feuer, Waſſer, Schimmel, Schloß, Buch, Geiſt, Stift. Eine Modifikation dieſes S.s iſt das Wortabfragen, wobei der Fragende ein beſtimmtes Wort errathen ſoll, welches in jeder der Antworten, die auf ſeine verſchiedenen Fragen von den einzelnen Perſonen nach einander ertheilt werden, enthalten iſt. Auf ähnliche Weiſe kann ein bekanntes Sprüchwort oder ein bekannter Vers zum Errathen aufgegeben werden. Die Geſellſchaft vertheilt unter ſich der Reihe nach die einzelnen Worte des Verſes; der Fragende richtet, bei dem Erſten anfangend, verſchiedene Fragen an die Mitglieder der Geſellſchaft, und jeder Gefragte muß in ſeine Antwort das ihm zugefallene Wort einflechten. — Das Anwendungs-S. Es nennt Jemand eine Sache z. B. Stroh, Holz u. ſ. w. und fragt jede Perſon, wozu ſie gut ſey; wer nun nichts anzugeben weiß, oder etwas nennt, was ſchon da geweſen iſt, gibt ein Pfand. — Die Advokaten. Die Geſellſchaft bildet einen Kreis. Jede Perſon hat einen Advokaten, der für ſie in allen vorkommenden Fällen ſprechen muß. Der Direktor des S.s richtet nun bald an Dieſen, bald an Jenen Fragen, ruft ihn auf, klagt ihn an u. ſ. w. Keiner der Angeredeten, Gefragten oder Beſchuldigten darf aber ſelbſt antworten, ſondern nur ſein Advokat. Antwortet der Gefragte u. ſ. w. ſelbſt, oder vergißt ſein Advokat, dies zu thun, ſo koſtet es ein Pfand. Auch der Direktor kann ſeinen Advokaten und Klienten haben. — Das Vergleichungs-S. Die Geſellſchaft bildet einen Kreis, jede Perſon ſchenkt ihrem beiden Nachbarn heimlich etwas ins Ohr; darauf nennt nach der Reihe jede die geſchenkten Dinge und zeigt, wie ſie einander ähnlich und worin ſie verſchieden ſind. — Die Verwandlung. Man beſtimmt durchs Loos eine Perſon, die verwandelt werden ſoll. Nachdem ſich dieſe entfernt, läßt ſich der Direktor des S.s von Jedem heimlich ſagen, worein und warum er die betreffende Perſon verwandelt wünſche. Hat er dies Alles zu Protokoll genommen, ſo tritt der Verwandelte ein, um ſich das Aktenſtück vorleſen zu laſſen. Er erklärt hierauf, welche Metamorphoſe ihn am meiſten frappire, worauf ihm der Direktor den Urheber derſelben nennen muß. Dieſer muß nun über ſich die Verwandlung ergehen laſſen. Man verwandle eine Dame in eine Roſe, ihrer Schönheit, od. auch in eine Grille, ihres Eigenſinns wegen; einen Herrn in eine Nachtlampe ob ſeines Studirens u. ſ. w. Wenn die genannten S.e weniger gewandte Perſonen in Verlegenheit ſetzen und daher die Heiterkeit ſtören ſollten, ſo wähle man ſolche, wobei es für die meiſten Theilnehmer bloß auf einige Aufmerkſamkeit ankommt; z. B. die Reiſe. Es erzählt Einer ſeine Reiſe und nennt vorher mehre Orte und andere Gegenſtände, die er zu erwähnen habe. Jede der anweſenden Perſonen wählt ſich nun eins oder einige der angeführten Worte, und verſpricht ſo oft aufzuſtehen, als dieſelben genannt würden. Unterläßt ſie nun das, oder ſteht ſie zur Unzeit auf, ſo gibt ſie ein Pfand oder erleidet eine andere Strafe. Wenn das Ziel der Reiſe genannt wird, müſſen alle aufſtehen, eben ſo, wenn der Name eines Königs vorkommt. — Hänschen mein Knecht. Eine Perſon ſtellt den Herrn vor; eine andere iſt Hänschen mein Knecht, eine dritte hat auf das Wort, wie viel? zu antworten, eine vierte ſtellt 1 Thaler, eine fünfte 2 Thaler u. ſ. w. vor. Der Herr beginnt: Hänschen mein Knecht! Dieſer antwortet: Was beliebt meinem Herrn? Der Herr fragt weiter: Wie viel gilt der Hafer, die Gerſte, das Korn u. ſ. w. Hier muß die Perſon, welche

Digitized by Google

das Wieviel vorſtellt, fragen: Was beliebt meinem Herrn? Dieſer fragt jetzt: Was gilt der Hafer? Darauf nennt Hänschen einen Preis in Thalern, z. B. 2 Thaler. Die dadurch bezeichnete Perſon darf jetzt nicht antworten, ſondern muß warten, bis der Herr, ſich verwundernd, anhebt: „Nur 2 Thaler, nicht 3, 4“. Jetzt muß die Perſon, welche die Zahl der Thaler vorſtellt, die das Getreide gilt, nicht aber die andern, die es nicht gilt, antworten: Was beliebt meinem Herrn? Ueberhaupt darf Niemand antworten, den der Herr nicht poſitiv angeführt hat; im Uebertretungsfalle koſtet es Strafe oder Pfänder. — Die Singſchule. Um den Vorſänger bildet ſich ein Kreis, welcher Alles mitſingt, was jener angibt, aber auch keine Sylbe weiter ſingen darf, als dieſer. Der Vorſänger ſingt nun ein Mal die Strophe ganz durch, fängt ſie wieder an und hält, wenn Alles in beſtem Zuge iſt, plötzlich inne. Wer auch nur noch einen Ton nachſingt, wird in Strafe genommen. Daß auf den poetiſchen Werth der Geſänge bei dieſem S. keine Rückſicht braucht genommen zu werden, verſteht ſich von ſelbſt. Die gebräuchlichſten ſind: „Drei Gänſ' im Haferſtroh, die ſaßen und fraßen und waren froh“. „Grüne Peterſilie:,: Grüne Peterſilie:,: Und Kopfſalat“ u. A. — Mimiſche Darſtellungen. Jedes Mitglied der Geſellſchaft muß nach der Reihe eine Leidenſchaft, Affekt oder Situation, je nachdem es ausgemacht wird, als z. B. Hoffnung, Haß, einen Geizigen im Augenblicke, wo er das große Loos gewinnt, oder dgl. darſtellen und die übrige Geſellſchaft dann rathen, was es iſt. Das Ungeſchick Vieler hierbei iſt eben ſo beluſtigend, als das Geſchick Anderer vergnügend. — γ) S.e, in welchen das Komiſche durch den Zufall herbeigeführt wird. Die Antwort nach Zahlen. Einer aus der Geſellſchaft entwirft eine Tabelle (man hat auch gedruckte), die auf gewiſſe Fragen ſo viel numerirte Antworten enthält, als Perſonen mitſpielen. Der Abfrager, (Beichtvater) legt nun eine der geſtellten Fragen, z. B. „Was wünſchen Sie am meiſten? Was fürchten Sie am meiſten? Von wem werden Sie am meiſten geplagt?“ u. A. nach der Reihe jeder Perſon vor, und bittet dieſelbe, ihm für jede Frage eine Zahl zu nennen. Iſt dies geſchehen, ſo lieſt er die Antworten, welche in der Tabelle bei den angegebenen Zahlen ſtehen, vor, wobei es ihm natürlich frei ſteht, eigene Abänderungen nach Befinden eintreten zu laſſen. Sind die Fragen der erſten Perſon auf dieſe Weiſe beantwortet, ſo wendet ſich der Beichtvater an die zweite. — Das Amtmanns-S. Man nimmt aus einem deutſchen Kartenſpiele von einerlei Farbe ſo viel Karten, als Perſonen mitſpielen, zunächſt das Daus, welches den Amtmann vorſtellt, den Ober als den Kläger, den Unter als den Büttel, die Sieben als den Dieb, außerdem als Bauern die Zehn, Neun und Acht. Iſt die Geſellſchaft ſtärker, als 6 Perſonen, ſo nimmt man noch andere Blätter zu Hülſe, welche, wie die Bauern, ſtumme Rollen bezeichnen. Man miſcht die Karten und vertheilt ſie unbeſichtigt. Amtmann, Büttel und Kläger decouvriren ſich und nehmen die ihrer Rolle angemeſſene Miene an, der Büttel bewaffnet ſich überdies mit einem Plumpſacke. Der Kläger tritt hierauf vor den Amtmann mit den Worten: „Herr Amtmann, ich klage, mir iſt das und das geſtohlen“. „Wißt Ihr den Dieb?“ fragt der Amtmann. „Nein“, erwiedert jener, „aber geben Sie mir den Büttel mit, ich will ihn ſchon finden!“ Nachdem nun der Amtmann den Kläger gewarnt hat, keine unſchuldige Perſon zu verdächtigen, gewährt er das Geſuch. Nach gehörigem Erwägen läßt nun der Kläger durch den Büttel bei einer der Perſonen, die ihm der Dieb zu ſeyn ſcheint, anklopfen. Nach einigen Hin- und Herreden muß ſich die bezeichnete Perſon durch Auflegung ihrer Karte über ihre Unſchuld ausweiſen, und gelingt ihr dies, d. h. hat ſie die Sieben nicht, ſo bekommt der Kläger eine Strafe; wird bei ihr dagegen die Sieben gefunden, ſo wird ſie vor den Amtmann geführt, der ihr nach Urtel und Recht eine Anzahl Schläge mit dem Plumpſacke diktirt. Iſt ein König unſchuldig in den Verdacht gekommen, ſo iſt die Lage des Klägers um ſo übler. Durch geſchickte Aktion und durch die Beobachtung einzelner Geſetze bei der Anklage, dem Aufſuchen des Diebes, dem Auferlegen der Strafe kann dieſes S. ſehr unterhaltend gemacht werden. — Brüderchen, wer klopft? Man ſtellt 2 Stühle mit der Lehne an einander. Zwei darauf ſitzende Perſonen werden mit einem undurchſichtigen Tuche bedeckt; die übrigen tanzen in bunter Reihe um die Bedeckten und klopfen, bald dieſer, bald jener, einem derſelben mit einem Stäbchen auf den Kopf. Der Geneckte fragt jedesmal ſeinen Stuhlnachbar: „Brüderchen, wer klopft?“ Erräth nun der Gefragte denjenigen, welcher klopfte, ſo kommt dieſer an die Stelle des glücklichen Rathers. — Das Quodlibet. Die Geſellſchaft ſitzt um einen Tiſch herum. Einer ſchreibt eine Zeile auf einen Bogen Papier, biegt die beſchriebene Stelle um und gibt das Papier dem Nachbar, der nun eine Zeile auf jene reimen muß, von der ihm aber bloß das Endwort geſagt iſt, während er die Zeile ſelbſt wegen der Umbiegung nicht ſehen kann. Nachdem er ſeine Zeile unter die Umbiegung geſchrieben hat, biegt er das Papier wieder um und gibt es dem Dritten, der nun (ohne auf die vorige zu reimen) eine neue Zeile darauf ſchreibt, auf welche wieder der Vierte zu reimen hat, ohne etwas Anderes als das Endwort zu wiſſen. Da Jeder auf des Andern Zeile reimt, ohne ihren Inhalt zu kennen, ſo entſtehen hierdurch oft luſtige Zuſammenſtellungen. Gut iſt es, ſich vorher über ein Versmaß zu verſtändigen. — Das Orakel. Einer aus der Geſellſchaft unternimmt das Geſchäft, die Namen aller Anweſenden und beliebig ſonſt bekannter Perſonen in einer Reihe längs dem linken Rande eines Papierbogens zu ſchreiben, ſo daß die Uebrigen die Reihenfolge der Namen nicht kennen. Dann wird der Theil des Bogens umgebrochen, auf welchem die Namen ſtehen, ſo daß dieſe nicht mehr ſichtbar ſind; hierauf werden Eigenſchaften, welche von der Geſellſchaft beliebig bezeichnet worden, nach der Reihenfolge von oben abwärts geſchrieben, ſo daß immer eine Eigenſchaft neben einem Namen zu ſtehen kommt, ohne daß die Geſellſchaft weiß,

neben welchem; dann wird wieder umgebrochen, u. auf äonliche Weiſe irgend ein Lebensverhältniß oder Vorfall jedem Namen beigeſchrieben; nach nochmaligem Umbrechen wird für Jeden die Todesart beigeſchrieben. Beliebig kann man noch mehr Umſtände beifügen. Endlich wird das ganze Papier geöffnet und das Reſultat, was der Zufall in der Zuſammenſtellung hervorgerufen hat, vorgeleſen. — **Das Zeichnen mit verbundenen Augen.** Jemand unternimmt mit verbundenen Augen eine Figur, z. B. einen Reiter zu zeichnen; aber nicht in einem Zuge, ſondern ſo, daß er, wenn z. B. Einer aus der Geſellſchaft ruft, den **Hut**, an dieſem zeichnet, und wenn gleich darauf ein Anderer ruft, **den Kopf des Pferdes**, ſofort zu dieſem übergehen muß. Die ungeſchickten Figuren, die ſolchergeſtalt entſtehen, ſind ſehr beluſtigend für die Geſellſchaft. — **Das Gerücht.** Die Geſellſchaft ſitzt im Kreiſe. Einer davon ſagt ſeinem Nachbar etwas ins Ohr, ſchnell und nicht gar zu deutlich. Dieſer ſagt Das, was er verſtanden hat, weiter, auf dieſelbe Art, bis zum Letzten. Endlich theilt der Erſte Das, was er geſagt, und der Letzte Das, was er verſtanden hat, der Geſellſchaft mit, wo oft ganz Verſchiedenes zum Vorſchein kommt. — **Bin ich's oder bin ich's nicht?** Die Geſellſchaft theilt ſich in 2 gleiche Theile, von denen der eine aus dem Zimmer geht. Nun ſetzen ſich die zurückgebliebenen Perſonen in eine Reihe, jede einen leeren Stuhl vor ſich, und jede wählt ſich einen der Herausgegangenen als vis à vis. Dann wird gerufen, ein Beliebiger der Herausgegangenen kommt zuerſt herein und ſetzt ſich der Perſon gegenüber, von der er glaubt, gewählt worden zu ſeyn. Trifft er es, ſo bleibt er ſitzen; wo nicht, ſo wird er von ihr wieder zur Thür hinaus komplimentirt und muß, nachdem die Andern der Reihe nach eben ſo hereinkommen und entweder ihren Sitz behalten oder wieder fortgeſchickt ſind, zum zweiten Male wieder hereinkommen und ſein Heil bei einer andern Perſon verſuchen. Dies geht ſo fort, bis Jeder ſeinen Platz hat. — δ) **Vexir-S. Suchen des Pfeifchens.** Die Geſellſchaft ſetzt ſich im Kreiſe, wie zum bekannten Spiele: Thaler, Thaler, du mußt wandern, und eine Perſon, die das S. noch nicht kennen darf, ſucht auf dieſelbe Weiſe, als bei jenem S. einen Thaler, hier ein Pfeifchen, was ſich die im Kreiſe Sitzenden, während ſie zugleich eine Strophe ſingen können, einander zuzuſtecken ſcheinen, indem ſie immer daraus pfeifen, um den Suchenden auf den jedesmaligen Beſitzer aufmerkſam zu machen. Die Pointe des S.s liegt darin, daß das Pfeifchen ſich gar nicht in den Händen der Sitzenden befindet, mithin nie von dem Suchenden gefunden werden kann. Vielmehr wird es ihm ſelbſt vor Beginn des S.s heimlich an einem mäßig langen Faden hinten an der Kleidung befeſtigt, wo dann die hinter ihm Befindlichen daſſelbe immer leicht ergreifen und darauf pfeifen können. Um die Befeſtigung des Pfeifchens bequem und verdachtlos vornehmen zu können, verbindet Jemand unter dem Vorwand, daß das zum S. gehöre, dem zu Foppenden vor Anfang des S.s die Augen, während welcher Zeit eine andere Perſon das Pfeifchen leicht anheften kann. Dann nimmt man die Binde wieder ab. — **Moquir-S.** Einer aus der Geſellſchaft, der A heißen mag, beſucht den Andern, der B heißen mag (d. h. durch die gewöhnlichen Begrüßungen, Einleitungsformen ꝛc. wird ein ſolcher Beſuch dargeſtellt). Die Perſon A, wozu am beſten eine ſolche, die mit gutem Mundwerk verſehen iſt, gewählt wird, fängt unter beliebigen, andern Nachrichten, wie ſie etwa von einer Klatſch-Gevatterin erzählt zu werden pflegen, an, der Perſon B auch mitzutheilen, was für üble Nachreden ſie über dieſelbe von den Leuten vernommen. Zuvor nämlich läßt ſie ſich von jedem der Anweſenden heimlich ſagen, was er an der Perſon B (natürlich im Scherz) auszuſetzen finde; u. dieſes muß dann A in ſeinem Geſpräch vorbringen. Wenn aller Tadel erſchöpft iſt, ſo fragt B nach dem Urheber einer beliebigen der gegen ihn gerichteten, tadelnden Bemerkungen. Welcher getroffen wird, muß jetzt B.s Stelle einnehmen und den Gegenſtand des neuen Moquirens abgeben. — **Citiren des Teufels.** Jemand aus der Geſellſchaft verſichert Dem, der angeführt werden ſoll, er ſey im Stande, den Teufel zu citiren, u. bittet ſich ſeine Mitwirkung dabei aus, welche darin beſteht, daß derſelbe alle Ceremonien, die Jener vornimmt, nachahmen muß. Unter andern beliebigen Ceremonien nimmt nun Jener einen ſchwarzen Hut, den er im Geſichte herumreibt. Der Andere thut ein Gleiches. Da der Hut, den man dieſem dazu gegeben hat, vorher mit Ruß geſchwärzt iſt, ſo ſieht man den Erfolg leicht ein. — ε) **S.e mit Geſang.** Hierher rechnen wir das bekannte **Papageno**, wo zum Eingange die Strophen geſungen werden: „Froh hüpfen alle Vögelein im ſchattenreichen Wald, und ſingen ihre Lieder, daß Alles wiederhallt. Wer weiß, wie lange Freiheit die Armen noch beglückt; wie bald, wie bald die Schlauheit mit Netzen ſie umſtrickt!“ Nachdem Papageno vergeblich verſucht hat, ein Vögelein zu fangen, ſingt die Geſellſchaft: „Ei, ei, Herr Papageno! Wo dacht er diesmal hin, daß er dies hübſche Vögelein, ließ wiederum entfliehn? Doch hüpfen ja der Vögelein noch viel im grünen Wald, und ſingen ihre Lieder, daß Alles wiederhallt. Allein wer weiß, ob Freiheit noch lange ſie beglückt, ob ſie nicht Papageno bald mit dem Netz berückt.“ Hat Papageno ein Vögelein feſtgehalten, ſo ſingt die Geſellſchaft: „Geſchwind nenn' uns das Vögelein, das du nun haſt berückt! Es wird uns alle hoch erfreun, wenn dir das Rathen glückt“. Hat der Vogelfänger glücklich gerathen, ſo endigt der Chor das S. mit dem Geſange: „Glück zu, o Papageno, zum mühevollen Fang des ſchönſten aller Vögelein, der endlich dir gelang! Der lieben ſchönen Vögelein, fang' fernerhin noch viel, noch oft erfreue uns dein angenehmes Spiel“. — Ein anderes beliebtes Sing-S. iſt, namentlich im Herbſt, der **Erntekranz.** Die Geſellſchaft geht Paar und Paar im Kreiſe herum, und jede Perſon hält 1 Aehre in der Hand. Alle ſingen: „Leer ſind die Felder, bleicher wird der Sommerſonnenglanz. Auf! windet, weil ihr Licht noch ſtrahlt, den bunten Aehrenkranz. Hierauf ſtellt ſich die zum Flechten des Kranzes erwählte Perſon in die Mitte und verlangt von jedem

der im Kreiſe ſtehenden S.er eine Aehre mit den Worten: „Ich winde einen Aehrenkranz, gib deine Aehre mir!“ Alle, bis auf eine Perſon, geben ſie, jene aber erwiedert: „Die Aehre hier iſt ſchon verſagt, ſuch' eine andre dir!“ Darauf gibt dieſe Perſon heimlich die Aehre einer andern. Während nun der Kranz von dem Binder gebunden wird, ſingt der Kreis: „Bind ihn fein niedlich, feſt und rund, den lieben Erntekranz; dann geht es auch den Abend bunt, beim Ernteſchmauß und Tanz!“ Der Geſang hört auf, ſobald der Binder den Kranz in die Höhe hält, u. wäre es mitten in einem Worte. Dann ſpricht er: „Nur eine Aehre fehlt mir noch, dann iſt mein Kränzchen ganz: O, lieben Leute, gebt mir doch die Aehr' zum Erntekranz“. Der Kreis antwortet: „Fehlt dir nur eine Aehre noch, iſt dann dein Kränzchen ganz; nun wohl, ſo ſuch' die Aehre doch dir ſelbſt zum Erntekranz!“ Der Binder hält nun der Perſon, bei der er die Aehre vermuthet, den Kranz vor, ſprechend oder ſingend: „Dir ſeh' ich's an, du haſt die Aehr', die mir zum Kranz gebricht“. Hat die angeredete Perſon die Aehre nicht, ſo antwortet ſie: „Nein, nein, mein Freund, du irreſt ſehr, ich hab' die Aehre nicht“. Hat der Binder mehr als drei Mal fehl gerathen, ſo bekommt er eine Strafe mit den Worten diktirt: „Fürs Rathen, welches fehl dir ſchlug, mußt du beſtrafet ſeyn. Der Arme, dem kein Acker trug, ſoll ihrer ſich erfreun“. — Bleibt die Aehre bis zuletzt unentdeckt, ſo muß der Suchende einen neuen Kranz flechten. Hat er ſie aber gefunden, ſo erhält er eine Belohnung von Dem, der die Aehre hatte; und der Kreis ſingt: „Wohl gab's ſo ſchön und rund, wie der, noch keinen Erntekranz. Nun tanzet luſtig um ihn her den muntern Erntetanz“. Der mit der Aehre Errathene wird nun Binder. — Endlich werde noch das Frühlings-S., der Blumenfreund, erwähnt. Nachdem der Ordner des S.s an jede Perſon einen bekannten Blumennamen ausgetheilt hat, bildet die Geſellſchaft um ein anderes Mitglied einen Kreis und ſingt: „Viel Blüthen und Blumen entſprießen dem Mai; kommt, Freunde des Frühlings, kommt alle herbei. Wir wollen ſie pflücken und ihrer uns freun, und ſie zum Geſchenke dem Freunde dann weih'n“. Hierauf bitter die Perſon in der Mitte des Kreiſes um eine Blume mit den Worten: „O, nenn' mir das Blümchen, den Liebling von dir, das Blümchen des Frühlings und ſchenk es dann mir!“ Die gebetene Perſon antwortet: „Dein ſey es und mit ihm mein Plätzchen auch dein, wirſt du im Errathen recht glücklich nur ſeyn“. Nun macht ſie eine Schilderung von der Blume, die ſie im Gedanken hat. Wird dieſelbe auf 3 Mal errathen, ſo wechſeln die beiden Handelnden ihre Plätze und die Geſellſchaft ſingt: „Getroffen, getroffen, du Kenner und Freund der Kinder des Lenzes; wir bringen vereint dir all' unſre Blumen, du biſt ihrer werth. Dir ſey unſre Liebe mit ihnen verehrt!“ Ehe das S. von Neuem beginnt, fragt der Blumenfreund alle Mitſpieler nach der Reihe: „Nicht wahr, mein Blumenſtrauß iſt — — ? und dieſe Lücke müſſen die Mitſpieler durch eine Eigenſchaft nach der Ordnung des Alphabets ausfüllen, z. B. artig, bunt ꝛc. Zum nähern Unterricht über die hier aufgeführten S.e und zur Kenntniß vieler andern iſt zu empfehlen: Der unerſchöpfliche Maître de Plaisir etc., enthaltend die beſten S.e, Lieder, Deklamir- u. Kunſtſtücke, Räthſel, Charaden ꝛc., 6. Aufl., Ilmenau 1834. Als Ergänzung dazu kann die „Encyklopädie der Geſellſchaftsſpiele“ benutzt werden. Ueber **Kinderſpiele** insbeſondere vergl. J. A. L. **Werner**, Die reinſte Quelle jugendlicher Freuden, oder 300 S.e zur Ausbildung des Geiſtes, Kräftigung des Körpers und zur geſelligen Erheiterung im Freien, wie im Zimmer, 2. Aufl., Dresd. u. Lpz. 1836. Ferner das ältere, aber ſehr zweckmäßige Werk von **Guts-Muths**, S.e zur Uebung und Erholung des Körpers und Geiſtes. 3. Aufl., Schnepfenth. 1802, eigentlich nur die 4. Abtheilung zur „Gymnaſtik für die Jugend“, 2. Aufl. 1802—4; „Le Livre des jeunes demoiselles: choix des meilleurs jeux françois et anglais“, Paris, **Vogel**. „Der deutſche Kinderfreund“. „Sechs S.e und nützliche Beſchäftigungen“ von Bormann, Lpz. 1836. — f) **S.e des Intereſſes**, d. h. alle S.e, welche um Geld- und Geldeswerth geſpielt werden. Faſt alle S.e, namentlich das Billard-, Kegel-, Domino- und Würfelſpiel können zu S.en des Intereſſes gemacht werden; die gewöhnlichſten ſind aber die **Kartenſpiele**, die entweder **Stichſpiele**, bei denen die Stiche das S. entſcheiden, oder **Hazard(Glücks-)ſpiele** (ſ. d.) ſind. Zu den Hazardſpielen gehören auch die meiſten Würfelſpiele, das **Roulett**, Rouge et Noir, **Geldwerfen (Kopf u. Schrift)**, das **Gerad und Ungerad**, die **Mora** der Italiener, die **Lotterie** und das **Lotto**, wozu auch die öffentlich angekündigten **Ausſpielungen** zu zählen ſind. S. die einzelnen Artikel.

Spiel (in anderer Bed.), 1) die Zahl der zu einem Karten- od. andern Spiele nöthigen Werkzeuge, z. B. ein S. Karten, Kegel, Würfel, Billardkugeln ꝛc.; — 2) **S. der Hände**, bei einem Schauſpieler die in ſeiner Kunſt begründete, regelmäßige Bewegung der Hände, eben ſo auch **S. der Geberden**; daher — 3) die Art und Weiſe des Vortrags, doch mehr mit Ausſchluß der Betonung der Worte; — 4) eine nach gewiſſen Regeln eingerichtete Nachahmung menſchlicher Handlungen, in ſofern ſie zur Beluſtigung Anderer dient; — 5) die vermittelſt eines muſikaliſchen Inſtruments hervorgebrachten harmoniſchen Töne; — 6) das Hervorbringen ſolcher Töne und die Art, wie dies geſchieht; — 7) bei dem Militär ſ. v. a. Trommel; — 8) die regelmäßige Hin- und Herbewegung einer ganzen Maſchine, oder einzelner Theile derſelben; — 9) (Jagdw.), der Schwanz beim Faſane u. allem hühnerartigen Wald- und Feldgeflügel; 10) ſ. v. a. Federſpiel; — 11) ſ. v. a. Lappreiſer.

Spiel (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. **Jülich**; 280 Einw.

Spielart, 1) (Naturgeſch.), auch **Abänderung**, **Varietät**, Varietas, iſt bei allen Naturkörpern dasjenige Individuum einer Art, welches ſich durch irgend ein unweſentliches (in der Fortpflanzung ſich nicht erhaltendes) Merkmal von den übrigen Individuen der Art unterſcheidet, wie z. B. abnorm gefärbte ꝛc. Indivi-

Digitized by Google

duen. Werden Sen. in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, ſo daß ihrr Merkmale konſtant werden, ſo entſtehrn Unterarten oder Racen. Vgl. Racenbildung. — 2) (Muſ.), ſ. v. a. Vortrag, die Art und Weiſe, wie man etwas ſpielt.

Spielau (Spelow), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Battelau; 140 Einw.

Spielbach, würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Gerabronn; 200 Einw.

Spielball, ſ. Billard.

Spielberg (Geogr.), 1) bad. Kirchdorf, Mittelrheinkr., Amt Durlach; 620 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldger. Vohenſtrauß; 130 Einw.; — b) daſ., Ldg. Waldmünchen; 120 Einw.; — c) (Pfarrdorf), R.-B. Oberfranken, Ldgr. Selb; Schloß; 280 Einw.; — d) (Kirchdorf), R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Heidenheim; hat ein Bergſchloß, das Stammhaus der Fürſten v. Oettingen-S.; man findet hier häufig röm. Alterthümer; 200 Einw.; — 3) kurheſſ. Pfarrdorf, Prov. Hanau, Kr. Gelnhauſen, Amt Wächtersbach; herrſchaftlicher Hof u. Ziegelhütte; 510 Einw.; — 4) öſterr. Dorf, Steiermark, Kr. Judenburg; 100 Einw.; dazu Schloß mit Herrſchaft und einem Bezirke von 8 Gemeinden mit 1100 Einw.; — 5) Schloß daſ., Land ob der Ens, Traunkreis, auf einer Donauinſel; dabei der gefährliche Felſen Saurüſſel; — 6) ſ. Brünn; — 7) preuß. Kirchdörfer: a) Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Naumburg, unweit der Saale; 160 Einw.; — b) daſ., Kr. Querfurt; 160 Einw.; — 8) würtemberg. Dörfer: a) Neckarkreis, Oberamt Brackenheim; 210 Einw.; — b) (Pfarrdorf), Schwarzwaldkreis, Oberamt Nagold; 670 Einw.

Spielberg (Spielberger, Biogr.), Johann, Maler, 1619 zu Düſſeldorf geb., ward in Amſterdam Schüler des Govaert Flink, kehrte 1647 als Hofmaler des Kurfürſten und Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm in die Heimath zurück u. trat nach dem 1653 erfolgten Tode dieſes Fürſten in gleicher Eigenſchaft in Dienſte des Kurfürſten Philipp Wilhelm. Er † zu Düſſeldorf 1690. In der Gallerie zu Schleißheim iſt das lebensgroße Bild eines Falkonirrs, der den Vogel füttert, während ein zweiter Vogel auf dem todten Kriger ſitzt. In der Gallerie Lichtenſtein zu Wien werden ihm zwei kleine Bildniſſe eines Mannes und einer Frau in alterthümlicher Kleidung zugeſchrieben. Sein letztes Unternehmen waren Darſtellungen aus dem Leben und Leiden des Heilandes, die er nicht mehr vollendete.

Spielbret, 1) ein auf beſondere Art eingerichtetes Bret, das zu einem gewiſſen Spiele nöthig iſt, daher am häufigſten — 2) ſ. v. a. Damenbret.

Spieldorf (Hriſſtle), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Polna; 300 Einw.

Spieldoſe, ſ. Spieluhr.

Spiele, 1) ſ. Spiel u. Lude; — 2) (Jagdw.), ſ. v. a. Lappenſtäbe; — 3) (Kriegsw.), die platten Holzſtückchen, die man durch das obere Ende der Schanzkörbe ſteckt, um dieſelben mit Buſchwerk verſchlieſſen zu können; — 4) die zarten Kiele der Federn, ſo lange ſie noch faſt ganz in der Haut ſtecken.

Spielen, 1) ein Spiel ausführen; — 2) (Muſ.), die Ausübung der Fertigkeit, auf einem Inſtrumente melodiſche oder harmoniſche Töne hervorbringen zu können. Der Ausdruck S. wird namentlich bei Taſten- und Saiteninſtrumenten gebraucht, bei Blasinſtrumenten ſagt man lieber Blaſen. Trommeln, Pauken rc., überhaupt alle Schlaginſtrumente werden geſchlagen. — 3) (Auswehen, Seew.), ſ. Maſt; — 4) die Haare ſ., ſ. Perrücke.

Spielende Nadel, wenn der Kupferſtecher es verſteht, den Grabſtichel frei u. ungezwungen zu führen.

Spieler, 1) der an einem Spiel, beſ. an einem Kartenſpiel thätigen Antheil nimmt; — 2) der aus dem Spielen um Geld ſein vorzüglichſtes Geſchäft macht (Spieler von Profeſſion); — 3) der die Muſik als ein Gewerbe betreibt.

Spielfeder, ſ. Spieluhr.

Spielfeld (Geogr.), 1) öſterr.-ſteier. Schloß mit Herrſchaft, Kr. Marburg; 12 Gemeinden mit 2400 Einw.; — 2) Dorf daſ.; Schule, Pulverſtampfe; 430 Einw.

Spielflöte, unrichtig ſ. v. a. Spillflöte, (ſ. d.).

Spielgefecht (Ant.), ſ. Gladiatoren.

Spielgeld, 1) Geld, um welches geſpielt wird; — 2) Geld, welches in öffentlichen Häuſern nach Beendigung des Spiels an den Wirth bezahlt wird und welches nach den verſchiedenen Spielen auch Karten-, Billard- u. Kegelgeld heißt; — 3) Geld, welches den Töchtern bei ihrer Verheirathung außer dem Heirathsgut und der Ausſtattung gegeben wird; — 4) (Spielhonorar), beſtimmtes Geld, welches ein Schauſpieler für jeden Abend, wenn er ſpielt, oder wenn er 2 Mal an einem Abend ſpielt, noch außer ſeiner Gage, für jede Rolle bekommt. Die Franzoſen führten das S. zuerſt ein. Zuweilen wird jedem Schauſpieler 8—10 Mal des Monats S. garantirt. Es beträgt 1—10 Thlr. für den Abend.

Spielgeräthe, ſ. Spielwaaren.

Spielgeſellſchaft, ſ. Geſellſchaft.

Spielglätte (Bot.), ſ. v. a. Cucubalus Behen *L.*, Silene inflata *Sm.*

Spielgraf u. Spielgrafenamt, ſ. Muſiker.

Spielhahn (Ornith.), ſ. v. a. Birkhahn, Tetrao Tetrix *L.*

Spielhaus, 1) Haus, in dem öffentliche Hazardſpiele betrieben werden. Sie ſtehen, wo ſie geſtattet werden, unter ſtrenger polizeilicher Aufſicht. Die meiſten und erſten öffentlichen, verpachteten Spielhäuſer hat es wohl in Frankreich und Italien gegeben, jedoch ſind ſie dort jetzt auch unterſagt. In Paris gab 1818 der Generalſpielpachter für 20 Spielhäuſer jährlich 6 Mill. Spielhauspacht. In England ſind die Spielhäuſer verboten; es gibt aber daſelbſt 50 Privat-Spielhäuſer 1. u. 2. Ranges und wenigſtens 100 Spielhäuſer gemeinerer Art. In Deutſchland erhob ſich die öffentliche Meinung umſonſt gegen die Spielhäuſer und ſelbſt das Verbot der Nationalverſammlung 1848 hatte nur

Digitized by Google

vorübergehenden Erfolg. Die Staatskaſſen ſchämen ſich nicht, die verderblichſte Leidenſchaft zu ſanktioniren, indem ſie eine Einnahmequelle aus ihr machen. Es beſtehen jetzt Spielhäuſer in Köthen für immer, in manchen Bädern, ſo in Baden-Baden, Aachen, Wiesbaden und in manchen andern Taunusbädern, wie in Homburg ꝛc., für die Badezeit, und in zahlreichen Orten für die Zeit der Märkte, Vogelſchießen u. dgl. — 2) (Spelhus), in Holland ſ. v. a. Bordell.

Spielhof (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken u. Aſch., Ldgr. Eltmann; Mühlen, Holz- und Wagenſchmierhandel; 130 Ew.; — 2) würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Welzheim; 100 Einw.

Spieljacht, eine Jacht, welche nur zu Spazierfahrten benutzt wird.

Spielkarten, geglättete Blättchen, auf deren einer Seite allerhand bunte Figuren gezeichnet ſind, während die andere ohne Figuren, nur gleichförmig mit Wellenlinien, bunten Sternen oder gleichen Punkten bemalt iſt. Die älteſte Spielkarte iſt die italien. oder Trapolirkarte (Carta di Trappola), genannt nach dem Spiel, das damit geſpielt wird. Die 4 Farben werden hier durch Becher (Copi), Pfennige (Denari), Schwerter (Spadi) und Stäbe (Bastoni) bezeichnet. Die Stelle der Damen vertreten Reiter (Caval). Aus dieſer Karte bildete ſich die Tarokkarte von 78 Blättern (ſ. Tarok). Erſt in der Mitte des 15. Jahrh. kam die jetzt gewöhnliche franz. Karte von 52 Blättern (Whiſtkarte) auf, welche zu den meiſten Spielen, als Whiſt, Boſton, Pharao gebraucht wird. Sie beſteht aus 4 Farben, nämlich 2 ſchwarzen: Treſſle, einem Kleeblatt, Pik, einem Lindenblatt oder einer Lanzenſpitze, in Form von dieſem, und 2 rothen: Coeur, einem Herzen, Carreau, einem Eckſtein. Zu jeder Farbe gehören 13 Blätter, nämlich: As, König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünf, Vier, Drei und Zwei. Fehlen die Sechs bis Zwei und iſt daher das ganze Kartenſpiel nur 32 Blättee ſtark, ſo heißt das Spiel eine Piketkarte; ſind die Acht, Neun und Zehn herausgenommen, und iſt das Spiel alſo 40 Blätter ſtark, ſo heißt es eine L'hombrekarte, weil zu dieſen Spielen nur ſo viel Karten nöthig ſind. Dieſelben Blätter, wie die Piketkarte, nur von anderer Form und meiſt von gröberem Papier, enthält die deutſche Karte, mit der Solo, Casco, Skat ꝛc. geſpielt werden. Die Blätter in ihr heißen Daus, König, Ober, Unter, Zehn, Neun, Acht, Sieben (Spitze). Als Zugabe zu ihr ſind in manchen Spielen noch 4 Sechſen vorhanden; auch haben die 4 Farben andre, aber den franz. korreſpondirende Namen und Bezeichnungen, nämlich: Eicheln (eine Eichel), Grün (ein Blatt), Roth (ein Herz) und Schellen (eine Schelle). Sonſt gab es od. gibt es noch jetzt eine 5. Farbe, Blau, in der deutſchen Karte, die dann 40 Blätter hatte. Man ſpielte mit dieſer Karte beſonders eine Art Deutſch-Solo unter 5 Perſonen.

Die S. werden in S.-Manufakturen von verſchiedener Größe, Feinheit und Muſter angefertigt. Sie dürfen an der Rückſeite nicht kenntlich ſeyn, müſſen ſich leicht durch einander miſchen laſſen, ohne an einander zu haften und dürfen Schmutz und ſonſtige Unreinigkeiten nicht leicht annehmen. Durch ein ſorgfältiges Sortiren des Papieres, indem alle fehlerhaften Bogen, welche Knötchen, Löcher, Waſſerflecke oder ſonſtige Mängel haben, welche die Karten kenntlich machen würden, ausgeſchoſſen werden, und durch einen ſehr hohen und zugleich dauerhaften Glanz, welchen man den Karten ertheilt, erreicht man die erſtgenannten Eigenſchaften. Das Haupt- oder Grundmaterial zu den Karten iſt, wie allgemein bekannt, Papier, und zwar wählt man nach Verſchiedenheit der Karten auch verſchiedene Papierſorten dazu. Gewöhnlich ſind zwei, ſeltener drei Bogen zuſammen geklebt, von denen der eine, der Vorderbogen, die Figuren und die verſchiedenen Steine, welche mit den Namen Treffle, Pique, Coeur und Carreau belegt werden, enthält; der Hinterbogen oder das Hinterblatt aber iſt mit der ſog. Muſſirung, einem Muſter von Sternchen, Blümchen, Schlangenlinien, oder ſonſtigem Deſſin verſehen, theils um den etwa anhaftenden Schmutz weniger ſichtbar zu machen, theils aber auch, um die Durchſichtigkeit zu verhindern, ſo wie endlich, um allen Karten auf dieſer Seite ein gleiches Anſehen zu geben. Wird noch ein dritter Bogen, um den Karten mehr Feſtigkeit zu geben und ſie weniger durchſcheinend zu machen, dazwiſchen geklebt, ſo führt er den Namen Mittelbogen. Doch fertigt man auch eigenes Kartenpapiee, welches die erforderliche Dicke und Stärke hat, an. Das zu den Karten beſtimmte Papier darf entweder nur ſchwach geleimt ſeyn, oder man muß es durch Anfeuchten mit Waſſer und durch ſtarkes Preſſen von dem größten Theil deſſelben wieder befreien. Von dieſen Bogen werden diejenigen, welche zum Hinterbogen beſtimmt ſind, zuvor mit dem Deſſin oder der Muſſirung, und diejenigen der Vorderbogen, welche Figuren enthalten ſollen, zuvor mit den Umriſſen dieſer Figuren verſehen, ehe man die einzelnen Bogen zuſammenklebt. Uebrigens werden dieſelben auch bogenweiſe angefertigt und dann erſt in einzelne Blätter zerſchnitten. Um die Hinterbogen mit der Muſſirung zu verſehen, dienen die Muſſirformen, welche bei feineren Karten von Kupfer, bei gröberen aber von Holz ſind u. das verlangte Deſſin erhaben enthalten. Die einzelnen Papierbogen werden etwas angefeuchtet und durch die Muſſirformen mit dem entſprechenden Deſſin bedruckt. Die Farben ſelbſt werden mit Stärkewaſſer oder mit Ochſengalle angerührt, wobei man zur ſchwarzen Muſſirung Kienruß, zur blauen Berlinerblau u. zur rothen Kugellack u. Zinnober nimmt. Zum Abdruck der Figurenumriſſe dienen ähnliche Formen, welche ebenfalls dieſe Umriſſe erhaben enthalten; ſie ſind entweder von Holz, od. von Kupfer, wovon die letzteren zwar theurer ſind, aber auch ungleich ſchönere Abdrücke liefern. Dann werden die noch feuchten Vorder-, Hinter- u. Mittelbogen gemiſcht, d. h. wechſelsweiſe einer von jenen und einer von dieſen zuſammengelegt und

Digitized by Google

gepreßt, ſodann vermittelſt eines feinen, ganz dünnen Kleiſters ſo zuſammengeklebt, daß der Mittelbogen zwiſchen dem Hinter- und Vorderbogen ſich befindet und ſo drei Bogen zuſammengeklebt ſind, von denen der Hinterbogen mit der Muſſirung, der Vorderbogen aber nur mit den Umriſſen der Figuren verſehen, oder, wäre er nur für die Geſteinkarten beſtimmt, weiß geblieben iſt. Dieſe Vorderbogen müſſen nun ausgemalt werden, d. h. die Umriſſe der Figuren müſſen mit den verſchiedenen Farben ausgefüllt, und die roth- und ſchwarzfarbigen Geſteine müſſen hergeſtellt werden. Beides mit dem Pinſel aus freier Hand zu verrichten, würde zu mühſam und zeitraubend ſeyn; ſie mit Kupferplatten, od. mit Steinplatten auszudrucken, hat wohl in neuerer Zeit Anwendung gefunden und liefert allerdings ſchöne Karten, allein das Verfahren iſt etwas theuer und hat noch nicht allgemeine Anwendung gefunden, ſondern man bedient ſich gewöhnlich noch des älteren Verfahrens, daſſelbe durch ſog. Patronen zu verrichten. Solche Patronen ſind feſte Pappbogen von der Größe des Kartenpapieres, in welchen diejenigen Stellen der Karte, worauf eine beſtimmte Farbe, z. B. roth aufgetragen werden ſoll, durchbrochen oder ausgeſchnitten ſind. Dieſe Patronen, welche der Dauerhaftigkeit halber mit Oelfarbe überzogen ſind, werden auf die Vorderbogen gelegt und mit einem großen Pinſel, welcher mit der erforderlichen Farbe angefüllt iſt, überfahren, wo dann alle die von der Patrone nicht bedeckten Stellen des Vorderbogens mit der Farbe verſehen werden. Wie viele verſchiedene Farben auf den Karten erſcheinen ſollen, mit ſo vielen Patronen muß die Arbeit wiederholt werden. Ebenſo erfordern die verſchiedenen Geſteine auch ihre beſonderen Patronen. Damit aber die ausgeſchnittenen Stellen der verſchiedenen Patronen ſtets auf den beſtimmten Platz des Vorderbogens kommen und beſonders bei den Figuren die verſchiedenen Farben die gehörige Lage zu einander erhalten, hat jede Patrone an der Ecke vier feine Löcher, welche beim Gebrauch derſelben auf vier vorgezeichnete Punkte des Vorderbogens genau gelegt werden, wodurch die richtige Lage der Patronen eben ſo bewirkt wird, wie beim Tapetendruck. Bei der Herſtellung der Patronen ſelbſt werden die Ausſchnitte für die Geſteine mit Geſteineiſen hergeſtellt, welche Eiſen unter der Form der Geſteine haben und in Schneiden auslaufen. Mit ſolchen Geſteineiſen werden die Patronen ausgeſchlagen, ſo daß alle mit einem und demſelben Eiſen ausgeſchlagenen Geſteine genau ganz gleich ſind. Dennoch ſtehen die mittelſt Patronen gemalten Karten den mittelſt Druckformen oder Druckplatten fabricirten an Schönheit nach, u. zwar aus dem Grunde, weil die durch Patronen aufgetragenen Farben niemals eine ſo ſcharfe Begrenzung haben, als dieſes bei den durch Druckformen hergeſtellten farbigen Abdrücken der Fall iſt. Wenn nun auch die verſchiedenen Farben, welche beſonders bei den Figuren oder Kartenbildern vorkommen, mit Hülfe von Patronen, od. auch durch Druckformen aufgetragen ſind, ſo erhält jeder Bogen, welcher eigentlich aus zwei oder drei zuſammengeklebten Bogen beſteht, auf der einen Seite die Muſſirung oder das Muſter, und auf der andern Seite ſo viel Kartenbilder oder Geſteine zu den einzelnen Karten, als einzelne Karten auf dem Bogen neben und unter einander Platz haben. Dieſe einzelnen Karten ſtehen aber auf dem Bogen ſo nahe gegen einander, daß ſie nur durch einen einfachen Schnitt von einander getrennt werden, um die erforderliche Größe zu erhalten. Doch ehe dieſe Bogen in einzelne Kartenblätter zerſchnitten werden, wird das Glätten mit denſelben vorgenommen. Vermittelſt einer am oberen Balken der Werkſtatt beweglich angebrachten Stange, welche mit ihrem anderen Ende bis auf eine unten auf einem Tiſch liegende Marmorplatte herabhängt und unten mit einem abgeſchliffenen Glättſtein oder einer Glaskugel verſehen iſt, wird der ganze Kartenbogen erſt auf der einen und dann umgekehrt auf der anderen Seite ſtark geglättet. Zu dieſem Zweck wird der vorhandene Bogen mit in Waſſer aufgelöſter venetianiſcher Seife dünn überzogen, auf die Marmorplatte gelegt und mit dem Glättſteine in allen Richtungen unter Anwendung eines ſtarken Druckes überfahren, wodurch ein ſehr ſchöner und feſter Glanz entſteht. Man hat auch verſucht, ſtatt der Glättſteine abgerundete Stahlſtücke anzuwenden; doch roſten dieſelben leicht, da ſie fortwährend mit dem feuchten Papier in Berührung ſind, und ertheilen dem Papier ſchädliche Roſtflecken, daher haben Chalcedon und Glaskugeln ſich als die beſten Glättſteine bewährt. Aus den geglätteten Kartenbogen werden nun die einzelnen Kartenblätter durch zwei große Stockſcheeren, wovon die eine die Riemſcheere, die andere die Blätterſcheere heißt, geſchnitten, indem mit der Riemſcheere die Bogen in lange Streifen u. dieſe mit der Blätterſcheere quer durch in einzelne Kartenblätter geſchnitten werden. Damit aber hierbei alle Schnitte gleichmäßig ausfallen, ſo iſt bei beiden Scheeren ein Anſchlag angebracht, welcher durch ſeine Entfernung von der Scheere die Breite des Schnittes beſtimmt; dieſer Anſchlag iſt außerdem noch mit 2 Stiften verſehen, auf welchen der durch die Schneiden der Scheere gelegte Kartenbogen ruht u. horizontal liegt, damit er ſich nicht zwiſchen die Scheere ſchief ſtellen kann. Zuweilen werden die einzelnen, auf dieſe Weiſe abgeſchnittenen Kartenblatter noch ſtoßweiſe in einer Preſſe beſchnitten, doch iſt dieſes überflüſſig, da ſie ohnedies ſchon die gehörige Größe haben. Endlich ſucht man die einzelnen Spiele aus, preßt ſie nochmals u. wickelt ſie in Papier, welches mit der Etiquette der Fabrik verſehen iſt. So werden ſie dem Verkauf übergeben, und ſeitdem die leidige Spielſucht von den Paläſten aus bis in die niedrigſten Dorfſchenken gedrungen iſt, haben die Spielkarten allerdings einen bedeutenden Abſatz gefunden. In Deutſchland hat man zwei Hauptſorten: die deutſche u. die franzöſiſche (ſ. oben). Faſt in allen Staaten Europa's iſt ſowohl die Fabrikation, als auch der Handel mit S. geſetzlichen Beſchränkungen und einer Stempelabgabe unterworfen. In vielen iſt die Einfuhr ganz verboten, z. B. in der preußiſchen Monarchie.

In Deutſchland hat jede Stadt erſten Ranges nnd faſt jede Stadt zweiten Ranges Spielkartenfabriken. In Frankreich hat Paris die meiſten, 12—15 mit etwa 200 Arbeitern. In Großbritannien darf es deren nur in London, u. in Irland nur in Dublin und in Cork geben. Frankreich verſendet jährlich nach dem ſpaniſchen Amerika für etwa 800,000 Fr., nach den portugieſiſchen und engliſchen Kolonien für 200,000 Fr. Der innere Verbrauch Frankreichs beträgt 2,000,000 Fr. und der Staat bezieht davon eine Einnahme von 7—900,000 Fr. Verkauft werden die S. nach Gros, Dutzend, halben Dutzend u. Stück. Ein Blatt aus jedem Spiele, ſo wie der Umſchlag des ganzen Spieles trägt faſt immer das Wappen des Landes, wo daſſelbe zum Gebrauch verkauft werden ſoll. Die Streifen, welche beim Beſchneiden der Karten abfallen (Spåne), werden von den Fabriken zu mancherlei kleinem Gebrauch verkauft. Vgl. Thon, Der Fabrikant bunter Papiere und Karten, Weim. 1832; — Leiſchner, Anleitung zur Pappen-, S.- und Bordurenfabrikation, daſ. 1833.

Die S. werden am gewöhnlichſten zum Kartenſpiel gebraucht. Man ſpielt meiſt um Geld, bisweilen auch um andere Gegenſtände, ſelten nur zum Zeitvertreibe. Man theilt die Kartenſpiele gewöhnlich in Hazard- u. Kommerzſpiele. Die einzelnen Spiele ſind unter ihren beſonderen Namen zu ſuchen. Eine beſondere Art von Spielen ſind die ſogenannten Bierſpiele, die um das von den Spielern während des Spiels getrunkene Bier geſpielt werden und meiſt auf den Univerſitäten heimiſch ſind. Die bekannteſten ſind das Cerevis, mit Geſang, ein Studentenſpiel, das ſich ganz ums Trinken dreht, der Schlauch, Laubober und Quodlibet. Bei allen Kartenſpielen wird der Anfang durch Miſchen der S. gemacht. Bei den Hazardſpielen wird meiſt abgezogen, d. h. eine Karte nach der andern aufgeworfen, wo die erſte für den, der abzieht (Banquier), gewinnt, die andern aber für die, welche gegen ihn ſpielen, wenn ſie die Karten beſetzt haben (Pointeurs). Seltner wird gehänfelt od. vom Banquier aufgeworfen u. dergl. Die Kommerzſpiele zerfallen wieder in Stichſpiele, wo die höchſte Karte oder die höchſte Atout berechtigt, den Stich einzunehmen, u. die meiſten Stiche entſcheiden, und in Spiele mit Augen, wo die meiſten Augen (ſo wird bei ſolchen Spielen z. B. das As 11, die übrigen Figuren jede 10, die Karten, welche keine Figuren haben, nicht, oder nur ſo hoch gerechnet, als ſie den Namen haben) entſcheiden. In noch andern Kommerzſpielen entſcheiden Sequenzen, d. h. wenn der Spieler mehre Blätter aus einer Farbe in einer gewiſſen Reihenfolge neben einander hat, in noch andern ſind auch mehre Karten gleicher Geltung, die man zuſammen hat, z. B. 4 As, 4 Könige, 4 Damen ꝛc. von Bedeutung. Bei allen Kommerzſpielen wird bei jedem Spiel gegeben, d. h. ein Spieler wirft den Mitſpielern, je nach den Regeln des Spiels, die Karten hin. Wer zuerſt gibt, gibt an, wer am Schluß des Spiels gibt, gibt ab. Während des Gebens oder vor oder auch nach demſelben in den meiſten Spielen wird Trumpf (A tout, Couleur) gemacht, d. h. die letzte Karte umgeworfen oder eine beliebige Karte der Nebenkarte, jedoch ohne ſie vorher anzuſehen, gewählt. Die Farbe, welche dies Blatt iſt, überſticht während des Spiels alle andern Karten von andern Farben, ſelbſt die höchſten. In manchen Spielen beſtimmt aber auch der das Spiel Anſagende den Trumpf. Darauf ſpielt bei den meiſten Kommerzſpielen der Spieler links (zuweilen auch der rechts) des Gebers aus. Wer nun den Stich hat, nimmt ihn ein, d. h. legt die Farben zuſammen und ſtichweiſe od. im Ganzen vor ſich hin und ſpielt wieder aus. In manchen Spielen wird gekauft, d. h. von den nicht ganz unter die Spieler vertheilten, verdeckt liegen bleibenden Blättern (Talon, Kaufkarten) nach dem Beginne des Spiels ſo viel weggenommen, als von den, welche der Spieler in der Hand hat, weggeworfen werden. In manchen Spielen werden die einem Spieler zum Vortheil zu rechnenden Gewinne mit eignen Spielmarken (ſ. d.) angelegt, bei andern der Gewinn bei jedem Spiel gleich baar oder durch Spielmarken einſtweilen bezahlt. Die beſonderen Regeln ſind bei jedem Spiele erklärt. Es iſt bemerkenswerth, daß alle Spiele mehr oder minder Kämpfe darſtellen, an denen alle Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft Theil nehmen. So iſt das Schachſpiel Nichts weiter als eine geordnete Schlacht; die Karten ſind vollzählige Nationen: Könige, Frauen, Ritter, Soldaten und Völker kämpfen mit einander, vertilgen ihre Feinde, machen zahlreiche Gefangene, wenden alle mögliche Vertheidigungsmittel an: das Schwert, die Baliſte, das Geld, und auch für Provlant ſorgt die kluge Armee. Das Syſtem der alten Spiele zeichnet übrigens deutlich die Ariſtokratie des Mittelalters. Unter Karl VII. kennt man das Volk noch gar nicht; erſt ſpät wird es zugelaſſen zu der königlichen Geſellſchaft, und auch da nur auf der niedrigſten Stufe. Immer ſchlägt ſich dieſe bewaffnete Maſſe herum und läßt ſich tödten, um die Souveräne zu ſchützen und zu vertheidigen. Im Schachſpiele, dem Spiele des Orients, wo ſo oft Männer der niedrigſten Abkunft ſich bis zu den höchſten Aemtern emporſchwingen, kann mitunter ein ſchwacher Bauer durch die feindlichen Reihen ſchlüpfen, die Linie des Königs berühren und ſich mächtig und gefürchtet machen. In Frankreich dagegen, dem Lande des Rechts von Gottes Gnaden, war die Schranke unbeugſam: der Proletarier zerbricht nie den eiſernen Cirkel ſeiner ſocialen Niedrigkeit. Vergeblich zeichnet er ſich im Kampfe aus, nie beſiegt er die glänzende Rüſtung des Ritters oder den verbrämten Mantel des Königs. So ſpiegelt ſich der ariſtokratiſche Geiſt vergangener Zeiten in dem alten Kartenſpiel. Werden die demokratiſirten Völker einſt neue Spiele erfinden, in denen ſie ihre Sitten und ihre politiſche Organiſation ſymboliſch darſtellen werden?

Die S. dienen ferner zu Kartenkünſten. Die meiſten und intereſſanteſten Kartenkünſte beruhen auf einer Gewandtheit der Finger, die man ſich erſt durch Uebung aneignen muß; na-

mentlich muß man verſtehen, die Volte zu ſchlagen, die Karten künſtlich zu miſchen, eine Karte gezwungen ziehen zu laſſen, ferner eine ſolche zu verwechſeln. Es folge hier erſt eine kurze Anleitung zu jenen vorbereitenden Kunſtfertigkeiten. Das *Volteſchiagen* beſteht in der Kunſt, die Karte auf eine geſchickte und den Zuſchauern ünmerkbare Weiſe abzuheben. Dies kann entweder mit beiden Händen oder bloß mit einer Hand geſchehen. Uebung und Schnelligkeit iſt bei beiden Arten nöthig, am meiſten bei der letztern. Man muß es dahin zu bringen ſuchen, daß die verſchiedenen Bewegungen gleichſam nur zu einer verſchmeizen. — a) *Mit einer Hand.* Das ganze Spiel wird in die linke Hand gelegt und durch Zwiſcheneinſchieben des kleinen Fingers in der Mitte getheilt, Gold- und Mittelfinger aber auf die obere Hälfte geiegt und ſo die obere Hälfte der Karten zwiſchen den drei letzten Fingern der linken Hand feſt eingeklemmt, während Daumen und Zeigefinger dieſer Hand unbeſchäftigt ausgeſtreckt werden. Hierauf wird die rechte Hand über die in der linken Hand iiegenden Karten gelegt, die untere Kartenabtheilung zwiſchen Daumen und Zeigefinger an den ſchmalen Seiten feſtgefaßt, ſo daß die obere Kartenabtheilung unberührt von ihnen bleibt und die drei letzten Finger der rechten Hand unbeſchäftigt bleiben. Auf dieſe Art kann die obere Abtheilung unter der darüber ausgeſtreckten rechten Hand mittelſt der drei letzten Finger, zwiſchen denen jene Abtheilung feſt eingeklemmt iſt, ſehr leicht abgezogen u. untenhin gebracht werden. — b) *Mit zwei Händen.* Das ganze Spiel wird ebenfalls in die linke Hand gelegt, mittelſt des kleinen Fingers derſelben in 2 Theile getheilt und der Gold- und Mittelfinger über das Spiel gelegt, Alles wie vorhin. Jetzt aber ſtreckt man die 3 Finger aus, ſo daß die obere, zwiſchen ſie gefaßte Kartenhälfte verwendet wird, hebt dann mittelſt Daumen und Zeigefinger derſelben Hand die untere Kartenhälfte in die Höhe, drückt daan wieder die zwiſchen den 3 Fingern gehaltene Blätterabtheilung in die flache Hand herein, läßt in dieſem Augenblicke von der andern Abtheilung, welche zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger in die Höhe gehoben wurde, den Zeigefinger los und läßt dieſe Blätterabtheilung, vermöge ihrer eignen Schwere, auf die andere Abtheilung, welche mit den 3 Fingern in die flache Hand gedrückt wurde, fallen. — *Künſtliche Miſchungen.* a) Man behält die, zuvor ſcharf ins Auge gefaßte, unterſte Karte des Spiels beſtändig als das unterſte Blatt in der linken Hand, während man die übrigen darüber liegenden Karten mit der rechten Hand über dieſem Blatte hinwegzieht und ſie wie gewöhnlich miſcht. — b) Man bringt das, vorher, unterſte Blatt des Spiels unbemerkt oben hin, als erſtes Blatt; am beſten ſo, daß man einen Theil des ganzen Spiels, ſammt dem unterſten Blatt, unten hinwegzieht, dieſen Theil in den in der linken Hand zurückbehaltenen einmiſcht, doch ſo, daß das unterſte Blatt zuletzt in der rechten Hand bleibt, welches man dann oben auf fallen läßt. Will man dieſes oben liegende Blatt wieder unten hin bringen, ſo drückt man den Daumen der linken Hand feſt darauf, während man die übrigen, darunter liegenden Blätter des ganzen Spiels mit der rechten Hand darunter hinwegzieht und über das nun allein zurückbehaltene Blatt auf gewöhnliche Art taillirt. — c) Man legt das gemerkte Blatt als erſtes Blatt oben auf das Spiel, faßt dann das ganze Spiel mit der rechten Hand, läßt einige Blätter davon von unten auf den erſten der hier mit A. B. C. D. E. nach der Reihe zu bezeichnenden Plätze, alſo auf A fallen, dann auf ähnliche Weiſe ein zweites Häufchen auf E, dann ein drittes auf B, ein viertes auf D, nad richtet es ſo ein, daß man das oberſte, gemerkte Blatt zuletzt allein in der Hand behält, welches man nun anf C fallen läßt. Dieſe Bildung der 5 Häufchen muß mit der nöthigen Geſchwindigkeit und Leichtigkeit geſchehen, und eben ſo ſchnell vereinigt man auch jetzt wieder dieſe 5 einzeinen Häufchen, indem man das Häufchen A auf das allein liegende Blatt C iegt, dann dieſe beiden vereinigten Häufchen A nnd C auf das Häufchen E, dieſe 3 auf B und die vereinigten 4 Häufchen auf den noch übrigen Haufen D. So wird nunmehr das vorher oben aufliegende Blatt das unterſte des ganzen Spiels ſeyn. Auf die nämliche Weiſe läßt ſich auch ſehr leicht das, vorher bemerkte, unterſte Blatt oben hin auf das Spiel bringen, wenn man das zu unterſt liegende Blatt allein auf einer Stelle liegen läßt, von den übrigen Blättern aber einzelne Häufchen bildet u. bei dem Aufheben derſelben das allein liegeade Blatt oben auf den Haufen legt, den man zu dem erſten des ganzen Spiels macht. — d) Man zieht immer einen Theil des Spiels unten weg und bringt ihn über den obern Theil, ohne aber die Karten durcheinander zu ſtecken, was, ſchnell ausgeführt, den Anſchein des gewöhnlichen Miſchens hat, im Grunde aber nur auf ein wiederhoites raſches Abheben herauskommt, wodurch, wie ſich bei näherer Ueberlegung ergibt, die Reihenfolge der Karten nicht im Geringſten abgeändert wird. — e) Die jetzt zu beſchreibende Art Miſchung iſt ſchwieriger und künſtlicher ais die vorhergehenden, aber zur Ausführung beſonders angenehmer Kartenkünſte recht wohl geeignet. Dieſe ſoll erſt in Bezug auf 10 Blätter beſchrieben werden. Dieſe ſind, in der Reihenfolge liegend, durch 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. bezeichnet. Verlange man, daß nach geſchehener Miſchung dieſe ihre Reihenfolge wieder hergeſtellt ſey, ſo verfahre man wie folgt. Man legt dieſes Spiel horizontal in die offene linke Hand, zieht mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die beiden unterſten Karten 1 u. 2 davoa weg, wobei der Daumen der linken Hand nachhilft, ſchiebt dann mit letzterem Daumen die zwei nächſten Blätter 3. 4. in die entgegenkommende rechte Hand (zwiſchen Daumen und Zeigefinger derſelben) über die ſchon darin befindlichen Blätter 1. 2., ſo daß die Folge der Karten hier jetzt iſt 3. 4. 1. 2., bringt jetzt von den rückſtändigen 6 Blättern die drei oben aufliegenden 5. 6. 7. unter die in der Rechten befindlichen 4 Blätter, ſo daß die Rei-

Digitized by Google

henfolge 3. 4. 1. 2. 5. 6. 7. entſteht; dann die Blätter 8. u. 9. über 3. n. 4., endlich das letzte noch übrige Blatt 10. nnten hin. Dies muß langſam eingeübt, aber nachher ſchnell ausgeführt werden. Die Blätter werden jetzt nachſtehende Reihenfolge haben: 8. 9. 3. 4. 1. 2. 5. 6. 7. 10. Auf die nämliche Weiſe wiederhole man dieſe Miſchung. Hat man ſie im Ganzen 7mal angeſtellt, ſo werden die Karten wieder in der erſten Reihenfolge liegen. Hat man dieſe Miſchung nur erſt mit 10 Blättern gut eingeübt, ſo wird man ſie dann auch leicht mit 24 und mehr Blättern bewerkſtelligen, indem man immer mit 2 u. 3 Blättern abwechſelt; doch würde es dann zu lange dauern, hierdurch die erſte Folge wieder herſtellen zu wollen; man muß es hier bloß darauf abſehen, die Karten aus einer bekannten Reihenfolge in eine andere bekannte Reihenfolge zu bringen, die man ſich für jede Anzahl zu miſchender Karten leicht wird aufzeichnen u. merken können. — Künſtliches Abheben. Zu vielen der angenehmſten und auffallendſten Kartenkünſte iſt nöthig, willkürlich bei einem beſtimmten Blatte abheben zu können. Dies macht man leicht dadurch möglich, daß man die betreffende Karte ein Weniges, etwa ½ Linie, breiter machen läßt, als die übrigen. — Eine Karte gezwungen ziehen zu laſſen. Wenn man eine mit Künſten dieſer Art nicht ſehr vertraute Perſon dazu wählt, ſo wird es bei einiger Uebung nicht ſehr ſchwer halten, das beſtimmte Blatt ziehen zu laſſen. Man legt daſſelbe als oberſte Karte auf das Spiel, ſchlägt in demſelben Augenblicke, als man das Spiel einer Perſon zum Wählen hinreicht, die Volte, ſo daß die obere Karte mitten in das Spiel kommt, breitet dieſes dann von der linken zur rechten Hand zu einem Fächer aus, hält dieſen der betreffenden Perſon vor, wobei man aber die Karte immer zwiſchen den Fingern hin und wieder blättert, bittet, ſchnell zu ziehen, und ſpielt, wenn die Perſon nach dem Spiele greift, auf geſchickte Weiſe die betreffende loſe gehaltene Karte ihr in die Hand. Beſchreiben läßt ſich dieſe Kunſtfertigkeit nicht vollſtändig; man ſtelle daher ſelbſt ſo viel Verſuche als nöthig an, um ſie ſich auf die beſtmöglichſte Weiſe anzueignen. — Eine Karte zu verwechſeln. Man legt das ganze Spiel zwiſchen Daumen und Zeigefinger in die linke Hand, indem man das obere Blatt, welches mit einem andern in der rechten Hand gehaltenen verwechſelt werden ſoll, etwas verſchiebt, und hält den Gold-, Mittel- und kleinen Finger etwas vom Spiele entfernt. Die Karte in der rechten Hand wird zwiſchen dem Zeige- und Goldfinger gehalten, ſo daß der Daumen frei bleibt. Nun fährt man mit der Karte in der rechten Hand gegen die linke, bringt ſie damit unter das Spiel, wo ſie gleich mit dem Gold-, Mittel- und kleinen Finger gefaßt und unter das Spiel gedrückt wird, faßt in dieſem Augenblicke mit dem Daumen und Zeigefinger die, auf dem Spiele oben aufliegende, etwas vorgeſchobene Karte, und die Verwechſelung iſt geſchehen. Dieſe Kunſt erfordert lange Uebung, um geſchickt ausgeführt zu werden. — Auswahl verſchiedener Kartenkünſte. 1) Ein od. mehre von Andern gezogene Blätter zu finden. a) Man legt in einem deutſchen Kartenſpiele alle Blätter ſo, daß ſie aufrecht liegen, d. h. daß die Könige, Buben u. ſ. w. ihre Köpfe nach derſelben Seite gekehrt haben, läßt ein Blatt ziehen, dreht dann unvermerkt das, in der Hand zurückgehaltene, Spiel ſo, daß die, in das Spiel eben ſo wie ſie herausgezogen war, wieder zurückgeſteckte, Karte nun allein verkehrt unter den übrigen Karten liegt. Bringt man dieſe Karte unter dem Tiſche oben auf das Spiel, beſtreicht man ſie mit etwas Vogelleim und wirft das ganze Spiel an die Wand, ſo wird ſie daran kleben bleiben. — b) Man ordnet die 52 Blätter eines franzöſ. Kartenſpiels vorher nach den 4 Farben ſo, daß ſämmtliche 13 Karten jeder Farbe beiſammen liegen, macht 4 Haufen, beiſpielsweiſe nach der Reihe: Treffle, Carreau, Pique und Coeur, daraus, deren jeder bloß Karten einer Farbe enthält, miſcht das erſte Häufchen, läßt eine Perſon ein Blatt daraus ziehen, es beſehen und an ſich behalten, verfährt eben ſo nach der Reihe mit dem zweiten, dritten und vierten Häufchen, indem man jedesmal eine andere Perſon ein Blatt daraus ziehen und an ſich behalten läßt. Die Lage der Häufchen ändert man, indem man ſie wieder auf den Tiſch niederlegt, ſo ab, daß jetzt ihre Reihenfolge iſt: Carreau, Treffle, Coeur, Pique. Nunmehr läßt man die Perſon, welche ein Treffle-Blatt gezogen, dieſes in den Carreau-Haufen ſtecken u. ſ. w., ſo daß jedes Blatt ſich einzeln in einem fremdartigen Haufen finden nnd dadurch leicht herauszufinden ſeyn wird. — c) Man läßt das Spiel von der Geſellſchaft miſchen, nimmt es dann an ſich, läßt ein Blatt ziehen und beſehen, theilt während dieſer Zeit das Spiel in 2 Hälften und läßt das Blatt auf die untere, in der linken Hand gehaltene, Hälfte legen. Indem man nun die 2. Hälfte darauf ſetzt, ſchiebt man den kleinen Finger der linken Hand zwiſchen beide Abtheilungen und ſchlägt die Volte, wodurch man die untere Blätterabtheilung auf die obere bringt, ſo daß das gezogene Blatt oben auf das Spiel zu liegen kommt; dann bedient man ſich einer der beſchriebenen künſtlichen Miſchungen, vermittelſt deren das Blatt nach unten gebracht wird, faßt dann das ganze Spiel zwiſchen den Spitzen des unten hingelegten Zeigefingers und des oben aufgelegten Daumens der rechten Hand, und hält es ſo zwiſchen beiden Fingern an der äußerſten Ecke feſt. Nun läßt man auf den entgegengeſetzten äußerſten Rand des Spiels mit der Hand ſtark ſchlagen, ſo daß ſämmtliche Blätter zwiſchen den Fingern herabfallen und nur das gezogene, unten liegende, Blatt in der Hand zurückbleibt, welches man den Zuſchauern überreicht. — d) Man merkt ſich heimlich das zu unterſt liegende Blatt, wendet die künſtliche Miſchung a) an, daß dies Blatt das unterſte bleibt, läßt dann ein beliebiges Blatt aus dem Spiele ziehen, es beſehen, oben auf das Spiel legen und abheben. Durchblättert man das Spiel, ſo wird man die gezogene Karte unter den gemerkten finden. — e) Man läßt ein Spiel Karten, worin ſich eine,

die ein wenig breiter, als die andere iſt, befinden muß, von der Geſellſchaft miſchen, eine Perſon ein Blatt herausziehen, dieſes behalten und das Spiel dann auf den Tiſch legen. Nun hebt man das Spiel (bei der breitern Karte) ab, läßt das gezogene Blatt auf die untere Hälfte legen, ſetzt die andeee Hälſte darauf, wendet die falſche Miſchung d) an, läßt das Spiel von einer andern Perſon abheben, was natürlicherweiſe wiedee bei dee breitern Karte geſchehen wird, und fordert ſie jetzt auf, die obere Karte vom untern Theile der abgehobenen Blätter zu beſehen. Dieſes wird die gezogene ſeyn. — 2) In Gedanken genommene Karten zu beſtimmen. a) Man nehme 20 Karten, lege ſie zu 10 Paaeen neben einander auf den Tiſch, und laſſe eine Perſon zwei neben einandee liegende Karten merken (auch kann man mehre Peeſonen jede ſich ein beliebiges Paar in Gedanken nehmen laſſen). Dann legt man ſämmtliche 20 Blätter auf einander, doch ſo, daß jedes Paar ungetrennt bleibt, und legt ſie nun nach folgendem Verſe in 4 Zeilen auf den Tiſch, ſo daß auf jede Zeile 5 Karten kommen: Mutus, Nomen, Dedit, Cocis. In dieſem Verſe kommt nämlich jedee Buchſtabe 2 Mal vor, und man legt nun die jedem Paar zugehörigen Blätter auf die dieſen Buchſtaben entſprechenden Stellen, ſo daß z. B. die erſte Karte des erſten Paares die erſte Stelle der erſten Zeile (Mutus), die zweite Karte des erſten Paares die dritte Stelle der zweiten Zeile (Nomen) einnimmt; die erſte Karte des zweiten Paares die zweite Stelle der erſten Zeile, die zweite Karte dieſes Paares die vierte Stelle derſelben Zeile u. ſ. w. Dann fragt man, in welchen Zeilen beide gemerkten Blätter liegen. Liegen ſie z. B. in der erſten und dritten Reihe, ſo können es nur die den Buchſtaben T entſprechenden ſeyn, liegen beide in der erſten Reihe, ſo wären es die den Buchſtaben U entſprechenden. — b) Man läßt ein Spiel Karten miſchen und diejenige Perſon, welche ſich ein Blatt davon merken will, von oben herab ſelbſt eine beliebige, doch mäßige Anzahl Blätter abzählen, und das letzte derſelben in Gedanken behalten. Dann läßt man die Blätter in derſelben Ordnung, in der ſie abgezählt wurden, wiederum auf das Spiel legen und dieſee ſich einhändigen, nimmt hierauf das ganze Spiel auf den Rücken und zählt unbemerkt ebenfalls eine beliebige Anzahl Karten ab, welche aber größer ſeyn muß, als die Zahl der von jener Perſon abgezählten Karten der Wahrſcheinlichkeit nach iſt. Hierbei beobachte man aber, daß man nicht von 1, ſondern von 2 zu zählen anfängt, und daß man die abgezählten Blättee in verkehrter Folge über einander bringt, ſo daß nämlich das erſte Blatt, bei denen man mit 2 zu zählen anfängt, das unterſte, das zunächſt von oben abgezählte das zweite von unten wird u. ſ. w. Dieſe abgezählten u. über einander gelegten Blätter legt man nun wieder oben auf das Spiel, ſo daß jetzt das letzte der ſelbſt abgezählten Karten oben auf liegt. Nun reicht man dee Perſon das ganze Spiel wieder, läßt, wenn ſie z. B. 4 Blätter abgezählt hatte, jetzt von 5, oder, wenn ſie 8 Blätter abgezählt hatte, von 9 an (und ſo fort), bis zu der ihr genannten Zahl, die man ſelbſt abzählte, Blätter abzählen, ſo wird das Blatt, welches ſie in der ihr genannten Zahl findet, das gewählte ſeyn. Es iſt nicht nöthig, ſich die Zahl, welche die Perſon abgezählt hatte, ſagen zu laſſen. — c) Man lege 21 Blätter in 3 Häufchen, jedes zu 7 Blättern, neben einander, und laſſe Jemand während des Niederlegens der Karten ſich eine beliebige Karte in irgend einem der 3 Häufchen merken. Nach Vollendung der 3 Häufchen fragt man, in welchem derſelden das Blatt ſich befinde. Hat man dies eefahren, ſo nimmt man die drei Häufchen auf und legt ſie über einander, doch ſo, daß das Häufchen, in welchem ſich das gemerkte Blatt befindet, das mittelſte wird. Dann legt man dieſe 21 Blätter wieder der Reihe nach in 3 Haufen, jeden zu 7 Blättee, aber ſo, daß man eeſt 3 Blätter in die Queee, über dieſe wieder 3 Blätter u. ſ. f. legt, mithin alle 3 Haufen zugleich bildet. Nach Vollendung derſelben läßt man ſich wieder ſagen, in welchem davon das gemerkte Blatt liegt; legt dieſen Haufen wieder zwiſchen die andern, blättert ſie abermals in 3 Haufen, wie vorher, aus, und wenn man wiederum erſahren hat, in welchem derſelben das Blatt liegt, legt man dieſe Haufen nochmals zuſammen, ſo daß der betreffende Haufen in die Mitte kommt. Man zählt dann 11 Blätter ab; das 11. wird das gewählte ſeyn. — 3) Eine od. mehee Karten in andere zu verwandeln. a) Man läßt mehre Karten, z. B. 5 (wenn man will, von verſchiedenen Perſonen) ziehen, theilt dann das Spiel unter der Hand in 2 Theile, die man ſo gegen einander legt, daß ſowohl oben als unten die Rückſeiten der Karten zu ſehen ſind, läßt alle 5 Blätter oben auf die eine Seite legen und reicht das Spiel verwendet der Geſellſchaſt wieder hin, wo begreiflich andere Blätter oben auf liegen werden; verwendet man das Spiel nochmals, ſo finden ſich die zuerſt gezogenen Blätter wieder. Dieſes Verwenden kann ſehr ſchnell geſchehen, wenn man das Kartenſpiel nicht in die hohle Hand, ſondern vorn auf den Zeige-, Gold-, Mittel- u. kleinen Finger der eechten Hand legt. Bringt man dieſe 4 Finger nun etwas aufwärts, als wollte man die Hand ſchließen, ſo fällt das Kartenſpiel verwendet in die hohle Hand zurück. Die linke Hand kann man ſich hierbei, um den Verſuch noch auffallender zu machen, auf den Rücken binden laſſen. — b) Man biegt eine einzelne Karte ſo zuſammen, daß die beiden Hälften derſelben mit ihren Rücken auf einander liegen, legt ſie auf ein umgekehrtes Spiel, ſo daß ſie die eine Hälfte der unterſten (oder durch Umkehrung vielmehr oberſten) Karte verdeckt und faßt dies Spiel nun ſo zwiſchen beiden Händen, daß durch die zuſammenſtehenden 3 Miteelfinger jeder Hand (auch reicht es hin, die drei Mittelfinger bloß einer Hand querüber zu legen) nicht nur die Fuge der gebogenen Karte, ſondern auch der ganze ſichtbare Theil der darunter liegenden umgebogenen Karte bis auf einen, zum Anfaſſen frei bleibenden, kleinen Rand verdeckt wird, mithin die gebogene Karte allein ſichtbar bleibt. Nun läßt man Jemand

dieſe Karte betrachten und fordert ihn auf, ſie ſchnell herauszuziehen, indem man ihn vorher nach Bequemlichkeit den, ſcheinbar dazu gehörenden, Rand der darunter liegenden Karte aufſuchen und anfaſſen läßt. Er wird dieſe unter der ſichtbaren Hälfte der gebogenen Karte hinwegziehen und mit Verwunderung eine andere als dieſe Karte in ſeinen Händen erblicken. — 4) Die unterſten Karten beim Abheben voraus zu beſtimmen. Man ſchneide ſämmtliche Bilder eines franzöſ. Kartenſpiels oben und unten um eine Linie kleiner zu, als die übrigen, dieſe letzteren aber ſchneide man an beiden Seiten in der Breite um eine Linie ſchmäler, als die Bilder. Wenn man dann das Spiel in der Breite abhebt, wird man allemal ein Bild abheben; hebt man das Spiel der Länge nach ab, ſo wird man eine Karte, welche kein Bild iſt, abheben. — 5) Die rothen Karten von den ſchwarzen aus dem Spiele durch einen Zug der Hand zu trennen. Hierzu iſt wiederum ein beſonders vorbereitetes Kartenſpiel nöthig. Man ſchneidet nämlich ſowohl an den ſchwarzen, als an den rothen Karten die Längenſeiten ſchräg zu, ſo daß ſich jede Karte nach dem einen Ende zu etwas verſchmälert, doch nur ſo wenig, daß man es ohne genaue Unterſuchung nicht bemerkt. Man legt dieſe Karte ſo, daß die breiten Enden der ſchwarzen Karten alle nach einer Seite, die der rothen Karten alle nach der entgegengeſetzten Seite gekehrt ſind. Das ſo vorbereitete Spiel läßt man von der Geſellſchaft miſchen, ſich zurückgeben, fragt dann, in welcher Hand ſie wünſche, daß die ſchwarzen, in welcher die rothen Karten erſcheinen ſollen, worauf man, indem man das Spiel mit beiden Händen an den gehörigen Enden faßt und von einander zieht, in jeder Hand diejenigen Karten erhalten wird, die mit den breitern Enden nach dieſer Richtung lagen. — 6) Einen Andern zu nöthigen, willkürlich beſtimmte Blätter zu ziehen. Man breitet ein Spiel fächerförmig auf den Tiſch aus und verſteckt dabei eine Karte, die man ſich gemerkt hat, z. B. Coeur-König, ſo unter die übrigen, daß der Andere nicht leicht veranlaßt wird, ſie zu ziehen, während man jedoch ſelbſt ſie im Auge behält. Man verlangt nun vom Andern, er ſolle den Coeur-König aus dem Spiel ziehen ohne ihn aber zu beſehen, der Andere wird ſtatt des Coeur-Königs irgend eine andere zufällige Karte, z. B. Pique-Buben, ziehen. Man läßt dieſe ſich verdeckt überreichen, und verlangt nun, nachdem man ſie ſelbſt beſehen, vom Andern, er ſolle den Pique-Buben ziehen; dieſer wird jetzt z. B. Treffle-Acht ziehen; nachdem man dieſe wieder eingenommen, ohne daß ſie der Andere geſehen, verlangt man jetzt Treffle-Acht und ſo fährt man bis zu beliebiger Grenze fort, immer die Karte zu verlangen, die man eben bekommen hat. Geſetzt, man hätte nun zuletzt Carreau-Dame erhalten, ſo ſagt man, man wolle ſich nun die letzte Karte, die Carreau-Dame, ſelbſt ſuchen. Statt dieſer aber zieht man den ſelbſt verſteckten Coeur-König hervor; und wird nun im Beſitz aller Karten ſeyn, die man verlangt hatte, und ſie vorzeigen können. — 7) Die Anzahl der Augen dreier auf den Tiſch gelegten Karten zu errathen. (As als 1, jedes Bild als 10, die übrigen Blätter nach ihren wirklichen Augen gerechnet). Man läßt aus einem franz. Piquetſpiel von 32 Blättern 3 beliebige Blätter wählen, verdeckt neben einander auf den Tiſch legen, dann auf jedes dieſer Bläter von derjenigen Zahl an, welche die Augen des Blattes bezeichnete, noch ſo viele einzelne Blätter legen, bis die Zahl 15 herauskommt (alſo z. B. auf ein Bild noch 5, auf ein As noch 14 Blätter), nimmt dann die übrigen Blätter des Spiels zurück, zählt dieſe ſchnell und unbemerkt, u. rechnet noch die Zahl 16 im Stillen dazu. Waren z. B. 4 Blätter übrig geblieben, ſo betrug die Anzahl der Augen der unterſten Blätter 20. — 8) Durch Miſchung die 4 Farben eines Piquetſpiels zuſammen zu bringen. Man legt die 32 Blätter eines Piquetſpiels, in welchen das grüne Daus ein wenig breiter als die andern Karten iſt, in nachſtehende Reihenfolge: Schellen Sieben, Grünes Daus, Rother Ober, Schellen Daus, Eicheln Sieben, Eicheln Acht, Rothe Neun, Schellen Acht, Rother Unter, Grüner König, Grünes Daus, Rothe Zehn, Schellen König, Grüne Acht, Eicheln Neun, Eicheln Zehn, Grüne Neun, Schellen Unter, Schellen Ober, Grüne Zehn, Eicheln Unter, Rothe Sieben, Schellen Neun, Schellen Zehn, Rothe Acht, Grüner Unter, Grüner Ober, Rother König, Rothes Daus, Eicheln Ober, Eicheln König, Eicheln Daus. Man zeigt der Geſellſchaft die Karte, um ſie beobachten zu laſſen, daß die 4 Farben wirklich ſehr untereinander gemiſcht ſind, miſcht ſie dann 3mal nach der unter e) angegebenen Weiſe, und hebt nach der dritten Miſchung bei der dritten Karte ab. — 9) Das künſtliche Ablegen mit abwechſelndem Unterſtecken. Man legt die 13 Karten eines franzöſiſchen Kartenſpiels in folgender Ordnung auf einander: As, Drei, König, Sieben, Dame, Vier, Bube, Sechs, Zehn, Zwei, Neun, Fünf, Acht. Nun legt man das As ab, ſteckt die Drei unter das Spiel, legt dann den König ab, ſteckt die Sieben unter u. ſ. f., ſo wird man bis zu Ende die Karten in regelmäßiger Folge ablegen. Wer die angegebene Regel, die Karten zu Anfang zu legen, nicht kennt, wird ſich vergebens bemühen, dies zutreffen. — 10) Zwölf Karten ſo zu legen, daß man allemal 4 in jeder Reihe zählen kann. Man legt 9 Karten in 3 Reihen, dann von den übrigen 3 Karten die erſte auf das erſte Blatt der erſten, die zweite auf das zweite Blatt der zweiten und die dritte auf das dritte Blatt der dritten Reihe. — 11) Von 3 hingelegten Kartenblättern das mittelſte aus der Mitte zu bringen, ohne es anzurühren. Man nimmt ein Blatt an der Seite weg und legt es auf die andere Seite. Vgl. Schellenberg, Blick in Döblers u. Bosco's Zauberkabint, Wiesd. 1832; — Deutliche Anweiſung zur Erlernung der Karten-Kunſtſtücke, 2. Aufl., Quedlinb. 1828. — Ueber das Kartenſchlagen, wozu die S. auch gemißbraucht werden, ſ. Kartomantie.

Geſchichtliches. Ueber den Urſprung des

Kartenſpiels iſt viel geſtritten worben, ohne daß etwas Beſtimmtes bis jetzt hat nachgewieſen werden können. Gibelin ſucht die Geburtsſtätte der S. bei den alten Aegyptern, nach Andern kannten ſie bie Indier u. Chineſen ſchon in ſehr frühen Jahrhunderten und zwar in der Form von elfenbeinernen und hölzernen Täfelchen, auf benen bie Figuren gezeichnet waren. Noch jetzt hat man in Indien dergleichen Karten. Um 1299 zeigen ſich in Italien, wo ſie Naibi (in Spanien Naipes) hieſsen, gemaite S., welche Benennung einen Zuſammenhang mit Indien vermuthen läßt, indem ein ähnliches Wort in Indien Wahrſagen bedeutet. Wahrſcheinlich kamen ſie durch die Saracenen nach Europa, keines Falls durch bie Zigeuner, bie erſt zu Anfang bes 15. Jahrh. auftraten. Der Abbé Rille verlegt die Wiege des Kartenſpiels nach Spanien u. ſtützt dieſe Meinung auf ein Verbot, mit Karten oder Würfeln um Geld zu ſpielen, welches ſich in den Statuten eines 1332 vom König Alfons gegründeten Ritterordens vorfindet. Die Meiſten halten dagegen Frankreich für ſein Vaterland. Die Chronikenſchreiber verlegen ſeine Erfindung unter die Regierung Karls VI. und bezeichnen die Karten als ein Mittel, wodurch man den unglücklichen König bei ſeinen Anfällen von Mélancholie habe zerſtreuen wollen; unter Karl VII. ſoll auch das Piquetſpiel entſtanden ſeyn. Nach den alten Chroniken wäre David Piquetkönig (Karl VII.); Coeurkönig würde Karl den Groſsen repräſentiren. Ueber den Carreau- und Trefflekönig weiß man nichts Beſtimmtes, wahrſcheinlich ſind auch ſie Vertreter zweier alten Könige von Frankreich; denn in der That weiſen die Perrücken, die langen Haare und die Stiefeln beider, ſo wie der Umſtand, daß auf den alten Kartenblättern ihr Königsmantel mit Lilien geſtickt iſt, nicht auf eine Identität mit ben Römern und Macedoniern hin, deren Namen ſie tragen (Cäſar und Alexander). Argine (Trefflebame) iſt ein Anagramm aus Regina und repräſentirt die Königin Marie von Anjou, die Gemahlin Karls VII.; Rachel (Carreaudame) iſt die berühmte Agnes Sorel; in der Pallas (Piquedame) findet man die keuſche und tapfere Johanna d'Arc wieber; Judith endlich (Coeurdame) iſt die Kaiſerin deſſelben Namens, die Gemahlin Ludwigs des Guten. Lahire (Coeurbube) iſt der bekannte Feldherr Karls VII., Hektor (Carreaubube) iſt Hektor von Galanbun; ein andrer berühmter Kriegsmann aus derſelben Zeit, Ogier (Piquebube), erinnert an den Helden aus den Sagen Karls des Groſsen, und Lancelot an den nicht minder berühmten Neffen des Königs Artus. Die vier Buben, die die Spanier noch jetzt bie Ritter nennen, vertreten übrigens den Adel; die Neunen, Achten unb Sieben dagegen ſind die Soldaten. Die As bezeichnen (nach dem lateiniſchen Worte) das Geld. Die Sechſen bis Zweien, die niedern Karten genannt, entſtanden erſt nach Karl VII. und ſtellen bas Volk vor. Sogar die vier Farben im Spiel waren ſymboliſch. Coeur oder Gold war nämlich das Symbol ber Tapferkeit der Heerhauptleute od. der Solbaten; Pique oder Schwert bezeichnete die Vertheibigungswaffen; Treffles oder Stöcke ſind das Bild der Verproviantirung, die Carreaux endlich deuten auf die Schüſſe der Baiiſten. Mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit haben Andere Deutſchland die Ehre zuerkannt, die S. erfunben zu haben. Gewiß iſt, daß ſie ſehr frühzeitig nach Deutſchland kamen, wo ein Biſchof von Würzburg 1321 ſeinen Geiſtlichen das Kartenſpiel verbot und wo eigne Bilder: Däuſer, Könige, Ober und Unter in der Karte erſcheinen. Der Eichelober erhielt den Namen Wenzel von St. Wenzeslaus, der Grünober den Namen Baſte von St. Sebaſtian. Erſt ſpäter wurden in einigen Spielen die ſämmtlichen Ober (in manchen Gegenden die Unter) Wenzel genannt. Schon die Bekleidung der Bilder der deutſchen Karte deutet auf das 14. Jahrhundert als Zeit ihrer Einführung hin. Einige (z. B. Hommel, Oblectamenta juris feudalis) behaupten, daß man durch die deutſchen Karten die deutſche Lehnsverfaſſung, durch das Daus das Reich ſelbſt, durch den König den Kaiſer, durch die Ober die Kurfürſten und durch die Unter die andern Reichsſtände, durch die Zehnen, Neunen, Achten und Sieben die Plebejer habe darſtellen wollen. Die Kunſt, die Karten durch Holzſchnitte abzudrucken, die Veranlaſſung zur Erfindung der Buchdruckerkunſt gab, ſcheint zwiſchen 1350 und 1369 in Nürnberg erfunden worden zu ſeyn. Die nürnberger Kartenmacher bezeichneten bis 1518 ihre Karten mit †, wofür der Magiſtrat eine × zu ſetzen befahl, die ſich noch unter der Rothſieben der meiſten deutſchen Karten findet. Vgl. Breitkopf, Verſuch des Urſprungs der S., Leipz. 1784.

Spielkartenfabrik, ſ. Spielkarten.

Spielkartenpapier, ſ. Spielkarten.

Spielkartenmacher, ſ. Spielkarten.

Spielkaſten, ſ. Spieluhr.

Spielkau, öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrſch. Ingrowitz; 380 Einw.

Spielkugeln, ſ. v. a. Klicker, Schuſſer.

Spielleuchter, Leuchter mit einem kleinen, runden Fuſse, wie ſie vorzüglich auf Spieltiſchen gebraucht werden.

Spielleute, 1) Perſonen, welche bie Muſik nur als Gewerbe handwerksmäßig betreiben; — 2) bei manchen Armeen die Tambours, Pfeifer und Horniſten der Infanterie und Fuſsartillerie.

Spiellinie (Theaterw.), diejenige Begrenzung des Podiums der Avantſcene, zwiſchen der Rampe und dem Manteau d'Arlequin, über welche ber Darſteller nicht hinaustreten ſoll, theils um keine falſche Beleuchtung von der Rampe zu erhalten, theils um im Enſembleſcenen die Ordnung der in einem Halbkreiſe ſtehenden Darſteller nicht zu ſtören; die Bezeichnung gilt alſo nur einer Räumlichkeit und erſcheint als ſolche unbegründet. S. iſt diejenige Linie, welche durch die Stellung ber handelnden Perſonen in einer beſtimmten Situation beſtimmt wird. Steht ein Thron links an der erſten Kuliſſe und eine Zahl von Darſtellern gegenüber auf ber rechten Seite, ſo geht die S. von vorn nach hinten quer über das Theater. Die S. nicht überſchreiten heiſst in dieſem Falle ſich dem Throne nicht ohne beſondere Veran-

laſſung und Beobachtung aller Regeln, welche Sitten und Herkommen geben, zu nähern. Im Allgemeinen kann man S. alſo die von der Sitte, Schicklichkeit und Räumlichkeit gezogene unſichtbare Schranke nennen, die der Schauſpieler während der Darſtellung nicht übrrſchreiten darf.

Spielmanier, ſ. Manier und Vortrag.

Spielmann, Jakob Reinhold, bekannter Arzt, zu Straßburg am 3. März 1722 grboren, ſtudirte auf mehren deutſchen Univerſitäten, ſo wie in Paris Medicin und kehrte darauf nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo er an der Univerſität Phyſiologie und Chemie lehrte, ſpäter zum Profeſſor der Poeſie und endlich 1759 zum Profeſſor der Botanik und Chemie ernannt wurde und am 9. Sept. 1783 †. Schrled: Institutiones chemiae, Straßb. 1763; — Institutiones materiae medicae, daſ. 1774; — Kleine medicinische u. chemische Schriften, Leipz. 1786.

Spielmannia (Bot.), I. nach Medicus, Gattung der Labiatae Verbenae *Rchb.*, Didynamia Angiospermia *L.* Charakter: Kelch fünfſpaltig; Korolle röhrig, fünfſpaltig, im Schlunde mit Haaren geſchloſſen; Griffel mit hakenförmiger Narbe; Nuß der Steinfrucht zweifächerig, warzig. Zwei Arten: 1) S. africana *Lam.*, Ill., 1, T. 85, Lantana africana *L.* Strauch auf dem Kap; Blüthen zierlich, weiß, wohlriechend. — 2) S. revoluta *Meyer.* Strauch ebendaſ. Beide Arten kommen als Zierpflanzen vor. — II. Nach Cuſſon, Untergattung von Trinia *Hoffm.*

Spielmarke, ſ. Marke.

Spielmuſchel (Mollusk.), ſ. v. a. Cytherea Chione *L.*

Spielnoten, kleine, geſchriebene Noten, welche nicht zu ſingen, ſondern nur zu ſpielen ſind, wenn man nämlich die Singſtimme mit in die für die rechte Hand des begleitenden Klavierſpieles beſtimmte Linie ſchreibt.

Spielochſe, ſ. v. a. Zuchtochſe.

Spielotter (Säugeth.), ſ. v. a. Lutra vulgaris *Cuv.*, gemeine Fiſchotter.

Spielpartie, 1) ſ. v. a. Kartenſpiel oder auch ein anderes Spiel, bei welchem ein Gewinnſt Statt finden kann; — 2) beſonders bei Kartenſpielen, ein einzelnes Spiel, durch welches der Gewinnſt entſchieden wird; — 3) die ſämmtlichen Perſonen, welche gemeinſchaftlich ein Spiel betreiben.

Spielpetſchaft, ſ. Spieluhr.

Spielpfennige, ſ. Rechenpfennige.

Spielraum, 1) der Raum, in welchem ſich ein Körper frei und ungehindert bewegt; — 2) Kanone; — 3) in der Deſtillirblaſe der Raum über der Füllung, in welchem die Dünſte aufſteigen können.

Spiels (Spls, Splſch), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Gut Opalka; 210 Einw.

Spielſachen, ſ. v. a. Spielwaaren.

Spielsberg (Spielberg), bayer. Weiler, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Bruck; Schloß mit Kapelle, Beneficium, Patrgr. II.; 110 Einw.

Spielſcheffel, die Tafel, auf welcher das Scheffelſpiel betriebrn wird.

Spielſchulden, Schulden, die beim Spie gemacht werden. Im Allgemeinen gelten ſie für Ehrenſchulden, die durchaus bezahlt werden müſſen; rechtlich ſind S., in Hazardſpielen kontrahirt, wenigſtens in Staaten, wo dieſe verboten ſind, nicht einzutreiben. Bei Kommerzſpielen wird man jedoch rechtlich angehalten, S. zu bezahlen, indem man hier einen Spielvertrag vorausſetzt. Doch darf die Höhe der S. den gewöhnlichen Spielſatz nicht übrrſchreiten.

Spielteller, kleine Teller, auf welchen beim Kartenſpielen jeder Spielrr ſein Geld hat, und ein etwas größrrer Teller, auf wrlchen das Spielgeld gelegt wird.

Spieltiſch, 1) kleiner Tiſch, woran man bequem ein Kartenſpiel betreiben kann. Zum Lhomberſpiel hatte man beſonders ſonſt oft dreiſeitige Tiſche, außerdem vierſeitige, die gewöhnlich zum Zuſammenſchlagen eingerichtet ſind. Runde Einſchnitte, worein Leuchter geſtellt, und kleinere Vertiefungen, worein Geld oder Marken gelegt wurden, pflrgen jetzt nicht mehr in den S.en angebracht zu werden. — 2) Großer Tiſch, meiſt mit grünem Tuch beſchlagen, an welchrm für ein Hazardſpiel Bank gehalten wird.

Spieluhr, Uhr, welche ſo eingerichtet iſt, daß ſie ein oder mehr muſikaliſche Stücke ſpielt. Man hat 3 Hauptarten von S.en: Harfen-, Flöten- und Glocken-S.en. Zu Harfenuhren ſind am häufigſten große Wanduhren eingerichtet. Es muß hierzu ein beſondrres Gehwerk (Spieluhrwerk) vorhanden ſeyn, das aus mehren Rädern und Getrieben beſteht und durch ein beſonderes Gewicht in Bewrgung geſetzt wird. Außerdem gehört dazu eine Harfe von Drehſaiten, Hämmer, welche auf die Saiten ſchlagen, und eine Walze (Spielwalze), welche die Hämmer nach Erforderniß des Muſikſtückrs in Brwegung ſetzt. Dieſe Walze iſt etwa 11 Zoll lang nud hat 6 Zoll im Durchmeſſer; ſie iſt von Holz und von Meſſingblech. Auf derſelben ſind ſenkrechte Metallſtifte, welche die Hämmer heben. Um die Metallſtifte in der gehörigen Ordnung in die Walze einzuſchlagen, werden um dieſelde parallele Kreiſe gezogen, in dieſen Kreis kommen alle die Stifte, welche einrn und denſelben Hammer in Bewegung ſetzen; außerdem werden auf der Walze der Länge nach ſo viel Parallellinien gezogen, als das Muſikſtück Takte hat, ſo daß die Stifte nun auch nach Maßgabe gehörig auf den erwähnten Kreiſen eingeſchlagen werden können. Der Hämmer ſind eben ſo viel, als Saiten auf der Harfe ſind; an ihrem Schwanze haben ſie gekrümmte Spitzen (Tangenten), welche von dem Stifte der Welle ergriffen und niedergedrückt werden. Dadurch wird der Hammer ſelbſt gehoben, welcher ſogleich eine Druckfeder grgen die zu ihnen gehörende Saite ſchnellt. Damit nun das Muſikſtück in einem gleichmäßigen Tempo geſpielt werde, iſt mit dem Gehwerke, ein Windfang in Verbindung geſetzt; je nachdem die Flügel deſſelben mehr ſenkrecht oder horizontal geſtellt werden, kann man ein ſchnelleres oder langſameres Tempo hervorbringen.

Damit einzelne Takte im Stücke forte, andere piano geſpielt werden können, dient der ſogenannte Zug oder Lautenzug. Derſelbe beſteht aus einem Drahttuche, welches mittelſt eines Armes gegen die Harfe gedrückt werden kann, was von beſondern Stiften auf der Walze bewirkt wird. Soll eine S. mehre Stücke ſpielen, ſo müſſen auf der Walze für jeden Hammer mehre Kreiſe mit Stiften vorhanden ſeyn, wovon aber nur die Stifte des Kreiſes den Hammer faſſen, welche gerade vor demſelben gerückt ſind, während die Stifte der übrigen Kreiſe neben denſelben hinweggehen. Um nun die Walze ſo verſchieben zu können, daß das gewünſchte Stück geſpielt wird, ſind auf die Zapfen derſelben Hülſen geſchoben, welche mit Vertiefungen verſehen ſind. Bisweilen iſt auch die Vorrichtung getroffen, daß die Uhr ſelbſt dieſes Verſchieben zu verſchiedenen Stunden verrichte. Alle dazu gehörigen Theile heißen die Verſchiebung. Eine Auflöſung, ähnlich der bei einem Schlagwerk, macht, daß das Werk anfangen kann zu gehen, und mittelſt einer Vorkehrung, wie bei einer Repetiruhr, kann man auch das Werk zu beliebiger Zeit gehen laſſen. — Die Flötenuhren ſind zuſammengeſetzter; ſtatt der Harfe iſt ein Flötenwerk angebracht, d. h. hölzerne Pfeifen, welche auf einer kleinen Windlade ſtehen; ferner müſſen ein Blaſebalg und 2 Schöpfbälge in der Uhr angebracht ſeyn und von dem Gehwerke ſo in Bewegung geſetzt werden, daß ſie der Windlade Wind zuführen. Die Stifte der Walze berühren auch Tangenten, an welchen ſich hier ſtatt des Hammers ein Stecher befindet, d. i. ein meſſingener Draht, welcher, wenn er wieder gedrückt wird, das Ventil in der Windlade öffnet. Damit nun aber die Pfeifen, nach Erforderniß des Muſikſtückes, nicht bloß angeben, ſondern auch aushalten, müſſen auf der Walze öfters ſtatt der bloßen Stifte Haken oder Krampen eingeſchlagen ſeyn, deren Breite mit der Zeitdauer des hervorzubringenden Tones im Verhältniß ſteht. — Einfacher ſind wieder die Glockenſpieluhren. Die Glockenſpiele ſind auf eine eiſerne Stange feſtgeſchraubt und werden von Hämmern geſchlagen. Iſt ſolch ein Glockenſpiel mit einer Thurmuhr verbunden, ſo hängen die Glocken über der Uhr um den Thurm herum und werden daſelbſt vermöge einer Wendeſtange in Bewegung geſetzt. Die Welle bekommt einen Durchmeſſer von ungefähr 5 Fuß. Soll ein Werk an einer kleinen Uhr angebracht werden, ſo kann das nicht durch Gewichte, ſondern muß durch eine Feder (Spieluhrfeder) in Bewegung geſetzt werden. In neuerer Zeit man viele ſolche Kunſtwerke gefertigt, bei welchen man zur Hervorbringung des Tons Stahlfedern benutzt. Dadurch kann das Werk in einen ſehr kleinen Raum gebracht werden, z. B. in Taſchenuhren, in Petſchafte (Spielpetſchafte), in Doſen von der Größe einer mittlern Schnupftabaksdoſe (Spieldoſen), oder in Kaſten (Spielkaſten), ungefähr 10 Zoll lang, 2 Zoll breit und hoch. In einem ſolchen Kaſten kann eine Welle angebracht werden, welche 10—12 Stücke ſpielt.

Spielventil, ſ. Hauptventil.

Spielvertrag, ſ. Spielſchulden.

Spielwaaren (franz. Bimbeloterie, engl. Toys), künſtliche Arbeiten zur Unterhaltung und Beſchäftigung für kleine Kinder. Sie werden aus den verſchiedenartigſten Stoffen verfertigt, namentlich aus geringhaltigem Kupfer, Zinn und Blei, aus Meſſing und Eiſenblech (aus Silber wenig), aus Marmor, Elfenbein und Knochen, aus Holz, Pappe u. Mehlkleiſter, und ſind zu einem bedeutenden Handelszweig geworden. Unter den S. aus Metall zeichnen ſich die Nachahmungen der Küchen- und Tiſchgeräthe aus, ſowie die bleiernen Soldaten, welche man mit einem Aloëfirniß übermalt; unter den hölzernen alle Arten Hausgeräthe, Wagen, Häuſer, Gärten, Thiere. Die Manichfaltigkeit in der Abwechslung geht ins Große und iſt keiner Beſchränkung unterworfen. Die Holzſpielwaaren, geſchnitzte, geſchachtelte und gedrehte, glatte und bemalte, werden beziehentlich in Berchtesgaden und im grodner Thale in Tyrol, in Sonneberg, Grünhainichen und Seifen, neuerdings auch in Kaſſel, auf dem Harz und im böhmiſchen Erzgebirge gemacht; ausgezeichnet ſind beſonders die ſchwarzwälder und tyroler geſchnitzten Thiere und menſchlichen Figuren, die trotz ihres billigen Preiſes oft einen nicht geringen Kunſtwerth haben. Die S. aus Papiermaché, neuerdings auch von Guttaperchamaſſe werden in Nürnberg, Fürth, Sonneberg, Rodach, Hildburghauſen, Heidelberg, Grünhainichen in bedeutender Menge fabricirt, namentlich zeichnet ſich die Fabrik von Fleiſchmann in Nürnberg u. die von Kummer in Berlin aus. Zinnſpielwaaren liefern Nürnberg, Leipzig u. ſ. w., Blechſpielwaaren Nürnberg, Wien, das ſächſiſche Erzgebirge (Eibenſtock) und Kaſſel. Der größte Handel wird von Nürnberg, das einen großen Theil ſeines Reichthums dieſem Induſtriezweig verdankt, Sonneberg, Neuſtadt, Grünhainichen, Seifen aus beſorgt. Eine gewiſſe hohe Vollkommenheit in ihrer Art bei Preiſen, welche keine ausländiſche Konkurrenz zu unterbieten vermag, zeichnet hauptſächlich die deutſchen Holzſpielwaaren aus, welche jederzeit den Papiermachéewaaren vorzuziehen ſind. Auch in Blech- und Zinnſpielwaaren wird Deutſchland nirgends Konkurrenz zu beſorgen haben, mehr dagegen in feineren Artikeln von den Franzoſen. Im 19. Jahrh. hat Paris ebenfalls angefangen, große Maſſen davon zu fertigen und bis zu einem gewiſſen Grade von Eleganz. Valenciennes übertrifft jedoch Paris in dieſem Artikel bei Weitem. Was die geſchnittenen Holzfiguren anlangt, ſo erreichen die Franzoſen die Deutſchen noch nicht; die von Saint-Cloude (Dep. Jura), wo man auch in Knochen arbeitet, kommen den deutſchen, z. B. denen von Mannheim, noch am nächſten. Die Engländer haben ehemals ſehr viel S. nach Holland ausgeführt. Die größere Wohlfeilheit der deutſchen Waare gab aber doch dieſem Gewerbe einen Stoß, ſo daß jährlich durchſchnittlich für 16,000 Pfd. St. eingeführt werden. Seit einiger Zeit wird jedoch in England wieder viel angefertigt. Bei der Anfertigung der S. wird ein ſehr oft ſinnreiches

Verfahren angewendet, um dergleichen Sachen fabrikmäßig in Menge zu fertigen. Wir wollen hier nur die Thiere erwähnen, bei denen dies am meiſten auffällt, da der Laie kaum glauben kann, daß auch dieſe zu Dutzenden auf einmal gefertigt werden. Denken wir uns z. B., es ſoll eine Partie Schafe gemacht werden, ſo ſpannt der Arbeiter eine Scheibe in die Drehbank und dreht in dieſelbe nach einer Form, welche mit dem Profile des Schafes übereinkommt, Hohlkehle, Ruthen. Stäbe und dgl. vertieft oder erhaben aus. Führt man nun in der Breite der Bruſt des Thieres Schnitte in der Richtung des Radius nach dem Mittelpunkte der Scheibe, ſo zerlegt man letztere in eine große Anzahl von Sektoren, welche dann alle das Profil eines Schafes zeigen und nur noch einer geringen Nacharbeit bedürfen, um gehörig zugerundet werden, und nur noch bemalt zu werden brauchen, um fertig zu ſeyn. Werden die Thiere nach hinten zu breiter, ſo ſtellt man die Köpfe nach innen; ſind ſie durchgängig gleich breit, ſo wird keine Scheibe ausgedreht, ſondern ein langes Bret nach dem Profile ausgehobelt und dann durch Parallelſchnitte die einzelnen Thiere rauh geliefert und vollends zugeſchnitten. Auf ſolche Weiſe und mit, nach der Natur der Arbeit, ſehr ſinnreich angeordneten Kunſtgriffen kann ein geſchickter Arbeiter an einem Tage viele Dutzend ſolcher Thiere machen, und daher, ſowie aus der großen Zerſtörungsluſt der Kinder, welche ungeheure Maſſen von S. täglich vernichten, entſpringt der billige Preis dieſer Waaren, wozu noch kommt, daß die eigentlichen Arbeiter ſtets zur dürftigſten Klaſſe der Menſchheit gehören, alſo ſehr wenige Bedürfniſſe haben.

Die S. müſſen zweckmäßig, d. h. Bildungsmittel für Körper und Geiſt ſeyn; am wenigſten dürfen ſie die Sittlichkeit durch Darſtellung obſcöner Gegenſtände und die Geſundheit durch giftige Farben gefährden. Dergleichen ſchädliche Farben ſind Zinnober, Chromgelb, Chromgrün, Schieferweiß, Grünſpan, Gummigutt ꝛc. Dagegen ſind folgende Farben zu empfehlen, die den giftigen an Schönheit nichts nachgeben. Für Weiß: gebrannte Magneſia, ſtatt Bleiweiß 4 Theile feine Kreide und 2 Theile gebrannte Magneſia mit einigen Tropfen ſchwefelſaurer Indiganflöſung wohl unter einander gerieben. Für Blau: Indig- und Berlinerblau; für Braun: Rothſtein und Kugellack zu gleichen Theilen mit Leimbrühe angerieben (Braunroth), 6 Theile Rothſtein und 1 Theil gebrannte Schwärze (Schwarzbraun); für Gelb: ſtatt Chromgelb eine beliebige Menge Weiß, mit einigen Tropfen Safranauszug ſo lange mit einem koncentrirten wäſſerigen Auszug der Avignonkörner (durch Uebergießen mit heißem Waſſer und Zuſatz von etwas Alaun oder Kochſalz bereitet) verſetzt, bis die gewünſchte Farbe zum Vorſchein kommt; zu Gelbgrün Schüttgelb und Weiß, zu gleichen Theilen; zu Goldgelb Weiß mit einem wäſſerigen Safranauszug bis zur gewünſchten Farbe verſetzt; zu Gelbroth 1 Thl. Rothſtein und 4 Thle. Schüttgelb mit Leimbrühe vermiſcht; für Grau 12 Th. Weiß, ½ Th. Indig und ½ Th. gebrannte Schwärze; für Grün: ſtatt Kaiſergrün 6 Th. Auszug von Avignonkörner, ½ Th. Indig und 1 Th. Weiß; zu Hellgrün 1 Th. Safranauszug mit 3 Th. Weiß; zu Dunkelgrün 6 Th. Schüttgelb mit ½ Th. Indig; für Roth: ſtatt Zinnober Karmin mit ein wenig koncentr. Safranauszug und etwas Leimbrühe vermiſcht; zu Roſenroth 1 Th. Kugellack und 2 Th. Weiß; zu Fleiſchfarben 4 Th. gebrannte Magneſia und 1 Th. Rhabarberauszug, bereitet aus ½ Loth Rhabarber und 3 Loth heißem Waſſer; für Violet: 4 Th. Kugellack und 1 Th. Indig, mit Leimbrühe gerieben; zu Violetroth: 8 Th. Kugellack und 1 Th. Indig.

Spielwalze, ſ. Spieluhr.

Spielwerk, 1) ſ. v. a. Spielzeug, ſ. Spielwaaren; — 2) ſ. Spieluhr.

Spielzeug, ſ. Spielwaaren.

Spier, 1) kleine Spitze, daher — 2) etwas ſehr Geringes.

Spier (Geogr.), ſ. Nieder- und Ober-Spier.

Spieräpfel (Pomol.), nach Oken u. Dierbach, Abtheilung der Aepfel, ſ. v. a. Kant- oder Rippenäpfel.

Spierapfel (Bot.), 1) ſ. v. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*; — 2) ſ. v. a. Crataegus Aria *L.*

Spierbirnen (Pomol.), nach Oken und Dierbach, Abtheil. der Birnen, Pyra sorbaria (ſ. Birnbaum).

Spieren (Bot.), auch Blumenäpfler, 12. Zunft der 16. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems, die Spiräaceä anderer Syſteme enthaltend. Allgem. Charakter: Vielſamige Bälge. Meiſt Sträucher und Bäume, ſelten Kräuter, in wärmern Ländern ohne Dornen, mit einfachen und fiederigen Wechſelblättern; Blüthen ſehr zahlreich, von mäßiger Größe, aber mit ſchönen Farben und in großen, reichen Sträußern, ſo daß die meiſten als Zierpflanzen dienen. Kelch regelmäßig, fünfſpaltig, Blume fünfblätterig, mit 5 mal 4 Staubfäden, nämlich 3 vor den Blumenblättern und einer vor dem Kelchlappen; indeſſen auch weniger und mehr, doch immer zählbar; Bälge in der Regel 5, getrennt und mehrſamig, die Samen am innern Winkel und hängend; der Keim aufrecht, d. h. das Würzelchen gegen den Nabel, ohne Eiweiß. Sie ſind weder in ökonomiſcher, noch in mediciniſcher Hinſicht von Wichtigkeit, enthalten jedoch Gerbſtoff und bisweilen etwas ätheriſches Oel und Harz, vielleicht auch Blauſäure. Eintheilung. A. Samen ungeflügelt. Wichtigſte Gattungen: Gillenia, Kerria, Spiräa. — B. Samen geflügelt. Wichtigſte Gattungen: Quillaja, Lindleya. Vergl. Oken, Allgemein. Naturgeſch., Bd. III, S. 2023 ff.

Spieren (Schiffsb.), ſchwache, gradgewachſene runde Stämme v. Föhrenholz, welche zu Maſten auf Schaluppen und Booten, zu den oberſten Rahen, zu Segelſtangen gebraucht u. in verſchiedener Dicke von 2—8 Zoll bei 30—40 Fuß Länge verkauft werden. Man erhält ſie vorzüglich aus den Oſtſeehäfen, unter andern aus Riga,

wo man unter dieſem Namen alle runde Hölzer von 7—16 Palmen, 50—75 Fuß Länge verſteht.

Spiergſten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lötzen; 310 Einw.

Spierigmeer, ſ. Haarlemer Meer.

Spiering (Ichthyol.), ſ. v. a. Spierling, Stint, Salmo (Osmerus) Eperlanus *L.*

Spierings, Maler, ſ. Spirinx.

Spierling (Ichthyol.), 1) ſ. v. a. Stint, Salmo (Osmerus) Eperlanus *L.* — 2) ſ. v. a. Rysling, Cyprinus aphya *L.*

Spierlina (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Eberesche, Sorbus *L.*

Spieröe, norweg. Inſel, Hvalöerne-Gruppe, an der Südküſte, öſtlich am Eingang des Chriſtiania-Fjord.

Spierpflanze (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Diosma *L.*

Spierquitten (Pomol.), nach Oken und Dierbach, Abtheilung der Quitten.

Spierre, François, Maler und Kupferſtecher aus Nancy, kam in ſeinem 15. Jahre nach Paris zum Simon Vouet und ſchloß ſich dann an Ph. de Champaigne an, übte ſich dann unter F. de Poilly im Kupferſtiche. Sein Hauptwerk iſt die Madonna nach Correggio, die mit Recht ſehr geſchätzt wurde. Im J. 1681 verließ er Rom, um das von ſeinem Bruder Claude in St. Nizier zu Lyon begonnene jüngſte Gericht zu vollenden; † jedoch auf der Reiſe zu Marſeille. Die Zahl ſeiner Blätter iſt ziemlich bedeutend.

Spierſäure (Chem.), Säure in den Vogelbeeren oder Spieräpfeln von Sorbus aucuparia, nach Donavan die aus den genannten Früchten dargeſtellte Säure, weil er ſie verſchieden von der Apfelſäure hielt, was ſie aber nicht iſt.

Spierſchwalbe (Ornith.), 1) ſ. v. a. Mauerſchwalbe, Cypselus murarius *Ill.*; — 2) ſ. v. a. Hausſchwalbe, Hirundo urbica *L.*

Spierſtaude (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Spiraea *L.*

Spies, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Pegnitz; verfallenes Schloß; 130 Einw.

Spieſchenlrim, ſ. Papiermühle.

Spieſen, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Ottweiler; kathol. Pfarrei, Steinkohlenbergwerk, Eiſengrube; 750 Einw.

Spieshammer, Johann, lat. Cuſpinianus, Hiſtoriker, geb. zu Schweinfurt 1473, Leibarzt und Geheimrath Maximilians I., betrieb außer Medicin auch Philoſophie, Literatur und Rhetorik; † zu Wien 1529. Schrieb: De Caesaribus atque Imperatoribus a Jul. Caesare usque ad Maximilianum I., commentarius, Straßb. 1540, Baſel 1561, Frankf. 1601, Leipz. 1669, Fol.; — Austria sive comment. de reb. Austriae, Baſel 1553; — De Turcarum moribus et origine, Antwerp. 1541, Leyd. 1654, 12., u. ſ. w.

Spiesheim (Geogr.), 1) bayer. Kirchdörfer: a) (Ober-S.), R.-B. Unterfranken und Aſch., Herrſchaftsger. Sulzheim; 280 Einw.; — b) (Unter-S.), daſ., 500 Einw.; — 2) großh. heſſ. Pfarrdorf, Prov. Rheinheſſen, Kr. Alzey, Friedensger. Wörrſtadt; 770 Einw.

Spieſia (Bot.), nach Necker, Untergattung von Phaca.

Spieskappel, kurheſſ. Pfarrdorf, Prov. Oberheſſen, Kr. u. Amt Ziegenhain; 430 Ew.

Spieß, (in verſch. Bed.), 1) Waffe, beſteht aus einem langen, ſpitzigen Eiſen (Spießeiſen) an einem langen Schafte; Unterarten davon ſind: der Speer, die Lanze, die Hellebarde, der Sponton (ſ. d.); — 2) (Fiſch.), ſ. v. a. Fiſchgabel; — 3) langer, dünner, mit einer Spitze verſehener Körper; — 4) dünnes Stück Holz, an welchem Lerchen, Meiſen u. dgl. Vögel angeſpießt und zum Verkauf gebracht werden; — 5) ſo viel ſolche Vögel, als gewöhnlich an einem ſolchen S. ſich befinden; — 6) (Jagdw.), ſ. Gehörn; — 7) (Buchdr.), ſ. Buchdruckerkunſt; — 8) ſ. v. a. Mundſtück, ſ. Orgel; — 9) (Nadl.), eine der zwei Eiſenſtangen auf dem Klotz der Wippe, mittelſt deren die Oberſtempelſtange gerade gehalten wird; — 10) (Münzw.), an manchen Orten ſ. v. a. Sechſer. Urſprünglich kömmt der Name von den brandenburger Sechſern von 1660 bis 1700 her, die in dem Bruſtſchilde des Adlers ein Scepter, das man für einen S. anſah, führten. Später kam der Namenszug F. W. R. an die Stelle des Scepters.

Spieß (Geogr.), Wallfahrtskirche, ſ. Ems.

Spieß (Biogr.), 1) Meinrad, berühmter Kirchenkomponiſt des 18. Jahrh., Prior des Reichs-Gotteshauſes Yrſee in Schwaben, ſeit 1743 auch Mitglied der mitzlerſchen muſikal. Geſellſchaft, war nach Gerber ein Schüler von Joseph Bernabei und † 1776. Schrieb 7 größere Sammlungen von Antiphonien, Pſalmen, Meſſen, Offertorien, Kantaten und Litaneien. Im J. 1746 gab er noch heraus: „Tractatus musicus compositorio practicus, d. h. muſikaliſcher Traktat, in welchem alle gute und ſichere Fundamente zur muſikal. Kompoſition zuſammengetragen ꝛc. werden.“ — 2) Johann Martin, Kirchenkomponiſt des 18. Jahrh., Gymnaſiallehrer, Muſikdirektor und Organiſt zu St. Peter in Heidelberg, gab 1745 heraus: „Davids Harfenſpiel in 150 Pſalmen auf 342 Liedermelodien“, und „Geiſtliche Liebesposaune in 342 Liedermelodien“, (2 Thle.). — 3) Philipp Ernſt, Archivar, geb. am 27. Mai 1734 zu Ettenſtatt, einem ansbachiſchen Dorfe, wo ſein Vater Pfarrer war, beſuchte das Gymnaſium zu Ansbach und ſeit 1752 die Univerſität zu Jena, wo er Rechtswiſſenſchaft und vorzüglich Geſchichte ſtudirte. Auf das Verlangen ſeines Vaters mußte er nach 2 Jahren nach Hauſe zurückkehren, wo ein Gewaltſtreich des Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich ſeinem Schickſale eine unvermuthete Wendung gab. Er kam nämlich bei ſeinen Aeltern zu der Zeit an, als die neue Gemahlin des damaligen Erbprinzen ihren Einzug in Ansbach halten ſollte. Von ſeinen Aeltern als Begleiter ſeiner Geſchwiſter dorthin geſchickt, um die Einzugsfeierlichkeiten mit anzuſehen, fiel er durch ſeine außerordentlich große Statur dem Markgrafen auf, der ihn am folgenden Tage durch einen Offizier in das Reſidenzſchloß abholen ließ, im Angeſicht des ganzen Hofes ihn zur Annahme des Militärdienſtes zwang und als Kadet in ſeine Leibkompagnie zu Gunzenhauſen einreihte. Die Gunſt des Markgrafen und ſeines Nachfolgers Alexander ent-

Digitized by Google

ſchädigte den 1762 zum Unteelieutenant beförderten S. für den ihm auferlegten Zwang, der ihn übrigens von den Wiſſenſchaften keineswegs abzuziehen vermochte. Er wußte ſich Zutritt zu dem fürſtlichen geheimen Archiv und zur Bibliothek zu verſchaffen und ſtudirte beſonders das Staats-, Lehn- und deutſche Recht, ſo wie vateeländiſche Geſchichte. Wegen ſeiner gründlichen Kenntniſſe in dieſen Fächern wurde ee ohne ſein Zuthun 1769, wo das Fürſtenthum Baireuth an Ansbach fiel, mit anſehnlichem Gehalte und mit dem Titel eines Hof- und Regierungsraths als erſter Archivar des geh. Landesarchivs zu Plaſſenburg bei Kuimbach angeſtellt. Die Art und Weiſe, wie er jenes Archiv ordnete, und tüchtige literariſche Arbeiten verſchafften ihm bald den Ruf eines der erſten Archivaeen ſeinee Zeit. Mehre Reichsſtände ſchickten ihre Archivare zu ihm, um ſie im Archivweſen durch ihn unterweiſen zu laſſen, und die erſten deutſchen Fürſten ſchätzten den beſcheidenen und anſpruchsloſen Gelehrten. Kaiſer Joſeph nahm ihn mit großer Auszeichnung auf, als er ihm 1785 eine Menge im ansbachiſchen Archive entdeckter ungariſcher Urkunden perſönlich überbrachte, und wünſchee ihn in Wien zu behalten, ein Anerbieten, das S. ablehnte. Nicht mindere Gunſt fand er bei dem Könige von Preußen, als er 1790 ſeinen Landesherrn nach Berlin begleitete. Bereits 1788 hatten ihn die Konventualen des Kloſters St. Blaſien in Schwarzwald zu ſich eingeladen, um ſich mit ihm über die Herausgabe der „Germania sacra“, zu deren erſtem Theile er auch ſpäter Beiträge lieſerte, zu beſprechen. Er ſelgte dieſer Einladung und durchreiſte bei bieſer Getegenheit ganz Schwaben, einen Theil des Elſaſſes und der Schweiz, lediglich der Erforſchung von Klöſtern und Aechiven ſich hingebend. Eine Frucht ſeines Beſuches in St. Blaſien war ſeine vertraute Freundſchaft mit dem ſpätern Fürſten Moritz, der ihn 1793 noch einmal zu einem Beſuche ſeines Kioſters behufs literariſcher Beſprechung über das erwähnte Werk veranlaßte. S. kam von dieſer Reiſe krank zurück nnd † in Baireuth, wo ee ſeit 1763 ſeinen Wohnſitz hatte, am 5. März. 1794. Von ihm ſind außer vielen kleinern Schriften: „Archivariſche Nebenarbeiten“, (2 Bde., Halle 1783—85); — „Aufklärungen in Geſchichte und Diplomatik', (Baie. 1791); — „Geſchichte des kaiſerl. 9jährigen Bundes von 1535—1544“, (Erlangen 1788). — 4) Chriſtian Heinrich, einer der fruchtbarſten deutſchen Romanſchriftſteller, 1755 zu Freiberg in Sachſen geboren, hielt ſich längere Zeit bei einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft auf und wurde darauf ais Wirthſchaftsbeamter auf dem Schleſſe Betdiekan in Böhmen angeſtellt, wo er am 17. Aug. 1799 †. Als dramatiſcher Scheiftſteller fand er beſonders mit dem Schauſpiel: „Klara von Hoheneichen“ (Prag 1790) allgemeinen Beifall. Von nun an lieferte er eine große Menge Schauſpiele und Romane, von denen die bekannteſten ſind: „Generat Schlenzheim“, ein Schauſpiel (Leipz. 1785); — „Biogeaphien der Selbſtmörder“ (Prag 1785, 4 Bde., 3. Aufl. 1789); — „Das Petermännchen“ (Leipz. 1790, 2 Bde.); — „ber Mauſefallen- und Hechelkrämer“ (Prag 1792, 2. Aufl. 1795); — „Der aite Ueberall und Nirgends“ (Leipz. 1792, 4 Bde., 5. Aufl. 1824); — „Die zwölf ſchlafenden Jungfrauen“ (Leipz. 1794—1796, 3 Thle.); — „Die Löwenritter“ (Leipz. 1794, 4 Thle.); — „Biographien der Wahnſinnigen“ (Leipz. 1795 u. 1796, 4 Bde.); — „Hans Heiling“, ein Volksmährchen (Leipz. 1798—1799, 4 Thle.). Obgleich ihm ein großer Reichthum der Erfindung nicht abzuſprechen iſt, ſo ließ ee ſich doch durch den unbedingten Beifall, welchen ſeine Schriften in jenee Zeit der Geſchmacksverderbniß fanden, verleiten, denſelben bloß einen höchſt oberflächlichen poetiſchen Schimmer zu verleihen, wodurch ihnen aller dauernde Werth entzogen wurde. Dennoch finden ſie noch heute ihr Publikum und Verleger, die neue Ausgaben von ihnen veranſtalten. — 5) Guſtav Adolf, Medieiner, geb. zu Duisburg 1799, Arzt zu Frankfuet a. M. Schrieb: F. B. von Helmonts Syſtem dee Medicin, Frankf. 1840; — Phyſiologie des Nervenſyſtems, Braunſchweig 1844. — 6) Auguſt Friedeich, Kupferſtechee, geb. zu Kaſtell 1806, beſuchte 1824 die Akademie der Künſte in München und bildete ſich unter Profeſſoe Amslers Leitung zum tüchtigen Künſtler. Wir verdanken ihm mehre ſchöne Blätter, beſonders Stahlſtiche, die ſich unter den Erzeugniſſen dieſer Aet vortheilhaft auszeichnen, darunter die hl. Familie mit den blumenſtreuenden Engeln und Raphael. Auch für Almanache unb andeee illuſtrirte Werke lieſerte S. ſchon Blätter. Im J. 1839 erwarb er in München das Inſaßrecht.

Spießantilope (Säugeth.), ſ. v. a. Spießgemſe, Antilope Oryx *L.*

Spießbäume, 1) in die Höhe geeichtete Hängebaume, weiche den Göpel bitden und in deren Spitze ſich die Korbwelle dreht; — 2) die 2 oder 3 gegen einander geſtellten Balken übee der Hebelade des Bergbohrers, in deren vereinigter Spitze die Rolle befeſtigt wird, über welche die Bohrſtangen aus dem Bohrloche gezogen werden.

Spießbaum, 1) die hohe und dicke aufrechtſtehende Welle, durch deren Umdrehen das Göpelwerk ſeine Beſtimmung erfüllt; — 2) zwei gegen einander gelehnte und oben verbundene Stammſtücken, die man als ein Gerüſt überm Schachte anbringt, wenn ſchwere Dinge hinabgelaſſen werden ſollen.

Spießblume (Bot.), Doranthes *R. Brown*, Pflanzengattung der Amaryllideae *R. Brown*, dee Narcisseae *Endlicher*, der Bromeliaceae *Rchb.*, Hexandria monogynia *L.* Charakter: Korolle 6theilig, oberhalb. Staubfäden kürzer als die Korolle. Antheeen aufrecht, am Grunde ausgehöhlt. Griffel 3furchig, in 6 Theile theilbar. Samen in 2 Reihen. Einzige Art, Prachtgewächs in Neuholland: Dor. excelesta *Corr.*, hohe Spießblume. Aus der Wurzel erheben ſich zahlreiche, lederartige, immergrüne Blätter, die ſich nach allen Seitrn ausbreiten; ſie ſind ſchwertförmig, langgeſpitzt, glatt, bei erwachſenen Pflanzen 6—7 Fuß lang, bis 2 Zoll beeit, oben mit einer flachen Längsfurche, unten mit einer ſtarken, heeovetretenden Mitteleippe

Digitized by Google

verſehen, am Grunde ſtark geſchmälert, ganzrandig. Zwiſchen den Blättern erhebt ſich, nachdem die Pflanze eine beträchtliche Stärke erlangt hat, ein aufrechter, mit kürzern Blättern beſetzter Sttngel, welcher 20—25 Fuß hoch wird, und mit einer reichen Dolde höchſt prachtvoller, hochkarminrother, groſser Blumen gekrönt iſt, welche reichlich 2 Fuß im Durchmeſſer hält; Einſchnitte der Korolle linienlanzettförmig, über 6 Zoll lang, etwa 1 Zoll breit, zurückgebogen; Genitalien roth, ausgeſpreizt; Antheren grünlich. Nach der Blüthe ſtirbt die alte Pflanze ab; aber rund nmher entſproſſen meiſtens junge, wodurch ſie vermehrt werden kann. Sie muß im Warmhanſe unterhalten, in ſandige Laub- und Heidenerde gepflanzt (mit einer ſtarken Scherbenunterlage und ohne Verletzung der Wurzel) und im Winter ſparſam begoſſen werden. Im Sommer gibt man reichlich Waſſer und Luft, und bei heißem Sonnenſcheine Schatten. Bot. Cab. 765.

Spießbock (Entom.), ſ. v. a. Cerambyx heros *Fabr.*

Spießbock (Jagdw.), Rehbock, der zum erſten Male ſeine Gehörn aufſetzt und nur zwei kleine Stängelchen ohne Ende hat.

Spießbürgrr, ehemals arme Bürger, welche nur mit Spießen bewaffnet, Kriegsdienſte leiſteten; daher jetzt in verächtlichem Sinn ein geringer Bürger, beſonders der noch ſehr an alten Gewohnheiten hängt. Vergl. Pfahlbürger.

Spieße, 1) (Jagdw.), beim Roth-, Damm-, und Rehwild das Gehörn, welches aus zwei Stangen ohne Enden beſteht; — 2) (Studentenſpr.), ſ. v. a. Geld.

Spießen, 1) mit einem ſpitzigen Werkzeuge, einem Spieße, durchbohren; — 2) ſ. Todesſtrafe; — 3) bei Jagdthieren, beim Springen über einen Pfahl hängen bleiben und ihn ſich in den Leib bohren; — 4) von Hirſchen, Thiere oder Menſchen mit dem Geweihe verwunden; — 5) ſ. v. a. Schäften 3); — 6) ſ. v. a. Spiſſen.

Spießente (Ornith.), ſ. v. a. Anas acuta *L.*, ſ. Ente.

Spießer (Säugeth.), ſ. v. a. einjähriger Hirſch, ſ. Cervus Elaphus *L.*

Spießer (Ornith.), ſ. v. a. Dorndreher, Lanius Collurio *L.*

Spießer (Kriegsw.), im Mittelalter Hauptbeſtandtheil der Speerreiter, die zwar für ihre Perſon möglichſt vollſtändig, wie die Ritter bewaffnet waren, aber unbedeckte (ungeharniſchte) Pferderitten. Nach den noch aufbewahrten Beſtallungen der Reiteroberſten befanden ſich gewöhnlich unter 2000 geworbenen Pferden 1600 Speerreiter, von denen wenigſtens 100 Mann Küraſſiere in vollſtändig ritterlicher Bewaffnung auf bedeckten Pferden ſeyn mußten, die übrigen aber S. waren, und 400 Schützen- oder Ringepferde. Die Küraſſiere, von den ſpätern unter dem Namen Corazzen bekannten, zu unterſcheiden (ſ. Schwarze Reiter), von denen jeder eine gewiſſe Anzahl S. und Ringepferde warb, und dem werbenden Rittmeiſter zuführte, beſetzten Front und Flanken der von den S.n gebildeten Schwadronen, ſobald die Schlachtordnung formirt wurde.

Spießfarren (Bot.), ſ. v. a. Aspidium Lonchitis *Sw.*

Spießförmig (bot. Term.), ſ. v. a. Hastatus. — Spießig, ſ. v. a. Acicularis.

Spießgerte, 1) ſ. v. a. Reitgerte; — 2) ſ. v. a. Spießruthe.

Spießgeſell, 1) ſ. v. a. Soldat; — 2) Kamerad, beſonders Theilnehmer, Gehülfe oder Mitwiſſer einer böſen, ſtrafbaren That.

Spießglanz (Min.), ſ. v. a. Antimon (ſ. d.).

Spießglanz, ſchweißtreibendes gewaſchenes, ſ. Antimonialmittel.

Spießglanz, ſchweißtreibendes, ungewaſchenes, ſ. Antimonialmittel.

Spießglanzaſche, ſ. v. a. Antimonige Säure, ſ. Antimon.

Spießglanzbleierz (Min.), ſ. v. a. Bournonit (ſ. d.).

Spießglanzblende (Min.), ſ. v. a. Antimonblende oder Pyrantimonit (ſ. d.).

Spießglanzblüthe (Min.), ſ. v. a. Antimonblende (ſ. d.).

Spießglanzblumen, ſ. v. a. Antimonoxyd, ſ. Antimon.

Spießglanzbutter, ſ. v. a. Antimonchlorid, ſ. Antimon.

Spießglanzfahlerz (Min.), ſ. v. a. Antimonfahlerz (ſ. d.).

Spießglanzglas, ſ. v. a. Antimonoxyd, ſ. Antimon.

Spießglanzkönig, ſ. v. a. Antimon.

Spießglanzleber, ſ. v. a. Schwefelſpießglanz, ſ. Antimon.

Spießglanzmohr, ſ. v. a. Aethiops antimonialis, ſ. Aethiops VI.

Spießglanznickelkies (Min.), ſ. v. a. Nickelantimonkies (ſ. d.).

Spießglanzocher (Min.), ſ. v. a. Antimonocher (ſ. d.).

Spießglanzöl, ſ. v. a. Antimonchlorid, ſ. Antimon.

Spießglanzrothgültigerz (Min.), ſ. v. a. Antimonſilberblende oder dunkles Rothgültigerz (ſ. d.).

Spießglanzſafran, ſ. Antimonialmittel.

Spießglanzſalpeter, ſ. Antimonialmittel.

Spießglanzſchwefel, ſ. v. a. Dritthalb Schwefelantimon, ſ. Antimon.

Spießglanzſeife, ſ. Antimonialmittel.

Spießglanzſeife, flüſſige, ſ. Antimonialmittel.

Spießglanzſilber (Min.), ſ. v. a. Antimonſilber (ſ. d.).

Spießglanztinktur, ſcharfe, ſ. Antimonialmittel.

Spießglanztinktur, tartariſirte, ſ. Antomonialmittel.

Spießglanzweinſteln, ſ. v. a. Weinſaures Antimonoxyd-Kali, ſ. Antimon.

Spießglanzweiß (Min.), ſ. v. a. Antimonſpath (ſ. d.).

Digitized by Google

Spießglanzzinnober, ſ. Antimonialmittel.

Spießglas (Min.), ſ. v. a. Antimon (ſ. d.).

Spießgras (Bot.), 1) Grasgatt., ſ. v. a. Spinifex; — 2) ſ. v. a. Alopecurus genicniatus *L.*

Spießhaare, bei Thieren, welche mit einem wolligen Haare bedeckt ſind, lange, ſteife Haare, welche über die Wolle oder das Grundhaar hervorragen.

Spießhahn, ein Hahn, bei welchem die Geſchlechtstheile nicht vollkommen ausgedildet ſind, der daher nicht zur Zucht taugt, auch meiſt nicht kräht, alſo nur für die Küche geeignet iſt.

Spießgemſe (Säugeth.), Antilopenart, ſ. v. a. Antilope Oryx *L.*

Spießhecht (Ichthyol.), Fiſchgatt., ſ. v. a. Sphyraena *Bl.*

Spießhirſch (Säugeth.), ſ. v. a. Spießer.

Spießiges Leder, ſ. Leder.

Spießkuchen, ſ. Baumkuchen.

Spießlerche (Ornith.), ſ. v. a. Spitzlerche, Baumpieper (ſ. d.), Anthus arborea *Beckst.*

Spießmucken (Entomol.), nach Oken, die 4. Sippſchaft der Schnadelmucken, hummelartig, mit gerade vorgeſtrecktem Hornrüſſel, theilweiſe gefärbten Flügeln. Sie fliegen ſtark ſummend an Blumen, deren Honig ſie genießen. Die Larven ſind Kopflarven. Gattungen: Bomdylius, Anthrax.

Spießnägel, 1) eine Sorte Nägel, womit früher die Federn eines Spießeiſens an den Schaft genagelt wurden; — 2) Nägel, welche größer als Bretnägel ſind.

Spießpettel (Bot.), ſ. v. a. Silene inflata *Sm.*

Spießrecht (Judicium criminale hastatum), ein längſt adgekommenes Recht dee altdeutſchen Kriegsleute, Landsknechte odee langen Spieße zur Aburtelung und Beſtrafung von Meutrern und Andern, die das Leben verwirkt und dieſem Kriegsrechte der Kameraden verfallen waren. Der Inkulpat, welcher wider die Kriegsgeſetze, „den Artikulsdrief und wider das ganze Regiment" gefrevelt hatte, wurde durch den Profoß, dee damals große Gewalt und deſonderes Anſehen hatte, gefänglich eingezogen, dem Oberſten angezeigt und zum Behuf des Urtheilsſpruchs in den von der Gemeine geſchloſſenen Ring gebracht, worauf jene zuvörderſt folgende Anrede hielt: „Liebe, getreue und redliche Landsknechte, Adel und Unadel, Groß- und Kleinhans, wie uns Gott zuſammengefügt hat. Ihr traget gut Gewiſſen, wie wir anfänglich zuſammen geſchworen, daß wir wollen gut Regiment führen, den Armen als den Reichen, den Reichen als den Armen, durch oedentliche Rechte und Uedel zu ſtrafen, die wider unſer Regiment thun und todtbrüchig werden. Drum lieben Landsknechte, liede Kriegsleute, iſt mein Begehren und Bitte, Ihr wolltet mir dieſen heutigen Tag helfen ein Bewerd machen, ſolch Uedel zu ſtrafen, daß wirs auch verantworten können dei andern Fürſten und Herrn." Hierauf ſprach ein vom Profoß aufgeforderter Feldwedel: „Ihr hadt des Profoßen Rede gehört und vernommen, wenn es Euch lied iſt, demſelden nachzukommen, ſo hebe ein Jedee mit mir die Hand auf." Nun begehrte zu Beiſtand und Rechtsſpruch der Profoß einen gemeinen Mann, und eben ſo der Inkulpat einen als Vorſprechee, und nachdem ſich deide Theile außerhald des Kreiſes adgeſondert derathen, verkündigte der Vorſprecher des Profoßes innerhald die Anſchuldigung, welche der gegenſeitige Vorſprecher beantwortete. Hierauf verließen ſie den Kreis nochmals zur Berathung, nach deren Beendigung der Profoß die Anklage ſchriftlich im Kreiſe vorleſen ließ, wogegen der Beklagte alsdann ſeldſt ſich vertheidigte. Nachdem nun jener den Kreis zum dritten Male verlaſſen und ferner ſeine Anklage ein drittes Mal, „zu Recht vor dem gemeinen Manne", wiederholt, ſchlugen die Fähnriche ihre Fähnlein zuſammen und ſteckten ſie mit der Spitze in den Boden, indem einer von ihnen ſprach: „Lieben, redlichen Landsknechte, Ihr hadt gehört und vernommen des Profoßen ſchwere Anklage, mit augenſcheinlich deweislicher verleſener Kundſchaft wider N. N. von N. dieſen Gefangenen vordracht und Recht eingeführt, von wegen Regiments, darauf wir unſere Fähnlein zuſammengethan und mit dem Eiſen in die Erde geſteckt, wollens auch auf diesmal nicht eher klingen laſſen, dis über ſolche Klage ein Urtheil gehet, auf daß unſer Regiment aufrichtig gehalten werde. Hierbei, liede Kriegsleute, wollen wir Euch ermahnt haden, Ihr wollet im Rechten nicht partheiiſch ſeyn, ſondern urtheilen, ſo weit Euer Verſtand reicht und ausweiſet; wenn ſolches geſchehen, ſo wollen wir unſer Fähnlein in allem Maß und Geſtalt wieder fliegen laſſen, wie vor und dei Euch thun, wie redlichen Fähnrichen gedühret und zuſtehet". Nun rief der Feldwedel einen alten verſtändigen Kriegsmann in den Ring und fragte ihn bei ſeinem Eid um ſein Urtheil über den Miſſethätee, worauf dieſer ſprach: „Liebe, ehrliche Landsknechte, ich din defragt worden bei meinem Eid, um recht Urtheil über jetzt erhörte Sachen, ſo din ich zu dieſem Dinge nicht weiſe, noch verſtändig genug, derohalden begehre ich, gute redliche Kriegsleute, die dann im Ringe ſind, in meinen Rath, nämlich ſo viel als 40 Mann, Hauptleute, Befehlshader, Gefreiten, Adel und Unadel; mit demſelden will ich an einen ſondern Ort gehen und dei ihnen Rath ſuchen, treulich und ungefährlich, nach der Billigkeit, ſofern unſer Verſtand ausreicht." Dieſe Vierziger derathſchlagten nun diesfalls, kehrten in den Kreis zurück, jener erſte Sprecher gab den Beſchluß kund, und forderte, ſofern derſelde mißfallen, andere Vierzig zu gleicher Berathung auf, was ein drittes Mal geſchah, wenn die Geſammtmeinung des Ringes dawider lautete, oder die erſten Vierzig gingen zuſammen dreimal zu Rath. Hierauf fiel der Inkulpat auf die Knie und dat um ein gnädiges Urtheil hier auf dieſer Welt und auch bei Gott, und einer der Richter von den Vierzig oder ein Feldwedel verkündigte dann das Todesurtheil folgendermaßen: „Du ſollſt nach altem Brauch und Recht zwiſchen die langen Spieße geſtoßen und damit an Leid und Leben geſtraft werden u. ſ. w.", worauf die Fähnriche gegen den gemeinen Mann ſich bedankten, „daß ſie willig geweſen und zur Stärkung der göttlichen Rechte gut Regiment gehalten", ihee Fähnlein wieder

aufſchlugen, ſolche gegen Sonnenaufgang wehen ließen und die Befehlshaber eine Gaſſe ordneten, während der Profoß den Verurtheilten beichten und berichten ließ. Wenn dies alles geſchehen, wurde dreimal die Trommel gerührt, der Sünder dreimal durch die Gaſſe geführt und durch den Profeß und die Fähnriche hiernächſt ermahnt, getröſtet und der Feſſeln entledigt, indem die Mannſchaft die langen Spieße umkehrte und gegen denſelben richtete, und die Fähnriche der Sonne den Rücken zuwandten. Nun erfolgte das Abſchiedswort des Verurtheilten oder vom Profoße, ſtatt ſeiner, der ihn gegen die Spieße ſtellte, ihm drei Streiche auf die rechte Schulter gab und endlich im Namen der heiligen Dreieinigkeit von ſich ſtieß, worauf auf ihn ſtach, wer konnte, bis er geendet. Zum Beſchluß kniete nun die Mannſchaft nieder, betete ein Vater unſer, zog dreimal um den Leichnam und ſchoß dreimal im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, zog zu Hauf und formirte den Beſchlußring, in welchem der Profeß noch eine Ermahnung hielt. Die Zeit des Urſprungs dieſes längſt abgeſchafften Gerichts iſt zweifelhaft. L. Tharendas u. A. ſuchten es wohl fälſchlich zuerſt bei den Schweizern. Das Standrecht und die Spießruthenſtrafe rühren muthmaßlich vom S. her. Vergl. S. Schottel, De Antiq. germ. jur., Kap. 27.

Spießſchalen, ſ. Gaſſenlaufen.

Spießſchwalbe (Ornith.), ſ. v. a. Rauchſchwalbe, Hirando rustica *L.*

Spießſteudel (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Liparis.

Spießvögelchen, 1) (Ornithol.), ſ. v. a. gefleckter Fliegenfänger, Muscicapa grisola *L.*; — 2) die kleinen Vögel, die an Spießen gebraten oder an Spießen zum Verkauf gebracht werden.

Spießwerfen, das Werfen eines Spießes nach einem Ziele (vgl. Akontismos), eine der ſpätern Kampfarten in den griech. Kampfſpielen.

Spießwurzel, ſ. v. a. Pfahlwurzel.

Spierberg (Biogr.), 1) (Spitberger), Johann, Maler von Düſſeldorf, malte in Oel und auf Glas. Herzog Wolfgang von Jülich ernannte ihn zum Hofmaler. Er lieferte Zeichnungen zu dem von C. de Paſſe sen. geſtochenen Werke: Illustrium Juliacensium Principum tabulae genealogicae additis effigiebus, 1613, Fol. — 2) Gabriel, Maler von Düſſeldorf, Bruder des Vorigen, machte in Holland ſeine Studien, ward dann Hofmaler des Königs von Spanien, brachte aber die geringſte Zeit ſeines Lebens in Madrid zu. S. malte Bildniſſe und hiſtoriſche Darſtellungen. C. de Paſſe ſtach nach ihm die 7 Werke der Barmherzigkeit, 9 Blätter mit Titel: Opera Misericordiae Corporalis, und Schlußblatt.

Spievakovka, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Charkow, Kr. Izium.

Spiez, ſchweiz. Pfarrdorf, Kant. Bern, Nieder-Simmenthal, auf einer Landzunge im Thuner-See, in ſchöner Lage; altes Schloß, in der Kirche viele alte Grabmäler; 1840 Einw.

Spigel, Adrian van der, bekannter Anatom, zu Brüſſel geboren, lebte als Arzt in Mähren, wurde 1616 Profeſſor der Anatomie zu Padua; † 1625 in Folge einer Verletzung am Finger bei einer Leichenöffnung. Man ſchreibt ihm mit Unrecht die Entdeckung des vierten oder ſog. ſpigelſchen Lappen der Leber zu. Schrieb: Isagoge in rem herbariam, Padua, 1616, Leyd. 1673; — De lumbrico lato, Pad. 1818; — De semitertiana, Frankf. 1824; — De humani corporis fabrica, Vened. 1627, Frankf. 1646; — De formato foetu, Padua 1626; — Opera omnia, Amſterd. 1645.

Spigelia (Bot.), nach Linné, Spigelie, Wurmhulke nach Oken, Gatt. der Contortae Carisseae *Rchb.*, der Gentianeae *Juss.*, der Spigeliaceae *Mart.*, Pentandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch klein, fünftheilig; Korolle trichterförmig, mit fünfſpaltigem Rande; Antheren pfeilformig; Narbe ſpitz, einfach; Kapſel faſt zweikopfig, zweifächerig, vierklappig, vielſamig. Strauchartige Kräuter, meiſtens in Braſilien, nur wenige in Mexiko und Nordamerika, mit Gegen- und Nebenblättern, Blumen abfällig, in einſeitigen Aehren; von 19 Arten ſind als Arzneipflanzen zu bemerken: 1) S. anthelmia *L.*, wurmtreibende Spigelie, Wurmkraut. Einjährig, in Südamerika. Das friſche Kraut benutzt man in der Heimath ſchon ſeit langer Zeit als vorzügliches Mittel gegen die Spulwürmer, da es aber durch das Trocknen ſeine guten Eigenſchaften faſt ganz verliert, ſo iſt Wurzel und Kraut, Radix et Herba Spigeliae s. Sp. Anthelmiae s. Arabacae, nur ſelten in Europa angewendet worden. Bot. Mag., T. 2359. — 2) S. glabrata *Mart.*, Nov. gen. 2, T. 159. Halbſtrauch in Braſilien. Die Wurzel wird in der Heimath als reizendes und wurmtreibendes Mittel angewendet. — 3) S. marylandica *L.*, marylandiſches Wurmkraut, indianiſcher Pink. Ausdauernd, Nordamerika. Wurzel und Kraut, Radix et Herba Spigeliae marylandicae, werden friſch in der Heimath wie S. anthelmia *L.* angewendet, getrocknet aber faſt nicht in Europa. Schkuhr, Bot. Handb., T. 37. — S. marylandica *L.* und S. speciosa *H. B.* ſind ſchöne Zierpflanzen. — Die Gatt. iſt der Typus der Spigeliaceae *Mart.*, welche eine Untergruppe der Contortae Carisseae *Rchb.* und einer Abtheil. der Wurzel-Laubpflanzen od. Hülſen (Kl. 9, Zunft 7) nach Oken ausmachen.

Spigeliaceä (Bot.), nach Martius, ſ. Spigelia *L.*

Spigelin (Chem.), Bitterſtoff in der Wurzel von Spigelia anthelmia, noch nicht hinreichend unterſucht.

Spigelſche Lappen, ſ. Leber.

Spigno (Geogr.), 1) ital. Flecken, Sardinien, Aleſſandria, ſüdweſtl. von Aequi, am Zuſammenfluß der Balla mit der öſtlichen Bormida, in pittoresker Lage; 2270 Einw.; war früher deutſches Lehn und Markgrafſchaft, von Savoyen 1709 beſetzt, 1724 dem Kaiſer abgekauft, 1730 aber der Gräfin Tende käuflich überlaſſen; — 2) Flecken daſ., Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, nordöſtl. von Gaeta, öſtl. am Monte-Petrella; Töpferei, Papiermühle; 1350 Einw.; — 3) Berg daſelbſt, in der Prov. Capitanata.

Digitized by Google

Spigola (ital., Ichthyol.), ſ. v. a. Labrax Lupus *Cuv.*

Spikeln (Zool.), ſ. v. a. Spiculae.

Spiker (Spicker, Spöker, Techn.), 1) ſ. v. a. Nagel; — 2) ein Spitzbolzen zum Verbinden der Balken und Bohlen, im Deichbau; — 3) auf Schiffen jeder vierkantige plattköpfige Nagel; man hat nach der Länge folgende Sorten: Kleinſcharf (¾ Zoll lang), Großſcharf (1½ Zoll lang), kleine Blaffer (2¼ Z.), Pfennig-S. (3 Z.), Mittelblaffer (3½ Z.), Blaffer (4 Z.), Dreiling-S. (5 Z.), Sechsling-S. (6 Z.), Schilling-S. (8 Zoll lang); außerdem hat man ſie aber noch bis 1½ Ellen lang; — 4) ſ. v. a. Schuhzwecken; — 5) der Faulbaum, weil die Zwecken von deſſen Holze gemacht werden.

Spiker (Biogr.), Samuel Heinrich, Schriftſteller, geb. 1786 zu Berlin; königl. Bibliothekar daſ. Ueberſetzte: Hiſtor. Ueberſicht der neuen Politik und Staatsverwaltung, a. d. Engl., Berl. 1812, 2 Bde.; redigirte 1814 u. 15 (mit F. Rühs) die „Zeitſchrift für Geſchichte, Staaten- und Völkerkunde", und von 1819—24 das „Journal für Land- und Seereiſen"; ſeit 1827 Eigenthümer u. Herausgeber der „Haude u. Spenerſchen Zeitung"; beſchrieb eine 1816 gemachte Reiſe durch England, Wales u. Schottland (Leipz. 1818) und hat ſeitdem viele Ueberſetzungen der beſten Romane von Scott u. Irving, von Shakeſpeare's Macbeth u. A. m. geliefert; mit dem Grafen von Brühl eine Darſtellung des Feſtſpiels: Lalla Rookh, Berl. 1822; auch den Text zu „Berlin und ſeine Umgebungen im 19. Jahrh.", 1833 ff.

Spikerhaut, ſ. v. a. Spickerhaut, ſ. Haut des Schiffes.

Spikeroog, Inſel, ſ. v. a. Spiekeroog.

Spiknardenmannsbart (Bot.), ſ. v. a. Nardostachys Jatamansi *Dec.*

Spiköl (Chem.), durch Deſtillation der Blüthen von Lavendula Spica in Languedoc und der Provence bereitet, riecht ähnlich wie das Lavendelöl, aber nicht ſo angenehm, enthält ebenfalls viel Stearopten, welches identiſch iſt mit dem gewöhnlichen Kampher. Mit ſalzſaurem Gaſe gibt das Oel keine feſte Verbindung. Das S. kommt im Handel meiſt mit Terpentinöl oder Rosmarinöl verfälſcht vor.

Spilacron (Bot.), nach Caſſini, Pflanzengatt. Art: S. crupinoidea *Cass.*, ſ. v. a. Centaurea wolgensis.

Spilanthes (Bot.), nach Jacquin, Fleckblume, Gatt. der Compositae amphicenianthae *Rchb.*, Syngenia aequalis *L.*, Spilanthus *L.* Charakter: Boden kegelförmig, ſpreuig; Hülle gleich; Strahl ſehr kurz; Samen zuſammengedrückt, mit zwei ungleichen Grannen; Blätter gegenüber. Kräuter in heißen Ländern; von 46 Arten ſind zu bemerken: 1) S. Acmella *L.*, Acmella Linnaei *Cass.*, Acmella Mauritiana *Rich.*, wahre Fleckblume, indianiſches Harnkraut. Stengel aufrecht, Blätter oval, gezahnt; Blüthen ſtrahlig, klein, gelblich. In Oſtindien, häufig auf Schutt und an Wegen, einjährig. Ehedem waren das Kraut und bisweilen auch die Früchte, Herba et Semen Acmellae s. Admellae s. Atmellae s. Acemellae s. Achmellae s. Spilanthi gebräuchlich. Beide wirken harn- und ſchweißtreibend und antiſkorbutiſch, auch rühmte man ſie vorzüglich gegen Nierenſteine, Nierenkrankheiten und Steinbeſchwerden. Da das Kraut beſonders Speichelfluß hervorbringt, ſo gibt man es in Oſtindien den Kindern zu kauen, damit die Zunge ſchwerere Wörter leichter ausſprechen möge, heißt daher auch ABC-Kraut, Abedaria *Seba.* In Europa iſt es jetzt ganz außer Gebrauch. Rumph. Amb. 6, T. 65. — 2) S. alba *Willd.*, Spilanthus albus *Herit.*, Stirp., T. 4. Einjährige Pflanze in Peru, wo ſie wie die folgende angewendet wird. — 3) S. oleracea *Jacq.*, Hort. vind., T. 135, Bidens fervida *Lam.*, kreſſenartige Fleckblume, Parakreſſe, Huſarenknopf. Stengel mit zerſtreuten Aeſten, Blätter oval, etwas herzförmig und gezähnt; Blättchen einzeln, ohne Strahl, gelblich. Einjährige Pflanze in Südamerika, in Europa hier und da als Zierpflanze in den Gärten. Der Geſchmack dieſer Pflanze, beſonders der Blätter und der Blüthenkörbchen, iſt ſcharf, beißend, brennend, ähnlich wie bei der Pfeffermünze, kühlend und den Speichelfluß ſtark erregend, der Geruch ſchwach, etwas widrig. Sie wirkt antiſkorbutiſch und wird beſonders als Elixir gegen Zahnſchmerzen und Augenkrankheiten gebraucht. In neuern Zeiten iſt die Tinktur als Paraguay-Roux vom Geheimen-Rath v. Gräfe gegen Zahnſchmerzen empfohlen worden. — 4) S. Pseudo-Acmella *L.*, Spilanthes Acmella *Blum.*, Pyrethrum Acmella *Medic.*, falſche Fleckblume. Einjährig, in Oſtindien. Wird in der Heimath wie S. Acmella *L.* benutzt. Seba, Thes. 1, T. 10. 11. — 5) S. tinctoria *Lour.*, Adenostemma tinctorium *Cass.* Stengel zerſtreut, liegend; Blätter lanzettförmig, gezähnt; Blüthen blau. In China und Cochinchina heißt dieſe Pflanze Cham-Loula u. wird zum Blaufärben benutzt. — 6) S. urens *Jacq.* Ausdauernd. In Südamerika. Wird wie S. Acmella *L.* benutzt.

Spilanthus (Bot.), nach Linné, Pflanzengatt., ſ. v. a. Spilanthes *Jacq.*

Spilas (a. Geogr.), der eigentliche Name der fabelhaften Inſel des Achilles.

Spilemaeckers, Jan, Maler zu Gent, Schüler von Janſſens und um 1838 bereits ausübender Künſtler, malt Genrebilder nach der Weiſe älterer holländiſcher Meiſter.

Spileon, europ.-türk. Berggipfel, Albanien, Sandſchak Toli-Monaſtir, an der ſüdweſtl. Grenze, aber auch zugleich Name eines Gebirgszuges in der Prov. Ochri.

Spili, Inſeln, ſ. v. a. Petali.

Spilimbergo (Spilenberg, Geogr.), öſterr.-ital. Flecken, Gubern. Venedig, Prov. Friaul, weſtl. von Udine, rechts am Tagliamento; Kaſtell, Seidenfabr.; 3000 Einw.; Hauptort des gleichnamigen Diſtrikts.

Spilimbergo (Biogr.), 1) Jacopo da, Bildhauer, lebte in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Udine in Friaul, fertigte 1428 für den Dom ein ſehr ſchönes vergoldetes Kruzifix mit den Büſten der Evangeliſten und mit Engelſtatuen, welches im 2. Decennium des 19. Jahrhunderts entwendet wurde. — 2) Irene

Digitized by Google

di, Malerin, 1540 aus einer altadeligen und berühmten Familie aus Friaul zu Udine geboren, Schülerin Tizians, † ſchon 1559. Es ſind nur wenige Bilder von ihr vorhanden. Drei ihrer Gemälde, jetzt im Beſitz des Grafen Fabio di Maniago zu Udine, ſtellen die Flucht in Aegypten, Noahs Einzug in die Arche und ein figurenreiches Bild der Sündfluth dar. Tizian hat ihr Bildniß gemalt.

Spilimberto, ital. Flecken, Modena, links am Panaro; 2000 Einw.; Hauptort eines Marquiſats.

Spilinga, ital. Dorf, Neapel, Prov. Calabria-ulter., öſtlich vom Vorgeb. Vaticano, auf einem Hügel am gleichn. Fluſſe; 1000 E.

Spilithe (franz., Geognoſ.), ſ. v. a. Schalſtein (ſ. d.), nach Andern ſ. v. a. eine Modifikation des Melaphyrs.

Spill, 1) ſ. v. a. Haspel; — 2) eine ſtarke, eichene, achteckige Welle, welche vorn quer über die Breite des Schiffs, auf eiſernen Wellen ſo in Lagern liegt, daß ſie leicht um ihre Axe beweglich iſt. Sie dient beſonders zum Lichten des Ankers, überhaupt zur Bewegung ſchwerer Laſten. Um das S. zu bewegen, ſind auf vier diametral gegenüberſtehenden Flächen derſelben Löcher durchgeſtemmt, in welche 5—6 Fuß lange Hebel (Handſpaaken) geſteckt werden; um ſeinen Rücklauf zu hindern, dienen die Palten. Da man ſich jetzt häufig der Ketten ſtatt der Ankertaue bedient, ſo wird für dieſe das S. mit gußeiſernen Satteln bekleidet, damit es nicht von der Kette zu ſehr angegriffen werde. Da ferner, wenn das Schiff im Sturm vor Anker liegt und das Tau am S. befeſtigt iſt, ungemein viel auf deſſen Ausdauer und Stärke ankommt, ſo hat man für dieſen Fall verſchiedene Sicherheitsmaßregeln erdacht, ſo wie auch umgekehrt zur Erleichterung der Arbeit des Ankerlichtens mehre Erfindungen patentirt ſind. Kriegsſchiffe ſind durch ihre ſtarke Bemannung in den Stand geſetzt, die S. entbehren zu können. Sie wenden ſtatt ſeiner ein oder zwei Hangſpillen, achteckige, ſenkrecht ſtehende Wellen an, in deren Kopf die Spaaken von der Seite hineingeſteckt werden und die nun im Kreislaufe die Mannſchaft in Bewegung ſetzt. Auf Linienſchiffen iſt das große oder hintere S. doppelt, d. h. eine und dieſelbe Welle ſteht hinter dem großen Maſte ſo, daß an ihr auf zwei Decken zugleich gearbeitet werden kann.

Spillage, dasjenige, was von trockenen Waaren aus den Packungen läuft (verſpillt).

Spillbaum (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Evonymus *L.*

Spillbeere (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Spille, 1) ſ. v. a. Haspel; — 2) ſ. v. a. Walze und Spindel; — 3) die Eiſenſtangen, woran die Stangen eines Kunſtgezeuges befeſtigt ſind; — 4) ſ. v. a. Pflugſpille; — 5) (Schiffb.), ſ. v. a. Flaggenſtock; — 6) ein wenig in ſich gerollter Draht zu Stecknadelköpfen; — 7) der koniſche Zapfen, der die Horizontalſcheibe des Steinſchneiders trägt; — 8) dieſe Scheibe ſelbſt; — 9) die Eiſenſtange, woran man zur Bildung der Glockenform die Schablone herumführt; — 10) (Anat.), ſ. v. a. Speiche.

Spillen (Bot.), auch Apoſtel-Pflaumen, 16. Zunft der 14. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems, die Terebinthaceae anderer Syſteme enthaltend. Allgem. Charakter: Meiſt fünfzählige Zwitter mit Blumenblättern und ein- oder zweimal ſo viel Staubfäden im Boden des Kelchs; Gröps pflaumenartig, ein- bis fünfzählig, mit ſo viel Griffeln und je 1—2 Samen ohne Eiweiß, Keim verſchieden. Sträucher und Bäume meiſt voll Balſam oder ſcharfen Milchſaft mit abwechſelnden, oft gefiederten und drüſigen Blättern ohne Nebenblätter; Blüthen klein, oft verkümmert und getrennt, in Riſpen, bisweilen in Kätzchen. Größtentheils in heißen Ländern, anſehnliche Bäume, meiſtens mit ſehr ſchmackhaften Früchten, ſowohl Fleiſch als Kern. Eintheilung: A. Blüthen getrennt, meiſt ohne Blumen, die Staubblüthen in Kätzchen; Pflaume mit einem aufrechten Samen; Keim verkehrt. Juglandeen. Hauptgattungen: Juglans, Engelhardtia, Pistacia. — B. Pflaumen oder Samen mehrzählig: Amirideen, Burſeraceen. Hauptgattungen: Amyris, Balsamodendron, Boswellia, Bursera, Hedwigia, Canarium. — C. Blume und Staubfäden auf dem Kelch; Gröpsfächer einſamig; Samen dick und glatt; Keim krumm: Anakardien. Hauptgattungen: Rhus, Schinus, Comocladia, Melanorrhoea, Stagmaria, Holigarna, Spondias, Mangifera, Anacardium. Vergl. Oken, Allgem. Naturgeſch., Bd. III, S. 1748, f.

Spillen (Jagdw.), ſ. a. a. Lappreiſer.

Spillenberger (Biogr.), 1) (Spilnberger, Spilberg), Johann, Maler, nach Sandrart 1628 in Ungarn geboren, vollendete ſeine Studien in Italien, wahrſcheinlich um 1660 in Venedig. Später malte er einige Altarbilder für Kirchen in Oeſterreich, hielt ſich auch einige Zeit in München auf und ließ ſich dann in Augsburg nieder. Im J. 1663 verzierte er im Auftrage des Kurfürſten das große Schiff auf dem ſtarnberger See, welches den Namen Bucentaur trug, mit Malereien. In der evangeliſchen Kreuzkirche zu Augsburg ſieht man von ſeiner Hand die Predigt des heil. Petrus am Pfingſtfeſte, und bei St. Emmeran in Regensburg den Tod des heil. Benedikt. Ueberdies malte er auch einige Staffeleibilder. Zwei ſolcher Bilder befinden ſich in der Gallerie zu Pommersfelden: Suſanna im Bade und die Findung Moſis. In Wien, wohin er als beſoldeter Hofmaler ging, malte er das Bildniß des Kaiſers Leopold I., welches Küſell geſtochen hat, dann noch viele Altarbilder. In der St. Stephanskirche (Frauenchor) iſt die Himmelfahrt Maria von 1672, in St. Auguſtin die Geburt Chriſti, in der Kirche zur heil. Maria Rotonda die Anbetung der Hirten und die Marter der heil. Katharina, in St. Urſula die Marter dieſer Heiligen, die unbefleckte Empfängniß und die Kommunion des heil. Stanislaus. In der Abteikirche zu Göttwich ſieht man die Dreieinigkeit, 1672, den reichen Fiſchzug, 1675, und Petrus und Johannes von demſelben Jahre. Im Dome zu Brünn iſt das Hochaltarblatt mit St. Peter und Paul ſein Werk. Im

J. 1679 floh der Künſtler vor der Peſt aus Wien, wurde aber in einem Kontumazhauſe in Ober-Oeſterreich davon befallen und † mit ſeiner ganzen Familie. Wir haben von S. auch einige radirte Blätter, die geiſtreich behandelt ſind und ſehr ſelten vorkommen. — 2) (Spilberger), Martin, Kupferſtecher, deſſen Blätter, beſonders die Landſchaften, breit und mit ſicherer Hand radirt ſind und entfernt an jene von Pittoni erinnern.

Spillendiſtel (Bot.), ſ. v. a. Carthamus lanatus *L.*

Spillendorf (Geogr.), 1) öſterr.-ſchleſ. Kirchdorf, Kr. Troppau, Herrſch. Freudenthal; 460 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; Freiſcholtiſei; 150 Einw.

Spillendreher, in Norddeutſchland ſ. v. a. Drechsler.

Spillenholz (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Ahorn, Acer Pseudo-Platanus *L.*

Spillenſchneider, der Arbeiter, welcher den Draht in ſo kleine Stückchen zu ſchneiden hat, wie die Stecknadelköpfchen ſie erfordern, und denſelben auch mittelſt der Spindel in Kopfform zu winden.

Spiller (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Löwenberg; evang. Mutterkirche, kathol. Pfarrkirche, Scholtiſei; 890 Einw.

Spiller (Biogr.), Gottfried, Zeichner und Kryſtallſchneider aus Böhmen, arbeitete in Berlin, ſchnitt Landſchaften, Hiſtorien, Gefechte und Blumen flach und erhaben auf Gläſer, die ſehr theuer bezahlt wurden.

Spillewelle, ſ. Pflug.

Spillewetter, ſ. Pflug.

Spillflöte (Flauto cuspida, Spindelpfeife), eine Orgelſtimme mit koniſchen Labialpfeifen von der engſten Menſur (von 8 und 4′ Ton). Der Ton iſt bei einiger Schärfe doch angenehm und ſanfter als der der Spitzflöte, deren Menſur etwas weiter, der Aufſchnitt aber ein wenig enger iſt. An der Mündung iſt die Menſur $\frac{1}{2}$, der S. auch wohl $\frac{1}{3}$ von ihren Labien weit. Je ſpitzer ſie zu läuft, deſto ſanfter kann ſie intonirt werden. Man findet ſie in ältern Orgeln zu 2, $1\frac{1}{2}$ und 1′. Als Quinte wurde ſie Spillflötenquinte und von Prätorius Quintſpitzlein genannt.

Spillgate, die Löcher der Spille (auf Schiffen), in welche die Spillbäume oder Spaten geſteckt werden.

Spillgelder (Spillgut, Trüffelgelder), diejenigen Gelder, welche der Ehefrau zur alleinigen Verfügung, zu Anſchaffung von Putz und andern kleinen Ausgaben, von dem Ehemann ausgeſetzt ſind.

Spillhahn (Ornith.), ſ. v. a. Birkhahn, Tetrao Tetrix *L.*

Spilli d'oro (ital., Bot.), ſ. v. a. Ranunculus bulbosus *L.*

Spilling (Bot.), auch Spinnerling, ſ. v. a. Prunus insititia *L.* — Spillinge (Pomol.), ſ. v. a. Möllenpflaumen, ſ. Prunus (Pomol.).

Spillingswalzen, ſpindelförmige Walzen an dem Mundſtücke der Pferdeſtangen.

Spillklampe, 8 aufrechte, ſtarke, eichene Bohlenſtücke, die zu Ausfütterung des Spills (auf Schiffen) dienen, indem ſie unter dem Köppel und gegen die Welle befeſtigt ſind.

Spillkragen, richtiger Spielkragen, ein um den Maſt befeſtigter Reif, oberhalb der auf das um den Fiſch genagelten Leiſte; er bewegt ſich beim Spiel des Maſtes mit hin und her, regulirt jedoch daſſelbe und heißt auch Wandelkragen.

Spilllehn, ſ. v. a. Weiberlehn.

Spillmagen, ſ. Schwertmagen und Genealogie.

Spillrad, ein leichtes Rad mit zwei Kränzen, ungefähr wie das Stadrad (ſ. d.); zwiſchen dieſen Kränzen ſind, anſtatt der Schaufeln, runde, glatte Stöcke in gleicher Entfernung von einander befeſtigt. Es wird von Menſchen, welche außerhalb ſtehen, mit den Händen umgedreht.

Spillradhaspel, ſ. Haspel.

Spillramme, die Hakenramme, bei welcher das Rammtau mittelſt eines Gangſpills angezogen wird.

Spillrund, die Welle des Steuerrades.

Spillſeite, die Verwandten von der weiblichen Seite.

Spillſpaaken, ſ. v. a. Hebebäume, ſ. Spill 2).

Spillſpur, die aus bloßen Klötzen beſtehende Spur des Gangſpills.

Spillwoid, ein Tau, einerſeits mit einer Scheibe, andererſeits mit einem 1ſcheibigem Blocke, davon das eine Ende irgendwo feſt, das andere aber um das Gangſpill geſchlagen iſt und damit ſteif angeſetzt wird, ſo daß man das Ankertau hinterm Gangſpill ſo ſtark ſtoppen kann, als man will.

Spilman, Hendrik, Maler und Radirer, 1721 zu Amſterdam geboren, Todesjahr nicht bekannt. S. hinterließ viele Zeichnungen, Landſchaften, architektoniſche Anſichten, und Anſichten von Flüſſen und Städten. Es offenbart ſich darin ein Künſtler von großem Verdienſte, und daher wurden dieſe Zeichnungen in den vornehmſten Kabineten aufbewahrt. S. hat auch mehre Blätter radirt, und Verſuche mit dem Stiche in Zeichnungsmanier gemacht, worauf ihn das Verfahren des Ploos van Amſtel brachte.

Spilmes (Spielmeß), reuß.-ſchleizer Dorf; 140 Einw.

Spilobolus (Bot.), nach Tode, Untergatt. von Sphäria.

Spilocäa (Bot.), nach Fries, Fleckenbrand, Gatt. der Uredinei genuini *Rchb.*, *Rabenh.* Charakter: Sporen zahlreich, einfach, kugelig, unter der Oberhaut zuſammengeballt und ſpäter durch das Zerfallen der Oberhaut entblößt. Einzige Art: S. Pomi *Fries.* Auf friſchen Aepfeln beginnend, auf faulen ſich ausbildend.

Spiloma (griech.), ſ. v. a. Spilus 1).

Spiloma (Bot.), nach Acharius, Malflechte, Gatt. der Spilomaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Lichenes *L.* Charakter: Gleichförmig und angewachſen. Schorfe mit gerin-

Digitized by Google

gelten Schläuchen in pulverigen Warzen, welche aus einer Scheibe beſtehen mit freiem Rande. Von 8 Arten bekannteſte: S. verrucosum *Falk.* Bildet eine weiße, weiche Kruſte voll lappiger Warzen mit rundlichen, verfloſſenen, ſchwarzen, inwendig weißen Früchten. Auf Sandfelſen und Mauern. Stammt nach Laurer von Lecidea canescens. Engl. Bot., T. 2556. — Die Gatt. iſt der Typus der Spilomaceä, welche nach Rabenhorſt u. And. zu den Vorbildungsformen der Flechten gehören und aus kruſtenartigen Ueberzügen beſtehen, in welchen die Apotheeien durch die zu nackten Häufchen zuſammengeballten Sporen angedeutet ſind. Sie ſind von verſchiedenem Urſprung, meiſtens aber von Lecideen abſtammend.

Spilomaceä (Bot.), nach Rabenhorſt u. And., ſ. Spiloma *Achar.*

Spiloſis (v. Griech., Med.), 1) Fleckſucht; — 2) ſ. v. a. Spilus 1).

Spilsbury (Biogr.), 1) Inigo, Kupferſtecher zu London, 1723 geboren, arbeitete in Punktir- und Mezzotintomanier mit allgemeinem Beifall. S.s Arbeiten gehören zu den beſten Erzeugniſſen ihrer Art, da ſie ſowohl in der Zeichnung, als in der techniſchen Behandlung Auszeichnung verdienen. Er † um 1795. — 2) F. B., Landſchaftsmaler zu London, wahrſcheinlich Sohn des Vorigen, begleitete den engliſchen Lieutenant Boxer 1796 auf dem Feldzuge nach Syrien und Paläſtina und zeichnete bei dieſer Gelegenheit eine bedeutende Anzahl von intereſſanten Anſichten und Koſtümen der genannten Länder, die in Kupfer geſtochen dem Reiſewerke Boxers beigelegt wurden. An ſeinen Gemälden rühmte man ſeine fertige Hand und das brillante Kolorit. — 3) Maria, Malerin, um 1778 zu London geboren, zog bald durch gelungene Bilder die Aufmerkſamkeit der engliſchen Künſtler auf ſich. Sie entnahm die meiſten Gegenſtände ihrer Darſtellung dem Landleben und der Kinderwelt; weniger glücklich war ſie auf dem Gebiet der ſtreng hiſtoriſchen Kunſt. Unter den Bildern dieſer Art nennt man eine große Darſtellung aus Moſes (IV, 13, 31), die Berathung der Iſraeliten über die Eroberung des gelobten Landes vorſtellend, 1805 gemalt.

Spilsby, brit. Stadt, England, Grafſch. Lincoln, auf einer Höhe an Sümpfen, mit Ausſicht bis auf die Nordſee; 1330 Einw.

Spiiteni (a. Geogr.), Volk in Bithynien (Ptol. V, 2, 27).

Spilus (v. Griech.), 1) (Chir.), Blutmaal, Gewebe von äußerſt reichlichen, ausgedehnten, mit Blut überfüllten feinen Gefäßwen. Man unterſcheidet das arterielle Blutmaal, S. arteriosus, welches hellroth, wie mit arteriellem Blute überfüllt iſt, und das venöſe, S. venosus; letzteres iſt dunkel- oder bläulichroth. Zellig, Cavernosus, nennt man das Blutmaal, wenn zwiſchen den Gefäßen ſich Zwiſchenräume befinden, welche mit einer gallertartigen Maſſe angefüllt ſind. Der S. kann das ganze Leben hindurch unverändert bleiben, zuweilen trocknet er ein und verſchwindet, auch kann er platzen und zu Blutungen Veranlaſſung geben, oder in ein krebshaftes Geſchwür übergehen. Die Urſachen des Uebels ſind unbekannt, meiſt iſt *es angeboren* und ſoll auf das ſogenannte Verſehen entſtehen. Man heilt daſſelbe durch kalte Ueberſchläge, durch die Kompreſſion und die Hinwegnahme mit dem Meſſer. Die Anwendung der Aetzmittel beſchleunigt zuweilen den Uebergang in krebshafte Entartung. — 2) (Bot. Term.), kleiner, bräunlicher Fleck, oder röthliche Linie unter der erſten Haut der Frucht bei den Gräſern, an der innern Seite der Baſis, der ihr wahrer Nabel zu ſeyn ſcheint.

Spilwyk, oſtind. Feſtung, Inſel Java, an der Mündung eines Fluſſes in die Bantam-Bai; ſchließt eine kleine Stadt ein.

Spiu, Marktflecken, ſ. v. a. Spigno.

Spina (lat.), 1) (bot. Term.), der Dorn, ein harter, ſpitzer und ſtehender Auswuchs, welcher ſtets aus dem Holzkörper ſeinen Urſprung nimmt und daher mit einem oder mehren Gefäßbündeln durchzogen iſt, vermittelſt deren er mit jenem zuſammenhängt. Dornen finden ſich z. B. bei Crataegus monogyna, Crataegus Oxyacantha, Gleditshia triacantha, Ulex europaeus, Genista germanica, Berberis vulgaris. Wird öfters mit dem Stachel (ſ. Aculeus) verwechſelt. — 2) (Anat.), Rückgrath; — 3) Gräthe, ſ. Ichthyologie; — 4) auf der Area des Cirkus zu Rom eine breite, niedrige Mauer von den Carceres bis zu der Porta triumphalis (ſ. Circus), welche das Ueberfahren der Wagen aus der einen Bahn in die andere verhindern ſollte. Sie war mit Altären, Statuen u. ſ. w. geſchmückt; und auf dieſelbe wurden die Götterbilder geſtellt; in der Mitte der Altäre ſtand ein kleiner Sonnentempel (ſeit Auguſtus ein Obelisk), an jedem Ende kleine Gebäude, die aus 4 Säulen beſtanden, das eine mit 7 delphinartigen Figuren (Delphines), dem Neptunus, das andere mit 7 Kugeln (Eiern, Ova) dem Caſtor und Pollux geheiligt; ſo oft ein Rennen beendigt war, wurde ein Delphin auf die von der Säule getragene Kugel geſtellt, ſo daß man an der Zahl der Delphine die der geendigten Rennen erfahren konnte.

Spina (a. Geogr.), 1) Stadt in Gallia Cispadana, ſüdlich von Ferraria, an der ſüdlichſten Mündung des Padus, die nach ihr Spinetum Ostium genannt wurde, im Gebiete der Lingones, von Hellenen gegründet, urſprünglich am Meere gelegen und früher ſehr bedeutend; zu Strabo's Zeit aber bereits zu einem 90 Stadien von der Küſte entfernten Flecken herabgeſunken; jetzt Spinazzino: — 2) Stadt in Gallia Transpadana, am Fluſſe Addua; jetzt Spino.

Spina (Biogr.), Alexander della, geb. zu Piſa, Predigermönch, angeblich Erfinder der Brillen; † 1313.

Spina, Monte, ital. Berggipfel, Neapel, Prov. Baſilicata, an der Grenze von Calabria.

Spina aegyptia (pharm. Bot.), auch Spina melaena, ſ. v. a. Acacia arabica *L.* — Spinae albae Herba, ſ. Silybum marianum *Gaertn.* — Spinae albae Radix et Herba recens, ſ. Onopordum Acanthium *L.* — Spinae albae Flores, Fructus et Folia, ſ. Crataegus Oxyacantha *L.* — Spinae cervinae s. domesticae s.

Digitized by Google

infectoriae Baccae, ſ. Rhamnus cathartica *L.* — Spina Christi, ſ. v. a. Zizyphus Spina Christi *L.* — Spinae solstitialis Radix, ſ. Centaurea solstitialis *L.* — Spina Spinarum, ſ. v. a. Flacurtia Jangomas.

Spina bifida (Med.), ſ. v. a. Rückgrathsſpaltung.

Spinacanthus (foſſ. Ichthyol.), nach Agaſſiz, foſſile Cykloidengattung aus der Familie der Blennioiden. Die erſte Rückenfloſſe beſteht aus Stacheln, deren Länge der des ganzen Körpers gleichkommt und wovon die erſten an ihrer Baſis gezähnelt ſind. Die zweite Rückenfloſſe iſt ſchlank. Eine Art: S. blennioides *Ag.*, von Monte Bolca.

Spinacci (ital., Bot.), auch Spinazzi, ſ. v. a. Spinat, Spinacia oleracea *L.*

Spinach (engl., Bot.), ſ. v. a. Spinat, Spinacia oleracea *L.*

Spinachiae Herba (pharm. Bot.), ſ. Spinacia oleracea *L.*

Spinacia (Bot.), nach Linné, Gatt. der Aizoideae Stripticineae *Rchb.*, Dioecia Pentandria *L.* Charakter: Blüthe 2häuſig. Männchen: Perigon 4theilig; Staubgefäße 4, auf dem Grunde des Perigons eingefügt. Weibchen: Perigon 2—3ſpaltig; Griffel 4; Fruchtgehäuſe mit dem verhärteten Perigon verwachſen; Samen ſenkrecht, eiweißhaltig; Keim am Umfange des Samens. Von 4 Arten iſt beſonders zu bemerken: S. oleracea *L.*, gemeiner Spinat, Spinetſch im Elſaß und Breisgau; franz. Epinart, ital. Spinacci, Spinazzi, engl. Spinach. ſchwed. Spinat. Blätter länglich-eiförmig oder an der Baſis beiderſeits ſpießförmig-zweizahnig. Man unterſcheidet 2 Spielarten: a) S. spinosa *Moench*, mit 3eckigen Blättern und ſtacheligen Samen; b) S. inermis *Moench*, mit etwas abgerundeten Blättern und wehrloſem, rundem Samen. Einjährig, wahrſcheinlich urſprünglich im Orient einheimiſch, kultivirt faſt in allen Gemüſegärten von Süd- und Mitteleuropa. — Kultur und Gebrauch. Man ſäet den Spinat aus freier Hand oder in 6 Zoll von einander entfernten Reihen, alle Monate vom März an bis Ende Oktobers; da er nur kurze Zeit in der Erde bleibt, ſo kann man ihn in Beete bringen, die 6 Wochen oder 2 Monate nachher zu einer andern Pflanzung benutzt werden. Um ſehr ergiebig zu ſeyn, erfordert er eine ſehr lockere, gut gedüngte Erde und häufiges Begießen. Da er bei der Hitze ſehr ſchnell ſchießt, ſo muß man ihn für den Sommer in einen kühlen und beſchatteten Boden bringen. Das Begießen mit Miſtpfuhl iſt ſehr zu empfehlen. Den Samen ſammelt man von der Herbſtausſaat, und damit er deſto beſſer werde, reißt man die männlichen Stöcke aus, ſobald ſie verblüht haben; der größere Raum kommt den weiblichen Stöcken zu gut und die Samen werden beſſer genährt; man unterſtützt ſie durch Stäbe, damit der Samen nicht verloren geht, und hängt die Stengel in Bündel gebunden an einem trockenen Orte zur Nachreife der Samen auf. Der Samen behält ſeine Keimkraft 4—5 Jahre. Die Benutzung zu Gemüſe und Suppen iſt bekannt. Er wird auf verſchiedene Weiſe als Speiſe zubereitet, theils für ſich allein, theils auch mit andern Kräutern. So iſt S. mit Sauerampfer gedämpft eine vortreffliche Verbindung. Desgleichen können die jungen Blätter des Mangold, der Cichorie und Gartenmelde mit ihm vermiſcht werden. Manche lieben es, jungen Schnittlauch zuzufügen. Das Mehl des Spinatſamens ſoll ſich ſehr gut zum Brodbacken eignen. — Gewöhnliche Zubereitung des Spinats: a) Den S. verleſen, gewaſchen, in einen Keſſel mit kochendem Waſſer geworfen, einige Male darin aufkochen laſſen, aus dem Waſſer genommen, im Durchſchlage ablaufen laſſen, vollends ausgedrückt, auf einem Brete ganz fein gehackt, dann in einem Kaſſerol, in welchem ein Stück Butter mit Mehl angebraten worden, mit etwas Muskatnuß durchkocht, nachdem von dem erſten Waſſer, in welchem er gekocht worden iſt, oder von guter Brühe etwas hinzugegoſſen worden, nebſt Salz, damit er ſchön grün bleibe. Wenn er auf gelindem Kohlenfeuer langſam kocht, noch etwas Mehl oder geriebene Semmel, etwas geſchmolzene Butter oder 1 Tag alte Sahne zugefügt. Beim Anrichten mit in Butter gebratenen Semmelſtreifen beſteckt und nach Belieben mit Eier, Bratwürſten, Knackwurſt, Karbonade, Spickgans und dergl. belegt. — b) Den rein geleſenen und gewaſchenen S. in viel kochendes Waſſer gelegt, weich gekocht, was höchſtens 10 Minuten dauern kann, nach Abgießen des Waſſers ein wenig durchſchnitten. Indeſſen nach Verhältniß altbakene Semmeln in dünne Scheiben geſchnitten, ſolche nebſt geſchnittener Peterſilie, auch Zwiebelſchlauchen oder Schnittlauch, in einen Topf gelegt. fette Fleiſchbrühe darüber gethan, einige Zeit kochen laſſen, zuletzt den S. darunter gethan, ferner damit gekocht; im Fall er noch zu dünn ſeyn ſollte, noch ein wenig Mehl daran geröſtet, gutabgeſchmeckt, und zu Rinds-, Schöpsoder allerlei Rauchfleiſch gebraucht. — Spinat mit Milch. Den S. geleſen und gewaſchen und mit einer Zwiebel in Waſſer abgekocht. Wenn er einige Male abgekocht hat, das Waſſer abgegoſſen, den S. ausgedrückt, gewiegt, dann in Butter mit etwas Zucker ½ Stunde geſchmort. Hierauf 2 Eier und 1 Löffel Mehl in einer Kanne Milch gequirlt, zum S. geſchüttet, und damit nur ankochen laſſen. Nun Salz und Muskatblüthe hinzugefügt und ſervirt. Zu Karbonade, Eiern auf Butter und Nierenſchnittchen. — Spinatmatten, zum Grünfärben von andern Gerichten. Einige Hände voll S. ohne Stiele ungewaſchen klein geſchnitten, noch im Mörſer fein geſtoßen, bis er recht ſaftig wird, dann das Geſtoßene auf ein feſtes leinenes Tuch gethan und den Saft mit der Hand recht derb ausgedrückt. Dieſe Obertaſſe voll Saft auf ein flaches Geſchirr oder Suppenteller in eine warme Röhre oder auf einen Topf kochendes Waſſer geſetzt, wo er zuſammenläuft und ein gelbes Waſſer aus dem Grünen hervortritt, dann auf ein Haarſieb gegoſſen, wo die ſchöne grüne Maſſe auf demſelben liegen bleibt, die nun zum Färben nach Vorſchrift verwandt wird. Auch kann man eben ſo viel Milch dazugießen und dann zuſammen laufen laſſen. — Spinatſtrudeln, ſ.

Digitized by Google

Strudeln. Am beliebteſten iſt der Spinat im Frühlinge, wenn andere Frühlingsgemüſe noch fehlen. — Das Kraut, Herba Spinaciae s. Spinachiae s. Lapathi hortensis, Kohlſpinat, ſpaniſcher Kohl, wirkt gelind eröffnend und wird äußerlich zu erweichenden Umſchlägen gebraucht. Schkuhr, Bot. Handb., T. 324.

Spina continua (Anat.), ſ. v. a. Crista 3).

Spinacorhinus (foſſil. Ichthyol.), nach Agaſſiz, ſ. v. v. Squaloraja.

Spina dorsi (Anat.), ſ. Rückgrath.

Spinä (a. Geogr.), Ort im römiſchen Britannien, öſtl. von Aquae Solis; noch jetzt das Dorf Speen mit dem alten Kaſtell und andern Alterthümern.

Spinae ossis ilei (Anat.), ſ. Hüftbeinſtacheln u. Becken.

Spinae ossis ischii (Anat.), Sitzbeinſtachel, ſ. Becken.

Spina ischii (Anat.), ſ. Sitzbein.

Spinal, Bez. u. Stadt, ſ. v. a. Epinal.

Spinales arteriae (Anat.), ſ. Rückenmarksarterien.

Spinales nervi (Anat.), ſ. Rückenmarksnerven.

Spinales venae (Anat.), ſ. Rückenmarksvenen.

Spinales musculi dorsi (Anat.), Dornenmuskel des Rückens und Rückenmuskeln u. Nacken-Rückenmuskeln.

Spinalganglien, ſ. Ganglienſyſtem.

Spinalirritation (Med.), Spinalneuralgie, Neuralgie des Rückenmarkes, Rhachialgie, Neuralgia spinalis, Notalgia, Rückenmarksſchmerz, verbunden mit Schmerzen und krampfhaften u. a. Zufällen in den von der betreffenden Stelle ihre Nerven beziehenden Theilen im Innern und auf der Oberfläche des Körpers. Schon Peter Frank wußte, daß bei vielen Krankheiten das Rückenmark und ſeine Hüllen betheiligt ſey; Stiebel hob (1823) hervor, daß ſich dies durch Empfindlichkeit der entſprechenden Wirbel gegen Druck zeige. Doch erregte dieſe Lehre erſt allgemeinere Aufmerkſamkeit, als ſie uns von England mitgetheilt wurde, was Eiſenmann eines der vielen Ereigniſſe nennt, welche vom Charakter der Deutſchen ein ſehr ungünſtiges Zeugniß geben, indem er beifügt, daß bekanntlich Deutſchland auf ganz ähnliche Weiſe um die Ehre, die Schutzkraft der Vaccina entdeckt zu haben, gekommen ſey. Im J. 1828 ſchrieb Hinterberger über S., warf aber Affektionen des Rückenmarkes mit denen der Wirbelſäule und ihrer Bänder zuſammen; in demſelben Jahre führte der Schotte Brown den Namen S. in die Wiſſenſchaft ein u. bezeichnete mit demſelben jenen Zuſtand des Rückenmarkes, welcher ſich durch Empfindlichkeit eines oder mehrer Wirbel verräth und verſchiedene krankhafte Erſcheinungen in jenen Theilen zur Folge hat, welche von der gereizten Rückenmarkspartie ihre Nerven beziehen. Die Lehre von der S. iſt für die Wiſſenſchaft u. Kunſt eine bedeutende Bereicherung; ſie iſt, nach Eiſenmann, jedenfalls für den Arzt von großer Wichtigkeit; ſie verſchafft ihm Einſicht in die Entwickelung vieler Krankheitszuſtände, ſie hat großen Einfluß auf ſeine Diagnoſen und wird ihm oft ein geeigneteres oder erfolgreicheres Heilverfahren an die Hand geben, als er ohne ihre Kenntniß eingeſchlagen hätte. Empfindlichkeit der Wirbel bei Druck iſt das wichtigſte Symptom bei S., zuweilen iſt ſie auch ohne Druck zugegen; ſie erregt zugleich unangenehme Empfindungen, Schmerzen, konvulſiviſche Zufälle in den Theilen, welche mit dem empfindlichen Theile des Rückenmarkes in Nervenverbindung ſtehen. Oft ſind nur einige Wirbel empfindlich, oft ein großer Theil der Wirbelſäule, oft iſt ſie es in ihrer ganzen Ausdehnung. Bei Schmerz und Empfindlichkeit der obern Halswirbel leiden Hinterkopf, Unterkiefer, die Umgebungen des Ohres; es entſteht Kopf-, Stirn-, Geſichtsſchmerz, Sinnestäuſchungen, Schwindel, Ohrenſauſen, Taubheit, Delirium, Steifheit des Halſes, krankhafte Beugung des Kopfes; bei Empfindlichkeit der untern Halswirbel entſteht Schmerz an den Schlüſſelbeinen, Schultern, Brüſten, Bruſtbein, Armen, Fingern, Schlundkrampf, Schluchzen, Gefühl von Beengung, Herzklopfen; bei Affektion der obern Rückenwirbel finden wir Schmerzen u. zuſammenſchnürendes Gefühl der äußern Bruſtwand, Athemnoth, Krampfhuſten, Herzklopfen, Ohnmachten, Seufzen; bei Affektion des untern Rückentheiles Magenſchmerz und Magenkrampf, Verdauungsſtörungen, Erbrechen, Aufſtoßen, zuweilen Beſchwerden beim Uriniren, Drang dazu. Bei Affektion des Lendentheils iſt Schmerzhaftigkeit der Bauchdecken, Koliken, erſchwerte Beweglichkeit der untern Gliedmaßen, Ziehen in den Hoden ꝛc., vorhanden; Fieber iſt meiſtens nicht zugegen. Die Empfindlichkeit der Wirbel iſt dem Grade nach ſehr verſchieden, von leichtem, nach verſchiedenen Seiten hin ausſtrahlendem Schmerz, bis zum Hervorrufen von Ohnmacht. Man bedient ſich gewöhnlich zur Unterſuchung des rechten Daumens, mit dem man, von oben nach unten vorſchreitend, der Reihe nach alle Wirbel befühlt, während die linke Hand die Wirbelſäule fixirt hält. Umſtändlicher und nicht zuverläſſiger iſt die coplandſche Methode, nach welcher man mit einem in heißes Waſſer getauchten Schwamme die Wirbelſäule von oben nach unten langſam überfährt, wo dann die krankhaft ergriffenen Wirbel ſchmerzen. Gewöhnlich liegt die empfindliche Partie der Wirbel etwas tiefer, als die ergriffene Partie des Rückenmarkes; am Häufigſten iſt die Gegend des 7.—9. und die des 1. u. 2. Rückenwirbels der Sitz der S. Die Anſichten darüber, welche Theile eigentlich gegen Druck empfindlich ſeyen, ſind getheilt; man ſuchte die Empfindlichkeit in den Wirbeln ſelbſt, in einer Verſchiebung derſelben, welche das Rückenmark reize ꝛc. Am Wahrſcheinlichſten iſt die Meinung derer, welche behaupten, ſie ſey durch eine Neuralgie bedingt und habe ihren Sitz in den hintern Aeſten der Spinalnerven.

Die Symptome der S., welche außerordentlich mannichfach ſind, geben wir in einem kurzen Ueberblick: Nach Eiſenmann (in Schmidts Encyklop. d. geſ. Med., Bd. V, S. 630) I. Reizung der vaſomotoriſchen Nervenwurzeln bewirkt Kontraktion in der entſprechenden Kapil-

Digitized by Google

larität mit Froſt, Sekretionsbeſchränkung, Gefäßreizung mit ſeröſem Erguß oder neuroſpaſtiſche Entzündung mit fibröſem Erguß. Der Froſt hat die Eigenthümlichkeit, daß ihm keine Hitze folgt, wodurch er ſich vom Fieberfroſt unterſcheidet; ihm verwandt iſt das ſogen. Farbewechſeln, das oft, namentlich bei hyſteriſchen Perſonen, beobachtet wird. Die Sekretionsbeſchränkungen finden Statt auf der Schleimhaut der Reſpirations- und Verdauungsorgane, auf der der Harnorgane, auf der äußern Haut. Durch die Gefäßreizung entſteht Katarrh der verſchiedenen Schleimhäute, Erguß auf ſeröſen Häuten, chroniſche Pleuritis, Peritonitis, Bruſtwaſſerſucht ꝛc. — II. Durch Reizung der muskulomotoriſchen Nerven entſtehen Krämpfe und durch Ueberreizung derſelben Halblähmung od. vollkommene Lähmung. Hierher gehören Epilepſie, Katalepſie, Waſſerſcheu, Krampf des Herzens, Ohnmachten, Aſthma, Krampf der Blaſe; Lähmungen, namentlich der untern Extremitäten, mit dem Gefühl von Taubheit, Eingeſchlafenſeyn, Unſicherheit der Bewegung beginnend, mit Kurzathmigkeit, Herzklopfen, Ohrenſauſen ꝛc. verbunden. — III. Die Reizung der hintern od. ſenſitiven Stränge hat Algien, ſeltner Anäſtheſien zur Folge. Die Algien zerfallen in Schmerzen der Haut-, Muskel-, Gelenk- und Eingeweidenerven. Es ſind dies die Neuralgien der ältern Aerzte. Die Neuralgia facialis, brachialis, occipitalis, cruralis, ischiadica, die Cephalalgia (Clavus), die Neuralgia coeliaca, die Kardialgie, die Kolik od. Enteralgie u. ſ. f. Man weiß jetzt, daß hartnäckige Fälle von Magenkrampf, Epilepſie u. andern Neuroſen, welche allen Mitteln Trotz bieten, durch Anwendung von Blutegeln, Blaſenpflaſtern ꝛc. auf die empfindliche Stelle des Rückenmarkes beſeitigt werden können; es ſind dies ſolche Fälle, welche durch S. bedingt waren. Die Krankheit kann akut und chroniſch verlaufen, ſie kann wenige Stunden dauern und das ganze Leben hindurch währen. Die chroniſche S. macht oft Exacerbationen und Remiſſionen. Jene werden hervorgerufen durch Witterungseinflüſſe, durch Diätfehler, anſtrengende Bewegungen, pſychiſche Einflüſſe. Ihre Ausgänge ſind: 1) Geneſung, bei der akuten Form unter Kriſen. 2) Andere Formen von S. 3) Theilweiſe Geneſung; es entſteht ein Fußgeſchwür, ein Ausſchlag ꝛc., nach deſſen Verſchwinden die S. zurückkehren. 4) Karcinom; der Magenkrampf geht in Magenkrebs über, die Kolik in Darmkrebs. 5) Rückenmarksentzündung. 6) Tod, durch die oben angeführten Krankheiten, ſelten durch die S. ſelbſt.

Die Leichenöffnungen von Individuen, welche an S. gelitten haben, ergaben gewöhnlich keine pathologiſche Veränderung. Dieſe Abweſenheit jeder materiellen Veränderung des Rückenmarkes ergibt, daß man es bloß mit einem funktionellen Erkranktſeyn deſſelben zu thun hat. Oft iſt gewiß ein Zuſtand von Gefäßreizung mit vorhanden, den man auch nicht ſelten an der Leiche gefunden hat, der etwas mehr, als bloße Kongeſtion, und etwas weniger, als wirkliche Entzündung iſt und oft mit dem Leben verſchwindet, ſo daß er an der Leiche nicht nachgewieſen werden kann. — Meiſt befällt S. Frauen, $^3/_4$ der Erkrankten ſind weibliche Individuen von ſenſibler Konſtitution, oder ſolche, die an Hyſterien leiden. Oft ſtehen Störungen der Menſtruation, das Wochenbett, Leiden der Verdauung, der Zahnnerven damit in urſächlicher Beziehung. Die Spinalempfindlichkeit iſt dann anfangs nur ſympathiſch, wird aber zuletzt eine ſelbſtſtändige Krankheit. Unter den Männern ſind ihr beſonders Hypochondriſten ausgeſetzt. Sekundäre S. findet man bei ſehr vielen Krankheiten, bei Typhus, Wechſelfieber, akuten Exanthemen ꝛc. Die Diagnoſe der S. iſt gewöhnlich leicht; Verwechſelung mit Entzündung des Rückenmarkes od. ſeiner Häute, der Wirbel ꝛc., mit organiſchen Leiden dieſer Theile u. ſ. f., kann nicht leicht vorkommen. — Die Vorherſage iſt bei frühzeitiger Behandlung meiſt günſtig; nicht aber, wenn durch Reflex auf die vaſomotoriſchen Nerven ſchon Naſe und Strukturveränderung in den ſekundär ergriffenen Organen entſtanden iſt. Eingewurzelte, veraltete S. iſt auch oft außerordentlich ſchwer zu heben und kehrt leicht wieder.

Behandlung der S. Zunächſt erfordert die Urſache der Krankheit Berückſichtigung; Unterdrückung der Menſtruation, der gewöhnten Hämorrhoidalblutung macht ableitende Blutentziehungen nothwendig. Die geſtörte Verdauung regulire man. Bei der direkten Behandlung der S. iſt vor Allem die Diät zu berückſichtigen. Geiſtige Getränke, Fleiſch, Fiſche, Hülſenfrüchte ꝛc. werden meiſt nicht gut vertragen und halten die Heilung auf; am Beſten befindet ſich der Kranke bei Milch, Obſt, Gemüſe; mäßige Bewegung iſt zuträglich. Außerdem wendet man an: Die ableitende Methode; durch Blutentleerungen, weniger Aderläſſe, als Blutegel u. Schröpfköpfe, die öfter wiederholt werden müſſen, ehe ſie etwas leiſten, namentlich bei chroniſcher S. Durch Abführmittel; am Meiſten leiſten die Draſtica, namentlich Krotonöl, Aloe und die Koloquinten. Durch Diaphoretica, von denen das dowerſche Pulver das Wirkſamſte iſt. Durch künſtliche Abſonderungsorgane, Fontanelle, Haarſeile, Einreibungen von Brechweinſteinſalbe und Krotonöl. Oft hilft das eine, oft das andere dieſer Mittel, nicht die Quantität, ſondern die Qualität der künſtlich hervorgerufenen Abſonderung ſcheint dabei in Betracht zu kommen. Die gegenreizende Methode. Einreibungen von Krotonöl, das Blaſenpflaſter, die Moxa, das Glüheiſen. Doch ſind letztere Mittel nach den Erfahrungen Einzelner nachtheilig. Die alterirende Methode. Sie beſteht darin, daß wir Mittel anwenden, welche gleichfalls eine S. erzeugen, aber eine S., welche von der ſchon vorhandenen qualitativ ſehr verſchieden iſt und ſohin dieſe letztere verdrängt. Zu dieſen Mitteln gehören: das eſſigſaure Blei, das kohlenſaure Eiſen, die Kupferpräparate, das ſalpeterſaure Silber, das Chlorgold, der Brechweinſtein, das Arſenik, das Veratrin, Strychnin, das Phelandrium aquaticum, Opium, Chinin, die Artemisia vulgaris, Rhus toxicodendron und Rhus radicans, der

Digitized by Google

Kampher, das Terpentinöl, die H. Sabinae, der Stockfiſchleberthran. Kalte Bäder, Douchen, Zerſtreuung, Landleben, Ortswechſel, Reibungen des Rückgrathes und Körpers werden die Behandlung zweckmäßig unterſtützen.

Spinalis (lat., Anat.), was auf das Rückgrath Bezug hat.

Spinalis medulla (Anat.), ſ. Rückenmark.

Spina-longa (Geogr.), 1) europ.-türk. Fort, Inſel Kandia, auf einem ſteilen Felſen an der Nordküſte, weſtl. im Mirabel-Golf; kleiner Hafen, vor dem die Inſel Kolochita liegt; 35° 17′ 0″ nördl. Br. u. 43° 24′ 25″ öſtl. L.; — 2) Golf dabei.

Spinalſyſtem (Med.), das Rückenmark mit dem von ihm ausgehenden Nerven. Krankheiten des S.s, ſ. Rückenmark.

Spina maxillae inferioris (Anat.), ſ. Unterkiefer.

Spinambris (a. Geogr.), ſ. v. a. Spina 1).

Spina mundi, Gebirg, ſ. Mozambique.

Spina nasalis (Anat.), ſ. v. a. Naſenſtachel, ſ. Geſichtsknochen.

Spina ossis ischii (Anat.), Sitzbeinſtachel, ſ. Becken.

Spina ossis pubis (Anat.), Schambeinſtachel, ſ. Becken.

Spinarella (ital., Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Stichling, Gasterosteus aculeatus.

Spinarius (röm. Ant.), Bildſäule aus Metall auf dem Kapitolium zu Rom, ſtellte einen nackten Jüngling dar, der den linken Fuß auf das rechte Knie gelegt hat und vor ſich hinblikkend einen Dorn aus demſelben zu ziehen ſcheint.

Spina scapulae (Anat.), Schulterblattsgräthe, ſ. Schulterblatt.

Spina sphenoidalis, ſ. Keilbein.

Spinat (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Spinacia *L.* — Engliſcher S., ſ. v. a. Rumex Patientia *L.* — Neuſeeländiſcher S., ſ. v. a. Tetragonia expansa *Murr.* — Wilder S., ſ. v. a. Atriplex hortense *L.*

Spinat-Gänſefuß (Bot.), ſ. v. a. Chenopodium bonus Henricus *L.*

Spinatſpinner (Entom.), ſ. v. a. Raumfleck, Bombyx villica *L.*

Spinatus musculus colli (Anat.), Dornmuskel des Nackens, ſ. Nackenrückenmuskeln.

Spinatus musculus dorsi (Anat.), der vielgetheilte Rückgrathsmuskel, ſ. Nackenrückenmuskeln.

Spina ventosa (Chir.), ſ. Windhorn.

Spina vertebralis (Anat.), ſ. v. a. Spina dorsi.

Spina Viperarum (pharm. Zool.), Vipern-Rückgrath, ſ. unter Vipera Berus *Goldf.* — Spinae Mystelae piscis, ſ. unter Gadus Lota *L.* — Spinae Vulpis, ſ. Canis Vulpes.

Spinax (Ichthyol.), ſ. v. a. Dornhai, Untergattung von Squalus *L.* — Die foſſilen Floſſenſtacheln aus dieſer Gattung ſind glatt und gehören daher zu der Untergattung Acanthias des Prinzen Muſignano. Eine Species: S. major *Agassiz* (Poiss. foss., Bd. III, S. 62, Taf. 10), 1—2″ lang, in der Kreide von Lewes und im Pläner Sachſens und Böhmens.

Spinazzi, Innocenzio, Bildhauer, bildete ſich in Rom und führte daſelbſt verſchiedene Werke aus, worunter das koloſſale Standbild des Ordensſtifters S. Giuſeppe Calaſanzio in der St. Peterskirche. Später trat er in Dienſte des Großherzogs von Florenz, wo er die Leitung der Skulpturſchule an der Akademie übernahm. In St. Maria Magdalena zu Florenz ſieht man von ihm eine weibliche Statue mit dem Schleier, die großen Beifall fand. Dann fertigte er auch die lebensgroße Statue des berühmten Gio. Lami in St. Croce, das Denkmal Machiavelli's in St. Lorenzo und den großen Engel im Battiſterium. Er reſtaurirte auch die berühmte Gruppe der Niobe; † um 1795.

Spinazzola, italien. Stadt, Neapel, Prov. Terra-di-Bari, ſüdweſtl. von Barletta; 4600 Einw.

Spincourt, franz. Dorf, Dep. Meuſe, Bez. Montmedy; 460 Einw.

Spindbrod, Almoſenbrod.

Spinde, 1) Schrank; — 2) Bettſtelle.

Spindel, langer dünner Körper, beſonders: 1) Werkzeug, um damit zu ſpinnen. Sie beſteht aus hartem Holze, iſt aber ſpitzig, nach unten zu wird ſie ſtärker und iſt am unteren Ende von einer hölzernen Scheibe umgeben, oder mit einem eiſernen Ringe, Spindelwirbel, verſehen, welcher den Zweck hat, einen gleichförmigen Umſchwung der S. hervorzubringen und das Garn auf der S. zu halten. In den meiſten Gegenden iſt das Spinnen mit der S. durch das Spinnen am Spinnrade verdrängt worden, aber in mehren Gebirgsgegenden, z. B. auf dem Schwarzwald und einem Theil des Harzes ſieht es der Reiſende jetzt noch, wie die Spinnerin die Kunkel, d. h. den auf einer langen Stange befeſtigten Rocken an der linken Seite, drehend einen kleinen Faden aus demſelben herauszieht, und an die S. anknüpft, worauf ſie dann dieſe mit der rechten Hand dreht, indem ſie zugleich den rechten Arm ausſtreckt und endlich die S. noch ein Stück fortwirft, ſo daß dieſe ſich nun auf dem Boden herumdreht, einen längeren Faden aus dem Rocken herauszieht und durch ihre Umdrehung ſpinnt. Mit Hülfe des Fadens wird nun die S. wieder aufgefangen, der Faden wird aufgewunden, mit einer einfachen Schleife verſchlungen und auf die oben angegebene Weiſe ein neues Stück Faden geſponnen, bei deſſen Aufwinden die erſte Schleife wieder geöffnet wird. Das ſo gewonnene Garn iſt feiner und egaler, als das auf dem Spinnrade geſponnene. — 2) S. Spinnmaſchinen; — 3) ſ. v. a. Welle, Haspel, Göpel u. dgl.; — 4) der an der äußerſten Spitze eines Kirchthurms befindliche Balken, auf welchen der Thurmknopf geſetzt wird; — 5) die Säule, welche die allgemeine Axe einer Wendeltreppe bildet, ſie kann rund, vier-, ſechs- und achteckig ſeyn; — 6) Schraube, in ſofern nämlich bei deren Anwendung die Mutter herumgedreht wird; — 7) eine der beweglichen Horizontal-Wellen, an welche der Drechsler kleinere abzudrehende Dinge befeſtigt;

— 8) der Draht, um welchen der Nadler aus einem Meſſingdrahtſtückchen einen Nadelkopf ſpinnt oder formt; — 9) der Ständer, wohin die Seitenbohlen, in welche die Stufen einer hölzernen Treppe zu liegen kommen, eingelaſſen ſind, ſo daß eine die andere tragen hilft; — 10) (Bergb. u. Hüttenk.), das Eiſen, an welchem der Helm am Zuge mit der Schraube befeſtigt iſt; — 11) die S. am Zuge iſt das geſchmiedete Eiſen an demſelben, durch welches im Geſchling des Schwengels der Stecknagel geht, durch welchen der Schwengel an den Zug befeſtigt wird; — 12) bei Lehmformen in den Gießereien ſind es die hölzernen und eiſernen Stangen, über welche die Lehmkrone geſchlagen und mittelſt Schablonen abgedreht werden; — 13) ſ. Buchdruckerkunſt; — 14) der ſtählerne Cylinder, an welchem das eine Ende der Spiralfeder befeſtigt iſt und von welchem das Schwungrad der Unruhe getragen wird. Er wird aus 4kantigem Draht, Spindeldraht, gefertigt; in ſeiner Mitte befinden ſich 2 kleine Lappen (Spindellappen) von Stahl, dieſe greifen in die Zähne des Steigrades ein und ſtehen in einem Winkel von ca. 100° auseinander; auf der Spindel befindet ſich ein meſſingener Putzen, in welchem die Spiralfeder und das Schwungrad befeſtigt ſind. — 15) (Anat.), ſ. v. a. Speiche; — 16) ſ. Ohr; — 17) (Herald.), ſ. Weck; — 18) (Math.), ſ. v. a. Sphäriſches Zweieck; — 19) an den Federn der Vögel der ganze Stiel von da an, wo er in der Haut ſteckt, bis zur Spitze; — 20) (Molluſk.), auch Spindelſäule, Columella, iſt in den Gehäuſen der Gaſteropoden die wirkliche oder imaginäre Axe, um welche ſich die Windungen herumlegen, ſ. Gaſteropoda u. Mollusca; — 21) (bot. Term.), ſ. v. a. Rachis, Rhachis. — Spindelförmig, Spindelig, ſ. v. a. Fusiformis.

Spindel (Molluſk.), ſ. v. a. Spindelſchnecke, Fusus *Lam.*

Spindelaräometer, ſ. v. a. cylindriſcher oder langgezogener Aräometer.

Spindelbank, eine ſeit einigen Jahren in mehren Baumwollenfabriken eingeführte Maſchine, die viel zuſammengeſetzter und künſtlicher iſt, als die Drehmaſchine; ihre Haupttheile ſind umlaufende Spindeln mit Spulen, welche das von dem Streckwerke kommende Band aufnehmen und rund drehen.

Spindelbaum (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Evonymus *L.* — Kletternder S., ſ. v. a. Celastrus scandens *L.*

Spindelbaum, ſ. v. a. Göpel- oder Haſpelbaum; — 2) (Bergb.), ſ. v. a. Korbwelle oder Spießbaum.

Spindelbaumblattlaus (Entomol.), ſ. v. a. Aphis evonymi *L.*

Spindelbaummotte (Entomol.), ſ. v. a. Hyponomeuta evonymella *Latr.*

Spindelbirne (Pomol.), kegelförmige Sommer- und Herbſtwirthſchaftsbirne, mit gelber, grau punktirter Schale und hartem, ſtrengem, doch nicht ganz unangenehm ſchmeckendem Fleiſche; reift Ende Septembers.

Spindelbuche (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Hornbaum, Carpinus Betulus *L.*

Spindeldraht, ſ. Spindel 14).

Spindelfäſe (Bot.), nach Oken, ſ. v. a. Closterium *Nitzsch.*

Spindelfaſer (Bot.), Pilzgatt., ſ. v. a. Menispora *Pers.*

Spindelflöte, ſ. Orgel.

Spindelförmige Fühler (Entomol.), ſ. v. a. Antennae fusiformes, jene ungleichmäßigen Fühler der Inſekten, deren mittlere Glieder dicker ſind, als die Grund- und die Endglieder; ſ. Entomologie.

Spindelfruſtel (Bot.), Algengatt., ſ. v. a. Closterium *Nitzsch.*

Spindelholothurie, ſ. Holothurie.

Spindelholz (Bot.), ſ. v. a. gemeiner Ahorn, Acer Pseudo-Platanus *L.*

Spindelhornmücke (Entomol.), Mückengatt., ſ. v. a. Ceroplatus *Fabr.*

Spindelkäfer (Entomol.), 1) nach Oken, die 2. Sippſchaft der Schmarotzkäfer mit ſpindelförmigem Leibe und gezähnten Fühlern. Hierher die Gattungen: Notoxus, Mordella, Lageia, Pyrochroa. — 2) ſ. v. a. Mordellida, Familie der heteromeren Käfer mit den Gattungen: Mordella, Rhipiphorus, Scraptia, Anthicus.

Spindelkelter (Spindelpreſſe), ſ. Kelter.

Spindelknopf (Bot.), Pilzgatt., ſ. v. a. Fusarium *Schlechtd.*

Spindelkorallen (Polythal.), nach Ehrenberg, ſ. v. a. Alveolina (ſ. d.).

Spindelkraut (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Atractylis *Spr.*

Spindellappen, ſ. Spindel 14).

Spindelmagen, ſ. Schwertmagen.

Spindelmoder (Bot.), Schimmelgatt., ſ. v. a. Fusisporium *Link.*

Spindelpflaume (Bot.), ſ. v. a. Spilling, Prunus insititia *L.*

Spindelpöhl (Bot.), nach Oken, Droſſelpilzgatt., ſ. v. a. Fuſarium.

Spindelrand (Molluſk.), auch Innenrand, Margo columellaris, iſt an der Mündung der Schneckengehäuſe der innere, auf der Spindel liegende Rand, ſ. Gaſteropoda und Mollusca.

Spindelraupen (Entomol.), die ſpindelförmigen Raupen der Spinnergatt. Lithoſia (ſ. d.).

Spindelſäule (Molluſk.), ſ. v. a. Spindel 20).

Spindelſchimmel (Bot.), Schimmelgatt., ſ. v. a. Fusisporium *Link.*

Spindelſchnecke (Molluſk.), Schneckengatt., ſ. v. a. Fusus *Lam.*

Spindelſchnecken (Gaſterop.), ſ. v. a. Fuſidä, nach Vogt, Familie der halskiemigen (Prosobranchia) Schnecken mit den Gattungen: Fuſus, Pyrula, Columbella, Fasciolaria.

Spindelſchneller (Bot.), Pilzgatt., ſ. v. a. Atractobolus *Fries.*

Spindelſeite (Spindeltheil), ſ. Schwertmagen.

Spindelſporn (Bot.), Pilzgatt., ſ. v. a. Fusoma *Corda.*

Spindelſtaub (Bot.), Pilzgatt., ſ. v. a. Fusidium *Link*.

Spindelthierchen (Zoophyt.), Infuſoriengatt., ſ. v. a. Cloſterium.

Spindelthiere (Infuſ.), ſ. v. a. Cloſterina, Familie der polygaſtriſchen Infuſorien, gepanzerte, mehr oder minder gerade, unbiegſame Thiere, Panzer an beiden Seiten offen, rund, ſich der Quere nach theilend. Bloß eine Gattung: Cloſterium.

Spindeltufe (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Campynema *Labill.*

Spindelwarze (Bot.), Pilzgatt., ſ. v. a. Fusarium *Link*.

Spindelwirbel, ſ. Spindel 1).

Spindelzunge, die untere 4ſeitige Warze des Bleuelzapfens am Göpelbaume, woran derjenige Eiſenzapfen befeſtigt iſt, mittelſt deſſen der Baum beweglich wird.

Spindler (Biogr.), 1) **Karl**, Miniaturmaler, geb. zu Bamberg 1725, malte Heiligenbilder, hiſtoriſche Darſtellungen und Vögel; † um 1776. — 2) **Johann**, Mediciner, 1777 zu Mußbach in Franken geboren, ſeit 1813 Profeſſor der Medicin zu Würzburg. Schrieb: Ueber die Entzündungen des Auges, Würzb. 1807; — Allgemeine Noſologie und Therapie, Frankfurt a. M. 1810; — Ueber das Princip des Menſchenmagnetismus, Nürnb. 1811; — Bocklet und ſeine Heilquellen, Würzb. 1819. — 3) **Ludwig**, Maler von Hüningen (Haut-Rhin), bildete ſich in Paris unter Girodet, fertigte viele Zeichnungen zu Vignetten für Bücher, malte auch mehre Darſtellungen aus den Romanen des Walter Scott und aus anderen Romantikern; lebte noch 1830 zu Paris. — 4) **Karl**, beliebter deutſcher Romanſchriftſteller, um 1795 zu Breslau geboren und in Straßburg, wo ſein Vater als Tonkünſtler lebte, erzogen, ſtudirte daſelbſt die Rechte und ging hierauf zum Theater über, bei dem er über 10 Jahre blieb. Später lebte er in Hanau, Stuttgart, München und endlich in Baden-Baden. Auf ſeinen Roman „Eugen von Kronſtein oder des Lebens und der Liebe Masken" (Konſtanz 1824, 2 Bde.) folgte „Der Baſtard" (Zürich 1826, 3 Bde., 2. Aufl. 1829), eine Sittenſchilderung aus der Zeit Kaiſer Rudolfs II., die ſeinen Ruf begründete. Gelungener noch iſt ſein Roman „Der Jude" (Stuttg. 1827, 4 Bde.), der deutſche Sitten aus der erſten Hälfte des 15. Jahrh. ſchildert. In Plan und Ausführung ſchwächer iſt „Der Jeſuit" (Stuttg. 1829, 3 Bde.), ſchwächer noch „Der Invalide" (Stuttg. 1831, 5 Bde.). Einen neuen Anlauf nahm er in dem „König von Zion" (Stuttg. 1837, 3 Bde.), welcher die Geſchichte Johanns von Leyden romantiſch darſtellt, und in dem „Vogelhändler von Imbſt" (daſ. 1841—42, 4 Bde.) betrat er mit neuer Kraft das Feld des Volksromans, doch ſchwand dieſe Kraft ſchon wieder in dem „Fridolin Schwertberger" (daſ. 1844—45, 4 Bde.), und ſeine neueſten Erzeugniſſe „Meiſter Kleiderleib" und „Putſch und Kompagnie" haben gar keine Verwandtſchaft mehr mit dem Verfaſſer des Juden. Seine übrigen novelliſtiſchen Arbeiten ſind: Blümlein Wunderhold, rom. Erzählung, Straßb. 1825; — Freund Pilgram 1825, 2. Aufl.; — Zwillinge (der Vampyr und ſeine Braut — Friedemüllers Samchen) Hanau 1826, 2. Aufl., 1832; — Kettenglieder, Stuttg. 1829, 3 Bde., 2. Aufl.; — Je länger, je lieber (Erz. und Nov.), daſ. 1830, 3. Bde., 2. Aufl., daſ. 1835; — Mooſroſen, daſ. 1830, 3 Bde., 2. Aufl., daſ. 1835; — Der Schwärmer, daſ. 1831; — Sommermalven, daſ. 1832, 2 Bde.; — Winterſpenden, daſ. 1833, 2 Bde.; — Die Nonne von Gnadenzell, daſ. 1833, 3 Bde.; — Lenzblüthen, daſ. 1834, 2 Bde.; — Herbſtviolen, daſ. 1834, 2 Bde.; — Boa-Konſtriktor, daſ. 1836, 2 Bde.; — Tag u. Nacht, Erzählungen, daſ. 1836, 3 Bde.; — Regenbogenſtrahlen, daſ. 1836, 2 Bde.; — Scenen und Geſchichten, daſ. 1837, 2 Bde.; — Roſetten, daſ. 1836, 2 Bde.; — Frutti di Mare, daſ. 1839, 2 Bde.; — Die Mauren in Spanien, Weſel 1840, 5 Bde.; — Mancherlei, Stuttg. 1840, 2 Bde.; — Schildereien, daſ. 1842, 2 Bde.; — Hell und Dunkel, daſ. 1842, 2 Bde. — Seine „Sämmtlichen Werke" erſcheinen ſeit 1831 in Stuttgart in mehren Ausgaben. Seit 1839 gab er die „Damenzeitung", ſeit 1830 das Taſchenbuch „Vergißmeinnicht", ſeit 1845 ein Volkstaſchenbuch heraus. Auch als dramatiſcher Schriftſteller trat er mit dem Schauſpiel „Hans Waldmann" (Stuttg. 1837) auf, das aber ohne dramatiſche Bedeutung iſt. — Eine reiche, oft übermüthige Phantaſie, eine vortreffliche objektive Darſtellung und eine genaue Auffaſſung der Zeit, welche er ſchildert, treten S. in allen ſeinen Leiſtungen zur Seite. In ſeinen Charakteren weiß er durch glückliche Intuition die nationalen Eigenthümlichkeiten eben ſo trefflich wiederzugeben, als das Beſondere des Individuums zu zeichnen; nicht ganz ſo glücklich iſt er aber in konſequenter pſychologiſcher Entwickelung derſelben. Hier verfährt er oft zu gewaltſam, indem er nicht durch Uebergänge motivirt, ſondern Alles, wie hervorgeſprungen, gleich ſo entſtehen läßt, wie er es braucht und haben will. Dies zeigt ſich beſonders in ſeiner Darſtellung des Laſters; er handelt gleichſam mit dem Verbrechen en gros, und ſeine Sünder ſind ſo verworfen, wie nur irgend möglich. Dadurch raubt er ihnen aber das Intereſſe des Mitleids und ſchadet der Wahrheit wie der Wahrſcheinlichkeit, indem er zu unnatürliche Gebilde und Thaten heraufbeſchwört. Seine Phantaſie ſcheint ihn hierzu gewaltſam fortzureißen und die künſtleriſche Ruhe, die über Allem ſchweben muß, zu zerſtören. So lange man ſeine Werke lieſt, folgt man ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, denn er weiß den Leſer fortwährend zu feſſeln durch die Lebendigkeit und den Farbenreichthum ſeiner Darſtellungen; hat man aber geendigt, ſo wird man ſich nie befriedigt fühlen. Daß er bei ſeiner Genialität die Mittel beſitzt, alles das, was man an ihm vermißt, zu leiſten, unterliegt keinem Zweifel, auch beweiſen einzelne, oft geringe Umſtände, Momente und Motive, die Tiefe ſeines Gefühls, die Leichtigkeit ſeines Blicks und das wahrhaft poetiſche Element, aus welchem ſich Alles bei ihm entwickelt, hinlänglich.

Digitized by Google

Spindle-tree (engl., Bot.), ſ. v. a. Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Splurda, Asranio, Maler, geboren zu Treviſo 1588, von Lanzi unter die Nachahmer des Palma gezählt; zeichnete ſehr genau und hatte eine angenehme Färbung. In St. Te-noiſto und in andern Kirchen Treviſo's ſind Werke von ihm. Lebte noch 1646.

Spinell (Min.), franz. Spinelle, Kieſelſpathgattung aus der Familie der Korindolithe und deshalb von Mohs oktaëdriſcher Korund genannt, gehört ins teſſerale Kryſtallſyſtem, H. = 8, 0, G. = 3, 5 — 4, 4. Bruch muſchelig, Strich weißgrau, vor dem Löthrohre unſchmelzbar. Species: 1) Talkſpinell oder gemeiner S., nach Abich 2,02 Kieſelſäure, 60,01 Thonerde, 26,21 Talkerde, 1,10 Chromſäure, 0.71 Eiſenoxydul, welches letztere in der blauen Varietät auf 4,26 Procent ſteigt, in der grünen durch Kalkerde erſetzt wird — hat zur Grundform das regelmäßige Oktaëder, eine den Kernflächen vollkommen parallele Spaltbarkeit, G. = 3, 5 — 3, 7, iſt von rother, brauner, orangegelber, blauer oder grüner Farbe, glasglänzend, durchſichtig bis durchſcheinend — wechſelt vor dem Löthrohre die Farben, ſchmilzt mit Borax ſchwierig zu einem klaren, faſt farbloſen Glaſe, wird in feinem Pulver mit Kobaltauflöſung blau und von Säuren nicht angegriffen. Erſcheint, wie die folgenden Arten kryſtalliſirt in kleinen Oktaëdern, manchmal ſehr verzogen und tafelartig, zuweilen mit abgeſtumpften Kanten zum Rautendodekaëder, auch häufig in Zwillingen mit ⅙ Umdrehung (Spinellzwillinge), ferner in Körnern und eckigen Stückchen. Varietäten: a) Rother oder edler Talkſpinell, von hochrother (Rubinſpinell), blaßrother (Ballasrubin, Rubinbalais), bläulichrother (Almandin), gelblichrother (Rubirell) bis röthlichbrauner und orangegelber Farbe, enthält oft bis 5,25 Prorent Chromſäure, erſcheint in glatten Kryſtallen und Körnern und zwar loſe im Sande auf Ceylon, in Myſore und Pegu in Oſtindien, eingewachſen in körnigen Kalkſtein zu Amity und Warwick in New-York, Bolton u. Littletown in Maſſachuſetts und Badeckſham in der Tatarei. Wird als Edelſtein ſehr geſchätzt, der, wenn ſein Gewicht 4 Karat überſteigt und er ſonſt fehlerfrei iſt, die Hälfte des Preiſes eines gleichgroßen Diamanten hat. — b) Blauer S. von ſmalteblauer bis bläulichweißer Farbe, enthält bis 4,26 Prorent Eiſenoxydul, erſcheint nur in eingewachſenen, oft mit druſiger Oberfläche verſehenen Kryſtallen und Körnern im körnigen Kalke zu Acker in Südermannland, Straska in Mähren, im Dolomit bei Candy auf Ceylon, im glaſigen Feldſpathgeſtein am Monte Somma und am Lancher See. — c) Grüner S., von gras- und ſeladongrüner bis grünlichſchwarzer Farbe, enthält 7—10 Prorent Kalkerde und erſcheint häufig in der Grundform mit Abſtumpfung der Kanten, eingewachſen in körnigen Kalk zu Amity und Warwick in New-York, Franklin in New-Jerſey, in Maſſachuſetts und Hermata in Finnland. — 2) Eiſenſpinell, auch Pleonaſt, Candit, Ceylanit, beſteht nach Abich aus 2,50 Kieſelſäure, 65,27 Thonerde, 17,58 Talkerde, 13,79 Eiſenoxydul, hat zur Grundform das regelmäßige Oktaëder, eine unvollkommene Spaltbarkeit, G. = 3, 7 — 3, 8, iſt von grünlich- bis ſammtſchwarzer Farbe, ſchwachglasglänzend, durchſchimmernd bis undurchſichtig, ſchmilzt vor dem Löthrohre nicht, wird aber in ſtarker Hitze blau, gibt mit Borax und Phosphorſalz ein klares, von Eiſen gefärbtes Glas und ſchwillt mit Soda zu einer ſchwarzen Schlacke an. Erſcheint gewöhnlich in Oktaëdern mit Abſtumpfung der Kanten und vielfach zugeſpitzten Ecken in der Richtung der Flächen, einzeln ein- und aufgewachſen, auch zu Druſen verbunden theils im aufgeſchwemmten Lande zu Sebnitz in Sachſen, Poſedlitz und Iſerwieſe in Böhmen, Candy auf Ceylon, im vulkaniſchen Geſtein am Monte Somma, im Serpentin zu Amity in New-York, im Syanit am Monzoni in Tyrol, im körnigen Kalk zu Franklin in New-Jerſy und im Granit zu Haddam in Connecticut. — 3) Chloroſpinell, nach H. Roſe 57,34 Thonerde, 14,77 Eiſenoxyd, 27,24 Talkerde, 0,62 Kupferoxyd, hat Grundform und Spaltbarkeit des Vorigen, G. = 3, 59, iſt von grasgrüner Farbe, gelblichweiß im Strich, glasglänzend und kantendurchſcheinend, ſchmilzt vor dem Löthrohre nicht, wird aber vorübergehend bräunlichgrün. Erſcheint in Oktaëdern und Zwillingen im Thonſchiefer bei Slatouſt in Sibirien. — 4) Zinkſpinell, auch Gahnit und Automolit, nach Abich 55,14 Thonerde, 30,02 Zinkoxyd, 5,58 Eiſenoxyd, 5,25 Talkerde, 3,84 Kieſelſäure, hat zur Grundform das regelmäßige Oktaëder und eine den Kernflächen ziemlich vollkommene Spaltbarkeit, G. = 4, 2 — 4, 4, iſt von lauch-, bläulich- und graulichgrüner Farbe, meiſt ganz undurchſichtig, ſchmilzt vor dem Löthrohre nicht, wird auch mit Borax und Phosphorſalz kaum, aber mit Soda und Borax zuſammen zu einem klaren von Eiſen gefärbten Glaſe aufgelöſt, gibt als feines Pulver mit Soda auf Kohle in gutem Reduktionsfeuer einen Zinkrauch. Erſcheint kryſtalliſirt in einzelnen ein- und aufgewachſenen reinen Oktaëdern und mit zweifacher Abſtumpfung (Zuſchärfung) der Kanten, in oktaëdriſchen Tafeln und Zwillingen, auch in Körnern und derben körnigen Maſſen am häufigſten im Talkſchiefer bei Finbo und Broddo unweit Fahlun und bei Groſstuna (derb) in Schweden, auch zu Franklin in New-Jerſey und Haddam in Connecticut.

Spinellan (Min.), ſ. v. a. Noſin oder gemeiner Hauyn (ſ. d.).

Spinelle (Bot.), ſ. v. a. glatte Stachelbeere, Ribes uva crispa *L.*

Spinelle (franz., Min.), ſ. v. a. Spinell (ſ. d.). — S. zincifère, ſ. v. a. Automolit oder Gahnit (ſ. d.).

Spinelli (Biogr.), 1) Andrea, Bildhauer und Medailleur von Parma, blühte in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, iſt aber nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt. Im Chore der Hauptkirche zu Parma (Steccata) iſt von

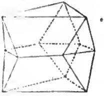
ihm eine Statuette des erſtandenen Heilandes, ein ſehr ſchönes Bronzewerk. Auch kennt man Medaillen von S. Er war Münzmeiſter der Stadt Venedig. — 2) Giovanni Battiſta, Maler von Neapel, Schüler von M. Stanzioni, untermalte viele Bilder dieſes Meiſters, fertigte auch mehre eigene Staffeleibilder, die großen Beifall fanden. Später ergab er ſich der Alchemie und verlor 1647 durch Exploſion einer Retorte das Leben.

Spinello (Biogr.), 1) S. di Luca, ausgezeichneter Künſtler des 14. Jahrhunderts, Sohn eines Luca, der als Anhänger der Ghibellinen von Florenz nach Arezzo zog, wo ihm S. geboren wurde, welcher daher häufig den Namen Spinello Aretino führte. Sein Biograph Vaſari ſagt, S. habe ſchon als Knabe und faſt ohne Lehrmeiſter gewußt, was Viele nicht verſtehen, die ſich in der Schule trefflicher Künſtler üben, und als er von Jacopo Caſentino einige Handgriffe gelernt hätte, wäre er bereits als Jüngling von 20 Jahren ein weit beſſerer Meiſter als jener alte Maler geweſen. Frühen Ruf erwarben ihm die Freskomalereien in der Kirche S. Nicolo zu Florenz, wo unter Papſt Eugen IV. das Koncilium gehalten wurde. Hier malte S. Scenen aus dem Leben des heil. Nikolaus von Bari, welche, 1334 vollendet, ſchon zu Vaſari's Zeit durch Brand gelitten hatten. Dieſes Werk, welches Vaſari in der Färbung und in der Zeichnung außerordentlich rühmt, zog ihm viele Beſtellungen zu. Er ſchmückte mehre Kirchen und Kapellen in Fresko aus, doch ſind dieſe Bilder faſt ſämmtlich zu Grunde gegangen. Erhalten wurde eine Madonna, die dem Kinde eine Roſe reicht, ſonſt in der Kirche S. Stefano zu Arezzo, das bei der Demolirung der Kirche aus der Mauer geſchnitten und über dem Hauptaltare der kleinen Kirche der Bruderſchaft der Dreizehn neben dem Kloſter de Derelitte, zur Verehrung aufgeſtellt wurde. In der Inſchrift auf dem Architrav der Thüre wird ſie Madonna del Duomo genannt. Die Verehrung, welche dieſem Bilde gezollt wurde, erklärt Vaſari aus dem Umſtande, daß S. ſeinen Geſtalten jene ſchlichte Anmuth zu verleihen wußte, die einen Ausdruck von Sittſamkeit und Frömmigkeit hat, wodurch ſeine Heiligen und beſonders die Madonnen, die er malte, etwas Hohes und Himmliſches ausſprechen, was nach Vaſari die Menſchen zu größter Verehrung bewegt. Auch eine Verkündigung, die er für die Bruderſchaft der Puraccioli (der unſchuldigen und ausgeſetzten Kindlein malte), iſt noch wohl erhalten, ſo wie in S. Domenico ein Gemälde mit St. Jakobus und Philippus. Im Campo ſanto zu Piſa führte er Gemälde aus, die nach Vaſari und Borghini zu den ſchönſten Werken S.s gehören, jetzt aber verblichen ſind. Nach Arezzo zurückgekehrt, malte er an der Wand des Hauptaltares der Kirche der Bruderſchaft von S. Agnolo mehre Geſchichten vom heil. Michael, dabei den Lucifer, der ſeinen Sitz im Norden errichtet, ſo wie den Engelſturz, alle wohl erhalten. S. gefiel ſich, den Böſen ſo furchtbar und mißgeſtaltet zu machen, daß der Teufel dem Künſtler im Traume erſchienen ſeyn und ihn gefragt haben ſoll, warum er ihm mit dem Pinſel ſolche Schmach angethan hätte. Beim Erwachen war S. geiſtesabweſend und dem Tode nahe. Vaſari meinte, daß er in Folge dieſes Geſichtes geſtorben ſey, und zwar im 92. Jahre, bald nach 1400. Doch hat Rumohr (Ital. Forſch. II, 227) aus dem Archiv delle Reformagioni zu Siena nachgewieſen, daß dem S. für ſeine Arbeiten im Rathhauſe daſelbſt bis 1408 Zahlungen geleiſtet wurden. Im Auslande ſind die Werke dieſes Meiſters äußerſt ſelten; nur in der Gallerie des königl. Muſeums zu Berlin ſind ſolche zu finden, alle in Tempera auf Goldgrund: der Tod der heil. Katharina, und wie Engel ihre Seele zum Himmel tragen; die Verkündigung Mariä durch den Engel, in 2 Abtheilungen; die Anbetung des neugebornen Jeſuskindes in der einen, die Beſchneidung in der andern Abtheilung; St. Auguſtin in biſchöflicher Tracht und St. Gregor mit der päpſtlichen Krone; die Anbetung der Könige, ſämmtlich in kleinem Formate. Im franz. Muſeum iſt eine Predella in Abtheilungen: Chriſtus zwiſchen den Schächern, die Enthauptung des Johannes, das Haupt des Täufers gebracht, Herodes vom Teufel geholt. S. wurde in St. Agoſtino zu Siena begraben, wo zu Vaſaris Zeit ſein Grabmal noch zu ſehen war, mit dem Wappen des Meiſters, welches einen Igel enthielt. — 2) Aretino, Sohn des Vorigen, ſ. Aretino 1). — 3) Parri di, Maler, Sohn des Vorigen, Schüler ſeines Vaters, und dann des Lorenzo Ghiberti in Florenz, bei dem er ſich aber mit der Ciſelirkunſt beſchäftigen mußte. S. hat in der Proportion und im Farbenauftrag etwas Eigenthümliches. Er zeichnete ſeine Figuren ſchlanker und größer, als irgend ein Maler vor ihm, ohne daß ſie deshalb ein ungeſchicktes Anſehen hatten. Auch war er der Erſte, welcher es unterließ, die Fleiſchfarben mit grüner Erde zu untermalen, und dann mit Roth und Hell in der Art der Aquatinta darüber zu gehen, wie Giotto und die andern alten Meiſter gethan hatten. Nach dem Tode des Vaters kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt Arezzo zurück, wo er im alten Dome mehre Bilder malte, die mit dem Dome ſelbſt 1561 zu Grunde gingen, ſo wie die in andern Kirchen ſeiner Vaterſtadt. Erhalten iſt die Tafel im Audienzſaale der Bruderſchaft von St. Maria della Miſericordia, welche die Madonna vorſtellt, wie ſie mit ihrem Mantel das Volk von Arezzo beſchützt, ein auch für das Koſtüm intereſſantes Bild. Die Vorſteher der genannten Bruderſchaft ließen auch eine zweite Madonna von ihm in Tempera malen, ebenfalls als Schutzherrin der Aretiner, mit St. Laurentinus und Pergentinus, während auf dem erſteren Gemälde St. Gregor und Donatus erſcheinen. Dieſes Bild wird alle Jahre von der Bruderſchaft in Prozeſſion herumgetragen. Auf der Predella ſieht man in kleinen Figuren die Marter dieſer Heiligen, welche nach Vaſari als ein Wunder erſcheint. Erhalten iſt auch das große Krucifix und 4 Heilige in der Nikolauskapelle bei S. Domenico. Während der Arbeit in dieſer Kapelle wurde er meuchleriſch angefallen, was ihm ſolchen Schrecken verurſachte, daß

er, wie Vaſari behauptet, von dieſer Zeit alle Figuren nach einer Seite gebogen und mit dem Ausdrucke des Schreckens malte. Nach Vaſari ward S. 56 Jahre alt. Seine Gebeine ruhen in der Gruft von S. Agoſtino zu Arezzo neben jenen des Vaters. — 4) Forzore di, Goldſchmied von Arezzo, Bruder des Vorigen, Schüler Cione's, beſonders geſchickt in Ciſelirarbeiten aller Art. Vaſari rühmt beſonders eine Biſchofsmütze mit koſtbaren Emallverzierungen und einen ſehr ſchönen Biſchofsſtab von Silber, ehedem im Dome zu Arezzo. Sein Werk iſt auch der Sarg, in welchem die Reliquien der Heiligen Laurentinus und Pergentinus in ihrer Kirche aufbewahrt wurden; jetzt dient ein moderner Sarg zu dieſem Zwecke, und jener von S. iſt in der Sakriſtei der Kirche. Forzore arbeitete bewundernswerth in Stiello. Blüthezeit um 1350.

Spinello (ital., Waarenk.), 1) S. bianco, ſ. v. a. die eingeſalzenen Seitenſtücken des Thunfiſches; — 2) S. nero, ſ. v. a. die eingeſalzenen Rückenſtücken des Thunfiſches, ſ. Thynnus 3).

Spinellzwilling (Min.), eine namentlich am Spinell äußerſt gewöhnliche Zwillingsbildung des regulären Kryſtallſyſtems, aus zwei in der Ebene einer Oktaëderfläche in der Art verwachſenen Oktaëdern beſtehend, daß die übrigen Oktaëderflächen umgekehrt liegen, wozu



noch kommt, daß dieſer Zwilling in der rhomboëdriſchen Axe des Oktaëders, welche beide Individuen mit einander gemein oder wenigſtens parallel liegend haben, verkürzt iſt und das Anſehen hat, als ob zwei tafelartige Oktaëderhälften in entgegengeſetzter Richtung aneinander gewachſen wären oder die eine Hälfte ſich um 1/6 des Umfangs um die andern gedreht hätte.

Spinescens (bot. Term.), 1) dornig werdend, oder (beſſer) zum Dorn werdend, wenn ein anfangs weicher Theil ſpäter zu einem harten Dorne wird, z. B. die Blattſpindeln bei Astragalus verus, A. aristatus und andern ſtrauchigen Arten dieſer Gatt., die Nebenblätter von Robinia Pseudacacia; — 2) dornſpitzig, wenn ein Theil nur an ſeinem Ende hart und ſtechend iſt, z. B. die Blattſpindeln von Caragana frutescens und C. Chamlagu, die verkürzten Aeſte von Prunus spinosa und Rhamnus cathartica.

Spinetdraht, Meſſing- und Eiſendraht, wie man ihn zu Klavierſaiten braucht.

Spineticum ostium, ſ. Spina 1).

Spineto, ital. Flecken, Neapel, Prov. Sannio (Moliſe), ſüdweſtlich von Campobaſſo; 2260 Ew.; wurde beim Erdbeben von 1805 hart mitgenommen.

Spinetſch (Gärtn.), ſ. v. a. Spinat.

Spinett (ital. Spinetto, franz. Epinette, lat. Clavichordium), 1) ein veraltetes Taſteninſtrument von nicht vollen 4 Oktaven Umfang, in Form eines länglichen, an einem Ende ſchmal zugehenden Käſtchens, in welchem die Saiten ſchräg von der rechten zur linken Seite gezogen ſind, die Taſtatur aber an der vorderen Seite liegt. Die Saiten ſind von Draht und werden durch ein in der Zunge der Docken befindliches Stück Rabenfeder (durch Reißen) zum Klange gebracht. Der Bezug iſt gewöhnlich einchörig und die Stimmung meiſt eine Quinte höher, als bei unſern Klavieren. In England nennt man das S. Virginal. — 2) Häufig der Name der alten Flügel (ſ. Fortepiano); — 3) der Name eines Zuges an denſelben, durch den beim Anſchlagen einer Taſte noch ein Chor Saiten in der Oktave zum Mitklingen gebracht werden konnte.

Spinga, Alfonſo, Maler von Neapel, Schüler Solimena's, malte hiſtoriſche Darſtellungen, meiſt reiche Kompoſitionen. Blühte um 1740.

Spinges, öſterreich. Dorf und Gemeinde, Tyrol, Kr. Bruneck, Ldgr. Mühlbach; 300 E.

Spingher (Singhur, Suffaidkuh), aſiat. Berg, Turan, Afghaniſtan, auf der Grenze von Kabul und Peſchauer.

Spini, Giovanni Franceſco, Maler von Bologna, Schüler von Paſinelli und G. dal Sole, malte mit großem Fleiße in Oel und Fresko; blühte um 1740.

Spiniensis deus (röm. Mythol.), angeblich ländliche röm. Gottheit, die man um Verhinderung des Wachsthums der Dornen anflehte.

Spinifex (Bot.), nach Linné, Gattung der Gramineae Paniceae *Kunth*. Von 6 Arten, Gräſern in Neuholland und China, bekannteſte: S. squarrosus *L.*, Stipa spinifex *L.*

Spinitis (Med.), ſ. v. a. Myelitis, ſ. Rückenmarksentzündung.

Spinitorquus (Ornith.), alter Name für Dorndreher, Lanius Collurio *L.*

Spink (Ornith.), ſ. v. a. Bienenfreſſer, Merops Apiaster *L.*

Spinling (Bot.), ſ. v. a. Schlehenpflaume, Prunus spinosa *L.*

Spinnaffe (Säugeth.), ſ. v. a. Ateles arachnoides, ſ. Klammeraffe.

Spinnblume (Bot.), ſ. v. a. Herbſtzeitloſe, Colchicum autumnale *L.*

Spinndrüſen (Zool.), ſ. Spinnorgane.

Spinne (Arachnid.), ſ. v. a. Aranea *L.*

Spinne (Jagdw.), beim Roth-, Dam- und Elenwild das Geſäuge. An der Geſtalt deſſelben läßt ſich das Alter des Stückes mit ziemlicher Zuverläſſigkeit erkennen: je faltenreicher die S., deſto älter das Stück. Bei Geltthieren iſt ſie von unzähligen Falten übers Kreuz gezogen, liegt ganz platt an und hat ſehr welke, runzelige, trocken anzufühlende Zitzen. — An der S. führen, ſ. v. a. ein ſäugendes Kalb bei ſich haben.

Spinnen (Arachnid.), ſ. v. a. Aranina, Ordnung der Spinnenthiere oder Arachnida (ſ. d. u. Araneides). Medicinisches. Ob die S. zu den giftigen Thieren zu zählen ſind, oder nicht, darüber ſind die Meinungen der

Sachverſtändigen getheilt, indem ſie von Einigen zu denſelben gezählt, von Anderen für ganz gefahrlos gehalten werden. Der Biß der großen S. in Feankreich ſoll wenig ſichtbar ſeyn, dagegen ſich um den geſtochenen Theil eine livide Geſchwulſt bilden, welche für Einwirkung eines ſeptiſchen Giftes ſpreche. Auch unſere gewöhnliche Kreuzſpinne ſoll eine ähnliche Geſchwulſt durch ihren Biß hervorrufen, indem ſie ſich auf ſchlafende Menſchen niedeeläßt. Die Buſchſpinne in Weſtindien (Aeicularia) ſoll Kolibris tödten, ihre Eier ausſaugen und beim Menſchen durch ihren Biß gefahrvolle Entzündung veranlaſſen. Was von den unausbleiblichen Folgen des Biſſes der Tarantel (Aranea tarantula) erzählt wird, von dem eigenthümlichen, nach demſelben entſtehenden Wahnſinn, Tarantismus, und den muſikaliſchen Heilungsmitteln dagegen, iſt entweder Einbildung hypochondriſcher und hyſteriſcher Patienten, oder Betrug zur Hintergehung leichtgläubiger Reiſender. Doch wird dieſe Spinne den Schnittern zur Erntezeit läſtig und erregt durch ihren Biß eine geringe Geſchwulſt mit ſtarkem Jucken. Die große ſibiriſche Tarantel erklärt Pallas für ganz unſchädlich. Im Falle eines Spinnenbiſſes müſſe man den gebiſſenen Theil mit Salzwaſſer, Weineſſig oder Ammoniak waſchen. Die Italiener wenden Oeleinreibungen dagegen an.

Spinnen (pharm. Zool.), ſ. Tegeneria domestica *Latr.*

Spinnen (adjekt.), 1) einen flockigen oder faſerigen Stoff, als Flachs, Hanf, Seide, Baum- und Schafwolle zu einem Faden ausdehnen und zuſammen drehen. Da alle einigermaßen kultivirten Völker Kleider von gewebten Stoffen tragen, ſo muß auch das S. eine weit verbreitete Beſchäftigung ſeyn, die zugleich bis in das graueſte Alteethum zurückreicht. Man ſpann urſprünglich bloß mit Hülfe der Finger, ohne irgend ein anderes Werkzeug. Doch lernte man auch ſehr frühzeitig den Gebrauch der Spindel (ſ. d.), welche in manchen Gegenden noch heute gewöhnlich iſt. Die Hindus ſpinnen noch jetzt mit der Spindel aus Baumwolle feineres Garn, als es mit allen künſtlichen Maſchinen geliefert wird. Im alten Griechenland, wo man die Erfindung des S.s der Athene zuſchrieb, war es die Beſchäftigung der edelſten Frauen, wiewohl auch Sklavinnen dazu angehalten wurden. Das Zurichten der Wolle war ein Geſchaft der nächſten Umgebung der Heerin. Auch die Frauen im ältern Rom beſchäftigten ſich mit S., auf dieſen Gegenſtand des weiblichen Fleißes hatten manche Gebeäuche bei den Hochzeitsfeierlichkeiten Beziehung (ſ. Hochzeit); ſpäter aber überließ man das S. den Sklavinnen allein. Man wickelte die erſt gereinigte, dann gekrämpelte u. gekämmte Wolle auf einen Rocken (Colus) und ſpann dann auf die Spindel (Fusus). Später wurde mit Hülfe verſchiedener Arten Spinnräder geſponnen, und in neueſter Zeit hat die Erfindung der Spinnmaſchine (ſ. d.) das S. ſehr erleichtert und die Menge des produeirten Garns ſehr vermehrt. Von der Seide wird nur die Floretſeide geſponnen, weil dieſe nicht aus einem zuſammenhängenden Faden beſteht, wie die gute Seide; ehe ſie geſponnen wird, wird ſie gekrämpelt. Auch aus andern Stoffen, nachdem ſie einigermaßen erweicht ſind, z. B. aus Metall und aus Glas, kann man einen dünnen Faden ziehen. Vgl. Drahtziehen, und über das S. des Glaſes ſ. Glasblaſen. — 2) Einen Faden von Seide oder Zwirn mit Gold- oder Silberlahn umwinden, um hierdurch die Fäden zu Treſſen und Goldſpitzen zu bekommen. Man hat dazu beſondere Spinnmühlen. Eben ſo weeden auch die ſtärkſten Saiten mancher Inſtrumente mit Lahn oder ganz dünnem Drahte, und zu Knöpfen ein Faden Seide mit dem andern überwunden (überſponnen). — 3) Tabak ſpinnt man, wenn man die getrockneten Blätter deſſelben in 1—2 Zoll dicke Würſte zuſammendreht und dieſe dann um eine Walze ſo legt, daß ſich eine Rolle wie die eines Wachsſtockes daraus bildet. — 4) (Nadler), die zu Stecknadelköpfen beſtimmten Drahtſtücken mittels eines Rädchens ſchnell auf die Spindel wickeln.

Spinnen (Zool.), a) ſ. v. a. Weben der Arachniden und der Raupen, ſ. Spinnorgane; — b) ſ. v. a. das eigenthümliche Schnurren der Katzen, ſ. Felis und Säugethiere.

Spinnenaffe (Säugeth.), Affengattung, ſ. v. a. Klammeraffe (ſ. d.), Ateles *Ill.*

Spinnenartige Arachniden (Arachnid.), nach Vogt, die erſte Reihe der Spinnenthiere mit den Ordnungen der Krebsſpinnen (Pycnogonida), der Bärthierchen (Tardigeada), der Milben (Acaeina: Familien: Zungenwürmer, Lingustulida, Balgmilben, Simonida, Krätzmilben, Acarida, Zecken, Ixodida, Käferläuſe, Gamasida, Waſſeemilben, Hydrachnida, Pflanzenmilben, Oribatida, Erdmilben, Bdellida, Laufmilben, Trombidida), der Weberſpinnen (Opiliouida), der Spinnen Araneida. Familien: Spinnen, Araneida, Vogelſpinnen, Mygalyda) und der Skorpionſpinnen (Solpugida).

Spinnenartige Inſekten (Arachnid.), nach Oken, ſ. v. a. Spinnenthiere oder Arachnida (ſ. d.).

Spinnenaſſel (Arachnid.), Aſſelgattung, ſ. v. a. Nymphon *Fabr.*

Spinnendiſtelkraut (pharm. Bot.), ſ. v. a. Kardobenediktenkraut, ſ. Cnicus benedictus *Gaertn.*

Spinnenfaden (Zool.), ſ. Spinnorgane.

Spinnenfiſch (Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Callionymus *L.*

Spinnenfreſſer (Ornith.), Aeachnotheres *Temm.*, Untergatt. von Certhia *L.* (ſ. d.).

Spinnengewebe (pharm. Zool.), Tela Aranearum, ſ. Tegeneria domestica *Latr.* und Epeiro *Walck.*

Spinnengewebe (Arachnid.), ſ. v. a. die Gewebe der Araninen od. Spinnen, ſ. Spinnorgane.

Spinnengewebeartig (bot. Term.), auch ſpinnenwebig, ſ. v. a. Aeachnoideus, Araneoaus.

Spinnengewebepilz (Bot.), Blätterpilzart, ſ. v. a. Agaricus (Pratella) violaceus.

Spinnenhafer (Bot.), ſ. v. a. nackter Hafer, Avena nuda *L.*, ſ. Hafer.

Digitized by Google

Spinnenhuſten (Med.), Huſten, bei dem eine eigene weißliche, dem Wallrath ähnliche Maſſe ausgeworfen wird, die zuweilen übel riecht, kugelig, wie Hirſekörner oder kleine Erbſen erſcheint, zuweilen auch heller, flüſſiger, weicher, mehr breiartig iſt.

Spinnenköpfe (ital. Grimelli), die beim Spinnen der Florettrame von den Spinnern weggenommenen Riſſelchen, die von Neuem gekämmt und zu der groben ſogen. Knöpfſeide verſponnen werden.

Spinnenkopf (Mollusk.), ſ. v. a. Murex Crassispina *Lam.*

Spinnenkopf (Handw.), ſ. v. a. Borſtwiſch.

Spinnenkrabben (Kruſtac.), ſ. v. a. Oxyrhyncha, nach Vogt, Familie der kurzſchwänzigen Krebſe mit den Gattungen: Leptopodius, Stenorhynchus, Inachus, Hyas, Maja, Leucippe, Eurynome, Parthenope.

Spinnenkraut (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Scheuchzeria *L.*; — 2) ſ. v. a. Büttneria cordata *Lam.*

Spinnenkrebs (Kruſtac.), 1) ſ. v. a. Parthenope horrida *Fabr.*; — 2) ſ. v. a. Maja Squinado *Herbst.*

Spinnenlinie, ſ. Linie.

Spinnenmucke (Entom.), Muckengatt., ſ. v. a. Lausfliege, Hippobosca.

Spinnenſchlupfweſpe (Entom.), ſ. v. a. Cryptus aranearum *Gr.*

Spinnenſeide, von einer Spinnenart gewonnene Seide, ſ. Seide.

Spinnenſkorpion (Arachnid.), ſ. v. a. Phalangium *Fabr.*

Spinnenſkorpione (Arachnid.), ſ. v. a. Phrynidä, Familie der Arachnidenordnung der Arthogaſtra oder Skorpione (ſ. d.).

Spinnenſtecher (Entom.), ſ. v. a. Spinnenſchlupfweſpe, Cryptus Arenearum *Gr.*

Spinnenſtein (foſſ. Nab.), auch Kankerſtein, früher die Abdrücke foſſiler Ophiuren und Aſterien.

Spinnenthiere (Arachnid.), ſ. v. a. Arachnida, Klaſſe der Gliederthiere mit den Ordnungen der Arthrogastra oder Skorpione, der Aranina oder Spinnen, der Opilionina oder Afterſpinnen, der Acarina od. Milben; ſ. Arachnida und die einzelnen Ordnungen.

Spinnentödter (Entom.), Weſpengatt., ſ. v. a. Ammophila *Kirby*, ſ. Sandafterweſpe.

Spinner, 1) im engeren Sinne Derjenige, welcher in einer Spinnfabrik an der Spinnmaſchine die nöthige Arbeit verrichtet; — 2) der die Arbeit des Spinnens überhaupt verrichtet; — 3) ſ. v. a. Gold- und Silberſpinner; — 4) der Beſitzer einer Spinnerei.

Spinner (Entomol.), ſ. v. a. Bombycodea, Familie der Lepidopterengruppe der Nocturna oder Nachtfalter, ſ. Bombycodea, Lepidoptera und Nocturna.

Spinnerartige Eulenfalter (Entom.), nach Oken, Gruppe der Eulenmotten, welche von den Neueren zum Theil als unächte Spinner zu der Familie der Bombycodea gezogen wird. Hierher: Notodonta, Lithosia, Psyche, Acronycta, Mamestra, Catocala.

Spinnerartige Schmetterlinge (Entomol.), nach Oken, ſ. v. a. die früher ſogen. Parnaſſier, Heliconier u. Ritter, alſo die Rundflügler, die Schmalflügler und die Breitflügler, oder die Tagſchmetterlingsgattungen: Doritis, Lerynthia und Papilio.

Spinnerei, 1) das Spinnen als ein Gewerbe betrachtet, beſonders da, wo viele Perſonen um Lohn ſpinnen. Handſpinnerei wird dabei von Maſchinenſpinnerei unterſchieden, erſtere geſchieht mit der Spindel und dem Spinnrade, letztere durch Maſchinen. Nach den Materialien, welche verſponnen werden, unterſcheidet man Flachs-, Wollen- und Baumwollenſpinnerei, erſtere wurde bis vor kurzer Zeit, wo auch auf Maſchinen geſponnen wurde, noch ganz als Handſpinnerei betrieben. Bei der Schafwolle werden vorzüglich die ſtärkeren und weicheren Garne zu Merino, Tuch ꝛc. auf Maſchinen geſponnen. — 2) Die Anſtalt oder das Gebäude, in welchem eine Maſchinenſpinnerei ſich befindet; — 3) der Theil des Gebäudes, in welchem die Maſchinen ſtehen, im Gegenſatz zur Krämpelei.

Spinnerinnen, weibliche Perſonen, welche ſich mit Spinnen beſchäftigen.

Spinnerknöpfe, ſ. Seide.

Spinnerkreuz (Spinnerin am Kreuz), Säule, ſ. Ingersdorf.

Spinnerling (Bot.), ſ. v. a. Spilling, Prunus insititia *L.*

Spinnerlohn, der Wochenlohn eines Spinners.

Spinnerſeide, ſ. Seide.

Spinnfädig (bot. Term.), ſ. v. a. Arachnoideus.

Spinngrüber, Michael, Architekt, ſtand in der 2. Hälft des 17. Jahrh. in Dienſten der Erzbiſchöfe Max Gandolph und Johann Ernſt von Salzburg. Er baute von 1686—89 das Franciskanerkloſter, welches durch einen Bogen mit der alten Kirche zuſammenhängt. Er † 1694.

Spinnhaken, 1) das hölzerne Werkzeug mit einem Haken, mittelſt deſſen der Landmann ſich Baſtſeile flicht; — 2) der Drahthaken, womit die Spinnerin den abgeriſſenen Faden wieder durch das Spulloch zieht.

Spinnhanf, ſ. Hanf.

Spinnhaus, ſ. v. a. Zwangsarbeitshaus.

Spinnhütte, ſ. Seidenfalter.

Spinnjungfer (Entom.), ſ. v. a. Waſſerjungfer, Libellula *L.*

Spinnkopf (Seew.), ein ans Stag befeſtigter durchlöcherter Klöppel, durch deſſen Löcher man die Leinen zieht, die ſich erſt weiter hin zu einem Hahnpot vereinigen ſollen.

Spinnlappen, ein wollener Lappen, den der Seiler beim Ausſpinnen in der Hand hält, theils dieſe vor dem Wundwerden zu ſchützen, theils das eben Geſponnene zu netzen und zu glätten.

Spinnlaus (Arachnid.), Milbengatt., ſ. v. a. Tetranychus *Dugès.*

Spinnmaſchine, 1) Maſchinenvorrichtung, um die Faſerſtoffe und darunter vornehmlich die Baumwolle, die Wolle, den Flachs und die Abgänge von Seidencocons, welche nicht abgehaſpelt werden können, zu einem fortlaufenden Faden zu ſpinnen, im Gegenſatz zu den

Handſpinnvorrichtungen mit der Spindel und dem Spinnrade. Die erſte Aufgabe iſt: die verwirrten Faſern gerade zu legen, ſie dabei von Unreinigkeiten zu befreien und in ein fortlaufendes Band zu bringen. Bei der Baumwolle geſchieht dies durch die Schlagmaſchine und die Krämpel, nachdem ſie auf der Cottongin (ſ. *Baumwolle*) von den Körnern und Schalen ſchon an den Erzeugungsorten möglichſt rein befreit iſt. Die Schlagmaſchine in ihrer neueſten Geſtaltung hat den Zweck zu erfüllen, die Baumwolle von Staub, Sand, Schalen und andern Ungehörigkeiten zu reinigen, ſie aufzulockern und in ein gleichmäßig fortlaufendes *Vließ* (Watte) — überall von gleichem Gewichte auf gleicher Länge und Breite — zu verwandeln. Der Krämpel bleibt es vorbehalten, die noch nicht gehörig zertheilten Baumwollflöckchen ganz zu zerzupfen, die todte Wolle, die Finnen und Knispeln u. ſ. w. möglichſt ganz zu entfernen und die Baumwolle in ein gleichſtarkes fortlaufendes *Band* zu bringen. Parallel mit dieſen Proceduren in der Baumwollſpinnerei geht die Auflockerung der Schafwolle für die Streichgarnſpinnerei im *Wolf*. Auf der Krämpel (franz. Drousette), wie das Verfahren ſich auf der Höhe des Fachs geſtaltet hat, wird die Wolle zuerſt fein zerzogen und in ein Vließ (Pelz) gebracht, und dieſes wieder auf der Vorſpinnkrämpel (die Lockenkrämpel iſt jetzt beſeitigt), welche in Frankreich Carde à boudins continus genannt wird, in dünne, leicht gerollte (gewürgelte), wohl gedrehte, fortlaufende Bänder verwandelt, die ſich auf eine Spule winden. Bei der Kammgarnſpinnerei wird die Wolle, nachdem ſie mit der Hand oder Maſchine gewaſchen oder geſchlagen iſt, durch heiße Stahlnadeln gezogen, wodurch ihr die Neigung, ſich zu filzen genommen und ihre Faſern parallel in ein fortlaufendes Band neben einander gelegt werden. Bei dieſem Verfahren, welches *Kämmen* heißt, bleibt die kurze Wolle (der Kämmling) hinter den Nadeln (den Kammzähnen) ſitzen, und die lange Wolle (der Kammzug) wird vorn heraus gezogen. Das Kämmen geſchieht entweder durch die Hand od. durch ſehr künſtliche Maſchinen, die ſich immer mehr verbreiten. Die beſten Syſteme dieſer Maſchine ſind die von Opelt-Wieck, Collier und Heilmann-Schlumberger. Die Reinigung und Bandbildung des Flachſes iſt dem Kämmen der Wolle ähnlich. Es geſchieht dies durch das bekannte Hecheln, deſſen Wirkung man auch durch Maſchinen zu erzielen geſucht hat, bis jetzt noch nicht mit ganz zufriedenſtellendem Erfolge (ſ. *Linum*). Das abfallende Werg, die Heede, wird auf den Baumwollenkrämpeln ähnlichen Maſchinen in Bänder gebracht. Die Verarbeitung des Seidenabgangs (ſ. *Seidenfalter*), um Floret- und Fantaiſiegarn zu ſpinnen, nähert ſich der Flachswergſpinnerei. Nach der gründlichen Zerzupfung jenes verſchiedenartigen Abgangs, die ſich noch nicht mit zufriedenſtellendem Erfolg auf Maſchinen hat bewerkſtelligen laſſen, wird es auf der Krämpel fein zerzogen und in Bänder gebracht. Die zweite Aufgabe der Maſchinenſpinnerei beſteht darin: die fortlaufenden Faſerbänder der Baumwolle, der Wolle, des Flachſes und der Seide nicht allein auszuſtrecken (zu verziehen), ſondern auch zu dupliren und dadurch ſie dünner, gleichartiger, faſengerader und paralleler zu machen. Dies bewirkt die *Strecke* (engl. drawing frame, franz. banc d'étirage), vermöge zweier oder mehrer Walzenpaare (Cylinder), von denen die vornliegenden ſchneller umlaufen, als die hinten liegenden, demnach das durchgehende Band in die Länge geſtreckt wird. Bei Flachs, Kammwolle und Seidenabgang wird die Wolle noch durch Nadelſpitzen hindurchgezogen und von ihnen fortgeführt, um die Parallellegung der Faſern beſſer zu bewirken und ihre Verwirrung gründlich verhindern zu können. Meiſt beim Streichgarn findet die Verziehung unmittelbar auf den Maſchinen Statt, auf denen das Feinſpinnen vor ſich geht. Die dritte Aufgabe der Maſchinenſpinnerei liegt in der Verwandlung des Streckbandes in einen gedrehten Faden (*Vorſpinnen*), was ſehr allmählig bewerkſtelligt werden muß. Das Streckband der Baumwolle muß zuerſt unter fortgeſetzter Verziehung zu einer locker gedrehten Lunte, dann zu *Vorgeſpunſt* (*Vorſpunſt*) gedreht werden, wozu man ſich nach neueſtem Spinnſyſtem einer Folge von Maſchinen bedient, welche man Spulmaſchinen, Fleier (engl. flyer rowing frames, franz. bancs à beoches) nennt. Zur Darſtellung der erſten *Vorſpunſt* bedient man ſich der *Laternenſtühle* (Drill-, Drehmaſchinen, Roving frames), wobei die Bänder wie bei der Streckmaſchine durch Walzen gleiten und durch glatte Trichter in kegelförmige, ſich um ihre Axe drehende Blechgefäße geben, oder der noch neuern *Spindelbänke* (Flyrovings), welche höchſt kunſtvoll zuſammengeſetzt ſind. Die zweite *Vorſpunſt* kann auf ähnlichen *Spindelbänken* vollendet werden, gemeiniglich aber bedient man ſich hierzu der *Gerdſtühle*, *Mulemaſchinen* (Jennymaſchinen, Mulejennies), vom Engländer *Crompton* erfunden; ſie beſtehen aus der *Streckbank*, hinter welcher ſich der Laternenſpunſt in Kaſten oder auf Spulen befindet, von welchen aus die Fäden von 3 Reihen von *Streckwalzen*, auf welche *Lederwalzen* drücken, nach der auf dem *Spindelwagen* befindlichen *Spindel* gehen, welche mit einem Wirbel und mehren Trommeln verſehen iſt, von denen Schnüre über die Wirbel gehen. Der Wagen ruht auf Rädern, welche ſich auf einer durch einen Haken vorgezeichneten Bahn bewegen; er wird abwechſelnd von der Streckbank entfernt und zurückgeſchoben. Während des Vorrückens ſind Streckwerk und Trommeln in Bewegung, und jeder Faden läuft gegen die Spitze der Spindel; die grobe Vorſpunſt wird alſo verlängert und, da die Spindeln ſich drehen, zugleich gezwirnt. Aehnlicher Art ſind die Maſchinen für Kammgarn, Flachsgarn und Floretgarn; nur beim Streichgarn fallen ſie aus. Das endliche *Feinſpinnen* des Fadens, gleichfalls unter fortdauernder Verziehung zwiſchen Walzen, geſchieht entweder auf *Mulemaſchinen*, die den Faden lang ausziehen, drehen und auf Spindeln wickeln, oder auf *Droſſel-* oder

Watermaſchinen, welche ſofort, wie ber Faden aus den Walzen tritt, ihm mittelſt eines Flügels die Drehung (den Draht) geben unb ihn auf eine Spule winden, nach dem Princip des deutſchen Flachsſpinnrades. Die Droſſelmaſchine iſt an ſich ſelbſtthätig, d. h. ſie geht ohne Mithülfe der Menſchenhand. Die Mulemaſchine iſt inzwiſchen erſt ſpäter ſelbſtthätig konſtruirt worden und unter der Bezeichnung Self actors, Self acting mule bekannt, obgleich ihre Einführung, außer in England, noch wenig Raum gewonnen hat. Das Ausziehen des Fadens geſchieht hier ebenfalls durch das Streckwerk; von dieſem aber läuft oben der Faden auf eine Spule, welche auf einer mit Flügeln verſehenen Spindel ſteckt, die mittelſt einer horizontalen Trommel ſo ſchnell gedreht wird, daß ſie meiſt in einer Minute 3—4000mal umläuft, das von den Spinnſtühlen kommende Garn wird abgehaspelt, abgewogen ſortirt und, wenn es zum Stricken oder Nähen gebraucht werden ſoll, auf die Zwirnmaſchine (oft eine Art von Droſſelſtühlen) gegeben, oft noch geſengt, gebleicht und in Bündel gepackt. Alle oben bezeichneten Maſchinenvorrichtungen weeden nun nach ſehr verſchiedenen Konſtruktionen mechaniſch ausgeführt, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann. Die engliſchen Maſchinenbauer ſtehen vielleicht am höchſten in der Herſtellung der Baumwollſpinnmaſchinen, obgleich in neueſter Zeit ihnen Frankreich, die Schweiz, Nordamerika, Deutſchland den Rang ſtreitig zu machen ſuchen. So werden treffliche Baumwollſpinnmaſchinen in Chemnitz, von Richard Hartmann, Götze u. Komp. und Konſtantin Pfaff, Haubold jun. ꝛc. gebaut. In Streich- und Kammgarnmaſchinen leiſten dieſe Fabriken ſo viel als Frankreich unb England; im Streichgarnfach vielleicht noch mehr. In Flachsmaſchinen dürfte England bis jetzt noch den Vorrang behaupten und in Seidenabgangmaſchinen die Schweiz, da in Zurich ſeit längerer Zeit die Floretſeidenſpinnerei heimiſch iſt. Beim Kauf der Spinnmaſchinen, wie überhaupt von allen Maſchinen, iſt unter Berückſichtigung aller einſchlagenden Umſtände darauf zu ſehen, daß man die beſten und am vorzüglichſten gebauten erhält, und die Rückſicht auf Anſchaffungskoſten und Preis muß jederzeit in gleicher Linie ſtehen. Wird dieſer Geſichtspunkt ſtreng feſtgehalten, und er muß es werden, wenn eine Fabrikation, die mit Hülſe von Maſchinen arbeitet, nicht unfehlbar untergehen ſoll, ſo iſt der Bezug aus deutſchen Maſchinenfabriken jederzeit dem aus dem Auslande vorzuziehen, weil der deutſche Maſchinenbauer, ganz abgeſehen von der Höhe der Maſchinenfabrikation in Deutſchland überhaupt, ſich in ſeinem eigenen Intereſſe gedrungen fühlen muß, das Vorzüglichſte zu leiſten, und der Käufer den großen Vortheil hat, den Maſchinenbauer für die gute Leiſtung verantwortlich zu machen und dieſe Verantwortlichkeit in vorkommenden Fällen in Anſpruch zu nehmen, was ausländiſchen Maſchinenfabriken gegenüber ſchwer hält.

Geſchichtliches. Die S.n ſind eine Erfindung ber Engländer. Schon 1767 erfand der Brite James Hargreave eine S., welche von Menſchenhand gedreht wurde und nur 8 Spindeln hatte, aber doch ihm die Verfolgung des Volkes zuzog. Im J. 1775 erfand Richard Arkwrigdt eine größere S., welche von Mühlwerken in Bewegung geſetzt wurde, alſo die eigentliche S. Einige ſeiner Maſchinen lieferten ein ſtarkes, feſt gedrehtes Garn, Waſſergarn (Water twist), andere ein feines welches Garn (Mull twist). Letztere verbeſſerte bald darauf Samuel Crampton weſentlich und nannte ſie nach ſeiner Frau Jennymaſchinen. In England wurde nun die Maſchinenſpinnerei immer mehr ausgebreitet, und es ging dadurch der Preis des feinſten Garnes binnen 40 Jahren bis auf $\frac{1}{4}$ herab. Während noch 1767 Alles mit der Hand geſponnen wurde, leiſtet jetzt ein einziger Arbeiter mit der Maſchine das, was 300 Handſpinner ſonſt leiſteten. Manche engliſche Fabrik ſpinnt in 12 Stunden einen Faden, der 12,000 engl. Meilen lang iſt, und die Summe der jährlich in England geſponnenen Faden würde gegen 230,000 mal die Erde umſpannen und 58 mal nach der Sonne reichen. Von dem Maſchinengarn Nr. 350 geht ein Faden 33 geogr. Meilen lang aufs Pfund. In Frankreich ward die erſte S. 1787 eingeführt, und die Maſchinenſpinnerei breitete ſich von nun an in mehren Theilen des Landes aus, doch wird ſie nicht ſo ſehr ins Große getrieben, wie in England. In der Schweiz ward 1798 die erſte S. in St. Gallen errichtet, und ſeitdem hat ſich auch dort die Spinnerei ſehr gehoben. In Oeſterreich gibt es viele S.n, beſonders um Wien und in Böhmen. In Sachſen wurden frühzeitig S.n angelegt, gelangten aber erſt unter Napoleons Kontinentalſyſtem zu großem Flor, kamen nach Napoleons Vertreibung anfangs herab, da England mit ſeinen Baumwollenwaaren Deutſchland überſchwemmte und Rußland auch ſeine Grenzen den deutſchen Fabrikaten verſchloß, hoben ſich aber bald wieder, beſonders ſeit 1834, wo Sachſen dem allgemeinen Zollverein beitrat. Die beſten, den engl. faſt gleichen S.n ſind im Erzgebirge, beſonders zu Chemnitz. In Preußen wird die Maſchinenſpinnerei ſehr befördert. In Rußland ſind auf Koſten der Regierung mehre Baumwollenſpinnereien angelegt, welcher mehre andere folgten, aber doch nur einen kleinen Theil des Bedarfs befriedigen können. — 2) (Gold- u. Silber-S.), die Maſchine, mittelſt welcher der Gold- u. Silberlahn geſponnen wird. Sie beſteht aus einem Geſtell von Latten, und es können auf ihr 20 und mehr Fäden mit einem Male überſponnen werden. Indem die Seidenfäden von einer Rolle zur andern geleitet werden, iſt eine andere Rolle mit Lahn thätig, dieſen um den Faden herum zu wickeln, wobei die Maſchine durch Vorrichtungen ſo geſtellt werden kann, daß der Lahn dichter und flüchtiger um den Faden gewickelt wird. Die Theile, aus welchen dieſe Maſchine beſteht, ſind: die Seidenrollen, die Lahnrollen, die Leiter, die Schnekken, die Gänge, das Lahnrad, das große unb kleine Schneckenrad. Die Maſchine wird durch eine Kurbel in Bewegung geſetzt, die einzelnen Theile ſind durch Schnuren mit einander ver-

bunden, und die Bewegung theilt ſich durch dieſe denſelben mit; — 3) ähnliche Maſchine, womit die überſponnenen Inſtrumentſaiten verfertigt werden; in einem Geſtelle liegt ein eiſerner Stab, der an jedem Ende ein Stirnrad hat und an dem einen Ende auch eine Kurbel. Die Stirnräder greifen in ein Getriebe, wovon jedes mit einem Haken verſehen iſt, zwiſchen welchen man die Saite ausſpannt. Während nun der Arbeiter mit der rechten Hand die Kurbel und dadurch auch die Saite herumdreht, leitet er mit der linken Hand den Lahn oder den dünnen Draht auf dieſelbe. — 4) (*Tabaks-S.*), ſ. *Tabak*.

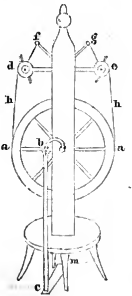
Spinnmuhle, ſ. v. a. Spinnmaſchine.

Spinnorgane (Zool.), eigenthümliche Organe, die im ganzen Thierreiche nur in der Klaſſe der Arachniden oder Spinnenthiere und zwar in den Ordnungen der Aranina oder ächten Spinnen und der Acarina oder Milben und in der Klaſſe der Inſekten und zwar bei den Larven (Raupen) der Ordnung der Lepidopteren oder Schmetterlinge vorkommen. Die S. der Arachniden liegen unter dem Hinterende des Hinterleibs und beſtehen innerlich aus den verſchieden geſtalteten, meiſt aber ſchlauchartigen und veräſtelten *Spinndrüſen*, welche den zähen, glashellen und eiweißartigen *Spinnſtoff* abſondern. Außerlich erſcheinen die S. als 4—6 *Spinnwarzen*, welche paarweiſe geſtellt, die Geſtalt ſtumpfer, 2—3gliedriger und oben abgerundeter Kegel haben, von denen jeder auf der Spitze ein von einem Borſtenkranz umgebenes nacktes Feld trägt. Auf dieſem ſtehen erſt die eigentlichen *Spinnröhrchen*, deren Zahl bei den größeren Spinnen oft über 1000 beträgt. Beim Spinnen läßt jedes dieſer Röhrchen den Spinnſtoff hervortreten, welcher an der Luft augenblicklich zu einem außerordentlich feinen *Faden* erhärtet; mittelſt der Fußklauen, zu denen oft noch eigenthümliche kammartige Vorrichtungen ſich geſellen (*Webfüße*), werden dieſe zahlreichen Faden zu einem einzigen vereinigt. Die Fäden, welche die Spinnen überall ankleben können, dienen entweder einzeln oder zu Geweben verflochten den Zwecken der Thiere. *An einzelnen* Fäden läßt ſich die Spinne von höheren Punkten herab und vermeidet damit den Fall, den ihr weicher Körper nicht ertragen würde, oder ſteigt an denſelben wieder in die Höhe, im Steigen den Faden durch Zuſammenknäuelung vermittelſt der Hinterfüße verkürzend, od. ſie treiben, gleichſam ſpritzend, den Faden frei aus dem Organe in horizontaler, ſchiefer oder auch vertikaler Richtung viele Fuße lang hervor, klettern daran empor und laſſen ſich von der Luft dahin tragen (*fliegender Sommer*, *Mädchenſommer*, *Altweiberſommer*, der nach Einigen von jungen Epeiren, Thomiſen und Lykoſen, die zum Spinnen ganzer Gewebe noch nicht Spinnſtoff genug haben, herrühren ſoll, nach *Bechſtein* u. *Stark* aber von Aranea obtectrix, nach *Murray* von A. aeronautica u. geometrica, nach *Gravenhorſt* von Tetragnatha extensa). Die *Spinnengewebe* ſind theils bloß Säcke zur Aufbewahrung der ſorgſam unter der Bruſt getragenen Eier, od. ſie dienen zur Umſchlingung und Feſſelung der ſtärkeren Beute, od. ſie ſind Wohnungen, wie die Gewebe der Mygaliden od. Tapezierſpinnen, die untergetauchte Zelle der Argyroneta u. wie die Röhren überhaupt, in denen die meiſten Spinnen auf ihre Beute lauern; theils ſind ſie Jagdnetze, in denen der Raub hängen bleibt, wie die unregelmäßigen Fäden der Zellenſpinnen und die unter dem Waſſer gezogenen der Argyroneta, wie die horizontalen Gewebe der Röhrenſpinnen, die ſchwebenden Geſpinnſte der Webſpinnen und die horizontalen oder vertikalen ſtrahlig gewobenen Netze der Radſpinnen. Als Brücken, Wohnungen und Kinderſtuben zugleich dienen die Gewebe mancher Pflanzenmilben. Das Spinnengewebe von Aranea domestica *L.* ward früher mediciniſch als blutſtillendes Mittel benutzt, bei Wunden ꝛc., iſt deshalb zuweilen noch officinell, gleich der Spinne ſelbſt, welche letztere man ſowohl innerlich als äußerlich, zu ſympathetiſchen Kuren, auf die Handwurzel gelegt, als Fiebermittel anwandte. Die S. der Lepidopterenlarven (Raupen) beſtehen aus zwei langen ſchlauchartigen, gewundenen *Spinndrüſen*, die durch ein äußerſt feines Loch in der Unterlippe ausmünden. Der Spinnſtoff iſt von derſelben Beſchaffenheit, wie jener der Arachniden, und erhärtet ebenfalls, ſobald er an die Luft kommt. Des geſponnenen Fadens bedient ſich die Raupe auch wie einer Strickleiter, an der bei nahender Gefahr manche (Tortricina) entfliehen, oder geſellig lebende weben gemeinſchaftlich einen Teppich, auf dem ſie einhergehen (Gastropacha processiona), und ein Zelt, unter dem ſie bei Nacht und bei Regen ſich bergen. Noch andere heften mit Fäden zuſammengezogene Blätter zur Wohnung zuſammen oder weben ſich Hülſen, alle aber weben wenigſtens am Ende ihres Raupenlebens einmal, ſey es ein Netz zur Befeſtigung des Hakenkranzes am Schwanzende der Chryſalide nebſt Leibesgürtel, wie die Raupen der Tagfalter, ſey es ein weitmaſchiges grobes Geſpinnſt, wie die Raupen der Dämmerungsfalter, od. endlich den aus einem einzigen Faden beſtehenden Cocon der Nachtfalter, um deſſen willen Bombyx mori zum einzigen Hausthier unter den Schmetterlingen geworden iſt. Sein Geſpinnſt iſt unter allen Geweben der ſpinnenden Thiere das einzig brauchbare, denn ſeitdem einmal verſucht worden iſt, aus den Fäden der Eierſäcke der Spinnen Handſchuhe und Strümpfe zu verfertigen und Reaumur gezeigt hat, daß zu einem Pfund ſolcher Seide über 600,000 einzeln eingeſchloſſene Spinnen nöthig ſeyen, dienen die Spinngewebe nur noch als blutſtillendes Mittel und die einzelnen Fäden zu Fadenkreuzen in Fernröhren.

Spinnrad, eine Maſchine zum Spinnen, d. h. zum Ausdehnen oder Langziehen der Wolle od. des Flachſes ꝛc. zu Garn. Von dieſer einfachen Maſchine unterſcheidet man das *Handrad*, das *Tretrad* und das *Doppelſpinnrad*, was aber eine Abart des Tretrades iſt. Bei dem Handrade geht um die Peripherie eines großen Rades und dem Umfang einer kleinen mit der Spindel verbundenen Rolle ſtraff eine Schnur ohne Ende, ſo daß bei Umdrehung des großen Rades mit der Hand, und zwar an einem Griffe

Digitized by Google

dieſes Rades, Rolle und Spindel ſchnell umlaufen nnd das zwiſchen den Fingern der einen Hand zu Garn gedrehte Material ſich auf die Spindel wickelt. Bei dem Tretrade kommt ebenfalls ein ſolches Schnurrad, aber ein kleineres und eine Rolle vor, die ſich an der Spindel befindet. Auf der Spindel ſteckt ganz loſe eine Spule (eine hohle walzenförmige Rolle), welche ſammt jener Rolle und Spindel ſich umdreht, wenn das Rad durch einen Fußtritt in Umdrehung geſetzt wird. Nämlich von dem Griffe einer an der Welle des Rades befindlichen Kurbel hängt eine Stange, der Knecht, bis zu dem vorderen Theil des horizontalen Fußtrittes herab, der am ſeinen hinteren Theil wie ein einarmiger Hebel auf und nieder beweglich iſt. Wird der Tritt mit dem Fuße auf und nieder bewegt, ſo dreht ſich auch das einmal in Umſchwung geſetzte Schnurenrad um, und der aus dem Material, das auf einer Stange des Geſtelles (dem Rocken) ſich befindet, gezogene Faden wickelt ſich um die Spule. Letztere iſt von zwei Flügeln mit kleinen Häkchen umgeben, damit man den Faden, wegen des gleichmäßigen Nebeneinanderwickelns auf der Spule, von Zeit zu Zeit weiter hängen kann. Iſt die Spule mit Garn angefüllt, ſo muß ſie jedesmal von der Spindel abgezogen werden, um einer leeren Platz zu machen. Beſonders empfehlenswerth zum Flachs- und Hanfſpinnen iſt das zweiſpulige oder Doppelſpinnrad, worauf eine Perſon zwei Fäden zugleich ſpinnt. Das folgende iſt unter verſchiedenen Arten ſolcher Doppelſpinnräder wohl das einfachſte und wohlfeilſte. Mit dem Tretrade a a iſt auf die gewöhnliche Art vermöge einer Kurbel b und der Leitſtange (dem Knechte)



b c, das Tretbret m verbunden. Zwiſchen zwei Säulen läuft das Tretrad um ſeine Axe. Die oberen dünneren Enden dieſer Säulen gehen durch eine horizontale Säule, woran die beiden Spulen d u. e angebracht ſind und zwar an jedem Ende eine. Die Spulen laufen, wie bei dem gewöhnlichen Tretſpinnrade, auf Spindeln, welche die gewöhnlichen mit Haken verſehenen Flügel enthalten, wovon jede Spule ihrer Länge nach umgeben iſt. Ueber jeder Spindel iſt auch eine Rolle enthalten, um welche die Schnur ohne Ende h h geſchlagen und ſtraff geſpannt iſt, und die zugleich um das Tretrad a a geht. Für dieſe Schnur hat die Peripherie oder der Kranz des Tretrades Doppelrinnen. Ueber jener horizontalen Säule iſt noch eine andere ähnliche durch eine Schraube mit der unteren ſo verbunden, daß ſie von dieſer mehr entfernt oder ihr genähert werden kann, um dadurch die Schnur mehr anzuziehen oder nachzulaſſen. Zu demſelben Zweck ſind aber auch Wirbel f u. g da, die in Löchern ſtecken, darin feſt hineingedrückt und ſo umgedreht werden können, daß bloß die Reibung ſie darin feſthält. Die Schnur wird alſo dadurch ebenſo um ſie herumgedreht, wie die Violinſaiten um ihre Wirbel. Zur Seite auf dem Geſtelle der Maſchine iſt der Spinnrocken angebracht, um welchen man das Material ſchlingt. Wenn nun das Tretrad durch gewöhnliches Treten des Tretbrets m in Umlauf geſetzt wird, ſo laufen auch Spindel und Spulen um. Es kommt dann nur darauf an, daß die ſpinnende Perſon geübt genug iſt, beide Hände gehörig zum Ausdehnen und Zuſammendrehen des Fadens anzuwenden. Von dem Spinnrocken aus wird beim Anfang des Spinnens jeder daſelbſt zwiſchen den Fingern zuſammengedrehte Faden in die Hülſe der Flügel (da, wo dieſe zuſammenlaufen), geführt, bei jeder Spule um den Haken eines Flügels geſchlagen u. mit der Spule verbunden. Beim fortgeſetzten Spinnen ſchlüpft dann der Faden beſtändig in die Hülſe und windet ſich von da um die Spule. Damit er ſich nicht immer auf eine und dieſelbe Stelle wickele, ſo muß die ſpinnende Perſon das Rad von Zeit zu Zeit anhalten und den Faden um einen anderen Haken der Flügel ſchlingen und ſo allmählig und zwar gleichmäßig ſo lange, bis die Spule voll Garn iſt, von Haken zu Haken gehen. Alsdann wickelt ſich der Faden nicht bloß auf einander, ſondern auch neben einander. Bei dem künſtlichen Spinnrade des Antis bewegt ſich die Spule auf der Spindel, vermöge einer herzförmigen Scheibe, beſtändig und ſo gleichmäßig hin und her, daß das Weiterhaken des Fadens gar nicht nothwendig iſt. Das Befeuchten des Fadens beim Ausziehen und Zuſammendrehen mit Speichel oder einer andern ſchleimigen Flüſſigkeit iſt nothwendig, um geſchmeidigeres Garn zu bekommen. Das jedesmalige Vertauſchen der vollen Spule mit einer leeren kann leicht auf folgende Art geſchehen: Während die Flügelhülſe, in die der Faden hineinſchlüpft, in einem Loche ſich dreht, kann der am entgegengeſetzten Ende der Spindel befindliche Zapfen bloß in einer Pfanne ſo liegen, daß man im Stande iſt, Flügel ſammt Spindel, Rolle und Spule

Digitized by Google

ſogleich von der Spindel abzuſchieben, eben ſo leicht aber auch wieder aufzuſchieben und Alles an die vorige Stelle zu bringen. Es kann aber auch diejenige Säule des Geſtelles, welche das Zapfenlager für die Flügelhülſe enthält, mit einer Schraube und Schraubenmutter ſo an das Geſtelle befeſtigt ſeyn, daß ſie ſich ſehr leicht und ſchnell abſchrauben läßt, wenn man Flügel, Spindel, Rolle und Spule herausnehmen und kurz darauf wieder hineinſetzen will.

Spinnradthierchen (Zoophyt.), Infuſoriengattung, ſ. v. a. Callidina.

Spinnrocken, ſ. Spinnrad.

Spinnröhrchen (Zool.), ſ. Spinnorgane.

Spinnſtoff (Zool.), ſ. Spinnorgane.

Spinnſtube (Lichtſtube), in manchen Gegenden die Einrichtung, daß die jungen Spinnerinnen der Reihe nach zuſammenkommen, um ſich durch gemeinſchaftliche Unterhaltung bei der einförmigen Arbeit des Spinnens gegen den Schlaf zu ſchützen. Da dieſe Einrichtung öfters Veranlaſſung zu unſittlichen Handlungen gegeben hat, weil ſich zu den Mädchen auch junge Burſchen geſellten, ſo iſt ſie an manchen Orten verboten, an andern unter polizeiliche Aufſicht geſtellt.

Spinnwarzen (Zool.), ſ. Spinnorgane.

Spinnweben (Arachnid.), ſ. v. a. Spinnengewebe, ſ. Spinnorgane.

Spinnwebenhaut, ſ. Gehirnhäute und Rückenmark.

Spinnwebenhautentzündung (Arachnoidites, Med.), Entzündung der Spinnwebenhaut des Gehirns, ſ. Gehirnentzündung.

Spino (a. Geogr.), kleiner Fluß bei Rom, wurde mit Almo, Nodinus, Tibeeinus und andern fließenden Waſſern der römiſchen Feldmark in dem uralten Gebete der Augurn angerufen, weil man in heiliger oder feierlicher Handlung keinen Fluß, da jeder einer Gottheit geweiht war, überſchreiten durfte, ohne dafür ein Auſpicium angeſtellt zu haben.

Spino (n. Geogr.), öſterreich.-ital. Flecken, Lombardei, Prov. Lodi e Crema, nördl. von Lodi; 200 Ew.

Spinochia (Ichthyol.), ſ. v. a. Meerſtichling, Gasterosteus Spinochia.

Spinola (lat., Med.), ſ. v. a. Spina bifida.

Spinola (Geogr.), ital. Marquiſat, Königr. Sardinien, Fürſtenth. Genua; davon führt die Familie Spinola ihren Namen.

Spinola (Geneal. u. Biogr.), altes ital. Geſchlecht. Merkwürdig ſind: 1) Gerhardino, Patricier zu Genua, Gonfaloniere zu Lucca und Tortona, 1300 röm. Patricier und Gouverneur ſeiner Vaterſtadt; Haupt der Gibellinen in Italien. — 2) Ferdinand, Genueſe, ſpan. Admiral in den Niederlanden. Er ward hier von den Engländern und Holländern bei Dover überfallen und mit 6 Galeeren genöthigt, auf den Strand zu laufen. Er blieb als Großadmiral im Mai 1603 in einem Treffen gegen eine holländiſche Flotte bei Oſtende. — 3) Ambroſio, Marcheſe de los Balbazes, ſpan. General, geb. 1569 zu Genua, Bruder des Vorigen, lebte bis 1599 auf ſeinen Gütern, zeichnete ſich dann mehrfach in den Dienſten König Philipps II. von Spanien aus und warb auf Veranlaſſung ſeines Bruders 1602 ein Corps von 9000 Mann alter italieniſcher und ſpaniſcher Truppen, nach Art der frühern Condottieren, um mit ihnen den Erzherzog Albrecht von Oeſterreich bei der Belagerung von Oſtende zu unterſtützen. Der Erzherzog, welcher bereits zwei Jahre vor Oſtende lagerte, ohne es nehmen zu können, übergab S. bald nach ſeiner Ankunft (im Juli 1603) den Oberbefehl über das Belagerungsheer, wogegen ſich dieſer verpflichtete, die Feſtung auf jeden Fall einzunehmen. Allein erſt im Sept. 1604, nachdem die Spanier bereits 78,000 Mann verloren hatten, war S. ſo glücklich, die Feſtung zur Uebergabe zu zwingen. Er ward dafür zum Generallieutenant und Kommandirenden aller ſpaniſchen, in den Niederlanden kämpfenden Truppen, ſo wie zum Grand von Spanien und Grafen von Volgira ernannt, wobei ihm, um den Unordnungen in dem ſehr demoraliſirten Heere zu ſteuern, die ausgedehnteſten Vollmachten wegen deſſen Organiſirung übertragen wurden. Im J. 1605 ſtand S. dem Prinzen von Oranien in Flandern gegenüber. Beide Feldherren wußten die vielen Feſtungen und Kanäle dieſes Landes ſo geſchickt zu benutzen, daß ſie ſich beide nichts anhaben konnten. Im Juli gelang es endlich S., in die Provinz Oberyſſel einzufallen und am 9. Auguſt Oldenziel, am 18. Aug. Lingen und am 8. Nov. Wachtendonk einzunehmen. 1606 wurden Lochum, Dortum, Groll und Rheinberg genommen. Meutereien unter den ſpaniſchen Truppen, aus Mangel an Sold, konnten nur durch S.'s perſönliches Einſchreiten geſtillt werden. Dennoch gelang es ihm, Groll, welches Moritz, dieſe Mißverhältniſſe benutzend, belagerte, zu entſetzen, und demſelben am 8. Nov. bei Reocum eine Schlacht anzubieten, die der niederländiſche Feldherr jedoch nicht annahm, eben ſo wenig auch auf die Friedensverhandlungen einging, die Erzherzog Albrecht anknüpfte. Wiederholte Empörungen im ſpaniſchen Heere (1607) und der Verluſt der Seeſchlacht bei Gibraltar zwangen endlich den madrider Hof zum Nachgeben, und S. ward mit Abſchließung eines Waffenſtillſtandes beauftragt, der endlich 1609 im Haag auf 12 Jahre zu Stande kam. Noch vor Ablauf dieſer Friſt ward S. wieder auf den Kampfplatz gerufen, indem Spanien zur Unterſtützung des Kaiſers Ferdinand II. gegen die proteſtantiſchen deutſchen Reichsfürſten und zur Vollſtreckung der Reichsacht gegen den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz ein bedeutendes Heer aus den Niederlanden an den Rhein ſchickte. S. drang an der Spitze von 23,000 M. im Aug. 1620 in die Pfalz ein, eroberte Kreuznach, Alzey, zwang Oppenheim zur Uebergabe, nahm Bacharach und die Pfalz am Rhein, ſo wie faſt alle Städte des Hundsrücks. 1621 ward er, unterdeſſen von ſeinem König mit der Herrſchaft los Balbazes in Spanien beſchenkt, in die Niederlande zurückberufen, weil der Waffenſtillſtand mit Holland ſein Ende erreichte, und ſtand nun wieder ſeinem frühern Gegner Moritz gegenüber. Die Einnahme von Jülich, am 17. Jan. 1622,

Digitized by Google

war hier ſeine erſte Waffenthat, wogegen er vor Bergen ob Zoom weniger glücklich, im Oktbr., nach einer zehnwöchentlichen Belagerung abziehen mußte. In Antwerpen, wo er Winterquartiere nahm, entließ S. die italieniſchen Truppen, welche ſich während der Belagerung mehrmals widerſpenſtig gezeigt hatten, ward aber dadurch ſo geſchwächt, daß er 1623 den Krieg nur lau fortſetzen konnte und ſich erſt im Sommer 1624 für ſtark genug hielt, die Belagerung von Breda zu unternehmen. Vom 18. Aug. 1624 bis 5. Juni 1625 lag er vor dieſer Feſtung, deren verunglückte Entſatzverſuche dem Prinzen Moritz von Oranien das Leben koſteten, und zwang nach außerordentlichen Anſtrengungen den Grafen Juſtin von Naſſau endlich zur Uebergabe. Dieſe Belagerung war S.s letzte größere Waffenthat. Die ſumpfigen Umgebungen Breda's hatten, bei ſeinem vorgerückten Alter, ſehr nachtheilig auf ſeine Geſundheit eingewirkt, und er ſah ſich daher veranlaßt, ſeine Stelle niederzulegen. 1629 ſchickte ihn ſein Hof als Statthalter nach Mailand, wo wegen der Erblaſſenſchaft des Markgrafen von Mantua ein Krieg zwiſchen den verſchiedenen Erben entſtanden war, deſſen Entſcheidung der Kaiſer und Spanien ſich vorbehalten hatten. S. vertrieb die Franzoſen, welche die Sache des Herzogs von Neapel vertheidigten, aus Montferrat und ſchloß ſie Ende 1629 in Caſale ein, beſaß aber im Jahr darauf zu größern Unternehmungen entweder nicht die gehörigen Mittel, oder ward durch die ſich oft widerſprechenden Verhaltungsbefehle ſeines Hofes, welcher im Intereſſe des Kaiſers einen ſchnellen Frieden mit Frankreich wünſchte, davon abgehalten. Er erlebte nicht einmal den Frieden von Chieraſco (6. April 1631), welcher dieſen Krieg beendigte, ſondern ſtarb bereits, wie man ſagt, aus Aerger und Kummer über dieſen thatenloſen Feldzug, am 4. Sept. 1630 zu Mailand. S. war der letzte größere ſpaniſche Feldherr des Mittelalters, da die ſpätern kriegeriſchen Leiſtungen der Spanier ſich mit jenen Thaten, die ſie im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu Vorbildern aller europäiſchen Truppen machten, nicht meſſen laſſen. Heinrich IV. von Frankreich, ſein Zeitgenoſſe, und Moritz von Oranien, ſein Gegner, erkannten ſeine Talente an, und Letzterer erklärte ihn ſelbſt für den zweiten Feldherrn ſeines Zeitalters, indem er ſich für den erſten halten mochte. Richtige Bezahlung ſeiner Truppen und Freigebigkeit gegen ſeine Feinde, wenn ſie ſich derſelben zugänglich zeigten, waren für ihn Mittel zum Siege, die er auch ſeinen Zeitgenoſſen, welche in erſterer Hinſicht ſo oft fehlten, anempfahl. — 4) Chriſtoph Rojas de S., ſeit 1686 Titularbiſchof von Tima, 1683 Biſchof von Wieneriſch-Neuſtadt, † 1695. Er bemühte ſich ſehr, die Union zwiſchen Katholiſchen und Proteſtantiſchen zu bewirken u. reiſte zu dieſem Zweck ſeit 1675 in Deutſchland umher, ſeit 1691 auch nach Ungarn und Siebenbürgen. Trotz aller lockenden Vorſchläge aber, die er den Proteſtanten im Namen des Papſtes, obwohl nicht förmlich von ihm bevollmächtigt, machte, ſchöpfte man doch Argwohn gegen ihn, und ſo ſcheiterte das Werk der Wiedervereinigung, das für Deutſchland von unberechenbaren Folgen hätte ſeyn können. S. Union. — 5) Mehre Dogen von Genua, ſ. d. (Geſch.).

Spinolette (Ornith.), ſ. v. a. Waſſerpieper, Alauda spinoletta *L.*, Motacilla (Anthus) aquaticus *Bechst.*

Spinone, öſterr.-ital. See, Lombardei, nordöſtlich von Bergamo und ſüdlich vom Lago Iſeo, im Val-Cavallina; fließt ſüdlich durch den Cherjo in den Oglio; 30—40 Metres tief, 7—800 M. breit und ſehr fiſchreich.

Spinopora (Zooph.), nach de Blainville, ſ. v. a. Ceriopora (ſ. d.).

Spinoſa, ſ. v. a. Spinoza.

Spinosi processus vertebrarum (Anat.), Dornfortſätze der Wirbelknochen, ſ. Wirbel.

Spinoſo, ital. Flecken, Neapel, Prov. Baſilicata, nordöſtlich von Lagonegro; unweit eine ſchöne röm. Brücke; 2670 Einw.

Spinoso - coccygeus musculus (Anat.), ſ. Steißbeinmuskeln.

Spinoso - sacrum ligamentum (Anat.), das untere kleine Beckenband, ſ. Becken.

Spinosum foramen (Anat.), Stachelloch, ſ. Schädelknochen.

Spinosus (lat.), 1) was die Form eines Stachels hat, oder auf eine ſolche Bildung ſich bezieht; — 2) (bot. Terminol.), dornig, bedornt, mit Dornen verſehen und beſetzt, z. B. der Stamm oder die Aeſte von Onosis spinosa, Genista germanica, die Blätter von Cirsium lanceolatum, C. eriophorum u. Ilex Aquifolium.

Spinosus processus mallei (Anat.), der lange Fortſatz des Hammers im Ohr, ſ. Ohr.

Spinosus processus ossis sphenoidei (Anat.), der Keilbeinſtachel, ſ. Schädelknochen.

Spinoza, Benedikt, urſprünglich Baruch, berühmter Philoſoph, wurde den 24. Nov. 1632 zu Amſterdam (auf dem Burgwall, nahe bei der portugieſiſchen Synagoge) geboren. Seine Aeltern waren portugieſiſche Juden; ſein Vater war ein ſehr reicher Kaufmann. Von ſeinen übrigen Verhältniſſen iſt nichts bekannt, als daß er zwei Schweſtern hatte, von denen die ältere Rebekka, die jüngere, welche ſich an einen portugieſiſchen Juden verheirathete, Mirjam hieß. Was ſein Aeußeres betrifft, ſo hatte er eine braune oder ſchwärzliche Geſichtsfarbe, ſo wie ſchwarze Haare und Augen. In ſeinem Geſichte offenbarten ſich neben Spuren einer ſchwächlichen Geſundheit die Züge der Ruhe, Heiterkeit, Freundlichkeit, Beſcheidenheit. Er war von mittlerer Statur. Frühe entwickelte ſich bei ſeinen glücklichen Anlagen der Forſchungsgeiſt und die Wißbegierde. Gerade beim Leſen der Bibel regten ſich ſo viele Zweifel in ihm, daß er ſchon im Alter von vierzehn Jahren die Rabbinen durch mancherlei Fragen und Einwürfe über Glaubenslehren und einzelne Stellen in Verlegenheit ſetzte. Da ihre Antworten keineswegs geeignet waren, ſeinen Durſt nach Wahrheit zu ſtillen, entſchloß er ſich, nur mit ſich ſelbſt zu

Rathe zu gehen nnb einzig bie Erklärungen, welche die Vernunſt befriedigen würden, gelten zu laſſen. Er ging alſo mit neuem Eifer und ungetheilter Aufmerkſamkeit an das Leſen der Bibel, und ſeine Aeußerungen über die berühmten Kommentaren Maimonides und Ebn Eſra laſſen ſchließen, daß ihr Studium frühe ſeinen Geiſt beſchäftigte. Darauf ging er den Talmud durch; allein auch hier fand er die Löſung ſeiner Zweifel nicht. Seine Lehrer, welche nur ſeine Studien, ſeinen Fleiß, ſeine Beſcheidenheit bemerkten und nicht mehr durch verfängliche Fragen beſtürmt nnd beunruhigt wurden, namentlich der Rabbi Morteira, bewunderten und lobten den Jüngling. Aber ſo wie ſeine freien Anſichten hervortraten, verwandelte ſich dieſe Gewogenheit in den bitterſten Haß. Man verklagte ihn als einen Ungläubigen u. einen Verächter bes moſaiſchen Geſetzes bei den Vorſtehern der Synagoge. Er wurde vorgerufen. Nichts aber, weder die Frage, ob er ſich nicht ſcheue, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, noch die Androhung der Exkommunikation, konnte die Feſtigkeit ſeines Geiſtes niederbeugen oder ihn zum Widerrufe beſtimmen. Auch die noch eigens zur Bekehrung anberaumte Zeit verging, n. ſo ſetzte er ſich Allem, was über ihn verhängt werden mochte, entſchloſſen aus. Die angedrohte Exkommunikation erfolgte indeſſen nicht ſo bald. Die heiligen Männer wollten denn doch, in Anerkennung der Talente und vielfachen Vorzüge ihres Schülers, noch zuſehen, wohin er ſich wende. Da um dieſe Zeit die Luſt in ihm erwachte, außer ben Sprachen, die er bereits kannte, der portugieſiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen, deutſchen, die lateiniſche zu erlernen, wandte er ſich an einen Deutſchen, der ihm darin Unterricht ertheilte, und ſodann an den Arzt van den Ende, der ſpäter in den Verdacht gerieth, er theile ſeinen Schülern irreligiöſe Anſichten mit. Bei dieſem lernte er zugleich Griechiſch, doch brachte er es in dieſer Sprache nicht gar weit. Da die Tochter dieſes Gelehrten bisweilen ſtatt ihres Vaters Lektionen gab, ſo erwachte in S. Zuneigung zu derſelben; er ſah indeſſen einen gewiſſen Keekering ſich vorgezogen. Hierauf wandte er ſich theils dem Studium der Mathematik, theils dem der Philoſophie, und zwar zunächſt und hauptſächlich der carteſiſchen, zu. Ehe der Bannſtrahl gegen S. geſchleudert wurbe, ereigneten ſich noch zwei wichtige Vorfälle: ein Beſtechungs- und ein Mordverſuch. Nach Coleeus boten die Juben ihm einen Jahrgehalt von tauſend Gulden an, wenn er auch nue von Zeit zu Zeit die Synagoge beſuchen würbe. Er ſchlug ihn aber aus. Dagegen fehlte es nicht an fanatiſcher Verfolgung. Als er eines Abends aus der Synagoge nach Hauſe ging, ſah er einen mit einem Dolche Bewaffneten auf ſich zu kommen, eben darum aber, weil er bie Waffe bemerkt hatte, gelang es ihm, dem Stoße wenigſtens ſo auszuweichen, daß der Stich nur durch bas Kleid drang. Endlich, als S. die Synagoge gar nicht mehr beſuchte, und es verlautete, daß er mit gewiſſen Chriſten in Verbindung ſtehe u. vielleicht gar zum Chriſtenthume übergehen wolle, wurde der Akt der Exkommunikation vorgenommen. Auerbach hat ausgemittelt, baß, laut den jübiſchen Kirchenbücheen zu Amſterdam, der Bann, und zwar ohne Zweifel „dee große Bann," im Jahr 1655 gegen S. ausgeſprochen wurde. Es genügte aber den Rabbinen nicht, ihn exkommunicirt zu haben, ſondern Morteira vermochte ſogar den Magiſtrat von Amſterdam dazu, ihn auf einige Monate ans der Stadt zu verbannen. So verließ denn S. ſeinen Geburtsort, froh, wenigſtens einmal eine Stätte zu finden, wo er nicht vom Rabbinismus nnd ſeinen Werkzeugen umlauert und wo er vor dem Prieſterhaß geſichert wäre. Er begab ſich zunächſt zu einem Bekannten, welcher zwiſchen Amſterdam und Auwerkerke wohnte. Später wählte er Schynsburg, nahe bei Leyden, zu ſeinem Aufenthaltsorte, ſodann Voorburg, eine Stunde von Haag, wo er einige Jahre blieb, nnd zuletzt Haag ſelbſt. Aus den Briefen ergibt ſich, daß er ziemlich häufig Reiſen von dem einen Orte zu dem andern machte. Seit ſeiner Entfernung von Amſterdam lebte er ganz ungehemmt der Erforſchung der Wahrheit und der Wiſſenſchaft, und die Ergebniſſe ſeiner philoſophiſchen u. theologiſchen Studien ſchrieb er zur Belehrung der Mit- und Nachwelt nieder. Was aber ganz vorzüglich Achtung und Bewunderung verdient, iſt die Art, wie er Selbſtmacht über ſich gewann, wie er ſich ſelbſt zu erheben nnd zu vervollkommnen wußte, ſo daß ſein Leben das Abbild ſeiner Geſinnung war. Vielfach bewies er durch die That, daß die äußern Güter ihm nie als Zweck, ſondern nur als Mittel galten. Geld erwarb er ſich durchaus nur ſo viel, als nöthig war, um ſich eine unabhangige Exiſtenz zu ſichern und die wenigen Bedürfniſſe, die er hatte, zu befriedigen. Wie gering dieſe waren, geht aus einigen Rechnungszetteln hervor, die nach ſeinem Tode gefunden wurden. Die Ausgaben für den ganzen Tag beliefen ſich nach denſelben manchmal nur auf $4\frac{1}{2}$ Sous. Und wie erwarb er ſich Geld? Durch Schleifen optiſcher Gläſer — ſey es, daß er ſich ſchon frühe darin übte, weil, wie Colerus bemerkt, der Talmud ausdrücklich fordert, daß ein Gelehrter zugleich eine mechaniſche Fertigkeit ſich aneignen ſolle, oder ſey es, daß er dieſe Kunſt erſt um die Zeit der Exkommunikation erlernte. Daneben öffnete ſich ihm freilich ſpäterhin noch eine Hülfsquelle. Einer ſeiner innigſten Freunde, Simon von Vries aus Amſterdam, deſſen Geſchenk von 2000 fl. er einſt abgelehnt hatte, wollte ihn, als er ſah, daß der Tod herannahe, zum Erben aller ſeiner Güter einſetzen; aber S. weigerte ſich nochmals, dies anzunehmen; er drang in den großmüthigen Freund, er möge doch ſeinen eigenen Bruder, der die nächſten Anſprüche habe, bedenken. Als nun Vries einwilligte, unter der Bedingung, daß dieſer Bruder S. einen Jahrgehalt von 500 fl. bis zu ſeinem Tode zukommen laſſe, erklärte er auch dieſe Summe noch für zu groß, doch verſtand er ſich endlich dazu, 300 fl. anzunehmen, welche er ſodann jährlich regelmäßig bezog. Nach Boullainvilliers kam ihm ebenfalls eine kleine Penſion von 200 fl. von dem Miniſter von Witt zu. Nach deſſen Tode wies er ben Erben, welche Schwierigkeit wegen der fernern Bezahlung machten.

die Unterſchrift ſeines Gönners vor und überließ ihnen den Schein mit ſolchem Zutrauen, daß ſie beſchämt und ſo für ihn eingenommen wurden, daß ſie ihm ohne Widerrede gewährten, was ſie zuerſt hatten verweigern wollen. Die Biographen führen noch einige Züge von Uneigennützigkeit an. So überließ er ſeinen Schweſtern, welche ihn ganz von der väterlichen Erbſchaft, die freilich wohl nicht bedeutend ſeyn mochte, ausſchließen wollten, Alles, ein Bett ausgenommen. Als er einmal vernahm, daß ein Mann, dem er von ſeinem Erübrigten 200 fl. geliehen hatte, Bankerott gemacht habe, ſagte er lächelnd: „Ich werde mir noch von meinem Gewöhnlichen abbrechen müſſen, um dieſen Verluſt zu erſetzen; ſo gewinnt man an Macht über ſich ſelbſt." Mehr Geld ſuchte er nicht bei Seite zu legen, als ſo viel zu ſeiner Beſtattung nöthig wäre. Doch gehen wir zu dem bedeutſamſten Punkte im Leben des S. über, wo er bewies, daß er auch dem Glänzendſten und in vielen Beziehungen am meiſten Anlockenden zu entſagen wiſſe, um ſich nicht die Freiheit des Denkens beſchränken, die bereits gewonnene Ruhe verkümmern und die Ausführung der begonnenen literariſchen Werke erſchweren zu laſſen. Er erhielt nämlich im Anfange des Jahres 1673 den ehrenvollen Ruf an die philoſophiſche Lehrſtelle zu Heidelberg. Aber nach reifer Erwägung ſchlug er ſie aus. Von einer andern Seite zeigte ſich S.'s Seelengröße bei folgendem Vorfalle, in dem nämlichen Jahre. Während Holland mit Frankreich in Krieg verwickelt war, begab ſich S., auf eine Einladung hin, nach Utrecht, um mit einigen angeſehenen Männern, die ſich für ihn intereſſirten und ſeine Bekanntſchaft zu machen ſuchten, zuſammenzutreffen. Kaum war er nun wieder in Haag angelangt, ſo hieß es, er ſey ein Spion, der mit dem Prinzen von Condé heimlich zuſammengekommen ſey, um das Land zu verrathen. Die Volkswuth war ſo groß, daß der Hauswirth des S. Beſorgniß äußerte, man möchte die Thüre ſprengen, u. es könnte zur Plünderung kommen. Da ſprach S. voll Zuverſicht: „Seyd meinethalben unbeſorgt; denn es iſt mir leicht mich zu rechtfertigen; genug Leute auch unter den Angeſehenſten des Landes wiſſen wohl, was mich zu dieſer Reiſe vermocht hat. Aber jeden Falls werde ich, ſobald die Volksmaſſe vor der Thür Lärm machen ſollte, gerade auf ſie zugehen, ſollte mir auch das nämliche Schickſal widerfahren, das die armen Herren von Witt getroffen hat. Ich bin ein guter Republikaner und habe nie etwas Anderes, als die Ehre und das Wohl des Staates im Auge gehabt." Betrachten wir die Zeit, welche weder für die wiſſenſchaftlichen Studien noch für die zur Erwerbung des Unterhaltes gewählte Beſchäftigung beſtimmt war, ſo ſehen wir dieſelbe theils der Erholung, wie er ſie ſowohl im Stillen für ſich, als im Umgange mit Andern ſich zu verſchaffen wußte, theils der Korreſpondenz gewidmet. Und auch in dieſen Beziehungen tritt uns ein freundliches Bild entgegen. Was die Biographen beſonders hervorheben, iſt Folgendes. Er beobachtete oft durch das Mikroſkop die Theile der kleinen Inſekten. Andere Male widmete er vorzugsweiſe den Spinnen ſeine Aufmerkſamkeit, indem er entweder Fliegen in ihre Gewebe warf, oder mehre von ihnen ſelbſt zum Kampfe unter ſich zu bringen ſuchte. Eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen war das Zeichnen, worin er es ſo weit brachte, daß er mit Kohle oder Tinte Porträte verfertigte. In den Nebenſtunden rauchte er auch bisweilen eine Pfeife Tabak. Was ſodann ſeinen Umgang betrifft, ſo zeigte er ſich gegen ſeine Hausgenoſſen höchſt anſpruchslos, freundlich, theilnehmend. Für Freunde vollends und Gelehrte, die ſeine Bekanntſchaft ſuchten, hatte die unbeſchreibliche Milde und Humanität, die Heiterkeit, die über ſein ganzes Weſen verbreitet war und ſich in der Aeußerung ſeiner Anſichten vielfach kund gab, in Verbindung mit der geiſtreichen Behandlung aller Gegenſtände des Geſpräches ungemeinen Reiz. Zu ſeinen erſten und treueſten Freunden gehörte Ludwig Meyer, Arzt zu Amſterdam. In ſehr traulichem Verhältniſſe ſtand er ferner mit Heinrich Oldenburg aus Bremen, der zu Cromwell's Zeiten als Reſident des niederſächſiſchen Kreiſes nach London ging und ſich um die Gründung der londoner Akademie verdient machte. Sie unterhielten einen ſehr lebhaften Briefwechſel, bei welchem ſich freilich immer mehr die Verſchiedenheit ihrer philoſophiſchen und religiöſen Anſichten zeigte. Ein jüngerer Freund war der oben erwähnte Simon de Vries. S. ſtand ferner mit dem Mennoniten Jarrig Jelles in enger Verbindung, in Berührung überdies mit dem Mathematiker Chriſtian Huygens, dem Arzte Iſaak Orobio; und ſeit ſeinem Aufenthalte im Haag ſchloß er ſich immer inniger an Jan de Witt an. Dies iſt das Wichtigſte, was aus S.'s Leben bekannt iſt. Er † ſchon im 43. Jahre ſeines Lebens, am 20. Febr. 1677.

Schriften: Das erſte Werk, das 1663 zu Amſterdam erſchien, war: Renati Des Cartes Principiorum Philosophiae Pars I et II, more geometrico demonstratae (die Lehrſätze der carteſianiſchen Philoſophie, auf geometriſche Weiſe bewieſen), denen Cogitata metaphysica (metaphyſiſche Gedanken) beigefügt waren. Dieſe Schrift enthielt zunächſt das, was S. einem Schüler über den zweiten Theil der carteſianiſchen Principien und ein Fragment des dritten diktirt hatte. Sodann beredete ihn der Herausgeber Ludwig Meyer als Freund, auch den erſten Theil des carteſianiſchen Werkes auf ähnliche Weiſe zu bearbeiten. In dieſer Schrift hat S. nicht eben ſeine eigenen Anſichten niedergelegt, ſondern dem Titel gemäß die carteſianiſchen Lehrſätze erläutert. Sodann kam 1670, ohne Namen des Verfaſſers, obgleich er ſich überall in ſeinen Briefen dazu bekennt, und mit pſeudonymem Druckort „Hamburg" (ſtatt Amſterdam) heraus: Tractatus theologico-politicus (über die heil. Schrift, die Prophezeihung, die Wunder, die Staatsgrundſätze, die Denkfreiheit u. ſ. f.). Dieſes Werk war ſchon lange vor ſeiner öffentlichen Erſcheinung fertig. In S.'s Todesjahre gab Ludwig Meyer in Verbindung mit Jarrig Jellas noch die von ihm hinterlaſſenen Schriften heraus. Dieſe Opera posthuma enthalten: 1)

Ethica more geometrico (Ethik nach geometriſcher Methode bewieſen); — 2) Tractatus politicus (Abhandlung über die Politik, die Staatseinrichtung); — 3) Tractatus de intellectus emendatione (Abbildung über die Läuterung od. Ausbildung des Verſtandes); — 4) Epistolae; — 5) Compendium Grammatices linguae hebraeae (Abriß der hebräiſchen Sprachlehre). Was die Ethik betrifft, ſo war ſie ebenfalls ſchon bei Zeiten abgefaßt worden. Der Herausgeber ſagt ausdrücklich in der Vorrede: ſie ſey vor vielen Jahren Vielen mitgetheilt und von Mehren abgeſchrieben worden — was wenigſtens jedenfalls von gewiſſen Abtheilungen gilt. Beweiſe für die frühere Abfaſſung enthalten mehre Briefe, namentlich der 36. (an Blymbergh) vom Jahr 1665, worin er über einen gewiſſen Punkt bemerkt, er habe ihn „in ſeiner noch nicht herausgegebenen Ethik“ ſo und ſo zu beweiſen geſucht. Im J. 1675 gedachte S. wirklich, die Ethik zu Amſterdam drucken zu laſſen. Da er aber hörte, daß die Theologen Klagen vor den Behörden erhoben, es ſey ein ketzeriſch atheiſtiſches Werk unter der Preſſe, ſo entſchloß er ſich, auf die Herausgabe zu verzichten. Erſt kurz vor ſeinem Tode bat er ſeinen Freund Meyer, den Druck zwar zu beſorgen, aber ſeinen Namen nicht vorzuſetzen. Dieſer gab nun nicht den vollſtändigen Namen, aber doch die Anfangsbuchſtaben B. d. S. an. Eben derſelbe belehrt uns über den Tractatus politicus, daß er kurz vor dem Tode des Verfaſſers niedergeſchrieben worden ſey. S. war übrigens noch mit mancherlei literariſchen Arbeiten beſchäftigt, die nicht auf uns gekommen ſind, ſey es, daß er ſie ſelbſt vor ſeinem Ende vernichtete, oder daß ſie ſonſt auf irgend eine Weiſe verloren gingen. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß er alle Theile der Philoſophie mehr oder weniger ausführlich behandeln wollte und wirklich über mehre bereits Bedeutendes zu Papier gebracht hatte. Man kann ſchließen, daß S. ſich vorzüglich angelegen ſeyn ließ, theils die Natur und die Geſetze der Bewegung zu erörtern, theils die Mannichfaltigkeit der ausgedehnten Dinge ſo viel als möglich zu erklären. Er ſchrieb auch eine kleine Abhandlung über den Regenbogen. Außerdem ſoll er den Plan gehabt haben, ein Werk über die Algebra auszuarbeiten. Nach Colerus hatte S. auch eine Ueberſetzung des alten Teſtaments unternommen u. wirklich den Pentateuch längſt vollendet. Eine deutſche Ueberſetzung von S.s „Sämmtlichen Werken“ beſorgte Berthold Auerbach, Stuttg. 1841, 5 Bde. Derſelbe wählte das Leben des Philoſophen zum Vorwurf eines Romans.

S'.s Lehre. S'.s Syſtem umfaßt die theoretiſche und praktiſche Philoſophie, und wenn ſchon ſein Hauptwerk den Titel Ethik führt, weil eben ſein Philoſophiren immer mehr eine ethiſche Richtung gewonnen hatte, ſo enthält es doch nicht nur ethiſche, ſondern auch zugleich metaphyſiſche Beſtandtheile, wie die Eintheilung der Abſchnitte ſelbſt zeigt: 1) Von Gott; 2) von der Natur u. dem Urſprung der Seele; 3) von den Affekten; 4) von der Macht der Affekte oder der menſchlichen Knechtſchaft; 5) von der Macht der Vernunft oder der menſchlichen Freiheit. Es läßt ſich daher Alles unter die zwei Rubriken: Metaphyſik und Ethik bringen. Die nähere Eintheilung aber ſey folgende: I. Metaphyſik. 1) Grundbegriffe, allgemeine Principien. 2) Die Lehre von Gott, der unendlichen Subſtanz. a) Weſen, Eigenſchaften Gottes. b) Selbſtoffenbarung Gottes oder Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen. 3) Die Lehre von der menſchlichen Seele. a) Natur der Seele und Verhältniß zum Körper, b) Arten der Erkenntniß, c) Ewigkeit, Unſterblichkeit der Seele. — II. Ethik.

I. Methaphyſik. Die Grundbegriffe, um welche ſich der ganze Spinozismus dreht, ſind die Subſtanz mit ihren Attributen und die Modifikation. Unter Subſtanz verſteht S. das, was an ſich iſt und durch ſich begriffen wird, d. h. deſſen Begriff nicht des Begriffes eines andern Dingeo bedarf, von welchem er gebildet werden müßte. Dieſe Definition entſpricht dem Axiom: Alles, was iſt, iſt entweder an ſich oder in einem Andern. Was nicht durch ein Anderes begriffen werden kann, muß durch ſich ſelbſt begriffen werden. Unter Attribut verſteht S. das, was der Verſtand von der Subſtanz als ihr Weſen ausmachend erkennt. Modus iſt eine Affektion der Subſtanz oder das, was in einem Anderen iſt und durch dieſes Andere (die Subſtanz) begriffen wird. Subſtanz bedeutet ihm folglich ein nicht nur für ſich, ſondern auch an ſich oder durch ſich ſelbſt beſtehendes Weſen. Attribute ſind ſeine weſentlichen Eigenſchaften, ſo weit ſie von uns erkannt werden, Modi die Affektionen, die wechſelnden Erſcheinungen derſelben. Mit dem Begriff der Subſtanz verbindet ſich der Begriff der Urſache ſeiner ſelbſt (Causa sui). Darüber gibt S. folgende Erklärung: Unter Urſache ſeiner ſelbſt verſtehe ich dasjenige, deſſen Weſenheit (Essentia) die Exiſtenz (Existentia) in ſich ſchließt, oder das, deſſen Natur nicht anders, als exiſtirend gedacht werhen kann. Dieſen Gedanken drückt S. auch in dem Satz aus: Zur Natur der Subſtanz gehört die Exiſtenz. Als ein Ergebniß aus den angeführten Definitionen erſcheint auch noch der Satz: die Subſtanz iſt ihrer Natur nach früher, als ihre Modifikationen. Weiter wird der Begriff der Subſtanz vervollſtändigt durch die Merkmale der Unendlichkeit und der alleinigen Exiſtenz. S. nämlich ſagt: 1) Die Subſtanz muß unendlich ſeyn und 2) es gibt nur eine einzige Subſtanz. In Bezug auf die erſte Behauptung lautet ein Scholion ſo: „Da das Endliche eine theilweiſe Negation, das Unendliche dagegen eine unbedingte Affirmation der Exiſtenz iſt, ſo folgt ſchon aus dem Satze, daß der Subſtanz ihrem Weſen nach Exiſtenz zukommt, daß ſie unendlich ſey. Aus den bis jetzt angeführten Sätzen geht S.'s Lehre von Gott unmittelbar hervor. Gott iſt ihm das abſolut unendliche Weſen oder die aus unendlichen Attributen beſtehende Subſtanz, von denen jedes ewige und unendliche Weſenheit ausdrückt. Die Exiſtenz Gottes ſucht S. hauptſächlich durch den oben angeführten Satz zu beweiſen: die Weſenheit der Subſtanz ſchließt

Digitized by Google

die Exiſtenz in ſich; die Exiſtenz gehört zur Natur, zum Begriff der Subſtanz. Der Beweis, der unter dem Namen des ontologiſchen bekannt iſt, lautet bei ihm ſo: „Da exiſtiren können ein Vermögen iſt, ſo folgt, daß, je mehr Realität der Natur eines Dinges zukommt, deſto mehr auch das Vermögen zu exiſtiren ihm von ſelbſt eigen ſeyn muß; folglich muß das abſolut unendliche oder vollkommene, das allerrealſte Weſen, Gott, abſolut unendliches Vermögen zu exiſtiren von ſich ſelbſt haben, und deswegen exiſtirt Gott auch abſolut oder unbedingt.“ Was die Attribute der Gottheit anlangt, ſo werden ihr, wie die Definition zeigt, unendliche beigelegt; ſodann aber werden zwei hervorgehoben und immerfort im Auge behalten, nämlich *Denken* und *Ausdehnung*. Die darüber handelnden Sätze lauten ſo: 1) Das Denken iſt ein Attribut Gottes oder: Gott iſt ein *denkendes* Weſen; 2) die Ausdehnung iſt ein Attribut Gottes oder: Gott iſt ein *ausgedehntes* Weſen. Auf die Frage: Was iſt Gott nach S.? ſieht man ſich demnach veranlaßt zu antworten: Gott iſt die denkende und ausgedehnte Subſtanz. Aber man darf nicht glauben, als wolle S. durch dieſe Beſtimmungen das Epitheton „*unendlich*“ aufheben; ſondern ſeiner Anſicht nach iſt vielmehr das Verhältniß ſo zu faſſen: Die einzige Subſtanz oder Gott enthält unendliche Attribute; aber für uns ſind nur zwei erkennbar, Denken und Ausdehnung, daher iſt Gott vorzugsweiſe als denkendes und ausgedehntes Weſen zu betrachten. Das Attribut der Ausdehnung ſpeciell anlangend, ſo erklärt S. in der Ethik (I. pr. 15 schol.), daß, ſo ungereimt es wäre, Gott einen Körper zu leihen, worunter man ſich eine Größe denkt, welcher Länge, Breite, Tiefe und eine gewiſſe Geſtalt zukommt, man eben ſo wenig berechtigt ſey, Körperlichkeit oder Ausdehnung im Allgemeinen ihm abzuſprechen. Man darf, ſagt er, auf keine Weiſe behaupten, daß die ausgedehnte Subſtanz der göttlichen Natur unwürdig ſey. Wie wird nun aber die Ausdehnung aufgefaßt, als *mechaniſch*, oder *dynamiſch*? Es wird ihr *Bewegung* und *Beweglichkeit* zugeſchrieben; ſie iſt regſam, wirkſam, kraftvoll, lebendig, unaufhörlich im Hervorbringen und Verwandeln begriffen. Der Subſtanz kommt, ſofern ſie ausgedehnt iſt, ſtatt todter Ruhe unbedingte Wirkſamkeit (actuosa essentia) zu. Alles galt S. als Kraft äußernd, als belebt. Die körperliche Subſtanz wurde von ihm als ein dynamiſches Ganzes betrachtet, und weſentlich iſt dem Spinozismus die Lehre eigenthümlich, daß Alles *belebt* und *beſeelt* iſt. Von dem zweiten Attribut Gottes, dem Denken, wird Alles ausgeſchloſſen, was zum menſchlichen Denken gehört; jede Spur des Anthropomorphismus verſchwindet gänzlich. „Gott, ſagt S., dürfen von uns die Eigenſchaften, welche zu den höchſten Vorzügen, ja zur Vollkommenheit der menſchlichen Natur gehören, in keiner Weiſe beigelegt und zugeſchrieben werden.“ Darum wird ihm auch *Verſtand* und *Wille* abgeſprochen. „Um die göttliche Natur nicht mit der menſchlichen zu vereinigen, lege ich Gott menſchliche Attribute, wie Willen, Verſtand u. ſ. w., nicht bei.“ Das Denken, als Attribut der Gottheit, ſchließt noch nicht Vorſtellungen oder Ideen in ſich, ſondern es bezeichnet nur die Möglichkeit, Ideen hervorzubringen. Denken iſt alſo ſo viel als Denkfähigkeit. Ideen kommen Gott nur zu, inſofern er als Verſtand, intellectus, gedacht wird; der intellectus ſelbſt aber iſt unterzuordnen dem abſoluten Denken. Gott wird zwar eine *freie* Urſache (Causa libera) genannt, aber dies bedeutet nur, daß es nichts außee ihm gibt, wodurch er zum Handeln gezwungen würde; da er die einzige Subſtanz iſt, ſo handelt er einzig nach den Geſetzen ſeiner eigenen Natur. Hingegen wird die Freiheit oder Selbſtbeſtimmung im gewöhnlichen Sinne ganz verneint, wonach eine Wahl, ein Verwerfen des Einen und ein Vorziehen des Andern, oder eine Unbeſchränktheit und Machtvollkommenheit, welche von zwei kontradiktoriſch entgegengeſetzten Dingen das eine ſo gut als das andere hervorbringen kann, angenommen wird. Dieſe Willkür wird deswegen negirt, weil ſie mit den Begriffen des vollkommenſten Weſens unverträglich zu ſeyn ſcheint. Gott wirkt mit *Nothwendigkeit* oder nach *nothwendigen Geſetzen*; aus der unendlichen Natur Gottes folgt Unendliches auf unendliche Weiſe und immer mit gleicher Nothwendigkeit, gerade wie aus der Natur des Dreiecks von Ewigkeit zu Ewigkeit folgt, daß ſeine drei Winkel zwei Rechte betragen. Die Dinge konnten auf keine andere Weiſe und in keiner andern Ordnung von Gott hervorgebracht werden, als ſie wirklich hervorgebracht worden ſind. In der Natur der Dinge gibt es nichts Zufälliges, ſondern Alles iſt durch die *Nothwendigkeit* der göttlichen Natur dazu determinirt, auf eine gewiſſe Weiſe zu ſeyn und zu wirken. Konſequent folgt aus dieſen Anſichten die Verwerfung der *Zwecklehre* (Teleologie), und entſchieden wird die Meinung zurückgewieſen, als wirke Gott Alles mit Rückſicht auf das Gute (sub ratione boni). Nach S. wird das, was wird, gut, ja vollkommen, weil die Natur des vollkommenſten Weſens dies von ſelbſt mit ſich bringt, nicht aber, weil dieſes Weſen entweder erſt einen eigenen Beſchluß gefaßt haben ſollte, es müſſe Alles gut werden, oder weil das Gute ſich ihm als Ideal darſtellt, dem es ſodann folgen mußte. Da jede Anthropopathie von Gott ausgeſchloſſen und ihm namentlich Freiheit von Affekten beigelegt wird, ſo wird auch geradezu die *Liebe* in Bezug auf ihn negirt. „Eigentlich geſprochen, liebt Gott Niemanden. Und wer Gott liebt, darf nicht Anſprüche darauf machen, daß Gott ihn wieder liebe“ (Eth. V, pr. 17). Der ſchwierigſte Punkt unter allen, die das Denken Gottes betreffen, tritt uns in Eth. II. pr. 3 entgegen: „In Gott gibt es nothwendig eine *Idee*, ſowohl von ſeinem Weſen, als von Allem, was aus ſeinem Weſen nothwendig folgt“, und das dieſem Satz beigefügte Scholion ſagt: „Wir haben gezeigt, daß Gott mit derſelben Nothwendigkeit, womit er von ſich ſelbſt weiß, handelt, d. h. ſowie aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur folgt, daß Gott von ſich ſelbſt wiſſe, ſo folgt mit gleicher Nothwendigkeit, daß Gott Unendliches auf unendliche Weiſe wirke.“ Und ferner wird be-

Digitized by Google

hauptet: „Es gibt von der menſchlichen Seele auch in Gott eine Idee oder Erkenntniß, welche in Gott auf die nämliche Weiſe folgt und auf Gott ſich ebenſo bezieht, wie die Idee oder Kenntniß des menſchlichen Körpers.“ In dieſe Sätze haben ſich Viele nicht finden können, denn aus dem Vorhergehenden leuchtet ein, daß Gott keine Idee ſeiner ſelbſt in dem Sinne zugeſchrieben werden kann, daß er entwedee, ehe die Einzeldinge aus ihm hervorgingen, ſich Rechenſchaft von ſeinem Weſen, ſeinen Attributen und Allem, was daraus herfließen werde, gegeben, und ihre ganze Reihenfolge zum Voraus überſchaut, noch ſeit die Einzeldinge ſich entwickelt haben, beſondere Reflexionen über ihr Verhältniß zu einander und zu ihm als ihrem Princip angeſtellt hätte. So erklärt Erdmann geradezu, er wiſſe mit dieſen Sätzen nichts anzufangen. Strauß (Chriſtliche Glaubenslehre, I, S. 508) ſucht die Schwierigkeit dadurch zu heben, daß er ſagt: Es findet ſich auch die Idee des Weſens Gottes u. alles in ihm Begriffenen in Gott, nicht ſofern er Subſtanz iſt, ſondern ſofern er das Weſen der ſämmtlichen endlichen Geiſter ausmacht. — Das Verhältniß der einzelnen Attribute zu einander iſt das der Unabhängigkeit. Jedes Attribut der Subſtanz muß durch ſich begriffen werden. Daher ſchließen auch die Modifikationen jedes Attributes nur den Begriff dieſes ihres Attributes, nicht aber den eines andern in ſich. Und ſo haben ſie Gott, in ſofern er ausſchließend unter dem Attribute, deſſen Modifikationen ſie ſind, und nicht ſofern er unter irgend einem andern gedacht wird, zur Urſache. Daraus folgt, daß das formale (objektive) Seyn der Dinge, die nicht Modifikationen des Denkens ſind, nicht darum aus der göttlichen Natur folgt, weil er die Dinge zuerſt dachte; ſondern die Gegenſtände der Vorſtellungen folgen auf dieſelbe Weiſe und mit derſelben Nothwendigkeit aus ihren Attributen (hauptſächlich dem Attribute der Ausdehnung), wie die Vorſtellungen aus dem Attribute des Denkens. Die Ordnung, der Zuſammenhang und die Reihenfolge der Ideen entſprechen ganz der Ordnung, dem Zuſammenhang und der Reihenfolge der (ausgedehnten) Dinge. So lange die Dinge als Modifikationen des Denkens betrachtet werden, müſſen wie die Ordnung der ganzen Natur oder den Kauſalnexus einzig durch das Attribut des Denkens erklären, und hinwieder muß, ſo wie ſie als Modifikationen der Ausdehnung betrachtet werden, die ganze Naturordnung ausſchließend durch das Attribut der Ausdehnung erklärt werden. Das Denken wirkt ſo wenig auf die Ausdehnung, als die Ausdehnung auf das Denken ein. Aus den für ſich zu erfaſſenden Attributen der Ausdehnung und des Denkens gehen die zwei Reihen der ausgedehnten Dinge und der Ideen hervor, welche parallel neben einander herlaufen, ohne daß die eine in die andere übergreift. Oben haben wir geſehen, daß mit dem Begriff der Subſtanz derjenige der Urſachen in doppelter Beziehung verbunden wird, indem ſie theils als Urſache ihrer ſelbſt, theils als Urſache aller Affektionen betrachtet wird. In dieſer letztern Beziehung heißt ſie immanente Urſache, und das Göttliche iſt demnach zu betrachten als die Allem inwohnende, Alles umfaſſende Urſache, die ſich zu ihren Wirkungen ſo verhält, daß dieſe nicht außer ihr, ſondern vielmehr Manifeſtationen ihres Weſens ſind. S. knüpft ſeine Grundideen auch an die Ausdrücke Natura naturans u. Natura naturata an. Darübee erklärt er ſich ſo: Unter Natura naturans iſt dasjenige zu verſtehen, was an ſich iſt und als durch ſich ſelbſt begründet gedacht wird, oder diejenigen Attribute der Gottheit, welche ein ewiges und unendliches Weſen ausdrücken. Unter Natura naturata dagegen iſt Alles zu verſtehen, was aus der Nothwendigkeit der Natur Gottes oder eines jeden ſeiner Attribute folgt, d. h. alle Modifikationen der göttlichen Attribute, in ſofern ſie als Dinge betrachtet werden, die in Gott ſind und ohne Gott weder ſeyn, noch gedacht werden können. — Ueber das Verhältniß des Unendlichen zum Unendlichen ſpricht ſich S. in folgenden Sätzen aus: Alles, was aus der abſoluten Natur eines göttlichen Attributes folgt, mußte immer als ein unendliches exiſtiren, oder es iſt durch daſſelbe Attribut ewig und unendlich (Eth. I, pr. 21). „Alles, was aus einem Attribute Gottes folgt, in wiefern es durch eine Modifikation modificirt iſt, welche nothwendig u. unendlich durch daſſelbe exiſtirt, muß auch nothwendig und unendlich exiſtiren“ (pr. 22). „Jeder Modus, welcher nothwendig und unendlich exiſtirt, mußte nothwendig entweder aus dee abſoluten Natur eines göttlichen Attributes, oder aus einer ſolchen Modifikation eines Attributes, welche nothwendig und unendlich exiſtirt, folgen“ (pr. 23). Alles einzelne oder jedes Ding, das endlich iſt und eine beſtimmte Exiſtenz hat, kann nicht exiſtiren, noch zum Exiſtiren beſtimmt werden, wenn es nicht von einer andern Urſache, welche ebenfalls endlich iſt und eine beſtimmte Exiſtenz hat, zum Exiſtiren und Wirken beſtimmt wird; und dieſe Urſache kann auch wieder weder exiſtiren, noch zum Wirken anders beſtimmt werden, als durch eine endlich, und ſo ins Unendliche fort. — Das, was endlich iſt und eine beſtimmte Exiſtenz hat, konnte nicht aus der abſoluten Natur eines göttlichen Attributes herfließen; denn Alles, was aus der abſoluten eines göttlichen Attributes folgt, iſt unendlich und ewig. Es mußte alſo aus Gott oder einem ſeiner Attribute folgen, in ſofern dieſes durch eine endliche Modifikation afficirt iſt. Ebenſo mußte aber auch wieder dieſe Modifikation von einer andern, die endlich iſt und eine beſtimmte Exiſtenz hat, beſtimmt werden, und dieſe letztere wiederum von einer andern, und ſo ins Unendliche fort“ (pr. 28 und Demonstr.). Wenn man dieſe Sätze ſo ganz abgeriſſen betrachtet, ſo kommt man leicht zu der Anſicht, die hin und wieder geäußert worden iſt, es dürfe gar nicht einmal nach dem Entſtehen der endlichen Dinge aus dem Unendlichen gefragt werden, denn es gebe gar keinen Uebergang von dieſem zu jenen; da aus Unendlichem durchaus nur Unendliches folge, und Endliches ſtets regreſſiv durch Endliches bedingt ſey, ſo gebe es keinen Berührungspunkt zwiſchen beiden. Allein die Sache darf doch nicht ſo aufgefaßt werden. Denn S. fügt gerade dem 28.

Satze Beſtimmungen bei, welche deutlich zeigen, daß er es ſich angelegen ſeyn ließ, einen Verſuch zu machen, Endliches dem Unendlichen als ſeiner Urſache näher zu bringen. Ein eigener Erläuterungsſatz lantet ſo: „Da Elniges von Gott unmittelbar hervorgebracht werden mußte, Dasjenige nämlich, was aus ſeiner abſoluten (uneingeſchränkten) Natur nothwendig folgt, Anderes aber durch Vermittlung dieſer erſten Modifikationen, indem es ohne Gott weder ſeyn, noch gedacht werden kann, ſo folgt daraus: 1) daß Gott die abſolut nächſte Urſache der von ihm unmittelbar hervorgebrachten Dinge ſey; 2) daß Gott nicht im eigentlichen Sinne die entfernte Urſache der einzelnen Dinge genannt werden könne, ſondern nur allenfalls deswegen, um dieſe (als vermittelte) von denen, die er unmittelbar hervorbrachte, od. die aus ſeiner uneingeſchränkten Natur folgten, zu unterſcheiden.“ Die Anhänger S.'s haben ſich viele Mühe gegeben, dieſe in vieler Beziehung unklaren Sätze zu erläutern und brauchbar zu machen; allein es iſt ihnen nicht gelungen, u. es ſteht feſt, das S. die Brücke vom Unendlichen zum Endlichen nicht gefunden hat, wie denn alle auf ihm fußenden Syſteme ſich untauglich gezeigt haben, die Mannichfaltigkeit der endlichen Erſcheinungen befriedigend zu erklären.

Wir gehen über zu S.'s Lehre von der menſchlichen Seele. Der Menſch ſteht zu der göttlichen Subſtanz in dem nämlichen Verhältniſſe, wie alle Einzeldinge, welche nichts als Modifikationen derſelben ſind. Und zwar iſt er dem Leibe nach eine Modifikation der Subſtanz, in ſofern ihr das Attribut der Ausdehnung zukommt, der Seele nach eine ihrer Modifikationen, in ſofern ihr das Attribut des Denkens zukommt. Der Leib kommt nach dem Plan des ganzen Werkes der Ethik nur in ſo weit in Betracht, als es der Parallele mit dem Geiſte wegen unentbehrlich iſt. Der Leib iſt aus einer Menge Theile zuſammengeſetzt, die ſelbſt wieder zuſammengeſetzt ſind (ex plurimis valde compositis individuis componitur (II. Eth., pr. 13). Und wie bei allen ausgedehnten Dingen, kommt auch bei dem menſchlichen Körper Bewegung und Ruhe in Betrachtung. Die Beſtandtheile deſſelben ſind theils harte, theils weiche, theils flüſſige (dura, mollis, fluida). Was nun die Seele betrifft, ſo wird ſie zwar von S. auf gewöhnliche Weiſe definirt: ſie iſt ein denkendes Ding (mens est res cogitans), allein es zeigt ſich deutlich, daß er ſie nicht nur nicht etwa für ein einfaches Weſen hielt, ſondern daß ſie ihm überhaupt nicht im eigentlichen Sinne als ein eigenes Weſen galt. Er begnügte ſich, das Denken für ſich im Gegenſatze gegen das Ausgedehntſeyn feſtzuhalten. Es gab nach ſeiner Anſicht nichts körperlich Organiſirtes, dem nicht Geiſt in irgend einem Grade beigeſellt wäre; kein materielles Ding, mit dem ſich nicht Bewußtſeyn in einer gewiſſen Form verknüpfte. Wie die Subſtanz ihrer Einheit ungeachtet zwei ganz verſchiedene Eigenſchaften, Denken und Ausdehnung, in ſich ſchließt, ſo entwickeln ſich aus ihr zwei Reihen von Modifikationen, welche jenen entſprechen; Vorſtellungen begleiten immerfort die ausgedehnten endlichen Dinge u. ihre Veränderungen. Das Erſte, was das aktuelle Seyn der menſchlichen Seele ausmacht, iſt die Idee eines einzelnen wirklich exiſtirenden Dinges, welches das Objekt der Idee iſt. Dieſes wirklich exiſtirende Einzelding, dieſes Objekt der Idee iſt nichts Anderes, als der menſchliche Körper. Und was in dieſem Objekte vorgeht, beſonders in ſofern es von äußern Gegenſtänden afficirt wird, muß von dem Geiſte erkannt werden. Dieſen Sätzen entſprechen folgende, die aufs Beſtimmteſte darthun, daß die Seele nicht ein für ſich ſeyendes Weſen, ſondern das an einen körperlichen Organismus geknüpfte Bewußtſeyn, die Erkenntniß des denſelben Afficirenden iſt: II. Eth., pr. 19. Dem. „Die menſchliche Seele iſt die Idee oder Kenntniß des menſchlichen Körpers ſelbſt“ (pr. 21 schol.), „die Idee des Körpers und der Körper, d. h. die Seele und der Körper.“ Wie die Denkakte und Denkformen aller beſeelten Weſen, von der unterſten Stufe an, nichts anders als Modifikationen der Subſtanz, in ſofern ſie denkendes Weſen iſt, ſind, ſo müſſen auch alle menſchlichen Seelen insgeſammt mit allen ihren unzähligen Gedanken auf Gott zurückgeführt und aus ihm hergeleitet werden. Alle Vorſtellungen entſtammen nur ihm; die menſchlichen Seelen ſind ſeine Organe des Denkens; er iſts, der durch die ganze Menſchheit ſich denkend äußert. Es iſt daher ganz natürlich, daß von der menſchlichen Seele geſagt wird, ſie ſey ein Theil des unendlichen göttlichen Verſtandes; weil ſie aber endlich iſt, ſo kann ſie nur ein Theil deſſelben ſeyn, in ſofern er nicht in ſeiner Unendlichkeit, ſondern als modificirt aufgeſtellt wird. Daß der Menſch nicht nur Bewußtſeyn und Kenntniß deſſen, was ſeinen Körper afficirt, ſondern auch ein Wiſſen um das Wiſſen oder Selbſtbewußtſeyn beſitze, oder daß eine Vorſtellung von den Vorſtellungen ihm verliehen ſey, ſucht S. in der Eth. II, pr. 20 in einer ziemlich geſuchten Form zu beweiſen. Was die Verſchiedenheit der menſchlichen Seelen und den Grad ihrer Trefflichkeit betrifft, ſo behauptet S., daß, je vorzüglicher ein Körper, deſto vorzüglicher auch ſeine Seele ſey. Wir können, ſagt er, nicht negiren, daß die Ideen unter ſich ſo verſchieden ſeyen, wie die Objekte ſelbſt, und daß eine vorzüglicher, als die andere ſey und mehr Realität enthalte, je nachdem das Objekt (der Körper) der einen vorzüglicher, als das Objekt der andern iſt und mehr Realität enthält. Die Arten der Erkenntniß ſind folgende: Erſte Erkenntnißart: Erkenntniß durch vage Erfahrung, Meinung, Einbildung. Zweite Erkenntnißart: Vernunfterkenntniß. Dritte Erkenntnißart: Intuitives Wiſſen, Anſchauungserkenntniß. Der erſten Art fallen alle unadäquaten, verworrenen Vorſtellungen aus ſinnlicher Wahrnehmung zu. Die Erkenntniß des zweiten und dritten Grades iſt nothwendig wahr, indem ſie ſich auf adäquate Begriffe ſtützt. Der Unterſchied zwiſchen beiden aber iſt dieſer: Die Erkenntniß des zweiten Grades bezieht ſich auf das, was allen Dingen gemeinſchaftlich zukommt. Der Vernunft gehören daher die Gemeinbegriffe, Notiones communes, die Einſicht in das Weſen und einige Attribute der Subſtanz zu.

Sie faßt die Dinge aîs ewig auf und erkennt ſie als nothwendig. Das intuitive Wiſſen iſt die Erkenntniß, welche von den abäquaten Ideen einiger Attridute Gottes zue adäquaten Erkenntniß des Weſens der Dinge fortgeht. Auf *Abſtraktion* und *abſteakte Begriffe* gab S. nicht viel; er theilt ſie in zwei Klaſſen: 1) in die *transſcendentalen*, welche ihm die allerabſtrakteſten ſind; ſie beziehen ſich auf alle Gegenſtände überhaupt (*Etwas, Weſen, Ding*), und 2) in die *unlverſalen*, die ſich auf die Gattungen u. Aeten dee Dinge beziehen (Menſch, Thier, Pferd). Den größten Werth haben nach S. die Notlones communes, die allen Menſchen gemeinſchaftlichen und das allen Dingen Gemeinſame beteeffenden Begriffe. Eine Theorie *dee Seelenveemögen* findet ſich bei S. nicht, die gemachten Unterſcheidungen zwiſchen Einbilbung, Vernunft n. ſ. w. dienen ihm nur dazu, die geiſtigen Funktionen zu trennen. Die Lehre von der *Freiheit des Willens* beſtreitet er. Der Wille iſt ihm bloß die Fählgkeit, zu *bejahen* und zu *verneinen*; das Wollen lſt ihm Affirmation, das Nichtwollen Negation. Die Menſchen, ſagt er, giauben nur darum frei zu ſeyn, weil ſie zwar ihrer Handlungen ſich bewußt ſind, die Urſachen aber uicht kennen, von denen ſie beſtimmt werden. Die Seele wird dazu, daß ſie dieſes oder jenes will, von einer Urſache beſtimmt, welche ebenſalls von einer andeen Urſache beſtimmt iſt, wie dieſe wieder von ejner andeen, und ſo ins Unendliche fort. Die Fortdauer der Seele anlangend, ſo gebraucht S. ſelbſt den Ausdruck *Unſterblichkeit* nicht, ſondern immer das Wort *Ewigkeit*. Es finden ſich bei ihm mehre Stellen, weiche die Anſicht begünſtigen, dee Geiſt werde nur in ſofern ewig genannt, als ee ſich dem Ewigen zuwendet u. in der Ewigkeit lebt. Gleichwohl darf man den Begriff der Ewigkeit bei S. nicht daeauf beſchränken, daß ſich die Seele in der ewigen Einheit mit Gott denkt und in dee Betrachtung des Ewigen ihre Seligkeit findet. Es gibt vielmehr bei S. beſtimmte Erklarungen, daß etwas vom Geiſte im Tode *untergehe*, etwas dagegen *zurückbleibe*. Es heißt: Der menſchliche Geiſt kann nicht mit dem Körpee vernichtet werden, ſondern es bleibt etwas von ihm übrig, was ewlg iſt. Denn es gibt etwas, was mit ewiger Nothwendigkeit durch Gottes Weſen ſelbſt begeiffen wird, und dieſes Etwas, was zum Weſen dee Seele gehört, iſt nothwendig ewig. Es gibt etwas Weſentliches, wie im Körper, ſo in dee Seele. Gleich wie der einzelne menſchliche Körper aus Theilen beſteht, die von Ewigkeit hee waren, und wie die ihn gerade beim Tod ausmachenden Theile wieder in andree Form ſoetbeſtehen werden, ſo iſt auch lm Geiſte etwas Subſtantielles, das nicht duech die zeitliche Exiſtenz des Körpers bedingt iſt.

II. *Ethik.* Das ethiſche Gebiet theilt S. ſo ein, daß ee zuerſt von den Affekten, dann von der menſchiichen Knechtſchaft und Unfreiheit und endiich von der menſchlichen Freiheit handelt. Die Unfreiheit beſteht in dee Heeeſchaft dee Affekte über den Menſchen, und die Freiheit in der Herrſchaft des Menſchen übee die Affekte. Die ethiſchen Anſichten S.'s folgen ganz konſequent aus ſeinen metaphyſiſchen, und wer einmal den Fehiee gut heißt, Ethiſches und Metaphyſiſches zu vermengen oder vielmehr das Sittliche aus dem Metaphyſiſchen abzuleiten, der mag allerdings mit Recht S.'s Konſequenz in dieſer Beziehung loben. Der Unterſchied zwiſchen *Gut* und *Schlecht* wird von S. geradezu negiet. Ee bemerkt, er wolle zeigen, wie aus dem Vorurtheile, daß Alles um eines Zweckes willen vorhanden ſey, auch noch die Vorurtheile von Gut und Schlecht, Verdienſt und Sünde, Lob und Tadel, Ordnung und Verwirrung, Schönheit und Häßlichkeit entſtanden ſeyen, und ſetzt hinzu: Nachdem die Menſchen ſich einmal beeedet hatten, daß alles, was werde und geſchehe, um ihretwilien geſchehe, mußten ſie das in Bezug auf jedes Ding für das Vorzüglichſte halten, was ihnen das Nützlichſte war, und alles das als das Höchſte ſchätzen, wovon ſie am angenehmſten afficirt wurden. Daher mußten ſie, indem ſie die Beſchaffenheiten der Dinge bezeichnen wollten, folgende Begriffe bilden: *Gut, ſchlecht, Oednung, Verwiernung, Wärme, Käite, Schönheit, Häßlichkeit, Lob, Tadel, Sünde, Verdieuſt*. Gue und *bös* ſind Begriffe, welche nichts Poſitives bezeichnen in den Dingen an ſich betrachtet, ſie ſind nichts Anderes aîs Denkweiſen oder Begriffe, die wir daraus bilden, daß wir die Dinge mit einander vergieichen. Denn ein und daſſelbe Ding kann zu gleicher Zeit gut und bös ſeyn. Unter *Tugend* und *Vermögen* (Potentia) verſtehe ich, ſagt S., Eins und Daſſelbe, d. h. die Tugeud, in ſofeen ſie ſich auf den Menſchen bezieht, iſt das eigentliche Weſen oder die Natue des Menſchen, in ſofern er dle Macht hat, Einiges zu bewirken, was bloß durch die Geſetze ſeiner Natue verſtanden werden kann. Unter *gue* verſteht S. das, wovon wir gewiß wiſſen, daß es uns *nützlich* ſey; untee *böſe* abee das, wovon wie gewiß wiſſen, daß es uns hindert, irgend eines Gutes theilhaftig zu werden. Das *höchſte Gut* beſteht in der Erkenntniß Gottes. Die Seligkeit odee Glückſeligkeit iſt nicht der Lohn der Tugend, ſondern gehört ſelbſt mit zue Tugend. Die hiee angeführten Sätze ſind eigentlich die Hauptpunkte, aus denen S.'s ſittliche Anſichten erkennbar ſind. Hiee iſt unſtreitig die ſchwächſte Seite des Spinozismus, und die Gegner deſſelben haben daher immer mit Vorliebe gegen die ethiſchen Anſichten S.'s ihre Angriffe gerichtet. Die Sittenlehre S.'s folgt aber, wie ſchon bemeekt, mit Konſequenz aus ſeinen metaphyſiſchen Geundbegriffen; dabee iſt es jedenfalls zweckmäßigee, dieſe zu widerlegen, denn dann fallen die ſittlichen Konſequenzen von ſelbſt. S. hat eifrige Vertheidiger und erbitterte Gegner gefunden; untee den neueren Philoſophen hat keiner mit ſchärferen Waffen gegen ihn gekämpft, als Herbart. S. die Artt. *Subſtanz* und *Ueſache*. Uebee die Stellung, die S. in dee Geſchichte dee philoſophiſchen Syſteme einnimmt, über die, welche ſeine Anſichten theilen und ſie weitee fortgebildet haben, ſ. *Philoſophie*. Seine Anſichten über den *Staat* und das damit Zuſammenhängende ſind noch eoher, als ſeine ethiſchen Principien; die Macht iſt nach ihm das Recht, und der voll-

Digitized by Google

ſtändigſte Abſolutismus folgt mit nothwendiger Konſequenz aus ſeinem ganzen Syſtem. Vergl. F. H. Jacobi, Ueber die Lehre des S. in Briefen an Mendelsſohn, Berl. 1785, und in Jacobi's Schriften, 4. Bd.; — Heydenreich, Natur und Gott nach S., Leipz. 1789; — Herder, Gott, einige Geſpräche, Gotha 1787; — Schlüter, Die Lehre des S., Münſter 1836; — Sigwart, Der Spinozismus hiſtoriſch und philoſophiſch erläutert, Tüb. 1839; — Thomas, S. als Metaphyſiker, Königsb. 1840; — A. Saintes, Histoire de la vie et des écrits de S., Par. 1842; — Orelli, S.'s Leben u. Schriften.

Spinsters (engl., Spinnerinnen), in England der auch urkundliche Name der Mädchen, welche keinen Mann gefunden haben; nur Töchter hoher Adligen und Viscomten bleiben von dieſem Namen verſchont.

Spint, 1) in Norddeutſchland ein Getreidemaß, ungefähr die Metze, ſ. Bremen (Stadt) und Hannover (Geogr.); — 2) früher auch Feldmaß von 10 □Ruthen; — 3) (Bäcker.), ſ. v. a. Schlief.

Spint (Ornithol.), Vögelgattung, ſ. v. a. Immenvogel, Merops.

Spinthambre, europ.-ruſſ. Vorgebirg, Eſthland, an der Nordweſtküſte.

Spintharus, 1) (griech. Lit.), aus Heraclea, nach Suidas Verfaſſer der Tragödie *Ἡρακλῆς περικαιόμενος* u. *Σεμέλη κεραυνουμένη*. Nach Diog. Laert. V, 92 ſoll er eines ſeiner Dramen, den Parthenopäus, dem Sophocles untergeſchoben haben. — 2) (Kunſtgeſch.), Architekt von Korinth, baute den Tempel zu Delphi im Auftrage der Amphyktionen, doch wurde derſelbe erſt nach S.' Tode, nach Ol. 75 vollendet. Der neue Tempel gehörte zu den größten in Griechenland, und an Schönheit wetteiferte er mit den Tempeln Athens.

Spinther (Spinter, röm. Ant.), Schmuck der Weiber, Armſpange, den ſie am linken Oberarm trugen; dadurch (vielleicht) verſchieden von Armilla (ſ. d.).

Spinther (Min.), auch Turnerit, Sphenvarietät aus der Dauphiné, ſ. Titanit.

Spinther (Biogr.), 1) berühmter Schauſpieler in Rom zur Zeit Cicero's; — 2) ſ. Lentulus.

Spintherismus (v. Griech., Med.), das Ausſtrömen von für Andre ſichtbaren Funken aus den Augen. Das Leuchten des Auges (Neurophengus) gehört bei einigen Thieren zu den normalen Erſcheinungen, kommt aber auch in ſeltnen Fällen beim Menſchen vor. So entſtrömten den Augen eines Geiſtlichen bei jedem Huſtenanfall eine Anzahl von Funken, ganz ähnlich den elektriſchen.

Spintria (Spinthria, lat.), 1) Erfinder monſtröſer Unzucht, wo ſich Männer zu 3 einander ſchändeten (vgl. Sellarii); die Erfindung war zu des Kaiſers Tiberius Augenweide gemacht; Caligula entfernte die S. aus der Stadt. — 2) (Spintriati), Münzen oder geſchnittene Steine, welche unzüchtige Gegenſtände darſtellen.

Spintum (a. Geogr.), Ort Aethiopiens bei Meroe (Plin. VI, 10, 35).

Spinulosus (bot. Term.), feindornig, bedörnelt, mit kleinen Dornen beſetzt, z. B die Blätter am Rande bei Carthamus tinctorius.

Spinulus (Bot.), nach Cäsalpin, Blätterpilzart, ſ. v. a. Räßling, Agaricus Prunulus *L.*

Spinus (Ornith.), nach Bechſtein, ſ. v. a. Zeiſig, Untergattung von Fringilla *L.*

Spio (Annelid.), nach Fabricius u. Gmelin, Fadenhorn, Gattung der Annelides Dorsibranchiae *Cuv.*, der Ordnung der Rothwürmer und der Zunft der Fußwürmer nach Oken. Charakter: Körper ſchlank; zwei ſehr lange, wie Fühler ausſehende Tentakeln; zwei Augen am Kopfe, und an jedem Körperabſchnitt jederſeits eine Kieme in Geſtalt eines einfachen Fadens. Kleine Würmer des Nordmeers, die in häutigen Röhren wohnen; bekannteſte Arten: 1) S. seticornis *Cuv.*, Nereis seticornis *L.* Fadenförmig, 3 Zoll lang, obenher flach, untenher wie gefurcht und konvex; Kopf nach hinten breiter, mit einen Paar zarter, weicher, geſtreifter Fühler. Röhre dreimal ſo lang als der Körper. Fabricius, in den Berl. Schriften d. n. f. Fr., Bd. VI, T. 5, F. 1—7. — 2) S. filicornis *L.* Mit dicken, geringelten Fühlern von weißer Farbe, ſchwarz gefleckt. Nur ein Zoll lang. Fabricius, F. 8—12. — 3) S. quadricornis *Lam.*, Diplotis hyalina *L.* Mit vier Fühlern: die zwei äußern ſehr lang und fadenförmig, die mittlern ganz kurz und dick. An den Küſten von England. Montague, Linn. Trans. XI, T. 14, F. 6, 7.

Spion (Entom.), Dornſchröterart, ſ. v. a. Rhaginm inquisitor *Fabr.*

Spioncello (ital., Ornith.), ſ. v. a. Waſſerpieper, Motacilla (Anthus) aquatica *Bechst.*

Spione (v. franz. Espion), beſoldete Kundſchafter, welche man beauftragt, über die Kriegsrüſtungen des Gegners, über die Vereinigungspunkte ſeiner Truppen, über Verpflegungsanſtalten, wo möglich auch über die Abſichten des feindlichen Feldherrn und dergleichen an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen oder Beobachtungen anzuſtellen. Bisweilen bedient man ſich ihrer auch, um den Feind durch falſche Nachrichten, welche ihm in die Hände geſpielt werden, zu fehlerhaften Maßregeln zu verleiten, wobei man ſich aber zu hüten hat, daß man durch den Spion, der in dieſem Falle beiden Parteien dienen muß, nicht ſelbſt betrogen wird. Wer die S. am beſten bezahlt, wird von ihnen auch am beſten bedient. Napoleon gab einigen S.n ſeiner Feinde das Doppelte von dem, was ſie von dieſen erhielten, und erhielt dadurch oft die wichtigſten Nachrichten. Ueberhaupt war die Spionerie bei den Franzoſen am beſten organiſirt; in dem Hauptquartier jedes größeren Armeecorps gab es ein förmliches Bureau d'espionnage, dem ein geſchickter Generalſtabsoffizier vorſtand. Das Geſchäft des Spionirens iſt eben ſo ſchwierig als gefahrvoll, denn immer noch wird ein ertappter Spion mit dem Tode beſtraft, obgleich ihre Verrichtung zur ſchnellen Beendigung des Krieges und ſelbſt zur Verminderung der Verluſte an Menſchen im Allgemeinen viel beiträgt, und alſo nach den höheren Grundſätzen der Moral, welche das kleinere

Digitized by Google

Uebel um des größeren Guten willen tolerirt, nicht gerabezu verwerflich erſcheint. Man bedient ſich daher anch der Perſonen aus höheren und niederen Ständen hierzu, und nur die perſönliche Abſicht derſelben vermag zu entſcheiden, ob ſie Verachtung oder Bewunderung verdienen. Man hat deshalb die S. in verſchiedene Klaſſen getheilt, wovon eine jede zu beſonderen Aufträgen verwendet wird, mit mehr oder weniger Rückſichten behandelt ſeyn will, auch nichtimmer durch Geld zu gewinneu iſt. Es hat Perſonen gegeben, die ſich bloß aus Haß gegen die feindliche Partei zum Spioniren brauchen ließen, große Geldſummen darauf verwendeten und doch jede Entſchädigung beharrlich ablehnten; ſolche Perſonen ſind allerdings ſelten, aber man findet immer ähnliche Charaktere, wenn die Feindſchaft der kriegführenden Parteien auch auf die Völker übergegangen iſt. Sobald man die Ueberzeugung erlangt hat, daß nur edle Triebfedern eine Perſon zum Spioniren bewegen, muß man auch ſorgfältig vermeiden, ſie zu kompromittiren, überhaupt will das ganze Geſchäft mit großer Vorſicht und Verſchwiegenheit behandelt ſeyn. Durch ſolche S. erhält man aber auch die wichtigſten Nachrichten über organiſche nnd perſönliche Verhältniſſe der feindlichen Macht. Es iſt nicht gerade nothwendig, daß ein Spion dem feindlichen Volke angehöre, er muß aber deſſen Sprache gründlich verſtehen unb wo möglich Verbindungen mit ihm haben. Unter den S.n niederer Klaſſen ſtehen Juden, Schmuggler, ſchlechtgeſinnte oder liederliche Beamte, geldgierige Prieſter und leidenſchaftliche Weiber oben an. Sie ſind eigentlich die S. par excellence, weil man ſich darunter Menſchen zu denken pflegt, die ſich für ſchnöden Lohn zum Verrath dingen laſſen, und ſie deshalb auch mit Recht als verächtliche Werkzeuge betrachtet. Die weiter oben bezeichneten Perſonen nennt man gewöhnlich **Kundſchafter**. Ueber die Klaſſificirung und Behandlung der S., ſo wie über die Art, ſich ihrer mit Geſchicklichkeit und ohne Gefahr, verrathen zu werden, zu bedienen, findet man in Deckers „Generalſtabswiſſenſchaft (S. 119—132) vollſtändige Belehrung.

Spionereis (Annelid.), nach **Blainville**, Würmergattung, ſ. v. a. Spio *Cuv.*

Spira (lat.), 1) (Mollusk.), ſ. v. a. das Gewinde der einſchaligen Mollusken, manchmal auch das der Polythalamien; — 2) gewundener, gedrehter Körper in Geſtalt einer Schnecke; — 3) Kuchen, Backwerk, welches die äußere Form einer Schnecke hatte; — 4) der untere, über dem Plinth liegenbe, wulſtige oder bauchige Theil der Sänle; — 5) Stellung der Soldaten, wo ſich die Glieder um einander ſtellen.

Spira (m. Geogr.), das frühere Augusta Nemetum, jetzt Speier.

Spira (Biogr.), **Johannes de**, auch **Johann von Speier**, wahrſcheinlich einer von jenen dentſchen Buchdruckern, welche nach der Eroberung von Mainz durch Adolf von Naſſau 1462 auswanderten und ihre Kunſt in alle Länder Europa's verpflanzten. Gewiß iſt, daß er der erſte Typograph war, welcher ſeine Kunſt nach Venedig verpflanzte, wo ſie eine ſo gedeihliche Pflege und Aufnahme fand, daß dort bis zum J. 1500 bereits 200 Officinen ſich gebildet hatten. Vgl. **Denis**, „Suffragium pro Joanne de S., primo Venetorum typographo“, Wien 1794. Das erſte Werk dieſes S. ſind die „Epistolae“ des Cicero von 1469, jetzt ein Werk von der höchſten Seltenheit und daher in Frankreich ſchon mit 2000 Francs bezahlt. Ihm folgte in demſelben Jahre die nicht minder ſeltene „Historia naturalis“ des Plinius, welche nur in hundert Exemplaren abgezogen wurde. Seine undatirte Ausgabe des Tacitus, zugleich die princeps dieſes Schriftſtellers, iſt das erſte mit arabiſchen Blattziffern bezeichnete Buch. Ueber dem Druck der Schrift des Auguſtinus „De civitate Dei“ überraſchte ihn der Tod. Sein Bruder **Wendelin von S.** führte ſeine Officin fort und leiſtete, eine kurze Zeit in Geſchäftsgemeinſchaft mit Johann von Köln, gleichfalls Vortreffliches für ſeine Zeit. Zunächſt vollendete er 1470 das Werk des Auguſtinus; in demſelben Jahre druckte er den Virgil, auch wahrſcheinlich den Salluſt; 1471 die erſte ital. Bibel nach der Ueberſetzung von Niccolo Malermi; 1472 den Strabo u. ſ. w. Sein Name verſchwindet nach dem Jahr 1477.

Spira (Espira de la Gly, Waarenk.), ein rother Rouſſillon 2. Klaſſe.

Spirabel (v. Lat.), athembar, verhauchbar.

Spirabilität (v. Lat.), 1) Athembarkeit der Luft; — 2) Verdunſtbarkeit eins Körpers.

Spiracantha (Bot.), nach **Linné**, Gatt. der Compositae homoianthae *Rchb.* Einzige **Art**: S. cornifera *H. B.*, Acosta Rolandrae *Dec.* Baum in Neu-Granada.

Spiracula (lat.), Zuglöcher.

Spiraculum (Entomol.), ſ. v. a. Stigma oder Luftloch der Ringelthiere, ſ. **Arthrozoa** und **Zoologie**.

Spiradiclis (Bot.), nach **Blume**, Gatt. der Rubiaceae Hedyotideae *Dec.* Einzige Art: S. caespitosa *Blum.* Ausdauerndes Kraut auf Java.

Spiräa (Bot.), nach **Linné**, **Spierſtaude**, Gattung der Rosaceae *Juss.*, der Spiraeaceae *Spach*, Icosandria Pentagynia *L.* **Charakter**: Kelch fünfſpaltig, bleibend; fünf runde Kronenblätter, ein od. mehre getrennte, ſelten am Grunde vereinigte, kurz geſpitzte, nach innen aufſpringende, 2—6ſamige Fruchtbehälter (Karpellen, Kapſeln). Zierliche Sträucher oder Stauden auf der nördlichen Erdhälfte, mit einfachen nnd fiederigen Blättern; Blüthen weiß, bisweilen roſenroth, in großen, prächtigen Sträußern, daher häufig als **Zierpflanzen** in Gärten und Parkanlagen; mehre Arten auch als **Arzneipflanzen** bekannt. Von 75 **Arten** ſind als die wichtigſten zu nennen: a) **Stauden**: 1) S. Filipendula *L.*, **knollige Spierſtaude**, **Filipendelwurz**, **rother Steinbrech**, **Erdeicheln**, **Tropfwurz**, **Neu-Kraftwurz**, **Waſſerfarnkraut**, **Haarſtrang**. Ausdauernd, auf trocknen Wieſen und Rainen in Europa und im nördlichen Aſien. Blätter unterbrochen-fiederſchnittig; Abſchnitte länglich, fiederſpaltig-eingeſchnitten, mit geſägten Lappen; Trugdolden ſproſſend;

Karpellen zahlreich, gerade, kurzhaarig. Stengel 2 Fuß hoch, Wurzeln lang, fadenförmig, am Ende derſelben kleine erbſengroße Knollen. In den Gärten findet ſich eine ſchöne Varietät mit gefüllten Blüthen. Officinell ſind die Wurzel, die Blätter u. Blüthen, Radix, Herba s. Folia et Flores Filipendulae s. Filipendulae tenuifoliae s. Saxifragae rubrae s. Oenanthes s. Filicis floridae s. Filicis aquaticae s. Osmundae. Man ſammelt die Wurzel, eigentlich aber nur die fleiſchigen, ſchwarzbraunen, inwendig röthlichen Knollen im Spätherbſt oder zeitig im Frühlinge, wo ſie ſchwach gewürzhaft, etwas den Orangeblüthen ähnlich riechen und ſüßlich-bitterlich, ſchwach-herbe und gewürzhaft ſchmecken. Man gebraucht ſie als ein ſtärkendes, eröffnendes Mittel und vorzüglich bei Krankheiten der Urinwerkzeuge, Blennorrhöen u. dgl., in neuern Zeiten hat man ſie ſogar gegen Waſſerſcheu empfohlen. Die Blätter und Blüthen haben im friſchen Zuſtande gleichfalls einen angenehmen Geruch und die erſtern werden von den Koſaken gegen den Bandwurm gebraucht. Flor. dan., T. 635. — 2) S. Ulmaria *L.*, Ulmenſpierſtaude, Matten-, Sumpfſpierſtaude, Krampf- oder Wurmkraut, Geißbart, Geißwedel, Bocksbart, Waldbart, Ziegenbart, Geißfuß, Johanniswedel, Mädeſüß (Mattenſüß), Mägdeſüß, Wieſenkönigin. Ausdauernd, auf feuchten Wieſen, beſonders an Bächen in Gebüſch durch ganz Europa und Nordaſien. Stengel eckig, 2—4 Fuß hoch; Blätter unterbrochen gefiedert, unten weißfilzig; Blättchen oval, ganz, ungrades größer und drei- bis fünflappig; Blüthen an ſproſſenden Riſpen. Kommt als Zierpflanze mit ſchönen, ſtarkgefüllten Blüthen vor. Officinell ſind Wurzel, Blätter u. Blüthen, Radix, Herba et Flores reginae prati s. reginae pratorum, Ulmariae, Drimopogonis, Spiraeae, Barbae caprinae s. Barbulae caprinae; ſie ſind eine Zeitlang vernachläſſigt worden, allein in neueſter Zeit hat man vorzüglich die Blätter und auch die Blüthen wieder häufiger in Anwendung gezogen. Die Wurzel und die Blätter haben einen ſchwach-aromatiſchen Geruch und einen bitterlich-herben Geſchmack und ſind vorzüglich als gelind-adſtringirende und toniſche Arzneien in Anwendung. Die Wurzel brauchen die Landleute mancher Gegenden gegen Wechſelfieber. Die Blüthen haben einen Geruch, welcher dem von bittern Mandeln und Pomeranzenblättern ähnlich iſt. Man gebraucht ſie als ein Mittel gegen Spulwürmer, wo ſie ziemlich gute Dienſte leiſten. Dieſe Spiräe iſt in neuerer Zeit Gegenſtand vielfacher chemiſcher Unterſuchungen geweſen. Löwig fand darin das Spiräaöl und die Spiräaſäure oder den Spiroylwaſſerſtoff. Vergl. Löwig, Chemie der organ. Verbindungen, u. Flor. dan., T. 547. — 3) S. Aruncus *L.*, Waldſpierſtaude, Waldgeißbart, Waldbocksbart, Geißwedel. Blätter dreifach gefiedert, Blättchen ſpitz oval und gezähnt, das ungrade oval; Blüthen in riſpenförmigen Aehren; zweihäuſig, mit 5 Bälgen. Ausdauernd, an feuchten Stellen in Bergwäldern, faſt durch ganz Europa. Früher waren Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Folia et Flores Barbae caprae, officinell und wurden als gelind zuſammenziehende und fiebervertreibende Mittel angewendet. Pall., Flor. ross. I, T. 26. — 4) S. tomentosa *L.*, filzige Spierſtaude. Rothfilzig; Blätter oval, doppelt gezähnt; Blüthen dunkelroth, in riſpenartigen Trauben, Bälge filzig. In Kanada auf Bergen. Iſt in der Heimath als ein toniſch-adſtringirendes Mittel officinell. Pluk., Phyt. T. 321, F. 5. — b) Sträucher: 5) S. salicifolia *L.* Stengel aufrecht, 3—5 Fuß hoch, äſtig, braun; Aeſte zahlreich, aufrecht; Blätter lanzettförmig, geſägt, glatt; Blüthen zierlich, in zuſammengeſetzten, länglichen Endtrauben. In Sibirien, wo die Blätter als Thee benutzt werden. Häufige Zierpflanze in Parkanlagen. Schkuhr, T. 124. — 6) S. hypericifolia *Dec.* Blätter länglichoval, drei- bis vierrippig; Blüthen weiß in doldenartigen Sträuchern; über mannshoch. In Ungarn, Sibirien und Nordamerika. Die Blätter ſind wohlriechend und werden als Thee benutzt. In den Gärten finden ſich mehre Varietäten von dieſer Art. Schkuhr, T. 134. — 7) S. opulifolia *L.*, ſchneeballblättrige Spierſtaude. Ein 6—12 Fuß hoher, äſtiger Zierſtrauch mit brauner, riſſiger Rinde; Blätter geſtielt, dreilappig, Lappen ſpitz, doppelt geſägt; Blüthen zierlich, weiß, vor dem Aufblühen geröthet. In Virginien, Kanada. Schmidt, Oeſterr. Baumzucht. 1, T. 52. — Die Gatt. iſt der Typus der Spiräaceä (ſ. d.).

Spiräaceä (Bot.), nach Spach u. Kunth, Spiräaceen, Spierſtauden, dikotyledoniſche Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch bleibend, fünfſpaltig; die Zipfel einreihig, im Blüthenknopfe dachig. Blume auf dem Kelchſchlunde, fünfblättrig. Blumenblätter gleich. Staubgefäße zahlreich. Piſtill frei, aus mehren (meiſt 5) gewöhnlich getrennten, im Kreiſe geſtellten, mehreiigen Fruchtblättern beſtehend. Ein Griffel auf der Spitze eines jeden Eierſtocks. Früchtchen hülſenförmig (balgkapſelartig) an der Bauchnaht aufſpringend, mehrſamig (ſelten einſamig). Sträucher oder ausdauernde Kräuter; Blätter wechſelſtändig, einfach, auch ein- oder mehrfach-gefiedert, meiſt geſägt. Nebenblätter bald vorhanden, bald fehlend. Blüthen zwitterig oder eingeſchlechtig, in Schirmtrauben, Trugdolden oder äſtigen (riſpigen) Trauben und Aehren. Die Familie enthält gegen 60 Arten in 9 Gattungen (nach Bartling), welche in der nördlichen, gemäßigten Zone beider Erdhälften wachſen, mit Ausnahme weniger, in Südamerika einheimiſcher Arten. Nach Reichenbach bilden die Spiräaceen eine Untergruppe der Rosaceae Potentilleae, nach Oken machen ſie die Zunft der Blumen-Aepfler oder Spieren (Kl. 16, Zunft 12) aus. Vgl. Cambeſſèdes, Monogr. Spiraec. in Annal. Sc. nat. 1, S. 227.

Spiräain (Spiräin, Chem.), ein gelber Farbeſtoff der Blüthen der Spiraea Ulmaria, von Pagenſtecher entdeckt, wird rein erhalten, wenn man die Blüthen mit Aether auszieht, die ätheriſche Löſung mit Waſſer fällt, den Niederſchlag mit Alkohol löſt, die Löſung verdunſtet und letztere Operation noch einige Male wiederholt. Ein gelbes, kryſtalliniſches

Pulver, wird in höherer Temperatur zerſetzt, löſt ſich nicht in Waſſer, leicht in Alkohol und Aether; dieſe Löſungen ſind in koncentrirtem Zuſtande dunkelgrün, im verdünnten gelb, und reagiren ſchwach ſauer. Aetzalkalien bilden eine gelbe Löſung, beim Erwärmen mit einer Löſung von kohlenſaurem Kali wird die Kohlenſäure ausgetrieben; Säuren fällen daraus das S. unverändert; die alkaliſchen Löſungen bräunen und zerſetzen ſich an der Luft. Durch alkaliſche Erden, reine Erden und mehre Metallſalze wird das S. gefällt. Koncentrirte Salpeterſäure löſt es mit rother Farbe und verändert es erſt durch längeres Kochen; Schwefelſäure löſt es ohne Zerſetzung; Salzſäure iſt ohne Wirkung. Zuſammenſetzung: $C_{15}H_8O_7$.

Spiräaöl (Chem.), durch Deſtillation mit Waſſer von den Blumen der Spiraea Ulmaria erhalten. Dieſes Oel iſt nach den Unterſuchungen von Pagenſtecher nicht fertig gebildet in den Blüthen enthalten, ſondern ein Produkt der Einwirkung des Waſſers. Es iſt im rohen Zuſtande gelb, ſchwerer als Waſſer, riecht wie die Blüthen, ſiedet bei + 85° und ſtellt ein Gemiſch von zwei, vielleicht drei flüchtigen, ölartigen Stoffen dar, von denen der eine die ſalicylige Säure iſt. Läßt man das Oel mehre Wochen bei — 18 bis 20° ſtehen, ſo ſcheiden ſich große durchſichtige Kryſtalle der Säure aus, die in gewöhnlicher Temperatur ſchmelzen; das Oel enthält außerdem eine kampherartige, in weißen perlmutterglänzenden Schuppen kryſtalliſirende Materie, die in gewöhnlicher Temperatur feſt bleibt. Bringt man es mit Kalilauge zuſammen, ſo verbindet ſich die Säure mit dem Alkali, während das nicht ſaure Oel abgeſchieden wird und durch Deſtillation mit Waſſer daraus erhalten werden kann. Es iſt farblos, weniger flüchtig, als Waſſer, und beſitzt ebenfalls den Geruch der Pflanze.

Spiraaſäure, ſ. Salicylige Säure.

Spräum (a. Geogr.), Vorgebirg in Argolis auf dem Gebiete am Epidaurus, nördlich von dieſem und nahe an der korinthiſchen Grenze.

Spiragyne (Bot.), nach Necker, Untergatt. von Gentiana *L.*

Spiral (v. Lat.), ſchneckenförmig gewunden.

Spiralammonit (foſſ. Cephalop.), ſ. v. a. Topäum oder Crioceras (ſ. d.).

Spiralarme (Brachiop.), auch Fangarme und Tentakeln genannt, die beiden vor oder hinter dem Munde der Brachiopoden ſtehenden Arme (daher Armfüßer), welche meiſt ſpiralförmig aufgerollt ſind und aus einer muskulöſen, an beiden Enden geſchloſſenen und während des Lebens mit Flüſſigkeit erfüllten Röhre beſtehen. Durch Zuſammenziehung der Muskelfaſern, aus denen die Röhren beſtehen, wird die Flüſſigkeit gegen die Spitze getrieben und der ſpiral gewundene Arm entfaltet, ſo daß er die Schalen auseinander treibt und ſich aus ihrer Oeffnung hervorſtreckt. Aeußerlich ſind dieſe Arme mit ſehr vielen kontraktilen Fühlfäden beſetzt, die wahrſcheinlich während des Lebens eine bedeutende Flimmerbewegung beſitzen. Der Raum zwiſchen den freien Mantelblättern wird gänzlich von dieſen Armen ausgefüllt. Die Terebratuliden (Terebratula, Spirifer, Pentamerus, Stringocephalus, Leptäna, Productus, Chonetes, Orthis, Thecidea, Calceola) haben zum Tragen der Arme auf der Innenſeite der Schalen ein beſonderes Kalkgerüſt (Stuhl). S. Brachiopoda.

Spiralbiegekluppe, ſ. v. a. Spiralſiderkluppe.

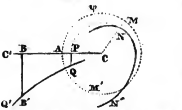
Spiralbinde (Chir.), ſ. Binden.

Spiralblatt (Anat.), ſ. Ohr.

Spiralen (Spirallinien, Math.), mehre Arten krummer Linien, die zu den höheren Kurven gerechnet werden und im praktiſchen Leben von hoher Bedeutung ſind. Der Name bezeichnet den Gegenſtand ſehr deutlich, deutſch würde man etwa dafür Schneckenlinien gebrauchen können, indem die Gehäuſe mancher Schnecken eben ſo ſpiralförmig gewunden erſcheinen. Es waren manche dieſer Linien bereits dem Alterthum bekannt, unter Andern hat Conon ein Zeitgenoſſe Archimedes', eine Art derſelben erfunden, die nachher von dem zuletzt genannten Geometer weiter unterſucht und nach ihm benannt wurde. Am meiſten beſchäftigten ſich aber die Mathematiker des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts mit ihnen, ſo Fermat, Gregorius von St. Vincent, Cavalieri, Roberval, Hobbes, Descartes, Jak. Bernoulli, welcher letztere bereits die höhere Analyſis zu ſeinen Entwickelungen gebrauchte, der vorletzte kam aber auf die logarithmiſche Spirale, indem er eine Kurve ſuchte, welche mit den aus einem Mittelpunkte gezogenen Geraden einen unveränderlichen Winkel machen ſoll; auch fand er, daß die Fläche, auf welcher ein ſchwerer Körper allenthalben daſſelbe relative Gewicht behalten ſoll, ſo gekrümmt ſeyn müſſe, daß die nicht parallelen Richtungen der Schwere mit ihr immer gleiche Winkel machen müſſen. Dieſelbe Art der S. tritt aber im Leben ſonſt noch mannichfaltig auf, z. B. als Projektion der loxodromiſchen Linie der Seefahrer auf die Ebene des Aequators nach ſtereographiſcher Entwerfungsweiſe, wobei auch der loxodromiſche Winkel derjenige iſt, unter welchem die Radien die Spirale ſchneiden. Sie iſt zugleich im leeren Raume die Bahn eines Körpers, der nach einem Mittelpunkte einer ſolchen Kraft getrieben wird, die ſich umgekehrt wie der Kubus des Abſtandes von jenem Mittelpunkt verhält. Die Flügel eines Ankers werden zum Widerſtand auf das vortheilhafteſte nach einer logarithm. Spirale gekrümmt, ſo daß der Neigungswinkel gegen die Linien aus dem Mittelpunkt $67\frac{1}{2}$ Grad beträgt, was Chapman in ſeiner Abhandlung von der beſten Form der Schiffsanker beweiſt. Die Schraubengänge der Bohrer und anderer derartigen Werkzeuge ſind ebenfalls S. Schriftſteller über die S. ſind: Clairaut, Sur la S. d'Archimede in den Mém. de l'Acad. des Sciences; — Varignon, La formation de Spirale, ebendaſ.; — Hausmann, De lineis spiralibus specimen etc., Leipz. 1790; — Schulz, De spirali logarithmica Regio, Mont. 1800; — Eytelwein in ſeinem Handb. der Statik feſter Körper, Berlin 1840, welchem letzteren wir Folgendes entlehnen: Von den Spirallinien. Die Linie BC (Fig. 1)

Digitized by Google

Fig. 1.



ſey die Axe irgend einer gegebenen krummen oder einer geraden Linie QQ', deren Name und Lage durch eine Gleichung zwiſchen den rechtwinkeligen Koordinaten $CP = z$ und $PQ = u$ beſtimmt iſt. Für zwei bekannte Koordinaten ſey $CB = a$ und $BB' = b$, ſo läßt ſich mit Hülfe der gegebenen krummen Linie QQ' eine zweite krumme Linie NN' durch folgendes Verfahren finden. Aus dem Punkte C als Mittelpunkt beſchreibt man mit dem Halbmeſſer $CA = 1$ den Kreis AMM'A, deſſen Umfang alsdann $= 2\pi$ iſt; auch werde jeder Bogen dieſes Kreiſes, von der Axe CB ab, aus A nach M gemeſſen. Nun kann ein jeder Kreisbogen, wie $AM = \psi$, ſo angeſehen werden, als wenn er mit irgend einer Ordinate $PQ = u$ der gegebenen krummen Linie zuſammen gehört, indem man den Bogen ψ durch folgende Proportion beſtimmt: $b : u = 2\pi : \psi$. Es iſt daher Bogen $\psi = \frac{2\pi u}{b}$. Durch den Endpunkt M des Bogens ψ ziehe man den Halbmeſſer CM, trage die Abſciſſe $CP = z$ aus C nach N, ſo erhält man dadurch einen Punkt N in der krummen Linie NN', deſſen Abſtand vom Mittelpunkte $C = CN = z$ iſt. Auf eine ähnliche Art laſſen ſich mehre Punkte wie N finden, durch welche man die krumme Linie NN' beſchreiben kann, welche man eine Spirallinie nennt. Die gegebene Linie QQ', welche jede beliebige Lage erhalten kann und zur Beſchreibung der Spirallinie NN' erfordert wird, heißt die erzeugende Linie (Generatrix, Génératrice); der Mittelpunkt C der Pol der Spirallinie; der Kreis $AMM'A = 2\pi$ der Grundkreis oder die Baſis, deren Anfangspunkt A iſt; die Linie CC' die Axe der Spirallinie, der Winkel ACM für den Bogen ψ der Polarwinkel des Punktes N und CN der Polarabſtand (Radius vector) dieſes Punktes. So verſchieden, als die Erzeugungslinie QQ' ſeyn kann, ſo verſchieden muß auch die Geſtalt der Spirallinie NN' ausfallen. Iſt daher QQ' eine gerade Linie, eine Parabel, eine Hyperbel u. ſ. w., ſo heißt die Spirallinie eine lineare, paraboliſche, hyperboliſche u. ſ. w. Jede dieſer Spirallinien kann aber nach den verſchiedenen Lagen, welche die Erzeugungslinie erhält, verſchieden ſeyn. Weil der Bogen $\psi = \frac{2\pi u}{b}$ nach Verſchiedenheit der Werthe jede Größe erhalten und den Umfang des Grundkreiſes (2π) vielmal übertreffen kann, ſo folgt hieraus, daß ſich die Spirallinie eben ſo oft um ihren Pol C windet. Erhält u einen negativen Werth, oder fällt PQ oberhalb der Linie CB, ſo wird auch der Bogen ψ negativ und man muß die Länge dieſes Bogens von A nach M, alſo in entgegengeſetzter Richtung abmeſſen. Die Gleichung $\psi = \frac{2\pi u}{b}$ bleibt aber unverändert, weil ψ mit u zugleich negativ wird. Uebrigens iſt es willkürlich, wo man zur Beſtimmung des Maßes für den Bogen ψ den Anfangspunkt A in der Linie CB annimmt, wenn man nur die Vorausſetzung beibehält, daß für den Grundkreis der Halbmeſſer $CA = 1$ iſt. Jeder Bogen, welcher von der Axe CC' anfängt und um den Pol herumgeht, bis er wieder dieſe Axe ſchneidet, heißt eine Windung der Spirallinie. Der Abſtand zweier aufeinander folgenden Windungen wird hier immer auf derjenigen Linie gemeſſen werden, welche verlängert durch den Pol geht.

Die lineare oder archimediſche Spirallinie. Die gerade Linie KK' (Fig. 2 u. 3) als Erzeugungslinie einer Spirale, deren Pol in C liegt, durchſchneide die Axe CC' in A, ſo wird ihre Lage gegen die Axe auf folgende Art beſtimmt, wenn für irgend eine beſtändige Linie $BB' = b$, die Weite $CB = a$, und für den Durchſchnittspunkt A die Weite $CA = c$ bekannt iſt; für irgend einen Werth $PQ = u$ beſtimme man den zugehörigen Bogen AM durch Proportion: $b : u = 2\pi : \psi$, indem man $\psi = \frac{2\pi u}{b}$ nimmt, ſo erhält man den Punkt M, alſo auch die Linie CM, und auf derſelben den Punkt N, wenn $CN = CP = z$ genannt wird. Fällt P'Q' oberhalb CC', ſo iſt u, alſo auch ψ negativ, daher muß der Bogen ψ von A nach M' getragen werden. Auf dieſe Art laſſen ſich für jeden Werth von u die zugehörigen Punkte N in der Spirallinie finden; auch wird es hiernach leicht ſeyn, eine allgemeine Gleichung für die linearen Spirallinien anzugeben. Denn es verhält ſich (Fig. 2) $BB' : AB = PQ : AP$ oder $BB' : BC - AC = PQ : CP - CA$, daher $b : a - c = u : z - c$, und dieſelbe Proportion gilt auch für Fig. 3. Eben ſo verhält ſich (Fig. 2) $BB' : AB = P'Q' : AP'$ oder $BB' : BC - AC = P'Q' : AC - CP$, daher folgt: $b : a - c = -u : c - z$ oder $b : a - c = u : z - c$. Auf gleiche Art erhält man (Fig. 3) $b : c - a = u : c - z$ oder $b : c - a = -u : z - c$; alſo für dieſe beiden Fälle $b : a - c = u : z - c$. Es iſt daher ganz allgemein $u = \frac{b(z-c)}{a-c}$. Weil aber $u = \frac{b\psi}{2\pi}$, ſo erhält man hieraus, wenn z entwickelt wird, eine allgemeine Gleichung für die linearen Spirallinien

(I): $z = c + (a - c)\frac{\psi}{2\pi}$. Für $\psi = 0$ wird $z = c$, welches ſehr wohl zu merken iſt, damit die Werthe von ψ richtig beurtheilt werden können, und damit man denjenigen Punkt in der Spirallinie ſogleich angeben kann, für welchen $\psi = 0$ iſt. Weil der Bogen ψ jeden poſitiven oder negativen Werth erhalten und bis ins Unendliche wachſen kann, ſo wird die lineare Spirale in unzählig vielen Windungen um ihren

Pol herumgeführt werden können. Auch folgt hieeaus, daß, wenn die Polaewinkel ψ um gleich viel erwachſen, ſo müſſen auch die Polarabſtände z um gleich viel zunehmen. Für $c = 0$ fällt (Fig. 2 und 3) A in C (Fig. 4), und die allge-

Fig. 2.

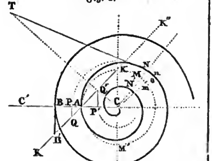


Fig. 3.

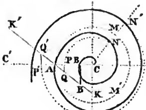
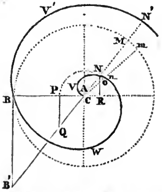


Fig. 4.

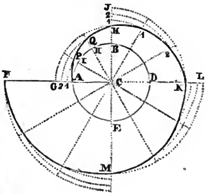


meine Gleichung verwandelt ſich in die gewöhnliche Gleichung für die archimediſche Spirallinie (II) $z = \frac{a\psi}{2\pi}$. Alsdann verhalten ſich die Polarwinkel wie die zugehörigen Polarabſtände der Spirallinie.

Wächſt der Bogen $AM = \psi$ (Fig. 2) um 2π, ſo bleibt die Lage des Halbmeſſers CM, in welchen die Polaeabſtände fallen, ungeändert. Daſſelbe gilt, wenn ψ um 2π abnimmt: Es müſſen daher alle Polarabſtände für die Winkel ψ; $\psi \pm 2\pi$; $\psi \pm 4\pi$; $\psi \pm 6\pi$ u. ſ. w. in eineelei Halbmeſſer CM fallen. Iſt daher irgend ein Abſtand $z = c + (a - c)\frac{\psi}{2\pi}$, ſo ſind für denſelben Halbmeſſer des Grundkreiſes die nächſten Polarabſtände $z' = c + (a - c)\left(\frac{\psi \pm 2\pi}{2\pi}\right)$ $= c + (a - c)\frac{\psi}{2\pi} \pm (a - c)$, alſo der Unterſchied: $z - z' = \mp (a - c)$. Es ſind dahee ſämmtliche Abſtände von zwei auf einander folgenden Windungen dee Spirallinie einander gleich, voeausgeſetzt, daß dieſe Abſtände auf den Halbmeſſern des Grundkeeiſes odee deeen Veelängeeung gemeſſen weeden. In der allgemeinen Gieichung für die Spieallinie wied $z = 0$, wenn $c + (a - c)\frac{\psi}{2\pi} = 0$, oder wenn: $\psi = \frac{-2\pi c}{a - c}$ wird; alsdann fällt die Spieale in den Mittelpunkt C. Bei der gewöhnlichen Spieale, wo $c = 0$ iſt, wied $z = 0$ füe $\psi = 0$. Weil der Bogen ψ auch füe negative Weethe bis ins Unendliche wachſen kann, ſo laſſen ſich für z eben ſo wohl poſitive als negative Werthe angeben. Hiee iſt der Küeze wegen nur von poſitiven Werthen für z die Rede, da übeedies für die negativen Weethe von z eben dieſelbe Spieallinie, aber in einer entgegengeſetzten, erhalten wird. Durch Zeichnung wird dieſe entgegengeſetzte Spirallinie erhalten, wenn man die Erzeugungslinie K'K nach K'' verlängert und danach die zugehörige Kurve aufträgt.

Um jeden Kreis ABDE (Fig. 5) läßt ſich leicht eine Spirallinie AHKMF beſcheeiben, wenn der Abſtand AF zweiee Windungen der Spieale für eineelei Halbmeſſer CF gegeben iſt. Demnach müſſen dem Vorigen nach die Polarabſtände um

Fig. 5.



Digitized by Google

gleich viel zunehmen, wenn die Polarwinkel gleich viel wachſen; wenn man daher die hinlänglich verlängerten ſenkrechten Durchmeſſer AD um BE zieht, und den Bogen AB in eine beliebige Anzahl gleicher Theile: A I, I II, II B und AG $= \frac{1}{4}$ AF in eben ſo viel gleiche Theile A, 1; 1, 2; 2 G eintheilt, die Linien C I, C II und die Bogen 1 P, 2 Q, GH zieht, bis ſich ſolche in den Punkten P, Q, H ſchneiden, ſo kann durch die Punkte APQH die erſte Viertelwindung der Spirale gezogen werden. Je kleiner die Theile A I, I II . . . ſind, deſto genauer läßt ſich die geſuchte Kurve zeichnen. Bei dem übrigen Theile der Spirale wird auf eine ähnliche Art verfahren, wie ſolches leicht aus der Figur erſehen werden kann.

Aufgabe. Die Eigenſchaften der Tangente an irgend einem Punkte der archimediſchen Spirallinie zu beſtimmen. Für den Bogen des Grundkreiſes AM $= \psi$ (Fig. 2) ſey N der zugehörige Punkt der Spirale. Wächſt nun die Spirallinie AN um das Element Nn, ſo wächſt AM $= \psi$ um Mm $= d\psi$. Man ziehe No ſenkrecht auf Cn, ſo iſt on $=$ dz, und es verhält ſich CM : Mm $=$ CN : No oder $1 : d\psi = z : NO$, alſo iſt No $= zd\psi$. Nun fällt die zum Punkte N gehörige Tangente NT mit dem Elemente Nn zuſammen, und wenn man die Subtangente CT, wie erfordert wird, ſenkrecht auf CN zieht, ſo iſt $\triangle$ noN $\backsim$ NCT, alſo verhält ſich uo : No $=$ NC : CT oder $dz : zd\psi = z : CT$, daher iſt $CT = z^2 \frac{d\psi}{dz}$. Aus der allgemeinen Gleichung $z = c + (a - c) \frac{\psi}{2\pi}$ erhält man $\frac{d\psi}{dz} = \frac{2\pi}{a - c}$, daher iſt die Subtangente (I) $CT = \frac{2\pi z^2}{a - c}$. Mit dem Halbmeſſer CN $= z$ beſchreibe man den Bogen NP, ſo iſt derſelbe $= z\psi$, oder man erhält, weil $\psi = \frac{2\pi (z - c)}{a - c}$ iſt, Bogen NP $= z\psi = \frac{2\pi z (z - c)}{a - c} = \frac{2\pi z^2}{a - c} - \frac{2\pi cz}{a - c}$, daher $\frac{2\pi z^2}{a - c}$ $=$ Bogen NP $+ \frac{2\pi cz}{a - c}$. Es iſt daher auch die Subtangente CT $=$ Bogen NP $+ \frac{2\pi cz}{a - c}$. Für $a = 0$ wird CT $=$ Bogen NP $- 2\pi z$ und für $c = 0$ iſt CT $=$ Bogen NP. Man ſetze den Winkel CNT $= \omega$, ſo iſt $tg\omega = \frac{CT}{CN}$ oder (II) $tg\omega = \frac{2\pi z}{a - c} = \frac{2\pi c}{a - c} + \psi$. Für $z = 0$ wird: $tg\omega = 0$, alſo fällt die Tangente, welche die Spirallinie im Pole C berührt, in den Halbmeſſer AC. Für $z = a - c$ iſt $tg\omega = 2\pi = 6{,}283185 = tgt\ 80^\circ\ 57'\ 25''$ und für $z = 2(a - c)$ wird $tg\omega = 4\pi = 12{,}566370 = tgt\ 85^\circ\ 27'\ 0''\ 3'''$.

Aufgabe. Die Länge des Bogens der archimediſchen Spirallinie zu finden. **Auflöſung:** Damit die Länge dieſes Bogens vom Pole ab beſtimmt werde, und derſelbe mit $\psi = 0$ zugleich verſchwinde, ſo muß zur Beſtimmung der Polarabſtände die Gleichung II) $z = \frac{a\psi}{2\pi}$ angenommen werden, wo ψ mit z zugleich $= 0$ wird. Es ſey daher (Fig. 4) der Bogen CN $= v$, deſſen zugehöriger Bogen am Grundkreiſe $= \psi$ iſt, ſo erhält man für $Nn = dv$, $on = dz$ und $No = zd\psi$, alſo $Nn = \sqrt{(on^2 + No^2)}$ oder $dv = \sqrt{(dz^2 + z^2 d\psi^2)}$. Es iſt aber $dz = \frac{ad\psi}{2\pi}$, alſo $d\psi^2 = \frac{4\pi^2 dz^2}{a^2}$, daher $dv = dz \sqrt{\left(1 + \frac{4\pi^2 z^2}{a^2}\right)}$ $= \frac{dz}{a} \sqrt{(a^2 + 4\pi^2 z^2)}$, folglich

$$v = \frac{1}{a} dz \sqrt{(a^2 + 4\pi^2 z^2)}$$

$= \frac{zw}{2a} + \frac{a}{4\pi} \log n (2\pi z + w) + Const$, wo zur Abkürzung $a^2 + 4\pi^2 z^2 = w^2$ geſetzt worden iſt. Für $v = 0$ wird $z = 0$ und $w = a$, daher $Const = - \frac{a}{4\pi} \log na$, folglich der Bogen $v = \frac{zw}{2a} + \frac{a}{4\pi} \log n \left(\frac{2\pi z + w}{a}\right)$. Am Ende der erſten Windung iſt $z = a$, alſo $w = a \sqrt{(1 + 4\pi^2)}$, daher erhält man die Länge der Spirallinie, welche die erſte Windung bildet, oder wenn $\psi = 2\pi$ wird $= \frac{1}{2} a \sqrt{(1 + 4\pi^2)}$ $+ \frac{a}{4\pi} \log n [2\pi + \sqrt{(1 + 4\pi^2)}]$. Am Ende der zweiten Windung iſt $z = 2a$, alſo $w = a \sqrt{(1 + 16\pi^2)}$, folglich die Länge der erſten und zweiten Windung $= a \sqrt{(1 + 16\pi^2)} +$ $\frac{a}{4\pi} \log n [4\pi + \sqrt{(1 + 16\pi^2)}]$.

Aufgabe. Die Krümmungshalbmeſſer zu finden. — **Auflöſung.** Man ſetze (Fig. 4) AB $= x$, PM $= y$, ſo iſt $a = - z \cos \psi$ und $y = z \sin \psi$. Soll nun ψ mit z zugleich verſchwinden, ſo erhält man die gewöhnliche Gleichung: $z = \frac{a\psi}{2\pi}$, daher $dz = \frac{ad\psi}{2\pi}$. Wird nun $d\psi$ konſtant angenommen, ſo iſt $d^2\psi$ und $d^2z = 0$, daher: $dx = - dz \cos \psi + dz\psi \sin \psi$, $d^2x = 2dzd\psi . \sin \psi + zd\psi^2 . \cos \psi$; $dy = dz . \sin \psi + zd\psi \cos \psi$; $d^2y = 2dzd\psi . \cos \psi - zd\psi^2 . \sin \psi$ und hieraus nach erforderlicher Zuſammenziehung $dyd^2z - dxd^2y = 2dz^2 d\psi + z^2 d\psi^3$, oder wenn man ſtatt $d\psi$ ſeinen Werth

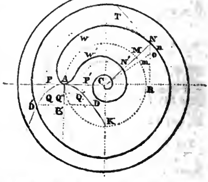
$\frac{2\pi dz}{a}$ ſetzt, $dyd^2x - dxd^2y = \frac{4\pi}{a^2}.(a^2 + 2\pi^2 z^2)$. Nun iſt nach bekannten Regeln, wenn ϱ den Krümmungshalbmeſſer für den Punkt N bezeichnet, $\varrho = \frac{dv^3}{dyd^2x - dxd^2y}$, daher findet man, weil $dv = \frac{dz}{a} \sqrt{(a^2 + 4\pi^2 z^2)}$, den Krümmungshalbmeſſer $\varrho = \frac{\sqrt{(a^2 + 4\pi^2 z^2)^3}}{4\pi (a^2 + 2\pi^2 z^2)}$ $= \frac{a \sqrt{(1 + \psi^2)^3}}{2\pi (2 + \psi^2)}$. Für $\psi = 0$ oder im Pole C iſt $\varrho = \frac{a}{4\pi} = 0{,}079577 \,.\, a$. Am Ende der erſten Windung bei A iſt $z = a$ oder $\psi = 2\pi$, daher der Krümmungshalbmeſſer

$$\varrho = \frac{a \sqrt{(1 + 4\pi^2)^3}}{\pi (1 + 2\pi^2)} = 2{,}8138758 \,.\, a.$$

Aufgabe. Den Inhalt des Flächenraums zu finden, welcher zwiſchen dem Bogen CN der archimediſchen Spirallinie (Fig. 4) und der Sehne CN liegt. Mit Beibehaltung der frühern Bezeichnungen ſey F der geſuchte Flächeninhalt, ſo iſt: $dF = \frac{1}{2} z^2 d\psi = \frac{1}{2} z^2 \frac{2\pi dz}{a}$, daher (I) $F = \frac{\pi}{a} \int z^2 dz = \frac{\pi z^3}{3a}$, wo keine Konſtante hinzukommt, weil F mit z zugleich verſchwindet. Für die Fläche CVNWBC, welche von der erſten Windung und dem Halbmeſſer BC = a begrenzt wird, iſt $z = a$, alſo (II) $F = \frac{1}{3} \pi a^2$ oder die Fläche, welche von der erſten Windung und dem Halbmeſſer des Grundkreiſes begrenzt wird, iſt dem dritten Theile vom Inhalte des Grundkreiſes gleich. Sucht man den Inhalt derjenigen Fläche, welche zwiſchen den zuſammengehörigen Bogen CVN, BV′N′ zweier auf einander folgenden Windungen und den geraden Linien CB und NN′ enthalten iſt, ſo ſey mit Beibehaltung der bisherigen Bezeichnung $CN' = z'$, die Fläche $CVN'V'BC = F'$; die Fläche $CN'V'BC = F''$, ſo iſt $F' = F'' - F'$. Aber $dF'' = \frac{1}{2} z'z' d\psi$ $= \frac{1}{2} . z'z' . \frac{2\pi dz'}{a}$, daher $F'' = \frac{\pi}{a} \int z'z'dz'$ $= \frac{\pi z'z'z'}{3a} + Const.$ Für $z' = a$ wird $F'' = 0$, alſo $Const = -\frac{\pi a^3}{3a}$, daher $F'' = \frac{\pi}{3a} (z'z'z' - a^3) = \frac{\pi}{3a} [(a + z)^3 - a^3]$, weil $z' = a + z$ iſt. Aber $F = \frac{1}{3} \pi a^2 = \frac{\pi}{3a} . a^3$, daher findet man $F' = F'' - F$ oder die Fläche CVNN′V′BC (III) $F' = \frac{\pi}{3a} [(a + z)^3 - 2a^3]$. Für $z = a$ erhält man die ganze Fläche, welche zwiſchen der erſten und zweiten Windung enthalten und durch BC und die Verlängerung von CB begrenzt wird, oder (IV) $F' = 2\pi a^2$.

Die paraboliſchen S. Die verſchiedenen Gattungen der paraboliſchen S. hängen von der Ordnung der Parabel ab, welche als Erzeugungslinie angenommen wird; dabei hat aber jede Gattung wieder verſchiedene Arten, welche durch die Lage der Erzeugungslinie gegen die Axe der Spirallinie beſtimmt werden. Zu den paraboliſchen Spirallinien erſter Gattung kann man diejenigen rechnen, bei welchen die erzeugende Linie eine gemeine oder apolloniſche Parabel iſt, daher die entſtandene Spirallinie auch eine gemeine paraboliſche genannt werden kann. Unter den gemeinen paraboliſchen Spirallinien erſter Art werden hier diejenigen verſtanden, bei welchen die Axe der Spirallinie Tangente vom Scheitel der Parabel iſt, und unter dieſen Linien zweiter Art verſteht man diejenigen, wo die Axe der Spirallinie mit der Parabelaxe zuſammenfällt. Nur dieſe Linie wird man hier unterſuchen. **Aufgabe:** Die Gleichung für die gemeinen paraboliſchen Spirallinien erſter Art zu finden. **Auflöſung:** Es ſey (Fig. 6)

Fig. 6.



CP die Axe der Spirallinie, welche die gemeine Parabel: KAQ im Scheitel bei A berührt. Iſt nun CA = a, AB′ = b und B′D = BD′ = c, ſo daß b und c bekannte Koordinaten der Erzeugungslinie ſind, ſo kann für jeden Werth PQ = u und CP = z der zugehörige Punkt N in der Spirallinie gefunden werden, wenn ψ den zu u gehörigen Bogen des Grundkreiſes bezeichnet. Denn es verhält ſich $b : u = 2\pi : \psi$. Nimmt man daher den Bogen $AM = \psi = \frac{2\pi u}{b}$ (indem man den Halbmeſſer dieſes Bogens = 1 ſetzt), zieht durch M die Linie CM, und trägt auf die Verlängerung derſelben CN = CP, ſo iſt N der

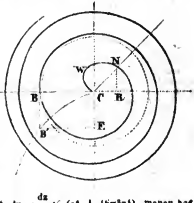
geſuchte Punkt. Für $P'Q' = n$ findet man auf ähnliche Art den Punkt N'. Nun verhält ſich bei der Parabel $AB' : AQ'' = (B'D')^2 : (Q''Q)^2$ oder $AB' : PQ = (B'D')^2 : (CP - CA)^2$, daher $b : u = c^2 : (z-a)^2$. Eben ſo verhält ſich $AB' : P'Q' = (B'D)^2 : (Q''Q')^2$ oder $b : u = c^2 : (a-z)^2$. Aus beiden Proportionen findet man $z = a \pm c \sqrt{\frac{n}{b}}$. Weil aber $\frac{u}{b} = \frac{\psi}{2\pi}$ iſt, ſo erhält man hieraus die allgemeine Gleichung (I) $z = a \pm c \sqrt{\frac{\psi}{2\pi}}$, ſo daß für jeden Bogen ψ zwei Polarabſtände oder zwei Punkte in der Spirallinie gefunden werden. Nur für $\psi = 0$ erhält z den einzigen Werth $= a$. Für $c = a$ wird $B'D = CA$ (Fig. 6) oder der Punkt D fällt mit K zuſammen. In dieſem Falle erhält man für den Polarabſtand die beſondere Gleichung (II) $z = a\left(1 \pm \sqrt{\frac{\psi}{2\pi}}\right)$. Fällt hingegen der Scheitel A in den Pol C, ſo wird $a = 0$, und man erhält für dieſen Fall die ſehr einfache Gleichung (III) $z = \pm c \sqrt{\frac{\psi}{2\pi}}$ oder $z^2 = \frac{c^2\psi}{2\pi}$, wo für $\psi = 0$ auch $z = 0$ wird. Bei dieſer Spirale verhalten ſich die Quadrate der Polarabſtände wie die zugehörigen Bogen des Grundkreiſes, oder die Polarabſtande ſind Ordinaten einer Parabel, deren Abſciſſen durch ψ und deren Parameter durch $\frac{c^2}{2\pi}$ ausgedrückt wird. Für irgend einen Bogen ψ iſt der Polarabſtand $z = a \pm c \sqrt{\frac{\psi}{2\pi}}$. Wächſt nun ψ um 2π und der dazu gehörige Polarabſtand iſt z', ſo fällt z mit z' zuſammen, und $z' - z$ iſt der Abſtand zweier auf einander folgenden Windungen der Spirallinie auf einerlei verlängertem Halbmeſſer des Grundkreiſes gemeſſen. Nun iſt

$z' = a \pm c \sqrt{\frac{\psi + 2\pi}{2\pi}}$, daher der Abſtand

$z' - z = \frac{c}{\sqrt{2\pi}} [\pm \sqrt{(\psi + 2\pi)} \mp \sqrt{\psi}]$. Für $\psi = \infty$ wird dieſer Abſtand $= 0$, daher verſchwindet die Differenz der Polarabſtände, oder die Windungen fallen in einander, wenn die Spirallinie unzählig viele Windungen gemacht hat.

Aufgabe. Die Lage der Tangente für die gemeine paraboliſche Spirallinie erſter Art zu finden. — **Auflöſung.** Es ſey NT (Fig. 6) die zum Punkte N gehörige Tangente, $CN = z$, der dazu gehörige Bogen des Grundkreiſes $AM = \psi$ und der geſuchte Winkel $CNF = w$. Wächſt nun ψ um $Mm = d\psi$, und man zieht No ſenkrecht auf Cn, ſo iſt $on = dz$ und $No = zd\psi$. Ferner iſt (I) $(z - a)^2 = z^2 - 2az + a^2 = \frac{c^2\psi}{2\pi}$, daher $2zdz - 2adz = \frac{c^2 d\psi}{2\pi}$, alſo $\frac{d\psi}{dz} = \frac{4\pi(z-a)}{c^2}$. Nun iſt $tg\omega = \frac{No}{on} = \frac{zd\psi}{dz}$, daher findet man (I) $tg\omega = \frac{4\pi(z-a)z}{c^2}$. Für $a = 0$, oder wenn der Scheitel der Erzeugungslinie in den Pol fällt, iſt (II) $tg\omega = \frac{4\pi z^2}{c^2}$. **Aufgabe:** Den Bogen für die gemeine paraboliſche Spirallinie erſter Art zu finden. **Auflöſung:** Für denjenigen Punkt der Spirallinie, welcher in den Pol fällt, ſey der Bogen ψ des Grundkreiſes $= 0$, ſo iſt hier $z^2 = \frac{c^2\psi}{2\pi}$, daher $d\psi = \frac{4\pi z}{c^2} dz$. Setzt man den Bogen $CWN = v$ (Fig. 7), ſo findet man $dv = \sqrt{(dz^2 + z^2 d\psi^2)}$, oder es iſt, wenn ſtatt $d\psi$ der gefundene Werth geſetzt

Fig. 7.



wird, $dv = \frac{dz}{c^2} \sqrt{(c^4 + 16\pi^2 z^4)}$, wovon das Integral nur durch Reihen beſtimmt werden kann.

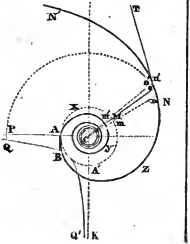
Aufgabe. Den Krümmungshalbmeſſer für die gemeine paraboliſche Spirallinie erſter Art zu finden. — **Auflöſung.** Für den Fall, daß der Bogen ψ des Grundkreiſes mit dem Polarabſtande z zugleich verſchwindet, ſetze man (Fig. 7) für den Punkt N, $CR = x$ und $RN = y$, ſo erhält man $dx = - dz . \cos\psi + zd\psi . \sin\psi$; $dy = dz . \sin\psi + zd\psi . \cos\psi$ und hieraus, wenn $d\psi$ konſtant angenommen wird, $d^2x = 2dzd\psi . \sin\psi - d^2z . \cos\psi + zd\psi^2 . \cos\psi$; $d^2y = 2dzd\psi . \cos\psi + d^2z . \sin\psi - zd\psi^2 . \sin\psi$, daher $dyd^2x - dxd^2y = 2dz^2d\psi - zd^2zd\psi + z^2d\psi^3$. Nun iſt $z^2 = \frac{c^2\psi}{2\pi}$, alſo $dz = \frac{c^2 d\psi}{4\pi z}$ und $d^2z = -\frac{c^2 d\psi dz}{4\pi z^2} = -\frac{dz^2}{z}$; $dyd^2x - dxd^2y = \frac{4\pi z dz^3}{c^4}(3c^4 + 16\pi^2 z^4)$. Es

iſt aber $dv = \frac{dz}{c^2}\sqrt{(c^4 + 16\pi^2 z^4)}$, daher, wenn ϱ den Krümmungshalbmeſſer bezeichnet, $\varrho = \frac{dv^3}{dy d^2x - dx d^2y}$ oder $\varrho = \frac{\sqrt{(c^4 + 16\pi^2 z^4)^3}}{4\pi z\,(3c^4 + 16\pi^2 z^4)}$.

Aufgabe. Den Inhalt derjenigen Fläche zu finden, welcher von dem Bogen AWN (Fig. 6) der gemeinen paraboliſchen Spirale erſter Art und den Halbmeſſern AC und CN eingeſchloſſen iſt. — Auflöſung. Man ſetze die Fläche ACNWA $= F$, ſo iſt $dF = \frac{1}{2} z^2 d\psi$, oder es iſt, wenn man ſtatt $d\psi$ ſeinen früheren Werth ſetzt, $dF = \frac{1}{2} z^2 . \frac{4\pi (z-a)}{c^2} dz = \frac{2\pi}{c^2}(z^3 - az^2)\,dz$, alſo $F = \frac{2\pi}{c^2} \int (z^3 - az^2)\,dz = \frac{2\pi}{c^2}\left(\frac{1}{4}z^4 - \frac{1}{3}az^3\right) + Const.$ Für $z = a$ wird $F = 0$, alſo $Const. = \frac{1}{12} . \frac{2\pi a^4}{c^2}$, daher iſt die geſuchte Fläche $F = \frac{\pi}{6c^2}(3z^4 - 4az^3 + a^4)$.

Die hyperboliſchen Spirallinien. So wie es verſchiedene Gattungen der paraboliſchen Spirallinien gibt, eben ſo kann man die hyperboliſchen, bei welchen die Erzeugungslinie eine Hyperbel iſt, in verſchiedene Gattungen und nach der Lage dieſer Erzeugungslinie noch in beſondere Arten eintheilen. Hier wird lediglich von derjenigen hyperboliſchen Spirallinie die Rede ſeyn, bei welcher die ſenkrechten Halbmeſſer CA, CA' (Fig. 8) Aſymptoten einer gemeinen gleichſeitigen Hyperbel QBQ' ſind, und man wird die erzeugte Spirallinie zur Unterſcheidung von den übrigen die gemeine hyperboliſche Spirallinie nennen. Sobald $CA = a$ und $AB' = b$ gegeben ſind, ſo läßt ſich die Spirallinie N'NAY aus den Werthen $PQ = u$ und $CP = z$ leicht beſchreiben. Nun verhält ſich bei der gleichſeitigen Hyperbel $AB' : PQ = CP : CA$, oder $b : u = z : a$, daher iſt $u = \frac{ab}{z}$. Für den Punkt N der Spirallinie iſt der Bogen des Grundkreiſes $AXM = \psi$ und $u = \frac{b\psi}{2\pi}$, daher findet man die Gleichung für die Polarabſtände der gemeinen hyperboliſchen Spirallinie $z = \frac{2\pi a}{\psi}$. Es verhalten ſich alſo die Polarabſtände z umgekehrt, wie die zugehörigen Bogen des Grundkreiſes, daher man dieſe Linie auch eine umgekehrte archimediſche Spirallinie nennt. Für $\psi = 0$ wird $z = \infty$. Für $\psi = 2\pi$ wird $z = a$ und für $\psi = 4\pi;\ 6\pi;\ 8\pi;\ 10\pi \ldots$ wird $z = \frac{1}{2}a; \frac{1}{3}a; \frac{1}{4}a; \frac{1}{5}a \ldots$ Für $z = 0$ wird $\psi = \infty$, es muß daher die Spirallinie unzählig viele Windungen um den Pol machen können.

Fig. 8.



Aufgabe: Die Lage der Tangente für die gemeine hyperboliſche Spirallinie zu finden. Auflöſung: Für den Punkt N (Fig. 8) ſey NT die Tangente, u. der Winkel $CNT = \omega$. Wächſt nun der Bogen $AXM = \psi$ um $Mm = d\psi$, ſo iſt Nn der zugehörige Zuwachs des Spiralbogens, und wenn no ſenkrecht auf Cn gezogen wird, $No = oz$ und $no = zd\psi$, daher $tgt\, nNo = \frac{no}{No} = \frac{zd\psi}{dz}$. Aber $nNo = 180^\circ - \omega$, alſo $tgt\, nNo = tgt\,(180^\circ - \omega) = -\, tgt\, \omega$. Ferner erhält man, weil $z\psi = 2\pi a$, $zd\psi + \psi dz = 0$, alſo $\frac{zd\psi}{dz} = -\psi$ iſt, $tgt\, nNo = -\, tgt\, \omega = -\psi$, oder $tgt\, \varphi = \psi = \frac{2\pi a}{x}$.

Aufgabe. Die Länge des Bogens der gemeinen hyperboliſchen Spirallinie zu finden. — Auflöſung. Weil für $\psi = 0$, $z = \infty$ wird, ſo muß auch in dieſem Falle der zugehörige Spiralbogen unendlich groß werden. Zur leichtern Beſtimmung der Bogenlängen ſetze man in dem Grundkreiſe den Bogen $AA'M = \psi'$, ſo iſt, weil $AXM = \psi$, $\psi = 2\pi - \psi$, folglich $z = \frac{2\pi a}{2\pi - \psi}$. Setzt man nun den Spiralbogen $AZN = v'$, ſo iſt, wenn ψ um $Mm' = d\psi$ wächſt, $Nn' = dv'$. Aber $No' = zd\psi$ und $o'n' = dz$, daher $Nn' = dv = \sqrt{(z^2 d\psi^2 + dz^2)}$. Nun iſt $2\pi z - z\psi' = 2\pi a$, alſo $2\pi z - \psi' dz - zd\psi' = 0$, daher $zd\psi'$

$$= (2\pi - \psi')\,dz = \frac{2\pi a dz}{z}, \text{ folglich } dv'$$

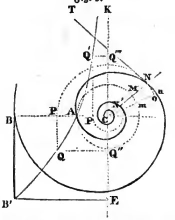
$$= dz \sqrt{\left(\frac{4\pi^2 a^2 + 1}{z^2}\right)} = \frac{dz}{z}\sqrt{(4\pi^2 a^2 + z^2)}$$

oder $dv' = \frac{zdz}{\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}} + \frac{4\pi^2a^2dz}{z\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}}$.
Es iſt aber $\int\frac{zdz}{\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}} = (4\pi^2a^2+z^2)$
$+$ Const. und (III) $\int\frac{dz}{z\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}}$
$= -\frac{1}{2\pi a}\log u\,\frac{2\pi a+\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}}{z}$
$+$ Const. Daher $v' = \sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}$
$-2\pi a\log u\,\frac{2\pi a+\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}}{z}$ + Const.
Für $z = a$ wird $v' = 0$, alſo Const.
$= -a\sqrt{(4\pi^2+1)} + 2\pi a\log u.$
$[2\pi+\sqrt{(4\pi^2+1)}]$, folglich iſt der Bogen AZN, oder $v' = \sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)} - a\sqrt{(4\pi^2+1)}$
$+ 2\pi a\log u\,\frac{2\pi z+z\sqrt{(4\pi^2+1)}}{2\pi a+\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}}$

Aufgabe. Den Krümmungshalbmeſſer für die gemeine hyperboliſche Spirallinie zu finden. — **Auflöſung.** Mit Beibehaltung der vorigen Bezeichnung erhält man $dyd^2x - dxd^2y = 2dz^2d\psi' - zd^2zd\psi' + z^2d\psi^3$. Nun iſt $d\psi' = \frac{2\pi adz}{z^2}$, und weil $d\psi'$ konſtant iſt, $d^2z = \frac{zdzd\psi'}{\pi a} = \frac{2dz^2}{z}$, daher $dyd^2x - dxd^2y = \frac{8\pi^3a^3dz^3}{z^4}$. Aber $dv' = \frac{d}{z}\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)}$, daher iſt, wenn ϱ den Krümmungshalbmeſſer bezeichnet, $\varrho = \frac{dv'^3}{dydx - dxd^2y}$, folglich $\varrho = \frac{z\sqrt{(4\pi^2a^2+z^2)^3}}{8\pi^3a^3}$. **Aufgabe:** Den Inhalt der Fläche ACNZA (Fig. 8) zu finden, welche von der gemeinen hyperboliſchen Spirallinie und den Halbmeſſern AC, CN begrenzt wird. **Auflöſung:** Man ſetze die Fläche ACNZA $= F'$, ſo iſt $dF' = \frac{1}{2}z^2d\psi$, oder weil $d\psi = \frac{2\pi adz}{z^2}$, ſo wird $dF' = \pi adz$, folglich $F' = \pi az$ + Const. Für $z = a$ wird $F' = 0$, alſo Const. $= -\pi a^2$. Daher findet man die Fläche $F' = \pi a(z-a)$.

Von der logarithmiſchen Spirallinie. Unter den verſchiedenen logarithmiſchen Spirallinien wird hier nur diejenige unterſucht werden, bei welcher die Erzeugungslinie eine gewöhnliche logarithmiſche Linie B'AQ' (Fig. 9), eine ſolche Lage gegen die Axe BC der Spirallinie hat, daß die im Pole C auf BC ſenkrechte Linie EK die Aſymptote der logarithmiſchen Linie und zugleich die Abſciſſenaxe für den Anfangspunkt C iſt. Wird nun CA = 1, CB = a und BB' = b geſetzt, ſo kann für jeden Werth PQ = u der zugehörige Punkt N der Spirallinie gefunden werden, indem man mit dem Halbmeſſer CA den Bogen

Fig. 9.



AM = ψ des Grundkreiſes beſchreibt, und $\psi = \frac{2\pi u}{b}$ nimmt, woraus ſich CN = CP = z findet. Um die Gleichung für dieſe Spirallinie anzugeben, ſetze man, daß QQ' eine logarithmiſche Linie ſey, bei welcher ſich alsdann die Abſciſſen (CQ'') wie die Logarithmen der Ordinaten (Q''Q) verhalten. Alſo CE : CQ'' = log EB' : log Q''Q oder $b : u = \log a : \log z$, daher $\log z = \frac{u\log a}{b}$ oder $u = \frac{b\psi}{2\pi} = \frac{b\log z}{\log a}$, folglich erhält man die Gleichung für die gemeine logarithmiſche Spirallinie $\log z = \frac{\psi\log a}{2\pi}$, wo ſich die angedeuteten Logarithmen auf einerlei logarithmiſche Syſteme oder auf eine gemeinſchaftliche Grundzahl beziehen müſſen. Uebrigens verhalten ſich bei dieſer Spirallinie die Polarwinkel wie die Logarithmen der zugehörigen Polarabſtände. Für $\psi = 0$ wird $z = 0$, alſo $z = 1 = CA$. Iſt ψ negativ, ſo wird z kleiner als 1 u. für $\psi = -\infty$ wird $z = 0$, daher macht dieſe Spirallinie von A ab unzählig viele Windungen, bis ſie den Pol C erreicht.

Aufgabe. Die Lage der Tangente für die logarithmiſche Spirallinie zu finden. — **Auflöſung.** Der Winkel, welchen die Tangente NT (Fig. 9) mit dem Polarabſtand NC einſchließt, ſey w, ſo iſt: $\mathrm{tgt}\,w = \frac{zd\psi}{dz}$. Aus der vorigen Gleichung erhält man aber $d\log z = m\frac{dz}{z} = \frac{d\psi\,.\log a}{2\pi}$, wo m die Subtangente des logarithmiſchen Syſtems bezeichnet, auf welches ſich die logarithmiſche Linie bezieht. Für die natürlichen Logarithmen iſt $m = 1$ und für die gemeinen oder briggiſchen iſt $m = 0{,}43429448$. Man er-

hält daher $\frac{zd\psi}{dz} = \frac{2\pi m}{\log a}$, folglich $\operatorname{tgt} w = \frac{2\pi m}{\log a}$. Der Winkel, welchen die Tangente mit dem Polarabſtande einſchließt, iſt daher für alle Punkte der Spirallinie gleich groß. Für die briggiſchen Logarithmen wird $2\pi m = 2{,}7287527$. Aufgabe: Die Gleichung für diejenige Spirallinie zu finden, bei welcher die Tangente mit dem Polarabſtande durchgängig einen Winkel von 30 Grad einſchließt. Auflöſung: Weil $\operatorname{tgt} w = \frac{2\pi m}{\log a}$ und $\operatorname{tgt} 30^0 = \frac{1}{\sqrt{3}}$, ſo erhält man $\frac{2\pi m}{\log a} = \frac{1}{\sqrt{3}}$ oder $\log a = 2\pi m\sqrt{3}$, $\log z = \psi \frac{\log a}{2\pi} = m\psi\sqrt{3}$. Für die natürlichen Logarithmen iſt $m = 1$, alſo $\log n z = \psi \log \sqrt{3}$, und für die briggiſchen $\log z = 0{,}7522201\psi$, oder auch $\log z = 4{,}7262649 \frac{\psi}{2\pi}$. Bedeutet ψ^0 die Anzahl der Grade, welche dem Bogen ψ entſprechen, ſo iſt $\frac{\psi^0}{360} = \frac{\psi}{2\pi}$, u. man kann hiernach folgende Tafel für verſchiedene Werthe von ψ^0 berechnen.

ψ^0	z	ψ^0	z
0°	1,0000	65°	7,1345
5	1,1642	70	8,2986
10	1,3530	75	9,6526
15	1,5737	80	11,2270
20	1,8308	85	13,0596
25	2,0932	90	15,1066
30	2,4766	95	17,6698
35	2,8814	100	20,5525
40	3,3508	105	23,9030
45	3,8975	110	27,8068
50	4,5335	115	32,3436
55	5,2755	120	37,6111
60	6,1536	125	43,7598

Mittelſt dieſer Tafel kann man für die Winkel ψ^0 die zugehörigen Werthe z auftragen, und eine logarithmiſche Spirallinie von der verlangten Eigenſchaft zeichnen. — Aufgabe: Die Länge des Bogens für die gemeine logarithmiſche Spirallinie zu finden. Auflöſung: Man bezeichne die Länge des Bogens AN (Fig. 9) durch v, ſo iſt $dv = \sqrt{(dz^2 + z^2 d\psi^2)}$. Aber

$$d\psi = \frac{2\pi m dz}{z \log a}, \text{ daher } dv =$$

$$\frac{dz}{\log a}\sqrt{(\log a^2 + 4\pi^2 m^2)}, \text{ alſo } v =$$

$\frac{z}{\log a}\sqrt{(\log a^2 + 4\pi^2 m^2)} + \text{Const.}$ Für $\psi = 0$ wird $v = 0$ und $z = 1$, daher findet man die Länge des Bogens $v = \frac{(z-1)}{\log a}\sqrt{(\log a^2 + 4\pi^2 m^2)}$. Aufgabe: Den Krümmungshalbmeſſer für die gemeine logarithmiſche Spirallinie zu finden. Auflöſung: Der geſuchte Krümmungshalbmeſſer für den Punkt N (Fig. 9) ſey $= \varrho$, ſo iſt, wenn $d\psi$ konſtant geſetzt wird, $dyd^2x - dxd^2y = 2dz^2d\psi - zd^2zd\psi + z^2d\psi^3$. Nun iſt ferner $dz = \frac{zd\psi \log a}{2\pi m}$, alſo $d^2z = \frac{dzd\psi \log a}{2\pi m} = \frac{dz^2}{z}$, daher $dyd^2x - dxd^2y = \frac{2\pi m}{z \log a^2}(\log a^2 + 4\pi^2 m^2)dz^3$. Aber auch $dv = \frac{dz}{\log a}\sqrt{(\log^2 + 4\pi^2 m^2)}$, daher erhält man, weil $\varrho = \frac{dv^3}{dyd^2x - dxd^2y}$, den Krümmungshalbmeſſer $\varrho = \frac{z}{2\pi m}\sqrt{(\log a^2 + 4\pi^2 m^2)}$. Aufgabe. Den Inhalt der Fläche ACNA (Fig. 9) zu finden, welche von dem Spiralbogen AN und dem Halbmeſſer CA und CN eingeſchloſſen iſt. Auflöſung: Man ſetze die Fläche

$$\text{BCNA} = F, \text{ ſo iſt } dF = \frac{1}{2}z^2 d\psi =$$

$\frac{1}{2} z^2 \frac{2\pi m dz}{z \log a}$, daher $F = \frac{\pi m}{\log a}\int z dz = \frac{\pi m}{2 \log a} z^2 + \text{Const.}$ Für $z = 1$ wird $F = 0$, alſo $\text{Const.} = -\frac{\pi m}{2 \log a}$, daher die Fläche $F = \frac{\pi m}{2 \log a}(z^2 - 1)$.

Spiralepis (Bot.), nach Don, Pflanzengatt. Arten unter Helichryſum und Leontonyx.

Spiralfaden (Bot.), Algengatt., ſ. v. a. Spirulina *Turp.*

Spiralfeder, 1) die nach einer Spirallinie zuſammengewundene metallene Feder; — 2) die haarfeine, ſpiralformige Stahlfeder an der Uhr; ſie bildet einen Haupttheil der Unruhe, befindet ſich nahe unter derſelben, und wie ſehen, wie ſich dieſe Feder bei den Schwingungen der Unruhe unaufhörlich auseinander dehnt und wieder zuſammenzieht, weil ſie nämlich mit ihrem innern Ende in der Mitte der Unruhe, mit ihrem äußern Ende an der Uhrplatte befeſtigt iſt. Ohne die S. würde die Unruhe alle Ungleichheiten des Räderwerks, welche z. B. von Fehlern in der Geſtalt der Zähne herrühren, empfinden; ihre Schwingungen würden dann nicht immer gleich ſeyn, und dieſe Ungleichheiten würden auch den Zeigern der Uhr, welche die Zeit andeuten, mitgetheilt werden. Die S. aber erhält die Schwingungen der Unruhe gleichförmig, indem ſie, durch ihre Elaſticität, jene Fehler gleichſam zum Verſchwinden bringt. Je länger unter gleichen Umſtänden die S. iſt, deſto langſamer ſchwingt die Unruhe; je kürzer ſie iſt, deſto ſchneller ſchwingt dieſe. Man kann alſo, eben ſo wie beim Pendel, durch Verlängerung oder Verkürzung der Unruhe die Uhr nach u. nach auf eine einfache Weiſe in den zur Zeit

ſtimmung erforderlichen Gang bringen. Die S. ſoll Huyghens um 1674 erfunden haben.

Spiralfederkluppe, kleine Zange, womit der Uhrmacher die Spiralfeder der Taſchenuhren biegt. Der eine Schenkel derſelben iſt innen hohl, der andere ſo erhaben, daß die Erhabenheit in jene Höhlung paßt. Zwiſchen dieſen Schenkeln wird die dünne urſprünglich gerade Feder von Stelle zu Stelle ſo gedrückt, daß ſie ſchnell und gleichförmig die Geſtalt der Spirallinie annehmen muß.

Spiralförmig (Spiralis), ſchraubenförmig oder ſchneckenartig gewunden oder ſo geſtaltet.

Spiralförmig (bot. Term.), auch ſpiralig, ſ. v. a. Spiralis, Spiraliter. — Spiralgefäß, ſ. v. a. Vas spirale. — Spiralſtändig, ſ. v. a. Spiraliter dispositus. — Spiralwindung, ſ. v. a. Anfractus, Gyrus, Cyclus.

Spiralhalter (Spiralklammer, Uhrm.), dient, die Schnelligkeit der Schwingungen der Unruhe zu reguliren.

Spiralia vasa, ſ. Spiralis.

Spiralis (bot. Term.), u. **Spiraliter** (Adv.), ſpiralig, ſpiralförmig od. ſchraubenförmig, was in übereinander ſtehende Windungen, wie die Windungen einer Schraube, gerollt iſt, z. B. die Ranken von Bryonia dioica, die Blüthenſtiele an der weiblichen Pflanze von Vallisneria spiralis, die Hülſen von Medicago orbicularis, M. apiculata, M. minima ꝛc. — Vas spirale, das Spiralgefäß, deſſen Faſer ſchraubenförmig gerollt iſt. Die Ausdrücke S. und Spiraliter werden gar häufig (jedoch ſehr mit Unrecht) mit Circinalis, Circinatus und Circinatim verwechſelt.

Spiralkonferve (Bot.), ſ. v. a. Spirogyra *Link.*

Spiralkoordinaten (v. Lat., Math.), ſ. Koordinaten.

Spiralkorb, die Doppelſchnecke wegen der Windungen der Gänge und weil der aus Bretern verfertigte Körper, um welchen das Seil ſich windet, hohl iſt.

Spirallinie, ſ. Spiralen.

Spiralpumpe, eine Waſſerhebemaſchine, welche ſo eingerichtet iſt, daß in einer Trommel eine Scheidewand ſpiralförmig angebracht iſt, wodurch ein Schneckengang entſteht. Die Trommel iſt an der Seite ſo eingerichtet, daß ſie leicht Waſſer ſchöpft; der oben erwähnte Schneckengang endet in der Mitte der Trommel in eine kurze Röhre, auf welche eine Steigröhre geſetzt wird. Wird nun die Trommel umgedreht, ſo zwingt man das Waſſer in dem Schneckengange hinauf nach der Steigröhre, wo es mitunter bis zu einer Höhe von 18 Fuß ſteigt.

Spiraltange (Bot.), ſ. v. a. Gyrophykea *Wallr.*

Spiralzange, ſ. v. a. Spiralfederkluppe.

Spiralzeiler (Polythal.), ſ. v. a. Entomostegida, Familie der vielkammerigen Wurzelfüßer (Rhizopoda polythalamia) oder der polyſomatiſchen Polythalamien, mit doppelten Reihen ſpiralförmig in einer Ebene aufgerollter Kammern.

Spiralzöpfchen (foſſ. Polythal.), ſ. v. a. Siroplecta (ſ. d.).

Spiralzunge (Entom.), auch Rollzunge, Rollrüſſel, Saugrüſſel, Lingua spiralis, ſind die ſaugenden Mundtheile der Lepidopteren oder Schmetterlinge. Sie bilden eine aus 2 Theilen (Unterkiefern) zuſammengeſetzte, feine, in der Ruhe eingerollte Röhre; ſ. Entomologie.

Spirano, öſterr.-ital. Dorf, Lombardei, ſüdl. von Bergamo; Leinweberei; 1150 Einw.

Spiranten, die Buchſtaben S und Z.

Spiranthera (Bot.), 1) nach St. Hilaire, Gatt. der Diosmeae *Spach.* Einzige Art: S. odoratissima *Hilair.*, Terpnanthus jasminiodorus *Nees.* Sehr wohlriechender Strauch in Braſilien. — 2) Nach Hooker, Pflanzengatt. Art: S. Fraseri *Hook.*, ſ. v. a. Pronaya elegans.

Spiranthes (Bot.), nach Richard, Drehblume, Drehähre, Schwielendrehling, Gatt. der Orchideae *Rich.*, Gynandria Monandria *L.*, unter Ophrys *L.* Charakter: Blüthe rachenförmig; Blumenblätter zuſammengeneigt; Lippe kurz, oben zuſammengebogen, unten mit 2 Schwielen; Kapſel nicht gedreht. 2 Wurzelknollen. Orchideen, meiſtens in heißen Ländern, auch einige in Deutſchland; von 30 Arten bekannteſte: 1) S. aestivalis *Rich.*, Neottia aestivalis *Dec.* Stengelblätter lanzettförmig; Lippe ganz, rundlich; Blüthen wohlriechend. In Südeuropa bis Süddeutſchland, auf feuchten Bergwieſen. Reichenb., Pl. crit., T. 196. — 2) S. autumnalis *Rich.*, Ophrys spiralis *L.* Wurzelblätter oval; Aehre ſpiralförmig gewunden; Lippe rundlich, gekerbt; Blüthen weißlich, wohlriechend. Auf feuchten Bergwieſen faſt durch ganz Europa. Ehemals galten die Knollen, Radix Triorchidis albae odoratae s. Orchidis spiralis, für ein Aphrodiſiacum, wegen der Aehnlichkeit mit den Hoden. Flor. dan., T. 387. — 3) S. picta *Lindl.*, Neottia picta *Gawl.* Wurzelblätter ſpitz, weißlich gefleckt; Blüthen wohlriechend, hellgrün. Auf der Inſel Trinidad. Findet ſich häufig in den Gewächshäuſern. Bot. Mag., 1562.

Spirarches (gr. Relig.), Anführer des Chors einer Spira, d. h. der in die Bacchusweihen Aufgenommenen.

Spiraria (Bot.), nach Seringe, Untergatt. von Spiraea *L.*

Spiraſalz (Geognoſ.), in Wieliczka ſ. v. a. das mit Sand verunreinigte Steinſalz, welches zuweilen in einen Sandſtein mit Salzbindemittel übergeht. Als Varietäten werden unterſchieden: Siemiarka od. Hanfſamenſalz, Makowicka oder Mohnſalz und Jarka od. Perlſalz.

Spiraſtigma (Bot.), nach Heritier, Untergatt. von Pitcairnia *Herit.*

Spiratio (lat.), das Athmen.

Spirato (ital.), im verfloſſenen Monat od. Jahre.

Spirdingſee, der größte Landſee Preußens, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Sensburg u. Johannisburg; mit dem Sekter- u. Warnoldſee, $1\frac{4}{5}$ □Meil. groß

Digitized by Google

iſt tief und fiſchreich und enthält 4 Inſeln. Auf einer derſelben (Teufelswerder) liegt das eingegangene, ſeit 1843 wieder befeſtigte Fort Lyck. Im S. entſpringt der Piſſek (Pysz), welcher nach Polen fließt und da von der Narew aufgenommen wird.

Spirenfaden (Bot.), Konſervengatt., ſ. v. a. Spirogyra *Link*.

Spirenlos (bot. Term.), ſ. v. a. Aspirus. — **=ſpirig** (als Anhängeſylben), ſ. v. a. -spirus. — **Spirlappig**, ſ. v. a. Spirolobeus.

Spireoſtoma (a. Geogr.), eine der Donaumündungen, wahrſcheinlich aber ein verunſtalteter Name (Plin., IV, 12, 24).

Spiridens (Bot.), nach Nees, Laubmoosgatt., ſ. v. a. Lesken *Spr.*

Spiridow (Ura), auſtral. Inſelgruppe, niedrige Inſeln, 1816 durch Kotzebue entdeckt; 14° 41′ 0″ ſüdl. Br. u 147° 19′ 45″ weſtl. L.

Spirifer (foſſ. Brachiop.), nach Sowerby und v. Buch, eigentlich Untergattung von Delthyris, die breitern Formen umfaſſend, in welchen ſich die gefranſten Arme in entgegengeſetzter Richtung von einander entfernen. Die Rükkenſchale zeigt längs ihrer Mitte eine Rinne od. Bucht, die nach der Stirn hin ſich verbreitet. Ihr entſpricht auf der Ventralſchale eine mittlere Wulſt. Die beiden Unterſtützungslamellen der Schloßzähne in der Rückenſchale verbinden ſich nicht in der Mitte. Die S. finden ſich am zahlreichſten in den paläozoiſchen Gebilden (gegen 60 Arten). Im Oolithengebirge ſterben ſie aus. Buch theilt ſie in a) Alati, geflügelte: Schloßrand ſo breit od. breiter als die ganze Schale, ſcharfe Ränder zwiſchen Area u. Dorſalſchale. 1) S. speciosus *v. Schloth.* (Teigonotreta sp. *Bronn*, Lethäa, S. 81, Taf. 11, Fig. 15), deſſen Steinkerne den Hysterolithus hystericus *v. Schloth.* bilden. Devoniſch in England, Frankreich, Belgien, am Rhein, Harz, Thüringerwald, im Voigtlande, am Ural, im Cedernsgebirge. — 2) S. undulatus *Sow.* (Min. Conch., Taf. 562, Fig. 1), Leitmuſchel im Zechſtein mit S. ceistatus *Sow.* — 3) S. fragilis *v. Buch.* (Delthyris flabelliformis *Zenker*), häufig im obern Muſchelkalke. — b) Rosteati, geſchnäbelte: Breite der Area kürzer, als die der Schale, Ränder zwiſchen Area und Dorſalſchale abgerundet. — 4) S. (Conchyliolites, Anomites) rotundatus *Martin* (Sow., M. C., Taf. 461; Trigonotreta u. S. ostiolatus *Schloth.*, Spirifera integeicosta und ovalis Phillips) häufig im Kohlenkalke. — 5) S. resupinatus *Martin* (Sowerby, M. C., Taf. 325; Anomites, Orthis resup. *de Kon.*, S. steistulus *Schloth.*; Orthis striat. u. Orth. Keyseelingiana *de Kon.*), deſſen Steinkerne den Hysterolithus vulvarius *Schloth.* bilden, devoniſch von allen bei S. speciosus genannten Fundgegenden. — 6) S. verrucosus *Zieten* (Verſt. Würt., Taf. 38, Fig. 2), der jüngſte S. aus dem obern Lias bei Bahlingen in Würtemberg.

Spiriferenſandſtein (Geognoſ.), Glied der untern rheiniſchen Grauwacke, ausgezeichnet durch Spirifer speciosus. cultrijugatus, micropterus, productoides u. A. Gehört der devoniſchen Grauwacke an und findet ſich auch am Harz u. auf dem Thüringerwalde. Vgl. Grauwackegruppe.

Spirillum (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Schraubenthierchen, Gatt. der Infusoria polygastrica Vibrionea *Ehrenb.*, der Zunft der eigentlichen Infuſorien nach Oken. Charakter: Steife, gewundene, ſpirale Ketten bildend. Von mehren Arten iſt zu bemerken: S. undula *Ehrenb.*, Infus., V, Fig. 12. Glashell, ſtarr, mit nur andecthalb Windungen. In modrigem Waſſer nicht ſelten, gleicht einem Pfropfzieher und bewegt ſich ſehr munter.

Spiring, nordam. Buſen, Grönland, nördlich vom Kap Chidley, an der Weſtküſte.

Spiringen, ſchweiz. Pfarrdorf, Kant. Uri, im Schächenthal; 850 Einw.

Spiringr (Biogr.), 1) (Spierings), Landſchaftsmaler von Antwerpen, Schüler des Paul Brill, arbeitete in Italien, zu Lyon und in Paris, wo Ludwig XIV. einige Gemälde von ihm verfertigen ließ, wovon ſich aber keines in den Muſeen befindet. Man rühmt auch ſeine Gabe zur täuſchenden Nachahmung fremder Meiſter, wie S. Roſa, Renaerts (?) u. A., wodurch er ſelbſt Kenner getäuſcht haben ſoll. Blühte um 1660. — 2) Franz, Zeichner und Tapetenwirker in der 2. Hälfte des 16. Jahrh., wirkte nach den Kartons von H. C. Vroom für den Grafen von Nottingham eine prächtige Tapete, welche die Niederlage der ſpaniſchen Armada 1588 vorſtellt und durch Pine's Stich bekannt iſt. Stach auch Bildniſſe.

Spiriſche Oberfläche, die Oberfläche jedes Körpers, welcher durch Umdrehung eines Kreiſes um eine in ſeiner Ebene liegende Gerade in ſeiner Axe entſteht. Dieſe Flächen werden 3 verſchiedene Geſtalten haben, je nachdem die Gerade mit dem Kreisumfange keinen, einen oder zwei Punkte gemeinſchaftlich hat. Ein griech. Geometer, Perſeus, hat dieſe Oberfläche erdacht und ſich mit den Linien (ſpiriſchen Linien) beſchäftigt, in denen dieſe Oberflächen von Ebenen geſchnitten werden. Die ſ.n O.n kommen in der Lehre vom Steinſchnitt vor, da man in der Baukunſt Tonnengewölbe um eine Spindel ſo führt, daß ihre Axe kreisförmig gebogen wird.

Spirit, nordam. See, V. St., Staat Miſſouri; fließt durch den Little-Sioux links in den Miſſouri.

Spirito (ital., Muſ.), ſ. Spiritnoso.

Spirito (Biogr.), Monſu, Maler von Chambery, der um 1640 am Hofe des Herzogs von Savoyen arbeitete, hatte als Porträtmaler Ruf, leiſtete aber auch in andern Kompoſitionen Lobenswerthes.

Spirito, Sierra do, afrikan. Gebirg, Nieder-Guinea.

Spiritu (Geogr.), ſ. v. a. Espiritu.

Spiritualen (Zelatoren), Partei der Franciskaner, welche im Streite dieſes Ordens über die Regel von der abſoluten Beſitzloſigkeit entſtand und, während die eine Partei jene Regel des Stifters milder faßte, jeden auch gemeinſchaftlichen Beſitz verwarf, eine vollkommene Armuth forderte und erbittert über die päpſtliche Milderung zum Theil in einen Gegen=

Digitized by Google

ſatz mit der röm. Kirche trat. Leichten Eingang fanden unter den S. die apokalyptiſchen Schriften des Abtes Joachim von Floris in Kalabrien († 1202), welcher im Schmerze über die Verderbniß der Kirche ihren Untergang u. ihre herrl. Erneuerung mit dem Anbruche des 3. Weltalters, wo allmählig das Leben nach dem Geiſte (secundum spiritum) beginnen werde, auf das J. 1260 geſetzt hatte. Dies ward von dem Franciskaner Gerhard in ſeinem „Introductorius in evangelium aeternum“ (1254) auf den heiligen Franciscus angewandt, mit welchem die Zeit des ewigen Evangeliums oder das Evangelium des heiligen Geiſtes nach der des unvollkommnern Evangelium Chriſti begonnen habe. Nach ſeinem vollſtändigen Eintritte von 1250 an werde der Geiſt über den Buchſtaben den Sieg erhalten. Davon führten dieſe Zelatoren den Beinamen Spirituales. Sie mehrten ſich ungeachtet der Angriffe der Päpſte, Theologen und Dominikaner. Eine Anzahl der S. vereinigte Cöleſtin V. in einer Kongregation der armen Cöleſtiner-Eremiten. Aber als ſie nach ihres Gönners Sturze fortfuhren, den päpſtlichen Stuhl zu ſchmähen, löſte Bonifacius dieſen Verein wieder auf (1302) und verfolgte ſeine Mitglieder. Nach vergeblichen Friedensverſuchen gab Johann XXII. die S. und beſonders die Laienbrüder unter ihnen (fratricelli) der Inquiſition Preis. Viele ſtarben freudig als Märtyrer dafür, daß ſie auf Erden nichts beſitzen wollten. Nach Kaiſer Ludwigs Tode, der ſie in Schutz nahm, ſchweiften ſie als Flüchtlinge umher, und gründeten einzelne Niederlaſſungen, bis ſie durch Zugeſtändniſſe zum großen Theil verſöhnt und beſonders auf dem Koncilium zu Konſtanz neben den Konventualen als Brüder der ſtrengen Obſervanz anerkannt wurden.

Spiritualis (lat.), geiſtig, dem Materiellen entgegengeſetzt, daher Spiritualia, geiſtige Angelegenheiten, Glaubensſachen, Sachen, die die Seele betreffen.

Spiritualis manducatio (lat.), ſ. v. a. geiſtige Nießung, vgl. Abendmahl.

Spiritualiſiren (v. Lat.), vergeiſtigen, die geiſtigen Beſtandtheile eines Körpers durch Deſtillation ausſcheiben.

Spiritualismus (lat.), ſ. v. a. Pneumatismus; — 2) (Immaterialismus), metaphyſiſch-pſycholog. Syſtem, welches die Seele für ein rein geiſtiges Weſen erklärt; — 3) Glaube an Geiſter.

Spiritualiſten (Phyſiol.), ſ. Phyſiologie, IX. D.

Spirituell (v. Franz.), geiſtreich, geiſtvoll.

Spirituös (v. Lat.), 1) geiſtig, kräftig; — 2) beſonders Alkohol enthaltend.

Spirituoso (Spiritoso und con spirito, Muſ.), geiſtvoll, mit Geiſt, Vortragsbezeichnung, bedeutet ziemlich daſſelbe was con fuoco (ſ. d.), indem es ſich weniger auf eine innere Tiefe des Ausdrucks als auf eine äußere Leidenſchaftlichkeit, eine Lebendigkeit und kräftige Fülle der Töne bezieht.

Spiritus (lat.), 1) Wehen des Windes, bewegte Luft; — 2) der Athem, Hauch, und weil dieſer als das Belebende (Geiſtige) des Körpers oder als das erzeugende (Lebens-) Princip deſſelben gedacht wurde, — 3) alles Feine, Dünnflüſſige, Flüchtige, was zugleich auf den Organismus anregend, belebend einwirkt, daher auch — 4) der flüchtige Theil des Weins (Weingeiſt), vgl. Alkohol u. Branntwein; — 5) (Grammatik), in der griech. Sprache der ſtarke oder ſcharfe und der gelinde oder ſchwache Hauch (spiritus asper u. spiritus lenis), der über jeden Vokal und Diphthong zu Anfang eines Wortes geſetzt und im erſten Falle durch das Zeichen ʽ, im zweiten durch ʼ ausgedrückt wird. Dieſe Zeichen kamen als ſolche jedoch erſt zu Ende des 3. Jahrh. v. Chr. durch den alexandrin. Grammatiker Ariſtophanes von Byzanz in den Gebrauch, da der ſcharfe Hauch, der ganz dem lat. u. deutſchen H-Laute entſpricht, in den älteſten griech. Schriftdenkmälern ſtets durch ein H bezeichnet wird, aus deſſen Zertheilung die beiden Spiritus urſprünglich entſtanden, während der gelinde Hauch früher äußerlich gar nicht dargeſtellt und, wie es ſcheint, zu keiner Zeit in der Ausſprache gehört wurde.

Spiritus, Sancti, ſpan. Flecken, Prov. Eſtremadura, öſtlich von Cabeza-del-Buey, links an der Guadaluna; Wollweberei; 930 E.

Spiritus acetico-aethereus, ſ. Eſſiggeiſt, verſüßter.

Spiritus Aeruginis, ſ. v. a. Grünſpanſpiritus.

Spiritus Angelicae, ſ. v. a. Angelikageiſt.

Spiritus animalis (lat.), ſ. Lebensgeiſt.

Spiritus asper, Pſeudonym von F. Hempel.

Spiritus Cochleariae, ſ. v. a. Löffelkrautſpiritus.

Spiritus Cornu Cervi, ſ. v. a. Hirſchhorngeiſt.

Spiritus Cornu Cervi succinatus, ſ. v. a. Liquor Ammoniaci succinici.

Spiritus familiaris (lat.), Schutzgeiſt eines Hauſes oder einer Familie.

Spiritus Formicarum, ſ. v. a. Ameiſenſpiritus.

Spiritus frumenti, ſ. v. a. Kornbranntwein.

Spiritus fumans Glauberi, ſ. v. a. Salpeterſäure, rauchende.

Spiritus fumans Libavii, ſ. v. a. Libav's rauchende Flüſſigkeit.

Spiritus Mastiches compositus (Spiritus matricalis, zuſammengeſetzter Maſtixſpiritus), wird erhalten, wenn Maſtix, Myrrhen, Weinrauch von jedem 3 Unzen mit 6 Pfund rectificirtem Weingeiſt übergoſſen, 24 Stunden lang macerirt und durch Deſtillation 4½ Pfd. abgezogen werden.

Spiritus matricalis, ſ. v. a. Spiritus Mastiches compositus.

Spiritusmatte, ein Farbengrund von Orleans und Gummigutt in Weingeiſt aufgelöſt, welcher unmittelbar unter die Vergoldung kommt.

Digitized by Google

Spiritus Mindereri, ſ. v. a. Mindereſs Spiritus.

Spiritus nitrico-aethereus, ſ. v. a. Salpeteeätherweingeiſt.

Spiritus muriatico-aethereus, ſ. v. a. Chloeätherweingeiſt, ſ. Chloräther.

Spiritus Nitri acidus, ſ. v. a. Salpeterſäure.

Spiritus Nitri dulcis, ſ. v. a. Salpeteräeverweingeiſt.

Spiritus pyro-aceticus, ſ. v. a. Eſſiggeiſt.

Spiritus Salis ammoniaci aquosus, ſ. v. a. Saimiakgeiſt, ſ. Ammoniak.

Spiritus rector (Chem.), nach Boorhave, ein eigener Riechſtoff, der verbunden mit Harz die ätheriſchen Oele konſtituire; die Verſchiedenheit im Geruche der ätheriſchen Oele hänge von der ungleichen Menge jenes Riechſtoffs, der Verſchiedenheit in den übeigen Eigenſchaften, zum Theil aber davon, zum Theil von dee Naeur des Haezes ab. Dieſer Anſicht, die reine Hypotheſe wae, ſtehen jedoch viele Thatſachen entgegen.

Spiritus rorismarini (Rosmarinſpiritus), wird durch Deſtillation von 1 Pfd. Rosmarinkeaut mit 4 Pfd. rektificirtem Weingeiſt erhalten.

Spiritus Salis ammoniaci vinosus, ſ. v. a. Saimiakgeiſt, weniger.

Spiritus sanctus, ſ. Heiliger Geiſt.

Spiritus sanguinis, ſ. Blutdurſt.

Spiritus saponis, ſ. v. a. Seifenſpiritus.

Spiritus sulphurico-aethereus, ſ. v. a. Aetheeweingeiſt, ſ. Aether.

Spiritus sulphurico-aethereus martiatus, ſ. v. a. Beſtuſcheff's Neeventinktur.

Spiritus sulphuris per campanam (Chem.), fruher, lange vor der Entdekkung dee eigentlichen Schwefelſäure, eine ſaure Flüſſigkeit, die duech Verbrennen des Schwefels unter einer mit atmosphäriſcher Luft gefüllten und mit Waſſer geſperrten Glasglocke erhalten wurde und weſentlich ſchwefliche Säure enthielt.

Spiritus sulphuris volatilis Beguini, ſ. v. a. Beguins flüchtiger Schwefelgeiſt.

Spiritus Vini, ſ. v. a. Weingeiſt, ſ. Alkohol.

Spiritus Vini aethereus, ſ. v. a. Aetherweingeiſt, ſ. Aethee.

Spiritus Vini gallicus, ſ. v. a. Franzbranntwein.

Spiritus Vini camphoratus, ſ. v. a. Kampheeſpiritus.

Spiritus Vini rectificatissimus, ſ. v. a. höchſt rektificirtee Weingeiſt, ſ. Alkohol.

Spiritus Vini rectificatus, ſ. v. a. rektificieter Weingeiſt, ſ. Alkohol.

Spiritus vitae s. vitalis (lat.), ſ. Lebensgeiſt.

Spiritus Vitrioli, ſ. v. a. verdünnte Schwefelſäure, ſ. Schwefel.

Spirkeibach, bayee. Kiechdorf, R.-B. Pfalz, Kanton Annweilee; 400 Einw.

Spirkin, aſiat.-ruſſ. Inſel, in den Aleuten.

Spirkſchwalbe (Ornith.), ſ. v. a. Hausſchwalbe, Hirundo urbica *L.*

Spirlaitſchen, Ort, ſ. Inſterburg.

Spirlin (franz., Ichthyol.), Karpfenart, ſ. v. a. Alandblecke, Cyprinus bipunctatus *L.*

Spirnazza, Fluß, ſ. v. a. Pirnazza.

Spiro, Eduaed, Malee, geb. zu Preßburg um 1790, bildete ſich in Italien, kehrte ſpäter in die Heimath zurück u. ließ ſich in Peeßburg nieder, wo in den Kirchen hiſtoriſche Darſtellungen, in Privatſammlungen Staffeleibildee und treffliche Porträte ſich von ihm finden. Um 1835 befand ſich S. in Wien. Aus dieſer Zeit ſtammt ein ſchönes Bild, welches Judith mit dem Haupte des Holofeenes vorſtellt.

Spirobolus (Entom.), nach Beandt, Gatt. der Myriapoda *Latr.*, der Ordn. der Aſſeln und der Zunft der Sohlenaſſeln nach Oken, untee Julus *L.* Chaeakter: Das zweite, dritte, vieree und fünfte Fühlerglied ſo wie die übrigen ſehr verkürzt, faſt rundlich, gleich; das zweite jedoch etwas längee, das fünfte dem ſechſten gleich. Zwei Arten: S. Olfersii und S. Bungii *Brandt.*

Spirobranchus (Ichthyol.), nach Cuvier, Gatt. dee Acanthopterygii Pharyngo-labyrinthi formes *Cuv.*, der Ordn. der Bruſtfloſſer und der Zunft dee Braſſen nach Oken. Charaktee: Rund; Kopf breit; keine Zähnelungen an den Kiemendeckelſtücken, bloß dee eigentliche, in zwei Spitzen ausgehende Kiemendeckel; an den Gaumenknochen eine Zahnreihe. Einzige Art: S. capensis *Cuv. et Val.* 200. Ein kleiner Süßwaſſerfiſch vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Spirocarpea (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Helicteees.

Spirocarpus (Bot.), nach Seeinge, Untergattung von Medicago.

Spirocharta (Zoophyt.), nach Ehrenberg. Gatt. der Infusoria polygastrica Vibrionea *Ehrenb.* Charakeer: Bildet eine aus unvollkommener Selbſttheilung hervorgegangene fadenartige Kettenform mit ſchlangenartiger Biegſamkeit. Art: S. plicatilis *Ehrenb.*, Inſus. V, F. 10.

Spirocylistus (Entom.), nach Brandt, Gatt. der Myriapoda *Latr.*, der Ordn. der Aſſeln und dee Zunft der Sohlenaſſeln nach Oken, untee Julus *L.* Chaeakter: Dee innere Theil der Mitte der Unterlippe flach, ohne Höcker; dee Baſaltheil derſelben in dee Mitte eingedrückt, und in der Vertiefung ein länglicher Höcker. Einzige Art: S. acutangulus *Br.*

Spirodela (Bot.), nach Schleiden, Pflanzengatt. Aet: S. polyrrhiza *Schleid.*, ſ. v. a. Lemna polyrrhiza.

Spirodiscus (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gatt. der Infusoria polygastrica Vibrionea *Ehrenb.* Chaeaktee: Eine aus unvollkommener Selbſttheilung hervorgegangene fadenartige Kettenform, die eine ſcheibenaetige Spirale bildet. Bekannteſte Art: S. fulvus *Ehrenb.*, Inf. V. 14.

Spirographis (Annelid.), nach Montague, Würmergatt. Arten unter Sabella.

Spirogyra (Bot.), nach Link, Spiralconfeeve, Spirenfaden, Gatt. dee Confervaceae Zygnemeae *Rchb.*, *Rabenh.*, Crypto-

gamia Algae *L.* Charakter: Fäden durch Querröhren leiterförmig verbunden; Zelleninhalt in ſpiraligen Bändern. Von 12 deutſchen Arten bekannteſte: S. nitida *Link.* Fäden $^{1}/_{10}$ Linie dick, Glieder dem Durchmeſſer ziemlich gleich oder bis 3mal länger; Spiralen zu 3, gedrängt. Bildet ſchlüpfrige, glänzend dunkelgrüne Raſen in ſtehendem und langſam fließendem Waſſer faſt überall. Flor. dan., T. 819.

Spirolina (foſſ. Polythal.), nach Lamarck, foſſiles helikoſtegiſches Polythalamiengeſchlecht aus der Gruppe der Nautiloidea. Die unteren Kammern bilden eine mehr oder weniger unregelmäßige in einer Ebene liegende Spirale, die oberen ſtehen geradlinig in Form eines Cylinders über einander. Schale löcherig, rauh. Nur eine Mündung am oberen Ende der oberſten Kammer, wodurch ſich S. von Coscinoſpira unterſcheidet. Arten: 1) S. cylindracea *Lam.* (Encycl. math., T. 465, F. 7), 2—4‴ lang, der ſpirale Theil gewölbt, wenig zuſammengedrückt, der gerade cylindriſch. Die Nähte der niedrigen Kammern ſehr ſchmal und ſeicht, fein längsgeſtreift. Grobkalke von Paris. — 2) S. irregularis *Römer* (Kreidegeb., T. 15, F. 29), 2—5‴ lang, ſehr unregelmäßig und rauh. Nähte ziemlich tief. S. lagenalis *Röm.* iſt nicht verſchieden. Im Hilsthone, im unteren Kreidemergel Weſtphalens und in Planen Böhmens.

Spirolinites (foſſ. Polythal.), nach Lamarck, ſ. v. a. Orthocerina (ſ. d.).

Spirolobeus (bot. Term.), ſpirlappig, oder eingerollt-keimblätterig, wird von einem Keime, deſſen Samenlappen ſchneckenlinig eingerollt ſind (ſ. bei Circinatim), oder auch von einem ganzen Samen oder einer ganzen, mit einem ſolchen Keime verſehenen Pflanze gebraucht, z. B. bei Bunias.

— spirus (als Anhängeſylben), — ſpirig, um das Daſeyn oder den Mangel und im erſten Falle zugleich die Zahl der an und in einem Pflanzentheile vorkommenden ſpiralig gewundenen Faſern zu bezeichnen: mono-, di-, tri-, tetraspirus, ein-, zwei-, drei-, vierſpirig, z. B. die Schleudern (ſ. Elateres) der verſchiedenen Jungermannien und Marchantieen; aspirus, ſpirenlos, ohne Spiralfaſer, z. B. die Schleudern von Anthoceros.

Spiroloculina (Zoophyt.), nach Orbigny, Gatt. der Polythalamia Agathistega *Orbigny.* Charakter: Schale zuſammengedrückt; Kammern nicht übergreiſend, ſondern an einander gelegt, ohne ſich zu bedecken, daher alle ſichtbar; ihre Höhlung einfach. Vier Arten von Teneriffa und den Antillen.

Spironema (Bot.), I. nach Lindley, Dreſfaden, Gatt. der Commelineae *Lindl.*, Hexandria Monogynia *L.* Einzige Art: S. fragrans *Lindl.* Halbſtrauch in Mexiko mit ſchönen wohlriechenden Blüthen. Bot. Reg. (1840), T. 47. — II. Nach Hochſtetter, Gatt. der Verbenaceae *Hochst.* Einzige Art: S. myricoides *Hochst.* In Abyſſinien.

Spiroplecta (foſſ. Polythal.), Spiralzöpſchen, nach Ehrenberg, helikoſtegiſche Polythalamiengattung aus der Abtheilung der Nautiloidea. Die älteren Kammern ſpiral nach Art der Rotalinen, die jüngeren alternirend. Die Gattung bildet den Uebergang von den Rotalinen zu den Textularien. Vorkommen in nordamerikaniſchen, von Ehrenberg zur Kreide gerechneten, wahrſcheinlich aber tertiären Schichten.

Spiropora (Zoophyt.), nach Lamouroux, ſ. v. a. Ceriopora (ſ. d.).

Spiropöus (Entomol.), nach Brandt, Gatt. der Myriapoda *Latr.*, der Ordn. der Aſſeln u. der Zunft der Sohlenaſſeln nach Oken, unter Julus *L.* Charakter: Der untere Theil der Mitte der Unterlippe, ſo wie der Baſaltheil auf jeder Seite mit einer Furche, in der Mitte mit einem quer gehenden Höcker, wie mit zwei Knötchen beſetzt, ausſehend. Einzige Art: S. Fischeri *Br.*

Spiropora (Zoophyt.), nach Lamouroux, Polypengatt. Arten unter Seriatopora.

Spiroptera (Zoophyt.), nach Nitzſch, Gatt. der Entozoa Nematoidea *Cuv.* Charakter: Körper endet ſpiral und iſt am Ende mit zwei Flügeln umgeben, aus welchen die Ruthe hervortritt. Bekannteſte Art: S. strumosa *Nitzsch.*, Descript. Hal. 1820. c. ic. Schiebt ſich in einen Ring, den ſie in die Zottenhaut des Magens bohrt, und hängt ſich daſelbſt mittelſt eines Knötchens an. Man will auch eine Art in der Urinblaſe des Menſchen gefunden haben.

Spirorbis (Annelid.), nach Lamarck, Scheibenröhre, Gatt. der Annelides Tubicolae *Cuv.*, der Ordn. der Rothwürmer und der Zunft der Fußwürmer nach Oken, unter Serpula *L.* Charakter: Cylindriſch, mit ſechs gefiederten, retraktilen Kiemen; ein geſtielter Deckel. Das Rohr in eine ſcheibenförmige Spirale zuſammengerollt. Bekannteſte Arten: S. nautiloides *Lam.*, Serpula spirorbis *L.* Scheibenförmig, etwas genabelt, die Umgänge oben gerundet, unten aufſitzend. Nicht größer als ein Hirſenkorn. Sitzt in großer Menge auf flachen Seetangen, ſpringt aber getrocknet mit der Zeit ab. Müller, Zool. dan. III, T. 86, F. 1—6. — 2) S. Spirillum *Pallas*, Nov. act. Petr. V, T. 5, F. 21. Scheibenförmig, durchſichtig, die Umgänge rund, glänzend, glatt. Im Ocean auf Sertularien.

Spirorbis (Evertebrat.), nach Steininger, ſ. v. a. 1) Serpula; — 2) Euomphalus (ſ. d.).

Spiroſpermum (Bot.), nach Petit Thouars, Gatt. der Laurineae *Rchb.* Einzige Art: S. penduliflorum *Dec.* Strauch auf Madagaskar.

Spiroſtomum (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Gatt. der Infusoria polygastrica Trachelina *Ehrenb.* Charakter: Ueberall bewimpert, die Stirn ununterbrochen fortlaufend, der Mund ſpiralförmig, zahnlos, ohne zitternde Klappe. Zwei Arten: S. virens *Ehrenb.*, Inf. 36, 1, u. S. ambiguum *Ehrenb.*, Inf. 36, 2.

Spiroſtylis (Bot.), nach Presl, Pflanzengattung. Art: S. Haenkeana *Presl*, ſ. v. a. Loranthus spirostylis.

Spirotreptus (Entom.), nach Brandt, Gatt. der Myriapoda *Latr.*, der Ordn. der Aſſeln und der Zunft der Sohlenaſſeln nach Oken, unter Julus *L.* Charakter: Der mittlere Theil der Unterlippe unterhalb der Mitte mit einer faſt halbmondförmigen Grube; an der Baſis

keine Knötchen. Zwei Arten: S. Sebae und S. Audonlal *Br.*

Spiroyl (Chem.), nach Löwig, ein hypathetiſches, zuſammengeſetztes Radikal in dem ätheriſchen Oele der Spiraea Uimarla, und den daraus dargeſtellten Verbindungen (Spiroylwaſſerſtoff u. ſ. w.). Es iſt identiſch mit Pirias Salicyl (ſ. d.).

Spiroylige Säure, ſ. v. a. Salicylige Säure.

Spiroylſäure, nach Löwig, ſ. Nitroſpiroylſäure.

Spiroylwaſſerſtoffſäure, gemäß der Formel: C_{14} H_5 O_4 + H, ſ. v. a. Salicylige Säure.

Spiryl, ſ. v. a. Salicyl.

Spirre (Bot.), ſ. v. a. weidenblätterige Spierſtaude, Spiraea salicifolia *L.*

Spirre (bot. Term.), ſ. v. a. Anthela.

Spirula (Mollusk.), nach Lamarck, Poſthörnchen, Gatt. der Cephalopoda *Cuv.*, der Ordn. der ſchneckenartigen Kracken und der Zunft der Armkracken nach Oken, unter Nautilus *L.* Charakter: Gehäuſe bildet einen aufgerollten Kegel, deſſen Windungen ſich nicht berühren; Thier mit ſackförmigem, das Gehäuſe halb verdeckendem Mantel und nur mit dem Hinterende in der letzten dünnen, am Gehäuſe ſtets fehlenden Kammer. Einzige Art: S. Peronii *Lam.* Gehäuſe weiß; Thier roth; 1 Zoll lang. In der Südſee. Martini 1, T. 20, F. 184, 185. — Die bisher zu dieſer Gattung gezogenen foſſilen Species ſind gegenwärtig insgeſammt anderweitig untergebracht: S. compressa *Goldf.* iſt Goniatite comp., S. nodosa, falcata, lituus etc. bilden jetzt die Untergattung Spirulites (ſ. d.) von Lituites.

Spiruiana (Mollusk.), nach Oken, ſ. v. a. Spirula *Lam.*

Spirularoſtra (foſſ. Cephalop.), nach d'Orbigny, foſſiles Cephalopodengeſchlecht aus der Familie der Spiruliden. In den tertiären Schichten von Turin entdeckte Bellardi einen Körper, der die Spirula mit Sepien u. Belomniten verbindet. Er beſteht aus einer gekammerten Schale, welche ähnlich der Spirula Peronii, doch weniger eingerollt iſt und in ihrem hinteren Theil von einer dicken Kalkmaſſe umgeben wird. Dieſe läuft nach hinten und unten in einen ſpitzen Schnabel aus und entſpricht offenbar der Scheide der Belomniten. S. Bellardiana *d'Orb.* (Pal. fr. Ter. jur. 1, S. 35).

Spirulidä (Cephalop.), Familie der dibranchiaten Cephalopoden, deren einzige lebende Repräſentantin Spirula Peronii iſt mit einigen in einer Ebene liegenden freien Windungen und nach außen konkaven Kammerſcheidewänden, die am Bauchrande vom Sipho durchbrochen werden. Gattungen: Spirula u. Spirularoſtra.

Spirulina (Zoophyt.), nach Orbigny, Untergatt. von Peneroplis *Montf.*

Spirulina (Bot.), nach Turpin, Spiralfaden, Gatt. der Oscillatorieae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Fäden ungegliedert, ſpiralförmig, mit lebhafter Bewegung, in einer farbloſen, ziemlich flüſſigen Schleimmaſſe. Von 7 Arten bekannteſte: S. major *Kütz.* Schlüpfrige, ſpangrüne Schichten; Fäden mit wenigen Windungen, Spirale $^1/_{100}$ Linie im Durchmeſſer. In Teichen, Lachen und ſtehenden Gewäſſern, ziemlich häufig unter andern Oscillatorien.

Spirulites (foſſ. Cephalop.), Untergattung von Lituites (ſ. d.).

Spirylige Säure, ſ. v. a. Salicylige Säure.

Spirylſäure, ſ. v. a. Salicylſäure.

Spiß, (Ober- u. Unter-S.), öſterr. Pfarrdorf, Tyrol, Kr. Imſt, Ldgr. Rauders; 190 E.

Spiſſen, (Jagdw.), das Rufen der Haſelhühner zur Jagdzeit.

Spissitudo (Med.), ſ. Verdickung.

Spissus (bot. Term.), dickflüſſig, zähflüſſig, ſ. v. a. Lentus.

Spital u. Zuſammenſetzungen, ſ. Hoſpital.

Spital (Geogr.), 1) öſterr. Orte, a) Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Weitra; 350 E.; — b) Diſtriktskommiſſariat, Land ob der Ens, Traunkreis, umfaßt mit Klaus 1 Markt, 28 Dörfer und 9500 Einw.; — c) (S. am Pyhra), Pfarrdorf daſ., an der ſteieriſchen Grenze; ſchönes Schloß und ehemaliges Kollegiatſtift mit anſehnlichen Beſitzungen, Marmorgallerien u. ſtattlicher Kirche mit impoſantem Altar, Marmorbruch, Schwefelquelle; 1200 E.; — d) Marktflecken, Illyrien, Kr. Villach, am Lyſar; Schloß, Pfannenſchmiederei, Eiſenhammer; 1000 Einw. Zwiſchen hier und dem Marktflecken Sachſenburg das Lurnfeld mit römiſchen Alterthümern, vielleicht einſt die Kolonie Liburnia; — e) Pfarrdorf, Steiermark, Kr. Bruck, Bez. Neuberg, am Semmering; Wegmauthſtation, Eiſenhammerwerk mit 2 Zerren- und 1 Streckfeuer, Senſenfabrik, Pfannenſchmiede; 360 Einw.; — 2) preuß. Kolonie, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowraclaw; 150 Einw.

Spitalbrüder und **Schweſtern regulirter Obſervanz**, ſ. Barfüßer.

Spitalfield, ſ. London.

Spitalgarten bei Schäfereien, eine umzäunte Weide ganz nahe beim Schafhofe, in welche diejenigen Individuen gebracht werden, welche entweder zufällig erkranken oder aus ſonſtiger Schwächlichkeit nicht im Stande ſind, ohne nachtheilige Folgen dem geſunden Haufen während des ganzen Tages zu folgen. In dieſem S. bleiben die kranken Thiere ſo lange, bis ſie wieder ſo zu Kräften gekommen ſind, ohne Nachtheil und Erſchöpfung mit der Heerde auf die Weide gehen zu können. Durch dieſe Einrichtung wird vielen Schafen das Leben gerettet, welche ohne dieſe Vorſorge unfehlbar zu Grunde gingen. Sie gewährt auch zugleich den Vortheil, alle kränkliche Individuen abgeſondert unter genauer und bequemer Aufſicht zu haben und ſolchen jederzeit leicht Hülfe leiſten zu können. Dergleichen Spitalgärten können aber auch bei der Sommerlämmerung ſehr vortheilhaft dadurch verwendet werden, daß man manche Schafmütter mit ihren Säuglingen, bei denen es nothwendig iſt, dahin unter Aufſicht ſtellt. Selbſt bei der Schur kann man von die-

Digitized by Google

ſem abgeſonderten Raume zuweilen nützlichen Gebrauch machen.

Spitalreinette (Pomol.), ſ. unter Reinetten 71).

Spitalſchlier, würtemberg. Spital, Donaukr., Oberamt Ravensburg; hat ein Vermögen von 46,000 Fl.

Spitamenes (a. Geſch.), Anführer unter Darius und Begleiter des Beſſus, verrieth dieſen ſeinen Feldherrn an Alexander, war aber ſelbſt dem macedoniſchen Könige nicht lange treu, ſtellte ſich vielmehr an die Spitze der Scythen und beunruhigte die Maeedonier durch Einfälle und Streifzüge. Endlich von ſeinen Völkern verlaſſen, wurde er von ſeiner Gemahlin, die er beleidigt hatte, ermordet. Sie brachte ſeinen Kopf ſelbſt in Alexanders Lager, fand jedoch nicht die gewünſchte Aufnahme.

Spitehnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Eilau; 290 Einw.

Spithama (bot. Term.), die kleine Spanne, der Raum zwiſchen der Spitze des ausgeſtreckten Daumens und Zeigefingers, ſ. v. a. 7 Zoll. Davon Spithemeus, ſpannenlang, d. h. eine kleine Spanne lang.

Spithama (griech., lat. Dodrans), ägyptiſches Längenmaß, ſo viel wie zwiſchen dem Daumen und dem ausgeſtreckten kleinen Finger inne liegt, Spanne, 0,2309 Meter. Daher werden die Pygmäen auch Triſpithameis genannt, d. h. Leute, die drei Spannen groß ſind.

Spithead (Geogr.), 1) brit. Rhede, England, an der Südküſte, im Kanal, grenzt an die Nordoſtküſte der Inſel Wight und den Hafen von Portsmouth; 10—16 Faden tief; 50° 46′ 0″ nördl. Br. und 3° 26′ 2″ weſtl. L.; — 2) Vorgebirg daſ., Grafſch. Southampton, an der Weſtſeite des Hafens von Portsmouth.

Spithridates (Spithradates, a. Geſch.), 1) Unterfeldherr des Pharnabazus; — 2) Satrap von Lydien und Jonien, beim Beginn des macedoniſchen Krieges einer der perſiſchen Heerführer gegen Alexander den Großen. In der Schlacht am Granicus war er dem Alexander von hinten ſo nahe gekommen, daß er ſchon ſeinen Säbel gegen denſelben erhoben hatte, als ihm Clitus mit einem Hiebe den Arm und mit dieſem den Säbel weghieb.

Spitignew (Zbigniew, Biogr.) 1) S. I., Sohn des Herzogs Breziwoi, folgte dieſem 910—915; — 2) S. II., Sohn von Bezetislaw I., folgte dieſem 1055—1061, ſ. Böhmen (Geſch.).

Spititz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Herrſch. Goltſch-Jenikau; 170 Einw.

Spitkowki, preuß. Gut, Kolonie und Vorwerk, Prov. u. R.-B. Poſen, Kr. Koſten; 140 E.

Spitſchentzy, europ.-ruſſ. Flecken, Gouvern. Kiew, Kr. Lipovetz.

Spitt, ſo viel Thonerde, als ein Arbeiter auf einmal mit dem Spaten ausſticht, daher dieſes Ausgraben der Erde Spitten, der Arbeiter, welcher das verrichtet, Spitter, und ſolche Erde Spitterde.

Spitta (Geogr.), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrſch. Neuſtadt; 160 Einw.

Spitta (Biogr.), Guſtav Adolph, Mediciner, geb. zu Hannover 1799, warb 1815 Feldarzt, 1825 Profeſſor an der Univerſität, Obermedicinalrath und Mitglied der Medicinalcommiſſion zu Roſtock. Schrieb: Novae doctrinae pathologicae auct. Broussais in Gallia divulgatae epitome, Gött. 1822; — Ueber die Eſſentialität der Fieber, daſ. 1823; — De sanguinis dignitate in pathologia restituenda, Roſt. 1825; — Die Leichenöffnung in Bezug auf Pathologie und Diagnoſtik, Stendal 1825.

Spittal (Geogr.), 1) öſterr.-illyr. Bezirk, Kr. Villach, umfaßt 20 Gemeinden mit 10,500 Einw.; — 2) Marktflecken daſ.; Schloß des Fürſten Porzia; 1250 Einw.

Spittdamm (Deichw.), ſ. v. a. Speckdamm.

Spittdolben, 1) die Gruben, aus denen man Spitterde ausgegraben hat; — 2) der neue Schlamm, welcher ſich bei Ueberſchwemmungen in dieſen Gruben angeſetzt hat.

Spittel, ſ. v. a. Hoſpital.

Spittel (Geogr.), 1) königl. ſächſ. Dörfer, Kr. Bautzen, Oberlauſitz; a) Ldgr. Bautzen; 140 Einw. — b) Ldgr. Löbau; 150 Einw.; — 2) würtemberg. Weiler, Schwarzwaldkr., Oberamt Oberndorf; 110 Einw.

Spittelgrund, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrſch. Grafenſtein; 430 Einw.

Spittelndorf, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. und Kr. Liegnitz; Vorwerk; 140 Einw.

Spittinau (Spitinow, Spitihnow), öſterr.-mähr. Pfarrdorf, Kr. Hradiſch, Herrſch. Napagedl; 750 Einw.

Spittland (Deichw.), ſ. v. a. Spatenland.

Spittler (Ordensw.), ſ. Deutſcher Orden.

Spittler (Biogr.), Ludwig Timotheus, Freiherr von, berühmter Geſchichtsſchreiber und Publiciſt, geboren zu Stuttgart am 10. Nov. 1752, war zum geiſtlichen Stande beſtimmt und bezog das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich ſo große Bekanntſchaft mit den römiſchen und griechiſchen Klaſſikern erwarb, daß man ihn ſchon damals unter ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Von 1771—1775 ſtudirte er in Tubingen, dann bis 1777 in Göttingen, wo er Repetent am Seminar zu Tübingen wurde. Hier bewährte er durch ſeine „Kritiſche Unterſuchung des 60. laodicäiſchen Kanons“ (Bremen 1777) und ſeine „Geſchichte des Kelches im Abendmahle“, ſo wie durch ſeine „Geſchichte des kanoniſchen Rechts bis auf die Zeiten des falſchen Iſidor’s“ (Halle 1778) ſeinen tief forſchenden und ſelbſtſtändigen Geiſt. Im Jahre 1779 wurde er Profeſſor der Philoſophie in Göttingen, wo er 1788 zugleich den Charakter eines königl. großbritanniſchen Hofraths erhielt. Bald glänzte er als hiſtoriſcher Lehrer, beſonders in der politiſchen und neueren Geſchichte; vorzüglich waren ſeine Vorleſungen über die 3 letzten Jahrhunderte ſtark beſucht. Aber die geſpannten Verhältniſſe mit Heyne und ſein Trieb nach ſicherer Wirkſamkeit verleideten ihm das akademiſche Leben, weshalb er 1797 den Ruf des Herzogs Friedrich Eugen als wirklicher Geheimrath nach Stuttgart annahm. Seine Beförderung zum Staatsminiſter 1806, wo er zugleich in den Freiherrenſtand erhoben wurde, entfernte ihn von der höhern politiſchen

Thätigkeit, als dem eigentlichen Ziele ſeiner Wünſche. Gram über die Täuſchungen ſeiner Hoffnungen untergrub ſeine Geſundheit und beſchleunigte auch ſeinen Tod, der am 14. März 1810 erfolgte. Von ſeinen Schriften ſind noch zu bemerken: Geſchichte des Kelchs im Abendmahl, Lemgo 1780; — Grundriß der chriſtlichen Kirchengeſchichte, Göttingen 1782, 6. Ausg. 1813; — Geſchichte Würtembergs unter den Grafen und Herzögen, Göttingen 1783; — Geſchichte Würtembergs, daſ. 1783; — Geſchichte des Fürſtenthums Hannover, 1786; — Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten, 1792, 2. Ausg. fortgeſetzt von Sartorius 1807; — Geſchichte der däniſchen Revolution 1660, Berlin 1796. — Seine geiſtreich ſkizzirten „Vorleſungen über die Geſchichte des Papſtthums“ wurde mit Anmerkungen von Gurlitt (Hamb. 1824—28, vervollſtändigt von Paulus, Heidelberg 1826) und ſeine „Geſchichte der Kreuzzüge“ und die „Geſchichte der Hierarchen von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation“ von K. Müller (Hamburg 1827 — 1828) herausgegeben. — Viele Abhandlungen S.s befinden ſich im „Göttingenſchen hiſtoriſchen Magazin“, das er mit Meiners herausgab. Seine ſämmtlichen Werke gab ſein Schwiegerſohn, K. Wächter, (Stuttg. 1827—1830. 9 Bde.) heraus. — S. verband mit ernſter Quellenforſchung philoſoph. Geiſt und lichtvolle Darſtellung bei ſinnreicher Kürze, hellen politiſchen Blick und Gewandtheit und Schnelligkeit des Urtheils. Vergl. Planck, Ueber S. als Hiſtoriker, Gött. 1811.

Spittwitz, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlauſitz, Ldg. Bautzen; 250 Einw.

Spictowitz (Spitowiec), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Gut Zdechowitz; 250 E.

Spitttorf, ſ. Torf.

Spitz (Säugeth.), Hunderaçe, ſ. v. a. Canis familiaris pomeranus.

Spitz (Geogr.), 1) öſterr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, an der Donau; Schloß, Landgericht, Pfarrei, Schifffahrt, Eſſigfabrik, Schiffs- und Weinbau, Holz- und Obſthandel; 1000 Einw. Dabei Burg Hintechans; die Umgegend heißt die Wonhanz — 2) (Ober-S.), Dorf daſ., Steiermark, Kr. Gratz, Bez. Brunnſee; 150 E.

Spitz (Biogr.), Johann Friedrich Karl, Maler, geb. zu Hanau 1813, bildete ſich an der Akademie in München, widmete ſich mit Glück der Hiſtorienmalerei, ohne das Genre auszuſchließen, liefert aber auch im Porträtfache Vorzügliches. Eines ſeiner Bilder hat Th. Oriendl in München 1839 lithographirt: eine Allegorie auf die Amneſtie des Kaiſers Ferdinand von Oeſterreich, eine ſchöne Kompoſition.

Spitz (bot. Term.), auch ſpitzig, ſ. v. a. Acutus. — Spitze, ſ. v. a. Apex. — Spitzendig, ſ. v. a. Apiculatus. — Spitzenſtändig, ſ. v. a. Apicalis. — Spitzkeimig, ſ. v. a. Dicotyleus. — Spitzlich, ſ. v. a. Acutius culus.

Spitz (Min.), jede Ecke einer Kryſtallform, die einen Winkel von weniger als 90° bildet.

Spitz (Kornettbaß, Muſ.), eine veraltete Pedalzungenſtimme von 2, auch mitunter 1′, die ihren Namen von ihrem ſcharfen und ſpitzigen Ton erhielt.

Spitza, europ.-türk. Flecken, Albanien, ſüdweſtlich von Skutari, am adriat. Meer, auf der Grenze von Dalmatien.

Spitzäpfel (Pomol.), nach Diel, 6. Klaſſe ſeines Apfelſyſtems. Charakter der Klaſſe und der Ordnungen ſ. im Artikel Apfel, Bd. III. S. 358 u. f. Nach Oken und Dierbach gehören die S. zum Theil unter die Birnäpfel, mala pyroria. Sie ſind in Hinſicht des ökonomiſchen Werthes und ihrer Dauerhaftigkeit den Streiflingen gleich und eignen ſich vorzüglich für den Landmann zu Feld- und Straßenbäumen. Wir beſchreiben kürzlich die wichtigſten Sorten und verweiſen auf die ſchon beſchriebenen. 1. Ordnung, länglich, walzenförmige oder koniſche Spitzäpfel: 1) gelber Konfektapfel. Rang 3. Ein vortrefflicher, früher Herbſtapfel, ſowohl für die Tafel, als auch für die Wirthſchaft, beſonders zu Backwerk. Er wird 10 bis 11 Viertelzoll hoch und 9 bis 10 Viertelzoll breit. Die feine, glatte, etwas fettige Schale wird hoch citronengelb und hat bei ſtark beſonnten Früchten einen leichten Anflug erdartiger Röthe. Das Fleiſch iſt ſchön weiß, fein, ſaftvoll, von einem ſüßen, fein ſäuerlichen Geſchmacke, von welchem ſich die Säure in der Ueberreife gänzlich verliert. Die Frucht reift Anfang September, hält ſich aber nur 4 Wochen, ohne an Saft zu verlieren. — Der Baum wird groß und ſchön, iſt recht dauerhaft, fruchtbar und für jede Anpflanzung empfehlenswerth. Beſonders für den Markt iſt die ſchöne Frucht von großem Werth. — 2) Königin Luiſenapfel. Rang 2. Ein ſehr ſchöner, guter, ziemlich großer Herbſtapfel, der dritthalb Zoll hoch und breit wird. Die dünne, feine Schale iſt ſchön gelblich ſtrohweiß, wird aber in der Zeitigung zart citronengelb und hat an der Sonnenſeite einen ſchwachen Anflug ſanfter Röthe. Die Punkte ſind gewöhnlich hellgrün, ſehr fein und weitläufig vertheilt. Das Fleiſch iſt ſchneeweiß, fein, weich, ziemlich ſaftvoll und von einem zuckerartigen, ſehr angenehmen Weingeſchmacke. Die Frucht reift Ende Oktober, hält ſich 6 Wochen und verliert alsdann an Saft und Wohlgeſchmack. Sie welkt nicht, verträgt aber keinen Druck. Der Baum wird groß und ſchön und iſt recht fruchtbar. — 3) Großer Winterfleiner. Rang 3. Ein prachtvoller, großer Winterapfel, der ſich für die Wirthſchaft ganz vorzüglich eignet. Er wird 13 Viertelzoll breit und hoch. Die feine, zarte Schale iſt grünlich hellgelb, wird in der Reife wachsartig hellcitronengelb und hat an der Sonnenſeite einen ſtarken Anflug ſchöner Röthe, und weißliche, feine Punkte. Das Fleiſch iſt weiß, etwas grobkörnig, weich und von einem ſehr angenehmen, gewürzhaften, zuckerartigen Geſchmacke, der durch wenige Weinſäure gehoben wird. Die Frucht reift im November, und hält ſich bis in den Winter, wird aber dann ſtippig. Der Baum wird ſehr groß und fruchtbar. Er verdient häufige Anpflanzung. Zu Zwerg auf Johannisſtamm; — 4) Melonenapfel. Rang. 2. Ein ſchöner,

ſehr guter Apfel, der ſich durch ſeine Dauer und ſeinen guten Geſchmack vor vielen andern auszeichnet und gewöhnlich dritthalb Zoll hoch und 8 bis 9 Viertelzoll breit wird. Die dicke Schale iſt gelblichgrün, ſpäter citronengelb, an der Sonnenſeite röthlichgelb, oft braunröthlich. Die Punkte ſind häufig, auch findet man kleine, ſchwärzliche Roſtflecken. Das Fleiſch iſt ſchneeweiß, ſaftig, von einem ſüßen, melonenartigen, erhabenen Geſchmacke. Das Kernhaus enthält 9 vollkommene, hellbraune Kerne. Die Frucht reift im December und hält ſich bis ſpät in das Frühjahr. Der Baum wächſt ſchön, bildet eine pyramidenförmige Krone und iſt fruchtbar. Verdient häufige Anpflanzung. — Zur erſten Ordnung der S. gehört noch 5) der Fürſtenapfel (ſ. d.). — II. Ordnung, zugeſpitzte S.: 6) meißner Winter-Citronenäpfel. Rang. 3. Eine ſächſiſche Kernfrucht. Sehr ſchöner, großer, für die Wirthſchaft ſchätzbarer Winterapfel, der 3 Zoll hoch und breit wird. Die dünne, glatte Schale iſt weißgelb, dann hoch citronengelb, an der Sonnenſeite mit einem ſchönen, hellen Blutroth leicht verwaſchen, hat weißgraue Punkte und öfters einen Roſtanflug um den Kelch. Die Frucht riecht angenehm und welkt nicht. Das Fleiſch iſt gelblich weiß, fein, ziemlich feſt, nicht ſaftreich und von einem fein weinſäuerlichen Geſchmacke, alantartig. Die Frucht reift im November und hält ſich bis in das Frühjahr. Der Baum wird nicht groß, aber ſehr fruchtbar. Als Marktfrucht ſehr zu empfehlen. — 7) Gelber Tiefenbutzapfel. Rang 3. Dieſer ſchöne, für die Wirthſchaft ſehr ſchätzbare Winterapfel wird 12 bis 13 Viertelzoll breit und 10 bis 11 Viertelzoll hoch. Der auffallend kurze kaum einen Viertelzoll lange Stiel ſteht in einer trichterförmigen, tiefen, bald grünen, oft auch mit Roſt bekleideten Höhle. Die Schale iſt ſchön hellgrün, wird ſpäter citronengelb und hat auf der Sonnenſeite einen ſchwachen Anflug von Röthe; auch ſind mehr oder weniger kleine, ſchwärzliche Roſtflecken vorhanden. Das Fleiſch iſt weiß, um den Kelch grünlich und mit grünlichen Adern durchzogen, ziemlich ſaftig und von einem angenehmen, ſüßen Geſchmacke. Die Frucht reift im December und Januar und hält ſich bis in das Frühjahr. Der Baum wächſt ſehr lebhaft, verräth aber durch ſeine dornenähnlichen Fruchtſpieße etwas wildes, iſt deſſen ungeachtet recht fruchtbar. — Zur zweiten Ordnung der S. gehören noch: 8) Ernteapfel, Sommer-Karthäuſer; — 9) Ordensapfel; — 10) walzenförmiger Apfel von Portland.

Spitzahorn (Bot.), auch ſpitzblätteriger Ahorn, ſ. v. a. Acer platanoides *L.*

Spitz-Altheim, ſ. Altheim.

Spitzampfer (Bot.), ſ. v. a. Rumex obtusifolius *L.*

Spitzapfel (Pomol.), ſ. v. a. Lauchsapfel.

Spitzarbeiter, ein Seiler, der nicht ſtückweiſe, ſondern auf Beſtellung, ſo lang oder kurz, als man es haben will, arbeitet.

Spitzberg (Geogr.), 1) ſ. Rieſengebirg; — 2) ſ. Wölfelsdorf und Glatzer-Gebirg; — 3) ſ. v. a. Sattelberg; — 4) Fort, ſ. Silberberg; — 5) ſ. v. a. Lauſche; — 6) ſ. Erzgebirg; — 7) ſ. Berge.

Spitzbergen, nordamerikan. Land, Nordpolarländer, das nördlichſte Land der Erde, wurde 1553 von dem Engländer Hugh Willoughby entdeckt und für einen Theil des amerikaniſchen Feſtlandes gehalten, ſpäter aber genauer unterſucht und als eine Inſelgruppe erkannt. Es hat auch den Namen Neuland oder König-Jakobs-Neuland, bei den Grönlandsfahrern Oſt-Grönland. Es beſteht aus 3 größern und mehren kleinern Inſeln und liegt zwiſchen 26° 34′ und 39° 35′ öſtl. Länge und 76° 30′ und 80° 40′ nördl. Br. und hat 1390 □Meilen Oberfläche. Ein wildes, ſtürmiſches Meer umfluthet dieſe Inſelgruppe, die im Sommer von Eisſchollen umgeben, im Winter von feſtem Eiſe eingeſchloſſen iſt. Weiter im Norden findet man öfters im Sommer offene See; Parry jedoch, der 1827 mit beſonders dazu eingerichteten ſogenannten Eisbooten von hier aus zum Pole vordringen wollte, fand das Meer zwar nicht von einer ausgedehnten feſten Eismaſſe, wohl aber von losgeriſſenen und ſtrömenden Stücken, die oft beträchtlich groß waren, bedeckt u. mußte ſeinen Plan bald wieder aufgeben. Das Land ſelbſt iſt voll von Bergen, die aus rothem Granit beſtehen, bald einzelne Gruppen, bald Gebirgszüge bilden, und deren einige ſehr hoch ſind; der Hornberg auf der Karlsinſel hat nach Scoresby 4395 Fuß Höhe, ein anderer naher Pik 3306 Fuß, die ſchwarze Spitze iſt 4244 Fuß hoch, an der Windebai erheben ſich ſieben 3000 Fuß hohe, mit 2000 Fuß hohen Vorbergen umgebene Berge, deren Wände, mit Eis belegt, weithin einen ſtarken Schimmer werfen, während ihre kahlen Granitkuppen wie Feuermaſſen in der Mitte von Kryſtallen und Saphiren funkeln. Ueberall finden ſich Gletſcher zwiſchen den Berggipfeln. Von Vulkanen findet man keine Spur. Die bald engern, bald weitern Thäler haben einen thonigen und ſteinigen, öfters auch einen Moorgrund. Auf der größten Inſel findet man einige kleine Flüſſe und Seen, im Sommer aber ſtrömt der geſchmolzene Schnee in Gießbächen dem Meere zu. Im Innern der großen Inſel iſt eine beträchtliche Fläche, auf welcher Rennthiere weiden. Unter ſolchen Umſtänden und bei dem ſtrengen Klima iſt die Vegetation ſehr gering; von Bäumen findet man nur die Zwergbirke, welche aber bloß etliche Zoll hoch wird, dagegen erhebt ſich eine Art Seeſchilf am Meeresufer bis zu 200 Fuß, auch wächſt viel Meergras hier. Scoresby fand folgende Pflanzengattungen hier: Simſe, Andromeda, Steinbrech, Hornkraut, Dryas, Mohn, Ranunkel, Läuſekraut, Löffelkraut und Schauerkraut, nebſt verſchiedenen Arten von Mooſen, Flechten und Tangen. Von Säugethieren findet man weiße und blaue Füchſe, Eisbären, Rennthiere, Seehunde, Seelöwen, Seekühe, Walroſſe und dieſelben Walthiere, wie in dem grönländiſchen Meere. Sehr zahlreich beſuchen während des Sommers See- und Waſſervögel die Küſten, Enten, Gänſe, Taucher, Alken, Sturmvögel, Möven, Seeſchwalben und Strandläufer, auch

Digitized by Google

Ammern und Fluken. Von Fiſchen findet man Kiemen= und Haifiſche, Seerazen, Igelfiſche, Bauchſauger, Schwert= und Schellfiſche und Häringe. Ferner Krebſe, Tintenfiſche, Meduſen, verſchiedene Arten von Schnecken u. ſ. w. Von Mineralien trifft man Granit, Gneiß, Quarz, Schiefer und Marmor. Eingeborne Bewohner haben dieſe Inſeln nicht, wohl aber werden ſie des Fiſchfangs wegen im Sommer häufig beſucht, und Norweger, vornehmlich aber Ruſſen, überwintern hier auch und beſuchen die Inſeln auf längere Zeit. So legte im Jahre 1825 ein in Norwegen anſäſſiger Engländer, Crowe, hier eine, aus 25 Lappländern und Norwegern beſtehende Niederlaſſung an, welche ſich 1827, da Parry ſie beſuchte, noch im beſten Zuſtande befand. Die einzelnen Theile der Inſelgruppe ſind: 1) Inſel S. oder große Inſel, zwiſchen 25° 30′—42° 30′ öſtl. L., 76° 30′—80° nördl. Br., durch Jan Wyehens=Meer und Walter=Thiamens=Fiord von der Südoſt=Inſel, durch Henlopens=Straße von der Nordoſt=Inſel getrennt. Im Norden bildet ſie eine große Halbinſel, welche Neu=Friesland heißt. Die Südſpitze iſt Kap Lookout oder das Südkap, weiterhin Hornſund, Beltſund, in den ſich der Belt=Fluß mündet, und wo der Fairhaven liegt, wo 1764 die Ruſſen einen verunglückten Verſuch zur Gründung einer Niederlaſſung machten (77° 35′ Br.), Eiſſund, engliſche, däniſche Bai, Teufelsbai (77° 30′ Br.), Königsbai, Klockbal (78° 30′ Br.), Magdalenenberg (79° 33′ Br.), Smeerenderg, ein guter, ſicherer Haſen, der Sammelplatz der Walfiſchfänger, Waidebai, am Norduſer. — 2) Nordoſt=Inſel, zwiſchen 38° 25′ und 44° 15′ öſtl. L., 79° 5′ und 81° nördl. Br., mit der Brunswickbal. — 3) Südoſt= oder Edges=Inſel, zwiſchen 36° 15′ und 43° 45′ öſtl. L., 77° 2′ und 78° 38′ nördl. Br., mit der Tiefen=Bal. Kleinere Inſeln der Gruppe ſind Holländer= (Gänſe=, Dänen=) Inſel, Waldenstable, Greath=High, Frozeneiland, Waigatz=, Disco=, Walroß= und Robben=Inſel, die Tauſend=Inſeln im Süden.

Aus großer Entfernung geſehen, hat dieſes aus dem Waſſer ſteil hervorragende, von hohen ſpitzigen Felsmaſſen gebildete Land das Anſehen einer Wolke. Höchſt intereſſant iſt die große Deutlichkeit, womit man bei klarer Luft auf bedeutendem Abſtand die Küſten wahrnimmt. Im Anſegeln glaubt ein Neuling bei dieſen Erſcheinungen der Polargegenden, daß die Küſte ſich mehr entferne, oder fürchtet, plötzlich zu ſcheitern; z. B. auf 10 deutſche Meilen ſieht man das Land bei klarem Wetter deutlich, ſegelt man nun 5 Stunden à 1¼ deutſche Meile, und dann neigt ſich ein feiner Nebel, ſo ſcheint das Land entfernter, als zuvor; Nebel und dann folgende klare Luft verurſachen das Gegentheil. Hohe Gebirge ſieht man an den Küſten, welche wegen ihres mannichfaltigen Kolorits einen ſchönen Anblick gewähren; Eisberge, dunkle Felsmaſſen, deren Decke abgeſchmolzen, Spalten mit Eis, Streifen mit armer Vegetation wechſeln ab. Das ſogenannte Middle Hook von Vorland erhebt ſich bis zu 4—4500 Fuß. Die Hornſpitze beim Horn=Sund iſt 4395 Fuß über der Meeresfläche; zahlreich ſind ungeheure Eisberge, deren Größe durch koloſſale, ins Meer fallende Stücke abnimmt, und welche durch Schneegeſtöber und Froſt wieder anwachſen. Der Sommer währt nur kurze Zeit und doch verſchwinden ungeheure Maſſen Schnee und Eis, welche aufgethaut in vielen Bächen ſich verlaufen, ſelbſt auf hohen Gipfeln ſchmilzt Schnee, der den Strahlen der umkreiſenden Sonne nicht widerſtehen kann. Die Höhe, bis zu welcher die warme Temperatur auf S. ſich ausbreitet, iſt wirklich bemerkenswerth; in Europa ſchneit es in den obern Regionen, während es in den untern regnet; dagegen regnet es in dieſem Polarlande auf hohen Bergen und am Fuße derſelben zugleich. Als Scoresby im Jahre 1818 mit vieler Mühe einen Gipfel von 3000 Fuß bei Kap Mitre in der Kreuz=Bai erſtieg, fand er um Mitternacht auf demſelben die Temperatur einige Grad über dem Gefrierpunkt und den Schnee ſchmelzend, am Fuß waren es 6° Wärme. Die Strahlen der Sonne erweichen ſogar den Theer u. das Pech am Schiff, aber im Schatten bleibt es mehre Grad Kälte. Kapitän Phipps erzählt, daß er am Lande im Jahre 1773 eine Wärme von 11½° R. beobachtete; nach jenem Verhältniß müßte dann die Linie ewigen Schnees 7791 Fuß ſeyn; wäre dies richtig, dann würde jener imaginärer Bogen des permanenten Waſſergefrierens vom Aequator nach dem Pol reichend und auf letzteren ruhend über S. eine Ausweichung bekommen. Es iſt unmöglich, weit ins Innere des Landes vorzudringen, denn man darf nicht wagen, in einige minder ſteile Schluchten zu klimmen, da, wo ein Boden aus mürbem Eis treulos in hohle Räume einſtürzt, die von Bächen ausgewaſchen worden, und wo unerwartete Stein= und Eisgewölbe Alles zerſchmettern. Das in Spalten gelaufene Waſſer gefriert, ſprengt ſo überhängte Felsblöcke ab, welche im nächſten Thauwetter unter donnerähnlichem Krachen in die Gründe ſtürzen; Dampſwirbel und die Nachfolge des Zerſchmetterten bezeichnen ihren Weg. In Höhlen oder Spalten niſten Sommers die Vögel, doch mit ſolcher Vorſicht, daß der ſchlaue Fuchs ihnen nicht beikommen kann; wenn ſie aufgeſcheucht werden, machen dieſe Thiere einen ganz betäubenden Lärm. Wie in andern Ländern des Pols, wachſen in den Sommermonaten Juni und Juli antiſkorbutiſche Kräuter auf ſparſamem Erdreich. In 5 Wochen wachſen, blühen und tragen die zwerghaften Pflanzen Samen; die einzige baumartige Pflanze, eine Salix herbacea, iſt nur 3—4 Zoll groß. — S. iſt reich an verſchiedenen Mineralien, und man brachte von dort Marmor, Steinkohlen und ſogar mancherlei Sorten Erze. Der weſtliche Theil der Inſel wurde den 19. Juni 1596 von Barentz und Heemskerk entdeckt, welche ihr den jetzt gewöhnlichen Namen beilegten; 1607 machten die Engländer die Wiederentdeckung deſſelben; es entſtand ein Streit wegen des Eigenthumsrechts, welcher mit einer Vertheilung der verſchiedenen fiſchreichen Baien endigte. Selten nähern ſich jetzt die Seefahrer dem Lande, welche

Digitized by Google

unter nördlichen Breiten am Rande des Weſteiſes Fiſche ſuchen. Ruſſen und Normänner allein beſuchen Edges Island, Point Lookont, Stans Vorland wegen des Fangs der Weißfiſche und des Walroſſes, überwintern auch mitunter, aber häufig bleiben ſie dort auf immer. Wie oben geſagt, iſt das Land unproduktiv, aber die umgebenden Gewäſſer ſind ſo reich, daß ſie Tauſende von Expeditionen reichlich belohnen. Während zwei Dritteln der Winterzeit herrſchen heftige Stürme; das einzige lebende Weſen iſt dann der grimmige, umherſchweifende Eisbär, der Herrſcher des eiſigen Nordens; im Februar erſcheinen Füchſe und im April die erſten Vögel. — Wie unter allen hohen Breiten iſt die Witterung ſo veränderlich, als die Winde ſelbſt, nach denen ſie ſich richtet. Die Nord- und Oſtwinde führen eine unerträglich ſchneidende Luft herbei, doch iſt dieſe heiter, wie auch bei Nordweſtwind. Auch die aus Süden und Weſten kommenden Winde führen viel Schnee, ſehr feuchten Nebel und mitunter auch wohl einen mäßig kalten Regen herbei, der jedoch ſehr ungewöhnlich iſt. Auf nicht großen Entfernungen von einander herrſchen oft verſchiedene Winde, welches nahe am Lande wohl dem Einfluſſe hoher Gebirge, weiter im See den kühlenden Eisfeldern zuzuſchreiben iſt. Im Monat Mai ſinkt unter dem 7t. Grad die Sonne nicht mehr unter den Horizont; das feſte Eis zwiſchen Jan-Mayen-Eiland und dem Südende von S. bricht in Stücke; Strömungen und Winde zerbröckeln es am meiſten nahe am Lande, indem das jährige Eis leicht locker und mürde wird; nordöſtliche Winde treiben es gegen das Weſteis, von wo eine ſüdliche Strömung es weiter führt: ſo wird die See an der Weſtſeite S.s offen. Dagegen bleiben die Nordoſt- und Oſtküſten gewöhnlich mit dichtem Eis umlagert. Die Baien an der Südküſte wählten die Engländer aus, da ſie am erſten zugänglich ſind; die übrigen Nationen mögen oft erſt bei vorgerückterer Jahreszeit nach ihren Etabliſſements an der Nordweſtküſte gelangt ſeyn; von dieſen fand man, wie auf Jan Mayen, viele Ruinen bei Smeerenburg, Hamburger-Bai, Süd- und Nord-Bai, dem Behoudehafen, wo die Schiffe auch im Nothfall Schutz finden können. Oft wird durch den dicken fallenden Nebel unten auf dem Verdeck des Schiffes Alles naß, die Temperatur iſt ein wenig über dem Gefrierpunkt, oben im Maſtkorb iſt es klar und mehre Grade Froſt. Dann ſenkt ſich die Kälte, und der Reif wird zu Eis. Wenn der Mond mit einem feinen Nebel umzogen iſt, ſo erwartet man Sturm. Zieht die Sonne in vollem Glanze die dicken Nebel auf, ſo erwartet man beſſeres Wetter. Während der 4 Monate, daß die Sonne nicht unter den Horizont ſinkt, hat ſie in ihrem niedrigſten Stand, während der Stunden der Nacht, einen ſchwächern Schein, ſo daß man ſie ungeblendet anſehen kann, wie den Mond; in dieſen Stunden der Nacht iſt es nicht kühler, als bei Tage. Die Temperatur wird von den Winden beſtimmt. Ende Juni fällt viel Nebel, dieſer wird im Juli und Auguſt immer ſtärker, und am Ende des letzten Monats haben die Expeditionen auch ſchon den Norden verlaſſen. Im Anfang des Auguſt ſenkt die Sonne ſich wieder unter den Horizont, täglich eine bedeutende Zeit früher, bis ſie 4 Monate (vom 22. Okt. bis 22. Febr.) gänzlich ausbleibt. Die im Sommer bemerkenswerthen Zeichen in der Luft ſind ein im Schneefall ſich zeigender Widerſchein von weißer und bleichgelber Farbe, dem Regenbogen ähnelnd, welcher ſich auch im Nebel oder eigentlich über demſelben zeigt, wenn er tief gelagert iſt; ferner die Wan- oder Nebenſonnen: bei bezogenem Himmel ſieht man zwei oder drei unweit von einander durchſchneidende Lichtpunkte, die ein ſicheres Anzeichen von ſehr ſchlechtem Wetter, nämlich von Sturm und Schneegeſtöber ſind. Im Winter erſcheint die bekannte Aurora borealis. Vor einiger Zeit näherte ſich ein altonaer Schiffer dem Südende S.s, wo er Nothzeichen aufgeſteckt ſah; er fand 4 Leute und nahm ſie an Bord. Sie erzählten ihm, ſie ſeyen ein Jahr zuvor auf der Walroßjagd geweſen, ein Sturm habe ſich erhoben, und das ſchwachbemannte kleine Schiff ſey ohne ſie nach Hammerfeſt zurückgekehrt. Sie hatten eine leere Wohnung der Ruſſen vorgefunden, ſich eingerichtet und von 5 Walroſſen und 7 Bären, die ſie getödtet, gelebt. — Im Süden der Inſelgruppe liegen: a) Jan Mayen-Inſel, zwiſchen 70° 49′ und 70° 8′ 20″ nördl. Br. und 8° 50′ u. 10° 9′ öſtl. L.; auf ihr erhebt ſich der weithin ſichtbare, 6840 Fuß hohe Bärenberg mit beſchneetem Gipfel und eiſigen Abhängen; zwiſchen dem nordöſtlichen und ſüdweſtlichen Vorgebirge ſind 3 über 1200 F. hohe Eisberge, die nach Scoresby mit gefrorenen Waſſerfällen große Aehnlichkeit haben; derſelbe erſtieg auch einen 1500 F. hohen ehemaligen Vulkan, deſſen Krater 5—600 F. tief und 6—700 F. breit war. Auch ſonſt bemerkte er viele Spuren des vulkaniſchen Urſprungs der Inſel; das flache Ufer, wo er ans Land trat, war mit einem tiefen, ſchwärzlichen Sand bedeckt, der aus eiſenhaltigem Sandſtein, Olivin und Augit beſtand; weiterhin fand er Lavaſtücke, verbrannte Thonſchieferblöcke und im Feuer gehärtete Maſſen von röthlichem Letten, auch Baſalt. Das Land aber war überall eine unfruchtbare Oede, wo Scoresby nur Sauerampfer, Steinbrech, Hungerblümchen, Sand- und Leimkraut ſah. Er bemerkte Fährten von Bären, blauen Füchſen und Rennthieren, etliche Taucher u. andere Seevögel. — b) Hoffnungs-Inſel, unter 76° 20′ Br., 37° 34′ öſtl. L., völlig öde, felſig und klippig, 1613 entdeckt. — c) Bären- oder Cherry-Inſel, 1596 entdeckt, unter 74° 30′ Br. und 37° 35′ L., ſehr gebirgig, mit 3 Schneebergen; man findet hier Eisbären, Füchſe, Seekälber und Seevögel, auch Blei und Steinkohlen. Im Norden entdeckte Kapitän Phipps unter 30° 17′ L., 80° 1′ Br. die niedrige, flache, ſteinige Moffeninſel, in deren Mitte ſich ein See befindet. Auch liegt hier unter 35° 9′ L. und 80° 15′ Br. die eben ſo flache niedrige Inſel, von Rennthieren bewohnt.

Spitzberger (Pomol.), eine vorzügliche, große Aepfelſorte; Schale dünn, blutroth; Fleiſch weich, ſaftig, gewürzreich, gelb, von an-

genehmem Geruch. Wird wegen ſeiner Süßigkeit öfters von Inſekten angefreſſen.

Spitzbeſen, der kurze Beſen von Birken- oder Tannenreiſig, womit die ſich in Kurzherden oder Herdbäumen anhängenden Berge abgekehrt werden.

Spitzbeutel, 1) Beutel aus grobem Beuteltuche oder feinem Draht, welcher in der Mühle vorgehängt wird, wenn man den Weizen ſpritzt; — 2) ein in eine kegelförmige ſpitze Form gebrachtes Seihetuch von Leinwand, Flanell oder Filz, deſſen man ſich zum Duechſeihen von Flüſſigkeiten bedient.

Spitzbeutler (Säugeth.), auch Ameiſenbeutler, Beutelthiergatt., ſ. v. a. Myrmecoblua *Waterh.*

Spitzbirke (Bot.), ſ. v. a. Pappelbirke, Betula populifolia *L.*

Spitzbirne (Pomol.), eine perlförmige Sommerdiene von gelbee Schale, mit zartem, ſüßem, ſchmackhaftem Fleiſche. Reiſt Mitte Septembees, hält ſich aber nicht lange.

Spitzbogen, ſ. Bogen (Bauk.).

Spitzbogengewölbe, ſ. v. a. Dos d'ane.

Spitzbohrer, 1) der Bohrer, womit man oft das Loch zum Steinſprengen vorbohrt, hat 4 in eine Spitze zuſammenlaufende Kanten; — 2) eines der Unteeſtücke (Zwicker) des Bergbohrers; — 3) der Pfriemen, mittelſt deſſen der Tiſchler beim Vorzeichnen Streiche reißt; — 4) ſ. Bohrer.

Spitzbohrerkluppe, Kluppe, mit welcher man das Gewinde einer ſpitzigen Schraube oder eines Spitzboheers ſchneidet. Daſſelbe beſteht aus 2 Schenkeln, die an dem einen Ende durch ein Gewinde vereinigt ſind, an dem einen Schenkel iſt an der offenen Seite ein Bogen angebracht, welchen man in den andeeen Schenkel hineinſchieben kann.

Spitzbolzen (Bauk.), ſ. Bolzen.

Spitzbrand, eine Art Brand, der beſonders die Spitzen der Weizenkörner angreiſt.

Spitzbruſte (Entomol.), ſ. v. a. Sternoxia, nach Vogt, Gruppe der Sägehöener oder Serricornia, ſ. Sternoxia.

Spitzbruſtſpinne (Arachnid.), Spinnengatt., ſ. v. a. Drassus *Walck.*

Spitzbube, 1) Schimpfname für einen Dieb, ſ. Diebſtahl; — 2) ſ. v. a. Betrüger, Schelm.

Spitzbubenſprache, ſ. Kochemerſprache.

Spitze, 1) (Pol, Min.), am Rhomboëder jede Ecke, welche von gleichen Kanten gebildet wird, alſo ſind die Scheitelecken des Rhomboëders die S.n, während die Randecken ſchlechthin Ecken heißen; — 2) (Math.), a) S. eines Winkels, ſ. v. a. Scheitel; — b) S. einer Kurve, ſ. Kurve; — 3) (Bleiarb.), ſ. v. a. Nadel; — 4) (Golddrahtzieher), der ſtählerne dreikantige Stift, womit man die Löcher in das Zieheiſen bohet; — 5) die zwei äußerſten Enden der Brückenpfeiler, welche ſpitzig zugehen; — 6) ſ. Saccharum; — 7) (Poet.), ſ. Epigramm; — 8) (Kriegsw.), die vordere Reihe eines Zugs od. einee Menge, ſ. Avantgarde; — 9) (phyſ. Geogr.), ſ. v. a. Bergſpitze; — 10) (Foeſtw.), das Zopfende der Baume; — 11) (Anat. und Bot.), ſ. Apex; — 12) ſ. Spielkarten; — 13) (Herald.), ſ. Spitzenzug.

Spitzeder (Biogr.), 1) Joſeph, einer der vorzüglichſten Baßbuffos Deutſchlands in den 20er Jaheen dieſes Jahrhunderte, um 1800 geboren, in Wien von Weigl und andern Meiſtern gebildet, nachher in Berlin am königſtädter Theater engagirt, zuletzt in München, wo er 1832 †; — 2) Mad. Betty, geb. Vio, nachherige Mad. Maurer, Gattin des Vorigen und ausgezeichnete Sängerin, aus Lübeck gebürtig, wurde in Italien u. Wien gebildet, erfreute ſich 1824 und ſpäter eines bedeutenden Rufes, machte 1828 eine Kunſtreiſe durch Deutſchland, wurde dann auf ein Jahr für die königsſtädter Bühne zu Berlin engagirt, verheirathete ſich mit S. und ging dann mit demſelben nach München, wo ſie blieb und noch längeee Zeit mit vielem Beifall auftrat.

Spitze der Barbarri, Landzunge, ſ. Senegal.

Spitzeiſen, dient dem Bildhauer zum Bearbeiten des Steines im Groben, hat 3 Kanten.

Spitzel (Biogr.), Gabriel, Maler von Augsbueg, Schüler v. Tobias Laub, begab ſich dann nach München, um unter Beich ſich weiter auszubilden, † zu Augsburg 1760. Eine große Anzahl von Bildniſſen dieſes Künſtlers wurden geſtochen und geſchabt, aber meiſt ſolche von dunkeln Männern. Wie haben von S. auch Blätter in ſchwarzer Manier, an welchen ſeine Gattin, eine geborne Corvinus, Theil haben ſoll. Dieſe Künſtlerin hat auch Bildniſſe gemalt.

Spitzel, ſ. v. a. Spion, geheimer Poliziſt.

Spitzelia (Bot.), nach Schultz, Pflanzengatt. Arten unter Pieris.

Spitzen (Kanten, franz. dentelles, points, engl. lace, ſpan. encajes, Waaeenk.), offene (klare, durchſichtige), bandartige Streifen mit voneinander abſtehenden, verſchiedene Muſter darſtellenden Fäden v. feinem Leinenzwirn, von Baumwollengarn, von Seide, von Wolle od. auch von Gold- und Silbergeſpinnſt. Sie werden entweder auf dem Web-, Strumpf-, Petinet-, Poſamentirſtuhl oder der Bobbinetmaſchine gewirkt oder geklöppelt (Dentelles), oder mit der Nadel (Points) gefertigt, und bilden vorzüglich in Frankreich, in den Niederlanden, in England, in der Schweiz, in dem ſächſiſchen und böhmiſchen Erzgebirge, auf dem Harz und im Herzogthum Holſtein einen äußerſt wichtigen Induſtriezweig der Frauen und Mädchen, überhaupt der ſchwächern Perſonen. Die gewirkten S. werden gefeetigt: entweder von den Poſamentirern auf dem Bortenwirkerſtuhl, oder auf dem Webſtuhl, z. B. in Barmen, wo man dieſe S. Webkanten (engl. begger lace) nennt, oder auf dem Petinetſtuhle, die engl. Tattings, oder auf dee Bobbinetmaſchine, welche das zarte, mühſam verſchlungene Netz der geklöppelten S. in gleicher Regelmäßigkeit aus Baumwollengarn mit verhälnißmäßigem, weit geringeem Aufwand bis zur Breite von 10 Ellen liefere. Gewebte S. (Webkanten) lieferte ſonſt Harlem von weißem Zwirn in Stücken von 12 Ellen und von allerlei Breiten, und zwar mit Bogen und gemuſtert in 37 Nummeen, von Nr.

3 bis Nr. 40, unb glatt in 40 Nummern; eine gleiche Art kam unter dem Namen pommerſche und altenburgiſche S. in den Handel. In Barmen, Elberfeld, Lütringhauſen wurden viele dergleichen Zwirnſpitzen, wie auch bayriſche und ökonomiſche od. Wirthſchafts-S., letztere eine Nachahmung von valencienner Webſpitzen, mit feinerem Garn und größeren Muſtern gemacht. Das Weben geſchah auf ſogrnannten Getauen oder Wirkerſtühlen, auf welchen man 4—22 Stück zugleich verfertigen konnte. Die harlemer Waare empfahl ſich durch beſſere Bleiche und größere Reinlichkeit; in der Güte. Feinheit und Muſter waren ihr ſonſt die Fabrikate aus dem Großhrrzogthum Berg gleich. Eine eigne hierher gehörende Gattung warrn die Kordelſpitzen von ſchwarzer Seide, deren erhabene Blumen und Figuren von Schnuren eingewirkt wurden, die man Kordeln nannte; ſie wurden zu Paris, Le-Puy in Frankreich, dann zu Harlem, Elberfeld, Barmen, Buchholz, Annaberg u. ſ. w. verfertigt und zu Traurrputz verbraucht. Dieſe Webſpitzen werden jetzt kaum mehr gemacht. Die geklöppelten S. oder Kanten werden, wie Netze, durch eine künſtliche Verſchlingung verſchiedener feiner, gezwirnter Fäden gemacht. Das dazu erforderliche, auf einem grünen oder rothen Pergament- oder Papierſtreifen mit Nadeln durchſtochene Muſter wird der Länge nach auf eln gepolſtertes Kiſſen (im Eezgrbirge) oder Pult (in Belgien und Frankreich) befeſtigt. Der feine Zwirn iſt auf die erforderrliche Anzahl von Spindeln (Klöppel) gewickelt und oberhald des Muſtrrs mit Nadeln durch das Pergament auf das Kiſſen oder Pult angeſteckt; hierauf ſchlingt die Arbeiterin mit der Hand die Klöppel ſo umeinander, daß ſich die Fäden um die in die Löcher des Muſters geſteckten Nadeln netzartig verſchlingrn, wodurch die verſchiedenen Augen, Maſchen oder. Löcher entſtehen, die in Verbindung mit den ſtärkern Einlagefaden die mannichfaltigen Blumen und Ranken bilden. Die Arbrit ſelbſt iſt nicht ſowohl künſtlich, als langwierig und mühſam. Sie erfordert bei drn vielen Fäden von feinem Zwirn eine außerordentliche Geduld, da man zu jedem Löchelchen 4 Klöppel braucht, folglich bei geringen S. 20—50 und bei feinen 250—500 u. mehr Klöppel bedarf. Die Güte der Klöppelſpitzen wird nach der Feinheit des Zwirns, der Menge der Löcher auf einem gewiſſen Raum und der Reichheit und Schönheit drs Muſters, ſo wie auch der Reinheit und Genauigkeit der Arbeit beurtheilt. Die genähten S., Points, ſind diejenigen, deren Grund entweder geklöpprlt, gewirkt oder auch genäht wird, wo dann die Figuren aus freier Hand mit ber Nadel künſtlich ausgenäht oder eigentlich hineingeſtickt werden. Dieſe Gattung wird vorzüglich in Italien, zu Mailand und Venedig, in Frankreich und Belgien verfertigt; man hat ſie unter verſchiebenen Namrn, als: Points à la reine, à la dauphine, de Beuxelles, d'Alençon, d'Argentan, de Gênes, de Vénlse, de France etc. Minder ſchön und haltbar ſind diejenigen, deren Grund baumwollener Zwirn, die Muſter mit Leingarn ſind. Nicht allein die Breite der S. unb die Feinheit des Zwirns machen ben Unterſchieb im Preiſe und in der Güte, ſondern die Art des Grundes, die Zäckchen, die Deſſins, die fein- unb ſtarkfädigen Muſter geben Unterſcheidungen, die ihre beſondern Namen erhalten haben. Außerdem, daß man ſie in breite, mittlere unb ſchmale, ein- und ausgebogte, in dichte und klare eintheilt, unterſcheiden ſie ſich auch noch in fond reseau, netzartigen Grund; in fond bride, Riegelgrund; in fond clair, Ringelgrund; in fond mosaique, Moſaikgrund, Erbsgrund, Schmirelgrund, Kreuzgrund, Valenciennes-Grund, mit großen und kleinen Blumen, mit égalen Blumen, mit ſtarkfädigen Blumen u. ſ. w. — Zäckchen (engl. purls) ſind eine Gattung ſehr ſchmaler Zwirnſpitzen, welche mit Klöppeln und Nadeln auf dem Klöppelkiſſen gemacht werden. Mit der Maſchine gemacht und gemuſtert nennt man ſie Edgings. — Quillings ſind glatte ungemuſterte Spitzengrundſtreifen, welche in breiten Stücken auf der Maſchine gefertigt und nachdem das Stück appretirt iſt, durch Herausziehen von einzelnen Längen- oder Kettenfaden in Streifen oder Banden zertheilt werden. Plaitings dergleichen. — Einſatz oder Zwiſchenſatz (franz. entredeux), ſind ungezackte S., welche zwiſchen zwei Zeugſtücken eingeſetzt werden. — Mignotte iſt eine feine, leichte, klar geklöppelte, weiße Zwirnſpitze, welche dazu dient, an andere von gleicher Art unb Arbeit geſetzt zu werden; man macht ſie in ſehr mannichfaltigen Muſtern nicht über 2—3 Zoll breit, in Stücken von 12 Stab Länge; die franz. Waare dieſer Art aus Fontenay, Puiſieux, St. Denis, Montmorency, Bar le Duc, Bayeux, Toulouſe kommt am häufigſten vor; in Brüſſel und Antwerpen macht man ſie ebenfalls, jedoch gewöhnlich ſchmälere Sorten, und jetzt erhält man ſie auch ſo gut aus Sachſrn, von Annaberg, Schneeberg, Buchholz, aus Böhmen und aus der Schweiz. — Bisette iſt eine geringe ſchmale Sorte franzöſiſcher weißer Zwirnſpitzen in drei Qualitäten, feine, mittlere und ordinäre, und in Stücken von 6—8 Stab Länge; ſie werden von den Landleuten im Depart. der Seine und Oiſe, zu St. Denis Golſoes, Montmorency u. ſ. w. wie die feinen S. geklöppelt. — Puntas de Mosquito ſind gewebte S., auf derrn Grunb kleine, maſchenartige Flecken eingenäht werden; ſie gingen ehedem in Menge aus Holland über Cadix nach Amerika in Sortiments von 20 Stücken, davon die eine Hälfte aus einem Muſter 3—8 Finger breit, die andere Hälfte aus einem zweiten Muſter 4—10 Finger breit beſteht; eine beſſere holländiſche Spitze unter dem Namen Transillas wurde ſonſt ebenfalls über Cadiz nach den ſpaniſchen Kolonien, in der Breite von 2—5 Querfinger und in Sortiments in 20 Stück verkauft. — Die ſchönſten und theuerſten S. kommrn aus ben Niederlandrn und aus Belgien und werden vorzüglich zu Brüſſel, Antwerpen, Mecheln, Gent und der umliegenben Gegend unter dem Namen brabanter S., brabanter Kanten verfertigt; ſie behaupten den Vorzug vor allen übrigen, wegen der Feinheit des Fadens, der ſorgfaltigrn Arbeit und der Feſtig-

Digitized by Google

keit, indem ſie ſich nicht verſchieben. Die brüſſeler, Points de Bruxelles, haben im Geſchmack der Zeichnungen, der Schönheit der Arbeit, im glänzenden und weißen Anſehen, in dee Güte und Feinheit die oberſte Stelle, und beſchäftigen in und um Brüſſel an 10,000 Menſchen. Die Arbeit an denſelben iſt ſehr vertheilt; ein Stück wird nicht, wie es bei den geklöppelten S. gewöhnlich iſt, durch eine Perſon vom Anfang bis zu Ende gemacht, ſondern eine Arbeiterin macht den Grund, eine andere näht bie Muſter ein, eine dritte trägt die Verzierungen des Muſters ein, da die Blumen der brüſſeler Kanten alle mit einer Art Cordatfaden eingefaßt ſind u. ſ. w. Zu jeder Arbeit iſt eine beſondere Zwirnſorte beſtimmt, die der Verleger, wie bie Gattung des Muſters u. die Arbeiterin für jede Arbeit nach ihrer Geſchicklichkeit auswählen muß. — Die mecheler S., Points de Malines, folgen in Rang u. in ber Schönheit zunächſt auf die brüſſeler; ihr Vorzug beſteht in der Stärke und Dauerhaftigkeit; ſie unterſcheiden ſich von jenen vorzüglich durch einen platten Faden, welcher den Rand aller Blumen bildet, alle Umriſſe der Muſter genau bezeichnet und ihnen das völlige Anſehen einer Stickerei gibt, weshalb man dieſe Kanten auch Malines brodées nennt. Die beſten und feinſten unter denſelben ſind die ſogenannten Speltewerkskanten. Brüſſel und Antwerpen liefern auch viele Sorten S. nach mecheler Art, die ebenfalls unter bem Namen Points de Malines verkauft werden. Der mecheler Grund mit Schuppen, mit und ohne Augen wird unter dem Namen Ouvrage à la mode in großer Vollkommenheit gemacht. Point de Tulle iſt eine ganz feine Sorte mit netzartigem Grunb. Die brabanter S. ſind in der Länge verſchieden, doch gewöhnlich in Stücken von 10, 18 oder 24 brabanter Ellen; man macht ſie in der Breite von 1½ bis zu 4 Zoll, wohl aber auch noch breiter. Außerdem werden in den Niederlanden und Belgien zu Buiche, Beaumont, Tournhout, Enghien, Brügge, Ypern, Mons, Chimay, Marche en Famine u. ſ. w. noch viele und ſchöne S. gemacht, unter welchen die von Chimay durch ihre Schönheit und Dauerhaftigkeit unter dem Namen Figures de Chimay bekannt ſind. Der ſchöne Flachs zu dem feinen Zwirn wird theils in Flandern in der Gegend von Courtray und St. Amand, theils um Roeremond in der Provinz Geltern erbaut, zu Braine le comte und in den umliegenden Dörfern und Flecken und in der Provinz Hennegau, das Geſpinnſt in Harlem und Gent gebleicht, in Mecheln und Antwerpen gezwirnt und zuletzt noch einmal gebleicht; man zwirnt es doppelt, ein Mal trocken und dann wieder feucht; nach der Bleiche ſortirt man den Zwirn und numerirt jede Sorte nach ihrer Feinheit, welche dann nach dem Marktgewicht verkauft wird, daher auch die Strähne oder Fitzen von ungleicher Zahl und Länge ſinb; der Preis ſteigt nach den jedesmaligen Graden der Feinheit von 24—700 Franken für 1 Pfunb. Doch hat ſich auch dort der feine baumwollene Zwirn eingeſchlichen. — Den S. von Brüſſel und Mecheln folgen zunächſt die von Valenciennes, welche aus demſelben Zwirn gemacht und vorzüglich in Frankreich ſehr geſchätzt werden; ſie ſind von einem Faden und einfach geringelt, dauerhafter als die mecheler, allein weniger fein und glänzend, die Muſter nicht ſo reich und geſchmackvoll, auch nicht ſo weiß. Man verfertigt nebſt mehren feinern Sorten von verſchiedener Breite die Hauteur jabot oder Batarde, die 2 Zoll breite Petits pieds, die geringere Sorte Tiers basse hauteue und ganze Garnituren zu Damenputz, zu Halsſtreifen, Aermelbeſatz, zu Manſchetten u. ſ. w. Die unter dem Namen Fausses Valenciennes vorkommenden S. werden eigentlich zu Gent verfertigt; ſie ſind geringer an Güte, weniger feſt gearbeitet und haben keine ſo ausgewählten und ſorgfältig gearbeiteten Muſter. Diejenigen S., welche man uneigentlich Points d'Angleterre nennt, werden geklöppelt und ſind in Anſehung der Muſter eine Nachahmung der brüſſeler Waare, allein bei Weitem nicht ſo gut gearbeitet. — Auch Lille liefert ſehr ſchöne S. nach brabanter Art; außerdem macht man hier einen äußerſt feinen S.-Zwirn, der unter dem Namen Kloſterzwirn nach andern Orten des nördlichen Frankreichs Abſatz findet, wo man ebenfalls viele S. nach brabanter Art verfertigt. — Die Points d'Alençon haben ihren Namen von der Stadt Alençon, wo man ſie zuerſt nach Art der brüſſelee machte, werden aber jetzt zu Argentan und an andern Orten verfertigt; ſie ſtehen jedoch denſelben im Geſchmack, in der Gleichheit, im Glanze, in der Zeichnung und deren freien Nüancen nach. — Die S. v. Dieppt, Havre und Grace, Fecamp und andern Orten des Depart. der niedern Seine, wenn gleich aus flandriſchem Garn, ſind von mittlerer Feinheit, aber in Frankreich, Spanien und Amerika ſehr beliebt; vor der Revolution beſchäftigte dort dieſer Induſtriezweig mehre 1000 weibliche Perſonen und Kinder. Noch weit bedeutender war der Abſatz der ordinären S. von Le Puy en Velay, Depart. der obern Loire, welche in großer Menge nach allen Gegenden Europa's gingen, vorzüglich aber nach Amerika ſehr geſucht waren; jetzt werden dort nur feinere Sorten Zwirnſpitzen, Blonden und ſchwarzſeidene S. gemacht. In Mirecourt finden ſich etwa 10,000 Hände zur Klöppelei ordinärer S. In Puy le Dome und Vosges wird ebenfalls geklöppelt. — Unter Points de France verſteht man mehre feine und ordinäre Sorten weißer Zwirnſpitzen, welche zu Argentan, Depart. der Orne, gemacht werden, und bie wegen ihrer Dauerhaftigkeit ſehr geſucht ſind. Im Depart. des Calvados iſt das Spitzenklöppeln und Ausnähen derſelben ſehr verbreitet. Man ſchlägt die für die Klöppelei dort zu Gebote ſtehenden Hände auf 60,000 an. Caen, Honfleur, Bayeux liefern ordinäre und mittelfeine S. von 1—12 Franken den Stab. Außer den angeführten Orten werden in Frankreich noch viele geklöppelte und genähte S. zu Charleville, St. Michel, Arras, Beaupaume St. Denis Montmorency, London u. ſ. w. gemacht, und worunter mehre Sorten wegen ihrer Feinheit und Dauerhaftigkeit ſehr geſchätzt werden. Die gewöhnliche Länge der franzöſiſchen Zwirnſpitzen beträgt von 3½–8

und 12 Stab, bei einer Breite, die von 4 Linien ſtufenweiſe bis auf 4 Zoll ſteigt; diejenigen, welche zu Toiletten, Chorhemden und Alben beſtimmt ſind, halten gewöhnlich $\frac{1}{4}$—$\frac{2}{3}$ Stab in der Breite und 4, 5 und 6 Stab Länge. Im Allgemeinen leidet die S.-Klöppelei in Frankreich unter denſelben Bedrängniſſen, denen ſie in Deutſchland unterliegt. — In Spanien ſind zu Almagro und Caltedas S.-Fabriken, welche ſonſt 2000 Menſchen beſchäftigten und für den amerikaniſchen Handel S. von 7 Quartes bis 60 Realen die Vara liefern. — In Italien wurden früher zu Venedig und Genua viele genähte S. gemacht, allein dieſe haben die Konkurrenz mit den franzöſiſchen nicht aushalten können; gegenwärtig verfertigt man dort nur ſeidene S. für den levantiner Handel. — Engliſche S., welche vorzüglich in Dorſet, Buckingham, Nordhampton, Salisbury, Leith, Hamilton, Aytesbury verfertigt werden, ſind im Allgemeinen geringer als die brabanter und jetzt meiſtens aus Baumwollenzwirn; doch liefern einzelne Manufakturen in Gloceſterſhire mehre Gattungen dieſer Arbeit in großer Vollkommenheit; zu Blandfort macht man S., welche oft für brüſſeler verkauft werden. Auf der Bobbinnetmaſchine werden in Nottingham, Derby, Inſel Whigt, Lougborough über 100,000 Menſchen mit Spitzenwaaren beſchäftigt. Ein großer Theil des Spitzengrundes wird einfach, ungeſtickt und nicht ausgenäht nach Frankreich, Belgien und Amerika, über Hamburg nach Deutſchland ausgeführt, indem das feine Ausnähen oder das Sticken der Muſter auf dem Kontinent, vorzüglich in Belgien und Sachſen, wohlfeiler geliefert wird, und nur ungefähr der 8. Theil des Ganzen wird in England geſtickt. Ein noch größerer Theil wird aber in Streifen und aufgemacht (accomodirt) aus England, Frankreich und Belgien, wo man jetzt auch Bobbinetmaſchinen in Menge beſitzt, nach Deutſchland ausgeführt. Man iſt nämlich dahin gelangt, auf der Bobbinnetmaſchine mittelſt des Jacquard die Muſter gleich mit hinein zu wirken. Erſt nachdem dies geſchehen iſt, wird die Spitze mit ſtärkern Fäden zuweilen ausgenäht, und darin haben die engliſchen Nähterinnen ſich ſo eingerichtet, daß wegen Rückſicht auf das ausgebildete Geſchäft der engliſchen Häuſer den erzgebirgiſchen Nähterinnen keine Arbeit zukommt, da die Fabrikanten es nicht wagen, engl. gemuſterten Spitzengrund in Sachſen ausnähen zu laſſen. — In der Schweiz ſind im Kanton Neuenburg oder Neufchatel, beſonders zu Lokle, Eaux de Fonds, Fleurier, La Sagne, im Val Travers, einige Tauſend Menſchen mit Spitzenklöppeln beſchäftigt, welche eine gut und ziemlich feine Waare zum auswärtigen Abſatz liefern. Auch im Kanton Baſel ſind die Weiber und Mädchen geſchickte Spitzenklöpplerinnen, und ihre Arbeiten gehen nach Deutſchland und Italien. — Unter Deutſchlands Spitzenmanufakturen ſtehen diejenigen des ſächſiſchen Erzgebirges obenan; hier wurde im J. 1561 das Klöppeln der S., welche bis dahin meiſt nur durch Frauen höherer Stände mit der Nadel gefertigt wurden, durch Barbara Uttmann zu Annaberg erfunden und dadurch den Bewohnern des Hochgebirges eine unermeßliche Wohlthat gewährt. Während Bergbau und Waldarbeit die Männer beſchäftigt, iſt im Sommer für Weiber und Kinder und im Winter auch für Männer das Klöppeln ſchwarzer und weißer S. ein unentbehrliches Hülfsgewerbe, welches leicht erlernt und mit geringem Verlag betrieben werden kann. Der Hauptſitz des Spitzengewerbes iſt das Kreisamt Schwarzenberg in ſeinem ehemaligen Umfange, in einigen Orten der angrenzenden Aemter Grünhayn und Wieſenburg, der ſchönburgiſchen Grafſchaft Hartenſtein, in dem halben Antheil des Amtes Wolkenſtein, öſtlich längs der ganzen böhmiſchen Grenze bis zum meißniſchen Kreiſe hin, und weſtlich bis in die Gegend von Auerbach und Klingenthal im Voigtlande. Die S. unterſcheiden ſich in Zwirnſpitzen, früher von Flachs, jetzt größtentheils von baumwollenem Maſchinenzwirn, und in ſchwarz- oder weißſeidene S. oder Blonden (ſ. d.); auch von gutem und von leoniſchem Gold- und Silbergeſpinnſt, von Gorl, Chenille und von Schmelz. Jede dieſer Hauptarten von Arbeiten iſt in einigen Gegenden, die man als ihren Hauptſitz anſehen kann, vorzüglich einheimiſch. In und um Schneeberg, Annaberg, Wieſenburg verfertigt man die beſten Blonden, in den übrigen Theilen des Kreisamts Schwarzenberg und im Amte Grünhayn die ſchönſten weißen Zwirnſpitzen, die ihren Hauptmarkt in Schneeberg, Annaberg, Buchholz, Eibenſtock haben und worunter es Arbeiten gibt, welche in der Feinheit den brabantiſchen wenig oder nichts nachgeben; in den übrigen Gegenden macht man gröbere Sorten Zwirn- u. verſchiedene ſchwarzſeidene S., auch im Voigtland, in der Gegend von Klingenthal, Auerbach. Die Klöppelmädchen kaufen entweder das Material zu den S. ſelbſt, und verkaufen ihre Arbeit aus freier Hand, oder ſie erhalten von ihrem Verleger (Spitzenherrn) Zwirn oder Seide, das Muſter und den Brief (ein Stückchen Pergament, in welches die Löcher für die Nadeln geſtochen und die Geſtalt der Blumen oder Muſter gezeichnet ſind), und bekommen für das Stück einen gewiſſen Klöppellohn. Die fertigen S. werden zum Theil durch Hauſiren feil getragen, zum Theil und zwar meiſtens durch die Spitzenhandlungen, wovon ſich die meiſten und anſehnlichſten in Schneeberg und Annaberg befinden, auf den Meſſen von Frankfurt, Leipzig, Braunſchweig, Naumburg abgeſetzt und nach Italien, Frankreich, Holland, nach der Schweiz, ins nördliche Europa verſandt. Den feinſten Klöppelzwirn erhält man aus Holland; er wird aber auch ſehr fein im Lande geſponnen und auf den Zwirnmühlen zu Sehma bei Annaberg zugerichtet. Durch die Seltenheit des tauglichen Handgeſpinnſtes aus Flachs iſt man größtentheils zu Baumwollenzwirn übergegangen, welcher in großer Feinheit und Vollendung von England geliefert wird. Die Breite und Muſter der S. ſind ſehr verſchieden; ein Stück hält gewöhnlich 9—9½ Ellen; man benennt ſie nach der Zahl der Nadeln in einer Reihe, welche gegenüber dem Muſter ſtecken, wie 4, 5, 7, 9 Nadeln u. ſ.

Digitized by Google

w. Manche haben ihren feſten Namen nach gewiſſen ähnlichen Dingen, als Bierdrod, Waſſerlinſen, Pfefferküchel, Goldwurzeln, Häsle, Bänmle, Trommeln, Windmühlen, Krohägeln, Sauſäckle u. ſ. w., und für dieſe iſt der Preis und Arbeitslohn beinahe unveränderlich. Durch die ſächſiſche S.= und Blondenmanufaktur erhalten gegen 30,000 Menſchen mehr oder minder ihren Erwerb. An ſehr vielen Orten ſind Klöppelſchulen errichtet, um dieſen wichtigen Induſtriezweig zu vervollkommnen und zu heben. Nur die neuern feinen Spitzenmuſter, in welchen, unter großen Muſtern und Blumen bei weiter und breiter à jour Arbeit und künſtlichen Schlägen, der alte Spitzengrund beinahe verſchwindet, und deren Arbeit außer dem Bereich des Bobbinetſtuhls liegt, ſo wie gewiſſe ſtarke leinene S., z. B. die Bettſchnur oder Bettſpitzen, hauptſächlich aber das Klöppeln der ſeidenen Blonden und S. ſind noch von Bedeutung. In Folge dieſer Verhältniſſe wird in der Regel viel weniger als früher geklöppelt, und gemeiniglich ſteht der Klöppellohn über alle Begriffe niedrig. Nur zu Anfang 1850 erhielt die Klöppelei einmal wieder einen Aufſchwung durch das Klöppeln von ſchwarzen wollenen S., ſogenannten Mohairſpitzen, welche ungemein raſch von Frankreich aus in Mode kamen; ſie ähneln den ſchwarzſeidenen S.; das Wollen= oder Kameelgarn iſt gezwirnt und glatt geſengt. Die Muſter ſind groß u. voll, der Grund ſehr offen. Auch werden noch bloße S.=Muſter geklöppelt u. dieſe auf feinem Maſchinenſpitzengrund aufgenäht, ſogen. Applikationsſpitzenwaare. Nächſt Sachſen zeichnet ſich vorzüglich Böhmen durch ſeine Spitzenmanufaktur aus. Am ſtärkſten wird das Klöppeln der ordinären und feinen Zwirnſpitzen im ſaatzer und ellndogener Kreiſe, beſonders in den an das ſächſiſche Hochgebirge grenzenden Ortſchaften Hirſchenſtand, Presnitz, Sebaſtiansberg, Wieſenthal, Feringen, Weipert, Platten, Neudeck, Bleiſtädtl, Gottesgab, Groslitz, Joachimsthal, Heinrichsgrün, Hauerſtein und Kupferberg betrieben. Man gibt die Anzahl der ſich in jener Gegend mit dem Spitzengewerbe beſchäftigenden Frauen und Mädchen auf 16,000 an. In Tyrol, Krain, Oberöſterreich, Ungarn werden viele ordinäre S. gemacht, die jedoch nur im Lande ſelbſt verkauft werden. In der nördlichen Hälfte des Herzogthums Schleswig iſt die S.=Manufaktur auch von Wichtigkeit; in den Aemtern Tondern, Hadersleben, Apenrade und Lykumkloſter beſchäftigt das Klöppeln mehre tauſend Menſchen, welche ordinäre und mittelfeine Zwirnſpitzen für den Abſatz auf den deutſchen Meſſen und nach vielen Gegenden der Oſtſee liefern; jedoch iſt der tondernſche Spitzenhandel jetzt nicht mehr ſo beträchtlich als vormals. — Gold= und Silberſpitzen, ſogen. leoniſche, Points d'Espagne, ſowohl von ächtem als unächtem Gold= und Silbergeſpinnſt, Lahndraht und Seide, von verſchiedener Breite werden zu Paris, Lyon, Wien, Nürnberg, Fürth, Dresden, Freiburg u. ſ. w. verfertigt; vgl. Blonden.

Spitzen (adjekt.), 1) etwas ſpitzig machen; — 2) (Mühlw.), von ſpitzbrändigem Getreide die Spitzen abſtoßen, wobei der Müller den Spitzbeutel braucht; — 3) ſ. Nadel; — 4) ſ. Kammmacher; — 5) das Haar eines Felles ſo beſchneiden, daß keine einzelnen Haare herausſtehen, wobei man es jedoch möglichſt ſchont; — 6) das Eiſen ausſchmieden; — 7) das Getreide ſ., ſ. Mühle.

Spitzen (Geogr.), 1) preuß. Dſ., Prov. Preußen (Oſt=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Preuß.=Holland; Vorwerk mit Ziegelei; 340 Einw.; — 2) brit. Küſtenſtrich, Irland, Prov. Connaught, Graffch. Galway, am Oceanz; — 3) (S.=Kap), mittelamerik. Vorgebirg, Honduras, an der nordweſtl. Küſte.

Spitzenaſt (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Sternſchimmel, Actinocladium *Ehrenb.*

Spitzenbänder (Anat.), ſ. Wirbelbänder.

Spitzenbaum (Bot.), ſ. v. a. Lagetta lintearia *Juss.*

Spitzenberg (Geogr.), öſterr.=böhm. Dörfer: 1) Kr. Budweis, Herrſch. Krumau; Vorſtadt von Krumau; 660 Einw.; — 2) daſ., an der Moldau; 170 Einw.; — 3) (Neu=S.), daſ.; 150 Einw.; — 4) (Alt=S.), daſ.; 210 Einw.

Spitzenflachs, ſ. Linum.

Spitzengrund, 1) ſ. Spitzen; — 2) ſ. v. a. Bobbinet; — 3) kleine, zarte, von feinem weißem Zwirn über ein rundes Holz zuſammengeſchlungene und ausgehackte Ringel und Oeschen, welche zur Verzierung des Weißzarns gebraucht werden.

Spitzenholz (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Lagetta.

Spitzenkäfer (Entom.), Käfergattung, ſ. v. a. Tentyria *Latr.*

Spitzenklöppeln, ſ. Klöppeln und Spitzen.

Spitzenkorall (Zoophyt.), Polypengattung, ſ. v. a. Retepora *Lam.*

Spitzenmuſter, ſ. Klöppeln, vergl. Spitzen.

Spitzenpelerine, ſ. Pelerine.

Spitzenrand, der von feinem weißem Zwirn geklöppelte ſchmale Streif, welcher an den Rand der genähten Spitzen geheftet wird, damit dieſe nicht ausreißen.

Spitzenſchimmel (Bot.), Schimmelgattung, ſ. v. a. Schlingfaſer, Acrothamnium *Nees.*

Spitzens ſchwarze Herzkirſche (Pomol.), ſ. Herzkirſchen 9).

Spitzenſtich, ſ. Stich.

Spitzentang (Bot.), Tanggattung, ſ. v. a. Sporochnus *Ag.*

Spitzente (Ornith.), ſ. v. a. Anas acuta *L.*, ſ. Ente.

Spitzenwaſchen, ſ. Waſchen.

Spitzenzug (Spitze, Herald.), Ehrenſtück, entſteht, wenn 2 gegen einander laufende Schräglinien den Schild in 3 Plätze theilen, von denen die beiden äußern einerlei Tinktur haben. Der S. erſcheint aufſteigend, geſtürzt, ſchrägrechts und links, auch erniedrigt und abgekürzt. Sind alle Plätze verſchieden tingirt, ſo entſteht der Spitzenzügenſtrich, der nach der Lage des Punktes, wo die Linien zuſammentreffen, benannt wird.

Spitzenzwirn, ſ. Zwirn.

Spitzer, Hans Wenzel, Maler, geb. zu Prag 1711, Schüler von F. D. Barbieri, beſuchte die Akademie in Wien und ließ ſich endlich in Prag nieder, wo er ſich durch Werke in Oel u. Fresko einen rühmlichen Namen machte. In den Kirchen zu Grottau und Reichenberg ſind Fresken von ihm, und in der Pfarrkirche zu Weipernitz ſieht man eine Verklärung Chriſti in Oel von ſeiner Hand. In der dem Stifte Strahow gehörigen Reſidenz Hradisſko malte er Scenen aus dem Leben des heil. Norbert und anderer Heiligen in Fresko. S. † 1774 in Prag als Oberälteſter der neuſtädter Malerzunft.

Spitzerdorf, holſt. Dorf, Herrſch. Pinneberg; 340 Einw.

Spitzfeile, Feile, womit der Kammmacher die Zähne der Kämme ſpitzt.

Spitzfindig, 1) die Fertigkeit beſitzend, feine Ränke und Kunſtgriffe zu erdenken; — 2) ſ. v. a. ſcharfſinnig.

Spitzfinger, ſ. v. a. Zeigefinger, ſ. Finger.

Spitzflader (Bot.), ſ. v. a. Spitzahorn, Acer platanoides *L.*

Spitzfliege (Entom.), Fliegengattung, ſ. v. a. Clinocera *Meig.*

Spitzflöte (Flauto cuspida, Muſ.), hat wie die Spitzflöte koniſche Form, mittlere Principalmenſur und läuft oben ſo ſpitz wie jene zu; ihr Aufſchnitt iſt $^1/_5$ der Labienbreite, und ihr Ton ein ſanfter Principalton. Sie wird 8- und 4füßig gearbeitet und heißt als Quintſtimme Spitzquinte.

Spitzflügler (Ornithol.), nach Oken, ſ. v. a. ſchnimmoog lartige Regenpfeifer (ſ. d.).

Spitzfrett (Säugeth.), Frettgattung, ſ. v. a. Helictis *Gray.*

Spitzfuß, ſ. v. a. Pferdefuß, ſ. Klumpfuß.

Spitzgäker (Amphib.), nach Oken, ſ. v. a. Stenodactilus *Cuv.*

Spitzgeflecht, künſtliches Geflecht aus Stroh.

Spitzgelände, ein zulaufendes Stück Feld.

Spitzgewölbe, ſ. v. a. Gothiſches Gewölbe.

Spitzglas, 1) ein kleines Wein- oder Schnapsglas, das nach unten zu ſehr dünn wird und meiſt einen hohen Fuß hat; — 2) (Min.), ſ. v. a. Antimon (ſ. d.).

Spitzgras (Bot.), Grasgattung, ſ. v. a. Uniola *L.*

Spitzgroſchen, die unter dem Kurfürſten Ernſt und den Herzögen Albert und Wilhelm ſeit 1475 geprägten ſächſ. Groſchen, die ihren Namen von dem dreigeſpitzten Kreiſe führen, in welchem ſie das Wappen hatten. Sie ſind 15 bis 16löthig, wiegen ungefähr $^1/_2$ Quentchen. Man nannte ſie auch Silbergroſchen wegen ihres beſſeren Gehaltes, oder auch Schneebergergroſchen, weil ſie aus Silber geprägt wurden, das in den Gruben um Schneeberg herum gewonnen wurde; die halben ſind nur 6löthig und daher noch einmal ſo groß. Auch nannte man die goßlarer Bauergroſchen von 1330 S. wegen des Heiligenſcheines; dicke Bauergroſchen ſind die in Goßlar geprägten Silberthaler.

Spitzhaare (Säugeth.), auch Grannen-, Borſten- und Contourhaare, Pilus, ſ. Säugethiere.

Spitzhacke (Spitzhaue), 1) Hacke von ſtarkem Eiſen und gut verſtählt, welche ſtatt der Schneide in eine vierkantige Spitze zuläuft, zum Aufhacken des kieſigen Erdreichs und zum Losbrechen der Steine; — 2) Werkzeug zu gleichem Gebrauche, welches aber mehr einem Hammer oder einer Pille gleicht, jedoch einen langen Stiel hat; — 3) gekrümmte Klinge mit einer Spitze, womit der Vergolder den Kreidegrund, der in den Vertiefungen des Schnitzwerks zu dick geworden iſt, herauskratzt.

Spitzhäuer (Bergw.), ſ. v. a. Lehrhäuer.

Spitzhafer, ſ. v. a. Wildhafer.

Spitzhaken, 1) die gekrümmte und geſpitzte Eiſenklinge, womit der Bildhauer das Uebermaß an der aufgetragenen Kreide aus vertieften Stellen kratzt und überhaupt das Ganze ausputzt; — 2) kleiner Hornamboß.

Spitzhammer, 1) ſ. Hammer; — 2) ſ. Flintenſteine.

Spitzharfe, ſ. Harfe.

Spitzhaue, 1) ſ. v. a. Spitzhacke; — 2) ſ. v. a. Spitzhammer; — 3) ſ. v. a. Karſt.

Spitzheuſchrecke (Entom.), Heuſchreckengattung, ſ. v. a. Tetrix *Latr.*

Spitzhöckerige Backenzähne (Säugeth.), ſ. Säugethiere, Zähne u. Zoologie.

Spitzhörnchen (Säugeth.), Raubmäuſegattung, ſ. v. a. Cladobates *Cuv.*

Spitzhorn (Mollusk.), Schneckengattung, ſ. v. a. Limnäa.

Spitzhornſchnecken (Gasterop.), ſ. v. a. Lymnäida, nach Vogt, Familie der Lungenſchnecken (Pulmonata) mit den Gattungen: Lymnäus, Phyſa, Planorbis, Cyilina, Amphipeplea.

Spitzhut (Herald.), hoher, oft ſäulenförmiger Hut, welcher oft auf dem Helm vorkommt und als Träger anderer Figuren oder Tinkturen gebraucht wird; er iſt oft mit einer Kugel und daraus hervorkommenden Federn gegipfelt; ſ. Hut.

Spitzhut (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel; 780 Einw.

Spitzig, von einem geſtreckten Körper, welcher ſich in einem Punkte endet, bald im Gegenſatz von ſtumpf, bald aber auch nur im Gegenſatz von breit.

Spitziger Winkel, ſ. Winkel.

Spitzig kommen (Jagdw.), wenn ein Stück Wild ſo gerade auf den Schützen anläuft, daß er nur von vorn darauf ſchießen kann; daher ſpitzig fliehen das Gegentheil davon. Der Spitzſchuß auf alle Wildarten hat mit der Kugel ſeine eigenen Bedenklichkeiten und wird von reellen Weidmännern auf große Fernen ohne äußerſte Noth nicht gebraucht, weil ohne beſondere Glücksfälle ein Stürzen im Feuer ſelten erfolgt und ſehr oft eine fruchtloſe Nachhetze den Schuß zu einem vergeblichen macht. Sogar mit der Schrotflinte erheiſcht das Spitzſchießen von

vorn auf Haar-, wie Federwild eine beſondere Ruhe und Uebung.

Spitzkappe (Feuerw.), ſ. Rakete.

Spitzkeſſel, ſ. Keſſel.

Spitzkiel (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Oxytropis *Dec.*

Spitzklee (Bot.), ſ. v. a. Bergklee, Trifolium montanum *L.*

Spitzklette (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Xanthium *L.*

Spitzkolben, beim Glaſer, ein Vergöhrungskolben oder Löthkolben mit ſpitzer Pinne.

Spitzkopf (Geogr.), ſüdafrikan. Berg, Kapland.

Spitzkopf (Säugeth.), Affengattung, ſ. v. a. Mycetes.

Spitzkopfraupen (Entom.), nach Oken, die Raupen der Zackenſchwärmer (Emerinthus) wegen des nach oben zugeſpitzten Kopfes.

Spitzkorn (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Scheitelſporling, Acrospermum *Tode*, Scleroglossum *Pers.*

Spitzkraut (Bot.), auch Spitzkapus, Varietät des Weißkrautes, Brassica oleracea capitata (ſ. d.), mit ſehr großen, kegelförmigen, zugeſpitzten Köpfen.

Spitzkummersdorf, königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlauſitz, Ldgr. Löbau; bedeutende Fabriken; 2100 Einw.

Spitzlauben (Ichthyol.), Karpfenart, ſ. v. a. Cyprinus alburnus *L.*

Spitzlerche (Ornith.), ſ. v. a. Baumpieper (ſ. d.), Heidelerche, Anthus arborea *Bechst.*

Spitzlerberg, Berg, ſ. Gotthard.

Spitzmäuſe (Säugeth.), 1) nach Oken, ſ. v. a. Müger oder Madenfreſſer, Zunft der Raubmäuſe. Sie zerfallen in unterirdiſche S. mit den Gattungen Mygale, Sorex, Rhinomys und in überirdiſche S. mit den Gattungen Cladobates und Erinaceus. — 2) Nach Wagler, ſ. v. a. die Ordnung der Soricea (ſ. d.). — 3) Nach Länis, ſ. v. a. die Inſektivorenfamilie der Soricina.

Spitzmauer, Spitze der noriſchen Alpen in Oeſterreich, 7670 (7464) F.

Spitzmaus (Säugeth.), Raubmäuſegattung, ſ. v. a. Sorex *L.*

Spitzmauskartoffel (Bot.), Sorte der Kartoffeln (ſ. d.).

Spitzmeilen, Berg, ſ. Döbl.

Spitzmeiſel, 1) ſ. v. a. Spitzeiſen; — 2) ſ. v. a. Raſpelmeiſel.

Spitzmorchel (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Morchella *Dillen.*

Spitzmotten (Entom.), ſchwärmerartige Spinner, nach Oken, Abtheilung der Spinner, deren nackte Raupen 4 Paar Bauchfüße mit in Spitzen verwandelten Nachſchiebern haben. Sie zerfallen in widderleinartige S. (Geometra falcataria, lacerbinaria, Bombyx hamula, spinula), glasſchwärmerartige S. (Noctua humuli, Cossus ligniperda, Hepiolus aesculi), ſphinxartige S. (Bombyx vinula, furcula, ziczac, camelina).

Spitzmühle, ſ. v. a. Mühle.

Spitzmuſchel (Mollusk.), Muſchelgattung, ſ. v. a. Bohrmuſchel, Dattelmuſchel, Pholas *L.*

Spitzname, Beiname, welchen man Jemand beilegt, beſonders wenn dadurch eine Unvollkommenheit angedeutet wird. Auf Univerſitäten ſehr gebräuchlich.

Spitzner (Biogr.), 1) Joh. Ernſt, Bienenzüchter, 1761—62 Paſtor zu Lauterbach bei Zwickau, dann zu Trebnitz bei Kemberg, ſeit 1803 in Ruheſtand verſetzt; † 1805. Schrieb: Beſchreibung der Korbbienenzucht, 3. Aufl. von Pohl 1823; — Immerwährender Bienenkalender, 2. Aufl. 1810. — 2) Ernſt Friedrich Heinrich, Sohn des Vorigen, geb. zu Trebnitz um 1789, 1811 Konrektor am Lyceum zu Wittenberg, 1814 Rektor daſelbſt, 1820 Profeſſor am Gymnaſium zu Erfurt, kehrte 1824 nach Wittenberg zurück, wo er 1841 †. Schrieb: De versu Graecorum heroico, Leipz. 1810, 1816; — De productione brevium syllabarum caesurae vi effecta, daſ. 1812; — Verſuch einer kurzen Anweiſung zur griech. Proſodie, Erf. 1821; — gab Homers (ſ. d.) Ilias und die 3. Ausg. des 4. Bandes von Köppens erklärenden Anmerkungen zur Ilias, Hannov. 1823, heraus.

Spitzpfähle, Sortiment des Waſſerbauholzes, werden in abgemeſſenen Entfernungen von einander eingerammt, und deshalb unten zugeſpitzt. Man unterſcheidet: Grundpfähle, welche mindeſtens zum größten Theile in die Erde kommen und von Erlen und Buchen ſeyn können; Langpfähle, nur mit dem untern Theile in die Erde kommend, von Eichen, Lärchen, Ulmen oder auch Kiefern. Maßverhältniſſe unbeſtimmt. Vgl. Grundbau.

Spitzpfirſiche (Pomol.), Pfirſichenſorte, ſ. v. a. Venusbruſt.

Spitzpflaume (Bot.), ſ. v. a. Roſinenpflaume, Prunus oxycarpa *Bechst.*

Spitzpinſel, ſ. v. a. Haarpinſel.

Spitzplanken, ſ. v. a. Kernpfähle.

Spitzpocken, ſ. Pocken.

Spitzquinte, ſ. Spitzflöte.

Spitzrad, ſ. Nähnadel.

Spitzratte (Säugeth.), Raubmäuſegattung, ſ. v. a. Gymnura *Horsf.*

Spitzregen, ſchweiz. Berg, in den graubündtener Alpen.

Spitzring, ſ. Stecknadeln.

Spitzröhrchen, ſ. Garnitur.

Spitzruthen, ſ. v. a. Spießruthen.

Spitzſäule, ſ. v. a. Obelisk.

Spitzſcheine, ſ. Staatspapiere.

Spitzſchimmel (Bot.), Schimmelgattung, ſ. v. a. Epochnium *Ok.*

Spitzſchnabel (Ichthyol.), ſ. v. a. Mormyrus oxyrhynchus *Geoffr.*

Spitzſchnäbler (Ornith.), nach Oken, ſ. v. a. Raubvögel oder Rapaces (ſ. d.).

Spitzſchnauze (Ichthyol.), ſ. v. a. Spitzſchnabel, Mormyrus oxyrhynchus *Geoffr.*

Spitzſchnecke (Mollusk.), ſ. v. a. Kinkhorn, Tritonium nodiferum *Cuv.*

Spitzſchwärmer (Entom.), nach Oken, die Glattſchwärmer mit hinten zugeſpitztem Körper und kurzem Rüſſel, deren rundköpfige Raupen mit Augenflecken am Halſe Spiegel-

Digitized by Google

oder Schweineraupen heißen. Es gehören hierher: Sphinx porcellus, celerio, elpenor, nerii.

Spitzſchwanz, 1) (Ornith.), ſ. v. a. Spießente, Anas acuta *L.*, ſ. Ente; — 2) (Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Degenfiſch, Trichiurus lepturus.

Spitzſpindel, ſ. Stecknadeln.

Spitzſtahl, ſ. Drechsler.

Spitzſtein, 1) ein Diamant, dem man ſeine doppelt pyramidale Geſtalt gelaſſen hat, indem man ihn bloß polirte; — 2) ein runder feiner Schleifſtein, auf welchem in den Nadelfabriken die Nadeln polirt werden.

Spitzſtempel (Bergw.), ſ. v. a. Sparrenſtempel.

Spitzſtichel (Kupferſt.), 1) ſ. Grabſtichel; — 2) ſpitziger Stift, womit beim Schneiden der Figuren kleine Vertiefungen gemacht werden.

Spitzſtöckel, der lange Nagel im Werktiſche des Nadlers, worauf dieſer den Draht vorſpitzt, ehe er ihn auf das Spitzrad gibt.

Spitzweg, Karl, Maler, geb. zu München 1808, widmete ſich anfangs der Pharmacie, dann aber der Malerei, indem er Lehrer und Schüler in einer Perſon vereinigte. Er pflegt mit Vorliebe das humoriſtiſche Genre in Verbindung mit der Landſchaft. Seine Bilder finden großen Beifall, indem ſie mit ſo gemüthlicher Laune aufgefaßt und ſo charakteriſtiſch durchgeführt ſind, daß ſie den Beſchauer unwillkürlich für ſich gewinnen. Dabei ſind dieſe Gemälde auch fleißig vollendet und von lieblichem Farbenton. J. Bergmann lithographirte ein ſolches unter dem Titel des Liebesbriefes, und ein zweites, welches den Schulmeiſter in Aengſten vorſtellt, wie er nämlich über einen Steg geht und vor dem Falle in Angſt geräth. Ein anderes ächt humoriſtiſches Bild, 1845 vollendet, ſtellt einen Sonntagsjäger vor, der unter dem Baume ſeinen Imbiß verzehrt, während ihn das Reh furchtlos anblickt. Durch Ankauf der Kunſtvereine gingen viele ſeiner Werke in den Privatbeſitz über. Die meiſten ſind in Norddeutſchland, in Oeſterreich, in Böhmen, am Rhein u. ſ. w. Auch die fliegenden Blätter von Braun und Schneider enthalten mehre humoriſtiſche Scenen von S.

Spitzwegerichfalter (Entomol.), ſ. v. a. Damenbret, Cynthia cinxia *Fabr.*, ſ. Brettwegerichfalter.

Spitzweide (Bot.), ſ. v. a. Gertweide, Salix viminalis *L.*

Spitzwespe (Entom.), Wespengattung, ſ. v. a. Oxybelus *Latr.*

Spitzwinder, ſ. v. a. Spitzbohrer.

Spitzwinklig, was einen ſpitzigen Winkel hat.

Spitzwurf (Säugeth.), Raubmäuſegattung, ſ. v. a. Condylura *Ill.*

Spitzzähne (Säugeth.), ſ. v. a. Dentes laniarii oder canini, die Eckzähne, ſ. Säugethiere, Zähne u. Zoologie.

Spitzzärtling (Pomol.), Aepfelſorte, ſ. v. a. Lauchsapfel.

Spitzzahn (Bot.), Moosgattung, ſ. v. a. Cynodon *Briel.*

Spitzziegel, ſ. v. a. Schmiegziegel, ſ. Ziegel.

Spitzzwickel, die Zwickel in den gewirkten Strümpfen, die oben ſpitz zulaufen, und deren Maſchen der Länge nach wie die des Strumpfes gehen.

Spiur Baſchi, ſ. Janitſcharen.

Spix, Johann Baptiſt von, Naturforſcher und Reiſender, den 9 Febr. 1781 zu Hochſtadt geboren, ſtudirte in den Seminarien zu Bamberg und Würzburg erſt Theologie, dann Medicin, promovirte 1806 als Doktor der letztern und bereiſte auf Koſten der bayeriſchen Regierung ſeit 1808 Frankreich, Italien und die Schweiz, worauf er Mitglied der münchener Akademie der Wiſſenſchaften und 1811 Konſervator der zootomiſchen Sammlungen derſelben wurde. Endlich 1817 ward er mit Fr. von Martius zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Braſilien geſchickt, welches Beide in verſchiedenen Richtungen durchforſchten. Kränklich in Folge des Klima's kehrte er 1820 nach Europa zurück und † zu München den 13. Mai 1828. Er vermachte der Akademie ein Kapital von 45,000 Gld., ſeine Papiere erhielt Martius zur Herausgabe. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: Geſchichte und Beurtheilung aller Syſteme der Zoologie ſeit Ariſtoteles, Nürnberg 1811; — Reiſe nach Braſilien, fortgeſetzt von Fr. von Martius, München 1823—1831, 3 Bde., mit Karten und Kupfern; — einzelne lateiniſche Schriften, worin er die Affen, Schlangen, Schildkröten, Fröſche, Vögel und Eidechſen Braſiliens beſchrieb.

Spixia (Bot.), 1) nach Leander, Gattung der Euphorbiaceae *Spix*, der Rhamneae *Rchb.* Einzige Art: S. heteranthera *Leand.*, Baum in Braſilien. — 2) Nach Schrank, Pflanzengattung. Art: S. violacea *Schrank*, ſ. v. a. Centratherum intermedium.

Spizaëtes (Ornith.), nach Vieillot, Falkengattung, ſ. v. a. Morphnus *Cuv.*, ſ. Falco.

Splachnaceä (Bot.), nach Reichenbach und Rabenhorſt, Schirmmooſe, Gruppe der Bryaceae Stegocarpi. Allgem. Charakter: Meiſt ausdauernde, in dichten Raſen wachſende, höchſt zierliche Mooſe. Stämme locker beblättert, ſtark verzweigt. Blüthenſtand hermaphroditiſch oder getrennten Geſchlechts. Männliche Blüthe endſtändig, mehr oder minder knospenförmig. Antheridien keulig verdickt. Paraphyſen aus fädiger Baſis mäßig kolbig angeſchwollen. Archegonien nicht zahlreich, meiſt ohne Paraphyſen. Büchſe ſymmetriſch, mit ſehr großem Anſatz, der oft doppelt größer als ſie ſelbſt iſt, und kleiner aufrechter Haube. Periſtom ſehr hygroſkopiſch. Die meiſten leben nur auf thieriſchen Excrementen. Deutſche Gattungen: Tetraplodon *Bruch et Schn.*, Tayloria *Hook.*, Dissodon *Grev.*, Splachnum *L.* — Nach dem oken'ſchen Syſtem bilden die S. einen Theil der Beerenmooſe oder Zullen, (Kl. 2, Zunft 15).

Digitized by Google

Splachnum (Bot.), nach Linné, Schirmmoos, Gattung der Bryacene Splachnaceae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Musci frondosi *L.* Charakter: Blüthenſtand diöciſch, ſelten monöciſch. Haube klein, kegelförmig, ungetheilt oder ſeitlich etwas aufgeſchlitzt, ſehr hinfällig. Büchſe klein, aber immer mit ſehr großem Anſatz, der ſich erſt nach der Fruchtreife vollſtändig entwickelt und in Farbe und Konſiſtenz von ihr ganz abweicht. Das Säulchen iſt meiſt hervorragend. Periſtom: 16 Zähne aus doppelten Zellenreihen gebildet, paarweiſe genähert, ſtumpf lanzettlich, flach, ſchön gelb, feuchte, in eine oben eingedrückte Kuppel zuſammen geneigt, trocken ganz zurückgeſchlagen und der Büchſe angedrückt, ſehr hygroſkopiſch. Männliche Blüthen kopfförmig. Weibliche Blüthen dreiblätterig, gewöhnlich ohne Paraphyſen. Drei deutſche u. mehre ausländiſche Arten; bekannteſte: 1) S. ampullaceum *L.*, flaſchentragendes Schirmmoos. Stengel aufrecht, 1—2″ hoch, meiſt einfach; Blätter eirundlanzettlich, zugeſpitzt, ganz u. geſägt, mit einem durchlaufenden Nerve verſehen; Früchte einzeln, gipfelſtändig; Borſte 1½″ lang und länger, aufrecht, dunkel-braunroth; Büchſe aufrecht, walzig, dunkelgelb, mit einem ſehr großen, umgekehrt-flaſchenförmigen grünen Anſatze; Zähne des Beſatzes ſehr dicht-paarweiſe genähert, zuletzt zurückgeſchlagen; Deckelchen hoch-gewölbt, orangegelb; (Blüthenſtand androgyniſch). In Torfmooren, theils auf der Erde, theils auf Kuhmiſt in dichten, oft großen Raſen wachſend, in Europa, im nördlichen Aſien und in Nordamerika. Fruchtreife im Juni und Juli. Gehört in Deutſchland, ob es ſich gleich hier und da findet, zu den ſeltneren, aber zu den ſchönſten Mooſen. Hedw., Musc. frond. II., 41, T. XIV. — 2) S. luteum *L.*, gelbes Schirmmoos. Mit der langen Borſte 3—4 Zoll hoch; Büchſenanſatz faſt flach, 3 Linien breit, gelb. — 3) S. rubrum *L.*, rothes Schirmmoos. Mit einer 3—6 Zoll hohen Borſte und großem, purpurrothem Büchſenanſatz. Beide im ganzen Norden von Europa und Aſien, von Norwegen bis Kamtſchatka. — Die Gattung iſt der Typus der Splachnaceä (ſ. d.).

Splanchn ... u. Splanchno ... (v. Griech.), Eingeweide ...

Splanchnectopia (v. Griech., Med.), unregelmäßige Lage der Eingeweide.

Splanchnemphraxis (griech., Med.), Ueberfüllung oder Verſtopfung der Eingeweide, beſonders ihrer Gefäße; daher Splanchnemphracticus, daran leidend od. dadurch entſtanden.

Splanchneurysma (griech., Med.), krankhafte Ausdehnung und Erweiterung der Eingeweide.

Splanchnica (sc. remedia, Med.), Mittel gegen Krankheiten der Eingeweide, beſonders der des Unterleibes.

Splanchniſch (Splanchnicus), auf Eingeweide ſich beziehend; z. B. ſplanchniſche Nerven (Splanchnici nervi), Eingeweidenerven, ſ. Ganglienſyſtem.

Splanchnoſkleroſis, Verhärtung von Eingeweiden.

Splanchnodynie (Med.), Schmerz in den Eingeweiden.

Splanchnographie (Med.), anat. Beſchreibung der Eingeweide.

Splancholithiaſis (Med.), Bildung von Steinen in den Eingeweiden, ſ. Lithiaſis.

Splancholithus (Med.), in den Eingeweiden gebildetes ſteinartiges Konkrement.

Splanchnologie (Med.), Eingeweidelehre, ſ. Eingeweide.

Splanchnologiſch (Med.), die Eingeweidelehre betreffend.

Splanchnolyſis (Med.), Erſchlaffung oder Lähmung der Eingeweide. Daher Splanchnolyticus, daran leidend oder davon herrührend.

Splanchnomyces (Bot.), nach Corda, Bauchpilzgattung, ſ. v. a. Mylitta *Fr.*

Splanchnon (griech., Anat.), Eingeweide.

Splanchnopathikus, an Eingeweide leidend oder davon herrührend.

Splanchnopathie (Med.), Eingeweideleiden; daher Splanchnopathicus, an dergleichen leidend oder davon herrührend.

Splanchnophtharis (Med.), Verderbniß, Verletzung der Eingeweide

Splanchnophthartieus (lat., Med.), den Eingeweiden ſchadend durch Verderbung oder Verletzung.

Splanchnophthartus (lat., Med.), an Verderbung der Eingeweide (Splanchnophthora) leidend oder dadurch entſtanden, ſich darauf beziehend.

Splanchnoſkopie (Med.), Unterſuchung der Eingeweide.

Splanchnoſympathie (Med.), Konſens, Sympathie der Eingeweide.

Splanchnoſympathicus (Med.), 1) Sympathie zwiſchen oder mit den Eingeweiden bewirkend; — 2) dieſelbe bewirkend; — 3) davon herrührend.

Splanchnotomie (Med.), Zergliederung der Eingeweide.

Splawie (Geogr.), preuß. Dörfer, Prov. und R.-B. Poſen, a) Kr. Koſten; 200 Einw.; — b) Kr. Poſen; 380 Einw.

Spledon (a. Geogr.), ſ. v. a. Aſpledon.

Spleen (engl.), Benennung einer gewiſſen, zum Theil körperlichen, mehr jedoch geiſtigen Krankheit, welche viel Aehnlichkeit mit der Hypochondrie und einer unbeſtimmten Art Melancholie hat, oft zum Selbſtmorde führt und gewöhnlich als engliſche Nationalkrankheit bezeichnet wird. Von einem Menſchen, der ſeine körperlichen, geiſtigen oder pekuniären Kräfte auf eine der gewöhnlich als nützlich oder angenehm anerkannten, zuwiderlaufenden Art anwendet, dabei aber keine andern Spuren einer Geiſteskrankheit als meiſt eine außergewöhnliche Gleichgültigkeit gegen das Leben zeigt, ſagt man, er habe den S. Die Wiſſenſchaft hat dieſen abnormen Seelenzuſtand bis jetzt noch nicht allgemein unter die einzelnen Arten von Geiſteskrankheiten aufgenommen; nur Esquirol identificirt den S. mit Haß und Lebensüberdruß, welche folgerecht zu aktivem oder paſſivem

Selbſtmorde führen, und findet die Urſachen derſelben zur Zeit der Pubertät in einer unbeſtimmten, im Grunde geſchlechtlichen, unbefriedigten Sehnſucht, beim reifern Alter in Aufgeben einer geregelten Thätigkeit, in Ueberſättigung mit Vergnügungen, Mißbrauch geiſtiger Getränke, Ausſchweifungen u. ſ. w. Außerdem iſt nach ſeiner Meinung die Krankheit ſeltner und nicht ſo ſtreng an das Klima von England und den Charakter der Engländer gebunden, als man gewöhnlich annimmt. Die Behandlung des S.s muß zuerſt die körperlichen Verhältniſſe berückſichtigen, bei denen ſich meiſt Verdauungsſtörungen vorfinden und die geiſtige Beſtimmung durch zweckmäßige pſychiſche Behandlung, beſonders durch geregelte Thätigkeit zu heben ſuchen. Dieſes iſt indeß eine ſchwere Aufgabe, da ſolche Kranke gewöhnlich bei ziemlich geſunden Urtheilsvermögen ſind und in Verhältniſſen ſich befinden, die ſie einer geregelten Sorge für ihre Exiſtenz überheben.

Spleißen, Arbeit auf Kupferhütten, durch welche das Schwarzkupfer geſchmolzen und reiner oder gar gemacht wird.

Spleißherd, der mit Geſtübe ausgeſchlagene Vorherd, ein Garofen in Kupferhütten, in welchen das gare Kupfer (Spleißkupfer) geſtochen wird.

Spleißhütte, am Harze eine Hütte, in welcher das Königskupfer verſchmolzen und gereinigt wird, welche Arbeit in andern Gegenden das große Garmachen heißt.

Spleißknecht, der Arbeiter auf Kupferhütten, welcher das Spleißen verrichtet.

Spleißmeiſter, der erſte Arbeiter beim Spleißofen auf Kupferhütten, welcher das große Garmachen beſorgt.

Spleißofen, der Ofen, in welchem geſpleißt oder das Schwarzkönigskupfer im Großen gar gemacht wird. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Treibeherde, nur daß die Schmelzſohle aus leichtem Geſtübe geſchlagen wird und die Haube nicht beweglich iſt, ſondern aus einem Ziegelgewölbe beſteht. Statt der Schnurgoſſe hat er 2 Flammengoſſen. Dem Gebläſe gegenüber und unter dieſem liegen außerhalb des Ofens 2 Spleißheerde. Eine zweite Oeffnung am Boden der Kuppel heißt Schlackengoſſe, durch welche man während des Garmachens die Schlacken zieht.

Spleißtiegel, der Stichherd, in welchem das geſpleißte Kupfer aus dem Spleißofen geſtochen wird.

Splen (griech.), die Milz.

Splenalgie (v. Griech.), 1) Milzſchmerz; — 2) Milzſtechen. Daher Splenalgicus, daran leidend und dadurch verurſacht.

Splendens (lat.), 1) glänzend, von ſpiegelnder Glätte; — 2) (bot. Term.), ſtark glänzend, ſ. v. a. Lucidus.

Splendeur (franz.), Glanz, Pracht, Herrlichkeit.

Splendid (v. Lat.), glänzend, prächtig, prachtvoll, ſchimmernd, köſtlich, herrlich.

Splendid halten, ſ. Buchdruckerkunſt.

Splenektama (Splenektaſis, griech.), ſ. v. a. Splenoncus.

Splenektomie (v. Griech., Chir.), das Ausſchneiden der Milz, ſ. Milz.

Splenelcoſis (griech., Med.), Vereiterung, Verſchwärung der Milz.

Splenemphraxis (griech., Med.), Ueberfüllung und Verſtopfung der Milz. Daher Splenemphracticus, daran leidend, dahin gehörig und dadurch entſtanden.

Splenhypertrophie (v. Griech.), ſ. v. a. Splenoncus.

Splenia (lat., v. Griech.), 1) Schönpfläſterchen; daher: Spleniatus, der mit ſolchen Pfläſterchen Verſehene; — 2) Pflaſter überhaupt, vorzüglich längliche; — 3) Kompreſſen (ſ. d.).

Splenica (Splenitica, sc. remedia, Med.), Mittel gegen Milzleiden.

Splenica arteria (Anat.), Milzarterien, ſ. Bauch.

Splenica vena (Anat.), Milzvene, ſ. Milz.

Splenico-gastricum ligamentum (Anat.), das Magenmilzband, ſ. Milz.

Splenicterus (v. Griech., Med.), Gelbſucht von Milzleiden, Schwarzſucht, ſ. Gelbſucht.

Splenicus (lat.), 1) die Milz betreffend, oder dazu gehörig; — 2) an der Milz leidend.

Splenicus plexus nervosus (Anat.), das Milznervengeflecht, ſ. Milz und Gangliensyſtem.

Splenificatio (Splenisatio, Splenisis, lat.), Verwandlung eines Theils, beſonders der Lungen, in eine milzähnliche Subſtanz.

Spleniola (Spleniolum, lat.), 1) Kompreſſe; — 2) Charpiebäuſchchen; — 3) Pflaſter.

Spleniſch, ſ. v. a. Splenicus.

Spleniticus (lat.), 1) ſ. v. a. Splenicus; — 2) an Milzentzündung leidend.

Splenitis (griech., Med.), 1) Milzentzündung; — 2) ſ. v. a. Milzader.

Splenium (lat., v. Griech., Chir.), 1) ſ. v. a. Spleniola; — 2) ſ. v. a. Splenia.

Splenium corporis callosi (Anat.), ſ. Wulſt des Gehirnbalkens.

Splenius (Musculus capitis, Anat.), der Kopfbauſchmuskel, ſ. Halsmuskeln.

Splenoarektaſis (griech.), ſ. v. a. Splenoncus.

Splenocele (Chir.), Milzbruch an irgend einer Stelle des Leibes, wo Brüche zum Vorſchein kommen, oder Vorfall der Milz bei durchdringenden Bauchwunden.

Splenodynie (v. Griech., Med.), Milzſchmerz, beſonders mehr dumpfer.

Splenographie (v. Griech.), Beſchreibung der Milz.

Splenoides fungus, ſ. v. a. Blutſchwamm und Teleangiektaſie.

Splenolomalcie (Splenolocoſis), Erweichung der Milz.

Splenologie (v. Griech.), Lehre von der Milz.

Splenoma (Med.), ſ. Milzgeſchwulſt.

Splenomalcie (Splenocoſis, Med.), Erweichung der Milz.

Splenoncus (Splenoparectoma, Splenotaſis, Med.), Milzvergrößerung.

Splenophlegmone (griech., Med.), Entzündung der Milz.

Splenophthiſis (Splenopthoe, Med.), Schwindſucht von Eiterung oder Verſchwärung der Milz.

Splenorrhagie (Med.), Milzblutfluß.

Splenoſkirrhus (Med.), Skirrhus der Milz.

Splenoſphraxis (griech., Med.), ſ. v. a. Splenemphraxis.

Splenotomie (v. Griech., Med.), 1) Zergliederung der Milz; — 2) ſ. v. a. Splenectomie.

Spleny von Nagy-Mihaldy, Gabriel Freiherr von, öſterr. General, Sohn des Generals der Kavalerie, Gabriel S., 1734 zu Ternye in Oberungarn geboren, trat ſchon 1752 als Fähnrich in Militärdienſte und zeichnete ſich in dem ſiebenjährigen Kriege, namentlich in den Schlachten von Lodoſitz, Liegnitz, Breslau und Leuthen und den Belagerungen von Ollmütz, Neiße, Glatz und Schweidnitz vielfach aus. Im J. 1759 zum Major befördert, erhielt er 1768 als Oberſt das Kommando des preyſackſchen Infanterieregiments. Kaiſer Joſeph II. lernte den 1773 zum Generalmajor avancirten S. 1775 auf einer Reiſe perſönlich kennen und übertrug ihm die Verwaltung der Bukowina, welche 1777 von der Türkei an Oeſterreich abgetreten wurde. Während des bayeriſchen Erbfolgekriegs kommandirte er eine Brigade des unter Ellrichshauſen Mähren und Oberſchleſien deckenden Corps. Mehr Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, verſchaffte ihm aber der 1788 beginnende Krieg gegen die Türken. Schon vorher (1785) zum Feldmarſchallieutenant ernannt, kommandirte er eine Kolonne, welche im Auguſt 1788 vom Prinzen von Koburg nach Strojeetle entſendet wurde, um in Verbindung mit einer ruſſ. Abtheilung die Türken von Jaſſy abzudrängen. Der glückliche Ausgang des Gefechts von Belweſty am 31. Auguſt ſicherte die Beſitznahme von Jaſſy, welche am 3. Sept. erfolgte. Von hier führte er ſein kleines Corps Ende September nach Siebenbürgen und ſchlug unterwegs am 13. Oktbr. eine türkiſche, weit ſtärkere Abtheilung bei Adſchad, in welchem Gefechte er zum erſten Male den Verſuch machte, den Türken, ſtatt der damals üblichen großen Regiments- und Brigadekarrés, kleine Bataillons- und Diviſionskarrés entgegen zu ſetzen. Kaum in Siebenbürgen angekommen, erhielt S. den Befehl, mit ſeinem Corps nach Gallizien aufzubrechen, und es dort zur Armee des Prinzen von Koburg zu führen. Im Feldzug 1789 blieb S. beim Armeecorps des Prinzen von Koburg. Er kommandirte in der Schlacht bei Fokſchan am 1. Auguſt den rechten Flügel der verbündeten Armee und trug weſentlich zu den Erfolgen dieſes Tages bei. Noch in demſelben Jahre ward S. zu mehren wichtigen militäriſch-diplomatiſchen Sendungen verwendet und 1791 vom Kaiſer Leopold II. zum Obergeſpann des ſamboltſcher Komitats ernannt. Der franzöſiſche Revolutionskrieg entfernte ihn wieder auf einige Zeit von dieſem Verwaltungspoſten. Er ſtand unter Wurmſer und übernahm während deſſen Abweſenheit am Oberrhein das Kommando der Armee am Unterrhein, welche er mit der des Herzogs von Braunſchweig vereinigte. Im J. 1795 ernannte ihn Kaiſer Franz zum Geheimrath und übertrug ihm nachher das Feſtungskommando von Ollmütz, welches er ein Jahr lang verwaltete, und womit er ſein eigentlich militäriſches Wirken ſchloß. S. zog ſich in ſein Komitat zurück und widmete ſich trotz ſeines hohen Alters mit doppeltem Eifer der Verwaltung deſſelben. 26 Jahre wirkte er aufs Nützlichſte in dieſer Stellung und † am 1. April 1818 zu Szilvas-Ujfaln, unweit Kaſchau, nachdem er noch vorher die Freude erlebt hatte, zwei ſeiner Söhne, Ignaz und Franz, ebenfalls als Feldmarſchallieutenants in der k. k. öſterr. Armee angeſtellt zu ſehen.

Spließdach (Bauk.), ſ. Dach.

Splieſſen, ſ. v. a. Schindeln und Dachſpäne.

Spließgang (Schiffsw.), ſ. Gang.

Splietau, hannov. Dorf, Landdr. Lüneburg, Amt Dannenberg; 41 Häuſer.

Splint, 1) (bot. Term.), ſ. v. a. Alburnum; — 2) ſ. Laffete.

Splintchina (pharm. Bot.), ſ. v. a. geſchälte Königschina, ſ. China regia unter Chinarinde.

Splint-coal (engl., Min.), ſ. v. a. Splitterkohle oder Schieferkohle, Varietät der Steinkohle (ſ. d.).

Splinthammer, ſ. Hammer.

Splintkäfer (Entom.), 1) Käfergattung, ſ. v. a. Scolytus *Geoffr.*; — 2) Käfergattung, ſ. v. a. Lyctus *Fabr.*

Splintkrankheit (Splintſchwäche), eine Baumkrankheit, die ſich bei heftigen Stürmen und nach dem Fällen des Baumes äußert. Die Urſache dieſer Krankheit dürfte dem Umſtande zuzuſchreiben ſeyn, daß man den Bäumen, die von ihr ergriffen werden, die Pfahlwurzel abgehauen, da man noch bei jedem Baume, der der S. unterworfen geweſen, gefunden hat, daß deſſen Pfahlwurzel bedeutend gekürzt war. Soll, damit der Obſtbaum eine ausgebreitete Krone bekomme und früher Früchte trage, die Pfahlwurzel ja geſtutzt werden, ſo muß dieſe Operation, wenn die Bäume zum Umpflanzen beſtimmt ſind, in der früheſten Jugend und in geringem Maße, nicht aber, wie es von dem größten Theile unſerer Gartenarbeiter geſchieht, bei vorgerücktem Alter geſchehen, da es ja handgreiflich iſt, daß der Baum dadurch ſowohl an ſeiner Befeſtigung leidet, als den Wirkungen des Froſtes und der Hitze oder Dürre mehr ausgeſetzt iſt, und wahrſcheinlich zu dieſer Krankheit disponirt wird. Ob nun aber die Verkürzung der Pfahlwurzel dazu beiträgt, daß ſich die Spiralgefäße nicht gehörig entwickeln und verholzen können, ſo, daß die Textur des Baumes mehr Zellgewebe als verholzende Gefäße enthält, kann freilich nicht mit Gewißheit beſtimmt werden; doch iſt es ſehr glaublich, daß durch den, vermöge der Verletzung der Pfahlwurzel bewirkten Andrang des rohen Holzſaftes ſchneller Zellen als Gefäße gebildet, und die über dem markähnlichen Splinte liegenden Holzſchichten ſpäter erzeugt werden.

Spliſſen, 1) (Schiffsw.), die Kardeele und Duchten zweier zuſammen zu vereinigender Taue ein Stück aufwärts drehen und ſie kreuzweiſe zwiſchen die nicht aufgedrehten Kardeele und Duchten verwickeln, ſo daß beide Enden ſo feſt bleiben, als wäre das Ganze nur ein Tau; — 2) (Böttch.), die geſpaltnen Reifſtöcke

Split (Geogr.), 1) nordam. Binnenſee, Hudſonsbai-Länder, nördlich vom Winipeg-See; — 2) Vorgebirg daſ., V. St., Oregon-Gebiet an der nordweſtl. Küſte von Quadra und Vancouver; — 3) Vorgebirg daſ., Neu-Schottland, an der Nordſpitze der Kings-County; dabei gefährliche Waſſerwirbel; 45° 22′ 49″ nördl. Br. u. 66° 40′ 15″ weſtl. L.; — 4) (ſlav.), ſ. v. a. Spalato.

Splitsdorf, preuß. Bauerdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralſund, Kr. Grimmen; 150 Einw.

Splittaubenkropf (Bot.), ſ. v. a. Corydalis lutea *Dec.*

Splitten, ſ. v. a. Dachſpäne.

Splitter, 1) ein dünnes, ſpitziges Stück, welches von einem Gegenſtande abgehauen oder abgeſprungen iſt; — 2) ſ. Knochenſplitter und Knochenbrüche.

Splitter (Alt-S., Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Tilſit; 230 Einw.

Splitterbruch, ſ. Knochenbruch.

Splitterfäſe (Bot.), Algengattung, ſ. v. a. Fragilaria.

Splitteriger Bruch (Min.), findet bei den Mineralien und Geſteinen dann Statt, wenn die Unebenheiten der Bruchfläche eine ſchmalblattförmige (ſplitterige) Geſtalt annehmen.

Splitterkohle (Splint-coal, Min.), ſ. v. a. Schieferkohle, Varietät der Steinkohle (ſ. d.).

Splitterrichten, die geringen Fehler anderer lieblos beurtheilen; wer dies thut, heißt Splitterrichter (nach Math. 7, 3).

Splitterwurm (Zoophyt.), ſ. v. a. Fasciola (Monostoma) verrucosa *L.*

Splitterzange, kleine und ſchmale, innen rauhe Zange, zur Wegnahme von Knochenſplittern aus Wunden und zu ähnlichen Zwecken.

Splittholz, in Riga aus Fichten geſpaltenes Holz, meiſt 4—6 Fuß nach engliſchem Maße lang. Es wird in England, nachdem es noch mehr zerſpalten worden iſt, ſtatt des Rohes zu Gypsdecken verbraucht.

Splitts, die kleinen Fähnchen auf den Maſtbäumen.

Splügen (Geogr.), 1) ſchweiz. Dorf (Marktflecken), Kanton Graubündten, im obern Bund, Hochgericht Schams, am Hinterrhein, 4430′ hoch, am Scheidepunkte der beiden Hauptſtraßen nach Italien, Hauptort im Rheinwald-Thal, mit einer ſchönen und großen Kirche; Waarenniederlagen, Marmorbrüche; 250 Einw.; — 2) 2850 Meters hoher Alpenberg daſelbſt, im Süden des Kantons Graubündten, auf der Grenze der lombardiſchen Provinz Veltlin, öſtl. vom Bernhardin. Darüber führt die berühmte Splügener-Straße, eine Hauptverbindungsſtraße zwiſchen Italien und Deutſchland. Gleich außerhalb Chur führt die Straße nach dem S. an der neuen Kaſerne, dem Exercierplatz und weiterhin an einer ſtark betriebenen Glashütte vorbei durch eine etwas einförmige Gegend nach dem katholiſchen und romaniſchen Pfarrdorfe Ems, das 2 Kirchen und mehre hübſche Gebäude hat. Gegenüber erblickt man am linken Ufer des Rheins das von Felsſtürzen bedrohte Dorf Felsberg am Fuße des Galanda. Durch milde Gaben vom In- und Auslande iſt es möglich geworden, einen Theil der Häuſer an der am meiſten gefährdeten Stelle abzubrechen und etwas weiter unterhalb wieder aufzubauen. In der Umgegend ſind zahlreiche, kegelförmige Erdhügel bemerkenswerth, die ähnlich denjenigen in der Nähe von Sider im Wallis von Geologen als Ueberreſte ungeheurer Schlammſtröme angeſehen, vom Volke aber für Pferdegräber (Tombei de Chiavais) gehalten werden. Schöner wird die Gegend bei Reichenau, einem kleinen Dorfe oberhalb der Vereinigung des Vorderrheins und des Hinterrheins. Den beſten Ueberblick derſelben genießt man in dem ſchönen Garten des Schloſſes. Die größere Waſſermaſſe führt der vom Süden herſtrömende, wildfluthende, dunkle Hinterrhein, der die Gewäſſer des hellen, aus Südweſten herabfließenden Vorderrheins auf die linke Thalſeite drängt. Neben dem Schloſſe ſteht das Zollhaus und ein gutes Wirthshaus. Zwei Brücken verbinden Reichenau mit den verſchiedenen Thalarmen, die eine, untere über den vereinigten Rhein, die andere, obere über den Vorderrhein. Die erſtere, an der Stelle einer ſchönen grubenmanniſchen, im J. 1799 abgebrannten, von Stiefenhofer, einem einfachen Landmann aus der Umgegend, erbauten, ſchönen Brücke hat eine Längenſpannung von 220′ und eine Höhe von 80′ über dem Stromſpiegel und iſt durch leichten Schwung und ſicheres Bogengefüge bemerkenswerth. Bei Reichenau vereinigen ſich auch mit der großen, ſogenannten untern Kommercialſtraße von Chur nach Italien die Straßen nach dem Oberlande und dem rechtſeitigen Thalgelände des Domleſchg, ſo wie der Saumweg über den Kunkels nach Pfäfers. Ueber den Vorderrhein gelangt man anſteigend nach dem romaniſchen, katholiſchen Dorfe Bonaduz in fruchtbarer Gegend, wo in früherer Zeit ſelbſt Weinbau getrieben worden ſeyn ſoll. Eine Viertelſtunde thalaufwärts liegt das ebenfalls katholiſche, romaniſche Dorf Rhäzüns, mit dem auf einem vom Rhein umſpülten Felſen ſtehenden, uralten Schloſſe Rhäzüns, deſſen Erbauer nach der Volksſage Rhätus geweſen ſeyn ſoll. Beim Schloſſe und bei einem Kirſchbaume an der Straße nach Bonaduz iſt ein äußerſt deutliches Echo bemerkbar. Oſtwärts vom Schloſſe liegt die einſame St. Georgskapelle. Eine kleine Stunde hinter Rhäzüns ſchließt ſich eines der ſchönſten, mildeſten und anmuthigſten Thäler auf, das Domleſchg (roman. Val Tomiliasca), das unterſte Stufenland des Hinterrheins. Zwar bedecken einen großen Theil des Thalgrundes die öden Flußgeſchiebe des Rheins und des Nolla, die ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts in un-

Digitized by Google

bezähmter Wildheit weit umher die fruchtbaren Fluren verheerten. Dagegen umkränzen ſchöne Gefilde, Wieſen und Obſtgärten die todte Sandwüſte, und über den freundlichen Hügeln und Berggehängen ſind zahlreiche Dorfſchaften, stattliche Schlöſſer und maleriſche Burgruinen zerſtreut. Oeſtlich erheben ſich der von tiefen Tobeln durchfurchte Dreibündtner- und der Malixerberg, weſtlich der fruchtbare Heinzenberg, den Herzog Rohan den ſchönſten in der Welt nannte, ſüdlich ragen das Muttnerhorn und der Piz Beverin hoch in die Lüfte empor. Man erblickt zuerſt am rechtſeitigen Ufer des Rheins die Ruinen von Ober- und Nieder-Juvalta, Bad und Dorf Rothenbrunn, Tomils und das ſchöne Schloß Ortenſtein. Auf einem Hügel zur Rechten beim Hofe Ruffrieu, wo einſt die Burg Nieder-Realta ſtand, iſt die Ausſicht ungemein reich und anziehend. Man überſieht außer einem Theil des Heinzenbergs und den genannten Ortſchaften noch die Dörfer Paspeis, Rotels, Fürſtenau u. ſ. f. nebſt vielen Schlöſſern und Ruinen. Immer im Angeſichte dieſer lieblichen Landſchaft gelangt man nach dem von einem Obſtwalde umſchatteten Pfarrdorf Katzis, wo ein Dominikaner-Frauenkloſter ſich befindet. Bei Summa Prada an der Straße nach Thuſis ſind noch Trümmer des Schloſſes Schauenſtein, aus deſſen edelm Geſchlechte viele ausgezeichnete Männer hervorgingen. Einen traurigen Gegenſatz bilden die Sandwüſten des Rheinbetts, die man jedoch durch großartige und koſtbare Dämme allmählig wieder dem Strome zu entreißen und für die Kultur zu gewinnen ſucht. Zwiſchen Katzis und Thuſis vereinigt ſich die reißende Albula mit dem Rhein, und unterhalb der Vereinigung führt eine Brücke ans jenſeitige Ufer und nach Davos und Oberhalbſtein. Der Flecken Thuſis, romanſch Toſana, liegt an dem verheerenden Nolla, nahe über ſeiner Ausmündung in den Rhein, auf einer durch Verwitterung der Gebirge entſtandenen Schutthalde. Dem Nolla entlang führt ein Pfad von 4 Stunden über die ſogenannte Stäge nach Plaz in Savien. Jenſeits des Rheins, Thuſis gegenüber, liegt das Dorf und Schloß Sils, und über demſelben auf einem ſteil abgeriſſenen Felsvorſprung die maleriſchen Trümmer des Schloſſes Hohenrhätien oder Hochrealt. Von dieſem Standpunkte aus überblickt man das ganze Thalgebiet mit den daſſelbe begrenzenden Bergabhängen. Im Umkreiſe der Burg liegt noch die Ruine der uralten Kapelle von St. Johann, nach welcher dieſelbe auch St. Johannſenſtein genannt wurde. Sie war die erſte und lange Zeit einzige Kirche im Thale. Am linken Ufer des wilden Nolla, über welchen eine ſchöne ſteinerne Bogenbrücke führt, ſind die Trümmer der Burg Obertagſtein, und hoch im Hintergrunde des Nollathales erhebt ſich die nackte Pyramide des Piz Beverin oder Corvendes, der zwar nicht ohne Gefahr zu erſteigen iſt, aber eine herrliche Fernſicht gewährt. Bald erreicht man die Gallerie des verlornen Loches. Sie iſt 216′ lang, 15—18′ breit und 10—14′ hoch und führt in die ſchauerliche Via mala, welche das Domleſchg mit dem Schamſerthal verbindet. Dieſe ſchauerliche Felſenſchlucht, die ſich über eine Stunde ausdehnt, gehört zu den großartigſten und ſehenswertheſten in der ganzen Schweiz. Die Felſen ſind durch irgend eine mächtige Naturkraft in einer Höhe von 15—1600′ vom Scheitel bis zur Sohle zerriſſen und klaffen auf mehren Stellen kaum 30′ von einander; der Jahrtauſende alte Riß erſcheint meiſt von ſo friſchem Bruch, als ob die merkwürdige Kataſtrophe erſt von geſtern her wäre. In furchtbarer Tiefe, 2—300′ unter der Straße, ſtrömt der Rhein brauſend und ſchäumend, oft aber kaum hörbar und dem Blicke beinahe entzogen. Ueberraſchend iſt der Austritt aus dieſer grauſen Schlucht in das lachende Thal von Thuſis, und der aufwärts Reiſende verſäume nicht, einen letzten Blick aus der Gallerie auf die eben verlaſſene Gegend zu werfen. Einen eigenthümlichen Eindruck wird der aus dem ſonnigen und fruchtbaren Gelände in die finſtere, öde Schlucht eintretende Wanderer empfinden. Die feuchte Kühle, die durch die Schlucht zieht, und das dunkle Schwarzgrau der nackten Felſen, zwiſchen denen nur einzelne Fichten ſproſſen, umfängt denſelben leicht mit einem unbehaglichen Gefühle. Dennoch iſt wenigſtens im Sommer keine Gefahr vorhanden. Die Straße zieht ſich, theils in den Felſen geſprengt, theils auf hohe Mauerſätze geſtützt und an gefährlichen Stellen durch Mauerbrüſtungen oder ſtarke Geländer geſichert, für jede Art von Fuhrwerk fahrbar, an einzelnen Stellen allerdings nur für einen Wagen Raum geſtattend, nach einem kleinen Thalkeſſel, in welchem ein einſames Haus ſteht, unter dem Hofe Rongella, wo die eigentliche Via mala beginnt. Hierauf verengt ſich der Schlund wieder, und man überſchreitet den Rhein auf einer kühnen Bogenbrücke; etwa 350 Schritte weiter, nachdem man eine kleine Felſengallerie durchſchritten hat, führt eine zweite Brücke wieder ans linkſeitige Ufer zurück. Zwiſchen dieſen beiden Brücken liegt die intereſſanteſte Partie. Hier ſchwebt der Wanderer an 400′ über dem Rhein (wenigſtens brauchen hinuntergeworfene Steine 5—6 Sekunden, um denſelben zu erreichen). Dennoch ſtiegen die Fluthen an dem verhängnißvollen 27. Auguſt 1834 beinahe bis zur Höhe der Spannung und zerſtörten die Straße an mehren Stellen. Die immer in die faſt ſenkrechte Felswand gehauene Straße erweitert ſich nunmehr und man ſetzt wieder ans rechte Ufer des Rheins über. Anſtatt der dritten, hintern Brücke wurde im J. 1836, um der Straße eine verbeſſerte Richtung zu geben, durch Richard La Nicca eine vierte ſteinerne Brücke erbaut, die 300′ lang, 57′ über den Rhein erhaben iſt und eine Spannung von 84′ hat. Die Straße von Rongella bis Zillis wurde im J. 1471 durch die vereinigten Anſtrengungen der Gemeinden Thuſis, Maſeln und Katzis gebahnt, wobei ſie am linken Rheinufer etwa 3—4′ breit in den Felſen gehauen und beim Austritt aus der Schlucht mittelſt einer Brücke ans rechte Ufer geführt werden mußte. In den Jahren 1738 und 1739 wurde dann zu mehrer Sicherheit der

Reiſenden die erſte und zweite Brücke und die ſie verbindende Straßenſtrecke erbaut, die auch in den neuern Kunſtbau aufgenommen wurden. Erſt im J. 1822 wurde die Gallerie des verlorenen Loches unter Leitung des teſſiniſchen Ingenieurs Pocoboli in den Felſen geſprengt. Früher ging der Saumweg durch das Rollatobel und über die Höhen der ſchamſer Alpen und ſtieg erſt bei Suvers in die Thalſohle hinab. Einen überraſchenden Anblick gewährt beim Austritt aus der ſchauerlichen Felskluft das liebliche Thal von Schams, die mittlere Abſtufung des Hinterrheingebiets, ohne Zweifel einſt das Becken eines anſehnlichen Sees. Grüne Matten und ſchöne Felder, üppige Weiden und dichte Waldung bedecken die ſanfte Abdachung der Thalgehänge, und durch den Thalgrund zieht ſich der erſt noch wild herabſtürzende Rhein in ſtillem Laufe. Das erſte Dorf, das man längs der großen Straße trifft, iſt Zillis, rom. Ciraun, mit einer großen, ſehenswerthen Kirche, der älteſten des Landes. In der Nähe bei dem Hofe Reiſchen ſind die verwitterten Ueberreſte der verſchollenen Burg Haſelſtein. Am jenſeitigen Thalgehänge, wohin von Zillis zwei Brücken führen, erblickt man die Dörfer Lohn, Mathon, Bergenſtein, Donat und in der Nähe des letztern die Ruinen der Veſte Fardün oder La Turr, einſt der Schrecken des Schamſerthals. Eine halbe Stunde von Zillis links oberhalb der Straße liegt das Dorf Pigneu, roman. Pigné, in deſſen Nähe ein alkaliſches, eiſenhaltiges Waſſer quillt, welches ehemals im Pigneuerbad benutzt wurde, jetzt nach Andeer geleitet wird. Zwiſchen Zillis und Andeer iſt an der Straße die kleine Pigneuerbrücke durch die daran angebrachte, ſinnvolle Ueberſchrift bemerkenswerth. Zum Andenken an die Vollendung des großen Straßenbaues trägt ſie an der vordern Seite der linken Bruſtwehr nebſt dem vom Pfeile durchbohrten Tells-Apfel die Worte:

Jam via patet	Die Straße ſteht nun offen
Hostibus et amicis.	Feinden und Freunden.
Cavete Rhaeti!	Hütet euch Rhätier!
Simplicitas morum	Einfachheit der Sitten
et unio	und Einigkeit
Servabunt avitam	Werden auch die altvergebrachte
libertatem.	Freiheit erhalten.

Bald erreicht man den Hauptort des Thals, Andeer, roman. Seſſame (Sexamnium, von den 6 Bächen, welche von den beidſeitigen Gehängen dem Thale zuſtrömen) (Wirthshaus mit wohleingerichteten Mineralbädern von der Pigneuerquelle). Die Kirche liegt maleriſch auf einem Felſenhügel. Bemerkenswerth ſind der große Dorfbrunnen und die nahen Hochöfen, in denen ein Theil der im Ferrera-Thal gewonnenen Eiſenerze verarbeitet wird. Ueber vielen Häuſern bemerkt man romaniſche Inſchriften. In der Umgegend ſind die Ruinen der Burgen Rinkenſtein, beim Dörfchen Caſti, und Caſtellatſch bei Clugien. Eine Viertelſtunde hinter Andeer liegen neben der Straße die Trümmer der im Jahre 1454 von den Bauern zerſtörten Veſte Bärenburg auf ſteilen Felſen am Saume eines dunkeln Waldes, und bald erreicht man den Eingang in die Roffla und in die wilde Schlucht, die nach dem Ferrera-Thal führt, aus welchem der reißende Avner Rhein oder das Averſer-Landwaſſer hervorſtrömt und etwa 10 Minuten oberhalb des Eingangs ins Ferrera-Thal einen ſehenswerthen Waſſerfall bildet. Nahe unter der erſten Roffla-Brücke vereinigen ſich die beiden faſt gleich mächtigen Bergſtröme in wildem, ſchäumendem Gewoge; noch ſchöner iſt der Anblick auf der kleinen Halbinſel im Flußbette des Rheins. Die Straße ſteigt nun in vielen Windungen neben dem in ununterbrochenen Stürzen dahinſtrömenden Rhein durch die zwar an Schauerlichkeit der Via mala weit nachſtehende Roffla, die immer noch über furchtbar zerriſſene Felſen, öde Schutthalden oder mit dunkler Waldung bedeckte Bergabhänge führt und beſonders für aus Italien Kommende überraſchend genug iſt. Der obere Rofflafall, unterhalb der erſten nach Suvers führenden Brücke, verdient um ſo mehr der Beachtung, da der Rückblick durch die Schlucht eine maleriſche Ausſicht auf die Ruinen von Bärenburg und Caſtellatſch gewährt. Durch die baumloſe Trümmergegend „La Rasica“, wo in den Rhein mehre Sägemühlen kühn hineingebaut ſind, u. wo oberhalb die Hammerwerke von Suvers ſtehen, in denen das meiſte am Fianell gewonnene Eiſenerz verarbeitet wird, erreicht man das 16—18 Schritte lange Felſenthor von Saſa plana u. erblickt jenſeits das maleriſch am Fuße des Kalkerbergs im Rheinwald-Thal gelegene Dorf Suvers. Bei der Brücke, die hier über den Rhein nach Suvers führt, begann die alte Straße nach Thuſis. Eine halbe Stunde weiter führt eine Brücke ans rechtſeitige Rheinufer nach S., romaniſch Speluga, dem Hauptorte des Rheinwald-Thals. An der Vereinigung der beiden Hauptſtraßen über den S. und Bernhardin nach Italien gelegen, iſt der Ort ſehr lebhaft, beſonders aber zur Herbſtzeit, wo die Viehhändler mit großen Heerden über den S. ziehen. Der Ort liegt ziemlich in der Mitte des Thalkeſſels und iſt, wiewohl 4430′ über d. M. liegend, vor Lavinen ſicher, aber in den Umgebungen werden nicht ſelten Gebäude, Menſchen und Vieh eine Beute derſelben. Größern Schaden richten indeſſen die Gewäſſer an, namentlich der mit gähem Falle mitten durch das Dorf ſtürzende Bach. Bei dem furchtbaren Hochwaſſer vom Jahr 1834 wurden 12 Häuſer und die Serända-Brücke zerſtört, dagegen blieb die Rheinbrücke wie durch ein Wunder verſchont. Nahe beim Dorfe ſind Ruinen eines alten Schloſſes „Zur Burg“ genannt. Außer den angeführten Straßen trifft in Splügen auch noch ein aus dem Savienthal über den Savierberg führender Fußweg ein. (Sehr intereſſant iſt der Ausflug zur Quelle des Hinterrheins, 5—6 Stunden von Splügen). Von Splügen aus läßt ſich auch die Erſteigung des Tambohorns (Tomba- oder Tombenhorns) unternehmen. Sie iſt zwar nicht ganz ohne Gefahr, lohnt aber mit ausgebreiteter Fernſicht. Vom Dorfe Splügen zweigt ſich nun die Straße nach Chiavenna (deutſch Cläven) links ab und ſteigt jenſeits der Rheinbrücke durch das

Digitized by Google

Thal des Oberhäuslibachs ſüdlich an. Noch jetzt ſind allenthalben Spuren der Ueberſchwemmungen von den Jahren 1834 und 1839 ſichtbar, welche die Straße dergeſtalt zerſtörten, daß eine ganz neue errichtet werden mußte. Dieſe führt unweit Splügen durch ein 262′ langes Gewölbe von feſtem Mauerwerk. Nach einem faſt ununterbrochenen zweiſtündigen Steigen gegen den Gipfel erreicht man in 16 Windungen (Tourniquets, Giravolte) die Höhe des Paſſes über Splügen- oder Urslerberg (Il Colmo del Orſo), 6450′ ü. d. M., 1900′ über dem Dorfe Splügen; zur Linken (in Oſten) erhebt ſich der begletſcherte Soretto, oder das Surethorn, zur Rechten (in Weſten) das noch 900′ höhere, ſteil emporſteigende Tambo- oder Schneehorn. Nahe an der Höhe bricht ein ſchöner weißer Marmor, und weiter oſtwärts Alabaſter; der Botaniker findet hier die ſeltene Varietät der Alpenroſe mit weißer Blüthe, und im Herbſte ziehen in zahlreichen Schwärmen die Zugvögel über dieſe Einſattlung nach Italien. Die Grenzlinie zwiſchen Bündten und dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche iſt noch nicht ausgemittelt. Gleich jenſeits des Uebergangs iſt das ſogenannte Berghaus (Casa Cantoniera), das als Zufluchtsort und Wirthshaus dient. Hier wird bei Nebel und Schneegeſtöber von Zeit zu Zeit mit einer Glocke geläutet, um den Reiſenden die Richtung anzugeben. Etwa eine Viertelſtunde tiefer führt eine Reihe von Windungen zu einer am Ende eines öden Bergkeſſels gelegenen Gruppe von Häuſern, unter denen einige Schenken und das öſterreichiſche Mauthamt und Paßbüreau ſich befinden. Hier werden Reiſende ohne Paß, oder deren Paß nicht mit der Unterſchrift eines öſterreichiſchen Geſandten oder Konſuls verſehen iſt, unfehlbar zurückgewieſen. Von 12—2 Uhr Mittags iſt das Mauthamt geſchloſſen. Dieſe nunmehr baumloſe Ebene war einſt, wie ausgegrabene Wurzelſtöcke zeigen, mit Wald bewachſen. Sie wird mit den anliegenden Triften von bergamasker Schafhirten benutzt, die alljährlich über 1000 Schafe hierher treiben. Da, wo man die Lira auf der zweiten hölzernen Brücke (Colmaretta-Brücke) überſchreitet, ging ehemals der alte Saumweg rechts ab durch die von Lavinen ſtets bedrohte Schlucht der Cardinell gerade hin nach Iſola. Auf dieſem gefährlichen Wege führte der franzöſiſche Marſchall Macdonald vom 27. Nov. bis 4. Dec. (nach Andern 1. Dec.) unter Schneegeſtöber und Sturm eine Heeresabtheilung, die zur Deckung der Flanke der italieniſchen Armee unter Brune beſtimmt war, über den S., wobei in der Cardinell viele Menſchen und Pferde von den Lavinen in den Abgrund geriſſen wurden. Die neue Straße ſenkt ſich bei dem Weiler Terginate wieder und erreicht dann bald die erſte große Gallerie von 700′ Länge und 15′ Höhe, hierauf die zweite Gallerie von 642′ Länge und endlich die dritte Gallerie von 1530′ Länge. Dieſe Gallerien, die längſten, die auf Bergſtraßen gebaut wurden, ſind von feſtem Mauerwerk mit überhängenden Dächern, um den Schnee darüber hinweggleiten zu laſſen, gegen den Abgrund auf ſtarke Pfeiler geſtützt und durch ſchießſchartenartige Fenſter erhellt. Sie ſchützen die Straße vor den zerſtörenden Wirkungen der Lavinen. Intereſſant iſt die Ausſicht von der zweiten Gallerie auf die in vielen Windungen nach dem tiefliegenden Dorfe Iſola führende ehemalige Straße; man erblickt nun den herrlichen, 700′ hohen Waſſerfall des Madeſimo und kommt ganz nahe an demſelben vorbei; man kann ihn von ſeiner ſchönſten Seite betrachten, wenn man ſich auf einer vorſpringenden Terraſſe vorſichtig dem Abhang nähert. Jenſeits des ärmlichen Dorfes Pianazzo, das mit Splügen gleiche Höhe hat, überſchreitet man den Madeſimo und kommt durch die kleine vierte Gallerie, worauf ſich die Straße allmählig bis Cambo Dolcino ſenkt. Trotz des ſüßklingenden Namens hat der Ort ein ſehr ärmliches Ausſehen und ein noch ſchlechteres Wirthshaus. Für den Ornithologen iſt bemerkenswerth, daß hier unter den Dächern der Flüevogel (Motacilla alpina) niſtet. In der Nähe des folgenden Dorfes Preſtone iſt am Fuße des Stozzo eine Inſchrift zu Ehren des Kaiſers Franz II. angebracht, welche meldet, daß unter ſeiner Regierung Carlo Donegani dieſe Straße erbaute. Sie gereicht dieſem geſchickten Ingenieur auch wirklich zu großer Ehre, indem ſelbſt ſchwere Fuhrwerke bei der Bergfahrt keine Vorſpann brauchen, während auf der ehemaligen Straße 8 Pferde Mühe hatten, einen etwas ſchwer beladenen Wagen fortzuſchaffen. Schon zur Zeit der Auguſtus führte eine Straße über den S., und ältere Chroniſten ſuchen auf der Bergebene das Traverſede, deſſen Antonins Itinerar zwiſchen Curia und Clavenna erwähnt. Die alten Wartthürme (Specula, wovon der Name Speluga hergeleitet wird), deren Trümmer daſelbſt noch geſehen werden, mögen indeſſen von den Longobarden erbaut ſeyn. Vor dem 13. Jahrhundert führte ein vielgebrauchter Saumweg auf der Südſeite des S., weſtwärts vom Tambohorn zwiſchen dem Mittagshorn und Kukernell von Iſola über die Rheunalp nach Nufenen im Rheinwald, und es ſtand in dieſer Alp ein Berghaus, welches nunmehr ſammt der Uebergangshöhe unter dem Gletſcher des Tambohorns begraben liegt. Das Eis ſtieß nachher die Glocke jenes Hauſes hervor, und ſie hängt nun auf dem Kirchthurm von Iſola. Die neue Kunſtſtraße wurde in den Jahren 1818—23 von der öſterreichiſchen und bündtneriſchen Regierung erbaut und nach den Verheerungen im J. 1834, wo ſie an 72 Stellen unbrauchbar wurde, neuen durchgreifenden Korrektionen unterworfen, die einen Koſtenaufwand von 400,000 Franken verurſachten. Sie hat auf der Nordſeite 15′, auf der Südſeite 18′ Breite. Wöchentlich paſſiren über dieſelbe 400—500 Saumthiere, und jährlich werden über 25,000 Centner Waaren, namentlich Wein, Reis und Seide befördert. Das Lira-Thal iſt mit Felstrümmern überſäet, doch gewährt die ſchöne, von prächtigen Kaſtanienbäumen umgebene Kirche, Madonna di Gallivaggio, mit ihrem zierlichen weißen Thurme einen freundlichen Anblick. In Kurzem erreicht man das

Dorf San Giacomo, welches dem Thale den Namen gibt. Hier führt eine ſchöne Bogenbrücke über die Lira, und bald erblickt man in duftiger Ferne die maleriſche Stadt Chiavenna in herrlicher Lage, von Hügeln umkränzt, die im Schmucke der Weinreben, Feigen und Granatbäume prangen. Wegen des ſtarken Tranſits iſt der Ort ſehr lebhaft. Man findet daſelbſt auch viele Seidenſpinnereien und Tropfſteindrechslereien und bedeutenden Handel mit Veltlinerwein. Die Hauptkirche St. Lorenz hat einen zierlichen Glockenthurm und in der achteckigen Taufkapelle (Battiſterio) einen für den Alterthumsfreund ſehenswerthen Taufſtein mit halb erhabener Arbeit; nebenan ſind zwei mit Schädeln angefüllte Beinhäuſer. Auf dem Schloßberge ſtehen noch Trümmer einer alten Veſte, die mancherlei Schickſale zu beſtehen hatte. Auf der Höhe deſſelben genießt man eine maleriſche Ausſicht, eben ſo in dem am Abhang des Hügels angelegten Garten il Paradiſo; hinter dem Schloſſe ſind eine Menge verfallener Tropfſteingruben und in der Nähe an den Gebirgsabhängen viele Windlöcher (Ventaroli), welche durch darüber gebaute Hütten zu Weinkellern benutzt werden. Bei einer äußern Temperatur von 20—24° R. ſteht das Thermometer im Innern derſelben auf 6—7° R. An der Straße ins Bregell lag bei Piori das im J. 1618 verſchüttete Städtchen Plürs.

Spodion (griech. Ant.), Stein in Theben, auf dem ein Altar ſtand, der dem Apollo aus der Aſche der ihm geopferten Thiere errichtet worden war. Apollo hieß davon Spodius.

Spodiopogon (Bot.), nach Trinius, Gattung der Gramineae Andropogoneae *Trin.* Zehn Arten, Gräſer in China, Neapel und Weſtindien. bekannteſte: S. latifolius *Nees*, Andropogon latifolius *Spr.*

Spodit (Geognoſ.), auch Cinerit, ſ. v. a. vulkaniſche Aſche (ſ. d.).

Spoditai (gr. Ant.), ſ. Brod.

Spodium ex ebore (lat.), ſ. v. a. Elfenbeinſchwarz.

Spodium fossile (lat.), gegrabenes Elfenbein, ſ. Elfenbein.

Spodium Graecorum (lat.), ſ. v. a. Nichts.

Spodium nigrum und **album** (lat.), ſchwarz- und weißgebranntes Elfenbein.

Spodius (griech. Myth.), Beiname des Apollo zu Theben, weil daſelbſt ſein Altar von der Aſche (σποδός) der Opferthiere errichtet war.

Spodvlici (a. Geogr.), Volk im aſiat. Sarmatien.

Spodsbierg, dän. Dorf, Langeland, öſtlich von Rudkiöbing; Ueberfahrt nach Laaland.

Spodumen (Min.), auch Triphan, prismatiſcher Triphanſpath, ein prehnitartiger Pyromachit, rhombiſch oder klinorhombiſch, bis jetzt bloß derb und eingeſprengt mit zwei ziemlich vollkommenen Spaltungsrichtungen unter ſchiefen Winkeln (zu 93, 100, 105°) ſich ſchneidend und eine vollkommene als Abſtumpfung der von jenen gebildeten ſchärfern Kanten; nach dieſer Richtung zugleich ſchalig abgeſondert, Bruch uneben, H.=6,5, ſpröde, G.=3,1—3,2, grünlichweiß bis apfelgrün, auf den vollkommenen Strukturflächen perlmutter-, ſonſt wenig glasglänzend, durchſcheinend bis kantendurchſcheinend, vor dem Löthrohre auf Kohle ſich aufblähend und zu farbloſem Glaſe ſchmelzbar, dabei die Flamme purpurroth färbend; nach Stromeier 63,288 Kieſelſäure, 28,776 Thonerde, 5,626 Lithon, 0,794 Eiſenoxydul, 0,775 Waſſer. Auf Lagern oder eingewachſen in Granit ꝛc., auf Utön, bei Peterhead, im Arriègedepartement, bei Sterzing und Liſenz, in Mähren und Nordamerika. — Der apfelgrüne Killenit in Irland ſcheint nichts anders als S. zu ſeyn.

Spodumenfels (Geogn.), ein kryſtalliniſch-körniges Gemenge von Spodumen, Glimmer und Quarz, welches bei Sterzing in Tyrol anſteht.

Spöck (Geogr.), 1) bad. Pfarrdorf, Mittelrheinkr., Amt Karlsruhe; 1050 Einw.; — 2) bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldgr. Türkheim; 210 Einw.; — 3) würtembergiſcher Weiler, Jaxtkr., Oberamt Gaildorf; 220 Einw.

Spöckern (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Spoede, Johann Jakob, Maler von Antwerpen, bildete ſich an der Akademie daſ., dann zu Paris, wo er an Watteau einen Freund und Lehrer fand. Später wurde er Profeſſor an der alten Akademie von St. Lucas in Paris und zuletzt Direktor dieſer Anſtalt, als welcher er um 1760 †. S. malte Bildniſſe, Genre- und Thierſtücke, und hinterließ auch mehre Zeichnungen, darunter Karrikaturen auf Zeitgenoſſen und Zeitverhältniſſe, Studienfiguren, meiſt in rother und ſchwarzer Kreide. Er trieb auch einen Kunſthandel.

Spoke (Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Affenfiſch, Chimaera *L.*

Spörcken, Werner Friedrich, geb. in den letzten Jahren des 17. Jahrh., trat in hannöverſche Dienſte und befehligte ſchon 1741 ein Regiment. Später ward er General und befehligte 1761 und 1762 unter dem Herzog Friedrich von Braunſchweig.

Spören, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Bitterfeld; 3 Rittergüter; 340 Einw.

Spörgelbeerſtaude (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Spöring, dän. Kirchſpiel, Jütland, Aarhuus, nordweſtlich von Aarhuus.

Spörken (Geogr.), öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Stiebar; 140 Einw.

Spörken (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Spörling (Bot.), ſ. v. a. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*

Spötter (Amphib.), ſ. v. a. Schleiernatter, Coluber vittatus.

Spötterling (Ornith.), ſ. v. a. Sproſſer, Motacilla (Curruca) Philomela *Bechst.*, ſ. Baſtard-Nachtigall.

Spöttlich (Bot.), ſ. v. a. Augentroſt, Euphrasia officinalis L.

Spog'l, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch Pardubitz; 200 Einw.

Spogopſis (Bot.), nach Michaux, Untergattung von Gilia.

Spohla (wend. Spalach), preuß. Amtsdorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kreis Hoyerswerda; an der ſchwarzen Elſter; 320 Einw.

Spohle, ſ. Connefohrde.

Spohn, Friedrich Auguſt Wilhelm, Alterthumsforſcher, beſonders durch ſeinen Verſuch der Erklärung der ägyptiſchen Hieroglyphen bekannt, den 16. Mai 1792 zu Dortmund geboren, in Wittenberg von ſeinem Stiefvater, dem Theologen Dresde, erzogen, beſuchte ſeit 1804 die Schulpforte und ſeit 1813 die Univerſität Wittenberg, wo er Philologie ſtudirte, habilitirte ſich 1815 zu Leipzig, ward 1817 außerordentlicher und 1819 ordentlicher Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, † aber ſchon am 17. Juni 1824. Außer mehren kleinern philologiſchen Schriften lieferte er in Böttchers „Amalthea" (1. Bd.) einen Aufſatz „Ueber Hieroglyphen, deren Deutung und die Sprache der alten Aegypter". Ueberhaupt beſchäftigte er ſich viel mit Hieroglyphen, deren Entzifferung ihm jedoch nicht gelingen wollte (ſ. Hieroglyphen). Gab auch den Nicophorus Blamidas (Leipz. 1814) und Heſiods „Opera et dio" (daſ. 1819) heraus.

Spohnholz, mecklenb.-ſtrelitz. Dorf, Kr. u. Amt Stargard; Filialkirche; 170 Einw.

Spohr (Biogr.), 1) Ludwig, kurfürſtl. heſſ. Hofkapellmeiſter zu Kaſſel, Mitglied mehrer muſikal. Geſellſchaften, der größte deutſche Violinſpieler dieſes Jahrhunderts und einer der ausgezeichnetſten und eigenthümlichſten Komponiſten, iſt der Sohn eines Arztes und wurde 1783 zu Seeſen im Braunſchweigiſchen geboren. Schon in früher Kindheit offenbarte ſich auf allerhand Weiſe das eminente Talent des Knaben zur Tonkunſt, und nur dadurch wurde ſein Vater beſtimmt, ihm ſpäter zu erlauben, die Muſik zu ſeinem Lebensberufe zu wählen; doch durfte er darüber die wiſſenſchaftlichen Studien nicht ganz vernachläſſigen. Hierin liegt wohl auch der Grund von der hohen geiſtigen Bildung, mit welcher S. nachgehends auch, aller bloßen Technik weit entfernt, ſowohl als Virtuos wie auch als Komponiſt und Menſch überhaupt, einer Koryphäe gleich, über ſo viele Meiſter der Zeit weit hervorragte. Sein erſter Lehrer im Violinſpiele war Maucourt, unter deſſen Leitung ſich ſeine Talente bald entwickelten, ſo daß er als Kammermuſikus in die Kapelle des Herzogs von Braunſchweig eintreten konnte. Seine weitere Ausbildung übernahm der berühmte Violinſpieler Eck, mit welchem er auch mit herzoglicher Unterſtützung eine Reiſe bis nach Rußland machte. Nach ſeiner Rückkehr unternahm er 1804 allein eine große Kunſtreiſe und erntete überall den rauſchendſten Beifall. Welche Stufe er im Violinſpiele ſchon in jener Zeit erreicht hatte, beweiſt die Anzeige ſeines Auftretens in der leipz. allgem. muſikal. Zeitung, 7. Jahrg., Nro. 13, worin er als einer der vorzüglichſten Violinvirtuoſen, ja in mancher Beziehung als der vorzüglichſte dargeſtellt wird. Im J. 1805 ward er zum Koncertmeiſter in Gotha ernannt, wo er ſeinen frühern Kompoſitionen noch mehre Koncerte für die Violine und Klarinette (letztere namentlich für ſeinen Freund Hermſtädt), Quartette, Quintette, Duo's für Violine, Variationen, Sonaten und Potpourri's mit Begleitung der Harfe, einige Ouverturen, mehre Sammlungen ausgezeichnet ſchöner Lieder mit Begleitung des Klaviers, ein großes Oratorium „das jüngſte Gericht" und eine Oper „der Zweikampf der Geliebten" hinzufügte. Wenn er auch in dieſer Zeit als Vokalkomponiſt weniger glücklich war, indem er manchmal den Singſtimmen Etwas zumuthete, was nur den Inſtrumenten eigen iſt und nur dieſen gelingen kann, ſo war er doch in der Inſtrumentalkompoſition und als Violinvirtuos der Gegenſtand der Bewunderung im Großen, und die beiſpielloſe Reinheit, Fertigkeit, Beſtimmtheit und Sicherheit ſeines Spiels, dieſe in Wahrheit wunderbare Kraft und Seele ſeines Bogens, die große Mannichfaltigkeit ſeines Vortrags, dieſe Würde, Innigkeit und Anmuth, welche er jedem ſeiner Töne einhauchte, dabei ſeine tiefe Muſikkenntniß und ſeinen feinen Geſchmack, ſeine Fähigkeit, in den Geiſt der verſchiedenſten Kompoſitionen einzugehen, und endlich, daß er in ſeinem Spiel wie in ſeinen Kompoſitionen, ungeachtet aller enormen Schwierigkeiten, doch niemals darauf ausging, bloße glänzende Fertigkeit zu zeigen, ſondern ſeine Koncerte in beider Hinſicht eine freie, lebendige Ergießung einer gefühlvollen und begeiſterten Seele ſeyn zu laſſen, — dies Alles erhob ihn in der That zu einem Künſtler, wie ihn Deutſchland noch nicht gekannt, und wie er als bloßer Komponiſt von Opern und Oratorien damals kaum hätte werden können. Nachdem er ſich in Gotha mit ſeiner Gattin Dorothea, geb. Schindler (ſ. unten) verbunden und noch mehre Reiſen durch Deutſchland gemacht hatte, ging er 1813 als Kapellmeiſter an das Theater an der Wien, in welcher Stellung er in den großen Koncerten, welche bei Gelegenheit des Kongreſſes 1814 veranſtaltet wurden, ungeheures Aufſehen erregte und ſelbſt den berühmten Rode verdunkelte. Nachdem er in Wien 1814 ſeinen genialen „Fauſt", ſeine erſte große Sinfonie und das Oratorium „das befreite Deutſchland" geſchrieben und dann noch längere Zeit auf die ſegensreichſte Weiſe in Wien gewirkt hatte, ging er 1817 mit ſeiner Gattin nach Italien und ward hier überall mit der lauteſten Bewunderung empfangen. Nach ſeiner Rückkehr ward er Muſikdirektor am Theater zu Frankfurt am Main, legte jedoch dieſe Stelle 1819 ſchon wieder nieder, um nach London zu gehen, wo er faſt vergöttert wurde und ihm die glänzendſten Anerbietungen gemacht wurden, in London zu bleiben. Indeß verließ er nach Beendigung ſeiner zweiten großen Sinfonie England wieder, privatiſirte einen Winter hindurch in Dresden und folgte dann einem Rufe als Hofkapellmeiſter nach Kaſſel, woſelbſt er jetzt noch lebt und wirkt.

Digitized by Google

Mit ſeiner Verſetzung nach Kaſſel beginnt eine neue Periode ſeines künſtleriſchen Wirkens, indem er jetzt mehr das theoretiſche als praktiſche Gebiet ſeiner Kunſt zu kultiviren begann, und wenn er auch hie und da noch, ſowohl in Kaſſel, als auch auswärts, die Rechte und Kräfte ſeiner eminenten Virtuoſität geltend machte, doch nicht wieder mit einem bedeutenderen Unternehmen hervortrat, in welchem dieſe Rechte und Kräfte gerade die Hauptſtützen ſeines künſtleriſchen Anſehens geweſen wären. Vielmehr ſuchte er den Einfluß, welchen er ſich durch ſeine frühern Reiſen auf das deutſche Violinſpiel erworben hatte, auch in ein wirkſameres und in die Allgemeinheit mehr eingreifendes Leben überzuführen, indem er eine Menge Schüler bildete, die nachher hinausgingen in die weite Welt und durch den Erfolg ihres Spiels der S.'ſchen Schule für ſich auch überall mehr Eingang und Anerkennung verſchafften. Außerdem ſchrieb er in dieſer neuen Periode ſeines Lebens nicht nur ſeine bedeutendſten und ſchönſten Inſtrumentalſtücke, ſondern legte ſich auch mit mehr Liebe auf die dramatiſche Kompoſition. Alle Kompoſitionen S.s charakteriſirt ein gewiſſer Adel und eine begeiſternde Hoheit. Das Edle ſeiner ganzen Manier verleugnet ſich nirgends, und eben dieſer Zug, der ſein ganzes künſtleriſches Erſcheinen zu durchſtrömen ſcheint, iſt es auch, welcher ihn dem Ernſte und der Würde Mozarts am nächſten führt. Ueberall, was S. auch geſetzt hat, ſpricht ſich eine zarte Sehnſucht, eine Sehnſucht nach etwas Ueberirdiſchem aus. Er iſt durchweg elegiſch, und will daher auch nur ſtets erfaßt ſeyn in dem Momente höherer Begeiſterung. S. liebt die fremden Tonarten, aber es ſind keine Liebhabereien von ihm. Kein Komponiſt bringt ſo durchweg faſt ſo viele Kreuze und Be auf das Papier, als S., aber man irrt gewaltig, wenn man glaubt, daß er eine kleinliche Eitelkeit in ſolche Schwierigkeit ſetze. Dieſe Modulationen ſind natürlich begründet in ſeiner künſtleriſchen Individualität und ihre Darſtellung iſt erwachſen aus ſeinem innerſten Gefühle. Als Kirchenkomponiſt insbeſondere geht er offenbar von der übrigens auch ganz richtigen Ueberzeugung aus, daß eine ächt kirchliche Wirkung nur durch die Maſſe erreichbar iſt. Daher die wunderſchönen Chöre in ſeinen Oratorien und Meſſen und die Gediegenheit, das Maß und die weiſe Vertheilung im Uebrigen. Seine Solo's ſind meiſt recitativiſch gehalten; Duo's trifft man hier wenige, und Terzetts, Sextetts, wie die übrigen halbtheatraliſchen Formen, faſt gar nicht. Nur das ernſte, würdige Quartett iſt ihm tauglich zum Erguß des Höchſten, was der Menſch in ſeiner Rede fühlen kann. Händels ſtarker Geiſt ſcheint in dieſer Beziehung über S. gekommen zu ſeyn, nur daß ſich mit Jenes Stärke auch die Zartheit ſeines Gefühls und eine ſeelenvolle Weichheit vereinte. Als dramatiſcher Komponiſt zeichnet er ſich vornehmlich durch ein ſicheres Treffen des muſikaliſchen Ausdrucks, und durch Zuſammenhalten der einzelnen Theile zu einem Ganzen aus. Der Zuſammenhang der in ſeinen Werken einzeln entwickelten Gedanken und Empfindungen iſt immer wohlgeordnet, ungeſucht wahr, von dem Einen zum Andern im ſchönſten Uebergange bedeutſam geregelt, und doch ſo frei im ſcheinbaren Vorwalten der Phantaſie, als die Klarheit der Ideen jenen Flug eben in ſolcher Darſtellungsweiſe nur geſtattet. Ueberall Einheit in ſchönſter Mannichfaltigkeit; keine Leerheit im Fortſchritte des Darzuſtellenden unterbricht die deutlichen und doch ſo großartigen Verwebungen einer ſtets ſchönen Melodik, die für ſich allein ſchon das Herz jedes unbefangenen Hörers gewinnen müßte, wenn auch das Harmoniſche nicht bis in das Kleinſte mit ſo ausgezeichneter Sorgfalt behandelt worden wäre. Hinſichtlich der Inſtrumentation freilich läßt ſich in dieſem Punkte ein gewiſſes, die Klarheit des Gefühls etwas trübendes und die Helle der Gedankenreihen etwas verdunkelndes Uebermaß beimeſſen, ein Uebermaß, das hauptſächlich durch eine meiſt künſtliche Führung der Mittelſtimmen bewirkt wird, deren ſeltene Zwiſchenbewegungen ſogar zu manchen geſuchten Harmonien- und Melodienverknüpfungen noch zu viele und zu entfernte Nebengedanken in dem Komponiſten zu erregen ſcheinen. Als Inſtrumentalkomponiſt iſt er in Wahrheit groß, nur daß er jene Stimmung des Gemüths, welche jede ſeiner größern Tonwerke gleichſam als eine Elegie, Alles in die ſeligſte Romantik gehüllt, erſcheinen läßt — daß er dieſe Stimmung zu ſehr auf fremdartige Gegenſtände überträgt und dadurch im Ganzen hier und da monoton in der Färbung wird. Außerordentlich überraſchend iſt die große Verſchiedenheit ſeiner Werke. Jede Kompoſitionsart, mit der S. ſich beſchäftigt hat, verzweigt ſich in zahlreiche Unterabtheilungen. Seine Kammermuſik z. B. ſchließt Duo's und Trio's für Piano mit Saiteninſtrumenten, ein ausgezeichnetes Quintett mit Blasinſtrumenten, Duette für Violinen, die beſten, die je geſchrieben ſind, zahlreiche Quartetten und Quintetten für Violine, auch Doppelquartette, eine Kompoſitionsart, die von ihm erfunden iſt, ein. Zwei Stücke in acht und neun Abtheilungen für Blas- und Saiteninſtrumente können eigentlich auch als ſeine eigene Erfindung bezeichnet werden; und nichts iſt meiſterhafter, als die Art und Weiſe, mit der die verſchiedenen Tonkräfte in dieſen Werken verbunden werden. Zu ſeiner Kammermuſik müſſen auch ſeine zahlreichen Lieder gerechnet werden, die mit ſolcher Sorgfalt vollendet ſind, als ob ſie allein ſeinen Ruhm begründen ſollten. Unter ſeinen Orcheſterkompoſitionen nehmen ſeine Violinkoncerte mit den höchſten Rang unter allen ein die je erſchienen ſind; eben ſo ſind ſeine Koncerte für Klarinette von ausgezeichneter Schönheit. Seine Sinfonien, deren er bis jetzt 9 geſchrieben hat, ſind wahrhaft edle Werke, welche wenig unter die Beethovens zu ſtellen ſeyn dürften. Unter ihnen hat vorzüglich das prachtvolle Werk „die Weihe der Töne" überall die ungetheilteſte Bewunderung gefunden; die neueſten ſeiner Arbeiten dieſer Gattung iſt die 1843 erſchienene Sinfonie „Irdiſches und Göttliches im Menſchenleben" und „die Jahreszeiten", Sinfonie (Nro. 9) in 2 Abtheilungen vom Jahre 1850.

Seine geiſtlichen Werke beſtehen in vielen Pſalmen und Meſſen, von welchen letztern eine der ſchönſten, aber auch der ſchwierigſten für Geſang allein ohne Inſtrumentalbegleitung iſt, und in mehren Oratorien, von denen vorzüglich noch „die letzten Dinge“ und „Fall Babylons“ zu nennen ſind, zu deſſen letzteren Aufführung S. 1843 eigens nach London eingeladen wurde, wo es unter ſeiner Leitung aufgeführt und mit dem größten Enthuſiasmus aufgenommen wurde. In Bezug auf dramatiſche Muſik ſchrieb er die geniale Muſik zu Macbeth und komponirte die Oper „Zemire und Azor“, welche voll des tiefſten und rührendſten Ausdrucks iſt, „Jeſſonda“, in welcher ſich ſeine edle Manier am gediegenſten ausgeprägt hat und welche für ſeine Krone gilt. Weniger Beifall fand ſeine Oper „die Alchymiſten“, ſeine Meiſterſchaft zeigte er aber wieder in dem von Georg Döring gedichteten „Berggeiſt“ und in einer andern Oper „Pietro Albano“, obſchon dieſelben nicht die Verbreitung erfuhren, wie die frühern Opern. Im Ganzen ſchrieb er gegen 150 Werke, gehört alſo zu den produktivſten Komponiſten unſerer Zeit, wie er denn auch zu den größten Tonkünſtlern und zu den erſten Zierden Deutſchlands gerechnet werden muß. — 2) Dorothea, Gattin des Vorigen und ausgezeichnete Harfenſpielerin, geborne Schindler, ward zu Gotha am 2. December 1787 geboren. Ihr Vater, der gothaiſche Hofmuſikus Schindler, und ihre Mutter, eine geborne Preiſing, welche Hofſängerin war, gaben der Muſikluſt und dem Talent des Kindes früh Anregung und Förderung. Den erſten Unterricht im Harfenſpiel ertheilte ihr der berühmte Harfeniſt Backofen; ihre künſtleriſche Vollendung erlangte ſie erſt unter ihrem Gatten, der eine Reihe Kompoſitionen für ſie ſchrieb, die ſie zur Erfindung und Anwendung von allerlei techniſchen Hülfsmitteln anreizten, die bis dahin noch kein Harfenſpieler gebraucht hatte. So erreichte ihr Spiel eine auf der Harfe noch niemals erhörte, ja nie für möglich erachtete Deutlichkeit und Sauberkeit, und zugleich beſeelte es ſich an dem edlen, gefühlvollen Spiele des Gatten, ſo daß ſie für eine im beſten Sinne des Worts vollkommene Virtuoſin gelten konnte. 1819 erregte ſie zu London allgemeine Senſation, mußte aber bald darauf ihrem Inſtrumente ihrer, durch allzugroße Anſtrengungen geſchwächten Geſundheit wegen, auf immer entſagen. Sie wandte ſich nun mit allem Eifer dem Pianoforte zu, leiſtete auch hierauf bald Ausgezeichnetes, mußte aber auch dieſes Inſtrument und mit ihm die Ausübung der Kunſt überhaupt aus demſelben Grunde laſſen. Sie † am 20. Nov. 1834, von Allen, die ſie kannten, als Gattin, Mutter, Freundin und Künſtlerin gleich hoch geachtet, geliebt und betrauert. — 3) Roſalie, ausgezeichnete Harfenvirtuoſin der Gegenwart, iſt aus Braunſchweig gebürtig und die Nichte des großen Ludwig S. Sie genoß nur kurze Zeit den Unterricht des berliner Harfenvirtuoſen Grimm und bildete ſich dann durch eigenes Studium, unterſtützt durch außerordentliches Talent, zu einer Virtuoſin erſten Ranges. Einen nicht geringen Einfluß auf ihre künſtleriſche Ausbildung übte wohl auch ihr großer Oheim aus, und ſeinem Rathe und ſeiner liebevollen Leitung verdanken wir wohl mit, daß ſie in dieſer Beziehung eben ſo ſchön als eigenthümlich, eben ſo edel als natürlich geblieben iſt. Im vorigen Jahre machte ſie eine größere Kunſtreiſe durch Deutſchland und erntete überall großen Beifall. Erſt im Anfang des eben verfloſſenen Sommers kehrte ſie wieder in ihre Vaterſtadt Braunſchweig zurück. In der Behandlung ihres Inſtrumentes ſchließt ſich Roſalie S. der pariſh alvareſchen Manier an, obſchon die jugendliche Künſtlerin den ſchon dahin geſchiedenen Meiſter nie gehört hat, noch viel weniger ſeine Schülerin geweſen iſt. Von dem leiſen Geflüſter der Aeolsharfe, welches der Zephyr entlockt, wenn er über die Saiten haucht, von dem Pianiſſimo der ſanfteſten Flageolettöne bis zum ſtärkſten Forte, welches ein Sturm aus den Saiten zu reißen ſcheint, durch die ganze Welt der Töne führt uns Roſalie S. mit gleich ſicherer Hand, und ihr ſeelenvolles Spiel beſtätigt, daß die Harfe vorzugsweiſe geeignet iſt, die Sprache des Herzens durch Töne wieder zu geben. Bei aller meiſterhaften Behandlung ihres Inſtrumentes, mit deſſen ganzem Weſen ſich dieſe geniale Künſtlerin aſſimilirt hat, ſehen wir ſie doch nie die oft beſchränkte Grenze der Natur deſſelben überſchreiten. Sie hat ſich offenbar die Aufgabe geſetzt, nicht aus ihrem Inſtrument zu nehmen, was daſſelbe überhaupt leiſten kann, ſondern nur was ſchön iſt, was durch und durch der Natur deſſelben angehört. Durch dieſe ſehr dankenswerthe, freiwillige Beſchränkung hat Fräulein S. das ungewöhnliche Reſultat erreicht innerhalb des Reichs des Schönen ſtets eigenthümlich und charakteriſtiſch zu bleiben. — 4) Friedrich Wilhelm, Maler, geboren zu Riga 1798, bildete ſich an der Akademie in München, malt Porträte u. Genrebilder, die in Auffaſſung u. Durchführung großes Lob erwarben. Die frühern ſchildern meiſt Scenen aus dem Gebirgeleben, die ſpätern haben andre Vorgänge aus dem Leben des Volkes zum Gegenſtande. Im J. 1839 kehrte S. in die Heimath zurück.

Spoldershagen, preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralſund; Kr. Franzburg; 110 Einw.

Spoletinum (a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica (Ptol. II, 4, 13).

Spoletium (a. Geogr.), Stadt Umbriens, als römiſche Kolonie im J. 242 v. Chr. gegründet und zugleich mit den Rechten eines Municipiums beſchenkt. Sie lag an der Via Flaminia, ſüdöſtl. von Tuder und nordöſtl. von Narnia; im Bürgerkriege zwiſchen Marius und Sulla hart mitgenommen, erholte ſie ſich ſehr ſchnell wieder. Sie wurde ſpäter von Totilas erobert; Narſes ſtellte ihre von den Gothen zerſtörten Mauern wieder her. Das heutige Spoleto zeigt noch Ueberreſte der alten polygonen Mauern.

Spoleto (Geogr.), 1) ital. Delegation, Kirchenſtaat, an der Grenze von Neapel, zwiſchen Ascoli, Camerino, Perugia, Orvieto und Rieti, ein Theil des alten Umbriens, mit einem Flächenraum von 53,40374 □M. u. 1843: 121,450 Ew. Die Provinz iſt gebirgig durch Verzweigungen der Apenninen (an der Oſtgrenze erheben ſich

Digitized by Google

der Monte Sibilla, Vittore u. Utro als hervorſtehende Berggipfel). Hauptfluß iſt die Tiber, an der Weſtgrenze, mit Nerva, die Nera mit Corno im Oſten. Uebrigens iſt das Land fruchtbar, liefert Wein, Oliven, Getreide u. ſ. w. und hat vortreffliche Weiden. Außer S. hier noch: Aquaſparta, Stadt, berühmtes Ebenholz; Amelia, Stadt, mit den beſten Roſinen Italiens; Piediluco, in der Nähe ein Echo, das einen elfſylbigen Vers ganz wiederholt; Terni, Stadt; Todi, Stadt; Strettura, Poſtſtation auf dem Sommapaß, einem der höchſten Gipfel des Apenins. — 2) Hauptſtadt der Delegation, ſüdöſtl. von Perugia, auf der Straße von Foligno nach Rom, an einem Felſenberg in einem Thale, welches dem ungeheuren Krater eines erloſchenen Vulkans gleich ſieht, an der reißenden Mareggia, über die eine ſehr hohe Brücke führt; auch führt über den Fluß eine kühne Waſſerleitung mit 10 Bogen auf 9 Grundpfeiler geſtützt, die 335' hoch und 970' breit, benachbarte Berge verbindet. Die Lage der Stadt iſt ungemein reizend. Sie iſt der Sitz des Delegaten und eines Biſchofs. In der Mitte der Stadt iſt die Porta della Fuga und die Porta d'Annibale, 2 Bogen, die an Hannibal erinnern. Auf dem Felſen neben der Stadt thront das gothiſche Kaſtell la Rocca, u. hier finden ſich Reſte der cyklopiſchen Mauern. Zum neuen Kaſtell führt über eine tiefe Kluft von einem Berg zum andern der erwähnte prachtvolle Aquädukt, Ponte del Torri genannt. S. hat eine Kathedrale mit dem Grabmal des Malers Lippi, 21 andere Kirchen, darunter die der ehemaligen Philippini mit guten Gemälden, die Kirche del Redentore, ſonſt ein Tempel der Concordia, 15 Klöſter, 13 geiſtliche Brüderſchaften, ſonſt auch viele Einſiedeleien, 2 Kollegien, Palaſt Ancajani, viele antike Trümmer von Tempeln, Theatern, Brücken, beſonders um den nahen Monte Lucco her; bei der Poſtſtation Vene an der Straße liegen die Quellen des Clitumeus, von dem die Römer die weißen Rinder zu den Opfern nach der Hauptſtadt holten; Getreide-, Wein- und Oelbau, vorzügliche Trüffeln, Fabriken für wollene Zeuche, Hüte, Handel mit Getreide, Wein, Oel, Hüten und den übrigen Produkten; 8000, mit den dazu gehörigen Landgütern 14,000 Einw. — Geſchichtliches. S. hieß im Alterthum Spoletium (ſ. d.). Die von Narſes wieder aufgebaute Stadt ward zur Zeit der longobardiſchen Herrſchaft in Italien nebſt Fano von Feroald (Faroald) erobert, woraus nachher das Herzogthum S. erwuchs, das in Lehnsabhängigkeit von dem Könige der Longobarden ſtand u. am Ende des 9. Jahrh. einen Theil des alten Picenum, des Marſer-, Peligner-, Veſtiner- u. Sabinerland nebſt dem Haupttheile Umbriens umfaßte, alſo zwiſchen Pentapolis, dem Herzogthum Benevent, Rom, Peruſium u. dem adriat. Meere lag, begrenzt im Norden von dem Muſone, im Süden von Alterno, u. dem nördlichen Theil des jetzigen Abruzzo und das daran ſtoßende Südoſtenſtück des Kirchenſtaates umfaßte. Wenn noch von einem 2. Herzogthum S. die Rede iſt, ſo verſteht man darunter das Herzogthum oder die Mark Camerino, die ſeit den ſächſ. und fränk. Kaiſern die öſtliche Hälfte des Herzogthums S. ausmachte, u. ſpäter die Mark Fermo hieß. Auf Feroald, der Claſſis plünderte, aber 583 auf einem Zuge gegen Ravenna umkam, folgte Ariulf (Arnulf), ein longobard. Krieger. Derſelbe unternahm 592 einen Feldzug nach Rom und erzwang vom Papſt Gregor das Verſprechen, nichts gegen die Longobarden und den Herzog von Benevent zu unternehmen, worauf ein Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde. Später beſiegte er die Griechen bei Camerina, welche Stadt nun zu S. geſchlagen wurde. Nach Ariulfs Tode, 602, entſtand zwiſchen zwei Söhnen Feroald's (od. n. And. Ariulfs) ein Streit über die herzogliche Würde. Theodelap I. behielt die Oberhand und ward Herzog; nach langer Regierung folgte ihm Grimoald u. nach 18 Jahren Theodelap II., nach deſſen Tode um 650 Azzo (Atto) Herzog ward. Dieſer regierte aber nicht lange, u. nun wählte König Grimoald 663 (665) den Grafen von Capua, Thraſimund, der ihm bei einer Thronbeſteigung wichtige Dienſte geleiſtet hatte, zum Herzog und gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlin. Thraſimund † 701 (703); ihm folgte ſein Sohn Feroald II., der Claſſis wieder eroberte, welches die Griechen unter ſeinem Vater beſetzt hatten. Im J. 724 legte er in Folge einer Empörung ſeines Sohnes Thraſimund II. die Regierung nieder und ging in das von ihm geſtiftete Kloſter St. Peter von Ferentilla. Thraſimund verſuchte, ſich von dem Könige unabhängig zu machen und ſchloß zu dieſem Zweck mit dem Herzog von Benevent und den Römern ein Bündniß; aber König Luitprand überraſchte ihn und er gelobte neuen Gehorſam, brach jedoch bald ſein Verſprechen wieder, und da der König 735 (740) gegen ihn marſchirte, floh er nach Rom. Luitprand eroberte S. und ſetzte ſeinen Neffen Hilderich als Herzog ein. Sobald aber der König nach Pavia zurückgekehrt war, ſchloß Thraſimund ſein Bündniß mit Benevent inniger und verdrängte 741 Hilderich, der ſelbſt blieb, und Thraſimund ward wieder Herzog. Luitprand konnte erſt nichts gegen ihn ausrichten, bis Papſt Zacharias, weil Thraſimund nach Erreichung ſeiner Abſicht die dem Papſte gemachten Verſprechungen nicht hielt, ſich mit Luitprand vereinigte, worauf Thraſimund entſetzt u. gezwungen wurde, in ein Kloſter zu gehen (741). Herzog von S. ward Anſprand (Ägiprant), ein andrer Neffe Luitprands. Dieſem folgte 746 Welf (Lupus, Lupon), ein frommer Mann, der 757 †. Sein Nachfolger Alboin, von den Ständen des Herzogthums gewählt, vereinigte ſich wieder mit den Römern und begab ſich unter fränkiſchen Schutz; König Deſiderius fiel deshalb 758 in S. ein, nahm Alboin gefangen und ſetzte 759 Giſulf als Herzog ein. Dieſem folgte ſchon 763 Theodicus (Theoderich), der lebhaften Antheil an den damaligen Streitigkeiten der Römer wegen der Papſtwahl nahm. Unter ſeiner Regierung kämpften Franken und Longobarden um den Einfluß in Mittelitalien. Die Longobarden mußten weichen und die Spoletiner unterwarfen ſich dem Papſte Hadrian I., der auch die Wahl ihres neuen Herzogs Hildebrand (773) billigte, woher ſich der Päpſte Be-

hauptung ſchrieb, S. gehöre ihnen, wie es ihnen denn auch Karl der Große noch beſonders verſprochen haben ſollte. Hildebrand war zwar in die Verſchwörung der Beneventiner gegen die Franken verwickelt, doch ſöhnte er ſich mit Karl dem Großen aus, beſuchte ihn perſönlich in Campiegne und ſtritt 788 für ihn gegen die Griechen. Im J. 789 folgte ihm Winigis, ein Franke, der an dem beneventin. Kriege 802 Theil nahm, und zu Lucana, das er beſetzte, von Grimoald von Benevent geſchlagen ward, nach Karls des Großen Tode die Verſchwörung in Rom gegen die Franken unterdrückte und 822 in ein Kloſter ging, wo er bald darauf †. Nach ihm regierte bis 824 Suppo I., vorher Graf von Brescia, und dann Adelhard, ein Deutſcher, der aber ſchon nach 5 Monaten †; auch Moring, Graf von Brescia, vom Kaiſer vorher vielfach zu Kommiſſionen in Italien gebraucht, und nun zum Herzog gewählt, regierte nur ganz kurze Zeit. Nach ihm iſt bis Berengar (836) eine Lücke in der Geſchichte der Herzöge von S. Auf Berengar aber folgte um 838 (843) Guido I., ein Franke, der Benevent von der Belagerung ſeines Schwagers Siconulf von Salerno durch Liſt befreite. Im J. 866 regierte ſein Sohn Lambert I., der Capua eroberte, ſich aber durch ſeine Strenge verhaßt machte. Er ward 867 vom Kaiſer nach Rom geſchickt, um die Rechtmäßigkeit der Wahl des Papſtes Hadrians II zu unterſuchen; dort aber plünderte und brandſchatzte er, ſo daß ihn der Papſt in den Bann that, bis er die Beute wieder herausgab. Darauf aber unternahm er öftere Streifzüge in das röm. Gebiet, benutzte auch den Zeitpunkt (871), wo Herzog Adelgis von Benevent den Kaiſer Ludwig II. gefangen genommen hatte, ſich unabhängig zu machen. Als aber Ludwig nach ſeiner Befreiung in S. einrückte, floh Lambert nach Benevent. Der Kaiſer verzieh ihm zwar, ſetzte ihn aber 871 ab und an ſeine Stelle den erſten Miniſter Suppo II. Letzterer wurde von Karl dem Kahlen 876 zum Herzog von Mailand gemacht und Lambert wieder eingeſetzt; doch erhielt ſein Bruder Guido die Mark Camerino. Lambert ergriff in dem Streite Karlmanns und Karls des Kahlen die Partie des Letztern, bemächtigte ſich 877 Roms, wurde aber von dem Papſt Johann VIII. exkommunicirt und † bald darauf 879 (880). Ihm folgte ſein Sohn Guido II., der ſchon 881 † (883) und das Herzogthum ſeinem Oheim Guido III., Markgrafen von Camerino, hinterließ. Bei der Schwäche des karolingiſchen Hauſes ſuchte er die Kaiſerkrone an ſich zu reißen, weshalb er ſich mit den Saracenen verband u. Unterſtützung vom griech. Hofe erhielt. Des Hochverraths beſchuldigt, ward er 883 (881) gefangen, doch fand er Mittel zu entkommen. In die Acht erklärt, ward er 885 von dem Kaiſer begnadigt. Im J. 889 verlangte er als ein Karolinger nach Karls des Dicken Tode beſtimmt die Kaiſerkrone, doch ſchlug dies fehl u. er mußte ſich mit dem röm. Italien begnügen, während Berengar das fränk. bekam. Doch verdrängte er dieſen auch noch aus ſeinem Theile und ward 891 zum Kaiſer von Italien gekrönt. Kaiſer Arnulf ſetzte aber Berengar 893 wieder ein und Guido † 894. Während dieſer Zeit war S. ſehr von den Saracenen heimgeſucht worden. Guido's Sohn Lambert II. war ſchon 891 Mitregent geweſen, als er 894 Kaiſer ward, ſetzte er ſeinen Bruder Guido III. (IV.) als Herzog von S. ein, der die Griechen aus Benevent vertrieb und 895 †. Nach Lamberts Tode behauptete ſich ſeine Gemahlin Agiltrud eine Zeit lang in S., dann iſt vielleicht der Herzog und Markgraf Alberich von Camerino auch Herzog von S. geweſen; beſtimmt wird erſt wieder 922 Bonifacius, als Herzog und Markgraf von S. und Camerino genannt, der einer der mächtigſten Herzöge von S. war. Sein Sohn Theobald I., ſeit 926, half den Beneventinern die Griechen beſiegen und † 935; zu ſeinem Nachfolger ward Anſchar, Sohn des Markgrafen Adalbert von Ivrea vom König Hugo geſetzt; da jedoch Hugo von dem ſchon früher Gefürchteten auch jetzt noch eine Entthronung fürchtete, ſo veranlaßte er den Burgunden Sarlio (Sarilfo) nach S. zu gehen, ſich eine Partei zu gewinnen, und Anſchar irgend wie die Herzogswürde zu entreißen. In dem Kampfe, der ſich daraus entſpann, blieb Anſchar (940). Nun ward Sarlio Markgraf (dieſer Titel wechſelte damals mit dem eines Herzogs) aber auch er ward dem mißtrauiſchen Hugo verdächtig u. mußte in ein Kloſter gehen (943). Sein Nachfolger ward Hubert (Humbert), ein natürl. Sohn Hugos, Markgraf von Toskana und Schwiegerſohn des Herzogs Bonifacius; ſeit ihm ſind die Marken Toskana und S. meiſt vereinigt geweſen. Durch ſeine Anhänglichkeit an König Hugo und Lothar ward er Berengar II. verhaßt, vor dem er auch 946 nach Ungarn floh. Markgrafen wurden nun Bonifacius II. und Theobald II., jener † 957, dieſer 959 und ihm folgte bis 967 Thraſimund III., worauf S. unter Berengar II. an Capua kam, deſſen Markgraf, Pandulf Eiſenkopf, Grafen als Statthalter dort einſetzte. Doch ward S. nochmals von Capua getrennt u. Thraſimund IV. wurde um 982 Markgraf. Ihm folgte um 989 Hugo I., Herzog und Markgraf von Toskana, als Markgraf von S. u. 995 nach Thraſimunds Tode als Markgraf von Camerino. Nach ſeinem Tode (um 1001) ſcheint Bonifacius II. der Jüngere, Sohn des Grafen Albert bis 1012 Markgraf von S. geweſen zu ſeyn; nachher wird Johann als Markgraf genannt. 1028 kommt Hugo II. als ſolcher vor. Schon die Markgrafen ſeit Thraſimund IV. waren bloße Statthalter, die durch die Kaiſer ein- und abgeſetzt wurden. Die nach Hugo folgenden laſſen ſich mit Beſtimmtheit nicht angeben. Durch Kaiſer Heinrich II. wurde S. mit Toskana vereinigt, wodurch der Grund zu dem großen Reiche gelegt ward, welches nachmals ſeine Tochter Mathilde beſaß; wenigſtens war dieſe Herrin bis an das adriat. Meer, ſo lange ihr Gemahl Gottfried lebte, den der Kaiſer zum Markgrafen von S. gemacht hatte. Später ward aus der Mark Camerino die Mark Fermo und aus S. bildete ſich die Mark Ancona, deren Grafen zuweilen auch über das ganze Herzogthum S. herrſchten, wie Guarner II. Seit dem 13. Jahrh. gehört das Herzogthum S. nebſt der Mark Fermo zu dem Kirchenſtaate. Von 1810—14

wär S. Hauptſtadt des franz. Departements Traſemeno.

Spolia, 1) (röm. Antiq.), die dem Feinde von den römiſchen Soldaten in der Schlacht entriſſene Beute, alſo Waffen, Schmuck ꝛc., und in der Seeſchlacht die Rostra navium, die Schiffsſchnäbel. Dieſe Beuteſtücke ſchmückten das Veſtibulum des Hauſes, namentlich der ſiegenden Feldherren und Triumphatoren. Die einmal aufgehängten Spolien blieben ſtets an dem Hauſe, auch wenn es den Beſitzer wechſelte. Die Tempel wurden ebenfalls mit Spolien geſchmückt. S. opima ſind die von dem römiſchen Feldherren dem feindlichen Anführer in der Schlacht entriſſenen Beuteſtücke. — 2) (Kirchenw.), die ſonſt in den Kirchen aufgehängten ritterlichen Inſignien der Kirchenpatrone; — 3) Güter geiſtlicher Perſonen, die ohne Teſtament ſtarben, wonach Alles der apoſtoliſchen Kammer anheim fiel.

Spoliarum (lat.), 1) Ort, wo man die Kleider auszieht, beſ. — 2) in den Bädern; — 3) in Rom nahe bei den Schauplätzen Ort, wohin die verwundeten Gladiatoren zur Heilung gebracht wurden; — 4) Mördergrube, Raubneſt.

Spoliation (v. Lat.), Beraubung, Plünderung.

Spolien (v. Lat.), Raub, Beute, ſ. Spolia.]

Spolienklage (Rechtsw.). Wenn Jemand durch eine gegen ſeine oder ſeines Repräſentanten Perſon verübte Gewalt den juriſtiſchen Beſitz eines Grundſtücks verloren hat, ſo ſchützt das römiſche Recht den auf dieſe Weiſe Dejicirten gegen den Dejicienten durch das Interdictum de vi (ſ. d.), eine Klage, welche auf Reſtitution des Beſitzes mit Erſatz des vollen Intereſſe, namentlich auch aller andern Sachen, die dem Dejicirten durch die Dejektion verloren gegangen ſind, geht. An der Stelle dieſes Interdictum de vi hat die Praxis von jeher, ſich auf C. 18 X. de rest. spoliat. (2, 13) ſtützend, ein neues Rechtsmittel, die ſog. S. (actio spolii, remedium spolii, remedium ex canone redintegranda) zugelaſſen. Die deutſchen Praktiker namentlich haben dieſe S. ſehr weit ausgedehnt, u. man ging hierin ſo weit, daß es kaum irgend einen Fall gäbe, wo ſie nicht anwendbar wäre, eine Anſicht, die in ihrer eigenen Abſurdität ſich ſelbſt vernichtet (Puchta). Genau betrachtet iſt das Remedium spolii allerdings nichts Anderes, als das Interdictum de vi, jedoch ſind folgende Erweiterungen theils durch die Worte des kanoniſchen Rechts, theils durch eine allgemeine Praxis feſt begründet: 1) Das Interdictum de vi findet nur bei Immobilien, die S. auch bei Mobilien ſtatt. 2) Das Interdict. de vi geht nur gegen den Dejicienten, die S. auch gegen den dritten Beſitzer der Sache, ſofern er bei Erwerbung der Sache gewußt hatte, daß ein Spolium (eine unrechtmäßige Beſitzentziehung) an derſelben verübt ſey; 3) das Int. de vi iſt auf ein Jahr beſchränkt, die S. iſt bloß der gewöhnlichen dreißigjährigen Klagenverjährung unterworfen; 4) das Int. de vi iſt bloß bei dem wirklichen juriſtiſchen Beſitz anwendbar, die S. läßt ſich auch auf die Juris- oder Quasipossessio ausdehnen. Alle übrigen Erweiterungen der S. u. namentlich die auf Obligationsverhältniſſe*) iſt, wie ſchon bemerkt, unzuläſſig. Eine geſetzlich ſehr begünſtigte Einrede iſt auch die ſog. Exceptio spolii (die Einrede des Spoliums). Auch dieſe iſt durch das kanoniſche Recht eingeführt (c. 3 C. 4 qu. 1) und iſt eine allerdings ſehr erweiterte Exceptio metus (ſ. d.) Die Einrede des Spoliums kann nicht bloß in jeder Lage des Rechtsſtreits, ſelbſt in der Exekutionsinſtanz noch vorgeſchützt werden, ſondern ſie kommt dem Spoliirten ſelbſt gegen Klagen, die mit der erlittenen Gewalt in gar keinem Zuſammenhang ſtehen, zu: der Spoliirte ſoll nämlich gegen jede kriminelle Anklage irgend einer Perſon u. gegen jede Civilklage des Spoliators geſchützt ſeyn, bis er reſtituirt wird, unter der Vorausſetzung jedoch, daß er das Spolium innerhalb fünfzehn Tagen zu beweiſen vermag (c. 1 de rest. spolii in VIto [2, 5]). Vgl. Puchta, Pandekten §. 135 Not. c, und §. 385.

Spolienrecht (Rechtsw.), das Recht auf das bewegliche Vermögen der verſtorbenen Prälaten.]]

Spolier, ein veraltetes, geſtreiftes, aus Leinengarn und Seide gemiſchtes Gewebe zu Tapeten.

Spoliiren (v. Lat.), berauben, plündern, gewaltſam nehmen.

Spolium (lat.), Raub, Beute. Vgl. Spolienklage.

Spoltore, ital. Flecken, Neapel, Prov. Abruzzo ulter. I., nordöſtlich von Pianella; 2130 Einw.

Spolverini, Ilario Mercanti, Maler von Parma, Schüler von F. Monti aus Brescia, machte ſich gleich dieſem vornehmlich durch Schlachtſtücke und andere Mordſcenen berühmt. In dieſen Bildern entwickelte er viel Kraft und Leben, und daher ſagte man, daß Montis Soldaten nur drohen, jene des S. aber tödten. Der Herzog Francesco von Parma beſaß viele Bilder von ihm, darunter auch Landſchaften und Seeſtücke. In der Karthauſe, ſo wie in anderen Kirchen des Herzogthums und in Palaſten malte er auch in Fresko. In der Citadelle zu Piacenza ſind Bildniſſe der Herzöge von Eſte zu Pferde. Auch der König von Neapel erwarb drei große Marinen von S., ſeine ſchönſten Werke ſollen aber im Palaſte Pallavicini in Beſſetto ſeyn. S. † 1734 im 77. Jahre.

Spoly, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Gut Wittingau; 180 Einw.

Spomiſchel (Spomiſsle), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Herrſchaft Raudnitz; 200 Einw.

Spon, Jacques, Mediciner u. Alterthumsforſcher, geb. zu Lyon 1647, lebte ſeit 1696 in Lyon als Arzt, durchreiſte 1674—76 Italien, Griechenland, Kleinaſien, ſammelte auf den

*) Man hat z. B. angenommen, daß ein Gläubiger, dem längere Zeit Zinſen bezahlt ſind, gegen den Schuldner actione spolii auf fernere Zinſenzahlung klagen könnte.

Inſeln des Arichipels Materialien zu ſeinen Inſchriftenſammlungen und ging dann 1682 nach Südfrankreich. Lange nach ſeiner Rückkehr zog er in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes nach Genf, wo er 1685 †. Schrieb: Recherches des antiquités et curiosités de la ville de Lyon, Lyon 1673; — Ignotorum et obscurorum deorum arae, daſ. 1677; — Erſte Reiſe, daſ. 1678, 3 Bde.; Amſterdam 1679, 2 Bde., 12; — Hist. de Genève, Lyon 1680, 2 Bde., 4 Bde. (oder 2 Bde., 4.) 1730; — Recherclms curieuses d'antiquité, Lyon 1683, 4; — Miscellanea eruditae antiquitatis, daſ. 1685, Fol.; — Observations sur les fievres et sur les febrifuges, daſ. 1681; — Aphorismi novi ex Hippocratis operibus, daſ. 1683.

Sponau (Geogr.), 1) öſterr.-mähr. Gut, Kr. Preran, im Nordweſten deſſelben, hat 5666 Joch 237 □ Kl. Areal und 3500 Einw.; — 2) (Spalow), Marktflecken daſelbſt; Pfarrei, Schloß; 1250 Einw.

Sponda (lat.), 1) die Seitenwände des Schiffes; — 2) (röm. Antiq.), als Todtenbahre ſ. v. a. Sandapila u. Feretrum; — 3) die offene Seite des Lectus cubicularis, wo man aufſtieg.

Spondaules (röm. Antiq.), der Flötenſpieler, welcher vor der Libation auf der Doppelpfeife zum Spondaulium blies. Nach Rouſſeau blies ein ſolcher Muſiker dem Prieſter, wenn das Opfer gebracht wurde, eine Melodie vor den Ohren, damit derſelbe nichts Anderes höre, wodurch er zerſtreut werden könnte.

Sponde (σπονδή, gr. Antiq.), 1) der unter Darbringung von Trank- und andern Opfern abgeſchloſſene Bundesvertrag, ſey es nun, daß man einen wirklichen Frieden od. einen Waffenſtillſtand abſchloß. Es kommen Verträge vor auf 10 Tage, auf ein Jahr, auf 5 Jahre, auf 30 Jahre, auf 100 Jahre; aber auf ewige Zeiten Friedensverträge zu ſchließen war nicht griechiſche Sitte. Ueber die Konventionen ward ein ſchriftliches Inſtrument niedergeſchrieben, in welches die Bedingungen aufgenommen wurden, über die man ſich vereinigt hatte. Darauf beſchworen die Kontrahenten das Bündniß mit einem feierlichen Eid, über deſſen Formel man vorher übereingekommen war, und den man ſich gegenſeitig durch beſonders dazu gewählte Geſandte abnahm. Um die Erinnerung lebendig zu erhalten, wurde nicht ſelten beſtimmt, daß dieſer Eid auch während der Dauer des Vertrags öfter erneuert werden ſollte, alljährlich oder alle 4 Jahre, oder man begnügte ſich auch mit jährlich wiederholter öffentlicher Vorleſung des Traktats. Dieſer ſelbſt ward auf eine bronzene oder ſteinerne Tafel geſchrieben und dieſe gewöhnlich an mehren Orten aufgeſtellt, zunächſt, wo die Kontrahenten ihren Hauptſitz hatten, dann auch außerhalb an frequenten Plätzen, z. B. zu Olympia, Delphi, auf dem Iſthmus u. ſ. w. Wurden die Bedingungen des Vertrags nicht erfüllt, ſo galt der Bund für gelöſt, u. die Bundestafeln wurden gewöhnlich niedergeriſſen. — 2) (Spondä), die auf alten religiöſen Satzungen beruhende Einſtellung der Feindſeligkeiten an gewiſſen Feſten, der Gottesfrieden z. B., wie er namentlich an den Olympien verkündigt wurde.

Sponde (Myth.), eine der Horen (ſ. d.).

Spondeiasmos (griech., Muſ.), bei den alten Griechen ein Verſetzungszeichen, das einen Ton um 3 Viertelstöne erhöhte, alſo noch halb ſo viel Werth hatte, als unſer Kreuz.

Spondeion (Ant.), ſ. Libation.

Spondeus 1) (Metr.), ein aus 2 langen Sylben (— —) beſtehender Versfuß, der anfänglich bei den Spondä oder Libationen der Griechen, wobei man eine langſame und ernſte Melodie liebte, dann aber namentlich mit dem Dactylus abwechſelnd im Hexameter angewendet wurde. Gehäufte Spondeen im Hexameter finden aber nur dann ihre wahre Wirkung, wenn ſie durch ihren feierlichen Gang zugleich die Schwere und Würde des Gedankens maleriſch ausdrücken ſollen. Auch dürfen dann nicht die Worte und Versfüße zuſammenfallen, wie in dem bekannten Verſe des Ennius: Sparsis hastis longis campus splendet et horret. Zuweilen geſchieht es auch, daß an der 5. Stelle des Hexameters, die den letzten vollſtändigen Fuß bildet, den jede Versart möglichſt rein zu erhalten ſuchte, ſtatt des regelmäßigen Dactylus ein S. eintritt, und zwar aus demſelben Grunde, um dem Ganzen einen ernſten u. feierlichen Ton zu geben. Ein ſolcher Hexameter wird dann Spondiacus od. Spondaicus genannt, wie bei J. H. Voß in der Ueberſetzung der Ilias:

— — — Und die hurtigen Kniee bewegend
Floh er dahin; doch jene verfolgeten angeſtrenget.

— 2) (Muſ.), ein Tonfuß, der aus der Folge zweier Töne beſteht, welche beide einen Takttheil ausmachen oder den intenſiven Accent haben.

Spondiaceä (Bot.), nach Kunth, Spondiaceen, dikotyledoniſche Pflanzenfamilie, Bäume Weſtindiens, der Geſellſchaftsinſeln u. der Inſel Bourbon enthaltend. Blätter wechſelſtändig, unpaarig-gefiedert. Blüthen bisweilen dikliniſch. Kelch fünfſpaltig, regelmäßig, bisweilen bleibend, oder abfallend. Blumenblätter 5, am Torus befeſtigt, ſitzend, weit länger als der Kelch, in der Knoſpe auf einander liegend. Staubgefäße 10, am Torus befeſtigt frei; Antheren 2fächerig, der Länge nach aufſpringend. Torus ringförmig, in den männlichen Blüthen ſcheibenförmig und am Rande gekerbt. Fruchtknoten frei, ſitzend, fünffächerig; in den weiblichen Blüthen ſehr unvollkommen; ein Eichen in jedem Fache, an der Mittelſeite befeſtigt, hängend; 5 ſehr kurze Griffel mit ſtumpfen Narben. Steinfrucht mit einer 2—5fächerigen Nuß. Samen einzeln; Samenhaut häutig; inwendig mit einer dünnen Fleiſchſchicht bekleidet. Embryo von der Geſtalt des Samens, ohne Eiweiß mit flachen, etwas konvexen Samenlappen; Würzelchen bald gerade, bald nach unten gerichtet, bald nach innen gebogen u. oberhalb befindlich. Die ſäuerlichen Früchte werden meiſtens gegeſſen. Dieſe nur zwei Gattungen, Spondias *L.* und Poupartia *Commers.*, umfaſſende Familie bildet eine Untergruppe der Terebinthaceae Cassuvieae *Rchb*; nach Okens

Syſtem ſteht ſie unter den Apfel-Pflaumen oder Spillen (Kl. 14, Zunft 16).

Spondias (Bot.), nach Linné, Mombinpflaume, Zwetſchenſpille nach Oken, Gattung der Cassuvieae *Spach*, der Spondiaceae *Kunth*, Decandria Pentagynia *L.* Charakter: Zwitter und getrennt; Kelch klein, gefärbt, fünfſpaltig; fünf Blumenblätter; 10 Staubfäden; Pflaume rundlich und beerenartig, mit 5 verwachſenen, einſamigen Nüſſen, und eben ſo viel Griffel. Bäume in heißen Ländern, mit ungeraden Fiederblättern, weißen u. rothen Blüthen in Rispen und ſchmackhaften Früchten. Von den 16 bekannten Arten führen wir diejenigen an, welche als Obſtpflanzen geſchätzt ſind od. Heilkräfte beſitzen: 1) S. Birrea *Rich.* Baum in Senegambien. Aus den wohlſchmeckenden Früchten bereitet man in der Heimath ein geiſtiges Getränk. — 2) S. dulcis *Forst.*, Poupartia dulcis *Blume*, S. cytherea *Lam.* Baum auf den Geſellſchaftsinſeln, auf vielen andern Inſeln häufig kultivirt, 50 Fuß hoch, mit ſchattiger Krone. Die Früchte hängen wie wahre Goldäpfel an den Trauben, werden zu den ſchmackhafteſten und geſundeſten gerechnet und nehmen auf den Geſellſchafts- und Freundſchaftsinſeln den erſten Rang ein, heißen auf Taheiti E-vi. Dieſelben werden auch als ein gelind eröffnendes und kühlendes Mittel bei galligen und fauligen Fiebern benutzt. Sonnerat, N. Guinée, Taf. 123. — 3) S. lutea *L.*, S. Mombin *Jacq.*, S. Myrobalanus *L.* in der Heimath Mombin, Hobo, Hog-Plumb-tree, Yellow-plumb-tree, Americaanse Pruymboom. Baum in Weſtindien und Südamerika, 40 Fuß hoch mit ſchattiger Krone und grauer Rinde. Die oval-längliche, gelbliche oder röthliche Frucht wird 2½ Zoll lang. Man ißt ſie nur ſelten, gebraucht ſie aber häufiger als Heilmittel bei Durchfällen und Bruſtflüſſen. Die Wurzel, die Rinde und die Knospen ſind adſtringirend u. werden bei Durchfällen, Ruhren und Schleimflüſſen, auch zu Gurgel- und Augenwaſſern und gegen Geſchwüre gebraucht. Descourt, Fl. méd. des Ant. 6, Taf. 397. — 4) S. mangifera *Pers.*, S. amara *Lam.*, S. amra *Hamilt.* Anſehnlicher Baum auf Malabar und Coromandel in Sandboden. Die ovalen, 2 Zoll langen, gelblich grünen u. wohlſchmeckenden Früchte genießt man in Oſtindien ſowohl roh, als auch auf verſchiedene Weiſe zubereitet. Die Wurzelrinde gebraucht man bei Ruhren und das Holz gegen Schleimflüſſe. Aus der Rinde des Stammes fließt nach vorher gemachten Einſchnitten in großer Quantität ein gelbrother, klarer, harzigſchleimiger, bitterer Saft hervor, welcher an der Luft erhärtet und als Amraharz zu toniſchen Räucherungen angewendet wird. Rheede, Hort. mal. 1, Taf. 50. — 5) S. purpurea *Mill.*, S. Mombin *L.*, auf den Antillen Prunier d' Espagne. Ein unanſehnlicher Baum in Weſtindien und im heißen Südamerika, 15—20 Fuß hoch, mit zuſammengedrückten Blattſtielen und 21 ovalen Blättchen. Die eirunden oder ovallänglichen, 1 Zoll langen, purpurrothen, gelbrothen oder gelben, pflaumenartigen Früchte ſchmecken angenehm, ſüß-ſäuerlich, und werden deshalb häufig gegeſſen, auch bereitet man ein dem Pflaumenmus ähnliches Mus aus denſelben, welches als Arznei wie dieſes angewendet wird; auch die übrigen, gelind adſtringirenden Theile dieſes Baums werden als Heilmittel benutzt, eine Abkochung der Blüthen bei Hals- u. Bruſtkrankheiten, die etwas ſäuerlich ſchmeckenden Blätter als ſchweißtreibend. Die Samen ſollen ſchädlich ſeyn. Descourt., Fl. méd. des Ant. 5, Taf. 336. — 6) S. tuberosa *Arrud.* Baum in Braſilien. Hat an der Wurzel große knorrige Wulſte, welche reichlich einen wäſſerigen Saft enthalten, weshalb man ſie auf Reiſen den Maulthieren als durſtſtillend gibt. Die Früchte ſind eßbar, aber nicht beſonders wohlſchmeckend, ſie dienen zur Bereitung eines Getränks. — Die Gattung iſt der Typus der Spondiaceae *Kunth* (ſ. d.).

Spondioides (Bot.), nach Smeathman, Pflanzengattung. Art: S. villosa *Smeathm.*, ſ. v. a. Omphalobium villosum.

Spondiren (v. Lat.), geloben, verſprechen, zuſagen.

Spondolici (a. Geogr.), Volk im aſiatiſchen Sarmatien (Plin. VI, 7, 7).

Spondophoros (gr. Ant.), 1) der Trankopfer darbrachte; ſ. Libation; — 2) der einem Andern einen Antrag zum Waffenſtillſtand oder Frieden machte; — 3) ſ. Eleuſynien.

Spondylalgie (v. Gr.), 1) Schmerz in den Rückenwirbeln; — ſ. v. a. Spondylarthrocace.

Spondylantha (Bot.), nach Presl, Gattung der Onagrariae *Presl.* Einzige Art: S. aphylla *Presl*, Sommergewächs in Mexiko.

Spondylarthrocace (gr., Med.), Entzündung in den Gelenken der Wirbelſäule, eine langwierige, ſchmerzhafte u. gefährliche Krankheit, kann jeden Theil der Wirbelſäule befallen. Es ſtellt ſich nach einem Falle, einer Kontuſion ꝛc., zuweilen ohne nachweisbare äußere Veranlaſſung, Schmerz in der Wirbelſäule ein, der zu- und abnimmt. Nach einiger Zeit bemerkt man, daß einer oder mehre Dornfortſätze hervortreten; zugleich ſtellen ſich Symptome von Druck auf das Rückenmark ein; die Bewegungen des Kranken werden unſicher, er ermüdet leicht, einzelne Theile des Körpers, die Finger ꝛc. werden gelähmt. Die Schmerzen werden jetzt heftiger und fixiren ſich in den ausgewichenen Wirbeln, die Lähmungserſcheinungen nehmen zu, ergreifen Blaſe und Maſtdarm. Die Krankheit bietet je nach der befallenen Partie des Rückgrathes einige Verſchiedenheiten dar. Entwickelt ſich das Uebel in den Gelenkverbindungen des Atlas mit dem Epiſtropheus und dem Hinterhauptsbeine, ſo empfinden die Kranken, beſonders des Nachts, beim Verſchlingen großer Biſſen ꝛc. Schmerz im Halſe, beim Verſuche, den Kopf nach der einen Seite hin zu beugen, entſtehen ſpannende, ziehende Schmerzen vom Genick bis zum Schulterblatt und Kehlkopf. Druck auf die leidenden Wirbel erregt heftigen Schmerz. Die Schlingbeſchwerden (Angina Hippocratis) nehmen zu, es tritt Athemnoth und Heiſerkeit ein das Geſicht wird nach der einen Seite hin gedreht

die Schmerzen nehmen den ganzen Kopf ein, der Kranke hat oft das Gefühl, als ſey ein Reif um denſeiben gelegt. Zuletzt werden die Schmerzen außerordentlich heftig, die geringſte Bewegung vermehrt ſie, die Verdauung leidet, der Kranke kann nicht mehr ſchlafen, und der Tod erfolgt untee Betäubung, Schwindel, Krämpfen, Lähmungen, Stimmloſigkeit, Eiterauswurf. Sehr ſelten tritt Ankyloſirung des Atlas mit dem Hinterhauptsbein und ſpontane Heilung ein. — Ergreift die S. die unteren Hals=, die Rücken= oder Lendenwirbel, ſo nennt man ſie auch pottſches Uebel, Malum Pottii, nach einem Engländer, der ſie zuerſt beſchrieb. Der Kranke beobachtet, wenn ſich daſſelbe zu einem gewiſſen Grade entwickelt hat, eine eigenthümliche, für die Diagnoſe charakteriſtiſche Haltung: den zwiſchen den Schultern ſtehenden Hals halt er rückwärts, die im Ellenbogengelenk gebogenen Arme an den Leib, die unteren Extremitäten ſind in den Knieen gebogen, im Stehen ſtützt er die Hände auf die Hüften, beim Bücken auf die Oberſchenkel. Er klagt dabei über aufgetriebenen Leib, Druck im Magen, Schmerzen nach dem Verlaufe der Rippen und in den unteren Extremitäten, Beengung der Reſpiration, Anfälle von Erſtickung, Zeichen von Phthiſis. Sehr oft hat er die Empfindung eines um Bruſt oder Unterleib gelegten Reifes. Zuweilen zeigen ſich Eiteranſammlungen unter dem Schenkelbogen, am Leiſtenkanale, in der Gegend des Maſtdarmes, zur Seite der Wirbelſäule, welche aufbrechen und raſch durch hektiſches Fieber dem Leben ein Ende ſetzen, vorhee weichen die Wirbel nach verſchiedenen Seiten hin aus und bewirken auch durch dieſe Deviation Lordoſe, Kyphoſe odee Skolioſe. Auch kann der Eiter ſeinen Weg in die Bauchhöhie, einen Darm, den Bruſtkorb, die Lunge ꝛc. nehmen. — Entzündung der knorpligen Verbindnng des Heiligenbeines mit dem Darmbeine heißt S. sacealis od. Sacrocoxarthrocace und hat folgende Symptome. Auf der einen Seite des Kreuzbeines entſteht fixer Schmerz, der bei Bewegnngen, beim Aufſtehen, im Anfang des Gehens ꝛc. zunimmt, der Gang wird ſchwerfällig, hinkend, ſchmerzhaft, die Schmerzen erſtrecken ſich bis zur Fußſohle, Druck vermehrt dieſelben. Zuletzt Eiterung, Verſchwärung, Karies, hektiſches Fieber und Tod. — Leichenöffnung. Bei der Angina Hippocratis findet man die Kondylen des Hinterhauptbeines, den Atlas und Epiſtropheus kariös zerſtört, die Bänder derſelben entartet, zerfreſſen. Die Häute des Rückenmarkes und dieſes ſelbſt ſind geröthet, verdickt, entzündet, erweicht. Aehnlich ſind die Veränderungen, wenn der krankhafte Prozeß andere Parthien der Wirbelſänle ergriff. Die Wirbel ſind oft in eine ſchwammige, zerſchneidbare Maſſe verwandelt, die Zwiſchenknorpel aufgelockert und zerſtört, in den Körpern der Wirbelbeine finden ſich oft tiefe Höhlen, die mit kaſeartiger, für Tuberkeln gehaltner, Maſſe gefüllt ſind. Dabei Eiterergießungen in die Bruſt= oder Bauchhöhie, Waſſeranſammlungen im Schädel ꝛc. — Als Urſachen der Krankheit fühet man an: Skropheln, Rheumatismus, Gicht, Maſturbation, äußere Gewaltthätigkeiten. — Die Vorherſage iſt meiſt ungünſtig; es kommt Alles darauf an, daß die Krankheit zeitig erkannt und demgemäß behandelt werde; Principiis obsta. Vorzüglich aufmerkſam ſey man bei kleinen Kindern; ſie werden oft von S. befallen, und man iſt eines der vorzüglichſten diagnoſtiſchen Zeichen beraubt, weil ſie noch nicht geben können. Sich ſelbſt überlaſſen, führt die Krankheit wohl immer zum Tode. — Behandlung. Im Beginn der Krankheit, namentlich wenn derſelben eine traumatiſche Veranlaſſung vorherging, verfahre man ſtreng antiphlogiſtiſch, ſetze wiederholt Blutegel, mache kalte Umſchläge ꝛc. Hierauf mache man Einreibungen von Queckſilber= und Jodſalbe und unterhalte eine fortwährende Ableitung durch einige Fontanellen zu beiden Seiten der leidenden Stelle der Wirbelſäule, welche lange offen gehalten werden müſſen. Noch beſſer ſind einige gehörig lange Striche mit dem glühenden Eiſen. Der Kranke beobachte die ſtrengſte Ruhe, horizontale Rücken= oder Bauchlage. Bei vorhandener Dyskraſie wirke man derſelben durch Leberthran, eine Jodkalikur ꝛc. entgegen. Oft bringt man durch dieſe Behandlung Heilung zu Stande. Bilden ſich Abſceſſe, ſo überlaſſe man ſie, ſo lange ſie klein ſind, ſich ſelbſt; ſie werden oft, wenn die Karies der Wirbel heilt, wieder aufgeſaugt; ſind ſie ſehr groß, ſo entleert man ſie und ſchließt ſie dann ſorgfältig mit Heftpflaſter, um den Zutritt der Luft abzuhalten. Sinken die Kräfte, ſo gebe man China, ſtärkende Diät ꝛc.

Spondylexarthroſis (gr., Med.), Rückenwirbelverrenkung.

Spondyli (Anat.), die Wirbel.

Spondylicus (lat.), 1) die Wiebel betreffend; — 2) dazu gehörig; — 3) davon herrührend.

Spondylidä (Konchif.), nach d'Orbigny, Pleurokonchenfamilie mit ſtets oder wenigſtens im Alter durch verlängerte Stacheln od. Blätter feſtgewachſener Unterſchale, die deshalb mehr oder minder unregelmäßig iſt. Schloß verſchieden und das innerliche Band liegt in einer Grube unter dem Wirbel. Alle beſitzen nur einen Muskeleindeuck. Gattungen: Spondylus, Plicatula, Hinnites.

Spondylis (Entom.), nach Fabricius, Rundhalskäfer, Rollenſchröter, Gattung der Coleoptera tetramera Longicornia Prioniata *Latr.*, der Horde der Pflanzenfreſſer und der Zunft der Holzkäfer nach Oken. Charakter: Halsſchild rund, faſt kuglig; Fühler von der Länge des Halsſchildes; Körper gewölbt. Einzige Art: S. buprestoides *Fabr.*, Attelabus buprestoides *L.* Schwarz, dicht u. unregelmäßig punktirt, jede Flügeldecke mit 2 erhabenen Linien; 9 Linien lang. In Nadelhölzern. Panzer XLIV, 19.

Spondylitis (v. Gr.), Entzündung der Rückgrathswirbel.

Spondylocace (gr., Med.), ſ. v. a. Spondylalgie.

Spondylocladium (Bot.), nach Martius, Schimmelgatt., ſ. v. a. Stachylidium *Link*.

Spondylococca (Med.), ſ. v. a. Syhondylococca.

Spondylococcus (Bot.), nach Reichenbach, Pflanzengatt., ſ. v. a. Syhondylococca.

Spondylodynie (v. Gr., Med.), Wirbelſchmerz.

Spondylolithen (Spondylolithes), verſteinerte Fiſchwirbel.

Spondylopathicus (Med.), 1) an den Wirbeln leidend; — 2) durch Krankheit der Wirbel verurſacht; — 3) dazu gehörig.

Spondylopathie (Med.), Leiden der Rückgrathswirbel.

Spondylus (v. Gr., Anat.), Rückgrathswirbel.

Spondylus (Molluſk.), nach Linné, Klappmuſchel, Lazarusklappe, Gattung der Acephala Ostreacea *Cuv.*, der Ordnung der Hüftmuſcheln und der Zunft der Hüftmuſcheln ohne Athemlöcher nach Oken. Charakter: Das Thier iſt eiförmig, der dicke Mantelſaum mit mehren Reihen langer fleiſchiger Fäden beſetzt, zwiſchen denen man, an der Innenſeite, eine Zahl zerſtreuter kürzerer, und wie abgeſtutzter, mit glatter konvexer Endfläche, gleich den Augen der Schnecken, wahrnimmt. Der Mund iſt mit einer breiten faltigen Lippe, wieder mit eigenen Palpen beſetzt, umgeben; das Uebrige gleicht mehr oder minder dem Bau der Scheibenmuſchel. Die Schalen ſind ſehr ungleich; die größere, untere iſt konvex, rauh, mit Ohren, und auf der Außenfläche mit Dornen beſetzt; die kleinere iſt flacher, und mit ihr heftet ſich die Konchylie an Felſen und desgl.; die größere zeigt äußerlich eine Schloßfläche mit einer Furche und iſt wie abgeſchnitten oder abgefeilt, was mit dem Alter zunimmt. Sie iſt auch ſtets ſchöner gefärbt als die kleinere; inwendig hat das Schloß an jeder Schale zwei ſtarke ſtumpfe Zähne, die in Gruben der entgegengeſetzten paſſen und im Alter ſo tief eingreifen, daß die obere Schale ſich auf- und zuklappt, ohne abzufallen, wie der Deckel auf einer Kanne. Zwiſchen den Zähnen iſt ein Ligament. Ueber 20 lebende und mehre foſſile Arten; bekannteſte der erſteren: 1) S. Gaederopus *L.*, gemeine Klappmuſchel, Lazarusklappe, franz. Claquet de Lazare, ital. Spuonnulo, Scataponzolo. Die Oberſchale ſchmutzigroth, mit vielen körnigrauhen Längsſtreifen; die Dornen zungenförmig, abgeſtutzt, mäßig lang, in 6—8 Reihen. Im mittelländiſchen Meer. Das Fleiſch iſt ſchmackhaft. Chemnitz VII, 44, Fig. 459. — 2) S. americanus *Lam.* Weiß, an der Baſis orangepurpurroth, längsgefurcht. Die Hauptſtacheln ſehr lang, zungenförmig, am Ende blätterig. In den amerikaniſchen Meeren, bei Domingo. Chemnitz VII, 45, 465. — 3) S. costatus *Lam.* Weiß und purpurroth längsgeſtreift und gerippt. Einige Rippen dornig, ſägeartig gezähnt, von einander abſtehend; andere dazwiſchen unbewehrt. Scheint weiß und purpurroth geſtreift. Sechs Reihen bedornter weißer Rippen. Im rothen, indiſchen u. chineſiſchen Meere. Variirt mit rothen Rippen u. Dornen. Chemnitz VII, 44, 460—462. — 4) S. variegatus *Lam.*, S. Erinaceus *Chem.* VII, 45, 464. Längsgefurcht und gerippt, die Dornen der Rippen ziemlich lang und weiß, dazwiſchen hin und hergewundene, geſchlängelte braunrothe oder braune Linien. Die Dornen ſind zungenartig, auf einer Seite hohl. Die Schale an der Baſis purpurroth. — 5) S. avicularis *Lam.* Eilänglich, purpurroth, längsgefurcht, gerippt und bedornt; die Baſis der untern Schale aufwärts gekrümmt. ſehr hervorgezogen. In Indien. Gualt. 101, B. — 6) S. coccineus *Lam.* Rund, längsgefurcht, ſcharlach- oder purpurroth; die Stacheln kurz, pfriemenförmig, die Baſis nach außen gebogen. Die Stacheln vermindern ſich bisweilen oder fehlen ganz. Gualt. 99, E. F. — 7) S. ducalis *L.* Weißlich, violetblau gefleckt oder längs liniirt; die Schuppen weiß, ſpatelförmig, handförmig eingeſchnitten. In Oſtindien. Chemnitz VII, 47, 477, 478. — 8) S. longitudinalis *Lam.* Länglich eiförmig, der Länge nach gefurcht, ſchuppentragend; die Wirbel weiß; die Schuppen pomeranzengelb; untenher ſafrangelb. — 9) S. croceus *Lam.* Auf beiden Seiten ſafrangelb, längsgerippt, mit fünf abſtehenden, verſchiedentlich dornigen Rippen; die mittlern ziemlich unbewehrt. Die Dornen ſtumpf. In Indien. Chemnitz VII, 45, 463. — 10) S. aurantiacus *Lam.* Auf beiden Seiten orangeroth, längsgerippt, mit 20—26 dornigen Rippen; die Dornen pfriemförmig. Bisweilen iſt der Grund vielfarbig, die Dornen aber ſtets lebhaft rothgelb. An alten Exemplaren werden ſie ſtumpf. In China. Seba III, 88, 3. — Die foſſilen Arten beginnen im Muſchelkalke, einige finden ſich in der Juragruppe, die meiſten im Kreidegebirge, und noch einige ſind tertiär. S. comtus *Goldf.* (Petr. Germ. II, S. 93, T. 105, F. 1; Ostracites spondyloides *Schloth.*), ſchief eiförmig mit 18 am unteren Rande dornigen Rippen mit feineren Zwiſchenrippen; alle dachziegelig geſchuppt. Im Muſchelkalke. — S. (Plagiostoma) spinosus *Sow.* (u. S. duplicatus *Goldf.*) Min. Conch., Taf. 78. Leitmuſchel für den Kreidemergel, faſt gleichklappig, oval mit etwa 30 gerundeten radialen Rippen, die oft eine Mittelfurche haben, Zwiſchenräume ſchmäler. Unterſchale mit langen zerſtreuten Stacheln, die aus den Rippen entſpringen u. oberſeits eine Rinne haben. — S. (Podopsis u. Dianchora) striatus *Sow.* (Min. Conch., Taf. 80), unregelmäßig mit hochgewölbter u. am Wirbel verlängerter Oberſchale, die zahlreiche Rippen hat. Häufig im Grünſande.

Spongia (Zoophyt.), nach Linné Seeſchwamm, Meerſchwamm, Gatt. der Bryozoa Spongina *Milne Edw.*, der Amorphozoa *Blainv.* Charakter: Vielgeſtaltig, weich, zähe, biegſam, porös, von einer Gallertmaſſe durchdrungen, faſerig-filzig, feſtſitzend. Die Spikeln, d. h. längliche, an beiden Enden ſpitz zulaufende Nadeln, welche ſich innerhalb vieler Schwämme befinden, beſtehen bei einigen aus Kieſel-, bei andern aus Kalkerde. Weil man dieſen problematiſchen, in allen Meeren der gemäßigten und heißen Zone einheimiſchen Naturkörpern

Digitized by Google

unter den Pflanzen, zu denen ſie einige Naturforſcher zählen [z. B. Oken, der ſie in die Zunft der Holzmooſe od. Schwämme (Kl. 2, Zunft 6) ſtellt], noch keine beſtimmte Stelle hat anweiſen können und ſolche nach Links und Ehrenbergs Meinung ſich auch nur gewaltſam ins Pflanzenreich verſetzen laſſen, ſo werden ſie, bis vollſtändigere Unterſuchungen mehr Gewißheit über ihre Organiſation geben, am bequemſten als Anhang zu den Bryozoen geſtellt. Lamarck beſchreibt gegen 140, in mehre Untergattungen zerfallende Arten; wir erwähnen nur die bekannteſten, ohne auf die Untergattungen beſondere Rückſicht zu nehmen: 1) S. communis *L.*, Achilleum officinale *Schw.*, gemeiner Waſchſchwamm. Feſtſitzend, etwas kreiſelförmig, rundlich, oben plan-konvex, weich, zähe, groblöcherig; die Oberfläche etwas zottig, mit weiten Oeffnungen. Vom Mittelmeer an häufig bis Indien. Färbung braun. Esper, Pflanzenth., T. 15—17. — 2) S. usitatissima *Lam.*, gemeiner Badeſchwamm. Kreiſelförmig, zähe, weich, filzig, elaſtiſch, ſehr porös, oben konkav, mit reihenweiſen Löchern daſelbſt. Bläſſer u. von feinerem Gewebe als vorige Art. An den amerikan. Küſten. Dieſe beiden Arten ſind unter den Namen: Spongia marina, Fungus marinus, Spongia officinalis, Meerſchwamm, Badeſchwamm, franz. Eponges, engl. Spunges, ital. Spugne, Gegenſtand der pharmac. u. techniſchen Botanik; ſ. Badeſchwamm. — 3) S. calyx *Lam.*, S. pateria *Mus. Lond.* Geſtielt, kelchförmig, ſchlaff faſerig. Völlig wie ein Trinkkelch geſtaltet, bis 4 Fuß hoch. In den Meeren der Südſee. — 4) S. tubulifera *Lam.* Etwas geſtielt, weich, ſtrahlig gelappt; die Lappen voll ſenkrechter Röhrenöffnungen. Amerikaniſche Meere. Kommt bisweilen mit im Handel vor. — 5) S. panicea *Lam.*, Alcyonium paniceum *Lam.*, Halichondria panicea *Flem.* Elliptiſch, flach, unregelmäßig, mit feinen, ungleichen Grübchen. In der Nordſee und im engl. Kanal. Umzieht Seekörper. Grant, The phil. Edinb. Journ., V, T. 2, F. 4. — 6) S. arborescens *Lam.*, S. digitata *Esper*, Pflanzenth., L. XLVI., S. nodosa *L.*, S. rubens *Pall.* Aeſtig, hart, ſteif, zart porös; die Aeſte etwas zuſammengedrückt, am Ende handförmig gefingert. Erdbraun, 1 Fuß hoch. In den amerik. Meeren. — 7) S. dichotoma *L.*, S. cervicornis *Pall.* Aeſtig, geſtielt, etwas dichotomiſch, zähe; die Aeſte filzig, aufrecht, walzenrund, die kleinern bisweilen gedreht. Um Europa. Esper, II, T. 4. — 8) S. oculata *L.*, Manon oculatum *Schw.* Sehr äſtig, weich, mit aufſteigenden, zuſammengedrückt-runden, 2- bis 3theiligen Aeſten; die Mündungen klein, 2reihig. Um Europa. Die Spikeln beſtehen aus Kieſelerde. Seba, III, T. 97, F. 5, 7; Esper, II, T. 36. — 9) S. palmata *Sol.* und *Ellis*, T. 58, F. 6. Aufrecht zuſammengedrückt, ſehr porös, handförmig-äſtig; die Aeſtchen fingerförmig, an der Spitze gabelig, ſpitz; die Mündungen ohne Ordnung. Um Europa. — 10) S. tupha *Pall.*, Marſigli, T. 14, Nr. 71. Aeſtig, weich, netzförmig-faſerig, ſehr porös; die Aeſte cylindriſch, ſtumpf, wie Baumkätzchen. Im Mittelmeer. — 11) S. fistularis *Esper*, II, XXI, A. Scyphia fistularia *Schw.*, Pfeifenſchwamm. Graubraun, röhrig, ziemlich lang, faſerig; die Röhren einfach, allmählig erweitert; die Faſern bloßliegend, netzartig, ſchlaff in einander gewebt. In Amerika. — Bei denjenigen Naturforſchern, welche die Gatt. Spongia *L.* in das Pflanzenreich ſetzen, bildet ſie den Typus der Spongieae oder Spongioideae, einer Algengruppe, welche zunächſt die Gattungen Hydrocoryne *Schwabe*, Spongia *L.* u. Spongilla *Lam.* umfaßt.

Die älteſten wahren Spongien erſcheinen foſſil in den bunten Mergeln der Trias. — S. Rhizocorallium (Rhizocorallium jenense) *Zenker* (Taſchenb. v. Jena, S. 219), wurzelförmige, ſchlangenartige, am Rande abgerundete, zuſammengedrückt walzenförmige Bildungen mit verlängerten, unregelmäßigen, maſchenförmigen Längsſtreifen. In einer Dolomitſchicht der bunten Mergel unter dem Muſchelkalke in Thüringen. Ident mit den ſog. zungenförmigen Abſonderungen der Wellenkalke. — S. (Achilleum) cheirotoma *Goldf.* (I, Taf. 29, Fig. 5), walzenförmig und äſtig. Im Jurakalk von Baireuth. — S. ramosa *Mantell* (Röm., Kreideg., S. 2), bis 1″ ſtarke, mehrfach gegabelte Stämme. In der obern Kreide. — S. (Spongites) saxonica *Geinitz* (Char., S. 96, Taf. 23), wulſtförmig, veräſtelt, federkiel- bis armsdick, oft mit kugeligen Wülſten, grubig. Im ſächſiſchen u. böhm. Quaderſandſteine, der ſich dadurch vom Braunkohlenſandſteine unterſcheidet. — S. mammillifera *Michelin* u. contortolobata *Mich.* gehören zu Achilleum, S. triasia *Mich.* iſt ein Tragos, S. marginata *Phillips* iſt ein Manon, S. cribosa *Phill.* iſt eine Scyphia.

Spongia (Bot.), nach Scopoli, Algengattung, ſ. v. a. Dasycladus *Ag.*

Spongia Cynosbati (pharm. Bot.), od. Spongia Rosae oder Rosarum, ſ. Rosa canina *L.* u. Cynips Rosae *L.*

Spongia marina (pharm. Zool.), oder Spongia officinalis, ſ. v. a. Badeſchwamm (ſ. d.). Spongia ad strumas od. Spongia in fragmentis, ſ. v. a. Kropfſchwamm, ſ. Badeſchwamm. — Spongiae combustae, ſ. v. a. Schwammkohle, ſ. Badeſchwamm. — Spongiae equorum, ſ. v. a. Pferdeſchwämme, ſ. Badeſchwamm.

Spongieä (Bot.), auch Spongioideae *Link*, Algengruppe, ſ. Spongia.

Spongiforme os (Anat.), 1) das Riechbein, ſ. Schädelknochen; — 2) das untere Muſchelbein, ſ. Geſichtsknochen.

Spongilla (Zoophyt.), nach Lamarck, Süßwaſſerſchwamm, Gatt. der Bryozoa Spongina *Milne, Edw.*, der Amorphozoa *Blainv.* Charakter: Feſtſitzend, vielgeſtaltig, zellig u. löcherig, mit borſtigen od. wie behaarten Blättchen durchwebt; inwendig Spikeln u. Eier, wie kleine Hirſenkörner geſtaltet. Einzige Art: S. fluviatilis *Blainv.*, S. lacustris und friabilis *Esper*, Suppl., T. 22, 23 A. Grün, meiſt äſtig, ſehr zerreiblich und mit vielen Körnchen angefüllt. Nicht ſelten in ſtehenden und fließenden Gewäſſern; hat einen ſtarken Geruch. — Die Stellung dieſer Gatt. iſt noch problematiſch u.

Digitized by Google

gilt von derſelben das, was bei Spongia *L.* geſagt worden iſt.

Sponginghouses (engl.), in England Bierhäuſer oder Wohnungen von Sherifs, wohin Schuldner vorläufig gebracht werden, um mit ihren Gläubigern einen gütlichen Vertrag zu ſchließen, ehe man ſie nach dem königl. Gefängniß bringt; ſ. London.

Spongiocarpeä (Bot.), nach Greville, Untergruppe der Ceramiaceae *Rchb.* (ſ. d.). Allgem. Charakter: Lager ſtielrund, zuſammengedrückt od. ziemlich flach, häutig-fleiſchig, faſt knorpelig, mehr od. minder regelmäßig getheilt, aus 2 oder 3 Zellenſchichten gebildet. Fruchtbehälter außerhalb, geſtielt oder ſitzend, parenchymatiſch, mit zahlreichen, gruppenweiſe, oder ſtrahlig um eine Centralaxe geordneten Sporen. Tetragonien end- oder ſeitenſtändig, hervorbrechend, meiſt regelmäßig geordnet. Deutſche Gattungen: Furcellaria *Lamourx.* (Spongiocarpus *Grev.*), Ahnfeltia *Fries*, Phyllophora *Grev.*, Chondrus *Lamourx.*

Spongiocarpus (Bot.), nach Greville, Tanggatt., ſ. v. a. Furcellaria *Lamourx.* Die Gattung iſt der Typus des Spongiocarpeae (ſ. d.).

Spongiös (v. Lat.), ſchwammig, locker.

Spongiola (bot. Term.), das Schwämmchen, oder Schwammwülſtchen, eine zellige, meiſt etwas lockere Maſſe, welche, auf den Spitzen der Wurzelfaſern vorkommend, „Wurzelſchwämmchen (Spongiola radicalis)", auf der Samenhülle an verſchiedenen Stellen, doch meiſt in der Nähe des Nabels befindlich „Samenſchwammwülſtchen (Spongiola seminalis)" genannt wird und im letzten Falle einerlei mit Strophiolum iſt.

Spongiosa corporis penis (Anat.), die ſchwammigen Körper des männlichen Gliedes, ſ. Geſchlechtstheile.

Spongiosa substantia ossium (Anat.), ſchwammige Knochenſubſtanz, ſ. Knochen.

Spongiosum chorion (Anatom.), ſ. Chorion.

Spongiosus (bot. Term.), ſchwammig, in Konſiſtenz od. Textur einem Badeſchwamm ähnlich, z. B. der Fruchtboden von Comarum, der verdickte Samenträger von Hyoſcyamus, Nicotiana u. Datura, das Lager von Badiaga fluviatilis und von Codiumarten.

Spongiteä (Bot.), nach Kützing, ſ. Spongites *Decaisne.*

Spongitenlager (Geognoſ.), nach Quenſtedt, eins der tiefſten Glieder des weißen Jura in Schwaben, von blauem Mergelkalk umſchloſſen, mit ſehr vielen Korallen und Strahlthieren, ſo wie ein- u. zweiſchaligen Muſcheln; ſ. Oolithformation.

Spongites (Bot.), nach Decaisne, Algengattung. Art: S. crustacea *Decaisn.*, *Kütz.*, ſ. v. a. Melobesia crustacea *Lamourx.* Die Gatt. iſt der Typus der Spongiteae *Kütz.*, einer Untergruppe der Ulvaceae Corallineae *Menegh.*, ſ. Ulvaceä.

Spongites (foſſ. Amorphoz.), nach Geinitz, ſ. v. a. Spongia (ſ. d.). — S. favus *Schloth.*, ſ. v. a. Favosites alveolatus.

Spongodium (Zoophyt.), nach Lamouroux, Seeſchwammgattung. Arten unter Spongia.

Spongodium (Bot.), nach Decaisne, Untergatt. von Codium *Stackh.*

Spongomorpha (Bot.), nach Kützing, Untergatt. von Conferva *L.*

Spongoſis (v. Gr.), 1) Schwammbildung, Entſtehung von ſchwammigen Gewächſen; — 2) der Gliedſchwamm.

Spongoſtemma (Bot.), nach Reichenbach, Untergatt. von Scabiosa.

Spongotrichum (Bot.), nach Nees, Untergatt. von Eurybia *Cass.*

Spongus (foſſ. Amorphoz.), nach Mantell, ſ. v. a. Achilleum (ſ. d.).

Sponheim (Geogr.), 1) früher große reichsunmittelbare Grafſchaft im oberrhein. Kreiſe, zwiſchen dem Rhein, der Nahe und der Moſel, grenzte an Trier, Mainz, Simmern, Zweibrükken und die Lande der Wild- und Rheingrafen, und zerfiel in die vordere u. hintere Grafſchaft. Nach dem Ausſterben der Grafen von S., 1337, erhielt nach langen, bis ins 18. Jahrh. dauernden Streitigkeiten Baden von der erſteren $^{5}/_{8}$ u. Kurpfalz $^{3}/_{8}$. Alle Theile der Grafſchaft wurden 1801 zum Rhein- u. Moſeldepartement des franz. Reichs geſchlagen, bis endlich 1815 durch den wiener Kongreß Preußen in den Beſitz derſelben kam. Baden erhielt bedeutende Entſchädigung, worauf ſpäter Bayern Anſprüche machte, da es die Ebenbürtigkeit des nach Ausſterben der bad. Großherzoge 1830 zur Regierung gekommenen Leopold nicht anerkennen wollte, indem er aus morganatiſcher Ehe entſproſſen ſey. Indeſſen konnte es mit ſeinen Anſprüchen, da dieſe Erdfolge ſchon 1818 von den Großmächten garantirt worden war, nicht durchdringen. — 2) Preuß. Dörfer, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach: a) kath. Pfarrei; 100 Ew.; — b) (Burg-S.); Weinbau; 250 E. Stammſchloß der Grafen von S., vormals berühmte Benediktinerabtei, 1044 von den Grafen geſtiftet, deren berühmteſter Abt Trithemius war.

Sponia (Bot.), nach Commerſon, Gatt. der Celtideae *Decaisn.* Gegen 20 Arten, Sträucher in den Tropenländern beider Welten; bekannteſte: S. macrophylla *Decaisn.*, Celtis macrophylla *H. B.* u. S. trinervia *Decaisn.*, Celtis trinervia *Lam.*, erſtere in Südamerika, letztere auf St. Domingo.

Sponneck, Wilhelm Karl Eppingen, Graf von, däniſcher Finanzminiſter, im Febr. 1815 geboren, zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch Talent u. Fleiß aus, bezog bereits in ſeinem 11. Jahre die Akademie zu Soröe und machte in ſeinem 21. Jahre mit Auszeichnung das juriſtiſche Staatsexamen an der Univerſität zu Kopenhagen. Bald darauf ward er Kammerjunker am Hofe Chriſtians VIII., widmete ſich dann 1837 in Paris kameraliſtiſchen Studien, ſchlug die ihm von Chriſtian VIII. gebotene Anſtellung als Attaché bei der dän. Geſandtſchaft in Stockholm aus und erbat ſich den Poſten eines Auskultanten in dem damaligen General-

Zollkammer- u. Kommercienkollegium, der ihm auch im Juli 1838 gewahrt ward, worauf er in die Heimath zurückkehrte. Neben einer thätigen amtlichen Wirkſamkeit, die ihn bald von dem „beigeordneten" Poſten eines Auskultanten zum Deputirten u. ſpäter zum Chef der erſten Sektion des Kollegiums führte (eine Stellung, in welcher er durch ſeine Fahigkeiten eine über dieſelbe weit hinausragende Autorität beſaß) arbeitete er mit eiſernem Fleiß an einem größern ſyſtemat. Werke: „Vom Zollweſen im Allgemeinen und dem dän. Zollweſen insbeſondere", welches er im J. 1840 vollendete und in 2 Bänden herausgab. Einem bis dahin gefühlten Mangel in der däniſch-kameraliſtiſchen Literatur iſt durch S.s Werk abgeholfen, das eine nicht gewöhnliche Einſicht in die Staatsökonomie und andere Staatswiſſenſchaften an den Tag legte und unter Anderem von der ſchwed. Regierung mit der ſogenannten großen goldenen Medaille belohnt ward. S. hat ſeit ſeiner Ernennung zum Deputirten der Generalzollkammer 1844 bis zum Auftreten eines in der That verantwortlichen dän. Miniſteriums 1849 an der Zollgeſetzgebung einen umfaſſenden Antheil gehabt, ſo wie er den frühern „rathgebenden" Standen der dän. Monarchie 1846 als Regierungskommiſſar für Zoll- u. Konſumtionsweſen beigeordnet war. Am 21. Mai 1848 ward er in Veranlaſſung der Miniſterkriſis zum Könige berufen, jedoch kam damals kein Miniſterium zu Stande, deſſen Mitglied er wurde. Bei der im Oktbr. 1848 einberufenen Reichsverſammlung zur Vereinbarung eines neuen volksthümlichen Grundgeſetzes des Königreichs Dänemark trat er als vom König gewahltes Mitglied ein; auf dem im Beginne des Jahres 1850 zuſammengetretenen dän. Reichstage fungirte er nicht allein als Miniſter, ſondern zugleich als Mitglied des Volksthings (Volkskammer), von den Bewohnern ſeiner engern Heimath, dem Kreiſe Ripen in Jütland, gewählt. Bereits am 16. Nov. 1848 übernahm er das Amt eines Finanzminiſters, u. in ſchweren Zeiten hat er mit Talent u. Umſicht die zwar nicht ſchlechten, aber durch den deutſch-däniſchen Krieg in ihrem fernern Emporkommen einſtweilen gehemmten dän. Finanzen verwaltet. Aber Graf S. hat auch ſeinen Einfluß im Miniſterium über die Finanzverwaltung hin ausgedehnt. Er war es, der es durch ſein perſönliches Auftreten an dem öſterr. und preuß. Hofe unter Anderem dahin brachte, daß die Danen das Kronwerk der Feſtung Rendsburg, ſo wie die dieſe Feſtung beherrſchenden Außenwerke auf ſchlesw. Grund und Boden beſetzt haben.

Sponning (Schiffsb.), die zu beiden Seiten in den Kiel und in den Vor- und Hinterſteven gehauene Vertiefung, in welche bei jenen die Kanten des Kielgangs paſſen, und bei letztern die Enden der Seitenplanken und Berghölzer eingelaſſen ſind.

Sponsa (lat.), Braut.

Sponſa (Ornith.), ſ. v. a. Brautente, Anas sponsa L., ſ. Ente.

Sponſä (a. Geogr.), Ort in Latium, nach Rapie jetzt Torre Maerata.

Sponsalia (lat.), 1) Verlobung; — 2) (bot. Term.), ſ. v. a. der Akt der Befruchtung, Impraegnatio.

Sponſalien (lat. Sponsalia, röm. Antiq.), das Verlöbniß, welches häufig der Ehe vorausging. Daſſelbe wurde als freudiges Familienfeſt mit einem Mahle gefeiert, und etwaige Familientrauer an dieſem Tage ausgeſetzt. Oft erhielt die Braut einen Verlobungsring, und der Bräutigam empfing von dieſer ein Geſchenk. Später gab man auch Sachen von Werth als Unterpfand, welche der zurücktretende Theil einbüßte. Das Verlöbniß band weder den Bräutigam, noch die Braut, und ein Bruch deſſelben war nicht klagbar. Die Aufkündigung der Verlobung heißt Repudium. Nach altlatiniſchem Landrechte gab es allerdings eine Stipulationsklage für den durch Zurücktritt des andern Theils Verletzten; indeß hörte dies nach Annahme des röm. Rechts auf.

Sponsberg, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Trebnitz; kath. Pfarrei, Schloß, Vorwerk; 350 Einw.

Sponſeln, 1) ſ. v. a. ſponſiren; — 2) den Pferden die Füße locker zuſammenbinden.

Sponsheim, großherz. heſſ. Dorf, Prov. Rheinh., Kr. Bingen, Friedensger. Bingen; 270 Einw.

Sponsio (lat.), 1) feierliches Angelöbniß, Verſprechen einer Leiſtung; — 2) ein Friede, der von den Feldherren ohne Wiſſen u. Willen des Senats geſchloſſen war, daher er auch gebrochen werden konnte; — 3) das feierliche Verſprechen, ſich für Jemand zu verbürgen. Das altrömiſche Recht unterſchied 3 Arten Bürgſchaften: Sponsio, Fidepromissio u. Fidejussio (ſ. d.). Die Bürgen, welche bei der S. auftraten, hießen Sponsores. — 4) Wette; — 5) das Vertreten der Pathenſtelle; daher die Pathen Sponsores.

Sponſiren (v. Lat.), 1) liebeln; — 2) die Kur machen.

Sponsores (lat.), ſ. Sponsio 5).

Sponsus (lat.), Bräutigam.

Spont, ſ. v. a. Spund.

Spontanea generatio (Phyſiol.), ſ. v. a. Urzeugung, ſ. Zeugung und Zoologie.

Spontaneität (v. Lat.), Selbſtthätigkeit, das Vermögen, von ſelbſt und nicht durch beſondere Anregung thätig zu ſeyn. Gegenſatz Receptivität.

Spontaneus (bot. Term.), wildwachſend, im wilden Zuſtande, was nicht künſtlich angeſäet oder gepflanzt iſt; der Gegenſatz von Cultus, angepflanzt.

Spontane Verrenkungen (Chir.), Luxationes spontaneae, Verrenkungen aus innern Bedingungen, nennt man Entzündungen der die Gelenke bildenden Theile, wodurch zuletzt Dislokationen, ähnlich wie bei traumatiſchen Luxationen, hervorgebracht werden. Hierher gehören die Koxalgie, die Spondylarthrocace u. a. m.

Spontin, belg. Dorf, Prov. u. Bezirk Namur, unweit Namur; altgothiſches Schloß; 720 Einw.

Spontini, Gasparo Luigi Pacifico, berühmter Komponiſt, Dr. der Muſik, Mitglied

mehrer Akademien, Ritter mehrer Orden, wurde den 14. Nov. 1784 in Jeſi, einem Städtchen im Kirchenſtaate (nach einer andern Angabe 1778 in dem in der Nähe davon liegenden Majolati) geboren u. als Knabe der Sorgfalt eines Oheims anvertraut, der bei der Kirche zu Jeſi als Dekan angeſtellt war. Schon damals äußerten ſich Spuren ſeines ſpäter ſich ſo mächtig entfaltenden muſik. Talents. Der Erſte, der darauf aufmerkſam wurde, war ein Orgelbauer, Namens Crudetti, welcher nach Jeſi kam, um die ſchadhafte Orgel auszubeſſern. Dieſer hatte ſich für ſeine Mußeſtunden ein Spinett mitgebracht, das er mit Meiſterhand ſpielte. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher unſer Gasparo dieſem Spiel lauſchte, machte Signor Crudetti wiederum aufmerkſam auf den Knaben; er beſchäftigte ſich mit ihm, erkannte in ihm ſein muſik. Talent, unterrichtete ihn u. legte ſo in S. den erſten Grund zu der Kunſt, die derſelbe nachmals mit ſo großer Meiſterſchaft betreiben ſollte. Indeſſen war es nicht die Abſicht der Seinigen, ihn zum Muſiker erziehen zu laſſen; vielmehr war er urſprünglich für den geiſtlichen Beruf beſtimmt, erhielt daher eine wiſſenſchaftliche Bildung und wurde auf dieſe Weiſe ſchon früh mit dem klaſſ. Alterthum betraut. Mit welchem Fleiße er ſich dem Studium hingab, davon zeugen mancherlei Gedichte, die er in latein. und in ſeiner Mutterſprache geſchrieben. Die ihm angeborene Liebe zur Muſik drängte ihn jedoch bald von der ſchon betretenen auf die muſikal. Laufbahn hinüber. Baroni in Rom wurde nun ſein Lehrer in der Muſik, und den erſten Unterricht in der Kompoſition ertheilte ihm der berühmte Pater Martini. Seine weitere Ausbildung wurde ihm im Konſervatorium della Pietà zu Theil unter der Leitung von Sala und Traetta; ſpäter erfreute er ſich auch noch der Unterweiſung u. Rathſchläge Cimaroſa's. Unter ſolcher Führung ſchritt das junge Genie ſo raſch vor, daß es ſchon 1796 mit einer komiſchen Oper „Li puntigli delle donne“ den Schauplatz neuerer italien. Komponiſten betrat. Die Oper fand in Rom, wo ſie zuerſt aufgeführt wurde, vielen Beifall und öffnete ihm die Bühnen ſeines Vaterlandes. Ein Jahr ſpäter folgten die Opern „Gli amanti in cimento“ (in Rom), dann „L'amor segreto“ (in Venedig), hierauf „L'isola disabitata“ (wieder in Rom auf die Bühne gebracht), endlich „L'eroismo ridicolo“ (in Neapel komponirt), welche letztere Oper dem jungen Komponiſten Cimaroſa's Antheil und Belehrung gewann. Im J. 1798 ſetzte er für Florenz die ernſte Oper „Il Teseo riconosciuto“, für Neapel „Berenice“, dann die komiſchen Opern „La finta filosofa“ und 1800 „La fuga in Mascera“, beide ebenfalls für Neapel, wo ſie alle 3 großen Beifall fanden. Als der neapolitaniſche Hof nach Palermo hinüberzog, wurde auch S. dahin berufen und mit der Kompoſition der komiſchen Opern „I quadri parlanti“ und „Il finto pittore“, ſo wie der ernſten Oper „Gli elisi delusi“ beauftragt. Des ungünſtigen Klima's wegen verließ S. jedoch bald wieder die Inſel und ging nun zuerſt nach Rom, wo er „Il geloso e l'audase“, dann nach Venedig, wo er die Opern „Le metamorfosi di Pasquale“ (1802), „Chi più guarda, me non vede“ u. „La principessa d'Amalfi“ ſchrieb. Dieſe Arbeiten ſind ganz in der Weiſe und den Intionen ſeines Vaterlandes gehalten und zeichnen ſich vornehmlich durch leichte Erfindung, anmuthigen, friſchen und oft empfindungsvollen Geſang, Wohlgefallen an Koloratur, neben ihr und den getragenen Sätzen viel Parlando, eine leichte, ſich gern unterordnende Inſtrumentation, die aber dabei gern durch artig belebte od. auch ſchon heftiger aufſtörende Motive vorwärts treibt, aus. Wenn dieſelben auch im Verhältniß zu ſeinen ſpätern Werken von untergeordneter Bedeutung ſind, ſo findet der aufmerkſame Beobachter der Entwickelung doch in ihnen ſchon die Keime deſſen, was ſich ſpäter in S.s und in Anderer Werken zu entſchiedener Geſtalt entfaltete. So ſind z. B. ſchon früh die Sforzati zu bemerken, die S.s impetuoſer, feurig bewegter Geiſt gleich anreizenden Stacheln in die Cantilene wirft, um die aufwallende Leidenſchaft heftiger gährend zu machen. Die Koloraturen in ſeinen erſten Opern, ſo wie die Crescendo's in ſpätern Werken laſſen ihn als einen Vorgänger Roſſini's erſcheinen. Mit dem Jahre 1803, wo S. nach Paris ging, beginnt die 2. Periode in ſeinem künſtleriſchen Wirken. Er gab hier Unterricht und ſchrieb die Opern „La petite maison“, „Milton“ und „Julie ou le pot de fleurs“, fand aber mit denſelben wenig Anerkennung und hatte es wohl nur der Protektion angeſehener Gönner und Freunde, weniger ſeinen Werken zu verdanken, daß er zum Muſikdirektor der Kaiſerin Joſephine ernannt wurde. Indeſſen war er in Paris auf einen Boden der außerordentlichſten Anregung gekommen, auf welchem er mit Rieſenſchritten ſeiner künſtleriſchen Beſtimmung entgegen eilte. Der röm. Zug ſeiner Seele ward gezeitigt durch die mächtige Einwirkung des glänzend aufblühenden napoleoniſchen Zeitalters. Zu dieſer Triebkraft geſellte ſich eine vielleicht noch mächtigere; die Bekanntſchaft, welche der Ankömmling mit Gluck's Iphigenie in Aulis machte. Wie Cherubini bei dem erſten Hören einer haydnſchen Sinfonie geweint haben ſoll, ſo entbrannte S., als ihm der Genius nahe trat, der ihm zu einer neuen Lebensbahn noch den letzten entſcheidenden Wink geben ſollte. Fortan war die Zeit des ſüßen Spielens mit Tönen, die Zeit des Genügens an tendenzlos hingeſtreuten Reizen der Tonkunſt, an einzeln aufflammenden lyriſchen Ergüſſen, an den leichtfertig geiſtreichen Plaudereien der italien. Buffonerie, es war die Zeit der italien. Oper für S. vorüber. Wie früher der Deutſche, Gluck, ſo machte nun der Römer, S., Ernſt aus der Oper. Er faßte hohe, weltgeſchichtliche Aufgaben, vertiefte ſich in die plaſtiſchen Formen des franz. Drame lyrique und beſchloß, daß ſeine Oper vor Allem u. durchaus Drama ſeyn, dramatiſche Wahrheit haben müſſe. Das erſte Werk, das der neuen Richtung S.'s entſprang, war „Die Veſtalin“, deren Textbuch (von Jouy) vor ihm 3 Komponiſten (Cherubini, Mehul und Boieldieu) zurückgewieſen hatten. Als S. das Werk bei der großen Oper in Paris einreichte, bedurfte es Napoleons ganzen Schuz-

Digitized by Google

zes, damit ſein Werk nur einſtudirt wurde. Die Mitwirkenden zeigten Alle den übelſten Willen, eine Mnſik zu ſtudiren, die höchſt ſchwierig für ſie war, weil ſie ſich von der Art und Weiſe entfernte, wie man zu ſingen gewohnt war. Man verſtand ſie nicht und erklärte ſie für unausführbar, der Komponiſt mußte beſtändig daran ändern, die Proben dauerten ein ganzes Jahr, und die Kopirungskoſten beliefen ſich allein ſchon anf 10,000 Frcs. Am Tage der Aufführung, den 15. Oktbr. 1807, waren daher die Künſtler aufs Höchſte erſtaunt, daß das Publikum dieſe Muſik als ein Meiſterwerk begrüßte, die Melodien, die es nicht verſtand, mit Bewunderung anhörte und mit Entzücken, mit Rührung und Bangigkeit dieſer wunderbaren, mächtigen Tonmalerei folgte. Der Kaiſer, der allein S. beſchützte, hatte glänzend Recht behalten; denn allen Künſtlern zum Trotz beſchenkte er das Publikum mit dieſem Meiſterwerke. S. erwarb dadurch den großen 10jährigen Preis über ſeine Mitbewerber Cherubini, Leſueur, Mehul, Goſſec, Gretry, Berton, Catel, Perſuis, Daleyrac, Paeſiello und Winter, erhielt das Kreuz der Ehrenlegion und wurde zum Direktor der italien. Oper ernannt. Feinde und Neider ſprengten damals aus, daß S. die Partitur ſeiner „Veſtalin" von einem jungen italien. Künſtler geerbt habe, aber dieſe Sage hat keinen Grund u. iſt nur dadurch entſtanden, daß man ſich die plötzliche Entfaltnng eines ſo eminenten Talents nicht zu erklären wußte. Solche plötzliche Entwickelungen ſind aber bei Muſikern nichts Seltenes, wie unter anderen das Beiſpiel Glucks beweiſt, der erſt im Greiſenalter ſeine großen Opern geſchrieben hat. Nachdem S. eine begonnene Oper: „Oreſt", welche eine Lücke zwiſchen den beiden Iphigenien Glucks auszufullen beſtimmt war, unbefriedigt wieder bei Seite gelegt hatte, ging er an die Bearbeitung des „Ferdinand Cortez", der 1809 erſchien, den zur Preisbewerbung geſetzten Termin zwar verſäumte, im Publikum von ganz Europa aber gleiche Anerkennung und Theilnahme bis in die neueſte Zeit erlangte. Mit dieſen beiden Opern, der „Veſtalin" und „Cortez", war der europäiſche Ruhm S.'s, wie auch ſein künſtleriſcher Charakter entſchieden; er konnte ſich befeſtigen, erweitern, nach neuen Seiten hin ausbilden, iſt aber durchaus im konſequenteſten Fortgange derſelbe geblieben, nach ſo verſchiedenen Seiten er ſich auch zu bewähren hatte. Gehen wir auf dieſe beiden Hauptwerke etwas näher ein, ſo finden wir, daß in der „Veſtalin" noch der Einfluß Italiens lebendig iſt, und wenn ſich der Styl im Verlauf des Stückes auch noch reinigt, ſo verrathen doch mannichfache Manieren in der Stimmbehandlung den Komponiſten der heitern Weiſen Italiens. Am meiſten finden wir dieſe Spuren in der Ouvertnre und im erſten Akle, während der zweite u. dritte den mächtigſten Fortſchritt bekundet. Mit außerordentlicher Schärfe finden wir hier die Charaktere umriſſen, mit tiefer Leidenſchaft die Konflikte beſeelt, und endlich in dem großen Duett des Oberprieſters mit Licinius einen Kulminationspunkt der ächten Tragödie. Die Würde des Stoffes wird das ganze Werk hindurch gewahrt; es weht eine großartige treue Lokalfärbung durch alle Situationen, und der heilige Ernſt des Künſtlers feſſelt magiſch auch die äußerſte Frivolität ſeiner Hörer. „Ferdinand Cortez" erweiterte noch um Vieles mehr die an ſich ſchon großen Perſpektiven S.'s. Kann man die Veſtalin noch die tragiſche Oper innerhalb des Zwieſpaltes ſtarrer religiöſer Gebräuche mit der ewigen heiligen Wahrheit der Empfindungen des menſchlichen Herzens nennen, und machte ſich darin noch die Breite der Lyrik, das Vertrautmachen der franz. Manier nnd die Monotonie in der Enge der Handlung geltend, ſo kam im Cortez die Spannung zwiſchen 2 großen Nationalitäten hinzu, der Kampf erhob ſich aus der Sphäre des Individuums zu einem Zwieſpalt der Species, der durch eine poetiſche Löſung in den Gattungsbegriff zu einem äſthetiſch befriedigenden Schluſſe geführt wurde. Meiſterhaft iſt die phantaſievolle, jedoch von allen trivialen Hebeln ferne Schilderung der Nationalitäten im Allgemeinen und ihrer verſchiedenen Trager insbeſondere. Von ſeinen anderweitigen, höchſt verdienſtlichen Thätigkeiten, die S. in jener Periode entwickelte, ſey nur ſo viel erwähnt, daß er als Direktor u. Miteigenthümer der italien. Oper im Odeon durch Vervollkommnung des Sängerperſonals und des Orcheſters daſſelbe zu höherem Glanze erhob, die mozartſchen Opern „Don Juan", „Cosi fan tutte" u. „Figaro", ferner von Paer „Griſelda" und „Camilla" in Scene ſetzte, Konzerte fur ernſte Muſik ſtiftete und leitete, in denen unter Anderem Pergoleſi's Stabat mater, Mozarts Requiem, Sinfonien von Haydn und Sätze aus deſſen „Schöpfung" zur Aufführung gebracht wurden. Unter anderen Einzelheiten ſchrieb er zu Salieri's „Danaiden" ein großes Ballet, 1814 eine Oper „Pelage, ou le roi et la paix", und 1816 im Verein mit Perſuis, Berton und Kreutzer ein Feſtſpiel (Opera ballet) „Les deux rivaux ou les fêtes de Cythère". Endlich trat er mit ſeinem dritten großartigſten Werk, der „Olympia", hervor, welche indeſſen in Paris keinen bedeutenden Erfolg errang, wenigſtens behauptete ſie ſich nicht auf der Bühne, wie ihre Vorgängerinnen, obgleich in ihr daſſelbe Princip, wie in den vorhergehenden zwei Opern, herrſcht und nur noch in höherer Reife erſcheint. In der Olympia hat S. die intenſivſte Aeußerung der in ihm wohnenden Kraft gethan. Kann der Stoff auch kein Fortſchritt genannt werden, ſo trägt die Behandlung doch alle Merkmale eines großen Styls, wie er vielleicht nicht wieder zu finden ſeyn dürfte. Eine Geſtalt wie die Statyra ſteht in ihrer Individualitat einzig da. In dieſem Werke ſind auch die Mittel bis an die äußerſten Grenzſteine des Erlaubten geführt worden, nirgends ſonſt erreicht die tönende Prachtliebe des Meiſters dieſe hohe Würde, ohne die Klarheit u. die anderweitigen Verhältniſſe zu ſchädigen. Der Grund ihrer kühleren Aufnahme liegt darin, daß eben jenes Princip, aus dem die ſpontiniſche Oper hervorgegangen, ſich bei den Franzoſen ausgelebt hatte. Man war Napoleons Siegen und Niederlagen, der kriegeriſchen Herr-

lichkeit, ber gewaltigen Erſchütterungen und Erregungen müde, bie Zeit der Reſtauration wae mit ihren ruhigern, privateren Intereſſen, mit der zeitvertreiblichen Geſchäftigkeit unb den beutlicher in ben Vordergrund getretenen Lüſternheiten auch ein inneres Bedürfniß der ermübeten Nation geworden; ſie bedurfte ber Muſik Roſſinis unb gebar aus dieſer Stimmurig und Zeit heraus die Oper Aubers, die früher zu keiner Geltung hatte kommen können. Im J. 1820 folgte er einem Rufe bes Königs von Preußen als Generalmuſikdirektor und erſter Kapellmeiſter nach Berlin, und hiermit beginnt bie 3. Periobe S.s. In Berlin führte ſich S. 1821 mit ber „Olympia" ein, die er in ſoweit nmgeändert hatte, daß ſie anſtatt mit einer tragiſchen Kataſtrophe mit einer heiteren Friedensfeier ſchloß. Die Oper gewann ſich und ihrem Schöpfer die lebendigſte Bewunderung und erhielt ſich auch in der Folge in dee Gunſt bes Publikums. Im Winter deſſelben Jahres komponirte S. zu Hoffeſten das Feſtſpiel „Lalla Rukh", das er ſpäter in die Oper „Nurmahal", ſeine erſte Feſt- oder Hofoper, umſchuf, welcher nach einer tief eingreifenden Umarbeitung des „Cortez" noch die Zauberoper „Alcibar" (1825) und 1829 „Agnes von Hohenſtaufen" folgten, welche, obgleich ſie einen Reichthum von Trefflichem enthalten, doch keinen Vergleich mit S.s frühern 3 großen Opern aushalten. Außer dieſen Werken entſtanden noch in jener Zeit ein für des Konigs Geburtstag beſtimmtee Feſtmarſch und preußiſcher Volksgeſang, eine 1826 zur Krönung des Kaiſers von Rußland geſchriebene, 1827 in Berlin aufgeführte Feſthymne und viele andere, kleinere Kompoſitionen; auch erſchien im Herbſt 1837 „Agnes von Hohenſtaufen" neu umgearbeitet. An dieſe letzten Arbeiten, namentlich ſeine oben angeführten Hofopern, knüpfte die berliner kritiſche Oppoſition ihren lang ausgeſponnenen Faden. Ohne mit philoſophiſchem Bewußtſeyn zu ergründen, daß der von den Gedanken ſeiner Entwickelung losgeriſſene Meiſter, gleichſam von den Reflexen ſeiner poetiſchen Vergangenheit, die er nur in eigenen Werken fand, in Berlin zehren mußte, warf ſie ſich mit unverſchämten Forderungen an Produktivität auf den alternden Meiſter und verſtimmte die ſpärlicheren Sonnenblicke des Genius im einſamen Studirzimmer durch regelmäßige literariſche Knittelwürfe. Eine längere Gefangnißhaft beſſerte bie Ausdrucksweiſe des Inkulpaten, nicht aber ihn ſelber. Der ſtolze Italiener hatte es frühee verſchmäht, den Köder konventioneller Formen anzuwenden; jetzt hatte er die Folgen zu tragen. Es läßt ſich behaupten, baß in ber nun folgenden Parteibildung der italieniſche Meiſter bie Intelligenz und ihre mildere Stimmung für ſich hatte, der Gegner die Majorität ber Individuen, welche den Beſitz eines ausgezeichneten Talents und bamit verbundener Lebensvortheile für ein Verbrechen an Dummheit und Unfähigkeit halten. Nach welcher Seite der Ausſchlag gegeben werden mußte, konnte ſo nicht zweifelhaft ſeyn. Mit Geſchicklichkeit war die unbillige Art, wie S. ſich die Rivalität webeeſcher Weeke fern gehalten hatte, in ben Streit der Principien gezogen worden, wenn von ſolchen auf Seiten ber Oppoſition überhaupt die Rebe ſeyn konnte; eine Aeußerung: „Sollte der König mich nicht in meinen kontraktlichen Rechten ſchützen, ſo werde ich ben Schutz der Geſetze anrufen", verwickelte ihn noch in einen Hochverraths- und Majeſtätsbeleidigungsprozeß, ber mit Verurtheilung und vollſtändiger Begnadigung ſchloß, abey ſeine Unpopularität vollenbete, ſo daß der Komponiſt der Veſtalin, des Cortez und der Olympia, als er am 3. April 1841 in das Orcheſter der großen Oper trat, um den von ihm hochverehrten Don Juan zu birigiren, vom Publikum wie ein elender Winkelmuſikant ausgepfiffen wurbe. Tief gekrankt und niedergebeugt von Kummer verließ S. 1842 ſeine Aemter und Berlin, um das er ſich hinſichtlich der künſtleriſchen Erhebung unb Vollendung der Muſik doch ſo große Verdienſte erworben, und wo er in mancher Beziehung wahrhaft großartig gehandelt und gewirkt, uuter Anderm mit der Einnahme des ihm jährlich zuſtehenden Koncertes den S.-Fond zur Unterſtützung armer nnd kranker Muſiker gegründet und badurch dem ihm untergebenen Perſonal eine bleibende Pflicht der Dankbarkeit auferlegt hatte. Seitdem lebte er theils in Italien, theils in Paris, in deſſen Nähe er mit ſeiner Gattin, einer Schweſter des berühmten Inſtrumentenbauers Erard, den prachtvollen Landſitz La Muette hare am boulogner Walde bewohnte. Im J. 1847 begann er in Paris ſein reichhaltiges Material zu intereſſanten Denkwürdigkeiten im Verein mit Hektor Berlioz unb einem deutſchen Verehrer zu ordnen, worin ihn jedoch die Revolution unterbrach. Um dieſe Zeit verſchlimmerte ſich ſein ſchon ſeit mehren Jahren leidender Geſundheitszuſtanb zuſehends, ſo wie ſeine geiſtige Verſtimmung durch wachſendes Gehörleiden zunahm. Im Sommer 1850 entſchloß er ſich, nach Italien zu reiſen und wählte ſeinen Geburtsort zu längerem Aufenthalte, hoffend, baß die heimathliche Luft günſtig einwirken werde auf ſein arg verſtörtes Nervenſyſtem. Seine Hoffnungen verwirklichten ſich indeſſen nicht, benn er † ſchon den 14. Januar 1851 zu Jeſi in Folge einer Erkältung, bie er ſich in der Kirche zugezogen hatte. Das Andenken des dahingegangenen Meiſters wurde am 5. Februar in Paris durch eine Todtenfeier in der Kirche de la Madelaine gefeiert. In Berlin fand den 2. März in der königl. Oper die Aufführung der „Veſtalin" als eine ehrende Gedächtnißfeier für den Komponiſten derſelben Statt. — In ſeinem Aeußern zeigte S. bie Merkmale ber Gedanken, die ſeine Seele bewegten. Haltung und Gang waren ſtolz, in ſeiner Direktion lag Majeſtät. Er faßte den Taktſtock nicht an einem Ende, ſondern in der Mitte, wie man meiſtens marmorne Statuen Feldherrenſtäbe tragen ſieht. Die Art und Weiſe ſeiner Leitung des Orcheſters iſt je nach Freundſchaft oder Haß höchſt verſchieden beurtheilt worden; doch ſcheint ſo viel mit Gewißheit geſagt weeden zu können, baß er ſich, mit Ausnaahme der Opern Glucks, Mozarts u. Beethovens, in fremben Partituren ſchwee zurecht fand, aber bei Lei-

tung dieſer und eigener Werke reich war an poetiſchen tiefen Fingerzeigen, welche eben ſo viel ſchlagende Beweiſe für die einzelnen Spieler waren, mit wie viel Planmäßigkeit der Meiſter ſchuf. Weniger Praktiker, war S. durchaus Idealiſt. Ein Spieler von nicht beſonderer Korrektheit fand wohl Gnade in ſeinen Augen, wenn er auf dem Inſtrument „weinen" konnte, während er den fertigen, aber trockenen Handwerksmann verachtete. Sich ſelber konnte S. nie genug thun; daher ſichtete und feilte er bis in ſeine letzten Jahre frühere Werke. — Die Sichtung und Herausgabe von S.'s ſehr bedeutendem und an Denkwürdigkeiten und muſikal. Schätzen reichen Nachlaß hat Hektor Berlioz übernommen.

Sponton (Eſponton), eine Halbpike nach Art der Hellebarde, welche ehedem von den Offizieren der Infanterie in ähnlicher Form, wie ſpäter das Kurzgewehr der Unteroffiziere geführt wurde. Sie kamen nach und nach überall ab, bei den deutſchen Truppen meiſt erſt zu Anfange des 19. Jahrhunderts, indem bei den Offizieren der Degen oder Säbel, bei den Unteroffizieren die Muskete an deren Stelle trat. Auch diente der S., namentlich bei den Venetianern und Malteſern, als Enterwaffe im Seekriege.

Spontonförmig (bot. Term.), ſ. v. a. Hastatus.

Spontoni, Aleſſandro, berühmter ital. Tonkünſtler des 16. Jahrhunderts, von dem jedoch keine Werke mehr vorhanden ſind.

Spoon, nordamerikan. Fluß, V. St., Staat Illinois; fließt von Norden nach Süden und mündet in den Illinois.

Spoonbill (engl., Ornith.), ſ. v. a. weißer Spatelreiher, Platalea Leucorodia *L.*

Spooner, Charles, Kupferſtecher von Dublin, übte in London ſeine Kunſt und hinterließ mehre ſchätzbare Blätter in ſchwarzer Manier. Er arbeitete auch einige Zeit in Dublin, † aber 1767 in London.

Spor (Hüttenw.), ſ. v. a. Spur.

Spora (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Zeitz; 220 Ew.

Spora (bot. Term.), die Spore, der den Samen entſprechende Theil bei kryptogamiſchen Gewächſen, woraus ſich eine neue Pflanze entwickeln kann, der jedoch keinen Keim enthält, demungeachtet aber nicht als bloße Brutknospe betrachtet werden darf.

Sporaceus (bot. Term.), die Spore betreffend, aus Sporen beſtehend: Massa sporaces, die Sporenmaſſe, ein aus vielen gehäuften oder zuſammenhängenden Sporen beſtehendes Häufchen von verſchiedener Geſtalt, z. B. in den einzelnen Zellen der Fäden von Conferva- und Zygnema-Arten. — -sporeus u. -sporus (als Anhängſylben) -ſporig: mono-, tetra-, polysporeus, oder mono-, tetra-, polysporus, ein-, vier-, vielſporig.

Sporaden (Geogr.), ein Theil der Inſeln im ägäiſchen Meer, die um die ſogen. Cykladen liegen. Die Weſt-S. ſind die Inſeln Hydra, Spezzia, Poros, Egina, Kolouri und einige kleinere; die Oſt-S. Souſam-Adaſſi, Nikaria, Patino, Kalamina, Lero nebſt vielen kleinern; die Nord-S. Skiatho, Skopelo, Selidromi, Peleriſſa, Skyro, Pſara und andere kleinere. Bei der neuen Eintheilung Griechenlands waren die S. unter die 2 Nomos Euböa und Cykladen, ſpäterhin wurden ſie unter die Gouvernements Euböa, Karyſtos, Milos, Thira, Syros, Tinos ꝛc. vertheilt; bei der Trennung Griechenlands von der Türkei blieben die Oſt-S. bei letzterm Lande, zu Griechenland kamen die Weſt-S. und Nord-S.

Sporades (a. Geogr.), eine Anzahl im ägäiſchen, kretiſchen und karpathiſchen Meere zerſtreut liegender Inſeln, im Gegenſatz zu den Cykladen, die in einem kleinern Kreiſe um Delos herum lagen.

Sporades (gr., Aſtron.), bei den Alten ſolche Fixſterne, welche von keinem von ihnen gebildeten Sternbilde gerechnet wurden.

Sporadipus (Zoophyt.), nach Brandt, Gattung der Echinodermata Holothurodea *Cuv.*, *Brandt*, der Ordnung der Sternwürmer und der Zunft der Walzenwürmer nach Oken, unter Holothuria *L.* Charakter: zahlreiche über den Körper zerſtreut ſtehende Füßchen; Leib cylindriſch, gleichförmig, mit 20 ſchildförmigen Fühlern. Bekannteſte Arten: 1) S. ualensis *Br.* Sechs Zoll lang, quergerunzelt, die Fühler mit einer Scheide umgeben; Scheiben der Füßchen ſchwarz. Von Martens an der Inſel Ualan gefunden. — 2) S. maculatus *Br.* Einen Fuß lang, fleiſchroth, mit purpurnen ungleichen Flecken; Füßchen fadenförmig; Fühler ohne Scheidenumgebung. An den Benin-Inſeln. — Brandt ſtellt hierher auch die prächtig vielblaue Holothuria peruviana *Lesson*, Cent. zool. pl. XLVI, F. 1.

Sporadiſch (v. Gr.), zerſtreut.

Sporadiſche Krankheit (Sporadicus morbus), ſ. Krankheit.

Sporangidium (bot. Term.), die ſackförmige Innenhaut der Moosbüchſe (ſ. Theca), welche zunächſt die Sporen und das Säulchen einſchließt.

Sporangie (bot. Term.), ſ. v. a. Sporangium. — Sporangiole, ſ. v. a. Sporangiolum.

Sporangiolum (bot. Term.), das Sporenbehälterchen, Sporengehäuschen od. die Sporangiole; einerlei mit Peridiolum 2).

Sporangiophorum (bot. Terminol.), Fruchtträger der Farrnkräuter.

Sporangium (bot. Term.), der Sporenbehälter, das Sporengehäuſe oder die Sporangie, im weitern Sinne jede beſondere Bedeckung oder jeder Behälter, welcher die Sporen in ſich verſchließt, im engern Sinne verſteht man darunter auch nur einen völlig geſchloſſenen Behälter dieſer Art, von zuſammengeſetztzelligem Bau.

Sporapfel (Bot.), 1) ſ. v. a. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*; — 2) ſ. v. a. Mehl-Azerole, Pyrus Aria *L.* — Wilder S., ſ. v. a. Elzbeerbaum, Pyrus torminalis *L.*

Sporbaum (Bot.), ſ. v. a. zahme Ebereſche, Sorbus domestica *L.*

Digitized by Google

Sporbirne (Bot.), ſ. v. a. zahme Eberesche, Sorbus domestica *L.*

Sporbo, norweg. Ort, Norder-Trondhjem, ſüdöſtl. von Beitſtad, am Beitſtad-Fjord.

Sporchen (bot. Term.), ſ. v. a. Sporula.

Sporcke, preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe; 110 Einw.

Sporco (Handelsw.), ſ. v. a. Brutto. Der letztere Ausdruck iſt der im Allgemeinen gebräuchliche, der erſtere kommt nur in einigen Theilen Süddeutſchlands, beſonders aber in Oeſterreich, vor. Im Zollweſen des letzteren Staates unterſcheidet man auch ein äußeres und ein inneres Sporcogewicht. Das erſtere iſt das Bruttogewicht eines Collo inkluſive ſeines äußerſten Umſchlages, das innere dagegen dasjenige, was ſich als Bruttogewicht eines bloß in demſelben verpackten anderweitigen Collo ergibt. Bei vielen Artikeln, z. B. Gewürzen, iſt der Zollſatz auf ein ſolches inneres S. anwendbar.

Spore (bot. Term.), ſ. v. a. Spora. — Sporenerzeugend, ſ. v. a. Sporigenus. — Sporenführend, ſ. v. a. Sporiger. — -ſporig, als Anhängeſylben, ſ. v. a. -sporaceus, -sporus.

Sporeier, Eier, welche von den Hühnern gelegt werden, die der Hahn nicht gekappt hat.

Sporen, 1) (Amphib.), auch Afterſporen, bei einigen Rieſenſchlangen die äußerlich in der Nähe des Afters ſichtbaren Rudimente der Hinterbeine, ſ. Ophidia; — 2) (Floßw.), Waſſerbauten in Floßſtraßen aus Faſchinen, Sand u. ſ. w., haben die Beſtimmung, das Land vor dem einbrechenden Strome zu ſchützen und das Waſſer für die Flößerei zweckmäßig zu leiten, daher ſeinem Laufe eine andere Richtung zu geben, es einzuengen u. ſ. w. Von den Faſchinen-Zugemächen ſind die S. dadurch verſchieden, daß ſie von dem Ufer aus, mit welchem ſie in Verbindung ſtehen, auf eine gewiſſe Länge unter einem Winkel in den Strom hineingehen. Das Ufer wird auf die erforderliche Breite und Tiefe ausgegraben, und die S. werden in das Ufer eingelaſſen, mit Teichpfählen und Flechtgerten verwahrt und dem Lande angeſchloſſen. Wie weit vom Ufer aus der Bau in den Strom hineingehen, ſo wie auch Breite und Richtungslinie müſſen erwogen, und die S. müſſen befeſtigt werden. Von dem bis auf den Waſſerſpiegel auszuhebenden Ufereinſchnitte aus wird eine Faſchine neben die andere mit dem dünnen Ende gegen den Strom ſo eingelegt, daß die eine Hälfte auf dem Ufereinſchnitte und die andere über dem Stromwaſſer herliegt. Darauf kommt in etwas ſchiefer Richtung gegen die erſte eine zweite Faſchinenſchichte, und nach dieſem werden Wurffaſchinen in die Quere gelegt, und ſowohl über dem Waſſer als auf dem Lande mit Teichpfählen genagelt und nachher überkieſt. Die hierauf folgenden Faſchinenlagen (damit auf ähnliche Weiſe verfahrend) werden aber ſo über die untere gelegt, überwurſtet, genagelt, gekieſt, daß das Stammende der Faſchinen auswärts über das Waſſer kommt und die oberen Faſchinenlagen um den ganzen Bau herum immer etwas gegen die untern eingezogen werden, um eine Doſſirung hervorzubringen. — 3) S. Sporn.

Sporenaſt (bot. Term.), ſ. v. a. Sporocladium.

Sporenbällchen (bot. Term.), ſ. v. a. Globalus sporarum.

Sporenbehälter (bot. Term.), ſ. v. a. Sporangium. — Sporenbehälterchen, ſ. v. a. Sporangiolum.

Sporenblaſe (bot. Term.), ſ. v. a. Vesicula sporarum, Vesicula sporidiorum, Sporocysta, Coniocysta.

Sporenblatt (bot. Term.), ſ. v. a. Sporophyllum.

Sporendonema (Bot.), nach Desmazières, Fadenſporling, Fadenpilzgattung. Arten unbedeutend: S. casei *Desm.*, bildet rothe Flecken in kleine Raſen verwebt, auf altem Käſe; S. sebi *Desm.*, bildet braune einfache Flecken in kleinen Raſen auf Talg.

Sporenfrucht (bot. Term.), ſ. v. a. Sporocarpium.

Sporengehäuſe (bot. Term.), ſ. v. a. Sporangium. — Sporengehäuschen, ſ. v. a. Sporangiolum.

Sporenhäufchen (bot. Term.), ſ. v. a. Sorus.

Sporenhaut (bot. Term.), ſ. v. a. Sporodermis.

Sporenkette (Bot.), Algengattung, ſ. v. a. Spermosira *Ktz.*

Sporenkukuk (Ornith.), ſ. v. a. Spornkukuk, Centropus *Ill.*

Sporenmaſſe (bot. Term.), ſ. v. a. Massa sporacea, Massa sporigena.

Sporenpilze (Bot.), ſ. v. a. Staubpilze, Coniomycetes *Fries*, *Juss.*

Sporenſchicht (bot. Term.), ſ. v. a. Hymenium. — Sporenſchichtig, ſ. v. a. Hymeniinus. — Sporenſchichtträger, ſ. v. a. Hymenophorum.

Sporenſchichtboden (bot. Term.), ſ. v. a. Hymenophorum.

Sporenſchimmel (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Sporotrichum *Link.*

Sporenſchlacht (Journée des eperons), Benennung der Schlacht bei Guinegate, weil die überfallnen, ſchnell fliehenden Franzoſen gewiſſermaßen nur mit den, in die Flanken ihrer Pferde ei geſetzten Sporen fochten.

Sporenſchlauch (bot. Term.), ſ. v. a. Ascus, Ascus sporiger.

Sporer (Technol.), zünftige Handwerker, die ſich mit Anfertigung von Sporen, Reitſtangen, Steigbügel u. dergl. beſchäftigen. In den meiſten Städten bilden ſie eine Innung mit den Schloſſern, geben aber ihren wandernden Geſellen ein Geſchenk. Sie lernen ihre Lehrlinge, wenn dieſe Lehrgeld zahlen, in 3 Jahren aus.

Sporer (Biogr.), 1) Hans, Briefmaler, Buchdrucker und wahrſcheinlich auch Formſchneider, Sohn eines gleichnamigen Malers, der 1466 in den Bürgerbüchern zu Nürnberg vorkommt und noch 1472 thätig war, da ſich ſein Sohn zum Unterſchiede den Jungen nannte. S. iſt wahrſcheinlich der Urheber der 2. deutſchen Ausgabe des „Enndtekriſt“ mit Holzſchnitten, eines höchſt ſeltenen xylographiſchen Werkes von 1472, wo-

Digitized by Google

von ſich in München (aus Tegernſee) und in Gotha Exemplare befinden. Das zweite xylographiſche Werk, welches man von ihm kennt, iſt: Ars moriendi (die Kunſt zu ſterben). Zwei Jahre ſpäter gab S. eine „Biblia pauperum“ heraus, die aber nur ſein Zeichen, einen Sporn im Wappenſchilde, enthält, neben einem zweiten Schilde mit drei Zacken, die vielleicht auf andere Theilnahme ſchließen laſſen. Im J. 1487 zog er nach Bamberg und richtete daſelbſt eine Druckerei ein. Das erſte Druckwerk iſt ein „Fiſirbüchlein“, 1487; dann druckte er auch einige deutſche Gedichte und verzierte ſie zum Theil mit Holzſchnitten. Im J. 1494 druckte er ein Spottlied auf das mißlungene Anſuchen des Herzogs Albrecht von Sachſen zum Koadjutor des Biſthums Würzburg und verbreitete daſelbſt durch ein Mädchen mehre Exemplare, welches aber eingezogen wurde. Um der Strafe zu entgehen, welche durch den Biſchof Veit von Bamberg über ihn verhängt werden ſollte, zog S. mit allen ſeinen Effekten nach Erfurt, wo er ſchon 1495 druckte. Er nannte ſich jetzt Hans Buchdrucker von Nürnberg, Johanneſſen Spörer und Hans Sporer, nie mehr Briefmaler. Er war noch um 1510 in Erfurt thätig. — 2) **Bernhard**, Architekt, nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt. Seinen Namen verkündet die Kirche zu Schwaigern in Würtemberg, im germaniſchen Style erbaut.

Spores (a. Geogr.), ſ. Spori.

Spores Naffel (jüd.), baares Geld, klingende Münze.

Spori (a. Geogr.), Geſammtname aller Völker ſlaviſchen Stammes (Procop B. Goth. III, 14).

Sporidesmium (Bot.), nach Link, Bündelſpore, Staubraſen, Gattung der Uredinei Phragmidiacei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia mycetea *L.* Charakter: Sporen dunkel, geringelt, meiſt einen Oeltropfen enthaltend, geſtielt, aufrecht neben einander in Häufchen; Unterlage fehlt oder iſt ſehr undeutlich; Häufchen meiſt oberflächlich oder nur wenig eingeſenkt. Gegen 20 Arten, kleine Häufchen und Raſen, meiſt auf abgeſtorbenem Holze, bildend; als Typus kann betrachtet werden: S. vagum *Nees*, *Corda*, Icon. IV, F. 74. Auf altem Kiefernholz zollbreite und lange, dichte, ſammtartige, ſchwarze, olivengrün ſchillernde Ueberzüge bildend. Die Gattung bildet den Typus der Sporodesmiei, welche nach Fries eine Gruppe der Coneomycetes ausmachen.

Sporidie (bot. Term.), ſ. v. a. Sporidium. — Sporidienbehälter, ſ. v. a. Sporidochium.

Sporidium (bot. Term.), die Sporidie, ein Ausdruck, der theils gleichbedeutend mit „Sporn“ (Spora) überhaupt, theils nur für die Sporen der niedrigern Kryptogamen gebraucht wird.

Sporidochium (bot. Term.), der Sporidienbehälter, ſ. v. a. Peridium, Umſchlag.

Sporigenus (bot. Term.), ſporenerzeugend: Massa sporigena, die Sporen erzeugende Maſſe, ſ. v. a. Sporenmaſſe. S. Sporaceus.

Sporiger (bot. Term.), ſporenführend, Sporen enthaltend: Ascus sporiger, der Sporenſchlauch.

Sporiſorium (Bot.), nach Link, Gattung der Mucedinei genuini *Rchb.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Arten ausländiſch, bekannteſte: S. Sorghi *Link*, in der mehligen Subſtanz der Fruchtknoten von Sorghum vulgare *Pers.* entſtehend und das Samenkorn zerſtörend.

Sporitz, öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Saaz, Herrſch. Rothenhaus; 460 Einw.

Spork (Geogr.), 1) lippe-detm. Bauerſchaft, Amt Detmold; an der Werra; 350 Einw.; — 2) lippe-detm. Dorf, Amt Bracke; 220 Einw.; — 3) preuß. Bauerſchaft, Prov. Weſtphalen, R.-B. Münſter, Kr. Borken; mit dem adeligen Gute Emſing; 600 Einw.

Spork (Biogr.), 1) **Johann, Graf von**, k. k. General der Kavallerie, 1597 zu Delburg in Weſtphalen geboren, wo ſein Vater, ein unbegüterter Edelmann, lebte, wuchs ohne alle Bildung und Erziehung auf, und trat frühzeitig als gemeiner Reiter in die Dienſte Maximilians von Bayern, des Oberhauptes der katholiſchen Ligue. Die erſte Schlacht, in welcher ſein Muth erprobt wurde, war die am weißen Berge (8. Nov. 1620), und wie er ſich hier als ein gemeiner Reiter auszeichnete, ſo that er es ſpäter als kühner und entſchloſſener Parteigänger. Er avancirte durch alle untern Grade und wurde in ſeinem 40. Jahre zum Oberſten befördert. Meiſter im kleinen Krieg, deckte er die Märſche und die Rückzüge des Hauptheeres, beunruhigte dagegen die des Feindes und führte nicht ſelten die glücklichſten Ueberfälle aus. Namentlich that er ſich am 24. Nov. 1643 hervor, wo das franzöſiſch-weimariſche Heer bei Tuttlingen von den ligniſtiſchen überfallen wurde. Ihm wurde an dieſem Tage die Verfolgung der flüchtigen feindlichen Reiterei aufgetragen, und hierbei war er ſo glücklich, mit 1000 Pferden 5 franzöſiſche und eben ſo viel weimariſche Reiterregimenter gefangen zu nehmen. Eben ſo machte ſeine Tapferkeit dem ſieggewohnten Torſtenſon den Sieg bei Jankau 6. März 1645 lange ſtreitig; ſchwer verwundet wurde er hier vom Schlachtfelde fortgetragen, doch nach kurzer Zeit war er geheilt und erſchien wieder in den Reihen der Kämpfenden. Nur der Waffenſtillſtand, den Maximilian von Bayern trotz des Bündniſſes mit dem Kaiſer mit deſſen Feinden ſchloß, ſollte ihn aus ſeiner gewohnten Thätigkeit bringen. Die Friedensruhe ſchien aber dem Oberſten S. unerträglich, und in Gemeinſchaft ſeiner treuen Waffengefährten Johann von Wart und anderer Kriegsoberſten faßte er den Entſchluß, einen Theil der bayeriſchen Truppen für die kaiſerlichen Dienſte zu gewinnen und mit denſelben zu Ferdinand III. überzugehen. Das Komplott wurde indeſſen entdeckt, und nur durch ſchnelle Flucht ins kaiſerliche Lager konnten ſich die dabei betheiligten höheren Offiziere retten. Der Kurfürſt kündigte jedoch nach kurzer Dauer den Waffenſtillſtand auf, und S., der nunmehr als General in kaiſerlichen Dienſten ſtand, fand noch in dem Feldzuge von 1647 bei Vertreibung der Schweden aus Bayern oftmals Gelegenheit,

den ſchwerbeleidigten Kurfürſten zu verſöhnen. Noch vor Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens wurde S. in den Freiherrnſtand erhoben. Zehn Jahre darauf bot ihm der Krieg Karls XI. gegen Dänemark, in welchem Oeſterreich den Dänen ein Hülfscorps zuſandte, neue Gelegenheit dar, ſich Lorbeeren zu erwerben. Der Friede von Oliva endigte 1660 dieſen Krieg im Norden, allein im Süden entſpann ſich ein neuer Kampf zwiſchen Oeſterreich und der Pforte, an welchem der nun zum F.-M.-L. ernannte Freiherr von S. thätigen Theil nahm. Der Großvezier Achmed Köprili erfocht am 7. Auguſt 1663 bei Barkan einen Sieg und verſuchte ein Jahr darauf das neu verſtärkte chriſtliche Heer in der Schlacht von St. Gotthardt (1. Aug. 1664) abermals zu vernichten. S. beſtand hier an der Spitze von 2 Reiterregimentern einen hartnäckigen Kampf gegen die türkiſche Kavallerie und hatte den weſentlichſten Antheil an dem Gewinnen der Schlacht. Er wurde wegen ſeiner geleiſteten Dienſte in den Grafenſtand erhoben, zum General der Kavallerie ernannt und erhielt den Oberbefehl über die im öſterreichiſchen Ungarn ſtehenden Truppen. Der Aufſtand der mißvergnügten Großen, welchen er hier dämpfen ſollte, erforderte ſehr ernſtliche Maßregeln. S. beſchloß ſogleich, die vereinzelten Heerhaufen der verſchworenen Magnaten anzufallen und aufzureiben, und dies gelang ihm ſo vollkommen, daß in kurzer Zeit die Kräfte der Aufrührer gebrochen waren. Im J. 1674 wurde Graf S. vom Kaiſer Leopold nach den Niederlanden berufen, um den Grafen Souches in dem Befehl über die kaiſerlichen Truppen abzulöſen. Nach der Eroberung von Dinant ſchloß er ſich an das von Montecuculi befehligte Heer an, welches 1675 Türenne am Rhein gegenüber ſtand. Nach dieſem Feldzuge, welcher auch der letzte Montecuculis war, bat S., nunmehr ein 78jähriger Greis, um ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſeine Güter in Böhmen zurück. Hier ſtarb er 6. Auguſt 1679 und hinterließ 2 Söhne und 2 Töchter. Stets vom Glück begünſtigt und mit kühnem Muth begabt, war S. mit ganzer Seele Kavalleriſt und bat auch einſt den Kaiſer, keine andern Truppen als Reiterei zu unterhalten. Er war des Leſens und Schreibens unkundig und hatte außer dem Kavalleriedienſt nichts gelernt. Erſt im ſpäten Alter lernte er ſeinen Namen ſchreiben und ſetzte dabei ſtets den Grafen hinter S. (S., Graf) weil der Graf erſt ſpäter zu ſeinem Namen gekommen. Vor der Türkenſchlacht von St. Gotthardt betete er laut und im Angeſicht ſeiner Truppen auf die Kniee niedergeworfen und mit entblößtem Haupte: „Allmächtigſter Generaliſſimus dort oben, willſt du uns, deinen chriſtgläubigen Kindern, heute nicht helfen, ſo hilf nur wenigſtens dort den Türkenhunden nicht, und du ſollſt deinen Spaß haben.“ — 2) (**Spörken**), **Franz Anton, Reichsgraf von**, ein eifriger Beförderer der Muſik und in der Geſchichte bekannt als Verpflanzer des Waldhorns nach Deutſchlands, geb. zu Liſſa 1662, † daſelbſt 1738. — 3) **Johann Rudolph, Graf von**, Biſchof von Adrat und Suffragan des Erzbiſchofs von Prag, war ein ſehr guter Zeichner. Er zeichnete Darſtellungen aus der Bibel, Legende und Mythe, Bildniſſe, Genrebilder, Landſchaften, Thiere, architektoniſche Anſichten, Statuen, Münzen, Wappen ꝛc., theils mit der Feder, theils in Tuſch, von denen in der Bibliothek des Stiftes Strahow zu Prag 7 Bände ſich befinden. S. † 1759 im Stifte zu St. Nikolas, welches er mehre Jahre nach ſeiner Erblindung bewohnte.

Sporkeln (Bot.), auch **Laub-Laubpflanzen**, 9. Zunft der 9. Klaſſe des oken'ſchen Pflanzenſyſtems, die Rauwolfien und Strychneen anderer Syſteme enthaltend. **Allgem. Charakter:** Bälge verwachſen und fleiſchig, oft einer verkümmert, mit wenigen unbehaarten Samen, Kelch und Blume fünfſpaltig und gedreht, mit 5 getrennten Staubfäden. Meiſt Bäume mit Milchſaft in heißen Ländern, ganzen Gegenblättern und ſtraußartigen, regelmäßigen Blüthen; Beutel zweifächerig, längs klaffend mit körnigem Staub; meiſtens nur ein Griffel auf einer Pflaume oder Beere mit dem Samen am Rande; Keim grad im Eiweiß, mit dem Würzelchen gegen den Nabel. — **Eintheilung.** A. Pflaume, einſamig. Rauwolfien. a) Zwei Pflaumen getrennt, beerenartig, klein und mehrſamig. **Gattung:** Alyxia. — b) Pflaumen verwachſen oder eine verkümmert, nußartig. **Gattungen:** Ophioxylon, Cerbera. — B. Beeren, Strychneen. c) Wenig Samen an einem Mittelkuchen. **Gattungen:** Carissa, Strychnos, Ignatia, Willughbeia, Hancornia. — Vgl. **Oken**, Allgem. Naturgeſch., Bd. III, S. 1040 f.

Sporkort, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. **Lennep**; 110 Einw.

Sporledera (Bot.), nach **Hampe**, Laubmoosgattung, ſ. v. a. Bruchia *Schwaegr.*

Sporlivoi, Vorgebirg, ſ. **Nowaja-Semlja**.

Spor maggiore, öſterr. Pfarrdorf, Tyrol, Kr. Trient, Ldgr. **Mezzolombardo**, auf dem Nonsberge. In der Nähe **Spor minore**, mit Kuratie.

Sporn, 1) Werkzeug, welches der Reiter am Fuße befeſtigt, um damit das Pferd in die Seite zu ſtoßen und es ſo zum ſchnellern Laufe anzutreiben oder für Fehler zu ſtrafen. Der S. beſteht aus einem Bügel (**Sporenbügel**), in dem der Theil des Stiefels, zunächſt über dem Abſatz gelegen, paßt. Bei der einfachſten Art Sporen befindet ſich hinten an dieſem Bügel ein ſpitziger Dorn, doch gewöhnlich ſtatt deſſelben eine kleine **Stange**, welche gerade oder etwas gebogen, bisweilen auch in Geſtalt eines S gebogen iſt (Schwanenhals). Am äußerſten Ende iſt dieſe Stange geſpalten und eine kleine ſcharfe oder gezahnte Scheibe beweglich in dem Spalte befeſtigt. Man hat zwei Hauptarten Sporen, nämlich **Anſchnallſporen** und **Schraubſporen**. Die erſteren werden mit 2 Riemen (**Spornriemen**) am Fuße befeſtigt, der eine Riemen, welcher an beiden Enden des Bügels befeſtigt iſt, geht von dem Abſatze des Stiefels unter der Sohle hinweg, der andere Riemen, welcher an der inneren Seite des Spornbügels befeſtigt iſt, geht über die Fußbeuge hinweg, wo er etwas breiter iſt, und

Digitized by Google

wird mit einer an der äußeren Seite befindlichen Schnalle zugeſchnallt. Damit der S. nicht von dem Stiefel hinabrutſche, iſt ein kleines ſchmales, aber dickes Stück Leder (Sporntrãger, Spornhalter) hinten an den Stiefeln gleich über dem Abſatze angenäht. Bei den Schraubſporen ſind die Enden des Bügels mit einem kleinen Loche verſehen, in welches eine Schraube paßt, mit der ſie zu beiden Seiten des Abſatzes feſt an den Abſatz geſchraubt werden. Auch hat man Schraubeſporen, bei welchen die Stangen in ein Oehe des Bügels geſteckt u. mittelſt einer Feder darin feſtgehalten wird, damit man für gewöhnlich nicht von den Sporen inkommodirt wird und doch auch die Bügel für immer angeſchraubt laſſen kann. Man macht die Sporen von Eiſen und dann häufig mit Zinn plattirt, von Stahl, Meſſing, Argentan oder Silber. Die Sporen der Alten (lat. Calcaria) waren einfache, eiſeene Spitzen, die bei den Rittern vielleicht gleich an die metallenen Fußbekleidungen angefügt waren. — 2) (Schiffb.) Große hölzerne Klötze, mit einer 4eckigen Vertiefung, in welcher der untere Theil der Maſten ſteht; — 3) (Bauk.), ſ. v. a. Strebepfeiler; — 4) bei Brücken eine Art Eisbäume; —5) (Maſchinenw.), eiſerner Beſchlag am Kopfe der Stampfen; — 6) (Waſſerb.), ſchmaler Einbau, welcher vom Ufer in den Strom gemacht wird; — 7) (Jagdw.), ſ. v. a. Afterklauen; — 8) (Zool.), ſ. v. a. Calcar, im Allgemeinen jedes auffallende Anhängſel an den Extremitäten, namentlich den hinteren der Wirbelthiere. Unter den Säugethieren erſcheint ein S. bloß bei den Monotremen und zwar als ein durchbohrter Stachel, welcher auf einem platten, ſcheibenförmigen Knochen ſitzt, der von einem anſehnlichen, überzähligen (neunten) runden Wurzelknochen des Hinterfußes getragen wird. In der Klaſſe der Vögel ſind Sporen häufiger u. zwar nicht bloß an den hinteren, ſondern auch an den vorderen Extremitäten, wie bei Charadrius spinosus, Puera jacana und Palamedea cornuta, wo an der Grundfläche des Mittelhandknochens ein anſehnlicher, ſtarker ſtachelartiger Knochenvorſprung ſich befindet, der äußerlich mit nagelartiger Oberhaut bekleidet iſt. Bei den beiden erſten Vögeln iſt der S. gerade, bei Palamedea, wo ſich am untern Ende des Knochens noch ein kleiner S. findet, nach unten gekrümmt und ſcharf. Eine Andeutung des S.s kommt auch noch bei faſt ſämmtlichen Arten von Charadrius und Scolopax, bei Anas bernicla, marila, penelope, bei Cygnus und bei Anser policaris vor. Meckel hält dieſen Knochenvorſprung für das Rudiment eines Daumenmittelhandknochens. An den hinteren Extremitäten ſind namentlich einige Hühnervögel (Lophophorus, Aegus, Phasianus, Gallus, Alector, Pavo, Polyplilecteon, Meleagris, Perdix) durch Sporen ausgezeichnet, die nach oben und innen gerichtet und ſpitz ſind und im vollkommenen Zuſtande Verlängerungen des Mittelfußwurzelknochens ſind. Dieſe Sporen, die auch mit horniger Haut überzogen ſind (Wagler vergleicht ſie den Hörnern der kavlkoenen Wiederkäuer), gehören bei dieſen Vögeln eigentlich nur dem männlichen Geſchlechte an und ſind nur in manchen Arten auch beim Weibchen als Rudimente angedeutet, können ſich jedoch im Alter auch noch mehr entwickeln. Meiſt ſind die Sporen nur einfach vorhanden, bei Polyplectron bicalcaratum, spadiceum und ceylonense aber doppelt u. bei dem erſteren ſogar häufig an einem, ſeltener an beiden Fußen, dreifach, und zwar iſt der dritte S. immer mit einem der beiden andern, die über einander ſtehen, an der Grundfläche verbunden. — Noch werden bei den Vögeln S. die auffallend langen und geraden Nägel der Hinterzehen genannt, wie bei Centropus, Plectrophanes und oft auch bei Alauda. Endlich werden bei den Peropoden oder Stummelfüßen unter den euryſtomen Schlangen die in der Nähe des Afters hängenden Rudimente von Hinterextremitäten S. (Afterſporen) genannt. — Auch bei den Wirbelloſen wird manchmal der Ausdruck S. für appendikuläre Organe gebraucht, namentlich dann, wenn ſie am Hinterende des Leibes vorkommen und vorzugsweiſe eine gerade Richtung haben. — 9) (bot. Term.), ſ. v. a. Calcar. — Spornlos, ſ. v. a. Ecalcaratus.

Sporn (Mollusk.), ſ. v. a. Turbo Calcar *Chemnitz* V, T. 164, F. 1552.

Sporn, Orden zum goldnen, ſ. Goldner Sporn.

Spornammer (Ornith.), ſ. v. a. großer Bergfink, Emberiza lapponica *L.*, ſ. Ammer.

Spornblatt (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Kenteophyllam *Neck.*

Spornblume (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Centheantus *Dec.*

Spornblumen (pharm. Bot.), ſ. v. a. Flores Consolidae majoris, ſ. Delphinium Consolida *L.*

Sporneuten (Ornith.), nach Oken, Abtheil. der Gatt Anas *L.*, ſ. Ente.

Sporner (Ornith.), Untergatt. von Emberiza *L.*, ſ. v. a. Plecteophanes *Meyer*, welche die Emberizae calcaratae (ſ. Ammer), enthält.

Spornfink (Ornith.), ſ. v. a. Emberiza lapponica *L.*, ſ. Ammer.

Spornflügler (Ornith.), Vögelgatt., ſ. v. a. Parra *L.*

Spornfuß (Ornith.), ſ. v. a. Spornkukuk, Centeopus *Ill.*

Spornhalter, ſ. Sporn 1).

Spornhau (Spornhawa, Spernhau), öſterr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Olmutz, Herrſch. Goldenſtein; 630 Einw.

Spornitz, mecklenb.-ſchweriner Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Neuſtadt; 850 Einw.

Spornkitzlich, vom Pferde, wenn es gegen den Sporn vorzüglich empfindlich iſt.

Spornkukuk (Ornith.), Klettervögelgatt, ſ. v. a. Centeopus *Illig.*

Spornleder, 1) ſ. v. a. Spornriemen; — 2) ſ. v. a. Spoenträger 1).

Spornorden, ſ. Goldner Sporn.

Spornrad (Herald.), ſ. Rad.

Spornragen (Bot.), nach Oken, Pflanzengatt., ſ. v. a. Orchis *L.*

Spornriemen, ſ. Sporn 1).

Spornſchnecke (Mollusk.), Schneckengatt., ſ. v. a. Calcar *Montf.*

Digitized by Google

Spornſtätig (Spornſchen), von Pferden, welche ſtätig werden, wenn man ſie mit den Sporen ſtößt und wenn ſie die Annäherung derſelben merken.

Spornſtich (Bot.), ſ. v. a. gelbe Kreuzwurz, Galium Cruciata *Scop.*

Spornträger, ſ. Sporn 1).

Spornvogel (Ornith.), ſ. v. a. Polyplectron *Temm*, Untergatt von Pavo *L.*

Sporobolus (Bot.), nach R. Brown, Pflanzengatt. Arten unter Bilſa.

Sporocadus (Bot.), nach Corda, Gatt. der Tubercularii Stilbosporei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes .. Charakter: Sporen einzeln, mit Querwänden, hervorbrechend; Perithecium eingeſenkt oder nicht eingeſenkt, faſt lederartig, am Scheitel mit einem Loche oder unregelmäßig ſich öffnend. Kleine, meiſt auf abgeſtorbenen Pflanzentheilen punktförmige, geſellige Häufchen bildende Warzenpilze; von 6 Arten bekannteſte: S. herbarum *Corda*, Icon. III, 23, Taf. IV, Fig. 63 Sporen länglich, braun, in der Mitte zuſammengeſchnürt. Auf trockenen Stengeln der Campanula Trachelium *L.* und anderer Pflanzen.

Sporocarpium (bot. Term.), die Sporenfrucht oder Keimfrucht, der geſammte Fruchtapparat der kryptogamiſchen Gewächſe, d. h. Alles, was der Frucht (im weitern Sinne) bei den Phanerogamen entſpricht..

Sporocephalium (Bot.), nach Chevallier, Pilzgatt, ſ. v. a. Haplotrichum *Link.*

Sporocephalum (Bot.), nach Chevallier, Untergatt. von Botrytis *Link*, *Persoon.*

Sporochnoideä (Bot.), ſ. Sprochnus.

Sporochnus (Bot.), nach Agardh, Pinſeltang, Schorſtang, Gatt. der Pyceae Sporochnoideae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: fadenförmig od. flach; Früchte ſehr klein, mit keulenförmigen, gegliederten, koncentriſchen und andern kleinen, runden Körperchen erfüllt, außen einen Büſchel von pinſelartigen Faſern tragend. Meergewächſe mit gegliederten und gabeltheiligen, knorpeligen, harten Stengeln und Verzweigungen; bekannteſte Arten: 1) S. pedunculatus *Lamourx.* Spannenlang, borſtendick, gelblich-braun. In der Nordſee, bei Helgoland. Grev, Alg. Brit. 41, Taf. 6. — 2) S. aculeatus *Ag.*, Desmarestia aculecta *Lamourx.* Gelb-olivengrün, trocken ſchwarzbraun, am Grunde holzig und ſtärker als eine Rabenfeder, 2—3 Fuß lang; Aeſte am Rand mit abwechſelnden, 1—2 Linien langen Dornen. Häufig in der Nordſee und an vielen Küſten des atlantiſchen Oceans. Findet ſich unter dem Wurmmoos, Helminthochorton. Grev., Alg. Brit., T. 5, Fig. 2 u. 3. — S. rhizodes *Ag.*, ſ. v. a. Stilephora rhizodes *J. Ag.* Die Gatt. iſt der Typus der Sporochnoideae, welche eine Untergruppe der Phyceae Chordarieae *Rchb.*, *Rabenh.* bilden und ſich durch das ſtielrunde oder flache, ſolide, parenchymatiſche Lager und durch die in Fruchtböden vereinigten, meiſt mit zahlreichen Fruchtfäden untermiſchten Sporen charakteriſirt. Aus der deutſchen Flora gehören die Gattungen Lichina, Arthrocladia, Sporochnus und Desmarestia zu dieſer Untergruppe.

Sporocladium (bot. Term.), der Sporenaſt od. ſporenführende Aſt, ein Aſt des ſtengelförmigen Algenlagers, welcher (meiſt zur letzten Verzweigung gehörig), die Sporen oder Sporenbällchen [ſ. Globulus 2)] in ſeiner Subſtanz (gewöhnlich reihenweiſe) eingeſenkt trägt, z. B. bei Rhodomela subfusca und Polysiphonia fastigiata.

Sporocybe (Bot.). nach Fries, Sternkopf, Gatt. der Mucorini genuini *Rchb.*, *Rabenh.*, Crytogamia Mycetes *L.* Charakter: Flocken (Stiele) pfriemlich, feſt, ohne Querwände, aus Längsfäden gebildet, an der Spitze mit einem aus einfachen Sporen gebildeten Kopfe. Von 3 deutſchen Arten bekannteſte: S. Resinae *Fries.* Raſen ſchwarz, unregelmäßig verbreiter. An harzreichen Stämmen der Nadelhölzer ſehr häufig. Perſ., Myc. europ I, 67.

Sporocysta (bot. Term.), die Sporenblaſe, ſ. v. a. Conioeysta.

Sporodermis (bot. Term.), die Sporenhaut, die der Spore eigenthümlich zukommende Bedeckung, welche den Inhalt oder den Sporenkern umgibt.

Sporodermium (Bot.), nach Link, Bauchpilzgatt. Arten unbedeutend.

Sporodesmiei (Bot.), nach Fries, ſ. Sporidesmium *Link.*

Sporodinia (Bot.), nach Link, Gatt. der Mucorini genuini *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Sporangie häutig, umſchnitten, mit großer Centralſäule. Von 3 Arten iſt zu bemerken: S. grandis *Link*, Obs. I, 14, F. 15. Auf faulenden Pilzen.

Sporodum (Bot.), nach Corda, Gatt. der Mucedinei Sepedoniei *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Einzige Art: S. conopleoides *Corda*, Icon. I, 16, Taf. IV, Fig. 247. Auf faulenden Grasblättern in Sümpfen.

Sporomycetes (Bot.), nach Wallroth, ſ. v. a. Staubpilze, Coniomycetes *Juss.*

Sporophlöum (Bot.), nach Link, Gatt. der Mucedinei genuini *Rchb.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Arten unbedeutend.

Sporophorum (Bot.), nach Link, ſ. v. a. Spermophorum, Samenträger.

Sporophyllum (bot. Term.), das Sporenblatt, dünner blattähnlicher Abſchnitt od. Zipfel des Lagers mancher Algen, welchem die Sporen und Sporenbläschen (ſ. Globulus, 2) haufen- oder reihenweiſe eingeſenkt ſind, z. B. bei Delesseria sanguinea, D. Plocamium und Oneillia elegans. Es iſt nichts weiter als ein zuſammengeflachter Sporenaſt (Sporocladium).

Sporotamium (bot. Terminol.), der Schlauch- oder Keimboden, ſ. v. a. Hypothecium.

Sporotheca (Bot.). nach Corda, Gatt. der Sphaeriacei genuini *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Einzige Art: S. Carpini *Corda* in *Sturm* III, Heft 9, S. 113, Taf. 53. Auf abgeſtorbenen Aeſten von Carpinus Betulus *L.*, im Herbſte, ſelten.

Sporotrichei (Bot.), nach Corda, ſ. Sporotrichum *Link*.

Sporotrichum (Bot.), I. nach Link, Sporenſchimmel, Staubſchimmel, Gatt. der Mucedinei Sporotrichei *Rabenh.*, *Corda*, Cryptogamis Mycethes *L.* Charaktee: Flocken veräſtelt, verwebt, mit Querwänden, zerfließlich; Sporen einfach, aufgeſtreut. Arten zahlreich; bekannteſte: 1) fructigenum *Link*, Aleurisma macrosporum *Link*, Fruchtſporenſchimmel. Bildet umſchriebene, konvere, weiße Raſen mit großen, runden Samen auf Kirſchen, Himbeeren und andern Früchten, welche dadurch verdorben werden. Perſ., Observ., Taf. I, Fig. 7. — 2) S. vesicarum *Link*, Blaſenſporenſchimmel. Beſteht aus liegenden Flocken mit roſenrothen Samen, auf den Blaſen, womit man Eingemachtes zubindet. Link, Observ. II. 36. — 3) S. parietinum *Link*, Wandſporenſchimmel. Beſteht aus dunnen, zerſtreuten Floken mit runden, ſchwarzen Samen auf friſch geweißten Wänden. — 4) S. collae *Link*, Collarium algeospermum *Link*. Kleiſter-Sporenſchimmel. Bildet dicke Ueberzüge von gelblichen, geringelten verſchlungenen Fäden, mit ſchwarzen Staubklümpchen, auf trockenem Kleiſter; die Flocken zwei Linien lang. Nees, Pilze, Fig. 42. — 5) S. albuminis *Link*. In dem Eiweiße längere Zeit aufbewahrter Eier ſich bildend. Man glaubt auch in den Schwämmchen der Mundhöhle der Menſchen neuerdings eine Art entdeckt zu haben. Die Gatt. bildet den Typus der Sporotrichei *Corda*, (ſ. Mucedinei). — II. Nach Sprengel, Schimmelgatt., ſ. v. a. Gonytrichum *Nees*.

Sporſchil, Johann, Schriftſteller, 1800 zu Brünn geboren, ſtudirte zu Wien die Rechte, ging 1827 nach Leipzig, übernahm 1832 die Redaktion des „Literariſchen Wochenblattes", der in Braunſchweig erſcheinenden „Deutſchen Nationalzeitung", kehrte jedoch ſchon im folgenden Jahre nach Leipzig zurück. Schrieb: Wallenſtein, ein biographiſcher Verſuch, Leipz. 1828. — Die Geſchichte der Julirevolution, daſ. 1830 (auch in das Schwediſche überſetzt); — Die allgemeine Volksbewaffnung, daſ. 1831; — Bemerkungen über den ſächſ. Konſtitutionsentwurf, daſ. 1831; — Bemerkungen über die ſächſ. Konſtitution, daſ. 1832; — Vollſtändiges engl. Taſchenwörterbuch, daſ. 1834; — Die Kaiſerchronik, Braunſchw. 1843; — Geſchichte der Kreuzzüge, daſ. 1844, u. v. a. Außerdem lieferte er eine Menge Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen.

Sporſtein (Hüttenk.), ſ. v. a. Spurſtein.

Sportelbrüder (Sportulantes fratres), 1) alte Benennung der Geiſtlichen überhaupt, weil ſie die Sportulae, d. h. freiwilligen Gaben der Gemeinde an die Kirche, einſammelten; — 2) ſ. v. a. Oblationarii. Vgl. G. K. Claudius, Hist. fratrum sportulantium, Frankf. 1724.

Sporteln (Sportulae, Rechtsw.), auch Taxen, ſ. v. a. Amtsgebühren. Man verſteht unter S. die durch irgend eine gerichtliche Procedur erwachſenden Unkoſten. Es gilt bekanntlich faſt überall der Grundſatz, daß der Staat ſeine Gerichtsbarkeit regelmäßig nicht unentgeltlich, ſondern nur gegen Erſtattung gewiſſer geſetzlich feſtgeſtellter Gebühren auszuüben habe. Im Civilprozeß hat dieſe Gebühren (die eben S. heißen) meiſtens der Extrahent zu verlegen und derjenige zu tragen, beziehungsweiſe zu erſetzen, durch deſſen bewieſene Culpa der Rechtsſtreit veranlaßt wurde. Die Koſten des Kriminalprozeſſes trägt Derjenige, welcher durch ſeine Handlung ein Vorſchreiten des Gerichtes veranlaßte. Die S. werden, wie ſchon erwähnt, nach einer geſetzlich feſtgeſtellten Norm, der ſog. „Sporteltaxe" berechnet, und das Anſetzen der S. ſelbſt bezeichnet man durch den Ausdruck „ſportuliren". Die unmäßige Höhe der Sportelanſätze für einzelne Handlungen der Gerichte in den meiſten Sporteltaxen der deutſchen Staaten erſchwert die Rechtsverfolgung ungemein und iſt einer der Grundſchaden unſeres heutigen Gerichtsweſens. Man ging bei Entwerfung der Sporteltaxen faſt überall von dem Grundſatz aus, die Gerichte müßten nicht nur ſich ſelbſt unterhalten, ſondern dem Staate auch noch zu einer reichlichen Erwerbsquelle dienen. Dieſes unſittliche Princip, welches das Recht zu einem Handelsobjekt macht, hat unendlich viel geſchadet und nicht ſelten alles Vertrauen auf die richterliche Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit mit der Wurzel ausgerottet.

Sportula (Körbchen, röm. Alterth.), 1) für die regelmäßigen Aufwartungen bei dem Patron empfing der Klient eine S., und zwar beſtand dieſelbe in Speiſen, welche in Körbchen verabreicht und im Hauſe des Patrons verzehrt wurden. Dieſe Sitte wurde aber bald als unbequem abgeſchafft und dafür zu Nero's Zeit ein Geldgeſchenk eingeführt. Domitian richtete die Speiſung wieder ein; nach ihm aber kamen die Geldſporteln wieder auf. Der Betrag derſelben war verſchieden, gewöhnlich 25 Aſſe. Die S. wurde Abends zur Zeit der Mahlzeit im Atrium oder Veſtibulum von Denen abgeholt, die früh dazu eingeladen worden waren. Wer nicht früh Morgens ſeine Aufwartung gemacht oder ſonſtige Klientendienſte gethan hatte, erhielt nichts. — 2) Austheilung überhaupt, z. B. an die Mitglieder einer Korporation, ſ. Sportelbrüder; — 3) die von den Konſuln der Kaiſerzeit bei dem Amtsantritt und andern feſtlichen Gelegenheiten gemachten Geldaustheilungen; — 4) Sportulae Decurionum, die Eintrittsgelder der neuen Municipalſenatoren. Als Gerichtsgebühren gab es weder in der republikaniſchen Periode Roms noch in den erſten 4. Jahrh. der Kaiſerzeit Sporteln, da die Juſtiz unentgeldlich war.

Sportula (bot. Term.), das Sporchen, die Sporule, ſ. v. a. Sporidium.

Spotico (Deſpotiko) griech. Eiland, ſüdweſtlich von Antiparo, im ägäiſchen Meer; bildet den Hafen von Antiparos und wird von da aus im Sommer mit kleinen Heerden beſucht; früher bewohnt, jetzt wüſt; Spuren alter Bauwerke.

Spotland (Geogr.), 1) Further-S., brit. Ort, England, Grafſch. Lancaſter, nordweſtl. von Rochdale; — 2) (Reater-Sida), Ort daſ.; beide zuſammen mit 15,000 Einw.

Spotorno, ital. Ort, Königr. Sardinien, Pr. Genua, ſüdweſtl. von Savona, an der Küſte,

Digitized by Google

Spotsſpieker, ſ. Spieker.

Spotſylvana, nordamerikan. Grafſchaft, V.-St., Staat Virginia; 1820: 14,250, 1830: 15,230, 1840: 15,160 Einw.

Spott (Pſych.), jeder einen Andern lächerlich machende Scherz, der daher immer mit etwas Beißendem vermiſcht u. gewöhnlich beleidigend iſt. Man unterſcheidet einen gröbern u. einen feinern S.; letzterer pflegt ſich in der Form der Ironie (ſ. d.) geltend zu machen. Wird die Neigung zum S. im Menſchen vorherrſchend, ſo entſteht die Spottſucht, die immer etwas Verwerfliches an ſich hat, da ſie ſich auch auf das Unſchuldigſte und ſelbſt auf das Heilige zu erſtrecken pflegt.

Spottdroſſel (Ornith.), ſ. v. a. Turdus polyglottus *L.*

Spotten, 1) Spott ausdrücken; — 2) eine ernſthafte und ehrwürdige Sache zum Scherze mißbrauchen; — 3) ſ. v. a. Scherzen.

Spottforth, brit. Kirchſpiel, England, Weſt-Riding der Grafſch. York, weſtl. von York; 3140 Einw.

Spottgedicht, 1) (Spottlied), ſ. v. a. Silen, vgl. Satyre; — 2) ſ. Pasquill.

Spottmünzen, Schaumünzen, um Perſonen, hiſtor. Begebenheiten oder gewiſſe Zuſtände und Verhältniſſe lächerlich zu machen; dahin gehören beſonders viele niederländ. Jetons aus der Zeit des Aufſtandes der Niederlande gegen Spanien, dann holländ. Jetons während des 7jährigen Krieges, von denen mehre ſehr obſcön ſind, vorzüglich aber viele engliſche Tokens in der erſten franz. Revolution und den Parteiungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die S. kommen in allen Metallen, die engliſchen und nordamerikaniſchen aber meiſt nur in Kupfer vor.

Spottnatter (Amphib.), ſ. v. a. Coluber nasutus.

Spottvogel (Ornith.), 1) gemeiner, gelber, ſ. v. a. Gartenlaubvogel, Motacilla hypolais *L.*; — 2) grauer, ſ. v. a. Gartengrasmücke, Motacilla hortensis *L.*; — 3) Rohrſpottvogel, ſ. v. a. Teichrohrſänger, Motacilla arundinacea *Gmel.*

Spouth-Washing (Schafz.), jene Art der Schafwäſche, deren man ſich in Ermangelung fließenden Waſſers bedient. Sie beſteht darin, daß die Schafe unter eine Pumpe gebracht werden, aus der eine ſtarke Douche auf ſie herabſtrömt. Wo das Waſſer zu hart iſt, macht man es durch einen reichlichen Zuſatz von Soda weich.

Spoy, franz. Dorf, Dep. Aube, Bez. Bar-ſur-Aube; Glashütte; 800 Einw.

S. P. Q. R., Abkürzung für Senatus populusque romanus (ſ. d.).

Sprachähnlichkeit, ſ. v. a. Analogie.

Sprachatlas, Ueberſicht der Sprachen, wie ſie nach ihrer Stammverwandtſchaft zuſammengehören, entweder tabellariſch, oder auch als Landkarte aufgenommen, wo dann ſtatt der ſtatiſtiſchen Grenzen die Bezeichnungen eintreten, wie weit ſich ein Sprachſtamm verbreitet hat. Es gibt deren von Klaproth, Balbi u. A.

Sprachbote, der Altgeſelle, wenn er bei Zuſammenkünften die Verhandlungen leitet, und wenn eingewanderte Geſellen da ſind, bei den Meiſtern um Arbeit fragt.

Sprache, im Allgemeinen jede Art von Mitteln, ſein Inneres zu bezeichnen, ſo daß es äußerlich wahrnehmbar wird. Man hat mehre ſolcher Mittel: gewiſſe Zeichen (Zeichenſprache), Signale, aufgeſteckte Stangen, Fahnen, Schießen ꝛc.; auch die Blumenſprache (ſ. d.) gehört hierher. Vollkommener als dieſe Bezeichnungsarten, die ſich auf bloße Einzelnheiten beſchränken müſſen, iſt ſchon die Bilderſprache, welche durch den Gebrauch von Bildern beſtimmtere Begriffe gibt, noch beſtimmter und bezeichnender iſt ferner die Schriftſprache, welche auch abſtrakte Begriffe deutlich bezeichnen kann (was in der Bilderſprache nur unvollkommen geſchehen kann) und eine vollendete Wortſprache vorausſetzt. Auch durch Geberden kann man ſich Andern mittheilen (Geberdenſprache, ſ. d.), d. h. durch die Haltung und Bewegung der einzelnen Theile des Körpers, die auch nach den einzelnen Gliedern, die man zum Sprechen braucht, in Augenſprache, Fingerſprache u. ſ. w. getheilt wird. Alle dieſe verſchiedenen Arten, ſich Andern mitzutheilen, beziehen ſich bloß auf das Geſicht; auf den andern höhern Sinn, das Gehör, bezieht ſich die Tonſprache, durch welche man mittelſt artikulirter Töne ſeine Gedanken und Empfindungen mit Bewußtſeyn Andern mitzutheilen ſtrebt. Auf der niedrigſten Stufe ſtehend, iſt dieſe Tonſprache nichts, als das Hervorbringen gewiſſer Laute, welche die Affekte lebender Weſen bezeichnen. Hierher gehört vor Allem die Thierſprache. Auch die Thiere, wenigſtens die hohen Klaſſen derſelben, haben nämlich ihre S., und da in ihr für gewiſſe Empfindungen auch immer dieſelben Laute wiederkehren, ſo könnte man ſie nach Maßgabe deſſen, was ſie ausdrücken ſoll, und wie ſie von andern Individuen derſelben Gattung verſtanden wird, ſogar eine artikulirte nennen (ſ. Zoologie). Doch iſt bei den Thieren die S. nur die Fähigkeit und das Mittel, Empfindungen auszudrücken, und das Gefühl ſelbſt nöthigt gewiſſermaßen inſtinktartig die Sprachorgane zu dieſer Funktion, welche ohne ein ſolches ihnen fremd bliebe. Beſonders artikulirt ſind die Laute, welche manche Thiere als Ausdrücke geſchlechtlicher Empfindungen hervorbringen. Ueber das Sprechenlernen mancher Vögel ſ. unten, S. 1175. Mit der Thierſprache hat ſich der Franzoſe Dupont beſchäftigt und will derſelbe 11 Wörter aus der Tauben-, 11 aus der Hühner-, 33 aus der Hunde-, 14 aus der Katzen-, 22 aus der Rinderſprache und die der Raben ganz verſtehen. Vergl. G. J. Wenzel, Neue auf Vernunft und Erfahrung gegründete Entdeckung über die Thierſprache, Wien 1801. Nur der Menſch aber beſitzt im vollſten Umfange das Bedürfniß, ſo wie das Vermögen, ſeine Gedanken und Empfindungen durch hörbare Laute zu äußern, d. h. zu ſprechen, und die Verrichtung dieſer Gedankenäußerung, ſowie die Geſammtheit der dazu dienenden Laute und Lautverbindungen iſt die S.

Die menſchliche S. entſteht durch die Verbindung der im Anſatzrohr des Stimm-

organes (ſ. **Stimmorgane**) hervorzubringenden Laute oder Geräuſche, indem gewiſſe Verbindungen dieſer Laute zur Bezeichnung von Gegenſtänden, Eigenſchaften, Thätigkeiten, Beziehungen dienen. Die verſchiedenen S.n benutzen aber nicht alle auf dieſe Art möglichen Geräuſche und Laute, weil ihre Verbindung mit andern oft ſchwer iſt. Diejenigen, deren Verbindung leicht iſt, finden ſich zum großen Theil in den meiſten S.n. Jede S. enthält eine gewiſſe Anzahl dieſer möglichen Laute, niemals finden ſich alle möglichen Laute in einer S. vereinigt; vielmehr entſtehen charakteriſtiſche Unterſchiede in den S.n, in ſofern die einzelnen S.n gewiſſe Klaſſen dieſer Laute oder einzelne derſelben vorzugsweiſe, andere ſparſam oder gar nicht anwenden. Die Phyſioglogie hat das natürliche Syſtem dieſer Laute aufzuſtellen; die Verſuche dazu von Seiten der Grammatik ſind durchweg unzureichend, indem man bei der Eintheilung der Laute von unweſentlichen Eigenſchaften derſelben ausging. Die Eintheilung der Laute nach den Organen, z. B. in Labiales, Dentales, Gutturales, Linguales, iſt nach J. **Müller** (Handbuch der Phyſiologie des Menſchen, 2 Bde., Koblenz 1840), dem wir hier folgen, bis auf den einfachen Unterſchied der Mund- und Naſenlaute (Orales u Nasales), fehlerhaft, indem hier Laute zuſammenkommen, welche nach den phyſiologiſchen Principien, zum Theil ganz verſchieden ſind; überdies wirken bei den meiſten Lauten mehre Theile des Mundes zugleich mit. Der Unterſcheidung der Mutae, auch der Liquidae liegt etwas Richtiges zu Grunde, aber die Anwendung iſt fehlerhaft geweſen. Selbſt die Eigenſchaften der Vokale im Gegenſatz der Konſonanten ſind nicht hinreichend gewürdigt worden. Durchgängig ſetzt man ihr Weſen darin, daß ſie nicht ſtumm und bloße Geräuſche wie die Konſonanten ſind, ſondern im Stimmorgan urſprünglich angegeben, im Munde aber modificirt werden. Der Unterſchied der Vokale von den Konſonanten iſt indeſſen weit geringer; denn alle Vokale laſſen ſich ſtumm, als bloße Geräuſche, ſo gut wie die Konſonanten angeben und als bloße Geräuſche deutlich unterſcheiden, wie es jedesmal beim leiſen tonloſen Sprechen (Vox clandestina) geſchieht. Die lauten Vokale entſtehen alſo bloß durch Mittönen der Stimmen. Aber auch eine ganze Klaſſe von Konſonanten kann ſowohl ſtumm als bloßes Geräuſch, wie auch mit Mittönen der Stimme angegeben werden. Der Unterſchied der Vokale und Konſonanten iſt dem Weſen nach ein ganz anderer. Ein Hauptfehler bei mehren Verſuchen einer natürlichen Eintheilung der Laute war, daß man auf ihre mögliche Bildung als Geräuſch ohne Ton bei der Vox clandestina zu wenig Rückſicht nahm. Man muß vielmehr, um die Eigenſchaften der Laute ihrem Weſen nach zu erkennen, vom leiſen tonloſen Reden (Vox clandestina) ausgehen und dann unterſuchen, welche der ſtumm anzugebenden Laute auch mit Ton modificirt hervorgebracht werden können. Hierbei kommt man auf zwei Reihen von Lauten, eine, deren Glieder nur ſtumm und der Verbindung mit der Stimme ganz unfähig ſind, eine andere, deren Glieder zwar ſtumm angegeben werden, aber auch der Verbindung mit den Stimmen fähig ſind. Eine andere wichtige Unterſcheidung der Laute iſt die, ob ſie bei plötzlich ſich ändernder Mundſtellung nur einen Moment angegeben werden können und keiner Verlängerung, ſo weit der Athem reicht, fähig ſind (Strepitus incontinuus, explosivus), oder ob ſie, indem die Stellung der Mundtheile durchaus verharrt, ad libitum und ſo lange der Athem reicht, verlängert werden können (Strepitus continuus). Alle Geräuſche der erſtern Art ſind keiner gleichzeitigen Verbindung mit Stimmten (Intonation) fähig und abſolut ſtumm; faſt alle Konſonanten der zweiten Art können dagegen mit Intonation verbunden werden. Hierdurch entſtehen eigenthümliche Modifikationen, während dagegen die abſolut ſtummen Konſonanten mit Strepitus explosivus incontinuus durch Verbindung mit einer Aſpiration (Hauch) einer Umwandlung fähig ſind. Das müllerſche **Lautſyſtem** unterſcheidet ein **ſtummes Lautſyſtem** der leiſen S. und ein **Lautſyſtem** der **lauten** S. Das erſtere umfaßt die ſtummen Vokale und die ſtummen Konſonanten. Stumme Vokale ſind: a, e, i, o, u, å, oe, ae, ue, und die Naſenvokalen, ã, õ, o, die ſich ſämmtlich als bloße Geräuſche deutlich unterſcheidbar ſtumm ausſprechen laſſen. Während alle ſtummen Konſonanten bloß im Anſatzrohr vor dem Stimmorgan oder in der Mund- und Naſenhöhle als Geräuſche der durch den auf verſchiedene Art modificirten Kanal durchſtrömenden Luft entſtehen, verhalten ſich die ſtummen Vokale einigermaßen verſchieden; denn wenn auch die Stimme dabei nicht tönt, ſo liegt doch die erſte Urſache des ſtummen Vokales nicht im Munde, ſondern in der Stimmritze. Das Geräuſch zur Bildung eines ſtummen Vokals entſteht, wie es ſcheint, beim Vorbeiſtrömen der Luft an den nicht tönenden Stimmbändern ſelbſt. Es iſt daſſelbe Geräuſch, wie man es in der Stimmritze auch bei geſchloſſenem Mund und offener Naſe hervorbringen kann, wenn man durchaus allen Ton vermeidet. Durch die verſchiedene Geſtalt des Mundrohrs bei offenem Munde wird dieſes Geräuſch ſo modificirt, daß es als ſtummes a, e, i, o, u tönt. Die Geſtalt des Mundkanals iſt bei den ſtummen Vokalen ganz dieſelbe, als bei denſelben Vokalen, wenn ſie laut ausgeſprochen werden; der einzige Unterſchied iſt im letzteren Falle, daß ſtatt des Geräuſches an der Stimmritze ein wirklicher Ton angegeben wird. **Kratzenſtein** und **Kempelen** haben gezeigt, daß die Bedingungen zur Umwandlung eines und deſſelben Tons in die verſchiedenen Vokale in der Weite zweier Theile, des Mundkanals und der Mundöffnung, liegen, und eben ſo iſt es bei den ſtummen Vokalen. Unter Mundkanal verſteht Kempelen hier den Raum zwiſchen Zunge und Gaumen; bei gewiſſen Vokalen iſt die Mundöffnung und der Mundkanal weit, bei anderen beide eng, bei anderen das eine weit, das andere eng. Stellt man ſich mit Kempelen in der Weite des Zungen- u. Mundkanals 5 Grade vor, ſo iſt bei

Digitized by Google

a	die Weite der Mundöffnung	5,	die Weite des Mundkanals	3
e	„ „ „ „	3,	„ „ „ „	3
i	„ „ „ „	4,	„ „ „ „	1
o	„ „ „ „	2,	„ „ „ „	4
u	„ „ „ „	1,	„ „ „ „	5

Die Verhältniſſe für die übrigen Vokale ae, oe, ueu das ſchwed. å laſſen ſich hiernach leicht finden. Purkinje hat gezeigt, daß die Bedingungen zur Bildung einiger Vokale, namentlich des a u. e, von Kempelen nicht ganz richtig angegeben worden. Beide hängen hauptſächlich von der Form des Kehlraums zwiſchen Zungenwurzel und Schlund ab, bei beiden iſt dieſer Raum groß, bei e am größten, dagegen a u. e bei gleicher Mundöffnung angegeben werden können. Die angegebene Stellung der Lippen bei o iſt auch nicht nothwendig. An die reinen Vokale ſchließen ſich die tiefen Vokale mit Naſentimbre an, a, ae, o, oe, z. B. in den Worten sang, singulier, ombre, oeuvre. Dieſe Modifikationen entſtehen bloß durch Verengerung des Gaumenbogens und Erhebung des Kehlkopfes. Die ſtummen Konſonanten mit Strepitus aequalis s. continuus Continuae können in einem Stück, ſo lange der Athem reicht, ausgeſprochen werden, indem die Stellung der Mundtheile beim Anfang wie bei der Dauer und dem Ende der Bildung des Lautes dieſelbe bleibt. Man kann z. B. in einem fort f, ch, s, r, l, u, a hervorbringen. Ganz anders iſt es mit denjenigen Konſonanten, die durch einen Strepitus inaequalis s. explosivus gebildet werden, β, δ, η, π, τ, κ; ſie können, da die Stellung der Mundtheile am Anfang der Bildung eine ganz andere iſt, als in der Mitte und am Ende ihrer Bildung, nur einen Moment dauern, bis die plötzliche Veränderung der Stellung der Mundtheile geſchehen iſt. Konſonanten mit Strepitus aequalis seu continuus ſind h, m, n, ñ (ng), f, ch, sch, s, r, l. Sie können wieder in 3 Abtheilungen gebracht werden. a) Continuae orales, durch den ganz offenen Mundkanal. Hierher gehört bloß die Aſpiration h. Es findet hier keinerlei Oppoſition der Mundtheile gegen einander als Urſache des Geräuſches beim Durchgehen der Luft Statt. Das Geräuſch der Aſpiration iſt der einfachſte Ausdruck der Reſonanz der Mundwände beim Ausathmen der Luft. b) Continuae nasales, durch den ganz offenen Naſenkanal (Naſenlaute): m, n, ñ oder ng. Die Luft geht bei ihnen ganz einfach durch den Naſenkanal durch, während die Mundhöhle entweder durch die Lippen oder die an den Gaumen ſich legende Zunge geſchloſſen iſt. Auch hier findet keine Oppoſition der Theile, zwiſchen welchen die Luft durchgeht, Statt. Bei allen drei Konſonanten dieſer Abtheilung bildet die Mundhöhle ein kürzeres oder längeres blindes, am Ende geſchloſſenes Divertikel des Rachens und Naſenkanals; dieſes Divertikel iſt bei m am größten, bei n kleiner, am kleinſten bei ng. Bei m wird der Mund durch die Lippen geſchloſſen. c) Continuae orales, durch klappenartige Oppoſition von Mundtheilen gegen einander: f, ch, sch, s, r, l. Die Theile, welche klappenartig in Oppoſition treten und dem Durchgang der Luft ein Hinderniß darbieten, ſind bald die Lippen wie bei f, bald die Zähne wie bei sch u. s, bald Zunge und Gaumen, wie bei ch, r, l. Kempelen rechnet einige dieſer Laute unter die Stummmitlauter, weil die Stimme dabei mittöne, wie r und l; indeß können ſie alle ſtumm angegeben werden; durch Mittönen der Stimme werden ſie nur modificirt, was bei dem leiſen Reden jedoch nicht in Betracht kömmt. Zu den ſtummen Konſonanten mit Strepitus explosivus gehören β, γ, δ und ihre Modifikationen, das π, κ, τ, und zwar ſind ſie entweder Explosivae simplices (b, d, g) oder Explosivae aspiratae (p, t, k). Mehre exploſive ſchmatzende Laute, die uns möglich ſind, werden in den S.n nicht angewendet. Alle Hauptlaute der artikulirten S. gehören, wie man ſieht, zum Lautſyſtem des leiſen oder ſtummen Sprechens. Nur einige wenige Modifikationen der Konſonanten, welche zu ihrer Bildung das Mittönen der Stimme erfordern, können beim leiſen Reden nicht vorkommen, wie das deutſche j, das franz. j, ge, das franz. z, das intonirte l, das intonirte r. An die Stelle dieſer intonirten Konſonanten treten beim leiſen Sprechen die entſprechenden ſtummen Konſonanten, nämlich

an die Stelle des deutſchen j das ch
„ „ „ „ franz. j das sch
„ „ „ „ franz. z das s
„ „ „ „ inton. l das ſtumme l
„ „ „ „ inton. r das ſtumme r.

Man ſieht hieraus, daß das Ausſprechen der Konſonanten als bloße Geräuſche beim erſten Unterricht der Kinder zwar für den größten Theil der Konſonanten möglich iſt, daß aber die ganze Reihe der intonirten Konſonanten auf dieſe ſtumme Weiſe nicht zu bilden iſt, daher jene Methode, ohne dieſe Kenntniß angewandt, eher nachtheilig als förderlich iſt, indem ſie bei dieſen intonirten Konſonanten etwas Unmögliches unternimmt, während die Methode ſonſt ihre großen Vortheile hat. — Was das Lautſyſtem der lauten S. betrifft, ſo bleiben bei der lauten S. einige Konſonanten ſtumm und auf bloßes Geräuſch beſchränkt, indem ſie durchaus keines Mittönens der Stimme fähig ſind, wie die Explosivae b, d, g und ihre Modifikationen p, t, k, aus der Reihe der Konſonanten mit Strepitus continuus das h. Andere Konſonanten ſind bei der lauten S. einer doppelten Pronunciation fähig, der ſtummen und der lauten, im letzten Fall mit Mittönen und Summen der Stimme, wie f, ch, sch, s, l, r, m, n, ng. Die Vokale ſind laut. Bei ihnen iſt die Stellung des Mundes wie bei ihrer ſtummen Pronunciation. Der Ton entſteht im Kehlkopf wie das Geräuſch bei den ſtummen Vokalen, und der Kehlkopfton wird durch den Kehlkanal, Mundkanal und die Mundöffnung zu a, e, i, o, u, ae, oe, a, å, u. die tiefen näſelnden Vokale a, ae, o, oe franzöſiſch umgebildet. Die Diphtongen ſind Verbindungen zweier Vokale und werden von Rudolphi mit den wahren Vokalen ue, oe, ae verwechſelt. Endlich gehört noch hierher als ſehr beſtimmter Vokal das ſogenannte ſtumme e, hebräiſch schwa, das auch im Deutſchen vorkommt, wenigſtens in Dialekten in „habe", „ſage". Dieſer Laut iſt den leiſen Vokalen ſchon ſehr nahe. Die leiſen Vokale kommen bei der lauten S. in der Regel

nicht vor. Doch findet ſich eine Spur davon in ſlaviſchen S.n, z. B. im Polniſchen. Bei dem Wort wab' folgt auf b ein leiſes tonloſes i'. Daſſelbe Zeichen drückt auch bei einigen anderen Konſonanten die Folge des leiſen i aus, aber ſehr leicht geht das leiſe i in ch über, deſſen Bildung dem leiſen i ſo nahe liegt. Außer den Vokalen tönt die Stimme auch bei mehren Konſonanten ſummend mit, ohne ſich dem Timbre eines Vokals zu nähern. Dieſe Art von Intonation iſt ſowohl bei offenem Mund, als bei geſchloſſenem Mund bei offenem Naſenkanal möglich. Die Konſonanten, welche in der lauten S. ſtumm bleiben, ſind entweder Explosivae oder Continuae. Die Explosivae b, d, g (Gamma) und ihre Modifikationen p, t, k können nicht mit Intonation der Stimme verbunden werden. Verſucht man ſie laut auszuſprechen, ſo hängt ſich die Intonation hinten an und iſt ein mit b, d, g oder p, t, k verbundener Vokal. Die einzige Continua, welche ganz ſtumm oder keines Mittönens oder Summens der Stimme fähig iſt, iſt das h, die Aſpiration. Verſucht man das h laut auszuſprechen, ſo tönt das Summen der Stimme nicht gleichzeitig mit h, ſondern folgt ihm, und die Aſpiration erliſcht auf der Stelle, ſobald die Luft an den Stimmbändern zum Ton anſpricht. Die Konſonanten, welche in der lauten S. ſowohl ſtumm als bloßes Geräuſch, als auch mit Intonation der Stimme geſprochen werden können, ſind lauter Continuae: f, ch, sch, s, r, l, m, n, ng. Die intonirten dieſer Reihe fehlen in vielen S.n. Die franz. S. hat die meiſten intonirten Continuae, welche ſie zuweilen durch beſondere Buchſtaben, wie z das intonirte s, j das intonirte sch, oder durch das ſtumme e hinter l, m, n, r ausdrückt. Die deutſche S. unterſcheidet nur in einem Fall einen intonirten Konſonanten von einem entſprechenden ſtummen, das deutſche j, das von dem franzöſiſchen j verſchieden iſt. Die Vertheilung der ſtummen und intonirten Continuae in den verſchiedenen S.n und ihre Anwendung in Verbindungen iſt ſehr verſchieden. Die Continuae nasales m, n können ſehr gut im Anfange der Wörter ſtumm ſeyn, z. B. in „Mond", „Narr", am Ende der Wörter ſind ſie meiſt intonirt, beſonders wenn ſie hinter anderen Konſonanten folgen, wie in „Tarm". Das ng kann zwar ſtumm gebildet werden und iſt beim leiſen Sprechen in magnus ſehr deutlich, beim lauten Sprechen iſt es immer etwas intonirt. Die Continuae orales r u l können im Anfang der deutſchen Wörter ganz ſtumm ſeyn, wenigſtens ſtumm beim lauten Sprechen pronuncirt werden, wie in Rand, Land. Am Ende der Wörter können ſie zwar auch ſtumm gegeben werden, wie in „war", werden jedoch meiſt etwas intonirt, ſelbſt im Deutſchen, wo kein ſtummes e die Intonation anzeigt. Zuweilen können ganze Vokale zwiſchen Konſonanten ausfallen, wenn die Konſonanten intonirt werden, z. B. „mer" für „mir" iſt bloß eine Verbindung von einem intonirten m und r, oder gar von einem ſtummen m und intonirten r. Das modificirte polniſche ł iſt intonirt. Die Intonation beim r kann ſich übrigens ſowohl dem u als dem i nähern, das letztere in Alle. Ein ganz ſtummes e kömmt zuweilen in den ſlaviſchen S.n vor, wie Purkinje von Plotr (polniſch) und Wytrwanc anführt; das ſtumme l kommt auch im Polniſchen vor, hinter anderen Konſonanten, z. B. kladl, zbladl, aber dies l wird von Vielen gar nicht einmal ſtumm ausgeſprochen. Zuweilen wird die Intonation geſucht, durch Affektation, z. B. bei affektirt zorniger, unwilliger Anrede: Herr..r! Das ſtumme ch (χ) iſt vielen S.n eigen, auch das intonirte χ oder das deutſche j. Die deutſche S. hat das ſtumme ſch, die franzöſiſche das intonirte ſch oder franzöſiſche j. Das intonirte s oder z iſt der franzöſiſchen S. eigen. Man ſieht, daß die franzöſiſche S. ſich durch die Anzahl der ſäuſelnden intonirten Laute auszeichnet, was für ſie charakteriſtiſch iſt. Von den intonirten Konſonanten beſitzt die deutſche S. wenige, nämlich nur das j oder intonirte χ, das intonirte r, l, d, f. Dagegen haben die franzöſiſchen und ſlaviſchen S.n trotz ihrer großen anderweitigen Verſchiedenheit mehr intonirende Konſonanten, wie die franzöſiſche und polniſche das intonirte s od. z, das intonirte sch oder franzöſiſche j, und die polniſche ſelbſt noch das intonirte χ, nämlich j deutſch. Das ſtumme χ fehlt dem Franzöſiſchen ganz, vom intonirten χ kömmt eine Spur bei l vor im ſogenannten l mouillé, welches nichts anders iſt, als ein tönendes l mit einem tönenden χ. In den ſlaviſchen S.n fällt aber die große Menge der Ziſchlaute und ihre Verbindung ohne Vokale auf, in den romaniſchen ſind dieſe Verbindungen um ſo ſeltener, und das Vorherrſchen der Vokale gibt dieſen S.n mehr Klang und Gravität. Charakteriſtiſch iſt für die franzöſiſche S. der häufige Gebrauch der Naſenlaute m, n, ng und noch bedeutſamer, daß ſie bloß die Verbindungen des Konſonanten ng mit a, o, ae, namentlich mit den Naſenvokalen hat, während ihr die klangreichen Verbindungen mit e, i, u abgehen. In der deutſchen und engliſchen S. gibt es alle Verbindungen der Vokale mit dem Naſenkonſonanten ng: iang, eng, ing, ong, ung. Auch da, wo die franzöſiſche Schriftſprache die Verbindung em, ing hat, treten in der Mundſprache zuweilen andere Vokale ein, wie in Empereur, singulier. Von dieſer Armuth in der Anwendung der verſchiedenen möglichen Naſenlaute und von deſto häufigerer Anwendung gewiſſer Naſenlaute mit den Naſenvokalen a, ae, o iſt eine Art von naſaler Monotonie abzuleiten, während die franzöſiſche S. ſich in anderer Hinſicht, nämlich durch den Reichthum an intonirten weichen Konſonanten ſo ſchön auszeichnet. Beſonders auffallend iſt der häufige Gebrauch des Tons ang, in den vielen Bezeichnungen dieſes Lauts in temps, sang, evidemment u. a. Die vorher angeführten Laute ſind die weſentlichen Elemente aller ausgebildeten S.n, die verſchiedenen Bezeichnungen derſelben, ihre Verwechſelungen unter einander gehören nicht hierher. Außer den gewöhnlichen in den S.n benutzten Konſonant-Geräuſchen gibt es noch eine Menge anderer möglicher, im Munde und in der Kehle zu bildender Geräuſche, bald exploſiver, bald kontinuirlicher Art, wie das Schmatzen, Gurgeln, Räuſpern, Hemſen, Aechzen, Küſſen, Nie-

Digitized by Google

ſen, Stöhnen, das U bei hin- und hergeſchlagener Zunge, das Schlürſen, Schnarren auf den Lippen brrr, das Schnalzen durch Abziehen der Zunge von den Zähnen, vom Gaumen. Alle dieſe Laute werden in der Regel in den S.n nicht angewandt, nur die Schmatzlaute ſollen nach Lichtenſtein u. Salt bei den Hottentotten und andern afrikaniſchen Völkern vorkommen. Die verſchiedenen Geräuſche u. Klänge der S. müſſen, wie ſie unter beſtimmten phyſikaliſchen Bedingungen entſtehen, auch künſtlich durch Maſchinen ſich nachbilden laſſen. Einige, wie b, entſtehen ſehr leicht, wenn man in eine cylindriſche Röhre intonirt, die Hand vor die Röhre hält und dann wegzieht; w auf dieſelbe Art, wenn die Röhre eine Zungenpfeife mit membranöſer Zunge iſt. Auf dieſe Weiſe iſt es gelungen, einen großen Theil der Sprachlaute nachzubilden; doch haben dieſe Maſchinen immer etwas Unvollkommenes, weil für jeden Selbſtlauter und Konſonanten ein beſonderer Apparat nöthig und die Verbindung dieſer Werkzeuge bei gemeinſamer Windlade zur Wortbildung ungemein ſchwer iſt. Natürlich ſind auch einzelne Vögel, wie Papageien, Raben, zur Bildung von artikulirten Tönen fähig, da ihr Mund im Allgemeinen dieſelben Wände mit klappenartig wirkenden Theilen enthält. Die Erlernung dieſer Laute geſchieht hier ohne Zweifel auf ähnliche Art, wie beim menſchlichen Kinde. Bei einer zweckloſen Produktion verſchiedener Laute prägen ſich die Bewegungen ein, welche zur Bildung jedes Geräuſches nöthig ſind, und ſind bereit ſich wieder zu aſſociiren, wenn einer dieſer möglichen Laute vorgeſagt wird. Eine beſondere Art der menſchlichen S. iſt als ſogenanntes Bauchreden (ſ. d.) bekannt.

Die richtige Ausſprache ſetzt ſowohl eine gute Bildung der Mundhöhle voraus, als ein gutes Gehör; die Unvollkommenheiten der S. (Paralalie) entſtehen aus dem Mangel des einen oder des andern. Die S. wird mangelhaft in Beziehung auf die Bildung einzelner Laute und zugleich näſelnd, wenn ein Loch im Gaumen ſich befindet; ſie wird unvollkommen beim Mangel der Zähne. Durch Ungewandtheit und Unbeweglichkeit der Zunge entſteht das Stammeln, durch das Unvermögen, einen Konſonanten oder Vokal auszuſprechen oder ihn mit vorhergehenden zu verbinden, das Stottern (ſ. d.). Von Letzterem unterſcheidet ſich ein gewiſſer, nicht ſeltener Fehler der S., das Intoniren zwiſchen den Wörtern, das Einſchieben eines mehr oder weniger langen e, ae, a, oder der Naſenvokale oder eigenthümlicher, durch die Gurgel modificirter Stimmlaute, während die Pronunciation der Wörter ſelbſt gut iſt, z. B. ich . . a. Zuweilen kommt dieſe Unart mit dem Stottern vor, vielleicht weil dadurch das Stottern beim Anſetzen zu den nächſten Wörtern vermieden wird. Die Bildung reiner Laute ſetzt das Gehör voraus; Taubgebornen iſt es ungemein ſchwer, eine Art von ganz rohen Lauten ausſprechen zu lernen, die immer ein in der menſchlichen Geſellſchaft unbrauchbares Geheul bleiben, weil ſie mit dem Gehör den Regulator für die Artikulation entbehren. Ueber Sprachloſigkeit (Alalie) ſ. Stummheit. Vgl. J. Wallis, De loquela s. sonorum formatione, in Amman, Surdus loquens, Leyden 1727; — Kratzenſtein, Tentamen resolvendi problema ab Acad. etc. Petersb. 1780; — Kempelen, Mechanismus der menſchlichen S. nebſt der Beſchreibung einer ſprechenden Maſchine, Wien 1791; — Purkinje, Badania w przedmiocie fizyologii mowy Ludzkiej (Forſchungen über die Phyſiologie der menſchlichen S.), Krakau 1836; — Ackermann, Essai sur l'analyse physique des langues, Par. 1838.

Die Verbindungen der durch die Stimmorgane gebildeten Laute, die auch abgeſondert von einander Begriffe und deren Beziehungen ausdrükken, heißen Wörter (ſ. Wort), und dieſe Wörter wiederum werden an einander gereiht, um Gedanken u. Empfindungen für Andere vernehmlich darzuſtellen. Demnach bedingt beim Menſchen erſt das Hinzutreten des Verſtandes die wahre und hohe Bedeutung der S. Sprechen iſt lautes Denken, wie Denken ſtilles Sprechen; das Eine iſt ohne das Andere nicht möglich. Die S. iſt alſo eine Bewegung körperlicher Organe, durch welche ſich im Sinnlichen der Geiſt unmittelbar offenbart. Sie iſt nothwendig z. B. wo ein Urtheil gefällt werden ſoll, und der erwachende Verſtand eines Kindes würde, auch wenn dieſes nur Naturlaute vernähme, ſich unbewußt eine S. ſchaffen. Die Mutterſprache, welche der Menſch erlernt, iſt nur das Kleid, welches der allgemeine Sprachverſtand, das innere Sprachbedürfniß anlegt, mit dem er ſeine Gedanken umgibt, um ſie in ſinnlich wahrnehmbare Formen zu bringen. In dieſer Beziehung iſt die durch phyſiſche Mittel zur Perception Anderer gebrachte S. und ihrer Erſchaffung ein integrirender Theil der phyſiſchen Anlage, durch welche der Menſch ſeine hohe Stellung zur Genüge bekundet. Die S., ſagt Herder, iſt außer der Geneſis lebendiger Weſen vielleicht das größte Wunder der Erdenſchöpfung. Wenn uns Jemand ein Räthſel vorlegte, wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unſerer verſchiedenſten Sinne nicht nur in Töne gefaßt, ſondern auch in dieſen Tönen mit inwohnender Kraft ſo mitgetheilt werden ſollen, daß ſie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen: ohne Zweifel hielte man dies Problem für den Einfall eines Wahnſinnigen, der, höchſt ungleiche Dinge einander ſubſtituirend, die Farbe zum Ton, den Ton zum Gedanken, den Gedanken zum malenden Schalle zu machen gedächte. Die Natur hat dieſes Problem thätig aufgelöſt durch die S. Ein Hauch unſers Mundes wird das Gemälde der Welt, der Typus unſrer Gedanken und Gefühle in des Andern Seele. Die ganze Geſchichte der Menſchheit mit allen Schätzen ihrer Tradition und Kultur iſt nichts als eine Folge jenes aufgelöſten wunderbaren Räthſels. Ein bewegter Lufthauch ſollte das einzige, wenigſtens das beſte Mittel unſerer Gedanken und Empfindungen ſeyn! Ohne ſein unbegreifliches Band mit allen ihm ſo ungleichen Handlungen wären dieſe Handlungen ungeſchehen, die feinen Zubereitungen unſers Gehirns müßig, die ganze Anlage unſers Weſens

unvollendet geblieben, wie die Beiſpiele der Menſchen, welche unter die Thiere geriethen, zeigen. Die Taub- und Stummgebornen, ob ſie gleich Jahre lang in einer Welt von Geberden und andern Ideenzeichen lebten, betrugen ſich dennoch nur wie Kinder, oder wie menſchliche Thiere. Nach der Analogie deſſen, was ſie ſahen und nicht verſtanden, handelten ſie; einer eigentlichen Vernunftverbindung waren ſie durch allen Reichthum des Geſichts nicht fähig geworden. Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat; die lebhafteſte Anſchauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet, u. es durchs Wort dem Gedächtniſſe, der Rückerinnerung, dem Verſtande, ja endlich dem Verſtande der Menſchen, der Tradition, einverleibt; eine reine Vernunft ohne Sprache iſt auf Erden ein utopiſches Land. Mit den Leidenſchaften des Herzens, mit allen Neigungen der Geſellſchaft iſt es nicht anders. Die S. ſagt Socrates, iſt die Bezähmerin der Wilden. Sie allein hat den Menſchen menſchlich gemacht, indem ſie die ungeheure Fluth ſeiner Affekte in Damme einſchloß und ihr durch Worte vernünftige Denkmale ſetzte. Nicht die Leyer Amphions hat Städte errichtet, keine Zauberruthe hat Wüſten in Gärten verwandelt; die S. hat es gethan, ſie, die große Geſellerin der Menſchen. Durch ſie vereinigten ſie ſich bewillkommnend einander und ſchloſſen den Bund der Liebe. Geſetze ſtiftete ſie und verband Geſchlechter; nur durch ſie ward eine Geſchichte der Menſchheit in herabgeerbten Formen des Herzens und der Seele möglich. Noch jetzt ſehen wir die Helden Homers und fühlen Oſſians Klagen, obſchon die Schatten der Sänger und ihrer Helden ſo lange der Erde entflohen ſind. Ein bewegter Hauch des Mundes hat ſie unſterblich gemacht und bringt ihre Geſtalten vor uns. Die Stimme der Verſtorbenen lebt in unſerm Ohr; wir hören ihre längſtverſtummten Gedanken. Was je der Geiſt der Menſchen auſſann, was die Weiſen der Vorzeit dachten kommt allein durch die S. zu uns. Kurz, die S. iſt der Charakter unſerer Vernunft, durch welche ſie allein Geſtalt gewinnt und ſich fortpflanzt, und ſomit das ausſchließliche Eigenthum des Menſchen, ſchon in ihren einfachſten Anfängen die Würde des höchſten Geſchöpfes andeutend.

Die Frage über den **Urſprung** u. den **Bildungsgang** der S. ſelbſt bietet große Schwierigkeiten und wurde bei der verſchiedenen Auffaſſung dieſes dunkelſten Geheimniſſes auch auf die verſchiedenſte Weiſe zu löſen verſucht. Am vorherrſchendſten war lange Zeit die theologiſche Anſicht, daß das Wunderwerk der S. nur des Schöpfers würdig und eine Gabe, eine Art von Offenbarung deſſelben ſey (vgl. **Süßmilch**, Beweis, daß der Urſprung der menſchlichen S. göttlich ſey, Berl. 1766); zugleich nahm man hier zu einer **Urſprache**, beſonders der hebräiſchen, aus der alle übrigen Sprachen der Erde entſtanden ſeyen, ſeine Zuflucht. Andere wollten den Urſprung in der beſſeren Artikulation der Sprachorgane der Menſchen ſuchen, oder betrachteten ſie als eine angewandte Logik, als ein nützliches Mittel zu Denkübungen; noch Andere nahmen ein Princip der Nachahmung der Natur und ihrer Schalle an; Viele endlich ſetzten ihn nach Rouſſeau's Vorgang in eine bloße Konvention der Geſellſchaft. Erſt ſeit der Mitte des 18. Jahrh. begann man dieſen Gegenſtand nach allen Seiten hin vollſtändiger zu prüfen, zu einer Zeit, wo der Sieg der ſkeptiſchen Philoſophie über den Dogmatismus, das Zurückgehen auf die früheſten Naturzuſtände, die genauere Beobachtung der Naturvölker in ihrer ſprachlichen Mannichfaltigkeit, ſowie überhaupt die regere Theilnahme der gebildeten Welt an wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden ſolche Forſchungen ſehr begünſtigten. Männer wie **Monboddo** (On the origin and progress of language, 6 Bde., Edinb. 1775; deutſch im Auszuge von Schmidt, 2 Bde., Riga 1784), **Herder** (Ueber den Urſprung der Sprache, Berl. 1772; 2 Aufl., daſ. 1789) und ſeine Zeitgenoſſen, waren die Erſten, welche die Annahme eines göttlichen Urſprungs der S. vernichteten und das geiſtige Bedürfniß und den Organismus des Menſchen für die Rede nachwieſen. Den Gang freilich, den die S. von der roheſten Stufe an bis zur vollendetſten Durchbildung genommen, vermochten ſie nicht genauer zu beſtimmen, und ſelbſt jetzt, obſchon man in neueſter Zeit eine Reihe der intereſſanteſten Beobachtungen und Entdeckungen gemacht hat, läßt ſich dieſer höchſt wichtige Punkt noch nicht befriedigend erörtern. Ausgemachte Thatſache jedoch iſt es, daß alle Völker eine S. beſeſſen haben und beſitzen, ſowie der einzelne Menſch ſchon vermöge ſeines Organismus dazu fähig iſt. Dieſes Gut haben ſie ferner ebenſo ausgemachter Weiſe, unabhängig von klimatiſchen Einflüſſen und von einer mehr oder minder günſtigen Naturanlage, ſich angeeignet und durch geiſtige Kraft entwickelt, wiewohl nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß gerade jene Umſtände, Ungunſt des Himmels, Mangel an geiſtigen, zum Theil auch Beſchränktheit der phyſiſchen Organe, von jeher von entſchiedenem Einfluſſe auf die Entwicklung der Sprache geweſen ſind. Daraus iſt es z. B. zu erklären, daß wir in den roheren S.n. wie in denen vieler aſiatiſchen und amerikan. Völker, einen fühlbaren Mangel an Lauten finden. Andere wilde Nationen bringen Töne von eigenthümlicher Art hervor, die weder die Schrift feſtzuhalten, noch ein Anderer nachzuahmen im Stande iſt, eine Beobachtung, aus welcher wiederum die Thatſache entſpringt, daß das Sprachvermögen alle Künſte der Buchſtabenſchrift, die nur auf eine Anzahl einfacher Zeichen beſchränkt iſt, an Vollkommenheit bei Weitem übertrifft.

Wie oben bereits bemerkt, ſteht das Sprachvermögen ſelbſt in ganz unmittelbarem organiſchem Zuſammenhange mit dem Gehöre. Es iſt daraus erklärlich, daß nicht nur die eigentlichen dem Schalle nachgebildeten Wörter (ſ. **Onomatopöie**), ſondern auch andere hörbare Erſcheinungen, die man lebendig in ſich aufnahm und nachgebildet zur Kenntniß Anderer brachte, das älteſte Sprachmaterial abgeben. Dem reihen ſich die früheſten Stammwörter und Inter-

Digitized by Google

jektionen an. Der wahre Sprachkörper aber, welcher zur grammatiſchen Gliederung und Ausprägung führte, erwuchs aus der ſcharfen Artikulation an den Konſonanten, und hier hat nicht das Gehör, ſondern vor Allem das Geſicht eingewirkt, indem man ſich Mühe gab, die Gegenſtände ſorgfältig zu beobachten, zu ſondern, ihre Merkmale durch die geeignetſten Konſonanten maleriſch auszudrücken. Beleg dazu ſind noch jetzt die konſonantiſchen Wurzelwörter. Aber auch hier, in der Wahl und Zuſammenſtellung der Laute fand eine große Verſchiedenheit Statt unter den Völkern, je nach ihrer Geiſtesbeſchaffenheit, Anſchauungsweiſe, Charakter, Wohnort, ihren Sitten u. ſ. w. Dieſe Sprachelemente, in Folge natürlicher, ſinnlicher Eindrucke entſtanden, kommen jedoch dem menſchlichen Denken und Empfinden in ihrer Vereinzelung nur ſehr ärmlich zu Hülfe. Um dieſe Vereinzelung aufzuheben, mußte dann nothwendig die Formenbildung eintreten, die langſam auf eine bald zufällige, bald künſtliche Weiſe ſich entfaltete, bis ſie zum vollſtändigen Organismus ſich erweiterte, der dann wiederum die mannichfachſten Stufen der Bildung durchläuft. Scharfe Auffaſſung der ſinnlichen Dinge, der dem Menſchen innewohnende Trieb zur Vergleichung, Phantaſie und Verſtand ſind hierbei gleich wirkſam geweſen, und es iſt unverkennbar, wie bei einigen Völkern, z. B. den Hebräern und Arabern, die Phantaſie oder poetiſche Auffaſſung, bei andern mehr der Verſtand oder die Abſtraktion das Uebergewicht hat, wie endlich andere, vor allen die Griechen, die ſchöne Mitte zwiſchen Beiden hielten. Dadurch, daß der organiſche Bau der S. die Aufgabe hat, die geiſtige Thätigkeit nach allen Seiten hin zu regeln und das, was ſie hervorgebracht hat, klar und erſchöpfend darzuſtellen, wird die S. zugleich der ſicherſte Abdruck und gleichſam der Spiegel der Nationalität. Jenachdem nun eine Geſammtſprache in verſchiedenen Landestheilen und von verſchiedenen Stämmen geſprochen wird, zerfällt ſie wiederum in verſchiedene *Mundarten* oder *Dialekte* (ſ. d.).

Nach ihrer Entſtehung und ihren Verwandtſchaftsverhaltniſſen theilt man die S.n ein in *Stamm-* oder *Mutterſprachen* und *Tochterſprachen*, welche letztere von jenen abſtammen. Mehre von einer gemeinſamen Stammſprache ausgehende S.n heißen nach ihrem Verhältniß zu einander *Schweſterſprachen*, wie die romaniſchen S.n, d. h. die italien., ſpaniſche, franzöſ., als Töchterſprachen der lateiniſchen. Dadurch, daß Völker entweder willkürlich oder unwillkürlich mit einander in Verbindung treten, wird ſehr oft die S. des einen Volkes aus der des andern mit Wörtern und Wendungen bereichert. Man nennt dies *Sprachmiſchung*, oder, beſonders wenn es abſichtlich und ohne Noth geſchieht, *Sprachmengerei*, wogegen belebtes Völkerbewußtſeyn ſich regt u. ſeine S. v. fremden beſonders unnöthigen Beſtandtheilen zu reinigen ſucht (ſ. unten). *Unvermiſchte* S.n gibt es wenige und nur bei ſolchen Völkern, die in keine Berührung mit andern mächtigeren u. gebildeteren gekommen ſind. *Gemiſchte* S.n ſind ſolche, die bei weniger eigenen Beſtandtheilen, Wörter aus allerhand fremden S.n aufgenommen haben, wie z. B. die S. der *Neger in Demerary* aus eigenen, holländ., franz., ſpan., portugieſ. und engliſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt. Außerdem theilt man die S.n ein in *gebildete* und *ungebildete*, das iſt, in S.n gebildeter und ungebildeter Völker, ferner in *todte*, wie die altgriechiſche und lateiniſche, und in *lebende*, wie die franzöſ. und deutſche, jenachdem das Volk, dem ſie angehört, entweder untergegangen oder noch vorhanden iſt. Eine ſolche todte S. heißt eine *gelehrte* S., richtiger eine *Gelehrtenſprache*, wenn ſie der gelehrten Welt als Hülfsmittel und Organ dient, wie die beiden klaſſiſchen S.n. Man ſpricht auch von *alten* und *neuen* S.n deſſelben Landes und verſteht unter jener diejenige, welche von den älteſten Bewohnern des Landes geſprochen wurde und noch wenig Bildung und Beimiſchung von außen erfahren hatte, und welche man, wie bei den Griechen, auch wohl die S. *der Götter* nannte, bei den Juden die *paradieſiſche* S.; die neue iſt dagegen diejenige, welche ſich zur Zeit des Steigens und der Blüthe der Kultur eines Volkes gebildet hat, z. B. die griechiſche zur Zrit, wo Athen an der Spitze Griechenlands ſtand; oder die nach der Reſtauration eines Volks noch oder wieder, wiewohl mit Veränderungen, geſprochen wird, wie das Neugriechiſche. Die alte S. bleibt oft die S. für den religiöſen Kultus, z. B. in Rom die etruskiſche, in der griechiſchen Kirche die ſlawoniſche, bei den ägyptiſchen Chriſten die koptiſche ꝛc.; die neuere wird in der Schrift gebraucht und von den gebildeten Ständen geſprochen. Die ausgebildete S. eines Volks, in ſofern ſie in Schriften gebraucht wird, heißt *Bücher-* oder *Schriftſprache*, zum Unterſchied von der S. im geſellſchaftlichen Umgang (*Konverſations-*, *Umgangsſprache*, *S. des gemeinen Lebens*, *Volksſprache*), wo auch gebildete Perſonen ſich durch den Gebrauch gerechtfertigte Abweichungen von den ſtrengen Grundſätzen der Sprachlehre erlauben. Beide unterliegen bei lebenden Sprachen Veränderungen mit dem Wechſel der Zeit und des Geſchmacks. In jenen werden dieſe Abänderungen gewöhnlich durch klaſſiſche Schriftſteller der neueſten Zeit eingeführt und gehen dann häufig in die S. des gemeinen Lebens über. *Sprachgebrauch* (Uſus) iſt die in einer S. herrſchende Art und Weiſe, Wörter und Wendungen zur Darſtellung ſeiner Gedanken und Empfindundungen zu gebrauchen. Vom *gemeinen Sprachgebrauch*, welcher ſich in der Konverſation vorfindet, unterſcheidet man den *wiſſenſchaftlichen Sprachgebrauch*, welcher entſteht, wenn Wörter in ihren gewöhnlichen Bedeutungen zu unbeſtimmt, nicht recht paſſend, nicht bezeichnend genug ſind und man dieſelben auch in anderer Bedeutung gebraucht. Thun dies bloß Einzelne, ſo wird es ein bloß *individueller Sprachgebrauch*; wird aber der neue Gebrauch für die Wiſſenſchaft allgemein, ſo entſteht dadurch die ſogenannte *Kunſtſprache*. In der neuern Zeit hat man auch verſucht, die Töne von Inſtrumenten als Mit-

tel, ſich Andern verſtändlich zu machen, zu gebrauchen, ſ. Tonſprache. In wie weit ſich von einer Geberden-, Mienen- und Bilderſprache reden läßt ſ. im Anfang dieſes Artikels. Der oft wiederholte Verſuch, eine allen Nationen der Erde zugängliche Allgemeinſprache (Univerſalſprache, philoſophiſche S.), herzuſtellen, hat ſich bis jetzt als unausführbar erwieſen. Ueber die desfallſigen Verſuche ſ. Paſigraphik und Ideographik.

Werfen wir im Allgemeinen einen Blick auf den geſchichtlichen Gang der S.n, ſo ſtellt ſich uns zuerſt Hochaſien, als der Sitz der urſprünglichen Menſchenbildung, dar. Dort finden wir noch die früheſten Erzeugniſſe redender Nationen, nämlich die einſylbigen S.n des ſüdöſtlichen Aſiens, von China, Tübet und Ava, deren ſtumpfe Wurzellaute nur durch den Ton und die logiſche Ordnung der Begriffe ſich geſtalten. Weiterer Fortſchritt begegnet uns bei den nomadiſchen Oſt- und Nordaſiaten, namentlich bei den ſehr gemiſchten mongoliſchen und tatariſchen Völkerſtämmen, bei denen die einſylbige Härte ſchon durch größere Biegſamkeit gemildert wird. Eine Art rhythmiſchen Takt, ſo wie eine bedeutendere Gelenkigkeit in Grammatik und Satzbau beſitzt bei aller Einfachheit u. Beſchränktheit der ſogenannte ſemitiſche Sprachſtamm, der in ſeiner Ausdehnung vom Mittelmeer bis nach Armenien drei Hauptdialekte, den aramäiſchen mit dem chaldäiſchen und ſyriſchen, den kanaanitiſchen, phöniciſchen und hebräiſchen und den arabiſchen, umfaßt. Von größter Bedeutung blieb jedoch der ſprachliche Hauptſtamm, aus dem in nächſter Verwandtſchaft fünf große Schweſterſprachen entſproſſen, die der Meder, Perſer, Griechen, Lateiner u. Germanen. Unter dieſen S.n hat die indiſche Schriftſprache oder das Sanſkrit (ſ. d.) eine bedeutende Vollendung erreicht; daran reiht ſich zunächſt das Latein; ſelbſtändiger entwickelte ſich das Griechiſche. Am entfernteſten ſtehen in Beziehung auf Wohnſitz und Anſchauung die germaniſchen Völker, doch finden ſich in dem älteſten Dialekte derſelben, dem gothiſchen, noch unzweideutige Anklänge an die aſiatiſche Mutterſprache. Sehr gemiſcht iſt der Sprachſtamm der Slawen, indem ſich daſelbſt nur Aehnlichkeit von Wurzeln mit dem Grundſtoff der alten Sprachen nachweiſen läßt. Am dunkelſten iſt der celtiſche Sprachſtamm; freier und eigenthümlicher entfalten ſich ſpäter die germaniſchen und romaniſchen S.n.

Die Kenntniß der S.n oder die Sprachenkunde hat man für die Erforſchung der Abſtammung und der Verwandtſchaft der Völker als unentbehrliches Hülfsmittel längſt anerkannt. Aber auch abgeſehen von dieſer Wichtigkeit für die hiſtoriſche Ethnographie, hat ſie auch noch einen ſelbſtſtändigeren Werth, indem ſie die Grundlage der wahren Sprachwiſſenſchaft iſt; ſie muß dies ſeyn, wenn jene ſich nicht in allgemeine Abſtraktionen verlieren, ſondern ihren Stoff, der ein in ſinnlicher Form gegebener iſt, mit wirklich philoſophiſchem Geiſte durchdringen, nicht logiſche Denkformen aufſtellen, ſondern die vorliegenden Ausdrucksformen ihrem innern Weſen und ihrer Bedeutung nach erkennen, ihre Beziehungen und Verhältniſſe erforſchen und nachweiſen will, auf welche mannichfache Arten es dem menſchlichen Geiſte gelungen iſt, ſeine Gedanken und Vorſtellungen in der S. kund zu thun. Auf dieſe Weiſe bildet die Sprachenkunde, in ſofern die S. eine weſentliche Eigenſchaft der menſchlichen Natur, ein Theil derſelben iſt, ſelbſt ein Glied der Naturgeſchichte des Menſchen. In dieſer Beziehung beſchäftigt ſie ſich mit den S.n an ſich, in lexikaliſcher und grammatiſcher Hinſicht. Daß ſie auch das Mittel für die Kenntniß der etwaigen Literaturen bietet, erſcheint hier untergeordnet. So werthvoll auch das Vorhandenſeyn einer Literatur in einer S. iſt, in ſofern ſie theils den Weg bietet, mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit nach allen Seiten hin in die S. einzudringen, theils allein durch ſie, wenn ſie eine längere Zeit beſtanden hat, die Möglichkeit gegeben wird, die Stadien des Entwickelungsganges kennen zu lernen, den die S., welcher ſie angehört, genommen hat, ſo ſind doch literaturloſe S.n ungebildeter Völker für ſie von nicht geringerer Wichtigkeit. Bei den letztern ſind wir namentlich theils auf die Wörterſammlungen u. Berichte der Reiſenden, unter denen wir Anton. Pigafetta vor der Mitte des 16. Jahrh. beſonders hervorheben, gewieſen, theils hat der Eifer für die Ausbreitung der chriſtlichen Religion durch Entſendung katholiſcher und proteſtantiſcher Miſſionäre und durch Veranſtaltung von Bibelüberſetzungen auch für die Sprachenkunde reiche Früchte getragen. Wörter dieſer Völker aus verſchiedenen Werken ſammelte Megiſer in ſeinem Thesaurus pollyglottus, 1603. Ihm folgte Court de Gebelin, der zugleich in ſeinem Werke „Le monde primitif analysé" (Par. 1773—84, 9 Bde.) die Idee einer Urſprache aufſtellte. Die Kaiſerin Katharina wollte dieſe Beſtrebungen weiter ausführen und gab ihren Geſandten bei den verſchiedenen Völkern Aſiens und Europa's Auftrag, gewiſſe Wörter, meiſt Theile des menſchlichen Körpers, Nahrungsmittel, Naturgegenſtände u. ſ. w einzuſammeln. Nach dieſer Sammlung und andern Hülfsmitteln ſtellte P. S. Pallas ein vergleichendes Wörterbuch (der europ. und aſiat. S.n) zuſammen unter dem Titel: „Slowar seu linguarum totius orbis vocabularia comparativa (Petersb. 1787—89, 2 Bde., Auszug daraus von G. von Arndt, herausgegeben von Klüber, Frankf. a. M. 1827). Die bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Leiſtungen für Sprachenkunde gehören aber der neuern Zeit an, und in ihr iſt vornehmlich die Feſtſtellung der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft das folgenreichſte Werk, deſſen Begründer Bopp (ſ. d.) und Jakob Grimm (ſ. d.) der deutſchen Nation angehören, wie denn auch das Hauptwerk für die Wiſſenſchaft allgemeiner Sprachforſchung W. von Humboldts (ſ. d.) Schrift iſt: „Ueber die Kawiſprache auf der Inſel Java, nebſt einer Einleitung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts" (3 Bde.,

Berl. 1836—40). So thätig aber auch theils deutſche, theils ausländiſche Gelehrte, namentlich Franzoſen und Engländer, auf dieſem Felde geweſen ſind, ſo weite Fortſchritte namentlich das Studium der orientaliſchen S.n (ſ. Orientaliſche Literatur) in neuerer Zeit gemacht hat, ſo ſind doch nur wenige der großen Sprachſtämme der Erde genau erforſcht. Vor Allem iſt dies bei den indo-europäiſchen und den ſemitiſchen und nächſt ihnen bei andern oriental. S.n der Fall; dagegen ſtehen wir ſelbſt bei vielen aſiatiſchen, noch mehr bei faſt allen afrikaniſchen und amerikaniſchen S.n erſt bei den Anfängen der Erkenntniß. Unter Hinweiſung auf die einzelnen ausführlichen Artikel über die verſchiedenen S.n in unſerm Werke, geben wir im Folgenden eine Ueberſicht der bekannten S.n der Erde, welcher zum Theil Prichard, „Researches into the physical history of mankind“ (Lond. 1826 f.; deutſch von R. Wagner und F. Will, Leipz. 1840 f.) zu Grunde liegen. Wir ſtellen ſie, ſoweit es möglich, in Sprachfamilien zuſammen. Bei fortgeſetzten Beſtrebungen in der Sprachenkunde wird ſich unzweifelhaft das Reſultat ergeben, daß die Zahl der vereinzelt ſcheinenden S.n immer mehr ſchwindet und ſie ſich theils unter einander gruppiren, theils ſchon erkannten Gruppen anſchließen.

I. Die S.n Europas und des kontinentalen Aſiens. Von zwei unter ſich und von andern geſchiedenen Sprachſtämmen Europas, die einſt weiter ausgedehnt waren, haben ſich nur Ueberreſte erhalten; nämlich 1) von dem Iberiſchen (ſ. Iberia) in der S. der Basken, von ihnen ſelbſt Eusrara genannt, an den weſtlichen Pyrenäen Frankreichs und Spaniens und 2) von dem Altillyriſchen in der S. der Albaneſen oder Skypetaren in Albanien, in die freilich auch Türkiſches, Slawiſches oder Neugriechiſches eingedrungen iſt. Die Herrſchaft über faſt ganz Europa und einen großen Theil des ſüdweſtlichen Aſiens, und durch german. und roman. Anſiedelungen über die ganze Erde, am meiſten und mächtigſten in Amerika, hat die Familie der 3) indo-germaniſchen S.n (ſ. d.) oder der indo-europäiſchen, die aus folgenden Zweigen beſteht: a) das Sanſkrit (ſ. d.) und von ihm abſtammend das Pali, Prakrit und Kawi, ſowie die lebenden S.n in dem nördlichen Vorderindien (ſ. Aſiatiſche S.n), zu denen auch die S. der Sá-poſch oder Kafirs im Hindukhu und Belor-tag gehört. b) Die medo-perſiſchen und ariſchen S.n, deren älteſtes Glied das heilige Zend (ſ. d.) iſt; nächſt ihm das Altperſiſche, deſſen Monument die Keilinſchriften (ſ. Keilſchriften), und das Neuperſiſche, das v. den Tadſchicks in Iran u. den Bucharen geſprochen wird (ſ. Perſiſche Sprache u. Literatur); ferner öſtl. die S.n der Afghanen und Beludſchen, weſtlich die der Kurden und am Kaukaſus die der Oſſeten. c) Die vom Türkiſchen ſtark influenzirte armeniſche S., (ſ. d.). d) Die Schweſterſprachen der alten Griechen u. Römer (ſ. Griechiſche S. u. Römiſche S.). Von dem pelasg. Stamm, als deſſen Zweige man ſie betrachtet, ſcheint auch die verſchwundene alte macedoniſche und thraciſche S. ausgegangen zu ſeyn. Der römiſchen eng verwandt waren die andern altitaliſchen, nur wie es ſcheint mit Ausnahme der etruriſchen (ſ. Etrurien). Aus dem Altgriechiſchen hat ſich die neugriechiſche S. (ſ. d.), aus dem Römiſchen haben ſich die romaniſchen S.n (ſ. d.) entwickelt, und zwar unter ſtärkerem oder geringerm Einfluß des Germaniſchen. Die italieniſche (ſ. d.), ſpaniſche (ſ. d.), portugieſiſche (ſ. d.), provençaliſche (ſ. d.) und franzöſiſche S. (ſ. d.) im weſtlichen, und vereinzelt im öſtlichen Europa, mit Einwirkung des Slawiſchen bei den Walachen, die dacoromaniſche. Zwar noch nicht vollkommen erwieſen, aber im höchſten Grade wahrſcheinlich iſt es, daß auch e) die einſt weit über das weſtliche und einen Theil des mittlern Europa, ja durch die Galater nach Kleinaſien verbreiteten Sprachen der Celten (ſ. d.), zu der indo-europäiſchen Familie gehörten, die jetzt nur noch im äußerſten Weſten Europa's in Wales und der Bretagne, in den britiſchen, in Hochſchottland, Irland und Man in den gaeliſchen Mundarten fortleben. f) Die germaniſchen Srachen (ſ. d.), deren älteſte Form für uns in den Reſten des Gothiſchen (ſ. d.) erhalten iſt, in Deutſchland, den Niederlanden, den ſkandinaviſchen Ländern, England und Südſchottland. Hierher gehören die deutſche S. (ſ. d.) in theils oberdeutſchen, theils niederdeutſchen oder ſächſiſchen Mundarten, deren erſtern die literariſche Entwickelung des Hochdeutſchen zufällt, die ſich an die letztern anſchließende niederländiſche S. (ſ. d.) und die frieſiſche S. (ſ. Frieſiſche S.), die aus der altnordiſchen S. (ſ. Skandinaviſche S.) hervergegangene isländiſche, (ſ. Skandin. S.), däniſche (ſ. d.) und ſchwediſche S. (ſ. d.); aus dem Angelſächſiſchen hat ſich unter dem Zutritt eines romaniſch-franzöſiſchen Elements die engl. S. (ſ. d.) gebildet, der die ſchottiſche, eine reine germaniſche S., zunächſt ſteht. g) Die ſlaviſchen S.n (ſ. d.), und zwar α) die ſüdöſtlichen; die ruſſiſche S. (ſ. d.), die bulgariſche (ſ. d.), und die illyriſch-ſlawiſchen, nämlich die ſerbiſche S. (ſ. d.), die kroatiſche und d. kärthniſch-ſlowenziſche, β) die weſtlichen: die polniſche S. (ſ. d.) mit d. Kaſſubiſchen, die Mundarten der czechiſchen in Böhmen, Mähren und bei den Slowaken Ungarns, die wendiſche und ſorbiſche in der Lauſitz. Auch γ) das Altpreußiſche, das erſt im 17. Jahrhundert in Samland und Natangen ausgeſtorben iſt, gehörte zu der ſlawiſchen, nicht zu der gothiſchen S., und die beiden ihm angehörigen Mundarten, der Letten in Livland und Kurland u. der Litthauer, welcher letztren ſich das verdorbnere Schamailiſche oder Polniſch-Litthauiſche anſchließt, haben vorzugsweiſe entwickelte und alterthümliche Formen bewahrt. Durch das Slawiſche zerſprengt u. eingeengt wurde 4) die Familie der finniſchen S.n, die einſt über das nördliche Skandinavien, die Flächen des nördlichen und mittlern europ. und noch in das aſiat. Rußland hinein herrſchte. In ihr unterſcheiden ſich drei Zweige: a) der

weſtliche, den Prichard den jolniſchen nennt, u. dann die Sprache der Finnen (Suoma oder Suomaiaiſek) im eigentlichen Finnland (ſ. d.), der Lappen (Sama), der Eſthen und Karelen, der Liven und liviſchen Buſen und der Finnen im ruſſ. Gouvernement Olonez angehört; — b) der mittiere tſchudiſche (vom ruſſ. tſchud, d. i. fremdredend), der alten vom Peipus bis zum Petſchora ſich erſtreckenden Biarmi, jetzt in Reſten am Waldai, und in Permien bei den eigentlichen Permiern, den Serjänen und Wotjaken, an der Woiga in Niſchnei, Nowogorod, Kaſan und Orenburg bei den Mordwinen und Tſcheremiſſen erhaiten iſt, während die öſtlichen Tſchuwaſchen richtiger zu den tatar. Stämmen gezählt werden; c) der öſtliche der Ugrier, im öſtlichen Ural, die S. der Wogulen, weiter öſtlich die der Oſtjaken am Obi und Irtiſch, und weit von ihnen getrennt in Ungarn die S. der Magyaren (ſ. d.). An dem Kaukaſus (ſ. d.) finden ſich als vereinzelte S.n 5) die der Georgier (ſ. d.), zu der die der Lazier und Mingrelier gehören; und 6) die eigentiich kaukaſiſchen, unter einander verwandten Dialekte der Akaſſen, Tſcherkeſſen, Tſchetſchenzen und Lesghier. Weit verbreitet über das mittlere Hochaſien iſt 7) die durch die Türken auch nach Europa gekommene tatariſche Sprachenfamilie, unter welchem Namen man die urſprünglich verwandten S.n dreier Völkerſtämme begreifen kann: a) der Tunguſen (ſ. d.), in vier Hauptmundarten: α) der Mandſchuh (ſ. d.), β) der ſüdlichen Tunguſen in Daurien und am Baikalſee, γ) der nördlichen und öſtlichen Tunguſen bei Jakuzk und Ochozk, mit den Lamuken am Oktan, δ) der weſtlichen Tunguſen am Jeniſei; b) die S. der türkiſchen Völkerſtämme, zu denen auch die der Hiongnu, der Hunnen und aiten Bulgaren, der Avaren, Komaren, Petſchenegen und Chazaren gehörten; das reinſte, von andern Sprachen unberührte Turki hat ſich bei den Uigouren in der älteſten Helmath des Stammes ſüdlich vom Baikai erhaiten; am meiſten vermiſcht mit Arabiſchem und Perſiſchem iſt es in der S. der osmaniſchen Türken; die übrigen Völker, weiche türk. S.n in vielen nahverwandten Dialekten reden, ſind die Nogay-Tataren von der Donaumündung bis zum Kuban, die Tataren in Kaſan, Orenburg (Tſchuwaſchen) u. Aſtrachan, die Usbeken in Turan, die weitverbreiteten Turkomanen die Baſchkiren, die Kirgiſen, und weit nach Nordoſten verſprengt die Jakuten; c) die S.n der Mongoien, zu denen die eigentlichen Tataren im öſtlichen Theil der Mongolei. die eigentlichen Mongolen, die Khalkas, die Mongolen von Kokonur, die Mongolen der Dſungarei, die Burjäten im Gouvernement Irkuzk, und die Kaimücken gehören. 8) In den nördiichen Theilen Europa's und Aſiens, vom weißen Meere bis zur Lena, ziehen ſich die Diaiekte der Samojeden (ſ. d.) oder Khaſowo, mit denen aber auch die der ſüdlichen Sojoten, Moloren, Koibalen und Karakaſſen am obern Jeniſei und im ſajaniſchen Erzgebirge, ſowie der Oſtjaken von Narim und Tomok ſich als gleichen Stammes erweiſen. Vereinzeit und, wie es ſcheint, auch unter ſich getrennt ſtehen 9) die S.n folgender kleiner nordaſiatiſcher (ſibiriſcher) Völkerſchaften: der Oſtjaken des mittlern Jeniſei, der Yukaghiren am Eismeere von der Lena zur Kolyma, der Kamtſchadalen. der Ainos an der Mündung des Amur, auf Sakhalin, Jeſſo und den Kurilen und der Tſchuktſchen mit den Korjäken. Auch 10) die japaniſche S. auf Nipon, der die der Liukieuinſeln verwandt iſt (ſ. Japan), ſo wie 11) die der Bewohner von Korea, ſcheinen mit andern in keinem nähern Zuſammenhang zu ſtehen. Dagegen ſind folgende drei durch innere Verwandtſchaft u. durch die ihren Charakter ſcharf bezeichnende Eigenthümlichkeit, daß ſie einſylbige ſind, unter einander verbunden: 12) die chineſiſche S. (ſ. d.), ſowohl die ausgebildete Mandarinenſprache, als die zahlreichen Volksdialekte, neben denen in einzelneu Theilen des weiten Reichs ſich bei einzelnen Stämmen wie bei den Sifan im Weſten, den Miao im Süden, den Lolos im Südoſten (Yunnan) ſich noch fremdartige S.n erhaiten haben; 13) die ſogenannten indo-chineſiſchen S.n Hinterindiens (ſ. Aſiatiſche S.n), unter denen ſich die S. von Anam in Tunkin und Cochinchina, die der Chay oder Lau in Laos und Siam, der Man in Pegu, der Birmanen in Pegu, der Ruckheng in Arraoan ſondern, neben welchen man in Aſſan eine ſiameſiſch-ind. Miſchſprache findet; 14) die wahrſcheinlich das Chineſiſche mit dem Tatariſchen verbindende S. des eigentiichen Tübet mit den verwandten S.n von Bhotan und der Newars in Nepaul, zuſammen unter dem Namen des Volksſtammes der Bhotivahs vereinigt. Eine beſondere Familie bilden 15) die S.n von Dekan, dem ſüdlichen Vorderindien: das Tamuiiſche mit den Diaiekten Malayalma und Tulava, das Karnatiſche und das Telniga, mit denen vielleicht die ſingaleſiſche auf Ceylon zuſammenhängt. In dem ſüdweſtlichen Aſien heimiſch, zum Theil nur in Schriften erhalten, in einem ihrer Zweige aber, dem arabiſchen, durch Mohameds Religion und die Erorberungen der Khalifen weit in Aſien und Afrika verbreitet iſt 16) die Familie der ſemitiſchen S.n oder der ſyro-arabiſchen, zwiſchen denen und den medo-perſiſchen das Pehlewi (ſ. Perſiſche S.) ein merkwürdiges Verbindungsglied bildet, und die ſich ſelbſt durch biſyllabiſche, auf drei Konſonanten beruhende (trilitterale) Wurzeln auszeichnen, während die übrigen polyſyllaben S.n von einſylbigen Wurzeln aus durch Kompoſition und Derivation gebildet ſcheinen. Ihre Zweige, unter einander nahe verwandt, ſind a) die aramäiſche (ſ. d.), die ſich wieder in die weſtaramäiſche oder ſyriſche (ſ. d.) und die oſtaramäiſche oder chaldäiſche S. (ſ. d.) ſpaltete und ſich nur bei den chriſtlichen Chaldäern am obern Tigris und in den Thälern von Hakkarivah in Kurdiſtan als lebendiger Volksdialekt erhaiten hat; zu ihm gehörten auch die Diaiekte der Samaritaner (ſ. d.), Zabier (ſ. d.), Palmyrener (ſ. Palmyra), auch bildet er vornehmiich die Grundlage des ſogenannten

Rabbiniſch-Jüdiſchen (ſ. Jüdiſche Literatur); b) der kanaanitiſche oder hebräiſche (ſ. Hebräiſche S.) mit dem Phöniciſchen u. Puniſchen; c) der arabiſche (ſ. Arabiſche S.), theils das Altarabiſche (die Bücherſprache des Koran), theils die jetzigen Mundarten von Yemen, dem Hedſchas und der Wüſte und das Moggrebyn, der weſtarab. Dialekt der Araber in Afrika; d) die Eckhili genannte S. der ſüdlichen Araber in Hadramaut und Mahra, dem Hebräiſchen näher ſtehend als dem Arabiſchen, ein Abkömmling der S. der alten Himyariten, mit der ſich eng verwandt in Afrika e) die äthiopiſche S. (ſ. d.) zeigt, namentlich in ihrer alten Form, dem axumitiſchen Gheeg, von welchem, der äthiopiſchen Kirchenſprache, die Dialekte von Tigre und von Amhara in Abyſſinien abſtamm-n.

II. Die S.n Afrika's. Von den erwähnten ſemit. S.n iſt das Aethiopiſche in Abyſſinien ſeit alten Zeiten einbeimiſch; das Arabiſche, das in Aegypten herrſcht und über die ganze Nordküſte, aber auch tief in das Innere hinein, ſo wie auf Strecken der ſüdlichen Oſtküſte ſich verbreitet hat, iſt mit der Ausbreitung des Islam dahin gekommen. Ob mit den ſemit. S.n auch die 1) koptiſche, der Abkömmling der altägyptiſchen S. zuſammenhängt, iſt noch zweifelhaft. Von der S. der alten Numidier und Mauritanier ſtammt die ihrer, das Hochland von den Syrten bis zum atlantiſchen Meere bewohnenden Nachkommen, der Berbern, Kabylen und der marokkaniſchen Schelluhs, die, wie es ſcheint, mit keiner andern näher verwandte 2) Berber- oder atlantiſche S., die auch die S der Guanchen auf den kanariſchen Inſeln war, und eben ſo in dem Tiefland ſüdlich des Atlas von den Tuariks der Sahara geſprochen wird, während 3) die Tibbos, in deren öſtlichem Theile, eine eigenthümliche S. zu haben ſcheinen. 4) Die S.n des mittlern Afrika, ſüdlich der Sahara bis zum Aequator begreifen wir, ſo weit wir ſie kennen, unter dem Namen der Negerſprachen. Ihre Beſchaffenheit und ihre gegenſeitigen Verhältniſſe ſind, trotz den Beſtrebungen der neuern Reiſenden, noch lange nicht hinreichend ermittelt; doch laſſen ſich theils nach jenen, theils nach den afrikaniſchen Berichten des Leo Afrikanus einige Beſtimmungen geben. Im Weſten werden namentlich ausgezeichnet und unterſchieden die S.n a) der Jaloffen und Serreres zwiſchen den Mündungen des Senegal und Gambia; b) der weitzerſtreuten Fulahs, am Senegal und im ſüdweſtlichen Hochſudan, zu denen auch im innern Sudan, wo Sokatu ihr Hauptſitz iſt, die Felatahs gehören; c) die weitverbreitete Mandingoſprache, die zwiſchen dem Niger und Senegal in Hochſudan herrſcht, und zu der die S.n der Jalunka, Bambu, Kuranko, Suſu und Bambaera als Dialekte gehören; d) die S.n der Inkaraee auf der Goldküſte im Königreich Aſchanti, und e) die der Foyraee auf der Sklavenküſte in Dahomeh. Im innern Sudan, a) im Weſten die Sangaiſprache von Tombuktu, b) im mittlern die Hauſaſprache von Guber, c) im Oſten die S. von Bornu; weiter öſtlich, von den andern, wie es ſcheint, mehr abweichend, die S.n der Fungi in Sennaar, der nicht ſemit. Stämme Abyſſiniens, der Schangalla im Norden, der Somauli und Danakil im Südoſten und der Galla im Süden jenes Landes. 5) Eigenthümlich, wie die Race iſt auch die S. der Bewohner Nubiens (ſ. d.), der Barabra, die mit der S. der nördlichen Berbern nicht verwandt erſcheint, wie man wegen der Namenähnlichkeit geglaubt hat, und zu der die Dialekte Kenſi, Nuba, des Nil, Dongolavi und auch die Koldagiſprache im Süden von Kordofan gehören. 6) In Südafrika ſcheinen zwei eigenthümliche Sprachſtamme zu herrſchen: a) der in vielen Dialekten, weit auch an der Oſtküſte verbreitete der Kaffern (ſ. d.) und b) der der Hottentotten (ſ. d.), zu welchem auch die ausgeartete Mundart der Buſchmänner gerechnet wird.

III. In den S.n der Ureinwohner von Amerika erſcheint eine große Verſchiedenheit hinſichtlich der Worte und Wurzeln, und man hat demnach eine Anzahl von nahe an 500 verſchiedenen S.n angenommen; aber alle dieſe S.n von Grönland und dem nördlichen Eismeer bis zum Kap Horn ſind unter einander verbunden hinſichtlich der Struktur der grammatiſchen Formen und durch die ſie gegen alle übrigen Sprachen charakteriſirende Eigenthümlichkeit, durch Zuſammenſchmelzung vieler Wörter zu einem Ganzen zugleich eben ſo viel Ideen vereinigt auszudrücken. Ueber den gemeinſamen Charakter dieſer S.n, die du Ponceau als polyſynthetiſche bezeichnet, gibt Pickering in ſeiner Schrift „Ueber die indian. Sprachen Amerikas (deutſch von Talvj, Lpz. 1834) eine Ueberſicht. Von den einzelnen amerikaniſchen, auf ſolche Art unter einander verwandten Sprachen heben wir nur die Hauptſtämme hervor: 1) in Nordamerika das Karalitiſche der Grönländer und Eskimos, welches dadurch, daß es jene Eigenthümlichkeit beſitzt, als eine entſchieden amerikaniſche S. erſcheint, nicht als eine nordaſitiſche, zu der aber die S. der Namollos auf dem aſiat. Oſtkap und der Bewohner der Aleuten gehört; die S.n der nordamerik. Indianer, in den fünf Hauptſtämmen der irokeſiſchen oder huroniſchen S. der Wyandoten, der der Sioux, der Pawni, der delawariſchen oder Chippaway und der floridaniſchen; 2) in Mittelamerika die eigentlich mexikaniſche der azlekiſchen Völker, die Pocouchiſprache in Guatamala und die paraſcaviſche; 3) in Südamerika die karaibiſche, die peruaniſchen, die braſiliſchen und die ſüdlichen, unter denen die der Araucos ſich auszeichnet.

IV. Die Sprache der Malaien (ſ. d.), hat auf dem Kontinente nur die hinterind. Halbinſel Malakka inne, aber ſie herrſcht über einen weiten Raum mit der Race, die ſie ſpricht. So ſind über die hinteraſiat. Inſeln, wo auf Java neben der malaiiſchen Volksſprache die vom Sanſkrit ſtammende dichteriſche Kawiſprache aufgenommen iſt, aber auch über die Inſeln Auſtraliens bis zur Oſterinſel ihre vielen

unter einander entſchieden u. nahe verwandten Mundarten verbreitet, unter denen wir nächſt der javaniſchen die Tagalſprache auf den Philippinen, die Bugiſprache auf Celebes, u. die Hawaiiſch der Sandwichinſeln, über die wir Chamiſſo nähere Kunde verdanken, hervorheben. Faſt unbekannt ſind uns die von ihnen getrennten S.n der negerartigen rohen Papuas, die auf mehren der vordern Inſeln neben den Malaien wohnen, oder der Bewohner Neuhollands. Vgl. außer den oben ſchon angeführten Werken: die Sammlungen von Ueberſetzungen des Vater Unſer von Konr. Gesner (1555), Müller (1680), Wilkins (1715), dem Miſſionär Benj. Schulze und Stöger (Münch. 1839); die 6 letzten Bände der Encyklopädie „Idea del universo“ (21 Bde., Caſena 1778—87) des ſpan. Jeſuiten Lorenzo Hervas, worin 63 Wörter in 154 S.n und das Vater Unſer in 307 S.n aufgeführt werden, ſo wie auch von 55 vorher unbekannten amerik. S.n Kenntniß gegeben iſt; ferner Adelung, „Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde,“ fortgeſetzt von Vater (4 Bde., 1806—17) ein Hauptwerk über faſt 500 Sprachen und Dialekte; — Vater, „Vergleichungstafeln der Grammatik europ. u. aſiat. S.n“ (Halle 1822); — F. Adelung, „Ueberſicht aller gekannten S.n u. Dialekte“ (Petersb. 1826); — „Tripartitum seu de analogia linguarum“ (Wien 1820—23); — J. Klaproth, „Asia polyglotta“ (Par. 1823); — A. Balbi, „Atlas ethnographique du globe, ou classification des peuples anciens et modernes d'apres leurs langues avec environ 700 vocabulaires des principaux idiomes (Par. 1826) und Hoffmann „Oriental. Literaturkarte“ (Weim. 1829).

Die Darſtellung und Entwicklung der allgemeinen Geſetze der S. iſt die Sprachlehre. Sie iſt die Wiſſenſchaft der weſentlichſten Formen der S., ohne Rückſicht auf die eigenthümlichen Erſcheinungen einzelner S.n zu nehmen und wird in dieſem weitern Sinne die allgemeine Sprachlehre genannt. Als ſolche ſucht ſie zunächſt nicht auf empiriſchem Wege in der Vergleichung, ſondern in dem Denkvermögen ſelbſt, weil jede S. Ausdruck des Gedachten iſt, ihren höheren Zweck und ihre tiefere Begründung und zieht aus dem innern und nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen den in der Erfahrung gegebenen S.n nur die Erläuterung u. Befeſtigung ihrer Grundſätze herbei. Sie zerfällt in 4 Theile: I. Lautlehre. Die Elemente der S. ſind die Wörter, die Elemente der Wörter ſind die Laute und deren Zeichen die Buchſtaben. Größtentheils hat man für S.n, welche nicht ſelbſt Buchſtabenſchrift hatten, das lateiniſche Alphabet genommen, daher haben alle dieſe S.n weniger Buchſtaben als Laute. Dieſe ſelbſt ſcheiden ſich nach ihrer Art in Vokale (ſ. d.) und Konſonanten (ſ. d.); erſtere werden in manchen Sprachen durch Verbindung mit einander zu doppel- od. dreifachen Lauten (ſ. Diphtongen oder Triphtongen). Das Ausſprechen eines Konſonanten mit einem Vokal bildet eine Sylbe (ſ. d.), und weil das Einfache das Urſprüngliche zu ſeyn pflegt, ſo hat man die Behauptung aufgeſtellt, eine S. ſey um ſo älter, je weniger Sylben ihre Wörter haben. Aus dieſem Grunde hat man die einſylbigen S.n, die ſich noch im S.-O. Aſiens finden, als die älteſten angeſehen. Uebrigens hat auch in dem indogermaniſchen Sprachſtamme das Beſtreben, die Wortſtämme alle auf eine Sylbe zurückzuführen, gezeigt, daß die mehren Sylben aus Bildungen durch Abbeugung, Zuſammenſetzung ꝛc. entſtanden ſind. Werden die Wörter mehrſylbig, indem man durch Endungen Begriffe nach dem Geſchlechte unterſcheidet, oder gewiſſe unterſcheidende Nebenweiſen andeutet, od. ſie durch Anfügung anderer Begriffe erweitert oder modificirt, ſo wird es nöthig, dieſe Begriffe einzeln nach ihrem Werthe zu unterſcheiden und den wichtigern hervorzuheben. Da es aber der Ton oder Schall der Stimme iſt, mit welchem wir den Begriff dem Ohr vernehmbar machen, ſo muß jenes Unterſcheiden oder Hervorheben durch die Modifikation des Schalles geſchehen. Höhe und Tiefe bleiben für das Melodiſche im rhetoriſchen Satz, längere oder kürzere Dauer iſt abhängig vom relativen Werthe der Sylbe (Quantität); es bleibt alſo nur noch die Intenſion der Stimme zur Bezeichnung der einzelnen hervorzuhebenden Begriffe übrig, d. i. der Accent. Einſylbige S.n haben natürlich keinen Accent, wohl aber eine Quantität, ſo z. B. die chineſiſche, welche lange, kurze und gleichgültige Wörter hat. Da der Accent das Mittel iſt, die einzelnen Begriffe der Wörter auszuzeichnen, ſo ſollte man glauben, daß der Accent auf dem Hauptbegriff ruhe; aber auch dies iſt nicht durchweg der Fall, wie ſich z. B. die lateiniſche S. nach der Quantität richtet u. amáre ſpricht, obſchon der Stammbegriff in am liegt. — II. Wortbildungslehre. Ein durch artikulirte Laute ausgedrückter beſtimmter Begriff heißt ein Wort. Es gibt verſchiedene Arten von Wörtern (partes orationis): a) Nomina, und zwar Subſtantiva u. Adjektiva; b) Pronomina c) Zahlwörter; d) Verba; e) Partikeln u. zwar Präpoſitionen, Konjunktionen, Adverbien, Interjektionen (ſ. d.). An der Materie des Wortes unterſcheidet man die Wurzel und den Stamm; jenes iſt das Abſtrakte, dieſer das Konkrete des Begriffes; mit einer beſtimmten Endung verſehen, die ſeine Art anzeigt, wird er zum grammat. Wort; z. B. eine Wurzel iſt duc, daraus gehen die Stämme duce und duca hervor, aus jenem bildet ſich das Wort ducere, aus dieſem ducare in educare ꝛc. Aus Wurzeln und Stämmen bilden ſich Wörter a) durch Ablaut des Wurzelvokals, z. B. Band von binden; b) durch Ableitung oder Derivation, wo gewiſſe Endſylben angehängt werden, z. B. von dem Stamme leit... die Wörter leiten, Leiter, Leitung ꝛc.; c) durch Zuſammenſetzung oder Kompoſition, wenn man aus zwei Wörtern eins bildet. Die Kompoſition geſchieht α) durch Verbindung zweier Wörter zu einem; die Form des Grundworts, an welche das andre gebunden wird, heißt das Thema; oder β) durch Vorſetzung von Partikeln, z. B. aus-ſchlafen. Ein Wort heißt im Gegenſatz zu den abgeleiteten u. zuſammengeſetzten Wörtern das Stammwort (Primitivum), das abgeleitete Deri-

vatum, das zuſammengeſetzte Kompoſitum. Wenn ein Wort mit 2 andern zuſammengeſetzt wird, nennt man es ein Bikompoſitum, z. B. vor-an-treiben. Wird ein Wort aus Wörtern verſchiedener S.n zuſammengeſetzt, ſo heißt dies eine Vox hibrida. — III. Wortbiegungslehre oder Flexionslehre. Zur Bezeichnung verſchiedener Beziehungen eines Wortes in einem Satze werden die Worte gebeugt oder flektirt. Die Flexion nennt man beim Verbum Konjugation, bei den andern beugbaren Wörtern Deklination. Wörter, die man beugen kann, heißen Flexibilia, die es nicht an ſich geſtatten, heißen Inflexibilia. Die Bezeichnungen verſchiedener Verhältniſſe, in denen ein Nomen zum Subjekt oder Objekt ſtehen kann, werden Kaſus (Fälle) genannt. Es ſcheint, daß ſie urſprünglich durch beſondere Wörter, welche man vor (Präpoſitionen) oder hinter das Nomen (Poſtpoſitionen) ſetzte, bezeichnet wurden; aus der organiſchen Verbindung der letztern mit dem Nomen ſcheinen in ausgebildeten S.n die Kaſusendungen entſtanden zu ſeyn; aber durch Präpoſitionen werden auch dann noch die beſtimmten Verhältnißarten bezeichnet. In neueren S.n, welche die Kaſusendung verloren haben, werden die Casus obliqui durch Präpoſitionen angegeben, z. B. in den romaniſchen; die S.n des finniſchen Stammes geben ſie durch Poſtpoſitionen. Der Kaſus gibt es ſehr viele: Nominativus, Vokativus, Akkuſativus, Dativus, Genitivus, Ablativus, Modalis, Kauſalis, Inſtrumentalis, Partitivus, Lokativus, Temporalis (ſ. d. a.); noch mehre hat die finniſche S. (ſ. d.). Indeſſen fielen mehre jener Kaſusendungen mit andern zuſammen; andre gingen mit der Zeit verloren, daher gewöhnlich nur die 5 oder 6 erſten in unſern Sprachlehren angetroffen werden. Nominativus und Vokativus heißen Casus recti, die andern Casus obliqui (ſ. Kaſus). Zur Bezeichnung der Anzahl von Gegenſtänden, von welchen die Rede iſt (numerus), bieten, ausgenommen diejenigen S.n, welche dies durch vorgeſetzte Wörter andeuten, faſt alle neuern S.n nur 2 Arten, nämlich die Einzahl (Singularis) und die unbeſtimmte Mehrzahl (Pluralis). Ein Dualis, der die Zweiheit anzeigt, läßt ſich nur in wenigen S.n nachweiſen (im Sanſkrit, Zend, Hebräiſchen, [nur im Subſtantiv] Arabiſchen, Griechiſchen, Gothiſchen, Lithauiſchen und einigen alten ſlaviſchen Dialekten, wozu von den amerikaniſchen S.n noch das Chiliſche gerechnet werden kann), und in welchen S.n er vorhanden iſt, iſt der Gebrauch nicht überall durchgreifend, ſondern mit dem Pluralis wechſelnd. Die größte Kunſt der Sprachbildung erſcheint in der Flexion des Verbum. Zur verſchiedenen Modifikation des Verbumbegriffs bildete man faktitive, kauſative, iterative, reflexive (ſ. d.); zur Angabe der Richtigkeit der Thätigkeit Aktiva, Paſſiva und Media, wiewohl man dieſe Benennungen nicht in allen S.n findet. Die verſchiedenen Zeitbeſtimmungen der Handlung abſolut u. relativ anzudeuten, war hier ein Hauptſtreben, doch haben dies nur wenig S.n vollſtändig gethan, und zwar ſo vollſtändig, wie die lithauiſche, griechiſche, lateiniſche ꝛc. Meiſt gibt es nur beſondere Formen für das Präteritum und Präſens, wie in den germaniſchen S.n, oder das Präteritum u. Futurum, wie in den ſemitiſchen, oder für das Präſens, Futurum u. Präteritum, wie in den romaniſchen S.n; die fehlenden werden hier durch die Hülfszeitwörter ergänzt. Die Bildung des Präteritums geſchieht zum Theil durch Ablaut der Wurzelvokale oder durch Reduplikation (ſtarke Konjugation). Die Zahl der Modi iſt noch ſehr verſchieden: Indikativus, Imperativus, Infinitivus, Participium (beide letztern ſind eigentlich gar keine Modi, ſondern die Nominalformen des Verbum) findet man zwar allenthalben, und zwar in mehrfachen Formen, allein ſchon ein Konjunktiv iſt z. B. in den ſemitiſchen S.n nicht vorhanden; viele haben keinen Optativus, Prakativus, Potentialis und Konditionalis. Gerundium und Supinum (ſ. d.), z. B. im Latein. und Mongoliſchen, ſind auch keine Modi, ſondern gleichfalls Nominalformen. Bezeichnung des Subjekts am Verbum (Perſonen) iſt mehr den ſemitiſchen und indogermaniſchen S.n eigen; ſchon die romaniſchen und germaniſchen haben beſtimmte Formen verloren und müſſen noch das Pronomen der betreffenden Perſon beifügen, wenn nicht ein Subjekt dabei ſteht. Einige S.n nehmen auch die Objektsbeſtimmungen mit in das Verbum, wodurch ein großer Formreichthum entſteht, ſo beſ. in den amerikaniſchen S.n, die man in dieſer Beziehung auch polyſynthet. S.n (ſ. Polyſynthetismus) nennt. Die Theile der Sprachlehre, welche ſich mit dem bisher Dargeſtellten beſchäftigen, nennt man gewöhnlich mit gemeinſchaftlichem Namen die Formlehre, zu welcher auch noch die Etymologie gehört, welche nicht allein die Wortformen einer S. auf die Stämme in dieſer S. ſelbſt (Wortbildungslehre), ſondern auch die in den ſtammverwandten nachweiſt und ſo dem hiſtoriſchen Theile der S. angehört. — Als zweiten Haupttheil der Sprachlehre ſtellt man gewöhnlich auf: IV. die Syntaxis, welche die Wörter zu einer geordneten Rede zuſammenſetzen lehrt, ſ. Satz. Die allgemeinen Regeln, denen die Syntaxis jeder S. unterworfen iſt, beruhen auf dem Sprachgeſetz für die Darſtellung des ganzen Gedankens. Hier iſt zu unterſcheiden: a) Nothwendigkeit, was in den logiſchen Geſetzen begründet iſt; Gegenſatz iſt der Solöcismus; b) Möglichkeit; viel iſt möglich, ohne deshalb wirklich geworden zu ſeyn; hier muß ſchon bewieſen werden; einzelne Fälle reichen zur Fortſetzung der Regel hin; c) Wirklichkeit, hier der Sprachgebrauch. Redeweiſen, welche einer S. eigenthümlich ſind, nennt man Idiotismen; gehen ſie in eine andere S. über, deren Geiſt ſie eigentlich widerſtreiten, ſo benennt man ſie nach dem Namen der Sprache, aus welcher ſie ſtammt, z. B.: Gräcismen, Hebraismen, Germanismen, Gallicismen ꝛc. Eigenthümlich beſonders iſt in den Sprachen die Wortfolge. Sie kann entweder eine logiſche oder eine freiere ſeyn. Die erſtere findet ſich beſonders in ſolchen Sprachen, welche arm am Flexionsformen ſind, wo man daher dem Verſtändniß durch die Stellung der Wörter zu Hülfe kommen muß, ſo die

Digitized by Google

aſiatiſchen, die romaniſchen, die engliſche; frei dagegen dem Zwange einer beſtimmten Wortfolge ſind die an Formen reichen, wie die altperſiſche, die gothiſche, lateiniſche, ungariſche ꝛc.

Die allgemeine Sprachlehre iſt die nothwendige Grundlage jeder ernſten Sprachforſchung und für die beſondre Sprachlehre, die freilich die philoſophiſche Behandlung ebenfalls nicht ausſchließen darf, unentbehrlich. Vergl. Jam. Harris, Hermes oder philoſoph. Unterſuchung über die allgemeine Grammatik; — J. S. Vater, Verſuch einer allgemeinrn Sprachlehre, Halle 1801; — Derſelbe, Lehrbuch einer allgem. Grammatik, daſ. 1806; — Bernhardy, Allgem. Sprachlehre, 2 Bde., Berlin 1801—3; — Derſelbe, Anfangsgründe der Sprachwiſſenſchaft, Berlin 1805; — Sylv. de Sacy, Principes de la grammaire générale, Paris 1803; deutſch von Vater unter dem Titel „Grundſätze der allgem. Sprachlehre", Halle 1804; — Faber, Syngloſſe oder Grundſätze der Sprachforſchung, Karlsruhe 1826, nebſt deren „Rechtfertigung", daſ. 1828; — De Montlivaults, Grammaire générale et philosophique, Paris 1829; — K. Hoffmeiſter, Erörterung der Grundſätze der Sprachlehre, 2 Bde., Eſſrn 1830, und andere Unterſuchungen von Reinbeck, Humboldt, Schmitthenner und K. F. Becker; — Michelſen, Philoſophie der Grammatik, Bd. 1, Berl. 1843, u. a. m.

Die Ausſcheidung fremdartiger Beimiſchungen aus einer S. und das Streben, dirſe durch einheimiſche Elemente zu erſetzen (Sprachreinigung, Purismus) iſt an ſich löblich, doch muß man gerade hirrdei die größte Vorſicht anwrnden, gleichviel ob die betreffrnde S. eine urſprüngliche und ſelbſtſtändigr wie die deutſche, oder eine abgeleitete ſey. Jedes Fremdartige nämlich, ſo bald es vor der Entſtehung der eigentlichen Schriftſprache eingeführt wurde, dient nur zur wahren Bereicherung, da es in dem Munde des Volkes bald allrn Zeichen fremder Herkunft entſagte und in Bau, Klang und Endung ſich den ſchon vorhandenen Endungen und Bildungen völlig anpaßte. Gewiß wird Jeder in Worten, wie Fenſter, Natur, Naſe, Wein, Pforte u. ſ. w., ſofort den fremdrn Urſprung erkennen; indeſſen frit früheſtrr Zeit eirgedrungert, haben ſich dieſelben mit den Urſtoffen der S. verſchwiſtert und gleiche Rechte mit dieſen erworben, ſo daß es mehr als lächrrlich ſryn würde, z. B. ſtatt „Naſe" nach dem Vorſchlag einiger Deutſchthümler, „Geſichtserker" zu ſetzen. Gleiches gilt von den in vielen lebenden S n exiſtirenden techniſchen und wiſſenſchaftlichen Bezeichnungen, die, mit einheimiſchen vertauſcht, häufig unvrrſtändlich odrr unzulänglich und unbrſtimmt ſind, oder gar umſchrieben werden müſſen, wenn es auch bei einigen allerdings (wie im Drutſchen bei „Zeitwort" für „Verbum", „Fall" für „Kaſus" ꝛc.) ohne Bedenken geſchehen kann. Ihren triftigen Grund hat dagegen die Sprachreinigung, wrnn aus bloßer Nachläſſigkeit oder Bequemlichkeit, oder nur einer übertriebenen, fehlerhaften Neigung zum Ausländiſchen ohne allr Noth Fremdwörter eingeſchwärzt werden, vielleicht gar mit der Einbildung, daß man ſich ſo zierlicher und edler ausdrücke. Einen ſolchen Kampf hatte namentlich die deutſche S. zu führen ſeit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, als der Verkehr mit den Franzoſen zunahm und der Deutſche die größere Freiheit und Gewandtheit derſelben auch durch Nachäffung ihrer S. ſich anzueignen und dadurch gleichſam zum gebildeten Weltmann ſich zu ſtempeln ſuchte. Energiſch trat dieſem Unweſen zuerſt Martin Opitz in ſeinem Buche „Von der deutſchrn Poeterei" entgegen; weiter noch ging Philipp von Zeſen theils mit ſeiner Schrift „Roſenmond"; theils durch die Stiftung eines beſondern Vereins, der unter dem Namrn der „Deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft" von 1643 bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts in Hamburg beſtand. Aehnliche Zwecke verfolgte die „Fruchtbringende Geſellſchaft" zu Weimar ſeit 1617, der „Blumenorden an der Pegnitz" zu Nürnberg ſeit 1644, der „Schwanenorden an der Elbe" ſeit 1660 und die „Deutſche Geſellſchaft" zu Leipzig ſeit 1696. Größeren Erfolg aber, als dieſe Verbindungen, hatten die Bemühungen einzelner für die Sache begeiſterter Männer, namentlich Lribnitz, der, obſchon er nur ſelten in deutſcher Sprache ſchrieb, dennoch dieſelbe in ſeinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache" als die geeignetſte für die Darſtellung einrr wahren Philoſophie erklärte, und die Wahrheit dieſer Behauptung bewährte ſich bald in den rechtwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Werken des Chriſt. Thomaſius und Chriſt. von Wolf. Mehr darüber ſ. Deutſche Sprache, S. 361.

Sprachenkunde, ſ. Sprache.

Sprachfeger, ſ. v. a. Puriſt, ſ. Purismus und Sprache.

Sprachfehler, ſ. Sprachrichtigkeit.

Sprachfenſter (Sprachgitter), ſ. Sprachzimmer.

Sprachforſchung, ſ. Sprache.

Sprachgebrauch, ſ. Sprache.

Sprachgenie, ein Menſch, der große natürliche Anlagrn hat, leicht viele fremde Sprachen zu erlernen. Ganzen Völkern wird nur uneigentlich ein S. zugeſchrieben.

Sprachgewölbe, Gewölbe, die ſo gebaut ſind, daß Dasjrnige, was an einem Ende leiſe grſprochen wird, am andern leicht gehört werden kann, obgleich in der Mitte nichts vernommen wird. Sie müſſen Gurte haben und elliptiſch gebaut ſeyn, weil Ellipſen die Eigenſchaft haben, alle Schallſtrahlen, welche von dem einen Brrnnpunkte ausgrhen, nach dem andern zurück zu werfen und dort zu vereinigen. Die pariſer Sternwarte, die Kuppel der Paulskirche in London, das Ohr des Dionys haben oder ſind ſolche S.

Sprachlehre, ſ. v. a. Grammatik, vergl. Sprache.

Sprachloſigkeit, ſ. Stummheit.

Sprachmeiſter (Sprachlehrer), Einer, der Unterricht in Sprachen ertheilt.

Sprachmengerei, ſ. Sprache.

Sprachnerv (Anat.), das 10. Nervenpaar der Gehirnnerven, ſ. Gehirnnerven.

Sprachorgane (Phyſiol.), ſ. Stimmorgane.

Sprachreinigung, ſ. v. a. Purismus.

Sprachrichtigkeit, die Eigenſchaft des Geſprochnen, wo der Sprechende die Wörter weder falſch, d. h. mit andern Buchſtaben, als ſie geſchrieben werden, ausſpricht (äußere S.), noch auch falſch flektirt, ſtellt und mit andern verbindet (innere S., Korrektheit). Gewöhnlich wird unter S. die letztere verſtanden, ſo wie auch der Gegenſatz, Sprachfehler, gewöhnlich nur von einem Verſtoß gegen die angenommene nnd begründete Art und Weiſe, die Wörter zu flektiren und zu verbinden gebraucht wird. Die S. lehrt die Grammatik.

Sprachrohr, von Ath. Kircher 1650, nach Andern von dem Briten Morland 1679 erfundenes Werkzeug, wodurch Geſprochenes viel weiter als gewöhnlich, zuweilen über eine Stunde weit gehört werden kann. Das S. beſteht aus 6—15 F. langen koniſchen Röhren von Blech oder einer gefirnißten Pappe, innen mit einem Mundſtück, ſo daß es beide Lippen des Sprechenden bedeckt, unten erweiternd. Vorzüglich bedient man ſich des S.s, um von hohen Punkten, z. B. von Thürmen, etwas herab, und auf Schiffen, um in einiger Entfernung ſegelnde Schiffe anzurufen. Auch in Mauern kann man S.e anbringen und ſo Mittheilungen nach entfernteren Theilen einer Fabrik und dergl. machen.

Sprachſaal, 1) ſ. v. a. Audienzſaal; — 2) Sprachgewölbe; — 3) ſ. v. a. Unterhaltungsſaal.

Sprachſchönheit, beſteht in einer wohllautenden (für das Gehör, äußere S.) mit dem Gebrauch von Wörtern und Redensarten, die nicht bloß den Verſtand, ſondern auch die Einbildung beſchäftigen und der Rede Kraft, Fülle und Lebendigkeit geben (Bilder, Gleichniſſe, Figuren u. ſ. w.), verbundenen Darſtellung des Geſprochenen oder Geſchriebenen. Die S. iſt Gegenſtand der Rhetorik und Poetik.

Sprachſtamm, ſ. Sprache.

Sprachſtudium, ſ. Sprache.

Sprachvermögen, 1) (inneres S.), ſ. Sprache; — 2) (äußeres S.), das Vermögen, mittelſt der Sprachorgane Töne zu artikuliren, ſo daß ſie als Zeichen des Bezeichneten vom Ohr vernommen werden.

Sprachverwirrung, ſ. Sprache.

Sprachzimmer, in Klöſtern ein Zimmer, wo die Kloſterbewohner mit den ſie beſuchenden Freunden ſich unterhalten können; in Nonnenklöſtern unterhalten ſich die Nonnen mit den ſie beſuchenden Mannsperſonen durch ein Fenſter des S.s (Sprachfenſter), und noch gewöhnlicher iſt das ganze Beſuchzimmer durch ein Gitter bis an die Decke (Sprachgitter) in 2 Hälften getheilt, ſo daß man ſich ſprechen, aber in gar keine Berührung kommen kann.

Spracken, hannov. Dorf, Landdr. Hannover, Grafſchaft Unterhoya, Amt Weſten; 36 Häuſer.

Sprackenſehl, hannov. Pfarrdorf, Landdr. Lüneburg, Amt Iſenhagen; 16 Häuſer.

Spradow, preuß. Dorf, Prov. Weſtph., R.-B. Minden, Kr. Herford; mit der Ortſchaft Knolle eine Gemeinde; 190 Einw.

Sprätzen (Bot.), ſ. v. a. Beerenſamenpflanzen (ſ. d.).

Sprätzern (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Sprätzling (Hüttenw.), ſ. v. a. Spretzling.

Spräzling (Ichthyol.), ſ. v. a. Aeſche, Salmo thymallus *L.*

Sprague, Charles, nordamerikaniſcher Dichter, geb. in Boſton am 20. Okt. 1791, iſt Kaufmann und Kaſſierer einer der Banken in Boſton. Seine beſten Arbeiten ſind Gelegenheitsgedichte, patriotiſche Oden, Theaterprologe u. ſ. w., ein im Allgemeinen ziemlich unergiebiges Genre, in dem er aber Ausgezeichnetes geleiſtet hat. Mehre ſeiner kleinen Gelegenheitsgedichte ſind wahre Perlen, an Schönheit und Adel der Sprache dem Beſten gleich zu ſtellen. Vermöge des von ihm gewählten Genres auf lokale Anerkennung beſchränkt, iſt S. in Europa bloß durch ein größeres Gedicht: „Die Neugier" bekannt geworden, das in London mehre Auflagen erlebte.

Spranger (Biogr.), 1) Bartholomäus, Maler, geb. zu Antwerpen 1546, Sohn eines Kaufmanns, genoß bei verſchiedenen Meiſtern Unterricht und kam endlich nach Rom, wo er einige ſchöne Landſchaften und eine Hexenverſammlung im Koliſſeum, von K. van Mander „aartig Toverijtje" genannt, lieferte. Einige dieſer Bilder erhielt der damalige Erzbiſchof Maſſimi, der ihn in ſeine Dienſte nahm, und deſſen Schloß Caprarola er mit Fresken ausſchmückte, ſo daß der Papſt Pius V. auf ihn aufmerkſam wurde. S. malte für den Papſt u. A. das jüngſte Gericht auf eine 6 Fuß hohe Kupferplatte, mit mehr als 500 Köpfen, das im Belvedere aufgeſtellt und nach dem Tod des Papſtes am Denkmale deſſelben in St. Croce del Bosco befeſtigt wurde. Dann malte er mehre große Bilder für Kirchen Roms, namentlich in St. Luigi de Franceſi, St. Giovanni alla porta latina und die Kirche an der Fontana de Trevi. Im J. 1575 erhielt S. einen Ruf an den Hof des Kaiſers Maximilian II. nach Wien, um das kaiſerliche Luſtſchloß Faſanenburg ausſchmücken zu helfen. Nach Maximilians Tod wurde er von deſſen Nachfolger, Rudolf II., einige Zeit vernachläſſigt, endlich aber wendete ihm auch dieſer ſeine Gunſt zu und berief ihn als erſten Hofmaler nach Prag. Rudolf verweilte oft in der Werkſtatt des Meiſters und unterhielt ſich mit dem fein gebildeten und geiſtreichen Manne, während dieſer malte. Im J. 1595 erhob er den Künſtler in den Adelsſtand unter dem Namen S. van den Schilde. Auf dem Reichstage zu Augsburg war er im Gefolge des Kaiſers Rudolf. Eine Reiſe in die Heimath glich einem Triumphzuge der Kunſt. Die Stadt Amſterdam ſandte ihm den Ehrenwein,

in Harlem gaben ihm die Künſtler ein Gaſtmahl und die Geſellſchaft „Rhetorica“ führte ein Schauſpiel auf, welches die Ehre der Kunſt und des Meiſters zum Gegenſtande hatte. Eben ſo ehrenvoll wurde er in Antwerpen aufgenommen, ſo wie in allen Städten, wohin ihn ſeine Rückreiſe nach Prag führte. Hier trieb er jetzt die Kunſt nur noch zu ſeinem Vergnügen und † 1625 oder 1627, nicht 1615, wie man auch angegeben findet. S. hatte ſeine Ausbildung in Italien zu einer Zeit erlangt, in welcher die Aufnahme der Richtung des Michel Angelo zu manierirter Uebertreibung und zur prahlenden Handwerklichkeit geführt hatte. So ward auch er zum wenig anziehenden Manieriſten, was um ſo mehr zu bedauern iſt, da S. ein talentvoller und erfindungsreicher Künſtler war, der aber ungemeſſen ſich ſeiner Phantaſie hingab und, ohne auf die Natur Rückſicht zu nehmen, in Uebertreibungen Großartigkeit zu erſtreben ſuchte, wobei ihn eine ungewöhnliche Fertigkeit unterſtützte. Er nahm nie die Natur, wie ſie iſt, ſondern ſchuf ſich ſelbſt naturähnliche Formen, die aber nach dem Geſchmacke der Zeit als das Höchſte befunden wurden, was die Kunſt zu leiſten im Stande wäre. Viele ſeiner Bilder ſind durch Kupferſtiche bekannt, welche von den beſten Stechern damaliger Zeit herrühren. Nagler (Künſtler-Lex., Bd. 17, S. 176 ff.) gibt ein Verzeichniß der vorzüglichſten Bilder des Meiſters nach ihrem Inhalte klaſſificirt. Die Staffeleibilder ſind in Kabineten ſehr ſelten, da er meiſt für die Kaiſer Rudolf und Maximilian arbeitete. Außer den Bildern in Oel hinterließ er auch einige Miniaturen, die beſonders gerühmt wurden. — 2) Eduard, Maler zu Berlin, um 1800 geboren und an der Akademie der genannten Stadt gebildet, widmete ſich mit Erfolg der Architekturmalerei, was die zahlreichen Bilder beweiſen, welche ſich von ihm finden: äußere und innere Anſichten von Domen und anderen Kirchen, von Klöſtern, Kreuzgängen, Schlöſſern u. ſ. w., in Oel und in Aquarel ausgeführt.

Sprangmaß (Landw.), ſ. Sprengmaß.

Sprante, 1) ſ. v. a. Nebenarm eines Fluſſes; — 2) ſ. v. a. Rönne; — 3) ein ſchmaler, aber tiefer Einriß in das Land.

Spranthal, bad. Kirchdorf, Mittelrheinkr., Amt Bretten; 220 Einw.

† **Spranzo**, niederländ. Silbermünze zu Cambray im 16. Jahrh.

Sprat (engl., Ichthyol.), ſ. v. a. Sprotte, Clupea Sprattus *L.*

Sprat barley (engl., Bot.), ſ. v. a. Reisgerſte, Hordeum zeocriton *L.*

Spratken, preuß. Bauerdorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Inſterburg; 420 Einw.

Spratte (Ichthyol.), ſ. v. a. Sprotte, Clupea Sprattus.

Sprattenkalk (Geognoſ.), ſ. v. a. Schrattenkalk (ſ. d.).

Sprattus (Ichthyol.), Häringsart, ſ. v. a. Clupea Sprattus *L.*, Sprotte.

Spratzen, die Erſcheinung, wo während des Erſtarrens von reinem Silber aus der noch flüſſigen Maſſe äſtige Verzweigungen hervorgetrieben werden, weil dabei gewöhnlich etwas Silber umherſpritzt, vergl. Silber.

Spratzern am Schwaighof, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Ldgr. St. Pölten; 150 Einw.

Sprauden, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; Jahrmarkt; 250 Einw.

Sprechen, 1) ſ. Sprache; — 2) ſ. Orgel.

Sprechenlehren der Vögel, ſ. Vögelabrichten, vgl. Sprache.

Sprecher, im Allgemeinen Jemand, der öffentlich ſpricht, beſonders 1) im engliſchen Parlament der Vorſitzende, ſ. Speaker; — 2) auch bei andern Verſammlungen von Korporationen jeder Art der, welcher das Wort oder den Vorſitz hat.

Sprechmaſchine, eine von Kempelen erfundene Maſchine, welche die menſchliche Sprache nachahmt. Sie iſt mit Theilen verſehen, welche wie die menſchlichen Sprachorgane eingerichtet ſind. Sie hat daher ein künſtliches Mundſtück und eine Stimmröhre, welche die Stimmritze der menſchlichen Luftröhre erſetzt, eine Windlade und Blaſebalg ſtatt der Lunge, einen künſtlichen Mund mit ſeinen Nebentheilen und Naſenlöchern. Alle dieſe Theile werden durch eine beſondere Maſchinerie, wozu Klappen, Federn und kleine Hebel gehören, in Bewegung geſetzt. Nach Kempelen haben auch Andere, beſonders Müller, S.n herzuſtellen geſucht. Bei der von Faber erfundenen S. hat der in der Maſchine ſprechende Mund im Innern genau die Dimenſionen des menſchlichen Mundes und läßt ſich durch den Mechanismus des Werks in alle Stellungen und Bewegungen bringen, die natürliche Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung artikulirter Laute erfordern. Ein Blaſebalg vertritt die Lunge und drängt durch ein Gummirohr die Luft in den künſtlichen Kehlkopf. Hier wird durch elaſtiſche Schwingungen dünner Lamellen der Laut auf ähnliche Weiſe hervorgebracht, wie in der Natur durch die Schwingungen der Kehlbänder, die ſchwingende und dadurch tönende Luft ſtrömt in die Mundhöhle, die durch nachgebildete Zunge, Lippen und Gaumen begrenzt und abgetheilt, von einem feſten Oberkiefer und einem beweglichen Unterkiefer eingeſchloſſen und mit Gummi elasticum bekleidet iſt. Der Naſenkanal iſt, wie die Luftröhre, durch eine Gummiröhre erſetzt, durch deren beliebiges Oeffnen und Schließen ſich Jedermann deutlich von dem Einfluß dieſes Organs auf die Ausſprache gewiſſer Buchſtaben, z. B. des m, n, ng, überzeugen kann. 16 Taſten leiten die zur Hervorbringung der Grundlaute erforderliche Bewegung ein. Bei den meiſten Buchſtaben müſſen mehre derſelben zuſammen angeſchlagen werden. Das raſche Aneinandergreifen dieſer, nicht immer mit den geſchriebenen Buchſtaben übereinſtimmenden Grundlaute, bringt Sylben und Wörter hervor. Der Verſchluß des Naſenkanals durch ein künſtliches Gaumſegel, die Verkürzung und Verlängerung der im Kehlkopf ſchwingenden Lamelle u. ſ. w., werden durch beſondere Mechanismen bewirkt. Dadurch iſt außer dem

gewöhnlichen Sprechen auch ein Singen u. ſtimmloſes Flüſtern mögiich. Letzteres iſt vorzüglich geeignet, die treue Nachahmung der einzelnen Laute zu zeigen. Hiermit ſind nicht zu verwechſeln die ſprechenden Fignren, große Puppen, zu welcheu verborgene Röhren geleitet ſind, die durch den Körper bis zu dem Munde gehen, ſo daß das, was ein Menſch in einiger Entfernung in die Röhre ſpricht, aus dem Munde der Puppe zu kommen ſcheint. So war das ſogenannte unſichtbare Mädchen eingerichtet, mit dem Schuchard 1810—15 Deutſchland durchzog; es war eine Kugel mit 4 Schalltrompeten an Metallſtangen hängend u. durch ein Gitter umgeben, gab auf Antworten durch eiue leiſe, ſcheinbar aus der Kugel kommende Frauenſtimme Antwort. Auch hier war die Stimme einer in der Nebenſtube verborgenen Frauensperſon, welche den Ton durch eine Röhre unter dem Fußboden und durch das Gitter bis einer Trompete gegenüber brachte, wo er dann, in dieſe hineinſchallte und von ihr zurückgeworfen, ſcheinbar aus derſelben ertönte. Vgl. H. M. B., Beſchreibung der S.n nnt ſprechenden Figuren, Nürnb. 1798.

Sprechübungen (Pädagog.), ſ. Denkübnngen.

Spreckel, hannöv. Dorf, Landdr. Hannover, Grafſch. Diepholz, Amt Diepholz; 13 H.

Sprecken (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus frangula *L.*

Spreeule (franz., Bot.), ſ. v. a. Phytenma spicatum *L.*

Spreda, oldenb. Dorf, Kr. u. A. Vechta; 220 Einw.

Spreddig, hannöv. Dorf, Landdr. Stade, Herzogth. Bremen, Amt Oſterholz; 13 H.

Spree (Geogr.), 1) der bedentendſte unter den Nebenflüſſen der Havel, entſpringt bei Ebersbach in Schleſien (R.-B. Liegnitz, Kreis Görlitz), unweit Zittan an der ſächſiſchen Grenze, theilt ſich bald in 2 Arme, wovon der weſtliche die kleine S. heißt, und welche ſich bei Spreewitz wieder vereinigen, geht in nördlicher Richtung über Spremberg und Cottbus, wendet ſich dann eine Strecke unter dieſer Stadt weſtlich, zerfällt in viele Arme nnd bildet ſo den Spreewald. Oberhalb Lübben vereinigen ſich dieſe Arme, und nun nimmt die S. eine nordöſtliche Richtung, wird bei Koſſenblatt ſchiffbar, wendet ſich öſtlich nach Trebatſch, fließt durch den Schwielungſee und ſtrömt nun anf Breskow; hierauf wendet ſie ſich nach Fürſtenwalde, wo ſie den R.-B. Potsdam betritt, geht durch den Müggelſee über Köpnik, Berlin, Charlottenburg und Spandan und fällt bei dieſer Stadt am linken Ufer in die Havel, nachdem ſie einen Lauf von 46 Meilen, wovon 20 ſchiffbar ſind, zurückgelegt hat. Die S. fließt faſt durchgängig durch niedrige, waldige und ſnmpfige Gegenden und bewäſſert eine Menge Wieſen, welche ſich längs ihren Ufern hinziehen. Ihre Beiflüſſe ſind: a) die Locknitz, welche aus der Gegend von Buckow kommt und bei Ekner mündet; b) die Stinitz, welche ihr ans der Gegend von Werneuchen zufließt; c) die Dahme, unter Köpnick, fließt ihr über Buchholz zu; d) die Pankew (Panke), kommt von Bernau und fließt auf dem Schiffbauerdamm bei Berlin in die S.; e) die Malx, welche unweit Groß-Kölzig ihre Quelle hat, bei Peitz vorbeifließt nnd in der Nähe des Dorſes Fehrow mündet; f) die Berſte, geht bei Luckau vorbei nnd vereinigt ſich bei Lübben mit der S. Das ganze Flußgebiet der S. beträgt 172 □M.. Durch den Müllerſee-Kanal iſt ſie mit der Oder verbnnden. — 2) Preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; 480 Einw.

Spreenhagen, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; Filialkirche; 400 Einw.

Spreewald, bruchige Niederung in der Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kottbus, Kalau und Lübben, fängt bei Lübben an, zieht ſich von da bis Lübbenau und dann öſtlich bis Fehrow hin; der Theil von Leizſch bis Lübben heißt der untere, der übrige Theil der obere S., jener iſt $3\frac{1}{2}$ M. lang, $1\frac{1}{2}$ M. breit, jener $3\frac{1}{2}$ M. lang, $\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{4}$ M. breit. Der S. wird von der Spree nnd von mehr als 300 netzförmig verbnndenen Armen derſelben durchfloſſen und iſt bei hohem Waſſerſtande faſt ganz überſchwemmt. An 3000 auf den Sprearmen ſchwimmende Kähne unterhalten die Verbindung und verführen die Prodnkte des S.s, als Holz, Heu, Grummet, Getreide, Wildpret, Maſtvieh, Gartengewächſe nnd Leinwand. Der Wald beſteht aus Elſen, Erlen, Eſchen, Ulmen, Ahorn ꝛc. und war früher faſt undnrchdringlich, weshalb ihn anch die Wenden als letzten Zufluchtsort aufſuchten. Die Einwohner, welche größtentheils noch reine Wenden ſind, wohnen vereinzelt in Kolonien und Dörfern nnd haben den ſnmpfigen Boden durch Kanäle in Felder nnd Wieſen verwandelt nnd nnr einen Theil als Wald fortbeſtehen laſſen. Der S. ſichert den gleichen Waſſerſtand der Spree, weshalb ſie auch immer ſchiffbar iſt. Näheres findet man in: „Der Spreewald in phyſik. u. ſtatiſt. Hinſicht" von Franz, Görlitz 1800.

Spreewitz (wend. Zpreer), preuß. Amtsdorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kreis Hoyerswerda; Mutterkirche; 160 Einw.

Sprehe (Ornith.), 1) ſ. v. a. gemeiner Staar, Sturnus vulgaris *L.*; — 2) ſ. v. a. gemeine Waſſeramſel, Cinclus aquaticus *Bechst.*

Sprehnen (Bot.), auch Rindenfarren, Aehrenfarren, 4. Zunft der 3. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems, die Stachyopterides andrer Syſteme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Klappige Kapſeln in Aehren. Eintheilung. A. Moosförmige mit Schuppenblättern. Zwei- und vierklappige Kapſeln in Aehren oder Blattwinkeln eines moosartigen Stengels. Lycopodiaceen. Das Spiralbündel iſt in der Mitte des Stengels deutlich entwickelt, aber die Blätter haben noch keine Spaltmündungen. Die Tracht iſt moosartig, aber die Stengel werden oft mehre Schuh lang. Gewöhnlich ſind zweierlei Früchte vorhanden: nierenförmige, zweiklappige Kapſeln mit ſtaubartigen Samen, welche keimen, alſo wie bei den Lebermooſen; außerdem 3- oder

Digitized by Google

4klappige Kapſeln, welche nur 3 oder 4 größere Körner enthalten, wie Knoſpen. Man könnte die letztern mit ächten Kapſeln vergleichen, die erſtern aber mit Keimhäufchen. Sie finden ſich faſt in allen Wäldern, jedoch nicht häufig. Gattung: Lycopodium *L.* — B. Blattförmige. Sind in Schaft und breites Laub geſchieden und tragen zweiklappige Kapſeln in Aehren. Gattungen: Ophioglоſſum, Botrychium, Helminthoſtachys. Vergl. Oken, Allgem. Naturgeſchichte, Bd. III. S. 316 f.

Spreiß, ſ. Wagen.

Spreißfeder (Uhrmach.), eine Feder, bei welcher beide Enden gebogen ſind, die Befeſtigung der Feder aber in der Mitte derſelben Statt findet. Sie drückt nicht mit einem, ſondern mit beiden Enden und hat hauptſächlich den Zweck, einen Theil an einen andern anzudrücken, z. B. bei Uhren ein Rad an eine Walze. Sie hat in der Mitte eine runde, über die Welle paſſende Oeffnung, welche mit einem engern Spalte zuſammenhängt. Für dieſe Spalte hat die Welle an zwei gerade gegenüberliegenden Stellen einen Kerb oder Einſchnitt; in dieſe Einſchnitte läßt ſich nämlich jene Spalte der Feder, nachdem dieſe mit ihrer runden Oeffnung über die Welle gebracht worden war, einſchieben.

Spreißhaken (Spreißelhaken), ſ. Kohlenbrennen.

Spreitbach, würtemberg. Pfarrdorf, Jaxtkreis, Oberamt Gmünd; 320 Einw.

Spreiten (Landw.), ſ. v. a. Breiten.

Spreitenbach, ſchweiz. Dorf, Kant. Aargau, Bez. Baden; 560 Einw.

Spreitze, Stück Holz, welches beſonders beim Bergbau zwiſchen zwei Wände eingeklemmt wird.

Spreitzlinge (Hüttenk.), ſ. Spretzlinge.

Spreitzringe, die zwei eiſernen Ringe, zunächſt an den Speichen um die Nabe.

Spreizend (bot. Term.), ſ. v. a. Divaricatus.

Sprekelia (Bot.), nach Herbert, Pflanzengattung. Art: S. formosissima *Herb.*, ſ. v. a. Amaryllis formosissima.

Sprekers, ſ. Niederländiſche Literatur.

Spremberg (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, grenzt im Norden an Kottbus, im Oſten an Sorau und die Prov. Schleſien, im Süden an das Königreich Sachſen und im Weſten an Kalau, hat 6,75 □M. Areal mit 1 Stadt, 39 Dörfern ꝛc. und 14,300 Einw. Die Oberfläche des Kreiſes bildet eine mit anſehnlichen Waldungen beſtandene, theils ſandige, theils kleiige und ergiebige Fläche, die auf beiden Seiten der Spree liegt. Die Produkte derſelben ſind: Korn, Flachs, Tabak, Gartenfrüchte, beſonders Kohlrüben und Kohl. Die Gewäſſer enthalten viel Fiſche und die Waldungen Wild. Die Bienenzucht iſt gut; die Viehzucht nur mittelmäßig. Man hält ohngefähr 800 Pferde, 70 Ziegen, 4900 Stück Rindvieh, 11,800 Schafe, 960 Schweine. Die Induſtrie beſchränkt ſich meiſt auf die Kreisſtadt S. — 2) Kreisſtadt darin, auf einer Spreeinſel gelegen, mit Schloß, Kirche, Stiftung, Stadtgericht, Landrath, Steueramt, Poſt, Tuchfabrikation, Leinweberei, Hutmacherei, Tabak- und Gartenbau; 4600 Einw.; — 3) (Ober-, Nieder- und Neu-S.), königl. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, A. Stolpen; Schloß, Rittergut, Forſthaus, 3 Bleichen, ſtarker Fabrikhandel, Brauerei; 1500 Einw.

Sprendlingen, großherzogl. heſſ. Pfarrdörfer, a) Prov. Rheinheſſen, Kr. Bingen, Friedensger. Wöllſtein; 2030 Ew.; — b) Prov. Starkenburg, Kreis und Ldgr. Offenbach; 1700 Einw.

Sprengalia (Bot.), nach Andrews, Pflanzengattung, ſ. v. a. Sprengelia *Sm.*

Sprengarbeit (Bergb.), die wichtigſte der Arbeiten des Bergmanns (die Häuerarbeit), ſie geſchieht mit Pulver, und man gewinnt alle harten Erze mit derſelben.

Sprengbecher (Annelid.), ſ. v. a. Venusſchacht, Arytaena penis *Oken*, ſ. Arytäne.

Sprengbrucken, ſ. Brücken.

Sprengbüge, ſ. Brücken.

Sprenge, holſtein. Dorf, Amt Trittau; 210 Einw.

Sprengeiſen (Hüttenw.), ein zum Glasſprengen dienendes Inſtrument, eine pfeifenſtieldicke, runde Eiſenſtange, die an einem oder beiden Enden in einen Ring gebogen iſt, von denen man mehre mit verſchieden großen Ringen haben muß. Beim Gebrauch wählt man den Ring aus, welcher für die abzuſprengende Stelle des Glaſes paßt, bringt ihn zwiſchen Kohlen zum völligen Glühen und ſteckt ihn nun auf das Glas, auf dem man ihn ½ bis 1 Minute lang läßt. Unmittelbar nach dem Abnehmen berührt man die heiße Stelle mit einem naſſen Stückchen Holz, oder läßt einen Tropfen Waſſer darauf fallen, wo dann das Glas mit Heftigkeit abſpringt.

Sprengel, 1) ein in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſener Raum oder Bezirk; — 2) ſ. v. a. Sprengwedel.

Sprengel (Geogr.), hannöv. Dorf, Landdr. Stade, Verden, Amt Rotenburg; 18 Häuſer.

Sprengel (Biogr.), 1) Matthias Chriſtian, Geſchichtſchreiber, 1746 zu Roſtock geboren, ward 1778 Profeſſor der Geſchichte in Göttingen, im folgenden Jahre zu Halle, wo er zugleich Univerſitätsbibliothekar war u. 1803 †. Schrieb: Beiträge zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde, Leipz. 1781—90, 14 Bde.; — Neue Beiträge, daſ. 1790—94, 13 Bde.; — Geſchichte von Großbritannien und Irland, Halle 1783, als 47. Bd. der „Allgemeinen Welthiſtorie“; — Geſchichte der Mahratten, daſ. 1786; — Geſchichte der indiſchen Staatsveränderungen, daſ. 1788; — Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen, daſ. 1792; — Grundriß der Staatenkunde der vornehmſten europäiſchen Reiche, daſ. 1793; — Auswahl geographiſcher, ſtatiſtiſcher u. hiſtoriſcher Nachrichten, daſ. 1794—1800, 14 Bde.; — Hyder Ali und Tippo Saib oder Ueberſicht des myſoriſchen Reiches, Weim. 1801; — Erdbeſchreibung von Oſtindien, Hamb. 1802, als 11. Bd. in Büſchings „Erdbeſchreibung“. — 2) Kurt, be-

Digitized by Google

rühmter medicinischer Schriftſteller, wurde zu Baldekow bei Anklam den 3. Aug. 1766 geboren und von ſeinem Vater, einem kenntnißreichen Prediger, ſo ſorgfältig unterrichtet, daß er ſchon als Knabe die griechiſcheu Perikopen ins Hebräiſche überſetzte. In ſeinem 17. Jahre wurde er Hauslehrer und erhielt noch vor dem Beſuche der Univerſität nach einer vor dem Konſiſtorium zu Greifswalde überſtandenen Prüfung die Erlaubniß zu predigen. Zwei Jahre ſpäter (1784) ging er nach Halle, um Theologie zu ſtudiren, widmete ſich aber bald der Medicin, promovirte 1787 als Doktor derſelben und betrat die akademiſche Laufbahn, zuerſt als Docent der gerichtlichen Medicin und der Geſchichte der Medicin, wurde 1789 außerordentlicher und 1795 ordentlicher Profeſſor, übernahm 1797 die Profeſſur der Botanik und blieb trotz mancher ehrenvollen Rufe nach Marburg, Dorpat und Berlin eine Zierde der Univerſität Halle bis an ſeinen Tod, der am 15. März 1833 erfolgte. Er war im Beſitz einer umfaſſenden Gelehrſamkeit, hauptſächlich in der Medicin, in der Geſchichte derſelben, in der Botanik und in den ältern und neuern Sprachen, und iſt Verfaſſer einer großen Menge von Schriften, von denen wir als ſeine Hauptwerke nennen den „Verſuch einer Geſchichte der Arzneikunde" (Halle 1792—1803, 5 Bde., 3. Aufl., 1823—28, 5 Bde., 1. Band von Roſenbaum, Leipz. 1846), trotz mannichfaltiger Mängel bis jetzt noch unübertroffen und unentbehrlich, ſein „Handbuch der Pathologie (Leipz. 1795—97, 3 Bde., 3. Aufl., 1814—20, 3 Bde.), die „Institutiones medicae" (Leipz. 1800—16, 6 Bde., 2 Aufl., 2.—5. Bd., 1819), die „Historia rei herbariae" (Amſt. 1807—8, 2 Bde.), die „Geſchichte der Botanik" (Altona u. Leipz. 1817—18, 2 Bde.) und „Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde" (Leipz. 1819—22, 3 Bde.). Außerdem lieferte er noch eine große Anzahl von kleinen Schriften, Ueberſetzungen, Kommentaren zu griechiſchen Schriftſtellern, akademiſchen Gelegenheitsſchriften, Abhandlungen ꝛc. Seine „Opuscula academica" gab Roſenbaum heraus, Leipz. 1844; — 3) **Karl**, Profeſſor der Landwirthſchaft und Generalſekretär der pommerſchen ökonomiſchen Geſellſchaft, 1787 zu Schillerslage bei Hannover geboren, beſuchte das thaerſche Inſtitut zu Celle und zu Möglin und war ſeit 1808 als Oekonom in Sachſen und Schleſien angeſtellt. Im J. 1817 bereiſte er Deutſchland, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz, errichtete 1819 eine Flachsfabrik, für die er mehre Maſchinen erfand, ſtudirte 1821—1824 in Göttingen Naturwiſſenſchaften und habilitirte ſich 1830 als Privatdocent der Oekonomie und Chemie. Im J. 1831 folgte er einem Ruf als Profeſſor der Landwirthſchaft an das Carolinum in Braunſchweig und 1839 als Generalſekretär der ökonomiſchen Geſellſchaft in Pommern, wo er zu Regenwalde eine höhere landwirthſchaftliche Lehranſtalt, die er ſelbſt leitet, eine Ackerwerkzeugfabrik und ähnliche Anſtalten gründete. Er war es, der zuerſt die Lehren der Chemie in fruchtbringender Weiſe auf den Ackerbau anwendete und dadurch namentlich Bodenkunde und Düngerlehre bedeutend erweiterte. Auch hat er ſich durch Erfindung mehrer landwirthſchaftlichen Maſchinen und Ackergeräthe verdient gemacht. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Chemie fur Landwirthe", Braunſchw. 1831—32, „Die Lehre vom Boden", 2. Aufl., Leipz. 1844, „Die Lehre vom Dünger", 2. Aufl., daſ. 1845, und „Die Lehre von den Urbarmachungen", 2. Aufl., daſ. 1845. Seit 1840 gibt er die „Allgemeine landwirthſchaftliche Monatsſchrift" (Kösl. 1840—44, Berlin 1844 ff.) heraus. — 4) **Wilhelm**, Mediciner, Sohn von S. 2), den 14. Jan. 1792 in Halle geboren, wohnte als Militärarzt dem Feldzuge gegen Frankreich 1813—15 bei, wurde 1818 Garniſonsſtabsarzt in Wittenberg, 1821 ordentlicher Profeſſor der Medicin zu Greifswalde, wo er den 18. Nov. 1828 †. Lieferte den 2. Theil der von ſeinem Vater begonnenen „Geſchichte der Chirurgie" (Halle 1805—19, 2 Bde.) und den 1. Bd. eines „Handbuchs der Chirurgie" (Halle 1828, 2. Aufl. 1833).

Sprengel (Bot.), ſ. v. a. Winterrübſen, Brassica Rapa biennis.

Sprengeler, ſ. v. a. Keſſeler.

Sprengelia (Bot.), I. nach **Smith**, Gatt. der Epacrideae *Sm.*, Pentandria Monogynia *L.* **Charakter**: Kelch faſt gefärbt, mit mehren Bracteen umgeben, fünftheilig; Korolle fünftheilig, radförmig, mit ſchmalen, ungebarteten Lappen, welche, wie am Kelche, langgeſpitzt und frei ſind; Staubfäden von der Korolle frei, glatt; Antheren verwachſen oder frei, gebartet oder ungebartet, mit ungeänderter Kammer; keine Nektarſchuppen am Grunde des Fruchtknotens; Kapſel fünffächerig, fünfklappig. Samenboden der Centralſäule angewachſen. Kleine Sträucher in Neuholland, kommen ſchon als **Zierpflanzen** in Deutſchland vor; drei **Arten**: 1) S. incarnata *Sm.*, Bot. Rep., T. 2. Blüthen ſehr zierlich, roſenroth. — 2) S. montana *R. Br.* Blüthen purpurröthlich. — 3) S. propinqua *Cunningh.* Blüthen weißröthlich. — **Kultur** wie bei Epacris *Cavann.* — II. Nach **Schultes**, Pflanzengatt., **Art**: S. modesta *Schult.*, ſ. v. a. Pentapetes ovata.

Sprengelſcher Schälpflug, ſ. Pflug.

Sprengen, 1) nach einer krummen Linie verfertigen; — 2) (Bauw.), einen Bogen ſ., ihn bauen, vgl. **Sprengwerk**; — 3) ein krummes Stück Holz in der Richtung der krummen Linie auseinanderſägen; — 4) eine Maſſe in kleine Theile getheilt werfen; — 5) auf dieſe Art etwas anfeuchten oder färben; — 6) ſehr heftig laufen und laufen machen; — 7) mit Heftigkeit reißen oder brechen machen; — 8) beſonders mit Gewalt öffnen; — 9) (Bergb.), ſ. v. a. Schießen 5); — 10) zu chemiſchem und phyſikal. Gebrauch ſprengt man Theile von Glasgefäßen u. Glasröhren in beſtimmten Richtungen dadurch ab, daß man ſie an den zu trennenden Stellen mit einem in Schwefel und Terpentinöl getauchten Faden feſt umwickelt, den Faden anzündet und dann die dadurch heiß gewordene Stelle ſchnell mit kaltem Waſſer befeuchtet und mit einem naſſen Faden ſchnell umwickelt. Auch wendet man das **Sprengeiſen** (ſ. d.) dazu an. Oder

Digitized by Google

man feilt bie zu ſprengende Stelle etwas annnd fährt dann bem Feilſtriche mit einer glühenden Kohle, oder noch deſſer mit einem berzeliusſchen Sprengſtengel oder Sprengkohlen (ſ. d.) nach. Cylindergläſer kann man auch mit mit einer ſtumpfen Scheere unter warmem Waſſer nach jeder Richtung zerſchneiden, wenn man vorher die Schnittrichtung durch leichten Feilſtrich bezeichnet hat. — 11) Einen Schädel ſ., zu anatom. Behuf, ihn mit Erdſen füllen und dieſe benetzen; burch das Anquellen ſ. ſie ben Schädel ganz nach ber Richtung der Nähte; — 12) ſ. Billard; — 13) die Bank ſ., die Kaſſe eines Bankhalters im Hazardſpiele ganz gewinnen; — 14) (Jagdw.), der Hirſch ſprengt das Thier, welches er bereits einige Zeit getrieben hat, indem er es flüchtig macht und dabei zum Beſchlag aufhält; — 15) der Lancirjäger ſprengt ein Rudel Wild, indem er das zur Jagb beſtimmte Stück davon zu ſondern ſucht; — 16) man ſprengt mehre Gattungen des Hühnerwildes, wenn man beim Aufſtehen des Volks durch raſches Darunterſchießen dieſes ſo aus einander treibt, daß die Hühner einzeln aus einander ſtieben und getrennt in verſchiedenen Richtungen wieder einfallen.

Sprengen der Feldſteine. Daſſelbe kann durch Anwendung des Feuers und auch durch die Kraft des Schießpulvers erreicht werden. Im erſtern Falle umgräbt man den Stein ſo, daß rundum ſeine Baſis frei wird, und auch unter ſeldiger noch möglichſt bie Erbe entfernt wird, belegt dann den Stein rundum mit Brennmaterial unb verſieht beſonders die Seite reichlich damit, von welcher ber Luftzug kommt, zündet darauf dieſe Brennmateralien an und lenkt die entſtehende Gluth ſo, daß ſie mögiichſt den Stein von unten und an den Seiten beſtreicht. Hat dieſes eine Weile gedauert, und ber Stein iſt ſchon ziemlich bis nach der Mitte hin möglichſt erhitzt und glühend, bann darf man ihn nur mit kaltem Waſſer begießen und mit ſtarken Hämmern und Schlägeln darauf ſchlagen, wobei dann beträchtliche Theile ſeiner Maſſe abſpringen werden. Indeß wirb das Sprengen mit Pulver in der Regei ſeiner größern Schnelligkeit und Sicherheit wegen den Vorzug verbienen. S. darüber Schießen 5).

Sprengeu der Feſtungen, ſ. Schleiſen ber Feſtungen.

Sprengen hölzerner und ſteinerner Brucken und ihre Zerſtörung überhaupt. Da bei Rückzügen von der Zerſtörung permanenter Brucken nicht ſelten das Schickſal ganzer Armeen abhängt, ſo muß man auch für den Feldkrieg die Mittel kennen, wodurch dieſer Zweck nicht allein mit völliger Sicherheit, ſondern auch den jedesmaligen Zeit-, Orts- und ſonſtigen Verhältniſſen gemäß zu erreichen iſt. Im Allgemeinen muß man annehmen, daß eine zerſtörte Brückenſtrecke dem verfolgenden Feinde nur dann ein weſentliches Hinderniß entgegenſtellt, wenn ſie ſo lang iſt, daß es demſelben unmöglich wird, ſie durch eine Spannung wiederherzuſtellen. Deshalb ſollte die zerſtörte Brükkenſtrecke nie kürzer als 60 Fuß ausfallen; eine größere Länge dagegen kann nur vortheilhafter ſeyn, unb in dieſer Beziehung laſſen ſich keine Grenzen feſtſtellen. Außerdem iſt es meiſt vortheilhaft, denjenigen Theil einer Brücke zu zerſtören, welcher in den Stromſtrich fällt, denn hier haben gewöhnlich die Unterlagen entweder bie größte Höhe oder die größte Spannung, Umſtände, welche insgeſammt geeignet ſinb, die Herſtellung ber Brücke zu erſchweren. Sobald man bei der Zerſtörnng einer Brücke aber auch zugleich bie Abſicht hat, dem Feind die Herſtellung derſelben durch Vertheidigung zu behindern, ſo hat man hauptſächlich darauf Rückſicht zu nehmen, daß die zu zerſtörende Brückenſtrecke, unbeachtet des Stromſtrichs, in dem wirkſamſten Waffenbereiche liegt. Auch dann wird bie erwähnte Regel wegen Berückſichtignng des Stromſtrichs eine Ausnahme erlangen, wenn bie Zeit drängt unb die Zerſtörung des über dem Stromſtrich liegenden Brückentheils ſchwierkger als einer andern Brückenſtrecke iſt. Was die Zerſtörungsmittel ſelbſt betrifft, ſo ſind dieſe an ſich verſchieden, und ihre Anwendung hängt theils von der Beſchaffenheit der Brücken, theils von bem dazu erforderlichen Material, theils aber auch von der vorhandenen Zeit ab. Steinerne Brücken laſſen ſich nur durch Minen zerſtören, wodurch man entweder nur einen oder mehre Bögen, oder auch zugleich einen oder mehre Pfeiler zu ſprengen ſucht. Die Zerſtörung eines Bogens läßt ſich in der Regel leichter bewerkſtelligen, als die eines Pfeilers, dafür iſt aber auch dann bie Herſtellung bes Brückenweges bei Weitem leichter und ſchneller möglich, ais wenn auch die Pfeiler vernichtet ſinb. Man wird ſich deshalb nur dann mit der Vernichtung ber Bögen begnügen dürfen, wenn dieſe eine beträchtliche Spannung haben, oder wenn man von der Zeit außerordentlich bedrängt wird. Bei Brückendögen kann man bie Pulverkraft auf zweierlei Art zur Zerſtörung derſelben wirken laſſen, nämlich entweder ſo, baß das Gewölbe von oden herab zuſammengedrückt wird, oder daß man daſſelbe von unten nach oben zertrümmern läßt. Im erſtern Falle kann man entweber längſt des Scheitels bis auf bie Wölbung eine einfache oder eine Krenzrinne einbauen und dieſe mit 3—400 Pfd. Pulver füllen laſſen. Eine ſolche Ladung iſt genügend, um ein Tonnengewölbe von 25 Fuß Spannnng und 4 Fuß Stärke zu zerſtören. Schneller und ſicherer kommt man noch zum Ziele, wenn man bis auf den Schlußſtein des Gewölbes, oder bis auf ben 45.° des Bogens, 1 oder 2 Schachte adſenkt und dieſe mit 350 bis 400 Pfd. Pulver ladet. Zur Sprengung der Gewölde von unten braucht man weit weniger Pulver, als wenn dies von oben herab erfolgen ſoll, weil in dieſem Falle die keilförmigen Steine dem äußern Drucke weit kräftiger widerſtehen, als dem von unten, der ſie leichter aus einander treidt. Mit 100 Pfd. Pulver will man auf dieſe Weiſe Gewölbe von 2½ F. Stärke und 20 F. Spannung, und mit 150 Pfd. 3 Fuß ſtarke von noch größerer Spannung geſprengt haben. Die Ladung wird hierzu in Säcken, Fäſſern oder Kaſten, entweber an ſtarke, in das Gewölbe eingeſchlagene Haken gehangen, auf in die Wölbung eingeſpannte Balken geſtellt,

auf einem Bockgerüſte angebracht, welches man auf einem Kahne oder einer Flöße errichtet, unter die Brücke fährt und daſelbſt feſtſtellt. Bei allen dieſen Vorrichtungen darf die Ladung jedoch nicht über 3 Fuß vom Scheitel des Gewölbes entfernt ſeyn. Um einen Pfeiler zu ſprengen, legt man in ſeiner Längenaxe ſo viele Minenkammern an, als erfoederlich ſind, damit ſie nicht weiter aus einander ſtehen, als die Breite des Pfeilers beträgt. Zu den anzulegenden Minenöfen gelangt man entweder durch einen von dem Brückenwege abgeteuften Schacht, von welchem aus man nach den Punkten, wo die Kammern angelegt werden ſollen, Rameaux treibt, oder man kann auch durch eine od. mehre kleine Galerien, welche man von außen in die Pfeiler einbricht, zu dieſen Punkten kommen. Die Anwendung des einen od. des andern Verfahrens richtet ſich nach der Mauerung des Pfeilers. Damit der Pfeiler völlig zerſtört wird, müſſen die Minenöfen wo möglich bis auf den Waſſerſpiegel hinabgeſenkt werden, wenn man aber von außen durch eine Galerie in den Pfeiler eingeht, muß man ſie jedenfalls um einige Fuß höher legen, damit ſie bei wachſendem Waſſer nicht überſchwemmt werden. Die Ladung der Oefen richtet ſich nach der Maſſe des zu zertrümmernden Mauerwerks und nach deſſen Beſchaffenheit, wozu die neue Mineurkunſt auf Erfahrungen u. Verſuche begründete, beſtimmte Verhältniſſe angibt. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art aus der neuern Zeit lieferte die Sprengung eines Theiles der großen ſteinernen Elbbrücke zu Dresden. Die von Quaderſandſteinen aufgeführte Brücke beſitzt 30½ Fuß Breite, der eine der geſprengten Bogen hatte 62, der andere 66½ Fuß Spannung. Der zu beiden gehörige maſſive Pfeiler war 36 Fuß hoch, 27 Fuß ſtark und der abgerundete Mauerbrecher 16 Fuß dick. Die auf 1570 Pfd. Pulver berechnete Ladung vertheilte man in 10 verſchiedene Oefen, wovon 8, jeder zu 100 Pfund Pulver, auf die beiden Bogen, und 2 in den Pfeiler kamen, wovon jeder mit 385 Pfd. geladen wurde. In den Bogen waren die Minenöfen ſo vertheilt, daß zu beiden Seiten des Gewölbtheiles 2 auf die 4 Theile der Spannung, noch etwas in das Gewolbe ſelbſt verſenkt, mit 9 Fuß kürzeſter Widerſtandslinie angebracht waren. Die beiden größern Oefen in den Pfeilern erhielten 18 Fuß kürzeſte Widerſtandslinie und 21 Fuß Abſtand von einander. Das Leitfeuer wurde ſo angelegt, daß die Zündung aller Oefen zugleich erfolgte. Der Grund des geſprengten Pfeilers wurde bis auf den Waſſerſpiegel zerſtöet, und beide Bogen von den nebenſtehenden Pfeilern dergeſtalt abgehoben, daß dieſe völlig unverletzt blieben. — **Eiſerne Brücken** können auf gleiche Weiſe wie ſteinerne zerſtort werden, d. h. man ſprengt entweder Bogen oder Pfeiler. Es wird hier leichter ſeyn, die Ladung unterhalb anzubringen, als bei gewölbten Brücken, weil es keine großen Schwierigkeiten hat, die Beückenbahn an einer Stelle aufzubrechen. Was aber die Stärke der hierbei anwendbaren Ladungen betrifft, ſo fehlt es hierüber noch an zuverläſſigen und genauen Erfahrungen. **Hölzerne Brücken mit ſteinernen Pfeilern** können durch Pulver, durch Feuer, od. Axt und Säge zerſtört werden. Bedient man ſich dazu des Pulvers, ſo kann man dadurch entweder die Pfeiler oder auch die Brückendecke zertrümmern. Das erſtere iſt auch hier das vorzüglichere Mittel, von dem man daher ſtets Gebrauch machen muß, ſobald es nur legend die Zeit geſtattet, und erfolgt übrigens auf ganz ähnliche Weiſe wie bei ſteinernen Brücken. Entſchließt man ſich aber zu der minder vortheilhaften Zerſtörung der Brückendecke, ſo läßt ſich hierbei der Zweck leichter von unten als von oben erreichen. Man kann das Pulver hierbei entweder an den Streckbalken anbinden, oder bei Sprengwerken vorzüglich zwiſchen den Streben und den Hölzern anbringen, welche die Hauptſtütze des Brückenweges abgeben. Da es aber auch über das Sprengen hölzerner Brücken noch an Erfahrungen gebricht, ſo ſind zu dieſem Behufe nicht zu ſchwache Ladungen anzurathen. Hundert Pfund Pulver für jeden Streckbalken dürften im Allgemeinen nicht zu viel ſeyn. Will man eine hölzerne Brücke durch Feuer zerſtören, ſo gehört dazu, daß alles Holzwerk, vorzüglich die Hauptſtützen des Brückenweges, aufs Sorgfältigſte mit brennbaren Stoffen garnirt werden, wozu man ſich mit Vortheil des Strohes und Peches bedienen kann. Die Zerſtöeung durch Feuer hat mit der durch Pulver den großen Vortheil gemein, daß ſie ſich ſchon vor dem Uebergange der Truppen vorbereiten läßt, dagegen den großen Nachtheil, daß ſie durch anhaltendes Regenwetter gänzlich vereitelt weeden kann. Die letzte Zerſtörungsart dieſer Brücken durch Axt und Säge iſt nicht allein beſchwerlich und zeitraubend, ſondern ſie hat auch das Nachtheilige, daß füglich nicht eher damit angefangen werden kann, als bis ſämmtliche Teuppen die Brücke paſſiet haben. Folgt nun der Feind auf dem Fuße, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, daß aus der Zerſtörung der Brücke nicht viel werden wird. Bei Pfahljochbrücken muß man hauptſächlich die Zerſtörung der Jochpfähle zu bewirken ſuchen, weil, ſo lange dieſe noch im guten Stande ſind, die Herſtellung der Brücke keine ſo großen Schwierigkeiten hat. Dieſen Zweck eereicht man theils durch das Verbrennen derſelben, theils dadurch, daß man ſie an oder noch beſſer unter dem Waſſerſpiegel abſägt, oder endlich, daß man in die Pfähle 1½ Zoll weite, 10—12 Zoll tiefe Löcher eindohrt, dieſe mit Pulver ladet und durch deſſen Entzündung die Pfähle zu zerſplittern ſucht.— **Schiffbrücken** werden entweder verbrannt oder verſenkt. Im erſtern Falle ſind die innern Schiffsräume mit brennbaren Stoffen aller Art anzufüllen und ſodann zu zünden. Kann man die Brücke vor dem Zünden an das dieſſeitige Ufer ſchwenken, wo ſie dem Feinde, der es vielleicht verſuchen dürfte, das Feuer zu löſchen, unzugänglich iſt, ſo wird der Erfolg dadurch mehr geſichert. Die Ankertaue abzuhauen und die brennende Brücke ſchwimmen zu laſſen, iſt unter allen Umſtänden eine nicht zu billigende Maßregel, da die Brücke auf dieſe Weiſe dem Feinde leicht in die Hände fallen

kann, wie dieß z. B. 1813 mit vielen Fahrzeugen der oberhalb Dresden von den Verbündeten geſchlagenen und auf dieſe Weiſe zerſtörten Schiffbrücke geſchah. Soll eine Schiffbrücke verſenkt werden, ſo löſt man erſt die Rödel- und Streckbalken, haut dann in jedes Schiff einige Löcher mit der Axt und kappt endlich die Ankertaue.

Sprenger, 1) ein beim Jagen verſprengtes Stück Wild; — 2) ſ. Tertur.

Sprenger (Biogr.), 1), Placidus, Hiſtoriker, geb. 1735 zu Würzburg, ward Benediktiner zu Kloſterbanz, ſeit 1785 Prior der dortigen Abtei, dann 1796 und 1797 zu St. Stephan in Würzburg, 1799 wieder Prior in Banz, lebte nach Aufhebung dieſes Kloſters in Lichtenfels bei Bamberg und zu Staffelſtein, wo er 1806 †. Gab heraus den „Fränkiſchen Zuſchauer", Frankf. und Leipz. 1772—73, und die „Literatur des kathol. Deutſchland", Koburg 1775—90, 11 Bde. Schrieb: „Literatur für Katholiken und deren Freunde", daſ. 1792—96; — „Aelteſte Buchdruckergeſchichte von Bamberg", Nürnb. 1800; — „Diplomatiſche Geſchichte der Benediktiner-Abtei Banz von 1050—1251", daſ. 1803; — „Thesaurus rei patristicae", Würzb. 1784—1803. — 2) Paul, Architekt, Profeſſor der mathematiſchen Wiſſenſchaften an der Akademie zu Wien und k. k. Rath, gehört zu den vorzüglichſten öſterreichiſchen Künſtlern ſeines Faches. Er iſt als Lehrer ausgezeichnet; zum Beweis ſeiner praktiſchen Kenntniſſe dient neben anderen das 1836 von ihm erbaute Streckwerks- und Münzſcheidehaus an der Landſtraße in Wien, ein großartiges, zweckmäßiges Gebäude.

Sprengersfelde, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Uckermünde; 180 E.

Sprenggabel, eiſernes Werkzeug zu Verfertigung der gewundenen Theile eines Sprengwerkes.

Sprengkanne (Sprengkrug), ſ. v. a. Gießkanne.

Sprengkiſten, ſ. v. a. Pulverkaſten.

Sprengkohlen (Sprengſtengel), dünne lange Cylinder, womit man auf eine bequeme und ſichere Weiſe Glas in beliebiger Form abſprengen kann. Man verfertigt ſie nach Hahn durch Vermiſchen einer Auflöſung von 2½ Loth Gummi in 4 Loth Waſſer mit einem Schleim aus 1 Loth Traganth und 8 Loth kochendem Waſſer, Zuſatz einer Auflöſung von ½ Loth Styrax und ½ Loth Benzoe in 2½ Loth Alkohol, in ſo viel Kohlenpulver, daß eine plaſtiſche Maſſe entſteht, welche man in Stangen ausrollt und langſam austrocknet. Bei ihrer Anwendung zündet man das eine Ende eines ſolchen Cylinders an, ſetzt daſſelbe auf den vorher mit einer ſcharfen Feile in das Glas gemachten Einſchnitt und führt die Spitze des glühenden Kegels in dem Grade, als der anfangs entſtandene Riß ſich fortſetzt, auf dem Glaſe hin.

Sprengkugeln, ſ. Bombe.

Sprengladung, das Pulver, welches in die Hohlkugeln geladen wird, um dieſelben am Ende ihrer Bahn zu zerſprengen (krepiren zu machen), indem die Ladung durch den Zunder Feuer erhält. Sie beträgt bei Handgranaten ⅛ bis ¼ Pfd., bei 7- bis 10pfündigen Granaten ¾ bis 1 Pfd. und bei 25- bis 60pfündigen Bomben 2½ bis 5 Pfund. Je größer die S. genommen wird, in deſto mehr Stücke zerſpringt das Geſchoß, und um ſo weiter werden dieſe Stücke fortgeſchleudert. S.en zum Ausſtoßen, wo bloß der Zünder ausgeſtoßen wird, werden bei Uebungen gebraucht, um die Hohlkugel wieder brauchen zu können.

Sprengmaſchinen, Maſchinen, um etwas, beſonders Schiffe und Brücken, in die Luft zu ſprengen, ſ. Brander.

Sprengmaſt, die Waldmaſt, wenn in einem Jahre ein ſehr geringer Abfall von Eckerich vorhanden iſt, welcher für die gewöhnliche Zahl einzufehmender Schweine keineswegs hinreicht, daher entweder gar kein Gebrauch davon gemacht wird, oder nur wenige Schweine eingetrieben werden, bis der Vorrath aufgezehrt iſt.

Sprengpinſel, Borſtenpinſel, welcher bei Verfertigung der geſprengelten Bücherſchnitte gebraucht wird.

Sprengporten, ſ. Schweden (Geſch.)

Sprengpulver, ſ. Schießpulver.

Sprengring (Chem.), ſ. v. a. Sprengeiſen.

Sprengseiſen, Keßler von S., Chriſtian Friedrich, bekannter Freimaurer, 1731 in Saalfeld geboren, trat erſt in öſterreichiſche, dann in mainziſche Dienſte, ward dort 1792 Oberſt und † verabſchiedet zu Sonneberg 1809. Schrieb: Topographie des koburg-ſaalfeld. Antheils an dem Herzogthum Koburg, Sonneb. 1781; — Unterſuchungen über die Entſtehung der Oberfläche der Erde, Leipz. 1787. — Unter dem Freimaurernamen Archidemides ſchrieb er: Anti St. Nicaiſe, Leipz. 1786 f., 3 Bde., Fortſetzung 1788.

Sprengſel (Entom.), ſ. v. a. Hausgrille, Gryllus domesticus *L.*

Sprengſtengel, ſ. v. a. Sprengkohlen.

Sprengtrichter, Werkzeug zum Befeuchten der zarten Topfpflanzen von oben herein, gleicht der Brauſe einer Gießkanne, hat aber ſehr feine Löcher, damit das Waſſer wie Staubregen auf die Pflanzen fällt.

Sprengwirkungsſphäre (Kriegsw.), ſ. v. a. Wirkungsſphäre.

Sprengwage (Fuhrw.), ſ. v. a. Wage, ſ. Ortſcheit.

Sprengwalze (Kriegsw.), ſ. v. a. Sturmbalken.

Sprengwaſſer, ſ. Weihwaſſer und Rothe Kuh.

Sprengwedel, Werkzeug, womit Waſſer auf etwas geſpritzt wird; es iſt entweder von langen Borſten, wie ein Pinſel, oder von zarten gekräuſelten Holzſpänen, welche von einem Stecke losgeſchnitten und rückwärts über demſelben zuſammen gebunden ſind.

Sprengwerk, dient bei Brücken über große Flüſſe, oder bei Bedachung ſehr großer, freier Räume, die keine Unterſtützung durch Pfeiler zulaſſen und doch eine große Spannung fordern. Man bewirkt dieſe durch unterhalb der Balken angebrachte Streben, welche jene gleichſam tragen und ſich an feſte Punkte ſtützen, oft werden die S.e zu beſſerer Dauer und größerem Widerſtande mit Hängewerken verbunden.

Sprengwiſch (Bäck.), ſ. Backen.

Sprengwurzel (Volksgl.), 1) nach dem ſehr weit verbreiteten, wahrſcheinlich aus dem Orient ſtammenden (ſchon in Tauſend und einer Nacht kommt die S. vor), aber auch ſchon bei Plinius gefundenen Aberglauben eine Wurzel, welche die Eigenſchaft beſitzt, das feſteſte Schloß oder eine ſonſtige vor einen Gegenſtand gelegte Sache bei der erſten Berührung gleich wegzuſprengen. Sie ſoll häufig in Schweden wachſen und dort den über ſie wegſchreitenden Pferden die Hufeiſen von den Füßen reißen. Auch Vögel, die ihr Neſt ſo bauen, daß die Oeffnung zu ihnen verſtopft werden kann, wie Spechte, Wiedehopfe, Staare, Elſtern ſollen ſie wohlkennen, und wenn man den Zugang dahin verſtopft, wegfliegen und ſie holen, wo dann der ſolche Neſter verſchließende Gegenſtand ſogleich weicht. Legt man nun ein weißes Tuch unter den Baum, worauf der Vogel die Wurzel nach gemachtem Gebrauch fallen läßt, ſo kann man ſie leicht bekommen. Auch durch Beſchwörung von Geiſtern und Darbringung einer Summe Geldes ſoll ſie erlangt werden können; — 2) ſ. v. a. Wünſchelruthe, welche aus einer Wurzel bereitet iſt; — 3) (Bot.), ſ. v. a. Hippocrepis comosa *L.*

Sprenkel, 1) (Vogelf.), Werkzeug zum Fangen aller kleineren, ſich von Beeren nährenden Vögel, hauptſächlich ſolcher, die man unbeſchädigt lebend haben will, beſteht aus dem Bogen, dem Stellfaden mit der Schlinge, und dem Stell- oder Tippholz. Zum Bogen nimmt man eine ſchwache haſelne oder weidene Ruthe, ſchneidet am dickern Ende einen Kerb ein und bohrt mit einem feinen Hohlbohrer ein Loch, ſo groß, daß die Schlinge bequem durchgezogen werden kann. Der Stellfaden wird gewöhnlich aus ſtarken Pferdehaaren zuſammengedreht, doch iſt es beſſer, wenn man ihn aus halbdarem, doppeltgenommenem grauem Zwirn fertigt. Er wird an das dünne Ende des Bogens angeſchleift und da, wo die Schlinge aufhört, mit etwas weichem wollenem Zeuche umwickelt, damit er dem gefangenen Vogel nicht die Beine (Ständе) zerſchlagen kann. Das Tippholz, das recht ſcharfkantig in den Kerb der Stellung paſſen muß, wird an der unterwärts gekehrten Seite ſo dünn als möglich ausgeſchnitten, damit es recht leicht wird, und auf der obern Seite verſieht man es mit 2 Einſchnitten, wovon der eine ziemlich am äußern Ende, der andere aber in der Mitte ſeyn muß. Zum Aufſtellen des S. macht man einen Springel, indem man eine ſtärkere Ruthe mit beiden Enden in die Erde ſteckt, ſo daß ſie einen Bogen von 1—1½ Elle Höhe (Radius) bildet. Hierauf nimmt man den Bogen des S.s um den Springel herum, zieht die Schlinge bis zum Knoten durch das Loch und ſtellt ſie mit dem Tippholz feſt. Nun bringt man den S. mit dem Stellfaden auf den Springel, ſo daß das Tippholz wagerecht ſteht, legt die Schlinge in den erſten Einſchnitt und klemmt in den mittlern ein Grashälmchen, wodurch beide Seiten der Schlinge unterſtützt werden, damit ſie nicht herabhängen. An einer eingeſenkten Ruthe hängt man die Beeren, wozu man halb Ebereſchen und halb Schießbeeren nimmt, ſo auf, daß ſie ungefähr eine Handbreit über das Tippholz zu ſtehen kommen. Bedient man ſich der S. auf dem Dohnenſteig (Schneuß), ſo bedarf es keines beſondern Springels, ſondern man äſtet ein gerades, dünnes Bäumchen aus, ſchneidet 1½—2 Ellen über der Erde einen Kerb von oben herab ein, nimmt den noch offenen S. um das Bäumchen herum, ſtellt ihn auf und hängt ihn in dem Kerbe, in einem zweiten aber, in gehöriger Höhe über dem Tippholze, die Beeren auf. Eine andere Art S., die in der Schneuß oft ſehr nützlich iſt, und eigentlich Aufſchlag genannt wird, macht man auf folgende Art. Man ſucht dünne, ungefähr 1½ Zoll ſtarke Baumſtämmchen aus, an welchen hinten ein ſchwacher elaſtiſcher Zweig befindlich iſt. Dieſen Zweig putzt man aus, verſtutzt ihn an der Spitze und ſchleift da den Stellfaden an. Nun biegt man den ſo entſtandenen Schneller herunter und ſchneidet da, wo die Spitze an den Hauptſtamm trifft, vorn einen Kerb, wie am Sprenkelbogen, ein, bohrt wie an dieſem ein Loch durch und ſchneidet um ſelbiges herum hinten die Baumſchale glatt ab. Beim Aufſtellen biegt man den Schneller herunter, zieht die Schlinge durch das Loch und verfährt dann wie beim gewöhnlichen S. Daß bei jedem S. der Bogen nicht ſo ſtark ſeyn darf, daß er dem Vogel leicht die Ständе zerſchlagen kann, bedarf wohl kaum der Erwägung; denn es iſt ſchon hart genug, wenn ein ſolcher armer Gefangener Stunden lang vergeblich nach Freiheit ringen muß, aber unmenſchlich, wenn man ihn noch einer Marter ausſetzt, die durch Aufmerkſamkeit vermieden werden kann. — 2) (Bauw.), ſ. v. a. Strebe; ein kleiner Fleck.

Sprenkelfuß (Entom.), Paraſitengattung, ſ. v. a. Gyropus *Nitzsch.*

Sprenkelholz, das Holz, welches da liegen bleibt, wo Pack- und Reißwerke verfertigt worden ſind, und welches zuletzt noch auf die Buſchlage geſtreut wird.

Sprenkelpflaume (Bot.), ſ. v. a. Weinpflaume, Prunus vinaria *L.*

Sprenkelraupen (Entomol.), die Raupen der Tagfaltergattung Papilio, weil ſie geſprenkelt ſind. Zugleich können ſie den Kopf in den Halsring zurückziehen und daraus eine fleiſchige Gabel zur Vertheidigung vorſtrecken.

Sprenzling (Ichthyol.), ſ. v. a. Aeſche, Salmo thymallus *L.*

Spreſiano, öſterr.-ital. Ort, Gouvern. Venedig, Prov. Treviſo, nordöſtl. von Treviſo, an der Piave; 3 Papiermühlen.

Spretzen, ſ. v. a. Spratzen.

Spretzling (Bot.), ſ. v. a. gemeine Eſche, Fraxinus excelsior *L.*

Spretzlinge, (Silbermännchen, Bergmännchen), die Hervorſproſſungen, welche aus dem abgetriebenen Silber, wenn die äußere Fläche erkaltet, in die Höhe treten.

Spreu (Landw.) ſ. Kaff, vgl. Siebe.

Spreu (bot. Term.), ſ. v. a. Palea. — Spreuartig, ſ. v. a. Paleaceus. — Spreuig, ſ. v. a. Paleatus, paleaceus. — Spreutragend, ſ. v. Paleacus.

Spreuäſtchen (bot. Term.), ſ. v. a. Ramentum. — Spreuäſtig, ſ. v. a. Ramentaceus.

Spreublättchen (bot. Term.), ſ. v. a. Palea. — Spreublätterig, ſ. v. v. Paleatus, Paleaceus.

Spreublume (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Xeranthemum *L.*; — 2) Pflanzengattung, ſ. v. a. Achyranthes *L.*

Spreuboden (Spreukammer), eine Bodenkammer, wo die Spreu aufbewahrt wird.

Spreuborſte (bot. Term.), ſ. v. a. Fimbrilla. — Spreuborſtig, ſ. v. a. Fimbrillatus.

Spreufarrn (Bot.), Farrngattung, ſ. v. a. Notochlaena *R. Br.*

Spreuhaar (bot. Term.), ſ. v. a. Fimbrilla. — Spreuhaarig, ſ. v. a. Paleaceo-pilosus.

Spreukorb, ein großer, aus Weidenruthen geflochtener Korb, in dem Spreu und Ueberkehr aus der Scheune auf den Spreuboden getragen wird.

Spreulage, eine ganz dünne Lage von Buſchholz.

Spreuſchuppe (bot. Term.), ſ. v. a. Ramentum. — Spreuſchuppig, ſ. v. a. Paleaceo-squamosus, Ramentaceus.

Spreuſtein (Min.), ſ. v. a. Bergmannit odrr Wernerit (ſ. d.).

Sprey (wend. Spreo), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; Theerofen; 120 Einw.

Spreyrn (Spreyten), baumwollene, mit bunten Blumen und Borduren gedruckte und ausgemalte Bettdecken, welche früher die Holländer von der Küſte Coromandel nach Europa brachten; gegenwärtig werden ſie in Europa ſelbſt gedruckt.

Sprick, Johann, Maler und Lithograph zu Berlin, Schüler der Akademie daſelbſt, malt Landſchaften, Marinrn, Architekturſtucke, Genrebilder und Porträte. Seine Gemälde ſind in Auffaſſung und Durchführung ſehr gelungen und von ſchöner Färbung, die Scenen charakteriſtiſch und voll Leben. Wir haben von ihm auch ſchöne Lithographien.

Spricken (Bot.), auch Rinden-Gröpspflanzen, 4. Zunft der 11. Klaſſe des okenſchen Pflanzenſyſtems, die Xanthoxyleen anderer Syſteme enthaltend. Allgrm. Charakter: Zwitter und getrennt, Kelch und Blume meiſt fünfzählig mit ſo viel Staubfäden, ſelten mehr; ſo viel Kapſeln, Beeren oder Nüſſe, mit am Ende verwachſenen Griffeln, ein Same verkehrt, Keim in Eiweiß, Würzelchen gegen den Nabel. Sträucher und Bäume in heißen Ländern, welche an die Myrten und beſonders die Terebinthaceen erinnern; die Blätter abwechſelnd oder gegenüber, gedüpfelt und meiſtens gefiedert ohne Nebenblätter; die Blüthen durch Verkümmerung getrennt, regelmäßig. — Eintheilung. A. Gröps kapſelartig. I. Griffel getrennt, Samen aufrecht, Keim verkehrt, meiſt ohne Eiweiß. Connaraceen. Gattungen: Cneſtis, Omphalodium. — II. Griffel verwachſen, Same verkehrt, mit Eiweiß. Xanthoxyleen. Gattungrn: Aylantus, Ptelea, Xanthoxylon. — B. Gröps fruchtartig. Gattungen: Coriaria, Cneorum, Spathelia, Acronychia, Brucea, Cranzia. — Vgl. Oken, Allgem. Naturgeſch., Bd. III, S. 1276 f.

Sprickter (Bot.), 1) Pflanzengattung, ſ. v. a. Phylica *L.*; — 2) ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Sprieget, 1) bogenförmiger Reif über Wagen u. dgl., um darüber rin Dach zu bilden; — 2) die Bebohrung der Wände und Decken eines Zimmers; — 3) dünne Stäbchen, mit welchen die Ritzen zwiſchen den Pfählen verſtopft werden.

Spriefe, ſ. v. a. Spreißfeder.

Sprießel, 1) dünne, krummgebogene Schiene; — 2) gerades, dünnes Stück Holz; — 3) ſ. v. a. Sproſſe.

Sprießen (Jagdw.), das Wiedervereinigen aller zerriſſenen Leinen, ohne dabei einen Knoten zu machen.

Spriet, 1) gabelförmiges Stück Holz; — 2) (Stellm.), ſ. v. a. Scheere; — 3) die Segelſtange, woran die Sprietſegel gefuhrt werden, ſ. Segel; — 4) (Sprtettau), kleine Taue, welche die Stangen feſthalten und an den Wänden befeſtigt werden. — 5) ſ. Sprit.

Sprigg, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Ohio, Grafſch. Adams; 1820: 1560 Einw.

Spring, 1) ſ. v. a. Erhebung; ein Schiff, das ſich vorn und hinten ſehr erhebt, hat viel S.; — 2) ſ. Deck; — 3) ſ. v. a. Springzeit; — 4) eine Waſſerquelle, ein Waſſerſtrahl.

Spring (Geogr.), nordamerik. Ort, V. St., Staat Pennſylvania, Grafſch. Centre; 1840: 1800 Einw.

Springaffe (Säugeth.), Affengattung, ſ. v. a. Callithrix *Cuv.*

Springaſſeln (Kruſtac.), nach Oken, die 2. Sippſchaft der Seitenaſſeln mit gleichförmigem und gebogenem Leibe, gleichen Füßen, deren zwei vordere Paare (die Halsfüße) meiſt ſcheerenförmig ſind. Gattungen: Gammarus, Talitrus, Orcheſtia, Amphithoë, Corophium.

Springaufblumen (pharm. Bot.), ſ. v. a. Flores Convallariae majalis *L.* (ſ. d.).

Springbarley (engl., Bot.), ſ. v. a. gemeine Sommergerſte, Hordeum vulgare aestivum.

Springbeine (Entomol.), ſ. v. a. Pedes saltatorii, die Hinterbeine der Inſekten, wenn ſie zum Springen dienen und dazu verdickte Schenkel und gerade Schienbeine haben; ſ. Pedes.

Springberg, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutſch-Krone; 300 Einw.

Springbock (Säugeth.), Antilopenart, ſ. v. a. Antilope Euchore *L.*, *Forst.*

Springborn, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 220 Einw.

Springbrunnen (Geognoſ.), aufſteigende Quellen, welche ſpringen, ſ. Quelle 4) A e).

Springbrunnen (Fontainen), hydroſtatiſche Vorrichtungen, Waſſer aus Oeffnungen nicht allzuweiter Röhren durch mechaniſchen Druck oder den bloßen Fall des Waſſers von einer beſtimmten Höhe, oder durch die Expanſivkraft der komprimirten Luft zu einer beſtimmten Höhe

Digitized by Google

ſteigen zu machen. Die gewöhnliche Art von S. gründet ſich auf die Theorie der communicirenden Röhren, nach welcher das Waſſer eben ſo hoch ſteigt, als es von einer Höhe fällt. Daß dieſes Geſetz in der Wirklichkeit nicht in aller Strenge gilt, wurde im Art. Hydroſtatik bereits gezeigt, und zwar ſtehen dem ſteigenden Strahl Hinderniſſe mancherlei Art entgegen, weshalb er nicht wieder ſo hoch ſich zu erheben vermag, als das Waſſer herab fiel; dahin gehört die Störung des zurückfallenden, die nachfolgenden Tropfen aufhaltenden Waſſers, die Reibung an den Wänden der gebrauchten Röhren, der Widerſtand der atmoſphäriſchen Luft u. a. Mariotte ſprach zuerſt, zwar, wie er meinte, auf ausreichende Verſuche geſtützt, aus: daß ſich der Unterſchied zwiſchen der Waſſerhöhe und der Höhe des durch jene hervorgerufenen Waſſerſtrahles ſich verhalten müſſe, wie das Quadrat der Höhe des Waſſerſtrahles. Wären demnach die Höhen zweier Waſſerſtrahle, die aus gleich weiten Oeffnungen kommen, H und h, die Waſſerhöhen aber A und a, ſo würde nach dieſer Regel: $H^2 : h^2 = A - H : a - h$. Aus vielen Erfahrungen fand Mariotte, daß eine Waſſerhöhe von 5 Fuß einen Waſſerſtrahl gibt, dem nur 1 Zoll an 5 Fuß fehlt. Er nimmt dieſer Erfahrung zufolge als unbezweifelt an, daß ein Waſſerſtrahl, welcher 5 Fuß hoch ſteigen ſoll, eine Fallhöhe von 5 Fuß 1 Zoll erfordere. Hieraus ließe ſich nun ſehr leicht Mariotte's Tafel berechnen. Setzt man nämlich $H = 5'$, $A = 5', 1''$, mithin $A - H = 1''$, und verlangte zu wiſſen, was für eine Waſſerhöhe nöthig wäre, damit der Waſſerſtrahl auf 10 Fuß Höhe ſpringe, ſo hätte man $5^2 : 10^2 = 1 : 4$, mithin: $a - h = 4''$ und folglich die verlangte Waſſerhöhe $= 10{,}4'$ u. ſ. Einen kurzen Auszug von Mariottes Tabelle gibt Fiſcher in ſeinem phyſikal. Lexikon, und zwar in folgender Weiſe:

Höhe des Strahls:		Zugehörige Fallhöhe:				Höhe des Strahls:		Zugehörige Fallhöhe:			
5	Fuß,	5	Fuß	1	Zoll,	60	Fuß,	60	Fuß	144	Zoll,
10	ſ	10	ſ	4	ſ	65	ſ	65	ſ	169	ſ
15	ſ	15	ſ	9	ſ	70	ſ	70	ſ	196	ſ
20	ſ	20	ſ	16	ſ	75	ſ	75	ſ	225	ſ
25	ſ	25	ſ	25	ſ	80	ſ	80	ſ	256	ſ
30	ſ	30	ſ	36	ſ	85	ſ	85	ſ	289	ſ
35	ſ	35	ſ	49	ſ	90	ſ	90	ſ	324	ſ
40	ſ	40	ſ	64	ſ	95	ſ	95	ſ	361	ſ
45	ſ	45	ſ	81	ſ	100	ſ	100	ſ	400	ſ
50	ſ	50	ſ	100	ſ	120	ſ	120	ſ	576	ſ
55	ſ	55	ſ	121	ſ						

Aus der Proportion $H^2 : h^2 = A - H : a - h$ findet man: $\frac{H^2}{A - H} = \frac{h^2}{a - h}$. Da nach Mariottes Verſuchen $H = 5$ Fuß $= 60$ Zoll, und $A - H = 1$ Zoll, ſo wird: $\frac{H^2}{H - A} = 3600$, wobei aber Alles in Zollen ausgedrückt werden muß; will man es aber in Fußen haben, ſo iſt: $\frac{H^2}{A - H} = \frac{5^2}{\frac{1}{12}} = 300$, mithin $300 = \frac{h^2}{a - h}$ und $300\,a - 300\,h = h^2$, folglich $a = h + \frac{h}{300}$, wo alſo h die Höhe iſt, welche der ſpringende Waſſerſtrahl erreichen ſoll, und a die dazu gehörige Waſſerhöhe in Fußen ausgedrückt. Aus $h^2 + 300h = 300a$ folgte: $h = -150 \pm \sqrt{(150^2 + 300a)}$ als Maß der Steighöhe des Strahles.

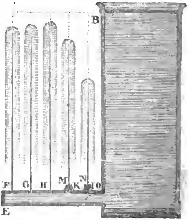
Bei dieſer Regel iſt vorausgeſetzt worden, daß die Oeffnung gerade dasjenige Maß beſitze, wobei der Strahl am höchſten ſteigt. Wenn aber die Oeffnung zu eng iſt, ſo hindern ſich die Waſſertheile beim Ausſpritzen zu ſehr, und das Anhängen an der Oeffnung wird um ein Beträchtliches größer, wodurch nothwendig das Waſſer in ſeiner Geſchwindigkeit vermindert werden muß. Iſt hingegen die Oeffnung zu weit, ſo iſt auch der Widerſtand der Luft und der Druck des zurückfallenden Waſſers zu groß. Mithin gibt es für jeden Fall eine gewiſſe Größe der Oeffnung, für welche die Höhe des Waſſerſtrahls ein Maximum wird, und für dieſe gilt ſo ziemlich die angeführte Regel des Mariotte. Im erſten Verſuche war die Höhe des Strahls 22 Fuß 10 Zoll, bei einer Oeffnung von 6 Linien, und die dazu gehörige Waſſerhöhe 12 Fuß 4 Zoll. Der dritte Verſuch gab die größte Höhe des Strahls 24 Fuß 3 Zoll, und die dazu gehörige Waſſerhöhe 26 Fuß 1 Zoll; nach dem vierten Verſuche war die größte Höhe des Strahls 31 Fuß 9 Zoll, und die dazu gehörige Waſſerhöhe 34 Fuß 1 Zoll. Genauere Berechnung ſpäter; wir erwähnen hier erſt einiger merkwürdiger S., wohin zunächſt die prachtvollen Vorrichtungen der Art zu Verſailles und zu Herrenhauſen bei Hannover gehören, von welchen dort ein S. ſeinen Strahl auf 60 par. Fuß, hier aber ein ſolcher denſelben auf 60 — 120 Fuß hoch wirft, weshalb man die letztere Fontaine auch für die größte künſtliche halten kann. Als großartiger S. vorzüglich bekannt iſt der auf der Wilhelmshöhe bei Caſſel, welcher eine Sprunghöhe von 80—90 Fuß erreicht, und alle drei genannten S. gewähren einen prachtvollen Anblick, zumal der zu Herrenhauſen, deſſen hohler Strahl eine Dicke von 8 Zoll im Durchmeſſer hält, bleiben aber weit hinter den natürlichen S. zurück, wie wir ſolch einen z. B. in den Geiſern auf Island haben, deren Waſſerſtrahlen (ſolid) oft 3—4 Fuß Dicke haltend, auf 200 Fuß ſich erheben und durch Wind und Wetter wenig ſtören laſſen, während unſere künſtlichen S. von den atmoſphäriſchen Einflüſſen erſtaunlich abhängen und verändert werden.

Bei den oben angeführten mariotteſchen Berechnungen ſind die Hinderniſſe Seitens des widerſtehenden Luftmeeres gar nicht in Betracht gezogen worden, was dagegen von Gerſtner in ſeinem Handbuch der Mechanik geſchieht. Aus Art. Hydroſtatik iſt nämlich bekannt, daß die Geſchwindigkeit, mit der Waſſer aus dem Boden einer Röhre ausfließt, wofern der Waſſerſtand in dem Gefäß ſich gleich bleibt und H Fuß heißt, ſtets durch $C = 2\sqrt{gH}$ ausgedrückt wird. Der Theorie nach müßte das aus der Höhe H herabfallende Waſſer eine Geſchwindigkeit erlangen, vermöge welcher es wieder bis zur Höhe H ſteigen würde, woraus denn: $H = \frac{C^2}{2g}$ folgte. Nach

Gerſtners Verſuchen dagegen ergibt ſich nur eine Sprunghöhe: $H = \frac{C^2}{4g} + \frac{4L}{180d} \cdot \frac{C^2}{4g} = \frac{C^2}{4g} \cdot \left(1 + \frac{L}{45d}\right)$, wobei d der Durchmeſſer der Zuleitungsröhre, L deren Länge iſt, woraus $\frac{C^2}{4g} = \frac{H}{1 + \frac{L}{45d}}$ folgt, ferner, daß die Sprunghöhe der Fallhöhe keineswegs gleich ausfallen kann (ſ. Hydroſtatik, Feuerſpritzen, Heronsball). Schon für $L = 45d$ würde die doppelte Fallhöhe, um dieſes zu erreichen, erfordeet, die Sprunghöhe könnte abee der Fallhöhe nue dann gleich ſeyn, wofern $L = 0$ wäee. In der angegebenen Form iſt obige Formel allein dann zuläſſig, wofern die Geſchwindigkeit C nicht beträchtlich ausfällt und etwa etliche Fuß in der Sekunde beträgt, wird ſie dagegen größer, ſo muß die für die Röhrenleitungen von Geeſtnee aufgeſtellte und gefundene mehr zuſammengeſetzte Foemel, wonach auch noch die Summe S der Biegungswinkel dee Röheen in Beteacht kommt, gebraucht werden, dieſe aber iſt: $H = \frac{C^2}{4g} + \frac{L}{45d}\left(\frac{C^2}{4g} + \frac{C}{100\sqrt{d}}\right) + 0{,}001\,\frac{C^2}{4g}\,.\,S = \frac{C^2}{4g}\left(1 + \frac{L}{45d} + \frac{4gL}{45.100 + Cd\sqrt{d}} + 0{,}001S\right)$. Heißt ſomit die Sprunghöhe z, ſo iſt denn weiter:

$$z = \frac{C^2}{4g} = \frac{H}{1 + \frac{L}{45d} + \frac{4gL}{4500C.d\sqrt{d}} + 0{,}001S}.$$

Nach dieſer gerſtnerſchen Formel müßte die Sprunghöhe mit der Vergrößerung des Durchmeſſers der Zubereitungsröhre wachſen u. wäre dieſer unendlich, die Leitung ohne alle Krümmungen, ſo wüeden die deei letzten Glieder des Nenners wegfallen, die Sprunghöhe und Fallhöhe gleich ſeyn. Da indeſſen die Herbeiſchaffung einer genügenden Waſſeemenge, theils die Wegſchaffung des ausgewoefenen Waſſers oft geoße Schwierigkeiten in den Weg ſetzt, ſo begnügt man ſich in der Regel mit kleinen Ausflußöffnungen, was dadurch geſchieht, daß man das Ausflußrohr mit einer dünnen Platte bedeckt, die eine enge Oeffnung hat, odee daß man ein enges Ausgußeohr aufſetzt, oder daß man bei großen Fontainen in das weite Rohr einen Kegel mit der Spitze nach unten gekehrt bringt, oder endlich indem man einen hohlen Strahl hervorruft, indem man dieſen eingeſenkten Kegel nur an 5 odee 6 Stellen des weiteren Rohres befeſtigt, oder indem man in die Deckklappe einen Ring zeichnet, dieſen theilweis ausſchneidet, wobei freilich der dadurch dem Waſſerſtrahl gebotene Widerſtand nicht unbedeutend ausfällt. Boſſüt ſtellte über den Einfluß derartiger Sprungröhren auf die Höhe u. Geſtalt des Waſſerſtrahles folgende Betrachtung an, worauf Barlow und andere Hydrauliker die Theorie der Waſſerkünſte gründeten, und wozu er ſich folgenden Apparates bedient (ſ. Fig.) der aus einem 11 Fuß hohen Reſervoir,



A B C D beſteht, das mit einer unten angebrachten horizontalen Rohre E G aus Zinn, 6 Fuß lang, 3½ Zoll Durchmeſſer, und am Ende veeſchloſſen, verſehen iſt. Die Oeffnung F hatte 2 Linien, G 4 Linie , H 8 Linien im Durchmeſſer, die koniſche Röhee K M hatte 5 Zoll 10 Linien Höhe bei 9 und 4 Lin. Durchmeſſer, die cylindriſche Röhre J N war von gleicher Höhe und 4 Linien Durchmeſſer, das Reſeevoir wurde bei den Verſuchen ſtets bis an den Rand voll erhalten. Der Waſſeeſtrahl aus F ereeichte 10 Fuß 10 Lin. Höhe, etwas ſeitwärts geneigt 10 Fuß 4 Z.; der aus G vertikal 10 F. 5 Z. 10 Lin., geneigt 10 F. 7 Z. 6 Lin., der aus H vertikal 9 F. 6 Z. 4 Lin., geneigt 9 F 8 Z. 6 L., der aus J N vertikal 7 F. 1 Z. 6 L., etwas geneigt 7 F. 3 Z. 6 L. Die meiſten praktiſchen Hydrauliker gebrauchen die oben bereits gegebene, nicht etwa ſebe genaue mariotteſche Formel zur Beſtimmung der Sprunghöhe; genauer iſt aber jedenfalls die von Langsdoef beſtimmte Formel, welche als Werth der Sprunghöhe gibt:

$$z = -\left(150 + \frac{9Lm^2d^4}{2D^5}\right) + \sqrt{\left\{300H + \left(150 + \frac{9Lm^2d^4}{2D^5}\right)^2\right\}},$$

für kurze Anſatzröhren aber ſeyn ſoll:

$$z = -\left(100 + \frac{2Ld^4}{D^5}\right) + \sqrt{\left(133H + \left(\frac{100 + 2Ld^4}{D^5}\right)^2\right)},$$

wo wie oben L Länge, D Durchmeſſer der Zuleitungsröhre, m den Koefficienten der Zuſam-

Digitized by Google

menziehung der Waſſerader und H die Waſſerfallhöhe bezeichnet.

Rückſichtlich der Ausflußröhren fand nach Munke in Gehlers phyſikaliſchem Lexikon ſchon Graveſande, daß koniſche Röhren eine geringere Sprunghöhe geben, als cylindriſche, die mit einer in der Mitte mit einem Loche verſehenen Platte bedeckt ſind; bei einer Fallhöhe von 2 F. betrug der Unterſchied ſchon 2 Z. Theoretiſche Unterſuchungen hierüber ſind ſehr verwickelt und es kommt hierbei nicht bloß auf die Höhe, ſondern auch auf die Schönheit des Strahls an. Langsdorf (Handb. der gem. u. höheren Mechanik, Heidelb. 1807) räth daher mit Recht an, die Deckplatten nicht zu dünn zu machen, weil der aus ihnen aufſteigende Strahl keineswegs ſo glatt und ſchön wird, als aus Sprungröhren. Auch dann, wenn die Deckelplatte eine ringförmige Oeffnung hat, ſoll man die Dicke dieſer Platte 4mal ſo groß wählen, als die Breite des Einſchnitts beträgt, die den hohlen Waſſercylinder bildet, welches Verhältniß der Länge des Sprungrohrs für einen maſſiven Strahl gleich kommt, deſſen Höhe das Vierfache des Durchmeſſers ſeyn ſoll. Daß auch der Springſtock, auf welchem das Sprungrohr aufgeſetzt wird, weiter ſeyn müſſe, als das letztere, verſteht ſich von ſelbſt, inzwiſchen iſt es nach Langsdorf hinreichend, wenn erſterer den fünffachen Durchmeſſer erhält. Allerdings wird der Widerſtand, den das Waſſer beim Ausfluſſe aus einer dünnen Platte erleidet, leichter überwunden, als bei der Anwendung einer etwa längern cylindriſchen oder koniſchen Ausgußröhre; allein namentlich in Beziehung auf Feuerſpritzen bemerkt Gerſtner, daß der Waſſerſtrahl ſich dann zu ſehr zerſtreut und bei bedeutend hoher Spritzung die einzelnen ins Feuer fallenden Tropfen von nicht hinlänglicher Wirkung ſind. Karſten war daher von dem Effekte einer Feuerſpritze am meiſten befriedigt, bei welcher der Durchmeſſer der oberen Oeffnung des Gußrohrs 7,5 Lin., der unteren 1,5 Z., die Länge 3,5 F. = 42 Z. betrug; alle Bedingungen erwägend findet aber Gerſtner es am beſten, ein weiteres cylindriſches Ausgußrohr mit einem Aufſatze zu wählen, deſſen innere Oeffnung die Geſtalt des zuſammengezogenen Waſſerſtrahles hat. Dieſes iſt gewiß am zweckmäßigſten, da nach Michelottis Verſuchen bei ſo geſtalteten Ausflußröhren die gegebene Ausflußmenge der theoretiſchen faſt gleich kommt, ſo daß alſo der Widerſtand gering ſeyn muß, der Strahl aber am beſten zuſammengehalten wird.

Gebraucht man die oben gegebene gerſtnerſche Formel für die Sprunghöhe, ſo läßt ſich daran folgende Betrachtung knüpfen. Die Geſchwindigkeit des Fließens in den Röhren hängt hauptſächlich von dem Verhältniß $\frac{L}{d}$ ab, u. da die Länge in den Zuleitungsröhren in der Regel bedeutend groß iſt, ſo läßt man dieſe auch gewöhnlich bedeutend weiter als die Ausflußröhren machen. Heißt nun der Durchmeſſer der Mündung der Sprungröhre δ, der Koeffieient der Zuſammenziehung wie oben: m, ſo fließt bei einer Geſchwindigkeit C in jeder Sekunde aus dieſer Oeffnung die Waſſermaſſe: $\frac{m\pi\delta^2 C}{4}$, u. da dieſe Waſſermaſſe durch jeden Querſchnitt der Zuleitungsröhren vielleicht mit der Geſchwindigkeit c fließen ſoll, ſo gilt: $\frac{m\pi\delta^2 C}{4} = \frac{\pi d^2 c}{4}$, woraus dann $c = \frac{m\delta^2 C}{d^2}$ folgt. Nimmt man die vorhin erwähnte Formel für die Sprunghöhe $z = \frac{C^2}{4g}$, ſo ergibt ſich bei Vernachläſſigung des Widerſtandes, welcher von der erſten Potenz der Geſchwindigkeit abhängt, daraus die Fallhöhe:

$$H = \frac{C^2}{4g} + \frac{L}{45d} \cdot \frac{m^2\delta^4}{d^4} \cdot \frac{C^2}{4g} + \frac{S}{1000} \cdot \frac{m^2\delta^4}{d^4} \cdot \frac{C^2}{4g}$$

darum alſo: $$z = \frac{C^2}{4g} = \frac{H}{1 + \frac{m^2\delta^4}{d^4}\left(\frac{L}{45d} + \frac{S}{1000}\right)}.$$

Munke berechnet a. a. O. hierzu noch als Beiſpiel: es ſey die Länge der Zuleitungsröhre L = 3000 Fuß, deren Durchmeſſer d = 2 Zoll, der Durchmeſſer der Mündung: $\delta = 0{,}5$ Zoll, m = 0,619. Summe der Biegungswinkel = 200°, die lothrechte Waſſerhöhe = 30 Fuß, ſo folgt:

$$z = \frac{30}{1 + (0{,}619)^2\,(0{,}25)^2\left(\frac{3000.6}{45} + \frac{200}{1000}\right)}$$

= 18,8 Fuß, für $\delta = 1$, alſo (im vorigen) $\frac{\delta}{d} = \frac{1}{4}$ würde eine Sprunghöhe: z = 2,8 Fuß erſcheinen.

Die hier mitgetheilten weſentlichen Betrachtungen laſſen ſich noch weiter fortſetzen. Unter andern kann man die Fragen beantworten, wie groß die bei gegebenen Dimenſionen aufſpringende Waſſermaſſe ſey, welches Verhältniß der Fallhöhe und der Weite der Zuleitungsröhre gewählt werden muß, wenn ein Strahl von einer beſtimmten Höhe und Stärke verlangt wird. Die Löſung dieſer und anderer Aufgaben liegt mehr oder weniger mit der Erfahrung übereinſtimmend in den mitgetheilten Hauptformeln. Außerdem kommt die Stärke der zu wählenden Röhren in Betrachtung, worüber jedoch bereits gehandelt worden iſt. Ein weſentlicher Theil der hierbei zu unterſuchenden Gegenſtände betrifft ferner die Geſtalt der Ausgußröhren, bei denen zuweilen mannichfaltige Verzierungen angebracht werden, und die Größe ſowohl, als auch die Geſtalt und Einrichtung der Baſſins, worin ſich das wieder herabfallende Waſſer ſammelt, deren Durchmeſſer der Höhe und der Stärke der Waſſerſtrahlen proportional, meiſtens aber bedeutend groß ſeyn muß, damit der Wind nicht

Digitized by Google

die oberſten Waſſertropfen über den Rand hinaus treibe, was jedoch ohne übermäßige Größe wohl nie völlig verhütet werden kann. Ueber alles dieſes kann jedoch hier nicht ausführlich gehandelt werden, und wir verweiſen deswegen auf das bereits erwähnte Werk von v. **Gerſtner** und auf die noch ausführlichern Unterſuchungen von v. **Langsdorf**, auch findet man Vieles, namentlich über Anlage und Verzierungen der Fontainen, in einem ältern Werke von **Schwitzer**. (Introduction to Hydrostaticks and Hydraulicks, Lond. 1729), ferner in **Böcklers** „Architectura curiosa nova, d. i. neue Bau- und Waſſerkünſte", Nürnb. 1664.

Was die äußere **Konſtruktion** der S. betrifft, ſo hat man bewegliche und unbewegliche Vorrichtungen dieſer Art. Bei den **unbeweglichen** S. wird gewöhnlich der Waſſerſtrahl dadurch in die Höhe getrieben, daß man aus einem hohen Waſſerbehälter das Waſſer in einer Röhre in die Tiefe leitet, dieſe Röhre ein Stück horizontal fortführt und da ein engeres ſenkrechtes Rohr (**Sprungrohr**) aufſetzt, aus welchem der Strahl in die Höhe ſpringt. Die Leitungsröhren ſind meiſt unter der Erde gelegt und da, wo das Waſſer aus der Erde hervorſpringt, iſt ein Baſſin, **Springbrunnendeckel**, gegraben, in welchem ſich das von dem Strahle herabfallende Waſſer ſammelt und durch einen Abzugskanal abfließt. Das Baſſin iſt meiſt mit Stein eingefaßt. Um die Sprungröhre herum macht man bisweilen eine oder mehre Schalen, in welche das herabfallende Waſſer zunächſt ſtürzt, und aus welchen es ſtufenweiſe in das Baſſin fällt. Auf die Sprungröhre ſetzt man gewöhnlich noch eine **Aufſetzröhre** (**Champignon**), der man ſonſt eine cylindriſche Geſtalt zu geben und in die obere Platte die **Sprungöffnung** zu bohren pflegte, deren Durchmeſſer ſich zum Durchmeſſer der Leitungsröhre am beſten wie 1: 6 verhält. Auf den ſenkrecht in die Höhe ſpringenden Strahl ſetzt man bisweilen eine hohle kupferne Kugel oder eine vergoldete Krone, welche dann von dem Waſſerſtrahl in der Höhe getragen wird. Bisweilen leitet man die Sprungröhre in Statuen, z. B. Nymphen, Delphine u. ſ. w., aus welchen dann das Waſſer hervorſpringt. Hat man Waſſer genug, ſo bringt man neben der Sprungöffnung noch mehre ſchräge Oeffnungen an, aus welchen ebenfalls Strahlen hervorſpringen (**Waſſergarbe**). Auf ähnliche Weiſe kann man dem hervorſpringenden Waſſer verſchiedene Figuren geben, u. dieſe heißen dann **Waſſerfächer**, **Waſſerſchwärmer**, **Waſſerlaterne**, **Windmühle** u. ſ. w. Durch Druckwerke kann man den Strahl der S. viel höher treiben, indem man da zugleich den Vortheil gebrauchen kann, daß man aus mehren Druckwerken Waſſer in ein einziges Steigrohr leitet. Bei einem S. zu Herrenhauſen bei Hannover, welcher von einem Druckwerke getrieben wird, iſt der Waſſerſtrahl 11 Zoll dick und ſpringt 120 Fuß hoch; bei dem zu Wilhelmshöhe 12 Z. dick und ſpringt 200 Fuß hoch. Der S. im Palais royal führt wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einer Garbe den Namen Gerbe d'eau. Zu ihm wird durch Röhrenleitung aus einer Brunnenſtube das Waſſer 2661 Metre weit hergebracht, wobei die Röhre ſelbſt eine Dicke von 0,25, das Baſſin aber 25 Metre im Durchmeſſer und 0,45 Metre Tiefe hat. Die Deckelplatte iſt mit 17 Oeffnungen und mit eben ſo vielen Ausflußröhren in denſelben verſehen. Die Einflußröhre von Kupfer deckt ein eiſernes Gitter, um theils das überflüſſige Waſſer wegzuſchaffen, theils alle fremdartigen Körper abzuhalten. Es liefert dieſer S. 85 Waſſer Zoll in der Sekunde, und koſtete das Baſſin und die Zuleitungsröhre 33,164 Francs. Der S. auf dem Place royal treibt vier Fontainen der vorigen Art, wobei die Zuleitungsröhre von derſelben Stärke wie vorhin iſt und ſich bei dem Eingang auf dieſem Platz in mehre Arme theilt, die zu den vier Fontainen gehen. Weil die Hähne bei einer Zuleitungsröhre unterhalb der Fontaine nur 0,103 Metre Bohröffnung haben, ſo dienen hier nur **Kegelhähne**, womit die Fontainen regulirt werden können. Jede der vier Fontainen bringt 6—7 Waſſerzoll, die Koſten beliefen ſich aber auf 68,000 Francs (vergl. Gerſtners Mechanik). Die **beweglichen** S. ſind meiſt nur hydrauliſche Spielereien; z. B. der ſpringende Heber, deſſen kurzer Schenkel aufwärts gebogen und mit einer engen Oeffnung verſehen iſt, der Heronsbrunnen oder Heronsball und der auf ähnliche Weiſe eingerichtete **ſchwimmende S.** Eine **Kompreſſionsfontaine** iſt ein S., bei dem der Waſſerſtrahl nicht durch einfachen Druck der Waſſerſäule, ſondern durch komprimirte auf letztern wirkende atmoſphäriſche Luft oder Waſſerdampf zum Steigen gebracht wird. Der **Lichterbrunnen** beſteht aus zwei luftdichten Gefäßen und Pfannen, welche über einander befeſtigt ſind; das untere Gefäß iſt mit Waſſer gefüllt, das obere nur mit Luft; beide ſtehen durch eine Oeffnung in Verbindung; außerdem iſt in dem untern Gefäße eine Sprungröhre angebracht. Wird nun das obere Gefäß durch darunter angebrachte Lichter erwärmt und die Luft darunter ausgedehnt, ſo drückt die Luft auf das Waſſer des unteren Gefäßes, und dieſes ſpringt aus der Röhre hervor.

Springe, 1) hannov. Amt, Landdr. Hannover, Fürſtenth. **Kalenberg**; an dem Deiſter; 6400 Einw.; — 2) Hauptſtadt darin; am Urſprung der Haller (daher auch **Hallers-S.**), 2 adelige Höfe, Rentamt, Eiſenfaktorei, Hauptſteueramt, Handel, Garnſpinnerei; 1900 Ew.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. **Arnswalde**; 190 Einw.

Springelsbach, bad. Weiler, Seekreis, Amt **Neuſtadt**; 110 Einw.

Springelzaun, leichter Pfahlzaun.

Springen, 1) (Phyſiol.), diejenige Ortsbewegung des thieriſchen Körpers, bei welcher eine längere gänzliche Erhebung vom Boden Statt findet. Ueberall wird ſie durch Entwickelung oder Streckung der Bewegungsorgane gegen die Standebene, alſo in einer der beabſichtigten Fortbewegung entgegengeſetzten Richtung bewerkſtelligt, ſo daß vermöge des Widerſtandes, den die Standebene übt, der **Schwerpunkt** des

Digitized by Google

Körpers einen Impuls zu einer Wuefbewegung in der mittleren Richtuug der ſich ſtreckenden Bewegungsoegane erhält. Beim Menſchen, den Säugethieren, Vögeln, Amphibien (Fröſchen), Inſekten (Haltiea, Pulicina, Saltatoria, Cieadina, Pſyllodes) und Spinnen (Lveoſa, Dolomedes, Saltieus) wied dee Sprung durch Entwickelung oder Streckung dreiee Gelenke dee hinteeen Extremitäten, die hinter einander in entgegengeſetzten Richtungen voe dem Sprunge gebogen ſind, nämlich des Hüft-, des Knie- und des Fußgelenkes bewiekt. Voe dem Sprunge ſteht entweder die ganze Sohle auf odee nur die Zehen. Im eeſten Falle wird bei der Streckung des Fußgelenkes die ganze Sohle abgewickelt, im zweiten das in der Vorbereitung zum Speunge ſchon geſtreckte Fußgelenk noch ſtärker geſtreckt. Der Körper iſt vorhee immer ſchon gegen den Oberſchenkel geneigt. Eine gleichzeitige Entwickelung dieſer deei Gelenke iſt nöthig zu einer ſo kräftigen Bewegung, die den Menſchen bis zur Höhe ſeinee Bruſt übee den Boden zu erheben, den Pedetes 30' weit vorwärts zu ſchleudern vermag, ihr größtes Maß aber bei den Inſekten erreicht, indem Puler einen Speung auszuführen im Staude iſt, dee 225mal die Körperhöhe des Thieres übertrifft. Ohne deu Widerſtand dee Standebene wüede die Steeckung eine Veelängerung des Körpers an beiden entgegengeſetzten Endeu hervorbringen. Wie ſchon erwähnt, iſt dieſer Widerſtand der Geund, daß die Wurfbewegung des Körpees in dee mittlern Richtung der ſich entwickelnden Gelenke geſchieht. Die Richtung des Sprungs hängt nicht allein vou der Neigung eines der Glieder dee Extremitäten ab, und es iſt z. B. nicht nöthig, um ſenkrecht zu ſpringen, daß der Unterſchenkel eine faſt ſenkrechte Richtung gegen den Boden erhalte, wie Treviranus will, ſondern die Neigung des Unterſchenkels kann dabei eine ganz beliebige ſeyn, und dennoch läßt ſich der Sprung aufwärts, vorwäets und rückwärts ausführen. Es läßt ſich ohne allen Antheil des Fußgelenkes nach hinten ſpringen, wenn man ſich auf die Feeſen ſtellt und eine kräftige Streckung des vorhee gebogenen Kniegelenkes vollzieht. In dieſem Fall erhält der Körper eine ſchiefe Bewegung in der Richtung einer zwiſchen der Ferſe und dem Hüftgelenke gezogenen Linie, und da dieſe hinter den vom Schwerpunkt auf die aufſtehenden Ferſen fallenden Perpendikel fällt, ſo eehält dee Körpee im Hüftgelenke einen Impuls auf- und rückwäets. Auch bei aufſtehender ganzer Sohle iſt ohne Streckung des Fußgelenkes ein Sprung nach hinten durch Streckung des Kniegelenkes möglich. Der Sprung nach hinten von der Stellung auf den Zehen aus iſt der nämliche, nur iſt dee Stützpunkt ein andeeer, der Impuls erfolgt auch durch das Kniegelenk. Dabee kann man, ſobald das Hüftgelenk bis in den Perpendikel des Schwerpunktes odee des Stützpunktes gebracht wird, nicht mehe eückwärts ſpringen. Abee auch voewärts kann man, auf den Ferſen ſtehend, ſpringen, ſo daß die Entwickelung des Fußgelenkes keinen Antheil hat. Dabei behauptet auch das Knie ſeine Beugung im Sprunge faſt unveränteet, aber de Winkel zwiſchen Rumpf und Oberſchenkel wird ſehe ſtark geſtreckt, ſo daß dee ganze Rumpf an dieſer Sprungbewegung Antheil hat. Die beiden Schenkel des ſich ſtreckenden Bogens ſind hiee die ganze ſteifgehaltene Extremität und der ganze Rumpf; beide Schenkel des Bogens ſtreben, ſich in eine Direktion zu ſtrecken, die vor den Perpendikel des Stützpunktes fällt. Ferner kann mau mit ſteifgehaltenem gebeugtem Kniegelenke durch bloße Entwickelung des Fußgelenks voewärts ſpringen, wenn die Linie, welche die beiden Schenkel dieſes Gelenks zu erreichen ſtreben, ſich nach vorwärts übee den Perpendikel des Stützpunkts neigt. Endlich kann man mit Gebeauch aller Gelenke voewärts und rückwärts ſpringen, ſobald die mittlere Direktion, welche die veeſchiedenen Gelenke dem Körper ertheilen, vorwärts oder rückwäets iſt oder die Richtung ihrer Entwickelung über den Stützpunkt hinausfällt. Das ſenkrechte Speingen kann bei jedee Neigung der verſchiedenen Gelenke erfolgen, wenn die verſchiedenen Impulſe ſich nue kompenſiren, ſo daß die mittleee Direktion nach aufwäets daeaus hervorgeht. Bei den Thieren kommt dee Sprung, wie beim Menſchen, ohne Unterſtützung des Körpers duech die Vorderfüße bei den Springmäuſen, den Makroſeeliden, den Beutelthieeen und bei vielen Paſſerinen vor; bei allen übrigen findet Unterſtützung durch die Vorderfüße Statt, ſo daß dee Körper auf den Hinterbeinen aufgebäumt, duech Stemmung derſelben vorwärts gewoefen wied, worauf die Voedeefüße aufgeſetzt und die Hinteefüße nachgezogen werden. Das S. dee Fiſche erfolgt nach den nämlichen Geſetzen wie jenes der Fußthiere, nur wird es hier durch Streckung des Bewegungsoeganes, des Schwanzes, gegen den Widerſtand des Mediums bewirkt. Untee den Apteren oder unächten Orthopteren beſitzen die Poduriden odee Springſchwänze noch ein ganz eigenthümliches Organ zum Springen, nämlich am letzten Leibesringe auf einem beſondern Gelenkkopfe ſtehend zwei gabelförmig geſtellte Borſten, welche das Thier zum Sprunge unter den Bauch einſchlägt und ſodann plötzlich wie eine Feder losſchnellen läßt und dadnech oft fußweit (150mal die Körperlänge) ſich fortſchleudert. Das Schnellen der Flateriden gehört nicht hierher. — 2) (Ant.), eine der Kampfaeten in den Kampfſpielen der Griechen, geſchah gewöhnlich auf einee Ebene und ſo, daß man in die Höhe ſpeang, doch auch auf Anhöhen hinauf und wieder hinuntee. Dabei hielten die Springee geoße Metallmaſſen (Halteros) in den Händen oder auf den Schulteen oder auf dem Kopfe. Auch jetzt gilt das S. als Uebung zur Stäekung köeperlichee Kraft und Geſundheit; ſ. Gymnaſtik. — 3) Sehr ſchnell laufen; — 4) von großen 4füßigen Thieren männlichen Geſchlechts, die Begattung ausüben; — 5) ſ. Schwimmen; — 6) von elaſtiſchen lebloſen Körpeen, ſich mit Ueberſchreitung odee unmerklicher Berüheung der Zwiſchenräume fortbewegen; — 7) von Flüſſigkeiten, dnech einen Druck gezwungen werden, ſchnell in einem Strahle aus einer Oeffnung hervorzubeechen; — 8) vom Waſſer ſ. v. a. Quellen; — 9) ſchnell

zerbrechen, oder ſich trennen, oder ſich öffnen; — 10) vom Winde, ſ. Wind; — 11) (Jagdw.), vom Haſen ſ. v. a. fliehen; — 12) provinziell vom Wilde, über die Garne ſetzen.

Springen (Geogr.), 1) naſſ. Dorf, Amt Langenſchwalbach; Filial v. Kemel; 360 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. und Kr. Gumbinnen; 200 Einw.; — 3) (In der S.), preuß. Ackergut, Rheinprovinz, R.-B. Düſſeldorf, Kr. Elberfeld; 220 Einw.; — 4) würtemberg. Marktflecken, Jaxtkreis, Oberamt Heidenheim, an der Brenz; 1200 Einw. In der Nähe das königl. Jagdſchloß Königsbronn, ehemals Ciſtercienſerkloſter, mit Eiſenwerk.

Springen aus der Hand, ſ. Schaf.

Springenberg, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrſch. Kauth; 200 Einw.

Springend (Herald.), ſ. v. a. Aufbäumend.

Springende (Säugeth.), ſ. v. a. Salientia, nach Cuvier die 3. Familie der Beutelthiere mit der Gattung: Makropus (Halmaturus, Hypſprymnus).

Springer, 1) wer vorzügliche Fertigkeit im Springen hat; — 2) ein Pferd, das zu Luſtſprüngen und Capriolen abgerichtet iſt; — 3) ſ. v. a. Springochs und Springhengſt; — 4) ſ. v. a. Fußfeſſeln; — 5) ſ. Schachſpiel; — 6) (Docken, Inſtrum.), in den alten und eigentlichen Flügeln (ſ. Fortepiano) diejenigen Reihen Hölzer, welche hinten auf den Klaves ruhten, durch den Reſonanzboden hindurch bis zu den Seiten reichten, und in welchen die ſogen. Zungen eingeſetzt waren, welche mit den Stückchen Rabenfedern die Saiten zum Klingen brachten; — 7) (Metr.), ſ. v. a. Jambe.

Springer (Biogr.), 1) Vincent, berühmter Baſſethorniſt, geb. 1760 zu Jung-Bunzlau bei Prag, reiſte lange mit dem Klarinettiſten David umher, wurde dann vom Baron Hochberg auf Plagwitz engagirt, fing aber nach deſſen Tode ſein früheres unſtätes Leben wieder an, kam auf ſeiner neuen Reiſe nach Amſterdam, wo er heirathete und dadurch Erbe der ſchmidtſchen Buchhandlung wurde, die er eine Zeit lang fortſetzte. Der franzöſiſche Krieg nöthigte ihn, Amſterdam zu verlaſſen. Er ging nun mit dem Reſt ſeines Vermögens nach Böhmen, kaufte ſich da ein Gütchen, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens fern von der Kunſt zubrachte. — 2) Jakob, ſ. Inſtitor.

Springer (Säugeth.), hundeartige Thiere, nach Oken, die 14. Zunft der Säugethiere, ſind ihm die eigentlichen Raubthiere, und es gehören hierher die Zibetbthiere (Viverra, Herpeſtes, Rhyzäna, Paradoxurus), die Hunde (Canis), die Erdwölfe (Proteles), die Hyänen (Hyaena) u. die Katzen (Felis). S. Carnivora.

Springer (Entomol.), ſ. v. a. Saltatoria, Familie der Inſektenordnung der Orthoptera oder Geradflügler, ſ. Saltatoria.

Springer, I. (Säugeth.), 1) Nagethiergatt., ſ. v. a. Helamys *Cuv.*; — 2) ſ. v. a. gemeiner Delphin, Delphinus Delphis *L.* — II. (Ichthyol.), 1) ſ. v. a. Lachs, Salmo Salar *L.*; — 2) ſ. v. a. Thunfiſch, Thynnus vulgaris *Cuv.*

Springfaden (Glasf.), Glasfaden, die ſchnell im Waſſer abgekühlt und bei der geringſten Berührung wie die Glasthränen in Staub zerfallen.

Springfaden (bot. Term.), ſ. v. a. Filum elasticum. — Springfäden, ſ. v. a. Elateres.

Springfedern, Federn, welche zum Polſtern von Stühlen, Kanapees u. ſ. w. dienen, es ſind Spannfedern und beſtehen aus ſchneckenförmig gewundenen Stahldrähten, welche jene Polſter, die ohnehin ſchon durch Pferdehaare geſpannt waren, in einer noch mehr geſpannten, gleichſam aufgetriebenen Lage erhalten und dieſe auch ſogleich wieder herſtellen, wenn man ſie niedergedrückt hatte.

Springfield (Geogr.), 1) nordam. Ort, V. St., Staat Maine, Grafſch. Penobſcot; 1840: 550 Einw.; — 2) Ort daſ., Staat New-Hampſhire, Grfſch. Sullivan; 1840: 1250 Einw.; — 3) Ort daſ., Staat Vermont, Grfſch. Windſor, rechts am Connecticut; 1820: 2700, 1840: 2620 Einw.; — 4) Ort daſ., Staat Maſſachuſetts, Grfſch. Hampden (Hauptort derſelben), links am Connecticut, gegenüber Weſt-Springfield (1820: 3240, 1840: 3620 Ew.); Papier- und Tuchfabr., Gerichtshof (Court-Houſe), lebhafter Handel; 1820: 3810, 1840: 10,990 Einw.; dabei das große Arſenal der Union; — 5) Ort daſ., Staat New-York, Grfſch. Otſego, nordöſtl. am Otſego-See; 1820: 2070, 1840: 2380 Einw.; — 6) Ort daſ., Staat Tenneſſee, Grfſch. Robertſon (Hauptort derſelben), am Sulphur-Fork; ſehr beſuchte Mineralquelle; 260 Einw.; — 7) Ort daſ., Staat Kentucky, Grfſch. Waſhington (Hauptort derſelben); 1820: 250, 1840: 600 Einw.; — 8) Ort daſ., Staat Ohio, Grfſch. Clark (Hauptort derſelben); Tuchweberei, Handel; 1820: 1670, 1840: 2060 Einw.; — 9) Ort daſ., Grfſch. Columbiana; 1300 E.; — 10) Ort daſ., Grfſch. Hamilton; 2200 Einw.; — 11) Ort daſ., Grfſch. Jefferſon; 1190 Einw.; — 12) Ort daſ., Grfſch. Roß; 1600 Einw.; — 13) Ort daſ., Staat Illinois, Grfſch. Sangamon (Hauptort derſelben), rechts am Sugar-Creek; 1840: 2580 Einw.; — 14) Ort daſ., Staat Miſſuri, Grfſch. Greene (Hauptort derſelben); 15) Ort daſ., Staat Indiana, Grfſch. Poſey, rechts am Big-Creek; — 16) Ort daſ., Staat New-Jerſey, Grfſch. Eſſex; 1820: 1800, 1840: 1650 Einw.; merkwürdig durch den Kampf der Engländer und Nordamerikaner am 23. Juni 1780; — 17) Ort daſ., Grfſch. Burlington, 1840: 1630 Einw.; — 18) Ort daſ., Staat Pennſylvania, Grfſch. Bucks; 1840: 2070 Einw.; — 19) Ort daſ., Grfſch. Delaware, 1840: 860 Einw.; — 20) Ort daſ., Grfſch. York; 1840: 1210 Einw.; — 21) Ort daſ., Grfſch. Hunnington, 1840: 990 Einw.; — 22) Ort daſ., Grfſch. Merker; 1840: 1800 Einw.; — 23) Ort daſ., Grfſch. Bradford; 1840: 1490 Ew.; — 24) Ort daſ., Grfſch. Montgomery: 1840: 700 Einw.; — 25) brit. Kirchdorf, England, Grfſch. Eſſex, nordöſtl. von Chelenford; 1530 Einw.; — 26) Dorf daſ., Schottland, Grfſch. Dumfries, rechts am Sark, unweit des Hafens von Sarkfoot; Steinkohlengruben, Kalkſteinbrüche.

Springfiſch (Ichthyol.), ſ. v. a. Exocoetus exsiliens *Bl.*

Springflachs (Bot.), ſ. v. a. Klanglein, Varietät von Linum usitatissimum *L.*, mit Samenkapſeln, die mit einem knickernden Geräuſche aufſpringen.

Springfluth, ſ. Fluth.

Springfrucht (bot. Term.), auch Springkapſel, ſ. v. a. Elaterium, Rhegma.

Springgans (Ornith.), ſ. v. a. Catarrhactes Chrysocoma *Gmel.*

Spring-Garden (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat Pennſylvania, Grfſch. Philadelphia; 1840: 27,850 Einw.; — 2) Ort daſ., Grfſch. York; 1840: 1820 Einw.

Springgläſer, ſ. Springkölbchen.

Springgurke (Bot.), ſ. v. a. Momordica Elaterium *L.*

Springhafer, ein gewiſſes Maß Hafer, welches der Beſitzer eines Springhengſtes erhält, wenn Jemand eine Stute hat belegen laſſen; daſſelbe wird wiederholt, wenn ſich zeigt, daß die Stute wirklich trächtig geworden.

Springhahn (Entom.), ſ. v. a. Grashüpfer, Acridium *Latr.*

Springhaken, ſ. v. a. Schießhaken, ſ. Strumpfwirkerſtuhl.

Springhaſe (Säugeth.), Nagethiergatt., ſ. v. a. Helamys *Cuv.*

Springhengſt, ſ. Pferd.

Springherd (Vogelf.), ſ. Vogelherd.

Spring-Hill, nordamerik. Ort, V. St., Staat Pennſylvania, Grafſch. Fayette, links am Monogahela; 1820: 2090; 1840: 2390 E.

Springhorn (Mollusk.), Gaſteropodengattung, ſ. v. a. Terebellum *Lam.*

Springinklee, Hans, Maler und Formſchneider, wahrſcheinlich zu Nürnberg geboren, wo er auch eine Reihe von Jahren arbeitete. Nach Neudorffer lebte er im Hauſe Albrecht Dürers und illuminirte die Werke und Kupferſtiche deſſelben. S. war aber auch Zeichner, wie die Holzſchnitte beweiſen, welche von ihm ſelbſt und nach ſeinen Kompoſitionen von andern Künſtlern verfertigt wurden. † um 1540.

Springkäfer (Entom.), ſ. v. a. Schnellkäfer, Elater *L.*

Springkegel (Techn.), ſ. Schloß.

Springkölbchen (bologneſer Fläſchchen), von den Phyſikern zu Experimenten gebrauchte, kleine ſchmale Fläſchchen mit ſehr dikkem, oft mehr als fingerdickem Boden, welche augenblicklich zerſpringen, wenn man ein ſcharfes Sandkorn oder ein kleines Splitterchen Feuerſtein hineinſpringen läßt. Dieſe Fläſchchen werden nämlich ſogleich, als ſie geblaſen ſind, in die freie Luft und nicht erſt in den Kühlofen gebracht. Dadurch ziehen ſich die Theilchen des Glaſes plötzlich und ungleich zuſammen, die äußeren mehr als die inneren, und kommen demnach in eine ſo ungleiche widernatürliche Spannung, daß die leiſe Erſchütterung durch Hineinwerfen eines Sandkornes durch den äußerſt kleinen unſichtbaren Riß ſo auf die benachbarten und von dieſen wieder auf die weiteren Theilchen wirkt, daß eine Trennung derſelben erfolgen muß.

Springkörner (pharm. Bot.), ſ. v. a. Semen Cataputiae minoris, ſ. Euphorbia Lathyris *L.*

Springkoller (Thierarzneik.), ſ. v. a. Samenkoller, ſ. Koller.

Springkraft, ſ. Elaſticität.

Springkraut (Bot.), 1) gemeines, ſ. v. a. Impatiens noli tangere *L.*; — 2) kleines, ſ. v. a. Euphorbia Lathyris *L.*

Springkreſſe (Bot.), ſ. v. a. Cardamine hirsuta *L.*

Springkürbis (Bot.), ſ. v. a. Springgurke, Momordica Elaterium *L.*

Springlade, ſ. Windlade.

Springläuſe (Entomol.), ſ. v. a. Pſyllodes, Unterfamilie der Homopterenfamilie der Aphidina oder Pflanzenläuſe, ſ. Pſyllodes.

Springlein (Bot.), ſ. v. a. Springflachs.

Springmade (Zoophyt.), ſ. v. a. Springwurm, Ascaris vermicularis *L.*, ſ. Askaride.

Springmäuſe (Säugeth.), Unterfamilie der Nagerfamilie der Lagoſtomi oder Haſenmäuſe mit den Gattungen: Dipus, Meriones, Gerbillus. Vgl. Prenſiculantia.

Springmaus (Säugeth.), Dipus *Gmel.*, Gattung der Rosores *Cuv.*, der Ordn. der Nagmäuſe und der Zunft der Laufmäuſe nach Oken. Charakter: Die obern Vorderzähne ſind an ihrer vordern Fläche mit einer Längsfurche durchzogen. Die untern ſind ſpitzig, Backenzähne ſind allenthalben 3, oder oben 4, unten 3, durch die Lücke von den Vorderzähnen getrennt. Es ſind mit Schmelz bedeckte Höckerzähne. Schnauze ſehr ſtumpf. Lippen 2lappig. Ohren bald lang, bald kurz. Vorderfüße ſehr kurz, 5zehig, der Daum aber ſehr kurz. Die Hinterbeine ſind übermäßig lang und dünn, mit 3. 4 od. 5 Zehen, indem 1 oder 2 Zehen von den übrigen entfernt ſtehen. Die Nägel ſind krallend, am Daum der Vorderfüße iſt der Nagel kuppig. Die Säugewarzen ſitzen zum Theil an der Bruſt, zum Theil in den Weichen. Der Schwanz iſt ſehr lang, dünn behaart, am Ende mit einer Quaſte. Es ſind nächtliche Thiere, welche ſich Höhlen graben, und ausgezeichnete Springer. Sie nähren ſich nach Art der Mäuſe von Wurzeln und Früchten u. bewohnen das gemäßigte Aſien und Afrika. 17 Arten: 1) Dip. Sagitta *Gmel.*, der Jerbon, Choin Jollmann, franz. Gerboise. Graugelblich, gegen den Rücken dunkler, Ohren halb ſo lang als der Kopf. Die Zehen ziemlich gleich lang; der Schwanz mit undeutlicher Pfeilzeichnung. Körperlänge 5″ 11‴, Schwanzl. 6″ 5‴. Bewohnt die Steppen zwiſchen Don und Wolga, bis zum Irtiſch, die ganze Songarei u. Mongolei u. jenſeits des Baikals. Schreber, Taf. 229. — 2) Dip. aegypticus *Hempr.*, die ägyptiſche S. Keine Afterzehe, Hinterfüße 3zehig, die Mittelzehe faſt von gleicher Länge wie die äußern; Hinterſeite des Tarſus und Borſtenhaare unter dem Fuß dunkelbraun, gegen die Spitzen der Zehen weiß; Farbe der Rückenſeite gelblich aſchgrau, Bauchſeite weiß.

Digitized by Google

Schwanzquaſte ſchwarz, Spitze weiß. Körperl. 6″ 6‴, Schwanzl. 7″ 4‴. Sie geht nur auf den Hinterfüßen, läuft aber hüpfend, ſitzt auf den gebogenen Knieen mit angelegten Füßen u. hält die Speiſen mit den vordern, ſchläft bei Tag und wacht bei Nacht, frißt Weizen, Seſam und Brod, fürchtet den Menſchen nicht, wird aber nicht zahm und muß daher im Käfig gehalten werden, worin ſie über ein Jahr ausdauert. Bewohnt die libyſche Hochebene bis nach Aegypten. Lichtenſtein, Darſtell., Taf. XXII. — 3) Dip. Telum *Lichtenst.*, die kirgiſiſche S. Keine Afterzehen; Mittelzehe länger als die ſeitlichen, Hinterſeite der Tarſen nebſt den Zehenborſten braun; Farbe der Rückenſeite gelblich aſchgrau, mit vielen ſchwarzen Haarſpitzen gemiſcht; Außenſeite der Schenkel und erſte Hälfte des Schwanzes iſabellfarben; Schwanzſpitze einfarbig ohne Pfeilzeichnung. Seiten des Körpers u. Bauchſeiten weiß. Körperl. 3″ 4‴, Schwanzl. 5″ 9‴. In der kirgiſiſchen Steppe. Lichtenſtein, Darſtell., Taf. XXIII, obere Figur. — 4) Dip. tetradactylus *Lichtenst.*, die vierzehige S. Eine äußere getrennte Afterzehe, die Mittelzehe bedeutend länger als die Seitenzehen; die Hinterſeite der Tarſen ſchwarzbraun; Farbe des Mittelrückens gelbgrau mit vielem Schwarz, die Seiten des Leibes und der Keulen rein iſabellfarben, von der Farbe des Rückens durch eine faſt gerade von den Ohren bis zum Schwanz laufende Linie getrennt. Die Fußballen ſind ſtark und ſehr hoch; untere Theile weißlich; der Schwanz von der Farbe des Körpers, an der Spitze mit einer ſchwarz und weißen pfeilförmigen Quaſte. Körperl. 5″ 4‴, Schwanzl. 5″ 4‴. Bewohnt die libyſche Wüſte. Das Fleiſch iſt fett und wird von den Arabern gegeſſen. Lichtenſtein, in Berl. Abhandl., 1825, S. 153, Taf. 3. — 5) Dip. hirtipes *Lichtenst.*, die rauhfüßige S. Keine Afterzehen; Mittelzehe etwas länger als die Seitenzehen, Hinterſeite der Tarſen ſchmutzig weiß, Zehenborſten rein weiß und ſehr lang; Farbe des Rückens matt gelbgrau mit dunkeln Wellenlinien. Schwanz mit deutlicher Pfeilzeichnung, der Schwanzbüſchel iſt 1″ 6‴ braun, 9‴ weiß. Die Ohren mehr als halbe Kopflänge. Körperl. 5″, Schwanzl. 6″ 8‴. Das Vaterland ſind die Höhen am obern Nil von Syene bis Dongala. Lichtenſtein, Darſtell., Taf. XXIV. — 6) Dip. Lagopus *Lichtenst.*, die weißfüßige S. Keine Afterzehen, die Zehen von gleicher Länge, ſehr geſtreckt, die Tarſen nebſt den langen Zehenborſten rein weiß; Rückenſeite hell iſabellfarben, faſt ohne ſchwärzliche Beimiſchung. Schwanz mit ſchwacher Pfeilzeichnung auf der Oberſeite 1″ 4‴ mattbraun, 9‴ weiß. Körperl. 5″, Schwanzl. 5″ 3‴. In der Bucharei und in der Steppe am Aralſee. Lichtenſtein, Darſtell., Taf. XXV. — 7) Dip. macrotarsus *Wagn.*, die S. mit langen Tarſen. Sehr klein, die Behaarung weich u. lang, die Zehen mit ſehr langen, ſchief vorwärts gekehrten Haaren beſetzt, die obern Theile iſabellgelb, untere rein weiß, auch die langen Sohlenhaare der Zehen, welche nur an der Spitze bräunlich ſind; Schnurrhaare ſchwarz. Körperl. 3″ 6‴, Schwanzl. 5″. In der Gegend des Berges Sinai von Schubert mitgebracht. Wagner, Abhandl. d. bayer. Akad., Bd. III, 1, Taf. 4, Fig. 2. — Springmäuſe ohne gefurchte Vorderzähne, Backenzähne $\frac{4}{4}$, Füße 5zehig, Scirtetes *Wagner*, Sandſpringer; Alactaga *Cuvier*: 8) Dip. decumanus *Lichtenst.*, die große S. Zwei Afterzehen, Mittelzehe länger als die Seitenzehen, Hinterſeite der Tarſen nebſt den kurzen Zehenborſten dunkelbraun, Farbe der Rückenſeite dunkelgraugelb, Ohrenſpitzen weiß. Schwanzbüſchel ſchmal mit ſcharfer Pfeilbezeichnung, 2″ 6‴ ſchwarz, 2″ weiß. Ohren beinahe von der Länge des Kopfes. Körperl. 9″, Schwanzl. 9″. Bewohnt die ſüdlichen Abhänge des Ural. Von Eversmann entdeckt. Lichtenſtein, in Berl. Abhandl., 1825, S. 154, Taf. VI; Darſtell., Taf. XXV. — 9) Dip. Jaculus *Gmel.*, der Alagdaga. Ohren faſt nackt und ſchmal, ſo lang oder länger als der Kopf, der Schwanz iſt an der Spitze flockig, ſchwarz u. weiß. Die Farbe der obern Theile iſt blaß röthlichgelb oder blaßfahl, die Schnauze und ein halbmondförmiger Fleck auf den Hinterbakken weiß, untere Theile weiß. Die Füße haben 2 Afterzehen, die Mittelzehe ſehr lang, die Seitenzehen ſehr klein. Körperl. 6″ 9‴, Schwanzl. 10″ 1‴. Bewohnt die Steppen am Tanais, der Wolga, dem Jaik und Irtiſch. Schreber, Säugeth., Taf. 218. — 10) Dip. arundinis *Fr. Cuv.*, der Schilfſpringer. Oberſeite ſchön graufalb, an den Seiten und auf dem Schwanze gelb, Schwanz mit deutlicher Pfeilzeichnung; Unterſeite weiß. Körperl. 5″, Schwanzl. 5″ 2‴. Heimath die Barbarei. Fr. Cuvier, in Transact. of the Zool. soc., II, Taf. 134. — 11) Dip. brachyurus *Blainv.*, Dip. balticus *Illig.*, die kurzſchwänzige S. Mit 5 Zehen, Mittelzehe ſehr lang, die andern unter ſich gleich lang; Ohren ziemlich kurz; auf der Schnauze und den Hinterbacken ein bräunlich weißer Fleck. Der Körper oben blaß fahlbraun, unten weiß; der Schwanz und die Glieder ſtark. Die Pfeilzeichnung undeutlich. Körperl. 4″ 5‴, Schwanzl. 5″. Bewohnt die öſtliche Tatarei u. Sibirien bis jenſeits des Sees Baikal und in den mongoliſchen Steppen. Lichtenſtein, in Berl. Abhandl., 1828. — 12) Dip. spiculum *Lichtenst.*, die breitſchwänzige S. Zwei Afterzehen, Mittelzehe viel länger als die ſeitlichen; Hinterſeite der Tarſen nebſt den langen Zehenborſten ſchwärzlich. Rücken graugelb, mit breiten ſchwarzen Wellenlinien, Ohrſpitzen weiß; Schnauze ſchwarz; Schwanz mit ſehr deutlicher Pfeilzeichnung, welche 1″ 6‴ ſchwarz, 1″ weiß iſt. Die Zehenballen ſehr hoch. Körperl. 7″, Schwanzl. 5″ 6‴. Bewohnt Sibirien am Obi im Nordweſten des Altaigebirges; von Dr. Gebler entdeckt. Lichtenſtein, in Berl. Abhandl., 1825, S. 154, Taf. VII; Darſtell., Taf. XXVI, obere Figur. — 13) Dip. pygmaeus *Ill.*, die Zwerg-S., Dip. acontion *Pallas*. Zwei Afterzehen, Mittelzehe viel länger, Hinterſeite der Tarſen bräunlich; Zehenborſten kurz; Farbe des Rückens matt gelbgrau. Schwanz mit deutlicher Pfeilzeichnung, Schwanzbüſchel 1″ ſchwarz, 6‴ weiß. Körperl. 4″ 3‴, Schwanzl. 4″ 6‴.

In der kirgiſiſchen Steppe. Lichtenſtein, in Berl. Abhandl.; Darſtell., Taf. XXVI, untere Figur. — 14) Dip. Elater *Lichtenst.*, die langohrige Zwerg-S. Zwei Afterzehen, Mittelzehen viel länger, Zehenborſten faſt unmerklich, Farbe des Rückens lebhaft graugelb; Schwanz mit ſcharfer Pfeilzeichnung, Hinterbacken mit breiter weißer Binde. Schwanzbüſchel 1″ braun, 6‴ weiß. Körperl. 4″ 1‴, Schwanzl. 5″ 3‴. In der kirgiſiſchen Steppe. Lichtenſtein, Berl. Abhandl., 1825; Darſtell., Taf. XXVII, obere Figur. — 15) Dip. platurus *Lichtenst.*, die plattſchwänzige S. Zwei Afterzehen, Mittelzehe etwas vorragend; Zehenborſten faſt fehlend; Farbe der Rückenſeite gelbgrau; Bauchſeite ſchmutzig gelbgrau; Schwanz ohne Pfeilzeichnung, aus einem breiten, lanzettförmigen Knorpelrand der Schwanzrübe beſtehend, nur am Ende mit einigen längern Härchen bewachſen. Körperl. 3″ 9‴, Schwanzl. 3″. Bewohnt die Gegend am Ausfluß des Kuwan Darja in den Aralſee; von Eversmann entdeckt. Lichtenſtein, Darſtell., Taf. XXVII, untere Figur. — 16) Dip. vexillarius *Eversmann*, die dünnſchwänzige S. Oben blaß fahl, unten weiß; Hinterfüße mit 2 Afterzehen; auf den Hinterbacken ein weißer Fleck; Ohren lang; Schwanz dünn, ſehr lang mit einem Schwanzbüſchel, welcher über die Hälfte der Länge einnimmt; er iſt breit 2zeilig, nur an der Wurzel ſchwarz, dann weiß. Von der Größe der breitſchwänzigen S. Heimath die Hochebenen zwiſchen dem kaspiſchen Meere und dem Aralſee. — 17) Dip. auiacotis *Wagn.*, faltohrige S. Oben graugelb, unten weiß, die Ohren ²/₃ der Kopflänge, an der innern Seite mit ſtarken Längsrippen oder Falten, welche am untern Theile von queren durchſchnitten werden, ſo daß Grübchen entſtehen. Körperl. 7″ 10‴, Schwanzl. 9″ 9‴. Bewohnt Syrien. Wagner, Abhandl. d. bayer. Akad., Bd. IV, H. 1. — Vergleiche über die Springmäuſe Lichtenſteins treffliche Monographie, geleſen in der königl. Akad. der Wiſſenſchaften in Berlin 1825, Berl. 1828, 4. Die neuerdings entdeckten Arten ſind von uns an den betreffenden Stellen eingefügt worden.

Springplace, nordamerik. Ort, V. St., Staat Georgia, Grafſch. Murray, Hauptort derſelben.

Springport, nordamerikan. Ort, V. St., Staat New-York, Grafſch. Cayuga; 1840: 1890 Einw.

Springquellbrunnen, ſ. v. a. Arteſiſcher Brunnen.

Springquellen, 1) ſ. Brunnen; — 2) Quellen, welche da hervorbrechen, wo früher gar kein Waſſer floß, und auch bald wieder verſchwinden, ſ. Quelle.

Springratze (Säugeth.), ſ. v. a. Springmaus, Dipus *Gmel.*

Springraupe (Entom.), ſ. v. a. Hopfenſchabe, Hypena rostralis.

Spring-Rice, Sir, Thomas S.-R., Lord Monteagle, irländiſcher Edelmann, trat 1816 in das Haus der Gemeinen u. ſtimmte mit den Whigs. Als dieſe 1830 an die Spitze der Regierung kamen, trat er in den Staatsdienſt und wurde beim Ausſcheiden Lord Stanley's 1834 Staatsſekretär der Kolonien. Als im Frühjahr 1835 Lord Melbourne ſein 2. Miniſterium bildete, wurde S. Kanzler der Schatzkammer, was er bis 1839 blieb, wo er zum Pair von Großbritannien ernannt wurde u. als Lord Monteagle ins Oberhaus trat. Im Decbr. erhielt er die Stelle eines Kontroleurs des königlichen Schatzes.

Springrüßler, 1) (Säugeth.), Spitzmäuſegatt., ſ. v. a. Macroscelides *Sm.*; — 2) (Entom.), Käfergatt., ſ. v. a. Rammkäfer, Ramphus *Clairv.*

Springruthe (Springſchnalle), Falle für Füchſe; an einer Art Schlagbaum ſind Schlingen aufgehängt.

Springſchlinke (Bot.), nach Oken, Konſervengatt., ſ. v. a. Cadmus *Lyngb.*

Springſchrecken (Entom.), nach Oken, die 3. Zunft der Schrecken, die eigentlichen Heuſchrecken und die Grylle umfaſſend, entſprechend der Familie der Saltatoria (ſ. d.).

Springſchwänze (Entom.), ſ. v. a. Poduridae, Unterfamilie der Apterenfamilie der Thysanoura oder Lappenſchwänze (ſ. d.).

Springſchwanz (Entom.), Thyſanourengatt., ſ. v. a. Podura *L.*

Springsdorf, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; 120 Einw.

Springſoden, ſ. v. a. Schauſoden.

Springſpinne (Arachnid.), ſ. v. a. Salticus scenicus *Latr.*

Springsſtillen, kurheſſ. Pfarrdorf, Prov. Fulda, Kr. Schmalkalden, Amt Steinbach-Hallenberg; 350 Einw.

Springſtange, ſ. v. a. Balancirſtange.

Springſtock, 1) langer, ſtarker Stock, gewöhnlich mit Eiſen beſchlagen, auf welchen man ſich ſtützt, wenn man über einen Graben ſpringen will; — 2) dergl. Stock, an einen Riemen befeſtigt, mit einem eiſernen Rädchen an einem Ende, deſſen ſich ſonſt die Häſcher bedienten, indem ſie dergleichen Stöcke bei Volksaufläufen ꝛc. unter die Füße der Leute warfen, damit dieſe dadurch mit umgeriſſen wurden.

Springtaue, ſ. Anlegen 5).

Springthier (Säugeth.), Nagethiergatt., ſ. v. a. Helamys *Cuv.*

Springwände, die Wände eines Springherdes, ſ. Vogelherd.

Springwanze (Entom.), Wanzengatt., ſ. v. a. Salda *Fabr.*

Springwaſſer, ſ. v. a. Springquelle, Springfluth, vgl. Springbrunnen.

Springwater, nordamerik. Ort, V. St., Staat Newyork, Grafſch. Livingſton; 1820: 1160, 1840: 2830 Einw.

Springweide (Bot.), ſ. v. a. Bruchweide, Salix fragilis *L.*

Springwell, nordamerikan. Ort, V. St., Staat Michigan, ſüdlich von Detroit, am Detroit.

Springwerk, ſ. Feuerſpritzen, Stoß-

Digitized by Google

ſpritzen, Heronsbrunnen, Heronsball, Druckwerk, Springbrunnen ꝛc.

Springwespen (Entom.), ſ. v. a. Chalcidida, Familie der Hautflügler (Hymenoptera) mit Legeröhre. Gattungen: Chalcis, Perilampus, Torymus, Pteromalus, Encyrtus, Platygaster, Leucopsis, Eurytoma, Callimome, Spalangia.

Springwurm (Zoophyt.), ſ. v. a. Askaride (ſ. d.), Ascaris vermicularis *L.*

Springwurzel (Bot.), 1) ſ. v. a. Euphorbia Lathyris *L.*; — 2) ſ. v. a. Hippocrepis comosa *L.*

Springzeit, die Zeit, 1) in welcher die Springfluthen Statt finden; — 2) wo man Pferde und Kühe befruchten läßt.

Sprink, Chriſtian Friedrich, Zeichner und Kupferſtecher, geboren zu Dresden 1769, widmete ſich an der Akademie daſelbſt anfangs der Malerei, zog aber ſpäter unter Canale's Leitung die Kupferſtecherkunſt vor. Blätter von ſeiner Hand findet man in Grohmanns „Ueberreſten der ägyptiſchen Baukunſt“, andere lieferte er zu deſſen „Abbildungen von Bauwerken in Gotha“. Dann haben wir von ihm auch kleine Proſpekte ſächſiſcher Gegenden mit Architektur, die ſchwarz und kolorirt erſchienen. Auch kolorirte Zeichnungen mit Architektur finden ſich von ihm. † um 1818.

Sprinkingen, luxemb. Pfarrdorf, Diſtr. Luxemburg, Kanton Kapellen; 210 Einw.

Sprinne (Ornith.), ſ. v. a. gemeiner Staar, Sturnus vulgaris *L.*

Sprint, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Schwetz; 110 Einw.

Sprinzenſtein (Geogr.), 1) öſterr. Diſtriktkommiſſariat, Land ob der Ens, Mühlkreis; umfaßt 1 Markt u. 57 Dörfer mit 3500 Einw.; — 2) Dorf daſ., an der kleinen Mühel; Schloß; 110 Einw.

Sprißler, Joſeph, Mitglied der erſten deutſchen Nationalverſammlung, war den 6. März 1795 zu Inneringen auf der ſchwädiſchen Alp geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung zu Konſtanz und Luzern, trat 1816 in das Prieſterſeminar zu Meersburg und wirkte ſeitdem als Pfarrer und in der theologiſchen und politiſchen Literatur durch verſchiedene Zeitſchriften Süddeutſchlands im Sinne des allſeitigen Fortſchritts, insbeſondere gegen die böſe Dreifaltigkeit in der Kirche — die kirchliche Monarchie, die welſche Liturgie und den Cölibat. Namentlich war er einer der thätigſten Mitarbeiter an den „Freimüthigen Blättern“ von Pflanz, am „Hesperus“, am „Kanoniſchen Wächter“ u. ſ. w. und galt als einer der Koryphäen der vorwärts drängenden Richtung in Staat und Kirche. Im J. 1830 trat er im Fürſtenthum Hohenzollern-Sigmaringen an die Spitze der Bewegung für Einführung einer freiſinnigen Verfaſſung, in deſſen Folge er in Unterſuchung gerieth. Zwar mußte er ſchon in erſter Inſtanz freigeſprochen werden, doch war er von da ab, nach dem Siege der Reaktion, vielfacher, heimlicher und offener Anfeindung, beſonders von der kirchlichen Seite her ausgeſetzt. Dieſe Anfeindungen wurden immer wach erhalten und geſteigert durch ſein Wirken auf den Landtagen des Fürſtenthums Sigmaringen, wo er ſtets auf der Seite der Oppoſition kämpfte und ſeine geiſtlichen Mitbrüder durch ſeine reformatoriſchen Anträge ärgerte und reizte, z. B. über Ablöſung der Zehnten, Klaſſifikation der Pfarrpfründen, Aufhebung des privilegirten Gerichtsſtandes für die Geiſtlichen ꝛc. Seine Wahl zur Reichsverſammlung nach Frankfurt, die ohne ſein Zuthun und gegen ſeinen Wunſch erfolgte, war das Reſultat der gemeinen Umtriebe, die von klerikaliſcher Seite gegen ihn verſucht wurden und die auf das Volk, welches in ſeiner Geſammtheit wählte, den entgegengeſetzten Eindruck hervorbrachte. Er wurde in direkter Wahl für das Fürſtenthum Hohenzollern-Sigmaringen gewählt.

Sprit, 1) ſ. v. a. Vorlauf; — 2) der franzöſiſche Weingeiſt. Im Allgemeinen verſteht man darunter den aus Korn und Kartoffeln erhaltenen Spiritus.

Spritſegel, ſ. Segel.

Spritzbad, ſ. Bad (Med.).

Spritzbewurf (Maur.), ſ. Bewurf.

Spritzbüchſe, Spielwerk für Kinder, beſteht aus einem hölzernen hohlen Cylinder, welcher an der einen Seite nur eine kleine Oeffnung hat und in welchen ein kleiner Kolben paßt. Iſt der Cylinder mit Waſſer gefüllt, ſo kann man es mit dem Kolben weit aus der Röhre fortſpritzen.

Spritze, 1) ſ. v. a. Klyſtierſpritze, ſ. Klyſtier; — 2) kleinerer Apparat von Zink oder Elfenbein, Knochen u. ſ. w. von verſchiedener Form, um Injektionen in Fiſteln oder auch in Körperhöhlen machen zu können, ſ. Injektionsſpritze und Injektionsapparat; — 3) ſ. v. a. Feuerſpritze.

Spritzenhaus, kleines Haus, worin Feuerſpritzen und Feuergeräthe aufbewahrt werden.

Spritzenkumme, ſ. Feuerſpritze.

Spritzenmeiſter, der die Aufſicht über die öffentlichen Feuerſpritzen und deren Gebrauch hat.

Spritzenrotte, ſ. Feuersbrunſt.

Spritzfiſch (Ichthyol.), Stachelfloſſergatt., ſ. v. a. Chelmon *Cuv.*

Spritzflaſche, eine Vorrichtung, um auf einem Filter befindliche Niederſchläge auszuwaſchen und zu ſammeln. Sie beſteht aus einer gewöhnlichen, halb mit Waſſer gefüllten und mit einem Kork verſchloſſenen Glasflaſche, durch welchen eine dünne Glasröhre geht, die ſich gleich hinter dem Korke endigt und außen in eine feine Spitze ausgezogen iſt. Bläſt man durch die Röhre ſtark in die Flaſche und kehrt ſie dann ſchnell um, ſo ſpritzt ſie, vermöge des Drucks der darin komprimirten Luft, einen feinen Waſſerſtrahl aus, den man auf das Filter richtet. Bedient man ſich anſtatt kalten warmen Waſſers, ſo hat man nicht nöthig, in die S. hineinzublaſen, da ſich ſchon beim bloßen Umwenden das Waſſer, je wärmer es iſt, mit größerer oder minderer Heftigkeit ausbläſt, was durch gelindes Schütteln der Flaſche noch vermehrt wird,

Digitized by Google

Spritzgebackenes, ſ. Spritzkuchen.

Spritzgurke (Bot.), ſ. v. a. Momordica Elaterium *L.*

Spritzkanne (Spritzfaß, Spritzkrug), ſ. v. a. Gießkanne.

Spritzkuchen (Spritzgebackenes), a) $\frac{1}{4}$ Kanne Rahm, 3 Loth Butter und 1 Loth Zucker in einem Kaſſerole kochend gemacht, dann $\frac{1}{2}$ Pfd. gutes Mehl hinein u. auf dem Feuer recht derb gerührt und feſt abgebrannt; wenn es etwas verkühlt iſt, nach und nach 4 Eier dazu, wohl durchgerührt, dann durch eine Spritze, worin ein Stern befeſtigt iſt, in heißes Schmalz gedrückt und unter beſtändigem Schütteln des Schmalzes ſchön gelb ausgebacken. Man kann ſie auch auf fertiges Papier ſpritzen und mit dem Papier ins heiße Schmalz legen. Sie laſſen dann von dem Papier los; man ſpritzt wieder neue aufs Papier u. ſ. f. Man ißt ſie lau, mit Zucker und Zimmt beſtreut. — b) $\frac{1}{4}$ Pfd. Butter und $\frac{3}{4}$ Pfd. Waſſer in einem Kaſſerol aufkochen laſſen, $\frac{1}{2}$ Pfd. Mehl dazu geſchuttet, noch ſo lange auf dem Feuer gerührt, bis es ſich gut vom Boden ablöſt, in eine Schüſſel gethan, um es etwas verkühlen zu laſſen, dann 4 Loth Zucker, 7 ganze Eier und etwas Muskatblume nach und nach dazu gerührt, die Maſſe in die Spritze gefüllt, worin ein Stern befeſtigt iſt, und runde Ringel in der Größe einer Obertaſſe auf ein mit Mehl beſiebtes Bret gedrückt. Butter wie zu Pfannkuchen heiß gemacht, die S. mit dem Meſſer hineingethan, 5 Minuten darin gebacken, indem man ſie während des Backens einige Male umwendet, und dann mit Zucker und Zimmt beſtreut.

Spritzleder, bei manchen offenen Wagen ein Leder an der Seite, welches verhindert, daß die Räder den Koth in den Wagen ſchleudern.

Spritzling, ſ. Badeſchwamm.

Spritzloch (Säugeth.), bei den Delphinen die aus beiden verfloſſenen Naſenlöchern entſtandene Naſenöffnung, aus welcher ſie, wie die ächten Wale aus beiden Naſen- oder Spritzlöchern, das nicht verſchluckt werdende Waſſer aus dem Munde ausſtoßen. S. Sirena und Wale.

Spritznudeln, Nudeln, welchen ihre Geſtalt vermittelſt einer Spritze gegeben worden iſt.

Spritzpinſel (Spritzquaſt), Werkzeug, welches die Tuncher, Papierfärber, Tapetenfabrikanten, Buchbinder ꝛc. anwenden, indem ſie daſſelbe in eine Flüſſigkeit (Farbe) tauchen und ihm entweder durch Bewegung mit der Hand, oder durch Schlagen eines Stuckes Holz an ſeinen Stiel eine Erſchutterung geben, daß die Flüſſigkeit in vielen kleinen Tropſchen auf eine Wand, auf ein Stück Tapete ꝛc. auffällt.

Spritzwal (Säugeth.), ſ. v. a. gemeiner Finnfiſch, Balaenoptera Physalus *L.*

Spritzwurm (Zoophyt.), Echinodermengattung, ſ. v. a. Holothuria *L.*

Sprocken (Entom.), ſ. v. a. Hülſenwürmer, die Larven der Fruhlingsfliegen, Phryganea *L.*

Sprockweide (Bot.), ſ. v. a. Bruchweide, Salix fragilis *L.*

Sprockelweide (Bot.), ſ. v. a. Bruchweide, Salix fragilis *L.*

Sprockhövel, preuß. Dörfer, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Hagen: a) (Nieder-S.), Hauptort der Bürgermeiſterei gl. Namens; Jahrmarkt; 2000 Einw.; — b) (Ober-S.); 870 Einw.

Spröckmann, Anton Matthias, Dramatiker, 1749 zu Münſter geboren, erſt Regierungsrath, ſeit 1779 Profeſſor des deutſchen Staatsrechts zu Münſter, 1791 Hofrath, 1811 Tribunalrichter, 1814 ordentlicher Profeſſor der Rechte zu Breslau und 1817 zu Berlin, † zu Münſter 1833. Sein Trauerſpiel „Eulalia“ (Leipz. 1777) galt lange Zeit als die gelungenſte Nachahmung von Leſſings Emilia Galotti, Auch „Die natürliche Tochter“ (Münſt. 1774) und einige andere Luſtſpiele von ihm ſind in dieſem rührend weichlichen Genre gehalten.

Spröda (Sprödau), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Delitzſch; 210 Einw.

Spröde, 1) rauh und trocken; — 2) von Farben, die für den Anblick unangenehm ſind; ſie entſtehen vorzüglich durch üble Vermiſchung; — 3) ſ. Sprödigkeit; — 4) (bot. Termin.), ſ. v. a. Fragilis.

Sprodelweide (Bot.), ſ. v. a. Bruchweide, Salix fragilis *L.*

Sprödglanzerz (Min.), ſ. v. a. Schwarzſilberglanz (ſ. d.).

Sprödglaserz (Min.), ſ. v. a. Schwarzſilberglanz (ſ. d.).

Sprödigkeit, 1) (Phyſ.), ſ. Feſtigkeit und Kohäſion, vergl. Adhäſion, Brechen, Bruch; — 2) Eigenſchaft eines Menſchen, daß er nicht gefällig und geſchmeidig im Umgang iſt, und ſich nicht leicht in Andre fügt. Vorzüglich nennt man die Frauenzimmer ſpröde, wenn ſie entweder aus angebornem Widerwillen, oder wegen eigenthümlicher Begriffe von Anſtand und Sitte, oder um dadurch zu beſonderen Zwecken zu gelangen, den Artigkeiten der Männer widerſtreben.

Sprödigkeit der Mineralien (Min.), dasjenige Kohärenzverhältniß, nach welchem ſich in einem Mineral jede durch äußere Gewalt bewirkte Trennung der Theile von ſelbſt nach verſchiedenen Richtungen hin fortpflanzt, ſo daß ſich kleine Riſſe bilden und Splitter abſpringen. S. Oryktognoſie.

Sprögel (Bot.), ſ. v. a. Ackerſpergel, Spergula arvensis *L.*

Sprögnitz, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Stadt Zwettl; 150 Einw.

Sprößlinge (Hüttenw.), ſ. v. a. Spretzlinge.

Sprötau, ſachſ.-weimar. Pfarrdorf, Kr. Weimar, Amt Groß-Rudeſtädt; 350 Einw.

Spröterz (Min.), ſ. v. a. ſtrahliger Bleiglanz (ſ. d.).

Spröttchen, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Lüben; Schloß, Forſthaus; 260 Einw.

Sprötze, hannöv. Dorf, Landdr. Hannover, Unterhoya, Amt Molsburg; 18 Häuſer.

Sprötzerholz (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Sprogöe, dän. kleine Inſel, Fünen, faſt in der Mitte zwiſchen Nyborg (Fünen) und Körſöer (Seeland), mitten im großen Belt; Leuchtthurm; 55° 19′ 51″ nördl. Br. und 28° 37′ 55″ öſtl. L.

Sproitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; 250 Einw.

Sproll (Ichthyol.), in einigen Gegenden von Deutſchland ſ. v. a. ein zweijähriger Karpfen, Cyprinus Carpio *L.*

Sprones (lat., Med.), ſ. Fettſucht.

Sproſſen, 1) die Querhölzer bei Leitern und ähnlichen Geräthſchaften; — 2) bei Fenſtern und Glasthüren die hölzernen Stäbe und Zierrathen, zwiſchen welche das Glas eingeſchoben oder gekittet wird; — 3) (Jagdw.), ſ. v. a. Enden, ſ. Gehörn; — 4) ſ. Stengel; — 5) junge hervorwachſende Theile oder Zweige einer Pflanze; — 6) S. der Laubmooſe, ſ. Kryptogamen.

Sproſſenbier (Sprucebeer), Bier aus den bitter ſchmeckenden, aber angenehm riechenden jungen Sproſſen oder Zweigen des Fichten- und Föhren- oder Kieferholzes. Man kocht 4 Theile Sproſſen in 100 Theilen Waſſer ſo lange, bis ſie geld werden und ſich die Rinde leicht abſchält, ſetzt dann ¼ Theil Syrup oder 4 Theile Malz zu, läßt die Flüſſigkeit abkühlen, gießt ſie ab und ſetzt ſie durch Hefe in Gährung.

Sproſſenbildung (Phyſiol.), ſ. v. a. Gemmificatio, ſ. Zeugung und Zoologie.

Sproſſenbohrer (Entom.), Rüſſelkäferart, ſ. v. a. Rhynchites alliariae *Fabr.*

Sproſſeneſſenz, ein aus den jungen Sproſſen und Zapfen der Fichte bereiteter ſüßer Terpentinſaft, den man mit Bier und Wein zerſetzt.

Sproſſenkohl (Bot.), ſ. v. a. Brassica oleracea bullata gemmifera *Dec.*, ſ. Roſenkohl.

Sproßkonferve (Bot.), Konfervengattung, ſ. v. a. Oedolobium *Link.*

Sproſſennelke (Bot.), ſ. v. a. Dianthus prolifer *L.*

Sproſſenſchabe (Entom.), ſ. v. a. Tinea turionella *L.* Die Raupe lebt in den Fichtenſproſſen. De Geer, I, T. 22, F. 16, 27.

Sproſſenſchlinke (Bot.), nach Oken, Algengattung, ſ. v. a. Oedolobium *Link.*

Sproſſentanne (Bot.), ſ. v. a. Schierlingstanne, Pinus canadensis *L.*

Sproſſer (Biogr.), Zeichner und Maler, beſuchte die Akademie in Leipzig und widmete ſich mit Vorliebe der architektoniſchen Darſtellung. Er zeichnete mehre mittelalterliche Gebäude in Sachſen für die Denkmale der Baukunſt von Puttrich und G. W. Geyſer, die von 1837 an zu Leipzig in Lithographien und Stichen erſchienen. Später begab er ſich nach Italien und zeichnete in Rom eine Reihe von Ruinen mit eben ſo richtigem Sinn für das Charakteriſtiſche und Maleriſche, als mit Genauigkeit.

Sproſſer (Ornith.), ſ. v. a. Aunachtigall, Motacilla (Curruca) Philomela *Bechst.*

Sproſſer (bot. Term.), ſ. v. a. Stolo. — Sproſſend, ſ. v. a. Prolifer, Innovans. — Sproſſentreibend, ſ. v. a. Stolonifer, Stoloniferus.

Sproterz (Min.), nach Kirwan, ſ. v. a. ſtrahliger Bleiglanz (ſ. d.).

Sprottau (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz; grenzt im Norden an Freiſtadt, im Oſten an Glogau, im Süden an Lüben und Bunzlau, im Weſten an Sagan, hat einen Flächeninhalt von 14¼ □Meilen mit 2 Städten, 62 Dörfern und Vorwerken und gegen 32,000 Einw., iſt meiſtentheils eben, ſteinig, kalt, ſandig und moorig, mit anſehnlichen Waldungen bedeckt, im nördlichen Theile jedoch trotz des Sandes fruchtbar. Produkte des Bodens ſind: Korn, Gerſte, Hafer, Hülſenfrüchte, viel Flachs, im öſtlichen Theil auch Weizen. In den Brüchen an der Sprotte viel Wieſenwachs; an Mineralien findet man nur Wieſenerz. Rindvieh- und Schafzucht ſehr gut; man hält über 1400 Pferde, 15,000 Stück Rindvieh, 31,000 Schafe, 500 Ziegen und 700 Schweine. Bewäſſert wird der Kreis von dem Bober u. der Sprotte. Erſterer tritt bei Ober-Leſchen ein und durchſtrömt den Kreis auf eine Länge von 5 M. in der Richtung von Süden nach Nordweſten; letztere kommt aus dem glogauer Kreiſe und fließt bei S. in den Bober. Hinſichtlich der Induſtrie ſind zu bemerken: Manufakturen in Tuch, wollenen und ſeidenen Zeuchen; Flachsbereitung, Leinwanddruckereien, Tabaks- und Oelfabriken, Papiermühlen, Kupferhammer, Hochöfen, Friſchfeuer, Zainhämmer ꝛc. — 2) Kreisſtadt darin, am rechten Ufer des Bober und dem linken der Sprotta, hat Mauern, 3 Thore, 2 Vorſtädte, evangeliſche und 2 katholiſche Kirchen, Spital, Marſtall, Landrath, Kreis- und Unterſteueramt, Kreisjuſtizkommiſſion, Land- und Stadtgericht, Garniſon von Invaliden, Ziegelei, Tuchweberei; 4200 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Delitzſch; 270 Einw.

Sprotte (Geogr.), Fluß, ſ. Sprottau 1).

Sprotte (Ichthyol.), Häringsart, ſ. v. a. Clupea Sprattus *L.*

Sprotthuf, Krankheit des Feſſels der Pferde, gewöhnlich nur am Hinterfuße, beſteht aus einer Art Raude und näſſenden Flechte über der Krone, ungefähr einen Daumen breit; es tritt daſelbſt eine ſtinkende Materie heraus, welche ſehr freſſend iſt, ſo daß nicht nur die Haare abgehen, ſondern auch bisweilen das Haar abfault.

Sprottiſchdorf, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sprottau; Schloß, Vorwerk; 350 Einw.

Sprottiſchwaldr, preuß. Kämmereidorf, Prov. Schleſien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sprottau; 110 Einw.

Sprotzer (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Sprouſton, brit. Kirchſpiel, Schottland, Grafſchaft Roxbourgh, rechts am Tweed; 1400 Einw.

Spruce (engl.), 1) ſ. v. a. Sproſſenbier; — 2) Terpentinſaft aus jungen Fichtenſproſſen und Tannenzapfen.

Sprucebeer (engl.), in England, beſonders in London ein aus Zuckerſyrup und dem Saft aus Tannenknoſpen zuſammengeſetztes Getränk; ſ. Sproſſenbier.

Digitized by Google

Sprucefichte (Bot.), auch Sprucetanne, ſ. v. a. Schierlings-Tanne, Pinus canadensis *L.*

Spruce-fir (engl., Bot.), ſ. v. a. Rothtanne, Fichte, Pinus Abies *L.*

Spruch, 1) Urtheil des Richters in einer ſtreitigen Sache; — 2) kurzer, nachdrücklicher, eine Lehre enthaltender Satz; beſonders — 3) eine kurze Stelle aus der Bibel, in welcher der Beweis eines Dogma oder einer moraliſchen Lehre liegt. Daher Spruchbuch, ein Buch, in welchem ſolche Sprüche zum Unterricht zuſammengeſtellt ſind.

Spruchbehörde, ſ. Spruchkollegien.

Spruchbuch, 1) Buch, in dem Sinnſprüche geſammelt ſind; — 2) ſ. Spruch 3).

Spruchfertig (Spruchreif, Rechtsw.), von einer Sache, wenn darüber ein richterlicher Ausſpruch gegeben werden kann.

Spruchgroſchen (Num.), kleine groſchenförmige Schaumünzen mit bibliſchen und andern frommen Sprüchen, welche Herzog Wilhelm von Sachſen um 1650 prägen ließ.

Spruchkollegien (Schöppenſtühle, Dikaſterien, Rechtskollegien, Skabinate, rechtliche Kollegien, Dingſtühle, auch Juriſtenfakultäten [in einem beſonderen Sinn], Rechtsw.), im Allgemeinen ſolche Kollegien, welche die Befugniß haben, über einkommende einheimiſche oder auswärtige Rechtshändel Gutachten, Beſcheide oder Urtheile zu fällen. Die S. ſind beſonders wichtig für das Inſtitut der Aktenverſendung (ſ. d.), denn dieſes beſteht eben darin, daß an der Stelle u. im Namen des kompetenten Gerichts ein Spruchkollegium das Urtheil fällt, indem, wie man techniſch ſich ausdrückt, „ein auswärtiges Urtheil eingeholt wird“. Die Entſtehung der S. fällt ins Mittelalter zurück, denn ſchon damals wurden an Gerichtshöfen, welche in beſonderem Anſehen ſtanden, z. B. dem magdeburger, von anderen Gerichten über zweifelhafte Rechtsfälle die Akten geſendet, um das Urtheil zu finden. Später hat die Karolina, welche bei vielen Verbrechen die Schöffen des Urtheilfindens überhebt und vorſchreibt, den Rath von Rechtsgelehrten einzuholen, Veranlaſſung gegeben, daß beſondere Rechtskollegien ſich bildeten, die, ohne eigentliche Jurisdiktion, bloß im Namen der anfragenden Richter erkannten. Meiſtens waren die S. mit den Juriſtenfakultäten der Univerſitäten verbunden, doch konnten auch Doctores juris S. bilden. Jetzt haben bloß die Juriſtenfakultäten der Univerſitäten das Recht, als S. zu fungiren; es ſind aber die erſteren in ſofern nicht identiſch mit den letzteren, als nicht immer alle Fakultätsmitglieder zugleich Mitglieder des Spruchkollegiums ſeyn müſſen; es ſitzen öfters ſogar auch Nichtfakultätsmitglieder als ordentl. od. außerordentl. Beiſitzer im Spruchkollegium. Uns iſt gegenwärtig keine deutſche Univerſität bekannt, welche nicht ihr Spruchkollegium hätte, u. dieſe S. ſind, namentlich ſo lange Heimlichkeit des Verfahrens u. in Strafſachen der Inquiſitionsprozeß herrſcht, die einzige Garantie, welche für die Unparteilichkeit der Rechtspflege herrſcht. Jedes Spruchkollegium beſteht aus einem Direktor (Dekan, Ordinarius), Beiſitzern u. einem od. mehren Sekretären. Der Direktor iſt das Haupt des Kollegiums und ſeine Stelle iſt bald von halben zu halben Jahren, bald von Jahr zu Jahr unter den Gliedern ambulatoriſch, bald aber auch gar nicht umgehend. Die Beiſitzer ſind entweder ordentliche, oder überzählig ordentliche (supernumerarii ordinarii), oder außerordentliche, auch zugleich entweder Profeſſoren, oder nicht. Sie werden vom Direktor körperlich beeidigt, oder, wenn ſie als Profeſſoren und Glieder des akademiſchen Senats ſchon aufgeſchworen haben, mittelſt eines gegebenen Handſchlags auf ihre künftige Pflicht verwieſen. Häufig erhält ein angehender, beſonders außerordentlicher, Beiſitzer einige Zeit hindurch nur einen Theil der Aktengebühren, oder auch gar nichts. Die Sekretäre haben die Geſchäfte von Aktuarien und von Sekretären oder Protonotarien der Juſtizkollegien im Allgemeinen. Ihre Urtheile ſprechen die S., wie ſchon erwähnt, im Namen der kompetenten Gerichte meiſt mit der Formel „auf eingeholten Rath auswärtiger Rechtsgelehrter“ z. B. „In Unterſuchungsſachen gegen N. N., Inkulpaten, wegen Betrugs, erkennt das Herzogl. S. Juſtiz-Kollegium zu N., auf eingeholten Rath auswärtiger Rechtsgelehrter, für Recht ꝛc.“. Zum Schluß des Urtheils iſt die Formel gebräuchlich: „Daß dieſes Urtheil den Akten u. den Rechten gemäß, beurkunden Ordinarius (Decanus), Senior, Professores, Doctores u. übrige Beiſitzer des Spruchkollegiums (der Juriſtenfakultät, des Schöppenſtuhls ꝛc.) zu N.“ — Literatur: S. Finkelhaus, Progr. de collegiorum juridicorum origine, auctoritate, officio atque utilitate, 1636; — J. B. Bechmann, De scabinatibus et scabinis. Jena 1669, Leipz. 1727; — C. F. Hommel, Orat. de ordinariis facultatis juridicae Lipsiensis, daſ. 1764; — Senkenberg, Medit. de universo jure et historia, S. 718 ff.; — Böhmer, Meditat. ad C. C. C. Art. 7.; — Elſäſſer, Ueber den Geſchäftsgang von der Verſendung der Akten an Rechtskollegien an bis zur Eröffnung des eingeholten Urtheils (Anhang zur 3. Aufl. von Danz' Grundſätze des ordentl. bürgerl. Prozeſſes); — Sartorius, in Linde's Zeitſchrift für Civilrecht und Civilprozeß, 14 B., S. 219 ff.

Spruchkonkordanz (Lit.), ſ. Konkordanz.

Spruchmann, ein ſelbſtgewählter Schiedsrichter.

Spruchregiſter, ſ. v. a. Konkordanz.

Spruchſprecher, ſonſt vorzüglich in den Reichsſtädten gewöhnliche Perſonen, welche bei feſtlichen Gelegenheiten die Gäſte mit Reimen aus dem Stegreife beluſtigten. Sie waren zu dieſer Beſchäftigung von der Obrigkeit beſonders beſtätigt.

Spruckenkohl (Bot.), ſ. v. a. Sproſſenkohl, Brassica oleracea bullata gemmifera *Dec.*, ſ. Roſenkohl.

Sprudel, ſ. Karlsbad.

Sprudelbad, 1) ſ. v. a. Regenbad; — 2) ſ. Badeſchrank.

Sprudelkeſſel (Geognoſ.), der Hauptwaſſerbehälter der karlsbader Quellen, ſ. Karlsbader Sprudelſtein.

Sprudeln, 1) die Bewegung heftig aufwallender Flüſſigkeiten; — 2) vom Waſſer, ſ. v. a. hervorquellen; — 3) von Menſchen, den Mund ſchüttelnd bewegen und dabei einen eignen Ton hervorbringen, um dadurch Unwillen oder Mißvergnügen zu erkennen zu geben; — 4) beim Sprechen unwillkürlich Speichel ausſpritzen; — 5) ſich zu etwas ungeberdig ſtellen.

Sprudelſchale, ſ. Karlsbad.

Sprudelſtein (Min.), ſ. v. a. Karlsbader Sprudelſtein (ſ. d.).

Sprüchwörter (lat. Proverbia, franz. Proverbes, engl. Proverbs), kurze, ſinnreiche, oft auch witzige Sitten- und Denkſprüche, welche dadurch, daß ſie allgemeine Wahrheiten und Klugheitsregeln in bündiger Kürze, Kraft, ſelbſt Derbheit zur wahren Lebensphiloſophie des Volkes machen, einen hohen Werth zur Charakteriſirung und Bildung ganzer Völker auf niederer und höherer Stufe haben. Die Weiſeſten aller Nationen, in der erſten Periode des erwachenden Nachdenkens und Beobachtungsgeiſtes, kleideten in dieſelben die Reſultate ihrer Erfahrung und geſammelten Lebensweisheit ein. Namentlich theilten die ſieben Weiſen Griechenlands die Früchte ihrer Erfahrung und ihres Nachdenkens in dieſer Art mit. Bei den Alten ſchloß keine Art des Vortrags, ſelbſt nicht der philoſophiſche des Solon, den Gebrauch der S. aus. Zahlreich und in den mannichfachſten Beziehungen erſcheinen ſie bei den Griechen, von denen ſie Paroimia genannt wurden, und bei den Römern. Man hat jedoch ſprüchwörtliche Redensarten von eigentlichen S.n und Denkſprüchen oder Apophthegmen, ſinnreiche Ausſprüche weiſer Männer, wichtige moraliſche Axiome von evidenter Gültigkeit enthaltend, wohl zu unterſcheiden. Sie ſind häufig untereinander geworfen worden, wie z. B. in dem Werke „Adagia etc.“ (Frankf 1656) und „750 deutſche Spruchwörter ꝛc.“ von Agricola (Wittenb. 1592). Von den griechiſchen S.n veranſtalteten ſchon Ariſtoteles und ſeine Schüler Theophraſtus und Clearchus beſondere Sammlungen; doch ſind nur die Sammlungen der ſpäteren Grammatiker, des Zenodotus, Diogenianus, Apoſtolius u. A., die man mit dem gemeinſamen Namen der Parömiographen (ſ. d.) bezeichnet, auf uns gekommen. Vgl. Zell, Ueber die S. der alten Griechen und Römer; in den „Ferienſchriften“ (Bd. 1 u. 2. Frankf. 1826—29), und Goßmann „Lat. S. in alphabetiſcher Ordnung und mit freier Ueberſetzung, Landau 1844. Die engl. S. wurden am beſten von John Ray, in der „Complete collection of english proverbs“, die deutſchen von Weber in den „565 Denkſprüchen der Deutſchen“ (Wittenb. 1807, Sailer in der Schrift „Die Weisheit auf der Gaſſe“ (Augsb. 1810), Nopitzſch in der „Literatur der S.“ (Nürnb. 1829) u. von Körte, „Die S. und ſprüchwörtlichen Redensarten der Deutſchen“ (Leipz. 1837, n. Aufl. 1847) behandelt.

Sprüchwörter Salomonis, ſ. Salomo.

Sprüchwörterſpiel, die dramatiſche Darſtellung einer Begebenheit, welche den Sinn eines Sprüchworts ausdrückt. Die Geſellſchaft vereinigt ſich in der Regel nur über die Hauptmomente des Darzuſtellenden und überläßt den Spielenden die Ausführung im Einzelnen. Wird dieſe Unterhaltung als Geſellſchaftsſpiel betrieben, ſo theilt ſich die Geſellſchaft in zwei Parteien, von denen die eine, die Zuſchauer, das Sprüchwort, welches durch die Darſtellung ausgedrückt werden ſoll, erräth. Eine Sammlung von Entwürfen zu ſolchen S.en lieferte Jul. Voß.

Sprucke (Sprückchen, Landw.), Antheil der Gemeindeplätze, der mit dem Uebrigen nicht zuſammenhangt.

Sprue (Ornith.), ſ. v. a. gemeiner Staar, Sturnus vulgaris *L.*

Sprügel (Bauw.), ſ. v. a. Schienenholz.

Spruhrn, 1) in unmerklich kleinen Tropfen regnen, daher auch ein ſolcher Regen ein Sprüher heißt; — 2) Tropfen, kleine Theile, beſonders Feuerfunken um ſich verbreiten; — 3) feurig ſeyn.

Sprühpilz (Bot.), Pilzgatt., ſ. v. a. Exidia *Fries.*

Sprühteufel, ſ. v. a. Speiteufel 2).

Sprünge, 1) Geognoſ.), ſ. v. a. Rücken (ſ. d.); — 2) (Jagdw.), die Hinterläufe der Haſen.

Sprungli, Nikolaus, Architekt, geb. zu Bern 1725, in Paris Schüler Blondels, ſchloß ſich dann dem berühmten Servandoni an, den er auf ſeinen Reiſen begleitete. Als Landbaumeiſter von ſeiner Vaterſtadt baute er das Hôtel de Musique, die Hauptwache und das Bibliothekgebäude in Zürich. Gab auch illuminirte Schweizerproſpekte heraus, die von B. A. Dunker u. A. im Umriſſe geätzt ſind. † 1802 als erſter Baumeiſter von Zürich.

Sprung, 1) (Phyſiol.), ſ. Springen; — 2) der Raum, welchen man überſpringt; — 3) die Begattung größerer Thiere; — 4) mehre, ſowittichweiſe vereinigte Rebe; — 5) (Anat.), ſ. v. a. Sprungbein; — 6) ſ. Sprungfiſcherei; — 7) der ſchnelle Uebergang von einem Gegenſtand zum andern, welche in keiner merklichen Verbindung ſtehen, oder wobei man die zur Verbindung dienenden Gegenſtände unberückſichtigt läßt; — 8) (Tanzk.), eine künſtliche Erhebung des Körpers, man unterſcheidet dabei: Jettés, Chassés, Contretems, Pas de Sisonne, Caprioles oder Entrechats; — 9) (Pferdek.), verſchiedene Arten, den Körper auf ein Mal zu erheben, zu welchem Pferde abgerichtet werden; man rechnet dazu die Balotaden, Croupaden u. Kapriolen; — 10) (Ant.), ſ. Ludi; — 11) (Metabaſis, Philoſ.), logiſcher S., der Fehler in Schlüſſen und Beweiſen, wo man aus dem Vorhergehenden folgert, ohne daß ein wirklicher Zuſammenhang zwiſchen beiden iſt. Einige Philoſophen haben unterſchieden einen gewiſſen geſetzmäßigen S., wo man den zwiſchen einem Ober- und Schlußſatz nöthigen Unterſatz wegläßt; doch iſt dies eine bloße Abkürzung des Schluſſes (ſ. Enthymema), und einen ungeſetzmäßigen S., ſ. v. a. S. im Allgemeinen; — 12) metaphyſiſcher S., das plötzliche Uebergehen aus einem Zuſtand in den andern (Geſundheit und Krankheit, Wachen und Schlafen ꝛc.). Man hat hier das Geſetz aufgeſtellt, daß es in der Welt keinen S. gibt, ſondern daß alles Entſtehende durch Zwiſchenbeſtimmungen her-

vorgeht. — 13) (Bergw.), das Abſetzen eines Flötzes oder Ganges von ſeiner Richtung; — 14) ſ. v. a. Bruch oder Riß; — 15) (ſpringende Intervalle, Muſ.), ſolche Intervalle, deren beide Töne auf dem Notenplane mehr als 2 Stufen einnehmen. Je nachdem nun das Intervall iſt, wird auch der S. genannt. So gibt es Terzen-, Quarten-, Quinten- u. ſ. w. Sprünge, d. h. es folgen 2 Töne unmittelbar auf einander, die dieſe Intervalle bilden. Sekunden machen keinen Sprung, erſt die kleine Terz wird als ein ſolcher angeſehen.

Sprung (Geogr.), niederländ. Ort, Prov. Nord-Brabant, weſtl. von Herzogenbuſch.

Sprungbein, 1) (Talus, Astragalus, Anat.), der erſte unter den Fußwurzelknochen. Seiner Geſtalt nach unregelmäßig, iſt er entfernt einem Würfel ähnlich. Er wird oberwärts von den beiden Knöcheln eingefaßt, in die Gelenkfläche des Schienbeins aufgenommen, mit welcher er ein freies Gelenk bildet, wodurch beſonders Beugung und Streckung des Fußes möglich wird; unterwärts ſteht es mit dem Ferſenbein (ſ. d.) und vorwärts mit dem Kahnbein durch ſtraffe Gelenke in Verbindung. Zum größten Theil iſt es mit Knorpel überzogen. — 2) S. Sprunggelenk.

Sprungbeize, Beize auf Reiher, wenn man in die Gegend zieht, wo ſich Reiher aufhalten, und, nachdem ſie aufſteigen, den Falken ſteigen läßt. S. Luftjagd.

Sprung der Epakten (Kalenderw.), ſ. Epakten.

Sprungfiſcherei, Art, die Forellen und Aeſchen zu angeln, wobei man die an den Angelhaken gehängten Inſekten und Würmer etwas über das Waſſer hält, ſo daß der Fiſch mit einem Sprunge den Köder erhaſcht; dann heißt auch die Angel ſelbſt der Sprung.

Sprungfluth, ſ. v. a. Springfluth.

Sprunggelenk (Thierarzneik.), das mittlere Gelenk des Hinterfußes am Pferde, zwiſchen Knie, Unterſchenkel und dem Schienbein, beſteht aus dem Sprungbein (Ferſenbein, Os calcaneum), dem Rollbeine (Trochlea), dem großen ſchiffförmigen Beine (Os naviforme majus), dem kleinen ſchiffförmigen Beine (Os naviforme minus) dem ungeſtalteten Bein (Os difforme) und dem Zwiſchengelenksbeine (Os interarticulare).

Sprunggelenkgallen (Thierarzneikunde), große, weiche und ſchmerzloſe Geſchwülſte im Sprunggelenk der Pferde, da, wo ſich daſſelbe mit der Rolle verbindet. Finden ſie ſich an beiden Seiten, ſo heißen ſie durchgehende S. Iſt der Gallen noch unbedeutend, ſo hindert er die Bewegung wenig und am wenigſten bei raſcher Bewegung; daher betrügeriſche Pferdeverkaufer das Pferd, das damit behaftet iſt, immer in Bewegung zu erhalten ſuchen; größer gewordene hindern ſie ſehr. Natürliche Schwäche des Sprunggelenks und große Anſtrengung ſind die Urſachen derſelben.

Sprunghengſt, ſ. v. a. Beſchäler.

Sprungkiſte (Kriegsw.), ſ. v. a. Feuerkiſte.

Sprungleiſten (Moulures), in Wien die Stabverzierungen für Tiſchlerarbeiten.

Sprungöffnung, ſ. Springbrunnen.

Sprungriemen, breiter Riemen, der mit dem einen Ende beim Reitzeuge am Bauchgurte befeſtigt iſt, dann zwiſchen den Vorderfüßen hindurch geht u. wieder an einem um den Hals gelegten breiten Riemen oder an dem Zaume angehängt iſt; im erſtern Falle, damit das Pferd nicht ſo leicht ſteigen, im andern Falle, damit es nicht den Kopf zu ſehr zurückhalten kann.

Sprungſpinne (Entom.), Spinnengatt., ſ. v. a. Salticus *Latr.*

Sprutte (Mollusk.), Cephalopodengatt., ſ. v. a. Dintenſchnecke, Sepia *L.*

Spruyt (Biogr.), 1) E. Peter, Maler und Radirer von Antwerpen, nach ſeinen Lebensverhältniſſen unbekannt. Es finden ſich einige radirte Blätter von ihm. Blühte um 1760, † aber erſt um 1790. — 2) Karl, Maler zu Brüſſel, um 1750 geboren, malt hiſtoriſche Darſtellungen, Genrebilder und Porträte.

Sprzentſchütz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Oppeln, Kr. Groß-Strehlitz; Vorwerk; 130 Einw.

Sp. S., Abkürzung für Spiritus sanctus.

Spuccel (ital., Bot.), ſ. v. a. gemeine Rainweide, Ligustrum vulgare *L.*

Spuckel, 1) (Bauk.), ſ. v. a. Sparren; — 2) (Herald.), a) alter Name für Spitzen und Sparren; — b) ein auf der Spitze ſtehendes Dreieck.

Spucken (Phyſiol.), ſ. v. a. Ausſpeien.

Spucken (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidekrug; 270 Einw.

Spucknapf (Spuckbecken, Spuckkaſten), flaches Gefäß, welches mit Sand oder Sägeſpänen gefüllt in die Stuben geſetzt wird, um hinein zu ſpucken; das Gefäß iſt gewöhnlich von Kupfer- oder lackirtem Eiſenblech, od. von Thon.

Spucknapf machen, ſ. Pharao (Spielw.).

Spudlow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lebus; Filialkirche; 200 Einw.

Spuckel, ſ. v. a. Spuckel.

Spülbank (Fiſcher.), 1) ſ. v. a. Abſpülen; — 2) ſ. v. a. Brackiſch.

Spülbaum (Bot.), ſ. v. a. Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Spulen, 1) von Flüſſigkeiten, ſich wellenförmig bewegen; — 2) Gegenſtände mit Waſſer reinigen; — 3) (Waſſerb.), eine beſondere Art, Flußbetten und dergl. Orte vom Schlamme zu reinigen, indem man das darüber fließende Waſſer ſehr eng faßt, oder es aufſtauet und dann ſchnell abfließen läßt. Das aufgeſtaute Waſſer heißt dann Spülwaſſer.

Spülfaß, 1) (Schlämmfaß, Bergb.), ſ. v. a. Abflaufaß, ſ. Abflauen; — 2) größeres Gefäß von Holz, in dem kleinere Küchengeſchirre mit Waſſer (Spülwaſſer) abgewaſchen werden; iſt das Gefäß kleiner, ſo nennt man es Spülnapf.

Spülhonig, ſ. Honig.

Spülig (Spülicht), 1) das Waſſer, womit man in den Küchen die in den Kochgeſchir-

ren, auf Tellern und Schüſſeln hängen gebliebenen Ueberreſte von Speiſen abgewaſchen hat und das in einem beſondern Gefäße (Spüligfaß) geſammelt wird, um es zur Fütterung der Schweine zu benutzen; — 2) das, was in der Branntweinblaſe nach geendigter Deſtillation zurückbleibt und als ein kräftiges Futter für Rind- und Schweinevieh gebraucht wird.

Spülkahn, Fiſcherkahn, welcher aus einem Stücke Holz gehauen iſt.

Spülkelch (Calix abstersorius, C. ablutionis, Kirchenw.), Kelch, in welchem nicht konſekrirter Wein, mit konſekrirtem vermiſcht, von einem Diener des Meßprieſters den Laien nach dem Abendmahl gereicht wurde, damit die Hoſtie nicht zwiſchen den Zähnen hängen bleibe. Dieſe Sitte kam im 13. Jahrhundert auf. Die Einrichtung wird nach Behauptung der Proteſtanten auch gebraucht, um das Volk über die Entziehung des geweihten Kelches zu täuſchen, oder an paritätiſchen Orten das Auffallende dieſer Entziehung zu mindern.

Spülkragen (Seew.), ſ. Kragen.

Spülkumm (Spülkumpf), ſ. v. a. Spülnapf.

Spüllen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Pillkallen; 300 Einw.

Spülmagd, in größern Haushaltungen eine Magd, welche das Küchengeſchirr aufwäſcht.

Spülnapf, ſ. Spülfaß 2).

Spulſchleußen (Technol.), ſ. Schleußen.

Spülſtein (Bauw.), ſ. v. a. Gaſſe.

Spülung, das Herabfließen des durch den Niederſchlag erzeugten Waſſers. Die S. hat offenbar die letzte Bildung der Erdoberfläche erzeugt, und viele Thäler und Einſenkungen, beſonders in den niedrigen Gegenden, ſind ihr Werk. Viel hat ſie auch im höheren Gebirge, verbunden mit den Spaltungen des Gebirgs, bewirkt.

Spülwaſſer (Haush.), 1) ſ. v. a. Spülig; — 2) ſ. Spülfaß; — 3) (Waſſerb.), ſ. Spulen 3); — 4) (Schifff.), das Waſſer, welches ein Schiff faſt auf jeder Reiſe, wenigſtens am Kiele, zieht und das dann auf dem Schiffsboden hin- und herſpült, bis es ausgepumpt wird.

Spündebreter (Spundbreter), die fichtenen oder kiefernen Breter von 1—1½ Zoll Dicke.

Spünden, 1) das Spundloch eines Faſſes mit dem Spunde zumachen und dadurch eine Flüſſigkeit im Faſſe verſchließen; daher — 2) etwas in Fäſſer bringen laſſen und dieſe alsdann zumachen; — 3) (Holzarb.), 2 Breter od. Stücken Holz genau an einander fügen, beſonders mittelſt der Nuth und Kante zuſammenfügen; — 4) etwas mit zuſammengefügten Bretern bedecken und überkleiden; — 5) (Bergw.), ſ. Verſpünden.

Spündenägel, ſ. v. a. Spundnägel.

Spünder, ſ. Bierſchröter.

Spüren, 1) etwas zu erforſchen oder aufzufinden ſuchen; — 2) aus Merkmalen das Vorhandenſeyn oder die Eigenſchaften eines Dinges erkennen, bemerken, wahrnehmen; — 3) (Jagdw.), das zufällige Bemerken der Fährte od. Spur irgend eines Wildes; — 4) ſ. v. a. Abſpüren, Abängeln.

Spüren, ſich, ſ. v. a. durch die Fährte anzeigen, welcher Qualität der Hirſch iſt; dieſer ſpürt ſich als ein Achter, Zehner ꝛc.

Spürer (Jagdw.), ſ. v. a. Spürhund.

Spürhengſt (Pferdew.), ſ. v. a. Probirhengſt.

Spürhund, 1) (Säugeth.), ſ. v. a. Leithund, Canis familiaris venaticus; — 2) (Herald.), ſ. Bracke.

Spürnagel (Bergb.), ſ. v. a. Hundleitnagel.

Spugniolo (Bot.), ſ. v. a. eßbare Spitzmorchel, Morchella esculenta.

Spuhr (Bergw. u. Hüttenk.), ſ. Spur.

Spuk, 1) Lärm, Geräuſch; — 2) beſchwerliche Hinderniſſe oder Widerſetzlichkeiten; — 3) eine Erſcheinung, ein Geſpenſt.

Spuke (Ichthyol.), ſ. v. a. Spöke, Affenfiſch, Chimaera.

Spuken, 1) Lärm, Aufſehen machen; — 2) von Geſpenſtern, ſich ſehen od. hören laſſen; — 3) verwirrte Vorſtellungen hervorbringen.

Spukker (Bot.), ſ. v. a. glatter Wegedorn, Rhamnus Frangula *L.*

Spulbank (Tuchm.), Kaſten, worin die Spulen mit dem aufgewickelten Einſchlaggarn liegen.

Spulbaum (Bot.), ſ. v. a. Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Spule, 1) lange Röhre, auf welche Garn gewickelt wird, zuweilen von Blech, mehr aber von Holz, beſonders die Weberſpule. Die von Holz gedrehten S.n ſind ein bedeutender Gegenſtand der Fabrikation, welche jetzt in der Ausdehnung betrieben wird, daß eine dazu beſtimmte Maſchine täglich 60 Groß à 12 Dutzend liefert. Der Arbeitslohn beträgt pr. Groß nur 6 Spf. — 2) S. Spinnrad; — 3) (Ornith.), ſ. v. a. Calamus, der untere hohle Theil der Federn, ſ. Ornithologie; — 4) (Jagdw.), die kleinen Stecken, an welchen die Hühner- u. Steckgarne aufgeſtellt werden.

Spule (Geogr.), öſterr.-böhmiſche Dörfer: 1) Kr. Klattau; 350 Einw.; bildet ein mit Gloſau verbundenes Dominium; — 2) Kr. Prachin, Herrſchaft Eltſchowitz; 150 Einw.

Spuleinſchütze (Seidenw.), ganz kleine Schutzen, welche bei der broſchirten Arbeit gebraucht werden, um die verſchiedenen Farbennüancen der Muſter einzuſchließen.

Spulen, 1) (Weber.), das Garn auf Spulen wickeln; es wird dies gewöhnlich von Kindern, Lehrlingen (Spuljungen) verrichtet; — 2) (Salinenw.), zu Halle Gruben, in welchen Regen- und anderes Waſſer, damit es den Salzbrunnen nicht ſchade, abgeleitet wird.

Spulenlade (Seidenw.), ſ. v. a. Cantre.

Spulenregiſter (Weber.), ſ. Cantre.

Spulförmige Muskeln (Anat.), ſ. Zehenmuskeln.

Spulico, ital. Vorgebirg, Neapel, Calabria citer., an der Oſtküſte; auch di Roſeto genannt.

Spuljunge (Weber.), ſ. Spulen 1).

Spullaus (Bot.), ſ. v. a. Spindelbaum, Evonymus europaeus *L.*

Digitized by Google

Spulmaſchine, ſ. Spulrad.

Spulmuskeln (Anat.), ſ. Fingermuskeln und Zehenmuskeln.

Spulrad u. Spulmaſchine (Weber.), Vorrichtungen, welche dienen, zum Behufe des Zwirnens oder Vorwebens Garn auf Spulen zu wickeln. Bei dem gemeinen Spulrade theilt ein einfaches, vermöge einer Kurbel umgedrehtes Schnurrad ſeine Bewegung einer neben ihm befindlichen Rolle mit, deren aus den Geſtelle hervorragende Axe zum Aufſtecken der Spule beſtimmt iſt. Bei den Spulmaſchinen müſſen mehre Fäden zugleich um eben ſo viele Spulen gewickelt werden, z. B. entweder von Haspeln, oder von den Spindeln der Spinnmaſchine. Es gibt verſchiedene Arten derſelben. Eine der beſtrn hat im Weſentlichen folgende Einrichtung. Jeder Faden läuft durch ein glattes ringförmiges Auge, von da um einen gläſernen Cylinder und über einige glatte meſſingene Haken, welche ihn auf die Spule leiten. Die Spulen erhalten ihre Bewegung mittelſt Rollen und Scheiben durch geſpannte Schnüre, die gläſernen Cylinder aber werden ſammt ihrem Geſtelle durch die Maſchinerie hin- und herbewegt, damit das Garn ſich auf den Spulen gleichmäßig neben einander wickele. Durch einen Tritt mit dem Fuße oder auf andere Weiſe kann jede Spule augenblicklich in Stillſtand geſetzt werden, wenn man ſie etwa durch eine neue erſetzen will.

Spulſpindel, eine gewöhnlich eiſerne Nadel, auf welche die Spulen beim Auf- oder Abwinden des Garns geſteckt werden.

Spulwürmer (Annelid.), ſ. v. a. Ascarida, nach Vogt, Familie der Fadenwürmer (Nematoidei) mit den Gattungen: Ascaris, Filaria und Oxyuris.

Spulwurm (Zoophyt.), Ascaris *L.* et *Rudolphi*, Gattung der Entozoa Nematoidea *Cuv.*, der Ordnung der Weißwürmer und der Zunft der Rundwürmer nach Oken. Character: Walzen rund, elaſtiſch, nach beiden Enden verdünnt; Maul mit 3 Knötchen, hinter welchen ein kreisrunder Einſchnitt. Ein doppeltes männliches Glied innerhalb der gekrümmten Schwanzſpitze hervorſtehend. Wichtigſte Arten: 1) S. lumbricoides *L.*, gemeiner Spulwurm, fr. Lombric des intestins, engl. the Round-worm. Zehn fünfzehn Zoll lang, zwei bis drei Linien dick, braunroth oder weiß, der Leib auf beiden Seiten gefurcht, der Schwanz etwas abgeſtumpft. Dieſer Jedermann bekannte Wurm findet ſich außer dem Menſchen auch beim Pferd, Schwein und Rind, u. gleicht, oberflächlich betrachtet, einem Regenwurm. Er erregt die gewöhnliche Wurmkrankheit der Kinder, geht aber leicht ab. Das Männchen iſt kleiner und zeichnet ſich durch das gekrümmte Schwanzende aus, an welchem bisweilen, jedoch nicht immer, die zwei Ruthen herausſtehen. Das Weibchen enthält lange Eierſchläuche nebſt dünneren Eierleitern, die beim Platzen des Wurmes wie ein Büſchel dünner Bandfäden vorfallen. Die Geſchlechtsöffnung iſt ungefähr in der Mitte dieſes weiblichen Wurms und er legt durch dieſelbe zahlreiche Eier, die ſich oft in ungeheuern Mengen zu jungen Würmern entwickeln. Bisweilen bohren ſich die Spulwürmer durch den Darm. Einen Fall, wo nicht weniger als 56 Spulwürmer durch eine ſpontane Oeffnung des Nabels einem 7jährigen Knaben abgingen, ſo wie einen zweiten ähnlichen Fall berichtet aus italieniſchen Nachrichten v. Siebold in Wiegmanns Archiv, IV. Jahrgang, 1. Band, S. 295. Bremſer, Taf. 1, Fig. 13—17. Götze, Taf. 1, Fig. 1—3. — 2) A. vesicularis *Rud.* Der Körper nach beiden Enden gleichförmig verdünnt, mit einer zarten Seitenlinie, der pfriemenförmige Schwanz gerade, beim Männchen beiderſeits geflügelt. In den Därmen aller Arten der Hühnervögel, auch des Trappen. Bloch, Abh., Taf. IX, Fig. 1—6. — 3) A. inflexa *Rud.* Unterſcheidet ſich nach Rudolphi vom Vorigen durch die kurze, einwärts gerichtete Spitze am Schwanze des Weibchens. Ebendaſelbſt. Manche vereinigen beide Arten. — 4) A. acuminata *Rud.* Mit einer zarten Seitenmembran; der ſtumpfe Schwanz mit einem Spitzchen; beim Männchen gerade, beim Weibchen eingebogen. Der Kopf nackt. In den Dünndärmen der Fröſche. Götze, Taf. IV, Fig. 4—9. — A. vermicularis *L.*, Oxyuris vermicularis *Bremser*, Askaride (ſ. d.).

Spuma (lat.), 1) Schaum; — 2) Seife, beſonders S. caustica (S. batava), gelbe, roth färbende Pomade, mit welcher die römiſchen Frauen ihrem Haar die blonde Farbe der deutſchen Haare zu geben ſuchten. An den Leib geſtrichen, bewirkten ſie eine Aufgedunſenheit, ſo daß ſchlechte Dirnen dadurch ſich den Schein der Schwangerſchaft geben konnten.

Spuma argenti (Chem.), die Bleiglätte (ſ. d.).

Spuma cartilaginea (zool. Term.), nach Fabius Columna, das blaſenartige Schwimmorgan der Quallenboote, Janthina *Cuv.* (ſ. d.), von Geſtalt eines ſchmalen Tannenzapfens.

Spuma lupi (Min.), ſ. v. a. Wolframerz.

Spuma marina (Min.), ſ. v. a. Meerſchaum.

Spuma nitri (Chem.), Salpeterſchaum, ſ. Aphronitrum.

Spumaria (Bot.), nach Perſoon, Schaumpilz, Schaumſtäubling, Gattung der Lycoperdacei Myxogasteres *Rabenh.*, *Rchb.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Character: Peridie unregelmäßig, einfach, kruſtig, kletig zerfallend, innen flockig-zellig; Sporen zwiſchen den aufſteigenden, gewundenen Falten des Peridiums, ohne Capillitium, einfach, kugelig. Einzige Art: S. alba *Dec.*, S. Mucilago *Pers.*, Disp., Taf. 1, Fig. 1. Anfangs faſt flüſſig, ſchaumähnlich, faſt wie Speichel, nach einigen Stunden ſchon erſtarrend. Im Sommer und Herbſt, an Gras, Blättern und Stielen, auf ſchattigen Plätzen in Wäldern.

Spumillon (Waarenk.), eine grobe Art Gros te Tours.

Spumosus (bot. Term.), ſchäumig, zartſchwammig, aus einem zarten, lockern Gewebe beſtehend, wie die Querwände in den Hülſen mancher Wicken.

Spund, 1) eine Oeffnung, daher — 2) (Bauw.), eine Stelle an einem Dache, beſonders einem Schieferdache, nahe an der Feuermauer, wo man das Dachwerk ſchnell wegnehmen kann, um bei Feuersgefahr ſchnell zu der obern Oeffnung der Feuermauer kommen zu können; — 3) ſ. Brunnenröhren; — 4) (Bötcher), ſ. v. a. Spundloch, ſ. Faß; — 5) ein kurzer Zapfen oder Pfropf; daher — 6) (Bötcher), der das Spundloch verſchließende Pfropf, ſ. Faß; — 7) (Artill.), ſ. v. a. Deckel; — 8) (Drechsler), kurze Stücken Holz, welche an der Spindel befeſtigt werden, um daran wieder das zu drehende Stück zu befeſtigen; — 9) (Schiffb.), ein zugehauenes Holzſtück, womit der Schiffer eine ausgebrochene oder faule Stelle des Schiffes zumacht; — 10) einer der Falze im Kiel und in den Steven des Schiffes, der in die erſten Planken des äußerſten Bordes eingelaſſen wird; — 11) (Tiſchler), die Vorrichtung an den ſchmalen Seiten der Breter, um ſie in einander zu fügen; — 12) überhaupt der Rand des Holzes bei Holzarbeitern; — 13) (Büchſenm.), ſ. v. a. Crique, ein Stück Eiſen, das der Büchſenmacher ins Rohr ſetzt, um eine fehlerhafte Stelle deſſelben zu verbergen; — 14) (Zimmermann), ſ. v. a. Feder 16); — 15) bei Fiſchteichen, ſ. v. a. Zapfen; — 16) (Glaſer), ein etwas vorſtehender Rand an den Fenſterrahmen; — 17) ſ. v. a. Splint; — 18) (Bäcker), ſ. v. a. Schiff; — 19) (Orgelb.), das Stück Bret von hartem Hirn- oder Eichenholz, welches genau in den vorderen Theil des Windkaſtens in der Orgel paßt und auf den Kanten mit Leder überzogen iſt, damit es winddicht anſchließt. — 20) (Bergw. und Hüttenk.), das Stück Holz, welches das Austrage- oder Spundloch eines Pochwerks, je nachdem man es höher oder niedriger ſtellt, mehr oder weniger verſchließt; — 21) ſ. v. a. Wetterthür oder Wetterblende; — 22) ein Stück Holz, welches in eine an der Kolbenröhre eines Kunſtſatzes befindliche Oeffnung paßt, damit man leicht zum Kolben gelangen kann; — 23) der Sohlſtein des Zinnſchmelzofens.

Spundband, das weiteſte Band (Reifen) eines Faſſes.

Spundbaum, 1) (Forſtw.), ein ſtarker Baum, aus welchem Spündebreter geſägt werden können; — 2) (Mühlenw.), ſ. v. a. Fachbaum.

Spundbier, in manchen Gegenden ein Geſchenk an Bier oder Geld, welches die Kleiber bei einem Neubau empfangen, wenn ſie das Gebäude völlig ausgeſteckt haben.

Spundblech (Bergw.), die beim Blechpochen in der Vorderwand des Pochtroges angebrachten durchlöcherten Bleche oder Siebe, für jeden Stempel eins. Sie liegen unten in einer Ebene mit der ſöhligen Pochſohle und alle drei Stempel tragen vorwärts durch dieſe Bleche aus. Das, was man bei dem Spundpochen durch einen höhern oder niedrigen Stand des Spunds ausrichtete, geſchieht hier durch ein engeres oder weiteres Blech. Iſt das Blechpochen mit dem Spundpochen verbunden, wie z. B. im Oberharze, wo das geſchieht, ſo wird das Spundloch durch einen darunter gelegten hölzernen Kloß höher oder niedriger geſtellt und man ſagt alsdann: das Blech habe viel oder wenig Auswurf.

Spundbohrer (Spindelbohrer), der zum Bohren der runden Spundlöcher in Fäſſer gebrauchte Bohrer.

Spundbret, ſ. v. a. Spündebret.

Spunddielen, ſ. v. a. Spundbreter.

Spundeln, durch ein durchlöchertes Papier mit Kreide oder Kohlenſtaub zeichnen.

Spundgeld, 1) Abgabe von auszuſchenkendem Bier und Wein, welche der Obrigkeit entrichtet wird; — 2) (Brauw.), Abgabe an den Brauer oder die Brauknechte von jedem aufgefüllten Faſſe Bier; — 3) ſ. v. a. Stöpſelgeld.

Spundhefe, ſ. Bierhefe.

Spundhobel (Holzarb.), ſ. v. a. Falzhobel und Nuthhobel.

Spundkloß, Kloß, der das Vorſetzblech am Pochkaſten unterſtützen ſoll, ſtellt einen 8 Zoll hohen und 10 Zoll breiten Abſatz zur Rechten gegen die zweite Pochſäule dar.

Spundlade (Orgelb.), die gewöhnliche Windlade.

Spundloch, 1) ſ. Faß; — 2) (Bergw.), ſ. Spundpochen.

Spundnägel (Spündenägel), 1) ſ. v. a. ganze Bretnägel; — 2) ſpitzige Stücken Holz, oder hölzerne Nägel, welche in zwei Breter getrieben werden, die man auf einander fügt.

Spundpfähle (Waſſerb.), Pfähle, die bei Waſſerbauten von dem Roſte dicht in den Grund getrieben werden, um eine Grundmauer dicht an oder im Waſſer gegen das Unterwaſſer zu ſchützen. Sie werden mit einander verbunden und in hartem dichten Boden mit eiſernen Schuhen verſehen. So verbunden, heißen die geſammten S. eine Spundwand. Man fertigt ſie aus Eichen- oder Kiefernholz, und zwar möglichſt breit, 4—5 oder 6—7 Zoll dick; an Länge verſchieden.

Spundpochen (Bergw.), Pochen über den Spund. Hierbei wird in mehr oder minderer Höhe über der Pochſohle in der Pochſäule eine Oeffnung, das Austrageloch oder Spundloch, ausgeſchnitten, die nach der Seite zu, wo die Welle liegt, auszeht und dort an ein Gerinne ſtößt, welches die Pochtrübe in die Mehltrübung führt. In dieſe Oeffnung wird alsdann beim Pochen der Spund geſteckt, der ſie durch höheres oder niedrigeres Stellen mehr oder weniger verſchließt.

Spundrahle (Bot.), nach Oken, Flechtengatt., ſ. v. a. Pertusaria *Dec.*

Spundreif (Bötcher), der Reif eines Faſſes zunächſt am Spundloche.

Spundſäge (Bötcher), eine Lochſäge, womit das Spundloch großer Fäſſer ausgeſchnitten wird.

Spundſtäubling (Bot.), Bauchpilzgatt., ſ. v. a. Tulostoma *Pers.*

Spundſtücke, 1) (Maſchinenw.), ſ. v. a. Gerinne; — 2) (Bergw.), Bohlen, welche bei Geſluderen oder Halbgerinnen zwiſchen den wechſelwinkelig ausgeſchnittenen oder ausge-

hauenen Gerinnwinkeln ſowohl im Boden, als auch auf den Seiten, wodurch ſolche viel tiefer und breiter werden, eingeſpundet werden.

Spundtiefe, ſ. Mitteltiefe.

Spundwand (Spundwerk, Waſſerb.), eine bei verſchiedenen Werken, beſonders bei Schleußen und Spundpfählen (ſ. d.) gemachte Wand.

Spundziegel, ſ. v. a. Plattziegel.

Spunginghouses (engl.), ſ. v. a. Sponginghouses.

Spunelle (Bot.), ſ. v. a. glatte Stachelbeere, Ribes uva crispa *L.*

Spunkia (nord. Mythol.), bei den Skoten und Pikten die neckenden Geiſter, welche in Geſtalt der Irrlichter erſchienen und Wanderer in Sümpfe führten.

Spuonnulo (ital., Molluſk.), ſ. v. a. gemeine Klappmuſchel, Spondylus gaederopus *L.* — Spuonnulo canino, ſ. v. a. gemeine Lappenmuſchel, Chama gryphoides *L.*

Spur, 1) der Eindruck im Boden von einem beſtändigen Gange, beſonders — 2) bei allem Raubzeug, allem Haarwild, der Niederjagd ſ. v. a. Fährte; — 3) die Vertiefung, in welcher der Zapfen einer Spindel ſich umdreht, alſo ſ. v. a. Pfanne (z. B. auch die des Mühleiſens), beſonders aber — 4) deren Mittelpunkt; — 5) die mit dem Spureiſen ins Geſtübe eingeſchnittene Rinne, worin das geſchmolzene Metall aus dem Ofen in den Vorherd fließt, und — 6) die Grube im Geſtübe, worin das aus dem Ofen kommende Werkblei ſich ſammelt; — 7) die Kerbe oder erſte Vertiefung, die mit dem Bohrer beim Bergſprengen ins Geſtein gemacht wird; — 8) die Vertiefung im Schiffe, worin ein Maſt ruht; — 9) eine zu gleichem Zwecke, auch für das Gangſpill und das große Baiting gezimmerte Zuſammenfügung ſtarker ausgeſchnittener Hölzer; — 10) die runde Vertiefung im Treibherd, worin das Blickſilber ſich ſammelt; man ſchneidet die S., d. h. fertigt eine ſolche Vertiefung; — 11) ſ. v. a. Gleis, und — 12) das aus Holz gefertigte Geleiſe für den Spur- oder Leitnagel des Hundes; — 13) (Deichb.), S. in Erde, die Eingrabung, worin der unterſte Soden eingefügt wird; — 14) die Breite zwiſchen zwei Gleiſen, ſowohl a) als Theil des Weges, als b) ein Maß für den Wagner, wie weit von einander die Räder anzubringen ſeyen; halbe S. fährt man, wenn man mit einem Rade mitten zwiſchen zwei Geleiſen fährt, was beim Ausweichen mindeſtens verlangt wird; — 15) ſ. v. a. Nuth, Falz; — 16) ſ. v. a. Geruch, nämlich — 17) der nachgelaſſene Geruch eines Weſens, beſonders eines Wildes, dem nun der Jagdhund folgt; dieſer Begriff darf nicht mit S. 2) vermengt werden; — 18) der Geruch als Sinn, beſonders bei Hunden; — 19) ſ. v. a. Merkmal, beſonders — 20) eine ſehr geringe Menge Stoffes, die einem Körper beigemengt iſt; z. B. ein beim Probiren gewonnenes Metallkorn, deſſen geringe Größe beweiſt, daß das probirte Erz unbauwürdig ſey.

Spurbienen (Spürbienen, Spähbienen, Quartiermeiſter, Kundſchafter, Putzer), diejenigen Bienen, die bei dem Schwärmen einzeln ausfliegen, einen paſſenden Ort zu neuer Wohnung zu ſuchen, den ſie nun gemeinſam vorrichten und wohin ſie dann den Schwarm geleiten.

Spurcе (lat.), garſtig, unfläthig.

Spurei, ſ. v. a. Sporei.

Spureiſen (Hüttenk.), gekrümmtes Meſſer, mit 2 Handhaben, womit die Spur auf den Treibe- und Garherden ausgeſchnitten wird.

Spurfuhre (Bot.), in Tyrol ſ. v. a. Zwergkiefer, Pinus Pumilio *Haenk.*

Spurgang (Spurwild, Jagdw.), ein Ausgang, beſonders bei einer Neue, um die Fährte eines Wildes aufzuſuchen und dadurch die Menge und den Stand deſſelben zu erkennen.

Spurgel (Bot.), ſ. v. a. Ackerſpergel, Spergula arvensis *L.*

Spurgola, ital. Flecken, Kirchenſtaat, Deleg. Froſinone; 1070 Einw.

Spurhaken (Maſchinenw.), Haken, welcher einen Theil einer Maſchine in ſeiner Spur erhält.

Spurherd, der Raum, worauf auf dem Treibherde die Spur geſchnitten wird.

Spurholz, ein zugeſchnittenes Haſelrüthchen, das ſonſt ſo diente, wie jetzt das Spureiſen.

Spurii dentes molares (Säugeth.), ſ. v. a. falſche Backenzähne oder Lückenzähne, ſ. Säugethiere, Zähne und Zoologie.

Spurii morbi (Med.), Krankheiten hitziger Art, die, obgleich ſie Symptome mit andern gemein haben, doch deren Rhythmus nicht beobachten.

Spurina, etruſciſcher Name, unter dem zu merken ſind: 1) S., ein junger Etrusker, der durch ſeine ausgezeichnete Schönheit die Blicke von mehren vornehmen Frauen auf ſich zog und, um ſich von dem Verdachte zu reinigen, den die Männer und Aeltern derſelben auf ihn warfen, ſein Geſicht durch Verwundungen verunſtaltete; — 2) S., Haruſpex, der dem Cäſar aus dem Fehler des Herzens bei einem Opferthiere Unheil weiſſagte. Nach Cicero (De divin. 1, 52) geſchah dies an dem Tage, da Cäſar zum erſten Male auf dem goldenen Seſſel ſaß und im Purpurkleide erſchien; nach anderer Nachricht aber warnte S. den Diktator im Februar des J. 44 v. Chr. vor den nächſten 30 Tagen und insbeſondere vor dem letzten derſelben, dem 15. März, und als Cäſar am Morgen dieſes Tages ihm ſpottend zurief: „Die Idus ſind da“, ſo erwiederte er ihm: „Weißt du auch, daß ſie noch nicht vorüber ſind?“ — 3) Veſtricius S., lebte zur Zeit Otho's, deſſen Anhänger er war. Plinius rühmt die ſtrenge Ordnung ſeiner ganzen Lebensweiſe und ſeiner Thätigkeit, ſowie er ſeine lyriſchen Arbeiten in griechiſcher und lateiniſcher Sprache wegen ihrer Anmuth und Lieblichkeit preiſt. Aus einer angeblich merſeburgſchen Handſchrift gab K. Barth unter dem Namen des S. 4 kleine, lückenhafte Oden heraus, deren Inhalt Geringſchätzung des Zeitgeiſtes und Anpreiſen eines ſtillen, tugendhaften Lebens, Lob eines mit Würde getragenen Armuth iſt. Man hat die Aechtheit dieſer Gedichte vielfach be-

zweifelt. Einen neuen Abdruck gab Wernsdorf, Poett. Latt. minn., III, pag. 351, und K. A. Axt (der ſie für ächt hält), Frankf. 1840.

Spurius (lat.), 1) Kind, deſſen Vater nicht bekannt iſt. Während ſolche Kinder nach römiſchem Recht keine Agnatio, als welche vom Vater herrührte, hatten, ſo hatten ſie doch eine Cognatio, waren römiſche Bürger und konnten als Erben eingeſetzt werden. — 2) Unächt, von Stellen in Büchern, welche von ſpäterer Hand verfaßt, oder von Büchern, denen andre Verfaſſer beigelegt ſind. — 3) (Anat.), nicht von ſo vollkommener Bildung, wie andere Gebilde derſelben Art, z. B. Spuria sutura, ſ. Nähte, falſche, Spuriae costae, falſche Rippen, ſ. Rippen 1); Spuriae vertebrae, falſche Wirbel, ſ. Kreuzbein; — 4) (Phyſiol.), was das Anſehen eines beſtimmten Produkts hat, ohne es zu ſeyn, wie Spuriae aquae, ſ. Schafswaſſer; — 5) (bot. Term.), falſch, unächt, was nur den Schein eines andern Theiles beſitzt, aber genauer betrachtet ſich anders verhält: Gyrus spurius, der falſche oder unächte Ring [ſ. Gyrus 2)]. Wird im Deutſchen oft durch Schein- überſetzt, z. B. Spica spuria, die Scheinähre (ſ. Spiciformis), Verticillus spurius, der Scheinquirl (ſ. Verticillus).

Spurius (röm. Geſch.), römiſcher Vorname, wie S. Metius Tarpa, ſ. Carvilius.

Spurkranz, hervorragender Rand, z. B. auf den Eiſenbahnſchienen.

Spurmeſſer, ein Meſſer, welches ſtatt Spureiſen dient.

Spur nachfolgen (Bergb.), beim Gangbergbau das Treiben eines Orts in dem Streichen des Gangs.

Spurnagel, ſ. Leitnagel.

Spurn-Head, brit. Vorgebirg, England, an der Nordküſte, Spitze einer Landzunge an der Mündung des Humber in die Nordſee; Leuchtthurm nebſt zwei fixen Feuern; 53° 34′ 44″ nördl. Br. und 2° 13′ 15″ weſtl. L.

Spurpferd, ſ. v. a. Karrenpferd.

Spurre (Bot.), 1) Pflanzengatt., ſ. v. a. Holosteum *L.*; — 2) ſ. v. a. Ackerſpergel, Spergula arvensis *L.*

Spurritt, ſ. Spurgang.

Spurry (engl., Bot.), ſ. v. a. Ackerſpergel, Spergula arvensis *L.*

Spurſchmelzen (Koncentrirſchmelzen), eine von den Rohhüttenarbeiten, wobei die Metalle von dem ſilberhaltigen Kupfer getrennt werden, die bei dem Rohſtein-Röſten oxydirt worden waren, und wobei davon Spurſtein fällt.

Spurſchnee (Jagdw.), ſ. v. a. Neue.

Spurſchneiden (Hüttenk.), eine Grube oder Rinne in den geſtoßenen Herd ſchneiden, in welcher ſich das Metall ſammelt oder aus dem Herd des Schmelzofens in den Vorherd läuft.

Spurſtein (Oberlech, Hüttenw.), der Stein oder das geſchwefelte Kupfer, welches auf dem abgeſtochenen Schwarzkupfer liegt und noch einmal geröſtet und verſchmolzen werden muß, worauf das ſogenannte Spurkupfer fällt.

Spurſteine (Paläontol.), ſ. v. a. Typolithen oder Abdrücke foſſiler organiſcher Reſte, ſ. Paläontologie.

Spurwitz, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Ohlau; Freiſcholtiſei, Betkapelle; 260 Einw.

Spurzheim, Kaspar, bekannt als Begleiter Galls auf ſeinen kranioſkopiſchen Reiſen, den er auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Vorträgen, ſowie in der Herausgabe ſeiner Werke unterſtützte, ward zu Longwich bei Trier den 31. December 1776 geb., widmete ſich zuerſt im Kollegium zu Trier der Theologie, ging aber 1795 nach Wien, wo er in einem anſehnlichen Hauſe, wo er Hauslehrer war, Gall kennen lernte, u. widmete ſich nun auch der Medicin. Er ſchloß ſich eng an Gall an, und begann an der Seite Galls ſeine kraniologiſchen Unterſuchungen, die er während ſeines Aufenthalts in verſchiedenen Theilen Europa's verfolgte, ausbildete und darüber Lehrvorträge hielt. Im J. 1813 ging er nach England, lebte ſeit 1817 wieder in Paris, wo er ſich die mediciniſche Doktorwürde erwarb und prakticirte, 1821—28 abermals in England und hierauf wieder in Paris. Im J. 1832 ging er in die nordamerik. Staaten und † zu Boſton, wo ſeine Vorträge mit vielem Beifall aufgenommen wurden, am 10. Nov. 1832 am Typhus. Schrieb: The physiognomical system of D. Gall and S., 2. Aufl., Lond. 1815; — Outlines of the physiognomical system, daſ. 1815; — On insanity, daſ. 1817; — A view of the eelmentary principles of education, Edinb. 1821, Boſton 1832; — Sur la folie, Par. 1818, deutſch von Euden, Hamb. 1819; — Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme, Straßb. 1820, deutſch von Hergenröther, Würzb. 1822.

Sputa (Med.), ſ. Sputum.

Sputation (v. Lat.), Speichelabgang, Auswurf.

Sputatoria (sc. remedia, Med.), Heilmittel, welche zu vielem Ausſpucken reizen, wenn ſie gekauet werden.

Sputendorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; 110 E.

Sputum (Med.), Auswurf mittelſt des Mundes, vergl. Ausſpeien.

Sputum cruentum, ſ. Blutſpucken.

Sputum oris (Med.), der Speichelfluß (ſ. d.).

Sputum pectoris (Med.), ſ. Expektoration.

Spy, belgiſches Dorf, Prov. und Bez. Namur; 1430 Einw.

Spydberg, norweg. Kirchdorf, Smaalehnens-Amt, nordöſtl. von Moß, links am Glommen-Elv; 2150 Einw.

Spyers, F. A., flämiſcher Gelehrter, wurde am 8. April 1803 zu Zewenaar in der niederländiſchen Provinz Gelderland geboren, erhielt eine tüchtige Vorbildung und bezog 1821 die eben eröffnete Hochſchule Gent, wo er durch Fleiß und gründliches Wiſſen wie durch ſeltene Liebenswürdigkeit die Achtung von Lehrern und Lernenden ſich erwarb und mit den erſten Literaten des Landes in Verbindung kam. Er widmete ſich dem Lehrfache, erwarb ſich den Doktorgrad der

Philoſophie und Literatur und wurde bald unter den Notabilitäten ſeines Vaterlandes genannt. Im J. 1826 wurde ihm von der niederländiſchen Regierung der Lehrſtuhl der Redekunſt am Kollegium zu Oudenarde anvertraut, bis die Revolution von 1830 dem Kollegium von Oudenarde, mit deſſen oberſter Leitung er nach dem Tode des früheren Direktors betraut worden war, ein Ende machte. Er wirkte nun als Privatlehrer, ward aber bald darauf Lehrer des Hochdeutſchen an der durch die Dazwiſchenkunft patriotiſcher Gelehrten geretteten Hochſchule zu Gent und dann Profeſſor bei dem aus dem ſtädtiſchen Kollegium hervorgegangenen Athenäum daſelbſt. Im J. 1836 übernahm er auch die Vorleſungen über Kunſtgeſchichte an der Kunſtakademie von Gent. In allen dieſen Richtungen entfaltete er die ſchönſte und rein vaterländiſche Thätigkeit. Studirende wie Künſtler hingen ſtets mit der innigſten Liebe an ihm. S. iſt zugleich der Gründer der genter Geſellſchaft für flämiſche Literatur, die in ihrer Blüthe die kühnſten Hoffnungen übertroffen hat. Er wirkte für ſie, wie für die vaterländiſche Sache überhaupt, nicht bloß durch Lehre und Schrift, ſondern auch durch perſönliche Anregung. Seine Thätigkeit iſt um ſo bewunderungswerther, als ſeit Jahren ein ſchleichendes Uebel an ſeinem Leben zehrte. Im April 1845 † er, von allen Vaterlandsfreunden tief und lange betrauert.

Spygaten, ſ. v. a. Abzüge.

Spyk, niederländ. Ort, Prov. Gröningen, nordweſtl. von Delfzyl.

Spyre (Ornith.), ſ. v. a. Mauerſchwalbe, Cypselus murarius *Temm.*

Spyridia (Bot.), nach Harvey, Gatt. der Ceramiaceae Ceramieae *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Algae *L.* Charakter: Lager fadenförmig, gegliedert, äſtig, berindet, aus Schlauchzellen beſtehend; Fruchtbehälter ſeitlich an den Aeſtchen, von kurzen Wimpern umhüllt, mit zahlreichen, eckigen Sporen. Tetragonien außerhalb, einzeln. Zwei Arten: S. filamentosa *Harv.*, *Kütz.*, Phyc. gen., T. 48, F. 1—5, und S. crassiuscula *Kütz.*, T. 48, F. 6—11. In der Nordſee und im adriatiſchen Meere.

Spyridium (Bot.), nach Fenzl, Gatt. der Rhamneae *Fenzl.* Einzige Art: S. eriocephalum *Fenzl.* Strauch in Neuholland.

Spyridon (Ant.), ſ. Schrift.

Spyrokolon (neugriech., Med.), Orchida, ein 1821—26 zuerſt in Böotien auftretendes, dann die übrigen Provinzen Griechenlands überziehendes Syphiloid. Ueber die erſte Entſtehung der Krankheit, die ſich vielleicht durch Anſteckung mit Scherlievo-Kontagium entwickelte, weiß man nichts Zuverläſſiges. Jetzt befällt ihr Kontagium Kinder und Erwachſene, Männer und Frauen, Geſunde und Kranke ohne Unterſchied. Sie beginnt mit Schwindel, der oft ſo heftig iſt, daß die Kranken zu Boden ſtürzen. Nach verſchieden langer Zeit werden die Kranken von Gliederſchmerzen befallen, welche ſich bald über den ganzen Körper verbreiten. Die Knochen werden aufgetrieben. Unter Jucken brechen kupferrothe Puſteln hervor, die einen übelriechenden Eiter abſondern, in ſchuppende Flecken übergehen und nach ihrer Heilung ſchwarzbraune Flecken hinterlaſſen. Später entſtehen in der Mund- und Naſenhöhle, unter der Vorhaut ꝛc. um ſich freſſende Geſchwüre mit weißlichem Grunde, am After Feigwarzen. Die Stimme wird heiſer, es ſtellen ſich Athembeſchwerden ein. Die Krankheit dauert Jahre lang, die Geſchwüre zerſtören zuletzt die Nachbargebilde, die Haut wird ſchuppig roth, die Kranken bekommen ein wildes gedunſenes Geſicht, die Knochen treiben ſich auf, die Athembeſchwerden nehmen zu, zuletzt erfolgt Tabes. Die Symptome zeigen ſich nicht immer in gleicher Reihenfolge. Die vorzüglichſten Mittel gegen das S. ſind Sublimat, Bäder, Holztränke und eine geregelte Diät.

Spyrſegler (Ornith.), ſ. v. a. Mauerſchwalbe, Cypselus murarius *Ill.*

Spyſaſalz (Geognoſ.), ſ. v. a. Spizaſalz (ſ. d.).

Sq., Abkürzung für sequens (der Folgende), beſonders nach Citaten mit Zahlen, wo dann das unmittelbar darauf folgende Kapitel, Vers, Seite ꝛc. gemeint iſt. Sollen noch mehre darnach geleſen werden, ſo bezeichnet man es mit Sqq., d. i. sequentes.

Squacco (ital., Ornith.), ſ. v. a. brauner Reiher, Ardea comata.

Squackoreiher (Ornith.), ſ. v. a. Ardea squaiotta *Meyer*, Varietät des Rallenreihers, Ardea comata *L.*

Squadro (ital., Ichthyol.), auch Squaglio, Squaio, Squato, Squatotto, Karpfenart, ſ. v. a. Cyprinus Cephalus *L.*, Mön (ſ. d.).

Squales (lat.), Schmutz, Unrath; auch als Schimpfwort; daher ſqualeſciren, ſchmutzig und niederträchtig machen. — Squalid, unſauber, niedrig u. ſ. f.; daher Squalidität oder Squalor.

Spualetto (ital., Ichthyol.), Karpfenart, ſ. v. a. Alben, Cyprinus alburnus *L.*

Squalides (Ichthyol.), nach Cuvier, ſ. v. a. Squatini, Haie (ſ. d.).

Squalidus (lat.), 1) ſchmutzig; — 2) beſonders einer, der in Anklagezuſtand verſetzt war, Sorditati.

Squalini (Ichthyol.), ſ. v. a. Haie, Familie der Knorpelfiſchordnung der Plagiostomi oder Quermäuler (ſ. d.).

Squally, Inſel, ſ. Neu-Britannia.

Squaloraja (foſſ. Ichthyol.), nach Riley, foſſiles Plakoidengeſchlecht aus der Familie der Rochen, eine Form, welche Haie u. Rochen mit einander verbindet. Ein Haifiſchkopf, deſſen vorderer Theil in einen langen Schnabel verlängert iſt, Wirbel, ſo wie Bruſt- und Bauchfloſſe ähnlich ſtark entwickelt, wie bei Rhinobates, ein mit einem Stachel bewaffneter Schwanz wie Trygon u. Myliobates und der Chagrin der eigentlichen Rochen zeichnen dieſe Gattung, von der nur eine Species aus dem Lias von Lyme Regis bekannt iſt, aus.

Squalus (Ichthyol.), nach Linné, Halfiſch, Gatt. der Selacii *Cuv.*, der Ordn. der Hautfloſſer und der Zunft der Knorpelfiſche nach Oken. Charakter: Mit hervorſtehender Schnauze, unter welcher die Naſenlöcher, und ſcharfſchneidenden, ſpitzigen, am Rande wieder

gezähnelten Zähnen. Die erſte Rückenfloſſe ſteht weit von den Bauchfloſſen, die zweite ungefähr der Afterfloſſe gegenüber. Die letzten Kiemenlöcher gehen bis über die Bruſtfloſſen. Die größten Fiſche (über 30 Fuß lang und 15 Ctnr. ſchwer) und die furchtbarſten Räuber im Meere; Arten zahlreich (gegen 20 europäiſche), von denen wir nur die wichtigſten in folgenden Untergattungen nach Cuvier anführen:

A. Ohne Spritzlöcher; mit Afterfloſſe. I. Carcharias *Cuv.*, eigentlicher Haifiſch. Zähne ſcharfſchneidend, ſpitz; Naſenlöcher unten in der Mitte der Schnauze, nicht in eine Furche verlängert: 1) S. Carcharias *L.*, der ächte Haifiſch, Menſchenhai, Menſchenfreſſer, franz. Réquin, Réquiem, engl. Sherk. Obenher aſchbraun, unten weißlich, in dem Oberkiefer mit 6 Reihen geradſeitiger, am Rande wieder gezähnelter Zähne, im Unterkiefer deren 4. Die Haut rauh. Wird bis 25 Fuß lang. Wie es ſcheint, in allen europäiſchen Meeren verbreitet und diejenige Gattung, welche am meiſten gefürchtet wird, von dem aber auch ſo viele Mährchen verbreitet und Fabeln erzählt worden ſind, daß es ſchwer iſt, das Wahre herauszuſcheiden. Allerdings fällt er Menſchen an und folgt oft den Schiffen, um Alles, was von dieſen herabfällt, ſogleich zu verſchlingen, da denn die Matroſen, wenn ein ſolches Thier in ihrer Nähe iſt, ſehr beſorgt ſind, bei ihren Geſchäften nicht etwa in die See zu ſtürzen. Nach Blochs Angabe iſt er zu fangen, wenn man einen Seehundskopf oder dergl. an einer eiſernen Kette und Angel befeſtigt — denn ein Tau würde er zerbeißen — und am Schiffe hinabläßt, wonach er bald ſchnappt und, nach einigem Kampf, herangezogen werden kann, da er denn in ſolche Angſt gerathen ſoll, daß er ſich würgt und den Magen (Schlund) ſelbſt mit der Angel heraustreibt. Man haut ihm dann ſchnell den Kopf und auch den Schwanz ab, deſſen Schläge man fürchtet. Zu brauchen iſt er nicht, ſein Fleiſch iſt ſehr ſchlecht. Belon., T. 60. (Bloch hat eine falſche Art abgebildet.) — 2) S. Vulpes *L.*, der Fuchs, Seefuchs, franz. la Faux, Renard. Iſt auf dem Rücken tief blau, an den Seiten ſilberig, und der obere Schwanzlappen ſo lang wie der ganze Körper. Die hintere Rückenfloſſe und die Afterfloſſe ſind ſehr klein. Er hat eine kurze Schnauze und ein kleines Maul. Auch ſeine Bruſtfloſſen ſind ſchön blau. Wird gegen 10 Fuß lang. In den europäiſchen Meeren. Rondel. 387. — 3) S. glaucus *L.*, der blaue Haifiſch, franz. le Bleu. Der Körper iſt faſt cylindriſch, ſchlank, an den Seiten und am Bauche ſilberig, übrigens ganz blau. Der Kopf iſt klein, die Schnauze klein, das Maul weit. Die obern Zähne herzförmig, ſtehen in zwei Reihen, die untern in fünf. In den europäiſchen Meeren. Bloch 86. — II. Lamna *Cuv.*, franz. Lamie oder Touille. Unterſcheiden ſich von den eigentlichen Haifiſchen nur durch ihre pyramidale Schnauze, an der unten die Naſenlöcher ſtehen, und durch die vor den Bruſtfloſſen befindlichen Kiemenlöcher: 4) S. cornubicus *Schneid.*, der Naſenhai, franz. le Nez. Obenher himmelblau, die Schnauze mit Löchern durchbohrt, die beiden Lappen der Schwanzfloſſe faſt von gleicher Länge und zu jeder Seite des Schwanzes ein hervorſtehender Kiel. Er wird 9 Fuß lang und hat in der Unterkinnlade 5 Reihen Zähne, die nach hinten gewölbt ſind. Sein Fleiſch iſt noch das beſte unter allen. Um Europa. Lacépède 1, T. 11, F. 3.

B. Spritzlöcher mit einer Afterfloſſe verbunden. III. Galeus *Cuv.*, Hundshai: 5) S. Galeus *L.*, ſ. Galeus. — IV. Mustelus *Cuv.*, franz. Emissole. Zähne klein, gepflaſtert: 6) S. laevis *Risso*, S. Mustelus *L.*, Glatthai, franz. L'Emissole commune, ital. Cagnetto. Schlank, glatt, durchſcheinig, auf dem Rücken hell aſchgrau; an den Seiten mit dunkelbraunen Binden und gelben, violet ſchimmernden Strichen. Die Schnauze faſt rund; die Naſenlöcher dreieckig und mit einem langen Läppchen verſehen. In der Oberkinnlade 12, in der untern 14 Reihen kleiner ſtumpfer Zähnchen; die Spritzlöcher ſind mit divergirenden Strahlen von ſilbergelber Farbe umgeben. Zwei Seitenlinien, wovon die untere die obere wellenförmig durchſchneidet. Drei Fuß lang. Im Mittelmeer. Rondelet 375, Salvian 136, F. 2. — 7) S. stellatus *Risso*, Sternhai, franz. Lentillat. Schlank, obenher perlgrau, mit 2 Reihen ſternförmiger weißer Flecken oder Punkte geziert, wovon ſich eine in Zacken längs der Seiten, die andere längs der Seitenlinie verlängert. Der Kopf iſt klein, die Schnauze länglich, die Naſenlöcher haben einen breiten Hautlappen. Die Kinnladen haben kleine ſchleifenartig geſtellte Zähne; die Bruſtfloſſen ſind weiß eingefaßt; die erſte Rückenfloſſe iſt dreieckig und oben ſchwarz. Drei Fuß lang. Häufig bei Venedig. Rondelet 376. — V. Notidanus *Cuv.*, franz. Griset. Die erſte Rückenfloſſe fehlt: 8) S. griseus *L.*, S. Vacca *Schneid.* Obenher aſchgrau, untenher weißlich, iſt ſehr ausgezeichnet durch 6 breite Kiemenöffnungen und durch ſeine dreieckigen Zähne oben und ſägeartig gezähnten unten. Seine Schnauze iſt niedergedrückt und zugerundet, wie beim Haifiſch. Im mittelländiſchen Meere. Auguſtin Scilla, T. XVII. — 9) S. cinereus *Gmel.*, franz. le Perlon. Hat bis an 7 ſehr weite Kiemenöffnungen. Schnauze zugeſpitzt, wie bei dem Naſenhai. Im mittelländiſchen Meere. — VI. Selache *Cuv.* Kiemenlöcher ſo groß, daß ſie faſt um den ganzen Hals herumgehen; Zähne klein, kegelförmig, ungezähnelt: 10) S. maximus *L.*, franz. Pélerin, Pferdehai, Rieſenhai, Beinhai (ſ. d.). — VII. Cestracion *Cuv.*, Hornhai: 11) S. Philippi *Schneid.*, *Philips*, Voyag., T. 283, ſ. Ceſtracion.

C. Ohne Afterfloſſe, aber mit Spritzlöchern: VIII. Spinax *Cuv.*, Dornhai, franz. Aiguillat. Zähne klein, ſchneidend; vor jeder Rückenfloſſe ein ſtarker Stachel. 12) S. Acanthias *L.*, gemeiner Dornhai, Acanthias vulgaris *Risso*. Obenher braun, untenher weißlich, mit Spritzlöchern, aber ohne Afterfloſſe, und vor jeder Rückenfloſſe ein ſtarker Stachel. Sehr gemein rund um Europa, wird noch am erſten

Digitized by Google

auf den Tafeln der Vornehmeren geſpeiſt und iſt daher auf allen Märkten der Seeſtädte zu ſehen. Seine Haut iſt ſehr rauh, an den Seiten etwas violetfarbig, die Schnauze vorſtehend, ſtumpf, unten platt. Man ſieht oft Exemplare mit noch anhängenden Eidäuten. Es gibt auch eine Abart, die am Bauche ſchwarz iſt. Wird an dritthalb Fuß lang. Bloch, T. 85. — 13) S. Spinax *Cuv.*, franz. le Sagre. Die Unterſeite iſt ſchwärzer, als die obere und mit kleinen fadigen Knötchen beſetzt, wodurch ſie wie behaart erſcheint. Die Seiten ſind ſilberig perlmutterglänzend, und der Rücken ſchwärzlich braun. Die Floſſen ſind ſchwarz, außer die zweite Rückenfloſſe, die weiß und ſchwarz eingefaßt iſt. Die Bruſtfloſſen ſind oft zerriſſen; die Bauchfloſſen ſehr breit und an ihrer Baſis vereinigt. Anderthalb Fuß lang. Im Nordmeer. Gunner, Dronth. II, T. 7. — 14) S. Blainvillei *Risso*, franz. Mangin (wird von den Fiſchern ſo genannt, weil er ſehr geſchickt den Angelhaken, den man ihm auswirft, ablöſt). Oben der ſchwärzlichbraun, die Seiten haben ſchiefe Querſtreifen von derſelben Farbe, und der Bauch iſt ſchmutzig grau. Das Maul iſt halbzirkelförmig, und die Oberkinnlade ausdehnbar, mit 3 Reihen kleiner Zähne beſetzt. Die Unterkinnlade hat nur 2 Reihen. Die Speilöcher ſind ſehr weit, die Kiemenöffnungen dagegen ſchmal und ungleich. Im Mittelmeer. Riſſo, 2. Ausg., F. 6. — IX. Centrina *Cuv.*, Stachelhai: 15) S. Centrina *L.*, ſ. Centrina. — X. Scymnus *Cuv.*: 16) S. Scymnus *L.* — 17) S. squamosus *Cuv.* — 18) S. spinosus *Bl.*, *Schneid.*, ſ. Scymnus.

Squam, nordamerik. See, V. St., Staat New-Hampſhire; fließt ſüdweſtlich durch einen kleinen Fluß in den Merrimack.

Squama (bot. Term.), die Schuppe, ein ſehr umfaſſender Ausdruck, womit man die verſchiedenen Pflanzentheile belegt, welche mehr oder weniger in ihrer Geſtalt, oft auch in ihrer Stellung an die Schuppen der Fiſche erinnern; am häufigſten verſteht man jedoch unter dieſem Namen verkümmerte oder verkleinerte blattartige Gebilde, wie in der Knoſpendecke (Perula), im Kätzchen (Amentum), im Hüllkelche (Periclinium), in der Nebenblume (Paracorolla).

Squama ossis temporum (Anat.), Schuppentheil des Schläfebeins, ſ. Schädelknochen.

Squamaria (Bot.), 1) nach Zanardini, Algengatt., ſ. v. a. Peyssonelia *Decaisn.*; — 2) nach Adanſon, Pflanzengatt., ſ. v. a. Lathraea *L.*

Squamariae Radix (pharm. Bot.), ſ. Lathraea squamaria *L.* und Plumbago europaea *L.*

Squamata (Amphib.), ſ. v. a. Schuppeneidechſen, Familie der Sauria oder Eidechſen, ſ. Sauria.

Squamata Reptilia (Amphib.), gepanzerte Reptilien, die erſte Hauptgruppe der Klaſſe der Amphibien, charakteriſirt durch eine Hautbedeckung von Schildern oder Schuppen und durch den Mangel einer Metamorphoſe. Es gehören hierher die Ordnungen der Testudinata oder Schildkröten, der Sauria oder Eidechſen und der Ophidia oder Schlangen.

Squamationes (lat.), Zapfenroſen, eine Krankheit der Pflanzen, die durch Inſektenſtich entſteht, namentlich an Tannen, Weiden, Euphorbien.

Squamatus (bot. Term.), ſchuppig, beſchuppt, mit Schuppen beſetzt. Vergl. Squamosus.

Squamella (Zoophyt.), nach Bory, Gatt. der Infusoria rotifera Euchlanidota *Ehrenb.*, die Zunft der quallenartigen Infuſorien nach Oken. Charakter: Mit vier Stirnaugen und einem Gabelfuß. Zwei Arten: S. bractea *Ehrenb.*, LIX, 16, und S. oblonga *Ehrenb.*, LIX, 17.

Squam-Harbour, nordamerikan. Hafen mit Leuchtthurm, Verein. St., Staat Maſſachuſetts, Grafſchaft Eſſex, öſtlich von Ipswich, auf der Küſte; 42° 39′ 46″ nördl. Br. u. 73° 1′ 32″ weſtl. L.

Squamiformis (bot. Term.), ſchuppenförmig, einer Schuppe ähnlich, ſ. Squama.

Squamiger (bot. Term.), ſchuppentragend, mit einer Schuppe an einer gewiſſen Stelle, z. B. der Stengel unter ſeinem unterſten Blatte bei Corydalis solida.

Squamipennes (Ichthyol.), ſ. v. a. Schuppenfloſſer, Familie der Knochenfiſchordnung der Thoracici oder Bruſtfloſſer (ſ. d.).

Squamolumbricus (Anneliden), nach Blainville, Untergatt. von Lumbricus *L.*

Squamos (v. Lat.), ſchuppig.

Squamosa pars ossis temporum (Anat.), ſchuppiger Theil des Schläfebeins, ſ. Schädelknochen.

Squamosa sutura (Anat.), Schuppennaht, ſ. Naht.

Squamosus (bot. Term.), ſchuppig, beſchuppt, mit Schuppen beſetzt, wie der Wurzelſtock von Lathraea Squamaria, der Hut von Agaricus procerus, oder auch aus Schuppen beſtehend, wie die Zwiebel von Lilium candidum und L. bulbiferum.

Squamſcott, Fluß, ſ. v. a. Swamſcott.

Squamula (bot. Term.), das Schüppchen, eine kleine Schuppe (ſ. Squama). Squamulae hypogynae, die unterweibigen Schüppchen, die innerſten zarten Blättchen, welche bei den Gräſern die Geſchlechtstheile zunächſt umgeben und das eigentliche Perigon darſtellen (ſ. Glumella).

Squamulosus (bot. Term.), kleinſchuppig, mit Schüppchen bekleidet, z. B. die Geſtelle von Cladonia squamosa, auch von andern Cladonia-Arten im Alter.

Squarcino, Bernardo, Architekt von Padua, wo er das Amt eines Dombaumeiſters bekleidete. Er war geſchickt in Erfindung mechaniſcher Vorrichtungen, in Folge deren er gefährliche Reparaturen unternahm.

Squarcione, Francesco, Maler, von Vaſari irrig Jacopo genannt, 1394 in Padua

geboren, widmete ſich als Sprößling einer wohlhabenden Familie nur aus Neigung der Kunſt. Er machte frühe große Reiſen durch Italien und Griechenland, wo er nicht nur Vieles nach antiken Kunſtwerken zeichnete, ſondern auch ganze Werke und Fragmente antiker Kunſt oder in Abgüſſen ſich verſchaffte. In die Heimath zurückgekehrt, ſtellte er dieſe Sammlungen zum Behufe einer Schule auf, die er eröffnete und worin er weniger durch eigene Arbeiten, als durch liebevollen Unterricht und Hinweiſung auf die ſchönen Muſter antiker Kunſt viele, nach Ridolfi 137, Schüler bildete. Er ſtellte die Antike als höchſtes Muſter auf und lehrte, es ſey thöricht, das Schöne mit eigenen Augen in der Natur zu ſuchen, mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da die großen Alten ſchon längſt aus dem Schutt und Graus der Natur das Gediegenſte aufgeſammelt, ſich des Darſtellenswerthen bemächtigt und uns daſſelbe wie geläutertes Gold in ihren Werken zur Nachbildung vor Augen geſtellt hätten. Später tadelte er aber ſeine eigene Lehre und forderte plötzlich Natürlichkeit und Wirklichkeit, woher es wohl kommt, daß die von ihm erweckte Nachahmung antiker Formen ſich oft in mißverſtandener Härte zeigt. Bis in die neueſte Zeit blieb von der Madonna des S. bis zu den Fresken und Tafeln des Mantegna eine Lücke, die den letzteren als den eigentlichen Stifter der paduaner Schule erkennen ließ; erſt neuerlich gewann man eine andere Anſchauung der großen Tendenz der paduaner Schule durch einen Band mit Zeichnungen von der Hand des Jacopo Bellini, der durch Sig. Mantovani in Venedig der Kunſtgeſchichte geöffnet iſt. P. E. Selvatico gab bei dieſer Gelegenheit 1839 zu Padua ein eigenes Werk heraus: „Il pittore F. Squarcione, Studii storico critici. Durch die Zeichnungen des Jacopo Bellini wird es klar, daß Alles, was Mantegna leiſtete, nichts Anderes enthält, als die zur Blüthe getriebenen Keime der paduaner Schule, Keime, die S. legte, die neben ihm von Jacopo Bellini gepflegt und durch Beide dem Mantegna überliefert wurden, unter deſſen Händen ſie dann wunderbare Früchte trieben. Ob Bellini ein Schüler oder Gehülfe des S. geweſen, iſt nur muthmaßlich zu beſtimmen; gewiß aber iſt, daß Mantegna dem S. durch heilige Bande angehörte. Er nennt ſich Sohn dieſes Meiſters und nach ihm nannte man ihn Squarſone. Von S.'s Werken haben ſich nur wenige erhalten. In St. Francesco grande zu Padua zierten noch im 18. Jahrhunderte den Porticus des heiligen Franz mehre Bilder grün in Grün, welche das Leben des Kirchenheiligen vorſtellen. Nach Algarotti waren es die Mönche, welche dieſe Bilder entfernten, und ein kunſtliebender Laienbruder entdeckte wieder einige Reſte in einem nahe gelegenen Kloſter, welches gegen Ende des genannten Jahrhunderts in ein Magazin umgeändert wurde. Das am wenigſten beſchädigte Bild ſtellt den heil. Franz vor dem Papſte auf dem Throne vor, der von vielen Kardinälen umgeben iſt. Im Hauſe des Cav. Lazzara zu Padua iſt ein Gemälde mit dem Namen des Künſtlers, welches den heil. Hieronymus mit einigen anderen Heiligen in Abtheilungen darſtellt. In der Sammlung Lazzara wird auch ein Madonnenbild dem S. zugeſchrieben. In der Gallerie Manfrin zu Venedig iſt eine Madonna mit dem Namen des Künſtlers und der Jahrzahl 1442, und im Rathspalaſt zu Verona ſieht man ein Bild der tiburtiniſchen Sibylle vor dem Kaiſer Auguſtus. Die Gallerie zu Dresden bewahrt eine 2 F. 5 Z. hohe und 1 F. 10 Z. breite Tafel, welche den Leichnam Chriſti auf dem Schooße der Maria vorſtellt, zur Seite Johannes und Magdalena. In der Gallerie des Muſeums zu Berlin iſt eine 4 F. 4 Z. hohe Tafel in Tempera mit Chriſtus von Maria und Johannes betrauert und zu Grabe beſtattet. In der Luft ſind Engelsköpfe. S. † 1474.

Square (engl.), 1) vierkantig; — daher S. Shawls, viereckige Halstücher ꝛc.; — 2) (Topogr.), ſ. London.

Square barley (engl., Bot.), ſ. v. a. kurze ſechszeilige Gerſte, ſ. Hordeum hexastichon *L.*

Square - podded - Crimson Pea (engl., Bot.), ſ. v. a. Spargelerbſe, Tetragonolobus purpureus *Moench*.

Squarrosus (bot. Term.), ſparrig, wenn Theile nach mehren oder nach allen Seiten hin weit abſtehend oder ausgeſperrt ſind, z. B. die Blättchen des Hüllkelches von Hieracium umbellatum und Carthamus tinctorius, die Theilblättchen und Zipfel im Blatte von Foeniculum officinale. Die aus ſolchen Theilen beſtehenden Organe ſelbſt werden ebenfalls „ſparrig" genannt, ſo der Hüllkelch und das Blatt in den genannten Beiſpielen. Auch wenn bei gezähnten, geſchlitzten Theilen u. ſ. w. die Zacken nach verſchiedenen Richtungen ausgeſperrt ſind, wird dieſes durch den Beiſatz „ſparrig" bezeichnet: Squarroso-dentatus, ſparrig-gezähnt, wie die Blätter von Ilex Aquifolium; Squarroso - pinnatifidus, ſparrig-fiederſpaltig, z. B. die Blätter von Cirsium eriophorum.

Squatarola (Ornith.), Untergattung von Vanellus *Bechst.* (ſ. d.).

Squatina (Ichthyol.), nach Duméril, Meerengel, franz. Ange, Gatt. der Selacii *Cuv.*, der Ordn. der Hautfloſſer und der Zunft der Knorpelfiſche nach Oken, unter Squalus *L.* Charakter: Kopf kreisrund, flach; Maul an der Schnautzenſpitze; Bruſtfloſſen ſehr breit, flügelähnlich. Zwei europ. Arten: 1) S. angelus *Duméril*, Squalus Squatina *L.*, gemeiner Meerengel, Engelhai. Graugelb, mit vielen braunen Flecken. Wird 3—4 Fuß lang, und hat eine rauhe Haut, welche die gewöhnliche ſogenannte Fiſchhaut zum Poliren und den feinen Chagrin für Teleſkopfutterale oder Uhrgehäuſe liefert. Nur deshalb wird er gefangen, und iſt im Mittelmeer häufig. Bloch, 116. — 2) S. aculeata *Dumér.* Mit einer Reihe ſtarker Dornen längs des Rückens. Ebenfalls im mittelländiſchen Meere.

Squatino=Raja (Ichthyol.), nach Belon, ſ. v. a. Engelrochen, Raja Rhinobatos.

Digitized by Google

Squatters (engl.), in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten Leute, die ein Stück Land in Beſitz nehmen und ſich darauf anſiedeln, ohne es vorher auf eine rechtmäßige Weiſe erworben zu haben. Man ſchlägt ihre Zahl auf mehr als 50,000 an, wovon 10,000 im Wiskonſin-Gebiet leben.

Squelette (franz., Säugeth.), ſ. v. a. Braunfiſch, Delphinus Phocaena.

Squenz, Peter, nach Andreas Gryphius Luſtſpiel Absurda comica, der lächerliche und abgeſchmackte Schulmeiſter; vielleicht eine Nachahmung Shakeſpeare's, der im Sommernachtstraum auch einen ſolchen Schulmeiſter Quince mit Namen einführt.

Squetague (Ichthyol.), in Nordamerika ſ. v. a. Otolithus regalis *Cuv.*, Königsfiſch, Schwachfiſch, ein in der Heimath beliebter, ſchmackhafter Fiſch.

Squid (engl., Molluſk.), Tintenſchneckenart, ſ. v. a. Calmar, Sepia Loligo *L.*, Loligo vulgaris *Lam.*

Squilla (Kruſtac.), nach Fabricius, Goger, Seeheuſchrecke, Gattung der Stomatopoda *Latr.*, der Ordnung der Krebſe und der Zunft der Schwanzkrebſe nach Oken. Charakter: Mit halbcylindriſchem Körper. Die Vorderſchale bildet nur ein einziges, länglich-viereckiges Schild, hinten frei, welches mit Ausnahme der Fühler und Augen den Kopf bedeckt. Die Scheerenfüße haben bewegliche Haken oder Finger. Mit Ausnahme der zweiten haben ſie an der Baſis ein geſtieltes Bläschen. Die andern ſechs Füße ſind linienförmig, in eine Bürſte endigend, und Schwimmfüße. Von 15 Arten bekannteſte: 1) S. Mantis *Fabr.*, Cancer Mantis *L.*, gemeiner Goger, Heuſchreckenkrebs, ital. Canocchia. Porzellanweiß, oben mit mehren Längskanten. Die großen Scheeren an der Baſis mit drei beweglichen Stacheln, und an der langen, etwas gebogenen Fangklaue ſechs lange ſpitze kammartige Dornen. Dieſe Seeheuſchrecke iſt etwa 6 Zoll lang, es ſcheint aber auch kleinere, und noch eine größere, an acht Zoll lange, zu geben, deren große Fangſcheere acht Dornen hat. Die kleineren Scheeren der Füße dahinter ſind rundlich. Im Leben ſchillern dieſe Thiere wie Perlenmutter, in verſchiedenen Tinten von Ultramarin, Violet, Purpur und Grün. Die Augen ſind goldgrün. Mit den vorderen Scheeren faſſen ſie ihren Raub nach Art der Fangheuſchrecken, mit welchen Landgeſchöpfen ſie auch manche andere Aehnlichkeit gemein haben. Sie ſind ſehr furchtſam und flüchtig. Ihr Fleiſch iſt angenehm, daher ſie gern geſpeiſt werden. Sie finden ſich im ganzen mittelländiſchen und adriatiſchen Meere, auf dem Schlammgrund; man fängt ſie in Netzen. Herbſt, T. XXXIII. Degeer VII, T. 34. — 2) S. Desmarestii *Risso*. Crust. de Nice, T. 2, F. 8. Findet ſich gleichfalls daſelbſt, hat nur drittehalb Zoll Länge, und ſeine Fangzangen fünf Zähne; die Schale und die Mitte der Bauchſegmente ſind, mit Ausnahme des letzteren, glatt und eben. Braungelb, mitunter ins Roſenrothe. — 3) S. maculata *Fabr.*, Landkneiper, groß; der Körper oben glatt; die Fangzangen ſichelartig, kammförmig; das letzte Segment hinten zugerundet und unbewehrt. Im oſtindiſchen Ocean. Fleiſch ſehr wohlſchmeckend. — 4) S. scabricauda *L.* Mit kurzem, etwas herzförmigem, viermal gefurchtem Bruſtſtück; der Bauch von vielen Körnchen rauh, die Fangarme mit acht Zähnen. Die vier Kinnladenfüße mit zugerundeten, gewimperten Händen. In Oſtindien. Desmareſt, Consid. sur la classe des Crust., T. XLII. — S. Scyllaeus *Fabr.*, ſ. v. a. Gonodactylus Scyllarus *Latr.* — Die einzige foſſile und auch nur in einem einzigen Exemplare vom Monte Bolco bekannte Art iſt S. antiqua *v. Münster* (Beitr. V, S. 76, Taf. 9, Fig. 11), am ähnlichſten der lebenden S. scabricauda *Lam.* jedoch nur mit 6 Seitenzähnen am letzten langen Gelenke des zweiten Fußpaares und mit glatter mittlerer Schwanzfloſſe.

Squillaci (Squillace, Geogr.), 1) italien. Stadt, Neapel, Prov. Calabria ulter. II., ſüdweſtl. von Cantazaro, unweit des gleichn. Golfs, in ungeſunder Lage; Biſchofſitz, Kathedrale, 16 andere Kirchen, geiſtl. Seminar; 3000 Einw.; wurde durch das Erdbeben von 1783 ſehr beſchädigt; — 2) Meerbuſen daſelbſt, Theil des joniſchen Meeres, mit den Vorgebirgen Rizzuto und Stilo, nimmt die Flüſſe Aſſi, Ancinale, Corace, Alli, Tacina ꝛc. auf.

Squillae Radix (pharm. Bot.), ſ. Scilla maritima *L.*

Squillida (Kruſtac.), Heuſchreckenkrebſe, ſ. v. a. Unipeltata, Unterfamilie der Schalenkrebsfamilie der Stomatopoda.

Squinado (Kruſtac.), ſ. v. a. Spinnenkrabbe, Maja Squinado.

Squinanthi Herba (pharm. Bot.), ſ. Andropogon Schoenanthus *L.* unter Bartgras.

Squinzano, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Otranto, nordweſtl. von Lecce; Baumwollbau; 2700 Einw.

Squirrel (engl.), 1) (Säugeth.), ſ. v. a. gemeines Eichhörnchen, Sciurus vulgaris *L.*; — 2) (Ichthyol.), ſ. v. a. gemeiner Stachelbarſch, Holocentrum longipenne *Cuv.*

Squirrel-fish (engl., Ichthyol.), ſ. v. a. Sciaena formosa *Shaw*.

Sr., Abkürzung für Seiner (Genitiv von Er), z. B. Se. Majeſtät.

Sr., 1) Abbreviatur für Sieur, Herr; — 2) chemiſches Zeichen für Strontium.

S. r., 1) (s. rat.), Abkürzung für salva ratificatione, mit Vorbehalt der Genehmigung, Beſtätigung; — 2) (s. rem.), für salva remissione, mit Vorbehalt der Rückſendung; — 3) für sub rubro, unter der Rubrik.

Sra., Abkürzung von Signora, Herrin.

Srabow, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. u. Stadt Tabor; 100 Einw.

Sraddha (ind. Relig.), die Feier der Sakramente, d. h. der den Göttern, den Seelen der Vorfahren, den Geiſtern und Menſchen geheiligten

Digitized by Google

Ceremonien, insbeſondere die den Vorfahren gewidmeten Opfer, die aber allemal mit dem Opfer der Götter anfangen und ſchließen müſſen. Nachdem ein Platz mit Kuhdünger gereinigt und ein Altar von Sand errichtet iſt, wäſcht ſich der Opfernde mit Waſſer, zündet eine mit Butter und Seſamöl gefüllte Lampe an, bereitet unter Gebeten Kiſſen von Kuſagras für die Götter und die Seelen der Vorfahren, ladet ſie feierlich ein, ſich niederzulaſſen und bringt ihnen die Speiſen dar, woran ſie Wohlgefallen haben, wobei gereinigte Butter die Hauptrolle ſpielt, und macht Libationen mit Waſſer. Der Opfernde riecht an die Opferkuchen, ſeine Frau ißt einen, die übrigen werden opfernden Braminen oder einer Kuh gegeben, oder ins Waſſer geworfen. Alles dies geſchieht unter vorgeſchriebenen Gebetsformeln. Das Sakrament der Menſchen bezieht ſich auf die Gaſtfreundſchaft. Die zubereitete Speiſe wird in 4 Theile geſondert, drei für die Götter, die Vorfahren und alle Weſen, der 4. aber zur Bewirthung der Gäſte, wozu die Verwandten, arme Braminen und bettelnde Religiöſe gehören. Erſt wenn dieſe alle geſättigt ſind, ißt auch der Hausvater mit ſeiner Familie.

Sratadewa (ind. Mythol.), mit dem Beinamen Waiwaswata, d. h. Kind der Sonne, Sohn des Sonnengottes Surya, Vater des Ikſchuwaku, des gemeinſchaftlichen Stammvaters der Sonnen- und Mondkinder. Er lebte am Ende des 1. und im Anfange des 2. Weltalters und iſt einerlei mit dem 7. Menu Satiawrata, unter dem die Sündfluth eintrat. Durch ſeine Rettung ward er Stammvater des ganzen folgenden Menſchengeſchlechts.

Sratei (ind. Mythol.), Gemahlin des Angaraſſen.

Srb (Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Klattau, Herrſch. Grünberg; 240 Einw.; — 2) (Srby), Kr. Rakonitz, Herrſch. Smecna, am katſchitzer Bache und an der Eiſenbahn; 210 Einw.

Srbec (Sobrobecz), öſterr.-böhm. Kirchdorf. Kr. Rakonitz, Herrſch. Kornhaus; 440 Einw.

Srbetz (Geogr.), öſterr. Dörfer: 1) Böhmen, Kreis Chrudim, Gut Koſchumberg; 190 Einw.; — 2) daſ., Kr. Bidſchow, Herrſch. Podiebrad; 130 Einw.; — 3) (Srbec, Srbee), Mähren, Kr. Olmütz, Gut Moritz; 130 Einw.

Srbia (m. Geogr.), ſ. v. a. Zebia.

Srbin, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurzim, Herrſch. Schwarz-Koſteletz; 140 Einw.

Srbitz (Srbice, Geogr.), öſterr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Klattau, Herrſch. Chudenitz; 260 Ew.; — 2) daſ., Herrſch. Teinitzel; 250 E.

Srch, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Pardubitz; 260 Einw.

S. R. E., Abbreviatur für Sancta romana ecclesia, die heilige römiſche Kirche.

Sre., Abkürzung für Signore, Herr.

Srebernicza (Srebernik), europ.-türk. Ort, Bosnien, Sandſchak Isvornik, ſüdlich von Isvornik; ſonſt Hauptſtadt eines gleichnam. Sandſchaks, an den Flüſſen Okrina und Drina; Handel; 1500 Einw.; in der Nähe Silberminen.

Srebrnagora, preuß. Dorf, Prov. Poſen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec; kathol. Pfarrei, Hauptgut und Vorwerk; 250 Einw.

Sredne-Janskoe, aſiat.-ruſſ. Ort, Gouv. Jakutsk, ſüdl. von Uſt-Janskoie.

Sredne-Jegorlitzk, europ.-ruſſ. Ort, Land der donſchen Koſaken, an der Grenze von Kaukaſien.

Sredne-Kolymsk, aſiat.-ruſſ. Stadt und Feſtung, Gouv. Jakutsk, links am Kolyma.

Sredniki, europ.-ruſſ. Flecken, Gouv. Wilna, Kr. Roſſiena, rechts am Niemen.

Srednoi, europ.-ruſſ. Inſel, Kurilen-Inſeln.

Sreyanſa (Sreyas, ind. Mythol.), der Herr des Rhinoceros (das ſein Symbol iſt), einer der 24 Buddhas, welche die Dſchaina's verehren, Sohn des Wiſchnu und der Wiſchna (wie ſie die Lakſchmi, Wiſchnu's Gattin nennen).

S. R. I., Abbreviatur für Sacri Romani Imperii, d. i. des heiligen römiſchen Reiches, in Verbindung mit Titeln, z. B. S. R. I. Archimareschallus.

Sri (ind. Mythol.), ſ. v. a. Siri, ſ. Lakſchmi.

Srih Wickreme Radſcha Singha, letzter König von Ceylon (ſ. d.).

Srilgaſch, Landzunge, ſ. Perekop.

Srinagara, Land, ſ. Ganges.

Sriner Gebirg, ſ. v. a. Zriner Berge.

Srint (Med.), eine in Ungarn endemiſche Krankheit, mit entzündlicher Geſchwulſt der Mündung der Gaumenhöhle oder des Afters.

Sri Rama (ind. Mythol.), ſ. Rama.

Sri Ranga Patam, Stadt, ſ. v. a. Seringapatam.

Sriſau (Strizow), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrſch. Woporan; 460 Einw.

Srnjn, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrſch. Krumau; 200 Einw.

Srnoged, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Pardubitz; 120 Einw.

Srny, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Gut Preſtawlk; 260 Einw.

Srocko, preuß. Dörfer, Prov. und R.-B. Poſen: a) (Groß-S.), Kr. Koſten; 270 Ew.; — b) Kr. Poſen; 140 Einw.

Sroczewo, preuß. Hauland, Prov. und R.-B. Poſen, Kr. Schrimm; 210 Einw.

S romanum (Anat.), ſ. Grimmdarm.

Sromle, öſterr.-ſteier. Pfarrdorf, Kr. Cilli, Bez. Rann; 170 Einw.

Srub (Geogr.), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Chrudim, Herrſch. Chotzen; 470 Einw.

Srub (Waarenk.), ſ. v. a. Schrub.

Srudaſanen, **Srudaggirti**, **Srudawarmen** (ind. Mythol.), 3 von den 5 Söhnen, welche die Gattin der 5 Pandu's, Derwadri, dieſen ihren Ehemännern gebar; die beiden Andern heißen Peidywandagen und Sandanigen.

Srutis und Miechutele (litth. Mythol.), Götter, welche angerufen wurden, wenn man

Digitized by Google

in den Wäldern Kräuter zur Färbung der Wolle ſuchte, vergl. Preußiſche Mythologie.

SS., Abkürzung, 1) für Sacro-sanctus (ſ. d.); z. B. SS. TH. D. (sacro-sanctae theologiae doctor), der heiligen Gottesgelahrtheit Doktor; — 2) für Sanctissimus, ſehr heilig, der Heiligſte; — 3) am Ende eines abgekürzten Wortes deutet es den Superlativus eines Adjektivs oder den Pluralis eines Subſtantivs an, z. B. Caess., Caesares; Coss., consules consulibus; doctiss., doctissimus.

Ss..., neue Schreibart für das einfache S in ruſſ. Eigennamen.

S. S., Abkürzung für Sacra Scriptura, die heilige Schrift; — 2) für Sua Sanctitas, Seine Heiligkeit, d. i. der Papſt.

ß (Gramm.), nicht eine Verbindung von ſ u. z, ſondern von ſ u. s, daher es nicht nur am Schluß von Sylben oder ganzen Wörtern nach geſchärften Vokalen ſteht. In latein. Schrift iſt es durch ss, nicht durch sz zu geben. Gehört das eine ſ zum Schluß, das andere zum Anfang einer andern Sylbe, ſo wird ſſ geſetzt.

Sſa Abatago, Feſtung, ſ. v. a. Achalzik.

Sſa Atabago, Land, ſ. v. a. Gruſien, ſüdliches.

Sſabak (Ichthyol.), ſ. v. a. Hund, ruſſiſcher Name der kleinen Haien des ſchwarzen Meeres.

Sſabbahiten, ſ. Mohammedaniſche Sekten.

Sſabchiten, } ſ. Mohammedaniſche Re-
Sſadakah, } ligion.

Sſadikiten, ſ. Mohammedaniſche Sekten.

Sſäng-nun-tang, das Feld, worauf der chineſ. Monarch mit ſeinem Hofe jährlich einmal pflügt.

Sſafarino Kagami (jap. Mythol.), der Spiegel der Erkenntniß, welcher vor dem Fürſten der Hölle ſteht und in welchem er alle Verbrechen der vor demſelben Hintretenden in ihrem wahren Lichte erkennt.

Sſagiri, türk. Dichter, ſ. Kaſas Ali Sſari Asma.

Sſalih, ſ. v. a. Mohammedaniſche Religion.

Sſallhiten, ſ. Mohammedaniſche Sekten.

Sſalzzo, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. St. Petersburg, ſüdöſtlich von St. Petersburg, an der Wolchow.

Sſallian, Diſtrikt, ſ. v. a. Salian.

Sſaltiten, ſ. Mohammedaniſche Sekten.

Sſa Mikhelaſſo, aſiat.-ruſſ. Diſtrikt, Georgien, Imerethi.

Sſamſſundſchi-Baſchi (Sambongi-Baſchi), ſonſt der Oberſte des 5. Janitſcharen-Orta und zugleich der großherrliche Bullenbeißerwärter.

Sſanang Sſetzen, ſ. Mongoliſche Sprache.

Sſangdſchai (Sſanggjai), indiſche Mythol.), Name des Buddha bei den Tübetanern, wo er als der oberſte Regierer der jetzigen Weltperiode die größte Verehrung genießt.

Sſanſchuang, d. h. Maulbeergarten, ein Garten in Peking, wo des Monarchen Gemahlin jährlich einmal der Seidenraupenzucht wartet, damit ihr Beiſpiel dieſelbe, wie das ihres Gemahls den Feldbau, belebe.

Sſarkand, ſ. v. a. Sarepta.

Sſaſenowa, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Smolensk, ſüdöſtlich von Bjeloi.

Sſati, ſ. v. a. Wedas, vgl. Sanſkrit.

Sſaurbak (Sſaurmeg), 215—140 v. Chr., König von Georgien (ſ. d.).

Sſe (Geogr.), 1) Tſe, aſiat. Stadt, China, Prov. Ho-Nan, nördl. von Tſchang-Te; — 2) Sſe-En (Sſe-Nghen), Stadt daſ., Prov. Kuang-Si, nordweſtlich von Nan-king, in gebirgiger Gegend; — 3). S.-Ling, Stadt daſ., ſüdlich in der Prov. Kuang-Si, ſüdweſtl. von Sſe-Ming; — 4) S.-Ming, Stadt daſ., ſüdweſtl. von Thai-Phing, an der Grenze von An-Nam; — 5) S.-Nan, Stadt daſ., im Nordoſten der Prov. Kuei-Tſchen, nordöſtl. von Schi-Thſian, links am Ou-Kiang, in einer weiten, von Bergen umgebenen Ebene; — 6) S.-Nghen, ſ. v. a. S.-En; — 7) Sſen-Ton, Stadt daſ., Prov. Se-Tchuan, nordöſtl. von Tſchung-Khing, links am Kin-Schakiang; — 8) S.-Tcheu, Stadt daſ., öſtlich in der Prov. Kuai-Tſcheu, ſüdöſtl. von Schi-Thſian, am gleichn. Fluß; — 9) S.-Tſchhing, Stadt daſ., weſtlich in der Prov. Kuang-Si, am Urſprung eines Fluſſes, im Gebirge; — 10) S.-Tſchhouan, Provinz, ſ. v. a. Setſchuen; — 11) S.-Tſchin, Stadt daſ., Prov. Kuang-Si, nordweſtl. von Thai-Phing, in einer gebirgigen Gegend; — 12) S.-Tſchui, Stadt daſ., Prov. Schan-Tung, nordöſtl. Yan-Tſchen.

Sſe, Münze, ſ. China.

Sſebeſh, europ.-ruſſ. Kreisſtadt, Gouv. Witebsk, ſüdöſtlich von Luizin, am gleichn. See; 1700 Einw.

Sſedkür, Geiſter, ſ. Lamaismus.

Sſedlowo, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Witebsk, nördlich von Sſebeſh.

Sſednew, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Tſchernigow, nordöſtlich von Tſchernigow, am Snow.

Sſehabet, ſ. Mohammed.

Sſe-hai, chineſ. Name für China.

Sſelez, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Grodno, nordöſtlich von Pruſchanü.

Sſelo, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Witebsk, weſtlich von Witebsk, an der Dwina.

Sſe-ma-tan und **Sſe-ma-tſian**, chineſ. Geſchichtſchreiber, ſ. Chineſiſche Literatur.

Sſemlewo, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Smolensk, ſüdweſtlich von Wiäsma.

Sſenepolac, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Tſchernigow, ſüdweſtlich von Koſelez.

Sſera-Gvomba, ſ. Lamaismus.

Sſerbino, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. St. Petersburg, ſüdweſtlich von Luga.

Sſerboika (Ethnogr.), in der Moldau ꝛc. ein von Männern allein aufgeführter Tanz mit wilden Schwenkungen und Sprüngen, wobei z. B. in der Bukowina auch Betten und andere Gegenſtände geſchwungen werden.

Sſeriakow, Iwan, Bildhauer zu St. Petersburg, ſtammt aus einer leibeigenen Bauern-

Digitized by Google

familie und äußerte ſchon in früher Jugend entſchiedene Anlage zur zeichnenden Kunſt, mußte aber das Schloſſerhandwerk erlernen. Doch übte er ſich in jeder freien Stunde auch im Zeichnen und fand endlich Gelegenheit, an der Akademie in St. Petersburg ſich ausſchließlich der Kunſt widmen zu können, da er 1826 ſeine Loskaufung erwirkte. S. gehört jetzt zu den vorzüglichſten ruſſiſchen Bildhauern, deſſen Werke mit Auszeichnung genannt werden. Sie ſind meiſt in Marmor ausgeführt.

Sſerutû, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Witebsk, öſtlich von Nebel.

Sſeejudi, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Pſkow, ſüdweſtlich von Cholm, an der Lowat.

Sſetek (ſlav. Myth.), ſlav. Gott, welcher mit dem römiſchen Lar verglichen wird.

Sſetſchuan, Provinz, ſ. v. a. Setſchuen.

Sſewanga, Inſel, ſ. Gökdſche (Goktſchai).

Sſewer, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Nowgorod, im Bezirk der Militär-Kolonien, an der Grenze von Pſkow.

Sſewsk (Geogr.), ſ. v. a. Sewsk.

Sshereschni (ruſſ., Bot.), ſ. v. a. Süßkirſche, Prunus avium L.

Ssi (Bot.), in Japan ſ. v. a. Gardenia radicans.

Sſiambo, ſ. v. a. Dſchulamerk.

Sſi-Tſan (Sſi-Zzang), ſ. v. a. Tübet.

Sſiemjatuze, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Bialyſtok, oſtlich von Drohitſchin.

Sſifat, ſ. Mohammedaniſche Religion.

Sſikkam, Stadt, ſ. v. a. Chagain.

Sſinjawka, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Minsk, weſtlich von Sluzk.

Sſinyan-fu (Geogr.), ſ. v. a. Singan.

Sſirath, ſ. Mohammedaniſche Religion.

Sſitomljä, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Nowgorod, ſüdweſtlich von Tichwin.

Sſiweſchina, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Witebsk, ſüdöſtlich von Driſſa, an der Driſſa.

Sſjr, Franz, geb. 1796 zu Budin, Profeſſor der Humanitätswiſſenſchaften zu Gicin. Ueberſetzte Müllners Schuld u. Mehres aus dem Griechiſchen in das Böhmiſche.

Sſkepuia, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Mohilew, ſüdöſtlich von Rogatſchew, am Dniepr.

Sſkidel, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Grodno, ſüdöſtlich von Grodno.

Sſkorodnoe, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Minsk, ſüdweſtlich von Moſür.

Sſlobodka, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Minsk, ſüdweſtlich von Minsk.

Sſlomjänka, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Wilna, weſtlich von Kowno, am Einfluſſe der Niewiecza in den Niemen.

Sſlutſch, europ.-ruſſ. Fluß, Gouv. Volhynien, mündet in den Gorün.

Sſmolewitſchi, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Minsk, nordöſtlich von Minsk.

Sſmolin, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Tſchernigow, ſüdweſtlich von Tſchernigow, nahe an der Desna.

Sſnow (Geogr.), 1) europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Grodno, nordweſtlich von Slonim; — 2) Fluß daſ., Gouv. Tſchernigow, mündet in die Desna, rechts.

Sſodadani (ind. Myth.), König von Magada, dem Mittelreich Indiens, dem Hauptſitz aller Mythen jenes Landes. S. war vermählt mit Maha Maja, welche Dſchakſchiamuni, der höchſte Gott, wählte, um, als fünffarbiger Lichtſtrahl in ſie eingehend, als Buddha durch ihre rechte Armhöhle geboren zu werden.

Sſoferiten, ſ. Mohammedaniſche Religion.

Sſotolowka, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Tſchernigow, ſüdweſtlich von Tſchernigow, an der Desna.

Sſolenki, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Smolensk, öſtlich von Wiäsma.

Sſorokina, europ.-ruſſ. Ort, Gouvernem. Pſkow, ſüdöſtlich von Porchow.

Sſoſh, europ.-ruſſ. Fluß, Gouv. Mohilew, mündet in den Dniepr, rechts.

Sſoſnitza, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Witebsk, ſüdöſtlich von Polozk, an der Dwina.

Sſoſſowa, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Smolensk, nordöſtlich von Dorgobuſh.

S. st., ſ. v. a. sine stipitibus, ohne Stiele (auf Recepten).

S-ſtange (Schwertf.), eine kleine Stange in Geſtalt eines lateiniſchen S., im Gefäße eines Pallaſches.

Sſtiawnika, Stadt, ſ. v. a. Schemnitz.

Sſtidla, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Bidſchow, Herrſch. Weliſch-Wokſchitz; 130 Einw.

Sſtolnik, ſonſt die vornehmen Hofbeamten bei den ruſſiſchen Czaren, welche für deren Tafel zu ſorgen hatten.

Sſtrigino, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Smolensk, ſüdöſtlich von Smolensk.

Sſu (Staatsw.), ſ. China (Geogr.).

Sſütſchuan, Provinz, ſ. v. a. Setſchuen.

Sſufi und **Sſufismus**, ſ. v. a. Sofi, Sofismus.

Sſumawa, Gebirg, ſ. v. a. Böhmerwald.

Sſunaga, europ.-ruſſ. Fluß, Gouv. Witebsk, fließt von Süden nach Norden, durch Pſkow, in die Welikaja.

Sſundsja, Fluß, ſ. v. a. Sundſcha.

Sſung-kiang-fu (Geogr.), ſ. v. a. Songkiang.

Sſunit, aſiatiſches Fürſtenthum, Mongolei (ſ. d.).

Sſunskaja, europ.-ruſſ. Ort, Gouvernem. Pſkow, ſüdöſtlich von Oſtrow, an der Welikaja.

Sſupraſl, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Bialyſtok, nordöſtlich von Bialyſtok.

Sſurazh, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Bialyſtok, ſüdweſtlich von Bialyſtok.

Sſurmag, König, ſ. v. a. Sſaurbak.

Sſurokorenje, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Smolensk, ſüdweſtlich von Smolensk.

Sſutſcheu, Stadt, ſ. v. a. Sutſcheu.

Sſwedniki, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Volhynien, ſüdweſtlich von Kowel.

Digitized by Google

Sſwerchkowo, europ.-ruſſ. Ort, Gouvern. Smolensk, ſüdöſtlich von Smolensk.

Sſwiſlotſch, europ.-ruſſ. Ort, Gouvernem. Minsk, am Einfluſſe des gleichnam. Fluſſes in die Bereſina.

Sſwjatoc, europ.-ruſſ. Ort, Gouv. Tſchernigow, ſüdlich von Koſelez.

St., Sta., Abbreviatue für Sanctus oder Saint, heilig.

S. T., Abbreviatur für Salvo titulo (ſ. d.), mit Vorbehalt des Titels.

Staab (Stoda), öſteer.-böhm. Marktflekken, Kr. Pilſen, Herrſch. Chotieſchau; Pfaerei, 2 Spitälee, Rathhaus, Militärkaſerne, Fahr- und Briefpoſt; 1320 Einw.

Staacken, peeuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Oſt-Havelland; Filialkieche, 2 Güter; 280 Einw.

Staacko, peeuß. Dorf, Peov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; 120 Einw.

Staackow, preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; Boeweek; 170 Einw.

Staad (Geogr.), 1) bad. Weiler, Seekeis, Amt Konſtanz; 180 Einw.; — 2) ſchweizee. Doef, Kant. St. Gallen, am Bodenſee, mit ſtaek beſuchtem Hafen.

Staaden, Marktflecken, ſ. v. a. Staden.

Staadl (Stadtl), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz Hereſch. Sternberg; 150 Einw.

Staads en entre deux mers, geringeee Sorten bordeauxer Weine, welche beſondees nach Holland ausgeführt werden. Sie ſind weiß von Farbe. Staads-Stoom nennt dee Holländee eine beſſere Soete eben dieſer Weine.

Staag (Schifff.), ſ. v. a. Staz.

Staake, ſ. v. a. Stake.

Staakholz (Bauw.), ſ. Fachholz.

Staal (Biogr.), 1) Marguerite Jeanne Coedier, Baronin von, eine duech Geiſt und Bildung ausgezeichnete Frau, 1693 zu Paris geb., ward von ihrem Vater, dem Maler de Launai, welcher ſich aus Frankreich entfernen mußte, in Dürftigkeit zurückgelaſſen. Sie wurde zwar in das Stift St. Louis zu Rouen genommen, ſah ſich aber nach dem Tode dee Priorin de Grieu genöthigt, daſſelbe wieder zu verlaſſen und wegen ihrer Armuth als Kammerjungfer in die Dienſte der Herzogin du Maine zu Sceaux zu treten. Schon ſollte ſie aber wegen ihrer Unbeholfenheit wieder entlaſſen werden, als ſie duech einen witzigen Brief, welchen ſie an den Philoſophen Fontanelle übee eine Tagesbegebenheit von Paris geſchrieben hatte, die Aufmerkſamkeit dee Herzogin erregte, welche ſie von nun an zu allen Feſten zog. Hierauf wurde ſie durch ihre Verſe und Pläne zu einigen Theateeſtücken, welche ſie entwarf und die man dort aufführte, den Prinzen und vielen geiſtreichen Männern des Hofs bekannt, deren Gunſt und Achtung ſie ſich durch ihee Talente erwarb. Während dee Regentſchaft theilte ſie zwei Jahre lang die Gefangenſchaft der 1718 nach Ludwigs XIV. Tode in Ungnade gefallenen Herzogin in der Baſtille und wurde nach ihrer Befreiung an den Kapitän bei der Schweizergarde und Marechal de Camp, Baeon von S., verheirathet. Sie † am 15. Juni 1751 zu Gennevilliers bei Paris. Die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes zeigte ſich, durch Schüchternheit und Kränklichkeit zurückgehalten, wenigee in ihrer Unteehaltung, als in ihren Schriften; abee erſt nach ihrem Tode erſchienen ihre „Mémoires“ (Paris 1755, 3 Bde., 12.), nebſt zwei ziemlich unbedeutenden Luſtſpielen. Die erſteren, ſo wie ihre Briefe an den Marquis von Silly und an d'Héeicourt, welche erſt 1806 zu Paris (2 Bde.) erſchienen, zeichnen ſich durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Schreibart aus. Ihee „Oeuvres complètes“ erſchienen Paris 1821, 2 Bde.; die neueſte Ausgabe ihrer Memoiren iſt in Barrière's „Bibliothèques des mémoires“ (I. Bd., Par. 1846) enthalten. — 2) Karl Guſtavowitſch von, ruſſ. Geneeal dee Kavalerie, Mitglied des Senats, Kommandant von Moskau und Chef des allgemeinen Kriegshoſpitals, am 31. Auguſt (n. St.) 1777 zu Reval geboren, ſtammt aus einer alten, aus Deutſchland eingewanderten Familie. Er nahm frühzeitig Kriegsdienſte und war ſchon Offiziee unter der Kaiſerin Katharina II., gelangte aber erſt untee Kaiſer Paul im Kriege zwiſchen Rußland und Frankreich zu glänzenden Ehrenſtellen. Unter Suwarow, dem die oberſte Leitung dieſes Kriegs anveetraut wurde, focht ee zuerſt in Italien, dann in dee Schweiz, unter Kaiſer Alexander, dee den Kampf gegen Napoleon wieder aufnahm, 1805 bei Auſterlitz, 1807 bei Gutſtadt, Heilsberg und Friedland. Im J. 1813 nahm er thätigen Antheil an den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Dresden, Kulm und Leipzig, und 1814 bei Brienne und Montmartee. Nach dem Frieden nahm ee als Generalmajoe ſeinen Abſchied und beſchäftigte ſich mehre Jahee auf ſeinem Gute in Kleinrußland mit dem Landbau, ſchuf große Strecken wüſten Landes zu blühenden Gärten um und trug zur Verbeſſerung der Agrikultur in Kleinrußland durch Rath und That weſentlich bei. Nachdem er durch die Ranke ſeiner Gläubiger und durch Unglücksfälle mancherlei Art ſein ſchönes Gut verloren, ſah er ſich genöthigt, wiedee Staatsdienſte zu nehmen. Wechſelnd war er Generaladjutant des Großfürſten Konſtantin in Petersburg und Polen, und Gouverneue im Süden Rußlands. Er unterdrückte die Unruhen in Moskau, welche 1830 zur Zeit der aſiatiſchen Cholera ausbrachen. Schon früher war er bei Wilna thätig geweſen, als hier in der Kriegszeit ein furchtbar graſſirendes Hoſpitalfieber Tauſende untee den Truppen hinweggraffte; in Südrußland hatte er der Verbreitung der Peſt durch ſchnelle und weiſe Maßregeln Schranken geſetzt; auch zur Unterdrückung dee Cholera trug er das Seinige bei, indem ee die Krankenhäuſer beſuchte, liebreich mit den Erkrankten ſprach, füe zweckmäßige Beſtattung der Leichen ſorgte und die Gemuther der Menge, die auf ihn wie auf ihren Retter hinblickte, beruhigte. In Anerkennung dieſer Verdienſte ernannte ihn der Kaiſee Nikolaus als Generallieutenant zum Kommandanten von Moskau und zum Chef des allgemeinen Kriegshoſpitals, in welchen Eigenſchaften er ſich durch ſeine ächte

Digitized by Google

Humanität und ſeine umfaſſende Thätigkeit die Liebe aller ſeiner Untergebenen in einem ſeltenen Grade zu erwerben gewußt hat. Bei der Abweſenheit des Fürſten Galyczin von Moskau, 1839 wurde S. mit der Verwaltung des Gouvernements als ſtellvertretender General-Kriegs-Gouverneur beauftragt, 1840 zu Sitz u. Stimme in den Senat berufen, und 1844 zum General der Kavalerie erhoben, zugleich aber auch in ſeiner frühern Stellung als Kommandant von Moskau belaſſen. S. verbindet mit militäriſchem Talent eine große Umſicht in den Adminiſtrativgeſchäften. Kein Zweig der Verwaltung iſt ihm unbekannt; mit Einſicht und richtigem Takt griff er überall in den Gang der Geſchäfte ein; Mißbräuche aller Art wurden unter ihm abgeſchafft, Ungerechtigkeiten beſeitigt und dem alten Schlendrian in der Geſchäftsführung ein Ende gemacht. Beſtechlichkeit und Eigennutz lagen ſeinem Charakter durchaus fern; ſeine Freimüthigkeit und die Intriguen ſeiner Feinde zogen ihm wiederholt die Ungnade des Kaiſers zu, der ihm jedoch immer wieder ſeine Gunſt zuwendete.

Staalen (Handlungsw.), ſ. v. a. Stahlen.

Staan, alter König von Aegypten.

Staapen, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Magdeburg, Kr. Salzwedel; 120 Ew.

Staar (Ornith.), Vögelgatt., ſ. v. a. Sturnus *L.*

Staar (Augenheilk.), eine Beſchränkung oder gänzliche Aufhebung des Sehvermögens, die entweder in den nervöſen Gebilden des Auges, als ſchwarzer S. (Amaurosis), od. in einer Trübung der Kryſtalllinſe, als grauer S. (Cataracta), oder des Glaskörpers, als grüner S. (Glaucoma), ihren Grund hat.

1) Schwarzer S., Amauroſe, von ἀμαυρός, ſchwach, ſtumpf, Gutta serena. Man unterſcheidet bei dieſer Krankheit zwei Grade, Schwäche des Sehvermögens, Amblyopie, und gänzliches Aufgehobenſeyn deſſelben, Amauroſe; jener geht gewöhnlich dieſem vorher und bildet das erſte Stadium des ſchwarzen S. (Amblyopia amaurotica). Amauroſe iſt Tod des Sinnesorganes, Amblyopie nur ein niederer oder höherer Grad von Lebensſchwäche deſſelben. Das weſentlichſte, oft allein vorhandene Symptom der Amblyopie iſt ein unreines oder geſchwächtes Geſicht, Störung oder Beſchränkung des Sehvermögens. Die objektiven Erſcheinungen ſind oft ſehr unbedeutend; ſie können gänzlich fehlen; man muß ſich zuweilen lediglich auf die Verſicherung des Kranken verlaſſen. Die Regenbogenhaut iſt alsdann beweglich, die Pupille regelmäßig, rein ſchwarz, das Auge hat äußerlich ganz das Ansehen eines geſunden, ſelbſt wenn ſchon vollſtändige Erblindung eingetreten iſt. Iſt nur ein Auge erblindet, ſo wird ſeine Pupille, welche konſenſuell den Bewegungen des geſunden Auges folgt, augenblicklich ſtarr und in ihrer Geſtalt verändert, ſobald man das geſunde Auge ſchließt. Eine völlig unbewegliche Pupille deutet bei Abweſenheit von organiſchen Bildungen in der Iris ziemlich ſicher auf mangelhafte Sehkraft; man verſäume es deshalb bei der Unterſuchung eines angeblich ſchwachen Auges nie, das geſunde zu ſchließen und nun das Licht in verſchiedenen Abſtufungen in das kranke fallen zu laſſen, wodurch man für manche Fälle ein Hülfsmittel erhält, ſich von der Wahrheit der Ausſagen des Kranken in Betreff ſeiner Geſichtsſchwäche zu überzeugen. Weniger konſtant ſind folgende Zeichen der Amblyopie: Empfindlichkeit gegen das Licht, Beweglichkeit und Blinzeln des Auges, zu enge, zu weite, verzogene, nicht in der Mitte befindliche Pupille, aufgehobene, träge, krampfhaft zitternde Bewegung der Iris, bleiche Schwärze der Pupille, Schmerzen im Auge, leiche eintretende Röthe der Bindehaut, Schielen, Schiefſtehen eines Augapfels durch Lähmung eines oder mehrer Augenmuskeln, Thränen oder Trockenheit des Auges. Die Störungen des Sehvermögens bei Amblyopiſchen ſind ſehr verſchieden; oft treten ſie nur bei fortgeſetztem Gebrauche des Auges ein, die Schrift fließt dann beim Leſen in einander, es entſtehen Schmerzen in der Tiefe des Auges. Einige Kranke ſehen nur bei mäßigem Licht, kehren dann den Rücken gegen das Fenſter, dann ſehen ſie zuweilen ſehr ſcharf (Oxyopia), bei hellem Lichte dagegen iſt das Auge geblendet, welcher Zuſtand in wahre Tagblindheit übergehen kann. In andern Fällen ſehen die Kranken nur bei ſehr hellem Licht, in der Dämmerung ꝛc. dagegen ſehr ſchlecht; ſie leiden dann an wahrem Lichthunger und der Zuſtand kann ſich bis zur Nachblindheit ſteigern. Zuweilen erſcheinen Amblyopiſchen die Farben anders, als im geſunden Zuſtande, manche heller, manche dunkler, ſchmutziger. Sie ſehen ſchwarze Punkte, Flecken, Figuren, Farben, Blitze, Feuerräder, zuweilen ſehen ſie doppelt oder das Geſichtsfeld verkleinert ſich. Zuweilen iſt nur ein Stück des Sehfeldes dunkel; ein anderes ſeitliches, oberes, unteres noch thätig (Amaurosis dimidiata), der Kranke ſieht dann zuweilen nur die Hälfte der Gegenſtände, zuweilen erſcheint die Geſtalt der Gegenſtände unrichtig (Visus metamorphoticus).

Die meiſt nur ſparſam vorhandenen, zuweilen ganz fehlenden objektiven Symptome ſind folgende: Zuweilen findet man, daß das Auge nicht mehr die natürliche Farbe hat, den natürlichen Glanz nicht mehr zeigt, matt iſt, ohne daß man eine Verdunkelung findet. Die Regenbogenhaut iſt träg in ihren Bewegungen, ihre Farbe alienirt; die Pupille iſt meiſt nicht mehr regelmäßig rund, oval, oder winkelicht, zuweilen verengt, oder auch unregelmäßig erweitert. In der Tiefe der Pupille bemerkt man zuweilen eine Trübung, die bei ſeitlicher Betrachtung des Auges ſchwindet. Charakteriſtiſch iſt, daß, mit Ausnahme beim erethiſchen S., die Kranken gegen das Licht nicht empfindlich, ſondern lichthungerig ſind. In höherem Grade der Amauroſe beobachtet man oft Halblähmung der Augen- und Augenlidmuskeln. Bezeichnend iſt der Blick Amaurotiſcher; das erblindete Auge folgt zwar in gewiſſem Maße den Bewegungen des geſunden, fixirt aber den Gegenſtand nicht, und ſo entſteht Schielen. Sind beide Augen amaurotiſch, ſo ſtarren ſie gerade aus ins Unbeſtimmte, Leere; der Blick bekommt mit der Zeit etwas

Digitized by Google

Starres, Todtes, das Auge wird träge in ſeinen Bewegungen, zeigt ein mattes Anſehen. Das amaurotiſche Auge unterſcheidet ſich von dem kataraktöſen oder durch Hornhautfehler erblindeten, wobei der Kranke auf der einen oder andern Stelle mehr Lichtempfindung hat und deshalb fortwährend mit den Augen ſucht. Ueberhaupt iſt es in der Regel leicht, den ſchwarzen S. vom grauen zu unterſcheiden (Andreä). Zwar verliert auch in jenem zuweilen die Pupille ihre reine Schwärze, ſieht matt, rauchig, manchmal grünlich grau, ſelbſt weißlich und röthlich aus; aber dieſe Trübung ſteht in keinem Verhältniß zur Abnahme des Sehvermögens, iſt viel zu gering, um als Trübung der Linſe einen ſo bedeutenden Grad von Geſichtsſchwäche oder Blindheit zu bedingen. Auch gewahrt man, beſonders von der Seite, dieſe Trübung tief im Hintergrund des Auges und ſie erſcheint konkav. Doch gibt es zwei Fälle, in denen die Diagnoſe ſchwieriger ſeyn kann; nämlich beim erſten Entſtehen eines reinen Linſenſtaares, wenn die Trübung dunkelgrau und noch unbedeutend hervortritt, und ebenfalls nur von der Seite entdeckt wird. Sodann bei der Cataracta nigra, wo indeß die Trübung unmittelbar hinter der Pupille ſichtbar iſt und kein Spiegelbild des Beobachters in der Pupille wahrnehmen läßt.

Verlauf. Schwarzer S. hat in Bezug auf Entwickelung, Verlauf, Dauer wenig Beſtändiges. Er entſteht unbemerkt und nimmt allmählig zu. Zuweilen wird die Krankheit geheilt, zuweilen bleibt ſie auf einer niedern Entwickelungsſtufe ſtehen, zuweilen geht ſie unaufhaltſam in unheilbare Erblindung über. Zuweilen entſteht Amauroſe plötzlich gleich einem Schlagfluſſe. Meiſtens werden beide Augen zu gleicher Zeit oder eines nach dem andern ergriffen, namentlich wenn das Uebel aus einer allgemeinen Urſache hervorging. Iſt die Amauroſe angeboren, in frühheſter Kindheit entſtanden, oder durch rein örtliche Urſachen bedingt, ſo beſchränkt ſie ſich gewöhnlich auf ein Auge. Die Ernährung des amaurotiſchen Auges leidet zuletzt, es wird weich, klein, atrophiſch, ſeine Feuchtigkeiten trüben ſich, es entſteht Katarakt, Glaukom. Oft iſt noch das völlig erblindete Auge ſehr empfindlich gegen die Einwirkung des Lichtes; ſolche Kranke müſſen noch fortwährend einen Lichtſchirm tragen.

Urſachen des ſchwarzen S.s. Amauroſe bindet ſich im Allgemeinen an kein Alter und Geſchlecht, doch haben Individuen mit ſchwarzen oder braunen Augen bei Weitem mehr Anlage zu derſelben, als dergleichen mit blauen oder grauen. Dunkele Augen haben beim Aufhören der Menſtruation und bei unterdrücktem Hämorrhoidalfluß beſonders für ihr Geſicht zu fürchten. Individuen mit ſogenanntem nervöſem Habitus, mit leicht erregbarem Nervenſyſtem, plethoriſche Menſchen mit Neigung zu Kongeſtionen nach dem Kopf und dem Auge haben beſondere Dispoſitionen zu dieſer Krankheit; wie denn überhaupt in der Mehrzahl der Fälle die nächſte Urſache in einem ungewöhnlichen Andrange des Blutes nach dem Auge beſteht. Selten iſt Amauroſe erblich. In ſeltenen Fällen entſteht ſie durch Idioſynkraſie, beim Gebrauche gewiſſer Nahrungs- und Arzneimittel, während der Schwangerſchaft, nach deren Ende ſie verſchwindet. Doch iſt ein Fall aufgezeichnet, in welchem ſie auch nach der Entbindung fortwährte und die Leidende blind blieb. Bleipräparate, bittere Mittel, z. B. Quaſſia, Narkotika, Opium, Bilſenkraut, Belladonna, Fingerhut, Stechapfel 2c., Gummi ammoniacum, G. galbanum u. ſ. f. ſind im Stande, ſchwarzen S. hervorzurufen. Ob dies auch der Fall mit Cichorienkaffee und bitterem Biere iſt, ſteht zu bezweifeln. Infarkten des Unterleibes, Hypochondrie, Hyſterie, andauernde Blutkongeſtionen nach dem Kopfe durch Anſtrengung der Denkkraft, forcirte Märſche, Unterdrückung gewohnter Blutflüſſe 2c. können einen amaurotiſchen Zuſtand erzeugen. Ebenſo der Sonnenſtich, einige Augenentzündungen, Hirnentzündung, Mißbrauch der Augen beim Betrachten kleiner glänzender Gegenſtände, beſonders durch Mikroſkope und die Lupe, plötzlicher Wechſel von Helle und Dunkelheit, das Eindringen des Blitzes in eine dunkle Stube, das Reiſen bei Sonnenſchein in einer beſchneiten Gegend, zu helle, weißgetünchte Krankenzimmer, beſonders bei Nervenfiebern, Arbeiten bei flackerndem Licht, Nachtwachen, anhaltendes Weinen, langer Aufenthalt im Finſtern, wodurch die Augennerven in Unthätigkeit gehalten werden, Erkaltung der Augen, Baden derſelben in ſehr kaltem Waſſer, Erſchütterungen des Augapfels, der Druck der niedergedrückten Linſe auf die Netzhaut, Verletzungen des Ciliarkörpers und der Ciliarnerven, Zerreißung der Netzhaut, Extravaſate und Geſchwülſte in der Augenhöhle, Caries derſelben. Oft liegt die Urſache der Amauroſe in allgemeiner oder örtlicher Schwäche, z. B. durch Onanie, zu häufige Pollutionen, Speichelfluß; oft iſt Kummer, Verdruß, plötzlicher Schreck, Zorn 2c. Schuld an der Krankheit. Nach Typhus hat man häufig vorübergehende und bleibende Amauroſe beobachtet. Reize und Metaſtaſen, welche durch Mitleidenſchaft ſchwarzen S. hervorrufen können, ſind die Anſammlung von gaſtriſchen Stoffen, Würmer, Stockungen im Pfortaderſyſtem, Unterdrückung der Katamenien der Milchabſonderung, des Lochienfluſſes, unterdrückte Fußſchweiße, Erkaltung des ſchwitzenden Kopfes und Geſichtes, unvorſichtig geheilte Fußgeſchwüre, zurückgetretener Schnupfen, Rheumatismen, Luſtſeuche, unterdrückter Kopfgrind, Krätze, Flechten, unvollſtändiger Ausbruch fieberhafter Hautausſchläge, der Roſe, kalte Fieber (ſie erzeugen oft eine Amauroſe, welche einen intermittirenden Verlauf hat), Epilepſie, ein kariöſer Zahn im Oberkiefer, Lähmungen des Gehirns und Rückenmarkes. Geſchwülſte und Caries in der Schädelhöhle, Hirnwaſſerſucht. Eine ſehr häufige Urſache iſt die Gicht.

Vorherſage. Sie hängt hauptſächlich ab von der Urſache der Krankheit und der Möglichkeit, dieſelbe zu entfernen. Stets jedoch iſt Amblyopie ein ſchwer zu heilendes Uebel, und führt oft, trotz aller Bemühungen des Arztes, unaufhaltſam zur Blindheit. Eine vollſtändige Amauroſe wird nur ſelten gemindert, noch ſeltener wirklich geheilt. Die Urſache, weswegen Amau-

Digitized by Google

roſe ſo ſelten gehoben wird, ſucht Beer in der mangelhaften Aetiologie, in der zu ſehr gemiſchten Komplikation der Krankheit und in der wenigen Mühe, welche ſich die Aerzte geben, dieſelbe gehörig zu durchblicken; oft verliere auch der Kranke die Luſt zur Fortſetzung einer wirklich mit einigem Erfolg angefangenen Kur.

Am wahrſcheinlichſten werden diejenigen Amblyopien und Amauroſen geheilt, welche unlängſt und ſchnell entſtanden waren; hier hat ſich die Krankheit den nervöſen Gebilden noch nicht ſehr angeeignet und die Urſache derſelben wird oft leicht erforſcht. Bei längerer Dauer des Uebels dagegen und bedeutender Entwickelung deſſelben iſt die Hoffnung auf Heilung viel geringer. Je mehr man Urſache hat, eine organiſche Verbildung der Nerven anzunehmen, um ſo ungünſtiger iſt die Prognoſe; Amauroſe nach Entzündung iſt deshalb ſchwer zu entfernen. Am leichteſten läßt diejenige Heilung zu, welche durch Unreinigkeiten der Verdauungsorgane, Würmer, Rheumatismus ꝛc. entſteht, ebenſo die Amauroſe, welche durch Febris intermittens larvata oder Hyſterie ꝛc. bedingt iſt. Amauroſe durch übermäßigen Gebrauch narkotiſcher und anderer Mittel iſt ebenfalls oft leicht heilbar, verſchwindet ſogar öfters von ſelbſt. Tiefe Abdominalleiden, Hirnleiden, Gicht laſſen nur eine ungünſtige Prognoſe zu, ebenſo hervorſtechende oder erbliche Anlage.

Ohne Zuthun der Kunſt verſchwindet zuweilen eine Amblyopie, nachdem zuvor plötzlich eine krankhafte oder normale Thätigkeit des Körpers auftrat. Hierher gehören Hautausſchläge, eiterartige Ausflüſſe aus den Ohren, heftiges Naſenbluten, wieder erſcheinende Hämorrhoidalflüſſe, die Menſtruation u. ſ. f. Wird auch eine Amauroſe geheilt, ſo bleibt doch meiſt Amblyopie zurück. Oft wird das eine Auge geheilt, das andere nicht; oder der ſchwarze S. heilt nur auf einer Stelle der Netzhaut; der Kranke muß dann die Gegenſtände, welche er ſehen will, dem geheilten Punkte der Netzhaut gerade gegenüber ſtellen. Völlige Heilung beider Augen iſt ſelten. Torpider Charakter des Uebels iſt ſchlimmer, als erethiſcher. Zuweilen bleibt es nicht beim Verluſt des Sehvermögens, der Kranke verfällt mit der Zeit in Gedächtnißſchwäche, Stumpfſinn, Wahnſinn, es treten Lähmungen verſchiedener anderer Organe ein, ein Nervenſchlag; zuweilen geht Amblyopie der Apoplexie vorher.

Eintheilung der Amauroſe: 1) **Optiſche Amauroſe, Amauroſe der Sehnerven und der Netzhaut.** Häufigſte Form; hierher gehören alle idiopathiſchen Amblyopien und Amauroſen. — 2) **Ciliaramauroſe.** Sie geht von den Ciliarnerven aus. Hierher gehören die Amauroſen durch gaſtriſche Leiden, durch Druck auf die Ciliarnerven ꝛc. — 3) **Hirnamauroſe.** Die Urſache des ſchwarzen S.s liegt hier in den Theilen des Hirns, von welchen die Sehnerven ihre Wurzeln erhalten, und in Gehirnaffektionen, welche auf dieſe Theile zurückwirken. Es ſind hier Schwindel, Lähmungen, Kopfſchmerzen, Schlafloſigkeit, Schlafſucht, Krämpfe, Geiſtesſtörungen ꝛc. vorhanden. Außerdem hat man noch folgende Eintheilung angenommen: 1) Rein dynamiſcher S. mit rein ſubjektiven Erſcheinungen, ohne Veränderung der Miſchung, Form ꝛc. des Auges. — 2) Schwarzer S., in welchem die Miſchung der organiſchen Materie krankhaft erſcheint. — 3) Die Form des Auges überhaupt, oder ſeiner einzelnen, vorzüglich irritablen Gebilde leidet. — 4) Gemiſchter ſchwarzer S., wobei die Symptome der erſten drei Gattungen vereinigt anzutreffen ſind. Bei der erſten Gattung iſt die Vitalität der Nervengebilde des Auges geſtört, ohne daß eine Strukturveränderung zugegen iſt. Sie zerfällt in zwei Unterabtheilungen: a) **Amauroſe mit übermäßig geſteigerter Vitalität.** Sie entſteht ſchnell, befällt robuſte, plethoriſche Subjekte und bietet folgende Erſcheinungen dar: Der Kranke hat im Anfange das Gefühl von Vollheit im Augapfel, Lichterſcheinungen und merkbare Geſichtsſchwäche; ſpäter tritt betäubender Kopfſchmerz ein, unter welchem das Sehvermögen bedeutend abnimmt. Nach und nach wird der Schmerz unſtät, dem Leidenden erſcheint ein dichter Flor vor den Augen, der bei hellem Lichte völlig ſchwarz, im Finſtern feurig glänzend, bald röthlich, bald bläulich und bei Blutkongeſtionen nach dem Kopfe viel ſtärker und dichter ſich zeigt — endlich geht jede Lichtempfindung unter fortdauernden Kopfſchmerzen und mit dem Gefühle, als wenn der Augapfel an Umfang zunähme, verloren. — b) **Amauroſe mit herabgeſtimmter Vitalität.** Sie tritt bei geſchwächten Subjekten auf, entwickelt ſich langſam unter Flor- und Nebelſehen. Alle ſchwächende Einflüſſe vermehren die Erſcheinungen. Die Flamme der Kerze oder der Mond erſcheinen ſolchen Schwachſichtigen in einer nebeligen Hülle mit einem weit verbreiteten Dunſtkreiſe, der verſchiedene Farben ſpielt; Kopf- u. Augenſchmerzen, Gefühl von Vollheit im Auge ꝛc. fehlen. — Die 2. Gattung iſt das **amaurotiſche Katzenauge.** Die Natur dieſer eigenthümlichen Art der Amauroſe iſt noch nicht hinlänglich erforſcht. Die Pupille iſt hier träg, erweitert, die Iris blaſſer; in der Tiefe des Auges ſieht man eine bleichgraue, gelbliche oder ins Röthliche ſpielende konkave Trübung. Dabei wird das Geſicht zuerſt ſchwach und verworren und erliſcht zuerſt gänzlich; dann zeigt ſich ein zartes Blutgefäßnetz in der Tiefe der Pupille, zuweilen im Innern des Auges ein perlmutterartig glänzender Fleck; das Auge opaliſirt und leuchtet im Dunkeln, wie ein Katzenauge; daher der Name. Das Uebel iſt ohne Schmerz; aber unheilbar. Es befällt alte, ſchwache Greiſe, hektiſche, atrophiſche Subjekte und ſoll ſeinen Grund im Mangel des Pigmentes haben. — Zur 3. Gattung gehören mehre Arten, die durch den Gebrauch bitterer und narkotiſcher Mittel, des Bleies entſtehende Amauroſe, die Amauroſe bei Hypochondriſten, Hyſteriſchen, Epileptiſchen, die bei gaſtriſchen Störungen, der ſchwarze S. bei akuten Hautausſchlägen. Letzterer entſteht ſchnell nach Unterdrückung des Scharlachs, der Maſern, der Pocken. Weiter iſt hierher zu rechnen die rheumatiſche Amauroſe, der ſchwarze S. bei Waſſerkopf u. ſ. f. — Zur 4. Gattung iſt zu

Digitized by Google

zählen der traumatiſche ſchwarze S. (ſ. Wunden der Augengegend), der gichtiſche S., der nach raſcher Heilung alter Fußgeſchwüre, der durch organiſche Fehler der Sehnerven entſtandene ꝛc. Zweckentſprechend und rationell ſcheint uns beſonders nachſtehende Eintheilung der Amauroſe zu ſeyn.

1) Amaurosis inflammatoria. Sie begreift die Formen, wo durch Entzündungsprozeß die unheilbare Erblindung erfolgt. — a) A. traumatica; entſteht plötzlich durch mechaniſche Verletzung; Erſchütterung des Augapfels iſt ihre Urſache. In den höheren Graden ſolcher Erſchütterungen bleibt das Sehvermögen für immer aufgehoben, in den niederen Graden ſtellt es ſich wieder ein, oft unvollkommen, oft vollſtändig. Wahrſcheinlich iſt Bluterguß die Veranlaſſung. — b) A. inflammatoria. Sie iſt nichts Anderes, als Entzündung der Netzhaut. So lange man die Entzündung ſelbſt zu behandeln hat, iſt die Prognoſe gut. — c) A. subinflammatoria, congestiva, plethorica. Kongeſtionszuſtand oder chroniſche Entzündung der Netzhaut, vorzüglich bei Gelehrten, Künſtlern. Prognoſe gut, wenn man in der erſten Zeit dazu kommt. d) A. rheumatica, eine Folge rheumatiſcher und arthritiſcher Augenentzündung. — e) A. syphilitica, Folge einer ſyphilitiſchen Augenentzündung, welche tiefere Gebilde des Auges ergriffen hat, oder Folge eines Druckes auf den Nerv. opticus wegen ſyphilitiſcher Knochen- od. Knochenhautentzündung in der Augenhöhle. — 2) Amaurosis nervosa. Nervöſe Amauroſen erſcheinen vorzugsweiſe unter zwei Formen, unter krankhaft erhöhter und bei gleichzeitig herabgeſtimmter Senſibilität des Auges. a) A. nervosa erethica. Dieſe Form findet man bei jungen Subjekten und beſonders bei Frauen. Veranlaſſung ſind alle Urſachen, die eine Schwächung des Auges durch beſtändige Reizung hervorbringen. Die Amauroſe entwickelt ſich langſam unter Empfindlichkeit gegen Licht und unter ſtechenden Schmerzen im Auge. Die Gegenſtände erſcheinen in einen glänzenden Nebel gehüllt oder von Kreiſen in Regenbogenfarben umgeben. Unter fortwährenden Schmerzen vermehrt ſich der Nebel vor dem Auge, es tritt Mückenſehen ein, endlich völlige Finſterniß. Oft ſind mit dieſer Form kloniſche oder toniſche Krämpfe verbunden, des Augenlides, des Bulbus, der Iris u. ſ. f. Die Pupille iſt gewöhnlich verengert, die Häute des Bulbus, der Bindehaut, der Sklerotika ſind injicirt, die Thränenabſonderung vermehrt. Hierher gehört α) A. ex anopsia. Sie findet ſich bei Individuen, die lange im Dunkeln waren, bei Schielenden auf einem Auge, bei kataraktöſen Augen ꝛc. — β) A. hysterica, hypochondriaca, puerperalis, ex onania. Die Haltung des Kopfes iſt ſchief. Die Augen thränen bedeutend, die Pupille iſt verengert, verzogen, etwas getrübt. Die Gegenſtände erſcheinen heller, glänzender als im Normalzuſtande, ſpäter hellgrau, mit glänzenden Punkten bedeckt. Die Symptome wechſeln oft; im Freien ſind ſie geringer, als nach längerem Aufenthalte in der Stube. Auch die Witterung ſcheint Einfluß auf die Symptome zu haben. — b) A. nervosa torpida. Sie bildet ſich oft aus der erethiſchen Form, zuweilen iſt ſie primär in Folge örtlicher oder allgemeiner Nervenſchwäche. Urſachen. Marasmus, ſchwere Krankheiten, langer Gebrauch der narkotiſchen Mittel, übermäßige Anſtrengung des Auges. Symptome. Dee Kranke ſieht die Gegenſtände ohne deutliche Umriſſe, ſchattenähnlich, alle Farben erſcheinen bleich. Gegen Abend Zunahme der Erſcheinungen. Reizende Einflüſſe, Genuß von Wein ꝛc. beſſern das Sehvermögen bisweilen auf kurze Zeit. Am Auge ſelbſt bemerkt man keine Reizung, keine Injektion; der Bulbus iſt ſchlaff, ebenſo die Augenlider, die Thränenabſonderung ſchwach, die Kornea flach, glanzlos, die Pupille unbeweglich, der Raum hinter ihr graulich getrübt. Die Prognoſe iſt hier ungünſtig.

Anatomiſche Unterſuchung. Man findet die verſchiedenartigſten Veränderungen, die wir unter folgende drei Abtheilungen bringen: 1) Atrophie des Nerv. opticus, die ſich entweder nur auf einen Theil deſſelben erſtreckt, oder ihn in ſeinem ganzen Verlauf befallen hat. — 2) Entartung des Neurilems des N. opticus, z. B. Verdickung, Waſſer in demſelben, Geſchwülſte in der Augenhöhle, an den Schädelknochen, im Hirn ſelbſt, die auf den Sehnerven drücken. — 3) Veränderungen der Netzhaut, z. B. Atrophie; Alterationen in den Gefäßen, der unterliegenden Chorioidea, z. B. ſtaphylomatöſe Entartungen, ſekundäre Entzündung der Retina. Die Veranlaſſungen der Krankheit ſind alſo ſehr verſchieden und Amauroſe iſt nur ein Kollektivname für eine Menge höchſt verſchiedenartiger Augenübel.

Behandlung. „Amblyopien und Amauroſen gehören zu denjenigen Krankheiten, in welchen die Natur, ſich ſelbſt überlaſſen, Nichts zu leiſten pflegt und daher ein thätiges Einſchreiten der Kunſt fordert. Das letztere aber ſetzt ein möglichſt tiefes Eindringen in die Natur des Uebels voraus, u. dies iſt wieder bei der großen Mannichfaltigkeit der pathologiſchen Verhältniſſe, unter denen das Uebel vorkommt, ſehr ſchwierig. In der geſammten Augenheilkunde iſt es gerade die Behandlung der Amblyopie und Amauroſe, welche am meiſten ärztliches Talent in Anſpruch nimmt und zu bekunden im Stande iſt. Wie wenig man durch bloße ſogenannte ſpecifiſche Methoden ausrichtet, hat man längſt eingeſehen". Dieſe durchaus wahren Worte eines bekannten Augenarztes vorausgeſchickt, begnügen wir uns, die Grundzüge der Behandlung des fraglichen Leidens nur kurz anzugeben, um nicht in ermüdende Weitſchweifigkeit zu fallen. Zunächſt hat man die Urſache des Leidens zu heben. Man gibt demnach bei Syphilis Queckſilber, namentlich den Sublimat, läßt den Kranken eine Jodkalikur durchmachen; bei zurückgetretenen Hautausſchlägen wende man Mittel an, welche die Hautthätigkeit erhöhen und das Exanthem zurückrufen; unzeitig geheilte Geſchwüre öffnet man wieder, ſetzt vertrocknete Flechten wieder in Thätigkeit, bringt unterdrückte Fuß- oder Achſelſchweiße wieder in Fluß, verſchwundene Blutentleerungen ſtelle man wieder her, erſetze ſie durch künſtliche, durch Blut-

Digitized by Google

egel an den Maſtdarm ꝛc. Iſt der übermäßige Gebrauch von narkotiſchen oder andern Arzneimitteln vorhergegangen, ſo reiche man die geeigneten Gegengifte, treibe die Sekretionsorgane an, um jene aus dem Körper zu ſchaffen ꝛc. Bei Amaurosis intermittens iſt ſchwefelſaures Chinin am Platze. Bei Rheumatismus die Antirheumatika, warme Bäder. Schwefelbäder, ruſſiſche Bäder; hinters Ohr ſetzt man ein Kauterium von Aetzkalt. Innerlich gibt man Brechweinſtein in kleinen Gaben, Salmiak mit Liq. ammonii acetici, Kalomel mit Goldſchwefel und Kampher, Extr. aconiti in Vin. sem. Colchici, dieſes letztere mit T. thebaica, von Zeit zu Zeit ein Brechmittel. Aeußerlich Hautreize. Bei unterdrücktem Schnupfen Hautreize, ableitende Mittel, Kalomel, Goldſchwefel, Guajak, Kampher, Bäder, Beſikatorien, viel warmes Getränk. Um den Schnupfen wieder hervorzurufen, Einziehen von warmen Dämpfen u. Milch in die Naſe, Nieſemittel. Bei Stockungen im Pfortaderſyſtem u. Störungen der gaſtriſchen Organe auflöſende Mittel, Tartarus tartarisatus, Extr. taraxac., Graminis, Fumariae, Chelidonii, Saponariae etc., Conium, Akonit, flores Sulphuris, die Quellen von Marienbad, Karlsbad, Sool- und Seebäder. Entſteht das Uebel durch Desorganiſationen in der Nähe des Auges, durch Entzündung, Caries, Exoſtoſen der Schädelknochen, dann verfahre man antiphlogiſtiſch, ſetze Blutegel, reibe graue Queckſilberſalbe ein, wende den Trepan an, um dem Eiter ꝛc. freien Abfluß zu verſchaffen, exſtirpire eventuell den Augapfel ꝛc. Sind organiſche Fehler in der Schädelhöhle vorhanden, abnorme Bildungen, Ablagerungen und Ergießungen im Gehirn, ſo ſuche man die Aufſaugung derſelben zu bewirken und die fehlerhafte Vegetation zu verbeſſern, reiche Kalomel innerlich, wende die Entziehungs- und Schmierkur an ꝛc. Traumatiſche Amauroſe erheiſcht eine ſtreng entzündungswidrige Behandlung, man mache allgemeine und örtliche Blutentziehungen, wende kalte Umſchläge an. Erſt ſpäter ſind reizende Mittel am Platze.

Die Indicatio causalis erfordert von Seiten des Arztes die größte Aufmerkſamkeit; man darf hoffen, mit Entfernung der Urſache die Amblyopie zu heben. „Auf die Urſachen hat man alſo vor allen Dingen zu ſehen, wenn man bei der Behandlung möglichſt glücklich ſeyn und das Umhertappen im Finſtern vermeiden will. Es gibt nicht bloß gichtiſche, pſoriſche, ſyphilitiſche ꝛc., ſondern auch, wie mehre Beobachtungen mich belehrt haben, ſkrophulöſe Amauroſen. Das nun aufzufinden und die angezeigten Mittel kräftig anzuwenden, bleibt der Vorwurf des rationellen Heilkünſtlers. Doch auch dann, wenn wir die Urſachen der Blindheit ſicher entdeckt haben, ja ſelbſt dann, wenn wir die erſten entfernt zu haben glauben müſſen, iſt die Belohnung oft nicht groß, die Beſſerung nur gering oder auch wohl gar nicht vorhanden. Hierin liegt der Grund, warum die ausgezeichnetſten Aerzte nur mit Widerwillen an die Behandlung ſchwarzer Staare gehen, und warum gerade in dieſem ſo hochwichtigen Theile der Augenheilkunde noch ſo wenig Genügendes geleiſtet wurde. Die Natur der Krankheit verſpottet ihre Mühe, ſie verlacht nur zu oft die richtigſte Diagnoſe, die kräftigſte Handhabung zweckmäßiger Mittel ꝛc. Ich habe ſehr ausgebildete Amauroſen behandelt bei Kindern, wo kein anderer Grund zu entdecken war, als Würmer im Darmkanale. Ich entfernte bei einem 6jährigen Mädchen, welches drei Jahre hindurch völlig blind war, und während dieſer Zeit von zwei Aerzten beſtändig, doch ohne allen Erfolg, behandelt worden war, binnen ſechs Tagen 13 Spulwürmer von außerordentlicher Größe. Das Sehvermögen war am ſiebenten Tage meiner Behandlung ſchon ſo weit zurückgekehrt, daß das Kind größere und kleinere Gegenſtände deutlich ſah, allein der zweckdienlichſten Mittel ungeachtet, rückte die Beſſerung, von dieſer Zeit an, faſt gar nicht vorwärts" (Weller, Die Krankheiten des menſchlichen Auges, 3te Aufl., Berlin 1826).

Die übrigen Indikationen bei der Krankheit ſind: Wiederherſtellung der normalen Nervenempfindlichkeit, durch die beſänftigende und ableitende od. durch die erregende Methode u. Vermehrung der innern Bedingungen des Nervenlebens, Stärkung deſſelben. Dies geſchieht durch Alles, was überhaupt die Geſundheit und Kräftigung des Körpers befördert, alſo beſonders durch eine angemeſſene Lebensordnung und angemeſſene Leitung der Verrichtungen des Auges. Man meide Anſtrengung, ohne das Auge durchaus unthätig ſeyn zu laſſen. „Uebung ſtärkt, wenn ſie das Maß nicht überſchreitet und zur gehörigen Zeit eintritt; bei Erethismus daher am beſten in den Nachmittagsſtunden, bei Torpor des Vormittags".

Bei der Behandlung der erethiſchen Form der Amauroſe ſind ſtärkende Mittel angezeigt, doch darf der Kranke nur mäßig gehalten werden. Vor Allem paßt langer Aufenthalt in freier Luft in bergigen Gegenden, der Gebrauch lauer und kalter Malz- und Seebäder, Stahlbäder und Augendouchen, kalte Waſchungen. Künſtliches Licht, anſtrengender Gebrauch der Augen iſt nachtheilig, das Anſchauen grüner Flächen wohlthätig; der Kranke ſchütze ſeine Augen durch einen Augenſchirm, durch eine Florbrille; zuweilen iſt der Gebrauch von mit parallelen ebenen Flächen verſehenen Gläſern vortheilhaft; ſie ſcheinen die Kraft des Lichtes zu mäßigen. Innerlich paſſen Mineralſäuren, ſpäter Eiſenſäuerlinge; erſt allmählig geht man zur China über, die man zuerſt mit Säuren verbindet; dazwiſchen gibt man Gentiana, Quaſſia, Trifolium fibrinum, f. aurantiorum, Rhabarber ꝛc. Bei der Form welche durch zu häufigen Geſchlechtsgenuß entſtanden iſt, ſind kalte Waſchungen der Genitalien und Douchen auf das Kreuz angezeigt. Bei der hyſteriſchen Form gibt man Caſtoreum, Aſafötida, Baldrian u. ſ. f.

Die Hauptindikation der torpiden Amauroſe beſteht in der Belebung des Nervenſyſtems durch allgemeine und örtliche Mittel. Man gibt die Arnika im Infus, als Extrakt in Pillen mit Kampher und Goldſchwefel, ferner Serpentaria, Pulsatilla nigricans, Moſchus, Ammonium, ätheriſche Oele. Tritt Schwindel ein, ſo läßt man die Arnika weg. Ferner gibt man Spir.

cornu cervi allein oder im Inf. Arnicä, Phosphor in Naphtha vitrioli gelöſt u. ſ. f., Strychnin oder Extr. rhois toxicodendri etc. Alles dies ſind empiriſche Mittel. Als örtliche Mittel ſind im Allgemeinen zweckmäßig: Spir. Lavendulae, Oleum Cajeput, Liq. cornu cervi, auch Ol. crotonis, Tinct. cantharidum in die Schläfegegend einzureiben. Dann Dämpfe, Gasbäder, kalte Waſchungen, Regen-, Tropf-, Douchbäder auf den Kopf, Augendouche, Kauteriſation mit Höllenſtein oder Aetzſtein in die Stirngegend, Moxen, die Akupunktur, die Elektropunktur, der Galvanismus, die endermatiſche Anwendung des Strychinum nitricum u. ſ. f. Im Verlauf der Kur wird es oft zweckmäßig ſeyn, die ſtärkenden mit den Reizmitteln zu verbinden, namentlich gebe man China und Eiſen.

Literatur der Amauroſe. Dan. Major, Diss. de amaur. et gutta serena, Köln 1573; — Heiſter, De Catar. Glaucom. et amaur. tractat., Altorf 1713; — Trnka de Krezowitz, Hist. amauroseos, 2 Thle., Wien 1781, deutſch, Bresl. 1790; — Richter, Diss. de amaur., Gött. 1793; — Beer, Geſch. eines geheilten, vollk. o. zurückgetr. Krätze entſt. ſchw. Staares, Wien 1798; — Kieſer, Ueb. d. Nat., Urſ., Kennzeich. u. Heil. des ſchw. Staares, Gött. 1811; — Stevenſon, A pract. treat. on gutta serena, Lond. 1821; — Schnorr, De cognosc. curandaque amaur., Halle 1818; — Daisninger, Diss. inaug. de amaur., Würzb. 1820.

Unmittelbar an die Amauroſe ſchließt ſich an das

2) Glaukom, Glaucoma, Glaucosis, von *γλαύκος*, grünlich, blau und *ὄμμα*, das Auge, der grüne S., Cataracta viridis s. glaucomatosa. Nach der gewöhnlichen Definition eine grau-grünliche oder meergrüne Trübung des Glaskörpers, wodurch das Geſicht völlig aufgehoben oder bedeutend vermindert wird.

Man hält das Glaukom, das in ſeiner äußeren Erſcheinung ganz mit der Amauroſe zuſammenfällt, nur daß bei Glaukom eine eigenthümliche, gelbgrünliche Trübung in der Tiefe des Auges bemerkt wird, jetzt nur für einen Ausgang der Entzündung der Chorioidea, ſo daß es zuſammenfiele mit rheumatiſcher Amauroſe. Früher hielt man es für eine Trübung des Glaskörpers. Es kommen aber Fälle vor, wo weder ein Leiden des Glaskörpers, noch der Chorioidea nachgewieſen werden kann und ſich dennoch die genannte Trübung im Auge zeigt. Zugleich bemerkt man eine Unbeweglichkeit der Pupille, die oft etwas verzogen iſt, und zugleich Abnahme oder gänzliches Aufhören des Sehvermögens. Die Bildung des Glaukomes variirt, wie die der Amauroſe; es entſteht oft in einigen Tagen, oder es iſt auch erſt nach Jahren vollendet. Im Allgemeinen kann man dieſelben Urſachen nachweiſen, wie bei Amauroſe.

Die anatomiſchen Unterſuchungen ergeben verſchiedene Reſultate. Man fand in der größten Anzahl der Fälle die Chorioidea verdünnt, oder varikös entartet, und heller gefärbt, als im Normalzuſtande. Häufig aber fand man auch die Iris erkrankt, die Retina erweicht oder geſchwunden, den Glaskörper weicher, und dunkler gefärbt, als im Normalzuſtande. Bisweilen fand ſich im Auge gar keine Umgeſtaltung, ſondern eine Entartung des Sehnerven. Man iſt daher zweifelhaft, wo das Glaukom ſeinen Sitz hat. Die Trübung iſt bedingt durch Abnahme des Pigmentes der Häute des Auges oder durch Veränderung der Nervenfunktionen.

Verwechſelt kann dieſer Krankheitszuſtand werden mit Katarakt. Die Trübung des Glaukomes iſt jedoch anders gefärbt. Außerdem hat man auch den Verſuch mittelſt des Lichtreflexes; bei Katarakt werden nur zwei Lichter geſehen, bei Glaukom dagegen alle drei. Außerdem kann das Glaukom verwechſelt werden mit beginnender Afterproduktion in der Tiefe des Auges, mit Markſchwamm ꝛc. Die Unterſcheidung iſt faſt unmöglich und erſt ſicher, wenn der Markſchwamm ſich weiter entwickelt hat.

Die Behandlung iſt im Ganzen die der Amauroſe. Geht die Krankheit aus Entzündung der Chorioidea hervor, ſo iſt die Chorioideitis zu behandeln. Das fertige Glaukom wird wie Amauroſe behandelt.

3) Grauer Staar, Cataracta, Gutta opaca, Hypochysis, Hypochyma, Suffusio oculi; Trübung im Bereich des Linſenſyſtems, wodurch den Lichtſtrahlen der Durchgang zur Netzhaut verwehrt wird und Blindheit entſteht.

Grauer S. entſteht unter folgenden Symptomen: Dicht hinter der Pupille zeigt ſich eine Trübung, deren Bedeutendheit meiſt genau der Abnahme des Sehvermögens entſpricht. Dieſe iſt anfangs ſehr unbedeutend, der Kranke glaubt Schmutz oder Staub im Auge zu haben; allmählig nimmt ſie zu, der Kranke ſieht wie durch ein trübes Glas, durch Nebel oder Rauch; was gerade vor dem Auge liegt, ſieht er undeutlicher; gemäßigtes Licht erleichtert das Sehen. Nach und nach wird der vor dem Auge ſchwebende Nebel dichter, dem Kranken iſt es, als ſähe er durch eine Hornplatte, die Gegenſtände erſcheinen ihm wie dunkle Schatten — ſeitlich liegende Gegenſtände erkennt er beſſer; man erkennt deshalb Kataraktöſe von dem ſuchenden Seitenblick mit vorwärts geneigtem Kopf; ſie ſchützen dabei das Auge durch die Hand oder durch Runzeln der Augenbrauen, und ſehen am beſten in der Dämmerung und nach Anwendung der Belladonna. Die Pupille bewegt ſich meiſtens frei, nur bei ſehr großer Katarakt verliert die Iris an Beweglichkeit und wird gegen die Hornhaut gedrängt. An ihrem Pupillarrande zeigt ſich ein ſchwarzer gekerbter Ring, der, im geſunden Zuſtande wegen des dunklen Hintergrundes der Pupille nicht ſichtbar, jetzt auf der hellen Unterlage der Katarakt hervortritt. Iſt dieſe nicht groß, ſo unterſcheidet man außerdem noch zwiſchen Iris und Linſe einen dunklen, ſchattigen Zwiſchenraum. Dieſer dunkle Ring, den man den Schlagſchatten der Iris genannt hat, fehlt, wenn der Staar ſich hart an die Iris drängt.

Selten nur entwickelt ſich Katarakt in wenig Tagen; meiſtens bedarf ſie zu ihrer Ausbildung Monate und Jahre. Gewöhnlich beginnt ſie auf einem Auge und ergreift ſpäter das andere; nur S. nach äußerer Verletzung beſchränkt ſich auf ein Auge. In wenigen Fällen geſchieht es, daß der S. auf einer niedern Entwickelungsſtufe

Digitized by Google

ſtehen bleibt; zuweilen nur zeigt die Linſe eine leichte Trübung, welche das Geſicht mäßig beeinträchtigt, ohne zuzunehmen.

Die *Diagnoſe* des grauen S.s iſt leicht, wenn er erſt einen gewiſſen Grad der Entwickelung erreicht hat. Von Hornhautflecken unterſcheidet er ſich dadurch, daß dieſe vor der Pupille liegen, was bei genauer Betrachtung von Oben und von der Seite erkannt wird. Im Anfange ſeiner Entſtehung kann er mit Amauroſe verwechſelt werden; doch iſt bei dieſer die Trübung oft ſehr unbedeutend und das Sehvermögen ſehr beeinträchtigt, während Störung der Sehkraft und Trübung bei Katarakt ſtets im Verhältniß ſtehen. Brillen halfen Amaurotiſchen nichts, ſtark konvexe Brillen ſind für Kataraktöſe oft von Nutzen. Die Trübung bei Amaurotiſchen iſt deutlich konkav und ſitzt bei Weitem tiefer, als bei grauem S.

Von dieſem letztern beobachtet man folgende Verſchiedenheiten: a) *Nach dem Sitze der Trübung.* 1) *Der Linſenſtaar*, Cataracta lenticularis s. crystallina. Er beginnt im Mittelpunkte der Linſe mit einer gelblich grauen Farbe, die ſich nach dem Rande zu verwäſcht. Er findet ſich am häufigſten bei ältern Perſonen, wo er durch bloſses Sinken der Ernährungsthätigkeit entſteht, entwickelt ſich ſehr langſam und beeinträchtigt das Geſicht gewöhnlich wenig. — 2) *Der Kapſelſtaar*, Cataracta capsularis s. membranacea, bildet ſich meiſt vom Rande der Pupille her, in unbeſtimmter Form, bald in weißen, wie Wallrath glänzenden Punkten, od. Streifen, bald in Flecken. Er geht meiſt bald in Kapſellinſenſtaar über. Man unterſcheidet folgende Unterabtheilungen: α) *Vorderer Kapſelſtaar*, Cat. caps. anterior, die vordere Kapſelhälfte iſt verdunkelt. Man ſieht hellgraue, kreideartige, perlmutterartige Flecken und Streifen in der vordern Kapſel; dieſe wird dicker, füllt die hintere Augenkammer zuweilen völlig aus, ſtört dadurch die Beweglichkeit der Iris; der Schlagſchatten fehlt hier. Das Sehvermögen iſt bis auf eine beſtimmte Lichtempfindung völlig aufgehoben. — β) *Hinterer Kapſelſtaar*, Cat. caps. posterior, die hintere Hälfte der Linſenkapſel iſt verdunkelt; mit konkaver, weißlich grauer, ungleicher Trübung, welche die Iris nicht in ihrer Beweglichkeit beeinträchtigt und das Geſicht weniger beſchränkt. — γ) *Vollkommener Kapſelſtaar*, Cat. caps. perfecta, ſtimmt mit dem vorderen Kapſelſtaar überein, nur daß hier die hintere Augenkammer, wegen Verdickung der Kapſel, ganz aufgehoben, die Pupille faſt unbeweglich iſt, ja ſelbſt die Regenbogenhaut zuweilen wegen Andrängens des S.s gewölbt erſcheint. — 3) *Kapſellinſenſtaar*, Cataracta capsulo-lenticularis; die Farbe der feſt an der Traubenhaut liegenden Verdunkelung iſt zum Theil kreideweiß, zum Theil perlmutterartig und man ſieht an manchen Stellen dieſe beiden Farben deutlich übereinander geſchichtet, ſo zwar, daß die perlmutterartige Schicht immer höher, als die kreideweiße liegt. Die Regenbogenhaut iſt faſt unbeweglich, die Pupille rund. Iſt die Kapſeltrübung nicht bedeutend, ſo erkennt man hinter dem perlmutterartigen Glanze derſelben die dunkle Linſe. Es iſt dies die häufigſte Form, da bei längerer Dauer Trübung der Kapſel Verdunkelung des Kryſtalles nach ſich zieht und umgekehrt.

In Hinſicht auf die *Zeichnung* des S.s beobachtet man mancherlei Verſchiedenheiten, namentlich beim Kapſellinſenſtaar. So beobachtet man Punkte, marmorartige Flecken, Streifen, Gitter, einen Stern, ein Wagenrad ꝛc., und ſpricht nach dieſem verſchiedenen Ausſehen von einem *Stern-*, *Flecken-*, *Fenſter-*, *Streifen-*, *Pyramiden-*, *kegelförmigen*, *Halb-*, *Balken-*, *Baum-* ꝛc. S. — Die *Konſiſtenz* der getrübten Linſe iſt ſehr verſchiedenartig; man unterſcheidet deshalb den *harten*, *weichen* und *flüſſigen* S. Die Berückſichtigung der Konſiſtenz iſt von Einfluß auf die Prognoſe und die Operationsmethode. Der *harte* S. iſt dunkel von Farbe, von der Pupille entfernt, das Geſicht iſt nur beſchränkt, nicht aufgehoben, der Kranke bemerkt bei erweiterter Pupille ziemlich deutlich die Gegenſtände, die Bewegungen der Regenbogenhaut ſind lebhaft. Die Linſe iſt zuweilen wie knorpelich, ſelbſt in eine kalkartige, ſteinige Maſſe verwandelt (Cat. lapidea), man hat in der Kapſel ſelbſt *Verknöcherungen* gefunden. — *Weich* heißt der S., wenn die Linſe ihre normale Konſiſtenz zeigt; er iſt ſchabbar, käſig, ſulzig ꝛc. — Beim *flüſſigen* S. iſt die Linſe in eine flüſſige, ſchleimige oder milchige Maſſe aufgelöſt, oder es ſchwimmt in der letzten noch ein feſter Kern. Hat die Linſe ſich in eine milchige Flüſſigkeit aufgelöſt, ſo nennt man dies *Milchſtaar*. Er hat eine helle, bläulichweiße Farbe, mit einzelnen, milchweißen Streifen, welche zum Theil ihre Lage ändern. Das Geſicht iſt bis auf eine ſchwache Spur von Lichtempfindung aufgehoben.

Wichtiger noch in praktiſcher Beziehung iſt die Unterſcheidung der Katarakt in Bezug auf ihre *Entwickelungsſtufe* im *reifen* und *unreifen* S., Cataracta matura et immatura. Reif nennt man den S., deſſen Entartung des Linſenſyſtems denjenigen Grad erreicht hat, bei welchem ſie ſodann verharrt; bei unreifem S. iſt die Entartung noch im Fortſchreiten begriffen. Man operirt nämlich einen unreifen S. nicht, weil der Kranke noch Etwas ſieht und möglicher Weiſe dieſen Reſt von Sehkraft durch die Operation einbüßen könnte. — *Nachſtaar*, Cat. secundaria, nennt man eine nach der Operation des grauen S.s von Neuem entſtehende Trübung in der hinteren Augenkammer, wodurch das Geſicht wieder beſchränkt oder aufgehoben wird. Sie entſteht gewöhnlich, indem die dislocirte Linſe aufs Neue hinter die Pupille tritt. — In Hinſicht des *Urſprunges* unterſcheidet man den *angeborenen* und *erworbenen* S., Cat. congenita und Cat. acquisita. — In Bezug auf *Komplikationen* ſpricht man von einem *einfachen* und *zuſammengeſetzten* S. Er komplicirt ſich mit Gicht, Luſtſeuche, Skropheln, mit anderen Augenkrankheiten, namentlich mit Amauroſe; es fehlt dann alle Lichtempfindung, die Pupille iſt ſtarr und weit, der Blick ſtarr oder ſchielend. Bei geringen Graden des ſchwarzen S.s iſt die Diagnoſe dieſer Komplikation

oft ſehr ſchwierig. Die **Farbe** des S.s zeigt viele, meiſt die Konſiſtenz verrathende Nuancen von Milchweiß, Grau, Grün, bis zu Schwarz. Hinſichtlich der **Befeſtigung** deſſelben an den benachbarten Theilen unterſcheidet man den **Balgſtaar**, der ſich zum Theil gelöſt, den **Zitter- oder Schwimmſtaar**, wo dies in größerem Maße odee vollkommen geſchehen. Dabei kommt es zuweilen zu einer Vertrocknung des S.s, der **trockenhülſige S.** (Cat. arida siliquata).

Morgagniſcher (Cat. Morgagniana s. interstitialis) heißt derjenige S., bei welchem nur erſt die Oberfläche des Kryſtalles ſich in eine trübe oder milchige Flüſſigkeit aufgelöſt hat, während der entweder noch durchſichtige oder bereits getrübte Kern der Linſe noch eine feſte Konſiſtenz hat, indem man annahm, daß nur die morgagniſche Flüſſigkeit getrübt ſey.

Urſachen des grauen S.s. Sie ſind vierfachee Art: 1) Mangelhafte Ernährung, geſunkene Reproduktion. Deshalb kommt Katarakt hauptſächlich im Alter voe; zwei Drittheile der Staarkranken ſind über 50 Jahre alt. — 2) Fehlerhafte Ernährung, dyskraſiſche Zuſtände, Skropheln, Luſtſeuche, Rheumatismus, Gicht, Weichſelzopf, Harnruhr ꝛc. Unteedrückung von Hautausſchlägen, Schweißen, Geſchwüren, Stockungen im Unterleibe, bedeutende Anſtrengung der Augen bei ſchlechter Beleuchtung. — 3) Chroniſche Entzündung der Kapſel und der Linſe ſelbſt. Die Symptome derſelben — leichter Druck im Auge, etwas Thränen, einige Mouches volantes ꝛc. — ſind oft ſo unbedeutend, daß ſie vom Kranken leicht überſehen worden ſeyn können. — 4) Chemiſche Einwirkung koncentrirter Dämpfe v. Säuren, Ammonium, Naphthen auf den Augapfel; daher die Häufigkeit der Krankheit bei Köchen, Schmieden, Schloſſern, Bäckern ꝛc. — Katarakt befällt, im Gegenſatz zur Amauroſe, vorzugsweiſe Augen mit grauer oder blauer Iris. Auch gibt es eine erbliche Anlage zum grauen S.

Vorherſage und Behandlung. Die Natur allein iſt, mit Ausnahme ſehr ſeltener Fälle, nicht im Stande, einen grauen S. zu heilen. Auch durch Medikamente iſt dies nicht möglich. In früheren Zeiten will man die beginnende Katarakt durch Merkurialien, Antimonialien, Cicuta, Akonit, Arnika, Millepedes, Tartarus emeticus, als Brechmittel und in gebrochener Doſe, Digitalis, Belladonna, Pulſatilla; neuerdings durch Jodkali, Kirſchlorbeerwaſſer, Galvanismus, Elektricität, Magnetismus u. verſchiedene andere Mittel geheilt haben; doch ſind alle derartigen Beobachtungen zu unzuverläſſig oder vereinzelt, um beſonderen Glauben zu verdienen. Das ſicherſte Mittel, das Sehvermögen wieder herzuſtellen, iſt die Operation. Sie gibt oft einem Auge das Licht wieder, welches 20 und mehre Jahre durch Kataeakt verdunkelt war. Ein günſtiger Erfolg iſt von der Operation zu hoffen, wenn der S. ein örtliches Uebel iſt, wenn die Organiſation des Auges erwarten läßt, daß daſſelbe die Operation leicht ertragen werde, bei Abweſenheit aller nachtheiligen, den glücklichen Erfolg in Feage ſtellender Nebenumſtände. Zweifelhaft iſt der Ausgang der Operation bei Komplikationen, ungünſtigen Außenverhältniſſen des Kranken, wenn er an wiederholten Kopfſchmerzen gelitten hat, Neigung zu katarrhaliſchen, rheumatiſchen u. and. Beſchwerden hat, an Skropheln, Syphilis, Gicht ꝛc. leidet. Sehr zweifelhaft iſt der Erfolg bei hyſteriſchen und hyrochondern Subjekten, bei traumatiſcher Katarakt, wenn der Leidende ſich in den Jahren der Pubertät befindet, wenn ſchon ein Auge vereitert war, oder das eine Auge von geſchickter Hand mit unglücklichem Erfolge operirt wurde. Die Komplikationen mit Amauroſe, Atrophie und Hydrops des Bulbus, Glaukom ꝛc. machen die Operation mißlingen. Auch im günſtigſten Falle iſt die Operation nicht im Stande, das Geſicht ſo wieder herzuſtellen, wie es vor der Erkrankung war; es fehlt im Auge die Linſe, welche zur Schärfe des Geſichtes beiträgt, und das Anpaſſungsvermögen für verſchiedene Entfernungen, weshalb auch Operirte Brillen von verſchiedener Brechungskraft brauchen müſſen, je nachdem ſie nahe oder ferne Gegenſtände ſehen wollen. Soll man von einem Operirten ſagen können, daß er glücklich geheilt iſt, ſo muß er zu vielen Geſchäften wieder völlig tauglich ſeyn, namentlich mit Hülfe einer Brille wieder feine Schrift leſen, feine Arbeiten verrichten und auch in der Ferne wieder erträglich ſehen können. Am beſten befinden ſich nach der Operation Kurzſichtige, bei denen die Strahlenbrechung zu ſtark war.

In Bezug auf die Vorherſage iſt noch beizufügen, daß Katarakt ſich ſelten auf ein Auge beſchränkt; hat ſie das eine ergriffen, ſo verſchont ſie auch nur ſelten das andere; nur bei grauem S. durch rein mechaniſche Verletzungen bleibt das andere Auge oft frei.

Literatur. G. W. **Wedel**, Diss. de catar., Jena 1706; — P. **Briſſeau**, Nouv. observ. sur la catar., Tournay 1706; — **Derſ.**, Suite des obs. etc., Tourn. 1708; — **Lang**, Diss. de catar., Par. 1706; — **Jacobi**, De catar. nova pathol., Erfurt 1708; — **Heiſter**, Diss. de catar. in lente crystall III, Altdorf 1711—13; — **Vater**, De suffus. oculor., Wittenb. 1715; — **Woolhaus**, Diss. ophthalmo de catar. et glaucom. etc., e gall. in lat. linguam transl. a C. le Cerf, Frankf. a. M. 1719; — E. **Wiedemann**, Ber. v. Stein, auch Brüche zu ſchneiden und S. zu ſtechen, Augsb. 1719; — **Sincerio fidelis**, Kurze Kritiken über des pariſiſchen Okuliſten Woolhous, v. d. jungen D. le Cerf, herausgegebene Lügen und Schandſchriften. Frankf. u. Leipz. 1719; — Fr. **Hofmann**, Diss. de catar, Halle 1729; — **Taylor**, New treat. on the diseases of the crystall. hum. of the eyl or of the cat. and. glauc., Lond. 1736; — **Hellmann**, Der graue S. und deſſen Herausnehmung. Magdeb. 1774; — **Boſteoin**, Treat. up. the extract. of the crystalline lens., Edinb. 1775; — **Chandler**, A. treat. of the catar. etc., Lond. 1775; — **Beer**, Praktiſche Beobachtungen über den grauen S. u. die Krankheiten der Hornhaut, Wien 1791; — **Benedikt**, Monographie des grauen S.s, Brsl. 1814; — **Stevenſon**, On the nat. and sympt. of cat., Lond. 1824,

Digitized by Google

Staar (Thierarzn.), Krankheit bei Thieren. Man unterſcheidet in gleicher Weiſe, wie beim Menſchen einen grauen und einen ſchwarzen S. I. Grauer S., beſteht in einer Verdunkelung, Trübung der Kryſtall-Linſe und deren Kapſel. — Kennzeichen. Im Anfange des Leidens werden ſelten ſichere Merkmale beobachtet. Später erblickt man hinter dem Sehloche die Linſe nebelig, grau und zwar erſt nur punktweiſe. Dieſe trüben Punkte vergrößern ſich nach und nach, die Linſe wird hellgrau, weißlich, auch gelblich. Mit dem leidenden Auge ſehen die Thiere anfangs noch etwas, immer aber unſicher; Pferde ſcheuen ſich auf dieſer Seite leicht. Später iſt das Geſicht verloren. Das obere Augenlid iſt faſt immer auch in mehre Falten gezogen. Iſt nur das eine Auge krank, ſo kann man durch Vergleichung dieſes mit dem geſunden den S. leicht entdecken. — Urſachen. Hierher muß man alle jene Schädlichkeiten zählen, welche eine innere Augenentzündung erzeugen können; beſonders zurückgeſchlagene Hautkrankheiten, Druſe, zu hitziges Futter ꝛc. Entſtand der graue S. durch die letztern Urſachen, ſo wird er auch leicht erblich. — Behandlung. Sie iſt ſelten von glücklichem Erfolge, da man bei Thieren die S.-Operation der Unruhe der Thiere wegen, nicht glücklich ausführen kann und von ſogenannten Heilmitteln nichts zu erwarten iſt, ſobald das Uebel einmal ausgebildet iſt. Nur im Anfange bei ſchwachen Trübungen können tüchtige Purganzen, öfters wiederholt, und äußerlich Bähungen von einem Aufguß der Arnika, des Akonits und Bilſenkrauts mit einem Zuſatz der Opiumtinktur, des kauſtiſchen Salmiakgeiſtes oder hoffmannſchen Liquors, ſo wie Eiterbänder, noch von erwünſchtem Nutzen ſeyn. Wichtiger bleibt immer die Vorbeugung, indem man jede Augenentzündung ſchnell zu zertheilen und dabei beſonders die Urſachen derſelben gründlich zu entfernen ſucht. — II. Schwarzer S., auch Schönblindheit genannt, iſt ein Lähmungszuſtand des Sehnerven oder der Netzhaut. — Kennzeichen. Das Thier iſt ſcheu, beriecht alle Gegenſtände, erſchrickt ſehr bei ſchnell auf das leidende Auge einfallenden Lichtſtrahlen, bleibt aber beim höhern Grade des Uebels ganz unempfindlich, wo dann auch die Beine hoch gehoben und die Ohren viel bewegt werden. Das obere Augenlid zeigt mehre ſenkrecht verlaufende Falten, iſt glanzlos und zurückgezogen. Bei näherer Unterſuchung des Auges ſieht man das Sehloch erweitert, unbeweglich, ungleich, winkelig. Leidet nur das eine Auge, ſo wird das Sehloch des kranken Auges in Gemeinſchaft mit dem des geſunden erweitert und verengert, aber immer nur ſehr wenig; ſind aber beide Augen krank, ſo wird das Sehloch beider Augen beim einfallenden Licht gar nicht verengert. — Urſachen. Die gewöhnlichſte derſelben iſt die Mondblindheit; ſonſt rechnet man noch dazu: plötzlich unterdrückte Hautausdünſtung und Hautausſchläge, den Genuß ſcharfer, narkotiſcher Pflanzen (beſonders des ranunculus sceleratus und acris), eines zu hitzigen Futters (friſcher Erbſen, Wicken und Roggens) und mancherlei äußere Gewaltthätigkeiten ꝛc. Auch iſt der ſchwarze S. wie der graue erblich. — Behandlung. Sie iſt ebenfalls ſelten von glücklichem Erfolge. Vor allen Dingen entferne man die Urſache. Bei heftigem Blutandrange nach dem Kopfe und nach dem Genuß hitziger Futterſtoffe und giftiger Pflanzen mache man einen reichlichen Aderlaß, den man wiederholen muß, und gebe innerlich kühlende, abführende Salze: Salpeter, Glauber- und Bitterſalz. In andern Fällen und bei längerer Dauer des Uebels, beſonders nach unterdrückten Hautausſchlägen, reiche man innerlich den Kampher, Arnika, Baldrian, ſelbſt Terpentinöl und Hirſchhornöl und lege außerdem Fontanelle oder ziehe Haarſeile oder mache ſcharfe Einreibungen.

Staarartige Krähen (Ornith.), nach Oken, Abtheilung der Krähen mit rundlichem Schnabel. Sie zerfallen in die eigentlichen Staare und in die Truppen- oder Reisvögel.

Staarbrillen, ſ. Brille.

Staaren (Ornith.), 1) nach Oken, Sippſchaft der ſtaarartigen Krähen mit den Geſchlechtern Sturnus, Eulabes, Molothrus; — 2) ſ. v. a. Sturnidä (ſ. d.).

Staarenhalſe (Ornith.), Farbenverſchiedenheit der Haustaube, ſ. Columba livia.

Staarhaken (Chir.), ſehr feine ſtählerne Häkchen, um nach der Ausziehung des Staars kleine Ueberreſte der Kapſel oder auch die Linſe ſelbſt aus dem Auge zu entfernen. Die ſtählernen dürfen nicht zu ſehr gehärtet ſeyn; gewöhnlich iſt daſſelbe von Silber.

Staarherd, ſ. Vogelherd.

Staaritz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Torgau; Weinberghaus; 220 E. Ein Theil davon heißt Klein-S.

Staarlanze, gerade, breitſpitzige Staarnadel mit ſcharfen Rändern, von Beer erfunden.

Staarlöffel (Chir.), kleines chirurgiſches Inſtrument, gewöhnlich von Silber, beſonders der danielſche, dient, um Ueberreſte des Staars nach der Extraktion aus dem Auge zu entfernen.

Staarmatz (Ornith.), ſ. v. a. gemeiner Staar, Sturnus vulgaris *L.*

Staarmeſſer (Ceratotomus, Chir.), chirurgiſches, ſtählernes, meſſerförmiges Inſtrument zur Bewirkung des Hornhautſchnitts bei der Extraktion des Staars (ſ. Staaroperation). Die S. ſind von ſehr mannichfaltiger, faſt von jedem berühmten Augenarzte modificirter Form, mit einem hölzernen Griffe, ein- oder zweiſchneidig, und nach und nach an Breite ſo zunehmend, daß ſie an der größten Breite dem Halbmeſſer der Hornhaut gleich ſind, mit konvexem, konkavem oder am beſten geradem Rücken, und gerader, konvexer oder konkaver Schneide, mit gewöhnlich 1½ Zoll langer und etwas über 4 Linien breiter Klinge. Die bekannteſten ſind das ſharpſche, wenzelſche, richterſche, lobenſteinſche, caſamatta'ſche, pellierſche, bellſche, weidmannſche, ſigriſtiſche, baheðſche, beerſche, langenbeckſche, gräfeſche, himlyſche, roſasſche ꝛc.

Staarnadel (Chir.), nadelförmiges Inſtrument von nicht zu hartem Stahl, zur Depreſ-

ſion, Reklination oder Zerſtückelung des Staars, ſ. Staaroperation. Die S.n ſind gerade, mit runder oder dreieckiger oder zweiſchneidiger lanzett- oder myrtenblattähnlicher Spitze oder gekrümmt und zweiſchneidig. Die bekannteſten ſind die richterſche, ſcarpaſche, ſchmidtſche, langenbeckſche und gräfeſche.

Staarnadelmeſſer (Chir.), chirurgiſches Inſtrument, das vorn eine Staarnadel, nach hinten ein Staarmeſſer darſtellt und beider Beſtimmungen in ſich vereinigt, indem die Nadel die Linſenkapſel öffnet, das Meſſer den Hornhautſchnitt bewirkt.

Staaroperation (Augenheilk.), mechaniſche Verfahrungsweiſe, vermöge deren man mittelſt ſchneidender und ſtechender Inſtrumente beim grauen Staar den verdunkelten Kryſtallkörper aus dem Auge oder nur aus der Sehaxe entfernt. Die Unzulänglichkeit und Unwirkſamkeit innerer Mittel zur Entfernung der Katarakt erwähnten wir ſchon im Art. Staar, ſo wie, daß die Operation zur ſicheren Entfernung deſſelben das einzige Mittel ſey. Der Erfolg der Operation iſt im Allgemeinen ein günſtiger, und obſchon das Reſultat, welches die verſchiedenen Operateure erhalten, ein ſehr verſchiedenes iſt, ſo kann man doch mit Sicherheit auf Wiederherſtellung des Sehvermögens rechnen, wenn der Staar ohne alle Komplikation vorhanden iſt, wenn die Operation mit Sicherheit und der nöthigen Schonung des Organes verrichtet wird, und wenn der Operirte ſich nach der Operation gut hält. Sind Komplikationen vorhanden, ſo wird durch dieſelben die Vorherſage mehr oder weniger ungünſtig; für beſonders mißlich hält man andauernde heftige Kopfſchmerzen, Neigung zu Augenentzündungen, beſonders rheumatiſchen Charakters, Gicht, Hyſterie, Hypochondrie. Dyskraſiſche Leiden, von welchen der zu Operirende befallen iſt, machen ebenfalls den Erfolg der Operation unſicher, eben ſo der Umſtand, daß ſchon ein Auge nach einer gut vollzogenen Operation verloren ging. Die beſte Prognoſe gibt der reine Linſenſtaar; eine weniger gute bedeutende Verdunkelung der Kapſel oder gar Desorganiſation derſelben. Gut iſt ferner die Vorherſage bei Cataracta lactea, weniger gut bei Cataracta mollis, ſchlecht bei Arida siliquata. Trübungen der Hornhaut, Verwachſungen der Iris mit der Kapſel trüben die Prognoſe; geringere Grade von Augenwaſſerſucht, Synchyſis, Varikoſität des Augapfels ꝛc. ebenfalls. Kontraindikationen der Operation ſind Komplikationen mit Amauroſe, mit Glaukom, mit bedeutenden Graden der Augenwaſſerſucht, Synchyſis und Varikoſität, die Atrophie des Augapfels und Verwachſungen der Regenbogenhaut mit der Linſe in großer Ausdehnung.

Die Meinungen der Aerzte in Bezug auf den Zeitpunkt, in welchem man die Operation anzuſtellen habe, ſind getheilt. Die Operation ſoll man nicht früher unternehmen, bis der Kranke kleine Gegenſtände nicht mehr unterſcheiden kann, bis der Staar eine ſo dunkele Farbe hat, daß er für vollſtändig ausgebildet gilt, bis er reif iſt. Allerdings kann man den Staar auf jeder Stufe ſeiner Ausbildung operiren, doch iſt es zweckmäßig, in den Fällen, in welchen er das Produkt einer Entzündung iſt, ſo lange zu warten, bis die entzündliche Stimmung verſchwunden iſt, bis der Staar ſich vollſtändig entwickelt hat und nur noch das Krankheitsprodukt exiſtirt. Andere ſchlagen vor, die Katarakt zu operiren, ehe die Linſe völlig undurchſichtig geworden iſt, da der noch nicht völlig ausgebildete Staar weich ſey, ſich leichter zerſtückeln laſſe und eher aufgeſaugt werde. Dieſe Regel hat nicht für alle Fälle Gültigkeit, durch zu frühes Operiren kann man leicht das Auge der Gefahr einer nachfolgenden Entzündung ausſetzen. Das ſehende Auge läßt ſich nur ſchwer beruhigen, und hierdurch wird die Operation bedeutend erſchwert. Iſt der Kranke nur auf einem Auge ſtaarblind und das Geſicht auf dem andern Auge noch ungeſtört, ſo iſt es nicht zweckmäßig, zu operiren; man wartet hier, bis auch das zweite Auge nicht mehr ſieht, wenn ſich vorausſehen läßt, daß dieſer Zeitpunkt nicht mehr fern ſeyn werde, daß nur noch Monate darüber hingehen werden. Durch die Operation des einen Auges würde der Kranke nichts gewinnen, im Gegentheile verlieren, denn ein operirtes Auge ſieht immer ſchlechter, als ein geſundes und iſt daher für letzteres nur ſtörend, indem es undeutliche Nebelbilder hervorbringt. Außerdem kann bei einem unglücklichen Ausgange der Operation möglicher Weiſe auch das geſunde Auge mit zu Grunde gehen oder doch leiden. Der Glaube, daß die Operation des einen kataraktöſen Auges die Staarbildung auf dem anderen hemmen od. rückgängig machen könne, iſt irrig. Mindert ſich die Sehkraft des zweiten Auges, ſo operirt man, um völligem Erblinden zuvorzukommen, das Auge, auf welchem die Verdunkelung am bedeutendſten iſt. Sind beide Augen vom vollſtändig ausgebildeten ſchwarzen Staar ergriffen, ſo operirt man ſie unmittelbar hinter einander in einer Sitzung. Die nach der doppelten Operation eintretende Reaktion iſt nicht ſtärker, als nach der Operation eines Auges; dem Kranken iſt es außerdem wünſchenswerth, die Beſchwerden und Nachübel der Operation auf ein Mal hinter ſich zu bringen, denn es gehen meiſtens bis 4, nicht ſelten 8 Wochen und darüber hin, ehe der Operirte nur der Kur entlaſſen werden kann; ſodann iſt die Furcht vor der Operation das zweite Mal ſtärker, als das erſte Mal, beſonders wenn die erſte nicht günſtig ablief; ferner operirt ſich ein Kranker, welcher mit einem Auge ſieht, auch wenn es verbunden wird, immer ſchwieriger, als ein ganz Blinder und das früher operirte, bereits ſehende Auge konnte, wenn Unglück ſeyn ſoll, von einer in dem ſpäter operirten entſtehenden Entzündung eben ſo wohl ergriffen werden und Schaden nehmen, als wenn beide Operationen gleichzeitig geſchehen; endlich hat die Erfahrung beſtimmt gelehrt, daß das Operiren beider Augen unmittelbar hinter einander keine Nachtheile hat und die angeführten Vortheile deshalb allein den Arzt beſtimmen müſſen. In Bezug auf die Zuläſſigkeit der

Operation bei ganz jungen Kindern iſt zu bemerken, daß ihnen der Wille und das Vermögen abgeht, das Auge in der nöthigen Stellung zu halten, daß die Nachbehandlung ſchwieriger iſt, ihre Augen unruhiger und reizbarer ſind und ſich bei Fixirung der Augenlider in die Augenhöhle zurückziehen. Aus dieſen Gründen macht man die Operation vor dem 8. Jahre ungern. Eine Ausnahme findet Statt bei angebornem Staar, hier operirt man im zweiten Jahre; denn das Umheerollen und Hupſen des Augapfels nimmt mit jedem Jahre zu. Die Kapſel verdickt ſich immer mehr, verwächſt feſter mit den benachbarten Theilen, und die Netzhaut, welche noch nie in Thätigkeit geweſen iſt, verliert möglicher Weiſe durch langes Entbehren des Lichtreizes ihre Empfänglichkeit für denſelben. Das hohe Alter gibt keine Gegenanzeige für die Operation ab; man hat oft mit Glück 70, 80, ja 92jährige Individuen operirt; allerdings runzelt ſich nach dem Hornhautſchnitt die Hornhaut bedeutend, und der Anblick, welchen das ſtarre glanzloſe Auge nach dem Austritt der Linſe darbietet, iſt ein ganz eigenthümlicher; allein nichts deſto weniger erfolgt die Vernarbung der Hornhaut und die ziemliche Wiederherſtellung des Geſichtes. Bei betagten Subjekten geht oft die Aufſaugung von Staarreſten überraſchend lebhaft von Statten, wie ſich denn auch nach einigen Aerzten das höhere Alter beſonders zur Operation eignet; das Auge iſt hier ruhiger, die Reaktion auf den Wundreiz weniger lebhaft, Entzündung weniger zu beſorgen. Was die Tages- und Jahreszeit betrifft, in welchen man operiren ſoll, ſo kann man zwar das ganze Jahr hindurch operiren, wenn das Wetter beſtändig iſt, doch vermeidet man die Zeit der Gewitter, da ein Gewitter am Operationstage ſehr häufig mit einer eintretenden Entzündung verbunden iſt; auch operirt man nicht während heftiger Stürme und einer ſehr abwechſelnden Witterung, beſonders nicht zu rheumatiſchen und andern Augenentzündungen geneigte Subjekte. Die beſte Tageszeit iſt einige Stunden nach dem Frühſtücke; nie operire man den Kranken bei nüchternem Magen, es gibt dies leicht zu Brechwürgen Veranlaſſung; eben ſo wenig operirt man unmittelbar nach dem Eſſen. — Die früheren Augenärzte hielten viel auf eine Vorbereitungskur vor Anſtellung der Operation; jetzt iſt man davon gänzlich zurückgekommen, und man ſchreitet ſofort zur Operation, wenn der Kranke geſund iſt. Nur in jenen Fällen, wo ein entfernteres inneres Leiden mit der Katarakt komplicirt iſt, iſt es gerathen, daſſelbe vor der Operation möglichſt zu beſeitigen. So bedarf es beinahe keiner anderen Vorkehrungen, als körperlicher und gemüthlicher Ruhe und des Erweiterns der Pupille, wodurch die Operation ſehr erleichtert und begünſtigt wird. Zu dieſem Behufe träufelt man zwei Stunden vorher einige Tropfen einer Auflöſung von Belladonnaextrakt (R. Extr. bellad. gr. V Solve in aquae destill. ʒ ij M.) in das Auge und verbindet daſſelbe mit einem lockeren Tuche, ſo daß kein Lichtſtrahl in daſſelbe fällt. Eine Viertelſtunde vor der Operation kann man noch einmal einige Tropfen einflößen, um die Wirkung der Pupillenerweiterung recht ſicher zu haben.

Die Anforderungen, welche man an den Operateur behufs einer S. ſtellt, ſind überhaupt die, welche man von dem Augenarzt verlangt, er muß eine feſte, ſtete, aber leichte Hand beſitzen, namentlich aber muß er mit beiden Händen gleich fertig zu operiren im Stande ſeyn. Bei jeder S. iſt außerdem Folgendes im Allgemeinen zu bemerken: der Staarblinde muß auf einem Stuhl ohne Rückenlehne und ſchief gegen ein Fenſter ſitzen, damit das Licht nur von der Seite auf beide Augen fällt und kein den Operateur hinderlicher Lichtreflex auf der Hornhaut erzeugt wird, auch der Gehülfe nicht gehindert iſt, ſich mit dem Kopfe des Blinden dem Operateur hinlänglich nähern zu können. Der hinter dem Kranken ſtehende Gehülfe faßt mit der rechten Hand, wenn das linke Auge operirt werden ſoll, den Kopf deſſelben unter dem Kinn, drückt ihn an ſeine Bruſt an und nähert ſich mit demſelben dem, vor dem Blinden auf einem etwas höheren Stuhle ſitzenden Operateur, nach Erforderniß mehr oder weniger. Die linke Hand legt dann der Aſſiſtent flach auf die linke Seite der Stirn des Kranken, ſo daß die Spitzen des Zeige- und Mittelfingers etwas unter dem Rande des obern Augenlides zu liegen kommen, mit dem Zeigefinger hebt er dann zuerſt den Augenlidrand ſo viel als möglich in die Höhe, und ſogleich fährt er mit dem Mittelfinger nach, um den Augendeckel deſto gewiſſer feſt zu halten; die beiden Fingerſpitzen müſſen aber über dem Augenlidrand gegen den Augapfel ſo weit vorgelegt bleiben, daß ſie den Bulbus zwar keineswegs berühren, noch viel weniger drücken, ſondern daß nur das Auge mit ſeiner Hornhaut, als dem höchſten Punkte, leiſe an die Fingerſpitze ſtreift, wenn es ſich etwa nach oben vor dem eindringenden Inſtrumente flüchten ſollte, und es folglich von dieſer, dem Operateur läſtigen Verſtellung, ſogleich zurückgeſcheucht wird. Der Operateur ſelbſt ſitzt ſo vor dem Blinden, daß deſſen Kopf gerade ſeiner Bruſt gegenüber ſteht, damit er von oben her während der Operation Alles ſehr genau im Auge beobachten kann, und damit er die Arme nicht bedeutend aufzuheben gezwungen iſt. (Im Allgemeinen muß der Operateur eine Stellung wählen, welche für ihn die bequemſte iſt. Blinde von großer Statur operirt man deshalb am beſten ſtehend, von kleiner Statur aber ſitzend. Es verſteht ſich, daß die individuelle Körpergröße des Operateurs hierin Abänderungen nöthig macht). Mit dem Zeigefinger der linken Hand, wenn das linke Auge operirt wird, zieht er den unteren Augendeckel hinlänglich herab — aber die Spitze dieſes Fingers muß eben ſo, wie die des Gehülfen, über dem Augenlidrand gegen den Augapfel vorſtehen, — den Mittelfinger legt er auf ähnliche Art über die Thränenkarunkel, und in die rechte Hand nimmt er das zur Operation erforderliche Inſtrument wie eine Schreibfeder zwiſchen den Daumen, Zeige- und Mittelfinger. Auf dieſe Weiſe wird der Bulbus während der Operation, ohne alle Feſtſtellungsinſtrumente, am beſten feſtgehalten, — Uebrigens muß der

Digitized by Google

Staar am linken Auge mit der rechten, am rechten Auge mit der linken Hand operirt werden.

Es gibt verſchiedene Methoden, den grauen Staar zu operiren, und zwar kann der Zweck, durch Beſeitigung des Staars den Lichtſtrahlen den Eintritt in das Innere des Auges wieder zu eröffnen, auf dreifachem Wege erreicht werden: 1) indem man den Staar gänzlich und mit einem Male aus dem Auge entfernt; 2) durch Lageveränderung des Staars, indem man ihn aus der Sehaxe entfernt und an einen ſolchen Ort ſchiebt, wo er dem Einfallen der Lichtſtrahlen kein Hinderniß in den Weg legt, ohne ihn aus dem Auge zu ſchaffen; 3) indem man ihn durch Zerſchneiden in einen ſolchen Zuſtand bringt, daß er von der Natur aufgeſaugt werden kann. Jede dieſer 3 Grundmethoden kann auf mehrfache Weiſe ausgeübt werden, wodurch dann eine namhafte Anzahl von Methoden der Staaroperation entſteht. Welche von ihnen den Vorzug verdiene, iſt oft Gegenſtand des Streites geweſen. Einige Fälle gibt es, wo jede ihren Zweck erfüllt und es deshalb der perſönlichen Vorliebe oder Gewöhnung des Arztes überlaſſen ſeyn kann, welche er wählen will; außerdem gibt es für jede Methode beſtimmte Fälle, in welchen ſie vor den übrigen den Vorzug verdient. Die Wahl der Methode ſelbſt iſt deshalb für das Gelingen der Operation eine ſehr wichtige Sache. Zwar haben von jeher die Operateure nach ihrer individuellen Fertigkeit bald dieſer, bald jener Methode nicht allein den Vorzug, ſondern beinahe ein ausſchließliches Recht ertheilt; allein der Zweck der Operation wird nur dann vollkommen erreicht werden, wenn jede Art der Katarakte auf die Weiſe behandelt wird, welche ihrer Natur am meiſten entſpricht. Die vollkommenſte Operationsmethode iſt die Extraktion, da der Erfolg derſelben unbezweifelt der ſchnellſte und ſicherſte iſt. Sie iſt allerdings ſchwierig in der Ausführung, allein hinreichende Uebung lehrt auch ſie mit einer Sicherheit vollziehen, die kaum hinter der der andern Methoden zurückſteht. Wir gehen jetzt zur Betrachtung der einzelnen Operationsmethoden über.

1) Ausziehung des Staares, Extractio cataractae. Durch dieſe Operation wird die Linſe ganz aus dem Auge entfernt. Dies geſchieht durch den Hornhautſchnitt, welcher mit einem Staarmeſſer vollzogen wird. Dies wird in die Hornhaut ein Viertel Linie von dem Verbindungsrande derſelben mit der Sklerotika an der äußeren Seite gerade in ihrem größten Querdurchmeſſer ſenkrecht eingeſtochen, dann in der vorderen Augenkammer nach dem inneren Augenwinkel hin fortgeſchoben und an einer dem Einſchnittspunkte gerade gegenüber liegenden Stelle in gleicher Entfernung vom Rande der Hornhaut wie bei dieſem durch die Hornhaut durchgeführt und dieſe dann in ihrer unteren Hälfte in möglichſt gleicher Entfernung von ihrem Rande getrennt. Iſt der Schnitt gehörig groß, ſo dringt oft, ohne weiteres Zuthun, bloß durch die Zuſammenziehung der Augenmuskeln, die Linſe hervor und fällt heraus. Geſchieht dies nicht, ſo wartet man einige Augenblicke, öffnet dann mit einer durch den Hornhautſchnit eingeführten Nadel die Kapſel, worauf der Staar heraustritt, was noch durch einen gelinden Druck auf das Auge bewirkt werden kann. Hat die Linſe das Auge verlaſſen, ſo läßt man den Kranken mit geſchloſſenem Auge und verhangenem Kopfe einige Augenblicke ruhen, dann lüftet man das Tuch, läßt ihn das Auge öffnen und hält ihm irgend einen nicht glänzenden Gegenſtand vor, um ſich und ihn vom Erfolg der Operation zu überzeugen. Um das Auge nicht zu ſehr anzuſtrengen, ſchließt man es darauf wieder und verbindet es. Bei regelmäßigem Verlauf ſchließt ſich die Hornhautwunde ſchon nach 48 Stunden, doch läßt man das Auge 6–8 Tage lang geſchloſſen, nimmt dann den Verband ab und läßt den Kranken im dunklen Zimmer das Auge ſanft öffnen. Er iſt jetzt ſehr lichtſcheu und ſieht gewöhnlich nicht ſo gut, als unmittelbar nach der Operation. Man verhängt jetzt das Auge mit einer Kompreſſe und beſchattet es mit einem Lichtſchirm, nach und nach erhellt man das Zimmer, und nach 3—4 Wochen verläßt es der Kranke, um ſich an die freie Luft zu gewöhnen. Nach 5—6 Wochen pflegt die Geneſung vollſtändig erfolgt zu ſeyn. Unangenehme Ereigniſſe während der Operation ſind Vorfall des Glaskörpers, der Iris; nach derſelben außer den genannten Zuſtänden Hornhautbruch, Entzündung dieſer Haut ꝛc. Iſt das Auge nicht mehr empfindlich gegen Luft und Licht, und ermüdet es nicht mehr bei Sehverſuchen, ſo bedient ſich der Kranke einer Staarbrille.

2) Verſchiebung des Staares, Dislocatio cataractae, entfernt ihn aus der Sehaxe, indem ſie ihm eine andere Stellung im Auge anweiſt. Gewöhnlich wird er in den Grund des Auges hinabgeſchoben; dieſe älteſte, ſchon von Celſus beſchriebene Methode nennt man Depreſſion. Die einzelnen Arten dieſer Methode ſind: a) Verſchiebung des Staares durch den Sklerotikalſtich (Dislocatio cataractae per scleroticonyxin) wird, gleich der Extraktion, am rechten Auge mit der linken, am linken Auge mit der rechten Hand gemacht. α) Depreſſion, Niederdrückung des Staares. Man ſticht die Staarnadel, wenn man durch die Sklerotika operirt, 1—1 $^1/_2$ Linie vom Rande der Hornhaut auf der äußeren Seite des Auges 1 Linie unterhalb des Querdurchmeſſers des Auges ſo tief ein, daß die Spitze der Nadel hinter der Pupille unmittelbar vor der Linſe erſcheint, legt dann die Nadel auf den Rand der Linſe auf, drückt ſie nach unten und hinten in den Glaskörper hinab und zieht, nachdem man ſich verſichert hat, daß die Linſe dort verbleibt, die Nadel wieder hervor. β) Umlegung, Reklination des Staares, zuerſt von Willburg ausgeübt und von Scarpa verbeſſert, hat vor der Depreſſion den Vorzug, daß die unter den Glaskörper gebrachte Linſe nicht ſo leicht wieder in die Höhe kommt, als bei der Depreſſion. Man ſticht die Staarnadel 1 Linie unter dem Querdurchmeſſer des Auges und 1—1$^1/_2$ Linie vom Rande der Hornhaut entfernt in die Sklerotika ein, ſchiebt ſie zwiſchen der

Digitized by Google

vorderen Kapſelwand und der Iris bis zu deren innerem Rande vor, legt dann die Nadel diagonal auf die Linſe auf und drückt ſie in den Grund des Auges ſo nieder, daß ihre hintere Fläche die untere wird. b) Verſchiebung des Staares durch den Hornhautſtich, Dislocatio cataractae per ceratonyxin. Deprimirt man durch die Hornhaut, ſo ſticht man die Nadel 1½ Linie unter dem Mittelpunkte derſelben ein, führt ſie durch die Pupille bis an den oberen Rand der Linſe und drückt ſie nach unten und hinten in den Glaskörper hinab. Bei der Reklination durch die Keratonyxis führt man die Nadel auf gleiche Weiſe, wie bei der Depreſſion ein, ſetzt ſie auf dem oberen Rande der Linſe auf und drückt dieſelbe, ſie umkehrend, nieder.

3) Zerſchneidung, Zerſtückelung des Staares, Diacisio cataractae. Bei dieſer Methode wird die Linſe ſo behandelt, daß ſie ſich in der wäſſerigen Feuchtigkeit des Auges auflöſen und aufgeſaugt werden kann. Die Natur hat ein Beſtreben, jeden abgeſtorbenen Theil, deſſen ſie ſich auf anderem Wege nicht entledigen kann, aufzuſaugen. Ein ſolcher Theil iſt die kataraktöſe Linſe, deren Aufſaugung aber durch die fortwährend einiges Leben behaltende und die Einwirkung der wäſſerigen Feuchtigkeit abhaltende Kapſel gehindert wird. Die Aufſaugung kann daher erſt eintreten, wenn die Kapſel entfernt oder mehrfach zerſchnitten wird, damit die wäſſerige Feuchtigkeit unmittelbar die Linſe beſpülen kann. Die Aufſaugung wird noch befördert, wenn die Kapſel aus ihren Verbindungen geriſſen und die Linſenſubſtanz in Stücke zerſchnitten oder wenigſtens tief eingeſchnitten wird. Dann erfolgt, wenn der Staar nicht zu feſt iſt, die Aufſaugung oft ſchon in wenig Wochen, indem derſelbe ſich allmählig verkleinert, oder ſich Lamellen der Linſe einzeln lappenförmig ablöſen und ſo aufgeſogen werden. Auf dieſe Aufſaugung kann man ſelbſt bei den älteſten Perſonen noch rechnen, ſie ſcheint hauptſächlich durch Maceration in der wäſſerigen Feuchtigkeit bewirkt zu werden und verhältnißmäßig weniger organiſche Thätigkeit vorauszuſetzen, als die Reſorption anderer Theile. Sie erfolgt um ſo leichter, je weicher der Staar iſt. Die Zerſtückelung der Linſe wird ebenfalls durch die Skleco- und Keratonyxis bewirkt und dabei zuerſt die Kapſel, dann die Linſe nach mehren Richtungen durchſchnitten.

Die Nachbehandlung bei S.en erfordert Abhaltung jedes Reizes, namentlich des Lichtes, mehre Tage hindurch. Treten doch üble Folgen, z. B. Entzündungen ꝛc. ein, ſo müſſen dieſe gehörig beſeitigt werden, indem ſie nicht ſelten die Fähigkeit zum Sehen unwiederbringlich zerſtören.

Geſchichtliches. Von der Anſicht ausgehend, daß die Kryſtalllinſe das Organ ſey, welchem die Sehkraft angehöre, glaubte man in früheren Zeiten, daß der Staar ein in und hinter der Pupille flottirendes Häutchen ſey und ſuchte den Sitz deſſelben keineswegs in der Linſe ſelbſt, obwohl einige frühere Aerzte dies ſchon zu ahnen wagten. Im J. 1604 bewies Kepler, daß die Linſe nur ein mittelbares Organ des Geſichtes ſey, daß ſie die Lichtſtrahlen nicht in ſich behalte, ſondern daß dieſe durch jene nur gebrochen und auf die Markhaut, als das die Sehkraft enthaltende Gebilde, zuſammengebracht würden. Franz Quarre und Remi machten Keplers Ideen bekannt, und Letzterer vertheidigte ſeine Streitſchrift: Ob man die Heilung des Staares dadurch bewirken könne, wenn man eine Nadel durch das Auge in die Linſe führe? Einige Jahre nachher theilten Peter Borel, Theophilus Bonnet, Blagny, Lukas Tozzi, Geoffroi, Sam. Poliſius und Bernhard Albinus ihre Beobachtungen mit, daß der graue Staar faſt immer in einer Farbenumänderung und Undurchſichtigkeit der Kryſtalllinſe beſtehe. Im J. 1664 erklärte ſich Rollfink in ſeiner Diſſertation: De cataracta, und 1699 Schelhammer in ſeiner Diſſertation: De suffusione, für dieſelbe Meinung. 1707, 1708 und 1709 wurde ſie von Maitre Haan, Mery und Heiſter beſtätigt. Bald darauf zeigten de la Peyronin und Morand bei der pariſer Akademie Staare vor, welche in einer Verdunkelung der vorderen und hinteren Wand der Linſenkapſel beſtanden (Langenbecks Bibliothek ꝛc., 1. Bd., S. 520). Die erſte Operationsmethode, welche ſchon Galen kannte, war die Depreſſion. Man bediente ſich dazu Nadeln von verſchiedener Geſtalt, von runder Form, oder lanzenförmig zweiſchneidiger, namentlich der letzteren. Die Nadel brachte man anderthalb Linien vom Rande der Hornhaut ein, ſchob ſie in horizontaler Richtung fort bis zur Mitte der Linſe, ſenkte den Griff und hob dadurch die Spitze, zugleich wurde dieſelbe ſo gedreht, daß die eine Fläche aufwärts, und die andere abwärts gerichtet auf die Linſe kam. Nun ward die Linſe langſam hinunter gedrückt. Im J. 1716 erklärte ſich Hovius gegen die Depreſſion, ihm folgen Rau und Heiſter. Wenige durch die Depreſſion Operirte erlangten ihr Geſicht wieder, unter Allen, die 1750, 1751, 1752 operirt worden waren, kaum Einer von Hunderten. Man leiſtete jetzt Verzicht auf dieſe Methode. Auf die Extraktion ſcheint man durch den Zufall geleitet worden zu ſeyn, daß ein Stück der Kryſtalllinſe in die vordere Augenkammer gerieth und hier mit Erfolg ausgeſchnitten wurde. Nicht Petit, nicht Daviel, auch nicht M. Yves, der ſchon 1707 einen Staar auszog, ſcheinen ſie zuerſt gemacht zu haben; vielmehr war nicht bloß die Idee dazu ſchon früher vorhanden, ſondern ſie war auch verrichtet worden. Schon Albukaſius ſchlug vor, eine hohle Nadel in das Auge zu ſtoßen und damit die flottirende Haut, worin ſeiner Meinung nach der Staar beſtand, herauszuziehen. Zu Avicennas Zeiten öffneten Einige den unteren Theil des Auges, um den Staar auf dieſem Wege herauszubringen. Petit öffnete die Hornhaut und brachte den Staar, (eine cataracta crystallina, worüber man ſich ſehr verwunderte, da man eine Membran vermuthet hatte) mit einem kleinen Löffel heraus. Daviel erfand 1745 zur Extraktion eigene Inſtrumente; er erzählt,

daß von 206, die er operirte, 182 ihr Geſicht wieder bekamen. Der Hornhautſtich mit Zerſtückelung der Linſe, obwohl ſchon früher gekannt, ward erſt in neuerer Zeit häufiger geübt. Theod. M. Turguet (Praxis medica, Lond. 1690) erzählt einen Fall ihrer Anwendung, wo ein Weib die Operation mit einer Nadel machte. Eines anderen Falles erwähnt Willart: An oculi punctio cataractam praecaveat? in Hallers „Disp. chir. Lauss." (1755, Bd. II, S. 157). Auch Bartiſch in Dresden ſoll ſie gemacht haben. Neuerdings bevorworteten ſie beſonders Buchhorn und Langenbeck. Unter den neueren deutſchen Augenärzten ſind zu erwähnen Himly, Langenbeck, Chelius, Walther, Rüte u. A. m. — Literatur: Richter, Abhandl. von der Auszìehung des grauen Staares, Götting. 1773; — Hellmann, Der graue Staar und deſſen Herausnehmung, Magdeb. 1774; — G. de Witt, Vergl. der verſchiedenen Methoden den Staar auszuziehen, Gießen 1778; — v. Wilburg, Betr. über die bish. gew. Operationen des Staares, ſammt der Anz. einer verbeſſ. Art, ſie zu machen, Nürnd. 1785; — Conradi, Ueber einen Gegenſtand der Ausz. des gr. Staares, Leipz. 1795; — v. Walther, Ueber die Krankheit der Kryſtalllinſe und der Bild. des gr. Staares, in ſeiner Abh. a. d. Geb. d. pr. Med., Landshut 1810; — Buchhorn, die Keratonyxis, eine neue, gefahrloſe Meth. den gr. Staar zu operiren, Magdeb. 1811; — Scheuring, Parallele der vorz. Operationsmeth. des gr. Staares, Bamb. 1811; — Ritterich, Bem. über die Operat. des gr. Staares, in den jährl. Beitr. zur Vervollkommnung der Augenheilk., Leipz. 1827; — Seeliger, Ueberſ. der verſch. Staarausziehungsmeth., Wien 1828; — Scarpa, Sagg. di osserv. et esper. sulle princip. malat. degli occhi, Pavia 1801; — Raim. de Vermale, Lettre sur l'extract. du crystallin, Par. 1751; — Buchner, Diss. de catar. omni temp. deponenda, Halle 1753; — Rathlaun, Over de catar., Amſt. 1773; — Wenzel, Diss. de extr. catar., Par. 1779; — Derſ., Traité de la catar. av. de observ., daſ. 1786; — Stegeriſt, Beſchr. u. Erkl. des Staarnadel-Meſſers und Gegenhalters zur Ausz. des gr. Staares, Grätz 1783; — Butter, A new meth. of extr. the catar., London 1783; — Beers, Meth. den gr. Staar ſammt der Kapſel auszuziehen, Wien 1799; — Weinhold, Anl. den verdunk. Kryſtallkörp. im Auge des Menſchen jederzeit beſt. m. ſ. Kapſel umzulegen, Meiß. 1809, 2. Aufl. 1812; — de la Garde, A treat. on catar. intend. to determine the oper. requir. on the diff. forms of the dis., Lond. 1821.

Staarſcheere (Chir.), von Weinhold erfundenes Inſtrument zur Staaroperation, zwei platte auf einander liegende und durch ein Charnier verbundene Staarnadeln, die als ſolche und zugleich als Scheere zum Zerſchneiden des Staares dienen.

Staarſchimmel (Säugeth.), Farbenverſchiedenheit des gemeinen Pferdes, Equus Caballus *L.*

Staarſow, mecklenb.-ſtrelitz. Dorf, Kr. Stargard, Amt Mirow; 300 Einw.

Staarſtechen, ſ. Staaroperation.

Staarſtein (foſſ. Bot.), ſ. v. a. Pſaronius (ſ. d.).

Staartz, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Kammin; 220 Einw.

Staarzange (Chir.), zwei mit einander pincettenartig verbundene Häkchen von Silber oder Stahl, dienen zu demſelben Zweck wie der Staarhaken; man gebraucht ſie übrigens auch bei der künſtlichen Pupillenbildung.

Staasdorf, öſterr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwalde, Ldge. Magiſtr. Tulln u. Königſtetten, am Staatsbache im Tullnerfeld; 230 Einw.

Staat (lat. Respublica, Civitas). Die Begriffe über Recht und über Sittlichkeit und Freiheit waren in der älteſten Zeit Gegenſtand der Philoſophie. Ariſtoteles und Plato, Cicero und Seneca waren in Griechenland und Rom die vornehmſten Denker, welche ſich mit Entwickelung jener Begriffe beſchäftigten. Durch das Chriſtenthum ging die ganze Moralphiloſophie ſammt der Unterſuchung über den dunkeln Begriff S. in die Hände der Prieſter und Mönche über, welche durch Autorität, Anſehen und Gelehrſamkeit die Wiſſenſchaft beherrſchten. Als durch das Studium des römiſchen Rechts die Rechtswiſſenſchaft an Bedeutung gewann, und wie in der Theologie, ſo auch in der Jurisprudenz die Gelehrſamkeit ſich kaſtenmäßig zu ſondern anfing, übertrug man auch die Begriffe des poſitiven Rechts in das Gebiet der Moral und des abſtrakten Rechts, und es waren die Lehren der Pandekten, welche auf die Geſtaltung der ſtaatsrechtlichen Begriffe Einfluß erhielten. Erſt in der neueſten Zeit zweigte ſich das Staatsrecht als beſondere Wiſſenſchaft der allgemeinen Rechtswiſſenſchaft ab. Vorher aber, ſeit Leibnitz und Spinoza die Philoſophie als beſondere Wiſſenſchaft wieder in Achtung brachten, waren es unſere kleineren und größeren Philoſophen, die die Lehren des Staatsrechts zu begründen und auszubilden verſuchten. Und das Gewicht der philoſophiſchen Anſchauung war in dieſem Gebiet, welches ſo nahe an der metaphyſiſchen und moraliſchen Grenze lag, ſo bedeutend, daß das ganze neuere Staatsrecht, wie es die Juriſten in ihre Wiſſenſchaft aufnahmen, ſeinen Grund und Boden in der Rechtsphiloſophie fand. Nach der Periode der Rechtsphiloſophie unterſcheidet ſich aber auch die Entwickelung des Begriffs S., bis endlich in der neueſten Zeit zu alledem noch ein neuer Bildungsfaktor hinzutrat, die ſociale Wiſſenſchaft, welche die Quelle aller menſchlichen Einrichtungen, zunächſt in den Menſchen ſelbſt und deſſen Seelenleben, aufſpürte.

Hieraus iſt aber auf die Bedeutung jenes einzigen Begriffes zu ſchließen, um welchen ſich das öffentliche Leben in ſeiner ganzen Vielgeſtaltigkeit gedreht hat. Die Begriffe Recht, S. und Freiheit bezeichnen ganze Epochen in der Wiſſenſchaft und Philoſophie, von der Republik des Plato bis zu dem Polizeiſtaat Machiavells, von

Digitized by Google

der myſtiſchen Theokratie des Mittelalters bis zur freien Vertragstheorie Rouſſeaus. Jene Begriffe ſind es, welche den Markſteinen der Geſchichte eingegraben ſind, deren Hypotheſen in flammenden Zügen die Gänge der Wiſſenſchaft durchflogen, in den Köpfen großer Männer zündeten und als Signale welthiſtoriſcher Revolutionen aufflackerten. Jeder Fortſchritt im Gebiet der freien Forſchung und des Denkens fand ſeine entſprechende Erſcheinung im Gebiet der Thatſachen und der Geſchichte. Die Lehren der Mönche und Pfaffen umgaben den mittelalterlichen Kaiſerthron mit dem Nimbus der göttlichen Weihe, und kein Monarch ſtand an der Spitze ſeines Reiches, den nicht ein Tropfen kirchlichen Oeles geſalbt hätte. Die römiſchen Juriſten gaben den Königen den Schein aller Rechte und ſtellten ſie außer dem Geſetz, ſie durchſuchten die Fragmente des römiſchen Rechtes, um Privilegien, Vorbehalte und Finanzrechte für das Königthum abzuleiten, ſie umgaben den Thron mit feudalen Inſtitutionen, ſie füllten den Seckel des kaiſerlichen Fiskus und gaben der kaiſerlichen Gewalt den materiellen Inhalt, dem die Pfaffen die unantaſtbare Form verliehen hatten. Und das Leben mit ſeinen politiſchen Ständen, Kaſten und Unterſchieden, mit ſeinen perſönlichen Vorrechten und Rangſtufen, mit dem privilegirten Glauben und der privilegirten Gottſeligkeit, dem privilegirten Ritterthum und privilegirten Klerus, dem privilegirten Gemeinderecht u. privilegirten Zunftrecht war wie geſchaffen, um von jenen Ideen durchdrungen und zerfreſſen zu werden, und noch ehe man an der Schwelle des Jahrtauſends angekommen war, waren bereits alle öffentlichen Zuſtände ſo korrumpirt, daß nur eine radikale Umgeſtaltung beſſere Säfte bringen konnte. Payne war mit ſeinen Menſchenrechten, und vor ihm Rouſſeau mit ſeinem Geſellſchaftsvertrag aufgetreten, und was ihr Wort verhieß, ſuchte die That der Revolution ins Leben zu führen. Der theokratiſch-feudale S. des Mittelalters ward über den Haufen geworfen und auf ſeinen Trümmern die Volksſouveränität, der freie Wille der Staatsbürger, die Einigung zu einer ſtaatlichen Geſammtheit durch den Geſellſchaftsvertrag proklamirt. In Deutſchland, wo die Praxis zahm, die Theorie feurig und fruchtbar iſt, holte man ſich aus der Rumpelkammer der erſten franzöſiſchen Revolution den Samen zu den liberalen Doktrinen, mit denen die Trümmer des alten Kaiſerſtaates weggeſpült werden ſollten, ja in der neueſten Zeit, nachdem in Frankreich die Revolution zum dritten Mal gedonnert hatte, ließ man ſich beigehn, etwas viel Theorie mit etwas wenig Praxis zu miſchen und ſo ein papiernes Kaiſerthum herzuſtellen, deſſen Schablone ganz nach den modernen Begriffen von S. zugeſchnitten war. Zu allen Zeiten und unter allen Verhältniſſen des großen Völkerlebens war daher der Begriff S. und die Frage über die Verfaſſung und Regierungsidee des S.s der leitende Gedanke in der Entwickelung der Weltbegebenheiten. Bis jetzt laſſen ſich die drei Epochen der Weltgeſchichte für die poſitive Geſtaltung des Staatsweſens als eben ſo viele Kulturabſchnitte betrachten. Das Alterthum als Grundlage der antikrepublikaniſchen S.en, das Mittelalter, charakteriſirt durch die chriſtlich-feudale Monarchie, untermiſcht mit ſtändiſcher Vertretung und kleinen Republiken, die Neuzeit durch den legitimmonarchiſchen S. mit liberalen Einſchränkungen, die ſ. g. konſtitutionelle Monarchie. Das Recht der neueſten Zeit endlich, Rückkehr zur Volksſouveränität, moderne Republik, untermiſcht mit ſocialen Verbeſſerungen. Der alte Spruch: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne" bewährt ſich auch hier, und die ganze Kulturbewegung ſcheint ſich in einem ewigen Cirkel zu bewegen, wenn ſie nicht zugleich, wie die Erde neben der Bewegung um ihre eigene Axe ſich um die Sonne dreht, ihr Lauf um das ewige Geſtirn der Freiheit ſie in immer neue Bahnen ſchleudert. Alle politiſchen Parteien der Jetztzeit kämpfen in dem Chaos widerſtrebender Begriffe, Neigungen, Verhältniſſe, in einem ungeheueren Raum von Widerſprüchen und Gegenſätzen aller Art, um die Herausbildung des reinen S.es; alle Bildungselemente der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſind zu einer fortwährenden Gährung unter einander geworfen, und noch iſt der Tag nicht beſtimmt, an welchem das Bild der neuen Schöpfung makellos ſich entwickeln wird. Die radikalſten Gegenſätze ſind natürlich, wie immer, ſo auch hier entſcheidend. An der Fortbildung dieſer Gegenſätze läßt ſich aber auch nachweiſen, in wie weit die Kultur uns und das ſtaatliche Leben mit uns fortgeriſſen hat.

Werfen wir einen Blick in die Staatengeſchichte des Alterthums. Hier war die Form eine gegebene — die Republik — die Parteien ſtanden innerhalb des S.es und kämpften um ihre Vorrechte in Bezug auf das Intereſſe an der Regierung. Ariſtokratie und Demokratie, Patricier und Plebejer, Freie und Unfreie ſtanden ſich gegenüber. Es handelte ſich um die Theilung der Herrſchaft, wie im Mittelalter, um die Verbannung der Privilegien, wie in der neueſten Zeit, aber der Kampf ging nicht über den S. hinaus, und die gemeinſame Gefahr verband Alle zu einem Zweck, weil die Grundlage eine Grundlage der wirklichen Freiheit war, die man lieben und vertheidigen konnte.

Durch das ganze Mittelalter dagegen zieht ſich der Streit der Kirche gegen den S., der päpſtlichen gegen die kaiſerliche Gewalt. Dieſer Kampf lag außerhalb des gegebenen S.es, weil die Zweiheit der Parteien — kirchliche und weltliche Macht — nur ein getheiltes, und kein ungetheiltes, gemeinſames Intereſſe gegen einen dritten Feind fand. Während dort, im Alterthum, S. und Volk identiſch waren und die Klaſſen des Volkes gegen einander zogen, waren hier ein Anderes das Volk, ein Anderes der S. Das Volk war der Gegenſtand, um welchen ſich der Streit ſich drehte, der S. das Mittel, ſich des Volks zu bemächtigen, und der Kampf wurde nur darum geführt, wer dieſes Mittels Herr blieb. Auf die Entwickelung der Volkswohlfahrt in dem gegebenen S. konnte dieſer Kampf daher nicht von Einfluß ſeyn. Daneben der Kampf

Digitized by Google

der Vaſallen gegen die Lehnsherren, der Städte gegen das Ritterthum, der Klöſter und Bisthümer gegen beide, ein großes, weites Feld für den Gang der Begrbenheiten, aber klein für das Ziel, welches faſt allenthalben durch den Egoismus oder den Trieb der Selbſterhaltung geſteckt war. Bedeutungsvoller daher erſcheint der Kampf der feudalen Stände, der damaligen Vertretung des Landes gegen ihre Fürſten und Herren, der Kampf der Reichsfürſten ſowohl gegen Kaiſer und Reich, als der Kampf der Territorialſtände gegen die Landesfürſten. Hier lag die Ahnung eines Keims dee Volkskraft, ein Gegengewicht gegen die um ſich greifende Willküe der Fürſten in den Rechten und Privilegien der durch Geburt, Rang, Grundbeſitz bevorzugten Stände jedes einzelnen in ſich abgeſchloſſenen Territoriums. Am großartigſten wogte dieſer Kampf in England, wo ein Parlament nach dem anderen ſeine Macht vermehrte und der königlichen Gewalt Rechte und Prioilegien entriß, die ſie auf das Aeußerſte zu bewahren wußten. Und gerade weil dort dieſer Kampf ſich ſo frühzeitig entſpann, und die Parteien von Anfang an für immer bezeichnet blieben — Krone und Parlament — gingen ſie kaum über die gegebene Form hinaus, und nach der kurzen Periode dee cromwell'ſchen Republik war es ganz wiedee das alte Königthum mit ſeinen beiden Gewalten, Krone und Parlament, welche den Entwickelungsſtreit um ſtaatliche Freiheit fortführten. Deshalb wurzelten auch dort die Einrichtungen ſa tief und haben ſich ſo dauernd erhalten, weil der Kampf ein ſtets friſcher, anregender u. nährender blieb, während in Frankreich und in Deutſchland ſehr bald die fürſtliche Gewalt triumphirte und eine Stagnation eintrat, die alle Fortſchritte eindämmte. Die Reformation ſetzte jenem Kampf der Kirche gegen den S. ein Ende. Die päpſtl. Macht war gebrochen, und die S.en ſchloſſen ſich enger in einander ab. Dies Hin- und Herwogen der Parteien legte ſich, und bald war, nach dem 30jährigen Krieg, welcher den großen Kampf der chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe ausfocht, eine Ruhe der inneren ſtaatlichen Verhältniſſe eingetreten, welche der Ausbildung der fürſtlichen Macht volle Gelegenheit bot.

Erſt die franzöſiſche Revolution fachte die Wuth der Kämpfer von Neuem an. Alle Intereſſen und alle Parteien ſtürzten ſich kämpfend in den Krater der Revolution; aber ſchon war der Kampf, durch die Vorgänge in Amerika geleitet, aus dem gegebenen S. herausgetreten, und es handelte ſich um Republik oder Monarchie. Die erſtere trug den Sieg davon, die Parteikämpfe innerhalb der neuen Staatsform galten nur den Mitteln der Durchführung. Berg oder Gironde iſt deshalb für die Entwickelung des ſtaatlichen Begriffes an ſich eben ſo gleichgültig, als der Kampf weißer und rother Roſe, oder Whigs und Tories in England. Die Reſtauration hob uns auf einen neuen Standpunkt. Die Legitimität der Throne, in den Jahrhunderten vor der Revolution längſt vorbereitet, wurde nunmehr zum feſtſtehenden Princip, zum ſtaatsrechtlichen und völkerrechtlichen Grundſatz erhoben, bis ſie die Revolution des Jahres 1830 wiederum vom Platz ſtieß und die Volksſouveränität von Neuem inthroniſirte. Mit dem Princip der Volksſouveränität vereinbarte man aber damals, wie in der neueſten Zeit die deutſche Nationalverſammlung, fehlerhafter Weiſe die monarchiſche Form. Louis Philipp, der Bürgerkönig, hat durch ſeine eigene Perſönlichkeit, die Heuchelei und den Schein dieſer Vereinigung des unverfälſchten Volkswillens mit dem monarchiſchen Princip gleichſam perſonificirt. Daher unter ſeiner Regierung die drei Parteien ſeiner Anhänger, der Legitimiſten und der Republikaner, von denen die letzteren außerhalb der beſtehenden Regierungsform ſtanden, jene, die Legitimiſten die Form bewahrten, aber die Perſon verwarfen.

Durch die neueſte Revolution des Jahres 1848 endlich wurde wieder das Ganze in Frage geſtellt und Form und Inhalt geändert, während ſich hinwiederum in Deutſchland bis dahin der ganze geſchichtliche Kampf um konſtitutionelle oder abſolute Monarchie, d. h. Fürſtenherrſchaft mit oder ohne Volksvertretung gedreht hatte, und die ganze Oppoſitionspartei, mit wenig Ausnahmen, in liberalen Phraſen um das Mehr od. Weniger der Volksrechte *innerhalb* der Monarchie gekämpft hatte, ohne die Monarchie ſelbſt in Frage zu ſtellen. Zum Theil legte man auch hier die Volksſouveränität nach dem Begriff der franzöſiſchen Julimonarchie zu Grunde, ſo daß dieſe Beſtrebungen mit denen jener Partei zuſammen fallen.

Bisher unterſchieden ſich daher die Parteien nur in ſofern, als ſie innerhalb oder außerhalb der beſtehenden Regierungsform ſtanden. Im Grunde erkannten ſie alſo alle die Nothwendigkeit des S.s ſelbſt an und waren nur über die *Form der Verfaſſung* in Streit. Seit aber der Socialismus ſeine Anſchauungen der politiſchen Welt ins Leben übertrug und auf dem Kampfplatz der Parteien mit erſchien, wird der S. ſelbſt in Frage geſtellt. Dieſe Partei vertritt die äußerſte Linke der Socialiſten. Ihr Hauptrepräſentant iſt Proudhon. Er vertheidigt die individuelle Freiheit der Menſchen. An die Spitze ſeines Syſtems ſtellt er den Satz: „Regierung des Menſchen durch den Menſchen iſt Sklaverei." Ihm iſt jede Regierung Autorität, und jede Autorität Beherrſchung des Menſchen durch den Menſchen. Autorität, Macht, S. bedeutet für ihn ein und daſſelbe. Die ganze Geſchichte des Menſchengeſchlechts drängt er in den einen Satz zuſammen: „Die Autorität iſt die *erſte* ſociale Idee der menſchlichen Geſchlechtsperſon. Die *zweite* hat darin beſtanden, unmittelbar an der Abſchaffung der Autorität zu arbeiten." Kirche, Königthum, Eigenthum ſind ihm gleiche Begriffe der Autorität. Das Königthum, ſagt er, bedarf der Organiſation, und die Organiſation führt zur Demokratie. Die Demokratie aber bedeutet für ihn die Abſchaffung aller Gewalten, der geiſtlichen und der weltlichen, der legislativen, exekutiven und richterlichen, und der Gewalt des Eigenthums. Darum bekämpft er alle Parteien und macht ſich mit geregelten Stößen durch das Kampfgetümmel Platz, bis er endlich ganz allein ſteht. Alle

Parteien ſind ihm im Weſentlichen ſolche, die der Autorität anhängen, u. ſolche, welche ſie bekämpfen und deren Vernichtung anſtreben. Deshalb ſchreibt er: Die Kirche ſagte ehemals, wie eine zärtliche Mutter: Alles für das Volk, aber Alles durch die Prieſter. Die Monarchie iſt nach der Kirche gekommen u. hat geſagt: Alles für das Volk, aber Alles durch den Fürſten. Die Doktrinärs ſagen: Alles für das Volk, aber Alles durch die Bourgeoiſie. Die Radikalen haben nicht das Princip, ſondern nur die Formel geändert: Alles für das Volk, aber Alles durch den S. Wer wird endlich, ruft er daher aus, zu ſagen wagen: „Alles für das Volk, und Alles durch das Volk, ſelbſt die Regierung. Alles für das Volk, Agrikultur, Handel, Induſtrie, Philoſophie, Religion, Polizei ꝛc.; Alles durch das Volk, Regierung und Religion eben ſo, wie Ackerbau und Handel". Sein Ziel iſt alſo die Selbſtregierung im äußerſten Grad. Er ſetzt erſt das Individuum, ehe er zur Geſellſchaft kommt — denn ſein S. iſt kein S. mehr, ſondern eine Aſſociation mit gleichen Rechten, gleichen Pflichten — während bisher erſt der S. geſetzt wurde, ehe man zum Individuum kam. Er achtet die Zwecke des S.s, aber er verabſcheut die Mittel. Er hält es für eine Heuchelei, den S., die Autorität, die Regierung als Mittel zum Zweck aufzuſtellen, für einen Jeſuitismus, der ſagt, der Zweck heiligt das Mittel, während er ſelbſt ein umgekehrter Jeſuit iſt und ausſpricht, das Mittel heiligt den Zweck. Dieſe Geſellſchaft der reinen Logik, wie ſie Proudhon anſtrebt, iſt bis jetzt freilich ein ſo abſtraktes Geſchöpf, wie es nur je in dem Gehirn der Philoſophen ausgebrütet wurde, und widerſtrebt dem geſunden Willen und den immerhin ſelbſtſüchtigen Neigungen der Menſchen eben ſo ſehr, als die Lehre von der Göttlichkeit der Regierung dem geſunden Menſchenverſtand. Ohnehin gibt Proudhon für den umgeworfenen S. zu wenig Poſitives als Erſatz, und das Inſtitut von poſitivem Gehalt, was er für die Unentgeltlichkeit des Kredits entwarf, die Volksbank, hat ſich bei der Einführung noch nicht bewährt. Indeß hat ſeine kritiſche Zerſetzung des S.s der wirklichen Schöpfungskraft gut vorgearbeitet, und der ſehr richtige Gedanke, der zu Grunde liegt, iſt allein ſchon beachtenswerth, daß die politiſche Geſellſchaft, d. h. der S. nicht von oben nach unten, ſondern von unten nach oben aufzubauen iſt, denn nicht das Volk der Regierung wegen, ſondern die Regierung iſt des Volkes wegen da. Je mehr Kraft und Gewicht in das Volk ſelbſt gelegt wird, je mehr Raum dem einzelnen Menſchen in der Gemeinde, der einzelnen Gemeinde in dem Bezirk, dem einzelnen Bezirk in der Provinz, der Provinz in dem S. gegönnt wird, um ſo weniger Raum nimmt die Regierung ein, die denn doch, um mit Payne zu reden, ein nothwendiges Uebel iſt. Denn die freieſten Nationen ſind diejenigen, bei denen die Staatsgewalt am wenigſten Einfluß und Macht beſitzt und folgeweiſe zu beſitzen nöthig hat.

Um jedoch auf die Stellung der Parteien zum S. zurückgekommen, ſo bildet alſo den äußerſten Gegenſatz die Partei der Anarchiſten, welche den S. überhaupt negiren, zu der großen Partei aller derer, welche den S. an und für ſich als nothwendig anerkennen. Die letztere trennt ſich wieder je nach Form und Inhalt, den ſie dem S. ihrer Wahl verleihen. Sie opponiren entweder gegen die gegebene Form, oder innerhalb der gegebenen Form gegen den Inhalt. Es hängt dies freilich wieder von dem größeren oder geringeren Werth ab, welcher auf die politiſche Freiheit gelegt wird. Denn nicht Alle denken wie Tacitus, welcher Freiheit und Republik für gleichbedeutend nimmt, indem er ſeine römiſche Geſchichte mit den Worten beginnt: „Urbem Romam in principio Reges habuere, libertatem Brutus instituit.“ Vielmehr ſind die Begriffe von Freiheit eben ſo verſchieden, als die Begriffe von Recht und S. Im Ganzen läßt ſich über die Abſtufungen der einzelnen politiſchen Parteien folgendes Schema entwerfen:

Anarchie — Staat

- I. Monarchie
  - A. abſolute
    - 1) Prieſterherrſchaft
    - 2) Fürſtenherrſchaft
  - B. beſchränkte
    - 1) feudal-ſtändiſche
    - 2) konſtitutionelle
      - a) legitime
      - b) doktrinäre.
- II. Republik
  - A. ariſtokratiſche
  - B. demokratiſche
    - 1) politiſche
    - 2) ſociale

Hierin werden die weſentlichen Schattirungen der Theorie vom S. enthalten ſeyn, wenn es auch noch immer zwiſchenliegende, vermittelnde, den Uebergang bildende Meinungen gibt. In der Idee iſt die abſolute Monarchie der S. der Vergangenheit, die ſocial-demokratiſche Republik der S. der Zukunft; in Wirklichkeit ſind die feudal-ſtändiſche Monarchie (Oeſterreich) und die ariſtokratiſche Republik (einige Kantone in der Schweiz) für die Gegenwart am ſchwächſten, die ſocial-demokratiſche Republik noch nicht vertreten. Unter den abſoluten S.en iſt Rom, China, Rußland, Türkei, Neapel, unter den konſtitutionellen Preußen, Belgien, Norwegen, England, Spanien, Portugal, Holland; unter den republikaniſchen: die Schweiz, die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, Frankreich hervorzuheben. Die doktrinär-konſtitutionelle Monarchie hatte früher ihren Hauptſitz in Frankreich, jetzt in Belgien, Griechenland u. zum Theil in Deutſchland, obſchon ſich unſere Konſtitutionellen, wenn ſie auch ja die Volksſouveränität anerkennen ſollten, doch mehr der Legitimität der Throne zuwenden, ſelbſt auf die Gefahr hin, in offenbaren Widerſpruch zu gerathen. Die Mittelarten der S.en, die beſchränkte Monarchie, hat ſich in keiner Abart ganz rein erhalten; es greift immer eins in das andere über. Es hängt dies freilich großentheils von dem Wahlgeſetz der Wahlberechtigung und Wahlfähigkeit zu den Volksvertre-

tungen mit ab. Am relnſten hat ſich die norwegiſche Verfaſſung, dann auch wohl die belgiſche erhalten. Die engliſche, urſprünglich feudal-ſtändiſch, hat ſpäter den Geundſatz der Volksſouveränltät durch ſeine Revolution und die Erhebung Wilhelms von Oranien zum König von England adoptirt, gleichwehl in allen ihren Einrichtungen, ſofern ſie nicht allgemein politiſcher Natur ſind, wie Preßfreiheit und Geſchworengericht, viel vom eigentlich Ständiſchen beibehalten, namentlich die Erbariſtokratie und die Wahlprivilegien. In Preußen iſt die konſtitutionelle Monarchie auf die feudal-ſtändiſche aufgepfropft, in der man weder den Muth hat, das konſtitutionelle Weſen ganz zu beſeitigen, noch Willen und Neigung, das Feudal-Ständiſche wegzuraſiren. So iſt weder das Eine noch das Andere eine Wahrheit, und die begünſtigte Partei, das Junkerthum, iſt eben ſo weit entfernt v. dem inneeen Werth des engliſchen Adels, als von dem Stolz, der lhn im Bewußtſeyn der Rechte ſeines Volkes beſeelt. Würde es wohl ein pommerſcher oder ſchleſiſcher Graf jenem Peer von England, Grafen von Shelbourne, gleichthun, dee bei Berathung der Erdfolgeakte im Hauſe der Lords ausrief: „Die Regierungsform hängt völlig und zu allen Zeiten von dem Willen der Nation ab; wählt dieſe eine monarchiſche Form, ſo iſt ſie dazu berechtigt, und will ſie dann lieber eine Republik ſeyn, ſo hat ſie gleichfalls das Recht, eine zu ſeyn und dem Könige zu ſagen: Wir brauchen Dich nicht mehr." Das wae derſelbe Standpunkt der Politik, den Rouſſeau ln ſelnem Geſellſchaftsveetrag bezeichnet hatte.

So wäre alſo die jetzige Lage der Staatenpolitik nach ihree äußeren Erſcheinung. Es bleibt noch übrig, auf das inneee Weſen des S.s einzugehen.

Die Nothwendigkeit des S.s liegt in der Nothwendigkeit dee geſellſchaftlichen Ordnung und in dem Bedürfniß einer einheitlichen Macht, welche die Gliedee der Kette zuſammenhält. Der Menſch im Naturzuſtand empfindet den Trieb der Geſelligkeit. Er verbindet ſich mit Anderen. Es wird eine gemeinſame Lebensgewohnheit eingeführt, aber die Regel hält nur ſo lange Stich, als nicht Leidenſchaft und Selbſtſucht ſich dazwiſchen legt. Dann kommt der Konflikt und mit lhm der Sieg des Stärkeren. Der Zuſtand lſt alſo ſo lange rechtlos, als ee nicht von Allen gleichmäßig anerkannt wird. Der allzeitigen Anerkennung widerſtrebt der Egoismus des Einzelnen, es muß alſo eine Macht da ſeyn, welche die Anerkennung erzwingt, um den Rechtszuſtand zu erhalten, und dieſe Macht iſt der S. Dies iſt der Anfang der Theorie vom Rechtsſtaat, und Proudhon hat nicht Unrecht, wenn er hiernach S. und Autorität für identich erklärt. Am trivialſten wird aber dieſe Theorie, wie ſie nun für das Gebiet des Privatrechts auftritt.

Der S. iſt darnach weiter nichts als die Abſchaffung der Selbſthülfe, eine Aſſekuranzanſtalt gegen das Unrecht er ſetzt wedee eine Gleichheit von Rechten, noch überhaupt ein eechtliches Intereſſe am Gemeinwohl voraus. Etwas Wahres liegt allerdings daein, aber es gibt umfaſſendere und höheee Zwecke, welche die Geſellſchaft im S. zu erſtreben hat. Legen wir dle eden gedachte Anſchauung des Urzuſtandes, den Tried der Geſelligkeit, die Bedrohungen des Eigennutzes, die Anerkennung gemeinſamer Rechte und die Nothwendigkeit einer zwingenden Gewalt zu Geund, ſo ergeben ſich ungefähe folgende Sätze: Dee Tried zur Geſelligkeit ſchafft dle Geſellſchaft. Die Geſellſchaft beſchränkt die Freiheit des Einzelnen, weil der bisherige Kreis ſeinee eigenen Thätigkeit durch die ſeiner Genoſſen durchſchnitten wied. Die Geſellſchaft erzeugt dagegen den Rechtszuſtand, odee das Verhältniß, wonach jedes Geſellſchaftsmitglied den Anderen in alle den Intereſſen der Geſellſchaft gewiſſe Handlungen oder Unterlaſſungen als Regel zuſtebt. Der Rechtszuſtand erweitert aber darum hinwieder die Freiheit, weil die Konflikte der einzelnen Geſellſchaftsmitglieder durch allgemeine Regeln ihrer Handlungsweiſen ſich ausgleichen. Man unteeſcheidet eine äußere Freiheit und eine inneee Freiheit. Die äußeee Freiheit iſt die Bedingung des materiellen Wohls, die innere Frelheit die Bedingung der ſittlichen Vervollkommnung. Durch die Geſellſchaft werden nun einestheils im Weg der allgemeinen Hülfeleiſtung die äußeren Hinderniſſe weggeräumt, welche die gegenſtändliche Welt hemmend entgegen legt, anderntheils durch die Aufrechterhaltung des Rechtszuſtandes ſowohl die Störungen deſeitigt, welche die Macht der Subjektivität, d. h. dee Eigenwille der Mitmenſchen bereitet, als auch — durch die Gleichheit der Rechte und Pflichten — die gegenſeitige Anerkennung des ſittlichen Werthes bewirkt. Das materielle und geiſtige Wohl des Menſchen iſt alſo durch die Freiheit, die Freiheit durch den Rechtszuſtand, der Rechtszuſtand durch den S. dedingt. Der Rechtszuſtand iſt daher nur Mittel, nicht endlicher Zweck des S.es, ein höherer Zweck iſt die Freiheit, ein höherer das ganze — geiſtige und materielle — Wohl des Menſchen. Dee S. iſt alſo eine geſellſchaftliche Anſtalt zur Erhaltung und Förderung des Geſammtwohls der Menſchen.

Allein dieſe geſellſchaftliche Anſtalt hat in ihrer konkreten Bedeutung noch gewiſſe äußere Merkmale. Denn nicht jede Geſellſchaft iſt ein S., wie es auch wohl keine Geſellſchaft außer dem S. geben kann, welche den oden geſetzten Zweck verfolgt. Jeder S. hat vielmehr ein deſtimmtes Gebiet, eine beſtimmte Regierung, eine beſtimmte Regieeungsform, ein deſtimmtes Verhältniß zu andern Staatskörpern, ſo wie zu den einzelnen Gliedern und Organen ſeines eigenen Körpers, kurz der S. iſt eine im großen Weltverkehre organiſch gegliederte, d. h. eine politiſche Geſellſchaft. Andere Geſellſchaften ſind z. B. die einzelnen Stände, od. die Zunft und die Gemeinde. Allein den Ständen geht die Organiſation u. die leitende Macht, den Zunften die Vielſeitigkeit und die zwingende Gewalt ab, und den Gemeinden, welche allerdings eine politiſche Geſellſchaft bedeuten, fehlt der allgemeine Zweck, den wir oden aufſtellten. Der vollſtändige Begriff des Staates wäee alſo hieedurch allzeitig abgegrenzt, d. h. der S. lſt die zur Erhaltung und Förderung der allgemeinen

Wohlfahrt des Menſchen eingeſetzte politiſche Geſellſchaft. Aus den obigen Erörterungen ergibt ſich aber deshalb auch, daß, je weniger der S. Freiheit zu geben vermag, deſto weniger ſein Zweck erfüllt werden kann, deſto ungeſicherter ſein Rechtszuſtand iſt, deſto weniger alſo der S. ſeinem Begriff entſpricht. Der abſolute S. z. B. hebt durch ſeine ihm eigenthümlich zukommende Eigenſchaft, — der Abſolutismus, d. h. die Willkürherrſchaft eines Einzelnen — den idealen Begriff S. auf. Denn er ſetzt an die Stelle des Rechtszuſtandes, welcher durch die Gleichheit der Rechte und Pflichten bedingt iſt, einen nach ſubjektivem Belieben wechſelnden Zuſtand der Thatſache. Es iſt nicht die allgemein anerkannte Regel, welche die Handlungen beſtimmt, ſondern das zufällige Gewicht der Thatſache. Die Rechtsbegriffe ſind daher ſo ſchwankend, daß das, was heut Recht iſt, morgen Unrecht erſcheint. Und weiter, anſtatt die Freiheit durch den Rechtszuſtand zu ſichern, wird ſie durch die Willkür der herrſchenden Gewalt unterdrückt. Es bleibt daher vom Begriff S. nur noch die zwingende Gewalt, die Macht und die organiſche Gliederung, die politiſche Eigenſchaft zurück, und man kann den abſoluten S. als die zur willkürlichen Beherrſchung Aller durch Einen eingeſetzte politiſche Geſellſchaft bezeichnen. Intereſſant erſcheint es daher auch, im poſitiven Staatsrecht, namentlich in den Verfaſſungen ſelbſt den Zweck herauszuſuchen, welcher dem S. gegeben iſt. So z. B. nur die konſtitutionelle Monarchie Frankreich, die Republik Frankreich, die Republik Amerika, die Bundesmonarchie Deutſchland, die Republik Schweiz. Am weiteſten geht jedenfalls die Verfaſſung der erſten franzöſiſchen Republik vom Jahr 1793. Sie beſtimmt: Art. 1: „Zweck der Geſellſchaft iſt das allgemeine Wohlergehn." „Die Regierung iſt eingeſetzt, um dem Menſchen den Genuß ſeiner natürlichen und unveräußerlichen Rechte zu ſichern." Art. 2: „Dieſe Rechte ſind die Gleichheit, Freiheit, Sicherheit, Eigenthum." Es nähert ſich dieſe Beſtimmung wohl am meiſten dem oben aufgeſtellten Begriff. Als Zweck iſt das Wohlergehn ohne allen Beiſatz hingeſtellt, als Mittel die Regierung, d. h. die den Rechtszuſtand ſichernde Gewalt. Das Wohlergehn wird noch näher beſtimmt durch den Genuß der Rechte als Bedingung des Wohlergehns, die einzelnen Rechte werden näher aufgezählt. Die erſte Verfaſſung der Republik Frankreich nimmt daher nicht ſowohl den Rechtsſtand als ſolchen an, ſie definirt vielmehr gerade, wie oben gezeigt, die Sicherung der Rechte als das Mittel, den höher liegenden Zweck zu erreichen. Die von der Nationalverſammlung 1790 beſchloſſene Verfaſſung hat in der Erklärung der Menſchenrechte einen ähnlichen Paſſus aufgenommen, welcher jedoch ſchon näher an den Rechtsſtaat anſtreift. Sie ſagt Art. 2: „Die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Rechte der Menſchen iſt Endzweck aller politiſchen Verbindungen. Dieſe Rechte beſtehen in Freiheit, Eigenthum, Sicherheit und Widerſtand gegen Unterdrückung." Hier wird die Erhaltung der Rechte zwar als Zweck des Staates aufgeſtellt, die nähere Bezeichnung der Rechte aber als angeborne und unveräußerliche; die Aufführung der Freiheit als ſolchen Rechtes weiſt jedoch darauf hin, daß nicht der eigentliche, poſitive Rechtszuſtand, die Ordnung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ſondern die aus dieſem Rechtszuſtand abfließenden höheren, allen Menſchen gleichheitlich zukommenden und angebornen Rechte, d. h. im Ganzen genommen, der Zuſtand der allgemeinen Freiheit, wie er oben als Erforderniß der menſchlichen Wohlfahrt aufgeſtellt wurde, gemeint iſt. Eine ganz plane Aufſtellung des Rechtsſtandes, aber ſo plan, daß darunter eben ſo wohl ein bloßer Polizeiſtaat gemeint ſeyn kann, enthält die deutſche Bundesakte. Als Zweck des deutſchen Bundes wird hingeſtellt: Art. 2: „Zweck deſſelben iſt Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutſchlands in der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten." Das iſt im Grund nichts als eine Aſſekuranzanſtalt, eine Garantie der beſtehenden Ordnung und der jedem einzelnen Glied innerhalb derſelben zu den anderen zuſtehenden Rechte, ein hölzernes, ſteifes Bild eines politiſchen Körpers, ein Bund der Furcht und des Egoismus gegen den Egoismus, freilich auch nicht hervorgeſproſſen aus der muntern, lebendigen Volkskraft, ſondern diplomatiſch abgewogen durch die Vertreter ſouveräner Fürſten. Wie ganz anders klingen die Worte der nordamerikaniſchen Kongreßakte an unſer Ohr: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, in der Abſicht eine vollkommene Union zu bilden, Recht und Gerechtigkeit feſtzuſetzen, Ruhe im Innern zu vergewiſſern, für gemeinſame Vertheidigung zu ſorgen, allgemeine Wohlfahrt zu fördern und die Segnungen der Freiheit uns und unſern Nachkommen zu ſichern, beſchließen ꝛc." Da iſt der ſtolze Freiheitsſinn mit praktiſchem Verſtand und kluger Vorſorge gepaart! Da ſpringen die Staatszwecke friſch und lebendig in die Augen! Die drei Hauptpunkte, welche wir für unſern Begriff feſthalten müſſen, liegen hier in den Worten: „um Recht und Gerechtigkeit feſtzuſetzen, um allgemeine Wohlfahrt zu fördern, um die Segnungen der Freiheit uns und unſern Nachkommen zu ſichern," alle drei auf jenen höheren Zweck des Staates: „das allgemeine Wohlergehn des Menſchen" berechnet, die Wahrung des Rechtszuſtandes, die Sicherung der Freiheit, die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt ſpeciell aufgeführt. Hier wird aber, was wir oben in übergeordneter Reihe erörterten, neben einander geſtellt, Alles jedoch als der Kern der politiſchen Geſellſchaft hervorgehoben. In ähnlicher Weiſe die neueſte Bundesverfaſſung der Schweiz. Dort heißt es Art. 2: „Der Bund hat zum Zweck: Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen außen, Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern, Schutz der Freiheit und der Rechte der Eidgenoſſen und Beförderung ihrer gemeinſamen Wohlfahrt." Auch in dieſem politiſchen Aktenſtück ſind drei Zwecke des Staats in Bezug auf Rechtsſchutz, Freiheit und gemeinſame Wohlfahrt zuſammen-

geſtellt, ganz in ähnlicher Weiſe, wie im Eingang der Kongreſakte dee Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Aus dieſen wenigen Beiſpielen, wie der Staatszweck praktiſch, im öffentlichen Leben und dee Geſchichte aufgefaßt wurde, läßt ſich der Beleg für die oben aufgeſtellte Anſicht von Staatszweck ſehr leicht entnehmen, und es bedarf wohl keiner gewählteren und paſſenderen Beiſpiele. Daß gerade republikaniſche Staaten den Begriff ſchärſer und reinee feſthalten, als monarchiſche, mag wohl ehee ein Gewicht füe die Segnungen der Republik, als für die Wohlthaten der Monarchie abgeben. An hiſtoriſchen Thatſachen, und dies ſind jene Aktenſtücke, läßt ſich indeß nichts ändern. Man wirft nun freilich Gegengründe auf gegen jene Anſicht von Staatszweck. Man behauptet namentlich, daß das allgemeine Wohlergehn ein leerer, oder zu weiter Begriff ſey, und daß der S. durch Uebernahme der Sorge für das Einzelwohl ſich einem Bevormundungsſyſtem nicht entziehen könne, daß aber endlich gerade der abſolute S., den man doch als eine Ausartung des idealen S.s anſehe, am meiſten im Stand ſey, füe das Wohl dee Staatsmitglieder zu ſorgen. Allein, was den eeſten Einwand anlangt, ſo iſt der Inhalt des allgemeinen Wohlergehens des Einzelnen durch den Begriff der Freiheit vollſtändig bezeichnet. Denn wie der Menſch ſein Ziel als Menſch, das Ideal der Sittlichkeit zu erreichen ſuchen will, ſo wird ee ihm um ſo näher kommen, je mehr ihm Freiheit gegeben iſt. Iſt aber die Freiheit die Vermittlerin des Einzel- wie Geſammtwohls, ſo folgt von ſelbſt, daß der abſolute S., welcher die Freiheit ſeiner Mitglieder durch den Willen eines Einzigen ausſchließt, die Bedingungen des Wohlergehens nicht gewähren kann, wenn auch ſonſt dem rein materiellen Wohl, wenn es gerade im Belieben der Staatsgewalt liegt, alſo zufällig und nicht nothwendig Vorſchub geleiſtet werden kann und von einſichtsvollen Monarchen geleiſtet worden iſt. Dies liegt aber nicht in dem Weſen des Abſolutismus, ſondern in den zufälligen Eigenſchaften des jemaligen Despoten. Endlich folgt aus dem Weſen der Freiheit als dee nothwendigen Unterlage des Wohlergehens von ſelbſt, daß das letztere nicht durch Bevormundung, ſondern durch Emancipation des Menſchen erreicht wird. Für das Wohlergehn der Staatsmitglieder ſorgen heißt freie Bewegung dee Preſſe und der öffentlichen Meinung, freie Bewegung dem Handel und den Gewerben, freie Bewegung den Künſten und Wiſſenſchaften, freie Bewegung der Rechtspflege und der Selbſtverwaltung, freie Bewegung dem religiöſen Bekenntniß und dem Unterricht gewähren. Denn der S. iſt nicht die Verſorgungsanſtalt für den Körper, das Treibhaus für den Geiſt des Menſchen, er iſt die freie, friſche Lebensluſt, der natürliche, fruchtbare Boden, das warme, ſtärkende Klima für die Entwicklung des Menſchen. Der S. z. B. gibt dahee nicht dadurch ſeine Vorſorge für die religiöſe Erziehung des Menſchengeſchlechtes kund, daß er ein und dieſelbe Staatsreligion füe Alle einführet und diktiet, ſondern daß er allen Bekenntniſſen aller Religionen Raum und Freiheit gewährt.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft iſt zum Theil ſchon berührt worden. Die gangbaren Syſteme des Staatsrechts beginnen mit dee Erörterung des Staatszweckes. Die drei bekannteſten Anſichten ſind: 1.) Dee Staatszweck bilde die ſittliche Vollendung des Menſchen (Sittlichkeitstheorie). 2.) Zweck des Staates ſey die äußere, materielle Wohlfahrt des Menſchen (Wohlfahrtstheorie). 3.) Staatszweck ſey dee Rechtsſchutz (Theorie des Rechtsſtaates). Die Anhängee dee erſteren Anſicht finden ſich hauptſächlich unter den Philoſophen und Politikern von Fach; den Anfang machte ſchon Plato in ſeinem Werk über die Republik, die vollendetſte Ausbildung erhielt ſie durch Hegel. Auch die zweite Theorie, praktiſch in den Republiken des Alterthums, findet ihre Hauptvertheidiger in den Reihen dee Philoſophen, von Ariſtoteles bis auf Fichte. Auch die Geſetzgebungen des Alterthums gingen von dieſer Anſicht aus, obwohl die antike Republik in ſtrengſter Konſequenz das Wohl des Einzelnen im Geſammtwohl (Salus publica) aufgehen ließ. Es iſt dies auch der weſentliche Unterſchied der antiken und modernen Auffaſſung. Jene ſtellt das Wohl der Geſammtheit über das Wohl des Einzelnen, weshalb die antiken Staaten weniger den Menſchen als den Staatsbürger erzogen, dieſe — die moderne Anſchauung — geht auf das Individuum zurück und findet in der Aufopferung deſſelben für das Ganze eine unnatürliche Entäußerung ſeines Selbſt, legt alſo den Werth auf die Freiheit des Individuums. In dee oben erörterten Begriffsbeſtimmung wurde eine Vereinigung beider Anſichten verſucht, indem man die allgemeine Wohlfahrt mit dem Wohlergehen jedes Einzelnen als identiſch darſtellte. Die dritte Theorie endlich, die Theorie des Rechtsſtaats, iſt von Kant begründet, weshalb ſie auch wohl die kantſche Theorie genannt wird. Er erkennt das weſentliche Merkmal des S.es in der zwingenden Gewalt, welche den Rechtsſchutz durch Aufrechterhaltung des Rechtsgeſetzes gewährt. Das oberſte Rechtsgeſetz dee Geſellſchaft ſey aber, daß Jeder den Kreis der eigenen Freiheit ſo weit beſchränken muß, als dadurch die ſeines Nebenmenſchen geſtört wird. Zweck des S.es iſt alſo die Bewirkung eines geordneten Rechtszuſtandes. Man hatte den beiden vorhin berühten Meinungen über den Staatszweck einmal zu weit getriebenen Idealismus zum Vorwurf gemacht, und insbeſondere getadelt, daß es zu ſehr im Belieben dee jeweiligen Machthabee ſtehe, was gerade als allgemeine Wohlfahrt anzuſehen, und welches Mittel zur Förderung des allgemeinen Wohlergehens dienlich ſey, daß alſo jene Theorie dem Uebermuth der Regierung zu viel Spielraum gewähre und eben ſo der Revolution, als dem Despotismus anheimfalle. Man wollte vermitteln, eine Grenze anſtellen, welche nicht überſchritten werden düefe, durch Einſchiebung objektivee Begriffe das ſubjektive Belieben abſchneiden. Man betrachtete daher den S. als eine Anſtalt, welche aus dem allge-

meinen Nothſtand hervorgegangen, zu Regelung dee beſtimmten, feſtſtehenden, geſellſchaftlichen und individuellen Rechte dienen ſollte, d. h. eine Rechtsanſtalt. Dieſe Theorie fand namentlich bei den Juriſten von Fach entſchiedenen Beifall, ſie gewann um ſo mehr Anhang, als man zu jener Zeit noch dicht im Polizeiſtaat ſteckte und an eine freiere Bewegung in abgeſteckten Rechtskreiſen nicht zu denken war. Die Theorie galt daher damals als ein Fortſchritt, und dieſelbe Theorie iſt es, welche ſpäter in Verbindung mit der bekannten Lehre von der Theilung der Gewalten die konſtitutionelle Monarchie erzeugte, eine Staatsform, an welcher freilich die Unſtichhaltigkeit der Theorie praktiſch bewieſen wurde. Man ſtellte zwar in Bezug auf das Verhältniß zwiſchen Volk und Regierung, Volksrechten u. Regierungsrechten ein beſtimmtes, objektives, in Regeln gefaßtes Rechtsſyſtem auf, allein man vergaß, daß das Recht, um exiſtent zu werden, immer der gegenſeitigen Anerkennung bedaef, daß alſo die Regierung ihre Pflichten und die Rechte des Volkes eben ſo reſpektiren muß, als das Volk ſeine eigenen Pflichten und die Rechte der Regierung. Entſtanden alſo Konflikte zwiſchen Regierung und Volksvertretung, ſo fehlte eben gerade die zwingende Gewalt für dieſes Verhältniß. Denn, denkt man dieſelbe bei der Regierung, ſo ſteht der Schritt zum Despotismus, denkt man dieſelbe bei dem Volk, ſo ſteht dee Schritt zur Revolution frei. Gerade alſo das, was man durch dieſe anſcheinende Theorie vermeiden wollte, dieſelben Fehler, welche man jenen erſten beiden Theorien vorwarf, waeen hier auch zu finden. Beiſpiele ſind nirgends, und namentlich nicht in dem letzten Jahrzehnt der Geſchichte ſelten geweſen. Dabei iſt die ganze Theorie des Rechtsſtaates ſo einſeitig, wie keine andere der aufgeſtellten Theorien. Denn die bloße Sicherung des Rechtszuſtandes iſt doch an ſich noch ein ſehr äußeree und formaler Zweck. Wir erinnern an den Unteeſchied, den wir oben in dem Zweck der deutſchen Bundesakte und der amerikaniſchen Kongreßakte andeuteten, und man wird wohl leicht entſcheiden, welcher Zweck eigentlich weiter geht. Ferner überſehen die Anhänger des Rechtsſtaates, ſo glatt ſich auch Methode und Syſtem darnach bearbeiten läßt, daß im Grund der Begriff der allgemeinen Wohlfahrt eben ſo objektiv iſt, als de Begriff des Rechts, und daß auf der anderen Seite es eben ſo im Belieben des zufälligen Machthabers im S. liegt, welche ſubjektiven Anſichten von Recht, oder von gemeinee Wohlfahrt er annehmen und ausführen will. Es iſt das Recht eben ſo dee Deutung und Auslegung der Macht preisgegeben, als die Wohlfahrt, u. am Ende läuft, praktiſch genommen, Alles darauf hinaus, wer die Macht hat. Denn die Machtfrage und nicht die Rechtsfrage iſt es, welche die Geſchichte der Staaten macht und leitet. Nach dem aber, was wir oben gezeigt, daß nämlich das allgemeine Wohlergehen ſich ohne Freiheit nicht denken läßt, glauben wir auch bewieſen zu haben, daß in den Wohlfahrtsſtaaten der Despotismus weniger möglich iſt, als in den reinen Rechtsſtaaten, in welchen das Recht nicht Mittel, wie in jenen, ſondern reiner Zweck iſt.

Es iſt, wie ſchon zugeſtanden wurde, ohne Rechtszuſtand die Freiheit nicht wohl denkbar, ob man den Rechtszuſtand nach dee Freiheit, oder die Freiheit nach dem Rechtszuſtand zuſchneidet, d. h. ob die Freiheit übergeordnet od. untergeordnet erſcheint. An dem letzteren Fehler, der Unterordnung der Freiheit, leitet der Rechtsſtaat, und daher kommt es, daß ein S. mit den kraſſeſten politiſchen Vorrechten, mit ausgebildetem Stände- u. Kaſtenunterſchied, mit Wahlcenſus, mit Knebelung der Preſſe und des Vereinsrechts, mit polizeilicher Ueberwachung der Religion und der politiſchen Meinung dennoch als Rechtsſtaat ausgeſchrieen werden kann, weil er eben all jenes Unrecht in ein Rechtsſyſtem gebracht hat. Daraus ſieht man, daß das Recht dem ſubjektiven Belieben eben ſo anheimfällt, als jedee andere abſtrakte Begriff, und daß man niemals von Recht ſprechen kann, wenn man nicht zugleich der Freiheit als des Leitſterns des Rechts gedenkt. Jenen drei Theorien hat man in der neuen Zeit endlich noch eine vierte, die Theorie der allſeitigen Unterſtützung, angereiht. Sie wird namentlich von dem Profeſſor Zöpfl in ſeinem „Lehebuch des Staatsrechts" vertheidigt und iſt eine Aushülfs- und Vermittelungstheorie vom juriſtiſchen zum ſocialen S. Er findet in dem Ausſpruch Cicero's: Est autem res publica res populi: populus autem non omnis hominum coetus quoque modo congregatus, sed coetus multitudinis, juris consensu et utilitatis comunione sociatus (die Sache des Staats iſt Sache des Volks, Volk aber iſt nicht jede zuſammengewürfelte Maſſe, ſondern eine Geſellſchaft, die ſich durch Rechtsübereinkunft und das Intereſſe gemeinſamen Wohls zuſammengethan hat), den Grundgedanken zu dieſer Theorie, indem in dieſem Ausſpruch die Zweiſeitigkeit des S.s, der Rechtsſchutz als negative und die allgemeine Hülfleiſtung als poſitive Seite, einfach und klar hervorgehoben ſey. Zweck des S.s im Allgemeinen ſey die Beförderung der individuellen Freiheit als Bedingung zu jedem Fortſchritte der Menſchheit im Allgemeinen. Es liege alſo im Beruf des S.s, alle Hinderniſſe, die ſich der Entwickelung der individuellen Freiheit entgegenſtellten, wegzuräumen. Dieſe Hinderniſſe ſeyen einestheils durch die Menſchen ſelbſt zu befürchten (Rechtsläſionen), und in der Abwehr dieſer beſtehe die negative Aufgabe des S.s, es ſeyen dieſe Hinderniſſe aber auch andererſeits in äußeren Verhältniſſen begründet, deren Gefahr nur durch die Geſellſchaft ſelbſt, durch gemeinſame Anſtrengung und Hülfeleiſtung entfernt werden könnte. Dies ſey die poſitive Aufgabe des S.s, und ſie werde durch gemeinnützige Anſtalten und Inſtitutionen erfüllt. Es wird alſo auch in dieſer Theorie der Zweck des S.s dem Zweck des Menſchen faſt gleichgeſtellt, nur, daß der S. da unterſtützend eingreift, wo des Menſchen eigner Wille nicht ausreicht. Es iſt dieſe Theorie diejenige, welche ſich der ſocialiſtiſchen am meiſten nähert. Die Schule Louis Blancs und ſeiner Socialiſten haben nur die

Digitized by Google

Konſequenzen in die Hand genommen, die ſich hieraus ableiten laſſen. Wird einmal der S. als eine Unterſtützungsanſtalt angeſehen, ſo fragt es ſich natürlich, in wie weit er dem Egoismus der Einzelnen entgegenarbeiten ſoll. Denn der menſchliche Egoismus iſt gewiß ein eben ſo großes äußeres Hinderniß der freien Entwickelung, als das Element in ſeinem Weſen. Der Egoismus iſt die Triebfeder der Konkurrenz in der induſtriellen und geiſtigen Welt. Ohne Egoismus keine Konkurrenz, und ohne Konkurrenz kein Egoismus; denn der Egoismus iſt nur relativer Natur, und ſobald der Menſch allein ſteht, ohne alle Beziehung zu ſeinen Nebenmenſchen und der Geſellſchaft, hört er auf Egoiſt zu ſeyn. Die Abſchaffung der Konkurrenz durch die Vergeſellſchaftung ganzer Gewerbe, die ſog. Aſſociationen, die Organiſation der Arbeiten u. die Leitung der Induſtrie durch das Mittel des S.s, das ſind aber die Grundideen des blanc'ſchen Syſtems. Man kommt daher mit der Unterſtützungstheorie in ihrer logiſchen Konſequenz nicht viel weiter, als mit der Wohlfahrtstheorie. Denn was hier Förderung des allgemeinen Wohls genannt wird, heißt dort Bedürfniß der Unterſtützung, und es würde der S. eben ſo wohl hier, wie dort, eine Gefahr, anſtatt eine Hoffnung für die Entwickelung der individuellen Freiheit ſeyn. Dieſe aber, man mag es ſich nun geſtehen oder nicht, iſt nach der modernen Anſchauung ſtets der Kern des Staatslebens. Indem wir daher auf den oben entwickelten Begriff des S.s zurückkommen, bemerken wir nur noch, daß wie eben das entſcheidende Merkmal des neueren S.s nicht in der Centraliſation, d. h. darin, daß man ſo viel als möglich durch den S. verrichten läßt, ſondern in der Decentraliſation ſehen, d. h. darin, daß man ſo wenig als möglich zur thatſächlichen Aufgabe des S.s zieht.

Waren nun unſere Theoretiker in Bezug auf den Staatszweck nicht recht einig, ſo liefen ſie noch mehr darüber aus einander, woher der Urſprung des S.s abzuleiten ſey. Im Ganzen laſſen ſich drei Anſichten als die Hauptunterſchiede herausgreifen, die eine, wonach das Recht der Stärkeren, die Uebermacht, den S. gebildet, die andere, wonach der S. von Gott eingeſetzt, die dritte, wonach er ein Gegenſtand des freien menſchlichen Willens, der Uebereinkunft, des Vertrages ſey. Payne in ſeinen „Menſchenrechten" drückt dies etwas kräftiger aus. Er ſagt, der Urſprung aller Regierungsform ſey entweder 1) der Aberglaube (das ſey der S. des Pfaffentrugs), oder 2) die Gewalt (das ſeyen die Staaten der Eroberer), oder endlich 3) das gemeinſchaftliche Intereſſe der Geſellſchaft, und gemeinſchaftliche Rechte und Pflichten ſeyen das Reich der Vernunft. Es werden dies auch die drei hauptſächlichſten Unterſchiede ſeyn, Unterſchiede, die ſich im politiſchen Leben der Parteien vielfache Geltung verſchafften. Die Anhänger des Aberglaubens, die Ultramontanen, die Anhänger der Gewalt, die Legitimiſten, die Anhänger der freien Uebereinkunft, die Liberalen mit ihren Unterabtheilungen bis zu dem Radikalismus und Socialismus. Erörtern wir die ſämmtlichen Theorien über den Urſprung des S.s etwas näher, ſo ergeben ſich folgende:

1) Theorie der Uebermacht. Sie iſt zuerſt durch Puffendorf näher bekannt geworden und beruht darauf, daß, wie ſich aus der Geſchichte nachweiſen laſſe, die Entſtehung aller Staaten auf das Recht des Stärkeren, die Eroberung, zurückweiſt, es möge ſich nun durch Unterwerfung eines ganzen Volkes unter die Herrſchaft eines Stammes und der Vornehmſten in dieſem Stamm, oder durch Unterwerfung eines Volkes durch das andere bekunden. Die ganze Anſicht hat in ſofern etwas für ſich, als ſie durch zahlreiche Beiſpiele der älteren Geſchichte unterſtützt wird und namentlich in der Natur kriegführender Völker ſchon an und für ſich begründet iſt. Allein ſie ſucht nicht aus den höheren, philoſophiſchen Gründen die Rechtmäßigkeit des S.s nachzuweiſen, ſondern zieht einfach aus mehren thatſächlichen Beiſpielen einen Schluß auf die allgemeine Regel, u. ſie vergißt, daß, ehe ſich Staaten u. Völker bekriegen konnten, Staaten und Völker ſchon vorhanden ſeyn mußten und nachweisbar im friedlichſten Zuſtand der Welt, durch Koloniſation, Auswanderung ꝛc. ſich gebildet hatten. Für die Entſtehung der Staaten vermag daher jene Theorie nichts zu beweiſen, wohl für die Veränderung und Umgeſtaltung vorhandener Staaten in neue.

2) Patriarchale Theorie, von dem engliſchen Philoſophen Locke, von Hugo Grotius bis auf Schmalz und neuerdings v. Dahlmann verfochten, welche die ſtaatliche Verbindung aus dem Familienbund erklären und die ganze Entſtehung des S.s nicht bloß ſinnbildlich, ſondern in Wirklichkeit von der Familie ableiten. So behauptete Filmer, Adam ſey der erſte König geweſen, alle anderen ſeyen ſeine Nachfolger. Für das monarchiſche Princip iſt dieſe Theorie ſehr glücklich gefunden, es ſtammt auch der Ausdruck „Landesvater", „Landeskinder", „landesväterliche Regierung" daher. Es hatte auch in der Praxis viel für ſich, das Volk in einem beſtändigen Grade von Unmündigkeit zu denken und die Regierung als eine gnädige, väterliche, allliebende ꝛc. darzuſtellen, ſo daß jeder Akt der Willkür gewiſſermaßen als nothwendiger Ausfluß der väterlichen Fürſorge oder väterlichen Strafgewalt galt. Viel Eingang fand daher auch dieſe Theorie in den kleinen deutſchen Staaten, deren geringes Territorium eine freiere Bewegung des Landesvaters unter ſeinen Kindern geſtattete, ſo daß es gar häufig vorkam, daß der Landesvater mit höchſt eigner Hand die ungezogenen Landeskinder abſtrafte. Es hat dies Ganze einen recht idylliſchen, friedlichen Schein, leider aber ſteht das Gängelband dem bärtigen Mann eben ſo wenig an, als dem bartloſen Jüngling das Scepter der väterlichen Gewalt, und abgeſehen davon, daß die Analogie der väterlichen Gewalt für die Staatsgewalt ihre ſehr gefährlichen und bedenklichen Konſequenzen hat, beweiſt die ganze Theorie einestheils zu wenig, weil ſie nur das Schema für die Monarchie gibt und dieſe als die allein berechtigte Staats-

form hinſtellt, anderntheils zu viel, weil auch Kinder mündig werden und ſich emancipiren, ohne daß die väterliche Gewalt dies verhindern kann. So ausſchließlich damit ſcheinbar für die Monarchie demonſtrirt wird, ſo entſchieden wird zugleich dagegen bewieſen. In China iſt übrigens dieſe Theorie, vermiſcht mit etwas ſtark religiöſem Beiſatz, die officielle und althergebrachte. Praktiſch löſt ſich nach dieſer Anſicht alles Staatsintereſſe in der Perſon des Machthabers auf, und Ludwig XIV. hatte hiernach vollkommen Recht, ſeine Perſon für den S. zu eeklären (l'état c'est moi).

3) **Patrimoniale Theorie.** Sie ſtellt den Satz auf, wer Herr des Grund und Bodens iſt, beherrſcht die Einwohner; Herr des Gebietes, Herr des S.s. Sie fand vorzüglich in der Lehnherrlichkeit Stütze und war nach der Reformation bis in das 18. Jahrh. herein die herrſchende Anſicht, namentlich der damaligen Juriſten. Es ließ ſich auch ſo vortrefflich das fiskaliſche Recht, das Lehnrecht, die Lehre von den Staatsdomänen und den Regalien anpaſſen, daß man nur mit wahrer Freude dieſer Theorie huldigte. Es iſt zugleich aber ein vortreffliches Zeichen von der Servilität und Niederträchtigkeit der Zeit u. ſeiner Gelehrten, durch Gründe der Wiſſenſchaft dafür zu ſorgen, daß Völker wie Gegenſtände und Sachen, wie Grundſtücke und Zubehör behandelt wurden. Nach dieſer gangbaren Theorie war es freilich nicht Wunder zu nehmen, daß noch in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts deutſche Fürſten die Söhne ihres „angeſtammten" Landes in auswärtige Kriegsdienſte um Geld verkauften. Daher rühren auch im Grund genommen die ſpäteren Beweiſe der Legitimität, der Erblichkeit, der Erbhörigkeit, der Unterthänigkeit und Erbunterthänigkeit, und was dergleichen alle Vernunft verſpottende Lehren mehe waren. Daher ſtammen auch die Ausdrücke: „Landesherr", u. „Unterthanen" u. ähnliche, und daher die vielfachen Vertheilungen, Vererbungen, Veräußerungen und Verpfändungen von Land u. Leuten, wie ſie im Mittelaitee ſo häufig vorkamen. Zum Begriff des S.s gehört freilich weſentlich ein Staatsgebiet, Territorium. Allein es iſt ſehr verkehrt, den Satz umzudrehen und zu behaupten, der Beſitz eines Gebietes mache den Regenten eines S.s. Uebrigens iſt auch dieſe Theorie, wenn ſie auch in ihren geſchichtlichen Nachweiſen öftee auf korporatives Eigenthum an einem Gebiet ſtößt, dennoch im Weſentlichen **monarchiſch**, alſo einſeitig, wie die vorhin gedachte.

4) **Naturhiſtoriſche Theorie.** Sie hat zwei Unterarten: Die Einen nehmen die Liebe, die Andeeen die Furcht als treibendes Prinrip an. Die erſtere Anſicht, hauptſächlich von Hume vertreten, ſetzt den S. als eine Thatſache, welche aus dem Geſelligkeitstrieb der Menſchen mit Nothwendigkeit hervorgegangen iſt. Die zweite Anſicht, von Hobbes zuerſt angeregt, nimmt an, daß ein allgemeiner Nothſtand — der Krieg Aller gegen Alle — und die daraus hervorgegangene Furcht des Einzelnen mit Nothwendigkeit auf eine Verbindung Aller getrieben habe. Es iſt die ſtarrſte und am meiſten angefochtene Theorie, die weiter unten noch einmal berührt werden ſoll (vgl. auch **Hobbes**).

5) **Theokratiſche Theorie**, die im Mittelalter verbreitetſte Anſicht, daß jede Staatsgewalt göttlichen Urſprungs ſey. Sie ſtützt ſich auf die Bibel und namentlich auf eine Stelle eines pauiiniſchen Briefes, daß alle Gewalt von Gott herſtamme. Daher auch das Salben der Könige und Kaiſer und das kirchiiche Schaugepränge bei einer Thronbeſteigung. Seit Napoieon dieſe löbiiche Ceremonie an ſich auch vollziehen ließ, iſt man auch höheren Orts von dem Wahn geheilt, als ob es das Salböi ſey, welches den Herrſchee mache. Indeß hat man in Aniehnung an dieſe nützliche Theorie noch heutigen Tages die kirchliche Ceremonie mit vielem Prunk begehrt. Hauptvertheidiger der Anſicht in der neueren Zeit war Herr von Haller in Bern, ſchweizeriſcher Großrath, der im Frühjahr heimlich Katholik geworden und im Herbſt den hergebrachten Eid, daß er den evangeliſchen Glauben nicht verlaſſen wolle, ſchwor. Man ſieht, ſehr genau hat es Herr von Haller nicht mit Religion und Gewiſſen genommen, gleichwohl aber mit ſeiner „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft", welche die oben gedachte Theorie von dem göttlichen Urſprung aller Gewait entwickelte, viel Glück gemacht. Hegel ſagt von ihm, daß ſeine Darſtellung konſequent ſey, aber konſequent in der förmlichen Inkonſequenz ſeiner Gedankenloſigkeit. Er gebe das Geſetzloſe und die blinde Verehrung der zufälligen Uebermacht für Gottes Werk aus. Dieſer Theorie haben die Fürſten der Erde auch den Titel „von Gottes Gnaden" zu verdanken, eine Andeutung für die Unantaſtbarkeit und Unverletzbarkeit ſowohl, als für den ewigen und lauteren Urſprung der Monarchie. Die Geſchichte lehrt freilich auf jedem Blatt das Gegentheil; ſie redet von der Einſetzung und von der Vertreibung der Könige durch das Volk, von wilden Kriegszügen und Eroberungen durch Waffengewalt, von Unterdrückung der Völker durch Völker und des Volkes durch Herſchergewalt, von Bruderkriegen eiferſüchtiger Machthaber, von Beſiegung und Entthronung der Fürſten durch Fürſten, von Theilung der Ländee und Volksſtämme, und ſo manchem Anderen, wodurch der „Göttiichkeit" und dem „Gotteegnadenthum" der Staatsgewalt ein Stoß verſetzt wird. Dieſe bibliſche Theorie beherrſchte, wie ſchon oben angedeutet, das ganze Mittelalter, und es iſt bezeichnend, daß man dieſelbe ſelbſt auf die deutſche Kaiſerwahl anwandte. Das Wahlrecht der Kuefürſten hatte an und für ſich nichts mit der göttlichen Offenbarung zu ſchaffen. Trotzdem nannte ſich der deutſche Kaiſer zuerſt einen gotterkornen und dann erſt einen menſchlich gewählten, ſo daß die Bedeutung der **Wahl** durch die Hervorhebung der göttiichen Gnade verlieren ſollte. Die Geſchichte, ſieht man ſie menſchlich an, widerlegt allein dieſe Theorie glänzend. Sieht man freiiich in der Univerſalgeſchichte das Walten einer höheren Vorſehung in den Thatſachen ausgeprägt, ſo wird Niemand beſtreiten wollen, daß auch in der Thatſache, daß irgend eine neue

Herrſchergewalt eingeſetzt ſey, ein Akt göttlicher Gnade zu erſehen iſt. Dann aber iſt eben jede Thatſache, die Errichtung oder der Sturz einer Monarchie, Krieg oder Frieden, Revolution od. Despotismus, Fürſtenherrſchaft oder Volksherrſchaft eine Thatſache zur Beurkundung der göttlichen Gnade und Weihe.

6) *Rationelle Theorie*, welche alle vorigen ausſchließt und ſich auf den S. an ſich in ſeinem Weſen und Zweck ſtützt. Man unterſcheidet hierbei vorzüglich zwei Anſichten: a) die bereits angedeutete kantiſche Theorie, welche dem S. die Verwirklichung des Rechtsgeſetzes zum *Zweck* ſetzt u. hierin auch den *Urſprung* des S.s oder die Rechtfertigung der Staatsgewalt findet. Das Rechts- oder Sittengeſetz ſey ein Gebot der Vernunft. Die Verwirklichung deſſelben ſey aber ſo lange unmöglich, als der Menſch noch mit der Sinnenwelt zu kämpfen habe. Die zwingende Gewalt zur Aufrechterhaltung des Sittengeſetzes ſey daher unumgänglich. Dieſe zwingende Gewalt ſey der S., der S. alſo eine Förderung der Vernunft, und ſo fern dieſe Vernunftförderung erkannt würde, der ausreichende Grund zur Begründung des S.s vorhanden. Die Theorie empfiehlt ſich durch ihre Logik, iſt aber wenig praktiſch geworden. Sogar die meiſten Juriſten, die doch im Weſentlichen und in der Mehrzahl, was den *Staatszweck* anlangt, der kantiſchen Anſicht vom *Rechtsſtaat* huldigen, ſind, was die Erklärung der Staatsgewalt anlangt, von dieſer Anſicht abgeſprungen und haben ſich der nun folgenden Vertragstheorie zugewandt. b) Nämlich die jetzt wohl am meiſten verbreitete, vielfach angefochtene u. wegen möglicher Irrlehren als gefährlich angeſehene, von allen einſichtsvollen und freimüthigen Politikern aber adoptirte Theorie iſt die von *Rouſſeau* herſtammende, ſogenannte *Vertragstheorie*. Nach *Rouſſeau* iſt der S. der Inbegriff des vereinten Willens ſeiner Mitglieder. Der S. ſelbſt iſt ſouverän, weil er der verkörperte Geſammtwille iſt, der ſich kein Geſetz vorſchreibt, welches er auch nicht wieder aufheben kann. Rouſſeau ſieht in der Willensübereinſtimmung Aller den Grundvertrag des S.s, die Einigung zu einem ſtaatlichen Verein, die Gründung des S.s ſelbſt. Die Staatsgewalt wird weder durch das göttliche Recht, noch durch die Uebermacht oder die Furcht, noch durch die Oberherrlichkeit an Grund und Boden begründet, ſie wird einzig u. allein durch die allſeitige Anerkennung der Staatsbürger, mag dieſe ſtillſchweigend oder ausdrücklich gegeben ſeyn, getragen. In der Anerkennung der Staatsgewalt beruht daher das Recht der Staatsgewalt. Die kantiſche Theorie ſieht gleichfalls die Berechtigung der Staatsgewalt in der Anerkennung ihrer Nothwendigkeit, es iſt aber nur ein logiſcher Prozeß, welchen ſie annimmt, d. h. die Konſequenz der Staatsgewalt folgt aus dem Zweck des S.s, und der Zweck des S.s folgt aus dem allgemeinen Sittengeſetz, was jeder Menſch als ſittliches Individuum anerkennen muß wenn es eben Anſpruch auf ſittliche Eigenſchaft haben will. Die kantſche Anerkennung der Staatsgewalt iſt eine unabweisbare Forderung der ſittlichen Exiſtenz. Die rouſſeauſche Anerkennung iſt ein Akt des freien Willens des Menſchen, welcher ſich ſeine ſittliche Berechtigung ins Bewußtſeyn ruft. Der Hauptunterſchied liegt daher wohl darin, daß Kant die Anerkennung als eine innere, nur durch das Nachdenken erkennbare, Rouſſeau eine äußere, durch Handlungen ſichtbare Willensrichtung annimmt.

Die Lehre Rouſſeaus iſt nun beſonders nach zwei Richtungen hin ausgebildet worden: 1) von den Juriſten, welche in Verbindung mit den kantſchen Anſichten eine nach Regeln der Rechtswiſſenſchaft gegliederte Theorie herausbildeten; 2) von den eigentlichen Politikern, welche die Lehre der Volksſouveränität und der Majoritäten daraus ableiteten. Zu 1) wurden, um die Entſtehung des Vertrags zu erklären, verſchiedene allgemeine Verträge angenommen, welche als Grundlage der ſtaatlichen Geſellſchaft galten: a) der *Vereinigungsvertrag*, pactum unionis, oder der Vertrag, welchen die geſellſchaftliche Verbindung mehrer Menſchen zu einer geſellſchaftlichen Einheit ins Leben ruft. b) Der *Unterwerfungsvertrag*, pactum subjectionis, wodurch die Staatsmitglieder ſich und der Geſellſchaft eine zwingende Gewalt, die Staatsgewalt, ſetzen, welche ſie gemeinſchaftlich als maßgebend und die Geſellſchaftsgeſetze handhabend anerkennen. Hierdurch würde alſo erſt die eigentliche Staatsgewalt, welcher ſich die vereinigten Einzelwillen als dem verkörperten Geſammtwillen unterwerfen, begründet. c) Der *Verfaſſungsvertrag*, pactum ordinationis, oder der Vertrag, wodurch das Verhältniß der Staatsgewalt (Regierung) zu den Staatsmitgliedern (Regierten), oder die Organiſation des ganzen Staatsweſens feſtgeſtellt wird. In der Praxis werden hierher alle die ſog. Konſtitutionen, Staatsverfaſſungen, Charten, Verfaſſungsurkunden ꝛc. zu rechnen ſeyn.

Seit Schmidt und Zachariä iſt dieſe Vertragstheorie in den Lehrbüchern des Staatsrechts geläufig geworden. Man nimmt bald ſämmtliche drei Verträge zuſammen, bald den einen und andern zur vollen Begründung des S.s an. So z. B. Zachariä den Vereinigungs- und Unterwerfungsvertrag. Die rouſſeauſche Lehre hat zwar den Anſtoß zu dieſer Entwickelung gegeben, die derartige Begründung der Staatsgewalt beruht aber weſentlich auf der Methode der Fachwiſſenſchaft und iſt praktiſch von geringerem Werth, weshalb man auch neuerdings von dieſer künſtlichen Eintheilung zurückgekommen iſt.

Zu 2). Von weit bedeutenderem Einfluß war aber die Macht der Thatſachen ſelbſt, welche die Konſequenzen des rouſſeauſchen Lehrſatzes in der Geſchichte der Völker lebendig werden ließen. Schon lange vorher hatte die engliſche Revolution den Fürſten einen Wink über die Macht des Volkes gegeben. Der neue Herrſcherſtamm, welcher nach Jakob II. den engliſchen Thron beſtieg, ſchöpfte und erhielt ſeine Macht und Berechtigung aus dem engliſchen Parlament, als der Vertretung des engliſchen Volkes. Die

amerikaniſchen Freiſtaaten, ein Jahrhundert darauf, riſſen ſich von der engliſchen Herrſchaft los und gründeten aus eigner Machtvollkommenheit einen S. der Freiheit, wie er nicht ſchöner erblühen konnte. Frankreich, kaum ein Jahrzehnt ſpäter, zerſchlug mit blutiger Gewalt den Thron ſeiner Könige und ſchuf durch eignen Willen die Republik, es ſetzte ſpäter durch Abſtimmung des Volkes die kaiſerliche Gewalt ein, vertrieb im Jahre 1830 den letzten König vom Stamm der Bourbonen und berief auf den erledigten Thron das Bürgerkönigthum Louis Philipps, daſſelbe, welches durch die neueſte Revolution geſtürzt wurde und von Neuem der Republik Platz machen mußte. Griechenland hatte ſich inzwiſchen von der türkiſchen Tyrannei befreit und ſich einen König gegeben, das Volk der Belgier hatte ſich von der niederländiſchen Regierung losgeriſſen und kraft ſeiner Selbſtſtändigkeit und Willensfreiheit Leopold von Koburg ſich zum König erkoren. Alles dies ſind unleugbare Thatſachen der Geſchichte, welche die rouſſeauſche Vertragstheorie bekräftigten. Sie bewieſen einestheils, daß Volk und S. im Weſentlichen ein und daſſelbe iſt und nur durch die Organiſation unterſchieden wird, ſie bewieſen, daß dieſe Organiſation, welche eine Nation zum S. erhebt, durch den Willen des Volks hindurchgehen muß, d. h. daß das Volk in Beſtimmung ſeiner Organiſation zum S. ſelbſtherrlich oder ſouverän iſt. Dieſelbe Lehre von der Volksſouveränität war es, welche vor wenig Jahren das erſte deutſche Parlament verſammelte, um die deutſche Reichsverfaſſung zu beſchließen. Sein Mandat war vom deutſchen Volk in ſeiner Geſammtheit gegeben, ſein Zweck war die Organiſation der nationalen Einheit, — der Ausgang freilich war ein anderer, als ihn der aufbrauſende Jubel bei ſeiner Konſtituirung erwarten ließ.

Ein Anderes war die Frage, wodurch der Volkswille erkennbar ſey. Die Antwort war zwar einfach: durch die Abſtimmung, allein eben die Regelung der Abſtimmung war die Schwierigkeit. Theoretiſch war die einfachſte Löſung durch die Abſtimmung in Vorverſammlungen gegeben, d. h. durch die Abſtimmung ſämmtlicher ſtimmfähigen Männer des Volkes. Allein praktiſch hatte dieſe Abſtimmung in großen S.en bedeutende Schwierigkeiten, weil meiſtens die Frage, welche vorliegt, nicht belangreich genug iſt, um den enormen Aufwand an Mühe und Zeit auszugleichen, welchen jene Abſtimmung koſtete. Man hat daher dieſe Art der Abſtimmung nur in einigen kleineren Kantonen der Schweiz. Sonſt half man ſich dadurch, daß man nur die wichtigeren Fragen der Verfaſſung zur allgemeinen Abſtimmung ausſetzte, immerhin aber blieb dieſelbe nicht die Regel, ſondern die Ausnahme. Ihr entgegengeſetzt iſt die Abſtimmung durch Repräſentanten, welche aus der allgemeinen Wahl des Volkes hervorgehen. Wahlrecht und Stimmrecht bleiben aber immer einer der wichtigſten Gegenſtände der Verfaſſung, ſie bilden wohl den eigentlichen Mittelpunkt, um welche ſich die ganze Organiſation der Verfaſſung dreht. Deshalb liegt auch der Kern der Volksſouveränität im allgemeinen Stimm- und Wahlrecht. Ueber die verſchiedenen Ausbildungen dieſes Stimm- und Wahlrechts ſind die betreffenden Artikel zu vergleichen.

So viel nun über Weſen, Zweck und Urſprung des S.es gedacht, gelehrt und geſchrieben wurde, eben ſo viel Meinungen bildeten ſich heraus in Bezug auf die **Staatsform**, oder welche Form am geeignetſten ſey, deren wahren Inhalt in ſich aufzunehmen. Obenan ſteht der alte Streit über Republik und Monarchie (vgl. dieſe Artikel), ein Streit, der nicht in den Heften unſerer Philoſophen, noch in den Köpfen unſerer Diplomaten, ſondern einzig und allein auf dem Kampfplatz der Geſchichte ausgefochten werden wird. Der Fingerzeige ſind es genug, wohl dem, der ſie verſteht! Es iſt ſchon oben bemerkt worden, wie jedes Zeitalter der Geſchichte und in dem ganzen Zeitalter wieder jeder beſondere Abſchnitt das Gepräge der Zeitkultur in der Form der S.en den Nationen gleichſam auf die Stirn gezeichnet hat. Die einfachſte Unterſcheidung ſtellt Ariſtoteles auf, je nach der Zahl derer, welchen die Regierung zuſteht, trennt er

1) Monarchie — Einherrſchaft;
2) Ariſtokratie — Vielherrſchaft;
3) Demokratie — Volksherrſchaft.

Monarchie iſt diejenige Regierungsform, welche die Staatsgewalt in der Hand eines Einzigen vereinigt. Der Monarch, welcher die Fülle aller Gewalten beſitzt, iſt der Souverän, die Regierten, welche unter ſeiner Gewalt ſtehen, die Unterthanen. Er iſt oberſter Richter, oberſter Feldherr, oberſter Geſetzgeber, Chef der geſammten Exekutivgewalt. Da der Einzelwille über das Wohl Aller entſcheidet, iſt der hervorſtechende Charakter der Monarchie die **Willkür**. **Ariſtokratie** iſt diejenige Regierungsform, nach welcher die Staatsgewalt mehren bevorzugten Perſonen insgeſammt zuſteht. Die Regierungsfähigkeit wird durch Macht, Anſehen, Geburt oder Vermögen beſtimmt. Das Charakteriſtiſche der Ariſtokratie iſt daher das **Privilegium**. **Demokratie** oder diejenige Regierungsform, in welcher alle Staatsgewalt vom geſammten Volke ausgeht und entweder durch Uebertragung im Auftrag des Volkes, od. durch das Volk ſelbſt ausgeübt wird. Sie theilt die Gewalten eben ſo wenig, als die Monarchie, ſie iſt darum eine eben ſo einheitliche Staatsform, als jene, aber ſie ſetzt nicht eine dritte Potenz **über** das Volk, ſondern läßt die ganze Machtfülle bei dem Volk beſtehen, ſie läßt den **Volkswillen** über das **Volkswohl** entſcheiden, mit einem Wort, ſie predigt die Selbſtherrlichkeit des Volkes. Ihr charakteriſtiſches Kennzeichen iſt daher die Volksſouveränität. Ariſtoteles hat neben dieſen Hauptarten der Regierungsform zugleich die Ausartungen derſelben aufgezählt. So nennt er die **Despotie** oder die unumſchränkte Herrſchaft eines Einzigen die Ausartung der Monarchie, obwohl nach ſeinem Eintheilungsgrund die Despotie mit der Monarchie zuſammenfallen muß, denn die ſog. beſchränkte Monarchie war den alten Griechen nicht

bekannt. Als Ausartung der Ariſtokratie bezeichnete er die Oligarchie, d. h. das Vorrecht einiger Begünſtigten, die Herrſchaft zu theilen, als Ausartung der Demokratie die Ochlokratie oder die ungeordnete Herrſchaft der rohen Maſſe, daſſelbe, was man bei uns in Deutſchland mit dem modernen Ausdruck Pöbelherrſchaft bezeichnet. Allein auch dieſe Ausartung iſt nicht richtig gewählt, denn ſoll ſie eine unorganiſche, tumultuariſche Regierung bezeichnen, ſo iſt eben keine Regierung vorhanden, es herrſcht Anarchie, Regierungsloſigkeit. Oder ſoll ſie die Oberherrſchaft der Ungebildeten über die Gebildeten bezeichnen, ſo iſt einestheils der Begriff dieſer beiden Parteien zu vag, anderntheils aber auch, in ſofern es ſich nur um die Theilnahme des ſog. Pöbels handelt, eine Principloſigkeit, da derſelbe eben nicht an und für ſich von dieſer Theilnahme ausgeſchloſſen iſt. Die ariſtoteliſche Eintheilung iſt lange Zeit die vorherrſchende in der Wiſſenſchaft geweſen, wenn ſie auch gerade weder logiſch noch grammatiſch ſehr richtig war, denn nach der Kopfzahl der Regierenden laßt ſich einmal die Regierungsform nicht beſtimmen, ſonſt würden z. B. Monarchien, in welchen mehre Brüder zugleich die fürſtliche Gewalt theilen, nicht denkbar ſeyn, oder eine Republik mit einem Präſidenten als alleinigem Haupt der Exekutivgewalt würde eine Monarchie ſeyn. Und da es ariſtokratiſche Republiken eben ſo, wie ariſtokratiſche Monarchien gegeben hat, ſo würde doch wohl die Ariſtokratie als Form einer Regierung verſchwinden, und nur den Inhalt der Form bezeichnen. Auch könnte man, grammatiſch genommen, nach der Kopfzahl der Herrſcher konſequenter trennen in Monarchie (Einherrſchaft), Oligarchie (Herrſchaft Weniger) und Polyarchie (Vielherrſchaft), wie es in neuerer Zeit mehrfach angenommen worden iſt. Hat man doch nach modernen Begriffen über Staatsrecht ſelbſt demokratiſche Monarchien ſtatuirt, die freilich in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſtehen.

Im vorigen Jahrhundert gewann eine andere Begriffsſcheidung wiſſenſchaftliches Anſehen, wenn auch nur vorübergehendes. Es war dies die Unterſcheidung, welche Montesquieu in ſeinem „Geiſt der Geſetze“ aufſtellt, die Trennung in Despotie, Monarchie und Republik, deren Principien dahin gerichtet wären, daß das Princip der Despotie die Furcht, der Monarchie die Ehre, der Republik die Tugend ſey. Allein eben ſo, wie ſich von jener älteren Eintheilung die Ariſtokratie ausſcheiden ließ, ſo kann man hier die Despotie wegnehmen, da ſie entweder nur eine Ausartung der Monarchie, oder eine verſchiedene Form iſt, oder mit der Monarchie ganz zuſammen fällt. Der Kern beider Eintheilungen, wenn man dort die Ariſtokratie, hier die Despotie ſtreicht, bleibt immer Monarchie und Republik, als die beiden Grundformen des S.es. Es iſt ſchon oben das Schema bezeichnet worden, nach welchem ſich hiernach die verſchiedenen Staatsformen entwickeln.

Die Frage über den Urſprung des S.es, welche vorhin erläutert wurde, hat mit der Frage über die Staatsform nichts zu ſchaffen; wenn auch die beſtehende Form durch den Urſprung zu rechtfertigen verſucht wird, ſo iſt doch der zufällige Urſprung kein Grund für das dauernde Fortbeſtehen einer gewiſſen Form. Die Form richtet ſich vielmehr weſentlich nach dem Inhalt, d. h. hier nach dem Zweck des S.es und nach der Beſchaffenheit der Mittel, wodurch dieſer Zweck erreicht werden kann. Wie ſchon auseinandergeſetzt, beruht das Geſammtwohl auf der gleichmäßigen und ungeſtörten Entwickelung der äußeren und inneren Freiheit des Einzelnen. Soll dieſe Entwickelung möglich werden, ſo bedarf es einer gewiſſen Harmonie in dem Verhältniß des Ganzen zu ſeinen Theilen, oder einer Einheit des Staatsorganismus. Es bedarf aber, um den Rechtszuſtand als die Grundlage der Freiheit zu ſichern, und um die Hemmniſſe, die ſich von außen entgegenſtellen, zu beſeitigen, einer Macht. Einheit und Macht ſind immer die weſentlichſten Attribute des S.es. Beides vereinigt ſich in der Staatsgewalt. Die Staatsform, welche durch die Beſchaffenheit der Staatsgewalt bedingt wird, iſt daher eine reine Machtfrage, oder mit anderen Worten die Beſtimmung der Art einer Staatsform hängt von der Beantwortung der Frage ab, wem die volle Macht im S.e zuſteht. Entweder nun ſind Regierung und Regierte Gegenſätze, dann iſt die volle Macht bei der Regierung (abſolute oder reine Monarchie), oder Regierung und Regierte ſind identiſch, dann iſt die volle Macht bei dem Volke ſelbſt (abſolute, reine, oder demokratiſche Republik). Die beiden Grundformen des S.es ſind daher die abſolute Monarchie und die demokratiſche Republik, alle anderen Formen ſind Unter- oder Neben- u. Abarten beider, welche als Vermittelungen den weiten Abſtand zwiſchen denſelben ausfüllen. Geht man vergleichend u. zuſammenſtellend dabei zu Werke, ſo ſtellt ſich von dem einen Gegenſatz zum anderen die Reihe der Regierungsformen ſo dar:

1) Abſolute Monarchie — äußerſter Grad der Beherrſchung;
2) Ständiſche Monarchie — Regelung der verſchiedenen Staatsgewalten zu Gunſten des politiſchen Vorrechts;
3) Konſtitutionelle Monarchie — Theilung der Staatsgewalten zwiſchen Volk u. Regierung;
4) Demokratiſch-konſtitutionelle Monarchie — Theilung der Staatsgewalten nach dem Grundſatz des allgemeinen Wahlrechts;
5) Ariſtokratiſche Republik — Beherrſchung der Völker durch das politiſche Vorrecht;
6) Repräſentativ-demokratiſche Republik — Volksſouveränität durch Vertretung nach allgemeinem Stimmrecht;
7) Reine demokratiſche Republik — Volksherrſchaft ohne Vertretung.

Man nimmt nämlich eine dreifache Staatsgewalt, die exekutive, die richterliche und die ge-

ſetzgebende oder legislative an. Für den Zweck der Staatsform iſt die richterliche Gewalt gleichgültig, wenn ſie auch innerhalb der Staatsverfaſſung von einflußreicher Bedeutſamkeit iſt. Die beiden Gewalten, worauf es hier ankommt, ſind die geſetzgebende und ausübende oder exekutive. Die erſtere befiehlt die Geſetze, die letztere vollzieht den Befehl des Geſetzes. Dieſe beiden ſind es hauptſächlich, welche das Princip der Theilung der Gewalten veranlaßt. Um nämlich ein Gleichgewicht der Staatsgewalt herzuſtellen, ſoll ein Staatskörper das Gewicht der geſetzgebenden Gewalt, aber ohne Exekutivgewalt, der andere das Gewicht der Exekutive mit der Theilnahme an der geſetzgebenden erhalten. Das iſt das Schema der konſtitutionellen Monarchie, dem Mittel zwiſchen abſoluter Monarchie und Republik. Dem Monarchen allein ſteht die Exekutivgewalt zu und die Sanktion der Geſetze, dem Volk durch gewählte Repräſentanten (Deputirte, Volksvertreter, Landtag, Kammer) die Berathung und Beſchließung der Geſetze. Die Vermittelung zwiſchen beiden Gewalten übt das Miniſterium aus, welches deshalb dem Monarchen und der Volksvertretung verantwortlich iſt. Die unausgebildete Form der konſtitutionellen Monarchie iſt die oben sub 2) genannte ſtändiſche Monarchie, in welcher zwar eine Vertretung des Volkes durch Leute mit gewiſſen Rechten Statt findet, nicht aber die vollſtändige Vertretung des Volkes als ſolchen, nicht der vollſtändige Antheil an der Geſetzgebung und nicht die Miniſterverantwortlichkeit. Die gewagteſte Form der Monarchie iſt die unter 4) angeführte demokratiſch-konſtitutionelle Monarchie, weil hier der volle Inhalt der Republik — die Demokratie — und doch die Form der Monarchie — das Königthum — gewährt werden ſoll, was ſich nie zuſammen verträgt und vertragen kann. Annähernd iſt dieſe Form in der norwegiſchen Verfaſſung enthalten. Ueberhaupt bilden, wie oben geſagt, Monarchie und Republik immer die Grundformen, und das demokratiſche oder ariſtokratiſche Princip die Schattirung der einzelnen Staatsform. Die Monarchie wird immer dynaſtiſch, d. h. im Intereſſe des regierenden Fürſtenhauſes, und ſtets ariſtokratiſch, d. h. nach ſtändiſchen Vorrechten gegliedert, ſeyn und bleiben. Da die Demokratie zugleich den Inhalt der Volksſouveränität und die Gleichheit der Rechte gewähren muß, ſo iſt ſie Freiheit und Gleichheit zugleich; da die Ariſtokratie beide verletzt, ſo iſt ſie die Feindin der Republik, die Freundin der Monarchie. Ueber die Vergleichung beider Staatsformen, der Republik und der Monarchie, vergleiche übrigens den Artikel: Republik, welcher in gleicher Weiſe beſtätigen wird, daß alle anderen Formen nur Miſch-, aber nicht Urformen ſind.

Welche Form den Vorzug verdient, darüber iſt viel geſtritten und geſchrieben worden. In der neueren Zeit gab man von einigen Seiten den Streit ganz auf, indem man die Frage der Staatsform als müßig und unfruchtbar erklärte. Es waren hauptſächlich zwei Richtungen, welche dieſe Behauptung zur Geltung zu bringen verſuchten. Einmal die ſtreng orthodoxe, und dann ein Theil der ſocialiſtiſchen Partei. Jene, die orthodoxe Partei, ſtellte den Grundſatz auf, die Form ſey etwas rein Zufälliges, die von dem Inhalt in keiner Weiſe bedungen oder abhängig ſey, es komme vielmehr nur auf das innere Weſen des S.es ſelbſt an, wie es ſich in ſeiner äußeren Erſcheinung abſpiegle. Jeder Staat ſey entweder organiſch, oder wie der neue Kunſtausdruck beſagt, naturwüchſig, oder aber mechaniſch, d. h. ein Produkt des menſchlichen Verſtandes, der Ueberlegung, welche ihn konſtruirt habe. Je konſervativer alſo eine Staatsordnung erſcheint, je mehr ſie an alten, hergebrachten Verhältniſſen feſthält, deſto mehr wird ſie nach der Meinung dieſer Theorie naturwüchſig ſeyn, je mehr die fortſchreitende Bildung und der menſchliche Verſtand an dieſer Ordnung gerüttelt haben, deſto mechaniſcher ſey die Staatsorganiſation. Organiſche Staaten ſeyen daher z. B. Oeſterreich (vor 1848), Preußen (vor 1848), England, mechaniſche Staaten Nordamerika u. Frankreich (ſeit 1789, vorher ein organiſcher S.). Man begreift nicht recht, was mit dieſer neuen Erfindung von mechaniſchen und organiſchen S.en dem allgemeinen Beſten gedient iſt; ſo viel läßt ſich aber ſehr wohl begreifen, daß es im Weſentlichen auf eine Lobhudelei des ſtreng monarchiſchen Princips, des väterlichen, aus der Familie entſprungenen und analog der Familie zu betrachtenden Polizeiſtaats iſt, der ſich nur durch die Verſumpfung aller öffentlichen Verhältniſſe zu retten weiß und gerade dadurch der Zerſtörung und inneren Fäulniß anheimfällt. Und wenn einmal alles Dasjenige naturwüchſig oder organiſch ſeyn ſoll, welches ſich allmählig auf naturgemäße Weiſe herausgebildet hat, ſo iſt nicht abzuſehen, warum z. B. die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die ſich höchſt naturgemäß, unter Wegnahme aller Hemmniſſe der ungeſtörten Entwickelung, herangebildet haben, ein mechaniſcher und kein organiſcher S. ſeyn ſollen.

Anders ein Theil der Socialiſten. Schon oben wurde die Partei der Anarchiſten hervorgehoben, die grundſätzlich gegen die Regierung und auch gegen die Form des S.es eingenommen iſt. Eine zweite Schule der Socialiſten geht ferner von dem menſchlichen Elend im Allgemeinen u. der Nothwendigkeit, daſſelbe zu heilen, aus, ſetzt ſich daher als Hauptzweck die Verbeſſerung des materiellen Wohles durch ſociale Einrichtungen und behauptet, dieſe Einrichtungen ſeyen durchaus an keine beſtimmte Staatsform gebunden, vielmehr in allen Formen möglich, da ſie aber die Hauptſache ſeyen, könne natürlich die Form nur als gleichgültig gelten. Dieſe Anſicht krankt jedoch eben ſo, wie jene der Orthodoxen. Denn entweder iſt der Zweck ſocialiſtiſcher Beſtrebungen in dem S. zu erreichen, oder nur außerhalb des S.es. Im letzterem Fall iſt begreiflich jede Staatsform nicht bloß gleichgültig, ſondern überflüſſig, weil eben Socialismus und Anarchie zuſammenfällt. Im erſteren Fall aber, wenn man ſocialiſtiſche Zwecke in das Intereſſe des S.es mit hineinzieht und in das Weſen des Staates mit aufnimmt, iſt es

Digitized by Google

unrichtig, zu behaupten: es genüge eine Form, wie die andere. Denn wenn man annimmt, daß das Weſen des S.es überhaupt in dee Form beſſer erfüllt werde, als in jener, ſo wird natürlich auch der ſociale Gehalt in einer Form beſſer gedeihen, als in der anderen, gleichwie nicht jeder gute Boden für jede Pflanze tauglich iſt, ſondern der eine beſſer, der andere ſchlechter. Im Uebrigen ſ. Staatseecht, Staatswiſſenſchaften.

Im poſitiven Recht nun, abgeſehen von Weſen, Zweck, Urſprung und Form des S.es, wie dies eben erörtert wurde, ſetzt jeder S. voraus:

1. eine Staatsgewalt, d. h. die Macht, den Staatswillen durchzuſetzen. Dee Inhaber der Staatsgewalt heißt das Staatsoberhaupt, der Souverän. In der Monarchie iſt der Monarch, in Republiken das Volk Inhaber der Staatsgewalt, deshalb dort Fürſtenſouveränität, hier Volksſouveränität. Sie iſt die höchſte Gewalt im S.e, der Alles unterworfen iſt. Ohne Staatsgewalt kein S., weshalb ohnmächtige Regierungen immer anarchiſche Zuſtände mit ſich bringen. Ihre Pflicht iſt, den Staatszweck zu verwirklichen, ihre Einſetzung iſt die nothwendige Forderung für die Exiſtenz eines S.es. Das Anſehn des S.es hängt darum von dem Anſehn der Staatsgewalt ab, und je ſchlechter die Staatsgewalt, deſto mehr Verfallenheit im S.e. Widerſtand gegen die Staatsgewalt begreift die Revolution im weiteren Sinn, welche deshalb auch in der Republik, in welcher das Volk ſelbſt ſouverän iſt, ſich alſo nicht ſich ſelbſt widerſetzen kann, unmöglich iſt. Ob es ein geſetzliches Recht des Widerſtandes gibt, darüber vergleiche man den Art. Revolution.

Daraus aber, daß die Staatsgewalt die höchſte Macht im S.e iſt, folgt noch nicht, daß ſie eine ſchrankenloſe und willkürliche iſt. Die geſetzlichen Schranken, innerhalb deren ſie ſich bewegt, ſind die organiſchen Beſtimmungen der Staatsverfaſſung oder Konſtitution. Bei der Organiſation der Staatsgewalt geht jedoch jede Verfaſſung von einer Theilung der Gewalten aus, wie ſchon oben berührt wurde. Es zerfällt die Staatsgewalt 1) in die oberaufſehende oder exekutive, 2) in die geſetzgebende, 3) in die richterliche, wie oben erwähnt. Das Verhältniß dieſer drei Staatsgewalten bildet den Gegenſtand der Verfaſſung. Die abſolute Monarchie, in welchee der Monarch alle drei Gewalten in ſich allein vereinigt, bedarf eben ſo wenig, wie die abſolute Republik, in welcher das Volk ohne Repräſentation jene Gewalten in ſich vereinigt, eine Staatsverfaſſung. Staatsverfaſſungen ſind nur da erforderlich, wo eine Theilung der Gewalt zwiſchen Monarchen und Volk angenommen wird (konſtitutionelle Monarchie), oder wo die Staatsgewalt im Namen des Volkes durch beſonders von ihm beauftragte Perſonen ausgeübt wird (repräſentative Republik). In beiden ſind die Normalgrundſätze die: 1) daß die Exekutivgewalt ungetheilt bleibt; 2) daß die richterliche Gewalt unabhängig geſtellt wird; 3) daß die geſetzgebende Gewalt getheilt ausgeübt wird. Beide unterſcheiden ſich jedoch dadurch, daß in der konſtitutionellen Monarchie die Exekutivgewalt einem unverantwortlichen, unverletzlichen, außer dem Geſetz ſtehenden, erblichen Fürſten zuſteht, daß in der Republik die Exekutivgewalt einem verantwortlichen, auf beſtimmte Zeit gewählten Präſidenten übertragen wird. Füe Ausübung der geſetzgebenden Gewalt beſteht in beiden Verfaſſungen ein vom Volk durch mittelbare oder unmittelbare Wahlen auf Zeit gewählter Körper (Volksvertretung, Landtag, Nationalverſammlung, Kongreß, Kammer). Die Monarchie unterſcheidet ſich aberweſentlich noch dadurch, daß dieſe Geſetzgeber nicht bloß aus der Wahl des Volkes hervorgehen, ſondern auch durch gewiſſe politiſche Vorrechte der Geburt, des Staats, des Ranges, des Amtes dazu berufen, oder auch durch den Willen des Monarchen dazu auserſehen werden können (erſte Kammer, Oberhaus, Pairs, Peers ꝛc.). Das Verhältniß beider Gewalten, der geſetzgebenden und der vollziehenden, zu einander iſt faſt durchweg gleich und namentlich darauf beſtimmt: 1) daß der geſetzgebende Körper wie der Inhaber der Exekutivgewalt zu Geſetzvorſchlägen gleich berechtigt ſind (Recht dee Initiative); 2) daß der geſetzgebende Körper das Recht der Beſchwerdeführung über Akte der vollziehenden Gewalt, ſelbſt das Recht der Anklage wegen Verfaſſungsverletzungen hat. In der Republik kann der Präſident ſelbſt in Anklage genommen werden, in der Monarchie haftet der vollziehende Miniſter vermöge der Fiktion, daß derſelbe die Handlungen des unverantwortlichen Monarchen zu vertreten hat (Miniſterverantwortlichkeit). 3) Daß ſonſt dem geſetzgebenden Körper kein Eingriff in die Rechte und Handlungen der vollziehenden Gewalt zuſteht, daß ihm aber die Befugniß zukommt, für die der Exekutivgewalt zuſtehende Staatsverwaltung die Ausgaben feſtzuſetzen (Budget, Etat) und die dazu nöthigen Mittel zu verwilligen oder zu verweigern (Steuerverwilligung, Steuerverweigeenng). 4) Dem geſetzgebenden Körper kömmt das Recht zu, über Geſetzvorſchläge zu berathen und zu beſchließen, der Exekutivgewalt dagegen das Recht, die Geſetze zu beſtätigen und zu veröffentlichen (Rektion der Geſetze) oder die Zuſtimmung zu verweigern (Veto). Dies die Hauptbeſtimmungen jeder Verfaſſung.

Der Inhaber der Staatsgewalt alſo iſt dee Souverän, in Monarchien der Monarch, in Republiken das Volk (denn der Präſident hat nur eine übertragene Gewalt eben ſo, wie die geſetzgebende Verſammlung, und die Souveränität ſelbſt ruht immer im Volke). Jeder Souverän iſt unverantwortlich u. unverletzlich, ſeine Würde iſt die der Majeſtät (Volksmajeſtät, Fürſtenmajeſtät), jede Verletzung ſeiner Würde ein Majeſtätsverbrechen. Obſchon nun die Souveränität ein rein ſtaatsrechtlicher Zuſtand iſt, welcher aus dem Begriff der Staatsgewalt folgt, und deshalb auch ſehr richtig für die Volksſouveränität als die urſprüngliche und abſolutwahre keine beſonderen Urſprungsarten aufge-

ſtellt werden, ſo hat man ſich doch veranlaßt geſehen, für die Souveränität der Fürſten gewiſſe Erwerbsarten ſtaatsrechtlich feſtzuſtellen. Daher der Ausdruck Legitimität der Monarchen. Die eigentliche Legitimität iſt zwar nichts weniger als legitim, denn wenn derjenige, welcher ſich im Beſitz der Souveränität befindet, der legitime Herrſcher genannt wird, — und dem Volke gegenüber iſt eben jeder Herrſcher legitim, weil er Herrſcher iſt — ſo entſcheidet Beſitz, Eroberung, Uebermacht, faktiſche Gewalt. Etwas Anderes iſt 1) die Anerkennung der einzelnen Monarchen unter ſich, und 2) das Erbrecht in den herrſchenden Familien. Denn die Berufung auf den legitimen Urſprung kann eigentlich nur für diejenigen Werth haben, welche ſich in Bezug auf die Souveränität bekämpfen oder ſich das Thronfolgerecht ſtreitig machen. Hier haben natürlich die zwiſchen regierenden Familien abgeſchloſſenen Haus- und Staatsverträge, Thronfolgeordnungen, Familienſtatuten ꝛc. entſcheidende Kraft.

Der Staatsgewalt kommen nun gewiſſe Rechte zu, welche der Souverän ausübt. Dieſe Rechte nennt man die Hoheitsrechte, oder auch Regalien, welche wieder in veräußerliche und unveräußerliche zerfallen. Die erſteren ſind im Grund genommen nur Finanzrechte, welche dem Staat (Fiskus) in Bezug auf gewiſſe Verhältniſſe zuſtehen und als Einnahmequellen für den Staatsſchatz gelten. Dergleichen Regalien ſind ſehr häufig daſſelbe, was man Monopole nennt, wenn die Regierung das Regal mit Ausſchließung aller Anderen für ſich allein ausbeutet. Man unterſcheidet namentlich: das Jagdregal, Bergregal, Salzregal, Branntweinregal, Weinregal, Tabakregal, Waſſerregal, Deichregal, Poſtregal, Münzregal, Zollregal, Fiſcherei-, Mühlen-, Brücken- und Schifffahrtsregal, u. dgl. m. Sie ſind ſämmtlich Beſchränkungen des Eigenthums der Staatsangehörigen und können veräußert und übertragen werden. Etwas Anderes ſind die ſogen. unveräußerlichen Hoheitsrechte, welche aus dem Begriff der Staatsgewalt ſelbſt folgen; ſo z. B. die Kirchenhoheit, oder das Recht der oberſten Entſcheidung in Kirchenſachen, die Lehnhoheit, Recht der oberſten Entſcheidung und der Oberaufſicht in Lehnſachen, die Finanzhoheit oder die Befugniß, das Staatsvermögen zu verwalten, u. A. m. Vgl. Regalien.

Es gehört aber weiter als weſentlicher Beſtandtheil zum S. II. ein Staatsgebiet (Territorium, Land), d. h. ein geographiſch beſtimmter Raum der Erde, welcher der unbeſchränkten Gewalt des Staates unterworfen iſt. Das Staatsgebiet enthält begreiflicher Maßen zugleich das Privateigenthum der Staatsangehörigen und iſt deshalb zu unterſcheiden von dem Begriff: Staatsländereien, d. h. Grundbeſitzungen, welche im Eigenthum des S.es ſtehen. Denſelben Begriff verbindet man mit dem Ausdruck Staatsdomänen, Staatsgüter. Das ganze Staatsgebiet, wie es der Staatsgewalt unterworfen iſt, zerfällt nämlich 1) in Staatseigenthum im weiteren Sinn, d. h. öffentliches Eigenthum, deſſen Benutzung jedermann frei ſteht, wie z. B. Flüſſe, Seen, Meeresufer, Heerſtraßen ꝛc., oder Staatsgüter im engeren Sinn, auch Krongüter, Kammergüter, Domänen genannt, welche in der ausſchließlichen Dispoſition des S.es oder des Regenten ſtehen, wie z. B. Forſten, große Güter, Bergwerke, Hüttenwerke, Teiche, Schlöſſer, Gärten ꝛc.; 2) Gemeindegüter, d. h. Grundſtücke und Gebäude, welche im Eigenthum der Gemeinde ſtehen; 3) Kirchengüter, d. h. Grundſtücke und Gebäude, welche im Eigenthum der Kirche ſtehen; 4) Privateigenthum, oder Grundſtücke und Gebäude, die im Eigenthum von Privatperſonen ſtehen. Das ganze Staatsgebiet iſt entweder ein geſchloſſenes, wenn der Umfang deſſelben gegen andere Gebiete ſtreng abgegrenzt iſt, oder ein offenes, wenn das Gebiet nur nach Ländermaſſen, aber nicht geographiſch beſtimmt iſt. Ein Anderes iſt es, wenn einzelne Beſtandtheile im Gebiet anderer Staaten gelegen ſind. Solche Einzelſtücke werden Parcellen oder Enklaven genannt. Die einzelnen Staatsgebiete werden durch Grenzlinien gegen einander abgeſteckt (Staatsgrenzen).

Die Macht, welche der Staatsgewalt in Bezug auf das Staatsgebiet zuſteht, begreift man mit dem Ausdruck Landeshoheit. Vermöge der Landeshoheit kann den Staatsangehörigen unterſagt werden, ihr Eigenthum von dem Staatsgebiet loszutrennen, oder kann ihnen geboten werden, ihr Eigenthum gegen Entſchädigung zu Staatszwecken abzutreten (Expropriation). Da die Landeshoheit die volle Dispoſition über das Staatsgebiet in ſich begreift, ſo folgt von ſelbſt das Recht, jede auswärtige Staatsgewalt von jeder Benutzung des Staatsgebietes auszuſchließen. Werden von Seiten der Staatsgewalt einem auswärtigen S. gewiſſe Befugniſſe in Bezug auf das ihr unterworfene Staatsgebiet zugeſtanden, wie z. B. das Recht, bei Kriegsfällen einen beſtimmten Weg durch das Land zu nehmen, oder freie Schifffahrt durch einen Strom des Landes ꝛc., ſo begreift man dies unter dem Namen einer Staatsſervitut.

Ein S. im S.e widerſpricht dem Weſen des S.s, dagegen kommen gewiſſe Arten von Verbindungen mehrer Staatsgebiete zu einem gemeinſchaftlichen Zweck vor, die entweder einen Geſammtſtaat, wie z. B. Großbritannien (Irland, Schottland, England) oder Oeſterreich (Deutſchöſterreich, Italien, Ungarn ꝛc.) oder Dänemark (Seeland, Jütland, Schleswig, Holſtein, Lauenburg) darſtellt, oder einen Bundesſtaat mit einer Centralgewalt für die verbundenen Einzelſtaaten, wie z. B. die Schweiz und Nordamerika, oder endlich einen Staatenbund mit Beibehaltung der Souveränität der Einzelſtaaten, wie z. B. Deutſchland.

Ein fernerer weſentlicher Beſtandtheil jeden S.es iſt III. eine Geſellſchaft von Staatsangehörigen, in freien S.en Staatsbürger, in unfreien S.en Unterthanen genannt, weil man dort die Gleichberechtigung, hier die Unterwerfung unter das Staatsoberhaupt im Auge hat. Manche Staatsrechtslehrer unterſcheiden ſogar in einem und demſelben S. Staatsbürger,

welche das volle politiſche und bürgerliche Recht genieſſen, und Staatsunterthanen, welche nur die Ehre haben, regiert zu werden, ſogen. Paſſivbürger. Das Staatsbürgerrecht begreift das Recht, die in der Verfaſſung aufgezählten politiſchen, durch den S. bedingten Rechte ausüben zu können. Da das Verhältniß der Staatsbürger ein doppeltes iſt, nämlich das Verhältniß der Staatsbürger zur Staatsgewalt, und das Verhältniß zu ſeinen Mitbürgern, in ſoweit nämlich geſellſchaftliche Verpflichtungen in Frage ſtehen, ſo hat auch der Staatsbürger doppelte Pflichten. Ueberhaupt iſt jeder Menſch, welcher dem S. angehöre, ein wahrhaſe eingeſchachteltes Individuum. Zuerſt: der Menſch, dann die zweite Kapſel: der Staatsbürger, die dritte: der Gemeindebürger, die vierte: das Familienglied, die fünfte: das eigne Ich. Gut, wenn das Ich ſo geſund und kräftig iſt, daß es ſich durch die Verpuppungen hindurch zum Menſchen herausarbeitet. Praktiſch genommen beſtehen die ſtaatsbürgerlichen Rechte in der Theilnahme an den Gemeinde- und Volkswahlen, Theilnahme an der Wählbarkeit zu Gemeinde- und Volksrepräſentation, an der Wählbarkeit zum Geſchwornenrichter ꝛc. Erworben wird das Staatsbürgerrecht durch Geburt mit erlangter Volljährigkeit, durch Einwanderung bei mehrjährigem Aufenthalt (Naturaliſation), durch Staatsamt, durch Erlangung eines Gemeinderechts; verloren durch Bankerott, entehrende Kriminalſtrafe, Auswanderung. Es unterſcheidet ſich das Staatsbürgerreche im engeren Sinn natürlich von dem Staatsbürgerrecht im weiteren Sinn oder der bloßen Staatsangehörigkeit, welche ohne jene beſtimmten politiſchen Rechte den allgemeinen Anſpruch auf Staatsſchutz und die verfaſſungsmäßig garantirten Volksrechte u. Freiheiten begreift.

Zu den Vorausſetzungen eines organiſirten S.es gehört aber noch IV. ein Staatsvermögen, d. h. die zur Beſtreitung des Staatsaufwands verfügbaren Mittel. Dieſe Mittel ſind: 1) das eigentliche Staatseigenthum, oder das dem S. an Liegenſchaften, Waldungen, Gütern, Teichen, überhaupt an Grundbeſitzungen zukommende Vermögen. Dazu werden die bereits oben angeführten Regalien, die nutzbaren Hoheitsrechte gerechnet. In monarchiſchen S.en unterſcheidet man das eigentliche Staatsgut von dem Privatgut des Monarchen (Schatullgut) und den der Krone überhaupt aus dem Staatsvermögen angewieſenen Gütern, Krongüter, Kammergüter, Domänen. Der letzteren Eigenſchaft wird faſt überall dem Volk von der Krone ſtreitig gemacht, indem behauptet wird, daß auch die Domänen nicht eigentliche Staatsgüter, ſondern Privateigenthum der regierenden Familien ſeyen. 2) Die Steuerkraft der Staatsangehörigen, d. h. der in Vermögen, Einkommen, Grundbeſitz, Gewerbbetrieb der Staatsangehörigen liegende Reichthum, von deſſen Abwurf nach beſtimmten Normen regelmäßige Steuerſätze zur Staatskaſſe erhoben werden (ſ. Abgaben). 3) Der Erwerb im völkerrechtlichen Verkehr, namentlich durch Verträge, Krieg, Eroberung. Die aus dieſen verſchiedenen Arten des Staatsvermögens gezogenen Nutzungen bilden das Staatseinkommen. Es beſteht daſſelbe aus den Nutzungen des eigentlichen Grundvermögens, aus den Einkünften von den Staatsgütern u. Regalien und aus den Steuern und Abgaben der Staatsangehörigen. Dieſe letzteren Gefälle ſind wieder direkter oder indirekter Natur, d. h. ſie werden von dem Beſitz unmittelbar, oder mittelbar durch Taxen auf Verbrauchsgegenſtände erhoben. So weit der S. Vermögensrechte vertritt, erwirbt und darüber verfügt, ſtellt er im Rechtsverkehr eine moraliſche Perſon vor, welche man mit dem Namen Fiskus bezeichnet. Fiskus iſt alſo der S., inſofern ſeine Rechtsfähigkeit im Privatverkehr in Frage ſteht, in ſofern er Verträge ſchließt, Rechte benutzt, ausübt, veräußert, Prozeſſe führt ꝛc. Das Staatseinkommen ſelbſt fließt in den Staatsſchatz, d. h. den zur Beſtreitung der Staatsausgaben aus der Summe der Staatseinnahmen gebildeten Fonds. In einem engeren Sinn verſteht man unter Staatsſchatz auch wohl die für die Zeit der Noth aufgeſparten und zurückgelegten Summen der Einnahmen. In Verfaſſungsſtaaten wird über die Beziehung der Einnahme und die Verwendung zur Ausgabe durch die Volksvertretung eine beſondere Kontrole (Finanzkontrole) geubt: die vergleichende Zuſammenſtellung des Anſchlags der Einnahmen mit dem Entwurf der Ausgaben nennt man Budget, Etat. Dieſer Etat wird der Volksvertretung in beſtimmten Zeitabſchnitten zur Prüfung vorgelegt (Etatsprüfung, Aufſtellung des Budgets). Eine beſondere Rolle ſpielen dabei die Staatsſchulden (ſ. d.), d. h. die dem S. zur Laſt gelegten Schulden, oder Schulden, für deren Tilgung das Staatsvermögen haftet. In S.en mit Repräſentativverfaſſung dürfen neue Schulden nur mit Genehmigung der Volksvertretung aufgenommen werden. Neue Staatsſchulden ſind Folge von Staatsanleihen, d. h. ein öffentliches, für Rechnung der Staatskaſſe abgeſchloſſenes Anlehn. Zu den Vorrechten der Staatsregierung gehört es, den Zinsfuß ſeiner Obligationen zu erniedrigen, oder die Zinszahlung ganz einzuſtellen. Solche Zahlungseinſtellungen haben gewöhnlich den Staatsbankerott zur Folge, d. h. die Unzulänglichkeit der vorhandenen Deckungsmittel, den Staatskredit aufrecht zu erhalten. Dem Bankerott kommt die Herabſetzung der Nennwerthe der Staatspapiere (ſ. d.) gleich. Vgl. übrigens Staatsrecht und Staatswiſſenſchaften.

Staat (in anderer Bedeut.), 1) der Zuſtand, die Beſchaffenheit einer Perſon oder Sache; — 2) Geräuſch, Wortgepränge, daher S. von etwas, mit etwas oder auf etwas machen, viel Rühmens von etwas machen; — 3) S. auf etwas machen, ſich darauf verlaſſen, vermuthen, hoffen; — 4) glanzende, koſtbare Hülfemittel, damit Aufſehen zu erregen, vorzüglich an Kleidungsſtücken, doch auch an Hausgeräthe u. dergl.; — 5) daher auch das Beſte in ſeiner Art; — 9) ſ. v. a. Hofſtaat.

Staaten, 1) Mehrzahl von Staat; — 2) (holl. Geſch.), nach der ehemaligen Verfaſſung

der vereinigten Niederlande (Holland) vor 1795 die landſtändiſche Verſammlung jeder der 7 Provinzen, aus der dieſe beſtanden. So hatte man S. von **Holland**, S. von **Weſtfriesland**, S. von **Dronthe** u. ſ. w. Die Verſammlung der Deputirten aller S. hießen aber die Generalſtaaten (ſ. d.).

Staatenbeſchreibung, ſ. **Statiſtik**.

Staatenbund (Confoederatio, Staatsw.), ein völkerrechtliches Verhältniß zwiſchen mehren Staaten, wenn dieſelben nur zur Ausübung gewiſſer Rechte zuſammentreten, nicht aber im Einzelnen ihre Souveränität aufgeben und der gemeinſchaftlichen Staatsgewalt übertragen. Das uns am nächſten liegende Beiſpiel eines S.s iſt der „deutſche Bund", wie er ſeit 1815 exiſtirt und in neuerer Zeit wieder reſtaurirt worden iſt. Den Gegenſatz zum S. bildet der Bundesſtaat (civitas composita), welcher dann vorhanden iſt, wenn durch die Verbindung mehrer Staaten eine oberſte Gewalt errichtet wurde, welche die Souveränität der einzelnen Staaten abſorbirt oder doch wenigſtens ſo weit beſchränkt, daß eine völkerrechtliche Vertretung nur dem Geſammtſtaat zukommt. Der S. tritt zwar im Völkerrecht auch als Einheit auf, aber bloß in gewiſſer Beziehung, in ſeinem Staatsrecht iſt keine Staatseinheit. Um noch Beiſpiele von Bundesſtaaten zu geben, weiſen wir auf die Schweiz und die Union von Nordamerika hin. Man hat oft behauptet, es ſey bloß ein S., nicht auch ein Bundesſtaat möglich, allein die eben erwähnten Beiſpiele widerlegen dieſe im Intereſſe des deutſchen Abſolutismus vertheidigte Anſicht vollkommen. Ein allgemeiner S. von Europa iſt als Idee ſowohl in der Philoſophie, als in der Politik öfter aufgetaucht, ſo namentlich in dem Projekt zum ewigen Frieden von Kant und in den politiſchen Plänen Heinrichs IV. von Frankreich. Der Gedanke einer ſolchen Konföderation iſt aber reine Ideologie, denn bei der Verſchiedenheit der Nationen und bei der Verſchiedenheit der Staatsverfaſſungen wird derſelbe nie zur Wirklichkeit werden können, es müßte denn ganz Europa abſolutiſtiſch oder republikaniſch ſich umgeſtaltet haben. Und ſelbſt im letzteren Fall wird das Unabhängigkeitsgefühl der Einzelſtaaten nicht dulden, daß ihre Selbſtſtändigkeit einer Konferenz von Geſandten (anders wäre ein ſolches Bündniß nicht möglich) untergeordnet werde. Ueber die Beſtrebungen des deutſchen Volks, ſeinen jetzigen S. in einen Bundesſtaat umzuſchaffen vergl. **Parlament (deutſches)**, **Reichstag** ꝛc.

Staatenflandern, Theil der niederländiſchen Provinz Zeeland, umfaßt die an Oſt- und Weſt-Flandern grenzenden Landſtriche an der Schelde und beſteht faſt aus lauter Inſeln.

Staatengeſchichte, die Geſchichte eines oder mehrer einander naheſtehenden Staaten in Bezug auf das Staatsleben betrachtet. Sie ſtellt, wie die allgemeine Geſchichte, ein Gemälde der Volksbildung und Schickſale im Ganzen darbietet, die Beſtimmung, Entſtehung, Bildung und Veränderung der einzelnen Staaten dar.

Staaten-Hök, nordamerikan. Vorgebirg, **Grönland**, nordöſtl. vom Kap Farewell, am Südende.

Staaten-Inſel, nordamerik. Inſel, V. St., Staat **New-Jerſey**, an der Küſte von New-York, durch einen ſchmalen Meeresarm vom feſten Lande getrennt, 2 □M. groß; 6260 Einw.

Staatenkunde, ſ. v. a. Statiſtik.

Staatenland (Geogr.), 1) Inſel an der Südſpitze von Südamerika, der öſtlichſten Spitze des Feuerlandes gegenüber, durch die Straße le Maire davon getrennt, $7\frac{1}{4}$ Meilen lang und 2—3 Meilen breit. Die Nordküſte iſt felſig, an der Weſtſeite erheben ſich ſteile Berge und Hügel; die wichtigſten Vorgebirge ſind: S. **John**, **Bartolomeo** und **Good-Succes**. Seethiere aller Art beleben die Küſte, und der Anblick der Inſel im Allgemeinen ſoll nicht ſo abſchreckend ſeyn, als man ihn ſonſt geſchildert. Hier iſt eine britiſche Niederlaſſung für den Wallfiſchfang. — 2) Name, den **Abel Tasman** dem von ihm entdeckten neuen vermeintlichen ſüdlichen Kontinent Neuſeeland gab.

Staatenpflug, ſ. **Pflug**.

Staat im Staate (Staatsw.), ein ſehr vager Ausdruck, welchen die Diplomatie der Neuzeit geſchaffen, um ſich manches der ihr unbequemen Inſtitute mit einer Phraſe zu entledigen. So hat man namentlich in den zwanziger und dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts gegen das Vereinsweſen geeifert, weil es ein S. i. S. ſey, den man nicht dulden könne. Verſucht man die Redensart „S. i. S." auf ihre Grundbedeutung zurückzuführen, ſo findet man, daß ſo gut als gar kein Sinn mit derſelben verbunden werden kann. Der Staat iſt die äußere nothwendige Form für die durch die Natur gebotene Lebensvereinigung eines Volks; innerhalb derſelben kann kein Inſtitut beſtehen, welches dieſelbe Berechtigung in Anſpruch nehmen könnte. Höchſtens iſt die Möglichkeit vorhanden, daß eine Geſellſchaft im Staate ſich einzelner oder aller Staatshoheitrechte anmaßte; dann iſt aber kein S. i. S. vorhanden, ſondern es wird eben von der betreffenden Geſellſchaft, wie von dem Einzelnen ein Staatsverbrechen begangen, welches nach allgemeinen Grundſätzen ſtrafbar iſt. Sobald ein Staatsweſen vernünftig und organiſch gegliedert eingerichtet, ſobald der Geſammtheit die volle Souveränität, der Gemeinde das Recht der freien Selbſtbeſtimmung eingeräumt iſt, kann kein Einzelwille ſich dem Geſammtwillen rückſichtslos entgegen ſetzen. Beruht aber, wie bei dem monarchiſchen Syſtem, der ganze Staatsorganismus auf der Herrſchaft eines Einzelwillens, dann wird jeder andere Einzelwille, der unvernünftige wie der vernünftige, welcher ſich Geltung zu verſchaffen ſucht und zu verſchaffen vermag, gewiſſermaßen einen S. i. S. bilden; denn in dieſem Falle iſt ja der Staat nichts Anderes als eine Mehrheit von Menſchen, welche demſelben Einzelwillen unterworfen ſind, und dann kommt es nicht darauf an, ob dieſer Einzelwille ein durch das Herkommen legaliſirter, oder ein durch ſeine Kraft autoriſirter iſt. Da aber ein ſolcher Staat bloß als ein abnormer, durch gegebene hiſtoriſche Verhältniſſe bedingter Zuſtand betrachtet werden

Digitized by Google

kann, keineswegs aber nur irgendwie principiell richtige Grundlagen hat, ſo darf auch von einem S. i. S. durchaus keine Rede ſeyn; ein Staat, der die Möglichkeit eines Staates in ſeiner Mitte anerkennte, würde ſich ſelbſt das Todesurtheil ſprechen: er würde zugeben, daß er ein unzweckmäßiges und ungereimtes Inſtitut ſey.

Staats, öſterreich. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge; Propſtei, Bergſchloß; 1700 Einw.

Staatsabgaben, ſ. Abgaben.

Staatsadreßbuch (Staatsadreßkalender), im Allgemeinen ein gedrucktes Namensverzeichniß der Staatsbeamten, das entweder mehre Staaten umfaſſen, wie Spieß' „Jetzt herrſchendes Europa" (1725), woraus Krebels „Genealogiſches Handbuch" entſtand, Varrentrapps und Wenners „Reichs- und Staatshandbuch" ſeit 1742, Haſſels „Allgemeines europäiſches Staats- und Adreßhandbuch für 1816", der „Genealogiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Almanach ſeit 1823 ꝛc.", oder ſich auf einen einzelnen Staat beſchränken kann; im engeren Sinne die amtlich abgefaßte Ueberſicht des Staats- u. Hofhaushalts und aller Verwaltungsbehörden unter Hinzufügung genealogiſcher und ſtatiſtiſcher Notizen. Wahrſcheinlich iſt der franz. „Almanach royal" der Vorläufer der Staatsadreßbücher. Derſelbe wurde 1679 von dem Buchhändler Laurent Houry in Paris gegründet und gefiel Ludwig XIV. ſo wohl, daß er nicht nur 1699 das Privilegium darauf erneuerte, ſondern ſich auch den Almanach dediciren ließ, der ſeitdem den Beinamen „royal" bekam. Im 18. Jahrh. erſchienen ähnliche Almanache nach und nach in allen, ſelbſt in den kleinſten europäiſchen Staaten, ſo wie in den verſchiedenen Gebieten des deutſchen Reichs. Die erſten darunter waren das „Namensregiſter für die vereinigten Niederlande" 1700, der „Preuß.-brandenburg. Staatskalender", ſeit 1704, der „Regensburger Komitialkalender," ſeit 1720, der „Kurſächſ. Staatskalender," ſeit 1728, der engl. „Royal calendar", ſeit 1730 ꝛc. Wiſſenſchaftliche Bedeutung erhalten dergleichen Bücher erſt dann, wenn ſie ſo trefflich eingerichtet ſind wie der „Almanach royal", der „Royal calendar", der „East-India calendar," der „Mecklenb.-ſchweriniſche Staatskalender," der herzogl. naſſauiſche, der ſachſen-weimariſche und andere. Vergl. Schwarzkopf, Ueber Staats- und Adreßkalender, Berl. 1792.

Staatsaktionen, früher die extemporirten, nach Skizzen ausgeführten Theaterſtücke, die Züge aus dem Leben berühmter Fürſten und Helden, ſelbſt Zeitgenoſſen enthielten. S. Deutſche Nationallitteratur.

Staatsamt, ſ. Staatsdienſt.

Staatsanleihen, ſ. Staatsſchulden.

Staatsanwalt, **Staatsprokurator** (Rechtsw.), ein Juſtizbeamter, welcher aufgeſtellt iſt, um bei Verwaltung der Rechtspflege das öffentliche Intereſſe (das Intereſſe des Staats) zu verfolgen. Das Inſtitut der Staatsanwaltſchaft kommt bloß bei der Kriminaljuſtiz vor, denn im Civilprozeß gilt bekanntlich die Verhandlungsmaxime (ſ. d.) und für die ſtreitenden Parteien der Grundſatz „Vigilantibus jura sunt scripta." Dagegen war in dem bisher in Deutſchland üblichen Kriminalprozeß (dem Inquiſitionsprozeß) die Stellung des Richters eine ſehr zwitterhafte. Auf ſeine Veranlaſſung wurde der Prozeß eingeleitet, er mußte alle Anſchuldigungsmomente ſammeln, um die Schuld des Beklagten zu beweiſen; er trat alſo nach einer Richtung hin förmlich als Ankläger auf; nach der anderen aber ſollte er auch die richterliche Unparteilichkeit ſtreng beobachten und nichts, was zu Gunſten des Inkulpaten ſprechen konnte, außer dem Auge laſſen. Daß in vielen Fällen dieſe beiden Rollen ſich nicht mit einander vereinigen ließen, leuchtet ein, und es war denn auch dieſes Mißverhältniß einer der größten Uebelſtände des Inquiſitionsprozeſſes. In demſelben konnte zwar auch ein Ankläger auftreten und Anträge ſtellen, allein es war dies kein nothwendiger Beſtandtheil des Verfahrens, und die Thätigkeit des Inquirenten wurde dadurch nicht weſentlich verändert. Eine von einer Privatperſon erhobene Anklage gab dem Inquirenten nur Veranlaſſung, ſeine Thätigkeit zu beginnen, in deren Verlauf es ganz ſeinem Ermeſſen überlaſſen war, wie weit er etwaige fernere Anträge des Privatanklägers berückſichtigen wollte. Seit dem 16. Jahrhundert kamen unter dem Titel „Malefizprokurator," Advocatus fisci, Fiskal in den einzelnen Ländern zwar Beamte vor, welche das Intereſſe der Regierung bei der Strafrechtspflege vertreten und theils Anträge auf Einleitung von Unterſuchung ſtellen, theils Rechtsmittel wider ungehörige Freiſprechungen einlegen ſollten. Allein dieſes Inſtitut der Fiskale hat ſich nicht weiter entwickelt und nicht verhindert, daß ſich die bisherige rein inquiſitoriſche Form des Verfahrens gebildet hat. Erſt in neueſter Zeit wurde in Deutſchland das Inſtitut der Staatsanwaltſchaft aus dem franzöſiſchen Strafprozeß herübergenommen, um auf daſſelbe eine ganz andere Form des Verfahrens, nämlich Anklageprozeß mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit (ſ. d. betreffenden Artikel) zu gründen. Die Staatsanwälte in dieſer Bedeutung ſind Staatsdiener, deren Amtspflicht darin beſteht, wegen begangener Verbrechen Anklagen zu ſtellen und dieſe in öffentlichen Verhandlungen mit dem Angeklagten und ſeinem Vertheidiger vor dem erkennenden Gerichte zu beweiſen und durchzuführen. In einem anderen Sinne kann man das Wort S. noch gebrauchen für einen Anwalt, welcher Prokurator des Staats in einer Civilſtreitigkeit deſſelben gegen dritte Perſonen iſt, doch wird in letzterer Bedeutung der Ausdruck nur ſelten angewendet.

Staatsanwartſchaft (Lehnw.), das in gewiſſen Fällen beſtimmte Rückfallrecht an den Staat, nicht bloß an deſſen Dynaſtie, welches aus Verträgen, Herkommen und älteren Geſetzen herrühren kann.

Staatsarchiv, ſ. Archiv.

Staatsarzneikunde (Medicina publica, Medicina politico-forensis), die Wiſſenſchaft von der Anwendung der Medicin und ihrer Hülfswiſſenſchaften zur Erreichung von Staatszwecken, zerfällt in die gerichtliche Medicin (Medicina forensis), ſ. d., und in die mediciniſche

Digitized by Google

Polizei (Politia medica), ſ. Medicinalpolizei. Vgl. Moſt, Ausführliche Encyklopädie der geſammten S., Leipz. 1838—40, 2 Bde., nebſt 1 Supplementband.

Staatsauflagen, ſ. Abgaben.

Staatsausgaben, ſ. Staat.

Staatsbank, eine von der exekutiven Gewalt inſpicirte und garantirte Bank, ſ. Bank.

Staatsbankerott (Staatsw.). Wenn die Schuldenmaſſe eines Staats zu ſolcher Höhe angewachſen iſt, daß die gegen die Gläubiger eingegangenen Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllt werden können, ſo muß ein partieller oder allgemeiner S. eintreten. Beiſpiele von S.en ſind durchaus keine Seltenheit in der Geſchichte, indem es nicht an Regierungen gefehlt hat, welche unter den verſchiedenſten Formen und oft auf ganz kluge Weiſe ihre Gläubiger betrogen haben. Bald hat man die Schulden mit verſchlechterter Münze oder mit werthloſem Papiergeld getilgt, bald aber auch die Verzinſung eingeſtellt oder den Zinsfuß eigenmächtig reducirt, bald einen Theil oder die ganze Schuld geradezu für erloſchen erklärt. Wie die abſcheulichſten Vorkommniſſe in der Weltgeſchichte, wenn es darauf ankam, der Habſucht und der Herrſchgier der Mächtigen zu fröhnen, ihre Vertheidiger gefunden haben, ſo hat man auch von mancher Seite den S. als etwas gar nicht ſo Verwerfliches darzuſtellen verſucht. Man machte geltend, daß ein S. das Nationalvermögen nicht vermindere, da den Steuerpflichtigen zu Gute komme, was die Kapitaliſten verlieren; daß der Verluſt der Ausländer ſogar ein Gewinn für das Volksvermögen ſey, daß die Schmälerung der Einkünfte der Kapitaliſten der Volkswirthſchaft wenig Schaden bringe, da ſie vielmehr müßige Zehrer in thätige Arbeiter umwandele; auch der Nachtheil für den Staatskredit ſey nicht hoch anzuſchlagen, da die Menſchen vergeßlich ſeyen und, wie die tägliche Erfahrung lehre, die Regierungen, nachdem ſie kaum von Bankerotten ſich erholt, die größten Summen wieder geborgt erhielten. Wir brauchen dieſes Gewebe der gröbſten Sophiſterei einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen; der Unbefangene erkennt auf den erſten Blick, daß hier eine Maſſe von Scheingründen aufgeführt iſt, um die Augen der Menge zu umdüſtern, um das Schwarze weiß zu machen, um das Unſittliche unter dem Deckmantel der Nützlichkeit zu verſchönern. Und unſittlich iſt es doch ſicherlich, wenn eine Regierung, deren wichtigſte Aufgabe es iſt, Recht und Eigenthum zu ſchützen, deren feſteſte Stütze im Vertrauen der Völker ruht, ſelbſt das Eigenthum eigener u. fremder Staatsbürger beeinträchtigt. Wie den einzelnen verſchwenderiſchen und ungerechten Haushalter mit Recht die Verachtung ſeiner Mitmenſchen trifft, ſo wird auch der Staat verächtlich, welcher den Vergnügungen ſeiner Fürſten, der Soldatenſpielerei ꝛc. ſo große Summen opfert, daß er den Verpflichtungen gegen ſeine Gläubiger nicht mehr nachkommen kann.

Staatsbeamte, ſ. Staatsdienſt.

Staatsbehörden, die verſchiedenen Dikaſterien und ſonſtigen Kollegien oder als ein Ganzes betrachteten Perſonen, welche mit einem Theil der Verwaltung des Staats, namentlich mit der Rechtspflege, beauftragt ſind, ſ. Staatsdienſt.

Staatsberedſamkeit, ſ. Politiſche Beredſamkeit.

Staatsbewind, ſ. Niederlande.

Staatsbote, 1) ein mit Depeſchenſendungen beauftragter Kurier der Geſandtſchaften oder der Miniſterien der auswärtigen Angelegenheiten; — 2) ein außerordentlicher Geſandter.

Staatsbuchhaltung, Zweig der Finanzverwaltung, welcher in der Führung von Buch und Rechnung über Einnahme und Ausgabe eines Staats beſteht. Sie muß mit der größten Pünktlichkeit geführt werden und jeden Augenblick die nöthige Ueberſicht geben. Meiſt ſind die Bücher nach der einfachen Buchhaltung angelegt, ſtatt daß bei Kaufleuten die doppelte Statt findet; doch wendet man in neuerer Zeit die doppelte ebenfalls an.

Staatsbürger, ſ. Staat.

Staatsceremoniel, ſ. Ceremoniel.

Staatsdienerrecht, ſ. Rechtswiſſenſchaft, vgl. Staatsdienſt.

Staatsdienſt u. Staatsdiener (Staatsweſen). Der Begriff des Staatsdienſtes und des Staatsdieners iſt ein moderner. Die Staaten des Alterthums, als völlig eins mit dem Vereine ihrer Aktivbürger, hatten an dieſen ihre unmittelbaren Organe. Menſch und Bürger gingen in einander auf, Moral und Politik fielen zuſammen, der Geiſt des Gemeinweſens durchdrang alle Bürger, das Wohl des Staates galt als das höchſte Gut des Einzelnen; daher hatte der Begriff des Staatsamtes keine Spur von der Bedeutung einer Privatberechtigung, wie dies bei dem auf dem Lehnweſen (ſ. d.) beruhenden Staat des Mittelalters der Fall war; der Beamte war lediglich Organ des Allgemeinen. Dieſe Erſcheinung ſtand im engen Verhältniß mit dem Vorwiegen der republikaniſchen Staatsformen und war eine Folge der freien Zugänglichkeit des Staatsamtes, der patriotiſchen Hingebung der Bürger an ihr Gemeinweſen, der engen Verflechtung des Beamtenthums mit dem Bürgerthum überhaupt, der allgemeinen Verbreitung des Staatsſinnes und ſo vieler anderen Umſtände, deren Entbehrung wir heut zu Tage ſchmerzlich fühlen. Trotzdem iſt nicht zu leugnen, daß der antike Staat auch ſeine Nachtheile hatte, und daß wie viele Mängel deſſelben heutzutage nicht einmal zu ertragen im Stande ſeyn würden. Es iſt hier nicht am Platze, dieſelben einzeln aufzuführen, nur ſo viel ſey uns zu erwähnen erlaubt, daß uns die meiſten Schäden des Staatsweſens im Alterthum darin ihren Grund zu haben ſcheinen, daß man, ohne ſich über den Staatszweck und die Philoſophie des Staates (Politik) recht klar geworden zu ſeyn, einem inneren natürlichen, dabei aber oft dunkeln Drang folgte, welcher freilich in dem Meiſten das Rechte unmittelbar finden ließ, in manchen Dingen aber auch auf Irrthümer leitete. Dies iſt heutzutage anders. Die alles zergliedernde kritiſche Philoſophie hat es ſich ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur

Digitized by Google

Hauptaufgabe gemacht, den hiſtoriſch gegebenen Staat einer genauen Prüfung zu unterwerfen, um die Schlacken abzuwerfen, das Aechte und Vernunftgemäße aber beizubehalten. Je vielfacher nun hierbei die Fragen über die Berechtigung des Staats gegenüber dem Einzelnen, der Familie, der Kirche, über ſeine Stellung zu Wiſſenſchaft und Kunſt, über Aufgaben und Grenzen der Polizei u. der Staatswirthſchaft ꝛc. uns beſchäftigen, je wichtiger es mit jedem Tage wird, welche Antwort die gegenwärtig mit Rieſenſchritten fortgehende Entwickelung auf dieſe Fragen bringen wird, um ſo wichtiger muß auch die Frage nach dem Weſen des Staatsdienſtes und der wahren Aufgabe und richtigen Stellung der Staatsdiener werden. Der in dieſer Zeit überall verbreitete Widerwille, das unverhehlte Mißtrauen gegen die Staatsbeamten liegt in der Geſchichte des Staatsamtes auf germaniſchem Boden. Wir ſehen in der Mehrzahl unſerer Staatsdiener noch keine wahren Staatsdiener; wir betrachten ſie noch als Fürſtendiener, als Bureaukraten, als eine oligarchiſche Kraft, die ihren Schwerpunkt in etwas Anderem als in der aus ihrer Idee fließenden Aufgabe hat. Dieſer traurige Zuſtand hat ſeine Wurzeln in den älteſten Zeiten des germaniſchen Königthums, in welchem die Verwechſelung zwiſchen Privat- und öffentlichem Recht, die zum Unheil der Nation bis auf die neueſte Zeit fortdauerte, begann. Perſönliche Unterordnung, Gefolge-, Schutz- und Lehnstreue wurde das zuſammenhaltende Band für die auf das Princip des Schutzes des Schwächeren durch den Stärkeren gegründete Hierarchie der Geſellſchaft. An die Stelle der Amtsſprengel traten Patrimonialherrſchaften, aus denen der Begriff des modernen Staates ſich erſt allmählig hervorarbeitete, und nur die Städte machten hiervon eine Ausnahme. So verſchwand aus dem politiſchen Bau des Reichskörpers der Amtsbegriff ganz und gar; in dem Einzelſtaate aber, der ebenfalls unfähig war, das Privat- und öffentliche Recht zu ſondern, wurden die Beamten, welche, wie alle Uebrigen, die Staatshoheitsrechte als Privatrechte des Fürſten betrachteten, zu bloßen Organen des Regenten, zu ſeinen „Dienern“ oder beſſer Bedienten. So geſchah es, daß die Beamten durchgängig den Charakter von Patrimonialbeamten annahmen, welche die Rechte des Gemeinweſens als fürſtliche Rechte verwalteten. Die höheren Aemter fielen an den Adel, die niederen an eine vermögensloſe, bürgerliche Beamtenkaſte, die dadurch erblich geworden war, daß allemal der Sohn ſich genöthigt ſah, wieder ein Staatsamt anzunehmen, um nur ſeinen Unterhalt zu ſichern. Käuflichkeit der Stellen war zwar keineswegs ein allgemeines Uebel; aber eine nirgends bezweifelte Anſicht war es, daß die Stellung der Beamten nicht das Recht, ſondern nur die Gnade des Fürſten zur Baſis habe, womit ſich gleichwohl ein Steigen der Beamtenmacht, faſt eine faktiſche Durchſetzung der Inamovibilität gegenüber der ſinkenden Bedeutung der Landſtände ganz gut vertragen konnte. Auch die Bildungsanſtalten für den Staatsdienſt waren ſchlecht genug. Moſer klagt die Univerſitäten an: 1) Daß an den meiſten derſelben die Profeſſoren der Politik und des Staatsrechts ſich mit weit mehrem Grunde Lehrer des Eigennutzes und des blinden Gehorſams nennen könnten, da ihnen das Große und Erhabene der Liebe des Vaterlandes ein verſiegeltes Buch ſey, daß ſie mithin auch ihren Untergebenen keine anderen als knechtiſche, eigennützige, gleichgültige, niederträchtige Geſinnungen einflößten, daß ſie jene hohe Wiſſenſchaft als ein Handwerk zu ihrem Lebensunterhalt trieben. Was nun aber die Univerſitäten nicht lehrten, das mußte in den Geſchäftsſtuben gelernt werden. Und dieſe waren gar mancherlei, vom wohlriechenden fürſtlichen Kabinet herab bis hinunter in die ſchmutzige Schreiberſtube. Ueberall aber wuchs eine von keiner Theorie geregelte, ſyſtemloſe Praxis auf, die den ganzen Umfang des öffentlichen Weſens beherrſchte. Ihre Principloſigkeit aber nöthigte ſie, dem Selbſterhaltungstrieb folgend, jegliche Kritik des Gedankens als ihre gefährlichſte Feindin zu verfolgen. Was alſo an dem Beamten lobenswerth erſchien, war nicht ein ſelbſtfreies überlegtes Handeln, eine Thätigkeit, welche in dem Staatsorganismus ihre Stelle frei ausfüllte, ſondern eine maſchinenmäßige Fort- und Rückwärtsbewegung, welche nie über den einmal gewohnten Kreis hinaus kann. Das Durchdringen wahrer Staatsideen durch alle Lebensverhältniſſe ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution brachte aber auch immer mehr und mehr die geſchilderte fürſtliche Dienerſchaft zu dem Bewußtſeyn, daß ſie die ihr übertragenen Funktionen nicht mehr als bloße Ausflüſſe eines Privatbeſitzes und Rechts einer Privatgewalt, ſondern als öffentliche Rechte und Pflichten ausübe; und hiermit hing es zuſammen, daß auch die Anſicht von der Begründung ihrer Stellung und Beſoldung auf der bloßen Willkür des Fürſten zu wanken anfing und die ſtaatsrechtliche Idee ſich mehr und mehr Platz zu brechen begann. Allein wie die Verwirklichung der Staatsidee überhaupt ein hartnäckiges Gegenſtreben erfuhr, ſo vermochte ſich auch der wahre Begriff des Staatsdienſtes weder in der Theorie noch in der Praxis durchzuſetzen; im Gegentheil hat die heilloſe allgemeine Staatspolitik, für die man die Beamten ſolidariſch verantwortlich machte, gerade dahin geführt, daß jetzt vielleicht die Mehrzahl ſich der falſchen Anſicht über das Weſen des Staatsdienſtes zuwendet und im beſten Glauben eine der wichtigſten Angelegenheiten vielleicht für lange Zeit verpfuſchen wird. Alle verſchiedenen Meinungen über den Staatsdienſt können nämlich auf zwei Hauptanſichten zurückgeführt werden, auf die Anſicht, daß der Staatsdienſt ein privatrechtliches Vertrags-Verhältniß, und die andere, daß er ein rein öffentlich rechtliches Verhältniß ſey. Die erſte dieſer Anſichten war freilich ein bedeutender Fortſchritt gegenüber der früheren, welche das Verhältniß des Staatsdieners ganz auf Willkür und Gnade beruhen ließ. Allein ſie ſelbſt konnte ſogleich der Schwierigkeit nicht entgehen, daß ihre Anhänger ſich durchaus nicht darüber zu einigen wußten, was für ein Vertrag es ſey, auf dem das Verhältniß

des Staatsdieners zum Staate beruhen ſolle. Myler von Ehrenbach, der gewiſſermaßen den Uebergang von der älteren zur privatrechtlichen Anſicht macht (1687), fand darin ein nach Belieben widerrufliches Precarium,. Andere, wie Steuber, ſahen den Vertrag als Dienſtmiethvertrag an; wieder Andere wendeten die Analogie des Mandats an, während abermals Andere einen ſog. Innominatkontrakt (ſ. d.) zu Hülfe nahmen. Man kam allmählig zur Aufſtellung eines eigenen Dienſtvertrags, wobei man einen Hauptvertrag (Ertheilung und Annahme des Amts betreffend) und einen auf die Beſoldung ſich beziehenden Nebenvertrag unterſchied. Auch dieſe Theorie nahm jedoch wieder verſchiedene Schattirungen an, indem die Einen, wie von der Becke und Leiſt, das Verhältniß rein, dagegen Andere, wie Seuffert, es wenigſtens nur bedingt privatrechtlich auffaßten. Dieſe Theorie behielt denn auch bis in die neueſte Zeit ihre Anhänger, von denen Klüber, Meiſterlin, Mohl und das „Staatslexikon" zu nennen ſind. Dagegen trat nun zuerſt mit voller Entſchiedenheit Gönner auf (1808), indem er die Inkonſequenzen und Widerſprüche der privatrechtlichen Theorie nachwies und die Rechte des Staats geltend machte. Dabei war ihm wohl weniger als Fehler anzurechnen, daß er den von ihm ſog. national-ökonomiſchen Geſichtspunkt zu ſehr erweiterte, den Begriff des Staatsdienſtes in der techniſchen Bedeutung des Worts zu ſehr ausdehnte und auf die Meinung, daß die Leiſtung der Staatsdiener eine allgemeine Unterthanenpflicht ſey, zu viel Gewicht legte. Dagegen konnten nach dem der Anſicht zu Grunde gelegten Begriff vom Weſen des Staats ſelbſt allerdings begründete Bedenken erhoben werden. Zwar hatte Gönner auf die Nothwendigkeit der Unterſcheidung verſchiedener Seiten des Verhältniſſes gedrungen; allein ſeine Anhänger kamen unſchwer dahin, das Recht des Staats in der fraglichen Sphäre als ein abſolutes hinzuſtellen und darüber das Recht der bedienſteten Perſon ganz in den Hintergrund zu ſchieben. Es war demnach natürlich, daß eben dieſer Punkt, in dem die älteſte Willkürtheorie wieder herein zu brechen ſchien, entſchiedenen Widerſpruch fand und der ſtaatsrechtlichen Anſicht viele Gegner erweckte. Sah man doch auch da und dort dieſe auf einem falſchen Begriff vom Staate beruhende Theorie in der Praxis auf eine Weiſe anwenden, welche die ſchlimmſten Beſorgniſſe einflößen mußte. Es war z. B. in Würtemberg im vorigen Jahrhundert weniger durch Geſetze als durch Obſervanz die Anſicht begründet worden, daß wenigſtens der höhere Staatsdiener ein Recht auf ſeine Stelle habe und vom Fürſten nicht willkürlich entlaſſen werden könne, während ihm ſelbſt der freie Zurücktritt aus dem Dienſte zugeſtanden wurde. Zwar wurden Ruhegehalte nur als einfache Gnadenſache behandelt; aber die Anſtellungen waren nicht der Willkür des Landesherren überlaſſen, da vielmehr bei allen Kanzlei- und Landbedienungen Kollegialgutachten und Vorſchläge der Beſetzung vorhergehen mußten. Zugleich galt es mit wenig Ausnahmen als Grundſatz, daß der öffentliche Dienſt nicht zwangsweiſe zu verſehen ſey. Allein während der Zeit der abſoluten Monarchie (bis 1818) hielt man ſich nicht mehr an dieſe, hauptſächlich der privatrechtlichen Theorie entnommenen Grundſätze. Es fand Zwang zur Annahme von Dienſten Statt; von Vorſchlägen zur Beſetzung war nicht mehr die Rede; der Beamte hatte ſich die nachtheiligſten Veränderungen ſeiner Amtsverhältniſſe gefallen zu laſſen. Die Entlaſſung der Beamten wurde als in der Willkür des Fürſten liegend betrachtet. Nicht nur in Würtemberg machte man von der neuen gönnerſchen ſtaatsrechtlichen Theorie einen ſo ſchnöden Gebrauch; vielmehr fand in allen Rheinbundſtaaten nach Vorgang der napoleoniſchen Regierung daſſelbe Verfahren Eingang.

Die gönner'ſche Anſicht wurde, wie ſchon angeführt, in der Theorie keineswegs die herrſchende. Meiſterlin z. B. theilt das Staatsdienerverhältniß in 2 verſchiedene Geſchäfte, nämlich in den Beſoldungsvertrag und in den die Beauftragung mit Dienſtleiſtungen enthaltenden Mandatskontrakt, und will beide Rechtsgeſchäfte nach dem römiſchen Privatrecht beurtheilt wiſſen. Andere Vertheidiger der Vertragstheorie, wie Mohl, geben zu, daß die Unaufkündbarkeit des Staatsdienſtes von Seiten des Staats, ſo wie das Recht des Einzelnen, ihn niederzulegen, und der Ruhegehalt ſich vom Begriffe des Vertrags nicht ableiten laſſen, daß dieſes vielmehr das Gegentheil als Konſequenz ergebe, und daß die Anerkennung jener Punkte nur eine Forderung der Staatsklugheit ſey. Hiernach hat aber ſicherlich Wirth (Syſtem der ſpekulativen Ethik, Heilbronn 1841—42) Recht, wenn er dagegen einwendet, eine Klugheit, welche mit allen weſentlichen Beſtimmungen einer Sache in Widerſpruch ſtehe, ſey keine Klugheit, u. es erwecke dieſes ohne Zweifel den Verdacht, daß der Begriff ſelbſt nicht recht gebildet ſey, wenn nicht eine einzige ſeiner als nothwendig anerkannten Beſtimmungen von ihm abgeleitet werden könne. Eichhorns Anſicht (in ſeinen als handſchriftliche Mittheilung gedruckten „Grundriſſe zu Vorleſungen über das Staatsrecht der deutſch. Bundesſtaaten") lautet: „Das Verhältniß hat eine ſtaatsrechtliche und eine privatrechtliche Seite. In Beziehung auf erſtere beruht die Gewalt des Dieners ohne Zweifel auf einem Mandat; in Beziehung auf die letztere iſt das Verhältniß, obwohl es ebenfalls auf einem Vertrage beruht, in der That zu keiner Zeit bei allen Arten von Aemtern auf gleiche Weiſe beſtimmt geweſen." Dieſe Anſicht iſt immerhin merkwürdig, wenn ſie gleich, ihrem Wortlaut nach, unvereinbare Beſtimmungen in Eins zu zwängen ſcheint: ſie ſchließt ſich den Anſichten des vorigen Jahrhunderts an, indem ſie das Verhältniß ſeinem ganzen Inhalt nach für ein Vertragsverhältniß erklärt. Deſſenungeachtet folgen die meiſten der Neueren in gewiſſer Beziehung Eichhorn, welche, wie z. B. Heffter und Zachariä, darauf dringen, daß eine rein ſtaatsrechtliche und eine möglicherweiſe damit konkurrirende privatrechtliche Seite des Verhältniſſes unterſchieden werden müſſe. Doch wollen ſie das

ganze Verhältniß nicht auf Vertrag, ſondern auf einen Willensakt des Inhabers der Staatsgewalt (eine ſogenannte Lex specialis, ein Privileginm) baſiren. Rein ſtaatsrechtlich iſt nach dieſer Lehre das Verhältniß bezüglich der Dienſtfunktionen des Beamten, indem dieſe nicht Privatrecht deſſelben werden können; privatrechtlich dagegen in ſofern, als der Beamte aus ſeinen Dienſtleiſtungen privatrechtliche Anſprüche gegen den Staat erwirbt, wie den Anſpruch auf Erſatz des durch das Amt erlittenen Schadens und das Recht auf die zugeſicherte Beſoldung, ſo wie auf die beſondere Standesehre des Beamten rc.

Dieſer Anſicht tritt *Welcker* im Staatslexikon entgegen, indem er den Satz voranſtellt, daß die Aemter und Beſtimmungen der Amtsrechte und Amtspflichten von der Regierung allerdings nicht nach Privatwillkür und zu Privatzwecken, ſondern als öffentliche Rechtsverhältniſſe für das öffentliche Wohl zu begründen ſeyen, und daß der Beamte auch als ſolche ſie ausüben müſſe; dann aber ſagt er auch: Das ſchließe ſo wenig, als in Beziehung auf die Ehe und den Staat, den Vertrag, als Rechtsform der Begründung und Beſtimmung von Rechten und Pflichten des Verhältniſſes, *ganz* aus. Weiter bezeichnet er das Rechtsverhältniß, das zwiſchen dem Staat und dem Staatsbeamten eingegangen wird, als ein gemiſchtes, indem er ſagt: „Es erſcheint zum Theil als öffentlich rechtlich, in ſofern das Amt und deſſen Beſetzung, ſo wie die Rechte und Pflichten in Beziehung auf die Amtsausübung zunächſt für das öffentliche Wohl beſtimmt ſind; es erſcheint aber auch zugleich als privatrechtlich, in ſofern keine Rechtspflicht die juriſtiſche Freiheit der Auswahl der Regierung zwiſchen den Dienſtkandidaten und der Wahl zwiſchen dieſem oder einem anderen Lebensberufe, zwiſchen Annahme oder Nichtannahme gerade der Bedingungen des beſtimmten Dienſtes ausſchloß, und in ſofern ſo der Dienſt mit ſeinen beſtimmten Bedingungen von Seiten des Dieners mit großen freiwilligen Privatopfern, Entſagungen und Anſtrengungen gegen die ihm ausdrücklich oder ſtillſchweigend verbürgte angemeſſene billige Privatausgleichung derſelben und gegen die Sicherung ſeines dem Dienſtverhältniß anvertrauten Lebensſchickſals freiwillig übernommen wird". Abgeſehen von dem offenbaren Mangel aller juriſtiſchen Beſtimmtheit in dieſer Erörterung iſt jedenfalls ſo viel klar, daß das praktiſche Reſultat ganz daſſelbe bleibt, wie bei der zuvor aufgeführten Anſicht von Zachariä. Gewiß aber gelangt Welcker nur darum zu jenem praktiſchen Reſultat, damit er gleich darauf die überraſchende Wendung nehmen kann: gerade nach ſeiner Theorie ſey für die geſetzgeberiſche Regulirung des Dienſtverhältniſſes eben ſowohl rechtlich als politiſch das Princip gerechtfertigt, daß dieſelbe zunächſt die Intereſſen des öffentlichen Wohls berückſichtigen müſſe, und dabei die an ſich natürlichen, gerechten und billigen Anſprüche, Rechte und Intereſſen der Diener nur in ſoweit in ſich aufnehmen dürfe, als deren Schonung ſelbſt meiſtens dem öffentlichen Wohl entſpreche. Es iſt dies ohne Zweifel eben ſo willkürlich und auffallend, als wenn man die Behauptung aufſtellen wollte, es laſſe ſich die Penſionirung, auch wo dieſelbe nicht beſonders feſtgeſetzt ſey, aus der Vertragstheorie ableiten rc.

Ehe wir darauf übergehen, um *unſere* Anſicht über die Natur des Staatsamtes darzuſtellen, ſey es uns erlaubt, in kurzen Zügen Einiges über den Begriff und die verſchiedenen Eintheilungen deſſelben vorauszuſchicken. Unter Staatsamt im techniſchen Sinne verſteht man jetzt allgemein nicht jeden Dienſt überhaupt, der dem Staate geleiſtet wird, ſondern nur einen ſolchen, der auf einem beſonderen, von der Staatsgewalt ausgehenden Auftrag beruht und den Beauftragten zur Verwaltung beſtimmter Staatsangelegenheiten anweiſt. Mit Recht ſchließt man daher aus: 1) Jeden Dienſt, worin nur die Erfüllung einer allgemeinen Bürgerpflicht liegt; 2) jeden Dienſt, der, wenn auch zu ſeiner Ausübung eine Bevollmächtigung oder Beſtätigung durch die Staatsgewalt erforderlich iſt, doch nicht Staatsangelegenheiten zum Stoff, ſondern nur Privatintereſſen von Individuen oder Korporationen im Staate zu verwalten, oder die Intereſſen einer dem Staate bloß mittelbar angehörigen, in ſich aber auf eigenem Princip ruhenden Anſtalt zu vertreten hat (namentlich alſo Privat- und Hofdiener des Fürſten, Korporations- und Gemeindediener, die Diener der Kirche und Alle, welche wie Aerzte und Advokaten rc., nur die ihnen vom Publikum anvertrauten Angelegenheiten beſorgen); 3) jeden Dienſt, der, wenn auch auf öffentliche Zwecke gerichtet, doch nicht vom Inhaber der Staatsgewalt übertragen wird (Mitglieder der Ständeverſammlungen). Warum Welcker die Beamten des öffentlichen Unterrichts ausſchließen will, iſt nicht abzuſehen und offenbar unrichtig. Von den verſchiedenen Eintheilungen des Staatsdienſtes ſind einige, als veraltet, ganz preiszugeben, ſo die Unterſcheidung von *käuflichen* und *nichtkäuflichen* Beamten, hoffentlich auch die von *Erb- u. Perſonalämtern*. Dagegen wird die Klaſſe der ſogenannten *mittelbaren* Staatsämter, d. h. derer, zu welchen ein Individuum oder eine Korporation vermöge perſönlichen oder dinglichen Rechts beruft, mit der in Ausſicht ſtehenden Aufhebung der Ausnahmſtellung der mediatiſirten und der apanagirten Nebenlinien, ſo wie der Patrimonialgerichtsbarkeit ſich bedeutend vermindern und lediglich auf die Gemeindeämter einſchränken. Nach beiläufiger Erwähnung des ſogenannten *außerordentlichen* Staatsdienſtes (die Verſehung außerordentlicher Bedürfniſſe durch Kommiſſarien), desgleichen des *niederen* Staatsdienſtes, bleibt nur noch der auf die Stufenfolgen der Behörden ſich beziehende Unterſchied zwiſchen den *höheren Staatsbeamten*, denen ein eigenes Urtheil über die Entſcheidung und Behandlung der Angelegenheiten zukommt, und *Subalternen*, die mehr mechaniſche Geſchäfte oder das Formelle des Geſchäfts beſorgen, übrig.

Der Staatsdienſt ſtellt ſich ſonach nach einer richtigen Theorie heraus als ein Lebensberuf, welchen zu ergreifen zwar Jedem freiſteht, wobei

aber doch nicht zu verkennen iſt, daß der Staat ein Recht auf den Dienſt ſeiner Angehörigen hat, wie hinwieder jeder zum Staatsamt befähigter Bürger das Recht, ein Amt zu erlangen, beſitzt. Die Befähigung zum Staatsamt wird nachgewieſen durch eine oder mehre von der Staatsgewalt angeordnete Prüfungen, doch muß man ſich hier vor der allzu häufig eingeriſſenen Pedanterie hüten, wornach ſelbſt ſolche Perſonen, welche ihre Tüchtigkeit auf dem praktiſchen Feld ſchon entſchieden gezeigt haben (z. B. im Handelsfach), doch zum Staatsdienſt nicht zu admittiren ſeyn würden, weil ſie nicht im Examen geſeſſen haben. Die Berufung zum Staatsamt geſchieht durch das Staatsoberhaupt in der Regel nur auf gutachtliche Vorſchläge der vorgeſetzten Behörden, namentlich der höheren Kollegien; die oberſten Beamten der Krone werden zwar vom Regenten ſelbſtſtändig ernannt, doch darf er der Theorie nach nur diejenigen berufen, welche das durch die Mehrheit des Volks ausgeſprochene allgemeine Vertrauen ihm bezeichnet. Früher war die Ertheilung von Anwartſchaften auf öffentliche Aemter gewöhnlich, aber darin liegt viel Bedenkliches; eben ſo iſt zu hoffen, daß die Menge von Präſentations- und Ernennungsrechten bei Beſetzung öffentlicher Aemter, welche phyſiſchen oder juriſtiſchen Perſonen zuſtehen, abgeſchafft werde (wobei jedoch Gemeindeämter nicht mit Staatsämtern zu verwechſeln ſind). Proviſoriſche Anſtellungen ſind unter Umſtänden wohl nützlich, doch dürfen ſie ſich nicht zu ſehr mehren.

Da die Beſchäftigung mit dem öffentlichen Dienſt eine ausſchließliche iſt und nebenher eine andere anſtändige Produktionsweiſe (Landbau, Gewerbe, Handel ꝛc.), um die Exiſtenz des Individuums zu ſichern, nicht wohl gehen kann, hat der Staat die Pflicht, die Subſiſtenz des Beamten durch Reichung einer Beſoldung und für den Fall unverſchuldeter Dienſtuntüchtigkeit durch Gewährung eines Ruhegehalts zu ſichern, wodurch aber der Staat zugleich das Recht erwirbt, von dem Beamten eben jene ungetrübte Hingabe an ſeine Intereſſen, mithin das Abſehen von allen anderen Thätigkeitsweiſen zu verlangen. Die Gewährung eines Ruhegehalts für den unverſchuldet dienſtuntüchtigen Staatsdiener ſelbſt, ſo wie die Verſorgung ſeiner hinterlaſſenen Familie aus Staatsmitteln, iſt hiernach nicht bloß eine Forderung der Billigkeit und Klugheit, wie Dahlmann und Andere behaupten, ſondern eine Forderung des Rechts.

In der Regel darf der Staat den Beamten nicht ohne Weiteres entfernen, ſofern er nicht (da er dem Staate eben ſo verantwortlich iſt, wie dieſer ſeine amtlichen Handlungen zu vertreten hat) durch Vergehen oder durch ihm zuzurechnende Dienſtunfähigkeit die Entfernung verſchuldet. Hingegen hat aber auch der Staat nicht das Recht, das Individuum an das Amt zu bannen, weil die ſubjektive Geſinnung, in deren Einheit mit dem allgemeinen Geiſte der Verwaltung die ſittliche Wirkſamkeit des Amtes beruht, das vom Staate ſchlechthin Unbeſtimmbare iſt und mit jeder Kolliſion zwiſchen dieſen beiden Momenten eben jene ſittliche Wirkſamkeit von ſelbſt aufgehoben wird. Der Beamte iſt dem Staate für ſeine Handlungen verantwortlich, namentlich bei Verfaſſungsverletzungen die Miniſter (ſ. d. und Miniſterverantwortlichkeit), welche überhaupt nicht überall unter denſelben Grundſätzen ſtehen, wie die übrigen Staatsämter; die ſchlechthin willkürliche Aufkündbarkeit des Dienſtes von Seiten des Staates behauptet nun wohl Niemand mehr, ausgenommen in der Sphäre des Handlangerdienſtes. Im Gegentheil ſtellt ſich allmählig bis zum Untergang des Reichs in Theorie und Geſetzgebung der Grundſatz feſt, daß jede willkürliche Entlaſſung (bei eigentlichen für die Lebensdauer überlaſſenen Staatsämtern) unzuläſſig ſey, und daß ſelbſt bei einer Aufhebung des Amts in Folge eingetretener Staatsveränderungen und Organiſationen der Beamte in ſeinem Recht nicht beſchädigt und gekränkt werden dürfe. Später (zur Rheinbundszeit und auch von den folgenden Theoretikern) wurde dieſer Satz vielfach angegriffen. In der Praxis ſtellt ſich das Verhältniß jetzt ſo heraus: die meiſten Geſetzgebungen ſprechen Inamoribilität der Richter aus; Einige aber ſtellen den Satz, daß ein öffentlicher Beamter nur durch richterliches Urtheil vom Dienſt entfernt werden könne, unbeſchränkt auf, während Andere nur in Bezug auf die als Strafe erſcheinende Dienſtentſetzung dies feſtſetzen; wieder Andere laſſen auch eine mit Verluſt der Dienſtrechte und Beſoldungsanſprüche verbundene Entlaſſung wenigſtens der Verwaltungsbeamten ohne gerichtliches Urtheil zu.

Nach der Theorie, welcher wir folgen, iſt das Amtsverhältniß weder ein Amtsverhältniß, noch ein Zwangsverhältniß, noch eine Miſchung aus beiden. Es iſt vielmehr ein ſittliches und darum der Willkür entnommenes. Der Staat wählt ſich hiernach in den Beamten ſeine Organe, aber er wählt ſie nicht als willenloſe Werkzeuge, ſondern als freie Träger ſeiner Ideen. Er macht ſie dadurch zu lebendigen Gliedern ſeiner ſelbſt, die er als ſolche nicht wieder willkürlich von ſich ſtoßen kann. Er kann ſie nur entlaſſen, wenn ſie unfähig oder unwürdig werden; abſetzen kann er ſie nur nach gerichtlichem Urtheil. Die wegen Alter, Krankheit oder überhaupt ohne eigene Verſchuldung Dienſtunfähigen kann er zwar einfach aus dem Dienſte entlaſſen, aber er muß ihnen einen Ruhegehalt reichen, den ſie nöthigenfalls durch den Richter fordern können. So wenig nun aber der Staat das Recht hat, den Beamten willkürlich zu entlaſſen, ſo gewiß muß dagegen der Beamte das Recht beſitzen, das Amt auch gegen den Willen des Staats niederzulegen. Wäre der Staatsdiener an das Amt gebannt, ſo läge darin, bei dem Wechſel der Staatsverwaltungsgrundſätze, eine unerträgliche Gewiſſenstyrannei, die man nicht befürworten kann.

Nach dem Bisherigen zeigt ſich nun in allen weſentlichen Punkten das Amtsverhältniß völlig von der Natur des Vertrags verſchieden: 1) die Eingehung des Vertrags iſt von beiden Seiten der Willkür anheim geſtellt. Dagegen wurde von uns behauptet, daß der Staat ein Recht auf

den Dienſt ſeiner Angehörigen und das befähigte Individuum ein Recht auf Anſtellung habe. 2) Der Dienſtvertrag bezieht ſich auf eine beſtimmte Leiſtung oder eine Reihe ſolcher Leiſtungen. Dagegen fordert das Amt den ganzen Mann; die Individualität muß ſich dem Stande von Jugend auf zugebildet, muß den Beruf dazu durch ihre Intelligenz, ihre Gemüthsanlagen von Natur mitgebracht haben, ſo daß dieſe Art von Thätigkeit keine beliebige für ſie iſt, die ſie willkürlich wieder aufgeben kann, ohne damit einen Theil ihrer ſelbſt aufzugeben. 3) Der Dienſtvertrag iſt gegenſeitig aufkündbar. Das Amtsverhältniß iſt es nicht; vielmehr bringt ſeine aus dem Verhältniß des freien Einzelnen zum Allgemeinen fließende ſittliche Natur in dieſer Beziehung eine Ungleichheit der Rechte des Staats und ſeines Dienſtes mit ſich, die dem Weſen des Vertrags vollſtändig widerſpricht. 4) Der Dienſtvertrag enthält als weſentliches Moment die Gleichheit der Leiſtung und der Belohnung und zwar ſo, daß nur einzelne Leiſtungen gefordert und belohnt werden dürfen, weil eine Unterwerfung der ganzen Perſönlichkeit unter ein ſolches Verhältniß die Sklaverei wäre. Dagegen verlangt gerade das Amtsverhältniß eine ſolche Hingabe der ganzen Perſönlichkeit, die aber nicht Sklaverei iſt, weil der Menſch ſich hier keinem ihm fremden und äußerlichen, ſondern nur ſeinem eigenen objektiven und weſenhaften Willen hingibt. Eben deshalb iſt aber auch die Belohnung hier keine für einzelne Leiſtungen proportionirte; ſondern jedes Amt muß ſchlechthin die ganze Subſiſtenz des Beamten ſichern. Freilich müſſen Beſoldung und Ruhegehalt der Wichtigkeit des Amts relativ proportional, dagegen für das Individuum ſchlechthin ausreichend ſeyn. Vgl. den Art. Staatsdienſt u. Staatsdiener in der „Gegenwart", Leipz. 1848, 4. und 5. Heft.

Staatsdienſtbarkeit, ſ. v. a. Staatsſervitut, ſ. Staat.

Staatsdomänen, ſ. Staat, vgl. Domänen.

Staatseffekten, ſ. v. a. Staatspapiere.

Staatseigenthum, ſ. Staat.

Staatseinkommen, ſ. Staat.

Staatsfinanzwiſſenſchaft, ſ. Finanzwiſſenſchaft.

Staatsform, ſ. Staat.

Staatsgebiet (Staatsw.), ſ. v. a. Staatsterritorium, iſt der Inbegriff alles Landes und Gewäſſers innerhalb der Staatsgrenzen. Ein ſolches Gebiet iſt die natürliche Baſis eines jeden civiliſirten Staates; nur nomadiſirende Horden können ohne ein ſolches exiſtiren, und dieſe können unmöglich mit dem Ausdrucke Staat bezeichnet werden. Der Staat hat an ſeinem S. die Territorialhoheit, d. h. ein ausſchließliches Recht, welches aber kein Eigenthumsrecht im ſtreng juriſtiſchen Sinn iſt. Ueber die Staatsgrenzen vgl. den Art. Grenzen; hier ſey nur noch Folgendes zur Ergänzung bemerkt. Grenzen ſind die äußerſten beſtimmten Umriſſe des Landes. Sie ſind entweder natürliche (limites naturales): Seen, Berge, Flüſſe, Steppen *) ꝛc. oder künſtliche (limites artificiales), nämlich willkürliche Abzeichen, z. B. Wälle, Gräben, Steine, Bäume mit Wappen u. ſ. f. Wenn die Naturgrenze nicht genau beſtimmt iſt, ſo gehört dieſelbe jedem Anſtoßenden zur Hälfte. Dies gilt beſonders auch bei den Flüſſen; heutzutage aber nimmt man zu Grenzbeſtimmungen bei Flüſſen ſehr oft den ſogenannten Thalweg an, d. i. die Mitte der Fahrbahn für flußabwärts fahrende Schiffe. Ueber Alles, was innerhalb des Territoriums iſt, ſteht dem Staat die Territorialgewalt zu, und es gilt der Satz: Quidquid est in territorio, etiam est de territorio. Das S. ſelbſt beſteht theils aus dem Land- u. theils aus dem Seegebiet, bei dem erſteren unterſcheidet man das Haupt- u. Nebenland, je nachdem das Land der Hauptſitz des Staates iſt, oder nicht. Die hier vorkommenden Verhältniſſe ſind die der Realunion, der Perſonalunion und der Inkorporation. Meiſtentheils ſind die Nebenländer geographiſch getrennt, auch liegen einzelne Theile eines Territoriums oft in einem anderen S. (ſogenannte Enklaven), wornach man Territorium clausum und Territorium non clausum unterſcheidet. Als integrirende Beſtandtheile des Landterritoriums werden die Seen, Flüſſe ꝛc. innerhalb deſſelben betrachtet. Ueber das Seegebiet iſt Folgendes zu bemerken: Der Ocean iſt unbeſitzbar, das offene Meer gehört Niemanden, es iſt vielmehr eine Res communis, es gilt völkerrechtlich als Gemeingut, es iſt frei von Botmäßigkeit, Dominium oder Imperium (daher: Mare liberum). Von dieſer Regel machen aber einzelne Theile eine Ausnahme, indem ſie als Pertinenzen zum Staatsterritorium betrachtet werden, und aus ſolchen Theilen beſteht das Seeterritorium des Staats, über welches demſelben die Souveränität zuſteht. Dahin gehört das Mare proximum, das angrenzende Meer, d. h. der die Küſte beſpülende Theil des Meeres, ſo weit ein Kanonenſchuß von den Küſten des Meers reicht. Zuweilen iſt aber durch Traktate die Grenze genau beſtimmt zwiſchen 3 und 15 Seemeilen. Ferner iſt hierher zu rechnen das Mare clausum, das eingeſchloſſene Meer im phyſiſchen Sinn, d. h. die Buchten, die von beiden Seiten vom Lande ſo eingeſchloſſen ſind, daß man ſie entweder durch Ketten oder durch Kanonen ſperren kann. Dann gehören hierher alle Häfen und Rheden. In Friedenszeiten ſtehen dieſe für fremde Schiffe offen, jedoch nur gegen gewiſſe Abgaben; fallen dieſelben hinweg, ſo nennt man einen ſolchen Hafen einen Freihafen. Endlich iſt noch anzuführen: das Mare clausum im juriſtiſchen Sinn, d. h. ſolche Seetheile, die zwar nicht von den Küſten aus beherrſchbar ſind, über die aber deſſen ungeachtet die Oberhoheit eines Staates von allen übrigen Staaten anerkannt wird.

Staatsgefängniß (Staatsw.), ein Gefängniß, welches zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen (ſ. d.) dient. Man wählt zu S.en gewöhnlich Feſtungen, einestheils weil man hier

*) Das Recht, welches der Sprache als Grenze zukommt, iſt ihr bis jetzt noch nicht eingeräumt.

die Gefangenen um ſo ſicheeer detiniren kann, anderntheils aber weil man doch an ſolchen Orten viele Milderungen der Haft, Spazierengehen auf den Wällen ꝛc. geſtatten kann.

Staatsgefangener (Staatsw.), ein Gefangener, welcher nicht wegen eines begangenen Verbrechens durch Urtheil nach Recht ſeiner Freiheit beraubt iſt, ſondern den man, weil es das Intereſſe des Staats oder Fürſtenhauſes fordert, eingekerkert hat. Unter die Kategoeie der Staatsgefangenen ſind daher auch die Kriegsgefangenen zu zählen, doch wird meiſtens der Ausdruck von ſolchen gebraucht, welche man detinirt, um Repreſſalien gegen einen anderen Staat zu üben, oder von denen man fürchtet, ſie möchten ein Geheimniß verrathen u. ſ. w. Mitunter nennt man auch Staatsgefangene diſtinguirte hohe Perſonen, welche irgend eines Vergehens halbee eine wirkliche Freiheitsſtrafe erdulden, doch iſt hier der Ausdruck S. offenbar ungerechtfeetigt, da ein ſolcher Gefangener nichts Anderes als ein anderer Strafgefangener auch iſt. Oft werden Strafgefangene ſehr geheimnißvoll behandelt, und als Beiſpiel eines ſolchen füheen wir nne an die ſogenannte „Eiſerne Maske“ (ſ. d.).

Staatsgeheimniſſe (Staatsw.), Angelegenheiten, bei welchen es das Intereſſe des Staats fordert, daß ſie bloß dem Staatsoberhaupt und den oberſten Staatsbeamten bekannt werden. Die S. ſind aber meiſt öffentliche Geheimniſſe, denn mag man noch ſo ſehr ſich bemühen, ein ſolches Geheimniß recht ſtreng zu halten, ſo läßt ſich doch nicht vermeiden, daß die ſubalternen Beamten der Miniſterien mit denſelben bekannt werden, und bei dieſen, wie mitunter bei den Herren Miniſtern ſelbſt iſt Geld der Schlüſſel, welcher alle Pforten öffnet, ſollten dieſelben auch mit 7 Schlöſſern veeſchloſſen ſeyn. Ein Beiſpiel, wie man mit S.n umzugehen pflegt, bietet uns in neuerer Zeit die Veröffentlichung der deesdener Konferenzverhandlungen, im vergangenen Jahrhundert das Verrathen der Allianҫe gegen Friedrich II. von Preußen vor dem ſiebenjährigen Krieg u. ſ. w.

Staatsgerichtshof (Staats- u. Rechtsw.), Man veeſteht unter S. in der Sprache des Staatsrechts und der Politik ein eigenes Inſtitut zum Schutz und Schirm der beſtehenden politiſchen Verfaſſungen. Ein ſolcher S. ſoll nämlich über Verbrechen, welche von verantwortlichen Miniſtern oder vom Staatsoberhaupt, wo daſſelbe nicht unverantwortlich iſt, gegen die Verfaſſung des Staats begangen werden, aburtheilen. Es kann alſo von einem S. bloß in der konſtitntionellen Monarchie (bezüglich der Miniſter) oder einer Republik die Rede ſeyn; in der abſolnten Monarchie iſt das Staaesoberhaupt gar nicht und die Miniſtee nur dieſem verantwortlich, wenn ſie ſeinem Willen nicht unbedingt nachkommen. Wie wenig in der konſtitutionellen Monarchie alle ſolche Garantien der Verfaſſung, Beſchwören derſelben durch den Regenten, S. u. ſ. w. helfen, haben uns die jüngſten Ereigniſſe in Deutſchland gelehrt. Eine weitere Entwickelung müſſen wir von der Zukunft erwarten. Vergl. übrigens Konſtitution, Miniſterverantwortlichkeit, Verfaſſung u. ſ. w.

Staatsgeſchichte, ſ. Staatengeſchichte.

Staatsgewalt, ſ. Staat.

Staatsgrammatik, die Elemente der Staatslehre.

Staatsgrenzen, ſ. Grenzen u. Staatsgebiet.

Staatsgrund, ſ. v. a. Staatsraiſon.

Staatsgüter, ſ. v. a. Staatsdomänen.

Staatshaushalt, ſ. v. a. Staatswirthſchaft.

Staatshoheit (Souveränität, Staatsweſen), bedeutet die Unabhängigkeit der Staatsgewalt, alſo die volle Rechtsperſönlichkeit des Staats. Das Wort Souveränität ſtammt von dem lateiniſchen supremus (supremitas), dem italieniſchen soprano und dem franzöſiſchen Souveraineté und bedeutet hiernach: „das Oberſte in ſeiner Art“. Im Mittelalter und noch ſpäter bis in die Neuzeit bezog man das Wort Supremitas zuvörderſt auf den Mangel des Lehnsnerus und in einem beſonderen Sinne auf die Unabhängigkeit vom Kaiſerthum. So hieß die Akte, welche das Herzogthum Schleswig von dem Lehnsbande gegen Dänemark befeeite „Souveränitätsakte“ und Schleswig nun ein ſouveränes Herzogthum, obgleich es nur als mit Holſtein unirt und nach einee freien ſtändiſchen Verfaſſung vom Könige von Dänemark regiert werden durfte. Dee preßburger Friede von 1805 nannte die Könige von Bayern und Würtemberg wegen aufgehobener Lehnsbarkeit ihrer Regierungsgewalt ſouverän, obgleich die landſtändiſchen u. reichsſtändiſchen Verfaſſungsverhältniſſe unverändert blieben. Schon aus dieſen Beiſpielen geht hervor, daß das Wort Souveränität nicht, wie Viele wollen, den Begriff einer unumſchränkten Gewalt in ſich faſſe. Es heißt noch heutzutage das Gericht erſter Inſtanz in Frankreich une coue souveraine, ohne daß dabei an Unumſchränktheit zu denken wäre. Will man alſo mit dem Ausdruck „ſouveräner Herrſcher“ die Unumſchränktheit eines Potentaten bezeichnen, ſo zeigt man nur die Beſchränktheit der eigenen Kenntniſſe und thäte beſſer, ſich mit derartigen Dingen gae nicht abzugeben. Im Völkerrecht heißt jeder Staat ſouverän, dee in Betreff ſeiner inneren und äußeren Verhältniſſe keiner äußeeen Macht unterworfen iſt. Es wird auch die Souveränität an ſich nicht geſchmälert durch Verträge und Bündniſſe mit andeeen Staaten, ſobald nur dieſelben beſtimmt begrenzt ſind. Die Souveränität bedarf, um rechtsgültig zu beſtehen, keineswegs einer feemden Anerkennung, denn ſie iſt eben die politiſche Selbſtſtändigkeit eines Volkes, welches von fremden Beſchlüſſen unabhängig iſt. Das Faktum wahrhafter Unabhängigkeit gibe völkerrechtlich die Befugniß der Anerkennung der Souveränität. Dieſe S. oder Souveränität im Ganzen ſteht nicht einer einzelnen Gewalt im Staate zu und kann derſelben ſogar nicht verfaſſungsmäßig übertragen werden, da ſie eben nichts Anderes bedentet als die Selbſtſtändigkeit des Staats- oder beſſer Nationalwillens, welcher in einer einzelnen Staatsgewalt wohl ſeinen Ausdruck und durch dieſelbe ſeine Ausführung finden, ſich nie aber in derſelben verkörpern kann. Dagegen iſt eine gewiſſe Repräſentation der S. in ihren ein-

zelnen Theilen meiſtens den einzelnen Staatsgewalten übertragen: ſo das Recht der Geſetzgebung, der völkerrechtlichen Vertretung durch Geſandte, der Ausübung des Richteramtes u. ſ. w. Wir kommen hierbei auf einen Begriff, welcher ſo vielfach falſch verſtanden, mit Abſicht falſch gedeutet und verwirrt worden iſt, wie wohl kein anderer. Seitdem das erſte deutſche Parlament zu Frankfurt a. M. den Grundſatz der **Volksſouveränität** odee der „Selbſtherrlichkeit des deutſchen Volkes" ausgeſprochen hatte, hörte man denſelben in dem Munde eines Jeden. Jeder hätte gern unter der Firma des ſouveränen Volkes ſeinen eigenen Willen der Geſammtheit aufgedrungen, Jeder glaubte in ſich einen wichtigen Faktor der Volksſouveränität herumgehen zu ſehen. Jeder war in ſeinem Sinne ein kleiner oder auch groſser Potentat. In welch' einer gehäſſigen und eckelhaften Weiſe dieſe lächerliche, aber nur ſelten gefährliche Begriffsverwirrung benutzt wurde, um alle höheren Staatsideen und Feeiheitsbeſtrebungen mit Schmutz zu bewerfen, iſt allbekannt; wir wollen uns nicht die undankbare Mühe machen, es noch einmal nachzuerzählen; aber das iſt gewiß, daß alle jene Bemühungen, daß alle lachenswerthe Selbſttäuſchung der Einzelnen, daß alle despotiſche Gewalt und äußeres Unglück es nicht vermochten, die Wahrheit umzuſtoßen: daß jedem Volke das Recht zuſtehe, über ſeine Verfaſſung ſelbſteigen zu beſtimmen, daß es ſouverän ſey.

Kehren wir nun noch einmal zu der Souveränität der Staaten nach außen zurück, ſo haben wir noch nachzutragen, daß in früherer Zeit die Souveränität einzelner Staaten oft ſtreitig war, was heutzutage wohl nicht mehr vorkommt. Die S. der deutſchen Staaten iſt erſt ſeit Auflöſung der Reichsverfaſſung eine vollſtändige geworden, wird aber neuerdings durch den Bundestag, welcher durch ſeine Maßeegeln, namentlich durch die Aufhebung der Grundrechte, tief in das innere Leben, namentlich der kleineren Staaten eingreift, wieder beſchränkt. Halbſouveräne Staaten ſind ſolche, die mehr oder weniger eine Oberhoheit über ſich anerkennen; ſie ſtehen daher mit einem andern Staat in einer Unio inaequalis. Privilegirte Städte und Landſchaften können jetzt nicht mehr, wie früher, als unabhängige Perſönlichkeiten auftreten und Traktate ſchließen, ſondern ſie müſſen ſich vom Staate vertreten laſſen, ſo daß die Souveränität ihre Verbindung mit dem Auslande vermittelt. Vgl. Ancillon, Ueber Souveränität und Staatsverfaſſungen, Berlin 1815.

Staatshoheitsrechte, ſ. Regalien, vgl. Staat.

Staatsinquiſition, ſ. Polizei.

Staatskalender, ſ. Staatsadreßbuch.

Staatskanzler, ſ. Miniſter.

Staatskirche (Staats- und Kirchenw.), ſ. Staatsreligion.

Staatsklugheit, die praktiſche Anwendung der Klugheit auf den Staat, bildet mit der Kenntniß des Rechts verbunden die Staatskunſt. (ſ. d.).

Staatskredit, ſ. Staatsſchulden.

Staatskunſt (Politik, Staatsw.), die eigentliche Baſis und Grundlehre der geſammten Staatswiſſenſchaften, iſt die Lehee v. den Mitteln, die Staatszwecke für das allgemeine Wohl befriedigend zu löſen, doch nicht in dem Sinne, daß ſie etwa einen überall und jederzeit anwendbaren Staatsſchematismus aufſtellte, während die Mittel für die Zwecke des Staats überall von geſchichtlichen und ſtatiſtiſchen, von gegebenen Umſtänden abhängen, ſo wenig ſie als eine bloße Klugheitslehre aufgefaßt werden darf, die etwa nur lehrte, wie man ſeine Abſichten am kürzeſten und leichteſten erreichen könne. Eine wahre, geſunde Politik weiß ſehr wohl, daß die Zwecke des Staats nur in treuem Einklange mit dem Rechts- und Sittengefühl des Volks und der Zeit zu verwirklichen ſind, daß nur gerechtfertigte Zwecke erſtrebt werden dürfen, und daß das ſchlechte Mittel auch den beſten Zweck vergiftet. Sie iſt „die große Naturlehre des Staats, welche ihn, ſeine Elemente und ſeine Bedingungen, die ſich in ihm bewegen, die Kräfte, den Charakter der Inſtitute und der Verhältniße mit Bezug auf Zweck und Leben des Staats zu erkennen und daraus die Naturgeſetze des politiſchen Wirkens abzuleiten trachtet." Sie fußt auf dem durch Nachdenken und Erfahrung zu ergründenden Geſetze des Kauſalzuſammenhangs und ſtrebt, d e Wirklichkeit des Staats, das wahee Weſen politiſcher Kräfte und ſeine Gründe zu erkennen. Demnach ſtellt ſie ſich als eine weſentlich unterſuchende, analytiſche Wiſſenſchaft dar, erhebt ſich aber zur praktiſchen Syntheſe, indem ſie den Blick für die Erkenntniß des Guten, des Nöthigen und Möglichen und der rechten Mittel zum rechten Zwecke ſchärft und weſentlich mit zur Bildung des ächten Staatsmannes beiträgt und ihn lehrt, was unter gegebenen Umſtänden das Rechte, und wie es zu ermitteln ſey. In dieſem Sinne, als Erkenntnißwiſſenſchaft, iſt die S. bisher noch ſelten behandelt worden, am ſeltenſten wurde ſie es in ſpezieller, ſyſtematiſcher Durchführung. Das erſte derartige Werk, die Politik des Ariſtoteles, iſt noch heute wichtig, ſo wie auch von den Geſchichtſchreibern der Alten, die im politiſchen Geiſte ſchrieben, namentlich von Thucydides, Polybius, Tacitus, aus den Rednern und der Geſchichte der Alten, wie der bewegteren Staaten der mittleren und neueren Zeit das Meiſte für die Politik zu lernen iſt. Wir nennen von den Neueren nur Gibbon, Hume, Robertſon, Johannes von Müller, Schlözer, Spittler, Gagern, in gewiſſem Sinne auch Gentz. Im Einzelnen öfters oberflächlich, den rechten Weg, das rechte Ziel aber trefflich zeigend, iſt Montesquieu der Vater der neueren Politik geworden; in ſeinem Geiſte verfuhr auch Zachariä. Dr. Colme, der die engliſche Verfaſſung mit politiſchem Geiſte beleuchtete, hat damit der Politik beſſeee Dienſte geleiſtet, als der Kenntniß des engliſchen Staatsrechts. Höchſt ausgezeichnet ſind auch die Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfaſſungs- und Staatenpolitik von Türkheim. Der Umſchwung, der in den letzten Jahren in den Ideen vor ſich ging, hat auch der Politik eine neue Bahn angewieſen, indem ſie dieſelbe auf die reineren Grundſätze der Menſchenrechte, die dem modernen Staate

Digitized by Google

allein eine ſichere Zukunft zu verleihen im Stande ſind, zurückzuführen bemüht war. Iſt dies in der Wirklichkeit auch noch nicht überall gelungen, hat auch das dynaſtiſche Intereſſe in den meiſten europäiſchen Staaten die wahre S. zu verdrängen gewußt, ſo wird die letztere früher oder ſpäter doch den Sieg davon tragen, wenn man nicht annehmen will, daß die Idee des modernen Staates ſelbſt ihrem Untergang entgegen gehe. Uebrigens hat man zuvörderſt zwiſchen einer **äußeren** und **inneren** Politik oder der Politik des äußeren u. inneren Staatslebens zu unterſcheiden. Die erſtere enthält die Lehre von der Kultur des Volks, von dem Organismus des Staats und v. den in beiden gemeinſchaftlich enthaltenen Bedingungen der rechtlichen Fortbildung des inneren Staatslebens; die letztere die Grundſätze für die Wechſelwirkung und Verbindung des einzelnen Staats mit den übrigen neben ihm beſtehenden Staaten und die Grundſätze der Anwendung des Zwangs bei noch zu befürchtenden oder ſchon geſchehenen Rechtsverletzungen. Aus dem Geſichtspunkte der erſteren haben Heeren und Bülau die Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems bearbeitet. Die innere Politik zerfällt in Verfaſſungs- und Verwaltungspolitik. Auf die Verfaſſungspolitik oder diejenigen Fragen des politiſchen Lebens, die zugleich einen verfaſſungspolitiſchen Charakter haben, beſchränken ſich die meiſten neueren Bearbeitungen der Politik auf dem Feſtlande, während man im Alterthume und bei den Engländern beſſer wußte und weiß, daß Verfaſſung und Verwaltung zwar von der Wiſſenſchaft unterſchieden werden können, im Leben aber nicht neben, ſondern in einander ſtehen ſollen. Die Verwaltungspolitik iſt theils eine allgemeine, welche ſyſtematiſch und in einiger Vollſtändigkeit nur von Malchus („Die Politik der inneren Staatsverwaltung") und Bülau („Die Behörden in Staat und Gemeinde") bearbeitet worden iſt, theils eine beſondere der einzelnen Verwaltungszweige. Letztere hat ſich zum Theil zu eigenen Wiſſenſchaften erweitert. So gibt es eine Politik der Juſtizpflege, um die ſich unter Andern Beccaria, Filangieri, Bentham, Zachariä, Mittermaier Verdienſte erwarben, eine Politik der Polizei (Polizeiwiſſenſchaft), eine bisher ſelbſtſtändig, eigentlich noch gar nicht bearbeitete Kulturpolitik, eine Wirthſchaftspolitik (Volkswirthſchaftspflege), eine Finanzpolitik (Finanzwiſſenſchaft), eine Handelspolitik und eine Militärverwaltungspolitik. Das Nähere über die Lehre vom Staat ſ. **Staat** ſ. **Staat** und **Staatsrecht**.

Staatskutſche, eine ſehr prachtvoll gearbeitete Kutſche, wie ſie vorzüglich bei feierlichen Aufzügen gebraucht werden.

Staatslaſten, ſ. **Abgaben**.

Staatslehn, ſ. **Lehn**.

Staatslehre, ſ. **Staatskunſt** u. **Staat**.

Staatsminiſter, ſ. **Miniſter**.

Staatsnothrecht, ſ. v. a. **Staatsraiſon**.

Staatsoberhaupt, ſ. **Staat**.

Staatsökonomie, ſ. v. a. Nationalökonomie, vgl. **Volkswirthſchaft**.

Staatsorgan, das Staatsoberhaupt und die höheren Staatsbeamten, in ſofern ſie für den Staat ſprechen und thätig ſind.

Staatsorganismus, ſ. v. a. Staatsverfaſſung, ſ. **Staat**.

Staatspapiere (Staatsw.), von den Staatsregierungen ausgeſtellte, verzinsliche oder unverzinsliche Schuldſcheine über eine kreirte Staatsſchuld. Nach ihren verſchiedenen Eigenſchaften, ſowie nach den Staaten, die ſie ſchulden, führen ſie verſchiedene Namen. Sie ſind eigentliche **Schuldverſchreibungen** (**Staatsſchuldſcheine** in Preußen, **Staatsobligationen** oder **Obligationen** ſchlechtweg in Bayern und Baden), die ganz wie die Schuldbriefe von Privaten betrachtet werden, und deren Uebertragung (Verkauf) nur durch eine förmliche Ceſſion geſchehen kann, welche den Beſitztitel des Eigenthümers ausmacht und in der Regel auf das Schulddokument bemerkt wird; **Inſkriptionen** oder **Einſchreibungen**, in welchem Falle für die Staatsſchulden ein ſogenanntes großes Buch (grand livre de la dette publique in Frankreich) eingerichtet iſt, in welches die Namen der Gläubiger und die Größe ihrer Forderungen eingetragen, und worin alle, mit beiden vorgehenden Veränderungen bemerkt werden, wogegen der Gläubiger keine eigentliche Schuldurkunde, ſondern (auf ſein Verlangen) nur einen Auszug aus dem großen Buche, ein **Certifikat** (franz. extrait d'inscription) erhält. Dieſes Syſtem des Staatspapierweſens beſteht beſonders in Frankreich u. England, in Deutſchland iſt daſſelbe nicht gebräuchlich. **Papiere au Porteur** ſind ſolche, **die an den Inhaber zahlbar** lauten und alſo an keine beſtimmten Namen ausgeſtellt ſind, ſondern wobei jeder Beſitzer Gläubiger des Staates iſt. Man ſieht leicht ein, daß durch dieſen Umſtand die Cirkulation dieſer Papiere außerordentlich erleichtert wird und dieſelben, dem Papiergelde ähnlich, einen von allen Förmlichkeiten freien Umlauf haben. Auch die Zinszahlung geſchieht, obgleich der Staat ſeinen Kreditor nicht kennt, auf eine ſehr einfache Weiſe, indem der Obligation für eine gewiſſe Reihe von Jahren für die fällig gewordenen Zinſen beſondere Anweiſungen, ſogen. **Zinscoupons**, beigefügt werden, von denen man zur Verfallzeit der Inte eſſen die betreffende bei einer öffentlichen Kaſſe einreicht und dagegen den Zinsbelauf ausbezahlt empfängt. Um die Beſitzer ſolcher Obligationen au porteur der Unbequemlichkeit zu überheben, nach Verfall aller beigegebenen Coupons zur Erhebung neuer Zinsſcheine das Originalpapier einzuſenden, gibt man in der Regel bei der Ertheilung der Coupons (welche immer auf **einen** Bogen gedruckt ſind, **Zinsbogen**) Anweiſungen mit, gegen deren Einreichung man ſpäterhin die neuen Coupons erhält, und welche **Zins-Talons** genannt werden, weil ſie den Zinsbogen am oberen oder unteren Ende beigedruckt ſind und nach der allmähligen Abſchneidung der Coupons zuletzt allein noch übrig bleiben. Die Coupons werden bei zu ihrer Zahlung beſtimmten Klaſſen noch eine Zeit lang **nach** ih-

Digitized by Google

rem Verfall angenommen und laufen bis zu dieſem Termin wie Papiergeld um. Eine beſondere Gattung von Papieren der letztern Art ſind die der *Lotterie-Anleihen*, bei denen der Staat ſich verpflichtet, die erhobene Summe in beſtimmten Terminen bis zu einer feſtgeſetzten Zeit zurückzuzahlen. Der in jedem dieſer Termine zur Tilgung kommende Theil der Schuld wird nicht gleichmäßig auf alle Obligationen vertheilt, ſondern es wird durch das Loos entſchieden, welche Obligationen jedesmal eingelöſt werden ſollen, zu welchem Behufe das ganze Anleihekapital in gleiche Theile getheilt und für jeden derſelben ein Schuldbrief ausgeſtellt wird, welcher *Parket-Obligation*, *Partial-Loos* oder *Partiale* heißt. Die Regierung gibt über das ganze Geſchäft einen eigenen Verloſungsplan aus, in welchem auch die Anzahl der jährlich zur Ziehung kommenden Looſe feſtgeſetzt iſt. Der größere Theil derſelben kommt mit dem Kapital in einem niedrigern als dem landesüblichen Zinſenbetrage heraus, wobei — da der Staat die ganze Summe zum gebräuchlichen Zinsfuße verintereſſirt — ein namhafter Betrag an Intereſſen erübrigt wird, woraus auf einzelne glückliche Looſe verſchiedene höhere und geringere *Gewinnſte*, ſogen. *Prämien*, vertheilt werden, weshalb man die Partial-Looſe auch wohl *Prämienſcheine* nennt. Dieſe letztern tragen zwei verſchiedene Nummern, indem man die ganze Anleihe zuerſt in *Serien* (welche man durch Zahlen oder auch durch Buchſtaben bezeichnet), und dieſe dann in einzelne *Nummern* eintheilt. Wenn man z. B. eine Anleihe von 5 Mill. Thalern macht, ſo kann man dieſe in 1000 Serien, jede Serie à 100 Nummern theilen, ſo daß die Anleihe aus 100.000 Nummern oder einzelnen Looſen zu 50 Thlr. beſteht. Durch dieſe zweifache Numeration kann man ſehr leicht die herauskommenden *Nummern* im Voraus beſtimmen, indem man zuvörderſt die *Seriennummern* zieht, wobei man von der ganzen Anzahl ſo viele nimmt, als dem Plan gemäß herauskommen ſollen. Die Nummern der gezogenen Serien werden hierauf bekannt gemacht und die darin enthaltenen Looſe heißen nun *Serienlooſe*. Zu dieſen Seriennummern werden ſpäter die einzelnen Loosnummern und dazu die beſtimmte Anzahl Gewinnſte gezogen. Auf dieſe Weiſe fährt man bis zur Heimzahlung der Anleihe fort. Indem ſie eine thatſächliche Schuld und Summe repräſentiren, heißen ſie auch *Effekten* (Effets publics, holländ. Effecten), *Fonds* (franz. Fonds publics, engl. Funds, Stocks), *Renten* (in England u. Frankreich), *Rentenſcheine*, *ewige Renten*, *konſolidirte Renten* (in England abgekürzt *Conſols*), *reducirte Renten*, *Annuitäten* (ſ. *Staatsſchulden*). Hierher gehören die *Pfandbriefe*, welche ſowohl von den Ritterſchaften einzelner Provinzen (dieſe ſind keine eigentlichen S.), als auch von Staaten vorkommen und wo zur Sicherheit gewiſſe Domänen oder andere liegende Gründe verpfändet werden, z. B. die polniſchen *Domanialpfandbriefe* u. ſ. w., ferner die engl. *Südſeeſcheine*, welche die Regierung der Südſeekompagnie ſchuldete, die *Marineſcheine* (Navy bills). Oft iſt auch die Behörde benannt, welche die bezeichneten S. ausgibt und wieder einlöſen ſoll, ſo die britiſchen *Schatzkammerſcheine*, welche von der großbritanniſchen Schatzkammer als laufende Zahlung ausgegeben, aber bald wieder eingelöſt werden; die *Kammerſcheine* (wie in Rußland), die *Steuerkaſſenſcheine* (in Sachſen u. andern Ländern), welche von der Steuerkaſſe getilgt werden ſollen; am häufigſten aber geben die Banken, als vermittelndes Glied, indem die Bank eigentlich als Schuldner betrachtet wird, den Namen zu ſolchen Anleihen her; ſo hat man in Frankreich, Oeſterreich und Rußland *Bankaktien*, *Bankobligationen* (*Bankſcheine*). Meiſt iſt ein beſonderer Plan gemacht, wie und in welchem Termin die S. zur Zadlung kommen ſollen, und manche heißen deshalb *Amortiſationsobligationen*. Eben ſo erhalten die S. oft ihren Namen von Ländern und einzelnen Perſonen, von denen die diesfälligen Anleihen bezogen ſind; ſo ſpricht man von *engl. u. holl. Anleihen*, d. i. von ſolchen, welche mit holländ. und engl. Banquiers mit Bewilligung ihrer Regierung, von Rußland, Preußen, Spanien u. ſ. w. negocirt worden ſind; ebenſo heißt die Anleihe, welche Portugal 1820 mit Goldſmith u. Komp. in Loud n abſchloß, die *londoner Anleihe*. Andere Papiere führen von den Häuſern, mit welchen die Anleihen kontrahirt wurden, den Namen; ſo werden mehrfache Anleihen mehrer Staaten, welche die Gebrüder Rothſchild beſorgten, die *rothſchildſchen Anleihen* genannt; ja, manche heißen in dem gewöhnlichen Leben nach dem Banquier, der ſie abſchloß, z. B. *Faleonet* (in Neapel), *Guebhard*, *Ardoin* u. ſ. w. Auch nach den Zinſen, welche die S. gewähren, werden die S. benannt; ſo ſpricht man von 3- und 4*proc. Rente*. Auch noch von andern Gegenſtänden haben die S. den Namen; ſo gibt es in Oeſterreich *Metalliques*, indem ſie nicht wie das früher geſunkene und ſehr entwerthete Papiergeld, ſondern als baares Geld betrachtet werden ſollten. Zuweilen ſind ſolche Anleihen durch Lotterien verzinslich oder nicht; im erſtern Falle erhalten die Beſitzer ſolcher S. ihre Zinſen und noch Prämien dazu, im letztern die erſtern nicht fortlaufend, wohl aber im Verhältniß, wenn ſie herauskommen, Kapital, Zinſen und Prämien auf einmal. Von dieſer Art waren die ſächſiſchen *Spitzſcheine*, die jetzt gänzlich zurückgezahlt ſind. Eine eigene Art S. ſind die *holl Kanzen*. Eine andere Art von Papieren hat die neuere Zeit erzeugt, die *Eiſenbahnaktien*, wo auf Gründung einer Eiſenbahn Geld aufgenommen und dafür Aktien ausgegeben werden. Nimmt ein Staat zu dieſem Behuf Geld auf, ſo iſt es eine völlige Staatsanleihe und die Papiere ſind völlige S. und haben keinen Antheil am Gewinn und Verluſt der Eiſenbahn; geht hingegen das Eiſenbahnunternehmen von einer Geſellſchaft aus, ſo nehmen die Aktionärs an den Chancen der Eiſenbahn Theil, und die Aktien

ſteigen und fallen (haiten Kurs) nach der Größe der bezogenen und zu hoffenden Dividende. Sie ſtehen dann ganz in gleichem Verhältniß wie die Aktien einer Privatunternehmung. Auch die Anleihepapiere der Mediatiſirten, die Pfandbriefe der Ritterſchaftsvereine der einzelnen Provinzen eines Staats, der größern Städte und die Aktien ſonſtiger Korporationen und Unternehmungen werden im Verkehr als S. betrachtet (obgleich ſie es keineswegs ſind), erlangen Kurs und ſtehen faſt ganz in denſelben Rechtsverhältniſſen, wie S.

Durch die Gewährleiſtungen des Staats in Betreff der Zinſen und die in beſtimmten Zeiträumen zugeſicherte Rückzahlung des Kapitals ſind die S. ein Gegenſtand des kaufmänniſchen Verkehrs und der Spekulation geworden und der *Staatspapierhandel* hat ſeit dem pariſer Frieden eine Ausdehnung erlangt, die eine öffentliche Kalamität genannt werden muß. Die hauptſächlichſten Geſchäfte im Handel mit S.n ſind folgende: 1) *Einfache Kontantgeſchäfte* (Marchés au comptant, Operations de piscement). Der Käufer empfängt das gekaufte Papier und zahlt deſſen Werth nach dem beſtimmten Kurs, gegen eine Verkaufsnote, die acquitirt wird und in welcher die Gattung des Papiers, deſſen Litera und Nummer, Betrag, Kurs u. ſ. w. ſpecificirt wird. Iſt das Geſchäft durch Vermitteiung eines Mäklers gemacht worden, ſo bekommt dieſer gewöhnlich von beiden Theilen, dem Käufer und Verkäufer, ſeine Gebühren, nach dem an dem Platze herkömmlichen Gebrauch, z. B. in Frankfurt 1 pro Mille, in Paris ¼ Proc.; abgelaufene Zinſen werden, gegen Empfang der Zinscoupons, dem Verkäufer al Pari vergütet. Bei S.n, welche eine beſondere Ceſſion erfordern, muß dieſe eingeholt, alſo der Staat davon in Kenntniß geſetzt werden. Dies beſorgt der Mäkler und erhält dafür einen größeru Procentbetrag. In England wird die Ceſſion von den Beamten der Bank uur auf dem Empfangſcheine, den der Darleiher in Händen hat, bemerkt und keln nenes Dokument ausgeſtellt. Der Käufer zeichnet ſeinen Namen in das Transſkriptionsbuch ein. Gleiches Verfahren findet in Oeſterreich und Rußland bei den Bankaktien Statt. Der Beſitz ohne Ceſſion hilft nichts. Bei Entwendungen können höchſtens die vorhandenen Zinscoupons erhoben, auch können ſolche S. aus der Hand jedes 3. Beſitzers durch Vindikationsklage zurückgefordert werden.

2) *Lieferungsgeſchäfte* (Zeitgeſchäfte, Marchés à terme). Der Verkäufer macht ſich dabei verbindlich, an einem beſtimmten Tage in Papier zu einem kontrahirten Kurs zu liefern, und der Käufer es alsdann ſo zu nehmen. Vor Ablauf der beſtimmten Zeit kann der Verkäufer keine Abnahme, der Käufer keine Lieferung verlangen. Außer einer ſchriftlichen Verſicherung, welche die kontrahirenden Theile deshalb ſich zuſtellen, wird auch noch, wenn das Geſchäft durch einen Mäkler abgeſchloſſen worden iſt, von dieſem jedem Kontrahenten ein *Schlußzettel* übergeben, welcher den Gegenſtand des Kontrakts enthält. Der Lieferungstag (Liquidation) iſt zwar an ſich willkürlich, allein an den meiſten Handelsplätzen richtet er ſich nach einem beſtehenden Gebrauch, z. B. auf den letzten Monatstag. In Frankreich darf ſich der Termin zur Erhebung (lever) des Papiers nicht über zwei Monate hinaus erſtrecken, und iſt demnach auf den letzten des laufenden Monats (fin courant), od. auf den des nächſtfolgenden (fin prochain) geſtellt.

3) Differenzgeſchäfte (ungedeckte Geſchäfte, Operations à decouvert). Die Lieferungsgeſchäfte werden ſelten in der Abſicht, den Kontrakt zur beſtimmten Zeit wirklich zu vollziehen, abgeſchloſſen, ſondern nur als eine bloße Spekulation auf den Kurs. Der Käufer will am Lieferungstage ſo wenig das Papier, als der Verkäufer das Geld dafür empfangen, und die eingegangenen Verbindlichkeiten ſind auch in der Regel ſo überaus groß und viel, daß weder das Eine noch das Andere geſchehen könnte. Es handelt ſich bei dieſen Geſchäften, die ihrer Natur nach zu den Wetten gehören, nur um die Vergütung der Differenz des Kurſes, vom Tage des Abſchluſſes auf den Tag der Lieferung. Iſt er an dieſem Tage höher, als an jenem, ſo muß der Verkäufer die Differenz, nach Verhältniß des Betrags der abgeſchloſſenen Summe vergüten, im umgekehrten Falle fällt dieſe Vergütung dem Käufer zu. Dieſe Geſchäfte, welche die Schattenſeite des Papierhandels ausmachen und durch welche ſo Mancher plötzlich reich und arm geworden iſt, die auch in manchen Staaten theils verboten, theils des richterlichen Schutzes beraubt ſind, bilden die Grundlage der Spekulation auf das Steigen und Fallen des Kurſes (Speculations à la hausse et à la baisse) und ſind ſomit die eigentlichen Pole des Papierhandels. Oft wird auf dem Lieferungskontrakt, bei Angabe des Lieferungstags, noch hinzugefügt: *oder eher nach Belieben* (ou plutôt à volonté). Dieſe Klauſel gibt dem Käufer das Recht, einen beliebigen Lieferungs- und Abrechnungstag zu verlangen. Dies nennt man „eskomptiren". Auch noch andere Abänderungen des Lieferungsgeſchäfts waren der Sucht nach Gewinn zu erfinden vorbehalten, z. B. in der Art, daß der Kontrakt zwei Zeitabſchnitte beſtimmt; den einen muß der Käufer abwarten, ehe er auf Lieferung (Abrechnung) bringen kann, in dem andern kann er dies nach Belieben verlangen. Ferner der Kontrakt auf Liefern und Nehmen zugleich, welcher es dem Belieben anheimſtellt, nach Ablauf deſſelben entweder zu einem gewiſſen Kurſe zu liefern, od. zu einem andern ſich liefern zu laſſen. Dergleichen Geſchäfte pflegen *Stellgeſchäfte* genannt zu werden.

4) Prämiengeſchäfte. Die Lieferungsgeſchäfte ſind für beide Theile, Käufer und Verkäufer, verbindlich (Marchés fermes), die Prämiengeſchäfte (Marchés libres, Marchés à prime) ſind es nur für den Verkäufer. Beim Abſchluß des Kontraktes zahlt der Käufer eine gewiſſe Summe, welche die *Prämie* genannt wird, gegen deren Verluſt er von ſeiner Verbindlichkeit wieder frei iſt. In Frankreich kommt in einem ſolchen Vertrag der Ausdruck vok: dont 1, z. B. cinq pour cent à prime fin courant 69, dont 1; dies hat folgende Bedeutung: Der Käufer ſchließt z. B. auf 500 Franken 5procentige Renten auf ultimo des Monats zu

89; dont 1 bedeutet mit Einſchluß von 1 Franken für die Prämie, die der Verkäufer ſogleich erhält. Nun betragen 5000 Fr. Rente à 5% ein Kapital von 100,000 Fr. und hiervon 1 Proc. Prämie beträgt 1000 Fr., die der Käufer im Voraus bezahlen muß und gegen deren Verluſt er ſeine Verbindlichkeit los iſt. Will er aber den Vertrag ſeiner Zeit vollzogen wiſſen, ſo muß ihm der Verkäufer die Rente zu 88 liefern, d. h. er zieht die bezahlte Prämie wieder ab. Die Berechnung nimmt folgenden Gang:

Franken 5000 Rente à 89 (= 100,000 à 89)	89,000
dont 1	1000
bleibt Fr.	88,000.

5) Prolongationsgeſchäfte (Marchés à report). Bei dieſen Geſchäften ſchließt der Käufer nach dem Kontantkurs ab, mit Vorbehalt, an einem anberaumten Tage zu einem andern beſtimmten Kurſe dieſelben Papiere wieder zurückzuliefern, und iſt demnach Käufer und Verkäufer zugleich. Die Differenz zwiſchen den beiden Kurſen wird der Report genannt (taux de report) und richtet ſich in der Regel nach dem Stande des Diskonto am Tage des Abſchluſſes. Man unterſcheidet verſchiedene Arten von Reports, als a) Report du comptant à la fin du mois, d. i. die Differenz zwiſchen dem Kontantkurs und dem auf den letzten des Monats; Report d'un mois à l'autre, d. i. die Differenz zwiſchen dem Kurs auf den letzten des Monats und dem auf den letzten des nächſtfolgenden Monats. Da nämlich die Auszahlung einer Rente mit jedem Monat näher rückt, ſo ſteigt in der Regel der Kurs derſelben von einem Monat zum andern und erzeugt hierdurch jene Differenzen. b) Report sur prime, d. i. die Differenz zwiſchen dem Kurs eines Lieferungsgeſchäfts (Marché ferme) auf den letzten des laufenden Monats und dem eines Prämiengeſchäfts (Marché à prime) auf den letzten des nächſtfolgenden Monats. Bei den beiden erſtgenannten Arten von Reports ſpekulirt der Verkäufer à la hausse, in der Hoffnung, daß zur Zeit des Rückkaufs der Kurs über den Report ſich gehoben haben werde, der Käufer dagegen à la baisse, in der Vorausſetzung, daß an dem Tage, wo er die Papiere wieder zurückliefern ſoll, der Kurs viel niedriger ſeyn werde u. er demnach zu einem weit geringern Preiſe Eigenthümer derſelben werden kann. Auch Kapitaliſten, denen es um Spekulationen à la hausse und à la baisse nicht zu thun iſt, bedienen ſich zuweilen gern der Prolongationsgeſchäfte mit den beiden zuerſt genannten Reports, um ihr Geld zu einem höhern Zinsfuß anzulegen, als es nach dem Stand des Diskonto, wie er gerade iſt, möglich wäre. Es ſey z. B. der Report du comptant = 50 Centimen und man habe nach dem Kontantkurs für 78,500 Franken gekauft, die man ſogleich auf Lieferung par ultimo zu 79,000 Franken wieder verkauft, ſo hat man dabei einen Gewinn von 500 Franken auf 57,000 für einen Monat, welches alſo jährlich etwa $7^{5}/_{8}$ Procent ausmacht. Ein anderes Beiſpiel, wodurch der Report sur prime erläutert werden kann, wäre folgendes: Man kauft eine Rente zu 70,50 auf den letzten des laufenden Monats, und verkauft ſie auf Prämie auf den letzten des nächſtfolgenden Monats, zu 71,20, dont 1. Soll der Prämienkontrakt vollzogen werden, ſo hat man einen verhältnißmäßigen Gewinn (report) von 70 Centimen, wird aber die Prämie abandonnirt, ſo hat man die Rente zu 69,50 erlangt. Eine andere Art Prolongationsgeſchäft dient dazu, einen beſtimmten Lieferungstermin zu verlängern (se faire reporter), in der Erwartung, daß der Kurs bis dahin entweder ſteigen oder fallen werde, je nachdem man à la hausse oder à la baisse ſpekulirt.

6) Zugeſchäfte (Nachgeſchäfte, faire une commune). Auch dieſe gehören zu den Prolongationsgeſchäften und ſollen dazu dienen, den Verluſt einer falſchen Spekulation, es ſey à la hausse oder à la baisse, zu decken. Geſetzt, man habe, à la hausse ſpekulirend, zu einem gewiſſen Kurs auf Lieferung gekauft und der Kurs geht zurück, ſo kauft man das Doppelte und mehr zu dieſem niedrigen Kurs, in der Erwartung, daß die Spekulation à la hausse doch noch gelingen müſſe, und hat ſonach, wenn es zutrifft, noch Gewinn dabei. Hat man dagegen, à la baisse ſpekulirend, zu einem gewiſſen Kurs auf Lieferung verkauft und der Kurs ſteigt, ſo verkauft man das Doppelte und mehr zu dieſem höhern Kurs, und geht dann bis zur Vollziehung des Kontrakts der Kurs wieder zurück, wie man es erwartet, ſo kann man ſeinen erſten Verluſt damit decken oder gar noch dabei gewinnen. Bei allen dieſen mannichfaltigen Spekulationen iſt der Hauptzweck, das, was man zu einem gewiſſen Kurs gekauft hat, zu einem höhern Kurs wieder zu verkaufen. Bei den täglichen Schwankungen, die im Kurſe Statt finden und durch die künſtlichſten Mittel hervorgerufen werden, gibt es daher eine überaus große Menge von Kombinationen der Lieferungs- und Prämiengeſchäfte, die in der Regel auf den letzten Tag eines Monats bis einſchließlich des 4. des nächſtfolgenden Monats abgeſchloſſen werden und dann zur Abrechnung kommen (Operations mensuelles). Nicht ſelten ereignet es ſich auch, daß während der Dauer einer einzigen Börſe Spekulationen begonnen und mit Gewinn beendigt werden. Es kommt bei dieſen großen Unternehmungen jedoch Alles darauf an, den günſtigen Augenblick zu ergreifen und weislich zu benutzen, wo man zu einem höhern Kurs wieder verkaufen kann, als man gekauft hat, nicht aber durch die Hoffnung, ihn noch höher gehen zu ſehen, ſich davon abhalten zu laſſen, bis der Abrechnungstag herankommt. Gar viele Spekulanten, die der Hoffnung zu viel vertraut haben und nicht reſolut waren, ſind dadurch ſchon ruinirt worden. Ueberhaupt ſind auch bei den Lieferungsgeſchäften die Verluſte, die erfolgen können, oft weit unbeſtimmter, als es der Gewinn iſt, den ſie abwerfen. Derjenige, welcher auf Lieferung gekauft hat, denkt daher auch immer darauf, ſo geſchwind wie möglich wieder zu verkaufen, ſo wie er nur ein Steigen des Kurſes wahrnimmt, um einen ſichern Gewinn nicht fahren zu laſſen, und verſchiebt es nur dann, wenn der Kurs zu weichen beginnt, weil er ſonſt mit Verluſt verkaufen müßte. Findet er aber am Ende des Monats,

wo er liquidiren ſoll, ſeine Erwartung, den Kurs ſteigen zu ſehen, noch immer nicht erfüllt, ſo ſucht er, um der Auszahlung ſtarker Differenzen zu entgehen, durch Prolongationsgeſchäfte ſich zu helfen. Anders iſt es bei den Prämiengeſchäften. Hier iſt der Verluſt, den man erleiden kann, im Voraus beſtimmt, während man die Ausſicht hat, weit mehr dabei gewinnen zu können. Denn, wenn z. B. die Prämie 1 Frank war, ſo wird bloß dieſe abandonnirt, der Kurs mag ſinken, ſo weit er will, während man alle Chancen im Steigen des Kurſes für ſich hat. Eben deshalb iſt aber auch im Prämiengeſchäft der Kurs immer höher, als im Lieferungsgeſchäft. Kauft daher Jemand per Kontant à 89 und verkanft ſogleich wieder auf Prämie à 90, mit 1 für die Prämie, ſo hat er zwei Ausſichten vor ſich. Entweder wird die Prämie abandonnirt, und er hat alſo zu 88 gekauft, oder der Kontrakt wird vollzogen, und er hat 1 auf den Kurs gewonnen. Für ſolche, die wirklich im Beſitz der Staatsſchuldverſchreibungen ſind und nicht bloß ungedeckte (fingirte) Geſchäfte treiben, ſind auch in der That Prämiengeſchäfte den Differenzgeſchäften vorzuziehen. Wie viel Erfahrung, Sachkenntniß und Scharfſinn dieſer Handel mit ſeinen zahlloſen Kombinationen und Verzweigungen erfordert, läßt ſich ſchon aus dem Geſagten entnehmen. Einige Beiſpiele ſollen hier noch angeführt werden. Auf das Steigen des Kurſes ſpekulirend, kauft man am 5. eines Monats 5000 Franken 5procentige Renten auf ultimo a 89 mit 50 Centimen Prämie, die ſogleich bezahlt wird. Am 9. des Monats ſteigt der Kurs auf Lieferung auf 90; man verkauft nun, immer anf ultimo, zu dieſem Kurs und hat daran 1 Frank gewonnen. Plötzlich, durch Ereigniſſe, die Niemand vorausſehen konnte, geht aber der Kurs am 26. des Monats auf 85 zurück. Was nun thun, um ſich zu decken? Man läßt die Prämie fahren, kauft aber dagegen 5000 Franken Rente à 85, die bereits à 90 verkauft ſind, und hat nun, nach Abzug der verlornen 50 Centimen für die Prämie, immer noch einen Gewinn von 4 Franken 50 Centimen nach dem Kurs. In kritiſchen Zeiten, wo der Kurs der S. überaus ſchwankend werden kann, ſucht man den ungünſtigen Erfolgen, die nun entſtehen, dadurch auszuweichen, daß man auf das Steigen und das Fallen des Kurſes ſpekulirt. Man habe z. B. 10,000 Franken 5procentige Rente anf ultimo à 89 mit 1 Franken Prämie gekauft.

Dieſes iſt alſo ein Kapital von . . .	Fr.	178,000
Hiervon ab die bezahlte Prämie à 1 Fr. von 2000	„	2,000
Bleibt ultimo zu bezahlen	Fr.	176,000
Nun verkauft man die Hälfte davon, d. i. 5000 Fr. auf Lieferung à 87,50	Fr.	87,500
Der Kurs weiche auf 83,50; man kauft ſogleich 5000 Fr. zu dieſem Kurs	Fr.	83,500
und hat nun einen Gewinn von . . .	„	4,000
die bezahlte Prämie	„	2,000
wird abandonnirt und man hat Gewinn	Fr.	2000

Oder auf eine andere Art:

10,000 Fr. à 89 mit 1 Prämie betragen	Fr.	178,000
5000 Fr., à 87,50 verkauft, betragen	Fr.	87,500
Nun ſteige der Kurs auf Lieferung, und man verkaufe abermals 5000 Fr. 91,50	„	91,500
	Fr.	179,000.

Erhebt man nun die gekauften 10,000 Fr., welche auf Prämie gekauft ſind, ſo ergibt ſich ein Gewinn von 1500 Fr. Noch eine andere Kombination des Prämien- und Lieferungsgeſchäfts könnte etwa folgende ſeyn: Man kauft eine Rente auf ultimo à 90 mit 1 Prämie, und verkauft ſie ſogleich wieder à 90,70 mit 50 Centimen Prämie. Kommt nun ultimo mit höherem Kurs, ſo hat man eine Differenz von 70 Centimen gewonnen. Kommt ultimo mit niedrigerem Kurs, ſo daß die Prämien abandonnirt werden, ſo gehen 50 Centimen verloren, weil man 1 Frank Prämie bezahlt und nur 50 Centimen Prämie erhalten hat. Allein es kommt dabei noch immer auf den Kurs auf Lieferung an. Iſt dieſer z. B. 90,10, ſo hat man die Prämie von 50 Centimen gewonnen, da dieſe à 90,70 abandonnirt wird, und verkauft man dann die Rente, die à 90 gekauft iſt, à 90,10, ſo werden auch noch 10 Centimen anf den Kurs gewonnen und man hat alſo im günſtigen Falle eine Differenz von 60 Centimen gewonnen. — Oder auf eine dritte Art: Man kauft Renten à 90,70 mit 50 Centimen Prämie und verkauft ſie ſogleich wieder à 90, mit 1 Frank Prämie. Bringt ultimo niedrigern Kurs, ſo werden die Prämien abandonnirt, und man hat eine Differenz von 50 Centimen gewonnen. Bringt er höhere Kurſe und die Papiere werden erhoben, ſo gehen zwar 70 Centimen auf den Kurs verloren; allein auch hier entſcheidet erſt der Kurs anf Lieferung. Iſt dieſer z. B. 89,30, ſo abandonnirt man ſeine Prämie von 50 Centimen und kauft zum Kurs à 89,30. Da man aber à 90 verkauft hat, ſo hat man 70 Centimen und, nach Abzug der verlornen 50, immer noch eine Differenz von 20 Centimen gewonnen.

Die Kombinationen erſtrecken ſich auch auf Arbitragengeſchäfte. Hierunter verſteht man die Umſetzung eines Papieres von einem gewiſſen Zinsfuß in ein anderes von einem andern Zinsfuß. Man habe z. B. 5000 Franken 5proc. Rente, und der Kurs derſelben iſt ſchnell auf 91 geſtiegen, während die 3proc. auf 60 ſtehen bleiben. In der Ueberzeugung, daß auch der Kurs von dieſen ſteigen werde, verkauft man ſeine 5000 Franken 5 Proc. à 91

Fr. 5000 à 5 Proc. à 91 betragen	Fr.	91,000
und kauft dagegen Fr. 4500 Rente à 3 Proc. à 60 betragen	„	90,000
wobei man demnach die Differenz von	Fr.	1000

gewonnen hat. Die 3 Proc. ſind aber, nach Erwartung, anf 62 gegangen, während die 5 Proc. 91,50 ſtehen. Alsdann werden jene wieder verkauft und betragen:

Fr. 4500 Renten à 3 Proc à 62 . .	Fr.	93,000
und wieder gekauft Fr. 5000 Rent. à 5 Proc. à 91,50	„	91,500
und es ſind abermals gewonnen	Fr.	1500.

Bei dieſer Arbitrage ſind demnach in Allem 2500 Franken gewonnen worden, und man hat zuletzt ſeine urſprüngliche 5000 Franken Rente à 5 Proc. wieder zurück. Es werden auch Prämiengeſchäfte gemacht, die oft nur von einem Tag auf den andern gehen und bei denen die Prämie vom Verkäufer bezahlt wird, ſo daß dieſer ſeiner Verbindlichkeit überhoben iſt, wenn er die Prämie aufgibt, der Käufer dagegen verbindlich bleibt.

Zu den Geſchäften mit S.n gehören übrigens noch folgende: 1) Fauſtpfandverträge (Emprunts ou prets sur d'effets publics). Dieſelben beſtehen in der Aufnahme eines Vorſchuſſes gegen Verſatz von Staatsſchuldverſchreibungen unter der Bedingung, dieſe gegen Rückzahlung des Vorſchuſſes zur beſtimmten Zeit wieder einlöſen zu können. Es iſt bei dieſem Geſchäft üblich, die Zinſen im Voraus zu vergüten und den Vertrag darüber, um gerichtlichen Formen zu entgehen, als eine Art von Prolongationsgeſchäft zu behandeln. — 2) Heuergeſchäfte. Dieſe erſtrecken ſich auf ſolche Staatsanleihen, mit welchen eine Lotterie verbunden iſt. Will nämlich Jemand bloß die Hoffnung eines etwaigen Gewinnes kaufen, ohne Eigenthümer des Looſes zu ſeyn, auf das er möglicherweiſe fallen kann, ſo wird er mit dem Beſitzer eines Looſes einig, dieſes gegen eine Prämie, die er im Voraus bezahlt, für dieſe Ziehung mitzuſpielen und erhält dagegen einen Schein, der eine Promeſſe heißt. Fällt wirklich ein Gewinn auf das Loos, ſo muß es dem Inhaber der Promeſſe von dem Inhaber des Looſes überlaſſen werden, wogegen er ſeine Prämie verloren hat, wenn das Loos leer ausgeht. — 3) Aſſekuranzgeſchäfte. Bei dieſen übernimmt der Verſicherer gegen eine Prämie die Verbindlichkeit, dem Verſicherten eine ähnliche Staatsſchuldverſchreibung zu einem beſtimmten Kurs zu liefern, oder das etwaige Ueberpari zu vergüten, im Fall die ſeinige beim Verlooſen herauskommen und abgetragen werden ſollte.

Bei Zeitkäufen überhaupt können wegen der Zeit der Abforderung und Lieferung der Papiere noch beſondere Bedingungen ſtipulirt ſeyn, wonach der Kauf eigene Beinamen erhält. So iſt z. B. ein Kauf auf Zeit täglich ein ſolcher, bei welchem der Käufer während einer feſtgeſetzten Zeit an jedem beliebigen Tage die Effekten verlangen darf; ein Kauf auf Zeit fix ein ſolcher, bei welchem die Papiere an einem im Kontrakt genau beſtimmten Tage verabfolgt werden müſſen; ein Kauf auf fix und täglich ein ſolcher Kauf, bei dem erſt nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, vom Datum des Vertrags an, der Verkäufer gehalten iſt, die Papiere innerhalb eines weitern Zeitraumes dem Käufer an jedem von dieſem beliebenden Tage auszuliefern. Von ſolchen Effekten, welche Kapitaliſten kaufen, um ihre Gelder dauernd ſicher darin anzulegen, welche alſo vor der Hand vom Verkehr ausgeſchloſſen bleiben, pflegt man zu ſagen, daß ſie in feſte Hände kommen. Wo, wie es faſt durchgängig vorgeſchrieben iſt, die Geſchäfte in Staatspapieren durch Vermittelung von Mäklern abgeſchloſſen werden, exiſtiren gewiſſe Regeln über die Käufe und deren Förmlichkeiten, welche die Kontrahenten und Senſale zu beobachten haben, und welche theils durch das Geſetz, theils durch die Gewohnheit eingeführt ſind. Bei den in den Fondszetteln notirten Kurſen ſind bei den meiſten S.n die laufenden Zinſen (franz. Jouissance) inbegriffen, bei anderen Papieren aber iſt dies nicht der Fall, und ſie müſſen dann dem Verkäufer noch beſonders vergütet werden. Kauft man daher am 22. Nov. eine franzöſiſche 4proc. Rente (welche jeden 22. März und 22. Sept., alſo halbjährlich bezahlt werden) zu 100,20, ſo hat man dieſelbe eigentlich nur zu 99,53 bezahlt, weil die Zinſen von zwei Monaten mit 0,67 Franken im Kurſe mit begriffen ſind.

Faſt alle dieſe Geſchäfte ſind darauf berechnet, aus den Schwankungen des Kurſes den größtmöglichſten Gewinn zu ziehen. Den größten Einfluß auf den Kurs hat die Furcht vor einem allgemeinen Kriege, die nicht ſelten die Kurſe um 25 Proc. und noch tiefer herunterzudrücken vermag. Die Spekulanten benutzen nicht nur dergleichen politiſche Konſtellationen zu ihrem Vortheile, ſondern wiſſen auch nicht ſelten ganz trügliche Gerüchte ins Publikum zu bringen, um Nachfrage und Angebote zu veranlaſſen. Beſtimmter ſind die Schwankungen, welche die Kurſe zu gewiſſen Zeiten erleiden. So ſteigen die S., die mit Prämienziehungen verbunden ſind, kurz vor der Ziehung um etwas, eben ſo andere kurz vor der Zinszahlung. Auch der Stand des Diskonto iſt auf den Kurs der S. nicht ohne Einfluß, weil ein niedriger Diskonto die Nachfrage nach S.n ebenfalls vermehren und den Kurs derſelben heben wird. Man theilt die Börſenſpekulation in die Spekulation auf das Steigen (à la hausse, auf die Erhöhung des Kurſes) und die Spekulation auf das Fallen (à la baisse, auf die Erniedrigung des Kurſes). Die Spekulanten der erſteren Art nennt man in England Bullen (Bull), in Frankfurt Liebhaber, die der letzteren Bäre (Bear). Wird auf beide Fälle zugleich ſpekulirt, ſo nennt man dies eine Spekulation auf das Steigen und Fallen (à la hausse et à la baisse). Nach der verſchiedenen Tendenz des Wirkens der Spekulanten bekommen dieſelben ſehr ſonderbare Namen. So ſtehen in Paris die Mineurs u. Contremineurs in ihren Operationen auf Steigen u. Fallen einander gerade gegenüber. Gefährlicher als beide ſind die Couliſſiers, welche ihren Namen von der Kuliſſe, einem der dem Parquet der Börſe nächſten Plätze, von welchem aus ſie die Schlußpreiſe am früheſten erfahren können, erhalten haben, und welche ſtets nur für wenige Tage ihre Spekulationen ſpielen laſſen, zu deren Erfolg ſie aber die meiſten politiſchen Lügen erfinden und ausſtreuen. Marodeurs heißen ſolche Spieler, die ſich zur Ruhe geſetzt

haben, **Parquet Kapitaliſten**, die dem Staatskredit an den Puls fühlen wollen, und bloße Neugierige, die die Börſe durchlaufen, ohne eigentlich Geſchäfte zu machen. Den unbegrenzten und unerlaubten Handel mit S.n pflegt man gewöhnlich **Agiotage**, **Windhandel** oder **Stock-Jobberei**, Papierſpekulanten überhaupt **Jobbers** zu nennen. Die letzten beiden Ausdrücke ſind dem engl. Börſenſpiel entlehnt; es bezeichnet aber Jobber oder Stock-Jobber eigentlich nur Denjenigen, welcher für ſeine eigene Rechnung mit S.n handelt.

Die wichtigſten Plätze für den Staatspapierhandrl ſind **London**, **Paris** und **Amſterdam**; von dieſen Märkten erſtreckt ſich derſelbe über **Frankfurt a. M.** nach Deutſchland, indem er ſich von hier aus weiter, ſüdlich über **Augsburg** und **Wien**, nördlich über **Leipzig u. Berlin**, nach dem höheren Norden zieht. In London, wie überall, geſchieht dieſer Handel in der Börſe. Vor 10 Uhr Morgens dürfen daſrlbſt keine Geſchäfte gemacht werden. Der älteſte Börſendiener gibt um Punkt 10 Uhr das Zeichen zum Beginne der Geſchäftszeit mit einer Schnarre. Man bietet nun zum Verkauf aus, ſucht zu verkaufen und ſtrebt dahin, den möglich günſtigſten Eröffnungspreis für ſeine Partei hervorzubringen. Oft ſchließt erſt der Abend die Börſe. Alle dieſe auf der **Stockbörſe** ſo beſchäftigten Menſchen nennt man den **Stock der Börſe** (Stock market), nach den **Stocks**, den in ewigr Renten verwandelten Anleihen, benannt. Man rechnet in London etwa 5000 ſo Spielender, ungerechnet die Mäkler (Brokers, Stock brokers, **Stockmäkler**), welche für ⅛ Proc. Grſchäfte beſorgen. Den Tag vor drm letzten des Monats entſcheidet ſich der Gewinn oder der Verluſt und die größten Manövers werden briderſeits noch angewendet, um für die unterriiegende Partei den Verluſt unbedeutender, für die ſiegende den Gewinn ſo hoch als möglich zu machen.

Bringt man die Mittel in Anſchlag, deren ſich der Staatspapierhandel zu ſeinen Spekulationen bedient, dir nicht ſelten den Namen Schwindeleien im vollſten Maße verdienen, ſo lirgt etwas tief Unſittliches und Verwerfliches darin. Die S., die der Grſetzgebung als ein ſicheres Pfand für ausgeliehene Kapitalien gelten, werden durch das Börſenſpiel Fluktuationen unterworfrn, welche in einzelnen Fällen die Hälfte ihres Werths und mehr zerſtören. Ein Werthmeſſer, drr drn Stand des großen Verkehrs, die Lage des öffentlichen Krrdits und der Stellung des Staats in dee Meinung des geſchäfttreibenden Publikums, das Vrrhältniß des Baarfonds zum Papierfond in jrdem Augenblick andeuten ſollte, wird dadurch zum unſicherſten Barometer, den es geben kann. Im Börſenſpiele entſtehen plötzlich koloſſale Vermögen, die eben ſo plötzlich wieder verſchwinden, Millionärs von geſtern ſind heute Bettler, alle Sichrrheit verſchwindet, das ſolide Geſchäft, das ſich mit mäßigem, aber ſicherem Gewinn begnügt, macht der Spekulationswuth Platz, die in einem Jahre, in einem Monat Reichthümer aufhäufen will. Erſt das Börſenſpiel hat den Staatseffektenhandel ſo außerordentlich ſenſitiv gemacht, daß jedes am politiſchen Himmel aufſteigende Wölkchen ſein Wohlſeyn ſtört. Die Börſe iſt in einem beſtändigen Allarm, in einem permanenten Fieber; kommt dann eine Kataſtrophe, ſo entſteht ein voreiliges: Rette ſich wer kann! und der Staat kann mit der poſitivſten Gewißheit darauf rechnen, von den Geldleuten, die ſeine Stützen und Pfeiler zu ſeyn behaupten, im Stich gelaſſen zu werden. Die Börſe verſchlimmert jede Kalamität, auf ihr Signal verſchwinden die Kapitalien, als hätte die Erde ſie verſchlungen, dieſer nie ausbleibende paniſche Schrecken iſt der mächtigſte Hülfsgenoſſe der Revolution, weil er die Stokkung der Geſchäfte ins Unendliche vermehrt. Kundige wollen behaupten, daß die Februarrevolution in Frankreich allein den Beſitzern von Papieren einen Schaden von 2000 Mill. Franken verurſacht habe. Dieſe Angabe mag an Uebertreibung leiden, gewiß iſt aber, daß der größte Theil des enormen Schadens, der allerdings in Folge dieſrr Revolution entſtand, durch das feige Benehmen der Börſe erzeugt wurde, ein Schaden, der nicht auf den großen Banquiers, die ſich erholt oder auch wohl gewonnen haben, wohl aber auf den kleinen Kapitaliſten haften geblieben iſt, die das Vorüberbrauſen des Sturms nicht abwarten konnten und mit Schaden verkaufen mußten. Die Verhältniſſe befördern die Anhäufung der großen Kapitalien in einzelnen Händen, woraus dee Socialismus mit Recht ſeine Hauptwaffe macht. Die Regierungen ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, gegen alle Mißbräuche des Börſenſpiels chriſtliche Nachſicht zu üben. Preußen hat 1844 mehre Geſetze grgen gewiſſe Schwindeleien im Eiſenbahnaktienverkehr erlaſſen, aber den großartigeren Schwindel des Staatspapierverkehrs unberührt gelaſſen. Polizeiliche Maßregeln, welche Oeſterreich in der neueſten Zeit in Bezug auf den Börſenverkehr traf, trugrn allzu ſehr den Stempel abſolutiſtiſcher Willkür, diktirt von dem krasseſten Eigennutz, als daß ſie dem Uebel ſelbſt hätten ans Leben geben können.

Die Aufzählung der einzelnen S. müſſen wir an dieſer Stelle unterlaſſen und verweiſen in dieſer Beziehung auf die Artikel, die den einzelnen Staaten gewidmet ſind. Vgl. **Th. Friedleben**, Börſenhandbuch, Hanau 1832.

Staatsperücke, Art Alongeperücke.

Staatspolitik, ſ. v. a. Staatskunſt.

Staatspolizei, ſ. **Polizei**.

Staatsprokurator, ſ. v. a. Staatsanwalt.

Staatspraxis (Staatsw.), das in der Staatsverwaltung ſich gebildet habende Gewohnheitsrrcht, die Obſervanz, welche oft Jahrzehnte lang ſich hinſchleppt, bis ein rauher Anſtoß von außen oder innen das ganze nicht eben auf den ſolideſten Grundlagen ruhende Gebäude zertrümmert. Die S. iſt um ſo verwerflicher, als ſie nur in ſeltenen Fällen zue allgemeinen Kenntniß der Staatsgehörigen gelangt und doch dem Geſetze gleich geachtet, ja demſelben oft vorgezogen wird. So weit die S. ſich bloß auf äußerliche Formalitäten bezieht, möchte ſie noch eher zu dulden ſeyn, als da, wo ſie in den materiellen

Google

Theil des Staatsrechts eingreift und oft die am ſchönſten klingenden Worte der Verfaſſungen vernichtet.

Staatsraiſon (Staatsnothrecht, Ratio status, Staatsw.), ein erſt in neueſter Zeit erfundener Ausdruck, durch welchen man den Verfaſſungs-, Eid- und Geſetzesbruch zu beſchönigen verſucht hat. Sobald der Staat ſeine Exiſtenz auf keine andere Weiſe zu retten vermag, ſagt man, iſt er befugt, Geſetze zu ſuspendiren und aufzuheben, Verträge zu brechen, neue Verordnungen zu erlaſſen ꝛc., kurz, nach der S. zu handeln. Dies möchte nun allerdings nicht ganz unrichtig ſeyn, wenn wirklich vom Staate und mithin von einer kompetenten Staatsgewalt die Rede wäre; iſt doch der Krieg auch nichts Anderes als ein Akt des Staatsnothrechts. Allein der Staat iſt denen, welche den Ausdruck S. erfunden, nichts Anderes als die Monarchie, und dieſer ſoll das Recht zuſtehen, ſich vor ihrem Untergang auf alle nur mögliche Weiſe zu bewahren. Es kann daher in ſtändiſchen Monarchien vermöge der S. der Monarch die ganze Legislation ohne Mitwirkung der Volksrepräſentation umſtoßen, und da die Annahme, der Staat könne ſich auf keine andere Weiſe retten, etwas rein Subjektives iſt, bleibt überhaupt jede konſtitutionelle Verfaſſung, welche das Staatsnothrecht ausdrücklich anerkennt, oder ſtillſchweigend geltend läßt, illuſoriſch. Das iſt die große Heuchelei unſerer Zeit in allen Verhältniſſen im Staatsleben, wie in der Kirche, im Handel und Wandel: auf der einen Seite gibt man ſich den Anſchein, das Rechte zu wollen, fördert die beſten Inſtitutionen, redet in ſchönen Worten, auf der anderen aber läßt man ſich ganz verſteckt, vielleicht ſogar durch ein ſchönblühendes Gewächs verborgen, ein Hinterpförtchen, durch welches ſich zur günſtigen Zeit der Dieb hinaus ſchleichen kann, um ſeine nächtlichen Gänge zu machen. Man kokettirt mit dem Ausdruck Rechtsſtaat, man nimmt Verfaſſungen an, man beſchwört ſie, aber das Staatsnothrecht gibt die Gewalt, ſie wie ein Schilfrohr zu zerbrechen. Daß unter ſolchen Verhältniſſen das Vertrauen zur konſtitutionell-monarchiſchen Staatsform nicht ſteigen kann, leuchtet ein: oftmaliger Gebrauch des Staatsnothrechts bringt uns endlich, freilich nicht auf direktem Wege, die Staatsfreiheit.

Staatsrath, 1) ein aus den höchſten Behörden und Perſonen zuſammengeſetztes Kollegium, welches die wichtigſten Staatsangelegenheiten vorbereitet und die Grundſätze vor deren Behandlung feſtſtellt. Kein Staat kann eines ſolchen Inſtituts, wie auch ſein Name, ſeine Organiſation und Machtvollkommenheit ſeyn mag, entbehren. Schon die röm. Imperatoren hatten ihre Konſiſtorien, in welchen die öffentlichen Maßregeln berathen wurden. In der ſpäteren Zeit, unter der Herrſchaft des Feudalismus, bildeten die Pairs (ſ. d.) den S. um die Perſon des Fürſten. Die Staatsräthe der neueren Zeit ſind im Allgemeinen von zweierlei Art, indem ſie einerſeits den oberſten Verwaltungs- u. Miniſterrath im Gegenſatze zu den legislativen Körpern und dem Kabinets- und Privatrathe des Fürſten umfaſſen, in welchem Falle die Mitglieder des S.s, wie in Norwegen und Schweden, verantwortliche Staatsbeamten ſind, die in höchſter Inſtanz die Verwaltung führen, während ſie einen im Weſentlichen nur berathenden Charakter da haben, wo ſie nach dem Muſter des ältern franz. Conseil d'état eingerichtet ſind. S. die den einzelnen Staaten gewidmeten Artikel. — 2) Das Mitglied eines S.s; — 3) Titel hoher Beamter.

Staatsrecht. Das S. ſtützt ſich auf die beiden Begriffe von Recht und Staat. In dem Artikel Staat iſt der Begriff Staat erörtert worden, in dem Artikel Recht u. ſeinen Theilen iſt bereits angegeben, welchen Platz das S. in dem Rechtsſyſtem findet. Nimmt man Recht im objektiven Sinn als den Inbegriff gewiſſer feſtſtehender Regeln der Handlungsweiſe in Bezug auf einzelne menſchliche Verhältniſſe, ſo ſcheidet ſich das ganze Rechtsgebiet in zwei Theile ab, deren einer ſich mit den Verhältniſſen des öffentlichen Rechts, deren anderer ſich mit den Verhältniſſen des Privatrechts beſchäftigt. Oeffentliches Recht im Gegenſatz zum Privatrecht nennt man nämlich dasjenige Recht, welches die Beziehungen und Verhältniſſe des politiſchen Lebens zum Gegenſtand hat, während das Privatrecht die Beziehungen des rechtlichen Verkehrs der Privatperſonen begreift. Natürlich, da ſich Recht und Staat gegenſeitig bedingen, iſt das Rechtsleben überhaupt nur im Staat, als einem politiſchen Körper, denkbar; es wird aber der Staat als Ganzes mit ſeinen weſentlichen Einrichtungen wiederum getrennt von der Maſſe der Staatsangehörigen aufgefaßt, und daher die Eintheilung in öffentliches und Privatrecht. Das öffentliche Recht iſt aber wieder verſchieden, je nachdem es den rechtlichen Verkehr der Staaten unter ſich behandelt, oder nur das Verhältniß der in einem und demſelben Staat ſich darſtellenden Beziehungen; das erſtere nennt man Völkerrecht, auch wohl äußeres S., das letztere Staatsrecht im engern Sinn, oder inneres S. Das Völkerrecht wird in dem Artikel Völkerrecht beſprochen, hierher gehört nur das eigentliche S. Es iſt dieſes innere oder eigentliche S. alſo einmal von Privatrecht zu unterſcheiden, welches die Verhältniſſe der Staatsangehörigen zu einander begreift, und dann von dem Völkerrecht, welches die Normen über den Verkehr verſchiedener Staaten unter ſich zuſammenfaßt. S. bezeichnet daher nur den Inbegriff der Rechtsnormen, welche über die Beziehungen der Staatsmittel zu dem Staatszweck gelten. Daſſelbe nennt man zwar auch Politik; wenn aber auch S. und Politik als abſtrakte Wiſſenſchaften oft für identiſch genommen werden, ſo iſt es doch nur die Politik, welche ſich mit der Anwendung der für die Verwendung der Staatsmittel zum Staatszweck erprobten Erfahrungen beſchäftigt, und es iſt andrer Seits nur das S., welches die aus den gangbaren Beziehungen der Staatsmittel zum Staatszweck abfließenden Regeln als Rechtsſätze ſammelt und ſyſtematiſch darſtellt. Dieſe Beziehungen treten nun aber hauptſächlich in zweifacher Weiſe hervor, entweder in Bezug auf das Verhältniß der

Digitized by Google

Staatsregierung, oder in Bezug auf die Staatsverfaſſung. Deshalb ſind die beiden vornehmlichſten Abſchnitte des S.s: 1) das Regierungs-, 2) das Verfaſſungsrecht, u. es ſind jene Beziehungen in beiderlei Hinſicht v. der Stellung der Staatsgewalt im Staate abhängig. Daher kommt es, daß man im gewöhnlichen Sinn S. als den Inbegriff der über dem Verhältniß der Staatsgewalt zu den Staatsangehörigen geltenden Rechtsnormen bezeichnet. Während ſich nun, wie oben angedeutet, das Recht nach ſeinem Gegenſtand in öffentliches u. Peivatrecht ſcheidet, ſo wird es nach ſeinem Urſprung in natürliches und poſitives getrennt, je nachdem es ſeine Sätze aus dem Naturrecht und der Rechtephiloſophie ſchöpft, oder aus den vorhandenen menſchlichen Satzungen u. Rechtsbüchern ableitet. Es iſt daher auch das S. entweder a) natürliches od. allgemeines S., d. h. dasjenige S., welches ſeine Lehrſätze aus dem Gebiete der Philoſophie, alſo aus der Anſchauung über Zweck und Weiſe des Staates unmittelbar entnimmt, oder b) poſitives od. beſonderes S., welches ſeine Rechtsſätze aus den Beſtimmungen der Geſetze, der Rechtsſatzungen, Gewohnheit und Herkommen eines Landes ableitet. Es zerfällt daher auch faſt jedes Lehrbuch über S. in einen allgemeinen Theil, welcher ſich mehr mit dem natürlichen S. beſchäftigt, und in einen beſondern, welcher das S. eines beſtimmten Staates nach ſeinen Grundgeſetzen entwickelt. Es läßt ſich überhaupt das S. in verſchiedener Art und Weiſe erörtern; entweder a) rein philoſophiſch, indem man das Weſen des Staates kritiſch zerlegt und den Zweck des Staates feſtſtellt, nach dem Zweck aber die dadurch bedingten Regeln für Verfaſſung und Regierung eines Staates überhaupt beſtimmt. Der Staat würde bloß ideal gedacht, indem man nicht einen beſtimmten, gegebenen Staat annimmt, ſondern den Staat nur abſtrakt auffaßt. Oder b) empiriſch, indem man die für beſtimmte Staaten geltenden Verfaſſungsgrundgeſetze (Konſtitutionen) zuſammenſtellt und die beſſeren Beſtimmungen herauszieht. Man würde ſich alſo aus vorhandenen Beiſpielen einen Muſterſtaat, ein Modell abbilden, in welcher Weiſe die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe am beſten zu regeln ſeyen. Dieſe Methode der Wiſſenſchaft könnte jedoch wohl eher Zweck der Politik, als des eigentlichen S.s ſeyn. c) Hiſtoriſch, indem man das für einen beſtimmten Staat gültige Geſetz und Herkommen nach Entſtehung und Ausbildung erörtert, auf Urſprung und Quelle zurückgeht und das einzelne Inſtitut des Staates in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhang aufſpürt und entwickelt. Es iſt dies wohl mehr Sache des Geſchichtforſchers, als des eigentlichen Politikers, und das S., ſo behandelt, würde eher eine Geſchichte der Politik, als ein Syſtem des S.s zu nennen ſeyn. d) Praktiſch, wenn man einen einzelnen beſtimmten Staat und deſſen poſitive Rechtsſatzungen von ſtaatsrechtlichem Intereſſe, wie ſie zur Zeit vorliegen und bekannt ſind, ins Auge faßt und in ein zweckmäßiges, überſichtliches Syſtem zuſammenſtellt. Das iſt das eigentliche poſitive S., wie es die gangbaren Lehrbücher des S.s in der Regel aufzufaſſen pflegen. Gewöhnlich aber wird das S. wiſſenſchaftlich ſo bearbeitet, daß man dieſe verſchiedenen Behandlungsarten zu einem einzigen, einheitlichen Syſtem vereinigt, entweder, indem man den philoſophiſchen Theil von dem übrigen trennt, oder zugleich mit dem empiriſchen verbindet, und den praktiſchen nachfolgen läßt, welchem man hiſtoriſche Erläuterungen einſtreut. Schon in den Zeiten des Alterthums waren die Fragen des innern S.s Gegenſtand philoſophiſcher Forſchungen. Abgeſehen davon, daß durch die Geſetzgebung griechiſcher Weltweiſen ihre Anſchauung vom Staatsleben, in beſtimmte Vorſchriften gefaßt, in die Verfaſſung einzelner Staaten überging, wie die ſoloniſche in die athenienſiſche, die Lycurgs in die ſpartaniſche, war es auch den Theoretikern der Schule eine bekannte Aufgabe, Zweck und Einrichtung des Staates durchzudisputiren. So Plato, von dem wir das Werk über die Republik beſitzen, deſſen Anſichten man gewöhnlich in die Bezeichnung der „platoniſchen Republik" zuſammenfaßt; ſo Ariſtoteles in ſeinen Büchern über die Republik, welche noch heut zu Tage zu Grund gelegt werden. Die Römer, in der Staatspraxis gewandt und ſicher, in den Verfaſſungsfragen durch die öffentliche Geſetzgebung geleitet, waren, wie in den meiſten Wiſſenſchaften, auch in der Theorie des S.s nicht fruchtbar. Das einzige Buch von Werth, was uns aus den alten Zeiten der Republik noch überkommen iſt, Cicero's de legibus, enthält nur Fragmente; ein zweites Werk von demſelben, de republica, beſitzen wir nur in Bruchſtücken. In das Corpus juris Juſtinians gingen nur wenige der ſtaatsrechtlichen Grundſätze mit über, meiſt auf die Municipalverfaſſung und das Recht des Fiskus in privatrechtlicher Beziehung gerichtet. In den Wirren der Völkerwanderung und den krieg- und kampfluſtigen Zeiten des Mittelalters zog ſich die Gelehrſamkeit auf die Zellen der Mönche zurück. Für das Verhältniß der Kirche zum Staat wurden einige wichtigere Beſtimmungen in den Büchern des kanoniſchen Rechts durch die Päpſte niedergelegt. Die erſte Erſcheinung von wiſſenſchaftlichem Werth war daher erſt das berüchtigte Buch über das Fürſtenthum von Macchiavelli, welches 1515 zu Venedig erſchien, ſeitdem mehrfach durch Gegenſchriften angefochten wurde (ſelbſt Friedrich der Große ſchrieb einen Antimacchiavell) und noch jetzt als der Inbegriff abſolutiſtiſcher und despotenfreundlicher Staatsweisheit gilt. Ihm entgegen ließ Thomas Morus ſein bekanntes freiſinniges Werk über den beſten Staat erſcheinen, welches den Titel führte: „De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia". Er konſtruirte ſich gleich Plato einen eigenen Staat, der auf der ſog. Inſel Utopien ſeinen Sitz hatte, daher auch der Ausdruck „Utopien" gleichbedeutend mit Chimären, Hirngeſpinnſten, Phantaſien, auch wohl utopiſchen Träumen ꝛc. iſt. Trotzdem erlebte das Werk eine Menge Auflagen, wurde ins Franzöſiſche und Deutſche überſetzt. Nach ihm thaten ſich Bodinus, Lipſius, Caſus u. Mariana

hervor, letzterer ein Italiener, der zuerſt — in einer an den König Philipp II. von Spanien gerichteten Schrift — die Lehre von der Volksſouveränität aufſtellte. Als hierauf im Laufe des 17. Jahrhunderts die Philoſophie an Bedeutſamkeit gewonnen und die erſten leuchtenden Blitze in das Dunkel dieſer Univerſalwiſſenſchaft hereinzuckten, war es auch das S., welches wieder als Gegenſtand philoſophiſcher Forſchungen aufgenommen wurde. Von da an läßt ſich in der Geſchichte des S.s Schritt vor Schritt die Entwickelung des Syſtems verfolgen. Zuerſt Hugo Grotius, welcher die Natur des Staates in dem Geſellſchaftstrieb findet, den Zweck auf den Genuß der Rechte jedes Einzelnen beſchränkt. Sein Nachfolger im Gebiet der Wiſſenſchaft, der Engländer Hobbes (Leviathan, 1668 erſchienen), trat mehr in die Fußtapfen Machiavells, vertheidigte nach Kräften den Despotismus. Nach ſeiner Aufſtellung bezeichnet die Natur des Menſchen nicht Geſellſchaftstrieb, ſondern Egoismus und Selbſtſucht. Urſprung des Staates ſey daher die wechſelſeitige Furcht. Eben weil das Fundament des Naturrechts die Selbſterhaltung, der Krieg Aller gegen Alle ſey, ſchaare die wechſelſeitige Furcht die Menſchen im Staat zuſammen, und es begebe ſich jeder ſeiner Rechte zu Gunſten Desjenigen, der die Gewalt beſitze. Hierin beruhe das Weſen der Staatsgewalt, und die Einigung zum Staat beſtehe einzig und allein in dem Unterwerfungsvertrag, d. h. der Willenserklärung, ſich ganz von den Befehlen einer höhern Gewalt abhängig zu machen. Nach Hobbes iſt der Regent die ſouveräne Willkür. Er ſteht außer dem Geſetz. Sein Wille iſt Geſetz. Die Bürger des Staates ſind geborne Sklaven. Da die Befugniß ſeiner Staatsgewalt maßlos iſt, iſt auch der Verzicht des Einzelnen auf den Eigenwillen maßlos, d. h. der Staatsgewalt iſt jeder Eingriff in das Privatrecht geſtattet. Ein ſolcher Staat iſt nicht auf das Menſchliche, ſondern auf das Thieriſche im Menſchen baſiet, ein Triumph der rohen Gewalt, eine Zwangsanſtalt zu einer knechtiſchen Erziehung des Menſchen ohne alle ſittliche Vorausſehung. Kein Wunder, daß ſich faſt alle ſpätern Philoſophen und Rechtslehrer, wenn ſie nicht ſelbſt in orthodoxer Lehre verſtockt ſind, gegen Hobbes wenden. Noch in der neuern Zeit erſchienen zwei gründliche Widerlegungen deſſelben von Feuerbach (Anti-Hobbes, oder über die Grenzen der höchſten Gewalt) und von Buchholz (Antileviathan). Aber ſchon die unmittelbaren Nachfolger von Hobbes, Puffendorf, welcher die von Hugo Grotius überkommene Theorie wieder aufnahm, u. Spinoza (Tractatus theologico-politicus), welcher als unermüdlicher Kämpfer für die auf gegenſeitige Anerkennung und den Trieb der Geſelligkeit geſtützte öffentliche Moral auftrat, wandten ſich gegen Hobbes. Ebenſo Thomaſius, welcher zuerſt den Unterſchied zwiſchen Recht u. Moral, Naturrecht u. Moralphiloſophie entwickelt, und nach ihm Wolf (De imperio publico, 1748), der von Friedrich Wilhelm I. geächtete freidenkende Philoſoph. Dazwiſchen ſind noch einige engliſche Denker zu erwähnen: Algernon Sidney (On governement, 1698) und Locke (Two treatises of government, 1696), welcher nicht bloß den hobbes'ſchen Krieg Aller gegen Alle verwirft, ſondern gerade im Naturzuſtand, als dem Zuſtand der vollkommenſten Freiheit, das Ziel der vollen Glückſeligkeit findet und den Staat nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet. Während dieſe Philoſophen mehr oder weniger den ſpätern Stand der Wiſſenſchaft vorbereiteten, trat ein neuer bedeutſamer Moment für die Ausbildung des S.s durch Montesquieu ein. So wie Rouſſeau der eigentliche Begründer der Volksſouveränität, ſo iſt Montesquieu als Begründer des konſtitutionellen S.s anzuſehen. In ſeinem Geiſt der Geſetze, welcher zuerſt 1748 erſchien, behandelt er in vergleichender Weiſe die Geſetzgebung der drei von ihm adoptirten Staatsformen, der Despotie, Monarchie und der Republik, und ſo wie ihm für die Republik das Alterthum zum Vorbild dient, und wie er in der Despotie das Syſtem des franzöſiſchen Königthums begriff, ſucht er durch die Monarchie, worunter er eben die beſchränkte oder konſtitutionelle Monarchie im Gegenſatz zur abſoluten oder zum Despotismus verſteht, die engliſchen Inſtitutionen zu verherrlichen. Er iſt der Erſte, der den Werth der engliſchen Verfaſſung im Ausland zur Anerkennung gebracht und zum Studium derſelben angeregt hat. Radikaler ging Rouſſeau (Du contrat social, 1762) zu Werk. Er ſtürzte die ganze bisherige Theorie, und ſtellte als Grundlage für jeden Staat den allgemeinen Willen des Volkes auf, nicht bloß den abſtrakt in dem Weſen des Staates an ſich begründeten, ſondern den numeriſch erkennbaren. Nach ſeiner Theorie iſt es das Volk ſelbſt, welches den Staat ſetzt, das Volk ſelbſt, welches ſich eine Staatsverfaſſung gibt, welches die Verfaſſung ändert und zu Gunſten einer andern aufgibt, Republiken errichtet oder Könige einſetzt. Dieſe Theorie war es, welche die erſte franzöſiſche Revolution adoptirte, deren Gefährlichkeit aber von deutſchen Denkern erſt bekämpft, dann durch Vermengung mit den Grundſätzen des monarchiſch-konſtitutionellen S.s abgeſchwächt wurde. Die Anerkennung fehlte trotzdem nicht (über die Konſequenzen vgl. Staat), und erſt Haller war es, welcher in ſeiner Reſtauration der Staatswiſſenſchaften (1816) als Hauptgegner der Vertragstheorie auftrat und die Nothwendigkeit des Staates auf das göttliche und bibliſche Recht zurückführte, eine Anſicht, die, aus der Myſtik des Mittelalters geſchöpft, in der neuern und neueſten Zeit wieder Anhänger geworben hat, deren weſentliche Anſchauung über den Staat, obſchon ſie hinſichtlich des Urſprungs und der religiös-ſittlichen Bedeutung des Staates weſentlich anderer Meinung ſind, doch in der Hauptſache auf Machiavell und Hobbes wieder zurücklaufen. Haller war kaum mit ſeiner Lehre aufgetreten, als ſich auch ſchon Gegner in Maſſe erhoben, ſo Krug (Die Staatswiſſenſchaft im Reſtaurationsprozeſſe, 1817), Pölitz (Staatslehre, 1818), Zachariä (Vierzig Bücher vom Staat, 1820), Ancillon (Ueber Staatswiſſenſchaft, 1820) u. Andere mehr. Mitten hindurch ging die Philo-

Digitized by Google

ſophie in Bezug auf ihre Forſchungen über Recht und Staat ihren eigenen Gang. Es folgten ſich nach einander das kantiſche, das fichteſche, das alt-ſchellingſche, das hegelſche Syſtem, die ſich in logiſcher Reihenfolge aus einander entwickelten und jeder in ſeiner Art die ſittlichen Fundamente des Staates erörterte. Kant hat die Ehre der Erfindung des Rechtsſtaates, geſtützt auf die Theorie des Sittengeſetzes. Er ſetzt das Rechts- oder Sittengeſetz als Zweck des Staates, die Aufrechterhaltung dieſes Zweckes als Gebot der Vernunft, daher der Urſprung und die Begründung der Staatsgewalt, deren Nichtexiſtenz das Zuſammenleben der Menſchen unmöglich mache, in deren Exiſtenz aber auch ſchon von ſelbſt das Gebot, ſie anzuerkennen und ihr zu gehorchen, liege. Während dieſe Grundlagen an ſich für jede Staatsform Rechtfertigung gewähren, hat Kant ſelbſt die Konſequenzen bedeutend weiter ausgedehnt. Er nennt die Geſetzgebung des Staates einen Akt des Geſammtwillens und ſieht das Weſen des Staatsbürgers in dem Recht der öffentlichen Stimmgebung; die reine und wahre Republik mit Repräſentativſyſtem ſey daher die rechtmäßige Verfaſſung, die primitive Form, alle Staatseinrichtungen anderer Art nur proviſoriſcher Natur. Fichte erkennt den Zweck des Staates in der Kultur zur Freiheit, die Staatsgewalt iſt die Macht des Rechts, das Recht ſelbſt die Bedingung des perſönlichen Selbſtbewußtſeyns, u. die unbeſchränkte Selbſtthätigkeit Sittlichkeit. Aus dem Zweck des Staates folgt aber auch das Recht des Volkes, ſeine Staatsverfaſſung zu verändern, als ein unveräußerliches Recht. In konſequenter Weiſe lehrt Fichte, wie für die Freiheit, ſo für die Gleichheit, iſt ein Feind aller Privilegien und der Vererbung von Vorrechten und macht ſelbſt praktiſche Vorſchläge zur Abſchaffung des Adels, indem er räth, um die ruhige Abſchaffung des Adels zu bewirken, ſollte man alle Staatsbürger zu Adeligen ernennen und Jedem die Befugniß einräumen, ſich Fürſt oder Freiherr zu nennen. Hegel begründet den Staat mit der Nothwendigkeit zur Durchführung der ſittlichen Idee. Der Staat iſt nach ihm bedingt durch die Einheit der verſchiedenen Einzelwillen in einem Geſammtwillen. Dieſer Geſammtwille, um abſtrakt zu denken, ſtellt das Selbſtbewußſeyn des Staates in derſelben Weiſe dar, wie der Einzelwille das Selbſtbewußtſeyn des Einzelnen. Um dieſes Geſammtbewußtſeyn zur Erkenntniß, zur Erſcheinung zu bringen, muß, ebenſo wie für den Willensakt des einzelnen Menſchen, ein Organ vorhanden ſeyn, und dies Organ iſt die Staatsgewalt. Während die althegelſche Schule dieſe Grundlagen feſthielt, zur Vertheidigung des beſtehenden Staates, wandte ſich die neuhegelſche Schule, indem ſie umgekehrt von der Spitze des Syſtems ausging, direkt gegen das Beſtehende, d. h. ſie verwarf den beſtehenden Staat, weil er dem Zweck der ſittlichen Idee nicht entſprach, ohne jedoch für dieſe Negation etwas Poſitives zu geben. Neue Elemente in die Staatswiſſenſchaften brachte der Fortgang der ſocialiſtiſchen Lehren namentlich in Frankreich herein. Der Socialismus griff die beſtehende Staatswirthſchaft oder die Staatsökonomie an und ſuchte dem um ſich greifenden Uebel der Verarmung, des geiſtigen und körperlichen Elends durch neue Lebensſtrömungen in den alten Staatskörper abzuhelfen. Der Staat an ſich iſt ihm entweder etwas Indifferentes, indem er behauptet, nicht die beliebige Staatsform, ſondern der materielle Gehalt der ſtaatlichen Einrichtungen mache das Weſen aus; oder die Staatsform iſt ihm Mittel zum Zweck, oder endlich jede Regierungsform iſt ihm geradezu hinderlich. Letztere Anſicht vertritt hauptſächlich der Kritiker der ſämmtlichen ſocialiſtiſchen Schulen, Proudhon. Vgl. Staat.

Sehen wir nach dieſem kurzen Abriß auf den dermaligen Stand der Wiſſenſchaft, ſo iſt außer Zweifel, daß wir alle Richtungen in Thätigkeit und die eigentlich demokratiſche als die vorherrſchende finden. Es iſt vertreten:

1) die rein-abſolutiſtiſch-ruſſiſche Schule,
2) die ultramontan-jeſuitiſche,
3) die gemäßigt-konſervative,
4) die doktrinär-liberale,
5) die gemäßigt-demokratiſche,
6) die radikal-demokratiſche,
7) die ſocialiſtiſch-demokratiſche,
8) die anarchiſtiſche Schule,

und faſt in jeder Schule über jedes Verhältniß des ſocialen, politiſchen und religiöſen Lebens Abweichungen und Unterarten, Freihändler und Schutzzöllner, Sklavenhalter und Abolitioniſten, Religiöſe und Atheiſten, Materialiſten und Ideologen, Nationale und Kosmopoliten, Revolutionäre und Reformers, und wie ſich die verſchiedenen Gegenſätze noch ſonſt gruppiren mögen. Es iſt natürlich, jeder Abſchnitt der Staatengeſchichte auf der einen, jede Epoche der wiſſenſchaftlichen Entwickelung auf der andern Seite, hat die Zahl der Parteien und die Spaltungen der Theorie vermehrt, und es hat allezeit und in jeden Verhältniſſen ſolche gegeben, welche die Vergangenheit zurück wünſchen (Reaktionäre) und deshalb ſowohl den Fortſchritt hemmen, als den Rückſchritt begünſtigen, oder ſolche, welche die Gegenwart lieben (Konſervative), und deshalb weder den Fortſchritt beſchleunigen, noch den Rückſchritt begunſtigen, oder ſolche endlich, welche an einer beſſern Zukunft arbeiten (Radikale), und daher den Rückſchritt lähmen und den Fortſchritt beflügeln. Aber über das Ziel des Rückſchritts, wie des Fortſchritts, über Art und Weiſe, Mittel und Wege des Verfahrens ſind die Vorſtellungen u. Beſtrebungen ſo verſchieden, daß es unter Reaktionären Radikale, unter Konſervativen Reaktionäre, und unter Radikalen Konſervative gibt. Die Lehrbücher des S.s haben einige Zeit geſchwiegen, ſo lange die Geſchichte gedonnert hat, und es iſt wohl keine Ausſicht für die nächſte Zeit, daß ſich die Weisheit des Lehrſtuhls in ſtill-gemüthlicher Weiſe fortentwickeln werde. Bald dürfte der Lärmen tobender Völker die Lehrſäle erdröhnen machen, und die Principienfragen, von den Bekennern der Wiſſenſchaft angefochten, oder vertheidigt, beſtätigt oder verworfen, auf einen Kampfplatz hinaus geſchleu-

dert werden, auf welchem die Vorſehung allein entſcheidet. Wie aber der Stand der Dinge iſt, kann bloß eine große Alternative der Entſcheidung anheimfallen, ob wir der Abſolutie (Volksknechtung) oder der Demokratie (Volksherrſchaft) anheim fallen. Die Volksſouveränität und das allgemeine Stimmrecht, das wird die Angel ſeyn, um welche ſich das ganze Syſtem des praktiſchen S.s drehen wird.

Das S. als beſondere Wiſſenſchaft iſt erſt ſeit Ende des 18. Jahrhunderts gepflegt worden. Schon früher hatten ſich einzelne Rechtslehrer auf das Feld des öffentlichen Rechts, namentlich des damals gültigen deutſchen Territorial-Staatsrechts und des Reichsverfaſſungsrechts, geworfen. Die erſte, ſehr fleißige und gründliche Forſchung in dieſem Gebiet unternahm aber Jakob Moſer, welcher einen Sammlergeiſt ſonder Gleichen beſaß. Sein „Deutſches S.“, welches innerhalb 15 Jahren erſchien, enthält 50 Bände, eine reiche Fundgrube für Staats- und Rechtsgeſchichte. Neben ihm ſind Faber und Lünig zu erwähnen, beide an Sammlergeiſt ihm nicht nachſtehend, wie es denn überhaupt Sitte der damaligen Gelehrten war, durch den Umfang und das Detail ihrer Werke die Bedeutung ihrer Gelehrſamkeit zu zeigen, auch wohl mit der Reichhaltigkeit des Wiſſens zu prunken. So ſchrieb Faber in einem Zeitraum von etwa 60 Jahren an einem fortlaufenden Werke, „Die europäiſche Staatskanzlei“, welches gegen 115 Bände zählt, während Lünigs „Reichsarchiv“ deren 24 enthält. Der erſte Staatsrechtslehrer von ſyſtematiſcher Bedeutſamkeit war Pütter, der alte Reichsrechtskonſulent. Er zuerſt brachte einige Ordnung in den vorhandenen Wuſt, entwarf ein Syſtem, trennte das natürliche Staatsrecht von dem poſitiven, das philoſophiſche von dem geſchichtlichen, und warf ſich vorzüglich auf das Praktiſche. So war er es auch zuerſt, der für das S. der einzelnen Reichsländer, das ſogenannte Territorialſtaatsrecht, den Weg bahnte. Seine Schriften ſind mannichfaltig. Hauptſächlich ſind zu merken „Entwickelung der Staatsverfaſſung“ (1786); — Literatur des S.s (1777); — Kurzer Begriff des deutſchen S.s (1768) und andere. Der reichhaltigſte nach ihm war Pölitz. Sein bekannteſtes Werk iſt: „Die Staatswiſſenſchaften im Lichte unſrer Zeit“ (1823), in 5 Bänden. Er theilt die geſammte Staatswiſſenſchaft in 12 Abſchnitte, die er im Einzelnen durchgeht, als: 1) Natur- und Völkerrecht, oder, was man jetzt unter dem Namen des philoſophiſchen oder natürlichen Staats- und Völkerrechts begreift. 2) Das Staats- und Staatenrecht, oder die wiſſenſchaftliche Darſtellung des poſitiven Staatsrechts. 3) Die Staatskunſt oder Politik, oder die wiſſenſchaftliche Darſtellung des Zuſammenhangs zwiſchen dem innern und äußern Staatsleben (wie Pölitz es nennt), nach den Grundſätzen des Rechts und der Klugheit. 4) Die Volkswirthſchaft, oder die Darſtellung der Quellen, Bedingungen, Beſtandtheile und Wirkungen des Wohlſtandes und des Vermögens eines Volkes, und der Mittel, durch welche ſie am ſicherſten für die Begründung, Beförderung, Erhaltung und Vermehrung der bürgerlichen Wohlfahrt benutzt werden kann. 5) Die Staatswirthſchaft, d. h. die Wiſſenſchaft, wie die Bedürfniſſe des Staates für Erreichung der Staatszwecke am zweckmäßigſten befriedigt und gedeckt werden ſollen. 6) Polizeiwiſſenſchaft, oder die Darſtellung der Grundſätze, nach welcher die öffentliche Sicherheit und Ordnung im Staate gewahrt, Bildung und Wohlfahrt begründet, erhalten und erhöht wird. 7) Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems. 8) Staatenkunde oder Statiſtik, d. h. die Darſtellung des innern und äußern Lebens der Staaten, wie es in der Gegenwart ſich zeigt. 9) Das öffentliche S., oder das Verfaſſungsrecht der einzelnen Staaten. 10) Das praktiſche europäiſche Völkerrecht. 11) Die Diplomatie, oder die Lehre von den Kenntniſſen, welche zum diplomatiſchen Verkehr der einzelnen Staaten erforderlich ſind. 12) Die Staatspraxis, d. h. die zu einer ſtaatsmänniſchen Befähigung erforderliche Kenntniß. Wenn auch nicht eine beſonders glückliche Logik, ſo läßt ſich doch der unendlich weite Umfang aus dieſer Eintheilung erkennen, welchen die Staatswiſſenſchaften dem Denker und Gelehrten gewähren. Die Literatur für jede einzelne Branche iſt zu reichhaltig, um hier näher aufgezählt zu werden. Die gehörige Durchführung des wiſſenſchaftlichen Materials zu einem tüchtigen, geordneten Syſtem ging auch Pölitz ab, und der Erſte, welcher der Behandlung des S.s eine ſtrenge, ſcharf abgegrenzte Richtung gab, war Schmidt (Lehrbuch des gemeinen deutſchen Staatsrechts, 1821). Schon früher hatte Eichhorn (Staats- und Rechtsgeſchichte, 1808) die Trennung des hiſtoriſchen von dem rein praktiſchen Staatsrecht in der Behandlungsweiſe verſucht, indem er in ſein Werk das hiſtoriſche Material allein aufnahm und nach den verſchiedenen Kulturabſchnitten erörterte. Schmidt ging, dieſes Reſultat feſthaltend, einen Schritt weiter, indem er das rein Politiſche von dem Staatsrechtlichen ausſchied und die philoſophiſche Frage mit juriſtiſcher Schärfe in die beſtimmten Theile des Syſtems verwies. Daneben ſchrieben Handbücher oder Syſteme des S.s: Jordan (Lehrbuch des allgemeinen und deutſchen S., 1831), Behr (Syſteme der allgemeinen und angewandten Staatslehre, 1810). Cretin (S., fortgeſetzt von Rotteck), in der neuern Zeit Zöpfl (Grundſätze des allgemeinen und konſtitutionellen S.s), Albrecht, Maurenbrecher (Grundſätze des heutigen deutſchen S.s). Am meiſten Ruf hat das Handbuch von Klüber (Oeffentliches Recht des deutſchen Bundes), ein Werk eben ſo wohl begründet, durchſtudirt, quellen- und gehaltreich, als freiſinnig und geſchmackvoll. Seit Schmidt und Klüber iſt es für die Lehrbücher des S.s Styl geworden, erſt einen allgemeinen Theil über die allgemeinen Grundſätze des S.s vorauszuſchicken und dann das deutſche S., insbeſondere das S. des deutſchen Reiches, des Rheinbundes und des deutſchen Bundes (Deutſches Bundesrecht) durchzugehen und hieran noch das Verfaſſungsrecht einzelner

deutſchen Staaten anzureihen. Pölitz in ſeinem vorgedachten Werk war umfaſſender geweſen, er gibt nicht nur das der deutſchen Staaten, ſondern das Verfaſſungsrecht ſämmtlicher europäiſcher Staaten. Förmliche Sammlungen der Konſtitutionen ſämmtlicher bekannter Staaten waren ſchon früher erſchienen, ſo namentlich: De la Croix, Constitutions des principaux états de l'Europe; Dufar, Duvergies und Guadet, Collection des constitutions, charter et lois fondamentales des peuples de l'Europe et des deux Amériques (1821), und Lanjuinais, Les constitutions des tous les peuples, ſowie die deutſchen Werke: Lüders, Diplomatiſches Archiv für Europa, fortgeſetzt von Pölitz (1819); Die Konſtitutionen der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren (1817); und ein älteres Werk von Martens, Sammlung der wichtigſten Reichsgrundgeſetze ꝛc. Eine neue Sammlung der neueſten Verfaſſungsurkunden, worunter die deutſche Reichsverfaſſung, die öſterreichiſche Verfaſſung, die preußiſche, die neue franzöſiſche Konſtitution u. a., iſt erſt vor 2 Jahren in Leipzig erſchienen.

Um zur Behandlung des deutſchen S.s zurückzukommen, ſo theilt man daſſelbe gewöhnlich 1) in gemeines, nämlich a) S. des deutſchen Reiches (bis zum J. 1806), b) S. des Rheinbundes (von 1806—1813), c) S. des deutſchen Bundes (1815 bis auf die neueſte Zeit); 2) in beſonderes, welches entweder die Grundſätze über das konſtitutionelle S., wie es den Verfaſſungen der Einzelſtaaten zu Grunde liegt, insbeſondere und vergleichungsweiſe zuſammenſtellt, oder das jedes einzelnen Staats abgeſondert darſtellt. Die erſtere Methode iſt die regelmäßigere, und gewöhnlich wird eine geſchichtliche Einleitung über das Territorialſtaatsrecht des deutſchen Reichs vorausgeſchickt. Das neueſte Syſtem, wie es in dem zöpfliſchen Lehrbuch dargeſtellt iſt, enthält folgende Theile: A. Einleitung (allgemeiner und philoſophiſcher Theil), welche ſich in 3 Abſchnitten, 1) über den Begriff und die Idee des Staates, 2) über den Staatszweck und 3) über den Urſprung des Staates verbreitet und in letzterer Beziehung die verſchiedene Theorie im Einzelnen beleuchtet. B. Erſter Theil: Verfaſſungsrecht im Allgemeinen und Beſonderen, und zwar: I. Allgemeines Verfaſſungsrecht, oder die allgemeinen Umriſſe oder die weſentlichen Beſtandtheile der ſtaatlichen Organiſation. In mehren Abſchnitten wird hier 1) von der Staatsgewalt und dem Souverän, 2) von der Erwerbung der Souveränität, 3) von den Pflichten der Unterthanen, welche der Souveränität gegenüberſtehen, 4) von Beendigung der Souveränität; 5) von den Hoheitsrechten, 6) von den Unterthanen, 7) von den Volksrechten, 8) von der Verfaſſung insbeſondere gehandelt. II. Das Verfaſſungsrecht der konſtitutionellen Monarchie insbeſondere, oder die allgemeinen Lehren des konſtitutionell-monarchiſchen Syſtems, namentlich über die Volksvertretung, deren Rechte und Pflichten, von der fürſtlichen Prärogative, den allgemeinen Rechten des Volkes und den Garantien der Verfaſſung. C. Zweiter Theil, das Verwaltungsrecht in zwei Abſchnitten, von der Ausübung der politiſchen Gewalten, und von der Ausübung der materiellen Hoheitsrechte. Endlich folgt D. ein Anhang, in welchem in 2 Abtheilungen das Verfaſſungs- u. Verwaltungsrecht des deutſchen Areals durchgegangen wird.

Dies iſt in den Grundlinien der gewöhnliche Abriß des deutſchen S.s nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen. Ein S., welches dem Erforderniß der Jetztzeit genügen ſoll, müßte ſchon von vorneherein einen weitern Geſichtspunkt haben, wenn man es nicht eben geradezu auf ein beſtimmtes Land, wie z. B. Deutſchland, beſchränken will. Indeſſen auch hier ließe ſich präciſer und zugleich umfaſſender zu Werke gehn. Es iſt freilich unendlich ſchwierig, das ganze Gebiet des S.s ſo gedrängt und doch überſichtlich darzuſtellen, daß ſich ein genaues u. vollkommenes Bild davon machen läßt. Man müßte aber, um vollſtändig und nicht einſeitig zu ſeyn, die oben angedeuteten vier Methoden in einem Syſtem vereinigen. Als Einleitung iſt vorauszuſchicken in drei Abſchnitten die hiſtoriſche, die philoſophiſche und die ſocialiſtiſche Anſchauung über den Staat, aber jeder Abſchnitt in der Weiſe, daß die Literatur dabei kurz angedeutet, zugleich alſo eine Literaturgeſchichte eingeflochten wird. Dann folgt der allgemeine Theil, die Erörterung des Staatszwecks und die Staatsorganiſation, namentlich in Bezug auf die Regierungsformen. In letzterer Beziehung ſind die verſchiedenen Formen der Regierung durchzugehen in ihren Mängeln und Vorzügen, dabei aber auf die republikaniſchen ebenſo, wie auf die monarchiſchen Rückſicht zu nehmen. Während der allgemeine Theil dies nur andeuten kann, ſind dann im ſpeciellen Theil, der ſich anreiht, dieſe Grundformen des Staates im Einzelnen zu beſprechen, und hieran als Anhang die Erörterung des poſitiven S.s des beſtimmten Staates, den man im Auge hat, anzufügen.

Was ſchließlich die Quellen des S.s, insbeſondere des deutſchen S.s, anlangt, ſo werden außer den Friedensſchlüſſen, Staatsverträgen, Landtagsverhandlungen und ſonſtigen geſchichtlichen Urkunden auch noch das Herkommen, die Staatspraxis, die Landesgeſetze, die Verfaſſungsurkunde, die Bundesgrundgeſetze hierher gerechnet, auch ſubſidiar die fremden, in Deutſchland recipirten Rechtsbücher, namentlich das kanoniſche Recht (Verhältniß von Kirche zu Staat) und das römiſche Recht (die privatrechtlichen Grundſätze über das Recht des Fiskus und die Municipalgeſetze).

Als Hülfswiſſenſchaften des S.s werden dagegen betrachtet: das Völkerrecht und die Diplomatie, die Philoſophie, insbeſondere die Rechtsphiloſophie, die Geſchichte, beſonders die Staats- und Rechtsgeſchichte, die Politik, Staatswirthſchafts- und Finanzlehre, die ſog. Kameralwiſſenſchaften, das Polizeirecht, Statiſtik, die Geographie ꝛc. In der neueſten Zeit kommt zu dieſem Allen noch die Literatur über das Geſellſchaftsrecht, über den Socialismus u. ſeine verſchiedenen Abzweigungen. Das neueſte Werk hierüber: Der ſociale Staat von Julius Fröbel, ebenſo vollendet in ſeiner philoſophi-

ſchen, wie hiſtoriſchen Anſchauung; rückt uns, abgeſehen von dem Syſtem, welches im Ganzen herrſcht, das Geſellſchaftsweſen von Geſchichtsalter zu Geſchichtsalter deutlich und in getreuem Abbilde vor Augen. Das gleichzeitige Werk von **Mundt**, Die Geſchichte der Geſellſchaft in ihren neuern Entwickelungen, bleibt weit dahinter zurück. Das Buch von **Stein** (Socialismus und Kommunismus in Frankreich), ſo trefflich und klar es in der Schilderung der ſocialen Theorien iſt, gibt doch im Weſentlichen nur eine Darſtellung der gangbaren ſocialen Schulen, ſowie ſich, außer bei Fröbel, die deutſche ſocialiſtiſche Literatur überhaupt nur damit beſchäftigt, Auszüge aus dem Franzöſiſchen zu geben. Unverkennbar iſt dabei doch, wie ſchon bemerkt, der Einfluß der ſocialen Lehren auf die Umbildung des S.s ſelbſt, und in 10 Jahren wird ein S. ganz anders geſchrieben ſeyn, als es heutzutage noch geſchieht, denn das S. muß ſich jetzt vornehmlich dahin erweitern, ſowohl die Grundſätze aufzuſtellen, nach welchen der Staat als ſolcher ſich zu den allgemeinen Zwecken der Geſellſchaft in ſeiner Wirkſamkeit zu erhalten hat, als auch die Thätigkeit zu ſchildern, in welche der Staat in Bezug auf beſtimmte, ſchon beſtehende Kreiſe des ſocialen Lebens zu treten hat. Erſt hierdurch wird das S. für die Anſprüche der Neuzeit eine wiſſenſchaftliche Abrundung und Präciſion erhalten.

Staatsreden, ſ. v. a. Politiſche Reden, ſ. **Rede**.

Staatsregierung, im weitern Sinn alle diejenigen Behörden und Perſonen, welchen die Ausübung der Staatsgewalt übertragen iſt, im engeren Sinne aber nur Diejenigen, welche mit der befehlenden Gewalt bekleidet ſind, alſo das Staatsoberhaupt, der Regent; ſ. **Staat**.

Staatsreligion (Staats- und Kirchenwiſſenſch.). Eines der heiligſten Güter des Menſchen iſt Glaubens- und Gewiſſensfreiheit. Niemand kann gezwungen werden, an gewiſſe Formeln und Buchſtaben zu glauben; und vermag man ſelbſt es durch Zwangsmaßregeln dahin zu bringen, daß Jemand äußerlich vorgibt, er hege einen beſtimmten Glauben, ſo iſt dieſes höchſtens ein offenbarer Zwang zur Heuchelei; der Glaube ſelbſt kann nicht in die Bruſt gepflanzt werden; er iſt ein Produkt der ſelbſteigenen freien Ueberzeugung, und nur als ſolches verdient er Achtung und Anerkennung. Und doch hat keines der „Menſchenrechte“ größere Beeinträchtigungen zu erfahren gehabt, in härteren Kämpfen vertheidigt werden müſſen, als das ſo einfache und ſich von ſelbſt verſtehende der Glaubensfreiheit. Die Beſchränktheit und der Unverſtand oder auch der böſe Wille und die Herrſchſucht ſind natürliche Feinde derſelben; daher die Verketzerung jedes neuen gefährlich erſcheinenden Gedankens, daher die nicht ſelten mit körperlichen Martern, ja Tödtung verknüpften Befehdungen des Urhebers, daher der kleinliche Eifer, alles mit der neuen Lehre in Zuſammenhang Stehende zu unterdrücken und auszurotten. So hat bei den ſonſt aufgeklärten Athenienſern ein Sokrates den Giftbecher trinken müſſen, Chriſtus ſtarb am Kreuze, die Römer opferten Tauſende von Chriſten mit erfinderiſcher Grauſamkeit ihren Götzen, die katholiſche Kirche, die Trägerin und Fortpflanzerin der Chriſtusliebe (!!), verbrannte auf ihren Scheiterhaufen die Ketzer in Schaaren, und die proteſtantiſche Kirche — dieſe hat, mit ihrer katholiſchen Schweſter Hand in Hand gehend, ein neues Mittel erfunden: ſie tödtet die von ihr Diſſentirenden nicht mehr körperlich, ſie raubt ihnen aber ihre bürgerliche Exiſtenz im Staat, ſie tödtet ſie politiſch. Erſt nach der Reformation iſt der ſchöne Grundſatz aufgekommen: „Cujus regio ejus religio“, und die Reformation ſelbſt mußte ihren Namen hergeben für ein Recht (!!), wie das Jus reformationis, welches den Grundſatz anerkennt, daß ein Landesherr in ſeinem Gebiete keine andere Religion zu dulden brauche, als die ſeinige. So bildete ſich denn in allen Staaten Deutſchlands eine **Staatskirche** aus, d. h. eine der verſchiedenen Religionsparteien wurde als die allein wahre geſchützt und bevorzugt, während die anderen ihr gegenüber nur als geduldet erſchienen, oft aber auch alle möglichen Unterdrückungen und Verfolgungen erdulden mußten. Zur S. wurde diejenige Konfeſſion erhoben, welcher das Staatsoberhaupt angehörte; nur in einigen ſeltenen Fällen (wie z. B. in Sachſen) iſt durch einen ſpäteren Religionswechſel der regierenden Familie das Verhältniß anders geſtaltet worden. Schon durch den weſtphäliſchen Frieden war indeſſen das Reformationsrecht der Landesherren in ſo weit beſchränkt worden, daß überall der Zuſtand, wie er im „Normaljahr“ 1624 geweſen, aufrecht erhalten werden ſollte. Dieſer Grundſatz wurde aber keineswegs mit Konſequenz aufrecht erhalten, und beſonders die katholiſchen Regenten ließen ſich viele Verſtöße wider denſelben zu Schulden kommen. Eben ſo wenig traten die Beſtimmungen der Bundesakte (Art. 16: „Die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteien kann, in den Ländern und Gebieten des deutſchen Bundes, keinen Unterſchied in dem Genuſſe der bürgerlichen und politiſchen Rechte begründen“) überall in Kraft, beſonders in Oeſterreich wurde die evangeliſche Kirche immer nur als geduldet betrachtet. In Preußen war der Grundſatz ebenfalls nur in ſo weit zur Wahrheit geworden, als man die Bekenner der drei in Deutſchland beſtehenden Hauptkirchen: der katholiſchen, der proteſtantiſchen und reformirten, einander gleichſtellte (bezüglich die Bekenner der beiden letzteren unirte). Weiter aber ging die preußiſche Freiſinnigkeit auch nicht. Abgeſehen davon, daß die Juden noch immer ihre Pariaſtellung einnahmen, wurden auch neu entſtandene chriſtliche Religionsſekten nicht als gleichberechtigt anerkannt, und man ging ſo weit, die ſo freiſinnig lautende Beſtimmung des Artikels 16 der Bundesakte authentiſch dahin zu interpretiren, daß unter „chriſtlichen Religionsparteien“ nur die 3 „anerkannten“ oben genannten chriſtlichen Hauptſekten zu verſtehen ſeyen. Dieſer Grundſatz hat ſich denn auch bis auf den heutigen Tag erhalten und wird im gegenwärtigen Augenblick in einer Weiſe zur Geltung gebracht, die wir bei der jetzigen deutſchen „Preß-

Digitized by Google

nen. Vielleicht iſt es uns möglich, am Schluß unſeres Werkes in den Nachträgen etwas näher auf dieſes intereſſante Thema einzugehen.

Staatsrevolution, ſ. Revolution.

Staatsriſtretto, ſ. Riſtretto.

Staatsſchatz, im Allgemeinen ſ. v. a. Staatskaſſe (ſ. Fiskus), im Beſondern aber der Vorrath an Geld und werthvollen Gegenſtänden, welcher in der Staatskaſſe aufgeſammelt und dann wohl unter eine beſondere geheime Verwahrung und Verwaltung gegeben wird. Die neueren Staatswirthſchaftslehrer haben ſich mit guten Gründen gegen die Zweckmäßigkeit der Aufſammlung eines ſolchen Schatzes ausgeſprochen, da derſelbe ein todtliegendes Kapital ſey und dem Wohlſtand des Volks, ja ſelbſt für die Regierung ſchädlich ſey. Indeſſen hängt es von den beſonderen Umſtänden ab, ob die nachtheiligen Folgen, welche durch das Müßigliegen von Geldſummen, die im Umlaufe den bürgerlichen Verkehr beleben und die Einkünfte der Regierung vermehren würden, entſtehen, durch den Vortheil aufgehoben werden, daß die Regierung für plötzlich entſtehende große Bedürfniſſe, auf den Fall eines Krieges u. ſ. w., die nöthigen Geldmittel in Bereitſchaft hae, ein Vortheil, der ſich in neuerer Zeit wiederholt geltend gemacht hat. Uebrigens verbietet der jetzige Finanzzuſtand der meiſten Staaten und die hohen Schuldenlaſten derſelben die Anhäufung großer Summen von ſelbſt, wie auf der andern Seite der überfeinerte Kulturzuſtand Mittel an die Hand gibt, ſich durch Anleihen und andere Mittel im Nothfalle Geld zu verſchaffen. Vgl. Schatz (Staatsw.).

Staatsſchrift, eine Schrift, welche ſich über einen einzelnen politiſchen Fall erläuternd und vertheidigend ausſpricht.

Staatsſchulden, Schulden, welche der Staat oder die Staatsbehörde als moraliſche Perſon kontrahirt hat und von denen die Privat- und Familienſchulden des Regenten und die Gemeinſchulden, die beide als Privatſchulden Einzelner zu betrachten ſind, unterſchieden werden müſſen. Das Alterthum kannte, wie die Finanzgeſchichte z. B. der Römer und der Staatshaushalt der Athenienſer lehrt, eben ſo wenig ein geregeltes Anlehnsſyſtem, als das Mittelalter, das als Baſis der Verfaſſung nur allein den Grundbeſitz anerkannte, mit alleiniger Ausnahme der italien. Handelsſtaaten, die, wie die Florentiner, Genueſer und Lombarden, in der Erkenntniß der wahren Natur und innern Kraft des Geldes den übrigen Staaten voraneilten. Die mittelalterlichen Anleihen waren in der Regel wenig von Privatſchuldkontrakten verſchieden. Ein feſtes Anlehensſyſtem konnte nicht eher entſtehen, als bis Staatskredit vorhanden war, d. h. das Vertrauen in eine Regierung, daß ſie Kraft und guten Willen haben und behalten werde, die von ihr eingegangenen Schuldverbindlichkeiten zu gehöriger Zeit richtig zu erfüllen. Wenn auch England das Mutterland des wahren Staatskredites iſt, ſo ſchreibt ſich doch die Befeſtigung des Staatsvertrauens in Geldoperationen im Allgemeinen erſt von den Tagen der franzöſiſchen Revolution her. Seitdem iſt nicht mehr derjenige Staat der mächtigere, welcher die meiſten Unterthanen, das größte Gebiet oder die ſtärkſte Heeresmacht beſitzt, ſondern derjenige, welcher den meiſten Kredit hat, der alſo ſeine Anlehen am leichteſten und wohlfeilſten aufbringen kann; alle Politik fußt ſeitdem auf dieſem Vertrauen. Daſſelbe hängt aber von dem Benehmen der Regierung nach innen und außen ab, von ihrem Staatshaushalte und der Art, wie ſie dieſen zu verwalten pflegt, namentlich ob ſie deſſen Grundſätze öffentlich darlege, alle Bedingungen eines Anlehens gewiſſenhaft erfülle, alle Anleihen gehörig ſicher ſtelle, für einen tüchtigen Tilgungsſtock ſorge, deſſen Verwaltung ganz ſelbſtſtändig mache, jeden Eingriff für fremdartige Zwecke vermeide, nirgends einen Schleier des Geheimniſſes überdecke, überhaupt den Kredit nicht als eine Kunſt, Schulden zu machen, betrachte, ſondern ihn überall auf das Vertrauen zu ihrer Kraft und ihrem guten Willen ſtütze, von der Ueberzeugung ausgehend, daß ſich Kredit niemals erzwingen laſſe. Sehr richtig bemerkt Nebenius in ſeinem durchdachten Werke „Der öffentliche Kredit" (Karlsruhe 1829): „Nur was die Hülfsquellen der Regierung vermehrt und den Glauben an treues Worthalten nährt und ſtärkt, vermag den Staatskredit zu heben u. zu befeſtigen". Von dieſem Kredit, als der beſten Quelle des mittelbaren Staatseinkommens, macht die Regierung auf doppelte Weiſe Gebrauch, einmal durch Ausgaben von Papiergelde oder durch Anleihen. Wenn man bedenkt, daß der Werth des Papiergeldes auf keinem innern Gehalte beruht und daher mit den äußeren Verhältniſſen der Staaten ſinken und ſteigen muß, und je mehr derſelbe ſinkt, deſto höher durch Einwechſeln deſſelben die S. ſteigen, daß ferner in dieſem Falle das Bedürfniß der Kreirung weiteren Papiergeldes eintritt und dieſe Vermehrung der Geldmenge Entwerthung deſſelben bewirkt, ſo muß man nothwendig der Aufnahme verzinslicher Darlehen als dem zweckmäßigeren Mittel, um in Zeiten öffentlicher Kalamitäten die außerordentlichen Bedürfniſſe zu decken, den Vorzug einräumen. Auch hier fehlen zwar Schattenſeiten nicht, doch ſind ſie immer noch geringer als diejenigen des Papiergeldes (vgl. unten).

Die verſchiedenen Arten von Anleihen haben nach und nach zu gewiſſen Formen der Staatsſchuld geführt, wodurch auch der Verkehr mit Staatspapieren an innerer Feſtigkeit gewann. Alle Staatsſchuld iſt entweder eine fundirte oder eine ſchwebende (Dette fondée on flottante). Unter fundirter Staatsſchuld verſtand man früher diejenige, zu deren Sicherheit beſondere Unterpfänder verſchrieben wurden; jetzt aber verſteht man unter ihr eine ſolche, welche auf die Geſammtkräfte eines Staates und die Gewähr der Landſtände, wo dergleichen vorhanden ſind, eingegangen und förmlich in das Staatsſchuldenbuch eingetragen, auch wegen der Zinſen und Abtragung, oder doch wenigſtens hinſichtlich der Zinſen, durch Ausweiſung eines beſonde en Kapitalſtockes gehörig ſicher geſtellt

wird. *Schwebende oder nicht fundirte* Staatsſchuld dagegen heißt jede bald vorübergehende, die man mit den Einkünften der nächſten Jahre ſchon gänzlich zu tilgen gedenkt und darum gar nicht in das Staatsſchuldbuch einträgt. Die Form, in der dieſe Schulden gewirkt werden, iſt entweder die Ausgabe verzinslicher Obligationen, oder noch häufiger die verzinslicher Kaſſenanweiſungen (Bons royaux, Echeques bills, Schatzkammerſcheine), die Montagne, nachmaliger Lord Halifax, 1696 aufbrachte. Andere, wie Bender in ſeinem umfaſſenden Werke „Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande“ theilen die Staatsſchuld auch in *geſchloſſene* und *offene*, je nachdem Umfang und Tilgungszeit eines Anlehens von vorn herein beſtimmt iſt, oder der Staat ſich die Befugniß zur Ausgabe weiterer Maſſen von Papieren derſelben Art vorbehalten hat.

Die S. ſind leider einer der Hauptfaktoren des modernen Staatslebens geworden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten 1791 eine Staatsſchuld von 75,169,974 Doll., die 1816 ihren höchſten Stand, nämlich 123,016,375 Dollars erreichte, aber 1829 auf 58,362,135 Dollars geſunken und 1835 gänzlich getilgt worden iſt. Dagegen haben die europäiſchen Staaten und zwar gerade die reichſten, civiliſirteſten und mächtigſten, die großen, faſt nicht zu berechnenden Kommunal-, Kreis-, Landſchafts-, Departementsſchulden *nicht mitgezählt*, eine ſolche Schuldenmaſſe auf ſich geladen, wie dieſes in der früheren Staatengeſchichte nie geſchehen war, und es greift dieſes Schuldenweſen ſo tief und nach allen Seiten in die wirthſchaftlichen und ſittlichen Verhältniſſe der Völker ein und übt auf den Staatshaushalt, die Politik und die internationalen Beziehungen einen ſo mächtigen Einfluß aus, daß es mit Recht die Aufmerkſamkeit jedes denkenden Mannes in Anſpruch nimmt. Fragen wir zunächſt nach den Urſachen dieſer Erſcheinung, ſo können wir kurz antworten: dieſelben liegen einestheils in unſerm heutigen weſentlich monarchiſchen Staatenſyſteme, welches große Civilliſten, reiche Dotation der Hofämter, ſtehende Heere, eine gegliederte Bureaukratie und unmäßig koſtſpielige Repräſentation nach außen erfordert, anderntheils aber auch in dem größeren Aufwand, welchen die geſteigerten Verkehrs- und Bildungsbedürfniſſe unſerer Zeit für öffentliche Bauten (Straßen, Kanäle, Eiſenbahnen ꝛc.), Kunſt- und wiſſenſchaftliche Anſtalten nothwendig machen. Auch trägt der unbeſchränkte Kredit, welcher den Staaten gewährt wird, viel zur reißenden Vermehrung ihrer Schulden bei. Daß es unſittlich und unmoraliſch ſey, eine Schuld, welche die lebende Generation kontrahirt, die ſie, ihres Intereſſes willen, durch ihren Uebermuth oder ihre Schwäche auf den Staat gewälzt hat, den kommenden Geſchlechtern zuzuſchieben, iſt nicht zu bezweifeln, und ebenſo iſt die Frage, ob es klug gehandelt ſey, durch Einräumung des Rechts, zahlloſe Wechſel auf die Zukunft auszuſtellen, die ehrgeizigen Plane von Fürſten und Miniſtern zu unterſtützen, durchaus zu verneinen. Daß aber oft die Macht der Umſtände den Staat zu pekuniären Anſtrengungen zwingt, zu welchen die angeſpannteſten Kräfte der Gegenwart nicht hinreichen, daß oft Wohlſtand, Ehre, Unabhängigkeit eines Volks von der Benutzung jenes Hülfsmittels abhängt, darf ebenfalls nicht verkannt werden. Es kann wohl als Princip gelten, daß bei Zwecken, welche auch künftigen Generationen zu Gute kommen, die aber im Augenblick nur mit zerſtörender Schwächung des Wohlſtandes der Väter erreicht werden könnten, es gerecht ſey, auch die Kinder und Enkel, die Erben der Väter, in Anſpruch zu nehmen. Wie hoch aber ein Staat im äußerſten Falle mit Schulden belaſtet werden könne, ohne daß durch ſie der Wohlſtand in ſeinen Wurzeln angegriffen wird, läßt ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen. Der Druck, den die zur Verzinſung und allmähligen Schuldenabtragung erforderliche Steuerlaſt in Verbindung mit den übrigen Staatsabgaben auf die Steuerpflichtigen in Zukunft ausüben wird, kann hierüber allein entſcheiden. Bei der anzuſtellenden Wahrſcheinlichkeitsrechnung darf nicht überſehen werden, daß mit der vielleicht zu hoffenden Vermehrung der Einkünfte auch die ordentlichen öffentlichen Bedürfniſſe ſteigen und daß auch der Zukunft Ausgaben warten, die ſie zu außerordentlichen Anſtrengungen nöthigen.

Wenn der Staatskredit nur in den äußerſten Fällen der Noth und mit der gehörigen Vorſicht benutzt wird, ſo iſt er wohl das zweckmäßigſte Mittel, um außerordentliche Bedürfniſſe des Staats zu decken. Die Vorſchläge, welche man gemacht hat, um ihn als entbehrlich zu entfernen, gehen einestheils dahin, die einzelnen Steuerpflichtigen, auch wenn für den Augenblick ihre Kräfte nicht ausreichen ſollten, dennoch in Anſpruch zu nehmen, indem die nöthige Summe auf ſie umzulegen ſey und ihnen dann überlaſſen werden müſſe, ſich ſelbſt durch Anleihen zu helfen; anderntheils aber wird gerathen, vorſorglich einen Staatsſchatz anzuſammeln, um dann im Augenblick der Noth nicht in Verlegenheit zu kommen. Dieſe beiden Mittel aber, den Staatskredit unentbehrlich zu machen, führen, wenn man ſie genauer betrachtet, zu größeren Uebeln und ſind gefährlicher als eine vorſichtige Benutzung deſſelben; bei dem zweiten derſelben weiſen wir nur auf das Unſinnige hin, einen Theil des Volkseinkommens in *todtes Kapital* zu verwandeln. Hat man aber auf der andern Seite darauf hingewieſen, daß, wird die Anleihe im Inlande eröffnet, entbehrliche Kapitale, und zwar gewöhnlich die der reicheren Klaſſen, der Regierung zugeführt werden, um durch den Umlauf derſelben dem Volksvermögen für den Augenblick einen Gewinn zu verſchaffen, ſo iſt dieſer Vortheil nur vorübergehend, und Napoleon ſagte im Allgemeinen mit Recht: „Jedes ſelbſt wohlberechnete Anleiheſyſtem iſt ein Mittel, unmoraliſch und verderblich zugleich. Es beſteuert im Voraus die künftigen Generationen; es opfert dem gegenwärtigen Augenblicke das theuerſte Gut freiheit“ nur mit Stillſchweigen übergehen kön-

der Menſchheit, das Glück der Kinder; es untergräbt unbemerkt das Staatsgebäude und verdammt eine Generation zu den Verwünſchungen der folgenden". Deshalb iſt es, wie Pölitz in ſeiner „Finanzwiſſenſchaft" bemerkt, „für Regierungen und Völker gefährlich, wenn man die einſchmeichelnde Lehre aufſtellt, der Volkswohlſtand und Reichthum werde durch das Schuldenmachen vermehrt; es ſey daher nicht bloß unſchädlich, ſondern ſogar nützlich. Die Jahrbücher der Geſchichte haben doch wohl hinreichend über die Folgen des Schuldenmachens in dem innern und äußern Staatenleben entſchieden. Denn die von der Regierung erborgten Kapitale werden verzehrt, ſo daß ihr Werth verloren geht, während der Privatmann, wenn er Kapitale aufnimmt, durch dieſelben gewöhnlich neue Kapitale erzeugt und außerdem die aufgenommenen zurückzahlen kann. Dagegen müſſen von den Kapitalien, welche die Regierung aufnimmt, die Zinſen von dem Volke durch geſteigerte Abgaben ausgemittelt und auch die Rückzahlung des Kapitals gedeckt werden, ohne daß das aufgenommene Kapital ſelbſt zur Vermehrung des Nationalreichthums oder zur Erzeugung neuer Kapitale für den Volkswohlſtand angelegt worden iſt". Außerdem darf man nicht vergeſſen, daß die über die öffentlichen Schulden ausgeſtellten Staatspapiere nur ſo lange und in dem Grade Werth haben, als der Staat ſelbſt Kredit beſitzt; denn das Kapital, worauf ſie lauten, iſt konſumirt und beruht nicht auf feſten Hypotheken und Verbriefungen, wie bei den Schulden der Privatperſonen. In dieſem Falle verliert der einheimiſche Gläubiger ſelbſt ſeine reellen Güter, und der Staat büßt, wenn er im Auslande borgte, nicht bloß ſein ganzes Vertrauen ein, ſondern er iſt noch gezwungen, die von ihm aufgebrachten Zinſen eines Kapitals, das auf einem Schlachtfelde vernichtet wird, ins Ausland zu ſenden. S., ſchreibt Jakob in ſeinen „Grundſätzen der Nationalökonomie", ſind immer ein Uebel, und die Staaten und Völker ſind beſſer daran, die nie dergleichen haben. Die größte Staatsweisheit beſteht indeſſen darin, dieſes Uebel, wenn es einmal entſtanden iſt, oder entſtehen muß, in ein Gut zu verwandeln. Dieſes geſchieht aber eben dadurch, daß man den Staatskredit befeſtigt und deſſen Schuldpapieren den Charakter produktiver Kapitale verſchafft, ſo daß dieſelben, wie hauptſächlich in England geſchieht, zum Mittel werden, die Staatskräfte zu beleben und die Schuld wieder zu tilgen. Dazu ſind die ſog. *Tilgungsfonds* angelegt.

Das Verfahren, oder die *Art* und *Weiſe*, *wie ein Staat Anleihen ſchließt*, läßt ſich im Allgemeinen unter zwei Abtheilungen bringen. Die erſtere derſelben begreift diejenige, nach welcher der Staat bei einem einzelnen oder auch mehren Darleihern die Fonds unter der Bedingung ihrer Rückzahlung in einer gewiſſen Zeit und Verzinſung nach ſtipulirten Procenten, gegen Obligationen (Schuldverſchreibungen) aufnimmt. Man kann dieſe Art von Anleihen aber nicht immer zu den öffentlichen zählen. Der zweite Weg, den der Staat zur Aufnahme einer Anleihe benutzt, iſt die Subſkription, zu welcher mittelſt öffentlicher Bekanntmachung, die auch die nähern Bedingungen des Anlehens enthält, Einladung an alle Kapitaliſten ergeht. Um dieſen das Unternehmen beſonders lockend zu machen, werden dabei den erſten Zeichnern eines gewiſſen Theiles der Anleihe oftmals allerlei beſondere Begünſtigungen vor den folgenden gewährt, z. B. die Priorität von dieſen, höherer Zinsfuß oder ein Abzug vom Nominalbetrage u. ſ. w. Ueber die geſchehenen Einzahlungen erhalten die Subſkribenten ebenfalls eine Obligation, die mit den nöthigen Nachweiſungen über das Anlehen und in der Regel mit Coupons verſehen iſt. Vielfach iſt auch gleich zu Anfange nur ein Theil des Betrages jeder Subſkription einzuzahlen, und der Reſt in ſpäteren Terminen. In England kündigt in der Regel der Miniſter an, daß ein Anlehen mit Bewilligung des Parlaments gemacht werden ſolle und ladet die Bankiers ein, um ihre Gebote zu vernehmen, und wer von ihnen die geringſte Proviſion fordert, d. h. für 100 Pfd. in Papier das Meiſte in Baarem bietet, dem wird nach vorhergegangenem Ausweis über ſeine hinreichenden Zahlungsmittel das Geſchäft, die Staatsanleihe zu beſorgen, zugeſchlagen. Die Unternehmer erhalten, ſo wie ſie den erſten der mehrern Einzahlungstermine, die nach der Größe der Anleihe gewöhnlich fixirt werden, z. B. namentlich 10, 12, 15% entrichten, Certifikate, worin die weiteren Termine angegeben ſind, mit einer Anweiſung an die Bank, ihnen ſo viel, als worauf man einig geworden, für 100 Pfd. im Staatsſchuldbuche, nebſt einer beſtimmten Proviſion zuzuſchreiben, ſo daß die Unterzeichner eine beſtimmte Zahl älterer Papiere zu einem ihnen günſtigen Preis zu beziehen haben, auf der einen, und die Quittung über die Einzahlung auf der anderen Seite; will nun der Inhaber, um weitere Summen für die folgenden Termine zuſammen zu bekommen, ſein Certifikat verkaufen, ſo unterzeichnet er die Anweiſung und girirt es auf den Käufer in banco, der es nun eben ſo wieder verkaufen kann, bis die letzte Terminabzahlung geleiſtet iſt, worauf ſämmtliche Certifikate bei der Bank in wirkliche *Stocks* umgewandelt werden. So lange das Anlehen noch nicht ganz aufgebracht und eingezahlt iſt, heißt man es *Skrip*, abgekürzt für Subſkription. Aehnlich iſt das Verfahren in Frankreich und in mehren deutſchen Staaten, mit dem einzigen Unterſchiede, daß in Deutſchland beſondere Schuldverſchreibungen, Theilſchuldſcheine oder Partialobligationen neben der auf den ganzen Betrag lautenden Hauptverſchreibung ausgefertigt werden. Der Weg der Subſkription iſt derjenige, bei welchem eine Regierung nur dann ſchnell mit einer Anleihe zu Stande kommen wird, wenn ſie 1) das vollſte Vertrauen hat und 2) das Geld reichlich und dabei nicht wohl vortheilhafter in anderweitigen Unternehmungen von den Kapitaliſten zu placiren iſt. Deshalb würde die Subſkription ſehr häufig auch ganz unpraktiſch ſeyn, und zieht man es im Allgemeinen vor, die Anleihen zu

Digitized by Google

negociren, d. h. ſie direkt bei einem oder mehren Banquiers zu eröffnen, was, wegen der Procente, welche dieſe Herren für ihre Mühewaltung nehmen, freilich in der Regel koſtſpieliger als die Subſkeiption ſeyn wird. Man ſtellt Millionen 3,4 oder 5 Procent tragender Obligationen aus und überläßt ſie den Banquiers zu 70, 80 oder 90, bald mehr, bald weniger, je nach Zeit und Umſtänden. Die Staaten erhalten demnach für eine verſchriebene Million, welche ſie mit 3, 4 oder 5 Procent verzinſen müſſen, 700,000, 800,000 oder 900,000 Fl. baares Geld. Sie bezahlen dafür in Wirklichkeit $4^{2}/_{7}$, 5 oder $5^{5}/_{9}$ Procent Zinſen und machen ſich häufig anheiſchig, ihre Obligationen für voll einzulöſen, d. h. ſtatt empfangener 700,000, 800,000 oder 900,000 Fl. eine Million auszuzahlen. Hat ein Banquier ein ſolches Geſchäft gemacht, oder — was öfters der Fall iſt — ſteht er auch nur im Begriff, ein ſolches Geſchäft abzuſchließen, ſo werden die mit ihm in Verbindung ſtehenden Kapitaliſten der verſchiedenen Länder Europa's davon unterrichtet und zu Unterzeichnungen eingeladen. In Friedenszeiten, wo der Kapitaliſt froh iſt, wenn er eine Gelegenheit findet, ſein Geld anlegen zu können, fehlt es nie daran. Bei den meiſten Anleihen wurde gewöhnlich mehr unterzeichnet, als die Darlehnsſumme betrug, die Veetheilung nicht pro Rata der Unterzeichnung, ſondern nach Gunſt gemacht und das Geld häufig auf dieſe Weiſe zuſammengebracht, noch ehe eine Obligation erſchienen war. Da der Unternehmer ſich gewöhnlich mit einem mäßigen Nutzen begnügte, ſo mißlang ihm in Folge dieſes Verſahrens ſelten ein ſolches Geſchäft. Er brauchte keinen Krenzer auszulegen und hatte nur die Mühe, einen Gewinn einzukaſſiren, der je nach der Größe der Anleihe oft viele Millionen betrug. Wie der Wucherer einem Bedürftigen gewöhnlich weniger Geld gibt, als ihm dieſer verſchreiben muß, ſo verfuhren die Banquiers gegenüber den Staaten, welche in dem Fall waren, von ihnen zu borgen. Man wußte ſich der beſtändigen Zuneigung ihrer finanziellen Vorſtände zu verſichern, und ſo erklärt es ſich, wie die Mitglieder des Hauſes Rothſchild zu einem Vermögen kamen, das man vor den Febrnarereigniſſen in ſeiner Geſammtheit auf 200 Millionen Gulden berechnete. Indem die Staaten mehr verſchrieben, als ſie baar erhielten, vermehrten ſie ihre S. um höchſt beträchtliche Summen, die ihnen nicht den geringſten Nutzen gebracht hatten. Durch ihr Verfahren entzogen ſie bei der Aufnahme von Anleihen den Kapitalbeſitzern in allen Ländern Europa's viele hundert Millionen, welche ausſchließlich in die Hände von einigen wenigen großen Banquierhäuſern übergingen, während ſie, in viele kleine Theile vertheilt, den allgemeinen Wohlſtand bedeutend gehoben haben würden. Dieſe großen Banquiers machten ſich faſt zu Herren der Staaten, wofür wir zwei intereſſante Beiſpiele anführen wollen. Als die öſterreichiſche Regierung eines ihrer letzten Anleihen machte, welches die Hänſer Rothſchild, Sina und Arnſtein übernahmen, wurde dem Vertrage ein eigener Paragraph zugefügt, welcher beſtimmte, daß der Kontrakt ſich auflöſe, ſo wie der Kurs der fünfprocentigen Metalliques bis auf 90 herabſinken würde. Dieſer Moment trat ein, der Kontrakt war demnach aufgehoben, und die Regierung mußte die noch nicht eingezahlten Raten zu einer Zeit entbehren, wo ſie das Geld am nöthigſten brauchte. Aber nicht in Wien allein, auch in Paris ſpekulirte das Haus Rothſchild mit gleich gutem Erfolg. Es hatte die letzte franzöſiſche Anleihe von 250 Millionen Franken übernommen und dafür 25 Millionen Franken Kaution geleiſtet. Als die Februarereigniſſe eintraten, konnte oder wollte es ſeinen Kontrakt nicht halten und verzichtete daher ſcheinbar auf die Kaution. Nur ſcheinbar, denn nach wenigen Monaten wurde ſie ihm doch zurückgegeben, aus welchem Motiv, iſt zwar nicht bekannt geworden, doch mochte wahrſcheinlich der Finanzminiſter ſehr triftige Gründe dazu haben. Auch die Subſkriptionsanleihen gehen übrigens meiſt zunächſt durch Banquiershände, da dergleichen Geldmänner ſich jederzeit zur Zeichnung entweder des Ganzen, oder eines Theiles zu vereinigen pflegen, wenn die Bedingungen irgend wie vortheilhaft für ſie erſcheinen.

Zu den Subſkriptionsanleihen gehören noch die ſ. g. patriotiſchen, die in dringlichen Zeiten zur Beſtreitung außerordentlicher Bedürfniſſe des Staates vorzukommen pflegen. So verſuchte die preußiſche Regierung in einem Augenblick, wo die Exiſtenz des Staats bedroht zu ſeyn ſchien, ein freiwilliges Anlehen, das unter den obwaltenden Umſtänden ein patriotiſches genannt werden konnte, und es gelang vollkommen; freilich erhöhete ſie den Zins von $3^{1}/_{2}$ auf 5 Procent. Anders verfuhr Oeſterreich. Vor etwa 3 Monaten, erzählt das konſervative „Morning Chronicle“ (Nov. 1851), erſchien die öſterr. Regierung auf den europäiſchen Geldmärkten zur Negocieung eines Anlehens von ungefähr 8 Millionen Pfd. Sterl. Das Bedürfniß ſchien ſehr dringend, und unendlich viel Kunſt u. Scharfſinn ward in Bewegung geſetzt, um den Erfolg zu ſichern. Der Verſuch ſchlug jedoch fehl. In England wurde kein Heller gezeichnet; in Amſterdam, Hamburg und auf andern Hauptmärkten des Kontinents, wo, wie die kaiſerl. Regierung veekündete, große Summen gezeichnet worden ſind, waren, wie ſich jetzt herausſtellt, die Zeichner einfach Agenten des öſterr. Schatzes, die von Wien eigens ausgeſandt wurden, um durch Ankauf öſterr. Papiere auf öſterreich. Rechnung und mit öſterreich. Gelde den öſterreich. Kredit zu ſtützen. Am 1. Okt. indeß hielt das öſterr. Miniſterium es für hohe Zeit, ein officielles Bulletin über den Erfolg ſeines finanziellen Experiments der Welt vorzulegen. Nominell betrug das Anlehen 85 Mill. Gulden, nnd das erwähnte Bulletin prahlte, daß nicht nur die urſprünglichen Subſkriptionsliſten vollſtändig ausgefüllt worden ſeyen, ſondern daß um $2^{1}/_{4}$ Mill. Gulden mehr, als nöthig, angeliehen wurden. Es iſt wohl möglich, daß im Hauptbuch des öſterreich. Staatsſchatzes $87^{1}/_{4}$ Mill. Gulden nenen Anlehens ſich eingetragen finden; aber wie kamen dieſe Poſten zu Stande? Erſtens wurde die wiener Bank gezwungen, 10 Mill. zu

zeichnen. Zweitens wurde eine nominelle Summe von 30 Mill. Gulden zuſammengebracht durch gewiſſe verwickelte Manipulationen mit einer Art öſterreich. Obligationen, die unter dem Namen „ſteierſche Domeſtikalſcheine" bekannt ſind. Von den übrigen 45 Mill. trieb man etwa 20 von Oeſterreichern, ſowohl Individuen als Inſtituten, ein. Verarmte Kaufleute, wehrloſe Weiber, Greiſe und Kinder wurden genöthigt, guldenweiſe das Deficit zu decken, welches die Vorſicht oder Furcht der Kapitaliſten Europa's gelaſſen hatte, Schulfonds, Kollegiengelder und die Kaſſen mildthätiger Anſtalten hat man zu dieſem Zweck angetaſtet, und es gibt wohl keine Perſon von Stand oder Vermögen, die der Polizei beikommen kann, welche nicht die Selbſterhaltung zwang, einen Theil ihres Eigenthums auf den Altar der Brandſchatzung zu legen. Von den übrigen 25 Millionen wurde der größere Theil angeblich in fremden Hauptſtädten aufgetrieben, d. h. die erwähnten öſterreichiſchen Agenten ſandten aus Hamburg, Paris und andern Orten Liſten voll fingirter Subſkriptionen ein.

Zwangsanleihen beſtehen darin, daß der Staat die Staatsbürger nöthigt, ihm eine gewiſſe Summe, nach einem zum Grunde gelegten Maßſtabe, vorzuſtrecken, mit der Verſicherung, ſolche nach einer beſtimmten Zeit, mit oder ohne Zinſen, wieder zurückzuzahlen. Nur die höchſte Geldnoth, welche augenblicklich zu decken iſt, und für welche keine andern Hülfsquellen zur Zeit mehr aufzufinden ſind, kann ein ſolches Anleihen, welches in der Vertheilung der einzelnen Beiträge in der Regel mit vieler Ungerechtigkeit und Ungleichheit verbunden und überaus drückend iſt, einigermaßen entſchuldigen.

Die Kontrahirung ſolcher S. hat bei den verſchiedenen Staaten unter den mannichfaltigſten Formen Statt gefunden; im Allgemeinen entweder in der Art, daß ihre Heimzahlung innerhalb einer beſtimmten kürzeren oder längeren Zeit verſprochen, oder daß die Heimzahlung ganz in das Belieben des Staats geſtellt, den Gläubigern das Recht zur Rückforderung des Kapitals nicht geſtattet, ſondern nur eine jährliche Zinſenzahlung zugeſagt wird. Beſonders die letztere Art von Anleihen iſt in letzterer Zeit ihrer bedeutenden Vortheile wegen bei den größeren Staaten ſehr in Aufnahme gekommen, indem ſie ihren Gläubigern lediglich Zinſen, oder ſogenannte *immerwährende Renten* verſprachen. Zu den älteren Formen der Anleihen mit beſtimmter Heimzahlungsfriſt gehören neben den ganz einfachen Arten die kürzerer und längerer Zeit bis zu 99 Jahren, *Annuitäten* (ſ. d.) und *Zeitrenten*, die lebenslänglichen *Leibrenten* (ſ. d.); eine neuere Erfindung ſind die beſonders in Deutſchland mehrfach in Anwendung gebrachten *Lotterieanleihen* (ſ. d.). Bei Anleihen dieſer Art richtet ſich die Rente, die dem Darleiher für das vorgeſchoſſene Kapital bezahlt wird, nach der Höhe des herrſchenden Zinsfußes und nach der Zeit, wie lange die Auszahlung der Rente dauert. Für lebenslängliche Renten (rentes viagères) müſſen Wahrſcheinlichkeitstabellen über Sterblichkeit zu Grunde gelegt werden. Hierher gehören auch die *Tontinen*, nach ihrem Erfinder *Tonti*, einem Neapolitaner, alſo genannt, wo die Rente des früher Verſtorbenen dem länger Lebenden zufällt, bis zuletzt einer die Rente des ganzen Kapitals erhält und erſt mit deſſen Tode der Staat ſeiner Verbindlichkeit enthoben iſt. Es iſt klar, daß dergleichen Anleihen nur für ſolche paßt, die keinen andern Erben, als den Staat, bedenken wollen. Bei den Anleihen *ohne* beſtimmte Heimzahlungsfriſt laſſen ſich wieder diejenigen unterſcheiden, deren Rückzahlung dem vollen aufgenommenen Kapitalbetrage nach, wenn auch ohne Zeitbeſtimmung, zugeſagt wird, und jene, bei welchen lediglich eine Rentenzahlung (eine „immerwährende Rente") verſprochen wird, deren freien Rückkauf auf der Börſe der Staat ſich vorbehält. Jede von beiden Arten hat ihre Vortheile, und es möchte namentlich bei kleineren Schulden, bei geringerem Kapitalreichthum des Landes und bei einfacheren volkswirthſchaftlichen Verhältniſſen der erſteren der Vorzug zu geben ſeyn, während die andere da anzuwenden iſt, wo die Abtragung der Schuld in Folge der Größe derſelben und der ſonſtigen Ausgaben der Staatskaſſe in ungewiſſer Ferne liegt. Bei Anleihen der letzteren Art hat der Staat die Zeit für die Ablöſung der Kapitale in ſeiner Gewalt und kann ſich die Vortheile, die ihm Kursverhältniſſe darbieten, zu Nutze machen.

Die reichſte Muſterkarte von S. aller Art bildet Europa mit ſeinen vielgegliederten Staatenſyſtemen, ſeinen künſtlichen Staatsmaſchinen u. ſeinen von der geſunden Natur ſo weit abweichenden allgemeinen Verhältniſſen. Unter allen europäiſchen Schuldenmachern genießt wiederum das Königreich *Großbritannien* des erſten Rufs. Ein engliſcher Nationalökonom hat in allem Ernſt den Vorſchlag gemacht, die Schuld niemals abzutragen, ſondern in infinitum fortzuborgen, in der Art, daß man jede Schuld durch eine neue Schuld bezahle. Dieſes Mittel iſt nicht genehmigt worden, aber zur Hälfte kommt es thatſächlich in Ausführung; England macht keine großen neuen Schulden, allein es bezahlt auch ſeine alten nicht. Die Schuldentilgung iſt längſt außer Uebung gekommen, die Ueberbürdung des Landes hat die Nothwendigkeit herbeigeführt, den zur Abbezahlung von Annuitäten oder Stocks verwendbaren Einnahmeüberſchuß guter Jahre durch Aufhebung der drückendſten Steuern verſchwinden zu laſſen. Faſt Jahr für Jahr verſchwindet eine Steuer, die mit der Adoption des Freihandelsſyſtems eingetretenen Veränderungen erheiſchen eine Fortſetzung dieſes Syſtems, auf dem das Volk außerdem energiſch beſteht. Wie unter ſolchen Umſtänden eine Herabſetzung der engliſchen Staatsſchuld ermöglicht werden ſoll, bleibt den engliſchen Miniſtern eine unlösbare Aufgabe. Sie ſind zufrieden, wenn ſie Einnahme und Ausgabe in ein einigermaßen befriedigendes Verhältniß gebracht haben, in kleinen Verlegenheiten helfen ſie ſich mit ſogenannten Deficitwechſeln (deficiency bills), die Löſung der eigentlichen Schwierigkeiten überlaſſen ſie der Zukunft und ihren Nachfolgern. Cobdens großer Plan, den er in der Finanzre-

form-Aſſociation beharrlich verfolgt, geht doch nicht weiter, als die Staatsausgaben auf die Norm des Jahres 1835 zurückzuführen. Er will in der Armee, in der Flotte und im Geſchützweſen 5,823,000 Pfund Sterling erſparen, wonach für dieſe Zweige immer noch 10 Millionen bleiben würden, mehr als die ſämmtlichen Staatsausgaben Preußens betragen; 608,000 Pfund ſollen durch Reduktionen in den Civiletats und in den Verwaltungskoſten in Wegfall kommen. So gewinnt er jährlich 6,431,000 Pfd. St., die er zur Abzahlung von S. verwenden will, außer der Staat zöge es vor, gewiſſe Laſten aufzuheben, wie die öffentliche Stimme will, unter denen die Abgaben von Backſteinen nnd Zimmerholz, die Malzſteuer, die Fenſterſteuer ꝛc. obenan figuriren. Das Parlament hat aber Cobdens Plan mit eklatanter Mehrheit verworfen, und die Summen, die als Erleichterung der Staatsſchuld hätten dienen können, bleiben den Verſchwendungen im öffentlichen Dienſt, dem koſtſpieligen Experimentiren nnd den zahlreichen Sinekuren erhalten. Vom April 1849 bis dahin 1850 vereinnahmte England 52,262,000 Pfd. nnd verausgabte 52,157,696, hatte mithin ein Plus von 104,304 Pfd. St. Für 1850 und 1851 hoffte der Schatzkanzler einen Ueberſchuß von 1½ Millionen erzielen zu können, wodurch es möglich werden würde, einen Theil der Anleihe zu tilgen, die am 1. März 1847 zu 89½ Procent in dreiprocentigen Konſols zur Abhülfe der Bedrängniſſe durch die Theuerung der Lebensmittel abgeſchloſſen wurde. Die Verzinſung der Staatsſchuld iſt die größte Ausgabe, welche England zu machen hat, und erfordert jährlich 27,763,527 Pfd. St. oder 277,635,270 Gulden Konv., d. h. ungefähr den 5. Theil aller Staatseinkünfte.

Nicht viel beſſer iſt die Finanzlage **Frankreichs** beſchaffen. Garnier Pagès nnd Paſſy werfen die Schuld davon in officiellen Erklärungen auf die Monarchie, Dumon, der letzte Finanzminiſter Ludwig Philipps, vertheidigt dieſen, Leon Faucher, der die Republik im Verdacht finanzieller Unwiſſenheit hat, räumt doch achſelzuckend ein, daß die Finanzwirthſchaft unter der Julimonarchie eine unverantwortliche geweſen ſey und Alles in Verwirrung gebracht habe. Der ordentliche Hauptfinanzetat, den das Finanzminiſterium alljährlich vorlegte, hatte ſeit der Julirevolution alle Bedeutung verloren, weil es zur Regel gemacht wurde, ſtarke Nachforderungen eintreten zu laſſen. So verlangte die Regierung für das Jahr 1842 nur 1276⅓ Millionen Franken, verbrauchte aber in Wirklichkeit 151 Millionen mehr, und das Deficit war 1846 auf 421,462,992 Fr. geſtiegen. In dem Budget der außerordentlichen Arbeiten war die ärgſte Verſchleuderung eingeriſſen, die indeſſen auch in den andern Zweigen herrſchte, ſo daß die Monarchie Ludwig Philipps direkt auf den Staatsbankerott losſteuerte. Das Vermächtniß der Monarchie an die Republik waren 150 Millionen in Kaſſe und 800 Millionen laufender Schulden. Da man mit 150 nicht 800 Mill. zahlen kann, ſo hatte die Republik die Wahl, entweder, wie die Monarchiſten riethen, die Rentenzahlung einzuſtellen, oder aufzuhören, die ſchwebendt Schuld zu tilgen. Die Republik wählte das letztere, indem ſie theils die ſchwebende Schuld konſolidirte, theils in kleinen Summen abbezahlte. Moraliſch und geſetzlich war dieſe Maßregel ebenfalls ein Bankerott, in der finanziellen Anſchauungsweiſe würde freilich die Einſtellung der Rentenzahlung ein förmlicheres Ausſehen des Bankerotts gehabt haben. Daß die Republik trotz der verminderten Einkünfte, trotz der geſteigerten Ausgaben, trotz des allgemeinen Mißtrauens der Staatsgläubiger den Schein rettete, iſt der proviſoriſchen Regierung als ein Verdienſt anzurechnen, das freilich bedeutend an Werth verliert, wenn man die übrigen finanziellen Thaten dieſer Regierung mit auf die Rechnung ſetzt. Durch ihre Nachgiebigkeit gegen alle mögliche Pläne, Forderungen und Schwindeleien verſchlimmerte ſie die Lage ungemein und verſchleuderte ähnliche Summen, wie die alte Monarchie mit den Prachtbauten von Verſailles, wie die neue Monarchie mit der Koloniſation von Algier. Wie das Deficit verſchwinden ſoll, damit man mit dem ungeheuern Etat doch wenigſtens auskommt, iſt das Räthſel, das die franzöſiſchen Finanzen ihren Meiſtern aufgeben.

Oeſterreichs Finanzſyſtem hat bis auf die jüngſte Neuzeit im übelſten Rufe geſtanden. Es wird behauptet, die Finanzverhältniſſe wären ſo verworren geweſen, um ſelbſt den Finanzmännern unklar zu bleiben, und es habe dies im Plane eines Syſtems gelegen, das nur wenigen der Vertrauteſten einen Einblick in die Staatslage gegönnt habe. Dies meint eine ſehr bekannte Anekdote, wonach Franz I. einem zum Finanzminiſter ernannten Beamten, der ſich mit Unkenntniß entſchuldigte, geantwortet haben ſoll: „Eben darum, weil Sie von den Finanzen nichts verſtehen, ernenne ich Sie zum Finanzminiſter." Der üble Ruf Oeſterreichs in dieſer Beziehung iſt hauptſächlich durch das berüchtigte Dekret vom 20. Febr. 1811 entſtanden, deſſen Urheber der Hofkammerpräſident Graf Wallis war. Dieſes Dekret reducirte die in Maſſen nmlaufenden Bankozettel ſogleich auf den 5. Theil ihres Werths und ſetzte ſie bis zum 31. Jan. 1812 ganz außer Umlauf. Obgleich ſich der Staat zum ausgemachten Schaden ſeiner Ehre auf dieſe Weiſe der bei Weitem meiſten Verbindlichkeiten entledigt hatte, gerieth er doch in einer Reihe von 30 kaum unterbrochenen Friedensjahren in eine furchtbare Schuldenlaſt hinein. Die ewigen Verlegenheiten des Staatshaushalts wurden von der hohen Börſenariſtokratie ausgebeutet, der herrliche öſterreichiſche Staatskörper war ein Anger für ausſaugende Wucherer, die durch die lange Gewohnheit und im Bewußtſeyn der Rathloſigkeit des Staats ſo unbeſchränkt die Herren ſpielten, daß unter dem alten Syſtem Baron Kübeck, um ſie nur einigermaßen abzuwehren, ſogar einmal ein Niederlegenwollen des Portefenilles fingiren mußte. Um den Kurs ſeiner Eiſenbahnaktien der unerbittlichen merkantilen Kritik zu entziehen, hatte die Regierung nicht lange vor der Revolution eine Börſenpolizei errichtet, ein Experiment, das die jährliche völlig nutzlos verwendete Summe von 19 Millionen

Gulden koſtete. Im unverleugbaren Gefühl des après moi le déluge häufte das alte Syſtem eine Schuld auf die andere, das ſtets ſich aufs Neue ergebende ſteigende Deficit wurde immer wieder friſch darauf los mit neuen Anleihen gedeckt, deren zu zahlende Zinſen, ganz abgeſehen von jeder Abtragung des Kapitals ſelbſt, das Loch ja nur ſtets mehr vergrößern mußten. Man war mit dieſem längſt vorgegeſſenen Brode ſo weit gekommen, daß noch am Schluß des Jahres 1847 Auguſt Beidtel (Tebeldi), ohne ſichere Kenntniß von dem völligen Umfang der Fäulniß, bloß nach allgemeinen Berechnungen dem Syſtem ſein wiſſenſchaftliches: „Bis hierher und nicht weiter!“ zurufen konnte, und der Staat im Publikum ein derartiges Vertrauen genoß, daß 24 Stunden nach dem Eintreffen der Nachricht von der franzöſiſchen Revolution zu Trieſt beim Einwechſeln einer Zwanzigguldennote bereits ein Zwanziger Agio gefordert wurde. So oft das alte Syſtem in ſeinem Finanzdrang kein neues Anleihen aufnehmen und dadurch die Schwäche ſeines Kredits vor aller Welt Augen bloß legen wollte, ließ es ſich unter der Hand von der öſterreichiſchen Nationalbank die benöthigte Summe in Noten zuſtellen und verintereſſirte dieſes Scheinkapital nach dem jedesmal herrſchenden Zinsfuße. Daß ſich die auf Aktien gegründete, alſo dem Namen nach unabhängig daſtehende Bank auf dergleichen Dinge einließ, über deren endliche Folgen ſich kein Bankdirektor täuſchen konnte, hat einestheils darin ſeinen Grund, daß der Staat ſelbſt eine beträchtliche Anzahl von Aktien beſaß, doch muß der Grund auch in der Verderbniß geſucht werden, mit welcher die Börſenwelt die Konſequenzen der herrſchenden Regierungmaxime wiederum zu ihrem eigenen Vortheile ausbeutete. Auch die Bank ſpielte das après moi le déluge, ſie wußte, daß mit ihr der Staat ſtand und fiel, und daß ſie daher der Staat mit allen Mitteln halten würde, ſo lange es nur irgend möglich war. Ihr Eingehen auf die Forderungen deſſelben war daher eben ſo gut eine Verlängerung der eigenen Lebensfriſt, als der Betrieb eines Gewinnes. Sie gab dem Staat unaufhörlich Papierſummen und ließ ſich dieſelben nach ihrem Nennwerth von ihm verzinſen, als ob ſie ihm wirkliches Kapital gegeben hätte. Da die Bank von dem Staate, wenigſtens noch äußerlich, die Zinſen ihres Papierkapitals, wenn auch wieder nur in Papier bezog, war es möglich, daß ihre zu 600 Gulden ausgegebenen Aktien trotz der mangelnden Bürgſchaft ſich in einem doppelt hohen Kurſe halten konnten. Erſt mit der offen dargelegten Unmöglichkeit, ihre vom Staat erhaltenen u. unter ihren Aktivis aufgemachten Schuldſcheine realiſiren zu können, mußten dieſe Nebel verſchwinden. Zu welchem verzweifelten Mittel die Regierung ihre Zuflucht nehmen mußte, um einen Scheinkredit herzuſtellen und den am Ende doch unvermeidlichen Staatsbankerott zu verzögern, iſt oben bemerkt worden.

Preußen hat mit einer dieſen Namen eigentlich verdienenden Veröffentlichung ſeiner Finanzetats erſt nach der Revolution von 1848 den Anfang gemacht. Der Etat von 1821, der zur Erfüllung der Zuſage, daß alle drei Jahre das ganze Staatsbudget veröffentlicht werden ſolle, aufgeſtellt wurde, iſt trotz ſeiner Dürftigkeit doch noch viel befriedigender, als die ſpätern Etats von 1829, 1832, 1838 und 1841. Dieſe beſtehen aus höchſtens dreißig Linien von Zahlen, die mit Totalſummen ausgefüllt ſind. Von Einzelheiten iſt darin keine Rede, überall ſummariſches Verfahren, wobei jede Rubrik mit drei Nullen höchſt ſymmetriſch ſchließt, Einnahme und Ausgabe aber zu allgemeiner Befriedigung vollſtändig balanciren. Ein ſolcher (hier beiſpielsweiſe von 1829 mitgetheilter) Etat ſieht ſo aus: A. Einnahmen: 1) Domänen und Forſten 4,524,000 Thaler. 2) Domänen-Ablöſungen und Verkäufe 1,000,000. 3) Bergwerke, Hütten und Salinen 1,000,000. 4) Aus den Poſten 1,000,000. 5) Von der Porzellanfabrik zu Berlin 14,000. 6) Aus der Lotterieverwaltung 684,000. 7) Aus dem Salzmonopol 5,783,000. 8) Ueberſchuß von Neufchatel 26,000. 9) Aus der Steuer- und Abgabenverwaltung: a) Grundſteuer 9,657,000, b) Klaſſenſteuer 6,368,000, c) Gewerbeſteuer 1.736,000, d) Eingangs-, Durchgangsſteuer, Konſumtionsſteuer 18,733,000, e) Wegegelder 573,000. 10) Außerordentliche Einnahmen 598,000. Summa: 51,796,000 Thaler. B. Ausgaben: 1) Für das Staatsſchuldenweſen 10,937,000. 2) Für Penſionen, Kompetenzen, Leibrenten 3,158,000. 3) Für das Kriegsminiſterium 22,165,000. 4) Für das Juſtizminiſterium 1,823,000. 5) Für die Geſetzreviſion 34,000. 6) Für das Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten 2,347,000. 7) Für das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten 586,000. 8) Für das Miniſterium des Innern 4,833,000. 9) Für das Finanzminiſterium 2,460,000. 10) Für die Centralverwaltung 263,000. 11) Für die Oberpräſidien und Regierungen 1,830,000. 12) Extraordinarien 1,360,000. Summa: 51,796,000 Thaler. Daß hinter dieſen Zahlen eine ganz anders geſtaltete Lage ſich verſteckte, wußte man mit Beſtimmtheit; Hanſemann und Bülow-Cummerow lüfteten den Schleier und fanden am Ende ihrer Berechnungen ein Deficit. Ein lakoniſches Budget nach alter Art genügte nicht mehr, 1844 mußte man ſich zu detaillirteren Angaben verſtehen, allein die Kunſt, die Zahlen zu gruppiren, litt darunter nicht. Es wird behauptet, daß der Etat von 1844, gewöhnlich als wirklicher geheimer Etat bezeichnet, die im Budget officiell zugeſtandenen Summen um 16 Millionen Thaler überſtiegen habe. Der Nationalverſammlung mußte man andere Vorlagen machen, und da ſtellte ſich denn heraus, daß alle bisherigen Budgets auf rein fiktiven Angaben beruht hatten. Daß die Nationalverſammlung eine Kritik dieſes wahren Etats in der krauſe'ſchen Buchdruckerei zur Verbreitung unter das Volk drucken ließ, ſoll hauptſächlich ihre gewaltſame Auflöſung und die Beſchlagnahme des gedruckten Vorraths von Exemplaren herbeigeführt haben. Nach den Behauptungen der Regierung ſollten bis 1846 angeblich 70,090,936 Thaler S. getilgt ſeyn, aber was ſchon Bülow-Cummerow aufſtellte,

hat ſich nachträglich bewahrheitet: dieſe Verminderung hat nicht Statt gefunden, vielmehr ſind die S. um 61 Mill. Thaler geſtiegen. Um das in neueſter Zeit vergrößerte Deficit zu decken, hat man drei Mittel beliebt: Erhöhung des unverzinslichen Staatspapiergelds von 38 Mill., wie viel die jetzt im Umlauf begriffene Summe betragen ſoll, auf 50 Mill., Kontrahirung von Anleihen und gleichmäßige Erhebung der Grundſteuer.

Die jährlichen Staatsausgaben Rußlands werden auf 170 Millionen Silberrubel geſchätzt, nämlich ungefähr 36 Mill. für die Landmacht, 32 Mill. für das Miniſterium des Innern, 31 Mill. für verſchiedene Ausgaben bei der Steuererhebung u. ſ. w., 23 Mill. für das Finanzminiſterium, 12 Mill. für die Flotte, 9 Mill. für die Schatulle und Apanagenkaſſe des Kaiſers, 8 Mill. für das Miniſterium des Auswärtigen, 8 Mill. zu Ausgaben bei Kronfabriken, 7 Mill. für das Minendepartement und endlich 3½ Mill. für das ſogenannte Miniſterium der Volksaufklärung. Damit erklärt ſich das fortwährende Wachsthum der ruſſiſchen Staatsſchuld vollkommen, und aus der übrigen Finanzlage des Landes wird erſichtlich, daß Rußland ſeine Gläubiger immer auswärts ſuchen mußte. Da in letzterer Zeit die ausländiſchen Anleihegeſchäfte den ruſſiſchen Finanzminiſtern nicht mehr in früherer Weiſe gelingen wollten, ſo würde 1848 ſchon eine arge Finanzkriſis eingetreten ſeyn, wären nicht 1847 die Getreidepreiſe ſo gewaltig in die Höhe gegangen und Rußland nicht zufällig im Stande geweſen, ſtarke Ausfuhren an Mehl und Getreide zu machen. Die Millionen, welche als Anleihe der Regierung Ludwig Philipps in deren letzter Zeit gefloſſen ſind und wodurch Kaiſer Nikolaus offenbar dem Ausbruch der gefürchteten Revolution zuvorzukommen gedachte, dieſe Millionen waren in der That nichts als eine verſteckte Stundung der Zahlungen für geliefertes Getreide. Rußland ſchoß Frankreich Geld vor, damit Frankreich von Rußland Getreide kaufen konnte. Die Summen floſſen als Zahlung ſofort nach Rußland zurück, und die Krone wußte Gold und Silber wieder aus den Händen der Unterthanen in ihre Kaſſen zu ziehen. Man kaufte demnächſt in einzelnen Gegenden das Papiergeld im Großen auf, ſo daß dadurch eine Verlockung zum Agiotageſpiel entſtand. Jedermann, der im Beſitz von Metallgeld war, ſuchte daſſelbe gegen Papiergeld zu vertauſchen, um theils den Verluſten zu entgehen, die durch das Sinken, namentlich des Goldkurſes entſtanden, theils aber um an dem Papiergeld zu gewinnen, deſſen Kurſe durch die allſeitigen Aufkäufe ſtiegen. Bald hatte die Krone nicht mehr nöthig, Papiergeld aufkaufen zu laſſen, das Publikum war in den Zug gekommen, und bald waren auf dieſe Weiſe die nach dem Ausland gefloſſenen Millionen an Metallgeld wieder in den Staatsſchatz zurückeskamotirt. Dabei ſchützte ein Zwangskurs das ohne Anſtrengung ausgegebene Papiergeld vor jeder außerhalb der Agiotage liegenden Entwerthung, und Rußland zeigte deutlich, wie thöricht die Völker handeln, wenn ſie für den innern Verkehr des Metalls als Geld ſich bedienen. Bei Gelegenheit der ſpätern Vorkehrungen gegen die civiliſirten Völker verſteckte Rußland ſeine Finanzſchwäche unter Gewaltmaßregeln. Die Regierung ſchrieb z. B. Zwangslieferungen für ihre Magazine aus, ſetzte dafür nach Gutdünken die Preiſe an, bezahlte höchſtens einen Theil mit Papiergeld, gab für einen andern Bons und wies den Reſt auf künftig zu zahlende Steuerbeiträge an. Alle kaiſerlichen Gelder, welche auf Hypotheken eingetragen waren, wurden gekündigt, die Ausgabe neuer Serien von Schatzſcheinen erreichte 1848 die Summe von 15 Mill., 1849 von 21 Mill. Silberrubel. Der Anwachs der Staatsſchuld von 1818—1844 beträgt 200 Millionen. Zur Deckung des umlaufenden Papiergelds iſt der in der Peter-Paulsfeſtung aufbewahrte Staatsſchatz beſtimmt. Dieſer Staatsſchatz ſoll im J. 1848 an edlen Metallen 102½ Mill. Rubel betragen haben, während die Summe des von der Aſſignatenbank ausgegebenen Papiergelds ſich angeblich auf 6—700 Millionen Silberrubel beläuft, wohl aber höher angenommen werden muß, da man im Lande faſt nur Papiergeld ſieht. Man will ferner wiſſen, daß die baaren Beſtände im Staatsſchatz viel zu hoch angegeben ſeyen, und daß die jährliche Reviſion des Schatzes, wobei Perſonen aus dem Handelsſtande zugezogen werden, eine Komödie ſey. In Rußland beſteht ein Hinderniß, daß dieſe Zuſtände ſich beſſern, welches anderswo nicht oder in viel geringerem Maße vorhanden iſt, — die Depravation des Beamtenſtandes. Wo die Krone einen Rubel einzunehmen hat, wird das Beamtenperſonal dieſen ganz zu ſtehlen verſuchen und wenigſtens zur Hälfte an ſich zu ziehen wiſſen, außerdem aber durch geheime Beförderung des Unterſchleifs, ſowie durch andere unſaubere Mittel wo möglich noch einen Rubel dazu für ſich erheben. Auf dieſe Art werden alle Finanzoperationen ſtets nur ſehr unvollkommenen Erfolg haben, nichts deſto weniger aber doch die Bevölkerung bedrücken, hemmen und entſittlichen, während dieſelbe Treuloſigkeit der Beamten die ſchwer erworbenen Gelder bei der Wiederausgabe abermals theilweiſe verſchlingen und vergrößern wird.

Die ganze Größe des Uebels, welches das europäiſche Staatsſchuldenweſen in ſich trägt, ſpringt mit einem Male in die Augen, wenn man die Summen, welche die Staaten ſchulden, neben einander ſtellt. Daraus entſteht folgende anſchauliche Tabelle über die Einkünfte der europäiſchen Staaten, die wir dem intereſſanten Schriftchen: „Die europäiſchen Staatsſchulden, vergleichend dargeſtellt von Dr. Auguſt Sikawetz-Oberhauſen“, entnehmen. Neuere Anleihen haben natürlich die Schulden mancher Staaten, wie Oeſterreichs und Preußens, ſeit Zuſammenſtellung dieſer Tabelle um viele Millionen geſteigert. Es hatten in den in der Tabelle bezeichneten Jahren die 57 europäiſchen Staaten Schulden:

Staaten.	Jahr.	Schulden.	Im 20-Fl.-Münzfuß. Fl.	Kr.
Anhalt-Bernburg	1849	1,890,900 Thlr.	2,205,730	
Anhalt-Deſſau	1849	1,163,666⅔ „	1,745,200	
Anhalt-Köthen	1848	4,329,280 „	2,403,378	
Baden	1849	44,771,434 Fl. rhn.	37,309,828	20
Bayern	1848	126,250,007 „ „	108,292,428	30
Belgien	1848	603,998,098 Francs.	241,187,219	94
Braunſchweig	1843	9,489,417 Thlr.	14,204,163	30
Bremen	1842	2⅔ Millionen Thlr.	4,000,000	30
Dänemark mit Holſtein	1847	106,814,526 R.-Bkthlr.		
und	1848	800,000 Pfd. St.	122,174,063	20
Frankfurt	1849	9,922,061 Fl. rhn.	3,768,384	19
Frankreich	1849	2,233,980,128 Francs.	2,534,392,048	
Griechenland	1848	25,000,000 Drachmen.		
		1,529,330 Fl. rhn.		
		60,600,000 Drachmen.	31,807,777	30
Großbritannien	1847	785,115,000 Pfd. St.	7,221,150,000	
Hamburg	1846	98,750,000 Mk. Banko.	51,282,500	
Hannover	1843	33,233,960 Thlr. 19 Gr.	24,850,941	
Heſſen, Kurfürſtenthum	1840	1,647,566 „	2,463,949	
Heſſen, Großherzogthum	1849	5,500,000 Fl. rhn.	4,583,833	20
Heſſen-Homburg	1848	1,504,827 „ „	1,253,605	20
Hohenzollern-Hechingen	1848	220,000 „ K.-M.	220,000	
Hohenzollern-Sigmaringen	1849	100,000 „ rhn.	83,333	20
Joniſche Inſeln	1842	134,450 Pfd. St.	1,344,500	
Lucca	1847	1,000,000 Francs.	400,000	
Lübeck	1849	3,281,041 Mk. Kur.	2,430,667	18
Mecklenburg-Schwerin	1849	9,723,838 Thlr.	14,585,457	
Mecklenburg-Strelitz	1849	1,200,000 „	1,800,000	
Modena	1848	700,000 Fl. K.-M.	700,000	
Naſſau	1848	1,500,000 „ rhn.	1,250,000	
Niederlande mit Luxemburg und Limburg	1848	1,247,819,071 „ holländiſch.	998,255,929	48
Oeſterreich	1848	1,258,190,931 „ 20⅔ Kr. K.-M.	1,258,190,931	20
Oldenburg	1840	1,020,000 Thlr.	1,530,000	
Päpſtlicher Staat	1847	37,221,820 Scudi.	193,978,876	40
Parma	1847	3,840,000 Francs.	1,536,000	
Portugal	1848	84,131,745,973 Reis.	196,309,740	20
Preußen	1840	193,881,444 Thlr.	244,292,166	
Reuß	1849	120,000 „	180,000	
Rußland	1848	649,819,393 R. S.	004,382,709	36
Sachſen	1849	93,017,883⅓ Thlr.	84,235,928	30
Sachſen-Altenburg	1849	1,234,246 „	1,851,369	
Sachſen-Gotha	1849	2,239,883 „	3,808,849	20
Sachſen-Meiningen	1843	4,200,430 Fl. rhn.	3,557,856	20
Sachſen-Weimar	1844	4,795,308 Thlr.	7,193,850	8
Sardinien	1849	380,588,000 Lire.	150,333,333	20
Schwarzburg-Rudolſtadt	1848	99,028 Fl. 10 Kr.	99,028	10
Schwarzburg-Sondershauſen	1849	951,484 Thlr.	277,926	
Sicilien	1849	100,309,000 Duk.	188,918,333	20
Spanien	1848	20,437,474,992 Realen.	10,218,737,461	
Türkei	1848	1,700,000,000 Piaſter.	100,000,000	
Waldeck	1849	600,000 Thlr.	900,000	
Würtemberg	1849	29,232,098 Fl. rhn.	31,900,276	40
		Geſammtſumme aller europäiſchen Staatsſchulden:	25,702,771,247	22

Die Bedeutung des Staatsſchuldenweſens erhellt am klarſten, wenn man der Liſte der Schulden, welche die einzelnen Staaten haben, einen Etat der Einnahmen folgen läßt, aus denen ſie, nachdem die laufenden Bedürfniſſe gedeckt ſind, die Mittel zur allmähligen Abtragung ihrer Schulden ſchöpfen können. Die Einnahme der europäiſchen Staaten detaillirt die folgende Tabelle:

Staaten.	Jahr.	Einnahme.	Im 20-Fl.-Münzfuß. Fl.	Kr.
Anhalt-Bernburg	1848	630,000 Thaler.	945,000	
Anhalt-Deſſau	1849	871,687 „	1,700,530	30
Anhalt-Köthen	1847	420,000 „	630,000	
Baden	1847	24,777,384 Fl. rhn.	20,647,920	
Bayern	1849	31,738,407 „ „	26,447,500	50
Belgien	1848	117,912,250 Francs.	47,844,900	
Braunſchweig	1848	1,994,337 Thlr.	9,991,505	30
Bremen	1849	911,738 „	1,317,602	30
Dänemark mit Holſtein und Lauenburg	1849	11,082,990 Rbthlr.	12,600,372	30
Frankfurt	1849	920,981 Fl. rhn.	767,484	10
Frankreich	1849	1,411,733,700 Francs.	564,692,603	48
Griechenland	1849	14,486,300 Drachmen.	4,829,776	40
Großbritannien	1850	53,262,000 Pfd. St.	532,062,000	
Hamburg	1849	2,912,487 M. Bk.	3,164,389	13
		Latus	1,211,760,815	42

Staaten.	Jahr.	Einnahme.	Im 20-Fl.-Münzfuß. Fl.	Kr.
		Transport	1,811,760,815	43
Hannover	1850	7,465,487 Thlr.	11,198,230	30
Kurfürſtenthum Heſſen	1845	4,314,152½ "	6,471,230	
Großherzogthum Heſſen	1850	7,795,855 Fl. rhn.	6,496,205	50
Heſſen-Homburg	1850	949,112 " "	790,918	40
Hohenzollern-Hechingen	1848	160,000 " K.-M.	160,000	
Hohenzollern-Sigmaringen	1849	180,000 " "	180,000	
Joniſche Inſeln	1845	120,236 Pfd. St.	1,402,360	
Liechtenſtein	1842	22,000 Fl. K.-M.	22,000	
Lippe-Detmold	1848	490,000 " rhn.	408,333	20
Lippe-Schaumburg	1848	215,000 Thlr.	322,500	
Lübeck	1849	807,056 M. Ct.	470,782	40
San-Marino	1848	8,000 Scudi.	13,000	
Mecklenburg-Schwerin	1840	1,927,464 Thlr.	2,891,196	
Mecklenburg-Strelitz	1847	305,000 "	457,500	
Modena	1848	1,300,000 Fl. K.-M.	1,300,000	
Naſſau	1849	3,109,427 " rhn.	2,591,189	35
Niederlande	1840	71,092,316 " holl.	57,353,852	48
Oeſterreich	1848	160,967,032 " K.-M.	160,967,032	
Oldenburg	1849	1,001,160 Thlr.	1,501,740	
Päpſtlicher Staat	1847	9,933,189 Scudi.	20,864,909	30
Parma	1847	7,200,000 Lire.	2,400,000	
Portugal	1850	9,626 Contos.	22,460,066	40
Preußen	1849	94,174,380 Thlr.	141,261,570	
Reuß	1848	373,400 "	560,100	
Rußland	1849	254,270,000 P. R.	141,708,000	
Sachſen	1848	5,798,648 Thlr.	8,697,972	
Sachſen-Altenburg	1849	561,416 "	842,124	
Sachſen-Gotha	1850	254,620 Fl. rhn.	212,183	20
Sachſen-Meiningen	1848	1,208,208 " "	1,006,490	
Sachſen-Weimar	1850	781,731 Thlr.	1,172,596	30
Sardinien	1849	144,767,820 Lire.	48,255,940	
Schwarzburg-Rudolſtadt	1849	250,000 Fl. rhn.	208,333	20
Schwarzburg-Sondershauſen	1850	185,700 Thlr.	278,550	
Schweden	1843	10,598,380 Rbthlr.	11,470,411	40
und Norwegen	1848	2,715,700 ſchwed. Spc.	3,974,340	
Schweiz	1848	639,275 ſchweiz. Fr.	314,977	8
Sicilien	1847	26,090,000 Duk.	43,481,666	40
Spanien	1849	2,081,715,824 Realen.	840,837,912	
Toskana	1847	25,104,896 Lire.	8,368,299	20
Türkei	1847	261,000,000 Piaſter.	30,000,000	
Waldeck	1847	250,000 Thlr.	375,000	
Würtemberg	1848	10,869,808 Fl. rhn.	9,058,173	40
		Geſammtſumme:	2,505,702,545	1

Ohne Schulden ſind ſieben Staaten: Liechtenſtein, Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg, und die größeren Staaten Toskana, Schweden und Schweiz; 8 kleine, außer Lucca ſämmtlich deutſche Staaten, ſchulden unter einer Million, 25, der Mehrzahl nach ebenfalls Deutſchland angehörige, unter 50 Millionen, die drei Großmächte Oeſterreich, Frankreich und England, ferner Spanien haben über 1000 Millionen Schulden. Auf die Geviertmeilen berechnet, die Europa enthält, kommt auf jede eine Staatsſchuldenlaſt von 142,794 Gulden Konv.-M. Betrachten wir jedoch die einzelnen Staatsſchuldenbeträge im Vergleich mit dem Flächeninhalt des verſchuldeten Staats, ſo ergibt ſich nachſtehendes Reſultat:

1) Mit Rückſicht auf den Flächeninhalt erſcheinen am höchſten belaſtet:

Hamburg	pro	□ Meile	mit	7,386,071	Fl.	25	Kr.	K.-M.
Niederlande	"	"	"	1,809,393	"	7	"	"
Frankfurt	"	"	"	1,142,096	"	2	"	"
Großbritannien	"	"	"	1,414,893	"	48	"	"
Bremen	"	"	"	1,333,333	"	30	"	"
Spanien	"	"	"	1,188,058	"	33	"	"

2) Dieſen Staaten zunächſt folgen:

Anhalt-Köthen	pro	□ Meile	mit	432,825	Fl.	—	Kr.	K.-M.
Belgien	"	"	"	369,919	"	—	"	"
Frankreich	"	"	"	251,278	"	12	"	"
Braunſchweig	"	"	"	202,016	"	50	"	"
Heſſen-Homburg	pro	□ Meile	mit	156,700	Fl.	43	Kr.	K.-M.
Die päpſtlichen Staaten	"	"	"	152,693	"	39	"	"
Anhalt-Bernburg	"	"	"	149,109	"	—	"	"

3) Unter dem normalen Zuſtande von 142,794 Gulden pro □ Meile erſcheinen nachſtehende Staaten belaſtet:

Baden	pro	□ Meile	mit	131,207	Fl.	31	Kr.	K.-M.
Sachſen	"	"	"	127,400	"	00	"	"
Dänemark	"	"	"	120,512	"	21	"	"
Portugal	"	"	"	114,801	"	—	"	"
Oeſterreich	"	"	"	112,016	"	23	"	"
Sachſen-Weimar	"	"	"	107,171	"	1	"	"
Anhalt-Deſſau	"	"	"	102,676	"	—	"	"
Sardinien	"	"	"	95,363	"	21	"	"
Sicilien	"	"	"	91,950	"	19	"	"
Würtemberg	"	"	"	91,553	"	21	"	"
Sachſen-Gotha	"	"	"	82,740	"	53	"	"
Sachſ.-Meiningen	"	"	"	81,032	"	58	"	"
Bayern	"	"	"	75,478	"	26	"	"
Sachſ.-Altenburg	"	"	"	74,054	"	45	"	"

4) Unter der Hälfte des oben erwähnten normalen Quotients kommen vor:

Mecklenburg-Schwerin	pro	□ M.	mit	63,971	Fl.	18	Kr.	K.-M.
Die joniſchen Inſeln	"	"	"	61,740	"	—	"	"
Hohenzollern-Hechingen	"	"	"	53,333	"	20	"	"
Hannover	"	"	"	50,141	"	14	"	"
Mecklenburg-Strelitz	"	"	"	50,000	"	—	"	"
Lübeck	"	"	"	49,088	"	45	"	"
Preußen	"	"	"	48,117	"	25	"	"
Griechenland	"	"	"	44,177	"	28	"	"
Waldeck	"	"	"	42,857	"	8	"	"

5) Unter einem Viertel des für die europäiſche □Meile berechneten Schulden=Quantums enthalt auf:

Heſſen, das Großherzogthum	pro □M. mit	24,774	Fl.	46	Kr.	K.=M.
Schwarzburg = Sondershauſen . . .	= = =	22,189	=	45	=	=
Naſſau	= = =	15,060	=	14	=	=
Parma	= = =	14,255	=	3	=	=
Oldenburg . . .	= = =	13,169	=	30	=	=
Heſſen, Kurfürſtenthum	= = =	11,845	=	35	=	=

6) Nach dem Flächeninhalt erſcheinen am wenigſten verſchuldet:

Modena	pro □M. mit	7070	Fl.	42	Kr.	K.=M.
Die reußiſchen Fürſtenthümer	= = =	2428	=	24	=	=
Schwarzb.=Rudolſtadt	= = =	5259	=	22	=	=
Hohenzollern = Sigmaringen	= = =	4629	=	37	=	=
Rußland, von deſſen geſammter Staatsſchuld auf die □Meile des zu Europa gehörigen Gebietantheils entfallen		3473	=	58	=	=
und die Türkei, von deren Geſammtſchuld auf die □Meile des europäiſchen Beſitzes gerechnet werden		1682	=	7	=	=

Bei dem Vorhandenſeyn einer europäiſchen Staatsſchuldenlaſt von 25,703 Mill. Gulden und einer Bevölkerung von 260 Mill. Seelen entfällt auf jeden Europäer ein Theilbetrag von 98 Gulden. In den einzelnen Staaten iſt der Einwohner wie folgt belaſtet:

1) Am höchſten belaſtet erſcheint:

in Spanien . .	jeder Einwohner mit	324	Fl.	33	Kr.	K.=M.
= den Niederlanden .	= =	311	=	17	=	=
= Großbritannien	= = =	289	=	9	=	=
= Hamburg . .	= = =	174	=	11	=	=
= Anhalt-Köthen	= = =	150	=	33	=	=

2) Den normalen Zuſtand von 98 Fl. pro Einwohner erreichen, aber überſchreiten nicht:

Frankfurt, von deſſen Schuld auf den Einw. entfallen	84	Fl.	31	Kr.
Lübeck = = = = = = =	72	=	41	=
u. Frankreich = = = = = =	71	=	1	=

3) Die Hälfte des normalen Quotients entfällt:

in Portugal . . .	auf jeden Einw. mit	57	Fl.	21	Kr.	K.=M.
= Belgien	= = = =	55	=	27	=	=
= Bremen . . .	= = = =	54	=	55	=	=
= Braunſchweig .	= = = =	53	=	22	=	=
= Dänemark . .	= = = =	51	=	11	=	=
= Heſſen=Homburg	= = = =	51	=	12	=	=
= Griechenland . .	= = = =	49	=	53	=	=
= Anhalt=Bernburg	= = = =	48	=	50	=	=
im päpſtl. Staat .	= = = =	42	=	45	=	=
in Oeſterreich . .	= = = =	28	=	7	=	=

4) Ein Viertheil des normalen Quotients entfällt:

in Hannover . . .	auf jeden Einw. mit	29	Fl	48	Kr.	K.=M.
= Sachſen=Weimar .	= = = =	27	=	25	=	=
= Anhalt=Deſſau .	= = = =	27	=	40	=	=
= Mecklenb.=Schwerin	= = = =	27	=	36	=	=
= Sardinien . . .	= = = =	27	=	13	=	=
= Sachſen=Koburg .	= = = =	25	=	33	=	=
= Bayern	= = = =	23	=	32	=	=
= Sachſen=Meiningen	= = = =	22	=	9	=	=
= Sicilien . . .	= = = =	21	=	40	=	=
= Baden	= = = =	20	=	13	=	=
= Sachſen . . .	= = = =	19	=	48	=	=
= Mecklenburg=Strelitz	= = = =	18	=	41	=	=
= Würtemberg . .	= = = =	18	=	27	=	=
= Hohenzollern = Hechingen . . .	= = = =	15	=	32	=	=
= Waldeck	= = = =	15	=	13	=	=
= Preußen . . .	= = = =	15	=	9	=	=
= Rußland . . .	= = = =	14	=	50	=	=
= Sachſen=Altenburg	= = = =	14	=	16	=	=

5) Am mindeſten belaſtet erſcheint:

auf den joniſchen Inſeln	jeder Einw. mit	7	Fl.	1	Kr.	K.=M.
in Schwarzburg=Sondershauſen	= = =	5	=	25	=	=
= Oldenburg	= = =	5	=	20	=	=
= Heſſen, Großherzogthum	= = =	5	=	12	=	=
= der Türkei	= = =	3	=	13	=	=
= Heſſen, Kurfürſtenthum	= = =	3	=	12	=	=
= Parma	= = =	3	=	2	=	=
= Naſſau	= = =	2	=	56	=	=
= Hohenzollern=Sigmaringen	= = =	1	=	50	=	=
= Schwarzburg=Rudolſtadt	= = =	1	=	27	=	=
= Modena	= = =	1	=	12	=	=
= Reuß	= = =	1	=	2	=	=

Je mehr ein Staat in die Nothwendigkeit kommt, Anleihen machen zu müſſen, deſto mehr muß er auch von der andern Seite darauf bedacht ſeyn, ſich von der erſchrecklichen Laſt, welche die Verzinſung derſelben ihm aufbürdet, wieder frei zu machen, dadurch, daß er die Anleihe nach und nach wieder auf eine rechtliche Weiſe tilgt, wozu dann ein Tilgungsfonds (caisse d'amortissement) erforderlich iſt. Die Anlegung eines ſolchen Tilgungsfonds läßt ſich verſchieden ausführen, allein die Einrichtung, welche der engliſche Miniſter Pitt 1786 dafür getroffen hatte, iſt, außer von England, auch von allen andern europäiſchen Staaten angenommen worden. Hiernach geſchieht die Bildung eines ſolchen Fonds im Weſentlichen auf folgende Weiſe: Man beſtimmt zur Entrichtung der Zinſen der Anleihe eine Auflage, von der man verſichert iſt, daß ſie hierzu hinreicht, erhebt ſie aber ſo, daß ſie jährlich etwas mehr einbringt, als die Zinszahlung erfordert. Dieſer jährliche Ueberſchuß, der gewöhnlich ein Procent der Anleihe beträgt, und den man die Dotation (den Stamm) nennt, iſt nur dazu beſtimmt, die Anleihe nach und nach zu tilgen, indem einzelne Schuldverſchreibungen zurückgekauft werden. Die Zurückkaufung aber iſt es, die mit der Dotation, die ſich von Jahr zu Jahr nun gleich viel vergrößert, den eigentlichen Tilgungsfonds ausmacht, da die Zinſen der getilgten Kapitalien nunmehr ebenfalls dieſem Fonds zufallen. Hierdurch wächſt der Tilgungsfonds mit jeder neuen Tilgung ſehr ſchnell und iſt nach Verlauf einer beſtimmten Zeit im Beſitz eines Kapitales, welches dem Anleihen gleichkommt und ſeine gänzliche Abtragung möglich macht, während durch die Dotation allein eine viel längere Zeit dazu erforderlich wäre. Wie ſchnell der Tilgungsfonds, deſſen Dotation 1 Procent der Anleihe jährlich beträgt, in Verbindung mit dem Zinsgenuß der zurückgekauften Kapitalien wächſt, läßt ſich daraus abnehmen, daß er durch die Dotation allein eine Anleihe von 100 Millionen erſt nach 100 Jahren zu tilgen im Stande wäre, während er ſolche, wenn er ſeiner Beſtimmung treu bleibt, und die Zinſen der getilgten Kapitalien ihm zu Gute kommen, in 36 Jahren tilgen kann, wenn die Anleihe mit 5 %, in 41 Jahren, wenn ſie mit 4 %, in 43 Jahren, wenn ſie mit $3^1/_2$ %, und in 47 Jahren, wenn ſie mit 3 % verzinſt wird, und noch weit ſchneller, wenn er im Stande iſt, unter dem Nominalwerth zurückzukaufen. Auf dieſen zuletzt genannten Umſtand, ſo vortheilhaft er auch für den Tilgungsfonds wäre, muß er jedoch verzichten und ſich wohl hüten, ihn

hervorzurufen, weil ſonſt der Kurs der Staatspapiere ungemein ſchwankend werden müßte, und Spekulationen erzeugen würde, die für den Beſitzer von Staatspapieren und für den Kredit und die finanziellen Verhälmiſſe des Staates ſehr traurige Folgen haben würden. Der Tilgungsfonds muß ſich daher darauf beſchränken, täglich nur eine gewiſſe Anzahl Staatspapiere an ſich zu kaufen, und zwar, bei allgemeiner Konkurrenz, öffentlich auf der Börſe. Indeſſen hängen von der zweckmäßigen Verwaltung des Tilgungsfonds die Wirkungen deſſelben ganz vorzüglich ab. Hierzu gehört: 1) der Tilgungsfonds darf weder in ſeiner Dotation noch in ſeinen regelmäßigen Zurückkaufungen geſtört werden, was aber geſchieht, wenn ſein Einkommen vom Staate geſchmälert und zu andern Zwecken verwendet wird, wie dieſes in England und Frankreich öfters ſchon der Fall war; 2) für jede neue Anleihe muß auch ein neuer Tilgungsfonds, durch eine eigene Dotation, gebildet werden, wenn die Theorie der Tilgungsberechnung praktiſchen Werth haben ſoll; 3) die Dotation ſelbſt muß aber auch ſtets nur aus dem reinen jährlichen Ueberſchuß der für die Anleihe beſtimmten Auflage beſtehen. Iſt dies nicht der Fall, iſt nämlich die Dotation zu hoch angeſchlagen, ſo verliert das Staatseinkommen, was der Tilgun gsfonds gewinnt, und dies kann denn keine andere Folge haben, als eine neue Anleihe machen zu müſſen. Dies war in England der Fall, wo die Dotation nur 3 Mill. betrug, aber auf 5 Mill. beſtimmt war, ſo daß jährlich 2 Mill. Defekt zu decken waren. Erſt 1828 wurde die Dotation des Tilgungsfonds auf ihren wahren Beſtand von 3 Mill. reducirt. Unter dieſen Bedingungen allein, und wenn ſonſt die Verwaltung des Tilgungsfonds ſo eingerichtet iſt, daß Unterſchleif und Veruntreuungen nicht möglich ſind, kann die mathematiſch richtige Berechnung zur Tilgung der Anleihe ſich verwirklichen, in der Vorausſetzung jedoch, daß der innere Friede des Staates innerhalb dieſer Zeit durch nichts geſtört werde. Die Unterſuchung, ob in der gegenwärtigen Zeit ein ſolcher langdauernder Friedensſtand der europäiſchen Staaten denkbar iſt, gehört nicht hierher, und wo er auf irgend eine Weiſe unterbrochen wird, müſſen, ſtatt alte Anleihen zu tilgen, deren neue gemacht werden. Der Praxis nach denken die Großſtaaten kaum mehr an eine Abtragung ihrer Schulden, die Zinſenzahlung iſt für die meiſten Staaten eine ſchwere Laſt. In Spanien beanſprucht der Zinſenbedarf für die Staatsſchuld beinahe die geſammte jährliche Einnahme, deren Höhe 540,857,912 Gulden erreicht, indem 5 Procent Zinſen von der Staatsſchuldenſumme 510,686,873 Gulden abſorbiren. Alle andern europäiſchen Staaten bieten in dieſer Hinſicht den Staatsgläubigern eine größere Beruhigung für die Möglichkeit der Intereſſenzahlung, ſelbſt die Stadt Hamburg, deren Flächeninhalt bis zu einer unnatürlichen Höhe belaſtet erſcheint, bedarf nicht einmal den dritten Theil der jährlichen Einkünfte zur regelmäßigen und fortlaufenden Tilgung der fälligen Zinſen von der geſammten Staatsſchuld. Die Republik Frankreich, welche den in jeder Beziehung höchſt verſchuldeten Staaten eingereiht werden muß, würde nicht einmal ein Fünftel des Einkommens auf die Zahlung der Staatsſchuldenzinſen verwenden müſſen, ſelbſt wenn die ganze Schuld eine verzinsliche wäre. Minder günſtig ſtellt ſich das Verhältniß zwiſchen der Staatseinnahme und dem Bedarf für Zinſen von der Staatsſchuld Großbritanniens; die Staatseinnahme erreicht 522½ Millionen, und der vierprocentige Zinſenbedarf ſteigt bis auf 314 Millionen, verzehrt alſo mehr als die Hälfte des Einkommens.

Iſt die Schuldenmaſſe eines Staates zu einer ſolchen Höhe angewachſen, daß die gegen die Gläubiger eingegangenen Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllt werden können, ſo muß nothwendig ein **partieller** od. **allgemeiner** Staatsbankerott (ſ. d.) eintreten.

Literatur: **Nebenius**, Der öffentliche Kredit, Karlsr. 1829; — **Zachariä**, Ueber das Schuldenweſen der Staaten des heutigen Europa, Leipz. 1830; — **Fulda**, Der Staatskredit, Tüb. 1832; — **Friedleben**, Börſenhandbuch, Ilmenau 1832; — **Bernoulli**, Beiträge zur richtigen Würdigung der Staatsanleihen, 1833; — **Baumſtark**, Ueber Staatskredit, Staatsſchulden und Staatspapiere, Heidelberg 1833; — Ueber den Staatskredit. Von einem ruſſiſchen Staatsmann, Leipz. 1840. Vergl. **Staatspapiere**.

Staatsſchutz (Staatsw.), der Schutz, welchen der Staat ſeinen einzelnen Bürgern angedeihen laſſen muß. Dieſer S. wird nicht nur im Inlande von Wichtigkeit, wo er mit Rechtsſicherheit identiſch iſt, ſondern auch im Ausland, und hier vorzüglich ſoll er den Staatsbürger vor ungerechten Angriffen ſichern. Dieſes Geſchäft iſt den Geſandtſchaften, wo ſolche beſtehen, überlaſſen, wo aber keine ſich vorfinden, ſind die Konſuln damit betraut. Unter den Staaten, welche ihren Bürgern den umfaſſendſten Schutz im Ausland gewähren, ſtehen England und die Nordamerikaniſche Union oben an; am ſchutzloſeſten dagegen iſt der Deutſche; er kann, wie durch viele Beiſpiele bewieſen wird, auf jegliche nur mögliche Weiſe inſultirt werden, ohne daß ſich Jemand auch nur im Geringſten darum bekümmert.

Staatsſekretär, der Miniſter, der die Beſchlüſſe des Regenten und des Miniſterconſeils niederſchreibt, die Noten an auswärtige Höfe entwirft ꝛc., meiſt der dirigirende Miniſter oder Premierminiſter oder auch der Miniſter des Auswärtigen.

Staatsſervituten (Servitutes juris publici, Staatsw.). Ein Staat kann die Befugniß erwerben, auf dem Gebiete eines andern Staats beſtimmte Handlungen auszuüben od. beſtimmte Unterlaſſungen zu fordern. Solche Gerechtigkeiten nennt man S. oder „**völkerrechtliche Servituten**". Solche Servituten können Statt finden in Beziehung auf alle einzelnen Hoheitsrechte, ſofern ſie nicht den Inbegriff oder die abſolut weſentlichen Hoheitsrechte aufheben. Sie können ſich beziehen auf Gericht, Zoll, Straßen, Schutz und Geleit, Poſt ꝛc.; meiſtens aber beziehen ſie ſich auf Schifffahrt und Kriegsweſen.

Digitized by Google

Die S. gründen ſich entweder auf Vertrag, oder auf unvordenklichen Beſitz. Ihre Vorausſetzung iſt die Souveränität beider Staaten, ſowohl des berechtigten, als des verpflichteten.*) Alle übrigen Hoheitsrechte des verpflichteten Staats bleiben ſonſt ungekränkt, ſelbſt über den Gegenſtand, über welchen die Servitut Statt findet; auch ſind ſolche Dienſtbarkeiten ſtets ſtrikte zu erklären und nie zu präſumiren. Es gibt ſowohl poſitive als negative S. (vergl. **Servituten**); ſie haften auf dem Territorium und haben ſomit dinglichen Charakter. Erlöſchungsgründe der S. ſind: Vertrag, Untergang des Objekts, Konſolidation und Ablauf der beſtimmten Zeit. Auch für einen Staatenbund, der nach Außen eine politiſche Einheit bildet und ein Bundesgebiet oder Territorium mit völkerrechtlicher Gewalt gegen Auswärtige auf demſelben hat, können aktive und paſſive Servituten Statt finden, die man **Bundesſervituten** nennt. Bei dem völkerrechtlichen Staatenbunde ſind alle auf die inneren ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe ſich beziehenden, mithin nicht als abſolut weſentlich aus der Natur und dem Zweck des völkerrechtlichen Bundes hervorgehenden Beſchränkungen der einzelnen Staaten S. der Bundesſtaaten. Dahin gehören im deutſchen Bunde alle in den „beſonderen Beſtimmungen“ der Bundesakte dem Bund ertheilten Schutzrechte für einzelne Rechte der Bürger. Da der Zweck des Staates den Beſitz aller Hoheitsrechte in der Hand der Staatsgewalt fordert, ſind S. dem Principe zuwider und haben ſich auch immer als nachtheilig gezeigt, weshalb es ſehr anzuerkennen iſt, daß die vielen früher beſtanden habenden S. faſt alle aufgehoben ſind. — **Literatur:** K. F. C. **Engelbrecht**, De servitutib. jur. public., Leipz. 1739; — **Gönner**, Entwicklung des Begriffs und der rechtlichen Verhältniſſe deutſcher Staatsrechtsdienſtbarkeiten, Erlangen 1800; — **Klüber**, Oeffentl. Recht des deutſch. Bundes, §. 559—562; — **Welcker**, im Staatslexikon, Band XII, S. 792 ff.

Staatsſiegel, Siegel der Staatskanzlei, womit die in derſelben ausgefertigten Beſchlüſſe bedrückt werden. Ueber deſſen Mißbrauch ſ. **Anmaßung**.

Staatsſprache, die Sprache, die in einem Staate bei öffentlichen Verhandlungen und vor Gericht geſetzlich eingeführt iſt, meiſt die, welche in der Hauptſtadt des Staats und von deſſen Regentenhauſe geſprochen wird; doch hat man in den meiſten Staaten nachgelaſſen, daß in den Gegenden, wo eine ganz andere Sprache als die S. herrſchend iſt, dieſe auch mit jener vor Gericht gebraucht werden darf, ſo die polniſche im Großherzogthum Poſen, die böhmiſche in Böhmen, obſchon die S. für Preußen wie für Oeſterreich die deutſche iſt.

*) Da in der Natur des Hoheitsrechts die Unabhängigkeit liegt, ſo gehört zum Weſen der Servitut, daß der Servitutberechtigte ſein Recht unabhängig ausübt, alſo ſelbſt unabhängiger Staat iſt. Ebenſo muß auch der Verpflichtete an ſich unabhängig ſeyn und unabhängige Hoheitsrechte beſitzen, denn **ſtaatsrechtliche** Gewalt über eine Provinz iſt keine Servitut, und an Privatberechtigungen gibt es keine Servitut, ſondern nur privats und innere ſtaatsrechtliche Beſchränkungen (K. Welcker).

Staatsſtreich, ſ. Coup d'état.

Staatsumwälzung, ſ. **Revolution**.

Staatsverbrechen (Rechtsw.), im Gegenſatz zu Privatverbrechen (in dieſem Sinn) werden in dem neuern Kriminalrecht alle Verbrechen, welche direkt u. zunächſt an dem Staate ſelbſt begangen werden, genannt, während Privatverbrechen diejenigen heißen, die zunächſt als Verletzungen der Einzelnen und ihrer Rechte ſich darſtellen, ſomit erſt mittelbar den Staat und die geſellſchaftliche Ordnung zum Gegenſtand haben. Nicht zu verwechſeln iſt dieſe Eintheilung mit der römiſchen in Delicta publica und Delicta privata, denn hier bezeichnen die erſteren ſolche Verbrechen, welche eine **öffentliche**, die letzteren ſolche, welche eine **Privat**-Strafe nach ſich führen. Bei der öffentlichen Strafe tritt der Verbrecher zu der **Geſammtheit**, bei der Privatſtrafe zu einer **einzelnen Perſon** in ein auf Strafe gerichtetes Rechtsverhältniß. Die Privatſtrafe iſt daher immer auf Geld oder Geldeswerth gerichtet und es entſteht bei ihr ein förmliches obligatoriſches Verhältniß, ſo daß Kreditor und Debitor einander gegenüber ſtehen. Auch wird das öffentliche Verbrechen im Wege des Kriminalprozeſſes, das Privatdelikt im Wege des Civilprozeſſes verfolgt. Anders bei der Eintheilung in Staats- und Privatverbrechen. Hier ſind die Staatsverbrechen faſt immer, die Privatverbrechen aber faſt in allen Fällen mit einer öffentlichen Strafe bedroht*); auch werden beide jederzeit im Wege des Kriminalprozeſſes geahndet. Zu den S. gehören zunächſt diejenigen Verbrechen, welche in unſerem Werke unter **Majeſtätsverbrechen** zuſammenbegriffen ſind, alſo Hochverrath, Verbrechen der beleidigten Majeſtät, Landesverrath und ſtaatsgefährliche Handlungen; ferner aber gehören hierher die verbrecheriſchen Hemmungen der Staatsgewalt in ihren einzelnen Zweigen, ſo namentlich Eigenmacht und Selbſthülfe (Landfriedensbruch, Landzwang, Bruch der Urphede, Aufruhr, Widerſetzlichkeiten gegen die Obrigkeit ꝛc.), die Münzverbrechen und die verbrecheriſchen Hemmungen und Störungen der geordneten Aemterverfaſſung im Staate (verbrecheriſche Erſchleichung oder Verleihung eines Staatsamtes, Beſtechung, Erpreſſung, Crimen de residuis ꝛc.). Neuere Kriminalgeſetzgebungen, namentlich die bayriſche, die würtembergiſche u. die braunſchweigiſche haben die Eintheilung in S. und Privatverbrechen ihrem ſpeciellen Theil zu Grunde gelegt.

Staatsverfaſſung, ſ. **Staat**.

Staatsvermögen, ſ. **Staat**.

Staatsverrath, ſ. **Hochverrath**.

Staatsvertrag, ſ. **Staat**.

Staatsverwaltung, ſ. **Verwaltung**.

Staatswagen, ſ. v. a. Staatskutſche.

Staatswaldungen, mißverſtändlich für gleichbedeutend mit Domänenwaldungen gehalten, die auch Eigenthum des regierenden Hauſes ſeyn oder zur Civilliſte gehören können, die-

*) Die einzige Privatſtrafe, welche im heutigen gem. Kriminalrecht noch vorkommt, iſt die Actio injuriarum aestimatoria (ſ. Injuria), aber auch dieſe haben die neueren Strafgeſetzbücher verdrängt.

jenigen Forſten, welche von der Regierung für das Intereſſe des Volkes verwaltet werden, daher von dem Privateigenthume ausgenommen ſind. Der Begriff von Staatsforſtwirthſchaft ſtellt ſich her, indem die eben bezeichneten Nationalforſte durch eigens dazu beſtellte Beamten im Volks-Intereſſe bewirthſchaftet werden. Dieſelben in einem guten Zuſtande zu erhalten, liegt ſchon im Begriffe. Es ſind daraus nicht nur die beſtehenden Holzbedürfniſſe zu befriedigen, ſondern die S. haben auch nach Lokalität und Bewandtniſſen die Landwirthſchaft zu unterſtützen, in ſoweit dies mit der Hauptbeſtimmung dieſer Waldungen vereinbarlich iſt, daher die Wahrnehmung der finanziellen Intereſſen der Staatskaſſe nicht die oberſte Verwaltungsmaxime ſeyn kann, als ſolche vielmehr die Förderung der Volkswohlfahrt gelten muß. In den S. Muſterwirthſchaften für alle Waldbeſitzer aufzuſtellen, muß mit in der Tendenz der Bewirthſchaftung liegen.

Staatsweisheit, die Staatsklugheit mit dem Rechtsgeſetz vereint.

Staatswirthſchaft, ſ. Nationalökonomie und Volkswirthſchaft.

Staatswiſſenſchaften. Kein Bereich des menſchlichen Wiſſens iſt umfaſſender, keines inhaltsſchwerer für das Wohl der Menſchheit, als das der S., von denen ſonſt jeder einzelne Zweig hinreicht, das Leben eines Menſchen auszufüllen, um deſſen Gebiet ganz zu durchdringen. Der Staat als ein Ganzes, in allen ſeinen Einrichtungen und allen Zweigen ſeiner Thätigkeit, bildet den Gegenſtand der S., ſie ſelbſt ſind alſo der Kreis aller der Zweige des menſchlichen Wiſſens, die auf dieſen Gegenſtand in allen ſeinen Beziehungen vorzugsweiſe und hauptſächlich gerichtet ſind. Aber wie alles Wiſſen ſo innig unter einander zuſammenhängt, daß kein Zweig deſſelben ohne den andern beſtehen und gedeihen kann, daß vielmehr der eine von den Früchten des andern neues Leben und neuen Aufſchwung erhält, weil die Wahrheit nur *eine*, untheilbare iſt, zu der tauſend und aber tauſend Wege führen, während ſie ſelbſt ihre mächtigen Lichtſtrahlen nach allen Seiten hin ausſendet, die freilich oft, wie die Lichtſtrahlen der Fixſterne, erſt nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden das ſchwache Auge des irrenden, von Wahn und Täuſchung befangenen Sterblichen treffen; ſo iſt auch das Gebiet der S. eng und unzertrennlich mit den Gebieten aller übrigen Wiſſenſchaften verbunden. Wenn das Wiſſen vom Staat, ſeinen Einrichtungen und den verſchiedenen Zweigen ſeiner Thätigkeit den Gegenſtand der S. vorzugsweiſe u. hauptſächlich ausmacht, ſo ſind dagegen doch alle übrigen Wiſſenſchaften die *Hülfswiſſenſchaften* für jene, und dies in höherem Grade, als für jede andere Wiſſenſchaft. Das leuchtet von ſelbſt ein, wenn man nur feſthält, daß der Staat um des Menſchen und *nur* um des Menſchen willen da iſt, und zwar nicht etwa um einzelner Menſchen od. Menſchenklaſſen, ſondern um *aller* willen, und deren Wohl zum Gegenſtand hat, mit anderen Worten, daß der Zweck des Staates, durch den alles Wiſſen vom Staat ſeine *Weihe* und ſeinen Antrieb erhält, kein anderer iſt, als: der Geſammtheit von Menſchen, aus denen er beſteht, unter den gegebenen beſonderen Verhältniſſen die Möglichkeit zu gewähren, ihre menſchliche Beſtimmung zu erreichen. Alles alſo, was das Intereſſe des Menſchen als ſolchen, ſein geiſtiges wie leibliches, fördert, iſt nutzbares Material für den Ausbau der Wiſſenſchaften, die den Staat vorzugsweiſe zum Gegenſtand haben, oder muß doch bei den Forſchungen in dieſer Richtung mit in Erwägung und Berechnung gezogen werden. Die Entdeckungen des Naturforſchers ſo gut wie die tiefſinnigen Ideen des Philoſophen ſind geeignet, ganze Zweige der S. umzugeſtalten und die darauf gegründeten Einrichtungen unhaltbar zu machen. Oder wer will den Entdeckungen, welche zur Unterwerfung der Dampfkraft unter den Willen des Menſchen, zur Benutzung des Elektromagnetismus für den Verkehr und den Gedankenaustauſch geführt haben, den Einfluß auf die Staatswiſſenſchaften, namentlich auf diejenigen abſprechen, welche vorzugsweiſe die materiellen Intereſſen zum Gegenſtand haben? Wer kann den Einfluß leugnen, den die Forſchungen der Philoſophie von Socrates, von Plato und Ariſtoteles bis auf Kant und Hegel auf die S., namentlich die nationalen, ausgeübt haben? Und wie mächtig hat auch in dieſer Richtung die Entwicklung der religiöſen Ideen gewirkt, von der Vielgötterei des Heidenthums bis zu den Lehren des Chriſtenthums und zu dem Pantheismus, der in dem religiöſen Bewußtſeyn der Gegenwart mehr und mehr Raum gewinnt und, mit Beſeitigung eines beſchränkten Begriffes von der Perſönlichkeit Gottes, alle Autorität „von Gottes Gnaden“ untergrabend, dahin treibt, von den Göttern der Erde den Himmel jenſeits, auf den man die leidende Menſchheit ſo lange vertröſtet, zurückzufordern, um ihn auf die Erde zu verpflanzen! Hiernach begreift ſich die Bedeutung und das reiche Gebiet der S.

Es iſt natürlich, daß dieſelben erſt in neuerer Zeit ſich als ein beſonderer Kreis wiſſenſchaftlicher Lehren aus der Menge der übrigen Wiſſenſchaften herausgebildet und zuſammengeſchloſſen haben. So lange die Verhältniſſe der Staaten noch einfach ſind, weil die geiſtigen wie die materiellen Bedürfniſſe der Völker durch den Mangel an Bildung noch auf ein beſcheidenes Maß beſchränkt ſind und der mächtige Hebel der Noth noch nicht ſich in Bewegung geſetzt hat, ſo lange iſt auch das Bedürfniß zu wiſſenſchaftlicher Durchdringung der verſchiedenen Zweige des Staatslebens nicht vorhanden, das erſt durch die Verwicklung des letzteren und die Schwierigkeit ſeiner Leitung ſich fühlbar macht.

Ueber den Begriff, den Umfang und die Eintheilung der S. wird bei der Neuheit und der Beweglichkeit des Gebietes derſelben als ſolche noch viel geſtritten. Im Allgemeinen kann man jedoch zwei Hauptgruppen unterſcheiden. Die erſtere ſtellt das Staatsleben dar, wie es in der Wirklichkeit gegeben iſt, indem die dahin gehörigen Wiſſenſchaften daſſelbe entweder beſchreiben, oder die Rechtsgrundſätze entwickeln, welche für die inneren wie die auswärtigen Verhält-

Digitized by Google

niſſe in der Wirklichkeit gegebener Staaten gelten. Dieſes ſind die hiſtoriſchen und die poſitiven S., namentlich die **Statiſtik** oder **Staatskunde**, d. h. die Wiſſenſchaft, welche den gegenwärtigen Zuſtand des Staats als ſolchen nach ſeinen geſammten inneren und äußeren Verhältniſſen und der Wechſelwirkung zwiſchen beiden darſtellt; die **Volkswirthſchaftslehre** (Nationalökonomie), ferner das **praktiſche Völkerrecht** und das **poſitive Staatsrecht**, nach allen beſonders bearbeiteten Theilen des letzteren. Die zweite Hauptgruppe der S. beſchäftigt ſich mit dem Weſen des Staats im Allgemeinen, ſucht dieſes zu erforſchen und zu zeigen, wie derſelbe eingerichtet ſeyn und was er leiſten ſoll, um ſeinen vernünftigen Zwecken zu entſprechen. Zu dieſer Gruppe gehören alle nationalen S., namentlich das **allgemeine od. philoſophiſche Staats- und Völkerrecht** und die **Politik** oder **Staatslehre im engeren Sinn**, die Lehre von den **Mitteln** zur Erreichung des Staatszwecks nach allen ſeinen verſchiedenen Beziehungen, mit allen beſonders bearbeiteten Theilen dieſer Wiſſenſchaft, wie **Juſtizpolitik, Kulturpolitik, volkswirthſchaftliche Politik** (**Volkswirthſchaftspflege**), **Polizeiwiſſenſchaft, äußere Politik, Militärpolitik, Finanzwiſſenſchaft.**

Die meiſten S. waren längſt mehr od. weniger ausgebildet, ehe man es verſuchte, ſie zu einem Ganzen zu verbinden und in ein Syſtem zu bringen. Wie oben bemerkt worden, geſchah dies erſt in neuerer Zeit. Den erſten erfolgreichen Verſuch machte Auguſt Ludwig **Schlözer** in ſeiner Schrift: Allgemeines Staatsrecht und Staatsverfaſſungslehre, mit einer Encyklopädie der S., Göttingen 1793. Unter ſeinen Nachfolgern ſind als Bearbeiter dee formellen Encyklopädie zu erwähnen: Wilhelm Joſeph **Behr**, Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Staatslehre, beſonders auf Akademien, nebſt einem vorausgeſchickten Grundriß eines Syſtems derſelben, Würzburg 1800; — von **Jakob**, Einleitung in das Studium der S., Halle 1819; — **Vollgraf**, „Ueber den heutigen Begriff, Umfang und Gegenſtand der S., Marburg 1825; — **Pölitz**, Grundriß für encyklopädiſche Vorträge über die geſammten S., Leipzig 1825; — **Bülow**, Encyklopädie der S., daſ. 1832; — **Welcker**, Encyklopädiſche Ueberſicht der Staatswiſſenſchaft u. ihrer Theile im 1. Band des Staatslexikons, S. 1—42. Eine materielle Encyklopädie der S. verſuchten: Chr. Daniel **Voß**, Handbuch der allgemeinen Staatswiſſenſchaft nach Schlözers Grundriß, 6 Theile, Leipzig 1796 ff.; — **Pölitz**, Die Staatswiſſenſchaft im Lichte unſerer Zeit, 2. Ausgabe, daſ. 1827, 5 Thle.; — Fr. **Schmitthenner**, 12 Bücher vom Staate, od. ſyſtematiſche Encyklopädie der S., Gießen 1839; — Karl Heinrich **Hagen**, Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienſte in der Staatsverwaltung, Königsb. 1839. — Vgl. noch: von **Bielefeld**, Institutions polit., Haag 1760, 3 Bde., deutſch von Gottſchalk und Schwabe, Lpz. 1760, 3 Bdt., n. Aufl. 1777; — **Real**, Die Staatskunſt, aus dem Franz. von Schölein, Frankf. 1762—67, 6 Bde.; — G. **Achenwall**, Die Staatsklugheit, Gött. 1774, 4 Bde.; — **Pfeiffer**, Grundriß der wahren und falſchen Staatskunſt, Berlin 1778, 2 Bde.; — K. G. **Stöſſig**, Entwurf einer Encyklopädie und Methodologie der geſammten S. und ihrer Hülfsdisciplinen, Lpz. 1793; — Vorleſungen über die wichtigſten Grundſätze der Moralpolitik, o. O. 1795; — **Schmalz**, Handbuch des deutſchen Staatsrechts, Halle 1805; — **Schnaubert**, Lehrbuch des deutſchen Staatsrechts, Jena 1806; — W. J. **Behr**, Syſtem der angewandten allgemeinen Staatslehre und der Staatskunſt, Frankf. a. M. 1810, 3 Bde.; — H. **Luden**, Handbuch der Staatsweisheit und der Politik, Jena 1811; — A. **Lips**, Die Staatswiſſenſchaftslehre, Erl. 1813; — Fr. **Köppen**, Politik nach Platonſchen Grundſatzen mit Anwendung auf unſre Zeit, Lpz. 1818; — v. **Schmidt-Phiſeldeck**, Die Poltik nach den Grundſätzen der heil. Allianz, Kopenh. 1822; — v. **Aretin** (und **Rotteck**), Staatsrecht der konſtitutionellen Monarchie, Altenb. 1824, 3 Bde.; 2. Aufl. Lpz. 1828 — 1840, 3 Bde.; — **Weber**, Grundſätze der Politik, Tüb. 1827; — **Aurillon**, Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen, Berlin 1828, 1. Bd.; — **Klüber**, Oeffentl. Recht des deutſchen Bundes, Frankf. a. M. 1831; — **Lotz**, Handbuch der Staatswiſſenſchaftslehre, 2. Aufl., Erlangen 1837—38, 3 Bde.; — H. **Eiſenhart**, Philoſophie des Staats, Leipz. 1843; — **Mohl**, **Kraus** u. A., Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft, Tüb. 1844 ff.

Staatswohlfahrt, ſ. **Staat.**

Staatszeitung, 1) Zeitung, die für einen beſondern Staat beſtimmt iſt, oder unter Aufſicht deſſelben erſcheint; — 2) **preußiſche**, ſ. **Zeitungen.**

Staatz, öſterr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberge, Sitz des **gleichnam. Landgerichts**, am Staatzerberge; 200 Einw.

Staavia (Bot.), nach **Thunberg**, **Silber-Schirke** nach **Oken**, Gattung der Rhamneae *Vent.*, der Bruniaceae *Dec.*, Pentandria Monogynia *L.* **Charakter:** Blumen auf einem ſpreuig-zottigen Fruchtknoten zuſammengehäuft; Kelch 5theilig; Korolle 5blätterig; 5 Staubfäden auf dem Kelche; 5ſamige, rindenartige Beere. Halbſträucher mit ſchmalen und ſchwieligen Blättern und Blüthenköpfchen in glänzend weißen Deckblättern; von 5 **Arten**, welche ſämmtlich auf dem Kap einheimiſch ſind, kommen als Zierpflanzen vor: 1) S. adenandraefolia *Eckl.* et *Zeyh.* Blüthen weiß. — 2) S. glutinosa *Thunb.* Blüthen röthlich. **Wendland**, Coll., T. 22. — 3) S. radiata *Thunb.* Blüthen weiß oder röthlich, in zierlich geſtrahlten Endköpfchen. **Pluk.**, Taf. 454, Fig. 7. — **Kultur** wie **Phylica.**

Stab (in verſchied. Bed.), 1) Körper, welcher bedeutend in die Länge gedehnt und verhältnißmäßig dünn oder ſchmal iſt; — 2) der Stock, an welchem man geht oder den man als Auszeichnung trägt; — 3) (lat. Scipio), im Alterthum

als Auszeichnung für ältere Perſonen oder Könige (ſ. Scepter); in den Volksverſammlungen trug der Herold einen S., den er dem zum Sprechen Aufſtehenden reichte, um durch Aufhebung deſſelben Stille zu gebieten. Friedensboten trugen ebenfalls Stäbe vor ſich her (ſ. Caduceus); Triumphatoren einen elfenbeinernen (Scipio eburneus), die Bachusbegleiter einen Thyrſusſtab (ſ. Thyrſus). Außerdem war der S. in beſonderer Form auch den Hirten beigelegt (ſ. Hirtenſtab), welchen ſpäter in der chriſtlichen Kirche der Biſchof ſymboliſch als Hirt der Gemeinde trug (ſ. Biſchofsſtab). Den S. als Mittel bei Zaubereien (Zauberſtab) führte ſchon Moſes und in der griech. Mythe Hermes, der mit Hülfe deſſelben die Augen der Menſchen einſchläferte; eben ſo verwandelte Athene den Odyſſeus mit einem S. in einen Greis, und durch die Berührung mit demſelben S machte ſie ihn wieder jung und rüſtig; Circe verwandelte durch Berühren mit einem S. des Odyſſeus Begleiter in Schweine. In Aegypten war der S. mit einem darauf geſetzten Auge Attribut des Oſiris und bezeichnete Würde oder Wachſamkeit. — 4) Zeichen der richterlichen und oberherrſchaftlichen Gewalt, daher — 5) bald ein Obergericht, welches über Leben und Tod Gewalt hat, bald auch nur ein Untergericht; — 6) ſ. v. a. Gerichtsbarkeit, daher Hof-, Bürger-, Lehens-S.; — 7) ſ. v. a. Rathhaus, mit der davon abhängigen Gerichtsſtätte; — 8) ſ. v. a. Faßdauben; — 9) (franz. Aune, Handelsw.), Längenmaß. In Frankfurt a. M. = 1,182 Meter od. 523,976 alter pariſer Linien; 100 franz. Stab = 215,969 frankf., 169,050 frankf.-brabanter oder 177,288 preuß. Ellen. Bei den neuen ſchweizer Maßen iſt der S. = 4 Fuß u. enthält 1,2 Meter. Außerdem kommt der S. noch als Lokalmaß in verſchiedenen Kantonen der Schweiz vor. Beſonders beim Verkauf ſeidener Zeuche gebräuchlich. — 10) In den tyroler Bergwerken auch ein Maß von 1 Elle und 3 Querfinger; — 11) (Bauw.), ſ. Glied; — 12) die halbrunden Reifen zur Verzierung und Verſtärkung des Kanonenlaufes, ſ. Kanone; — 13) (Herald.), ſ. v. a. Schmaler Pfahl; — 14) ſ. v. a. Grundſtrich, beſonders bei der Runenſchrift, ſ. Runen; — 15) (Waarenk.), eine Papierſorte.

Stab (Militärw.), 1) die nicht zu den eigentlichen Kompagnien, ſondern zu dem Kommando eines Bataillons, Regiments, einer Brigade od. einer Diviſion gehörigen Perſonen. Man hat daher einen Bataillons-, Regiments-, Brigade- und Diviſions-S. Der S. eines Bataillons und der eines Regiments ſind ziemlich gleich, beide beſtehen aus dem Ober-S., d. h. aus den Offizieren und im Offizierrang ſtehenden Beamten, als einem Stabsoffizier als Kommandeur, oft einem zweiten Stabsoffizier, dem Adjutanten, dem Rechnungsführer und zuweilen aus dem Regimentsauditeur und dem Feldprediger (welche jedoch jetzt meiſt nur noch bei den Brigaden od. Diviſionen angeſtellt ſind), und aus dem Unter-S., d. h. den nur Unteroffizierrang habenden Perſonen. Zu letzteren zählt man den Bataillons- oder Regimentsſchreiber, zu dem oft auch der Stabsfourier kommt, der für die Bedürfniſſe des S.s als Fourier ſorgt, oft aber auch mit dem Schreiber derſelbe iſt, der Bataillons- oder Regimentstambour, bei der Kavalerie der Stabstrompeter, bei der leichten Infanterie der Stabshorniſt, der mit jenem im gleichen Verhältniß ſteht, die Hautboiſten des Bataillons oder Regiments, die Trainſoldaten, die zur Bagage deſſelben gehören, und die vorſchriftmäßig zum Stabe des Bataillons, des Regiments gehörigen Reitknechte und Bedienten. Auf ähnliche Weiſe ſind die Stäbe der Brigaden, Diviſionen und der Armeecorps zuſammengeſetzt, nur daß die Kommandeure Generale ſind u. mehre Adjutanten, Gallopins, Verpflegungsbeamte, Kriegskommiſſare, einen Auditeur, Feldwebel u. ſ. w., auch bei manchen Armeen eine Stabswache (ſ. d.) bei ſich haben. — 2) S. v. a. Generalſtab.

Stab Aarons (Ruthe Aarons), ſ. Aaron 1).

Stabaken, ſchwed. Golf, Linköping-Län, im baltiſchen Meer, an der Küſte.

Stabalge (Bot.), Algengatt., ſ. v. a. Bacillaria *Gmel.*

Stabammonit (foſſ. Cephalop.), ſ. v. a. Baculites (ſ. d.).

Stabamſel (Ornith.), ſ. v. a. Ringdroſſel, Turdus torquatus *L.*

Stabatio (a. Geogr.), Ort in Gallia Narbon.; nach Ukert jetzt le Monetier, nach Reichard Chabotte.

Stabat mater, ein berühmter geiſtlicher Geſangtext in lat. Terzinen, welcher als ſogenannte Sequenz (ſ. d.) in der kathol. Kirche, beſonders an den Feſten der ſieben Schmerzen Mariä, geſungen wurde. Nach Einigen ſoll Papſt Johann XXII. oder einer der Gregore der Verfaſſer ſeyn, nach der wahrſcheinlichſten Meinung aber iſt er von dem Minoriten Jacobus de Benedictis, gewöhnlich Jacoponus genannt, verfaßt, der im 13. Jahrh. lebte, ein gelehrter Juriſt war, durch den Tod ſeiner Gattin bewogen 1268 in den Orden der Tertiarier trat, ſich den finſtern Bußübungen bis zum Wahnſinn ergab und 1306 †. Der Text hat viele Abänderungen erfahren od. iſt oft ins Deutſche überſetzt worden, z. B. von Mohnike u. früher von Wieland, Fr. Thierſch u. A. Die beſten Kirchenkomponiſten haben ihn komponirt. Am berühmteſten ſind die Kompoſitionen von Paleſtrina (8ſtimmiger Geſang), Pergoleſi (2ſtimmig mit Begleitung) und Aſtorga, und unter den Neueren von Joſ. Haydn (mit Orcheſter), Winter, Neukomm u. A. Vgl. Lisco, S. m., Hymnus auf die Schmerzen der Maria, Berl. 1843, 4.

Stabben, norweg. Inſel, Romsdals-Amt, an der Weſtküſte, weſtl. von der Inſel Tuſteren und öſtl. von Erlvaagöe.

Stabbio, ſchweiz. Flecken, Kant. Teſſin, Bez. Mendriſio; Schwefelquelle; 1650 Ew.

Stabblei (Glaſer), ſ. v. a. Karniesblei.

Stabbleck (Schiffsb.), bei den Flußkähnen ein ſtarkes Stück Holz, welches auf die Hebung

Digitized by Google

des Bodens geſetzt wird, um die Seitenplanken damit zu verbinden.

Stabbohne (Bot.), ſ. v. a. Stangenbohne, ſ. Phaseolus vulgaris.

Stabbrechen, ſ. Brechen 19).

Stabdoſen (Hdlgsw.), Doſen mit abgerundeten Seiten.

Stabeinguß (Münzw.), eiſerne Gußform, in welcher die Silberbarren gegoſſen werden.

Stabeiſen, 1) ſ. Eiſen; — 2) im engern Sinne Eiſen, welches in kürzern, nicht ſehr dikken Stäben, wovon 3 Stäbe ungefähr 22 Pfd. wiegen, im Gegenſatz des Stangeneiſens, welches zu Stäben geſchmiedet iſt, die 1—3 Zoll ins Gevierte dick ſind; — 3) (Stellm.), ein Dreheiſen mit runder Schneide, womit die Verzierungen an die Stäbe gedreht werden.

Stabeiſenwalzwerk (Hüttenk.), ſ. Walzwerk.

Stabel, ſ. v. a. Pfahl, beſonders ſ. v. a. Weinpfahl.

Stabelerbſe (Gärtn.), die höher wachſenden Erbſenarten, welche geſtängelt werden müſſen.

Stabelherr (Stabelmeiſter, Stäbelherr, Sittengeſch.), 1) ehemals bei den Turnieren ein vornehmer Beamter, welcher den Anfang und das Ende des Turniers mit einem Stabe zu gebieten hatte; — 2) im Oeſterreichiſchen ſ. v. a. Erbſtabelmeiſter.

Stabelmeiſter (Sittengeſch.), ſ. v. a. Stabelherr.

Stabeln, 1) (Gärtn.), ſ. v. a. Stängeln; — 2) (Weinb.), ſ. v. a. Pfählen; — 3) (Salinenw.), kleine Pfeiler neben den Salzpfannen, auf welche die Sogbäume gelegt werden.

Stabelwitz (Alt-S.), preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. u. Kr. Breslau; kath. Pfarrei, Schloß, Vorwerk; 370 Einw.

Staben, 1) (Rechtsw.), einen Eid ſt., ihn Jemandem vorſagen, damit er ihn genau eben ſo nachſpreche, daher ein geſtabter Eid. Der Ausdruck kommt daher, weil man den Eid vormals auf den dargehaltenen Richterſtab ablegte. — 2) S. v. a. Buchſtaben.

Staben (Biogr.), Hendrick, Maler, Niederländer von Geburt, machte ſeine Studien zu Venedig unter Tintoretto und ließ ſich dann in Paris nieder, wo er 1658 im 80. Jahre †. Er malte hiſtoriſche Darſtellungen, perſpektiviſche Anſichten und Stillleben, Alles mit großem Fleiße.

Stabergerinne (Mühlenb.), ſ. Gerinne.

Staberina tribus (röm. Ant.), ſ. Tribus.

Staberius, wahrſcheinlich galliſcher Name, der auf Inſchriften mehrfach geleſen wird. Bei Schriftſtellern kommen vor: 1) Lucius S., Anhänger der pompejaniſchen Partei, befehligte im J. 48 v. Chr. in Apollonia und entfloh bei Cäſars Ankunft. — 2) S. Eros, lateiniſcher Grammatiker, Lehrer des Brutus und Caſſius; er ſcheint ſich mit der Kritik älterer Werke beſchäftigt zu haben. Eine Schrift De proportione (über die Analogie) erwähnt Priscian.

Staberle (Theaterw.), ſtehende Figur der wiener Lokalpoſſe, welche einen ächten wiener Bürger (einen Parapluimacher) des Mittelſtandes in mehren ihm fremdartigen Verhältniſſen ſchildert, in welchen er ſich zwar ungelenk benimmt, aber durch Mutterwitz ſich immer zu helfen weiß. Stets bleibt ihm als Refrain ſeiner Erfahrungen die Liebe zur Vaterſtadt und das überſchwengliche Leben derſelben. Die meiſten Poſſen, worin S. die Hauptrolle ſpielt, ſind von Bäuerle. Der Schauſpieler Walter vom karlsruher Hoftheater reiſte vor einiger Zeit auf die Rolle des S., die er ſehr gelungen darſtellte.

Staberrad (Mühlenw.), ſ. Waſſerrad.

Staberzeug, die Einrichtung einer Mühle, wobei ſie von einem Staberrad getrieben wird, weshalb auch eine ſolche Mühle Stabermühle genannt wird.

Stabfaden (Bot.), Algengattung, ſ. v. a. Homoeocladia *Ag.*

Stabfeuer (Hüttenw.), ein Hammerwerk, auf welchem aus gefriſchtem Roheiſen Stabeiſen ausgeſchmiedet wird.

Stabförmige Spannmeſſer (Entomol.), ſ. v. a. Stabraupen (ſ. d.).

Stabgericht, 1) ein höheres, mit dem Blutbanne verſehenes Gericht; — 2) ſ. v. a. Dorfgericht.

Stabhalter, 1) derjenige, welcher zum Zeichen der richterlichen oder befehlshabenden Gewalt unter Mehren den Stab trägt, daher vorzüglich — 2) der Vorſitzende eines Gerichtes; — 3) ſ. v. a. Batonier.

Stabhammer (Schwanghammer, Hüttenw.), ein doppelarmiger Hebel, deſſen einer Arm durch den Däumling einer Radwelle niedergedrückt wird, wodurch ſich der am andern Arm befindliche Hammer in die Höhe hebt. Je nachdem man einen langſamern oder geſchwindern Gang hervorbringen will, wird der Arm, auf welchen der Däumling drückt, verlängert oder verkürzt. Die Geſtalt des Hammers iſt ſehr verſchieden, eben ſo die des Amboßes. Hammer und Amboß werden gewöhnlich aus Gußeiſen verfertigt.

Stabheuſchrecke (Entom.), Heuſchreckengatt., ſ. v. a. Bacillus *Latr.*

Stabheuſchrecken (Entomol.), auch Geſpenſtheuſchrecken, ſ. v. a. Phasmodea (ſ. d.).

Stabholz, 1) (Holzarb.), eine Art Geſimshobel; — 2) (Stavholz, Klappholz), im Holzhandel die aus gutem Eichen-, Buchen-, Weiden-, Kaſtanien-, Maulbeerbaumholz geſpaltenen oder aus dem Groben geriſſenen ſchmalen Breter oder Stäbe, mit welchen in mehren Häfen der Oſt- und Nordſee ein ſehr beträchtlicher Handel nach Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Weſtindien getrieben wird. Man richtet zweierlei Arten deſſelben zu, die eine für Tiſchlerarbeiten, welche eigentlich Holländiſchholz, Franzholz genannt wird, die andere zur Verfertigung von mancherlei Fäſſern und Tonnen. Zu dieſer Gattung wird das Holz ohne Sägen, durch bloßes Spalten zu dünnen Bretern gemacht und man bereitet ſie auf folgende Art: Der Baum wird in Stücke von ver-

Digitized by Google

ſchiebener Länge geſchnitten, wozu man aber Stämme ausſuchen muß, die gerade gewachſen ſind und wenig oder keine Knoten haben; denn äſtiges, wrackiges, knotiges und verwachſenes Holz taugt nicht zum S.; jede Holzklobe muß nach den Fäden, welche die Saftringe durchſchneiden, geriſſen werden; denn wollte man ſie auf andere Weiſe ſpalten, ſo würden die Faßdauben nicht ſo geſchickt ſeyn, die Flüſſigkeiten einzuſchließen oder zurückzuhalten, ſondern vielmehr der Gefahr ausgeſetzt werden, Riſſe zu bekommen. Man unterſcheidet es in **Pipenſtäbe** von 5—5$\frac{1}{2}$ Fuß Länge, 4—5, auch 6—8 Zoll Breite, 1$\frac{1}{2}$—2 Zoll Dicke, in **Orhoftſtäbe** von 50 Zoll Länge, 4—5 Zoll Breite, 1—1$^{1}/.$ Zoll Dicke, in **Tonnenſtäbe**, eben ſo breit und dick, aber nur 38 Zoll lang, **Orhoftbodenſtäbe**, 24—28 Zoll lang, und **Tonnenbodenſtäbe**, 20—22 Zoll lang, beide von der Dicke u. Breite der Pipenſtäbe. **Faßſtabe** unterſcheidet man in **ganze** von 4$\frac{1}{2}$ Fuß und in **halbe** von 3$\frac{1}{2}$ Fuß Länge, kleinere eichene und buchene Stäbe zu Häringstonnen, und buchene 3$\frac{1}{2}$ Fuß lange, 3, 4 und mehr Zoll breite, $\frac{3}{4}$—1 Zoll dicke Stäbe zu Syrupstonnen. Unter **Böttcherholz** verſteht man völlig ausgearbeitete, 1—1$\frac{1}{4}$ Zoll dicke Stäbe, welche nur nach Bordeaux, Cette, Marſeille gangbar ſind, und zwar nach Bordeaux nur Tonnenſtäbe, nach den beiden letztern Häfen aber größere Sorten. Das **Klappholz**, welches man auch **Franz**- oder **Holländiſchholz** nennt, wird aus den feinen Eichen mit dicken Fäden und aus Buchenholz gemacht, wobei ein Haupterforderniß iſt, daß es gut geadert und bei vollkommener Trockenheit dem Werfen und Einſchrumpfen weniger unterworfen iſt, als das geſägte Holz; es darf überdem keine Knäſte haben, weil man ſaubere Arbeit darausmacht, da es mehrentheils zu Getäfel gebraucht wird. Aus vielen deutſchen Waldungen, vornehmlich von dem Fichtelgebirge, vom Thüringer-, Schwarz- und Odenwald, von dem Harzgebirge, aus mehren Gegenden von Niederſachſen, Weſtphalen, Heſſen, am Rhein, Schwaben, Franken, Baden ꝛc. geht eine große Menge S. den Rhein und Main hinab nach Holland, die Weſee hinab nach Bremen, auf der Elbe nach Hamburg, und von dieſen Häfen wieder ſeewärts nach England, Schottland, Irland, Spanien, Portugal, Frankreich ꝛc. Ebendahin gehen aus Danzig, Königsberg, Stettin, zuweilen auch aus andern pommeriſchen und mecklenburgiſchen Häfen große Partien S. Nordamerika liefert ebenfalls eine Menge S. nicht nur nach den weſtindiſchen Inſeln zu Rum-, Zucker-, Syrup- u. Kaffeefäſſern, ſondern auch nach Madeira, Spanien, Portugal und andern Weinländern zu Weinfäſſern. — In **Hamburg** verkauft man jetzt das S. aller Art nach 100 Stück in Banko-Mark, zuweilen aber noch nach der andern Weiſe nach dem Großtauſend zu 1200 Stück. Die Oberländer aber verkaufen dort ihr S. nach **Ringen** von 4 Schock 8 Stäben, und zwar Pipenſtäbe von 5 Fuß Länge, 1—1$\frac{1}{2}$ Zoll dick, 4—5 Zoll breit, Orhoftſtäbe von 4 Fuß Länge, eben ſo dick und 4 Zoll breit. Drei Ringe Orhoftſtäbe rechnet man für 2 Ringe Pipenſtäbe; ganze Faßſtäbe, 4$\frac{1}{2}$ Fuß lang, 1—1$\frac{1}{2}$ Zoll dick, 4—5 Zoll breit; halbe Faßſtäbe, 3$\frac{1}{2}$ Fuß lang, 1—1$\frac{1}{4}$ Zoll dick, 4 Zoll breit; Tonnenſtäbe, 2$\frac{2}{3}$ Fuß lang, 1—1$\frac{1}{4}$ Zoll dick und 4 Zoll breit, und 2 Ringe Tonnenſtäbe rechnet man für 1 Ring Pipenſtäbe im Handel gleich; Bodenſtäbe oder Bodenholz wird wie anderes S. nach Ringen behandelt; es iſt 5—7 Zoll breit, 1—1$\frac{1}{2}$ Zoll und darüber dick und 2—2$\frac{1}{2}$ Fuß lang. Die 8 Ueberſtäbe über die 4 Schock rechnet man für die etwa darunter befindlichen Wrackſtücke. In **Amſterdam** ſind die Preiſe gewöhnlich nach 122 Stück, zuweilen auch nach dem Schock von 62 Stück oder nach dem Großtauſend von 20 Schock à 62 Stück; in **Antwerpen** nach 1000 Stück; in **London** nach 1200 Stück. In **Bordeaux** behandelt man das eigene S. nach 1616 Stück, das Bodenholz nach 2424 Stück oder für 101 Stück; in **Marſeille** nach 103 Stück jeder Gattung; in **Nantes** verkauft man S. nach Tauſend von 1200, zuweilen auch von 1275 Stück. In **Stettin** kauft man das Klapp- od. Franzholz nach dem Schock, wogegen die Preiſe des übrigen S.es nach dem Ring behandelt werden, wobei folgende Feſtſtellung gilt: der Ring Pipenſtäbe hat 4 Schock oder 240 Stück von 62—64 Zoll Länge; der Ring Orhoftſtäbe 6 Schock oder 360 Stück zu 50—52 Zoll Länge; der Ring Tonnenſtäbe 8 Schock oder 480 Stück zu 40—42 Zoll Länge; der Ring Orhoftbodenſtäbe 12 Schock od. 720 Stück zu 26—28 Zoll Länge; der Ring Tonnenbodenſtäbe 16 Schock od. 960 Stück zu 20—22 Zoll Länge; die Breite aller Sorten iſt 4—5 Zoll, die Dicke 1$\frac{1}{2}$—1$\frac{3}{4}$ Zoll, nach dem rheinländiſchen Maße; man unterſcheidet dabei Kron- und gewracktes Gut, welches die obige Länge, Breite und Dicke haben muß und wobei das Schock zu 60 Stück gerechnet wird. Ausſchußgut, welches dieſes Maß nicht hat und ſonſt fehlerhaft iſt, wird nach dem Schock von 62 Stück behandelt. Krongut geht vornehmlich nach Oporto und London; Wrack aber nach andern engliſchen Häfen, nach Bordeaux, Malaga ꝛc. — In **Danzig** unterſcheidet man Krongut, Brakgut und Braks-Brakgut oder Ausſchußgut u. behandelt die Preiſe jeder Gattung nach dem Schock von 60 Stück; Tonnenſtäbe von 64 Zoll Höhe, Orhoftſtäbe von 54 Zoll Höhe und Tonnenſtäbe von 42 Zoll Höhe. Auf einen Ring rechnet man 4 Schock, auf ein Großhundert 12 Ring, auf ein Kleinhundert 120 Stück. **Königsberg** und **Elbing** verkaufen ihr S. ebenfalls nach dem Schock und daſſelbe hat die nämliche Größe wie in Danzig. Auch **Genua** u. **Neapel** liefern viel S. nach Frankreich und Spanien, das neapolitaniſche iſt von Kaſtanienholz und wird nach Coperte von 39 Stück behandelt, das genueſiſche hingegen nach Coperte von 12 od. 15 Stück, jedes Stück zu 6 Paus = 55 par. Zoll lang, oder auch nach Conella von 4 Coperte, jede zu 4 Stück von 5 Paus = 46 par. Zoll Länge; Stäbe von Fichtenholz nach Canella von 8 Coperte zu 4 Stück von 4 Paus Länge. **Frankreich** hat wenig S. aus ſeinen Waldungen, das Eichenholz iſt ſehr knotig und ſpaltet ſich ſchwer, auch befinden

ſich Stücke darunter, die dem Wein, wenn es zu Fäſſern benutzt wird, einen üblen Geſchmack geben. Nur Angoulême treibt Handel damit nach den Seehäfen und nach den Kolonien; es verkauft die Faßſtäbe nach Quarts von 303 Stück und die Bodenſtäbe nach 202 Stück. — 3) (Hüttenw.), ein mit Lehm beſchlagenes rundes Holz, womit der Stich bei Schmelzöfen verſtopft wird.

Stabiä (a. Geogr.), alte Stadt in Kampanien, zwiſchen Pompeji und Surrentum, 4 Mill. ſüdlich von erſterer und unweit des Berges Lactarius, im Bundesgenoſſenkriege von Sulla zerſtört, aber als kleiner Flecken wieder hergeſtellt, jedoch bei dem großen Ausbruche des Veſuvs im J. 79 mit Pompeji und Herculanum zugleich verſchüttet. Bei ihr fand auch damals der ältere Plinius ſeinen Tod. Jetzt liegt hier die Feſtung Caſtell a Mare di Stabia (Plin. III, 5, 9).

Stabigotten, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenſtein; 260 Einw.

Stabili, Francesco, ſ. Cecco II. 1).

Stabilität (v. Lat.), 1) das Feſtſtehen, Verbleiben, im Gegenſatz des Beweglichen, Veränderlichen, namentlich in der Politik die ſtarre Beharrlichkeit bei dem Beſtehenden, im Gegenſatz zu der Bewegungspartei; davon: Stabiliſten, die Anhänger des Beſtehenden in der Politik; — 2) ſ. Schwerpunkt.

Stabin, ruſſ.-poln. Stadt, Gouv. Auguſtowo, ſüdl. von Auguſtowo; 300 Einw.

Stabitz, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutſch-Krone; Filialkirche; 260 Einw.

Stabkraut (Bot.), ſ. v. a. Stabwurz, Artemisia Abrotanum *L.*

Stablack (pharm. Zool. u. Bot.), ſ. v. a. Stocklack, ſ. Gummilack.

Stablacken, preuß. Dörfer, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Inſterburg; a) 110 Einw.; b) 310 Einw.

Stabler, 1) ſ. v. a. Stabhalter; — 2) ſ. v. a. Stabelherr; — 3) (Handwerksbr.), ſ. v. a. Obermeiſter; — 4) (Münzw.), veraltete baſeler Scheidemünze mit dem Biſchofsſtabe im Gepräge; 60 S. machten einen Goldgülden.

Stablers (engl.), ſ. Handelsgeſellſchaften.

Stablewitz, preuß. Dorf und Gut, Prov. Preußen (Weſt-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Kulm; 250 Einw.

Stablina, europ.-türk. Ort, Serbien, Semendria, ſüdweſtl. von Belgrad, an der Kolubara.

Stablo (a. Geogr.), Flecken im Gebiete der Remi in Gallia Belgica, ſüdweſtlich von Marcomagus; noch unter dem alten Namen vorhanden.

Stablo (n. Geogr.), ſ. v. a. Staveiot.

Stablowitz (Geogr.), 1) öſterr.-ſchleſ. Gut, Kr. Troppau, beſteht aus 3 Dörfern; — 2) Kirchdorf daſ.; Meierei, Schäferei, Branntweinbrennerei; 620 Einw.

Stabmethode, ſ. Taubſtummenunterricht.

Stabraupen (Entomol.), jene Phalänodeen- oder Spannerraupen, welche bei Annäherung einer Gefahr eine gerade oder gekrümmte, aber unbewegliche Stellung annehmen, ſo daß ſie vermöge ihrer Färbung meiſt das Anſehen von Aeſtchen haben. Daher auch Aſtraupen. Sie gehören vorzugsweiſe in die Gattung Ennomos.

Stabreim, ſ. v. a. Alliteration.

Stabreißer (Stabſchläger, Forſtw.), Arbeiter, welche im Walde das Stabholz aus dem Groben für den Holzhandel bearbeiten.

Stabrobates, indiſcher König, Zeitgenoſſe der Semiramis, gegen welchen dieſe einen Kriegszug unternahm, doch mußte ſie vor ſeiner unzählbaren Armee, der großen Menge Elephanten und den 4000 aus Bambusrohr gebauten Flußfahrzeugen mit einem Verluſt von $^2/_3$ ihrer Armee weichen.

Stabroek (Geogr.), 1) ſüdamerik. Stadt im brit. Guyana, Diſtr. Demerary, unweit der Mündung des Demerary in den atlantiſchen Ocean, von mehren Kanälen durchſchnitten, ohne gutes Trinkwaſſer, aber ſauber und gut gebaut; viele große Magazine für die Marine; Gouvernements-Haus, Kanzlei, Zollamt, Hoſpital; lebhafter Handel; 10.000 Einw.; — 2) belg. Dorf (Marktflecken), Prov. Antwerpen, nördlich von Antwerpen; Cichorienfabr., Handel mit Getreide (im Okt. iſt ein 10tägiger Markt); 2300 Einw.

Stabsarzt, ſ. Militärheilkunde.

Stabſchimmel (Bot.), Schimmelgatt., ſ. v. a. Bactridium *Kunze*.

Stabſchrecke (Entom.), nach Oken, Heuſchreckengatt., ſ. v. a. Phasma.

Stabsfourier
Stabshorniſt }, ſ. Stab (Militärw.).

Stabskapitän, ſ. Hauptmann.

Stabsoffiziere, die höheren Offiziere, welche in der Regel dem Stabe zugehören: die Oberſten, Oberſtlieutenants und Majore, mithin gewöhnlich die Kommandanten der Regimenter, Bataillone, Schwadronen und Artilleriebrigaden, welche den Subalternoffizieren vorgeſetzt, den Generalen zunächſt untergeordnet ſind und faſt überall von dem Staatsoberhaupte oder Kriegsherrn erwählt und beſtätigt werden. Die Beförderung der S. geſchieht faſt durchgängig innerhalb der geſammten Waffengattung, der ſie angehören. In den meiſten Heeren machen ſich die Grade der S. durch Abzeichen an den Epaulettes, am Portepee, an der Kopfbedeckung und der Pferdeausrüſtung ꝛc. kenntlich. Der Stand der S. iſt höchſt wichtig und vom weſentlichſten Einfluſſe auf den Geiſt und die Tüchtigkeit der Truppen, und eine ſorgfältige Auswahl derſelben bleibt daher höchſt berückſichtigungswerth.

Stabsquartier, das Marſch- oder Kantonirungsquartier des Stabes irgend einer Truppe.

Stabstrompeter, ſ. Stab (Militärw.).

Stabswache (Militärw.), bei einigen deutſchen Armeen eine dem Stabe jeder Diviſion beigegebene Wache, beſtehend aus einem beliebigen dazu kommandirten Offizier (Stabswachtoffizier), einem Wachtmeiſter und einigen Kavalerieunteroffizieren und Ordonnanzen,

Digitized by Google

auch wohl einigen Mann Infanterie. Sie ſoll dazu dienen, die Perſon des Kommandirenden im Nothfall zu ſchützen und zugleich den Ordonnanzdienſt und den Dienſt der Guiden zu verrichten. Alle ſtehen unter dem Kommandanten des Hauptquartiers des Corps, zu dem ſie gehören.

Stabthierchen (Zoophyt.), Infuſoriengatt., ſ. v. a. Bacillaria *Müll.*

Stabthiere (Infuſ.), ſ. v. a. Stabthierchen.

Stabträger, 1) ſ. v. a. Stabhalter; — 2) (Kirchenw.), in der kathol. Kirche eine Perſon, welche dem Biſchofe den Biſchofsſtab vorträgt; — 3) ehemals bei den bürgerlichen Schützenkompagnien mancher Orte ein Oberoffizier, welcher eine gewiſſe Gewalt auszuüben hatte.

Stabula (a. Geogr.), Ort der Rauraci in Gallia Belgica, j. Chalompré bei Bautzheim, wo man Spuren der alten Straße und alter Gebäude findet; nach Lapie Ottmarsheim.

Stabulares, Sekte, ſ. v. a. Baculares.

Stabulum (a. Geogr.), 1) Ort in Myſien (Plin. V, 30, 33); — 2) ad S., Ort im Gebiete der Sardones in Gallia Narbonensis am Fuße der Pyrenäen; j. le Boulou; — 3) Ort in Pontus, nach Mannert das heut. Tunkal am Iris.

Stabulum (lat.), 1) Standort, Aufenthaltsort; — 2) Einkehr, Herberge, wovon der Herbergsvater oder Wirth Stabularius; — 3) Stall; — 4) in den Rennbahnen der Ort, wo ſich die Wagenlenker aufhielten und wo ihre Wagen ſtanden.

Stabulum Diomedis (a. Geogr.), Küſtenort in Thracien an der Via Egnatia, weſtlich von Porſulä oder Marimianopolis.

Stabulum Novum (a. Geogr.), Ort in Hispania Tarraconensis, wahrſcheinlich den Coſetanern gehörig; nach Cortes und Lapie das heutige Villanueva de Sitges.

Stabunken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 180 Einw.

Stabwurz (Bot.), 1) ſ. v. a. Artemisia Abrotanum *L.*; — 2) ſ. v. a. Santolina Chamaecyparissus *L.* — Wilde S., ſ. v. a. Artemisia campestris *L.*

Stabwurzweiblein (Bot.), ſ. v. a. Garten-Cypreſſe, Santolina Chamae-cyparissus *L.*

Stabzange (Hüttenw.), große Schmiedezange, die bei Verfertigung des Stabeiſens zum Anfaſſen der Daube und Abwärmen der Kolben gebraucht wird.

Stabzehnt (Landw.), der Zehnt von Wicken, Erbſen und andern Früchten, welche nicht in Garben gebunden werden, daher mit einem Stabe, der Zehntruthe, abgemeſſen und ſo vertheilt werden.

Staccato (ital., abgek. Stacc., Muſ.), abgeſtoßen, der Gegenſatz von Ligato (ſ. d.); die Töne ſollen ganz kurz angegeben, abgeſtoßen, im Vortrag ſtreng von einander geſchieden werden. Vgl. Abſtoßen.

Staccoli, Francesco, Maler zu Rom, Schüler von A. Maron, ein Künſtler von Ruf, welchen er ſich durch Aquarellbilder erwarb, worin er für damalige Zeit Außerordentliches geleiſtet haben ſoll. Er hatte ein eigenthümliches Verfahren, wodurch er ſeinen Bildern das Anſehen von Oelgemälden zu ertheilen wußte, indem ſeine Farben große Kraft und Durchſichtigkeit erhielten. Seine Werke beſtehen in Kopien nach berühmten Meiſtern, in Bildniſſen und in eigenen Kompoſitionen, die meiſt der Mythologie entlehnt waren, mit Figuren in halber Lebensgröße. S. † um 1815.

Stacha, kön. ſächſ. Dorf, Kr. Bautzen, Oberlauſitz, Ldgr. Bautzen; 230 Einw.

Stacharium (Kirchw.), ſ. v. a. Epigonatium.

Stachau (Geogr.), 1) öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Prachin; 220 Einw.; bildet mit 8 Orten ein beſonderes Gericht mit 1680 Einw; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Nimptſch; Schloß, Vorwerk; 240 Einw.

Stacheir (a. Geogr.), Fluß an der Weſtküſte von Libya interior, der auf dem Geb. Myſſadium entſpringt, unweit ſeiner Quellen einen See Namens Clonia bildet und nach weſtlichem Laufe ſich ſüdöſtl. vom Vorgebirg Ryſſadium in den Sinus Hespering ergießt; wahrſcheinlich der heutige St. Jean oder Antonio-Fluß (Ptol. IV, 6, 7, 8).

Stachel, 1) Werkzeug mit einer ſcharfen Spitze zu ſehr verſchiedenem Gebrauche, beſonders zum Antreiben der Zugthiere, wie dies vorzüglich in dem Morgenlande gebräuchlich iſt; — 2) (Zool.), ſ. Stacheln; — 3) (bot. Term.), ſ. v. a. Aculeus; — ſtachelig, ſ. v. a. Aculeatus; — 4) (Hüttenw.), ſ. v. a. Stecheiſen; — 5) (Anat.), ſ. v. a. Dorn; — 6) (Poet.), ſ. v. a. Spitze, ſ. Epigramm.

Stachelaloë (Bot.), ſ. v. a. Agave americana *L.*

Stachelameiſe (Entom.), Ameiſengatt., ſ. v. a. Ponera *Latr.*

Stachelameiſenfreſſer (Säugeth.), Monotremengatt., ſ. v. a. Echidna *Cuv.*, ſ. Ameiſenigel.

Stachelau, preuß. Dorf, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe; Kupfer- und Eiſenſchmelzhütte; 120 Einw.

Stachelbarſch (Ichthyol.), Fiſchgatt., ſ. v. a. Holocentrum *Artedi.*

Stachelbauch, A. (Ichthyol.), Diodon *L.*, Igelfiſch, franz. Orbe èpineux, Gattung der Plectognathi Gymnodontes *Cuv.*, der Ordnung der Hautfloſſer und der Zunft der Engmäuler nach Oken. Charakter: Kinnladen ungetheilt, oben und unten nur ein Stück darbietend; hinter dem ſchneidenden Rand einer jeden befindet ſich ein runder, quergefurchter Theil, der ein mächtiges Kauinſtrument abgibt; die Haut überall mit ſtarken, ſpitzen Stacheln bewaffnet, ſo daß ſie, wenn ſie ſich durch Hülfe ihres Magens aufblähen, einer grünen Roßkaſtanienfrucht gleichen. Arten in den Meeren der heißen Länder ziemlich zahlreich; bekannteſte: I. Mit langen, durch Seitenwurzeln geſtützte Sacheln.

1) Diod. punctatus *Cuv.*, Diod. Hystrix *Bloch.* gemeiner S. Dieſe in Sammlungen ſehr gemeine Gattung kommt aus den ſudlichen Meeren und hae oft 2 Fuß Länge. Sie iſt rothbraun mit vielen kleinen braunen Flecken. Die Stacheln ſind rund und oft zwei Zoll lang. Sie haben 3 Wurzeln, wovon eine die Fortſezzung des Stachels ſelbſt iſt, und liegen ſchuppig übereinander. Vergl. Du Tetre, Antilles, S. 209, und Seba, Thesaurus III, XXIII, 1. 2. — 2) D. spinosissimus *Cuv.* Dem vorigen ſehr ähnlich, aber die Stacheln dichter und die des Oberkopfes zumal viel länger. Nur einen Fuß lang. Seba III, XXIII, 10. — 3) D. triedicus *Cuv.* Mit eben ſolchen Stacheln, wie die vorigen, nur hat jeder vorn eine ſchneidende Kante, die ſich in die vordere Wurzel fortſetzt. Fünf Zoll lang, obenher braun, an den Seiten etwas gewölbt. Seba II, XXIII, 4. — 4) D. nycthemerus *Cuv.* Obenher ſchwarzbraun, untenher ſilberweiß, die Stacheln lang, rund, ſpizzig, fünf zwiſchen den Augen, ſechs bis ſieben zwiſchen den Bruſtfloſſen. Aus dem indiſchen Meere. Cuv., Mém. Mus. I, c. IV, Taf. VII, Fig. 5. — 5) D. novemmaculatus *Cuv.* Obenher rothgrau, mit kleinen rundlichen ſchwarzen Flecken und zehn großen, wovon einer über jedem Auge; einer zwiſchen dem Auge und der Bruſtfloſſe; ein großer Querfleck auf dem Nakken, ein anderer über dem Rücken, einer über jeder Bruſtfloſſe und einer an der Baſis der Rückenfloſſe. Cuv., Mém. Mus. VI, 3. — 6) D. sexmaculatus *Cuv.* Könnte nach Cuvier eine Varietät des vorigen oder Jugendzuſtand ſeyn. Cuv. VII, 1. — 7) D. multimaculatus *Cuv.* Zahlreiche ſchwarze Flecken ſtehen auf dem Rücken, wo ſie größer als die an den Seiten ſind. Einige kleine ſtehen am Bauch. Die Floſſen ſind gelblich. Cuv. ib. 4. — II. Mit kurzen, auf 3 Wurzeln ſtehenden Stacheln: 8) D. tigrinus *Cuv.*, die Stachelkugel. Diod. orbiculatus Bl. 127. Obenher graubraun, mit kleinen, runden, dunkleren Flecken dicht beſtreut; untenher weiß. Die Stacheln ſind kurz, rund, und nicht ſehr zahlreich. Man zählt oben nur 5—6 Querreihen und 8—9 Langsreihen. Seba, III, XXIII, 3. — 9) D. rivulatus *Cuv.*, D. maculato striatus *Mitchill* VI, 3. Obenher braunroth mit blaſſen parallelen Wellenlinien. Die des Rückens gehrn der Länge nach, die der Seiten ſchief. Außerdem noch ſieben große, runde, ſchwarzbraune Flecken. Gegen einen Fuß lang. An der Unterlippe zwei kleine Bartfäden. Cuv., Mém. Mus. IV, VI, 2. — 10) D. jaculiferus *Cuv.* Mit zuſammengedrückten Stacheln wie Degenſpitzen, zumal die ſehr langen der Seite, zwiſchen der Bruſt- und Afterfloſſe. Cuv. I, c. VII, 3. — 11) D. antennatus *Cuv.* Röthlich mit kleinen braunen Pünktchen; ein großer brauner Fleck auf dem Nacken, einer über jeder Bruſtfloſſe und einer an der Baſis der Rückenfloſſe. Zeichnet ſich durch Fleiſchfädchen aus, wovon eins über jedem Auge, wie ein Fühlhorn, und fünf bis ſechs längs der Seiten. Cuv. I, c. VII, 2. — 12) D. pilosus *Mitch.* Mitchill, Fiſche von Neuyork, I, 471. — B. (Säugeth.), nach Storr, Walfiſchgattung, ſ. v. a. Monodon *L.*

Stachelbeere (Bot.), ſ. v. a. Ribes Grossularia *L.*

Stachelbeere (Pomol.), 1) glatte, längliche, braune. Die Frucht iſt etwas mehlig, ſchmeckt aber muskirt, wie eine Muskatellerbirne. — 2) Große, frühe, grünhaarige. Gehört zu den beſten Sorten, da ſie einen angenehm ſüßen Geſchmack hat; reift Anfangs Juli. Der Strauch trägt ſehr reichlich. — 3) Kleine, rothe. Frucht klein, länglich-rund, dunkelroth, glatt, von ſehr ſüßem Geſchmacke. Sie reift im Juli und liefert einen vorzüglich guten Wein. Der Strauch hat dünne, kurze Zweige u. trägt ſehr reichlich. — 4) Olivenfarbige, längliche, rauhe. Eine der frühzeitigſten u. wohlſchmeckendſten Sorten, reift Mitte Juni. — 5) Rothe, haarige. Sehr wohlſchmeckend, aber nicht von bedeutender Größe; reift frühzeitig. Dieſe 5 Sorten gehören zu den vorzüglichſten deutſchen Stachelbeeren, die beſten engliſchen Sorten ſ. unter ihren engliſchen Namen.

Stachelbeereſſig. Man nehme 60 Pfd. weiße Stachelbeeren, 7 Pfd. Meliszucker, $^1/_2$ Pfd. Weinſteinrahm, 100 Kannen Waſſer. Die Stachelbeeren werden in einem ſteinernen od. hölzernen Gefäß zerquetſcht, und ſo viel Waſſer hinzugeſetzt als nöthig iſt, um den ganzen darin enthaltenen Saft auszuziehen. Man ſchlägt dann das Ganze durch ein Haarſieb und füllt den erhaltenen Saft nebſt der beſtimmten Quantität Waſſer auf ein Faß, das die 100 Kannen faſſen kann; ſetzt hier den Zucker und Weinſteinrahm hinzu, miſcht Alles wohl durcheinander, und ſtellt nun das Faß an die Sonne, bis es abgegohren hat. Dann ſpundet man es zu, und bedient ſich des Eſſigs, je nachdem man ihn braucht.

Stachelbeerkürbis (Bot.), ſ. v. a. Cucumis Prophetarum *L.*

Stachelbeerſchabe (Entom.), Phycis grossulariella *Zink.* Motte mit aſchfarbenen Vorderflügeln, mit ſchwarzen Querbinden; Raupe grün, frißt im Juni die halbreifen Stachelbeeren an.

Stachelbeerſpanner (Entom.), ſ. v. a. Zerene grossulariata *L.*

Stachelbeerwein. Die Stachelbeeren laſſen ſich vortrefflich zu Wein benutzen, der beſonders eine anmuthige liebliche Farbe bekommt, zwar weniger ſpirituös als der Wein von Johannisbeeren, doch eben ſo geſund und kühlend iſt. Zu ſchäumenden Weinen eignen ſie ſich ganz vortrefflich, man muß ſie aber dann ſo unreif als möglich anwenden und viel Zucker zuſetzen. Nach Hallers Zeugniß gibt der Saft von Stachelbeeren, mit dem Safte von ſchwarzen Johannisbeeren und etwas Zucker vermiſcht, einen dem Moſeler ähnlichen Trank, und nach Pett läßt ſich aus den Stachelbeeren ein Wein bereiten, der dem Ungariſchen nahe kommt. Uebrigens erfordert der S. eine gleiche Bereitung und Behandlung wie der Johannisbeerwein (ſ. d.); aber das Auspreſſen verlangt mehr Behutſamkeit, damit weder die Schalen, die viel dicker als bei den Johannisbeeren ſind, noch die Kerne zerdrückt werden, deren Quetſchung den Wein herbe machen würde;

eben ſo wenig dürfen die Fruchtſtiele mit in die Gährung kommev. Die Bereitung des S.=s im Groſſen würde daher eine eigene Maſchine mit Walzen, gleich einer Hanf= oder Traubenmühle nothwendig machen, mit welcher die Beeren leicht zerdrückt oder zerqnetſcht werden können, welches durch das Treten oder Stoßen, wegen des Answeichens der harten und starkhäutigen Beeren in ihrem Safte nicht wohl erreicht werden kann. Wer mit einer ſolchen Maſchine nicht verſehen iſt, muß die Beeren' an elnem gemäßigt warmen Orte erſt ſo lange ſtehen laſſen, dis ſich die Auflöſung derſelben dnrch die eintretende Gährung erleichert. Selbſt die zerdrückten Beeren ſind anfänglich eine Maſſe, weiche nicht wohl auszupreſſen iſt, ſondern nach Rückſicht der Wärme der Witterung früher oder ſpäter erſt wäſſerig werden muß. Dann wird weiter verfahren, wie bei dem Johannisbeerwein, wodei jedoch nicht die Hälfte Waſſerzuſatz nöthig iſt, ſondern man kann auf 2 Maß Saft nur 1 Maß Waſſer, oder noch weniger nehmen. Desgl. iſt auch weniger Zuſatz an Zucker erforderlich, da die Stacheideeren mehr eigenthümliche Süßigkeit und weniger Säure haden, a:f 2 Pf. Saft ſind daher 4—5 Loth Zucker hinreichend, beſonders wenn die Beeren recht reif ſind, und in dem Verhältniſſe als die Beeren weniger Reiſe deſitzen, nimmt man auch mehr Zncker. Ader weil die Stachelbeeren nicht ſo viel Geiſt wie die Johannisbeeren entwickeln, ſo ſetzt man dem Stachelbeermoſte, wenn er geiſtiger werden ſoll, außer dem Zucker und etwas wenigem Weinſtein gern noch eine kleine Quantität Weingeiſt zu. Endlich laſſen ſich die ansgepreßten und mit etwas Waſſer verſetzten Treſtern nach einigen Tagen edenfalls wieder auspreſſen und dieſer zweite Saft gibt, nach gehöriger Behandlung, entweder einen leichten Wein oder gnten Eſſig. Hier folgen noch einige ſperielle Vorſchriften: 1) Die Engländer machen ihren Gooseberrywine auf folgende Weiſe: Man ſammelt die Stachelbeeren bei trocknem Wetter, wenn ſie halb reif ſind; lieſt ſie ans, zerquetſcht ſie dann in einer Wanne oder einem Kübel mit einer ſchweren hölzernen Keule und preßt den Saft, wenn ſolcher 24 Stunden und noch länger geſtanden hat, durch ein Haartuch oder leinenen Bentel ſo ſtark als möglich, ohne die Kerne zu zerdrücken. Iſt der Saft ansgepreßt, ſo nimmt man auf jede Gallon Saft 3 Pf. feinen trocknen Puderzucker, rührt ihn mit dem Safte mittelſt eines Holzes gut nm, dis er ganz aufgelöſt iſt, und füllt ihn in ein Gefäß oder in eine Tonne, welche ganz damit angefüllt werden muß. Beträgt die Quantität 9—12 Gallonen, ſo dleibt ſie 14 Tage, ein Gebinde von 20 Gallonen aber 30—40 Tage, und ſo im Verhältniſſe nach der größern Menge länger, an einem kühlen Orte ſtehen. Nach Verlauf der benannten Zeit zieht man die Flüſſigkeit vom Lager ad, reiniget das Gefäß von den Heſen nnd gießt den Wein wieder hinein. Wenn es ein 10 Gallonfaß iſt, ſo bleibt es hierauf noch 3, ein 20 Gallonfaß noch 4 Monate liegen, worauf der klare Wein auf Flaſchen abgezogen wird. 2) Man gießt 10 dresdner Kannen Waſſer in einen Keſſel, ſetzt 3—4 Pf. Zucker hinzu, macht, wenn der Zucker zergangen iſt, ein Zeichen in den Keſſel, um hiernach die Höhe des Standes der Flüſſigkeit zu bemerken, gießt dann noch 2 Kannen Waſſer hinzn und läßt dieſes all.s ſo lange kochen, bis es wieder zu dem vorigen Stande herabgeſunken iſt. Das Ganze wird nun durch ein Tuch in ein anderes Gefäß filtrirt, wo es ſich adkühlt. Hierauf ſchüttet man 10 dresdner Kannen Saft von reifen Stachelbeeren in ein Fäßchen, thut ein Gemiſch von 2 Loth gepulvertem weißen Weinſtein und eden ſo viel fein geriebenen Zucker dazu und gibt obiges Zuckerwaſſer, wenn es noch lauwarm iſt, nebſt einer Kanne Franzbranntwein dazu, deckt den Spund ganz loſe auf das Spundloch und läßt daß Gemiſch in Gährnng übergehen. Iſt dieſe vollendet, ſo ſchlägt man den Spnnd feſt zu, läßt das Fäßchen 6 Wochen ruhig liegen, filtrirt ſodann die wenige Flüſſigkeit auf ein anderes Faß, nnd ſodald ſich hier der Wein ganz abgeklärt hat, zieht man ihn auf Flaſchen. 3) In England wird viel künſtlicher Champagner aus Stachelbeeren gemacht, wozn folgendes ein gutes Merept iſt. 40 Pf. Stachelbeeren werden zerqneſcht, ohne daß jedoch die Kerne zerdrückt werden, 32 Pf. Waſſer zugeſetzt, die Miſchung nach 6—24 Stunden in einen Sack gefüllt, ſtark ausgepreßt, der Rückſtand nochmais mit etwas Waſſer übergoſſen und wieder ausgepreßt. In dem erhaltenen Safte löſt man 30 Pf. Zucker auf nnd ſetzt noch ſo viel Waſſer zu, daß das Ganze den Raum von 84 Pf. Waſſer einnimmt. Man deckt den Bottich zu, läßt ihn bei 10°—12½° R. ſtehen, füllt ihn, wenn nach 48 Stunden die Gährung beginnt, in Fäſſer, die immer ſpundvoll zu halten ſind, damit der Schaum adfließen kann. Wird die Gährung ſchwächer, ſo verſchließt man den Spund, bringt das Faß in einen kühlen Keller, wo der Wein nachgährt und im December von den Hefen abgezogen werden kann. Iſt er zu dieſer Zeit noch ſüß, ſo laßt man ihn im Faſſe und ſchüttelt es, damit die Gährung wieder beginnt. Er wird dann dem deſten Champagner gleichen. — Laßt man die Häute der Beeren mitgähren, ſo erfolgt die Gährung ſchneller, aber der Wein erhäit von ihnen einen Beigeſchmack. Sowie die Gährung bald beendigt iſt, trennt man ihn dann von den Häuten. Soll er ſüß dleiden und ſehr ſchäumen, ſo nimmt man 10 Pf. Zucker mehr, will man das Gegentheil, 5 Pf. Zucker weniger. Man kann auch 12 Loth rothen Weinſtein zuſetzen. Verſchließt man das Gährungsgefäß nicht bald genug, ſo wird der Wein nicht ſchäumend, da dann die Kohlenſäure entweicht. 4) Um einen weißen, dem Champagner ähnlichen S. zu erhalten, läßt man 5 Gallonen weiße Stachelbeeren mit 4½ Gallonen kaltem weichen Waſſer gähren, ſetzt dann 6 Pf. geläuterten Zucker, 4 Pf. Honig und 1 Unze fein pulveriſirten weißen Weinſtein, ferner 1 Unze trockne oder 2 Unzen friſche Orangen= und Citronenſchale, nebſt ½ Gallon weißen Branntwein hinzu. Dieſes gibt 9 Gallonen Wein.

Stachelberg, Bad, ſ. Linththal.

Stachelbiene, die Arbeitsbiene. ſ. Biene.

Stachelborſten (Annulat.), ſ. v. a. Aciculä, bündelweiſe auf den Fußſtummeln der Ringelwürmer ſtehend, ſ. Ringelwürmer.

Stachelborſtig (bot. Term.), ſ. v. a. Centrotus.

Stacheldelber (Säugeth.), Raubmäuſegatt., ſ. v. a. Centetes *Ill.*, Borſtenigel.

Stacheldolde (Bot.), Pflanzengatt., ſ. v. a. Echinophora *L.*, ſ. Stachelknecke.

Stacheldorf (Stoglice), öſterr.-ſteierm. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Ebensfeld; 140 E.

Stacheleiche (Bot.), ſ. v. a. Knopereiche, Quercus Aegilops *L.*

Stachelfeige (Bot.), ſ. v. a. Feigendiſtel, Opuntia Ficus indica *Mill.*

Stachelferkel (Säugeth.), auch Borſtenferkel, Aulacodus *Tem.*, Gatt. der Rosores *Cuv.*, der Ordn. der Nagmäuſe und der Zunft der Wühlmäuſe nach Oken, unter Mus *L.* Charakter: Vorderzähne, die obern tief gefurcht, die untern glatt, mit keilförmiger Schneide; Backenzähne allenthalben 4, abſtehende Schmelzzähne mit Schmelzleiſten auf der Kaufläche durchzogen und tief gefurcht. Füße mit 4 Zehen, die vordern mit einem Daumrudiment; die Nägel, außer am Daum, gekrümmt, oben ſtark abgerundet, unten breiter gefurcht. Schwanz mittelmäßig lang, dünne auslaufend. Ohren ſehr groß, halbrundlich, inwendig mit mehren häutigen Falten. Schnauze ſtumpf. Einzige Art: A. Swinderianus *Temm.*, Monogr. I, S. 245, T. 25. Ohren nackt, aber faſt unter den borſtigen Haaren verſteckt. Der Pelz iſt mit borſtigen, über 1 Zoll langen, faſt ſtacheligen Haaren beſetzt, welche nur an der Spitze biegſam und haarähnlich ſind. Dieſe Borſten ſind an den obern Theilen ſchwärzlich, gelbbraun, geringelt und ſchimmern unter gewiſſem Lichte metalliſch vom Stahlblau ins glänzend Kupferrothe. Die untern Theile und die Wangen ſind einfärbig weißgelb. Heimath Sierra Leona. Körperlänge 17—18 Zoll, Schwanzlänge 9 Zoll.

Stachelfiſch (Ichthyol.), 1) ſ. v. a. Gasterosteus trachurus *Cuv.*; — 2) ſ. v. a. Gasterosteus gymnurus *Cuv.*

Stachelfloſſen (Ichthyol.), alle Floſſen der Fiſche mit ſpitzen, ſteifen und aus einem Stück beſtehenden Knochenſtrahlen. Fiſche, deren Floſſen ſo beſchaffen ſind heißen Stachelfloſſer (ſ. d.).

Stachelfloſſer (Ichthyol.), ſ. v. a. Acanthopterygii, Abtheilung der Ostacanthi oder Grätenfiſche mit harten, ſtrahligen, nicht gegliederten und nicht zerſchliſſenen Floſſenſtrahlen. Hierher die Ordnungen: Thoracici oder Bruſtfloſſer und Jugulares oder Kehlfloſſer; ſ. d. und Acanthopterygii.

Stachelfüßer (Kruſtac.), ſ. v. a. die Entomoſtraken- oder Muſchelinſektenfamilie der Pöcilopoda (ſ. d.).

Stachelfuß (Ichthyol.), Stachelfloſſergatt., ſ. v. a. Psettus *Commers.*

Stachelginſter (Bot.), ſ. v. a. deutſcher Ginſter, Genista germanica *L.*

Stachelgorgonie (Zoophyt.), Anthipates *L.*, Gatt. der Phytocorallia Gorgonina *Ehrenb.* der Zunft der eigentlichen Polypen nach Oken. Charakter: Baum- und ſtrauchartig, mit horniger Achſe, die meiſt mit kleinen Dornen bewaffnet iſt; Baſis ausgebreitet, angeheftet; die polypentragende Rinde gallertig, beim Herausziehen aus dem Waſſer abfließend und ſchwindend; (doch behauptet neuerdings d'Urville, daß dieſes herabfließende Eiweiß nicht die Polypenſubſtanz ſey). Ueber 20 Arten, bekannteſte: 1) A. spiralis *L.* Ganz einfach, hin und hergebogen, ſpiralig, von Stacheln rauh. Im indiſchen Ocean; variirt auch langgeſtreckt und ſchlanker. Sie iſt ſchwarz und wird an 6—7 Fuß lang, von der Dicke eines Federkiels, doch ſollen auch viel ſtärkere vorkommen. Esper II, Taf. VIII. — 2) A. glaberrima *Lam.* Wenig veräſtelt, gekrümmt, glatt, mit wenigen, ſtarken Dornſpitzen, die Aeſte bisweilen anaſtomoſirend. Ebendaſelbſt. Esper, II, Taf. IX — 3) A. pyramidata *Lam.* Gelbgrün, glänzend, mit ungetheiltem Stamm, und zahlreichen, überall hin verbreiteten dichotomiſchen Seitenäſtchen, die ſich zu einer Pyramide vereinigen. — 4) A. pectinata *Lamark.* Flachäſtig, fächerförmig, mit zuſammengedrückten, kammförmig gefiederten Aeſten; die Aeſtchen faden-pfriemenförmig, etwas getheilt. Mit wenig Dornen. — 5) A. scoparia *Lam.* Doldentraubig veräſtelt, nach oben rispenförmig, mit runden, ſtacheligrauhen Aeſtchen; die Enden lang, fadenförmig, etwas rauh, ſtachelig-borſtig. Schwarzbraun. Im Mittelmeer. Esper II, XIV. — 6) A. myriophylla *Lam.* Einwärtsgekümmt, ſehr äſtig, flach rispenförmig, faſt dreimal gefiedert; die zahlreichen Fiederchen borſtig, kurz, rauh. In Indien. Esper IX. — 7) A. cupressus *L.*, Seecypreſſe, Seetanne. Von Stacheln rauh; wie ein Cypreſſenbaum, mit kurzen, ſehr zahlreichen, vielveräſtelten, faſt gleich langen, zurückgebogenen, doppelt gefiederten Aeſtchen. Schwarz, bis anderthalb Fuß hoch. In Indien. Esper, Taf. XII. — 8) A. larix *L.* Mit langem, einfachem, ſchlankem Stamm; die Seitenäſte einfach, borſtenförmig, ſehr lang, ungleich, wagrecht abſtehend nach allen Seiten. Im adriatiſchen u. dem Mittelmeere. Esper II, IV. — 9) A. foeniculum *L.* Nicht groß, buſchformig ſtark verzweigt, ſchlaffäſtig; die Aeſte unten dornig, etwas zuſammengedruckt, rispenförmig; die unterſte einfach, borſtenförmig, glatt. Gleicht einem kleinen, ſehr veräſtelten Strauch. In Indien. Rumph, Amb. VI, LXXXVIII. 3. — 10) A. ericoides *L.* Sehr äſtig, etwas gegittert, allerwärts ausgebreitet; die Aeſte und Aeſtchen fadenförmig, etwas ſtachelig, in einander verwebt, oft anaſtomoſirend. Esper II, VI. — 11) A. radians *Lam.* Niedrig, flach veräſtelt, etwas dornig; die Aeſtchen ſtrahlig geſpreizt, und vielverzweigt. Esper II, VII. (A. foeniculacea). — 12) A. flabellum *L.*, Hornwedel. Flach ausgebreitet, ſehr veräſtelt, die Aeſte geſtreift, ſeitlich zuſammengedrückt, die ſeitlichen Aeſtchen netzartig anaſtomoſirend, etwas ſtachelig. Groß. In Oſtindien. Esper II, I.

Stachelgras (Bot.), 1) Grasgattung, ſ. v. a. Tragus *Desf.*; — 2) ſ. v. a. Echinochloa *Desv.* Untergattung von Panicum.

Stachelhaare (Säugeth.), ſ. v. a. Contourhaare, Pilus (ſ. d. u. Säugethiere).

Stachelhäuter (Nad.), ſ. v. a. Radiaten- od. Strahlthierordnung der Echinodermata (ſ. d.).

Stachelhahnenfuß (Bot.), ſ. v. a. Ranunculus arvensis *L.*

Stachelhai (Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Centrina *Cuv.*

Stachelhauſen, preuß. Dorfſchaft, Rheinprov., R.-B. Düſſeldorf, Kr. Lennep; 390 E.

Stachelherz (Mollusk.), ſ. v. a. Cardium echinatum *L.*

Stachelheu (Bot.), ſ. v. a. Esparſette, Onobrychis sativa *Lam.*

Stachelhof, öſterr. Bad, Vorarlberg, Ldgr. Sonnenberg, in der Gemeinde Naggal; die Quelle enthält Eiſen- und Bittererde.

Stacheligelſtein (pharm. Zool.), ſ. v. a. Schweins-Bezoar, ſ. Bezoar.

Stachelige Bürden
Stacheliger Stuhl
Stachelige Schuhe
Stachelige Wiege
}, ſ. Tortur.

Stachelkäfer (Entom.), 1) ſ. v. a. Hispa atra *L.*; — 2) ſ. v. a. Mordella aculeata *Fabr.*

Stachelknecke (Bot.), nach Oken, Echinophora *L.*, Gattung der Umbelliferae *Rchb.* Charakter: Beide Hüllen vielblättrig; nur eine Blüthe in der Mitte fruchtbar, die andern taub; Kelch fünfzähnig; Blumenblätter oval und ausgerandet, mit eingeſchlagenem Züngelchen; Frucht walzig-oval mit kurzem Schnabel, je fünf ſchwachen, wolligen Rippen, nur eine Oelröhre. Ausdauernde Kräuter am Strande des Mittelmeeres, mit zweimal fiedertheiligen, dornigen Blättern; von 4 Arten bekannteſte: E. spinosa *L.* Hüllen ganz und dornig; Blüthen weiß. Sibthorp, Fl. gr., T. 265.

Stachelkopf (Ichthyol.), Stachelfloſſergattung, ſ. v. a. Cephalacanthus *Lacép.*

Stachelkopfwürmer (Annulat.), ſ. v. a. Hakenwürmer, die Helminthen- oder Eingeweidewürmer der Acanthocephala (ſ. d.).

Stachelkorall (Zoophyt.), Polypengattung, ſ. v. a. Antipathes *L.*, ſ. Stachelgorgonie.

Stachelkrabbe (Kruſtac.), Krebsgattung, ſ. v. a. Parthenope *Fabr.*

Stachelkracken (Mollusk.), Gaſteropodengattung, ſ. v. a. Cavolina *Cuv.*

Stachelkraut (Bot.), ſ. v. a. gemeine Hauhechel, Ononis spinosa *L.*

Stachelkrebs (Kruſtac.), Dekapodengattung, ſ. v. a. Penaeus *Fabr.*

Stachelkummel (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Cuminum *L.*

Stachelkugel (Ichthyol.), ſ. v. a. Diodon tigrinus *Cuv.*

Stachelloch des Keilbeins (Anat.), ſ. Schädelknochen.

Stachelmakrele (Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Centronotus *Lacép.*

Stachelmaus (Säugeth.), Wurfmäuſegattung, ſ. v. a. Loncheres *Illig.*

Stachelmohn (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Argemone *L.*

Stachelmücke (Entom.), nach Oken, Dipterengattung, ſ. v. a. Conops *Fabr.*

Stachelmünzen (Num.), diejenigen Münzen, welche nicht, wie die Spottmünzen, zu lachen, ſondern in der Abſicht, Jemand zu ärgern, ausgegeben wurden.

Stacheln (Zool.), ſ. v. a. Aculei, erſcheinen häufig im Thierreich und zwar als ſehr verſchiedene Bildungen: 1) Bei den Säugethieren als zuſammengeſetzte oder eigenthümlich entwickelte Haare (Erinacei, Aculeata, Monotremata), die als eigenthümliche Contourhaare (pili) zu betrachten ſind, während die übrige Haarbedeckung dieſer Thiere aus dem Wollhaar beſteht. Vielleicht als ähnliche Bildung muß der Schwanzſtachel des Löwen angeſehen werden. — 2) Den Vögeln gehen entſprechende Bildungen ab. — 3) Bei den Amphibien (humivage Saurier) erſcheinen ſie als dornartig verlängerte Schuppen. Während ſie bisher als modificirte Theile der Bedeckung auftreten, ſind ſie dies — 4) bei den Fiſchen nur noch zum Theil und werden, wo ſie ſich als ſolche erweiſen, Dornen genannt (Teuthidae, Gymnodontes, Sclerodermi, Sturionini, Rajacei), während die ſonſt vorkommenden S. theils Knochenvorſprünge (Percoidei ꝛc.), theils die harten, einfachen Floſſenſtrahlen (Acanthopterigii), theils Floſſenſtachel (Plagiostomi, vgl. Ichthyodorulithen) ſind. — 5) Unter den Inſekten ſind einige Käfer mit ſtacheligen Flügeldecken verſehen (die S. des Halsſchildes heißen Hörner oder Dornen). Ganz vorzüglich eigen ſind S. den Hymenopterenweibchen, bei denen ſie theils als Legeſtacheln, theils als Stech- oder Wehrſtacheln auftreten und weſentlich aus einem mittleren geraden oder gekrümmten halbrinnenförmigen Stücke beſtehen, in deſſen Höhlung 2 am Ende gezahnelte Spitzen ſich bewegen. — 6) Unter den Arachniden ſind bloß die Scorpionida mit einem Schwanzſtachel verſehen, der an der Spitze beiderſeits durch eine Spalte ſich öffnet, durch welche der Saft der Giftdrüſe ſich ergießt.

Stachelnaſen (Ichthyol.), ſ. v. a. Acanthorrhina, nach Latreille die 3. Familie der Plagioſtomen.

Stachelnuß (Mollusk.), ſ. v. a. Purpura Hippocastanum *Lam.*

Stachelnuß (Bot.), ſ. v. a. Trapa natans *L.*

Stachelnußſamen (pharm. Bot.), ſ. v. a. Semen Stramonii, ſ. Datura Stramonium *L.*, Stechapfel.

Stachelochs (Säugeth.), ſ. v. a. Bos Gaurus *Traill.*

Stachelpfrieme (Bot.), ſ. v. a. deutſcher Ginſter, Genista germanica *L.*

Stachelpilz (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Hydnum *L.* — Stachelpilze, ſ. v. a. Hydnei.

Stachelratte (Säugeth.), Wurfmäuſegattung, ſ. v. a. Loncheres *Illig.*

Stachelraupe (Entom.), die Raupe des Schwalbenſchwanzes, Papilio Machaon *L.*

Stachelreiſch (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Hydnum *L.*

Digitized by Google

Stachelrochen (Ichthyol.), 1) ſ. v. a. Raja clavata *L.*; — 2) ſ. v. a. Raja (Trygon) Pastinaca *L.*

Stachelroſe (Bot.), ſ. v. a. Rosa spinosissima *L.*.

Stachelrücken (Ichthyol.), Fiſchgattung, ſ. v. a. Lootſenfiſch, Naucrates *L.*

Stachelſchlitten, ganz niedriger, kleiner Schlitten, die Kufen meiſt mit Knochenröhren beſchlagen, ſo daß ſich Derjenige, welcher ſich darauf ſetzt, beſonders auf dem Eiſe mitteiſt 2 Stachelſtecken leicht und ſchnell fortſchieben kann.

Stachelſchnabel (Ornith.), ſ. v. a. Säbelſchnädler, Recurvirostra avocetta *L.*

Stachelſchnecke (Mollusk.), Schneckengattung, ſ. v. a. Murex *L.*

Stachelſchrift, ſ. v. a. Satyre.

Stachelſchuppe (Ichthyol.), Stachelfloſſergattung, ſ. v. a. Monocentris *Bl.*, Lepisacanthes *Lacép.*

Stachelſchwänze (Ichthyol.), ſ. v. a. die Bruſtfloſſerfamilie der Lederfiſche oder Teuthidä (ſ. d. u. Thoracici).

Stachelſchwalbe (Ornith.), ſ. v. a. Rauchſchwalbe, Hirundo rustica *L.*

Stachelſchwamm (Bot.), Pilzgattung, ſ. v. a. Hydnum *L.*

Stachelſchwanz, 1) (Säugeth.), Stachelſchweingattung, ſ. v. a. Atherurus *Cuv.*; — 2) (Ichthyol.), Stachelfloſſergattung, ſ. v. a. Acanthurus *Bl.*; — 3) (Amphib.), ſ. v. a. Stellio vulgaris *Cuv.*; — 4) (Zoophyt.), Infuſoriengattung, ſ. v. a. Haarthierchen, Trichoda *Müll.*

Stachelſchwein (Säugeth.), Nagethiergattung, ſ. v. a. Hystrix *L.*

Stachelſchwein, Orden vom (Ordre de Camail), geſtiftet 1394 von Louis d'Orleans zur Feier der Geburt ſeines erſten Prinzen, für 1 Klaſſe u. 25 Perſonen von 4 Ahnen; von Ludwig XII. erneuert, hernach auch an Damen verliehen, im 16. Jahrh. erloſchen. Ordenszeichen: an goldner Kette ein goldnes S., darunter den Wahlſpruch: „Cominus et Eminus“, dazu ein Ring mit einem Agath, worein das Bild eines S.s geſchnitten war. Tracht: Mantel von violetem Sammet und Pelerine von Hermelin.

Stachelſchweinausſatz (Med.), Stachelſchweinmenſchen, Kruſtenmenſchen, ſtachlichte Menſchen, Hystrix, Hystricismus, Leontiasis hystricis, ſtärkerer Grad der Ichthyoſis, des Fiſchſchuppenausſatzes. Die Krankheit befällt meiſt Glieder einer Familie, in der ſie forterbt. Am ausgebildetſten wurde ſie bei der Familie Lembert beobachtet. Die Haut ſieht aus der Ferne wie ein kurzhaariges, graulichtes Bärenfell aus, iſt trocken, rauh, ſchrundig, mit einem grauen oder ſchwärzlichten Ueberzug bedeckt, der ſich allmählig ſo dick abſetzt, daß er eine dicke ſchwarze Kruſte bildet, welche bei Bewegungen zerbricht. Einzelne Schuppen derſelben fallen beſtändig ab, beſonders des Nachts — bei einem Kranken fand man jeden Morgen eine halbe Metze Schuppen im Bett — im Frühjahre, im Herbſte, nach akuten Exanthemen. Das Uebel verbreitet ſich meiſt über den größten Theil der Körperoberfläche. Das Geſammtbefinden leidet nicht bei demſelben; die befallenen Individuen waren meiſt athletiſche Subjekte. Man hält die Krankheit für die Folge einer krankhaften Sekretion der Glandulae sebaceae und ſie iſt ein Erbtheil gewiſſer Familien. Sie iſt der der Behandlung ziemlich unzugänglich. Vergl. Tileſius, Ausführl. Beſchreib. und Abbild. der beiden ſogen. Stachelſchweinmenſchen ꝛc., Altenb. 1802.

Stachelſchweinbezoar, ſ. Bezoar.

Stachelſchweine (Säugeth.), ſ. v. a. die Nagethierfamilie der Aculeata, ſ. Prensiculantia.

Stachelſchweinmenſch (Zoograph.), ſ. Homo, S. 1166.

Stachelſchweinſtacheln (Waarenk.), die Stacheln von Hystrix cristata, werden zu Stielen für Malerpinſel, Zahnſtochern, Fleſſen für Fiſchangeln, beſonders aber zu Haltern für Stahlfedern gebraucht.

Stachelſchweinſtein (Min.), ſ. v. a. das Nadeleiſenerz von Oberſtein, ſ. Brauneiſenſtein.

Stachelſenf (Bot.), Pflanzengattung, ſ. v. a. Bunias *L.*

Stachelſpitze (bot. Term.), ſ. v. a. Mucro. — Stachelſpitzchen, ſ. v. a. Mucronulus. — Stachelſpitzig, ſ. v. a. Mucronatus.

Stachelſpitzenbänder, ſ. Wirbelbänder.

Stachelſpritze (Bot.), nach Oken, Pflanzengattung, ſ. v. a. Toddalia.

Stachelthier (Säugeth.), ſ. v. a. Ameiſenigel (ſ. d.), Echidna *Cuv.*

Stachelträger (Bot.); Algengattung, ſ. v. a. Schopfalge, Chaetophora *Ag.*, *Schrank.*

Stachelwalze (Landw.), ſ. v. a. Zackenwalze.

Stachelweichen (Hüttenw.), ſ. v. a. Spiesſchalen.

Stachelwehl (Kriegsbauk.). ſ. v. a. Spaniſche Reiter.

Stachendorf (Stachow), öſterr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrſchaft Sternberg; 120 Einw.

Stachenhauſen, würtemberg. Weiler, Jaxtkreis, Oberamt Künzelsau; 260 Einw.

Stachenwald (Stachowice), öſterr.-mähr. Kirchdorf, Kr. Prerau, Herrſch. Fulnek; 2 Tuchwalken; 650 Einw.

Stachesried, bayr. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Kötzting; 460 Einw.

Stachl (Stachel, Stochl), öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Saaz, Herrſch. Miltſchowes; 130 Einw.

Stachowitz, Michael, Maler von Krakau, bildete ſich in Italien und erwarb ſich als Künſtler mehrfache Verdienſte, ſelbſt um die Geſchichte ſeines Vaterlandes. Er malte hiſtoriſche Darſtellungen, beſonders Scenen aus der Geſchichte Polens. Auch im Bildniſſe lieferte er Vorzügliches. Ferner zeichnete er die hiſtoriſchen Denkmäler in Krakau, die durch ein Kupferwerk bekannt ſind, unter dem Titel: Monumenta regum Poloniae Cracoviensia. S. † 1828.

Stachyandra (Bot.), nach Reichenbach, Untergattung von Xerotes *R. Br.*

Digitized by Google

Stachyanthus (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Vernoniaceae *Dec.* Einzige Art: S. Martii *Dec.*, Vernonia Stachyanthus *Mart.* Halbſtrauch in Braſilien.

Stachydeä (Bot.), ſ. Stachys.

Stachygynandrum (Bot.), nach Beauvais, Untergattung von Lycopodium *L.*

Stachylidium (Bot.), nach Link, Aehrenſchimmel, Gatt. der Mucedinei genuini *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Charakter: Stiel aufrecht, mit Querwänden, auf einer flockigen Unterlage, äſtig; Aeſte rundliche Sporenhäufchen tragend; Sporen klein, einfach, zuſammengeballt, ſpäter aufgeſtreut. Von 7 Arten ſind zu bemerken: 1) S. terrestre *Link*, Observ. I, 73, F. 21. Auf beſchattetem Boden; Aeſte kurz, quirlförmig, weiß. — 2) S. Sceptrum *Fr.*, Sceptromyzea Opizii *Corda*, in Sturm III, Hft. 11, 7, T. 4. Sporenhäufchen kopfförmig. Auf den männlichen Kätzchen von Cupressus in Treibhäuſern.

Stachymacris (Bot.), nach Hamilton, Untergattung von Scutellaria *L.*

Stachymorpha (Bot.), 1) nach Don, Untergattung von Scutellaria *L.*; — 2) nach Otth, Untergattung von Silene *L.*

Stachyobotrys (Bot.), 1) nach Corda, Aehrentraubenſchimmel, Gattung der Mucedinei genuini *Rchb.*, *Rabenh.*, Cryptogamia Mycetes *L.* Einzige Art: S. atra *Corda*, Icon. I, 21, T. VI, F. 278, B. Hier und da an Mauern im Winter. — 2) Nach Bentham, Untergattung von Teucrium *L.*

Stachyopterides (Bot.), nach Willdenow, Aehrenfarrne, ſ. v. a. Lycopodiaceae *Rchb.*

Stachyotypus (Bot.), nach Bentham, Untergattung von Stachys *L.*

Stachys (Biogr.), Schüler des Paulus, nach Ein. einer der 70 Jünger; St. Andreas ſoll ihn, als er Byzanz verließ, zum Biſchof der Stadt geweiht haben.

Stachys (Bot.), nach Linné, Zieſt, Gatt. der Labiatae Stachydeae *Benth.*, Dydinamia Gymnospermia *L.* Charakter: Kelchzähne grannig; Schlund nackt; Blume kurz; Oberlippe gewölbt, aufrecht, ganz; Unterlippe dreiſpaltig; Staubfäden ſeitwärts geſchlagen. Einjährige und ausdauernde Kräuter in gemäßigten Klimaten, mit viereckigem, behaartem Stengel und breiten Blättern; Blüthen in unterbrochenen Wirteln. Gegen 130, in mehre Untergattungen zerfallende Arten, von denen wir nur die wichtigſten angeben:

A. Arzneipflanzen: 1) S. Alopecuros *Benth.*, Betonica Alopecuros *L.*, gelbweiße Betonie. Blätter aus einer herzförmigen Baſis breit-eiförmig, tief gekerbt; Blüthen blaß grünlich gelb. Auf den Alpen und Voralpen des mittl. und ſüdlichen Europa, ausdauernd. War das Keutron des Dioscorides u. wurde bei den Alten häufig als Arzneipflanze benutzt. Jacq., Austr., T. 78. — 2) S. Betonica *Benth.*, Betonica officinalis *L.*, gemeine Betonie, braune oder Wieſenbetonie. Stengel aufrecht; Blätter eiförmig-länglich, ſtumpf; Blüthen trubpurpurroth. Findet ſich in mehren Abänderungen. Auf trocknen Wieſen und Triften faſt durch ganz Europa, ausdauernd. Die Wurzel und Blätter, ſeltner auch die Blumen, Radix, Herba et Flores Betonicae s. Betonicae purpureae s. Vetonicae s. Veronicae purpureae s. Ver. purpur. vulgaris s. Ver. majoris s. Serratulae, Betonienkraut, Battenienkraut, Rothehrenpreiskraut, Zehrkraut, ſtanden ehedem in großem Rufe. Die Wurzel hat einen widerlichen, beim Trocknen verſchwindenden Geruch und einen herben und kratzenden Geſchmack, wirkt gelind brechenerregend und eröffnend, iſt aber ganz obſolet. Die Blätter beſitzen einen ſchwachen, nicht angenehmen Geruch und einen bitterlich-herben Geſchmack; ſie wurden als Nießmittel und im Aufguſſe bei Gicht, Verſchleimung der Lunge, bei Nervenſchwäche und andern Krankheiten empfohlen. Sie dienen jetzt nur als Volksmittel und bei Krankheiten der Thiere. Die Blumen warden faſt in gleicher Weiſe wie die Blätter gebraucht. Schkuhr, T. 160. — 3) S. germanica *L.*, deutſcher Zieſt, Feldandorn, grauer Andorn. Stengel aufrecht, dichtwollig-zottig; Blätter geſtielt, eirund herzförmig, gekerbt, wollig-filzig; Blüthenquirle ährenförmig, reichblüthig; Blüthen röthlich. Früher war das Kraut, Herba Stachydis vel Marrubii agrestis, gegen unterdrückte und ſtockende Menſtruation in Anwendung. Flor. dan., T. 684. — 4) S. palaestina *L.* In ganz Griechenland ziemlich gemein, man hält ſie für die S. des Dioscorides. — 5) S. palustris *L.*, Sumpfzieſt, brauner Waſſerzieſt. Stengel aufrecht, ſteifhaarig, mit abwärts gebogenen Haaren; Blätter lanzettlich, ſpitzig, gekerbt-geſägt; Blüthen roſenroth. Gemein auf feuchten Aeckern an Sümpfen, Bach- und Flußufern durch ganz Europa, ausdauernd. Ehedem war das Kraut, Herba Marrubii aquatici acuti s. Stachydis aquaticae s. Galeopsidis foetidae, gebräuchlich. Es riecht unangenehm und ſchmeckt bitter. Man wendete es beſonders bei Stockungen im Unterleibe und den daraus hervorgehenden Krankheiten, ſo wie gegen Wechſelfieber innerlich an, äußerlich benutzte man es als Schmerzen linderndes und Wunden heilendes Mittel. Die knollige Wurzel kann wie Spargel genoſſen werden. Flor. dan., T. 1103. — 6) S. recta *L.*, geader Zieſt, Beſchreikraut, Beeufkraut. Stengel aufſteigend, zottig, rauh; Blätter rauh, lanzettlich, ſpitzig, ſtumpf-geſägt, runzlich; Blüthen kurz geſtielt, gelblich-weiß. Auf ſonnigen Anhöhen, Weinbergen und Feldreinen faſt durch ganz Europa, ausdauernd. Früherhin war das Kraut als Herba Sideritis gebräuchlich, indem man es häufig ſtatt jenes von Sideritis scordioides *L.* (ſ. d.) einſammelte. Es ſtand im großen Rufe und wurde gegen verſchiedene Krankheiten gebraucht, als: gegen Hyſterie, Epilepſie, Schlagflüſſe, unterdrückte Lochien und Menſtruation u. ſ. w. Sehr häufig gebrauchten es auch abergläubiſche Leute gegen das ſogenannte Beſchreien der Kinder und des Hausviehes, woher die Namen Beruf- und Beſchreikraut abzuleiten ſind. Schkuhr, T. 161. — 7) S. sylvatica *L.*, Waldzieſt, Waldandorn, ſtinkender Waldandorn. Stengel aufrecht, abſtehend-rauh-

haarig; Blätter geſtielt, eirund-herzförmig, zugeſpitzt; Blüthen bräunlich-purpurroth. In Laubwäldern und Gebüſchen des nördlichen und mittlern Europa, ausdauernd. Die ganze Pflanze hat einen unangenehmen, dem Steinöle oder Bitumen nicht unähnlichen Geruch nnd einen widrig-bitterlichen, etwas herben Geſchmack. Sie war früherhin unter dem Namen: Herba Galeopsidis sylvaticae s. Galeopsidis foetidae s. Lamii sylvatici foetidi s. Urticae inertis foetidissimae gebräuchlich und wurde beſonders bei Anſchwellungen der Drüſen, Scropheln, als harntreibendes und die Menſtruation beförderndes Mittel, bei Unterleibsſchmerzen angewendet. Die Pflanze kann wie Hanf behandelt werden, ſie liefert ein ſehr weißes Garn; die Blätter färben gelb. Flor. dan., T. 1102.

B. Zierpflanzen. 8) S. aspera *Mich.* In Carolina auf Feldern, ausdauernd. Blüthen ſchön, blaßviolet. Bot. Cab. 1412. — 9) M. coccinea *Jacq.*, *H. Schoenbr.* 3, T. 184. In Chili, ausdauernd. Blüthen ſchön, groß, matt ſcharlachroth. — 10) S. lanata *Ait.* In Sibirien, ausdauernd. Die ganze Pflanze iſt dicht mit weißer Wolle bekleidet. Blüthen roth. — 11) S. polystachya *Tenore.* In Neapel, ausdauernd. Blüthen hellroth in vielblumigen Wirteln. — 12) S. scordifolia *Willd.* In Südeuropa. Blüthen ſchön, groß, purpurviolet. — Die Gattung iſt der Typus der Stachydeae *Benth.* u. Andere, welche eine Untergruppe der Labitae (ſ. d.) ausmachen.

Stachys (bot. Term.), Aehre, Spica (ſ. d.). Davon: -stachyus (als Anhängeſylben), -ährig: monostachyus, einährig, wie der Stengel von Polygonum Bistorta und P. viviparum; Di-, Polystachyus, zwei-, vielährig.

Stachytarpheta (Bot.), nach Vahl, Eiſenhart, Gattung der Labiatae Verbeneae *Rchb.*, Diandria Monogynia *L.* Charakter: Kelch röhrig, vierzähnig,; Korolle präſentirtellerförmig, ungleich, funfſpaltig, gekrümmt; zwei fruchtbare und zwei ſterile Staubgefäße; zwei Samen. Halbſträucher nnd ausdauernde oder einjährige Kräuter in den Tropenländern beider Welten; von 30 Arten ſind zu bemerken: 1) S. jamaicensis *Vahl*, Verbena jamaicensis *L.* Blätter eiförmig-elliptiſch; Blüthen blauröthlich. In Weſtindien, Südamerika, einjährig. Wird in der Heimath gegen Fieber, Waſſerſucht, Leibſchmerzen, Verſtopfungen und auch als kräftiges, ſchweißtreibendes Mittel angewendet. In Braſilien heißt die Pflanze Gervao. Jacq., Observ. 4, T. 85. — 2) S. Pseudo-Gervao *St. Hil.*, T. 40, Bouchea Pseudo-Gervao *Cham.*, braſilianiſcher Thee. Wird in Braſilien wie vorige Art gebraucht. — Als Zierpflanzen kommen vor: 3) S. mutabilis *Vahl*, Verbena mutabilis *Jacq.*, Ic. rar. 2, T. 207. In Südamerika. Blüthen zierlich, erſt etwas ſcharlach- dann roſenroth. — 4) S. orubica *Vahl*, Verbena orubica *L.* Auf der Inſel Ornba. Blüthen violetblau. Ehret., Pict., T. 5, F. 1. — 5) S. prismatica *Vahl*, Verbena prismatica *L.*, Jacq., Ic., T. 108. In Südamerika; Blüthen blau, zierlich. Dieſe Zierpflanzen werden wie die tropiſchen Verbenen behandelt.

Stachyura (Bot.), nach Reichenbach, Untergattung von Nepeta *L.*

Stachyurus (Bot.), nach Siebold, Gattung der Pittosporeae *Sieb.*, *Zucc.* Einzige Art: S. japonicus *Sieb.*, Baum in Japan.

Stack, Inſel, ſ. Man.

Stacke (Waſſerb.), ſ. v. a. Buhne.

Stackelberg (Geogr.), Bad, ſ. v. a. Stachelberg.

Stackelberg (Biogr.), Otto Magnus, Freiherr von, ein durch ſeine antiquariſchen Forſchungen und Entdeckungen berühmter Gelehrter, den 25. Juli 1787 zu Reval geboren, erhielt ſeine klaſſiſch begründete Erziehung in Halle und Göttingen nnd ging dann nach einer Reiſe durch die Schweiz und Oberitalien (1803) nach Moskau, ſtets mit Vorliebe der Kunſt zugethan, die er ſchon im väterlichen Hauſe lieben und üben gelernt hatte. Um ſich mit dem Praktiſchen der Malerei vertraut zu machen, begab er ſich 1808 nach Dresden und dann in Begleitung des Profeſſors Tölken nach Rom, wo er neben den künſtleriſchen Beſchäftigungen zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Griechenland ſich vorbereitete, die er 1810 mit Bröndſtedt, Kors, von Haller und Cockerell unternahm und welche ſeinen antiquariſchen und künſtleriſchen Neigungen vollkommen entſprach. Dieſe Reiſe war mit Gefahren und Anſtrengungen verbunden, aber durch glückliche Entdeckungen belohnt, namentlich durch die Auffindung der äginetiſchen Statuen und der Reſte des Apollotempels zu Baſſa, unter deſſen Schutt herrliche Bildwerke verborgen lagen. Die Statuen aus Aegina ſind jetzt der königl. Pinakothek zu München, die Reliefs des Frieſes vom Apollotempel mit den Metopenfragmenten im britiſchen Muſeum aufbewahrt. S. zeichnete während der Ausgrabung die ganze landſchaftliche Umgebung mit den Ruinen, und nach ſeiner 1814 erfolgten Rückkehr in Rom auch die Reliefs, wovon die erſteren in ſeinem Werke über den Tempel zu Baſſä, die landſchaftlichen Bilder von Reinhart und Gmelin, die Skulpturen in der Viertelgröße der Originale von Marchetti trefflich geſtochen wurden. Dieſes Werk hat den Titel: Der Apollotempel zu Baſſä, Rom 1826, nnd vergegenwärtigt zum erſten Male jene herrlichen Bildwerke aus der Zeit des Pericles. Im vollen Einklange mit der artiſtiſchen Ausführung iſt auch der von S. Jahrelang erwogene und gereifte Text, mit intereſſanten Unterſuchungen über architektoniſche Skulptur und über die harmoniſch in einander greifenden Zwecke der Baukunſt, Bildhauerei und Polychromie. In einem anderen Werke: Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne, Rom 1825, legte er das vor, was er in ſeiner unermüdeten Thätigkeit noch weiter künſtleriſch feſthielt. Von dieſem Werke erſchienen zu Paris mittelmäßige lithographirte Kopien. Von Rom aus unternahm er ſpäter Reiſen nach Groß-Griechenland, Sicilien und Etrurien, wo neben den antiken Ueberreſten jetzt auch die mittelalterliche Kunſt ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahm. Im J. 1827 war er ſo glücklich, mit ſeinen Freunden die etruriſchen Hypogeen von Corneto zu ent-

Digitized by Google

decken, welche einen merkwürbigen Blick in die Geſchichte eines alten Volkes und ſeiner Kunſt geſtatteten. Er bereitete ſogleich ein Werk darüber vor, welches im weiteren Kreiſe jene Funde bekannt machte, unter dem Titel: Aelteſte Denkmäler der Malerei oder Wandgemälde aus den Hypogeen von Tarquinii. Die Blätter ſind in Konturen lithographirt und kolorirt. S. ſtand mit den thätigſten römiſchen Archäologen in engſter Verbindung und trug viel zur Gründung des „Instituto archeologico“ bei, deſſen „Annali“ und „Bulletino“ die intereſſanteſten Aufſchlüſſe geben. Dann fertigte er auch eine ziemliche Anzahl von Zeichnungen nach Werken der mittelalterlichen Kunſt, beſonders nach Gemälden, wie nach jenen von Filippino in S. Maria novella zu Florenz u. a. Von 1828—29 bereiſte er Frankreich, England und die Niederlande, wo ſich die Streitigkeiten mit Raoul Rochette entſpannen, die von deutſcher Seite mit ziemlicher Lebhaftigkeit geführt wurden. Später lebte der Künſtler einige Zeit in Mannheim, von wo aus er ſich 1833 nach Dresden begab, immer mit der Herausgabe ſeiner Werke beſchäftigt, unter welchen ſich: La Grèce, vues pittoresques et topographiques, Paris 1830, 2 Bde., Fol., „Trachten und Gebräuche der Neugriechen“, Abth. I. und II., Berlin 1831—35, Fol., und „Gräber der Griechen in Bildwerken und Vaſengemälden“, Bd. I, Berlin 1835, beſonders auszeichnen. Alle dieſe Werke enthalten treffliche Abbildungen nach Zeichnungen S.s, wovon auch einzelne Blätter vorkommen, wie zwei Landſchaften mit Ruinen antiker Tempel und mit Heerden von J. K. Reinhart ꝛc. Die letzte Zeit ſeines Lebens verlebte er in St. Petersburg, wo er am 23. März 1837 †. Sein Kunſtnachlaß, worunter ſich ein Theil von alten und neueren Kunſtwerken, große hiſtoriſche Zeichnungen u. ſ. w. befinden, iſt jetzt im Beſitze der Brüder S.s. In der Portratſammlung Vogels von Vogelſtein iſt das frühere von Vogel 1819 in Rom gezeichnete Bildniß S.s.

Stacken, 1) (Fiſcher.), ſ. v. a. Grundgarn; — 2) (Bauw.), ſ. v. a. Stackholz; — 3) ſ. v. a. Ausſtaken; — 4) (Schifff.), ſ. v. a. Stake; — 5) (Stackpfähle), kleine runde Pfähle zu verſchiedenem Gebrauche.

Stackendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Ldgr. Bonnberg I; 170 Einw.

Stackenſchneider, Architekt zu St. Petersburg, machte an der k. Akademie daſelbſt mit Auszeichnung ſeine Studien und erlangte ſchon als junger Mann den Ruf eines vorzüglichen Künſtlers. Im J. 1837 erhielt er für die Pläne zum colonna'ſchen Palais vom Kaiſer eine goldene Doſe. Später baute er das Sommerpalais des Herzogs von Leuchtenberg und 1840 deſſen Palaſt an der blauen Brücke zu St. Petersburg. S. machte auch noch viele andere Entwürfe zu Gebäuden und Hôtels der Stadt, welche zu den ſchönſten und zweckmäßigſten ihrer Art gehören.

Stackenzaun, ſ. v. a. Lattenzaun.

Stacker, 1) (Gelbg.), eiſerne Stange, womit die Kohlen gehörig um den Schmelztigel geſchoben werden; — 2) ſ. v. a. Kleiber.

Stacker (Biogr.), Heinrich, Kupferſtecher und Kunſthändler in München, wahrſcheinlich auch Formſchneider, gab gegen Ende des 16. Jahrhunderts mehre Holzſchnitte heraus, die ſeine Adreſſe haben, darunter eine Madonna mit dem Kinde von Heiligen umgeben, nach Ligozzi, Helldunkel von vier Platten. Dann haben wir von ihm ein ſeltenes Werk, welches die Thaten des Patriarchen der Mönche in 24 von S. radirten Blättern vorſtellt, unter dem Titel: Theatrum in quo res gestae beatissimi patris ac Monachorum Patriarchae St. Antonii ꝛc.

Stacket, Gitterwerk, Pfahlwerk.

Stackholz (Bauk.), ſ. v. a. Fachholz.

Stackhouſe, John, engl. Botaniker; ſchrieb: Nereis brit., London 1795—97, 2 Hefte, Fol., 2. Ausg., Oxf. 1816. Nach ihm iſt die Pflanzengattung Stackhouſia benannt.

Stackhouſeä (Bot.), nach R. Brown, dikotyledoniſche Pflanzenfamilie. Allgemeiner Charakter: Kelch frei, fünfſpaltig, mit bauchiger Röhre. Blumenblätter 5, ganz oben in der Kelchröhre befeſtigt, mit ihren Nägeln zuſammenhangend und eine den Kelch überragende Rohre bildend, mit ihren Platten aber ſternförmig-abſtehend. Staubgefäße 5, im Kelchſchlunde befeſtigt, getrennt, ungleich, zwei abwechſelnd kürzer; Piſtill aus 3—5 einer Mittelſäule angehefteten Fruchtblättern gebildet, drei bis fünffächerig. Griffel 3—5 zuweilen am Grunde verwachſen; Narben unzertheilt. Karpelle 3—5, getrennt, trocken, nicht aufſpringend, manchmal geflügelt, einſamig, Samen eiweißhaltig. Keim gerade, achſenſtändig. Krautige Pflanzen. Die Blätter gegenſtändig, einfach, ganzrandig. Nebenblätter ſehr klein. Die Blüthen zwitterig, regelmäßig, in gipfelſtändigen Aehren, am Grunde von 3 Deckblättern geſtützt. Die ganze Familie beſteht aus 6 Arten in 2 Gattungen, Stackhousia *Sm.* und Tripterococcus *Endl.*, welche Neuholland angehören, und weder in ihrem Baue noch in ihren Eigenſchaften und in ihrer Benutzung etwas Wichtiges darbieten. Nach Reichenbach bilden die Stackhouſeen eine Untergruppe der Rutaceae Rutariae, nach Oken machen ſie einen Theil der Nußpflaumen oder Werſen (Kl. 14. Zunft 13) aus. Vergl. R. Brown, Gen. Rem. in Flinders „Voyage“, II, 555.

Stackhouſia (Bot.), nach Smith, Krautwerſe nach Oken, Gattung der Rutaceae Rutariae *Rchb.* der Stackhouseae *R. Br.* Charakter: Kelch aufgeblaſen, fünfſpaltig; fünf Blumenblätter und eben ſo viel Staubfäden; drei oder fünf ſchlauchartige Pflaumen mit ſo viel meiſt verwachſenen Griffeln. Kleine Sträucher in Neuholland; von 5 Arten bekannteſte: S. monogyna *Billard.* Blätter abwechſelnd, lanzettförmig; Blüthen in Endähren. Labillardière, Nov. Holl., Taf. 104. — Die Gattung iſt der Typus der Stackhouseae *R. B.* (ſ. d.).

Stackknecht (Waſſerb.), der Gehülfe des

Digitized by Google

Stackmeiſters, der auch ſeine Stelle im Nothfall vertreten muß.

Stackkunſt (Waſſerb.), die Kunſt, Buhnen und andere Waſſereinbaue mit Vortheil anzulegen.

Stackmeiſter, ſ. Buhnenmeiſter.

Stackpfähle, ſ. v. a. Stacken 5).

Stackrenk, ſ. v. a. Buhne.

Stactites (lat., Min.), nach Breithaupt, Porodinengeſchlecht mit lebhaftem Glas- bis Wachsglanz, gelber, brauner Farbe, gelblichem, auch farbloſem Strich, ſpröde, H. = 3,5 — 4,5, G. = 1,9 — 2,4. Eiſenoxydhydrat gebunden an Phosphor- oder Arſenſäure und zugleich an Schwefelſäure. Arten: S. phosphoricus, Diadohit, S. arsenicus, Eiſenſinter.

Stad (Geogr.), 1) däniſcher Ort, Island, an der Weſtküſte der Skageſtrands-Bugt; — 2) ſchweiz. Dorf, Kant. Bern, wo ſich ſüdwärts das Gſteig-Thal öffnet.

Stadager, dän. Dorf, Inſel Falſter, an der Guldborg-Meerenge; 260 Einw.

Stade (Geogr.), 1) hannov. Landdroſtei, grenzt gegen Norden an die Nordſee u. Holſtein, von welchem Lande ſie durch die Elbe getrennt wird, gegen Weſten an die Nordſee, an Oldenburg und das Gebiet der freien Stadt Bremen, gegen Süden an Bremen, die Landdroſteien Hannover und Lüneburg, und gegen Oſten an die Landdroſtei Lüneburg und an Holſtein, beſteht aus dem Herzogthum Bremen mit dem Lande Hadeln und dem Fürſtenthum Verden u. zählt auf 125 □ M. über 260,000 Einw. Der Boden hat viel Haiden, Dämme oder Deiche, Geeſt, d. h. trockenen, höher liegenden Sandboden, Torfmoore, aber auch ſehr viel fruchtbaren Marſchboden und wird von der Elbe, dem Küſtenfluß Oſte oder Oehſe, der Weſer, Wümme und Aller bewäſſert. Die Moore nehmen eine Strecke von 100,000 Morgen ein, ſind aber größtentheils ſchon urbar gemacht. — 2) (St.-Agathenburg), Amtdaſ., mit 9 Dörfern, 2400 Ew. u. dem Amtsſitz Agathenburg; — 3) Hauptſtadt der Landdroſtei S. und des Herzogthums Bremen, an der Schwinge, ½ Meile von der Elbe; Feſtung, ſeit 1816 ſehr verſtärkt, mit detachirtem Fort an der Mündung der Schwinge (Schwinger Schanze), das den ſtader Elbzoll deckt; 4 Vorſtädte, 4 Thore, 4 Quartiers, Brücke über die Schwinge, Sitz des Landdroſten und der übrigen verſchiedenen oberen Provinzialbehörden, eines Konſiſtoriums, einer Generalſuperintendentur, Juſtizkanzlei, Hofgericht, Schullehrerſeminar, Gymnaſium, Arbeits-, Werk-, Waiſenhaus, Stückgießerei, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Schiffbau, Fabriken in gewebten Wollen- und Baumwollenwaaren, Spitzen, Hüten, Walfiſch- und Seehundsfang, Handel mit Branntwein, fettem Vieh u. a., zum Theil auf der hier bei Fluthzeit ſchiffbaren Schwinge; Freimaurerloge: Adolf zur gekrönten Tugend. — Geſchichtliches. S. iſt ſehr alt und erhielt frühzeitig Grafen, von denen der erſte erwieſene Graf Luithar war, der 930 in der Schlacht bei Lenzen gegen die Slawen fiel. Sein Sohn, Graf Heinrich der Kahle, war ein Blutsverwandter Kaiſers Otto d. Gr., ſtiftete das Kloſter Hersfeld und † 973; auf ihn folgte ſein Sohn, Graf Heinrich II., der 994 von den Seeräubern gefangen genommen wurde, der letzteren ſeinen Sohn Siegfried als Geißel ſtellte, der von denſelben verſtümmelt ſein Leben verlor. Heinrichs Bruder, Udo, fiel in derſelben Schlacht, ſein anderer gefangener Bruder, Siegfried, wußte der Haft zu entrinnen und erhielt nach Heinrichs II. Tode (1016) im J. 1017 vom Kaiſer die Grafſchaft; er † 1037. Sein Sohn und Nachfolger Luidger Udo fügte ſeiner Herrſchaft noch die Nordmark hinzu und erhob ſo das Grafengeſchlecht zu noch größerer Wichtigkeit. Die Grafen nannten ſich deshalb Markgrafen von Nordſachſen und der Nordmark. Der erſte Markgraf der Nordmark war Udo I., der letzte Rudolf II., ſ. Brandenburg (Geſch.). Letzterer wurde von ſeinem Bruder, dem damaligen Probſt und nachherigen Erzbiſchof von Bremen Hartwig beerbt, der die Grafſchaft dem Erzbisthum Bremen ſchenkte u. von demſelben zu Lehen nahm. Im J. 1114 riß ſie Heinrich der Löwe an ſich und behielt ſie, bis ſie endlich 1180 nach der Achtung Heinrichs des Löwen durch den Kaiſer dem Erzbisthum wieder zurückgegeben wurde. Mit Hartwig † 1168 das Geſchlecht der Grafen von S. aus. Im J. 1207 wurde S., das auch eine freie Reichs- u. Hanſeſtadt war, von der Hanſa zerſtört, 1648 im weſtphäliſchen Frieden Schweden zuerkannt, das es zur Hauptſtadt des Fürſtenthums Bremen machte. Während der Allianz Schwedens mit Frankreich 1676, wurde S. durch die Reichstruppen belagert, kam aber durch den nymwegener Frieden wieder an Schweden. Im J. 1712 belagerten und eroberten es die Dänen, aber ſchon 1719 kam es nebſt dem Bisthum Bremen an Hannover, wurde 1757 neu befeſtigt, 1786 aber geſchleift, 1807 zu Weſtphalen geſchlagen, 1810 von Napoleon in Beſitz genommen, 1813 aber von den Alliirten an Hannover zurückgegeben, und von dieſem wieder zur Feſtung gemacht und 1816 neu befeſtigt.

Stade (Biogr.), 1) Albert IV. 3). — 2) Dietrich von, deutſcher Philolog, geb. zu Stade 1637, verweilte lange in Schweden, erhielt 1668 eine Anſtellung in Bremen und † daſelbſt 1718. Schrieb: Interpretatio latina fragmenti veteris linguae francicae, bei Palthenius Ausgabe der tatianiſchen Evangelienharmonie, 1706; — Specimen lectionum antiquarum francicarum, Stade 1708; — Erklärung der hauptſächlichen deutſchen Wörter in Luthers Bibelüberſetzung, 3. Ausg., Bremen 1737. — Von mehren im Manuſkript hinterlaſſenen Schriften gab Eckhardt heraus: Expositiones vocum germanicarum glossarii Rhabani Mauri.

Stadecken, großherzogl. heſſ. Pfarrdorf, Prov. Rheinheſſen, Kr. Mainz; Friedensgericht Niederolm; 810 Einw.

Stadel, 1) eine Stelle, wo Gebäude geſtanden haben; — 2) ſ. v. a. Schuppen, Scheuer; — 3) (Hüttenk.), ein wenigſtens von 3 Seiten mit Mauern umgebener Platz, entweder mit einem Dache verſehen oder nicht, auf welchem die Erze geröſtet werden.

Stadel (Geogr.), 1) bad. Dorf, Seekreis,

Digitized by Google

Amt Heiligenberg; 110 Einw.; — 2) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberbayern, Ldgr. Rain; 120 Einw.; — b) daſ., Ldgr. Schongau; Pfarrei; 300 Einw.; — c) R.-B. Oberfranken, Herrſchaftsgericht Banz; 160 Einw.; — d) R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Herrieden; 150 Einw.; — 3) ſchweiz. Pfarrdorf, Kant. Zürich, Bez. Regensberg, am Fuß des gleichnam. Berges; 1340 Einw.

Stadelhofen (Geogr.), 1) bad. Kirchdorf, Mittelrdeinkreis, Amt Oberkirch; 750 Einw.; — 2) bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Greding; 110 Einw.; — 3) Pfarrdorf daſ., R.-B. Unterfranken und Aſch., Ldgr. Karlſtadt; 160 Einw.

Stadelmaier, Johann, Kirchenkomponiſt und einer der vorzüglichern Kontrapunktiſten des 17. Jahunderts, gebürtig aus Freyſingen, befand ſich um 1600 in der Kapelle des Erzbiſchofs von Salzburg, wurde um 1600 erzherzogl. öſterr. Kapellmeiſter und zuletzt Kapellmeiſter in Grätz. Schrieb: viele Meſſen, Magnifikate, Miſerere's, Pſalmen u. dergl.

Stadeln (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) (Stadling), R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Nürnberg, unweit des Ludwigkanals; Tabaksbau und Tabaksfabrik; 430 Einw. — b) daſ., Ldgr. Gunzenhauſen; 130 Einw. — 2) öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin; 200 E.; bildet ein Gericht mit 1420 Einw.

Stadelſchwarzach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Aſch., Ldgr. Volkach; 500 Einw.

Stademann (Biogr.), 1) Ferdinand, Zeichner, geboren zu Berlin 1791, unternahm Reiſen nach Frankreich, Italien und Spanien und kam 1812 durch den Grafen von Gravenreuth in bayeriſche Dienſte. Im J. 1832, bei der Thronerhebung des Königs Otto, begab er ſich als expedirender Regentſchaftsſekretär nach Griechenland, wo ſeine Liebe zur Kunſt neue Nahrung fand. In Athen angekommen benutzte er die freie Zeit zur Aufnahme der Stadt und der Umgebung in höchſt getreuen Zeichnungen, die ſpäter lithographirt wurden unter dem Titel: Panorama von Athen, München 1841, Qu.-Roy.-Fol. Nach der Rückkehr aus Griechenland wurde S. geheimer Regiſtrator des k. Staatrathes. Außer dem genannten Panorama findet man von S. auch landſchaitliche Zeichnungen, theils auch mit Architektur. Dann haben wir von ihm auch eine lithographirte Anſicht von München. — 2) Adolf, Maler, Sohn des Vorigen, 1824 zu München geboren und an der Akademie daſelbſt gebildet, widmete ſich mit Vorliebe der Landſchaftsmalerei. Die Bilder, welche ſich von ihm finden, ſind von großer maleriſcher Wirkung, darunter einige Winterlandſchaften mit Gebäuden und Eisplätzen, welche meiſterhaft gemalt ſind.

Staden (Geogr.), 1) hannov. Dorf, Landdr. Stade, Bremen, Amt Beverſtedt; 20 Häuſer; — 2) großh. heſſ. Pfarrdorf, Prov. Oberheſſen, Bez. u. Ldgr. Büdingen; 540 Einw.; — 3) preuß. Bauernſchaften, Prov. Weſtphalen, R.-B, Münſter, Kr. Tecklenburg; — a) (Groß-S.), 370 Ew.; — b) (Klein-S.), 340 E.; — 4) ſ. Stockholm.

Staden (Biogr.), Johann, berühmter deutſcher Komponiſt des 17. Jahrhunderts, geb. 1581 zu Nürnberg, um 1618 Organiſt an der St. Lorenzer-, ſpäter an der Sebalder-Kirche daſelbſt, † 1634 und ſchrieb: viele Kirchenwerke, von denen einige noch nach ſeinem Tode gedruckt worden ſind, Motetten, Pſalmen, 1- u. mehrſtimmige Geſänge für Kirche und Haus u. A.; ferner weltliche Kompoſitionen, als Paduanen, Gagliarden u. ſ. w. Zu ſeinem Andenken wurde nach ſeinem Tode eine Medaille geprägt, auf deren einer Seite ſein Bruſtbild mit der Umſchrift Hans Staden aet. su. 55 anno; — 2) Sigismund Theophilus, jüngerer Sohn des Vorigen und großer Tonkünſtler, geb. 1607 zu Nürnberg, wurde 1635 Organiſt an St. Lorenz in Nürnberg und † als ſolcher 1655. Er war beſonders berühmt als gelehrter Kontrapunktiſt, und mehre ſeiner Inſtrumental- und Vokalmuſiken verbreiteten ſich weit und werden auch jetzt noch in Nürnberg aufbewahrt. Eine Anweiſung zum Singen „Rudimenta musica“, erlebte ſelbſt noch nach ſeinem Tode verſchiedene Auflagen.

Stadenhauſen (Geogr.), 1) bad. Kirchdorf, Oberrheinkreis, Amt Waldshut; 150 Einw.; — 2) lippe-detm. Dorf, Amt Lage; 170 Einw.

Stadenſee, hannov. Dorf, Landdr. Lüneburg, Amt Bodenteich; adeliger Hof, Förſterei; 380 Einw.

Stader Elbzoll, ſ. Elbe, S. 374 ff.

Staderer, ſ. v. a. Stoderer.

Stadia (lat.), ſ. Stadium.

Stadia (a. Geogr.), ſ. Gnidus.

Stadia morbi (Med.), Krankheitsſtadien, ſ. Krankheit.

Stadien (v. Gr.), beſtimmte Zeitperioden, vgl. Stadium.

Stadieus, Erzgießer von Athen, lebte um Ol. 97, zur Zeit des Beginnens der höchſten Blüthe griechiſcher Kunſt. Pauſanias nennt ihn Meiſter des Polycles.

Stading, Evelina, Landſchaftsmalerin, geb. zu Stockholm 1803, Schülerin des berühmten Falkranz, wurde als ſolche der k. ſchwediſchen Akademie der Künſte aggregirt. Im J. 1824 reiſte ſie über Hamburg und Berlin nach Dresden, wo ſie einige Kopien nach Ruy'sdael fertigte und viele Studien in der reichen Umgegend Dresdens ſammelte. Einige ſehr gelungene Anſichten der ſächſiſchen Schweiz, beſonders die Anſicht des Hochſteins (in der Sammlung des Prinzen Friedrich Auguſt von Sachſen), das Schloß Lohmen, die Lochmühle im liebethaler Grunde, zeichnen ſich durch Naturtreue, feine Behandlung und ſchöne Töne in der Färbung aus. Im Sommer 1827 ging ſie über Prag, München, Salzburg durch Tyrol nach Florenz, von wo ſie ihre Reiſe nach Rom fortſetzte. In Rom fand ſie vorzüglich an dem ſchwediſchen Bildhauer Byſtröm einen Freund und an dem k. preußiſchen Geſandten H. von Bunſen einen Beſchützer. In den Umgebungen Roms, beſonders um Albano und Ariccia, vollendete ſie eine große Anzahl von Studien, darunter einige

Digitized by Google

herrliche Partien aus dem ſchönen Park Chigi, worüber ihr der größte Beifall, ſelbſt von tüchtigen Künſtlern, zu Theil ward. Der Prinz Friedrich Auguſt von Sachſen ertheilte in Rom der Künſtlerin den Auftrag, für ihn eine Anſicht der reizenden Ariccia in nicht unbedeutender Größe zu malen, welches Bild, leider nur zur Hälfte vollendet, zu den ſchönſten Erwartungen berechtigte. Ein langdauerndes Fieber endete nach mehrwöchentlichen Leiden 1829 ihr Leben.

Stadion (gr.), ſ. Stadium.

Stadion (Geogr.), 1) würtemberg. Marktflecken, Donaukreis, Oberamt Ehingen; Schloß; 200 Einw.; gehört zur Herrſchaft des Grafen von Stadion-Stadion; — 2) ſchweiz. Schloß, Kant. Graubünbten, Stammhaus der Grafen von Stadion; jetzt verödet.

Stadion (Geneal. u. Biogr.), reichsgräfliches Geſchlecht, deſſen Stammſchloß Stadion in Graubündten jetzt in Ruinen liegt und deſſen Vorfahren ſchon im 11. und 12. Jahrhunderte aufgeführt werden. Die eigentliche zuſammenhängende Stammreihe beginnt mit Eitel von S. († 1382), deſſen Söhne waren Konrad, Stifter der ältern und blühenden Linie, welche ſonſt die elſaſſiſche hieß; Ludwig, Stifter der jüngeren oder ſchwäbiſchen Linie, welche 1693 mit Joſeph Konrad erloſch; Johannes der Reiche, welcher kinderlos † u. der jüngeren Linie das von ihm geſtiftete Majorat hinterließ. Chriſtoph († 1622) hinterließ 6 Söhne, von denen der jüngſte Joh. Philipp, kaiſerl. geh. Rath und kurmainz. Kanzler und Großhofmeiſter, vom Kaiſer Leopold I. den 21. April 1686 in den Freiherrn- und den 1. Aug. 1705 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde, und nachdem er 1708 die Herrſchaft Thannhauſen in Schwaben von den Grafen von Singendorf erkauft, den 8. Mai in das ſchwäb. Reichsgrafenkollegium eingeführt wurde und dadurch Reichsſtandſchaft erlangte. Durch die Rheinbundsakte wurde die Herrſchaft Warthhauſen unter würtembergiſche und Thannhauſen unter bayeriſche Staatshoheit geſtellt mit ſtandesherrlichen Rechten. Warthhauſen wurde 1627 an die Krone Würtemberg verkauft; doch aber wurde von dieſer Krone 1829 S. unter dem Namen Stadion-Stadion-Thannhauſen als ſtandesherrlich bei dem deutſchen Bundestage gemeldet. Außer Thannhauſen (3/4 □M. mit 1500 Einw.) beſitzt die Familie noch die Rittergüter Oberſtadion, Emertingen zur Hälfte, Moosbeuern und Albersweiler im Königreich Würtemberg; Ganth, Chodenſchloß, Neumark, Klenau und Zahorzan in Böhmen; Jamnitz in Mähren. Nach Johann Philipps Söhnen theilte ſich die Familie in 2 Linien: die fridericianiſche, geſtiftet von Friedrich und die philippiniſche, geſtiftet von Hugo Philipp. Obgleich die Familie die vormals reichsſtändiſche Herrſchaft Thannhauſen in Bayern beſitzt, die wegen dieſer Eigenſchaft zur Standesherrlichkeit berechtigt, ſo wird doch S. in dem Verzeichniſſe der Standesherren in der Kammer der bayeriſchen Reichsräthe nicht mit aufgeführt. Das Wappen iſt quadrirt: 1. und 4. ſchwarz mit 3 goldnen Mützen, 3. und 4. ein rothes Kreuz in Silber. Im ſchwarzen Mittelſchilde ſieht man drei goldne Halskragen. Das Wappenſchild iſt mit drei offenen Helmen mit verſchiedenen Emblemen beſetzt; der rechte und linke Helm ſind gekrönt. Konfeſſion: katholiſch. Wohnſitz: zu Thannhauſen und Oberſtadion. Bemerkenswerth ſind: 1) Chriſtoph von S., Biſchof zu Augsburg, ein vertrauter Freund Maximilians I. und Ferdinands I., ein edler Eiferer für die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, ſtand mit Erasmus in beſtändigem Briefwechſel, mit Melanchthon in ſchriftlichem und mündlichem Verkehr wegen Verſöhnung und Wiedervereinigung der beiden chriſtlichen Kirchen und † 1543 auf dem Reichstage zu Regensburg. — 2) Johann Kaspar von S., Hochmeiſter des deutſchen Ordens, öſterreichiſcher Kriegspräſident und Feldzeugmeiſter, zeichnete ſich beſonders 1634 in der Schlacht bei Nördlingen aus. — 3) Johann Philipp von S., Staatsminiſter von Kurmainz, war die Seele aller Reichsgeſchäfte und noch in hohem Alter Botſchafter bei der Wahl Karls VI. und Geſandter des rheiniſchen Kreiſes beim utrechter und badener Friedenskongreß, ward 1686 von Leopold I. zum Freiherrn, 1705 zum Reichsgrafen ernannt und 1708 in das ſchwäbiſche Grafenkollegium eingeführt. — 4) Friedrich Lothar, Graf von S., öſterreich. Staatsmann, aus der friderician. Linie, am 6. April 1763 geboren, verzichtete aus Liebe zu ſeinem jüngern Bruder auf das Recht der Erſtgeburt und genoß mit dieſem ganz gemeinſame Erziehung und Bildung. Später wendete er ſich zunächſt den klaſſiſchen Sprachen, bald aber ausſchließlich der deutſchen Vorzeit, Verfaſſung und Sitte und den ſchönen Wiſſenſchaften zu. Er wurde Domkapitular in Mainz und Würzburg, mainziſcher und würtembergiſcher Regierungsrath, dann Vicepräſident und endlich Präſident, war auch einige Zeit Verweſer der Statthalterſchaft Erfurt, Kurator der würzburg. Hochſchule und 1798 würzburg. Geſandter bei dem Kongreſſe zu Raſtadt. Nach der Säkulariſation trat er in öſterreich. Staatsdienſte, wurde zunächſt kurböhm. Reichsgeſandter zu Regensburg und erhielt nach dem preßburger Frieden den ſchwierigen Auftrag, die in großer Erbitterung abgeriſſenen diplomatiſchen Verhältniſſe zwiſchen Oeſterreich und Bayern wieder herzuſtellen, welchen Auftrag er mit großer Geſchicklichkeit vollzog. Beim Ausbruche des Krieges von 1809 wurde er als Generalintendant zum Hauptheere des Erzherzogs Karl berufen; doch beendete das Unglück Oeſterreichs ſeine Wirkſamkeit ſehr ſchnell. Er zog ſich mit ſeinem Bruder auf die böhmiſchen Güter zurück und † zu Chodenſchloß am 9. December 1811. — 5) Johann Philipp, Graf von S., öſterreich. Miniſter des Aeußern und der Finanzen, geb. am 18. Juni 1763, Bruder des Vorigen, der zu ſeinen Gunſten auf das Recht der Erſtgeburt verzichtete, erhielt eine treffliche Erziehung, auf die vorzüglich der nachmalige Fürſtprimas von Dalberg wirkte, ſtudirte dann auf der Univerſität zu Göttingen Diplomatie und ward nach beendigten akademiſchen Stu-

dien 1788 beim Ausbruche des türkiſchen und des ruſſ.-ſchwed. Krieges als kaiſerlicher Geſandter nach Stockholm, 1790 aber nach London geſendet. Als 1792 der kaiſerliche Botſchafter zu Paris, Graf Mercy d'Argenteau, in Folge der Revolution nach England geflüchtet war, wo er die wichtigſten Unterhandlungen mit dem engliſchen Hofe leitete, nahm S. ſeine Entlaſſung, lebte nun mit ſeinem ältern Bruder auf ſeinen Gütern und zu Regensburg und Wien und vermählte ſich 1794 mit ſeiner Muhme Mariane von S. Erſt 1797 trat er wieder in den diplomatiſchen Staatsdienſt, erhielt zunächſt eine Sendung nach Berlin und trug hier nicht wenig dazu bei, die durch das Theilungsgeſchäft zwiſchen Oeſterreich und Preußen entſtandene Spannung zu heben. Seit 1804 Botſchafter in Petersburg, betrieb er eifrig das Zuſammentreten der dritten Koalition und folgte dann 1805 dem Kaiſer Alexander zur Armee. Nach dem preßburger Frieden erhielt er an Cobenzls Stelle das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. In dieſer Stellung erſtrebte er vor Allem eine feſtere Grundlage und eine ſolche Ergänzung der Streitkräfte, welche die nöthige Vorübung in Friedenszeiten erhielt, ohne die bürgerlichen Verhältniſſe zu ſtören und das Staatsvermögen zu erſchöpfen, eine durch und durch nationale Richtung des nothwendig werdenden Kriegs, als politiſche und moraliſche Triebfeder gegen die phyſiſche Uebermacht. Der unglückliche Ausgang des Kriegs gegen Frankreich 1809, der auf ſein Anrathen unternommen worden war, nöthigte ihn, dem Grafen Metternich im Miniſterium Platz zu machen. Er lebte nun einige Zeit in Prag und dann auf ſeinen böhmiſchen Gütern, bis er 1812 wieder nach Wien gerufen wurde, wo man ihn zu allen wichtigen Verhandlungen berief. Nach der Schlacht bei Lützen erhielt er als Vermittler eine Sendung in das Lager Alexanders und Friedrich Wilhelms, und ſeitdem war ſein Einfluß ſehr bedeutend. Nach dem Frieden mußte er ſich abermals dem ſchwierigen Auftrage der Herſtellung der Finanzen unterziehen. Während er das Papiergeld ganz aus dem Umlaufe zu ziehen, daſſelbe in eine verzinsliche Staatsſchuld umzuwandeln und die Münzcirkulation wieder herzuſtellen ſuchte, war er gleichzeitig bemüht, durch angemeſſene Inſtitutionen dem Handelsverkehr eine leichte und belebte Geldcirkulation zuzuwenden und den Staatskredit zu befeſtigen, in welcher Abſicht eine Nationalbank und ein Tilgungsfond errichtet wurden. Die Ausgaben des Staats wurden beſchränkt und genau beſtimmt, und die Steuerverfaſſung nach vernünftigen Grundſätzen geregelt. Er † zu Baden bei Wien am 15. Mai 1824. — 6) **Franz, Graf von S.**, zweiter Sohn des Vorigen, 1806 geboren, begann, nachdem ſeine Erziehung von ſorgſamer Hand vollendet worden war, ſeine Beamtenlaufbahn in Galizien und wurde ſpäter in den deutſchen Orden aufgenommen. Im J. 1836 erhielt er durch den freiwilligen Rücktritt ſeines Bruders die Standesherrſchaft und übernahm bald darauf die Statthalterſchaft von Illyrien. Seine Verwaltung des Küſtenlandes wurde berühmt. Die Beſtrebungen der intelligenten Kaufmannſchaft von Trieſt erfreuten ſich ſeines kräftigſten Schutzes, durch ihn geſchah ſehr viel für Induſtrie und Ackerbau, er entfernte mit geſchickter Hand die mannigfachen Hinderniſſe, die dem Aufblühen des Handels im Orient und ebenſo in Wien entgegenſtanden. Die Auszeichnung, mit der er diente, lenkte die Blicke des Miniſteriums auf ihn, als nach dem Aufſtande von 1846 die Statthalterſchaft von Galizien neu beſetzt werden ſollte. Im April 1847 trat er ſein Amt an und es gelang ihm, die Ruhe wenigſtens äußerlich wieder herzuſtellen. In ſeiner ſtrengen Pflichterfüllung ſcheute er auch Gefahren nicht, und bereiſte perſönlich bis in die entfernteſten Winkel des Landes die unglücklichen Gebiete, die 1847 von Typhus und von der Hungersnoth heimgeſucht wurden. Sein Verhalten im März 1848 ſetzte ihn den leidenſchaftlichſten Vorwürfen der Polen aus, die ihm vorwarfen, daß er Feindſeligkeiten gegen die Nationalen geübt, vor den konſtitutionellen Freiheiten Scheu gehegt, an der Aufrichtigkeit des Verſprechens einer Konſtitution gezweifelt und dem Streben der Entwicklung eines konſtitutionellen Lebens Hinderniſſe in den Weg gelegt habe. Die Thatſachen, durch welche dieſe Anklagen belegt werden, ſind folgende: Am 18. März ſchon hatte S. Kunde von dem in Wien Vorgefallenen und einen Abdruck der erſten kaiſerlichen Patente, theilte ſeinen Beamten dieſe Nachrichten mit, aber erſt am 22. ließ er die Erlaſſe in der lemberger Zeitung abdrucken. Am Tage vorher hatte er die Verleger und Schriftſteller der Hauptſtadt um ſich verſammelt, um ihnen zu erklären, daß die Cenſur zwar aufgehoben, allein noch kein Preßgeſetz erlaſſen ſey, daß eine völlig ſchrankenloſe, durch kein Repreſſiogeſetz gezügelte Preſſe die ſchädlichſten Folgen haben werde und daß er daher bis zur Bekanntwerdung eines Preßgeſetzes die Cenſur gegen irreligiöſe, unmoraliſche und incendiäre Machwerke entweder ſelbſt, oder durch die Polizeidirektion fortführen werde. Die Vorgeladenen ließen ſich dieſe Anordnung gefallen, allein 5 Tage ſpäter nahmen ſie ihr Zugeſtändniß zurück und S. mußte nun ſeine rechtswidrige Cenſur fallen laſſen. Einer der wichtigſten Errungenſchaften, der allgemeinen Volksbewaffnung, trat er ebenfalls hemmend in den Weg. Er bewilligte die Errichtung einer Nationalgarde bloß in der Hauptſtadt Lemberg, wo doch nur an zuverläſſige Bürger Waffen abgegeben wurden, und erließ an die Kreisämter den Befehl, der allgemeinen Volksbewaffnung mit allen Mitteln, nöthigenfalls mit Gewalt den Eingang zu verwehren. Allerdings war dieſes Verfahren ein ungeſetzliches; doch iſt wohl zu beachten, daß Mißbrauch der Waffen von Seiten der Bauern ſehr zu befürchten war, ſo ſehr, daß ſelbſt die nationale Partei eine Wiederkehr der Scenen von 1846 befürchtete. Die Haltung der Bauern wurde bereits ſo drohend (in Tarnow fanden ſich die Bauernwühler der Dörfer und Herrſchaften ein in Begleitung von zahlreichen Bauernhaufen mit weißen Binden und fragten an, ob ſie wieder anfangen ſollten?), daß der

Adel in größter Eile Vorkehrungen traf. In einer zu Tarnow unter dem Vorſitz des Fürſten Sangusko gehaltenen Verſammlung wurde der faſt einſtimmige Beſchluß gefaßt, daß weder Leben noch Eigenthum in Galizien ſicher ſey, wenn nicht augenblicklich die Robot vollkommen und ohne alle Bedingungen und Entſchuldigungen aufgehoben würde. Ferner kam man überein, eine Deputation von Adeligen, Bürgerlichen und Juden nach Wien zu ſchicken, um ſchleunigſte Hülſe, Entfernung der mißliebigen Beamten und diktatoriſche Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung zu verlangen. Eine zweite in Krakau gehaltene Verſammlung ſchloß ſich dieſen Beſchluſſen an, und die Deputation reiſte nach Wien ab. S. beurtheilte dieſe plötzliche Großmuth des polniſchen Adels als eine Vorbereitung zu einer Schilderhebung und nahm energiſche Maßregeln. Indem er die Schenkung einrs kleinen Theils der Grundherrn als unberechtigt zurückwies, löſte er zugleich das lemberger Centralkomité auf, das ſich Voda narodowa oder Nationalrath nannte, verbot die aufregenden Demonſtrationen am Grabe des 1846 hingerichteten Emiſſärs Wyzniowski und verfolgte die Winkelkomité's des Landes. Die Antwort waren Plakate an allen Straßenecken Lembergs, woriu der Graf als ein Verräther und zweiter Suwarow gebrandmarkt wurde. Seinr Antwort beſtand in einem Verbote, dieſe Plakate abzureißen. Unterdeſſen betrieb er in Wien die Aufhebung drr Robot durch die Regierung, damit dieſe große Erleichterung als ein Geſchenk drs Kaiſers erſcheine und der Bauer mit neuen Banden der Dankbarkeit an das Haus Habsburg gefeſſrlt werde. Die wohlwollende Sprache eines Erlaſſes an die Bauern milderte indeß die heftigen Anklagen nicht, denen der Graf ausgeſetzt blieb. Die Trennung der Ruthenen von den rein polniſchen Bewohnern Galiziens wurde ihm und nur ihm zur Laſt gelegt, während er doch die Jahrhunderte alte nationale und religiöſe Spaltung zwiſchen Ruthenen und Polen nur benutzte, um die alte öſterreichiſche Politik des divide et impera fortzuführen und ſo drm Aufſtande Galiziens einen zweiten Riegel, noch haltbarer als die Aufhebung der Robot, vorzuſchieben. Seine Popularität wurde durch ſeine Stellung inzwiſchen ſehr erſchüttert. Zur Zeit der Märzbewegung galt er für einen der freiſinnigſten Beamten, und eine ſtarke Partei des Fortſchritts forderte ſeinen Eintritt in das Miniſterium. Zur Zeit der Maibewegung hatte ſich dies ſo geändert, daß er für einen Anhänger der alten Ariſtokratie und geheimen Günſtling der Kamarilla galt. Seine Berufung nach Innsbruck, wohin der Kaiſer Ferdinand damals geflüchtet war, beſtärkte die öffentliche Meinung in ihrer Abneigung. S. lehnte dort den Auftrag der Bildung rines Kabinets feſt und unumwunden ab, wohl wiſſend, daß ein von ihm gebildetes Miniſterium keine Lebensfähigkeit haben würde. Nach dieſer Verhandlung, der leicht geheime Verabredungen gefolgt ſeyn dürften, kehrte S. auf kurze Zeit nach Lemberg zurück, um die Wahlen für den Reichstag beenden zu laſſen. Auf dem konſtituirenden Reichstage erſchien er an der Spitze jener eigenthümlichen Phalanx rutheniſcher Abgeordneten, die weder leſen noch ſchreiben konnten, die Finger zum Taſchentuch machtrn und Nachts gemeinſchaftlich in einem beſcheidenen Lokale auf Stroh ſchlirfen. Unter den glänzenden Rednern der Verſammlung war S. nie zu bemerken; er war mit ſeinen Reden ſogar ſparſamer, als von einem Manne ſeiner Bedeutung erwartet wurde, und gehörte doch zu den thätigſten und einflußreichſten Mitgliedern. Sein Einfluß äußerte ſich nicht bloß auf die rutheniſchen Bauern, die er mit einem Winke ſeinrs Fingers lenkte, er wurde bei der ganzen Rechten bemerklich, die er an den feinen Fädrn ſeiner Politik zu leiten verſtand. Die Gegner kannten ſeine Bedeutſamkeit ſo wohl, daß auf ihn noch heftigere Angriffe geſchahen, als auf die oft rathloſen Miniſter. Man wollte ihn vernichten, für die Zukunſt unmöglich machen. Den täglichen Angriffen der wienrr Preſſe antwortete er nur einmal in der allgemeinen öſterreichiſchen Zeitſchrift in einem Briefe, der die Darlegungen wiederholte, die er in ſriner auf ſeinen Wunſch veröffentlichten Denkſchrift vom 13. Mai 1848 an das Miniſterium zu ſeiner Rechtfertigung gegeben hatte. Im Reichstage ſah er ſich öfters genöthige, mit ſeinen Gegnern zur Selbſtvertheidigung eine Lanze zu brechen. Am ſchonungsloſeſten trat der Pole Hubizki gegen ihn auf, und bei dieſer Gelegenheit war es, daß Graf S. die Niederſetzung einer aus dem Schooße des Reichstags hervorgegangenen Unterſuchungskommiſſion verlangte, die über ſeine Amtsführung in Galizien berichten ſollte. Hubizki wählte dazu Borroſch, Schuſelka, Krauſr und Barbowsky, der Angeklagte nannte Pflücker, Hawlitſchek, Doliak und Szaskiewicz. Die Oktoberrevolution ſchnitt die frrneren Brrathungen ab. Graf S. geſellte ſich den Abgeordneten zu, die durch ihr Verlaſſen des Reichstags gegrn die neueſte Wendung der öſterreichiſchen Angelegenheiten proteſtirten, und unterzeichnetr das Manifeſt der czechiſchrn Reichstagsmitglieder. Nach dem Hoflager von Olmütz berufen, eilte er von dort nach Prag, um die Böhmen durch Unterhandlungen feſter an die Hofpolitik zu ketten, und ging nach der Einnahme Wiens in beſonderer Miſſion in das Hauptquartier des Fürſten Windiſchgrätz. In dem nrnen Miniſterium übernahm er das Portefeuille des Inneren. Graf S. iſt, was man in der vormärzlichen Zeit einen liberalen Ariſtokraten nannte. Von einem Vater entſproſſen, der vor Scham erröthete, wenn er in den Räumen der Hofburg mit einem Bürgerlichrn zuſammentraf, im Glanz und Reichthum aufgewachſen, Deutſchordensritter und Standesherr, iſt er um ſo mehr Ariſtokrat, als in ihm der Adel der Intelligenz mit dem Adel der Geburt zuſammentrifft. Will er aber auch für den Adel die erſte Stellung und ihn in dieſer recht befeſtigen, ſo trachtet er darum keineswegs nach einer Erniedrigung der andern Stände. Als Statthalter des Kaiſerlandes that er ſein Möglichſtes, daß der würdige Stolz und das Selbſtbewußtſeyn des Bürgers gewahrt und geehrt werde, daß Trieſt den vor-

zugsweiſe bürgerlichen Charakter gewinne, welcher deſſen Bewohnee an Tüchtigkeit, Gemeinſinn und Selbſtgefühl neben die Bürgerſchaft von Städten wie Hamburg, Lübeck und Bremen ſtellt. Für ſolche Naturen ſind Bureaukratie und Ariſtokratie unvereinbare Gegenſätze; ſie können ſich ſo wenig nach oben unterordnen, als nach unten die Rolle des ſteifleinenen Tyrannen ſpielen. Auch iſt Graf S. nie ein Bureaukrat geweſen. Das metternichſche Syſtem fand in Trieſt nie Boden, die Hauptſtadt ſeiner Statthalterei wurde durch ihn auch in geiſtiger Hinſicht zu einem Freihafen, die verpönteſten Zeitſchriften und Bücher hatten freien Umlauf, von der ſogenannten hohen Polizei wußte man nichts. Dagegen verräth ſich in allen ſeinen Erlaſſen und Reden eine unverholene Verachtung der Maſſen und ihrer Repräſentanten, es trat darin ein greller Hohn gegen die Zeitſtrömung zu Tage, der noch ſchneidender traf, wenn er die Maske der feineren Ironie annahm. Ein adminiſtratives Talent 1. Klaſſe, Muth, Ausdauer, Fleiß und eine unerſchütterliche Redlichkeit erkennen ihm auch ſeine politiſchen Gegner zu.

Stadions Becherapparat (Phyſik), ſ. Galvanismus.

Stadiſis (a. Geogr.), Stadt Aethiopiens an dem großen Waſſerfall des Nil (Plin. VI, 29, 35).

Staditz, öſterr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrſch. Tſchochau; 180 Einw.

Stadium (Antiq.), 1) als Längenmaß einer Strecke von 600 Fuß. Zwei Stadien heißen Diaulos, vier Hippikon, zwölf Dolichos, ſ. Maße der Alten. — 2) Laufbahn, urſprünglich von einfacher Anlage, indem man womöglich von der Natur ſchon dazu eingerichtete Räume wählte. Fand ſich ein ſo begünſtigter Raum nicht, ſo ſuchte man wenigſtens eine natürliche Anhöhe zu gewinnen und warf dann auf der andern Seite einen dieſer gleichen Erddamm auf. So entſtand das zu Olympia, zu Epidaurus, zu Theben. Daneben beſtanden auch ſchon früher Laufbahnen mit maſſivem Bauwerk, wie die pythiſchen bei Delphi. So wurde das maſſive panathenäiſche S. am Ufer des Iliſſus um 350 v. Chr. von dem Redner Lykurg hergeſtellt, welches 500 Jahre ſpäter von Herodes Atticus mit Sitzen von penteliſchem Marmor umgeben wurde, ſo daß kein Theater mit dieſem S. wetteifern konnte. Auch das iſthmiſche S. war mit weißem Marmor geſchmückt. Obwohl nun die Bezeichnung dieſer Laufbahn vom geographiſchen S. entlehnt iſt, ſo hatten doch nicht alle Anlagen die gleiche Länge; die zu Laodicea z. B. war 1000 Fuß lang und 90 breit. Der gewöhnliche Längenbetrag mochte jedoch das geographiſche S. von 600 griechiſchen, 625 römiſchen = 569 pariſer Fuß ſeyn. Die Konſtruktion des S.s erkennt man deutlicher aus den noch vorhandenen Ruinen, als aus den Angaben der Alten. Am lehrreichſten iſt das von Epheſus. Die Länge deſſelben beträgt 746, die Breite 132 Fuß, ohne das umgebende Mauerwerk. An der Vorderſeite ſind rechts und links die Eingänge, eine 7 Fuß breite Mauer begrenzt hier die Bahn. Auch hier beſtand noch die eine lange Seite mit einem Theile des die Bahn hinten ſchließenden Halbkreiſes aus einer natürlichen Höhe, auf welcher Sitze für die Zuſchauer angebracht waren. Hier war nur das 7 Fuß hohe, unten an dieſer Anhöhe hinlaufende Podium aus Mauerſteinen aufgeführt. Die andere lange Seite mit der andern Hälfte des die Bahn ſchließenden Halbkreiſes beſtand aus gewölbtem Mauerwerk, mit 25 aufſteigenden Stufen zum Sitzen, deren höchſte Reihe Behufs des Umgangs eine breitere Baſis hatte. Der Raum zum Wettlaufen betrug 600 Fuß. Der Zwiſchenraum von dem Ziele der Bahn bis an den Halbkreis war für die anderweitigen Wettkämpfe beſtimmt, z. B. für Ring- und Fauſtkampf. Dieſer Raum war deshalb dazu geeignet, weil der Halbkreis mit ſeinen aufſteigenden Sitzreihen gleichſam ein Amphitheater bildete. An jenem Halbkreiſe hatten auch die Kampfrichter ihre Sitze. An der vorderen Seite, jenem Ablaufſtand entgegengeſetzt, befand ſich der Ablaufſtand der Wettläufer. In der ſpäteren Zeit wurden die Stadien Behufs anderer Zwecke bisweilen umgeſtaltet; namentlich wurden hier auch Thierhetzen veranſtaltet, und man brachte daher mit dem S. einen amphitheatraliſchen Bau in Verbindung. Das Podium wurde rings um die Bahn herum erhöht und mit eiſernem Geländer verſehen, damit die Zuſchauer gegen die kämpfenden Thiere geſchützt waren. Bei den Römern kamen die Stadien erſt ſpäter auf. Cäſar errichtete bei ſeiner fünffachen Triumphfeier ein S. für die Athleten, jedoch nur für die Dauer der Feſtlichkeiten. Auguſtus ſcheint ebenfalls ein S. auf dem Marsfelde gebaut zu haben. Domitian wird als Urheber eines S.s genannt, in welchem Jungfrauen ihren Wettlauf hielten. Während der ſpäteren Kaiſerzeit wurden noch verſchiedene Stadien eingerichtet, von denen noch theilweiſe Ruinen übrig ſind.

Stadjen, ſchwed. Berg, Stora Kopparberg, an der nordöſtl. Grenze.

Stadl (Geogr.), öſterr.-ſteier. Dörfer, 1) Kr. Gratz; 280 Einw.; der gleichn. Bezirk umfaßt 1 Markt, 9 Gemeinden und 2700 Einw.; — 2) daſ., Kr. Judenburg, Bez. Gopprlsbach; Dekanatspfarrei; Armeninſtitut; 300 Einw.

Stadland (Geogr.), ſ. v. a. Statland.

Stadler (Biogr.), I. bildende Künſtler: 1) Joſeph Konſtantin, Kupferſtecher, war um 1780—1812 in London thätig. Er ſtach verſchiedene Anſichten, meiſt in Aquatinta. — 2) Alois Martin, Maler, geb. zu Imſt in Tyrol 1792, bildete ſich ſeit 1812 an der Akademie in München. Ein Bild aus dieſer Zeit, welches in den Beſitz des Grafen von Reiſach kam, ſtellt Raguel dar, wie er ſeinen Vetter Tobias erkennt; ein zweites die Heilung des Lahmen durch Petrus und Johannes; das dritte, 1818 vollendet, in der Pfarrkirche zu Axams, die Mutter Anna, wie ſie die kleine Maria leſen lehrt, lebensgroße ausdrucksvolle Figuren. Im J. 1819 begab ſich S. nach Rom, wo die Nähe Raphaels und anderer gleichgeſtimmten Meiſter wohlthätig auf ſeine weitere Ausbildung wirkte. Sein Geſchmack bekam durch die Studien, die er in Rom machte, eine geläutertere Richtung und von nun an beurkunden ſeine Werke ein edles Stre-

Digitized by Google

ben nach Charakter und Wahrheit der Kunſt. Im J. 1822 kehrte er wieder nach München zuruck, wo ſich mittlerweile durch König Ludwig ein großartiges Kunſtleben entwickelte. S. erhielt mehre bedeutende Aufträge. So malte er für die Kalvarienkirche in Botzen eine Kreuzabnahme mit stark lebensgroßen Figuren, ein vom Domherrn B. Speth im Kunſtblatte 1824 ſehr gerühmtes Werk; wovon das Ferdinandeum in Innsbruck den Karton bewahrt. Ein zweites Altarbild iſt in der Pfarrkirche zu Mühlbach in Tyrol, die hl. Helena mit dem Kreuze und zwei Engel zu ihren Seiten. In der Dekanatskirche zu Stilfes bei Sterzing ſind vier Altargemälde von ihm. Auch die Altäre und die Kanzel ſind nach den Zeichnungen S.s gefertigt. Später malte er die Himmelfahrt Mariä für den Chor der Pfarrkirche in Imſt, ebenfalls mit lebensgroßen Figuren. Die letzten Werke des Meiſters ſind in Sterzing zu ſuchen, wo er 1841 †. — 3) Franz von, Kupferſtecher zu Nürnberg, bildete ſich an der Kunſtſchule daſelbſt unter beſonderer Leitung des Direktors A. Reindel. Wir haben von ihm einige ſchöne Bilder in Linienmanier, die von 1825 an datiren. — 4) Ferdinand, Architekt und Maler, geb. zu Zurich 1813, widmete ſich ſeit 1835 in München unter Profeſſor F. v. Gärtner der Baukunſt. Ins Vaterland zurückgekehrt, zog er auch die Malerei in ſeinen Kreis nnd leiſtet jetzt im Landſchaftsfache Lobenswerthes. Nach ſeiner Zeichnung wurde das Monument Nägeli's auf der Promenade in Zürich errichtet. — 5) Auguſt, Architekt, Bruder des Vorigen, geb. zu Zürich 1816, ging 1838 zur Fortſetzung ſeiner Studien nach München und dann nach Berlin, wo er 1840 die große akademiſche Medaille erhielt. S. gehört jetzt zu den vorzüglichſten Künſtlern ſeines Faches. Im J. 1840 konkurrirte er auch beim Baue der neuen Börſe in Berlin, bei welcher Gelegenheit ſein Plan den zweiten Preis erhielt, während jener von Stüler zum Baue genehmigt wurde. Auch mehre Häuſer und Paläſte wurden nach ſeinen Entwürfen gebaut. — II. Muſiker: 6) zwei Brüder, berühmte Klarinettiſten und Baſſetthorniſten, blühten in den beiden letzten Decennien des 18. Jahrh. und waren bei der ſogen. kaiſ. Harmonie zu Wien angeſtellt. Sie trugen auch viel zur Verbeſſerung ihrer Inſtrumente bei (ſ. Klarinette), namentlich durch Vermehrung der Klappen. — 7) Maximilian, Abbé, geb. den 4. Aug. 1748 zu Melk in Unteröſterreich, wurde ſchon in früher Jugend von ſeinem Vater, einem Bäcker, in der Muſik unterrichtet, kam im 10. Jahre als Chorknabe in die Ciſterzienſer-Abtei Lilienfeld, wo er auf Klavier und Orgel für ſein Alter ſchon Bedeutendes leiſtete, und wurde nach vollendeter Grammatikalſchule, zum Studium der Humaniora in das wiener Jeſuiten-Kollegium geſchickt, woſelbſt er auch den Poſten eines Seminar-Organiſten bekleidete und Philoſophie und Theologie abſolvirte. Dann ließ er ſich in dem Benediktinerſtifte ſeines Geburtsortes als Novize aufnehmen, wurde vorſchriftsmäßig im 24. Jahre ausgeweiht, verſah während der folgenden 10 Jahre wechſelsweiſe die Seelſorge auf dem Lande und verſchiedene Profeſſuren zu Hauſe, bis gerade eben mit ſeiner Ernennung zum Courents-Prior durch die Säkulariſation alle Kloſter-Vereine ſich aufgelöſt ſahen. Joſeph II., der S. kannte und ſchätzte, ernannte ihn 1786 zum Komandatar-Abt in Lilienfeld, drei Jahre ſpäter zu Kremsmünſter. Als nach dem Tode Joſeph II. die bedeutendſten Prälaturen wieder eingeſetzt wurden, verblieb S. im Abbéſtande und wurde dazu noch zum Kanonikus und Konſiſtorialrath ernannt. Von 1791—1803 lebte er nnabhängig und zurückgezogen in Wien, Manches ausarbeitend bloß für ſich und ſeine vertrauteſte Umgebung, in freundſchaftlichem Verkehr mit Mozart, Haydn und Albrechtsberger, ein ſtets willkommener Gaſt in den kunſtſinnigen Familienzirkeln der Freihrrrn von Swieten, Puthon, Ratorp u. ſ. w. Daranf wurde er Pfarrer in der Vorſtadt Alt-Lerchenfeld, 1810 im Marktflecken Böhmiſch-Kaut. Im J. 1815 legte er dieſe Stelle wegen Kränklichkeit nieder nnd zog wieder nach Wien, wo er ſich bald wieder erholte nnd bis ins hohe Greiſenalter in Bezug auf Muſik höchſt ſegensreich wirkte. Er † den 8. November 1833 in Wien. Seine Kompoſitionen ſind chronologiſch geordnet, folgende: eine Sopran-Arie von 3 Streichinſtrumenten begleitet, ein vierſtimmiges Salve Regina mit Violinen u. Orgel; die „Würfel-Mennette", ein muſikal. Scherz (erſte Verſuche zwiſchen dem 10. nnd 15. Lebensjahre); ferner im Jünglings- und gereiften Mannesalter: 6 Trio's für Saiteninſtrumente, 1 Violoncell-Konzert, 13 Klavier-Sonatinen; 3 Magnifikate; 1 Kantate mit Orcheſter; 1 Litanei; 1 kurze Meſſe; 6 Klavierſonaten; 3 Violin-Quartette; 6 Saive Regina; 30 deutſche Lieder; 1 Veni sancte Spiritus; 3 Missae breves; 2 Litaneien; 4 Antiphonien; 2 ſolenne Meſſen; 2 Paſtoral-Motetten; Reſponſorien für die Charwoche; Arien nnd Chöre zu einem Schäferſpiele; 2 Gelegenheits-Kantaten; 1 Ode an Denis und 2 Melodrama's; endlich vom Jahre 1792 an bis zur letzten Lebensepoche: 6 Klavierſonatinen, 3 Fugen; 1 Kantate, 1 Ballet, 3 große Sonaten, 6ſtimmige Arrangements der mozartſchen Opern: „Idomeneo", „Schauſpieldirektor" „Cosi fan tutte" und „Zauberflöte"; „Orfeo", „Medea" u. „Eliſe" von Cherubini; verſchiedene Sopran- und Baßarien auf ital. Texte; 1 Serenade, 1 Te Deum landamus, 1 Offertorium; 4ſtimmige Grabgeſänge; 1 Sonate für Pianoforte und Horn; die kanoniſche Antwort auf Joſ. Haydns Viſitenkarte; 2 Scenen aus „Polyxena" mit Klavierbegleitung; mehre Menuetten, 4 neue Sätze zu einer fremden Meſſe; 1 Alma n. Regina coeli, 5 große Chöre aus „Polyxena"; ein ſolennes Requiem; „Frühlingsfeier", Ode von Klopſtock; 2 Hymnen „Gott" von Gerſtenberg und Salvum fac Domine; das Oratorium „Die Befreiung von Jeruſalem"; der 50. und 112 Pſalm; ein deutſches Vaterunſer; 1 Saive Regina, Alma redemptoris, Ave und Regina coeli, Chor aus „Urania" von Tiedge, 24 Pſalmen nach Mendelſohn; Offertorium: „Magna et Mirabilis", 2 Vokal-Chöre, 10 lat. Pſalmen; Präludium u. Pianoforte-Fuge; 2 Meſſen; ein kurzes Requiem, Asperges, Vidi aquam, Tantum ergo und Ecce sacerdos mag-

nus; Chöre der perſiſchen Derwiſche Mewlewi, 2ſtimmig mit Klavierbegleitung. — III. Darſtellender Künſtler: 8) Joh. Karl, Schauſpieler, geb. 1768 zu Wien, betrat die Bühne zu Grätz und ging dann nach Laibach und Trieſt, wo er alle erſten Liebhaberrollen mit ungetheiltem Beifall ſpielte, da ihn eine ſchöne Figur und gutes Organ bei geiſtigen Talenten unterſtützten. Von hier ging er nach Wien zum Theater auf der Wieden, von wo er 1789 zum Hoftheater überging. Wegen eines zu geringen Wirkungskreiſes ging er 1791 nach Peſth und Ofen, 1792 aber nach Prag. Anlagen zum Starkwerden nöthigten ihn zeitig in das Vaterfach überzugehen. Er fing eine Direktion unter dem Fürſten Eſterhazy in Freiſtadt an, ſpielte hier auch in franz. Stücken, ſowie in Singrollen und erwarb ſich in allen Beifall. Bald gab er die Direktion mit Verluſt auf, engagirte ſich 1798 zu Frankfurt a. M., folgte dann einem Rufe nach Kaſſel, gab 1802 in Berlin Gaſtrollen, ging 1803 nach Bremen, übernahm hier 1807 die Direktion und † 1812 zu Hannover. S. war ein durchaus tüchtiger Schauſpieler, voll Begeiſterung für ſeine Kunſt.

Stadlerland, ſ. Budjadingerland.

Stadlernberg (Jemanskagorza), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Windiſchlandsberg; 120 Einw.

Stadlernberg, (Jemenium), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Cilli, Bez. Windiſchlandsberg; 320 Einw.

Stadmannia (Bot.), nach Lamark, Pflanzengatt. Arten unter Cupania u. Melicocca.

Stadt, eine Gemeinheit, welche vor den Landbewohnern das Recht hat, jede bürgerliche Nahrung (Handel, Manufakturen, Fabriken u. Handwerke) zunftmäßig zu treiben, und welche unter der Aufſicht einer ordentlichen Kommunalobrigkeit, des Stadtmagiſtrats oder Stadtraths, ſteht. Sonſt hielt man es für ein weſentliches Merkmal einer S., daß ſie Mauern, Gräben und Thore habe, und nannte ſelbſt größere Städte ohne dieſelben, wie Haag einen Marktflecken oder ein Dorf. Doch hält man ſeit Ende des 18. Jahrh. Wall und Graben nicht mehr für nothwendige Requiſiten einer S.

Die Städte entſtanden aus dem Bedürfniß der Anfangs getrennt lebenden Familien, ſich mit einander zu verbinden und namentlich zum Schutze gegen mächtigere Geſchlechtsſtämme feſte Wohnplätze zu errichten, die man mit Mauern umgab, um ſie vor Ueberfällen der umherziehenden Horden zu ſichern. An die Stelle der Stammoberhäupter der nach und nach ausſterbenden alten Familien wählte man ſpäter, ohne Rückſicht auf Geburt und Herkunft, die fähigſten Glieder der Gemeinheit zu Vorſtehern, und ſo entſtanden aus den Städten die erſten Staaten des Alterthums. Die erſten und meiſten Städte wurden unter den mildern Himmelsſtrichen Aſiens, Afrika's, Griechenlands und Italiens gebaut. Beſonders legten die Aegypter und Phönicier viele Städte an, die ſich bald zu einem hohen Grad von Wohlſtand und Reichthum erhoben. Die Aegypter hielten ihre S. Theben für älter als alle griechiſchen während die Griechen ihrerſeits die erſten Städte angelegt zu haben behaupteten. Nach Plinius war die von Cecrops 1582 v. Chr. in Afrika erbaute S. Cecropia, nachmals Athen, die älteſte S. Griechenlands, welcher Lycoſura den Rang ſtreitig machte. Die griechiſchen Städte werden winkelig und eng beſchrieben. Beſſerer Geſchmack und zweckmäßigere Anlage gingen von Jonien aus und wurden allgemeiner ſeit Pericles, wo Hippodamus aus Milas den Piräus zu einer herrlichen S. umſchuf, Thurii nach winkelrechten, großen Straßen anlegte und Rhodus ſymmetriſch und regelmäßig, in theaterähnlicher Form aufbaute, welche letztere überhaupt die beliebteſte wurde. Seitdem war die Anlage von Städten eine vorzügliche Aufgabe für die Architekten; reizende Ausſichten, beſonders von den Theatern aus, wurden dabei, neben der klugen Benutzung und Abhaltung von Wind und Sonne, berückſichtigt. Die Entſtehung der Städte begünſtigte, namentlich in Griechenland, die republikaniſche Verfaſſung. Die einzelnen Städte vereinigten ſich zu Städtebünden, um ſich gegen übermächtige Nachbarn wechſelſeitig zu ſchützen. Berühmte Städtebünde waren der phöniciſche, welche die Städte Tyrus, Sidon u. a. umfaßte, und der achäiſche, gegen Macedonien, zu dem ſich die wichtigſten Städte Griechenlands vereinigt hatten. In Italien ſind beſonders die Gebräuche der Etrurier bei Städtegründungen merkwürdig. Des Handels wegen wählten ſie die Höhen am Meer. Zuvörderſt wurde eine Grube gegraben und die Erſtlinge von Allem, deſſen Genuß das Geſetz empfahl und die Natur zum Bedürfniß machte, hineingelegt; zuletzt warf Jeder, der die S. mit beziehen wollte, etwas Erde des Landes, aus dem er gekommen, hinein. Der Gründer ſpannte dann einen weißen Stier rechts und eine weiße Kuh links an einen Pflug und zog in einem Viereck eine ununterbrochene, gleichmäßig fortlaufende Furche, wobei die Schollen nach Innen geworfen wurden, deren Anhäufung die zu erbauende Mauer, die Furche ſelbſt den Graben vorbildeten. Wo ein Thor ſtehen ſollte, wurde der Pflug aufgehoben und über die Stelle weggetragen. Auf ähnliche Weiſe verfuhren auch die Römer. Feierlich gegründete Städte hießen in Italien Urbes und ſie blieben für die Zukunft, wo ſich andere noch daneben erhoben, die Hauptſtädte; die andern, weniger feſten, wenn auch an Größe oft nicht nachſtehenden, die ſich allmählig gebildet hatten, hießen Oppida. Als Haupttheil einer S. findet ſich auch in Gallien die Mauer und der Graben angegeben; jene beſtand aus Balken und Steinen. In Britannien nannte man ein Stück Wald, das mit Wall und Graben umzogen war, eine S.; man ſchützte ſich darin vor Ueberfällen. Nach Andern waren jedoch auch Hütten und Ställe für das Vieh darin.

Hatten ſich die griechiſchen u. italien. Städte von der Einheit und Freiheit ihrer Volksſtämme getrennt, die Landbewohner unterdrückt und ſich zu den Mittelpunkten der ganzen Nationalſelbſtſtändigkeit gemacht, ſo daß dieſe untergehen mußte, als die herrſchende Stadtbürgerſchaft

ſelbſt in Verderbniß und Kraftloſigkeit verſank, ſo wußten im Gegentheil die ſlawiſchen Städte ſich nicht aus der gutsherrlichen Hörigkeit der Fürſten und Landadeligen zu befreien und blieſen deshalb vom Kampfplatze ſtaatsbürgerlicher Freiheit fern. Unter den Städten des Mittelalters ſchwangen ſich zunächſt hauptſächlich die lombardiſchen Städte, die ſich zu Republiken ausgebildet hatten, und insbeſondere Mailand, welches an ihrer Spitze ſtand, zu großem Reichthum und hoher Macht empor und vereinigten ſich zu einem Städtebund. Friedrich I. zerſtörte vergeblich das übermächtige Mailand; es wurde bald wieder aufgebaut, und die lombardiſchen Städte zwangen in Verbindung mit dem Papſte den Kaiſer zu Konſtanz einen für ihn ſehr nachtheiligen Frieden zu ſchließen. Später kamen ſie aber, obgleich noch wohlhabend und blühend, größtentheils unter die Herrſchaft einzelner Familien, verloren nach und nach ihre republikaniſche Verfaſſung, und der einſt ſo mächtige lombardiſche Städtebund löſte ſich auf.

Die erſten Städte in Deutſchland verdankten den Römern ihre Entſtehung, indem aus den ſeit dem Kaiſer Auguſtus beſonders am Rhein gegründeten röm. Lagern und Kaſtellen Städte entſtanden, z. B. Augusta Vindeliciorum (Augsburg), Colonia Agrippina (Köln), Druſomagum oder Augusta Drusi (Memmingen) und andere. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten die Römer zuerſt, um 70 n. Chr., Städte und Flecken, die aber durch die Alemannen größtentheils zerſtört und erſt ſpäter unter der Herrſchaft der Franken wieder hergeſtellt wurden. Anfangs zeigten die Deutſchen wenig Neigung zum Stadtleben; erſt Karl d. Gr. fing an, zunächſt nur feſte Plätze bei ihnen anzulegen. Allmählig wirkte aber das Chriſtenthum ſelbſt dazu, daß im 8. u. 9. Jahrh. zahlreiche Städte entſtanden. Wo eine neue Kirche erbaut, wo ein Heiliger beſonders verehrt wurde, fanden ſich an Feſttagen aus weiter Ferne eine Menge Andächtiger ein, und da ein ſolcher Zuſammenfluß von Menſchen bei der Abgeſchloſſenheit der großen Landgüter etwas Seltenes ſeyn mußte, ſo wurde er von den Handelsleuten bald zu ihren Geſchäften benutzt. Man errichtete daher in der Nähe der Kirche Buden, in welchen man Bedürfniſſe mancherlei Art zum Verkaufe ausbot. Allmählich wueden aus ſolchen Buden Häuſer mit ſtändiger Bewohnung von Seite der Handelsleute, und durch die zutretende Unterſtützung der Biſchöfe ging die neue Anſiedlung bald in eine kleine S. über. Mit heiligen Prozeſſionen und Weihungen wurde eine Geenze um das Gebiet derſelben gezogen und es unter den Schutz des Ortsheiligen u. eines Gottesfriedens, heiligen oder Weichfriedens geſtellt und des Schutzheiligen geweihtes, heiliges oder Weichbild und vier Kreuze an den Grenzen aufgeſtellt. Dieſes Weichbild gab nun ſelbſt dem neuen Stadtgebiete und ſeinem entſtehenden beſondern Frieden und Stadtrecht, dem Weichbildrecht, den Namen. Die Biſchöfe benutzten ihren kirchlichen Einfluß, um für dieſe Anſiedelungen von dem Kaiſer eine vollſtändige Immunität über das ganze Weichbild zu erlangen, d. h. ſie ſchloſſen die damals größtentheils räuberiſche u. volksbedrückende Gewalt der Beamten von dieſen Oeten gänzlich aus nnd gaben dem Biſchof alle richterliche und Kriegsdienſtgewalt. Dieſe hatte derſelbe alſo jetzt nicht bloß über ſeine Hörigen und Dienſtmannen, die, wenn ſie die im Weichbild gelegene Burg zu vertheidigen hatten, Burgenses hießen, ſowie über die Freien, die ſich nach Hofrecht dem Biſchof hinterſäſſig gemacht hatten, ſondern auch über alle Freien, die im Weichbild wohnten und in daſſelbe zogen oder als Ausbürger ſich an dasſelbe anſchloſſen, und zwar vereinigte er jetzt ſeine Hofleute und Freien in dem Geeichte ſeines Vogts und Schultheißen. Die Freien mußten auch mit den Hofleuten und biſchöflichen Dienſtleuten gemeinſam ihr Weichbild gegen die fauſtrechtlichen Frevel ſchützen. So verſchmolzen Alle immermehr zu einer Schutz- u. Wehrgenoſſenſchaft od. Geſammtbürgſchaft, zu einer einzigen Gemeinde, verbunden durch denſelben Gerichts- u. Schutzherrn, durch die Immunität, durch den Schutzheiligen u. ſeinen religiöſen Schutz u. durch heiligen Genoſſenſchaftseid. Alles dies erweckte in vielen gedrückten Menſchen die Sehnſucht, in den biſchöflichen Sitzen ſich niederzulaſſen. Da aber die untern Stände nur Sklaven und Hörige waren, welche ohne Erlaubniß ihrer Herrn deſſen Landsgut nicht verlaſſen durften, ſo konnten die neuen Anſiedelungen nur durch Uebereinkommen mit dem Adel oder auf Umwegen durch Verheimlichung entlaufener Sklaven bevölkert werden, was beides denn auch geſchah. Außer den bereits genannten, aus der Römerzeit ſtammenden Städten, finden ſich bereits im Anfang des 9. Jahrh. urkundlich folgende größere Städte: Straßburg, Worms, Mainz, Wien, Salzburg, Regensburg, Bamberg, Fürth, Forchheim, Frankfurt, Würzburg, Saalfeld, Hammelburg, Eichſtädt, Schlettſtadt, Erfurt, Bardewick, Aachen, Hallſtadt od. Halle (Halazſtadt) u. a. Jenes Immunitätsrecht der geiſtlichen Städte, die daſſelbe ſich ſchon im 10. Jahrh. erwarben, übertrugen die Kaiſer zunächſt auf ihre königlichen Sitze, auf die königlichen Städte. Später aber ging es mit weiterer Ausbildung zum völligen Stadtrecht auch auf landesherrliche alte Orte oder Villen und auf neu gegründete Städte über. König Heinrich I. erweiterte beträchtlich die Zahl der Städte in Noeddeutſchland, indem er in Niedeeſachſen und Thüringen zum Schutze gegen die einfallenden Slawen und Ungarn neue Burgen anlegen ließ. Um dieſelben zu bevölkern, gab er zugleich den Befehl, daß von den kriegspflichtigen Landbeſitzern je der 9. Mann in einer ſolchen Burg wohnen und die übrigen, alſo je 8, ihm die nöthigen Lebensmittel liefern ſollten. Bei einer Kriegegefahr begaben ſich dann auch die andern Landbeſitzer in dieſe wohlbefeſtigten Plätze. So entſtanden Meißen, Nordhauſen, Quedlinburg, Duderſtadt und Soeſt, während er zugleich andere offene Orte mit Mauern umgab. Da das Weichbildrecht mehr und mehr auch auf ſie übertragen wurde, ſo mehrten ſich in ihnen die ſtädtiſchen Feſten der Freiheit und Civiliſation. Heinrichs Beiſpiel wirkte auch in Süddeutſchland, indem man dort die Ortſchaften zum erhöhten Schutz ebenfalls mit Mauern und

Digitized by Google

Wällennmgab, ſo daß nun auch die freien Grundbeſitzer vorübergehend ihren Aufenthalt daſelbſt nahmen. Das größte Verdienſt Heinrichs um das Städteweſen lag aber darin, daß er theils durch Belebung des Gewerbsbetriebs, theils durch höhere Stellung des Handwerkerſtandes der Schöpfer eines ſelbſtſtändigen Bürgerthums wurde. Er ertheilte den Einwohnern der neuen Städte, die aus dem Stande der Sklaven oder Hörigen hervorgingen, bis auf einen gewiſſen Grad die Rechtsfähigkeit und befreite ſie zugleich durch eine ehrenvollere Stellung von dem Schimpf ihrer früheren Lebensweiſe. Um denſelben einen ſichern Nahrungszweig zu gründen und zu dem Ende die Gewerbsthätigkeit in den Städten zu vermehren, erließ der König die weiſe Verordnung, daß die Volksverſammlungen und überhaupt alle Feierlichkeiten in die Städte verlegt werden ſollten. Auch das wichtige Münzrecht verlieh er den Städten und dadurch entwickelte ſich in ihnen nicht nur der lebhafteſte Handel u. Gewerbsverkehr, ſondern ſie wurden überhaupt allmählig der Mittelpunkt des geſammten Staatslebens. Die beſtändige Sehnſucht, welche die Leibeigenen erfüllte, ſich in die Städte zu flüchten, zwang den Herrenſtand, der die Entvölkerung ſeiner Güter beſorgen mußte, zu einer milderen Behandlung der Leibeigenen, und ſo brach das Städteweſen allein die Sklaverei in ihren Wurzeln und auf ihren Trümmern wurden die Erſtlinge des Bürgerthums gegründet. Frei nach unſeren Begriffen waren freilich auch die ſtädtiſchen Gewerbsleute noch lange nicht. Die Handarbeit wurde noch bis ins 11. Jahrhundert hinein von den Grundherren tief verachtet, und die Geſchlechter in den Städten konnten ihren Adel nur durch ſtrenge Vermeidung eines bürgerlichen Gewerbes bewahren. Nach dem Geiſte der alten Verfaſſung mußten die Handwerker aus dem Stande der Leibeigenen hervorgehen, und Leuten dieſer Art geſtand man keine wirklichen ſtaatsrechtlichen Befugniſſe zu, namentlich erlaubte man ihnen nicht, unter ſich ſelbſt ihre Streitigkeiten zu ſchlichten oder aus ihrem Stande Beamte oder Richter zu wählen. Wie auf dem Lande dies Recht nur den Grundherren zuſtand, ſo in den Städten dem Käufer oder Demjenigen, der von ihm daſſelbe erworben hatte. Den Biſchöfen gelang es ſehr häufig, die gerichtsherrliche Gewalt in den Städten zu erwerben und ſpäter, vom 12. und 13. Jahrh. an, folgten ihnen auch die Fürſten. Dagegen blieben einige Städte unter der unmittelbaren Gerichtsherrlichkeit des Kaiſers und hießen darum Reichsſtädte (ſ. d.), Civitates regiae, während die übrigen biſchöfliche oder fürſtliche Städte, Civitates praefectoriales (landesherrliche Städte) genannt wurden. Zur Ausübung der Gerichtsherrlichkeit, mit welcher außer dem Polizeirecht auch die peinliche Rechtspflege oder der Blutbann verbunden war, ernannte der Gerichtsherr, alſo entweder der Kaiſer oder der Biſchof oder Fürſt, einen Vogt, deſſen Beiſitzer oder Schöffen nur aus den Geſchlechtern genommen werden konnten. Die Verwaltung von den Gütern und Einkünften der Gemeinde beſorgte ebenfalls der Vogt, jedoch waren ihm zur Beaufſichtigung Gehülfen, ein Gemeinderath beigegeben, der ebenfalls nur aus den Geſchlechtern gewählt werden konnte, ſo daß den Handwerkern nicht der mindeſte Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zuſtand. In Erneuerung ihrer Abſtammung legte man ihnen noch außerdem drückende Laſten auf, welche eine Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und den Leibeigenen auf dem Lande erhalten ſollten. Der Kaiſer konnte ihre Töchter nach Belieben an ſeine Dienſtleute verheirathen, und wenn er in einer S. anweſend war, mußten ihm die Handwerker gewiſſe Bedürfniſſe unentgeltlich liefern. Ein Theil der liegenden Gründe innerhalb des Stadtbezirks gehörte überdies dem Gerichtsherrn und die Gewerbsleute, welche hier eine Wohnung bauten oder ſonſt an ſich brachten, traten nun auch in eine gemilderte Art von Grundverband zu dem Gerichtsherrn. In Folge deſſelben mußten ſie ihm nicht nur ſtändige Abgaben entrichten, ſondern ſie unterlagen auch dem Sterbefall, wie den Zwangheirathen.

Als durch das Aufſtreben der Gewerbe u. des Handels, ſo wie durch die wohlthätigen Wechſelwirkungen beider der Wohlſtand der Städte ſich mehrte, trachteten ſie, vor Allem denſelben dazu anzuwenden, um durch Loskaufung von drückenden Verpflichtungen größere Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu erlangen. Dies geſchah nach einer doppelten Richtung, ſowohl individuell als gemeinheitlich, indem der einzelne Handwerker von dem grundherrlichen Verband mit dem Gerichtsherrn ganz oder theilweiſe ſich loszukaufen ſuchte, die geſammte Bevölkerung der S. hingegen die Rechte des Gerichtsherrn auf Handhabung der Polizei, des Marktrechts, der bürgerlichen Rechtspflege und des Blutbanns nach und nach käuflich zu erwerben ſtrebte. Wo dies gelang, wurde die erworbene obrigkeitliche oder richterliche Gewalt im Namen der S. durch erwählte Beamte ausgeübt. So entſtanden die Municipalverfaſſungen der Städte. Die Gerichtsherren der Städte kannten indeſſen die Macht und das große Einkommen, die ſie durch ihre Schutzherrlichkeit über die ſtädtiſchen Gemeinweſen erlangten, ſehr wohl und waren daher zur Abtretung eines Theils derſelben nur im Falle einer Geldnoth zu bewegen. Eine ſolche trat jedoch bei den Biſchöfen und Fürſten weit ſeltener ein, als beim Kaiſer, der ſich in einer Geldnoth gemeiniglich mit der Verkaufung irgend eines Rechts an die Städte zu helfen pflegte. Letztere konnten daher unter unmittelbarer Gerichtsherrlichkeit des Kaiſers leichter zu größerer Freiheit und Selbſtſtändigkeit gelangen, als unter jener der Biſchöfe oder Fürſten, und deshalb ſuchten die ſtädtiſchen Gemeinweſen ſehr eifrig die Reichsfreiheit zu erringen. Schon dieſe Verhältniſſe knüpften das Intereſſe der Bürger an den Kaiſer, während ſie umgekehrt einen reibenden Gegenſatz zwiſchen ihnen und den Biſchöfen oder Fürſten hervorbrachten. Doch kamen noch andere Umſtände hinzu, um die Städte noch mehr ins Intereſſe der Reichsgewalt zu ziehen. Der Wohlſtand der erſtern

hing vorzüglich von der Gedeihlichkeit des Handels ab und dieſer war damals durch Zölle ungemein beläſtigt, da ſich faſt jeder Grundherr innerhalb ſeiner Beſitzungen von den fremden Kaufleuten Abgaben entrichten ließ. In der Macht des Kaiſers lag es nun, manche dieſer Zölle abzuſchaffen, ſo wie insbeſondere der ungebührlichen Ausdehnung derſelben zu ſteuern. Die Bürger mußten es deshalb mit dem Reichsoberhaupt halten, um die Befreiung von dem einen oder dem andern Zoll zu erwirken. Es kam indeſſen noch ein dritter Umſtand hinzu, der die Städte eifrig machte, nach der Gunſt des Kaiſers zu ſtreben. Die gute Befeſtigung der Städte mußte bald auf den Gedanken führen, die Einwohner ſelbſt zur Vertheidigung derſelben zu benutzen. Hiernächſt brachte es auch das Verhältniß der Bürger zu den Gerichtsherrn mit ſich, daß ſie demſelben zur Leiſtung von Waffendienſten verpflichtet waren. Durch den Vogt, welcher wie der Graf der Gauverfaſſung der Anführer ſeines Gerichtsſprengels im Kriege war, wurden nun die Bürger in den Waffen geübt und in den Fehden angeführt. Als aber die Handwerker und Kaufleute mit der Führung der Waffen vertraut waren, erlangten ſie mehr Muth und Selbſtgefühl, und die natürliche Folge war der Selbſtſchutz gegen Unrecht und Unterdrückung. Die Bürger übten jedoch nicht nur dieſen, ſondern kamen allmählig auch auf den Gedanken, die größere Freiheit und Selbſtſtändigkeit, nach der ſie ſtrebten, nicht immer durch Geld, ſondern zuweilen durch die Waffen ſich zu verſchaffen. Alsbald entſtanden Reibungen zwiſchen ihnen und den Biſchöfen. Letztere hatten nun auch außerhalb der S. große Güter, ſo wie zahlreiche Lehnsvaſallen. Dieſe boten ſie daher bei Streitigkeiten mit den Bürgern zur Vertheidigung ihres Anſehens auf, und da alle Freie oder Adelige die Bürger als vormalige Leibeigene verachteten, ſo wurden die Biſchöfe nicht nur von ihren Lehnsvaſallen, ſondern auch von andern adeligen Herren gegen die widerſtrebenden Bürger gemeiniglich ſehr lebhaſt unterſtützt. Unter ſolchen Umſtänden konnte eine S., welche der Lehnsmacht des Biſchofs nicht gewachſen war, nirgends als bei dem Kaiſer Unterſtützung ſuchen. So vereinigten ſich die vielfältigſten Gründe, um die ſtädtiſchen Gemeinweſen zu dem Reichsoberhaupt hinzuziehen. Daher fanden die deutſchen Kaiſer in den Städten in der Regel eifrige Bundesgenoſſen gegen die widerſpenſtigen Reichsfürſten und ſahen mit Recht in den Städten den Mittelpunkt und die Stütze ihrer Macht.

Zu ihrem Nachtheil verſtanden es jedoch die Kaiſer nicht, die Macht der Städte im Großen um ſich zu vereinigen, und letztere, die bei dem zunehmenden Verfall des Reichs ſich auf die kaiſerliche Macht nicht mehr verlaſſen konnten, mußten daran denken, den bedrohten Handel und Gewerbsbetrieb mit eigener Kraft zu ſchützen. So entſtanden die Städtebünde zur gegenſeitigen Vertheidigung. Schon 1226 war eine Einigung mehrer fränkiſchen Städte wider den Erzbiſchof von Mainz geſchloſſen worden. Später nahm der Aſſociationsgeiſt unter den Bürgern eine noch beſtimmtere Richtung, indem ſich die Städte nicht bloß bei einer beſondern Veranlaſſung und für einen einzelnen Zweck, ſondern ein für allemal zu Schutz und Trutz an einander ſchloſſen. Ein Vorläufer ſolcher Verbindungen war der Vertrag, welchen die Städte Hamburg und Lübeck zur Abſtellung der Land- und Seeräubereien 1241 eingingen. Endlich ward 1247 auf den Antrag eines mainzer Bürgers, Walbod, das erſte große Bündniß unter mehr als 60 oberdeutſchen Städten geſchloſſen. Da die Verbindung ſogleich die heilſamſten Folgen hatte, ſo ward ſie immer beſſer geordnet, bis ſie endlich 1254, 1255 und 1256 ihre vollkommene innere Gliederung und Vollendung erhielt. Im Ganzen war die Einrichtung dieſes Städtebundes, dem auch viele Grafen und Ritter beitraten, folgende; 1) Die Eidgenoſſen, ſo nannten ſich die Bundesglieder in dem betreffenden Dokument ausdrücklich, verbinden ſich, damit das Eigenthum geſichert, dem Straßenraub begegnet, der Unterdrückung der Unſchuldigen geſteuert, und ein dauerhafter Landfriede gegründet werde. 2) Die verbundenen Städte greifen alle Diejenigen, welche den Frieden ſtören, und Räubereien und Bedrückungen ſich erlauben, mit gemeinſamen Kräften an. Unter ſich darf hingegen keine Befehdung durch Bundesglieder Statt finden, alle Streitigkeiten werden vielmehr durch Schiedsrichter entſchieden, wovon jede S. und jeder zum Bunde gehörige adelige Herr vier ernennt. 3) Alle Waffenunternehmungen ſollen nur mit Beirath aller Städte nach der Stimmenmehrheit ausgeführt und immer zuerſt dahin gerichtet werden, wo es nothwendig iſt. 4) Kein Bundesmitglied, ſey es eine S. oder ein adeliger Herr, darf an Feinde der Verbindung Lebensmittel oder Waffen verkaufen, oder ein Darlehen geben. 5) Zwiſchen den Städten ſoll ein wohlgeordneter und lebhafter Geſchäftsgang beſtehen, damit die Beſchlüſſe des Bundes raſche Vollziehung, die Einigung ſelbſt alſo Schnellkraft empfangen. Deshalb werden die nöthigen ſchriftlichen Weiſungen an die untern Städte von Mainz, und an die obern von Worms erlaſſen. 6) Die obern Städte ſtellen zur Verfügung des Bundes 100, und die untern 500 wohl gebaute und ausgerüſtete Schiffe. Jede S. unterhält ferner nach Maßgabe ihrer Kräfte gut geübte und bewaffnete Reiterei, ſo wie Fußmannſchaft, welche ebenfalls zu Zwecken der Eidgenoſſenſchaft benutzt werden können. 7) Zur Unterſtützung der Armen und zur Führung anderer mildthätiger Zwecke entrichtet jeder Bürger eine kleine Steuer, welche bei einem Vermögen von 5 Pfund oder darüber auf einen Denar feſtgeſetzt wird. 8) Der Städtebund hält jährlich 4 regelmäßige Verſammlungen, wo über Befeſtigung, Erweiterung und Verbeſſerung deſſelben berathen wird. Dieſe Verſammlungen müſſen von jedem Bundesglied bei Strafe beſchickt werden. 9) Jedes Mitglied der Verbindung hat die Pflicht, um Ausbreitung derſelben, alſo um neue Mitglieder, ſich zu bemühen. Dieſe Bundeseinrichtung war ſo wohl durchdacht und zweckmäßig, daß ſie jene der lombardiſchen Städte bei weitem übertraf. — Was aber die großartige Erſcheinung

Digitized by Google

noch mehr auszeichnete, waren noch einige beſondere Beſtimmungen der Bundesverfaſſung. Die Eidgenoſſen erklärten nämlich, daß ihr Schutz jedem Schwachen, Hülfsbedürftigen oder Bedrückten ohne Anſehen der Perſon und des Glaubens zu Theil werde, daher den Juden eben ſowohl, wie den Chriſten. Um der Zerrüttung der Staatseinheit zu ſteuern, übernahmen die Städte den Schutz des Reichsguts; ſie verpflichteten ſich ferner, bei Erledigung der Krone auf einmüthige Ernennung eines Reichsoberhauptes hinzuwirken und namentlich Botſchaften an die geſetzmäßigen Wahlfürſten abzuordnen, um dieſelben im allgemeinen Intereſſe zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten zu bewegen. Wenn eine Doppelwahl zum Vorſchein käme, ſollten die verbündeten Städte keinen der Gegenkönige den Einzug verſtatten und ihn weder mit Lebensmitteln, noch mit einem Darlehn, noch mit bewaffneter Macht unterſtützen. Jedes Bundesglied, das wider dieſe Beſtimmungen ſich verfehlen würde, ſollte als ein Feind der Eidgenoſſenſchaft von der ganzen Macht derſelben angegriffen werden. So ſtrengten, während die Fürſten immer eifriger an der Untergrabung der verfaſſungsmäßigen Reichsgewalt arbeiteten, die Bürger alle Kräfte an, um das Anſehen des Kaiſers zur Wohlfahrt des geſammten Vaterlandes wieder herzuſtellen. Zugleich benahmen ſich die Bürger bei der Einrichtung ihrer großartigen Verbindung mit lobenswerther Mäßigung und Selbſtbeherrſchung. Der fortwährende Zankapfel zwiſchen Adel und Bürgerthum war die Aufnahme von Pfahlbürgern (ſ. d.) in den Städten, wogegen der Herrenſtand ſo ſehr ſich ſträubte, während es den Bürgern ein Hauptmittel ihrer Machtvergrößerung war, ſo daß ſie ein großes Opfer brachten, wenn ſie die Aufnahme der Pfahlbürger beſchränkten. Um indeſſen den Adel von dem Beitritt zur Eidgenoſſenſchaft nicht auszuſchließen, verfielen die Städte auf einen Mittelweg, der ihre Intereſſen mit jenen des Adels verſöhnen ſollte. Man verordnete nämlich im Allgemeinen, daß die Herren vom Lande, welche das Bürgerrecht in der S. erwerben wollten, mit ihren Familien allerdings in den Städten wohnen mußten, dagegen zur Zeit der verſchiedenen Ernten eine beſtimmte Zeit lang auf ihren Landgütern ſich aufhalten durften. Damit aber dies Geſetz nicht umgangen werden könne, ward noch verordnet, daß ſolche adelige Herren ihre Häuſer in den Städten nicht leer ſtehen laſſen durften, ſondern dort einen fortwährenden Haushalt mit Feuer und Rauch führen mußten. Durch dieſe Selbſtbeherrſchung gelang es, verſchiedene anſehnliche Herren zum Anſchluß an den Städtebund zu bewegen. Auf der Verſammlung zu Worms im September 1255 waren ſchon beigetreten: die Erzbiſchöfe von Mainz, Köln und Trier, die Biſchöfe von Worms, Straßburg, Baſel, Metz und Fulda; der Herzog von Bayern, die Landgräfin von Thüringen, die Grafen von Katzenellenbogen, Leiningen, Drouey, Wirnburg, die Herren von Trimperg, Münzenberg, Limpurg, Trachenfels, Walchenſtein, Strehlenberg, Erbach, Alzei, Limberg, Steinach und Hornberg. Von den Städten ſtanden dagegen in derſelben Zeit (Martini 1255) bei der Eidgenoſſenſchaft: Mainz, Köln, Worms, Speier, Straßburg, Baſel, Zürich, Freiburg, Breiſach, Kolmar, Schlettſtadt, Hagenau, Weiſenburg, Neuſtadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauterburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelnhauſen, Marburg, Alfeld, Grünberg, Hirſchfeld, Fulda, Lopard, Andernach, Bonn, Mühlhauſen, Aſchaffenburg, Seligenſtadt, Bingen, Dipach, Bacherach, Weſel, Neuß und Aachen; in Weſtphalen aber Münſter, Bremen und mehr als 60 andere Städte. Welche Macht in dem wohlgegliederten Bunde ſo vieler Städte lag, iſt einleuchtend, und nun wird es ungemein klar, welche Zukunft unſerm Vaterlande bereitet werden konnte, wenn die hohenſtaufiſchen Kaiſer, anſtatt ihre Entwürfe aus Italien zu verfolgen, im Innern Deutſchlands die ſtaatsbürgerliche Freiheit entwickelt, die Reichseinheit befeſtiget, und zur Durchführung beider Zwecke die Macht der Städte im Großen um ſich vereinigt hätten. Friedrich II. aber, ſtatt das Gleichgewicht zwiſchen der Kirchen- und Reichsgewalt zu befeſtigen oder wieder herzuſtellen und das Ebenmaß der deutſchen Staatsverfaſſung durch Beſchirmung der untern Stände zurückzubringen, ſtrebte nach unumſchränkter Alleinherrſchaft über Kirche u. Staat und ſuchte dieſen Zweck durch Hülfe der Fürſten zu erreichen, welche er dann ſpäter zu beugen hoffte. Dadurch wurde der Papſt zum Bundesgenoſſen der freiſinnigen Städte hingedrängt, wodurch ſeine Macht ſo hoch ſtieg, daß jedes Ankämpfen des Kaiſers dagegen vergeblich blieb. Als Friedrich ſich ſeinem Untergang näherte, war die kaiſerliche Macht bereits ein Schatten, und Konrad vermochte dieſem Schatten nicht mehr Leben zu verleihen. Das Bündniß der Bürger wurde nun, wie der Mittelpunkt des Staatslebens, ſo auch die Hoffnung der Patrioten, während im Gegentheil die landesherrliche Gewalt gegen den Städtebund, als thatſächliche Reichsverweſung eine feindſelige Stellung einnahm, die zu einem Principienkampf führte, von deſſen Ausgang die Zukunft Deutſchlands abhing. Leider ſank, während die Eidgenoſſenſchaft der ſchweizeriſchen Städte das Joch der Herren abſchüttelte und auf den Trümmern der gebrochenen Schlöſſer einen bürgerlichen Freiſtaat gründete, in Deutſchland die Wage nach vieljährigem Kampfe zu Gunſten der Fürſtengewalt.

Es erhellt bereits aus dem Bisherigen, daß die Städte im Laufe der Zeit zu einer bedeutenden Macht gelangt ſeyn mußten. Fleiß und Geſchicklichkeit hatten die Bürger wohlhabend gemacht; gute Sitten erhoben ſie zuweilen und im Einzelnen über höhere Stände und ſelbſt der Gemeinſinn war nach dem Sinken der Reichsgewalt, nächſt dem gewöhnlichen Ritterſtande, bei ihnen am meiſten zu finden. Durch die geſchloſſenen Innungen der Handwerker, durch die Waffenübung der Bürger und durch den Reichthum der Städte waren dieſe ein wichtiges Element des Volkslebens geworden, das ſich dem Ritterſtande zur Seite ſtellen konnte. Der Adel verſchmähte es auch nicht mehr, in den Städten zu

Digitized by Google

leben, und während hierdurch ein näheres Verhältniß zu Stande gebracht wurde, erhoben ſich die bürgerlichen Gemeinweſen in gewiſſer Beziehung zum Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, weil alle großen Nationalfeſte und Reichsverſammlungen, bei denen ſie ſich ſelbſt Sitz und Stimme als Reichsſtände zu erringen gewußt, in den Städten vor ſich gingen. Noch aber war der Handwerkerſtand in gewiſſer Beziehung verachtet geblieben, ſo daß man ihm namentlich nicht den geringſten Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zugeſtand. Wo auch eine Gemeinde durch kaiſerliche oder fürſtliche Rechtsbriefe die Gerichtsbarkeit, Polizeigewalt, das Marktrecht, den Blutbann ꝛc. erworben hatte, immer erfolgte die Ausübung ſolcher Befugniſſe ausſchließend durch Beamte, die nur durch die Geſchlechter und aus deren Mitte ernannt werden konnten. Eben ſo verwalteten die adeligen Familien alle Gefälle der Stadt und verfügten frei über Einnahme und Ausgabe. ohne den Handwerkern Rechenſchaft abzulegen. Allmählig aber bereitete ſich im Stillen in der ſtädtiſchen Verfaſſung eine Veränderung vor, die für die Zukunft der Nation von der größten Bedeutung war. Das Beiſpiel Heinrichs V., der die Hörigkeit der Handwerker in der S. Speier aufhob und ihnen zwar nicht gleiche Rechte mit den Geſchlechtern, doch Rechtsfähigkeit verlieh, fand in andern Städten theils durch ausdrückliche Verordnungen, theils durch Uebung Nachahmung, wodurch die Entwickelung der bürgerlichen Gemeinden einen ungleich größeren Spielraum erhielt. Umgekehrt begann nach und nach der Einfluß der Geſchlechter zu ſinken, und zwar zum Theil in Folge ihrer eigenen Vorrechte und Vorurtheile. Während nach den Geſetzen des Adels die Patricier in den Städten weder Kaufmannſchaft noch andere Nahrung treiben durften und in Folge der Einſchränkung der ritterlichen Beſchäftigungen auf den Adelsſtand häufig in die Fehden der Kaiſer verwikkelt und dadurch zu bedeutenden Ausgaben genöthigt wurden, trieben die Bürger ruhig ihre Nahrung und gelangten zu Reichthum, ſo daß ſich endlich der Grundſatz geltend machte, daß nicht allein die Geburt, ſondern vielmehr eine unabhängige Stellung und verſtändige Einſicht zum Stimmrecht in den öffentlichen Angelegenheiten befähige. Auch der Umſtand, daß die deutſche Sprache die lateiniſche bei den Staatsgeſchäften verdrängte, gab den Bürgern Gelegenheit, mit den ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen ſich vertraut zu machen und dadurch Befähigung zur Beſorgung öffentlicher Geſchäfte zu erlangen. Man erklärte offen, daß die Grundlage einer guten Regierung nicht der Degen, ſondern Gerechtigkeit und Weisheit ſey. Die Waffenübung ſey zwar auch nothwendig, doch nur zum Schutze des Staats, nicht zur Leitung deſſelben. Da nun die ritterliche Kunſt bei den Geſchlechtern, Kenntniſſe, Erfahrung und Vermögen dagegen bei den angeſeheneren Bürgern ſeyen, ſo entſpreche es der öffentlichen Wohlfahrt, daß letzteren die Stadtverwaltung, den Patriciern dagegen die Oberleitung in der Vertheidigung der S. übertragen werde. Sahen ſich auch die Geſchlechter genöthigt, dem Verlangen der mächtig gewordenen Bürgerſchaft nachzugeben und ihr einen Antheil an der Verwaltung zu geſtatten, ſo war doch vorauszuſehen, daß der Adel die Veränderung nicht ruhig ertragen würde, und die Erneuerung ſtädtiſcher Bündniſſe erſchien daher als vorzüglich wünſchenswerth. Der Dauer derſelben ſtanden jedoch damals ganz eigenthümliche Hinderniſſe entgegnen, die aus der Herrſchaft des Vorrechtsweſens entſprangen. Bei dem ſchlechten Zuſtande der Rechtspflege, einer nothwendigen Folge des Fauſtrechts, ſuchten die Städte bei den Kaiſern öfters um Freiheitsbriefe zu Gunſten des Rechtsbetriebs nach. Statt aber auf eine geregelte, gleichmäßige Gerichtsverwaltung in ganz Deutſchland zu dringen, ließen ſie ſich einzelne Vorrechte vor andern Städten ertheilen. Da deshalb mancher Bürger nicht mehr zu ſeinem Recht gegen den Einwohner einer andern S. gelangen konnte, ſo bildete ſich eine ganz eigene Art von Selbſthülfe aus. Hatte z. B. ein Bürger in Mainz eine Forderung an einen Gewerbsmann in Worms, die er nicht beitreiben konnte, ſo durfte er die Perſon oder die Güter jedes andern Wormſers, der zufällig nach Mainz kam, mit Arreſt belegen laſſen. Die Städte Mainz, Worms und Speier ſahen endlich die Gefährlichkeit ſolcher Zuſtände ein und verordneten durch einen wechſelſeitigen Vertrag, daß fortan kein Bürger dieſer Gemeinden wegen der Schuld eines ſeiner Mitbürger in Anſpruch genommen werden könne. Die großartige Erſcheinung des Hanſabundes im Norden Deutſchlands, der ſelbſt den däniſchen Königen Geſetze diktirte, und der Sieg des Bürgerthums in Hochalemannien (Schweiz) trugen nicht wenig zur Ausprägung der neuen Richtung bei. Während aber in den ſchweizeriſchen Hochlanden der Schild des Adels unter der Wucht der bürgerlichen Streitaxt zerbrach, ging in andern Theilen Deutſchlands die Volksentwicklung ſcheinbar rückwärts. So riſſen in Speier die Geſchlechter wort- und verfaſſungsbrüchig die ausſchließliche Verwaltung wieder an ſich, blieſen aber nur dadurch in die Flamme, welche das Vorrecht der Geburt und des Standes bedrohte. Schon nach 10 Jahren zwangen die Zünfte der Stadt Speier die Patricier, von ihren Vorrechten abzuſtehen, und ein bewaffneter Ueberfall der letztern wurde von den wachſamen Bürgern abgeſchlagen. Faſt gleichzeitig erfolgte der Umſturz der ariſtokratiſchen Stadtverfaſſung in Straßburg u. Mainz und daſſelbe geſchah in andern Städten, da die Bedrückungen der Bürger durch den Adel überall gleich waren. Eine neue Verſchwörung der Patricier in Speier (1349) machte ihrer Herrlichkeit für immer ein Ende, denn die Rangſtufe des Adels als beſonderer Stand, welcher der Bürgerſchaft mehr oder weniger das Gleichgewicht halte, wurde für aufgehoben erklärt und damit die Rechtsgleichheit vollſtändig hergeſtellt. Eine Revolution, die in demſelben Jahre gegen das patriciſche Regiment in Nürnberg ausbrach, wurde mit kaiſerlicher Hülfe niedergedrückt. Der Sieg der Bürger in Hagenau, Speier, Straßburg, Mainz, Zürich, Schaffhauſen, Ulm, Do-

nauwörth, Kempten, Biberach, Schwäbiſch-Hall, Winterthur, Konſtanz und Lindau wirkten aber ſo ermunternd auf die übrigen deutſchen Städte, daß, trotz einzelner Unfälle, allenthalben die Bürger zur Erringung der Freiheit entſchloſſen blieben. In vielen Gemeinden wurden die Patricier dadurch mehr oder weniger zur Nachgiebigkeit gezwungen und im Ganzen verbreitete ſich in der Mitte des 14. Jahrh. über die Städte ein überaus reges Leben. Das ganze Regiment der Städte wurde oft nach den Zünften gebildet und nach den Zünften eingetheilt, ſo daß auch Nichtgewerbsleute in ſie eintreten mußten. Auch bildete ſich jetzt ein ſogenannter äußerer oder weiterer Rath zur Kontrole des jetzt ſogenannten innern oder engeren Raths, während früher die ganze Volksgemeinde allein dieſe Kontrole übte. Die Reichsſtädte und faſt eben ſo die landesherrlichen Städte erwarden ſich immer mehr eine faſt vollſtändige Selbſtregierungsgewalt, zuerſt mit Konkurrenz, dann mit Ausſchluß und endlich mit gewaltſamer Vertreibung der kaiſerlichen und landesherrlichen Beamten. Sie bezahlten jetzt nur frei bewilligte Beihülfe, leiſteten nur freiwillige Hülfe im Kriege u. duldeten kaum fürſtliche Beſatzung. Ja die Fürſten verliehen ihnen oft als Lohn ihrer Hülfe noch beſondere Hoheitsrechte und Privilegien, Münzrechte, Kirchen- u. Stapelrechte ꝛc. Die wohlthätigen Folgen der Freiheit entwickelten ſich auch immer augenſcheinlicher. Die Städte erweiterten ihre Mauern und verbeſſerten zugleich die Befeſtigung derſelben, und durch ſteigende Bevölkerung und Wohlſtand wuchs ihre Macht immer höher empor. Das Sinken der ritterſchaftlichen und fürſtlichen Macht waed immer auffallender und die Geiſtesbildung der Bürger ging durch die Verbeſſerung ihrer Erziehung immer raſcher vor ſich, womit freilich die Erſcheinung der Geißler und die blutigen Judenverfolgungen in grellem Widerſpruche ſtanden.

Mit dem Freiheitsſinne der Handwerker und der Aufklärung der mittlern Stände in Glaubensſachen ſtand auch die wieder auflebende Neigung zu einem großen Bunde der bürgerlichen Gemeinden in Verbindung. Das Bündniß der Städte Mainz, Straßburg, Worms, Oppenheim und Speyer, 1325 errichtet, betraf den Schutz des Handels zu Waſſer und zu Land wider die Räubereien des Adels. Zu gleichem Zweck traten 1338 die elſaſſiſchen Gemeinden Breiſach, Hagenau, Kolmar, Schlettſtadt, Ehenheim, Mühlhauſen, Roßheim ꝛc. mit Straßburg zuſammen. Im J. 1340 verabredeten ſich die wetterauiſchen Städte und 1345 traten Baſel und Freiburg dem elſaſſiſch-rheiniſchen Bunde bei. Das Bündniß der ſchweizeriſchen Städte gewann immer größere Ausdehnung. Die norddeutſche Hanſa (ſ. d.) zog um dieſe Zeit auch die rheiniſchen Reichsſtädte in ihren Bund und gelangte dadurch zum Gipfel ihrer Macht. Daneben erneuerten ſich die ſtädtiſchen Einigungen in Oberdeutſchland und namentlich in Schwaben. Schon 1303 waren Eßlingen, Reutlingen, Ulm, Augsburg, Gmünd, Schwäbiſch-Hall, Heilbronn, Weil, Wimpfen, Nördlingen, Burgau und Günzburg in einen Bund getreten, welcher 1331 zwiſchen Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Gmünd, Schwäbiſch-Hall, Heilbronn, Weil und Weinsberg erneuert wurde. Als dieſer Bund mit den Grafen von Würtemberg in Krieg gerieth, nahm er 1350 auch Nürnberg in ſich auf. Im J. 1356 wurde jedoch die Einigung noch mehr erweitert, indem jetzt Kaufbeuren, Memmingen, Kempten, Biberach, Ravensburg, Buchhorn, Ueberlingen, Pfullendorf, Leutkirch, Wangen, Konſtanz, Lindau, St Gallen und Schaffhauſen hinzutraten. Dieſe Bündniſſe hatten ebenfalls die Abſtellung des Straßenraubs, alſo den Schutz des Handels zur Aufgabe, doch nur als Nebenzweck, da das Hauptbeſtreben ausdrücklich auf Erhaltung der Reichsunmittelbarkeit wider die Landesherren und auf Befeſtigung der bürgerlichen Freiheit gerichtet war. Bald kam es mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg, der nach der Landesherrlichkeit über Schwaben ſtrebte, zum offenen Zwiſt und da der Graf ſich weigerte, den gekränkten Städten Recht und Genugthuung zu geben, erklärte der Kaiſer den Reichskrieg gegen ihn, der durch die Macht der verbündeten Städte geführt wurde und mit der Niederlage des Würtembergers endete. Die Städte hatten dadurch die Macht kennen gelernt, welche in ihrem treuen Zuſammenwirken liege, und die Bünde derſelben erlangten allmählig eine feſtere Geſtalt. Darum faßten die oberdeutſchen Städte 1364 den weiſen Beſchluß, daß die bürgerlichen Gemeinden in ihren Streitigkeiten mit dem Kaiſer, den Fürſten oder den Landesherren nichts vereinzelt mehr unternehmen, ſondern nur nach dem Gutachten des Bundes handeln ſollten. Der Sturz der patriciſchen Herrſchaft in Augsburg gab dem Bund der Städte ein neues mächtiges Mitglied. Dagegen rächte ſich die Unterſtützung, welche der Bund dem Grafen Eberhard gegen den Ritterbund der Grafen Schlegler leiſtete, empfindlich, denn Eberhard trat nun ſelbſt an die Spitze der Rittervereine und eröffnete die Fehde mit den Städten, die mit der Niederlage der letzteren endete, in deren Folge der Bund von Ulm, Kempten, Memmingen, Iſni, Leutkirch und Augsburg ſich auflöſte. Die Noth trieb ſie endlich wieder zu vereintem Handeln. Die Verpfändung einiger ſchwäbiſchen Städte an den Würtemberger veranlaßte die Städte St. Gallen, Lindau, Buchhorn, Konſtanz, Ueberlingen, Reutlingen, Rottweil, Ulm, Memmingen, Leutkirch, Iſni und Biberach, ihren Bund zur Vertheidigung der Reichsfreiheit zu erneuern, welchem Bund bald Weil, Rothenburg und Kaufbeuren beitraten. Diesmal ſiegte das Bürgerthum; der Kaiſer ſelbſt berannte vergeblich die S. Ulm mit überwiegender Macht, die Herzöge von Bayern und Teck wurden bei Aldeck und Kaufbeuren geſchlagen und der glänzende Sieg der Bürger bei Reutlingen verſetzte den Grafen von Würtemberg in große Beſtürzung. In einem Vertrag 1377 zu Rothenburg an der Tauber bewilligte der Kaiſer den Reichsſtädten volle Verzeihung, beſtätigte ihren Bund und ertheilte ihnen ausdrücklich das Recht, ihre Freiheit gegen männiglich mit den Waffen zu vertheidigen.

Er nahm nach dem Verlangen der Städte ſelbſt die Landvogtei über Eßlingen, Rottweil, Reutlingen und Weil dem Grafen von Würtemberg ab und gab den 18 Bundesgemeinden das feierliche Verſprechen, ſie in Zukunſt nicht mehr zu verpfänden. Für den Fall, daß ſolches doch geſchehe, räumte er ihnen die Befugniß zum bewaffneten Widerſtand ein. Graf Eberhard ſtand dadurch vereinzelt und mußte ſeinen Gegnern das Uebergewicht überlaſſen. Eiferſüchtig wachten die Städte über die Erhaltung dieſes Uebergewichts. Als Eberhard der Greiner in die Rittergeſellſchaft des Löwen ſich aufnehmen ließ, beſchloſſen ſie auf den Rath der Augsburger die Vereinigung mit den Städten im Elſaß, am Rhein und am Main. Am Montag vor Johanni 1381 ward zu Speier die einheitliche Verfaſſung der rheiniſchen und ſchwäbiſchen Eidgenoſſenſchaft unwiderruflich abgeſchloſſen. Die S. Eßlingen ward zum Vorort der verbündeten Gemeinden ernannt. Graf Eberhard erkannte die Gefahr, die aus einer ſolchen Vereinigung den Fürſten und dem Adel erwachſen mußte und ſtellte dem Bunde der Städte einen einheitlichen Bund aller Rittergeſellſchaften entgegen, worauf er die ſtädtiſche Einigung noch dadurch zu ſchwächen ſuchte, daß er dieſelbe zu einem Landfrieden mit dem Adel, der ſich indeſſen nur auf den bloßen Schein der Verſöhnung beſchränkte, überredete. Ein Antrag der ſchwäbiſchen Städte auf den Beitritt der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zu dem einheitlichen Bund der ſchwäbiſchen u. rheiniſchen Gemeinden gegen die drohenden Uebergriffe Oeſterreichs ward nur von Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Zug angenommen und auf dem großen Städtetag in Konſtanz 1385 wurden dieſelben mit vielen rheiniſchen, wetterauiſchen, elſaßiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Reichsgemeinden zu einer einheitlichen Eidgenoſſenſchaft verbunden, die jetzt 55, nach Andern 70 Städte umfaßte. Die Fürſten erſchracken gewaltig über die Beſchlüſſe von Konſtanz, denn ſie erkannten gar wohl, daß bei gewiſſenhafter Erfüllung der Bundespflichten und treuem Zuſammenwirken aller Eidgenoſſen die Verbreitung der bürgerlichen Freiheit über ganz Deutſchland eine Naturnothwendigkeit geworden war. Schon im Sommer des nächſten Jahres beſchloſſen die Reichsſtädte in Schwaben, den Umgriffen Oeſterreichs mit den Waffen zu ſteuern, und mahnten die ſchweizeriſchen Städte um die Bundeshülfe. Die ſchweizeriſchen Gemeinden brachten jedoch allerlei Entſchuldigungen vor und der Herzog von Oeſterreich benutzte die Unzufriedenheit der ſchwäbiſchen Städte darüber, um durch einen Sondervertrag mit ihnen den allgemeinen Bürgerbund zu trennen und die oberalemanniſchen Eidgenoſſen im Einzelkampfe zu bezwingen. Der glorreiche Sieg der Schweizer bei Sempach machte zwar dieſen Anſchlag zu nichte, die bürgerlichen Eidgenoſſen im übrigen Deutſchland verſäumten jedoch die ſchöne Gelegenheit, die Macht ihrer Widerſacher zu brechen, vermittelten vielmehr zwiſchen Oeſterreich und den ſchweizeriſchen Eidgenoſſen einen Waffenſtillſtand. Erſt die Nachricht von einem zweiten Siege der Schweizer bei Näfels befeuerte auch ihre ſchwäbiſchen Bundesgenoſſen zum Handeln. Der Kampf brach in Franken und Schwaben, in Bayern und am Rhein zugleich los, der Mittelpunkt deſſelben aber lag in Schwaben, wo der gefährlichſte Feind des Städtebundes, Graf Eberhard von Würtemberg, der Verfechter des Herrenthums war. Bei Döffingen ſtießen die beiderſeitigen Streitkräfte auf einander und ſchon ſchwebte der Sieg ruhmvoll über dem Heere der bürgerlichen Freiheit, als die verrätheriſche Flucht des Grafen von Henneberg, der die Nürnberger führte, der Schlacht eine üble Wendung gab, ſo daß die Städter nach mannhafter Vertheidigung den Rückzug antreten mußten. Die Niederlage bei Döffingen entſchied über das Geſchick Deutſchlands. Mißtrauen und Muthloſigkeit kamen unter die Eidgenoſſen. Statt mit vereinter Kraft die Scharte auszuwetzen, unterblieb das Aufgebot der Reichsgemeinden im Großen und die Vereine kämpften fortan nur vereinzelt, während die Fürſten feſt zuſammenhielten. Vereinzelt gebrochen, ohne jeden kraftvollen Verſuch, ein Zuſammenwirken des Bundes herzuſtellen, verbreitete ſich Schrecken und Entſetzen über die große Mehrheit der Städte. Die Muthloſigkeit wurde ſo allgemein, daß man jeden Gedanken an Widerſtand aufgab und am Ende den Frieden von den Fürſten mit großen Geldſummen erkaufte. Auch Kaiſer Wenzel war unklug genug, die letzte Stütze der kaiſerlichen Gewalt zu vernichten, die Beugung des Bürgerthums zu vollenden. Auf einem Reichstage zu Eger 1389 gebot er den Städten bei Verluſt ihrer Freiheit: ihre Bünde, weil ſie gegen Gott, den Kaiſer, das Reich und das Recht ſeyen, ſammt und ſonders von Stund an aufzuheben, abzuthun und abzuſagen. Nur die Städte am Bodenſee, Konſtanz, Ueberlingen, Buchhorn, Ravensburg, Lindau, Iſni und St. Gallen hatten Muth und Kraft genug, bei ihrem Bunde zu bleiben. Ein ſelbſtſtändiges und einheitliches Bündniß der Städte im Großen kam aber niemals mehr zu Stande, die bürgerliche Freiheit war in Deutſchland vernichtet, das letzte Hinderniß unumſchränkter Landeshoheit der Fürſten beſeitigt und mit der Freiheit auch die Reichseinheit aufgelöſt. Eine neue Einigung der reichsunmittelbaren Gemeinden in Schwaben und Franken 1446, die 31 (nach Andern 72) Städte umfaßte, hatte bei Weitem nicht die großartige Bedeutung jener ältern Eidgenoſſenſchaft und löſte ſich nach mehren erlittenen Niederlagen am Ende auf.

Hatten die Städte auch ihr entſcheidendes politiſches Uebergewicht verloren, ſo gewannen ſie dagegen im Innern an Reichthum und Glanz. Nürnberg hatte zur Zeit des Städtebundes eine Bevölkerung von 52,000 Seelen und Straßburg nur an wohlgewappneten Männern 20,000. Konſtanz zählte eine Bevölkerung von 39,000 Seelen und Aachen 19,820 waffenfähige Männer. „Augsburg, ſagt Aeneas Sylvius, ragt im Wohlſtand über alle Städte der Welt empor, Brügge iſt der Sammelplatz für alle Kaufleute und Waaren in Europa, Straßburg gleicht, ja übertrifft Venedig, Danzig beherrſcht die

Oſtſee, Lübeck dagegen die drei nordiſchen Königreiche, Frankfurt a. M. iſt der Vermittlungspunkt des ober- und niederdeutſchen Handels und Köln durch unübertreffliche Meiſterwerke der Baukunſt die prächtigſte Stadt Europa's." In Nürnberg fand er die Pracht und den Reichthum ſo groß, daß er ausrief: „Die ſtolzen Könige von Schottland würden ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie ſo viel hätten, als ein einfacher Bürger von Nürnberg." Konrad Celtes verſichert, daß vieles Hausgeräthe der nürnberger Bürger aus Gold und Silber beſtanden habe, und Regiomontanus erklärt Nürnberg für den Mittelpunkt des europäiſchen Verkehrs. Aeneas Sylvius faßt ſeine Beſchreibung der deutſchen Städte im 15. Jahrh. dahin zuſammen, „daß viele Häuſer derſelben königlichen Paläſten glichen, ſogar einfache Bürgersfrauen mit Gold ſich zierten, in allen Gaſthäuſern nur aus Silber getrunken werde, der Pracht und Reichthum der Kirchengeräthſchaften aber vollends unbeſchreiblich ſey." Dieſer Reichthum der Städte war wohl zunächſt die Urſache, daß ſie den großen politiſchen Bewegungen des 16. Jahrh. entweder offen feindſelig gegenübertraten, oder doch unbetheiligt blieben. Umſonſt ſuchten Franz von Sickingen und der edle Hutten die Intereſſen der Landbewohner und der Städter zu verſöhnen und beide zum gemeinſamen Handeln gegen die Feinde der Reichseinheit, die Fürſten, zu bewegen. Die Städter hatten ihren eigenen Urſprung längſt vergeſſen und betrachteten die Bauern mit eben der Verachtung, mit welcher ſie ſelbſt von dem Adel betrachtet worden waren. Zudem fürchteten ſie die Güteroertheilung, die allerdings bei den Bewegungen der Bauern im Reformationszeitalter eine Rolle ſpielte. So ſcheiterte auch dieſer Anſtoß, durch die Vereinigung des gemeinen Mannes mit den Städten die bürgerliche Freiheit in Deutſchland herzuſtellen, wie es in den Landſchaften der Schweiz eben durch eine ſolche Vereinigung geſchehen war. Die von den Städten verlaſſenen, von ihren gezwungenen Bundesgenoſſen verrathenen Bauern wurden bezwungen und die Städte gingen mit Rieſenſchritten ihrem unvermeidlichen Geſchick entgegen. Als Herde der religiöſen Bewegungen hatten ſie zwar noch immer ein bedeutendes Gewicht, dagegen wurden ſie in ihrer politiſchen Poſition immer mehr zurückgedrängt und der Umſchwung, den die Handelspolitik durch die damalige Weltlage erfuhr, ſchnitt ſogar den Quell des Wohlſtandes ab. Den Landſtädten vollends ſchmälerten die Fürſten, als ihre Mauern der neuern Kriegekunſt keinen Widerſtand mehr leiſten konnten und ihre Thore den fürſtlichen Söldnern offen ſtanden, mehr und mehr ihre Rechte und unterwarfen ſie ihrer Polizei- und Obervormundſchaftsgewalt. Verheerend ſchritt der dreißigjährige Krieg über die deutſchen Gauen und unter ſeiner blutigen Geißel erſtarb die Blüthe der einſt ſo mächtigen Städte. Viele Reichsſtädte verloren ihre Reichsunmittelbarkeit und wurden Landſtädte der Fürſten, und ſelbſt der Hanſabund, der ſein Daſeyn durch alle Stürme der Zeit dadurch zu retten gewußt, daß er ſein engherziges Sonderintereſſe über die Wohlfahrt des Geſammtvaterlandes geſetzt, ſah ſeinem wohlverdienten Untergang entgegen. Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution gab es nur noch 51 Reichsſtädte, die noch vor und nach der Auflöſung des deutſchen Reichs ſämmtlich bis auf 4 ihre Selbſtſtändigkeit verloren. Inzwiſchen waren auch die Reſidenzſtädte der Fürſten zur Blüthe gekommen, die ſich um ſo ſchneller und glänzender entwickelte, je entſchiedener die Fürſtengewalt der Mittelpunkt des politiſchen Lebens in Deutſchland wurde. Das maſſenhaft anſchwellende Proletariat, beſonders in den größern Städten machte ſie aber auch allmählig nach einer andern Seite hin wichtig. Als die Sitze der geiſtigen Kultur mußten die Städte mit ihren ſtets kampffertigen, untern Bevölkerungsſchichten in den Volkserhebungen der neuern Zeit naturnothwendig die Vorkämpfer ſeyn, und zwar waren es diesmal vorzugsweiſe die Reſidenzſtädte, welche an der Spitze der Bewegung ſtanden und dieſe entſchieden. So erhoben in Deutſchland Berlin und Wien im J. 1848, Dresden im J. 1849 ſiegreich die Fahne der Revolution und ihre endliche Bezwingung bahnte der wieder erſtarkten Reaktion den Weg zur verluſtig gegangenen Herrſchaft. Der Mangel an einmüthigem Handeln, Unentſchloſſenheit im entſcheidenden Augenblick, Hinterliſt und Verrath entſchieden wiederum in dem Kampfe zwiſchen Fürſtenhoheit und freiem Burgerthum zu Gunſten der erſtern. Dennoch tragen die Städte ſowohl hinſichtlich ihrer Verfaſſungen als in ihrer Eigenſchaft als Schwerpunkte der Landesbevölkerung den Beruf in ſich, die Ausgangspunkte einer künftigen politiſchen Umgeſtaltung zu ſeyn, und ſind demnach von hoher, kulturhiſtoriſcher Bedeutung.

Wie oben bemerkt, bildeten ſich ſchon früh beſondere Rechtsverhältniſſe unter den Bürgern der Städte und namentlich zu dem Landesherrn aus, die durch Statute feſtgeſtellt wurden. Verſchieden von dieſen Stadtrechten (ſ. d.) oder Weichbildsrechten ſind die Verfaſſungen der Städte oder Städteordnungen, welche zu der Zeit aufkamen, als die Städte ihr eigenes Regiment und damit faſt ſouveräne Gewalt erlangten. Hatten die Patrizier durch die Anſtrengungen der bürgerlichen Innungen auch ihre ausſchließliche Gewalt in den meiſten Städten verloren, ſo hatte ſich im Laufe der Zeit ein neuer ariſtokratiſcher Geiſt geltend zu machen gewußt. Die Rathskollegien, ſtets von bevorzugten Geſchlechtern beſetzt, die durch Reichthum und Anſehen aus dem Burgerſtande aufgetaucht waren, ſchalteten nach Willkür; die Rechte der Gemeinden wurden von Korporationen geübt, die das Herkommen nach ihrer angeblichen Vornehmheit mannichfaltig abgeſtuft hatte. Dazu kam das von den Regierungen ausgeübte Vormundſchaftsrecht, um die alten ſtädtiſchen Freiheiten zu vernichten. Dieſen Zuſtand ſchildert Streckfuß in ſeiner Schrift „Ueber die preuß. Städteordnung", wenn er von den preuß. Städten ſagt: „Wie der Einzelne vor der Städteordnung aus dem Kreiſe ſeines Privatverhältniſſes hinaus in die Gemeine trat, war

er mit dieſer in der Gewalt der Regierung. Der Brunnen, der ihm Waſſer gab, das Straßenpflaſter, das ihm den Weg zu ſeinem Nachbar gebahnt hielt, die Feuerſpritze, die ihm Rettung bei der Gefahr bringen ſollte, dies und alles Aehnliche mußte zwar auf Koſten der Bürgerſchaft angeſchafft und unterhalten werden, aber der Regierung ſtand nicht nur das Recht zu, das Nöthige zu gebieten, ſondern auch es zu verbieten. Obgleich jedes Mitglied der Bürgerſchaft bezahlen mußte, wenn der Ertrag der Nutzungen des der S. eigenthümlichen Vermögens nicht ausreichte, ſo hatte ſie doch auf deſſen Verwaltung keinen oder doch nur einen ſehr untergeordneten Einfluß und mußte das Unzweckmäßigſte dulden, wenn es befohlen war." In Preußen wirkte der Miniſter von Stein beſonders für die Wiederherſtellung einer freiſinnigen ſtädtiſchen Verfaſſung. Die Städteordnung vom 19. Nov. 1808 ließ die Korporationen verſchwinden, den Zunftzwang aufhören, ſicherte jeder Thätigkeit freie Bewegung innerhalb ihres Wirkungskreiſes zu, brachte mit Einem Worte den Grundſatz Steins: Jeder aktive Staatsbürger, er beſitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirthſchaft, Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder ſey durch geiſtige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräſentation, zur Ausführung. Nach der Julirevolution wandte ſich die Geſetzgebung dem Städteweſen von Neuem zu und es wurde am 17. März 1831 eine revidirte Städteordnung für die preuß. Monarchie bekannt gemacht und über ihr Verhältniß zu der alten beſtimmt, daß die Städteordnung vom 19. Nov. 1808 „in den Städten, worin ſie geſetzlich Kraft hat, für jetzt beibehalten, den Provinzialſtänden oder auch den Stadtgemeinden aber überlaſſen werden ſoll, die Verleihung der revidirten Ordnung beſonders nachzuſuchen. In die andern Städte, in welchen die Städteordnung von 1808 nicht verbindliche Kraft hat, ſoll die Städteordnung provinzenweiſe nach und nach eingeführt werden." Die Grundzüge beider preuß. Städteordnungen ſind folgende: Außer der Städteordnung erhält jede S. ein Statut, in dem die durch Lokalverhältniſſe bedingten ergänzenden Geſetze ausgeſprochen werden. Bürger iſt jeder, welcher das Recht gewonnen hat, an den öffentlichen Geſchäften der Stadtgemeine bei den Wahlen Theil zu nehmen. Das Bürgerrecht ertheilt der Magiſtrat nach vorgängigem Gutachten der Stadtverordneten, und zu deſſen Erlangen iſt jeder befähigt, der männlichen Geſchlechts, volljährig, unbeſcholten iſt und im Stadtbezirke wohnt. Verloren wird das Bürgerrecht ſowohl durch Verbrechen, die eine Kriminalſtrafe nach ſich ziehen, als wie durch einzelne Handlungen, oder eine Lebensweiſe, die öffentliche Verachtung zur Folge haben. Außer den Bürgern gibt es noch Schutzverwandte, die ihren Wohnſitz im Stadtbezirke haben, an den Wahlen nicht Theil nehmen, alle Gemeindelaſten aber mittragen und gleich den Bürgern ſtädtiſche Grundſtücke erwerben und Gewerbe betreiben dürfen. Die Obrigkeit der Gemeinde iſt der Magiſtrat; die Stellvertretung liegt in den Händen der Stadtverordneten, die alle drei Jahre gewählt werden. Die Wahl der Stadtverordneten geſchieht in kleinen Städten durch eine Verſammlung aller Bürger, in größeren nach Bezirken, endlich in ſolchen Städten, wo die verſchiedenartigen Verhältniſſe der Einwohner es räthlich machen, nach Klaſſen der Bürger, welche aus der Beſchäftigung oder Lebensweiſe der Bürger hervorgehen. Ausnahmsweiſe können auch ſolche Bürger gewählt werden, die das erforderliche Vermögen nicht beſitzen, wenn ſie nämlich völlig unbeſcholten gelebt, ſich das öffentliche Vertrauen erworben haben und durch Beſchluß des Magiſtrats und der Stadtverordneten für wahlfähig erklärt ſind. Die Stadtverordnetenverſammlung, die ihre Beſchlüſſe nach Stimmenmehrheit faßt, kann nur dann zuſammentreten, wenn ihr Vorſteher oder deſſen Stellvertreter, die ſie aus ihrer Mitte auf ein Jahr erwählt, ſie ordnungsmäßig beruft. Die Stadtverordneten ſind der Gemeinde für den Inhalt ihrer Beſchlüſſe nur dann verantwortlich, wenn ſie in unredlicher Abſicht verfahren haben. Der Magiſtrat, der zugleich Verwalter der Gemeindeangelegenheiten und Organ der Staatsgewalt iſt, bildet ein Kollegium und beſteht aus einem Bürgermeiſter und aus drei oder mehren andern Magiſtratsmitgliedern, welche theils beſoldet, theils unbeſoldet ſeyn können. Alle Mitglieder werden von den Stadtverordneten gewählt, der Bürgermeiſter und die beſoldeten Räthe auf 12, die unbeſoldeten auf 6 Jahre. Die Regierung hat die gewählten Bürgermeiſter und übrigen Magiſtratsmitglieder zu beſtätigen. Der Magiſtrat iſt die einzige ausführende Behörde der Stadt und führt die geſammte Verwaltung derſelben. Als Organ der Staatsgewalt hat er nicht nur darauf zu ſehen, daß die beſtehenden Landesgeſetze und Vorſchriften gehörig beobachtet werden, ſondern auch die Aufträge, welche ihm in Landesangelegenheiten von den Staatsbehörden im Umkreiſe der S. gemacht werden, zu übernehmen und ſorgfältig auszuführen. Der Bürgermeiſter iſt befugt, Beſchlüſſe des Magiſtrats, welche er für geſetzwidrig oder für gemein ſchädlich hält, auf ſeine Verantwortlichkeit zu ſuspendiren, hat jedoch die Verpflichtung, ſogleich an die Regierung zu berichten. Der Magiſtrat hat bei gewiſſen Geſchäften bloß ein Gutachten der Stadtverordneten einzuholen, während er bei andern an deren Entſcheidung gebunden iſt. Ein Gutachten, an das er übrigens nicht gebunden iſt, hat er einzuholen bei allen Angelegenheiten, in welchen es auf Erfüllung der Pflichten gegen den Staat, gegen Inſtitute und gegen Privatperſonen ankommt, wobei örtliche Verhältniſſe Einfluß haben, z. B. bei der Anlage oder Unterhaltung von Polizeianſtalten oder Armeninſtituten, bei den Angelegenheiten der Kirchen, Schulen, frommen Stiftungen u. ſ. w. Die Entſcheidung der Stadtverordneten tritt ein bei der Feſtſetzung des Haushaltetats, bei der Verpachtung, Verpfändung, Melioration von Grundſtücken, bei der Anſtellung von Prozeſſen über Gerechtſame der S. oder über die Subſtanz des Gemeinevermögens, bei außer-

ordentlichen Geldbewilligungen, als Neubauten, Hauptreparaturen u. ſ. w. In einzelnen Fällen iſt die Genehmigung der Stadtbehörden erforderlich, z. B. bei Veräußerung von Grundſtücken, Gemeinheitstheilungen, Verkauf von wiſſenſchaftlichen, von Kunſtſammlungen, ingleichen von Archiven, Anleihen und Ankauf von Grundſtücken, Einführung von Gemeindeauflagen u. ſ. w. In jeder Stadt muß vor dem Anfange des Jahres ein Haushaltsetat feſtgeſetzt werden. Die in die Stadtkaſſe einfließenden Einkünfte dürfen zu keinem andern Zwecke, als zur Deckung des öffentlichen Stadtbedürfniſſes verwendet werden. Die Stadtverordneten kontroliren die Verwaltung und ſind daher berechtigt und verpflichtet, ſich von der Ausführung ihrer Beſchlüſſe und der Anwendung aller ſtädtiſchen Einnahmen Ueberzeugung zu verſchaffen, die Akten einzuſehen, die Rechnungen zu prüfen, die Richtigkeit der Ausführung ſtädtiſcher Arbeiten zu unterſuchen u. ſ. w. Glauben ſie, daß dem Magiſtrate Vernachläſſigung od. Pflichtverletzung zur Laſt falle, ſo haben ſie dies der Regierung anzuzeigen, welcher die Unterſuchung zuſteht. Titel 10 der rev. Städteordnung beſtimmt die Rechte, welche den Beſitzern von mittelbaren Städten in denſelben zuſtehen. Dieſe beſtehen darin, daß die Grundherren die gewählten Bürgermeiſter und übrigen Magiſtratsmitglieder beſtätigen, die ſtädtiſche Polizei verwalten und in den wichtigſten Fällen mit ihrem Gutachten vernommen werden müſſen. Die Oberaufſicht des Staats über die S. wird durch die Regierung ausgeübt. Dieſe ſind berechtigt und verpflichtet, a) ſich Ueberzeugung zu verſchaffen, ob in jeder S. die Verwaltung nach den Geſetzen überhaupt und nach gegenwärtiger Ordnung insbeſondere eingerichtet ſey; b) dafür zu ſorgen, daß die Verwaltung fortwährend in dem vorgeſchriebenen Gange bleibe und angezeigte Störungen beſeitigt werden; c) die Beſchwerden Einzelner über die Verletzung der ihnen als Mitglieder der Gemeine zuſtehenden Rechte zu unterſuchen und zu entſcheiden; d) die Stadtgemeinen zu Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten und e) in den Fällen zu entſcheiden, welche in dieſer Ordnung dahin verwieſen ſind. In allen Gemeindeangelegenheiten geht der Rekurs an die Regierung, und gegen die Entſcheidung derſelben bleibt der Rekurs an die höhern Staatsbehörden vorbehalten. Der Rechtsweg iſt aber gegen die Entſcheidung der Regierung nur dann zuläſſig, wenn die Klage auf einen ſpeciellen privatrechtlichen Titel begründet wird. Ueber allgemeine Verwaltungsgrundſätze u. deren Anwendung gebührt aber dem Richter kein Ausſpruch. — Für die Rheinprovinz wurde am 23. Juli 1848 eine allgemeine Gemeindeordnung erlaſſen, die viel Wiederſpruch gefunden hat. Dergleichen allgemeine für Stadt u. Land berechnete Gemeindeordnungen finden ſich in Süddeutſchland überhaupt u. in Frankreich. In den nord- und mitteldeutſchen Städten finden ſich eine Menge Staatsfunktionen mit den Gemeinderechten verbunden, in Süddeutſchland ſind dieſe mehr auf den Kreis der reinen Gemeindeſachen beſchränkt. Unter den Forderungen, welche das Jahr 1848 aufſtellte, war auch die Selbſtregierung der Gemeinden; doch hat die Reaktion auch hierin die bedeutendſten Uebergriffe gemacht. Das Nähere ſ. unter Municipalverfaſſung. Die ſehr beſchränkte franz. Municipalverfaſſung beruht auf den Geſetzen vom 21. März 1831 und 18. Juli 1837. Die Verwaltung iſt büreaukratiſch, die Gemeindevertretung meiſt auf bloße, periodiſche Kontrole beſchränkt, die Attribute ſind ſehr beengt und der Einfluß der Regierung ſehr weitgreifend. In England, wo es eigentliche Städteordnungen gibt, ſind die ziemlich demokratiſch geordneten Gemeindebehörden auf den engſten Kreis der Gemeindeſachen beſchränkt, dabei aber auch von allem Einfluß der Regierung entbunden. Ueber die Municipalverfaſſung in Spanien, die Ayuntamientos vgl. Spanien, S. 875.

Jede S. pflegt in mehre Stadtviertel (Quartiere) eingetheilt zu werden, die in größeren Städten wieder in Bezirke zerfallen. Landſäßig ſind Städte, wenn ihre Gemeinde als Eigenthümerin des Grund und Bodens angeſehen wird, in welchem Falle dann oft noch mehre Landgemeinden zu dem Stadtgebiet gehören; hinterſäſſig (Mediatſtädte) dagegen ſind ſie, wenn ſie auf dem Grund und Boden einer Domäne oder einer Privatperſon liegen. An der Spitze der ſtädtiſchen Verwaltung ſteht ein Stadtrath (ſ. d.) oder Magiſtrat, dem ein berathendes und meiſt ſtimmberechtigtes Kollegium, die Stadtverordneten (Bürgerrath, Bürgerausſchuß, Bürgerdeputirten), zur Seite ſteht, das den Stadtrath kontrolirt, Beſchlüſſe über das Gemeinwohl faßt und überhaupt den geſetzgebenden Körper in der ſtädtiſchen Verfaſſung bildet. Wo die Juſtiz von der Verwaltung getrennt iſt, beſteht für die erſtere ein beſonderes Stadtgericht, wenn deſſen Funktionen nicht den allgemeinen Juſtizbehörden mit übertragen ſind. Vgl. oben.

Man theilt die Städte ferner in Reſidenzſtädte, Hauptſtädte (eines Landes, einer Provinz, eines Kreiſes, Bezirks rc.) und in Land- u. Provinzialſtädte, bei welcher Eintheilung es nicht immer auf ihre Größe ankommt; nach ihrer Lage in Seeſtädte, Gebirgsſtädte rc., nach der vorherrſchenden Beſchäftigung ihrer Bewohner in Handelsſtädte, Fabriksſtädte, Gewerbsſtädte rc.

Die militäriſche Wichtigkeit der heutigen Städte richtet ſich nach ihrer Größe, Bauart, Lage und Geſtalt. Große und wohlhabende Städte ſind gute Vorrathskammern für die Armeen, weshalb man ſie dem Feinde nicht gern preis gibt; die politiſche Geſinnung der Bewohner kommt dabei noch beſonders in Betracht. Die Lage kann einer S. eine bleibende, aber auch nur eine vorübergehende Wichtigkeit geben. Städte auf Straßenknoten, an Flußbrücken und Defilèen gelegen, haben eine bleibende Wichtigkeit, ſobald der Kriegsſchauplatz in dieſe Gegend verſetzt wird. Dieſe Wichtigkeit wird noch durch Geſtalt und Bauart erhöht, wenn ſie die hartnäckige Vertheidigung begünſtigen. In Betreff

Digitized by Google

der Umfaſſung unterſcheidet man *offene*, *geſchloſſene* und *befeſtigte* Städte. Die offenen Städte haben gewöhnlich eine ſehr ausgezackte und unregelmäßige Geſtalt und ſind deshalb ſchwer zu vertheidigen. Die geſchloſſenen Städte ſind von Mauern umgeben, deren mangelhafte Stellen leicht durch Palliſadirung ꝛc. ergänzt werden können. Bei befeſtigten Städten hat die Kunſt noch Thürme, Graben, vorliegende Werke hinzugefügt. Vor einigen Jahrhunderten, wo alle Städte von Bedeutung, mehr oder weniger befeſtigt und die wohlhabenderen Bewohner derſelben, namentlich alle Bürger, nicht nur im Gebrauche der Waffen geübt, ſondern auch zur Vertheidigung ihrer S. verpflichtet waren, erhielt der Krieg einen eigenthümlichen Charakter, wurde hartnäckiger, blutiger und grauſamer; denn da die Bewohner einer eroberten S. ſich gewöhnlich den größten Mißhandlungen ausgeſetzt ſahen, boten ſie alle Krafte auf, die Angriffe des Feindes abzuwehren. Noch im 30jährigen Kriege findet man zahlreiche Beiſpiele von überaus hartnäckiger Städtvertheidigung. Eine gewonnene Feldſchlacht brachte dem Sieger unter ſolchen Umſtänden ſelten großen Gewinn, denn der Beſiegte fand in der Nähe gute Zufluchtsſtätten und ſchützte ſich leicht gegen Verfolgung. Nur die großen Vernichtungsſchlachten, wie bei Breitenfeld, Lützen, Nördlingen u. a., behaupten ihren Werth und blieben nicht ohne wichtige Folgen. Durch die Einführung der Haubitzen erhielt man jedoch ein Angriffsmittel, dem die Städte nicht lange widerſtehen konnten. Aber auch die Kriegführung nahm, in Folge politiſcher Verhältniſſe allmählig einen andern Charakter an, ſo daß die Städte viel von ihrer frühern Bedeutnng verloren. Man fing daher an, ſie während des Friedens ihrer alten Befeſtigungen zuberauben, und es gibt jetzt in Deutſchland ſehr wenig Städte, deren Umfaſſung in mehr als einer gewöhnlichen Mauer beſteht. Ihre Beſitznahme iſt dadurch um Vieles leichter geworden, zumal da die Bürgeeſchaft weniger als je geneigt ſeyn möchte, das hochherzige Beiſpiel der Bewohner von Münden, Magdeburg, Nürnberg, Regensburg, Saragoſſa u. v. a. nach,uahmen. Beiſpiele hartnäckiger Städtevertheigung aus neuerer Zeit bietet der ſpaniſche Bürgerkrieg, ſowie die Volkserhebung von 1848 und 1849 (Brescia, Venedig, Wien, Dresden ꝛc.).

Bei der heutigen Art der Kriegsführung hängt es hauptſächlich von der Wichtigkeit der Behauptung einer S., von der vorhandenen Zeit, den Streitkräften, der eigenthümlichen Beſchaffenheit und den Terrainumgebungen ab, welche Widerſtandsfähigkeit einem ſolchen Orte durch Anwendung der Befeſtigungsmittel zu ertheilen iſt und ertheilt werden kann. Bei nur weniger Zeit kann man ſich nur auf Barrikadirungen einlaſſen, während bei längerer Zeit durch förmliche Befeſtigungen eine Feſtigkeit herzuſtellen iſt, wodurch der Feind zu einem geregelten Angriff genöthigt wird. Je größer und weitläufiger eine S. iſt, je baufälliger und je enger ihre Häuſer zuſammengedrängt ſind, je freier von allen Seiten der Zugang zu ihr iſt, und je mehe ſie von nahen Höhen eingeſehen werden kann, um deſto weniger iſt ſie, wie oben bemerkt, zu einer flüchtigen Befeſtigung geeignet. Iſt aber, wie man namentlich in Deutſchland noch häufig findet, eine S. mit hohen, größtentheils noch ziemlich feſten Mauern und überwölbten Thoren, mit einem brriten und tiefen, trocknen oder naſſen Graben umgeben, befinden ſich darin größtentheils maſſive Gebäude, breite Straßen und freie Plätze, ſo wird es gewöhnlich möglich, ſie in der vorhandenen Zeit und mit den ſich darbietenden Mitteln in einen ſo tüchtigen Zuſtand zu verſetzen, daß ſie zu einer nachdrücklichen Vertheidigung brauchbar ſind. Iſt abee die alte Wallmauer größtentheils verfallen, eingeriſſen oder abgetragen, iſt ſie hinter leicht feuerfangenden Vorſtädten verſteckt und wird es dem Feinde durch die nahe Terrainumgebung leicht möglich, ſich den nur mangelhaft gedeckten Zugängen der S. zu nahen, ſo wird man die Befeſtigung einer ſolchen S. gewöhnlich aufgeben müſſen, indem dann die Arbeiten und Befeſtigungen, die man auszuführen nöthig hätte, um ſie in einen nur genügend haltbaren Zuſtand zu verſetzen, mit der zu ihrer Ausführung vorhandenen Zeit nicht übereinſtimmen würden. Bei einer größern Feſtigkeit und Vollſtändigkeit der äußern Befriedigung wird ſich der Angriff und deßhalb auch die erſte Befeſtigung auf die vorhandenen Eingänge beſchränken können, weshalb dieſe durch Barrikaden oder Traverſenabſchnitte zu verſperren, durch Tambours oder wohl auch durch Fleſchen oder Lunetten, die ſich an den Mauern oder an befeſtigte Gebäude ꝛc. anſchließen und durch ſie flankirt werden, ſo wie jene durch ihre Bruſtwehren die Umfaſſung beſtreichen, zur hartnäckigen Vertheidigung einzurichten ſind. Die zwiſchen dieſen Eingängen erforderlichen Kommunikationen werden weniger leicht geöffnet werden können, als dies bei Dörfern möglich iſt, weshalb man dazu meiſt nue die geeignetſten Straßen benutzen kann. Uebrigens ſind aber auch noch bei hinreichender Anzahl dee Vertheidiger, die zwiſchen den befeſtigten Eingängen befindlichen Theile des Stadtumfanges zu beſetzen, zu befeſtigen und namentlich die etwa vorhandenen Lücken und ſchadhaften Stellen gehörig zu verwahren. Sind dieſe äußeren Sicherheitsanordnungen ſo weit beendigt, ſo ſorgt man nun auch für die im Innern zu treffenden Vertheidigungen, oder man läßt dieſe ſelbſt gleichzeitig mit den äußeren ausführen, ſobald man nur die dazu erforderlichen Mittel und Arbeiter zuſammen bringen kann. Den Mittelpunkt der Vertheidigung wird gewöhnlich der Markt bilden. Auf ihm iſt in der Regel der vortheilhafteſte Aufſtellort für die Hauptreſerve. Das Rathhaus, die Kirche oder ſonſt ein auf dem Markte liegendes, dazu geeignetes Gebäude, wird zum Reduit eingerichtet. Wo ein ſolches Reduit nicht aufzufinden iſt, richtet man den Markt durch Barrikaden oder Traverſen in den dorthin führenden Straßen zu einer geſchloſſenen Verſchanzung ein. Da die Eckhäuſer am Markte gewöhnlich einen Eingang von dort her und einen zweiten von der nach dem Markte führenden Straße haben, ſo müſſen die ſchließenden Sperrungen ſo weit vor-

gerückt werden, daß ſie den letztern Ausgang hinter ſich haben, damit der Feind den Durchgang durch die Eckhäuſer nicht benutzen kann, die zugleich auch beſetzt und zur Vertheidigung eingerichtet werden. Daſſelbe gilt von der Sperrung und Vertheidigung der Brücken und wichtigſten Straßenknoten im Innern der Stadt. Iſt der zu vertheidigende Ort mit leicht entzündlichen Gebäuden angefüllt, ſo wird eine geordnete Vertheidigung und Verbindung der aufgeſtellten Truppen im Innern und am Umfange durch die brennenden Straßen gehindert, weshalb man dann zum Reduit ein iſolirt oder außerhalb hierzu paſſend gelegenes maſſives Gebäude, Gehöfte oder Stadtviertel einrichtet, und dann noch von den übrigen Lokal- und Terrainbeſchaffenheiten ſo viel Vortheil als möglich zu ziehen ſucht. Um Verirrungen der Truppen und Umgehungen während des Gefechtes zu vermeiden, iſt die Bezeichnung der Kommmunikationen und die Sperrung der Seitenſtraßen ſorgſam anzuordnen und auszuführen. Bei vorhandener Zeit kann man auch noch, wenn die ſchon befeſtigten Thore und Hauptausgänge weit auseinander liegen, vor den ausſpringenden und eingehenden Winkeln der Umfaſſung Befeſtigungen anlegen, durch welche ſich dann die Werke gegenſeitig flankiren und die zwiſchenliegenden Befriedigungen kräftiger beſtreichen können. Hat aber eine S. noch Ueberreſte alter Befeſtigung, wird ſie z. B. durch eine alte Wallmauer umſchloſſen, die von einer Breſche durch Feldgeſchütz ſo leicht nichts zu fürchten haben wird, ſind die zur flankirenden Vertheidigung beſtimmt geweſenen Thürme und vielleicht auch noch ein alter Wallgraben vorhanden, ſo findet man leicht Gelegenheit, eine ſolche S. mit geringer Nothhilfe zu einer hartnäckigen Vertheidigung vorzubereiten. Die zu dieſem Zwecke zu treffenden Vorkehrungen beſtehen dann hauptſächlich in Folgendem. Zunächſt ſind die ſchadhaften Stellen der alten Wallmauer auszubeſſern und vorhandene Lücken am zweckmäßigſten durch eine hinlänglich ſtarke Bruſtwehr zu ſchließen. Iſt die Stelle zur Seitenvertheidigung der Mauer geeignet, ſo kann man die Bruſtwehr in Form einer gewöhnlichen oder abgeſtumpften Flaſche vor die Mauerlücke legen. Zu niedrige Mauerſtellen muß man durch zweckmäßige davor oder dahinter angebrachte Hinderniſſe gegen Sturm zu verwahren ſuchen. Die etwa vorhandenen alten Thürme oder Rondeln werden ebenfalls wieder zur Vertheidigung vorgerichtet. Haben ſie vielleicht kaſemattirte Vertheidigungsräume, in welchen man Geſchütz aufſtellen könnte, ſo wird dieſes mit wirkſamen Erfolg den Mauerfuß mit Kartätſchen beſtreichen können. Fehlen dergleichen Thürme oder vorſpringende Theile, ſo kann man bei vorhandener Zeit, zur Erzielung einer Flankirung mit Kleingewehr, die Mauern an ſchicklichen Stellen 5 Fuß hoch und 6 Fuß breit durchbrechen, und vor die Oeffnung ein kleines flankirendes Werk, ein Blockhaus oder eine Caponiere ſo legen, daß dadurch zugleich die Kommunikationsöffnung in der Mauer maskirt wird. Außerdem ſind gleichzeitig die Kommunikationen zu den Thürmen oder zu dieſen flankirenden Befeſtigungen, ſo wie überhaupt hinter und auf die Mauer zu eröffnen, ſoweit dieſes nämlich möglich und nothwendig wird. Sind maſſive oder hölzerne Grabenbrücken vorhanden, ſo kann man den unter ihnen befindlichen Raum oft auch zu einer Grabenbeſtreichung benutzen. Bei naſſen Gräben ſind auf Flöſſen ſchwimmende Caponiere zu erbauen, und bei Holzbrücken muß die Brückenbahn die angemeſſene Verſtärkung gegen Wurfgeſchoſſe erhalten. Was die Wallmauer ſelbſt betrifft, ſo hängt ihre Benutzung zur Vertheidigung ſehr von ihrer Beſchaffenheit ab. Gewährt ihre Höhe Sturmſicherheit, hat ſie vielleicht noch zum Theil die alten Mauerzinnen und Maſchikolis, ſo ſind dieſe Stellen ſehr vortheilhaft zur Infanterievertheidigung zu benutzen, und man wird ſich auch hier mit wirkſamen Erfolg der Sturmbalken bedienen können. Findet man aber vielleicht nur eine niedere mit Creneaux verſehene Mauer vor, ſo muß man dieſe in brauchbaren Zuſtand ſetzen, und wo es nöthig wird, vielleicht auch noch neue Creneaux durchbrechen, außerdem kann man wohl auch ſtatt dieſer eine Vertheidigung über die Mauer hinweg durch dahinter angebrachte Gerüſte zu Stande bringen. Einzelne maſſive Hauſer, dicht an der Stadtmauer oder hinter derſelben, können durch ihre günſtige Lage oder durch ihre überragende Höhe für die Mauervertheidigung von großem Nutzen ſeyn; auch gleichzeitig als Abſchnitte der Mauerſtraße benutzt werden. Sie ſind deshalb zur Vertheidigung einzurichten und zwiſchen ihnen und den Mauern eine gedeckte Verbindung anzulegen. Die Thore, als die Hauptpunkte der Umfaſſung, durch welche der Feind es gewöhnlich verſuchen wird, in die S. einzudringen, erfordern bei der Befeſtigung eine Hauptbeachtung. Am häufigſten ſucht man ſie durch eine vorgelegte Flaſche oder Lunette zu decken, deren Kehle ſich bei einem vorhandenen Stadtgraben an die Kontreſkarpe deſſelben anſchließt. Das Profil dieſer Werke muß die dem Zwecke entſprechende Stärke erhalten und das Innere ſo räumlich erbaut werden, daß man auf jeder Seite wenigſtens ein Geſchütz zur Flankenvertheidigung aufſtellen kann, und außerdem noch den nöthigen Platz zu einem fahrbaren Ausgang behält. Der Graben iſt durch Hinderniſſe zu verſtärken, und muß ſich auf beiden Seiten ſo in den Stadtgraben ausmünden, daß er von den dahinter liegenden Theilen der Stadtmauer der Länge nach beſtrichen werden kann, weshalb man auch dieſe Stellen der Stadtmauer beſonders in tüchtigen Vertheidigungszuſtand zu ſetzen hat. Sollte kein Stadtgraben vorhanden ſeyn, ſo müſſen ſich die Seiten des Werkes an die Stadtmauer anlehnen, an welchen Stellen Kanonen ſo aufzuſtellen ſind, daß man den Mauerfuß mit Kartätſchen beſtreichen und die etwa zu unternehmende Leitererſteigung dadurch behindern könnte. Befänden ſich vor der Mauer Gegenſtände, die dieſe flankirende Vertheidigung behinderten, ſo müſſen ſelbige beſeitigt werden. Was die Thorverſchlüſſe ſelbſt betrifft, ſo richtet ſich ihre Verwahrung nach der vorgefundenen Beſchaffenheit. Sind Thorflügel vorhanden, ſo

Digitized by Google

müſſen dieſe, ſobald ſie ſchwach im Holze ſind, durch angenagelte Bohlen oder Eiſenſchienen verſtärkt und kranellirt werden, fehlen ſie aber, ſo muß man dergleichen anfertigen laſſen. Sind, wie man es in alten Thoren oft noch vorfindet, Vorrichtungen zu Verſperrungen, wie Fallgitter und dergleichen vorhanden, ſo ſind dieſe wieder herzuſtellen und die Plattform des Thorthurmes iſt zur Vertheidigung einzurichten. Städte, welche keine ſchützende Umfaſſung, viel offene Eingänge, leicht entzündbare Gebäude, enge und unregelmäßige Gaſſen, auch wenig freie Plätze haben, werden im Laufe eines Gefechts bald an dieſe, bald an jene Partei übergehen, ohne einer derſelben erhebliche Vortheile zu gewähren. Ganz anders verhält es ſich, wenn die äußere und innere Beſchaffenheit der Stadt einer methodiſchen Vertheidigung günſtig iſt, wozu hauptſächlich Mauern, Thore, lange und breite Straßen, große freie Plätze, eine vortheilhafte Lage der Hauptgebäude gehören. Die Stadtmauern ſind gewöhnlich von ſolcher Höhe, daß ſie ohne Hülfe der Leitern gar nicht überſtiegen werden können, und der Angreiſer wird dann genöthigt, die Thore zu erſtürmen, was immer mit großem Verluſte verbunden ſeyn wird. Da jede mit Mauern und Thoren verſehene S. in der Regel auch kleine Vorſtädte, wenigſtens Häuſergruppen vor den Thoren hat, welche die gedeckte Annäherung bis auf wirkſame Gewehrſchußweite erleichtern, da ferner die Anzündung oder Abtragung jener Häuſergruppen ſelten zuläſſig oder ausführbar iſt, die beſondere Vertheidigung derſelben aber bedeutende Nachtheile hat, indem der Angreifer mit den Vertheidigern der Vorſtadt leicht zu gleicher Zeit durch das Thor dringen kann, ſo muß man in ſolchem Falle die Stadtmauer mehr als örtliches Hinderniß, denn als Bruſtwehr betrachten und ſie mithin nur ſchwach beſetzen, die meiſte zur Vertheidigung der Umfaſſung beſtimmte Kraft aber gegen die Thore verwenden. Wenn es die Zeit geſtattet, wird man jedoch alle in der Vorſtadt befindliche Leitern, und was ſonſt zur Erſteigung der Mauern dienen könnte, dem Feinde entziehen. Der Befehlshaber der dortigen Wachtpoſten muß ein zuverläſſiger Mann und angewieſen ſeyn, ſich ſchnell durch das Thor zurückzuziehen, ſobald der Feind die Vorſtadt zu ſtürmen beginnt; eine übel verſtandene Ritterlichkeit in der Vertheidigung kann die nachtheiligſten Folgen haben. So lange der Feind noch außerhalb der Stadtmauer iſt, hat man nur die Kugeln ſeiner Schützen und die Hohlgeſchoſſe zu fürchten. Gegen erſtere ſchützt man ſich am beſten dadurch, daß man die Vertheidiger der Mauer möglichſt wenig bloßſtellt, ſie alſo lieber in die nächſten Häuſer, als auf ein angebrachtes Banquet poſtirt; die letzteren laſſen ſich nicht ſo leicht unwirkſam machen, doch wird man die Hauptreſerven lieber in einzelnen Kompagnien oder Bataillonen, als in größern Maſſen aufſtellen, weil ſie in den nächſten Seitengaſſen weniger als auf den großen freien Plätzen gefährdet ſind, und gleichwohl dieſelben Dienſte leiſten können. Sobald aber der Feind in das Innere der S. dringt, hat man jede Waffengattung, ſelbſt die Kavallerie zu fürchten und muß alſo ihre Wirkſamkeit zu ſchwächen ſuchen. Dies geſchieht am beſten, wenn man die Hauptſtraßen, welche nicht durch Geſchützfeuer frei gehalten werden können, durch Barrikaden ſperrt, von den Kothſchleuſen die Bohlen aufheben, u. die Thüren derjenigen Häuſerreihen verrammeln läßt, welche die Vertheidiger im Innern beſetzen ſollen. Ueberdieß müſſen Anſtalten getroffen werden, daß die Kommunikation in den Häuſerreihen ſelbſt geſchehen und jede Feuersgefahr ſchnell beſeitigt werden kann. Was die Vertheilung der Truppen betrifft, ſo ſtellt man, wie oben bemerkt, weniger Mannſchaft zur Vertheidigung der Umfaſſung, mehr zur Vertheidigung der Thore auf, wobei die nahe gelegenen Häuſer beſondere Beachtung verdienen. Die zur Vertheidigung der Thore beſtimmten Abtheilungen müſſen ſo poſtirt ſeyn, daß ſie die Spitze der eindringenden Kolonnen koncentriſch beſchießen und ſich dann mit dem Bajonnet auf dieſelbe ſtürzen können. Sind einige Geſchütze hierzu verwendbar, ſo ändert ſich die Sache. Die Entfernung des Punktes, auf welchem die zur Thorvertheidigung beſtimmten Geſchütze aufgeſtellt werden können, hat großen Einfluß auf die Verwendung der Infanterie. Führt z. B. eine lange gerade Gaſſe aus dem Innern der Stadt nach dem Thore, ſo wird es am beſten ſeyn, die Geſchütze auf Viſirſchußweite davon aufzuſtellen, um die feindliche Sturmkolonne wirkſam mit Kugeln beſchießen zu können. Die Infanterie wird in dieſem Falle in die nächſten Häuſer vertheilt. Sollten ſich rechts und links vom Thore Seitengaſſen befinden, ſo müſſen dieſelben durch Barrikaden geſperrt und geſchloſſene Trupps dahinter geſtellt werden. Muß man hingegen, wegen Mangels an Raum, die Geſchütze ſo nahe ſtellen, daß nur mit kleinen Kartätſchen geſchoſſen werden kann, ſo wird man zu beiden Seiten auch geſchloſſene Infanterietrupps aufſtellen müſſen, weil es außerdem möglich wäre, daß der Feind dem Feuer trotzte, die nächſten Häuſer werden aber ebenfalls durch Schützen beſetzt. Die Errichtung von Barrikaden und andern Bewegungshinderniſſen im Innern ſetzt viel Umſicht voraus, wenn ſie nicht auch dem Vertheidiger hinderlich werden ſollen. Man wird alſo vorher erwägen müſſen, welche Gaſſen oder Stadttheile nach Verluſt der Thore ohne örtlichen Widerſtand geräumt werden dürfen, und wo die Hauptvertheidigung eintreten ſoll. Hierzu muß man einen Stadttheil wählen, welcher den Vortheil eines koncentriſchen und überlegenen Feuers, vielleicht ſelbſt Gegenangriffe durch einzelne Reiterzüge geſtattet, und das wird faſt immer ein großer freier Marktplatz ſeyn. Die Häuſer an demſelben müſſen beſonders ſtark beſetzt und im Erdgeſchoß zur Vertheidigung eingerichtet werden. Alles, was ſich aus den verlaſſenen Gaſſen und Häuſern auf die Hauptmacht zurückzieht, muß Seitengaſſen einſchlagen, in denen auch kleine Trupps aufgeſtellt werden können, um den vorſichtig vordringenden Feind in der Flanke anzugreifen. Eine allgemeine Reſerve weiter rückwärts darf niemals fehlen, denn der Gang eines ſolchen Gefechts wird immer etwas anders ſeyn,

als man ſich bei Feſtſtellung der Vertheidigungsart gedacht hat. Am ſchwierigſten iſt unſtreitig die Führung des Gefechts. Sollte der größere Theil der S. von einem rückwärts gelegenen Thurme überſehen werden können, ſo wird man ſich der telegraphiſchen Zeichen (Fahnenſignale) vielleicht mit Vortheil bedienen können, um die eintretenden Gefechtsmomente dadurch anzudeuten, worauf das Weitere durch Befehle angeordnet wird. Muß man die Vertheidigung der S. aufgeben, ſo zieht die Kavallerie zuerſt, die Infanterie zuletzt ab und ſucht das Ausgangsthor ſo lange als möglich zu behaupten, wobei auch einige Geſchütze mitwirken können. Es hat Fälle gegeben, in welchen die Aufſtellung von Geſchützen in den Thoren ſelbſt von Nutzen geweſen iſt. Im Allgemeinen iſt aber dieſe Maßregel nicht zu empfehlen, weil die Geſchütze in einiger Entfernung von dem Punkte, welchen ſie dem Gegner ſtreitig machen ſollen, immer eine größere Wirkung hervorzubringen vermögen. Ob die Einwohner zur Vertheidigung aufzufordern oder davon abzuhalten ſind, hängt ſo ſehr von Umſtänden ab, daß ſich hierüber nichts beſtimmen läßt. Sollte man aber Mißtrauen gegen ſie hegen, ſo müſſen ſie vorher entwaffnet, und einige der angeſehenſten Perſonen als Geiſeln in Verwahrung gebracht werden.

Der Angriff auf eine S. ohne Mitwirkung der Artillerie iſt immer ein gewagtes Unternehmen, wenn man nicht eine moraliſche Ueberlegenheit hat, u. wird auch dann wieder öfter ſcheitern, als gelingen. Wenn es alſo die allgemeinen Verhältniſſe nur einigermaßen geſtatten, ſo ſuche man den Ort zu umgehen. Aber häufig ſperren Städte den Zugang zu Brücken und andern Defiléen, und dann bleibt nichts übrig, als ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Das ſicherſte Mittel, die Vertheidigungsanſtalten im Innern unwirkſam zu machen, iſt das gleichzeitige Eindringen mit den zur Vertheidigung der Vorſtädte aufgeſtellten Truppen. Man muß alſo Alles aufbieten, den Feind daſelbſt feſtzuhalten und ihn zur Annahme eines ſtehenden Gefechts zu verleiten; die Individualität und die Gewohnheiten des Gegners ſind mithin vorzugsweiſe zu berückſichtigen und haben auf den glücklichen Ausgang des Gefechts den größten Einfluß. Je tapferer und kampfluſtiger der Vertheidiger iſt, deſto leichter wird er den Fehler begehen, keinen Schritt breit ohne Kampf zu weichen. Scheint nun auch ein ſolches Verfahren mit den allgemeinen Grundſätzen der Vertheidigung völlig übereinzuſtimmen, ſo gibt es doch Fälle, in welchen dadurch mehr verloren als gewonnen wird, weil das Abbrechen eines Lokalgefechtes immer ſehr ſchwierig iſt und die lebhafte Verfolgung mancherlei Unordnungen, Mißverſtändniſſe und Mißgriffe des Vertheidigers herbeiführt, auch wenn das moraliſche Element nicht darunter leiden ſollte. Um den Gegner zur Vertheidigung der Vorſtädte zu verleiten, muß man ſeine eigene Stärke möglichſt zu verbergen ſuchen und die zum Angriffe beſtimmten Abtheilungen nur allmählig verſtärken. Iſt das Gefecht in den Vorſtädten einmal im Gange, dann ſucht man einige Kompagnien, von entſchloſſenen Offizieren geführt, in die Nähe dee Thore zu bringen, und befiehlt ihnen, dem weichenden Feinde auf dem Fuße zu folgen. In der erſten Verwirrung wird es ihnen nicht ſchwer fallen, ſich der nächſten Häuſer zu bemächtigen und hierdurch das Nachrücken friſcher Truppen zu erleichtern. Sollte der Feind die Vorſtädte ohne Widerſtand räumen, ſo wird der Angriff ſchwieriger, und man muß Anſtalten treffen, die Stadtmauer an ſolchen Punkten zu erſteigen, welche am ſchwächſten vertheidigt werden. Kann man Breſche ſchießen, ſo iſt das nicht zu unterlaſſen. Jedenfalls müſſen aber die Haubitzen die freien Plätze der S. mit Granaten bewerfen. Reiterpatrouillen umgehen inzwiſchen die S., um von dem Kenntniß zu nehmen, was ſich hinter derſelben befindet oder zuträgt. Iſt der Angreifer glücklich in die S. gedrungen, ſo muß er vor Allem Sorge tragen, daß er nicht wieder hinaus geworfen werde. Während alſo die vorderſten Abtheilungen den weichenden Feind lebhaft verfolgen, werfen ſich andere in die nächſten Häuſer und richten ſich ſofort zur Vertheidigung ein. Nachdem man ſich mit der Lokalität und mit den Vertheidigungsanſtalten im Innern bekannt gemächt hat, wird zum weitern Angriffe vorgeſchritten, wobei Häuſergefechte möglichſt vermieden werden müſſen. Um ſich jedoch gegen das Feuer aus den Häuſern zu ſchützen, läßt man an beiden Seiten derſelben dichte Plänklerreihen aufſtellen, welche auf die gegenüberſtehenden Häuſer ein ununterbrochenes Feuer richten, während die Sturmkolonnen in der Mitte der Straße vorgehen. Am gefährlichſten iſt es, wenn der Feind aus den Kellerfenſtern ſchießt. Das Feuer aus dem Erdgeſchoß und den obern Stockwerken kann leichter paralyſirt werden. Sollte die Hauptſtraße ſtark verbarrikadirt ſeyn, ſo muß man entweder Geſchütze vorbringen oder Sturm laufen. Um ſich gegen plötzliche Flankenangriffe ſicher zu ſtellen, werden kleine Reitertrupps in alle Seitengaſſen geſendet und angewieſen, bis in die Nähe des Marktplatzes vorzudringen. Durch dieſe Maßregeln wird es möglich, eine ſachgemäße Dispoſition zum Angriffe der feindlichen Hauptmacht zu entwerfen, die ſich natürlich ganz nach den Umſtänden richten muß. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß an der Spitze aller größern und kleinern Sturmkolonnen Zimmerleute und Soldaten mit Aexten, Brechſtangen ꝛc. ſich befinden müſſen, um die Thüren derjenigen Gebäude zu öffnen, deren man ſich zur Sicherſtellung der weiteren Angriffe durchaus bemächtigen muß. Einige Artilleriſten mit Pulverſäcken und andern Sprengmitteln werden hierbei gute Dienſte leiſten; nur hüte man ſich vor ähnlichen Unglücksfällen, wie ſie die Franzoſen in Conſtantine erlebten. So lange man ſich nicht eines Stadttheils bemächtigt hat, bringe man nicht zu viele Truppen in die S., ſie vermehren nur die nicht ganz zu vermeidende Unordnung und auch die Verluſte durch Geſchützfeuer. Oft iſt es beſſer, die allgemeine Reſerve außerhalb und gegen den Ausgang zu verwenden, als ſie in die S. rücken zu laſſen, worüber jedoch nur Lokalterrain- und ſonſtige Verhältniſſe entſcheiden können. Ein ſo hartnäckiger

Kampf in den Häuſern, wie zu Saragoſſa (ſ. d.) gehört zu den Ausnahmen von der Regel; die dort angewendeten Angriffsmittel ſind mithin nur in ähnlichen Fällen nöthig. So viel iſt aber gewiß, daß der Angreifer den beſten Erfolg von der Wirkſamkeit ſeines Feuers erwarten muß; wer, nach dem Vorſchlage eines engliſchen Offiziers, ſich hierbei nur des Bajonnets bedienen wollte, würde mit zerſchoſſenen Gliedern wieder abziehen müſſen, wenn er nicht Memmen zu Gegnern hat.

Beſonders in Revolutionen ſind die Städte die Arena geweſen, wo der Kampf der Parteien begonnen, häufig auch entſchieden wurde. So namentlich Paris in drei Revolutionen und in der neueſten Zeit die deutſchen Hauptſtädte Berlin, Wien, Dresden, ferner Freiburg, Iſerlohn, Breslau u. A. Die Inſurgenten waren hier immer im Beſitze der Städte, die ſie durch Barrikaden gegen die bewaffnete Macht zu vertheidigen ſuchten. Dieſe Barrikaden haben in der neueſten Zeit eine ſo wahrhaft kunſtmäßige Ausbildung erlange, daß ſie oft kleinen Feſtungen gleich kamen und nicht unbedeutende Aufopferungen von Seiten der Anſtürmenden erforderten, um genommen werden zu können. Bei größeren Aufſtänden, die von erfahrenen Offizieren geleitet wurden, kam es vor, daß man die Barrikaden ſyſtematiſch mit einander in Verbindung brachte, und den von den Inſurgenten beſetzten Stadttheil durch ſie förmlich verſchanzte. Der Gegner war dann in der Lage, den Angriff nach den Regeln der Belagerungskunſt, mit ſchwerem Geſchütz, Bomben, Petarden und Minengängen führen zu müſſen. Unter allen Umſtänden ſchließt der Barrikadenbau den Gebrauch von Reiterei aus und bringt ſchon dadurch die Inſurgenten in Vortheil. Den ernſtlichſten Gebrauch von den Barrikaden machte 1848 Berlin, wo die Taktik des Barrikadenkampfes bis dahin am weiteſten ausgebildet wurde. Vor den Barrikaden wurden die Abzugskanäle aufgeriſſen, die Straße mit Glasſcherben beſtreut; rückte Militär an, ſo zog ſich das Volk bis auf die Vertheidiger der Barrikade in die Häuſer zurück und kämpfte aus den Fenſtern oder von den Dächern mit Flintenſchüſſen und Steinwürfen. Hier erhielt der Kampf durch die Nachgiebigkeit des Königs ſeine Endſchaft; in Krakau, Prag und Freiburg ſiegten die Truppen ohne bedeutenden Verluſt. Die Italiener ließen (in Mailand und Neapel) ihre Barrikaden leer, ſie als bloße Hinderniſſe des Truppenmarſches benutzend, und kämpften aus dem mehr geſicherten Verſtecke der Häuſer hervor. Die furchtbarſte Anwendung fanden die Barrikaden in der Straßenſchlacht zu Paris im Juni 1848. Die Anführer, — Kerſauſi, aus dem früheren Aufſtande zu Ludwig Philipps Zeit bekannt, wird als der Strateg der rothen Republik genannt — hatten ſich die genaueſte Kenntniß von dem Terrain verſchafft, die Schwierigkeiten und möglichen Wechſelfälle zum Voraus gut berechnet. Ueberall wo Hauptſtraßen durch Barrikaden verrammelt waren, hatte man auch die in dieſelben einmündenden Seitengaſſen verrammelt. Im Innern der Häuſer, welche zwiſchen den Barrikaden lagen, waren die Mauern durchbrochen und ſo Verbindungen von einem Hauſe in das andere hergeſtellt, welche gleich bedeckten Gängen zu Niederlagen von Munition, Waffen und Mundvorrath dienten. Dieſe Verbindungen erſtreckten ſich noch auf beiden Seiten bis auf mehre Häuſer außerhalb der Barrikaden, ſo daß die Angreifenden durch wohlgezieltes Feuer empfangen und noch im Rücken beſchoſſen werden konnten. Unter den Barrikaden ſah man viele, die ganz nach den Regeln der Befeſtigungskunſt angelegt waren, ſo daß aus ihren Verſchanzungen ein mörderiſches Kreuzfeuer unterhalten werden konnte, was ihr Erſtürmen faſt unmöglich machte, da die Fronte, in der ſie angegriffen werden konnten, äußerſt ſchmal war. Dabei hatten ſie oft eine Höhe, die bis zum zweiten Stockwerk der Häuſer reichte. Sie waren daher viel leichter zu vertheidigen, als die Breſche einer Feſtung; eine jede dieſer Verſchanzungen erforderte ein förmliches Sturmlaufen. Die Vorſtadt St. Antoine hätte förmlich belagert werden müſſen, wenn General Lamoriciere nicht auf das Auskunftsmittel verfallen wäre, die Inſurgenten durch abſichtlich offen gelaſſene Zugänge entwiſchen zu laſſen. Wien (ſ. d.) bot im Oktober 1848 das Beiſpiel einer Städtevertheidigung durch die Aufſtändiſchen gegen regelmäßige Truppen, die durch den Maikampf in Dresden (ſ. Sachſen) an Ausdauer u. Heroismus aber weit übertroffen wurde, wo das von Cavaignac erfundene, unten angegebene Mittel von Seite des anſtürmenden Militärs in Anwendung kam, bis Barrikade um Barrikade genommen und der Ueberreſt der Aufſtändiſchen auf einen einzigen Punkt zuſammengedrängt war. Auch der badiſche Aufſtand bietet erhebliche Beiſpiele von Straßengefechten (ſ. Pfälziſch-badiſche Revolution). Es gibt kaum eine S., die für den Straßenkampf ſo viele Mittel darböte, als Paris mit ſeinen engen, krummen und winklichen Bezirken. Rouen bietet mit ſeiner Bauart ähnliche Vortheile dar und deshalb war der dortige Kampf auch ſo blutig und hartnäckig. Dagegen eignen ſich Städte mit geraden u. breiten Straßen, wie Berlin, Karlsruhe, Mannheim, Leipzig für den Barrikadenkampf nicht. Dieſe Art des Gefechts iſt für Offiziere zu einer Wiſſenſchaft geworden, die ein gewiſſes Studium erfordert. Die Offiziere Napoleons hatten die Gewohnheit, jeden Aufſtand im Entſtehen durch blutige Strenge zu unterdrücken. Wo ſie befehligten, kam es zu keinem Barrikadenbau. So beſiegte Murat den furchtbaren Aufſtand, der am 2. Mai 1808 in Madrid losbrach, bei dem die ganze Bevölkerung der S. ſich erhob, ein Theil der ſpan. Truppen überging, die Landleute zu Tauſenden hereinſtrömten, in wenigen Stunden, indem er von ſeinen Streitkräften den rückſichtsloſeſten Gebrauch machte und die Hauptſtraßen mit Kartätſchen reinigte. Aber dieſer Sieg kam den Franzoſen noch theuer zu ſtehen, König Joſeph glitt in dem Blute aus, das am 2. Mai 1808 in den Straßen von Madrid vergoſſen wurde. Bei einem ausbrechenden Aufruhr muß die erſte Maßregel des Befehlenden darin beſtehen, die Cirkulation des

Fuhrwerks zu hemmen, denn Wagen mit Steinen ausgefüllt bilden gewöhnlich den Kern der Barrikaden. Iſt der Aufſtand ſchon mächtig geworden, ſo gibt es zwei Mittel, ihn zu bekämpfen. Das erſte beſteht darin, die Hauptpunkte der S., das Rathhaus, die Kirchen, die Schlöſſer, ferner die Hauptkommunikationsſtraßen raſch zu beſetzen, und ſich darin zu verſchanzen. Wird der Sturm einer Barrikade nothwendig, ſo nimmt man die vor derſelben liegenden Häuſer, bricht von hier aus weiter durch die Mauern der nachfolgenden Häuſer, richtet aus den Fenſtern und von den Dächern ein wohl unterhaltenes Feuer auf die Inſurgenten und vertreibt ſie mit Granaten. Die Angriffskolonnen auf der Straße können nie die Barrikade ohne großen Verluſt einnehmen. Dieſes Mittel hat Cavaignac für künftige Straßenkämpfe in Paris angenommen u. es hat bereits in den Straßenkämpfen in den Decembertagen 1851 gute Wirkung gethan. Den Linientruppen und Nationalgarden ſind beſtimmte Plätze und Straßen angewieſen, die ſie ſogleich beſetzen, abſperren und mit Barrikaden befeſtigen, ſo daß der Aufſtand, wenn er nicht iſolirt werden will, angriffsweiſe verfahren muß, alſo denſelben Nachtheilen ſich ausſetzt, welche jetzt die Truppen zu tragen haben. Cavaignac verbindet mit dieſem Syſteme tragbare Barrikaden, Erdſäcke, Wagen und dergl., welche dazu beſtimmt ſind, die Truppen bei ihren Angriffen zu decken. Das zweite Mittel beſteht darin, die inſurgirten Stadttheile einzuſchließen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, wozu freilich eine bedeutende Truppenzahl gehört. — Literatur: Gaupp, Ueber deutſche Städtegründung, Stadtverfaſſung und Weichbild im Mittelalter, Jena 1824; — Kortüm, Entſtehungsgeſchichte der freiſtädtiſchen Bünde im Mittelalter und in der neueren Zeit, Zürich 1827—30, 3 Bde.; — Hüllmann, Städteweſen im Mittelalter, Bonn 1825—29, 4 Bde.

Stadt (Geogr.), 1) hannov. Dorf, Landdr. Hannover, Oberhoya, Amt Ehrenburg; 21 H.; — 2) norweg. Halbinſel, Romsdal, an ſüdweſtl. Grenze, weit in das Meer hineinreichend, gefährlich für die Seefahrer.

Stadt ..., mit S. zuſammengeſetzte Ortsnamen, ſ. den Hauptnamen, z. B. Stadtbürgel, ſ. Bürgel.

Stadtadel, 1) die ſämmtlichen Perſonen von Adel, welche in einer Stadt wohnen oder anſäſſig ſind; — 2) ſ. v. a. Patricier.

Stadt am Hof (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Oberpfalz u. Reg.; $14\frac{1}{2}$ □M. groß, hat gute Landwirthſchaft und Viehzucht und 24,000 Einw.; — 2) Stadt daſ., bildet gleichſam die Vorſtadt von Regensburg (ſ. d.); Brücke über die Donau u. den Regen, Pfarrei, Landgericht, Auguſtinernonnenkloſter, Spital, Waiſenhaus, Brauerei, Schifffahrt; 2100 Ew.

Stadtamt, 1) das unterſte Gericht in einer Stadt; — 2) der zu einer Stadt gehörige Gerichtsſprengel; — 3) ſ. Landamt.

Stadtanwalt, in manchen Städten ein hoher Beamter, welcher noch über dem Bürgermeiſter ſteht.

Stadtarbeit (Konditor.), allgemeiner Name ſolcher Konditorwaaren, welche zum Eſſen oder zu Spielwerk dienen, im Gegenſatze der Hofarbeit oder der künſtlichen Tafelaufſätze.

Stadtarzt, ſ. Phyſikus.

Stadtberg (Geogr.), öſterr.-ſteier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Oberpettau; 300 Einw.; — 2) (Marsberg), preuß. Stadt, Prov. Weſtphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Brilon, an der Diemel, in die obere und niedere Stadt (Ober- u. Nieder-Marsberg) eingetheilt; Rolandsſäule, Kranken- und Irrenanſtalt, Kupferbergwerke, Gyps- u. Dachſchieferbrüche, Eiſenhütten; 2800 Einw. Zu Karls des Großen Zeit und ſpäter ſtand hier die alte Feſtung Heresburg (Eresburg).

Stadtberga, ſachſ.-weimar. Stadt, Kr. Neuſtadt, A. Weida, an der Elſter; Kirche, Rittergut, Spital, Steuerreceptur; 610 Einw.

Stadtbergen, öſterreich.-ſteier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Fürſtenfeld; 360 Einw.

Stadtbier, Bier, welches in einer Stadt gebraut wird.

Stadtbredimus, luxemb. Pfarrdorf, Diſtr. Grevenmachern, Kanton Remich; 590 Einw.

Stadtbuch, 1) Buch, in welchem die Statuten und Privilegien einer Stadt eingeſchrieben ſind; — 2) Buch, in welchem die gerichtlichen Verhandlungen der ſtädtiſchen Behörden eingetragen werden.

Stadtbürgel, ſ. Bürgel (Stadt-B.).

Stadtchirurgus, ein von einer ſtädtiſchen Behörde zum Beſten der Bürger und für die gerichtliche Chirurgie angeſtellter Chirurgus, dem Stadtphyſikus bei- und untergeordnet.

Stadtdeich, Diſtrikt der Vorſtadt St. Georg der freien Stadt Hamburg, Patronat der Vorſtädte zu Hamburg; 1400 Einw. Der S. geht von dem Deichthore an, ſchlängelt ſich eine Strecke weit an dem Elbufer hin und iſt an der Seite mit Häuſern bebaut.

Stadteinlagerecht (Jus emporii), ehemals an manchen Orten das Recht, daß ausgeladene, zum Feilbieten beſtimmte Waaren nur an Bürger des Orts, nicht an Fremde verkauft werden dürfen und daß die Waaren erſt dann wieder ausgeführt werden können, wenn ſie ein Bürger an einen Fremden verkauft. Jetzt als höchſt unzweckmäßig wohl allgemein abgeſchafft.

Stadtfaß, ſ. Landfaß.

Stadtfeld (Geogr.), preuß. Dörfer, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Daun: a) (Nieder-S.); Pfarrei; Mineralquelle; 240 Einw.; — b) (Ober-S.); 340 Einw.

Stadtfeld, 1) die Feldmark einer Stadt; — 2) Land, was in jedem Jahre durch Pflug, Hakken oder Grabſcheite zu einer ſorgfältigen Kultur genützt wird.

Stadtgemeinde, ſ. Gemeinde, vgl. Stadt.

Stadtgericht, die Gerichtsbehörde einer Stadt theils im Gegenſatz eines Landgerichts, theils im Gegenſatz der ſtädtiſchen Verwal-

tungsbehörde. Bisweilen werden der Vorſitzende, bisweilen aber auch die Beiſitzer ſo eines Gerichts Stadtrichtee (Stadtſchultheiß, Stadtgerichtsdirektor) genannt. In größern Städten heißen auch wohl die Beiſitzer Stadtgerichtsräthe. Sonſt waren in vielen Staaten das S. mit dem Stadtrath vereint und der Stadtſyndikus oder einer der Bürgermeiſter fungirte als Vorſitzender in denſelben, jetzt findet dies nur noch ſelten oder nur noch in kleineren Städten Statt; in andern Städten iſt aber das S. faſt immer von der Verwaltung geſchieden. Vergl. Stadt und Stadtrath.

Stadrgerichtsrath, in manchen Staaten Titel der ordentlichen Mitglieder des Stadtgerichts. Der Vorſitzende heißt Stadtgerichtsdirektor.

Stadtgraben, Graben vor dem Wall oder der Stadtmauer, der eine Stadt zu einer Befeſtigung. zu größerer Sicherheit und zur Abführung des Unraths umgibt.

Stadtgut, öſterr. Ort, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberge, Ldgr. Waidhofen, an der Thaya, Vorſtadt von Waidhofen; 150 Einw.

Stadthagen (Geogr.), 1) lippe-ſchaumb. Amt; 7500 Einw.; — 2) Stadt daſ.; Schloß, 2 Kirchen, 3 Thore, lat. Schule, Mineralquelle, Salpeterſiederei; 1920 Einw. In der Nähe Steinkohlenbergwerke.

Stadthauptmann, 1) Derjenige, welcher einer Bürgerkompagnie als Hauptmann vorſteht, in ähnlichem Sinne auch Stadtlieutenant, Stadtfähndrich ꝛc.; — 2) ſtädtiſche obrigkeitliche Perſon, welche bei der Verwaltung oder Polizei angeſtellt iſt oder erſtere entweder allein oder mit dem Bürgermeiſter leitet. Daher oft Titel des zweiten Burgermeiſters.

Stadthaus, 1) ſ. v. a. Rathhaus; — 2) ein zweites Rathhaus, in dem oft die Polizei oder Wage oder ein groſſer Saal iſt.

Stadthosbach, kurheſſ. Filialdorf, Prov. Niederheſſen, A. Biſchhauſen; 200 Einw.

Stadt-Jlm (Geogr.), ſchwarzb.-rudolſt. Amt und Amtsſtadt, ſ. Jlm 2) u. 3).

Stadtkämmerer, ſ. v. a. Kämmerer, ſ. Kämmerei.

Stadtkämmereigüter, die einer Stadt gehörigen und von ihr verwalteten Güter.

Stadtkämmereikaſſe, ſ. Kämmerei.

Stadtkeller, 1) ſ. v. a. Rathskeller; — 2) ſ. v. a. Burgkeller.

Stadtkind, 1) Perſon, welche in einer Stadt geboren iſt; — 2) ſprüchwörtlich Perſon, welche als Verſchwender erklärt und unter Vormundſchaft der Behörde geſtellt iſt.

Stadtknecht, ſonſt ſ. v. a. Rathsdiener.

Stadtkyll, preuß. Flecken, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Prüm; Hauptort der Bürgermeiſterei gleichen Namens, unweit des Urſprungs der Kyll; kath. Pfarrkirche, Jahr- u. Viehmarkt; 450 Einw.

Stadtl (Meſtecko), öſterr.-böhm. Kirchdorf, Kr. Rakonitz, Herrſch. Pürglitz; 980 E.

Stadt Lauringen (Geogr.), ſ. Lauringen.

Stadtlern, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz u. Reg., Ldgr. Oberviechtach; 510 E.

Stadtlohn (Stadt-Loen), preuß. Stadt, Prov. Weſtphalen, R.-B. Münſter, Kr. Ahaus; Kirche, Leinwandfabrikation, Steingut- und Thonpfeifenfabriken, Eiſenſchleifereien, 50 Bleichen, bedeutendee Handel mit Leinwand, Land- und Stadtgericht, Poſt, 6 Kram u. Viehmärkte; 2300 Einw. Hiee ſiegten den 6. Auguſt 1623 die Kaiſerlichen unter Tilly über Herzog Chriſtian von Braunſchweig; im Aug. 1638 Sieg der Kaiſerlichen unter Hatzfeld über die Schweden unter King, ſ. Dreißigjähriger Krieg.

Stadtlohn-Bühren u. Stadtlohn-Elſtern, zwei preuß. Bauernſchaften, Prov. Weſtphalen, R.-B. Münſter, Kr. Ahaus; 560 E.

Stadtmajor, ſ. v. a. Platzmajor.

Stadtmauer, die eine Stadt umgebende Mauer, in ſpäterer Zeit durch den Wall erſetzt.

Stadtmeiſter (Stadtpfleger), ſ. v. a. Bürgermeiſter.

Stadtmumme, ſ. Mumme.

Stadtmuſikus (Stadtpfeifer, Stadtpankeniſt, Kunſtpfeifer, Amtsmuſikus, in einigen Gegenden Hausmann), in den meiſten deutſchen Städten derjenige Muſiker, welcher das Privilegium hat, Lehrburſchen aufzunehmen und dieſelben nach beſtandener Lehrzeit loszuſprechen, bei Feierlichkeiten, Tanzgelagen u. ſ. w. die Muſik zu beſorgen, auch das Verbietungsrecht gegen andere Muſiker in dem ihm angewieſenen Sprengel auszuüben und einen jährlichen Umgang, gewöhnlich zum Neujahr, zu halten; daher Neujahrblaſen, wo der S. mit ſeinen Geſellen und Lehrburſchen von Haus zu Haus geht und kleine Muſikſtücke aufführt und dafür Geld einſammelt. Dafür hat er die Obliegenheit, bei ſtädtiſchen Feierlichkeiten die Muſik unentgeldlich zu beſorgen, an gewiſſen Tagen vom Rathhaus oder vom Kirchthurm Choräle oder andere Muſik abzublaſen und bei der Kirchenmuſik mitzuwirken. Gewöhnlich genießt der S. auch eine kleine Beſoldung aus der Rathskaſſe oder auch Naturallieferungen, z. B. Holz, Getreide, auch wohl freie Wohnung, z. B. auf den Thürmen. Die Stadtmuſiker ſind eine Einrichtung des Mittelalters, daher auch ihre Zunftmäßigkeit.

Stadtoldendorf (Geogr.), braunſchw. Amt, Kr. Holzminden; umfaßt 1 Stadt und 21 Dörſer mit 11,400 E.; — 2) Amtsſtadt daſ.; 3 Thore, Kirche, Gut, Krankenhaus, Strumpf- und Baumwollenwaarenfabriken; 2150 Einw.

Stadtordnung (Staatsw.), eine obrigkeitlich geregelte Verfaſſung, nach welcher die Gemeindeangelegenheiten und das Kommunalvermögen einer Stadt verwaltet, theilweiſe die öffentliche Ruhe und Sicherheit gehandhabt, und die Betreibung der Gewerbe, Privilegien, wo deren ſind, und ſonſtigen Gerechtſame der Stadtgemeinde ausgeübt werden ſollen, und in welcher die Verhältniſſe der ſtädtiſchen Beamten im Verwaltungsdepartement regulirt ſind.

Stadtpfeifer, ſ. v. a. Stadtmuſikus.

Stadtpflege, 1) die Ausübung der Gerichtsbarkeit in einer Stadt; — 2) das Gebiet, über

welches ſich die Gerichtsbarkeit einer Stadt erſtreckt.

Stadtpflichtig, zum Gehorſam gegen die Stadtobrigkeit und deren Steuerausſchreibungen pflichtig.

Stadtphyſikus, ſ. Phyſikus.

Stadtpoſt, ſ. Poſt.

Stadt Prozelten (Geogr.), ſ. Prozelten.

Stadtrath, die oberſte ſtädtiſche Behörde, welcher die Verwaltung der ſtädtiſchen Angelegenheiten obliegt. Den Vorſitz führt ein Bürgermeiſter, zuweilen auch zwei, die dann ſonſt jährlich wechſelten. Jetzt iſt dies in vielen Städten mobificirt und der wirkliche Bürgermeiſter heißt in größern Oberbürgermeiſter, der zweite, welcher meiſt die Rechnungen und dergl. führt, zuweilen zweiter Bürgermeiſter und Stadthauptmann. Der Stadtſchultheiß hat, wo die Juſtiz von der Verwaltung nicht getrennt iſt, beſonders die Gerichte unter ſich. Außerdem beſteht das Rathskollegium noch aus einem Stadtſyndikus, zuweilen noch aus einem Stadtſchreiber (Stadtſekretär), den Rathsaſſeſſoren (Rathsherren, in Reichsſtädten Altherren, Senatoren, in manchen Städten jetzt auch wohl Stadträthe), worunter meiſt einer ein Bauverſtändiger, der Rathsbaumeiſter od. Rathsbauverwalter, u. ein Kaſſenverwalter (Rathskämmerer) iſt, unter welchem zunächſt der Rathszimmermann und Rathsmaurer ſtehen, welche die öffentlichen ſtädtiſchen Bauten zu beſorgen haben. An Unterbeamten hat das Rathskollegium noch Rathskopiſten und Rathsſchreiber, Rathsboten u. Rathsdiener. Vormals pflegten die Rathsherren ſelbſt aus den Mitbürgern mit Ausſchließung naher Verwandter der ſchon im Rathe befindlichen Perſonen, die erledigten Rathsherrenplätze wieder zu beſetzen (Rathswahl). Jetzt überläßt man dieſe Wahl meiſt der geſammten Bürgerſchaft oder einem Ausſchuſſe, doch iſt gewöhnlich die Beſtätigung durch die Regierung vorbehalten. Der S. hat die ſtädtiſche Polizei, die Aufſicht über Gewerbe, die Leitung und Verwaltung des Kommunalvermögens, die Eintreibung der ſtädtiſchen Abgaben u. dgl. unter ſich. Hierin unterſtützen ihn die Bezirksvorſteher (Viertelsmeiſter), verſtändige Bürger, welche die Aufſicht in den einzelnen Bezirken führen. Jetzt iſt großentheils nach dem Vorbild der preuß. Städteordnung von 1808 die Juſtiz unter dem Namen eines Stadtgerichts (ſ. d.) von der Verwaltung geſchieden.

Stadtrecht (Rechtsw.). Unter S. oder „Weichbildsrecht“ wurde urſprünglich das kaiſerliche oder landesherrliche Privilegium verſtanden, durch welches eine Gemeinde zur Stadt erhoben wurde. In dieſem Privilegium war regelmäßig auch das Recht enthalten, daß innerhalb des ſtädtiſchen Gebiets nicht die kaiſerlichen oder landesherrlichen Beamten, ſondern die eigenen Beamten der Stadt Juſtiz und Polizei ausüben ſollten. Dieſes Recht führte von ſelbſt zu der ſtädtiſchen Autonomie (ſ. d.), vermöge deren in den Städten ein eigenthümliches Recht entſtehen konnte. Seit dem 12. Jahrhundert waren die Quellen, aus denen dieſes Recht floß, theils Kühren der Bürgerſchaft, theils Weisthümer (ſ. d.) und Urtheile der ſtädtiſchen Schöffen, theils neue Privilegien. Oft wurde dann das Ganze mit einem Rechtsbuch formell vereinigt, oder doch wenigſtens durch das Material eines ſolchen vermehrt. Da man das neu entſtandene Recht häufig zu dem ſtädtiſchen Privilegium ſchrieb, durch welches der Stadt die ſtädtiſchen Privilegien verliehen waren, ſo beſtehen die S.e häufig aus 2 Theilen, von welchen der eine dieſes Privilegium, der andere die Rechtsnormen enthält, die ſich in der Stadt gebildet haben. Dieſe S.e, welche ſich unter den verſchiedenſten Namen gebildet haben, z. B. Weichbild, Willkür, Statuten, Urtheilsbücher, Bürgerſprache, wurden öfter dem Oberherrn der Stadt zur Beſtätigung vorgelegt, und häufig verarbeitete man ſie ſpäter, namentlich mit Benutzung des römiſchen Rechts, zu einer „Reformation“. Beſonders angeſehene dieſer S.e ſind: das alte kölner S., das alte Recht der Stadt Soeſt (um 1120), das S. von Lübeck (ſchon vor 1170), das hamburger Recht (erſte Statuten von 1270), das magdeburger Recht (erſtes latein. Privilegium vom Erzbiſchof Wichmann 1188), die goslariſchen Statuten (vor 1360), das prager S., lüneburgiſches altes Privilegium (1247) und das hamburger S. (14. Jahrhundert). Die älteſten S.e, welche wir kennen, ſind das von Straßburg (Ende des 11. Jahrhunderts) und das von Freiburg in Baden (Anfang des 12. Jahrhunderts). Die weitere Entwickelung der ſtädtiſchen Statuten geſchah unter ganz gleichen Verhältniſſen, wie die Landesgeſetzgebung. Man unterſchied zwiſchen Reichsſtädten und Landſtädten, je nachdem ſie unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtanden oder der Gewalt eines Landesherrn unterworfen waren. Die Reichsſtädte waren eben ſo gut als die Landesherren im Beſitz der Landeshoheit und hatten durch dieſelbe die Befugniß, ihr Recht durch neue Geſetze weiter auszubilden, die aber ſeit Erlangung der Landeshoheit nicht mehr als autonomiſches Recht angeſehen werden können. In den Landſtädten aber wurde die Autonomie durch die geſetzgebende Gewalt der Landesherren mehr und mehr verdrängt. Indeſſen war dieſelbe noch im 16. u. 17. Jahrhundert ſehr thätig. Faſt in allen größeren (beſonders den Reichs-) Städten ließ man im 15. und 16. Jahrhundert die hergebrachten Statuten durch des römiſchen Rechts Kundige reformiren und zu einer Geſtalt umarbeiten, in welcher ſie dem damals allgemein als richtig angenommenen Stande der Anſichten entſprachen. Dieſe Umarbeitungen geſchahen meiſt mit großer Willkür, ſo daß oft von dem eigenthümlichen früheren Statutenrechte einer Stadt in der neuen Form nur geringe Spuren ſichtbar waren, ja man ſchätzte bisweilen die eigene Errungenſchaft ſo wenig, daß man es vorzog, die Reformation einer beliebigen anderen Stadt ganz oder zum größten Theil zu übernehmen, als die ſelbſtſtändige Ausbildung des eigenen Rechts zu begin-

nen. Die wichtigſten dieſer Reformationen ſind folgende: Reformationen von Frankfurt a. M. v. 1509, 1578, 1611; neuere Stadtrechten und Statuten für Freiburg im Breisgau v. 1520; hamburger Gerichtsordnung und Statuten von 1603, revidirt 1605; nürnberger Reſoemation von 1479, 1522 u. 1564; das revidirte lübiſche Recht von 1586; Reformation von Worms 1498 und öfter; magdeburger reform. Willkür und Statuten 1625; lüneburgiſche Reformation von 1577 und öfter; kölner Statuta und Konkordata von 1437; mühlhäuſer neue Statuten von 1692 und 1740. Seit Entwickelung der Landeshoheit wurde regelmäßig zur Gültigkeit ſtädtiſcher Verordnungen erfordeet, daß ſie landesherrliche Beſtätigung erhielten. Heut zu Tage haben die Städte nicht mehr, wie früher, das Recht, ein autonomiſches Privat-Recht aufzuſtellen; doch kommt häufig vor, daß für die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten, ſo weit dieſelbe nicht durch Staatsgeſetze geregelt iſt, beſondere Normen feſtgeſetzt werden, welche die Natur eines Vertrags haben und daher nur die Kontrahenten, d. h. die Mitglieder der Stadtgemeinden, nicht aber dritte Perſonen binden können. Daraus folgt aber nicht, daß die in früheren Zeiten entſtandenen S.e ihre Gültigkeit verloren hätten, vielmehr gilt auch von ihnen der allgemeine Grundſatz, daß das Recht, welches einmal Gültigkeit gehabt hat, dieſelbe behält, bis ſie aufgehoben wird, was freilich bei den S.en häufig der Fall geweſen iſt. Die Rechtparömie, S. bricht Landrecht, Landrecht bricht gemeines Recht, hat den Sinn, daß, wo ein S. beſteht, dieſes zuerſt in Anwendung zu bringen iſt und daß an ſolchen Orten Landrecht und gemeines Recht nur ſubſidäre Natur haben. — Literatur: Eichhorn, Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, § 259 Nro. 2, §§. 263, 284, 434; — Derſelbe in der Zeitſchr. für geſchichtl. Rechtsw., 6, 1, S. 146 ff., 6. 2. S. 165 ff.; — Gerber, das wiſſenſchaftl. Princip des deutſch. Privatrechts. S. 187 ff.; — Derſelbe, Syſtem des deutſch. Privatrechts, §§. 18 u. 24.

Stadtröthling (Ornith.), ſ. v. a. Hausrothſchwanz, Motacilla (Sylvia) Tithys *Lath.*

Stadtſchreiber (Stadtſekretär), Beamter des Stadtraths, welcher die öffentlichen Verhandlungen, welche die Stadt betreffen, zu Protokoll nimmt und die nöthigen Ausfertigungen beſorgt.

Stadtſchultheiß, ſ. Stadtgericht und Stadtrath.

Stadtſchwalbe (Ornith.), ſ. v. a. Hausſchwalbe, Hirundo urbica *L.*

Stadtſchwarzach, bayer. Stadt, R.-B. Unterfranken u. Aſch., Ldgr. Dettelbach; Mainbrücke, Jahrmärkte; 530 Einw.

Stadtshauſen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Oſt-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Goldap; 130 Einw.

Stadtſoldaten, Soldaten, welche bei einer Stadt in Eid und Pflicht ſtehen, und ſonſt zur Vertheidigung der Stadt, ſpäter meiſt nur als eine Art Polizeidiener gebraucht wurden. Sind wohl mit Ausnahme der freien Städte jetzt allgemein eingezogen. Bis 1830 hatte Leipzig, bis 1815 Naumburg noch ſolche S.

Stadtſteinach (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Oberfranken, 4½ □M. groß; Ackerbau, Obſtbau, Viehzucht; 15,000 Einw.; — 2) Stadt daſ., an der Steinach, mit Schloß, Kapelle, Armenhaus, Eiſenhammer, Hochofen, Marmor- und Serpentinſchleiſe, Rotheiſenſteinbrüchen, Rentamt, Berg- u. Hüttenamt, Pfarrei; 1330 Einw.

Stadt-Sulza, ſachſ.-weimar. Stadt, Kr. Weimar, Amt Roßla, an der Ilm; Steuereinnahme und Salzquellen (zu Ober-Neuſulza).

Stadtſyndikus, obrigkeitliche Perſon, welche einen Theil der Verwaltung und des Municipalweſens beſorgt, zugleich aber die oberſte Aufſicht über die Juſtiz der Stadt führt, ein Berather und Rathgeber in allen Fällen. Er muß daher immer ſtudirt haben. Wo die Verwaltung von der Rechtspflege getrennt iſt, iſt dieſe Stelle eingegangen.

Stadttheater, ſ. Theater.

Stadtverordnete, ſ. Stadt und Stadtrath

Stadtvogt, 1) ſonſt hoher Beamter, welcher über eine Stadt und deren Umgegend zu befehlen hatte; — 2) jetzt an manchen Orten ein Mitglied des Rathskollegiums.

Stadtvogtei, Name des berliner Stadtgefängniſſes.

Stadtvorwerk, preuß. Dorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Guhrau; 2 Vorwerk, Bleiche; 320 Einw.

Stadtwachtmeiſter, 1) in kleinen Feſtungen der das Geſchäft eines Platzmajors beſorgende Unteroffizier; — 2) bisweilen ein bei dem ſtädtiſchen Polizeiweſen angeſtellter Beamter, der die Aufſicht über die untern Polizeidiener hat.

Stadtwagen, bedeckter, mit Fenſtern zum Auf- und Zuziehen verſehener, in Federn hängender, bequemer Wagen zum Gebrauch in der Stadt und daher ſo eingerichtet, daß die Vorderräder unterkriechen.

Stadtwinkel, preuß. Dorf, Prov. Sachſen, R.-B. Merſeburg, Kr. Liebenwerda; 210 E. Bildet die Vorſtadt der Kreisſtadt Liebenwerda.

Stadtwirthſchaft, Gegenſatz der umfaſſendern Landwirthſchaft.

Stadt Worbis, ſ. Worbis.

Stäbchen, 1) kleiner Stab; — 2) (Bauk.), ſ. Glied; — 3) (Artill.), ſ. Kanone; — 4) (Feuerw.), lange, dünne Raketenhülſe, welche mit Satz gefüllt und ſo eingerichtet iſt, daß ſie an beiden Enden angezündet werden kann; — 5) (Bleiarb.), bei einem mit Blei gedeckten Dache die umgelegten Falten der Tafeln, wodurch dieſelben zuſammengehalten werden und denen man zur Verzierung die Geſtalt eines halbrunden Stabs gibt; — 6) (Pharm.), ſ. Bacillen; — 7) (Jagdw.), die kleinen Stücken, an welchen die Steckgarne aufgeſtellt werden; — 8) (Steppchen, Militärw.), vor 1806 der Gehülfe des Profoßes, meiſt ein armer Soldatenknabe, war, ſo lange er als S. diente, unehrlich und wurde erſt dadurch, daß über ihn die Fahne geſchwungen wurde, wieder ehrlich.

Stäbchenförmig (bot. Term.), ſ. v. a. Bacillaris.

Digitized by Google

Stäbe, 1) (Hüttenk.), Gattung von Beileiſen, auch ſchwacher Schrot genannt, aus welchem kleine Beile ꝛc. geſchmiedet werden; — 2) (Böttch.), ſ. v. a. Dauben; — 3) ſ. Spielkarten.

Stäbeblock (Schiffb.), ſ. v. a. Stabblock.

Stäbeherr, ſ. v. a. Stabelherr.

Stäbeln (Gärtn. u. Weinb.), ſ. v. a. Stängeln u. Pfählen.

Stäbelow, mecklenb.-ſchwerin. Kirchdorf, wendiſcher Kr., Amt Schwaan; 210 Einw.

Stäble (Bergw.), ungar. Bergmaß = $^3/_4$ ſächſ. Lachter.

Stäbler, 1) ſ. v. a. Stabler; — 2) (Kirchenw.), ſ. v. a. Baculares, ſ. Wiedertäufer.

Stäbli, Diethelm, Kupferſtecher, von Brugg im Kanton Aargau, geboren 1813, widmete ſich auf der Akademie in München ſeit 1830 der Zeichnenkunſt, dann unter Leitung des Profeſſors Amsler der Kupferſtecherkunſt. Er iſt ſeit 1840 Zeichnungslehrer in Winterthur.

Stäbrock, Stade, ſ. v. a. Stabrock.

Stäck, Joſeph Magnus, Landſchaftsmaler, 1812 zu Lund in Schweden geboren, war Schüler der Akademie in Stockholm und unternahm dann Reiſen im Vaterlande, um Studien nach der Natur zu machen. Mehre derſelben führte er in Oel aus, Bilder, die zu den beſten ihrer Art gehören. Später begab er ſich zu gleichem Zwecke nach Deutſchland, brachte 1842 in München zu, unternahm dann eine Reiſe nach Tyrol und nach Italien, und ſammelte bei dieſer Gelegenheit eine große Anzahl von Studien, nach welchen er mehre Bilder in Oel ausführte, die zu den Glanzpunkten der Ausſtellung in Stockholm gehörten, neben jenen von Södermark, Wohlbom und Wickenberg.

Städel, Joh. Friedrich, Bankier u. Mitglied des Bürgerkollegiums zu Frankfurt a. M., geb. daſelbſt 1727, machte ſich um ſeine Vaterſtadt beſonders durch die Stiftung des nach ihm benannten Kunſtinſtituts verdient. Er vermachte in ſeinem Teſtamente ſein ganzes Vermögen von 1,300,000 Gulden, einige Legate ausgenommen, zur Stiftung dieſer Anſtalt, der er zugleich ſein Haus hinterließ. Zur Vollziehung ſeines Willens und zu Vorſtehern der Anſtalt hatte er 5 ſeiner Freunde ernannt, die nach ſeinem am 2. Dec. 1810 erfolgten Tode die ganze Einrichtung beſorgten. Einer Deputation des Senats und der Bürgerrepräſentation ſollten jährlich die Rechnungen vorgelegt werden. Da das Inſtitut nicht allein die Verbreitung der Kunſtkenntniß im Allgemeinen, ſondern zugleich die Bildung einheimiſcher Künſtler und Handwerker bezweckte, ſo ſollten Söhne unbemittelter frankfurter Bürger, die ſich den Künſten, namentlich dem Bauweſen, widmen wollten, in allen dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften und Kunſtübungen unentgeltlich unterrichtet und bei erprobten Fähigkeiten auch in der Fremde unterſtützt werden. Vgl. Stark, Beſchreibung des ſtädelſchen Kunſtinſtituts, Frankf. 1823. Bald nach des Stifters Tode wurde die Verwaltung des Kunſtinſtituts in einen Proceß verwickelt, indem die auswärtigen Inteſtaterben das Teſtament als nichtig angriffen, weil S. ſein Vermögen dem von ihm erſt nach ſeinem Tode zu gründenden Inſtitute vermacht habe und folglich der im Teſtamente eingeſetzte Erbe bei Fertigung desſelben noch nicht vorhanden geweſen ſey; es wurde aber der Proceß 1828 durch einen Vergleich beendigt, wonach die Erben 311,000 Gulden erhielten. Vgl. Wenck, Beitrag zur rechtlichen Beurtheilung des ſtädelſchen Beerbungsfalles, Leipz. 1828. Abgeſehen von ſeiner bisherigen Wirkſamkeit als Kunſtanſtalt, wird das ſtädelſche Inſtitut auch allmählig durch ſeine Gallerie zu einer der erſten Sehenswürdigkeiten Deutſchlands ſich erheben. Eine Auswahl der ſchönſten Abgüſſe nach antiken und mittelalterlichen Vorbildern, unter Anderem Ghiberti's Bronzethür, repräſentirt die Plaſtik; dagegen iſt die Malerei mit den werthvollſten Originalwerken aller Schulen bedacht, und jährlich werden Gemälde, ſowohl von alten als von lebenden Künſtlern, angekauft. Unter den letztern nennen wir nur Leſſings „Ezzelino“ u. „Huß“, Schadows „Kluge und thörichte Jungfrauen“, Overbecks „Verklärung der Künſte durch die Kirche“, die Kartons von Veit und J. Schnorr, endlich das große Freskobild Veits „Die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland.“

Staeden, belg. Flecken, Prov. Weſt-Flandern, nördlich von Ypern; 4150 Einw.

Städian, ſ. Lappiſche Religion.

Städinger, Städingerland (Kirchengeſch. u. Geogr.), ſ. v. a. Stedingerland.

Städteadel, ſ. Patricier.

Städteatlas, ſ. Atlas.

Städtebank (Staatsgeſch.), 1) das 3. Kollegium der deutſchen freien Städte auf dem ehemaligen deutſchen Reichstag, wurde mit dieſem 1806 aufgelöſt; — 2) die Bänke, worauf die Abgeordneten jener freien Städte ſaßen.

Städtebund, ſ. Stadt.

Städtekrieg, ſ. Stadt.

Städtel (Myeſce), preuß. Kirchdorf, Prov. Schleſien, R.-B. Breslau, Kr. Namslau; Schloß, Vorwerk, freie Erbſcholtiſei; 720 Einw.

Städtemeiſter, zuweilen ſ. v. a. Bürgermeiſter.

Städtiſche Archive, ſ. Archiv.

Städtiſches Theater, ſ. Theater.

Städtler, Johann Leonhard, Maler, geb. zu Neuſtadt an der Aiſch 1759, erlernte in ſeiner Jugend das Schreinerhandwerk, kopirte dann mehre Gemälde guter Meiſter in Miniatur und verlegte ſich zuletzt auf die Landſchaftsmalerei. Er malte in der Weiſe des damals berühmten ältern Schütz.

Städyan, Berg, ſ. Falun.

Stäfa, ſchweiz. Kirchort, Kant. Zürich, Bez. Meilen, nördlich am Züricher-See; vorzüglich Landwirthſchaft, Spinnerei, Handel; 3500 Ew.; hat Bad (Wonnebad), Arbeitshaus.

Stäffis (Geogr.), 1) ſchweiz. Bezirk, Kant. Freiburg; — 2) Hauptſtadt daſelbſt, am Neuenburger-See; Kloſter; 1400 Einw.

Stägemann, Friedrich Auguſt von, verdienter preuß. Staatsmann u. Dichter, am 7. Nov. 1763 zu Vierraden in der Uckermark, wo

ſein Vater Prediger war, geboren, verwaiſte früh und kam 10 Jahre alt in das ſchindlerſche Waiſenhaus zu Berlin, beſuchte dann bis 1782 das dortige Gymnaſium zum grauen Kloſter u. ſtudirte zu Halle die Rechte. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn arbeitete er ſeit 1785 als Auskultator bei der Regierung in Königsberg, wurde dann Kriminalrath, hierauf Landſchaftsſyndikus und 1806 geh. Oberfinanzrath, Mitglied des Generaldirektoriums und Hauptbankkommiſſarius in Berlin, 1807 vortragender Rath bei dem nachmaligen Staatskanzler von Hardenberg und nach dem tilſiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergeſetzten Immediatkommiſſion. Unter dem Miniſterium Stein war er bis zum Dec. 1808 vortragender Rath und als ſolcher bei der Regulirung der Kriegskontributionsgeſchäfte in Erfurt thätig. Im J. 1809 ward er Staatsrath, begleitete Hardenberg nach Paris, London und zum wiener Kongreß und trat 1819 an die Spitze der Redaktion der damals gegründeten „Staatszeitung", gab aber letztere Stellung ſpäter wieder auf. Nachdem er 1835 ſein 50jähriges Dienſtjubiläum gefeiert, † er den 17. Dec. 1840. Seine vaterländiſchen Gedichte, geſammelt als „Hiſtoriſche Erinnerungen in lyriſchen Gedichten", Berl. 1828, zum Theil meiſterhaft in kunſtvoller Odenform abgefaßt, haben in den Jahren der Befreiungskriege viel zur Erhebung und Begeiſterung der Gemüther beigetragen. Sehr ſinnig u. zart ſind die Sonette, welche er ſeiner Gattin **Eliſabeth**, geb. **Fiſcher** (geb. den 11. April 1761 zu Königsberg in Preußen, † in Berlin am 11. Juli 1835), widmete und nach deren Tode unter dem Titel „Erinnerungen an Eliſabeth", Berl. 1835, herausgab. Aus ihrem Nachlaſſe gab Dorow heraus: Erinnerungen für edle Frauen, Leipzig 1846, 2 Bde.

Stähelin (Biogr.), 1) **Johann**, Landſchaftsmaler von Brienz im Kanton Bern, um 1770 geboren, malte Landſchaften in Oel und Aquarell, meiſt Gegenden aus ſeinem Vaterlande. Man zählte ihn zu den beſten Landſchaftern ſeines Vaterlandes. † um 1820. — 2) **Johann Ulrich**, Maler, geb. zu St. Gallen 1802, bildete ſich in München, malt Bildniſſe in Oel, Miniatur und Aquarell. Auch Landſchaften finden ſich von ihm.

Stähelina (Bot.), I. nach **Linné**, **Strauchſcharte**, Gattung der Compositae homoianthae *Rchb.*, Syngenia aequalis *L.* **Charakter**: Boden kurzſpreuig; Hülle rund und ſchuppig; lauter Zwitter mit geſchwänzten Beuteln; Samenkrone fiederig. Stauden und Sträucher, wie die Scharten, mit abwechſelnden, flaumigen Blättern am Mittelmeer; von 6 **Arten** ſind zu bemerken: 1) S. arborescens *L.*, Serratula arborescens *Lam.*, ſtrauchartig; Blätter geſtielt, elliptiſch; Blüthen hochroth mit gelblich weißen Hüllen. Beſonders auf Kreta; ſteht ſehr zierlich zwiſchen den Felsſpalten aus. **Schreber**, Dec., I, T. 1. — 2) S. dubia *L.*, Serratula conica *Lam.*, illustr., T. 666, F. 4. Strauchartig, 6—10 Fuß hoch; Blätter ſtiellos, ſchmal, gezähnelt, weißfilzig, wie die Aeſte; Blüthen purpurroth. Die ganze Pflanze ſchmeckt bitter u. wird in Südeuropa gegen Gelbſucht und Würmer gebraucht. — S. elegans *Walt.*, ſ. v. a. Liatris elegans. — II. Nach **Haller**, Pflanzengattung, ſ. v. a. Bartsia alpina.

Stähle, 1) ſ. v. a. Plattſtähle; — 2) ſ. v. a. Bolzen.

Stählen, 1) eine Schneide oder eine Spitze von Stahl an ein Werkzeug machen; — 2) ſ. v. a. Härten.

Stähler (Drechsl.), ſ. v. a. Dreheiſen.

Stähr (Säugeth.), ſ. v. a. Widder, das Männchen des gemeinen Schafes, Ovis Aries *L.* Daher **Stährlamm**, Zeitſtähr, und **ſtähren** ſowohl vom Schafbeck die Begattung vollziehen, als auch von den Schafen nach der Begattung verlangen.

Stähren, 1) ſ. **Stähr**; — 2) (Zuckerſ.), den Zucker in den angefüllten Formen umrühren, geſchieht in Zwiſchenräumen dreimal; der Zucker muß dabei noch den nöthigen Grad der Wärme haben.

Staël-Holſtein, **Anne Luiſe Germaine**, **Baronin von**, geb. **Necker**, die geiſtreichſte Frau und berühmteſte Schriftſtellerin unſers Zeitalters. Eine ſeltene Begünſtigung äußerer Umſtände trug viel bei, die Geiſtesanlagen, die ſie der Natur verdankte, zu entwickeln u. eigenthümlich auszubilden. Ihr Vater, Jakob Necker (ſ. d.), wohnte ſeit 1750, als Mitglied eines großen Handelshauſes und ſpäter als Reſident der Republik Genf, ſeiner Heimath, in Paris, wo Frau von S. am 22. April 1768 geboren wurde. Kaum war ſie 9 Jahre alt, als ihr Vater durch ſeine Erhebung zum Finanzminiſter (1777) den glänzenden Kreiſen der Hauptſtadt noch näher gerückt ward. Ihre Mutter, die Tochter eines Geiſtlichen in der franz. Schweiz, fromm, ſittlich ſtrenge, fleißig und verſtändig, aber zu metaphyſiſchem Grübeln geneigt und in ihrem Benehmen gezwungen, überleitete die erſte Erziehung ihrer Tochter nach den ſchroffen Grundſätzen des genfer Calvinismus. Das neckerſche Haus ward von den ausgezeichnetſten Männern der Hauptſtadt beſucht, und wie andere Frauen jener Zeit, die auf literariſche Bildung Anſpruch machten, ſammelte auch Frau Necker berühmte Gelehrte um ſich, unter Andern Raynal, Marmontel, Thomas. Die Aufmunterung zum Reden, die das junge Mädchen in dieſen Geſellſchaften erhielt, und die vielfachen Anregungen ihres Geiſtes hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung ihrer innern Thätigkeit; ſie bildeten die ſeltene Unterhaltungsgabe, wodurch Frau v. S. ſich auszeichnete, und weckten früh ihre Neigung zu geiſtigen Kampfſpielen, aber, da man in jenen Geſellſchaften mehr auf glänzende und ſpitzfindige, als gründliche Erörterung der Gegenſtände ſich verſtehen mochte, auch wohl den Hang zu auffallenden Meinungen, der ſich beſonders in ihren ältern Werken ſichtbar macht. Das muntere Mädchen ſchloß ſich jedoch ſeit früher Jugend weniger an die ſtrengſinnige Mutter, bei welcher ſie einen peinlichen Zwang fühlte, ſondern hing mehr an ihrem Vater, deſſen Geiſtesſtimmung der ihrigen verwandt war, und der es beſſer als Frau Necker verſtand, den

Digitized by Google

Geiſt ſeiner Tochter nach ihrer Eigenthümlichkeit zu erregen. So bildete ſich die gegenſeitige Anhänglichkeit, die von ſeiner Seite als innige Zärtlichkeit, von ihrer Seite als ſchwärmeriſche Liebe, als eine an Anbetung grenzende Verehrung erſchien. Mit ſo lebhaftem Entzücken aber Necker die Auszeichnung ſeiner Tochter u. ihre herrlich erblühenden Geiſteskräfte bemerkte, ſo wenig ermunterte er ſie zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Er, von Natur den Schriftſtellerinnen abhold, hatte ſelbſt ſeiner Frau ſolche Beſchäftigungen unterſagt, beſorgt, daß der Gedanke, ſie beim Eintritte in ihr Zimmer zu ſtören, ihm das Gefühl eines läſtigen Zwanges geben werde. Um ſich nicht einem ähnlichen Verbote auszuſetzen, hatte ſeine Tochter ſich ſeit ihrer zarteſten Jugend in der Gewohnheit befeſtigt, Unterbrechungen ohne Unmuth zu ertragen und gleichſam im Fluge zu ſchreiben, ſo daß es ihm, wenn er ſie immer ſtehend, oder auf die Ecke eines Kaminſimſes geſtützt fand, nicht einfallen konnte, ſie in einer ernſthaften Beſchäftigung zu ſtören. Von ihrer zarteſten Jugend an beſchäftigte ſie ſich mit ſchriftlichen Arbeiten. Als 1781 ihres Vaters berühmter Bericht über den Staatshaushalt (compte rendu) erſchien, ſchrieb ſie ohne ihren Namen einen Brief, welcher Neckers Aufmerkſamkeit auf ſich zog, der ſogleich ihre Darſtellungsweiſe darin erkannte. Bald nachher, in ihrem 11. Jahre, machte ſie Auszüge aus Montesquieu's Werke über die Geſetze, mit eigenen Bemerkungen begleitet, u. ſelbſt Raynal wollte um dieſe Zeit ſie veranlaſſen, für ſeine Geſchichte der Niederlaſſungen und des Handels der Europäer in beiden Indien, einen Aufſatz über den Widerruf des Edikts von Nantes zu ſchreiben. Ihre älteſten Schriften, die durch den Druck bekannt wurden, ſind drei Erzählungen, die ſie aber erſt 1795 herausgab, worauf ein Luſtſpiel (Sophie 1786) und zwei Trauerſpiele (Johanna Grey und Montmorency, 1787) folgten. Das erſte Aufſehen aber erregte die junge Schriftſtellerin durch ihre Briefe über Rouſſeau's Schriften u. Charakter (Lettres sur les ouvrages et le caractere de J. J. Rousseau), die 1788 nur in wenigen Abdrücken bekannt gemacht wurden, im folgenden Jahre aber in einer vermehrten Auflage erſchienen. Nicht lange vorher hatte Fräulein Necker das Band der Ehe, aber nicht aus freier Wahl, geknüpft. Ihr Herz ſcheint einem edlen Manne, dem Vicomte Matthieu de Montmorency, gehört zu haben, mit welchem ſie während ihres ganzen Lebens durch innige Freundſchaft verbunden war; aber der ſchwediſche Geſandte in Paris, der Freiherr von Staël-Holſtein, ein Mann von wackerer Geſinnung und edlem Benehmen, nur weit älter als ſie, war deſto glücklicher in ſeinen Bewerbungen, da Frau Necker, eine eifrige Proteſtantin, darauf beſtand, daß die Wahl auf einen Mann ihres Glaubens fallen ſollte, und ſein König, deſſen Liebling er war, ihm auf mehre Jahre die Geſandtenſtelle zuſicherte, um Fräul. Necker gegen die Beſorgniß zu ſichern, Frankreich verlaſſen zu müſſen. Die Revolution, welche ungefähr gleichzeitig mit ihrer Verheirathung ausbrach, hatte auf ihre Geiſtesrichtung und ihr Schickſal einen entſcheidend wichtigen Einfluß. Theilnahme am öffentlichen Leben mußte in ihrem Geiſte früh und kräftig erwachen. Ihre Jugend fiel in die Zeit groſſer Ereigniſſe, welche, obgleich ſie Anfangs nur auf einen fernen Welttheil beſchränkt zu ſeyn ſchienen, doch die leiſe vorbereitete neue Geſtaltung Europa's beſchleunigte; das erſte Miniſterium ihres Vaters 1777—81 brachte den häuslichen Kreis, worin ſie aufwuchs, der groſſen Welt und dem Staatsleben noch näher, und Verhandlungen über Staatsſachen waren ſchon zu jener Zeit, ſelbſt in den Geſellſchaftsſälen gebildeter Frauen, Hauptgegenſtände der Unterhaltung. Mit den politiſchen Anſichten ihres Vaters vertraut und mit den freiſinnigen Gedanken genährt, wodurch mehre ausgezeichnete franz. Schriftſteller ihren Zeitgenoſſen eine neue Richtung gaben, mußte ſie ſeit ihrer früheſten Jugend von Freiheitsliebe entflammt werden, und ſchon in ihrer Schrift über Rouſſeau ward dieſe Geſinnung kräftig ausgeſprochen. Weder ihrer Gemüthsart, ſagt Frau Necker de Sauſſure, noch ihrem Schickſale konnte die allgemeine Bewegung gleichgültig ſeyn, da ſie dem Mittelpunkte der gewaltigen Wirkung nahe war, durch ihren Geiſt ſich zu allen aufgeſtellten Grundſätzen erhob und durch alle Ergebniſſe in ihren Gefühlen berührt wurde. Wo alle Köpfe erhitzt waren, konnte ihr Kopf nicht gleichgültig bleiben. Sie bewunderte Englands Verfaſſung eben ſo ſehr, als ſie Frankreich liebte, der Gedanke, die Franzoſen ſo frei zu ſehen, als die Engländer, ſie auf gleicher Linie zu erblicken in Beziehung auf Alles, was die Rechte der Menſchheit ſichert und die Würde derſelben aufrichtet, mußte ihre feurigſten Wünſche befriedigen. Sie hat in ihrem nachgelaſſenen Werke umſtändlich erzählt, wie die groſſen Ereigniſſe ſie ergriffen haben und welchen Antheil ſie an der bewegten Zeit genommen. Ihres Vaters Verbannung (1787) machte einen eben ſo erſchütternden Eindruck auf ſie, als ſeine bald nachher (1788) erfolgte Berufung ins Miniſterium und die hohe Volksgunſt, die ihn umgab, das Herz der bewundernden Tochter erhoben. Als der Sturm der Revolution, der ihm bald zu mächtig ward, im September (1790) ihn zwang, für immer vom Schauplatz des öffentlichen Lebens abzutreten und Zuflucht in ſeiner Heimath zu ſuchen, mußte ſeine Tochter mit den Ihrigen in Paris bleiben. Sie ſah bald nach ſo feurigen Hoffnungen mit Schmerz ihre Erwartung betrogen. Bei einem Mitgefühle, welches ſelbſt gegen gleichgültige Menſchen ſo lebhaft war, daß es eigener Schmerz wurde, bei einem Abſcheu gegen Willkür, der alle Kräfte ihrer Seele erregte, ward ſie bei dem Anblicke der Herrſchaft des Schreckens mehr als irgend Jemand mit Entſetzen erfüllt. Unter Denjenigen, welche nicht die theuerſten Gegenſtände ihrer Zuneigung beweinten, konnte Niemand mehr als ſie leiden. Was ſie auf Erden vergötterte, die Freiheit und ihres Vaters Ruhm, ſchien ein Streich niederzuwerfen. Während Robespierre's Herrſchaft wirkte ſie edelmüthig, ſelbſt eigene Gefahr nicht ſcheuend, dem Tode

Opfer zu entreißen. Nach dem Aufſtande vom 10. Auguſt verſchob ſie ihre Abreiſe von Tage zu Tage, da ſie nicht allein ſich retten wollte, während ſo viele Freunde in Gefahr ſchwebten. Am 2. Sept., als die Sturmglocke zu Aufruhr und Mord rief, wollte ſie Paris verlaſſen, aber vom empörten Pöbel aufgehalten, entging ſie nur durch Hülfe ihres Freundes Mennel ſeiner Wuth und kam glücklich auf dem Landgute ihres Vaters an. Als Schweden die franz. Republik anerkannt hatte, ging ihr Mann wieder als Geſandter nach Paris, und auch ſie kam 1798 dahin zurück. Die ruhigere Verwaltung, die mit der Herrſchaft des Direktoriums anhob, erlaubte ihr, Verbindungen anzuknüpfen, die ſie benutzte, die Zurückberufung mehrer Ausgewanderten zu bewirken. Barras ward ihr Beſchützer, als die übrigen Direktoren Verfolgungen gegen ſie verhängen wollten, und ſie gewann ſelbſt ſo viel Einfluß, daß Talleyrand, der 1796 aus ſeiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre nachdrückliche Empfehlung durch Barras zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Während dieſer ruhigen Zeit wandte ſie ſich auch wieder zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Dahin gehören zwei politiſche Schriften: „Ueber den Frieden mit dem Auslande" u. „Ueber den innern Frieden", worin ſie ihre Anſichten über Frankreichs Lage im J. 1795 mittheilte, und die merkwürdige Aeußerung niederlegte, daß Frankreich nur durch willkürliche Kriegerherrſchaft zur geſetzmäßigen Monarchie gelangen werde. Ein Jahr ſpäter erſchien eine Abhandlung über den Einfluß der Leidenſchaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker (De l'enfluence des passions sur le bonheur des individus et des nations, Lauſanne und Paris 1796, 3. Aufl. 1797), ein Werk, das bei einem großen Reichthume tiefer und lichtvoller Gedanken doch keine vollſtändige Ausführung des vorgelegten Gegenſtandes iſt und eine ſo verfehlte Anlage des Planes hat, daß es nicht als harmoniſches Ganze vollendet werden konnte. Ihre häuslichen Verhältniſſe nahmen ungefähr um dieſe Zeit eine unglückliche Wendung. Die Verbindung mit ihrem Manne, der in ſeinen Neigungen ihr wenig ähnlich war und in Hinſicht auf Geiſtesbildung weit unter ihr ſtand, war vom Anfange an ziemlich kalt geweſen, wie es bei einem ſo ungleichen Verhältniſſe nicht anders ſeyn konnte, zumal da ſie, bei aller ſchonenden Achtung, die ſie ihm, wie man verſichert, bewieſen hat, doch ihre Eigenthümlichkeit, wie es ſcheint, ihm zu ſcharf entgegenſtellte. Endlich, als ſie das Vermögen ihrer Kinder gegen den Einfluß ſeiner unbedachtſamen Freigebigkeit ſichern zu müſſen glaubte, kam es zu einer Trennung, die jedoch nicht lange dauerte; denn als er, von Altersſchwäche u. Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen brauchte, näherte ſich Frau v. S. ihm wieder, und reiſte 1798 mit ihm nach der Schweiz, aber er †, ehe ſie das Landgut ihres Vaters erreichte. Den Mann, der auf das Schickſal ihres ſpätern Lebens einen ſo feindſelig ſtörenden Einfluß hatte, Bonaparte, hatte ſie kurz vorher zum erſtenmale geſehen, als er nach dem Frieden von Campo Formio (1797) nach Paris zurückkehrte. Der Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, hatte die Einbildungskraft der Franzoſen lebhaft entzündet, u. auch Frau v. S. näherte ſich ihm, wie ſie ſelbſt erzählt (Considération sur la revol. franç., II, 1797), mit einer verwundernden Beſtürzung, wozu aber bald eine drückende Furcht ſich geſellte. Je öfter ſie ihn ſah, deſto ſchüchterner ward ſie, und ſie fühlte dunkel, daß keine Regung des Herzens auf ihn wirken könne. Dennoch hielt ſie es für möglich, ihn für die Sache der ſchweiz. Unabhängigkeit zu gewinnen, als man, um Geld zur Unternehmung gegen Aegypten zu erhalten, einen Einfall in die Schweiz machen wollte, wozu die Unruhen im Waadtlande den Vorwand liehen. Später ſah ſie ſelber, daß ihr Verſuch mißlingen mußte, und ſie geſteht offen, daß alle Fehler, die ſie in der Politik begangen, aus ihrem Wahne gefloſſen, die Menſchen ſeyen durch die Wahrheit, wenn ſie ihnen mit Kraft vorgeſtellt werde, zu bewegen. Die Gefahr, welche der Schweiz drohte, trieb ſie aus Paris und ſie eilte zu ihrem Vater nach Coppet, wo bei dem Einfalle der Franzoſen eine Schutzwache unter dem Marſchall Suchet ankam; bald nachher aber, als Genf mit Frankreich vereinigt wurde, kehrte Frau von S. nach Paris zurück, um die Ausſtreichung ihres Vaters von der Liſte der Ausgewanderten zu bewirken. Eine ruhige Heiterkeit ſchien dem Abende ſeines Lebens aufzugehen und Frankreich die Schuld der Gerechtigkeit ihm abtragen zu wollen. Auch Bonaparte beſuchte ihn, kurz vor ſeinem Uebergange über den St. Bernhardt, im Sommer 1800, und machte während der langen Unterredung einen guten Eindruck auf ihn, da er mit Vertrauen von ſeinen künftigen Entwürfen ſprach. Neckers Wahrheitseifer aber verdarb Alles. In ſeiner Schrift: Letzte Anſichten über Politik und Finanzen (dernières vues de politique et des finances), die er 1802 herausgab, nannte er zwar Bonaparte den nothwendigen Mann und rühmte den hohen Geiſt des Gewaltigen, aber er beurtheilte auch freimüthig die konſulariſche Verfaſſung und berührte Bonaparte's Entwurf, eine Monarchie in Frankreich zu gründen und ſich mit einem neuen Adel zu umgeben. Bonaparte, der ſeine Entwürfe nicht zuvor verkündet wiſſen wollte, ließ Neckers Werk in den Zeitſchriften angreifen; auf ſein Geheiß ſchrieb Lebrun einen herben Brief an Necker, worin er ihm rieth, ſich nicht mehr mit Staatsangelegenheiten abzugeben, und Frau v. S. wurde von Paris verbannt, unter dem Vorgeben, daß ſie ihrem Vater falſche Berichte über Frankreich mitgetheilt habe. Während der Verbannung, die ſie auf viele Jahre von ihrem geliebten Geburtsorte entfernte, lebte ſie bei ihrem Vater in Coppet, meiſt aber auf Reiſen, u. nur einmal war ſie ſeitdem, 1806, auf einige Tage heimlich in Paris. Ihr ſchriftſtelleriſcher Ruf war indeß deſto höher geſtiegen, da ſie durch 2 Schriften, die ſie nach langem Schweigen herausgab, auch viele Gegner gereizt hatte. Ihr geiſtvolles Werk über das Verhältniß der Literatur zu den geſellſchaftlichen Einrichtungen (De la littérature considérée dans ses rapports

avec les institutions sociales, Paris 1800, 2 Bde., 8.) fand viele Widerſacher, unter welchen Fontanes der ſcharfſinnigſte und würdigſte war, und allerdings hat ſie den Einfluß der Literatur auf den Charakter u. auf das Glück der Menſchheit wohl überſchätzt, und über die vergangene und künftige Geſchichte derſelben zu zuverſichtliche Behauptungen ausgeſprochen. In einem weitern Kreiſe verbreitete ihren Ruf der Roman „Delphine“ (1802, 3 Bde.), ihr treues Abbild, wie ſie in ihrer Jugend war, die Schilderung eines durch Geiſt und Empfindung dem gewöhnlichen Maße entweichenden Weſens, daß mit den beengenden Schranken der Sitte und des Geſchlechts in einen unglücklichen Kampf geräth, ein Werk, das von einigen Beurtheilern zu hoch erhoben, u. von andern ſo tief herabgeſetzt wurde, daß Frau v. S., die ſonſt nie zu ihren frühern Schriften zurückkehrte, ſich gedrungen fühlte, in einem beſondern Aufſatze den ſittlichen Zweck der Delphine zu vertheidigen. Eine neue Bahn brach ſie eigentlich nicht damit, ſagt O. L. B. Wolff, in ſeiner „Geſchichte des Romans“. In der alten mangelhaften Form einer Erzählung in Briefen ſchilderte ſie Verhältniſſe und Charaktere des damaligen Lebens, welche ſie in Situationen vorführte, denen zuletzt eine gewaltſame, in jener Zeit begründete Kataſtrophe ein Ende macht. Dagegen behandelte und entwickelte ſie eben ſo kühn als fein die wichtigſten Ideen, welche die bürgerliche Geſellſchaft bewegen mußten, vorzüglich über die öffentliche Meinung, die Ehe und die Religion, die ſie von den verſchiedenſten Seiten beleuchtete. Wenn auch an der Erfindung und Durchführung der Fabel, der Zeichnung der Charaktere und dem Style in Hinſicht auf grammatiſche Korrektheit Vieles mit Recht zu tadeln ſeyn mag, ſo iſt das Buch doch voll großartiger und neuer Gedanken, vorgetragen in der Sprache der Begeiſterung und der Ueberzeugung; deshalb auch ward es noch ſtärker angefeindet als geprieſen, denn viele Gemüther ertrugen den Spiegel nicht, der ihnen vorgehalten wurde. War hier Uebertreibung, wie die gegneriſche Kritik behauptete, ſo lag ſie nicht in den Perſonen, obwohl Leonie nicht minder als Delphine ſich eben ſo gut ſelbſt wie gegenſeitig überſchätzen, ſondern in den Anſichten. Namentlich iſt die Grundidee, daß der Mann der öffentlichen Meinung trotzen, das Weib aber ſich ihr unterwerfen müſſe, keineswegs probehaltig. Freilich berührte ſie hier eine ſehr empfindliche, faſt wund geriebene Seite der franz. ſocialen Zuſtände, welche erſt eben wieder angefangen hatten, ſich zu bilden und den Einfluß vieler wunderlicher u. roher Elemente erdulden mußten, welche ſich hineingedrängt hatten, u. es läßt ſich leicht denken, daß ihre lebhafte Einbildungskraft, ſo wie ihr ſtarkes Gefühl ſie angetrieben, die Löſung einer ſolchen Frage, die ſie für eine Lebensfrage hielt, auf poetiſchem Wege zu verſuchen. Sie hat das Buch mit dem ganzen Reichthume ihrer Phantaſie und ihres Styls und mit ſeltenem Scharfſinne ausgeſtattet und einzelne Partien in demſelben ſind ihr meiſterhaft gelungen. Einige Zeit nach der Erſcheinung dieſes Werkes, 1803, machte ſie ihre erſte Reiſe nach Deutſchland. Die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters trieb ſie bald zur Rückkehr, aber ehe ſie die Schweiz erreichte, empfing ſie (im April 1804) die Todesbotſchaft. Ihr Herz blieb bis zu ihrem letzten Augenblicke mit des Vaters verehrtem Bilde beſchäftigt; ſie hörte nicht auf, mit ihm zu leben und fühlte ſich durch ihn beſchützt, getröſtet, durch ſeinen Beiſtand aufgerichtet. „Alles, was mein Vater mir geſagt hat, ſagt ſie (Considérations sur la revol. franç. II, 311) 12 Jahre nach ſeinem Tode, iſt felſenfeſt in mir, Alles, was ich durch mich ſelber gewonnen, kann verſchwinden, der Beſtand meines Weſens aber ruht auf meiner Anhänglichkeit an ſeinem Andenken; ich habe geliebt, was ich nicht mehr liebe, geachtet, was ich nicht mehr achte; der Strom des Lebens hat Alles weggeriſſen, nur nicht dieſen großen Schatten dort auf dem Gipfel des Berges, der mir das künftige Leben zeigt.“ Die Stimmung, worein ihres Vaters Tod ſie verſetzte, entwickelte ihre Glaubensanſichten und machten die frommen Regungen ihres Gemüthes beſtändiger und lebhafter. In dieſer Stimmung ſchrieb ſie jenen trefflichen Aufſatz über Neckers häusliches Leben, den ſie der Sammlung ſeines Nachlaſſes (Manuscrits de M. Necker publiés par sa fille, 1805) vorſetzte. In keinem ihrer Werke lernt man ſo genau ſie ſelber kennen. Um ihren Schmerz zu zerſtreuen, reiſte ſie 1805 nach Italien. Seit dieſer Zeit war A. W. Schlegel, den ſie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr beſtändiger Begleiter; ſein Umgang iſt nicht ohne Einfluß auf ihre Geiſtesrichtung und ihre Anſichten, beſonders über Kunſt und deutſche Literatur, geblieben. Die Frucht ihrer Reiſe nach Italien war Corinna (Corinne ou l'Italie, Paris 1807, 2 Bde., 8., 6. Aufl. 1817, 3 Bde., 12.), das vollendetſte, glänzendſte ihrer Werke, beſonders in Hinſicht auf Darſtellung, ein Erzeugniß des Genius, worin ein Roman und ein reizendes Gemälde von Italien glücklich verſchmolzen ſind und das durch Friedrich Schlegels gelungene Ueberſetzung auch Eigenthum der deutſchen Literatur geworden iſt. Dem Tone nach, in welchem dieſes Buch geſchrieben iſt, gilt es für mehr als einen Roman und Sainte-Beuve hat vollkommen Recht, wenn er es als „un roman poëme“ bezeichnet. Der Stoff ſowohl, wie die zu Grunde liegende Idee verträgt jedoch den Glanz und das Grandioſe des Styls vollkommen. Wohl noch mehr als bei Delphine hat ihr eigenes Weſen der Verfaſſerin hier als Vorbild gedient, nur idealiſirte ſie ſich hier, wie ſie ſich dort wirklich mit dem Hintergrunde der Jugend zeichnete. Die Idee des Gegenſatzes zwiſchen der feſſelloſen Genialität eines Weibes in vollkommener, bürgerlicher Freiheit und dem ächten Reize einer ſich auf den engen Kreis häuslichen Glückes beſchränkender Jungfräulichkeit bildet die geiſtige Baſis dieſes Buches. Corinna iſt, ſagt Wolff, ein wirkliches meiſterhaft durchgeführtes Kunſtwerk voll ſchöner Bilder, ergreifender Scenen, reicher und begeiſterter Schilderungen und erhabener u. feiner Gedanken. Beide Werke der Frau v. S. haben übrigens großen Einfluß auf die Literatur und die Geſellſchaft

Digitized by Google

geübt und üben ihn zum Theil noch. In Frankreich erhielt die Romanliteratur dadurch einen neuen Schwung; in Deutſchland und England die Geiſtesthätigkeit der Frauen in den höhern Kreiſen, welche Delphine und Corinna viel beſchäftigten und zu eigenthümlichen Reflektionen veranlaßten. Im J. 1810 ging Frau von S. nach Wien, um neuen Stoff zu dem Werke zu ſammeln, das ſie ſchon auf ihrer erſten Reiſe durch Deutſchland entworfen hatte, einem Gemälde dieſes Landes in Beziehung auf Sitten, Literatur und Philoſophie. Die Cenſur hatte die Handſchrift des Werkes mit ängſtlicher Sorgfalt durchgeſehen und viele Stellen weggeſtrichen, aber kaum war der Druck vollendet, als die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiminiſters Savary weggenommen und ſogleich vernichtet wurde. „Ihr ſeid ein Volk und weinet!" hatte ſie ja den Deutſchen zugerufen, und der Geiſt, welcher überall in der Schrift wehte, war dem Intereſſe der Willkürherrſchaft ſo ſehr entgegen, daß die Unterdrükkung des Buches zwar ungerecht, aber nichts weniger als ungereimt war. Erſt zu Ende 1813 erſchien das Werk (3 Bde.) unverſtümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris u. in einer neuen Ausgabe zu Leipzig, welche ſich durch eine ſchätzbare Einleitung von Villers und dadurch auszeichnet, daß die im Texte überſetzten Stellen aus den deutſchen Dichtern und Proſaiſten im Original beigefügt ſind. So reich dieſes Werk an ſcharfſinnigen, geiſtvollen Gedanken iſt, und ſo achtungswerth durch die Wärme, womit es den Franzoſen deutſche Art und Kunſt empfiehlt, ſo hat man doch mit vielem Rechte viele ſchiefe Anſichten und falſche Meinungen gerügt, und gerade in dieſer Schrift, mehr als in andern Werken, einen auffallenden Mangel an Uebereinſtimmung in den Grundſätzen gefunden. Frau v. S. ward nun härter verfolgt, u. ihre Verweiſung von Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Selbſt ihre Freunde, welche die Verbannte beſuchten, ſetzten ſich grauſamer Verfolgung aus. Der Aufenthalt auf dem väterlichen Landgute, den man ihr geſtattete, verſchönerte eine neue Verbindung, die ſie ungefähr um dieſe Zeit unter Umſtänden knüpfte, die bezeichnend für ihre Eigenheit ſind. Ein junger Offizier aus Südfrankreich, de Rocca, kam, durch Wunden geſchwächt, aus Spanien zurück, wo er mit glänzender Tapferkeit gefochten hatte, und lebte in Genf. Einige theilnehmende Worte, die Frau v. S. zu ihm ſprach, machten einen tiefen Eindruck auf ihn und entflammten ſein Herz und ſeine Einbildungskraft: „Ich werde ſie ſo ſehr lieben, daß ſie mich am Ende heirathen ſoll", ſagte er früh zu einem Freunde. Die Umſtände begünſtigten ſeine Wünſche. Frau v. S., durch Leiden gebeugt, hatte ſich ſchon länger mit dem Gedanken vertraut gemacht, einem geliebten Manne noch einmal ihre Freiheit zu opfern, und mit der Hoffnung, in England eine ruhige Zuflucht zu erhalten, nicht ſelten auch den Wunſch vereint, dort einen edeln Mann zu finden, den ſie eines ſolchen Opfers würdig achten könne. Die neue Verbindung machte ſie glücklich, wiewohl ihre Lage dadurch ſchwierig wurde, da ſie die Bedingung feſtſetzte, ihre Ehe geheim zu halten. Sie wollte um jeden Preis das Land verlaſſen, wo ſie Andere in ihr Schickſal zu verwickeln fürchtete, aber von Beobachtern und Kundſchaftern umringt, ſah ſie die Gefahren und Schwierigkeiten bei der Flucht. Sie kämpfte lange unſchlüſſig gegen den Gedanken, das Grab ihrer Aeltern und die Schweiz, ihr zweites Vaterland zu verlaſſen und wie eine Verbrecherin über Land und Meer zu fliehen. Im Frühjahre 1812, im letzten Augenblicke, wo die Flucht noch möglich war, entſchloß ſie ſich endlich zur Abreiſe, als man ſie ſogar mit Gefängniß bedrohte, wenn ſie ſich nur einen Tag von ihrer Wohnung entfernen würde. Sie eilte, von dem franz. Heere verfolgt, über Wien nach Moskau. Bei dem Vorrücken der Franzoſen ging ſie nach Petersburg, und bald darauf, im Herbſt 1812, nach Stockholm. Hier erſchien ihre kurz vorher vollendete Schrift über den Selbſtmord (Réflexions sur le suicide), worin ſie die Hülfsmittel aufzeigt, die Religion u. Moral dem Unglücklichen darbieten, mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden, der ſie ſehr wohlwollend aufgenommen hatte. Im Anfange des folgenden Jahres ging ſie nach England, wo ſie großes Aufſehen machte. Sie war noch in London, als die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris ankam, und auf die Frage eines engl. Miniſters, was ſie wünſchte, hatte ihr lebendiges Vaterlandsgefühl nur die offene Antwort: Bonaparte möge ſiegen, und — fallen. Nach langer Verbannung, deren traurige Ereigniſſe ſie in einer beſondern Schrift (Dix années d'exile) theilweiſe erzählt hat, welche in der Sammlung ihrer Werke erſcheint, landete ſie 1814 zu Calais, und die erſten Menſchen, die ſie am Ufer ſah, waren — preußiſche Soldaten. Die fremden Fürſten empfingen ſie mit hoher Auszeichnung, und ihr Einfluß hat nicht wenig beigetragen, den Rückzug der fremden Kriegsvölker zu beſchleunigen. Im folgenden Jahre, als Bonaparte von Elba zurückkehrte, verließ ſie Paris und eilte nach Coppet. Bonaparte ließ ſie nach Paris rufen, da man ſie bei dem neuen Verfaſſungswerke brauchte, aber ſie weigerte ſich mit den Worten: „Er hat die Konſtitution und mich 12 Jahre entbehren können u. braucht auch jetzt keine v. uns beiden." Gleich nach des Königs Rückkehr erhielt Frau v. S. endlich durch Einſchreibung ins große Buch Vergütung für die alte Schuld von 2,600,000, die ihr Vater bei ſeinem Abſchiede im öffentlichen Schatze zurückgelaſſen, eine Schuld, die einſt ſelbſt das Direktorium anerkannte und in geiſtlichen Gütern bezahlen wollte, was aber Necker ausſchlug; Bonaparte hingegen hatte ſeit 1802 keine Vorſtellung darüber mehr angenommen. In einem glücklichen häuslichen Kreiſe, an der Seite eines geliebten Gatten, eines trefflichen Sohnes und einer liebenswürdigen, höchſt gebildeten Tochter, die mit einem Mann von ausgezeichneten Verdienſten, dem Herzog von Broglie, verbunden war, geachtet und geſucht von den geiſtreichſten Männern der Hauptſtadt, und von der Hoffnung erhoben, ihr Vaterland nach ſo vielen Stürmen

Digitized by Google

im Genuſſe einee freien Staatseinrichtung zu erblicken, lrbte ſie in Paris, u. nur der Schmerz über Frankreichs Beſetzung durch fremdr Herre bewegte ſie ſo lebhaft, daß ſie ſich vorgenommen hatte, ihre Hrimath wieder zu verlaſſen und erſt nach dem Abzuge der Verbündeten zurückzukehrrn. Bis zu ihrer letzteu Krankheit beſchäftigte ſie ſich mit den Betrachtungen über die wichtigſten Ereigniſſe der franzöſiſchen Staatsumwälzung (Considérations sur les principeaux évènements de la révolution française, Pacis 1819, 3 Bde., Leipzig 1819, 3 Bde., worin ſie der Nachwelt ein koſtbares Vermächtniß hinterlaſſen wollte. „Es iſt die Frucht, welche die belehrendſtr Vergangenheit in einem mit der Zukunft beſchäftigten Geiſte gereift hat.“ Wenige waren beſſer als Frau v. S. im Stande, die Wichtigkeit der Grgenſtände zu würdigen, die ſie hier überſchaute, und niemand hatte auch ſo wenig Anlaß nls ſie, die Thatſachen aus perſönlichen Rückſichten zu beſchönigrn und zu entſtellen; daher athmet das Werk den ächten Geiſt geſchichtlicher Unparteiligkeit. Deei verſchiedrne Zwecke laufen darin neben einander. Die Rechtfertigung des öffentlichen Lebens ihrrs Vatrrs, die treue Darſtellnng des Ganges und dee Bedeutunq der Revolution, nnd die Entwickelung der politiſchen Grundſätze, welchen die Huldigung unſres Zeitalters gebührt. Frau von S. hat dieſe Zwrcke mit geübter Denkkraft und lebendizem Geiſte durchgeführt. In theer Darſtrllung der Revolution hebt ſich Bonaparte’s Schilderung hrrvor, die zu dem bedeutenſten gehört, was übee drn Außerordentlichen geſagt worden. Ihre politiſchen Grundſätze ſtellen das geſetzlich freie Staatsleben ihrem Volke als das Ziel hin, dem es ſelbſt durch die Verwierung des Revolutionſturmrs, oft unbewußt, nachgeſtrebt hat, und ihr Zweck iſt, zu zeigen, daß Frankreich eine der britiſchen ähnliche Verfaſſung habrn müſſe. Aus dieſrn verſchiedenen Zwecken aber, welche die Verfaſſerin ſich vorgeſetzt hat, entſteht dee Mangel an Einhrit drs Planes, worin der Hauptvorwurf beſteht, den man dieſer geiſtvollen, kräftig anregrnden Schrift machen kann. Mitten in dem glücklichen Vrrhältniſſe, deſſen Frau von S. ſich erfreute, nahm der Tod ſie hinweg. Seit dem Anfange des Jahres 1817 kämpfte ſie mit den ſchmerzlichen Leiden, wozu dee Kummer während ihrre Verbannung, ihr langer Winteraufhalt in Norden (1812) und der Schmrrz über den Veelust eines grliebten Sohnes, der ſie ein Jahr ſpäter traf, den Keim gelegt hatten. Die Krankhrit nahm gegen den Sommer eine bedenkliche Wrndung. Bis zu ihrem letzten Augenblicke brhielt ſie völlige Gemüthsruhe und hoffnungsvoll waren ihre Gedanken auf die Wiedervereinigung mit ihrem Vater gerichtet. Ich glaube zu wiſſen, ſagte ſie eines Tages, wie aus einem Traume erwachend, was der Uebergang vom Lrben zum Todr iſt, und bin überzeugt, Gottes Güte macht ihn uns leicht; unſeee Gedanken verwirren ſich und der Schmerz iſt nicht ſehr lebhaft. So ward es ihr gewährt. Lange vor ihrem ſtillen Hinſcheiden war der ſchwere Kampf geendet. In den erſten Moegenſtunden des 14. Juli 1817 aus tiefem Schlaf erwachend, erwiderte ſie auf die Frage, ob ſie ſchlafe, ihrer treuen Pflegerin: Schwer und tief! Es waren ihre letzten Worte. Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme und Trauer. Unter der Aufſicht des deutſchen Arztes Friedländer, der ſie in Vereinigung mit dem alten Arzte Portale und dem erfahrenen Wundarzte Jurinèes behandelt hatte, ward ihre Leiche faſt anf egyptiſche Weiſe mumirnartig gegen Verweſung verwahrt. In dem verſchloſſenen bleiernen Sarge wurde ein Spiegelglas über dem wohl erhaltenen Geſichte angrbracht, und daeauf die Leiche nach Coppet grfübet, wo man ſir in der Familiengruft, ihren Arltern gegenüber, beiſetzte. — Eine geiſtvolle Schilderung der ſrltenen Frau gab uns unlängſt ihre vertraute Freundin und nahe Verwandte, Fran Necker de Sauſſure in Grnf, in der „Notice sur le caractère et. les écrits de Mad. de S.“, welchr der eben zu Paris begonnenen Sammlung der Werke der Fr. v. S. vorgeſetzt iſt, und im 18. Stücke der Zeitgenoſſen in einee vollſtändigen Verdeutſchung mitgetheilt wird. „Sie zog unwiderſtehlich an, und hatte ſie Anfangs in Erſtannen geſetzt, ſo wußte ſie bald zu feſſeln. Die Art von Kraft, die mißfällig ſeyn kann, war ihr nicht eigen, ſie beſaß eine verführeriſche Miſchung von kräftiger Empfindung und Biegſamkeit des Charakters. Es war ſo viel Wahrheit, ſo viele Liebe, ſo viel Größe in ihr, die göttliche Flamme war ſo glühend in ihrer Seele, ſo hell in ihrem Geiſte, daß man ſich an ſie ſchloß, und man brtrachtete ſie als ein Wrſen, das einzig war, durch die Theilnahme, welche ſie einflößte, nnd duech die hinreißende deamatiſche Wirkung, die ſie machte. Genie und Weiblichkeit waren innig in ihr vereint; wenn jenes durch ſein Uebergewicht hereſchte, ſo ſchien dieſe, bei ihrer regen Empfindlichkeit gegrn Schmerz, ſich zu unterwerfrn, und zu der lrbhafteſten Bewunderung gegen ſie geſellte ſich ſtrts ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent duechdrang ſie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, verlieh ihrem Mitleide eine rührende, ſiegreiche Brredſamkeit; uber es war auch die Qual ihres Lebens. Dieſe außrrordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieſes Feuer, die in ihren Schriften ſich offenbaeen, konnten durch ihre Lebensſchickſale nicht ausgelöſcht werden. Ihre Seele war, wenn ich ſagen darf, lebenvoller als jede andere. Sie liebte, ſie ſah, ſie dachte mehr; ſie war fähiger zur Hingebung als zum Handeln, zuweilen auch fähiger zum Freudengenuſſe, aber auch empfänglichee für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geiſt wae Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einſichten hatte ſie nur Teoſt geſchöpft; es war ihre mächtge, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit ſie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erſchütterte und ihre Ruhe ſtöete. Und dieſe Gnbe, die erhabenſte vielleicht von allen, dieſe Gabe, einzig in ihrer Verbindung mit andrrn eben ſo erſtaunlichen, machte ſie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau. Es wae ein zu großes Mißverhältniß zwiſchen ihr und Andern. Sie hatte das Geſchick der Menſchheit lange vorher begriffen,

Digitized by Google

ehe ſie ſich zur Ergebung beſtimmte. Das Leben, zu bitter für ſie in ſeinem Schmerze, war ihr zu einförmig in den Genüſſen, die es darbietet, und jener ſchöne Beweis für die Unſterblichkeit der Seele, das Mißverhältniß zwiſchen unſern Wünſchen und unſerm Looſe, erhielt bei dem Blicke auf Frau von S. eine neue Kraft. Man glaubte einen höhern Geiſt zu ſehen, den ein neidiſches Schickſal dem Elende und den Täuſchungen des Erdenlebens ausgeſetzt und der bei ſeinen hohen Vorzügen das Leere und das Unglück dieſes Lebens nur deſto tiefer fühlte." „Man ſieht bei ihr beſtimmt hervortreten, was in den meiſten Seelen nur unbeſtimmt ſich regt, weil ſie nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geiſtesgaben außerordentlich war. Alles war eigenthümlich bei ihr, aber nichts Seltſames in ihrem Weſen. Keine fremdartige Form war ihr eingedrückt worden, und ſelbſt die Erziehung hatte keine tiefen Spuren bei ihr zurückgelaſſen. So wie auf ihre Urtheile, die ſich in ihrer Aufrichtigkeit ungeſtüm äußerten, die öffentliche Meinung nie Einfluß gewann, eben ſo wenig wirkten in ihrem Innern Eigenſinn und Laune daran ein. Man wurde von ihr in ein dichteriſches Gebiet eingeführt, in eine neue und doch der wirklichen ähnliche Welt, wo alle Gegenſtände, wenn auch größer und auffallender, wenn auch lebhafter gefärbt, doch in ihren gewöhnlichen Formen und Verhältniſſen erſchienen. Keine in unſerer Natur gegründete Eigenſchaft und Stimmung ward bei ihr vermißt, und nur das Erkünſtelte und Kindiſche allein iſt ihr allein fremd geblieben. Für alle Gemüthsregungen war ſie empfänglich, jedes begeiſterte Gefühl ward von ihr begriffen, jede Anſicht von ihr aufgefaßt, und nichts Großes, nichts Bedeutendes hat ſich in verſchiedenen Erdgegenden und in verſchiedenen Zeitpunkten der Geſittung im menſchlichen Herzen entwickelt, das nicht in ihrem Innern einen Anklang gefunden hätte." Ueber die ſchriftſtelleriſche Eigenheit der Frau von S. ſagt die Verfaſſerin: „Man könnte unter allen Schriftſtellern Rouſſeau am erſten in Vergleichung mit ihr ſtellen, weil ſich bei ihm dieſelbe Vereinigung von Geiſteskräften fand; aber er unterſcheidet ſich darin von ihr, daß er dieſe Kräfte nicht auf ein gemeinſchaftliches Ziel richtete. Oft verläugnete er die edelſte Hälfte ſeines Weſens, u. die ganze Spitzfindigkeit ſeines Geiſtes aufbietend, um ſeine Gefühle Lügen zu ſtrafen, war er Zweifler in der Philoſophie und Menſchenhaſſer im Lieben mit jener Seelengluth, die Glaube u. Liebe entzünden. Er war ein vollkommener Meiſter in ſeiner Kunſt; ſeine Darſtellungen ſind vollendeter, tiefer gedacht vielleicht, und doch ſteht er durch mindere Aufrichtigkeit, durch mehr Rederei, mehr Sophismen, als Denker unter ihr, während ſein wilder Stolz, ſeine herbe, rauhe Sinnesart, ſeinem Talente eine finſtere Gluth geben, die gar nicht dem edlen Feuer gleicht, das Frau v. S. beſeelt. Das Menſchengeſchlecht, das Rouſſeau zu lieben glaubte, war nur ein ihm ſelber unbekanntes Ideal. Frau v. S. liebt, was ſie umgibt, und trägt auf die Menſchheit ihre Zuneigung gegen ihre Angehörigen über. Was vielleicht ihrer Darſtellung an Vollendung abgeht, wird mehr als erſetzt durch den Zauber der erſten Aufwallung, durch die Friſche der Begeiſterung, wenn man ſo ſagen darf. Es iſt ein Bach, der lebendig aus der Quelle ſpringt und funkelt in ſeinem Hinrieſeln. Ihr Talent iſt aber auch noch auf andere Weiſe, als durch jene Vereinigung verſchiedener Geiſteskräfte ausgezeichnet. Jede hat eine auffallende Eigenthümlichkeit, und doch haben alle das gleiche Gepräge, das der Frau v. S. eigen iſt. Dieſes Gepräge verdankt ſie ihrem Charakter, ſie verdankt es der Kraft, ſo wie der Beweglichkeit ihrer Eindrücke, den plötzlichen Aufwallungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, aber auch dem Umſtande, daß ſie nie die Weiblichkeit verläugnete. Vielleicht iſt dies das Geheimniß ihres Zaubers. Sie ſpricht als Frau zu dem Leſer, ſie ſetzt ſich perſönlich mit ihm in Beziehung, um ihm zu ſagen, was in ihrer und ſeiner Seele vorgeht, aber ſie weiß ſehr wohl, daß man die Anſprüche ihres Geſchlechts ſehr bald vergeſſen würde, wenn ſie aufhörte, ihm liebenswürdig und anziehend zu erſcheinen; mag ſie daher ihn aufzuklären oder zu blenden ſuchen, ſie läßt ihre Ueberlegenheit nie drückend fühlen, und mag ſich nie einen Vorzug anmaßen. Es ſcheint, der Zufall habe ihr einen guten Platz vor der Bühne der ſittlichen Welt gegeben, und ſie erzählt uns den aufgefaßten Gedankengang". Die Freundin hat nur leiſe die Mängel der Darſtellung berührt, welche ſie beſonders in den älteren Schriften der Frau v. S. findet; aber es möchte ſich wohl im Allgemeinen behaupten laſſen, daß der Geſchmack der Frau v. S. nicht ganz rein, ihr Styl unregelmäßig und anſpruchvoll iſt, und ihr Streben nach Wirkung und die nothwendig daraus entſtehende Uebertreibung zuweilen der Richtigkeit ihres Urtheils nachtheilig geweſen ſind und der Darſtellung von Thatſachen eine verdächtige Farbe gegeben haben. In allen ihren Werken aber, ſelbſt in denjenigen, die man mehr als eine Sammlung herrlicher Bruchſtucke, denn als durch Einheit verknüpfte Darſtellung betrachten muß, findet man weit mehr eigenthümliche, tiefe Beobachtung, größern Scharfſinn bei lebhafter Einbildungskraft, philoſophiſchere Blicke auf das Menſchenherz, die Politik und Literatur, als in vielen andern Schriftſtellerinnen. Manche ihrer Meinungen, zumal über Lebensverhältniſſe mögen die Prüfung nicht aushalten, weit untadeliger aber iſt ſie in der Politik, wo ſie ſich ſtets als eine warme Freundin u. Schutzrednerin der Freiheit und freiſinniger Grundſätze zeigt, und mehr beneidungswürdig als tadelnswerth erſcheint jene empfängliche Stimmung, die nach allem, was ſie erfahren und gelitten, ſie noch immer verleitet, das Verdienſt früherer Verſuche zu politiſchen Verbeſſerungen zu überſchätzen, und die Hoffnung auf deren künftiges Gelingen zu hoch zu ſpannen. Mag ſie auch mit ſo großer Zuverſicht eine beſſere Zukunft verkünden, ihre Schriften wirken doch kräftig dahin, ihre Vorherſagungen zu rechtfertigen.